Meyer, Joseph, 1796-1856

Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände dieser Encyclopä
die des menschlichen Wissens sind beigegeben: die Bildnisse der
bedeutendsten Menschen aller Zeiten, die Ansichten der merkwürdigsten Orte,
die Pläne der größten Städte, 100 Karten für alte und neue
Bd.: 2,8

Hildburghausen [u.a.] 1851

Meyer's

Conversations-Lexicon.

Original-Ausgabe.

Zweite Abtheilung: O bis Z. — Achter Band.

Schriftgießen — Sidney (Geogr.).

Das große
Conversations-Lexicon
für die gebildeten Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern

und Technikern

herausgegeben

von

J. Meyer.

Dieser Encyklopädie des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

die Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, die Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, einhundert Karten für alte und neue Erdbeschreibung, für Statistik, Geschichte und Religion 2c. und viele tausend Abbildungen naturgeschichtlicher und gewerblicher Gegenstände.

Zweite Abtheilung: O bis Z. — Achter Band.

Schriftgießen — Sidney (Geogr.).

Hildburghausen,
Amsterdam, Paris und Philadelphia:
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1851.

Meyer's Conversations-Lexicon.

Abtheilung O – Z.

Achter Band.

S.

Schriftgießen, das Verfertigen der Lettern zum Bücherdruck aus Schriftmetall. Dieses geschieht in dem Gießinstrumente, welches von etwa 5 Zoll Breite, 4 Zoll Höhe und 3 Zoll Dicke ist und in 2 Hälften zerlegt werden kann. Sind diese Hälften verbunden, so bilden sie den Raum zur Aufnahme des Metalls und zur Bildung der Lettern (Typen od. Schrift), mit welchen gedruckt wird. Die Bodenstücke oder Wände sind von Eisen und korrespondiren mit den Kernen, und die Zusammenfügung erfolgt durch die Vorsprünge und die diesen entsprechenden Vertiefungen, die männlichen und weiblichen Visire genannt. Wenn beide Hälften vereinigt sind, so bilden diese Theile einen pyramidalen Raum. Der Gußkörper der Form ist durch Plättchen mit einem Stück Holz verbunden, welches dem Instrument mehr Masse gibt, so, daß es sich leichter handhaben läßt. Da das Holz auch ein schlechter Wärmeleiter ist, so hält es die Hitze zurück, welche die Form nach einiger Zeit durch das Eingießen des erhitzten Metalls annimmt, und gestattet dem Arbeiter, dieselbe ohne Unbequemlichkeit in der Hand zu halten. Die übrigen Theile des Gießinstruments, nämlich die Signatur, der Sattel und die Feder oder der Bügel, werden sich besser erklären lassen, wenn wir die Operation des Gießens beschreiben. Der Theil, durch welchen der Buchstabe gebildet wird, die sogenannte Matrize, liegt unter dem Instrument. Sie besteht aus Kupfer oder Messing, ist ungefähr 1–1½ Zoll lang; ihre Stärke steht im Verhältniß zu der Größe des Buchstabenstempels, von welchem sie durch Prägen oder Einschlagen aus freier Hand gewonnen wird. Die Matrize wird durch einen stählernen Stempel gebildet, auf welchem der Buchstabe erhaben geschnitten ist, und der in der Masse gehärtet wird, so daß man ihn in das Kupfer einschlagen kann. Das Metall (Schriftmetall, Zeug) ist eine Legirung von Blei mit $\frac{1}{4}$–$\frac{1}{16}$ Antimon, je nach der Stärke der Lettern, wozu auch wohl etwas Kupfer und $\frac{1}{10}$–$\frac{1}{12}$ Wismuth kommen; man nimmt z. B. 10 Blei, 2 Antimon und 1 Wismuth; für Stereotypplatten $\frac{1}{15}$–$\frac{1}{80}$ Zinn. Die beste Einrichtung des Ofens (Schriftgießerofens), bei welchem auch die Beseitigung der, die Gesundheit der Arbeiter gefährdenden Metallausdünstungen berücksichtigt werden muß, ist etwa die folgende: Er ist von Backsteinen als hohler Cylinder aufgemauert, zu welchem Zweck besonders angefertigte Ziegelsteine genommen werden, von denen 8 einen Ring bilden, dessen innerer hohler Raum ungefähr 1 Fuß im Durchmesser hat. Der unterste Theil des Ofens ist ein Aschenfall, welcher von dem darüber liegenden Feuerraum durch einen Rost getrennt ist. Um ihn auflegen zu können, nimmt man Steine, die nach innen einen Vorsprung bilden. In dem Feuerungsraume hängt ein gußeiserner, weit mehr tiefer als weiter Kessel u. oben ist der Ofen mit einer eisernen Platte bedeckt, in deren Ausschnitt der obere Rand des Kessels genau paßt. Zur Abführung des Rauches dient eine blecherne, mit einer verschließbaren Klappe versehene Röhre. Ueber dem Kessel befindet sich ein Hut von Pappe oder Eisenblech ꝛc. in der Form eines Kegels, aus dessen oberer Spitze ein Rohr die aus dem Kessel aufsteigenden, unter dem Hut sich häufenden Metalldünste abführt. Soll aber diese Vorrichtung ihrem Zweck gehörig entsprechen, und sollen die schweren Metalldünste wirklich abgeleitet und nicht durch Zurücktreten in das Gießlokal der Gesundheit der Arbeiter nachtheilig werden, so muß man unter den Hut ein Rohr leiten, das von einer Stelle hergeführt wird, wo stets kühle Luft vorhanden ist. Das Feuer umspült durch Züge den Kessel, so daß derselbe an allen Punkten gleichmäßig erhitzt wird. Rings um den Ofen ist ein Tisch mit halbmondförmigen Einschnitten angebracht, an dem die Gießer, gewöhnlich 3–6, arbeiten. Ehe das Gießen beginnt, wird eine gewisse Quantität Metall in den Kessel gelegt und geschmolzen, und der Schriftgießer ist mit einem Löffel (Gießlöffel) versehen, mittelst dessen er eine hinreichende Menge flüssiges Metall aus dem Kessel

nehmen kann; der Löffel selbst ist halbkugelförmig, mit schneppenförmigem Ausguß und hölzernem Stiel. Das Eingießen muß rasch (mittelst des scharfen Schuttes) geschehen. Dieser Schutt ist aber bei jedem Buchstaben verschieden; doch hat auch wieder mancher Schriftgießer einen andern Schutt, als ein anderer. Auch die geschickten Bewegungen eines Gießers mit dem Gießinstrumente (Wendungen) sind wichtig und nach den Buchstaben verschieden. Gleich nach dem Guß öffnet der Gießer das Gießinstrument, indem er den Draht, welcher die Matrize hält, zurückdrückt. Der Buchstabe fällt darauf aus der Form, oder man kommt ihm mittelst des an derselben angebrachten Drahtes zu Hülfe. Er ist, wie er später gebraucht wird, geformt, hat aber an der, von dem eigentlichen Buchstaben abgewendeten Seite einen pyramidalen Fortsatz (Guß, Gießzapfen, Abbruch), welcher fast so lang ist, als der Buchstabe selbst, u. an den Ecken kleine, nadelförmige Ansätze (Floßfedern) hat, welche durch 2 Kreuzeinschnitte (Luftlöcher) in dem Gießinstrument entstanden sind. Der Buchstabe kommt nun zum Abbrecher, der den Guß mit der Hand abbricht, dann zum Schleifer (Abschleifer), der (die 2 ersten Finger an der rechten Hand mit Leder verbunden) ihn auf der breiten Seitenfläche mittelst eines Sandsteines, auf dem der Buchstabe mit raschem Zuge ein Mal hin- und nachdem er umgewendet worden, hergezogen wird, glatt schleift (abzieht). Nachdem auf diese Weise die Politur auf den beiden breiten Seiten vollendet ist, werden die Lettern einigen Knaben übergeben, welche an einer breiten viereckigen Tafel, 2 auf jeder Seite, einander gegenüber sitzen. Sie setzen die Lettern in einem langen hölzernen Winkelhaken auf, welcher auf der einen Seite mit einer Leiste versehen ist, damit jene nicht abgleiten, und diese Winkelhaken werden dann auf eine Reihe hölzerner Nägel gelegt, die an der Wand befestigt sind, um nun einer andern Arbeit unterworfen zu werden. Diese erfordert einen sehr geschickten und erfahrenen Arbeiter. Er nimmt einen von den Winkelhaken und schiebt mittelst eines eigenthümlichen Handgriffes die ganze Reihe von Typen auf ein Instrument, den sog. Fertigmacherwinkelhaken. Dieser ist aus gerade gewachsenem Mahagoniholz, Eisen oder Stahl gemacht und mit 2 stählernen Endstücken versehen, von denen das eine beweglich ist und mittelst einer langen Schraube, die in dem Holze angebracht ist, hin- und hergeschoben werden kann. Auf diesem Instrumente werden die Typen so mit ihren breiten Seiten neben einander gelegt, daß die vordere Seite an einer vorstehenden Leiste liegt, u. werden alsdann durch die vorhin beschriebene Schraube fest an einander gedrückt, so daß sie eine zusammenhängende Metallplatte zu bilden scheinen. In dieser Lage werden die schmalen Flächen geebnet, welches nicht auf dem Steine geschehen konnte, indem man die Oberfläche der ganzen Reihe mit einem im Rücken starken, aber scharfen Messer (dem Schabmesser) schabt, so daß das Ganze als Ebene erscheint. Darauf werden die Typen umgekehrt, u. die entgegengesetzte Fläche wird wieder eben so behandelt. Zunächst wird nun der Grat an den Achseln der Buchstaben weggenommen, welches dadurch geschieht, daß man einen mit Stahl bekleideten Hobel längs der vordern Seite hinführt, wodurch mehr oder weniger von der Kante weggenommen wird. Man schreitet nun endlich zum Bestoßen, welches eine sehr wesentliche Operation ist, die den Zweck hat, das überflüssige Metall vom Einguß wegzunehmen, da die Typen sonst unter der Presse einen ungleichen Druck auf das Papier ausüben und den Druck verderben würden. Um das Bestoßen in dem Bestoßzeuge mit einem eisernen Hobel vornehmen zu können, werden die Typen in den vorher erwähnten Winkelhaken so eingespannt, daß die obere Seite derselben hervorsteht, und dann in das eiserne Bestoßzeug gebracht, worauf man mit dem Hobel darüber hinfährt, das überflüssige Metall wegnimmt und so dem Fuß eine kleine Aushöhlung gibt, worauf die Lettern vollendet sind. Außer den Buchstaben, Interpunktionen, Zahlen &c. gießt der Schriftgießer noch die Ausschließungen (s. d.), Linien, Klammern, Einfassungen, Röschen, so wie er auch das Abklatschen von Vignetten und das Stereotypiren (s. d.) besorgt. Ein geschickter Schriftgießer kann 4—5000 Buchstaben an einem Tage, ein gewöhnlicher 3000 gießen u. erhält dafür 4—8 Ggr. per Tsd.; die übrigen Arbeiter erhalten Wochenlohn. Gute Schrift muß von gutem, hartem, nicht zu bleihaltigem Zeug gegossen seyn; Fuß und Bart müssen rein abgestoßen seyn; jeder einzelne Buchstabe muß die richtige Höhe haben; die Schrift muß tief geschnitten seyn und richtige Linie halten, d. h. nicht ein Buchstabe rechts, der andere links überhängen. Vgl. Schrift, Schriftzeug, Buchdruckerkunst. Die Schriftgießerei war anfangs mit der Buchdruckerei verbunden. Die Deutschen zeichneten sich gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst darin aus. Im Jahre 1470 wurde die Antiqua von Scherynheim zu Rom erfunden, und Aldus Manutius in Venedig erfand die Kursiv. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die holländischen Antiquaschriften berühmt. An Schönheitssinn zeichneten sich die Franzosen aus, und Fr. Ambrosi und Firmin Didot in Paris brachten die Antiquaschrift zuerst auf feste Regeln. Auch Bossimer in Paris, Hensard und Levrault in Straßburg, Enchanté in Harlem, Lobinger und Breitkopf in Leipzig, Haas in Basel, Mayer in Nürnberg, Prittwitz in Jena und Schade in Wien strebten ebenfalls nach dem Bessern. Seit der Zeit haben die Engländer besonders durch die fette Antiqua, die gothischen Zeilen in den Titeln und durch sehr akkuraten, tiefen und richtigen Schnitt sich bemerkbar gemacht. Später zeichneten sich Mollé und Delavin in Paris, Wilson in Schottland, und von den Deutschen Tauchnitz, Schelter und Gisecke in Leipzig, Andreä, Rost, Fingerlin, Brönner in Frankfurt, Wallbaum (jetzt Brockhaus) in Weimar &c. aus.

Schriftgießer, unzünftige Handwerker, welche besonders die Schrift in den Schriftgie-

ßereien für die Buchdrucker verfertigen. Je nach dem Vertrag lernen die Schriftgießerlehrlinge 3, 4 und 5 Jahre. Jeder, der genügendes Kapital besitzt, um eine Schriftgießerei einzurichten, kann es thun, ohne daß er Schriftgießer ist, er muß aber dann einen Faktor einstellen, der das ganze Geschäft besorgt. Die S. theilen sich in Schriftschneider, die die Stempel zum Anfertigen der Matrizen schneiden, eigentliche S. diejenigen, welche die Buchstaben gießen und appretiren; diese wieder in Justirer, Abbrecher, Aufsetzer, Schleifer, Fertigmacher rc. Solche, welche auf den Namen eines guten S.s Anspruch machen wollen, müssen alle diese Einzelheiten des Geschäfts gleich gut erlernt und in allen vollkommen seyn, obgleich zum Abbrechen und Schleifen meist Miethlinge oder Lehrburschen verwendet werden.

Schriftgießermetall, s. Schriftzeug und Blei.

Schriftglanz (Min.), s. v. a. Tellurgold, s. Schrifttellur.

Schriftgold (Min.), s. v. a. Tellurgold, s. Schrifttellur.

Schriftgranit (Geognos.), auch Pegmatit, Granitvarietät mit keinem oder wenig Glimmer und schriftartig in den Feldspath eingewachsenen Quarz, s. Granit.

Schrifthalter, s. v. a. Briefbeschwerer.

Schriftkasten, 1) s. Buchdruckerkunst, S. 340 ff. — 2) Werkzeug, welches der Buchbinder zum Drucken auf die Rücken der Büchereinbände gebraucht. Es besteht aus einem ungefähr 6" langen, schmalen Kasten, in welchem die Lettern zu Worten zusammengestellt und mittelst eines Schiebers, der von einer Schraube verrückt wird, fest zusammengehalten werden können. Am Boden des Kastens befindet sich eine Angel und ein hölzerner Griff, um die Buchstaben sicher abdrucken zu können.

Schriftkegel, die Dimension eines Buchstabens nach Höhe, Breite und Dicke, s. Buchdruckerkunst.

Schriftkunde, s. Diplomatik.

Schriftkunst, s. v. a. Schönschreibekunst, s. Kalligraphie und Schreibkunst.

Schriftlicher Prozeß, s. Kriminalprozeß.

Schriftlicher Verweis, s. Strafe.

Schriftliches Geleit, s. Geleit.

Schriftmäßig (Theol.), mit den Lehren der Bibel übereinstimmend.

Schriftmalerei (Schreibmalerei), Malerei mit der Feder, welche ihren Ursprung jener Klasse der Schönschreiber verdankt, die bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst besonders in Nürnberg thätig waren und Modisten genannt wurden. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei, indem sie mit so kleinen Buchstaben schrieben, daß man sie ohne Vergrößerungsglas kaum lesen konnte. Namentlich pflegte man das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., auf den kleinsten Raum zu schreiben und in Ringe fassen zu lassen. Später suchte man durch die klein geschriebenen Wörter und Zeilen die Striche des Stiftes und des Pinsels nachzuahmen und bildete so Figuren und ganze Bildnisse. Die Schrift enthielt dann gewöhnlich die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben, oder biblische Stellen. Da diese Arbeit sehr mühevoll war, so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum, indem sie ihre Schriften mit Zeichnungen verzierten. Versteht man unter S. die Verbindung der eigentlichen Malerei mit der Schreibkunst, so ist sie viel älter. Schön gemalte Initialen finden sich schon im 9. Jahrh.; den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte aber diese Kunst im 15. Jahrh. in Italien, namentlich finden sich in italienischen Missalen des 15. Jahrh. die schönsten und gelungensten Initialen. Bald aber artete diese Kunst aus, und die abenteuerlichsten Figuren, Affen, Vögel rc., mußten den Grundzug zu den Initialen hergeben.

Schriftmetall, s. v. a. Schriftzeug.

Schriftproben, 1) die Proben, welche die Schriftgießer von den bei ihnen zu habenden Schriften abdrucken lassen; dergleichen S. s. im Art. Schriftarten; — 2) von den Druckereien ausgegebene Druckproben.

Schriftrahle (Bot.), bei Oken, Flechtengattung, s. v. a. Graphis *L.*

Schriftregal, s. Buchdruckerkunst, S. 340 ff.

Schriftsässig (Rechtsw.), von derjenigen Person oder Sache, welche in erster Instanz nicht unter einem Untergerichte, sondern unter dem Obergerichte steht. Was die schriftsässigen Personen (Schriftsassen) anlangt, so ist deren Zahl in den verschiedenen Ländern verschieden bestimmt. In Frankreich, so wie auch in einzelnen deutschen Ländern hat die Schriftsässigkeit oder der privilegirte Gerichtsstand eximirter Personen aufgehört, und es sind dieselben mit den nicht schriftsässigen Personen den Untergerichten in erster Instanz unterworfen.

Schriftschneider, s. Schriftgießer.

Schriftschrank, s. Buchdruckerkunst.

Schriftsetzer, s. Buchdruckerkunst.

Schriftsprache (Lit.), s. Sprache.

Schriftsteller, bezeichnet im Allgemeinen den Verfasser eines durch den Druck zum öffentlichen Gebrauch bekannt gemachten schriftlichen Werkes; im Besondern den Verfasser politischer und belletristischer Schriften. Das Schriftstellerthum ist ein wissenschaftliches, belletristisches und politisches. Man kann 3 Hauptperioden des Schriftstellerthums unterscheiden, die klassische des Alterthums, die Periode des Verfalls im Mittelalter und die des Wiederaufblühens in der Neuzeit. In den ersten Zeiten des Auftretens von Kulturvölkern wurde wenig, am wenigsten bei den Völkern geschrieben, welche der That den Vorzug vor dem Worte gaben. Volkslieder und Heldensagen wußten die Volkssänger auswendig, so wie die gottesdienstlichen Verfassungen und heiligen Sagen durch Tradition in der Ka-

sie vererbten, höchstens daß man geschichtliche Thatsachen unbeholfen durch mühsame Schriften zu erhalten suchte, was durch die Priester geschah, welche die Gelehrten des Volkes waren, bis sich später einzelne Leute durch das Studium der Natur und des Menschen zu Gelehrten ausbildeten, und das Schreiben wurde nun als eine edle, ruhmbringende Beschäftigung angesehen. Bei der Strenge und Genauigkeit, mit der man die ganze Kunst des Schreibens betrieb, wurden nicht leicht unreife Produkte der Oeffentlichkeit übergeben, daher die S. der Alten, weil sie nur Gediegenes lieferten, den Namen klassische S. erhielten, welche aus Beruf und Liebe zur Wissenschaft S. waren, bis man es später aus Liebhaberei, Eitelkeit und Spekulation oder aus Furcht und Hoffnung, nach dem Geschmack der Mächtigen war. Von da an verfiel das Schriftstellerwesen immer mehr, bis es im Mittelalter durch die jede Entwicklung hemmenden Regierungsverhältnisse und in den christlichen Ländern besonders auch durch, mit diesen Hand in Hand gehende, hierarchische Zwecke zum gänzlichen Verfall kam. Da brachten aber die Erfindung des Lumpenpapiers und der Buchdruckerkunst das Schriftstellerwesen wieder zum neuen Aufblühen, welches durch die Reformation sehr unterstützt wurde, und wodurch dem Wiedererstehen der Wissenschaften und Aufklärung der Neuzeit der Grund gelegt wurde. — Den Namen eines S.s im wahren Sinne verdient nur der Verfasser von Originalschriften; ganz untergeordneten Werth haben Nachahmungen, Travestien, Umsetzungen von Gedichten in Prosa oder umgekehrt &c. Uebersetzer, Auszügemacher, Kompilatoren und vollends Plagiatoren sind nicht S. zu nennen. — Schriftstellerinnen gibt es seit den ältesten Zeiten; meist sind es jedoch nur im Fach der schöngeistigen Literatur auftretende Frauen. — Die meisten Schriften erscheinen unter dem Namen der Verfasser. Ist dies nicht der Fall, so heißt die Schrift, wenn der Name ganz wegbleibt, anonym, wenn sie unter einem angenommenen Namen erscheint, pseudonym. Oefters kommt es auch vor, daß S. ihre Schriften unter berühmten Namen herausgeben, s. Literarisches Falsum.

Schriftstellervereine, s. Vereine.

Schrifttellur (Min.), Gattung der Tellurmetalle, klinorhombisch, H. = 1—2, G. = 5,7—5,8, Bruch uneben, Strich unverändert. Eine Species: Schrifterz, auch Schriftglanz, Schriftgold, Tellurgold, Aurum graphicum, Tellure natife auro-argentifère, Sylvane graphigue, Or graphic, ist 61,35 Tellur, 28,36 Gold und 10,29 Silber (nach Klaproth 60 Tellur, 30 Gold, 10 Silber, nach Berzelius 51—52 Tellur, 24 Gold, 11,3 Silber, 1,5 Blei), hat zur Grundform eine schiefe rhombische Säule, ist den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkanten vollkommen, denen der stumpfen unvollkommen parallel spaltbar, erscheint in undeutlichen, nadel- und stengelförmigen Krystallen, welche unter solchen Winkeln im Muttergestein gruppirt sind, daß sie einige Aehnlichkeit mit arabischen Schriftzügen haben, oder auch als krystallinisch-stengeliger oder körniger Ueberzug, besitzt eine licht stahlgraue, ins Silberweiß übergehende Farbe und lebhaften Glanz; schmilzt vor dem Löthrohre auf Kohle leicht zu einem dunkelgrauen Metallkügelchen, färbt dabei die Flamme grünlichblau, setzt auf der Kohle einen weißen Beschlag ab, der in der reinen Flamme mit einem blauen Scheine verschwindet, und nach längerem Blasen bleibt ein gelbliches, geschmeidiges Metallkorn zurück, das im Erstarrungsmoment glühend wird, löst sich in Königswasser unter Abscheidung von Chlorsilber, und die Auflösung wird durch Wasser weiß gefärbt. Auf schmalen Gängen im Prophyr zu Offenbanya und Nagyag in Siebenbürgen und wird auf Gold und Silber benutzt.

Schriftzeug (Zeug), die Legirung, aus welcher die Schriften der Buchdrucker bestehen. Das S. muß hauptsächlich spröde seyn u. sich nicht biegen lassen, sondern bei den dünnen Buchstaben leicht brechen. Es besteht aus 10 Th. Blei, 2 Th. Antimon und 1 Th. Wismuth. In frühern Zeiten nahm man rohen Spießglanz und zerschmolz ihn lagenweise mit gleichen Theilen altem Schmiedeeisen zusammen. Die Schriftgießer erhalten jetzt das Metall gewöhnlich in Blöcken von 20 Pfund. Höchst wichtig ist das Oxydiren oder Rosten des Schriftzeuges, nachdem die Schrift eine Zeit lang gestanden. Es bekommt einen grauen oder braunen Ueberzug, der die Schriften rauh und uneben macht, wodurch sie beim Druck schlecht kommen. Die Ursachen des Oxydirens sind verschieden; besonders tritt es ein, wenn schlechtes, unreines Blei und Antimon unter der Masse ist. Bei guten Schriftgießern, die auf gutes Material halten, kommt es übrigens selten vor. Auch neue Kästen von hartem, besonders eichenem Holze sollen zum Oxydiren des S.es beitragen. Das alte S. kann man wieder anwenden, doch so, daß man beim Einschmelzen die Hälfte neues Metall nimmt. Durch öfteres Schmelzen verliert es seine Festigkeit, indem der Spießglanz verdunstet.

Schrik, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Paasdorf; 800 Einw.

Schrikowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Tepel; Sauerbrunnen, Mühle; 240 Einw.

Schrimm (Geogr.), 1) preuß. Kr., Prov. und R.-B. Posen; zwischen Posen, Kosten, Kröben, Krotoszyn, Pleschen und Schroda; ist eben, wird von der Wartha bewässert und umfaßt 18,63 □M. Areal mit 7 Städten, 256 Dörfern und 48,230 Einw., die meist Feldbau treiben; der Viehstapel beträgt 6050 Pferde, 18,370 St. Rindvieh, 89,470 Schafe, 120 Ziegen und 9100 Schweine; — 2) (Szrem), Kreisstadt das., auf einer Insel der Wartha; 5 Kirchen, Franciskaner-, Mönchs- und Nonnenkloster, Synagoge, landräthliche Behörde, Land- und Stadtgericht, Domänenamt, Post, Brennerei, Leinweberei, 4 Jahr- und Viehmärkte; 3670 Einw.; — 3) Dorf das., Kr. Birnbaum; 130 Einw.

Schrimpf, s. v. a. Bodenriß.

Schrimpferviertl, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Vorau; 180 Einw.

Schrindstellen (Landw.), einzelne steinigte, unfruchtbare Stellen des Ackers.

Schrippen, 1) ein länglich zugespitztes, feines Roggenbrödchen, wozu der Teig sehr fest geknetet wird; — 2) ein Bruch, der im Tuche beim Walken dann entsteht, wenn die Stampfer nicht gleichmäßig auffallen.

Schri-Rama (ind. Myth.), s. v. a. Rama-Tschandra.

Schritt, 1) das Fortsetzen der Füße beim langsamen Gehen; — 2) (Reitk.), die gewöhnliche langsame Art der Bewegung der Pferde, wo sie immer nur einen Fuß auf einmal emporheben; s. Reitkunst; — 3) das Ausschreiten eines Fußes im gewöhnlichen Gange. Beim Mittel-S. wird der Fuß nur etwa 3 Plattfußlängen, beim kleinen und Halb-S. nur 1 Plattfußlänge vorgesetzt; im großen S. schreitet der Fuß um 4, im übergroßen S. um 5 Plattfußlängen aus. Von dem gewöhnlichen Vorwärtsschritt wird der Seiten- und Rück-S. unterschieden. — 4) (Militärw.), a) der Raum, welchen ein Soldat, der einen Fuß aufhebt, rasch ausstreckt und in derselben Richtung, welche er stehend hatte, d. h. mit auswärts gedrehter Spitze, flach wieder auf die Erde setzt, durch diese Bewegung zurücklegt; — b) die gleiche Bewegung mehrer im Marsch begriffener Soldaten. Jedem S. liegt ein gewisser Takt oder ein Zeitmaß zu Grunde, nach welchem dessen Geschwindigkeit beurtheilt wird, und nach diesem Zeitmaße, welches die verschiedenen Reglements bestimmen, unterscheidet man: den Ordinär-S., den langsamsten, der bei solchen Bewegungen, die keine Eile erfordern, Anwendung findet und daher der gewöhnliche Parade-schritt ist. Er ist beinahe allenthalben zwischen 28 und 30 Zoll lang, und das Zeitmaß desselben ist 75, 76, 82 und 88 in einer Minute. — Der Geschwind-S. (Duplir-S.) hat in den verschiedenen Heeren eine abweichende Länge; am zweckmäßigsten scheint es indeß zu seyn, demselben, wie dem Ordinär-S., eine Länge von 28—30 Zoll zu geben, denselben mit etwas gekrümmtem Knie ausführen zu lassen und dessen Zeitmaß, das in den verschiedenen Armeen zu 100, 108, 120, 132 und 150 in der Minute besteht, zu 132 zu bestimmen. — Der Feld-S. (Reise-S.) ist derjenige, welchen ein seinen Geschäften nachgehender Mann zu machen pflegt. Diese Schrittart, welche zwischen dem zu langsamen Ordinär- und dem zu stark angreifenden Geschwind-S. die Mitte hält, dient vorzüglich bei Manövern und auf Märschen, und ihr Vortheil liegt in ihrer Natürlichkeit, indem jeder sich selbst überlassene Mensch, der einen Weg beginnt, entweder diesen S. sogleich einschlägt, oder doch früher oder später in denselben verfällt. Er ermüdet weniger, während er den Marsch beschleunigt, und soll ebenfalls 28–30 Zoll seyn bei einem Zeitmaß von 100—104 in einer Minute. — Der Lauf-S. oder Trab der Schützen kann seiner Natur nach mit den übrigen Schrittarten nicht gleiche Länge haben; er ist nur 16—18 Zoll lang und erreicht eine Geschwindigkeit von 200—230, ja selbst von 250 in einer Minute, welche Geschwindigkeit jedoch von dem Terrain in hohem Grade abhängig ist. Macht der Soldat in einer Minute 88 S.e, so legt er, im Fall die Schrittlänge 28″ beträgt, in einer Minute einen Raum von 205⅓′ zurück; beträgt die Schrittlänge dagegen 30″, so wird er in dieser Zeit einen Raum von 220′ zurücklegen. Im Geschwind-S. wird der in einer Minute zurückgelegte Raum nach der ersten Annahme 308′, nach der zweiten dagegen 330′ betragen. Der Raum, welchen ein im Feld-S. (100 S.e in einer Minute) marschirender Soldat nach der ersten Annahme in einer Minute zurücklegt, berechnet sich zu 233⅓′, wird aber nach der zweiten Annahme 250′ betragen. Im Lauf-S., die Schrittlänge zu 16″ und die Zahl in einer Minute nur zu 200 angenommen, wird der in dieser Zeit zurückgelegte Raum 266¾′ betragen. Diese Maße können indeß nur auf einem ebenen und festen Boden angenommen werden; auf weichem, steinigem und unebenem Boden dagegen wird sich der in einer Minute zurückzulegende Raum zwischen ¼ und ⅓ vermindern, und bei einer schiefen Fläche, deren Neigungswinkel bis 10° beträgt, wird diese Differenz noch beträchtlicher werden. Hiernach läßt sich demnach berechnen, welchen Raum Infanterie in geschlossener oder in aufgelöster Ordnung in einer Stunde zurücklegen kann. Daß hier der Lauf-S., welcher seiner Natur nach keiner so langen Dauer fähig ist, ausgenommen werden muß, bedarf wohl keiner Erwähnung. Bei den Franzosen und namentlich bei den Orleans-Jägern wird der Dauerlauf am meisten geübt. Die Länge eines solchen S.es beträgt 0,83 Metres = 2″ 6‴ rhld. und seine gewöhnliche Geschwindigkeit 165 in einer Minute, welche jedoch auf 180 gesteigert und mit welcher eine Entfernung von einer halben deutschen Meile in 27 Minuten zurückgelegt werden kann (?). Die Principien dieses S.es sind nach dem Reglement folgende: Der Oberleib wird etwas zurückgelegt, so, daß die Last desselben stets auf demjenigen Fuße ruhen bleibt, der auf der Erde ist, während der erstere vorschreitet; der vorschreitende Fuß wird gestreckt und der Boden möglichst nur mit der Spitze und Vordersohle berührt. Die Bewegung ist eine springend-laufende; der Mund bleibt dabei geschlossen, und es wird, so weit es irgend möglich, nur durch die Nase geathmet. Die freie Hand wird in die Seite gestemmt. Diese Uebung hat hauptsächlich den Zweck, die Truppe überhaupt möglichst mobil zu machen und ihr namentlich die Fertigkeit zu verleihen, in einzelnen Fällen, wo es z. B. darauf ankommt, rasch eine wichtige Position zu gewinnen, dem Feinde darin vorzukommen, einer Hülfe bedürfenden Truppe solche schnell zu bringen, den Feind irgendwo durch urplötzliches Erscheinen zu überraschen ꝛc., mehr leisten zu können, als eine gewöhnliche Infanterie zu leisten vermag. Da alle Bewegungen einzelner oder mehrer Soldaten mit einander, oder ganzer Abtheilungen immer nach irgend einer Richtung unternommen werden, welche man die Marschdirektion nennt, so fordert es die Erhaltung der Ordnung und des Zusam-

menhanges während derselben, daß alle mit einander marschirenden Soldaten mit einem und demselben Fuße ausschreiten (antreten), und daß die S.e jeder einzelnen gleich lang und gleich geschwind seyen, was man den Gleichschritt nennt. Wird der S. mit Beibehaltung seines Taktes auf ein deshalb erfolgtes Kommandowort in seiner Länge verkürzt oder bloß angedeutet, so entsteht hieraus das Kurztreten und auf der Stelle Rühren, was bei allen Schrittarten erfolgen kann; wird aber der Ordinär-S. so sehr verlängert, als es mit Beibehaltung des Taktes möglich ist, dann nennt man dieses vom Leib treten. Der S. rückwärts mit Beibehaltung der Fronte, an sich unsicher und ungewohnt, wird auf kurze Strecken mit der halben Länge eines S.es deshalb in Anwendung gebracht, um einer Truppe das doppelte Kehren zu ersparen. Der Zieh-S. endlich, welcher dem Takte der übrigen S.e folgt, ist keine eigentliche Schrittart, sondern ein taktisches Hülfsmittel, den schiefen oder schrägen Marsch auszuführen, während die Frontrichtung mit der verlassenen Stellung immer parallel erhalten wird (s. Ziehen, Zieh-S.). Unter Schrittmodifikationen versteht man eine Verlängerung oder Verkürzerung einer Schrittart unter Beibehaltung des für dieselbe festgesetzten Zeitmaßes. Wollen Linien oder Abtheilungen, welche ihren Abstand verloren, denselben in der kürzesten Zeit wieder gewinnen, dann werden sie vom Leibe treten müssen. Da aber eine solche Bewegung der Erhaltung der Richtung und des Gefühls nicht leicht zusagt, so bedient man sich in diesem und jedem Falle, wenn eine marschirende Truppe schwankt, zur Erzielung eines festen, taktmäßigen Marsches der Modifikationen des Kurztretens oder Rührens auf der Stelle und geht erst dann wieder in eine der gewöhnlichen Schrittarten über, wenn allenfallsige Fehler verbessert sind. — 5) Längenmaß, dem Raume entsprechend, den ein erwachsener Mann zurücklegt, wenn er beim gewöhnlichen Gehen die Füße vorwärts setzt. Der einfache S. (Gressus) reicht beim Ausschreiten von der Ferse des einen Fußes bis zur Ferse oder auch wohl bis zur Spitze des andern Fußes und wird zu 2—3 Fuß gerechnet; der doppelte S. (Passus) begreift den Raum, den derselbe Fuß vom Aufheben bis zum Niedersetzen durchschneidet (4—5 Fuß); der geometrische S. wird immer zu 5 Fuß gerechnet. — 6) (Jagdw.), s. Hirschfährte.

Schrittens (Striter), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau; Mühlen; 620 Einw.

Schrittsprung (Reitk.), Schule über der Erde, der Lançade ähnlich, eine der hohen Bewegungen.

Schrittschuhe, s. v. a. Schlittschuhe.

Schrittsteine, große Steine, die in seichten Flüssen in das Wasser gelegt werden, um für Fußgänger einen trockenen Weg durch das Wasser zu bilden.

Schrittwechsel (Militärw.), 1) (Schrittändern), Uebergang aus einer Schrittart in die andere, z. B. aus dem Ordinärschritte in den Geschwindschritt, oder aus dem gewöhnlichen in den abgekürzten Schritt, und entgegengesetzt, entweder auf das accentuirte Kommandowort, oder nach dem ändernden Takte der Trommel &c., wobei es Hauptbedingung ist, daß der Wechsel taktmäßig in der richtigen Mensur des befohlenen Schrittes erfolge; — 2) Bewegung des einzelnen Mannes oder einer einzelnen Abtheilung, sofern sie aus dem Schritt der ganzen Abtheilung gekommen sind; geschieht entweder ohne Kommando, oder auf die leise Andeutung des Befehligenden durch Wechselt Schritt, worauf der im Vorsetzen begriffene Fuß niedergesetzt, der andere bis an den Absatz desselben herangezogen wird und der erste Fuß den Marsch wie gewöhnlich fortsetzt.

Schrittzähler (Schrittmesser), s. Pedometer.

Schrobber, s. v. a. Schiffsbesen.

Schrobel (Schrobbel), s. v. a. Krämpel- und Wollkamm; daher Schrobler, s. v. a. Wollkämmer.

Schroben (Bot.), auch Laub-Samenpflanzen, 9. Zunft der 10. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Büttneriaceä und Sterculiaceä anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Blumenblätter sonderbar gestaltet oder fehlend; Beutel 2fächerig; Griffel verwachsen; Kapsel 5fächerig, mit den Samen am innern Winkel. Keim aufrecht im Eiweiß. Eintheilung. A. Kelch bleibend; Blumenblätter sonderbar gestaltet, bisweilen verkümmert; 5—15 Staubfäden in einer Reihe; 5 Griffel. Sträucher, selten Kräuter oder Bäume, mit zerstreuten, ziemlich einfachen Blättern und freien Nebenblättern; Blumenblätter 5, bandförmig, am Grunde hohl; Staubfäden beutellos. Gattungen: Ayenia, Büttneria, Commersonia, Theobroma, Abroma, Bubroma, Kleinhovia. — B. Zwitter und Staubblüthen; Kelch abfällig, ohne Blume; Staubfäden unten verwachsen, meistens in 2 Reihen, nur ein Griffel. Gattungen: Samandura, Sterculia.

Schrobenhausen (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberbayern; umfaßt 5 □M. mit 16,680 Einw.; — 2) Stadt und Hauptort das., an der Laar; Vorstadt, Schloß, Rentamt, Post, 2 Hospitäler, 3 Beneficien, Messingwaarenfabrik, Salpeter- u. Potascheſiederei, Mahl-, Oel-, Loh- und Papiermühle, Getreideschranne, 3 Jahr- und Viehmärkte; 1700 Einw.

Schrobhobel (Schroffhobel), s. Hobel.

Schrockweide (Bot.), s. v. a. Bruchweide, *Salix fragilis L.*

Schroda (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. und R.-B. Posen, zwischen Bromberg, Wreschen, Pleschen, Schrimm und Posen; ist eben, wird von der Wartha bewässert und umfaßt 18,58 □M. Areal mit 4 Städten, 290 Dörfern und Vorwerken und 43,890 Einw.; der Viehstapel des Kreises beträgt: 6860 Pferde, 19,790 St. Rindvieh, 125,850 Schafe, 54 Ziegen und 8270 Schweine; — 2) (Szroda), Kreisstadt das.; Landrath, Land- und Stadtgericht, Post, Kolegiatstift, Dominikanerkloster; 4 Jahrmärkte; 2380 Einwohner, darunter viele Juden.

Schrodtberg, preuß. Hof, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 130 Einw.

Schröck (Geogr.), 1) s. v. a. Leopoldshafen; — 2) kurhess. Filialdorf, Prov. Oberh., Kr. Kirchhain, Amt Amöneburg; Heilquelle; 660 Einw.

Schröckelweide (Bot.), s. v. a. Bruchweide, Salix fragilis *L.*

Schröckh, Johann Matthias, berühmter deutscher Kirchenhistoriker, den 26. Juli 1733 zu Wien von protestantischen Aeltern geboren, besuchte seit seinem 16. Jahre das Gymnasium zu Preßburg, wo der Anblick der Bedrückungen, welche die Protestanten in Ungarn und Oesterreich damals zu erdulden hatten, den Knaben zu dem Entschlusse brachte, einst Prediger unter ihnen zu werden und ihre Sache zu verfechten. Er kam deshalb 1750 auf die Schule zu Kloster-Bergen bei Magdeburg und bezog 1752 die Universität Göttingen. Auf Veranlassung seines Oheims, des Professors Bel zu Leipzig, der ihn zum Mitarbeiter bei den von ihm herausgegebenen „Actis eruditorum" und den „Leipziger gelehrten Zeitungen" wählte, trat er 1754 als akademischer Docent in Leipzig auf und erhielt 1762 eine außerordentliche Professur, nahm aber 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an und erhielt 1775 die der Geschichte. An seinem 76. Geburtstage fiel er in der Bibliothek von der Leiter und brach ein Bein, in Folge dessen er den 2. August 1808 †. Mit unermüdetem Fleiße im Sammeln und Forschen, strenger Wahrheitsliebe, klarer Darstellung und verständiger, bequemer Anordnung vereinigte er ein richtiges und feines Gefühl für das Wahre und Gute. Seine Sprache ist nicht erhaben, aber edel; sein Styl einfach, leicht und belebt. Sein Hauptwerk ist die „Christliche Kirchengeschichte", Leipz. 1768—1805, 35 Bde., 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825, 1.—14. Bd., und deren Fortsetzung unter dem Titel: „Kirchengeschichte seit der Reformation", das. 1804—12, 10 Bde., vom 9. Bde. an von Tzschirner fortgesetzt, worin er das großartigste, interessanteste und belehrendste Bild der kirchlichen Begebenheiten aufgestellt hat, wie es vor ihm noch kein Schriftsteller gethan. Von seinen übrigen Werken nennen wir: Allgemeine Biographie, Berl. 1767—91, 8 Bde.; — Weltgeschichte für Kinder, das. 1779—84, 6 Bde., u. ö., mit 100 Kpfn.; — Historia religionis et ecclesiae christianae, 7. Aufl. von Marheinecke, das. 1828; — Lebensbeschreibungen berühmter Männer, Leipz. 1789-91, 2 Bde. — Für Guthrie's und Gray's „Allgemeine Weltgeschichte" bearbeitete er die italienische, französische, niederländische und englische Geschichte (1770—76), bearbeitete auch den Hilmar Curas neu. — Eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters von Tzschirner ist im 10. Bde. der „Kirchengeschichte seit der Reformation" enthalten.

Schrödel (Schrödl), Friedrich Ludwig, ausgezeichneter Violoncellvirtuos, geb. 1754 zu Baruth, wurde vom Kammermusik. Joh. Heinr. Victor Rose zu Ballenstädt in der Musik und im Violoncellspiel unterrichtet, trat in seinem 25. Jahre als Kammermusikus in die fürstl. anhalt-bernburgische Kapelle ein und erwarb sich auf mehren bald darauf unternommenen Kunstreisen einen großen Ruf, in Folge dessen ihm viele und glänzende Anerbietungen von Seiten anderer Höfe gemacht wurden, die er jedoch aus Dankbarkeit gegen seinen Fürsten alle ausschlug. Er † schon am 16. Januar 1800 und hinterließ auch mehre Kompositionen für sein Instrument, von denen 6 Violoncellduetten mit Baß bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen.

Schröder (Biogr.). I. Gelehrte: 1) Johann, Pharmaceut, 1608 zu Salzuflen geboren, Arzt zu Frankfurt a. M., wo er 1664 †. Schr.: Pharmacopoea medic.-chymica, Ulm 1681 und sehr oft, zuletzt Nürnb. 1746; — Quercetanus redivivus, Frankf. a. M. 1648, 1679. — 2) Johann Joachim, Orientalist, 1680 zu Neukirchen in Hessen geboren, ward 1713 Professor der orientalischen Sprachen, später auch der Theologie zu Marburg und † daselbst 1756. Schr.: Thesaurus linguae armenicae, Amst. 1711, 4.; — Lexicon armeno-latinum, auf der Bibliothek zu Kassel. — 3) Nikolaus Wilhelm, Sohn des Vorigen, 1821 zu Marburg geboren, seit 1748 Professor der orientalischen Sprachen, später der griechischen Sprache zu Gröningen, wo er 1798 †. Schrieb: Institutiones ad fundamenta linguae ebraicae, Gröningen 1767, n. Aufl., Ulm 1798. — 4) Karl, Baron von, österreich. General, war der jüngste von drei Brüdern und nahm sehr frühe österreich. Militärdienste. Er diente unter Daun und Laudon mit Auszeichnung im schlesischen und 7jährigen Kriege, wurde Oberst und stand als General in den Niederlanden unter d'Alton. Im J. 1787 gegen die brabanter Patrioten verwendet, unternahm er mehre Angriffe auf Tournhout, ward jedoch geschlagen und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Zu Gent von Neuem geschlagen, fiel er in Ungnade, ward jedoch bald wieder angestellt und kommandirte im Kriege gegen Frankreich. An Beaulieu's Stelle gesetzt, mußte er sich am 9. Mai 1793 bei Arlon mit Verlust seines Gepäcks vor dem angreifenden Feind zurückziehen. Im folgenden Jahre vertheidigte er Luxemburg, wurde im Februar 1795 Feldmarschallieutenant, darauf Kommandant zu Krakau; † 1807. — 5) Johann Friedrich, Orientalist, 1789 zu Bürgel bei Jena geboren, Lehrer an der Stiftsschule zu Zeitz. Schr.: Hebräisches Uebungsbuch, Leipzig 1821; — Deutsch-hebräisches Handwörterbuch, das. 1825, 2 Bde. — 6) Johann Henrik, schwedischer Ordenshistoriograph, den 18. April 1791 zu Westerås geboren, besuchte das Gymnasium daselbst, studirte zu Upsala und trat hier als Docent der Literaturgeschichte auf, während er zugleich an der Universitätsbibliothek angestellt wurde. Bei dem Ausschuß zur Herausgabe der Quellenschriftsteller des schwedischen Mittelalters war er erst Sekretär, dann ordentliches Mitglied. Seit 1820 Vorsteher des Münzkabinets zu Upsala, ward er 1830 Oberbibliothekar und Professor der Literaturgeschichte und Archäologie und Ordenshistoriograph. In den Jahren 1836—37 machte er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien und 1838 in Begleitung des Ministers Graf v.

Wetterstedt nach England. Die angelsächsischen Münzen des Kabinets zu Upsala beschrieb er in den „Numismata anglo-saxonica", Upsala 1825, 2 Bde., die kufischen in dem „Catalogus numorum cuficorum", das. 1827, 4., die ältesten schwedischen im 13. Bd. der Verhandlungen der Akademie der schwed. Literatur und Geschichte. Die Frucht einer Reise nach Norwegen ist die Abhandlung „Numi aliquot in museo reg. societat. scient. Nidaroviensis" (1831). Aus den Handschriften der Universitätsbibliothek gab er heraus die „Monumenta diplomatica", Upsala 1822, 9 Bde., und „Sylloge observationum in thesaurum linguae graec. Henr. Stephani", 5 Bde. Die Resultate seiner Forschungen auf dem Gebiete der schwed. Alterthümer und Literaturgeschichte sind meist in der „Svea" und in der „Iduna" niedergelegt. — II. **Bildende Künstler:** 7) **Nathanael**, Kunstliebhaber von Danzig, Ritter des heil. Markus, führte verschiedene Blätter in schwarzer Manier aus, die in so fern Interesse haben, daß sie in die Zeit der Erfindung dieser Kunst hinaufreichen. S. arbeitete um 1660—70. Er war auch Zeichner, und daher sind etliche Blätter mit seinem Namen von andern Künstlern gestochen. Wir haben von ihm ein Werk unter dem Titel: Emblematische Entwurfe sonderbahren hohen veranderungen des polnischen Adlers von A. C., 1668 bis 1671 vorgestellt in Danzig durch Nathaniel S., Rittern des heiligen Marci. — 8) **Johann Heinrich**, Bildnißmaler, geboren zu Meiningen 1756, fand in der Jugend bei beschränkten Verhältnissen seiner Familie nur dürftigen Unterricht im Hause eines Anstreichers; sein Talent war jedoch so überwiegend, daß er in kurzer Zeit ein ziemlich leidliches Porträt malen konnte. Mit einer Ersparniß von 150 Thalern begab er sich nach Kassel, um unter Tischbein seine weitern Studien zu machen, verließ aber nach Verlauf eines Jahres diese Stadt und begab sich mit Empfehlung nach Hannover, wo ihm das von ihm ausgestellte Bildniß eines dort wohlbekannten Mannes zahlreiche Aufträge verschaffte. S. erwarb sich den Ruf eines vorzüglichen Bildnißmalers, welchen er dann im Dienste des Herzogs von Braunschweig noch steigerte. Er war drei Jahre besoldeter Hofmaler, bis ihm endlich die lang erwünschte Gelegenheit wurde, Holland und England zu bereisen. Er studirte in diesen Ländern die Hauptwerke der Porträtkunst und malte auch mehre Bildnisse nach dem Leben. Nach seiner Rückkehr aus England malte er an deutschen Höfen mehre Porträts. In Berlin wurde er vor Allen gepriesen, namentlich des Bildnisses des Königs Wilhelm II. wegen, wovon nach dem Willen des Fürsten der Künstler nur eine einzige Kopie nehmen durfte. Da aber mehre Große nach diesem Bildnisse geizten und man endlich unter irgend einem Vorwande der Wiederholung S.s habhaft geworden war, gab es bald mehre Kopien des königlichen Bildes, was dem Meister von Seiten des Hofes Verdrießlichkeiten zuzog, in Folge deren er Berlin verließ. Von dieser Zeit an lebte er abwechselnd in Meiningen und in Braunschweig und malte zahlreiche Porträts, die unter den Arbeiten seiner Zeitgenossen mit Auszeichnung genannt werden müssen, sowohl in Hinsicht auf Aehnlichkeit und charakteristische Darstellung, als auf Meisterschaft der Behandlung des Ganzen. Nur sind sie in Pastel gemalt und daher dem größern Verderben ausgesetzt. In der letztern Zeit war er großherzoglich badischer Hofmaler, † aber 1812 zu Meiningen. — 9) **Karl**, Zeichner u. Kupferstecher, geboren zu Braunschweig 1761, begab sich zu seiner Ausbildung nach Augsburg, wo er die Akademie besuchte und zuletzt Mitglied derselben wurde. Später ward er zu Paris Schüler Wille's, ward nach seiner Rückkehr herzogl. braunschweigischer Hofkupferstecher und arbeitete als solcher anfangs für die Gallerie in Salzdahlun. Wir haben von ihm auch mehre Bildnisse, worunter einige große Beachtung verdienen. — 10) **Friedrich**, Kupferstecher, geboren zu Kassel 1768 (nach **Meusel** 1772), wurde zu Augsburg von Klauber unterrichtet, hielt sich dann einige Zeit zu Koburg und in Kassel auf und begab sich später nach Paris, wo er eine Reihe von Jahren arbeitete und im landschaftlichen Fache Vorzügliches leistete. Da er in der Figur schwach war, vermied er die figürliche Staffage, wenn er nur konnte; dagegen benutzten ihn andere Künstler zum Stiche der Landschaft. Seine in Paris gestochenen größeren Blätter kommen selten vor, da sie in kostbaren Prachtwerken vereinigt sind, wie im „Musée Laurent et Robillard", in Millius „Voyage à Constantinople", in der „Voyage pittoresque de la France" rc. S. hat als Landschaftsstecher große Verdienste. Er nahm hierin den Woollet zum Vorbilde. Todesjahr unbekannt. — 11) **Ulrich Anton**, Maler von Güstrow im Großherzogthum Mecklenburg, besuchte die Akademie der Künste in Dresden und lebte dann auch als ausübender Künstler in dieser Stadt. Er malte Bildnisse und historische Darstellungen, so wie Genrebilder. † 1837 in München. — 12) **Karl**, Genre- und Bildnißmaler, 1802 zu Braunschweig geboren, besuchte Berlin und Düsseldorf und ließ sich zuletzt in Braunschweig nieder, wo er bereits eine bedeutende Anzahl trefflicher Bilder geliefert hat, die größtentheils dem humoristischen Genre angehören. Mehre sind durch lithographische Nachbildungen bekannt, z. B. der Peter in der Fremde, lithographirt von L. Zöllner und Grünewald, und dann von Reubke in kleinerem Formate, von welchem wir auch ein anderes Blatt haben, unter dem Titel: des Künstlers Erdenwallen. Fischer zeichnete jenes Bild auf Stein, welches unter dem Namen des verlorenen Sohns bekannt ist. Es ist dies eine Gruppe Spielender am Tische vor dem Hause. A. Fay lithographirte das Gemälde, welches man unter dem Namen der Gefahren des Talentes kennt. Die blinde Kirchengängerin lithographirte H. F. Grünewald in großem, und Reubke in kleinerem Formate. Auch das Bild des Heirathsantrages ist durch zwei Lithographien bekannt, durch ein Blatt von C. Rittmüller, gr. Qu.-Fol., und durch ein solches von Rohrbach, gr. Fol. L. Zöllner lithographirte außer dem obigen Bilde noch die Rückkehr vom Jahrmarkte, den

Abzug der Brautleute, A. Dankworth den nächtlichen Ruhestörer, welcher in seinem Dachstübchen als Nachbar der Katzen die Flöte bläßt. Ein unter dem Namen der Geniestreiche bekanntes Bild, wie der Lehrjunge den Meister im Umrisse an die Wand zeichnet, hat S. selbst lithographirt. Eine Lachen erregende Scene, der Stillvergnügte, ist im lithographischen Farbendrucke bekannt. Dieser Stillvergnügte kauert im Schweinstalle und belauscht lächelnd die Schweine beim Fressen. Theilweise früher als die genannten Bilder und ebenfalls von Interesse sind ferner: Die Holzhauer, der Gewürzkrämer, das Wiedersehen, der Bauernsoldat, als Typus einfältiger Ungelenkigkeit, die Ernte des Küsters, das Brautgeschenk der Amme, der Heirathskandidat. — III. Musiker: 13) Johann Adam, vorzüglicher Flöten- u. Fagottvirtuos, geboren zu Sondershausen um 1712, † als Kammermusikus zu Schwerin um 1770. — 14) Christoph Gottlieb, s. Schröter. — 15) Wilhelmine S.-Devrient, s. Devrient 3). — IV. Darstellende Künstler: 16) Friedrich Ludwig, einer der ausgezeichnetsten tragischen Schauspieler und dramatischen Schriftsteller, den 3. Nov. 1744 zu Schwerin geboren, durchzog mit seiner Mutter, die sich nach dem Tode seines Vaters 1749 in Moskau mit dem Schauspieler Konr. Ernst Ackermann wieder verheirathet hatte, Kurland, Preußen nnd Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf. Fast ohne alle Erziehung herangewachsen, kam er endlich auf das Friedrichskollegium zu Königsberg, wo ihn die vor den anrückenden Russen flüchtenden Aeltern in hülfloser Lage zurückließen, so daß er, als seine Aeltern verschollen, aus der Anstalt entlassen wurde. In dieser Noth erbarmte sich seiner ein armer Schuhflicker, der seine Dürftigkeit mit ihm theilte, bei dem er aber auch das Branntweintrinken sich angewöhnte. Der Seiltänzer Stuart rettete ihn vor dem Verderben, indem er ihn zu sich nahm und für seine geistige Ausbildung Sorge tragen ließ. Im J. 1759 ließen ihn seine Aeltern endlich nach Deutschland nachkommen und suchten ihn bei einem Kaufmann in Lübeck unterzubringen. Da er jedoch wenig Lust zu diesem Berufe zeigte, wurde er seinen Aeltern in die Schweiz nachgeschickt, wo er sich zum Schauspieler und Tänzer ausbildete und seine ersten dichterischen Versuche mit Uebersetzung eines franz. Lustspiels machte. Nachdem er die Schweiz und die Rheingegenden durchzogen, trat er mit der ackermannschen Gesellschaft 1764 wieder in Hamburg auf und glänzte anfangs besonders als Balletmeister und im Lustspiel, ging aber dann ins tragische Fach über und gelangte darin zu hoher Meisterschaft. Nach Ackermanns Tode, 1771, übernahm er mit seiner Mutter die Direktion der hamburger Bühne und machte sich durch sein Lustspiel „Der Arglistige", dem bald mehre folgten, als dramatischer Schriftsteller einen rühmlichen Namen, während er durch seinen Einfluß auf die Verbesserung des deutschen Theaters überhaupt wirkte, indem er auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken aller Theile zu Erreichung des Gesammtzwecks hinarbeitete, auf strenge Sittlichkeit und Ordnung unter der Gesellschaft hielt und durch sein eigenes Beispiel den Schauspielern Achtung zu verschaffen wußte. Durch seine umsichtige Bearbeitung der shakespearischen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, den großen Briten auf der deutschen Bühne heimisch zu machen. Im J. 1780 machte er mit seiner Gattin, geborne Hart aus Petersburg, eine Kunstreise durch Deutschland, ging nach Paris und folgte einem vortheilhaften Rufe an das wiener Hoftheater. Doch kehrte er bald wieder nach Hamburg zurück und leitete das dortige Theater wieder bis 1798, wo er sich auf sein Landgütchen Rellingen zurückzog und theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimaurerloge zu Hamburg thätig war. Im J. 1811 übernahm er die Leitung der Bühne von Neuem, opferte aber bei veränderten Zeitumständen Vermögen und Gesundheit und † den 3. September 1816 zu Rellingen. Als tragischer Schauspieler zeichnete er sich besonders in den Rollen des Lear, als Philipp in „Don Carlos", Otto von Wittelsbach aus, war aber auch groß als Falstaff, Shylock und Harpagon. Sein meisterhaftes Spiel wurde durch die trefflichste Mimik unterstützt. Seine bessern Konversationsstücke (Das Testament, Der Murrkopf, Der Fähndrich u. a.) gehören zu dem Gelungensten dieser Art. Die meisten seiner Originalstücke und Uebersetzungen sind in seiner Sammlung von Schauspielen für das hamburger Theater, Hamb. 1778—82, 4 Bde., gesammelt. Seine „Dramatischen Werke", mit einer Einleitung von Tieck, gab Bülow heraus, Berlin 1831, 4 Bde. In der Freimaurerei führte er ein nach ihm benanntes System ein. Vergl. F. L. Meyer, F. L. S., ein Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers, Hamburg 1819, 2 Bde. Seine Wittwe † den 25. Mai 1829. — 17) Antoinette Sophie, berühmte deutsche Schauspielerin, den 29. Febr. 1781 zu Paderborn geboren, die Tochter des Schauspielers Bürger, trat schon 1793 bei der tylli'schen Gesellschaft zu Petersburg als Lina in der Oper „Das rothe Käppchen" mit Beifall auf und heirathete in Reval 1795 den Direktor der dortigen deutschen Bühne, Stollmers. Auf Kotzebue's Empfehlung, den sie hier kennen lernte, erhielt sie eine Anstellung am wiener Hoftheater, ging aber bald nach Breslau, wo sie für die Oper engagirt wurde. Von Stollmers geschieden, ward sie 1808 nach Hamburg berufen und vertauschte hier das naive Rollenfach mit dem tragischen, in dem sie bald als Stern erster Größe glänzte. Im J. 1804 heirathete sie den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte bis 1813 in Hamburg, das sie jedoch heimlich verließ, weil der Marschall Davoust sie wegen ihrer patriotischen Gesinnung in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und ward dann am wiener Hoftheater engagirt. Als ihr zweiter Gatte 1818 gestorben war, heirathete sie 1825 den Schauspieler Kunst, trennte sich aber wieder von ihm, verließ 1829 Wien, machte bedeutende Kunstreisen und ward 1831 Mitglied des münchener Hof-

theaters, von wo sie im Frühjahr 1836 einem Ruf an das wiener Hoftheater folgte. Im J. 1840 pensionirt, lebte sie seitdem in Augsburg. Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein großes Talent. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der „Braut von Messina".

Schrödl, Violoncellist, s. Schrödel.

Schroedter, Adolf, Maler und Kupferstecher, einer der geistreichsten Humoristen, welche die Kunstgeschichte aufzuzählen hat, wurde den 28. Juni 1805 zu Schwedt geboren und in Berlin zum Künstler gebildet, wo er sich anfangs der Kupferstecherkunst widmete. Es finden sich von ihm auch mehre Blätter in Linienmanier und Radirungen, die als Arbeiten eines jungen Künstlers bereits zu den vorzüglichsten Werken ihrer Art gezählt werden müssen. Endlich fing aber S. auch in Oel zu malen an, und in kurzer Zeit war sein Ruf gegründet, da schon seine ersten Gemälde entschiedenes Talent zur Auffassung naiver und humoristischer Scenen bekundeten und seine Bilder auch den Vorzug einer strengen Zeichnung hatten, welche für das komische Pathos einer Figur überaus glücklich wirkt. Von Berlin aus begab sich S. nach Düsseldorf, wo er seit mehren Jahren das Feld des komischen Genres fast allein beherrscht und einen außerordentlichen Reichthum der Phantasie und der glücklichsten Laune entwickelt. Er bildet einen eigenen Glanzpunkt der rheinischen Schule, indem er neben ihren ernsten Bestrebungen die Parodie, neben der Tragödie das Lustspiel und den Buffon einführte. Er zeigte sich gleich anfangs von den Haufen der Genremaler gesondert durch eigenthümliche humoristische Romantik, durch das Pathetische, Grotteske und Grandiose seiner Komik. In seinen Bildern aus dem Leben und Treiben des Volkes ergötzt die unerschöpfliche Laune, und sein Scherz, so wie sein komischer Ernst erregen die lustigste Stimmung. S. ist der Meister des ächten Humors und der Komik der Kunst. Im Jahre 1835 wurde S. Mitglied der Akademie in Berlin. Zu den früheren Bildern, welche den Künstler weithin bekannt machten, gehören zunächst zwei, welche in den Besitz des Konsuls Wagener in Berlin kamen. Das eine, bereits ein ausgezeichnetes Werk, stellt eine Rheinweinprobe dar und das andere ein rheinisches Wirthshaus mit einer Scene des liebenswürdigsten Leichtsinns, 1832 gemalt. Ein anderes Bild aus dieser Zeit ist unter dem Namen des alten Abtes bekannt, und ein zweites unter jenem des Pfropfenziehers, eine höchst launige und phantasiereiche Komposition, welche der Künstler selbst radirt hat. Noch größeres Aufsehen erregte aber sein in Romanenlektüre vertiefter Don Quixote, ein Bild von mittlerer Größe, im Geist und Styl ganz der edle Junker des Cervantes. Zwei andere Gemälde, welche der Zeit nach auf die genannten folgen, stellen Jäger dar, beide von burlesker Wahrheit. Ein weiteres Bild ist unter dem Namen Ziet Märten bekannt, wo Kinder mit Gurkenlaternen ihr Martinslied singen, 1835 im heitersten Humor aufgefaßt. Die „Abendsonne" betitelt er 1836 ein Bild, welches ein kleines Mädchen, einen Jüngling und einen Greis vorstellt, in einer Bogenhalle versammelt, in welche glänzendes Abendlicht fällt. Hierauf malte er jenes Bild, welches unter dem Namen des Kunstbeförderers per Axe bekannt ist. Es ist dies in höchst genialer Parallele ein fideler Fuhrmann, der auf seinem Wagen Bilderkisten an den Kunstverein zu N. N. befördert, im Besitze des Dr. Lukanus zu Halberstadt. Nun kommt auch an den Don Quixote wieder die Reihe, der mit Sancho Pansa auf Abenteuer auszieht, und auch Shakespeare's Heinrich IV. mußte Stoff zu einem Bild voll Laune und schlagenden Witzes liefern. Es stellt Falstaff dar, wie er mit höhnischem Lächeln in der Weinlaube auf seinem Stuhle sitzt und die Rekruten mustert. Dieses prächtige Bild malte S. 1837, und auch folgende gehören der Konception nach dieser Zeit an. Das eine, die Skizze zu dem späteren, unten erwähnten Bilde stellt den Freiherrn von Münchhausen dar, der bei einer Bowle Punsch seine Jagdabenteuer erzählt. Ein anderes führt uns die Scene aus Göthe's Faust in Auerbachs Keller vor den Blick. Ein kleines Seestück bei Mondschein dient als Erinnerung an Helgoland, und eine andere kleine Landschaft stellt eine Haide bei Sonnenuntergang dar. Dann komponirte und radirte er im Laufe des Jahres 1837 zwei Bilder zu Reineck's Liedern: Frühlingsglocken und der neue Simson. Daran schließt sich auch die Zeichnung zum Dedikations-Exemplare des Oratoriums „Paulus" von Mendelsohn-Bartholdi, den Komponisten vorstellend. Ein Gemälde von 1838 stellt einen alten Schmied in der Werkstatt bei Feuerbeleuchtung dar, in der Sammlung des Frhrn. von Smirnoff zu St. Petersburg. Ein anderes launiges Bild aus Shakespeare's Heinrich V. stellt die Zusammenkunft von Fluellen und Pistol dar, 1839 gemalt. Ein schönes Bildchen von 1841 hat Uhlands Lied zum Gegenstande: Ich höre meinen Schatz. Ein anderes Gemälde ist unter dem Namen der Beichte im Walde bekannt, und eines der neuesten stellt Don Quixote's Rast unter den Ziegenhirten dar. Dann fertigte S. auch viele Zeichnungen zur Illustration. Darunter sind solche zu einer neuen Ausgabe des Eulenspiegel, womit er 1840 begann. Von ihm, von K. Jordan, G. Osterwald und V. Richter sind ferner die Zeichnungen zu Musäus' Volksmährchen der Deutschen, Leipzig 1842, gr. 8. Auch die deutschen Sagen mit deutschem und französischem Text und die Dichtungen von K. Simrock, Frankfurt 1840 ff., sind nach seinen Zeichnungen, so wie nach solchen von Mücke, Becker, Sonderland, Plüddemann, mit Kupferstichen von X. Steifensand illustrirt, Quer-Fol. Es gibt auch eine kleinere Ausgabe. Seine Zeichnungen zum Don Quixote hat er selbst radirt, I. Heft, Leipzig 1844, gr. Fol. Diese Kompositionen sind im Kunstblatte des genannten Jahres Nr. 41 genau beschrieben. Dann erschien nach den Zeichnungen von S., Stilke u. A. auch eine Gallerie zu Schillers sämmtlichen Werken in Stahlstich, Stuttg. 1836 ff., Royal-4.

Auch mehre von seinen Gemälden sind durch Abbildungen bekannt. Gille lithographirte das berühmte Bild des Don Quixote, und in der Geschichte der neueren deutschen Kunst vom Grafen Saczynski ist es von Thompson trefflich in Holz geschnitten. Die Rheinweinprobe in der Sammlung des Konsuls Wagener ist von F. Jentzen lithographirt. Das Gemälde des rheinischen Wirthshauslebens in derselben Sammlung haben Fischer und Tempeltei auf Stein gezeichnet. Diese beiden Künstler lithographirten auch das Bild der uckermärkischen Dorf-Politiker, Funk den Kunstbeförderer pr. Are, B. Weiß die betrübten Lohgerber, K. Fischer und Mügel die Scene auf der Rehjagd, K. Wildt den schlafenden Knaben mit dem Hunde, Fischer den auf dem Anstande frierenden Jäger, Menzel die drei oben genannten komischen Neujahrswünsche: die gewiegten und zerbrochenen Flaschen und das entfliehende Jahr, kl. Fol. S. hat in seiner früheren Zeit meist mit dem Grabstichel und mit der Radirnadel gearbeitet und letztere auch später noch öfter zur Reproduktion gebraucht. Seine Blätter dieser Art gehören zu den geistreichsten Produktionen der neueren deutschen Kunst. Die wenigen Lithographien, welche wir von ihm haben, sind am Werthe jenem gleich. Vgl. Nagler, Künstlerlexikon, 16. Bd.

Schröfelsdorf, österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, Landgüter der Stadt Znaim; 110 Einw.

Schröffelsdorf (Dedinka Nova), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, mährisch-neustädter Landgüter; 130 Einw.

Schrökel, an einem Vorderfuß des Pferdes befestigter Klotz, um es zu verhindern, zu springen und die Befriedigungen durchzubrechen.

Schrön, F. L., praktischer Arzt zu Hof in Bayern, Anhänger der Homöopathie. Schrieb: Die Hauptsätze der hahnemannschen Lehre, Erl. 1834; — Die Naturheilprozesse und Heilmethoden, Hof und Wunsiedel 1837.

Schröpel, nordamerik. Ort, V.-St., Staat New-York, Grfsch. Oswego; 1840: 2100 Ew.

Schröpfeisen (Schröpfschnäpper, Scarificator, Chir.), das zum Schröpfen dienende Instrument, um mehre kleine, oberflächliche Einschnitte in die Haut mit einem Male zu machen, worauf dann der Schröpfkopf gesetzt wird. Es besteht aus einer viereckigen messingenen oder kupfernen Kapsel, an deren unteren Fläche sich so viele längliche Oeffnungen befinden, als kleine Lanzetten (5—16) im Innern der Kapsel verborgen sind. Diese Lanzetten sind auf 2—3 Wellen befestigt, mittelst welcher sie eine viertelkreisförmige Bewegung aus den Oeffnungen heraus machen können. Die Wellen werden durch ein Stellrad festgestellt und dann durch eine Feder, die man durch einen Drücker entspannt, in Bewegung gesetzt. Das S. ist eine deutsche Erfindung; in Frankreich erfand man eine Vorrichtung (Bdellometer), die S. und Schröpfkopf mit einander verband und sogleichsam einen künstlichen Blutegel vorstellte.

Schröpfen, 1) (Scarificatio, Chir.), eine eigene Art von Blutentleerung mittelst kleiner Hautwunden, aus denen ein reichlicher Bluterguß durch Hülfe des luftleeren Raumes bewirkt wird. Diese Entleerung kann auf allen Stellen der Haut bewirkt werden, die eine gerade Oberfläche darbieten, besonders aber benutzt man die Hautstellen auf den Backen, hinter den Ohren, im Nacken, auf den Ober- und Vorderarmen, dem Rücken, dem Kreuze, den Oberschenkeln, den Waden und dem Fußrücken. Nachdem der zu schröpfende Theil, wenn nöthig, von Haaren befreit und mit warmem Wasser abgewaschen worden ist, wird ein trockner Schröpfkopf (s. d.), den man eine kurze Zeit über eine brennende Lampe gehalten, um die in ihm befindliche Luft zu verdünnen und auszutreiben, auf die betreffende Stelle aufgeworfen, wodurch die unter demselben befindliche Haut in die Höhe gezogen und mit Blut überfüllt wird. Ist dies geschehen, so wird der Schröpfkopf abgenommen und die geröthete Stelle mit der Lanzette oder dem Bistouri oder dem Schröpfeisen (s. d.) verwundet, und zwar meist zweimal so, daß die zweiten Einschnitte die ersten durchkreuzen. Hierauf wird der Schröpfkopf wieder aufgesetzt und erst dann abgenommen, wenn er sich mit Blut gefüllt hat, was so lange wiederholt wird, bis aus den Einschnitten kein Blut mehr dringt. Schon Hyppokrates kannte diese Operation, deren man sich in allen jenen Fällen bedienen kann, wo Blutegel erforderlich sind, daher bei örtlicher Vollblütigkeit, bei Kongestionen, bei Entzündungen äußerer Theile, Rheumatismen, chronischen Hautkrankheiten 2c. Man rechnet, daß durch einen Schröpfkopf eine Unze Blut entleert wird, weshalb bei kräftigen, vollblütigen Subjekten 12—16 und mehr Schröpfköpfe aufgesetzt werden. Das S. macht den allgemeinen Eindruck nicht, wie ein Aderlaß bei gleicher Blutentleerung. Außer diesem blutigen S. hat man auch ein trockenes S., wobei die Haut nicht verwundet und nur Geschwulst und Röthe derselben bewirkt wird. Es bewährt sich namentlich in den Fällen, wo eine Ableitung des Bluts von innern Organen nach der Hautoberfläche oder nach andern Theilen, z. B. zur Beförderung der unterdrückten Katamenien, bezweckt wird. In neuester Zeit hat man auch die Anwendung trockener Schröpfköpfe empfohlen, um die Auffaugung thierischer Gifte zu verhindern. — 2) (Landw.), die Blätter des zu üppig aufgewachsenen Getreides, besonders des Weizens, im Frühjahr vor dem Schossen mit der Sense oder Sichel, ohne das Herz der Pflanzen zu berühren, abschneiden, um das Lagern zu verhüten. Es darf nur bei Süd- und Westwind, bei trockenem und warmem Wetter und nicht ohne Noth geschehen. — 3) (Obstb.), Einschnitte oder Ritze in die Rinde der Obstbäume machen, um den Brand zu verhüten, das Wachsthum und die Fruchtbarkeit zu befördern.

Schröpfer (Biogr.), s. Schrepfer.

Schröpfer (Landw.), s. Pflug.

Schröpfglas, s. v. a. Schröpfkopf.

Schröpfkopf (Cucurbicula, Ventouse, Chir.), kleine Glocke von Glas (aber auch von

Silber, Kupfer, Messing oder Horn) zum Aufsetzen auf die durch das Schröpfeisen gemachten Hautschnitte; s. Schröpfen 1).

Schrötchen, s. Schrot.

Schröter (Biogr.). I. Gelehrte ꝛc.: 1) Wilhelm von, Finanzmann, zu Salzungen geboren, war Hofrath in gothaischen Diensten, wohnte dem Friedenskongreß zu Osnabrück bei, stieg unter Ernst dem Frommen bis zum Kanzler u. geh. Rath und ward von Leopold I. geadelt. Nach Wien berufen, erwarb er sich durch seine Finanzverordnungen viele Feinde, von denen er 1663 ermordet wurde. Seine „Fürstl. Schatz- und Rentkammer" erlebte die 9. Auflage. — 2) Johann Samuel, Naturforscher, 1735 zu Rastenberg in Thüringen geboren, ward 1756 Rektor in Dornburg, 1763 Pfarrer in Thangelstädt, später Stiftsprediger in Weimar, 1785 Superintendent und Oberpfarrer in Buttstädt, wo er 1808 †. Schrieb: Lithologisches Reallexikon, Berlin 1772—88, 8 Bde.; — Journal für Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie, Weimar 1773—80, 6 Bde.; — Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Steine u. Versteinerungen, Altenb. 1774—84, 4 Thle.; — Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte, Halle 1776, 2 Thle.; — Einleitung in die Konchylienkenntniß, das. 1783—86, 3 Bde.; — Neue Literatur und Beiträge zur Kenntniß der Konchylien und Fossilien, Leipzig 1784—87, 4 Bde. — 3) Johann Hieronymus, berühmter Astronom, den 30. Aug. 1745 zu Erfurt geboren, studirte die Rechte zu Göttingen, wo ihn Kästner der Mathematik, besonders der Astronomie zuführte, wurde 1778 bei der hannöv. Regierung angestellt und ward später Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal im Herzogthum Bremen. Er errichtete hier eine Sternwarte und stattete dieselbe nach und nach mit den besten Instrumenten aus. Sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen; mit seinem 25füßigen Teleskop konnte er die einzelnen Sternhaufen der Milchstraße unterscheiden. Der größte Theil seiner Instrumente und die Sternwarte selbst wurden 1813 durch die Franzosen unter Davoust verwüstet. Er † den 29. Aug. 1816 zu Lilienthal. Schrieb: Beiträge zu den neuesten astronomischen Entdeckungen, Berlin 1788; — Beobachtungen über die Sonnenfackeln und Sonnenflecken, Erfurt 1789; — Selenotopographische Fragmente, Helmst. 1791, 2 Thle., Gött. 1802; — Cytherographische Fragmente, Erfurt 1793; — Aphroditographische Fragmente, Gött. 1796; — Neueste Beiträge zur Erweiterung der Sternkunde, das. 1798; — Neueste Beiträge ꝛc., das. 1800; — Kronographische Fragmente, das. 1808; — Beobachtungen und Bemerkungen über den großen Kometen 1807, das. 1811; — Ueber den großen Kometen von 1811, das. 1815; — Hermographische Fragmente, das. 1816. — II. Bildende Künstler: 4) Hans, Architekt und Ingenieur, stand in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts in fürstlich braunschweigischen Diensten zu Lüneburg. Wir haben von ihm einen „Extrakt in der Kriegsbaukunst, Zelle 1633", mit Holzschnitten, 4. — 5) Johann Friedrich, Kupferstecher, geboren zu Leipzig 1771, stach anfangs viele Blätter für Buchhändler, die aber ohne Bedeutung sind. Seinen Ruf gründete er erst später durch seine anatomischen Blätter, welche zu den trefflichsten ihrer Art gehören. Dies beweisen die zahlreichen Stiche, welche er für die Werke der berühmten Aerzte Loder, Rosenmüller, Gräfe, Sömmering, Bock u. A. ausführte. Der anatomische Atlas von Bock, so wie dessen Darstellung der Venen in 20 Blättern haben in ihrer Art wahren Kunstwerth, so wie sie sich durch Naturtreue auszeichnen. S. war Universitäts-Kupferstecher in Leipzig und Mitglied der Akademie und † daselbst 1836. Gab heraus: Das menschliche Auge, nach der Darstellung Sömmerings, Weimar 1810; — Das menschliche Ohr, das. 1811; — Die menschliche Nase, Leipzig 1812; — Die menschliche Zunge, das. 1813; — Das menschliche Gefühl, das. 1814. — 6) Johann Friedrich Karl Konstantin, Genremaler, 1794 zu Skeuditz geboren, ward anfangs in eine Apotheke untergebracht, bis sich ein Onkel, Tischler in Stuttgart, seiner annahm und ihm Zeichnenunterricht ertheilen ließ, wobei er aber bis 1811 Tischler blieb. Endlich besuchte er von Skeuditz aus die Akademie in Leipzig und setzte seit 1818 in Dresden unter Pochmann seine Studien fort. Dieser wollte ihn durchaus zum Historienmaler bilden, gab ihm Unterricht in der Komposition und ließ ihn lebensgroße Studien nach der Natur malen, die indeß vorzugsweise nur Talent für das Porträtfach verriethen. S. ging daher 1819 nach Leipzig, malte Bildnisse verschiedener Größe, und eine wohlgelungene Familiengruppe veranlaßte ihn, ein Genrebild zu malen, Mutter und Tochter spinnend und klöppelnd, welches auf der leipziger Ausstellung so viel Sensation erregte, daß ihm der Direktor Schnorr rieth, das Porträtmalen aufzugeben und sich allein dem Genrefach zu widmen. Sein erstes größeres Gemälde der Art, „die Muthwilligen" (Bauerndirnen necken im Rausche eingeschlafene alte Männer), wurde 1824 auf der dresdner Ausstellung vom Publikum förmlich belagert, aber erst 1826 in Berlin mit einem Seitenbilde, „Vis à Vis", gekauft. S. nahm in diesem Jahre seinen Wohnsitz in Berlin, und auch die 1828 ausgestellten Gemälde: der Musiklehrer (in der Gallerie des Konsuls Wagener), der Beobachter, der Appetit (im Besitze des Domherrn Spiegel), der Seemann, wurden als sehr gefällige und sauber behandelte Kabinetsbilder allgemein bewundert. S.s Gemälde wurden nun immer gesuchter, und manche Bestellung ging aus der Ferne ein. Werke, die den obigen gleich geschätzt wurden, sind: der Großmutter Geburtstag, wo der Enkel der betagten Frau einen Blumenkranz überreicht; die Küche; der Kesselflicker und sein Nachbar; das Mittagsbrod. Die „Versteigerung des Nachlasses eines Malers" ist wohl S.s vorzüglichstes Werk und zeichnet sich durch reiche Komposition, durch herrliche Anordnung der einzelnen Gruppen, durch eben so interessanten, als gut motivirten Ausdruck und saubere Ausführung vortheilhaft aus. Es ist im Be-

sitze des Senators Jenisch. Schon längere Zeit kränklich, ging S. 1833 nach Salzbrunn, benutzte aber auch während seiner Kurzeit jede Gelegenheit, interessante Scenen aufzufassen, und so entstand 1834 sein großes Genrebild: der Possenreißer zu Salzbrunn. Drei andere Genrebilder: die Kaffeeschwester, eine Wirthshausscene, wie der Wirth dem Alten das Bier lobt, und die ruhende Judenfamilie, kamen in demselben Jahre von der Staffelei des Künstlers, wovon ihm das letztere Charakterbild besonders Ehre brachte. Seine letzten Bilder sind von 1835: ein Greis und ein junges Mädchen, am Tische sitzend, hinter welchem ein Kind mit der Puppe spielt, und die Dorfschule, in welche die Mutter den widerspenstigen Knaben einführt. Er † 1835. S.s Werke zeichnen sich durch schönes Kolorit und durch sehr detaillirte und delikate Ausführung der Köpfe aus. Sie sind mehrentheils durch Lithographien bekannt und Lieblinge des größeren Publikums geworden. — 7) Gottlieb Heinrich von, Historienmaler, 1802 zu Rendsburg in Holstein geboren, sollte sich der Rechtswissenschaft widmen und besuchte zu diesem Zwecke die Universitäten Berlin und Jena, entschied sich aber noch vor Ablauf seiner Studien in Dresden für die Kunst und begab sich bald darauf (1821) nach Rom, wo er dem Streben der in jener Zeit daselbst versammelten deutschen Künstler huldigte und besonders Friedrich Overbeck zum Vorbilde nahm. Im J. 1827 verließ er Rom, brachte dann ein Jahr in England zu und begab sich hierauf nach einem Besuche in Kopenhagen und in St. Petersburg nach Mecklenburg zurück, wo er das Gut seines mittlerweile verstorbenen Vaters verwaltete. Im J. 1833 begab sich der Künstler nach München, wo er neben der Malerei auch die Literatur pflegte. Wir haben von ihm eine Beschreibung der Fresken von H. Heß in der Allerheiligenkirche, welche 1836 in München erschien. Von Gemälden aus dieser Zeit wird im Kunstblatte 1835 besonders ein Bild der Judith genannt, wie sie mit dem bekränzten Schwerte auf der rechten Schulter und dem Kopfe des Holofernes in der Linken schreitet, hinter ihr die Dienerin, ein Bild voll tiefen Ernstes und von tiefglühender Färbung. In einem anderen Bilde stellte er die Judith dar, worin die Geschichte unter denselben Vorzügen vollständiger erfaßt ist. Die Heldin hält das Schwert in der Linken und bedient sich desselben wie eines Stabes, während sie mit der Rechten auf das Haupt deutet, welches die Dienerin trägt. — III. Musiker: 8) (nicht Schröder), Christoph Gottlieb, Erfinder der Pianoforte-Instrumente, auch Komponist und ausgezeichneter Orgelspieler, ward den 10. Aug. 1699 zu Hohenstein geboren und schon in seinem 7. Jahre Kapellknabe beim Kapellmeister Schmidt zu Dresden, später Rathsdiskantist und endlich Alumnus auf der Kreuzschule, bezog 1717 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, gab aber dieses Studium nach dem Tode seiner Aeltern auf und widmete sich der Musik, trat bald darauf als Privatkopist in die Dienste des bekannten, damals in Dresden weilenden Lotti und wurde nach dessen Abgange von Dresden Sekretär und Gesellschafter eines jungen adeligen Herrn, mit dem er mehre Reisen, auch nach Holland und England, machte. Nachdem er 1724 noch die Universität Jena bezogen und hier einige schönwissenschaftliche Vorlesungen gehört, auch selbst Einiges gelesen hatte, kam er 1726 als Organist nach Minden und 1732 nach Nordhausen in Thüringen, woselbst er im November 1782 starb. Schon 1717 hatte er ein doppeltes Modell von einem Pianoforte angefertigt, das aber damals unbeachtet blieb; erst in Nordhausen brachte er das erste Instrument dieser Art fertig. Auch einer anderen Erfindung von ihm wird gedacht, nämlich einer Art Schweller oder Crescendozug an den Orgeln, die aber nicht allgemein bekannt wurden. Als musikal. Schriftsteller lieferte er außer einigen Streitsachen eine Anweisung zum Generalbasse, eine Geschichte der Harmonie, Mehreres über die temperirte Stimmung der Instrumente &c. Seine Kompositionen bestehen in: 4 Jahrg. Kirchenmusiken nach Neumeisters Poesie; 1 Jahrg. nach Ramler, 2 Jahrg. nach Scheibel, 4 Passionsmusiken, „die sieben Worte Jesu" nach eigener Poesie, vielen Gelegenheitsmusiken, Kantaten, Motetten &c., vielen Koncerten, Ouverturen, Sonaten &c. für verschiedene Instrumente, Fugen und Choralvorspielen für die Orgel. — 9) Corona Elisabeth Wilhelmine, vorzügliche Sängerin des 18. Jahrhunderts, geb. 1748 zu Warschau, stand 1764 als Mitglied im leipziger großen Koncert, folgte 1778 einem Rufe als Kammersängerin nach Weimar, wo sie in den 90er Jahren pensionirt wurde u. 1802 †. Im J. 1794 erschienen einige Sammlungen Lieder von ihrer Komposition. — 10) Johann Heinrich, Bruder der Vorigen, war Violinvirtuos und 1762 zu Warschau geboren, machte um 1782 Reisen durch Deuschland und wählte endlich London zu seinem bleibenden Wohnsitze. Seine übrigen Lebensverhältnisse seit Anfang dieses Jahrhunderts sind nicht bekannt. Er schrieb einige Violinkompositionen, darunter mehre gelungene Duette. — 11) Johann Samuel, ältester Bruder der Corona S., Pianofortevirtuos, geb. 1750 zu Warschau, trat gegen 1767 als Virtuos öffentlich auf, ging dann auf Reisen und kam auf diesen 1780 nach London, wo er später, nachdem er auf Chr. Bachs Verwenden bekannter geworden war, als Organist an der deutschen Kapelle angestellt wurde und nach Bachs Tode sogar dessen Stelle als Soloklavierspieler der Königin erhielt. Auch sonst war er als Komponist, Virtuos, Dirigent und Lehrer sehr geschätzt; doch mußte er in Folge einer heimlichen Verbindung mit der Tochter eines reichen Kaufmanns gegen eine jährliche Pension von 500 Pfd. Sterling versprechen, nie wieder öffentlich in einem Koncert zu London zu spielen, und allen Ansprüchen auf jenes Mädchen entsagen. Er zog nun aufs Land, wurde aber später wieder zum Mitglied der Kapelle des Prinzen von Wales ernannt, † aber schon 1788 auf einem kleinen Landgute in der Nähe von London. Von seinen Kompositionen

erschienen Sonaten, Koncerte, Duette, Trio's, Quintette ꝛc., sämmtlich für Klavier als Hauptinstrument. An der Vollendung einer Oper von Metastasio, die er für den Prinzen von Wales komponiren wollte, hinderte ihn der Tod.

Schröter (Entom.), s. v. a. Hirschkäfer, Lucanus Cervus *L.*

Schröter (in verschied. Bed.), 1) s. v. a. Schrothammer, Schrotmeißel, Schroteisen; — 2) in Norddeutschland s. v. a. Schneider; — 3) Derjenige, welcher die Schalen zu Messerheften aus Holz und Knochen zurichtet; — 4) (Münzk.), der Arbeiter, welcher die Münzplatten vom Zaine abbricht; — 5) der provinzielle Name, welchen man in einigen Gegenden Süddeutschlands den Krahnarbeitern beilegt, die daselbst noch eine Zunft bilden. Sie besorgen außer dem Ein- u. Ausladen (Ein- und Anschroten) der Krahngüter, diese Arbeiten auch für anderweitige Waaren, besonders aber für Wein, auf gewissen Plätzen. Die 6 ältesten heißen Parteimeister und führen, unter Kontrole eines Krahnenmeisters, die Aufsicht über die gesammte Gesellschaft, welche aus 36 Mann besteht.

Schröterhörner (Herald.), den Oberkiefern der Hirschkäfer ähnliche Figuren in mehren Wappen; unterscheiden sich von den Seeblättern durch die Zacken an der inwendigen Seite.

Schrötling, 1) ein abgeschrotenes Stück, insbesondere vom Zaine des Münzmetalls, also eine ungeformte Metallplatte; — 2) überhaupt ein abgehauenes Stück Metall, z. B. von einer Eisenstange.

Schrötten (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) Kr. Gratz, Bez. Horneck; 140 Einw.; — 2) das., Bez. Brunnsee; 130 Einw.

Schrötter, Franz Ferdinand von, Rechtsgelehrter und Historiker, 1736 zu Wien geboren, † das. als Professor der Rechte und Hofrath 1780. Schrieb: Abhandlung aus dem österreichischen Staatsrecht, Wien 1762, 6 Bde., 4 Thle.; — Grundriß des österreich. Staatsrechts, das. 1775; — Collectio dissertat. historiam imperii rom. germ. illustrantium, das. 1776, 2 Bde.; — österreich. Geschichte, das. 1779—80, 2 Bde. (unvollendet).

Schrötterit (Min.), auch untheilbarer Opalinallophen, ein opaloidischer Keramit, derb mit flachmuscheligem Bruch, H.=3,5, spröde und wenig zerreiblich, G.=1,98—2,01, lichtsmaragdgrün bis grüngrau und grünlichweiß, glas- bis wachsglänzend, halbdurchsichtig bis kantendurchscheinend, im undurchsichtigen Zustande an der Zunge klebend, im Wasser unlöslich, in Salzsäure ohne Brausen löslich mit Hinterlassung einer Kieselgallert, vor dem Löthrohr unschmelzbar, aber weiß werdend. Nach Schrötter 46,200 Thonerde, 11,950 Kieselerde, 36,300 Wasser, 1,298 Kalkerde, 2,950 Eisenoxyd, 0,250 Kupferoxyd, 0,780 Schwefelsäure. In Nestern zwischen körnigem Kalkstein und Thonschiefer, am dollinger Berge in Steiermark.

Schröttinghausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Halle; 900 Einw.

Schroff, von einem Menschen, der durch sein rauhes, rücksichtsloses Benehmen Andere zurückstößt, zu dessen Herzen ein Zugang schwer zu finden ist, der des Gefühls für das Feine und Zarte entbehrt.

Schroffen-Gegend, österr. Häuser, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Weissenburg; 130 Einw.

Schroll (Ichthyol.), s. v. a. Kaulbarsch (s. d.), Acerina vulgaris *Cuv.*, vgl. Kugelbarsch.

Schrollbach, bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. Landstuhl; Mühle; 320 Einw.

Schrom, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Frankenstein; 240 Einw.

Schrombehnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilau; 160 Einw.

Schrondweiler, luxemburg. Dorf, Distr. Luxemburg, Kant. Mersch; 150 Einw.

Schroon (Geogr.), 1) nordamerik. See, V. St., Staat Neu-York, Grafsch. Essex und Warren; fließt durch den gleichn. Fluß in den Hudson ab; — 2) Ort das., Grafsch. Essex; 1840: 1660 Einw.; Hauptort: Orwigsburg.

Schroop, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 390 Einw.

Schroppengrund, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, Gut Nieder-Rothwasser; Branntweinbrennerei, Mühle, Bretsäge; 220 E.

Schropphobel, s. v. a. Schrobhobel, s. Hobel.

Schrot, 1) ein durch Schroten oder Kneipen und Schneiden entstandenes Stück, z. B. ein Klotz oder Block von einem Baumstamme, wie man ihn zu einer Brunnenröhre braucht; — 2) (Bergb.), Geviertes zur Schachtzimmerung, aus den zwei längeren Jöchern und den zwei kürzeren Kappen zusammengesetzt, s. Geviere; — 3) ein von einer Eisenstange abgehauenes Stück; — 4) die Stücke, in welche ein großes Hartstück zerschlagen ist; — 5) ein zu einer Münzplatte bestimmtes, vom Zaine abgeschrotenes Metallstück; — 6) die Abgänge beim Zerschroten der Münzzaine, beim Prägen und Justiren, beim Zuhauen der Steine ꝛc.; — 7) das Gewicht, die Form der Münze, s. Münzkunst; — 8) Eisenkörner, welche beim Eisenschmelzen im Ofen zurückbleiben; — 9) klein gehacktes Blei oder Eisen zum Schießen; — 10) s. Schrotgießerei; — 11) grob gemahlenes, ungebeuteltes, insbesondere für Brauer, Branntweinbrenner, Viehmäster ꝛc. bestimmtes Getreide; — 12) grob gemahlenes Getreide, so wie Erbsen, Linsen, Wicken, Bohnen ꝛc., wenn sie nur einmal durch die Mühle gelaufen sind und zu Viehfutter gebraucht werden; das Branntweinschrot besteht aus besserem Getreide, als das zum Futterschrot; — 13) die großen Stücke Schweinefleisch, welche aus der Seite des Schweines geschnitten und geräuchert werden; — 14) ein Stück Leinwand, s. v. a. Blatt; — 15) das Gebäude für das Wasserrad in einer Radstube, Mühle ꝛc.; — 16) an Radstuben auch oft ein kleines, auf dem untersten Säulenwerke ruhendes Gebäude

überm Rade; — 17) die Gesammtheit der Schachtzimmerung; — 18) ein Hornstück, das aus einem Horne nach dessen Dicke geschnitten ist und woraus ein Kamm gemacht wird; — 19) eines der kleinern Stücke, worein man ein hart Stück Kupfer zertheilt; — 20) ein Gefäß von Baumrinde, besonders um Waldbeeren hinein zu thun; — 21) s. v. a. Feld; — 22) (Tuchmacher.), s. v. a. Anschrot.

Schrotaxt, 1) Holzaxt, welche der Zimmeraxt ähnlich ist und zum Spalten und Behauen der Baumklötze und Stöcke dient; das Oehr derselben ist nicht so dick, wie bei der Zimmeraxt; sie ist im Allgemeinen schärfer, als diese; — 2) eine aus einem Stück (so daß auch der Stiel eisern ist) bestehende Art zur Grubenzimmerung.

Schrotbank (Geognos.), im Mansfeldischen s. v. a. Rogenstein.

Schrotbaum, 1) starke Wellen, die wie die Schrotleitern dienen, um Lasten auf oder von einem Wagen zu heben; — 2) die Bäume der Schrotleitern selbst.

Schrotbeil, s. v. a. Schrotaxt.

Schrotbeutel, 1) der starke lederne Beutel, oben mit einer mit Holz oder Horn eingefaßten Oeffnung, in welchem der Jäger Flintenschrot bei sich führt; — 2) s. Mühle.

Schrotbleche, Scheibchen aus dickem Eisenblech, deren man sich bedient, Steine nach einer vorgezeichneten Linie zu sprengen.

Schrotbock, Gestell zum Abladen der Lasten von einem Wagen.

Schrotbohrer, Bohrer, um Pumpenröhren, überhaupt hölzerne Röhren damit zu bohren; er hat am Ende einen Hacken, um damit die Späne oder den Schrot, den andere Bohrer bewirkt haben, herauszubringen.

Schrotbreite, die Breite des Tuches zwischen den Anschroten.

Schrotbüchse, ein gezogenes Gewehr, woraus nur mit Schrot geschossen wird.

Schrotbunze, s. v. a. Schrotmeißel.

Schrote, ein Werkzeug zum Abschroten, insbesondere die starke scharfe Klinge, womit man die Kupferstücke (auf Hämmern) in kleinere Stücke zerschrotet.

Schroteisen, 1) die geschärfte Klinge, womit man von einem massiven Stück Kupfer ein kleineres unter dem Hammer losschlägt; mit dem Griffe bildet die Klinge einen rechten Winkel; — 2) der starke, mit einem hölzernen Hefte versehene Meißel, womit Holz, Metall oder Stein durch darauf geschehene Hammerschläge getrennt wird; — 3) der langgestielte Baummeißel, womit der Gärtner dürre Zweige abstößt; — 4) das Messer, womit der Schuster das Leder zuschneidet.

Schroten, 1) etwas gröblich zermalmen, hauptsächlich, wenn es durch Nagen geschieht, wie dies z. B. die Mäuse thun; — 2) Getreide grob zermahlen; — 3) einen Zain oder ein Metallstück durch ein aufgesetztes Eisen, worauf man schlägt, in Stücken theilen; — 4) Kupfer von der durchs Messer oder mit der Hand bewegten Hauptscheere zerschneiden lassen; — 5) durch das Gestein arbeiten und so etwas aushöhlen; — 6) der Blockdreher schrotet oder schrufft das Holz, wenn er es aus dem Groben bearbeitet; — 7) Horn schroten, es zu Kammstücken zersägen; — 8) das schon vorgebohrte Loch der Brunnenröhre mit dem Löffel des Brunnenbohrers bis zur Stelle des Ventils erweitern; — 9) der Quere nach zertheilen; — 10) das Holz in Stücke zersägen; — 11) mittelst der Schrotbäume oder Schrotleitern etwas von oder auf einen Wagen bringen, oder in und aus dem Keller schaffen; — 12) eine Last mit einem Tau über die Quai hinablassen, damit sie ins Schiff komme; — 13) einen Stollen, ein Ort rc. in der Grube vorwärts bringen; — 14) überhaupt Lasten durch Schieben oder Wälzen fortbewegen.

Schrotflinte, Jagdgewehr, aus welchem man mit Schroten auf Rehe, Hasen, Hühner schießt. Man hat jetzt fast nur Doppelflinten, die mit Perkussionsschlössern versehen sind. Ueber das Schießen damit s. Schießen.

Schrotform, s. Schrotgießerei.

Schrotgang, s. Schrotmühle.

Schrotgießerei, Anstalt zum Gießen des Bleischrotes (Hagel, Schießhagel, Flintenschrot). Das Gießen der Schrotkörner geschieht ohne eigentliche Gießform, und diese Körner sind nichts anderes als erstarrte Bleitropfen. Das Blei wird zur Schrotfabrikation nicht rein, sondern stets mit einem Zusatz von Arsenik (man wendet weißes Arsenik, mit kleingestoßener Holzkohle vermengt, oder rothes Schwefelarsenik, Realgar, an) verarbeitet, wodurch es mehr Fähigkeit erhält, Tropfen zu bilden. Auf 6—7 Centner gutes weiches Blei nimmt man $2\frac{1}{2}$ bis 3 Pfund weißes Arsenik; oder man schmelzt 10 Ctr. Blei mit 20 Pfund rothem Arsenik und von dem dadurch gewonnenen arsenikhaltigen Blei 5 Ctr. mit 5 Ctr. reinen Bleies zusammen. Während das Arsenik mit dem Blei durch Schmelzen vereinigt wird, muß der gußeiserne Schmelzkessel mit einem blechernen, mit Lehm verstrichenen Deckel wohl verschlossen und in ziemlich starker Hitze gehalten werden. Aus dem Kessel schöpft man das Blei mit einem eisernen Löffel, um es in die Schrotform zu gießen. Letztere ist eine länglich viereckige (6″ lange, 4″ breite, 3″ tiefe) oder runde (oben 6″, unten 5″ weite) Pfanne von Eisenblech, ohne Füße, deren Boden mit sehr regelmäßig runden und glattrandigen Löchern von einerlei Größe versehen ist. Der Durchmesser der Löcher richtet sich nach dem Durchmesser der zu erzeugenden Schrotkörner, ist aber kleiner als dieser. Für jede Schrot-Nummer ist natürlich eine besondere Form nöthig. Um das Anhängen des Bleies an die Form zu verhindern, wird dieselbe vor dem Gusse mit Lehmwasser bestrichen und wieder getrocknet. Wollte man das Blei unmittelbar in eine Form mit nicht gar kleinen Löchern gießen, so würde es in zusammenhängenden Strömen durch die Löcher laufen; man bedeckt deshalb den Boden der Form mit Bleikrätze, Bleischaum, Bleiasche (wie sie beim Schmelzen auf der Oberfläche des Bleies entsteht). Diese lockere Substanz läßt das darauf gegossene Blei nur allmählig durchsickern, so daß es nur in Tropfen durch die Löcher fällt. Diese Tropfen

werden in einem Bottich mit Wasser aufgefangen und stellen im erstarrten Zustande die Schrotkörner dar. Je heißer das Blei gegossen wird, desto kleiner fallen die Tropfen. Bei den kleinsten Sorten wendet man keine Bleikrätze an, weil die engen Löcher sich bald verstopfen würden. Nach der älteren Verfahrungsweise war die Schrotform nur wenige Fuß hoch über dem Wasser angebracht; auch jetzt noch findet man in kleinen Anlagen diese Einrichtung. Hiermit ist aber der höchst wesentliche Nachtheil verknüpft, daß die Tropfen entweder noch ganz flüssig, oder doch erst halb erstarrt in das Wasser gelangen. Sie verlieren dadurch zum Theil ihre regelmäßige Gestalt ganz und gar, werden birnförmig, flach oder höckerig, folglich unbrauchbar; zum Theil kühlen sie sich wenigstens ungleichmäßig ab, und indem die äußerste, durch das Wasser plötzlich abgekühlte Rinde viel früher fest wird, entsteht durch die spätere Zusammenziehung der inneren Masse eine Höhlung in dem Korne. Ist diese einigermaßen bedeutend und die ihr zunächst liegende Kruste nur dünn, so senkt sich letztere durch den äußeren Luftdruck trichterartig ein; befindet sich aber die Höhlung zufällig mehr gegen die Mitte hin, so zeigt sich gar keine Spur davon auf der Oberfläche. In beiden Fällen liegt der Schwerpunkt des Korns außerhalb seines Mittelpunktes, und das Schrot wird sich beim Schusse sehr stark zerstreuen. Man findet oft unter einer großen Menge von Schrot, welches auf diese Weise verfertigt ist, nur wenige Körner, welche nicht eine kleine Vertiefung, eine kleine Abplattung oder ein feines Löchelchen zeigen. Da der eben genannte Fehler seinen Grund in der zu schnellen Abkühlung der Bleitropfen durch das Wasser hat, so ist es weit zweckmäßiger, die Schrotform und den Bleikessel auf der Höhe eines thurmhohen Gebäudes (Schrotthurm) oder über einem aufgelassenen Bergwerkschacht anzubringen, und die Tropfen durch einen Raum von wenigstens 120 Fuß herabfallen zu lassen, bevor sie in das Wasser gelangen. Sie haben während des Falles Zeit, sich vollkommen abzurunden und gänzlich in der Luft zu erstarren. Die Einrichtung eines solchen Thurmes ist folgende: In dem obersten Raum desselben befindet sich eine Winde zum Emporziehen der Bleistücken in den Schmelzraum. Dieselben werden nach einander in den Schmelzkessel gelegt, der durch einen gewöhnlichen Ofen erhitzt wird. Dicht an dem Kessel ist ein quadratischer, etwa 14 Zoll weiter Durchschlag angebracht, der von einem eisernen Rahmen umgeben ist und dessen Siebplatte Löcher von der Größe des zu fabricirenden Schrotes hat. In diesen Durchschlag wird das flüssige Metall gegossen, fällt durch die Siebplatte und in Körnern in das mit Wasser angefüllte Gefäß. Der Thurm ist viereckig, mit einer ihn oben umgebenden Gallerie und einem Mast zum Befestigen einer Flagge versehen. Ein gewisser Watt, Schrotgießer in Bristol, erhielt zuerst 1782 ein Patent auf diese namhafte Verbesserung, und das also erzeugte Schrot hieß Patentschrot. Je gröber das Schrot ist, von desto größerer Höhe muß es herunterfallen, weil es desto langsamer erhärtet. Uebrigens geben dieselben Siebe Körner sehr verschiedener Durchmesser, schon weil das Blei nicht an allen Stellen gleich heiß bleibt und gleich leicht durchläuft. Nach Tubans erhält man weniger Ausschuß, wenn man das Wasser mit einer $^1/_2$ Schuh dicken Oelschicht bedeckt. In Villach ist ein Schrotthurm von 240' Höhe. Für das feinste Schrot ist ein Fall von 10 — 20 Fuß hinreichend. Das auf irgend eine der beiden Arten dargestellte Schrot muß, nachdem es an der Luft abgetrocknet ist, zunächst von allen fehlerhaften, nicht runden Körnern getrennt und dann nach der Größe sortirt werden. Um den ersten Zweck zu erreichen, legen die damit beauftragten Arbeiterinnen eine Portion Schrot nach der andern auf ein $2^1/_2$ Fuß langes, 1 Fuß breites, an den zwei langen Rändern und an einer schmalen Seite mit Leisten eingefaßtes Bret (Ablaufbret), welches sie etwas schräg auf den Knien liegen haben; die runden Körner rollen herab und werden aufgefangen, die fehlerhaften bleiben liegen und müssen als Ausschuß wieder eingeschmolzen werden. Diese Operation wiederholt man, um des vollständigen Erfolges gewisser zu seyn. Man sucht auch wohl zum Theil die fehlerhaften Körner mit einem Zängelchen heraus. Das Sortiren ist nothwendig, weil — wenn gleich im Ganzen eine Schrotform Körner von ziemlich einerlei Größe liefert — doch auch größere und kleinere sich darunter befinden. Es geschieht dies in kleineren Schrotgießereien mit einem Sortirsiebe, in Fabriken mit einer Sortirmaschine. Das Sortirsieb besteht aus einer Anzahl aufeinander gesetzter cylindrischer Büchsen von Weißblech, deren Böden so durchlöchert sind, daß die Löcher der obersten Büchse am größten und in jeder folgenden Büchse um ein wenig kleiner sind. Jede Größe entspricht einer Nummer des Schrot-Sortiments. Indem man das getrocknete Schrot in die oberste Büchse oder Abtheilung gibt und das Sieb schüttelt, bleiben alle Körner, die zu groß sind, auf dem Boden liegen, und die durchfallenden sondern sich von selbst nach ihrer Größe in den einzelnen Abtheilungen von einander ab. Die Sortirmaschine ist nach dem nämlichen Princip gebaut, nur sind die einzelnen Stäbe mit den verschiedenen großen Löchern in Gestalt länglich-viereckiger Kästen (von 2 Fuß Länge, 1 Fuß Breite, 9—12 Zoll Tiefe) neben einander aufgestellt, und eine Maschinerie schiebt sie hin und her und schüttelt sie. Was in einem Kasten durchgefallen ist, bringt man in die folgenden mit kleineren Löchern, wo ein Theil davon, für den die Löcher zu klein sind, zurückbleibt. Eine andere Einrichtung besteht darin, daß die mit Löchern von verschiedener Größe versehenen Blechtafeln (welche bei der eben beschriebenen Maschine die Böden abgesonderter hölzerner Kästen bilden) in einer Reihe nach einander in einem etwas geneigten langen Rahmen eingesetzt sind. Dieser Rahmen, so wie ein am höchsten Ende desselben angebrachter Rumpf oder Kasten, aus welchem

das Schrot nach und nach auf die Siebe läuft, wird durch ein Zackenrad geschüttelt; unter jedem Siebe ist eine Schieblade zur Aufsammlung des Durchgefallenen. Um das Schrot vor dem Anlaufen durch die oxydirende Wirkung der Luft zu schützen und ihm Glanz und Glätte zu geben, wird es mit einer kleinen Menge gepulverten Reißbleies in einem um seine Axe gedrehten liegenden Fasse gescheuert (polirt), wodurch es eine schwärzliche Farbe annimmt, indem sich feine Stäubchen von Reißblei in die Poren des Bleies legen. Der in England gemachte Versuch, statt des Reißbleies Quecksilber oder Zinn-Amalgam anzuwenden, macht das Verfahren kostspieliger, und der dem Schrote dadurch mitgetheilte weiße Glanz ist nicht dauerhaft. England liefert sehr viel Schrot in den Handel, und zwar in verschiedenen Nummern von Nr. 1 bis 8. Die niedrigen Nummern bezeichnen die gröbern Sorten und sind auch deswegen wohlfeiler. Was beim ersten Durchsieben im Siebe zurückbleibt, heißt Nro. 0 oder Rehpost und wird meistens wieder eingeschmolzen. Das beste und beliebteste Schrot ist das oben schon erwähnte Patentschrot, welches fein polirt und für die Jagd sehr gesucht ist. Die schöne Weiße und Härte bekommt es durch einen Zusatz von Arsenik. Die verschiedenen Sorten des Patentschrotes sind:

NBB	1	Unze	von	60	Körnern,
B	1	=	=	67	=
Nr. 1	1	=	=	86	=
= 2	1	=	=	109	=
= 3	1	=	=	160	=
= 4	1	=	=	200	=
= 5	1	=	=	256	=
= 6	1	=	=	444	=
= 7	1	=	=	530	=
= 8	1	=	=	600	=

Von dem gewöhnlichen Schrot sind die Sorten:

Nr. 1	von	95	Körnern,
= 2	=	100	=
= 3	=	140	=
= 4	=	190	=
= 5	=	235	=
= 6	=	260	=
= 7	=	350	=

Auch hält man das pariser für sehr gut, und zwar die Sorte, welche Plomb italien, auch Plomb blanc heißt. Dieses sieht silberfarben aus und beschmutzt die Hände nicht, wie das bei andern Arten der Fall ist. Außer den Nummern scheidet man das Schrot auch noch in eigentlich grobes Hasenschrot, Mittelschrot und sogenannten Vogeldunst. Es wird überall nach dem Centner gehandelt. Viel und sehr gutes Schrot wird jetzt in Deutschland fabricirt, so unter andern in Goslar am Harz, Mühlheim am Rhein, Neuwied, Wesel, Frankfurt a. M., Bleiberg in Kärnthen.

Schrothäuser, s. v. a. Blockhäuser.

Schrothammer, 1) s. Eisenhammer; — 2) der scharffinnige Hammer, womit der Goldschmied die nöthigen Stücke Silber vom Zaine abschrotet.

Schrothaue, Hacke in der Ziegelscheune, womit man den Lehm von Steinen reinigt, indem man den etwas feuchten und auf einen Haufen geschlagenen Lehm in dünne Scheiben zerschneidet; die Klinge des Werkzeuges ist viereckig, etwas rund gebogen und mit einem Oehr versehen, in welches der Stiel gesteckt wird.

Schrothaus, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Obornik; 510 Einw.

Schrothobel, 1) s. v. a. Scharfhobel; — 2) (Böttch.), s. v. a. Kimmeisen.

Schrothölzer, s. v. a. Füllhölzer, s. Blockhaus.

Schrotkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Dornschröter, Rhagium *Dahl.*

Schrotkleie, Kleie, welche beim Sieben des Grieses zurückbleibt.

Schrotkoker, auf Schiffen s. v. a. Kartätschenbüchse.

Schrotkorn, geschrotenes Getreide.

Schrotleiter, leiterartiges Werkzeug, welches als Unterlage gebraucht wird, um Lasten in oder aus einem Keller, von oder auf einen Wagen zu schaffen.

Schrotlinge, s. Münze.

Schrotmaschine, s. v. a. Schrotmühle.

Schrotmehl, grobes Mehl.

Schrotmeißel, 1) der starke Meißel, um etwas damit zu trennen; — 2) Hammer, mit einer scharfen Pinne an der einen Seite, um Eisen und Stahl damit auf dem Amboß zu trennen, vergl. Eisenhammer; — 3) s. v. a. Blockmeißel.

Schrotmessing, 1) zerschrotenes Messing; — 2) aller Abgang an kleinen Stücken Messingdraht.

Schrotmodell, s. v. a. Schrotform.

Schrotmühle, 1) eine mit Schrotgängen, d. h. solchen Gängen, die keinen Beutel haben, sondern nur Schrot geben, versehene Mühle; sie dient zum Schroten des Malzes; — 2) eiserne Handmühle zu gleichem Gebrauche; 2 eiserne gerippte Cylinder von circa 2 Fuß Länge und 1 Fuß im Durchmesser, werden von 2 Personen mittelst einer Kurbel oder einem Tretrade umgedreht.

Schrotplatten, ganz fehlerhaft gerathene Bleche, die wieder eingeschmolzen werden.

Schrotsäcke, mit Traubenhagel gefüllte Säcke, die auf Schiffen aus Kanonen geschossen werden.

Schrotsäge, 1) die mäßig große, mit eisernem Gestelle versehene Handsäge des Kammmachers; — 2) eine breitblattige starke Säge zum Zerschroten der Stämme und Balken; sie hat entweder an jedem Ende ein Querholz zur Handhabe, oder die Enden werden durch einen starken Holzbügel verbunden.

Schrotsägeförmig, 1) von einem Sägeblatt, wenn seine spitzen Einschnitte sich bogenartig abwärts beugen; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Runcinatus.

Schrotschacht, s. v. a. Schrotthurm, s. Schrotgießerei.

Schrotscheere, jede große, mit einem Blatte unbeweglich festgemachte Scheere, z. B. beim Nadler, in Kupferhütten 2c.

Schrotschwein, zum Schlachten bestimmtes, nicht zu fettes Schwein, von dem kein Speck gewonnen wird.

Schrotseil, starkes Seil, das die Ablader gebrauchen, wenn sie Fässer in oder aus dem Keller schaffen; insbesondere wird es an der Schrotleiter so befestigt, daß man die hinabrutschende Last damit halb umschlungen und also in seiner Gewalt behält.

Schrotsieb, s. Schrotgießerei.

Schrotstahl, s. Drechsler.

Schrotstück, 1) s. v. a. Schrötling; — 2) die einpfündige Kanone von $10\frac{1}{2}$ Kaliber Länge, wenn sie eine zugespitzte, und von $9\frac{1}{2}$ Kaliber, wenn sie gar keine Kammer hat; — 3) eine 48pfündige Kanone von $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ Kaliber Länge.

Schrott, Maximilian, Maler, geb. zu Landshut 1783, widmete sich anfangs zu München den Studien, besuchte aber auch die Zeichnungsschule des Professors Mitterer mit solchem Glücke, daß er zuletzt sich ganz der Kunst ergab. S. malte zahlreiche Bildnisse in Miniatur. Diese Porträte sind sehr ähnlich und mit großer Zartheit behandelt. Man zählte ihn zu den besten Miniaturmalern seiner Zeit, er † aber schon 1822.

Schrottberg, preuß. Hofstatt, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 150 Einw.

Schrottendorf (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Schratofzi), Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Oberradkersburg; 110 Einw.; — 2) Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Linz; 120 Einw.

Schrotwage, 1) s. v. a. Bleiwage; — 2) s. Nivellirinstrumente und Wasserwage.

Schrotwand, s. v. a. Blockwand.

Schrotwurm (Entom.), s. v. a. Maulwurfsgrylle, Gryllotalpa communis *Latr.*

Schrotz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone; 500 Einw.

Schrotzberg (Geogr.), würtemberg. Dorf, Jaxtkreis, Oberamt Gerabronn; Sitz eines Amtsnotars, Schloß, Marktgerechtigkeit; über 1000 Einw.

Schrotzberg (Biogr.), Franz, Maler, geb. zu Wien 1811, besuchte daselbst die Akademie und entwickelte in kurzer Zeit ein schönes Talent. Er erhielt einige Preise, und schon 1836 wurde ihm die Ehre zu Theil, daß eines seiner Gemälde in der Gallerie des Belvedere aufgestellt wurde. Dieses Bild stellt die Luna vor, wie sie, von Genien umgeben, auf ihrem Wagen zu dem schlafenden Endymion herabkommt. Dann hat S. auch als Porträtmaler Ruf; im Genre leistet er nicht minder Lobenswerthes.

Schrotzeug, die Werkzeuge, welche überhaupt in der Münze zum Schroten gebraucht werden.

Schrubbel, s. v. a. Krämpel und Wollkamm.

Schrubben, 1) etwas mit dem Schrubbhobel aus dem Groben hobeln; — 2) einen scharfen kratzigen Ton hervorbringen; — 3) etwas mit einer Bürste reiben oder mit einem stumpfen Besen fegen, z. B. die Schiffsseiten.

Schrubber, 1) eine Person, deren Geschäft es ist, das Schiff zu schrubben; — 2) Besen und insbesondere eine grobe steife Bürste zum Fegen des Zimmerbodens.

Schrubbhobel, s. v. a. Schruffhobel.

Schruckigseyn (Thierarzneik.), s. v. a. Traberkrankheit.

Schrügböden, s. Decke.

Schruffaß, Flüssigkeitsmaß, hält zu Stettin gerade 3 Tonnen, die Schrufftonne aber nur $1\frac{1}{3}$ Tonnen Fische.

Schruffhobel (Ruffhobel), der kleine Hobel, der in Bahn und Schneide gerade Richtung hält, s. Hobel.

Schrull, die Unterlage des sogenannten Bauernfußes oder des Werkzeuges, womit man, nachdem man das Tuch in den Rahmen gebracht, die Scheiden des letzteren niederdrückt, folglich das Tuch ausspannt.

Schrumpeln, in Bremen vom Wasser, wenn sich Eisnadeln darin bilden.

Schrumpf, 1) Falte, Runzel; — 2) (Landw.), s. v. a. Bodenriß.

Schrumpfende Mittel (Med.), zusammenziehende, verdichtende, festmachende Mittel, Consolidantia, Coagulantia, Styptica, Adstringentia, Mittel, welche die Kohäsion der organischen Theile vermehren, organische Gewebe dichter, fester, undurchdringlicher, dickflüssiger machen.

Schrunde, 1) Spalt, Riß in trockener Erdoberfläche, in Felsen, Eis 2c.; — 2) s. Hautschrunden.

Schrundlawinen, s. Lawinen.

Schruns, österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Montafon; Trivial- und Zeichnungsschule, 5 Jahrmärkte; als Gemeinde 1560 Einw.

Schruuthahn (Ornith.), auch Schrute, s. v. a. Truthahn, Meleagris Gallopavo *L.*

Schrupfen, 1) s. v. a. Schröpfen; — 2) mit dem halbrunden Drehstahl runde Sachen aus Metall erst aus dem Groben arbeiten.

Schruptow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; Windmühle; 150 Einw.

Schruse, s. v. a. Truthahn.

Schryari, eine Art jetzt ganz veralteter Blasinstrumente, welche Prätorius in seiner „Syntag. mus." (Bd. II, Kap. XVIII) anführt, und die an Struktur den Cornamusen völlig gleich, jedoch unten offen waren. Außer den Tonlöchern auf der obern Seite und dem einen auf der untern für den Daumen hatten diese Instrumente deren auch auf den Nebenseiten, die mit den Ballen der Hände so gut als möglich bedeckt wurden. Die S.s wurden, wie die Cornamusen, in verschiedenen Dimensionen verfertigt. Die kleinste Gattung war unten zugedeckt, hatte aber viele Nebenlöcher, aus denen die Luft ausströmen konnte, und einen Umfang vom $\underline{\underline{g}}$ bis $\underline{\underline{c}}$. Die größeren gingen vom F bis b, auch noch tiefer und nach Belieben höher.

Schtip (Stjpa), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Lukow; 760 Einw.

Schtit (Sstit), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Chlumetz; 150 Einw.

Schtschedrin (Geneal. u. Biogr.), angesehene russische Familie, die mehre ausgezeichnete Künstler zu ihren Mitgliedern zählt. Am berühmtesten sind: 1) Fedor, Professor an der Akademie der Künste in Petersburg, von dem die kasansche Kirche daselbst eine ganze Reihe schön gearbeiteter Basreliefs besitzt. Zu seinen besten Werken gehören: eine große bronzene Statue, den Fluß Wolchow darstellend, für die große Kaskade in Peterhof; die Gruppe Diana und Actäon, so wie der schlafende Endymion, aus carrarischem Marmor. — 2) Semen Fedorowitsch, geschickter Landschaftsmaler, besuchte die Akademie der Künste zu Petersburg, ging dann auf kaiserliche Kosten nach Italien und ward nach seiner Rückkehr Kabinetsmaler der Kaiserin Katharina II. und Rath bei der Akademie. Er † im September 1804. Außer einigen italienischen Landschaften malte er viele Ansichten aus den Gärten von Panclowsk, Gatschina und Peterhof. Sechs große Gemälde von ihm, einige von den Lustschlössern darstellend, befinden sich in der Akademie der Künste zu Petersburg. — 3) Silvester Fedossejewitsch, Maler, 1801 geboren, bildete sich auf der petersburger Akademie und auf Reisen in Deutschland und Italien. Er † zu Sorento bei Neapel 1830. Ein herrliches Gemälde von ihm, das Kolisseum mit dem dasselbe umgebenden Theil von Rom, besitzt die Eremitage zu Petersburg.

Schtschelniki (Spaltenmänner), Sekte der russischen Kirche, s. Raskolniken.

Schtscherbatow, Michael, Fürst, russischer Geschichtsschreiber, 1733 geboren, trat 1746 in die Leibgarde, nahm 1762 als Kapitän seinen Abschied, wurde 1767 Deputirter bei der Kommission zur Abfassung eines Entwurfs des neuen Gesetzbuchs, 1771 Heroldmeister, 1778 geh. Rath und Präsident des Kammerkollegiums und 1779 Senator; † 1790. Schrieb: Russische Geschichte, Petersb. 1790 ff., 4. (unvollendet).

Schtschigry (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Kursk, grenzt nördlich und nordöstlich an das Gouv. Orel, östlich an das Gouv. Woronesh, westlich an die Kreise von Fatesh und Kursk und südlich an den Kreis von Staroij-Oskol. Das Land ist mitunter wellig und wird von dem Tim, dem Oskol, Seim und der Tuskara bewässert. — 2) Kreisstadt daselbst, am gleichn. Fluß; 3000 Einw.

Schtschoni Poseltschiki, s. Sibirien.

Schtschuka (Ichthyol.), in der Krimm s. v. a. gemeiner Hecht, Esox lucius *L.*

Schtschtukin, europ.-russ. Ort, Gouv. Grodno, südlich von Grodno.

Schtschukina, europ.-russ. Ort, Gouv. Pskow, südlich von Welikie-Luki.

Schtutschin, europ.-russ. Stadt, Gouv. Grodno; Piaristen-Kollegium.

Schtschuka, s. Suse.

Schub, 1) die Kraftäußerung, durch welche ein Gegenstand plötzlich schnell und in Menge fortbewegt wird; — 2) die durch einmaliges Schieben fortbewegte Masse oder Menge Gegenstände; — 3) so viel Brod, Semmel 2c., als auf einmal gebacken wird; — 4) das polizeiliche Fortschaffen nicht legitimirter, verdächtiger oder aus der Strafhaft entlassener Ausländer, in Begleitung eines Polizei- oder Gerichtsdieners; — 5) bei Thieren, namentlich bei Pferden, das Bekommen neuer Zähne; — 6) ein S. Kegel, die zu einem Kegelspiele gehörigen sämmtlichen Kegel; — 7) s. v. a. Kegelschub; — 8) an den Schiffen die Krümmung der ersten Reihe Breter der äußern Verkleidung vom Kiel herauf bis über die Bauchstücken.

Schuback, Gottlieb Emil, Maler, geb. zu Hamburg 1820, bildete sich an der Akademie der bildenden Künste in München und ergriff mit Vorliebe das Fach der Historienmalerei. Im Lokale des Kunstvereins daselbst sah man einige Bilder von ihm ausgestellt, wie einen entfliehenden Amor, 1841; Klärchen, dem Egmont im Kerker erscheinend, u. s. w. Im J. 1844 begab sich S. zur weitern Ausbildung nach Rom.

Schubart (Biogr.), 1) Christian Friedrich, Maler zu Dresden, hatte um 1730—60 Ruf. Er malte Blumen und Früchte und fertigte besonders schöne naturhistorische Zeichnungen. Im J. 1731 begleitete er Hebenstreit auf seiner Reise nach Amerika, welche auf Kosten des Königs August unternommen wurde, namentlich zum naturgeschichtlichen Zwecke. Einige Zeichnungen S.s wurden gestochen. — 2) Johann Christian S. von Kleefeld, ein durch seine Verdienste um Verbesserung der Landwirthschaft ausgezeichneter Mann, den 24. Februar 1734 zu Zeitz von bürgerlichen Aeltern geboren, wurde Zeuchmacher, ging 1750 nach Lauchstädt, diente als Schreiber an mehren Orten und ging als Haushofmeister des kursächs. Gesandten nach Wien, wo er Freimaurer wurde und ein neues System der Freimaurerei (das der strikter Observanz) einführte. Nach dem 7jährigen Kriege wurde er von Großbritannien zum Kriegskommissär und von Hessen-Darmstadt zum Hofrath ernannt und kaufte 1768 das Rittergut Würhwitz bei Zeitz, dessen Bewirthschaftung er 1771 übernahm. Im J. 1774 kaufte er noch die Rittergüter Pobles und Kreische. Nachdem ihn der Herzog von Koburg 1784 zum geh. Rath ernannt hatte, ward er von Joseph II. als Edler von Kleefeld geadelt. Er † den 24. April 1787. Die Grundzüge seines neuen Systems der Landwirthschaft bestanden darin, daß er auf Abschaffung der Brache und somit auch der Huth- und Triftgerechtigkeit drang, um dadurch den Anbau der Futterkräuter vervielfältigen zu können. Auf diese Weise würde es möglich werden, den Viehstand zu vermehren, die Stallfütterung allgemein einzuführen und vermittelst der hierdurch gewonnenen Düngung den Getreidebau zu verdoppeln. Auch trug er zur Vermehrung des Anbaus von Tabak, Krapp, Runkelrüben wesentlich bei. Schrieb: Oekonomischer Briefwechsel, Leipz. 1786—87, 4 Hefte;

— Zuruf an alle Oekonomen, welche Futtermangel haben (Preisschrift), Breslau 1785; — Landwirthschaftslehre, Leipz. 1797; — Oekonomisch-kameralische Schriften, das. 1783, 6 Thle., 3. Aufl. 1786. Vgl. Denkschrift auf S. v. K., Dresden 1841, und Biographie v. Rockstroh, das. 1840. — 3) Christian Friedrich Daniel, deutscher Dichter, eben so merkwürdig durch seine Talente, als auch durch seine Verirrungen, Thorheiten und herben Schicksale, war zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg 1739 geboren. Seine Fähigkeiten erwachten nicht sehr früh, aber sehr plötzlich, und bald hatte er dann alle Mitschüler übertroffen; außerordentliches Talent bewies er namentlich für Musik. Auf dem Lyceum zu Nördlingen, wohin ihn 1753 sein Vater schickte, las er die griechischen und römischen Klassiker, studirte die Werke deutscher Dichter, besonders Klopstocks Messias, und dichtete Volkslieder, die er selbst komponirte. Nach 3 Jahren kam er auf die Schule zum heiligen Geist nach Nürnberg und ging 1758 nach Erlangen, in der Absicht, Theologie zu studiren. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden. Mit ihnen beladen und zerrüttet an Gesundheit, kehrte er ins väterliche Haus zurück. Er nahm eine Hauslehrerstelle an, hielt aber nur kurze Zeit aus. Hülflos trieb er sich in der Gegend von Aalen herum und versuchte durch Vorspielen in geselligen Cirkeln, durch Lohnpredigen für die benachbarten Geistlichen ein spärliches Stück Brod zu verdienen. Endlich 1763 wurde ihm eine Schullehrer- und Organistenstelle zu Geißlingen zu Theil und zugleich mit derselben eine Frau, ein gutes, sanftmüthiges Wesen, die seine zahllosen wunderlichen Launen mit Geduld ertrug und den vielen Kummer, den ihr in der Folge der ausschweifende ungestüme S. bereitete, mit Liebe vergalt. Im J. 1765 erhielt S. einen Ruf als Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg. Die dortigen Verbindungen mit den liederlichsten Offizieren der Garnison waren jedoch nicht geeignet, sein Glück zu befördern. Er überließ sich immer größern sittlichen Verirrungen. Seiner Frau ward das Leid endlich unerträglich; sie wurde schwermüthig, und ihr Vater nahm sie sammt ihren Kindern zu sich. S. kam wegen seiner anstößigen Aufführung, von welcher der Herzog hörte, eine Zeit lang in Haft. Er vergalt die Schmach mit der Geißel der Satyre. Ein höhnendes Lied auf die Höflinge und eine Parodie der Litanei brachte ihn um seine Anstellung; zugleich wurde er des Landes verwiesen. Einen Thaler in der Tasche, wanderte er, ohne zu wissen wohin, aus Stuttgart. Er wandte sich nach Heilbronn und nährte sich kümmerlich durch Musikunterricht. Von da irrte er nach Heidelberg, dann nach Mannheim, wo sich Graf Nesselrode für ihn interessirte und ihm Gelegenheit verschaffte, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel fand Beifall, und schon wollte ihn der Kurfürst anstellen, als S. durch eine unbesonnene Aeußerung über die mannheimer Akademie des Fürsten Unwillen erregte. Nachdem er sich hierauf eine Zeit lang beim Grafen von Schmettau aufgehalten, wandte er sich nach München. Dort sein Glück zu machen, wollte er katholisch werden, doch ward er, ehe noch die Ausführung dieses Planes zu Stande kam, in Folge seiner freien, unbesonnenen Aeußerungen gezwungen, sich von Neuem aus dem Staube zu machen. Er wanderte nach Augsburg und wurde Zeitungsschreiber. Sein Blatt „Die deutsche Chronik" (1774 — 778) fand raschen außerordentlichen Beifall. Es war ein ächtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunst, Musik und Vaterlandssitte, dem er durch seine nieversiegende Laune, durch steten Wechsel der Formen, durch Faßlichkeit, Freimuth und Herzlichkeit immer neues Interesse zu geben wußte. Die Zeitung warf S. eine für seine Verhältnisse große Summe ab; zudem verdiente er sich durch Nebenarbeiten, Unterricht in der Musik, Aesthetik, öffentliche Deklamationen in Koncerten, durch Gelegenheitsgedichte &c. bedeutende Honorars. Alles aber wurde im Strudel des unordentlichsten Lebens, dem er sich von Neuem überließ, rasch wieder vergeudet. Sein Witz schonte Niemand, besonders waren Magistrat und Geistlichkeit die Zielscheiben seiner Satyre. Dies machte ihm viele Feinde und er mußte auf Befehl des Magistrats endlich die Stadt verlassen. Von Augsburg wandte er sich nach Ulm und setzte dort seine Chronik fort; zugleich vereinigte er sich dort wieder mit seiner Familie, zog sich aber von Neuem durch zügellose Spöttereien eine Menge Feinde zu. Die häufigen Ausfälle gegen den würtembergischen Hof steigerten die Erbitterung des letzteren aufs Höchste, und der Herzog, der Angriffe S.s (zu denen der Fürst freilich Blößen im Ueberfluß darbot) endlich müde, sann auf Rache. Auf niederträchtige Weise ward sie ausgeführt. Eines Tages besuchte S. der Klosteramtmann von Blaubeuren und lud ihn, unter dem Vorwande, es wünsche ihn ein Fremder kennen zu lernen, zu sich ein. S. nahm, ohne Schlimmes zu ahnen), die Einladung an u. fuhr des andern Tages in Gesellschaft des Oberamtmanns im Schlitten ab. Zu Blaubeuren angekommen, wurde er in ein leeres Zimmer geführt, und der Amtmann verließ ihn. Nach einer Weile trat der Major von Varnbühler an der Spitze des Grafen Sponeck und einiger Beamten ins Zimmer, und der erste kündigte S. im Namen des Herzogs Arrest an. S. glaubte anfänglich, es sey Scherz; war aber bald jedes Zweifels benommen. „Ich hoffe", sagte er, „daß mich der Herzog nicht ungehört verdammen werde." Dann setzte er sich mit dem Major in den Wagen, der für sie bereit stand, und erfuhr nun, daß er auf den Asperg in enge Verwahrung gebracht werde. Der Herzog und seine Gemahlin sahen vom Fenster herab, als S. vorübergeführt wurde. Bei Wasser und Brod schmachtete so der Unglückliche ohne Verhör zehn ganzer Jahre. Bei der schrecklichen Langeweile, da ihm Schreiben und jede Thätigkeit untersagt war, sog er aus der Lektüre der geistlichen Bücher (die einzigen, die man ihm zu lesen gestattete) für seine Geistesrichtung die

verderblichste Nahrung: er neigte sich zur Mystik und Theosophie hin, eine Stimmung, die sich von einem entnervten, zur Hypochondrie geneigten und mit einer feurigen Einbildungskraft begabten Manne leicht erwarten läßt. Ueberall in Deutschland erhoben sich kräftige Stimmen für S. und schmähten die Willkür des tyrannischen Fürsten. Endlich im J. 1787 ward der Gefangene seiner Haft entlassen und bald darauf zum Direktor der herzoglichen Kapelle und des Theaters in Stuttgart ernannt. Er nahm die Wiederherausgabe seiner Chronik, jetzt unter dem Titel: „Vaterlandschronik" (1787—91) auf, arbeitete mehre musikalische Werke aus und begann sein Leben zu schreiben. Der plötzliche Umschwung vom Unglück zum Glück schlug indessen für seine Gesundheit verderblich aus. Sein Einkommen (es belief sich auf mehr als 4000 fl.) verleitete ihn zu übermäßigen Tafelfreuden, zu übergroßer Bequemlichkeit. Sein Aussehen war besser, als je in seinem Leben; er wurde stark. Aber mit der Zunahme seiner Körpermasse nahm die Lust zur Bewegung ab, an die er sonst gewöhnt war. Er fing an, den nahen Tod zu ahnen. So oft man ihn wegen seiner Dicke beschrie, erwiderte er: „Es geht dem Grabe zu; Bäuche sind Magazine des Todes; meine Röthe und Hülle gleicht der untergehenden Sonne". Er hatte Recht; schon 1791 erfolgte sein Tod. — S. war kein klassischer Dichter, kein klassischer Prosaist, aber ein genialer Kopf. Feurige Phantasie, eisernes Gedächtniß, gesunder Verstand, Anlage zum Geschmack, treffendes Urtheilsvermögen waren unbestreitbare Eigenschaften seines Geistes, und es hätte nur einer sorgfältigern Ausbildung, einer regelmäßigern Anwendung dieser Kräfte bedurft, um ihm eine Stelle unter den ersten Schriftstellern zu sichern. Gleiches gilt von seinem Charakter. Grundehrlich u. gut von Herzen, würde S., wäre sein Charakter ausgebildet, durch Grundsätze gefestigt und veredelt worden, einer der trefflichsten Menschen gewesen seyn. So war er Zeit seines Lebens der Spielball seines Leichtsinns, seiner Launen, seiner Neigungen, der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, jeglicher Verführung bloßgestellt. Ein Hauptcharakterzug dieses Menschen war glühendes *Freiheitsgefühl*. Das ganze Spiel seiner Kräfte stockte, sobald etwas als Pflicht von ihm gefordert wurde, was er als freiwilligen Tribut darzubringen gewohnt war. Daher rührte auch seine Vorliebe für die Reichsstädte, für die Schweiz und für Altengland. Er sagte: „der Schweizer ist der Riese der Deutschen, der Reichsstädter sein Schatten und der Fürstenknecht kaum noch eine Porzellanpuppe für jenen, zum Spielball seiner Kinder. Geh in die Schweiz, Jüngling, und dann nach Hamburg, um zu wissen, was Freiheit für Leute macht; und dann an die Höfe, wie Sklaverei den Menschen bespeichelt, bis er so klein wird, daß er *kriechen* kann"! Gleich unerträglich waren ihm auch die Fesseln der Konvenienz. Bei diesem Hange zur Independenz konnte ihn freilich nichts Schrecklicheres treffen, als Gefangenschaft! Ein anderer hervorstechender Zug S.s war Heißhunger nach *Celebrität*. In Gesellschaft war sein Witz u. seine Laune unerschöpflich; er wußte die heterogensten Theile bald in den Einklang der Jovialität zu bringen. Sein Umgang erstreckte sich von Jugend auf, theils aus Neigung, theils aus Absicht, auf alle Stände ohne Unterschied; mit Hofleuten, Damen, Geschäftsmännern, Soldaten, Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten, Handwerkern wußte er sich in Verbindung zu setzen, und gegen Alle bewies er dieselbe Freimüthigkeit. In Dingen des alltäglichen Lebens war er wie ein Kind: offenherzig bis zum Fehler; leichtgläubig wie ein Mädchen; im Gelde, im Hauswesen, im Handel und Wandel, in Allem, was nur von fern merkantilisch aussah, ein völliger Fremdling und dem Betruge jedes Schurken preisgegeben. Seine Leidenschaften waren kurz, aber fürchterlich, und er vergaß im entscheidenden Ausbruche derselben alle Grundsätze und Ueberzeugungen dergestalt, daß man Todschlag und Verderben befürchten mußte. Im Anfang seiner Ehe, da ihn seine Gattin noch nicht zu behandeln verstand, vergriff er sich in solchen Augenblicken gar mit Händen an ihr. Aber mit reuiger Liebe kehrte er nach jeder Verirrung zu ihr zurück, erwärmte sein verwildertes Herz an ihrer Treue und Sitteneinfalt und horchte auf den Rath ihrer kälteren Vernunft. Trotz allen Stürmen, die sie mit ihm erfahren, gab sie ihm doch auf seinem Sterbebette das Zeugniß: „Du warst Liebe — ganz Liebe; Gott lohne sie dir in der Ewigkeit!" In Allem, was S. dachte, that u. schrieb, herrschte eine auffallende *Raschheit*. Er aß schnell, ging schnell, faßte schnell auf, gab schnell wieder. Der *Extremsucht* in allen Dingen ergeben, ging er von stürmischer Thätigkeit über zu gänzlicher Indolenz, von lautester Jovialität zu Gräberstille, von Wärme in Kälte, von Licht in Nacht. Seine erkorenen Lieblinge unter den Deutschen waren: Luther in der Prosa, Klopstock in der Poesie, Bach in der Musik, und zu diesen gesellte sich noch Friedrich der Große. Von Klopstocks Messias wußte er einen beträchtlichen Theil auswendig und konnte ihn mit hinreißender Gewalt deklamiren. — Das verdienstvollste Werk seines Lebens war unstreitig seine „Chronik"; durch sie hat er am weitesten gewirkt, am meisten Gutes gestiftet. Seine „Gedichte" gab sein Sohn Ludwig heraus (2 Thle., Frankf. 1802). Die meisten seiner *geistlichen Lieder* können ihrer theosophischen Tendenz halber keinen Anspruch auf unsern Beifall machen. Der Charakter seiner übrigen *Lieder* ist Herzlichkeit, Popularität, Naivetät, leichte und natürliche Versifikation. Er studirte von Jugend auf das alte deutsche Volkslied, belauschte den Handwerksburschen auf der Straße, den Künstler in der Schenke, den Soldaten auf der Wachtstube, das Mädchen beim Spinnrocken und trug den schlichten, ächt deutschen Geist, den er hier fand, in seine eigenen Lieder über. In seinen *größeren lyrischen Stücken* bemerkt man kühne Eigenthümlichkeit, wilde Imagination, die lieber beim Großen und Geistlichen verweilt, als beim Sanften und Schönen; dann tiefes, aber selten lang anhaltendes Gefühl, oft große, weitgreifende Gedanken, originelle Bil-

der, zürnenden Freimuth und durchgehends eine glühende, selbstgeschaffene Phantasiesprache. Am meisten zeichnete er sich vielleicht als theoretischer und praktischer Tonkünstler aus. Das Klavier und die Orgel spielte er als Meister. Mehre seiner Lieder, von ihm selbst komponirt, erschienen 1786 im Druck, und aus seinem Nachlasse gab sein Sohn „Ideen zur Aesthetik der Tonkunst" (Wien 1806) heraus. — 4) Ludwig, Sohn des Vorigen, 1766 zu Geißlingen im Ulmischen geboren, lebte als Legationsrath zu Nürnberg, † zu Stuttgart 1811. Uebersetzte Thomsons „Jahreszeiten", Berlin 1789, 3. Aufl. 1805, Shakespeare's Othello, Leipz. 1802, und Ossians Gedichte, Wien 1808, 2 Bde., und gab heraus: seines Vaters Ideen zur Aesthetik der Tonkunst, 1806, und dessen „Vermischte Schriften", Zürich 1812, 2 Thle. — 5) Henriette, Schriftstellerin, 1770 zu Altenburg geboren, Schwester der Dichterin Sophie Mereau, lebte abwechselnd in Altenburg und Jena, wo sie 1831 †. Uebersetzte mehre englische Romane: Darstellungen aus dem wirklichen Leben von Miß Opie, Leipz. 1816; — Cäcilie, oder die Rose von Raby, nach A. Musgrave, das. 1819; — Der Eremit von Windermeere, das. 1820; — Die Jungfrau vom See, nach Scott, das. 1819; — Schottische Lieder und Balladen, Altenburg 1817, u. A.

Schubarth, Ernst Ludwig, Chemiker, 1797 zu Merseburg geboren, Professor der Philosophie zu Berlin, Lehrer der Physik und Chemie am Gewerbeinstitut und an der Thierarzneischule, Mitglied der Prüfungskommission für Pharmaceuten. Schrieb: Receptirkunst und Recepttaschenbuch, Berl. 1821, 2. Aufl. 1828; — Lehrbuch der theoretischen Chemie, das. 1822, 5. Aufl. 1832; — Elemente der technischen Chemie, das. 1831—33, 2 Bde., 3. Aufl. 1839—40, 3 Bde.; — Beiträge zur nähern Kenntniß der Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich, das. 1836; — mit G. Reich: Die Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich, das. 1837, u. A.

Schubauer, Friedrich Leopold, königl. sächs. Stabsoffizier und Maler, wurde 1795 zu Dresden geboren, übt mit großem Beifalle die Schlachtenmalerei. Einige seiner Bilder sind im Besitze des Königs von Sachsen, andere findet man in Privatsammlungen. Die meisten sind sehr lebendig in der Komposition und geistreich behandelt. Im J. 1837 erwarb der König die Schlacht bei Podobna 1812, ein großes Bild von vielen Vorzügen; eine Scene aus dem tyroler Kriege von 1809 ist als Kunstvereinsgeschenk nach ihm gestochen. Man hat von seiner Hand auch viele geistreiche Zeichnungen, meist ähnlichen Inhalts, wie die Gemälde. Einen andern Theil seiner Werke machen die Landschaften aus.

Schubbänder, s. v. a. Sturmbänder.

Schubband, eine Verbindung im Gezimmer, besonders an Hausecken; sie geht von der Schwelle in den Rahmen.

Schubbecs, s. Tübet.

Schubblech, der Schieber von Blech, womit der angefüllte Backofen verschlossen wird.

Schubbret, s. v. a. Schränkeisen.

Schubbrücken, s. v. a. Zugbrücken.

Schuben (Bot.), auch Pflaumenbeerer, 14. Zunft der 15. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Barringtonien anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Blüthen 4zählig, mit vielen Staubfäden; Frucht fleischig, trocken, vielfächerig; Gröpsschale ziemlich hart, nußartig, nicht klaffend. Bäume in heißen Ländern, mit ungedüpfelten Blättern, abwechselnd, auch gegenüber und wirtelartig, ohne Nebenblätter. Blüthen groß, in Rispen und Trauben; Kelch oben 4—5lappig, mit eben so vielen Blumenblättern und sehr vielen Staubfäden, unten etwas verwachsen; Pflaumen 2—4fächerig, reif oft einfächerig, mit 1 oder 2 großen Samen. Gattungen: Fötidia, Grias, Catinga, Barringtonia, Careya, Gustavia.

Schubenaccadie, Fluß, s. Neuschottland.

Schubert (Biogr.). I. Gelehrte: 1) Friedrich Theodor, bekannt als Gelehrter, besonders als Astronom, wurde am 30. Oktober 1758 zu Helmstädt, wo sein Vater Professor der Theologie (später Oberkirchenrath zu Greifswald) war, geboren. Herangebildet auf der Stadtschule zu Greifswald und später auf der Universität Göttingen, wo er (1776 — 1779) Theologie studirte, begleitete er nach seiner Rückkehr in die Heimath zwei junge Schweden nach ihrem Vaterlande und widmete sich mehre Jahre lang der Erziehung junger Leute. Als Hofmeister bei dem Major von Kronhelm zu Bartelshagen bei Stralsund, einem Freunde der Astronomie, der treffliche Beobachtungsinstrumente besaß, faßte S. Neigung für die Sternkunde und höheren mathematischen Wissenschaften. Bei dem ihm eigenen Fleiß und Scharfsinn machte er in Kurzem so bedeutende Fortschritte, daß man ihn 1785, nachdem er 2 Jahre zuvor als Revisor in Reval angestellt worden war, als Geograph der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berief. Im nächsten Jahre trat er als Adjunkt der mathematischen Klasse und 1789 als wirkliches Mitglied in die Akademie. Im Jahre 1799 wurde er zum Bibliothekar und Aufseher des Medaillenkabinets ernannt und übernahm 1804 als erster Astronom die Sternwarte der Akademie, wobei mehre Gehülfen unter ihm arbeiteten. Von S. ging der Plan zur Anlage der neuen Sternwarte zu Nicolajew aus, so wie die Wahl des anzustellenden Astronomen. Der russischen Gesandtschaft, die 1805, besonders zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke, nach China ging, war S. als Chef der wissenschaftlichen Abtheilung, insbesondere für Astronomie und Literatur beigegeben. Die Reise ging über Moskau, Kasan, Tobolsk, Irkutsk bis Kiächta; das Ziel konnte jedoch nicht erreicht werden, und man sah sich zur Rückkehr gezwungen. S. war 1813 als Mitglied in das Admiralitätsdepartement ernannt und wurde 1816 wirklicher Etatsrath. In dieser Stellung (Kollege und Nachfolger des berühmten Euler) lebte er fast ausschließlich und unermüdlich thätig den Wissenschaften, bis er am 22. Oktober 1825 an einem heftigen Gallenfieber †. S.s Verdienste als Schriftsteller sind bedeutend. Sein „Lehrbuch der theoretischen

Astronomie" erschien 1798 in 3 Bänden in französischer und gleichzeitig in deutscher Sprache zu Petersburg (die französische Uebersetzung 1822 in einer zweiten Auflage) und wurde zu Boston ins Englische übersetzt. Seine „Populäre Astronomie" (3 Bde., Petersb. 1804—10) gibt eine klare Darstellung des Weltsystems, ohne in den höhern Kalkul einzugehen. Seit 1788 gab S. jährlich den petersburger Kalender heraus. In den Jahren 1808—1818 versah er den deutschen petersburger Taschenkalender mit vielen anziehenden astronomischen, physikalischen, geographischen und historischen Abhandlungen. Im J. 1810 übernahm er die Redaktion der deutschen akademischen Zeitung; auch schrieb er die Memoiren der Akademie. Er stand in Briefwechsel mit den berühmtesten Männern des Auslandes und war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Er besaß eine umfassende Kenntniß der klassischen und morgenländischen Sprachen, sprach das Französische, Englische, Russische mit Geläufigkeit und war ein Freund der Musik. „S.s umfassender Geist", urtheilt Zech, „beschäftigt sich mit den mannichfaltigsten und ausgedehntesten Fächern des Wissens; er weiß Tiefe der Forschung mit dem Schmucke glänzender Phantasie und mit dem Reize einer eigenthümlichen und höchst anziehenden Schreibart zu verbinden. Wenn es nöthig wäre, das alte ungerechte Vorurtheil zu bekämpfen, daß Gelehrsamkeit, Literatur und schöne Redekünste mit dem mathematischen Geiste unverträglich seyen, da kann S. dasselbe auf das Vollendetste widerlegen". — 2) **Gotthilf Heinrich von**, deutscher Gelehrter, einer der geistreichsten und vortrefflichsten Menschen, war der Sohn eines Pfarrers in Hohenstein, einem schomburgischen Städtchen des Königreichs Sachsen, geboren am 26. April 1780, und erhielt seine Schulbildung zu Greiz im Voigtlande, später in Weimar. In letzterer Stadt wirkte die Bekanntschaft mit Herder, der den genialen Zögling des Gymnasiums sehr bald herausfand und mit väterlicher Liebe in seinem Hause aufnahm, mehr als alles Andere anregend auf ihn ein. Für den geistlichen Stand bestimmt, bezog er 1800 die Universität Leipzig; aber schon nach einem Jahre verließ er beides, die Stadt und das begonnene theologische Studium, nicht ohne großen Widerspruch seines Vaters, und ging nach Jena, wo damals Schelling in vollster Jugendkraft wirkte. S. widmete sich mit Eifer dem medicinischen Studium und erhielt nach einem Aufenthalte daselbst von drittehalb Jahren die medicinische Doktorwürde. Kühne Reisepläne durchkreuzten seinen Kopf, und schon war der Eine davon, der ihn als Schiffsarzt nach Amerika bringen sollte, der Ausführung ganz nahe. Da traf die Liebe sein Herz. Alle Sehnsucht in die Ferne war aus seiner Seele getilgt; er blieb im Vaterlande. Mit keinem andern Besitzthum, als seinem geistigen Kapital, ging er nach Altenburg, um da als praktischer Arzt zu leben und zugleich ein eigenes Hauswesen zu gründen. Bald hatte er eine ausgebreitete Praxis, doch war sie nichts weniger als eine goldene. Um den gemüthlichen, von Wohlwollen gegen Jedermann erfüllten Mann sammelten sich nicht nur Kranke aller Art, sondern unter diesen vornehmlich Arme und Mittellose, und keinen derselben ließ S. ohne Trost von sich, mochte es auch nicht anders möglich seyn, als indem er sich selbst für die Bezahlung der damals, wo das brownsche System im Ganzen noch vorherrschte, in der Regel sehr kostbaren Arzneien verbürgte. Gleichgesinnt stand ihm seine Gattin zur Seite, von deren Trefflichkeit der erste Theil seines „Alten und Neuen aus dem Gebiete der innern Seelenkunde" schöne Zeugnisse enthält. Mit Glück betrat S. schon damals die schriftstellerische Laufbahn, und während er in Pierers „Medicinischen Annalen" manchen gehaltvollen Aufsatz lieferte, gab er den ersten Theil einer „Bibliotheca castellana, portugues y proençal", der den Cid enthielt, jedoch ohne Nachfolger geblieben ist, und einen Roman: „Die Kirche und die Götter" (2 Bde., Penig 1804), heraus, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Liebe zu den Bergwissenschaften bewog ihn, nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Altenburg diese Stadt mit Freiburg zu vertauschen, wo damals noch Werner in vollster Manneskraft lehrte. Bald gewann S. die ganze Liebe des berühmten Oryktognosten und verlebte ebenfalls 2 Jahre in Freiberg unter sehr freundlichen Verhältnissen. Im Jahre 1807 trennte er sich von da und zog mit Weib und Kind nach Dresden, um die dortigen literarischen und Kunstschätze zur Vollendung seiner Bildung zu benutzen. Hier traf er mit seinen Freunden Koethe und Wetzel zusammen und gewann außerdem in den geistreichen Cirkeln der Hauptstadt unter Männern und Frauen viel Verehrer und Verehrerinnen. Er hielt Vorlesungen, hauptsächlich über naturphilosophische Gegenstände, aus denen seine bekannte Schrift: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Dresd. 1808, 3. Aufl. 1827) entstanden ist, und begann hier zugleich die Herausgabe seines schon längst vorbereiteten naturphilosophischen Werks: „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (2 Bde., Leipzig 1806—1820). Mit dem Jahre 1809 begann seine Einbürgerung im Königreich Bayern, indem er damals ohne sein Zuthun als Direktor des neu errichteten Realinstituts nach Nürnberg berufen wurde. An diesem Institute wirkte er mit Schweigger, Kamm und Pfaff bis 1816, wo die Auflösung desselben nicht mehr zweifelhaft war. In dieser, besonders auch für die Form seiner religiösen Ansichten entscheidenden Periode † seine Gattin. Zwei Jahre nachher von Neuem vermählt mit der Nichte der Verstorbenen, folgte er in dem obgenannten Jahre einem sehr dringenden Rufe des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Ludwig, nach Ludwigslust, als Lehrer seiner Kinder, besonders der damals schon erwachsenen Prinzessin Maria, und fand daselbst einen freundlichen, die unabhängigste Zukunft ihm versprechenden Wirkungskreis. Da indessen Klima und Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit einwirkten, kehrte er schon nach 3 Jahren in sein zweites Vaterland, Bayern, zurück. Er lebte als Professor der Naturwissenschaften in Erlangen,

bis er in gleicher Eigenschaft an die neugestiftete Universität in München kam, wo er noch gegenwärtig wirkt. In den Jahren 1836 und 1837 machte er eine Reise in das Morgenland. Die wissenschaftliche Richtung S.s wurde zunächst durch die schellingsche Naturphilosophie bestimmt; es konnte somit nicht fehlen, daß die Forschungen über das Absolute ihn vielfältig tief in das Gebiet des Religiösen hinüber führten. Hiermit aber mußte zugleich die pietistisch-mystische Richtung, die in der neuern Zeit namentlich die Protestanten in Bayern genommen haben, Einfluß üben auf den gemüthvollen S., und wir sehen uns daher veranlaßt, einen Unterschied zu machen zwischen S.s eigentlich wissenschaftlichen Werken und seinen rein ascetischen Schriften. Zu den erstern rechnen wir, außer den bereits angeführten, die geistvolle Schrift: „Die Urwelt und die Fixsterne" (Dresden 1822, 2. Aufl. 1839); seine sehr ausführlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, insbesondere seine Handbücher der Mineralogie und Kosmologie u. s. w.; ferner seine geistreiche „Symbolik des Traums" (3. Aufl., Leipz. 1840) und die „Geschichte der Seele" (2 Bde., Stuttgart 1830, 2. Aufl. 1833), welches letztere Werk, aus ungemein zahlreich besuchten Vorlesungen über die Psychologie entstanden, die Frucht eines mehr als 20jährigen Forschens, über viele Gegenden des geheimnißvollen Gebiets der Seelen- und Geisteskunde großartige, wenn auch mehr ahnungsreiche, als wissenschaftlich begründete Gedanken ausspricht. Einen Nachtrag dazu bilden „Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele" (Stuttg. 1845). Zu der 2. Klasse zählen wir sein „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde" (5 Bde., Leipz. und Erlangen 1817—44); seine als Traktat der süddeutschen Traktatengesellschaft gegebene Biographie des Pfarrers Oberlin (s. d.), die unstreitig wohl das Beste unter allen, gleich Schneeflocken des Aprils ausgestreuten Traktaten der mystischen Zeitgenossenschaft ist; dann die freilich in dem alten Idiom herausgegebene Beschreibung von Claudii de Martelli „Errettung in und aus der türkischen Gefangenschaft" (Erlangen 1825) und endlich die „Mittheilungen aus dem Reiche" in der „Evangelischen Kirchenzeitung". Ist S. auf dem Gebiete naturphilosophischer Forschungen durch ein ungewöhnliches Talent für Analogie und Induktion ausgezeichnet, so hat er bei einem bewundernswürdigen Reichthume von Gelehrsamkeit im Gebiete der Chemie, der vergleichenden Anatomie, der Naturgeschichte, der mathemathischen Astronomie und der Mineralogie, so wie einer höchst umfassenden Sprachkenntniß eine Tiefe der Spekulation, die namentlich in der Astronomie, in der Geschichte des Erdkörpers und dann im wunderbaren Reiche des Geistigen Ansichten aufstellt, die zur Zeit schon vielfältig ihren Einfluß in die wissenschaftliche Gestaltung der Zeit geäußert haben, ihre eigentliche und vollständige Anerkennung aber erst von einer ruhigern und klarern Zukunft erwarten. „Es ist Licht", sagt ein Kritiker, „aus der reinen Quelle des Geistes geschöpft, das in Schrift und Rede und der ganzen Individualität dieser unleugbar ursprünglich genialen Erscheinung leuchtet, und doch ist dieses Licht durch die Gemüthlichkeit des linbenswürdigsten Mannes so gemildert und über sein ganzes Wesen so gleichmäßig vertheilt, daß es, nach der Erfahrung Aller, die in seine Berührung gekommen sind, selbst in der größten Nähe nicht blendet oder verletzt, sondern vielmehr in eigenthümlicher Lieblichkeit zu einem Augentrost wird u. eben so das Herz stärkt und erquickt". In den ascetischen Schriften S.s ist, wie schon erwähnt, der Einfluß der pietistisch mystischen Atmosphäre, in welcher der Verfasser, nach Bayern verpflanzt, zu athmen gezwungen war, unverkennbar, und wir dürfen das Manierire desselben, das eben die Frucht jenes Einflusses ist, nicht in Schutz nehmen. Dennoch ist auch diesen Schriften ein Geist des Universums und Liebe eingehaucht, der seinen Abfluß aus dem reinen Urquell bekundet und seine innere Verschiedenheit von dem jesuitisch-selbstischen Athem, der in der „Evangelischen Kirchenzeitung" wehte, sattsam zu Tage legt. Ein gar heiteres Spiel und eine liebliche Einfassung um die wissenschaftliche Thätigkeit S.s bilden sein „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tyrol und die Lombardei" (Erlang. 1823, 2. Aufl. 1834) und seine „Reise durch das südliche Frankreich und Italien" (2 Bde., das. 1827—31), so wie noch besonders zu erwähnen ist seine „Reise in das Morgenland in dem J. 1836—1837" (3 Bde., das. 1838 — 1839.) — 3) **Friedrich Wilhelm von**, Theolog, 1788 in Greifswald geboren, ward 1811 Privatdocent, 1812 Adjunkt, 1813 Professor der Theologie. Schrieb: Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen, Greifsw. 1820, 2 Bde.; — Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermanland in den Jahren 1817, 1818 und 1820, Leipzig 1824, 3 Bde. — 4) **Friedrich Wilhelm**, Historiker, zu Königsberg am 20. Mai 1799 geboren, gewann durch seines Vaters Sammlung vaterländischer Chroniken frühzeitig Neigung für die Geschichte und faßte schon auf der Schule den Entschluß, sein Leben ausschließlich dem historischen Studium zu widmen. Er bezog 1815 die Universität seiner Vaterstadt, trat aber noch vor dem Beginn seiner akademischen Laufbahn in die Reihen der freiwilligen Jäger, die bei der Wiedererneuerung des Kampfes noch einmal ins Feld gerufen wurden. Als das 6. Armeecorps, bei dem S. stand, nach der waterlooer Schlacht in die Umgegend von Paris rückte, fand er Gelegenheit, die herrlichsten Denkmäler alter und neuer Kunst in dem noch ganz gefüllten Musée Napoléon, bevor der größte Theil der Kunstwerke den alten Besitzern zurückgegeben wurde, durch eigene Anschauung kennen zu lernen. In die Heimath zurückgekehrt, setzte er von 1816 an als Mitglied des philologischen Seminars unter Lobeck, Hellmann und Herbert seine Studien fort und wurde durch Schütz, den damaligen Direktor des Ordensarchivs, mit den Urkundenschätzen desselben bekannt gemacht. Er habilitirte sich 1820 als Privatdocent durch Vertheidigung seiner „Commentatio de gubernato-

ribus ordinis teutonici seculo decimo tertio" (Leipz. 1820), worin er versuchte, die verworrene Chronologie der preußischen Geschichte im 13. Jahrhundert nach Urkunden aufzuklären und festzustellen. Seine nächsten Arbeiten, ebenfalls noch im Gebiete der preußischen Geschichte, waren einige Abhandlungen in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" (Bd. 5 u. 6) und die mit Professor Voigt besorgte Ausgabe der bis dahin noch ungedruckten „Jahrbücher oder Chronik Johanns von der Pusilie" (Lindenblatt), die mit Anmerkungen und erläuternden Beilagen 1823 zu Königsberg erschienen. Im J. 1823 erhielt er eine außerordentliche Professur der Geschichte in Königsberg und dehnte seine Vorträge nun auf alle Theile der Geschichte und Staatskunde aus. Er wurde 1824 an die Universität zu Berlin berufen, kehrte aber bald wieder nach Königsberg zurück und beschäftigte sich mehre Jahre vornehmlich mit Untersuchungen über die griechischen und römischen Magistrate für die innere Verwaltung. Seine Forschungen sind in der Schrift: „De Romanorum aedilibus libri IV, quibus praemittuntur de similibus magistratibus apud populos adtiquos dissertationes II" (Königsb. 1828) enthalten. Er erhielt 1826 die ordentliche Professur der Geschichte und Staatskunde und fand in diesem erweiterten Wirkungskreise so sehr seine Befriedigung, daß er mehre ehrenvolle und vortheilhafte Berufungen in das Ausland ablehnte, um dem Hauptplane seiner schriftstellerischen Thätigkeit, der Darstellung der Geschichte des Hauses Hohenzollern und des preußischen Staats, vorzugsweise und einer allgemeinen Entwickelung der Statistik der Staaten Europa's leben zu können. Mit dieser Aufgabe beschäftigt, sammelte er auf mehren in den Jahren 1828 und 29 unternommenen Reisen durch Süddeutschland, Norditalien, Frankreich, die Niederlande und Oesterreich die trefflichsten Materialen. Es erschienen zunächst einige Abhandlungen theils besonders (z. B. „Preußens erstes politisches Auftreten unter dem großen Kurfürsten", Königsb. 1823), theils in den von ihm herausgegebenen „Historischen und literarischen Abhandlungen der königl. deutschen Gesellschaft (zu Königsberg, 4 Bde., das. 1830—33). Sodann gab er heraus: „Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens" (1 Heft, das. 1831); — „Das Krönungsfest der preußischen Monarchie" (das. 1832) u. A. Nächstdem folgte die Ausarbeitung des „Handbuchs der allgemeinen Staatskunde von Europa" (das. 1835 ff.), in welchem das historische Element zu einer wissenschaftlichen Begründung dieser Wissenschaft einen umfassenden Raum gewonnen hat. Mit Rosenkranz (s. d.) besorgte S. die erste vollständige Ausgabe der „Sämmtlichen Werke Kants" (12 Bde., Leipz. 1838—40), indem er dazu den durch ihn gesammelten Nachlaß desselben, Eigenthum der königsberger Bibliothek, bearbeitete. Schon früher hatte er in Raumers „Historischem Taschenbuch" (1838) eine Abhandlung über Kants Stellung zur Politik geliefert. — II. Bildende Künstler: 5) Johann David, Zeichner und Maler, geboren zu Dresden 1761, war der Sohn eines Orgelbauers, nach dessen 1772 erfolgtem Tode er die Akademie besuchte, wo er unter Hutins und Casanova's Leitung glückliche Fortschritte machte. Anfangs malte er Schlachten, dann aber zog er mehr die Geschichte in seinen Bereich. Allein er fand keine Gelegenheit zur Ausführung größerer Bilder, sondern mußte im Gegentheile nur durch kleinere Kompositionen für Taschenbücher und Romane seinen Unterhalt sichern, bis er endlich 1781 an der Porzellanmanufaktur zu Meißen angestellt wurde. Er war hier anfangs besoldeter Maler, dann wurde er Lehrer an der dortigen Zeichnenschule, endlich Obermaler-Vorsteher und 1801 Professor der Geschichtsmalerei an der Akademie zu Dresden, als welcher er 1822 in Dresden †. S. ist durch eine Menge von Zeichnungen bekannt, weniger durch Gemälde, deren er aber ebenfalls hinterließ. Zu den letzteren gehört ein 1800 belobtes Gemälde, welches Coriolan vorstellt, wie er auf Bitten seiner Mutter und Gattin von seinem feindlichen Vorhaben gegen das Vaterland abläßt. Ein späteres Gemälde stellt Psyche vor, welche den Amor beleuchtet, und ein drittes den Abel, welcher dem kranken Vater den von einem Engel bereiteten Heiltrunk reicht, fast kolossale Figuren. Seine Zeichnungen zum Stiche sollen sich auf einige Tausende belaufen. Zu seinen besten gehören jene zu Lossius' Bilderbibel, jene zum „Leipziger Taschenbuche zur Freude", für Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", für den „Göttinger Almanach", zu Cumberlands Roman „Friedrich", Gotha 1811; zur „Gallerie häuslicher Denkmäler", Leipzig 1811, für das „Pantheon der Deutschen" (Charakteristik Luthers und Friedrichs II., Leipzig 1794); für Beckers „Augusteum", u. andere Werke. D. Berger, Berka, Krüger, Schule, Böttcher, Riepenhausen, Dornheim, K. Kohl, Geyser, Stölzel, M. Haas, Bolt u. A. haben eine Menge Blätter nach ihm gestochen, meist in kleinem Formate. S. selbst hat mehre Blätter radirt. — 6) Franz, Historienmaler, wurde 1807 zu Dessau geboren und daselbst in den Anfangsgründen der Zeichnenkunst unterrichtet, bis er 1829 nach München sich begab, wo ihn Cornelius zu seinen vorzüglichsten jüngeren Schülern zählte. Man sah schon 1832 auf der münchener Kunstausstellung einen Karton, welcher Christus vorstellt, wie er das Volk in der Wüste speiset. Mit K. Hermann malte er das Deckenbild der Himmelfahrt Christi in der protestantischen Kirche, welches Schreiner und Engelmann lithographirten. Dann malte S. auch in Oel, so daß er 1834 bei seiner Ankunft in Rom in kurzer Zeit als Maler seinen Ruf gründete. Im J. 1835 malte er Jakob und Rahel am Brunnen in einer schönen Landschaft, eine liebliche Komposition. Eben so schön ist auch das Bild der drei theologischen Tugenden, durch eben so viele allegorische Figuren dargestellt und 1837 in Oel gemalt. In Rom malte er auch die Parabel vom reichen Manne, der die Armen und Krüppel zur Mahlzeit ladet, nachdem sich seine Nachbarn aus nichtigen Gründen hatten entschuldigen lassen. Diese Komposition, deren Mittelpunkt der freundliche Gastgeber bildet, ist von großer

Schönheit und von glücklicher Vertheilung der trefflich gemalten und größtentheils plastisch gerundeten Figuren. Ein anderes schönes Bild, welches S. 1838 in Rom malte, stellt Christus vor, wie er die Blinden heilt. Mittlerweile machte der Künstler auch ernste Studien nach den in Rom vorhandenen Meisterwerken früherer Zeit. Namentlich war es Raphael, der ihn begeisterte. Er zeichnete alle Darstellungen aus der Fabel der Psyche in der Farnesina und gab diese Bilder mit bewunderungswürdiger Treue der Zeichnung; er hat sie selbst in Kupfer radirt. In der letzteren Zeit seines Aufenthaltes in Rom beschäftigte ihn ein großartiger Auftrag des Herzogs von Anhalt-Dessau, der ein Gemälde bestellte, wozu S. in Rom den Karton zeichnete, welcher durch ein eigenhändig radirtes Blatt bekannt ist. Der Künstler wählte die Speisung der Israeliten durch Manna und Wachteln. Ein zweiter Karton stellt Gott Vater dar, wie er nach dem Sündenfall das erste Menschenpaar straft. — III. Musiker: 7) Ferdinand, Professor an der kaiserl. königl. Normal-Hauptschule zu St. Anna in Wien, auch fleißiger Komponist, am 18. Oktober 1794 in der Vorstadtpfarre Lichtenthal geboren, erhielt, wie auch seine Brüder Franz und Ignaz, den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer. In seinem 13. Jahre vermochte er schon die fodorschen Violinkoncerte vorzutragen; eben so machte er im Orgelspiele bedeutende Fortschritte und erwarb sich bald den Ruf eines der ausgezeichnetsten Organisten der Residenzstadt, den er sich bis in die neueste Zeit auch erhalten hat. Im Jahre 1810 erhielt er die Stelle eines Schulgehülfen bei der kaiserl. königl. Waisenhausanstalt, wurde 6 Jahre später zum wirklichen Lehrer befördert und nach zehnjähriger Dienstleistung zum Chorregenten des Pfarrbezirks Alt-Lerchenfeld ernannt. Das oben genannte Amt eines Professors trat er 1824 an. Außerdem ist er seitdem noch als Visitator mehrer Vorstadtschulen, als dirigirendes Mitglied mehrer Kirchen-Musikvereine, der Gesellschaft der Musikfreunde und erster Administrator der Schullehrer-Wittwensocietät thätig gewesen und sind außer einigen pädagogischen Schriften folgende Kompositionen von ihm erschienen: 1 Regina coeli, 1 deutsche Seelenmesse, 4 Lieder für die Waisenknaben, 2 Tantum ergo, 1 Parademarsch, 24 Orgel- und Klavierkadenzen, 2 Kinder-Operetten, 1 große Missa, 1 Requiem zum Andenken seines Bruders Franz, 2 Salve Regina, 1 Sonate für Pianoforte und Czakan u. s. w. — 8) Franz, ausgezeichneter Komponist, wurde den 31. Januar 1797 in der Vorstadt Himmelpfortgrund zu Wien geboren und erhielt von seinem 7. Jahre an Musikunterricht von dem Chorregenten Mich. Holzer. Seine ausgezeichnet schöne Stimme verschaffte ihm die Aufnahme unter die Zahl der Hofkapellknaben; auch erlernte er während seines fünfjährigen Aufenthaltes im kais. königl. Konvikte Klavier und die Saiteninstrumente mit so glücklichem Erfolge, daß er bald die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Den Generalbaß studirte er unter der Leitung des Hoforganisten Ruziczka, und in der Komposition wurde er von Salieri unterwiesen. Der Eintritt der Mutation veranlaßte ihn, die Anstalt zu verlassen, und nun lebte er theils bei seinen Aeltern, theils für sich, studirte die Meisterwerke Haydns, Mozarts und Beethovens, gab Musikunterricht und beschäftigte sich in seiner übrigen Zeit vorzugsweise mit der Komposition, zu welcher ihn innere Begeisterung hinzog, welche die Möglichkeit einer kaum denkbar schnellen Vollendung herbeiführte. Schon als Knabe hatte er sich im Niederschreiben von Quartetten, Klavierstücken u. dergl. versucht; später erstreckte sich seine Thätigkeit in dieser Beziehung auf fast alle Zweige der Kunst, und eine im Verhältniß zu der kurzen Zeit seines Lebens kaum glaubliche Zahl von gediegenen Kompositionen zeugt von der seltenen Produktionskraft dieses Mannes. Die Hauptvorzüge derselben bestehen in höchster Originalität, einem tiefen poetischen Gemüth, überraschender Wahrheit des Ausdrucks, zartem Auffassen der leisesten Andeutungen des Dichters, feuriger Phantasie, durch Hinneigen zur Schwermuth gemildert, einfach reizenden Melodien, Fülle der Modulationen und in unerschöpflicher Neuheit im Formellen. Besonders groß war er im Balladen- und Liederfache, in welchem er unter allen deutschen Komponisten mit den ersten Rang einnimmt. Im Umgange war er heiter, lebensfroh, schlicht, offenherzig und bieder, glühend für seine Kunst, ein liebender Sohn, treuer Freund und dankbar erkenntlicher Schüler. Obgleich ihm von den verschiedensten Seiten die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden, z. B. durch die Ernennung zum Ehrenmitglied der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, der philharmonischen Vereine zu Grätz und Innsbruck, so verließ ihn doch seine frühere Bescheidenheit nicht. Schmeichler konnte er nicht leiden; eben so wenig gab er auf Beifallsäußerungen der großen Menge. Er † zu Wien am 19. November 1828 und ruht auf dem währinger Friedhofe, wo ein einfacher Leichenstein, mit der aus Erz gegossenen, sprechend ähnlichen Büste geschmückt, die Stelle bezeichnet, die nur ein Grab von dem Beethovens, seines erhabenen Vorbildes, trennt. Von seinen Kompositionen, die in Opern, Sinfonien, Chören, Ouvertüren, Kantaten, Psalmen, Messen, Gradualen, Offertorien, Stabat mater, Alleluja, vielen Sonaten, Trio's, Variationen, Phantasien, Rondo's, Impromtu's, Tänzen, Märschen, Vokal- und Streichquartetten, italienischen Arien, einem großen Oktett, mehren hunderten von Balladen und Liedern bestehen, sind namentlich die letzteren schon seit geraumer Zeit ein Gemeingut der Kunstwelt geworden. Sein handschriftlicher Nachlaß enthält einen reichen Schatz der trefflichsten Kunstwerke, und werden auch diese nach und nach der Oeffentlichkeit übergeben. Viele davon sind bereits erschienen. — 9) Joseph, Komponist, geboren 1757 zu Warnsdorf in Böhmen, wurde in der Musik anfangs von seinem Vater, von 1768 an während seines Aufenthaltes auf der Schule zu Prag von dem Abbé Fischer unterrichtet. Seine

Ausbildung vollendete er zu Berlin unter Kohn, trat dann 1779 als Kammermusikus in die Dienste des Markgrafen von Schwedt u. folgte 1788 einem Rufe in die kurfürstliche Kapelle nach Dresden, wo er bis an seinen Tod blieb. Er schrieb für Violine, Bratsche, Violoncell, Flöte, Fagott, überhaupt für fast alle gebräuchlichen Instrumente über 60 Koncerte und außerdem noch Sonaten, Variationen, Divertissements, Solo's, Partien für Blasinstrumente, Sinfonien für großes Orchester und die Opern: „Der Gasthof zu Genua", „Die Landplagen oder das blaue Ungeheuer", „Rosalia" und „Die Entzauberung". — 10) Franz, Kapellmeister der königl. sächsischen Hofkapelle zu Dresden und tüchtiger Violinvirtuos, am 22. Juli 1808 zu Dresden geboren und erhielt den ersten Unterricht auf der Violine von dem 1837 verstorbenen Koncertmeister Rolla zu Dresden, wurde dann von dem kunstliebenden König nach Paris geschickt, wo er sich unter Lafont weiter ausbildete und bald bei wiederholtem öffentlichen Auftreten als ein ausgezeichneter Spieler berühmt ward. Nach seiner Rückkehr nach Dresden wurde er als erster Violinist an der Kapelle angestellt und später noch zum Koncertmeister ernannt. Was Gewandtheit und Fertigkeit betrifft, gehört er zu den bedeutendsten Virtuosen unserer Zeit. Vorzügliches leistet er im Prima viste-Spiel; sein Vortrag zeichnet sich durch Eleganz und Nettigkeit aus, und auch in Beziehung auf den sogenannten großen Bogen hat er sich durch seinen achtungswerthen Kunsteifer zu einer großen Vollkommenheit emporgeschwungen. Seine Frau, die Tochter des königl. preußischen Kapellmeisters Abrah. Schneider, glänzte vor ihrer Verheirathung auf mehren Theatern unter dem Namen Maschinka Schneider und wurde 1815 zu Reval geboren, erhielt den ersten Gesangunterricht von Bordogni zu Paris, ging von da 1832 nach London und wurde hier bei der deutschen Oper engagirt. Von London ging sie nach Mailand, studirte noch bei Bianchi und kehrte endlich 1834 nach Berlin zurück, von wo aus sie dann einem Rufe als königliche Hofsängerin nach Dresden folgte.

Schuberth (Biogr.), 1) **Karl**, ausgezeichneter Violoncell-Virtuos, wurde am 25. Februar 1811 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater Musiklehrer war. Schon in den frühesten Lebensjahren verrieth der Knabe seltene Anlagen zur Musik, und der Vater begann daher im 6. Jahre mit demselben den Unterricht auf dem Piano. Er zeigte indeß bald vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe zum Violoncell, und so erhielt er schon im 9. Jahre den ersten Violoncell-Unterricht (auf einer großen Bratsche) von dem damals Epoche machenden Kontrabaß-Virtuosen Ludwig Hesse in Magdeburg. S. war sehr fleißig u. machte solche Fortschritte, daß er schon im 11. Jahre seines Alters öffentlich aufzutreten versuchen konnte. Es geschah dies auch mit einem solchen entschiedenen Erfolge auf dem Stadt-Theater zu Magdeburg, daß dem Vater von Verwandten und Freunden ernstlich zugeredet wurde, den so viel versprechenden Knaben für die Musik gründlich ausbilden zu lassen. Neben Klavier- und theoretischem Unterricht, welchen der Vater selbst bei ihm fortsetzte, leitete nun sein ältester Bruder Julius, der jetzige Buch- und Musikalien-Verleger in Hamburg, selbst ein passionirter Violinspieler, nicht nur den ferneren Unterricht auf dem Violoncell, sondern sorgte auch für dessen sonstige Ausbildung mit Ernst und Gewissenhaftigkeit. Als nun Karl hinlänglich vorbereitet war, brachte ihn sein Bruder 1826 zur weitern Ausbildung zu dem berühmten Violoncell-Virtuosen Dotzauer nach Dresden, welcher damals neben Bernhard Romberg der einzige Violoncell-Virtuos von Ruf und Bedeutung war. Dotzauer, bekanntlich ein ausgezeichneter Lehrmeister, verwandte auf seinen talentvollen Schüler die größtmöglichste Sorgfalt, und seine Bemühungen wurden auch mit dem schönsten Erfolge gekrönt, so daß er schon im zweiten Jahre glaubte, ihm seinen ferneren Unterricht entziehen zu können. Der hoffnungsvolle junge Virtuos kehrte nun (er war damals kaum 16 Jahre alt) nach seiner Vaterstadt Magdeburg zurück und trat daselbst mehre Male mit dem glänzendsten Erfolge öffentlich auf, namentlich aber zeichnete er sich in einem Koncerte, welches die berühmte Catalani gab, ganz besonders aus, indem er das Publikum durch seine Leistungen überraschte. Indessen mußte er das Jahr darauf abermals auf ein Jahr zu Dotzauer nach Dresden. Als er nach Jahresfrist (im Herbste 1828) wieder heimkehrte, mit einem glänzenden Atteste seines Lehrers versehen, trat er sofort seine erste Kunstreise über Ludwigslust nach Hamburg an. Der Anfang des ersten Ausfluges fiel indeß sehr unglücklich aus, denn kaum in Ludwigslust angelangt, wohin der junge Virtuose Empfehlungen an den Hof hatte, wurde er von der Polizeibehörde sehr unangenehm inkommodirt, da sein Paß nicht ordnungsmäßig visirt war, und in Folge der damaligen Bewegungen in Deutschland das Paßwesen sehr strenge gehandhabt wurde. Kaum war am Tage nach seiner Ankunft sein Koncert in den Blättern angekündigt, als ein Polizeibeamter mit zwei Grenadieren auf seinem Zimmer im Gasthof erschienen und den jungen unerfahrenen 17jährigen Reisenden nach der Wache abführten. Das Glück wollte, daß der wachthabende Offizier, Graf S., ein großer Musikfreund war, der sich sogleich höheren Orts verwendete, um seinem Arrestanten eine Audienz bei dem Großherzoge, an welchen Karl S. einen Empfehlungsbrief hatte, zu verschaffen. Der Großherzog ließ den Arrestbefehl aufheben, bemerkte jedoch, daß ihm unter bewandten Umständen keine Erlaubniß zum ferneren Aufenthalt, noch weniger aber zum Koncertgeben gestattet werden könne, da an den einmal bestehenden Gesetzen nichts zu ändern sey, und ließ ihn über die Grenze bringen, nachdem er ihm zuvor als Entschädigung 15 Louis-hatte zustellen lassen. S. eilte nun nach Hamburg, wo er nach einem Aufenthalte von einigen Monaten Mitte December 1828, wahrscheinlich um die erhaltene Scharte auszuwetzen, eine ehrende Aufforderung erhielt, in Ludwigslust bei Hofe zu koncertiren, welcher der junge Künst-

ler auch sofort Folge leistete; er wurde daselbst mit Enthusiasmus von den höchsten Herrschaften empfangen. Von hier reiste S. (Januar 1829) nach Hamburg zurück, gab in Bremen, Lübeck und Kiel Koncerte und eilte dann im April nach Kopenhagen, wohin er einen Ruf erhalten hatte. Ein bereits angesetztes Hofkoncert mußte aber wegen eines plötzlich eingetretenen Sterbefalls einer Prinzessin abgesagt werden, und so verließ S. sogleich Kopenhagen. Nach Magdeburg zurückgekehrt, ließ er sich, entblößt von allen Mitteln, entmuthigt durch den unglücklichen Erfolg seiner Reise, im Theater-Orchester (Mai 1829) engagiren und hielt seine Karriere für eine verfehlte. In diesem Engagement blieb ihm hinlänglich Zeit, sowohl sein Instrument zu studiren, als auch bedeutenden Fleiß auf die Komposition zu verwenden. In dieser Zeit komponirte er auch eine Masse Orchester-Werke und Cellosachen, wovon er jedoch das Meiste als unreif verwarf und vernichtete, außer einer Phantasie über holländische Lieder, Opus 3, einem Hefte Kapricen und Etuden, Opus 4, und einer Koncert-Ouverture für Orchester. So verstrich ein ganzes Jahr im rüstigen Fleiße, als plötzlich (April 1830) die gefeierte Sängerin Henriette Sonntag zu Koncerten in Magdeburg eintraf, und S. aufgefordert wurde, in ihrem Koncerte mitzuwirken. Der junge Virtuos zeigte sich sofort gefällig, spielte die schwedischen Lieder von Romberg und machte damit neben dieser großen Sängerin im wahren Sinne des Wortes Furore. Von seinem Bruder seines Vertrages entledigt, sollte er im Frühjahr 1833 nach Paris gehen, und schon waren die Vorkehrungen zur Abreise getroffen, als der berühmte Pianist Kalkbrenner in Hamburg eintraf, um daselbst Koncerte zu geben. Dies veranlaßte S., die Abreise nach Paris zu verschieben, indem er von Kalkbrenner ersucht wurde, in seinem Koncerte mitzuwirken. S. ließ sich in zwei Koncerten hören, und zwar mit vielem Beifalle. Kalkbrenner selbst war durch die eminenten Leistungen des jungen Künstlers überrascht und forderte ihn auf, daß er in Paris sogleich zu ihm kommen müsse, wo er ihm dann mit Rath und That beistehen wolle. Jetzt wurde Tag und Nacht gearbeitet, u. es entstanden in wenigen Wochen ein Koncert, Opus 5, in H-moll, und eine Phantasie über italienische Melodien, nebst mehren Salonstücken. Als S. mehre eigene Kompositionen und die vorzüglichsten von Bernhard Romberg und Dotzauer vollkommen inne hatte, trat er Ende Oktober 1833 wohlgerüstet seine Kunstreise über Bremen, Oldenburg, Düsseldorf, Köln, Aachen, Lüttich, Brüssel, Antwerpen nach Paris an. Sein Auftreten in diesen Städten wurde überall mit den schönsten Erfolgen gekrönt, namentlich aber in Brüssel, woselbst er eine Reihe von Koncerten unter steigendem Beifall gab. In Paris traf S. am 2. Januar 1834 ein. Er machte daselbst wohl glänzende Bekanntschaften, aber keine glänzenden Geschäfte; der pekuniäre Erfolg deckte kaum die Kosten des Aufenthalts. Von Paris kehrte S. im Februar über Antwerpen nach Hamburg zurück und bereiste darauf Ende 1834 und Januar, Februar und März 1835 Holland. Von jetzt an schien ihm das Glück besonders günstig zu seyn; so koncertirte er zuerst mit vielem Beifall in Amsterdam, dann gab er im Haag allein über sechs eigene Koncerte, spielte mehre Male bei Hofe, wurde von dem Könige zum Ehren-Solo-Violoncellisten ernannt und erhielt von der Königin für Dedikation der Phantasie über holländische Lieder einen kostbaren Brillantring, 1000 Gulden an Werth. In Leyden ward er von der Universität zum Ehrenmitgliede ernannt. Seine Reise durch diese Länder glich einem wahren Triumphzuge. Im April 1835 ging S. von Rotterdam nach London zur Saison; unterwegs (auf dem Damfschiffe) lernte er den berühmten Piano-Virtuosen und Komponisten Aloys Schmitt von Frankfurt kennen, der in gleichen Absichten die Weltstadt besuchte. Ein Empfehlungsbrief an den daselbst sehr beliebten Komponisten und Pianoforte-Virtuosen Moscheles, damals die erste musikalische Künstler-Notabilität in London, führte S. in viele bedeutende Zirkel, so wie auch Moscheles sich seines jungen Landsmannes mit vieler Liebe und Zuvorkommenheit annahm. In London waren zur Zeit noch die Violoncellisten Knoop und der Belgier Servais anwesend, welche alle drei, jeder in seinem Kreise, eines bedeutenden Rufes genossen. Nach Hamburg zurückgekehrt, nahm S. die Revisionen seiner sämmtlichen Kompositionen vor und übergab solche seinem Bruder zum Druck, unter der Bedingung, die Publikation derselben successive vorzunehmen. Im September 1835 trat S. seine Reise nach Rußland über Riga, Dorpat und St. Petersburg an. In Riga machte er im wahren Sinne des Wortes Furore, denn er gab daselbst acht Koncerte unter steigendem Beifall, ein Resultat, welches vor ihm keinem Künstler möglich war, und die Kritik stellte ihn an die Spitze der Violoncell-Virtuosen. Von Riga verbreitete sich nun bald sein Ruf durch ganz Rußland und so auch besonders nach Petersburg. Hier angekommen, erhielt S. vom damaligen Musikdirektor Cavos die Einladung, in dem kaiserlichen Opernhause zu koncertiren. Das Haus war überfüllt und der Erfolg für den jungen Künstler ein entscheidender; er wurde mehre Male gerufen, und die kaiserliche Direktion überreichte ihm noch an demselben Abend ein Engagements-Anerbieten als erster Violoncellist und Solo-Virtuos des Kaisers mit einem jährlichen Gehalte von 5000 Rubel Banko, unter Zusicherung von 2000 Rubel Pension nach verflossenen 10 Dienstjahren. S. besann sich ungeachtet dieser außerordentlichen Offerte eine ganze Woche, acceptirte aber dann das Engagement, nachdem ihm jährlich noch ein Urlaub von drei Monaten bewilligt worden war. Von Jahr zu Jahr wußte sich S. in dieser Stellung immer mehr die Liebe und Achtung seiner Vorgesetzten, so wie die Gunst des musikalischen Publikums zu erwerben, so daß er schon im dritten Jahre zum Musik-Direktor der kaiserlichen Universität ernannt und ferner als Lehrer an der kaiserlichen Rechtschule angestellt wurde, u. zwar jede Stelle mit einem entsprechenden Ho-

norar. Außerdem wurde S. zum Ehrenmitgliede des philharmonischen Vereins daselbst ernannt. Daß S. als Virtuos in Petersburg selbst neben Servais eine ehrenvolle Stellung behauptet, belegt eine Kritik vom 11. März 1843 in der „Petersburger deutschen Zeitung", worin es heißt: „Herr S. ist ein Violoncellist, auf den Petersburg mit Recht stolz seyn darf. Petersburg ist durch Violoncellisten verwöhnt worden: es erinnert sich an Bohrers glänzendes, zartes Spiel und war noch unlängst erstaunt und entzückt durch Servais' Zauberbogen, aber dem wahren Talente, welches sich seinen eigenthümlichen Vortrag geschaffen hat, ist kein Vergleich gefährlich; im Gegentheil dieser Vergleich ist dem Lichte ähnlich, welches sich über ein Gemälde verbreitet und das ganze Herrliche desselben uns darstellt. Herrn S.s Spiel unterscheidet sich durch einen hohen, genialen Styl. Die Töne seines Instrumentes athmen eine Leidenschaft, die theils feurig und glühend ist und unwillkürlich unser Herz erschüttert, theils sanft und schmachtend uns Thränen entlockt; dabei ist seine Fertigkeit und Sicherheit in Wahrheit Staunen erregend zc.". Was er als Komponist leistet, ergeben seine Kompositionen, welche von den Virtuosen, die sie zu spielen im Stande sind, deren es nur Wenige gibt, sehr gerühmt und hochgestellt werden; es muß aber S. der Vorwurf gemacht werden, daß er seine Solo-Sachen gar zu schwierig schreibt und sich dadurch selbst den Weg zur Popularität erschwert und abschneidet. Daß er auch fähig ist, im gediegenen, ernsten Genre Tüchtiges zu leisten, thun seine Quartette und Quintette für Streichinstrumente hinlänglich kund, und hat sich sein Kompositionstalent noch glänzender und unzweideutiger herausgestellt durch sein Oktett für Streichinstrumente, welches mit vielem Beifall in St. Petersburg, Kassel, Berlin, Paris aufgeführt worden. Viele seiner Orchesterwerke sind noch Manuskript. Wie der Geiger H. Vieurtemps, besitzt S. große Bravour, gleiche Ausbildung der Technik, einen sehr schönen, vollen und kräftigen Ton, musterhafte Bogenführung. Sein Staccato, seine Triller, Oktavengänge, Doppelgriffe, sein mehrstimmiges Spiel sind bewunderenswürdige Leistungen, mit einem Wort, er besitzt Alles, was v. einem Virtuosen ersten Ranges gefordert wird, so wie er sich ferner noch besonders durch Adel der Empfindung und seelenvollen, gluthreichen Vortrag auszeichnet, denn S. gehört zu jenen Virtuosen, die den Funken der Göttlichkeit im Busen tragen und in Wahrheit Künstler genannt werden müssen. Im Frühjahr 1847 trat er eine große Kunstreise durch Deutschland an. Vgl. Karl S. in St. Petersburg, Lebensskizze vom Herausgeber der „Kleinen Musik-Zeitung" (Julius S.). — 2) Louis, tüchtiger Instrumentalkomponist, Bruder des Vorigen, zu Magdeburg geboren und von seinem Vater, der in seinem Sohne große Geistesanlagen gewahrte, zum Studium der Theologie bestimmt. Jedoch bekam, als er Prima des Gymnasiums erreicht, die Neigung zur Musik das Uebergewicht; er trat als ordentliches Mitglied in das Orchester zu Magdeburg, in welchem er schon vorher als Dilettant öfters in Opern mitgewirkt hatte, und schon zwei Jahre später wurde dem 21jährigen Jüngling die Musikdirektorstelle in demselben übertragen. Später dirigirte er das großherzogliche Orchester in Oldenburg und dann das beim Stadttheater in Riga. Nachdem er bald darauf eine Reihe von Jahren als Musikdirektor am königsberger Theater gewirkt hatte, ging er nach Hamburg, wo er eine Zeit lang ohne Amt verweilte, später aber die Stelle eines Musikdirektors an der deutschen Oper zu Petersburg annahm, woselbst er in der Mitte des Jahres 1850 nach kurzem Krankenlager †. Von seinen Kompositionen, unter denen sehr gediegene sich befinden, sind erschienen: Quatuor pour Pianoforte, Violin, Viola et Violoncelle, Op. 23; L'espérance, Sonate pour Pianoforte, Op. 25; Bagatelle, Rondino pour Pianoforte, Op. 27; Souvenir à Beethoven, Fantaisie en forme d'une Sonate; Introduction et Rondo; Grand Sonate; Sonate in B.; Fantaisie et Variations brill. pour Pianoforte; mehre große Quartetten für Streichinstrumente, ein großes Pianofortequartett, Sinfonien u. s. w. Seine Brüder sind der k. russische Solovirtuos Karl S. zu Petersburg [s. S. 1)] und der als Geschäftsführer des norddeutschen Musikvereins bekannte, sehr thätige Julius S., Leiter der Buch- und Musikalienhandlung von S. und Komp. in Hamburg und New-York.

Schubertia (Bot.), I. nach Salisbury, Pflanzengattung, s. v. a. Taxodium *Rich.*; — II. nach Martius, Gattung der Cynancheae *Endl.* Von 4 Arten, Bäumen und Sträuchern in Südamerika, sind zu nennen: 1) S. longiflora *Mart.*; 2) S. multiflora *Mart.* In Brasilien.

Schubertskrosse, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neisse; 130 Einw.

Schubfenster, Fenster, das nicht in Angeln, sondern in Nuthen geht.

Schubin (Szubin, Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, zwischen den Kreisen Wirsitz, Bromberg, Inowraclaw, Mogilno und Wongrowiec; umfaßt 21⅓ □ Meilen Areal mit 7 Städten, 262 Dörfern und gegen 46,000 Einw.; der Viehstapel beträgt 5800 Pferde, über 18,000 Stück Rindvieh, 100,000 Schafe, 300 Ziegen und 8000 Schweine; — 2) Kreisstadt das., an der Gonsawka (Gorzawke); evangel. Kirche, 2 kathol. Kirchen, Synagoge, Schloß, Land- u. Stadtgericht, Steueramt, Post, 4 Jahrmärkte; 2650 Einw.

Schubin (Biogr.), Thedor Iwanowitsch, Bildhauer zu St. Petersburg, Schüler von F. Gillet und einer der geschicktesten Künstler, die unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. thätig waren, Professor und Mitglied der k. Akademie zu St. Petersburg, welche ihn später auch zum Rathe ernannte. S. fertigte mehre Büsten von Großen des Reiches, eine gerühmte Statue der genannten Kaiserin und eine Büste derselben. S. † 1805 in St. Petersburg.

Schubirow (Sabirow), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Olmütz, Gut Jaromieritz; 640 Einw.

Schubjack, 1) in Norddeutschland Pfahl, den man in baumarmen Gegenden einschlägt, damit das Vieh sich an ihm reiben kann; — 2) ein nichtswürdiger Mensch.

Schubkarren, s. v. a. Schiebkarren.

Schubladenstück (Lit.), s. v. a. Pièce à tiroir.

Schublehn, s. v. a. Schupflehn.

Schubleria (Bot.), nach Martius, Gattung der Gentianeae *Spr.* Von 6 Arten, Sommergewächsen in Brasilien, nennen wir: 1) S. diffusa *Mart.*, und 2) S. stricta *Mart.*

Schubloch, die Oeffnung im gemauerten Rand des Treibherdes, durch welche man das Feuerholz hineinbringt.

Schubörter, s. Bruch.

Schubra, Gestüt, s. Aegypten (n. Geogr.).

Schubschein, 1) sonst Schein, den ein Landesverwiesener erhielt und worin die Gründe seiner Ausweisung angegeben waren; — 2) (Transportschein), die Legitimation für den einen Schubling begleitenden Polizei- oder Gerichtsdiener.

Schubruck (Schönbrock), Peter, Maler, angeblich von Antwerpen, war Schüler von Jan Breughel und Nachahmer desselben, ohne ihn zu erreichen. Indessen verdienen seine Bilder ebenfalls Achtung und einige eine Stelle in berühmten Gallerien. In der Gallerie des Belvedere zu Wien ist ein Bild, welches Aeneas vorstellt, wie er den Vater auf den Schultern aus den Flammen von Troja rettet, auf Kupfer gemalt. Um 1597 hielt sich S. in Nürnberg auf, lebte noch 1605.

Schubslerche (Ornith.), s. v. a. Haubenlerche, Alauda cristata *L.*

Schubstange, s. Kunstgestänge.

Schubstuhl, s. v. a. Posamentirstuhl.

Schubu (Staatsw.), s. Tübet.

Schubut (Ornith.), s. v. a. großer Schuhu, Bubo dux *Cuv.* (s. d.), Strix Bubo *L.*

Schubwand (Bergb.), s. v. a Geschiebe.

Schubzeit, bei Deicharbeitern s. v. a. Rastzeit.

Schuch (Biogr.), 1) Franz, der Aeltere, namhafter Schauspieldirektor des 18. Jahrh., zu Wien geboren, bildete 1740 eine Schauspielergesellschaft, mit welcher er lange Jahre Deutschland durchzog, und die 1756 durch den Balletmeister Savoni ihren Glanzpunkt erreichte, aber schon 1758 sank. S. † 1764. — 2) Franz, der Jüngere, Sohn des Vorigen, um 1741 geboren, übernahm die Leitung der Gesellschaft, bei welcher erst 1766 auf Döbbelins Veranlassung der Hanswurst abgeschafft wurde. S. † 1755 zu Halle. Von ihm: Kritische Nachricht von der schuchschen Schauspielergesellschaft, Halle 1755.

Schuchard, s. Sprachmaschine.

Schucken, eine in Frankreich und Holland beliebte danziger Hanfsorte.

Schuckmann (Biogr.), 1) Friedrich, Freiherr von, königl. preuß. Staatsminister, den 26. Dec. 1755 auf dem Stammgute seiner Familie zu Mölln im Mecklenburgischen geboren, besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg, studirte seit 1775 zu Halle und trat dann in den preuß. Staatsdienst. Im J. 1784 ward er Assessor des Kammergerichts zu Berlin, 1785 Kammergerichtsassistenzrath, 1786 Oberamtsregierungsrath in Breslau, 1790 Oberbergrichter in Schlesien und zugleich königl. Münzrichter. Bei Erwerbung der Provinzen Ansbach und Baireuth ward er 1795 Präsident der Kammer in Baireuth und im folgenden Jahre auch Kammerpräsident in Ansbach. Im J. 1798 zum geheimen Finanz-, Kriegs- und Domänenrath ernannt, wohnte er auf Einladung des Ministers von Voß in Berlin den Sitzungen des Generaldirektoriums bei und entwickelte 1805 und 1806 große Einsicht und Geschäftsgewandtheit. Im Mai 1807 ward er von den Franzosen gefangen, nach Mainz abgeführt, erhielt aber die Erlaubniß, auf Ehrenwort sich in Heidelberg aufzuhalten, und arbeitete hier einen Entwurf zur Reorganisation des preuß. Staates aus, der seit 1807 in seinen Grundlinien auch ins Leben trat. Im Mai 1809 befreit, ließ sich S. zu Hartlieb in Schlesien als Gutsbesitzer nieder, in welcher Eigenschaft er 1810 von den Ständen zur Berathung über die neuen preuß. Reformgesetze in Berlin zum Deputirten gewählt wurde. Noch in demselben Jahre ward er geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe, so wie für den Kultus und den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Im J. 1814 ward er geh. Staatsminister und Chef des Ministeriums des Innern. Nachdem 1830 ein Schlagfluß seine Füße gelähmt, ward er 1834 in Ruhestand versetzt und † bald darauf den 17. Sept. 1834 zu Berlin. Durch seine Thätigkeit in der Gesetzgebung und Verwaltung hat sich S. als einer der ersten Staatsmänner Preußens bewährt; schon die schwierige Ausführung der wichtigen und erfolgreichen Gesetze, die sich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen beziehen, sichern ihm ein dankbares Andenken. Schrieb: Praktische Ideen über Finanzverbesserung, 1808; — Ueber Einkommensteuer, 1810. — 2) Marianne, Malerin, arbeitete um 1816 in Berlin; malte Blumen und Früchte, meist in Wasserfarben, Bilder von großer Schönheit der Färbung.

Schuckte (Säugeth.), s. v. a. Steinbock, Capra Ibex *L.*

Schudah, Reich, s. v. a. Widah.

Schuderoff, Jonathan, ausgezeichneter protestantischer Theolog, wurde 1766 in Altenburg geboren. Er studirte in Jena, wurde 1790 Prediger in dem benachbarten Drackendorf, 1798 Diakonus und 1805 Archidiakonus in seiner Vaterstadt, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg, 1824 Konsistorialrath, 1832 Vertreter der Stadt Ronneburg auf dem neu organisirten altenburger Landtage und wurde auf sein Ansuchen 1836 als Konsistorialrath in den Ruhestand versetzt, wobei ihm jedoch gestattet blieb, nach Belieben zu predigen. Wegen zweier Schriften gegen das altenburger Konsistorium wurde 1839 die Suspension über ihn verhängt, dieselbe jedoch 1840 wieder aufgehoben, worauf er unter allgemeiner Theilnahme sein Amtsjubiläum feierte.

Er † am Reformationsfeste des Jahres 1843. S. machte sich um das Schul- und Kirchenwesen seines Landes sehr verdient. Durch seine Vertheidigung des Kollegialsystems und seine Entschiedenheit gegen bureaukratische Uebergriffe hat er sich den Vorwurf eines hierarchischen Eiferers zugezogen. Als Kanzelredner zeichnete sich S. durch eindringende Klarheit aus. Von seinen Schriften sind zu nennen: Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie, Leipz. 1792; — Etwas zur Beherzigung für Mütter vornehmen Standes, Jena 1798; — Kritik der Homiletik, Gotha 1797; — Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestantische Kirche, Altenb. 1809; — Briefe über das protestantische Kirchenwesen, Leipz. 1815; — Grundzüge zur evangelisch-christlichen Kirchenverfassung, das. 1817; — Ueber den innerlich nothwendigen Zusammenhang der Staats- und Kirchenverfassung, Ronneb. 1818; — Für Landesverschönerung, Altenb. 1825; — Ueber Freimaurerei und Logenwesen, das. 1829; — Ueber die Konsistorialverfassung, Neust. 1831; — Sendschreiben über einen Konsistorialerlaß, Zür. 1839; — An den Konsistorialrath Hesekiel, Leipz. 1839; — Glaube und Vernunft, Neust. 1843. Außer mehren Predigtsammlungen gab S. seit 1802 das „Journal für Veredlung des Prediger- u. Schullehrerstandes" heraus, welches von 1826—32 unter dem Titel „Jahrbücher für Religions-, Kirchen- u. Schulwesen" erschien u. manche treffliche Aufsätze von ihm selbst enthält.

Schudia, Stadt, s. v. a. Si-yo-thiya.

Schudiak, Fluß, s. v. a. Schoodiak.

Schudienen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 110 Einw.

Schudras, s. Sudras.

Schudschah (Biogr.), 1) u. — 2) Mohammed Abu S., s. Mohammed; — 3) S. ed-Dulah, 1709 zu Delhi geboren, folgte 1754 seinem Vater in der Statthalterschaft Oude, bekriegte die Engländer, ward aber von ihnen unter dem General Monro geschlagen und zu einem schimpflichen Frieden gezwungen. In den Besitz seiner Staaten zurückgekehrt, organisirte er mit Hülfe des Chevalier Gentel, eines Franzosen, seine Truppen auf europäischen Fuß und schlug die Rohillahs. Er † 1775. — 4) S. ul Mulk, der Sohn Timur Schahs, seit 1804 Sultan von Kandahar, der letzte selbstständige Beherrscher von Afghanistan aus dem Stamme der Duranihs, mußte im Jahre 1809 seinem Bruder Mahmud den Thron überlassen. Als Flüchtling durchwanderte er mehre Provinzen seines Reichs, wurde eine Zeit lang von Atta Mohammed, dem Sohne seines ehemaligen Wessirs, gefangen gehalten. Von da entkam er zu Rundschit-Singh (s. d.), welcher ihn aber auch als Gefangenen behandelte und zur Herausgabe seines geretteten Familienkleinods, des größten Rubins der Erde, nöthigte. S. entfloh und stellte sich im Gebirge Kischtwar an die Spitze einer Anzahl Getreuer, um seinen verlorenen Thron wieder zu erobern, konnte aber gegen die Sikhs, welche immer weiter in Afghanistan um sich griffen, nichts ausrichten. Die Sikhs unter Rundschit-Singh eroberten im Jahre 1823 die Provinzen Multan, Liah, Derah, Gasi, Kaschmir und das ganze Land am Indus. Ihren Fortschritten wurde erst 1839 durch die Briten Einhalt gethan, welche als Beschützer S.s auftraten. Vergl. Afghanistan, S. 493, und Sikhs.

Schübben, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 180 Einw.

Schübelbach, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Schwyz, Bezirk March, in schönen Wiesen; 1790 Einw.

Schübisch (Bergb.), s. v. a. flach, abhängig.

Schübken (Bot.), s. v. a. gemeiner Hollunder, Sambucus nigra *L.*

Schübler (Biogr.), 1) Johann Jakob, Architekt und Zeichner, entwickelte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Nürnberg außerordentliche Thätigkeit. Er gab bei Weigel in Nürnberg verschiedene Mustersammlungen heraus, die aber alle in dem barocken Geschmacke seiner jüngst vergangenen Zeit behandelt und theilweise als sinnlose Ausgeburten einer ungeregelten Phantasie zu betrachten sind. Die Kupfer, welche diese Werke zieren, sind theils von ihm selbst, theils von Andreas Georg S. u. A. gestochen. Wir haben von ihm eine vollständige Zimmermannskunst (Nürnb. um 1730), ein Werk über Säulenordnung, ein anderes über antike Baukunst und über moderne Civilbaukunst, über Perspektive; Sammlungen von Mustern für Schreiner und Holzbildhauer, für Hafner ꝛc. Ein Werk über Ornamente, Zimmerdekoration, Mobilien u. s. w. erlebte 20 Auflagen. S. † zu Nürnberg 1741. — 2) Gustav, Botaniker, seit 1811 praktischer Arzt zu Stuttgart, seit 1812 Professor der Naturgeschichte am fellenbergschen Institut zu Hofwyl, später Professor der Naturgeschichte und Botanik zu Tübingen, wo er 1834 †. Schrieb mit Claß: Versuch einer medicinischen Topographie von Stuttgart, Stuttg. 1815; — mit Zeller: Ueber die Farben der Blüthen, Tübing. 1825; — Ueber die Einwirkung verschiedener Stoffe auf das Leben der Pflanzen, das. 1826; — Ueber den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, Leipzig 1830; — Grundzüge der Meteorologie, das. 1831; — mit Martens: Flora von Würtemberg, Tübingen 1834.

Schüchlein (Bot.), s. v. a. Melilotus officinalis *Willd.*

Schüchternheit (Psych.), Zustand und Geneigtheit, durch äußere Einwirkung sich leicht in Furcht setzen und verscheuchen zu lassen.

Schüchterscheid, preuß. Weiler, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Sieg; 120 Einw.

Schücking, Levin, deutscher Romanschriftsteller der Gegenwart, aus Westphalen gebürtig, lebt gegenwärtig in Köln und redigirt das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung". Mit glücklichem Griff weiß er in den bedeutenderen seiner Romane, wie in den „Ritterbürtigen", dem „Sohn des Volkes", dem „Bauernfürst", den Feudaladel in seinen Berührungen mit dem seine Fesseln sprengenden Bürgerstande und der

modernen Kultur und Sitte zu zeichnen. Er hat, sagt einer seiner Kritiker, Walter Scott das Geheimniß abgelernt, welches dessen Romane so anziehend macht, das Geheimniß, seine Stoffe auf den historischen Kulturspuren zu suchen und das wehmüthige Abendroth einer untergehenden Welt in den Roman hineinleuchten zu lassen. Eine modernere Natur als Spindler, liebt er es, die Gegenwart mit ihren großen Fragen und Strebungen in feiner decenter Weise in seinen Romanen sich reflektiren zu lassen.

Schühlein (Schüchlin, Schühle, Schülin, Biogr.), Hans, Maler, das Haupt einer Künstlerfamilie in Ulm und einer der ausgezeichnetsten deutschen Meister aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. S. erscheint in ulmer Bürgerbüchern von 1468—1492, die Maler Erasmus, Lukas und sein Bruder Daniel 1497, 1509 und 1510. Dieser ausgezeichnete Meister wurde in neuester Zeit durch K. von Grüneisen bekannt, der in seinem Werke über Ulms Kunstleben im Mittelalter und dann im Kunstblatte (1840, Nr. 96) interessante Nachrichten über S. und über dessen Stellung und Einfluß in der ulmischen Schule gegeben hat. Seine Resultate zog er besonders aus S.s herrlichem Altarblatt in der Kirche zu Tiefenbronn. Es enthält in einem prächtigen Schrein von reicher Vergoldung sechs verschiedene biblische Darstellungen von bemaltem Schnitzwerk in zwei horizontalen Reihen, in jeder Reihe eine größere zwischen zwei kleineren, über jeder Darstellung der unteren Reihe ein Spitzbogen, der oberen ein Rundbogen von schöner durchbrochener Arbeit in gothischer Zeichnung. Dieses Altarwerk lehrt uns nach Grüneisen einen der tüchtigsten Meister derselben Schule kennen, worin M. Schön, B. Zeitblom und M. Schaffner blühten. Der Zeit nach steht S. zwischen Schön und Schaffner als ein näherer Altersgenosse von Zeitblom. Seine Zeichnung ist kräftiger und runder, als bei Schön und Zeitblom; seine Färbung theilweise nicht so sorgfältig und auch in den besseren Partien minder frisch, indem ein gelbbräunlicher Grundton durch seine Palette geht. In Komposition und Anordnung herrscht aber bei S. mehr Bewegung und Mannichfaltigkeit als bei Zeitblom, der sich einfacher an die herkömmliche typische Darstellung hält. In ihm ist ein eigenthümlicher Nebenbuhler Zeitbloms gefunden und für M. Schaffner ein Vorbild.

Schueib, s. Mohammedanische Religion.

Schuelen, belg. Df., Prov. Limburg, bei Hasselt; 860 Einw.

Schüler (in versch. Bed.), 1) Jeder, welcher eine Schule besucht; — 2) Zögling eines Gelehrten oder Künstlers; — 3) ein solcher, der die Grundsätze seines Lehrers in den eigenen Werken befolgt; — 4) s. Meistersänger.

Schüler (Biogr.), Friedrich, Rechtsgelehrter von Zweibrücken, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, feiner Bildung, Charakterstärke, Freimüthigkeit und ernstem, festem Willen. Alle diese Eigenschaften erprobte er zuerst auf dem bayerischen Landtage von 1831 in ausgezeichneter Weise. Er verschmähte es, durch deklamatorische Fertigkeit Effekt zu machen, aber die Wahrheit, die in kräftiger Rede von seinen Lippen floß, riß die Versammlung zur Ueberzeugung fort. Als Mitglied des Ausschusses für finanzielle Gegenstände rügte er die Fehler der Verwaltung und die Verschwendung der öffentlichen Gelder. Die Hofpartei sah in ihm einen gefürchteten Redner, das Volk einen seiner achtungswerthesten Vertreter. Bei den Aufregungen, die Rheinbayern vor und nach dem hambacher Feste bewegten, ward auch S. mit andern Abgeordneten verdächtigt. Da er nicht ohne Grund eine Verhaftung befürchtete, ging er im April 1832 über die franz. Grenze. Später zurück gekehrt, ward er eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der ersten deutschen Nationalversammlung, in welcher er auf der entschiedenen Linken saß. Mit dem Rumpfparlament ging er nach Stuttgart und wurde hier mit in die Reichsregentschaft gewählt. Nach dem vollständigen Siege der Reaktion mußte er abermals sein Vaterland verlassen.

Schüler, fahrende, s. Bachanten.

Schülerchor, in manchen Gegenden der öffentliche Singchor (s. d.), weil er größtentheils aus Schülern irgend einer öffentlichen Lehranstalt zusammengesetzt ist.

Schülerkraut (Bot.), s. v. a. Spilanthes Acmella, s. Acmella und Abcdaria.

Schülfern (bot. Term.), s. v. a. Lepides. — Schülferig, s. v. a. Lepidotus.

Schüllar, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Arnsberg, Kr. Wittgenstein; 170 E.

Schülldorf, holstein. Dorf, Amt Rendsburg; 280 Einw.

Schüller, preuß. Dorf, Rheinprovin, R.=B. Trier, Kr. Prüm; 160 Einw.

Schuelt, F. L., Zeichner und Architekt, lebte im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts in Italien und zeichnete da eine große Anzahl von architektonischen Werken, die später in Kupfer gestochen wurden, unter dem Titel: Recueil d'architecture dessiné et mesuré en Italie 1791—93, Paris 1821, Fol.

Schüllersdorf (Schillersdorf), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Ratibor; Vorwerk, Schloß, Mühle, Bleiche; 510 Einw.

Schülp (Geogr.), holstein. Dörfer: 1) (Sculebe), Amt Rendsburg, Gut Emkendorf; 200 Einw.; — 2) das.; 180 E.; — 3) (Osterdiek), Norder=Dithmarschen, Landvogtei Heide; 560 Einw.

Schülzen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. Danzig, Kr. Karthaus; 230 Einw.; — 2) (Groß=S.), das., (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 250 Einw.

Schümegh (Simegh, Sümeg, Schimeg, Somogy, Geogr.), 1) (Schümegher Gespannschaft, ungar. Somogy Varmegye, slowakisch Somodszka oder Simegszka Sztolicza), ungar. Gespannschaft, Kreis jenseits der Donau, hat den Namen von dem alten Schlosse S. oder Somogyvar und ist eine der ältesten Gespannschaften des Königreichs. Sie

gehörte unter König Stephan dem Heiligen als eine eigene Provinz dem durch seinen Krieg mit diesem Könige bekannten Rebellen Kupa von S. und hieß damals Somogysag. Sie grenzt gegen Norden an den Plattensee, der zur Hälfte zu dieser und zur Hälfte zu der angrenzenden szalader Gesp. gehört, und an das veszprimer Komitat, gegen Osten an die tolnaer und baranyer Gesp., gegen Südwesten an die Drau, welche sie von dem werowitzer Komitat Slavoniens und der kroatischen Militärgrenze scheidet, und gegen Nordwesten an das szalader Komitat und hat auf einem Flächenraum von 114$^3/_5$ □M. 419 Orte, nämlich 2 Municipal-Bürgerstädte, 1 Censual- und 27 Urbarial-Marktflecken, 282 Dörfer und 187 Prädien, mit 274,300 Einw. und mit 427,982 Joch Aeckern, 84,800 J. Wiesen, 12,040 J. Gärten, 51,490 J. Weinland, 32,048 J. Weide, 309,140 J. Wald und 60,000 J. Sümpfen und Moräften. Ein Zweig der vom Schöckel ausgehenden und durch die eisenburger und szalader Gespannschaft streichenden Steierer-Alpen theilt sich hier bei Nagy-Bajom in 2 Aeste, deren einer in nordöstlicher Richtung zum Plattensee und längs demselben hinläuft, der andere aber sich östlich in die baranyer Gesp. hinein zieht. Die Gebirge sind meist niedrige Bergreihen, mit fruchtbaren Thälern, Ebenen und beträchtlichen Wäldern. Das Hauptgewässer ist der 24 □M. große Plattensee, welcher mittelst des Flusses Sio, der das Komitat von dem veszprimer trennt, mit dem Palatinal-Kanal in Verbindung steht. Die südwestl. Grenze bespült die Drau, die bei Legrad den die westliche Grenze des schümegher Komitats nur etwas berührenden Murfluß aufnimmt. Der morastige Kaposfluß, der auf dem Prädium Kaposfrö bei Puszta-Korpad entspringt, führt in trägem Laufe sein Wasser dem Siofluſſe zu. Schon seit längerer Zeit war es ein Hauptaugenmerk der kaposvarer Grundherrschaft, durch die Regulirung des Kaposflusses den sowohl auf die Oekonomie, als das Klima verderblich einwirkenden Ueberschwemmungen desselben Schranken zu setzen, den Moräften und Mooren desselben immer mehr urbaren Boden abzugewinnen und so auf die Landwirthschaft durch Erweiterung der urbaren Gründe, wie auf das Klima durch Beseitigung pestartiger Ausdünstungen vortheilhaft zu wirken. Da aber zur vollständigen Ausführung eines so kostspieligen Unternehmens einzelne Kräfte nicht hinreichten und es einer Gesammtkraft bedurfte, so ernannte der Reichstag eine Kommission zur Leitung der Arbeiten, die schon im Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts so weit gediehen waren, daß man sich bereits dem Ursprunge des Kaposflusses näherte. Flüsse von geringerer Bedeutung sind: die Rinya, reich an Fischen und besonders Krebsen, gibt auch vielen Teichen und Sümpfen ihr Daseyn; der fischreiche Almas, hat seinen Ursprung in den szigether Bergen, bildet mit seinen Armen mehre kleine Inseln und fließt bei Czun in der baranyer Gesp. in die Drau; der Koppany vereinigt sich bei Regöly in der tolnaer Gesp. mit dem Kapos; außerdem fließen auch dem Plattensee mehre Bäche zu. Der Boden ist ungemein fruchtbar und reich an allen Getreidegattungen, guten Weinen, Obst, Tabak, großen Eichenwäldern und fetten Weiden, welche die Viehzucht (viel Rindvieh, Schafe, Pferde und Schweine) ungemein begünstigen. Auch enthalten die Waldungen viel Wildpret, und die Seen, Teiche und Sümpfe sind von zahllosen Heerden Federwild belebt. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Magyaren, welche (die bevölkertsten Prädien mit eingerechnet) 240 Ortschaften bewohnen; Kroaten gibt es in 46, Serben oder Raizen in 19, Deutsche in 15 und Slaven gleichfalls in 15 Ortschaften; Erwähnung verdient die altmagyarische Gastfreundschaft der schümegher Komitatsbewohner, die an vielen Orten noch die altpatriarchalische Sitte beobachten, daß dem Fremden vor dem Schlafengehen von der Tochter oder, wenn er geringern Standes ist, von der Magd des Hauses die Füße gewaschen werden. Hauptort: Kaposvar. Hier außerdem: Böhönye, Marktflecken, Weinbau; Attad (Nagy-A. und Kis-A.), 2 Marktflecken, Kloster, Viehmärkte; Berzenczn, Stadt, sonst Festung, 2500 Ew.; Bükkösd, Marktflecken, Weinbau; Ihalos Bereny, Marktflecken, Schloß; Kethely, Marktflecken, am Plattensee; Berki (Nagy-S.), Marktflecken am Kapos. — 2) Marktflecken daselbst, szalader Gesp., kapornaker Bez., unweit des Plattensees; Residenzschloß des Bischofs von Veszprim, Franciskanerkloster nebst Kirche, bedeutender Acker- und Weinbau, große und einträgliche Waldungen, Jahrmärkte, Postamt; über 2600 E.

Schümmerquartier, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Geilenkirchen, Hauptort der Bürgermeisterei gleichen Namens; 110 Einw.

Schümotzitz (Schimotzitz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; 120 Einw.

Schümpferblume (Bot.), s. v. a. Eupatorium cannabinum *L.*

Schün, alter Kaiser von China (s. d.).

Schünderling, eine österreichische Münze von geringem Werthe; Erzherzog Albrecht VI. ließ sie 1459 prägen.

Schüne, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; Windmühle; 250 Einw.

Schünow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; 140 E.

Schün-Ti, von 1333—68 Kaiser von China (s. d.).

Schün-tien-fu, Stadt, s. v. a. Peking.

Schüpfen, schweiz. Pfarrdf., Kant. Bern, Bez. Aarberg; 1840 Einw.

Schüpfheim (Schüpfen), schweiz. Pfarrdorf, Kant. Luzern, im Entlebuch, an der Emmen; Kapuzinerkloster und Wallfahrtskirche; 3340 Einw.

Schüppchen (bot. Term.), s. v. a. Squamula.

Schüppe, eine kleinere Schaufel, auch die-

jenige, womit der Wachsbleicher das gebänderte Wachs auf dem Bleichrahmen umwendet.

Schüppelmoos (Bot.), auch **Blasenmoos**, Diphyscium *Web.* et *M.*, Gattung der Bryaceae Buxbaumiaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Haube kegelmörmig, den Deckel kaum deckend, hinfällig. Büchse groß, zarthäutig, am Grunde bauchig, auf sehr kurzem Fruchtstiele schief aufsitzend, Peristom sehr klein, doppelt; das äußere bildet einen kaum bemerkbaren, blassen, vergänglichen Ring. Weibliche Blüthe knospenförmig, männliche scheibenförmig. Einzige deutsche Art: D. foliosum *Web.* et *M.*, blätteriges S. In Bergwäldern, an Wegen und Felsen gemein. Stengel sehr kurz, sprossend; untere Blätter zungenförmig, obere größer, eilanzettförmig, von der auslaufenden Rippe gegrannt, am Rande blaßhäutig; Büchse blaß strohgelb, mit gelblich-grüner Haube. Hedw., Hist., II., T. 9, F. 51.

Schüppeln der Haut, s. v. a. Abschuppen der Haut.

Schüppling (Bot.), 1) s. v. a. gemeine Fackeldistel, Cereus flagelliformis *Müll.*; — 2) Pflanzengatt., s. v. a. Hyobanche *L.*

Schür, die Gicht des Schmelzofens.

Schuer, die Mischung von Kohlen und Erz, welche nach beendigtem Schmelzen durch den Untertheil des Auges oder die Brust aus dem Ofen gezogen wird.

Schürbaum, 1) s. Kohlenbrennen; — 2) der lange und dicke Baum, der gleichsam als Quirl in der flüssigen Masse zu Glocken und Kanonen dient.

Schürbelkohle, s. v. a. Blätterkohle.

Schürblech, das gekrümmte Blechstückchen, das im Grubenlichte vorn auf dem Knoten liegt, hinten aber am Stuhle ansteht; theils beschränkt es die Flamme, damit sie nicht den Knoten zu weit ergreife, theils schürt man dieselbe damit an.

Schürbütte, das große Faß, wohinein man die aus dem Kupferrauch ausgelaugte wilde Vitriollauge schlägt.

Schüreisen, das lange, vorn gehakte Eisen, womit man auf dem Werke unterm Holze wegräumt, um das gröbere und noch nicht geschmolzene Werk auf die Seite zu bringen.

Schüren (Technol.), 1) (Hüttenw. und Metallarb.), Feuer anmachen und dasselbe mit einem eisernen Haken (Schürhaken) oder einem eisernen Stachel (Schürstachel) auf- und zusammenrütteln, oder auch Schlacken ziehen; — 2) Holz in den Schmelzofen nachlegen, sofern dies durch ein Schürloch (Feuerloch) geschieht; — 3) der Flamme des Grubenlichtes neue Nahrung an Knoten (Docht) und Inhalt geben.

Schüren (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund; 430 Einw.; — 2) das., Kr. Meschede; 100 Einw.

Schürenfölen, lauenburg. Dorf, Amt Steinhorst; 150 Einw.

Schürer, 1) der vornehmste Arbeiter in der Glashütte; er hat Gluth und Schur vom Schutt zu reinigen und das Feuer anzuzünden, welches den Ofen vor dem Schmelzen selbst trocknen soll; — 2) der Arbeiter, welcher in Blaufarbenwerken die Ofenflamme zu unterhalten hat.

Schürfe, s. v. a. Schurfstollen.

Schürfen, da, wo man ein bauwürdiges Fossil vermuthet, die Dammerde wegräumen; dies geschieht auch oft, um frische Wetter zu bekommen, den Gang nach seinem Streichen zu untersuchen.

Schürfer, 1) Bergleute, welche sich vorzüglich damit beschäftigen, durch Schürfen neue Gänge zu finden; — 2) Derjenige, welcher durch einen Anderen, den er bezahlt, nach einem vermutheten Gang schürfen läßt, so daß letzterer die Schürfarbeit verrichtet, auch sein Schürfgezäh (die nöthigen Werkzeuge dazu) mitbringen muß.

Schürfender Bergmann, ein solcher Bergmann, der meist nach neuen Erzgängen sucht und dafür entweder regelmäßig bezahlt, oder im glücklichen Falle reichlich aus der Schürfgelderkasse, einer öffentlichen Kasse, belohnt wird.

Schürfhobel, s. v. a. Scharfhobel, s. Hobel.

Schürfschacht, s. Erschürfen.

Schürfzettel, ein Bestätigungsschein darüber, daß das Schürfen geschehen ist; das Recht zu schürfen hat Jeder, wenn und wo u. wann er will, außer in schon verliehenem Felde. Hat er aber vom Bergmeister einen S. gelöst, dann kann er nicht von Anderen vertrieben werden.

Schuer geben, den unteren Theil des Auges beim Schmelzofen öffnen und die Schlacken völlig herausziehen.

Schürhaken, s. Schüren 1).

Schürherd, 1) der Ort, auf welchem in einem Brennofen das Feuer unterhalten wird; — 2) s. Gicht.

Schürholz, die Scheite, die man in Glas-, Vitriol- und anderen Hütten statt der Kohlen in die Flamme nachlegt.

Schürken, gemeine Bezeichnung der Epilepsie bei Kindern.

Schürknecht, der Handlanger des Abtreibers in Hütten; er hat besonders das Feuer an- und das Gekrätz vorzuschüren.

Schürlerz (Min.), nach Hacquet, s. v. a. das Zinkerz, welches in Kärnthen im Spatheisensteine vorkommt.

Schürling (Kürschn.), Schaf, das vor kurzem geschoren worden ist und daher nur kurze Wolle hat.

Schürloch, 1) das Mundloch des Ofens, durch welches man das Feuer an- und das Gekrätz vorschürt; — 2) s. Glashütte.

Schürofen, 1) der Theil des Kalkofens, worin das Feuer brennt; — 2) s. v. a. hoher Ofen.

Schürschaufel, Schaufel, womit der Hüttenmann die ausgezogenen Ofenbrüche wegwirft.

Schürstachel, s. Schüren 1).

Schürsdorf, holstein. Dorf, Amt Ahrensböck; 310 Einw.

Schürtag, ehemals s. v. a. Aschermittwoch.

Schürzange, Zange, um Schlacken damit aus dem Feuer zu nehmen.

Schürze, 1) ein Kleidungsstück, besonders der Frauenzimmer, welches die Vorderseite des Unterleibes und der Beine bedeckt. Früher trugen sie die Frauenzimmer zum Putz, jetzt meistens aber nur noch der Reinlichkeit halber, z. B. Küchenschürzen. Zu den S.n, welche zum Putz dienen, rechnet man die Tändelschürzen von feinem Stoffe, die bis an das Knie reichen und mitunter mit zwei Taschen und mit Achselbändern versehen sind. Latzschürzen sind solche, an welchen oben ein Theil befindlich ist, der die Brust bedeckt. Viele Handwerker tragen ebenfalls S.n, um bei der Arbeit die Kleider nicht zu beschmutzen, z. B. Fleischer, Tischler, Gerber rc. Als Handelsartikel sind gegenwärtig die seidenen genähten und gestickten S.n, auch Kaffee- oder Tändelschürzen genannt, beliebt. Man hat sie von verschiedenen Stoffen. In den Kattunfabriken druckt man sie mit bunten Borduren; von Seide kommen sie vorzüglich in Foulards auf dunkelem Grunde mit farbigen Mustern und Kanten, oder auch einfarbig in Taffet vor; in Wolle hat man sie von buntgedrucktem Merino oder auch mit eingewirkten farbigen Mustern. Gewöhnliche Schürzen auf indigoblauem Grunde, mit weißen Mustern und Kanten gedruckt, erhält man aus mehren schlesischen und sächsischen Fabriken; sie werden häufig von Frauen aus dem Mittelstande getragen und sind theils ganz Leinen, theils mit Baumwolle gemischt. Früher brachten die Dänen auch gestickte S.n aus Ostindien, die aber jetzt nicht mehr vorkommen. — 2) (Bergb.), s. v. a. Fangschürze.

Schürzenleinwandballen, s. Breslauer Ballen.

Schüssel, 1) ein länglichrundes oder rundes Gefäß, von größerer oder geringerer Tiefe, aus verschiedenem Material, als Holz, Steingut, Fayence, Porzellan, Silber rc., um darin Speisen auf den Tisch zu bringen; man unterscheidet Suppenschüsseln, welche gewöhnlich rund und tief sind, Bratenschüsseln, von länglicher und flacher Form, Gemüseschüsseln, entweder von runder oder längligrunder Gestalt, tiefer als Bratenschüsseln, aber weniger tief als Suppenschüsseln; — 2) das irdene Gefäß, in welchem die geriebene Druckerfarbe aufbewahrt wird; — 3) (Maschinenw.), s. v. a. Pfanne; — 4) (Schiffsw.), s. v. a. Back.

Schüsselbauden, österr.-böhm. Ort, Kr. Bidschow, Herrsch. Starkenbach, hoch am Gehänge des Schlüsselberges gegen den Kesselgrund; 180 Einw.

Schüsselbret (Schüsselknecht), das Gestelle, welches der Breite nach in drei bis vier Fächer getheilt ist, um Schüsseln und Teller darin aufzubewahren; in der Mitte eines jeden Faches ist vorne eine Latte angebracht, an welche die Schüsseln gelehnt werden.

Schüsselchen (bot. Term.), s. v. a. Scutellum. — Schüsselförmig, s. v. a. Scutellatus, Scutelliformis.

Schüsselfarrn (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Woodsia *R. Br.*

Schüsselflechte (Bot.), 1) Flechtengattung, s. v. a. Lecanora *Ach.*; — 2) Flechtengattung, s. v. a. Parmelia *Fr.*

Schüsselflechten (Bot.), Flechtenfamilie, s. v. a. Lecanorinae *Rchb.*, *Rabenh.*

Schüsselformen, diejenigen Formen, in welchen der Zinngießer die Schüsseln nach ihrer verschiedenen Größe gießt.

Schüsselhader, in Norddeutschland Wischlappen.

Schüsselhecht (Kochk.), Hecht, der auf einer Schüssel über Kohlen in seiner eigenen Brühe gesotten wird.

Schüsselknecht, s. v. a. Schüsselbret.

Schüsselkorall (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Explanaria *Lam.*

Schüsselkracken (Mollusk.), Acephalengatt., s. v. a. Orbicula *L.*

Schüsselkunz (Bot.), nach Oken, Pilzgattung, s. v. a. Peziza *Dill.*

Schüssellampe, besteht aus einem mit Talg angefüllten Schüsselchen, in welchem sich sogleich der Docht befindet; solche Lampen werden vom Seifensieder zu Illuminationen verkauft.

Schüsselmünzen, s. Bracteaten.

Schüsseln, s. Cervus.

Schüsselndorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Brieg; Freischoltisei, Windmühle; 390 Einw.

Schüsselpastete (Kochk.), in einer Schüssel gebackene, nach Art der Pasteten zugerichtete Speise.

Schüsselpfennige, s. v. a. Bracteaten, vergl. Regenbogenpfennige.

Schüsselraspe (Bot.), nach Oken, Flechtengattung, s. v. a. Lecanora *Ach.*

Schüsselring, der metallene durchbrochene Kranz, gewöhnlich mit 3 Kugeln statt der Füße versehen; um das Tischtuch nicht zu verunreinigen, oder den Tisch nicht zu beschädigen, benutzt man ihn, um die Schüsseln, Näpfe rc. hineinzustellen.

Schüsselschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Patella *L.*

Schüsselschwamm (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Peziza *Dill.*

Schüsser, s. Schießpulver (Pulvermühle).

Schüßler, Alfred, Maler zu Dresden, Schüler von Prof. Bendemann, schon 1840 ausübender Künstler. Damals sah man von ihm die Skizze zu einem größeren Gemälde, welches die Aussetzung des Kindes Moses vorstellt, ein in den Motiven neues, glücklich geordnetes Bild.

Schüte (Schute, holl. Schuite), jedes stark von Holz erbaute, aber nur mäßig große Fahrzeug, insbesondere zur Binnenfahrt. In Bremen ist es ein mastenloser Kahn zur Ueberfahrt, in Hamburg ein 120elliger Frachtkahn mit 1 Maste und langem Schnabel, auf der

Ostsee ein kurzer, breiter, vorn und hinten spitzer, marsloser Dreimaster, in Holland auch eine mit Segeln und Rudern versehene Schluppe.

Schütenfahrer, 1) Besitzer einer Schüte; — 2) der Schiffer, welcher Personen zu Kahn über Strom bringt.

Schütt (Geogr.), 1) (große S., Csalloköz), ungar. Donauinsel, wird von dem Hauptstrom der Donau und dem ¼ Stunde unterhalb Preßburg links abgehenden Mühlarm derselben (Ersek-Ujvarer-Donau genannt) gebildet, beginnt bei Preßburg und endigt bei Komorn, ist 11¼ Meilen lang und 2—4 Meilen breit, fruchtbar, reich an Wassergeflügel und Singvögeln, besonders Sprossern. Sie gehört: a) dem größern Theile nach zur preßburger Gespannschaft; darin die Marktflecken: Somerein (Somoria St. Martin), mit 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, 3000 Einw.; Bischdorf (Püschdorf, Püspöki), 1500 Einw.; Szerdahely; Vajka, Hauptort eines eigenen Stuhls; b) zum kleinern Theil zur komorner Gesp., wo an der untern Spitze der Insel die Komitats-Hauptstadt und Festung Komorn (s. d.) liegt; zum kleinsten Theil c) zur wieselburger und d) zur raaber Gespannschaft. Die Insel enthält an 200 Ortschaften mit magyarischen Einwohnern und wurde in früherer Zeit wegen des schönen Obstes, das auf ihr wächst, Arany-Kert (d. i. goldener Garten) genannt. Auf der Insel S. am 2. Dec. 1704 Sieg der Oesterreicher über den ungarischen Insurgenten Forgatz, und Anfang 1705 Rückzug von 11,000 Oesterreichern hierher. — 2) (Kleine S., Szigetköz), Insel daselbst, liegt am rechten Ufer der großen Donau, wird auf der andern Seite von der wieselburger Donau (einem Donauarm, in welchen die Leytha mündet) umflossen, liegt in den Gespannschaften Wieselburg und Raab, der mittlern großen Insel S. gegenüber, und erstreckt sich der Länge nach von Vajka bis unterhalb Raab. Sie enthält ebenfalls eine Menge Ortschaften, welche theils zum wieselburger und raaber, theils zum preßburger Komitat gehören, und ist reich an Getreide, Obst, Geflügel und Wild.

Schütt (Wasserb.), s. Aufziehschütze.

Schüttberg, würtemberg. Weiler, Jartkr., Oberamt Krailsheim; 120 Einw.

Schüttboden, s. v. a. Getreideboden, Getreidemagazin, worauf man Getreide, offen aufgeschüttet zu ½—1 Elle Höhe, aufbewahrt, oder auch, wo man das von Mehren als Abgabe zu entrichtende Getreide in Empfang nimmt und aufbewahrt.

Schüttboritz (Schittborice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn; 990 Einw.

Schütte, 1) gewöhnlich ein 20 Pfund wiegendes Bund langes Roggen- oder Weizenstroh; — 2) s. v. a. Schüttboden; — 3) s. v. a. Schütze; — 4) eine Eisstopfung.

Schütteldamm, ein Damm in einem Graben, in so fern er bloß stauchen oder als Wasserscheide dienen soll.

Schüttelfrost (Physiol.), höherer Grad des Frostes, mit schüttelnder Bewegung des Körpers.

Schüttelkasten, der Sumpf des Seifensieders, in welchen er die Lauge, mit Alaun gemengt, bringt, damit sich das Alaunmehl niederschlage.

Schütteln des Kopfes (Med.), s. Kopfschütteln.

Schüttelreiter, das in einem Rahmen auf einem Fußgestell ausgespannte Netz, auf welchem der Seiler mittelst des scharfen und langen Schüttelstockes das Hanfwerk aufschüttelt, um es von den Scheben zu befreien.

Schütteltaube (Ornith.), s. v. a. Pfauentaube, Columba livia laticauda.

Schüttelwehen, s. Geburt und Wehen.

Schütten, 1) eine Abgabe an Getreide entrichten; — 2) eine gewisse Menge Körner vom Getreide geben; — 3) reiche Ausbrüche, gute Ausbeute von einem Bergwerke oder einer Zeche geben; — 4) bei Schleußen und Sielen ein Schiff durchlassen; — 5) s. Schütten und Kohlenbrennen; — 6) Vieh, welches auf fremde Grundstücke geht, pfänden; das Recht, dies zu thun, heißt Schüttrecht, das Lösegeld Schüttgeld; — 7) sich s., von der Milch, s. v. a. gerinnen; — 8) s. v. a. wölfen; — 9) s. Kiefer.

Schüttenburg, preuß. Kolonie, Provinz Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Friedberg; 210 Einw.

Schüttendelle, preuß. Weiler, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Lennep; 240 Einw.

Schüttenhofen (Sussice, Suttice), österr.-böhm. Stadt, Kr. Prachin, an der Wattawa; 2 Vorstädte, Kapuzinerkloster, Kaserne, Hospital, 4 Jahrmärkte; 1690 Einw., besitzt 9 Dörfer.

Schüttenitz (Zitonice, Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Leitmeritz, umfaßt 1815 J. 929 □Kl. Areal und 4 Dörfer; — 2) Dorf das.; 880 Einw.

Schüttenstroh, s. v. a. langes Roggen- und Weizenstroh.

Schütterfisch (Ichthyol.), s. v. a. Zitteraal, Gymnotus electricus *L.*

Schütterwollig, s. v. a. Dünnwollig, s. Wolle.

Schüttgabel, die hölzerne, mit 2 oder 3 Zinken versehene lange Gabel, mit welcher man das gedroschene Stroh auf die Scheuntenne aufschüttet, um die Körner davon zu befreien.

Schüttgelb (franz. Stil-de-grain, engl. Dutch pink), die hellgelbe, zuweilen sich dem Goldgelben nähernde, zum Anstreichen und Lederfärben dienende Farbe. Man bereitet sie, indem man Gelbbeere, Saftgrün oder auch Curcume mit Alaun in Wasser kocht und dann diesen Absud durch ein Leinentuch über fein gestoßene Kreide oder auch über eine andere thonige Erde gießt. Die Curcume wird noch ein Paar Mal mit Wasser ausgekocht und ebenfalls durch ein leinenes Tuch über die Kreide gegossen. Man rührt Alles zusammen wohl auf. Die Farbe, welche der Alaun aufgelöst hatte, wird durch die Kreide niedergeschlagen, so daß nur eine klare Flüssigkeit über der gelben Erde steht. Man läßt dann die Flüssigkeit ablaufen und die noch

übrige Feuchtigkeit bis zu einem gewissen Grade verdunsten, so daß die Masse bildsam wird; alsdann dreht man daraus trichterförmige 1—2 Zoll hohe Figuren, welche vollends getrocknet werden und so das S. vorstellen. Früher wurde es nur in Holland fabricirt, jetzt macht man es aber auch eben so gut in den deutschen Farbefabriken.

Schüttgeld, s. Schütten 6).

Schüttgrün, s. Grün.

Schütting, 1) auf Dünen und sandigem Vorlande errichtete niedrige Zäune von Rohr und Weidenruthen, um den Anflug des Sandes zu verwehren; — 2) s. Bremen; — 3) s. Lübeck.

Schuttkarren, s. Karren.

Schüttlau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-S.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Guhrau; Vorwerk, 2 Windmühlen; 370 Einw.; — 2) (Ober-S.), das.; Vorwerk, Wassermühle, 2 Windmühlen; 280 Einw.

Schüttler (Kirchenw.), s. v. a. Shakers.

Schüttler (Bot.), Spielart von Gartenmohn, Papaver somniferum *L.*, mit von selbst aufspringenden Kapselklappen, wodurch der Samen von selbst ausfällt.

Schüttling (Landw.), die kurzen Flocken Wolle, die zwischen die ganzen Schafpelze gepackt werden.

Schüttmeister, obrigkeitliche Person in Saterland (s. d.).

Schüttmohn, der Mohn, welcher sich durch die unterm Hute befindlichen Löcher ausschütten läßt.

Schüttorf (Geogr.), 1) hannöv. Amt, Osnabrück, Bentheim; über 8000 Einw.; — 2) Amtsstadt das., an der Vecht; Rathhaus mit Landesarchiv, Pergamentfabriken, Ziegelei, 4 Mühlen; 1450 Einw.

Schüttplatz (Jagdw.), s. Schwein.

Schüttrecht, s. Schütten 6).

Schüttringen, luxemburg. Dorf, Distr. u. Kant. Luxemburg; 360 Einw.

Schüttsenf (Bot.), s. v. a. Erysimum officinale *L.*

Schüttung, 1) eine Stelle, wo sich Schüttwasser sammelt; — 2) ein künstlicher Bau, das Wasser zu stauchen.

Schüttwa (Schittwa, Sitmorj), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Klattau, Gut Stockau; Spiegelglasschleifwerk; 260 Einw.

Schüttwasser, s. v. a. Stauwasser, oder auch das bei Ueberschwemmungen übertretende Wasser.

Schütz (Biogr.). I. Dichter, Gelehrte rc.: 1) Kaspar, Historiker, aus Eisleben, war Professor der Dichtkunst zu Königsberg, später Sekretär der Stadt Danzig, wo er 1594 †. Schrieb: Historia rerum prussicarum (von 1190—1525), Zerbst 1592, mit der Fortsetzung von Dav. Chyträus, Leipz. 1599, Fol., u. ö., auch von G. Lengnich, Danzig 1709, Fol. — 2) Philipp Balthasar Sinold, Historiker, 1657 auf dem Schlosse Königsberg bei Gießen geboren, diente eine Zeit lang unter der Garde zu Pferd des Großherzogs von Florenz, wurde 1704 Rath und Hofmeister des Grafen Reuß zu Köstritz, Lehndirektor der sämmtlichen reußischen Lande, 1705 Hofmeister der verwittweten Herzogin von Sachsen-Merseburg zu Forst in der Niederlausitz, 1711 Regierungsrath des Herzogs Karl von Würtemberg zu Bernstadt in Schlesien, 1718 hohenlohe-pfedelbachscher Präsident, 1727 gräfl. solmscher geh. Rath zu Laubach, wo er 1742 †. Schrieb, zum Theil unter den Namen Amadeus Kreuzberg, Ludwig Ernst von Feramond u. Irenicus Ehrenkorn: Neue europäische Fama, Leipz. 1709, von Andern fortgesetzt, das. 1735 ff., und Neueste europäische Fama, Gotha 1760 ff.; — Die schlesische Kirchenhistorie, Leipz. 1715, 2 Thle.; — das oft gedruckte, von Hübner, Jäger, Mannert u. A. umgearbeitete Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon; — übersetzte H. Grotius' „Liber de jure belli et pacis", den Telemach, u. A. — 3) Christian Gottfried, verdienter Humanist, den 19. Mai 1747 zu Duderstädt geboren, studirte zu Halle, ward dann 1768 Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, kam aber schon im folgenden Jahre als Inspektor des theologischen Seminars nach Halle, wo er 1776 eine außerordentliche Professur erhielt. Im Jahre 1779 ging er als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo er mit Wieland und Bertuch 1785 die „Allgemeine Literaturzeitung" gründete. Im J. 1804 folgte er einem Ruf als Professor der Literaturgeschichte und Beredsamkeit nach Halle, übernahm hier nach Wolfs Abgange 1807 die Direktion des philologischen Seminars und setzte mit Ersch die „Hallesche Literaturzeitung" fort. Er † den 7. Mai 1832. Außer seinen trefflichen Ausgaben der Klassiker (Aeschylus, Halle 1782—94, 3 Bde., n. Aufl. 1808—22, 5 Bde., Handausgabe 1800, 2 Bde.; — Cicero's Briefe, Halle 1809—12, 6 Bde.; — Cicero's sämmtliche Werke, Leipz. 1814—20, 20 Bde.; — Aristophanes, Leipz. 1821, 2 Bde., u. A.) nennen wir von seinen Schriften: Grundsätze der Logik, Lemgo 1773; — Einleitung in die spekulative Philosophie, das. 1775; — Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und Geschmacks, Halle 1776—78, 2 Bde.; — Neues Elementarwerk für die niedern Klassen latein. Schulen und Gymnasien, Halle 1780, 13 Bde.; — Ueber Lessings Genie und Schriften, das. 1782; — Methodenbuch für angehende Lehrer, das. 1783; — Doctrina particularum lat. linguae, Dessau 1784; — Lateinisch-deutsches Lesebuch für die ersten Anfänger, Leipz. 1802; — Katechismus des Rechts, der Pflicht und der Lebensklugheit für Bürger- und Landschulen, das. 1805. — Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt unter dem Titel: Opuscula philologica et philosophia, Halle 1830. — Er gab auch H. Hogeveens „Doctrina particularum graec." heraus, Dessau 1782, 2. Aufl., Leipz. 1806. — Das von seinem Sohne herausgegebene Werk: Chr. Gottfr. S., Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes, Halle 1834, 2 Bde., enthält nur den Briefwechsel. — 4) Friedrich Wilhelm von, Schriftsteller, 1758 zu Erdmannsdorf bei Chemnitz geboren, lebte längere Zeit zu Altona, ward

1792 Legationssekretär bei der franz. Gesandtschaft zu Hamburg, zog sich aber später auf sein Gut Hoyersbüttel zurück, privatisirte dann als sächs. Hofrath zu Zerbst, wo er 1821 †. Schr.: Briefwechsel über das leipziger Theater, Halle 1780; — Arthur von England (Trauerspiel), Altona 1801; — Schauspiele, das. 1801; — Gallerie jetzt lebender franz. Helden, Leipzig 1807; — Wörterbuch der Stadt-, Land- und Hauswirthschaft, das. 1810—17, 8 Bde.; — K. M. Wielands Todtenfeier, Altona 1813; — K. J. Sintenis' Leben und Wirken, Zerbst 1820; — übersetzte E. Dodwells Reise durch Griechenland, das. 1822, u. A. — 5) Wilhelm von, Dichter der romantischen Schule, 1776 zu Berlin geboren, preußischer Landrath und Direktor der Ritterschaft zu Zickingen in der Neumark, legte diese Stelle nieder und privatisirte zu Dresden. Schrieb: Lakrimas, Schauspiel, Berlin 1802; — die Trauerspiele und Dramen: Niobe, das. 1807; — Der Graf und die Gräfin von Gleichen, das. 1807; — Der Graf von Schwarzenberg, das. 1819; — Karl der Kühne, Leipz. 1821; — Dramatische Wälder, das. 1821; — Rußland und Deutschland, das. 1819; — Beiträge zur intellektuellen und substantiellen Morphologie, das. 1821—23, 3 Hfte.; — Deutschlands Preßgesetz, Landsh. 1821; — Ueber Kirchen- und Staatsrecht in der preuß. Rheinprovinz, Würzb. 1841. — 6) Friedrich Karl Julius, Historiker, Sohn von S. 3), 1779 zu Halle geboren, studirte in Jena, ward 1801 Privatdocent und 1804 Professor der Philosophie in Halle, verheirathete sich 1811 mit der Schauspielerin Händel, machte mit ihr große Kunstreisen und trat selbst auf, wurde jedoch 1818 als Professor der Philosophie in Halle wieder angestellt. Im J. 1830 legte er seine Stelle nieder, ging nach Hamburg und ließ sich von seiner Gattin scheiden, lebte eine Zeit lang zu Leipzig und † daselbst den 4. September 1844. Schrieb: Geschichte der Republik Frankreich, Jena 1802, 2. Aufl. 1808; — Shakespeare's Hamlet, für das deutsche Theater bearbeitet, Leipz. 1806; — Handbuch der Geschichte Napoleons I., das. 1810; — Entwurf einer Geschichte der franz. Revolution, Halle 1820; — Göthe und Pustkuchen, das. 1822; — Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Händel-S., das. 1815; — Göthe's Philosophie, Hamburg 1825—27, 7 Bde.; — Kritik der neuesten Ausgabe von Göthe's Werken, das. 1828; — Stimme Friedrichs des Großen aus seinen Werken, Braunschw. 1828, 5 Bde.; — Paganini's Leben, Ilmenau 1830; — Rasirspiegel, Braunschw. 1830; — Anthologie aus Müllners Werken, nebst dessen Leben, Meißen 1830, 4 Bde. — Gab heraus: Epigrammatische Anthologie, Halle 1806—7, 3 Bde.; — Zach. Werners Biographie und Charakteristik, Grimma 1841, 2 Bde., u. A. — 7) S. Schütze. — II. Bildende Künstler: 8) Christian Georg, Landschaftsmaler, 1718 zu Flörsheim geboren, stand zu Frankfurt a. M. bei einem Wagenlackirer als Farbenreiber in Diensten, bis sich der Maler Hugo Schlegel seiner annahm. Von 1749 an übernahm S. auf eigene Rechnung mehre Arbeiten in Fresko, sowohl in Frankfurt, als in einigen deutschen Residenzen. Dadurch in eine bessere Lage versetzt, entschied er sich endlich für die Landschaftsmalerei, welche in der Folge seinen Ruhm gründete. Den nächsten und ergiebigsten Stoff lieferte ihm die reiche Natur am Rhein- und Mainstrom, und bald rühmten sich in- und ausländische Sammlungen seiner lieblichen Bilder, in welchen sich die malerischen Ansichten jener herrlichen Ströme spiegeln. Nach einigen Wanderungen wählte S. Frankfurt zum beständigen Wohnsitze, wo ihm der Rath das Bürgerrecht ertheilte. In Frankfurt hatte fast jedes Haus Bilder von ihm, und in Sälen und Staatszimmern hatte er fast allein das Recht, die Wände mit Landschaften und Architekturbildern zu zieren. Letztere malte er öfters grau in Grau, führte aber deren auch in Oel aus. Besonders geschätzt wurden seine Ansichten des Innern des Domes und der Frauenkirche in Frankfurt, die Landschaften mit Ruinen, und solche, wo die auf- und untergehende Sonne die Pracht der Natur erhöht. Zeichnungen von seiner Hand kommen öfters vor. Sie sind mit schwarzer Kreide oder mit der Feder entworfen und dann braun oder schwarz ausgetuscht. In früherer Zeit bediente er sich zur Bezeichnung seiner Arbeiten eines Pfeils, dann aber schrieb er Namen und Datum darauf. Blühte 1760—1775, † 1792. — 9) (Schyz), Karl, Zeichner, Kupferstecher und Architekt, geboren zu Wien 1746, besuchte die Akademie daselbst und wurde zuletzt eines der vorzüglichsten Mitglieder derselben. Er übte sich anfangs im Figurenzeichnen und stach zu diesem Zwecke auch Schaumünzen und Antiken in Kupfer. Hierauf machte er glückliche Versuche in der historischen Komposition und in der Landschaft. Es finden sich Zeichnungen von ihm, die theils mit der Feder oder mit dem Stift, theils in Tusch behandelt sind, u. davon er auch mehre gestochen hat. Dann verlegte er sich mit Vorliebe auf die Architektur und Perspektive und bewies durch zahlreiche Pläne und architektonische Ansichten seinen Beruf zu dieser Kunst. Wir haben von ihm eine Folge von Ansichten von Wien und der Umgebung, in aberlischer Manier gestochen und mit Staffage versehen. Dann hat S. noch mehre andere Blätter theils radirt, theils gestochen und in Punktirmanier behandelt, historische Darstellungen, Allegorien, Festlichkeiten, Blätter für Almanache in Chodowiecky's Manier, Ansichten von Ruinen und Schlössern, theatralische Prospekte mit den Scenen, Kostüme u. s. w. Einige seiner Blätter geben interessante Ansichten von Bauwerken u. s. w., so daß sie für den Freund der vaterländischen Kunst und ihres Alterthums stets von Werth seyn müssen. S. † 1800 in Wien. — 10) Franz, Landschaftsmaler, Sohn von S. 8), wurde 1751 zu Frankfurt a. M. geboren, entwickelte schon frühe eine außerordentliche Fertigkeit im Zeichnen und hatte die Gabe, mit geringen Skizzen die ausgedehntesten Prospekte aus dem Gedächtnisse zu zeichnen. Anfangs zeichnete er viele Rhein- und Maingegenden, seit 1777 Schweizerprospekte, deren S. eine große Anzahl lieferte.

Allein er konnte sich von den Fesseln der Manier nie ganz frei machen, da sein unstäter Geist ihm nicht gestattete, genaue Naturstudien zu machen. Seine Bäume sind selten naturgetreu; am besten Eichen und Tannen. Dagegen faßte er mit Leichtigkeit selbst die vorübergehendsten Phänomene der Natur auf, und das Wasser stellte er mit Meisterschaft dar. Eben so schön sind auch seine Schweizerhäuser, um deren Details er sich aber nicht viel bekümmerte. Auch bei der Darstellung der Felsen ließ er seiner Einbildungskraft den Zügel. Einen besondern Ruf erwarb sich S. als Zeichner, und man behauptete geradezu, er habe die Kreide wie den Pinsel zu führen gewußt, und seine Zeichnungen seyen Gemälde geworden. In der letztern Zeit führte er auch mehre Werke in Aquarell und in Gouache aus und erwarb sich damit unbedingten Beifall. Seine Liebe zur Musik (er war Virtuose auf der Violine), die langen Mahlzeiten, die lustigen Trinkgelage und die auf seine Aufregung erfolgte Ermattung hinderten ihn häufig an der Arbeit. Unter Musik und unzähligen Possen ereilte ihn zuletzt die Schwindsucht, und 1781 † er im Dorfe Sacconay im Gebiete von Genf. Seine Zeichnungen sind meist auf graues oder blaues Papier mit schwarzer Kreide ausgeführt und mit Weiß gehöht. Nur selten zeichnete er auf weißes Papier in Kreide oder Bister. In Aquarell und Gouache malte er nur wenige Blätter in der letztern Zeit seines Lebens. Sehr zahlreich sind seine Skizzen. Mehre seiner Zeichnungen sind im Stiche bekannt. — 11) Johann Georg, Maler und Radirer, Bruder des Vorigen, 1755 zu Frankfurt a. M. geboren, von seinem Vater unterrichtet, besuchte 1776 die Akademie in Düsseldorf, wo er besonders den Rubens zum Vorbilde nahm, und erhielt 1779 den 2. Preis mit dem Bilde, welches Psyche vorstellt, wie sie vom Volke als Göttin der Liebe angebetet wird. Nach Hause zurückgekehrt, malte er mit seinem Vater den Vorhang des Theaters in Frankfurt, und 1784 besuchte er Rom, wo er 6 Jahre verweilte, besonders die Antike und die Werke Raphaels studirte und auch Vieles nach der Natur zeichnete. Er lebte da mit andern deutschen Künstlern und mit Göthe in Freundschaft. Im Winckelmann des letzteren wird S.s Luna und Endymion ein anmuthig erfundenes und fleißiges Bild genannt. Die Rückkehr trat er mit Herrn von La Roche an, welcher ihm zu Offenbach in seinem Hause eine Wohnung anwies. Später ließ er sich zu Frankfurt nieder und war da unter dem Namen „S. des Römers" bekannt. Er malte Bildnisse, historische Darstellungen, Genrebilder und Landschaften mit verschiedener Staffage; † um 1815. — 12) Christian Georg, auch Schütz der Vetter oder der Neffe genannt, zum Unterschiede von seinem Oheim S. 8), wurde 1758 zu Flörsheim geboren. Er war der Sohn ehrlicher Landleute, kam aber früh in das Haus seines Oheims nach Frankfurt und entwickelte hier in kurzer Zeit ein glückliches Talent. Anfangs kopirte er einige Viehstücke nach holländischen Meistern; allein er ward bald der Nachahmung müde, als er in Begleitung seines Oheims die malerischen Gegenden am Rhein- und Mainstrome gesehen hatte. Von dieser Zeit an öffnete der Jüngling Aug und Herz der ewigen Schönheit der Natur, und namentlich war es der Rhein, dessen malerische Ufer ihm reichen Stoff zu Bildern boten. Doch malte er auch viele Maingegenden und solche der großartigen Natur der Schweiz, und durch diese mannichfaltigen Gemälde feierte der Künstler die schönsten Triumphe. Ueberhaupt standen damals die S. in der Reihe der deutschen Landschafter oben an und namentlich unsern Künstler nannte man den treuen, geist- und herzvollen Maler der Natur. Doch auch als Zeichner war S. berühmt, namentlich durch die Blätter, welche er in Gouache und in Sepia ausgearbeitet hatte. Göthe (Kunst und Alterthum, I, 75) sagt von den letztern, sie seyen von bewunderungswürdiger Reinheit, die Klarheit des Wassers, so wie des Himmels habe der Meister unübertrefflich dargestellt, die Darstellung der Rheinufer, der Auen und Felsen und des Stromes selbst sey so treu als anmuthig, und das Gefühl, welches den Rheinfahrenden ergreift, werde bei Betrachtung dieser Bilder mitgetheilt oder wieder erweckt. S. muß auch als Mitstifter des Museums in Frankfurt genannt werden. Durch sein Bestreben wurden alle in den aufgehobenen Kirchen und Klöstern der Stadt vorgefundenen Bilder gereinigt, geordnet und dem Museum geschenkt. Auch ein Theil seiner Werke wurde hier aufgestellt. S. † 1823. Mehre seiner Gemälde und Zeichnungen wurden gestochen. — 13) Johann Heinrich, Zeichner und Kupferstecher, 1762 zu Frankfurt geboren, Schüler des Vorigen, zeichnete Landschaften, Städteansichten und architektonische Darstellungen. Theophilus Prestel stach nach ihm eine Ansicht von Frankfurt mit der Mainbrücke, ein schönes Aquatintablatt, welches auch mit Weiß gehöht gefunden wird. Dann stach er selbst nach seinem Lehrer mehre Blätter in Aquatinta, die theils braun gedruckt, theils in Farben ausgemalt erschienen. Todesjahr unbekannt. — 14) Adolf, Maler, um 1790 zu Dresden geboren und daselbst unter Leitung des Professors Schubert zum Künstler gebildet, widmete sich besonders der Porträtmalerei, übte erst seine Kunst in Dresden und arbeitete dann einige Zeit in Elberfeld. Im J. 1822 brachte er an einem Obelisken 12 Medaillons mit Bildnissen protestantischer Geistlichen aus dem Wupperthale an, mit Symbolen und Attributen der Kirche. Auch noch andere Arbeiten dieser Art finden sich von ihm, besonders Bildnisse in Oel, die sich durch Aehnlichkeit auszeichnen. — 15) J., Maler zu Karlsruhe, bildete sich in Rom zum Künstler und verdient als Porträtmaler große Beachtung. Er malte in Rom das Bildniß Papst Pius' VIII., welches Letronne lithographirt hat. In den lithographirten Nachbildungen der Werke des Horace Vernet, die zu Karlsruhe bei P. Wagner erschienen, sind einige von ihm gezeichnet. — III. Darstellende Künstler: 16) Henriette Händel-S., berühmte deutsche Schauspielerin, 1770 in dem sächs. Städtchen Döbeln geboren, ward von ihrem Vater, einem herumziehenden Schauspie-

ler, Namens Schüler, in den verschiedenartigsten Kenntnissen, Tanzen und Scheuern, Singen und Kochen, Metrik und Schneidern, Latein, Deklamiren, Fechten, Reiten ꝛc. unterrichtet und lebte von früh an auf dem Theater. Als 12jähriges Mädchen entzückte sie unter den Figurantinnen im Ballet; im Alter von 15 Jahren begann sie die Rollen jugendlicher Liebhaberinnen auf den kleinen Provinzialtheatern der Mark Brandenburg und Pommerns, bis sich Engel in Berlin ihrer annahm, sie in Geschichte, Mythologie, Verskunst, Sprachen, Deklamation und Mimik unterrichtete und für das Theater bildete, auf dem sie bald zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen gezählt ward. Im J. 1783 ging sie mit ihren Aeltern an das Hoftheater zu Schwedt, heirathete hier 1784 den Tenoristen Eunicke und trat mit ihm von 1789—1794 in Mainz, Bonn, Amsterdam und Frankfurt unter großem Beifalle auf, kehrte 1796 nach Berlin zurück und war 10 Jahre lang unter Iffland eine Zierde des Theaters, sowohl in hochtragischen, als in gemüthlichen Rollen, wie in der Gurli, der Margaretha in den Hagestolzen, in der Jungfrau von Orleans, Lady Macbeth, Medea, aber stets im stillen oder offenen Streite mit zwei berühmten Nebenbuhlerinnen, der Bethmann und der Baranius. Im J. 1797 trennte sie sich von ihrem Manne, um sich 1802 mit dem praktischen Arzte Dr. Meyer in Berlin zu verheirathen, der aber ihrer Untreue und Galanterien bald so überdrüssig ward, daß er seiner Seits 1805 die Scheidung betrieb. Die noch immer schöne Frau fand schnell einen dritten Mann in dem Dr. Händel zu Stettin und verließ jetzt das Theater. Aber schon nach 7 Monaten verlor sie den Gatten an einer ansteckenden Krankheit und gerieth in eine schlimme Lage, zu deren Abhülfe sie ihre Zuflucht nach Halle zu ihrem Schwiegervater, dem alten Buchdrukker Händel, nahm. Hier lernte sie den Professor Friedrich Karl Julius S. [s. S. 3)] kennen, dem sie ihre Hand gab. Jetzt begann die Künstlerin ihre pantomimischen Studien und übte sich in Darstellungen nach dem Vorbilde der engl. Lady Hamilton, zu der ihr schon 1794 der Maler Pforr in Frankfurt die erste Veranlassung gegeben hatte. Durch genaues Studium der Antiken in Dresden, durch geniale Auffassung alles Dessen, was zur Gruppirung und Drappirung gehört, und durch eine ausgezeichnete Mimik erwarb sie sich, unterstützt durch edle Züge des Gesichts, einen schönen Hals, wohlgeformte Füße und Hände und eine nicht gewöhnliche Muskelkraft, schnell den Beifall der ersten Kenner. Ihre Niobe, Agrippina, Galathea, Hagar, Cleopatra, eine Sphinx und eine Reihe Madonnen waren ächte Kunstschöpfungen, die sie in Begleitung ihres Mannes mit großem Erfolge und guter Einnahme in den Hauptstädten Deutschlands, Schwedens, Rußlands, Dänemarks und in den Niederlanden zeigte. Erst 1817 kehrten beide Gatten nach Halle zurück. Aber die Stille des häuslichen Lebens war nicht für die Künstlerin gemacht. Mit ihrem liebenswürdigen Schwiegervater lebte sie zwar im besten Einverständniß, aber mit der Schwiegermutter gab es die heftigsten, kaum glaublichen Scenen häuslichen Zwistes; ihre eigene Ehe war durch gegenseitige Untreue zwischen Krieg und Frieden getheilt, daher fand sie in Halle auch wenig Umgang, wie hoch auch sonst das schützesche Haus im In- und Auslande gefeiert war. Als ihr Gatte sie 1824 verlassen hatte, ließ sie sich 1830 förmlich scheiden, widmete sich aber der Pflege ihres Schwiegervaters noch bis an dessen Tod 1832. Seitdem hat sie in großer Zurückgezogenheit in Köslin bei ihrer Tochter Sappho und deren Mann, dem Professor Bensemann, gelebt, bis sie am 4. März 1848 †. Eine furchtbare Nemesis schien an der einst so berühmten Frau strafen zu wollen, was sie gegen den ehelichen Frieden gesündigt, indem von ihren in 4 Ehen erzeugten 7 Kindern 4 durch Selbstmord endigten. — 17) Eduard, Schauspieler, 1799 im alten Lande bei Hamburg geboren, erhielt eine dürftige Erziehung, ward nach des Vaters Tode 1815 Soldat und zog mit nach Frankreich. Nach Hamburg zurückgekehrt, trat er auf einem Liebhabertheater und 1818 als Mainau in „Menschenhaß und Reue" öffentlich auf, spielte 1819 in Höxter und Dessau und ward darauf in Magdeburg für die ersten Helden- und Liebhaberrollen engagirt. Im J. 1821 erhielt er Engagement in Braunschweig, 1829 in Leipzig, 1831 wieder in Braunschweig, wo er seit 1834 lebenslänglich angestellt ist. S. besitzt eine schöne Gestalt, ein lebhaftes Auge und ein klangvolles Organ. Seine erste Gattin — 18) Betty, geborne Schmidt, 1793 zu Hannover geboren, war eine der trefflichsten Soubretten der deutschen Bühne, gleich ausgezeichnet durch körperliche Schönheit, Darstellungstalent und angenehme, klangvolle Stimme. Sie † nach 11jähriger kinderloser Ehe im ersten Wochenbette 1835. — 19) Charlotte Sophie, geborne Höffert, 1809 zu Emden geboren, zweite Gattin von S. 17), betrat die Bühne in zartester Jugend, war erst Sängerin, wandte sich aber dann dem Schauspiele zu und wurde 1834 in Braunschweig angestellt, wo sie sich 1836 mit S. verheirathete. Sie ist Meisterin im Gebiete launiger, schalkhafter und sanft empfindender weiblicher Charaktere; aber auch ihr Gretchen im „Faust" ist unübertroffen. — III. Musiker: 20) Gabriel, Gambenvirtuos seiner Zeit, wurde 1633 zu Lübeck geb. u. † 1711 zu Nürnberg, wo er sich seit 1655 aufgehalten hatte und 1666 sogar zum Rathsherrn befördert worden war. — 21) Heinrich, genannt Sagittarius, der Vater der deutschen Musik seiner Zeit, ward geboren zu Köstritz im Voigtlande am 8. Oktober 1585 und wegen seiner herrlichen Sopranstimme 1599 am kasselschen Hofe aufaufgenommen, wo er in Gemeinschaft mit den jungen Prinzen und Edelknaben den besten Unterricht in Künsten und Wissenschaften erhielt. Trotz seiner Neigung zur Musik wurde er zur Rechtswissenschaft bestimmt und bezog 1607 die Universität Marburg; 1609 wurde er jedoch vom Markgrafen Moritz auf dessen Kosten nach Venedig geschickt, um dort unter Giovanni Gabrieli sich allein der Musik zu widmen. S. blieb 4 Jahre in Venedig, kehrte dann nach Kassel zu-

rück und erhielt die Stelle eines Musikus am landgräflichen Hofe. Im J. 1615 wurde er vom Kurfürsten von Sachsen als Kapelldirektor nach Dresden berufen, von wo aus er 1628, als Kriegsunruhen Sachsen verheerten, abermals nach Venedig ging, außerdem aber auch die andern italien. Hauptstädte besuchte. Im J. 1634 ging er nach Dänemark, 1638 nach Braunschweig und Lüneburg, 1652 abermals nach Kopenhagen. Nach Dresden zurückgekehrt, ließ er es seine eifrigste Sorge seyn, den durch Krieg in Verfall gerathenen Musikzustand wieder zu heben. Er ward zum Oberkapellmeister ernannt, welche Stelle er bis einige Jahre vor seinem Ende, wo er wegen Harthörigkeit pensionirt wurde, mit allem Eifer versah. Sein Tod erfolgte den 6. November 1672. Das hohe Prädikat eines Vaters der deutschen Musik ist ihm in so fern beizulegen, als er schon 1628 bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen, wo in Deutschland noch an keinen Theaterstyl gedacht wurde, eine Oper: „Daphne" von Rinuccini komponirt haben soll. Uebrigens gehören seine Kirchensachen, von denen 14 Sammlungen gedruckt wurden, zu den besten ihrer Zeit. Als die vorzüglichsten gelten: Die 8stimmige Motette „Jesaia dem Propheten" ꝛc., eine Passionsmusik und die Psalmen Davids für 8 und mehr Stimmen.

Schützberg, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; 2 Vorwerke; 280 Einw.

Schützbret, Dammbret, in so fern es nämlich dem Wasserrade ganz nahe ist, und jenes aufgezogen werden muß, wenn dieses in Bewegung gesetzt werden soll.

Schütze (in verschied. Bedeut.), 1) Person, die mit Schießgewehren gut umzugehen weiß u. beim Schießen gut trifft; — 2) s. Schützengilde; — 3) (Jagdw.), s. Treibjagd; — 4) (Militärw.), s. Scharfschütze und Tirailleurs; — 5) (Sittengesch.), s. Bachanten.

Schütze (Astron.), 1) das 11. Zeichen des Thierkreises (♐); — 2) Sternbild, das in der Ekliptik den Raum von 25° ♐ bis 28° ♑ einnimmt, aus 65 Sternen besteht und als Centaur mit Bogen und Pfeil abgebildet wird. Er reicht nur mit dem obern und vordern Theile in den Thierkreis; am Rücken und Bogen zeigen sich einige Sterne 3. Größe, durch welche die Milchstraße geht. Mitten in derselben ist der 1. Punkt des Steinbocks, wo die Sonne am kürzesten Tage erscheint. Nordwärts über dem S.n steht der Antinous und das sobieskische Schild. Zwischen dem S.n und dem Skorpion steht ein Theil des Ophiuchus im Thierkreise.

Schütze (Technol.), 1) (Weberschütze, Weberschiff oder Schiffchen), Werkzeug, dessen sich die Weber zum Einschießen der Einschlagfäden zwischen die Kettenfäden bedienen. Dasselbe ist von schiffförmiger Gestalt, öfters von Holz, zuweilen von Eisen, selten von Messing, welches eine mit Eintragfäden angefüllte Spule, Schußspule, enthält. Man unterscheidet davon zwei Gattungen, die Handschütze und die Schnellschütze, welche hinsichtlich der Art ihrer Bewegung und eben deshalb im Baue von einander abweichen. Die Handschütze wird von dem Weber in der Hand geführt und frei durch das offene Fach der Kette geworfen, so daß die linke Hand sie auffängt, wenn die rechte geworfen hat, und die rechte Hand sie auffängt, wenn die linke sie geworfen hat. Immer ist sie aus hartem, dichtem und schwerem Holze gefertigt, gewöhnlich von Buchsbaumholz, 4—12, mitunter 18—24 Zoll lang, $\frac{3}{4}$—2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Die Enden sind schlank zugespitzt, damit sie leicht und sicher durch das Fach der Kette schlüpft; gegen die Abnutzung ist sie durch einen kleinen Beschlag von Eisen, Messing oder Kupfer geschützt und ein wenig nach der Seite hin gebogen, welche der Weber gegen sich gekehrt hält. Diese Krümmung ist wesentlich, um beim Werfen, wobei mit dem Arme in einem Bogen ausgeholt wird, das Anstoßen an das Rietblatt zu vermeiden. Auf der obern Fläche ist in der S. eine längliche Vertiefung angebracht, welche das mittlere Drittel der Länge einnimmt und in der auf einer Axe, auf der Zwecke oder Schützenzwecke, von Draht oder Fischbein, lose die Einschußspule steckt. Diese ist cylindrisch, und der Faden läuft von ihrem Umkreise ab durch ein mit Glas gefüttertes rundes, oder mit Kupferdraht eingefaßtes viereckiges Loch in der vordern, dem Brustbaume zugewendeten Wand des hohlen Raumes heraus. Der Gebrauch der Handschütze setzt voraus, daß der Weber von seinem Platze, mitten vor dem Stuhle, mit beiden Händen gleichzeitig über die Ränder der Kette hinausreichen kann. Ist die Breite der Kette größer, so muß zur Schnellschütze gegriffen werden, welche man jetzt aber auch fast allgemein bei sehr schmalen Geweben anwendet, weil damit schneller als mit der Handschütze zu arbeiten ist. Wegen der größern Geschwindigkeit der Schnellschütze verträgt jedoch zarter oder wenig elastischer, überhaupt leicht brechender Einschuß die Anwendung dieser S. minder gut, als jene der Handschütze. So ist z. B. schlechtes Leinengarn nicht sehr vortheilhaft mit der Schnellschütze zu verarbeiten, weil es oft abreißt. Zweimännige Webestühle, d. h. solche, bei welchen zum Weben breiter Stoffe mit der Handschütze 2 Arbeiter angesetzt sind, damit der eine die S. wirft, der andere sie auffängt, und beide bei jedem neuen Einschußfaden in dieser Vorrichtung abwechseln, kommen jetzt nur noch selten vor. Die Eigenthümlichkeit in der Bewegung der Schnellschütze besteht darin, daß diese S. nicht durch die Luft geworfen, sondern auf einer festen Unterlage läuft und fortgestoßen wird. Dabei verläßt sie nie den geradlinigen, ihr vorgeschriebenen Weg, und es fällt daher die Krümmung der Enden oder Spitzen weg; die Schnellschütze ist daher symmetrisch gebaut, d. h. die gerade Linie, welche man durch ihre beiden Spitzen zieht, ist zugleich geometrische Axe des ganzen Werkzeuges. Die Spitzen sind, weil sie beständig wiederholte harte Stöße auszuhalten haben, mit einem kapselförmigen Ueberzuge oder Beschlage von hartem Metall versehen, wenn die S. von Buchsbaum ist; bei gut gearbeiteten eisernen Schnellschützen werden

die Spitzen jederzeit verstählt und gehärtet. Der Schnellschütze ist ungefähr 8—20 Zoll lang, 1—3 Zoll breit und ½—2 Zoll hoch. Die Einschußspule ist entweder cylindrisch, oder konisch, in welch ersterm Falle der Faden, wie bei den Handschützen, geradewegs von der Spule durch ein kleines Loch mitten in der vordern Wand der S. hinausläuft; im zweiten Falle geht derselbe von dem freistehenden Ende der Spule aus, zuerst in der Richtung der Spulenaxe fort, wendet sich dann rechtwinkelig um ein Häkchen oder eine Rolle und tritt endlich gleichfalls durch das Loch heraus, welches letztere aber hier an dem einen Ende der Aushöhlung steht, folglich nicht zwischen beiden Spitzen des Schützenkörpers. Da sonach die Anbringung einer konischen Spule einen längern hohlen Raum im Schützenkörper erfordert, so erstreckt sich in diesem Falle die Aushöhlung oft die ganze S. entlang. Um das Aufstecken der Spule auf ihre Spindel und das Herausnehmen derselben zu erleichtern, durchbricht man gerne den Boden des hohlen Raumes mit einer geräumigen Oeffnung, durch welche man von unten mit den Fingern beikommen kann, und richtet wohl auch die Spindel so ein, daß sie sich an einem Gewinde schräg nach oben aufklappen läßt. Ein nothwendiger Bestandtheil der Schnellschützen (mit Ausnahme jener an Bandmühlen) sind zwei von außen in Aushöhlungen des Bodens quer eingelegte, sehr leicht bewegliche Rollen oder Walzen, welche über die Grundfläche des Körpers ein wenig hervorragen und worauf beim Gebrauch die S., wie ein Wagen auf seinen Rädern, läuft. Man macht diese Rollen aus Buchsbaum-, Weißbuchen- oder Pockholz, aus Horn oder Messing; bei den größern S.n bestehen sie aus Holz und sind mit eisernen Reifen umgeben. Die Rollen bilden aber, strenggenommen, kein charakteristisches Merkmal der Schnellschütze; denn in einigen wenigen Fällen gebraucht man auch Handschützen mit Rollen. Bei der raschen Bewegung, welche den Schnellschützen vorzugsweise vor den Handschützen eigen ist, geschieht es leicht, daß bei ihrem Durchlaufen durch das Fach der Kette sich eine größere Fadenlänge von der Spule abwickelt, als die Breite der Kette erfordert, besonders wenn der Einschußfaden steif und elastisch ist, wie namentlich Leinengarn, rohe Seide, oder wenn die Kette schmal ist, und daher die S. auf ihrem Wege keine beträchtliche Verminderung der Geschwindigkeit erfährt, wie beim Weben der Bänder. In solchen Fällen legt sich der Schußfaden nicht hinreichend angespannt zwischen die Kette, und es fällt insbesondere die Leiste oder Kante des Gewebes unregelmäßig aus, indem die Umkehrungen des Einschusses zum Theil als kleine Schleifen sichtbar werden. Man sucht auf zweierlei Weise diesem Fehler entgegenzuwirken, entweder dadurch, daß man eine Einrichtung anbringt, welche die Abwickelung des Fadens von der Spule und sein Heraustreten in gewissem Grade erschwert, oder dadurch, daß mittelst eines Mechanismus nicht nur dies, sondern auch noch außerdem die Wiederaufwickelung des etwa zu viel Abgewundenen bewirkt wird. Der erstere Zweck wird öfters durch den Druck einer kleinen Stahlfeder, oder eines andern elastischen Körpers, z. B. einiger Büschel von Schweinsborsten, auf den äußern Umkreis der Spule, oder durch die Friktion von ein Paar auf der Axe befindliche Federn in der Durchbohrung der Spule erreicht, und diese muß dann immer eine umlaufende, cylindrische seyn. Manchmal aber läßt man statt dessen den Faden bei seinem Austritt aus der S. zwischen zwei kleinen stählernen oder messingenen Walzen durchgehen, deren geringer Druck hinreichend ist, ein zu schnelles Hervorschießen des Einschlagens zu verhindern, so daß die eben erwähnte Hemmung oder Bremsung der Spule überflüssig wird. Letztere kann hier eine umlaufende, oder feste seyn. Die S.n mit Wiederaufwickelung, welche immer mit einer umlaufenden cylindrischen Spule versehen sind, enthalten in Verbindung mit der Spulenaxe eine Feder, welche durch das Herabziehen des Fadens bis zu einem Grade gespannt wird, daß endlich ihr Widerstand größer zu werden anfängt, als die durch andere Fäden erzeugte Friktion der Spule auf ihrer Axe, oder, wenn letztere mit der Spule umläuft, der Axe in ihren Lagern. Diese erstere Feder bleibt von diesem Augenblicke an gespannt, zieht also den Faden mit der ihr eigenen Kraft straff an; und in dem Zeitpunkt, wo die S. den Weg durch die Kette zurückgelegt hat, mithin die Abwickelung des Fadens aufhört, wird der Theil des letzteren, welcher etwa zu viel abgerollt wurde, sogleich wieder aufgewunden, weil die Feder sich wieder abgespannt hat und dadurch die Spule zurückdreht. Solche S.n mit Federspannung sind indessen meist von einer ziemlich kostspieligen, zarten, leicht in Unordnung gerathenden Konstruktion und haben deshalb wenig Verbreitung erlangt. Die Schnellschütze wurde schon vor mehr als 100 Jahren von dem Engländer Ray erfunden. — 2) Das eiserne oder hölzerne, platte Stäbchen mit einem Oehr, das dem Siebmacher beim Durchziehen des Einschlages wie eine Stecknadel dient; — 3) s. v. a. Schutzbret.

Schütze (Biogr.). I. **Gelehrte** rc.: 1) **Gottfried**, historischer Schriftsteller, 1719 zu Wernigerode geboren, ward 1743 Nachmittagsprediger in Ottense, 1750 Rektor am Gymnasium zu Altona, 1751 Professor der Theologie zu Kopenhagen, 1761 Professor der griech. Sprache und Geschichte am Gymnasium zu Hamburg, wo er 1784 †. Schrieb: Schatzschriften für die alten Deutschen, Leipz. 1746—52, 4 Thle.; — De dea Illudena, das. 1748; — Geschichte von Hamburg, 1. Thl., das. 1775, 4.; — Lobschrift auf die Weiber der alten deutschen und nordischen Völker, das. 1776; — gab heraus: Luthers ungedruckte Briefe, Leipz. 1780, 3 Bde., 4., u. A. — 2) **Johann Friedrich**, Belletrist, 1758 zu Altona geboren war erst Kanzleisekretär daselbst, wurde 1794 Officiant bei der Zahlenlotterie, 1796 Generaladministrator derselben; † 1810. Schr.: Erzählungen und Sprüchwörter, nebst einer Nachricht von den Troubadours, Leipz. 1791; — Ennsbüttel oder die Johannisnacht, Operette, das. 1791; — Sneedorfs Briefe eines reisenden Dänen, Züllichau 1793; — Hamburgische Thea-

tergeschichte, Hamb. 1794; — Satyrisch-ästhetisches Hand- und Taschenwörterbuch für Schauspieler und Theaterfreunde, das. 1800; — Holsteinisches Idiotikon, das. 1800—6, 4 Bde.; — Humoristische Novellen, Posen 1804; — Dramaturg. Tagebuch über Ifflands Gastspiele in Hamburg, Hamb. 1805; — Ehestandsgesuche, kom. Roman, das. 1806, u. A. — 3) Johann Stephan, bekannt als Dichter, Erzähler und theoretisch-ästhetischer Schriftsteller, wurde am 1. Nov. 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, der Sohn eines reichen, gebildeten Landmanns, geboren, und brachte seine Jugend unter Verhältnissen zu, welche seine Neigung und sein Talent vielfältig unterdrückten, irre leiteten und erst spät zur Entwickelung kommen ließen. Zurückgesetzt gegen seine beiden Brüder, trieb es ihn bei seiner zarten und reizbaren Natur frühzeitig in die Einsamkeit, wo er sich mit Vogelfang und Verfertigung künstlicher Dinge, z. B. einer Sonnenuhr, die er mit Stift und Strichen am Hause abmaß, beschäftigte. Der unglückliche Zufall, daß er bei dem ersten Scherz, den er sich gegen junge Mädchen erlaubte, den Arm brach, ließ ihn fortan um so mehr die Spiele der Jugend meiden. Seit frühen Jahren im Versmachen geübt, verfaßte er neckende Reime und ließ sie, auf Zetteln vertheilt, die jungen Bursche ziehen. Später kam er auf den Gedanken, jeden Sonnabend eine Predigt zu schreiben, und gewann dadurch die Aufmerksamkeit der Aeltern in solchem Maße, daß sie ihn (im 13. Jahre) auf die Domschule zu Magdeburg brachten. Bei Fleiß und Talent hatte er bereits schnelle Fortschritte gemacht, als er seinen Studien wieder entrissen wurde, indem ein unverheiratheter Oheim, ein reicher Kaufmann in Magdeburg, sich erbot, ihn auf sein Komptor zu nehmen. Mitten unter den trockenen Komptorgeschäften erwachte indeß bald wieder die Neigung zur Dichtkunst. Er benutzte die frühesten Morgenstunden, um Schauspiele zu schreiben, in denen er besonders seine nächsten Umgebungen schilderte. Als ihm aber seine Lage, welche ihn abschnitt von jeder Gelegenheit, sich gesellschaftl. Bildung zu verschaffen, u. sogar auf die Entwickelung seiner Körperkräfte nachtheilig einwirkte, unerträglich wurde, stellte er an den Oheim schriftlich die dringende Bitte, ihn den Studien zurückzugeben. Es hatte Erfolg, und S. kam im 18. Lebensjahre in die Lehranstalt zu Kloster-Bergen. Karl von Jariges, mit dem er einen festen Freundschaftsbund schloß, trug hier viel zu S.'s Entwickelung bei; beide bezogen 1794 die Universität Erlangen, S. seiner Seits, um sich der Theologie zu widmen. Im nächsten Jahre machte S. in Halle, wo er seine Studien fortsetzte, seinen Erstlingsversuch „Die Dorfruinen" bekannt, suchte aber fortan die Neigung zur Poesie zu unterdrücken, weil seine Verwandten Nachtheil für seine Berufstudien davon befürchteten. Nach wohl bestandener Prüfung widmete er seine Muße der Ausarbeitung eines frühern Entwurfes, der später als „Versuch einer Theorie des Reims" (Magdeburg 1802) erschien, und verbrachte die nächsten Jahre als Hofmeister zu Sommerschenburg bei Helmstädt und in Kloster-Bergen. Ueberwältigt zuletzt von seiner Neigung zur Poesie, die, je mehr unterdrückt, desto heftiger immer wieder hervorbrach, versuchte er sich in Balladen, Romanzen und dramatischen Versuchen, die solche Anerkennung fanden, daß ihm endlich sein Oheim völlige Freiheit zu einem literarischen Leben gestattete und zugleich einen Jahrgehalt aussetzte. S. ging nun mit seinem Freunde Jariges (später als Schriftsteller unter dem Namen Beauregard Pandin bekannt) nach Dresden und später nach Weimar, wo er seinen festen Wohnsitz nahm. Er arbeitete fleißig für Bekkers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und wurde durch eigene Erlebnisse zu erotischen Gedichten angeregt. Bei Schillers Begräbniß, dem er beiwohnte, faßte er die erste Idee zu dem Lustspiele „Der Dichter und sein Vaterland" (Leipz. 1807), das von der Herzogin Amalie, von Göthe und Jean Paul mit Beifall aufgenommen wurde, bei dem großen Lesepublikum aber wenig Glück machte. Sein nächstes Lustspiel „Die Journalisten" (Leipz. 1806) fand nicht viel mehr Beifall, und S., entmuthigt, wandte sich der Erzählung zu, die ihn dann auch mit schnellerem Erfolge lohnte. Er nahm seinen Stoff meist aus frühern Erfahrungen seines ländlichen Lebens und lieferte mehre durch idyllische Grundlage und sorgfältige Ausführung ansprechende Gemälde. Seine „Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad" (das. 1809) wurde mit Beifall begrüßt. In ähnlichem Ton ist sein Roman: „Der unsichtbare Prinz" (3 Bde., das. 1812) geschrieben, worin er einen früher ausgesetzten Prinzen durch alle Stände wandern läßt; letztere sind mit charakteristischen Zügen geschildert. Von anregendem Einfluß auf seine literarischen Leistungen war der Kreis geistreicher Personen, welche sich bei Johanna Schopenhauer versammelten. Er übernahm 1811 die Herausgabe des „Taschenbuchs der Liebe und Freundschaft", dem er den „Wintergarten" und die „Frühlingsboten" zugesellte. Seine Gedichte erschienen in 2 Sammlungen (Leipz. 1810 und Berlin 1830). Außer kleinen Lustspielen, die in mehren Almanachen zerstreut sind, beschäftigten ihn verschiedene Aufsätze ernsten und scherzhaften Inhalts, aber auch theoretische Studien, unter welchen sein „Versuch einer Theorie des Komischen" (Leipz. 1818) die Frucht reifern Nachdenkens und Beobachtens ist. Seine Erzählungen stehen meist in der Sammlung „Heitere Stunden" (3. Bd., Dresden 1822—24), und seine kleinen Aufsätze, später zum Theil durch die Herausgabe des „Journals für Literatur, Kunst, Luxus u. Mode" veranlaßt, das er eine Zeit lang mit Peucer, dann allein besorgte, wurden größtentheils in den „Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst" (Leipz. 1830) und in den „Muntern Unterhaltungen" (das. 1829) wieder abgedruckt. Einen Theil seines Lebens, besonders seine Jugendjahre schilderte er selbst in seiner „Lebensgeschichte" (2 Bde., Neuhaldensleben 1834). S. † zu Weimar am 19. März 1839 als Hofrath. Als Humorist und Novellist zeigte S. eine sehr harmlose, gemüthliche, behagliche, oft ergötzliche, aber nicht minder breite und oft platte Laune.

Dieser Behaglichkeit entspricht auch die oft nachlässige, stylistische Einkleidung. Zu denken geben seine Erzählungen wenig oder nichts. Die Erfindung ist, wenn auch nicht originell, doch meist ergötzlich, oft komisch; der derbe Spaß, mitunter das Possenhafte waltet vor. Kunstwerke sind S.'s Produktionen nicht; er gehörte zu jener großen Reihe der Unterhaltungsschriftsteller, die in ihren Erzählungen keine höhere Tendenz hatten und deren bequeme, ganz auf das Aeußerliche gehende Richtung, durch S. Prätzel, Clauren, Langbein und Konsorten repräsentirt wurde. Kenntniß des Lebens und der Menschen, wie Lebendigkeit der Darstellung sind indessen S. nicht abzusprechen. — 4) **Karl Heinrich Ferdinand**, geboren 1778 zu Meißen, widmete sich dem Kaufmannsstande, ging 1796 nach Philadelphia, 1798 nach Hamburg und dann nach London, wo er sich 1802 mit einem Freunde etablirte und 1806 naturalisirt ward. Während der franz. Invasion 1812 war er in Rußland, ging im Mai 1813 nach Berlin, wo er Beiträge zur Unterstützung der Verwundeten sammelte, und war als Ausschußmitglied des londoner Vereins zur Unterstützung der durch den Krieg hülfsbedürftig Gewordenen besonders thätig. Im J. 1817 kaufte er das Rittergut Schweta bei Oschatz und zog sich 1819 von seinem londoner Geschäfte zurück. Nachdem er 1820 in Dresden eine Blindenanstalt begründet hatte, ward 1821 in Dresden und 1823 in Freiberg eine Sparkasse nach seinem Plan eröffnet; auch war er bei Gründung der dresdener Armenschule sehr thätig. Als ritterschaftlicher Abgeordneter des meißenschen Kreises beim Landtag entwarf er 1822 mit Carlowitz den Plan einer allgemeinen Hagelassekuranz für das Königreich Sachsen. — II. **Bildende Künstler**: 5) **Ludwig**, Kupferstecher von Dresden, um 1807 geboren und von Professor J. Ph. Veith unterrichtet, studirte dann unter A. Reindels Leitung in Nürnberg und begab sich später wieder nach Dresden. Es finden sich von seiner Hand verschiedene Ansichten, theils in Kupfer, theils in Stahl gestochen, wie die Blätter nach Stietz, Sparmann, die Ansichten von Ischl. — 6) **Johann Wilhelm**, Genremaler zu Berlin, um 1814 geboren und von Professor v. Klöber gebildet, entwickelte in kurzer Zeit ein entschiedenes Talent zur Darstellung von Scenen aus dem edlern Volksleben, wobei er mit Vorliebe naive jugendliche Gestalten wählte. Mehre seiner Genrebilder sind lithographirt, einige in Folio, andere in kleinerem Formate. S. ist einer der Lieblingsmaler Berlins. —

Schütze (Ichthyol.), auch Schützenfisch, Fischgattung, s. v. a. Toxotes *Cuv.*

Schützel, die Oeffnung zur Thüre an Schleußen und Sielen.

Schützen (in verschied. Bed.), 1) Wasser in seinem Laufe durch Schutzbreter aufhalten; bei Mühlwerken geschieht dies mit dem Aufschlagewasser, um das Werk stille stehen zu lassen oder, wenn nicht genug Aufschlagewasser vorhanden ist, um einen größern Vorrath davon zu sammeln, welcher dann das Werk wieder einige Zeit zu treiben im Stande ist; — 2) in der Windmühle das Kammrad zum Stillstehen bringen, indem man mittelst des Preßbaumes die Presse darauf herabläßt; — 3) eine **Tratte** s., sie acceptiren.

Schützen (Geogr.), 1) (**Klein-S.**, **Kis-Levard**), ungar. Dorf, **preßburger** Gesp., an der March; 1170 Einw.; — 2) (**Groß-S.**, **Nagy-Levard**, **Welke-Levari**, auch **Haban**), Marktflecken daselbst, an der Rudava und an der March, mit Ueberfahrt über diese; Dreißigstamt, Töpfereien, Messerschmiede, Konditoreien; 3500 Einw., meist Habaner.

Schützenaue, preuß. Kolonie, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. **Pyritz**; 160 Einw.

Schützenaufzug, 1) (Wasserb.), die verschiedenen Vorrichtungen, mittelst deren ein Schutzbret emporgezogen wird; — 2) (Sittengesch.), feierlicher Aufzug einer Schützengesellschaft.

Schützenbach (Geogr.), bad. Häuser: 1) (**Der vordere S.**), Oberrheinkr., Amt **Tryberg**; 150 Einw.; — 2) (**Der hintere S.**), das.; 220 Einw.

Schützenberg (Geogr.), 1) (**Strozhiveß**), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. **Maleck**; 150 Einw.; — 2) s. **Thüringerwald**.

Schützenbruder, das Mitglied einer Schützengesellschaft.

Schützendorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. **Greding**; 140 E.; — 2) österr. Dörfer: a) (**Deutsch-S.**), Böhmen, Kr. Czaslau, Herrsch. **Polna**; 2 Mühlen; 260 Einw.; — b) (**Böhmisch-S.**), das.; 110 Einw.; — c) (**Ricky**), das., Kr. Königgrätz, Gut **Jeleny**; Mühle, Bretsäge; 460 Einw.; — d) (**Slawonow**), Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. **Mürau**; 340 Ew.; — e) (**Schitzen**), Steiermark, Kr. Marburg, Bez. **Obergutenhag**; 210 Einw.; — f) (**Strozhiveß**), das., Kr. Marburg, Bez. **Maleck**; 170 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. **Oels**; Vorwerk, Wasser- und Windmühle; 120 Einw.; — b) das., R.-B. u. Kr. **Liegnitz**; Vorwerk; 180 Einw.; — c) das., R.-B. Oppeln, Kr. **Grottkau**; Schloß, Vorwerk; 200 Einw.; — d) (**Dybowo**), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. **Ortelsburg**; 240 Einw.; — e) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. **Kammin**; 210 E.

Schützengilde (**Schützengesellschaft**, Sittengesch.), Verein von waffenfähigen Bürgern, welcher Uebung und Fortbildung in der Handhabung von Schießwaffen bezweckt. Diese Gesellschaften verdanken ihren Ursprung der Zeit, wo jeder Bürger zur Bewachung und Vertheidigung der Stadt verbunden war (vergl. **Schuttery** u. **Scharfschützen**). Die Schützen theilten sich später in **Rüstungs-** und **Bogenschützen**, bildeten aber meist ein Corps und erlangten nach und nach viele Privilegien. Zu ihrer Uebung im Schießen wurde ihnen gestattet, zu bestimmten Zeiten öffentliche Mann-, Scheiben- und Vogelschießen zu halten. Die erste urkundliche Erlaubniß dieser Art ertheilte der schlesische Herzog Bolko der Stadt Schweidnitz gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Auch die S. zu Leipzig beging 1843 das Jubelfest ih-

res 400jährigen Bestehens. Mit dem Aufhören ihres ursprünglichen Zwecks verloren die S.n nach und nach ihre Bedeutung und sanken zu bloßen Vergnügungsgesellschaften herab, die durch eine gemeinschaftliche Uniformirung, den gemeinschaftlichen Besitz eines Schützenhauses, einer Schießbahn und durch die Vermächtnisse und Geschenke einer früheren Zeit zusammengehalten werden. Nur wo es an jeder andern Bewaffnung in der Stadt fehlt, sind sie verbunden, im Nothfall die Polizei zu unterstützen. Der gänzliche Mangel eines lebendigen Princips ließ erwarten, daß die 1848 erstrebte und allenthalben eingeführte allgemeine Volksbewaffnung die S.n, die sich der Volksbewegung nicht angeschlossen hatten (eine rühmliche Ausnahme machte die berliner S.), unmöglich machen würde; doch verhinderte dies die Erschlaffung, an welcher die Volksbewaffnung bald selbst hinsiechte; s. Vogelschießen. Vgl. Gretschel, Die Schützengesellschaft zu Leipzig, Leipz. 1836.

Schützenhain, preuß. Kämmereidorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Wassermühlen, 2 Bleichen; 230 Einw.

Schützenhaus, meist mit einem Schießstand verbundenes, einer Schützengesellschaft gemeinschaftlich gehörendes Gebäude, in welchem die Schützen ihre geselligen Zusammenkunfte und Lustbarkeiten halten. Vgl. Vogelschießen.

Schützenhof, 1) s. v. a. Schützenhaus, besonders wenn mehre Gebäude dazu gehören, die einen Hofraum umschließen; — 2) öffentliches Lustschießen der Schützen.

Schützeninsel (Topogr.), s. Prag.

Schützenjagen, s. Jagd.

Schützenkasse, die gemeinschaftliche Kasse einer Schützengesellschaft.

Schützenkompagnie (Militärwes.), eine Kompagnie Scharfschützen (s. d.).

Schützenloch (Schützenöffnung), die Oeffnung eines Wehres oder Gerinnes, die durch ein Schutzbret verschlossen ist.

Schützenmeister, 1) der Vorgesetzte einer Schützengesellschaft; — 2) veraltet, der Führer einer Abtheilung Soldaten.

Schützenplatz, der Ort, wo die öffentlichen Lustschießen der Schützengesellschaften gehalten werden; vgl. Vogelschießen.

Schützenrain, großh. hess. Stadt, Prov. Oberhessen, Kr. u. Ldgr. Alsfeld; 180 Einw.; bildet eine Vorstadt von Alsfeld.

Schützensorge, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Landsberg; Vorwerk, Kolonie; 350 Einw.

Schützenstange, s. Schutzbret.

Schützenthüre, s. v. a. Schleußenthor und Schutzbret.

Schützenwelle, s. Schutzbret.

Schützenzeug, s. v. a. Schützenstange.

Schützer (Bergb.), diejenige Person, die das Wasser zu schützen oder das Bremsrad zu hemmen hat.

Schützingen, würtemb. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Maulbronn, an der Metter; 840 Einw.

Schützit (Min.), s. v. a. Cölestin (s. d.).

Schützkasten (Bergb.), der über dem Kehrrade eines Wassergöpels angebrachte große viereckige Kasten, in welchem man aus dem Hauptfluder ein anderes Fluder führt.

Schützkolben, der Zapfen an einem Fischteiche.

Schützsiel (Wasserb.), Siel, bei welchem das Wasser bloß durch ein Schutzbret gesperrt ist.

Schützstube (Bremsstube, Bergb.), die Radstube für ein Bremsrad.

Schützwerk (Bergb.), s. v. a. Bremswerk.

Schuf (Geogr.), 1) asiat.-türk. Distrikt, Ejalet Acre, am Libanon und Antilibanon, von Drusen bewohnt; — 2) Unterbezirk desselben, liefert herrliche Seide. Hauptstadt: Deir el Khamar, Sitz des Großemirs der Drusen, mit Seidenbau, Seidenweberei und 5000 Einw.

Schuffe, 1) (Mollusk.), Stachelschneckenart, s. v. a. Schöpfer, Murex haustellum *L.*; — 2) (Prov.), eine Schöpfkelle.

Schufflen (Ornith.), s. v. a. Löffelreiher, Caneroma cochlearia *L.*

Schufia (Bot.), nach Spach, Pflanzengattung. Art: S. arborescens *Spach*, s. v. a. Fuchsia arborescens *Sims.*

Schuft, 1) ein armseliger, bettelhafter Mensch; — 2) ein schlechter, wortbrüchiger, ehrloser Mensch.

Schuftstunde, eine Ruhestunde für die Deicharbeiter.

Schufut (Ornith.), s. v. a. großer Schuhu, Bubo dux *Cuv.*

Schug, austral. Insel, Karolinen, zur Gruppe Cittak gehörig, östlich von Lamurzek; hoch, gebirgig und wohlbewohnt.

Schugnan (Schoagnan), asiat. Bezirk, Turan, Badakhschan, an der Nordseite des Flusses Pendsch. Hier liegen die Quellen des Puni (Amu).

Schugr (Gesser Schurl), asiat. Stadt, Syrien, Ejalet Aleppo, am Aasi; unreinliche Straßen, schöne fruchtbare Gärten; Handel mit Südfrüchten, Baumwollenwaaren, Seide; über 400 Einw.

Schugsten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen; gegen 100 Einw.

Schuh, 1) (Technol.), Fußbekleidung, welche überall von eigenen Handwerkern ganz aus Leder, oder aus seidenen, wollenen, baumwollenen Stoffen mit Ledersohlen, so wie auch aus Holz, Bast, Ginster, Filz 2c. gemacht wird und darnach ihren Namen, als Filz-, Haar-, Bast-, Gummi-, Holzschuhe 2c., erhält. In der Regel verkaufen sie die Verfertiger selbst, doch gibt es auch Städte, wo dieser Artikel fabrikmäßig verfertigt und damit bedeutender Handel getrieben wird. Der unterste Theil dieses Kleidungsstückes (Sohle) wird gewöhnlich von Leder gemacht und bedeckt nur den unteren Fuß. Nach dem verschiedenen Stoffe, aus welchem der obere, den Fuß bedeckende Theil dieses S.es besteht, unterscheidet man seidene, Tuch-, Zeuch-, Sammet-, Lederschuhe; letzters

sind am gebräuchlichsten und zerfallen wieder in Saffian-, Korduan-, lackirte, rindslederne und kalblederne S.e. Die dünnen und leichten S.e heißen Ball- oder Tanzschuhe (Escarpins). Seit ungefähr 18 Jahren hat sich die Schuh- und Stiefelfabrikation so erweitert, daß doppelt so viel Arbeiter beschäftigt werden und große Massen dieser Waare ins Ausland gehen. Mainz, Erfurt, Gotha liefern hauptsächlich viel Frauenschuhe. Jeder Schuh besteht aus dem Quartier (Hinterleder), dem Theil, der die Ferse bis zur Fußbeugung an beiden Seiten deckt; dem Oberleder, das an dieses stößt und den obern Theil des Fußes von der Spanne bis zu den Zehen deckt und mit der Kappe gefüttert wird. Alle die genannten Theile sind an der innersten Sohle, der Brandsohle, meist von Kuhleder, angenäht; unter dieser ist bei starken Schuhen noch der Rahmen und an diesem die zweite untere Sohle angenäht. Zu starken Schuhen kommt ein Absatz (s. d.), zu eleganten Schuhen eine Scheinsohle von Saffian. Die Herrenschuhe sind in der Regel vorne am Oberleder auf dem s. g. Riß des Fußes mit Laschen versehen, welche mit Bändern oder Schnallen, bei gemeinen Leuten mit Riemen vereinigt werden. Früher hatte Nürnberg auch einen bedeutenden Handel mit gemalten oder gestickten Schuhblättern, welche hauptsächlich nach Rußland und der Ukraine gingen; jetzt liefert Glauchau diese Waare sehr schön und billig. Paris liefert eine große Menge eleganter Damenschuhe. In der Stadt Lynn in Massachusets werden jährlich 3 Mill. Paar Frauen- und Mädchenschuhe gemacht und in ganz Amerika verkauft. Gewöhnliche Schuhe werden in Sachsen viel gefertigt. Die in neuerer Zeit aufgekommenen Kautschuküberschuhe kommen von Wien, Berlin, Leipzig, Hamburg ꝛc. Auch in England sind mehre bedeutende Schuhfabriken, wo die Sohle nicht aufgenäht, sondern mittelst einer Maschine ohne Naht und nur durch Stifte an das Oberleder befestigt wird. Von Amerika wurde das holzgenagelte Schuhwerk auch in Deutschland eingeführt, wird jetzt aber nur wenig gebraucht. Schuhwerk mit durch kleine Mesingschrauben befestigten Sohlen werden zuweilen auch noch gemacht. Holzschuhe (franz. Sabots) werden im westlichen Frankreich, in Holland und Dänemark stark getragen; in Holland werden sie gewöhnlich von Lindenholz, in Frankreich von Kastanien-, Birken- und Ulmenholz gefertigt. Sehr elegante Holzschuhe werden in neuerer Zeit in Chemnitz gemacht. In Spanien und Portugal macht man viele Schuhe aus einer Gattung Ginster (Espartogras) und in Böhmen Pantoffel und Schuhe aus Schilfrohr. Bastschuhe werden stark in Rußland gefertigt (s. Matten). Schuhschnallen, von verschiedener Größe und von verschiedenem Material (Gold, Silber, Zinn u. Stahl ꝛc.) wurden früher viel getragen, sind jedoch jetzt fast ganz verschwunden. Die S.e für Frauenzimmer waren und sind zum Theil jetzt noch mit Rosetten u. Schleifen verziert. — Die S.e wurden vorzüglich früh im Orient getragen, so wie auch in solchen Ländern, wo man wegen der zu großen Hitze des Sandes nicht mit bloßen Füßen gehen konnte. Anfangs bestanden die Sohlen der S.e aus Bretern oder Baumblättern, Geflechten von Pfriemengras oder Papyrus. Die Hebräer hatten den S.en die Form von Sandalen gegeben, die von Leder, Leinwand, Binsen, Holz, die der Soldaten mit Metall beschlagen waren. Man zog jedoch die S.e aus, wenn man an heiligen Orten oder in Trauer ging; bei Besuchen legte man sie im Vorzimmer ab, und zu Hause wurden gar keine S. getragen. Die ägyptischen Priester hatten S.e aus Bast. In Griechenland war der Gebrauch der S.e schon in der Heroenzeit bekannt; es waren jedoch nur bloße Sandalen, die man gleich beim Aufstehen anlegte, jedoch bei längerem Sitzenbleiben im Hause ablöste und neben sich stehen ließ. Während des Winters, so wie auch im Kriege bedienten sich die Griechen stiefelähnlicher, die Schienbeine bedeckender, aus Rindsleder gefertigter Fußbekleidungen. Die Lacedämonier trugen zuerst die Ephebenschuhe, hauptsächlich auf der Jagd und bei Arbeiten im Felde; sie waren sehr einfach, doch gab es auch eine Art Prachtschuhe von rothem Leder. Mit Schuhen wurde großer Luxus in Athen getrieben; hier war eine große Menge verschieden nach Schnitt, Stoff u. Verzierungen. Man nannte sie nach Männern, welche sie zuerst getragen hatten; so alcibiadische, iphikratische S.e ꝛc. Die S.e der Weiber waren weniger prächtig; das Paar kostete in der Regel 2 Drachmen (11 gGr.), während schön verzierte Männerschuhe 8 Drachmen (1 Thlr. 20 gGr.) kosteten. Die Philosophen von strengerer Lebensweise trugen gar keine S.e, und die Pythagoräer trugen welche von Baumrinde. Als wesentliches Stück ihrer Bekleidung hielten die Etrusker ihre S.e, denn selbst nackt auf ihren Kunstwerken dargestellte Figuren sind beschuht; gewöhnlich bedecken diese S.e Fuß und Bein bis zur Wade und sind oben entweder mit Bändern zugebunden, oder übergeklappt; bisweilen sind sie auf der Mitte des Fußes aufgeschnitten und geschnürt. Die Römer hatten eine Menge verschiedener Geschühe. Die S.e der Plebejer waren schwarz und mit einem Bande zusammengebunden; die der Patricier und Senatoren roth, weiß ꝛc., mit 4 Bändern, die bis an das Schienbein in einander geflochten waren. Die Frauen trugen Sandalen, welche schön verziert waren. Die Soldaten trugen mit Nägeln beschlagene Sohlen, deren Riemen bis an den Unterschenkel reichten; erst später nahmen sie die eherne Fuß- oder Schenkelbedeckung an. Im Mittelalter wechselte die Mode mit den S.en sehr häufig, und bald trug man sie mit gerad ausgehenden Spitzen, bald mit Schnäbeln, die in die Höhe gekrümmt waren; die Größe dieser Vordertheile richtete sich nach dem Rang; bei gemeinen Leuten waren sie $\frac{1}{2}$, bei Vornehmen 1, bei fürstlichen Personen 2 Fuß lang. Um aber die Schnäbel immer in die Höhe gerichtet zu erhalten, wurden sie mit

Kettchen an das Schienbein befestigt. In Frankreich nannte man sie Schiffsschnäbel und nach ihrer Verkürzung Entenschnäbel; sie wurden im 11. Jahrhundert von Fulco, Graf von Anjou, erfunden, um seinen ungestalten Fuß auf diese Weise zu verbergen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurden sie in Böhmen und England bekannt, jedoch sehr bald verboten, nachdem man dem Luxus durch Angabe eines bestimmten Maßes zu steuern versucht hatte. Dagegen erhielten sich die genestelten S.e bis in das 16. Jahrhundert; eine eigenthümliche Mode bei diesen war, die Spitzen abzuschneiden, so daß die Zehen daraus hervorsahen, welche man mit Ringen schmückte. Rothlederne, später hölzerne S.e trug man anfangs in Deutschland; später aber trug man bloß einfache, vorne abgestumpfte S.e, die beinahe eine dreieckige Gestalt annahmen. In China sollen die S.e unter Hoang-ti erfunden worden seyn; die Damen trugen, um das Wachsthum der Füße zu hindern, da kleine Füße eine Zierde waren und noch jetzt sind, eiserne S.e, die Männer dagegen bunte S.e mit langen, spitzigen, aufwärts gebogenen Schnäbeln. — 2) Der untere Theil des Stiefels, im Gegensatze zum Schaft; — 3) die Fußbekleidung von Leder für Hunde, wenn sie auf scharf gefrorenem Schnee gehen sollen, und welche so eingerichtet sind, daß die Krallen des Hundes herausgehen; — 4) ein hohles eisernes Beschläge, z. B. an den Ecken vieler Kästen, am spitzigen Ende der Stampfen, Pfähle, Stangen ꝛc.; — 5) der Stein, den man an Pochstempeln oft statt des erst genannten Schuhes anbringt; — 6) das Futteral für jede Ankerschaufel; wenn dieser nämlich an eine andere Stelle geschafft werden soll, zieht man ihm die Schuhe an, damit er nichts verletze; — 7) das kurze eiserne Rohr, das an die Daute des Blasebalges kommt, damit sie nicht anbrennt und damit das Loch kleiner werde; — 8) (Pumpenschuh), s. Kolben; — 9) die kurze Schwelle, worauf der Spießbaum ruht; — 10) die gekrümmte gabelige Spitze einer Brechstange; — 11) an einer Kunstzeugstange das Hölzchen, durch welches der Stecknagel geht; — 12) s. v. a. Göpelschuh; — 13) der Ueberzug von geschmolzenem Eisen, den in Hochöfen häufig die Form annimmt; — 14) ein Klotz zum Eintreiben der Stempel in Grubengebäuden; — 15) ein Bretstück, das der Schiffbauer den Stützen und Bocksspieren unter den Fuß gibt, damit diese nicht zu tief in den Boden dringen; — 16) die Schmierpfanne des Schiffbauers; — 17) die schräge Rinne bei einer Windmühle, durch welche das Getreide aus dem Rumpf auf den Stein fällt; — 18) s. v. a. Hemmschuh; — 19) die Einfassung des Beutels in der Mühle; — 20) (Jagdw.), s. v. a. Falkengeschuh; — 21) (Säugeth.), die Hufe und hornartigen Schalen unten an den Füßen mancher Thiere; — 22) (bot. Term.), s. v. a. Pes. — Schuhförmig, s. v. a. Calcei formis. — 23) Maß, s. v. a. Fuß.

Schuhahle, s. v. a. Ahle.

Schuhanzieher, s. v. a. Anzieher.

Schuhbalken, ein Körpermaß von 1 Fuß Länge, 1 Zoll Breite und Höhe, also von resp. 10 oder 12 Kubikzoll, oder $^1/_{10}$ oder $^1/_{12}$ des Schachtfußes, oder $^1/_{100000}$ oder $^1/_{248832}$ der Kubikruthe; das Maß dabei pflegt rheinisches zu seyn.

Schuhband, 1) das zum Einfassen der Schuhe dienende Band, gewöhnlich von halb weißer, halb schwarzer Farbe; — 2) das Band, womit man besonders die Frauenschuhe an die Füße bindet.

Schuhbank, in manchen Orten das Gebäude, worin die Schuhmacher ihre Waare öffentlich feil halten.

Schuhblatt (Vorblatt, Ferbs), das zum vorderen oder Oberleder des Schuhes bestimmte und zugeschnittene Lederstück.

Schuhblume (Bot.), s. v. a. Hibiscus Rosa chinensis *L.*

Schuhbürste, die einfache starke Bürste, womit man Schuhe und Stiefel vom Schmutz reinigt, schmiert oder wichst.

Schuhdraht, s. v. a. Pechdraht, s. Schuhmacher.

Schuhedi, asiat. Volk, zu den Beludschen gehörig.

Schuhflange (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Sarcochillos *R. Br.*

Schuhhülle (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Pedilanthus *Neck.*

Schuhknecht, s. Schuhmacher.

Schuhlangthee (Sulongthee), s. Thea.

Schuhmacher (Technol.), zünftige Handwerker, welche sich mit dem Anfertigen und Ausbessern von Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln beschäftigen. Zu den S.n gehören auch die Schuhflicker (Altflicker, Altreißer), die sich nicht mit dem Anfertigen neuer Schuhe und Stiefel, sondern bloß mit dem Besohlen und Ausbessern derselben beschäftigen; sie brauchen nicht Meister zu seyn. Die Lehrlinge der S. lernen, wenn sie kein Lehrgeld zahlen, gewöhnlich 4 Jahre, zahlen sie Lehrgeld 3 Jahre. Nachdem sie 3 Jahre gewandert haben, machen sie das Meisterstück; dies besteht in 1 Paar Reiterstiefeln, 1 Paar gewöhnlichen Stiefeln von Kalbsleder, 1 Paar Manns- und Frauenschuhen und 1 Paar Pantoffeln. Die Schuhmacherei wird jetzt in den größeren Städten fabrikmäßig betrieben; es müssen jedoch da, wo der Zunftzwang herrscht, gelernte Meister an der Spitze stehen und den Namen dazu hergeben. Da, wo eine Wittwe die Schuhmacherei treibt, muß sie in ihrer Werkstatt einen Altgesellen haben, der das Zuschneiden besorgt; derselbe wird Bretmeister genannt. In früherer Zeit nannte man die Gesellen Schuhknechte; dieselben arbeiten in eigenen Werkstätten, mitunter auch, wie in England und Frankreich, in Boutiquen, mit bloßen Armen, mit einem Schurzfell von weißer oder grüner Farbe, mit Mützen bekleidet, sitzend (in neuerer Zeit auch stehend). Die gekrümmte Stellung wirkt durch den Druck auf die Bauchnerven oft ungünstig auf die Gesundheit, und man findet fast unter keinem andern Handwerke so viele nach-

denkliche, ärgerliche, grübelnde Leute und religiöse Schwärmer, wie unter den S.n. Der **Schuhmachermeister** nimmt zuerst das **Maß**, mittelst eines Werkzeuges, der **Maßlade**, und einem Papierstreifen, um mit ersterer die Länge des Fußes, mit letzterem die Stärke des Fußes über den Fußballen sowohl, als über der Spannung zu messen, wozu bei Stiefeln noch die Entfernung der Hacke von der Spannung, die Weite der Wade kommen. Mitunter kommt es vor, daß Stiefel oder Schuhe für Personen angemessen werden sollen, welche verschieden geformte Füße haben; in diesem Falle muß der S. die Schuhe rc. an beiden Füßen abmessen. Nachdem er das Maß genommen, schreitet er zum **Zuschneiden des Leders**, welches der S., wenn er einigermaßen die Mittel dazu besitzt, im Ganzen kauft. Zu diesem Zweck bedient er sich des **Zuschneidebretes**, welches gewöhnlich eine viereckige Gestalt hat, von hartem Holze ist und vom S. auf das Knie gelegt und worauf das Leder mittelst des **Kneifes**, eines kurzen, starken, mit einem starken Griff versehenen Messers zugeschnitten wird. Die Sohlen werden ebenfalls meistens im Ganzen gekauft. Der S. wirft nun das zugeschnittene Leder in einen Zuber mit Wasser, um es geschmeidiger zu machen; er sucht dann einen **Leisten** (aus Holz geschnittenen Fuß), den er nach dem Maß zurichtet, und **zweckt** erst die **Brandsohle**, dann das **Oberleder** auf denselben auf. Nachdem die **Oberstemmen**, 2 kleine Kalbleder, welche die beiden Seiten des Vorderfußes, und die **Afterleder**, welche den Hinterfuß verstärken sollen, eingesetzt sind, werden Brandsohle und Oberleder zusammengenäht. Beim Nähen wird der zu fertigende Gegenstand mittelst des **Knieriemens** festgehalten. Das Nähen geschieht mit einem starken Hanffaden, der auf dem gewöhnlichen Spinnrad gesponnen ist und welchen der S. **Draht** nennt; dieser Faden wird tüchtig mit Pech eingerieben, damit er später kein Wasser annimmt, an beiden Enden spitzig gemacht, und an jedes Ende eine **Schweinsborste** gedreht, weil diese dünn, glatt, steif und doch elastisch ist, so daß man sie leicht durch enge Löcher stechen kann. Hat nun der S. die zwei Hälften des Oberleders auf dem Leisten befestigt, so beginnt er damit, daß er unter der einen Seite, wo sie an einander liegen, mit der krummen **Pfrieme** (Ahle, Ort) einen Stich macht, der durch beide geht, jedoch, nicht in das Innere des Stiefels dringend, das Leder nur halb durchbohrt. Durch diesen Stich steckt er die eine Borste von der linken, die andere von der rechten Seite, zieht beide Hälften des Fadens durch, und die Mitte des Fadens verbindet nun an dieser Stelle die zwei Hälften des Oberleders, indem er dieselben stark gegen einander zieht. Nun macht er etwas weiter aufwärts einen eben solchen Stich, steckt wieder durch diesen Stift erst links die eine, dann rechts die andere Borste, zieht den Faden durch und fährt so fort, bis auf beiden Seiten des Stiefels die Naht fertig ist; inwendig ist an ihr kein Faden, also auch kein Pech, woran man sich beschmutzen könnte, zu sehen. Einige Nähte, z. B. die, welche das Oberleder mit der Oberstemme und mit dem Futter oder der Widerlage verbindet, werden mit der **Schneidnadel**, die feineren Arbeiten aber mit gewöhnlichen oder feinen Nähnadeln gemacht. Bei feinerer Arbeit, bei Damen- und Ballschuhen, erfolgt das Nähen, so wie das Annähen des Futters, das Säumen rc. mit gewöhnlichen Flachs- und Hanffäden oder auch mit Seide. Man hat verschiedene **Nähte**, so die **Verbindungsnaht**, um 2 Stücke Leder zu verbinden; die **Sohlennaht**, um damit die Sohlen zu befestigen; die **Stichnaht**, welche in kleinen Entfernungen überspringt und mit einer eigenen Ahle vorgestochen wird; die **Kreuznaht**, bei der sich die Fäden so kreuzen, daß sie nicht durch dasselbe Loch laufen, sondern über die einzelnen zusammen zu heftenden Theile überspringen; die **Saumnaht**, um zu säumen und Stulpen an Stiefeln zu befestigen. Damit die Hand nicht zu sehr durch den Pechdraht beschädigt wird, bedient sich der S. des **Handleders**, eines breiten Lederrings, durch welchen der Daumen der linken Hand gesteckt wird. Jetzt hat das Ganze Stiefelform; es fehlt aber noch die eigentliche Sohle. Ehe diese angenäht wird, näht der Schuster unten rings an das umgebogene Oberleder einen starken Lederstreifen, den **Rahmen**, und an diesen erst die eigentliche Sohle. Diese wird erst nur aufgezweckt, bekommt dann rings noch an ihrem Rande von unten einen Einschnitt, dessen Rand seitwärts gebogen wird; die Stiche gehen dann durch diesen Einschnitt und von da durch den Rahmen, so daß die Sohle nur an diesen genäht wird und auch hier der Draht nicht ins Innere des Stiefels eindringt. Ist die Sohle fest genäht, so wird der seitwärts gebogene Rand des Einschnittes wieder auf den Einschnitt festgedrückt. Zwischen Brandsohle und Sohle würde, weil an der Seite links Oberleder und Rahmen liegt, ein hohler Raum entstehen, wenn der S. diesen nicht mit einem Lederstück (der Einlage) füllt. Man thut aber sehr wohl, bei ihm zu bestellen, daß er statt dessen eine dünne Korkplatte einlege, diese läßt von unten wenig Feuchtigkeit herauf. Ist die Sohle angenäht, so wird sie noch beschnitten, und um dabei nicht in das Oberleder zu schneiden, wird ein Holzspan oder eine Hornplatte, **Ablaßhorn**, dazwischen gehalten. Diese Art Schuhe fertigen gilt aber nur von dem starken Schuhwerk; bei feineren Schuhen bleiben mehre dieser Theile weg, und es kommt besonders bei Damenschuhen darauf an, die Theile, besonders die Sohlen so dünn und leicht als möglich zu machen, weshalb nie Eisen an dieselben kommt. Ist nun der Schuh so weit fertig, so werden bei stärkerem Schuhwerk noch die **Absätze** aufgesetzt, welche aus aufeinander geleimten und durch Holznägel befestigten Lederstücken gemacht, oder auch aus **Absatzkuchen**, aus Lederabfall geformten Kuchen, geschnitten, oft aber auch aus Holz und nur mit Leder überzogen sind u. oft mit kleinen Hufeisen oder mittelst kleiner **Absatzzwecken** beschla-

gen werden. Die dazu nöthigen Löcher werden mit dem Absatzbohrer od. dem Absatzohrt gebohrt. Auch die Vordersohlen von Arbeitsschuhen oder Arbeitsstiefeln werden häufig, besonders bei den ärmeren Klassen, mit Zwecken oder Stiften beschlagen. Während aller dieser Arbeit sind das Oberleder, die Quartiere, die Sohlen ꝛc. mit der Kneipzange auseinander gestreckt und alle Lederstücken und auch das Futter mittelst eines Kleisters aus Roggenmehl an einander geleimt worden und die Leisten mittelst des Schuhmacherhammers, eines gewöhnlichen Hammers mit kurzem Griff und an der schmalen Seite der Pinne gespalten, wieder ausgezogen worden. Das Glätten, welches auf diese Arbeit erfolgt, so wie das Ausreiben der Nähte geschieht mit dem Ausreibholz (-knochen, Glättstäbchen), einem buchsbaumenen oder knöchernen Werkzeuge, das auf der einen Seite eine, auf der andern Seite mehre Kerben hat, oder mittelst des Glättzahnes, einem Knochen in Gestalt eines Wolfszahnes, womit die feineren Nähte ausgerieben werden, so wie das Glätten der zuvor beraspelten Sohlen mittelst des Glättknochens, statt dessen man sich neuerdings des Glätteisens (Astics), eines Werkzeuges mit 2 Griffen, bedient. Bei ganz feinem Schuhwerk werden bisweilen noch zwischen Schuh und Sohle mit dem Hölleneisen kleine Pünktchen gemacht, um dem Schuh den Schein zu geben, als ob eine feine Naht dort liefe. Vor oder nach diesem erfolgt bei den Schuhen das Säumen, bei Stiefeln das Annähen des Schaftes, wobei der Stiefel über ein Stiefelholz geschlagen wird. Ein in neuerer Zeit in Amerika aufgekommenes Verfahren, Schuh- und Stiefelsohlen nicht anzunähen, sondern mittelst zweier Reihen kleiner hölzerner Stiftchen an das Oberleder zu befestigen, hat hie und da auch in Europa viel Beifall gefunden. In Berlin hat der Schuhmachermeister Andresen trotz mancher Hindernisse es so weit gebracht, daß er mit 30 Gesellen kaum genug solcher Schuhe liefern kann. Sehr günstig fielen besonders die Versuche aus, die im Großen von Militärbehörden gemacht wurden. Diese ergeben: daß man in solchen Stiefeln bequemer geht, weil sie keinen Rand haben; daß sie besser gegen Nässe schützen und zierlicher aussehen; daß sie haltbarer sind, weniger Reparaturen veranlassen, und daß das Abtrennen der Sohle sehr selten vorkommt, u. daß sie schneller u. auch von ungelernten S.n angefertigt werden können; daß sie endlich sich bei jeder Temperatur anfertigen lassen und mit wenigen Werkzeugen. Die auf diese Weise gefertigten Stiftstiefeln erhalten keinen Rahmen und unterscheiden sich von den gewöhnlichen Stiefeln dadurch, daß das Oberleder mit Brand- und Hauptsohle, statt durch Pechdraht durch 2, im Gelenk durch 3 Reihen vierkantiger kleiner Stifte aus zähem Holz, welches auf einer Maschine genau und gleich geschnitten ist, verbunden wird, die ein Hammerschlag in runde Pfriemenstiche tiefer eintreibt. Wenn der Stiftstiefel fertig ist, wird der Leisten herausgenommen und jede Stiefelspitze mit einer löffelförmigen Raspel abgebrochen und die innere Sohlenfläche für die Fußsohle vollkommen geebnet. Die Anfertigungskosten der Stift- und genähten Stiefeln sind sich gleich. In neuerer Zeit hat man auch wasserdichte Sohlen angewendet; man schabt nämlich Korkholz mit einer scharfen Feile zu Holzmehl, bestreicht die Brandsohle des Stiefels oder Schuhes mit starkem Leim und streut das Korkpulver darauf und wiederholt dies, wenn der Leim trocken ist 6—8 Mal; Gleiches geschieht auch mit der zweiten Sohle. Um wasserdichtes Leder zu erhalten, werden 200 Pfund Leinöl mit $12\frac{1}{2}$ Pfund Bleiglätte gemischt, Beides läßt man bis auf $\frac{2}{3}$ einkochen, mischt dann $7\frac{1}{2}$ Pfund altes Leinöl, 1 Pfd. weißes Wachs, $5\frac{1}{6}$ Pfd. Leim, $\frac{1}{4}$ Pfd. Grünspan und 4 Pfund Wasser, läßt dies kochen, nimmt von dieser Mischung 3 Pfd. und thut sie zu 100 Pfd. der vorigen, fügt 10 Pfd. gelbes Wachs, 13 Pfd. Terpentinöl, 2 Pfd. peruvianischen Balsam, 2 Pfd. Thymianöl und 6 Pfd. weißes Pech hinzu, läßt es dünnflüssig werden und bestreicht damit das erwärmte Leder mit einem Pinsel od. Schwamm. — Literatur: Der Schuh- und Stiefelmacher in seines Gewerbes größter Vollkommenheit, Ilmenau 1824; — Morin, Der englische, französische und deutsche S. in allen seinen Arbeiten, aus dem Franz., Ulm 1834; — G. Urban, Die Kunst, den Stiefeln und Schuhen eine Dauerhaftigkeit zu verschaffen, Wien 1822.

Schuhmacher (Biogr.), 1) Peter, s. Greifenfeld; — 2) Wilhelm, Dichter, 1800 geboren, † zu Danzig 1837. Schrieb: Der große Eremit, Danzig 1826; — Lustgedränge und Harfenklänge, Graud. 1828; — Maiblumen und Bergfrüchte, Danzig 1834—38, 3 Bde. — 3) S. Schumacher.

Schuhmacherpech (Schusterpech, Schuhpech), Pech, welches die Schuhmacher bei Verfertigung des Drahtes aus Hanffäden gebrauchen. Es ist fett und weich, wird bei gelindem Feuer geschmolzen und enthält deshalb noch viel Terpentinöl. Außer dem gewöhnlichen braunen Pech, womit der Schuhdraht gepicht wird, hat man auch noch weißes Pech, um die Fäden zu den weißen Nähten damit zu bestreichen; dasselbe besteht aus 2 Unzen weißem Wachs, dem $\frac{1}{2}$ Unze Bleiweiß beigemischt wird. Das schwarze Pech besteht aus 2 Pfd. Pech und $\frac{1}{2}$ Pfd. gelbem Wachs, welches unter Zusetzen des nöthigen Kienrußes zusammen geschmolzen wird; man braucht es, das gebrannte Leder zu den steifen Stiefeln damit zu bestreichen.

Schuhmacherraspel, s. Raspel.

Schuhmacherspäne, ganz dünne Späne, welche die Schuhmacher zwischen die Brandsohle und die eigentliche Sohle legen. Man verfertigt sie aus Rothbuchen-, seltener aus Fichtenholz auf einer besondern Maschine, die aus einem einfachen breiten Hobel besteht. Bei der Wahl des Holzes hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß dasselbe gerade gewachsen und nicht ästig ist. Es muß 2—3 Fuß im mittlern Durchmes-

ser haben. Anfangs wird es in 2½—3 Schuh lange Stücke zersägt, wovon jedes wieder in 4 Stücke gespalten wird. Die Maschine ist gewöhnlich noch einmal so lang als breit (23½ Zoll Länge auf 11 Zoll Breite) und 2¼ Zoll dick. Das Hobeleisen muß am äußersten Rande eine Dicke von ¼ Zoll haben. Der Ballen oder Reif (die Wölbung der Schneide) muß, wenn das Eisen in der Maschine befestigt ist, nach oben gerichtet seyn, und die zum Befestigen des Messers dienenden Hefteisen haben eine hammerartige Gestalt. Die Holzblätter, welche am Hobel durchgehen, werden sogleich an der Luft oder Sonne getrocknet, sortirt und in Bünde zu 30 Stück gebunden. Die feinsten, welche pergamentartig sind, dienen wie Preßspäne (s. d.). In Oesterreich wurden die ersten von Adam Lichtenauer zu Burkersdorf bei Wien verfertigt, der sich 1821 darauf ein ausschließliches Privilegium erwarb, das aber schon 1826 wieder erlosch.

Schuhmuscheln, s. v. a. Calceolites.

Schuhnägel (Schuhzwecken), Nägel und Zwecken, welche die Schuhmacher zum Beschlagen der Absätze und Sohlen gebrauchen. Sie sind von verschiedener Größe und Gestalt, haben runde platte, runde gewölbte, facettenartige, oder halbe, lange, gebogene Köpfe.

Schuhpantoffeln, s. v. a. Ueberschuhe.

Schuhpinnen, die Nägelchen, womit der Schuster das Leder auf den Leisten und vorläufig auch den Absatz auf die Sohle befestigt. Ihre Köpfe sind mit dem verstählten stabförmigen Schuhstempel geebnet, in dessen Vertiefung ein solcher Kopf paßt.

Schuhputzer, Personen, welche Schuhe und Stiefel für andere Leute putzen und wichsen. Sie gehen entweder in die Wohnungen, oder verrichten das Geschäft auf offener Straße, wie dies z. B. in Paris, London ꝛc. der Fall ist.

Schuhrosen, das zu Rosen gebundene Band, als Zierde der Schuhe.

Schuhschaft, s. v. a. Schachtfuß, s. Schachtmaß.

Schuhschmiere, s. Schmiere.

Schuhschnalle, s. Schuh.

Schuhschwärze, s. Schmiere u. Schuhwichse.

Schuhu (Ornith.), Eulengatt., s. v. a. Bubo *Cuv.*

Schuhweger (Schiffsw.), ein Gangweger, der im Raume auf dem Wassergang der Kuhbrücke steht und zwischen den Verdecken Setzweger genannt wird.

Schuhwerk, s. Schuh und Stiefel, vgl. Sandalen.

Schuhwichse (Stiefelwichse, Wichse), aus Knochenschwarz, Eisenvitriol, Schwefelsäure, Thran, mit Syrup, Essig, Bier u. dergl. versetzt, bisweilen auch mit einem kleinen Zusatze von Indigo, bildet einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Sie hat den Zweck, dem Leder Glanz und Schwärze ohne Verlust seiner Geschmeidigkeit zu ertheilen und es undurchdringlich für Wasser zu machen, was sich freilich nicht Alles gleich gut mit derselben Wichse erreichen läßt. Bezweckt man bloß, das Leder geschmeidig und undurchdringlich für Nässe zu machen, so ist reines Fett (z. B. Fett aus Knochenmark), das man mit irgend einer Schwärze, z. B. Kienruß, versetzen kann, jeder andern S. vorzuziehen. Schuhwerk, welches mit dieser Schmiere geschmiert wird, hält länger, als dasjenige, bei welchem man sich einer andern Wichse bedient; doch erhält es nicht den Glanz, wie letzteres, und der sich darauf setzende Staub macht, daß es häßlich aussieht, deshalb werden auch nur solche Stiefel u. Schuhe damit geschmiert, welche man zu nassen Arbeiten, auf Reisen ꝛc. anzieht. Fette Wichsen, deren Hauptbestandtheile Fett, Wachs, Oel oder Harz sind, halten das Wasser gut ab, geben um so mehr Glanz, als ihnen Wachs und Harz zugesetzt ist, haften aber dagegen weniger auf dem Leder, erhalten besonders im Sommer bei großer Hitze Risse und springen ab; auch wird die Kruste, die bei dieser Art Wichsen bei längerem Gebrauche sich auf dem Schuhwerk absetzt, leicht ziemlich dick und das Leder brüchig. Um dies zu verhüten, muß man die Wichse an dem Schuhwerk mit Kienöl sanft einweichen und mit einem stumpfen Messer abnehmen. — Wässerige Wichsen, in denen Gummi, Eiweiß, Zucker den hauptsächlichsten Bestandtheil bilden, sind am wenigsten zur Erhaltung des Leders geeignet, halten das Wasser nicht ab und bewirken, daß das Leder bald spröde wird. Vorzüglich eignen sie sich für den Sommer und für trockene Witterung. — Seifenhafte Wichsen stehen zwischen den fetten und wässerigen in der Mitte, haben einen matten Glanz, erhalten das Leder etwas geschmeidig, widerstehen einigermaßen dem Wasser und nehmen den Staub mehr an, als die wässerigen, aber weniger, als die fetten. In den sogenannten englischen Glanzwichsen ist Schwefelsäure vorherrschend, in manchen auch Salzsäure. Dieser Zusatz scheint zu bezwecken, die im Beinschwarz, welches diesen Wichsen zur Färbung zugesetzt wird, enthaltene Kalkerde aufzulösen und dieses dadurch feiner zu zertheilen. Alle diese mit einer Säure verbundenen Wichsen sind dem Leder schädlich. Zwar, wenn sie gehörig zubereitet sind, darf keine freie Säure darin vorhanden seyn, indem sie sich alle mit der Kalkerde des Beinschwarzes verbunden haben müssen; dagegen wirken auch dann die in der Flüssigkeit enthaltenen Schwefelsäuren oder salzsauren Salze angreifend auf das Leder. Zur Schwärzung der Wichse wendet man Beinschwarz oder Kienruß an. Es ist zweckmäßig, letzteren vor dem Gebrauch auszuglühen, wodurch er feiner und schwärzer wird u. nicht so leicht abfärbt. Kastner empfiehlt als Schwärze für S. die durch koncentrirte Schwefelsäure oder trockene Destillation bereitete Zuckerkohle. Die Zubereitung der verschiedenen Wichsen ist sehr verschieden; wir führen hier einige der besten Recepte an. 1) Fette Wichsen: 4 Th. Knochenfett mit 1 Th. Wachs zusammen-

geschmolzen und die nöthige Menge feinen Kienruß hinzugesetzt, oder 16 Loth Rindstalg, 8 Loth Schweinefett, 4 Loth gemeinen Terpentin, 4 Loth gelbes Wachs, 4 Loth Baumöl zusammengeschmolzen, so daß man das Wachs zuerst, dann Talg und Fett, zuletzt Terpentin und Baumöl in den Tiegel bringt und diese Masse mit Kienruß schwärzt. In naß gewordenes Leder wird diese Wichse warm eingerieben; oder man nimmt 2 Th. Wachs, 1 Th. Talg, 1 Th. Schweinefett, 1 Th. Thran, $\frac{1}{2}$ Th. Terpentinöl, $\frac{1}{8}$ Th. Seife, erwärmt diese Theile und setzt den nöthigen Kienruß dazu. Diese Wichse konservirt das Leder und gibt auch einigen Glanz; endlich kann man aber auch bei der Bereitung auf folgende Art zu Werke gehen: man schneidet Wachs zu feinen Spänen, übergießt dasselbe mit so viel Terpentinöl, daß es davon bedeckt wird, läßt es bis zu bewirkter Auflösung in gelinder Wärme stehen und schwärzt es mit Ruß oder Beinschwarz. Diese Wichse gibt, dünn aufgetragen, viel Glanz, ist aber, längere Zeit gebraucht, dem Leder nachtheilig. Eine schöne fette **Glanzwichse** zu erzielen, nehme man $\frac{1}{4}$ Pfd. gelbes oder besser weißes Wachs, 1 Schoppen Wasser und 1 Loth arabisches Gummi, lasse dies in einem Topfe kochen, bis das Wachs zergangen ist, nehme dann den Topf vom Feuer und lasse ihn ein wenig abkühlen. Sodann setze man 2 Quentchen Sal tartari (kohlens. Kali) hinzu, rühre es gehörig um, lasse es noch ein wenig aufkochen und setze zuletzt in Branntwein abgeriebenen Kienruß hinzu. Ist diese Wichse nach einiger Zeit erhärtet, so kann man sie mit warmem Wasser wieder auflösen. — 2) **Seifenhafte Wichsen** zu bereiten, bedient man sich folgender Recepte: Man zerschneide 2 Loth Seife und 1 Loth Wachs, koche dies mit $\frac{1}{2}$ Quartier Wasser, daß es so dick wie Oel wird, und schwärze diese Masse mit in Branntwein eingerührtem Kienruß. Doch ist die auf diese Art bereitete Wichse nur bei trockener Witterung zu empfehlen; dünn aufgetragen, gibt sie ziemlichen Glanz. **Hermbstädt** führt folgendes Recept an: Man zerschneide 2 Loth gute weiße Hausseife, löse diese in 6 Loth Regenwasser bei gelinder Wärme auf; dann nehme man 1 Loth guten Tischlerleim und 4 Loth arabisches Gummi, löse dies ebenfalls in 6 Loth Wasser auf und vermische dann beide Lösungen, indem man 1 Loth gut ausgeglühten Kienruß hinzusetzt. Darauf dampft man die Mischung so weit ab, bis eine herausgenommene Probe in der Luft erstarrt, gießt sie dann in mit Oel ausgestrichene Blechformen, nimmt nach dem Erstarren die Täfelchen aus den Formen und verwendet sie, indem man etwas davon in Wasser auflößt und mit einer Bürste auf das Leder applicirt. Bei Versetzung mit Branntwein kann man auch diese Wichse, welche sehr guten Glanz gibt, gleich in flüssiger Form aufbewahren. Einige andere Recepte sind noch: Aetzlauge, aus 1 Th. Potasche mit Kalk bereitet, mit 2–3 Th. Wachs bis zur Vereinigung gekocht, dann Schwärze zugesetzt. Hätte die Verbindung von Wachs und Lauge noch einen laugenartigen Geschmack, so wäre zu wenig Wachs zugefügt, und man müßte sie noch mit etwas kochen. Glänzender kann man diese Wichse machen, wenn man der Schwärze fein gestoßenes Gummi zusetzt. Der sogenannte **schwarze Lederlack** wird bereitet, wenn man $\frac{1}{4}$ Pfd. weißes Wachs, 3 Loth gewöhnliche Hausseife, 4 Loth Kandiszucker, 4 Loth reines arabisches Gummi, 2 Loth hellen, reinen Lederleim und 5 Loth stärksten Weingeist nimmt. Wachs und Seife werden zart geschnitten, die übrigen trockenen Materialien gröblich zerstoßen. In einem 5 Pfd. Flüssigkeit fassenden Topfe wird 1 Pfd. 12 Loth Fluß- od. Regenwasser zum Aufwallen gebracht, dann der Topf vom Feuer gesetzt, zuerst das Wachs in das siedende Wasser geschüttet, der Topf wieder über das Feuer gesetzt, worauf man unter beständigem Umrühren die Masse ein wenig aufkochen läßt. Auf die nämliche Art wird mit den übrigen Ingredienzien verfahren, zuletzt gießt man unter fernerem Umrühren den Weingeist hinein und läßt die Masse etwas erkalten. Hierauf wird noch 6 Loth fein geriebenes frankfurter Schwarz hinzugerührt und der Topf an einem kühlen Orte verwahrt. Wird die Masse zu hart, so verdünnt man sie mit etwas kochendem Wasser. **Glanz-Crême** bereitet man, indem man 4 Loth der besten Hausenblase mit einem hölzernen Hammer auf einer harten Unterlage stark klopft, mit einer Scheere sehr fein schneidet, mit 8 Loth Branntwein und 8 Loth Wasser über mäßigem Kohlenfeuer möglichst auflößt und durch Flanell gießt, hierauf 16 Loth weiße Talgseife in kleine Stücke zerschabt, in einem Topfe mit 8 Pfd. Regenwasser übergießt und die Auflösung der Hausenblase nebst 2 Loth Potasche hinzufügt. Alles wird nun zum Sieden erhitzt und 15 Minuten darin erhalten; dann reibt man 16 Loth ausgeglühten Kienruß und 16 Loth weiße Stärke mit hinlänglichem Wasser zu dünnem Brei ab, gießt diesen Brei in die Brühe von Hausenblase und Seife, rührt Alles bis zur Auflösung der Stärke wohl um und läßt endlich die ganze Flüssigkeit bis zur Hälfte abdunsten und erkalten. — 3) **Zucker-, Eiweiß- und Gummiwichsen.** **Deutsche Wichse** besteht aus 1 Loth geglühtem Kienruß, 4 Loth braunem Farinzucker, $\frac{1}{2}$ Loth starkem Branntwein, mit einander gut verrieben. Eine der empfehlenswerthesten deutschen Wichsen, wobei sich das Leder gut hält, ist folgende. Man tröpfele 1 Loth Baumöl unter beständigem Umrühren auf 4 Loth Beinschwarz, verreibe Beides aufs Innigste, und zwar so lange, bis vom Baumöl nichts Fettiges mehr zu spüren ist; sodann vermische man das zu Schaum geschlagene Weiße eines Eies durch anhaltendes Umrühren aufs Genaueste damit, setze nächst diesem 2 Loth Weingeist unter beständigem Umrühren hinzu, eben so noch 6 Loth Zuckersyrup und $\frac{1}{2}$ Flasche guten Bieressig, worauf man das Ganze in einer Flasche aufbewahrt. Das Glasgow mech. mag. empfiehlt 4 Pfd. dünnes Bier, mit 4 Loth Beinschwarz und etwas Zucker gekocht, während des Siedens einen Desertlöffel voll Oel zugegossen und das Ganze unter fleißigem Umrühren auf $1\frac{1}{2}$ Pfd. einge-

kocht. Die pariser Stiefelwichse bereitet man, indem man 4 Löffel voll Zuckersyrup, 2 Eier und Branntwein vermischt, dies tüchtig durch einander schlägt und die Mischung mit einem Pinsel aufträgt. — 4) Steife englische S. bereitet man dadurch, daß 5 Tassenköpfe Brunnenwasser mit 6 Loth gelbem, geschnittenem Wachs so lange mit einander gekocht werden, bis das Wachs zergangen ist; ist dies geschehen, so nimmt man dasselbe vom Feuer weg und setzt 1½ Loth Sal tartari, 1 Loth arabisches Gummi, 1 Loth Kandiszucker, 1 Loth Schweinefett, 1 Theelöffel voll Baumöl und gebrannten Kienruß nach Erforderniß zu. Diese Wichse färbt nicht ab und hält sich, an einen feuchten Ort gestellt, sehr lange. Wird sie trocken, so feuchtet man sie mit Wasser an. — 5) Schwefelsäurehaltige Wichse wird verfertigt mit 4 Loth fein gepulvertem Beinschwarz, welches allmählig mit ½ Loth Vitriolöl übergossen und gut durch einander gerührt wird; sodann löst man 8 Loth Honig in ¾—1 preuß. Qart gutem Braunbier über mäßigem Feuer auf, läßt dies einmal aufwallen und schäumt die Unreinigkeiten mit einer Kelle ab. Diese Lösung wird unter beständigem Umrühren über das Beinschwarz gegossen, gut durch einander gerührt und in Flaschen gefüllt. Soll die Wichse noch schwärzer werden, so braucht man nur in der Schwefelsäure 1 Quärtchen gut gepulverten Indigo aufzulösen, ehe man sie mit dem Beinschwarz mengt. Diese Art Wichse wurde als das Resultat vieler Versuche von einem Ungenannten im hannöverschen Magazin empfohlen; sie soll besser als die gewöhnliche englische Wichse seyn, deren Bereitungsart wir hier ebenfalls anführen wollen. Durch Umrühren vermengt man 2 Loth Beinschwarz genau mit ½ Loth Vitriolöl, läßt dies einige Stunden stehen und gießt dann 1 Loth Baumöl, ¾ Pfd. Zuckersyrup, 2 Loth arabisches Gummi und zuletzt etwa ¾ Maß Weinessig zu. Diese Masse wird erst eine Weile kalt, dann noch eine Weile etwas warm durchgequirlt. Die dadurch erhaltene Wichse hat zwar einen schönen Glanz und färbt, aber das Leder bricht leicht nach ihr. Auch kann man die damit gewichsten Stiefeln nicht sogleich anziehen, weil sie, wenigstens im Sommer, den ersten Tag die Fliegen herbei lockt. Die berühmte hundsche Stiefelwichse, welche ihrem Erfinder ein Vermögen von beinahe 1 Million Gulden eintrug, wird im Großen angeblich auf folgende Weise bereitet: 60 engl. Pfd. Beinschwarz, 7 Pfd. Kienruß, 1 Pfd. frankfurter Schwarz u. 5 Pfd. berliner Blau werden unter einander gemengt, hieraus wird durch allmähligen Zusatz von 12 Gallons Essig ein dicker Teig gemacht, letzterer wird mit 12 Gallons Bier verdünnt, in welchem man 40 Pfd. Melasse und Zucker und ½ Pfd. Potasche zergehen läßt. Hierauf werden 6 Pinten Spermacetöl und 1 Pinte Branntwein, worin über einem gelinden Feuer 2 Pfd. Wachs aufgelöst worden, und endlich unter gutem Umrühren 20 Pfd. Schwefelsäure zugesetzt. Die Masse läßt man 2 Wochen lang ruhig stehen, bevor man sie in den Handel bringt. — 6) Pariser Firniß-Stiefelwichse besteht aus 7 preuß. Quart weißem Wein, 16 Loth Galläpfeln und 8 Loth Kampecheholz; dies wird ½ Stunde lang gekocht, filtrirt, 8 Loth Eisenvitriol und 2 Loth Kupfervitriol zugesetzt, wohl umgeschüttelt, den andern Tag die klare Flüssigkeit abgegossen, über ein schwaches Feuer gesetzt, 3 Pfd. arabisches Gummi und 1½ Pfd. Melasse darin aufgelöst, umgerührt, filtrirt und endlich noch 1¾ Quart Weingeist zugesetzt. Diese Wichse wird in verschlossenen Flaschen aufbewahrt und mittelst eines Pinsels auf das Leder aufgetragen, nachdem dies bereits mit englischer Wichse blank gewichst ist. — Zuletzt wollen wir noch die Bereitungsart der wasserdichten Kaoutchoukwichse angeben. Dieselbe wird bereitet aus 2 Loth fein zerschnittenem Kaoutchouk, der in einem glasirten Gefäße über gelindem Kohlenfeuer geschmolzen wird und unter beständigem Umrühren einen Eßlöffel voll Leinölfirniß als Zusatz erhält, was man von 5 Minuten zu 5 Minuten wiederholt, bis eine gleichmäßige flüssige Masse entstanden ist; jedoch im Ganzen nicht über 6 Loth. Hierauf nimmt man die Masse vom Feuer und rührt noch 1 Loth Fischthran und eben so viel Terpentinöl zu. Diese Wichse macht das Leder nicht nur wasserdicht, sondern erhält es auch sehr geschmeidig. — Literatur: Enthüllte Geheimnisse, wie man ächt englische Stiefelwachs- und andere Wichsen selbst verfertigen kann, 2. Aufl., Ilmenau 1826; — Der kleine Savoyarde, oder die Kunst, ächt englische Stiefelwichsen und andere gute Glanzwichsen zu verfertigen; aus dem Französischen, Quedlinb. 1829.

Schuhzwecken, s. v. a. Schuhnägel.

Schuir, preuß. Honnschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Duisburg; 430 Einw.

Schuiskoi, altes russisches Fürstengeschlecht, welches unter den Herrschern aus dem rurikschen Stamme bedeutenden Einfluß gewann. Unter den vier Bojaren, welche der Czar Iwan der Schreckliche an die Spitze eines aus 31 Stämmen zusammengesetzten Rathes stellte, um die Vormundschaft über seinen Sohn, Feodor I., zu führen, war auch ein S., und dessen Tochter wurde sogar Feodors Gemahlin. Boris Gudenow räumte jedoch S. aus dem Wege, um sich selbst auf den Thron zu erheben, und gab, um sich vor der Rache der drei Söhne desselben zu schützen, dem einen, Dimitri, seine Schwester zur Frau. Der zweite, Wassilij, zettelte, um den falschen Demetrius zu stürzen, 1606 eine Verschwörung an und wurde, nachdem diese gelungen, von den Bojaren als Wassilij IV. auf den Thron erhoben. Er wurde dabei von seinem Vetter Michael S., mit dem Beinamen Skopin, kräftig unterstützt, ließ ihn aber, anstatt ihn dafür zu belohnen, vergiften. Ueber das Ende Wassilij's IV. vergl. Russisches Reich, S. 761. Im J. 1652 trat ein falscher S. als Kronprätendent auf, welcher sich für den Sohn Wassilij S.'s ausgab. Vergebens suchte er an den Höfen von Warschau und Stockholm Unterstützung; seine Rolle war bald zu Ende.

Schuit (holl.), holländische Münze in Japan, s. Japan.

Schuite (Schiffsw), s. v. a. Schute.

Schui-tsung, von 710—713 Kaiser von China (s. d.).

Schuja (Geogr.), 1) europ.-russ. Kr., Gouv. Wladimir, grenzt nördlich an das Gouv. Kostroma, östlich an den Kr. Wiasniki, südlich an den Kr. Kowrow und westlich an den Kr. Susdal. Das Land wird von mehren kleinen Flüssen bewässert und ist mitunter sumpfig. — 2) Kreisstadt daselbst, an der Tesa oder Tesia, nordöstlich von Kowrow; 5 Kirchen, weltliche und geistliche Kreisschule; 23 Fabriken, darunter Seifensiedereien, Leinwand- und Kattundruckerein. Die Stadt ist in neuern Zeiten eine der ersten Manufakturstädte des Reichs geworden, besonders für Baumwollenwaaren, welche auf 12,000 Stühlen verfertigt werden, die jährlich für 2 Mill. Rubel Waaren liefern. Auch werden hier 2 Messen gehalten; Einw.: 3200.

Schujech, Inseln, s. v. a. Fuchsinseln.

Schuk, s. Mohammedanische Religion.

Schuke-Schue (Geogr.), 1) arab. Fürstenthum in der asiat. Türkei, Ejalet Bagdad, zwischen Basra und Hille, am rechten Ufer des Euphrat; — 2) Hauptstadt desselben.

Schu-king, s. King und Chinesische Literatur.

Schukowski, Wassili Andrejowitsch, s. Shukowski.

Schukra (ind Rel.), s. v. a. Sukra.

Schulaktus, Schulfeierlichkeit, namentlich am Geburtstage des Landesherrn, am Tage der Gründung der Schule, an Erinnerungstagen um die Schule verdienter Männer, beim Abgang der mit dem Zeugniß der Reife versehenen Schüler zur Universität gehalten. Ein Mitglied des Lehrerkollegiums, gewöhnlich der Direktor, hält eine passende Rede; ausgewählte Schüler geben poetische und prosaische Vorträge in deutscher oder einer andern Sprache zum Besten, und festliche Gesänge beginnen und schließen den S.

Schulamt, 1) die Stelle eines vom Staat oder von einer Gemeinde angestellten Lehrers; — 2) bei Schulen, welche bedeutendes Grundeigenthum oder Kapitalien besitzen, die Behörde, welche die Verwaltung dieser Güter besorgt; ihre Mitglieder heißen daher Schulverwalter.

Schulamtskandidat, s. Kandidat 3).

Schulangthee (Bot.), Theesorte, s. Thea chinensis *Sims.*

Schularzt, s. Arzt.

Schulatlas, s. Schulbücher.

Schulau, holstein. Dorf, Herrschaft Pinneberg; 200 Einw.

Schulausgaben, s. Schulbücher.

Schulbibliothek, Sammlung von Büchern, welche aus den Mitteln des Staates oder der Gemeinde oder aus den Fonds der betreffenden Schule, entweder zum gemeinsamen Gebrauch für Lehrer u. Schüler, oder zum ausschließlichen Gebrauch für arme Schüler angeschafft werden. Im letztern Falle beschränkt sich der Ankauf auf die nothwendigen Schulbücher (s. d.), welche dann den Schülern zur Benutzung übergeben werden, mit der Verpflichtung, sie so viel als möglich zu schonen und, wenn sie dieselben nicht mehr brauchen, an die Bibliothek zurückzugeben. Die für die S. anzukaufenden Bücher sind natürlich verschieden, je nach dem Zwecke der Schule, für die sie angeschafft werden. Andere Bücher verlangt die Bibliothek der Bürgerschule, andere die der Volksschule; das Gymnasium braucht Werke, welche die Realschule nicht benutzen kann, und umgekehrt gehören in die Bibliothek der Realschule Schriften, welche in der eines Gymnasiums sich ganz fremdartig ausnehmen würden. Es gibt jedoch Werke, welche für beide Anstalten gleich zweckmäßig sind, so namentlich die klassischen Werke der vaterländischen Literatur. Es gibt Schulen mit sehr reichen Bibliotheken, namentlich zeichnen sich die Klosterschulen, denen es an eigenen Mitteln nicht fehlte, dadurch aus.

Schulbischoffest (Sitteng.), ein in manchen Gegenden von den Schulkindern alljährlich begangenes Fest, wobei die Kinder in ihren Sonntagskleidern mit Fahnen und eigenthümlich geringelten Haselstöcken in den Straßen umherziehen und jubelnd den Ruf tausendfach wiederholen: „Drei Mal rum, der Bischof kommt, Vivat hoch!" Die Sitte findet besonders auch in den protestantischen Gegenden noch Statt, welche vor der Reformation unter der geistlichen Jurisdiktion des Bischofs von Würzburg standen. Das S. bezieht sich jedenfalls auf einen mit reichlichen Gaben an die Schuljugend verbundenen Besuch des Bischofs, welcher auch die Oberaufsicht über das Schulwesen hatte. Vgl. Gregoriusfest.

Schulbücher (Pädag.), solche Bücher, welche zum Gebrauch beim Unterricht und für die Schüler noch außerdem zur Unterstützung der häuslichen Vorbereitung und Repetition verfaßt sind. Sie sind für einen zweckmäßigen Unterricht von ungemeiner Wichtigkeit, u. ein brauchbares, methodisch geordnetes Schulbuch zu verfassen ist nur möglich, wenn lange praktische Erfahrung mit theoretischer Einsicht bei dem Verfasser verbunden ist. Einfachheit, Kürze, Klarheit, methodische Verwendung und Anordnung des gegebenen Stoffes sind die ersten Anforderungen, welche man an ein gutes Schulbuch stellen muß. Kommen zu diesen innern Vorzügen die äußern der Wohlfeilheit, gefälliger Ausstattung, guten Druckes u. dgl. hinzu, so wird das Buch nur noch mehr zu empfehlen seyn. Welche S. in jeder Schule erforderlich sind, hängt natürlich von dem Wesen jeder Schule, ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung ab. Unumgänglich nothwendig für alle Schulen sind Religionsbücher (also für die christlichen Schulen Gesangbuch, Katechismus, Bibel, Fibel und Lesebuch). Für den Sprachunterricht dienen als Hülfsmittel die betreffenden Grammatiken, Lexikon u. Schulausgaben der zu lesenden Schriftsteller, für den mathematischen Unterricht Lehrbücher und Sammlungen von Aufgaben, für die Geographie Atlasse und Handbücher der Geographie, für die Geschichte sowohl Tabellen, als auch ausführlichere und zusammenhängendere Darstellungen u. s. w. Es gibt S., welche wegen ihrer Brauchbarkeit eine außerordentliche

Verbreitung gefunden haben, doch wird jedes mit der Zeit, da denn doch die Methodik immer, durch neue Erfahrungen bereichert, sich vervollkommnet, allmählig antiquirt. Gut ist es aber jedenfalls, solche S., die für zweckmäßig erkannt worden sind, so lange als möglich beizubehalten; denn der häufige Wechsel schadet, besonders in einer Schule mit mehren zusammenhängenden Klassen, der Gleichmäßigkeit und dem Ineinandergreifen des Unterrichts und verursacht den Aeltern unnöthige Kosten. Ein besonnener Lehrer wird sich vor der unnöthigen Einführung neuer Bücher hüten; solchen, die gern experimentiren, wird die beaufsichtigende Schulbehörde entgegen treten. Denn daß diese auch die Einführung und den Gebrauch neuer S. überwacht, ist in der Ordnung, nur muß die Ueberwachung sich darauf beschränken, Mißbräuche zu verhüten, und darf nicht in eine, die freie Thätigkeit des Lehrers hemmende und beengende Bevormundung ausarten. Die Lehrerkonferenzen mögen durch Besprechungen sich über die zu gebrauchenden S. einigen und die vorgesetzte Behörde davon in Kenntniß setzen, damit diese entweder die Vorschläge billige, oder verwerfe. Höchst bedenklich ist es, wenn den einzelnen Schulen und Lehrern der Gebrauch bestimmter Lehrbücher vorgeschrieben wird. Die Pädagogik ist eine Kunst, welche ein solches Einschnüren in spanische Stiefeln nicht verträgt, und es ist dem Lehrer nicht zuzumuthen, bei seinem Unterricht der Sklave eines ihm vielleicht aufgedrungenen, am Ende gar unzweckmäßigen Buches zu seyn. Oft sind es kirchliche oder politische Rücksichten, welche die Empfehlung gewisser S. und die Unterdrückung anderer herbeiführung (s. Schule). Man sucht auf diese Weise die Thätigkeit der Lehrer und die Entwickelung der Kinder in dem gewünschten Gleise zu erhalten. Da läßt eine Staats- oder Kirchenbehörde unter ihrer speciellen Aufsicht S. verfassen, und die unter ihrer Leitung verfaßten werden dann von ihr als zweckmäßig empfohlen, resp. ihre Anschaffung wird befohlen. Was dabei herauskommt, lehren die da, wo es zu geschehen pflegt, gemachten Erfahrungen.

Schuld (in versch. Bed.), 1) ungenauer Ausdruck für Ursache überhaupt. — 2) (Eth.), a) Urheberschaft eines Unrechts; — b) die daraus folgende Verpflichtung zum Schadenersatz; — c) Verbindlichkeit, welche aus dem Empfang v. materiellen oder geistigen Gütern entspringt; — 3) (Theol.), der nach der katholischen Dogmatik dem Verdienst entgegengesetzte moralische Zustand, welcher, als Folge der Sünde, die Heiligkeit Gottes veranlaßt, ein gewisses Leiden als Strafe zu verhängen; — 4) (Rechtsw.), a) s. v. a. Culpa (s. d.); — b) (lat. Debitum), die aus einem Rechtsgrund zu entrichtende oder zu fordernde Leistung, besonders in Bezug auf Geld und Geldeswerth. Die vom Schuldner (Debitor) zu entrichtende Leistung heißt passive S. (Debitum passivum), die, welche der Gläubiger (Creditor) zu fordern hat, heißt aktive S (Debitum activum). In Handelsrechnungen heißen die beiden Arten Debit und Kredit oder Sollen und Haben. Debitum legis heißt die auf ein besonderes Gesetz sich gründende S.; D. verum die wirklich vorhandene S.; D. connexum die mit einem Objekt im Zusammenhang stehende S., an welchem z. B. der Gläubiger ein Retentionsrecht ausüben will; D. exigibile die wegen Zahlungsfähigkeit des Schuldners oder wegen Ablauf der Kredittermins einzutreibende S.; D. certum die hinsichtlich ihres Objekts, ihrer Größe und sonstiger Umstände genau und sicher bestimmte S.; ferner auch diejenige S., welche der Schuldner wirklich zahlen kann (gute S.); D. incertum die hinsichtlich ihrer Quantität und Qualität unbestimmte S.; ferner die unsichere, böse S., deren Eingang wegen Unvermögen oder Böswilligkeit des Schuldners nicht zu erwarten steht. Andere Eintheilungen der S.en s. u. Gläubiger, Handschulden, Buchschulden. — c) S. v. a. Schuldverbindlichkeit, s. Obligation.

Schuld (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Adenau; 350 E.

Schuldbewußtseyn, das Bewußtseyn des Menschen, daß gewisse Handlungen oder Unterlassungen von ihm mit dem Rechts- oder dem Sittengesetz im Widerspruch stehen.

Schuldbrief, s. v. a. Schuldschein.

Schuldbuch, Buch, in welches die aktiven und passiven Schulden eingetragen werden.

Schuldentilgung, das Verfahren, um Staats-, Gemeinde- oder Privatschulden abzutragen. Vgl. die Art. Schuldner, Staatsschulden, Annuitäten, Bank, Renten.

Schuldentilgungskasse, die Kasse, in welche die nach Deckung anderweitiger Ausgaben gemachten Erübrigungen aus dem Staats- oder Gemeindeeinkommen fließen, um zur Abtragung von Schulden benutzt zu werden.

Schuldentilgungskommission, die für die Verwaltung der zur Abtragung von Schulden bestimmten Schuldentilgungskasse eingesetzte Behörde.

Schuldenwesen, das Ganze der die Aufnahme, Abtragung und Verwaltung von Schulden betreffenden Anordnungen; vgl. Schuld, Schuldner und Staatsschulden.

Schuldes, Wenzel, Kupferstecher von Tabor in Böhmen, um 1775 geboren und in Prag zum Künstler gebildet, begab sich später nach Wien, wo er eine Reihe von Jahren thätig war und noch 1837 lebte. Er bediente sich der Radirnadel und des Grabstichels und arbeitete auch in Aquatinta, in jedem Fache mit großer Geschicklichkeit.

Schuldgeld (Rechtsw.), s. Wucher.

Schuldhafte Nothwehr (Rechtsw.), s. Nothwehr.

Schuldherr, s. v. a. Gläubiger.

Schuldiener, 1) früher der Schullehrer, welcher dem ihm vorgesetzten Geistlichen Handdienste leisten mußte; — 2) bei der Schule angestellter Diener, welcher die Reinlichhaltung der Schulräume, das Heizen der Unterrichtslokale, die Botengänge zwischen den Lehrern 2c. besorgt.

Schuldiger, Beleidiger oder Beschädiger eines Andern.

Schuldisciplin, s. Schulzucht.

Schuldkapitel (Klosterw.), s. v. a. Bußkapitel.

Schuldner (lat. Debitor, Rechtsw.), Derjenige, welcher einem Andern, dem Gläubiger (Creditor) etwas zu leisten hat. Debitor obaeratus, verschuldeter S., heißt Derjenige, dessen Vermögen zur Bezahlung seiner Schulden nicht ausreichen dürfte; D. principalis der Hauptschuldner, den Bürgen u. dergl. entgegengesetzt; D. usuarius ein S., welcher das Kapital verzinsen muß. Andere Eintheilungen der S. s. u. Gläubiger. — Geschichtliches: In Athen hatte man zur Sicherstellung der Gläubiger strenge Schuldgesetze. S., welche den verabredeten Zahlungstermin nicht einhielten, galten so lange für ehrlos, bis sie bezahlten. Bei Handelsgeschäften stand auf Nichtzahlung Gefängnißstrafe. Starben S. im Gefängniß oder in Ehrlosigkeit, so ging die Strafe auf ihre Söhne über und lastete so lange auf ihnen, bis sie bezahlten. Ein S., welcher seinem Gläubiger das Pfand entzog, konnte sogar mit dem Tode bestraft werden. Nicht bezahlende Staats- oder Privatschuldner durften weder ein öffentliches Amt verwalten, noch Reden an das Volk halten; ja, die Gläubiger konnten die Begrabung der Leichname solcher S. verhindern. — Sehr hart waren auch in Rom die Schuldgesetze. Vor der Regierung des Servius Tullius wurden S., welche an dem festgesetzten Termin nicht bezahlen konnten, auch keinen Bürgen fanden, ihren Gläubigern von dem Prätor ausgeliefert (addicti, adjudicati). Die Gläubiger konnten sie ins Gefängniß setzen oder Sklavendienste verrichten lassen; deshalb hießen derartige S. nexi ob aes alienum, wurden jedoch nicht als eigentliche Sklaven angesehen, denn sobald sie bezahlten, erlangten sie auch ihre Freiheit wieder. Durch Servius Tullius wurde das harte Gesetz in so fern etwas gemildert, als er den Wucherern nicht mehr gestattete, sich der Person eines ihrer S. zu bemächtigen. Tarquinius Superbus hob jedoch mit andern volksfreundlichen servischen Gesetzen auch dieses auf. Die Decemvirn gewährten dem S. eine gesetzliche Frist von 30 Tagen. Später wurde sie auf 2, zuletzt auf 4 Monate ausgedehnt. Konnte der S. auch nach Ablauf derselben nicht bezahlen und keinen Bürgen aufbringen, so wurde er seinem Gläubiger überantwortet. Dieser hielt ihn 60 Tage lang gefangen, mußte ihm aber, wenn er sich nicht selbst verköstigen konnte oder wollte, täglich 12 Unzen Reis zur Nahrung geben. Dagegen durfte er ihn auch mit einer 15 Pfund schweren Kette belasten und an Markttagen in der Stadt umher führen, theils zum abschreckenden Beispiel, theils um Andere durch den Anblick des Unglücklichen zu bewegen, daß sie mitleidig für ihn bezahlten. Erfolgte die Zahlung auch in der angegebenen Haftzeit nicht, so wurde zur Deckung der Schuld die Habe des S.s veräußert; reichte die Habe nicht aus, so wurde der S. selbst in die Sklaverei verkauft. Er blieb jedoch statu liber, d. h. er konnte sich jeder Zeit wieder frei kaufen. Im J. 326 v. Chr. wurde endlich durch die lex Poetelia Papiria (s. d.) die Knechtung der S. untersagt. Vgl. Sectio und Tabulae novae.

Schuldmann, s. v. a. Schuldner.

Schuldopfer, s. Opfer.

Schuldschein, schriftliche Urkunde, worin sich Jemand als Schuldner wegen einer Geldsumme oder eines Güterwerthes bekennt. Der S. kommt hauptsächlich beim Darlehen vor, und das römische Recht verordnet in dieser Beziehung, daß ein S. erst zwei Jahre nach der Ausstellung Beweiskraft haben soll, so daß sich der Schuldner vor Ablauf dieser Zeit mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen kann. Will sich der Gläubiger daher in dieser Beziehung sicher stellen, so muß er sich entweder noch eine besondere Quittung ausstellen lassen, oder er muß die Zahlung in Gegenwart von zwei Zeugen machen. Damit im Exekutivprozesse aus einem Schuldschein geklagt werden könne, ist es nothwendig, daß in demselben klar angegeben sey, auf welches Rechtsgeschäft (causa debendi) die Schuldverschreibung sich bezieht, wer die Sache empfangen und von wem sie gegeben worden ist, wann dies geschehen; ferner wann und wie sie zurück gezahlt werden soll. Die meisten Partikulargesetzgebungen haben bestimmt, daß, wenn die Schuld einen gewissen Betrag übersteigt, der S. auf Stempelpapier geschrieben werden muß und, wenn dies nicht geschieht, nur als gewöhnliche Handschrift gilt. In manchen Staaten kann auf Waaren kein S. ausgestellt werden. Der S. ist entweder auf einen bestimmten, genannten Gläubiger, oder auf den jedesmaligen Inhaber (au Porteur, s. d.) gestellt; letzteres besonders bei Staatsschuldscheinen, seltener bei Wechseln. In Handelsgeschäften vertritt das Conto corrente und überhaupt das Handelsbuch die S.e.

Schuldthurm, Gefängniß zur Inhaftirung böswilliger oder zahlungsunfähiger Schuldner, s. Arrest.

Schuldthurmsprozeß, s. v. a. Arrestprozeß.

Schuldverschreibung, s. v. a. Schuldschein.

Schule (Pädagog.). Daß der Mensch zum Menschen werde, daß das Edle in ihm sich entwickle, daß er seine Kräfte und Fähigkeiten zweckmäßig gebrauchen lerne, daß er Einsicht gewinne und guten Willen, Kenntnisse und Fertigkeiten erlange und zu einem tüchtigen Charakter den Grund lege, dazu bedarf es bei ihm schon in der Jugend der Erziehung und des Unterrichts. Die Familie ist es zunächst und das älterliche Haus, wo das Kind die Anfänge des Unterrichts und die Grundlage für seine sittliche Entwickelung empfängt, und eine gute Erziehung in der Familie ist in der Regel die Hauptsache und schwer zu ersetzen. Aber sie verlangt, zumal nach dem jetzigen Stande unserer Kultur und unserer bürgerlichen Verhältnisse, eine Ergänzung, besonders in Rücksicht des Unterrichts. Diese Ergänzung bieten die S.n, als Anstalten zur Bildung der Jugend durch erziehenden Unterricht. Die Anzahl derselben steigt, je mehr die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit zunimmt, je mehr die Einsicht sich

verbreitet, daß eine gewisse Summe des Wissens, ein gewisser Grad von Bildung für Jeden nothwendig ist, und daß es nur um die Gemeinde und um den Staat gut steht, dessen Bürgern allen die Möglichkeit geboten ist, sich den Grad allgemeiner Bildung mit Leichtigkeit zu erwerben, der bei unsern Kulturverhältnissen nicht entbehrt werden kann. Muß das Bedürfniß nach S.n anerkannt werden, so ist auch eine Verpflichtung vorhanden, für die Befriedigung desselben zu sorgen. Wer diese Verpflichtung zu erfüllen hat, darüber ist vielfach gestritten worden. Sicherlich ist es zunächst eine an die Aeltern zu stellende sittliche Forderung, daß sie für die Bildung und Erziehung ihrer Kinder Sorge tragen. Sind sie nicht selbst im Stande, diese Aufgabe zu lösen, so müssen sie Andere, d. h. Lehrer und Erzieher zu Hülfe nehmen, und vermag eine einzelne Familie nicht, den dazu erforderlichen Aufwand zu bestreiten, so ist es natürlich und liegt nahe, daß sich mehre Familien vereinigen, um für den gemeinschaftlichen Unterricht ihrer Kinder einen Lehrer zu gewinnen. So entstehen **Privatschulen**, d. h. S.n, welche entweder von einem oder mehren Lehrern auf ihre eigenen Kosten errichtet werden und durch die Beiträge der Schüler (s. **Schulgeld**) sich erhalten, oder deren Gründung von mehren Familien ausgeht, welche gemeinschaftlich den erwachsenden Aufwand tragen. Den Privatschulen stehen entgegen die **öffentlichen** S.n, welche vom Staat oder von einzelnen Gemeinden (**Gemeinde**- oder **Kommunal**-S.n) unter Aufsicht des Staates gegründet und unterhalten werden (s. unten vom Verhältniß der Schule zum Staat und zur Kirche). In Rücksicht auf ihren Zweck, auf die Gegenstände des Unterrichts, auf ihre Erziehungsmittel u. s. w. zerfallen die S.n in **allgemeine**, in **Standes**-S.n und in **Berufs**-S.n oder **Special**-S.n. Außerdem theilt man sie auch ein in **höhere** und **niedere** S.n. Zu den **allgemeinen** S.n gehören nur die **Elementar**-S.n (s. d.), in welchen die Kinder bis zum 9. oder 10. Jahre in den sogenannten **Elementen** (s. **Elementarunterricht**) unterrichtet werden. Sie heißen darum **allgemein**, weil die Elementarbildung, welche sie geben, für jeden Stand, jeden Beruf, für alle Verhältnisse nothwendig ist. Unter die **Standes**-S.n rechnet man die **Volks**-S.n (s. d.), welche wieder **Dorf**-S.n, **Armen**-S.n, **niedere Bürger**-S.n, **Knaben**- oder **Mädchen**-S.n seyn können; ferner die **höheren Bürger**-S.n, die **Real**-S.n, **Realgymnasien**, **Gymnasien**, **Lyceen**, **Progymnasien** und **lateinische** S.n (s. die einzelnen Artikel). Wie die Real-S.n, Gymnasien u. s. w., an den Unterricht der Volks-S. anknüpfend und auf ihm weiter fort bauend, dem Knaben und dem Jüngling eine höhere und umfassendere Bildung zu geben suchen, so verfolgt in Bezug auf das weibliche Geschlecht die höhere **Mädchen**-S. oder **Töchter**-S. ein ähnliches Ziel (s. **Weibliche Bildungsanstalten**). Zu den **Berufs**-S.n gehören die **polytechnischen**, die **Gewerb**-S.n, **Handels**-S.n, **Forst**-S.n, **Militär**-S.n (s. d.) u. s. w. Ueber die sogenannten **Hoch**-S.n s. **Universität**. Es liegt auf der Hand, daß die angegebene Eintheilung und die gemachten Unterscheidungen der S.n nicht hindern, daß nicht die einzelnen Gattungen mit den anderen Verschiedenes gemeinsam haben; auch ist nicht zu übersehen, daß über Begriff und Zweck einzelner S.n verschiedene Ansichten herrschen, und daß demnach auch verschiedene Eintheilungen Statt finden. — Ueber die Nothwendigkeit der Erziehung und des Unterrichts ist man, wie oben angedeutet, einverstanden; nicht so über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit der Jugendbildung in **Schulen**. Gibt es doch sogar eine Ansicht, welche die S.n für ein nothwendiges Uebel erklärt. Gar viele Pädagogen, und nicht die unbedeutendsten, geben einer Familienerziehung, welche durch den Unterricht eines oder mehrer tüchtigen Privatlehrer ergänzt wird, den Vorzug. Und in der That fällt in die Augen, daß, wo der Lehrer sich der Ausbildung nur eines oder weniger Zöglinge widmet, er, vorausgesetzt, daß er ein tüchtiger Pädagog ist, energischer und mit mehr Erfolg wirken kann, besonders weil er die Individualität des Zöglings bei Weitem mehr zu berücksichtigen im Stande ist, weil er die Kraft, den Fleiß, die Aufmerksamkeit nicht unter Viele zu vertheilen braucht, sondern vielmehr auf einen oder wenige Schüler koncentriren kann. Es ist wahr, daß in öffentlichen Schulen in der Regel nur die Fähigen etwas Ausgezeichnetes lernen, die minder Begabten aber sich nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit erheben, weil, besonders bei gehäufter Schülerzahl, es nicht möglich ist, den Einzelnen die erforderliche Sorgfalt zu Theil werden zu lassen; es ist wahr, daß durch die Wirksamkeit vieler Lehrer, die entweder gleichzeitig oder in verschiedenen Klassen sich mit den Schülern beschäftigen, trotz aller Sorgfalt nicht immer eine Einheit in der Erziehung und das nothwendige Ineinandergreifen des Unterrichts erreicht wird; es ist endlich wahr, daß nichts so sehr die eigentlich moralische Erziehung erschwert, als die Anhäufung vieler Kinder auf einem Punkte. Die unmittelbare Folge davon ist ein geselliger Geist, der sich unter ihnen mit möglichster Ausschließung der Erzieher bildet, welche als Fremde betrachtet, beobachtet, beurtheilt und nach Möglichkeit umgangen werden. Das offenste Kind vertraut sich doch dem Gespielen lieber, als dem Lehrer; wo aber vollends eine **Menge** gegenüber steht ihrem Lenker, da berathschlagt sie allemal unter sich, es sey denn, daß man durch Zwang sie so viel wie möglich von einander fern halte. Jeder praktische Schulmann kennt die Schwierigkeit einer guten Disciplin; wie weit aber ist noch von der guten Disciplin bis zum **sicheren** Einwirken auf das inwendige, sittliche oder unsittliche Wollen der einzelnen Zöglinge! Dagegen ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Privaterziehung oft einseitig bleibt, sowohl in ihrer Einwirkung auf die Charakterbildung, als in dem Unterricht, und daß sie nicht immer im Stande ist, für das Leben in einer größeren Gemeinschaft die wünschenswerthe Vorbereitung

zu geben. Und gesetzt auch, sie habe diese Mängel nicht, ist denn etwa die Zahl der tüchtigen Lehrer und Erzieher so groß, daß für wenige Schüler allemal einer vorhanden wäre, und haben denn alle Familien die Mittel, den Aufwand, welchen ein zweckmäßig geleiteter Privatunterricht erfordert, zu bestreiten? Eben weil dies nicht möglich ist, hat man mehre Kinder einem Lehrer und einer gemeinsamen S. anvertraut. Daß die S. als solche an Mängeln leidet, ist nicht zu leugnen; aber eben so wenig ist zu verkennen, daß eine zweckmäßige Einrichtung, eine tüchtige Disciplin (s. Schulzucht), ein methodisch geordneter und wohl in einander greifender Lehrplan viel zur Abwehr von schädlichen Einflüssen beitragen; und etwas, was die Schule leistet, vermag kein Privatunterricht zu bieten: die Gewöhnung zum Zusammenleben mit Andern und unter Andern nach einem für Alle geltenden Gesetze. Durch die S. wird der Uebergang aus dem Familienleben in größere und weitere Kreise vermittelt, und in dieser Vermittelung liegt eine Abwehr oder doch wenigstens eine Verminderung der Gefahren, welche für die Sittlichkeit so leicht entstehen, wenn der Schritt aus dem engen Familienkreise hinaus in die Welt plötzlich und in schroffer Weise geschieht. Daß das Zusammenleben und Zusammenlernen mit Altersgenossen anregt, Wetteifer hervor ruft, daß, wo böses Beispiel schadet, auch gute Beispiele Gutes stiften, daß gar oft die Schule ersetzt, was der älterlichen Erziehung mangelt, daß sie oft wieder gut macht, was diese verdorben hat, ist durch vielfache Erfahrungen bewiesen. — Was in der S. zu lehren ist und welche Einrichtungen zu treffen sind, hängt natürlich von den verschiedenen Zwecken der einzelnen Anstalten ab (s. darüber die bes. Art.), aber diese mögen in Hinsicht auf die Bestimmung der Schüler, auf die Gegenstände des Unterrichts u. s. w. noch so verschieden seyn, Eins haben sie mit einander gemein, und das gibt ihnen ihre gewaltige Bedeutung: die Schulen sind die Kanäle, durch welche in alle Klassen des Volkes Bildung strömt, und eine Anstalt, welcher die Erziehung und der Unterricht des heran wachsenden Geschlechtes anvertraut ist, hat zum guten Theil entweder das Verdienst der Tüchtigkeit, oder die Schuld der Untüchtigkeit desselben, wenn es erwachsen ist. Die S. besitzt eine nur sehr allmählig u. still wirkende, aber gewaltige Macht, und wer sie beherrscht, der beherrscht einen großen Theil der geistigen und sittlichen Entwickelung des Volkes. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die Frage über die Selbstständigkeit oder Abhängigkeit der S. vielfachen und lebhaften Streit hervor gerufen hat. Als eines der wichtigsten Institute und zu Folge ihrer nachhaltigen Einwirkung auf das gesammte geistige und sittliche Leben im Staate kann die S. unmöglich diesem gegenüber eine vollkommen selbstständige Stellung beanspruchen; sie muß sich vielmehr seiner Oberaufsicht unterwerfen und sich eine Kontrole ihrer Thätigkeit gefallen lassen. In welches Verhältniß sich nun freilich diese Oberaufsicht stellen müsse zu dem der S. ebenfalls nothwendigen Grade von Freiheit, welche Einrichtungen zu treffen seyen, um auf der einen Seite zügellose Ungebundenheit, auf der andern drückende, einer mannichfaltigen und reichen Entwickelung hinderliche Bevormundung zu vermeiden, welche Grenzen man dem Lehrer in Bezug auf das Materielle und Formelle seines Unterrichts setzen dürfe, — dieses Alles zu bestimmen ist Sache einer weisen, das Interesse des Staates und der S. gleichmäßig berücksichtigenden Gesetzgebung, durch welche überhaupt die Stellung der S. zum Staat geregelt werden muß. Die S. werde Staatsanstalt — ist ein oft gehörter und seit den letzten Jahren wieder mit besonderer Lebhaftigkeit ausgesprochener Wunsch sehr vieler Lehrer gewesen, der zunächst durch die klägliche Lage des Volksschulwesens und fast überall da, wo die Sorge für dasselbe bloß in den Händen der Gemeinden lag, entstanden war. Den Lehrern fehlte die nothdürftige Besoldung, und die Gemeinden konnten theils —, theils wollten sie nicht die zur Hebung und Verbesserung ihrer Schulen und der Lehrereinkünfte nothwendigen Mittel herbei schaffen. Zwar pflegte die Hülfe des Staates da ergänzend einzutreten, wo die Kräfte der Gemeinde nicht ausreichten; allein in diesem Falle kostete es gewöhnlich erst lange Unterhandlungen, und der Lehrer wußte dann gar oft nicht, an wen er sich eigentlich zu wenden habe. Wurde die Schule Staatsanstalt, so wurde der Lehrer natürlich Staatsdiener, er wußte, wem er angehöre, er genoß in Bezug auf Pension u. s. w. die Vortheile des Staatsdieners; kurz, seine äußere Stellung erhielt mehr Sicherheit und, wie es Vielen schien, auch mehr Ansehen. Zudem ist es ein ansprechender Gedanke, wenn der Staat das gesammte Schulwesen unter seine Leitung nehmen und in dasselbe Zusammenhang, Einheit, Vollständigkeit bringen solle. Ehe man über den Werth dieses Gedankens entscheidet, muß man sich jedenfalls klar werden, wie dann wohl der Staat beschaffen seyn müsse, dem man die unbedingte Leitung des Schulwesens würde anvertrauen mögen. Möchte man sie wohl gänzlich in den Händen des Despotismus sehen, der nach Willkür und Gutdünken Quantität und Qualität des zu Erlernenden vorschreibt; der der S., weil sie so einflußreich auf das Volksleben ist, Fesseln anlegen muß, wenn er nicht der Gefahr eines bald entstehenden feindseligen Gegensatzes sich aussetzen will; der besonders in den Fächern, welche auf den ethischen Theil des Unterrichts sich beziehen, nur das als Wahrheit gelten läßt, was mit seinen Zwecken übereinstimmt? Wäre da eine äußerlich vielleicht angenehme Stellung nicht zu theuer erkauft durch die gänzliche Hingabe der Lehrfreiheit? Nicht so arg, wie der Despotismus, aber doch oft drückend greift der bureaukratisch regierte Staat in die Leitung des Schulwesens ein. Uebergenaue Abgrenzung der Pensa, ängstliche Ueberwachung der Methode, die oft vorkommende Sucht der leitenden Schulmänner, grade nur ihre Ansichten als die ihnen allein richtig erscheinenden realisiren lassen zu wollen — dies dürften leicht die Extreme der bureaukratischen Bevormundung seyn, welche den Lehrer gar oft in

seiner freien Thätigkeit hemmt. Auch in diesem Falle würde es für die S. kein Vortheil seyn, zur Staatsanstalt erhoben zu werden. Nur dann kann man ohne Nachtheil für die Schule wünschen, daß der Staat die Leitung des gesammten Unterrichtswesens habe, wenn eine auf die Grundsätze vernünftiger Freiheit gebaute Verfassung der individuellen Thätigkeit so viel Spielraum läßt, als ohne Beeinträchtigung des Ganzen und ohne Nachtheil für das Staatswohl möglich ist; wenn er sich nicht einmischt in die inneren Fragen der Wissenschaft, also auch der Pädagogik; wenn er die nicht zu vermeidende Beaufsichtigung der S.n Männern von Fach, d. h. der Schule selbst übergibt und nur dann einschreitet, wo erweislich das wahre Interesse des Staates gefährdet ist. Geschieht dies, werden die Lehrer, die natürlich der Staat anzustellen hat und von deren Brauchbarkeit und Tüchtigkeit er sich überzeugen muß, in ihrer Thätigkeit nur von Sachverständigen überwacht, greift der Staat nicht willkürlich in das Materielle und Formelle des Unterrichts ein und sichert er den Lehrern ein ausreichendes, ihrer Stellung angemessenes Einkommen, dann läßt sich hoffen, daß die S. als Staatsanstalt gedeihen werde. — Aber nicht bloß das Verhältniß der S. zum Staat, sondern auch die Stellung derselben zur Kirche muß geregelt seyn. Zwischen der Kirche und der S. ist ein dreifaches Verhältniß möglich: die S. ist entweder von der Kirche ganz abhängig, oder sie steht gleichberechtigt neben ihr, und zwar so, daß ein innerer Zusammenhang Statt findet, oder beide Anstalten kümmern sich gar nichts um einander. Das erste Verhältniß ist nach dem jetzigen Stande der Bildung ein extremes und entbehrt jeder inneren Berechtigung. Die Schule wurde oft von den Geistlichen bald als Dienerin, bald als Tochter der Kirche bezeichnet und aus diesem untergeordneten Verhältniß ein Recht auf die innere Leitung und Beaufsichtigung derselben hergeleitet. Aus historischen Gründen wurde besonders dieses Recht deshalb in Anspruch genommen, weil die S., insbesondere die Volks-S., aus der Kirche hervorgegangen, weil der Unterricht der Jugend von den Familien, den Gemeinden, dem Staate der Kirche ausdrücklich oder stillschweigend übertragen sey, weil endlich die Kirche fortwährend fur Gründung von Volks-S.n gewirkt, ja aus ihrem eigenen Vermögen solche gestiftet habe. Man kann zugeben, daß diese historischen Ansprüche gegründet seyen, und braucht deswegen noch nicht einzuräumen, daß die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens der Kirche gebühre. Ist nämlich die S. selbstständig geworden, vermag sie auf ihren eigenen Füßen zu stehen, ist es ihre Aufgabe, auch solche Zwecke zu verfolgen und zu fördern, welche mit der Kirche gar nichts gemein haben und welche diese als solche nicht einmal fördern kann, dann entbehren die Ansprüche auf gänzliche Leitung des Unterrichtswesens von Seiten der Kirche jede vernünftige Berechtigung, und der Kampf gegen diese Abhängigkeit der S. ist um so mehr geboten, je mehr die starre, orthodoxe kirchliche Partei in Verbindnng mit Pietisten und Mystikern die S. in Fesseln zu legen strebt. Diese extrem theologische Richtung will von keiner Pädagogik wissen, welche nicht ihre Regeln von der Theologie empfängt, und sie verlangt von der Volks-S. ausschießlich, daß sie nicht allzu viel Wissen verbreite, aber das kindliche Gemüth empfänglich mache für den Glauben der Kirche. Gegen diese Ansicht hat sich seit Jahren von Seiten der S. ein heftiger Kampf erhoben, dessen Ziel man gewöhnlich mit dem Ausdrucke **Emancipation** der S. bezeichnet. Zuerst haben sich die gelehrten S.n von der Aufsicht der Kirche frei gemacht (s. **Gymnasium**), und die neu gegründeten Real- und höhern Bürgerschulen traten gleich mit einer gewissen Selbstständigkeit in dieser Beziehung ins Leben. Wie der Kampf, welchen die Volks-S. begann, zunächst gegen ein Extrem gerichtet war, so führte er auch vielfach wieder zu extremen Ansichten, insbesondere zu der Behauptung, daß die S. sich gegen die Kirche vollkommen indifferent verhalten müsse, daß sie mit ihr gar nichts Gemeinsames habe, und daß auch der Religionsunterricht unabhängig von dem kirchlichen Standpunkte zu ertheilen sey. Siehe das Nähere unter **Volksschule**. Die Wahrheit ist, daß die S. gleichberechtigt neben der Kirche steht, daß ein innerer Zusammenhang zwischen der S., für welche religiöse Bildung etwas Wichtiges u. Wesentliches ist, und der Kirche, welche die äußere, die sichtbare Form des religiösen Volkslebens ist, Statt findet, daß beide Anstalten gemeinsam nach einem Endziele streben, nach der sittlich-religiösen Fortbildung des Volks. Das ist das wahre und naturgemäße Verhältniß, aus welchem jedoch keineswegs ein Aufsichtsrecht der Geistlichkeit über den Religionsunterricht folgt (s. **Volksschule**). Daß religiöser Sinn in den S.n herrsche, daß Unglauben und Irrwahn in ihnen nicht gehegt werde, dafür kann der tüchtige Schulmann sorgen, auch wenn er kein Geistlicher ist, darauf kann die beaufsichtigende Behörde sehen, auch wenn sie nicht aus Theologen, sondern aus Pädagogen besteht.

Das gegenwärtige Schulwesen ist durch das Christenthum begründet worden. Griechen und Römer, überhaupt die alten Völker kannten Schulen, wie wir sie haben, nicht. Der Unterricht blieb lange Zeit Sache des Hauses, und wo z. B. im Orient von S.n gesprochen wird, da waren es S.n für Männer; dahin gehören z. B. die **Propheten-S.n** bei den Juden. Bei den **Persern** wurden die Kinder auf öffentlichem Markte unterrichtet, aber nicht in Wissenschaften, sondern es wurden ihnen Sittensprüche vorgetragen und dann Kriegsübungen angestellt. Die **Babylonier** hatten besonders astronomische S.n (zu Babylon, Hipparanon, Orchon u. s. w.); in den S.n der **Aegypter** wurde nur die vornehme Jugend unterrichtet, und zwar in Mathematik, Astronomie, Naturkunde, Medicin u. s. w. Bei den **Griechen** lernte in der heroischen Zeit die Jugend Waffen führen und die Götter ehren; die Thaten der Vorfahren, welche ihnen erzählt oder in Liedern gepriesen wurden, entflammten sie zur Nacheiferung, und körperliche Ausbil-

bung war etwas Wesentliches. Die Erziehung in Sparta s. Sparta. In Athen wurde später die Jugend von geeigneten Hauslehrern unterrichtet, und als Jüngling besuchte man die S. irgend eines namhaften Philosophen (Philosophenschulen). Um das 4. Jahrh. v. Chr. gewannen die Sophisten einen großen Einfluß auf die Bildung der Jugend. Bei den Römern gab es in späterer Zeit sowohl in Rom, wo sich einige Buden auf dem Forum befanden, als in den Provinzen öffentliche Anstalten zum Unterricht der Kinder. Die Lehrer derselben, welche Unterricht in den ersten Elementen ertheilten, hießen Primi Magistri und Ludi Magistri. Schon Numa Pompilius und Tarquinius sollen solche S.n angelegt haben. Außer diesen gab es nach dem zweiten punischen Kriege auch noch andere, in welchen griechische Grammatiker und Rhetoren, in späteren Zeiten auch Professoren, Literati und Literatoren genannt, die Jugend in den Wissenschaften unterrichteten. Die berühmteste unter diesen war das vom Kaiser Hadrian angelegte Athenäum, welches unter dem Namen Schola Romana sich bis auf die Zeit der christlichen Kaiser erhielt. Nach Vespasian bekamen die Lehrer dieser S.n zuerst in Rom, hernach auch in den Provinzen ordentliche Besoldungen. Spurius Carvilius und Crates Mallotes legten die ersten grammatischen und Livius Andronicus die ersten griechischen S.n in Rom an. Quintilian war der Erste, dem der Senat einen freien Ort zum Lehren und eine Besoldung anwies. Der jüngere Plinius stiftete S.n zu Como und gab von seinem eigenen Vermögen ein Dritttheil zu Besoldungen der Lehrer. Die Geschichte des Schulwesens im Mittelalter u. der Neuzeit s. Pädagogik und in den einzelnen Artikeln (z. B. Gymnasium, Bürgerschule, Volksschule). Jetzt gibt es außer in Deutschland und den Staaten, deren Bildung eine wesentlich deutsche Grundlage hat, nirgends ein so geordnetes Schulwesen. In Frankreich sind vorzüglich die höheren Unterrichtsanstalten gepflegt worden und besonders die, in welchen Mathematik und Naturwissenschaften gelehrt werden; aber die Gymnasien und besonders die Volks-S.n leiden noch an sehr großen Mängeln. Die Geistlichkeit ist es besonders, welche dort hemmend auf das Volksschulwesen einwirkt. In England haben die gelehrten Schulen und Universitäten, die meist auf alten Stiftungen beruhen, ihren alterthümlichen Charakter bewahrt, und die klassischen Studien werden dort sorgfältig gepflegt. Das Volksschulwesen liegt zum größten Theil in den Händen von Privaten und Gemeinden; der Staat hat bis jetzt nur wenig gethan. In Rußland gibt es viele höhere S.n, aber sie fördern keine gründliche Bildung; das Volksschulwesen läßt sich mit dem Deuschlands nicht im Entferntesten vergleichen. In Italien liegt mit dem Volke auch die Volksbildung darnieder; nur in den zu Oesterreich gehörigen Theilen hat man für höheres und niederes Schulwesen Sorge getragen. In Spanien liegt die Volksbildung ebenfalls sehr im Argen; Griechenland ist, wie in allen öffentlichen Einrichtungen, so auch hierin erst am Anfang angekommen. In Nordamerika ist für Unterricht und S. sehr ungleich gesorgt; in manchen Staaten ist auch das Volksschulwesen sehr ausgebildet, in anderen fehlt der Jugend der mittlern und untern Volksklassen vielfach die Gelegenheit zu ihrer Ausbildung. Näheres s. unter den einzelnen Staaten (z. B. Deutschland, Preußen u. s. w.). Folgende Tabelle (aus dem J. 1837) gibt eine ungefähre Einsicht in den Stand des Schulwesens in einzelnen Ländern. Es kommen nämlich

	Schüler	auf	Einwohner.
Sächsische Fürstenth.	1	=	4½
Sachsen	1	=	5
Norwegen	1	=	6
Preußen	1	=	7
Dänemark	1	=	7½
Holland	1	=	8
Schottland	1	=	9
Schweiz (protest.)	1	=	9
Oesterreich	1	=	10
Belgien	1	=	10½
Schweiz (kathol.)	1	=	16
Irland	1	=	16
England	1	=	17
Frankreich	1	=	21
Lombardei	1	=	30
Sardinien	1	=	64½
Portugal	1	=	80
Mittelitalien	1	=	100
Unteritalien	1	=	100
Jonische Inseln	1	=	104
Griechenland	1	=	116
Spanien	1	=	170
Rußland	1	=	700.

Schule (in verschied. Bedeut.), 1) Gebäude, in welchem von einem oder mehren Lehrern der Jugend Unterricht ertheilt wird; — 2) das Ganze der Unterrichtsanstalt; — 3) Anhänger eines berühmten Meisters in der Wissenschaft oder Kunst; — 4) (Mus.), a) eine Pflanzstätte der Bildung junger Talente, eine Akademie, ein Konservatorium, Institut, Logier; — b) ein Lehrbuch oder eine theoretische Anweisung, wornach oder woraus sich jene Bildung, in welcher Beziehung nun oder nach welcher Seite hin es auch sey, erwerben läßt, und man spricht in dieser Hinsicht von Violin-S., Klavier-S., Horn-S., Gesang-S., s. die Art. der einzelnen Instrumente und Gesangmethode; — c) ein Kreis von Männern, welche durch Ansichten oder Methode eines originellen Lehrers oder Meisters, welchem sie in ihren Werken gefolgt sind, oder durch Nationalität einen gemeinschaftlichen Charakter angenommen haben; so spricht man z. B. von einer neapolitanischen, römischen, venetianischen und wiener S. (s. Musik); — d) endlich auch die Schreibart, der Styl, die Manier &c. (s. d. A.); wir unterscheiden in dieser Beziehung z. B. eine alte klassische und eine neue moderne, eine französische, italienische und deutsche S., je nachdem ihre inneren und äußeren charakteristischen Merkmale von einander abweichen; vergl. Styl; — 6) (Reitk.), die Uebung des Pferdes in allen Gangarten und künstlichen Sprüngen, so wie die Uebung des Schülers in Allem, was zur Reitkunst (s. d.) gehört.

Schule (Biogr.), Georg Christian, Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Kopenhagen 1764, besuchte daselbst die Akademie, erhielt 1782 den zweiten Preis, ging später nach Leipzig, wo er bis an seinen 1816 erfolgten Tod ver-

blieb und viele Blätter stach, von denen man die besseren in den Werken von Heidenreich, Cumberland, in der Gallerie häuslicher Denkmäler, in der Zeitung für die elegante Welt und in einigen anderen Werken findet.

Schulen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 300 Einw.

Schulenberg (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Landdrostei und Amt Klausthal; gegen 100 Einw.; — 2) mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Sülze; Unterförsterei, Schmiede, Ziegelei; 130 Einw.

Schulenburg (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Landdrostei und Amt Kalenberg; 620 Einw.; — 2) (Wieli-drugg), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Oppeln; Theerofen; 190 Einw.

Schulenburg (Geneal. und Biogr.), altes deutsches Adelsgeschlecht. Der Erste von der S., welcher in der Geschichte genannt wird, ist der Kreuzfahrer Werner, der am 13. Juli 1119 bei der Eroberung von Akkon in Syrien fiel. Im 14. Jahrh. war das Geschlecht in der Altmark begütert und theilte sich durch die Brüder Bernhard I. und Dietrich in die weiße und schwarze Linie. Die weiße Linie schied sich im 15. Jahrh. durch die Brüder Busso und Matthias in die ältere u. jüngere Linie. Die weiße Linie hatte 1341 das Erbküchenmeisteramt der Mark Brandenburg. Im J. 1563 wurde das ganze Haus in den Reichsfreiherrnstand, die ältere weiße Linie 1728 in den Reichsgrafenstand, ein Zweig der jüngern 1774 zu derselben Würde, die schwarze Linie 1785 in den dänischen Grafenstand und 1790 ebenfalls in den Reichsgrafenstand erhoben. Die anderen Zweige der jüngeren Linie erlangten letztere Würde 1786 und 1798. Die Besitzungen des Hauses sind in Braunschweig, Hannover, Preußen und Sachsen gelegen. Es gingen aus ihm nicht weniger als 4 Feldmarschälle, 25 Generäle, 3 Heermeister des Johanniterordens, 6 Staatsminister und 4 Bischöfe hervor. Sein Wappen besteht aus drei rothen Greifenklauen in Silber. Mehre Zweige (z. B. 1815 Kehnert) sind in der männlichen Linie ausgestorben; dagegen bestehen noch: A) von der älteren weißen Linie die Zweige: a) das ältere Haus Hehlen, b) das jüngere Haus Hehlen, c) Wolfsburg (eine Haupt- und zwei Nebenlinien), d) Bazzendorf, e) Kloster-Roda; B) von der jüngeren weißen Linie die Zweige: a) Trampe (früher Blumberg), b) Emden, c) Altenhausen, d) Bodendorf, e) Burgscheidungen, f) Dahmen, g) Bitzenburg, h) Angern; C) von der schwarzen Linie besteht nur noch das Haus Lieberose. Als die berühmtesten Männer dieses Geschlechts sind zu nennen: 1) Johann Matthias, Reichsgraf von der S., Feldmarschall im Dienste der Republik Venedig, geb. am 8. August 1661 zu Emden bei Magdeburg, erhielt seine Bildung auf der Hochschule zu Saumur in Frankreich und trat 1685 als Kammerjunker in den Dienst des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Gegen den Willen seines Vaters vertauschte er aber bald seine Hofanstellung mit dem Kriegsdienst, erhielt eine Stelle als Hauptmann und diente 1687 als Freiwilliger gegen die Türken in Ungarn. Die Belagerung von Belgrad 1688 gab ihm Gelegenheit, die Kriegführung der Türken kennen zu lernen, eine Kenntniß, die er später sehr zu seinem Ruhm benutzte. Noch 1688 erklärte das deutsche Reich dem König von Frankreich den Krieg, und ein braunschweigisches Kontingent stieß zur Reichsarmee an den Rhein. Hier fand S. in 7 Feldzügen und bei mehren ihm anvertrauten diplomatischen Sendungen Veranlassung, sich als Krieger und als Staatsmann gleichzeitig auszuzeichnen. Im J. 1689 war er bei den Belagerungen von Mainz und Bonn und wohnte, 1690 zum Major ernannt, am 1. Juli der Schlacht bei Fleurus, so wie 1691 am 18. Sept. dem Treffen bei Leuse bei. Im J. 1692 zum Oberstlieutenant aufgerückt, wurde er in politischen Angelegenheiten verwendet, erhielt aber schon 1693 mit dem Oberstengrad das Kommando eines Dragonerregiments, mit welchem er bei der Armee des Prinzen Ludwig von Baden focht. Im J. 1694 führte S. dem König Wilhelm III. von England 2 neu geworbene Regimenter nach Flandern zu und ward in den beiden folgenden Jahren wieder als Diplomat benutzt, indem er 1695 nach England ging, um den König des Beileids des Herzogs von Braunschweig über das Ableben der Königin Maria zu versichern. Im J. 1697 focht er bei Enghien mit Auszeichnung und war noch in demselben Jahre als Beobachter im Gefolge des braunschweig-wolfenbüttelschen Gesandten beim Friedenskongreß zu Ryswick. Hier unterhandelte er mit dem Gesandten des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen wegen einer Anstellung in savoyenschen Diensten, die er im Jahre 1698 als Generalmajor u. Chef eines deutschen Regimentes annahm. In kurzer Zeit gewann er das Vertrauen des Herzogs, eines der tüchtigsten Feldherrn seiner Zeit, der ihn 1699 bei Stillung des Aufruhrs der Waldenser und 1700 mit gleichem Auftrag in Chamberi verwendete. Im Jahr 1701 führte General S. eine Brigade bei der Armee des Marschalls Catinat und ward im Gefecht bei Chiari (1. Sept.) verwundet, wo der Herzog von Savoyen dem überlegneren Feldherrntalente seines Vetters Eugen unterlag. S. mochte jedoch nicht länger gegen seine deutschen Landsleute fechten und verließ deshalb schon zu Anfang 1702 den savoyenschen Dienst, um im März als Generallieutenant in die Armee des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II., zu treten. Mit diesem neuen Dienstwechsel beginnt die eigentliche Glanzperiode im Leben S.s, dessen Leistungen in kleineren Verhältnissen nunmehr den Thaten seiner Zeitgenossen Eugen und Marlborough verglichen zu werden verdienen, obwohl ihm vom Schicksal die sonderbare Aufgabe zu Theil geworden schien, seine Talente vorzugsweise nur in meisterhaften Rückzügen bewähren zu können. In der für die Sachsen durch die Treubrüchigkeit der Polen unglücklichen Schlacht bei Clissow (19. Juli) befehligte S. die das Centrum bildende sächsische Infanterie, wel-

che in den Sümpfen zwischen Clissow und Rembowa ein Rückhalt für die geschlagene Armee wurde. König August mochte die der Schlacht bei Clissow folgenden Unfälle nicht für wichtig genug halten, um seine gesammten Truppen den Schweden entgegen zu setzen, denn er schickte, in Gemäßheit eines Vertrags vom 16. Januar 1703, dem kaiserlichen Heere zu dem damals beginnenden spanischen Erbfolgekrieg 8000 Mann Sachsen (4 Kürassier- und 6 Infanterieregimenter) zu Hülfe. S. führte dies Corps nach Böhmen und von da zur Armee des Grafen Schlick an die bayer. Grenze. Der Unvorsichtigkeit dieses österreich. Generals war es zuzuschreiben, daß gleich die ersten Bewegungen der Verbündeten unglücklich waren. Die österreich. Reiterei ward am 10. März bei Schardingen überfallen und eben so am 11. das österreich.-sächs. Hauptquartier in Eisenbirn, wo die Verbündeten über 2000 Gefangene verloren. Anfangs September ward das sächs. Kontingent dem Corps des Feldmarschalls Grafen Styrum zugetheilt, um gegen die im Lager bei Dillingen unter Marschall Villars stehenden Franzosen verwendet zu werden. Ungeschickte Bewegungen und Mangel an Umsicht führten beim Corps des Grafen Styrum am 20. Sept. den Ueberfall bei Hochstädt herbei. Generallieutenant S. hatte sich mit 2 Bataillonen Sachsen und einigen Geschützen auf dem linken Flügel der Kaiserlichen sehr vortheilhaft aufgestellt. Eine mehrstündige Vertheidigung dieser Stellung und die Tapferkeit dreier preuß. Regimenter unter Prinz Leopold von Dessau verschafften dem geschlagenen Corps Zeit, sich mit Ordnung zurück zu ziehen. Markgraf Ludwig von Baden, bei dem sich S. über die Nichtbeachtung seiner Rathschläge von Seiten des Feldmarschalls Styrum beschwerte, zog das sächs. Kontingent an den Lech, wobei S. das Glück hatte, einen bayer. Transport von 15,000 Montirungen und 36,000 Louisdors wegzunehmen. Ein Befehl des Königs rief indessen noch im Winter 1704 das sächs. Hülfscorps, bis auf ein Regiment, nach Polen. General S. erhielt anfangs den Oberbefehl über die Infanterie, bis der König den Feldmarschall Steinau entließ und ihm das Kommando der ganzen mobilen Armee übertrug. Daß S. mit den damals desorganisirten sächsisch-polnischen Truppen den schwedischen General Meyerfeldt am 18. August in der Gegend von Posen überfiel und schlug, daß er ferner darauf die Corps der Könige Karl XII. (s. d.) und Stanislaus Lensziński gegen sich zog und dem König August den Besitz von Warschau für einige Zeit sicherte, konnte allerdings den Fortschritten der schwedischen Partei keinen Einhalt thun. König August befahl daher S., mit 12 sächs., 4 poln. und 8 russ. Bat. und etwa 500 Reitern den Rückzug nach Sachsen anzutreten. Bei diesem Rückzuge zeigten sich S.s Feldherrntalente und die Ausdauer seiner Truppen im glänzendsten Lichte. 9000 schwedische Reiter unter Karls XII. eigener Anführung folgten dem sächs. Corps auf den Fersen. Bei Punitz am 7. Nov. eingeholt, widerstanden die Sachsen, in ein großes Quarrée formirt, den wiederholten Angriffen der Schweden und bewiesen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, daß Infanterie der Reiterei auch im freien Felde ohne künstliche Deckungsmittel nicht zu unterliegen brauche. S. war in diesem Gefecht dreimal verwundet worden und hatte 150 Todte und 400 Gefangene verloren, während die Schweden fast 2000 M. an Todten und Verwundeten zählten. Der nunmehrige weitere Rückzug über Gura bis an die Oder, welche S. fast im Angesicht der Schweden überschreiten mußte, verschaffte ihm selbst die Bewunderung des feindlichen Königs. In 14 Tagen hatte er mit einem von feindlicher Reiterei verfolgten Infanteriecorps einen Weg von 50 deutschen Meilen zurück gelegt. Im J. 1705 formirte S. die nach den unglücklichen Feldzügen in Polen fast ganz aufgelöste sächs. Armee und brachte sie auf 15 Bat. und 40 Schwadr., wobei er jedoch mit dem älteren General von Flemming mancherlei Mißhelligkeiten hatte und sich fast veranlaßt sah, die Anerbietungen des Landgrafen von Hessen-Kassel, oder der Republik Venedig, in ihre Dienste zu treten, anzunehmen. König August übertrug ihm jedoch aufs Neue den Oberbefehl über das Corps, welches, aus 19 sächs. und 11 russ. Bataillonen und 42 Schwadronen bestehend, im Januar 1706 aus der Lausitz in Polen einrücken mußte, und erhielt ihn noch so für einige Zeit dem sächsischen Dienst. Der Feldzug gegen den schwedischen Feldmarschall Rhenschild ward jedoch durch die Schlacht bei Fraustadt den 13. Februar schnell geendet. Den Dispositionen S.s kann man den Verlust dieser Schlacht nicht zuschreiben, aber die Truppen und namentlich die russ. Infanterie, so wie 4 aus Gefangenen formirte französische Bataillone hatten ihre Schuldigkeit nur in sehr geringem Grade erfüllt; auch die sächsische Reiterei kann mit Recht getadelt werden. Ein auf S.s Antrag in Sachsen niedergesetztes Kriegsgericht sprach ihn vollkommen wegen der Niederlage von Fraustadt frei, während die Schuldigen die verdiente Ahndung erhielten. Mit der in der größten Eile reorganisirten Armee konnte S. es nicht wagen, sich mit den in Sachsen eingedrungenen Schweden zu messen. Auf Befehl des kursächsischen Ministeriums räumte er daher Sachsen und zog sich nach Thüringen. Dort mußte er, da ihn Erfurt nicht aufnehmen wollte, sich in den Thüringer-Wald werfen. Bei Ilmenau fand das letzte Gefecht zwischen den Sachsen und Schweden Statt. Der Friede von Altranstädt (24. Sept. 1706) machte den Feindseligkeiten ein Ende. S., welcher das Jahr 1807 theils auf Reisen, theils am kursächs. Hofe zugebracht hatte, ging 1708 nach Flandern, um als Freiwilliger den Feldzug des Herzogs v. Marlborough gegen die Franzosen mitzumachen. Dort wohnte er der Schlacht von Oudenarde (11. Juli) und der Belagerung von Lille (10. August — 9. Sept.) bei und ward vom Prinzen Eugen und von Marlborough zu mehren Berathungen gezogen. König August kam selbst ins Lager der Verbündeten und ließ, nachdem auch die Citadelle von Lille (11. Dec.) übergeben und Gent

(27. Dec.) genommen worden war, durch S. mit den Generalstaaten und dem Herzog von Marlborough eine Konvention über ein Truppencorps abschließen, welches der König denselben während des Krieges überlassen wollte. 3 Regimenter Reiterei und 7 Infanterieregimenter stießen daher im Jahre 1709 zur Armee des Herzogs von Marlborough. Bei der Belagerung von Tournay (7.—28. Juli) erhielt S. den Befehl über die Infanterie der Verbündeten und die Leitung des Angriffs auf das auf dem linken Scheldeufer gelegene Hornwerk. Bereits am 16. Juli war das Hornwerk genommen und der Umsicht und Thätigkeit S.s hauptsächlich die baldige Uebergabe des Platzes zu danken. Auch die Citadelle von Tournay mußte am 3. Sept. übergeben werden. In der Schlacht von Malplaquet (11. Sept.) kommandirte S. 40 Bat. Sachsen u. Reichstruppen, welche ihren Auftrag, den Wald von Taisniere zu nehmen, trotz der musterhaften Vertheidigung der Franzosen würdig lösten. Das sächs. Kontingent stieß nun zur Armee des Prinzen von Nassau und nahm Theil an der Belagerung von Mons, welche den Feldzug von 1709 schloß. S. hatte bei demselben kein besonderes Kommando und ging deshalb nach Dresden, um dort die Absendung der Ersatztruppen des sächs. Corps zu betreiben. Im April 1710 traf er wieder bei der Armee ein, nahm unter Eugen Antheil an der Belagerung von Douay und ward nach dessen Einnahme mit dem General Fagel beauftragt, Bethune zu berennen. Am 28. August erfolgte die Uebergabe dieses Platzes. S. verließ indessen noch im Winter von 1710—11 die Armee und im April 1711 den sächs. Dienst, weil er nicht unter dem General v. Flemming, der den Oberbefehl über die sächs. Truppen erhalten hatte, dienen wollte. Mehrfache Versuche, in kaiserliche Kriegsdienste zu treten, scheiterten in den Jahren 1711—15, bis endlich S. am 15. Oktober des letztern Jahres zu Wien eine Kapitulation mit der Republik Venedig abschloß und als Feldmarschall in ihre Dienste trat. Gleichzeitig erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand. Bereits am 2. Februar 1716 ging er mit mehren aus schwedischen Diensten getretenen Offizieren von Venedig nach Korfu ab. Die Festungswerke der Hauptstadt konnten wegen Mangels an Arbeitern vor dem Eintreffen der türkischen Flotte nicht hergestellt werden, und die venetianische Flotte unter Cornaro vermochte das Landen von 30,000 Türken nicht zu verhindern. Die Vertheidigung Korfu's mit ganz beschränkten Mitteln vom 25. Juli bis 20. August ist eine der berühmtesten, welche die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Wäre indessen am letztgenannten Tage nicht eine spanisch-maltheſische Flotte eingetroffen, so hätte die kaum 1600 Mann starke Besatzung doch wohl noch unterlegen. Durch ganz Europa wiederhallte der Ruf der tapfern Vertheidiger, und S. erhielt von fast allen Souveränen Glückwünschungsschreiben. Die Einnahme der Festung Butrinto und die Besetzung von Santa Maura beschlossen den Feldzug dieses Jahres, während Prevesa, Vonizza und Latta erst Ende 1717 erobert wurden, zu welchen Unternehmungen S. aus Venedig frische Truppen hatte holen müssen. Im J. 1718 unternahm die Republik auf S.s Rath einen Einfall in Albanien, der durch die Belagerung von Dulcigno eingeleitet werden sollte. Die Einschließung begann den 24. Juli, und die Festung würde, trotz eines großen türkischen Entsatzcorps, genommen worden seyn, wenn der venetianische Admiral Pisani von der Seeseite gehörig mitgewirkt und ein Befehl des Senats wegen des unterdessen zu Passarowitz geschlossenen Friedens nicht den Rückzug anbefohlen hätte. Dieser Rückzug des Belagerungscorps auf die Flotte, stets beunruhigt durch das überlegene türkische Heer, das der Nachricht von dem Frieden keinen Glauben beimessen wollte, ist eine der schönsten Waffenthaten S.s. Mit diesem Rückzug schließt sich aber auch seine Wirksamkeit als Feldherr, wie sie mit einem solchen begonnen hatte. In den folgenden 29 Jahren richtete S. sein Hauptbestreben auf die Entwickelung der innern Streitkräfte Venedigs und die darauf beruhende äußere Sicherheit desselben. Korfu und die in Albanien und Dalmation eroberten Plätze wurden befestigt, die Armee wurde in einem kriegstüchtigen Stande erhalten und dadurch während des in Italien 1734 und 35 zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochenen Krieges eine bewaffnete Neutralität Venedigs erlangt. Oesterreich (1734) und Preußen (1737) machten dem Grafen S. die vortheilhaftesten Anträge, in ihre Dienste zu treten; er schlug diese Anerbietungen jedoch aus und blieb bis zu seinem am 14. März 1747 erfolgten Tode ein treuer Diener der Republik. Ein von den Venetianern zu Korfu 1717 errichtetes Denkmal ist noch heute ein schöner Beweis republikanischer Dankbarkeit. Vgl. Fr. Albr. von der S., Leben und Denkwürdigkeiten des Joh. Matth. von der S., Leipz. 1834, 2 Bde. — 2) Achaz von der S., preußischer Generallieutenant der Kavalerie, wurde 1669 zu Apenburg in der Altmark geboren, trat 1690 in preußische Kriegsdienste und that sich hauptsächlich in dem span'schen Erbfolgekrieg hervor. Er † 1731. — 3) Adolf Friedrich, Graf von der S., preußischer Generallieutenant der Kavalerie, wurde 1685 zu Wolfenbüttel geboren, von 1705—1713 in hannöverischen Diensten, machte als Major die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet mit, trat hierauf in die preußische Armee und nahm an den Feldzügen in Pommern und am Rhein (1734) Theil. Unter Friedrich dem Großen kämpfte er 1741 bei Mollwitz, starb aber in Folge einer daselbst empfangenen Wunde. — 4) Levin Rudolf von der S., preußischer Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister, wurde 1727 geboren, war während des 7jährigen Kriegs beständiger Begleiter Friedrichs des Großen und † 1788. — 5) Friedrich Wilhelm, Graf von der S., aus dem Hause Kehnert, preußischer Finanz- und Kriegsminister, wurde in Hessen geboren, trat in die Armee Friedrichs des Großen, wurde dann Finanzrath zu Salzwedel, hierauf Vicedirektor der Domänenkammer in Magdeburg

und in seinem 29. Jahre Finanzminister. Während des bayerischen Erbfolgekriegs wurde er zum Kriegsminister ernannt. Friedrich Wilhelm II. gab ihm seine Entlassung, ernannte ihn aber nach einigen Jahren zum Generallieutenant und Kriegsminister. Im J. 1791 wurde er Kabinetsminister und 1793 Bank- und Lotteriedirektor. Da er mit dem baseler Frieden nicht einverstanden war, nahm er seine Entlassung; Friedrich Wilhelm III. übertrug ihm jedoch wieder die oberste Leitung des gesammten Finanzwesens. Im J. 1802 besorgte er die Organisation der neu erworbenen Provinzen, so auch später die von Hannover. Im J. 1806 wurde er zum Gouverneur von Berlin ernannt, folgte aber seinem Souverän nach Königsberg. Nach dem tilsiter Frieden wurde er von dem König von Westphalen angestellt, 1808 zum Divisionsgeneral und hierauf zum Staatsrath ernannt; doch war sein Einfluß als solcher nicht bedeutend. Er † 1814. — 6) Karl Friedrich Gebhardt, Graf von der S., aus dem Hause Wolfsburg, verließ den preußischen Staatsdienst, um in westphälischen zu treten, und erwarb sich hier die allgemeine Achtung. Eben so tüchtig zeigte er sich an der Spitze der hannöverischen Stände und wurde von dem Prinz-Regenten von England, nachdem der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1813 bei Quatrebras gefallen war, als Vormund seines Nachfolgers an die Spitze der Landesverwaltung von Braunschweig gestellt. — 7) Friedrich Albrecht, Graf von der S., aus dem Hause Kloster-Roda, sächsischer Gesandter, wurde 1772 in Dresden geboren, studirte in Leipzig und Wittenberg, wurde 1792 Kammerjunker, fungirte 1794—98 als Attaché der kursächsischen Gesandtschaft in Wien, 1799 als außerordentlicher Gesandter am dänischen, 1800 am russischen Hofe, hielt sich 1804—1810 in Frankreich auf, vertrat 1814 den König von Sachsen beim wiener Kongreß und unterzeichnete am 15. Mai 1815 den Traktat mit Preußen, Oesterreich und Rußland. Zum geheimen Rath ernannt und bei dem preußischen und russischen Kabinet zugleich akkreditirt, begleitete er die Alliirten nach Paris, worauf er auch bei dem König von Frankreich beglaubigt wurde. Sodann begab er sich als Gesandter nach Wien und brachte hier 1819 die Vermählung des Kronprinzen von Sachsen mit der Erzherzogin Karoline zu Stande. Im J. 1828 wurde er zum Konferenzminister ernannt, 1830 aber von Wien abberufen und in den Ruhestand versetzt. Seit dieser Zeit lebte er auf seinem Gute Kloster-Roda und verfaßte die Lebensbeschreibung des berühmten Feldmarschalls der Republik Venedig.

Schulendorf, holstein. Dorf, Amt Ahrensbock; 120 Einw.

Schulenrode, braunschw. Dorf, Kr. Braunschweig, Amt Riddagshausen; 160 Einw.

Schuler (Biogr.), 1) Karl Ludwig, Zeichner u. Kupferstecher, 1785 in Straßburg geboren und daselbst von Guerni unterrichtet, bildete sich später in Paris nach dem Vorbilde der tüchtigsten französischen Meister in der Linienmanier aus. Nach Straßburg zurückgekehrt, lieferte er Blätter für verschiedene Almanache und andere Schriften, darunter mehre Bildnisse. Seine größeren Arbeiten gehören der späteren Zeit an, welche der Künstler in Karlsruhe ausführte, wo er sich später niederließ und mehre Jahre eine große Thätigkeit entwickelte. — 2) Eduard, Kupfer- und Stahlstecher, Sohn des Vorigen, von seinem Vater unterrichtet, trat um 1826 in Karlsruhe als ausübender Künstler auf und erregte besonders durch schön gezeichnete Porträte in Crayon und durch einige kleinere Blätter die größten Erwartungen. Man findet von ihm zahlreiche Blätter in Taschenbüchern, so wie in andern illustrirten Werken, besonders schöne Stahlstiche. Dann hat S. auch einige Blätter lithographirt. — 3) J. Theophilus oder Gottlieb, Zeichner und Maler von Straßburg, bildete sich in Paris zum Künstler, übte sich in der historischen Komposition, so wie im architektonischen Zeichnen und erlangte hierin große Fertigkeit. Seine Zeichnungen sind meisterhaft und mit der Feder ausgeführt.

Schulerloch, Höhle, s. Essingen 2).

Schulersberg, bad. Häuser, Mittelrheinkreis, Amt Haslach; 520 Einw.

Schulferien, die Zeit, während welcher, in der Regel nach gesetzlichen Bestimmungen oder nach altem Herkommen, der Unterricht in den Schulen geschlossen ist. Sie sind von längerer und kürzerer Dauer, je nach den Veranlassungen, wodurch sie herbeigeführt werden. Die hohen kirchlichen Feste unterbrechen überall den Unterricht auf längere Zeit; zu Pfingsten pflegen die Schulen auf 8 Tage, zu Weihnachten und Ostern auf 10, häufig auf 14 Tage geschlossen zu werden. Die Hauptferien, auch die großen oder Hundstagsferien oder Sommerferien genannt, richten sich auf dem Lande nach der Erntezeit, so wie überhaupt an der Volks- und niedern Bürgerschule die auf dem Felde vorzunehmenden Beschäftigungen, wobei die Aeltern ihre Kinder schon verwenden können, bei der Ansetzung der Ferien hauptsächlich mit ins Auge gefaßt werden. So sagen z. B. die sogenannten Kartoffelferien, die im Herbst gehalten werden, schon durch ihren Namen, aus welchem Grunde sie gegeben werden. Diese dauern in der Regel 14 Tage, während die großen Ferien eine Ausdehnung von 4—5 Wochen haben. Außerdem ist es vielfach Sitte, an Jahrmärkten, am Vogelschießen, an der Kirchweih und bei ähnlichen Gelegenheiten die Schule auf 1 — 2 Tage zu unterbrechen. Ueber den Nutzen und die Zweckmäßigkeit der Ferien ist viel gestritten worden; die Erfahrung hat gezeigt, daß sie nothwendig sind, sowohl zur Erholung für die Lehrer, als für die Schüler, und in der Volksschule hauptsächlich noch deshalb, weil hier ein großer Theil der Schüler die Aeltern zur Erntezeit in der Feldarbeit unterstützen muß. Dieser Grund fällt zwar für die höhern Schulanstalten weg, doch wirkt hier dafür der Umstand ein, daß diesen Anstalten zum Theil Zöglinge anvertraut sind, die in früher Jugend aus dem älterlichen Hause und aus der Familie herausgerissen wer-

den sind und nun allen unmittelbaren Zusammenhang mit den Ihrigen verlieren würden, wenn ihnen nicht die Ferien kürzere oder längere Besuche in der Heimath möglich machten.

Schulfeste (Pädag.), Feste, welche entweder zum Andenken an eine für die Schule eines Orts wichtige Begebenheit, od. auf Veranlassung eines anderen, allgemein wichtigen und erfreulichen Ereignisses auch von den Schulen gefeiert werden. Im ersten Fall wiederholen sich die Feste gewöhnlich regelmäßig an dem Tage, an welchem die Begebenheit, welche die Ursache der Feier ist, Statt gefunden hat. An manchen Orten sind die S. ganz eigenthümlicher Art: so in Naumburg das Kirschfest, in Hamburg sonst das Nikolaifest und an vielen Orten das Gregoriusfest. Besondere Feste haben auch die Waisenhausschule zu Potsdam, die sächsischen Fürstenschulen u. s. w. An den Gymnasien gelten als Schulfeste die Tage, an welchen ein sogenannter Aktus gehalten wird; dies geschieht z. B. bei der feierlichen Entlassung der Abiturienten, am Geburtstage des Landesherrn, bei der Erinnerungsfeier an einen Wohlthäter der Anstalt u. s. w. So viel Ansprechendes auch der Gedanke, S. zu feiern, hat, so hat seine Verwirklichung doch ihre Schwierigkeiten. Ist auch eine Veranlassung vorhanden, so fehlen doch in der Regel die Mittel, und auch wenn diese gefunden sind, ist es schwer, für die Kinder eine passende Unterhaltung zu finden und eine geeignete Anordnung zu treffen, daß zwischen freier Bewegung und froher Lust und zwischen der nöthigen Zucht die rechte Mitte gehalten werde. Vgl. Schulschauspiele.

Schulfreund, 1) Jemand, welcher an den Schicksalen einer Schule innigen Antheil nimmt und für tüchtigen Unterricht des Volks spricht und handelt; — 2) Einer, mit dem man schon in der Schule Freundschaft geschlossen hat; — 3) Titel von Büchern, welche für die Volksschulen bestimmt sind, z. B. von R. F. Hempel; — 4) s. Meistersänger.

Schulfuchs, 1) geringschätzige Benennung der Gymnasiasten von Seiten der Studenten, vergl. Studententhum; — 2) ein einseitiger Büchergelehrter, ein im praktischen Leben unbeholfener Pedant.

Schulgeld, das Honorar für den Unterricht, welcher in einer Schule ertheilt wird. Das S. ist da am höchsten, wo die Erhaltung der ganzen Schule und das gesammte Einkommen der Lehrer damit bestritten werden muß. Dies pflegt indeß nur bei Privatschulen der Fall zu seyn. In öffentlichen Schulen besteht das S. nur in größeren oder geringeren Beiträgen zu dem Fonds, aus welchem die Schule erhalten wird. Die Höhe ist verschieden nach der Verschiedenheit der Schulen. In der Volksschule ist es in der Regel gering, in den höheren Schulen ist es schon bedeutender und steigt noch mit den einzelnen Klassen verhältnißmäßig, so daß es in der obersten Klasse am höchsten, in der untersten am geringsten ist. Fast überall besteht die Einrichtung, daß einem bestimmten Theil der Schüler, wenn sie arm, aber fleißig und ordentlich sind, das S. ganz oder theilweise erlassen wird. Der Vorschlag, das S. ganz abzuschaffen und dafür eine Schulsteuer aufzulegen, hat manches Ansprechende, ist aber in der Ausführung schwierig und führt zu Unbilligkeiten. Wünschenswerth ist es, daß das Einsammeln des S.es den Lehrern da, wo diese Sitte noch herrscht, erlassen wird. Ob eine Fixirung der Lehrer auch in diesem Punkte wünschenswerth sey, läßt sich nicht im Allgemeinen entscheiden; es sind hierbei die lokalen Verhältnisse in Betracht zu ziehen.

Schulgerecht, 1) s. v. a. schulmäßig; — 2) (Mus.), was den Regeln und Gesetzen einer Schule (s. d.) entspricht, den Bestimmungen derselben vollkommen gemäß ist; gewöhnlich denkt man aber hierbei an die Orthographie des Satzes, in welcher Beziehung dann die Komposition S. genannt wird, welche genau nach den Regeln der Tonsetzkunst gearbeitet ist und sich keine Freiheiten erlaubt, die der Satz als solcher nicht schon billigt; — 3) (Pferdew.), von Pferden, völlig zugeritten.

Schulgesell, s. Schulmeister.

Schulgesetze (Pädag.), Anordnungen, nach welchen eine Schule geleitet werden muß und deren Beobachtung den Lehrern von dem Dirigenten der Schule zur Pflicht gemacht ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Verordnungen nur die allgemeinen Gesichtspunkte aufstellen können, nach denen im Einzelnen zu verfahren ist. — 2) Gesetze, nach denen sich die Schüler in und außer der Schule zu verhalten haben. Diese werden entweder jedem Schüler bei seinem Eintritt in die Schule gedruckt eingehändigt, oder sie werden im Schulzimmer aufgehängt oder von Zeit zu Zeit vorgelesen. S. Zucht.

Schulgrammatiken, s. Schulbücher.

Schulhalter, 1) s. v. a. Schulmeister; — 2) s. v. a. Winkelschullehrer.

Schulhaus, Gebäude, in welchem Unterricht ertheilt wird. Auf dem Lande hat man gewöhnlich für Knaben und Mädchen nur ein einziges Lokal. Das S. muß zweckmäßig gelegen seyn, den Anforderungen der Gesundheit entsprechen und namentlich in Bezug auf die größeren Räume akustisch gut eingerichtet seyn.

Schulherr, 1) in einigen Gegenden Deutschlands der Vorsteher einer lateinischen Schule; — 2) der von der Regierung zur Beaufsichtigung der Schulen eingesetzte höhere Beamte.

Schulholz (Bot.), auch Schulholzbaum, s. v. a. Alstonia scholaris *R. Br.*

Schulin, Karl, Kupferstecher zu Berlin, ein jetzt lebender Künstler. Wir haben von ihm viele Stahlstiche, in Bildnissen, Landschaften und Ansichten bestehend.

Schulinspektion (Pädag.), 1) Behörde, welche die Schule zu leiten u. beaufsichtigen hat; — 2) die Leitung u. Beaufsichtigung selbst. Sie hat dafür zu sorgen, daß die Lehrer die rechte Thätigkeit entwickeln, u. hat die Hindernisse, welche der Schulerziehung sich entgegenstellen, nach Kräften zu beseitigen. Von der Schulver-

waltung unterscheidet sich die S. im engeren Sinne dadurch, daß sie in einer unmittelbaren Beobachtung des Schullebens durch periodische Schulbesuche besteht. Die S. ist Lokal- oder Specialinspektion, wenn sie sich auf die Ortsschulen, sie ist Oberschulinspektion, wenn sie sich über die Schulen eines ganzen Bezirks oder Landes erstreckt. Die Zusammensetzung der Behörde, welche die Schulen zu beaufsichtigen hat, ist verschieden; fast überall aber besteht sie aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern. Die städtischen Schulen stehen in der Regel unter der unmittelbaren Aufsicht des Oberpfarrers und des Magistrats (Kirchen- und Schulenamt), die Landschulen unter der des Superintendenten und des ersten Verwaltungsbeamten des Bezirks. Wo die Leitung des gesammten Schulwesens in den Händen des Staates liegt, ist entweder dem Oberkonsistorium oder dem Ministerium des Kultus ein Schulmann als sachverständiges Mitglied beigegeben, welcher die specielle Verwaltung dieses Departements hat. Wo die Geschäfte zu ausgedehnt sind, werden natürlich mehre als Referenten angestellt. An den höheren Schulen, welche aus mehren Klassen bestehen, und an denen von mehren Lehrern unterrichtet wird, hat der Dirigent zunächst das Recht und die Pflicht der Inspektion. Die Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen, die Schullehrerseminare werden in der Regel sich selbst am besten inspiciren, d. h. die Gesammtheit des Kollegiums wird den einzelnen Lehrer in seiner Thätigkeit mittelbar und unmittelbar beobachten und fördern; jede folgende Klasse wird eine Kontrole für den Stand der vorhergehenden bilden. Doch ist auch hier es wünschenswerth, wenn die Oberbehörde sich selbst eine unmittelbare Einsicht in das Leben der Schule verschafft. Die niedere Bürgerschule, die Volksschule wird eine Beaufsichtigung nicht wohl entbehren können. Der Lehrer bedarf in seiner Wirksamkeit des Raths, der Unterstützung, wohl auch der Ermahnung und Zurechtweisung. Tritt aber der Fall ein, daß die Schulinspektion einschreiten muß, so hat sie sich vor jedem schroffen und unmittelbaren Eingreifen in die Thätigkeit des Lehrers zu hüten; sie darf nicht statt des Lehrers in Wirksamkeit treten wollen, darf in der Regel, was die Art und Weise des Unterrichts anlangt, nie befehlend auftreten, muß auch die von ihrer Ansicht abweichende Methode anerkennen, so fern sie sich auf haltbare Gründe stützt, sie darf nicht kleinlich und pedantisch sich zeigen, sondern muß mit Wohlwollen rathen und durch Gründe Irrthümer des Lehrers beseitigen und Fehler verbessern. Darum muß, wer Schulen inspiciren will, ein Schulmann seyn, d. h. er muß praktisch und theoretisch Pädagogik verstehen, und in so fern ist es allerdings wahr, daß am zweckmäßigsten die Schulinspektoren aus dem Lehrerstande genommen werden. Wenn man sich seit Jahren von Seiten vieler Lehrer gegen die Schulinspektionen aussprach, so meinte man damit nicht Freiheit von jeglicher Beaufsitigung, sondern nur von der Inspektion der Geistlichen als solcher. Und in der That ist nicht einzusehen, weshalb gerade die Geistlichen, weil sie Geistliche sind, das Recht zur Schulinspektion haben müssen; sind sie aber auch zugleich theoretisch und praktisch tüchtige Schulmänner, so ist wieder nicht einzusehen, weshalb man sich von Seiten der Lehrer gegen ihre Inspektion sträubt. Ganz gewiß ist ein Geistlicher vermöge seiner allgemeineren wissenschaftlichen Bildung, wenn er dabei auch Schulmann ist, am besten geeignet, die Beaufsichtigung der Volksschule, besonders auf dem Lande, zu übernehmen.

Schulinstitutes, Priester des königlichen, s. Jesuiten.

Schulitz, preuß. Stadt, Prov. Posen, R.-B. und Kr. Bromberg, am linken Ufer der Weichsel; 440 Einw.

Schulitzer Schloßholländer, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. und Kr. Bromberg; 270 Einw.

Schulitzer Stadtholländer, preuß. Dorf Prov. Posen, R.-B. und Kr. Bromberg 330 Einw.

Schuljahr, der aus zwei Semestern bestehende Zeitraum, in welchem ein Schulkursus vollendet wird. Meistens wird das S. von Ostern zu Ostern gerechnet, in manchen Ländern aber vom 16. Oktober bis Ende August; die Zwischenzeit füllen Ferien aus.

Schulkeim, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 120 Einw.

Schulköy, österr.-siebenbürg. Fluß, klausenburger Gespsch., einer der Quellflüsse der schnellen Körös, fließt von Osten nach Westen.

Schulkollegium, 1) die Gesammtheit der Lehrer einer Schule; — 2) die den Schulen eines Distrikts vorgesetzte Behörde, welche oft mit einer höhern geistlichen Behörde, gewöhnlich mit dem Konsistorium verbunden ist. Ober-S. heißt die Behörde, welche das Schulwesen einer ganzen Provinz oder eines ganzen Landes zu beaufsichtigen hat.

Schulkonferenz, s. v. a. Lehrerkonferenz.

Schulkraut (Bot.), s. v. a. gemeine Fleckblume, Spilanthes Acmella *L.*

Schulkursus, s. Kursus.

Schulladung, diejedige Ladung, deren man sich bei den gewöhnlichen Schießübungen bedient, im Gegensatze zu derjenigen, mit welcher ein tragbares Feuergewehr oder Geschütz bei ernstlichen Gelegenheiten geladen wird, und die man Kriegsladung nennt. Vergl. Ladung.

Schullehrer, 1) s. v. a. Schulmann, s. Lehrer; — 2) Dorfschullehrer.

Schullehrerbibeln, mit zweckmäßigen Erläuterungen in deutscher Sprache versehene Ausgaben der Bibelübersetzung Luthers für Lehrer zum Behuf des Unterrichts in Schulen. Obgleich schon früher im Gebrauche, kam dieser Name vorzüglich in den Mund der Leute, nachdem der durch eine große Anzahl populärer pädagogischer und theologischer Schriften und wegen seines mächtigen Einflusses auf das Schulwesen rühmlichst bekannte Gustav Fried-

rich Dinter (s. d.) die von ihm in der Uebersetzung Luthers herausgegebene und mit Anmerkungen und Zugaben für Schullehrer begleitete „Bibel oder die ganze heilige Schrift Alten und Neuen Testaments" (9 Bde.; Neues Testament Bd. 1—4, Neustadt an der Orla 1824—25, 4. Aufl. 1841—43, und Altes Testament Bd. 1—5, 1826—28, 2. Aufl. 1833—37) unter dem Titel „Schullehrerbibel" hatte erscheinen lassen. — Schon der durch manche andere treffliche Einrichtungen in seinem Lande um die protestantische Kirche hochverdiente Herzog von Weimar, Ernst der Fromme, fühlte das Bedürfniß einer Bibel mit deutschen Anmerkungen und ließ zu diesem Behufe von Johann Gerhard, Salomon Glassius, Johann Major und andern damals ausgezeichneten Theologen eine Ausgabe der „Biblia, verdeutscht von Dr. Martin Luther und von etlichen reinen Theologen erklärt" (Nürnberg 1641, neueste Aufl. 1768, Fol.) herausgeben, die zum Gedächtniß des Begründers nachmals die „ernestinische" oder auch nach dessen Residenz die „weimarische" genannt wird, gewöhnlich aber nach ihrem Druckorte die „nürnberger" heißt. Sie enthält, zumal was die Psalmen und einige andere alttestamentliche Schriften betrifft, treffliche Erläuterungen, war aber bei ihrem Erscheinen wegen des zu hohen Preises nur Wenigen zugänglich und ist jetzt wegen ihres uns entwöhnten Folioformats unbequem; doch findet sie sich noch häufig unter den Landleuten, bei denen sie fortwährend durch Ueberlieferung in hohem Rufe steht. Mehr als hundert Jahre vergingen, und es erschien nichts diesem Werke Aehnliches. Erst Ehrenfried Liebich, Pastor zu Hirschberg in Schlesien († 1781), u. Dr. Johann Friedrich Burg, Konsistorialrath zu Breslau († 1777), unternahmen es wieder, eine mit kurzen Erklärungen u. Einleitungen zu jedem einzelnen Buche in deutscher Sprache ausgestattete Bibel in Luthers Uebersetzung (3 Bde., Bresl. 1756—64) erscheinen zu lassen, welche für jene Zeit höchst zweckdienlich war und manches noch jetzt Schätzbare enthält. Außerdem sind um diese Zeit die glossirten Bibeln von Braun (2 Bde., Erfurt 1764—69, 4) und von Körner (3 Bde., Leipz. 1770—73, 4) zu erwähnen, die aber keine große Verbreitung fanden. Ihnen zunächst arbeitete W. F. Hezel sein großes, mit ziemlich weitläufigen Einleitungen in die einzelnen biblischen Schriften und ausführlichen Erklärungen versehenes Bibelwerk in deutscher Sprache (10 Bde., Lemgo 1785—91), welches jedoch, da es einige Bücher des Alten Testaments in neuer Uebersetzung gibt und in den Anmerkungen theils zu gelehrt ist, theils zu viel Schwankendes und Unbegründetes enthält, nicht füglich zu den S. gerechnet werden kann. Seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, wo man immer mehr den Mangel eigentlicher S. fühlen mußte, suchte man demselben durch Bibelauszüge, von deren Nachtheilen, nach langem Streite, noch kaum die neueste Zeit sich überzeugt, abzuhelfen. Hierher sind zu rechnen: Seiler, Die heilige Schrift Alten Testaments im Auszuge sammt dem ganzen Neuen Testament, Erlang. 1781, 5. Aufl. 1783; — Zerrenner, Schulbibel, Halle 1799, 2. Aufl. 1805; — Derselbe, Kleine Schulbibel, Halle 1800, 2. Aufl. 1809; — Natorp, Die kleine Bibel Alten und Neuen Testaments, Essen 1802, 2 Bde., 2. Aufl. 1823; — Cannabich, Christliche Volks- und Schulbibel, Leipz. 1801—2, 2 Bde.; — Engel, Geist der Bibel, 9. Aufl., Leipz. 1832. — Richtiger erkannte gegen Ende des 18. Jahrhdrts. Georg Friedrich Seiler das Bedürfniß und arbeitete in Folge dieses die Schullehrerbibel, Neues Testament 3 Bde., Erlang. 1790 ff., 5. Aufl. 1821, Altes Testament 3 Bde., 1796, 2. Aufl. 1819. Sein Werk würde für die damalige Zeit Epoche gemacht haben, wenn es mehr Erklärung der biblischen Schriften, als Erbauung des Lesers bezweckt hätte und sonach nicht in der Grundanlage verfehlt gewesen wäre. Für die Gegenwart aber kann es durchaus nicht mehr genügen, da die Auslegung der Bibel von andern Grundsätzen ausgeht, und demnach auch das Bedürfniß der Schullehrer ein ganz anderes geworden ist, als damals. Ein bei Weitem größeres Aufsehen erregte die vom Kompastor Nikolaus Funk, mit Zustimmung des Generalsuperintendenten Adler, zu Altona herausgegebene glossirte Bibel, Alt. 1814, welche zwar wenige, aber sehr zweckmäßige Erläuterungen, meist in wenig Worten enthält. Als ein für das Volk, wenn es in dessen Hände komme, gefährliches Buch vorzüglich durch Harms, so wie durch Kleucker und mehre Andere hart angefeindet, wurde, ehe sie noch größere Verbreitung gefunden hatte, der ganze Vorrath derselben von 4000 Exemplaren auf dem Lager des Buchhändlers durch die dänische Regierung gekauft und wahrscheinlich vernichtet, weshalb sie ziemlich selten ist. Vgl. Funk, Geschichte der altonaer Bibelausgabe, Altona 1823. Beiden zuletzt genannten Werken ist das Verdienst nicht abzusprechen, daß sie nächst den verschiedenen Bibelauszügen für Dinter Veranlassung wurden, das Bedürfniß der Zeit wahrzunehmen. Bereits 1816 hatte er in der ersten Auflage seiner „Anweisung zum Gebrauche der Bibel" (3 Bde.) seine Ideen über eine Schullehrerbibel aufgestellt, in der Absicht, daß irgend Jemand sich der Ausführung dieser Arbeit nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen unterziehen werde, weil er selbst, mit seiner Zeit zu sehr in Anspruch genommen, sich nicht daran wagen wollte. In der That erschien eine Bibel mit deutscher Erklärung vom Syndicus Dr. v. Meyer, Frankf. a. M. 1818, 3 Bde., 3. Aufl. 1823; allein sie war nach Grundsätzen, die von den dinterschen ganz abwichen, gearbeitet, anstatt der lutherschen Uebersetzung war eine neue gegeben, und anstatt populärer, historisch-kritischer Erläuterungen enthielt sie dunkle, mystische Deutungen. Mößlers „Hülfsbuch für Nichttheologen und unstudirte Freunde der Bibellektüre", Eisenberg 1818—24, 6 Bde., so schätzbar es auch in mancher Beziehung seyn mag, konnte eben so wenig als Schullehrerbibel gelten, weil darin alle praktischen Andeutungen fehlen. Da Dinter sich

demnach in seiner Hoffnung getäuscht sah, legte er nach wiederholten Bitten seiner zahlreichen Verehrer im Königreiche Sachsen, wo er früher als Pfarrer und Seminardirektor gewirkt hatte, selbst Hand ans Werk und lieferte in wenig Jahren seine „Schullehrerbibel," ein Werk, welches allein, auch ohne seine übrigen hohen Verdienste, ihm eine bleibende Stelle in den Jahrbüchern der Literatur gesichert haben würde. Die rege Theilnahme, welche dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen von Seiten des Publikums, namentlich derer, für welche es zunächst bestimmt war, fand, und das dadurch in der literarischen Welt erregte Aufsehen bewirkten, daß dasselbe schon nach wenigen Jahren seine Geschichte hatte, welche manches Interessante, wenn auch nicht durchgehends Erfreuliches darbietet. Hätten Viele den Titel „Schullehrerbibel" genauer ins Auge gefaßt, so würde manches unnütze Wort nicht gesprochen und manche Zeile nicht geschrieben worden seyn. Nicht eine Schul-, eben so wenig eine Volksbibel wollte Dinter liefern, auch keine Erklärung der Bibel für Prediger und Theologen, sondern ein Handbuch für Schullehrer, welche Methode genug haben, um das, was die Erklärung sagt, durch die Kinder selbst finden zu lassen, und doch nicht Kenntniß genug, um das Material aus sich selbst zu nehmen, und demnächst für die Bessern unter den Unstudirten, denen es hier und da nachhelfen und einige Lükken ihres Wissens ausfüllen kann. Dies war die Absicht Dinters bei Abfassung seiner Schullehrerbibel; wer aber etwas Anderes darin sucht und, wenn er es nicht findet, deshalb mit ihm hadert, der thut sehr Unrecht. Die Bibel ist ihm Quelle der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Grundlage der Erkenntniß Jesu und seines Evangeliums, die Erklärung derselben in der Volksschule Hauptsache. Er erklärt die Bibel durch sie selbst unter Anleitung seiner Vernunft und hält sich eben so fern von der symbolischen und dogmatischen Kirchenlehre der frühern Zeit, wie vom Deismus und Mysticismus der Gegenwart. Er behandelt das Unerklärliche in der Geschichte Jesu schonend und behutsam, läßt die Wunder stehen, sucht und findet aber da keine, wo keine zu finden sind. Was das Aeußere der Schullehrerbibel anbetrifft, so enthält sie unter dem nach Luthers Uebersetzung abgedruckten Texte, in welchem bei schwierigen Stellen die zu betonenden Worte durch Sperrschrift angedeutet sind, kurze Andeutungen, worin die nöthigsten Erklärungen gegeben sind. Ausführlichere Erläuterungen sowohl einzelner Worte, als ganzer Stellen, Andeutungen zu praktischer Benutzung, so wie den Lehrer zu weiterm Nachdenken u. zur Fortbildung veranlassende Winke folgen als Zugaben am Schlusse der einzelnen biblischen Bücher, sind besonders paginirt und auch für sich im Buchhandel zu haben. Da der Verfasser die ganze Bibel für die Schule eintheilt in solche Stellen, welche gelesen werden müssen, in solche, welche gelesen werden können, in solche, die beim Lesen übergangen werden müssen, und endlich in solche, die nur im Auszuge mitzutheilen oder zu Leseübungen zu benutzen sind, so hat er durchgehends die erste Klasse mit A, die zweite mit B, die dritte mit C und die letzte zwar unter die drei ersten vertheilt, aber durch ein beigesetztes Kreuz bezeichnet. Als ein Werk, welches eine längst wahrgenommene Lücke der Literatur auszufüllen schien, als eine Arbeit Dinters, dessen ganzes Leben der Schule und deren Zwekken gewidmet war, und um der überaus schnellen Verbreitung halber unter den Schullehrern, wie im Volke, wurde die Schullehrerbibel auch sehr bald vor das Forum der Kritik gezogen. Ausführliche Beurtheilungen, wie sie ein Werk von so hoher Wichtigkeit erheischte, erfolgten in Röhrs „Kritischer Predigerbibliothek", Bd. 4, Heft 4; in Winers und Engelhardts „Kritischem Journal der theologischen Literatur," Bd. 1, Stück 4; in „Zimmermanns Allgemeiner Kirchenzeitung", 1824, Nr. 18; im „Journal für Prediger", 1824, Septbr. und Oktbr., und in der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1825, Nr. 287—291. Sie wurden von dem Verleger zum Theil abgedruckt und den Käufern der Schullehrerbibel unentgeltlich ausgehändigt. Konnten sich auch diese Beurtheiler nicht in Allem mit dem Verfasser einverstanden erklären, so fand das Werk doch im Allgemeinen bei ihnen die vollste Anerkennung; daß es aber allgemeine finden werde, worauf überhaupt nichts Menschliches Anspruch machen darf, ließ sich bei dem Kampfe der Aufklärung mit der Verdüsterung und bei der schroffen Stellung, welche Rationalisten und Orthodoxe zu jener Zeit gegen einander angenommen hatten, nicht erwarten. Doch hoffte man, daß, wie Dinter und seine Anhänger, auch die Opposition frei und offen hervortreten und sonach ein ehrlicher Kampf Statt finden werde; allein man hatte sich getäuscht; die Freunde der Verdüsterung scheuten sich, in der Helle des Tages den Kampfplatz zu betreten, um der Gefahr willen, daß man erkenne, weß Geistes Kinder sie seyen. Im Geheimen suchten sie die Schullehrerbibel zu verdächtigen und zu verketzern, und nur ein einziger, aber verkappter Ritter, schien sich zu stellen. Er führte den Namen F. H. Stephani, wodurch er Viele verleitete, ihn für den bekannten gelehrten Pädagogen und Theologen Kirchenrath Stephani zu Gunzenhausen zu halten, und hatte seiner Herausforderung den zweideutigen Titel: „Zusätze zu der Schullehrerbibel des Herrn Konsistorial- und Schulraths Dinter," Hamburg 1824, gegeben, um auf diese Weise sich unter seine Gegner zu schleichen, die weniger Vorsichtigen zu benebeln und eine Menge derselben entweder zum Kampfe unfähig zu machen oder sie gar in der Benebelung für sich zu gewinnen. Prahlend mit tiefer Gelehrsamkeit und als Verfechter Gottes und seiner Sache beschuldigte er Dinter der Flüchtigkeit, Unwissenheit, Irreligiosität und Moralschwäzzerei. Dinter, der den Helden ganz durchschauen mochte, schwieg; allein Dr. Schwabe trat als sein Vertheidiger auf. Als er in seiner „Apologie der dinterschen Schullehrerbibel," Neust. a.

d. O. 1825, den Gegner, welchen er „für einen Vorläufer der ganzen Korsarenflotille, die in dem Hafen der theologischen Barbaresken lauert, für einen raubsüchtigen Tunesen, der, sich unter neutraler Flagge nähernd, dem Seefahrer einige kräftige Schüsse unter Wasser geben und ihn wo möglich in den Grund bohren will", hielt, gebührend abgewiesen hatte, wobei ihn Kölling in der Schrift: „Gegensätze, veranlaßt durch die Zusätze des Herrn F. H. Stephani zu der Schullehrerbibel Dinters", Zerbst 1825, unterstützte, schwand die Truggestalt von der Bühne, und fast alle stimmberechtigten Männer erklärten sich seitdem zu Gunsten der Schullehrerbibel. Doch noch immer hatte die Gegenpartei nicht alle Hoffnung aufgegeben, der Verbreitung derselben, gleichviel auf welchem Wege, entschieden entgegenzutreten. Eine scheinbar sehr leidenschaftslose Erklärung gegen die Schullehrerbibel unter der Aufschrift: „Gespräch eines Predigers mit seinem Schulmeister über die dintersche Schullehrerbibel", erschien in Harnischs Zeitschrift: „Der Volksschullehrer", Bd. 3, Heft 1. Ein junger unerfahrener und unbedachtsamer, vom irreligiösen Zeitgeiste angesteckter Prediger hat hier die Schullehrerbibel gegen die Anklagen eines alten, gelehrten, bedächtigen und frommen Schulmeisters zu vertheidigen, und das Ende des Gesprächs ist, daß er zugeben muß, dieselbe sey unbiblisch und unsymbolisch. Ein gefährlicherer Angriff auf dieselbe erfolgte von Seiten der sächsischen Hauptbibelgesellschaft zu Dresden, deren Komité unterm 1. Juni 1826 ein verdammendes lithographirtes Umlaufsschreiben durch die Kreishauptleute, Superintendenten ꝛc. an die Zweigbibelgesellschaften gelangen ließ. Demselben waren beigefügt: „Einige Stellen zum Beweis, daß die Schullehrerbibel des Dr. Dinter den Lehrbegriffen der evangelisch-lutherischen Kirche widerspricht und ihre Beweisstellen, so wie überhaupt den wahren Sinn der heiligen Schrift an vielen Stellen durch zweideutige Erklärungen schwankend macht und entstellt", worin man es für überflüssig erachtet hatte, die Lehren der Kirche mit biblischen Stellen zu belegen. Eine weitere Ausführung dieser Beschuldigungen kam hierauf, wie es sich erwarten ließ, in Hengstenbergs „Evangelischer Kirchenzeitung", aus welcher sie, besonders abgedruckt, unter dem bestechenden Titel: „Dinter und seine Schullehrerbibel", Berl. 1828, Eingang beim größern Publikum zu erhalten suchten. Auf diese Weise war der Streit über die Schullehrerbibel aus den literarischen Grenzen heraus und auf das Gebiet der Religion hinübergezogen. In Folge des Aufsatzes in Harnischs Zeitschrift und des Umlaufsschreibens der Hauptbibelgesellschaft gab Dr. Schwabe das Schriftchen: „Zur Geschichte der Schullehrerbibel des Dr. Dinter", Neustadt a. d. O. 1825, heraus, worin er beide einer genauen Prüfung unterwarf und ihre wahre Tendenz näher beleuchtete, alles Urtheilens und Richtens jedoch über Meinungsverschiedenheit Dinters und seiner Gegner sich enthielt. Namentlich fand er die Bibelgesellschaft nicht berechtigt, das Schlachtschwert gegen die Schullehrerbibel zu erheben, da diese als ein rein literarisches Unternehmen den Zwecken der Gesellschaft fremd, und in so fern sie solche berührt, nur förderlich sey; die Art des Angriffs auf dieselbe widerrechtlich, da er nicht literarisch, sondern halbamtlich, fiskalisch und disciplinarisch sey, ihr Urtheil aber auf falschem Grunde beruhend, da die symbolischen Bücher aus der heil. Schrift zu erklären seyen, nicht aber die Schrift aus den symbolischen Büchern, und im Geiste jener lichtscheuen, an den Säulen der evangelischen Kirche rüttelnden Sekte, die sich gern den Namen evangelischer Brüder und Schwestern beilegen möchte. Doch alle öffentlichen, so wie viele geheime Anfeindungen der Schullehrerbibel waren dem Werke nur förderlich und trugen zur größeren Verbreitung desselben bei, so daß Dinter in der Vorrede zum letzten Bande seines Werkes sagen konnte: „Aber auch denen meinen innigen Dank, die es (mein Bibelwerk) aus Vorurtheil feindselig angriffen. Hätten sie geschwiegen, so wäre meine Schullehrerbibel als ein gewöhnliches Meßerzeugniß ihren Gang gegangen, ohne daß Jemand außer Deutschland viel von ihr erfahren hätte. Aber man vreschrie sie. Dies erregte Aufsehen. Sie wurde bekannt, verbreitet, geprüft, und — ihren Gegnern hat sie dies zu verdanken — sie ward von Ungarn bis Nordamerika benutzt"! Diese Wahrnehmung veranlaßte auch die der dinterschen Schullehrerbibel gleich vom Anfange an abholde Partei, weil sie von ihr für ihr finsteres Thun und Treiben den Todesstoß befürchtete, für ihre Zwecke einen andern Weg einzuschlagen. In derselben Absicht, wie einst Emser, der, als die Verbreitung der lutherschen Uebersetzung des Neuen Testaments durch keine Anfeindungen sich hemmen ließ, 1527 eine neue Uebersetzung besorgte, um „das ganze Neue Testament von Luthers Ketzerei zu reinigen", gab, „um der dinterschen unevangelischen weitverbreiteten entgegenzuwirken", im Vereine mit einigen evangelischen Geistlichen der Pfarrer zu Roth im bayer. Reg.-Bez. Mittelfranken (Rezatkreis), Christian Philipp Friedrich Brandt: „Die heilige Schrift nach der deutschen Uebersetzung Luthers und mit Erklärungen und Nutzanwendungen begleitet", auch unter dem besondern Titel: „Evangelische Schullehrerbibel", Sulzbach 1829—31, 3 Bde., nebst einer Zugabe: „Erklärung der Offenbarung Johannis", von August Osiander, das. 1831 heraus. Das Werk verfiel bald dem Urtheil Sachverständiger, und, mit Ausnahme jener Partei, welche sich bestrebt, über Herrnhut den Weg nach Rom zu bahnen, erkannte man allgemein an, daß es dem Geiste des Evangeliums und den Grundsätzen der evangelischen Kirche widerspricht, im Allgemeinen verworren und für den Schullehrer durchaus unbrauchbar ist. Eine Stelle der Vorrede z. B. lautet: „Wir halten dafür, daß die heil. Schrift nicht bloß über die himmlischen, unsichtbaren Dinge die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit offenbare, sondern auch über die sichtbaren, so daß alle mensch-

lichen Wissenschaften, als: Geschichte, Naturkunde, Physik, Astronomie und dergleichen mit der heiligen Schrift übereinstimmen und auf dieselbe gegründet seyn müssen". Das Werk ist bereits spurlos untergegangen, während Dinters Schullehrerbibel ihrem Verfasser ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Literatur sichert.

Schullehrergesellschaften, in neuerer Zeit gegründete Vereine von Schullehrern, um sich durch den Austausch von Ansichten und Erfahrungen und durch Besprechungen von einschlagenden Schriften in ihrem Beruf möglichst vielseitig auszubilden.

Schullehrerseminar, s. Seminar.

Schullieder, weltliche u. religiöse Gesänge zum Gebrauch in Schulen bestimmt. Dergleichen sind enthalten im mildheimischen Liederbuch, in den Sammlungen von Plato, Dolz, Salzmann, Niemeyer, Zerrenner, Weiterhausen, Matthiä, in Lindners musikalischem Liederfreund u. s. w.

Schullogik, 1) die gewöhnliche Logik, wie sie in den Schulen gelehrt wird; — 2) die einseitige Beweisführung der Büchergelehrten, welche die verwickelten Verhältnisse der Wirklichkeit nach ihren Hirngespinnsten beurtheilen.

Schulmäßig (Schulrecht, Schulgerecht), dem in einer guten Schule gewonnenen gründlichen, methodischen Unterricht gemäß. Läßt die Schulmäßigkeit den empfangenen Unterricht als eine Fessel erscheinen, welche noch an den leiblichen oder geistigen Bewegungen des Unterrichteten haftet, so ist sie ein Fehler. Ihr steht dann die freie, originelle, natürliche Bewegung vortheilhaft gegenüber. Der Gegensatz der tüchtigen, nicht ängstlichen Schulmäßigkeit ist der rohe Empirismus.

Schulmann, s. Lehrer und Lehrerbildung.

Schulmeister, 1) im Allgemeinen jeder Lehrer; — 2) sonst der Vorsteher oder erste Lehrer einer Stadt- oder lateinischen Schule, dessen Mitlehrer auch Schulgesellen genannt wurden; — 3) der Lehrer an Volksschulen.

Schulmeister (Biogr.), Karl, durch sein abenteuerliches Leben berühmter französischer Generalpolizeidirektor, wurde 1773 zu Neufreistedt in Baden geboren, diente in seiner Jugend als französischer Husar, wurde dann Amtsaktuar zu Kork, später Kaufmann, Tabaksfabrikant und Schmuggler, begab sich hierauf, obgleich er aus Frankreich verwiesen worden war, nach Paris und diente als Spion. Als österreichischer Offizier verkleidet, wußte er 1805 durch die Vorspiegelung eines Rückzugs der französischen Armee den General Mack so meisterhaft zu täuschen, daß dieser alle Vorsichtsmaßregeln unterließ und so von Napoleon leicht umzingelt wurde. S. wurde zwar von den Oesterreichern erkannt und verhaftet, rettete sich aber durch eine geschickte Flucht. Im J. 1806 wirkte er als Adjutant des Generals Savary zur Gefangennehmung des Generals Usedom in Wismar und zur Uebergabe von Hameln mit. Als französischer Generalpolizeidirektor fungirte er 1807 in Königsberg und 1809 in Wien. In Napoleons Plan, von Elba nach Frankreich zurückzukehren, soll er zeitig eingeweiht gewesen seyn; auch wird behauptet, er habe den Plan zur Entführung des jungen Napoleon entworfen, ein kühnes Vorhaben, dessen Ausführung aber bekanntlich scheiterte. Von den Preußen verhaftet, wurde er nach Wesel gebracht, nach einiger Zeit jedoch wieder freigelassen, worauf er als Landwirth in der Nähe von Paris ein behäbiges Leben führte. Er † 1830.

Schulmoral, eine Sittenlehre, welche alle Handlungen nach einem etwas kleinlichen Maßstabe beurtheilt, was besonders bei der Betrachtung welthistorischer Kollisionen (z. B. blutiger Revolutionen) unphilosophisch ist. Vergl. Mönchsmoral.

Schulp, was von einer Flüssigkeit bei Bewegung des vollen Gefäßes daraus entläuft.

Schulpbohrer, s. v. a. Löffelbohrer.

Schulpe (Schiffsw.), in den Luken des Schiffes die hölzerne, konische Kappe, womit man das an der Seite der Lukenkappe befindliche Loch, durch welches das Ankertau aus dem Kabelgat herausfährt, so weit verengt, daß kaum mehr Wasser hindurchdringen kann.

Schulpfennige, schweizer Belobungsmedaillen, die ums Jahr 1593 im Kanton Basel eingeführt wurden.

Schulpferd, ein in der Reitschule zugerichtetes oder dort befindliches Pferd.

Schulpforta, s. Pforta.

Schulphilosophie, 1) ein einseitiges, philosophisches System, welches, die lebensvolle Wirklichkeit ignorirend oder verkennend, aus bloßen, dürftigen Begriffen abgeleitet und zusammengesetzt ist; — 2) s. v. a. Scholastik.

Schulplan, s. v. a. Lehrplan.

Schulprämien (Pädag.), Geschenke, welche an bestimmten Tagen, besonders an Schulfesten und bei öffentlichen Prüfungen, durch die Lehrer an solche Schüler ausgetheilt werden, die sich durch Fleiß und gutes Betragen ausgezeichnet haben. Wie der besonnene Lehrer Lob und Tadel nur sparsam spendet, so wird er auch bei Vertheilung von Lohn und Strafe sehr haushälterisch seyn müssen. Auch die Belohnung des Fleißes kann schädlich wirken, besonders wenn die Geschenke unzweckmäßig gewählt sind. Geld ist kein bleibendes Andenken; Medaillen u. dgl. nähren die Eitelkeit, Eßwaaren schaden zwar nichts, haben aber auch keinen sonderlichen Nutzen. Ein gutes Buch aber, dem tüchtigen Schüler in feierlicher Weise und mit passender Ansprache übergeben, kann für diesen eine Belohnung zugleich und eine Anregung seyn und wird ihm immer ein schönes Andenken an eine wohlverlebte Schulzeit bleiben. Das Geld zum Ankauf von S. fließt gewöhnlich aus milden, für diesen Zweck besonders gemachten Stiftungen.

Schulprüfung, s. Examen.

Schulpsäge, Säge, welche ihr Blatt in der Mitte des fast quadratförmigen Rahmens hat.

Schulpweiß, s. v. a. Schieferweiß.

Schulrath, 1) die zur Beaufsichtigung der Schulen eines Distrikts eingesetzte kollegialische Behörde (der Ober-S. hat die Oberaufsicht über die Schulen eines ganzen Landes); — 2)

der Vorsitzende einer Schulinspektionskommission; — 3) ein höherer Staatsdiener, welchem die Beaufsichtigung des Schulwesens obliegt; — 4) Titel mancher Schuldirektoren.

Schulreden, Reden, welche von den Lehrern oder den Schülern einer Unterrichtsanstalt gehalten werden, s. Rede, S. 638.

Schulreitkunst, s. Reitkunst.

Schuls, schweiz. Flecken, Kant. Graubünden, Bez. Unterengadin, links am Inn; 2 Sauerquellen und einige salzige Quellen; 1000 Einw.

Schulsattel, eine in den Reitschulen gebräuchliche Art Sattel mit hohem After, hohen Pauschen und festem Schenkelschluß. Vgl. Sattel und Reitkunst.

Schulschauspiele, Schauspiele, welche in Schulen von Schülern aufgeführt werden. Die Sitte schreibt sich aus dem Mittelalter her; man pflegte besonders in den Klosterschulen biblische Stücke, aber auch Komödien des Terenz, aufzuführen. Besonders zeichnete sich Augsburg, wo jedoch erwachsenere Schüler der Meistersänger Theil nahmen, in dieser Beziehung aus. Im 16. Jahrhundert wurde die Sitte auch in Kinderschulen heimisch. Aus den protestantischen Gymnasien verlor sie sich schon im 17. Jahrhundert; in den katholischen und Jesuitenschulen erhielt sie sich bis in das 18. Jahrhundert und noch länger. In neuerer Zeit wird hin und wieder von den Schülern der Oberklasse eines Gymnasiums ein Stück des Euripides oder des Plautus und Terenz, sowohl in der Uebersetzung, als in der Ursprache, dargestellt, doch geschieht dies so selten, daß man von einer derartigen Sitte nicht mehr sprechen kann. Früher gab man meistens lateinische Schauspiele und hatte dabei besonders den Zweck, lateinische Wörter und Formeln tüchtig einzuüben; da man aber jetzt theils bessere Methoden, diesen Zweck zu erreichen, hat, und das fertige Lateinsprechen aus guten Gründen gar nicht einmal mehr erstrebt wird, so ist in dieser Hinsicht kein Grund vorhanden, die Sitte der lateinischen S. wieder einzuführen. Dagegen ist es eine beachtenswerthe Frage, ob nicht durch die Darstellung passender deutscher Schauspiele und Ausbildung der mündliche Vortrag, der äußere Anstand 2c. bei den Schülern sehr gewinnen würde.

Schulschiff, ein völlig gerüstetes Schiff zum Behuf des Unterrichts der Seekadetten auf den Seeakademien.

Schulschriften (Pädag.), 1) im weitesten Sinne alle Bücher und Abhandlungen, welche zum Gegenstand das Schul- und Unterrichtswesen haben, also Lehrbücher der Pädagogik und ihrer einzelnen Theile, Leitfaden für den Unterricht (s. Schulbücher) u. s. w.; — 2) Gelegenheitsschriften, welche von den Lehrern höherer Schulanstalten bei besondern, für die Schule wichtigen Gelegenheiten, z. B. zu den öffentlichen Prüfungen u. s. w., geschrieben werden, und wodurch solche, die sich für die Anstalt interessiren, zur Theilnahme eingeladen werden; s. v. a. Programm.

Schulsteuer, s. Schulgeld.

Schulstrafen (Pädag.), Strafen, welche in der Schule wegen einer Pflichtverletzung über einen Schüler verhängt werden, sey es von dem einzelnen Lehrer oder, an Schulen mit mehren Klassen, von dem Direktor oder der Konferenz (der Gesammtheit der Lehrer). Die Strafen sind ein Mittel zur Handhabung einer guten Disciplin, nur müssen sie in der rechten Weise angewendet werden. Wenn irgendwo, so gilt es hier, die Individualität des Schülers ins Auge zu fassen und sich zu hüten, nach einer allgemeinen Norm alle zu behandeln. Auch in der strengsten Strafe muß der Schüler den liebevollen Ernst des Lehrers erkennen, der es gut mit ihm meint und nur dahin trachtet, ihn zu bessern, und überall muß eine besonnene Mäßigung beim Verhängen von Strafen sichtbar seyn. Zwischen dem freundlich-ernsten Tadel und der körperlichen Züchtigung, zwischen der zeitweiligen Entziehung der Freiheit bis zur Verweisung aus der Schule liegt eine lange Stufenreihe von Strafen, aus denen mit richtigem Takt und weiser Ueberlegung die für den speciellen Fall passende auszuwählen ist. Tadel in verschiedener Form, strenge Verweise, gesteigert dadurch, daß sie in Gegenwart Vieler ertheilt werden, Versagung von Genüssen, Ausschluß von der Theilnahme an gemeinsamen Freuden sind die gelindern Mittel der Schulzucht. Körperliche Züchtigungen bei Kindern bis zu einem gewissen Alter, welche dann einzutreten pflegen, wo Verweise nicht mehr helfen, wird man umsonst ganz zu verbannen suchen; sie müssen aber so selten seyn, daß sie mehr aus der Ferne gefürchtet, als wirklich vollzogen werden. Es schadet dem Knaben nicht, wenn er sich erinnert, als Kind einmal die Ruthe bekommen zu haben; es schadet ihm auch nicht, wenn er die Unmöglichkeit, jetzt noch Stockschläge zu bekommen, in gleichen Rang stellt mit der Unmöglichkeit, daß er selbst eine solche Behandlung sich zuziehen könnte. Aber schaden würde ihm allerdings eine so heftige Reizung des Ehrgefühls, wenn er schon den körperlichen Schmerz wenig achten möchte. Und im höchsten Grade verderblich ist, was gleichwohl vorkommt, wenn Kinder, die schon gegen Schläge abgehärtet sind, noch von Neuem geschlagen werden. Die roheste Unempfindlichkeit ist die Folge; und kaum ist zu hoffen, daß eine lange Nachsicht, die nun unvermeidlich wird, das natürliche Gefühl wieder aufkommen lassen könne. Etwas anders verhält es sich, den Hunger auf einige Stunden wirken zu lassen. Hier geschieht nur eine Entziehung, aber keine unmittelbar empörende Handlung. Bekanntlich aber ist die Beraubung der Freiheit die gewöhnlichste Züchtigung, und mit Recht, falls sie dem Vergehen gehörig angepaßt wird. Auch läßt sie die mannichfaltigsten Abstufungen zu; man kann den Knaben in den Winkel stellen, man kann ihn zuletzt in ein eigenes, dazu bestimmtes Zimmer (Carcer), was man sogar finster machen kann, einsperren. Nur darf, verschiedener Bedenklichkeiten wegen, bei dem Kinde die Strafe nicht lange dauern; bei dem Jüngling, der eine höhere Schule besucht, kann man sie schon eher ausdehnen. Die

harte Züchtigung der Ausschließung aus einer Lehranstalt wird man nur in äußersten Nothfällen anwenden, besonders da sichs fragt, wo denn der Ausgeschlossene bleiben, — ob er etwa einer andern Lehranstalt zur Last fallen soll? Wofern mit der Versetzung zugleich Freiheit an einem neuen Orte eintritt, so wird meistens die alte Unordnung sich erneuern. Es muß in solchen Fällen eine sehr strenge Aufsicht, verbunden mit neuen Beschäftigungen, hinzukommen; eine neue Umgebung muß den alten verdorbenen Gedankenkreis in Vergessenheit bringen. Mehr als alle Strafen helfen dem Lehrer in der Regel Autorität und Liebe — diese muß er sich zu erwerben suchen.

Schulte, Kaspar Detlev von, hannöverischer Staatsminister, wurde 1771 auf seinem Stammgute im Herzogthum Bremen geboren, ward 1799 hannöverischer Justizrath, als welcher er in Stade fungirte, später Staatsrath des Königs von Westphalen. Als dieser seinen Thron verlor, mußte auch S. seine bisherige Stellung aufgeben, wurde aber im Jahre 1818 wieder in Hannover als geheimer Kammerrath angestellt. Seit 1819 war er Vertreter der Ritterschaft in der Ständeversammlung und ward in dieser zum Generalsyndikus ernannt. Im Jahre 1824 avancirte S. zum geheimen Rath und später zum Wasserbau- und Kammerdirektor. Nachdem er 1831 zum Staats- und Kabinetsminister ernannt worden war, wirkte er als Mitglied der Verfassungskommission zu der Verfassung von 1837 mit. Im J. 1838 wurde er Finanzminister und benutzte seine Stellung als Vertreter der bremischen Ritterschaft dazu, die beabsichtigte Petition des Landtags um Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes zu hintertreiben.

Schulten, Arnold, Landschaftsmaler, 1810 zu Düsseldorf geboren und an der Akademie daselbst unter Schirmers Leitung gebildet, unternahm später mehre Reisen, um die landschaftliche Natur zu erforschen u. galt bald als einer der vorzüglichsten Künstler seines Faches. Er malt Landschaften, die aber selten als eigentl. Veduten gelten, in denen nicht nur ein genaues Studium der Einzelheiten, schöne Fernen, ein klarer Himmel u. s. w. ansprechen, sondern er erhöht alle diese Vorzüge noch durch eine glücklich gewählte Staffage. So sieht man in seinen Gemälden friedliche Dörfer mit den weidenden Heerden, Mühlen an Waldbächen, Dörfer und Herrenhäuser, Klöster, Kapellen und Kirchen, Waldpartien mit jagdbaren Thieren, Gebirgsgegenden mit Felsenschlössern, freundliche Seen, liebliche Wiesenplätze, trefflich gemalte Scenen des täglichen Verkehrs u. s. w. Die Natur erscheint in seinen Bildern meist in ihrer Freundlichkeit und in ihrer ruhigen Pracht, doch malte S. auch Gewitter und Stürme, die herbstliche Landschaft, die Erscheinungen des Winters und der mißgünstigen Jahreszeit. Bei aller Mannichfaltigkeit herrscht aber stets das getreueste Studium der Natur. Er versteht es, die stille Heimlichkeit einer Waldwiese, das Spiel der Sonne in den Zweigen, die kühlen Grotten, die plätschernden Bäche, die grasende Heerde u. s. w. in gemüthlichster Ruhe vor den Blick zu führen. Alle seine Bilder sind mit Gefühl und liebevollem Fleiße gemalt.

Schultens (Biogr.), 1) Albrecht, Hebräist, 1686 zu Gröningen geboren, seit 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, seit 1713 Professor der orientalischen Sprachen, seit 1717 Universitätsprediger zu Franeker, ward 1732 Professor in Leyden, wo er 1750 †. Schrieb: Origenes hebraeae, Franeker 1724, 2 Thle.; — Institutiones ad fundamenta linguae hebr., das. 1737. — 2) Heinrich Albrecht, Orientalist, Enkel des Vorigen, 1749 zu Herborn geboren, Professor der orientalischen Sprachen zu Amsterdam, 1778 in Leyden, wo er 1793 †. Schrieb: Anthologia sententiarum arabicarum, Leyd. 1772; — De studio Belgarum in lit. arab., das. 1774; — De ingenio Arabum, das. 1788. — Vergl. H. A. S., eine Skizze von Fr. Th. Rink, Riga 1794.

Schulter, 1) (Humerus, Anat.), s. Arm (Anat.); — 2) (Befestigungsk.), der Theil eines Bastions, welcher zwischen der Façe und Flanke desselben liegt; — 3) (Schiffsb.), die beiden vordern Seiten eines Schiffes zwischen dem Gallion und dem Fockmaste.

Schulterarmmuskel (zoolog. Term.), bei Vögeln, dem kleinern runden Muskel des Menschen ähnlich; s. Flügel.

Schulterbänder, s. v. a. Schulterblattbänder, s. Schulterblatt.

Schulterbein, s. v. a. Schulterblatt.

Schulterbinde (Chir.), Binde, die, über die Schultern angelegt, andern Binden der Brust und des Unterleibs zur Befestigung dient. Der Theil derselben, durch den der Kopf gesteckt wird, heißt Skapulier.

Schulterblatt (Scapula, Anat.), ein platter Knochen, welcher die Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks hat, liegt zu beiden Seiten der Rückenwirbelsäule am hintern, obern Theile der Brust, von der Gegend zwischen der ersten und zweiten bis zur achten Rippe. Man unterscheidet an demselben eine innere und äußere Fläche, 3 Ränder und 3 Winkel. a) Die innere Fläche, Superficies interna s. anterior s. fovea subscapularis, ist gegen die äußere konvexe Fläche der Rippen gerichtet, etwas ausgehöhlt und mit zwei oder drei Rauheiten versehen, an welche sich der M. subscapularis ansetzt. — b) Die äußere Fläche, Superficies externa s. posterior, ist etwas konvex, uneben, mit aufgeworfenen Rändern versehen und durch eine hervorspringende Leiste, die Schultergräte, Spina scapulae, in 2 ungleiche Hälften getheilt. Die obere Hälfte ist kleiner und führt den Namen Fossa supraspinata, die untere, größere heißt Fossa infraspinata. Die Schultergräte beginnt am hintern Rande des S.es mit 2 Wurzeln, zwischen welchen eine dreieckige Fläche, die Superficies triangularis, liegt; die Gräte wird allmählig höher und breiter, so daß sie ein Dreieck darstellt, und läuft nach oben und außen in einen breiten, über das Schultergelenk hervorspringenden Fortsatz aus, welcher Schulterhöhe, Gräteneckе, Acromion (ἄκρος, hoch, ὦμος, Schulter), genannt wird. Am innern Rande dieses Fortsatzes ist eine überknorpelte Fläche,

die Superficies articularis acromii, an welche sich das Schlüsselbein (s. d.) anlegt; er verhindert das Ausweichen des Oberarmknochens nach oben, indem er über demselben ein Dach bildet. — Die Ränder der Skapula sind: a) Der hintere Rand, Margo posterior s. basis scapulae, der längste, ist breit, rauh; man unterscheidet an ihm eine innere und äußere Lefze, jene für M. rhomboideus major und minor, diese für M. serratus anticus major. Dieser Rand ist gegen das Rückgrath gerichtet. — b) Der vordere Rand, Margo anterior, s. externus, s. inferior, gegen den Arm gerichtet, dient den beiden runden Armmuskeln und einem Kopf des M. triceps zum Ursprunge. — c) Der obere Rand, Margo superior, ist klein, dünn und scharf, zeigt einen halbmondförmigen Ausschnitt, die Incisura scapulae s. lunula und neben demselben den rabenschnabelförmigen Fortsatz, Processus coracoideus s. rostriformis (κοραξ, Rabe), der mit einer dicken Wurzel entspringt, auf- und vorwärts steigt und mit abgerundeter Spitze über dem Schultergelenk nach außen u. unten vom Akromion endigt. — Winkel des S.es: a) Der vordere Winkel, Angulus anterior s. externus, fehlt, an seiner Stelle ist ein dicker, ovaler Knopf, der Condylus scapulae, der auf einem schmalern Hals, dem Collum scapulae, aufsitzt. Dieser Knopf bildet die Gelenkgrube, Cavitas glenoidalis, für den Oberarmkopf. Eine glatte Furche auf der hintern Fläche des Halses verbindet die Fossa supraspinata und infraspinata mit einander, sie heißt Incisura colli spcapulae. — b) Der obere Winkel, Angulus superior s. posterior, wird durch das Zusammentreffen des obern und hintern Randes gebildet, und es setzt sich an ihn der M. levator anguli scapulae. — c) Der untere Winkel, Angulus inferior, ist stumpf, abgerundet, dick und entsteht durch die Vereinigung des hintern u. vordern Randes. Das S. verbindet sich mit dem Schlüsselbein durch das Akromion mittelst der Schulterblattbänder, des Ligamentum capsulare externum und acromio-claviculare und der Lig. coraco-clavicularia, mit dem Oberarmknochen durch das Lig. capsulare. Die Muskeln, welche sich an dasselbe ansetzen, sind: an seine Basis der M. serratus anticus major und die M. rhomboidei, an den Rabenschnabelfortsatz der M. pectoralis minor, an den obern Winkel der M. levator anguli scapulae, an die Spina und das Akromion der M cucullaris. Es entspringen folgende Muskeln vom S.: M. omohyoideus vom obern Rande, M. supraspinatus aus der Fossa supraspinata, M. infraspinatus aus der Fossa infraspinata, M. subscapularis von der innern Fläche, M. teres major, teres minor und langer Kopf des Triceps vom vordern Rande, M. deltoideus von Spina und Akromion, M. coraco-brachialis und kurzer Kopf des Biceps vom processus coracoideus, langer Kopf des Biceps vom obern Rand der Gelenkgrube. — Entwickelung des S.es. Das S. erscheint beim Embryo zuerst am Ende des 2. Monats der Schwangerschaft platt und unregelmäßig viereckig. Im 3. Monat entwickelt sich die Gräte als eine Verlängerung der hintern Fläche. Beim reifen Embryo sind die Fortsätze des Knochens größtentheils noch knorpelige Ansätze. Im ersten Jahre entsteht im Rabenschnabelfortsatz ein besonderer Knochenkern, dann auch in den übrigen noch knorpeligen Theilen, welche aber erst nach vollendetem Wachsthum mit dem übrigen Knochen verschmelzen. Als eigene Knochenkerne entstehen der obere Theil des Akromions, der untere Winkel und die Basis, sie fließen erst mit dem Knochen zur Zeit des aufhörenden Wachsthums zusammen. — Die Substanz der Scapula ist äußerlich dicht und im Innern seiner dickern Theile, des Proc. coracoideus, acromion, condylus, unterer Winkel, vorderer Rand, locker und zellig. In der Mitte ist sie am dünnsten und halbdurchsichtig, weil hier die beiden Knochenplatten dicht auf einander liegen. — Die Lage des S.es ist sehr veränderlich, je nachdem die an dasselbe befestigten Muskeln es bewegen. Hängen die Arme senkrecht am Körper herab, so liegen seine beiden Flächen fast senkrecht, und seine innern Ränder sind etwa einen Zoll von den Seitentheilen des Rückgrathes entfernt.

Schulterblattarterie, quere, s. Schlüsselbeinarterie.

Schulterblattbänder, s. Schulterblatt.

Schulterblattglieder (foss. Radiat.), s. v. a. Scapularia, s. Radiata.

Schulterblattheber, s. Nackenrückenmuskeln.

Schulterbug, eine leichte Einbiegung des Kolbenbleches der Büchsen unterhalb der Ferse eines Kolbens, um letztern fester gegen die Schulter stemmen zu können.

Schulter des Pferdes, jener Theil an dem Körper des Pferdes, welcher von dem Seitenblatt, dessen Knorpel und dem Schulterwinkel gebildet wird.

Schulterfedern, s. Federn.

Schultergegenden (Regiones scapulares, Anat.), der hintere Theil der äußern Körperfläche, dem unter der Haut die Schulterblätter entsprechen.

Schultergelenk, s. Armgelenke.

Schultergräte, s. Schulterblatt.

Schulterhaken, s. Schulterblatt.

Schulterhöhe, das Akromion des Schulterblattes (s. d.).

Schulterhöhenarterien, s. Armarterien.

Schulterklappe (Dragoner), eine Klappe von Tuch, welche, auf der Schulter angenäht, gegen den Kragen in einen Knopf befestigt werden kann und dazu dient, den Patrontaschenriemen und die Säbelkuppel der Soldaten und Unteroffiziere so festzuhalten, daß sie über die Schulter nicht herabgleiten.

Schulterlage des Kindes, s. Geburt.

Schulterlinie (Militärw.), jene Linie, welche durch die Schultern der in Linie neben einander stehenden Soldaten gezogen gedacht, oder jene Fläche, welche durch das Gleichlaufen der Schultern der neben einander Stehenden gebildet wird. Da die S. als die nächste Hülfe zur Richtung neben einander anerkannt ist, so muß dieselbe die Spitzen der Grundwinkel der Füße

jedes Einzelnen senkrecht durchschneiden, und deshalb müssen die beiden Schultern eines jeden Mannes in einer und derselben Linie liegen, woraus folgt, daß keine derselben weder zurückkommen, noch über dieselbe vorkommen darf. Die S. ist in dieser Beziehung mit der Richtung neben einander identisch, indem sie die Direktion angibt, nach welcher die Leute neben einander stehen. Eine Richtung wird als gut anerkannt werden können, wenn die S. eine gerade ist.

Schultermuscheln (Weichth.), nach Oken die erste Ordnung der Muscheln (Conchiferen) mit 2 gleich großen Schließmuskeln an der Stelle der Schulter u. der Hüfte. Erste Zunft: **Zweilöcherige S.** (2 Athemlöcher hinten am Mantel: Arytaene, Teredo, Fistulana, Pholas, Mya, Solan, Aulus, Macha, Tellina, Cyclas, Donax, Chama, Venus, Artemis, Mactra, Loripes, Pandora, Psilopus, Glossus, Cardium); zweite Zft.: **Einlöcherige** (Concha, Unio, Anodonta, Cardita); *dritte Zft.*: **Zweispaltige** (Arca, Axinaea).

Schultermuskeln, 1) überhaupt die vom Schulterblatt auslaufenden Muskeln, zu denen auch mehre Armmuskeln gehören; — 2) die hauptsächlich zur Bewegung der Schultern dienenden Muskeln, nämlich a) der **Kappenmuskel** (s. **Nackenrückenmuskeln**), b) der **obere kleinere** und der **untere größere Rautenmuskel** (Musculus rhomboideus superior und inferior), s. ebend., c) der **Aufheber des Schulterblattes** (Musculus levator scapulae), s. ebend., d) der **große vordere Sägemuskel** (Musculus serratus anticus major), welcher mit 8—10 Zacken der äußern Fläche des mittlern Theils der 1.—8. Rippe entspringt und an die innere Lefze des untern Randes des Schulterblattes geheftet ist, das er herab- und vorwärts zieht. Ferner gehört dazu der **kleine Brustmuskel**, s. **Brustmuskeln**.

Schulternerven (Nervi scapulares), die vom Armnervengeflecht zu den Muskeln des Schulterblattes gehenden Nerven, in einen **oberen** und zwei oder drei **untere** unterschieden.

Schulter passiren, s. **Reitkunst**.

Schulterpunkt (Befestigungsk.), der Punkt, in welchem die Façe und Flanke eines Bastions zusammentreffen. Da diese beiden Theile des Bastions verschiedenen Richtungen folgen, so treffen sie unter einer Neigung auf einander, die einen **Winkel** bildet, welcher Schulterwinkel genannt wird; vgl. **Bastion**.

Schulterpunkt (Entom.), Käferart, s. v. a. Cymindis humeralis *Latr.*

Schulterschnitt (Herald.), s. v. a. Schrägrechts getheilt.

Schulterstück, 1) bei den alten Ritterrüstungen jenes Stück, welches die Schulter der Ritter deckte; — 2) heutzutage die mit metallenen Schuppen belegten, über die Schulter der Kürassiere laufenden u. das Bruststück der Kürasse mit dem Rückenstücke verbindenden Riemenbänder; vgl. **Epaulette**; — 3) s. **Sattel**.

Schulterverrenkung, s. **Verrenkung**.

Schulterviole, s. Viola di spala.

Schulter vornehmen, die (Militärw.), mit einem beweglichen Drehpunkte oder um einen entfernten Punkt schwenken und dadurch die Marschrichtung verändern. Diese Direktionsveränderung im Marsche kann mit Sektionen u. s. w. vorgenommen werden und richtet sich nach folgenden Regeln: Das Gefühl muß nach dem Drehpunkte genommen werden; der auf diesem Punkte marschirende Flügelmann muß dicht um denselben sich herumbewegen und, indem er seine Schritte so kurz wie möglich macht und dabei immer vorwärts schreitet, eben so viel Zeit hierzu verwenden, als seine nach dem Maße ihrer Entfernung von dem Drehpunkte immer größere Bogen beschreibenden Nebenleute, die alle zugleich mit ihm auf jener Linie ankommen müssen, welche jenen Kreisbogen beschreibt, um den man die Schulter vorgenommen. Um dieses zu können, müssen alle Leute der Abtheilungen nach jenem Flügel sehen, welcher die Schulter vornimmt, das Gefühl jedoch, wie schon bemerkt, nach dem Drehpunkte nehmen und ihre Schritte mit Beibehaltung des Taktes in dem Maße verkürzen, als sie dem Drehpunkte näher stehen, so, daß die Schritte des Flügelmanns jener Seite (d. h. der die Schulter Vornehmenden) die gewöhnliche Länge behalten. Damit diese Bewegung indessen mit Ordnung ausgeführt werde, muß der Flügelmann oder der auf dieser Seite marschirende Unteroffizier seine Augen gegen den Drehpunkt richten, die die Abtheilung bildenden Soldaten aber müssen, ohne zu stutzen oder vorzuprellen, so lange unausgesetzt die Schulter vornehmen, bis ein anderes Kommando erfolgt. Haben hinter einander marschirende Abtheilungen ihren vorgeschriebenen Abstand, und gehen diese Bewegungen richtig vor sich, so wird z. B. das Kommandowort zum Geradeausmarschiren an eine vormarschirende Abtheilung entweder das Schlagwort zu dem Kommando, die Schulter vorzunehmen, für die folgende seyn, oder Abtheilungen, an welche ein besonderes Kommandowort zum Vornehmen der Schulter nicht gegeben wird, werden in diesem Augenblicke an dem Drehpunkte angekommen seyn, um hier ebenfalls die Schulter vornehmen zu können.

Schulterwehre (Befestigungsk.), im Allgemeinen alle jene Aufwürfe, welche so hoch sind, daß sie den Mann von unten bis auf die Schulter decken.

Schulterwinkel, s. **Winkel**.

Schulterzungenbeinmuskel, s. **Zungenbeinmuskeln**.

Schultes (Biogr.), 1) **Matthäus**, Kupferstecher, in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Ulm, dann in Augsburg, besorgte 1679 eine Ausgabe des Thewrdanks. — 2) **Joseph Adolf von**, geboren 1744 zu Rheinhardsbrunn bei Gotha, war seit 1770 Amtmann zu Themar, wurde 1796 Hofrath, später Archivrath, 1804 wirklicher Regierungsrath, 1808 Direktor der Landesregierung zu Koburg und † daselbst 1821. Schrieb: Diplomatische Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg, Leipz. 1788, 1. Thl.; Hildburgh. 1790, 2. Thl.; — Neue diplomatische Beiträge zur fränkischen und sächsischen Geschichte, Bair. 1792; — Historisch-statistische Beschreibung Hennebergs, Hildburgh. 1794, 98

—1801, 2. Thl.; — Historische Schriften und Sammlung ungedruckter Urkunden zur deutschen Geschichte, das. 1815, 2 Thle.; — Koburg. Landesgeschichte, Kob. 1818—21; — Einige Denkschriften wegen der eisenbergisch-römhildischen Erbfolge. — 3) Ludwig August, geboren 1771 zu Kahla; 1795 Advokat und Kreisaccessist zu Eisenberg, 1797 Hofadvokat, 1800 Kreiskommissär zu Altenburg, † hier als Amtsadjunkt 1826. Schr.: Nachrichten über Eisenberg, Leipzig 1799; — Kommentar über das peinliche Recht, das. 1803; — Directorium diplomaticum oder Auszüge von sämmtlichen Urkunden über die Geschichte Obersachsens von 704 bis zur Mitte des 16. Jahrh., Altenb. 1819, 1. Bd.; Rudolst. 1823, 2. Bd., 4. — 4) Joseph August, ausgezeichneter Naturforscher, geboren am 15. April 1773 zu Wien, genoß im Hause seines Vaters, der als Schmied den 7jährigen Krieg mitgemacht hatte und damals Kammerdiener beim Grafen von Oettingen war, nur mangelhaften Unterricht. Mit dem 14. Jahre sollte er, nach des Vaters Willen, Kaufmann werden, eigene Neigung aber trieb ihn zum Studiren. Sein Vater entzog ihm seine Unterstützung, und S. mußte sich das damals in Oesterreich eingeführte Schulgeld und seine übrigen Bedürfnisse selbst zu erwerben suchen, indem er am Tage für einen Kunsthändler illuminirte und die Nacht dem Studiren widmete. Der Baron von Swieten, bei der Schulprüfung aufmerksam auf ihn geworden, verschaffte ihm endlich ein Stipendium, und S. konnte nun ohne Sorgen seinem Studiren obliegen. Er entschied sich für die Medicin und faßte bei dem schlechten Zustande der klinischen Anstalt in Wien mit mehren seiner Freunde den Plan, nach Pavia zu gehen, um den berühmten Frank zu hören. S. gewann das Zutrauen dieses Mannes in so hohem Grade, daß ihm, als dessen Sohn gestorben war, auf längere Zeit die Gehülfenstelle in der Klinik übertragen wurde. Im J. 1796 erlangte S. die medicinische Doktorwürde. Seine schriftstellerische Thätigkeit wandte er zuerst der Botanik zu, indem er den Mangel eines Handbuchs für botanische Wanderungen durch seine Schrift „Österreichs Flora" (2 Bde., Wien 1794) ersetzte, die er 1800 unter dem Titel „Flora austriaca" neu bearbeitete und 1814 in einer neuen Ausgabe erscheinen ließ. Nachdem er mehre Reisen durch Deutschland und die Schweiz gemacht hatte, ward er 1817 als Professor der Naturgeschichte an der theresianischen Ritterakademie angestellt. Während er sich diesem Amte mit Eifer widmete, besorgte er zugleich seine ausgebreitete Praxis und war auch als Schriftsteller thätig. Vorzüglich beschäftigte ihn die Herausgabe der „Oesterreichischen Annalen der Literatur", die für Oesterreich ersprießlich gewirkt haben. Von 1797—1800 gab er zu Regensburg den „Ehestandsalmanach" heraus. Sein „Versuch eines Handbuches der Naturgeschichte des Menschen" (Regensburg 1799) sollte der Anfang einer Bearbeitung der gesammten Zoologie seyn. Von seinen Reisen gab er die erste Nachricht durch die Schrift: „Ausflüge nach dem Schneeberge in Unterösterreich" (2. Ausg., 2 Bde., Wien 1807). Den Glockner bestieg er 1803 in Gesellschaft einiger Freunde und gab Bericht darüber in seiner „Reise auf den Glockner" (4 Thle., Wien 1804). Auf seinen Wunsch ward er 1806 als Lehrer der Chemie und Botanik nach Krakau versetzt, wo er sich besonders durch die Umschaffung des botanischen Gartens verdient machte. Einige Reisen, die er in Auftrag der Regierung in Galizien machte, um Heilquellen und Bergwerke zu untersuchen, gaben ihm Gelegenheit, das Land statistisch und naturhistorisch kennen zu lernen. Dem Drucke seines Reiseberichts in französischer Sprache setzte die Censur Schwierigkeiten entgegen, und eben so wenig gelang es ihm, für die deutsche Bearbeitung desselben einen Verleger zu finden. Sein Haus in Krakau hatte eine Sternwarte, wo er mit Littrow (s. d.) Beobachtungen anstellte. So günstig auch die Verhältnisse für die Beschäftigung mit seinen Lieblingswissenschaften waren, wurde ihm doch der Aufenthalt in Krakau verleidet, indem sich sein Freiheitssinn mit den Verwaltungsgrundsätzen der österreichischen Regierung nicht versöhnen konnte. Es war, sagte er, eine Qual für ihn, in einem Staate leben zu müssen, wo er nicht ein Wort über die Thorheiten, die man beging, sprechen durfte, und wo die Wände Ohren hatten. Einen ehrenvollen Ruf nach Pesth ablehnend, ging er 1808 als Professor der Naturgeschichte nach Innspruck, auch von dem Wunsche getrieben, die noch unerforschten naturhistorischen Schätze Tyrols zu untersuchen. Mit gewohntem Eifer ging er zunächst an die bessere Anordnung der zoologischen und mineralogischen Sammlungen und wirkte auch durch Vorlesungen mit erfreulichem Erfolge. Die angenehmen Verhältnisse, in welchen er zu Innspruck lebte, wurden durch den Ausbruch des Aufstandes gestört. Er hatte die Bemühungen zur Erregung desselben schon früher erkundet, aber alle Versuche, ihn für Oesterreich zu gewinnen, waren in seiner Anhänglichkeit an Bayern und an Napoleons System erfolglos geblieben. Seine offen erklärten Gesinnungen, seine Ausfälle gegen Oesterreich und gegen die Geistlichkeit regten Haß und Verfolgung gegen ihn auf, und nach dem glücklichen Erfolge des Aufstandes ward S. mit mehren treugebliebenen Beamten in Innspruck gefangen genommen und nach Fünfkirchen in Ungarn gebracht. In der von ihm nach Aktenstücken bearbeiteten und anonym herausgegebenen „Geschichte der Deportirung der königlich bayerischen Civilbeamten nach Ungarn und Böhmen" (2 Bde., München 1809) hat er die von ihm und seinen Schicksalsgefährten erlittene harte Behandlung dargelegt und besonders gegen den Freiherrn von Hormayer schwere Beschuldigungen erhoben. Nach seiner Rückkehr vom König Maximilian wohlwollend aufgenommen, wurde er 1809 zum Professor der Naturgeschichte u. Botanik zu Landshut ernannt. Er kam hier nicht in angenehme Verhältnisse. Seine Anhänglichkeit an Napoleon, dem nach seiner Meinung Bayern so viel verdankte, seine satyrischen Angriffe gegen den Tugendbund, zu welchem er von einzelnen Macht-

habern, die ihn später verleugneten, ermuntert ward, erweckten ihm viele Widersacher, namentlich unter der Geistlichkeit. Er hatte Chikanen aller Art zu erdulden, und als die Universität nach München verpflanzt wurde, machte man ihn zurücksetzender Weise zum Direktor der chirurgischen Schule zu Landshut, einer Anstalt, der es so sehr an allen Lehrmitteln fehlte, daß er sie in seinem ersten Jahresberichte an die Regierung als eine stehende Pest im Lande bezeichnete. Eifrigen Antheil widmete er nur dem mit derselben verbundenen Spital, das er mit so glücklichem Erfolge verwaltete, daß das Verhältniß der Sterblichkeit ungewöhnlich günstig wurde, wie er in dem Bericht von seiner Verwaltung „Ratio medendi in schola clinica medica universitatis regiae L. M. et demum scholae chirurgicae Landishutianae" (Leipz. 1828) gezeigt. Während seines Aufenthaltes in Bayern war seine schriftstellerische Thätigkeit fortdauernd der Naturgeschichte zugewendet. Von seinem vorzüglichsten Werke „Bayerns Flora" (Landsh. 1811) konnte nur die erste Centurie erscheinen. Das wichtigste botanische Werk aber, zu welchem er seit seiner Anstellung in Krakau ununterbrochen gesammelt hatte, ist das „Systema vegetabilium secundum classes, ordines, genera, species etc." (7 Bde., Stuttg. 1816 ff.), das er vom 1.—4. Bande mit Römer in Zürich, vom 5. aber theils allein, theils mit Beihülfe seines Sohnes bearbeitet hat. Er besorgte auch eine Ausgabe von Thunbergs „Flora capensis" (das. 1823). Von seinen übrigen Werken nennen wir seinen „Grundriß einer Geschichte und Literatur der Botanik, von Theophrastos Eresios bis auf die neuesten Zeiten" (Wien 1817); — „Reisen durch Oberösterreich u. s. w." (2 Bde., Tübingen 1809), welches Werk viele Mißbräuche der österreichischen Administration enthüllte; — „Briefe über Frankreich auf einer Fußreise im Jahre 1811" (2 Bde., Leipz. 1815); — „Donaufahrten, ein Handbuch für Reisende auf der Donau" (1. Bd., Wien 1819; 2. Bd., von der österreich. Censur lange zurückgehalten, Stuttg. 1827). Mit seinem Sohne, den er mit den bedeutendsten Pflegern der Naturwissenschaften bekannt machen wollte, bereiste S. 1824 einen Theil von Deutschland, Holland, England und Frankreich, und schrieb für die „Botanische Zeitung" einen Aufsatz über die Beobachtungen, die er auf derselben im Gebiete der Botanik gemacht hatte. Der Unmuth, den seine Verhältnisse in Landshut seit 1826 in ihm erweckt hatten, wirkte indessen in Verbindung mit häuslichen Unfällen so nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung, daß er in eine Schwermuth verfiel, die seine kräftige Gesundheit untergrub. Er kränkelte seit 1830 und † am 21. April 1831 nach langen Leiden.

Schultesia (Bot.), I. nach Martius, Gattung der Contortae Gentianeae *Rchb.* Von 6 Arten, Sommergewächsen in Brasilien, ist am bekanntesten: S. stenophylla *Mart.* — II. Nach Roth, Pflanzengattung, Art: S. hederacea *Roth*, s. v. a. Wahlenbergia hederacea *Dec.* — III. Nach Schrader, Pflanzengattung, Art: S. capitata *Schrad.*, s. v. a. Gomphrena rupestris *Nees.* — IV. Nach Sprengel, Pflanzengattung, Art: S. petraea *Spr.*, s. v. a. Eustachys petraea *Desv.*

Schultheiß (Schulze), eigentlich Schuldheiß, neulat. Sculdarius, Scultetus, franz. Maire, engl. Bailiff, Mayor, ursprünglich derjenige Beamte, welcher die Mitglieder einer Gemeinde zur Leistung ihrer Schuldigkeit anzuhalten hat, dann überhaupt s. v. v. Gemeindevorsteher. Nach ihrer verschiedenen Stellung unterscheidet man den Stadt-S. (in neuerer Zeit gewöhnlich Bürgermeister genannt) von dem Dorf-S. (auch Bauernmeister genannt); ferner den Amts-S., welcher für die Ausführung der landesherrlichen Anordnungen zu sorgen hat, von dem Lehn-S., welcher dem Patrimonialherrn untergeben ist.

Schultheologie, s. v. a. Scholastische Theologie.

Schultheß (Biogr.), 1) Johannes, geb. 1763 zu Stettfurth im Kanton Thurgau, ein hervorragender Kämpfer unter den theologischen Rationalisten, war Professor der Theologie zu Zürich und Chorherr am Münster und † 1836 zu Zürich. Schrieb: Der schweizerische Schulfreund, Zürich 1812—13, 2 Thle.; — Exegetisch-theologische Forschungen, das. 1815—24, 3 Bde.; — Die evangelische Lehre vom heiligen Abendmahl, Leipz. 1824; — Revision des kirchlichen Lehrbegriffs, Zür. 1823—26; — Homilien über die Offenbarung Johannis, Winterth. 1805; — Homilien über das Evangelium Matth., das. 1805; — Passionspredigten, das. 1805; — De charismatibus spiritus sancti, Leipz. 1818; — Das Paradies, Zür. 1821. Er redigirte auch bis 1819 die „Theolog. Annalen". — 2) Karl, Maler, geb. zu Neufschatel 1775, wurde schon in seinem 18. Jahre Zeichnungslehrer am drozischen Institute in Neufschatel und ging 1796 nach Dresden, um die Malerei zu erlernen, wo es aber damals keinen Lehrer dafür gab. Nachdem er sich einige Zeit in Franken u. in Bayern aufgehalten, ging er 1800 nach Paris u. brachte 7 Jahre in Davids Schule daselbst zu. Früher hatte er sich nur mit der Porträtirkunst befaßt, jetzt aber war es besonders die historische Komposition, welche er pflegte, ohne jedoch die Bildnißmalerei aufzugeben. Er entwarf in Paris mehre historische Kompositionen in schwarzer Kreide und malte auch einige in Oel, die sich eines besondern Beifalls erfreuten. Eines jener frühern Gemälde, Achilles als Kind von Phönix gepflegt, enthält lebensgroße Figuren. Nach der Rückkehr von Paris ließ er sich in Zürich nieder, wo S. fortfuhr, Bildnisse, und historische Darstellungen in der Weise Davids zu malen und den Ruf eines der besten Künstler seines Vaterlandes gründete. F. Hegi stach nach ihm einige Blätter für das Taschenbuch „Iris". — 3) S. Schultes.

Schulting, Anton, Rechtsgelehrter, geb. 1639 zu Nimwegen, hatte zu Leyden studirt und lehrte zu Herderwyk, Franecker und Leyden, † in letzterer Stadt 1734 als Professor der Rechte. Schrieb: Jurisprudentia vetus antejustiniana, Leyden 1717, 4.; Leipz. 1737, 4.; — Diss. acad., Halle 1770—74, 4 Bde.

Schultitten, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Preuß.=Eilau; 100 Einw.

Schults, Adolf, vorzüglicher lyrischer Dichter der Gegenwart, den 5. Juni 1820 zu Elberfeld geboren, besuchte die Elementarschule daselbst, erlernte die Kaufmannschaft und war dann mit einigen Unterbrechungen Korrespondent in einem Handelshause seiner Vaterstadt, welchen Posten er heute noch bekleidet. Durch Kränklichkeit ward er in der Fortbildung seines nicht unbedeutenden Talents vielfach gehemmt und gestört. Seine „Gedichte", Magdeb. 1843, 2. Aufl., das. 1848, seine „Märzgesänge", Elberfeld 1848, „Lieder aus Wisconsin", das. 1848, seine „Leierkastenlieder", Nürnb. 1848, „Memento mori", 7 Lieder (zur Zeit der Cholera in Elberfeld), das. 1849, „Zu Hause", das. 1851, „Haus und Welt", das. 1851, bieten eine reiche Ausbeute seiner anmuthigen, tiefsinnigen Poesien.

Schultwitz (Geogr.), königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Dresden; 370 Einw.

Schultz (Biogr.). I. Gelehrte: 1) Karl Friedrich, Arzt in Neubrandenburg, † 1837. Schrieb: Prodromus florae Stargard., Berlin 1816, dazu Suppl., Neubrandenb. 1819. — 2) Niels Stockfleth, geb. 1780 zu Aulberg in Norwegen, betheiligte sich 1807 als Student zu Kopenhagen am Kampfe gegen die Engländer, avancirte zum Kapitän, wurde Hülfsprediger zu Drontheim, allmählig daselbst Sekretär, Vicepräsident und Präsident der Akademie der Wissenschaften und seit 1816 Storthingsmann, als welcher er sich durch seine Rednergabe und staatsmännische Umsicht hervorthat. S. † 1832 zu Christiania. Von dem 7. Storthing wurde ihm ein Monument gesetzt. Seine Predigtsammlung ist in Norwegen sehr bekannt. — 3) Karl Heinrich, ein um die Naturwissenschaften sehr verdienter Mann, geb. zu Alt=Ruppin am 8. Mai 1798, studirte von 1817—21 Medicin und Chirurgie zu Berlin und wurde 1825, da er sich für die akademische Laufbahn entschieden und schon 1822 als Privatdocent habilitirt hatte, außerordentlicher Professor der Medicin. Fleißige mikroskopische Beobachtungen hatten ihn beim Schöllkraut (Chelidonium majus) zu der Entdeckung der Säftebewegung in den höhern Pflanzengeschlechtern geführt, die er in der kleinen Schrift „Ueber den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut und in mehren andern Pflanzen" (Berlin 1822) bekannt machte, der die erläuternden Anmerkungen „Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen" (das. 1824) folgten. Später gelangte er zur Erkenntniß der Existenz eines eigenthümlichen Gefäßsystems in den höhern Pflanzen und damit auf die Feststellung dreier wesentlich verschiedener Systeme der innern Pflanzenorganisation, durch welche der Lebensprozeß der Pflanzen, ähnlich dem der Thiere, vermittelt wird. Hierher gehört: „Die Natur der lebendigen Pflanze" (2 Bde., Berlin 1823). Im J. 1830 ging er nach Paris, wo er der Akademie der Wissenschaften das Nähere seiner Entdeckungen durch Experimente mittheilte, welche durch eine Kommission der Akademie geprüft und bestätigt wurden. Weitere Resultate seiner Forschungen geben die Schriften: „Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner innern Organisation" (Berlin 1832), „System der Cirkulation in seiner Entwickelung durch die Thierreiche und im Menschen und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen" (Stuttg. 1836). Auch in andern Zweigen der Naturwissenschaften war S. thätig. Unter Anderem beobachtete er bei heller Beleuchtung durch das Mikroskop im Blute eine innere oscillatorische Bewegung, die aber wahrscheinlich schon de la Torre gekannt hat. Das Ergebniß dieser Beobachtungen findet sich in den Schriften: „Der Lebensprozeß im Blute" (Berlin 1823) und „Ueber die Blutbewegung und Blutbildung" (in Meckels „Archiv für Physiologie" 1826); doch mußte er von berühmten Physiologen sehr begründete Anfechtungen seiner Behauptungen erdulden. Das Studium der Werke des Paracelsus führte ihn auf das Resultat, daß bei diesem der wahre Keim der modernen Physiologie, dem Begriffe des Organismus gemäß, sich entwickelt hat, und daß Paracelsus hierauf seine den Grundsätzen der Alten entgegengesetzte Kurmethode gründete, die später ganz verkannt und von Hahnemann in verstümmelter Gestalt als Homöopathie wieder ins Leben gerufen wurde. Hierauf bezieht sich S.s Schrift: „Die homöopathische Medicin des Theophrastus Paracelsus" (Berlin 1831). S. ist außerdem ein fleißiger Mitarbeiter an den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik". Als akademischer Lehrer hat er es nie zu einer eingreifenden Wirksamkeit bringen können. Er ist ein lauter Anhänger der hegelschen Schule; hat dagegen seinen Standesgenossen gegenüber eine isolirte Stellung. — II. Bildende Künstler: 4) Johann Karl, Architekturmaler, geb. zu Danzig 1801, besuchte die Kunstschule daselbst, begab sich dann zur weitern Ausbildung nach Berlin, wo er in kurzer Zeit durch seine landschaftlichen Darstellungen Aufsehen erregte. Doch enthalten schon seine frühern Gemälde interessante Gebäude, und in der Folge war es namentlich die Architektur, welche seinen Bildern entschiedenen Werth verlieh. Im J. 1824 ging S. auf Reisen, um Stoff zu neuen Malereien zu sammeln, namentlich ging er wiederholt nach Italien, wo er einen großen Schatz von Zeichnungen anhäufte u. auch mehre Architekturbilder malte. Als er im J. 1830 in die Heimath zurückkehrte, übertrug ihm der König die Professur der Malerei an der Kunstschule in Danzig. Er wurde auch Mitglied der Akademie in Berlin, und seit einigen Jahren bekleidet er die Stelle eines Direktors der Kunstschule in Danzig. S. zeichnete hier alle historisch merkwürdigen Gebäude der alten und neuern Zeit und stellte auch einige derselben in Gemälden auf. Mehre Zeichnungen nach architektonischen Denkmälern Danzigs hat S. in der neuesten Zeit radirt. Dann haben wir von ihm auch mehre meisterhafte Ansichten von altdeutschen Domen und Schlössern, wie des Domes in Frauenburg mit der Kurie und der Wasserleitung des Kopernikus, des Domes in Königsberg, des Münsters in Straßburg, des Domes zu Freiburg im

Breisgau, der werderschen Kirche in Berlin 2c. Seine Gemälde geben gewöhnlich innere Ansichten der Kirchen mit passender Staffage. Auch das Aeußere und Innere von Schlössern und Burgen stellte der Künstler dar. S.s Werke reihen sich den ausgezeichnetsten Leistungen dieser Art an, sowohl was Perspektive als die genaue Kenntniß der Gesetze der Beleuchtung anbelangt. Im J. 1841 gab S. eine Schrift über alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig heraus, und von 1845 an erschienen in 4 Heften malerische Originalradirungen, unter dem Titel: Danzig und seine Bauwerke, mit geometrischen Details und mit Text. — 5) Erdmann, Maler zu Berlin, war daselbst nm 1825 Schüler von Professor Völker und widmete sich gleich diesem der Blumen- und Früchtemalerei, malte aber auch Landschaften und Genrebilder. Zu seinen Hauptwerken gehören indeß die Frucht- und Blumenstücke, so wie die Stillleben. In seinen Gemälden erscheinen die lieblichen Kinder der Flora und Pomona in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Frische. Seine Bilder sind bereits zahlreich und in verschiedenem Besitze. S. gründete dadurch einen verdienten Ruf. Im J. 1841 erhielt er ein Patent auf ein Verfahren, Aquarellfarben für die Porzellanmalerei darzustellen. — 6) Julius, Maler, 1809 zu Karlsruhe geboren und daselbst in der Kunst unterrichtet, widmete sich der Historienmalerei, ohne die Porträtirkunst auszuschließen. Wir haben von ihm auch romantische Darstellungen und Scenen aus dem Mittelalter. Eines seiner neuesten Werke stellt die Befreiung der Katharina von Bora aus dem Kloster Nimtsch durch die Bürger der Stadt Grimma dar. — 7) Theodor, Maler, geb. zu Goslar 1814, genoß in Berlin den Unterricht des Professors Wach und begab sich dann nach München, wo er 2 Jahre an der Akademie den weitern Studien oblag. Sein erstes Bild, welches er 1837 zur Ausstellung in Berlin brachte, stellt die wahrsagende Meernixe dar, ein Werk, welches ein glückliches Talent verrieth. Seine spätern Werke rechtfertigten die Erwartungen, welche man von diesem Künstler hegte. Es sind dies romantische Darstellungen und Genrebilder. — 8) Hermann Theodor, Maler, geb. zu Wittstock in Preußen 1816, war in Berlin Schüler des Professors Wach und hatte als solcher schon lobenswerthe Bilder gemalt, als er 1840 zur weitern Ausbildung nach München sich begab. Gegenwärtig lebt er in Berlin. Mehre seiner Bilder gehören dem historischen und romantischen Genre an. Dümler lithographirte nach ihm ein Bild, welches W. Scotts Roman des Mädchens von Perth entnommen ist. — III. Musiker: 9) Hieronymus und Jakob, s. Prätorius; — 10) s. Schultze, Schulz und Schulze.

Schultze (Biogr.), 1) Christian Gottfried, Kupferstecher, geb. zu Dresden 1750, erlernte von seinem Vater das Gürtlerhandwerk und betrieb es selbst 5 Jahre, besuchte aber während dieser Zeit auch die Akademie und widmete sich zuletzt unter Camerata ausschließlich der Kupferstecherkunst, worin er in kurzer Zeit die glücklichsten Fortschritte machte, so daß er 1772 auf Verwendung des Generaldirektors von Hagedorn als Hofstipendiat nach Paris geschickt wurde, um unter Wille sich weiter auszubilden. Nach 10jähriger Anwesenheit in Paris wurde S. als Hofkupferstecher nach Dresden berufen. Bald darauf ernannte ihn die Akademie zum Mitgliede, als welches er auch die Stelle eines Professors der Kupferstecherkunst übernahm. S. arbeitete von 1783 an in Dresden und lieferte zahlreiche Blätter jeder Art. Viele davon sind mit Auszeichnung zu nennen, da S. nicht nur ein tüchtiger Stecher, sondern auch in der Zeichnung sehr erfahren war. Andere wurden nur unter seiner Aufsicht von Schülern gestochen. Die Blätter, welche er für das dresdner Galleriewerk, für Beckers Augusteum 2c. gestochen hat, kommen einzeln nicht sehr häufig vor. S. † 1819. — 2) Christian August, Komponist, wurde am 1. Apr. 1759 zu Klingenthal im Voigtlande geboren und von seinem Vater, dem dortigen Pfarrer, schon frühzeitig zum Singen, Klavier- und Violinspiel angehalten, kam in seinem 12. Jahre auf die Lorenzschule zu Nürnberg, benutzte hier jede Gelegenheit, um sich auch in der Musik weiter auszubilden, studirte die Theorie nach Kirnberger und versuchte sich auch in der Komposition von Liedern, wobei ihm Abrah. Schulz, Reichardt und Hiller zum Muster dienten. Im J. 1779 bezog er die Akademie Altdorf, um Theologie zu studiren, setzte aber auch hier seine musikalischen Studien fort und komponirte 1781 seine erste Kirchenmusik und noch 2 Gelegenheitskantaten, welche mit vielem Beifalle zur Aufführung gelangten. Im J. 1783 wurde S. Hofmeister beim Banquier Scheidlin, in dessen Hause er 3 Jahre zubrachte. Da 1798 durch Kabalen seine Wahl zur Kapellmeisterstelle zu Nürnberg hintertrieben wurde, so habilitirte er sich, um seiner Kunst ganz leben zu können, als Musiklehrer zu Nürnberg, in welcher Stellung er auch, da ihm ein glänzender Ruf als Viola-, Violin- und Klavierspieler, so wie als Komponist zur Seite stand, ein reichliches Auskommen fand. Seine Kompositionen bestehen, außer vielen Gelegenheitsmusiken, in Kantaten, Chören, Arien, Liedern, Duo's, Terzetten, Variationen 2c. — 3) Karl August Sigmund, Anatom und Physiolog, geb. 1795 in Halle, bezog 1814 die dortige Universität, um Medicin zu studiren und wurde im Feldzuge 1815, den er als freiwilliger Jäger mitmachte, zu chirurgischen Diensten verwendet. Schon in seiner Inauguraldissertation: „Nonnulla de primordiis systematis ossium" (Halle 1817) bewies er seine Fähigkeit zu geistreicher Bearbeitung der Anatomie auf eine glänzende Weise. Von 1818—20 verwaltete er zu Halle das Amt eines Prosektors und folgte dann einem Rufe als ordentlicher Professor der Physiologie und höhern Anatomie nach Freiburg im Breisgau. Das medicinische Studium daselbst erhielt durch ihn einen neuen Aufschwung. Er gründete unter andern ein Institut für Experimentalphysiologie, das erste in Deutschland, und stiftete im Verein mit Ecker, v. Ittner, Beck, Perleb 2c. die naturfor-

schende Gesellschaft, deren Geschäftsführer er bis zu seinem Abgange von Freiburg blieb. Ein neues anatomisches Theater wurde 1823 gebaut, und die neuen Räume füllten sich bald mit interessanten Präparaten. Für die vergleichende Anatomie unterhielt S. ganz aus eigenen Mitteln ein Sammlung. Im J. 1830 erhielt er einen Ruf nach Greifswalde. Liebe zum Vaterlande scheint ihn hauptsächlich bestimmt zu haben, diesem Rufe, trotz der ehrenvollsten Anträge von Seiten der badischen Regierung und der Universität Freiburg, Folge zu leisten. Von seinen Schriften führen wir an: „Mikroskopische Untersuchungen über Browns Entdeckung lebender, selbst im Feuer unzerstörbarer Theilchen in allen Körpern und über Erzeugung der Monaden" (Karlsr. 1828) und „Systematisches Lehrbuch der vergleichenden Anatomie" (Berl. 1828). Seine Arbeiten über das Knochensystem, die Untersuchungen über die Formenelemente und Gewebe der thierischen Organe, die bestimmte Nachweisung der Erzeugung von Monaden aus aufgelösten organischen Staubtheilchen und die gründliche Aufklärung der Ursachen der brownschen Atomenbewegungen haben ihn als einen der geistreichsten und geschicktesten Anatomen und Physiologen in den schwierigsten Theilen seiner Wissenschaft bewährt. Bedauert wird, daß S. in seinen wissenschaftlichen Forschungen nicht die Befriedigung gefunden zu haben scheint, die mit den Hemmnissen des bürgerlichen Lebens versöhnt und in Beziehung auf sie milde stimmt. — 4) Karl, Blumenmaler, stand um 1820 zu Berlin unter Leitung des Professors Völker und erwarb sich bald das Lob eines tüchtigen Künstlers. Es finden sich Blumen- und Fruchtstücke von seiner Hand, die eben so geschmackvoll geordnet, als fleißig gemalt sind. Seine Blumen sind, in verschiedenen Gefäßen od. auch zu Sträußen gebunden, immer in schöner Frische dargestellt.

Schultzia (Bot.), I. nach Rafinesque, Gattung der Orobancheae *Raf.* Art: S. obolarioides *Raf.* Ausdauernde Pflanze in Nordamerika. — II. Nach Nees von Esenbeck, Pflanzengattung, s. v. a. Hygrophila tetrandra *R. Br.* — III. Nach Sprengel, Pflanzengattung. Art: S. crinita *Spr.*, s. v. a. Athamanta crinita *Ledeb.* — IV. Nach Wallich, Pflanzengattung. Art: S. Lindleyi *Wall.*, s. v. a. Cortia Lindleyi *Dec.*

Schulvisitation, Untersuchung des Zustandes einer Schule durch die dazu bestimmte höhere geistliche oder Schulbehörde, den Superintendenten, Schulrath 2c., um die Tüchtigkeit des Lehrers und die Kenntnisse der Schüler, überhaupt die geistigen, moralischen und materiellen Verhältnisse der Schule zu prüfen, um der noch höhern Behörde im Departement des Unterrichts über dieselben gründlichen Bericht zu erstatten. Gewöhnlich hat die S. Vollmacht, zur Beseitigung gewisser Uebelstände durch passende Anordnungen einzuschreiten. Gewöhnlich visitirt die vorgesetzte geistliche Behörde die niedern Schulen ihres Distrikts jährlich ein Mal.

Schulvorstand, s. v. a. Schulinspektion.

Schulweide (Bot.), s. v. a. gemeiner Hartriegel, Ligustrum vulgare *L.*

Schulwiese (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 150 Einw.

Schulwitz, in geringschätzigem Sinne dem natürlichen Witz, dem Mutterwitz, entgegengesetzt, also ein angelernter Witz, der sich gewöhnlich in künstlichen Antithesen ergeht; daher das Sprüchwort: Ein Quentchen Mutterwitz ist so viel werth, als ein Centner S.

Schulz (Geogr.), Flecken, s. v. a. Schuls.

Schulz (Biogr.), I. Gelehrte: 1) Johann, philosophischer Schriftsteller, geb. 1739 zu Mühlhausen, kam 1766 als Pfarrer nach Starkenberg, 1769 in gleicher Eigenschaft nach Löwenhagen, wurde 1775 Diakonus zu Königsberg, 1776 zweiter Hofprediger und 1787 zugleich Professor der Mathematik; † 1805. Schrieb: Erläuterungen über Kants Kritik der reinen Vernunft, Königsb. 1785; — Prüfung der kantschen Kritik der reinen Vernunft, das. 1789; — Entdeckte Theorie der Parallelen, das. 1784; — Darstellung der vollkommenen Evidenz und Schärfe derselben, das. 1786; — Versuch einer genauen Theorie des Unendlichen, das. 1788; — Kurzer Lehrbegriff der Mathematik, das. 1797—1806, 3 Thle. u. a. m. — 2) Gottlob Ernst, philosophischer Schriftsteller, geb. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, war Beisitzer der philosophischen Fakultät und Diakonus zu Wittenberg, bekam 1788 eine Professur der Philosophie zu Helmstädt, wurde 1796 braunschweigischer Hofrath, 1810 Professor in Göttingen und 1810 das. Professor der Logik u. Metaphysik. Schr.: Grundriß der philosophischen Wissenschaften, Wittenb. 1788, 2 Bde.; — Grundsätze der allgemeinen Logik, Helmst. 1802; 4. Aufl. 1822; — Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinl. Rechts, Gött. 1813; — Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, das. 1814; 2. Aufl. das. 1819; — Philosophische Tugendlehre, das. 1817. — 3) Friedrich, Schriftsteller, geb. 1762 zu Magdeburg, verdiente sich, nachdem er in Halle studirt, seinen Lebensunterhalt in Dresden durch Schriftstellerei, befand sich zur Zeit der ersten Revolution zu Paris, erhielt darauf zu Mitau eine Professur der Geschichte, nahm als Deputirter des kurländischen Bürgerstandes an dem Reichstage zu Warschau Theil und endete 1798 zu Mitau im Irrsinn. Schrieb: Moritz, Weim. 1792; — Leopoldine, Leipz. 1791 (beide genannten Stücke wurden in dem nämlichen Jahre zum dritten Male aufgelegt); — Kleine prosaische Schriften, Berl. 1788, 5 Bde.; — Kleine Romane, Leipz. 1788; — Geschichte der Revolution in Frankreich, Berl. 1790; — Ueber Paris und die Pariser, das. 1790; — Reisen eines Livländers durch Polen, das. 1797. — 4) Friedrich, Justizrath u. Dramaturg in Berlin, Theaterschulz genannt, wurde 1769 in Berlin geboren und zeichnete sich schon in frühester Jugend durch Originalität aus. Als Stud. jur. wurde er mit Engel, dem Oberdirektor des berliner Theaters unter Friedrich Wilhelm II. bekannt,

Vom 1. Juli 1797 bis zum Juni 1798 begleitete S. die Leistungen dieses Theaters durch die „berlinische Dramaturgie" (2 Bde.). Außer mehren Flugschriften, einer „Geschichte der französischen Revolution bis auf Bonaparte" (Berlin 1798) gab er unter dem Namen Eulalia Meinau „Kleine Schriften" (Berl. 1798) heraus. Auch war er Mitarbeiter an dem „Friedenskongreß zu Lagado" (das. 1798). In den Jahren 1802 und 1803 schrieb S. geistreiche Theaterkritiken und Miscellen über die Vergnügungen Berlins für das Journal „Brennus". Im Jahr 1809 schrieb er „Ueber den Feldzug von 1806 und 1807" und veröffentlichte anonym von 1806 — 1812 manche tief eingreifende politische Flugschriften. Für die spenersche Zeitung verfaßte er außer historischen, politischen und belletristischen Aufsätzen vom Juli 1820 an bis zu seinem Tode die Berichte über das königliche Schauspiel. Im J. 1843 veröffentlichte er unter dem Titel „Das Schicksal des Kämmerers K. J. Fr. Schulz zu Kyritz" [s. S. 5)] die Geschichte der Hinrichtung seines Bruders durch die Franzosen. Da er Ungebundenheit über Alles liebte, so gefiel sich S. weder als Kammergerichtsreferendär, noch als Justitiarius. Nur zeitweilig übernahm er ein Staatsgeschäft, zu welchem man ihn für besonders fähig erachtete, so namentlich nach 1806. Durch den Reichthum seines Geistes fesselte S. auch die großen Staatsmänner des regenerirten Preußens. Durch August von Stägemann bei dem Staatskanzler von Hardenberg eingeführt, arbeitete S. als freiwilliger Gefangener im verschlossenen Geschäftszimmer desselben fleißig publicistische Schriftstücke aus. Von 1819 bis 1822 verfaßte er auch historische und politische Aufsätze für die preußische Staatszeitung. S.s Theaterliebe umfaßte nur das Schauspiel; die Oper konnte er nicht leiden und befürchtete von ihr eine Abstumpfung des poetischen Geschmacks für das reine Drama. Ueber seine leibliche Erscheinung berichtet ein Freund Folgendes: Sein Aeußeres vernachlässigte S. in hohem Grade. Als einst die gefeierte Künstlerin Bethmann große Gesellschaft gab, war auch S. wegen seiner sprudelnden Unterhaltungsgabe eingeladen. Die Wirthin befürchtete jedoch, daß seine vernachlässigte Erscheinung Anstoß erregen werde. Als er im Vorzimmer anlangt, überfallen ihn daher die dienstbaren Geister und schleppen ihn in ein Nebengemach, wo Wasser, Seife, feine Wäsche und moderne Kleidung seiner harren, um eine gänzliche Metamorphose an dem Ueberraschten zu bewirken. Das bezaubernde Lächeln, die gewinnende Rede der Bethmann überwinden sein Sträuben. Geputzt ruft S. aus: „Sollen sehen, daß der Schmutzfink sich auch als Laffe zu benehmen weiß!" und zeigt sich nun den ganzen Abend zum Erstaunen der Gesellschaft der feinsten Manieren der vornehmen Welt vollkommen mächtig. Unerwartet † S. am 17. April 1845. — 5) **Karl J. Fr.**, Bruder des Vorigen, ein Opfer französischer Tyrannei, dessen Geschichte, wie die des unglücklichen Palm, ein blutiges Zeugniß fremder Gewaltherrschaft in Deutschland ablegt. Als bei einem Ueberfall der Stadt Kyritz an der Priegnitz, wo S. als Kämmerer fungirte, durch angebliche schillsche Freijäger einem durchreisenden fremden Juden die Kasse geraubt worden war, hatte sich dieser nach Berlin begeben und dem Generalgouverneur der Mark den Vorfall so dargestellt, als gefährde sie das Ansehen der französischen Verwaltung und mache die ganze Provinz zum Aufruhr geneigt. Die vom General Clarke deshalb nach Kyritz beorderte Kommission kerkerte zuerst den Bürgermeister der Stadt ein und verhaftete sodann S., nachdem es dessen aufopferndem Eifer gelungen war, die Freilassung des Familienvaters zu bewirken. Nach kurzer Prozedur, welche nichts als eine leere Förmlichkeit war, wurde der unschuldige S. nebst dem Gastwirth Kersten, bei welchem der beraubte Jude logirt hatte, am Morgen des 8. April 1807 erschossen. — 6) **Friedrich August**, Romandichter, geb. 1770 zu Dresden, fungirte beim geheimen Finanzkollegium als Kanzelist, studirte von 1797 — 1800 zu Leipzig und schrieb dann unter dem angenommenen Namen **Friedrich Laun** zahlreiche Romane. Nachdem er 1807 als expedirender Sekretär an der Kommerziendeputation in Dresden angestellt worden war, bekam er 1820 den Titel Kommissionsrath und erhielt später eine Anstellung bei der Landesdirektion. Schrieb: Schloß Riesenstein, Leipz. 1808, 2 Thle.; — Drei Tage im Ehestande, Dresd. 1819; — Der wilde Jäger, das. 1820; — Das Hausleben, das. 1820; — Novellen, Frankf. 1821; — Glitts Erzählungsabende, Leipz. 1821, 4 Thle.; — Erzählungen, das. 1822; — Die Sache des Herzens, das. 1823; — Die Lustschlösser, Berl. 1823, 2 Bde.; — Gedichte, Leipz. 1824; 2. Aufl., das. 1828; — Die Zigeunerin, das. 1825. Von diesen Romanen wurden mehre ins Holländische und Englische übertragen. Gab heraus in Verbindung mit A. Apel: Gespenster- und Wunderbuch, Leipzig 1810 — 15, 5 Bde. — Sämmtliche Schriften, herausgeg. von L. Tieck, Stuttg. 1843—44, 6 Bde. — 7) **David**, bekannter Theolog, am 29. Nov. 1779 zu Pürten bei Freistadt in Niederschlesien geboren, war der Sohn eines armen, aber geachteten Landmanns und besuchte von 1793 an die Stadtschule zu Freistadt unter drükkenden Verhältnissen. Das Ziel seiner Bestrebungen war, einen Schullehrerposten zu erhalten. Im J. 1800 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Tscheschendorf bei Liegnitz und begleitete nach 1½ Jahren seine beiden Zöglinge nach Breslau, wo sie in einem Privatinstitut Unterricht erhielten. Hier faßte er noch in seinem 22. Jahre den Entschluß zu studiren. Er besuchte das Elisabethengymnasium und betrieb die nöthigen Studien mit solchem Erfolge, daß er schon 1803 mit einem rühmlichen Zeugnisse entlassen werden konnte. S. entschied sich für die Universität Halle, um sich der Theologie, verbunden mit Philologie, zu widmen. Bald war er Mitglied des philologischen Seminars (unter Fr. A. Adolf) und bekam eine Seminarstelle am theologischen Seminar. Nach dreijährigem Studium wurde er Doktor und habilitirte sich als

Docent in der philosophischen Fakultät. Nach der Aufhebung der halleschen Universität zog S. nach Leipzig, kehrte aber 1808, wo die Universität wieder hergestellt wurde, nach Halle zurück und eröffnete seine Vorlesungen über klassische Schriftsteller, römische Alterthümer und Bücher des N. T. Durch Wolfs und W. v. Humboldts Vermittlung erhielt er 1809 einen Ruf nach Frankfurt a. d. O., an Steinbarts Stelle. Seine Vorlesungen daselbst wurden mit Beifall aufgenommen. Mit der Universität wanderte er 1811 nach Breslau. Hier fuhr er fort, theologische Vorlesungen zu halten, die sich, unter stets wachsender Theilnahme, nach und nach über die neusten und wichtigsten Theile der Theologie verbreiteten. Je größer die Schwierigkeiten waren, mit welchen S. bei seiner Ausbildung zu kämpfen hatte, desto größere Achtung verdient es, daß er dennoch eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Theologen der Neuzeit errungen hat. Von seinen Schriften nennen wir: „Ecloge sententiarum de Paulo Ap. etc.“ (1810); — De codice IV. Evangg. biblioth. Rhediger etc. (Breslau 1814); — Der Brief an die Hebräer, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen, das. 1818; — Die Parabel vom Verwalter ꝛc., das. 1821; — Die dritte Ausgabe des ursprünglich von Griesbach edirten Novum Testamentum graece, Bd. 1, Berl. 1827; — De codice Cantabrigensi, Bresl. 1827 u. a., in welchen überall, an der gründlichen Sprachkenntniß und Kritik, so wie an der freien, von dogmatischen Vorurtheilen durchaus unabhängigen Methode der Auslegung, eine zu Grunde liegende echt philosophische Bildung erkennbar. In dem Sinne einer höhern Auslegung des neuen Testam. sind die Schriften gearbeitet: Die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl, nach dem Grundtext des neuen Testam.. Lpz. 1824, 2. Ausg. 1831; — Was heißt Glauben, und wer sind die Ungläubigen? das. 1830. Bei mehren Gelegenheiten trat er als kräftiger Streiter für vernunftmäßiges Christenthum und für Denk- und Lehrfreiheit überhaupt auf. So früher in seinen Streitigkeiten mit Scheibel: Unfug an heiliger Stätte ꝛc., 1822, und mit Steffens: Urkundliche Darlegung meiner Streitsache mit Steffens, Bresl. 1823; dann bei Gelegenheit der von der „Evangel. Kirchenzeitung“ ausgegangenen Angriffe auf die theologische Lehrfreiheit: Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten u. deren Beschränkung durch symbolische Bücher, das. 1830, endlich in Bezug auf Schleiermachers Versuch, eine Beschränkung der Lehrfreiheit durch symbol. Bücher zu rechtfertigen: Zwei Antwortschreiben an Herrn Dr. Schleiermacher, Leipz. 1831 u. öfter. Verschiedene Zeitschriften enthalten philosophische u. theologische Recensionen von S. aus seinen frühern Jahren. — 8) **Wilhelm**, politischer Schriftsteller, geb. am 13. März 1797 in Darmstadt, trat 1811 als Kadett in das großherzoglich hessische Leibregiment, in dem er 1813 zum Lieutenant avancirte. Er wohnte 1813 dem Feldzuge in Sachsen und 1814 u. 1815 den Feldzügen gegen Frankreich bei. Seine kleine Schrift: „Frag- und Antwortbüchlein über Allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders noth thut“ (Deutschland 1819), verwickelte ihn in eine militär-gerichtliche Untersuchung, und er wurde erst nach längerer Haft frei gelassen. Auf ein von ihm früherhin eingereichtes, aber nachher ausdrücklich wieder zurück genommenes Abschiedsgesuch, 1821 des Dienstes entlassen, bewilligte man ihm doch nachher, als er mit einer Civilklage drohte, seine gesetzmäßige Pension; darauf lag er mehre Jahre hindurch den Rechtsstudien ob, bestand das Fakultätsexamen, erhielt jedoch bei seiner Rückkehr nach Darmstadt die Eröffnung, daß das Gesuch um den Acceß beim Provinzialhofgericht ihm abgeschlagen werden mußte. Er privatisirte eine Zeitlang in seiner Vaterstadt, unternahm und redigirte das 10 Monate lang daselbst erschienene „Montagsblatt“ 1828, arbeitete an mehren Zeitschriften, namentlich André's „Hesperus“, ging im Herbst 1830 nach Augsburg, wo er Mitredakteur des „Auslandes“ wurde, und einige Monate später nach München, wo er in gleicher Eigenschaft am „Inlande“ Theil nahm, bis diese Zeitschrift 1831 einging. Mit dem Jahr 1832 sollte S. die Redaktion des „Hesperus“ übernehmen. Mißhelligkeiten aber zwischen ihm und dem Verleger, welcher Politik ausgeschlossen und überhaupt den „Hesperus“ in einem Sinne redigirt haben wollte, der S.s entschieden freisinnigen Ansichten nicht entsprach, lösten dieses Verhältniß. Noch während die Verhandlungen zwischen beiden obschwebten, erhielt S. von der Polizei in Stuttgart, wohin er seit dem Oktober 1831 gezogen war, den Befehl, mit Weib und Kind die Residenz und das Land zu verlassen, obwohl man ihm nicht das geringste Vergehen nachweisen konnte. Da seine Reklamationen vergeblich blieben, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Bis 1830 hatte er außer dem oben erwähnten „Frag- und Antwortbüchlein“ noch herausgegeben: „Irrthümer u. Wahrheiten aus den ersten Jahren nach dem letzten Kriege gegen Napoleon u. die Franzosen“, 1825, und: „Almanach für die Geschichte des Zeitgeistes“, 1830. In einer wissenschaftlich gehaltenen Schrift: „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation“ (Stuttg. 1832), suchte er darzuthun, daß das deutsche Volk eines aus seinem Vertrauen hervor gegangenen Organs bedarf, um alle Bruderstämme zur Gesammtheit zu verbinden; daß Geschichte und öffentliche Meinung im Interesse der Wohlfahrt, des innern Friedens und der Sicherstellung gegen das Ausland für die Nothwendigkeit einer deutschen Nationalrepräsentation sprechen. Dann nahm er Theil an einer populären Zeitschrift, „Der deutsche Volksbote“, und, als dieses Blatt verboten wurde, gab er die hauptsächlich von ihm verfaßte Volksschrift „Das Testament des deutschen Volksboten“ heraus. Diese Schrift, besonders aber sein Werk: „Deutschlands Einheit ꝛc.“ zog ihm im Herbste 1832 eine zweite Untersuchung zu. Ein lange verhandelter Streitpunkt über die Kompetenz der Civil- oder Militärgerichte ward durch eine in der 2. Kammer der hessischen Stände in ihrer Verfassungsmäßigkeit angefochtene Verordnung dem Staats-

rathe zugewiesen, dessen Mehrheit sich für die Zuständigkeit der Militärgerichte aussprach. So fiel die Entscheidung über zum Theil höchst subtile Rechtsfragen Offizieren anheim, nachdem S. seit 13 Jahren als dem bürgerlichen Stande angehörig betrachtet und behandelt worden war. Der Verhörrichter, so wie ein Gutachten der heidelberger Juristenfakultät hatte die völlige Freisprechung des Angeklagten beantragt. Die Kriegsgerichte verurtheilten ihn jedoch zu 5jährigem Festungsarrest und Entziehung seiner Pension und S. ward im August 1834 auf das Schloß Babenhausen, 4 Stunden von Darmstadt, abgeführt. Seine Untersuchung und Verhaftung war unter so eigenthümlichen Umständen erfolgt, daß es ihm eine Ehrenpflicht dünkte, an seine Selbstbefreiung Alles zu wagen. Durch die Hülfe seiner Gattin mit den erforderlichen Mitteln ausgerüstet, gelang es ihm in der Nacht vom 30.—31. Dec. 1834 die Eisenstangen seines Gefängnisses zu durchsägen, aus dem dritten Stockwerke sich herabzulassen, über Graben und Wallmauer zu entkommen und Frankreich zu erreichen. Alle Berechnungen des entworfenen Planes trafen so glücklich zu, daß er am verabredeten Orte des Elsasses am bestimmten Tage und fast zur bestimmten Tagesstunde mit seiner Gattin zusammentraf, die ihm gern in die Verbannung gefolgt war. Erst nach der Flucht war S. in den fortdauernden politischen Untersuchungen in Deutschland als wahrscheinlicher Verfasser einer andern populären Flugschrift: „Das Recht des deutschen Volkes und die Beschlüsse des frankfurter Bundestages" bezeichnet worden. Nach einigem Aufenthalte im Elsaß und in Nancy ließ er sich in Zürich 1836 nieder, wo er seitdem, vielfach mit wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiete der Kulturgeschichte und Staatskunde beschäftigt, in Zurückgezogenheit mit seiner Gattin lebte. In der Heimath, wie in der Verbannung, sein ganzes Leben hindurch hat S. seinem Vaterlande eine zu jedem Opfer bereite Treue bewahrt, die auf Kosten deutscher Ehre, Selbstständigkeit und Integrität selbst die Erfüllung politischer Lieblingsideen verschmäht. Als Schriftsteller ins Tiefe eingehend und mitunter vielleicht zu sehr entwickelnd, vereinigt S. Lebhaftigkeit, Frische, Schärfe des Gedankens, Großartigkeit der Behandlung und ächt kaustisches Salz, das sich leicht und ungezwungen in die gewichtvollen Betrachtungen eingemischt findet. Dennoch hat seine Darstellung das Gepräge der Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit und Innigkeit, Eigenschaften, die ihm trotz aller Verdächtigungen, an allen Orten, wo er sich aufhielt, echte Freunde erwarben. — 9) **Friedrich Eduard**, ein Mann, der in den schönsten Jahren seines Lebens als Opfer seines Eifers für die Wissenschaften fiel, wurde am 12. Juli 1799 zu Darmstadt geboren. Früh verwaist (sein Vater, ein Rittmeister, mußte eines Duelles halber das Land verlassen und ging nach Rußland, wo sein Name verschollen ist) wurde er in das Haus seines Großvaters, des bekannten Theologen S. in Gießen, gebracht. Er besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich von 1815 an auf der dortigen Universität der Theologie. Nach bestandener Kandidatenprüfung ging er 1818 zu seiner weitern Ausbildung nach Göttingen, kehrte darauf im folgenden Jahre nach Gießen zurück und wurde, nachdem er 1820 als Doktor der Philosophie promovirt, 1822 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Kurz darauf ging er, um seine wissenschaftlichen Zwecke weiter zu verfolgen, nach Paris. Kirchengeschichtliche Studien waren der speciellere Theil der Theologie, dem S., angeregt von J. E. C. Schmidt in Gießen und Planck in Göttingen, alle Kräfte zu widmen sich vorgesetzt hatte. In Paris hoffte er in den orientalischen Quellen Aufschluß zu finden über die Entstehung des Christenthums, seine Verbreitung und seinen Zusammenhang mit andern Religionen. Mit Eifer warf er sich auf die orientalischen Sprachen. Eine unbezwingliche Sehnsucht entstand in ihm, den Orient selbst zu bereisen, und nicht bloß Handschriften und todte Ruinen aufzusuchen, sondern die lebendige Welt des Orientes selbst, insbesondere die dortigen verschiedenen Religionssekten sollten Hauptzweck seiner Reise seyn. Sein Geist beschränkte sich übrigens nicht bloß auf Theologie, Philosophie lag ihm dabei natürlich zunächst und seine philosophischen Vorlesungen zu Gießen wurden mit Beifall gehört. Der Streit des Rationalismus mit dem Supernaturalismus nahm ihn lange in Anspruch; vgl. seine Schrift: Selbstständigkeit und Abhängigkeit der Philosophie und Theologie in ihrem gegenseitigen Verhältniß betrachtet, Gießen 1822. Auch die Naturwissenschaften schloß er nicht aus dem Kreise seiner Kenntnisse aus und sogar Anatomie betrieb er eine Zeit lang mit schönem Erfolge. In Paris machte er bedeutende Fortschritte. Die asiatische Gesellschaft ernannte ihn zum Mitglied und durch mehre Abhandlungen, die er im „Journal asiatique" drucken ließ, stieg sein Ruhm so sehr, daß sich Männer, wie A. v. Humboldt, Sylvestre de Sacy u. A. für ihn interessirten, und daß ihm, dem Ausländer, von der französischen Regierung eine Unterstützung zu seiner Reise in den Orient unter den liberalsten Bedingungen bewilligt wurde. Im August 1826 fuhr S. mit dem französ. Gesandten, Guilleminot, von Toulon nach Konstantinopel ab; mit erster Gelegenheit wollte er von hier nach Tiflis abgehen, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Der Krieg zwischen Persien und Rußland zwang ihn jedoch, diesen Plan aufzugeben, um nicht in Persien verdächtig zu werden, wenn er aus einem feindlichen Lande käme. Er wollte nun zu Land über Erzerum gehen; die vorgerückte Jahreszeit machte auch dies sehr schwierig und S. blieb den Winter in Konstantinopel, wo er seine Zeit zur Durchmusterung der dortigen Bibliotheken benutzte. Im Jan. 1827 kam er in Erzerum an. Durch die ausgezeichnete Aufnahme und Unterstützung des Pascha's ward es ihm möglich, Gegenden zu besuchen, welche noch von keinem Europäer bereist worden waren. Am See Wan verweilte er gegen 2 Monate und schrieb dort sehr wichtige Inschriften von den

Palästen der Semiramis ab. Von Erzerum gedachte er nach Kars und Tauris zu gehen; aber auch jetzt hinderte ihn wieder der persisch-russische Krieg. Der Pascha verweigerte ihm die Pässe wegen der Unmöglichkeit, mit Sicherheit weiter reisen zu können. So sah sich denn S. genöthigt, wieder zu Lande nach Konstantinopel zurück zu kehren. Im Mai 1828 schiffte er von hier nach Redoute Kaleh in Mingrelien ab. Im Sept. darauf kam er in Tiflis an, wurde aber daselbst von einem Gallenfieber dermaßen befallen, daß ihn die Aerzte aufgaben. Nach 9 Monaten genas er endlich, und machte sich im Herbst 1829 auf den Weg nach Bagdad, wo er sich den Winter über beschäftigen wollte. Er sollte indeß dieses Ziel nicht erreichen. Auf der Reise dahin ward er von Kurden überfallen und mit seiner ganzen Begleitung erschlagen. Von den nähern Umständen seines Todes ist nichts bekannt geworden. — 10) Karl Heinrich, geb. 1807 zu Dresden, widmete sich zwar der Oekonomie, studirte aber 1825 zu Leipzig Staats- und Naturwissenschaft und kam 1827 als Wirthschafter nach Zuschendorf. Später brachte er dasselbe käuflich an sich, verwandelte es in eine Musterwirthschaft und brachte dort neben einer sehr einfachen landwirthschaftlichen Buchführung mehre zweckdienliche Ackergeräthschaften in Anwendung. † 1842. Schrieb: Beschreibnng der Wirthschaft zu Zuschendorf, Dresden 1838; 2. Aufl., 1840. — 11) Eduard, deutscher Dichter, wurde 1815 in Landsberg an der Warthe geboren, studirte in Berlin, wo er sich dann als Literat aufhielt und 1843 †. Unter dem Namen E. Ferrand veröffentlichte er: Gedichte, Berl. 1834, neue Sammlung 1835; — Novellen, das. 1835. In Verbindung mit F. Brunold, W. Jäger, L. Kossarski und A. Rebenstein gab er 1834 „Nachklänge" (Lieder) heraus; mit W. Alexis und A. Müller „Babiolen" (Novellen), Leipzig 1827, 2 Bde. — II. Bildende Künstler: 12) Elias, Architekt zu Posen, war zu Anfang des 18. Jahrhunderts thätig. Er baute mehre ansehnliche Häuser und Kirchen. Von 1703—6 erbaute er die Kreuzkirche zu Lauban. — 13) Lebrecht Wilhelm, Elfenbeinarbeiter, einer der berühmtesten Meister seines Faches, wurde 1774 zu Meiningen geboren und in seiner Jugend zum Kunstdrechsler gebildet, als welcher er die geschmackvollsten Arbeiten fertigte. Bald wurde jedoch aus dem Drechsler einer der geschicktesten gravirenden Künstler. Seine früheren Arbeiten bestanden vorzüglich in Tabaks- und Waidmannsgeräthschaften, wobei sich S. der Kupferstiche des bekannten Riedinger bediente. Der Herzog von Wellington und Fürst Blücher erhielten von ihm Tabakspfeifen mit Bataillenstücken von vortrefflicher Arbeit. Die Pfeife des letzteren sieht man jetzt in der königl. Kunstkammer zu Berlin, neben einigen Leuchtern, die mit mannichfachen Reliefdarstellungen geschmückt sind und der Hauptsache nach aus Hirschhorn bestehen. Von viel größerer Bedeutung sind seine späteren Arbeiten, die eine Sorgfalt und eine Feinheit der Behandlung zeigen, welche seinen Produkten einen eigenthümlichen Werth verleiht. Eine der früheren Arbeiten aus der besten Zeit des Künstlers ist ein Pokal von Elfenbein mit einem erhobenen Bildwerke, welches den auf seiner Droschke von der Jagd zurückkehrenden Großherzog von Weimar vorstellt. Dieses Kunstwerk kaufte der König von Preußen um 80 Friedrichsd'or. Diesen Gegenstand behandelte S. zum zweiten Male an einem 6½ Zoll hohen und im oberen Durchmesser 4½ Zoll haltenden Becher von Elfenbein, welches bewundernswerthe Werk die Königin von England um 100 Pfd. St. kaufte, um es ihrem Gemahle zum Geburtstagsgeschenke zu überreichen. Hierauf fertigte er, unterstützt von seinen Zwillingssöhnen, verschiedene für den kirchlichen Gebrauch bestimmte Gefäße, deren man in der k. Kunstkammer zu Berlin findet, z. B. eine Hostiendose, auf deren Deckel die Flucht nach Aegypten dargestellt ist, dann drei Kelche, wovon jeder 11¾ Zoll hoch ist und 5 Zoll im Durchmesser hat. Der erste Kelch zeigt auf der einen Seite die Einsetzung des Abendmahls, auf der anderen Christus am Oelberge mit den schlafenden Jüngern. Auf dem zweiten Kelche sieht man die Gefangennehmung Christi und die Ueberantwortung des Heilandes, wobei Pilatus fragt: bist du der König der Juden. Auf dem dritten Kelche ist abgebildet, wie Jesus auf dem Wege zur Schädelstätte sein Kreuz an Simon von Cyrene abgibt. In der genannten Kunstkammer ist ferner von S. eine Kanne, die auf der einen Seite Christus am Kreuze, auf der anderen die Auferstehung vorstellt. Oben auf dem Deckel befindet sich Jesus sitzend, wie ihm ein Jude mit höhnischer Miene das Schilfrohr überreicht. Alle diese Darstellungen sind freie Nachahmungen dürerscher Kompositionen, aus seiner großen Holzschnittpassion. Die Ornamente sind ungemein sauber und geschmackvoll gearbeitet. Neuere Arbeiten in Elfenbein sah man 1844 auf der Kunstausstellung in Berlin; darunter einen Ritterhumpen mit einer Darstellung des großen Siegestages bei Leipzig, worauf 23 Porträte der ausgezeichnetsten Feldherren angebracht sind. Dann waren drei Ehrenpokale mit Schlachtscenen ausgestellt: die Schlacht bei Möckern 1813, die Schlacht und Gefangenehmung des Generals Vandamm bei Kulm und die Schlacht bei Belle-Alliance, wie Blücher und Wellington sich umarmen. Ferner sah man eine Cylinder-Taschenuhr, auf welcher Fürst Blücher vorgestellt ist, wie er mit seinen beiden Adjutanten die eroberten Standarten in Empfang nimmt. Ein Bild der heil. Maria mit dem Jesuskinde und einem Engel, sehr stark erhoben, ist einem Vorbilde von Correggio entlehnt. Kleinerer Schmuckwerke, deren sich von den Meistern S. viele finden, wollen wir nicht gedenken. An allen diesen Arbeiten haben auch die Söhne Theil, und vielleicht den größten. Im Jahre 1832 ernannte die Akademie zu Berlin S. zum Mitglied der Akademie und legte dem Diplome die große silberne Preismedaille bei. Als 1837 die genannten Werke der k. preuß. Kunstkammer einverleibt wurden, ertheilte ihm der König die goldene Medaille und das Prädikat eines Profes-

sors. — 14) Leopold, Historienmaler, geb. zu Wien 1804, besuchte die Akademie dieser Stadt, bis er 1826 nach St. Florian sich begab, wo er im Auftrage des Bischofs Ziegler und des Propstes dieses Stiftes verschiedene Kirchenbilder und Porträte malte. Nach 3 Jahren ging S. nach München und fand freundliche Aufnahme bei Cornelius und Schnorr von Karolsfeld. Durch die Verwendung des Propstes von St. Florian und durch Empfehlung des Direktors Cornelius wurde es ihm 1830 möglich, Italien besuchen zu können. Er hielt sich einige Zeit in Rom und zu Neapel auf. In ersterer Stadt wurde ihm sogar die seltene Ehre zu Theil, Gregor XVI. nach dem Leben zu malen. Nach München zurückgekehrt, erhielt er von Schnorr den Auftrag, die Kartons zu den Malereien im Service-Saale des Königsbaues zu zeichnen, und auf Verwendung Klenze's und des Prof. Heß wurde ihm die Ausschmückung der einen Hälfte des Schlafzimmers des Königs übertragen, wozu der Stoff aus den Dichtungen des Theokrit entnommen wurde und wobei Erfindung und Ausführung ihm überlassen wurde. Unter den Oelgemälden, die S. um jene Zeit ausführte, erwähnen wir vornehmlich jenes der christlichen Helden des ersten Kreuzzuges am Abende nach der Eroberung von Jerusalem, ein mit Wärme erfaßtes u. schön durchgeführtes Bild von 1835. Dann malte er ein kolossales Altarbild, die Marter St. Florians, der in Gegenwart des römischen Statthalters mit dem Mühlsteine am Halse über die Brücke gestürzt wird, jetzt in der Kirche zu St. Florian. Ein späteres Altarbild stellt St. Augustin als Sieger über die Häretiker dar, ein meisterhaftes Bild, welches durch die Lithographie von E. F. Leybold bekannt ist. Dann sind auch im Saale des Schlosses des Dr. Crusius auf Rödigsdorf bei Altenburg Hauptwerke von S. und Schwind. S. malte die Psyche, wie sie den schlafenden Amor beleuchtet, und Psyche in den Nachen des Charon steigend, zwei der Hauptbilder mit mehr als lebensgroßen Figuren. Ein anderes Bild, wie gewöhnlich im Geiste der religiösen Schule Deutschlands, stellt Christus vor, wie er von seinen Jüngern in Emaus erkannt wird. Dieses schöne Bild ist von R. Theer lithographirt für eine Sammlung von lith. Blättern unter dem Titel: Christliches Kunststreben in der österr. Monarchie, 11. Liefr., gr. Fol. Zu den neuesten Werken des Meisters gehören zwei große Altarbilder, die 1845 ihre Vollendung erreichten. Dann fertigte S. auch viele Zeichnungen, gewöhnlich religiösen Inhalts, wie für die „Legende der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres", in metrischer Form von J. L. Pyrker, Wien 1842. S. war früher zweiter Kustos an der Gallerie des Grafen von Lamberg in Wien; 1844 wurde er Korrektor bei der Schule für Historienmalerei an der k. k. Akademie daselbst. — 15) Karl Friedrich, Genremaler u. Professor zu Berlin, um 1804 geboren und an der Akademie daselbst zum Künstler herangebildet, behauptete schon als Jüngling eine ehrenvolle Stelle, und nach wenigen Jahren nannte man ihn unter den vorzüglichsten Meistern seines Faches. Anfangs malte er Scenen aus Dichtern und Landschaften mit Staffage, welche später häufig dem militärischen Leben entnommen ist und in Jagdscenen besteht. Dabei spielen auch öfters Wilddiebe ihre Rolle, und zwar mit solcher Praxis, daß das scharfschützenmäßige Selbstvertrauen und die Frechheit dieser Gesellen im Leben nicht charakteristischer erscheinen kann. Diese Bilder und dann die Jagdstücke gründeten vornehmlich den Ruf des Künstlers, da dieselben besonders geistreich und glücklich behandelt sind. Man nannte ihn deswegen sogar vorzugsweise den Jagd-S. Ueberdies finden sich von ihm auch Landschaften mit Thieren, Seestücke und besonders militärische Scenen. Seine Werke sind bereits sehr zahlreich, da der Künstler mit größter Leichtigkeit producirt. Im J. 1834 wurde er Mitglied der Akademie zu Berlin und 1841 mit dem Prädikate eines Professors der Malerei beehrt. Viele Bilder dieses Meisters sind durch die Lithographie bekannt. — 16) Julius Karl, Genremaler zu Berlin, der Kunstgenosse des Vorigen, die sich beide auf gleichem Kunstgebiete bewegen. Julius malt, wie dieser, Landschaften mit Thieren, Jagdstücke und militärische Scenen. Die Kunstausstellungen in Berlin boten von ihm seit 1830 eine ganze Reihe niedlicher Jagdbilder, die durch charakteristische Auffassung und durch treffliche Behandlung sich empfehlen. Viele derselben sind auch durch lithographirte Blätter bekannt, so daß der Jagdfreund von ihm und dem bekannten Jagd-S. eine ganze lithographirte Jagdgallerie besitzt. Eben so zahlreich sind auch die militärischen Bilder von S., meist in kleinem Formate und mit großer Wahrheit dargestellt. An diese Gemälde reihen sich dann die Landschaften mit Pferden und anderen Thieren und die Genrebilder anderen Inhalts als die genannten. — 17) Ludwig, Maler, 1810 in Kassel geboren, bildete sich seit 1830 zu München, kehrte dann in die Heimath zurück; malt Bildnisse und Genrebilder. — 18) Heinrich Wilhelm, Gelehrter und Zeichner aus Dresden, hielt sich längere Zeit in Italien auf und sammelte für eine Kunstgeschichte Mittel-Italiens, zu deren Illustrirung er vortreffliche Zeichnungen machte. Im J. 1840 war das Werk so weit vorbereitet, daß der Veröffentlichung wenig mehr entgegen stand, und er gedachte daher von Rom aus in seine Heimath zurückzukehren. Früher hatte er in Pompeji merkwürdige Untersuchungen angestellt, deren Resultat er 1839 in den Annalen des archäologischen Instituts bekannt machte. Es erschien auch ein einzelner Abdruck dieser Abhandlung unter dem Titel: Rapporto intorno gli Scavi Pompejani eseguiti negli anni 1835—38 ed altri opuscoli archeologici. In den andern Schriften gibt er die Abbildung und Beschreibung eines mit Basreliefs gezierten und 1837 zu Pompeji gefundenen Glasgefäßes und eine Abhandlung über die Darstellung der Fortuna auf drei pompejanischen Gemälden und einem geschnittenen Karneol, ebenfalls mit Abbildungen begleitet. In der Zeitschrift „Italia" von A. Reumont 1839,

1840 sind ebenfalls Beiträge von ihm. — 19) Ludwig Ernst, Maler von Mainz, Künstler des 19. Jahrhunderts, malte schöne Genrestücke und war auch in der historischen Komposition glücklich. — III. Musiker: 20) Christian Joh. Philipp, Komponist, geb. 1773 zu Langensalza, war ein Zögling der Thomasschule zu Leipzig und erhielt seine Bildung in der Tonkunst vom Schloßorganisten Engel u. vom Kantor Schicht daselbst. Von 1800 an leitete er das Orchester der Franz Seconda'schen Gesellschaft und 10 Jahre später übernahm er die Musikdirektorstelle in dem Gewandhaus-Saale zu Leipzig. In dieser Stelle blieb er bis zu seinem im Februar 1827 erfolgten Tode. Einen ausführlichen Nekrolog findet man in der allgem. leipz. mus. Zeitung, 29. Jahrg., S. 101. S. war ein gründlicher Singmeister, der eine Menge der tüchtigsten Sänger und Sängerinnen bildete, und stand auch als Komponist in großem Ansehen. Er schrieb Ouverturen, Zwischenmusiken, Chöre, Gesänge, Romanzen, Märsche rc. zu den Schauspielen: „die Jungfrau von Orleans", „Nadir Amida", „Faust", „Lanassa", „Wallenstein", „Kolumbus", „die Hussiten vor Naumburg" u. s. w.; außerdem die Kantate „der Versöhnungstod", aus haydnschen Adagio's arrangirt, 6 Kanzonetten, 12 Jägerlieder mit Waldhörnerbegleitung, die Hymne „Salvum fac Domine" zur Jubiläumsfeier des Königs von Sachsen, 6 Volkslieder, 6 theatralische Märsche u. s. w. — 21) Joh. Friedrich, berühmter Orgelbauer, geb. zu Milbitz am 27. Januar 1793, erlernte seine Kunst bei seinem Vater und nach dessen frühzeitigem Tode bei dem geschickten Orgelbauer Witzmann in Stadt-Ilm, etablirte sich später in Milbitz, verlegte seine Werkstätte 1826 nach Paulinzelle und von da 1833 nach Mühlhausen und hat durch eine Menge der gelungensten Neubauten und Reparaturen sich den Ruf eines der tüchtigsten Orgelbauer unserer Zeit erworben. Auch ist ihm die schmeichelhafteste Anerkennung von Seiten der anerkannt tüchtigsten Kunstkenner in diesem Fache zu Theil geworden, unter Anderen die des Professors Töpfer zu Weimar. In seinen Orgeln liegt eine Kraft, die manche andere Meister kaum dadurch erreichen, daß sie ihren Werken ein Dritttheil Stimmen mehr geben; dabei versteht S. das Starke mit dem Milden zu verbinden. Seine Geigenprincipale, Gamben und Salizionale haben eine unübertreffliche Anmuth. Vorzüglich lobenswerth ist aber an ihm das rege Streben, Vorhandenes in seiner Kunst zu verbessern und nützliches Neues aufzufinden. Manches hat S. wieder angeregt, was man früher auf die Seite schob, weil die Kunst noch auf einer zu niedrigen Stufe stand, was jetzt aber, durch neue Erfindungen unterstützt, die günstigsten Resultate lieferte. So hat er manche Verbesserung an den Windladen, Ventilen, Bälgen u. s. w. angebracht, und auch an den eigenthümlichen Mensuren des Pfeifenwerks erkennt man den denkenden Künstler, der immer vorwärts strebt. Außer vielen Reparaturen vollendete er die Neubauten der Orgeln zu Rettwitz bei Blankenhayn, zu Groß-Rettbach, zu Zömmern bei Langensalza, zu Rastenberg im Weimarschen und zu Siebleben bei Gotha, zu Kaisershagen bei Mühlhausen und zu Groß-Furra bei Sondershausen, zu Reiser und Schwarze, zu St. Petri in Mühlhausen, zu St. Martini in Heiligenstadt, zu Thangelstädt bei Blankenhayn, zu St. Nicolai in Mühlhausen, zu Hopfgarren, zu Unterperlitz bei Ilmenau, zu Dörna bei Mühlhansen, zu Hottelstädt bei Weimar, zu Sargstädt bei Halberstadt, zu Felchta und zu Groß-Gerbe bei Mühlhausen, in der Moritzkirche zu Halle und noch andere. — 22) S. Schulze.

Schulze, 1) s. v. a. Schultheiß; — 2) s. v. Richter, vgl. Dorfgericht.

Schulze (Biogr.), I. Gelehrte, Dichter: 1) Ernst August, geb. 1721 zu Berlin, stand der reformirten Schule zu Frankfurt vor, wurde 1759 Professor der Theologie, 1759—66 Professor der Beredsamkeit, so wie 1763 Prediger und Inspektor, und † das. 1786. Schrieb: Exercitt. philol., Berlin u. Haag 1755—74, 2 Hefte. Gab heraus: Reland, De spoliis templi Hierosolymitani, 1775; — Sablonsky, Historia eccles., 1783, 2 Bde.; — Sablonsky, Compendium archaeolog.; — A. P. H. Schickedanz, Dresden 1793; — 2) Johann Ludwig, geb. zu Halle 1734, wurde hier Professor der Theologie, der griechischen und orientalischen Sprachen und † 1799. Gab heraus: English Originals, Halle 1760; 4. Ausg., das. 1784; Theodoreti Opp., das. 1768—72 u. A. m. — Schrieb: Handbuch der symbolischen Theologie, Halle 1790 u. A. m. Er setzte auch vom 29. Stücke an die Geschichte der Missionsanstalten fort und gab im Verein mit Knapp und Niemeyer die Zeitschrift: Frankens Stiftungen heraus. — 3) Johann Heinrich August, geb. 1755 zu Nordhausen, wurde Korrektor zu Helmstädt, sowie Konventual des Klosters Marienthal, hierauf Rektor zu Zellenfeld und Osterode, dann Garnisonsprediger und Direktor am Gymnasium zu Blankenburg, endlich braunschweigischer Konsistorialrath, Prior des Klosters Michaelstein und Prediger zu Blankenburg. † 1803. Schrieb: Lehrbuch der christlichen Religion, Leipz. 1789; neue Aufl. das. 1795; — Lykurgs Rede wider Leokrates, Braunschw. 1789; — Erklärende Anmerkungen zu der braunschweigischen Schulenencyklopädie der römischen Klassiker, u. A. m. — 4) Gottlob Ernst, bekannt als Philosoph, geboren am 23. Aug. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, studirte zu Wittenberg und wurde dann Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche daselbst, und als Privatdocent Adjunkt der philosophischen Fakultät. Im J. 1788 kam er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Helmstädt, aber nach Aufhebung der dortigen Universität 1810 nach Göttingen, wo er seitdem durch seine lichtvollen Vorträge segensreich wirkte. In früheren Jahren mehr den historisch-philosophischen Forschungen ergeben, schrieb er unter Andern: „De cohaerentia mundi partium earumque cum Deo conjunctione summa secundum stoicorum disciplinam" (Wittenb. 1785); — „De summo secundum Platonem philo-

sophiae fine" (Helmst. 1789) und gab einen „Grundriß d. philosoph. Wissenschaften" (2 Bde., Wittenb. 1788—90) heraus. Als Kants Philosophie in Deutschland sich verbreitete und Reinhold ihr in seiner „Theorie des Vorstellungsvermögens" eine festere Grundlage zu geben versuchte, erklärte sich S. in seinem Werke: „Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik" (Helmst. 1792) zuerst entschieden gegen die Alleinherrschaft der kritischen Philosophie. In gleichem Geiste sind noch geschrieben: „Einige Bemerkungen über Kants philosophische Religionslehre" (Kiel 1795); „Kritik der theoretischen Philosophie" (2 Bde., Hamb. 1801); „Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntniß" in Bouterwecks „Neuem Museum der Philosophie" (3. Bd., 2. Heft 1805). S. suchte darzuthun, es gebe keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten oder Wirklichen, von welchem wir etwas wissen, daher keine theoretische oder spekulative Philosophie, weil der Ursprung menschlicher Erkenntnisse außerhalb des Bereichs unsrer Erkenntniß liege, und man müsse sich beschränken auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß und der Gesetze, von denen die Verbindung unsrer Ueberzeugung mit den Erkenntnißarten abhänge. In seinen späteren Schriften hat S. seinen Skepticismus beschränkt, und Manche haben in derselben eine Annäherung an Jakobi's dogmatische Glaubensphilosophie finden wollen. S. gibt der Philosophie als einem wissenschaftlichen Ganzen, vier Haupttheile, nach den von ihm angenommenen vier Hauptarten der Gefühle, die Logik, die das Wahrheitsgefühl, die Metaphysik, die das religiöse, die praktische Philosophie, die das moralische Gefühl, und die Aesthetik, die das Schönheitsgefühl aufklären soll. Diese Ansicht hat S. entwickelt in seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Götting. 1814; 3. Ausgabe 1824). Außer den angeführten nennen wir noch von seinen Werken: „Grundsätze der allgemeinen Logik" (Helmst. 1829); — „Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts" (Götting. 1813), nach welchen S. ein eigentliches Naturrecht nicht annimmt; — „Psychische Anthropologie" (Götting. 1816; 3. Ausg. 1816). In seinen „Aphorismen über das Absolute" in Bouterwecks „Neuem Museum der Philosophie" (Bd. 1, Heft 2) spricht er ironisch über Schellings absolutes Identitätssystem. Seine letzte Schrift war: „Ueber die menschliche Erkenntniß" (das. 1832). Er † am 14. Jan. 1833. — 5) **Christian Ferdinand**, geb. zu Leipzig 1774, frequentirte die dortige Universität 1793—1800, ward Lehrer am Pädagogium zu Halle und kam dann als Professor an das Gymnasium nach Gotha. Schrieb: Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, Jena 1802; 10. Aufl., das. 1836; — Kampf der Demokratie und Aristokratie in Rom, Altenb. 1802; — Flavius Stilicho, das. 1805; — Die Hauptlehren des Christenthums, Gotha 1804; 3. Aufl., das. 1824; — Historischer Bildersaal, das. 1815—33, 5 Bde.; — Volksversammlungen der Römer, das. 1815; — Von der Entstehung und Einrichtung evangelischer Brüdergemeinden &c., das. 1822; — Geschichte des Gymnasiums zu Gotha, das. 1825; — Ueber Entstehung der augsburgischen Konfession, das. 1826; — Elisabeth, Landgräfin zu Thüringen, das. 1832. — Gab heraus: Lossius, Kinderbibel, das. 1821. — 6) **Gottlob Lebrecht**, vielseitig gebildeter und um das Schulwesen in Sachsen besonders verdienter Mann, geb. am 25. April 1779 zu Hirschberg bei Kirchberg, der Sohn eines Schullehrers, studirte von 1797 an zu Leipzig neben Theologie mit Vorliebe noch Mathematik und insbesondere Astronomie. Eine Frucht dieses letzten Studiums ist seine Schrift: Kurze Darstellung des Planetensystems unsrer Sonne (Leipz. 1803; 2. Aufl. 1815), die er zu Schneeberg, wo er seit 1803 Lehrer am Gymnasium war, ausarbeitete. Im J. 1809 als Pfarrer nach Polenz bei Grimma versetzt, fuhr er fort als Schriftsteller thätig zu seyn. Es erschien: „Darstellung des Weltsystems" (Leipz. 1811); — „Das Sonnensystem, so wie es jetzt bekannt ist" (das. 1811), in 2., gänzlich umgestalteter Auflage unter dem Titel „Lehrbuch der Astronomie für Schulen u. zum Selbstgebrauch, Leipz. 1821); — „Neue astronomische Versinnlichungswerkzeuge und deren vielfältiger Gebrauch" (das. 1823); ferner die „Legographologie" (das. 1821; 2. Aufl. 1830) und ein zweckmäßiges „Erstes Uebungsbuch für Leseschüler" (das. 1821; 8. Aufl. 1829), dem die Wandtafeln zur Erleichterung der ersten Leseübungen (2. Aufl., Leipzig 1838) folgte. Das Jahr 1823 führte ihn als Kirchen- und Schulrath nach Bautzen, wo er mit Energie 8 Jahre hindurch höchst segensreich wirkte. Ueber die von ihm damals beabsichtigten Reformen des Schulwesens sprach er sich in der Schrift aus: „Die vorzüglichsten Gegenstände des Landschulwesens und die Verbesserung derselben" (Bautzen 1826). Die theologische Fakultät erkannte seine Verdienste dadurch an, daß sie ihn 1830 mit dem Doktorhute beschenkte, dessen er sich durch die Abhandlung „Astronomia per Nicolaum Copernicum instaurata religionis et pietatis per Martinum Lutherum ad scripturae sacrae normam repurgatae egregia adjutrix" (Bautzen 1830) würdig zeigte. Im nächsten Jahre erhielt er einen Ruf nach Dresden, als geheimer Kirchen- und Schulrath im Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Einen Beleg für seine Thätigkeit in dieser Stellung gab er in der anonymen Schrift: „Das Volksschulwesen in den königlich sächsischen Landen, von seiner mangelhaftesten und hülfsbedürftigsten Seite dargestellt" (Leipz. 1833), welches die Annahme des dem Landtage von 1836 und 1837 vorgelegten, und hauptsächlich unter seiner Leitung entworfenen und ausgeführten Schulgesetzes beförderte. Sein Schriftchen: „Das veranschaulichte Weltsystem, oder die Grundlehren der Astronomie und deren leichte und sichere Veranschaulichung durch eigen-

thümliche Versinnlichungswerkzeuge" (Leipz. 1838) eignet sich wegen der Klarheit und Konsequenz des Vortrages ganz vorzüglich, als Leitfaden für Vorträge über Astronomie an höhere Unterrichtsanstalten in die Hände der Schüler gegeben zu werden. In Verbindung mit dem genannten Werkchen stehen noch seine „Erläuterungen zu der Schrift, das veranschaulichte Weltsystem, nebst genauer Beschreibung der Versinnlichungswerkzeuge und vollständiger Anweisung zu deren vielseitigem Gebrauche" 2. Aufl. Dresd. 1837), und „Kleines, mathematisches Hand- und Hülfsbuch zum Verständniß populär astronomischer und physikalischer Vorträge, wie auch zu sonstiger Aus- und Nachhülfe zu gebrauchende Zusammenstellung und Erklärung der wichtigsten und gemeinanwendbarsten Elementarlehren der Zahlen- und Buchstabenrechnung, der Geometrie und Trigonometrie" (Leipz. 1839, mit Steintaf.). Außerdem ist noch zu erwähnen die von ihm herausgegebenen „Erläuterungen des Elementar-Volksschulgesetzes", Dresd. 1835). — 7) **Johann**, geboren zu Brühl in Mecklenburg-Schwerin am 15. Jan. 1786, studirte zu Halle Theologie und Philosophie (letztere unter Wolf) und kam 1808 als Professor an das Gymnasium zu Weimar. In Gemeinschaft mit Heinrich Voß und Passow beförderte er hier ein lebendiges Studium der alten, vorzugsweise der griechischen Literatur und entwickelte überhaupt eine bedeutende Thätigkeit im pädagogischen Fache. Auch als geistreicher Redner trat er in und bei Weimar mit Beifall auf und ließ mehre seiner Vorträge in den „Reden über die christliche Religion" (Halle 1811) und in seinen „Predigten" (Leipz. 1810) drucken. Zudem begann er damals schon die Ausgabe von „Winkelmanns Werken" und legte in 2 dramaturgischen Schriften: „Ueber Ifflands Spiel" (Weim. 1810) und „Ueber den standhaften Prinzen des Calderon" (das. 1811) lebhaftes Interesse für kunstgerechte theatralische Darstellung an den Tag. Im Jahre 1812 folgte er einem Rufe nach Hanau als Professor der alten und neuen klassischen Literatur und ward im folgenden Jahre zum Oberschulrath und 1813 noch zum Direktor der Anstalt ernannt. Drei Jahre später trat er in preußische Dienste als Konsistorial- und Schulrath bei dem Konsistorium zu Koblenz, bis er 1818 als geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten nach Berlin berufen wurde, wo er vom Minister von Altenstein mit dem größten Vertrauen beehrt ward. Die wohlwollenden Absichten des Ministers fanden an S. einen thätigen Helfer, der bald das ganze preußische Gymnasialwesen nach seinen verschiedenen Richtungen mit dem größten Interesse umfaßte und rastlos zur Verbesserung des Zustandes dieser Anstalten arbeitete. S. ist freisinnig und liberal. Früh von den großartigen Ideen des Alterthums erfüllt, ließ er bereits 1808 einen „Aufruf an die deutsche Jugend" ergehen; seine in Weimar gehaltene und in Hanau gedruckte Abschiedsrede athmete denselben Geist und ward deshalb von der ängstlichen großherzoglichen frankfurtischen Regierung unterdrückt; die Vertreibung der Franzosen endlich begeisterte ihn in den Jahren 1813 und 1814 zu mehren kräftigen Gelegenheitsreden und Schriften. Er ist ein Feind aller Halbheit und Flachheit und für die altklassischen Studien von außerordentlichem Einflusse; die Widersacher derselben haben mehr als einmal in ihm einen gründlichen und beredten Vertheidiger derselben kennen gelernt. Neben der klassischen Literatur schätzt S. besonders die hegelsche Philosophie, deren Begründer sein vertrauter Freund war. Er hat auch die Ausgabe von Hegels „Phänomenologie des Geistes" (Berlin 1833) besorgt. Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehört die Herausgabe von Winkelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums," die er mit H. Meyer besorgte (4 Bde., Dresden 1809—15), später gab er dessen „Vorläufige Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker" (1817) heraus. Außerdem sind von ihm „Schulreden" (Hanau 1818) erschienen; dann die Uebersetzung der „Leichenrede des Perikles im Thucydides" (1813), so wie er die borheck'sche Uebersetzung des Arrian (Frankf. a. M. 1813) vollendete. In viele Zeitschriften hat er Aufsätze geliefert. Er ist Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und wurde bei Gelegenheit des Jubiläums der augsburgischen Konfession (1827) Doktor der Theologie an der Universität Halle. — 8) **K. F. Ernst**, trefflicher deutscher Dichter, wurde 1789 in Celle geboren, wo sein Vater Bürgermeister war, studirte seit 1806 in Göttingen erst Theologie, dann Philologie, habilitirte sich als Privatdocent und hielt Vorlesungen über alte Sprachen und schöne Literatur. Im J. 1806 veröffentlichte er „Psyche," ein erzählendes Gedicht. Ihm folgte eine Reihe kleiner Gedichte. Nachdem S. 1814 als freiwilliger Jäger im grubenhagenschen Bataillon den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, kehrte er nach Göttingen zurück. Im J. 1816 entwickelte sich in ihm ein Brustleiden, an welchem er am 26. Juni 1817 in Celle †. Der frühe Tod seiner Geliebten rief in S. den Entschluß hervor, ihr Andenken in einem Gedichte zu feiern, welches ihren Namen tragen und sie verewigen sollte. So entstand seine „Cäcilia" (2. Aufl., Leipz. 1822, 2 Bde.), ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, durch poetische Schönheit der Schilderungen und leichten, harmonischen Versbau ausgezeichnet. Während seiner Krankheit verfaßte er sein Hauptwerk „Die bezauberte Rose" (5. Aufl., Leipz. 1832); er bekam dafür den in der „Urania" ausgesetzten Preis zuerkannt. Er erhielt die Nachricht von diesem poetischen Siege auf seinem Todbette. „Die bezauberte Rose" wurde auch ins Englische übersetzt. Eine Gesammtausgabe von S.'s poetischen Werken besorgte Bouterweck, Leipz. 1819—20, 2 Bde.; 2. Aufl. 1822, 4 Bde., begleitet von einer ausführlichen Biographie des Dichters. Wohlklang und Leichtigkeit des Versbaues, Zartheit der Empfindung, sowie Kraft und Lebendigkeit der Darstellung machen die Vorzüge der schulze'schen Dichtungen aus. — 9) **Friedrich Gottlieb**, geb. 1795 zu Ober-

gävernitz bei Meißen, bildete sich für das landwirthschaftliche Fach auf Sturms Lehranstalt zu Tiefurth bei Weimar, ward Oberverwalter zu Oberweimar, 1819 zu Tiefurth Lehrer, im folgenden Jahre Privatdocent zu Jena, 1821 daselbst Professor und später Hofrath. Er stiftete dort eine landwirthschaftliche Lehranstalt, kam 1835 als Direktor der staats- und landwirthschaftlichen Akademie nach Eldena bei Greifswald, ging aber 1839 in seine frühere Stellung nach Jena wieder zurück. Schrieb: De aratri forma et compositione, Jena, 1820; — Nationalökonomie und Volkswirthschaftslehre, das. 1820; — Ueber das Papiergeld, Leipz. 1823; — Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- und Kameralwissenschaften, das. 1826. — 10) s. Schultze. — II. Bildende Künstler: 11) Martin Friedrich, Maler, 1721 zu Berlin geboren und von Th. Huber unterrichtet, malte Bildnisse und wurde als Hof-Wappenmaler angestellt. Seine Hauptbeschäftigung blieb indessen die Restauration alter Gemälde, worin er Ausgezeichnetes geleistet haben soll. Man verdankt ihm die Wiederherstellung mehrer Bilder der k. Gallerie zu Berlin und anderer Gemälde von Werth. — 12) Johann Friedrich, Blumenmaler, geb. zu Berlin 1748, Schüler von J. J. Clauze und zu seiner Zeit ein allgemein gerühmter Künstler. Er arbeitete in seiner Jugend in der gotzkowschen Porzellan-Manufaktur zu Berlin, wo er Blumen auf Gefäße malte, welche mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurden. Im J. 1786 ernannte ihn der Minister Heinitz zum Vorstande der Blumenmalerei an der k. Porzellan-Manufaktur in Berlin, wo er im Verlaufe vieler Jahre zu nicht geringem Flore dieser Anstalt beitrug und tüchtige Schüler heranbildete. Auch die Akademie in Berlin zählte ihn zu ihren Mitgliedern. Seine Blumen- und Fruchtstücke, deren er auf Porzellan, in Oel und Aquarell malte, kamen in den Besitz der höchsten Herrschaften und wurden theilweise als unübertrefflich gerühmt. S. † 1824 in Berlin. — 13) Franciska, Malerin zu Weimar, jetzt lebende Künstlerin, malte in Miniatur, sowohl Bildnisse nach dem Leben, als nach Werken älterer Meister. Einige ihrer Gemälde sind in Wasserfarben auf Pergament ausgeführt. — 14) S. Schultze. — III. Musiker: 15) Johann Abraham Peter, berühmter Komponist, wurde zu Lüneburg am 30. März 1747 geboren, sollte nach dem Willen seines Vaters Geistlicher werden, obgleich ihn seine Neigung zur Musik hinzog. Er besuchte die Michaelisschule und von seinem 12. Jahre an die Johannisschule, wo er auch in der Musik unterrichtet wurde. Bald war er erster Diskantist im öffentlichen Sängerchore, auch lernte er noch Klavier u. Violine, doch mochten die musikalischen Uebungen dem Knaben mehr Zeit kosten, als es dem Vater lieb war. Daher kam es, daß Letzterer ihn einst derb züchtigte wegen Hintansetzung der geistlichen Bücher über der leidigen „Fiedelei." Durch den beharrlichen Widerstand seines Vaters, der durchaus nichts von einer Bildung zur Musik wissen wollte, in eine trostlose Lage versetzt, entwich er heimlich einst seiner Mutter auf einer Reise nach Lüchow und wanderte, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben, auf Berlin zu, wo er zu Kirnberger, von dem ihm seine Lehrer viel erzählt hatten, wollte. Glücklich gelangte er im Sommer 1762 in Berlin an. Kirnberger, dem er offen sein Schicksal erzählte, versprach ihm nicht allein Unterricht zu ertheilen, sondern auch Aufnahme in ein Gymnasium und in den Singchor zu verschaffen. Glücklich eilte er nun zu Wasser wieder nach Lüneburg, indem er sich als Schiffsjunge für die Reise bei einem Schiffer vermiethete. Viel Zureden kostete es, den Vater zum Nachgeben zu bewegen, doch hatte sich des Knaben Liebe zur Musik und sein Entschluß, sich ihr zu widmen, auf eine zu feste und entschiedene Weise herausgestellt, als daß durchgreifende Strenge anwendbar gewesen wäre. S. reiste nun nach Berlin und wurde von Kirnberger mit allem Fleiß gebildet, später sogar als Freund und Genosse in dessen Haus aufgenommen. Im J. 1768 fand er Gelegenheit, mit der polnischen Fürstin Sapieha eine Reise durch Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise, welche sich später auch noch über Polen und Ostpreußen erstreckte und 5 Jahre dauerte, war es unter allen Künstlern vorzüglich Haydn, der ihn mächtig anzog und wesentlich auf ihn wirkte. Im J. 1773 kam er nach Berlin zurück, wo er eingeladen wurde, an dem 2. Bande der Theorie der schönen Künste von Sulzer mitzuarbeiten; er nahm die Einladung an und schrieb vom Buchstaben S an sämmtliche musikalische Artikel dieser Theorie; später half er Kirnberger an der bekannten „Kunst des reinen Satzes", schrieb die Abhandlung über die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, komponirte kleine Motetten, Chorgesänge, deutsche Lieder u. Klavierstücke und ging endlich an die Komposition der Oper „Clarissa," die er aber des schlechten Textes wegen unvollendet ließ. Im J. 1776 wurde er Direktor des neu errichteten Orchesters für das franz. Theater zu Berlin und nach Aufhebung desselben 1780 Kapellmeister in Diensten des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg. Im J. 1787 führte ihn ein ehrenvoller Ruf nach Kopenhagen, wo er als Hofkapellmeister bis 1795 mit dem segensreichsten Erfolg wirkte, in genanntem Jahre aber wegen Krankheit seinen Abschied nahm und nach Deutschland zurückkehrte. Den Sommer brachte er zu Eutin bei seinem Freunde, dem Dichter Voß zu, von dem er jedoch nur ein einziges Lied, das „Erntelied der Leibeigenen" in Musik zu setzen vermochte; mehr zu arbeiten verbot ihm die Schwäche seiner Gesundheit. Im J. 1795 trat er, dem Rathe seiner Aerzte zufolge, eine Reise nach Lissabon an, wurde aber vom Sturm an eine nordische Küste verschlagen und kehrte nun nach Deutschland zurück, ging nach Berlin, von da nach Rheinsberg und machte 1799 eine Reise nach Schwedt, wo sich durch Hülfe eines dortigen Arztes seine Gesundheitszustände etwas besserten und er auch wieder Einiges, z. B. einige Aufsätze in die leipz. mus. Zeitung arbeiten konnte; doch war dies von nur kurzer Dauer, er † schon den 10. Juni 1800. Seinen musikalischen Nachlaß erbte testamentarisch der Musikdirektor Haak in Stettin. Die meisten seiner vortrefflichen Werke entstanden

in der Zeit seines Wirkens zu Rheinsberg und es gehören hierher: der „Entwurf einer neuen und leicht verständlichen Musiktabulatur ꝛc." (1786); „Chöre und Gesänge aus Racine's Athalia" (1785); das Melodram „Minona oder die Angelsachsen" (1786); die beiden franz. Operetten „la fée Urgele" und „le Barbier de Seville"; viele Lieder und Gesänge in mehren Lieferungen; italienische Kanzonetten, „Uzens religiöse lyrische Gedichte" (1784); Oden und Lieder, Sonaten und andere Stücke für's Klavier. In Kopenhagen entstanden mehrere Opern z. B. „Aline" und das Vorspiel „das Opfer der Nymphe", Oratorien, z. B. „Johannes und Maria", „Christi Tod", eine ungeheure Menge von Volksliedern, in welcher Beziehung S. ein wahrhaft klassischer Komponist war; ferner das Singspiel „das Erndtefest" und viele andere Sachen. — 16) **Josephine**, geborne **Killitschgy**, berühmte Opernsängerin, kam um 1790 in Wien zur Welt. Schon als Kind sang sie in den Kirchen mit und erregte durch ihre musikalischen Talente die allgemeine Aufmerksamkeit. Von der Kaiserin unterstützt, erhielt sie eine treffliche Ausbildung und widmete sich sodann dem Theater. Zuerst war sie im J. 1811 für das damals in höchster Blüthe stehende Theater zu Breslau engagirt; 1813 bekam sie ein Engagement am Hoftheater zu Berlin. Da sie sich seit 1812 mit einem breslauer Rechtsgelehrten vermählt hatte, wurde dieser als Justizkommissarius nach Berlin berufen. Unter Spontini's Leitung, welcher 1820 nach Berlin kam, bildete sich S. zu einer dramatischen Sängerin aus, wie in Deutschland vor ihr noch keine gewesen war. Als unübertreffliche Darstellerin der weiblichen Hauptcharaktere in Spontini's Opern zeigte sie ihre Unentbehrlichkeit und wurde deshalb mit dem höchsten, damals üblichen Jahresgehalt von 3000 Thalern lebenslänglich, mit Pension, angestellt. Außer den spontinischen Opern glänzte sie noch als Königin der Nacht, als Gräfin in Figaro's Hochzeit, als Konstanze in der Entführung, als Donna Anna in Don Juan, als Jessonda und als Eglantine in Webers Euryanthe. Ihr eigentlicher Beruf war das Großartige und Tragische; ihre Stimme hatte sowohl in der Höhe als in der Tiefe einen seltenen Umfang. Im J. 1826 gastirte S. mit außerordentlichem Beifall in Kassel und Frankfurt a. M. Als Dem. Sonntag 1831 in Berlin Gastrollen gab, entstand eine Mißhelligkeit zwischen ihr u. der S. Das Publikum nahm bei der Aufführung des Don Juan, in welcher die S. die Elvira sang, Partei gegen die einheimische Künstlerin. Aus Schmerz darüber erkrankte sie, und obgleich ihr das Publikum, als sie wieder auf der Bühne erschien, vollkommene Genugthuung gab, zog sie es doch vor, sich noch in demselben Jahre ganz in die Ruhe des Familienlebens zurückzuziehen. — 17) **Hedwig**, ausgezeichnete Opernsängerin, Tochter der Vorigen, wurde 1815 geboren und bildete in der berliner Singakademie und durch die Anleitung ihrer Mutter ihre Talente aus, konnte jedoch erst 1839 durch Familienrücksichten bewogen werden, die Bühne zu betreten. Fortwährend wurden ihr die ersten Partien in älteren und neueren Opern anvertraut. Obgleich ihr vor Allem das Heroische zusagte, so bewegte sie sich doch auch in der komischen Oper bald mit nicht geringem Glück. Ihre Gastrollen zu Mannheim und Darmstadt im J. 1842 verschafften ihr auch auf auswärtigen Bühnen die verdiente Anerkennung.

Schulzeitungen, s. Zeitungen.

Schulzendorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone; 300 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; 110 Einw.; 3) das., R.-B. Potsdam, Kr. Ober-Barnim; 210 Einw.; — 4) das., Kr. Ruppin; 400 Einw.; — 5) das., Kr. Teltow; Vorwerk; 180 Einw.; — 6) das.; 190 Einw.; — 7) das.; 140 Einw.

Schulzengericht, s. Dorfgericht.

Schulzenhagen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 250 Einw.

Schulzenlehn, Bauernlehn in Mecklenburg, in welchem Lande das Schulzenamt mit den dazu gehörenden Grundstücken förmlich zu Lehn gegeben wird. Das S. hat gewöhnlich Befreiung von Frohn- und Zinspflicht. Vgl. Lehn.

Schulzenordnungen, s. Gemeindeordnung und Bauernrecht.

Schulzenrecht, s. v. a. Scheltenarrecht, s. Asega.

Schulzentestament, Testament, welchem ein Schulze als vollgültiger Zeuge beiwohnt, s. Testamentum ruri conditum und Testament.

Schulzeugniß, Zeugniß über die wissenschaftliche Ausbildung und das sittliche Betragen eines Schülers. Das S. wird meistens alljährlich, an manchen Anstalten auch halbjährlich ertheilt. Das einem Schüler bei seinem Abgange von der Anstalt ertheilte S. heißt Abgangszeugniß; wenn es die Reife des Schülers für die Universitätsstudien bezeugt, wird es Testimonium maturitatis, Zeugniß der Reife, genannt.

Schulzit (Min.), nach Sauvage, ein peritomer Wismuthglanz, Pb, Sb, S, etwas Cu, körnig, bleigrau, G.=6, 43. Von Meredo in Galizien (Spanien).

Schulzucht, s. Schulstrafen u. Zucht.

Schulz von Milan (Ornith.), s. v. a. gemeiner Pirol, Oriolus Galbula *L.*

Schum (Staatsw.), s. Habesch.

Schumacher (Biogr.), I. Gelehrte: 1) **Karl Wilhelm**, geb. zu Eisenach, 1759 am dortigen Gymnasium Konrektor, 1767 Professor, † 1781. Schrieb: Vermischte Nachrichten und Anmerkungen zur Erläuterung und Ergänzung der sächsischen, besonders der eisenachschen Geschichte, Eisen. 1761—72, 6 Thle.; — Beiträge zur deutschen Reichshistorie, das., 1770, 4.; — Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach, das. 1777, u. A. m. — 2) **Christian Friedrich**, Botaniker, in Holstein geb., † als Professor der Anatomie in Kopenhagen 1830. Schrieb: Enumeratio plantarum Selandiae septentrionalis atque orientalis, Kopenh. 1801. — Nach ihm ist

die Pflanzengattung Schumacheria benannt. — 3) Heinrich Christian, berühmter Astronom, wurde am 3. Sept. 1780 zu Bramstedt, einem an der altona-kieler Chaussee gelegenen Marktflecken geboren. Seinen Vater, welcher dänischer Konferenzrath war, verlor S. sehr früh; seine Mutter siedelte hierauf nach Altona über, wo S. das Gymnasium besuchte. Als Knabe schon zeigte er bedeutendes Talent für Mathematik und Mechanik; er verfertigte sich selbst hölzerne Uhren und Instrumente, mittelst welcher er Beobachtungen anstellte. Daneben studirte er mit angestrengtem Fleiß alte und neuere Sprachen und erwarb sich auch in andern Fächern tüchtige Kenntnisse. Während er in Kiel und Göttingen Jurisprudenz studirte, beschäftigte er sich fortwährend in seiner freien Zeit eifrig mit Mathematik. Im J. 1806 promovirte S. in Göttingen zum Doktor der Rechte, begab sich dann als Hauslehrer nach Dorpat, kehrte aber schon im Juli desselben Jahres nach Altona zurück, wo er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Hier trieb er fleißig Astronomie, und nachdem er glücklicher Weise mit dem Kurator der kieler Universität, dem Grafen von Reventlow, persönlich bekannt geworden, wurde es ihm durch dessen Einfluß möglich, sich nun ganz dem Studium der Mathematik und der Astronomie zu widmen. Er verlebte nun, um sich in der höheren Mathematik zu vervollkommnen, einige Jahre im vertrauten Umgange mit Hauß in Göttingen, welcher den Geistesverwandten in ihm erkannte und ihm seine Freundschaft gewährte. In Göttingen ließ S. auch mehre schriftstellerische Arbeiten vom Stapel laufen. Im J. 1810 wurde er zum außerordentlichen Professor der Astronomie in Kopenhagen ernannt, dessen Sternwarte noch der Konferenzrath Th. Bugge dirigirte. S. hielt sich jedoch meistens in Altona auf und als ihm 1813 in Folge seiner trefflichen Schriften die Direktorstelle der Sternwarte zu Mannheim, welche bisher der Hofastronom Roger Barry bekleidet hatte, angetragen wurde, folgte er mit Erlaubniß des Königs diesem vortheilhaften Rufe, mußte jedoch vorher die Bedingung eingehen, sich nach dem etwaigen Ableben Bugge's wieder nach Kopenhagen zu begeben. Kurz vor seiner Abreise nach Mannheim vermählte sich S. mit Christine Magdalena von Schorn. Als nun Bugge schon nach anderthalb Jahren starb, reiste S. im Febr. 1815 nach Wien, um von dem König von Dänemark, welcher des Kongresses halber sich dort aufhielt, für seine zukünftige Stellung in Kopenhagen die nöthige Weisung zu erhalten. Zum ordentlichen Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte in Kopenhagen ernannt, begab sich hierauf S. an den Ort seiner Bestimmung. Seine akademischen Vorträge hielt er in lateinischer Sprache. Im J. 1816 begann er mit den Vorbereitungen zur dänischen Gradmessung; es wurde ihm in diesem Jahre die Vermessung des hamburger Gebiets und im folgenden die genaue Ermittelung der geographischen Lage des dänischen Staats übertragen. Diese Arbeit wurde durch eine im J. 1819 unternommene wissenschaftliche Reise nach Frankreich und England auf einige Zeit unterbrochen. Im folgenden Jahre erhielt er auch die Direktion der trigonometrischen Arbeiten von Holstein und Lauenburg. Durch seine vortrefflichen Arbeiten machte er sich um Dänemark und das nordwestliche Deutschland jenseits der Elbe sehr verdient. König Friedrich VI. von Dänemark, welcher selbst die Astronomie liebte, ernannte deshalb S. zum Ritter des Danebrogordens und erfüllte seinen Hauptwunsch, mit den besten Hülfsmitteln ausgerüstet sich ausschließlich der praktischen Sternkunde widmen zu können, vollständig dadurch, daß er 1821 die Sternwarte zu Altona errichten ließ und S. die Direktion derselben übertrug. In seiner neuen Stellung gründete dieser noch in demselben Jahre die „Astronomischen Nachrichten," welche seitdem einen Centralpunkt für alle Bestrebungen der mathemat. und physischen Astronomie in und außerhalb Deutschland darboten. In der mit trefflichen Barometern ausgestatteten altonaer Sternwarte stellte S. auch werthvolle meteorologische Betrachtungen an. Aus ehrender Anerkennung seiner großen Verdienste um die Wissenschaft wurde S. nach und nach zum Mitglied oder Ehrenmitglied fast aller Societäten der Wissenschaften und astronomischen oder meteorologischen Gesellschaften ernannt und mit zahlreichen Orden dekorirt. Im J. 1837, wo er, wie bis dahin fast alljährlich, nach Kopenhagen reiste, wurde er Kommandeur von Danebrog und Ritter der Ehrenlegion. Durch den am 2. März 1840 erfolgten Tod seines vieljährigen Freundes, des berühmten Astronomen Olbers in Bremen, welchen er vordem fast jedes Jahr ein Mal zu besuchen pflegte, erhielt S. einen höchst schmerzlichen Verlust. Um sich zu zerstreuen, machte er in Folge einer Einladung der russischen Regierung im Sommer 1840 eine Reise nach St. Petersburg, um die im großartigsten Style erbaute und in ihrem Innern aufs Beste eingerichtete kaiserliche Centralsternwarte zu Pulkowa aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Im J. 1842 gewährte ihm König Christian VIII. aus eigener Schatullkasse die Mittel zu einer Reise nach Wien, um die daselbst am Morgen des 8. Juli sich zutragende totale Sonnenfinsterniß beobachten zu können. S. war einer der ersten von den Astronomen, welche die im Jahre 1846 von Mädler aufgestellte Ansicht, daß der Stern Alcyone in den Plejaden die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, die wahre Centralsonne des gesammten Fixsternsystems zu seyn, gleich anfangs bezweifelten. In demselben Jahre wurde S. zum Ritter des Großkreuzes vom Danebrog ernannt. Als sein astronomischer Freund Bessel starb, erhielt er den Auftrag, die hinterlassenen populären Schriften desselben zu ordnen. S. gab sie heraus unter dem Titel: „Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel," Hamb. 1848. Dem Gerücht, als habe S. im J. 1848, da ihm das dänische Kasinoministerium seinen Jahrgehalt entzogen und die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein ihn nicht genügend unterstützte, eine Pension vom Kaiser von Rußland angenommen, ist neuerdings entschieden wider-

sprochen worden. In den letzten Jahren litt der unermüdlich thätige Mann oft an Leberbeschwerden. Ende November 1850 nahmen sie einen akuten Verlauf und konnten dieses Mal nicht, wie es früher glücklicher Weise mehrfach der Fall gewesen, durch einen Podagraanfall abgeleitet werden. Mit bewunderungswürdiger Ruhe ertrug S. die größten Schmerzen in den drei letzten Wochen seines Lebens. Am 27. Dec. trat das Podagra in das Innere des Körpers, ergriff die edlen Theile, und am folgenden Mittag † S. sanft und ruhig an Lungenlähmung. Wegen seiner moralischen und gemüthlichen Eigenschaften genoß S. gleiche Achtung, wie als Mann der Wissenschaft. Noch nicht oder doch nur unvollständig veröffentlicht hinterließ er seine Arbeiten an der dänischen Gradmessung, seine Bestimmung der Länge des einfachen Pendels durch Beobachtungen auf Guldenstein 1829 und 1830, seine Gewichtsbestimmungen, so wie die von ihm veranstalteten Chronometerreisen zwischen Altona und Lübeck, und eine lange Reihe astronomischer Beobachtungen. S. verfaßte: Hülfstafeln zu Zeit- und Breitenbestimmungen, Kopenh. 1820—23, 4 Bde.; — Planetentafeln für 1822 und 1823, das. 1822; — Sammlung von astronomischen Hülfstafeln, das. 1822; — Astronomische Abhandlungen, Altona 1823, 2 Hefte; — Astronomische Jahrbücher (seit 1836). — II. Bildende Künstler: 4) Karl, Maler aus Meklenburg, besuchte die Akademie in Dresden, und ging 1820 nach Rom, wo er bald mit Beifall genannt wurde. Er malte daselbst historische Bilder, worunter 1824 ein Christus am Oelberge betend, und Siegfrieds Abschied von Chriemhilden im Kunstblatte, gerühmt wurden, beide wegen der äußerst zarten Vollendung und wegen der Schönheit der Färbung. Ein Gemälde von 1842 stellt Peter von Amiens vor, wie er den Kreuzzug prediget. Er malte auch viele Porträte und lieferte radirte Blätter. Er ist Hofmaler in Schwerin. — 5) Jakob, Architekt und Bildhauer von Kolmar, trat zu St. Petersburg in kaiserliche Dienste und baute einige Staatsgebäude, wie das k. k. Gießhaus zu St. Petersberg, das Zeughaus zu Moskau u. A. † zu St. Petersberg 1764. — 6) Ludwig, Maler, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, malte Bildnisse und Genrebilder, die meist nur in einzelnen Figuren bestehen. In der Gallerie zu Salzdahlum sah man drei Bilder von ihm, darunter einen Geldwechsler am Tische mit einer anderen, vor ihm stehenden Figur. J. Krügner stach nach S. das Bildniß des Christian van Linden.

Schumacheria (Bot.), I. nach Vahl, Gattung der Dilleniaceae *Endl.* Art: S. castaneaefolia *Vahl.* Baum auf Ceylon. — II. Nach Sprengel, Pflanzengattung. Art: S. raphanoides *Spr.*, s. v. a. Cleome raphanoides *Dec.*

Schumadia, europ.-türk. Gebirgsstrich, Serbien, das mittlere Land, welches sich zwischen der Morawa und Kolubara nach der Donau und Sawa hin erstreckt und die Distrikte Belgrad, Grotzka, Semendria, Rudnik, Kragujewatz und Jagodina umfaßt. Die S. ist sehr fruchtbar und schön, mit ungeheuern Eichenwäldern bedeckt, worin sich große Heerden von Schweinen finden. Der größte Theil der Männer und Knaben der S. lebt das ganze Jahr hindurch in den Wäldern u. kehrt nur auf kurze Zeit in die nahen Wohnungen ein. Ihr ganzes Leben ist ein wahrhaft patriarchalisches, und hier spricht sich der Volkscharakter mit allen seinen Tugenden und mit aller seiner Beschränktheit am vollständigsten aus. Das Volk ist ein Hirtenvolk. Die Frauen der S. sind sehr geschickt; die schönen Strümpfe von bunter Wolle, die mit Glasperlen besetzten Handschuhe, die sie verfertigen, sind außerordentlich gesucht.

Schumaghs-Inseln (Schumaghini-Inseln, Schumaginski), russ.-amerikan. Inselgruppe, Aleuten, an der Südseite der Halbinsel Alaschka.

Schumann (Biogr.), I. Schriftsteller 2c.: 1) Friedrich August Gottlob, geboren 1773 zu Entschütz bei Gera, widmete sich in Ronneburg dem Handelsstande, war an mehren Plätzen Kommis, namentlich zu Leipzig, wo er akademische Vorlesungen hörte, ging als Buchhalter nach Zeitz und etablirte sich, indem er die letztere Stelle bald verließ, 1795 als selbstständiger Kaufmann zu Ronneburg. Nachdem er hier nebenbei eine Bibliothek angelegt und bis 1798 einige Romane und Werke für Kaufleute geschrieben hatte, errichtete er 1799 eine Buchhandlung und siedelte dieselbe 1808 nach Zwickau über. Er gab hier, ein Vorbild für spätere Unternehmungen, die Taschenausgabe der Klassiker aller Nationen heraus und begründete den „Erzgebirgischen Boten" (1808—12), dessen Fortsetzung die 1813—26 erscheinenden „Erinnerungsblätter" waren. Ferner fing er 1813 das „Vollständige Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen" an (fortgesetzt und redigirt von A. Schiffner, bis 1832 13 Bde. und 5 Supplementbände). Auch verlegte er die vollständigen Uebersetzungen von Byrons und Scotts Werken, indem er vom erstern den „Beppo" und „Childe Harold" selbst übersetzte. Die Gallerie berühmter Zeitgenossen in Porträts hatte er bereits 1813 begonnen. Er † an einem Unterleibsübel 1826. Zwei von seinen Söhnen — 2) Wilhelm und — 3) Eduard, trieben das Geschäft fort; allein der erstere † schon nach Kurzem, und der letztere (geb. 1799) † 1839. Sonst schrieb S.: Kompendiöses Handbuch für Kaufleute, Leipz. 1795—97, 4 Thle.; — Handbuch der merkantilisch-geographischen Gewerb- u. Produktenkunde, Ronneb. 1798—99, 2 Abth.; — Neue Handlungsbibliothek, das. 1800, 4 Stücke; — Nachträge zu Schädels Waarenlexikon, das. 1802, 4 Hefte; — Versuch einer vollständigen und systematisch geordneten Waarenkunde 2c., Ronneb. und Zwickau 1802—1809, 3 Bde.; — Das Leben eines Glücklichen, Leipzig 1795, 2 Bde., n. Aufl. das. 1818, und andere Romane. — II. Bildende Künstler: 4) Johann Gottlob, Maler und Kupferstecher, geboren zu Dresden 1761, war Schüler der Akademie daselbst und stand unter besonderer Leitung des Professors Klengel, begab sich später nach England und lag fast fünf Jahre in Lon-

von seiner Kunst ab. S. stach daselbst einige Blätter, worunter ihm besonders jene nach Both und Hodges auch im Vaterlande einen rühmlichen Namen machten, so daß ihm bei seiner 1795 erfolgten Rückkehr die Akademie zu Dresden sogleich ihre Thore öffnete. Von dieser Zeit an arbeitete er in Dresden und beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Kupferstecherkunst. S. † zu Dresden 1810. Er ist durch zahlreiche Blätter bekannt, die mit großem Fleiße ausgeführt sind, darunter sind auch mehre Vignetten und andere kleine Blätter. — 5) Karl Franz Jakob Heinrich, Historienmaler, geb. zu Berlin 1767, besuchte die Akademie daselbst und entwickelte ein höchst bemerkenswerthes Talent zur historischen Komposition. S. wurde 1802 Professor der Akademie zu Berlin und Mitglied derselben, da er bis dahin schon zahlreiche Bilder geliefert hatte, welche meist der Geschichte Brandenburgs entnommen sind und Großthaten vaterländischer Fürsten darstellen, oder andere Scenen aus dem Leben derselben schildern. Dann malte er Bilder aus der römischen Geschichte, worunter 1800 seine Gefangennehmung des Julius Sabinus großen Beifall fand. Auch die heilige Geschichte, die Allegorie u. das Genre zog er in seinen Bereich. Zur Zeit der Herrschaft Napoleons boten ihm merkwürdige Zeitereignisse Stoff zu Darstellungen, besonders, wenn sein König in dieselben eingriff. S. † zu Berlin 1827. — 6) Albrecht, Maler und Kupferstecher zu Berlin, bildete sich daselbst an der Akademie. Er arbeitet in Punktir- und Linienmanier, malt auch Blumen und Früchte, so wie Stillleben. — 7) Wilhelm, Maler von Berlin, stand daselbst um 1830 unter Leitung des Professors Brücke und widmete sich mit großem Glücke dem Genrefache. Man sah schon 1832 auf der Kunstausstellung zu Berlin Gemälde von ihm, vornehmlich Bildnisse. In der Folge bildeten aber die Scenen aus dem Volksleben die überwiegende Zahl, darunter solche von bedeutendem Werthe. Er trägt gerne irgend eine komische Seite zur Schau. Seine Bilder empfehlen sich durch lebendige Auffassung und durch Sicherheit der Behandlung. — III. Musiker: 8) Robert, einer der bedeutendsten Komponisten unserer Zeit, ist gegenwärtig Musikdirektor zu Düsseldorf und wurde im Jahre 1808 oder 1809 zu Zwickau geboren. Sein Vater war der bekannte Buchhändler S. daselbst, welcher für die Ausbildung seines Sohnes eifrig Sorge trug. Derselbe besuchte das Gymnasium zu Zittau, das er später mit dem zu Altenburg vertauschte, studirte darauf in Heidelberg und zuletzt in Leipzig, beschäftigte sich viel mit der Poesie und schwelgte in der Lektüre der älteren und neueren Klassiker. Dabei blieb ihm die Musik, in welcher er schon frühzeitig Unterricht empfangen hatte, stets eine liebe Begleiterin, ja er unternahm sogar aus Liebe zu ihr eine Reise nach Italien. Nach seinen Universitätsjahren schlug er seinen Wohnsitz zu Leipzig auf und versank in ein tiefes Hinbrüten, machte Studien im Pianofortespiel und in der Komposition, in welcher Beziehung ihm die nähere Bekanntschaft mit dem Musiklehrer Wiek, dem Vater der berühmten Klara Wiek, seiner nachherigen Gattin, sehr zu Statten kam. Auch bildete sich ein geselliger Kreis von Musikern und Kunstfreunden, in welchem täglich über Musik gesprochen wurde. Die Klavierkompositionen der letzten Periode fand man theilweise veraltet und Nichtssagendes enthaltend; dagegen galten die Werke Beethovens und Fr. Schuberts als Maßstab der Kritik. Ein fernerer Gegenstand des Studiums von S. war Sebastian Bach; aber auch die neueren Sachen eines Paganini und im Klavierspiel eines Chopin erregten Sympathien in S.s Seele, doch gehört er nicht zu den unbedingten Anhängern jener fränkischen sogenannten neuen romantischen Schule, indem man in seinen Werken eine Menge von Verirrungen, deren sich jene Schule zu Schulden kommen ließ, vergeblich suchen würde. Im Gegentheil ging er, nur das Beste der neuromantischen Schule sich aneignend, immer seinen eigenen Weg und arbeitete sich durch die ihm inwohnende Genialität zu der Höhe hinauf, von der herab er der musikalischen Welt als einer der größten Künstler der Gegenwart erscheint. Im Jahre 1834 gründete er der „Allgem. musikal. Zeitung" gegenüber seine „Neue musikalische Zeitung", die, von den tüchtigsten Kräften unterstützt, einen guten Fortgang hatte und bis in die 40er Jahre erschien. Das Erscheinen Mendelssohn-Bartholdy's in Leipzig gab dem musikalischen Treiben S.s ebenfalls einen kräftigen Impuls. Zu Anfang des vorigen Decenniums vermählte er sich mit der oben genannten Pianoforte-Virtuosin Klara Wiek (s. unten) und zog einige Jahre später dann nach Dresden, von wo er im Jahre 1850 einem Rufe als Musikdirektor nach Düsseldorf folgte, wo er unter allgemeiner Anerkennung noch jetzt wirkt. An größeren Kompositionen hat er bis jetzt komponirt: eine Oper, „Genoveva", die den 25. Juni 1850 zum ersten Male zu Leipzig aufgeführt wurde und in musikalischen Blättern eine sehr günstige Beurtheilung erfuhr, mehre (3) Sinfonien, Musik zu „Requiem für Mignon" aus Göthe's Wilhelm Meister, und zum „Neujahrslied" von Rückert (beide Piecen für Solo, Chor und Orchester), Ouverture zu Schillers „Braut von Messina" für Orchester, Introduktion und Allegro apposionato für Pianoforte, mit Begleitung des Orchesters, Nachtlied von Hebbel für Chor und Orchester, „Waldscenen", bestehend aus 9 Klavierstücken, Leipzig bei Barthelf Senff, 1850; außerdem noch viele andere Kompositionen für Pianoforte mit und ohne Begleitung von anderen Instrumenten, viele Sammlungen von Liedern und Gesängen u. s. w. — 9) Klara, Gattin des Vorigen, eine der größten lebenden Pianoforte-Virtuosinnen, ist die Tochter des Musiklehrers Wiek zu Leipzig und daselbst 1818 geboren. Ihre Bildung erhielt sie von ihrem Vater, und zwar war der Unterricht desselben von so günstigem Erfolge, daß sie schon im 12. Jahre eine eminente Fertigkeit, so wie für ihr Alter ungewöhnlich viel Ausdruck im Spiele besaß. Bald ließ sie ihr Vater auch in die Oeffentlichkeit treten, und unendlicher Beifall war der Lohn ihrer

außerordentlichen Leistungen. Durch den Umgang mit R. Schumann, mit dem sie häufig zusammenspielte, wurde ihre künstlerische Entwickelung noch mehr beschleunigt, und als ihr Vater mit ihr eine große Kunstreise durch Deutschland und sogar nach Frankreich antrat, eilte ihr überall ihr großer Ruf voraus und bereitete ihr an allen Orten die ehrenvollste Aufnahme. Ihr Spiel ist ein wahrhaft geniales, tief durchdachtes, wahrhaft künstlerisches, ist nicht bloß rund und weich, wie das eines Hummel war, nicht bloß elegant, wie das eines Moscheles, nicht bloß glänzend und rauschend, wie das eines Kalkbrenner, u. s. w., sondern es vereinigt die Vorzüge der bedeutendsten Virtuosen in sich und ist belebt von einer hinreißenden Genialität, die sich die siegreichste Gewandtheit nur zur geschmeidigen, fügsamen Dienerin macht. Daß sie seit ungefähr 10 Jahren mit Robert S. vermählt ist, wurde oben erwähnt; seitdem lebte sie mit ihm zu Leipzig, Dresden und Düsseldorf. In diesem Jahre beabsichtigte sie eine Reise nach London zu machen; ob sie dieselbe ausgeführt hat oder noch ausführen wird, konnten wir noch nicht erfahren. Als Komponistin trat sie bisher mit mehren Bolero's, Masurka's, Koncerten, Soiréen für Pianoforte u. s. w. auf; auch ein Klavierauszug der Oper „Genoveva" von R. Schumann erschien von ihr.

Schu-Mapang, See, s. Tübet.

Schumberg (Zumberg), österreich.-böhm. Marktflecken, Kr. Chrudim, Herrsch. Nassaberg; Meierhof, 2 Mühlen; 450 Einw.

Schumberger, ein guter fiumaner Wein, aus der Nähe des Fleckens Schumberg an der Arse.

Schumburg (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Bunzlau, Herrsch. Semil; 3 Mühlen; 1050 Einw.; — 2) das., Herrsch. Klein-Skal; 170 Einw.

Schumer, Johann, Maler, arbeitete zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Prag, hatte als Theatermaler Ruf, malte aber auch schöne Landschaften mit Vieh. Lebensverhältnisse unbekannt. Ein Böhme scheint er nicht zu seyn, da Styl und Charakter seiner radirten Blätter auf die holländische Schule deuten. Diese Blätter sind sehr selten und von großer Schönheit, so daß sie in hohen Preisen stehen.

Schumim (hebr., Bot.), s. v. a. Knoblauch, *Allium sativum L.*, s. Lauch.

Schumitz (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) (Sſumice), Kr. Brünn, Herrsch. Posoritz; 650 Einw.; — 2) (Sumice), Kr. Hradisch, Herrsch. Ungarisch-Brod; 1000 Einw.

Schumla (Dsjumla, Schumna), europ.-türk. feste Stadt, Bulgarien, Sandschak Silistria, an der Grenze zwischen Bulgarien und Rumelien, am Abhange des nördlichen Balkans, nördlich von Weingebirgen, südlich von fruchtbaren Feldern umgeben. Die Gassen der Stadt laufen bergab und bilden 2 lange Reihen von staffelförmigen Häusermassen, durch deren Mitte ein mit Gewässern und Brücken versehenes Thal zieht. Die 23 Minarets und die Hauptmoschee, im byzantinischen Styl erbaut, geben der Stadt ein freundliches Aussehen, und einige auf Hügeln, die von Gärten umgeben sind, angelegte großartige Gebäude verleihen dieser anmuthigen Gegend einen besondern Reiz. Die Zahl der Einwohner beträgt an 50,000, darunter 12,000 Bulgaren, 5000 Armenier und 500 Juden. Sämmtliche fremde Glaubensparteien haben hier Gotteshäuser, unter denen die armenische Kirche die ansehnlichste ist. Der Bazar von S. ist ziemlich belebt, und der Verkehr mit Tuch, Leder und Kupferschmiedewaaren (den besten in der Türkei) sehr bedeutend. Auch gibt es mehre Webereien und Seidenspinnereien. Mit nicht geringem Kostenaufwande sind in der Stadt Staatsgebäude nach europäischer Bauart aufgeführt worden, und zwar ein Arsenal, ein Militärspital und eine große Kavalerie- und Infanteriekaserne. Ein altes, hochgelegenes, mit festen, hohen Mauern umgebenes, selbst einem großen, hohen Thurme gleichendes Kastell und ausgedehnte, starke Festungswerke um die Stadt, so wie ein verschanztes Lager für 40—60,000 Mann zur Deckung des Balkanpasses machen die Stadt zu einer der bedeutendsten Festungen des türkischen Reichs. Außerhalb der Stadt sind nämlich 3 Forts angelegt, die, gut vertheidigt, einem mächtigen Feinde den Weg nach S. versperren können, das in den russisch-türkischen Kriegen gewöhnlich das Hauptquartier des Großwessirs war. Von hier aus führen Feldwege nordöstlich nach Rustschuk, wo die belgrader Landstraße in 10 Tagereisen nach Konstantinopel führt, und südlich nach Varna zu den Gestaden des schwarzen Meeres. Vor der Ostseite der Stadt breitet sich eine große, fruchtbare Ebene aus, welche durch Schanzen und Laufgraben von der Stadt geschieden ist. Die Schanzen ziehen sich in nördlicher Richtung bis an den Abhang des Balkan, im Süden berühren sie ebenfalls das Gebirg und laufen über dasselbe bis an die befestigten Punkte, welche auf den beiden Ausläufern des Balkan sehr zweckmäßig angelegt sind. Hier vereinigen sich ferner alle Straßen der Donaufestungen, daher dieser Punkt den Schlüssel zum Uebergang in den Balkan bildet. Er ist nicht so sehr als Festung, wie als starke Position zu betrachten. Dreimal wurden die russischen Heere vor diesem Bollwerke des europäisch-türkischen Gebiets aufgehalten, unter Romanzow 1774, unter Kaminski 1810 (s. unten), unter Wittgenstein 1828 (s. unten), in welchem Jahre Hussein Pascha S. vertheidigte. Der Hämus gibt S. eine fast uneinnehmbare Lage; aber mit welchem Rechte es das Hauptbollwerk gegen Rußlands Heere genannt wird, zeigte sich 1829. Diebitsch schloß nämlich den Großwessir in seine Veste ein, umging die Position und überstieg ganz ruhig den Balkan (daher sein Name Sabalkansky). Die 2 Citadellen auf den beiden Ausläufern des Balkan sind, die nördliche mit 250, die südliche mit 200 Kanonen schweren Kalibers besetzt, worunter sich viele Geschütze befinden, denen das ungarische Reichswappen eingravirt ist, die daher aus alter Zeit herrühren, wo die Türken mit den Ungarn kriegten. Bemerkenswerth ist noch, daß sich hier das prachtvolle Grabmal des Großwessirs und Feldherrn Tschesairli Hassan

Pascha befindet; auch soll S. die einzige öffentliche Uhr in der Türkei haben. Hieher wurde Ludwig Kossuth mit seinen Gefährten, den ungarischen Emigranten, von Widdin, und später von hier aus nach Kutahia in Kleinasien gebracht. Eine Abbildung von S. und von dem Hause, in welchem Kossuth wohnte, findet man in der Schrift von Philipp Korn (einem Schicksalsgenossen Kossuths): Neueste Chronik der Magyaren, 1. Bd.: Kossuth und die Ungarn in der Türkei, Hamb. u. Newyork 1851.

Belagerung im Jahre 1810. Im J. 1810 löste der Generallieutenant Kaminski II. den Fürsten Bagrathion im Oberkommando der gegen die Türken bestimmten russischen Armee ab und begann Ende Mai von Hirsowa aus seine Operationen gegen S., indem er seinen Bruder, den Grafen Kaminski I., mit einem bedeutenden Corps gegen Bazardschik (6 Meilen nordöstlich von S.) vorschickte, er selbst aber mit der Hauptarmee die Straße nach Silistria einschlug. Gleichzeitig sammelte sich auf dem linken Donauufer ein anderes russisches Corps von 19 Bat., 20 Eskadr., 2 Kosakenregimentern unter dem Generallieutenant Saß, das am 1. Juni glücklich den Uebergang über die Donau bei Tuturkai, 6 Meilen westlich von Silistria, bewerkstelligte. Die gesammte russische Armee betrug gegen 67,000 Mann. Die Türken waren an Zahl und noch mehr an Einheit und Energie schwächer. Zwar hatte der Großwessir Jussuf Pascha 40,000 Mann, worunter 7000 Janitscharen, bei S. versammelt, Rasgrad, 6 Meilen (nordwestlich), und Bazardschik, 9 Meilen (nordöstlich) von S., zusammen mit 10,000 Mann besetzt, doch war die allgemeine Unordnung im türkischen Staat auch in dem türkischen Heere eingerissen, und viel hatte der Großwessir mit der Widersetzlichkeit seiner ihm unmittelbar untergebenen Truppen zu kämpfen, während die Pascha's in den an der Donau liegenden Festungen seine Befehle kaum anerkannten. — Der russ. Oberfeldherr, Graf Kaminski II., war in seiner ersten Unternehmung sehr glücklich. Am 11. Juli ergab sich Silistria durch Kapitulation, und da sein Bruder am 3. Juni Bazardschik durch Sturm genommen und am 13. auch Rasgrad in die Hände der Russen gefallen war, konnte die Hauptarmee ungefährdet den Marsch gegen S. antreten. Am 21. Juni stand dieselbe in der Nähe dieses Platzes auf der von Silistria führenden Straße, während das Corps von Kaminski I., durch mehre Detachirungen geschwächt, auf der Straße von Jenibazar bis 1 Meile von der türkischen Stellung vorgedrungen war, und auch die nach Rasgrad entsendeten Abtheilungen unter dem General Labanjef sich von daher näherten, so daß die russische Streitmacht vor S. (54 Bat., 75 Eskadr., 14 Kosakenregimenter) gegen 40,000 Mann betrug. Kaminski II. bildete aus diesen Streitmassen 4 Kolonnen. Die erste, unter dem General Lewis, 8 Bat., 10 Eskadr., 3 Kosakenregimenter, stand auf der Straße von Rasgrad, welche etwa ¼ Meile westlich von der äußersten türkischen Befestigung in südlicher Richtung in die östlichere Straße von Silistria fällt; die zweite, unter dem General Rajeffsky, 8 Bat., 2 Eskadr. und 5 Kosakenregimenter, stellte sich auf der eben erwähnten Straße von Silistria auf, welche in südwestlicher Richtung nach S. führt, und hatte 10 Eskadr. und 5 Kosakenregimenter unter General Kulnef vorgeschoben. Die dritte Kolonne, 8 Bat., 5 Eskadr., 2 Kosakenregimenter, unter General Uwaroff, stand 1500 Schritte links der 2. Kolonne. Die vierte, mit dem General Essen, 8 Bat., 10 Eskadr., blieb als Reserve hinter der 3. Kolonne aufgestellt. Abgesondert von dieser Kolonne erhielt des Feldherrn Bruder den Befehl, mit 22 Bat., 30 Eskadr. und 4 Kosakenregimentern auf der Straße Jenibazar weiter vorzugehen, welche in nordwestlicher Richtung nach S. führt. Am 23. Juni rückte die 2. und 3. Kolonne bis an den Tekiebach vor, welcher, 2500 Schritte von der äußeren Befestigung südlich fließend, die Straße von Silistria und Jenibazar durchschneidet; die erste Kolonne besetzte auf der rasgrader Straße die Höhen vor dem Dorfe Strazza (1000 Schritte von dem Schneidepunkt der beiden Straßen von Rasgrad und Silistria entfernt), worauf das westlich davon liegende Schloß Ibrahim von der türkischen Besatzung verlassen wurde. Ein Ausfall, den die Besazzung mit 4000 Mann unternahm, vermochte nicht, den Russen den Besitz von Strazza streitig zu machen, vielmehr gelang es der ersten russischen Kolonne, den Grottenberg zu besetzen, welcher nordwestlich von Strazza den linken Flügel des befestigten Lagers beherrscht. Der Janitscharen-Aga versuchte jetzt, den Russen diesen gefährlichen Posten zu entreißen, aber das feindliche Artilleriefeuer zwang ihn nach hartnäckigem Kampf, von seinem Vorhaben abzustehen; die Russen verschanzten sich während der Nacht auf dem Berge und konnten die Angriffe der Türken ruhig abwarten. Am Morgen des 24. Juni rückten die Türken um 8 Uhr abermals gegen den Grottenberg an und unterhielten bis zur Mittagsstunde ein blutiges, aber erfolgloses Gefecht. Nachmittags um 3 Uhr warfen sich 5000 türkische Reiter gegen den linken Flügel der Russen, und gegen Abend wurde ein letzter Angriff gegen den rechten Flügel, namentlich gegen die von Strazza aufgefahrene Batterie unternommen. Die Entschlossenheit der Türken scheiterte bei beiden Angriffen an dem wohlgezielten feindlichen Artilleriefeuer. Dagegen hatten aber auch die Russen einen Verlust von 740 Mann an Todten und Verwundeten. Trotz dieser im Ganzen für die Russen günstigen Gefechte waren die Resultate derselben dem russischen General nicht groß genug; er besaß bei großen militärischen Talenten doch zum Türkenkrieg weder genug Kühnheit, noch die gehörige Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten. Mit seinem Cela m'ennuye endigte er die seiner Meinung nach zu Nichts führenden Gefechte und beschloß, sich auf eine weitläufige Blokade des türkischen Lagers zu beschränken, welchem er die Lebensmittel abzuschneiden gedachte. Dies war aber eine um so schwierigere Aufgabe, als das Terrain nur einen weiten, be-

schwerlichen, durch unzählige Thäler durchschnittenen Einschließungskreis gestattete, und so war am 13. Juli die Einschließung erst so weit gediehen, daß die Straßen von Rasgrad und Silistria, jede mit 2 Bat., 5 Eskadr. und 1 Kosakenregimente, Dschuma, westlich von S., mit 4 Bat., 5 Eskadr. und 1 Kosakenregimente (die von Silistria herangezogen waren), 6 Bat., 10 Eskadr. und 3 Kosakenregimentern in der Gegend von Eskistambul und Morasch (südlich von S.), mit 6 Bat., 10 Eskadr. und 1 Kosakenregimente besetzt waren, während der Rest der Armee auf dem linken Ufer des Tekiebaches, zwischen den Straßen von Silistria und Jenibazar lagerte. Der Großwessir ließ die Einschließung ungehindert geschehen, und nur auf der westlichen Seite, wo das russische Hauptcorps stand, unternahmen die Türken öftere Ausfälle, wobei das Glück bald die Russen, bald die Türken begünstigte. Am heftigsten war das Gefecht am 8. Juli, in welchem die Türken eine unweit des Kichla-Korusu-Wäldchens (südlich von Strata) erbaute Redoute erstürmten. Doch begann namentlich der Futtermangel in S. sehr fühlbar zu werden, und außerdem hatte der Großwessir mit der Muthlosigkeit und Widersetzlichkeit seiner Untergebenen zu kämpfen, als die Ankunft von 18 Geschützen und von 200 mit Lebensmitteln beladenen Kameelen, welche, der Blokade ungeachtet, in die Stadt gelangten, den Muth der Türken von Neuem belebte und dem russischen Feldherrn zeigte, wie mangelhaft die Einschließung stets bleiben müsse. Bald darauf wurden die Russen auch in ihren Verbindungen mit der Donau durch türkische Streifcorps gestört, und da die gleichzeitige Belagerung von Varna und Rustschuk keine Fortschritte machte, so beschloß Kaminski II., die Eroberung von S. einstweilen aufzugeben, es nur durch ein Corps beobachten zu lassen und sich mit dem übrigen Theil der Armee gegen Rustschuk zu wenden, wo er sich schmeichelte, ein zweites Oczakow zu finden. Diesem Plan gemäß überließ der russische Feldherr seinem Bruder den größten Theil des Heeres (33,000 Mann) und marschirte am 18. Juli mit 12,000 Mann (20 Bat., 20 Eskadr. und 4 Kosakenregimenter) gegen Rustschuk ab, woselbst er am 21. Juli eintraf. Kaminski I. stellte hierauf das Beobachtungsheer vor S. so auf, daß der rechte Flügel unter dem Generallieutenant Langeran 5000 Mann auf der Straße von Rasgrad bei Kadikoi stand, während er sich selbst mit 19,000 Mann auf der Straße von Silistria aufstellte, und der linke Flügel unter dem General Woinoff mit 9000 Mann bei Kozliza zur Beobachtung der ganzen Landesstrecke zwischen S. und Varna postirt ward. Kaum hatte der Großwessir Nachricht von dem Abmarsch der Russen erhalten, und in der Meinung, die zurückgebliebenen Truppen seyen nur eine schwache Arrièregarde, unternahm er am 20. Juli mit 12,000 Mann einen Angriff gegen Derikoi, wo Langeran stand. Kaminski I. sandte diesem noch zur rechten Zeit Verstärkung zu, und nach kurzem Gefecht kehrten die Türken nach S. zurück. Einige Tage darauf marschirte Langeran nach Rasgrad, um den Feind zu hindern, sich an der obern Jantra zu verstärken, von wo aus sie Rustschuk zu entsetzen drohten, und wurde hierzu durch 8 Bat., 10 Eskadr. und 2 Kosakenregimenter unter General Woinoff verstärkt. Nur 4 Bat., 5 Eskadr. und 1 Kosakenregiment von dem Corps dieses Generals rückten nach Bazardschik, um das Land von hier bis zum Meere zu beobachten. Unterdessen hatte sich der Großwessir bis auf 60,000 Mann verstärkt, und er beschloß daher, einen bedeutenden Schlag gegen die Russen auszuführen, indem er die S. einschließenden Truppen über den Haufen werfen und dann den Entsatz von Rustschuk bewirken wollte. Am 4. August griffen die Türken, diesem Plan zufolge, mit 30,000 Mann die Vorhut Kaminski's I. bei Großcziplik, auf der Straße von Silistria, an. Sogleich eilte dieser mit dem Hauptheer seinen Vortruppen zu Hülfe und befahl den beiden Flügelcorps, auf der Straße von Rasgrad und Mandrona vorzurücken und die Flanken des Hauptcorps zu sichern. Um 7 Uhr begann das Gefecht, um 4 Uhr Nachmittags war es beendet. Die Türken, von der Reserve des Großwessirs nicht unterstützt, waren überall geschlagen und zogen sich mit einem Verlust von 3000 Mann und 38 Fahnen in ihr Lager zurück. Die Russen hatten nur 1400 Todte. — Wie erfreulich aber auch dieser Sieg für die Russen war, ihre Lage vor S. wurde nichts desto weniger immer schwieriger. Schlechtes Futter und Wassermangel, beides Wirkung des heißen Sommers, richteten die Pferde zu Grunde, und nicht allein Krankheit, sondern auch die starken Bedeckungen, welche die Transporte von Silistria aus erforderten, schwächten das Beobachtungscorps sehr. Deshalb befahl der Oberbefehlshaber, daß Kaminski I. sich bis Aflotar, 2 Meilen südwestlich von Silistria, zurückziehen und dem General Woinoff mit 8 Bat., 15 Eskadr. und 3 Kosakenregimentern nach Cusgun (6 Meilen östlich von Aflotar) detachiren sollte. Der Großwessir, welcher fürchtete, die Russen wollten ihn nur durch ihren Rückzug aus seiner festen Stellung locken, blieb unbeweglich in S. stehen, ja er sah mit gleicher Unthätigkeit der Belagerung von Rustschuk zu, bis daselbst die ganze russische Armee versammelt war, und er sich außer Stande befand, diese Stadt ohne eine Hauptschlacht, die er nicht zu liefern wagte, zu entsetzen.

Belagerung S.'s im Jahre 1828. Nach der Einnahme von Brailow (17. Juni 1828) war die russische Armee auf dem rechten Donauufer bis Karasu am trajanischen Wall vorgerückt. Der Feldmarschall Graf von Wittgenstein, als Oberbefehlshaber, obgleich der Kaiser Nikolaus bei derselben gegenwärtig war, beschloß, von hier aus gegen S. vorzurücken, um die Türken hier zu einer Schlacht zu zwingen, und wäre dies nicht möglich, diesen Ort mit dem Gros der Armee zu berennen, während Silistria und Varna durch Belagerung erobert werden sollten. Zu diesem Ende setzte sich am 5. Juli das Hauptcorps der russischen Armee, von Karasu gegen Bazardschik (12 Meilen südwestlich von Karasu)

in Marsch, wo bereits die Avantgarde unter dem General Rüdiger, 8 Bat., 16 Eskadr. und 200 Kosaken, am 7. Juli angelangt war und nach einem hartnäckigen Gefecht ein bedeutendes Corps türkischer Reiterei zum Rückzuge gegen Paravadi und S. gezwungen hatte. Die Hauptarmee verweilte 8 Tage in Bazardschik, vereinigte sich dann in Kozliza (5 Meilen südwestlich von Bazardschik) mit dem General Rüdiger, der daselbst bereits am 11. eingetroffen war, und trat von hier am 20., etwa 40,000 Mann stark, den Marsch gegen das 6 Meilen entfernte S. in vollkommener Schlachtordnung an, um gegen die feindlichen Kavalerieangriffe gesichert zu seyn. Das 3. Corps, unter dem General Rudsewitsch, bildete die rechte Flügelkolonne, das 7., unter dem General Woinoff, die linke. Man fand die türkische Reiterei, die sich schon dem General Rüdiger bei Bazardschik und Kozliza gezeigt hatte, durch 4 reguläre Bataillone und 18 Geschütze verstärkt, auf dem zunächst vor S. liegenden Höhenzuge zwischen Kischla und Bülanlick (etwa 1 Meile östlich von S.). Während das 3. Corps, durch seine Formation gegen überraschende Reiterangriffe gedeckt, gerade auf die Position der Türken vorging, suchte das 7. dieselben in der rechten Flanke anzugreifen. Die Türken fielen mit Heftigkeit auf die Spitzen dieser letzten Kolonne und wandten auch gegen dieselben ihr Geschütz; dennoch warteten sie einen vereinigten Angriff der beiden russischen Corps nicht ab, sondern zogen sich eilig, aber doch mit Ordnung, in ihr verschanztes Lager zurück, als die Russen den vor ihrer Aufstellung fließenden Bach überschritten hatten. Oestlich des Lagers von S. befanden sich keine Werke, und nur die alte Schanze, welche 1810 Ibrahim Nazir genannt wurde und auf der Straße von Konstantinopel liegt, war noch vorhanden; dagegen arbeiteten die Türken auf derselben Straße bei Eingelkwi an Werken, welche vom Blokadecorps den Namen Matschinsche-Schanze erhielten. Den übereinstimmenden Nachrichten zufolge, stand der Seraskier Hussein Pascha, der so kräftig zur Vertilgung der Janitscharen mitgewirkt hatte, mit etwa 40,000 Mann in S. Hierunter sollten 12 Regimenter zu 800 Mann regulärer Infanterie und etwa 3—4000 Mann reguläre Kavalerie mit 30 Kanonen Feldgeschütz befindlich seyn. Der Gedanke an einen gewaltsamen Angriff auf S. verschwand bei der Ansicht des imponirenden feindlichen Lagers; dagegen entschloß man sich zu der Einschließung desselben, und vom 21. — 26. Juli legten die Russen auf den innehabenden Höhen Redouten an, um sich gegen etwaige Ausfälle zu sichern. Die Türken ihrerseits erbauten diesen gegenüber Außenwerke. Als aber das russische Artilleriefeuer sie hierbei belästigte, und die Russen sich anschickten, die Höhen, Straßa gegenüber, welche die Straße von Silistria beherrschen, zu nehmen, so unternahmen die Türken am 27. und 28. zwei kräftige Ausfälle, in welchen sie zwar mit Verlust zurückgeschlagen wurden, ihre Reiterei aber einige Vortheile erfocht. Die erwähnten Höhen kamen in den Besitz der Russen und wurden vom 3. Corps besetzt, während das 7. vor der Matschinschanze den linken Flügel der Stellung einnahm. Trotz aller Thätigkeit aber, die bei der russischen Armee herrschte, war bis jetzt doch nur der Raum zwischen den Straßen nach Silistria und Konstantinopel vollkommen eingeschlossen, wogegen die Straßen über Rasgrad, Djumaga und Eskistambul völlig frei blieben. Um in den Besitz letzterer Straße, welche die Hauptverbindung zwischen Adrianopel und Konstantinopel ausmacht, zu gelangen, wurde der Generallieutenant Rüdiger mit 8 Bat. und 16 Eskadr. am 30. Juli nach Eskistambul detachirt. Als aber der General Tarbejef, welchen er auf seinem Marsch dahin in dem Dorfe Cziflik, ½ Meile südlich von S., zurückgelassen, am 31. von den Türken heftig angegriffen wurde, sah sich Rüdiger selbst zur Rückkehr gegen genannten Ort bewogen, ließ daselbst zur Besatzung der neu aufgeworfenen Redoute den General Iwanow mit 4 Bat. und 2 Eskadr. und einigen Kosaken zurück und schloß sich darauf am 1. August wieder dem 7. Corps vor der sogenannten Matschinredoute an. Der Kaiser fühlte, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Schwäche der Armee an keine großen Offensivunternehmungen gedacht werden konnte, und richtete nun sein Hauptaugenmerk auf die Belagerung von Varna (s. d.), die mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens voraussetzen ließ. Am 2. August verließ er daher mit dem Regiment Nikolaus, 2 Eskadr. Gardekosaken und 12 Geschützen das Lager vor S. und langte am 5. vor Varna an. Wittgenstein, welcher vor S. zurückblieb, wollte trotz seiner geringen Mittel nur ungern die Blokade des türkischen Lagers gegen eine Beobachtung vertauschen, obgleich letztere durch die Umstände dringend geboten wurde. Er detachirte vielmehr den General Rüdiger aufs Neue mit 8 Bat., 8 Eskadr. und einigen Kosaken gegen Eskistambul. Am 7. August unternahm dieser General eine Rekognoscirung gegen Kjötesch, westlich von Cziflik, und war nicht allein so glücklich, die Türken zu vertreiben, sondern eroberte dabei auch eine Kanone. Trotz dessen kehrte er zur Centralstellung des 7. Corps vor der Matschinschanze zurück, da er seinen linken Flügel zu sehr Preis gegeben glaubte. Mitte August erhielt Rüdiger abermals den Befehl, gegen Eskistambul zu marschiren und von dort aus nach Kjötesch vorzugehen. Er überfiel an letzterem Ort 3000 Türken, schlug sie in die Flucht, eroberte eine Kanone und machte 165 Gefangene. Kurz darauf sah er sich aber mit Uebermacht angegriffen und zum Rückzug nach Eskistambul genöthigt, wobei er eine Kanone verlor. Um nun die Verbindung zwischen ihm und dem linken Flügel zu bewerkstelligen, rückte der Prinz Eugen von Würtemberg mit 3600 Mann nach Morasch vor und verschanzte sich daselbst. Während dieser Vorfälle auf dem äußersten linken Flügel des russischen Heeres war bei der Hauptarmee nichts von Bedeutung vorgefallen; man begnügte sich von türkischer wie von russischer Seite, an den verschiedenen Schanzen zu arbeiten. Die Lage

der russischen Truppen vor S. hatte indessen eine mißliche Gestalt angenommen. Bei der Ausdehnung ihrer Stellung mußte der Dienst sehr beschwerlich werden, und doch konnten alle Anstrengungen zu keinem Ziele führen. Hierzu kam, daß der Mangel an Lebensmitteln und Fourage anfing, fühlbar zu werden, so daß sich die Kavalerie täglich in Vorposten und Fourageurs auflösen mußte und darüber fast völlig zu Grunde ging. Hussein Pascha, diese Nachtheile erkennend, beschloß, davon Vortheil zu ziehen und sich seine Hauptverbindungen wieder zu eröffnen. Er projektirte zu diesem Ende einen Ausfall auf 3 verschiedenen Punkten gegen die Straßa gegenüberliegenden Schanzen des rechten Flügels, gegen den Prinzen Eugen in Morasch und dann, nachdem dieser überwältigt wäre, mit vereinigter Macht gegen den General Rüdiger. Die Nacht vom 25. zum 26. August ward zur Ausführung bestimmt. In derselben rückte die erste Abtheilung unter Halil Pascha, 3 reguläre Bat., viele Milizen und Kavalerie nebst 28 reitenden Geschützen, gegen den russischen rechten Flügel vor und erstieg, durch die Sorglosigkeit der Besatzung begünstigt, die rechte Flügelredoute, eroberte 6 Kanonen und machte die Besatzung derselben nieder. Ein gleichzeitiger Angriff auf die nächstliegende Redoute wurde von den Russen zurückgeschlagen, dagegen erforderte die Wiedereinnahme der verlorenen Redoute große Anstrengungen, und erst nach einem langen Gefechte, welches in Folge der Nacht nur in großer Unordnung ausgeführt werden konnte, verließen die Türken die Schanze und begnügten sich, das eroberte Geschütz mit sich fortzuführen. Einen gleich heftigen Angriff hatte der Prinz Eugen in Morasch auszuhalten. Essaud Pascha, der mit einigen regulären Bataillons und unregelmäßigen Truppen gegen denselben anrückte, warf um 2 Uhr des Nachts die russischen Vorposten zurück und langte mit ihnen fast zu gleicher Zeit vor dem russischen Lager an, wo jedoch die Truppen schon unter dem Gewehr standen. Die Türken, von Kartätschen und Gewehrfeuer begrüßt, zogen hier fürs Erste unverrichteter Sache ab. Sobald der Morgen aber graute, griffen 2 geschlossene Kolonnen den rechten Flügel dieses russischen Lagers an und unterhielten ein regelmäßiges Gewehrfeuer; 3 Eskadr., welche diesen Truppen in die linke Flanke fielen, brachten sie zum Weichen. Unterdessen aber hatte sich eine andere türkische Kolonne, ebenfalls mit einigen Bataillons regulärer Infanterie an der Spitze, etwa 15,000 Mann und 4 Kanonen, gegen den linken Flügel des russischen Lagers in Bewegung gesetzt, und bedrohte daselbst das Dorf Morasch, wo noch das Hospital von 600 Kranken und die Wagenburg des 7. Corps war. 3 Bat., welche hierauf aus dem Lager zur Vertheidigung des Dorfes abgeschickt wurden, vermochten nur mit bedeutendem Verlust den heftigen Anfällen der türkischen Infanterie so lange Widerstand zu leisten, bis noch andere 3 Bat. und 3 Eskadr. ihnen zu Hülfe kamen und den Feind in sein verschanztes Lager zurücktrieben. Der beabsichtigte Angriff gegen Rüdiger ward nun nicht mehr ausgeführt, und nur einige leichte Truppen beunruhigten seinen Marsch von Eskistambul. Er hatte nämlich schon früher erfahren, daß die Türken gegen ihn etwas zu unternehmen beabsichtigten, und beschloß darauf, sich über Czisliks, wo 2 russische Bataillone standen, näher an Morasch zu ziehen, woselbst er nach Beendigung des Gefechts anlangte. Die Russen verloren in dieser Nacht 7 Kanonen nebst 1500 Mann und fühlten die Nothwendigkeit, sich mehr zu koncentriren, weshalb auch der linke Flügel nahe an den rechten heranrückte und 6 der äußersten Redouten dieses Flügels aufgegeben wurden. Die Türken, durch diese Gefechte ermuthigt, beunruhigten fortan die Russen durch tägliche Neckereien, welche um so empfindlicher wurden, als die beständigen Anstrengungen Krankheiten erzeugten und die gänzliche Demoralisirung der Kavalerie herbeiführten, welche ihre Fourage 4 Meilen weit herbeischaffen mußte. In der Nacht vom 8. zum 9. September unternahmen die Türken abermals einen Ausfall, indem sie mit 8000 Mann einige Redouten des linken Flügels des Generals Rudsewitsch und mit 3000 Mann den äußersten linken Flügel der russischen Stellung angriffen. Durch ergebene Bulgaren war man indessen von diesem Angriff unterrichtet, und überall wurden die Türken mit Verlust zurückgeschlagen. Die Jahreszeit war nun schon so weit vorgerückt, daß an eine Einnahme S.'s nicht mehr gedacht werden konnte; dennoch war die Fortsetzung der Belagerung nothwendig, um die Aufmerksamkeit der Türken von Varna abzuziehen, dessen Fall man in Kurzem erwartete, und nach dessen Eroberung sich die ganze Macht der Russen gegen S. wenden konnte. Die Türken erkannten ihrerseits vollkommen die Wichtigkeit Varna's und waren thätig, dasselbe zu retten. Der Großwessir Selim entsandte von Adrianopel aus 20,000 Mann, und Hussein Pascha, der von S. aus schon einige 1000 Mann zur Verstärkung nach Silistria, welches vom General Roth belagert wurde, geschickt hatte, entsandte 14,000 Mann über Tschalikawak gegen Aidos, welche sich Mitte September mit den Truppen des Großwessirs zum Entsatz von Varna vereinigten und sich unter Omer Vrione bei Kurtepe verschanzten. Unter diesen Umständen erhielt Wittgenstein vom Kaiser den Befehl, alle nur zu entbehrenden Truppen gegen das Ersatzheer von Varna abzusenden. 2 Regimenter waren schon mit dem General Diebitsch dahin abgegangen, und jetzt wurde der Prinz Eugen noch mit einer schwachen Brigade der 19. Division dahin nachgeschickt. Bei so geschwächten Streitkräften mußte Wittgenstein sich nur defensiv verhalten, und zum Glück für ihn unternahm Hussein Pascha keine größeren Ausfälle. Nur am 2. Oktober rückten die Türken mit 4000 Mann Infanterie, 5000 Reitern und 14 Kanonen aus den Straßen von Silistria vor, um eine Uhlanenbrigade, welche die Truppen vor S. verstärken sollte, abzuschneiden. Wittgenstein dagegen schickte eine reitende Jägerdivision, 4 Bat. und 16 Geschütze

nach Kadikoi zur Aufnahme der Uhlanen ab und zwang durch diese Bewegung die Türken zum Rückzuge. Durch den Kampf bei Varna trat die Belagerung von S. immer mehr in den Hintergrund, und beide Theile sahen sich gewissermaßen als Zuschauer der Belagerung v. Varna an; zum wenigsten wurde weder von der einen, noch von der andern Seite etwas Namhaftes unternommen. Zwar langte am 11. Oktober das 6. Corps unter General Roth, welcher Silistria belagert hatte und vom 2. Corps im September abgelöst worden war, vor S. an; allein Wittgenstein konnte bei der vorgerückten Jahreszeit und dem Mangel an Fourage und Lebensmitteln keine entscheidenden Vortheile erwarten, und als er daher die Nachricht von dem Falle Varna's erhielt, beschloß er, die Blokade S.'s aufzuheben, deren Zweck in der letzten Zeit nur der gewesen war, die Belagerung von Varna gegen größere Unternehmungen Hussein Pascha's zu decken. Da dieser Zweck jetzt sein Ende erreicht hatte, überdies die Russen in ihrer vorgeschobenen Stellung für ihren Rücken besorgt seyn mußten, so marschirte Wittgenstein am 16. Oktober in 2 Kolonnen aus seinem Lager ab; Roth zog mit den Truppen des 6. Corps über Jenibazar nach Turkarnautlar in der Richtung auf Kozliza und übernahm später den Befehl aller in der Bulgarei zurückgebliebenen Truppen. General Rudsewitsch marschirte mit dem 3. Corps in der Richtung auf Silistria, dessen Belagerung diese Truppen decken sollten. Die Türken beunruhigten die ersten Marschtage der Russen gar nicht; als aber dieselben am 19. einen bedeutenden Paß bei dem Dorfe Aidocha zu passiren hatten, fielen die Türken mit 8000 Mann Reiterei auf die russische Arrièregarde, wurden jedoch, wenn auch nicht ohne Verlust, zurückgeschlagen, so daß das Corps seinen Marsch ungestört fortsetzen konnte, durch die eintretende Kälte aber großen Verlust erlitt. Am 10. November hob Wittgenstein die Belagerung von Silistria auf, und das 2. und 3. Corps ging auf das linke Donauufer, worauf ersterer sein Hauptquartier in Jassy nahm. In dem folgenden Feldzuge von 1829 verlor S. den Ruf seiner bedeutenden Wichtigkeit. Der Graf Diebitsch, welcher an Wittgensteins Stelle den Heerbefehl übernommen hatte, rückte im Juni mit der Hauptarmee über Coargu nach Madara, 2 Meilen östlich von S., vor und schnitt so den Großwessir Redschid Pascha, welcher bei Paravadi dem General Roth gegenüberstand, den Rückzug nach S. ab. Redschid Pascha suchte denselben zu erzwingen; die Schlacht von Kulewtscha am 11. Juni aber war für die Russen so entscheidend, daß das türkische Heer nach derselben vollkommen aufgelöst war, und Redschid Pascha nur mit einem kleinen Theil seines Heeres S. erreichte, welches sofort durch das 6. und 7. Corps (Roth und Rüdiger) blokirt wurde. Als jedoch nach der Uebergabe von Silistria am 1. Juli das Belagerungscorps unter Krassowski bei S. angelangt war, befahl der Graf Diebitsch demselben, das 6. und 7. Corps vor S. abzulösen, was auch am 14. und 15. Juli geschah. Es gelang anfänglich dem General Krassowski, welcher im Ganzen über 11,500 Mann und 5600 Pferde zu verfügen hatte und bald in Jenibazar, bald in Madara stand, den Großwessir über den Marsch des russischen Heeres vollkommen zu täuschen, denn als er davon Kenntniß erhielt und 9 reguläre Infanterieregimenter und 1000 Deli's unter Ibrahim und Mehemed Pascha aus seiner Festung entsendete, um die Uebergänge des Kamtschik zu vertheidigen, waren dieselben schon in den Händen der Russen; doch kamen diese Truppen noch zur rechten Zeit in Aidos, südlich von S., an, um hier am 24. Juli dem General Rüdiger einigen Widerstand zu leisten. Da das Glück die russischen Waffen in allen Unternehmungen begünstigte, so beschloß auch der General Krassowski, näher gegen S. zu rücken. Er verließ am 20. August sein Lager von Madara, nahm zwischen den Flüssen Straga und Boklubschi eine neue Stellung und begann in der Nacht vom 30. zum 31. die förmliche Belagerung, ohne daß aber ein ernsthafter Angriff auf die vorliegenden türkischen Schanzen unternommen worden wäre. Der am 11. September zu Adrianopel geschlossene Friede endigte hier die Feindseligkeiten, nachdem die Russen kurz vorher so glücklich gewesen waren, am 8. September 100 Fuhren mit Lebensmitteln und eine bedeutende Heerde Ochsen, welche von Tirnowo (an der Jantra) aus nach S. bestimmt worden waren, in ihre Gewalt zu bekommen.

Schumm (Kuznica), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Unterförsterei, Vorwerk, Schäferei, Mühle; 200 Einw.

Schumnu, böse Geister, s. Lamaismus.

Schums, s. v. a. Sums.

Schumschu, Insel, s. v. a. Sumschu.

Schunambu-Valli (Bot.), in Ostindien, s. v. a. blaue Klimme, Cissus glauca *L.*

Schunasira, Beiname des Indra (s. d.).

Schund, 1) die Theile des Leichnams eines todten Thieres, welche beim Abziehen des Felles abgefallen sind; — 2) s. Gerberei; — 3) das Schlechteste und Unbrauchbarste in seiner Art, besonders von Kaufmannswaaren, schlechten Büchern ꝛc.; — 4) der Unflath, der sich besonders in den Kloaken sammelt; daher Schundfeger, Schundkönig, Personen, welche die Kloaken reinigen.

Schundenius, Karl Heinrich, s. v. a. Dzondi.

Schunderfeld (Schonderfeld), bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Gemünden; 360 Einw.

Schundgrube, s. v. a. Mistgrube, Schleuße ꝛc.

Schuner, s. v. a. Schoner.

Schungar-Bazar, Distrikt, s. Sind.

Schung-tien-fu, Stadt, s. v. a. Peking.

Schung-tsung, 805—806 Kaiser von China (s. d.).

Schunibiten, s. Mohammedanische Sekten.

Schunk (Säugeth.), s. v. a. gemeines Iltis, Mustela putorius *L.*

Schunke (Biogr.), 1) **Gottfried**, berühmter Waldhornvirtuos, war der älteste Sohn des Bäckers S. zu Schkortleben bei Weißenfels an der Saale, und den 3. Jan. 1777 geboren, wurde anfangs von seinem Vater zur Bäckerei angehalten und kam erst in seinem 17. Jahre zum Stadtmusikus Wansleben zu Halle in die Lehre. Türk entdeckte bald sein eminentes Talent und förderte auf alle Weise seine Ausbildung. Im Jahre 1798 führte ihn ein Ruf als Waldhornist in das Orchester des Stadttheaters zu Magdeburg und 1800 nach Berlin, wo der Umgang mit dem großen Lebrun sehr vortheilhaft auf ihn wirkte. Im Jahre 1806 trat er in koburgische Dienste, machte 1807 seine erste große Reise, kam auf derselben nach Paris und trat mit dem glänzendsten Erfolge daselbst auf. Im Jahre 1809 wurde er mit seinem Bruder Michael in Kassel engagirt, und jetzt beginnt seine eigentliche Glanzperiode. Ein Beweis, zu welch hohem Ansehen diese beiden Brüder sich als Virtuosen auf ihrem Instrumente aufgeschwungen hatten, mag unter vielen andern Gunstbezeugungen auch darin gefunden werden, daß der König von Westphalen ihnen aus eigenem Antriebe einen doppelt so hohen Gehalt dekretiren und auszahlen ließ, als sie beim Engagement gefordert hatten. Besonders jedoch war es das Duettspiel, wodurch dieselben ein fast beispielloses Aufsehen erregten, und deshalb beschlossen sie auch damals schon, wo möglich für ihre Lebenszeit bei einander zu bleiben. Nach Auflösung des Königreichs Westphalen 1813, gingen sie 1814 nach London, wo sie sich längere Zeit aufhielten, obgleich ihnen der damalige Prinzregent, nachheriger König Georg IV., ein glänzendes Anerbieten gemacht hatte, wenn sie an seinen Hof nach Brigton gehen wollten. Nachdem sie von London aus noch mehre Provinzialstädte bereist hatten, kehrten sie wieder nach Deutschland zurück, besuchten ihre Familien in Kassel, begannen eine neue Wanderung durch die Schweiz und einen Theil von Frankreich und wurden endlich 1815 als Kammermusiker für ihre Lebenszeit in der Hofkapelle zu Stuttgart angestellt; doch wurde das Band, das die Beiden so innig mit einander verknüpfte, durch den baldigen Tod Michaels zerrissen. Gottfrieds spätere Reisen s. unter S. 7) und 8). — 2) **Michael**, jüngerer Bruder des Vorigen, war, wie schon erwähnt, ein eben so großer Meister, als jener; er war durch zufällige Veranlassung schon 1790 nach Frankreich gekommen und hatte dort ein vortheilhaftes Engagement gefunden. Im Jahre 1798 machte er eine Reise nach Deutschland, wurde dann zu Magdeburg und später in Kassel engagirt. Das Weitere s. unter S. 1). Er † zu Stuttgart 1821. — 3) **Andreas**, Bruder der Vorigen, ebenfalls Hornvirtuos, geboren 1778 und wie sein Bruder Gottfried von dem Stadtmusikus Wansleben zu Halle gebildet, stand seit 1812 als erster Solobläser in der Hofkapelle zu Berlin, bis er 1833 pensionirt wurde. — 4) **Christoph**, Bruder der Vorigen, ausgezeichneter Hornist, geboren 1796, ist großherzoglicher Kammermusikus und erster Hornist zu Karlsruhe. — 5) **Gotthilf**, Bruder der Vorigen, Hornvirtuos, geboren 1799, ist erster Waldhornist in der Hofkapelle zu Stockholm. Von diesen 5 Brüdern leisteten jedoch die beiden ersten, Gottfried und Michael, das Höchste und Schönste. — 6) **Karl**, vor der neuesten französischen Revolution königl. Hofpianist zu Paris und Ritter der Ehrenlegion, Sohn von S. 2), 1801 zu Magdeburg geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und wurde dann ein Schüler des berühmten Ries. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Klavierspielern und beliebtesten Komponisten der neuern Zeit und schrieb eine Menge Rondo's, Koncerte, Divertissements, Kapricen u. s. w. — 7) **Louis**, großer Klavierspieler und genialer Komponist, Sohn von S. 1), geboren zu Kassel 1810, erhielt schon in seinem 6. Jahre Klavierunterricht von seinem Vater und konnte sich schon in seinem 10. Jahre mit Koncerten von Mozart, Hummel &c. hören lassen. In seinem 11. Jahre machte er mit seinem Vater eine Kunstreise nach Darmstadt, Hannover, Leipzig &c. und erntete überall den allgemeinsten Beifall. Noch größere Triumphe feierte er 1824 auf einer Reise nach München, Wien u. s. w. Im Jahre 1828 führte ihn der Vater nach Paris, wo er sich in der Komposition noch mehr vervollkommnen wollte und auch als Virtuos die Vortheile genießen konnte, die ihm ein längerer Umgang mit den Meistern Kalkbrenner, Herz &c. gewähren mußte. Im August 1830 kehrte er nach Stuttgart zurück, ging dann 1½ Jahre später nach Wien, wo er in mehren Koncerten den glänzenden Ruf rechtfertigte, der ihm schon von Paris aus durch ganz Deutschland vorangeeilt war. Von Wien ging er über Prag und Dresden 1833 nach Leipzig, gründete hier mit Robert Schumann (s. d.) die „Neue Zeitschrift für Musik", gab Koncerte, Unterricht, komponirte viel und bereitete sich so auf jede Weise eine glänzende Zukunft vor. Doch † er schon am 7. December 1834. Er komponirte mehre Sonaten, Kapricen, Rondo's, ein Paar Hefte Variationen, ein Divertissement, 2 vierhändige Piecen u. s. w. — 8) **Ernst**, zweiter Sohn von S. 1), geboren zu Kassel am 6. Mai 1812, ist Hornvirtuos und seit 1828 neben seinem Vater als erster Hornist an der Hofkapelle zu Stuttgart angestellt, machte, wie sein Bruder Louis, mit seinem Vater in der Jugend mehre Kunstreisen und erwarb sich die lauteste Bewunderung. Von den 7 Geschwistern Ernsts widmeten sich noch 3 ausschließlich der Musik und zwar **Emilie**, geb. 1820, dem Klavier; **Adolf**, geb. zu Stuttgart 1821, dem Violoncell, und **Hugo**, geb. zu Stuttgart 1823, der Violine. — 9) **Karl S.**, königlicher Kammermusikus und erster Waldhornist an der Hofkapelle zu Berlin, Sohn und Schüler von Andreas S., zu Berlin 1811 geboren. Er gehört zu den größten Hornvirtuosen Deutschlands und hat auf verschiedenen Reisen durch Deutschland überall den ehrendsten Beifall gefunden.

Schunkern (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Pr. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. **Gumbinnen**; 130 Einw.; — 2) (**Groß-S.**), daselbst, Kr. **Insterburg**; 350 E.; — 3) (**Klein-S.**), daselbst; über 100 Einw.

Schunkinfu, Stadt, s. Setschuen.

Schunpin, Khanat u. Stadt, s. v. a. Uschi.

Schunschi, der erste Kaiser von China aus der Dynastie der Mandschu, 1637 geboren, regierte 1644—61; s. China (Gesch.).

Schuntat, hohes asiat. Gebirg in China.

Schuntefu, asiat. Stadt, China, Prov. Petscheli.

Schunter, braunschweig. Fluß, entspringt am Elmsberg und mündet nach einem Lauf von 8 Meilen in die Ocker.

Schunti (Biogr.), chinesische Kaiser: 1) seit 125; — 2) regierte 479; — 3) (Togon Temur Ucha-gatu-Khan), regierte von 1332—68; s. China (Gesch.).

Schun-tien-fu, s. v. a. Peking.

Schuntschi, s. v. a. Schunschi.

Schunu (Staatsw.), s. Habesch.

Schunyaouyu, chines. Kaiser, s. v. a. Yao.

Schuols (Schulz), Dorf, s. v. a. Schuls.

Schupanek (Xupanek, Schupalnik), ungar. Dorf, temesvarer Banat, walach.-illyr. Grenzregiments-Bezirk, bei Alt-Orsova; Hauptmanns-Station, Kontumazanstalt, Dreißigstamt, Infanterie- und Kavalerie-Kaserne; 46 Häuser.

Schupati (Säugeth.), s. v. a. aschgraue Beutelratte, Didelphys cinerea *Temm.*

Schupbach (Schuppach), nassau. Pfarrdorf, Amt Runkel; Marmormühlen, Eisenhütte; 590 Einw.

Schupeleutz, österreich.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Rann; 170 Einw.

Schupertolz, österreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Drosendorf, unweit der deutschen Thaya; über 100 Einw.

Schupf (Schüpf), bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Hersbruck; Mühle; 150 E.

Schupfart, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Aargau, Bez. Rheinfelden; 430 Einw.

Schupflehn (Falllehn, Herrengunst, Leibgedingsgüter), im Schwäbischen und den angrenzenden Territorien ein bäuerliches Gut oder Grundstück, welches der Inhaber gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes auf Lebenszeit besaß und oft auch noch auf seine ihn überlebende Gattin vererben, aber weder in Afterpacht geben, noch veräußern, noch verpfänden, noch weiter vererben durfte. Außer den mit Grundbesitz überhaupt verknüpften öffentlichen Lasten hatte der Inhaber eines solchen leibfälligen Gutes jährlich eine geringe Abgabe an Geld oder Naturalien an den Gutsherrn zu entrichten oder gewisse Dienstleistungen auf sich zu nehmen. Eine königliche Verordnung vom 18. November 1817 hob diese Falllehne im Würtembergischen auf und erklärte jedes bis dahin leibfällige Gut für ein in der Nachkommenschaft des bisherigen Inhabers erbliches.

Schupp (Schuppius), Johann Balthasar, ein um die Volksbildung verdienter Theolog, wurde 1610 in Gießen geboren, machte solche Fortschritte in seinen Studien, daß er schon in seinem 15. Jahre auf die Universität Marburg gehen konnte, um sich der Theologie und Philosophie zu widmen. In seinem 18. Jahre reiste er durch das nördliche Deutschland, Livland, Litthauen und Polen, begab sich über Kopenhagen nach Greifswald und von da nach Rostock, wo er Magister wurde und Vorlesungen eröffnete. Die Belagerung der Stadt durch die Schweden unterbrach jedoch seine Lehrthätigkeit und bestimmte ihn, in Marburg als Privatdocent aufzutreten. Auch von da durch die 1632 ausbrechende Pest vertrieben, reiste er als Begleiter eines jungen hessischen Edelmanns nach Holland, wo er mit berühmten Gelehrten (Gerh. Joh. Voß, Salmasius u. A.) in freundschaftliche Verbindung trat. Nach Marburg zurückgekehrt, erhielt er 1635 die Professur der Geschichte, wurde Doktor der Theologie und Prediger an der Elisabethkirche. Im Jahre 1646 wurde er von dem Landgrafen Johann von Hessen-Braubach zum Hofprediger, Konsistorialrath und Inspektor der Kirchen und Schulen ernannt. S. folgte dem Rufe des Landgrafen und wohnte in seinem Auftrag dem Friedenskongreß in Münster bei, wo er am 15. Oktober 1648 die Friedenspredigt hielt. Als ihm hierauf von Augsburg und Hamburg aus ehrenvolle Anerbietungen gemacht wurden, entschied er sich für Hamburg, wo er 1649 sein Predigeramt an der St. Jakobskirche antrat und bis zu seinem im Jahre 1661 erfolgten Tod segensreich wirkte. Zelotische Amtsbrüder verbitterten dem aufgeklärten Mann leider manchen Augenblick. Seine in lateinischer Sprache verfaßten Aufsätze gab S. vereinigt unter dem Titel: „Volumen orationum“, Marb. 1642, 4., heraus. Wichtiger sind seine kleineren, deutschen Schriften, in welchen er mit treffendem Witz die Vorurtheile seiner Zeitgenossen bekämpfte. Sie erschienen nach seinem Tode gesammelt unter dem Titel: J. B. Schuppii lehrreiche Schriften, Hanau 1663; 5. Aufl., Frankf. 1719.

Schupp (schwed., Säugeth.), s. v. a. Waschbär, Procyon Lotor *Storr.*

Schuppanzigh, Ignaz, zuletzt Musikdirektor am kaiserl. königl. Hofoperntheater zu Wien, ward 1776 zu Wien geboren, bildete sich in der Folge zu einem tüchtigen Violinisten und Orchesterdirigenten, stand eine Zeit lang in Diensten des russischen Botschafters, Fürsten von Rasumowsky, bildete in dessen Kammermusik ein Streichquartett, das durch die meisterhafte Ausführung der beethovenschen Quartetten eine universelle Berühmtheit erlangte, machte nach Auflösung dieser kleinen Kapelle mehrjährige Reisen durch Norddeutschland, Polen und Rußland, wo er überall die ehrenvollste Aufnahme fand und kehrte dann wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er 1824 an der kais. kön. Hofkapelle angestellt wurde und 4 Jahre später zum Musikdirektor avancirte, jedoch schon den 2. März 1830 †. Komponirt hat er wenig; zu seinen Schülern gehört der berühmte Mayseder.

Schuppe (bot. Term.), s. v. a. Squama. — **Schuppenförmig**, s. v. a. Squamiformis. — **Schuppenlos**, s. v. a. Esquamatus, Esquamosus. — **Schuppentragend**, s. v. a. Squa-

miger. — **Schuppig**, s. v. a. Squamatus, Squamosus.

Schuppe, Orden von der, della scama, von König Don Juan II. von Kastilien 1427 gestifteter, im Anfang des 16. Jahrhunderts erloschener Orden. Zeichen: ein rothes Schuppenkreuz auf weißem Rock und Mantel.

Schuppen, 1) (zool. Term.), s. v. a. Squamae (s. d.). — Ueber die Fischschuppen vergl. Ichthyologie, S. 376; — 2) (Med.), Ablösen der Epidermis in Schuppenform, bei verschiedenen Hautkrankheiten, bei Grindkopf ꝛc.; — 3) Splitter, die sich vom Horne ablösen.

Schuppen (Hausw.), Behältniß für Brennmaterialien, Wagen ꝛc.

Schuppen (Biogr.), 1) **Peter van**, Kupferstecher, le petit Nanteuil genannt, geb. zu Antwerpen 1628, war in Paris Schüler von R. Nanteuil, arbeitete dann in Antwerpen, bis ihn der Minister Colbert nach Frankreich berief. Obgleich Edelinks Ruhm seine Verdienste verdunkelte, muß er doch zu den besten Künstlern seines Faches gezählt werden, da er nicht allein den Grabstichel mit Meisterschaft führte, sondern auch in der Zeichnung sehr geübt war, wie mehre Porträte beweisen, die er nach dem Leben gezeichnet hatte. Die Bildnisse Ludwigs XIV. Nro. 3, Louis' de Condé Nro. 9, des Kanzlers Seguier, des Kurfürsten Maximilian von Köln, des Staatsraths Cl. Bazin, der Maler E. de Sueur und F. van der Meulen, des Kardinals Mazarin, der Mutter Angelique Arnauld und einiger anderer Personen, gehören nebst den heiligen Familien und dem St. Sebastian zu den vorzüglichsten Blättern des Meisters. — 2) **Jakob van**, Maler, Sohn des Vorigen, 1669 zu Antwerpen (nach Andern zu Paris 1670) geboren, von N. Largillière unterrichtet, widmete sich vornehmlich der Porträtmalerei. Seine Altarbilder bestehen nur in einzelnen Figuren, wie die Heiligen Bartholomäus und Judas Thaddäus in der Frauenkapelle zu Herrenals in Wien. Hier übte S. auf die Kunst einen bedeutenden Einfluß, indem er unter Mitwirkung des General-Baudirektors Grafen Gundacker von Althan der von Karl VI. 1726 wiederhergestellten Akademie eine zweckmäßigere Einrichtung gab und sie zu größerem Flore brachte. S. war Direktor dieser Anstalt und verblieb es bis an seinem 1751 in Wien erfolgten Tod. In der Sammlung der Akademie ist von ihm das lebensgroße Bildniß Kaiser Karls VI. bis auf den Kopf gemalt, welcher von Gottfried Auerbach herrührt. Gegenwärtig sieht man in der Gallerie des Belvedere das von S. gemalte Bildniß des Schlachtenmalers Ignaz Parrocel, und dann das eines in einem mit Pelz ausgeschlagenen Schlafrock am Tische schreibenden Mannes, wahrscheinlich Thomas de Grangers, da man auf einem Briefe die Adresse an diesen liest. In der Gallerie zu Dresden ist das von ihm gemalte Bildniß des Prinzen Friedrich Ludwig von Würtemberg. Im Johanneum zu Grätz sind zwei seiner Hauptbilder, die Porträte Karls VI. und seiner Gemahlin Elisabeth. E. Desrochers stach das Bildniß dieses Kaisers, Picart jenes des Prinzen Eugen, und neben Surugue, Kaufmann, Giffart stach besonders Jakob van S. mehre der von ihm gemalten Porträte. Kaufmann hat auch ein Paar Genrebilder in Kupfer gebracht, La Couturiere und La Couisiniere, Fol.

Schuppenapfel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Anona *L.*

Schuppenauge (Krustac.), Krebsart, s. v. a. Albunea symnista *Latr.*

Schuppenaussatz, s. Aussatz.

Schuppenbänder, s. v. a. Sturmbänder.

Schuppenbaum (foss. Bot.), s. v. a. Lepidodendron (s. d.).

Schuppenbein (Anat.), der schuppenförmige Theil des Schläfebeins, s. Schädelknochen.

Schuppenblätterpilz (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Pholiota *Fr.*

Schuppenblatt (foss. Bot.), s. v. a. Lepidophyllum (s. d.).

Schuppenbrale (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Zamia *L.*

Schuppenbrege (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Cheilanthes *Sw.*

Schuppeneibe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Dacrydium *Banks.*

Schuppeneidechsen (Amphib.), s. v. a. die Saurierfamilie der Squamata, s. d. u. Sauria.

Schuppenfarrn (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Cheilanthes *Sw.*

Schuppenfedern, s. Federn.

Schuppenflechte, 1) (Bot.), Flechtengattung, s. v. a. Cetraria *Ach.*; — 2) (Med.), s. v. a. Psoriasis.

Schuppenflosser (Ichthyol.), s. v. a. die Brustflosserfamilie der Squamipennes, s. d., Percoidei und Thoracici.

Schuppenfuß (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Lepidotus *Cuv.*

Schuppengras (Bot.), Grasgatt., s. v. a. Ischaemum *L.*

Schuppenholothurie (Zoophyt.), Echinodermengattung, s. v. a. Psolus *Oken.*

Schuppenigel (Zoophyt.), Seeigelgattung, s. v. a. Scutella *Lam.*

Schuppenkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Hoplia *Illig.*

Schuppenköpfe (Amphib.), nach Oken, 1) Abtheilung der Täfelschlangen mit Kopfschuppen: a) S. ohne Backenlöcher (Pelias, Vipera, Cerastes), — b) S. mit Backenlöchern (Trigonocephalus, Lachesis); — 2) Abtheilung der Schienenschlangen: a) S. ohne Klapper (Echis, Scytale, Cenchris), — b) S. mit Schwanzklapper (Crotalus, Caudisona); — 3) Abtheilung der Schieneneidechsen (Heloderma, Monitor, Polydaedalus).

Schuppenkohle, Art von Pechkohle mit schaliger Absonderung.

Schuppenmuschel (Mollusk.), s. v. a. Riesenmuschel, Tridacna Gigas *Lam.*

Schuppennaht, s. Kopfnähte.

Schuppenorden, s. Schuppe, Orden von der.

Schuppenpanzer, s. Panzer.

Schuppenpolyp (Zoophyt.), s. v. a. Coryna *Ehrenb.*

Schuppenpreußel (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Epacris *Cav.*

Schuppenqualle (Zoophyt.), Quallengattung, s. v. a. Stephanomia.

Schuppenquappen (Ichthyol.), nach Oken, Sippschaft der Walzenfische (Gadus, Echeneis), s. Gadini und Echeneidä.

Schuppenregister (Jagdw.), s. Thiergarten.

Schuppenschild (Amphib.), s. v. a. Karettschildkröte, Caretta *Merr.*

Schuppenschlange (Amphib.), Schlangengattung, s. v. a. Blindauge, Typhlops *Schneid.*

Schuppenschlangen (Amph.), nach Oken, die 1. Zunft der Schlangen, vgl. Ophidii.

Schuppenschnitt (Herald.), s. v. a. Hohlkerbiger Schnitt, s. Geschuppt.

Schuppenschrift, s. Schriftarten.

Schuppenspanner (Entom.), Spannerart, Acidalia hexapterata *Fabr.* Eine kleine Spannmotte, mit weißlichgrauen Flügeln und 3 gelblichen gewässerten Querbändern, nebst einem schwärzlichen Mittelstreifen, worauf ein ganz schwarzer Flecken dicht am vordern Rande; die Hinterflügel sind grau, mit einer weißlichen ausgezackten Querbinde; unten haben alle einen schwarzen Dupfen in der Mitte. Das Sonderbarste bei dieser Motte ist, daß oben auf den Hinterflügeln, nahe an der Wurzel, ein eiförmiges Anhängsel steht, wie ein kleiner Flügel, in der Ruhe zusammengeschlagen, im Flug aber ebenfalls ausgebreitet, und zwar bei beiden Geschlechtern. Sie entstehen aus blaßgrünen und weißgestreiften Stockspannern mit gespaltenem Kopf, welche im August auf den Kopfweiden leben und nur 5 Paar Füße haben. Sie verpuppen sich im August unter der Erde und fliegen im Juni aus. De Geer II, S. 338, T. 9, Fig. 6—9.

Schuppenstäubling (Bot.), 1) Pilzgatt., s. v. a. Didymium *Schrad.*; — 2) Pilzgattung, s. v. a. Physarum *Pers.*

Schuppenstäublinge (Bot.), s. v. a. Physarei *Fr.*

Schuppenstreubelwurz (Bot.), s. v. a. Lathraea squamaria *L.*

Schuppentanne (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Araucaria *Juss.*

Schuppentheil des Schläfebeins, s. Schädelknochen.

Schuppenthier (Säugeth.), Säugethiergattung, s. v. a. Manis *L.*

Schuppenthierchen, 1) (Zoophyt.), Infusoriengattung, s. v. a. Lepadella *Borg.*; — 2) (Entom.), s. v. a. Zuckergast, Lepisma saccharina *L.*

Schuppenwürmer (Ringelth.), nach Oken, Sippschaft der Fußwürmer mit den Gattungen Polynoë, Eumolpe und Aphrodite.

Schuppenwurm (Annelid.), Würmergattung, s. v. a. Eumolpe *Oken.*

Schuppenwurzel (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Lathraea *L.*; — 2) s. v. a. Radix Dentariae; s. Plumbago europaea *L.*

Schuppenzapfen (foss. Bot.), s. v. a. Lepidostrobus (s. d.).

Schupper, in der Gaunersprache eine Art der Diebe.

Schuppig, s. Gestreift.

Schuppig-blätteriges Nadeleisenerz (Min.), s. v. a. Pyrosiderit oder Rubinglimmer (s. d.).

Schuppiger Aussatz, s. Aussatz.

Schuppiger Eisenglanz (Miner.), s. v. a. Eisenglimmer; s. Rotheisenerz 1) a) β).

Schuppiger Rotheisenstein (Min.), s. v. a. Rotheisenrahm; s. Rotheisenerz 1) b) β).

Schuppiger Thon (Min.), nach Karsten, s. v. a. Nakrit oder Scarbroit (s. d.).

Schuppig-faseriges Nadeleisenerz (Mineral.), s. v. a. Lepidokrokit (s. d.).

Schuppinnen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 140 Einw.; — 2) das., Kr. Insterburg; 100 Einw.; — 3) daselbst, Kr. Ragnit; 260 Einw.; — 4) das.; 160 Ew.

Schuppsente (Ornith.), s. v. a. Kriekente, Anas crecca *L.*; s. Ente.

Schur, 1) die Handlung des Scheerens, besonders — 2) s. v. a. Schafschur; vgl. Schafzucht.

Schur (hebr.), s. v. a. Ode, s. Psalm.

Schur (bibl. Geogr.), s. v. a. Sur.

Schura, würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Tuttlingen; Ziegelhütte; 530 Einw.

Schurek, s. Hebräische Sprache.

Schurersprache, s. v. a. Kochemersprache.

Schurerud, Fluß in Persien.

Schurf (Bergb.), 1) die Grube, welche der Schürfer in die Erde macht, um Erzgänge zu entdecken. Geschieht die Arbeit so, daß die Grube in bedeutende Tiefe geht, so wird sie Schurfschacht genannt, wird sie aber bloß durch die oberen Erdschichten gegraben, so nennt man die Arbeit Schurfwerfen; mitunter bedient man sich bei der Schurfarbeit des Bergbohrers. — 2) Die Erde und das Gerölle, womit ein Steinlager bedeckt ist; — 3) die sehr rauhe und grindige Rinde an Bäumen, durch Moos und Flechten entstehend; — 4) (Gärtn.), s. v. a. Aussatz.

Schurfen, 1) (Bergb.), s. v. a. Schürfen u. Zusammensetzung; — 2) (Pferdew.), Pferde, die ihre alten Zähne immer behalten.

Schurffeld, der Theil einer Umgegend, welchen man Demjenigen einräumt, der durch Schürfen zuerst einen Erzgang findet.

Schurfgeld, der Vorschuß, den die landesherrliche Schurfgelderkasse Denen leistet, die es beglaubigen, daß sie nach neuen Silbergängen schürfen oder auch in einer Grube suchen.

Schurfhobel, s. Hobel.

Schurfschacht, s. Schürfschacht.

Schurfstollen, ein Stollen, der getrieben wird, um einen schon gefundenen Gang nach seiner weiteren Bauwürdigkeit zu beurtheilen.

Schurfzettel, s. Freischürfen.

Schurgasse, s. Abtreiben.

Schurgast (Geogr.), preuß. Orte: 1) Städtchen, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg, am rechten Ufer der Neisse; 4 Jahrmärkte; 520 Einw.; — 2) Dorf das.; Schloß; 300 Einw.

Schurhaken, s. Schürhaken.

Schuria (ind. Myth.), s. v. a. Surya.

Schuriasawarnen (ind. Myth.), Sohn der Sonne und der Sayeney, Bruder des Waiwassuden, führt als Einsiedler ein stilles büßendes Leben, bis er als Herrscher des 8. Menwantara den Thron besteigen wird.

Schuricht, Johann Friedrich od. Karl Friedrich, Zeichner und Architekt, geboren zu Dresden 1753, arbeitete in seiner Jugend als Maurer und besuchte nur in den Winterstunden die Zeichnungsschule von Fechelm. Später machte er bei Krubsacius einen Kursus der Architektur durch, zeichnete aber im Modellsaale zugleich nach dem Leben, so wie in den königlichen Sammlungen nach den vorhandenen Antiken. Auf solche Weise tüchtig vorbereitet, ging er mit dem russischen Gesandten, Fürsten Belofelsky, nach Paris und London, und nach seiner 1777 erfolgten Rückkehr wurde er Pensionär der Akademie zu Dresden. Als solcher fertigte er mehre Pläne für sächsische Herrschaften, besonders im leipziger Kreise und im Erzgebirge. Zugleich arbeitete er an Hirschfelds „Theorie der Gartenkunst". Im Jahre 1782 wurde er Hofkondukteur und 1786 nahm ihn der bayerische Gesandte, Graf von Schall, mit sich nach Italien, wo der Künstler zahlreiche Studien machte. Er zeichnete im Museum zu Neapel die aus Herkulanum und Pompeji zu Tage geförderten Alterthümer, dann in Pompeji die architektonischen Ueberreste und in Pästum die merkwürdigen Bauten aus dem griechischen Alterthume, studirte dann in Rom und der Umgebung die merkwürdigsten älteren und neueren Bauwerke, und setzte dies auch in anderen italien. Städten fort. Nach der 1787 erfolgten Ankunft im Vaterlande wurde S. von allen Seiten beschäftigt, indem seine Pläne als höchst geschmackvolle Nachahmungen klassischer Muster galten. Dann fertigte er auch viele landschaftliche Zeichnungen in Sapia, die mit architektonischen Monumenten geziert sind und zu den schönsten Arbeiten dieser Art gezählt wurden. In Grohmanns „Ideenmagazin für Gärten und englische Anlagen", und in Racknitz' „Geschichte des Geschmacks" sind mehre seiner Zeichnungen gestochen. S. war zuletzt Ober-Landbaumeister in Dresden und † 1815.

Schurig, Karl Wilhelm, Historienmaler, geboren zu Leipzig 1818, besuchte die Akademie in Dresden. Sein erstes größeres Gemälde, welches er ausstellte, schildert den Kaiser Albert I., wie er die schweizer Abgesandten zurückweist, welche um Milderung der Abgaben bitten, ein meisterhaft behandeltes Bild, charakteristisch in allen Theilen. Ein späteres, und eines der neuesten Bilder stellt Siegfried und Chriemhilde dar.

Schur-Kadak (Geogr.), 1) asiat. Ort, Bucharei, nordwestlich von Balkh; — 2) Ort daselbst, Steppe der Kirgisen, im Norden des Aralsees.

Schurke, ein schlechter, niederträchtiger Mensch.

Schurkenthal (Schurkudou), österreich.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Oberlichtenwald; über 100 Einw.

Schurknecht, s. v. a. Schürknecht.

Schurl, asiat.-türk. Ort, Syrien, südlich von Antakia.

Schurloch, s. v. a. Schürloch.

Schurman (Biogr.), 1) Anna Maria von, eine gelehrte und kunstreiche Dame, wurde 1607 zu Köln geb., kam aber in jungen Jahren nach Utrecht, wohin sich ihre Aeltern der Religion wegen begeben hatten. Sie sprach und schrieb die lateinische, griechische, französische, italienische, spanische und holländische Sprache, und hatte selbst im Hebräischen und Chaldäischen ungewöhnliche Kenntnisse. Viele Gelehrte standen mit ihr in Briefwechsel. Einem Jesuiten soll sie einmal den Angstschweiß ausgetrieben haben, so daß man ihr einen Spiritus familiaris zumuthete. Königinnen und andere hohe Personen besuchten dieses Wunderkind. Dann war sie eine ausgezeichnete Schönschreiberin, in der Malerei, in der Plastik und in der Kupferstecherkunst erfahren. Auf der Laute und im Klavierspiel suchte sie ebenfalls ihres Gleichen. Seit 1650 war sie eine Verehrerin Labadie's, nahm die Labadisten in Schutz, indem sie denselben einen Zufluchtsort bei der Aebtissin Elisabeth von Heervorden verschaffte, wurde deshalb zum Verlassen Hollands genöthigt und begab sich nun nach Altona, welches dadurch das Asyl der Labadisten ward. Nach dem Ableben Labadie's ging die S. nach Friesland und † 1678 zu Wiewerden. Schrieb: *Ευκληρία*, oder Melioris sortis electio, 1673, Amsterd. 1684, 2 2 Bde., Dessau 1782; — Opuscula, Utr. 1652, Leipzig 1794. — 2) Philippine Elisabeth Cäsarea, Gattin des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen in morganatischer Ehe; s. Anton II.

Schurminsk, Ort, s. Urshum.

Schurow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; Holzwärterei; 200 Einw.

Schurre (Bot.), s. v. a. Rhinanthus crista galli.

Schursotte (Entom.), s. v. a. gemeine Wasserjungfer, Libellula vulgata *L.*

Schurte, Fluß, s. v. a. Schorte.

Schurwald (auch Schlichter-Wald genannt), waldige Hochebene in Würtemberg, in den Oberämtern Kannstatt, Waiblingen und Schorndorf, zwischen dem Rems- und Filsthal, ein Theil des Welzheimer-Waldes, der von Osten nach Westen läuft. Auf ihm liegen die Orte Schanbach, Lobenroth, Schlichten &c., und seine Schlußberge sind der Kappelberg bei Fellbach und der Rotheberg bei Untertürkheim. Bei Buchenbronn ist er 1429' hoch. Die Bewohner

sind den Schwarzwäldern in Sitte und Kleidung ähnlich.

Schurwolle, s. Wolle.

Schurz (in verschied. Bed.), 1) im Bergbau hauptsächlich bei Treibschachten die Kette über der Sturzbühne, womit die Tonnen gefangen und umgestürzt werden; — 2) jede Kette in der Kunststange; — 3) die Kette, womit man mehre Stücke Holz zusammenrädert, wenn man sie aus der Grube ziehen will; — 4) die Kette vor dem Brennofen, in welche man Krücke und Bock legt; — 5) die Kette, welche man beim Vereinigen und Einzapfen der Schlösser der Kunststangen braucht; — 6) am Dache eines Salzkothen der untere, mit Stroh dicker belegte und mit einem Brete verwahrte Theil; — 7) s. v. a. Schlotmantel; — 8) s. v. a. Schurzfell; — 9) das lange Tuch oder Fell, welches früher und jetzt noch in Ländern, wo die Menschen nackend gehen, um den mittleren Theil des Leibes binden, so daß es die Schamtheile und den Leib bedeckt; — 10) ehemals der lang herabhängende, mehrfach eingeschnittene, den Körper ganz umgebende Saum des Panzerhemdes; — 11) (Maschinenw.), s. v. a. Heinzenseil; — 12) ein Haufen Schweine von gleichem Alter.

Schurz (Geogr.), österreich.-böhm. Orte: 1) (Zirec), Allodialherrschaft, Kr. Königgrätz; umfaßt 10,420 J. 567 □Kl. Areal und hat mit dem Gute Döberney 8200 Einw.; — 2) Marktflecken daselbst; Schloß, Mühle, Jahr- und Wochenmärkte; 310 Einw.; brannte 1825 zum Theil ab; — 3) (Alt-S., Schürzdorf, Schirzdorf), Dorf das., dicht an der Stadt S., mit welcher es ein Dreieck bildet, an dessen Spitze das Schloß steht; 360 Einw.

Schurz (Biogr.), Karl, der Befreier des Dichters Gottfried Kinkel (s. d.) aus dem Zuchthause zu Spandau. Vor der Märzrevolution von 1848 Student der Philologie und Geschichte in Bonn, seinem Geburtsorte, gehörte S. schon damals zu den ausgezeichneten Schülern Kinkels. Nüchtern und mäßig in seinem Leben — er trank keinen Wein und hatte wenig oder gar keinen Sinn für die gewöhnlichen Vergnügungen der Universitätsjugend — nur allein seinen Studien hingegeben, war er einer der begeistertsten Zuhörer seines Lehrers und Freundes, mit dem er geistig auf gleichem Boden der Bildung und der Weltanschauung stand. Der März des Jahres 1848 warf ihn mit Kinkel in dieselbe Bewegung. Wie dieser betheiligte er sich an dem Zeughaussturme zu Siegburg und ging in Folge davon flüchtig in die Pfalz und dann nach Baden, wohin ihm bald darauf Kinkel folgte. Hier war er, während Kinkel als gemeiner Wehrmann eintrat, Adjutant im Stabe Tiedemanns und befand sich nach der Katastrophe von Rastatt unter den Meistgravirten in den Kasematten der Festung. Seine Verurtheilung war gewiß, und er entging dem Standrechtstode nur durch eine kühne Flucht, die er mit einigen Schicksalsgenossen durch einen unterirdischen Gang der Festung bewerkstelligte, den sie zum Theil mit bloßen Händen selbst erweitert hatten. S. entkam glücklich in die Schweiz. Kaum dort angelangt, war sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, Kinkel, von dessen schrecklichem Schicksal ihn die öffentlichen Blätter unterrichteten, zu befreien. Die Mittel dazu waren kaum in seinen Händen, als er auch schon ans Werk ging. Die ersten Pläne waren auf Naugardt berechnet; sie scheiterten durch Kinkels Abführung nach dem Zuchthause von Spandau. Ueber die Befreiungsversuche, welche auf dem Transport Kinkels von Köln nach Spandau Statt gefunden haben sollen, schwebt noch ein Dunkel. S. sah ein, daß Alles an Alles gesetzt werden müsse, und er war dazu entschlossen. Er ging selbst nach Spandau. Der dem Standrecht verfallene Flüchtling wagte sich in die Löwenhöhle. Verkleidet weilte er dort Wochen und Monate, stets in Gefahr, erkannt und verrathen zu werden. Bei der ersten Probe zur Ausführung seines Unternehmens hatte er das Unglück, zu stürzen und sich schwer zu verletzen. Man glaubte, er habe das Bein gebrochen; es war nur verrenkt, aber er lag Wochen lang darnieder. Kaum genesen, begann er von Neuem sein Werk. Von ehemaligen Studenten entdeckt, floh er, kehrte in neuer Verkleidung wieder, erschöpfte alle Möglichkeiten, bis es in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1850 gelang. Seine bewunderungswürdige Umsicht und Ausdauer, sein Muth und seine Verachtung jeder persönlichen Gefahr sichern ihm auch die Achtung in den Augen Derjenigen, welche der Parteizwist noch nicht so weit verblendet hat, um nicht aufopfernde Freundschaft dieser Art als eine Seltenheit zu bewundern. Selbst das Opfer mußte gebracht werden, seine Aeltern in völliger Ungewißheit über sein Schicksal und seinen Aufenthalt zu lassen. Anfangs December landeten die Geretteten nach stürmischer Fahrt glücklich in Edinburgh. Kinkel selbst schrieb nach seiner Rettung: daß die letzten Wochen und Tage seiner Haft, die er schwebend zwischen den 3 Aussichten: „noch engere unrettbar zerstörende Haft, gewaltsamer Tod und Befreiung“ verlebt, die entsetzlichsten seines Lebens gewesen, und daß er sich nur an dem Muth und der Hingebung dieses treuesten Freundes aufrecht zu erhalten vermocht habe. Einige Data über die Art, wie Kinkels Flucht bewerkstelligt ward, theilte die Rhein.-Westphäl. Zeitung mit, welche auch Aufklärung darüber geben, wie es Kinkel ohne goldenen (Nach-) Schlüssel möglich war, das Gefängniß zu verlassen. S. hatte schon einige Wochen vor der Flucht Gelegenheit gehabt, durch Verkleidung die Wachsamkeit der auf ihn vigilirenden Behörden zu täuschen und als Orgeldreher verkleidet in Spandau herumzulaufen, auch sich auf diese Weise ohne Verdacht dem Fenster Kinkels zu nähern. Dort sang er ein Lied, das Kinkel gedichtet und dessen Frau komponirt hatte; als er dasselbe am folgenden Tage wiederholte, fiel ein Stückchen Kalk aus Kinkels Fenster vor seine Füße. Den darauf folgenden Tag fielen 2 Stückchen Kalk vor ihn, und war dies ein Zeichen, daß Kinkel wußte, daß Freunde seiner warteten. Nach einigen Tagen Pause sang S. wieder, und nun wurde ein Bindfaden zum Fenster heruntergelassen, an welchen S. schnell ein Briefchen, in

einen Federkiel gerollt, band, durch welches er ihm mittheilte, daß noch nicht Alles zur Flucht bereit sey und er noch einige Zeit sich gedulden solle. Auf gleiche Weise erhielt Kinkel eine Laubsäge (Stahlfedersäge), um damit die Gitter seines Fensters zu durchsägen, und eine Strickleiter. Endlich kam der Tag der Befreiung; schon war Kinkel bis in den Festungsgraben gekommen, als ihm seine Kräfte versagten; aber S. war auch hier zur rechten Zeit gegenwärtig, um Kinkel aus dem Schlamme des Grabens fortzuhelfen. Bemerkenswerth ist noch die Taktik der veröffentlichten Briefe, die Kinkel im Hochgebirge Mährens und Böhmens erscheinen ließ, während er noch an der Küste der Ostsee des zaudernden Schiffes harrte. Bald nach Kinkels Flucht erzählte man sich allgemein, daß Kinkel über Mecklenburg, und zwar über Rostock, nach England entkommen, und bezeichnete gleichzeitig diejenigen Personen, welche ihm bei seiner Flucht behülflich gewesen seyen. Inzwischen waren auch von der preußischen Regierung Mittheilungen an die strelitzische geschehen, welche dieses Gerücht zu einem wirklichen Faktum machten, und deren Folge eine unverzügliche Untersuchung gegen mehre strelitzische Demokraten war. Nach diesen Mittheilungen sollte Kinkel unter Mithülfe strelitzischer Unterthanen, wie es hieß, sogar eines großherzoglichen Beamten in Alt-Strelitz, verborgen gehalten und von da über Neubrandenburg und Teterow nach Rostock gebracht worden seyn. Dem Anschein nach waren zugleich diejenigen Personen namhaft gemacht, auf welchen der Verdacht ruhte, Kinkel resp. nach und von Strelitz weiter geschafft zu haben. Eine von der großherzogl. strelitzischen Regierung ernannte Kommission nahm die Untersuchung in die Hand; auch fand bei einem strelitzischen Demokraten, dem Dr. Petermann, eine Haussuchung dieserhalb Statt. Ob und in wie weit noch andere Personen bei dieser Sache im Strelitzischen kompromittirt waren, ist noch nicht bekannt. Dagegen schritt man auch in Rostock zu Untersuchungen, und es fanden dort verschiedene Termine vor dem Obergericht Statt, da man annahm, daß Kinkel in oder bei Rostock einen Zufluchtsort gefunden habe und bei günstiger Gelegenheit mit einem dortigen Schiffe nach England abgegangen sey, wozu ihm einige bekannte Demokraten behülflich waren. — „Ja, es ist wahr", — schreibt Kinkel in seinem Briefe, datirt: „An der See, im November", an S.' Vater — „Karl hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann. Sein Muth, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm im vollen Sinne die Rettung meines Lebens, das bei einer so harten Behandlung täglich mehr in Gefahr kam. Auf was für eine Art dies Alles geschehen und wie wunderbar es bisher gelungen ist, das kann und darf ich Ihnen heute noch nicht schriftlich erzählen..... Was mich betrifft, so ist Karl noch gerade zu rechter Zeit gekommen; denn noch befinde ich mich ganz gesund, und meine Getreuen in Bonn würden auch bald merken, wenn sie mich mit Karl reden und spaßen hörten, daß ich das fröhliche rheinische Herz in der harten Einsamkeit noch immer nicht verloren habe. Sagen Sie das allen Denen, die in Bonn und der Umgegend unserer alten schönen Fahne treu geblieben sind; sagen Sie es ihnen, daß ich noch der Alte bin und es zu bleiben gedenke, bis ich für all die Liebe, Theilnahme und Treue, welche so viele wackere Männer auf mich während meines Lebens gewandt haben, dadurch danken kann, daß ich alle meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stelle. Denn ob ich wohl auch in der tiefen Gefängnißnacht niemals auch nur einen Augenblick am Siege unserer Bestrebungen verzagt bin, sehe ich doch nunmehr mit besonders gewisser Hoffnung in die Zukunft..... Es war eine im Leben einzige Minute, als nun Alles gelungen war, als er zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach $1\frac{1}{2}$ Jahren der Qual, an seine Brust gelehnt, in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen dunkeln märkischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wieder geschenkt, grenzenlosem Elend entflohen, werde ich erst, wenn volle Sicherheit in England mich umgibt und die ganze Ruhe in mein Gemüth einzieht, vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor Allen der meines Freundes schuldig geworden bin! Ich glaube auch, daß er damit gar vielen, vielen Menschen außerdem Freude gemacht hat; denn auch außer den Demokraten haben noch Viele mir ihr Herz innig zugewandt, welche von einer so harten Behandlung empört waren, und diese Alle werden es Karl nicht vergessen, was er an mir gethan hat....." Kinkels Befreiung erregte natürlich ganz besonders in seiner Heimath die fröhlichste Begeisterung. Alle Stände nahmen daran Theil. In Enderich bei Bonn wurde ein Bankett arrangirt, bei welchem die Freude den Enthusiasmus wieder hoch auflodern ließ, wie im Freiheits-Frühling 1848. Kinkels und seines Befreiers Bilder wurden jauchzend bekränzt. Die Welt war aus ihren Angeln. Die Soldaten schrieben sich den obenstehenden Brief Kinkels an den alten S. ab, und rothe Reaktionäre tranken, ohne sich vor ihrer Partei zu geniren, jubelnd auf die Gesundheit des jungen Tollkuhnen, der einen reichbegabten Dichter, einen begeisterten Freiheitskämpfer einer Behandlung entriß, die ganz Deutschland in den Augen aller civilisirten Völker beschimpfte. In Paris, wohin der Dichter von London herüberkam, sahen sich die beiden Ehegatten zum ersten Male seit Köln wieder, nachdem sie so Hartes durchlebt und getragen hatten. In Bonn und Köln war es der edeln Frau ganz eigenthümlich zu Muthe gewesen, wenn die Konstitutionellen sie versicherten: Die Regierung selbst habe Kinkel entspringen lassen. „Das kommt mir beinahe vor", schrieb sie, „als wollte man mich überzeugen, nicht ich, sondern das Ministerium Manteuffel habe meine 4 Kinder zur Welt gebracht". Die mit dem edlen Dulder wieder vereinte Gattin schrieb: „Ich habe die schönste Woche meines Lebens in Paris

verbracht; auch Kinkel gestand zu, daß nicht einmal die Brautreise sich mit diesem goldenen Wiederfinden an Seligkeit vergleichen läßt. Kinkel sieht nicht so zerrüttet aus, als ich erwartet hätte. Sein Leiden hat zwar unvertilgbare Spuren auf seinen Zügen zurückgelassen; aber sie sind wenigstens ungebrochen ein Ausdruck der Kraft! Sie hätten ihn sehen sollen in den alten gothischen Kirchen, in den Museen, auf den prächtigen Plätzen schwelgend umherwandern, wie er mit klaren Augen all die Schönheitsfülle in sich sog und uns, seine Freunde, zur Begeisterung der höchsten Freude steigerte. Ein Bischen ängstlich war mir nur dabei seine Unersättlichkeit im Genießen. Er prüfte tausende von Bildern und Statuen, beurtheilte sie mit der feurigsten Lebhaftigkeit, und konnte nicht genug bekommen, wenn wir schon längst ermüdeten. Zum Entzücken war seine und Karls ausführliche Erzählung von der Flucht, die fast ein Buch füllen dürfte. Zwei Abende füllten diese Mittheilungen. Aber furchtbar, vernichtend war die Erzählung des dritten Abends, über das Spulen insbesondere. So gräßlich hatte ich mir seine Lage nicht einmal geträumt. Kinkel darf diese Fakta nie mehr schildern. Die ganze folgende Nacht hatte er Nervenzuckungen, und einmal äußerte er mit Thränen: er werde sich von dieser Erinnerung nie wieder erholen. „Ich darf nicht daran denken — ich fühle diesen blutig schneidenden Faden des Spinnrades über meine Finger laufen, und kalte Schauer durchrieseln mich". Ein vertrauter Freund, der mit ihnen in Paris zusammen war, schreibt: „Es wird Sie interessiren, den Eindruck zu erfahren, den der jetzige Kinkel auf mich gemacht: durch gute Pflege seines Körpers und Heiterkeit seiner Seele hat er sich von den verderblichen Folgen des Zuchthauses bereits ziemlich vollständig erholt. Sein Auge leuchtet, wie sonst, sein Wangenpaar ist wieder frisch und voll, seine Stirne nicht mehr gefurcht, als ehemals, aber sein Haar ist bedeutend gebleicht, sein Bart dünn und an manchen Stellen grau geworden. Die alte Fröhlichkeit hat er sich bewahrt, wie den alten Ernst und die alte Liebe; allein er begreift mehr, als je, die Nothwendigkeit eines grimmigen Krieges für den Sieg unserer Idee. Seine Leidenschaft ist gewachsen, seine Stimmung hat mehr, als sonst, etwas Zuckendes, Vibrirendes, ich möchte sagen Dämonisches, wenn Sie das Wort als jene göttliche, dunkle Leidenschaft begreifen, die durch ihre verborgene Naturkraft Andere mit fortreißt zum Kampfe. Es ist dieselbe Leidenschaft, welche das Wesen seiner Frau so eigentlich ausmacht, während sie bei ihm so recht als das Resultat der erbärmlichen Gegenwart hervortritt, das die Bessern mit verdoppelter Macht auf die Arena treibt und durch die Klarheit des Gedankens in jedem Momente beherrscht wird ꝛc.".

Schurzband, 1) das meistens lederne Band, womit man das Schurzfell über den Hüften enger zusammenzieht; — 2) das Band, womit sich die Bäuerinnen aufschürzen.

Schurzfell, das Fell, womit sich die Feuerarbeiter so wie einige andere Handwerker den Leib, die Füße und Brust bedecken; der letztere Theil heißt Brustfleck. Gewöhnlich besteht es aus weißgahrem Leder und wird durch ein Schloß um die Lenden befestigt, so wie der Brustfleck mittelst eines Riemens um den Hals gehängt oder an einem Knopf geknöpft wird.

Schurzfleck, das hier und da nur bis an das Knie reichende Schurzfell.

Schurzfleisch (Biogr.), 1) Konrad Samuel, geb. 1641 zu Korbach, ward daselbst Rektor, lebte seit 1667 als Privatgelehrter zu Leipzig und begab sich von dort nach Wittenberg. Hier bewirkten die von ihm unter dem Namen Eubulus Theodatus Sarcmasius 1669 herausgegeben Indicia de novissimis prudentiae civilis scriptoribus wegen mannichfaltiger Angriffe auf noch lebende Gelehrte seine Vertreibung. Er ging daher nach Dresden, wurde aber von hier 1671 als Professor der Geschichte nach Wittenberg zurückgesandt u. erhielt daselbst später noch eine Professur der Dichtkunst und griechischen Sprache. Nach dem Jahre 1700 kam er als Rath und Bibliothekar nach Weimar und † in dieser Stellung 1708. Schrieb: Disputationes historiae civiles, Leipz. 1699, 3 Bde.; — Epistolae arcanae, das. 1711, 3 Bde.; — Fundamenta historiae germanicae mediae, das. 1728; — Germania princeps, Frf. 1745; — Historia ecclesiastica, Wittenb. 1744; — Opera historico-politica, Berl. 1699. — 2) Heinrich Leonhard, Bruder des Vorhergehenden, Professor der Geschichte zu Wittenberg, darauf Rath und der Direktor der fürstlichen Bibliothek zu Weimar, † 1723. Schr.: Historia Ensiferorum ordinis teutonici, Wittenb. 1701 u. A. m.

Schurzleder, der Theil der Kleidung eines Bergmanns, welcher den Hinteren bedeckt; es ist von Kalbleder u. schwarzgefärbt, seine Form fast einem halben Oval ähnlich. Der Bergmann geht nie ohne S. aus, er hat es beim Einfahren in den Schacht sowohl als beim Arbeiten und außer der Zeit an Sonn- und Feiertagen an. Befestigt wird es durch einen mit ihm verbundenen Gurt, der um die Hüften geschnallt wird und vorne mit einem messingenen Schlosse versehen ist, auf dem das Zeichen des Bergmannes, das Eisen und der Schlägel, kreuzweise übereinandergelegt, angebracht ist.

Schurzwerk, das Bauen und ein Gebäude aus lauter übereinandergelegten Balken, so daß keine leeren Felder übrig bleiben; man trifft solche meist auf der Höhe des Gebirges.

Schusch, asiat. Ruinen, Persien, Provinz Khusistan, westlich von Schuster, wo nach Einigen das alte Susa zu suchen ist.

Schuscha (Schuschi), asiat.-russ. Stadt, kaspische Provinz, Haupt- und einzige Stadt der Provinz oder des ehemaligen Khanats Karabagh, auf einem sehr hohen und steilen Felsen (4000' über dem kaspischen Meere). Die auf 3 Seiten von der Natur vertheitigte Festung ist völlig unersteiglich; auf der 4. Seite hat sie eine künstliche Befestigung, die in einer kleinen steinernen Mauer besteht, welche übrigens das Feuer einer Belagerungsartillerie nicht aushalten könnte. Die Häuser der Stadt sind ohne

die geringste Ordnung angelegt. Die Straßen sind bergig und an vielen Stellen von tiefen Schluchten durchschnitten. Die Häuser sind fast alle von Stein, größtentheils von einem Breterdache bedeckt, doch gibt es auch kleine Erdhütten, die man hier Dorbas nennt. Die Dächer sind hier, gegen die Gewohnheit der Asiaten, nicht flach, sondern mit Dachsparren versehen. Die Veste S. wird vermittelst einer auf Kosten eines hiesigen Armeniers gebauten Wasserleitung mit Wasser versehen, aber dieses Wasser, so wie auch das in den Brunnen, die sich in einigen Häusern finden, gilt für ungesund, und darum holen die Einwohner das Trinkwasser jenseits des eriwanischen Zollhauses, eine Werst von der Stadt, aus einer kleinen, am Fuß eines Berges entspringenden Quelle. Uebrigens findet sich in dem kleinen Bache Schuschatschai, der in der Nähe der Veste in einer tiefen Schlucht vorüberfließt, gleichfalls gutes Wasser, das jedoch wegen des steilen Abhanges sehr mühsam zu holen ist. S. hat ein sehr gesundes Klima und ist wegen seiner hohen Lage keiner großen Hitze ausgesetzt, dagegen gehen im Herbst unaufhörlich Regen nieder, und es herrschen dichte Nebel. In S. befinden sich 10 Schulen für den Unterricht der Jugend. Eine davon ist von den Missionären der baseler evangelischen Gesellschaft gestiftet und wird auf deren Kosten unterhalten; es erhalten darin 40 Jünglinge unentgeltlichen Unterricht in der Religion, der armen. Sprache, der Arithmetik und Geographie, und diejenigen, welche hierin größere Fortschritte gemacht haben, beschäftigen sich mit der griechischen und englischen Sprache. Es befindet sich dabei eine Druckerei mit einer Presse, aus welcher verschiedene Lehrbücher in armenischer Sprache gedruckt werden. In der armen. Unterrichtsanstalt erhalten über 30 Kinder Unterricht. In einem armen. Frauenkloster ist eine Mädchenschule. Die übrigen 7 Schulen sind tatarische. Die russische Regierung hat eine Kreisschule errichtet. Die Einwohner, etwa 11,000, beschäftigen sich mit Feldbau, Seiden- und Baumwollenweberei, Gerberei, Seifensiederei und und Handel. Letzterer beschränkt sich auf die Zufuhr von Seide, seidenen, baumwollenen und wollenen Stoffen und einigen andern Gegenständen aus Rußland, den übrigen tra skaukasischen Provinzen, Persien und der Türkei. Die Armenier aus S. kaufen Seide in Karabagh, Scheki, Schirwan, dem Kreise Jelisabetpol, dem Distrikte Dscharo Belokan und Persien auf und versenden sie nach Rußland. Früher gingen die hiesigen Kaufleute, namentlich um Baumwollenstoffe aufzukaufen, nach Moskau u. Nischnei Nowgorod, jetzt aber beziehen sie solche meist aus Tiflis und der direkte Verkehr mit Rußland hat aufgehört. — Geschichtliches s. Karabagh.

Schuschan (hebr., Bot.), s. v. a. Lilium candidum *L.*

Schuschi, Stadt, s. v. a. Schuscha.

Schuschitz, österr.-steier. Dörfer: 1) (Ober-S., Gorna-Schuschiza), Kr. Cilli, Bezirk Wisell; 400 Einw.; — 2) (Unter-S., Spodna-Schuschiza), das.; 100 Einw.

Schuselka, Franz, Publicist und Mitglied des Reichstags zu Wien, wurde am 15. August 1812 zu Budweis in Böhmen geboren. Als Kind schon kam er mit seinem Vater, einem niederen Beamten, in die Hauptstadt des Kaiserreichs. Als die Familie ihren Ernährer durch den Tod verlor wurde der junge S., welcher das Gymnasium besuchte u. Privatstunden ertheilte, ihre Stütze. Nachdem er auf der Hochschule in Wien Jurisprudenz studirt, arbeitete er als Praktikant bei dem dortigen Kriminalsenat, verließ aber diese Stellung schon nach wenigen Wochen, da sie ihm gar nicht zusagte. S. wurde hierauf Privatlehrer bei dem Grafen Deym in Prag, dann bei dem Fürsten August Longin Lobkowicz. Der Beifall, den er in Kurzem als Schriftsteller fand, ermuthigte ihn, hinfort einzig als Literat thätig zu seyn. Er veröffentlichte drei Bändchen „Lustige und lehrreiche Erzählungen" pädagogischer Tendenz; hierauf: Weltgedanken, Wien 1840; — Karl Gutherz, eine Geschichte aus dem wiener Volksleben, Wien 1841, 2. Aufl. 1844; Erzählungen, 2 Bdchn., Wien 1843. Dabei lieferte er für die österreichische juristische Zeitschrift kriminalistische Abhandlungen. Schon 1842 verließ er das dem freieren Geistesstreben ungünstige Oesterreich und zog nach Weimar; da er aber hier kein genügendes literarisches und wissenschaftliches Leben fand, so siedelte er bald nach der benachbarten Musenstadt über. In Jena erwarb sich S. in kurzer Zeit zahlreiche Freunde; seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, welche sich bei seiner Promotion zum Doctor juris herausstellte, ließ jene den Wunsch äußern, er möge sich als Privatdocent habilitiren, doch S., welcher eine unabhängige Stellung jeder andern vorzog, ging nicht darauf ein. Mit Ausnahme der juristischen Schrift, „Beitrag zur Beurtheilung des preußischen Strafgesetzentwurfs" (Jena 1843), welche der Justizrath Martin für eine gediegene und ihren Gegenstand vollkommen erschöpfende Leistung erklärte, verfaßte S. die politischen Broschüren: Deutsche Worte eines Oesterreichers, Hamb. 1843; — Ist Oesterreich deutsch?, Leipz. 1843; — Oesterreich u. Ungarn, das. 1843; — Die orientalische, das ist russische Frage, Hamb. 1843. Im Sommer 1843 begab sich S. wieder nach Oesterreich. Der kaiserliche Gesandte in Dresden verweigerte ihm nämlich die Verlängerung seines abgelaufenen Passes, und überdies wünschte die hochbejahrte Mutter S.'s, ihren Sohn noch ein Mal wiederzusehen. Kaum war aber der dem Liberalismus huldigende Publicist nach Wien zurückgekehrt, wo er als Dramatiker aufzutreten gedachte, so entfaltete auch die Polizei ihre Thätigkeit gegen ihn. Man hatte ihn namentlich, aber mit Unrecht, im Verdacht, daß er die Schrift „Oesterreich im Jahr 1843" verfaßt habe. Eines Morgens trat ein wiener Oberpolizeikommissär in Begleitung mehrer Polizeidiener bei ihm ein, durchsuchte seine Wohnung und nahm Bücher und Papiere in Beschlag. S. wurde nicht verhaftet, aber scharf, jedoch mit aller Höflichkeit, verhört. Nachdem die Untersuchung mehre Monate durch fortgeführt worden war, verstummte sie plötzlich. Endlich fragte S. im Januar 1844 bei

ob er die Untersuchung als beendigt betrachten könne und, wenn dieses der Fall, welches Resultat sie denn gehabt habe. Er bekam die kurze Antwort, die Untersuchung sey beigelegt und ihr Resultat sey die Weisung, Dinge, wie sie in seinen inkriminirten Arbeiten vorlägen, namentlich Regierungsangelegenheiten, künftig nicht nicht mehr zum Gegenstande seiner schriftstellerischen Arbeiten zu machen, widrigenfalls er sich der Gefahr aussetzen werde, daß man gegen ihn der Strenge des Gesetzes vollen Lauf lasse. Mit einem neuen Paß, welchen er ohne Schwierigkeit erhielt, begab sich S. im Februar wieder nach Jena. Zunächst schrieb er nun das Werk: „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland", Leipz. 1845, welches den Jesuiten alle Schuld der antiliberalen Regierungen beimaß. Die nächste Folge dieser Schrift war, daß die österreichische Regierung ihm durch die weimarische die Weisung zukommen ließ, sofort nach Oesterreich zurückzukehren, und sich einer neuen Untersuchung zu stellen. Anstatt dieses zu thun, veröffentlichte S. drei neue Schriften: Mittelmeer, Nord- und Ostsee; — Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip; — Die neue Kirche und die alte Politik. In letzterem Werke erklärte er sich für den Deutschkatholicismus, und bei dem Gottesdienst, welchen Ronge am 16. Nov. 1845 in Weimar hielt, trat S. förmlich zu der neuen Kirche über. Es dauerte nicht lange, so verbot die österreichische Regierung allen Anhängern des Deutschkatholicismus, mochten sie nun Staatsangehörige oder Fremde seyn, den Eintritt in ihr Gebiet. Demnach wurde S. plötzlich heimathlos und da man ihn im Großherzogthum Weimar auch nicht mehr dulden wollte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als am 19. Febr. 1846 Jena zu verlassen und nach Hamburg zu ziehen, wo er noch die meiste Sicherheit zu finden hoffen durfte. Während des Winters lebte er in der großen Stadt, im Sommer aber zu Bergedorf oder Blankenese. Außer leitenden und Korrespondenzartikeln für liberale Zeitungen schrieb S. nunmehr: Deutschland, Polen und Rußland; — Briefe Josephs II., eingeleitet und erklärt; — Briefe einer polnischen Dame; — Die Lösung der preußischen Verfassungsfrage; — Deutsche Volkspolitik, zwanglose Hefte, von denen ein Band erschienen ist; — Oesterreichische Vor- und Rückschritte; — Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein. Die wiener Märztage erfüllten ihn mit Begeisterung, er veröffentlichte schnell die Schrift: Oesterreich über Alles, wenn es nur will, und eilte nach Wien. Am 9. Mai trat er in den Fünfziger-Ausschuß zu Frankfurt, welcher ihn selbst eingeladen hatte, und am 20. in die deutsche Reichsversammlung, dessen linke Seite er verstärkte, begab sich aber Mitte Juni wieder nach Wien, wo er mehr zu wirken hoffte. Am 17. August erklärte er seinen Austritt aus der deutschen Nationalversammlung, um seine Stelle auf der Linken des österreichischen Reichstags einzunehmen. In diesem trat er anfangs nicht sehr hervor; vom 7. Okt. an entwickelte er aber als Berichterstatter des Reichstagsausschusses größere Thätigkeit. Näheres über dieselbe s. u. Wien (Geschichte). S. war auch Mitglied des Reichstags zu Kremsier, wo er seine deutsche Richtung nicht verleugnete. Während er früher immer die Hegemonie des deutschen Geistes verfochten hatte, erscheint sein Glaube an die hohe Mission desselben hinsichtlich des Racenkampfes der unter österreichischer Herrschaft stehenden Völkerschaften ganz aufgegeben in der Schrift: „Völkereinigung, Vorschläge zur Versöhnung der Nationalitäten Oesterreichs". Zum Motto derselben hat er Herders Spruch genommen: „Kein Vorwurf ist drückender, als der, fremden Nationen Unrecht gethan zu haben". Die gefesselten Nationalitäten sollen sich nach ihm zu einer großen „allgemeinen Völkeropposition" erheben, um dann befreit, einen Völkerkongreß zu bilden, der sich die Konstitution der vereinigten Staaten von Nordamerika zum Muster nehme und dieses „Muster noch übertreffe". Dieses in Aussicht gestellte Neu-Oesterreich soll „das wahre Kaiserreich" bilden.

Schusenze (Stosaniec), preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Bomst; 600 Ew.

Schusistan, Land, s. v. a. Khusistan.

Schuske, die vordere abgesägte Hälfte eines Dielenschiffes, womit man über Schlamm und Morast hinwegfährt.

Schuß, 1) die Pulverladung allein, welche durch ihre Entzündung einen stärkeren oder schwächeren Knall verursacht; — 2) die Pulverladung in Verbindung mit einem Geschosse, welches gegen einen Gegenstand gerichtet wird; — 3) das Abfeuern eines tragbaren Feuergewehrs oder eines Geschützes und die Art der Richtung desselben; vergl. Schießen. — 4) Die Verletzung oder Verwundung, die durch ein Schießgewehr bewirkt worden ist; — 5) beim Getreide das Emporwachsen der Halme; — 6) s. v. a. Schößling; — 7) das neue Werk, das die Bienen nach dem Beschneiden des Stockes bauen; — 8) beim Ausschießen des Geldes, so viel Geldstücke als man auf einmal weiter wirft; — 9) so viel Brod als man auf einmal im Backofen backt; — 10) s. Leinwand; — 11) die zum Sprengen nöthige Menge Pulver. Der Bergmann gibt dem S. den Hub, indem er das Sprengloch so anbringt, daß möglichst viel vom Gestein stürzen muß, folglich nicht ins unverletzte Gestein, sondern in einen Riß und auch nach dessen innerer Richtung, also fast immer in einer schiefen. Er thut den S. weg, wenn er die Ladung durch das Schwefelmännchen wirklich entzündet.

Schußangel, s. Angel.

Schußarten, s. Schießen.

Schußbäume, Bäume, die in einem Schachte zu einer Art von Decke zusammengelegt werden, um die unter demselben Arbeitenden vor Kübeln und Rollwänden zu sichern.

Schußbolzen (Münzwes.), der Bolzen, worin der Drücker oder stählerne Hohlkegel steckt, der das Schroten bewirkt.

Schußbrücke (Schußlade, Gießbret), bei unterschlächtigen Mühlen die eichene Bohle, welche man vom Fachbaume an in den Kropf einläßt, damit das Wasser mit stärkerem Gefälle und größerer Macht auf die Schaufeln stürzt.

Schußbühne (Bergb.), eine Zimmerung, die mit den Schußbäumen gleichen Zweck hat.

Schußdorf (Steelna), österr.-mähr. Kolonie, Kr. Olmütz, Herrschaft Jessenetz; 110 Einw.

Schußeisen, 1) das hammerähnliche Eisen, welches beim Sprengen übers Loch ins Gestein eingehauen wird, um die Spreisse daran zu treiben; — 2) der Riegel, den man quer durch den Pumpenstock legt, damit der Zeug, wenn er bricht, nicht hinabfalle.

Schussen, würtemberg. Fluß, Donaukreis; entspringt bei Schussenried und mündet nach Aufnahme der Ach in den Bodensee.

Schussenried (Geogr.), 1) (S. mit Weißenau), würtemberg. Standesherrschaft, Donaukreis, Oberamt Waldsee; gehört den Grafen von Sternberg und von Salm-Dyk, so wie den Fürsten von Salm-Salm, ist gebildet aus einer 1803 säkularisirten Prämonstratenserabtei und umfaßt $2^3/_8$ □Meilen mit etwa 5000 Einwohnern; — 2) Pfarrdorf und Hauptort das., am Ursprung des Flusses Schussen; Schloß (früher die Abtei), Kameralamt, Revierförsterei, Jahrmarkt; 500 Einw.

Schusser (Klicker, Spielkugeln, Klukker, Mermeln), kleine aus Thon geformte glasirte und gebrannte, oder von Marmor und anderen Steinarten auf eigenen Mühlen (Schussermühlen) verfertigte Kugeln. Sie werden lasten-, centner- und tausendweise als Spielwerk der Kinder, zum Schießen aus Büchsen ꝛc. nicht nur in ganz Deutschland verkauft, sondern es geht auch viel davon über die Grenze und über See. Man theilt sie häufig in große, mittlere, kleine u. kleinkleine. Die Töpfer zu Großalmerode in Hessen verfertigen thönerne Klicker in großer Menge, und es gehen deren viele Millionen von Holland und England aus nach Afrika, Ostindien und Amerika. Auf Schussermühlen gemahlene steinerne verfertigt man in Welsdorf bei Schmalkalden, Steinach bei Koburg, Effelden im Schwarzwalde, Berchtesgaden ꝛc.

Schussermühle, Mühle, auf welcher man steinerne Schusser oder Klicker verfertigt; sie besteht einfach aus einem sich drehenden harten, auf der Oberfläche mit Rinnen versehenen Mühlsteine, über diesem Mühlsteine ist ein Kloz von hartem Holze unbeweglich angebracht. Es werden nun zwischen dem Mühlsteine und dem Klotze eine Menge zerschlagene Stückchen Marmor geschüttet, die durch das Drehen des unteren Steines in ganz kurzer Zeit rund abgeschliffen werden. Damit aber dieses Abschleifen befördert wird, leitet man beständig Wasser auf den Stein und schüttet etwas feinen Sand zu. Der Mühlstein selbst ist mit einem hölzernen Lauf umgeben, der Kloz kann mittelst eines Seiles, eines Hebels und einer Winde aufgehoben werden, um die fertigen Kugeln herauszunehmen und frische Marmorstückchen einzuschütten.

Schußfell, so viel Gestein oder Erz, als durch einmaliges Sprengen eingefallen ist.

Schußfeld, der horizontale Bogen, welchen ein Geschütz beim Feuern bestreichen kann. Die Größe oder Weite des S.s hängt demnach von der Größe dieses Bogens ab, und in dieser Beziehung haben Kanonen, welche nicht hinter einer Brustwehr stehen, so wie jene, welche über Bank feuern, das größte S.

Schußfrei, von Brustwehren, Blendungen oder Harnischen, welche man probirt und dadurch gefunden hat, daß Stückkugeln oder Kugeln von kleinen Gewehren durch sie nicht durchschlagen.

Schußgatter, s. v. a. Rechen.

Schußgefälle, das Gefälle, welches das Wasser im Schußgerinne hat.

Schußgeld, s. v. a. Schießgeld.

Schußgerecht, 1) von Pferden, die nicht scheu werden, wenn der Reiter ein Feuergewehr losschießt; — 2) s. v. a. Schußmäßig.

Schußgerinne, s. v. a. Schußbrücke.

Schußkeil (Artill.), s. v. Richtkeil.

Schußladen (Blendladen), 1) ein starker eichener Laden vor einer Schießscharte, als Mittel gegen heftiges Kleingewehrfeuer; — 2) s. v. a. Stückpforte.

Schußlinie, die von der Kugel eines Schießganges beschriebene krumme Linie; vergl. Schießen.

Schußmäßig, wenn ein Gegenstand so nahe ist, daß man ihn mit einem Schusse sicher erreichen kann.

Schußspalten (Kriegsw.), s. v. a. Creneaux.

Schußwasser, s. v. a. Arquebusade.

Schußweide (Bot.), s. v. a. Purpurweide, Salix purpurea *L.* und Bandweide, Salix viminalis *L.*

Schußweite (Tragweite), die gerade Entfernung, in welcher die Geschosse, nach der Verschiedenheit der Ladung und der Richtung, entweder in einem Gegenstande einschlagen, oder das erste Mal den Boden berühren und weiter gehen; vergl. Schießen.

Schußwunde (Chir.), s. Wunde.

Schußzeichen (Jagdw.), Zeichen, welche angeben, ob ein Wild getroffen oder gefehlt ist. Wenn nämlich 1) der Hals- oder Rückrathsknochen ganz durchschossen ist, so stürzt das Wild auf der Stelle und erhebt sich nicht wieder; — 2) wurde nur eine Feder dieser Knochen getroffen, so stürzt das Thier zwar auch, erhebt sich aber sofort wieder zur Flucht, wenn es nicht schleunig vom Jäger abgefangen und eingenöst wird; — 3) wurde der Knochen eines Laufs zerschmettert, so sinkt das Thier auf der verwundeten Seite fast bis zur Erde nieder, worauf es mit dem Leithund einzuholen und zu stellen ist; — 4) drang die Kugel durch den vorderen Leib, so springt das Thier hoch empor und trennt sich von dem Rudel; — 5) ging die Kugel durch die Mitte des Leibes, so fährt das Thier heftig zusammen, trennt sich von dem Rudel und zieht sich in ein Dickicht zurück; — 6) traf die Kugel den hinteren Theil des Thieres, so schnellt es hinten aus und flieht, läßt sich sich aber bald nieder; — 7) hat die Kugel gefehlt, so flieht das Wild, macht aber, wenn es sich wieder sicher glaubt, Halt und schaut sich um. Vergl. Schweißzeichen.

Schustack, ältere, poln. preuß. Silbermünze = 6 preuß. Groschen oder 2 Düttchen oder 1 ggr. 6 pf.; die neueren sind größer als Groschen und führen das Brustbild der poln. Könige mit der Zahl VI; sonst waren sie von Viergroschenstückgröße.

Schuster (Technol.), s. v. a. Schuhmacher.

Schuster (Tuster, Geogr.), asiat. Stadt, Persien, Prov. Khusistan, Hauptstadt derselben, am Fuße des wilden bachtiarischen Gebirges und am Karun, mit Mauern umgeben; Schloß, bedeutende Fabriken für baumwollene, wollene und seidene Zeuche; 15,000 Einw. In der Nähe Ruinen nach Einigen von der alten Hauptstadt Susa.

Schuster (Biogr.), I. Gelehrter: 1) Michael, Professor der Rechte an der prager Universität, schrieb Kommentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreich. Monarchie, 1. Theil, Prag 1818. — Ueber Baurecht ꝛc., das. 1819. — II. Bildende Künstler: 2) Johann Martin, Maler zu Nürnberg, 1667 geboren und von J. Murrer unterrichtet, galt für einen der besten Künstler damaliger Zeit. Sein Werk ist das große Freskobild am Gewölbe der Aegidienkirche zu Nürnberg, welches er 1718 malte, das jüngste Gericht vorstellend. Im J. 1724 malte er für die St. Lorenzkirche ein großes Altarbild, die Austheilung des Abendmahls darstellend. J. Justus Preißler hat dieses Gemälde gezeichnet, und M. Seligmann es 1743 gestochen, ein seltenes Blatt in gr. Fol. Dann malte S. auch noch mehre andere historische Darstellungen und viele Bildnisse, besonders von Rathsherrn, deren mehre gestochen wurden. Dann haben wir nach seinen Zeichnungen 21 Blätter mit nackten und bekleideten Akten, einige angewendet zu Figuren der heiligen Geschichte unter dem Titel: Statoribus artis. Joh. Kenkel hat diese Darstellungen für Ch. Weigels Verlag sehr schön in schwarzer Manier gestochen, gr. Fol. Das Werk ist unter dem Namen der nürnberger Akademie bekannt, wahrscheinlich nach dem zweiten Blatte, auf welchem man liest: Disegni del' Academia di Pittori. S. war Direktor der Akademie zu Nürnberg und † als solcher 1738. — 3) Johann, Kupferstecher, arbeitete gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Koburg. In Herzog Heinrichs zu Sachsen fürstlicher Baulust, Römhild 1698, sind radirte Landschaften von ihm. — 4) A., Maler aus Reichenbach, war um 1842 in Berlin Schüler des Professors Hübner, und lebt gegenwärtig in dieser Stadt. Er malt mittelalterliche Darstellungen und Volksscenen. III. Musiker: 5) Joseph, berühmter Komponist, ward geb. zu Dresden am 11. Aug. 1748 und erhielt den ersten Unterricht in der Musik von dem Komponisten Schürer. 1765 machte er in Naumanns Gesellschaft eine Bildungsreise nach Italien, studirte in Venedig unter Girolamo Peri den Kontrapunkt und erhielt nebenbei noch von Naumann einige Anweisung in der Komposition. Bald hatte sich der junge Komponist durch den leichten gefälligen Ton seiner Werke einen gewissen Ruf in Italien erworben, doch fielen diese Jugendarbeiten bald wieder der Vergessenheit anheim. Im J. 1768 kehrte er nach Dresden zurück, komponirte eine 4stimmige Messe, überreichte sie dem Kurfürsten und wurde in Folge dessen 1772 kurfürstl. Kirchen- und Kammerkomponist. Im J. 1774 unternahm er eine zweite Reise nach Italien, vorzüglich um des Pater Martini zu Bologna nähere Bekanntschaft zu machen; er schrieb hier für verschiedene Theater mehre Opern und kehrte 1776 wieder zurück; aber schon 1778 wurde er wieder nach Venedig berufen, um für die dortige Bühne seine frühere Oper „Dido" noch einmal umzuarbeiten. Außer dieser Umarbeitung schrieb er für die Oper zu Padua 1779 „Ruggiero e Bradamante", für Neapel „Creso in Media" und für Venedig noch „Le bon ton" und erlangte dadurch einen so großen Ruf in Italien, daß, als er 1780 eingeladen ward, selbst nach Neapel zu kommen, um zu des Königs Geburtstag noch die Oper „Amor e Psyche" zu setzen, und er diese Einladung wegen Ablauf seines Urlaubs nicht annehmen konnte, der König von Neapel selbst an den Kurfürsten von Sachsen schrieb und ihn für S. um Erlaubniß bat. Dieselbe traf mit dem Ernennungsdekret zum churfürstlichen Hofkapellmeister ein, als er schon auf der Rückreise begriffen war. Mit Geschenken reich beladen und mit dem Titel eines k. neapolitanischen Hofkapellmeisters kehrte S. 1781 nach Dresden zurück, das er von 1782 nicht wieder verließ. Er † den 24. Juli 1812 zu Dresden. Die Opern, die er noch schrieb, sind folgende: „Marito indolente" (1782), „Il pazza per forza" (1784) „lo spirito di contradizione" (1785), „Gli avari in trappola" (1787), „Rubenzahl ossia il vero amore" (1789), „il servo padrone", „Osmano", „der gleichgültige Ehemann", „Doktor Murner", „Sieg der Liebe über die Zauberei", „Amor prigioncero", „das Laternfest u. s. w. Im Kirchenstyle lieferte er mehre Oratorien, ein Te Deum, Messen, Vespern, Litaneyen ꝛc. Als sein schönstes Werk gilt die Kantate „das Lob der Musik" von Meisner (1783). — IV. Darstellende Künstler: 6) Ignaz, berühmter Komiker, wurde 1770 in Wien geboren. Schon als Sängerknabe zeichnete er sich durch seine natürliche Anlage zur Komik aus. Da er auch eine gute Buffostimme besaß, so widmete er sich dem Theater. Nachdem er eine Zeit lang auf Provinzialbühnen gespielt hatte, begab er sich 1804 nach Wien, erhielt eine Anstellung am leopoldstädter Theater, wo er länger als 30 Jahre der Liebling des Publikums war. Auch seine Gastrollen auf andern Theatern erwarben ihm großen Beifall. Im J. 1835 verließ er die Bühne; einige Wochen später † er. In der niederen Komik war er ausgezeichnet; die von ihm selbst verfaßten Operetten hielten sich aber nicht. — 7) Mathias, ausgezeichneter Sänger, wurde 1804 zu Niederleiß in Oesterreich geboren, kam als Knabe in das Kloster Heiligenkreuz bei Wien, wo er Musikunterricht erhielt. Nachdem er in dem Schullehrerseminar zu Kornneuburg seinen

Kursus vollendet hatte, lebte er zwei Jahre als Lehrer in Wien. Wegen seiner schönen Tenorstimme gewährte ihm die Direktion des Kärnthnerthortheaters unentgeltlichen Unterricht im Konservatorium. Hier bildete sich S. weiter aus. Nachdem er zwei Jahre hindurch auf österreichischen Provinzialtheatern mit vielem Beifall gesungen, wurde er 1825 am Kärnthnerthortheater als erster Tenorist angestellt. Im Jahr 1830 begab er sich nach Berlin und wurde daselbst auf ein Jahr für das königstädter Theater engagirt. Nach Ablauf desselben folgte er einem Ruf nach Dresden. S. war der Erste, welcher in Dresden den Platz eines italienischen Primo tenore nebst dem eines deutschen einnahm; beide füllte er vollkommen aus. Sein Vortrag wird als so künstlerisch fein und den strengsten Regeln entsprechend gerühmt, daß es schwer halten dürfte, auch nur den mindesten Tadel dagegen zu begründen.

Schuster (Bot.), s. v. a. schmutzigbrauner Löcherpilz, Boletus luridus *Schaeff.*, s. Löcherschwamm.

Schusterborste, s. Borsten.

Schusterbrüder, eine im J. 1645 zu Paris von dem Schuster Heinrich Michael Buch gestiftete Gesellschaft, welche die Gesellen der Schusterzunft vor einem unordentlichen Lebenswandel zu bewahren und zu gottesfürchtigen und fleißigen Menschen zu bilden strebte. Der Superior trug, während die Brüder arbeiteten, geistliche Betrachtungen vor. Ihre Tracht war eigenthümlich, nämlich ein tannenfarbiger Rock, der vom Halse an vorn zugeknöpft war und bis auf die Kniee reichte; ein einfacher, gleichfalls bis auf die Kniee reichender tannenfarbiger, sergener Mantel; statt der Halsbinde zwei weiße Priesterplättchen, tannenfarbige kurze Beinkleider, weiße Strümpfe und ein runder, breitkrämpiger schwarzer Hut. Die zwei Jahre später gestiftete Gesellschaft der Schneiderbrüder hatte alle Satzungen mit den S. gemein, bewohnte auch anfangs mit ihnen ein Haus, trennte sich aber später und behielt nur die gemeinsame Tracht bei. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden derartige Brüderschaften in Frankreich.

Schusterfleck, s. v. a. Fleck 3).

Schustergarn, starkes und grobes Garn zum Schusterdraht.

Schusterholz (Bot.), 1) s. v. a. rother Hornstrauch, Cornus sanguinea *L.*; — 2) s. v. a. Pfefferhüttchen, Evonymus europaeus *L.*

Schusterkäfer (Entom.), s. v. a. Eremit, Trichius Eremita *Latr.*

Schusterkarpfen (Ichthyol.), s. v. a. Gemeine Schleiche, Cyprinus Tinca *L.*

Schusterkneif, s. v. a. Kneif.

Schusterkraut (Bot.), s. v. a. Gemeiner Dosten, Origanum vulgare *L.*

Schusterlicht, ein Talglicht mit 2 Dochten; es brennt sehr hell, jedoch lieben die Schuhmacher hinter der Schusterkugel, einer mit Wasser gefüllten Kugel, die zwischen das Licht und die Arbeit gestellt wird, zu arbeiten.

Schustern (Groß-S.), preuß. Bauerndorf, Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kreis Ragnit; 120 Einw.

Schusterphilosophie, s. v. a. Scythische Philosophie.

Schusterpilz (Bot.), s. v. a. schmutzigbrauner Löcherschwamm, Boletus luridus *Schaeff.*, s. Löcherschwamm.

Schusterschwärze, besteht aus einer Auflösung von Eisen, welche der Schuhmacher in der Weise bereitet, daß er altes Eisen einige Zeit in Bier oder Kovent legt; er gebraucht sie, um das Leder damit zu schwärzen.

Schut (Biogr.), 1) Cornelis, Maler und Radirer, wurde um 1590 zu Antwerpen geboren, und in Rubens Schule gebildet. In den Kirchen zu Antwerpen findet man Bilder von ihm, bei St. Jakob Maria den Leichnam des göttlichen Sohnes beweinend, und eine Darstellung dieser Art; in Notre-Dame die Himmelfahrt Mariä, das Fresko der Kuppel; dann eine in Oel gemalte Beschneidung Christi und das Bild des heil. Carolus Borromäus. In der Jesuitenkirche zu Antwerpen war ein Bild der Beschneidung Christi mit vielen Engeln. Auch in vaterländischen Gallerien findet S. einen Ehrenplatz. Im Museum zu Antwerpen ist von ihm ein Bild des heil. Georg und die Ablaßertheilung an St. Franz durch Jesus und Maria. Im Museum zu Brüssel sieht man eine von S. gemalte Madonna und dann die Marter des heil. Jakob in einer von Seghers gemalten Einfassung von Blumen. Seghers nahm öfters die Kunst dieses Meisters in Anspruch, indem er durch ihn verschiedene Figuren und auch Basreliefs in seine Blumenkränze malen ließ. Auch im Auslande findet man Werke von S. In der Gallerie des Belvedere zu Wien ist das Bild des von Amor und der Hero beweinten Leander, dann eine Madonna mit dem segnenden Kinde in einer von Seghers gemalten Blumenguirlande. In der Gallerie zu Schleißheim ist jetzt das ehedem in München befindliche kleine Bild der am Aetna mit Vulkan-Waffen schmiedenden Cyklopen. In der Gallerie des Museums zu Berlin ist ein anmuthiges Bild der heil. Jungfrau mit dem Kinde unter einem Rosengebüsch, angeblich von S. gemalt. Die dresdner Gallerie bewahrt einen Zug von Bacchantinnen nach der Statur der Venus, dann Neptun mit seiner Gemahlin auf dem Muschelwagen. Die späteren Werke des Meisters sind in Spanien zu suchen, indem sich S. nach Cean Bermudez' Versicherung mit seinem Bruder Peter nach Madrid begab, wo dieser von König Philipp IV. zum Ingenieur ernannt wurde. In Madrid malte S. an der Decke der Haupttreppe des Collegio Imperial die Taufe der Indier durch Franciscus Xaverius. Ob in Spanien, und wann der Künstler gestorben, ist unbekannt. S., irrig auch Schütt genannt, war ein Künstler von Phantasie, kommt aber weder in der Zeichnung noch im Kolorite dem Rubens nahe. Er ist etwas manierirt, in der Färbung graulich oder gar düster. Eine ziemliche Anzahl seiner Werke sind durch Kupferstiche bekannt und darunter

sind solche von großem Werthe. S. hinterließ auch zahlreiche Radirungen, die sehr geistreich u. malerisch behandelt sind. Sein Werk besteht aus 176 Darstellungen, unter dem Titel: Cornelii Schutt Antv. Picturae ludentis Genius etc. — 2) **Cornelis**, Maler von Antwerpen, Neffe und Schüler des Vorigen, begab sich mit seinem Vater Peter nach Madrid, wo dieser als Ingenieur in Dienste Philipps IV. trat. Später ließ er sich in Sevilla nieder und erwarb sich daselbst 1660 um die Gründnng der Akademie besondere Verdienste, weshalb er 1670 zum Konsul und 1674 zum beständigen Vorsitzer dieser Anstalt ernannt wurde. Er leitete mit unermüdetem Eifer den Unterricht und sorgte sogar häufig für Material zum Zeichnen und Malen. Auch die beim Zeichnen nach dem Nackten gebrauchten Personen entschädigte er aus eigenen Mitteln. Seine öffentlichen Arbeiten sind vielleicht alle verschwunden. Um 1822 sah man an dem Altare am Thore von Carmona noch eine Empfängniß Mariä mit lebensgroßen Figuren. Im Privatbesitze finden sich noch einige Gemälde von ihm, namentlich Bildnisse und getuschte, so wie mit der Feder ausgeführte Zeichnungen, die öfters dem Murillo zugeschrieben wurden. Man setzte seine Zeichnungen überhaupt jenen dieses berühmten Meisters gleich. S. † 1676 im hohen Alter.

Schute (franz. Gobare), Fahrzeug, welches vorne und hinten zugespitzt und gleich hoch ist; in Holland schiebt und zieht man dieselben durch Pferde. Auch die zwischen Hamburg und Magdeburg hin und hergehenden 120 Fuß langen 18 Fuß breiten auf der Elbe gehenden Kähne, mit 1 und 2 Masten, werden **hamburger** S.n genannt.

Schutenführer, der Schiffer, welcher eine Schute führt. In Hamburg s. v. a. Everführer oder, da dieser gewöhnlich die Führung einem seiner Leute überläßt, der Knecht eines solchen.

Schuthia, Stadt, s. v. a. Si-yo-thiya.

Schuti (ind. Myth.), der den Dreizack Führende, Beiname des Schiwa.

Schutschan (Szucsan), ungar. Flecken, **thurczer** Gesp., nordöstlich von St. Martin, an der Waag.

Schu-tsung, 756—762 Kaiser von China (s. d.).

Schutt, 1) die beim Niederreißen von alten Gebäuden entstandenen Ueberbleibsel von Steinen, Erde, Kalk ꝛc., welche zur Unterlage der Fußbodenbreter gebraucht werden; — 2) das zu einem Gebräude Bier nöthige Malz; — 3) Abgabe in Getreide; — 4) s. **Schriftgießen**; — 5) das gröbere Gestein in Kies und Sandgruben; — 6) ein Damm oder Wall; — 7) (bot. Term.), s. v. a. Rudera, Ruderata. — **Schuttbewohnend**, s. v. a. Ruderalis. — **Schuttpflanzen**, s. v. a. Plantae ruderales.

Schuttenöffnung, s. v. a. Schutzöffnung.

Schutter (Geogr.), 1) badischer Fluß, **Oberrheinkreis**; bildet ein an Berg- und Hüttenwerken reiches Thal und mündet in die Kinzig; — 2) bayer. Fluß, R.-B. **Oberbayern**; mündet in die Donau, links; — 3) preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. **Warendorf**; über 100 Einw.

Schutterei, s. v. a Schuttery.

Schutterer, Sekte, s. v. a. Quäker.

Schuttern, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt **Lahr**, an der Schutter; 900 Einw.; hatte sonst eine reichsfreie Benediktinerabtei, welche 1802 aufgehoben wurde.

Schutterthal, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt **Lahr**; 610 Einw.

Schutterwald, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, **Offenburg**; bedeutender Hanfbau; 1170 Einw.

Schuttery, (**Schutterei**), die holländische Nationalmiliz, ein uraltes, ganz nationales Institut, welches, ausschließlich zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen fremde Angriffe und zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern bestimmt, im Frieden einen ganz selbstständigen, in sich abgeschlossenen Bestandtheil der Landmacht ausmacht, während im Kriege die mobilen S.-Abtheilungen in den Brigade- und Divisionsverband der Armee eintreten und mit diesen unter einen gemeinschaftlichen Oberbefehl kommen. Seinen Namen erhielt dies Institut von den **Schutters** (**Schützen**), die schon im Mittelalter in allen Stadt- und Landgemeinden besondere Vereine bildeten, um im Frieden sich gesellig zu ergötzen, im Kriege aber äußere Feinde abzuwehren und innere zu bekämpfen. Es erfüllte seinen kriegerischen Zweck natürlich am glücklichsten und vollkommensten dann, wenn nicht Parteiungen die Nationalkraft schwächten, und wenn die Hand eines geschickten Führers aus der meist rohen Masse ein kriegsbrauchbares Werkzeug zu formen verstand. In der neuesten Zeit, namentlich in den Jahren 1831 und 1832, bewies die S. ihren Patriotismus und ihren kriegerischen Sinn ganz besonders dadurch, daß sie, die verfassungsmäßig nie außer Landes verwendet werden darf, freiwillig und einstimmig auf dieses Recht verzichtete und dem Prinzen-Feldmarschall über die Grenze folgte. 73 Schutterbataillone, jedes zwischen 1000 und 1100 M. stark, standen damals theils im Felde, theils in Festungen, und hätten die Verhältnisse eine größere Steigerung gefordert, so wären noch 70,000 Mann dieser Landwehr aufzubieten gewesen. Nach dem Staatsgrundgesetze tritt jeder Landeseingesessene, gleichviel, ob er bereits im Heere gedient, oder sich freigeloost hat, mit dem 25. Lebensjahre in die S. seines heimathlichen Bezirkes ein und verbleibt darin bis zum 35. Lebensjahre. Die S. zerfällt in **dienstthuende** und **ruhende**. Jede Gemeinde, deren Bevölkerung 2500 Seelen und darüber beträgt, bildet aus ihren schutterpflichtigen Männern eine selbstständige Abtheil. dienstthuender S.; jede minder bevölkerte Gemeinde hat dagegen nur ruhende S., d. h. solche, welche nur zur innern Landesvertheidigung bestimmt und dem preuß. Landsturm vergleichbar ist, während die dienstthuenden Schutters förmlich aus und ins Feld rücken, sobald die Landesgrenzen von einem Feinde bedroht werden. Außerdem wird

die S. noch in Banne (bans) getheilt. Es sind deren drei, deren Zusammensetzung folgende ist: Zum ersten Bann gehören alle Unverheiratheten, sowie alle kinderlosen Verheiratheten und Wittwer; zum zweiten Bann gehören jene Verheiratheten, die, obschon Kinder habend, doch ohne große Nachtheile für ihre häuslichen und gewerblichen Verhältnisse abkommen können; zum dritten Bann endlich alle übrigen verheiratheten u. waffenfähigen Männer vom 25.—35. Lebensjahre. Der erste Bann ist zunächst zum Dienst verpflichtet; doch wird der permanente Dienststand desselben, d. h. jener Theil, der für den gewöhnlichen Schutterdienst im Frieden stets bereit seyn und im Kriege zuerst ausrücken muß, nur nach dem Verhältniß von 2 : 100 der ganzen Masse gebildet. Das Loos bestimmt über den Eintritt in die dienstthuenden Abtheilungen; es ist aber auch bei der S. Nummertausch und Stellvertretung gestattet. Die Eingestellten haben 5 Jahre in der Aktive und 5 Jahre in der Reserve zu dienen. Die Reserve selbst dient zunächst zur Verstärkung der erstern und enthält außer den aus der Aktive entlassenen Schutters auch alle Freigeloosten, sowie alle jene Individuen, welche vom Dienste bei der Nationalmiliz, also vom Heeresdienste gesetzlich befreit sind. Die S. besteht, mit Ausnahme einiger Artillerieabtheilungen, nur aus Infanterie, welche, je nach der Größe der Gemeinde eine oder mehre Kompagnien, ein oder mehre Bataillone bildet, die im Kriege provinzenweise in den Regimentsverband treten und mit der Linie Brigaden und Divisionen bilden. Die Offiziere werden von dem Könige ernannt und befördert. Die mobil erklärten und ins Feld rückenden Schutterabtheilungen erhalten gleich der Linie Sold und Verpflegung; die zu Friedensübungen bestimmten verpflegen sich selbst. Die S. hat dunkelblaue Röcke, weiße Knöpfe, ein weißes Czakoschild und solche Schuppenketten. Die Offiziere tragen silberne Epaulette, einen Degen mit silbernem Portepée und eine orangefarbene seidene Schärpe. Die andersfarbigen Abzeichen gegen die Linie bestehen in rothen Krägen- und Aermelpatten und in weißen Paspoils auf dem dunkelblauen Schoßbesatz, wie auf den Laschenpatten. Die S. übt sich vom 1. April bis 1. Oktober im Scheibenschießen und wird auch in jenen Exercitien unterrichtet, welche für ihre militärische Ausbildung unumgänglich nothwendig sind. Diese nie mehr als 2 Stunden dauernden Exercitien haben höchstens alle 14 Tage einmal, möglichst an Feiertagen, Statt. Die Friedensleistungen der S., welche im Frieden an dem Garnisonsdienste gar keinen Antheil nimmt und nur bei den an politischen Festtagen Statt findenden Paraden erscheint, bestehen darin, daß sie bei Feuerlärm, tumultarischen Aufläufen und andern ähnlichen Veranlassungen, die eine Verstärkung der Polizei nothwendig machen, unter die Waffen tritt und sich zur Verfügung der obersten Behörde stellt. Auch kann in solchen Fällen die S. eines Bezirks (innerhalb einer Provinz) auf geschehene Requisition zur Hülfeleistung eines andern verwendet werden. Steht die S. unter den Waffen, dann tritt das für die Armee geltende Strafgesetzbuch auch bei ihr in Kraft, und jedes Vergehen oder Verbrechen gegen die militärische Zucht und Ordnung, gegen die Subordination u. s. w. wird darnach bestraft. Vergehen geringeren Grades, wie Dienstversäumnisse u. dgl., werden von dem Kommandanten disciplinarisch, meist durch kleine Geldbußen bestraft.

Schutterzell, bad. Dorf, Mittelrheinkr., Amt Lohr; 480 Einw.

Schutthügel (Geognos.), s. v. a. die skandinavischen Asar (s. d.).

Schuttland, s. v. a. Ackererde, Humusboden.

Schuttorf, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Heinsberg; 150 Einw.

Schuttpilz (Bot.), s. v. a. Coprinus comatus *Pers.*

Schuttschen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 330 Einw.

Schuttschen Ofen (Pidun), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 170 Einw.

Schuturbuh, asiat. Gebirge, Persien, Prov. Khusistan.

Schutz, (in versch. Bed.), 1) Ort, den die Nord- und Ostwinde nicht treffen können; — 2) (Handelsw.), die Annahme oder die Bezahlung einer Anweisung. Beim Aviso derselben pflegt man in Folge dessen dergl. Papiere dem „Schutze", dem „gefälligen Schutze", dem „gefäll. prompten Schutze" des Bezogenen zu empfehlen. — 3) (Mühlenw.), s. v. a. Schutzbret.

Schutz (Geogr.), preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Daun; Mühlen, (Hinkels-, Rack-, Rutsch- und Binsenmühle); über 100 Einw.

Schutzbar, Wolfgang, genannt Milchling, 1543—66 Hoch- und Deutschmeister, s. Deutscher Orden.

Schutzbeizen, s. Färbekunst.

Schutzbezirk (Belauf, Begang, Forstverw.), der Waldbezirk, welchen ein Förster regelmäßig zu begehen hat, um Waldfrevel zu verhüten oder zu entdecken. Die Größe der S. ist nach den Verhältnissen verschieden.

Schutzblattern, s. Pocken, S. 217.

Schutzbret (Aufziehschütze), 1) die aus Bretern länglich-viereckig oder quadratisch gefertigte Tafel, welche zwischen Ständern mit Falzen im Wasser in die Höhe gezogen und niedergelassen werden kann, um auf diese Weise das Wasser in die Mühlräder zu bringen oder es davon abzuhalten. Man findet hauptsächlich solche S.er bei den Mühlgerinnen, um das Aufschlagwasser von den Wasserrädern abzuhalten oder es zu steuern. Zieht man die Schütze hoch auf, so daß durch die entstandene Oeffnung (S.-öffnung) so viel Wasser abläuft, als in dem Mühlgraben abläuft, so kann dieser immer etwas Oberwasser behalten, welches durch seinen Druck die Kraft des Aufschlagwassers vermehrt. Damit man nun die S.er leicht aufziehen könne,

befindet sich in der Mitte desselben ein senkrechtes Holz, in welchem Löcher sind, durch die ein Hebel gesteckt wird, welchen man an einem vor dem S. angebrachten Querholze anstemmt. Oefterer noch befindet sich am S. ein ungleicharmiger Hebel (Schutzstange, Schutzzug), an dessen kurzem Arme das S. hängt, während der längere Arm bisweilen bis in das Mühlenhaus reicht, so daß man von hier aus augenblicklich das S. niederlassen und das Wasserrad anhalten kann. Bei den Einflüssen der Mühlgräben, so wie bei Wehren kommen größere S.er vor, die etwas schwieriger in die Höhe zu heben sind; es ist nämlich über dem S. eine Welle (Schutzwelle) angebracht, an welche das S. mit Ketten, (Schutzsielen) befestigt ist; in der Welle sind mehre Löcher angebracht, so daß sie mittelst Hebestangen herumgedreht werden kann. Bei Sielen dienen häufig Fall- oder Klappthüren als S. Auch in Bewässerungsgräben sieht man häufig kleinere S.er, die aus mehren nicht verbundenen Stücken bestehen. — 2) (Landw.), s. v. a. Scheunenbret.

Schutzbrief, officielle Urkunde, welche Jemandem Schutz gegen gewisse Sicherheits- und Aufenthalsanfechtungen von Seiten der Behörden oder Privaten verheißt; vergl. Moratorium und Freies Geleit.

Schutzbrücke, 1) die kleine aus einem oder zwei Balken bestehende Brücke über dem Gerinne oder neben einem Wehre, auf welcher man zu den Schutzbretern gelangen kann; — 2) s. v. a. Schußgerinne.

Schutzbürger, eine Mittelklasse zwischen den Vollbürgern und den Fremden. Die S. wurden nur auf einen gewissen Zeitraum aufgenommen, z. B. auf fünf Jahre, und können auch nach manchen Gemeindeordnungen zu jeder Zeit fortgewiesen werden. Wenn sie auch weniger Abgaben zahlen müssen, als die Vollbürger, so haben sie dagegen auch nicht den Genuß aller Rechte, z. B. haben sie keinen Theil an der Verwaltung und keine Ansprüche auf die Nutzungen des Gemeindeguts. Vergl. Bürger, S. 761 ff.

Schutzbuhnen, alle diejenigen Buhnen, die das Ufer vor dem andringenden Strome schützen sollen, s. v. a. Fangbuhnen.

Schutzdach, s. Pluteus.

Schutzdamm, s. v. a. Kuhrdeich, Binnendeich.

Schutzdünen, s. Dünen.

Schutzeisen, s. v. a. Schützeisen.

Schutzflügel, ein Damm, den man zum Schutze der Fahrzeuge aus Plockwerk in die wilde See hinaus anlegt.

Schutzgatter, 1) an Sielen ein Schutzbret, welches aus einer Klappthüre besteht; — 2) das Gatter, welches einen um des Wasserablaufes willen nöthigen Durchgang durch eine Stadt- oder andere Mauer möglichst sperrt; — 3) das nach dem Meere hin gelegene Thor einer Schleuße, die im Bereich von Ebbe und Fluth liegt; es öffnet sich von selbst bei jener, und schließt sich bei dieser; — 4) s. v. a. Fallgatter.

Schutzgeister (Schutzgötter, Dii tutelares, Myth.), Wesen, unter deren Schutz irgend etwas gestellt wird. Der kindlich fromme Mensch nahm gern an, daß ihm von der Gottheit ein solcher Schutzgott beigegeben sey, den er als seinen guten Genius verehrte. Man glaubte, diese guten Dämonen (s. d.), dem Menschen bei seiner Geburt gegeben, leiteten und schützten ihn durch das ganze Leben und bewahrten seine Seele vor allem Bösen. Seit Socrates erschien dieser Glaube in einer geläuteteren Gestalt. Dieser Weise faßte seinen Dämon zwar noch als ein göttliches Wesen außer sich auf, welches ihm vor Bösem schütze und davon abrathe, aber doch neigte er sich auch schon dahin, in den Ermahnungen und Warnungen des Dämon die Stimme des Gewissens zu finden. Diese Meinung ging dann in die platonische Philosophie und durch diese auch in den christlichen Kirchenglauben der alten Zeit über. Die Römer pflegten Völkern, Städten, Kolonien und einzelnen Gebäuden besondere S. beizugeben. Bei Städtebelagerungen pflegten die Römer durch besondere Ceremonien die S. der Städte herauszulocken (evocare deos), in der Meinung, daß dann die Eroberung leichter seyn würde. Um dies zu vermeiden, pflegte man die Namen der S. geheim zu halten. In späterer Zeit haben die Griechen die Sitte, Städten Schutzgötter zu geben, von den Römern entlehnt. Außerdem hate jedes Schiff seinen Schutzgott, dessen Bild am Hintertheil angebracht war. Dieser Gebrauch rührt ursprünglich von den Phöniciern her. Bei den Juden bildeten besonders die Rabbiner die Lehre von den Dämonen und S.n aus. Adam hatte nach ihrer Angabe den Raziel, Sem den Pophiel, Abraham den Zedekiel, Joseph den Gabriel u. s. w. als Schutzengel. In der christlichen Kirche hat sich der Glaube an Schutzgötter verwandelt in den Glauben an Schutzheilige, Schutzpatrone (seit dem 5. Jahrh.), und hat sich bis jetzt in der katholischen Kirche erhalten. Länder und Städte haben ihre Schutzheiligen: Spanien den St. Jakob, Frankreich den Dionysius, Mailand den Ambrosius, Venedig den Marcus u. s. w. Auch die Künste haben ihre Schutzpatrone, z. B. die Musik die heilige Cäcilia, die Malerei den Lucas u. s. w. Diese Schutzheiligen wurden verehrt, es wurden ihnen Kapellen und Altäre erbaut, zu ihren Gräbern wurde gewallfahrtet, besondere Festtage wurden ihnen zu Ehren angesetzt. Die Städte pflegten die Bildnisse ihrer Patrone auf ihre Münzen zu prägen, und in ihren Wappen und Siegeln zu führen.

Schutzgeld, die Abgabe, welche der Landes- oder Patrimonialherr oder eine Gemeinde von denjenigen Personen beziehen, die, ohne das Bürgerrecht zu besitzen, von ihnen eine Aufenthaltserlaubniß bekommen und nach Bedürfniß geschützt werden.

Schutzgenossen (Schutzverwandte), s. v. a. Schutzbürger, auch in Dörfern und Flecken. Eine besondere Klasse von S. machen die Schutzjuden aus, welche erst durch den Schutzbrief die Unterthanenrechte und zwar oft

nur auf gewisse Jahre erhalten. Sie erlangen durch den Schutz aber keineswegs das Ortsbürgerrecht und ebensowenig hat der Schutz für ihre Kinder Gültigkeit.

Schutzgerechtigkeit (Vogtei), das Recht eines Landes- oder Patrimonialherrn, eine Gemeinde, ein Stift, ein Kloster, u. s. w. in seinen Schutz zu nehmen. Die S. war im Mittelalter ein Ehrenrecht. Eine Folge derselben war, daß der Beschützer, der Schutzherr, den Grundbesitz der Beschützten als Obereigenthum an sich brachte und ihn den Schützlingen nur als Lehen wiedergab.

Schutzgötter, Schutzheilige, s. Schutzgeister.

Schutzjuden, s. Schutzgenossen.

Schutzkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Chelonarium *Fabr.*

Schutzkolbe, der Zapfen in einem Fischteiche.

Schutzlehn, s. v. a. Feudum advocatiae.

Schutzmauer, der Schutz über dem Herde, der Mantel einer Esse.

Schutzpatron, s. Schutzgeister.

Schutzpfändung, s. v. a. Gegenpfändung.

Schutzpocken, s. Pocken.

Schutzschrift, s. Vertheidigungsschrift und Exceptionsschrift.

Schutzseil, das Seil, womit das Holz zum Feuersetzen in den Schacht hinabgehängt wird.

Schutzstädte, Städte, die sich unter den Schutz einer andern Stadt oder eines Staats begeben haben, daher unter deren Oberherrlichkeit stehen.

Schutzteich, Teich, worin man Wasser sich ansammeln läßt, um es dann zum Umtrieb der Räder zu benutzen; s. Sammelkasten.

Schutzverwandte, s. v. a. Schutzgenossen.

Schutzwache, s. Freies Geleit u. Salvegarde.

Schutzwaffen, alle diejenigen Waffen, welche zur besondern Deckung des Körpers dienen, ohne jedoch als Angriffswaffen (s. d.) verwendet werden zu können. Im Alterthume waren sie eben so unvollkommen als diese, und bestanden anfänglich wohl nur in einem einfachen Schilde (s. d.) und einem Anzuge von rohen Thierfellen, bis endlich der erfinderische Geist des Menschen Horn, Metall und gebranntes Leder hierzu verwendete und die Bedeckung der einzelnen Körpertheile immer künstlicher ausbildete, so daß endlich die volle Rüstung der Ritter des Mittelalters mit allen ihren Theilen, als Panzer, Helm, Arm- und Beinschienen, Handschuhe u. s. w. daraus entstand. Diese S. waren mehr oder weniger sorgfältig ausgearbeitet, je nachdem die Nation, die sich derselben bediente, einen höheren oder niederen Grad der Kultur erreicht hatte, eine besondere Vorliebe zu einem oder dem andern Waffenstück hegte, oder Länderlage, Gewohnheit, Sitte und Gefechtsweise hierzu eine besondere Veranlassung gaben. Die südlichen und morgenländischen Völker fühlten, abgesehen vom Schilde und Panzerhemde, nie so große Neigung zum Tragen der vollständigen Rüstungen, als die nordischen, so wie überhaupt die in Europa wohnenden Nationen, unter denen sich in letzterer Hinsicht in den verschiedenen Zeiten vorzüglich die schwerbewaffneten Truppen der Römer, Griechen, Macedonier, Gallier, Gothen, Vandalen und Franken auszeichneten. Nach der Erfindung des Schießpulvers und der Ausbreitung und Vervollkommnung der Feuergewehre verschwanden nach und nach die S., indem sie nicht allein ihren Zweck verloren, sondern auch den Soldaten im Gebrauch der Feuerröhre hinderlich wurden, so daß in unsern Zeiten nur noch der Helm und der Küraß übrig blieben. Vgl. Waffen.

Schutzwappen, s. Wappen.

Schutzwerk, s. v. a. Trutzwerk.

Schutzwehr, das Wehr in einem größeren Flusse, welches in seiner Mitte eine Oeffnung hat, die für gewöhnlich mit einem Schutzbrete verschlossen ist, aber geöffnet wird, um Flößholz, Flößen und kleinere Schiffe durchzulassen.

Schutzwien, Marktflecken, s. v. a. Schottwien.

Schutzzettel, obrigkeitlicher Schein, daß Jemand an einem Orte ungestört wohnen oder ein Geschäft treiben kann.

Schutzzoll, s. Zölle.

Schuun, (Staatsw.), s. Habesch.

Schuur, Theodor van der, Maler, genannt Vrientschap, 1628 im Haag geboren, kam jung nach Paris und genoß daselbst den Unterricht des S. Bourdon, begab sich später nach Rom, um die Werke Raphaels und Giulio Romano's zu studiren, indem er sich anfangs der Historienmalerei widmete, welche er dann der Landschaftsmalerei nachsetzte. Er malte viele Landschaften mit architektonischen Monumenten, deren mehre in den Besitz der Königin Christine von Schweden kamen. Die Akademie in Haag ernannte ihn zu ihrem Direktor, als welcher er 1705 †.

Schuwalow (Geneal. und Biogr.), russisches Grafengeschlecht, dessen Adel mit dem Anfange des 17. Jahrh. beginnt. Bemerkenswerth sind: 1) Iwan, war zur Zeit Peters des Großen General und Kommandant von Wiborg. Er genoß in hohem Grade das Vertrauen und die Achtung des Czaren. — 2) Alexander, Sohn des Vorigen, stand in der Gunst der Kaiserin Elisabeth, wurde am 17. Sept. 1746 in den russischen Grafenstand erhoben, sowie später von Peter III. zum Reichsfeldmarschall gemacht. Er besaß einen grausamen und habsüchtigen Charakter. — 3) Peter Iwan, Bruder des Vorigen, stand, wie dieser, gleichfalls in besonderer Gunst der Kaiserin Elisabeth, der er auf den Thron mit verholfen hatte. Er wurde 1741 Generalmajor, erhielt am 17. Sept. 1746 die Grafenwürde, wurde stark bereichert, von Peter III. zum Reichsfeldmarschall gemacht und † am 15. Jan. 1762. Außer vielen Verbesserungen, die er im Artilleriewesen einführte, hat er sich durch die Erfindung einer

nach ihm benannten Haubitzenart (Schuwalows) bekannt gemacht. Letztere wurden von den Russen im siebenjährigen Kriege gebraucht, und weil ihre Konstruktion geheim gehalten wurde, auch geheime Artillerie genannt. Diese Haubitzen hatten von außen die gewöhnliche Form, indem ihre Mündung kreisförmig rund war; allein der Querschnitt der Seele bildete fast ein Oval, so daß er eine größere Breite als Höhe besaß. Hierdurch wurde bezweckt, daß sich die Kartätschenkugeln mehr nach der Breite, als nach der Höhe ausstreuen sollten. Da jedoch der Erfolg davon den Erwartungen nicht entsprach, so kamen die Schuwalows bald wieder ab. Zu einem nicht günstigern Resultate führten die Hohlgeschosse der Schuwalows, die wegen der Unregelmäßigkeit ihrer Form weder sicher trafen, noch weit reichten. — 4) Iwan, leiblicher Vetter der Genannten und gleichfalls Günstling der Kaiserin Elisabeth, war am 12. Nov. 1727 geb. Er ward von der Kaiserin zum Oberkammerherrn ernannt und gründete, ein warmer Protektor von Wissenschaft und Kunst, am 23. Jan. 1755 die Universität nebst zwei zu ihr gehörigen Gymnasien zu Moskau, sowie 1758 die Akademie der Künste zu Petersburg. † am 25. Nov. 1798 zu Petersburg. — 5) Paul Andrejewitsch, geb. etwa 1775, war ein Seitenverwandter der Obigen. Unter Suwarow machte er in Polen den Sturm auf Praga mit, diente unter demselben Feldherrn in Italien und erhielt hier auf einem Marsche über den Gotthard einen Streifschuß in das Knie. Tapfer und umsichtig, wie er war, wurde er bereits in seinem 25. Jahre General. Als solcher that er sich sowohl im Feldzuge von 1807, als auch im finnländischen Kriege 1809, hervor, wo er über Torneå nach Schweden eindrang, durch einen Marsch über das Eis mit seltener Kühnheit die Einnahme von Schelefta bewerkstelligte, bei dieser Gelegenheit 8000 Schweden gefangen nahm und 121 Kanonen erbeutete, und dafür zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers ernannt wurde. Von 1812—15 war er im russischen Generalstabe und Begleiter des Kaisers, unterhandelte 1813 mit Caulincourt über den Waffenstillstand vom 4. Juni, schloß am 26. Juli 1813 den Waffenstillstand von Neumark, wurde nach der leipziger Schlacht auf einen Tag Generalgouverneur von Sachsen und unterhandelte vom 24. Febr. bis 5. März 1814 zu Lusigny über einen nicht zu Stande gebrachten Waffenstillstand. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris empfing er den Auftrag, die Kaiserin Josephine zurück nach Wien zu führen und darauf Napoleon nach Elba zu geleiten. Ueber beide Aufträge schrieb er Memoiren. Auch später noch genoß er unbenommen das Zutrauen Alexanders, bis er am 1. Dec. 1823 †.

Schuwalows, (Kriegsw.), s. Schuwalow 3).

Schuyler (Geogr.), 1) nordamerikan. Grafschaft, V. St., Staat Illinois; 1840: 6970 Einw.; Hauptort: Rushville; — 2) Grafschaft daselbst, Staat Pennsylvanien, Eastern-Distrikt; 1820: 11,340, 1830: 20,780, 1840: 29,050 Einw.; — 3) Ort daselbst, Staat New-York, Grafsch. Herkimer, links am Mohawk; 1820: 1840, 1840: 1800 Einw.

Schuylkill (Geogr), 1) nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Pennsylvanien, entspringt in der gleichnam. Grafschaft, fließt südöstlich, durchschneidet die Bloue Mountains, nimmt den Tulpehocken auf, bildet oberhalb Philadelphia Wasserfälle und mündet südwestlich von Philadelphia in den Delaware, rechts; Lauf: 50 Lieues, davon 32 L. schiffbar; — 2) Kanal daselbst, von Philadelphia bis Mount-Carlon, 38 Lieues; der Little-S.-Kanal geht von der Flußmündung bis in die Kohlenminen, 9 L.; — 3) Grafschaft daselbst; 1820: 11,340, 1830: 20,780, 1840: 29,000 Einw.; Hauptort: Orwigsburg, 1840 mit 780 Einw.

Schuylkill (Bot.), s. v. a. Isabellentraube, Vitis prolifera *var.*, Isabella *Rafin.*

Schuyt (holl., Seew.), s. v. a. Schute.

Schuyte-Boonen (Bot.), s. v. a. Heritiera grandis *Fisch.*

Schwa, s. Hebräische Sprache.

Schwaadorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Hauptort des gleichn. Landgerichts, an der Fischa; Schloß; Baumwollenspinnerei; 520 Einw.

Schwaam, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Erkelenz; 110 Einw.

Schwaan (Geogr.), 1) mecklenburg-schweriner Domänenamt, wendischer Kreis; umfaßt 2 □Meilen Areal mit etwa 6000 Einw. in 40 Ortschaften; — 2) ritterschaftl. Amt daselbst; hat etwas über ½ □Meile Areal mit 6 Orten und 790 Einw.; — 3) Stadt und Hauptort daselbst, an der Warnow; 2 Vorstädte, Leder-, Wachs-, Lichter-, Seifen- und Runkelrüben-Fabriken, 8 Jahrmärkte; 2050 Einw.

Schwaanbeck (Geogr.), mecklenburg-strelitz. Dörfer: 1) Kreis und Amt Stargard; Mühle; 400 Einw.; — 2) Fürstenthum Ratzeburg, Amt Schönberg; 120 Einw.

Schwaar, Münze, s. v. a. Schwaren.

Schwaara, reuß. Pfarrdorf, Herrsch. Gera; 110 Einw.

Schwab (Biogr.), 1) Johann Christoph, geb. am 10. Dec. 1743 zu Ilsfeld, wurde 1778 Professor der Philosophie an der Karlsschule zu Stuttgart, 1795 geheimer Sekretär und 1816 Oberstudienrath. † am 15. April 1821 zu Stuttgart. Er trat in einer Menge Schriften gegen Kant auf, da er ein eingenommener Anhänger des leibnitz-wolffschen Systems war. Schr.: Prüfung des campeschen Versuchs eines Beweises für die Unsterblichkeit der Seele, Stuttgart 1781; — Etwas über den Eid, das. 1797; — Briefe zwischen Chr. Wolff und einem Kantianer, Berl. 1798; — Sendschreiben über den gerichtlichen Eid, Stuttg. 1799; — Briefe über Fichte's Appellation an das Publikum, Berl. 1799; — Briefe über einige Widersprüche und Inkonsequenzen in Kants neuesten Schriften, das. 1799; — Vergleichung des kantschen Moralprincips mit dem leibnitz-wolffschen, das.

1800; — Ueber die Wahrheit der kantschen Philosophie, das. 1803; — Prüfung der kantschen Begriffe von der Undurchdringlichkeit u. s. w. der Körper, Leipzig 1807; — Beitrag zur Lehre vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß, Stuttgart 1813 u. A. m. — 2) Karl Heinrich von, geb. am 20. März 1781 zu Stuttgart, war der Sohn des Vorigen und hatte anfangs vor, als Jurist die akademische Laufbahn zu betreten. Nachdem er jedoch 1806 in Staatsdienste getreten war, durchlief er rasch die untern Staatsämter, ward 1817 als Obertribunalsrath dem Ministerium des Innern beigesellt, wurde 1823 mit Beibehaltung seines bisherigen Charakters außerordentliches Mitglied des geh. Raths, 1830 Präsident des königlichen Obertribunals und 1831 ordentliches Mitglied des Geh. Raths, sowie Justizminister. 1842 ward er seines Amtes enthoben. — 3) Gustav, vorzüglicher deutscher Dichter, geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, war der jüngste Sohn von S. 1). Seine gelehrte Bildung erhielt er am Gymnasium seiner Vaterstadt und später auf der Universität Tübingen. Großen Einfluß auf seine geistige Entwickelnng hatte sein Vater, Johann Christoph S., welcher, früher Professor an der hohen Staatsschule, später in verschiedenen höhern Staatsämtern zu Stuttgart lebte und sich nicht nur als philosophischer Schriftsteller von der leibnitz-wolfschen Schule einen Ruf erworben hatte, sondern auch durch feine Bildung und Gediegenheit des Charakters ein weit verbreitetes Ansehen genoß. Von ihm wurde der kaum zum Jüngling Herangewachsene schon in das Studium der Philosophie eingeführt; später erzählte er oft im Scherz, daß, wie Hannibal in früher Jugend den Römern Feindschaft geloben mußte, so er von seinem Vater gegen Kant in Pflicht genommen wurde. Um dabei den Feind gründlich kennen zu lernen, mußte er die 3 Kritiken in Auszügen verarbeiten. Diese Studien sowohl, als namentlich auch des Vaters vorherrschend verständige Richtung bewirkten in dem raschen, mit lebhafter Phantasie begabten Sohne eine Klarheit des Geistes, die auf seine poetische Eigenthümlichkeit von wesentlichem Einflusse war. Die Universitätsjahre von 1809—1814 waren für ihn die Blüthe seines Lebens. Sie entfaltete sich in reicher Fülle in Studien, in Dichtungen, in begeisterter Freundschaft, in idealer Jugendliebe. Aus eigenem Antriebe hatte er sich dem Studium der Theologie bestimmt, in welcher besonders Chr. Flatt und Bengel seine Lehrer waren. Aber freilich konnte der damalige Stand dieser Wissenschaft einen jungen Mann von seiner Lebendigkeit nicht ausfüllen; sein eigentliches Interesse hing an der schellingschen Philosophie, die damals die Geister entzündete, aber in Tübingen noch keine Heimath gefunden hatte. Sie entfrembete ihn nicht dem Glauben, und seiner erwachenden Poesie gab sie die erste Nahrung. Didaktische Gedichte, mit schellingschen Ideen, waren die ersten Produkte jener Zeit, doch ist von ihnen nie etwas veröffentlicht worden. Ihnen folgte nun eine Reihe von Liedern, die seinen Dichterberuf beurkundeten. Die poetische Stimmung wurde äußerlich genährt durch einen Kreis gleichgesinnter Freunde, worunter mehre Norddeutsche, die sich vom studentischen Corpsleben abgestoßen fühlten, und im Austausch der Ideen und gemeinsamen Genuß deutscher Dichterwürde Befriedigung suchten. Sie nannten sich „die Romantiker", und wirklich war ihr Ausgangspunkt die Romantik, welche damals neues Leben in die deutsche Poesie gebracht hatte. Die Auswüchse aber dieser Richtung wußten sie bald zu überwinden und wandten sich der klassischen Vollendung Göthe's zu, den sie als ihren Meister verehrten. Auch die Bekanntschaft mit den um 5 Jahre ältern Uhland wurde für S. von größter Wichtigkeit. Die Einfachheit und die körnige Gedrungenheit seiner Dichtweise wurde S. zum Vorbild und zeitlebens bekannte sich letzterer als Schüler Uhlands, mit dem ihn seit jenen Jugendtagen die wärmste Freundschaft verband. Auch mit Varnhagen und besonders mit Kerner trat er in traute Verbindung, deren Frucht die Herausgabe des deutschen „Dichterwaldes" (1813) war. Dieses erste gemeinsame Auftreten der schwäbischen Dichter bildet einen Wendepunkt in der deutschen Lyrik und bezeichnet gleichsam die von ihnen angestrebte Versöhnung zwischen romantischer Gemüthstiefe und klassischer Einfalt. Im Frühjahr 1815 machte S. eine Reise nach Berlin, wo er mit den norddeutschen Geistesverwandten, besonders mit Fouqué, Franz Horn, Chamisso u. A. freundschaftliche Beziehungen anknüpfte und sein Gemüth auf mannichfache Weise bereicherte. In die Heimath zurückgekehrt, fand er als Repetent im evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen, dessen Zögling er selbst gewesen war, Muße zu tieferen und literar-historischen Studien, sowie 2 Jahre später, im Dec. 1817, eine Anstellung als Professor am obern Gymnasium in Stuttgart. Jetzt verband er sich auch mit der Geliebten, die ihn schon seit 1812 zu Liedern von tiefer Innigkeit begeistert hatte. Das häusliche Leben war für S. nicht nur eine Quelle des reinsten Glückes, sondern er erkannte und behandelte es zugleich als die geweihte Stätte der gemeinsamen Bildung für das Höchste und Ewige. Durch sein Amt trat er in lebendigen Verkehr mit der Jugend. Er hatte die schöne Aufgabe, die großen Alten dem offenen Sinn der Jünglinge aufzuschließen, und dazu war er vermöge seiner gründlichen philolog. Bildung, seiner jugendlich quellenden Lebendigkeit, vermöge seines eigenen Dichtergeistes und Dichterverstandes, wie endlich seines sittlich erregten, männlichen und doch liebevollen Wesens ganz geschaffen. Meisterschaft darin bewährte er besonders bei zwei Dichtern: dem menschen- und weltkundigen, feinen Horaz und dem reinen, tiefsinnigen, prophetischen Sophocles, dem sein eigener Geist sich verwandt fühlt. Zwei Decennien, von 1817—1839, füllten die Lehrthätigkeit S.s in Stuttgart aus; in sie fällt auch die höchste Reife seiner dichterischen Entwickelung. Die Poesie war S.s eigentliches Lebenselement;

sie war aufs Innigste mit seinem ganzen Wesen verwachsen, nicht, wie bei Vielen, im Talent, das neben andern Gaben und Interessen vereinzelt herging. Seiner Dichtergabe mit freudiger Sicherheit sich bewußt, hielt er sie als Kleinod heilig, war aber weit entfernt, sein dichterisches Vermögen zu überschätzen. Die ihm angemessenste Form war das Lied und vor allem die Romanze. Das Eigenthümliche seiner Poesie ist eine klare, gesunde Vergeistigung des in der Außenwelt, besonders aus Natur und Sage entgegentretenden Stoffes. Es war ihm Bedürfniß, jedes wichtige Erlebniß oder Interesse poetisch zu verarbeiten oder doch Anklänge davon in seine Poesie zu verweben, so daß seine Gedichte in gewissem Sinne zugleich eine Geschichte seines Lebens geben. Bei der Entstehung eines Gedichtes schwebte ihm nicht zuerst der Gedanke vor, für den er dann eine poetische Hülle hätte suchen müssen, sondern aus der lebendigsten Auffassung eines Gegenstandes oder eines Vorganges entwickelte sich ihm, oft plötzlich, nachdem er ihn lange gestaltlos in sich getragen, die poetische Gestaltung. Mit dieser Eigenthümlichkeit des Stoffartigen hängt auch seine Bereitwilligkeit zum Gelegenheitsgedicht zusammen. — S. gilt mit Uhland und Kerner als Hauptvertreter der schwäbischen Dichterschule, die er aber in jenem specifischen Sinne einer besondern Manier nie anerkannt hat. Dessen ungeachtet ist er, besonders durch seine vieljährige Redaktion des poetischen Theils des Morgenblattes (von 1827—1837) und des „Deutschen Musenalmanachs" von 1833—1838) sehr einflußreich für die deutsche Dichtung geworden, indem unter seiner Anleitung und seinem Rathe mancher junge Dichter sich heranbildete. Für eine solche Stellung war er auch besonders befähigt. Selbst von poetischem Sinne durchdrungen, hatte er einen äußerst feinen Spürsinn, denselben bei Andern zu entdecken oder zu vermissen; wenn er bei Einem, der Anspruch darauf machte oder von dem er ihn erwartete, nichts davon fand, so entstand eine Kluft, die es zu keiner innigeren Annäherung kommen ließ. Nichts aber machte ihm größere Freude, als wenn er irgendwo wahres poetisches Talent entdeckte, und ohne Ueberwindung, mit neidloser Anerkennung sah er es, wenn ein jüngerer Genius ihn überflügelte. Wir erinnern nur an das schöne Sonnett an Platen. Mit vielen jüngern Dichtern bildete sich so ein freundschaftliches Verhältniß, das weit über die Grenze dichterischer Berathung hinausging und das vielfach an die Stellung erinnert, die einst Gleim unter seinen Zeitgenossen einnahm. Nahe befreundet waren ihm G. Pfizer, Lenau, Auersperg; unter den Vielen, die mit ihm in förderndem Verkehre standen, nennen wir als bekannte Namen: Platen, Hauff, Waiblinger, Mörike, Sternberg, Freiligrath, Kurtz. — So befriedigend auf diese Weise für S. seine Stellung in Stuttgart war, entstand mit der Zeit bei ihm der Wunsch nach einer Veränderung seiner Lage. Verstimmungen, welche in den damaligen politischen Verhältnissen und der Behandlung der Opposition, zu der S. mit seinen Freunden gehörte, ihren Ursprung hatten, sowie auch eine zu große Ueberhäufung mit literarischen und geselligen Pflichten, erweckten in ihm die Sehnsucht nach einem einfacheren Wirkungskreis. Dazu kam noch, daß sein religiöses und theologisches Bewußtsein besonders angeregt worden war durch die Angriffe, welche das Christenthum eben damals von literarischer und philosophischer Seite zu erleiden hatte. Er faßte daher den Entschluß, als Landgeistlicher, fern von Welthändeln und literarischem Streite, durch Verkündigung der angefochtenen Lehre seiner eigenen Ueberzeugung Genüge zu thun, und trat im Herbste 1837 die Pfarrei zu Gomaringen an. In diesem, am Fuße der schwäbischen Alb gelegenen Dorfe verlebte er, seinen Beruf mit Ernst und Liebe pflegend und getragen von der Anhänglichkeit seiner Gemeinde, eine wohlthuende Zeit. Die philosophisch-theologischen Kämpfe der Zeit rückten ihm immer näher, immer mehr fühlte er sich gedrungen, den Glauben, der bei ihm innerste Ueberzeugung war, historisch und philosophisch zu rechtfertigen. Zwar schrieb er keine Abhandlungen darüber, doch machte er ernstliche theologische Studien, las Strauß und Hegel, sah sich im neuen Testamente und den Kirchenvätern um, suchte den Blößen der hegelschen Dialektik auf die Spur zu kommen, entwarf sich Skizzen eines eigenen Systems und leerte sein Herz gegen die hegelsche Spekulation in Epigrammen aus. Nach vierjährigem Aufenthalte in Gomaringen zog es ihn, besonders seit sein Haus durch den Tod seines jüngsten Sohnes verödet war, doch wieder zurück nach der Vaterstadt und den alten Freunden. Es wurde ihm die erste Predigerstelle an der St. Leonhardskirche und das Amtsdekanat Stuttgart übertragen, das er vier Jahre lang bekleidete. Seine Predigten erwarben ihn auch hier bald einen Kreis treuer Verehrer. Sie waren mit theologischer Gelehrsamkeit, die aber nicht im Gewande der Dogmatik, sondern im einfach schöner, eigenthümlicher Form auftrat, reich ausgestattet. Dabei war es ihm nicht um gelehrten Prunk zu thun, vielmehr wollte er nur den Zuhörern Waffen gegen die negative philosophische Richtung der Zeit an die Hand geben. Was er sich für den Abend seines Lebens schon früher gewünscht hatte, wurde ihm erfüllt; indem er (1845), wie einst sein Vater, als Oberstudienrath angestellt und zugleich zum Oberkonsistorialrath ernannt wurde. Seine Hauptthätigkeit bestand hier in der Oberleitung der vaterländischen Gelehrtenschulen, wobei er sein altes pädagogisches Interesse aufs Neue bewährte. S. † in dieser Stellung am 4. Nov. 1850 in Folge eines Herzschlages. — S. war bei entschieden positiver Richtung im religiösen Gebiet durchaus kein orthodoxer Kirchenmann im gewöhnlichen Sinne. Einmal war seine Frömmigkeit keineswegs auf den Glauben an die Unfehlbarkeit kirchlicher Dogmatik gestützt, und dann war ihm die moderne Kirchlichkeit, die, um den Inhalt des Glaubens zu retten, die kirchliche Form an dessen Stelle setzt, völlig zuwider; sein religiöses Leben war ein persönliches, durch persönliche Liebe zu Christus be-

dingtes, und mit der ganzen Innigkeit und Reife seines Gemüths gab er sich dem Glauben hin, der auch mit seiner Vernunft nicht im Widerspruche stand. Auch wollte er, so entschiedener Gegner des hegelschen Systems er war, doch keineswegs auf die Philosophie selbst verzichten. Gleich selbstständiger positiver Ueberzeugung, wie im Gebiete der Religion, war S. auch im Politischen. Er gehörte zu den Liberalen, aber sein Liberalismus war nicht ein allgemeiner, der nur gegen die bestehende Regierung Opposition macht, sondern ein positiver; er war konstitutionell und deutsch gesinnt, er hatte eine bestimmte Summe politischer Rechte und Pflichten im Auge und sah die Einigung Deutschlands als Ziel an. Mit zwei der hervorragenden Führer der älteren würtemberg. Opposition, Uhland und P. Pfizer, verband ihn die innigste Freundschaft; er begrüßte mit Begeisterung das Werk des Letztern, den Briefwechsel zweier Deutschen, dessen Herausgabe er vermittelte und blieb den darin aufgestellten Ansichten bis ans Ende seines Lebens getreu. — Die schriftstellerischen Erzeugnisse S.s im Einzelnen sind folgende: Seinem ersten Auftreten in dem von Kerner herausgegebenen „Poetischen Almanach" fürs J. 1812, und im „Dichterwald" (1813) folgte 1819 ein Cyklus „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Würtemberg" (Stuttgart), mit geschichtlichen Anmerkungen ausgestattet, die ihn als Dichter in weiteren Kreisen bekannt machten. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien Stuttgart 1828 in 2 Bänden; eine „Auswahl" davon in einem Bde. 1838 und endlich als dritte Auflage eine Taschenausgabe 1846, die neu Hinzugekommenes enthält. An diese rein poetischen Werke reiht sich eine Anzahl anderer, in denen Poesie und Prosa gemischt erscheinen. Das erste dieser Art war die „Neckarseite der schwäbischen Alb" (Stuttgart 1823), zunächst ein Wegweiser für Reisende, aber zugleich eine poetische Reproduktion einer anziehenden Gebirgsgegend in ihrer Natureigenthümlichkeit wie in ihrem geschichtlichen Gepräge. Wenigen war es so wie S. gegeben, die Natur zu genießen und zu verstehen. Von Jugend auf war es ihm die liebste Erholung, auf Spaziergängen und kleinen Reisen die Berge und Thäler seiner Heimath zu durchstreifen. „Gebirge", sagte er, sind nun einmal die Heimath meiner Phantasie" — und er blieb auch bis an sein Ende ein stets rüstiger Wanderer. Ferien benutzte er stets zu größern Reisen. So hat er nach und nach alle bedeutenderen Gegenden Deutschlands, Tyrol mit inbegriffen, besucht, größere Reisen nach Frankreich und Dänemark, Schweden und Oberitalien, namentlich nach Venedig und Triest gemacht, die Schweiz nicht weniger als 11 mal nach allen Richtungen durchwandert und dazwischen nicht versäumt, den Rhein-, Neckargegenden und all den heimlich einladenden Stellen des Schwabenlandes seine Grüße zu bringen. Während seiner Studentenzeit schloß er besonders mit der benachbarten Alb gleichsam eine Jugendfreundschaft, die nie erkaltete und deren Frucht das oben erwähnte Buch war. Es ist ein höchst gelungener Versuch, das topographische Element mit lebendiger Naturbeschreibung zu verschmelzen. Aehnliche Arbeiten sind: „der Bodensee" (das. 1827, 2. Aufl. 1840) und „Wanderungen durch Schwaben" (das. 1837—38, 2. Aufl. 1847). Aus seinen literar. historischen Studien sind seine Mustersammlungen und die Bearbeitung mittelalterlicher und klassischer Sagen erwachsen. Hierher gehören „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit" (Leipzig 1835, 3. Aufl. 1848), die sich durch feinen Geschmack in der Auswahl vor andern Sammlungen dieser Art auszeichnen; dann „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage" (Stuttg. 1843, 2 Bde.), von S. mit Recht ein weltliches Erbauungsbuch genannt, und „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" (Lpz. 1846, 2. Aufl. 1847). Von der andern Gattung: „Buch der schönsten Geschichten und Sagen. Für Alt und Jung wieder erzählt" (Stuttg. 1835, 3. Aufl. 1846) und von noch höherem literarischen Werthe: „Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern" (Stuttg. 1838—40, 2 Bde., 2. Aufl. 1846), wo die griechische Heldensage zum ersten Male in ihrem Zusammenhange gegeben ist; nicht bloß der Inhalt der homerischen Gesänge, sondern auch die Tragödien eines Aeschylus, Sophocles, Euripides werden künstlich reproducirt. Neben diesen einzelnen Erzeugnissen ging auch die Herausgabe und Uebersetzung mancher Fremden her; als „Erlesene Gedichte von Paul Flemming, mit Flemmings Leben" (Stuttg. 1820); — „Der Froschmäusler, von Georg Rollenhagen" (übersetzt ins Neudeutsche, Tübingen 1819); — „Lamartine's poetische Gedanken", (metrisch übersetzt, Stuttg. 1826); — „Barthelemy's und Mery's Napoleon in Egypten, (übersetzt, das. 1829). W. Hauffs sämmtliche Schriften (das. 1830) und W. Müllers vermischte Schriften (Lpz. 1830) gab er mit einleitender Biographie und Charakteristik heraus. Auch eine Auswahl des Nachlasses von Franz Horn besorgte er mit F. Förster (Psyche, 3 Bde., Lpz. 1841). An den Uebersetzungen griech. und röm. Prosaiker und Dichter, (Stuttg., seit 1827) nahm er Antheil. Werthvolle kritische Aufsätze seiner Feder finden sich in verschiedenen Zeitschriften, desgleichen sind mehre Nekrologe bedeutender Männer von ihm verfaßt; der letzte dieser Art ist ein Nekrolog Lenau's. Noch ist eine ausführliche Biographie und Charakteristik übrig, die S. mit vieler Liebe ausarbeitete, nämlich sein „Leben Schillers" (Stuttgart 1840), entstanden in der ländlichen Stille zu Gomaringen, im Winter 1839—40. Er machte es sich zur Aufgabe, Schiller als Menschen und Dichter zu verstehen, nicht nur den philosophischen Gehalt seiner Schöpfungen zu entwickeln, und besonders treffend zeigt er, wie Schiller erst durch Ueberwindung der philosophischen Durchgangsperiode zum vollendeten Dichter wurde. Eine Beigabe zu Schillers Leben bildet gleichsam der darauf bezügliche Schriftenwechsel mit seinem Freunde Ullmann: „Der Kultus des Genius, von K. Ullmann und

G. Schwab" (Hamb. 1840), dessen Inhalt sich größtentheils um die theologisch-philosophischen Zeitfragen dreht. — Vergl. K. Klüpfel, „Gustav Schwab, ein Lebensbild" im „Deutschen Museum" (1851), dem wir im Wesentlichen gefolgt sind. — 4) Christoph Theodor, Sohn des Vorigen, besorgte die Ausgabe von Hölderlins „Sämmtlichen Werken", Stuttg. 1846, 2 Bde. — 5) Karl Philipp, Maler von Schwetzingen in Baden, besuchte um 1823 die Akademie der Künste in München, begab sich später wieder in sein Vaterland zurück und ließ sich in Mosbach nieder; malt Genrebilder und Landschaften, auch Blumen und Fruchtstücke.

Schwabach (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Mittelfranken; umfaßt 4½ □Meilen Areal mit etwa 14,000 Einw.; — 2) Stadt und Landgerichtssitz daselbst, am gleichnam. Fluß (Nebenfluß der Regnitz) u. an der nürnberg. Eisenbahn; Rentamt, Forstamt, Post, Magistrat, evangel. und reform. Stadtpfarrei, katholische Pfarrkuratie, 3 Kirchen, Synagoge, lateinische Schule, Landwirthschaftsschule, Gewerbschule, Rathhaus, Frohnfeste, Irrenanstalt, Strafarbeitshaus, viele Nadelfabriken (Schwabacher-Nadeln, darunter Nähnadeln mit großen Oehren, wie sie besonders zur Goldstickerei gebraucht werden), Gold-, Silber-, Draht-, Tabaks-, Wachstuch-, Siegellack-, Papier-, Strumpf-, Spielkarten-, Zitz- und Kattunfabriken, 7 Bierbrauereien, 3 Mühlen, Tabaksbau; gegen 10,000 Einw. — Geschichtliches. Die Stadt S. gehörte einst den Herzogen von Schwaben, war dann von 1160—1281 im Besitz des Klosters Erbach, gehörte hierauf dem König Rudolph I., wurde dann 1299 an die Grafen von Nassau verpfändet und 1364 vom Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg gekauft. Im J. 1528 wurden hier die sogen. Schwabacher-Artikel (s. d.) und bei einer Versammlung der evangelischen Stände daselbst 1529 noch 17 andere Artikel aufgesetzt. Durch Einwanderung vieler franz. Emigranten im J. 1686 nahm besonders die Gewerbthätigkeit des Orts einen bedeutenden Aufschwung. S. ist der Geburtsort des Wunderkindes Baratier (s. d.).

Schwabacher Artikel (Gesch.), 1) Artikel, welche der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach den 14. Juni 1528 mit den Nürnbergern zu Schwabach festsetzte, als Grundlage der Begründung der Reformation in seinem Lande; — 2) 17 besonders von Luther verfaßte Artikel, die bei dem Konvente zu Schwabach im Okt. 1529 von sächsischer Seite den schweizer Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vorgelegt und empfohlen wurden, die erste Grundlage der augsburger Konfession.

Schwabacher Schrift, s. Schriftarten.

Schwabau (Swabow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Battelau; 160 Einw.

Schwabbach, würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkr., Oberamt Weinsberg; 520 Einw.

Schwabbelbohne (Bot.), s. v. a. Stangenbohne, s. Phaseolus vulgaris.

Schwabber (Seew.), s. v. a. Dwall.

Schwabbruck (Bruck), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Buchloe; freiherrliches Patrgr. I., Brauhäuser, 3 Branntweinbrennereien, 2 Mühlen; 330 Einw.

Schwabe, 1) ein aus Schwaben Gebürtiger. Die S.n galten sonst in Norddeutschland mit Unrecht für sehr beschränkt, woher das Sprüchwort stammt: ein S. wird vor dem 40. Jahre nicht klug. Unter Schwabenstreich versteht man noch heute einen Streich, der von beschränktem Verstande zeugt. Als Urtypus gilt in dieser Beziehung die berühmte Geschichte von den sieben S.n. Wahrscheinlich schreibt sich dieser Verdacht der Dummheit und Unbehülflichkeit von den Kriegen des Kaisers Albrecht II. und dessen Niederlagen her. — 2) In Ungarn ein deutscher Kolonist, ebenfalls sehr verachtet, weshalb Swab im Ungarischen als Schimpfwort gilt; — 3) überhaupt daselbst ein Deutscher; — 4) Stückchen Holz, das zwischen einen schlotternden Reif geschoben wird.

Schwabe (Schwaven, Geogr.), holstein. Dorf, Amt Rendsburg; 110 Einw.

Schwabe (Biogr.), 1) Johann Joachim, Herausgeber der im vorigen Jahrhundert erschienenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes", war in Magdeburg geboren und studirte zu Helmstädt und Leipzig. Später wurde er in letzterer Stadt Professor der Philosophie und nahm Partei bei Gottscheds Streitigkeiten mit Breitinger und Schweizern. S. † 1784. — 2) Johann Friedrich Heinrich, geboren zu Eichelborn bei Weimar 1779, lag in Jena dem Studium der Theologie ob, wurde 1801 Privatdocent, erhielt 1802 die Pfarrei zu Wormstedt, ward 1821 Superintendent zu Neustadt a. d. Orla, 1827 wirklicher Oberkonsistorialrath und 1833 Prälat und 1. Geistlicher im Großherzogthum Hessen. S. † 1834. Schrieb: Das Landschulwesen, Leipz. 1808; — Verhältniß der stoischen Moral zum Christenthum, das. 1820; — Briefe über das Verhalten des Predigtamts, Neust. a. d. O. 1822; — Landwirthschaftskunde für Prediger, Leipz. 1822, 2. Ausg.; — Rechenbuch für Landschulen, Neust. a. d. O., 2. Aufl. 1829; — Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien, das. 1823 ff., 2 Bde.; — Lese- u. Lehrbuch für Volksschulen, das. 1831, 7. Aufl.; — Weimarische Landeskunde, das. 1829, 4. Aufl.; — Examen aus der Reformationsgeschichte, das. 1830, 3. Aufl.; — Mittheilungen aus den Arbeiten evangelischer Predigtvereine, das. 1814—27, 4 Jahrg.; — Predigten an Prediger, das. 1825; — Predigten über Abschnitte des weimarischen Evangelienbuchs, das. 1831. — 3) H., Hofrath zu Dessau; schrieb: Flora anhaltica, Berlin 1838. — Nach ihm ist die Pflanzengattung Schwabea benannt.

Schwabe (Entom.), Insektengatt., s. v. a. Schabe, Blatta *L.*

Schwabea (Bot.), nach Endlicher, Gattung der Acanthaceae *Endl.* Art: S. modesta *Endl.* Sommergewächs im tropischen Afrika.

Schwabeda, Johann Michael, Maler, geb. zu Erfurt 1734, war anfangs Wachsbossirer, erlernte dann bei Zöllner in Erfurt u. Beck in Gotha die Malerei und malte Blumen, Früchte und Landschaften; allein beim Ausbruche des 7jährigen Krieges fand er es vortheilhafter, als

Porträtmaler sich bekannt zu machen. Von nun an malte S. zahlreiche Bildnisse, anfangs in Würzburg und dann in Ansbach, wo ihm der Hofmaler Schneider viele Arbeiten überließ, so wie dem später so berühmten A. Graf, der mit S. im Hause Schneiders arbeitete. S. wurde zuletzt Hofmaler in Ansbach. Er malte Bildnisse und Landschaften. † um 1794.

Schwabek (Schwabegg), bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Türkheim; Mühle; 430 Einw.; Ruinen eines gleichnam. Schlosses, das der ehemaligen Herrschaft S. den Namen gegeben hat.

Schwabelweis, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Regenstauf; 210 Einw.

Schwaben (Geogr.), 1) ehemals deutsches Herzogthum, wurde ursprünglich nach seinen ersten Bewohnern Alemannien genannt. Erst als die Sueven einwanderten, entstand der Name S. oder Schwabenland. Dasselbe grenzte gegen Norden an Franken und an die Pfalz, gegen Osten an den Lech, gegen Süden an die Schweiz, den Bodensee und Vorarlberg und gegen Westen an den Schwarzwald. Zuweilen wird auch der Rhein als westliche Grenze angegeben, wogegen sich jedoch einwenden läßt, daß die obere und untere Markgrafschaft Baden zu Ostfranken gehörte, und daß die Bewohner der Gegend zwischen dem Schwarzwald und dem Rhein nicht sich, sondern nur Diejenigen Schwaben nennen, welche jenseits des Schwarzwaldes wohnen, auch die Bewohner des Breisgaues sich nicht für Schwaben halten (im Gegensatz zu ihrem Lande, wird von den Würtembergern der Landstrich, welcher zwischen dem Bodensee, dem Lech und der Donau, zu beiden Seiten der Iller liegt, das eigentliche Schwabenland, sonst aber auch Ober-S. oder Allemanien genannt). Die Gebirge S.s sind der Schwarzwald und die rauhe Alp. Flüsse: die Donau, der Lech, die Iller, der Neckar. Eingetheilt wurde S. in Ober- und Nieder-S. Im Mittelalter zerfiel es in viele Gaue, deren Namen zum Theil noch bekannt und üblich sind; dazu gehören: der Allgau, Alpengau, Argau oder Ergau, Argengau, Baar, Brenzgau, Brettachau, Brettigau, Brisgau, Burgau, Klettgau, Kraichgau, Donogau, Glemsgau, Hegau, Jaxtgau, Illergau, Kochergau, Linzgau, Murgau, Nagoldgau, Nebelgau, Niebelgau, Ortengau, Rheingau, das Rieß, Schussengau, Sulmgau, Thurgau, Wirmgau oder Wiringau, Zabergau, Zürichgau &c. — 2) (Schwäbischer Kreis), einer der 10 Kreise des ehemaligen deutschen Reiches, umfaßte den südwestl. Theil Deutschlands und größtentheils das alte S. Er wurde begrenzt von der Schweiz, Frankreich, dem ober- und kurrheinischen, fränkischen, bayerischen und österreichischen Kreis. Durchströmt von der Donau, durchzogen von der rauhen Alp und den allgauer Alpen, im Ganzen mehr bergig als eben, sehr ergiebig an Getreide, Wein und Obst, gehörte der schwäb. Kreis zu den schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands. Sein Flächengehalt betrug 630 □M. (nach Büsching 729 □M.), auf welchen gegen 2,500,000 Einw. lebten. Die Kreisstände waren in 5 Bänke: a) die der geistlichen, b) die der weltlichen Fürsten, c) die der Prälaten, d) die der Grafen und Herren und e) die der Städte abgetheilt. Zur Bank der geistlichen Fürsten gehörten: die Hochstifte Konstanz und Augsburg, die fürstl. Abteien Kempten u. Elwangen. Die Bank der weltichen Fürsten begriff in sich: das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden (Baden-Durlach, Baden-Baden, Baden-Hochberg), die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, die gefürsteten Abteien Lindau und Buchau, die gefürstete Grafschaft Thengen, die Lande des fürstl. und gräfl. Hauses Oettingen, die gefürstete Grafschaft Klettgau, das fürstl. Haus Liechtenstein. Auf der Bank der Prälaten waren vertreten: die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt und Nernsheim. Zur Bank der Grafen und Herren gehörten: die Komthurei des deutschen Ordens Alschhausen, die fürstenbergischen Landgrafschaften Stühlingen und Baar, die Herrschaft Wiesenstrig, die fürstenbergischen Herrschaften Hausen und Möskirch, die gräflich montfortsche Herrschaft Tettnang und Argen; die Graf- und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg, die Grafschaft Königsegg, die Herrschaften von Mindelheim und Schwabeck, die fürstenbergische Herrschaft Gundelfingen, die Grafschaft Eberstein, die Lande der Grafen Fugger, die Grafschaft Hohenems, die Herrschaft Dustingen, die Grafschaft Bondorf, die Herrschaft Egloff, die Herrschaft Tannhausen, die Grafschaft Hohengeroldseck, die Herrschaft Eglingen. Auf der Bank der Städte saßen die Vertreter der freien Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Ueberlingen, Rottweil, Heilbronn, Gmünd, Memmingen, Lindau, Dinkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach, Zell am Hammersbach. Die 3 letzten Städte nannten sich Vereinstädte, und die Städte Eßlingen, Nördlingen, Hall, Heilbron, Memmingen und Lindau die 6 korrespondirenden Städte. Die kreisausschreibenden Fürsten waren: der Herzog von Würtemberg und der Bischof von Konstanz. Jener war allein Direktor, doch theilte er diesem die Gegenstände, welche auf den Kreistagen zur Berathung kommen sollten, vorher mit. Die Kreistage selbst wurden gewöhnlich in Ulm, in Friedenszeiten meist 2 Mal des Jahres, gehalten. Jede der 5 Bänke hatte ihren Direktor, der aber sonst kein

weiteres Vorrecht vor seinen Mitständen besaß. Kreisrecesse und andere Ausfertigungen untersiegelten alle 5 Direktoren. In der geistlichen Fürstenbank war der Bischof von Konstanz, in der weltlichen der Herzog von Würtemberg beständiger Direktor; die beiden Bänke der Prälaten und Grafen wählten ihre Direktoren auf Lebenszeit, und auf der Bank der Reichsstädte besaß zwar Ulm das beständige Direktorium, Augsburg aber führte allezeit die 1. Stimme. Außer den Kreistagen bestanden noch engere Zusammenkünfte, welche von 10 Kreisständen, mit Einschluß der beiden ausschreibenden Fürsten, gehalten wurden. Es traten diese während der eigentlichen Kreistage oft zusammen, begutachteten die Gegenstände, deren sofortige Berathung in der Plenarversammlung zu weitläufig geworden wäre, und wurden dann die ordentliche Deputation genannt. Die Kreiskanzlei u. das Kreisarchiv befand sich zu Stuttgart. Unter Kaiser Friedrich III. wurde der schwäbische Kreis zur Aufrechthaltung des Landfriedens in 4 Viertel abgetheilt, zu deren Häuptern der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Bischof zu Konstanz und der Bischof zu Augsburg ernannt waren. Die Kreistruppen, welche beständig marschfertig gehalten werden mußten, bestanden aus 4 Infanterieregimentern, jedes zu 12 Kompagnien, 1 Dragoner- und 1 Kürassierregiment, jedes zu 8 Kompagnien. Der Kreisoberste wurde Generalfeldmarschall genannt. Zum Kammergerichte ernannte der schwäb. Kreis 2 Assessoren, einen evangelischer und einen katholischer Konfession. Der Reichsmatrikelanschlag betrug 8187 Fl. 6 Xr., die Summe eines Kammerziels 10,739 Fl. 48 Xr. Nachdem die Säkularisation die geistlichen Fürsten und die Mediatisation alle die kleinen weltlichen Besitzungen beseitigt hatte, und von der großen Zahl der freien Städte nur Augsburg übrig geblieben war, wurden (als im J. 1806 mit der Auflösung des deutschen Reichs auch das Bestehen des schwäb. Kreises aufhörte) bei der Errichtung des Rheinbundes nur Würtemberg, Baden, Bayern, Hohenzollern, Liechtenstein und Leyen souverän, und auch letzteres verlor 1815 seine Souveränetät wieder. Jetzt gehören zu den souveränen Fürsten des ehemals schwäb. Kreises außerdem noch der Kaiser von Oesterreich (wegen Hohenems) und der Großherzog von Hessen (wegen Wimpfen). — 3) Ehemalige kaiserliche Landvogtei im gleichnam. Kreise, eigentlich Landvogtei Altdorf und Ravensburg, umfaßte 4 Städte, 2 Marktflecken und 174 Dörfer mit etwa 30,000 Einw.; Hauptort: Altorf. — 4) Sonst Provinz in Bayern, mit 520,000 Einw. Dieselbe bestand aus den Kreisen Iller (Hauptstadt: Kempten), Lech (Hauptstadt: Augsburg) und Oberdonau (Hauptstadt: Ulm). Einzelne Theile der Provinz wurden 1810 an Würtemberg abgetreten. — 5) (S. und Neuburg), bayerischer Kreis, umfaßt den vormaligen Oberdonaukreis (mit Ausnahme der Landgerichte Aichach, Friedberg, Rain u. Schrobenhausen), ferner die Landgerichte Monheim, Nördlingen und Wemding, so wie auch die Herrschaftsgerichtsbezirke Bissingen, Harburg, Mönchsroth, Oettingen und Wallerstein des ehemaligen Rezatkreises, oder folgende Gebiete des ehemaligen römischen Reichs deutscher Nation, als: das Hochstift Augsburg, die gefürsteten Abteien Kempten und Lindau, das Fürstenthum Neuburg, die Markgrafschaft Burgau, viele freie Reichsstädte, z. B. Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuern, Donauwörth, nebst vielen Herrschaften &c. Der Kreis grenzt nördlich an Mittelfranken und die Pfalz mit Regensburg, östlich an Oberbayern, südlich an Tyrol, Vorarlberg und den Bodensee und westlich an das Königreich Würtemberg. Der Flächenraum des Kreises mißt 174 □M. Der südliche Theil desselben fällt innerhalb der Alpen, die, vom Arlberge und dem tyroler Hochgebirge auslaufend, unter dem Namen allgauer Alpen (höchste Spitze: Hochvogel) sich fast bis Kempten erstrecken; nach Norden zu ist der Kreis eben. Große Ebenen sind: das Lechfeld, das Donauried und das Donaumoos. Gewässer. Der größte Fluß S.s mit Neuburg ist die Donau, welche den nördl. Theil des Kreises von Südwesten nach Nordosten durchströmt. Ihr fließen in der Richtung von Süden nach Norden zu: der Lech mit Wertach, die Iller, Günz, Schmutter, Mindel, Zusamm u. A. Auch einige kleine Seen liegen in diesem Theil des Donaugebiets und zwar oben im Gebirge; dahin gehören: der Alp-, der Insel- und der Waltenhofersee. Im südwestlichen Winkel des Kreises berühren die Ufer des Bodensees auf einer ungefähr 1½ Meilen langen Strecke das bayerische Land, und ein kleines Flüßchen, die Argen, ergießt sich hier in den Bodensee. Produkte. Das Thierreich liefert vorzüglich Rindvieh, weniger Schafe und Schweine, viel Federvieh (besonders Gänse); von Wild trifft man außer den gewöhnlichen Jagdthieren auch Gemsen und einzelne Wölfe; die Fischerei ist sehr beträchtlich. Das Pflanzenreich erzeugt sehr viel Getreide (1,941,755 Scheffel jährlich), Kartoffeln (707,500 Scheffel), Flachs, Hopfen, Tabak, Obst und auch Wein. In den Waldungen sind Tannen und Fichten herrschend, jedoch finden sich auch bedeutende Flächen mit Buchen, Eichen, Erlen, Birken, Espen und Linden. Der Hochwaldbetrieb ist vorherrschend; ungefähr ²/₆ der Fläche wird als Mittel- und Niederwald bewirthschaftet. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen, Marmor, Salz, Mineralquellen &c. Die vorzüglichsten Beschäftigungen und Hauptnahrungszweige der Bewohner sind daher Ackerbau u. Viehzucht (S. mit Neuburg hat nächst Oberbayern die stärkste Rindviehzucht im ganzen Königreiche), Bergbau, Eisen- und Kupferschmelzen, Hämmer u. Glashütten, so wie die Verarbeitung und der Betrieb der Forstprodukte, Manufakturen in Wolle und Baumwolle, Leinewebereien &c. Bedeutendere Gewerbsthätigkeit u. Kunstfleiß finden sich natürlich in den größern Städten, wie Augsburg, Kempten, Memmingen. Dieselben Städte, denen noch Lindau beizufügen ist, treiben auch ansehnlichen Handel, vorzüglich nach der Schweiz und Italien; insbesondere nimmt die Stadt Augsburg, die nach Nürnberg die gewerbflei-

ßigste Stadt des Königreichs ist, unter den Handelsstädten Deutschlands eine sehr hohe Stufe ein, denn sie ist der Centralpunkt des Verkehrs im südwestlichen Deutschland und des Handels mit Italien u. der Levante. Durch die Schifffahrt auf der Donau, dem Bodensee und den übrigen größern Flüssen, durch gute Landstraßen und die Eisenbahn von Augsburg nach Lindau wird der Verkehr außerdem noch bedeutend erhöht und gefördert. — Die Bevölkerung des Kreises zählt nahe an 600,000 Seelen, worunter ungefähr 70,000 Lutheraner, 2800 Reformirte, 200 Angehörige anderer christlicher Konfessionen und 7000 Juden sich befinden, während der größte Theil zur katholischen Kirche sich bekennt. Die ganze Einwohnerzahl ist auf 23 Städte, 72 Flecken, 2730 Dörfer und Weiler, und 1397 einzelne Höfe vertheilt. S. mit Neuburg zerfällt in 5 Kreis- und Stadtgerichtsbezirke (Augsburg, Kaufbeuern, Kempten, Lindau u. Memmingen), 30 Landgerichtsbezirke (Buchlon, Burgau, Dillingen, Donauwörth, Füßen, Göggingen, Grönenbach, Günzburg, Höchstädt, Illertissen, Immenstadt, Kempten, Kaufbeuern, Lauingen, Lindau, Mindelheim, Monheim, Neuburg, Nördlingen, Oberdorf, Obergünzburg, Ottobeuern, Roggenburg, Schwabmünchen, Sonthofen, Türkheim, Weiler, Wemding, Wertingen, Zusmarshausen) und 16 Mediat- und Herrschaftsgerichtsbezirke. Im ganzen Kreise befinden sich 30 katholische Dekanate, 652 katholische Pfarreien, 4 protestantische Dekanate und 45 evangelische Pfarreien. Das Forstwesen steht unter der Verwaltung der 12 Forstämter zu Biburg, Dillingen, Günzburg, Immenstadt, Kaufbeuern, Kempten, Krumbach, Mindelheim, Neuburg, Ottobeuern, Weissingen u. Wemding. Die Hauptstadt des Kreises ist Augsburg. — Geschichtliches. I. Früheste Geschichte bis zur Abschaffung der Kammerboten, 917. Zu der Zeit des römischen Kaisers Tiberius wohnten in den Gegenden des Schwabenlandes die Markomannen. Als ein unternehmender Fürst derselben, Marbod, mit seinem gesammten Volke aufbrach, nach Böhmen zog und dort die Bojer vertrieb, nahmen gallische Abenteurer die verlassenen Gegenden am Oberrhein und westlich von demselben in Besitz und verwuchsen in der Folge mit andern deutschen Stämmen zu der Völkerschaft der Alemannen, nach welchen die von ihnen bewohnten Gegenden den Namen Alemannien erhielten. Suevische Volksstämme, die ursprünglich ihre Wohnsitze im nordöstlichen Deutschland hatten, brachen aus denselben nach Süden auf, überschritten den Main und vereinigten sich mit den Alemannen, die im 3. und 4. Jahrhundert als ein Bund hauptsächlich suevischer Volksstämme erscheinen und mit den Römern in fast unausgesetztem Krieg lebten. Im 5. Jahrhundert breiteten die Alemannen ihre Herrschaft auch weit nach Norden aus und bedrängten den fränkischen König Sigbert, der die am Unterrhein wohnenden Franken unter sich hatte. Da eilte Chlodwig dem Sigbert zu Hülfe und schlug 496 die Alemannen bei Tolpiacum (Zülpich). Ihre Länder von dem Rhein bis an die Wetterau und von der Lahn bis zum Ausfluß der Murg und Sur wurden zum Frankenreich geschlagen, der größte Theil vom Grund und Boden königliches Kammergut u. die Einwohner Kammerknechte. Die mehr südlich wohnenden Alemannen stellten sich unter den Schutz des Ostgothenkönigs Theodorich, dessen Nachfolger Witiges die Schutzherrlichkeit über dieselben 536 an Franken abtrat. Die fränkischen Könige setzten Herzoge ein, die jedoch sehr von ihnen abhängig waren, und von dem Hauptvolke der Sueven ging von dieser Zeit an der Name (Suevia) auf Alemannien über. Etwas später, um das Jahr 600, wurde durch irländische Mönche, vorzüglich durch Kolumban, auch hier das Christenthum verkündigt. Der letzte der von den fränkischen (merovingschen) Königen eingesetzten Herzoge war Theobald; dieser wurde durch den mächtigen Major domus Pipin den Kleinen 742 besiegt, 746 vertrieben und die Herzogswürde in Alemannien abgeschafft. Als Rhätien und Elsaß von Alemannien getrennt war, ließ Pipin das letztere durch sogenannte Kammerboten (nuntii camerae), hohe Staatsbeamte, die den Herzögen fast gleich waren, in seinem Namen verwalten, und von dieser Zeit an wurde der Name Sueven- oder Schwabenland allgemein üblich. In demselben Verhältniß blieb S. unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern. Bei der Theilung des großen Frankenreichs bildete S. mit Bayern den ansehnlichsten Punkt des deutschen Reiches, wurde aber bei den Einfällen der Ungarn im J. 900 und hauptsächlich im J. 909 der Schauplatz der gräulichsten Verwüstungen. Unter Karl dem Großen, der durch seine Gemahlin Hildegard der Erbe vieler herzogl. Allodialgüter geworden war, hatte zwar die königliche Macht in S. festen Fuß gefaßt, allein unter seinen Nachfolgern gerieth sie eben so in Verfall, als das Ansehen der königlichen Kammerboten sich hob, ja sich fast bis zur völligen Unabhängigkeit steigerte. Am kühnsten traten die beiden Kammerboten Erchinger und Berthold auf, von denen der erstere sogar den Titel eines Herzogs von Alemannien annahm. Gegen diese beiden mußte Konrad v. Franken, der 912 zum deutschen Könige erwählt war, mit aller Strenge einschreiten, obgleich sie Brüder seiner Gemahlin Kunigunde waren. Seit mehren Jahren lebten sie nämlich mit dem Bischof Salomo von Konstanz in einer ärgerlichen Fehde, in der sie sich vielfache Erpressungen erlaubten. Konrad verwies den Erchinger zur Strafe in die Verbannung. Kaum war dieser aber zurückgekehrt, als er mit Hülfe seines Bruders den Bischof Salomo nach Diepoldsburg in die Gefangenschaft schleppte. Kurz darauf überfiel sie Graf Siegfried, der Vatersbrudersohn des Bischofs, nahm sie nebst ihrem Neffen Liutfried, König Konrads Stiefsohn, gefangen und überlieferte sie der Reichsversammlung zu Mainz, von welcher sie als Landesfriedensbrecher zum Tode verurtheilt wurden. Konrad bestätigte das Urtheil, und am 17. Januar 917 erfolgte ihre Enthauptung. — II. S. unter eigenen Herzögen, von 917—1080. Nach dem Tode der letzten Kammerboten wählte das

Volk den schwäb. Grafen **Burkhard I.** zum **Herzog von S.** Burkhard suchte sich mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Königs von Burgund, vom Reiche unabhängig zu machen. König Heinrich I. unterwarf ihn jedoch und sicherte sich in demselben einen treuen Vasallen. Durch Heinrich I. wurde im J. 825 auch Elsaß wieder mit dem Herzogthum S. vereinigt. Burkhard I. blieb 926 gegen die Mailänder. Von dieser Zeit verfügten die deutschen Könige zum Theil sehr willkürlich über den Besitz dieses großen Reichslehns. Auf Burkhard folgte durch Vermählung mit seiner hinterlassenen Wittwe **Reginlinde** der Graf **Hermann I.** von Ostfranken als Herzog von S. Dieser versah 936 bei der Krönung des deutschen Königs Otto I., wobei sich die erste Spur der Erzämter zeigte, das Amt des Schenken. Im J. 948 vermählte er seine einzige Tochter Ida (Editha) mit dem Sohne Otto's I., **Ludolph**, der dadurch Herzog von S. wurde. Ludolph empörte sich mit seinem Schwager Konrad dem Rothen, Herzog von Franken und Lothringen, gegen seinen Vater, vor welchem er 953 nach Regensburg flüchten mußte; 954 kam Ludolph barfuß nach Saalfeld, wo sich sein Vater auf der Jagd befand, um die Verzeihung desselben zu erflehen, was ihm auch gelang. Ludolph † auf einem Zuge gegen Berengar, der sich in Italien erhoben hatte, in der Blüthe seiner Jahre 956. Indessen war 954 das Herzogthum S. an **Burkhard II.**, angeblich ein Sohn Burkhards I., gekommen. Dieser führte seine Schwaben als 6. und 7. Schaar in der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955) an, und trug sehr viel zur Erkämpfung jenes glänzenden Sieges bei. Nachdem Burkhard II. 973 kinderlos gestorben war, verlieh Kaiser Otto II. S. seinem Neffen **Otto**, dem Sohne Ludolphs, der 977 auch Herzog von Bayern wurde. Otto † 982 in Italien. Hierauf erhielt **Konrad I.**, Sohn des Grafen Udo vom Rheingau, Neffe Hermanns I., S., unter dessen Regierung Heinrich von Bayern sein Herzogthum wieder erlangte. Ihm folgte 987 sein Vetter **Hermann II.**, Sohn des Herzogs Udo von Frankonien, der auch Elsaß besaß und zu Zürich wohnte. Nachdem sich dieser vergeblich als Gegenkönig Heinrichs II. aufgeworfen hatte, † er 1004, und sein Sohn **Hermann III.** wurde sein Nachfolger. Hermanns III. Tod erfolgte 1012, und seine Schwester **Gisela**, an den Markgrafen **Ernst v. Oesterreich** vermählt, beerbte ihn. Als dieser 1015 gestorben war, führte Gisela die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn **Ernst II.** Sie vermählte sich zum zweiten Male an Graf Bruno von Braunschweig und zum dritten Male an Kaiser Konrad II., der nun auch als Herzog von S. unter dem Namen **Konrad II.** auftritt. Ernst II. empörte sich gegen seinen Stiefvater, wodurch er 1027 S. verlor, welches 1030 gleichzeitig mit Burgund und Franken von Konrad II. an Gisela's zweiten Sohn, **Hermann IV.**, verliehen wurde, der **Heinrich I.**, Sohn des Kaisers Konrad II., zum Nachfolger hatte. Dieser bestieg 1039 als Heinrich III. den deutschen Thron, und belehnte 1045 den Pfalzgrafen **Otto** mit S., nach dessen Tode 1047 es wiederum an das Reich zurückfiel. Ohne alle Rücksicht darauf, daß Heinrich III. schon einem andern schwäbischen Dynastenhause, den Zähringern, die Anwartschaft auf S. zugesichert hatte, gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrichs IV., das Herzogthum an ihren Eidam, den Grafen **Rudolph** von Rheinfelden. Wie die meisten deutschen Fürsten, so hatte auch Rudolph seine Kämpfe mit Heinrich IV., doch unterwarf er sich immer wieder und half dem Kaiser am 9. Juni 1075 mit andern deutschen Fürsten seinen großen Sieg über die Sachsen erfechten. Am 15. März 1077 wurde Rudolph zu Forchheim von den deutschen Fürsten zum Gegenkönig gewählt, am 26. März zu Mainz geweiht, und der Papst sandte ihm eine Krone mit der merkwürdigen Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rudolpho. Heinrich IV., unterstützt von vielen deutschen Fürsten, die sich allmählig wieder von Rudolph abgewendet hatten, griff zu den Waffen, hinderte 1078 Rudolphs Uebergang über den Neckar und dadurch die Verbindung der Schwaben mit den Sachsen, verlor aber durch die Tapferkeit Otto's von Nordheim, den er selbst zum Herzog von Sachsen eingesetzt hatte, die Schlachten bei **Mellrichstadt** (7. August 1078) und bei **Flarheim**, unfern Mühlhausen, (27. Januar 1080). Dagegen wurde Rudolph von Heinrich IV. geächtet und in der Schlacht bei **Hohenmölsen an der Elster** (15. Okt. 1080) geschlagen. Rudolph selbst, schwer verwundet, † am Tage nach der Schlacht. — III. **S. unter den Hohenstaufen, von 1080 bis 1268.** In jenem blutigen Gewirre erhoben sich die schwäbischen Städte, denen Heinrich IV. das Waffenrecht ertheilte, um durch sie seinen mächtigen Gegner zu bekämpfen. Das Herzogthum S. nebst Franken war bereits 1079 an **Friedrich I.** (den Aeltern), Grafen von **Hohenstaufen**, dem Stammvater der Könige und Kaiser aus dem schwäbischen Hause, verliehen, der ihm in den sächsischen Kriegen treulich beigestanden hatte. Allein nach Rudolphs Tode erhoben dessen Sohn und Schwiegersohn, Berthold von Rheinfelden und Berthold von Zähringen, ihre Ansprüche auf S. mit den Waffen in der Hand, welches dahin führte, daß Friedrich I. im J. 1096 nicht bloß den Breisgau und die Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen, sondern auch die welfischen Güter an Bayern abtrat. Friedrich I. behielt bloß S. mit der Hauptstadt Ulm und einen Theil von Franken. Er † 1105 und hinterließ 2 Söhne, **Friedrich II.** (den Einäugigen), welcher Herzog von S. wurde, und Konrad, Herzog von Franken. Als sich im J. 1114 viele deutschen Fürsten gegen den Kaiser Heinrich V. empörten, blieb Friedrich ihm treu und zwang sogar die rheinischen Fürsten zum Gehorsam gegen den Kaiser. Nach Heinrichs V. Tode (1125) erbten die beiden Brüder die reichen fränkischen Stammgüter. Friedrich II. von S. war einer der 3 Fürsten, die zur neuen Kaiserwahl vorgeschlagen waren. Da Markgraf Leopold von Oesterreich ablehnte, so würde die Wahl Friedrichs, obgleich er durch sein stolzes Auftreten die Fürsten von sich ab=

stieß, wahrscheinlich erfolgt seyn, hätte nicht Erzbischof Adalbert von Mainz, der nebst einem päpstlichen Gesandten die Wahl leitete, alle Mittel zu Gunsten Lothars von Sachsen in Bewegung gesetzt. Zwar leistete der Hohenstaufe dem neuen Kaiser die Huldigung, doch konnte ein förmlicher Bruch bei der bestehenden Spannung der Gemüther nicht lange ausbleiben. Friedrich wurde auch wirklich bald als Reichsfeind erklärt, der Krieg gegen ihn beschlossen, und die Fürsten Deutschlands traten nun zu 2 großen feindlichen Parteien auseinander. Friedrichs II. Bruder, Konrad von Franken, der mittlerweile aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war, suchte durch ein kühnes Unternehmen die Sache zu einer raschen Entscheidung zu bringen. Nachdem er sich der Städte Nürnberg, Speier und Augsburg versichert hatte, zog er nach Italien und ließ sich vom Erzbischof von Mailand mit der eisernen Krone der Lombardei krönen. Allein er konnte sich in Italien nicht halten und mußte nach Deutschland zurückkehren, wo der Kampf zwar vereinzelt, aber sehr hartnäckig geführt wurde. Endlich gelang es dem Kaiser in Verbindung mit den Zähringern und Welfen, die beiden hohenstaufischen Brüder zur Unterwerfung und zu dem Versprechen zu bringen, ihn auf dem nächsten Römerzuge zu begleiten (1135). Nach Lothars Tode gelangte mit dem erwähnten Konrad, Herzog von Franken, das Haus der Hohenstaufen auf den deutschen Thron. Als Friedrich II., der die Wahl seines Bruders zum deutschen König selbst unterstützt hatte, im J. 1147 gestorben war, folgte ihm sein Sohn Friedrich III., der in der Schlacht von Weinsberg schon tapfer für seinen Oheim Konrad III. gefochten hatte. Jetzt entriß er den Zähringern Zürich und focht, als König Konrad durch den Abt Bernhard von Clairvaux 1147 zu einem Kreuzzug beredet worden war, mit viel Erfolg gegen Welf VI. von Altorf, der den Kampf in Bayern nach dem Tode Heinrichs des Stolzen fortsetzte. Die lange Fehde zwischen den Welfen und Hohenstaufen, welche von Seiten der letztern die Unterdrückung des welfischen Hauses zum Ziele hatte, ruhte auf einige Zeit, als im J. 1152 Herzog Friedrich III. von S. auf den Vorschlag seines verstorbenen Oheims Konrad III. zum deutschen König gewählt wurde, der unter dem Namen Friedrich I. (Barbarossa, der Rothbart) die Regierung antrat. Die Herzogthümer S. und Franken gab dieser nun dem noch minderjährigen Sohne Konrads III., Friedrich IV. von Rothenburg, die Rheinpfalz dagegen übertrug er seinem Stiefbruder Konrad. Friedrich IV. † auf einem Zuge nach Italien an der Pest, zu gleicher Zeit Herzog Welf von Altorf und noch mehre schwäb. Herren und Grafen, die der Kaiser Friedrich I. alle beerbte. Der Letztere regierte diese Besitzungen einige Jahre im Namen seiner Söhne, dann übertrug er seinem 2. Sohne, Friedrich V., 1169 das Herzogthum S., Elsaß und die welf. Grafschaft Altorf, dem 3., Konrad, Franken, dem 4., Philipp, Burgund; der älteste, Heinrich VI., sollte ihm auf dem deutschen Throne folgen und durch seine Gemahlin Konstantia Sicilien erhalten. Friedrich V., ein sehr reicher Fürst, begleitete seinen Vater auf dem Kreuzzuge des Jahres 1189 und übernahm nach dem Tode desselben den Oberbefehl über das Kreuzheer; er † aber auch 1191 in Akkon, nachdem er fast sein ganzes Heer verloren hatte, und S. kam an seinen Bruder Konrad, dem der Vater Franken zugetheilt hatte, und der nun als Herzog Konrad III. regierte. Im J. 1196 kam derselbe im Kriege gegen die Zähringer ums Leben. Nach Konrads Tode verlieh König Heinrich VI. S. seinem jüngsten Bruder Philipp, Markgrafen von Toskana, übertrug ihm auch während seiner Züge nach Italien die Reichsverweserschaft in Deutschland und vermählte ihn mit der griech. Prinzessin Irene. Als Heinrich VI. 1197 zu Messina plötzlich gestorben war, eilte Philipp von S. nach Deutschland und wurde bald nachher (1198) zu Mühlhausen zum deutschen Oberhaupte gewählt und zu Mainz von dem päpstlichen Legaten gekrönt. Papst Innocenz III., die Krönung von Seiten seines Legaten nicht anerkennend, befahl, den Berthold von Zähringen zu wählen. Dieser stand jedoch von der Krone ab, als ihm Philipp 11,000 Mark Silber und einige stattliche Lehen geopfert hatte; allein der Papst ließ die Krone einem Sohne Heinrichs des Löwen, Otto IV., übersenden. Darüber entbrannte zuerst in S. und Lothringen der Kampf, welcher dem Philipp das Vermögen seines Hauses kostete. Als er kein Geld mehr hatte, um seinen Kriegsleuten Sold zu geben, verschleuderte er die von seinen Vorfahren in S. erworbenen Güter als Lehen. Am 21. Juni 1208 wurde er von Otto von Wittelsbach in Gegenwart des Bischofs Eckbert von Bamberg und des Markgrafen Heinrichs von Andechs von Istrien auf der Burg Altenburg bei Bamberg ermordet. Otto IV. von Braunschweig verheirathete sich hierauf mit der von Philipp hinterlassenen Tochter Beatrix, wodurch ihm das Herzogthum S. und eine große Zahl von Burgen als Allode zufielen; er zog hierauf nach Italien, wo er im J. 1209 vom Papste Innocenz III. zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Beatrix † aber bald nach ihrer Vermählung, und ihr Erbe fiel Friedrich VI. (dem Erben von Sicilien), Sohn des Kaisers Heinrich VI., zu. Auch gerieth Otto IV. sehr bald mit dem Papst in Zwiespalt, wurde von diesem in den Bann gethan, worauf seine Gegenpartei in Deutschland, an deren Spitze der Erzbischof Siegfried von Mainz stand, auf Antrieb des Papstes, im J. 1212 den jungen Friedrich von Sicilien als König wählte. Otto IV. kehrte nun zwar schnell nach Deutschland zurück, konnte sich aber nicht mehr behaupten; S. huldigte bereits Friedrich VI., der sich auch 1215 zu Aachen als Friedrich II. zum König der Deutschen krönen ließ. Dieser brachte durch Kauf, Tausch und Einziehung viele verlorne Lehensgüter wieder an das schwäb. Haus zurück, dessen Gebiet sich durch das Aussterben der Zähringer (1218) noch bedeutend erweiterte. Schon im J. 1219 ernannte Friedrich seinen 3jährigen Sohn Heinrich II. zum Herzog von S., erklärte ihn auch als seinen Nachfolger in

Sicilien und ließ ihn 1220 auf dem Reichstag zu Frankfurt zum deutschen König wählen, was von der Geistlichkeit für die von Friedrich II. empfangenen Immunitäten auch gern geschah. Als Friedrich II. von dem nach Palästina unternommenen Kreuzzug zurückkehrte, blieb er mehre Jahre in Italien, um die Verhältnisse seiner dortigen Erbstaaten zu ordnen, und überließ die Sorge für Deutschland seinem leichtsinnigen und üppigen Sohne Heinrich. Zu dieser Zeit herrschte in Deutschland ein Zustand der traurigsten Verwirrung, welchen König Heinrich benutzte, um sich von seinem Vater unabhängig zu machen. Heinrich ließ sich sogar in Verbindung mit den italienischen Städten zu offener Auflehnung gegen seinen Vater fortreißen (1234). Friedrich II. kam nun aus Italien zurück, nahm 1235 Heinrich gefangen und ließ ihn, nachdem er eine Zeit lang in der Verwahrung des Herzogs Otto von Bayern gewesen war, nach Apulien bringen, wo er 6 Jahre im Kerker schmachtete und ohne Reue und Wunsch nach Versöhnung 1242 †. Das Herzogthum S. gab Friedrich II. gleich nach der Gefangennehmung Heinrichs 1235 seinem Sohne Konrad IV. Dieser wurde 1237 in Wien zum König der Deutschen erwählt, führte auch die Regierung, als sein Vater 1236 zur gänzlichen Unterwerfung der lombardischen Städte einen Zug nach Italien unternahm, kämpfte gegen den von dem Papste Innocenz IV. aufgestellten Gegenkönig Heinrich Raspe von Thüringen und folgte seinem Vater, der in Palermo am 13. Dec. 1250 plötzlich †, als deutsch r Kaiser. Um sich den Besitz seiner italienischen Erblande zu versichern, mußte er die Regierung Deutschlands dem noch bei Lebzeiten seines Vaters aufgestellten Gegenkönig Wilhelm von Holland überlassen, der ihn in die Reichsacht und des Besitzes seiner Erbgüter für verlustig erklärte, welche Konrad zur Bestreitung seiner Kriegskosten in Italien schon größtentheils verpfändet hatte. Konrad IV. † 1254 zu Lavello in Italien, und S. fiel an seinen 2jährigen Sohn Konrad V., gewöhnlich Konradin genannt. Während in Italien Manfred und Karl von Anjou um Konradins rechtmäßiges Erbe stritten, suchten des letztern Vormünder vergeblich ihrem Mündel das Herzogthum S. zu erhalten. Als Konradin 1266 von den Ghibellinen in Italien aufgefordert wurde, sein Erbreich Sicilien in Besitz zu nehmen, verpfändete er den Rest seiner schwäb. Besitzungen, um die Kosten zu dem in Begleitung seines Freundes Friedrich von Baden, dem Prätendenten auf Oesterreich, unternommenen Zuge zur Eroberung seiner Erblande bestreiten zu können. Konradin verlor gegen Karl von Anjou am 24. August 1268 die Schlacht bei Scurcola, unweit des Salto, wurde auf der Flucht g fangen und auf dem Markte zu Neapel am 29. Oktober 1268 als der letzte Sprosse des einst so mächtigen Hauses der Hohenstaufen durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht. Mit ihm starb sein Jugendfreund, der muthige Friedrich von Baden. Für S. war unter den Hohenstaufen eine goldne Zeit aufgegangen. Unter Friedrichs I. berühmten Nachfolgern waren unter allen deutschen Volksstämmen die Schwaben das reichste, gebildetste und geachtetste Volk. Die deutsche Sprache vervollkommnete sich von da aus, die Dichtkunst blühte, Handel und Gewerbe kamen empor, die Künste und Wissenschaften fanden hier Begünstigung. Als aber die italienischen Kriege und der Kampf mit den Welfen die Macht des hohenstaufischen Hauses schwächten, erhoben sich viele Vasallen desselben, Städte, Prälaten, Ritter und Grafen zur Unabhängigkeit. Insbesondere entfalteten die Städte eine große Blüthe, und viele derselben traten dem 1254 gestifteten rheinischen Bunde bei. Nach Konradins Tode wurde mit dem, was übrig blieb, Ulrich von Würtemberg belehnt. — IV. **Vom Erlöschen des hohenstaufischen Hauses bis zur Errichtung des ewigen Friedens, von 1268 bis 1495.** Nach Konradins Tode wurde das Herzogthum S. nicht wieder besetzt, und Würtemberg kam gewissermaßen an dessen Stelle. Zwar machte Alfons von Kastilien, ein Enkel Philipps von Schwaben, der von einer Partei in Deutschland, an deren Spitze der Erzbischof Arnold von Trier stand, neben dem Herzog Richard von Cornwallis 1257 zum deutschen König gewählt worden war, sowohl auf das Herzogthum S., als auf den deutschen Thron Anspruch, doch leistete er 1275 auf Anrathen des Papstes darauf Verzicht. Ein langwieriger Kampf entstand nun während des Interregnums zwischen den Reichsvasallen; die g ößern suchten die kleinern zu unterwerfen und verheerten auf diese Weise das blühende Land. Erst als König Rudolph I. 1273 mit kräftiger Hand die Zügel des deutschen Reichs ergriff, wurde diesem Unwesen ein Ende gemacht; er stellte die Ruhe des La des durch Unterwerfung des Grafen Eberhard von Würtemberg (12-6) wieder her und verschaffte dem Gesetze Ansehen und Geltung. Ein Versuch, die Herzogswürde in S. auf seinen 2. Sohn Rudolph zu übertragen, mißlang. Kaiser Rudolph erregte dadurch die Unzufriedenheit, besonders der Reichsstände, in hohem Grade und betrachtete daher nach dem Tode seines Sohnes Rudolph die herzogliche Würde für erloschen. Die Gerechtsame derselben blieben jedoch dem Reiche vorbehalten, und die Kaiser ließen dieselben nebst andern kaiserlichen Gefällen, N tzungen und Einkünften und den noch übrigen Reichsflecken und Kammergütern in S. durch die sogenannten kaiserlichen Reichslandvögte (deren schon vom 10. Jahrhundert an genannt werden) in Ober- und Niederschwaben verwalten. Die oberste Gerichtsbarkeit versahen die kaiserlichen Landgerichte, vorzüglich das freie kaiserliche Landgericht in Ober- und Niederschwaben, auf der leutkircher Haide und in der Gepürs. Die größern Stände S.s blieben reichsunmittelbar; den kleinern wurde zwar auch Reichsunmittelbarkeit zugestanden, doch waren ihnen die Reichslandvögte, so wie die Landgerichte vorgesetzt. Rudolph errichtete 1290 das kaiser-

liche Hofgericht zu Rottweil, wodurch der Landfrieden in S. bewirkt wurde. Dieser war indeß nur von kurzer Dauer. Rudolph † schon 1291, und die Parteikämpfe und Raubkriege zwischen den Reichsständen begannen von Neuem, wodurch sich die österreichische Macht nur vermehrte. Der letztere Umstand bewirkte jedoch, daß sich die schwäbischen Stände vereinigten und gegen Albrecht von Oesterreich, den Sohn Rudolphs und nachmaligen Kaiser, Krieg führten. Albrecht kam selbst nach S., um die ihm feindlichen Stände zu züchtigen, verursachte aber dadurch, daß sie sich auf die Seite seines Gegners, Adolf von Nassau, schlugen, dem die deutsche Krone zugefallen war. Im J. 1298 stand jedoch die schwäbische Ritterschaft schon wieder auf der Seite Albrechts, dem sie am 2. Juli desselben Jahres seinen Sieg bei Gellheim, unfern Worms, über Adolf von Nassau erfechten half. Obzwar sich Albrecht für die geleistete Hülfe anfangs dankbar bezeigte, fing er doch bald wieder an, Reichslehen, die längst verjährt waren, wieder einzuziehen, und legte seine Absicht, in S. und der Schweiz ein großes Erbfürstenthum zu bilden, deutlich an den Tag. Als Albrecht diesen Plan auszuführen gedachte und schon einen schicklichen Vorwand gefunden hatte, in der Schweiz mit Gewalt zuzugreifen, fiel er durch Mörderhand. Der Sohn seines 1290 verstorbenen Bruders Rudolph, Johann, in der Geschichte der Verwandtenmörder (parricida) genannt, ein ehrgeiziger, entschlossener Jüngling, bat seinen Oheim dringend um die Herausgabe des ihm zustehenden väterlichen Erbes, wurde aber von ihm mit eiteln Vertröstungen hingehalten und nicht selten mit Spottreden abgefertigt. Aus Groll darüber beschloß er mit 4 andern Mißvergnügten, den Rittern Rudolph von Wart, Walther von Eschenbach, Rudolph von Palm und Konrad von Tegerfelden, den Kaiser zu ermorden, und führte auch seinen Vorsatz am 1. Mai 1308, als der Kaiser von Baden im Aargau seiner Gemahlin nach Rheinfelden zu entgegen reiten wollte, aus. Nach vollbrachter That flohen die Verschwornen aus einander, ohne sich je wieder zu sehen; Herzog Johann entkam in Mönchsgestalt nach Italien und irrte unstät in der Welt umher. König Heinrich VII. von Luxemburg suchte die Ruhe in S. aufrecht zu erhalten, verhängte 1311 über mehre Reichsstände, besonders Graf Eberhard von Würtemberg und Graf Konrad von Oettingen, die sich nicht fügen wollten, die Reichsacht und beauftragte die Städte mit deren Vollziehung; er † aber schon 1313, noch ehe sich die Städte ihres Auftrags entledigt hatten. Als nach der doppelten Wahl Friedrichs des Schönen von Oesterreich u. Ludwigs von Bayern zu deutschen Königen (1314) ganz Deutschland in zwei große Heerlager sich spaltete, zeigten sich auch in S. zwei Parteien. Die stärkere, besonders der Adel, stand auf Friedrichs Seite; die schwächere, zu der die Städte und auch die Schweizer gehörten, hielt sich zu Ludwig, dem seit 1322 und 1326 ganz S. zufiel. Nachdem Friedrich von Oesterreich (13. Januar 1330) auf dem Schlosse Guttenstein gestorben war, vermittelte Johann von Böhmen einen Frieden zwischen Bayern und Oesterreich, wobei König Ludwig mehre schwäbische Reichsstädte verpfändete. Im J. 1331 wurde auf Anregen Ludwigs zwischen den Landherren und Städten in S. und Bayern ein allgemeiner Landfriedenbund geschlossen, zu dessen Haupt er seinen Sohn Stephan ernannte. Dieser Landfriedenbund zerfiel aber, und als auf Betreiben des Papstes Klemens VI. Karl von Böhmen, nachher Karl IV., als König der Deutschen gewählt war, fiel ihm der ganze schwäbische Adel, der von Karl begünstigt wurde, zu, und die Städte wußten sich von ihm für Geld u. andere Dienstleistungen große Freiheiten zu verschaffen. Dabei vermehrten sich aber die Raubkriege zwischen Städten und Landherren, und obgleich Karl den Landfrieden wieder herzustellen suchte, so gelang es ihm doch nicht ganz. Oesterreich suchte inzwischen seine Hausmacht zu erweitern, und auch Würtemberg griff immer mehr um sich. Die Städte traten 1349 zu einem großen Bund gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg zusammen und hielten es mit den Schweizern, gegen die Oesterreich, vom schwäbischen Adel begünstigt, Krieg führen wollte. Im J. 1351 brach derselbe wirklich aus, wurde förmlicher Reichskrieg und endigte mit der mißlungenen Belagerung von Zürich 1354. Neue Streitigkeiten entstanden in den Städten zwischen Zünften und Adel, zwischen dem Adel und den Städten selbst, und als Graf Eberhard von Würtemberg, dem aufgetragen war, die Stadt Eßlingen wegen einer Empörung zu züchtigen, dieselbe sehr rücksichtslos behandelte, kehrten die Eßlinger, von mehren Städten unterstützt, ihre Waffen gegen Eberhard. Bei dieser Gelegenheit erhielt Eberhard die Landvogtei in Nieder-S., während Herzog Rudolph (IV.) von Oesterreich die in Ober-S. besaß, und sich deshalb den Titel eines Herzogs von S. beilegte. Die beiden Landvögte Eberhard und Rudolph verbanden sich gegen die Städte; der Kaiser gebot Friede, erlangte ihn aber erst, als er Eberhard in der Schlacht bei Schorndorf (1360) überwand. Hierauf löften die Städte die Landvogtei von Würtemberg ein, die der Kaiser nunmehr dem Pfalzgrafen Rudolph verlieh, während er den Herzog Rudolph nöthigte, den Titel eines Herzogs von S. abzulegen. Oesterreich vermehrte nun seine Macht in S. durch Erwerbung Freiburgs (1368) so wie des Breisgaus (1369) und brachte durch den Kauf von Kernberg, Drieberg und Feldkirch in Ober-S. Tyrol und Oesterreich mit S. in Zusammenhang. Um diese Zeit machte auch ein gewisser Enguerrand von Coucy, mütterlicherseits von Oesterreich abstammend und von 6000 soldlosen englischen Kriegern (Gugler) unterstützt, seine Ansprüche auf die oberschwäb. Herrschaften als Erbtheil seiner Mutter geltend, mußte aber 1375 zu Breisach Frieden schließen. Die kleinern schwäb. unmittelbaren Herren stifteten in der Mitte der 60er Jahre den sogenannten Schläg-

lerbund, dem sich Oesterreich anschloß; dagegen verband sich Eberhard mit den Städten, und es wurde S. seit 1367 in einen blutigen Krieg, den Schläglerkrieg, verwickelt. In diesem traten Baden und die Pfalz auf die Seite des Adels; der Kaiser unterstützte Würtemberg und setzte selbst den Grafen Ulrich v. Helfenstein zum Hauptmann der städtischen Kriegsmacht ein, was aber nur veranlaßte, daß sich Eberhard mit den Städten verfeindete. Das persönliche Erscheinen des Kaisers in S. stellte den Frieden auch nur auf kurze Zeit her, denn der Kampf begann aufs Neue, als Eberhard anfing, vom Kaiser eigenmächtig aufgelegte Steuern einzutreiben. In den Jahren 1376 und 1378 trat der Kaiser als Vermittler auf und brachte es dahin, daß Graf Eberhard die Landvogtei, deren er sich wieder bemächtigt hatte, heraus gab, die nun Pfalzgraf Friedrich erhielt. Karls IV. Nachfolger, König Wenzel, vermochte gar nicht, den Landfrieden aufrecht zu erhalten, und als er sich ebenfalls große Bedrückungen gegen die schwäbischen Stände und Städte erlaubte, entstanden nicht nur mehre Rittergesellschaften, sondern die Städte bildeten auch 1376 den schwäbischen Städtebund, welcher sich bald über die Rheinlande, Bayern und Franken ausdehnte, und dem sich 1383 3 Rittergesellschaften anschlossen. Als Herzog Leopold zu Ehingen diesen Bund noch erweiterte, stiftete König Wenzel zu Nürnberg ein Gegenbündniß, welches die Veranlassung wurde, daß der Städtebund durch den Hinzutritt von Fürsten und Rittern 1384 zu Heidelberg zu der großen Einung sich umbildete, die das ganze westliche Deutschland von Mainz bis Basel umfaßte. Am 21. Febr. 1385 schlossen sich in einem Bündnisse zu Konstanz auch die 5 eidgenössischen Städte Zürich, Bern, Solothurn, Zug und Luzern an, deren Lostrennung aber von dem Herzog Leopold bald wieder bewerkstelligt wurde. Leopold selbst fiel in der Schlacht bei Sempach am 13. Juli 1386 gegen die Schweizer, mit ihm die Blüthe des schwäb. Adels. In demselben Jahre brachte König Wenzel, der nach Schwaben gekommen war, um Frieden zu stiften, den mergentheimer Bund zusammen, dem sich auch Böhmen, Sachsen und Brandenburg anschlossen, und der in seiner Eintheilung (er war in 4 Theile getheilt) die erste Idee zu der spätern Kreisverfassung enthielt. Doch auch dieser Bund zerfiel bald nach seiner Stiftung. Herzog Friedrich von Bayern nahm den Erzbischof von Salzburg gefangen; die Fehden wurden wieder allgemein, und jeder Theil klagte den andern des Landfriedensbruches an. Als mehre schwäbische Städte von dem Grafen von Würtemberg 1388 bei Döffingen geschlagen worden waren, ordnete König Wenzel die Auflösung aller Bündnisse an, stiftete aber dagegen 1389 den Landfrieden zu Eger, an welchem außer S. auch die Rheinlande, Bayern, Franken, Hessen, Thüringen und Meissen Theil nehmen sollten. Als Bundeshauptmann für S. wurde der Graf von Oettingen ernannt und zur Entscheidung aller Streitigkeiten ein Landfriedensgericht eingesetzt. Dennoch währten bis 1395 die Fehden der Städte am Bodensee und die der Schlägler gegen Würtemberg fort, bis endlich dieses, unterstützt von mehren Fürsten, die Schlägler zur Auflösung ihres Bundes zwang. Die Fürsten beabsichtigten auf dem Reichstag zu Frankfurt 1397, einen neuen Landfrieden zu schließen; die Städte aber blieben Wenzel auch dann noch treu, als dieser 1400 abgesetzt wurde, und erlangten dadurch viele Befreiungen und Vorrechte. Als der neue König Ruprecht die Städte in ihren erworbenen Rechten (seinem gegebenen Versprechen zuwider) verletzte, schlossen Würtemberg, Baden und 17 schwäb. Städte 1405 den marbacher Bund, welcher 1409 den Herzog Friedrich von Oesterreich zwang, den schwäb. Kaufleuten den Schaden zu vergüten, der diesen in seinen Landen durch Wegelagerer zugefügt war. Der rechtlose Zustand im Reiche überhaupt, die Nothwendigkeit für den Schwächern Schutz zu suchen gegen die Gewalt, beförderte die Zahl der Bündnisse in jener Zeit. So verbanden sich 1406 die Bauern in Aargau gegen Memmingen und den Bischof von Augsburg; 1408 schlossen die Appenzeller sich dem Schweizerbunde an; 1409 trat die Stadt Basel mit 127 Herren und Städten in ein Bündniß gegen Oesterreich zusammen; zu gleicher Zeit wurde auch von den Städten und Herren in Thurgau, Aargau, Hegau am Rhein und im Schwarzwalde die hauensteiner Einung geschlossen. Hauptsächlich suchte man sich aber gegen Oesterreich zu schützen, das immer mächtiger wurde. Während der Kirchenversammlung zu Konstanz von 1414—1418 mußten die schwäb. Stände mit den Schweizern die Acht an Herzog Friedrich von Oesterreich vollziehen und erhielten beim Frieden viele seiner Besitzungen als Pfand oder Lehen. Kaiser Sigismund versetzte 1415 auf der Kirchenversammlung zu Konstanz mit Rath und Bewilligung der Reichsfürsten die Landvogtei in S. an Hans Truchseß zu Waldburg für 6000 rhein. Gulden, welchen Pfandschilling aber nach und nach die Truchsesse bis auf 13,200 Gulden vermehren mußten, und viele Städte erkauften sich wichtige Rechte. Das Unwesen der Befehdungen unter einander hörte auch unter Albrecht II. und Friedrich III. nicht auf, obgleich die 1436 gestiftete St. Georgengesellschaft die Herstellung eines allgemeinen Friedens beabsichtigte und Albrecht II. in seinen Plänen zu einer dauernden Friedensverfassung unterstützte. Unter Friedrich III. nahmen die Räubereien des Adels erst recht überhand, daher die schwäb. und fränk. Städte 1440 ein neues Schutzbündniß schlossen; auch die Fürsten errichteten ein solches und vereinigten es bald mit dem der Städte. Friedrich III. zog gegen die Schweizer und rief Frankreich zu Hülfe, dessen Schaaren aber auch das südliche S. verwüsteten, bis der Krieg 1446 durch den Stillstandsvertrag zu Kostnitz endete. Der Zustand des deutschen Reiches wurde unter Friedrich III. immer trostloser, und da Jeder that, was ihm beliebte, so errichteten die Städte während der immerwährenden Fehden mit dem

Adel 1449 zu Ulm einen immerwährenden Kriegsrath und ein stehendes Heer, in welchem besonders Schweizer dienten. Im J. 1450 trat als neuer Feind Herzog Sigismund von Oesterreich auf, dessen Vater Friedrich seine Stammgüter in S. während der konstanzer Kirchenversammlung hatte abtreten müssen. Bald nachher löste sich der Städtebund völlig auf und die einzelnen Glieder hielten es abwechselnd bald mit diesem, bald mit jenem Fürsten, und wurden 1461 in der Schlacht bei Seckenheim von Pfalzgraf Friedrich geschlagen. Erzherzog Albrecht stiftete 1460 die Universität Freiburg; sein Nachfolger Sigismund vereinigte den Breisgau mit Elsaß, führte 1468 Fehden mit Schaffhausen und Mühlhausen und hatte, wie sein Erbe Maximilian, stets die Erweiterung seiner Macht in S. im Auge. Als im J. 1486 auf dem Reichstage zu Frankfurt der Antrag zu einem Landfrieden erneuert wurde, vereinigten sich endlich 1488 alle schwäb. Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen und schlossen den großen schwäbischen Bund zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Dieser Bund gab sich eine förmliche Verfassung, ordnete eine richterliche Gewalt an und richtete eine vollziehende Macht ein. Auf den Grundlagen desselben wurde endlich 1495 auf dem Reichstage zu Worms der ewige Landfriede zu Stande gebracht. — V. Von der Schließung des ewigen Landfriedens bis auf die neuere Zeit. Zu der Zeit, als der ewige Landfriede geschlossen wurde, gehörten zu S. an geistlichen Reichsständen die Besitzthümer Augsburg, Konstanz, Basel, Straßburg, der deutsche Orden wegen des Meisterthums Mergentheim, der Johanniterorden, die gefürsteten Abteien Kempten und Elwangen und außerdem noch einige Klöster u. Stifter; weltliche Fürsten waren: Oesterreich (im Besitz des Elsasses, des Breisgaues ꝛc.), Würtemberg, Baden, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Hohenzollern, Fürstenberg, Oettingen, Waldburg, Rechberg, Löwenstein, Eberstein, Helfenstein, die Schenken von Limburg, Geroldseck, Kirchberg, Landau, Sulz, Zimmern, Aichelberg, Tenegen; ferner 33 freie Reichsstädte, sehr viele reichsunmittelbare Adelige und selbst Reichsfreibauern; dem Namen nach gehörte auch noch die schweizerische Eidgenossenschaft dazu. Im J. 1497 bestätigte Kaiser Maximilian I. den schwäbischen Bund aufs Neue und wünschte auch den Beitritt der Schweizer, die sich aber dessen weigerten. Die zwischen den Schweizern und den schwäb. Ständen bestehende Spannung benutzte Maximilian, S. 1499 in seinen Hauskrieg mit der Schweiz zu verwickeln. Nach geschlossenem Frieden (1500) verlängerte er den Bund auf 4 Jahre. Als auf dem Reichstage zu Köln 1512 die Eintheilung des deutschen Reiches in Kreise zu Stande kam, bildete S. den schwäbischen Kreis und erhielt feste Grenzen. Indessen hatte weder der ewige Landfriede, noch die neue Verfassung die Befehdungen gänzlich verhindert, wie die Fehden Ulrichs von Würtemberg gegen Reutlingen und die der Ritter Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen gegen Fürsten und Städte beweisen. Der schwäbische Bund unter Georg Tuchseß von Waldburg zerstörte 1523 innerhalb 2 Monaten 23 adelige Burgen. Schreckliche Verwüstungen richtete der Bauernkrieg (1525) in S. an, der im Allgau und Hegau seinen Anfang nahm, sich sehr schnell von Gau zu Gau fortpflanzte, aber endlich von demselben Georg Truchseß v. Waldburg, dem Feldherrn des schwäbischen Bundes, unterdrückt wurde. Um dieselbe Zeit fand die Reformation in S. schnelle Ausbreitung, und Männer, welche für dieselbe große Thätigkeit entwickelten, wie Melanchthon und Reuchlin, Blauerer, Brenz, Schnepf und Alber, nannten S. ihr Vaterland. Besonders erklärten sich die Städte für die lutherische Lehre; auch traten viele schwäb. Reichsstände dem schmalkaldischen Bunde bei. Nach Auflösung des schmalkaldischen Bundes 1547 wurden die betreffenden schwäb. Reichsstände wegen ihrer Theilnahme an demselben um große Summen gestraft und zur Annahme des Interims gezwungen; die Reichsstädte aber verloren ihre demokratische Verfassung und mußten dafür die alte aristokratische wieder einführen. Die Reichsstadt Konstanz wurde sogar erobert u. dem Hause Oesterreich als erbliches Eigenthum unterworfen. Der passauer Vertrag 1552 und der augsburger Religionsfriede 1555 schafften zwar den Protestanten in S. wieder Ruhe, aber die Reichsstädte und kleinern Reichsstände waren ihres Wohlstandes verlustig gegangen. Von nun an strebten Würtemberg und Oesterreich, die Oberhand in S. zu erlangen, jenes in Verbindung mit den protestantischen, dieses im Einverständnisse mit den katholischen Ständen des Landes. Die Reichsritterschaft weigerte sich, in den Kreisverband einzutreten und bildete fortan wirklich eine besondere Korporation des Reiches. So kam zwar 1563 zu Ulm die Kreisverfassung zu Stande; aber die Streitigkeiten zwischen den Kreisständen nahmen kein Ende, traten vielmehr in diesem Kreise, genährt durch die kaiserliche Landvogtei und die Schroffheit, mit welcher die protestantischen und katholischen Stände einander gegenüber standen, um so stärker hervor. Der 30jährige Krieg verwandelte auch S. in eine Wüste. Im westphälischen Frieden wurde Basel und die Eidgenossenschaft von S. getrennt und Elsaß an Frankreich abgetreten. Ueberdies hatte S. noch 9-4,705 Gulden Entschädigungsgelder an Schweden zu zahlen. Nachher war es fast immer der Schauplatz der deutschen Reichskriege, genoß indeß von 1763—1792 eines ungestörten Friedens. Aufs Neue wurde S. durch den franz. Revolutionskrieg verwüstet, bis 1796 erst Würtemberg, dann Baden und der ganze Kreis Waffenstillstand mit Frankreich schloß. In Folge dessen mußte Würtemberg 4, Baden 2, der ganze Kreis 12, die geistlichen Stände aber mußten 7 Mill. Franken bezahlen, womit noch beträchtliche Naturallieferungen verbunden waren. Das Kreismilitär wurde von Oesterreich entwaffnet. Während des Friedenskongresses zu Rastadt,

bei welchem S. durch eine Deputation vertreten war, hielt Oesterreich das Land besetzt. Als der rastadter Kongreß erfolglos blieb, wurde S. abermals der Kriegsschauplatz, bis endlich 1801 der Friede zu Lüneville geschlossen wurde. Derselbe bestimmte, daß alles auf dem linken Rheinufer liegende Gebiet des schwäb. Kreises an Frankreich abgetreten werden mußte, und daß die weltlichen Staaten als Entschädigung für ihre verlornen Gebiete die geistlichen Stifter und Reichsstädte, der Herzog von Modena aber für sein Land den Breisgau erhalten sollte. Einem abermaligen Wechsel der Landgebiete nach dem Frieden von Preßburg 1805 folgte 1806 die Bildung des Rheinbundes, durch welchen das deutsche Reich und damit auch die Verfassung des schwäbischen Kreises aufgehoben wurde. Von allen Fürsten S.s gelangten nur die von Baden, Würtemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Hohenzollern, Liechtenstein und Leyen zur Souveränetät. Als 1813 ganz S. mit dem übrigen Deutschland von Napoleon abgefallen war, traten die schwäbischen Souveräne 1815, mit Ausnahme des von Leyen, welcher mediatisirt wurde, dem deutschen Bunde bei. Vgl. die betreffenden Biographien. — Literatur: J. H. v. Falkenstein, Chronicon Suabacense, Ulm 1740, 4.; — J. R. Wegelin, Thesaur rer. suev., Lind. 1756—60, 4 Bde., Fol.; — Chr. J. Wagenseil, Magazin von und für S., Memmingen 1788, 2 Bde.; — Hausleutner, Schwäb. Archiv, Stuttgart 1788—90, 2 Bde.; — (C. G. Elben), Schwäb. Merkur, das. 1785, 4.; — Derselbe, Schwäb. Chronik, das. 1786 f., 4.; — Derselbe, Samml. neuer Gesetze, Verträge &c. zur Gesch. S.s, das. 1791, 4.; — Leichtlen, S. unter den Römern, Freib. 1825; — J. Chr. Pfister, Pragmat. Gesch. von S., Heilbronn 1803—27, 5 Bde.; — Derselbe, Uebersetzung der Gesch. von S. von der ältesten bis in die neueste Zeit, Stuttg. 1814; — Derselbe, Denkwürdigkeiten der würtemberg. und schwäb. Reformationsgesch., Tüb. 1817; — J. G. Pahl, Materialien zur Gesch. des Kriegs in S. im J. 1696, Nördl 1797, 3 Liefr.; — Beiträge zur Gesch. S.s, Nürnb. 1797; — Jäger, Geschichte der Stadt Heilbronn, 2 Bde., Heilbr. 1828. — Vgl. E. M. Oettinger, Histor. Archiv, Karlsr. 1841, Nr. 6034—6108.

Schwaben (andere Orte), 1) bayer. Marktflecken, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Ebersberg; 680 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) Böhmen, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Neuschloß; 130 Ew.; — b) (Schwabl), Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Großsonntag; über 100 Einw.

Schwabenberg, s. Steigerwald.

Schwabendorf, kurhess. Kolonie, Prov. Oberhessen, Kr. Kirchhain, Amt Rauschenberg; 420 Einw.

Schwabengau (Suevegau), im Mittelalter deutscher Gau; umfaßte den westlichen Theil der Ostmark zwischen der Elbe, Bode und Wipper, und in ihm lagen Askania und das Welfesholz. Vgl. Schwaben.

Schwabengift, Arsenik als feines Pulver.

Schwabenheimerhof, bad. Hof, Unterrheinkreis, Amt Heidelberg, am rechten Ufer des Neckars; 120 Einw.

Schwabenitz (Schwabenice), österr.-mähr. Marktflecken, Kr. Brünn, Herrschaft Wischau; 1340 Einw.

Schwabenkrieg, 1) Krieg des Kaisers Albrecht I. gegen Friedrich mit der gebissenen Wange von 1307—1308, s. Thüringen (Gesch.); — 2) Krieg des Kaisers Maximilian I. und des schwäbischen Bundes gegen die Schweiz 1498—1499, s. Schweiz (Gesch.) und Schwaben (Gesch.).

Schwabenrecht, Provinzialrecht, das in Oberdeutschland, besonders in Schwaben und Westbayern, galt und dessen Gesetze im Schwabenspiegel enthalten sind. Ihm ist das Franken- und Sachsenrecht entgegengesetzt.

Schwabenrod, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Frdgr. Alzey; 240 Einw.

Schwabenspiegel (Rechtsgesch.), wichtiges, dem Sachsenspiegel nachgebildetes Rechtsbuch des deutschen Mittelalters. Nach K. F. Eichhorn (Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 2. Th. §. 279 ff.) ist das Verhältniß beider Rechtsbücher folgendes: In Deutschland findet man im dreizehnten Jahrhundert zwei Rechtsbücher, von denen das eine als Bearbeitung des andern anzusehen ist. Das eine heißt in den Handschriften durchgehends „Landrecht" und wo der zweite Theil damit verbunden ist, „Land- u. Lehenrecht"; in einer sehr alten Vorrede wird es „Spiegel der Sachsen" genannt. Das zweite Rechtsbuch führt in den Handschriften gewöhnlich ebenfalls bloß jenen Titel „Landrecht u. Lehenrecht". Es heißt aber auch das „Kaiserrecht", doch, wie es scheint, nur als eine Erklärung des Ausdrucks „Landrecht". Die ältesten Ausgaben (so die augsburger 1480) entlehnen auch den Ausdruck „Spiegel" von dem ersteren Rechtsbuch und nennen das letztere einen „Spiegel kaiserlichen und gemeinen Landrechts". Als das älteste beider Rechtsbücher ist ohne Zweifel der Sachsenspiegel anzusehen, dessen Verfasser nach dem Zeugniß der älteren Vorrede, welche wenigstens noch dem dreizehnten Jahrhundert angehört, wenn sie gleich dem Verfasser selbst wohl nicht zugeschrieben werden darf, ein nordthüringischer Landgerichtsschöffe Eike von Repgow war, der das Buch zwischen 1215 u. 1235, vielleicht vor 1218 schrieb. Die Absicht des Verfassers ging offenbar nicht auf Darstellung des eigenthümlichen sächsischen, sondern auf die des ihm bekannten anwendbaren Rechts, ohne Rücksicht auf dessen Quelle, also eines Rechts, das überall in Deutschland in einem gewissen Umfang anwendbar war. Sehr Vieles in dem Inhalt stützt sich auf die Reichsgesetze oder das Reichsherkommen; die Reichsverfassung ist bei Allem, was das öffentliche Recht berührt, die Grundlage. Da er aber dabei begreiflicherweise ebenso oft zunächst von der sächsischen Verfassung ausging und diese aus der Reichsverfassung erklärte, als er umge-

kehrt aus der letzteren bloß Grundsätze ableitete, die er allgemein hinstellte (so beruht z. B. das Kriminalrecht des Sachsenspiegels größten Theils auf den Gesetzen Kaiser Friedrichs I.), da seine Erfahrungen auch zunächst auf Sachsen sich bezogen, so bekam seine Arbeit allerdings eine sächsische Farbe, und Vieles von dem Inhalt seines Buches ist auch eigenthümliches sächsisches Recht. Ueberdies schrieb er zunächst für Sachsen. Die Entstehung einer Glosse in seinem Rechtsbuch fällt in den Anfang des 14. Jahrhunderts (um 1330), und nach den neuesten Untersuchungen muß einem von Buch die erste Abfassung dieser Glosse zugeschrieben werden. Die buchsche Glosse ist die Grundlage der Glosse in allen spätern Handschriften geblieben; selbst die häufigen Beziehungen, welche sie auf die Verfassung der Mark Brandenburg hatte, weil der Verfasser ein Märker war, sind stehen geblieben; auch hat sie von Anfang an sich bemüht, den Text aus dem römischen und kanonischen Rechte zu erklären. Die wenigen Spuren der Kenntniß des römischen Rechts, die man im Sachsenspiegel findet, sind auch der ältesten Recension desselben fremd und ohne Frage erst im 14. Jahrhundert in den Text gekommen. Die Mundart des eike'schen Rechtsbuchs muß ursprünglich die nordthüringische gewesen seyn; die Handschriften aber geben das Rechtsbuch sowohl in hochdeutscher (doch meist in alter obersächsischer), als in niederdeutscher Mundart, weil die Abschreiber sich ihres Dialekts bedienten. Obwohl nun die neuere nordthüringische Mundart sich mehr dem Hochdeutschen anschließt, könnte der ursprüngliche Text sich dennoch mehr dem niedersächsischen Dialekt genähert haben, weil dieser bei so gemischter Bevölkerung, in welcher Eike von Repgow lebte, im 13. Jahrhundert der vorherrschende gewesen seyn kann. Im 15. und 16. Jahrhundert nähert sich die Sprache der Handschriften immer mehr der neueren obersächsischen Mundart, und die Ausgaben des 16. Jahrhunderts übertragen das Rechtsbuch mit vielen willkürlichen Aenderungen in den damaligen meißnischen Dialekt. Der Sachsenspiegel in der Gestalt, die er zur Zeit der Glosse u. durch diese erhalten hatte, verbreitete sich nicht nur über alle Länder, die man im engeren und weiteren Sinne zu Sachsen rechnete, sondern auch auf der einen Seite nach Holland und Friesland, auf der entgegengesetzten in die germanisirten slavischen, preußischen und lettischen Provinzen, selbst bis nach Polen. Dieser Verbreitung scheint die Uebersetzung des deutschen Textes in seiner damaligen Gestalt in das Lateinische ihren Ursprung zu verdanken; dieser reicht bis zum Ende des 13. Jahrh. hinauf. Für Holland ist der Sachsenspiegel besonders bearbeitet worden; das unter diesem Namen gedruckte Rechtsbuch (Boec der Keyser rechten gheheten die spieghel van Sassen, gedruckt im J. 1479) gehört zu den Beweisen, daß man die deutschen Rechtsbücher insgesammt allenthalben als in einem gewissen Umfange gemein anwendbares, d. i. als Kaiserrecht, betrachtet hat. Mit der Entstehung der Glosse ist die Bearbeitung eines besonderen Rechtsbuches gleichzeitig, welches sich auf den Sachsenspiegel stützt und mit der alten Glosse auch denselben Verfasser hat. Die ursprüngliche Benennung desselben ist: Richtsteig (des Richtes Stigh), auch Scheven-cloet, d. h. Schöffenglosse. Es ertheilt Unterricht über die Gerichtsverfassung, die Natur der einzelnen Klagen und die Vertheidigung dagegen, überhaupt über das gerichtliche Verfahren und die Anwendung des Sachsenspiegels vor Gericht. Ein Werk von späterer Entstehung, aber nach dem Muster des Richtsteigs zum Landrecht gearbeitet, ist ein Richtsteig des Lehenrechts. Der Geistlichkeit gab es Anstoß, daß der Sachsenspiegel den Bestimmungen des kanonischen Rechts sich nicht so fügte, wie es der unbedingte Einfluß auf das bürgerliche Recht, welchen jene für das geistliche forderte, zu verlangen schien. Johann Klenke, Provinzial der Augustiner in Sachsen und Thüringen, schrieb im 14. Jahrh. ein eigenes Buch gegen die Irrthümer des Sachsenspiegels und veranlaßte selbst den Papst Gregor XI. in einer Bulle von 1374 21 Sätze namentlich auszuzeichnen und zu verdammen. Das zweite Rechtsbuch, welches dem Sachsenspiegel gegenüber als eine andere Bearbeitung des von Eike von Repgow verfaßten Rechtsbuchs betrachtet werden muß, der sogenannte S., war schon in den 80er Jahren des 13. Jahrh. im Umlauf. Es ist klar, daß die erste Recension desselben allmählig weit mehr verändert worden ist, als der Sachsenspiegel. Sucht man, in welchen Stellen mehr od. weniger Uebereinstimmung unter den sämmtlichen Texten Statt findet, die zum Kaiserrecht gehören, so zeigt sich zweierlei: 1) Dem Kaiserrecht liegt die ältere Recension des Sachsenspiegels zu Grunde, denn die Artikel, welche dieser fehlen, stehen mit ein paar Ausnahmen auch nicht im Kaiserrecht. Die wenigen, welche sich in demselben allgemein vorfinden, scheinen als die ältesten Zusätze betrachtet werden zu müssen, welche der ursprünglichen in der quedlinburgischen und andern Handschriften der ersten Klasse des Sachsenspiegels erhaltenen Recension des Eike von Repgow beigefügt worden sind; die auch späterhin nicht nachgetragenen gehören daher wahrscheinlich erst in das 14. Jahrh., jene aber in das 13., in dessen Mitte ungefähr die erste Abfassung des Kaiserrechts zu setzen ist. 2) Eine sehr beträchtliche Anzahl von Artikeln ist den Handschriften des Kaiserrechts gemein, während dagegen andere immer nur in einer oder auch in mehren Handschriften, die eine gemeinschaftliche Grundlage zu haben scheinen, angetroffen werden. Zu jenen gehören ohne Ausnahme alle Artikel, die wörtlich oder stellenweise auch im Sachsenspiegel gefunden werden; der größere Theil derselben gibt den ganzen Inhalt des Sachsenspiegels in der betreffenden Stelle wörtlich oder doch dem Sinne nach wieder. Außerdem aber ist zu jenen allgemein durchgehenden Stellen auch eine sehr beträchtliche Anzahl von Artikeln zu zählen, die sich wie Zusätze, Abweichungen, oder Erklärungen und Glossen zu dem Rechtsbuche Eike's von Repgow verhalten.

Diese eben sind es, welche das Kaiserrecht zu einem von dem Sachsenspiegel unterscheidbaren Rechtsbuche machen. Das Resultat weiterer Vergleichung beider ist: 1) Der Bearbeiter derjenigen Recension des eike'schen Rechtsbuchs, welche den sämmtlichen Handschriften des Kaiserrechts zu Grunde liegt, hat den Text des von jenem verfaßten Rechtsbuches, welcher in den Handschriften erster Klasse des Sachsenspiegels sich findet, vor sich gehabt und in seiner Arbeit sich von der damaligen Reihenfolge der Artikel desselben auch wenig oder gar nicht entfernt. 2) Seine Arbeit hat im Wesentlichen darin bestanden, den Inhalt des ihm vorliegenden Rechtsbuches durch Zusätze zu kommentiren und zu glossiren, da, wo ihm die Lehre Eike's bloß auf die Verhältnisse von Sachsen anwendbar schien, durch eine Regel, welche er für allgemein anwendbar hielt, zu ersetzen und Bestimmungen beizufügen, welche er neben den in dem ihm vorliegenden Rechtsbuche enthaltenen auch für richtig und in einem gewissen Umfang allgemein anwendbar hielt. Aus jenem Streben, die Grundsätze des Sachsenspiegels in ihrer gemein anwendbaren Gestalt darzustellen, mag die Benennung Kaiserrecht entstanden seyn. Nirgends aber gibt sich kund, daß der erste Zusammensteller bei seinen Zusätzen vor Allem Schwaben berücksichtigt habe, dessen besondere Rechte dieses Rechtsbuch nach der Meinung Vieler darstellen soll. Diese Meinung kommt als bloße Vermuthung zuerst bei Meichsner und Goldast (Ausg. der Reichssatz., 1609 und 1613) vor, welche, da es einen S. geben solle, vermutheten, daß er in dem Kaiserrecht überliefert sey. Eine Spur abweichender süddeutscher Rechte, aus lebendiger Anschauung und Erfahrung aufgefaßt, findet sich in der Anlage des Ganzen nirgends, wenn auch einige Stellen des Sachsenspiegels durch ein Mißverständniß des Ueberarbeiters von diesem auf das Land Schwaben bezogen worden sind und ihm Anlaß gegeben haben, dem, was von dem Schwabengau vorkam, etwas beizufügen, was er von jenem irgendwo gefunden hat. Der Beschaffenheit dieses Rechtbuches zufolge war es mehr als eine ergänzende u. kommentirende Zugabe zum Sachsenspiegel zu betrachten, als für eine selbstständige Arbeit zu halten. Man findet es daher sehr häufig mit dem Sachsenspiegel und Richtsteig zusammengeschrieben oder in Remissorien den Inhalt aller dieser Rechtsbücher zusammengestellt. Noch bestimmter tritt diese Ansicht in einer heidelberger Handschrift aus dem 14. Jahrhundert hervor, wo der Sachsenspiegel abgeschrieben und die zu jeder Stelle gehörenden Artikel des Kaiserrechts mit kleinerer Schrift, gerade so, wie in den Handschriften gewöhnlich die Glosse, beigefügt sind. Eben deshalb ist das Rechtsbuch auch in all den Ländern, wo vorzüglich der Sachsenspiegel in den Gerichten gebraucht wurde, gleichfalls als Quelle der Rechtsbelehrung behandelt worden; in den Gegenden, wo der Sachsenspiegel weniger einheimisch war, wurde es freilich häufiger benutzt, da es, hauptsächlich für solche berechnet, jenen eben in einer Gestalt wiedergab, in welcher der provincielle Bestandtheil desselben schon zum Theil durch generelle Regeln ersetzt war. Daraus erklärt es sich auch, daß die meisten Handschriften in oberdeutscher Mundart, jedoch keineswegs vorzugsweise in schwäbischer geschrieben und die in niedersächsischer seltener sind. Glossirte Handschriften gibt es nicht. Da das Rechtsbuch zu einer Zeit verfaßt ist, wo das sogenannte sächsische Lehenrecht bereits mit dem Sachsenspiegel verbunden war, so gehört dieses auch schon im 13. Jahrh. mit zum Kaiserrecht. Lateinische Uebersetzungen des Rechtsbuches aus früher Zeit gibt es nicht; die, welche in den Ausgaben stehen, sind erst von den Herausgebern beigefügt worden. Die Quellen, aus denen der erste Bearbeiter und die Verfasser der späteren Zusätze ihren Stoff geschöpft haben, sind manchmal nachzuweisen. Manche Stellen sind aus den Reichsgesetzen und Kapitularien, vielleicht auch, aber selten, aus den Volksrechten genommen; andere sind aus dem römischen Recht entlehnt und gehören meist schon der ältesten Recension an, sind daher bei Weitem nicht so häufig, als sie bei einer erst im 14. Jahrhundert unternommenen Bearbeitung, wie die Glosse des Sachsenspiegels lehrt, seyn müßten. Dies sowohl, als die Rücksicht, die auch auf das kanonische Recht und die heilige Schrift genommen wird, sind schwerlich genügend, die erste Zusammenstellung einem Geistlichen zuzuschreiben, welche Ansicht in älterer und neuerer Zeit beliebt worden ist. Die Benennung S. oder schwäbisches Land- und Lehenrecht läßt sich wohl nicht mehr verlassen, da sie allgemein üblich geworden ist und der Ausdruck „Kaiserrecht" ohne Zweideutigkeit auch nicht gebraucht werden kann, wie sich aus Folgendem ergibt. Eine nur freiere und kürzere Bearbeitung des S.s ist das von Senkenberg unter dem Namen „Kaiserrecht" zuerst herausgegebene Rechtsbuch. Es nimmt, wie sich auch schon aus dem fast in jedem Artikel vorkommenden Ausdruck „Es steht geschrieben" ergibt, auf ein bereits vorhandenes Rechtsbuch Rücksicht, dessen einzelne Artikel bald unter der Voraussetzung der Kenntniß ihres Inhaltes kommentirt und glossirt, bald nur in einem kurzen, freien Auszuge vorgetragen werden. Manches gehört auch dem Verfasser als von anderer Arbeit unabhängigem Schriftsteller zu. Das Rechtsbuch, welches er vor sich hatte, war nicht eine Sammlung kaiserlicher Gesetze und auch nicht der eigentliche Sachsenspiegel, sondern dieser in der Gestalt, in welcher er unter dem Namen des Kaiserrechts im Umlaufe war, wie man leicht aus der Vergleichung einzelner Artikel ersieht. Dieses von Senkenberg herausgegebene Kaiserrecht heißt daher auch selbst in Handschriften das lütteke (kleine) Kaiserrecht, um es von dem größeren, aus welchem es excerpirt war, zu unterscheiden. Die Zeit seiner Abfassung mag frühestens die des 14. Jahrhunderts seyn. Der Name „Kaiserrecht" gebührt übrigens nicht diesem Rechtsbuch allein, wie es ihn denn auch nicht allein führt, sondern ihn mit den übrigen Rechtsbüchern gemein hat. Kaiserrecht bezeich-

net in der Sprache des Mittelalters nicht bloß kaiserliche Gesetze, sondern jedes gemeine, d. h. gemein anwendbare Recht, im Gegensatz der für ein bestimmtes Gericht formell gültigen Normen; jedoch kommt der Ausdruck davon her, daß die kaiserlichen Gesetze vor allen andern, und vor der Ausarbeitung der Rechtsbücher unter allen geschriebenen Normen allein, diese Eigenschaft der allgemeinen Anwendbarkeit hatten. — Auch in den Statuten burgundischer, wallisischer und savoyischer Städte wurde auf das im sogenannten S. enthaltene Recht Bezug genommen. Allmählig sind die genannten Rechtsbücher hauptsächlich durch die Verbreitung des römischen Rechts außer Gebrauch gesetzt worden. Von dem Sachsenspiegel kennt man nicht weniger als 158 Handschriften (s. Nietzsche in der allgemeinen Literaturzeitung von 1827, S. 689 ff.). Vergl. E. Spangenberg, Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters, Halle 1822, 4.; — H. C. v. Senkenberg. Visiones diversae de collectionibus legum Germanic., Leipz. 1765; — Dreyer, Beiträge zur Literatur und Geschichte des deutschen Rechts; — H. J. Meckbach, Anmerkungen über den Sachsenspiegel, Jena 1664, 4.; — J. Weiske, Grundsätze des deutschen Privatrechts nach dem Sachsenspiegel, Leipz. 1826; — F. G. von Bunge, Ueber den Sachsenspiegel als Quelle des mittleren und umgearbeiteten livländischen Ritterrechts; — J. G. Finsler, Ueber eine Handschrift des S.s und über die Frage, ob mehre Originalhandschriften desselben anzunehmen (in den Eranien zum deutschen Recht, 2. Lief., Heidelb. 1826); — Kraut, Comment, de codicibus Luneburg., quibus libri juris germanici medio aevo scripti continent, Gött. 1830, 4.; — Zepernik, Nachrichten von den bekannt gewordenen Handschriften des sächsischen Lehenrechts, 1794. — Ausgaben: Editiones principes des Sachsenspiegels, 1) zu Basel 1474, Fol.; — 2) zu Köln 1480, Fol.; — 3) zu Augsburg 1481, Fol.; — 4) zu Stendal 1488, Fol.; — von Chr. Zobel, 1535, letzte 1614; — von J. F. Ludovici, Halle 1720, 4.; — von C. W. Gärtner, Leipz. 1732, Fol.; — von C. G. Homeyer, Berl. 1827, 2. Aufl. 1837. — Editiones principes des Richtsteigs: 1) zu Basel 1474; — 2) zu Köln 1480. Neuere von Ludovici (Anhang seiner Einleitung zum Lehensprozeß, Halle 1718, 4.). — Ausgaben des S.s: Land- und Lehnrechtsbuch Anno 1480 gedruckt und vollendet durch Antoni Sorgen in der kais. Stadt Augsburg, Fol.; — Kaiserlich und königlich Land- u. Lehnrechtsbuch durch Sebastian Meichsner, der R. D., Frankf. a. M. 1566, Fol.; — J. G. Scherz, Jus provinciale Alemannicum, alias sub nomine speculi Suevici comprehensum, in Schilters Thesaurus antiq. teuton., 2 Thle., Ulm 1727, Fol.; — J. A. von Berger, Collatio codicis juris Alemannici tam provincialis quam feudalis, Lpz. 1726, 4.; — Schannat (bloß das Landrecht in seiner Samml. alter historischer Schriften, 1735, 4.); — Speculi Alemannici jus provinciale et feudale mit H. von der Lahrs Kommentar und Glossar in Senkenbergs Corpus juris germanici (herausgegeb. von G. König von Königsthal, Frankf. 1760—1766, 2 Bde., Fol.). — Die einzige vollständige Ausgabe des kleinen Kaiserrechts befindet sich in Senkenbergs Corp. jur. germ. Eine viel bessere von Bondam soll, wie Mittermaier in s. Grunds. des deutsch. Privatr. angibt, 1777 zu Utrecht mit einem bis zu B. 2, C. 100 reichenden Kommentar gedruckt worden, aber nicht in den Buchhandel gekommen seyn.

Schwabenstreich, s. Schwabe 1).

Schwaben und Neuburg, s. v. a. Schwaben 5).

Schwabenweber, s. Barchent.

Schwabenweizen (Bot.), s. v. a. Einkorn, Triticum monococcum *L.*

Schwaberow, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Toddin; 230 Einw.

Schwabhausen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Unterrheinkr., Amt Boxberg; 500 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberbayern, Ldgr. Dachau; Postexpedition; 200 Einw.; — b) das., Ldgr. Landsberg; 160 Einw.; — 3) sachsen-koburg. Pfarrdorf, Fürstenthum Gotha, Amt Ohrdruf; Gut; 340 Einw.

Schwabing, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. München; 3 Schlößchen, viele Landsitze; 740 Einw.; Vergnügungsort der Münchner.

Schwabmiller, franz. Dorf, Depart. Bas-Rhin, Bez. Wissembourg; Pechschwelerei, Eisenmine; 710 Einw.

Schwabmühlhausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Schwabmünchen; 350 Einw.

Schwabmünchen (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Schwaben und Neuburg; umfaßt $4\frac{3}{4}$ □Meilen Areal mit 11,300 Einw.; — 2) Marktflecken das.; Landgericht, Rentamt, Magistrat II., Postexpedition, Beneficium, Hospital, Getreideschranne, Wollen- und Baumwollenmanufaktur, Sinkoltbrücke; 2430 Einw.

Schwabsberg, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkr., Oberamt Ellwangen; 190 Einw.

Schwabsburg, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Mainz, Friedensger. Oppenheim; 770 Einw.

Schwabsdorf, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. und Amt Weimar; 110 Einw.

Schwabshausen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld; 180 Einw.

Schwabsoyen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Schongau; 370 Einw.

Schwabstedt, schleswigscher Flecken, südwestlich von Schleswig, an der Treen; Amtsort; 700 Einw.

Schwabstetten, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Riedenburg; 110 Einw.

Schwabthal, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Lichtenfels; 150 Einw.

Schwach, das Gegentheil von stark, besond. 1) (Mus.), a) s. v. a. Piano, das Gegentheil von Forte; — b) s. v. a. schlecht, z. B. schwache

Taktzeit, s. v. a. schlechte Taktzeit; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Debilis.

Schwachangeschwollen (bot. Term.), auch schwachaufgeschwollen, s. v. a. Tumidulus, Tumidiusculus.

Schwachausgebissen (bot. Term.), s. v. a. Suberosus.

Schwach behaart (bot. Term.), s. v. a. Pilosiusculus, Subpilosus.

Schwache Deklination, s. Germanische Sprachen.

Schwache Kammer, im Boden enge und spitzige, oben aber weite Stückkammer.

Schwache Konjugation, s. Germanische Sprachen.

Schwachenwalde, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; Oberförsterei, Theerofen, Wasser= und Windmühle; 600 Einw.

Schwacher Magen, s. Magenschwäche.

Schwacher Schrot, Art Beileisen.

Schwaches Doppelwasser, doppeltes Scheidewasser, das schon einmal bei Gold und Silber gebraucht worden ist.

Schwache Taktzeit, s. Schwach 1) b).

Schwachfilzig (bot. Term.), s. v. a. Tomentosulus, Subtomentosus.

Schwachfisch (Ichthyol.), s. v. a. Königsfisch, Otolithus regalis *Cuv.*

Schwachflaumhaarig (bot. Term.), auch schwachflaumig, s. v. a. Puberulus, Subpubescens.

Schwachgesägt (bot. Term.), s. v. a. Subserratus.

Schwachhausen, Dorf der freien Stadt Bremen, am rechten Weserufer; 300 Einw.

Schwachheit, 1) (Physiol.), s. v. a. Schwäche; — 2) (Psych.), Beschränkung der menschlichen Kräfte, namentlich der intellektuellen und moralischen, die in der menschlichen Natur begründet ist.

Schwachheitssünden, s. Sünde.

Schwachhofer (Biogr.), 1) (Schwakofer), Johann Joseph, Maler, geb. zu Mainz 1772, bildete sich zu Amsterdam unter Leitung von Jakob Kupper, erhielt mehre Preise der Akademie zu Amsterdam, der Maatschappij „Felix Meritis" und der Teeken = Genootschap „Kunst zy ons doel". Eine solche 1804 mit dem Preise beehrte Komposition stellt die Wittwe van Oldenbarneveld vor, wie sie vor Prinz Moritz um Gnade für ihren Sohn fleht. Diese Darstellung führte der Künstler in der Folge in Oel aus, so wie mehre andere historische und allegorische Darstellungen. Auch viele Bildnisse finden sich von ihm. L. Buchhorn stach nach ihm das Bild der sich in das Meer stürzenden Sappho. — 2) Therese, Sängerin, s. Eunicke, Mad.

Schwachzottig (bot. Term.), s. v. a. Villosiusculus, Subvillosus.

Schwaden, 1) die Reihen abgemähter Getreidearten (oder Gras, Klee rc.); — 2) der Streif, auf welchem ein Mäher das Gras oder Getreide abhaut; — 3) (Forstw.), eine Reihe abgehauenes Reißholz; — 4) s. v. a. Salzbrodem; — 5) der Schwanz des Hirsches.

Schwaden (Geogr.), österr. = böhm. Gut, Kr. Leitmeritz; umfaßt 1650 □ J. Areal und 1200 Einw.; — 2) (Schwadnow), Dorf das.; Schloß; 350 Einw.

Schwaden (Bot.), l. auch Drosselgräser, 3. Zunft der 4. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Chlorideen anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Mehre End= oder Seitenähren. Eintheilung: Blüthen vereinigt oder zwitterartig. a) Spelzen oder Aehrchen einblüthig gekielt. Gattungen: Spartina, Cynodon, Beckmannia, Eleusine. — b) Bälge ohne Kiel. Gattungen: Digitaria, Echinochloa, Lappago, Andropogon, Coix, Zea. — II. s. v. a. fluthendes Süßgras, Glyceria fluitans *R. Br.*

Schwaden, feurige (Grubengas), s. Kohlenwasserstoffe.

Schwadenfang, s. v. a. Brodemfang, vgl. Kochsalz.

Schwadengerste (Bot.), s. v. a. Dinkelgerste, gemeine nackte Gerste, Hordeum vulgare nudum.

Schwadengras (Bot.), s. v. a. Digitaria sanguinalis.

Schwadenschwingel (Bot.), s. v. a. fluthendes Süßgras, Glyceria fluitans *R. Br.*

Schwaderloch, schweiz. Dorf, Kant. Aargau, Bez. Laufenburg; 330 Einw.

Schwadorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. und Kr. Köln; 340 Einw.

Schwadowitz (Geogr.), österr.=böhm. Dörfer: 1) (Klein=S., Maly Swatonowice), Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; Badeanstalt; 260 Einw.; — 2) (Groß=S., Welky Swatonowice), das.; 870 Einw.; oberhalb des Dorfes 6 Steinkohlengruben.

Schwadron, s. v. a. Eskadron.

Schwadroniren, 1) nach den reglementmäßigen Schwadronhieben mit dem Säbel zu Pferde um sich hauen, ohne die Regeln der Fechtkunst zu beachten; — 2) viel und ohne gehörige Ueberlegung sprechen.

Schwäbelweiß, s. v. a. Schwabelweiß.

Schwäbenried (Schwebenried), bayer. Dorf, R.=B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Arnstein; Braunfarbenerde, Mühlen; 560 E.

Schwäbheim (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) s. v. a. Schwebheim; — 2) (Schwebheim), R.=B. Unterfranken u. Asch., Ldgr. Schweinfurt; freiherrl. v. bibra. Patrimonialgericht, Schloß, Mühlen; 610 Einw., worunter 9 Juden.

Schwäbing (Geogr.), österr.=steier. Dörfer: 1) Kr. Bruck, Bez. Hochenwang; Eisenhammer mit Zerrenfeuern, 2 Sensenfabriken; 140 E.; — 2) das.; 230 Einw.

Schwäbisch, s. Nationalmusik und Volksmusik. Auch wurden durch S. wohl früher eigene Tänze bezeichnet, die besonders bei den Schwaben üblich seyn sollten, wie die Allemande und der Ländler; doch waren diese keine eigentlich schwäbischen Volks= od. Nationaltänze, sondern der Tanz, den man unter dem Namen „schwäbischer Tanz" zu verstehen hat, ist kein anderer, als der Walzer (s. d.), der

sonst auch Schleifer od. Dreher hieß. Vergl. Tanz.

Schwäbische Alp, s. Alp, S. 174.

Schwäbische Dichter, die deutschen Dichter, welche unter und einige Zeit nach den schwäbischen Kaisern blühten, s. Deutsche Nationalliteratur u. Minnesänger.

Schwäbische Dichterschule, s. Deutsche Nationalliteratur.

Schwäbische Gänge (Bergb.), s. v. a. Schwebende Gänge.

Schwäbische Kaiser, die 7 deutschen Kaiser von Friedrich I. bis Konrad IV., 1152—1254, s. Deutschland (Gesch.).

Schwäbische Leinwand (Waarenk.), die im Oberdonaukreise zu Augsburg, Kempten, Nördlingen, Memmingen, Rothenfels, Lauingen, Kaufbeuern 2c. verfertigten mehrartigen Leinengewebe, so wie auch die im Königreiche Würtemberg zu Ulm, Urach, Heidenheim, Biberach, Sindelfingen, Reutlingen, Münsingen, Blaubeuern 2c. gewebten verschiedenen Leinwandgattungen, welche im Handel nach der Schweiz, Italien und Frankreich unter dem Namen schwäbische Leinwand bekannt sind. Augsburg liefert Tele di Cotone, eine Hemdenleinwand, halb aus flächsenem, halb aus Baumwollengarn gewebt, sehr schön gebleicht und wie die holländische Leinwand zugerichtet und gelegt. Kempten und Kaufbeuern liefern $^4/_4$, $^3/_8$, $^5/_4$, $^{11}/_8$ und $^6/_4$ breite, 60 brabanter Ellen lange ordinäre und mittelfeine flächsene Hemdenleinwand; $^5/_4$, $^6/_4$ und $^7/_4$ breite schöne Hanfleinwand; leicht und locker gewebte weiß und bunt gefärbte Futterleinwand und Glanzleinen, $^8/_4$, $^9/_8$ und $^6/_4$ breit, in Stücken von 20 brabanter Ellen; leinene Schnupftücher von allen Mustern und Farben in verschiedener Größe; gedruckte Leinwand, weiß, grün und gelb auf blauem Grunde, $^6/_4$ breit, 60 Ellen lang; schöne gemodelte Zwilliche zu Tischzeuch und Handtüchern. Aus Nördlingen werden außer den bekannten $^5/_4$ breiten Federritten und Bettdrillichen eine Menge Zeuche, halb aus Leinen, dann roher Zwillich und Sackleinwand nach der Schweiz und nach Italien verkauft. Die ulmer Leinwand ist eine schöne und dauerhafte Waare von $1^2/_3$ bis 2 Ellen in der Breite und 60 Ellen Länge, und hält 1200—4000 Kettenfäden in der Breite nach Verschiedenheit der Sorten und Güte. Die ulmer Leinwandhändler haben den größten Theil des Handels der in Schwaben gefertigten Gewebe an sich gebracht und versenden die Fabrikate roh, gebleicht, schwarz und blau gefärbt nach der Schweiz und Italien. In Urach, Ludwigsburg und Blaubeuern werden noch außer den gewöhnlichen Hausleinen sehr gute Damastleinen und andere gezogene od. fassonirte Arten zu Tischzeuchen gemacht. Der schwäbische Leinwandhandel leidet unter demselben Drucke wie der deutsche überhaupt.

Schwäbischer Bauernkrieg, s. Bauernkrieg.

Schwäbischer Bräxer (Bauernplätze, Waffenk.), s. v. a. Bräxer.

Schwäbischer Bund, s. Schwaben (Gesch.).

Schwäbischer Dialekt, s. Deutsche Sprache.

Schwäbische Reichsritter, s. Reichsritterschaft.

Schwäbischer Kreis, s. v. a. Schwaben 2).

Schwäbischer Löwenbund, s. Georgengesellschaft.

Schwäbischer Merkur, s. Zeitungen.

Schwäbische Sekte, seit 1433 schwärmerische Sekte in Schwaben, deren Mitglieder sich für so vollkommen hielten, daß ihnen nichts als Sünde angerechnet werden könne, dabei alle sittlichen und bürgerlichen Gesetze verschmähten, Treubruch, Lügen, sogar Aelternmord für erlaubt hielten, das Fasten für unnöthig erklärten 2c.

Schwäbisches Meer, s. v. a. Bodensee.

Schwäbisch-Gmünd, s. v. a. Gmünd 4).

Schwäbischgmünder Waaren, die verschiedenen Galanteriewaaren von Gold, Silber und andern Metallen, welche in Schwäbisch-Gmünd fabrikmäßig verfertigt und auf den deutschen Messen, so wie durch Reisende vertrieben werden. Die Goldarbeiten, als: Ringe, Armbänder, Ohrringe, Hals- und Uhrketten, Busennadeln, Hemdeknöpfchen, sind von 6—14 Karat fein, glatt, geprägt, mit ächten und unächten Steinen garnirt. Artikel von geringerem Metall, Knöpfchen, Schnallen, Bügel, Nadeln sind durchgeschlagen, geprägt, theils vergoldet, theils nur gelb gesotten und zeichnen sich durch ihre Billigkeit aus.

Schwäbisch-Hall, Stadt, s. v. a. Hall 4).

Schwäblishausen, bad. Dorf, Seekreis, Amt Heiligenberg, am Andelsbach; 140 E.

Schwächat, Marktflecken, s. v. a. Schwechat.

Schwäche, 1) (Physiol.), der Gegensatz von Kraft. Während der Charakter der Kraft die Aktivität ist, ist die Passivität der Charakter der Schwäche; jedoch ist diese Passivität nur relativ, der Mangel des zur vollen Lebensenergie erforderlichen Grades von Kraft. Erst mit dem Tode schwindet jede Spur von Kraft und es tritt absolute Passivität ein. In jeder Krankheit zeigt sich ein Schwächezustand: Den einseitigen, abnormen Kraftäußerungen gewisser Kranken (namentlich der Fieberkranken) folgt um so größere S. Als geringerer Grad von Kraft erscheint die S. besonders in Bezug auf einzelne Organe (z. B. die Stimmwerkzeuge, die Muskeln) bei gesund zu nennenden Individuen im Vergleich zu andern, welche in dieser Beziehung besser von der Natur ausgestattet oder ausgebildet sind. Daher die Bezeichnung: konstitutionelle S., schwächliche Konstitution. So sind im Allgemeinen Weiber schwächer als Männer, Kinder schwächer als Erwachsene, Greise schwächer als im mittleren Alter stehende Männer, die Glieder eines Volks schwächer als die eines andern Volks. Eine krankhafte S. ist dies Alles nicht. Bei jedem gesunden Menschen zeigt sich ein periodischer Schwächezustand, welcher regelmäßig das

Bedürfniß der Ruhe, des Schlafes (s. d.) hervorruft. Dies ist in um so höherem Maße der Fall, je größere Anstrengungen die verschiedenen Organe vorher gemacht haben. Namentlich hat auch der Mangel an gehöriger Nahrung S. zur Folge, welche sehr bald als eine krankhafte erscheint, ebenso häufiger Geschlechtsgenuß. Mit der S. ist eine eigenthümliche Empfindung verbunden, eine Aeußerung des Gemeingefühls. Im Zustand der S. versagen die Organe ihren Dienst ganz oder theilweise. Erst die höheren Grade des Schwächegefühls gehen in Schmerz über. Wird die für den Gesammtorganismus bestimmte und vorhandene Kraftmenge durch die übermäßige Anstrengung eines einzelnen Organs zu sehr in Anspruch genommen, so leiden gewöhnlich andere Organe darunter und verfallen in S. Ueber direkte und indirekte S. s. Asthenie und Brown 12). Ueber die S. des Geistes und des Charakters siehe den Art. Geistesschwäche und Charakter. — 2) Die Stelle, der Punkt, die Seite eines Gegenstandes, wo derselbe leicht zu biegen, zu zerbrechen u. s. w. ist, so besonders die obere Hälfte der Degen- und Rappirklingen (s. Fechtkunst).

Schwächung, 1) Versetzung in den Zustand der Schwäche; — 2) (Rechtsw.), s. Unzuchtsverbrechen; — 3) (Gramm.), s. Germanische Sprachen.

Schwäderich, 1) die tiefe Stelle im Wasser unter den Wasserrädern; — 2) langes Netz mit einem Garnsacke.

Schwäderlein (Ornith.), s. v. a. Girlitz, Fringilla serinus *L.*

Schwägel, s. Schwiegel.

Schwägerau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; mit dem gleichnam. Vorwerke 500 Einw.

Schwägerschaft (Affinitas), dasjenige Verhältniß, in welches die Verwandten der Ehegatten zu den Ehegatten und zu einander durch die Existenz einer gültigen Ehe treten. Unterarten der S. sind: 1) die Stiefverwandtschaft, d. h. das Verhältniß des einen Ehegatten zu den nicht von ihm selbst mit erzeugten Kindern des andern Ehegatten, und das der zusammengebrachten Kinder zu einander; 2) die Schwiegerverwandtschaft, d. h. das Verhältniß des einen Ehegatten zu den Ascendenten des andern und das der beiderseitigen Ascendenten zu einander.

Schwägersdorf (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) (Ober-S., Sswagrow-Horny), Kr. Olmütz, Herrschaft Daubrawitz; 140 Einw.; — 2) (Nieder-S., Sswagrow Dolny), das.; 200 Einw.

Schwägrichen, Friedrich, Naturforscher, 1775 zu Leipzig geb. und seit 1806 das. Professor der Naturgeschichte. Schrieb: Topographiae naturalis Lipsiensis specim. 1—4, Leipz. 1799—1806, 4.; — Unterricht in der Naturgesch. für Schulen, das. 1803, 2 Bde.; — Historiae muscorum hepat. prodromus, das. 1804; — Topographia naturalis Lipsiensis ad Anthropologiam et medicinam applicata, das. 1819. — Gab heraus: Hedwigs Species muscorum frondosorum, Leipz. 1801, 4.; Suppl. dazu, das. 1811—30, 6 Bde., 4.; — den 5. Bd. von Willdenows 4. Ausg. von Linné's Species plantarum, Berlin 1830.

Schwägrichenia (Bot.), 1) nach Reichenbach, Untergattung von Hedwigia *Sw.*; — 2) nach Sprengel, Pflanzengattung. Arten unter Anigozanthos.

Schwäher, s. v. a. Schwager.

Schwäle (Wasserb.), s. v. a. Bär.

Schwäler (Schiffsw.), s. v. a. Dwall.

Schwämmchen (Forsch, Mundfäule, auch Mehlhund, Voß, Kurvoß, Schute rc., Aphthae, Stomatitis aphthosa, Med.), kleine runde, weiße Bläschen (Aphthae pustulosae) oder kleine Geschwürchen (Aphthae ulcerosae), welche an den Mundwinkeln, an der inneren Seite der Oberlippe, am Zahnfleisch, dem Gaumen und auf der Zunge vorkommen. Anfänglich stehen sie einzeln, vermehren aber und vergrößern sich allmählig so, daß sie in einander fließen und eine zusammenhängende Haut an manchen Stellen bilden. Sie erregen Brennen u. Schmerz, hindern das Kind am Säugen, es kann die Brust nicht mehr nehmen, wird sehr unruhig und speichelt stark. Bei Zunahme der Krankheit steigern sich die Symptome der örtlichen Affektion, der Mund wird immer heißer, trockener und mehr entzündet, es tritt auch Allgemeinleiden hinzu, fieberhafte Hitze mit grüner, wässeriger Diarrhöe, starker Urinabsonderung, Erbrechen, Zeichen von Magensäure u. s. f. Bei gutem Ausgange der Krankheit verschwinden diese Symptome nach und nach und die vorher weißen oder gelblichen Pusteln schilfern sich binnen zwei bis sieben Tagen ab, wobei hin und wieder neue erscheinen; nimmt die Krankheit einen übeln Ausgang, so werden die Pusteln röthlich, mißfarbig, bläulich, auch wohl schwarz. Zuweilen setzen sich die Bläschen von der Mundhöhle aus, wo oft Zunge, Zahnfleisch und Backenwand ganz mit weißlichen Borken überzogen erscheinen, auch weiter auf die Speiseröhre und in seltenen Fällen auch auf den Magen und Darmkanal fort. In letzterm Falle pflegt heftiges Erbrechen, bösartiger Durchfall, Meteorismus und Zeichen von Darmentzündung sich hinzuzugesellen. Je ausgebreiteter die ergriffene Schleimfläche ist, um so heftiger sind natürlich die Reaktionssymptome, die fast ganz fehlen, wenn die Aphthen nur kleine Flächen einnehmen und vereinzelt stehen. Die ansteckende Kraft der S. kann nicht in Zweifel gezogen werden, da es eine bekannte Thatsache ist, daß Mütter oder Ammen, welche solche Kinder an die Brust legen, um die Brustwarzen herum den Aphthen ähnliche Efflorescenzen bekommen. — In der Regel ist bei Kindern die Krankheit Reflex eines Verdauungsleidens, besonders krankhafter Säurebildung im Magen, daher auch mit verschiedenen Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, saurem Erbrechen, hackigem Durchfalle, sparsamem, scharfem Urin verbunden. Zuweilen erstrecken sich auch die S. nach dem Eingang der Luftröhre hin, was sich durch eine heisere Stimme zu erkennen gibt. Die Aerzte haben mancherlei Meinungen über die nächste Ursache

dieser Krankheitsform aufgestellt. Einige haben sie für eine Krankheit der kleinen Schleimdrüsen gehalten, andere haben einen chemischen Gährungsprozeß als Ursächliches angenommen. Hufeland gibt eine eigenthümliche Anatomie der Hautabsonderung und Reproduktion auf der innern Oberfläche des Mundes, Schlundes und Darmkanals als nächste Ursache an; andere suchen sie in einem asthenischen Leiden der Schleimdrüsen. Wieder andere sprechen von einem inneren Exanthem der Schleimhaut, oder auch von einem parasitischen, dem Schimmel ähnlichen Gewächs der inneren Haut der Mundhöhle. Sind die S. von Fieber begleitet, oder treten sie im Verlauf einer bedeutenden allgemeinen Krankheit ein, wie dies meist bei Erwachsenen der Fall ist, so sind sie zunächst immer Wirkungen einer gestörten Funktion des Speisekanales und der gesammten Vitalität der aushauchenden Hautgefäße. Die theils allgemeinen, theils örtlich wirkenden Schädlichkeiten, welche S. erzeugen, sind folgende: Unreinlichkeit, verderbte Milch, die zu alt, zu fett, unverdaulich für das Kind seyn kann, Diätfehler und Gemüthsbewegungen, welche auf die Mutter und die Amme wirken, versäumte Ausführung des Kindspeches, unreine, verdorbene Luft, Erkältung, verabsäumte Reinigung der Mundhöhle, Mißbrauch gährender Flüssigkeiten, die man dem Kinde im Munde läßt (die Zulpe im Schlafe, Einschlafen des Kindes an der Mutterbrust, wo die Milch im Munde gerinnt), das Saugen an eiternden, unreinen, oder mit scharfen, fetten, ranzigen Stoffen bestrichenen Warzen ꝛc. Nach einigen Aerzten gibt es ein eigenes Miasma, welches die Krankheit hervorbringt. Die Prognose ist in der Mehrzahl der Fälle durchaus günstig zu stellen, indem die Aphthen bei richtiger, mehr diätetischer Behandlung innerhalb 7—14 Tagen verschwinden. Nur wenn bedeutendes, anhaltendes Fieber damit verbunden ist, die Reproduktion sehr darniederliegt, ein konstitutionelles, dyskrasisches Leiden damit im Zusammenhange steht, wenn die Aphthen mißfarbig werden (Aphthae malignae, gangraenosae) oder immer wieder neue Eruptionen erfolgen, was jedoch bei Erwachsenen manchmal ohne schlimme Bedeutung der Fall ist, wird die Prognose unsicher, und in den schlimmsten Fällen — hierher gehören auch die, wo sich die S. auf den Darmkanal fortgesetzt haben — selbst ein tödtlicher Verlauf zu fürchten seyn. Erscheinen Aphthen im Verlauf schwerer, besonders auszehrender Krankheiten, bei Typhus, Wassersucht, Schwindsucht ꝛc., so gelten sie fast immer als Verkünder des nahen Todes.

Behandlung. Reinlichkeit im weitesten Umfange ist oft im Stande, die Entstehung der S. zu verhüten. Man sorge dafür, daß die Luft, Nahrung und Bekleidung des Neugebornen rein und von jeder Beimischung mit schädlichen Substanzen frei sey, daß die Mutter oder Amme ihre Brust und Warze rein halten, und wiederhole häufig die Reinigung des Mundes beim Kinde mit einem in frisches Wasser getauchten Läppchen. Kommt es trotzdem zur Bildung von Aphthen, so wende man eine Auflösung von Borax oder weißem Vitriol in Wasser oder Salbeidekokt an, oder eine Mischung von Borax und Rosenhonig, verdünnte Schwefelsäure mit Maulbeersyrup und bestreiche mit demselben die leidenden Stellen. Bei Weitem in den meisten Fällen ist diese örtliche Behandlung zur Heilung völlig ausreichend. Die früher in den meisten Fällen angewandten Brech- und Laxirmittel sind in den gewöhnlichen Fällen überflüssig. Sie sind nur da am Platz, wo eine Ueberladung des Magens durch schlechte Milch u. s. w. vorausging, oder das Kindspech noch nicht gehörig entleert ward ꝛc. Hat man Ursache anzunehmen, daß die S. sich tiefer in die Speiseröhre, Magen und Darmkanal erstrecken, so reicht man einhüllende, schleimige Mittel, Emulsionen von arabischem Gummi, Dekokte von Eibischwurzel, Malven, Salep u. s. f., denen man bei Durchfall und Erbrechen geringe Gaben Opium zusetzen kann. Oft sind hier Klystiere mit schleimigen Mitteln, mit Zusätzen von Kalk- oder Bleiwasser, von Nutzen. Gesellen sich Aphthen bei etwas älteren Kindern zu den sogenannten Schleimfiebern, d. h. nachlassenden Fiebern, die mit einer reichlichen Absonderung der Schleimdrüsen im Speisekanal verbunden sind, so gebe man gelind abführende, später mäßig reizende Mittel; als örtlich anzuwendende Mittel sind hier größere Gaben von Borax oder weißem Vitriol am Platze. Die S., welche zu Typhen, Hydrops und andern Krankheiten treten, erfordern neben der lokalen Behandlung eine gehörige Berücksichtigung des primären Leidens. — Nicht zu verwechseln mit S. ist der Soor, der in einem besondern Art. abgehandelt wird.

Schwämmchen (bot. Term.), s. v. a. Spongiola.

Schwämmchenflechte (Bot.), s. v. a. Peltidea aphthosa *Ach.*, Peltigera aphthosa *Willd.*

Schwämme (pharm. u. techn. Zoologie), Seeschwämme, Meerschwämme, Spongiae marinae, s. Badeschwamm.

Schwämme (Bot.), 1) s. v. a. Hautpilze, Hymenomycetes, s. Fungi; — 2) auch Holzmoose, 6. Zunft der 2. Klasse des okenschen Pflanzensystems. Allgemeiner Charakter: Unförmliche Stöcke, aus ungegliederten, hornigen Röhren gewoben, zwischen denen gewöhnlich Samenkörner liegen. Sie finden sich meistens im Meere und haben eine bräunliche Farbe. Eintheilung. a) Einfache Röhren. Gattung: Acetabularia. b) Stock gegliedert. Gattungen: Corallina, Flabellaria. c) Ungegliederte, schwach zusammenhängende Röhren. Gattung: Codium. d) Ungegliederte, hornige Röhren meistens mit Schleim überzogen. Gattungen: Spongilla, Spongia. — 3) Nach Oken, s. v. a. Pilze, die 1. Klasse seines Systems.

Schwämmen, s. Teichreinigung.

Schwämmsel, s. v. a. Schwänzel.

Schwäne (Ornithol.), trappenartige Enten, nach Oken die Gattung Cygnus.

Schwängerer, der Mann, welcher eine Frauensperson schwanger gemacht hat. Vgl. Unzuchtsverbrechen und Vaterschaft.

Schwängern, 1) ein Frauenzimmer schwanger machen; — 2) von Pflanzen, s. v. a. Befruchten; — 3) von Flüssigkeiten und von Luft, sie mit einem Stoffe vermischen, besonders wenn dies durch Schwingen und Schütteln geschieht.

Schwängerung, s. Befruchtung und Schwangerschaft.

Schwänken, s. Schwenken und Zusammensetzungen.

Schwänkkessel, Gefäß von Messing oder Silberblech, worin die Trinkgeschirre ausgespült werden.

Schwänzel, 1) die zweite Sorte des Schlichs; — 2) bei einem Pochwerke der untere Theil des Gerinnes.

Schwär (Med.), s. Blutschwär.

Schwärkraut (Bot.), s. v. a. Acker-Skabiose, *Scabiosa arvensis L.*

Schwärmattaque (Kriegsw.), eine nach dem Schwärmen der Bienen benannte Angriffsweise, die mit dem letztern viel Aehnlichkeit hat. Sie wird hauptsächlich bei der Verfolgung angewendet, kommt aber auch bei förmlichen Angriffen vor, und zwar hauptsächlich dann, wenn das Terrain vor der Front in geschlossener Ordnung nicht gut zu durchschreiten ist und man dem Feinde das Feuer ablocken will. Sie kann sowohl von Infanterie, als von Kavalerie, und zwar gegen jede Waffengattung angewendet werden, nur darf man sich keinen großen Erfolg davon versprechen, wenn nicht geschlossene Abtheilungen zur Unterstützung der Schwärmenden nachrücken; überdies müssen letztere auch von Kampflust beseelt seyn und das Handgemenge mehr suchen, als scheuen. Die S. ist die ursprüngliche Angriffsform aller Völker gewesen, hat sich auch noch bei den wilden oder weniger civilisirten Kriegerkasten im Oriente erhalten u. wird von diesen mit vieler Geschicklichkeit angewendet (vergl. Kosaken, Kalmücken, Mameluken). Bei der Kavalerie ist sie überhaupt am längsten im Brauch geblieben; bei der Infanterie kam sie durch die Lineartaktik in Mißkredit. Durch die größere Beweglichkeit, welche die Streitmassen in neuester Zeit erlangt haben, ist das Ausschwärmen eben so nothwendig als gefährlich geworden und muß deshalb mit großer Umsicht angewendet werden. Je stärker die schwärmende Abtheilung ist, je mehr läuft sie Gefahr, ganz auseinander gesprengt zu werden, wenn der Angriff mißlang. Die Infanterie darf daher nur einzelne Bataillone, die Kavalerie nur einzelne Regimenter schwärmen lassen; doch müssen auch davon einige geschlossene Abtheilungen zurückbleiben, um als Sammelpunkte dienen zu können, so wie denn überhaupt schnelles Sammeln eine Hauptbedingung bleibt, wenn das Schwärmen nicht mehr Nachtheil als Vortheil bringen soll. Vgl. Angriff.

Schwärmen, 1) ein verworrenes Geräusch hervorbringen; — 2) Fehler des Hundes, wenn er die Fährte suchend zu viel links und rechts umher läuft; ein solcher Hund heißt Schwärmer; — 3) von Tirailleurs und Flankeurs, zum zerstreuten Gefecht auseinander gehen; — 4) sinnlichen oder solchen Vorstellungen, die sich nur auf das Gefühl gründen, zu sehr nachhängen und sie zum Bestimmungsgrund der Urtheile und Handlungen machen; s. Schwärmerei; — 5) rauschenden Vergnügungen allzu sehr nachhängen; — 6) (Entom.), bei einigen in großen Gesellschaften lebenden Hymenopteren das massenhafte Verlassen der bisherigen Wohnung. Bei den Honigbienen (Apis) geschieht es unter Anführung eines Weisels in der Absicht, einen neuen Stock zu gründen, bei den Ameisen (Formicidae) geschieht es von Männchen u. Weibchen, aber nur behufs der Begattung, welche in der Luft ihren Anfang nimmt u. nachdem die Gepaarten auf den Boden zurückgefallen sind, vollendet wird, worauf die Männchen bald sterben, die Weibchen aber u. die Geschlechtslosen sich zur Ueberwinterung anschicken.

Schwärmer, 1) (Feuerw.), kleinere oder größere Raketen, welche ohne Stock, u. zwar entweder einzeln, oder mehre mit einander geworfen, wie ein Schwarm auseinander gehen, in verschiedenen Wendungen u. Krümmungen in der Luft oder auf dem Boden herumschwirren u. gewöhnlich mit einem oder mehren Schlägen versehen sind. Sie sind Funkenfeuer, haben bei einem Feuerwerk eine sehr mannichfache Anwendung u. werden daher von verschiedenem Kaliber u. verschiedener Länge gemacht. Man gebraucht die S. größtentheils bei zusammengesetzten Feuerwerksstücken und schießt sie aus Gewehren, oder wirft sie brennend mit der Hand (Hand-Schwärmer) in die Luft. Sammelt man sie in einem Fasse oder in einem anderen Gefäße, um dieselben mit einander zu werfen, dann werden diese Vorrichtungen Schwärmerfässer genannt, u. solche fehlen bei keinem Feuerwerke. Die Ursache ihrer öfteren Anwendung liegt in ihrem Effekte u. in der Leichtigkeit ihrer Verfertigung. — 2) (Jagdw.), s. Schwärmen 2); — 3) ein Mensch, welcher schwärmt, s. Schwärmerei; — 4) (ital. Bombo, Mus.), Satzmanier, wo mehre Noten auf einer Stufe schnell auf einander folgen; — 5) (Ichthyol.), Klippfischart, s. v. a. Chaetodon vagabundus *L.*; — 6) (Entomol.), a) s. v. a. die Lepidopterenfamilie der Sphingodea (s. d.); — b) nach Oken, s. v. a. Nestspinnen, welche nur eine Hülle für die Eier spinnen, sonst aber umherschwärmen: Springer, Wolfs- u. Krebsspinnen; — c) Dämmerungsfaltergatt., s. v. a. Sphinx *Latr.*

Schwärmerartige Spinner (Entom.), Spitzmotten, nach Oken jene Nachtschmetterlinge, deren nackte Raupen 4 Paar Bauchfüße haben, deren Nachschieber aber in Spitzen verwandelt sind: a) Widderbeinartige (Giometra falcataria, lacertinaria); — b) Glasschwärmerartige (Hepiolus, Cossus); — c) Spinxartige (Harpyia, Notodonta).

Schwärmerei (Anthropol.), krankhafte Richtung des Gemüths, wobei der Mensch von seinem Gefühl u. seiner Phantasie so sehr beherrscht ist, daß eine verständige Ueberlegung u. vernünftige Besinnung in Bezug auf den Gegenstand der S. nur selten Platz greifen kann. Der Schwärmer verkennt die wirkliche Lage der Verhältnisse, er träumt sich Ideale, denkt sich dieselben als wirklich u. richtet darnach seine ganze Hand-

lungsweise ein. Die Ursachen dieses Zustandes liegen theils in zu großer körperlicher Reizbarkeit, theils in einer verkehrten Erziehung u. verschrobenen geistigen Bildung. Es mangelt dem Schwärmer durchaus das Gleichgewicht der Seele, dem sich der nur irgend geistig gesunde Mensch wenigstens annähern muß. In regellosem Laufe durchkreuzen sich beim Schwärmer die Gedanken und Gefühle, so daß sich eine geordnete Ueberlegung gar nicht bilden kann. Er ist versenkt und vertieft in den Gegenstand seines Schwärmens, daß er nichts sieht u. kennt außer ihm; Alles, was mit diesem Gegenstand nicht in irgend einer Beziehung steht, ist gar nicht für ihn vorhanden. Und wie der Schwärmer die übrigen Verhältnisse von falschem Gesichtspunkt aus ansieht, so hat er eben so wenig eine richtige Ansicht u. ein wahres Urtheil über das, wofür er schwärmt. Unklarheit ist ein wesentliches Merkmal der Schwärmerei. Wie jeder Zustand der Ueberspanntheit u. übermäßigen Gereiztheit, so hört auch der Zustand der Schwärmerei meist bald auf. Verstand u. Vernunft, vielleicht durch bittere Erfahrungen aufgeweckt, reagiren, u. die Wahnbilder, die den innern Sinn des Menschen umgaukelten, schwinden. Wird aber durch körperliche Zustände, übermäßige Phantasie, allzu heftige Gefühle, durch Mangel an harmonischer Ausbildung der Geisteskräfte, durch unglückliche Schicksale u. s. w. die S. begünstigt u. genährt, da geht sie leicht in wirkliche Seelenkrankheit über, führt zur Geisteszerrüttung u. oft zum Selbstmord. — Alles, was das Gemüth u. die Phantasie berührt u. lebhafter anzuregen geeignet ist, kann Gegenstand der S. werden. Die Jugend schwärmt für Freundschaft u. Liebe u. sieht in dem geliebten Gegenstand ein Ideal jeglicher Vollkommenheit; sie träumt von großen Thaten, die sie ausführen will, u. denkt dabei nicht an das Unzulängliche ihrer Kräfte; sie nimmt sich vor, in die Zukunft gestaltend einzugreifen, u. vergißt darüber, die Vergangenheit u. die Gegenwart kennen zu lernen. Die religiösen Empfindungen arten oft aus in Religionsschwärmerei (s. d.), in welcher der Mensch in einem unmittelbaren Verhältniß zur Gottheit zu stehen glaubt, so daß er sie meint schauen zu können u. besonderer ihm gewordener Offenbarungen sich rühmt (s. Mysticismus). Finsterer Aberglaube u. zerstörender Fanatismus ist oft die Folge der Religionsschwärmerei, die nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Völker u. Zeitalter ergriffen hat. Ausflüsse religiöser S. waren zum guten Theil die Religionskriege der Mohammedaner, die Kreuzzüge des Mittelalters, die Auswüchse der Reformationszeit u. s. w. Die politische S. ergreift eben so wohl Einzelne, als ganze Völker u. Zeiten. Der politische Schwärmer strebt nach der Verwirklichung eines Ideals, welches er sich vom Staat u. vom socialen Leben gemacht hat, ohne daß er die Bedingungen berücksichtigt, unter denen die Gesellschaft u. der Staat bestehen kann. Alle großen Umwälzungen, die im Leben der einzelnen Staaten Statt gefunden haben, sind reich an Beispielen politischer S. Gegen einen einmal tief gewurzelten Grad von S. läßt sich nicht viel mehr ausrichten, denn der Schwärmer ist Gründen nicht zugänglich. Aber durch eine vernünftige Erziehung u. einen zweckmäßigen Unterricht läßt sich der S. vorbeugen u. durch eine geordnete Thätigkeit im Leben wird sie in der Regel fern gehalten.

Schwärmerköpfe (Feuerw.), Pappehülsen mit Schwärmern u. einem Satz Leuchtkugeln angefüllt; nach dem Abbrennen des Satzes, wobei in Zwischenräumen zuweilen auch Leuchtkugeln ausgeworfen werden, werden die Schwärmer durch einen explodirenden Schlag gleichzeitig in die Luft geworfen.

Schwärmerschmetterlinge (Entom.), nach Oken, Tagschmetterlinge, mit Putzfüßen u. Flügel, worauf Augenspiegel u. Bänder. Die Raupen sind Halbdornraupen u. die Puppen gestürzt ohne Gürtel. Hierher die Spiegelschmetterlinge (Hipparchia), die Schillerschmetterlinge (Apatura), die Bandschmetterlinge (Limenitis).

Schwärz (Schwürz), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Pegnitz; 130 Einw.

Schwärzbottich, s. Quecksilber.

Schwärzdorf (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kronach; 110 E.; — b) das., Herrschaftsger. Mitwitz; 130 Ew.; — 2) sachsen-meining. Dorf, Amt Sonneberg; 120 Einw.

Schwärze, 1) der Zustand, da ein Gegenstand schwarz ist; — 2) ein schwarzfärbender Stoff; — 3) s. v. a. Buchdrucker- u. Kupferdruckerfarbe; — 4) s. v. a. Schusterschwärze; — 5) eine schwärzliche metall., aus verwittertem Erze bestehende Erde; — 6) s. Quecksilber; — 7) Tusche, insbesondere die ächte chinesische; — 8) Krankheit des Hopfens vor der Blüthe, wovon er schwarz wird.

Schwärze (Geogr.), Fluß, s. Spechtshausen.

Schwärzelbach (Schwelzelbach), bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Ldgr. Hammelburg; Mühlen; 300 Einw.

Schwärzen, 1) schwarz, dunkel, schmutzig machen; — 2) schwarz färben; — 3) heißes Eisen mit Pech bestreichen, damit seine Oberfläche schwarz werde, Glanz erhalte und nicht roste. Um kleinere Stücken Eisen, auch die s. g. Trauernadeln zu schwärzen, kocht man sie so lange mit Leinöl in einem Topfe, bis das letztere verdampft ist; — 4) s. Kupferstecherkunst; — 5) s. v. a. Nachschwärzen; — 6) s. v. a. Paschen, Schmuggeln; diejenigen Personen, die dies thun, heißen Schwärzer.

Schwärzenbach, bad. Dorf, Mittelrheinkr., Amt Neustadt; 380 Einw.

Schwärzling (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Nigritella *Rich.*

Schwärzpinsel, dient besonders beim Schwärzen des Eisens und Leders. Derjenige, womit der Schiffer den Top der Bramstengen und Rahen schwärzt, heißt Schwärzquast.

Schwärzsack, das dichte Gezelt, unter welchem der Harzer den Kienruß brennt.

Schwärzsel, dient zum Schwärzen der Rahen und Berghölzer auf Schiffen und wird aus Theer und Kienruß bereitet.

Schwärzwisch, der aus Lumpen gefertigte Wisch, womit der Lohgerber die Kalbfelle mit Eisenschwärze schwärzt.

Schwätz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; 150 Einw.

Schwätzer, 1) der Fertigkeit und Neigung besitzt, viel zu sprechen, jedoch ohne Ueberlegung und Bescheidenheit; — 2) der nichts verschweigen kann, aus bloßem Triebe, zu reden; s. Schwatzhaftigkeit.

Schwätzer (Ornith.), s. v. a. gemeiner Wasserstaar, Cinclus aquaticus *Bechst.*

Schwätzler (Ornith.), s. v. a. Wasserstaar, Cinclus aquaticus *Bechst.*

Schwafheim, preuß. Dorfschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 280 E.

Schwaförden, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Ehrenburg; 600 Einw.

Schwager, 1) der Bruder des Mannes od. der Frau, der Mann der Frauen Schwester; Schwägerin, des Mannes oder der Frau Schwester, des Mannes Bruders Frau; — 2) ein Mann, mit dem man durch Heirath verwandt geworden ist; eben so Schwägerin; — 3) Postillon; — 4) s. v. a. Schwär.

Schwager (Groß-S., Geogr.), österr. Weiler, Illyrien, Kr. und Bez. Villach; 180 Einw.

Schwagler, Maler, ein Schweizer von Geburt, arbeitete um 1824, malte historische und andere Darstellungen.

Schwagsdorf (Geogr.), hannöv. Orte: 1) (Schwagtrup und Horst), Bauernschaft, Osnabrück, Amt Wittlage-Hunteburg; 1190 Einw.; — 2) Dorf das., Amt Fürstenau; 330 Einw.

Schwaibach (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Gengenbach; 140 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) (Ober- u. Unter-S.), R.-B. Niederbayern, Ldgr. Vilsbiburg; 120 Einw.; — b) das., Ldgr. Rotthalmünster; 210 Einw.

Schwaienhalse, einer der mit Schildknopf u. Bindsel versehenen Stoppers des Ankertaues.

Schwaig (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Oberbayern, Ldgr. Erding; 160 Einw.; — 2) s. v. a. Schweigen; — 3) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Abensberg; 240 Einw.; — 4) R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Nürnberg; 130 Einw.

Schwaiganger, bayer. königl. Lustschloß, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Weilheim; Musterwirthschaft.

Schwaiger (Biogr.), 1) Christoph, Edelsteinschneider angeblich von Augsburg, hatte den Ruf eines der ausgezeichnetsten Künstler seines Faches. Er stand im Dienste des Kaisers Rudolf II., scheint aber später in München gelebt zu haben. J. van Aachen malte da sein Bildniß und Lucas Kilian hat es gestochen. † 1600 im 68. Jahre. Sein Sohn Hans übte gleiche Kunst. — 2) Ulrich, Edelsteinschneider, wurde vom Kaiser Ferdinand I. und von den Herzögen von Bayern beschäftigt. Er schnitt ausgezeichnet schöne Siegel und erhielt zuletzt das Privilegium, im ganzen deutschen Reiche seine Kunst zu üben, trotz des Widerspruches der Goldschmiede. S. lebte in Augsburg und † zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Seine beiden Brüder Gregor und Klemens, so wie sein Sohn Anton übten gleiche Kunst. — 3) Joseph, Maler von der Vorstadt Au bei München, war Schüler von Ig. Depas, trat in den Paulanerorden der genannten Vorstadt, wo man viele Bilder, sowohl in Oel als in Fresko, von ihm sah. Die letzteren gingen bei der Umänderung des Klosters in ein Strafarbeitshaus zu Grunde. Blühte um 1685.

Schwaigern, würtemb. Stadt, Neckarkr., Oberamt Brackenheim, am Fuße des Heuchelberges; Sitz eines Amtsnotars, Schloß, Poststall; 1900 Einw.

Schwaighausen (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Ottobeuren; 190 Einw.; — 2) R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Feuchtwang; 110 Einw.

Schwaigheim, würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Waiblingen; 1490 E.

Schwaighof, s. Tegernsee.

Schwaim, bayer. Dorf, R.-B. Niederb., Ldgr. Griesbach; 150 Einw.

Schwainnen, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Walpersdorf; 130 Einw.

Schwaixtix (Schweixtix, bei den Litthauern Zwicz, preuß. Myth.), Emanation des Perkunos, Gott des dritten Ranges, beherrscht das Licht und die Monate, wurde vom Priester am Frühlingsfest ausgerufen. Ein ewiges Feuer brannte für ihn, besonders zu Wilna; verlosch es, so wurden die Diener getödtet.

Schwal (Ichthyol.), s. v. a. Kühling, Cyprinus Idus *L.*

Schwalbach (Geogr.), 1) nassau. Orte: a) (Klein-S.), Pfarrdorf, Amt Königstein; 550 Einw.; — b) s. v. a. Burgschwalbach; — c) s. v. a. Langenschwalbach; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Wetzlar; 410 Einw.; — b) das., R.-B. Trier, Kr. Saarlouis, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Steinkohlenbergwerk; 420 Einw.

Schwalbach (Biogr.), Joh. S., Baron von Setubal, geb. 1774 zu Trier, ging als Soldat 1806 in britische Dienste, wurde 1808 Ordonnanzoffizier Wellingtons, 1811 Stabskapitän, erhielt bei Vittoria eine Verwundung, ging darauf in portugiesischen Militärdienst, ward 1820 Major, schlug sich 1828 glücklich gegen Don Miguel nach Oporto durch, begab sich 1831 nach Terceira, befehligte 1832 eine Division gegen Don Miguel, ging 1833 nach Algarbien, erfocht einen Sieg bei Almargens und nahm Setubal. Diesem Erfolge hat er es zu verdanken, daß ihn Don Pedro zum Baron von Setubal ernannte. Nachdem er einige Zeit Gouverneur von Alemtejo gewesen war, brachte er nach dem Verfassungssturze von 1836 als General auf Halbsold in Oporto zu, bis er 1844 wieder Generalstatthalter von Algarbien wurde.

Schwalbe (Biogr.), 1) Hans, s. Prinzenraub; — 2) Chr. G., Botaniker, schrieb 1715 über die Chinarinde. Nach ihm ist die Pflanzengattung Schwalbea benannt; — 3) Heinrich

Wilhelm, Maler von Braunschweig, wurde um 1800 geboren und an der Akademie der Künste in München herangebildet. Sein erstes Bild, welches er da 1820 zur Ausstellung brachte, stellt die Jünger in Emaus dar, und auf dieses folgten einige andere historische Kompositionen, die in Zeichnung und Auffassung zu loben sind. Von München ging er nach Italien, wo er mehre Meisterwerke der Malerei kopirte, wie Raphaels Fornarina, dessen Grablegung u. a. Dann malte er auch Kostümfiguren nach dem Leben, worunter die schöne Viktoria von Albano sich befindet. Einen anderen Theil seiner Werke machen die Genrebilder und Bildnisse aus, deren S. mehre malte. Nach der Rückkehr aus Italien ließ sich S. in Berlin, später in der Heimath nieder.

Schwalbe (Ornithol.), Passeresgattung, s. v. a. Hirundo *L.*

Schwalbea (Bot.), nach Linné, Gattung der Personatae Scrophularinae *Spr.*, Didynamia Angiospermia *L.* Art: S. americana *L.* Ausdauernde Pflanze in Nordamerika.

Schwalben (Wlastiegow, Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Knieschitz; über 100 Einw.

Schwalben (Ornithol.), s. v. a. die Singvögelfamilie der Fissirostres, s. d. u. Spaltschnäbler.

Schwalbenadler (Ornith.), s. v. a. Seeadler, Falco (Haliaetus) Ossifragus *L.*

Schwalbenartige Eulen (Ornithol.), nach Oken, die Eulengattung Noctua.

Schwalbenartige Falken (Ornithol.), nach Oken, die Gattung Milvus.

Schwalbenartige Sänger (Ornithol.), nach Oken, Ruticilla phoenicurus u. tithys, Lusciola rubecula u. suecica.

Schwalbenbeerbaum (Bot.), s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schwalbeneisen, das mit einem Schwalbenschwanz versehene Eisen aus den Hämmern des ziegenrücker Kreises.

Schwalbenfalk (Ornith.), s. v. a. Sperber, Falco Nisus *L.*, Nisus vulgaris *Cuv.*

Schwalbenfisch (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Flugfisch, Exocoetus *L.*

Schwalbenfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Ocyptera *Meig.*

Schwalbengeier (Ornith.), 1) s. v. a. Sperber, Falco Nisus *L.*; — 2) s. v. a. Gabelweihe, Falco Milvus *L.*

Schwalbenheim, s. v. a. Schwalheim.

Schwalbenkraut (Bot.), s. v. a. großes Schöllkraut, Chelidonium majus *L.*

Schwalbenkuckuk (Ornith.), Kukucksgatt., s. v. a. Barbacou *Vaill.*

Schwalbenlaus (Entom.), auch Schwalbenmücke, s. v. a. Stenopteryx hirundinis *Leach.*

Schwalbenlausfliege (Entom.), Fliegengattung, s. v. a. Stenopteryx *Leach.*

Schwalbenmilbe (Arachnid.), s. v. a. Cheyletus hirundinis *Koch.*

Schwalbenmöve (Ornith.), s. v. a. Larus Sabini *Leach.*

Schwalbenmuschel (Mollusk.), Avicula *Lam.*, Gatt. der Acephala Ostracea *Cuv.*, bei Ordnung der Hüftmuscheln und der Zunft der Hüftmuscheln ohne Athemlöcher nach Oken. Charakter: Schalen schief, mit langen, spitzen Ohren, nicht schuppig; Wirbel vorwärts geneigt, mit kleinem Zahne vor dem Bande. Gegen 20 lebende u. viele fossile Arten in allen Bildungen; bekannteste der ersteren: 1) A. tarentina *Lam.*, Mytilus Hirundo *L.*, franz. l'Aronde d'oiseau, gemeine Schwalbenmuschel, Vögelein. Grau, braungestrahlt, zerbrechlich; Flügel breit; Klappen auseinander geklappt einer fliegenden Schwalbe ähnlich; 3 — 4 Zoll; Byssus grob und stark, einem kleinen Baume gleichend. Häufig im Golf von Tarent. Chemnitz VIII, LXXXI, 722—727. — 2) A. Lotorium *Lam.* Groß, außen schwarz, braun, mit großem, länglich-elliptischem, ziemlich geradem Flügel u. ganz kurzem Schwanze. Länge des Flügels 5 Zoll 7 Linien. Chemnitz VIII, 81, 728. — 3) A. semisagittata *Lam.* Schwarz oder gelbroth; mit schiefem, etwas bauchigem Flügel; Schwanz lang. In den indischen Meeren. Lister, 220, 55, — 4) A. macroptera *Lam.* Die größte Art; außen schwarzbraun, mit sehr breitem, schief gekrümmtem Flügel; Schwanz ziemlich lang. In der Jugend ist sie bloß gestrahlt, im Alter wird die Perlmutter röthlich. Der Flügel wird an 8 Zoll groß. Im mittelländischen Meer. Gualteri, 94, A. — 5) A. heteroptera *Lam.* Lanzettförmig, mit sehr schiefem Flügel, die eine Schale kürzer, als die andere; Schwanz lang. Quer verlängert, der hintere Lappen speerförmig. — 6) A. squamulosa *Lam.* Zart, zerbrechlich, gelblich oder rothbraun, am Ende mit schlaffen, kleinen Schuppen; Schwanz ganz kurz, ohrförmig; Flügel breit, schief gerundet; 18 Linien. In Brasilien. — Unter den fossilen Arten ist zu bemerken: A. socialis *Bronn*, welche gesellig und sehr häufig im Muschelkalk vorkommt und eine der bezeichnendsten Leitmuscheln für denselben ist.

Schwalbennest, Burg, s. Neckarsteinach.

Schwalbennester, 1) s. Hirundo; — 2) (Militärw.), halbrunde, die Achsel umhangende Schulterstücke von Tuch und Borten, welche in den meisten Armeen die Tamboure, Hornisten und Hautboisten zur Unterscheidung tragen.

Schwalbennester, eßbare, 1) (allgem. Zool.), s. unter Hirundo esculenta *L.*; — 2) (Bot.), s. Sphaerococcus cartilagineus β setaceus *Ag.*

Schwalbenschnepfe (Ornith.), s. v. a. punktirter Strandläufer, Calidris cinerea *Cuv.*

Schwalbenschwanz, 1) (Ornith.), s. v. a. Gabelweihe, Falco Milvus *L.* — 2) (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Fenchelfalter, Papilio machaon *L.* — Kleiner Schwalbenschwanz, s. v. a. Nierenfleck, Birkenfalter, Lycaena betulae *Fabr.*

Schwalbenschwanz (schwalbenschwanzförmiges Werk, Befestigungsk.), s. Schanzen.

Schwalbenschwanzbänder, Thürbänder, die an den Enden sich ausbreiten.

Schwalbenschwanzbohrer, Bohrer, der an der Schneide sich in zwei Spitzen oder Ecken theilt.

Schwalbenschwanzfenster, s. Fenster.

Schwalbenschwanzvisir, s. Visir.

Schwalbenstelze (Ornith.), Drosselgatt., s. v. a. Oenicurus *Temm.*, s. Turdus.

Schwalbentauben (Ornith.), Farbenvarietät der zahmen Taube, s. Columba livia domestica.

Schwalbenthal, kurheß. Braunkohlenbergwerk, Prov. Niederhessen, Kr. Eschwege, Amt Abterode, am östlichen Gipfel des Weißners, 1978' über dem Meere; Bergamt, Gastwirthschaft; über 70 Einw. Das Bergwerk war schon unter dem Landgrafen Philipp d. G. in Bau genommen, aber nur laß und ohne besonderes Interesse betrieben worden. Erst unter Wilhelm IV. kam es in Aufschwung. Nachdem dieser nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Kohlen zum Sieden des Salzes anwendbar seyen, traf er sofort die nöthigen Anstalten, um das Bergwerk in einen kunstgemäßen Betrieb zu nehmen. Dieses geschah 1578, und schon 1580 lieferte dasselbe über 20,000 Maß. Damals (1584) entstand auch das jetzige S., das anfänglich den Namen Kohlenhaus führte. Auch wurde eine Glashütte auf dem Weißner angelegt. Später wurden die Bergbauten sehr vermehrt. Im Jahr 1623 kamen zwar die tilly'schen Schaaren auch hierher und plünderten S., alle Rechnungen und Akten zerstörend, doch wurde der Betrieb des Bergwerkes dadurch nicht unterbrochen. Jetzt wird an 4 Orten gebaut: im f.er Stollen, südöstlich über S.; nördlich davon seit 1736 im Friedrichs-Stollen, der mit Steinen gewölbt ist, und am nordwestlichen Abhange zu Brandsrode (2043'), welches schon im 16. Jahrhundert angelegt war, im brandsroder und im Wilhelms-Stollen. Eine am östlichen u. nördlichen Abhange hinziehende Straße verbindet diese Werke; eine zweite Straße führt von S. über die Bergfläche nach Hausen, gleich wie mehre andere hinab in die Thäler. Das Bergwerk beschäftigt an 207 Bergleute und liefert jährlich an 80,000 Maß Kohlen, die beinahe alle in der Saline bei Allendorf verwendet werden. In der Nähe, bei Bilstein u. in dem Thale des Dolsbachs, befanden sich sonst Kupferbergwerke. Das erstere war ein Schieferbergwerk und 1536, das andere ein Erzbergwerk und 1499 angelegt worden. Beide wurden durch Gewerkschaften bald getrennt, bald vereint betrieben. Im Jahr 1623 wurde das bilsteiner Werk von den tilly'schen Truppen durch das Hinabstürzen mächtiger Steinmassen in die Schachte sehr verwüstet; seitdem wird es gleichsam nur noch versuchsweise betrieben, bis es endlich gänzlich liegen blieb. Noch erinnern an den ehemaligen Betrieb mächtige Halden, so wie die sogenannte Schmelzhütte im Höllenthale.

Schwalbenwader (Ornith.), Stelzvögelgattung, s. v. a. Glareola *Gmel.*

Schwalbenwind, s. Chelidonias.

Schwalbenwürger (Ornith.), Würgergattung, s. v. a. Ocypterus *Cuv.*, s. Lanius.

Schwalbenwurz (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Vincetoxicum *Moench*; — 2) Pflanzengattung, s. v. a. Asclepias *L.*; — 3) Pflanzengattung, s. v. a. Cynandrum *L.*

Schwalbesbeere (Bot.), s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schwalbrunnen, Gesundbrunnen bei Göppingen, s. d. 2).

Schwalch, die Oeffnung in der Zwischenmauer des Glockengießofens; durch dieselbe schlägt die Flamme und Gluth auf das zu schmelzende Metall.

Schwalefeld, waldeck. Dorf, Distr. des Eisenberges, Amt Korbach, an der Itter; 320 E.

Schwaleisen (Hüttenw.), das im Herde sitzenbleibende Eisen, wenn der Ofen ausgeht.

Schwalen (Bot.), auch Blumen-Gröpspflanzen, die 12. Zunft der 11. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Aurantien und Pommeranzen and. Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Blüthen 5zählig, mit mehrfachen, breiten Staubfäden auf der Scheibe, gewöhnlich etwas verwachsen; Beutel aufrecht; Griffel dick; Beere sehr saftreich, lederig, drüsig, meistens vielfächerig, mit 2 hängenden Samen am innern Winkel, ohne Eiweiß, Würzelchen gegen den Nabel. Immergrüne Sträucher und Bäume mit drüsigen, wohlriechenden, eingelenkten, harschen, ungrad gefiederten Wechselblättern, ohne Nebenblätter, oft mit Dornen in Achseln; Blüthen einzeln und in Sträußchen, meist weiß u. röthlich, sehr wohlriechend; Kelch kurz, glockenförmig, 3—5spaltig, verwelkend; eben so viele aufrechte, meist schmale Blumenblätter, 2- und mehrmal so viele, unten breitere Staubfäden; Fächer der reifen Frucht meist einsamig. — Eintheilung. A. Zweimal so viel Staubfäden; Fächer einsamig; Beutel meist herzförmig. Gattungen: Atalantia, Triphasia, Limonia. — B. Zweimal so viel Staubfäden; 2 Samen über einander in jedem Fach; Beutel oval. Gattungen: Murraya, Cookia. — C. Staubfäden 2- und mehrmal so viel; viele Samen in 2 Reihen; Beutel länglich. Gattungen: Feronia, Aegle, Citrus.

Schwalen (Kohlenbr.), s. Holzkohlen.

Schwalen (Hüttenw.), wenn der Wind des Gebläses beim Schmelzen und Treiben die auf dem schmelzenden Metalle schwimmende Glätte zur Seite und nach der Gasse treibt.

Schwalenberg (Geogr.), 1) lippe-detmold. Amt; über 6000 Einw.; bildete sonst eine eigene Grafschaft; — 2) Marktflecken u. Amtsort das.; alte Burg, Rathhaus; 800 Einw.

Schwalgendorf, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 310 Einw.

Schwalheim, kurheß. Dorf, Prov. u. Kreis Hanau, Amt Nauheim, an der Wetter; 420 Einwohner; hat erdig-muriatische Mineralquellen, von welchen der Haupt- oder Sauerbrunnen in 16 Unzen enthält:

Salzsaures Natron	9,777800	Gr.
= Kali	0,581530	=
Kohlensaures Natron	0,775683	=
Kohlensaure Kalkerde	4,254243	=
Schwefelsaures Natron	0,965254	=
= Kali	0,571334	=
Thonerde	0,053657	=
Kieselerde	0,089429	=
Eisenoxyd	0,191377	=
	17,260307	Gr.
Kohlensaures Gas	37, 55555	=
Stickgas	0, 36708	=
Sauerstoffgas	0, 12236	=
	38, 04499	K.-Z.

Dieses Wasser ist krystallhell, perlt sehr stark u. hat einen angenehm scharfsäuerlichen Geschmack. Von dieser Quelle verschieden sind 2 andere, der Perl- und der kleine Perl- oder Krystallbrunnen, welche beide mit dem langenschwalbacher Weinbrunnen viel Aehnliches haben. Jährlich werden an 150,000 Krüge versendet. — Schon die Römer scheinen diese Quellen benutzt zu haben, denn noch alljährlich werden vom Wasser römische Münzen ausgeworfen. Die Quellen wurden 1780 vom nachherigen Kurfürsten Wilhelm I. angekauft und 1835 mit einem neuen Gebäude versehen.

Schwalingen, hannöv. Dorf, Stade, Verden, Amt Rotenburg; 210 Einw.

Schwalk (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Caprimulgus *L.*

Schwalken (Bot.), s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schwall, 1) Schlacken, die noch so viel Metall halten, daß sie mit Vortheil zu Gute gemacht werden können; — 2) die tiefste Stelle in einem Flusse; — 3) eine Menge sich wellenförmig bewegender Dinge; — 4) eine Menge ohne Ordnung.

Schwallbeere (Bot.), s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schwalldorf, würtembergisches Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Rotenburg; 740 Einw.

Schwallenbach, österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Spitz, an der Donau; 210 Einw.

Schwallungen, sachsen-meining. Pfarrdorf, Amt Wasungen; Rittergut, Post, 3 Mühlen; 840 Einw.

Schwalm (Swalmanaha, Geogr.), Nebenfluß der Eider (s. d.); entspringt am Vogelsberge, tritt bei Holzburg ins Kurhessische, in den gesegneten Schwalmgrund, und hat sehr weiches Wasser, von welchem man im Schwalmgrund glaubt, daß es kranken Pferden besonders zuträglich sey.

Schwalm (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Podargus *Cuv.*

Schwalmer, preuß. Ort, Rheinprov., R.-B. u. Kr. Aachen, nahe bei der Stadt Aachen. Hier am 3. März 1798 Gefecht zwischen den Preußen und den franz. Republikanern, welche letztere darauf Aachen räumten.

Schwamberg, Marktflecken, s. v. a. Schwanberg.

Schwamendingen, schweizer. Pfarrdorf, Kant. und Bez. Zürich, an der Glatt; 1050 E.

Schwamm, 1) s. Schwämme; — 2) s. Badeschwamm u. Zunderschwamm; — 3) (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Spongia *L.*; — 4) das Bret, welches in die Gießform gestellt wird, wenn die Gießtafeln schmaler als die Form werden sollen.

Schwammartig (bot. Term.), s. v. a. Fungosus, Spongiosus.

Schwammbeere (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Hydnocarpus *Neck.*

Schwammbrand (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Mycogone *Lk.*

Schwammbrut (botan. Terminol.), auch Schwammgewebe, s. v. a. Mycelium.

Schwamm der Hirnschale oder **der Schädelknochenhaut**, s. Gehirnschwamm.

Schwammdose, 1) s. v. a. Schlammsack, Abguß, Saftsack, s. Tabakspfeife; — 2) s. v. a. Balsambüchse.

Schwammeisen (Min.), s. v. a. Rotheisenrahm (s. d.).

Schwammelwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neisse; Revierförsterei, Scholtisei, 2 Vorwerke; 820 Einw.

Schwammeule (Entom.), s. v. a. Schwammmotte, Sericaria dispar *Latr.*

Schwammflechte (Bot.), s. v. a. Baeomyces roseus *Forst.*

Schwammgeschwür (Ulcus fungosum), s. Geschwür.

Schwammgeschwulst, 1) (Molluscum, Med.), chronisches, seltenes Hautleiden, besteht in weichen, beweglichen, mit einer breiartigen Materie gefüllten, in der Haut sitzenden Bälgen, von der Farbe der Haut oder etwas bräunlicher aussehend. Sie sind flach, mit breiter Basis aufsitzend oder gestielt, entwickeln sich zuletzt in großer Menge und verunstalten das Aussehen des Kranken. Die Größe dieser Geschwülste variirt von der einer Erbse bis zu der eines Taubeneies. Man hat eine ansteckende und eine nicht ansteckende Form des Uebels unterschieden. Andere nehmen ein Molluscum fungosum, atheromatosum, und ein variegatum an. Wir unterscheiden: a) Molluscum simplex s. fungosum, einfache S. Auf der obern Körperhälfte entstehen kleine, etwas dunkler, als die Haut, gefärbte Tuberkeln, die bis zur Größe eines Hühnereies wachsen. Zuweilen gehen sie in Geschwürbildung mit Absonderung von übelriechender Jauche über, in andern Fällen bleiben sie unverändert stehen, schrumpfen auch wohl ein. Bei ihrer Behandlung berücksichtige man die ursächlichen Momente der Krankheit, wenn deren aufzufinden sind; auch soll man die Bälge eröffnen und in Eiterung versetzen. — b) Molluscum contagiosum, ansteckende S., bis jetzt etwa 20mal von englischen Aerzten beobachtet. Es bilden sich schmutzigweiße Knötchen von der Größe eines Stecknadelkopfes, welche allmählig dunkler werden, zuweilen 2 Farben zeigen und die Größe einer Saubohne erreichen. Sie sind rund, abgeplattet, haben eine breite Basis, liegen locker auf der Haut, von der sie sich abziehen lassen, und kommen am häufigsten im Ge-

sicht und am Hals vor, wo sie in Gruppen von 3—20 stehen. Sie wachsen langsam, gehen zuweilen in Eiterung über und bilden Geschwüre; bisweilen schrumpfen sie auch zusammen. Meist wurden Säuglinge von dieser Form befallen; von ihnen ging sie auf die Mutter, Wärterin rc. über. Von innern Mitteln hat man, mit Ausnahme des Arseniks, wenig Erfolg gesehen; von äußern Mitteln hat man Aetzkali, schwefelsaures Kupfer rc. angewandt. Zur Zerstörung der Kontagiosität werden Waschungen mit Chlorwasser empfohlen. — 2) (Schwammiger Auswuchs der harten Hirnhaut u. der Schädelknochen (Fungus durae matris, Chir.), s. Hirnhautschwamm.

Schwammholzbaum (Bot.), s. v. a. Fagara octandra *L.*

Schwammholzgummi (pharm. Bot.), s. v. a. Takamahak (s. d.).

Schwammig, 1) einem Schwamme ähnlich, weich, elastisch; — 2) s. Leder.

Schwammige Beinchen der Nase, s. Nase.

Schwammige Blutbehälter (Sinus cavernosi, Anat.), zwei Blutbehälter der harten Hirnhaut, auf der Grundfläche des Hirnschädels zur Seite des Türkensattels, enthalten außer Blut ein zelliges Gewebe. Durch sie geht die innere Kopfarterie, der 6. Gehirnnerv und ein Zweig des obersten Halsknotens des Gangliennerven auf jeder Seite hindurch.

Schwammige Knochensubstanz, s. Knochen.

Schwammiger Körper der Klitoris u. **Schwammige Körper der Harnröhre**, s. Geschlechtstheile.

Schwammiges Chorion, s. Chorion.

Schwammiges Geschwür, s. Geschwür.

Schwammiges Zahnfleisch, s. Zahnfleischkrankheiten.

Schwammkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Boletophagus *Latr.*

Schwammkohle, s. v. a. Gebrannter Schwamm, s. Badeschwamm.

Schwammkorall (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Tethya *Lam.*

Schwammkorallen (Zoophyt.), s. v. a. Halcyonina, Unterfamilie der Thierkorallenfamilie der Polyactinia (s. d.).

Schwammkraut, 1) (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Dentariae, s. Plumbago europaea *L.*; — 2) (Bot.), s. v. a. Lathraea squamaria *L.*

Schwammmaschine, eine nach Art der Paternosterwerke eingerichtete Wasserhebungsmaschine. Um 2 Wellen od. Körbe geht ein Seil ohne Ende (Schwammseil), wovon der eine unterste unter dem Wasser oder nahe an demselben liegt. Säcke von Flanell mit Waschschwämmen gefüllt (Schwammbälle) sind an dem untern Seile befestigt, diese füllen sich mit Wasser, während sie unter dem untern Korbe hingehen und, während sie über den obern Korb gehen, durch eine über demselben angebrachte Walze (Ausdrückwalze) ausgedrückt werden. Unter dem obern Korbe ist ein Behältniß, in welches das ausgedrückte Wasser fließt. Die S. wird mittelst eines Stirnrades, welches am obern Korbe angebracht ist, und eines in dasselbe greifenden Trillings und einer Kurbel bewegt.

Schwammmotte (Entomol.), s. v. a. Schwammspinner, Sericaria dispar *Latr.*

Schwammpocken, s. Varicellen.

Schwammpulver, aus verschiedenen gedörrten Schwämmen bereitet. Man nimmt junge Steinpilze oder andere eßbare Schwämme, wie Champignons, Eierschwämme, Pfefferlinge u. dgl., reibt sie nach gehöriger Reinigung und Darrung zu Pulver, durchsiebt dieses und bewahrt es in luftdicht verschlossenen Gläsern zum Gebrauche auf. Wird das S. zu Ragout genommen, so thut man noch Gewürze hinzu. Das S. wird hauptsächlich anstatt der Morcheln vielen Speisen beigemischt, mit denen man es zusammen kocht, um ihren Geschmack pikanter zu machen.

Schwammqueste (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., s. v. a. Aeschynomene *L.*

Schwammraupe (Entom.), s. v. a. Großkopf, Sericaria dispar *Latr.*

Schwammrebe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Gastonia *Comm.*

Schwammrost (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Sepedonium *Lk.*

Schwammsäure, s. Pilzsäure.

Schwammseife, s. v. a. Schaumseife, s. Seifensiederei.

Schwammseil, s. Schwammmaschine.

Schwammspinner (Entomol.), s. v. a. Schwammraupe, Sericaria dispar *Latr.*

Schwammstein (pharm. Zool.), s. v. a. Kropfstein, Cellepora Spongites *L.*

Schwammstoff, s. Fungin.

Schwammstuppe (Botan.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Baeomyces *Forst.*

Schwammtang (Bot.), Algengattung, s. v. a. Codium *Stackh.*

Schwammtange (Bot.), Algengruppe, s. v. a. Spongiteae *Ktz.*

Schwammweiß (bot. Term.), s. v. a. Mycelium.

Schwammwulst (bot. Term.), s. v. a. Strophium. — Schwammwülstchen, s. v. a. Spongiola, Strophiolum. — Schwammwülstig, s. v. a. Strophiolatus.

Schwammzucker, s. Pilzzucker.

Schwan (Schwaan, Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Preitenstein; 170 Einw.

Schwan (Biogr.), Christian Friedr., geb. am 12. Dec. 1733 zu Prenzlow in der Uckermark, war von seinem Vater, einem Buchbinder, zum Studium der Theologie bestimmt und kam daher, nachdem er die öffentliche Schule zu Prenzlow frequentirt hatte, in die hallische Waisenhausanstalt. Im J. 1751 bezog er die Universität Halle, alsdann auf ein Semester die zu Jena, gab aber 1753 wegen eines Anfalls von Hypochondrie das Studium auf und ging als Hofmeister nach Neunkirchen in Mecklenburg-Strelitz. Damit er den preußischen Werbern

nicht anheim fiele, vertauschte er Neunkirchen bis 1756 mit Hamburg, trat alsdann wieder in seine frühere Stelle ein und begleitete seinen Zögling nach Prenzlau, wo er durch Stunden bei einem kenntnißreichen Mann sich in der französischen Sprache vervollkommnete. Von Kopenhagen, wo er längere Zeit auf eine Anstellung gewartet hatte, reiste er plötzlich ohne Paß und Empfehlung nach Petersburg. Da er auf dem Wege dahin sich einem Passagier, dem Sekretär Witte aus Mecklenburg-Schwerin, mittheilte, so gab ihm dieser, welchen die Seekrankheit zur Rückkehr nöthigte, seinen Paß, und S. führte nun in Petersburg den Namen Sekretär Witte. Von der dortigen Akademie zum Korrektor angenommen, lebte er in einer ziemlich angenehmen Stellung und hegte noch außerdem gegründete Hoffnung, Konsulent bei dem deutschen Justizkollegium zu werden. Schon hatte er eine Proberelation gemacht, als das Ableben der Kaiserin Elisabeth seine Verhältnisse gänzlich veränderte. Nachdem Peter III. auf den Thron gelangt war, erhielt S. eine Auditeurstelle bei dem Dragonerregiment des Prinzen Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, mußte aber nach Peters III. Tode Petersburg verlassen und wurde um 1763 auf die Empfehlung des Prinzen Georg bei einem preußischen Infanterieregiment als Auditeur angestellt. Da ihn indeß die Aussicht auf eine einträgliche Anstellung im Holsteinischen bewogen hatte, seine jetzige Stellung aufzugeben, wandte er sich, als sich seine Hoffnung nicht verwirklichte, nach Holland, wo er die „Anecdotes russes ou lettres d'un officier allemand" (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankfurt 1765) veröffentlichte. Diese Briefe machten viel Aufsehen, so daß es S. für gerathen hielt, nicht länger in Holland zu bleiben. Er ging nach Frankfurt a. M. und begründete hier eine Wochenschrift für die Stadt Frankfurt: „Der Unsichtbare", so wie das literarische Wochenblatt für Deutschland: „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften". Durch die Vermählung mit seines Verlegers Eßlinger Tochter 1765 erhielt er die Buchhandlung Eßlingers in Mannheim, wo er den Geschmack an der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur zu wecken und zu heben suchte. Sodann ließ er es sich angelegen seyn, die französischen Stücke vom dortigen Theater durch deutsche zu verdrängen, und es gelang ihm auch endlich, daß der Kurfürst Karl Theodor die französische Truppe verabschiedete und ein deutsches Theater einrichtete. Im Auftrage des Kurfürsten reiste S. 1776 zu Lessing, um denselben zur selbstthätigen Mitwirkung am mannheimer Theater zu gewinnen. Lessing war zwar nicht abgeneigt, dem nachzugeben, allein später vereitelten doch Intriguen den zur Ausführung bereits fertigen Plan. Die erste öffentliche Erscheinung Schillers in Mannheim, einige Jahre nachher, war ebenfalls zum Theil S.s Werk. Nachdem S. seine Handlung in Mannheim an seinen Zögling Götz abgetreten hatte, begab er sich 1794 wegen der Kriegsunruhen zuerst nach Heilbronn, darauf nach Stuttgart. Im J. 1799 ging er nach Heidelberg, wo er, ein eifriger Verehrer Preußens, nach der Schlacht bei Leipzig verblich. In Mannheim war er eines der ersten Mitglieder von der 1775 daselbst gestifteten deutschen gelehrten Gesellschaft gewesen. Außer der schon oben angezeigenen literarischen Thätigkeit ist noch sein „Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande" (6 Bde. nebst einem Supplementbande, Mannh. 1782—98, 4.), von dem er in Stuttgart den bei Cotta verlegten Auszug später selbst ausarbeitete, so wie die von ihm herausgegebenen „Abbildungen der vornehmsten weltlichen und geistlichen Orden" (2 Bde., 4., mit ausgemalten Kupfern) zu erwähnen.

Schwan, 1) (Ornith.), s. v. a. Cygnus *Bechst.* Der S. gehört zur hohen Jagd; man schießt ihn aber gewöhnlich nur, wenn er noch jung ist. Die Fischer der dänischen Inseln und anderer Küstenländer wissen die Schwäne in der Mauserzeit vermittelst langer Bootshaken geschickt in ihre Böte zu ziehen; die noch nicht flüggen Jungen treiben sie an das Ufer und fangen sie lebendig durch dazu abgerichtete Apportirhunde, oder in Hamen und Netzen. Das Fleisch der alten Schwäne schmeckt nicht gut, die Brüste aber räuchert man im Norden, und die jungen Schwäne verspeist man besonders zu Pasteten. Die Haut mit den Daunen (der Schwanenboy) benutzt man als Pelzwerk, die Federn zum Schreiben, die Daunen zu Betten. Die alten Griechen hielten den S. für den heiligen Vogel des Apollo; daher zeigen klazomenische Münzen auf dem Revers einen S., auf dem Avers einen Apollokopf. Von Apollo hatten die Schwäne die Gabe der Weissagung und sollen im mythischen Hesperien, am Eridanus und an der Küste des Ligyerlandes ihren Tod jedes Mal durch schönen klagenden Gesang verkündigt haben; daher die Benennung Schwanengesang für das letzte Lied eines Dichters. Diese Fabel ist wohl durch den Singschwan (s. Cygnus musicus) veranlaßt worden. Wenn die Schiffer des Alterthums einen S. erblickten, so hielten sie das für ein gutes Omen; sie glaubten sich dann vor dem Untergang sicher. Die Mythologie der Alten erzählt auch von in Schwäne verwandelten Menschen. Den Adler hielten sie für den Hauptfeind des S.s, welchen er aber, so oft er ihn auch angreife, doch niemals besiegen könne. Nach der nordischen Mythologie schwimmen zwei weiße Schwäne im Urdarbrunnen um die Esche Ygdrasill (s. d.); sie werden von den Nornen gepflegt. Auf jener Esche aber sitzt ein Adler. Die indische Mythologie läßt Brama auf einem S.e reitend erscheinen. — 2) (Entom.), Nachtfalterart, s. v. a. Goldafter, Liparis chrysorrhoea *L.*; Sericaria chrysorrhoea *Latr.*

Schwan (Astron.), Sternbild am nördlichen Himmel, in der Milchstraße, nach Flamsteed aus 81 Sternen bestehend; er wird fliegend dargestellt, indem 5 Sterne ein Kreuz bilden. Der Stern zweiter Größe im Schwanze hat den Namen Deneb Adegege; der dritte an der Spitze des Schnabels heißt Albireo. Der 61.

Stern im S. ist deshalb merkwürdig, weil er eine ungewöhnlich große Bewegung zeigt und jährlich fünf Sekunden fortschreitet. Bessel hat seine Entfernung gemessen. Den Alten waren nur 12 Sterne des S.s bekannt; sie hatten folgenden Mythus: Um ihre Reinheit vor der Begierde des Zeus zu wahren, nahm die Nemesis Schwansgestalt an; Zeus aber verwandelte sich nun selbst in einen S. und genoß die Nemesis bei Rhamnus, worauf er gen Himmel flog und den S. unter die Gestirne versetzte. Vergl. Cygnus.

Schwanau, kleine, aber romantische schweiz. Insel, Kant. Schwyz, im Lauerzersee, mit den Resten der Burg S.

Schwanberg (Geogr.), österr.-steier. Orte: 1) Bezirk, Kr. Marburg; umfaßt über 8 Gemeinden; 2500 Einw.; — 2) Marktflecken das.; Schloß, Kapuzinerkloster; 620 Einw.; in der Nähe die S.er-Alpen (Spitze: Speikogel); — 3) Dorf das., Bez. Feilhofen; 300 Einw.

Schwanberg (Biogr.), Joh. Gottfried, Komponist, geb. zu Wolfenbüttel am 28. December 1740, bildete sich unter Graun und dann in Italien, wurde nach seiner Rückkehr aus Italien zum Hofkapellmeister zu Braunschweig ernannt und † als solcher 1804. Die von ihm komponirten Opern sind: „Adriano in Syria" (1762), „Solimano" (1762), „Ezio" (1763), „Talestri", „la Didone abandonata", „Josipile" (1766), „Zenobia", „il Parnasso accusato e difeso", „Antigono", Romeo e Giulia" (1782), „Olympiade", „il Trionfo della Costanza" und „Apollo" (Prolog).

Schwanburg, Burgruine bei Rödelsee (s. d.).

Schwand (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Schopfheim; 120 Einw.; — 2) bayer. Orte: a) Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Stadtsteinach; 140 Einw.; — b) Marktflecken, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Schwabach; Burgruine; 590 Einw.; — c) Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Neustadt; 120 Einw.; — 3) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Plauen; 430 Einw.

Schwandaller, S.G., Bildhauer, arbeitete um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Seinen Namen tragen 2 bacchische Hautreliefs in der Kunstkammer zu Berlin. Lebensverhältnisse unbekannt. Er ist wahrscheinlich einer der Vorfahren der Schwanthaler in München.

Schwanden (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. Landstuhl; 710 Einw.; — 2) schweiz. Dorf, Kant. Bern, unweit des Brienzer-Sees; in der Nähe stürzt der Gießbach in 14 vollen Stürzen in eine Schlucht hinab; — 3) Pfarrdorf das., Kant. Glarus, am Zusammenfluß der Linth und Sernft; 2300 Einw.

Schwander, Joseph, Maler von Luzern, um 1775 in Luzern geboren, malte Bildnisse und Genrestücke.

Schwandorf (Geogr.), 1) bad. Dorf, Seekreis, Amt Stockach; 610 Einw.; — 2) bayer. Stadt, R.-B. Oberpfalz u. Reg., Ldgr. Burglengenfeld; Nabbrücke, Postexpedition, 3 Kirchen, 2 Beneficien, Hospital, mehre Mühlen; 1760 Einw.; in der Nähe eine Wallfahrtskirche (Kreuzberg); — 3) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neisse; 200 Einw.

Schwandt, mecklenb.-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Stavenhagen; 180 Einw. —

Schwandte, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Havelland; Gut, Forsthaus; 340 Einw.

Schwanebeck (Geogr.), preuß. Orte: 1) Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 200 Einw.; — 2) Vorwerk das., Kr. West-Havelland; über 100 Einw.; — 3) Pfarrdorf das., Kr. Zauch-Belzig; 220 Einw.; — 4) Stadt, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Oschersleben, an der Limbach und am Fuße des Huywaldes; 3 Güter, 3 Thore, Post, Hospital, Ziegelei, Gypsbrennerei, Wasser- u. Windmühle, 2 Jahrmärkte, Feldbau; 2010 Einw.

Schwaneberg (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wanzleben; 460 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Vorwerk; 220 Einw.

Schwanefeldt, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neu-Haldensleben, an der Aller; Ziegelei; 320 Einw.

Schwanenapfel (Pomol.), 1) rother gestreifter, großer Wirthschaftsapfel; Schale hellgrün, später citronengelb, sonnenwärts blutroth gestreift; Fleisch gut, saftig, weinsäuerlich; reift im November, dauert durch den Winter. — 2) Gelber, Wirthschaftsapfel mit gelber Schale und nicht besonders schmeckendem Fleische; reift im Oktober und November.

Schwanenbalken (Handelsw.), die auf Labrador eingesalzenen und dann als Delikatesse versendeten Schwimmblasen des Kabeljaus, engl. Cod-sounds.

Schwanenbeck, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 520 E.

Schwanenberg (Geogr.), 1) (Swanenberk, Labudice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Ptin; 200 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Erkelenz, Hauptort der Bürgermeisterei gleich. Namens, unweit des Ursprungs der Schwalm; Mühle; 260 Einw. Nach S. war die sonst bestehende reichsunmittelbare Herrschaft im westphälischen Kreise benannt, die 1801 an Frankreich und 1815 an Preußen kam.

Schwanenboy, 1) s. Schwan (Ornith.); — 2) Art sehr weicher, aber doch dicker Boy von Wolle oder Baumwolle, weiß oder bunt.

Schwanenbrückel (Neu-S.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau; Schlößchen, Glashütte; 200 Einw.

Schwanenburg, s. Kleve (Gesch.).

Schwaneneibirne (Pomol.), 1) Winterbirne von Apfelform, dunkelgrün, sonnenwärts bräunlichroth, angenehm saftig. Reift im December und dauert 14 Tage. — 2) S. v. a. Kazzenkopf.

Schwanenente (Ornith.), s. v. a. Höckerschwan, Cygnus Olor *L.*

Schwaneneule (Entom.), s. v. a. Schwammspinner, Sericaria dispar *Latr.*

Schwanenfell (Schwanenhaut), die dünne, meist mit schneeweißen, zarten Flaumen oder Dunen bedeckte Haut des zum Geschlechte Anas gehörigen Schwans (Anas Olor), den man sowohl zahm als wild (An. Cygnus) im ganzen Norden, besonders Rußland, Sibirien, Kamtschatka ꝛc. findet. Die schönsten Felle dieser Art kommen aus Nordasien und Kanada und werden von Damen zu Palatine, Hutgarnirungen, Kleidergebräme, Muffe, Puderquasten ꝛc. gebraucht. Man schreibt diesem Pelzwerk eine zertheilende oder heilende Kraft zu.

Schwanenfluß-Kolonie (Kolonie am Schwanenfluß), brit.-austral. Kolonie, Neuholland, begreift die Südwestecke des austral. Kontinents von 30°—35° südl. Br., reicht östlich bis zum König-Georgs-Sund und nimmt den größten Theil von Edelsland ein. Die Küste erhebt sich 5—6 Meilen im Innern zu einer 1200—3000′ hohen Bergkette, dem Darlingsgebirge, das sich südwärts bis zum Kap Leeuwin und südostwärts bis zum König-Georgs-Sund erstreckt, während nordwestlich davon der 5—6000′ hohe Berg Lindsay sich erhebt. Es mangelt an der Küste an gesicherten Ankerplätzen, indem es außer dem Cockburnsund, unfern der Mündung des Schwanenflusses, und König-Georgs-Sund keinen Hafen gibt. Das Klima ist mild und der Boden fast allenthalben anbaufähig und verhältnißmäßig wohlbewässert. Viele kleine Flüsse strömen von den Bergen der Küste zu; der bedeutendste ist der Schwanenfluß, welcher von den auf ihm sich aufhaltenden schwarzen Schwänen den Namen erhalten und seinen Namen der ganzen Kolonie verliehen hat. Seine Nebenflüsse sind der Canning- und der Helenenfluß, und er mündet nach einem nur 15 Meilen langen Laufe in die Bucht von Gages-Roads, eine unsichere Rhede. Das Klima ist ausnehmend gesund; die heißesten Monate sind Januar, Februar und März. Obwohl aber das Thermometer im Schatten auf 90° F. steigt und einmal im März 1836 sogar auf 105° stand, so sind die Morgen, Abende und Nächte doch gewöhnlich kühl u. angenehm, und die Mittagshitze wird durch erfrischende Seewinde gemäßigt, welche regelmäßig eintreten. Den ganzen Sommer hindurch herrscht Morgens ein Landwind von Osten her; der Himmel ist klar und die Luft rein; leichte Nebel hängen manchmal früh Morgens über den Flüssen, ein erfrischender Thau fällt in der Nacht. Da es aber keine bedeutenden Sümpfe gibt, so ist das Land frei von aller Malaria. Die Wintermonate sind Juni, Juli und August, wovon die beiden letztern besonders regnerisch sind. Manchmal ist es ziemlich kalt, und man sieht hie u. da ein wenig Eis, wovon jedoch beim Aufsteigen der Sonne jede Spur verschwindet; Schnee ist unbekannt. Manchmal fällt Hagel von bedeutender Größe. Während dieser Monate kann man Morgens und Abends ein Feuer im Kamin recht wohl ertragen. Die Regen dauern selten länger, als 3—4 Tage, fallen aber meist in schweren Schauern nieder; hie und da treten Gewitter und heftige Stürme aus Nordwesten ein. Die Hauptkrankheiten sind Rheumatismen, Durchfall, Skorbut und Katarrh während der Wintermonate, im Sommer und im Anfang des Herbst eine Art entzündlicher, von Eiterung begleiteter Augenkrankheit, welche die einzige Krankheit ist, die man als endemisch betrachten kann. Im J. 1833 wurde der Keuchhusten eingeschleppt, war jedoch seit 1834 wieder verschwunden. Blattern und Masern sind unbekannt (die Kuhpockenimpfung ist bis jetzt nicht gelungen), und auch diejenigen Krankheiten, die als die gewöhnlichsten bezeichnet wurden, sind nie hartnäckig, wenn man bei Zeiten Hülfe sucht. Das Land liefert Gummi, Gelbholz und eine Palmart, deren Nuß zur Seifefabrikation verwendet wird; der Weinstock, der Feigen-, Bananen-, Oliven- und Pfirsichbaum, die Melonen, so wie die gewöhnlichen europ. Gartengewächse gedeihen auf das Ueppigste. Man sammelt 6 Arten von Gummi in bedeutender Menge; 2 davon haben alle Eigenschaften des arabischen Gummi und 2 davon können vielleicht den Gambia-Gummi ersetzen. Das Land eignet sich vermöge seines Holzreichthums und seiner vortrefflichen Weiden sehr wohl zur Kolonisation. Diese hat 1829 begonnen, wo die Briten die Stadt Perth am Schwanenflusse, 2 Meilen vor seiner Mündung, den Sitz des Gouverneurs, ferner Freemantle, an der Mündung des Schwanenflusses, u. Guilford, an der Mündung des Helenenflusses, gründeten. Oestlich vom König-Georgs-Sund, am Fluß Blackwood, ist die Stadt Augusta angelegt. Man schätzt bereits 1847 die Zahl der Ansiedler auf 3000; dieselben treiben einen verhältnißmäßig lebhaften Seehandel mit den Landesprodukten, so wie mit den aus Europa einheimisch gemachten Produkten, von denen besonders Rindvieh, Schafe, Schweine, Flachs u. Tabak wohl gedeihen. Vgl. Australien, S. 850.

Schwanengans (Ornith.), s. v. a. Guineagans, Cygnus cygnoides *L.*

Schwanengesang, s. Schwan (Ornith.).

Schwanenhals, 1) der Hals eines Schwans; — 2) der schön gebogene Hals eines Pferdes; — 3) an der Drehbasse der gegabelte Theil des Eisens, an dessen zwei Enden dieselbe mit Zapfen befestigt ist; — 4) ein Haken am inneren Ende des Giekbaumes; man hakt ihn an das Auge eines um den Mast liegenden Bügels; — 5) eine vorne gekrümmte Ruderpinne kleiner Fahrzeuge; — 6) eines der starken, sehr gekrümmten Eisen, welche den Kutschkasten entweder nur vorne, oder vorn und hinten mittelst Riemen schwebend erhalten; — 7) s. Meerschaum; — 8) Art Palatin oder Halsbinde von Schwanenfell.

Schwanenhals (Schwaneneisen, berliner Eisen, Jagdw.), Instrument zum Fang von Füchsen, wilden Katzen und größeren Vögeln. Es gibt große, mittlere u. kleine Schwa-

nenhälse. Die Dicke der Bügel beträgt in der Mitte ½ und in der Breite ¾ Zoll. Nach dem Gewerbe hin werden die Bügel über 1 Zoll stark und breit; oben sind sie vermittelst einer durch die an denselben befindlichen Backen laufenden und inwendig mit einer Mutter versehenen Schraube (dem Dorn) verbunden und werden auf der andern Seite durch eine zusammengebogene, 1' lange, 1½" breite und 1" starke, nach dem Gewerbe zu aber etwas an Dicke verlierende, horizontalliegende Feder mittelst zweier Zapfen zusammengehalten. Das 1½ Zoll starke Gewerbe beider Bügel besteht aus 12 Zähnen oder eingefeilten Kimmen. Durch die rechte Seite des Bügels und des Gewerbes läuft eine Schraube. Diese hat nach innen eine 4½ Zoll lange, eiserne Röhre (Pfeife, Dille), durch welche eine zur Festhaltung des Brockens und zum Abziehen dienende Schnur läuft. Nach außen innerhalb der Ausbiegung der Feder enthält die Schraube das Schloß. Zwei Seitenbleche bilden die Kapsel. Vermittelst einer Schraube wird unten das 1¼zöllige, oben geriefte Stellblech befestigt. Dieses greift in den 1" langen, inwendig eingeschraubten Stellhaken, welcher nach außen da, wo er auf die Riefen des Stellblechs stößt, mit einer eingefeilten Kimme versehen ist und daneben ein kleines Loch zum Einbinden der Brockenschnur hat. In den Seitenblechen sind über dem Stellhaken zwei Löcher; in diese wird beim Stellen des S.es ein Pflock geschoben, um eine Verletzung des Aufstellers durch unvorhergesehenes Losschnellen zu verhüten. Auf dem Schlosse ruht der zweizöllige Abzug (die Zunge), die Schnellstange mit einem löffelförmigen Ende ergreifend. Die Schnellstange ist 3" lang und ¾" breit; durch eine Schraube ist sie in das Gewerbe des anderen Bügels eingefügt. Da, wo sie in die Schraube geht, ist sie mit einer starken Kimme versehen, in welche beim Aufstellen der 1½ Zoll lange, ¼ Zoll starke und ¾ Zoll breite, vorn keilförmig zugespitzte Schnellstift greift.

Schwanenhalsförmig (bot. Term.), s. v. a. Sigmoideus.

Schwanenjungfrauen (nordische Myth.), drei Jungfrauen mit Namen Svanhvit, Hervör Alvitor, beide Töchter des Königs Baudver, und Aulrun, Tochter des Königs Liar von Walland. In Gewändern von Schwanenfedern flogen sie durch den Myrkvid (Schwarzwald), um in Schlachten das Geschick der Streiter zu bestimmen. Als sie nach Ablegung ihrer Schwanenhemden am Ufer des Ulfsiar in Ufdalir Flachs spannen, überraschte sie Slagfidr und nahm sie mit sich nach Hause. Er heirathete die Svanhvit, während Egill (s. d.) die Aulrun und Wölund die Hervör wählte. Nach acht Jahren wurde in den S. wieder die Sehnsucht nach Schlachten gewaltig rege und sie flogen davon; ihre Gatten aber flogen ihnen nach, um sie wieder zu erlangen.

Schwanenlied, bildlich das letzte Werk eines Dichters, von der Sage abgeleitet, daß der Schwan vor seinem Tode singe; s. Schwan (Ornithol.).

Schwanenmuschel (Mollusk.), s. v. a. Anodonta cygnea *Lam.*, s. Teichmuschel.

Schwanenorden, 1) fabelhafter kleve'scher Orden, welcher im 6. Jahrh. von dem Ritter Elias gestiftet worden seyn soll. Dieser Ritter hatte nämlich die Prinzessin von Kleve gegen die zudringlichen Bewerber um ihre Hand siegreich vertheidigt und sich schließlich mit ihr vermählt. Zum Andenken an diese Begebenheiten und zugleich als Mahnung zur Beschützung der Religion u. der Enthaltung von widerrechtlichen Zweikämpfen gründete er den Orden, dessen Zeichen ein sitzender Schwan an goldener Kette war. — 2) Orden des Schwans od. unserer lieben Frau von Brandenburg (Sodalitas beatae Mariae virginis), wurde 1443 vom Kurfürsten Friedrich II. gestiftet. Das Kloster auf dem Berge bei Altbrandenburg wurde zum Hauptsitz dieser geistlichen, andächtigen Gesellschaft für fürstliche, rittermäßige und adelige Personen gewählt. Im J. 1485 hatte er schon große Verbreitung in Deutschland erlangt, schied sich in die zwei Provinzen diesseits und jenseits des thüringer Waldes und besaß in Onolzbach einen zweiten Hauptort. Die sehr beträchtlichen Ordensgüter wurden von vier Hauptleuten verwaltet. Der Hauptzweck des Ordens war Darlegung wärmster Verehrung der Jungfrau Maria. Das Ordenszeichen bestand in einer kreisförmigen Bremsenkette mit 13 blutenden Herzen; daran war das Bild der mit dem Jesuskinde auf einem von Sonnenstrahlen umgebenen Monde sitzenden Maria mit der Ueberschrift: „Gegrüßet seyst Du, der Welt Frau!" Der unterste Sonnenstrahl hielt ein in Ringform gewundenes weißes Tuch, an welches sich ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln schloß. Dieser S. wurde nicht förmlich aufgelöst, sondern erlosch durch die Reformation, in Folge deren seine Besitzungen von den verschiedenen Landesherren eingezogen wurden. Der von romantischen Ideen erfüllte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat endlich den S. am 24. Dec. 1843, gerade 400 Jahre nach seiner Stiftung, wieder erneuert. Der Zweck des Ordens sollte in sofern der alte bleiben, als seine Mitglieder die Wahrheit des Christenthums durch die That beweisen sollten. Der Ordenswahlspruch: „Gott mit uns!" In der königlichen Stiftungsurkunde wurde bestimmt, daß Männer und Frauen ohne Ansehen des Standes und Bekenntnisses in die Ordensgesellschaft aufgenommen werden sollten. Die Thätigkeit des Ordens sollte sich nicht auf die Erziehung der Mitglieder zur Frömmigkeit und Sittlichkeit beschränken — diese wird vielmehr als bereits vorhanden vorausgesetzt, — sondern sich mehr nach Außen richten, d. h. „physische und moralische Leiden" des Volks heilen, die Krankenpflege organisiren, reuige Gefallene und Bestrafte bessern und bekehren, dann aber auch „das Große, Heilsame, Thatkräftige in den Richtungen der Zeit mächtig erfassen und fördern, allem Verderblichen darin aber ritterlich widerstreben," jedoch nur auf irenische Weise, d. h. „nicht durch Kampf u. Streit, nicht durch heimliches Treiben, sondern friedlich,

Frieden suchend, Frieden bringend, durch thätiges Ueben des göttlichen Willens". Neue Ordensstatuten wurden verheißen und das Ordenszeichen sollte zweckmäßig abgeändert werden. Die für die Verpflegung der Leidenden, reuigen Gefallenen und Bestraften unmittelbar Thätigen, sowie die als Seelensorger dienenden Priester sollten kein Ordenszeichen tragen. Das Ordenszeichen sollte überhaupt keine Auszeichnung für irgend welche Verdienste seyn, da Jeder, der sich berufen fühlte, freiwillig in die Ordensgesellschaft treten und ebenso freiwillig wieder aus ihr scheiden durfte. Jedoch behielt sich der König als Großmeister des Ordens (seine Gemahlin sollte Großmeisterin seyn) vor, königlichen und erlauchten Personen goldene Ketten als Ordenszeichen zu geben. Nur von dem Orden selbst gegründete Anstalten sollten zu ihm gehören, schon bestehende und in Zukunft anderweit errichtete Wohlthätigkeitsinstitute nicht. Das erste Lebenszeichen des Ordens sollte die Stiftung eines evangelischen Mutterhauses in Berlin für die Krankenpflege in großen Spitälern seyn. Es blieb aber bei der Stiftungsurkunde; Anmeldungen zu dem Orden wurden nicht angenommen, und der im Rausche mittelalterlicher Begeisterung projektirte christlich-germanische, mit allerhöchster königlich-preußischer Sanktion und Protektion begnadigte Socialismus war eine todte Geburt. — 3) S. *von der Elbe*, Gesellschaft für Verbesserung der deutschen Sprache, s. *Deutsche Nationalliteratur*.

Schwanensee, s. v. a. Schwansee.

Schwanenstadt, österr. Stadt, Land ob der Ens, *Hausruckkreis*; Baumwollenwaaren-Fabrik (beschäftigt über 10,000 Menschen); 1600 Einw.

Schwanentaucher (Ornith.), s. v. a. Kropfgans, Pelecanus onocrotalus *L.*

Schwanenthiere (Infus.), s. v. a. die Infusorienfamilie der Ophrycercina (s. d.).

Schwanewede, hannöv. Hof, Stade, *Bremen*; 520 Einw.

Schwaney, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. *Paderborn*; Unterförsterei; 1000 Einw.

Schwanfeld, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Ldgr. *Werneck*; Leinwandfabrik, Mühlen; 860 Einw., worunter 200 Juden.

Schwangau, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. *Schongau*; 450 Einw.

Schwangerschaft (Graviditas, Med.). Ist durch einen fruchtbaren Beischlaf der Keim zu einem neuen Menschen belebt worden, so nennt man dies *Befruchtung*. Wird dieser Keim an einer Stelle des weiblichen Körpers niedergelegt, welcher mit ihm in ein Vitalitätsverhältniß tritt, so daß er daselbst ernährt werden kann, so ist dies die *Empfängniß*, welche der Anfang der S. ist, einer Verrichtung, durch welche das Produkt eines fruchtbaren Beischlafs im weiblichen Körper ernährt und bis zu einem gewissen Grad ausgebildet wird. Dieselbe beginnt demnach mit der Empfängniß und dauert bis zur Geburt. Regelmäßig nennt man dieselbe, wenn das befruchtende Ei in die Gebärmutter gelangt, sich daselbst vollständig ausbildet und die Schwangere dabei nicht wirklich erkrankt. Man unterscheidet die S. in die regelmäßige und regelwidrige. Bei der *regelmäßigen* S. wird das Ei durch die wurmförmige Bewegung der Muttertrompete in die Gebärmutter geleitet, dort befestigt, ernährt und entwickelt. Ihre Dauer beträgt etwa 40 Wochen oder 270—280 Tage. Bei der *regelwidrigen* S. gelangt das Ei nicht in die Gebärmutter, sondern wird an einer andern Stelle befestigt und ernährt (s. *Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter*). Man unterscheidet ferner eine *einfache* und *mehrfache* S. Bei jener wird nur *ein* Eichen befruchtet, bei dieser zwei und mehr Eier; man spricht dann von einer *Zwillings-*, *Drillings-*, *Vierlings-*, *Fünflings-*S. Die höchste Zahl von gleichzeitig in der Gebärmutter ernährten Früchten soll sieben seyn, doch kommt dieselbe nur höchst selten vor; die Erzählung von größeren Zahlen gehören ins Gebiet der Fabel. Die Befruchtung mehrer Eier kann zwar durch einen einzigen fruchtbaren Beischlaf Statt finden; eben so kann dieselbe auch durch verschiedene Begattungsakte, sogar von verschiedenen Männern bewirkt werden, wie die Zwillingsfrüchte, welche von Vätern verschiedener Menschenracen gezeugt wurden, beweisen. Man nimmt an, daß dies durch *Ueberfruchtung* (Superfoecundatio) geschehe, indem die zweite Befruchtung erfolge, ehe noch das erste Ei in der Gebärmutter angekommen sey. Eine *Ueberschwängerung* (Superfoetatio) soll dann Statt finden, wenn später, nachdem das erste Ei schon eine Zeit lang empfangen war, noch eine zweite Befruchtung Statt hat, u. kann dieselbe nur da eintreten, wo ein doppelter Uterus vorhanden ist oder die erste S. außerhalb der Gebärmutter Statt findet. Von einer *scheinbaren* od. *falschen* S. im Gegensatz zur wirklichen spricht man, wenn krankhafte Veränderungen, z. B. Wassersucht, Verhärtung der Eierstöcke ꝛc., die Symptome der S. simuliren. Eine *gemischte* oder *komplicirte* S. nennt man die aus einer wirklichen und scheinbaren zusammengesetzte; es kompliciren sich hier mit der S. krankhafte Zustände der angegebenen Art. Außerdem spricht man von *erdichteter*, *vorgeschützter*, *eingebildeter*, *verheimlichter* ꝛc. S.

In Folge der Befruchtung und Entwickelung des Eies entsteht im weiblichen Organismus eine Reihe von Veränderungen, deren wichtigste und konstanteste folgende sind: Ein fruchtbarer Beischlaf ist gewöhnlich mit einem besonders lebhaften Gefühl von Wollust, zuweilen von einigem Schmerz verbunden. Nach demselben tritt allgemeine Abspannung, Unbehaglichkeit, Gefühl von Ziehen, Wärme und Vollheit im Unterleib ein, mit leichtem Schaudern, Ohnmachten, Neigung, die Schenkel übereinander zu schlagen ꝛc. Andere nicht selten sich zeigende Symptome eingetretener S. sind Verstimmung der gewöhnlichen

Laune, entweder Uebellaunigkeit, od. ungewöhnliche Heiterkeit, Neigung zum Schlaf, Gefühl von Kälte, das mit Hitze abwechselt, Einschlafen der Füße, Kopfschmerz, Zahnschmerz, Schwindel, Ohnmachten, Abneigung gegen, oder ungewöhnliches Verlangen nach dem Beischlaf, Empfindlichkeit der Magengegend, Ekel, Uebelkeit, Erbrechen, abnorme Gelüste, veränderte Stuhlentleerungen, Schlaff- und Blaßwerden der Haut, besonders um die Augen, Veränderung der Gesichtszüge, kleine Ausschläge an Stirn und Schläfen. In den meisten Fällen bleibt die Menstruation nach eingetretener Empfängniß aus, zuweilen erscheint sie noch unordentlich und zu unbestimmten Zeiten in den ersten Monaten, in sehr seltenen Fällen fehlen die Katamenien außer der S. gänzlich und treten nur während derselben ein. Die Geschlechtstheile, besonders die Gebärmutter, die Muttertrompete und die Eierstöcke werden in den Zustand erhöhter Lebensthätigkeit versetzt, sie befinden sich in einem an Entzündung streifenden Zustand. Der Uterus strotzt von Säften, und auf seiner innern Fläche wird eine lymphatische Flüssigkeit ausgeschwitzt, welche später zur Siebhaut wird. Nach den einzelnen Mondsmonaten betrachtet, sind diese Veränderungen der Geschlechtstheile folgende: Erster Monat. Die Wände der Gebärmutter werden dicker, ihre Höhle verliert ihre dreieckige Form, der äußere Muttermund seinen Querspalt, der zu einer runden Oeffnung wird, der Uterus richtet sich mehr auf. Mutterscheide u. äußere Geschlechtstheile turgesciren, sind feuchter und wärmer, der Unterleib ist dicker, weicher und wärmer als vorher. Zweiter Monat. Der Unterleib wird platter, die schwerer werdende Gebärmutter senkt sich in das Becken, die Brüste schwellen etwas an und werden etwas empfindlich. Im dritten Monat ist der Unterleib etwas gewölbt, der Uterus steigt aus dem Becken in die Höhe, in den Brüsten finden leichte Stiche Statt, der Hof der Brustwarzen wird dunkler. Im vierten Monat wölbt sich der Unterleib merklich, so daß es gewöhnlich dem Auge bemerklich wird, man fühlt den Gebärmuttergrund einige Finger breit über den Schambeinen. Im fünften Monat nimmt die Wölbung des Unterleibs zu, der Grund der Gebärmutter steht in der Mitte zwischen den Schambeinen und dem Nabel. Im sechsten Monat, 21.—24. Woche, steigt derselbe bis zum Nabel hinauf, die unteren Runzeln der Nabelgrube werden glatt („der Nabel fängt an zu verstreichen"); von der 20. oder 21. Woche an fühlt die Schwangere die Bewegung des Kindes als schnelles, leichtes Anstoßen, gegen die 24. Woche kann dieselbe bei aufmerksamer Untersuchung auch der Arzt wahrnehmen. Vermöge der Auskultation kann man in diesem oder im folgenden Monat den Herzschlag des Kindes hören. Siebenter Monat. Der Unterleib wird so gespannt, daß man den 2 Finger breit über dem Nabel stehenden Muttergrund nicht leicht unterscheiden kann, die Vaginalportion verkürzt sich immer mehr, der Muttermund steht hoch und ist etwas nach hinten gerichtet. Durch das Scheidengewölbe hindurch fühlt man den beweglichen Kopf des Kindes. Die Brüste werden dicker und härter, es fließt zuweilen etwas milchartige Feuchtigkeit aus denselben aus. Achter Monat. Der Muttergrund steht zwischen Nabel und Herzgrube, der Nabel ist verstrichen, die Bewegungen des Kindes sind lebhaft, man fühlt zuweilen neben dem Nabel Gliedmaßen desselben. Die Mutterscheide ist weich und weit, die Vaginalportion verkürzt, dick, wulstig, der Muttermund steht hoch und links hinten. Im neunten Monat steigt der Muttergrund bis in die Herzgrube hinauf, die er zu Ende desselben erreicht; der Unterleib erreicht seinen größten Umfang, so daß die Respiration der Frau sehr erschwert wird. Man fühlt durch die Bauchdecken hindurch deutlich Kindestheile, der verstrichene Nabel wölbt sich blasenartig empor. Die Vaginalportion ist bis auf ¼ Zoll verkürzt und verschwindet fast ganz („der Mutterhals ist verstrichen"), indem der ganze Mutterhals zur Vergrößerung der Gebärmutterhöhle verwendet wird; der Muttermund steht hoch und ist schwer zu erreichen. Zehnter Mondsmonat. Es erfolgen hier die Vorbereitungen zur Geburt. Der Uterus verändert seine Form und gestaltet sich mehr nach dem Umfang des Kindes, der Grund desselben sinkt bis zur Mitte zwischen Nabel und Herzgrube herab, es tritt dadurch Verminderung der Athemnoth ein. Die Bewegungen des Kindes sind lebhaft, man fühlt deutlich seine Theile durch die schlaffer werdenden Bauchdecken, sein Kopf senkt sich in den Beckeneingang. Der Muttermund steht nach hinten und weniger tief. Am lebhaftesten ist an den Veränderungen während der S. der Fruchthalter betheiligt. Seine Masse wird aufgelockert, schwammig, seine Blutgefäße länger, ihr Kanal weiter, namentlich entwickeln sich seine Venen. Die Masse seiner Wandungen vergrößert sich so, daß sie am Ende der S. gegen 50 Kubikzoll enthält, während sie im ungeschwängerten Zustand etwa 4½ Kubikzoll betrug. Der kubische Inhalt des ganzen schwangern Uterus ist 544mal größer, als der des ungeschwängerten.

Es ist oft, namentlich in gerichtlich-medicinischer Beziehung von Wichtigkeit, die Diagnose der S. mit Sicherheit stellen zu können, doch ist dies, vorzüglich in der ersten Hälfte der S. oft unmöglich, da die meisten angegebenen Veränderungen durch Krankheiten der Geschlechtstheile, durch Hysterie ꝛc. ebenfalls erzeugt werden können. Der Arzt muß sich in diesen Fällen damit begnügen, ein wahrscheinliches Urtheil zu fällen, da selbst sehr geübte Geburtshelfer oft Täuschungen ausgesetzt sind. Wir theilen nach ihrem diagnostischen Werth die Zeichen der S. in unsichere und sichere. Zu den unsichern, welche selbst dann nicht, wenn mehre derselben vorhanden sind, zur Annahme einer S. berechtigen, gehören: das Ausbleiben der Katamenien, die allmählig von unten nach oben erfolgende Zunahme des Unterleibs mit fühlbar vergrößertem Uterus, das Anschwellen der Brüste, eine dunkelbläuliche Färbung der Scheidenschleimhaut, die Veränderungen am Mutterhals, eine dunkele Färbung der weißen Linie, die Anomalien des

Nervensystems, wie Ekel, Erbrechen, Verstimmung u. s. f. Sichere Zeichen dagegen sind: 1) der für ein geübtes Ohr deutlich hörbare Herzschlag des Fötus, den man mit einer Schnelligkeit von 120—130 Schlägen in der Minute wahrnimmt, wenn man das Ohr oder das Hörrohr auf den Unterleib der Schwangern legt. 2) Die von einer geübten Hand deutlich gefühlten Bewegungen der Frucht. Auf die Angabe selbst mehr geschwängerter Frauen kann man sich hier übrigens nicht verlassen; sie sind durch Blähungen, Würmer, krampfhafte Zusammenziehungen der Bauchmuskeln ꝛc. mannichfachen Täuschungen unterworfen. 3) Die für geübte Sachverständige sowohl bei der äußern, als bei der innern Untersuchung erkennbaren Kindestheile. Jedes dieser Zeichen gibt schon vollkommene Gewißheit über das Vorhandenseyn einer S. Doch kann man sie erst vom Anfang des sechsten Schwangerschaftsmonats an wahrnehmen. Als Zeichen, wodurch sich die Gegenwart einer S. mit Zwillingen, Drillingen ꝛc. äußert, führt man an: die Symptome treten früher ein und äußern sich stärker, als bei einfacher S., der Unterleib dehnt sich früh und bedeutend aus, Kindsbewegungen fühlt man bald und an verschiedenen Stellen, der Unterleib ist in der weißen Linie durch eine Furche getheilt, bei dünnen Bauchdecken kann man die Kinder durch das Gefühl erkennen, durch die Auskultation hört man den Herzschlag des Kindes an verschiedenen Stellen. Doch sind alle diese Zeichen trügerisch. Noch unbrauchbarer sind die Zeichen, aus welchen man das Geschlecht des Kindes erkennen will; stärkere Störungen des Allgemeinbefindens sollen einen Knaben, schwächere ein Mädchen, größere Erhabenheit der rechten Seite einen Knaben, der linken Seite ein Mädchen, stärkere Pulsschläge des rechten Arms einen Knaben, stärkere des linken Arms ein Mädchen, Empfängniß im zunehmenden Mond und bald nach der Menstruation einen Knaben, bei abnehmendem Mond und vor bald eintretender Menstruation ein Mädchen anzeigen u. s. f. Man kann höchstens sagen, daß die Erstgeburt des Weibes am häufigsten weiblichen Geschlechts ist und daß, wenn das Allgemeinbefinden der Schwangern sich bedeutend anders verhält, als bei der vorigen S., das Kind nicht selten entgegengesetzten Geschlechts ist, als das letzte. — Zeichen für den während der S. eingetretenen Tod des Kindes sind zunächst das Vorausgehen einer Einwirkung, welche im Stande ist, den Tod des Kindes zu veranlassen, z. B. schwere Erkrankung, geistige oder körperliche Anstrengung, äußere Gewalt, Gemüthsbewegung ꝛc. Nach dieser Einwirkung wiederholt wiederkehrender Schauder, Uebelbefinden, Ohnmacht, Mangel an Appetit, Aufhören der Kindsbewegung. Senken des Leibes mit Erschlaffung der Oberbauchdecken, Schwere und Kälte im Unterleibe, das Gefühl, als ob beim Umdrehen im Liegen ein schwerer Körper aus der einen Seite des Leibes in die andere fiele, Zusammenfallen der Brüste u. s. f. Alle diese Zeichen sind trügerisch; das werthvollste ist das Schwächer- und Seltnerwerden des Herztones, der allmählig ganz aufhört, wie man mittelst der Auskultation wahrnimmt.

Um die Zeitdauer der S. zu diagnosticiren, hat man folgende Methoden: 1) Vom Zeitpunkt der Empfängniß an. Kann man den Tag derselben erfahren, so rechnet man von demselben an 40 Wochen od. 280 Tage, gewöhnlich wird jedoch die Geburt etwas früher, zuweilen um 10 Tage, eintreten. Diese Rechnungsweise ist sehr unsicher, da selbst mehr geschwängerte Frauen selten den Tag, an dem sie empfingen, anzugeben vermögen. 2) Nach dem Ausbleiben der Katamenien. Man rechnet von dem Tage, wo die Menstruation zum letzten Mal zugegen war, bis zur Geburt 40 Wochen, Andere nehmen 42 Wochen an, von der Ansicht ausgehend, die Frau habe gerade in der Mitte zwischen dem letzten Erscheinen und ersten Ausbleiben des Monatsflusses koncipirt. Am einfachsten ist die Rechnung, daß man von dem Tage an, wo die Frau ihre Regeln zum letzten Mal hatte, 3 Monate zurück- und dann 7 Tage hinzuzählt, der auf diese Weise gefundene Tag ist derjenige, an welchem die Niederkunft zu erwarten steht. Vgl. Nägele, Schwangerschafts-Kalender. Hat eine Frau am 20. Juni zum letzten Mal menstruirt, so rechnet man bis zum 20. März zurück, und dann 7 Tage hinzu, sie würde also am 27. März niederkommen. Diese Rechnung ist oft verläßlicher, als die vorige, ausgenommen, wenn die Frauen nicht anzugeben wissen, wann sie zuletzt menstruirten, wenn die Mentes stets unregelmäßig waren oder sich noch während der S. zeigten. 3) Nach der ersten von der Mutter wahrgenommenen Bewegung der Frucht. Man rechnet von dieser Zeit an bis zur Geburt 20 oder 22 Wochen. Manche Frauen spüren die Kindsbewegungen früher, andere später, zuweilen übersehen sie dieselben, deshalb ist diese Rechnung unzuverlässig. 4) Auf dem Weg der innern Untersuchung überzeugt man sich von den oben angegebenen Veränderungen und bestimmt danach den Zeitpunkt der S. Doch finden mancherlei Abweichungen in Bezug auf das Verhalten der Vaginalportion und des untern Gebärmutterabschnittes Statt und deshalb gibt auch diese Methode keine absolute Gewißheit. Am besten thut man, alle 4 Methoden zusammen anzuwenden und aus denselben einen annäherungsweise richtigen Schluß zu ziehen.

Diätetik der S. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die S. ein naturgemäßer Zustand des weiblichen Körpers ist, kann das diätetische Verhalten der Schwangern nur dahin gerichtet seyn, Störungen im Verlauf der S. zu verhüten u. diejenigen diesen Zustand begleitenden Beschwerden, welche noch nicht krankhaft genannt werden, zu beseitigen. Als erste Regel gilt, daß die Schwangere von ihrer bisherigen gewohnten Lebensweise möglichst wenig abweiche, vorausgesetzt, daß sie sich bei derselben wohl befunden habe u. dieselbe keine für die S. nachtheiligen Schädlichkeiten enthält. In Bezug auf die Nahrungsmittel der Frau ist eine besondere Diät nicht anzuordnen; die Frau genieße die gewohnten Nahrungsmittel, vermeide jedoch reichlich gewürzte, schwer verdauliche und blähende Speisen, starken

Kaffee, Thee, Chokolade, Wein ꝛc. Ueberfüllung des Magens vermeide sie, da so schon die Bauchhöhle durch den aufsteigenden Uterus verengert wird; reichliche Abendmahlzeiten sind nachtheilig. Als gewöhnliches Getränk ist frisches Wasser zu empfehlen, es mindert etwaige Kongestionen, wirkt der Plethora Schwangerer entgegen und bewirkt Stuhlentleerungen. Etwaige krankhafte Gelüste befriedige man, wenn sie unschädlich sind, außerdem nicht. Für tägliche Stuhlentleerung ist Sorge zu tragen; man befördert sie durch mäßige Bewegung, leicht verdauliche, vegetabilische Nahrung, Genuß von gekochtem Obst, durch Klystiere und salinische Abführmittel. Beim Stuhlgang ist alles heftige Pressen zu unterlassen. Die Kleidung sey bequem, Schnürbrüste, feste Strumpfbänder ꝛc. sind der freien Cirkulation des Blutes hinderlich und abzulegen; gegen Erkältung empfiehlt sich der Gebrauch einer Bauchbinde, die zugleich den Unterleib unterstützen und das Vorwärtsfallen desselben vermindern. Ein täglicher Spaziergang ist Schwangern durchaus zuträglich; sie müssen sich stets in reiner, frischer Luft aufhalten und Orte meiden, wo viele Menschen zusammen sind und die Luft verdorben ist, namentlich in den letzten Monaten der S., wo die Respiration beengt ist. Reinlichkeit, vorzüglich der Geschlechtstheile, ist möglichst zu beobachten. Der Beischlaf ist während der S. zu beschränken und nur vorsichtig auszuüben, er bewirkt leicht Aborten, namentlich im 3. Monat; die Brüste sind warm zu halten; ist die Warze zu klein, so ziehe man sie mit der Milchpumpe hervor; ist sie empfindlich, so wasche man sie mit Rum oder Rothwein. Besondere Beachtung verdient die Gemüthsstimmung. Aerger, Schrecken, Zorn, Eifersucht ꝛc. sind durchaus nachtheilig. Die Schwangere sey stets ruhigen, heitern Sinnes und halte sich von allen leidenschaftlichen Aufregungen fern. Durchaus tadelnswerth ist die Anwendung des Aderlasses u. der Purgirmittel, wie früher geschah, ohne dringende Indikation. 6—8 Wochen vor dem muthmaßlichen Eintritt der Geburt unterwerfe sich die Schwangere einer genauen geburtshülflichen Untersuchung, damit etwaige Regelwidrigkeiten entdeckt und zu ihrer Beseitigung durch den Geburtshelfer bei Zeiten Sorge getragen werde. Vgl. **Fötus**, **Embryo**, **Geburt** ꝛc.

Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter (**Extrauterinschwangerschaft**, Graviditas extrauterina, Med.), findet dann Statt, wenn das befruchtete Ei nicht in die Gebärmutterhöhle gelangt, sondern sich außerhalb derselben an irgend einer Stelle der Bauch- oder Beckenhöhle ansetzt und entwickelt. Die Entwickelung des Eies ist hier im Anfange dieselbe, als wenn dasselbe in die Höhle des Fruchthalters gelangt wäre; erst wenn dasselbe größer wird, verursacht es im Verhältniß zu seiner Größe mehr oder weniger bedeutende Störungen. Gewöhnlich stellen sich von Zeit zu Zeit heftige wehenartige Schmerzen in der Gegend des Unterleibes und Beckens ein, deren Entstehung durch Zusammenziehungen des konsensuell aufgeregten Uterus bedingt zu seyn scheint. Oft ist damit Abgang von Blut und Schleim, so wie von hautartigen Stücken verbunden. Nach und nach wird gewöhnlich der abnorme Fruchthalter in einen entzündlichen Zustand versetzt, die Schmerzhaftigkeit desselben wird andauernd, Berührung vermehrt dieselbe; ist sie bedeutend, so soll nach **Heim** die Frau die Gesichtszüge eigenthümlich verzerren und auf fast charakteristische Weise klagen. Konsensuelle Symptome sind Verdauungsstörungen, Mangel an Appetit, Erbrechen, Stuhlverstopfung, Fieberbewegungen u. s. f. Untersucht man den Unterleib äußerlich, so fühlt man vom 4. bis 5. Monat an Kindestheile durch die Hautdecken hindurch. Der Uterus zeigt die Veränderungen, die in demselben zu Anfang einer regelmäßigen Schwangerschaft einzutreten pflegen, namentlich wird auf seiner Innenfläche eine Membrana decidua Hunteri ausgeschwitzt, seine Wände werden dicker und blutreicher, seine Höhle geräumiger, der Muttermund etwas verzogen und offen stehend, bisweilen ist er aus seiner Lage gedrängt. Die Placenta ist meist kleiner und dünner, wegen weniger bedeutenden Gefäßreichthums der Theile, auf welchen sie aufsitzt; die Brüste der Frau turgesciren zuweilen und sondern Milch ab, zuweilen nehmen sie an dem Entwickelungsprozeß keinen Antheil. Der Ausgang, den eine Extrauterinschwangerschaft nehmen kann, ist folgender: Der an einem falschen Ort niedergelegte und zur Entwickelung gelangte Keim stirbt ab und schrumpft zusammen. Es ist dies das günstigste Ende derselben. Hier verschwinden allmählig die kaum bemerklich gewordenen Zeichen der Konception, man findet vielleicht nur zufällig bei der später unternommenen Sektion die Spuren derselben. Der abnorme Fruchthalter kann zerreißen, ein Ausgang, der oft bei Schwangerschaften der Tuba und der Eierstöcke einzutreten pflegt. Gewöhnlich erfolgt hier rasch der Tod in Folge innerer Verblutung; selten möchte nach der Zerreißung das Leben der Mutter erhalten werden und die Frucht in Verhärtung oder Auflösung übergehen. Ein günstigerer Ausgang ist die Bildung eines sogenannten Steinkindes, einer Steinfrucht, Lythopaedion s. Osteopaedion, den man einige Male bei Bauchhöhlenschwangerschaften beobachtet hat; das Kind stirbt hier ab, schrumpft allmählig ein, seine weichen Theile werden aufgesaugt, eine feste, erdige Kruste überzieht die zurückbleibenden Reste der Frucht, welche oft, ohne sonderliche Beschwerden zu veranlassen, 10—20, ja 56 Jahre im Körper zurückbleiben kann und neue Empfängniß nicht ausschließt. Ein ebenfalls nicht ungünstiger Ausgang findet dann Statt, wenn nach dem Absterben des Kindes die dasselbe umgebenden Theile in Entzündung und Eiterung übergehen, abscediren, worauf der Absceß sich einen Weg nach Außen bahnt, und endlich durch die Bauchdecken, den Darmkanal, auch wohl durch Harnblase und Mutterscheide die einzelnen Theile des Kindes entleert werden. Am günstigsten ist Perforation der Bauchdecken und Ausstoßung der Frucht auf diesem Wege; langwieriger und gefährlicher der

Weg durch den Darmkanal; am seltensten ist der Weg durch Blase und Vagina. Ein anderes Ende dieser abnormen Schwangerschaft ist das, wo die Frucht durch eine Operation hinweggenommen wird, das seltenste das, wo das Kind auf dem natürlichen Wege noch wirklich geboren wird, was nur bei der noch problematischen Mutterscheidenschwangerschaft geschehen könnte. Die Diagnose dieses Zustandes ist meist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, oft selbst ganz unmöglich. Meist kann sie nicht eher mit völliger Sicherheit gestellt werden, als bis die Schwangerschaft so weit vorgerückt ist, daß sich Kindestheile oder Kindesbewegungen deutlich wahrnehmen lassen, oder der Herzschlag der Frucht bestimmt gehört werden kann. Findet man nämlich dann die Gebärmutter wie in nicht schwangerem Zustande, oder wie am Ende des ersten Monates einer regelmäßigen Schwangerschaft, und ist ihre Höhle leer, wovon man sich mit der Uterussonde überzeugen kann, so ist kein Zweifel mehr über das Bestehen einer Schwangerschaft außerhalb des Uterus. Nur dauern die wenigsten derartigen Schwangerschaften lange genug, um Zeit zur Diagnose auf diesem Wege zu lassen. Oft wird dieselbe erst bei der Sektion festgestellt. Folgende Symptome will man öfters bei Entwicklung des Fötus außerhalb der Höhle des Fruchthalters angetroffen haben; 1) Periodisch auftretende, wehenartige Schmerzen in der Regia hypogastrica und der Tiefe des Beckens. 2) Geringe Anschwellung in einer Seite der Unterbauchgegend, namentlich bei der Untersuchung durch den Mastdarm und die Scheide. 3) Permanenten Schmerz im Becken, der durch Druck vermehrt wird. 4) Der Fruchthalter erreicht eine Entwickelungsstufe, wie er sie zu Ende des ersten Schwangerschaftsmonates zu haben pflegt, und bleibt auf derselben stehen; oft steht er schief, seine Vaginalportion ist nach der Seite hin gerichtet, auf welcher die Frucht abgelagert ist. Oft ist das eine oder andere dieser Zeichen vorhanden, oft nicht; sie finden sich auch bei Krankheiten der Eierstöcke und der Gebärmutter. In Bezug auf die Diagnose der einzelnen Arten der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter ist zu bemerken, daß es zuweilen gelingt, die Bauchhöhlenschwangerschaft von den drei übrigen zu unterscheiden, während diese einander so ähnlich verlaufen und meist nur so kurze Zeit währen, daß eine Unterscheidung unmöglich ist. Bei Bauchhöhlenschwangerschaft nämlich bleibt die Gesundheit länger ungestört, die Beschwerden werden erst heftiger, wenn die Schwangerschaft weiter vorgerückt ist, und dann lassen sich Kindestheile besonders durch Scheide und Mastdarm fühlen. Die zum Theil schon oben, wo von den Ausgängen die Rede war, abgehandelte Prognose ist natürlich sehr ungünstig. In den meisten Fällen stirbt Mutter und Kind. Am wenigsten ungünstig ist die Vorhersage noch bei Bauchhöhlenschwangerschaft, wo durch die Gastrotomie Mutter und Kind gerettet werden können, oder wenn die Frucht sich in ein Steinkind umwandelt, oder nach Abscеßbildung stückweise abgeht und die Eiterung nicht zu profus ist. In diesen letzten Fällen kann wenigstens oft das Leben der Mutter erhalten werden.

Nach der Verschiedenheit des Ortes, an welchen das Ei sich ansetzt und entwickelt, unterscheidet man folgende Arten der Schwangerschaften am unrechten Orte: 1) Muttertrompetenschwangerschaft, Graviditas tubaria; das Ei wird im Kanale der Muttertrompete zurückgehalten und gelangt hier zur Entwickelung. 2) Schwangerschaft in der Wand der Gebärmutter, Graviditas tubo-uterina s. interstitialis s. in substantia uteri; der Entwickelungsplatz der Frucht ist da, wo sich die Tuba in die Wandung der Gebärmutter einsenkt. 3) Eierstocksschwangerschaft, Graviditas ovaria; das Ei bleibt am Eierstocke und bildet sich hier weiter aus. 4) Bauchhöhlenschwangerschaft, Graviditas abdominalis; das Ei heftet sich an irgend einer Stelle der Bauchhöhle an. Wir betrachten die einzelnen Arten näher.

Bei der Tubarienschwangerschaft, welche meist im linksseitig gelegenen Eileiter vorkommt, verdicken sich die Wände desselben, erhalten eine faserige Struktur, es entwickeln sich in ihm Gefäße, welche ein größeres Volumen zeigen, nicht selten bildet sich in der Tuba eine Membrana decidua. Die oben angeführten Schmerzen, der periodische Blutabgang und die übrigen Zufälle treten bei Tubarienschwangerschaft gewöhnlich früher und heftiger auf, als bei den übrigen Arten, doch sind auch Fälle vorgekommen, wo die Frauen sich dabei ganz wohl befanden, bis sie plötzlich unter den fürchterlichsten Schmerzen starben, und erst durch die Sektion die Diagnose sich ergab. Diese Art Schwangerschaft endigt gewöhnlich mit Zerreißung der Tuba und innerer Verblutung, und zwar meist zwischen der achten und zwölften Woche. Nur in einem Fall erlangte der Fötus in der Mitte der linken Tuba seine vollkommene Reife und die Mutter überlebte die vergebliche Geburtsarbeit um 5 Jahre.

Die Graviditas tubo-uterina entsteht dann, wenn das Ei an der Einmündungsstelle einer Tuba in den Uterus sich entwickelt, wobei diese gewöhnlich obliterirt gefunden wird, so daß keine Kommunikationsöffnung mit der Gebärmutterhöhle Statt findet. Interstitialis heißt diese Schwangerschaft, wo das noch sehr kleine Ei durch eine kleine Ruptur der innern Haut der Tuba zwischen das Venennetz der Uterinwände gelangt, so daß es sich wirklich mitten in der Substanz der Gebärmutter entwickelt. Meist zeigt der Uterus an einem seiner obern Winkel eine sackförmige Hervorragung, in welcher der Fötus eingeschlossen liegt. Die Beschwerden sind hier meist geringer, als bei der vorigen Form; oft ist das Befinden der Schwangeren bis zum Eintritt des tödtlichen Endes ungestört. Diese Art ist seltener, als die vorhergehende, sie endet gewöhnlich zu Ende des dritten Monats mit Zerreißung der Uterinsubstanz und innerer Verblutung. Die Zeichen der innern Zerreißung in Folge übermäßiger Ausdehnung des abnormen Fruchthalters mit nachfolgender Verblutung oder heftiger Peritonitis

sind überhaupt folgende: plötzliche, außerordentlich heftige Schmerzen in der Unterbauchgegend in größrer oder geringerer Ausdehnung, bisweilen das Gefühl, als ob im Leibe etwas zerrisse, aufgetriebener, gegen Berührung sehr empfindlicher Unterleib, große Angst, Winseln, Stöhnen, Verfall der Gesichtszüge, Durst, Brechen, Drang zur Entleerung des Stuhles und Urines, kalter Schweiß, kleiner schwacher, zitternder Puls, Ohnmachten, Konvulsionen. Man findet dann bei der Sektion den abnormen Fruchthalter zerrissen und Blut in beträchtlicher Menge in die Bauchhöhle ergossen. Selten überleben die Frauen eine solche Zerreißung, in welchem Falle das in die Bauchhöhle gelangte Ei zum Steinkinde oder durch Absceßbildung zerstört wird und auf verschiedenen Wegen abgeht.

Die Eierstocksschwangerschaft ist sehr selten. Die Schmerzen sollen bei ihr später auftreten und nicht so heftig seyn, als bei der Tubaria; vom vierten Monat an läßt sich das vergrößerte Ovarium als eine Geschwulst in der Seite der Unterbauchgegend und des Beckens fühlen. Das Ende der Graviditas ovaria ist Zerreißung des Eierstocks und Tod durch innere Verblutung.

Die Graviditas abdominalis ist die am häufigsten vorkommende Schwangerschaft außerhalb des Uterus. Auch hier stellen sich die Beschwerden später ein und sind geringer, da die Bauchhöhle der Entwickelung des Keimes bedeutenden Raum läßt. Fängt später der Fötus an sich zu bewegen, so ist dies für die Schwangere sehr schmerzhaft, es tritt häufiges Erbrechen und Kolikschmerzen ein. Gewöhnlich stirbt das Ei ab und wird aufgelöst oder inkrustirt, doch sind auch Beispiele bekannt, wo die Frucht in der Bauchhöhle völlig reifte und durch den Bauchschnitt entfernt wurde. Zu Ende der zwanzigsten Schwangerschaftswoche zeigen sich in der Regel wirkliche Kontraktionen der Gebärmutter, die mehre Tage anhalten und durch welche Blut mit Schleim entleert wird. Meist sitzt hier das Ei am Bauchfelle an; seltner an der innern Fläche der Bauchwandungen, der Gebärmutter u. s. w. Man theilt die Bauchhöhlenschwangerschaften in primäre und sekundäre ein. Primäre nennt man diejenigen, wo das befruchtete Ei unmittelbar nach Berstung seines Folliculus Grafianus in die Bauchhöhle fällt und hier sich ansetzt; sekundäre, wenn das Ei erst sich in der Tuba, dem Eierstocke oder an einem andern Orte entwickelte und dann nach Zerreißung dieses in das Abdominalcavum gelangte. In diesem Sinne spricht man auch wohl von sekundären Harnblasen-, Mastdarm- und Mutterscheidenschwangerschaften.

Schwangerschaften außerhalb des Fruchthalters entstehen wahrscheinlich dann, wenn zur Zeit der Empfängniß Ursachen einwirken, welche die Aufnahme des Eies in die Tuben oder die Fortleitung desselben bis zur Gebärmutterhöhle hindern. Man führt als solche Ursachen unvollkommene, wurmförmige Bewegungen, Atonie, krampfhafte Zusammenziehungen &c. der Eileiter an. Nach der Annahme Einiger scheinen besonders heftige Gemüthsbewegungen, vor Allem heftiger Schreck oder Furcht, z. B. vor Schwängerung, während des Beischlafes oder bald darauf, die Tuben gleichsam zu lähmen oder in einen Zustand von Atonie oder Krampf zu versetzen. Ferner sollen nach der Behauptung Einiger entzündliche Anschwellungen der Wände der Muttertrompete, Verstopfung oder wirkliche Verwachsung ihres Kanales in den nächsten Tagen nach einem fruchtbaren Beischlaf, abweichende Lage und Richtung der Tuba und ihrer Fransen, so daß diese das Ei nicht gehörig umfassen, u. s. f., zur Entstehung von Extrauterinschwangerschaften Veranlassung geben. Die Unbedeutendheit solcher Anomalien macht es erklärlich, daß sie bei Sektionen nicht nachgewiesen werden können.

Behandlung. Schon die Schwierigkeit einer bestimmten Diagnose des fraglichen krankhaften Zustandes erschwert sie sehr. Man muß sich meist im Anfange mit einem symptomatischen Heilverfahren begnügen; gegen die Entzündungserscheinungen verfahre man antiphlogistisch, gebe Emulsionen mit narkotischen Mitteln, mache Blutentziehungen, bei krampfhaften Erscheinungen reiche man Antispasmodica. Kann man eine sichere Diagnose stellen, so hat man vorgeschlagen, durch Anwendung einer Entziehungskur die Ernährung des Eies aufzuheben, doch möchte dies schwerlich zum Ziele führen. Man verfährt hier ebenfalls am besten palliativ und wartet ab, welchen Weg die Natur einschlagen will. Beginnende Eiterung begünstigt man auf jede Weise und befördert den Durchbruch des Eiters durch die Bauchdecken; zeigt sich Fluktuation, so schneidet man ein und zieht sich darbietende Kindestheile vorsichtig aus. Bei reichlicher Eiterung zu Unterstützung der Kräfte Tonica, China, Wein, nährende Diät. Hat sich ein Lithopädion gebildet, so bekämpft man etwaige dadurch entstehende Zufälle. Dauert die Schwangerschaft so lange, daß der Fötus Lebensfähigkeit erreicht, so warte man den regelmäßigen Geburtstermin ab und mache dann den Bauchschnitt. Bei abgestorbener Frucht ist dieser nur dann angezeigt, wenn dieselbe gefährliche Zufälle erregt, deren Entfernung sich nur auf diesem Wege hoffen läßt. Die hauptsächlichste Gefahr der Operation besteht in der Lostrennung des Fötalkuchens von seiner Anheftungsstelle; die künstliche Lösung desselben hat wegen mangelnder Zusammenziehungsfähigkeit der dieselbe bildenden Theile meist bedeutende Blutung zur Folge. Man hat deshalb vorgeschlagen, nach Entfernung des Kindes die Nachgeburt zu unterbinden, die Fäden durch die Bauchwände nach Außen zu leiten, und mit denselben die allmählig sich losstoßende Placenta nachzuziehen. Findet man den Fötus in einer Tuba, einem Eierstock oder der Substanz der Gebärmutter selbst, so öffnet man diese mit dem Messer. Oft wird es hier am vortheilhaftesten seyn, Muttertrompete oder Ovarium ganz zu exstirpiren, um eine möglichst geringe Blutung zu erreichen. Sind die Fruchttheile tief in das Scheidengewölbe hinabgedrängt, so spalte man die herabgedrängte und angespannte Scheidewand, welche

Operation man **Scheidenschnitt**, Sectio vaginalis oder Kolpotomia nennt, und ziehe den Fötus auf diesem Wege aus.

Schwangerschaftskalender, Kalender, welcher jeden Monatstag und neben demselben den Tag der Mitte der Schwangerschaft oder der ersten Kindesbewegung, ferner den Tag des muthmaßlichen Endes der Schwangerschaft oder den Tag der Geburt enthält, also mit Leichtigkeit erkennen läßt, wann ungefähr nach der Konception oder nach der ersten Kindesbewegung die Geburt vor sich gehen dürfte.

Schwangerschaftskrankheiten (Med.). Ein so wichtiger Prozeß, wie die Entwickelung des Eies in der Gebärmutter ist, kann nicht ohne die bedeutendste Rückwirkung auf den weiblichen Organismus vor sich gehen. Es tritt in Folge desselben eine gänzliche Umstimmung des gesammten Nervensystems und der reproduktiven Funktionen ein, die sich oft auf die deutlichste Weise ausspricht. Man sieht Frauen, die früher häufig kränkelten, sich jetzt sehr wohl befinden, ihr Aussehen wird gesund und frisch, die früher bestehende hysterische und hypochondere Gemüthsstimmung verschwindet. Besonders sichtbar ist der Einfluß der Schwangerschaft auf gewisse Krankheiten, die wir kurz anführen. Die Lungensucht pflegt während der Schwangerschaft einen auffallenden Stillstand zu machen, wie man glaubt, wegen der erhöhten Venosität des Blutes, welche mit dieser Krankheit unverträglich ist. Gegen Ansteckungsstoffe jeder Art sind Schwangere mehr als andere Frauen geschützt und werden sie deshalb selten von epidemisch herrschenden Krankheiten befallen. Schmelzende Schweiße und Durchfälle pflegen zu verschwinden, hysterische, epileptische und andere Anfälle bleiben weg, oft für die ganze Dauer des Lebens, Krebs der Gebärmutter erleidet zuweilen eine günstige Modifikation. Oft werden Frauen durch die Schwangerschaft von chronischen Hautausschlägen, Blutflüssen, Rose und andern Krankheiten befreit. Knochenbrüche heilen langsamer, als bei nicht befruchteten Frauen, was erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß die ganze plastische Thätigkeit des Organismus im Uterus sich koncentrirt. Frauen sterben, so lange sie schwanger sind, im Ganzen seltener und unterliegen selbst den schwersten Verwundungen nicht eher, als bis sie geboren haben. Während auf der einen Seite der heilsame Einfluß der Schwangerschaft auf verschiedene krankhafte Zustände vorliegt, ist auf der andern auch der Gefahr bringende andrer nicht zu verkennen. Bedeutende Krankheiten und Verletzungen haben meist Abortus zur Folge; entzündliche Krankheiten, namentlich der Unterleibsorgane, treten oft mit großer Heftigkeit auf, Respirationsbeschwerden, asthmatische Zufälle erreichen oft eine Gefahr drohende Höhe; Wassersuchten, Gelbsucht, Stockungen im Bereich des Abdominalsystems rc. nehmen zu; Wechselfieber, rheumatische und katarrhalische Krankheiten widerstehen oft hartnäckig allen Heilversuchen, und wenn wirklich eine Schwangere von ächten Pocken, von Masern, Scharlach, Ruhr oder Typhus befallen wird, so abortirt sie in der Regel und unterliegt dann der Krankheit. — Einige der Krankheitszustände, welche nicht selten sich zum Zustand der Schwangerschaft gesellen und in einem ursächlichen Zusammenhang mit demselben stehen, sind folgende:

Erbrechen und Magenkrampf. Oft begleiten diese Erscheinungen die erfolgte Konception und verlieren sich bald wieder bei geeigneter Diät und ruhigem Verhalten, zuweilen aber erreichen sie einen so hohen Grad, daß alles Genossene sogleich heftige Krämpfe verursacht und wieder weggebrochen wird; das Erbrechen kann, selbst ohne Aufnahme von Nahrungsmitteln, 20- und 30mal täglich wiederkehren und in ein leeres schmerzhaftes Würgen übergehen, wobei nur etwas Schleim, Galle oder Blut ausgeworfen wird. Es findet sich dies vorzüglich in den ersten Monaten der Schwangerschaft, kann aber auch bis zur Niederkunft anhalten und kommt vorzüglich bei schwächlichen, reizbaren Erstgeschwängerten vor. Als Ursachen dieses Zustandes sind zu betrachten krankhaft erhöhte Reizbarkeit des Darmkanals überhaupt bei nervösen, hysterischen rc. Individuen, Ueberfüllung des Pfortadersystems, Druck auf den Darmkanal durch Verstopfung und Ansammlung von Unreinigkeiten, durch den schief liegenden Uterus, Verwachsungen einer Darmschlinge mit dem Fruchthalter. Die Prognose richtet sich nach der Heftigkeit des Uebels und nach seinen Ursachen. Erbrechen in Folge von krankhaft aufgeregter Sensibilität pflegt in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft zu verschwinden und ist weniger bedeutend in seinen Folgen; oft ist es ohne wesentlichen Einfluß auf die Ernährung der Mutter und Frucht, bedenklicher ist es, wenn entzündliche Zustände, Plethora rc. zu Grunde liegen. Bei der Behandlung hat man zunächst für hinlängliche Unterhaltung der natürlichen Darmausleerungen zu sorgen, und wendet man zu diesem Behufe Klystiere und milde Abführmittel an. Besondere Beachtung verdient die Diät; die Kranke genieße nur leicht verdauliche Speisen u. stets nur wenig auf ein Mal. Bricht sie Alles weg, so suche man die Kräfte durch nährende Bäder mit Milch, Malz, durch Lavemente von Fleischbrühe mit Eigelb rc. zu unterstützen. Außerdem berücksichtige man die Ursachen des Erbrechens; bei gesteigerter Sensibilität sind Nervina und Narkotika von Nutzen, bei Entzündung und Plethora Blutentziehungen und kühlende Mittel. Nicht selten finden sich bei Schwangeren Säurebildung, Sodbrennen und heftige Gelüste nach ungewöhnlichen, ungenießbaren Substanzen (Malacia, Pica, s. d.). Hier reicht man ausleerende, absorbirende u. roborirende Arzneimittel.

Als krankhafte Zustände des eigentlichen Darmkanales sind zu erwähnen Diarrhöen, Verstopfungen und Koliken der Schwangern. Durchfälle treten leicht ein nach Erkältungen, Diätfehlern rc.; sie sind oft von Schmerzhaftigkeit, Abgang von Blut, Stuhlzwang rc. begleitet und können dann Frühgeburt veranlassen. Man beseitigt sie durch gelind diaphoretische Mittel, durch schleimige Getränke, Ueberschläge, Blutentziehungen, ab-

stringirende Medikamente, das Opium. Verstopfung entsteht durch den Druck der Gebärmutter auf den Darm, durch schwerverdauliche Diät, vieles Sitzen &c. Oft tritt sie zum Erbrechen; sie bewirkt Beängstigungen, Blutandrang nach dem Kopfe, Fieberbewegungen u. s. f. Am zweckmäßigsten beseitigt man sie durch gehörige Regulirung der Lebensordnung, durch reichlicheres Getränk, Bewegung &c. Von Arzneimitteln gibt man die mildern, auf den Darm wirkenden, Ricinusöl, Schwefelpräparate, Bitterwasser. Koliken entstehen durch dieselben Ursachen, wie die angeführten Zustände, kommen namentlich in der letzten Zeit der Schwangerschaft vor und können mit eintretenden Wehen verwechselt werden. Zu ihrer Beseitigung sind bei vollblütigen Subjekten Blutentziehungen und beruhigende Mittel nöthig, bei krankhafter Reizung des Nervensystems laue Bäder, Narkotika &c. Unter den krankhaften Zuständen im Gefäßsysteme Schwangerer sind zu erwähnen: Kongestionen in Folge von allgemeiner Vollblütigkeit bei Anlage zu Schlagfluß, erhitzender Diät, Druck des Uterus auf die Abdominalgefäße &c. Man bekämpft sie durch Anordnung der Diät, mäßige Bewegung, Vermeidung der Gelegenheitsursachen, Sorge für Darmentleerungen durch kühlende Abführsalze.

Venengeschwülste, Varices, entstehen oft an den untern Extremitäten u. den Geschlechtstheilen in Folge des behinderten Rückflusses des Blutes und bewirken Druck, Spannung, stechende Schmerzen; platzt ein solcher Varix, so kann eine das Leben bedrohende Blutung entstehen. Man wendet gegen dieselben Adstringentia, Druck &c. an; ist ein Varix geborsten, so tamponirt man. — Asthmatische Zufälle befallen Schwangere in Folge von Tuberkeln, Brustwassersucht, Mißbildungen des Herzens und des Brustkorbes, abnormer Reizbarkeit der Brustnerven. Veranlassung zum Ausbruch der Zufälle geben Kongestionen, Gemüthsbewegungen, Diätfehler, Erkältungen. Blutentziehungen, beruhigende und krampfstillende Mittel, Ableitungen durch Fußbäder, Hautreize, der Gebrauch der Narkotika erweisen sich nützlich gegen dieselben. Ist der Zustand Bedenken erregend und tritt durch das stark nach oben getriebene Zwerchfell Gefahr der Erstickung ein, so kann es nöthig werden, den Zeitpunkt der Entbindung zu beschleunigen und die künstliche Frühgeburt einzuleiten.

Krankhafte Zustände des Hautorganes. Obenan steht hier, mit Uebergehung der mancherlei Flecken, Hautausschläge &c., welche oft das Gesicht Schwangerer zu befallen pflegen, die Gelbsucht. Sie hat ihren Grund in entzündlichen Zuständen der Leber, Unordnungen in der Blutbewegung des Pfortadersystems u. s. w. und verschwindet nach dem Gebrauch einer mehr vegetabilischen Diät, der resolvirenden Mittel, auflösender Mineralwasser &c. Oft ist sie sehr hartnäckig und währt bis zum Ende der Schwangerschaft. Wasserergießung in das Zellgewebe der Haut, Oedem, findet sich bei phlegmatischen ungesunden Subjekten, unter Einwirkung von feuchter, kalter Luft, schlechter Nahrung &c., beginnt an den Knöcheln und steigt von da aufwärts. Sie läßt sich gewöhnlich erst nach Statt gehabter Entbindung beseitigen, doch kann man ihre Entfernung durch den Gebrauch Urin treibender Mittel versuchen. Schwellen einzelne Theile, z. B. die Schamlippen, bedeutend an, so mache man Skarifikationen. — In den mit den Geschlechtsorganen in naher anatomischer und physiologischer Verbindung stehenden Harnwerkzeugen entsteht oft erschwerte oder gänzlich verhinderte Harnentleerung, so wie unwillkürlicher Abfluß des Urins durch Druck, Schieflage des Uterus, entzündlichen, krampfhaften &c. Reiz u. s. f., und läßt sich dieser Uebelstand oft nur schwer beseitigen. Man versucht je nach der Ursache desselben einhüllende, tonisirende, erregende Mittel, Bäder &c.

Ein die Schwangerschaft nicht selten begleitendes Syptom sind Ohnmachten. Sie befallen entweder Individuen mit reizbarem Nervensystem, schwächlicher Konstitution nach Einflüssen, welche das Nervensystem besonders zu afficiren pflegen, bei Schwäche während erschöpfender Krankheiten &c., oder vollblütige Frauen und sind hier Folge von Blutandrang nach Kopf und Brust, welcher durch die beeinträchtigte Cirkulation des Blutes in Folge des Druckes, welchen der ausgedehnte Uterus auf Eingeweide und Gefäße ausübt, entsteht. Die Behandlung ist bei diesen zwei Zuständen natürlich eine verschiedene, in dem einen Falle sind Reizmittel, im andern Blutentziehungen, herunterstimmende Arzneien &c. am Platz. Die Ohnmacht kann in Scheintod übergehen. — Konvulsionen Schwangerer können bedingt seyn durch Druck auf das Gehirn in Folge von Blutanhäufung in der Schädelhöhle und durch Erschöpfung der Centralorgane des Nervensystems und erfordern nach ihrer Ursache eine verschiedene Behandlung. — Von örtlichen Schmerzen quälen Schwangere besonders häufig Zahnweh, Kopf- und Kreuzschmerz. Sie entstehen gewöhnlich durch Blutüberfüllung und verschwinden nach Beseitigung dieser. — Unter den Krankheiten, von welchen die Geschlechtstheile schwangerer Frauen ergriffen werden können, sind einer besondern Erwähnung folgende werth.

Rheumatismus der schwangeren Gebärmutter entsteht namentlich in der letzten Hälfte der Schwangerschaft nach Erkältung des Unterleibes und der äußeren Geschlechtstheile, welche durch die unzweckmäßige Kleidung unserer Frauen sehr begünstigt wird. Den ganzen Unterleib befallen heftige, ziehende, reißende Schmerzen, derselbe ist empfindlich bei Druck; oft stellen sich sehr schmerzhafte Kontraktionen der Gebärmutter ein. Der Puls ist gereizt, schnell, die Frauen haben abwechselnd Frost und Hitze, Kopfweh, Durst, Verstopfung oder Durchfall, rheumatische Schmerzen in verschiedenen Körpertheilen. Dieser Zustand kann zu frühes Eintreten der Geburtsthätigkeit veranlassen; unter zweckmäßiger Behandlung geht er in Genesung über mit reichlichen Schweißen und Niederschlägen im Urin. Man halte die Kran-

ken gehörig warm und suche Hautausdünstung durch Diaphoretica zu bewirken. Besonders vortheilhaft ist der Gebrauch des dowerischen Pulvers. — Entzündung des Fruchthalters ergreift meist einzelne Stellen desselben, am häufigsten den Muttergrund und äußert sich durch stechenden Schmerz, Harnbeschwerden, Fieber, Angst, Erbrechen 2c. Breitet sich die Entzündung weiter aus, so tritt meist schmerzhafter Abortus ein. — Andere krankhafte Zustände der Gebärmutter, Polypen, Zerreißung, Lageveränderungen, Blutungen 2c. derselben sind an andern Orten abgehandelt worden.

Es ist hier der passendste Ort, die Molenschwangerschaft abzuhandeln. Mola, Mondkalb, Windei nennt man das Produkt einer Befruchtung, nach welcher das Ei in die Gebärmutter gelangt, hier sich aber nicht weiter ausbildet und die Eihäute wuchernd entarten. Sogenannte falsche Molen sind Konkremente, welche nicht durch Befruchtung, sondern durch Krankheiten des Fruchthalters 2c. entstehen. Man nimmt nach ihrer Beschaffenheit folgende Arten der Mole an: schwammige Mole, Mola fungosa, Fleischmole, M. carnosa, sehnige Mole, M. tendinosa, Luftmole, M. ventosa, Wassermole, M. aquosa, Trauben- oder Hydatidenmole, M. botryoides s. hydatica, Blutmole, M. cruenta, Kalkmole, M. calcarea, u. Knochenmole, M. ossea. Als Ursachen der Molenbildung führt man an ein gestörtes Vitalitätsverhältniß der Gebärmutter, krankhafte Beschaffenheit des Eies oder des befruchtenden Samens, Einflüsse im Verlauf der Schwangerschaft, welche die Wucherung der Eihüllen auf Kosten des Embryos begünstigen, Absterben des Embryos und Hypertrophie der Eihäute bis zu dem Zeitpunkte der Placentenbildung u. s. f. Eine Molenschwangerschaft dauert gewöhnlich nur 12—16 Wochen, worauf die Geburt eintritt; bei ruhigem Verhalten und horizontaler Lage kann sie auch 6—8 Monate dauern. Zuweilen entartet von Zwillingseiern das eine zu einer Mole und wird erst nach der Geburt des ausgebildeten Kindes mit der Nachgeburt ausgestoßen. Als sehr seltener Fall ist eine Mola extrauterina beobachtet worden. Die Diagnose der Molenschwangerschaften ist sehr schwer. In den ersten Wochen der Schwangerschaft findet keine Abweichung der gewöhnlichen Erscheinungen Statt, dann aber treten alle Erscheinungen mit größerer Stärke ein, der Leib wächst unverhältnißmäßig schnell und wird schmerzhaft, von Zeit zu Zeit treten Gebärmutterblutflüsse ein, die Gesundheit der Frau fängt an zu leiden, es entsteht Oedem der Füße u. der Schamlippen, bis zuletzt unter den Erscheinungen des Abortus die Ausstoßung der Mole gewöhnlich mit beträchtlicher Blutung Statt findet. Die Behandlung der Molenschwangerschaft kann nur symptomatisch seyn, da sie in der Regel vor der Geburt nicht erkannt wird. Treten wiederholte Blutflüsse ein, so ist der Gebrauch der Phosphorsäure mit Opiumtinktur zu empfehlen. Die Behandlung bei der Geburt der Mole ist dieselbe wie bei Abortus; man trage Sorge, daß keine Theile derselben zurückbleiben. Auch die Nachbehandlung ist dieselbe wie bei Abortus.

Schwangerschaftsverheimlichung, s. Verheimlichung der Schwangerschaft.

Schwanghammer, in Hammerwerken großer 40—50 Pfund schwerer Hammer, der von einer Daumenwelle gehoben wird.

Schwangrad, s. Schwungrad.

Schwanhals, s. v. a. Schwanenhals.

Schwanhart (Biogr.), 1) Georg u. Hans, berühmte Glasschneider, lebten im 17. Jahrhundert zu Nürnberg. Georg wurde 1601 geboren und lieferte Arbeiten, die bei allen „Großen dieser Erde" beliebt waren. Die Bildnisse beider S. sind auf einem Blatte gestochen. Georg arbeitete viel für Kaiser Rudolf II. und † 1667. — 2) Heinrich und Georg, die Söhne von Georg S., ebenfalls als Glasschneider berühmt, besonders Heinrich, der um 1670 die Kunst erfand, Schrift und Zeichnung erhaben und vertieft auf Glas zu ätzen. Von dieser Entdeckung wurde damals viel Wesens gemacht. Ueber spätere Anwendung dieses mechanischen Verfahrens vgl. Füßly in den Supplementen zum Künstlerlexikon. Georg S. † 1676.

Schwanhausen, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Königshofen; Schäferei; 120 Einw.

Schwanheim (Geogr.), 1) bad. Dorf, Unterrheinkreis, Amt Neckar-Gmünd; 220 E.; — 2) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Annweiler; 600 Einw.; — 3) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Bensheim, Ldgr. Zwingenberg; 480 Ew.; — 4) nassau. Dorf, Amt Höchst, am linken Ufer des Mains; 870 Einw.

Schwanhof, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Vohenstrauß; 140 Einw.

Schwaningen (Geogr.), 1) bad. Pfarrdorf, Seekreis, Amt Stühlingen; 370 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) (Ober-S.), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Wassertrüdingen; 220 E.; — b) (Unter-S.), daselbst; 2 Schlösser und 1 großer Garten; 630 Einw., worunter 100 Juden.

Schwank, 1) scherzhafter Einfall und dessen Ausführung, lustige Erzählung; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Flaccus, Flaccidus.

Schwankbaum, 1) Schlüssel an einer Schraubenpresse; — 2) der obere Baum an einer Wagenleiter.

Schwanken (Log.), s. v. a. Schielen.

Schwankende Reihensumme, s. Reihe.

Schwanken der Erdaxe, s. Erde.

Schwanken der Schiffe, s. Schlingern.

Schwanken des Mondes, s. Mond.

Schwankketten, an dem Erntewagen über die Leitern gespannte lange Ketten, welche durch Stützen in die Höhe gehalten werden, damit die Garbenschichten des geladenen Wagens sicherer liegen.

Schwankriemen, s. Kutsche.

Schwankruthen, lange Hölzer, mit denen man eingerammte Pfähle verbindet.

Schwanksteine (Geognos.), Logan-stones, werden durch die zerstörende Einwirkung der

Atmosphärilien auf Massengesteine gebildet. Namentlich Granite, deren Absonderung eine parallelepipedische ist, werden durch den Angriff, den sie an den Ecken und Kanten erleiden, allmählig abgerundet und nehmen bei fortschreitender Verwitterung immer mehr eine rundliche Form an. Die ebenen Auflagerungsflächen der einzelnen Blöcke wölben sich dabei, die Unterstützungspunkte werden vermindert u. die Blöcke fallen über einander, wenn ihr Schwerpunkt nicht senkrecht auf jenen steht. Manchmal aber bleiben solche abgerundete Blöcke auch auf einander liegen und mitunter liegt einer auf der konveren Unterlage so im Gleichgewicht, daß er in Schwingung gesetzt werden kann, ohne herabzufallen. Solche schwankende Steine finden sich besonders in den Granitbergen von Cornwall und Devonshire. Unter ihnen ist am berühmtesten der Logan-Rock am Vorgebirge Castle Treryn in Cornwall, der schon von den Druiden verehrt und als geheimnißvoller Richter angesehen wurde und von dem Mason singt:

. . . . Behold yon huge.
And unknown sphere of living adamant
Which, pois'd by magic, rests its central weight
On yonder pointed rock: firm at it seems
Such is its strange, and virtuous property
It moves obsequious to the gentlest touch
Of him, whose heart is pure, but to a traitor
Tho e'en a giants powers nerv'd his arm
It stands as fix'd as Snowdon.

Seht jenen Riesenstein dort oben!
Die Zauberkraft, die Keiner noch erfaßt,
Hat ihn auf schroffen Gipfel hingehoben:
Auf spitzem Fels ruht schwebend seine Last.
Er scheint uns fest, wenn man ihn so erblicket,
Doch birgt er selten große Wundermacht:
Berührt den Stein, wen Herzensunschuld schmücket,
Bewegt er folgsam sich, eh' mans gedacht.
Doch wenn des Frevlers schuld'ge Hand es waget,
Zu messen seine Kraft, so wankt er nicht.
Des Riesenarmes spottet er und raget
Wie Snowdon fest, im ew'gen Gleichgewicht.

Eine am Meeresufer hoch aufragende Gruppe von Granitfelsen trägt auf einer ihrer pyramidalen Spitzen den berühmten Stein, der bei einem Gewicht von 1200 Centnern doch in der Richtung seiner kürzeren Axe so im Gleichgewichte steht, daß die Kraft eines Mannes hinreicht, ihn in oscillirende Bewegung zu setzen.

Schwann (Geogr.), würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Neuenbürg, am Abhange des Dobels; Sitz eines Revierförsters; 830 Einw.

Schwann (Biogr.), Theodor, geb. 1810 zu Neuß am Rhein, war seit 1834 Gehülfe beim anatomischen Museum zu Berlin und seit 1838 Arzt zu Bonn. Schr.: De necessitate aëris atmosphaerici ad evolutionem pulti in ovo incubito, Berl. 1834; — Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen, das. 1838 ff., 2 Hefte.

Schwannberg (Schwamberg), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen; Burgruine, Mühle; 110 Einw.

Schwannenkirchen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Hengersberg; 200 Einw.

Schwannenstadt, österr. Stadt, Land ob der Ens, Hausruckkreis, Distr. Puchheim; 1300 Einw.

Schwanow, preuß. Gut, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; 160 Ew.

Schwanowitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Brieg; Vorwerk, Schloß; 480 Einw.

Schwanschel (Ornith.), s. v. a. Fringilla Chloris *L.*, Coccothraustes Chloris *Cuv.*

Schwansdorf (Geogr.), 1) österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, Herrsch. Meltsch; 530 E.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg, an der Thiene; 2 Mühlen; 280 Einw.

Schwansee (Geogr.), 1) sachs.-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Großrudestedt; Jagdschloß; 230 Einw. — 2) sonst See dabei, 1800 Acker haltend; ward 1795 ausgetrocknet; — 3) Vergnügungsort mit schönem Park bei Wismar (s. d.).

Schwansen (Geogr.), 1) schleswigsche Halbinsel, im Südosten des Herzogthums, gebildet durch den Schley-Fiord (im Nordwesten) und den Eckernförder-Fiord (im Südosten), hat einen Flächenraum von 3¼ □M. mit 10,000 Einw., lauter adelige Güter, die den schwansener adeligen Güterdistrikt bilden; Hauptort: Schwans; — 2) Flüßchen daselbst, entspringt unweit Gottorp.

Schwansfeld (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Friedland; Gut, Waldhaus; 210 Einw.; — 2) (Klein-S.), das.; Gut; 100 Einw.

Schwantеshagen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; Gut, Mühle; mit Neuenkrug 160 Einw. In der Nähe der Schwantestrom (s. d.).

Schwantestrom, Arm der Oder, unterhalb Stettin, geht in den dammschen See.

Schwantewitz, preuß. Fischerdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; 160 Einw.

Schwanthaler (Biogr.), 1) Franz, Bildhauer, geboren 1760, stammt aus einer alten Landbildhauer-Familie zu Ried im jetzigen Innkreise Oberösterreichs und ist der älteste von drei Brüdern, die sämmtlich Bildhauer waren und solche auch unter ihren Vorfahren zählten. Nachdem er schon in früher Jugend in Gemunden am Traunsee und zu Salzburg gearbeitet, kam er nach München und dann nach Augsburg, wo er lange bei dem damals berühmten Bildhauer Ingerl arbeitete und drei Preise auf der dortigen Akademie erhielt. Im J. 1785 ließ er sich in München als Bürger nieder, von welcher Zeit an er in dieser Stadt verblieb und in Gemeinschaft mit seinem Bruder Anton zahlreiche Werke ausführte. Selbstständige Arbeiten sind von ihm wenig vorhanden, was sich aber der Art findet, Zeichnungen und Reliefs im antiken Style, zeigt von Geist und Geschicklichkeit. Unter den zahlreichen Arbeiten der S. verdienen einer ehrenvollen Erwähnung: die Marmor-

büsten Königs Maximilian und der Königin Karoline, so wie der wohlgelungene Trauergenius in weißem Marmor für den 1800 verstorbenen Prinzen Max Joseph Friedrich in der Theatinerkirche, die kolossalen römischen Rüstungen und Kränze am Durchfahrtsbogen der Arkaden des Hofgartens nach den Zeichnungen Klenze's, die Figuren nebst den reichen Kapitälen u. Friesen am Proscenium des neuen Hoftheaters vor dem Brande, von Blei gegossen unter Beihülfe des Gießers Regnault in München; ferner zwei schöne 10 Fuß hohe Kandelaber von Holz, jetzt im Schlosse zu Ismaning; Ornamente, Kandelaber und viele Modelle zu Figürchen, sämmtlich in Holz geschnitten für die königliche Porzellanmanufaktur zu München; der Genius in weißem Marmor am Eingange zum englischen Garten, so wie das Monument des um Bayern hochverdienten Grafen von Rumford daselbst; die vier Löwen in Sandstein nebst der Büste des Mars am Marthore der Prannersgasse und die Gypsfriese am ehemaligen Hilthause an dieser Straße (Allusionen auf Krieg, Frieden und gesellschaftliches Leben der Sterblichen); eine überlebensgroße Statue Merkurs für Donauwörth in Sandstein, und vieles Andere. Um 1790 fertigte S. das erste Denkmal auf den Kirchhof zu München, welches, gegen den damaligen Gebrauch, nur eiserne Kreuze zu setzen, eine trauernde weibliche Gestalt bei einer Urne darstellte. Zwar wurde diese Statue als ein Opfer damaliger Befangenheit heimlich zerstört, die Trümmer aber wurden von Freunden hellern Geistes gerettet und seitdem erfolgten Bestellungen dieser Art von Privaten in großer Anzahl, so daß S. 50 Denkmale auf den Kirchhof fertigte, von welchen jedoch, theils wegen des damals üblichen weniger soliden Steinmaterials, theils in Folge erloschener Familienrechte auf die Leichenplätze, manche nicht mehr vorhanden sind. Außerdem fertigte er die Dekorationen und Ornamente in den Prachtzimmern der k. Residenz, unter Direktion des königlichen Hofbaumeisters Puille ausgeführt, und jene des neuen Hoftheaters nach den Zeichnungen des Prof. Fischer im römischen Style. S. trat zuerst gegen die damals herrschende Barbarei und Charakterlosigkeit der Kunst mit Schöpfungen auf, die mehr oder minder den Geist der wiedererwachenden Antike athmeten. Das große Monument für die Magistratsraths-Gattin Suttner nannte er seinen Schwanengesang. Ein Holzrelief, „die Engel, den Hirten die Geburt Christi verkündend", welches er zur Feier seiner letzten Weihnachten in Holz schnitzte, vollendete er nicht mehr. Er † zu München 1820. — 2) Ludwig von, einer der größten Bildhauer aller Zeiten, der berühmte Sohn des Vorigen, wurde 1802 zu München geboren. Früher zu den Studien bestimmt, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, bis der Genius der Kunst ihn für sein heiteres Reich gewann. Zu seiner Ausbildung bezog er die Akademie der Künste in München, wo schon seine frühesten Arbeiten ungewöhnliches Talent verriethen. Die ersten bedeutenden Werke bilden einen Cyklus aus der Mythe des Prometheus und der Titanen, bis auf die Heroen der Ilias, welchen er für einen Tafelservice des Königs Maximilian als Relief in Wachs behandelte, der aber nach dem 1825 erfolgten Tod Maximilians nicht mehr vollendet wurde, da eine andere Geschmacks- und Sinnesrichtung an die Stelle der alten trat. Diese Jugendarbeit des Künstlers erregte außerordentlichen Beifall; als daher Cornelius nach München gekommen war, um die Glyptothek auszuschmücken, vertraute er dem jungen Künstler einen Theil der plastischen Arbeiten an. Diese bestehen in Reliefs aus der Götter- und Heroenmythe, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den Malereien Cornelius' stehen und an welche sich die anderen in den Sälen angebrachten anreihen. S. reiste inzwischen nach Rom, wo ihn Thorwaldsen freundlich aufnahm; allein schon im folgenden Jahre kehrte er, seiner Gesundheitsumstände wegen, in die Heimath zurück. Jetzt vollendete er die Arbeiten für die Glyptothek, welche unter Klenze's Anordnung zu Stande kamen, und übernahm auch mehre andere Bestellungen. Wir nennen davon die Bildwerke der Glyptothek zuerst. Ueber der Eingangsthüre in einem halbrunden Relief sieht man Isis, die, als Amme bei der Königin von Byblos dienend, den lange gesuchten Leichnam ihres Gemahls Osiris in einer Säule am Palaste des Königs Malkandros entdeckt und denselben von der Umhüllung befreit. Ueber dem Hauptgemälde des Reiches des Neptun im Göttersaale ist von S. flach modellirt die Geburt der Venus aus den Wellen, wie sie, dem Meere entsteigend, von Tritonen und Nereiden mit Jubel begrüßt wird, und über den Thüren sind zwei kleine Giebelgruppen in Hochrelief von ihm. Weiterhin tritt man in den trojanischen Saal, wo S. in der Stukkoverzierung um das Rundgemälde der Hochzeit des Peleus mit der Thetis die bei der Feier anwesenden zwölf Götter in eben so vielen kleinen Reliefs darstellte. Dann sieht man in diesem Saale auch zwei größere Reliefs S.s: über dem Bilde des Kampfes um den Leichnam des Patroclus den Kampf des Achilles mit den Flußgöttern, und über dem Fensterbogen den Kampf bei den Schiffen (nach Ilias 15), wo Hector das Lager der Griechen stürmt. Im Römersaale sind von S. die drei Mittelreliefs der Kuppel und die 24 Figuren außer den zwölf Obergöttern modellirt, alle weiß auf Goldgrund. S.s früherem Kreise antiker Darstellung gehört auch der 150 F. lange und 3 F. 8 Z. breite Fries im Palais des Herzogs Maximilian in Bayern an, in welchem der Künstler in lebendigster und heiterster Weise den ganzen Mythus des Bacchus vorstellte. An diese Arbeiten reihen sich der Zeit nach die großen Reiterreliefs, welche in der neuen Reitschule des Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg angebracht sind. Im J. 1832 begab sich S. zum zweiten Male nach Rom, wo er jetzt zwei Jahre verweilte und von Thorwaldsen wieder auf das Freundlichste aufgenommen wurde. S. modellirte in Rom einige Gruppen zum ersten Giebelfelde der Walhalla, fertigte auch viele Zeichnungen zu den

Skulpturen und enkaustischen Malereien im Königsbaue zu München, dann kleine Modelle zu den Malerstatuen der Pinakothek. Im J. 1835 ernannte ihn König Ludwig von Bayern zum Professor an der Akademie der Künste in München. Hier erweiterte sich bald sein Wirkungskreis so sehr, daß er bei seiner Fruchtbarkeit des Geistes und seiner außerordentlichen Vielseitigkeit des Talentes Gehülfen und Schüler um sich versammeln mußte, mit deren Hülfe er jene große Anzahl von Werken zu Stande brachte, in denen sich die Wahrheit und Eigenthümlichkeit seines Geistes so großartig entfaltete. Sein Sinn ist im gleichen Grade ausgebildet für antike, so wie für christliche und historische Auffassung; einer seiner Hauptvorzüge aber ist, daß er die ritterlich-romantische Skulptur in Deutschland wieder belebt und in einer Weise ausgeübt hat, die an Umfang und Großartigkeit ihres Gleichen nicht hat. S. tritt damit in die Reihe der Heroen der neueren Plastik. Unter den Werken reichhaltiger Komposition beginnen wir mit denjenigen, welche die Räume des Königsbaues in München einschließen, da sie den obengenannten früheren Arbeiten des Meisters der Zeit nach am nächsten stehen. Für einige Zimmer dieses Prachtbaues (des südlichen Residenzflügels) fertigte S. Kompositionen (Konturen), die als solche in Auffassung und Darstellung antiker Gegenstände einzig dastehen. Sie mußten im Farbenschmucke erscheinen; die Bilder aus Hesiod im gebundenen Style der Fresken von Tarquinii und Corneto, die anderen in einer freieren malerischen Durchbildung, woran aber S. keinen Antheil hat, so wie denn überhaupt mehre Künstler zum Schmucke dieser Residenz beitrugen. In den Gemächern des Königs sollte die Götter- und Heroenwelt der Griechen, wie sie uns durch Orpheus, Hesiod, Homer, Pindar, Aeschylus, Sophocles, Aristophanes und Theokrit überliefert worden, geschildert werden, und S. war es, dem man die Kompositionen zu sämmtlichen griechischen Dichtern übertrug mit Ausnahme von dreien, welche Schnorr, Heß und L. Schulz aus Wien zufielen. Für das erste Vorzimmer des Königs komponirte S. einen Fries mit Darstellungen aus dem Argonautenzuge, wie ihn Orpheus beschreibt, äußerst lebendige Bilder, ganz im Geiste der Dichtung; mehre jüngere Maler führten sie monochrom auf braunem Grunde aus, nach der Weise althellenischer Vasengemälde. Im zweiten Vorzimmer des Königs ist nach S.s Zeichnung die Theogonie des Hesiod in einem 120 F. langen und 3½ F. breiten Fries von Hiltensperger in einer Art dargestellt, welche sich mit einer Färbung ohne Licht und Schatten begnügt, innerhalb welcher die Formen mit Umrissen angegeben sind. Die Gestalten dieses trefflichen Werkes sind schön, die Bewegungen edel, natürlich, aber in so hohem Grade im Sinne rein antiker Einfachheit und Würde aufgefaßt, daß man ein Werk der ältesten griechischen Zeit vor sich zu sehen glaubt, während die volle Originalität und Eigenthümlichkeit des Einzelnen eine eben so freie als neue Erfindung bewährt. Unter diesem Friese, an den vier Wänden, sind Darstellungen aus den anderen Gedichten des Hesiod, aus dem Schilde des Hercules und den Werken und Tagen, theils einfarbig, theils mehrfarbig, wie die Theogonie enkaustisch gemalt. Der Thronsaal ist von S. mit Reliefs in Gyps verziert, zu denen der Stoff aus den Gesängen Pindars entlehnt ist, der sich aber nicht vollkommen cyklisch durchführen ließ, wie dies in den vorhergehenden Friesen der Fall war. In Auffassung und Darstellung sind diese Reliefs den anderen Kompositionen des Meisters gleich. Wo es auf Handlung ankommt, herrscht eine ungemeine Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit der Bewegungen; es ist, wie überall in S.s Kompositionen, der Moment ergriffen, der die That bezeichnet. Der ganze Saal trägt das Gepräge einer heiteren Pracht. Im Empfangzimmer des Königs erblicken wir wieder Bilder in Farben, die sämmtlich nach kleinen Skizzen S.s gemalt sind (bis auf zwei von W. Röckel), jene an der Decke in Fresko, die an den Wänden in Enkaustik. Den Stoff gaben die Tragödien des Sophocles, welchen 21 Bilder entnommen wurden, wovon jene an der Decke die Geschichte des Oedipus und seines Stammes vorstellen. Im Schreibzimmer des Königs sind 24 bildliche Darstellungen aus den Tragödien des Aeschylus nach S.s Skizzen, die an der Decke al Fresko, jene an der Wand von Schilgen in enkaustischer Weise gemalt. Auch diese Bilder tragen in ihrer strengen Auffassung das Gepräge der Originalität und des ächt griechischen Geistes. Eine Aufgabe anderer Art ward dem Künstler durch die Kompositionen im Ankleidezimmer des Königs gegeben, wo es ihm gestattet wurde, die Strenge der Auffassung zu mildern. Für dieses Zimmer komponirte S. 27 Bilder aus den Lustspielen des Aristophanes, wo ihm ein Feld der unerschöpflichen Laune und des geistreichsten Witzes geöffnet blieb. Hier galt es nicht, die Schönheit der Form und die Höhe edler Charakteristik in der Darstellung zu entwickeln, der Künstler hat aber gezeigt, daß ächt griechische Behandlungsart der Kunst selbst den der Pnyx und der Agora in Scherz und heiterem Sinne entnommenen Bildern und sogar Uebertreibungen die künstlerische Weihe verleihen kann. Im zweiten Stockwerke des Königsbaues, wo sich die dem geselligen Vereine gewidmeten Räume befinden, sind Reliefs von S., die am Fries eine Reihe von Bildern aus dem Mythus der Aphrodite enthalten. Sie sind in Gyps ausgeführt und gehören zu den vorzüglichsten Arbeiten des Meisters, theils von ihm selbst, theils von seinen Schülern Brugger, Widemann und Schönlaub unter seiner Aufsicht modellirt. Die Figuren erscheinen weiß auf rothem Grunde, nach Art pompejanischer Reliefs, deren man im Museo borbonico zu Neapel sieht. An diese Arbeiten reihen wir jene des Saalbaues (nördlicher Residenzflügel), da sie in verwandter Auffassung zu den obigen stehen, wenn sie auch später entstanden sind. Man sieht daselbst in einer Reihe von sechs Festgemächern des Erdgeschosses Darstellungen aus der Odyssee so geordnet,

daß eine jede der 24 Wandseiten die Hauptmomente einer Rhapsodie enthält. Die Arbeit war unserm Künstler und dem Maler Hiltensperger in der Art übertragen, daß S. die Wahl der Kompositionen und die Ausführung derselben in ziemlich vollendeten Zeichnungen, dem Maler Hiltensperger aber, bei stetem gemeinschaftlichen Verständnisse, die Zeichnung der Kartons in der festgesetzten starken Lebensgröße und die Ausführung der Wandbilder in Wachsfarben anheimfiel. Diese Bilder sind von wahrhaft homerischem Geiste durchdrungen, in ächt hellenischer Form und Gestaltung aufgefaßt, aber der reichen Fülle eigener Erfindungsgabe entquollen, lebendig und wahr und auch in der Färbung von außerordentlicher Frische und blühender Kraft. Im Mai 1839 wurden diese Gemälde begonnen. Der genannte Saalbau enthält auch einen 266 F. langen und 4 F. 6 Zoll hohen Gypsfries, von S. selbst und unter dessen Leitung von seinen besten Schülern ausgeführt. Die Darstellungen, welche hier in eigenthümlicher Pracht auf Goldgrund erscheinen, stehen in genauer Verbindung mit den Malereien Schnorrs aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa, indem sie sich auf den Kreuzzug desselben beziehen. In der ersten Abtheilung ist die betrübte Lage des christlichen Königreiches im Orient, in der zweiten der von Barbarossa unternommene Rettungszug dargestellt. Auf der dritten Wand sind die Landung in Asien und die Vorkämpfe mit den Ungläubigen geschildert, und auf der vierten sieht man die Schlacht von Iconium, so wie Barbarossa's Beerdigung. Wir übergehen einige andere kleinere Werke, die nach Modellskizzen und Zeichnungen S.s ausgeführt sind, und wenden uns zu den plastischen Werken des Künstlers, die zu den höchsten Leistungen der neueren Kunst gehören. Unter den monumentalen Arbeiten in Marmor und Erz nennen wir zuerst die beiden Giebelgruppen der Walhalla bei Regensburg, welche in diesen ihre Hauptzierden erhielt. Der früheren Zeit gehört das südliche Giebelfeld an, wozu ursprünglich Rauch in Berlin die Komposition geliefert hatte, die aber von S. fast ganz umgestaltet wurde; dies schon während seines zweiten Aufenthaltes in Rom, wo er einige Figuren für dieses Giebelfeld modellirte. Die Angabe zu diesem Bilderschmucke kommt unmittelbar vom Könige Ludwig, welcher hier in 15 allegorischen Gestalten den Frieden von 1816 dargestellt wissen wollte. Germania thront ruhend in Mitte des Tympanon und deutsche Krieger führen ihr die den Franzosen entrissenen Bundesfestungen zu. Ihr zunächst repräsentirt der Krieger mit dem Doppeladler auf dem Kamm des Helmes Oesterreich, und die weibliche Gestalt, welche er zuführt, ist am Rade im Wappen als Festung Mainz erkenntlich. Die folgende weibliche Gestalt erscheint allegorisch als Festung Landau, welche Bayern der Germania wieder zurückbringt. Würtembergs Krieger ermuntert den hinter ihm sitzenden Helden, sich zur Feier des Festes zu erheben, und der mit Trauben bekränzte Rhein hält in der Ecke Ruder und Schiffsschnabel zu seiner durch den Frieden gesicherten Fahrt. Der Germania zur Linken schwingt Preußen, mit der Colonia an der Hand, begeistert den Lorbeerkranz. Ihm folgen Hannover und Luxemburg, dann kommen Hessen und Sachsen zur Huldigung herbei. Die Mosel, als Flußgott, schließt dem Rhein gegenüber das großartige Ganze ab. Alle diese Figuren sind von hoher Schönheit und von einer Meisterschaft der Vollendung in Marmor, wie sie nur die geübteste Künstlerhand zu geben im Stande ist. Mit den Bildwerken des nördlichen Giebelfeldes der Walhalla begann S. 1835, und 1842 standen sie vollendet in Marmor da. Wir sehen hier in einem 72 F. langen Tympanon fünfzehn kolossale Statuen, deren Mittelpunkt Armin bildet. Zur Rechten, auf der den Germanen geweihten Seite, führt der Künstler die Grundzüge der Nationalität des Volkes vor den Blick: den Kampf für's Vaterland, durch drei ihrer Hauptheroen, die Poesie durch den Barden; die Mystik durch eine Seherin; den siegreichen Tod für's Vaterland durch den sterbenden Siegmar; Frauenwürde durch die ihn für Walhalla vorbereitende Thusnelda dargestellt. In der anderen Abtheilung schilderte er im Kontraste hiezu das heimathlose Soldatenleben der Römer mit ihrem sich entleibenden Feldherrn und den sterbenden Adlerträgern, auch hier in scharfer Ausprägung der Nationalität. Hermann der Cherusker, der Heros Walhalla's, ragt über Alle empor, eine nackte Gestalt, vom fliegenden Mantel halb verhüllt und mit dem beflügelten Helme bedeckt. Rechts neben ihm erscheinen drei historisch berühmte Führer: Melo, Lattumer und Segimer, und an sie schließt sich ein eichenlaubbekränzter Barde, knieend in wilder Begeisterung zur Harfe singend, mit der Streitaxt zur Seite. Neben ihm ist die Seherin, das gelöste Haar mit Eichenlaub und Mispeln geschmückt, mit dem Barden eine Gruppe von unheimlicher Hoheit bildend. Um so rührender erscheint aber Thusnelda, die sich über den sterbenden Greis beugt und den Abschluß der einen Hälfte der Bildergruppe bildet. Gegenüber kämpfen die Römer vergebens an. Nur ein Schwerbewaffneter dringt noch auf den germanischen Fürsten ein, der mit den leichteren Waffen schreckt zurück und Varus gibt sich in Verzweiflung mit dem Schwerte den Tod. Weiterhin sieht man die Zeichenträger theils sterbend, theils todt hingestreckt. Diesen einfach großartigen Kompositionen ist das Gepräge der vollendeten Kunst aufgedrückt, und es ist eine Weihe darüber ausgegossen, welche ein vaterländisch gesinntes Gemüth tief ergreift. Noch müssen wir hier der Bilderwerke gedenken, welche nach S.s kleinen Modellen von den Bildhauern Brugger, Horchler, Häule, Herwegh u. A. für das Innere der Walhalla ausgeführt wurden; nämlich der geflügelten, mit Eichenlaub bekränzten Schildjungfrauen (Walkyren), die als Karyatiden erscheinen. — Eine dritte Giebelgruppe von kolossalen Figuren, in einer auf eigenthümliche Weise an den Geist der pompejanischen Malerei streifenden Gruppirnng, sehen

wir am neuen Ausstellungsgebäude in München. Es ist dies eine allegorische Darstellung auf das Wiederaufblühen der Künste in Bayern. Oben als Akroterion der Phönix, an den Ecken die bayerischen Löwen von Schönlaub und Sanguinetti, Alles in Marmor ausgeführt und 1840 vollendet. Bavaria, Kränze austheilend, steht in der Mitte vor einem von Löwen gebildeten Thronsessel, und zu ihren Seiten reihen sich die Künste durch Künstler jeden Faches vorgestellt. Zur Rechten steht der Architekt mit dem Modelle einer Kirche, der Historien- und Genremaler mit Bildern, der Porzellan- und Glasmaler, jeder mit einem bezeichnenden Attribute. Auf der anderen Seite bringt der Bildhauer mit seinen Gehülfen die kolossale Büste des Königs herbei. Hinter dieser Gruppe ist der Bronzegießer und ein Münzer am Prägstocke. An den Figuren des Giebelfeldes der Glyptothek hat S. nur geringen Antheil. Die Modelle wurden nach Wagners Komposition von Haller gefertigt, dann aber zum Theil umgearbeitet und von verschiedenen Künstlern in Marmor ausgeführt. Von S. ist der Holzbildhauer modellirt und in Marmor ausgeführt. Dieser Statuencyklus wurde 1836 vollendet und somit fällt er in die frühere Zeit unsers Meisters. In diese Periode gehören auch die zwei kolossalen Karyatiden von Gyps im Königsbaue, welche unter den allegorischen Gestalten der Nike apteros und der Nemesis auf den Wahlspruch des Königs: „Gerecht und beharrlich", sich beziehen. — Das größte bis jetzt bestehende monumentale Werk Europa's ist das 54 Fuß hohe Erzbild der Bavaria, welche S. für die bayerische Ruhmeshalle auf der Anhöhe bei München ausführte. Es ist dies eine allegorische Personifikation Bayerns, vom Künstler aufgefaßt als ein majestätisches jungfräuliches deutsches Weib, als bekränzte Siegerin, dem Verdienste den Kranz bietend. Ein Eichenkranz schmückt das volle, in einen Knoten aufgebundene und dann reich über den Nacken hinabrollende Haupthaar, das etwas herabgeneigte Antlitz, als ob das Bild zum Volke reden wollte, ist groß und edel in den Formen, unendlich lieblich im Ausdruck. Ein rauhes, unter der Brust gezürtetes Vließ bedeckt den Oberkörper und legt sich über das Gewand, das wie ein Mantel um den unteren Theil des Körpers geschlagen ist und nur zum Theil das Unterkleid sichtbar werden läßt, das in feinen Falten über die Füße herabfällt. Die Arme sind unbekleidet, die Linke hebt einen vollen Eichenkranz empor, die Rechte drückt das friedlich umwundene Schwert und den Siegeslorbeer an die Brust. Zu ihren Füßen sitzt ein Löwe und schmiegt Haupt, Nacken und Brust an ihren Schenkel, den Kopf etwas nach rechts gewendet. Durch die sorgfältigste Berechnung der Wirkung in der Ferne und in der Tiefe hat S. erreicht, daß die Gestalt in allen Verhaltnissen ebenmäßig, fest in der Haltung, würdevoll und frei in der Bewegung erscheint. Von welcher Seite man sie immer betrachten mag, sie erscheint schön und vollendet, ist in jeder Richtung plastisch vollkommen gedacht und gemacht. Drei große Marmorstufen bilden die Unterlage, worauf sich das Fußgestell aus grauem Granitmarmor, 30 Fuß hoch, unten 30 F. breit und 25 F. tief, erhebt. Auf diesem festen Fußgestell steht die Statue, mit ihrer Plinthe 56 F. und bis zur Spitze des erhobenen Kranzes 66 Fuß hoch. Die Mundbreite der riesenhaften Gestalt ist 1 F. 3 Z., die Augenbreite 11 Z., die Nasenlänge 1 F. 11 Z., die Gesichtslänge 5 F. 3 Z., die Kopfhöhe ohne Hals 6 F. 4 Z., die Länge des Zeigefingers 3 F. 2 Z., der Umfang des Armes 5 F. 1 Z., die Länge des Armes mit der Hand 24 F. 9 Z. Die Dicke der Erzschale beträgt ½ Z., das ganze Metallgewicht 1560 Centner, die einen Metallwerth von 93,600 Gulden haben. An der Rückseite des Fußgestells ist eine bronzene durchbrochene Thür angebracht, durch die man in das Innere gelangt. Das Fußgestell ist ausgemauert und mit Luftkanälen versehen, die Figur gleichfalls bis etwa zur Hälfte des Unterbaues. Bis dahin, wo die Untermauerung aufhört, führen 16 steinerne Stufen, dann schwingt sich eine feine feste gußeiserne Treppe empor, auf deren 58 Stufen man in den Kopf gelangt. Hier befinden sich Ruhebänke und Oeffnungen unter beweglichen Kranzblättern bringen Licht ins Innere und bieten eine weite Aussicht. Die Gesammtkosten der Bavaria belaufen sich für die Herstellung der Statue ohne Piedestal auf 233,000 Gulden. Der Vertrag mit S. wurde 1837 abgeschlossen, am 11 Okt. 1845 wurde der Kopf, in dem 31 Personen Raum fanden, gegossen und am 9. Okt. 1850 die ganze Bildsäule feierlich enthüllt. S. hatte die Vollendung seines großen Werkes nicht erlebt. Die Ruhmeshalle selbst erhält die Form des dorischen Tempels, und zwar bildet sie eine Stoa oder offene Säulenhalle. Die Reliefs der Metopen wurden nach S.s Modellen und unter dessen Leitung von jüngeren Bildhauern ausgeführt. — An diese umfangreichen Denkmale reihen wir eine Anzahl von Statuen, die in ihrer historisch-romantischen Auffassung ebenfalls zu den Werken monumentaler Art gehören. Zuerst nennen wir die Marmorstatue des Kaisers Rudolf von Habsburg, welche seit 1843 im Dome zu Speier sich befindet. Der Kaiser sitzt mit Schwert und Reichsapfel auf dem Throne, und zwar in Porträtähnlichkeit, da der Künstler für den Kopf ein Steinbild aus dem 14. Jahrhunderte benutzte, welches mit dem Erzbilde in der Franciskanerkirche zu Innsbruck typisch übereinstimmt. Ein zweites Denkmal in Marmor, 1842 vollendet, ist dem Sänger Frauenlob geweiht, eine junge trauernde Frau vorstellend, in Hindeutung auf das Begräbniß des Dichters durch die Frauen. Das Bild erscheint in reicher architektonischer Einfassung. Dieses Monument ist im Kreuzgange des Domes zu Mainz. Dann haben wir von S. mehre Statuen in Bronze, die zugleich zu seinen Hauptwerken gezählt werden müssen. Darunter sind 12 zehn Fuß hohe Statuen von Ahnen des Hauses Wittelsbach, in scharfer Auffassung des Individuellen und Charakteristischen. Diese großar-

tig-ritterlichen Statuen, welche durch die prachtvolle Vergoldung im vollen Glanze erscheinen, stehen im großen Thronsaale (des Saalbaues) der k. Residenz auf Piedestalen. Die drei ersten: Friedrich der Siegreiche, Ludwig der Bayer und Maximilian I., wurden 1836 von Stiglmayer gegossen und vergoldet, und Otto der Erlauchte schloß 1842 die Reihe. Die kolossalen Gypsmodelle schenkte der Künstler seiner Vaterstadt München, wo sie jetzt bronzirt die schönste Zierde des großen Rathhaussaales ausmachen. Der Kaiser Nikolaus von Rußland bestellte die ganze Folge der kleinen Modelle in Erz. Nach Vollendung der kolossalen Modelle der bayerischen Ahnenbilder übernahm S. die Ausführung des Monumentes für den berühmten Tondichter Mozart, welches, von Stiglmayer in Erz gegossen, in der Bildnißstatue desselben mit Bronzereliefen besteht und 1842 auf dem Michaeliplatze in Salzburg aufgestellt wurde. Ein zweites Monument ist jenes des Großherzogs Karl Friedrich von Baden in Karlsruhe, wozu schon 1828 der Grundstein gelegt wurde, das aber erst 1840 zur Ausführung kam. Die kolossale, von F. Miller in Bronze gegossene Statue steht auf einem reich verzierten Piedestale ebenfalls von Bronze, mit vier schönen Eckstatuen, welche die vier Provinzen Badens nach der damaligen Eintheilung des Landes vorstellen. — Auch zu Darmstadt steht seit 1843 ein Monument in Erz, welches von Miller nach S.s Modell gegossen wurde, die 16 Fuß hohe Statue des Großherzogs Ludwig von Hessen, deren Ausführung der Künstler 1838 übernahm. Dies Standbild erhebt sich auf einer 105 Fuß hohen Säule, die nach Art der Colonna Trajana eine Wendeltreppe einschließt, durch welche man zur Statue gelangt. Im J. 1841 übertrug die Stadt Frankfurt S. die Ausführung einer Statue ihres Bürgers Göthe. Der Künstler stellte den Dichter stehend mit dem Lorbeerkranz in der Linken in stolzer Ruhe an einen Baum gelehnt dar, mit dem Haupte in majestätischer Haltung. Das Piedestal ist reich mit Reliefs geziert, deren Mittelpunkt die allegorischen Figuren der Wissenschaft und der lyrischen u. dramatischen Poesie bilden, welchen sich zu beiden Seiten die vorzüglichsten Gestalten der poetischen Schöpfungen Göthe's nähern. Die Enthüllung dieses Monumentes fand 1843 am Geburtstage des Dichters Statt. Das Monument, welches König Ludwig dem Ruhme Jean Pauls in Baireuth setzen ließ, wurde 1841 von Stiglmayer in Erz gegossen. Wie Göthe, so erscheint auch er in einfachem Rocke, die Rosenknospe im Knopfloche befestigt, zur Erinnerung an eine Gewohnheit des Dichters, den man nie oder selten ohne diese oder eine ähnliche Blume sah. In der Linken hält er das Notizbuch und den Stift in der erhobenen Rechten, als wenn er so eben einen Gedanken niederzuschreiben beginnen würde. Die Enthüllung dieser 10 Fuß hohen Statue fiel im November 1841. Später fertigte der Künstler die Statue des Markgrafen Friedrich Alexander von Brandenburg, des Stifters der Universität Erlangen, welche 1843 das Jubiläum feierte. Auch diese Statue ist kolossal und in Erz gegossen, jetzt eine Zierde Erlangens. In München sieht man ebenfalls drei Erzstatuen nach Modellen S.s von Miller gegossen, alle in kolossalen Verhältnissen. Zwei derselben stehen in der Feldherrnhalle, welche nach diesen den Namen erhalten hat. Es sind dies die Statuen Tilly's und Wrede's, zweier großen Heerführer, der eine im Kostüm des 17. Jahrhunderts, der andere in der Uniform aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege, auf hohen Piedestalen mit Inschriften nach der Angabe des Königs. Diese beiden Statuen wurden 1843 aufgestellt und 1845 die dritte, welche dem Andenken des Barons von Kreitmayer, des Verfassers des Codex Max. bav., gewidmet ist. Der berühmte Gesetzgeber ist im Kostüme seiner Zeit dargestellt, mit dem Buche in der Hand, und zu seinen Füßen liegen andere Bände seines Codex. Diese kolossale Statue wurde aus Nationalbeiträgen errichtet. Nach Schweden kam in neuester Zeit ebenfalls eine Erzstatue nach dem Modelle S.s von Miller gegossen, das 12 Fuß hohe Standbild des Königs Karl Johann XIV. (Bernadotte) in der Uniform des Feldmarschalls in Norrköping aufgestellt. Mehre Erzstatuen großer Böhmen waren für eine böhmische Walhalla bestimmt, die ein reicher Privatmann, Herr Veith auf Liboch, auf seine Kosten zu erbauen gedachte; doch wurden nur einige derselben in Erz ausgeführt. Das kolossale Standbild der Libussa wird jetzt auf der londoner Industrieausstellung bewundert. Noch erwähnen wir zweier anderer monumentaler Werke, welche dem Kreise ikonischer Darstellung nicht angehören. Das eine, in der k. Gießerei zu München von Miller in Erz gegossen, bildet einen Brunnen, der selbst in seinem architektonischen Theile von S. angegeben ist. Man sieht die allegorischen Gestalten der vier Hauptflüsse Oesterreichs: der Donau, Weichsel, Elbe und des Po, über ihnen auf einem Kapitäl steht Austria mit Lanze und Schild. Dieser große Brunnen ist seit 1846 eine Zierde der Freiung zu Wien und ein Werk, welches sich den obigen Arbeiten S.s durch Phantasie und strenge Vollendung würdig anreiht. Das zweite Werk dieser Art, aber nur nach S.s kleineren Modellen von Brugger, Saalemann, Horchler, Hänle und Herwegh in Kalkstein ausgeführt, ist ein Denkmal auf die Ausführung des Donau-Main-Kanals. Es besteht in einer kolossalen Gruppe von allegorischen Figuren: wie die Donau und der Main, auf ihre Urnen gestützt, sich die Hände zum großen Unternehmen reichen, und die Statuen des Handels und der Schifffahrt sich ihnen beigesellen. — Obwohl S.s Hauptverdienst in den großen monumentalen Werken sich kundgeben dürfte, so sind doch auch seine **Bildwerke von feinster Vollendung**, die sogenannten **Kabinetsarbeiten**, besonders deshalb sehr interessant, weil sie mehr als andere der Hand des Meisters angehören und somit auch Zeugniß von seiner hohen technischen Meisterschaft geben, während er zu den größeren Bildwerken nur Skizzen und Zeichnungen lieferte und bisweilen die Ausführung nicht einmal überwachen konnte. Unter den Bildwerken dieser Art nen-

nen wir zuerst die Basreliefs, welche zum Theil Friese bilden, die schon weiter oben näher erwähnt sind. Jene im Thronsaale des Königsbaues enthalten Darstellungen aus Pindar, die anderen im zweiten Stockwerke daselbst geben in ihren Bildern den Mythus der Aphrodite. Im Saalbau der Residenz ist der Kreuzzug des Kaisers Barbarossa aufgestellt. Werke von größter Schönheit sind vier Reliefs in Gyps mit Figuren in halber Lebensgröße im Besitze der Herren Boisserée, bekannter Kunstfreunde. Das eine derselben, St. Georg mit dem Drachen vor der heil. Margaretha, ist durch den Stich bekannt. Das zweite stellt die heil. Dorothea dar, und im dritten ist St. Apollinaris geschildert, wie er einen Kranken heilt. Das vierte Relief ist das größte von allen, da es sich bei gleicher Höhe mit den genannten bedeutend in die Länge zieht. Es stellt den h. Aegidius dar, wie er, durch die Jagd in seinen heiligen Betrachtungen gestört, mit dem Rehe aus seiner Höhle hervortritt. Im Besitze des Prinzen Karl von Bayern ist ein ausgezeichnet schönes, mit größtem Fleiße in carrarischem Marmor ausgeführtes kleines Bild, welches den leidenden Philoclet auf Lemnos vorstellt. Dem Kreise antiker Darstellung gehört auch eine Gruppe im Palaste des Grafen von Redern zu Berlin an, welche der Meister mit liebevoller Sorgfalt in carrarischem Marmor behandelte. Sie stellt Ceres u. Proserpina vor, in Figuren unter Lebensgröße. Dieses Bildwerk wurde 1843 vollendet. Im herzoglichen Schlosse zu Wiesbaden sind die lebensgroßen Statuen der Venus, Diana, Vesta und Ceres, des Apollo, Amor, Bacchus und Pan, sämmtlich in Sandstein und 1840 vollendet. Ferner sieht man in diesem Schlosse auch zwei Statuen von Tänzerinnen in Lebensgröße in weißem Marmor ausgeführt, Werke von ausgezeichneter Schönheit. Im Besitze des Grafen Arco zu München ist das liebliche Bild einer Nymphe in carrarischem Marmor, ebenfalls in Lebensgröße ausgeführt. Lord Fitzwilliams in London besitzt eine Wiederholung in Marmor u. in den Museen zu Karlsruhe, Weimar u. Stuttgart sind Abgüsse in Gyps. In der Kapelle des herzoglich leuchtenbergschen Palastes zu München ist ein dem frommen Andenken der beiden Herzöge von Leuchtenberg gewidmetes Werk von S. Es stellt die allegorischen Gestalten der trauernden Fürstinnen dar, wie sie die Urnen mit den Herzen der Herzöge Eugen und Dom Augusto auf den Altar niedersetzen. Dieses Monument ist in Marmor ausgeführt. Im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Bayern fertigte S. zwei lebensgroße Statuen in Gyps, jene der Melusina und Aslauga, welche in den Felsengrotten zu Hohenschwangau aufgestellt sind. In der Sammlung des Fürsten v. Schwarzenberg zu Wien ist die lebensgroße Statue einer Donau-Nymphe in carrarischem Marmor. Baron von Speck-Sternburg besitzt eines der früheren Gypsreliefe des Meisters. Es stellt den Seegott Nereus vor, wie er dem mit der Helena vorbeischiffenden Paris den Untergang Troja's verkündet. Klenze in München besitzt zwei Reliefs in carrarischem Marmor, antike Kämpfe zu Roß vorstellend, Meisterwerke ihrer Art. An diese Werke reihen wir den Schild des Hercules, in Rom begonnen, eine Komposition in ächt hellenischem Geiste, welche nach Hesiods Dichtung in mehr als 140 Gestalten Hauptmomente der Göttermythe, des kriegerischen und friedlichen Lebens umfaßt. Dieser Schild wurde in Bronze gegossen und ist jetzt bereits sechsmal in Deutschland und England zu finden. Von den Büsten in Marmor und Gyps ist außer der des Königs Ludwig (in kolossalen Verhältnissen) jene der Königin Karoline vorhanden, die er für mehre Höfe wiederholte. In der Walhalla sind die Büsten Mozarts und Walthers von Plettenberg sein Werk. Zu Frücht im Nassauischen ist das Bildniß des alten Ministers von Stein, Hochrelief in Marmor. Die Büste des Ministers und Dichters E. v. Schenk und jene des Hofmalers v. Kaulbach fertigte er für die bayerische Ruhmeshalle. Alle diese Werke, so wie die Büsten der Gebrüder Boisserée sind mit Liebe vollendet und von hoher Meisterschaft der Technik. — Arbeiten nach Skizzen und Zeichnungen S.s wurden von andern Bildhauern und von Malern ausgeführt. Zu denjenigen, welche die meiste Thätigkeit des Künstlers in Anspruch nahmen, gehören die bereits erwähnten zahlreichen Kompositionen zu Gemälden im Königs- und Saalbau der Residenz, die uns eine reiche Fülle poetischer Anschauungen aus griechischen Dichtern bieten. Die Zeichnungen zu den Darstellungen aus der Odyssee im Erdgeschosse des Saalbaues gehören zu den ausgeführtesten von allen und zu den bedeutendsten Leistungen S.s in dieser Art. Die kolossalen Statuen des Erlösers und der Evangelisten in den Nischen der Façade der St. Ludwigskirche wurden 1835 nach kleinen Modellen S.s von anderen Bildhauern in Jurakalk ausgeführt, aber sie tragen das Gepräge ächt religiöser Weihe. Für die neue Pfarrkirche in der Vorstadt Au wurden nach seinen Skizzen ebenfalls die Statuen der vier Evangelisten, und dann nach seinem Modelle eine Madonna in Sandstein ausgeführt. Im Dome zu Bamberg ist das Erzbild eines Christus am Kreuze im byzantinischen Style, mit dem traditionellen Rocke, aber nur nach S.s Modell von anderer Hand ausgeführt. Dies ist auch mit den Erzbildern der Heiligen Rupert und Benno der Fall, die 1839 am Brunnen vor dem neuen Brunnenhause in Reichenhall aufgestellt wurden. In diesen Bereich gehört auch der Auftrag des Kronprinzen Maximilian von Bayern zu einem großen Tafelservice, wozu S. die Aufsätze, Inspektor Ziebland Leuchter, Gefäße und das Uebrige zeichnete. Unser Meister bediente sich bei dieser Gelegenheit seiner Schüler Balbach, Gröbner, Heer, Westen, und des Bildhauers Widemann. Diese Künstler fertigten unter seiner Aufsicht sieben Tafelaufsätze, wovon jener, dessen Bildwerke dem Kreise der Heroen der Nibelungen entnommen sind, das Centrum bildet. Ein Eichstamm trägt auf seinem Gipfel die Gestalten von Siegfried und Dietrich von Bern, von

Jungen mit Emblemen der Ritterschaft umgeben. Unter ihnen sind die Nibelungen und Amelungen mit Trinkhörnern und Waffen einander grüßend, und ganz unten sieht man die Ungeheuer, Riesen und Drachen gebunden. Zwölf phantastisch geformte Leuchterarme umgeben das mittlere Geschoß. Im Schlosse des Grafen von Schönborn zu Gailbach sind zwei frühere Gypsreliefs: Schiller von den Grazien bekränzt und dessen Aufnahme in den Olymp, Jugendarbeiten des Meisters. Die überlebensgroßen Statuen der berühmtesten Maler nach älteren Bildnissen und im Kostüme der Zeit, auf der Attika der k. Pinakothek zu München, sind ebenfalls von verschiedenen Bildhauern nach kleineren Modellen unsers Künstlers in Kalkstein ausgeführt. Der Kaiser Nikolaus von Rußland ließ diese Statuen im Kleinen in Erz gießen. Auch zu den 9½ Fuß hohen Statuen der acht Kreise Bayerns auf der Attika des Portikus des Saalbaues und zu den zwei Löwen zu den Seiten derselben lieferte S. nur ganz kleine Modelle, nach welchen dann die großen Bilder ausgeführt wurden. Die vier kolossalen Statuen, welche an der äußern Treppe der k. Bibliothek in München sitzen, sind ebenfalls nach kleinen Modellen S.s von andern Bildhauern im Großen ausgeführt, wie dieses auch mit einigen andern Statuen der Fall ist, welche königliche Gebäude zieren. Diese Fülle von Arbeiten ergibt sich aus der ununterbrochenen Thätigkeit und dem gänzlich zurückgezogenen Leben des edlen Meisters während 20 Jahren, und wird durch strenge Sonderung seiner von ihm selbst ausgeführten Arbeiten und jener, die nach seinen Skizzen und Modellen entstanden, am besten erklärt. Nur dadurch, daß er Gehülfen suchte, wurde es ihm möglich, so viel aufzustellen, und dabei selbst einen Theil der plastischen Arbeiten zu übernehmen. S. ist mit einer außerordentlichen Leichtigkeit der Erfindung begabt, so daß gleichsam wie mit einem Gusse die Bilder durch die geübte zeichnende Hand auf das Papier hinfließen und mit Schnelligkeit der Thon zur Figur und zur Gruppe sich fügt. Als Beispiel wollen wir nur das größere Gypsrelief mit der Jagdscene aus der Legende des heil. Aegidius erwähnen, welches Sulp. Boisserée für seinen Freund Bertram bestellt hatte. Als letzterer zu wiederholten Malen in das Atelier des Meisters kam, um die Zeichnung zu sehen, diese aber noch im Borne von S.s reicher Erfindungsgabe lag, so machte sich der Künstler endlich beim Eintritt Bertrams an die Arbeit, und noch war keine Viertelstunde verflossen, während welcher sich der genannte Kunstfreund umsah, und Bertram hatte die Zeichnung vor sich, noch mit den Spuren des die Tinte absorbirenden Sandes. Mehre seiner Schüler sind zu namhaften Künstlern herangereift, so Brugger, Widemann, Puille, alle drei in München, Walbach in Karlsruhe, Müller in Meiningen, Horchler in Regensburg, Conrad in Hildburghausen u. A. S. war Professor der Akademie der Künste in München, Mitglied mehrer anderer Akademien, Doktor der Philosophie, Ehrenbürger von Frankfurt und Salzburg. Seiner Professur konnte er wenig vorstehen, da ihn Gichtleiden Wochen und Monate lang an das Bett fesselten. Seine schönsten Tage verlebte er in der von ihm erbauten Ritterburg Schwanen am Ufer der Isar. In den letzten Jahren nahm sein Gichtleiden so zu, daß er kein Gerüst mehr besteigen konnte und sich im Rollsessel hin- und herfahren lassen mußte. Er † den 14. November 1845, unverheirathet. Seine Modelle vermachte er dem Staat und setzte ein ansehnliches Kapital zu deren Erhaltung und Beaufsichtigung aus. Ihm zu Ehren wurde die ehemalige Lerchenstraße zu München, in welcher er wohnte, Schwanthalerstraße genannt. — 3) **Franz Xaver**, Bildhauer und Professor an der k. Gewerbsschule zu München, Vetter des Vorigen, 1799 zu Ried in Oberösterreich geboren, von seinem Vater Peter in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, kam später nach München, wo sein Onkel Franz S. für seine weitere Ausbildung sorgte. Von dieser Zeit an blieb S. im Atelier des Oheims und daraus gieng er in das seines berühmten Vetters über, so daß er jetzt fast 28 Jahre zu diesem in einem ähnlichen Verhältnisse wechselseitiger Treue steht, wie dieses zwischen den beiden Brüdern Franz und Anton bestand. Er verdient als Gehülfe seines Vetters der rühmlichsten Anerkennung, indem er sich als ausgezeichneter Praktiker bewiesen und bei den häufigen Krankheitsfällen des Meisters als Ordner und Lenker des Ganzen dastand. S. hat an vielen Arbeiten seines Vetters Theil. Er modellirte unter andern sechs Statuen für ihn und führte viele seiner Werke in Marmor aus. Er hat aber auch selbstständige Arbeiten geliefert. So fertigte er für das k. Hoftheater die Modelle zu dem größten Theile der Ornamente. Dann finden sich von ihm auch viele Büsten und einige Statuetten. Unter den letzteren sind jene des Kaisers Ludwig und Wallensteins in Gyps besonders schön. In der Walhalla sind die Büsten des Kaisers Karl V. und Friedrich Barbarossa's von ihm. Die Statue des Herzogs Ernst von Koburg vor dem Residenzschlosse zu Koburg ist zum Theil sein Werk. An der k. Kreisgewerbs- und an der k. Baugewerbsschule leitet S. den Bossirunterricht.

Schwanz, 1) (Zool.), Cauda, ein Körpertheil, der eigentlich nur den Wirbelthieren zukommt, allen andern Thieren dagegen nur mißbräuchlich durch den einmal gewöhnlichen Sprachgebrauch zugetheilt wird. So ist die **Schwanzklappe** der Insekten nichts Anderes, als der letzte Abdominalring, in welchem sich der After mit horizontaler Spalte öffnet, der S. der Ichneumonen die Legescheide, der S. der Skorpione und der Krebse, ebenso wie das Pygidium der Trilobiten der Hinterleib (abdomen), an dessen Ende bei den Krebsen die sogenannten **Schwanzflossen** sich befinden, der S. der Räderthiere, der auch Griffelfuß genannt wird, ein unterhalb des Afters gelegenes Haftorgan. Der wahre S., d. i. der S. der Wirbelthiere, ist die unmittelbar über dem After Statt findende Verlängerung des Rumpfs, welche durch die hinter dem Kreuzbein

oder hinter den rippentragenden Wirbeln noch folgenden Wirbeln und deren Umhüllung gebildet wird. Die Länge des S.es ist meist, obgleich nicht immer, abhängig von der Zahl der Schwanzwirbel, welche bei den Säugethieren von 4 (Affen) bis 45 (Ameisenfresser und Schuppenthiere) anwächst, bei den Vögeln 7 nie übersteigt, dagegen bei den Amphibien und Fischen äußerst mannichfaltig ist. Bei den meisten Säugethieren sind nur noch die vordersten Wirbel, bei den Vögeln alle bis auf den letzten durchbohrt zur Aufnahme der letzten Enden des Rückenmarks. Ihrer Form nach sind die vordern den Rumpfwirbeln noch am ähnlichsten, obgleich ihre Fortsätze in der Regel weit weniger scharf hervortreten, die hintern werden immer länglicher, cylindrisch oder gar völlig abweichend gebaut. Am meisten entwickelt sind bei den Säugethieren die Querfortsätze, welche bei den Quadrumanen und den Raubthieren von vorn nach hinten, bei den Nagern von hinten nach vorn gerichtet sind. Besonders stark sind sie beim Biber entwickelt, und bei den Cetaceen scheinen sie an der ansehnlichen Verbreiterung der letzten Schwanzwirbel Antheil zu haben. Bei den Vögeln sind namentlich die Querfortsätze der mittleren Wirbel entwickelt; der letzte Wirbel ist hier auffallend lang und dünn. Bei den Amphibien, die häufig zusammengedrückte Schwänze haben, entwickeln sich mehr die obern und bald auch die untern (die verwachsenen untern queren Fortsätze) Dornfortsätze, die für die Schwanzwirbel der Fische besonders charakteristisch sind. Der letzte Wirbel der Fische wird plötzlich sehr hoch und dünn und trägt an seinem Hinterrande die Schwanzflosse. Bei mehren Fischen ist er einfach, bei andern zerfällt er in 2, 4—9 (Tetrodon) übereinanderliegende Stücke. Die Muskulatur des S.es ist bei den Säugethieren mit wenigen Ausnahmen nicht so kräftig, als bei Vögeln, Amphibien und Fischen, wohl aber am vollkommensten ausgebildet, so daß die Funktion des S.es bei ihnen auch die vielseitigste seyn kann. Die Bedeckung des S.es ist in der Regel die des übrigen Körpers. Nur unter den Säugethieren finden sich Bedeckungen, die von dem Kleide des übrigen Körpers abweichen, wie bei vielen Nagern, Schuppen statt der Haare (nackte Schwänze), zwischen denen jedoch immer noch einzelne Haare erscheinen. Außerdem unterscheidet sich hier häufig noch die Behaarung von der des übrigen Körpers durch besondere Länge (buschiger S.) oder Anordnung der Haare, wie bei manchen Nagern zweizeilige Schwänze erscheinen, bei andern und bei Affen, Raubthieren und Wiederkäuern die Behaarung, die sonst am ganzen S.e kurz ist, an der Spitze sich zu einer Quaste (Schwanzquaste) verlängert, bei Pferden und einigen Ochsen durch die besonders langen und stärkern Haare ein Schweif entsteht &c. Die Greifschwänze einiger Affen sind unter der Spitze ganz kahl. Während bei den Säugethieren der S. fast ohne Ausnahme scharf vom Rumpfe abgesetzt und sehr viel dünner ist, als dieser, geht bei den übrigen Wirbelthieren der S. ganz allmählig aus dem Rumpfe hervor, so daß er an seiner Ansatzstelle (Schwanzwurzel) fast noch die volle Dicke des Rumpfes besitzt und nur von da aus als kürzerer oder längerer Kegel sich allmählig zuspitzt. Bei den Vögeln ist er immer sehr kurz und trägt an seinem Ende die Schwanzfedern, die nach ihrer Verrichtung auch Steuerfedern genannt werden. Bei den Amphibien ist noch der S. der Schildkröten merklich abgesetzt, bei den Schlangen meist durch die Theilung der Schilder der Unterseite (Schwanzschilder) ausgezeichnet und bei den Klapperschlangen am Ende noch mit der Schwanzklapper versehen. Den Fröschen fehlt er ganz. Bei den Fischen trägt er hinter dem After eine untere senkrechte Flosse (Afterflosse) und oft auch eine solche obere, die als hintere Rückenflosse betrachtet wird. Am Ende hat er die breite, verschieden geformte Schwanzflosse, die bei Gleichheit ihres obern und untern Lappens symmetrisch (Homocerci) genannt wird, unsymmetrisch dagegen, wenn die Flosse nur an der Unterseite der Verlängerung der Wirbelsäule sitzt (Heterocerci). Bei einigen Fischen (Mormyrus, Trichiurus, Saccopharynx, Stylephorus) ist der flossenlose S. in einen schnurförmigen Faden verlängert. Die Funktion des S.es ist eine motorische, bei Säugethieren und Vögeln die Bewegungen des übrigen Körpers regelnd (steuernd), bei den Amphibien und namentlich den Fischen zugleich auch die Ortsbewegung bewirkend. Den Säugethieren dient er zugleich noch als Abwehr gegen kleine und große Feinde. Der Wickelschwanz vieler Affen, der bei voller Behaarung Rollschwanz, bei nackter Spitze Greifschwanz heißt, dient als fünfte Hand zum Greifen und Festhalten, der horizontal verbreiterte S. (Ruderschwanz) der Cetaceen als kräftigstes Ruder. Zum Ausdruck des Affekts kann er nur in sofern dienen, als die hierbei sich zeigende Bewegung oder Stellung des S.es die Vorbereitung ist, aus welcher die vom Thiere beabsichtigte Handlung erkannt werden kann. Vgl. Ornithologie, Säugethiere, Zoologie. — 2) S. v. a. eine Verlängerung der Spindel am Gehäuse der Gasteropoden; — 3) (Anat.), s. Geschlechtstheile; — 4) S. der Muskeln, s. Muskel; — 5) (bot. Term.), s. v. a. Cauda; — 6) das Ende eines Dinges, besonders wenn es dünn oder beweglich ist; — 7) (Maschinenw.), s. Schwanzhammer; — 8) das in einen Schnörkel ausgehende Ende des Seitenganges eines Schiffes; — 9) der Hintertheil der Laffete; — 10) s. v. a. Nase, s. Lauf; — 11) der Ring am Hintertheil des Hundes (Karrens), um ihn rückwärts zu bringen, ohne ihn erst umzudrehen; — 12) der längere, dünnere, mit den Schraubenzungen versehene Theil einer Schraube, im Gegensatz zum Kopfe; — 13) s. Riegel 7), vgl. Schloß (Technol.); — 14) die Spitzen der Borsten im Gegensatz des Wurzelendes; — 15) (Buchb.), die untere rauhe Seite eines nicht beschnittenen Buches; — 16) bei Parforcejagden die letzten Hunde; — 17) s. v. a. Notenschwanz, s. Noten; — 18) s. v. a. Kometenschweif; — 19) s. Röhre; — 20) s. Rammen.

Schwanzaffe (Säugeth.), s. v. a. Meerkatze.

Schwanzanhänge (Krustac.), s. v. a. Flossenfüße der Isopoden, s. d. und Schwanz 1).

Schwanzbeine (Anat.), 1) die einzelnen Knochen, die zusammen als ein Knochen, das Steißbein (Schwanzbein), bezeichnet werden; — 2) die knöcherne Grundlage der Vierfüßler.

Schwanzbret, s. Weberstuhl.

Schwanzdeckelschnecke (Molluskₑn), Schneckengatt., s. v. a. Testacella *Lam.*

Schwanzdukaten, spottweise Benennung der preuß. Dukaten, welche von 1718 an unter Friedrich Wilhelm I. geschlagen wurden, weil der Avers den König zuerst mit einem Zopfe darstellte, was damals als neue Mode auffiel.

Schwanzente (Ornith.), s. v. a. Eisente, Anas glacialis *L.*, s. Ente.

Schwanzfäule (Thierheilk.), Krankheit besonders des Rindviehs, besteht in Geschwüren, die namentlich den Schweif einnehmen und häufig bei weiterm Umsichgreifen das Abfaulen desselben befürchten lassen. Ursachen: Unreinlichkeit, schlechte Wartung, feuchte u. ungesunde Stallung, zuweilen auch Versetzungen anderer Krankheiten. Heilung: Fleißiges Waschen und Reinigen des leidenden Theils mit Seifenwasser oder einer Mischung von Essig und Wasser oder Salz; Verbesserung der Säfte des Thiers, Legung eines Haarseils rc.

Schwanzfedern (Ornith.), s. v. a. Rectrices od. Steuerfedern der Vögel, s. Schwanz 1) und Ornithologie, S. 761.

Schwanzfeld (Buchb.), das unterste Feld auf dem Rücken eines Franz- oder Halbfranzbandes.

Schwanzfilet, s. Bortfilet.

Schwanzflorfliege (Entom.), Neuropterengatt., s. v. a. Semblis.

Schwanzflosse (zool. Term.), s. v. a. Pinna dorsalis, s. Ichthyologie, S. 376.

Schwanzhammer, Hammer, welcher durch eine Daumenwelle am Ende des Stieles niedergedrückt wird, so daß der vordere Theil in die Höhe geht. Sie sind die leichtesten von allen Hämmern, man kann ihnen eben so gut eine große, als eine kleine Schubhöhe geben, und die Daumenwelle, welche sich gar nicht in der Nähe des Amboßes befindet, kann auf keine Weise hinderlich fallen. Während die Helme der Stirnhämmer und Aufwerfhämmer einarmige Hebel sind, stellt der Helm des S.s einen zweiarmigen dar; denn die Hülse befindet sich vom Ende desselben entfernt und theilt seine ganze Länge in zwei ungleiche Theile. An dem Ende des längern Armes befindet sich der Hammer, an dem Ende des kürzern Armes (des Schwanzes, Hammerschwanzes) greifen die Däumlinge der Welle an, indem sie hier den Helm niederdrücken und folglich dadurch den Hammer aufheben. Der längere Arm wird gewöhnlich 4—6mal länger gemacht, als der kürzere. Diese Konstruktion taugt nicht für schwere Hämmer, weil die Last, welche von der bewegenden Kraft überwunden werden muß, durch das Verhältniß Hebelarme zu sehr vergrößert wird. Die richtung des S.s ist folgende: Das Aufagen der Daumen an der Radwelle geschieht, wie schon bemerkt, auf der dem Hammer entgegengesetzten Seite des Hammerstieles. Auf einer Welle ist der eiserne Kranz vermittelst hölzerner Keile aufgekeilt, und in dieser wiederum die Daumen, welche auf das kürzere Ende des Hammerstieles aufschlagen. Der Hammerstiel ist in einer Hülse eingekeilt, deren Zapfen in Lagern liegen, die gegen Pfeiler drücken und an den Querbalken angekeilt werden. Vorne auf dem längern Ende ist der Hammer aufgekeilt, eben so ist der Amboß in den Hammerstock eingekeilt. Um das rasche Niederschlagen des Hammers auf den Amboß zu bewirken, schlägt der Ring auf ein Eisenstück (Preller), welches auf einem Holze (dem Prellkloze) liegt, so daß durch die Elasticität dieser Stücke und des Hammerstieles der Hammer mit der Geschwindigkeit, mit welcher er aufschlägt, zurückgeworfen wird. — Der S. ist von besonderer Wichtigkeit, wenn man größere Gegenstände, wozu die Menschenkraft nicht ausreicht, oder zu langsam wirkt, oder zu theuer wird, auszuschmieden hat, z. B. Sensen, Pflugschare und andere Gegenstände dieser Art.

Schwanzhornraupen (Entom.), s. v. a. die Raupen der Schwärmer oder Sphingodea (s. d.).

Schwanzklappe (Entom.), bei vielen Insekten, besonders bei den Käfern der letzte Hinterleibsring mit der horizontalen Afteröffnung.

Schwanzklapper (Amphib.), die Klappe am Schwanzende von Crotelus und Caudisona. Sie besteht aus ineinander steckenden (den Jungen noch fehlenden) Horngürteln, womit die Thiere bei der Bewegung ein Geräusch machen, welches lautet, als ob leere Nußschalen gerüttelt würden.

Schwanzknochen, s. v. a. Schwanzbeine.

Schwanzknüttel, Stück Holz, an welches der Zeugmacher die Schwanzkorden am Schwanzstuhle mit ihrem Ende so befestigt, daß sie ausgespannt bleiben.

Schwanzkorden (Web.), s. Weberstuhl.

Schwanzkrebse (Krustac.), nach Oken, Zunft der Krebse (ächte Krebse) mit den Sippschaften der Flossenkiemer, Langschwänze und Kurzschwänze.

Schwanzkröse (Böttch.), s. v. a. Kröse.

Schwanzlose Affen (Säugeth.), Gesichtsaffen, nach Oken, die Gattungen Pithecus und Hylobates.

Schwanzlurche (Amphib.), s. v. a. Caudata, Amphibienfamilie aus der Ordnung der Batrachia, s. d. und Amphibien, vgl. Reproduktionskraft.

Schwanzmaus (Säugeth.), auch Ramsratte, Cercomys *Fr.*, *Cuv.*, Gatt. der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuse und der Zunft der Wühlmäuse nach Oken. Charakter: Vorderzähne einfach, die obern entstehen ob dem ersten Backenzahn; Backenzähne allenthalben 4, alle fast von gleicher Größe, die Krone beinahe kreisförmig, seitlich mit einer Ausschweifung; die Oberfläche bildet drei Ellipsen, welche mit Schmelzleisten umgeben sind. Die Ausschweifung ist in der obern Lade inwendig. Das Foramen infra orbitale ist groß. Die vordern Extremitäten sind bedeutend kürzer, als die hintern,

und haben 4 Zehen mit einer benagelten Daumwarze, die hintern Füße sind fünfzehig, die 3 mittlern sind viel länger, die Nägel zusammengedrückt, krumm und spitzig zum Klettern geschickt. Der Schwanz sehr lang und schuppig, nackt. Die Augen groß und vorstehend, die Ohren groß, der Mund klein, die Oberlippe gespalten. Einzige Art: Cercomys cunicularius *Fr.*, *Cuv.*, Mammif., T. V, brasilische S. Die obern Theile sind dunkelbraun; die Wollhaare sind an der Wurzel grau, an der Spitze fahl; die vielen längern Stachelhaare sind schwarz mit dunkler Spitze, wodurch die braune Farbe hervorgebracht wird; die Wangen und Körperseiten sind blasser. Die Kinnladen und die untern Theile sind weißlich. August St. Hilaire brachte diese Maus aus der Provinz Minas aus Brasilien. Von der Größe der Wanderratte.

Schwanzmeise (Ornith.), s. v. a. Parus caudatus *L.*

Schwanzmeister, s. Rammen.

Schwanzmesser, die starke u. große Klinge mit 3elligem Stiele, womit man dem Walfische den Schwanz abschneidet.

Schwanzmetze, am Schwanzriemen des Pferdegeschirrs der Ring von zusammengewickeltem Leder, durch den der Schweif des Pferdes gesteckt wird.

Schwanzmonade (Zooph.), Bodo *Ehrenb.*, Gatt. der Infusoria Polygastrica Monadina *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Monaden mit einem schwanzartigen Anhang am Körper. Sie sind augenlos und bilden Gesellschaftsvereine. Sie gehören zu den kleinsten bis jetzt erkannten organischen Wesen, und bilden mit die Grenzgestalten für unsere Sehkraft. Arten: 1) Bodo saltans *Ehrenb.* Eiförmig vorn abgerundet, mit kurzem Schwänzchen. Mit Monas termo und crepusculum die kleinsten bis jetzt erkannten Thiere, nur $\frac{1}{3000}$ einer Linie lang. Oft leben viele Millionen in einem einzigen Tropfen Wasser. Ihre rasche, hüpfende Bewegung, welche zumal bei jedem Anstoße an etwas Fremdes zu erfolgen scheint, charakterisirt sie deutlich. Ehrenberg sah trotz ihrer Kleinheit ihr Inneres mit Pünktchen von Indigo gefärbt. Ehrenb., Infus., T. 11, F. 17. — 2) Bodo socialis *Ehrenberg.* Findet sich oft in stehendem Brunnenwasser und Aufgüssen, und bildet gespreizte Gruppen. Es ist eiförmig mit langem Schwänzchen und bisweilen mit den Samenthierchen verwechselt worden.

Schwanzmühle, s. Holländerin.

Schwanzperücken, s. v. a. Zopfperücken, s. Perücke.

Schwanzpfeffer (pharm. Bot.), s. v. a. Cubebae, s. Piper Cubeba *L. fil.*

Schwanzquaste (Säugeth.), s. v. a. der Büschel längerer Haare, welcher sich bei vielen Säugthieren (Affen, Raubthiere, Nager, Pachyderme, Wiederkäuer) am Ende des sonst kurzbehaarten Schwanzes findet.

Schwanzriegel, s. Laffete.

Schwanzriemen, s. Geschirr 6).

Schwanzring, 1) der Eisenring um das hintere Ende des Schwanzhammer-Stieles, wo der Zieharm ihn packt; — 2) überhaupt der um den Stiel anderer Hämmer gelegte Ring, um den Hämmern Dauer zu geben.

Schwanzsäge, Säge mit einem 10 Zoll langen Blatt in einem hölzernen Griffe, dient dem Orgelbauer zum Herausschneiden kleiner Stücke aus den Pfeifen.

Schwanzschild (foss. Krustac.), s. v. a. das Pygidium der Trilobiten, s. Paläadä.

Schwanzschilder (Amphib.), s. v. a. die hornigen paarigen und unpaarigen Schienen, welche die Unterseite des Schwanzes bei den Schlangen bedecken; s. Ophidia.

Schwanzschlacken, Schlacken, die beim Abstechen des Hochofens den Schwanz des Eisens begleiten und noch so viel Eisentheile enthalten, daß sie wieder zu Gute gemacht werden.

Schwanzschnur, s. v. a. Rahmenschnur.

Schwanzschraube, s. Büchsenmacherkunst, S. 717.

Schwanzstachel (Säugeth.), s. v. a. die hornige, in der Schwanzquaste verborgene Schwanzspitze des Löwen, Felis Leo.

Schwanzstück, 1) beim Rindvieh ein Stück Fleisch vom Rückgrate gleich über dem Schwanze; — 2) ein Stück vom Schwanze oder mit dem Schwanze; — 3) bei Windbüchsen der Theil des Laufes, der die Stelle der Schwanzschraube vertritt.

Schwanztau, s. v. a. Rammtau.

Schwanzthierchen (Zoophyt.), Infusoriengatt., s. v. a. Cercaria *Müll.*

Schwanzwagen, s. Wagen.

Schwanzwanze (Entom.), Wanzengatt., s. v. a. Ranatra *Fabr.*

Schwanzwespe (Entom.), Schlupfwespengatt., s. v. a. Pimpla *Fabr.*

Schwanzwespen (Entom.), nach Oken, die erste Zunft der Immen mit den Sippschaften der Schlupfwespen, der Gallwespen und der Sägwespen.

Schwanzwirbel (Zool.), s. v. a. die Wirbel, welche bei allen Wirbelthieren die Stütze oder das Knochengerüst des Schwanzes bilden. Zu ihnen gehören alle Wirbel, die hinter dem Kreuzbein folgen. Bei den Vögeln finden sich immer nur 7 S., bei den übrigen Wirbelthieren ist ihre Zahl unbestimmt. S. Schwanz 1).

Schwanzwurzel (Zool.), s. v. a. derjenige Theil des Schwanzes, der die Verbindung zwischen diesem und dem Rumpfe herstellt. S. Schwanz 1).

Schwappach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-S.), R.-B. Unterfranken und Asch., Herrschaftsger. Sulzheim; Schloß, Mühlen und Sandsteinbruch; 410 Einw.; — 2) (Unter-S.), das.; Schloß, Mühlen; 210 Einw.

Schwappung (Schwappen, Med.), s. v. a. Fluktuation.

Schwara, Dorf, s. v. a. Schwaara.

Schwaren, kupferne Scheidemünze in Bremen und Oldenburg, $\frac{1}{5}$ des Grots oder $\frac{1}{360}$ des Thalers.

Schwarenschaft, der Sprengel eines Deich-, Siel- oder Wassergeschworenen.

Schwaretz (Schwarec, Sjwarzecz), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Pernstein; 2 Mühlen; 200 Einw.

Schwarm, 1) ein ordnungsloser Haufen lebendiger Dinge, die ein verworrenes Geräusch machen; — 2) s. v. a. Bienenschwarm; — 3) (Jagdw.), fremdartige Witterung, durch die der Hund von der Fährte abgelenkt wird.

Schwarme, hannöv. Pfarrdorf, Unterhoya, Amt Westen; 1000 Einw.

Schwarmitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; Ziegelei, Oel- und Windmühle; 770 Einw.

Schwarmmaus (Säugeth.), s. v. a. Lemming, Lemnus norvegicus *Desm.*

Schwarmsack, s. v. a. Bienenfasser.

Schwarmstedt, hannöv. Pfarrdorf, Lüneburg, Amt Bissendorf; 5 Güter, Steuerreceptur; 530 Einw.

Schwarno, 1266 König von Galizien (s. d.).

Schwaroszin, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 160 Einw.

Schwarpeln, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen; 190 Einw.

Schwartau (Geogr.), 1) oldenburg. Amt, Fürstenthum Lübeck; umfaßt 5 Kirchspiele und 8920 Einw.; — 2) Amtsort und Marktflecken das.; am gleichn. Fluß und an der Trave; 1350 Einw.

Schwartbuck, holstein. Df., Gut Schmool; 340 Einw.

Schwarte, 1) die dicke harte Haut an Menschen und Thieren; — 2) besonders die Haut der Schweine; — 3) s. Dachs; — 4) ein Fell, das bei Tödtung des Thieres so vom Blute verunreinigt worden ist, daß es als Pelzwerk unbrauchbar ist; — 5) ein altes Buch, besonders wenn es in Schweinsleder eingebunden ist; — 6) s. v. a. Eckbret, vgl. Schneidemühle; — 7) (Hüttenwesen), die Kruste auf dem Werk in Treiböfen, wenn es entweder viel After enthält, oder die Hitze zu gering ist; — 8) (Bergb.), grüne S., s. v. a. Rasen; man verschießt mit S., wenn man sie im rolligen Gebirge hinter Thürstöcken oder über Kappen einzwängt, damit jenes nicht verstürze; man verblendet damit, wenn man reife Anbrüche damit überdeckt, um sie Andern nicht bekannt werden zu lassen.

Schwarte des Kopfes (Anat.), s. Aponeurotische Haube.

Schwartenmagen, ein mit würflig geschnittenem Speck und Schwarte (Schweinshaut), geriebener Semmel, Schweinsblut rc. gefüllter und geräucherter Schweinsmagen. Auf dieselbe Weise wird die Schwartenwurst bereitet.

Schwartenpfähle, **Schwartenhölzer**, s. Thürgerüst, vergl. Bergbau.

Schwartenseite, Bret, dessen Schnitt nicht durch den Kern des Baumes geht.

Schwartenwurst, s. Schwartenmagen.

Schwartig, vom Leder, s. v. a. Hornig.

Schwartow (Geogr.), 1) mecklenb.-schwer. Hof, wendischer Kreis, Amt Boitzenburg; 120 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 120 Einw.; — b) das., Kr. Lauenburg-Bütow; 240 Einw.

Schwartowke, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; 110 Einw.

Schwartsjö, Schloß, s. v. a. Svartsjö.

Schwartze (Biogr.), 1) Gotth. Wilh., geb. 1787 zu Weißenfels, wurde praktischer Arzt zu Leipzig und seit 1827 Professor an der dortigen Universität. Schrieb: Pharmakologische Tabellen, Leipzig 1819—25, 2 Bde.; 2. Aufl., 1833—39; — De belladonna scarlatinae praesidio, das. 1827; — Heilquellenlehre, das. 1838, Fol. — Gab heraus: Ebermaiers pharmakognostische Tabellen, das. 1827, 5. Aufl. — 2) Moritz Gotthilf, des Vorigen Bruder, geboren zu Weißenfels 1802, wurde zu Leipzig der Hauslehrer des Prinzen Emil von Schleswig, begleitete 1828 die jungen Grafen Grabowski und habilitirte sich 1832 zu Berlin. Schrieb: Prolegg. in religionem veterum Aegypt., Berlin 1832; — Das alte Aegypten, Leipzig 1843. — Gab heraus: Das koptische Psalterium, das. 1843.

Schwarve (Schwarwe), im Hannöverischen s. v. a. Butterbüchse.

Schwarz, 1) s. Farben und Farbstoffe; — 2) (Herald.), in Wappen Bezeichnung von Traurigkeit, Einfalt, Treue, Klugheit rc.; Schwarzgelb (Tanned) kommt in einigen englischen Wappen als besondere Tinktur vor; — 3) (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. niger. — Schwarzbraun, s. v. a. Pullus. — Schwarzgrün, s. v. a. Atrovirens. — Schwarzroth, s. v. a. Atropurpureus. — 4) Von Eisenwaaren, wenn sie nicht verzinnt oder nicht mit der Feile polirt sind; — 5) s. v. a. dunkelfarbig; — 6) nicht so hell, als etwas Anderes derselben Art, z. B. schwarzes Mehl, schwarzes Brod, schwarzes Papier rc.; — 7) von der Haut des Menschen, wenn sie von der Sonne gebräunt ist, oder überhaupt etwas ins Braune fällt; — 8) s. v. a. schmutzig, besonders von der Wäsche; — 9) schwarz werden, von der Küpe, s. Färbekunst; — 10) von einer Blöße oder Lichtung, wenn das junge Holz auf derselben mehr heranwächst; — 11) s. Skat; — 12) (Weinb.), Art Weintrauben, s. v. a. Abend 3); — 13) s. v. a. betrunken; — 14) sprüchwörtlich: Jemanden schwarz machen, ihn verleumden; bei Jemandem schwarz seyn od. schwarz angeschrieben seyn, bei ihm in Ungunst stehen; S. auf Weiß haben, etwas schriftlich haben.

Schwarz (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Ldgr. Alsfeld; Forsthaus, 2 Mühlen; 600 Einw.; — 2) mecklenb.-schwerin. Dorf, wendischer Kreis, Amt Dobbertin, am gleichnam. See; 330 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Kalbe; Windmühle; 400 Einw.

Schwarz (Biogr.), I. Gelehrte rc.: 1) Berthold, soll eigentlich Konstantin Ancklitzen (Anklitz) geheißen haben, während Berthold sein Klostername war und der Name Schwarz ihm gegeben wurde, weil er sich viel mit chemischen Arbeiten beschäftigte und man ihn daher gemeiniglich den schwarzen Barthel nannte. Die Nachrichten über

ihn sind sehr unsicher. Viele halten ihn für den **Erfinder des Schießpulvers**, das er im Gefängnisse, wohin er, der Zauberei angeklagt, gekommen war, bei fortgesetzter Beschäftigung mit Chemie erfunden haben soll; doch scheint es ziemlich ausgemacht, daß man schon vor ihm in Deutschland das Pulver kannte, und er es vielleicht nur zuerst zu einem für den Krieg und die Jagd tauglichen Gebrauche bereiten lernte. Das Jahr der Erfindung wird auf 1330, von Einigen früher, von Andern später gesetzt. Sein Geburtsjahr ist unbekannt; der Ort seiner Geburt war Freiburg im Breisgau. Einige nennen ihn einen mainzer, Andere einen nürnberger Franciskaner; Einige lassen ihn seine Erfindung zu Goslar, Andere zu Köln machen. Vgl. S. H. **Jalotky**, Disp. de inventore pul. pyrii et bombardae, Jena 1702, 4. — 2) **Sibylla**, ausgezeichnete Dichterin des 17. Jahrhunderts, wurde 1621 in Greifswalde geboren. Es wurde ihr eine vortreffliche Erziehung zu Theil, und schon in ihrem dreizehnten Jahre machte sie lyrische Gedichte, welche nach ihrem frühen Tode († 13. Juli 1638) in ihrem Nachlasse gefunden und von S. Gerlach veröffentlicht wurden (Danzig 1650, 2 Bde., 4.). In jener Zeit hochgeschätzt, fielen sie doch in fast gänzliche Vergessenheit, bis Franz Horn im „Frauentaschenbuch für 1818" wieder auf ihren Werth aufmerksam machte. — 3) **Christian Gottlieb**, geb. 1675 zu Leisnig, kam 1704 als Tertius an die Nikolaischule zu Leipzig, wurde 1709 Professor der Beredsamkeit, der Dichtkunst und der Moral in Altorf, ward 1728 von Karl VI. in den Pfalzgrafenstand erhoben und erhielt später eine Professur der Geschichte. † 1751. Er zeichnete sich aus durch große Beredsamkeit und durch gute Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache. Schr.: De ornamentis librorum apud veteres, Leipz. 1705; — De libris plicatilibus veterum, 1717; — De varia supellectile rei librariae veterum, 1725 (n. A. von J. Ch. Leuschner, Leipz. 1756, 4.); — Schediasma de quibusdam doctrinae antiquariae capitibus, Alt. 1719, 4.; — Miscellanea politioris humanitatis, Nürnb. 1721; — Gedichte, Frankf. 1728; — Primaria quaedam documenta de origine typographiae, Alt. 1740; — Observationes ad G. H. Nieuportii compendium antiquitatum romonarum, das. 1757, 4. — Seine Lebensbeschreibung findet sich in Bruckers Pinacotheca. — 4) **Friedrich Heinrich Christian**, geb. am 30. Mai 1766 zu Gießen, bereitete sich durch Privatunterricht und durch einjährigen Besuch des Gymnasiums zu Hersfeld zur Universität vor, studirte zu Gießen Theologie, kehrte 1786 zu seinem Vater, dem Inspektor zu Alsfeld, zurück, wurde, zum Freiprediger ordinirt, hier 1788 Gehülfe seines Vaters, kam im folgenden Jahre als Pfarrer nach Dorbach bei Marburg, erhielt 1795 die zweite Predigerstelle in Echzell in der Wetterau, war seit 1798 Pfarrer in Münster bei Gießen und empfing 1804 einen Ruf als Professor der Theologie an die neuorganisirte Universität Heidelberg, wo er bis an sein Lebensende am 3. April 1837 im akademischen Lehrfache und als Vorsteher des pädagogischen Seminars thätig war. In seiner Jugend der kantischen Richtung zugethan und freisinnig, wurde er in seinem spätern Alter Mystiker, daher auch seine pädagogischen Schriften gelungener zu nennen sind, als die theologischen, welche sich freilich viel auf dem Felde der praktischen Theologie und der Moral bewegen. Seine pädagogischen Erfahrungen hatte er zum Theil in dem schon zu Dorbach angelegten, zu Münster aber erweiterten Erziehungsinstitute gewonnen. Schr.: Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittlern Stände, Jena 1792; — Religiosität wie sie seyn soll, Gießen 1793; 2. Aufl. als Katechetik, das. 1818; — Der christliche Religionslehrer und seine moralische Bestimmung, das. 1798—1800; — Die Erziehungslehre, Leipz. 1804—13; 2. Aufl. 1829—30, 4 Bde.; — Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik, Heidelb. 1805; 5., von Curtmann neu bearbeitete Aufl., 1846—47; — Die Schulen, Leipz. 1832; — Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik, Leipz. 1833—34, 2 Bde.; — Das Leben in seiner Blüthe, das. 1837. — 5) **Johann Ludwig**, verdienter Landwirth, Direktor des westpreußischen landwirthschaftlichen Vereins zu Marienwerder, Ritter des rothen Adlerordens, mehrer gelehrten Gesellschaften Ehrenmitglied, geboren 1790 in Sonkskau bei Graudenz, wo sein Vater als Gutsbesitzer lebte. Früh verwaist, wurde S., kaum 14 Jahre alt, einem Verwandten zur praktischen Erlernung der Landwirthschaft übergeben und zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten seines Gewerbes angehalten. So lernte derselbe das Mechanische des Faches in allen seinen Theilen speciell kennen und wurde in allen Manipulationen desselben wohl geübt, ohne jedoch vom Wissenschaftlichen irgend eine Kenntniß zu haben. Zum Jüngling herangereift und vermöge seines hellen Verstandes die Lücken seines Wissens in dem Fache, dem er sich gewidmet, wohl erkennend, begab er sich nach Berlin und suchte hier mit dem emsigsten Fleiße seine wissenschaftliche Ausbildung zu begründen, so daß er sich, als persönliche Verhältnisse die Rückkehr in seine Gegend erforderten, fähig fühlte, die selbstständige Bewirthschaftung einer bäuerlichen Besitzung in der marienwerder Niederung zu übernehmen. Mit einem Blicke übersah er die Mängel des in der Bewirthschaftung der Güter jener Gegend bis dahin befolgten Systems und begriff, daß ein ferneres Beharren bei demselben den Wohlstand ihrer Besitzer nimmermehr begründen könne. Wie reich die Natur auch den Boden der Weichselmarschen begabt haben mochte, Niemand hob den Schatz, der zu seinen Füßen lag, ja es hatte im Gegentheil bereits eine solche Verschlechterung der Lage der Besitzer in der Niederung um sich gegriffen, daß viele derselben ihre Verpflichtungen nicht mehr erfüllen konnten und ihre Güter dem öffentlichen Verkaufe anheim fallen sahen. Aufs Schmerzlichste hiervon ergriffen, näherte sich S. seinen Nachbarn und suchte ihnen begreiflich zu

machen, wie es nicht mehr an der Zeit sey, nach der Väter Weise zu wirthschaften; wie für die bisherigen Erzeugnisse früher offen gewesene Absatzwege verschlossen seyen; wie die bis dahin kultivirten Cerealien dem Erbaue der Handelsgewächse Platz machen müßten, da diese ihre eigentliche Heimath in den gesegneten Fluren der Weichselmarschen finden; wie auf diese Art durch eine angemessene Benutzung der unerschöpflichen Bodenkraft dieser Marschen zu einem zweckmäßigen Wirthschaftssysteme überzugehen und so nicht nur der um sich greifenden Verarmung ein Ziel zu setzen, sondern sogar der frühere, durch den Krieg, die Kornbill und Ueberschwemmungen gestörte Wohlstand wieder zurückzurufen sey. Groß waren indeß die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieser Rathschläge entgegenstellten, und bittere, mit Hohn und Spott verschärfte Zurückweisungen wurden dem jungen Manne zu Theil, dem eben seine Jugend zum Vorwurf gereichte. Aber dies Alles schlug den Muth S.s nicht nieder; willig ertrug er Spott und Hohn und wurde nicht müde, durch eigenes Beispiel und fortgesetzte dringende Anmahnung zum Bessern aufzufordern, bis es ihm gelang, bei einigen Wirthen den Anbau des Rapses in Aufnahme zu bringen. Da zog er von Hof zu Hof, führte Saat und Instrumente mit sich, unterrichtete in deren Gebrauch und lehrte die Reihenkultur des Rapses, stellte also gleich von vorn herein das Ideal auf, so daß man sagen kann, die Drillkultur sey bisher nur in der Theorie und in der Gegend, in welcher S. sie lehrte, bekannt. Ueberdies versammelte er die Landwirthe an einem Tage in der Woche, um sie in der zeitgemäßen und angemessenen Benutzung ihrer Aecker zu unterweisen. Langsam schlug endlich diese Lehre Wurzel; wenige Jahre verflossen, und hier und da bezahlte schon ein Wirth die Schulden seines Gutes; Sequestration und Subhastation hörten auf, und der Segen kehrte wieder auf die Fluren zurück, von denen er in Folge unglücklicher Ereignisse gewichen war. Erst einige solcher Erfolge bedurfte es, um die ganze marienwerder Niederung auf den Mann aufmerksam zu machen, der ihr als ein helfender Genius in tiefer Noth erschienen war. Eine neue Aera brach an; ein neuer Morgen ging auf, verschönt durch fast wunderbare, nicht mehr gehoffte Wiederkehr des Wohlstandes, durch eine um das Zweifache erhöhte Verwerthung der Grundstücke. S. blieb aber nicht bloß dabei stehen, der Niederung, in welcher er damals noch angesessen war, den Anbau einer ihr bis dahin unbekannten Pflanze zu lehren; er übte überhaupt auf die Verbreitung besserer Wirthschaftssysteme in der ganzen Provinz mächtigen Einfluß, indem er viele größere Güter auf den Wunsch ihrer Besitzer nach den Grundsätzen einer höhern Ackerkultur einrichtete; ferner konstruirte er neue Maschinen, so eine Kartoffelschneide-, eine Kleesäe- und Dreschmaschine und viele andere; er verbesserte den Räderpflug auf eine Art, die bei größerem Bekanntwerden Epoche machen muß; er führte eine neue Methode des Kartoffelbaues ein, die von nicht zu berechnenden Folgen ist. Ein so vielseitig segensreiches Wirken konnte nicht verborgen bleiben; S. wurde sehr bald in der landwirthschaftlichen Welt bekannt; die meisten landwirthschaftlichen Zeitungen gedachten seiner rühmlichst, und viele landwirthschaftliche Vereine beeiferten sich, ihm das Ehrendiplom zu übersenden. Selbst die Staatsregierung faßte seine Bemühungen ins Auge, und S. empfing als Zeichen der Anerkennung das Ritterkreuz des rothen Adlerordens. Als Schriftsteller hat S. in den von dem Vereine westpreußischer Landwirthe herausgegebenen „Landwirthschaftlichen Mittheilungen" eine vielseitige wissenschaftliche Bildung entwickelt. — 6) **Johann Karl Eduard**, geb. am 20. Juni 1802 zu Halle, besuchte erst die Realschule, dann das Waisenhaus zu Halle, studirte daselbst seit 1821 Theologie und Philologie, ertheilte einige Zeit Privatunterricht u. kam dann 1825 als Lehrer an das Pädagogium Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg. Nachdem er im folgenden Jahre Pfarrer zu Altenweddingen geworden war, warf er sich auf das gründliche Studium der schleiermacherschen Schriften und brachte es dahin, daß er 1829 als Professor der praktischen Theologie, als Superintendent und Kirchenrath nach Jena berufen wurde, wo er 1836 das Direktorium des homiletischen Seminars erhielt. Außer einzeln herausgegebenen Kanzelreden schrieb er: Predigten und kleinere geistliche Amtsreden, Jena 1837—39, 6 Hefte, und gab seit 1836 „Denkschriften" über das homiletische und katechetische Seminar heraus. — II. **Bildende Künstler**: 7) **S. von Rothenburg**, altdeutscher Maler, nach einer Tradition, welche sich an vier Bilder der ehemaligen fürstl. wallersteinschen Gallerie knüpft, jetzt in der St. Moritzkapelle (Gallerie) zu Nürnberg. Das eine, auf Goldgrund gemalt, stellt den englischen Gruß vor, das Gegenstück bildet die Anbetung der Könige. Die Geburt Christi und der Tod der hl. Jungfrau gelten ebenfalls als Werke dieses S., welcher ein Laienbruder gewesen seyn soll. Ein fünftes Bild derselben Sammlung, welches Maria mit dem Kinde von vier Heiligen umgeben vorstellt, gilt ebenfalls als ein Werk S.s. — 8) **Hans**, Briefmaler und Formschneider, lebte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Nürnberg und war vermuthlich schon um 1470 Meistersänger. Es finden sich Holzschnitte mit dem Zeichen J. S., die von ihm seyn könnten. — 9) **Hans**, Bildschnitzer von Augsburg, war in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Nürnberg thätig und ein höchst ausgezeichneter Künstler seiner Art. In der Kunstkammer zu Berlin werden ihm drei Medaillons von Holz zugeschrieben, welche vortrefflich gearbeitet sind, bei reicher und verständiger Nachahmung der Naturformen. Er goß auch Bildnisse in Erz und Blei, und fertigte mehre andere schöne Bildwerke. Todesjahr unbekannt. — 10) **Christoph**, berühmter Maler, der sich den Namen des deutschen Raphael erwarb, ohne etwas von der Innigkeit und Tiefe des großen Meisters zu besitzen. Seine früheren Lebensverhältnisse sind unbe-

kannt, auch über seinen Geburtsort und sein Geburtsjahr ist man nicht ganz einig. Wahrscheinlich ist er zu Ingolstadt oder in der Umgegend geboren, aber nicht 1550, da sich schon 1560 sein Name als Schüler Meister Melchers (Melchior Pocksperger) findet. Später begab sich der Künstler nach Italien, wo er in Venedig mit Emanuel Tedesco einer derjenigen Schüler Tizians gewesen seyn soll, die den Geschmack der venetianischen Schule nach Deutschland verpflanzten. Daß aber S. nicht Tizians Schüler seyn konnte, beweist auch der Umstand, daß er erst kurz vor dem Tode Tizians seine Lehrzeit in München erstanden haben konnte. S. erregte durch seinen Reichthum der Komposition, durch seine frische Färbung und durch Leichtigkeit der Behandlung Aufsehen, welche den Werken der früheren deutschen Schule gegenüber durch Neuheit gefiel. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland nahm ihn der Hof in München bereitwillig auf, da Herzog Wilhelm V. zur Ausschmückung der von ihm erbauten Kirche der Jesuiten guter Künstler bedurfte, und der bayerische Hofmaler S. war noch ein Jüngling, als man ihn den deutschen Raphael nannte. S. † 1597 zu München. Gemälde von ihm findet man noch in ziemlicher Anzahl. Ehedem sah man mehre im Kloster und in der Kirche der Jesuiten zu München, und in letzterer sind noch immer einige der Hauptwerke des Meisters. Von ihm ist der Engelsturz am Hochaltare. In der ehemaligen Jesuitenkirche ist auch die Kreuzigung des hl. Andreas von S., wobei ihn aber der Tod überraschte, da P. Candito das Bild vollendete. Für die Hauskapelle der Herzogin Renata zeichnete und malte er die Leidensstationen oder die 7 Fälle Christi. Die Originalzeichnungen sind in der Eremitage zu Nymphenburg. Die Gemälde, welche S. darnach ausführte, scheinen verschwunden zu seyn. In der Aula der Jesuitenschule war eine von S. gemalte Madonna, von welcher Guarinonius im „Gräuel der Verwüstung" (Ingolstadt 1610, S. 23) sagt, sie sey „nit hinnach zu machen, wie stark sich vihl ansehnliche Mahler darumen angenommen". Dies ist wahrscheinlich das Bild der heil. Jungfrau mit dem Kinde in einer himmlischen Glorie in der k. Pinakothek zu München. Daselbst sieht man auch ein etwas kleineres Bild der heil. Katharina, den vor einem Krucifix knieenden heil. Hieronymus, fast lebensgroß, ein kleines Bild der Kreuzschleppung und das Bildniß eines schwarz gekleideten Mannes im Sessel, wie ihm das von der Mutter geführte Kind Kirschen darbietet. Auch in der Gallerie zu Schleißheim sind noch Gemälde von ihm, so wie in den Kirchen Bayerns. Im k. Schlosse zu Nymphenburg war 1758 ein Bild des die Madonna malenden St. Lukas, unter welchem sich S. dargestellt hat. In der Klosterkirche daselbst sind die Leidensstationen aus der alten Franciskanerkirche zu München. In der Klosterkirche zu Fürstenfeld-Bruck ist ein sehr schönes Altarbild mit St. Sebastian, vielleicht das Gemälde aus der ehemaligen St. Sebastianskirche in München. In der Metropolitankirche zu München ist ein Ecce homo links am Altare unter dem Bogen von ihm, in der alten Residenzkapelle das Choraltarblatt mit der Himmelfahrt Mariä, im Dome zu Augsburg eine Kreuzigung, in der ehemaligen Jesuitenkirche daselbst eine Maria von Engeln umgeben, und in der fuggerschen Kapelle Christus am Kreuze. In der Kirche des heil. Martin zu Landshut ist eines der vorzüglichsten Altargemälde des Meisters, welches die Kreuzigung Christi vorstellt. Für St. Zeno zu Ingolstadt malte er im Auftrage des Herzogs Wilhelm den Tod der Maria und ihre Himmelfahrt. In der Pfarrkirche zu Eichstädt ist ein jüngstes Gericht von S., und in der oberen Pfarrkirche zu Ingolstadt sieht man die Passion, die Propheten und einige andere Bilder von ihm. Die Freskobilder, welche er an Façaden von Häusern in München ausführte, sind alle zu Grunde gegangen. Darunter rühmt Sandrart besonders den Sabinerraub, der an einem Hause an der Kaufingergasse gemalt war. In auswärtigen Gallerien ist wenig von S. zu finden. Im Belvedere zu Wien ist ein kleines Bild der Geißelung Christi. In der Gallerie zu Pommersfelden ist das höchst lebensvolle Bildniß eines im Sessel sitzenden Mannes, mit einem Knaben vor ihm. In der Tribune der florentinischen Gallerie findet sich das Porträt des Meisters, welches G. Rossi gestochen hat. G. K. Kilian stach ebenfalls das Bildniß dieses Meisters nach einem eigenhändigen Porträte. B. Weiß hat es radirt. J. Kirchmayer fertigte die Büste S.s für die bayerische Ruhmeshalle. — 11) Julius Heinrich, Architekt von Dresden, ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Künstler, fertigte viele Pläne zu Palästen und anderen Gebäuden, deren einige ausgeführt wurden. Im J. 1752 wurde ihm die Leitung des Baues der katholischen Kirche zu Dresden anvertraut, welche dann Exner vollendete, da S. erblindete. Den Plan zu dieser Kirche fertigte Chiaveri. Dann lieferte S. auch viele Zeichnungen zu Dekorationen. S. war Oberlandbaumeister und † zu Dresden 1775, im 69. Jahre. — 12) Joseph, Bildhauer, geb. zu Nikolausdorf (Nixdorf) in Böhmen um 1750, erlernte in Dresden seine Kunst und übte sie auch mehre Jahre daselbst. Er fertigte Figuren in Stein, Metall und Holz, hatte aber im Dekorationsfache noch größeren Ruf. Seine Ornamente in Holz, besonders die Laub- und Blumenverzierungen, sollen höchst täuschend der Natur nachgeahmt seyn. Um 1770 begab sich S. nach St. Petersburg und wurde daselbst an der Akademie angestellt. Auch hier arbeitete er da in Stein, Metall und Holz. Besonders bewundert wurde ein Blumenstrauß mit einem Spinnengewebe aus Holz geschnitzt. Im J. 1794 wurde er akademischer Rath und † um 1808. — 13) Karl Benjamin, Maler und Kupferstecher, geb. zu Leipzig 1757, kam in seiner Jugend als Tischlergeselle nach Paris, ward Militär und diente in Straßburg, dann in Flandern. Hier erwachte seine Vorliebe für die Architektur und während seine Kameraden in der Schenke saßen, zeichnete er Kasernen,

Arsenale, Theater, Kirchen und andere Gebäude in Canaletto's Manier. Im J. 1779 kehrte er ins Vaterland zurück, wo er unter Oeser die Akademie besuchte und bald solche Fortschritte machte, daß sein Beruf zum Künstler unzweifelhaft schien. Auf Kosten Breitkopfs unternahm er eine Reise längs der Saale, welche in 4 Blättern mit einer Beschreibung erschien. Winkler ernannte ihn zum Aufseher seines bekannten Kabinets. Er malte Prospekte, die größte Anzahl seiner Werke besteht aber in Kupferstichen in lavis- und in aberli'scher Manier. Das genaueste Verzeichniß der interessanteren Arbeiten des Meisters gibt M. Huber im Kataloge des winklerschen Kabinets. Seine Ansichten von Leipzig belaufen sich in 3 Lieferungen auf 36 Blätter, die kolorirt erschienen, Querfol. In E. Langs romantischen Gemälden von Leipzig, die 1804 zu Leipzig bei C. Tauchnitz erschienen, sind von ihm ebenfalls 24 radirte und kolorirte Blätter, Querfol. S. † 1813. — 14) Paul Wolfgang, Zeichner und Kupferstecher, 1766 zu Nürnberg geb., bildete sich seit 1785 zu Basel in Ch. von Mechels Schule, erhielt später den Titel eines herzoglich sachsen-koburg-saalfeldschen Hofkupferstechers, lebte aber fortan in Nürnberg, wo er eine Kunsthandlung gründete. In dieser erschienen zahlreiche militärische Scenen, wozu die Kriegsjahre Veranlassung gaben. Dann gab er auch verschiedene Unterrichtswerke im Zeichnen heraus, meist mit Blättern in Aquatinta, wie seine Uebungen im Thierzeichnen nach den größten Meistern, 2 Hefte, 4., malerische Ansichten für Geübtere im Naturzeichnen, ꝛc. Seine übrigen Blätter bestehen in Bildnissen, Genrestücken, historischen Darstellungen und Landschaften in Aquatinta und in Punktirmanier. Auch der Radirnadel bediente er sich. S. war Mitglied der Akademie in Nürnberg und † daselbst um 1815. — 15) G., Maler, geb. zu Berlin um 1800, war Schüler der Akademie daselbst, ging später nach St. Petersburg, wo er in Dienste des Kaisers Nikolaus trat. Er ist kaiserl. Schlachtenmaler und verpflichtet, die Manövres zu malen, denen der Kaiser beiwohnt. Seine Werke sind sehr zahlreich, da er auch Bildnisse und Genrebilder malt, aber bei steter Vorliebe für militärische Darstellungen. Scenen dieser Art malte er für den Kaiser von Rußland in großem Formate. — III. Musiker: 16) Andreas Gottlob, ausgezeichneter Fagottvirtuos des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Leipzig 1743, erwarb sich auf seinen späteren größeren Reisen einen ausgebreiteten Ruf und † als Kammermusikus der markgräflichen Kapelle zu Ansbach 1804. Als Komponist schrieb er nur ein Koncert und ein Solo. — 17) Christoph Gottlob, ältester Sohn des Vorigen und ebenfalls Fagottvirtuos, ward zu Ludwigsburg 1768 geboren, von seinem Vater gebildet und begleitete denselben auf fast allen seinen Reisen, wurde dann in London vom Prinzen von Wales als Kammermusikus engagirt, ging aber im J. 1787 wieder nach Deutschland und erhielt hier einen Ruf in die königl. Kapelle zu Berlin, wo er auch als Komponist mit mehren wohlgelungenen Sachen auftrat. Todesjahr unbekannt. — 18) Jakob, berühmter Orgelbauer, war Jesuit und lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er baute unter anderen die 25stimmige Orgel in der ehemaligen Jesuitenkirche zu Glogau. — 19) Thomas, ebenfalls berühmter Orgelbauer, war ein Böhme von Geburt und blühte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im J. 1747 baute er die 3 schönen Werke in der Hauptkirche zu St. Niklas in Prag; auch das vortreffliche Werk in der ehemaligen Jesuitenkirche zu Mariaschein verdankt ihm seine Entstehung.

Schwarza (Geogr.), 1) österreich. Fluß, Mähren; hat seine Quelle an der böhmischen Grenze und mündet nach Aufnahme der Iglawa in die Taya; — 2) Dörfer daselbst: a) (Lang-S.), Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Schrems, zwischen der Taya und der Launitz; 260 Einw.; — b) (Kurz-S.), das., Ldgr. Kirchberg am Wald, am gleichn. Fluß; 130 Einw.; — c) (Ober-S.), Steiermark, Kr. Gratz, Bez. Traß; 170 Einw.; — d) (Unter-S.), das.; 180 Einw.; — 3) preuß. Marktflecken, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Schleusingen, am gleichn. Fluß; Schloß; 1400 Einw.; — 4) sachs.-meining. Fluß, mündet in die Hasel; — 5) sachs.-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Blankenhain; 170 Einw.; — 6) schwarzburg-rudolstädtischer Fluß, entspringt am Thüringer-Wald, nimmt bei Katzhütte die Katze, bei Unter-Weißbach die Lichte, bei Blankenburg die Rinne und mehre andere Flüßchen und Bäche auf, führt goldhaltigen Sand und mündet beim gleichn. Dorfe in die Saale; — 7) Dorf daselbst, Amt Rudolstadt, am Fuße eines steilen Sandbergs und am gleichn. Fluß; Mahl- und Schneidemühle, sonst Goldwäscherei; 600 Einw.

Schwarzach (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Bühl; 1280 Einw.; hatte einst ein reiches Benediktinerkloster; — 2) Neckar-S.), Stadt das., Unterrheinkreis, Amt Neckargemünd; 600 Einw.; dabei Ruinen der gleichn. Burg; — 3) bayer. Fluß, R.-B. Mittelfranken; entspringt mit der Sulz aus einem Teiche und fällt durch die Regnitz in den Main; — 4) bayer. Dörfer: a) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Regen; 110 Einw.; — b) das., Ldgr. Bogen; Mühlen; 550 Einw.; — c) (Unter-S.), das., Ldgr. Hengersberg; Mühle; 210 Einw.; — d) R.-B. Oberpfalz u. Regensburg, Ldgr. Neumarkt, am gleichnam. Fluß (Nebenfluß der Nab); 260 Einw.; — e) das., Ldgr. Nabburg; Hammerwerk; 180 Einw.; — f) (Ober- u. Unter-S.), R.-B. Oberfranken, Ldgr. Pegnitz; Mühle; 150 Ew.; — g) das., Ldgr. Kulmbach; 240 Einw.; — h) (Ober-S.), Marktflecken, R.-B. Unterfranken und Aschaffenb., Ldgr. Gerolzhofen; Schloß, Wallfahrtskirche, Mühlen, Wein- und Obstbau; 720 Einw., worunter gegen 30 Juden; — 5) österr. Dörfer: a) Salzburg, Pfleggericht Goldegg; 190 Ew.; — b) (Böhmisch-S.), Böhmen, Kr. Klattau, Gut Muttersdorf;

140 Einw.; — c) Vorarlberg, Ldgr. Bregenz; als Gemeinde 590 Einw.

Schwarzalber (Bot.), s. v. a. Schwarzpappel, Populus nigra *L.*

Schwarzamsel (Ornith.), s. v. a. gemeine Amsel, Turdus Merula *L.*

Schwarzau (Geogr.), 1) österr. Dörfer: a) Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr. Wiener-Neustadt, am Steinfeld; 260 Einw.; — b) Steiermark, Kr. Gratz, Bez. Waldek; 240 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Provinz Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt, hart an der putziger Wyk; Vorwerk; 300 Einw.; — b) Provinz Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lüben; Schloß, Forsthaus; 380 Einw.

Schwarzbach (Geogr.), 1) kurh. Pfarrdorf, Prov. Fulda, Kr. u. Amt Hünfeld; 430 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) (Cernypotok), Böhmen, Kr. Budweis, Herrschaft Krumau; 340 Einw. Eine Viertelstunde westlich von hier ist das berühmte schwarzbacher Graphitbergwerk, mit einem Zechenhause, 3 Dampfmaschinen und einem Pferdegöpel. Das Bergwerk ist zum Theil fürstlich, zum Theil wird es von einer Gewerkschaft aus dem nächst gelegenen Dorfe Stuben betrieben; es werden jährlich 10—1200 Ctr. Graphit zu Tage gefördert, welcher seinen Absatz unter den Benennungen stubner u. schwarzbacher Graphit hauptsächlich nach England findet, wo er als Wagenschmiere und zum Schwärzen von Eisen- und andern Geräthen verwendet wird. — b) (Cerwinka), das., Mähren, Kr. Olmütz, Landgüter der Stadt Littau; 550 Einw.; — c) (Schwarzenbach), das., Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. Rottenmann; 130 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. u. Kr. Düsseldorf; 270 Einw.; — b) Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hirschberg; Schloß, Vorwerk, Mühle; 530 Einw.; — c) (wendisch Zornjm Bugcha), das., Kr. Hoyerswerda; Schloß, Vorwerk; 100 Einw.; — d) das., Kr. Lauban; Wasser- u. Sägemühle; 320 Einw.; — 4) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Leipzig, Amt Kolditz; 310 Einw.; — b) Kr. Zwickau, Amt Grünhain; Papiermühle, Ziegelvorwerk, 2 Mühlen und Sägen, Torflager, starker Flachsbau; 500 Einw.; — 5) sachsen-meining. Dörfer: a) Amt Eisfeld; Rittergut, Papiermühle, fischreicher Teich; 360 Einw.; — b) Amt Wasungen; 450 Einw.; — 6) sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. u. Amt Neustadt an der Orla; Rittergut, 2 Mühlen; 350 Einw.

Schwarzbäcker, 1) (Technol.), Bäcker, die nur Roggenbrod backen dürfen, Fastbäcker; — 2) (Ornith.), s. v. a. Töpfervogel, s. v. a. Certhia albogularis *Ill.*

Schwarzbärtchen (Ornith.), s. v. a. Leinfink, Fringilla Linaria *L.*

Schwarzbarsch (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Centropristis *Lacep.*

Schwarzbruch (Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Cyprinus Nasus *L.*

Schwarzbeere (Bot.), 1) s. v. a. gemeine Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus *L.*; — 2) s. v. a. gemeiner Hollunder, Sambucus nigra *L.*

Schwarzberg, Berg, s. Glatzer Gebirg und Riesengebirg.

Schwarzbinder, s. Böttcher.

Schwarzbirke (Bot.), s. v. a. Riechbirke, Betula pubescens *Ehrh.*

Schwarzblech, s. Eisenblech.

Schwarzblei, das beim Schmelzen des Silbererzes sich bildende Werk.

Schwarzbleierz (Min.), s. v. a. Kohlenbleispath, bes. der krystallinische (s. d.).

Schwarzbleiweiß, s. v. a. Wasserblei.

Schwarzbraun, sehr dunkles, ins Schwarze fallendes Braun.

Schwarzbraunstein (Min.), s. v. a. Philomelan (s. d.).

Schwarzbraunsteinerz (Min.), s. v. a. Schwarzmanganerz (s. d.).

Schwarzbruch, preuß. Kammereidorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 390 Einw.

Schwarzbrüstchen (Ornith.), s. v. a. Motacilla (Sylvia) Tithys *Lath.*

Schwarzbrunn, österr. böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Klein-Skal; 170 Einw. Hier entspringt aus dem sogenannten Neißbrunnen der Fluß Neisse.

Schwarzburg (Geogr.), I. ehemals reichsunmittelbare Grafschaft des obersächsischen Kreises, bestand aus 2 getrennt von einander liegenden Theilen, dem nördlichen (der Unterherrschaft) und dem südlichen (der Oberherrschaft). Beide Theile hatten einen Flächenraum von 35½ □Meilen mit 116,000 Einw. Die Grafen von S. wurden 1754 mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath in den Fürstenstand erhoben und mit dem Reichs-Erzstallmeisteramt belehnt; auch besaßen sie den Titel eines Reichsjägermeisters u. seit 1356 den eines der 4 Grafen des Reichs. Gegenwärtig bildet diese Grafschaft — II. zwei deutsche Fürstenthümer, nämlich: S.-Sondershausen und S.-Rudolstadt, und ist so getheilt, daß jedes derselben einen Theil der Ober-, so wie auch der Unterherrschaft besitzt. — 1) Zu S.-Sondershausen gehört der von preußischen, gothaischen und rudolstädtischen Gebieten begrenzte größere Theil der Unterherrschaft, 8,91 □Meilen umfassend, und der kleinere, 6,53 □Meilen haltende Theil der Oberherrschaft, welcher ebenfalls von preußischen, gothaischen und rudolstädtischen, aber auch von weimarischen und meiningenschen Landestheilen umgeben ist. Die ganze Größe des Fürstenthums beträgt 15,44 □Meilen, auf denen gegen 58,000 Einw. (33,000 im Unter- und 25,000 im Oberland) leben, so daß die Volksdichtigkeit circa 3760 auf die □Meile ausmacht. Von Gebirgen ist im Oberlande der Thüringerwald mit seinen Vorbergen, im Unterlande nur ein geringer Höhenzug, die Hainleite, zu erwähnen. Die Gewässer des Ländchens sind: die Gera, Wipfra, Ilm mit Wohlrose, Schwarza,

Wipper und Helbe. Hinsichtlich ihrer Produkte sind die beiden getrennt liegenden Landestheile sehr verschieden; während das Unterland in seinen ebenen, fruchtbaren Gauen (die theilweise der goldenen Aue angehören), begünstigt durch ein mildes Klima, neben bedeutendem Raps- und Obstbau, mehr Getreide hervorbringt, als es verbraucht, kann in den gebirgigen Gegenden des Oberlandes, wo fast durchgängig ein sehr rauhes Klima herrscht, nur der Flachs- und Kartoffelbau mit Erfolg getrieben werden; außerdem liefert aber der Thüringerwald Holz in Menge. Ein Hauptzweig der beträchtlichen Viehzucht ist die Schafzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. In den meist geschlossenen, dichten Waldungen des Oberlandes findet sich viel Wildpret, und der Bergbau auf Eisen, Braunstein und Vitriolkies liefert eine beträchtliche Ausbeute. Zu erwähnen sind noch eine Mineralquelle und eine geringe Salzquelle. — Die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Unterlandes bildet Ackerbau und Viehzucht, an einigen Orten die Leinwandweberei; auf dem Thüringerwald hingegen hat sich eine ansehnliche Industrie entwickelt, und Eisen- und Hammerwerke, Glashütten, Porzellanfabriken, Alaun- und Vitriolwerke, eine Menge Schneidemühlen, Pech- und Kienrußhütten, die Verfertigung von Holzwaaren &c. beschäftigen sehr viele Hände. Daher ist auch der Handel mit Getreide, Holz, Eisenwaaren, Porzellan, Wolle, Garn &c. sehr bedeutend, welche Gegenstände in großen Transporten ins Ausland gehen. Der vorzüglichste Handelsplatz ist Arnstadt. — Rechnungsverhältnisse, Münzen, Maße und Gewicht: Gegenwärtige und frühere Rechnungsart, wirkliche Münzen (Silbermünzen) und Zahlwerth derselben. Sondershausen und das ganze Fürstenthum rechnet seit dem 1. Januar 1851 nach Thalern zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennige. Bis zu Ende des Jahres 1840 rechnete man hier und in der Oberherrschaft (Arnstadt) noch allgemein nach Thalern zu 24 Groschen à 12 Pfennige. — Wirklich geprägte Münzen. Die früher geprägten Münzen sind bereits unter Arnstadt bemerkt worden. Die neueren, seit 1841 und nach der Münz-Konvention vom 30. Juli 1838 im 14-Thalerfuße geprägten Silbermünzen bestehen theils in Vereinsmünzen zu 2 Thalern = 3½ Gulden, theils in einigen Kurantsorten und in (zu Berlin geprägten) ganzen und halben Silbergroschen, nebst den Kupfermünzen, wie im Königreich Preußen. Vor einigen Jahren sind auch Kupfermünzen geprägt worden, und zwar in Berlin geschlagen. Man hat davon 1- und 3-Pfennigstücke von 1846. — Wechselrechtliche Verhältnisse. Die allgemeine deutsche Wechselordnung ist auch hier seit dem 1. Mai 1849 wie in Rudolstadt eingeführt worden. — Maße und Gewichte. A. Unterherrschaft (mit Sondershausen). Längenmaß: Der Werkfuß (ursprünglich der leipziger) hat 12 Zoll à 12 Linien und ist = 0,28762 Meter = 127,5 pariser Linien. Der Vermessungsfuß (ursprünglich der leipziger Werkfuß) = 0,28252 Meter = 125,24 pariser Linien. Die Ruthe hat 14 Vermessungsfuß. Bei den Forstvermessungen bedient man sich des preußischen Fußes. Die Elle soll eigentlich die leipziger seyn, enthält aber (sowohl das Exemplar des sondershäuser Magistrats, als die Maßstäbe der Kaufleute) nur 0,5617 Meter = 249 pariser Linien. — Feldmaß. Der Acker hat 120 Quadrat-Ruthen oder 23,520 Quadrat-Vermessungsfuß = 18,773 franz. Aren. Die Domänenforste werden in neuerer Zeit nach dem preußischen Feldmaße vermessen. — Brennholzmaß. Das Malter des sogenannten Forstkörpermaßes hat 64 Kubik-Werkfuß = 1,523 Kubik-Meter oder Steren. — Getreidemaß. Das Malter hat 16 Scheffel. Der Scheffel hat 4 Metzen und ist demjenigen alten nordhäuser Scheffel gleich, dessen Inhalt durch ein Rathsdekret vom Jahr 1774 bestimmt worden ist, d. i. = 45,445 Liter = 2291 pariser Kubik-Zoll. — Flüssigkeitsmaß. Die Kanne hat 2 Maß zu 2 Nösel. Das Branntwein-Nösel = 0,496 Liter = 25 paris. Kubik-Zoll. Das Bier-Nösel = 0,451 Liter = 22¾ paris. Kubik-Zoll. — Gewicht ist das ältere leipziger, wie es vor der im Mai 1837 Statt gehabten neuen Bestimmung bestand, also dem schwarzburg-rudolstädter gleich. — B. Oberherrschaft (mit Arnstadt). Die Maß- u. Gewichtsverhältnisse derselben sind unter dem Artikel Arnstadt aufgeführt. Wir bemerken hier noch das Brennholzmaß. Die Klafter hat 216 Kubikfuß = 2,84 Kub.-Meter od. Steren. — Für den Unterricht ist durch Volks- und Bürgerschulen gut gesorgt; Gymnasien mit Lehrerseminarien befinden sich zu Arnstadt und Sondershausen; Greußen hat eine lateinische Schule. Mit Ausnahme von etwa 50 Katholiken und 200 Juden bekennen sich sämmtliche Einwohner zur evangelisch-protestantischen Kirche. — Die landständische Verfassung von 1841 (bis wohin der Landesfürst ganz unumschränkt regierte) wurde am 1. Juli 1850 durch eine neue demokratische Verfassung ersetzt, in welcher die von der Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen und von dem damaligen Reichsverweser als Reichsgesetz verkündigten Grundrechte praktisch durchgeführt sind, von der aber einzelne, hauptsächlich das Kirchen- und Schulwesen betreffende Bestimmungen noch nicht in Wirksamkeit getreten sind, was wohl auch in Zukunft nicht geschehen wird. Nach derselben ist die Regierungsform des Fürstenthums die demokratisch-monarchische. Wir geben im Folgenden mit Ausschluß der grundrechtlichen Bestimmungen diese als vereinzelt in Deutschland dastehende u. der Vernichtung durch das gegenwärtig in Deutschland herrschende System entgegengehende Verfassung.

§. 49. Der Fürst ist das Oberhaupt des Staates. Er hat diejenigen Rechte der Staatsgewalt, welche ihm die Verfassung und die kraft derselben gegebenen Gesetze beilegen, auf verfassungsmäßige Weise auszuüben. Seine Person ist unverletzlich und unverantwortlich. §. 50. Die Regierungsfolge ist erblich in dem Mannesstamme des fürstlichen Hauses nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealordnung. Nach gänzlichem Erlöschen des Mannesstammes im fürstlich Schwarzburgischen Gesammthause geht die Regierung auf die weibliche Linie ohne

Unterschied des Geschlechts über, und zwar dergestalt, daß die Nähe der Verwandtschaft mit dem letztregierenden Fürsten, und bei gleichem Verwandtschaftsgrade, sowohl zwischen mehren Linien als innerhalb einer und derselben, das höhere Alter den Vorzug verschafft. Unter den Nachkommen desjenigen, welcher hiernach zur Regierung berufen ist, tritt der Vorzug des Mannesstammes mit dem Erstgeburtsrechte und der reinen Linealfolge wieder ein. Ist er bereits Oberhaupt eines andern Staats, so muß er auf Verlangen des Landtags entweder auf diese Eigenschaft oder auf die ihm angefallene Regierungsfolge verzichten. §. 51. Die rechtmäßigen Regierungshandlungen des Vorfahren verbinden den Nachfolger. §. 52. Der Fürst wird mit dem zurückgelegten einundzwanzigsten Jahre großjährig und regierungsfähig. §. 53. Ist der Fürst minderjährig, so tritt für die Dauer seiner Minderjährigkeit eine Regentschaft ein. Eine solche ist auch dann anzuordnen, wenn der Fürst zur Selbstregierung unfähig seyn sollte. Die Regentschaft kann nur einer Person übertragen werden. Die näheren Bestimmungen über die Bedingungen der Regierungsunfähigkeit, das Verfahren bei Einsetzung der Regentschaft und die zu derselben berechtigten Personen, so wie über die Erziehung des minderjährigen Fürsten bleiben einem besondern Gesetze vorbehalten. §. 54. Der Regent übt im Namen des Fürsten die Staatsgewalt, wie sie dem Fürsten selbst zusteht. Es dürfen jedoch während der Regentschaft Veränderungen der Verfassung, welche die verfassungsmäßigen Rechte des Fürsten schmälern, oder demselben neue Verpflichtungen auferlegen, nicht vorgenommen werden. §. 55. Der Fürst leistet bei seinem Regierungsantritt vor dem sofort zu berufenden Landtage folgenden Eid: Ich schwöre, die Verfassung des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen zu halten und getreulich zu schützen und in Gemäßheit derselben, so wie nach den Gesetzen zu regieren, so wahr mir Gott helfe. Dieser Eid wird dem Fürsten von dem Präsidenten des Landtags abgenommen. Wird der Landtag innerhalb acht Tagen vom Regierungsantritte an nicht berufen, so tritt er mit Ablauf dieser Frist aus eigener Macht zusammen. Vor der Ablegung des obigen Eides ist der Fürst zur Ausübung der Regierung nicht befugt. In der Zwischenzeit werden die verfassungsmäßigen Rechte desselben von dem Ministerium mit Verantwortlichkeit ausgeübt. Diese Bestimmungen kommen auch bei dem Eintritt einer Regentschaft zur Anwendung. §. 56 Der Fürst darf den Sitz der Staatsregierung — dringende Nothfälle wegen Kriegs oder Aufruhrs ausgenommen — nicht aus dem Staatsgebiet verlegen. Der selbst regierende Fürst darf seinen Wohnsitz nicht außerhalb Landes nehmen. Auch kann er nur mit Zustimmung des Landtags in auswärtige Staatsdienste treten oder darin verbleiben. Dieser Paragraph gilt auch gleichmäßig von der Regentschaft. §. 57. Wenn der Erbprinz außer Landes erzogen wird, oder wenn er einen dauernden Aufenthalt außer Landes nimmt, so sind die Motive hierzu dem Landtage zur Kenntnißnahme und Begutachtung vorzulegen. §. 58. Für Fälle vorübergehender Abwesenheit des Fürsten aus dem Fürstenthume hat derselbe das Recht, und bei Abwesenheit über vier Wochen auch die Pflicht, eine Stellvertretung anzuordnen. Dieselbe ist entweder einer zur Uebernahme der Regentschaft fähigen Person, oder dem Chef des Ministeriums oder in dessen Verhinderung einem andern verantwortlichen Mitgliede des letzteren aufzutragen. §. 59. Der Fürst hat die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit dem Landtage. §. 60. Der Fürst vertritt das Fürstenthum nach Außen, und schließt Verträge mit andern Staaten. Zu ihrer Gültigkeit bedürfen solche Verträge der Zustimmung oder Genehmigung des Landtags in so weit, als sie Bestimmungen enthalten, welche von der Regierung nicht ohne Einwilligung des Landtags getroffen werden können. §. 61. Die vollziehende Gewalt steht dem Fürsten allein zu. Er erläßt die zu Vollziehung der Gesetze erforderlichen Verordnungen und leitet und überwacht die gesammte Landesverwaltung. §. 62. Dem Fürsten gebührt die Besetzung aller Staatsämter. Er hat aber vor jeder Anstellung, die der Mitglieder des Ministeriums ausgenommen, das Gutachten des Letzteren zu hören. §. 63. Dem Fürsten steht die Verfügung über die bewaffnete Macht in dem Umfange zu, in welchem sie nach der Reichsverfassung den Einzelstaaten überlassen bleibt. Die bewaffnete Macht darf jedoch für Zwecke der inneren Ordnung und Sicherheit nur auf Antrag der zuständigen Verwaltungs- oder Gerichtsbehörden einschreiten. Die Verhältnisse der Bürgerwehr werden durch ein Gesetz geregelt. §. 64 Der Fürst übt das Münzrecht nach Maßgabe der Gesetze. §. 65. Von dem Fürsten hängt die Ertheilung von Dispensationen ab, so weit dieselben nach den Gesetzen zulässig sind. §. 66. Der Fürst hat das Recht der Begnadigung. Zu Gunsten von Staatsbeamten, gegen welche eine Anklage durch den Landtag oder auf dessen Antrag erhoben worden ist, kann dieses Recht nur mit Zustimmung des Landtags ausgeübt werden. §. 67. Alle Verfügungen des Fürsten in Staatsangelegenheiten bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigstens eines Mitglieds des Ministeriums. §. 68. Das Kammergut bleibt ein immerwährendes, und — so weit nicht rücksichtlich einzelner Bestandtheile eine in dem früheren Familienrecht begründete Ausnahme nachgewiesen werden kann, — nach der Regierungsfolge forterbendes Fideicommiß des fürstlichen Hauses. Dasselbe muß unbeschadet nothwendiger oder nützlicher Veränderungen mit einzelnen Bestandtheilen seinem Werth nach unvermindert erhalten werden. Die Verwaltung und Nutzung des Kammerguts soll aber, mit Ausschluß der zu unmittelbarer Benutzung des fürstlichen Hauses bestimmten Bestandtheile auf die Dauer der Selbstständigkeit des Fürstenthums nach Vereinbarung einer dem Fürsten zu gewährenden Civilliste, aus welcher alle Bedürfnisse des fürstlichen Hauses und Hofes zu bestreiten sind, unwiderruflich dem Staate überlassen werden. Die näheren Bestimmungen hierüber bleiben einem besondern Gesetze vorbehalten. §. 69. Unter dem Fürsten werden sämmtliche Regierungsgeschäfte durch ein Ministerium geleitet. §. 70. Der Fürst ernennt und entläßt die Mitglieder des Ministeriums nach eigener Entschließung. Die desfallsigen Verfügungen bedürfen der Gegenzeichnung, in sofern sie die Gewährung eines Einkommens aus der Staatskasse zur Folge haben oder haben können. §. 71. Die Mitglieder des Ministeriums sind für alle Handlungen in ihrer Amtsführung, so wie für die Unterlassung ihrer Obliegenheiten verantwortlich. Die Verantwortlichkeit für die Verfügungen des Fürsten trifft zunächst diejenigen Mitglieder, welche dieselben mitunterzeichnet haben. Die näheren Bestimmungen bleiben einem besondern Gesetze vorbehalten. §. 72. Kein Mitglied des fürstlichen Hauses kann Mitglied des Ministeriums seyn. Der Erbprinz kann jedoch nach zurückgelegtem 18. Lebensjahre an den Berathungen des Ministeriums Theil nehmen. §. 73. Unter dem Ministerium stehen alle Landesbehörden. Dasselbe ist berechtigt und verpflichtet, darüber zu wachen, daß die Behörden in allen Zweigen der Verwaltung verfassungs- und gesetzmäßig handeln. §. 74. Die Staatsverwaltung soll dergestalt neu organisirt werden, daß die Mittelbehörden wegfallen, und die für die einzelnen Bezirke, in welche das Land zu theilen ist, zu bestellenden Behörden unmittelbar unter dem Ministerium stehen. §. 75. An der Bezirksverwaltung sollen künftig die Bezirksangehörigen durch von ihnen auf bestimmte Zeit gewählte Vertreter Theil nehmen. Die deshalb erforderlichen näheren Vorschriften bleiben einem besondern Gesetze vorbehalten. §. 76. Der Landtag vertritt die Gesammtheit des Volkes und hat die ihm in dieser Verfassung beigelegten Rechte. §. 77. Der Landtag besteht aus achtzehn Abgeordneten, welche von den stimmfähigen Staatsbürgern nach dem Verhältniß der Einwohnerzahl der einzelnen Wahlbezirke unmittelbar gewählt werden. §. 78. Die Wahl der Abgeordneten erfolgt jedes Mal auf eine Finanzperiode von vier Jahren. Im Fall einer Auflösung des Landtags werden die neuen Wahlen nur für den Ueberrest der laufenden Finanzperiode vorgenommen, es müßte denn bei der Auflösung bereits die zweite Hälfte derselben eingetreten seyn, in welchem Falle die Wahlen auch für die folgende Finanzperiode gelten. §. 79. Wähler ist jeder Staatsangehörige männlichen Geschlechts, welcher unbescholten ist und das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Ausgeschlossen sind jedoch: 1) Personen, welche unter Alters- oder Zustands-Vormundschaft stehen; 2) Personen, über deren Vermögen Konkurs oder Fallitzustand gerichtlich eröffnet worden ist, und zwar während der Dauer dieses Konkurs- oder Fallitverfahrens; 3) Personen, welche eine Armenunterstützung aus Staats- oder Gemeindemitteln beziehen, oder mit Zurückerstattung des Empfangenen in Rückstand verblieben sind. §. 80. Als bescholten, also von der Berechtigung zum Wählen ausgeschlossen, sollen angesehen werden Personen, denen durch rechtskräftiges Erkenntniß entweder unmittelbar oder mittelbar der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist, sofern sie in diese Rechte nicht wieder eingesetzt worden sind. Ueber die Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte wegen begangener Verbrechen wird ein besonderes Gesetz erlassen werden. §. 81. Des Rechts zu wählen soll unbeschadet der sonst verwirkten Strafen für eine Zeit von vier bis zwölf Jahren durch strafgerichtliches Erkenntniß verlustig erklärt werden, wer bei den Wahlen Stimmen erkauft, seine Stimme verkauft, oder mehr als einmal bei der für einen und denselben Zweck bestimmten Wahl seine Stimme abgegeben, oder zur Einwirkung auf die Wahl überhaupt gesetzlich unzulässige Mittel angewendet hat. §. 82. Zum Abgeordneten wählbar ist jeder Wahlberechtigte, der seit mindestens drei Jahren dem Staate angehört hat. Erstandene oder durch Begnadigung erlassene Strafe wegen politischer Verbrechen schließt von der Wahl in den Landtag nicht aus. §. 83. Die Wahl abzulehnen, und das bereits übernommene Amt eines Abgeordneten niederzulegen, steht jedem frei. §. 84. Personen, die ein öffentliches Amt bekleiden, bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Landtag. §. 85. Wenn ein Abgeordneter von der Staatsregierung oder dem fürstlichen Hofe ein Amt erhält, oder von einem vor der Wahl bekleideten Amte zu einer höhern oder bessern Stelle befördert wird, oder auch nur eine nicht auf gesetzlicher Vorschrift beruhende Gehaltsvermehrung annimmt, so erlöscht dadurch seine Eigenschaft als Abgeordneter. Er kann jedoch bei der hierdurch bedingten neuen Wahl wieder gewählt werden. §. 86. Die Ab-

grenzung der einzelnen Wahlkreise, so wie die Bestimmungen über das Wahlverfahren bleiben einem besonderen Gesetze vorbehalten. §. 87. Ueber die Gültigkeit der Wahlen hat nur der Landtag zu entscheiden. §. 88. Der Fürst verordnet die Zusammenkunft des Landtags regelmäßig im zweiten und vierten Jahre jeder Finanzperiode, und außerdem so oft es die Umstände erheischen. §. 89. Der Fürst bestimmt den Ort der Zusammenkunft. Dieser darf jedoch, die im §. 56. bezeichneten Nothfälle ausgenommen, nicht außerhalb des Fürstenthums liegen. §. 90. Der Fürst eröffnet und schließt den Landtag entweder in eigener Person oder durch einen besonders dazu Bevollmächtigten. §. 91. Der Fürst hat das Recht, den Landtag zu vertagen und aufzulösen. Die Gründe der Vertagung oder Auflösung sind dem Landtage mitzutheilen. §. 92. Jeder Landtag darf ohne seine Zustimmung nur ein Mal und nicht länger als auf dreißig Tage vertagt werden. Nach Ablauf dieser oder der verabredeten Frist tritt der Landtag aus eigener Macht wieder zusammen. §. 93. Im Fall einer Auflösung muß die Anordnung neuer Wahlen binnen drei Tagen nach der Auflösung erfolgen. Die Frist zur Eröffnung des neugewählten Landtags darf nicht über neunzig Tage nach erfolgter Auflösung ausgedehnt werden. Nach vergeblichem Ablauf dieser Frist tritt der neugewählte, oder, falls die neuen Wahlen eine zur Beschlußfähigkeit des Landtags erforderliche Anzahl von Abgeordneten nicht ergeben haben oder ganz unterblieben sind, der zuletzt versammelt gewesene Landtag aus eigner Macht zusammen. §. 94. Ohne Einberufung von Seiten des Fürsten darf sich der Landtag nur in den durchs Gesetz bestimmten Fällen versammeln. Nach der Vertagung, dem Schluß oder der Auflösung darf er nicht versammelt bleiben. Alle Verhandlungen und Beschlüsse einer unbefugt zusammengetretenen oder zusammengebliebenen Abgeordneten-Versammlung sind nichtig. §. 95. Die Abgeordneten haben sich als Vertreter des ganzen Volks anzusehen, und auf dem Landtage nur nach ihrer Ueberzeugung zu stimmen. Sie sind an Aufträge oder Instruktionen nicht gebunden. §. 96. Jeder Abgeordnete hat bei seinem ersten Eintritt in den Landtag folgenden Eid zu leisten: „Ich schwöre, die Verfassung getreulich zu beobachten und aufrecht zu erhalten, so wahr mir Gott helfe." Abgeordnete, welche durch Wiedererwählung wieder eintreten, werden unter Verweisung auf den früher abgelegten Eid mittelst Handschlags verpflichtet. §. 97. Kein Mitglied des Landtags darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufs gethanen Aeußerungen gerichtlich od. disciplinarisch verfolgt, oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden. Wegen eines durch solche Aeußerungen etwa begangenen Verbrechens oder Vergehens kann der Landtag seine Mißbilligung aussprechen, oder den Fall zur strafrechtlichen Erledigung an den zuständigen Richter verweisen. §. 98. Kein Abgeordneter darf während der Dauer eines Landtags ohne Zustimmung desselben verhaftet oder in strafrechtliche Untersuchung gezogen werden, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That. In diesem letzteren Falle ist dem Landtage von der erfolgten Verhaftung oder Untersuchung unter Angabe des Grundes sofort Kenntniß zu geben. Dieser ist befugt, die Aufhebung der Haft oder Untersuchung bis zum Schlusse der Zusammenkunft zu beschließen. Dieselbe Befugniß steht ihm in Betreff einer Verhaftung oder Untersuchung zu, welche über einen Abgeordneten vor Eröffnung des Landtags bereits verhängt gewesen ist. Das Ministerium hat die desfallsigen Beschlüsse, welche von allen Behörden befolgt werden müssen, sofort auszuführen. Die obigen Bestimmungen gelten auch für den Landtagsausschuß und dessen Mitglieder. §. 99. Die Abgeordneten erhalten aus der Staatskasse Reisekosten und Tagegelder nach Maßgabe der Geschäftsordnung. Ein Verzicht hierauf ist unstatthaft. §. 100. Der Landtag übt die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit dem Fürsten aus. Gesetze können, in sofern nicht nach §. 104, 107 eine Ausnahme Statt findet, nur in Uebereinstimmung des Fürsten und des Landtags gegeben, aufgehoben, geändert oder authentisch ausgelegt werden. §. 101. Das Recht, Gesetze vorzuschlagen, steht sowohl dem Fürsten als dem Landtage zu. §. 102. Zu Gesetzentwürfen, die von dem Fürsten an den Landtag gelangen, kann der Letztere Abänderungen oder Zusätze in Antrag bringen. §. 103. Werden von dem Fürsten solche Abänderungen oder Zusätze entweder gar nicht oder nur theilweise genehmigt, so muß der Landtag den Gesetzentwurf in der ihm wieder vorgelegten Fassung entweder ganz ablehnen oder unverändert annehmen. §. 104. Ein von dem Landtage eingebrachter Gesetzentwurf darf während derselben Zusammenkunft nicht wieder vorgelegt werden, wenn der Füest denselben abgelehnt hat. Wird auf dem darauf folgenden Landtage ein solcher Gesetzentwurf von der Abgeordneten-Versammlung wieder angenommen, so hat der Fürst denselben entweder zu genehmigen oder den Landtag aufzulösen. Beschließt aber im letzteren Falle der neugewählte Landtag während der ersten Zusammenkunft die unveränderte Annahme des Gesetzentwurfs mit einer Mehrheit von wenigstens zwei Drittheilen der nach §. 77 zu wählenden Abgeordneten, so muß derselbe binnen der im §. 108 bestimmten Frist vom Fürsten als Gesetz verkündigt werden. §. 105. Die im zweiten und dritten Satze des §. 104 enthaltenen Bestimmungen finden jedoch keine Anwendung auf Gesetze, durch welche das verfassungsmäßige Rechtsverhältniß des Fürsten geändert werden soll. Solche Gesetze können nur nach Uebereinstimmung des Fürsten und des Landtags gegeben werden. §. 106. Zu einem Beschluß des Landtags, durch welchen Abänderungen der Verfassung oder Zusätze zu derselben beantragt oder zugestanden werden, bedarf es zweier Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens vierzehn Tagen liegen muß, und bei jeder der beiden Abstimmungen einer Stimmenmehrheit von mindestens zwei Drittheilen der im §. 77 bestimmten Abgeordnetenzahl. §. 107. Der Fürst kann gesetzliche Bestimmungen dann ohne Mitwirkung des Landtags erlassen, wenn dieselben durch die Umstände dringend geboten sind, und durchaus keinen Aufschub bis nach Zusammmentritt des eben nicht versammelten Landtags leiden; dieselben dürfen jedoch keine Aenderung der Verfassung enthalten, müssen mit den Beweggründen sofort nach der Verkündigung dem Landtagsausschuß mitgetheilt und auf Antrag des nächsten Landtags sofort wieder aufgehoben werden. §. 108. Der Fürst erläßt und verkündet die Gesetze mit ausdrücklichem Bezug auf die erfolgte Zustimmung des Landtags, beziehungsweise auf die nach § 107 vorliegenden Umstände. Die Verkündigung muß, in sofern nicht von dem Landtage eine längere Frist bewilligt worden ist, binnen vier Wochen nach angezeigter Zustimmung geschehen. §. 109. Durch Verkündigung der Gesetze in der im §. 108 vorgeschriebenen Form erhalten dieselben verbindliche Kraft. Entstehen Zweifel darüber, ob der Inhalt eines gehörig verkündigten Gesetzes mit den Beschlüssen des Landtags in Uebereinstimmung stehe, so hat nur Letzterer das Recht, deshalb Anträge zu machen. §. 110. Ohne Bewilligung des Landtags dürfen weder neue Steuern und andere in die Staatskasse fließenden Abgaben eingeführt, noch die bestehenden Staats-Abgaben erhöhet oder vermindert oder auch nur forterhoben werden. §. 111. Die Bewilligung der in die Staatskasse fließenden Steuern und andern Abgaben erfolgt — mit Ausnahme der Fälle, in welchen eine zu Deckung eines vorübergehenden Bedürfnisses bestimmte Abgabe nur während eines kürzeren Zeitraums Statt finden soll — jedes Mal auf eine Finanzperiode von vier Jahren. §. 112. Zu diesem Zwecke ist dem Landtag im vierten Jahre jeder Finanzperiode ein Voranschlag für die nächstfolgende Finanzperiode vorzulegen, welcher mit möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit alle Ausgaben und Einnahmen des Staats umfassen, das Bedürfniß der zu machenden Ausgaben nachweisen, die Aufbringung der Deckungsmittel begründen und mit allen zur Prüfung erforderlichen Belegen und Erläuterungen versehen seyn muß. §. 113. Nach Prüfung und Erörterung aller Bestandtheile dieses Voranschlags wird der gesammte Staatshaushaltsbedarf nebst den Deckungsmitteln vom Landtage für die nächste Finanzperiode festgestellt. §. 114. Der Landtag darf seine Genehmigung und die Deckungsmittel zu Ausgaben, welche auf reichs- oder landesverfassungsmäßigen, oder auf privatrechtlichen Verbindlichkeiten des Staats beruhen, nicht verweigern. §. 115. Um die Staatsregierung für unvorhergesehene Ereignisse mit den erforderlichen außerordentlichen Hülfsmitteln zu versehen, ist derselben bei Feststellung des Budgets ein angemessener Reservefonds zur Verfügung zu stellen. §. 116. Das festgestellte Budget bildet die Grundlage des für jede Finanzperiode zu erlassenden Finanzgesetzes. §. 117. Ist bei dem Ablauf einer Finanzperiode die neue Bewilligung in Folge einer Auflösung des Landtags oder eines sonstigen unabwendbaren Hindernisses noch nicht erfolgt, so können die bestehenden Abgaben, so weit sie nicht zu einem vorübergehenden bereits erreichten Zwecke ausgeschrieben worden sind, noch sechs Monate hindurch forterhoben werden. Diese sechs Monate werden in die neue Finanzperiode eingerechnet. §. 118. Die Staatseinkünfte dürfen nur zu den Zwecken, für welche sie bewilligt worden sind, verwendet werden. Das Ministerium hat daher auch, wenn es aus Gründen der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit Ersparnisse und Ueberschüsse in dem einen Verwaltungszweige für andere Zweige verwendet, hierüber Rechenschaft zu geben. §. 119. Die Erlassung rückständiger Staatseinkünfte an einzelne Zahlungspflichtige bleibt dem Ermessen der Staatsregierung überlassen. Jedoch sind die Grundsätze, welche letztere dabei zu befolgen hat, durch ein Gesetz festzustellen. §. 120. Zur Aufnahme neuer Staatsschulden, Ausgabe von Papiergeld und Uebernahme von Garantien zu Lasten der Staatskasse bedarf es der Zustimmung des Landtags. §. 121. Als neue Staatsschulden sind jedoch Darlehne, welche behufs der Tilgung älterer Staatsschulden aufgenommen werden, nicht zu betrachten. Auch findet die Bestimmung des §. 120 keine Anwendung auf Schulden, die durch die Annahme von Kautionen entstehen. §. 122. Die Schuldurkunden über Staatsanleihen werden von der Verwaltung der Staatshauptkasse ausgestellt. Zu ihrer Gültigkeit ist aber erforderlich, daß ihnen sowohl von Seiten des Ministeriums, als von Seiten des Landtagsausschusses eine Genehmigungsurkunde beigefügt wird.

§. 123. Eine Veräußerung des Staatsgutes kann nur mit Zustimmung des Landtags geschehen. Ausnahmsweise ist diese Zustimmung nicht erforderlich: 1) bei Veräußerungen, die als nothwendige Folgen gesetzlicher Bestimmungen oder rechtskräftiger Entscheidungen eintreten; 2) bei Veräußerungen beweglicher Sachen, zu welchen auch Aktivkapitalien zu rechnen sind, und privatrechtlicher Gerechtigkeiten; 3) zu dem Verkaufe oder Austausche von Grundstücken oder Grundstückstheilen, welche nicht über 500 Thlr. werth sind od. in entbehrlichen Gebäuden bestehen; 4) bei Abtretungen zum Zwecke der Berichtigung streitiger Grenzen. §. 124. Nach Eintritt der im §. 68 erwähnten Vereinbarung gelten die Bestimmungen der §§. 120—123 auch für die Aufnahme v. Schulden auf das Kammergut, so wie für Veräußerungen von Theilen desselben. § 125. Der Landtag hat das Recht, Vorstellungen und Beschwerden von einzelnen Staatsbürgern und Korporationen dem Ministerium oder dem Fürsten zur geeigneten Berücksichtigung vorzulegen, so wie aus eigenem Antriebe über Mängel und Mißbräuche in der Landesverwaltung und der Rechtspflege Beschwerde zu führen, und Wünsche und Anträge, die auf Beförderung der Landeswohlfahrt gerichtet sind, vorzutragen. Die Abstellung gegründet befundener Beschwerden soll ohne Verzug geschehen. Dem Landtage ist jedenfalls der Erfolg seiner Beschwerden und Anträge mitzutheilen. § 126 Der Landtag ist berechtigt, über alle Gegenstände, welche zu seinem Wirkungkreise gehören, von dem Ministerium Auskunft zu verlangen Diese kann nur dann verweigert werden, wenn sie schwebenden Verhandlungen nachtheilig seyn würde. Die Bestimmungen über die Ausübung des Interpellationsrechts der Abgeordneten bleiben der Geschäftsordnung vorbehalten. §. 127. Der Landtag ist befugt, gegen Mitglieder des Ministeriums, welche sich, sey es durch Handeln oder Unterlassen vorsätzlich oder fahrlässig einer Verletzung der Verfassung oder überhaupt ihrer Amtspflicht schuldig gemacht haben sollten, Anklage zu erheben, mögen dieselben noch im Dienste oder bereits aus demselben entlassen seyn. §. 128. Der Landtag hat das Recht, die Ansprüche der Staatskasse auf den Ersatz von Staatsgeldern, welche von dem Ministerium ohne genügende Rechtfertigung nicht bestimmungsmäßig verwendet worden seyn sollten, gegen die schuldigen Mitglieder im Wege des Civilprozesses vor Gericht geltend zu machen. §. 129. Der Landtag hat die Befugniß, gegen andere, nicht zu den Mitgliedern des Ministeriums gehörende Beamte wegen Verletzung der Verfassung oder wegen sonstiger Amtsverbrechen oder Amtsvergehen eine gerichtliche oder Disciplinar-Untersuchung durch Antrag bei dem Ministerium zu veranlassen. Dieses hat hierauf die geeigneten Schritte behufs der Einleitung der Untersuchung zu thun und den Landtag von dem Erfolg in Kenntniß zu setzen. §. 130. Der Landtag steht nur mit dem Ministerium in unmittelbarer Geschäftsbeziehung. §. 131. Jeder Landtag hat nach der Eröffnung aus seiner Mitte einen Präsidenten und einen Vicepräsidenten zu wählen. §. 132. Der Landtag hat aus den geprüften und nicht im Staatsdienste befindlichen Rechtskundigen des Landes einen Landtagssyndikus zu wählen. Derselbe ist Rechtskonsulent, Schriftführer und Archivar des Landtags und des Landtagsausschusses. Das Nähere wird durch die Geschäftsordnung bestimmt. §. 133. Petitionen und Beschwerden, welche an den Landtag von Nichtmitgliedern gerichtet werden, dürfen demselben nicht persönlich überreicht oder mündlich vorgetragen, sondern müssen dem Präsidenten schriftlich zugestellt werden. §. 134. Die Sitzungen des Landtags sind öffentlich. Sie werden ausnahmsweise geheim: 1) auf Verlangen eines Organs der Staatsregierung für Mittheilungen, deren Geheimhaltung dasselbe für nöthig erachtet; 2) auf den von wenigstens noch drei Landtagsmitgliedern unterstützten Antrag eines Abgeordneten, wenn demselben nach Entfernung der Zuhörer die Mehrzahl der Abgeordneten beistimmt. §. 135. Den Zuhörern ist keinerlei Einwirkung auf die Versammlung oder den Gang der Verhandlungen, namentlich keine Aeußerungen des Beifalls oder der Mißbilligung gestattet. §. 136. Die über die Verhandlungen des Landtags aufgenommenen Protokolle werden durch den Druck bekannt gemacht. Ausgenommen sind hiervon die Protokolle über geheime Sitzungen, in sofern deren Veröffentlichung vom Landtage nicht besonders beschlossen wird. §. 137. Die zur Beschlußnahme des Landtags vorliegenden Gegenstände sind in der Regel durch von demselben gewählte Deputationen zu prüfen, ehe sie in der Plenarversammlung des Landtags zur Berathung und Abstimmung kommen. §. 138. Die Mitglieder des Ministeriums sind berechtigt, den Sitzungen des Landtags beizuwohnen. Sie sind hierzu, so wie zur Beiwohnung bei den Deputationssitzungen verpflichtet, so oft es von dem Landtag oder den Deputationen beantragt wird. Sie müssen auf ihr Verlangen jederzeit gehört werden. §. 139. Die Mitglieder des Ministeriums sind berechtigt, zu ihrer Vertretung oder Unterstützung andere Staatsbeamte, welchen dann dieselben Befugnisse, wie ihnen selbst zustehen, in die Landtags- und Deputations-Sitzungen abzuordnen. §. 140. Der Landtag ist nur dann fähig, Beschlüsse zu fassen, wenn wenigstens zwei Dritttheile der Abgeordneten in der Sitzung gegenwärtig sind. §. 141. Die Beschlüsse des Landtags werden in allen Fällen, in welchen nicht dieses Verfassungsgesetz oder in Beziehung auf Wahlen die Geschäftsordnung ein Anderes bestimmt, durch absolute Stimmenmehrheit der anwesenden Abgeordneten gefaßt. §. 142. Ergibt sich Gleichheit der Stimmen, so ist die Diskussion und Abstimmung in einer der folgenden Sitzungen zu wiederholen. Wird auch bei dieser zweiten Abstimmung die Stimmengleichheit nicht gehoben, so gilt der Antrag für abgelehnt. §. 143. Erörterungen zum Zweck der Aufhebung eines von dem Landtage gefaßten Beschlusses dürfen während derselben Sitzungsperiode nur dann eröffnet werden, wenn der hierauf gerichtete Antrag von wenigstens sechs Mitgliedern unterstützt wird. Die Aufhebung selbst aber kann nur nach vorgängiger Prüfung der Sache durch eine Deputation mit einer Mehrheit von wenigstens zwei Dritttheilen der anwesenden Abgeordneten beschlossen werden. §. 144. Beschlüsse, durch welche der Landtag Vorlagen der Staatsregierung angenommen hat, können jedoch nur mit Zustimmung des Ministeriums zurückgenommen werden. §. 145 Erklärungen, durch welche der Landtag Anträge der Staatsregierung ablehnt, müssen die Beweggründe der Ablehnung enthalten. Dasselbe gilt von ablehnenden Erklärungen der Staatsregierung auf Anträge des Landtags. §. 146. Vor dem Schluß des Landtags sind demselben die Entschließungen des Fürsten auf die von dem Landtage gestellten Anträge mitzutheilen. §. 147. Die näheren Bestimmungen über die Geschäftsordnung werden durch ein besonderes Gesetz getroffen. §. 148. Der Präsident des Landtags und zwei von dem Letztern alsbald nach der Wahl des Präsidenten und Vicepräsidenten aus den übrigen Abgeordneten zu wählende Mitglieder bilden den stehenden **Landtagsausschuß**. Auf jedem Landtage findet eine neue Wahl der beiden Ausschußmitglieder Statt. §. 149. Im Fall einer Auflösung des Landtags bleibt der zur Zeit der Auflösung bestehende Ausschuß so lange in Wirksamkeit, bis von dem neuen Landtage eine anderweite Wahl der Ausschußmitglieder vorgenommen worden ist. §. 150. Wenn in der Zwischenzeit von einem Landtage zum andern der Präsident stirbt, seine Eigenschaft als Abgeordneter verliert oder zeitig verhindert ist, die Geschäfte zu besorgen, so rückt für ihn der Vicepräsident ein. Für jedes der beiden andern Ausschußmitglieder aber hat der Landtag für solche Fälle alsbald bei der im §. 148 erwähnten Wahl einen Stellvertreter aus seiner Mitte zu wählen. §. 151. Der Vorsitz im Ausschusse und die Leitung der Geschäfte steht dem Präsidenten und bezüglich dem Vicepräsidenten zu. §. 152. Der Landtagsausschuß hat hauptsächlich die Aufgabe, die gehörige Erhebung und bestimmungsmäßige Verwendung der Staatseinkünfte zu überwachen. §. 153. Es sind ihm deshalb jährlich die gesammten Rechnungen über den Staatshaushalt des vorhergegangenen Jahres nebst den Belegen und Revisionsverhandlungen, so wie eine Nachweisung über die Verwendung des Reservefonds und eine Rechtfertigung der Etatüberschreitungen zur Prüfung aus dem im §. 152 gegebenen Standpunkte vorzulegen § 154. Trägt der Ausschuß Bedenken, die richtige Erhebung oder bestimmungsmäßige Verwendung von Staatsgeldern oder Abweichungen vom Budget als gerechtfertigt anzuerkennen, so hat derselbe seine Bedenken dem nächsten Landtage vorzutragen. Von diesem hängt es dann ab, entweder das Verfahren der Staatsregierung zu genehmigen, oder die etwaigen Ersatzansprüche des Landes nach Maßgabe des §. 128 geltend zu machen. §. 155. Der Ausschuß ist befugt, sowohl bei dem Ministerium, als bei dem Landtage Anträge auf Verbesserungen oder auf Beseitigung etwaiger Mängel und Mißbräuche in der Finanzverwaltung zu stellen. §. 156. Dem Ausschuß liegt ob, die Genehmigungsurkunden zu den Staatsobligationen nach Prüfung der verfassungsmäßigen Zulässigkeit auszustellen. §. 157. Der Ausschuß ist befugt und verpflichtet, die Rechte des Landtags wahrzunehmen, nöthigenfalls durch Vorstellungen, Beschwerden und Verwahrungen bei der Staatsregierung und den Organen der Reichsgewalt. Auch kann er unter Darlegung der Gründe auf Einberufung des Landtags antragen. §. 158. Auf Einberufung des Landtags hat der Ausschuß jedenfalls dann sofort anzutragen, wenn er gesetzliche Verfügungen, die der Fürst nach § 107 ohne Mitwirkung des Landtags erlassen hat, mit den Rechten oder Interessen der Staatsangehörigen nicht für vereinbar hält. In Folge eines solchen Antrags muß entweder der Landtag binnen zwei Monaten zusammenberufen und eröffnet, oder die fragliche Verfügung binnen gleicher Frist außer Kraft gesetzt werden. §. 159. Der Ausschuß hat nach Auftrag des Landtags Vorarbeiten für die nächste Versammlung des Landtags zu übernehmen. § 160. Der Landtag kann dem Ausschusse im Voraus seine verfassungsmäßigen Rechte für einzelne Fälle und Geschäfte übertragen, wenn die Staatsregierung damit einverstanden ist. §. 161. Der Ausschuß hat sich behufs der Kontrolirung des Staatshaushalts, in sofern er von der Regierung nicht auf einen früheren Termin einberufen wird, alljährlich im Monat November am Sitze der Staatsregierung auf Berufung des Präsidenten zu versammeln.

Außerordentliche Einberufungen für andere Geschäfte können sowohl vom Präsidenten, als auch vom Ministerium verfügt werden. Ruft der Präsident den Ausschuß zusammen, so hat derselbe gleichzeitig dem Ministerium davon Anzeige zu machen. §. 162. Andere Geschäfte, als die Kontrolirung des Staatshaushalts, können nach dem Ermessen des Präsidenten auch ohne persönliche Zusammenkunft der Ausschußmitglieder durch schriftliche Erklärung derselben erledigt werden. Diese Bestimmung ist jedoch nicht zur Anwendung zu bringen, wenn das Ministerium eine Zusammenkunft des Ausschusses ausgeschrieben hat. §. 163. Der Landtagsausschuß faßt alle Beschlüsse durch Stimmenmehrheit. Die Sitzungen sind nicht öffentlich. Hinsichtlich der Theilnahme des Ministeriums sind die Bestimmungen der §§. 138 u. 139 maßgebend. §. 164. Der Ausschuß hat dem nächsten Landtage über seine Thätigkeit während der Zwischenzeit seit der vorhergegangenen Landtagsversammlung Bericht zu erstatten. — §. 165. Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staate aus. Die richterliche Gewalt wird im Namen des Fürsten durch die Gerichte ausgeübt. §. 166. Die Gerichte sind innerhalb der Grenzen ihrer Zuständigkeit unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen. In die ihnen vom Gesetz übertragenen Verrichtungen darf sich kein anderes Organ der Staatsgewalt mischen. §. 167. Kein Richter darf, außer durch Urtheil und Recht, von seinem Amte entfernt, oder an Rang und Gehalt beeinträchtigt werden. Suspension darf nicht ohne gerichtlichen Beschluß erfolgen. Kein Richter darf wider seinen Willen, außer durch gerichtlichen Beschluß in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und Formen, zu einer andern Stelle oder in Ruhestand versetzt werden. Den Richtern sind keine andern Staatsämter zu übertragen. §. 168. Rechtspflege und Verwaltung sollen immer getrennt und von einander unabhängig seyn. Ueber Kompetenzkonflikte zwischen den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden entscheidet ein durch das Gesetz zu bestimmender Gerichtshof. §. 169. Die Verwaltungsrechtspflege hört auf. Ueber alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. Der Polizei steht keine Strafgerichtsbarkeit zu. §. 170. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmsgerichte sollen nie Statt finden. §. 171. Es soll keinen privilegirten Gerichtsstand der Personen oder Güter geben. Die Militärgerichtsbarkeit ist auf die Aburtheilung militärischer Verbrechen und Vergehen, so wie der Militär-Disciplinarvergehen beschränkt, vorbehältlich der Bestimmungen für den Kriegsstand. §. 172. Das Gerichtsverfahren soll öffentlich und mündlich seyn. Ausnahmen von der Oeffentlichkeit bestimmt im Interesse der Sittlichkeit das Gesetz. §. 173. In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. Schwurgerichte sollen jedenfalls in schwereren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen urtheilen. §. 174. Die bürgerliche Rechtspflege soll in Sachen besonderer Berufserfahrung durch sachkundige, von den Berufsgenossen frei gewählte Richter geübt oder mitgeübt werden. §. 175. Eine vorgängige Genehmigung der Behörden ist nicht nothwendig, um öffentliche Beamte wegen ihrer amtlichen Handlungen gerichtlich zu verfolgen. §. 176. Jedem, der sich durch eine Verwaltungsmaßregel in seinen Privatrechten gekränkt glaubt, steht deshalb der Rechtsweg offen. Ein Gesetz wird die nöthigen Bestimmungen treffen, damit durch die Ausübung dieser Befugniß der freie Fortgang der Verwaltung nicht gehemmt werde. §. 177. Das Ministerium hat ein für allemal einen Fiskal zu ernennen, gegen welchen alle Klagen wider die Verwaltung des Staats- und Kammerguts und der Steuern zu richten sind. — Diese durch Vereinbarung des Landtags und des Fürsten zu Stande gekommene, am 20. December 1849 verkündigte Verfassung trat mit dem 1. Juli 1850 in Kraft.

Dem Geheimerathskollegium sind die Regierungen zu Sondershausen und Arnstadt (die unter Zuziehung von Geistlichen zugleich die Stelle der Konsistorien vertreten), die Finanzkammer zu Sondershausen und die Forstkollegien zu Sondershausen u. Gehren untergeordnet. — Gerichtsverfassung: Als erste Instanz fungiren die Aemter, Landgerichte, Stadtmagistrate u. Patrimonialgerichte, von denen die Berufung an das Landesjustizkollegium als Mittelinstanz ergeht, während in letzter Instanz seit 1846 das Oberappellationsgericht zu Jena (früher das Appellationsgericht zu Zerbst) entscheidet. Uebrigens sind hinsichtlich der Verfassung und Verwaltung in der jüngsten Zeit nach Maßgabe der neuen Verfassung manche zeitgemäße Aenderungen eingetreten. — In der Gesetzgebung gilt das gemeine sächsische und subsidiarisch das gemeine Recht, abgeändert durch einzelne Landesgesetze, die in der seit 1837, jährlich in 1 Band, erscheinende Gesetzsammlung enthalten sind. Vergl. Hellbach, Grundriß des schwarzburgischen Privatrechts, Hildburgh. 1789; — Derselbe, Handbuch des schwarzburg-sondershäusischen Privatrechts, 1822; — Schreck, Repertorium zu der Gesetzgebung von Sondershausen von 1819 — 39, Sondersh. 1841; — Buddeus, Deutsches Anwaltbuch, Lpz. 1845, S. 441 f. — Die wichtigsten, in Folge der Verfassungsänderung vom Jahr 1850 erlassenen Gesetze sind folgende: Ueber die Reorganisation der Staatsverwaltung; — Ueber die Civilliste; — Ueber den Civilstaatsdienst; — Gemeindeordnung; — Bezirksordnung; — Das neue Steuergesetz; — Das Ablösungsgesetz; — Ueber Errichtung einer Landrentenbank; — Ueber die Besoldungs- und Pensionsverhältnisse der Lehrer 2c. Vergl. noch Gesetzsammlung für das Fürstenthum S.-Sondershausen, vom Jahre 1850. — Die Landeseinkünfte werden auf 150,000 Thaler, die Ausgabe auf etwa 148,000 Thlr. angegeben, wobei die Kammereinkünfte (gegen 230,000 Thlr.) nicht mitgerechnet sind. Die landschaftliche Schuld betrug im J. 1847 202,373 Thlr., mit Einschluß von 10,331 Thlr. an Kautionen. — Militär: Das Bundeskontingent von 451 Mann (mit 226 Mann Reserve), zur Bundesreserve-Division gehörend, ist in 2 Jägerkompagnien abgetheilt. Die Uniform besteht aus grünen Waffenröcken mit rothen Achselklappen und gelben Knöpfen, grauen, im Sommer weißleinenen Beinkleidern, bayerischen Helmen mit Helmraupen und schwarzem Lederzeuge. Als Gewehre dienen perkussionirte Flinten mit Bayonnet. Feldzeichen u. Nationalfarben: weiß u. blau; Kriegsmedaille von Bronze, an weißem, mit hellblauem Rand versehenen Band befestigt. — Das Wappen besteht aus 4 Quartieren. Im 1. und 4. goldenen Quartiere der rechten Seite zeigt sich ein schwarzer Adler, wegen Arnstadt; im 2. und 3. silbernen ein rothes Hirschgeweih, wegen Sondershausen; das 1. u. 4. Quartier der linken Seite hat 4 in Roth und Silber geschachtete Reihen, wegen Hohenstein; im 2. und 3. rothen ist ein goldener gekrönter Löwe über 4 goldenen Querbalken, wegen Lauterberg; das Mittelschild enthält den kaiserlichen Reichsadler auf goldenem Grunde, wegen des Fürstenstandes; im blauen Mittelschilde zur Rechten ist ein goldener gekrönter aufgerichteter Löwe, wegen S.; das silberne Mittelschild zur Linken zeigt einen schwarzen gehenden Hirsch, wegen Klettenberg, und im goldenen Schildfuße liegt eine goldene Heugabel über einem rothen Roßkamme, wegen Leutenberg. Die 6 Helme beziehen sich theils auf die Lande, theils auf die ehemaligen Würden des schwarzburgischen Geschlechts. Kleines Wappen: ein gekrönter Löwe in Blau.

— Beide schwarzburgischen Fürstenlinien haben in dem Erb- und Successionsvertrag v. 1713 die unzertrennliche Beisammenhaltung ihrer Lande und Leute beschlossen, das Recht der Erstgeburt eingeführt, auch die Erbfolge, das Seniorat und den Rang ihrer beiden Häuser festgesetzt. — Haupt- und Residenzstadt: Sondershausen.

2) S.-Rudolstadt besteht aus dem kleinern, 3,28 □Meilen großen Theile der Unterherrschaft, der eine östliche Fortsetzung des sondershäusischen Antheils und auf der Nord-, Ost- und Südseite von preußischem und weimarischem Gebiete umgeben ist, so wie aus dem größern, 12,29 □Meilen umfassenden, von Sondershausen, Weimar, Preußen, Meiningen, Altenburg und den reußischen Landen begrenzten Theile der Oberherrschaft, welcher auf dem nördlichen Abhange des Thüringer- und Frankenwaldes liegt. Im Ganzen hält daher S.-Rudolstadt 15,57 □Meilen mit einer Bevölkerung von etwa 69,000 Seelen, wovon 15,200 auf das Unterland und 53,800 auf das Oberland kommen. — Da, wie schon erwähnt, der größere Theil des Fürstenthums in der Oberherrschaft liegt, so ist es meist gebirgig (Thüringerwald mit seinen Vorbergen); in der Unterherrschaft liegt der Kyffhäuser (s. d.) und ein Theil der Hainleite. Bewässert wird das Land von der Ilm, Saale, Loquitz mit der Sorbitz, Schwarza mit Katze, Lichte und Rinne, Wipper. — Von den Produkten des Thierreiches sind zu erwähnen: Rindvieh, Wildpret, Fische, auch Bienen; das Pflanzenreich erzeugt Getreide in geringem Maße, Oel- und Gartengewächse, viel Flachs, Kartoffeln und Holz, etwas Tabak und Wein; die reichlichste Ausbeute liefert das Mineralreich, nämlich: Kupfer, Eisen, Vitriolkies, Braunkohlen, Dachschiefer, Marmor, Alabaster, Röthel, Quader-, Mühl- und Wetzsteine, Salz- und einige Mineralquellen; sonst wurde auch Bergbau auf Silber getrieben und Gold aus der Schwarza und einigen Bächen gewaschen. Unter den Beschäftigungen und Nahrungsquellen der Bewohner nimmt nach diesen natürlichen Verhältnissen der Ackerbau (mit Ausnahme des Antheiles an der Unterherrschaft) nur eine geringe Stelle ein, wogegen aber die verschiedenen Zweige der Industrie, die eine ziemlich hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, vielen arbeitenden Händen Brod und Verdienst gewähren. Insbesondere verdienen die vielen Eisenhütten mit ihren Eisengießereien, Eisen-, Stahl- und Blechhämmern, die Glashütten und Glasperlenfabriken, die Porzellan- und Steingutfabriken rühmliche Erwähnung; ferner gibt es Blaufarbenwerke, Bleiweißfabriken, Vitriol-, Salpeter- und Potaschensiedereien, Pulvermühlen, Papiermühlen, Seilereien, Leimsiedereien und Gerbereien, Tuch- und Wollenzeuchwebereien; auch werden viel Olitäten, Essenzen, Balsame und Medicinalwaaren verfertigt. — Es wird daher in manchen Orten, z. B. in Frankenhausen, beträchtlicher Handel getrieben und kommen Holz, Salz, Wolle und einige andere Fabrikate in ansehnlichen Quantitäten zur Ausfuhr. — Rechnungsverhältnisse, Münzen, Maße und Gewichte: I. Gegenwärtige Rechnungsart, Münzen u. Zahlwerth in der Oberherrschaft. Nachdem die sogenannte Oberherrschaft des Fürstenthums S.-Rudolstadt, also die Hauptstadt inbegriffen, bis zu Ende des Jahres 1840 die Rechnung allgemein nach Thalern zu 24 Groschen à 12 Pfennige, theils in dem Zahlwerthe des 20-Guldenfußes, oder genauer genommen, nach dem Münzpatente vom 20. Oktober 1801 in dem eigentlichen Kammerfuße, der Konventions-Speciesthaler zu 33 Groschen, einem $13^{3}/_{4}$-Thaler- oder $20^{5}/_{8}$-Guldenfuß, theils im Verkehr, sonst den Speciesthaler zu 34 Groschen, also anfänglich in einem $11^{1}/_{6}$-, bald aber geringer in einem 15- und $15^{1}/_{6}$- u. einem $22^{5}/_{6}$-Thaler- oder Scheidemünzfuße geführt hatte, ward mit dem 1. Jan. 1841 die Rechnung nach Gulden zu 60 Kreuzern eingeführt, und der Kreuzer statt der gewöhnlichen Pfennige oder Heller in $^{4}/_{4}$ u. $^{8}/_{8}$ Kreuzer getheilt. Diese neu eingeführte Rechnungsweise versteht sich in dem süddeutschen Zahlwerthe des $24^{1}/_{2}$-Guldenfußes wie in München, Darmstadt, Frankfurt a. M. rc., wovon die Reduktion in anderen Währungen unter München zu finden ist. 1) Wirklich geprägte Silbermünzen im $24^{1}/_{2}$-Guldenfuße, vornehmlich nach der Münzkonvention vom 25. August 1837. a) Von groben Silbersorten. Die bekannte Vereinsmünze zu 2 Thaler oder $3^{1}/_{2}$ Gulden seit 1841. Ganz kürzlich auch Silberstücke zu 2 Gulden im $24^{1}/_{2}$-Guldenfuß, dann Stücke zu 1 und $^{1}/_{2}$ Gulden (zu 60 und 30 Kreuzer) dieser Währung. b) Von Silber-Scheidemünze: 6- und 3-Kreuzerstücke. c) Von Kupfer-Scheidemünze: Stücke zu 1 Kreuzer, zu $^{1}/_{4}$ und $^{1}/_{8}$ Kreuzer. 2) Für die Unterherrschaft wurden besonders (in Berlin) ausgeprägt: in Gemäßheit der Münzkonvention vom 30. Juli 1838 an Silberkurant und Silber-Scheidemünze (namentlich ganze und halbe Silbergroschen) wie in Preußen. — II. Gegenwärtige Rechnungsart, Münzen und deren Zahlwerth in der Unterherrschaft (Frankenhausen). Die Unterherrschaft mit der Handelsstadt Frankenhausen rechnet jetzt, wie ganz Preußen, nach Thalern zu 30 Silbergroschen in dem Zahlwerthe des 14-Thalerfußes. — Papiergeld. In Gemäßheit des Gesetzes vom 10. November 1848 wird hier unter dem 4. December 1848 eine Summe von 200,000 Thaler des 14-Thalerfußes in fürstlich schwarzburgischen Kassenbillets zu 1 Thaler im 14-Thalerfuße, in einer gewöhnlichen leipziger Buchdruckerei gedruckt und im Januar und Februar 1849 ausgegeben, die überall im Fürstenthume gleich dem baaren Gelde cirkuliren. Man will in neuerer Zeit eine bedeutende Masse solcher falschen Kassenscheine im Verkehr gefunden haben, welche einzulösen sich die Regierung weigert, obgleich sie

die Unterthanen nicht vor Annahme solcher Scheine gewarnt, überhaupt ein Zeichen, an welchem sie zu erkennen seyen, nicht angegeben hat. — Wechselrechtliche Verhältnisse. Die allgemeine deutsche Wechselordnung ist im Fürstenthume S.-Rudolstadt (Ober- und Unterherrschaft) mit dem 1. Mai 1849 in Kraft und Wirksamkeit getreten zufolge der Bekanntmachung vom 2. Januar 1849. — Maße und Gewichte des Fürstenthums. A) Oberherrschaft (mit Rudolstadt). Längenmaß, der Fuß = 0,2822 Meter = 125,098 pariser Linien. Die Ruthe hat 16 Fuß. Die Elle ist die leipziger. Bergmaß, das Lachter 88 hiesige Zoll oder $7^1/_3$ hiesige Ruthen. Feldmaß, der Acker hat 160 □Ruthen oder 40,960 □Fuß = 32,619 französische Aren. — Brennholzmaß. Die Klafter ist 6 Fuß hoch u. eben so breit. Die Scheitlänge ist zweierlei: 3 und $3^1/_2$ Fuß; demnach ist auch der Körperinhalt der Klafter ein zweifacher, und zwar: entweder bei 3 Fuß Scheitlänge 108 rudolstädter Kubikfuß = 2,427 Kubikmeter oder französische Steren; oder bei $3^1/_2$ Fuß Scheitlänge 126 rudolstädter Kubikfuß = 2,832 Steren. Getreidemaß, der Scheffel hat 8 Achtel zu 2 Metzen à 24 Nösel. — Die Maße sind in den einzelnen Orten mehrfach abweichend; Grundlage aber ist das Nösel des Trockenmaßes, welches $37^1/_2$ hiesige Kubikzoll enthält = 0,48769 Liter = 24,5855 pariser Kubikzoll. In den Rentämtern ist bei den Berechnungen besonders das Achtel gebräuchlich. Das rudolstädter Rathsachtel hat 48 Nösel und enthält also 1800 hiesige Kubikzoll = 23,41 Liter = 1180,1 pariser Kubikzoll. Der rudolstädter Rathsscheffel daher = 14.400 hiesige Kubikzoll = 187,3 Liter = 9440,8 pariser Kubikzoll. — Flüssigkeitsmaß. Der Eimer hat 72 Maß zu 2 Nösel. Das Nösel des Flüssigkeitsmaßes enthält 32,13 hiesige Kubikzoll = 0,41785 Liter = 21,0649 pariser Kubikzoll. Der Eimer also = 60,17 Liter = 3033,3 pariser Kubikzoll. Handelsgewicht, ganz wie das vor 1837 bestandene alte leipziger. — Gold- und Silbergewicht. Die Mark = $^1/_2$ des Handelspfundes, also 233,607 Gramm = 4860,4 holländische As. Sie hat die unter Berlin angezeigte Eintheilung. Beim Goldgewichte wird die Krone zur Einheit genommen. — B) Unterherrschaft (mit Frankenhausen). Längenmaß: Der Werkfuß ist gewöhnlich der rheinländische oder preußische; der Vermessungsfuß ist der leipziger; die Ruthe hat 16 Vermessungsfuß. Ellenmaß, wie Leipzig. Feldmaß, der Acker hat 160 □Ruthen oder 40.960 □Vermessungsfuß = 32,69 französische Aren. Getreidemaß, der Marktscheffel hat 12 Scheffel zu 4 Viertel à 2 Metzen à 2 Mäßchen. Das gewöhnliche Maß, der Scheffel, ist der alte nordhäuser, s. Nordhausen. Man rechnet hier in der Praxis $28^3/_4$ bis $28^1/_2$ Scheffel = 1 preußischen Wispel von 24 preuß. Scheffeln und $15^1/_2$ Scheffel circa = 1 altes erfurter Malter. — Flüssigkeitsmaß. Der Eimer hat 72 Maß zu 2 Nösel. Die Kanne hat 2 Maß oder 4 Nösel; das hiesige Maß ist ursprünglich der dresdener Kanne völlig gleich, und daher auch der hiesige Eimer mit dem dresdener Eimer vollkommen übereinstimmend. In der Praxis rechnet man aber den hiesigen Eimer mit dem preußischen Eimer gleich, obwohl der letztere reichlich 2 Proc. größer ist, als der eigentliche erstere. Handelsgewicht ganz wie Leipzig, und zwar ebenfalls wie in der Oberherrschaft das alte vor 1837 in Leipzig bestandene. In der neueren Zeit, und zwar seit 20 Jahren, bedient man sich in Frankenhausen im größeren Handel, in Folge des vielfachen Verkehrs mit den benachbarten preußischen Provinzen, häufig auch des preußischen Gewichtes. Wolle wird nach dem Stein von 22 ℔ verkauft. Rüböl wird in der Regel nach dem Centner verkauft, bisweilen aber auch noch nach der veralteten Weise nach der Tonne von 2 Centner netto; alle übrigen fetten Oele nach dem Centner. — Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Die Staatsform ist konstitutionell-monarchisch. Als Mitglied des deutschen Bundes hatte der Fürst von S.-Rudolstadt mit S.-Sondershausen, Oldenburg und den anhaltischen Häusern die 15. Stimme und im Plenum eine besondere Stimme auf dem Bundestag. Er ist souverän und besitzt in allen Theilen seines Landes die völlige Landeshoheit. Die Landstände, welche ihm seit dem 2. Januar 1816 zur Seite stehen, bestehen aus 18 durch freie Wahl zu ernennenden Vertretern, nämlich aus 6 Rittergutsbesitzern, 6 städtischen Abgeordneten und 6 sonstigen Grundeigenthümern des Landes. Die Wahl derselben gilt auf sechs Jahre, und eben so lange währt die Periode von einem Landtage zum andern, die in Rudolstadt gehalten werden. Den Landständen steht das Petitions- und Beschwerderecht zu; auch darf eine Landesschuld nicht ohne ihr Wissen kontrahirt werden. Ein Landtagsausschuß kontrolirt das Rechnungswesen. Eine Erweiterung dieser Verfassung trat im Jahre 1821 ein, bedeutendere Abänderungen derselben aber erfolgten seit dem Jahre 1848. Die Spitze der Regierung bildet das geheime Kabinet, unter welchem die Regierungen zu Rudolstadt und Frankenhausen (die mit Zuziehung von Geistlichen zugleich Konsistorien sind), die Rentkammer und das Steuerkollegium zu Rudolstadt stehen. Was die Rechtsverfassung betrifft, so bilden die Aemter, Stadtmagistrate und Patrimonialgerichte die niedern Gerichte, von denen die Berufung an die Regierungen, von diesen aber an das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Jena (früher zu Zerbst) geht. Gesetzgebung: Außer dem gemeinen sächsischen Recht subsidiarisch das gemeine deutsche Recht und verschiedene Landesgesetze; so die Prozeßordnung von 1704, mit Nachträgen, Rudolstadt 1825, und verschiedene neuere und neueste Gesetze. Landeseinkünfte: gegen 250,000 Gulden; Ausgaben: 230,000 Gulden; Landesschuld: Ende 1845 99,928 Gulden. — Das Bundeskontingent in S.-Rudolstadt betrug zeither 539 Mann, die zur Reservedivision des Bundes gehörten, und

270 Mann Reserve. Diese Mannschaft bildet 2 Kompagnien Infanterie und 1 Jägerdetachement. Uniform: Waffenröcke von grüner Farbe mit einer Reihe gelber Knöpfe; Helme nach bayerischer Art mit Raupen, graue, im Sommer weiße Beinkleider und schwarzes Lederzeug. Bewaffnung: Perkussionsgewehre mit Bayonnet und Säbel, die Jäger Büchsen und Hirschfänger. Feldzeichen, Nationalfarben und Wappen, wie S.-Sondershausen; Ehrenkriegerzeichen: ein silbernes Kreuz mit Eichenkranz für Diejenigen, welche den Feldzug von 1813—1815 mitgemacht haben; wird an hellblauem Bande mit weißem Rand getragen. Haupt- und Residenzstadt: Rudolstadt (s. d.).

Geschichte. Die ältesten Nachrichten über die Grafen von S. verlieren sich im Gebiete der Sage. Es ist dahin ihre angebliche Abstammung von Wittekind oder von den fränkischen Königen, auch die Nachricht, daß schon 728 Bonifacius einen schwarzburger Grafen, Hugo, getauft habe, zu rechnen; eben so ist auch noch ungewiß, ob sie mit den Grafen von Käfernburg gleiche Abstammung besitzen. Indessen wissen wir bestimmt, daß das Geschlecht der Grafen von S. zu den ältesten und vornehmsten Dynastengeschlechtern Thüringens und Deutschlands gehört. Mit urkundlicher Sicherheit kommen erst 1008 die beiden Brüder und „nobiles homines“ Günther und Sizo vor, welche zu jener Zeit das göllinger Kloster bei Frankenhausen mit einer Schenkung bedachten, was annehmen läßt, daß sie damals schon weit ausgebreitete Besitzungen hatten. Als Kaiser Heinrich IV. die landgräfliche Würde in Thüringen gegründet hatte, waren die Grafen von S. eines der 12 Grafengeschlechter, die unter den Landgrafen von Thüringen standen. Graf Heinrich VI. von S. wurde 1184 auf dem Reichstage zu Erfurt beim Einstürzen eines Saales erschlagen. Dieser besaß S., Blankenburg u. Königsee. Von seinen Nachkommen Heinrich XII. und Günther XII. wurden 1306 Arnstadt und die Schlösser Wachsenburg und Schwarzwald um die Summe von 1300 Mark Silber von den Grafen von Orlamünde angekauft. Das Schloß Rudolstadt war um dieselbe Zeit wahrscheinlich bei der Verheirathung der Tochter des Grafen Otto V. von Orlamünde, Elisabeth, mit Heinrich XV. von S. als Mitgift der letzteren zur schwarzburgischen Besitzung geworden, war zwar kurze Zeit wieder an Orlamünde verpfändet, wurde aber durch den Vertrag, den Heinrich XV. von S. im Jahre 1331 mit seinem Schwager Otto VII. von Orlamünde schloß, förmliches Eigenthum der Grafen von S. Mittlerweile hatte sich die gräfliche Linie gespalten und war durch Heinrich X. die blankenburgische und durch Günther IX. die wachsenburgische Hauptlinie gestiftet worden. Der Hauptstamm der letzteren erlosch wieder 1358, unbedeutende Nebenzweige derselben dauerten jedoch bis ins 16. Jahrhundert fort. Der blankenburgischen Linie gehörte Heinrich XV. an, der 1337 auf einem Zuge nach Jerusalem das Leben verlor. Dessen beide Söhne Heinrich XVI. und Günther XXV. regierten gemeinschaftlich. Der jüngste Sohn Heinrichs XVI. war Günther XXI., der berühmteste seines Stammes. Er stand mit Graf Friedrich II. von Orlamünde an der Spitze der bekannten Fehde zwischen den thüringischen Grafen und dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, war General-Landrichter von Thüringen und Feldherr des Kaisers Ludwig von Bayern. In den Feldzügen, an denen er Antheil nahm, erwarb er sich durch seinen Heldenmuth großes Ansehen, aber auch beträchtliche Schätze, und vergrößerte seine Besitzungen durch den Ankauf von Schloß und Stadt Frankenhausen, welchen er gemeinschaftlich mit dem Sohne seines Bruders Heinrich XXI. bewirkte. Im Jahre 1344 gerieth Günther während der bereits erwähnten Fehde in die Gefangenschaft des Landgrafen Friedrich und erlangte seine Befreiung nur durch die Abtretung von Sömmerda und mehrer kleinerer Besitzungen. Günther wurde 1349 zum deutschen Kaiser gewählt, † aber noch in demselben Jahre wahrscheinlich an Gift zu Frankfurt a. M., nachdem er die Krone an den Gegenkönig Karl IV. gegen 20,000 Mark Silber abgetreten hatte. Von Karl IV. wurde den schwarzburgischen Grafen das Erbjägermeisteramt verliehen, welches sie bis 1708 besaßen; außerdem bekleideten sie das Reichserbstallmeisteramt und gehörten zu den 4 Vicegrafen des Reiches. Günthers Sohn, Heinrich XVII., † 1358 ohne Erben, und seine Lande fielen an dessen beide Vettern Heinrich XXI. und Günther XXV., welche die Regierung gemeinschaftlich führten. Diese beiden Grafen wußte Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg (1361) zu bewegen, daß sie Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiet, auch Saalfeld und Könitz, der Krone Böhmen zu Lehn auftrugen. Nachdem Günther XXV. 1368 †, führte Graf Heinrich mit den Nachkommen Günthers, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort. Nach Heinrichs 1373 erfolgtem Tode nahmen dessen beide Söhne Heinrich XXIII. und Günther XXVIII. mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung vor. Günther XXVIII., ein trefflicher Fürst, vermählte sich 1399 mit Margaretha, Tochter des Grafen Heinrich X. von Henneberg-Schleusingen, und verschrieb ihr Schloß und Stadt Pößneck zu Leibgedinge; in der Folge aber, noch vor seiner Abreise zum Koncilium in Konstanz, wies er derselben dafür Rudolstadt und Ehrenstein an. Der älteste Enkel von Günther XXV. war Günther XXXIII., von 1403—1445 Erzbischof von Magdeburg; der jüngere, Heinrich XXIX., war geheimer Rath des Landgrafen Friedrich des Einfältigen von Thüringen und hatte als solcher großen Einfluß, er † 1444. Als die sächsischen Lande im Jahre 1446 getheilt wurden, kamen die sämmtlichen schwarzburgischen Lande unter Oberhoheit des Herzogs Wilhelm. Bei der 2. sächsischen Theilung 1485 wurde auch die Oberhoheit über S.

getheilt, und zwar so, daß dieselbe vom kurfürstlichen Hause über die obere, vom herzoglichen aber über die untere Grafschaft geführt wurde. Einen nicht unerheblichen Länderzuwachs erhielten die Grafen von S. durch das Aussterben des Hauses Käfernburg, dessen Besitzungen unter Heinrich XXXVI., der bis 1488 regierte, anfielen; zwar erhob auch Herzog Wilhelm von Sachsen Ansprüche darauf, trat aber gegen eine Entschädigung von 10,000 Gulden zurück. Von den 7 Söhnen, welche Heinrich XXXVI. hinterließ, und die alle die Namen Günther oder Heinrich trugen, hatten nur 2 Nachkommen, nämlich Günther XXXVII. (der Mittlere) und Günther XXXIX. (der Jüngere); der erste † noch vor dem Tode seines Vaters (1484), der zweite 1531. In des letzteren Regierungszeit fällt der Bauernaufruhr in Sachsen, von dem auch fast die ganze Grafschaft S. ergriffen worden war, der aber durch die Schlachten bei Frankenhausen und Arnstadt gedämpft wurde. Im Jahre 1531 folgte sein Sohn Heinrich XXXVII., ein eben so eifriger Freund und Beförderer der Reformation, als sein Vater Gegner derselben war, seit 1523 vermählt mit der Gräfin Katharina von Henneberg, welche sich nach dem 1538 erfolgten Tode ihres Gemahls durch ihr dem Herzog Alba gegenüber auf dem Schlosse zu Rudolstadt bewiesenes heldenmüthiges Benehmen, so wie auch durch den Schutz, welchen sie dem verfolgten protestantischen Pfarrer Aquila aus Saalfeld zu Theil werden ließ, sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat. Die Länder Heinrichs XXXVII. fielen nun auf seine Enkel Günther XXXVIII., Günther XL. (mit dem fetten Maule) und Heinrich XXXVIII. Jedoch vereinigte schon 1548 der zweitgenannte Günther alle Länder seines Stammes und erhielt der reichen Erbschaft wegen seinen schönen Beinamen. Er führte zwar die Lehre Luthers in Sondershausen ein, stritt aber im schmalkaldischen Kriege auf Seiten des Kaisers, der ihn auch, als er seines schmählichen Verhaltens wegen von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen verjagt wurde, wieder in seine Länder einsetzte. Nach seinem Tode (1552) folgte ihm sein ältester Sohn Günther XLI., ein Feldherr Maximilians II., berühmt durch Heldenmuth und Tapferkeit. Er hinterließ, als er 1583 †, keine Nachkommen, und seine beiden Brüder Johann Günther und Albrecht theilten die sämmtlichen schwarzburgischen Lande (ein 3. Bruder Wilhelm [† 1595] scheint sogleich auf eigene Regentschaft verzichtet zu haben, da er keinen Sohn hatte) und bildeten von 1584 an die beiden Hauptlinien S.=Arnstadt, später Sondershausen und S.=Rudolstadt. — a) Die Hauptlinie S.=Arnstadt (Sondershausen) wurde gestiftet von Johann Günther. Dieser erhielt in der Theilung $^2/_3$ der untern Grafschaft, enthaltend die Aemter Sondershausen, Ebeleben, Bodungen, Keula und Scherenberg, die Vogtei Hasleben und die Städte Sondershausen, Greußen und Ehrich; dann noch $^1/_3$ der obern Herrschaft, darin die Herrschaft Arnstadt, die Aemter Käfernburg und Gehren. Johann Günther hinterließ bei seinem Tode 4 minderjährige Söhne, welche das väterliche Erbe theilten. Da aber nur der jüngste der Brüder, Anton Günther zu Sondershausen, Nachkommen hinterließ, so war die Linie bald wieder vereinigt. Das Gebiet dieser Linie wurde übrigens durch den von den 4 Brüdern 1623 bewirkten Ankauf der unteren Grafschaft Gleichen (die sie aber erst 1631 wirklich in Besitz nahmen) noch erweitert. Nach dem Aussterben der Grafen von Hohenstein 1593 sollten deren Besitzungen in Folge einer geschlossenen Erbverbrüderung zur Hälfte an Stolberg, zur Hälfte an S. fallen, aber der Herzog Julius von Braunschweig besetzte sie. Der darüber entstandene Rechtsstreit wurde erst 1631 entschieden. Als die von Christian Günther gestiftete Nebenlinie zu Arnstadt mit seinem Sohne Johann Günther 1669 wieder erloschen, und Ludwig Günther, der Ebeleben besaß, 1681 ohne männliche Nachkommen gestorben war, fiel Alles wieder an Anton Günthers Nachkommen zurück. Diese waren Christian Wilhelm u. Anton Günther II., welche nach dem Tode ihres Vaters (1660) ihre Besitzungen theilten und die beiden Linien Sondershausen und Arnstadt gründeten. Beide Grafen wurden 1697 in den Reichsfürstenstand erhoben und ihr Land für ein unmittelbares Reichsfürstenthum erklärt. Kursachsen, das die Oberhoheit über S. für sich in Anspruch nahm, legte Protest dagegen ein, gab aber in dem Vertrag von 1669 gegen eine Entschädigung von 100,000 Thalern seine lehnsherrlichen Rechte auf. Neue Einwände gegen die Gültigkeit des Vertrages wurden jedoch von den kursächsischen Ständen erhoben, welche dahin führten, daß sich die diesseitigen schwarzburgischen Fürsten im Jahre 1702 zur Zahlung einer zweiten Summe von 100,000 Thalern verstehen mußten. Ein 3. Vertrag wurde 1719 zwischen dem Gesammthause S. und Sachsen geschlossen, in welchem festgestellt wurde, daß alljährlich eine Summe von 7000 Thalern an Kursachsen zu zahlen sey. Endlich mußte man sich wegen Arnstadt auch noch mit dem Herzoge von Sachsen=Weimar abfinden, und auch diesem wurde 1731 vertragsmäßig eine jährliche Entschädigungssumme von 3500 Thalern zugesichert. Im Jahre 1713 schlossen beide schwarzburgische Hauptlinien einen Familienvertrag, durch welchen die Primogenitur eingeführt und festgesetzt wurde, daß in Zukunft keine Landestheilung u. keine Güterveräußerung mehr Statt haben solle. Als Anton Günther II. von Arnstadt 1716 kinderlos †, fiel diese Besitzung wieder an Christian Wilhelm von Sondershausen, von welcher Zeit an diese Hauptlinie nun nicht mehr S.=Arnstadt, sondern S.=Sondershausen heißt. Christian Wilhelm trat 1720 die Regierung an seinen ältesten Sohn Günther ab, und als dieser 1740 ohne Erben †, ging die Regierung an seinen Bruder Heinrich über. Dieser wurde 1754 nebst seinem Vetter Johann Friedrich von Rudolstadt ins Fürstenkollegium aufgenommen und † 1758, worauf ihm seines Bruders August Sohn,

Christian Günther III., nachfolgte. Nach dessen Tode 1794 succedirte sein Sohn Günther Friedrich Karl (geboren 1760), der durch den in Gemeinschaft mit dem Fürsten von Rudolstadt geschehenen Beitritt zum Rheinbund unumschränkte Souveränetät erlangte. Das schwarzburg-sondershäusische Kontingent machte mit dem schwarzburg-rudolstädtischen von 1809—12 die Feldzüge in Spanien, Rußland und Deutschland mit und hatte sehr große Verluste; nach der Schlacht bei Leipzig im Oktober 1813 änderte sich die Stellung, Günther Friedrich Karl trat auf Seite der Verbündeten, sein Kontingent kämpfte für deren Sache in Belgien, und im Jahre 1815 trat er, mit der Verpflichtung ein 451 Mann starkes Bundeskontingent zu stellen, dem deutschen Bunde bei. Es war dieser Fürst, dessen Erziehung sehr vernachlässigt worden war, ein höchst origineller Charakter, die Regierungsgeschäfte kümmerten ihn wenig, die waren Sache seiner Minister; in seinem Thun und Treiben hätte man ihn eher für einen reichen Landjunker als für einen Fürsten halten können; Jagd, Theater, Musik u. Tabakrauchen waren seine Hauptpassionen; übrigens war er bei seinem graden und ungenirten Wesen ein schlichter, biederer Mensch. Am 28. Septbr. 1830 gab er seinem Lande eine neue ständische Verfassung, die 1831 zwar näher entwickelt, von dem Lande aber nicht angenommen wurde. Als er am 19. August 1835 von einer Bürgerdeputation gebeten wurde, seinen Erbprinzen zum Mitregenten anzunehmen, legte er zu Gunsten desselben die Regierung ganz nieder, bestätigte seine Abdikation einige Tage später schriftlich, und lebte noch auf sein Jagdschloß zum Possen zurückgezogen bis zum Jahre 1837, wo er †. Der junge Fürst Günther Friedrich Karl griff mit kräftiger Hand in die Regierung des Landes ein, beseitigte den Schlendrian u. die vielfachen Uebelstände, die sich unter seinem Vater eingeschlichen hatten, indem er mannichfache Veränderungen in der Administration und dem Verwaltungspersonal einführte, mehre Einrichtungen seines Vaters aufhob, die den Gang der Geschäfte mehr hinderten, als förderten, ja sogar über das Benehmen mehrer Diener und Vertrauten seines Vater Untersuchungen anordnete, über deren Resultate jedoch wenig bekannt geworden ist. Am 21. Juli 1841 wurde dem Lande eine neue Verfassung gegeben und der 1. Landtag am 7. September 1843 eröffnet. Auf demselben wurden dem Lande 100,000 Thlr. erlassen, welche die fürstliche Kammer für eine bereits gebaute Chaussee zu fordern hatte, der Fürst erklärte, statt der bisher aus der Landeskasse von Koncessionen für Gewerbe &c. ihm zugeflossenen 19,000 Thlr. nur 11,000 zu nehmen, u. doch haben sich bei manchen sonst zweckmäßigen Einrichtungen die Landesschulden seit 1825, wo sie 44,375 Thlr. betrugen, verdreifacht. Ein neues Innungsgesetz von 1844 zeigte sehr geringen Fortschritt. Ein kurzer, außerordentlicher Landtag im December 1844 hatte es bloß mit einer Finanzfrage zu thun. Das folgende Jahr brachte ein Gesetz über die Malzsteuer u. in anderes über Ehescheidungen und das Verfahren in Ehescheidungssachen. Das Chausseegeld wurde 1845 aufgehoben u. 1846 das Theater in Sondershausen geschlossen. In der neuesten Zeit erblicken wir S.-Sondershausen unter denjenigen deutschen Staaten, in denen Fürst wie Verwaltung bemüht waren, einen den Bedürfnissen des Volkes entsprechenden Zustand im engern Vaterlande herzustellen, was die 1850 erfolgte Verkündigung einer auf demokratischen Principien gebauten Verfassung und die damit zusammenhängende neuere Gesetzgebung beweist. — b) Die Hauptlinie S.-Rudolstadt, gegründet von Albrecht Anton I., erhielt in der Theilung von der obern Grafschaft die Aemter Rudolstadt, Blankenburg, S., Paulinzelle, Leutenberg, Ehrenstein (seit 1631 aus der Grafschaft Gleichen), Ilm, Könitz und die Vogtei Seeberg, aus der untern Grafschaft die Aemter Frankenhausen, Arnsburg, Straußberg, Kelbra, Heeringen und Schlotheim. Albrecht Anton I. hinterließ bei seinem 1605 erfolgten Tode 4 Söhne, Karl Günther, Ludwig Günther, Albrecht Günther und Heinrich Günther, von welchen der 2., Ludwig Günther, das Geschlecht fortsetzte. Er zog die Güter des in seinem Gebiet liegenden Klosters Walkenried ein und † 1656. Ihm folgte sein Sohn Albrecht Anton II. († 1710) und diesem Ludwig Friedrich, der im Jahr 1710 noch bei Lebzeiten seines Vaters die Würde eines Reichsfürsten erhielt. Nach seinem Tode (1718) wurde Ludwig Friedrich durch seinen Sohn Friedrich Anton in der Regierung ersetzt, durch den 1719 die Lehnsstreitigkeiten nach Erlangung der Reichsunmittelbarkeit erledigt wurden. Im Jahre 1744 succedirte dessen Sohn Johann Friedrich, unter dem 1754 auch S.-Rudolstadt in das Fürstenkollegium aufgenommen wurde und den, da er keine Kinder hatte, 1767 sein Oheim Ludwig Günther beerbte. Dieser † 1790; ihm folgte Friedrich Karl, † 1793, diesem Ludwig Friedrich, der sich durch eine verständige und wohlwollende Regierung vielfache Verdienste um das Land erworben hat. Er † 1807, kurz nach seinem Beitritt zum Rheinbunde. Während der Minderjährigkeit des Erbprinzen Friedrich Günther (geb. 1793) führte dessen Mutter, Karoline Louise, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, die Vormundschaft und Regierung bis 1814. An den Kriegszügen von 1809—15 nahm das rudolstädtische Militär in gleicher Weise Theil, wie das sondershäusische. Der volljährig gewordene Fürst trat 1815 mit Sondershausen dem deutschen Bunde bei und hatte mit diesem gemeinschaftlich die 15. Stimme in der Bundesversammlung. Friedrich Günther vertauschte 1816 theils gegen Geld, theils gegen andere Gebiete die Ämter Kelbra und Heeringen und gab in demselben Jahre seinem Lande eine ständische Verfassung, die in wenige §§ zusammengedrängt ist. Dieselbe trat durch den 1821 berufenen Landtag zuerst ins Leben und bewies sich besonders in sofern wirksam, als innerhalb 6 Jahren ein bedeutender Theil der Landesschuld abgetragen wurde. Zwistigkeiten

wegen einer vom Lande zu zahlenden Prinzessinsteuer wurden gütlich geschlichtet. Im Jahre 1835 übernahm der Fürst das Seniorat des Hauses S. Bei den Berathungen auf dem Landtage von 1839 über Ablösung u. Theilung der Gemeinheiten trug der Fürst Bedenken, in die von den Ständen beantragten, dabei in Anwendung zu bringenden Grundsätze einzugehen, weil sie Eingriffe in wohl erworbene Rechte seyen. Auch auf dem Landtage von 1845 wurde dem wiederholten Antrage der Stände in diesem Betreff die Genehmigung versagt, dagegen wurde die Besserstellung des Schullehrerstandes beschlossen und ein Gesetz über die Landesunterthanenschaft und das Heimathsrecht am 3. April 1846 erlassen. Das Jahr 1848 fand natürlich auch in S.-Rudolstadt einen Widerhall, und zwar kam es zu energischen Volksbewegungen in Rudolstadt, durch die der Fürst zu wichtigen Koncessionen gezwungen wurde. Ueber das Weitere s. Neueste Zeitereignisse und Zustände am Schlusse des Werks. Der jetzt regierende Fürst von S.-Rudolstadt hat keine Kinder, weshalb die Nachfolge auf Prinz Georg, Sohn seines Bruders Albert, übergehen wird. — Literatur: A. Fritzsch, De antiqua origine, dignitate et praeeminentia etc. Comitum Schwarzburgens., Jena 1667, 4.; — J. B. Treiber, Genealogia et Chronographia Schwarzburgica, Arnst. 1718; — J. K. v. Hellbach, Grundriß der Genealogie des Hauses S.-Rudolst., 1820, 4.; — J. K. A. Junghans, Geschichte der schwarzburgischen Regenten, Leipz. 1821; — J. K. v. Hellbach, Archiv für S.-Rudolstadt, Hildb. 1787, 8. — Vgl. E. M. Oettinger, Histor. Archiv, Karlsr. 1841, Nr. 6468—6481.

3) S.-rudolstädt. Amt, das größte im Fürstenthum; umfaßt 1 Stadt u. 52 Dörfer mit etwa 20,000 E.; — 4) Dorf das. Amt Königsee, an der Schwarza, die den Ort in 2 Hälften theilt, welche durch eine Brücke verbunden sind; Eisenhammer; 500 Einw.; dabei das gleichn. Schloß mit Schloßkirche, Gasthaus und 7 andern Häusern. Dasselbe liegt auf einer schmalen, steilen Felsenzunge, um welche sich die Schwarza schlängelt, enthält ein Zeughaus, Irren- und Zuchthaus u. ist einer der schönsten Punkte des Thüringerwaldes. Gegenüber vom Schloß, welches das Stammhaus der jetzigen Fürsten von S. ist, liegt der Felsen Tripstein, 1450 Fuß hoch.

Schwarzcerinerz (Min.), s. v. a. Allanit (namentlich der schwedische), s. d.

Schwarzdamm, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Elbing, an der Nogath; 110 Einw.

Schwarzdegenöl, s. v. a. Birkentheer.

Schwarzdorf (Cernowes), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Libiegitz; 220 E.

Schwarzdorn (Bot.), s. v. a. Schlehenpflaume, Prunus spinosa *L.*

Schwarzdornfalter (Entom.), s. v. a. Schwalbenschwanz, Papilio Machaon *L.*

Schwarzdornspinner (Entom.), Bombyx spini *L.*, gleicht dem kleinen Nachtpfauenauge, hat aber unter dem hintern Winkel der Hinterflügel weiße Flecken, und kommt aus einer ganz schwarzen Raupe mit goldgelben Knöpfen, welche auf Schwarzdorn lebt. Esper III, T. 3, F. 1 — 7.

Schwarzdrossel (Ornith.), s. v. a. Amsel, Turdus Merula *L.*

Schwarze (Geogr.), Nebenfluß der Hasel (s. d.); — 2) s. v. a. Schwarza.

Schwarze (Gesch.), 1) s. Florenz (Gesch.); — 2) s. v. a. Schwarze Brüder 3).

Schwarze (Biogr.), Karl Friedrich Christoph, praktischer Arzt in Dresden, geb. am 26. Juli 1788 zu Gardelegen in der Altmark, besuchte, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt sich vorbereitet, bereits im 15. Jahre die medicinisch-chirurgische Pepinière in Berlin, wurde Unterarzt an der Charité, erlangte 1809 zu Frankfurt die Doktorwürde und ging hierauf als praktischer Arzt nach Görlitz. Zu Löbau, wohin er sich später gewandt, zeichnete er sich 1812 und 1813 durch unermüdere Hülfsleistung aus und erhielt im letztgenannten Jahre das Stadtphysikat. Nachdem er sich mit der Homöopathie befreundet hatte, ging er 1822 nach Dresden. Seit 1842 war er fürstlich reuß. Medicinalrath. Schr.: Praktische Beobachtungen u. Erfahrungen aus der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, Dresden 1827; — Homöopathische Heilungen, Dresd. und Leipz. 1836. — Zu Bischoffs Werke „P. A. Fonk und Chr. Hamacher" (Dresd. 1823) lieferte er den medicinisch-forensischen Theil.

Schwarze Bande (franz. Bande noire), Haufen Landesknechte von 6000 Mann, der, 1509 für Ludwig XII. von Frankreich von dem Herzog von Geldern gesammelt, bei Pavia fast völlig aufgerieben wurde. Seinen Namen führte er von einigen schwarzen Streifen in den Fahnen.

Schwarze Beize, s. Beize.

Schwarzeben (Bot.), s. v. a. Diospyros Ebenum.

Schwarze Berge (Geogr.), 1) (Black-Hills), s. Rocky Mountains, S. 26; — 2) afrik. Gebirg, Kapland; ist steil, geht bis zur Lagebai; — 3) s. Neuholland.

Schwarze Blatter (Med.), s. v. a. Pustula maligna.

Schwarze Brüder, 1) s. v. a. Dominikaner; — 2) s. v. a. Benediktiner; — 3) Studentenorden, der auf mehren deutschen Universitäten 1780—1800 aus dem Harmonieorden hervorgegangen war und großes Ansehen genoß.

Schwarze Bürste (Molluск.), Mondschneckenart, s. v. a. Turbo setosus *Chemnitz*, V. F. 1795.

Schwarze Büßer, s. Bußorden.

Schwarzeburger, Johann Bernhard, Edelsteinschneider, 1672 zu Frankfurt geb., war erst Bildhauer, fand dann an B. und S. Heß Lehrer im Steinschnitte. Er fertigte für die Juden viele nach antiker Weise gearbeitete Brustbilder und Köpfe in Relief, wobei ihm seine Söhne Franz, Valentin u. Adolf halfen. König August II. von Polen u. Sachsen besaß von ihnen eine Reiterstatue in Bern=

stein, welche den König selbst vorstellt, u. zwar nach eigener Zeichnung desselben. Sie kam später in das grüne Gewölbe zu Dresden. Der alte S. † 1741, die Söhne alle vor ihm.

Schwarzeck, bayer. Ortschaft, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Berchtesgaden; 200 Einw.

Schwarze Elfen, s. Elfen.

Schwarze Elster, Fluß, s. Elster.

Schwarze Email, s. Email.

Schwarze Erde, die mit Vitriolsäure sehr stark geschwängerte Erde der hochgelegenen Brüche in Südschweden, welche mit Galläpfeldekokt sogleich eine Dinte gibt.

Schwarze Felder, s. Val Sugana.

Schwarze Galle, s. Gallenkrankheiten.

Schwarze Geistlichkeit, s. Griechische Kirche.

Schwarze Gelbsucht, s. Gelbsucht.

Schwarze Gerste (Landw.), s. Hordeum.

Schwarze Glätte, die beim Silbertreiben hinter den Abstrich folgende Glätte.

Schwarze Glasur, wird bereitet aus $^1/_8$ Silberglätte u. $^7/_8$ Braunstein u. etwas Sand; die Mischung wird auf der Glättmühle gemahlen.

Schwarze Götter, s. Slavische Mythologie.

Schwarze Groschen, 42 = 1 Thlr., s. Schwarze Münze.

Schwarze Heller, = $^1/_2$ Pf., s. Schwarze Münze.

Schwarze Höhen (Montagnes noires), Ausläufer der Pyrenäen in Frankreich, die sich nach den Sevennen hinziehen.

Schwarze Höhle, enger Waarenspeicher in Kalkutta, in den Sukajah Dowla 1756 gegen 60 gefangene Briten werfen und eine Nacht zubringen ließ. Die pestartige Atmosphäre tödtete die meisten.

Schwarzeiche (Bot.), 1) s. v. a. Steineiche, Quercus Robur *L.*, und Quercitrineiche, Quercus tinctoria *L.*; — 2) s. v. a. gemeine Erle, Alnus glutinosa *L.*

Schwarzeisenstein (Min.), s. v. a. Philomelan (s. d.).

Schwarze, kleine (Pomol.), s. v. a. blauer rothsaftiger Färber.

Schwarze Knochen, s. Kalmücken.

Schwarze Krätze, erhält man beim Ausschüren des Ofens, worin man auf schwerem Gestübbe geschmelzt hat; man schlägt sie beim folgenden Schmelzen wieder vor.

Schwarze Krankheit, s. Gelbsucht.

Schwarze Kreide (Zeichenschiefer), ein durch Kohle schwarz gefärbter, sehr weicher, zerreiblicher, mehr oder weniger abfärbender, matter, graulich- oder bläulichschwarzer Thonschiefer, der in ganzen Stücken zum Schreiben und Zeichnen auf Holz und Papier verwendet wird, wozu aber nur die allerreinsten, von Sand- und Quarzadern freien Stücke von dem feinerdigsten Bruche und der schwärzesten Farbe genommen werden sollen. Das Schneiden und Spalten zu Stiften geschieht mit einer feinen Säge und mit einem Spalthammer. Man findet ihn häufig in der Nähe von Steinkohlenflötzen, besonders in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland. Die besten französ. (Crayons noirs) kommen aus der Gegend von Rennes, härtere von Angers, Alençon ꝛc. Jetzt aber werden auch häufig die von Conté erfundenen, bedeutend schwärzeren, statt der natürlichen in den Handel gesetzt. Sie bestehen aus geschlämmtem und wieder getrocknetem Zeichenschiefer, der mit Gummi oder Leimwasser zu einer Masse gemacht und zu Zeichenstiften (Kreidefedern, pariser Kreide) geformt wird. Der geschlämmte u. getrocknete Zeichenschiefer kann auch zu Oel- und Leimfarben verwendet werden. Vgl. Grauwackengruppe.

Schwarze Küpe; Weizenkleie wird in weichem Wasser gekocht und die Brühe durchgeseiht, hierauf kocht man $^1/_3$ so viel Erbsen, bis sie aufspringen, bringt dazu ein wenig Sauerteig und setzt dies der Brühe zu, worauf man Eisenfeilspäne hinzumengt, die ganze Masse mehrmals umrührt und sie 8 Tage stehen läßt. Leinenes Zeuch wird nun abwechselnd durch ein Galläpfelbad und durch diese Farbenbrühe gezogen.

Schwarze Kunst, 1) Art von Zauberei, die mit Hülfe böser Geister vollbracht wird, im Gegensatz der weißen Magie und Theurgie, s. Zauberei; — 2) s. Kupferstecherkunst.

Schwarze Lende (Thierarzneik.), s. v. a. Antoniusfeuer.

Schwarzelfen und **Schwarzelfenheim**, s. Elfen und Nordische Mythologie.

Schwarze Lichtung, eine früher lichte Waldstelle, worauf wieder junges Holz heranwächst.

Schwarze Mönche, 1) s. v. a. Benediktiner; — 2) (Melaneimonutes), die Mönchsorden der griechischen Kirche.

Schwarze Münze, ehemals wirklich geprägte, jetzt nur noch hin und wieder in Bayern gebräuchliche Rechnungsmünze, die mit vielem Kupfer versetzt ist, ein Gegensatz zu der weißen von reinem Silber. Das Pfd. davon hatte $5^6/_7$, das regensburger Pfd. hatte $1^1/_7$ Fl.; der schwarze Schilling $8^4/_7$ Kr., der schwarze Groschen $2^1/_7$ Kr.; der regensburger schwarze Pfennig $\frac{2}{7}$ Kr. u. der schwarze Heller $\frac{1}{7}$ Kr. im 24-Guldenfuß.

Schwarzen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; 150 Einw.

Schwarzenau (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Dettelbach; Schloß; 300 Einw.; — 2) österreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg; Landgericht, Schloß; 500 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Wittgenstein, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 520 Einw.; gehört zur Standesherrschaft Wittgenstein-Wittgenstein; — 6) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Löbau; 620 Einw.

Schwarzenbach (Geogr.), 1) bayer. Orte: a) (Ober- u. Unter-S.), Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Griesbach; 200 Einw.; — b) Dorf das., Ldgr. Kötzting; über 100 Einw.;

— c) (S. am Walde), Marktflecken, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Naila; Patrimonialger. II., Schloß, 6 Mühlen, Leinen= und Wollenmanufaktur, Serpentinbrüche, Brauneisenstein; 1040 Einw.; — d) (Klein=S.), Dorf das., Ldgr. Münchberg; 300 Einw.; — e) (S. an der Saale), Marktflecken das., Ldgr. Rehau; Schloß, Flachs= und Baumwollenspinnerei, Weberei; 1860 Einw.; — f) Dorf, R.=B. Mittelfranken, Ldgr. Altdorf, am Ludwigskanal; 200 Einw.; — g) Dorf, R.=B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Neustadt; 120 Einw.; — h) Dorf das., Ldgr. Tirschenreuth; 160 E.; — 2) österreich. Orte: a) (Gegend=S.), einzelne Häuser, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Weißenburg; 130 Einw.; — b) Amt das., Ldgr. Lilienfeld, am Bache gl. Nam.; 270 Einw.; — c) Marktflecken das., Hauptort des gleichn. Landgerichts; 500 Einw.; — d) Rotte das.; 600 Einw.; — e) Dorf das., Illyrien, Kr. Klagenfurt, Bez. Bleyburg, am Mißbache; 200 Einw.; — f) Dorf das., Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. Weißkirchen; Armeninstitut und Kuratbeneficium; 210 Einw.; — 3) oldenburg. Dorf, Fürstenthum Birkenfeld, Amt Nohfelden; 480 Einw.; — 4) würtemberg. Weiler, Donaukreis, Oberamt Saulgau; 110 Einw.; — 5) Fluß, s. Isar.

Schwarzenbeck, lauenburg. Pfarrdorf, Amt Lauenburg, an der Aue; 440 Einw.

Schwarzenberg (Geogr.), 1) sonst Reichs=, gegenwärtig und zwar seit 1806 mediatisirtes Fürstenthum in Bayern, erstreckt sich in die R.=B. Ober=, Mittel= und Unterfranken und Asch. und umfaßt mit Einschluß der Herrschaft Seinsheim 4½ □Meilen mit etwa 16,000 Einw. Andere diesem Fürstenhaus gehörige Besitzungen sind noch: die Standesherrschaften Jelleraichheim und Kellmünz im bayer. R.=B. Schwaben u. Neuburg (zusammen 1½ □Meilen mit 4600 Einw.); das österreich.=böhm. Herzogthum Krumau (16 □M. mit 45,000 Einw.); ferner noch 16 Herrschaften daselbst (zusammen 20 □M. mit etwa 70,000 E.) und die österreich.=steier. Herrschaft Murau (1 □M. mit 2600 Einw.), so daß die Gesammtbesitzungen des Hauses S. gegen 43 □M. betragen. Ehemals besaß es auch den 1812 an Baden gekommenen Klettgau; vergl. Schwarzenberg (Geneal. und Biogr.). — 2) Bayer. Orte: a) Dorf, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Kötzting; 120 Einw.; — b) (Hinter=, Mittel= und Unter=S.), Dorf, R.=B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Sonthofen; 240 Einw.; — c) Herrschaftsgericht, R.=B. Mittelfranken; 4330 Einw.; — d) Bergschloß das.; Herrschaftsgericht, fürstl. Domanialkanzlei, Kameralamt, Archiv und 2 Meiereien; 110 Einw.; — 3) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. und Amt Melsungen; 350 Einw.; — 4) österreich. Orte: a) Rotte, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Ybbsitz, unweit des Ybbsflusses; 160 Einw.; — b) Dorf das., Mühlkreis, Distr. Schlägel; 660 Einw.; — c) Dorf das., Böhmen, Kr. Königgrätz, Herrschaft Marschendorf; Glasschleiferei; 200 Einw.; — d) (Tscheenoverch), Dorf das., Steiermark, Kr. Cilli, Bez. Osterwitz; 250 Einw.; — e) (Zum Hof am S.), Dorf das., Vorarlberg, Ldgr. Bregenzerwald, am linken Ufer der Ach; als Gemeinde 1440 Einw.; Geburtsort der Angelika Kaufmann; — 5) (S. mit Krottendorf), königl. sächs. Besitzungen: a) Kreisamtsbezirk, Kr. Zwickau; umfaßt 3 Städte, 28 Dörfer und 25,440 Einw.; umfaßt die höchste und rauheste Gegend des Erzgebirgs und ist sehr reich an Holz und Bergwerken. Früher bildete dieser Bezirk eine eigene böhm. Herrschaft, die durch Heirath und zum Theil durch Kauf an Sachsen kam, von welcher indeß Böhmen nach der Achtserklärung des Kurfürsten Johann Friedrich einen Theil wieder erhielt. Im Jahre 1831 wurde das Amt seiner Größe wegen in die 3 Aemter S., Wiesenburg und Eibenstock verwandelt. — b) Amtsstadt das., am Schwarzwasser; Kriminal=, Kreis=, Rent=, Forst=, Floß=, Steuer= und Postamt, Steuereinnahme, Schloß, Drahtwerk, 2 Zainhämmer, Mahl= und Bretmühle, Pechniederlage, Zeche, Handschuhfabrik, Handel, 1 Wochen= und 4 Jahrmärkte; 2140 Einw.; — 6) würtemberg. Dörfer: a) Schwarzwaldkr., Oberamt Freudenstadt; Försterei; 120 Einw.; — b) das., Oberamt Neuenburg; 270 Einw.; — 7) s. Marktbreit; — 8) s. Scheinfeld.

Schwarzenberg (Geneal. u. Biogr.), fürstliches, in den Niederlanden, Franken u. besonders in Oesterreich verbreitetes Geschlecht. Sonst führte es mit den Grafen v. Seinsheim, mit denen es denselben Ursprung gemein hat, einen u. denselben Namen. Erst als Erkinger von Seinsheim, welcher schon vorher vom Grafen von Truhedingen das Oberjägermeisteramt des Herzogthums Franken käuflich an sich gebracht hatte, 1420 von den Herren von Vestenburg auch die Herrschaft S. kaufte u. 1429 vom Kaiser Sigmund mit beiden genannten Besitzungen belehnt wurde, nahm er den Namen Herr von S. u. Hohenlandsberg an. Letzteres hatte er nämlich, gleich dem Dorf Dornheim, 1432 vom Stifte Würzburg gekauft. Bei seinem Ableben hinterließ er 2 Söhne. — A) Sigmund, Stifter der bayerischen Linie, welche nach Johanns Tode 1528 in 2 Zweige zerfiel. Davon erlosch a) der jüngere, von Friedrich 1588 gestiftet, schon mit Friedrichs Sohn Johann. Seine Besitzungen wurden daher geerbt von b) der älteren Linie, deren Stifter Christoph war. Als auch diese Linie 1646 durch den Tod Georg Ludwigs erlosch, so trat nun der später in den Fürstenstand erhobene, vom Freiherrn Johann Adolf vertretene Zweig für sie ein. — B) Die ältere oder fränkische Linie, war gestiftet von des Freiherrn Erkinger von S. Sohne, Michael I., welcher 1469 †. Der Sohn Michaels I. war Michael II., † 1499. Dessen Enkel Erkinger († 1510) hinterließ 2 Söhne, welche theilten: a) Edmund I. gründete die lüttichsche Linie, fortgeführt von Edmund II. u. Edmund III., aber erloschen 1674 mit Georg Ludwig. b) Wilhelm, zweiter Sohn Erkingers, stiftete die noch vorhandene fränkische Linie. Dessen Sohn Wilhelm I.

verlor sein Leben in Folge der bei St. Quentin davon getragenen Wunden 1557. Sein Sohn Adolf, kaiserlicher General, zeichnete sich im Türkenkriege durch Tapferkeit aus, nahm u. A. durch List 1598 Raab u. erhielt in Anerkennung dieser Verdienste vom Kaiser Rudolf II. 1599 die reichsgräfliche Würde. Er kam 1600 bei einem Aufstande um. Ihm folgte sein Sohn Adam, der beim kaiserlichen Hofe beliebte Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, welcher 1641 † [s. unten, S. 2)]. Dessen Sohn, Johann Adolf, kaiserlicher Geheimerath und Hofkriegsrathspräsident, wurde 1670 vom Kaiser Leopold I. für sich und den jedesmaligen Senior des Hauses mit der Reichsfürstenwürde beschenkt, worauf er auch 1674 Sitz u. Virilstimme im Fürstenkollegium erhielt. Er † 1683. Sein Sohn Ferdinand Wilhelm Eusebius † 1704, u. sein Enkel Adam Franz Karl ererbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und ward 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seit jener Zeit immer der Stammhalter führt. Auch er führte zugleich den Titel gefürsteter Graf von Klettgau und Graf zu Sulz. Er bekleidete die Aemter eines Geheimeraths, Oberstallmeisters u. Oberhofmarschalls u. wurde auf der Jagd 1732 von Kaiser Karl VI. aus Versehen erschossen. Joseph Adam Johann Nepomuk, sein Nachfolger, empfing 1746 die Fürstenwürde für sein gesammtes Haus. Die Rheinbundsakte mediatisirte sowohl S., als auch die Landgrafschaft Klettgau, u. der Fürst Joseph von S. trat die letztere 1813 käuflich an Baden ab. Seit 1703 ist bis auf die Gegenwart das Haus S. in 2 Majorate getheilt. a) Dem 1. Majorat sind gehörig: das Fürstenthum S. u. das Herzogthum Krumau, sodann die Herrschaften Frauenberg, Zittolieb, Wittingau, Postelberg, Wrschowitz, Kornhaus, Tauschetin, Lobositz, Reifenstein, Murau, Goldenkron, Winterberg, Prachatitz, Nettolitz, Libiegitz, Drahonitz, Cheynow, Langendorf, Stubenbach, Neuschloß, Ginowitz, Protiwin, Authal u. Geppelsbach, Aigen, Frauenburg, Neu-Waldegg rc. Der Fürst hat den Titel: Fürst und Herr zu S., gefürsteter Landgraf zu Kleggau, Graf zu Sulz, Herzog zu Krumau. Standesherr ist hier Fürst Adolf von S., geb. 1799, der seinem Vater Joseph 1833 folgte u. sich 1830 mit Eleonore, der Tochter des Fürsten Moritz von Lichtenstein, vermählte. b) Dem 2. Majorate sind zugehörig: Die Herrschaften Worlik, Zbenitz, Bukowan, Klingenberg, Sedlecz, Mariathal u. Blumenthal, welch letztere Herrschaft der Feldmarschall Karl Philipp 1814 vom Kaiser Franz zum Geschenk erhielt. Der jetzige Standesherr ist Fürst Friedrich Karl von S., geb. 1800, der seinem Vater [s. S. 4)] 1820 folgte u. außer daß er Oberstlieutenant ist u. ein unstetes Leben liebte, sich in den letzten Jahren durch starke Anhänglichkeit an den österreichischen Kaiserthron u. die Reaktion hervorgethan hat. Seine Brüder sind: Karl, geb. 1802, u. Edmund, geb. 1803. Er gab heraus: Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts, Wien 1844—45. — Als geschichtlich merkwürdige Personen dieses Geschlechts werden hervorgehoben: 1) Johann der Tapfere, Graf von S.-Hohenlandsberg, aus der bayer. Linie, Sohn u. Nachfolger Sigismunds, geb. 1664. Er war ein Mitglied der Reichsdeputation, welche 1521 mit dem Entwurfe einer peinlichen Halsgerichtsordnung auf dem Reichstage zu Worms beauftragt wurde, u. genoß das Vertrauen Karls V. in so hohem Grad, daß ihn derselbe mehrmals, namentlich 1521 mit der Verwaltung des Reichs während seiner Abwesenheit betraute. Zu der neuen Reichshalsgerichtsordnung, wozu er bereits zwei Entwürfe, die Constitutio bambergensis u. die Constitutio brandenburgensis, gefertigt hatte, lieferte er das Meiste, wenn sie auch erst nach seinem 1528 erfolgten Hintritte zur Geltung gelangte. Vgl. Wirth, Gesch. des deutschen Volks, Bd. 3. — 2) Adam, Graf von S., aus der fränkischen Linie, geb. 1587, wurde, nachdem er in kaiserlichen Diensten zuvor gestanden, Rath bei dem letzten Herzog von Jülich und als solcher vom Kaiser Rudolf II. mit der Acht belegt, weil er bei der Besitznahme von Jülich u. Kleve durch Brandenburg u. Pfalz-Neuburg von dem Einspruche des Kaisers keine Notiz genommen hatte. Dagegen ernannte ihn Brandenburg, dessen Partei er bei dem Aussterben der Herzöge von Jülich 1609 ergriffen hatte, 1610 zum Geheimerath. Georg Wilhelm, der als Kurprinz die Statthalterschaft dort versehen hatte, bewirkte, daß er von Kleve 1619 nach Brandenburg kam, wo er den schwachen Kurfürsten völlig seiner Leitung unterwarf. Die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten des brandenburger Staats lag in S.s Hand. So war u. A. 1624 der Theilungsvertrag mit Pfalz-Neuburg sein Werk. Die Uebel, welche dem Lande durch den Durchmarsch oder die Einquartierung fremder Kriegsvölker zugefügt wurden, gedachte er dadurch im Voraus zu beseitigen, daß Brandenburg nach dem Beispiel Sachsens eine Kriegsmacht zum Schutze des Landes unterhalte; doch scheiterte 1626 dieser wohlgemeinte Plan an dem kleinmüthigen Sinne der brandenburgischen Landstände. S. war einer Allianz mit Dänemark abhold. Von dem Kurfürsten 1628 nach Wien gesandt, erledigte er sich seiner Mission im Interesse Brandenburgs auf im Ganzen befriedigende Weise. Die von ihm bisher eingehaltene Politik wurde auf einmal durch das plötzliche Erscheinen Gustav Adolfs vor Berlin 1630 paralysirt, u. S. ward, ohne deswegen der Gunst seines Kurfürsten entfremdet zu werden, nach Kleve entfernt. Ueberhaupt war Gustav Adolf nicht gut auf S. zu sprechen. Derselbe ging sogar so weit, seine Privatbesitzungen zu konfisciren. Als S. 1634 wieder hatte nach Berlin zurückkehren können u. zum Statthalter von Brandenburg ernannt worden war, beging er den Fehlgriff, zu einer Allianz mit Oesterreich anzurathen, wodurch er Brandenburg in großes Unheil stürzte. An der großartigen Vergeudung des Kurfürsten trug S. keine Schuld, im Gegentheil eiferte er öfters heftig dagegen. Er ist von vielen Geschichtschreibern,

so wie auch von Friedrich II. angeklagt worden, daß er sich die Fehler des damaligen Kurfürsten Georg Wilhelm zu Nutze gemacht, um im Interesse Oesterreichs zur Schwächung Brandenburgs beizutragen; allein es ist doch mehr der Anschein vorhanden, daß die Politik S.s bloß eine reichsverfassungsmäßige u. eine, wenn auch mitunter unglückliche Friedenspolitik war. Auch ist er in neuerer Zeit, besonders von Cosmar in den „Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen Geh. Rath Grafen Adam v. S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivarischen Quellen" (Berl. 1828), in dieser Beziehung auf überzeugende Weise gereinigt worden, wenn auch nicht der Verdacht ganz abgewendet werden kann, daß er aller Veruntreuung unzugänglich gewesen sey. Mit vielen Verdächtigungen ist er bedeckt worden, namentlich gingen dieselben von der pfälzischen Partei des brandenburger Hofs aus, die an der Gemahlin u. der Schwiegermutter des Kurfürsten ihren Halt- u. Mittelpunkt fand. Kaum war nach Georg Wilhelms Tod der Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangt, als S. die Regierungsvollmachten abgefordert u. er 1641 verhaftet u. ins Gefängniß nach Spandau gebracht wurde, wo ihm der Kummer schon nach 4 Tagen durch einen Schlagfluß das Leben endete. Ein weitverbreitetes Gerücht, daß er auf Befehl des Kurfürsten in einer Haide bei Spandau enthauptet worden sey, ist dadurch vollständig widerlegt, daß Friedrich II. den in der Garnisonskirche zu Spandau ruhenden Leichnam S.s 1777 untersuchen ließ, wobei sich die völlige Unverletztheit der Halswirbel des Skelets herausstellte. — 3) Joseph, Fürst von S., geb. 1769, war k. k. Geheimerath und succedirte seinem Vater 1789. Bei der Vermählungsfeier Maria Luisens mit Napoleon 1810 zu Paris büßte er seine Gemahlin Pauline, geb. Fürstin von Ahremberg, ein, indem dieselbe bei dem gräßlichen Brande des Ballsaals, als sie ihre Tochter aus den Flammen zu retten suchte, ums Leben kam. † 1833. — 4) Karl Philipp, Fürst von S., Herzog von Krumau, österr. Feldmarschall rc., 1771 zu Wien geboren. Von Jugend auf für den Kriegerstand bestimmt, suchte S. seinen Körper durch ritterliche Uebungen zu stärken und abzuhärten, erwarb sich aber auch in der Mathematik, Geschichte u. anderen Wissenschaften einen Schatz von Kenntnissen. Als 1788 der Krieg gegen die Türken ausbrach, trat der 17jährige S. als Lieutenant in das kaiserliche Infanterieregiment Wolfenbüttel u. folgte dem Heere nach Slavonien. Sein jugendlicher Uebermuth führte ihn mehrmals tief in die Reihen der Feinde, von denen er einige mit eigener Hand tödtete oder gefangen nahm. Bei dem Sturme auf Schabacz (1788) kämpfte S. in der nächsten Umgebung des Feldmarschalls Lascy u. wurde für die hierbei bewiesene Tapferkeit vom Kaiser zum Hauptmann ernannt. Im Gefolge des Feldmarschalls Laudon wohnte S. 1789 den Belagerungen von Berbir u. Belgrad bei, mußte aber wegen Erkrankung das Heer verlassen u. trat 1790 als Rittmeister in das Regiment Kaiser-Chevauxlegers, in welchem er noch in demselben Jahre zum Major aufrückte u. als Lieutenant in der Arèieregarde den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Leopold in Frankfurt beiwohnte. S. benutzte die kurze Zeit der eingetretenen Waffenruhe zu seiner militärisch-wissenschaftlichen Ausbildung; nächstdem war er ein kühner Reiter, geschickter Fechter u. guter Schütze. Mit angeborener Heiterkeit verband jedoch der junge Fürst einen Ernst u. eine Würde, die seine Befähigung zu höhern Stellen frühzeitig beurkundeten. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1792 wurde S. auf sein Gesuch zum Regiment Chevauxlegers versetzt, welches in den Niederlanden stand u. sich durch Tapferkeit einen hohen Ruf erworben hatte. Der 21jährige Major S. hatte sich keines sonderlichen Empfanges zu erfreuen; aber nach einigen Gefechten mit den Franzosen erwarben ihm die bewiesene Unerschrockenheit u. Kühnheit die Liebe Aller im Regimente. Er nahm Theil an der Schlacht bei Jemappe u. befand sich beim Rückzuge an den Rhein meist bei der Arrièregarde. Den 13. Febr. 1793 zum Oberstlieutenant befördert, erhielt S. den Befehl über ein aus 6 Schwadr. Uhlanen bestehendes Freicorps, welches jedoch nicht zum Vorpostendienst verwendet wurde. In der Schlacht bei Neerwinden befand sich derselbe auf dem rechten Flügel, welcher mit dem meisten Erfolg kämpfte. Auch an den Gefechten in der Umgegend von Valenciennes nahm S. rühmlichen Antheil u. war auf einem Streifzuge gegen die Sambre so glücklich, ein franz. Bataillon zu überfallen u. 119 Mann davon gefangen fortzuführen. Mit gleichem Glücke bekämpfte er im Oktober bei Chateau-Cambresis, wo er auf Vorposten stand, einige anrückende Infanterieabtheilungen; das glänzendste Gefecht jedoch sollte S. im nächsten Frühjahre in derselben Gegend bestehen. Im Februar 1794 zum Obersten des Kürassierregiments Zezschwitz ernannt, kam S. dadurch unter die Befehle des Herzogs von York, welcher hinter der Stelle stand, um die Belagerung von Landrecies zu decken. Am 26. April rückten die Franzosen zum Entsatz; ein Corps von 27,000 Mann marschirte gerade gegen Chateau-Cambresis u. durchbrach, vom Nebel begünstigt, einen Theil der österr. Vorposten. Die Gefahr war so dringend, daß York, welcher mit dem Feldmarschall-Lieutn. Otto vorgeritten war, ausrief: „Nur ein Reiterangriff kann uns retten!" Otto sendete hierauf S. den Befehl zum Vorrücken; 12 Schwadronen Engländer folgten den Kürassieren, u. nach einer heißen Stunde war der Feind, mit Verlust von 32 Geschützen u. mehren tausend Mann, ganz allein von dieser braven Kavalerie aus dem Felde geschlagen. Der Kaiser war damals bei dem Heere anwesend u. überreichte S. das wohlverdiente Maria-Theresienkreuz in eigener Person. Dieser glänzende Sieg hatte jedoch keine Folgen, denn die Unfälle der andern Heertheile in Flandern veranlaßten eine rückgängige Bewegung. Auf den Schlachtfeldern von Tourcoin, Tournai u. Fleurus focht S.s Regiment mit Auszeichnung; ein unseliges Geschick wollte aber, daß die taktischen Erfolge unbenutzt blieben u. die Niederlande geräumt wurden. Für einen angehenden Heerführer

war bei dieser Kriegführung nicht viel Gutes zu lernen. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß sich Blücher zu derselben Zeit, zwischen dem Rheine u. den Vogesen, in ähnlichen Verhältnissen befand u. darin wahrscheinlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß man mit kampflustigen Truppen ungleich größere Erfolge erringen könne, das Feld wenigstens nicht so schnell zu räumen brauche. Im Feldzuge 1795 stand S. bei der Armee des Generals Wurmser am Mittelrheine, nahm Theil an den Gefechten bei Handschuchheim u. an der Pfriem u. ging während des Waffenstillstandes nach Wien, wo er die Bekanntschaft seiner nachherigen Gemahlin, der verwittweten Fürstin Esterhazy, machte. Als S. im April 1796 zur Armee zurückkehrte, stand sein Regiment zwischen der Lahn u. der Sipp, fand aber vom 1. Juni bis Mitte August nur Gelegenheit, sich in Rückzugsgefechten zu üben, welche die Heerabtheilung unter Feldzeugmeister Wartensleben bis an Böhmens Grenze führten. Der Marsch des Erzherzogs Karl gegen Amberg u. das Gefecht daselbst brachte in die strategischen Verhältnisse eine glückliche Wendung, u. die Franzosen gingen nun eben so schnell wieder hinter die Lahn zurück. S. befand sich mit seinem Regiment auf dem linken Flügel der Armee, machte in der Schlacht bei Würzburg einen glücklichen Angriff, der jedoch ebenfalls ohne erhebliche Folgen blieb, weil die überlegne österreichische Kavalerie mitten im Siegeslaufe still zu stehen befehligt wurde, vereinigte sich später mit der Besatzung von Mainz u. nahm mit selbiger Theil an den Gefechten bei Limburg, wo er das Patent als Generalmajor erhielt. Als der Erzherzog sich hierauf im Rheinthale aufwärts gegen Moreau wendete, wurde General S. dem Feldmarschall-Lieut. Hotze zugetheilt, welcher Streifereien auf dem linken Rheinufer bis Kaiserslautern unternahm. Von dem Erzherzog nach Italien berufen, wo dieser den Oberbefehl übernahm, eilte S. über Tyrol dahin, kehrte aber bald mit ihm an den Rhein zurück, wo er bis zum Nov. 1797 bei Mannheim die Vorposten befehligte. Im Januar 1799 vermählte sich S. mit der Fürstin Esterhazy, mußte aber bald darauf zur Armee des Erzherzogs Karl nach Schwaben, wo er eine aus 10 Bat. u. 12 Schwad. bestehende Division erhielt u. gewöhnlich der Avantgarde zugetheilt wurde. Er trug in der Schlacht bei Ostrach viel zur Eroberung dieser Stadt bei, hatte in der Schlacht bei Stockach einen heftigen Kampf mit der Division Ferino zu bestehen, wurde nach dem Siege mit Verfolgung des Feindes beauftragt, eroberte Donaueschingen u. trieb die Franzosen bis in die Engpässe des Schwarzwaldes zurück. Als sich der Erzherzog hierauf gegen den Oberrhein wendete, um in die Schweiz zu dringen, erhielt S. den Befehl, mit einigen Kavalerie-Regimentern eine bei Basel stehende französische Division in Schach zu halten, was er mit vieler Umsicht bewirkte, worauf er später aber dem Erzherzoge an die Aar, die Limmat u. im Herbste an den Mittelrhein folgte, wo er sich bei dem Angriffe auf Mannheim auszeichnete. Am Schlusse des Feldzuges wurde S., der zu verschiedenen Malen mit Pferden sehr heftig gestürzt war, so krank, daß er die Armee verlassen mußte u. erst im Juli 1800 wieder dienstfähig wurde. Der Erzherzog Johann, welcher jetzt an die Spitze des Heeres trat, setzte so großes Vertrauen in das Anführertalent des Fürsten, daß er dessen Beförderung zum Feldmarschall-lieutenant bewirkte, u. dieser beurkundete seine Befähigung sogleich durch Ueberreichung eines Entwurfs zu den nächsten Operationen, worauf jedoch nicht eingegangen wurde. Der kurze, aber unglückliche Feldzug begann; S. befehligte das erste Treffen des rechten Flügelcorps, focht in der Schlacht bei Hohenlinden gegen die Division Grenier bei Wetting, drang mit Entschlossenheit gegen die waldigen Höhen war, mußte aber wegen des Rückzugs der Hauptkolonne gegen Abend ebenfalls weichen. Von allen Seiten bedroht, wurde der Fürst vom Sieger aufgefordert, die Waffen niederzulegen; er schlug sich aber glücklich durch, ohne ein Geschütz zu verlieren. Nachdem Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder übernommen hatte, übertrug er S. die Deckung des Rückzugs hinter die Ens. Die Verfolgung war aber so lebhaft, daß er nur mit der höchsten Anstrengung den nicht schnell genug marschirenden Artilleriepark retten konnte u. mit einigen Schwadronen durch das von den Franzosen bereits mit Infanterie besetzte Städtchen Kremsmünster jagen mußte, um nicht selbst gefangen zu werden. Zur Belohnung wurde S. zum Inhaber desselben Uhlanenregiments ernannt, welches er 1793 befehligt hatte. Während des Friedens ging S. als außerordentlicher Botschafter nach Petersburg, um dem Kaiser Alexander zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Von dort zurückgekehrt, wurde er zu verschiedenen Dienstleistungen im Innern des Landes verwendet, im März 1805 aber zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Nächstdem war S. eifrigst bemüht, seine militärische Bildung durch fortgesetzte Studien zu erweitern; auch widmete er der Politik seine ganze Aufmerksamkeit. Beim Ausbruche des neuen Krieges mit Frankreich befand sich S. bei der Armee des Feldmarschall-Lieutn. Mack, nahm an dem Gefecht bei Günzburg rühmlichen Antheil, stimmte vergeblich gegen die Rückkehr nach Ulm, hatte am 11. Okt. ein glänzendes Gefecht bei Jungginnen, wurde dennoch in die Katastrophe von Ulm verwickelt, war aber glücklich genug, mit dem größten Theil der Kavalerie sich durchzuschlagen, was jedoch zu einer Reihe von Gefechten führte, bevor man Eger erreichen konnte. Hier wurde der Fürst krank, denn diese unerschrockene Reiterschaar, vom König von Neapel rastlos verfolgt, hatte in 8 Tagen über 50 Meilen zurückgelegt u. manches Gefecht zu bestehen gehabt. Diese That erhielt noch einen besondern Werth dadurch, daß der Erzherzog Ferdinand, welcher für den Oberbefehlshaber der bei Ulm eingeschlossenen Armee galt, mit S.s Reitern zugleich auszog u. der Gefangenschaft entging. Vom Kaiser nach Wien berufen, folgte er diesem zur Schlacht bei Austerlitz u. soll sich unbedingt gegen den Angriff ausgesprochen, den unglücklichen Ausgang der Schlacht auch

vorhergesagt haben. Während dieser Schlacht blieb S. im Gefolge der beiden Kaiser und begleitete später seinen Monarchen bei einer Zusammenkunft mit Napoleon. Ruhig verlebte er den Sommer 1806 auf seinem Gute in Böhmen, lehnte die ihm angetragene Präsidentenstelle des Hofkriegsraths ab und nahm erst 1808 wieder Antheil an den Geschäften, indem er sich der Bildung der Landwehr mit Eifer widmete. In demselben Jahre wurde S. auf den Wunsch des Kaisers Alexander zum Botschafter in Petersburg bestimmt, wo er jedoch wegen des wieder ausgebrochenen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich (1809) nur kurze Zeit verweilte und zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram im österr. Hoflager eintraf. Der Erzherzog Karl übertrug ihm die Führung eines großen Theils der Reiterei, womit er das Vordringen des feindlichen rechten Flügels einige Zeit hinderte und den Aufmarsch der übrigen Truppen deckte. Auch am 2. Schlachttage befehligte S. auf diesem Flügel und leistete bei dem Rückzuge nach Znaim den kräftigsten Widerstand. Schon früher mit dem Kommandeurkreuz des Marien-Theresienordens (für den ritterlichen Zug von Ulm) und mit dem großen Vließ geschmückt, belohnte ihn der Kaiser jetzt durch die Beförderung zum General der Kavalerie. Die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise führte den Fürsten abermals auf die diplomatische Laufbahn, er wurde zum Botschafter in Paris ernannt und trat dort mit seltener Würde auf, nachdem er kurz zuvor das Großkreuz des Stephansordens und von Napoleon den Großadler der Ehrenlegion erhalten hatte. Der Unglücksabend, an welchem der Gartensalon in Brand gerieth und die Schwägerin des Fürsten Karl, Gemahlin seines älteren Bruders, den Tod in den Flammen fand, erschütterte ihn sehr tief, doch erwarb er sich durch sein entschlossenes und sorgsames Benehmen in dieser greuelvollen Verwirrung das Vertrauen Napoleons in so hohem Grade, daß er von diesem Tage an den Kaiser auf allen Jagden und Lustpartien begleiten mußte und oft Stunden lang mit ihm allein war. Bemerkenswerth ist es, daß zwischen Beiden eines Tags besprochen wurde, wie Paris anzugreifen, wie es zu vertheidigen sey, und daß 4 Jahre später verwirklicht wurde, was damals kein Mensch in Europa für denkbar hielt. Als bald darauf der Krieg mit Rußland (1812) auszubrechen drohte, wurde S.s Stellung sehr schwierig, denn Napoleon theilte ihm unverhohlen seine weit aussehenden Entwürfe mit und verlangte Oesterreichs Beitritt, der sich jedoch auf die Stellung von 30,000 Mann beschränkte, über welche der Fürst auf besondern Befehl seines Monarchen und wahrscheinlich auf Betrieb Napoleons den Oberbefehl erhielt. Am 30. Mai 1812 traf er in Lemberg ein, marschirte im Juni über Lublin an den untern Bug, den er bei Drogiczin überschritt, und dann über Prujany nach Slonim, wo das sächsische Corps zu ihm stieß. Auf Befehl Napoleons mußte S. mit den Oesterreichern gegen Minsk vorrücken, womit er jedoch zögerte, da der russ. General Tormassow inzwischen Verstärkung erhalten hatte und die Sachsen bei Kobryn mit einem überlegenen Angriffe bedrohte. Gleichzeitig machte S. auf die in Volhynien sich täglich mehrenden Streitkräfte der Russen und die daraus entspringenden Gefahren aufmerksam. Als er die Meldung von dem Unfalle der Sachsen erhielt, kehrte er, ohne erst Befehle abzuwarten, sogleich wieder um und vereinigte sich mit ihnen bei Slonim. Ein neuer Befehl trug ihm auf, im Verein mit den Sachsen die Russen nach Volhynien zurückzuwerfen, was durch eine Reihe von Märschen und Gefechten in 18 Tagen geschah. Aber das Auftreten einer aus dem südlichen Rußland herbeieilenden Armee unter Tschitschagow nöthigte S., die Offensivbewegung einzustellen und sich auf die Vertheidigung des Styrflusses zu beschränken. Hier behauptete er sich bis zum 21. Sept., wo die Ueberzeugung, daß der Feind den Fluß anderswo zu überschreiten im Begriff stehe, einen allgemeinen Rückzug veranlaßte. Bei Luboml vereinigte sich S. wieder mit dem Corps des Generals Reynier, wich jedem überlegenen Angriffe des Feindes geschickt aus und hielt dennoch die Russen 8 Tage vom weitern Vordringen ab. Da er die Verbindung mit Warschau bedroht sah, ging er über den Bug, schlug ein russ. Corps bei Biala und reinigte das Großherzogthum vom Feinde. Die Theilung des Gegners benutzend, ergriff S. die Offensive, setzte jedoch Reynier dadurch in Gefahr, bei Wolkowicz überwältigt zu werden. Auf dessen Bitten kehrte er schnell um, griff bei Wolkowicz die Russen plötzlich im Rücken an und nöthigte sie mit starkem Verlust zum Abzuge. Die Nachrichten von den Unfällen der großen französ. Armee mahnten zur Vorsicht. S. ging deshalb nach Bialystock zurück, beschränkte sich auf die Rettung einiger Vorräthe und auf die Deckung Warschau's, bis endlich der fortgesetzte Rückzug der Franzosen auch den seinigen nothwendig machte. Durch Unterhandlungen sicherte er sich die Straße nach Krakau, trat aber den Rückzug nicht eher an, bis die Sachsen und Polen einen hinreichenden Vorsprung hatten. Als er diese gesichert glaubte, reiste er nach Wien ab, fertigte aber zuvor ein Schreiben an den König von Sachsen aus, worin er das Benehmen der sächsischen Truppen im Laufe des Feldzuges besonders hervorhob. Der Aufenthalt in Wien war von kurzer Dauer, denn die eingetretenen Umstände machten S.s Anwesenheit in Paris dringend nothwendig. Napoleon, der schon früher dessen Erhebung zum Feldmarschall bewirkt hatte, empfing ihn mit Auszeichnung und mochte nicht ahnen, daß er ihn bald als Gegner sehen würde. Im Mai 1813 war S. schon wieder in Böhmen, wo erfolglose Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Oesterreichs bewaffnetes Einschreiten schien unvermeidlich, um Napoleon zum Frieden zu zwingen, welcher die Russen und Preußen in 4 Wochen von der Saale bis hinter die Oder zurückgedrängt hatte. Oesterreichs Kriegserklärung änderte den Stand der Sachen bedeutend, und S. wurde zum Oberfeldherrn aller

Truppen der Verbündeten ernannt. Diese Wahl war in vielfacher Hinsicht eine sehr glückliche zu nennen. Mit den allgemeinen Ansichten Napoleons vertraut, vom Kaiser Alexander geliebt, durch das Vertrauen seines Monarchen geehrt, vereinigte er die wichtigsten Bedingungen in sich. Wenn aber der Erfolg seiner Heeresleitung weit hinter den Erwartungen blieb, so ist das nicht allein auf Rechnung des Feldmarschalls zu setzen, denn es gehörte übermenschliche Kraft dazu, um die Konflikte so verschiedenartiger Interessen und die Friktion der seiner Leitung anvertrauten ungeheuern Kriegsmaschine zu überwinden. Zum ersten Male an die Spitze eines Heeres gestellt, sollte er aber auch zugleich über mehre gebieten. Dies war indeß zu viel auf einmal. Napoleons Lage in der 2. Hälfte des Jahres 1813 glich der Lage Friedrichs II. in der zweiten Hälfte des J. 1757. Die Erfahrungen, welche Oesterreich damals gemacht hatte, mochten dem Oberfeldherrn auch jetzt einige Besorgnisse wegen des Ausganges einflößen, und obgleich das neuere taktische System der an Zahl überlegenen Partei weit größere Vortheile einräumte, als damals, so blieb doch S. frei von allen Illusionen. „Wir werden vier gegen Einen seyn (sagte er); rechne ich zwei weg, weil wir so Viele sind, so bleiben immer noch zwei.“ Und das scheint ihm nicht genug gewesen zu seyn, um einen so erfahrenen Feldherrn, der alle politischen und militärischen Gewalten in sich vereinigte, folglich schon dadurch ein moralisches Uebergewicht hatte, mit Erfolg zu bekämpfen. Die geometrischen Verhältnisse der Verbündeten auf dem Kriegsschauplatze führten gleichsam von selbst auf die Grundidee ihrer Operationen, welche im Wesentlichen darin bestand: Napoleon von Böhmen, Schlesien und Brandenburg aus anzugreifen, eine Hauptschlacht jedoch nicht früher zu liefern, bis man sich dazu ein bedeutendes Uebergewicht verschafft habe. Daß man Napoleon gleichzeitig von seinen Stützpunkten an der Elbe abzudrängen suchen wolle, lag ebenfalls mit im Operationsplane, dessen Ausführung bei so großen Entfernungen allerdings ganz in die Hände des Unterfeldherrn gelegt wurde. Die Geschichte hat es bereits rühmend anerkannt, daß Blücher von Schlesien aus mit großer Umsicht operirte und völlig in Uebereinstimmung mit S. handelte. Weit weniger läßt sich das vom damaligen Kronprinzen v. Schweden sagen. Vielleicht ist schon hierin eine Ursache zu suchen, weshalb das Vordringen der Hauptarmee auf dem linken Elbufer gegen Dresden ohne wichtige Folgen blieb und sogar den Rückzug nach Böhmen nöthig machte. Die Ereignisse bei Kulm glichen diesen Nachtheil wieder aus. Als S. am 29. August Abends hier ankam und die Lage der Dinge überblickte, versprach er dem Kaiser Alexander mit aller Zuversicht für den folgenden Tag einen Sieg, der jedoch ohne die Dazwischenkunft der Preußen unter Kleist schwerlich so glänzend geworden wäre. Das gute Einverständniß der Oesterreicher, Russen und Preußen wurde hierdurch aufs Neue befestigt. Die Idee, den Kaiser Napoleon durch fortwährende Bedrohung von allen Seiten und die dadurch nothwendig werdenden Eilmärsche strategisch zu Grunde zu richten, wurde aufs Neue zur Ausführung gebracht, und deshalb ward erst später, als sich die unheilvollen Wirkungen bei den Franzosen zeigten, zur Hauptschlacht geschritten, wozu die Verbündeten die Ebene von Leipzig ausersehen hatten. Besonders günstig kann die Wahl dieses Schlachtfeldes aus dem Grunde nicht genannt werden, weil es durch die Parthau, Elster und Pleiße in mehre Abschnitte getheilt wird und dem Vertheidiger, sobald er über so beträchtliche Streitmassen verfügen kann, wie dort vereint waren, mancherlei Vortheile gewährt, die ihm weiter nördlich leicht entrissen werden konnten. Mit dem Scharfblicke eines Reitergenerals erkannte S., daß der ungestüme Angriff des Königs von Neapel mit 10,000 Reitern bei Liebertwolkwitz (am 16. Okt.) zwar für den Augenblick gefahrvoll, aber doch ohne erhebliche Folgen seyn werde, „denn“, sagte er, „die Kavalerie hat ihre besten Kräfte durch den anhaltend schnellen Ritt verloren; wenn sie hier seyn wird, sind die Pferde athemlos“. Nachdem aber die nächsten österr. Regimenter im ersten Anlaufe durchbrochen waren, setzte sich S. selbst an die Spitze der noch verwendbaren Kavalerie und führte sie mit Entschlossenheit gegen den Feind, der für seine kühne Uebereilung büßen mußte. In jenem Momente war es auch, wo S. einen geheimen Schauder vor der Größe der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit empfand und sich im Stillen gelobte, dem Feldherrnruhme möglichst bald zu entsagen. Der am 19. Okt. errungene Sieg änderte diese Gefühle nicht, wenn sie auch unterdrückt werden mußten. Die 3 Monarchen überhäuften den Feldmarschall mit Aeußerungen der Dankbarkeit und verliehen ihm die Großkreuze ihrer vornehmsten Militärorden. Die Verfolgung Napoleons war eigentlich nur ein langsames Nachfolgen mit vereinter Macht, wobei S. von dem Grundsatz ausging, daß man nichts wagen müsse, so lange noch ohne Wagniß auszukommen sey. In Frankfurt angekommen, wurde der nächste Feldzugsplan berathen und der Einfall in Frankreich beschlossen. S. soll (nach Versicherung von Offizieren seiner nächsten Umgebung) für die unverzögerte Fortsetzung der Operationen gestimmt, aber starken Widerspruch gefunden haben. Diese Energie im Rathe äußert sich jedoch nicht in der That, und schon die von ihm für die Hauptarmee gewählte Operationslinie über Basel, Solothurn, Besançon nach Langres (wo sich eine große Wasserscheide befindet, aus deren Besitz wichtige Vortheile entspringen sollten) deutet an, daß es mehr auf strategische Manöver im alten Styl, als auf entscheidende Handlungen abgesehen war. Ueberdies blieb diese über 200,009 M. starke Hauptarmee nicht vereint, sondern entsendete rechts und links so viele Truppen, daß S. bei Langres kaum 40,000 M. beisammen hatte, während Blücher mit einer schwächern Armee ober- und unterhalb Mainz über den Rhein ging und zu derselben Zeit bei Toul eintraf, als S. Langres

erreichte. Es scheint jedoch außer Zweifel, daß letzterer gleich anfangs die Absicht hatte, gegen Paris vorzudringen; nur kontrastirt der von ihm eingeschlagene Weg mit der großen Ueberlegenheit, welche den Verbündeten bei Eröffnung des Feldzuges 1814 zu Gebote stand. Die Schlacht bei Brienne war das erste wichtige Ereigniß; sie wurde von den Verbündeten gewonnen, der Sieg aber nicht benutzt, weil S. seine Streitkräfte zu sehr zerstückelt hatte, und Blücher an einer sehr engen Verbindung mit ihm aus vielen Ursachen keinen Gefallen fand, daher lieber auf eigene Hand, aber doch stets in der Richtung auf Paris operirte. Diese Trennung war jedoch nicht ohne Nachtheil für Blücher, welcher von Napoleon bei Champeaubert und Montmirail mit Uebermacht angegriffen und mit ansehnlichem Verlust bis Chalons zurückgedrängt wurde. Dies hatte auch S.s Rückzug zur Folge, der inzwischen bis Montereau vorgedrungen war und jetzt die Vereinigung mit Blücher suchte, welcher sich jedoch bald wieder von ihm trennte, weil man im großen Hauptquartier keine Neigung zu einer entscheidenden Schlacht zu haben schien. Wie viel von dieser Zaghaftigkeit auf Rechnung S.s zu setzen sey, läßt sich nicht sagen, denn die Gegenwart der Kaiser von Oesterreich und Rußland und des Königs von Preußen nöthigte ihn jedenfalls, auf ihre Ansichten Rücksicht zu nehmen, und daß dieselben nicht immer übereinstimmend gewesen seyn mögen, darf man mit Gewißheit voraussetzen. Dagegen muß aber bemerkt werden, daß der Oberfeldherr sich nicht leicht zu einer Hauptschlacht entschloß, so lange noch Aussicht war, irgend einen Zweck durch bloße Manöver zu erreichen. Als der Rückzug der Hauptarmee bis Langres beschlossen wurde, trennte sich Blücher von ihr und marschirte an die Aisne, um sich mit der Nordarmee unter General Bülow zu vereinigen und Paris zu nähern. Er zog hierdurch Napoleon auf sich und von S. ab, der nun auf Antrieb des Königs von Preußen wieder vorrückte, doch nur bis Arcis sur Aube kam, wo er ein Gefecht zu bestehen hatte, und zwar Sieger blieb, aber durch Napoleons plötzliche Rückkehr u. durch dessen Marsch gegen St. Dizier zum abermaligen Rückzuge bis Vitry bewogen ward, wo er sich mit Blücher vereinigte. Da Napoleon, von einem starken Kavaleriecorps verfolgt, sich abwärts wendete und in dem Wahn befangen war, daß es ihm gelungen sey, die Verbündeten hinter sich her zu ziehen, erhielten diese völlige Freiheit, marschirten auf Kaiser Alexanders Antrieb gegen Paris, schlugen die zum Schutze der Hauptstadt zurückgelassenen Marschälle und entschieden damit den Krieg. Welchen Antheil S. hieran gehabt hat, ist schwer auszumitteln. Von allen verbündeten Monarchen mit Orden geschmückt, vom Kaiser Franz mit der Herrschaft Blumenthal beschenkt, zog sich S. vom Kriegsschauplatze zurück, um an den Berathungen der Minister Theil zu nehmen und Oesterreichs Streitkräfte neu zu organisiren. Sein Empfang in Wien war glänzend; doch suchte er die Ruhe der Einsamkeit, die seinem Herzen Bedürfniß war, mied sogar längere Zeit das Theater und trug fast nie die Zeichen seiner Würde. Napoleons plötzliche Rückkehr nach Frankreich riß den Fürsten abermals aus seinem Stillleben. Durch seine thätige Fürsorge wurde es leicht, in kurzer Zeit 150,000 wohlgerüstete Streiter an den Rhein marschiren zu lassen; er selbst traf den 11. Mai (1815) in Heilbronn ein, entwarf mit Blücher und Wellington den neuen Operationsplan, nahm aber nicht an der Ausführung Theil, da der Sieg über Napoleon bereits errungen war, ehe die Oesterreicher auf dem Hauptkriegsschauplatz eintrafen. Die abermalige Oberbefehlshaberschaft S.s war deshalb von geringer Bedeutung, machte jedoch seine Anwesenheit in Paris eine Zeit lang nothwendig, bis er dem Herzog Wellington die Sorge übertragen hatte, an der Spitze von 150,000 M. über die Erfüllung der Friedensbedingungen zu wachen. Am 12. Okt. war S. wieder auf seinem friedlichen Landsitze Worlik in Böhmen, den er von nun an nur verließ, wenn ihn die Geschäfte als Hofkriegsrathspräsident nach Wien riefen, oder Inspektionsreisen nöthig wurden. Der Tod seiner Schwester, der Fürstin Lobkowitz, wirkte so nachtheilig auf S.s Gemüthsstimmung, daß man sehr für seine Gesundheit fürchtete; diese Besorgniß wurde im Januar 1817 durch einen Schlagfluß vermehrt, doch that der Gebrauch der böhm. Heilquellen dem Fürsten anfangs gute Dienste. Hier war es auch, wo er mit dem Fürsten Blücher zusammentraf und den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo mit ihm feierte. Die Nachricht von dessen Tode (12. Sept. 1819) ergriff S. sehr; auch verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr. Dies hatte eine Reise nach Leipzig zur Folge, um sich von Hahnemann homöopathisch behandeln zu lassen. Seine Gemahlin und mehre Offiziere begleiteten ihn dahin. Das Wiedersehen des Schlachtfeldes rief manche Erinnerungen hervor; auch empfing der Fürst von den benachbarten Regentenfamilien vielfältige Beweise hoher Theilnahme. Aber die Gesundheit kehrte nicht wieder zurück, und S. † am 15. Okt. 1820. Seine Leiche ward in feierlichem Zuge aus der Stadt gebracht und von sächsischen Reiterabtheilungen nach Böhmen begleitet, wo sie in der Familiengruft zu Worlik beigesetzt wurde. — Die Ansichten über S.s Feldherrntalent sind sehr verschieden, und er hat eben so große Lobredner als Tadler gefunden. Die Wahrheit möchte hier, wie gewöhnlich, in der Mitte zu suchen seyn. Seine Kriegführung zeichnet sich durch einen gewissen Methodismus aus, doch mehr im Wesen, als in der Form. Daß er Napoleon gegenüber die blutige Entscheidung nie suchte, sondern gern vermied, lag vielleicht in seinem Charakter, kann aber auch aus dem damaligen politischen System Oesterreichs entsprungen seyn. Ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, trat S. gern zurück, wenn ein Anderer das vorgesteckte Ziel vor ihm zu erreichen suchte, und so sieht man im Feldzug 1814 Blücher überall als Vorkämpfer, während S., obgleich an der Spitze der Hauptmacht stehend, eigentlich nur sein Sekundant war. Hätte Blücher weniger strategi-

sche Kühnheit an den Tag gelegt, so würde S. vielleicht mit größerer Energie gehandelt haben. Am 18. Okt. 1838 wurde ihm auf den Gefilden bei Leipzig, wo er vor 25 Jahren ruhmvoll gekämpft, ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Vgl. A. Prokesch, Denkmürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten von S. — 5) S., Fürst von, österreichischer Ministerpräsident, 1800 geb., ist der Neffe des Feldmarschalls und 2. Sohn des Fürsten Joseph. Seine Mutter fand bekanntlich während des verhängnißvollen Festes, welches ihr Schwager zur Feier der Vermählung Napoleons in Paris gab, in den Flammen ihren Tod, welche das Festgebäude ergriffen. Ueber seine Bildungsgeschichte ist uns nichts bekannt geworden. In den Vordergrund der Oeffentlichkeit trat er erst durch sein Wirken als Lenker des österreichischen Kaiserstaats. Nachdem die Ungarn besiegt, die Aufstände in Italien mit Waffengewalt unterdrückt worden waren, kam es darauf an, für Oesterreich in den deutschen Angelegenheiten wieder das Principat zu erringen. Hatte sich Oesterreich bisher in seiner Stellung zur deutschen Politik mehr negativ verhalten müssen, so daß man von Seite einer Partei im Ernst geglaubt hatte, es mit einem Federstrich aus Deutschland wegdekretiren zu können, so trat es nun mit einem Male mit einer Kraft auf, die um so wunderbarer erschien, als man den österreichischen Staatsbankerot vor der Thüre glaubte. Oesterreich protestirte zunächst gegen das Schooßkind der preuß. Politik, die Union, der gegenüber es die Wiederherstellung des Bundestags als den einzigen Weg bezeichnete, wieder zu einer festen Staatseinheit zu gelangen. Es setzte in der That den Bundestag wieder ein und behauptete mit eiserner Konsequenz die eingenommene Stellung, während Preußen Schritt vor Schritt aus seiner Position wich. Es sendete seine Truppen nach Hessen und Schleswig-Holstein zur Pacificirung dieser Länder und rief, trotz seiner mißlichen Finanzlage, einen ungeheuern Heereskörper unter die Waffen, als Preußen Miene machte, die Entscheidung der Frage, ob Habsburg oder Hohenzollern den Vorrang in Deutschland haben solle, auf die Spitze des Schwertes zu stellen und zu diesem Zwecke seine ganze Streitkraft mobil machte. Die Folge war die Demüthigung der preußischen Staatslenker, die so unerhört war, daß in Preußen selbst fast nur eine Stimme herrschte, die der Entrüstung, die der Beschämung. Auf den dresdener Konferenzen, wie früher zu Olmütz, beharrte S. fest bei seinem Grundsatz, Rückkehr zum Bundestag mit Ausschluß jeglicher Volksvertretung, und imponirte durch diese Konsequenz dem preuß. Ministerpräsidenten so sehr, daß er sich fortan ganz ins Schlepptau der österreich. Politik nehmen ließ und nun ebenfalls darin das einzige Heil erblickte, zu dessen Bekämpfung er kurz zuvor das ganze Land unter die Waffen gerufen. Das Nähere über diese Verhältnisse, sowie die daraus entspringenden Früchte, die noch zur Zeit nicht zur völligen Reife gediehen sind, werden wir in dem Art. Neueste Zeitereignisse und Zustände am Schlusse dieses Werks schildern. So sehr wir auch von unserem Standpunkte aus Gegner von S.s Politik seyn müssen, das muß ihm eingeräumt werden, daß seine unerschütterliche Konsequenz, seine Beharrlichkeit, sein politischer Muth selbst in der schwierigsten Lage, seine alle Bedenklichkeiten besiegende Energie Anerkennung verdienen.

Schwarzenberg, Fürst Karl (Pomol.), s. Fürst Karl Schwarzenberg.

Schwarzenberger, Melchior, Formschneider, arbeitete in Wittenberg um 1530—50. Blätter von seiner Hand oder wenigstens von ihm gezeichnet findet man in der wittenberger Ausgabe von Luthers Bibel 1534. Diese schönen Holzschnitte legt Panzer dem Martin Schön bei, der damals längst todt war. Andere Blätter von S. findet man in Luthers Hauspostill, so wie in dessen Kirchenpostill, Nürnberg 1545 ff. Einige sind Kopien nach H. Brosamer. In spätern Werken sind auch Formschnitte von S. kopirt.

Schwarzenborn (Geogr.), kurhess. Orte 1) Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Amt Marburg; 160 Einw.; — 2) Stadt das., Kr. Ziegenhain, Amt Neukirchen, an der Efze; 4 Mühlen; 1000 Einw.; gilt als das hess. Abdera.

Schwarzenbronn, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Mergentheim; über 100 Einw.

Schwarzenbruch, bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Wolfach; 140 Einw.

Schwarzenbruck, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Altdorf; Patrgr. II., Schloß; 180 Einw.

Schwarzenbrunn, sachsen-meining. Dorf, Amt Eisfeld; 330 Einw.

Schwarzenburg (Geogr.), 1) (Schwarzenberg), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; Rittergut; 120 Einw.; — 2) schweiz. Flecken, Kant. Bern, südwestlich von der Stadt Bern, Hauptort des gleichnam. Amts, liegt 2435′ hoch.

Schwarzeneck (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensburg, Ldgr. Oberviechtach; Ptrgr. II., Schloß; 200 Einw.; — 2) schweiz. zerstreutes Pfarrdorf, Kant. Bern, Bez. Thun; ist Erdstürzen ausgesetzt; 2870 E.

Schwarzenfeld, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Nabburg, an der Schwarzach u. Nab; Postexpedition, Ptrgr. II., Spiegelglasfabrik, Hammerwerk; 1020 E.

Schwarzenfels (Geogr.), 1) kurhess. Amt, Prov. Hanau, Kr. Schlüchtern, an der Sinn; umfaßt 14 Dörfer, 8 Höfe und 10,000 Einw.; — 2) Amtsstadt das., an der Sinn; Schloßruine, Rentei, Fabrikamt, Spiegelfabrik, Blaufarbenwerk; 730 Einw.

Schwarzenhasel, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Niederhessen, Kr. und Amt Rotenburg; 2 Rittergüter, Mühle; 460 Einw.

Schwarzenholz, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Saarlouis; 470 E.

Schwarzenitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Enzowan; 200 Einw.

Schwarzenlohe (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Groß=S.), R.=B. Mittelfranken, Ldgr. Schwabach; 170 Einw.; — 2) (Klein=S.), das.; 210 Einw.

Schwarzenmoor, preuß. Dorf, Provinz Westphalen, R.=B. Minden, Kr. Herford; 770 Einw.

Schwarze Noten, s. Noten.

Schwarzenpohl, hannöv. Kolonie, Osnabrück, Aremberg=Meppen, Amt Meppen; über 100 Einw.

Schwarzenreuth, bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Kemnath; 180 Einw.

Schwarzensee, preuß. Vorwerk, Provinz Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Prenzlau; über 100 Einw.

Schwarzenstein (Ober= und Unter=S.), bayer. Dörfer, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Naila; 2 Schlösser, Mühle; 110 Einw.

Schwarzente (Ornith.), 1) s. v. a. Brillenente, Anas perspicillata *L.*, s. Ente; — 2) s. v. a. kleiner Steißfuß, Colymbus minor *L.*

Schwarzenthal (Schwarzthal), österr.=böhm. Stadt, Kr. Bidschow, Herrsch. Hohenelbe, in einem Thale am Fuße des Schwarzenberges; 440 Einw.

Schwarzenthonhausen, bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Hemau; 110 Einw.

Schwarzenweiler, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Oehringen; gegen 100 E.

Schwarze Pfennige, s. Schwarze Münze.

Schwarze Potasche, noch nicht raffinirte Potasche.

Schwarzer (Pomol.), s. v. a. blauer Clävner; s. Clävner.

Schwarzer Adler, 1) s. Adler; — 2) Fluß, s. Adler.

Schwarzer Adlerorden, s. Adlerorden.

Schwarzer Anflug, sehr armes u. nur zur rohen Bleiarbeit zu verwendendes Silbererz, im Centner vielleicht ½—3 Loth Silber.

Schwarzer Arsenik (Min.), s. v. a. gediegener Arsenik.

Schwarzer Berg (Geogr.), 1) und 2) s. Riesengebirg; — 3) s. Glatzer Gebirg.

Schwarzer Bernstein (Min.), s. v. a. Gagat (s. d.).

Schwarzer Braunstein (Min.), s. v. a. Schwarzmanganerz (s. d.).

Schwarzer Bund, s. Schweiz (Gesch.).

Schwarzer Burgunder, s. Burgunderweine.

Schwarzerd (Biogr.), 1) Georg, geboren 1463 zu Heidelberg, ein geschickter Waffenschmied, der im Rufe stand, das Wappnen so gut zu verstehen, daß der von ihm Gewappnete in den Ritterspielen gewöhnlich den Sieg davon trüge. Auch Kaiser Maximilian ließ sich von ihm wappnen, als er mit dem welschen Ritter Fandius Mondovi den bekannten Zweikampf bestehen wollte. S. † 1508 zu Bretten in der Unterpfalz. Sein Sohn war — 2) Philipp, s. Melanchthon.

Schwarzer Degen (techn. Bot.), s. v. a. Birkentheer, Balsamum betulinum, s. Betula alba *L.*

Schwarzerden (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. St. Wendel; 150 Einw.; — 2) das., R.=B. Koblenz, Kr. Simmern; 390 Einw.

Schwarze Reiter, Karabiniere zur Zeit Maximilians II. Nachdem nämlich unter Karl V. die Reiterschützen oder Ringerpferde, die man wegen ihrer Schutzwaffen auch s. R. nannte, in besondere Kompagnien formirt worden waren, wurden unter Maximilian II. die mit Feuerröhren bewaffneten Knechte abermals aus den Schwadronen der Speerreiter gezogen und in eigene Kompagnien zu 50—60 Mann formirt, die, nun vorzugsweise unter dem Namen s. R. vorkommend, das große Pistol mit Radschloß zu ihrer Hauptwaffe machten, und bei denen sich die Fechtart der nachherigen Kürassiere (Korazzen, Korazzon), wie diese bis zu den Zeiten Gustav Adolfs bestand, zuerst ausbildete. Sie waren außer dem Pistol mit dem Schwert bewaffnet und führten die Schutzwaffen der Reiterschützen (s. Ringe Pferde) mit Blechschurz und Panzerärmeln oder Armschienen. Zum Gefecht rückten mehre Kompagnien zusammen und bildeten tiefe Schwadronen, die im Trabe mit dem Pistol angriffen. Durch ihr wirksames Feuer und ihr unerschütterliches Zusammenhalten behaupteten sie längere Zeit ein entschiedenes Uebergewicht über andere Kavalerie, welche sich ihnen in dünner Ordnung entgegenstellte. Unter dem Namen Reiters fochten sehr viele dieser Kompagnien in Frankreich während der Kriege mit den Hugenotten im Solde beider Parteien und erwarben sich großen Ruf. Noch unter Ludwig XIII. standen mehre Regimenter derselben im französischen Solde.

Schwarzer Erdkobalt (Min.), nach Werner, s. v. a. Kobaltschwärze (s. d.).

Schwarzer Fluß, beim Probiren strengflüssiger Erze das Ergebniß der Mengung und Detonirung von ⅔ rothen Weinsteins mit ⅓ trockenen Salpeterstaubes.

Schwarzer Glaskopf (Min.), s. v. a. Leptonemerz oder faseriger Philomelan (s. d.).

Schwarzer Kalkstein (Geognos.), s. v. a. Alpenkalk (s. d.).

Schwarzerle (Bot.), s. v. a. gemeine Erle, Alnus glutinosa *L.*

Schwarzer Mandelstein (Geognos.), s. v. a. mandelsteinartiger Melaphyr (s. d.).

Schwarzer Mangankiesel (Min.), auch schwarzes kieselhaltiges Manganerz, von Klapperud in Dalekarlien, besteht nach Klaproth aus 60 Manganoxyd, 25 Kieselerde, 13 Wasser.

Schwarzer Messingdraht, 1) Messingdraht, welcher vom letzten Glühen noch schwarz angelaufen ist; — 2) stärkste Sorte Messingdraht.

Schwarzer Pechdraht, der mit Pech überstrichene Eisendraht.

Schwarzer Peter, 1) Gesellschaftsspiel, wobei sich jedes Gesellschaftsmitglied einen andern Namen gibt. Eine Person fängt z. B. an zu sagen: Ich heiße N. ohne Strich, N. wie heißest du? Die angeredete Person muß sogleich dasselbe sagen. Wer dies versäumt oder seinen Namen oder die Anzahl der Striche falsch angibt, erhält mit gebranntem Kork einen Strich in das Gesicht. — 2) Gesellschaftsspiel, das mit der deutschen Karte gespielt wird. Jedes Mitglied erhält eine gleiche Anzahl Karten, nachdem einer der Ober (nur nicht der Eichelober) weggelegt worden ist. Darauf legen alle Theilnehmer ihre Karten von gleichem Werthe, je zu zweien, ab, z. B. König und König, Sieben und Sieben. Ist dies geschehen, so läßt die Vorhand von dem Folgenden ziehen. Dies geschieht so lange, bis alle Karten bis auf eine weggelegt sind. Wer den übrig bleibenden Eichelober (den schwarzen Peter) hat, erhält einen Strich.

Schwarzer Porphyr (Geognos.), s. v. a. Melaphyr (Augitporphyr), s. d.

Schwarzer Prinz, s. v. a. Eduard 10).

Schwarzer See (Geogr.), 1) (Lac Domene), schweiz. See, Kant. und Stadtamt Freiburg; dabei das Schwefelbad Schwarzsee, in reizender Lage; — 2) (Lac noir), französischer See, Depart. Ober-Pyrenäen, im Aurethale, hat schwärzliches Wasser und schwärzliche Fische; — 3) See daselbst, Depart. Oberrhein, hat schwarzes Wasser und 3/4 Stunden im Umfange; in demselben Depart. ist auch der weiße See mit milchfarbigem Wasser; — 4) s. Timbuktu.

Schwarzer Sonntag, der Sonntag Judica, weil man von da bis Ostern Trauerkleider trug und die Kirchen und heiligen Orte schwarz behängte.

Schwarzer Staar, s. Staar.

Schwarzer Thee, s. Thea.

Schwarzer Tod, der gewöhnliche Name der großen Seuche des 14. Jahrhunderts, die einen großen Theil der Bevölkerung der damals bekannten Erde hinwegraffte. Sie begann, wie es scheint, in China u. wurde von da durch Karawanen nach Mittel- u. Kleinasien u. von dort durch Schiffe nach entfernteren Hafenstädten und Inseln gebracht. Im J. 1347 erschien sie zuerst in Sicilien, Marseille und einigen Hafenstädten Italiens, von wo aus sie sich an der ganzen Südküste Europa's verbreitete. Im J. 1348 wüthete sie am heftigsten in Spanien, Frankreich, Deutschland, England, 1349 in Schweden, Norwegen, Polen, erst 1351 in Rußland. Erdbeben, Verwüstungen durch ungeheure Heuschreckenschwärme, Mißwachs und andere derartige Naturerscheinungen waren seit 1333 vorausgegangen und hatten die Gemüther zaghaft und somit die Körper für die Ansteckung empfänglich gemacht. In Kairo sollen während der größten Wuth der Seuche täglich 10—15,000 Menschen, in China im Ganzen 13 Millionen gestorben seyn; in Aleppo starben täglich 500, in Gaza innerhalb 6 Wochen 22,000 Menschen und die meisten Thiere; Cypern verlor fast alle seine Einwohner. In Florenz starben 60,000 in Venedig 100,000, in Marseille in einem Monat 16,000, in Paris 50,000, in Avignon 60,000, in Straßburg 10,000, in Lübeck 9000, in Basel 14,000, in Erfurt über 16,000, in Weimar 5000, in London wenigstens 100,000, allein Barfüßermönche in Deutschland 124,434, Minoriten in Italien 30,000. Im Ganzen nimmt man an, daß Europa in den 3 Jahren 25 Millionen Menschen verloren habe. Aus den vielen Beschreibungen geht hervor, daß die Seuche die orientalische Pest war mit besonders hervortretender Entwickelung der entzündeten Pestbeulen und einer schnell in Brand übergehenden Lungenentzündung. Wegen der Brandbeulen und schwarzen Flecken der Haut nannte man sie in Deutschland und den nordischen Reichen den schwarzen Tod, in Italien das große Sterben. Die Kranken befiel ein heftiger Brustschmerz, Blut wurde ausgehustet, der Athem verbreitete einen verpestenden Geruch. Im Abendlande war die Affektion der Respirationsorgane vorherrschend, während im Morgenlande vorzugsweise die Symptome der eigentlichen Pest auftraten; hier und da kam auch Blutbrechen hinzu. Am ansteckendsten schien der Hauch der Kranken zu seyn. Die Heilkunst sah sich machtlos der furchtbaren Seuche gegenüber. Fast alle Kranken starben innerhalb der 3 ersten Tage nach dem Erscheinen der Pestbeulen, der schwarzen Flecken, des Blutspeiens oder Blutbrechens, meist ohne alles Fieber und andere Zufälle. Auch Thiere wurden angesteckt, wenn sie Sachen von Erkrankten oder Verstorbenen berührt hatten, und starben in kurzer Zeit. Der Volkswahn sah die Seuche als göttliches Strafgericht an, welches die Flagellanten (Geißler) durch strenge Bußübungen abzuwenden suchten. Den Juden gab man Schuld, die Brunnen vergiftet zu haben, und die grausamsten Verfolgungen der Juden, deren in Mainz allein 12,000 verbrannt wurden, waren die Folgen dieses Irrthums. Schutzmaßregeln wurden von Seiten der Regierungen erst sehr spät angeordnet, zumal da man den Grund der Verbreitung in einer üblen Konstellation der Gestirne vermuthete. Nachdem die Pest verschwunden war, kehrte durch einige reich gesegnete Jahre und durch auffallende Fruchtbarkeit der Frauen Friede und Ruhe in die Gemüther zurück. Unter den damaligen Aerzten zeichnete sich vor allen Guy de Chauliac von Avignon aus, der die Kranken trotz der fürchterlichsten Ansteckungskraft der Krankheit besuchte u. nach Kräften Hülfe schaffte. Er und Chalin de Vinario, unter den andern Schriftstellern Boccaccio, haben die Seuche beschrieben. Vergl. Hecker, Der schwarze Tod im 14. Jahrhundert, Berlin 1832.

Schwarzer Weg, s. Zacken.

Schwarzer Wein, s. Wein.

Schwarzer Weserkalk (Geognos.), in Nordwestdeutschland das Aequivalent des weißen Jura Süddeutschlands.

Schwarzerz (Min.), 1) s. v. a. Manganblende (s. d.); — 2) s. v. a. Antimonfahlerz, s. Fahlerz 3).

Schwarzes Augenpigment, s. Auge.

Schwarzes Bret, 1) auf Universitäten eine schwarze Tafel und ein flacher, mit einem Drahtgitter überzogener Kasten, die gewöhnlich am Universitätsgebäude aufgehängt sind und woran Bekanntmachungen für die Studenten angeheftet werden; — 2) dergleichen an Rath=, Amts= und Gerichtshäusern.

Schwarzes Buch, s. Held 3).

Schwarze Schillinge, 10½ = 1 Thlr., s. Schwarze Münze.

Schwarze Schwestern, 1) s. v. a. Alexianerinnen; — 2) s. Servitinnen.

Schwarze Seife, s. Seifensiederei.

Schwarzes Erdharz (Min.), nach Haidinger, Erdharzgattung, fest, flüssig, schwarz, braun, roth, grau, Strich schwarz, braun, gelb, grau, H. = 0,0—2,0, G. = 0,8—1,2. Hierher Bitumen, Elaterit, Middledonit, Irolyt, Piauzit.

Schwarzes Gebirg (Geogr.), 1) asiat.=türk. vulkanisches Gebirg, Ejalet Natolien, Sandschak Tekke, Fortsetzung des Taurus; — 2) s. v. a. Schneegebirg (im Kaukasus); — 3) s. Mozambique; — 4) s. Rocky Mountains.

Schwarzes Kap, brit. Vorgebirg, Irland, Prov. Munster, Grafsch. Clare, an der Nordwestspitze.

Schwarzes kieselhaltiges Manganerz (Min.), s. v. a. Schwarzer Mangankiesel.

Schwarzes Land, s. Kanarische Inseln.

Schwarzes Meer (bei den Alten Pontus Euxinus, türk. Kara Denghiz, russ. Czerno More oder Tschernomore), ein Binnenmeer, welches in weiter Ausdehnung die Grenze zwischen Asien und Europa bildet, gegen Westen an die europ. Türkei (Romanien und Bulgarien) und die russische Provinz Bessarabien, gegen Norden an Südrußland, gegen Osten an die kaukasischen und transkaukasischen Länder und gegen Süden an die türkische Provinz Natolien grenzt, südlich durch den Bosporus und weiterhin durch das Marmorameer und die Dardanellenstraße mit dem mittelländischen Meere und nördlich durch die Straße von Kertsch mit dem asowschen Meere in Verbindung steht. Die Größe des schwarzen Meeres, das auch als ein Theil des Mittelmeeres betrachtet werden kann, beträgt nur 8700, nach andern Angaben 9500 od. auch 10,765 □Meilen und mit dem asowschen Meere 14,000 □Meilen. Abgesehen von den Inseln, die in der Meerenge des kimmerischen Bosporus liegen, hat dieses Meer nur ein einziges Eiland, die Schlangeninsel, südlich von der Donaumündung, im Alterthum ein einsamer Priestersitz mit einem griechischen Tempel. Die russische Regierung hat vor mehren Jahren 2 Gelehrte, den Naturforscher Professor Nordmann u. den Alterthumsforscher Dr. Köhler, zur Untersuchung dieses Eilandes abgeschickt. Ihrem Bericht zu Folge besteht die Schlangeninsel, welche kaum 3 Werste im Umfange hat, aus Kieselkonglomerat, auf dessen verwitterten Stellen 15 phanerogame Pflanzenarten wachsen. Ihren Namen hat sie von den Schlangen (Coluber hydrus) erhalten, die sich dort in großer Menge auf dem Boden sonnen. Köhler fand noch Reste des alten Tempels und Münzen. Die russische Regierung hat die Erbauung eines Leuchtthurms auf dem lange unbewohnten pontischen Eiland beschlossen. Die Gewässer des schwarzen Meeres sind dunkler, als jene des mittelländischen, und auch süßer, was von den vielen Strömen herrühren mag, die in dasselbe münden. Donau, Dniestr, Dniepr, Don, Kuban und viele andere, minder große Flüsse führen diesem Binnenmeer eine Wassermasse zu, die nicht durch Verdünstung allein absorbirt werden könnte und ihren Abfluß durch die Straße nimmt, welche die aufgestauten Gewässer in vorhistorischer Zeit sich gebrochen haben. Nach dieser Meerenge, nach dem thracischen Bosporus und dem Hellespont, zieht sich von Norden nach Südwesten eine beständige Strömung, die selbst in dem seichten asowschen Meer bemerkbar wird. In 7 Krümmungen, bald von den asiatischen, bald von den europäischen Bergen eingeengt, oft nicht breiter als 15,000 Schritt, zieht sich die Schlangenlinie des Bosporus (Ochsenfurt) 3 Meilen lang zwischen beiden Welttheilen hin. Die furchtbaren Stürme des „ungastlichen" Pontus waren schon den Alten bekannt. Bei Aeschylus warnt Prometheus seinen Befreier, den gewaltigen Hercules, vor Boreas' Stürmen, „daß seine niederfahrenden Wetter ihn nicht mit sich emporreißen in brausenden Wirbeln". Im Winter toben alljährlich aus Osten u. Südosten schreckliche und verderbliche Orkane, die auch jetzt noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schiffen zerstören, nachdem von den Russen für genaue Entwerfung von Seekarten und Erbauung von Leuchtthürmen sehr viel geschehen ist. Selbst die Griechen, welche im Mittelmeer zu den kühnsten und unerschrockensten Seefahrern gehören, werden ängstlich und kleinmüthig, wenn sie zur stürmischen Jahreszeit vom thracischen Bosporus nach Osten auslaufen. In Konstantinopel hat es sich öfters zugetragen, daß Matrosen, welche zur Fahrt nach Odessa gedungen wurden, sich geradezu weigerten, weiter zu fahren, wenn das Schiff erst im November den Bosporus erreichte. Nur die Dampfschiffe konnten bis jetzt den pontischen Stürmen trotzen. Woher die eigenthümlich wilde Natur dieses Meeres kommt, darüber herrschen die verschiedensten Ansichten. Kohl meint, daß die ungeheuern Ebenen und Steppen im Norden und Nordosten des schwarzen Meeres, die ohne eine schützende Gebirgswand dazwischen bis Archangel und Kamtschatka sich erstrecken, zu dem stürmischen Charakter des Pontus mächtig beitragen. Wenn der Kaukasus, so meint Kohl, wie er sich um die östliche Spitze des Pontus windet, auch eben so im Nordosten und Norden die ganze Hauptmasse mit seinen schützenden Armen umfaßte, so würde er ein großer Wohlthäter desselben geworden u. der ganze Zustand, das Klima und die Geschichte dieses Meeres eine andere seyn. Dieser Ansicht, daß die physikalische Beschaffenheit der Küstenländer im Norden, daß besonders die große Lücke zwischen dem Uralgebirge und dem Kaukasus, durch welche

die sibirischen Orkane heraustoben, die Stürme bedinge, steht entgegen, daß die schlimmsten Orkane nicht aus Norden, sondern aus Osten und Südosten kommen. Ritter meint, daß durch das Zusammentreffen der Nordwinde, die aus den sarmatischen Ebenen kommen und ungehinderten Zutritt bis an die asiatische Küste haben, und der auf dem armenischen Hochlande häufig herrschenden Süd- und Ostwinde sich die gefürchtete Zone der heftigsten, zahlreichsten pontischen Stürme bilde. Seine Ansicht wird dadurch unterstützt, daß in keinem Meere Winde und Strömungen häufiger wechseln und die Wellen unangenehmer od. gefährlicher sind, daß daher ein Zusammentreffen der verschiedenen Winde die Wuth, so wie die Gefährlichkeit der pontischen Sturmregion ohne Zweifel vermehrt. Aber viele der verheerendsten Orkane aus Südosten wurden auch ohne das Entgegentreten der Nordwinde beobachtet. Moritz Wagner sagt: „Es scheint, daß die meisten Stürme innerhalb der Grenzen des Pontus selbst entstehen, und daß das Eintreffen der Winde aus dem unermeßlichen Steppengebiete des Nordens keineswegs nothwendig ist, um das schwarze Meer in die wildeste Bewegung zu bringen. Die Lufttemperatur des armenischen Plateaus und des Kaukasus ist von der des nahen pontischen Strandes so verschieden, daß sich daraus einigermaßen die häufige Entstehung der Stürme dieses Meeres erklären läßt. Es ist eine von allen Meteorologen beobachtete Thatsache, daß verschiedene Temperatur von 2 benachbarten Orten gewöhnlich Wind erzeugt, und daß dies selbst in vielen von Bergen rings umschlossenen Gegenden der Fall ist. Den schlagendsten Beweis dafür liefert das Kurthal in Georgien, welches eine sehr bedeutend wärmere Lufttemperatur hat, als der nahe gelegene Kaukasus. Tiflis, obwohl in einem Bergkessel eingekeilt, ist eine der windigsten Städte, und die Orkane, welche dort die Hälfte des Jahres hindurch hausen, kommen vom Kaukasus herab, selbst an Tagen, wo im Steppengebiet nördlich am Kaukasus vollkommene Windstille herrscht. Aehnlich wie im Thal des Kur sind die Temperaturverhältnisse am schwarzen Meere. Auf dem Plateau von Armenien sind 20 Grade unter dem Gefrierpunkt im Winter nichts Ungewöhnliches, in Erzerum hat man im Juni sogar Schneegestöber erlebt, während im nahegelegenen Trapezunt der Olivenbaum aufs Kräftigste gedeiht und bei Wigse sogar der Orangenbaum, der einer Winterkälte von 3 Graden erliegt, im Freien aushält. Diese Temperaturdifferenzen sind ohne Zweifel der Entstehung der pontischen Stürme günstig, wenn die eigenthümlich wilde, gefährliche Natur dieses Meeres damit auch noch keineswegs hinreichend erklärt ist." Ebbe und Fluth sind, wie in der Ostsee, gar nicht bemerkbar. Die Fischerei ist nicht unbedeutend, namentlich gibt es mehre Arten Störe.

Vor 80 Jahren besaßen die Russen noch keinen einzigen Punkt an der Küste des Pontus. Jetzt haben sie hier — das asowsche Meer nicht einmal mitgerechnet — 250 Meilen Küste gewonnen. Vor 140 Jahren hatte das schwarze Meer außer den Booten der Kosaken noch kein russisches Kriegssegel gesehen. Jetzt dagegen beherrscht eine imposante russische Flotte mit siegreicher Flagge den ganzen Pontus, und der russische Pavillon ist der einzige geachtete in diesen Gewässern. Die russische Kriegsflotte im schwarzen Meere zählt 13 Linienschiffe: Mahmud, Silistria, Adrianopel, Uriel, Katharina, Eustachius, Silafael, Maria, Anapa, Varna und die Dreidecker von 120 Kanonen: Warschau, die drei Heiligen und die zwölf Apostel; ferner 8 Fregatten, etwa 30 Briggs, Goeletten und Kutter und eine Anzahl Kriegsdampfboote und leichte Schiffe. Die Linienschiffe führen 90—94 Kanonen, worunter regelmäßig 6 Bombenkanonen (Paixhans) zu 60pfündigen Kugeln, während die übrigen Geschütze zu $^2/_3$ 48-Pfünder, zu $^1/_3$ 36-Pfünder sind. Die großen Werfte befinden sich in Nikolajeff, wohin das Schiffsbauholz aus dem Innern Rußlands auf dem Bug hinabgeflößt wird; in Sewastopol können bis jetzt nur Fregatten und kleinere Fahrzeuge gebaut werden; kleinere Werfte befinden sich in Cherson, Aleschki und Borislawl. Auffallend ist die geringe Dauer der russ. Schiffe im schwarzen Meere, die gewöhnlich nur 9—10, höchstens 12 Jahre beträgt, während die franz. Schiffe im Mittelmeer gewöhnlich 16, die engl. Schiffe 18—20 Jahre dienstfähig bleiben. Pallas und die Naturforscher der wissenschaftlichen Expedition, die mit Demidow die Krim besuchten, schreiben diese geringe Dauer der Bohrmuschel (Teredo navalis) zu, welche das Holzwerk der Schiffe durchlöchere und unterminire. Dieses verderbliche Mollusk ist an der Küste der Krim so häufig, daß ein in das Meer geworfenes Stück Holz schon nach wenigen Tagen in allen Richtungen durchlöchert ist. Seitdem man aber die Außenseite der Schiffe bis einen Fuß über dem Wasser mit Kupfer beschlagen läßt, ist von der Bohrmuschel nichts mehr zu befürchten, und doch bleibt die geringe Dauer der Schiffe dieselbe. Dies ist der Beschaffenheit des Schiffsbauholzes zuzuschreiben, das oft ganz frisch und saftig auf der Werfte ankommt und den Keim des Todes in sich trägt. Die russ. Dreidecker haben eine Bemannung von 800 Mann, die Linienschiffe 2. Ranges selten mehr, als 600. Die türk. Flotte im schwarzen Meere ist der russischen in keiner Weise gewachsen, und nur sie kann in diesem Meere konkurrirend auftreten, seitdem der Vertrag von Unkiar Iskelessi Bosporus und Dardanellen den Kriegsschiffen aller Nationen verschlossen hat. Der Oberbefehlshaber der russ. Flotte residirt gewöhnlich in Nikolajeff; in Sewastopol kommandirt bloß ein Gegenadmiral. Nikolajeff, gleich Sewastopol eine neu gebaute Stadt, hat eine gute Rhede, die indessen für vollkommen ausgerüstete Linienschiffe zu seicht ist, weshalb die hier gebauten großen Fahrzeuge erst in Sewastopol bewaffnet werden. Sewastopol ist der große Kriegsplatz des Pontus und einer der schönsten Kriegshäfen der Welt, eben so tief, geräumig und gegen Stürme geschützt, wie die Rhede von Toulon. Vor dieser hat Sewastopol die vielen kleinen in das Land einmündenden Meerzungen oder kleinen Baien

voraus, welche eben so viele abgesonderte natürliche Häfen bilden. Die erste dieser kleinen Meerzungen an der Südwestseite der Bucht ist den Kauffahrteischiffen als Ankerplatz angewiesen. Oestlich von der Stadt mündet eine 2. Seezunge ziemlich weit in das Land hinein; hier ist der Ankerplatz für die abgetakelten Kriegsschiffe; zur Winterszeit flüchtet sich die ganze Flotte in dieses sichere Bassin. — Die Küstenländer des schwarzen Meeres. Ueber die russischen existiren viele und gediegene Werke von Pallas, Bieberstein, Steven, Engelhardt, Parrot, Eichwaldt, Kupfer, Dubois de Montperreux, Sjögren, Köppen, Meyer, Menetries, denen sich in neuester Zeit Nordmann, Kohl, Marmont und besonders Moritz Wagner anschließen. Die Hauptstadt der russ. Pontusländer ist Odessa, der größte Handelsplatz des schwarzen Meeres, dessen Alter nur 56 Jahre beträgt. Durch Odessa ist die Bedeutung von Cherson, das früher schon durch die Seichtigkeit der Dnieprmündung beeinträchtigt wurde, fast auf Null herabgesunken. Der Einfluß der Krim auf den pontischen Handel war bis jetzt nicht bedeutend. In den weiten Steppenebenen, die nördlich vom asowschen Meere liegen, ist der Nerv des pontischen Handels zu suchen. Die nogayischen Tataren, welche dort wohnen, sind jetzt an eine thätige Lebensweise gewöhnt, neben ihnen wohnen friedlich Russen und Kosaken, und von den geheimnißvollen Grabhügeln (Mohiln) überschaut man jetzt meilenlange Getreidefelder. Aus den Steppenländern werden Getreide, Talg und Häute nach Griechenland, Frankreich, England und Italien ausgeführt; die Bevölkerung wächst, die Einöden verschwinden, der Pflug erobert eine lange brach gelegene Ebene, und an der Küste tauchen herrliche Städte, wie Taganrog, Kertsch, Pertjansk, Ismael, gleich Phänomenen empor. Die erst vor 12 Jahren gegründete Stadt Pertjansk, welche für die Ausfuhr aus den nogayischen Steppen sehr günstig gelegen ist, hat sich bereits zu einer für die kurze Zeit ihres Bestehens ungemein großen Blüthe erhoben. Taman bildet den Eingang zu den Ländern der tschernomorischen Kosaken, welche das rechte Ufer des Kuban von den Küsten des schwarzen und des asowschen Meeres bis nahe an die Gegend bewohnen, wo die Laba in den Kuban mündet. Der westliche Kaukasus und die pontische Küste von der Mündung des Kuban bis zu der des Rion sind von Gebirgsvölkern bewohnt, die man häufig mit dem allgemeinen Namen Tscherkessen bezeichnet. An der Küste wohnen vom linken Ufer des Kuban bis zum Fort Golowinski die Adige oder eigentlichen Tscherkessen, weiter gegen Südosten die Ubichen u. Tschigeten, weiterhin die Abchasen, denen sich die Mingrelier und Gurier anschließen. Die Russen besitzen an der ganzen Küste von Taman bis Gurien bloß 17 befestigte Punkte, sogenannte Kreposten, von denen aber nur die wenigsten eigentliche Festungen, die andern bloße Erdschanzen sind. Betrachtet man die türkischen Provinzen des pontischen Ufers, so bietet diese ganze Strecke der Küste ein Bild des traurigsten Verfalls dar. Die Hauptplätze der Küste sind Trapezunt, Sinope und Samsun. Trapezunt hat einige Verbesserungen erhalten, seit der neuerwachte Waarenzug aus Europa nach Persien diesen Weg einschlagt. Sinope ist der natürliche Stapelplatz für die dahinter liegende reiche Landschaft Paphlagonien. Zum Binnenlande von Samsun gehört Tokat. Derselbe Verfall, wie in Anatolien, zeigt sich auch auf der europäischen Seite des türkischen Pontusgebiets. Varna, der Hauptseeplatz von Bulgarien und dazu bestimmt, den Handel zwischen Odessa, Trapezunt und Konstantinopel zu vermitteln, ist tief gesunken.

Von Touristen wird das schwarze Meer selten besucht, denn der ungeheure Schwarm, den die Dampfer jedes Jahr aus dem Occident in Konstantinopel abladen, macht gewöhnlich am Bosporus Halt und wendet sich von dort wieder nach Westen. Man kann indessen fast um den ganzen Küstenkreis die Reise mit Dampfschiffen machen. Zwischen der Donaumündung und der türk. Hauptstadt unterhält der österreichische Lloyd Verbindungen, zwischen Konstantinopel und Odessa finden monatlich dreimal Fahrten Statt, zwischen Odessa und der Krim besteht gleichfalls eine regelmäßige Dampfschifffahrt, welche die Reisenden nach Koslow, Sewastopol, Jalta und Kertsch führt. Von letzterer Stadt fährt monatlich ein Kriegsdampfboot nach Redout Kaleh und landet an allen russischen Küstenpunkten Tscherkessiens, Abchasiens und Mingreliens. Reisende werden auf diesen Kriegsdampfbooten unentgeltlich aufgenommen. In Redout Kaleh aber hört jede weitere Dampfschifffahrt nach dem Süden auf. Die Verbindung zwischen Redout Kaleh und Trapezunt wird nur durch sehr kleine türk. Segelschiffe unterhalten, und eine solche Fahrt gehört zu den unangenehmsten und gefährlichsten Seereisen. Zwischen Trapezunt und Konstantinopel fahren Dampfschiffe; zuerst fuhr ein österreichisches und ein türkisches, jetzt fahren auch englische. Im Jahre 1841 wurde österreichischerseits die erste Dampfschifffahrtslinie zwischen den beiden genannten Punkten eröffnet; seit 1846 konkurriren die Engländer, wie überall, siegreich. Durch Segelschiffe und Handelsverkehr überhaupt ist der Bosporus am lebhaftesten. Nach dem Indicatore Bisantino betrug die Zahl der Segelschiffe, welche 1847 durch diese Straße fuhren, 10,500, die der Dampfschiffe 437. Die Gesammtzahl von 10.937 überstieg die des Jahres 1846 um 3772 Schiffe, augenscheinlich eine Folge des ausgedehntern Getreidehandels. Die Zahl der griechischen Schiffe allein, welche den Frachthandel vorzugsweise betreiben, belief sich auf 2776, die Zahl der englischen, worunter die jonischen und maltesischen nicht mit inbegriffen sind, auf 1894; nach diesen kamen Sardinien mit 1440, Oesterreich mit 1260 und Rußland mit 1068 Schiffen. Französ. Schiffe zeigten sich nur 545, und doch war diese Zahl eine ausnahmsweise, denn im Allgemeinen ist die französ. Flagge im schwarzen Meere am schwächsten vertreten. Wie geringe Aufmunterungen hin-

reichen, um den Handel am Pontus zu beleben, zeigt der Aufschwung, welchen die Dampfschifffahrt dem Verkehr von Trapezunt und Samsun gegeben hat. Durch sie ist für Europa eine neue Bahn ins Innere des großen asiatischen Kontinents eröffnet, indem, statt wie ehedem ganz Kleinasien zu durchziehen, die Waaren aus Konstantinopel in 4 Tagen mit Dampf nach Trapezunt gelangen und von dort über Tauris nach Teheran gehen. Im Hafen von Samsun, wo 1841 nicht mehr als 97 Schiffe verkehrten, zeigten sich 1846 schon 192. Einen an allen Küstenpunkten bemerklichen Aufschwung, wie die natürlichen Verhältnisse ihn bedingen, hemmen zur Zeit verschiedene Ursachen: die systematische Vernachlässigung der Donau durch Rußland, die lange Dauer der russ. Quarantäne, die an den Küsten des schwarzen Meeres 14 Tage beträgt, während an der Landgrenze 4 Tage für hinreichend erachtet werden, die noch mangelhafte Entfaltung der Steppenländer, der Krieg im Kaukasus, die Plackereien und Prellereien an den russischen Grenzen in Asien, die Indolenz der türk. Regierung und Bevölkerung. Fünf Jahre haben die Bewohner von Anatolien die Dampfer an ihren Küsten vorüberfahren sehen, ehe es ihnen eingefallen ist, daß sie diese Gelegenheit zum Verkauf ihres Tabaks benutzen könnten. Vier wenig bedeutende Karawanenreisen vom Südrande des schwarzen Meeres entfernt strömt der Euphrat, aber das, was die Natur für diese schöne Straße gethan hat, ist auch Alles, was dort geschehen ist.

Im Alterthum hatte das schwarze Meer verschiedene Namen: es hieß das pontische Meer, weil es an der Nordküste von Pontus lag; das kolchische Meer, weil an seinen östl. Busen Kolchis grenzte; das sarmatische Meer, weil die Sarmaten südlich und östlich vom demselben bespült wurden. Weil an seinen Küsten rohe Völker wohnten und das Meer selbst stürmisch und schwer fahrbar war, nannten es die ältesten Griechen Pontus Axinus (das ungastliche Meer). Je mehr sie es nachher befuhren, je mehr verlor es für sie jene Schrecken, und sie nannten es nun im Gegentheil Pontus Euxinus (das gastliche Meer), welcher Name der gewöhnliche im Alterthum blieb. — Werfen wir einen Rückblick auf das, was der Pontus war, ehe russische Politik und orientalische Indolenz seine schönen Ufer vereinsamten. Im griech. Zeitalter war Milet durch seine Kolonien am schwarzen Meere gebietend und trieb hier den gewinnreichsten Handel. Heracleon in Bithynien, zum Unterschied von andern Städten des gleichen Namens das pontische genannt, Sinope in Paphlagonien, Amisus in demselben Lande, Cerasunt in Kappadocien, Trapezunt, ebendaselbst gelegen, Phasis und Dioscurias im Lande Kolchis am östlichen Ufer des schwarzen Meeres, Ponticapäum und Phanagoria an der Küste des südlichen Rußlands, später die beiden Hauptstädte des sogenannten bosporanischen Reichs, Tanais an der Mündung des Don, Olbia an der Mündung des Bug in den Dniepr, Odessus in der Nähe des jetzigen Varna waren blühende griechische Pflanzstädte, die fast alle von Milet gegründet wurden und von den halbwilden scythischen Stämmen gegen Wein, Tuch und andere Produkte der griech. Betriebsamkeit Häute, Pelzwerk Wolle und Sklaven eintauschten. Aus der spätern Zeit des Mithridates sind noch manche Trümmer früherer Herrlichkeit vorhanden. In der Zeit des Mittelalters, die den Kreuzzügen voranging, herrschte zwischen dem schwarzen Meer und der damals von Slaven umwohnten Ostsee der lebhafteste Verkehr. Nicht durch Italien, sondern durch Rußland wurde bis zu den Kreuzzügen der Handel der westlichen Gegenden mit dem Morgenlande vermittelt. In der Levante war Konstantinopel der Stapelplatz. Die Russen, die das schwarze Meer so häufig besuchten, daß dasselbe auch wohl das russische Meer genannt wurde, kamen dorthin und holten sich die Waaren der Levante und Indiens, gegen die sie Bernstein, Pelzwerk, Sklaven, Wachs und andere Artikel austauschten. Ihr Weg ging von Kiew, wo jährlich im Mai sehr viel Kaufleute sich versammelten, den Dniepr abwärts zum schwarzen Meere. In Kiew und Nowgorod erschienen dann die deutschen Kaufleute aus den Häfen der Ost- und Nordsee, um die russischen und morgenländischen Waaren gegen deutsche Erzeugnisse, namentlich Tuch, einzutauschen. In den ältesten Zeiten waren es die slavischen Plätze der Ostsee, Schleswig, Vineta, Ripen, vorzüglich aber Wisby auf der Insel Gothland, in deren Händen dieser Handel war; später nahmen auch Hamburg, Lübeck, Bremen Antheil an dem russ. Handel und bemächtigten sich desselben bald ganz. Der Levantehandel der Russen verfiel jedoch bald. Die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner und die stets wachsende Bedrängniß des griech. Reichs, die Einfälle der Mongolen in Rußland und die Vernichtung der slavischen Völkerschaften an der Ostsee hoben nach und nach den Handelsweg durch Rußland auf. Der Verkehr auf dem schwarzen Meere litt darunter nicht, im Gegentheil belebte er sich jetzt mehr, als früher, durch die Thätigkeit der ital. Städte. Genua entfaltete seine Flagge auf dem Pontus, dessen Küsten ringsum einen blühenden Kranz genuesischer Pflanzstädte trugen. Pera und Galata, die Vorstädte Konstantinopels, wurden genuesisch, am Bosporus war ein genuesischer Zoll, der zusammen mit der Fischerei am schwarzen Meere 200,000 Goldgulden ertrug, auf den Küsten entstanden die Niederlassungen Soldaia, Sorgathi, Cembalo, Cerco, Samastro, Fronda, Altolocco, Sis, Tana, Kaffa (Feodosia in der Krim) ꝛc. Nach dem schwarzen Meere strömten nicht bloß die Waaren der nähern asiat. Gebiete, sondern auch Hindostans und China's. Die hohen Zölle, welche die ägypt. Sultane erhoben, und andere Ursachen führten den indischen Verkehr auf diesen Weg. Theils kamen die Waaren aus dem pers. Meerbusen und dann den Euphrat und Tigris hinauf über Diarbekr, theils gingen sie auf innern Karawanenstraßen über Herat und Balkh und dann weiter über Tauris bis an die Ufer des schwarzen Meeres.

Von dem Wege nach China existiren genaue Beschreibungen. Soldaia in der Krim war der Ausgangspunkt der Karawanen, welche von da über Tana am Ausflusse des Don und über Astrachan nach Urgenz am Oxusflusse gingen. Von da gelangte man in 35 Tagen nach Otrar am Sivefluſſe, wo die Kameele durch Esel ersetzt werden mußten, in weitern 45 Tagen nach Armalecco in Kurdistan, in 75 Tagen war man in Kameku auf chinesischem Gebiet, in 80 Tagen hatte man Kissen am Hoangho erreicht, in 30 Tagen Peking. So wichtig war der Handel im schwarzen Meere, daß im Frieden von 1299 die siegreichen Genuesen den Venetianern die Bedingung auferlegten: „Dreizehn Jahre lang werden keine venetianischen Kriegsschiffe die Küsten Syriens und das schwarze Meer befahren." Mit dem Jahre 1474, mit der grausamen Zerstörung von Kaffa durch Mohammed II., wobei 70,000 Menschen in die Sklaverei geführt wurden, schließt die genuesische Periode; das schwarze Meer wurde der christlichen Handelsflagge verschlossen, und es begann der Verfall, den wir jetzt mit Anfängen des Besserwerdens vermischt erblicken. Die österreichische Dampfschifffahrt hat die längs der Nordostküste von Kleinasien sich hinziehende pontische Handelsstraße dem europ. Verkehr wieder in größerm Maßstabe aufgeschlossen, und die seit 10 Jahren immer zunehmende Thätigkeit dieses Verkehrs hat bereits sehr günstige Resultate geliefert. Früher, wo der pontische Handelsweg fast ganz verschlossen war, bewegte sich der kümmerliche europ. Transithandel mit Persien und den asiatischen Ländern unter Vermittelung schwerfälliger Karawanen von Konstantinopel und Smyrna, den beiden Hauptstapelplätzen, durch die nördlichen Theile Kleinasiens über Amasia, Tokat und Siwas weiterhin nach Osten. Nach dem Auftreten der europ. Dampfschifffahrt, besonders jener des österreich. Lloyd, im schwarzen Meere verlor sich allmählig jener Landtransithandel und zog sich in der Richtung des pontischen Handelswegs hin, der, seiner großen Vortheile wegen als der wohlfeilste Vermittler zwischen Europa und Persien, auch dem direkten asiat. Handelsverkehr solches Leben einhauchte, daß die Karawanen sich bloß zu den viel näher gelegenen Plätzen Trapezunt, Samsun und Sinope wenden, um dort den Austausch fränkischer Industrieartikel gegen ihre Landeserzeugnisse wohlfeiler und vortheilhafter für den weitern Binnenverkehr zu bewirken. Der geeignetste und vortheilhafteste Weg zur Verführung europ. Waaren in das Innere von Asien geht von Samsun, Kawak, Ladyk, Amasia, Durhal bis Tokat (die Entfernung von Samsun am schwarzen Meere bis Tokat beträgt nur 26 deutsche Meilen und kann im Sommer in 4—5 Tagen zurückgelegt werden), wo schon früher der Hauptstapelplatz für den persischen Landtransithandel war, und wo sich die Wege von den verschiedenen Handelsplätzen des nördlichen und mittlern Asiens kreuzen. Von Tokat aus ließen die Waaren sich strahlenförmig in allen abzweigenden Richtungen mittelst Karawanen spediren. Dem Verkehr auf dem schwarzen Meere stellt sich Rußland mit seinen vielen Mitteln und deren unbedenklichem Gebrauch entgegen. Rußland betrachtet den Pontus Euxinus als ein russisches Binnenmeer; um dieses schöne Becken vertheilen sich die zur Zeit noch halbtodten Länder seines Gebiets, die seine Stationen und Etappenstraßen nach dem Orient sind. Aber noch eine andere Macht, fast gefährlicher, als Rußland, welches in seiner Lage nothwendig auf den östlichen Handel verwiesen ist, erscheint mit jährlicher Steigerung auf dem schwarzen Meere, nämlich England.

Schwarzespe (Bot.), s. v. a. Schwarzpappel, Populus nigra *L.*

Schwarzes Pflaster, s. Bechholzisches Pflaster.

Schwarzes Porzellan, s. v. a. Hyalit.

Schwarzes Quecksilberoxydul, s. Aethiops (Chem.).

Schwarzes Schwefelquecksilber, s. Aethiops (Chem.) und Quecksilber.

Schwarzes Siegellack, s. Siegellack.

Schwarzes Thongeschirr, s. Wedgewood.

Schwarze Stifte, s. Schwarze Kreide.

Schwarze Sucht der Kosaken (Krimsche Krankheit, Krimscher Aussatz, Morbus crimensis, Lepra taurica s. chersonesa, Med.), ein bösartiges Uebel, welches in der Gegend von Cherson, Astrachan und am Jaikflusse herrscht. Im ersten Jahre desselben entwickeln sich dicke, blaurothe Flecken oder flache, schwarzblaue, unschmerzhafte Beulen, namentlich an der äußern Fläche des Handgelenkes, in seltnen Fällen unter Fiebererscheinungen. Im zweiten Jahre nehmen dieselben an Größe und Zahl zu, werden dunkler, fast schwarz, der Kranke wird träge, mürrisch, trübsinnig. Im dritten Jahre entsteht in den Flekken heftiges Jucken und Brennen, sie werden zu schuppigen, flachen Beulen, Gesicht und Lymphdrüsen schwellen an, die Kräfte sinken, die Stimme wird heiser. Diese Erscheinungen nehmen im vierten Jahre zu, zugleich wird die Verdauung gestört, die Haut wird hart, hornartig, rauh, schmierig, die Lymphdrüsen verhärten scirrhös. Die Beulen brechen im fünften Jahre auf, wodurch an den verschiedenen Körpertheilen bösartige Geschwüre entstehen, welche eine sehr stinkende, zu einem festsitzenden Schorfe gerinnende Jauche absondern; die Geschwüre gehen oft bis auf die Knochen, welche abgestoßen werden, Nase und Ohren fallen ab, was meist im sechsten Jahre geschieht, in welchem die Geschwürbildung auf der Schleimhaut des Mundes und der Nase beginnt und die Theile unaufhaltsam zerstört. Der Kranke, selbst sein Schweiß und Urin, gibt einen scheußlichen Geruch von sich, er stirbt entweder durch Stickfluß, oder unter den Erscheinungen des hektischen Fiebers. Handteller, Fußsohlen, Achselhöhlen, Ellenbogen, Kniekehlen, Hinterbacken werden von der Degeneration nicht ergriffen. Einige Aerzte halten die Krankheit für eine Abart des Skorbuts, andere zählen sie dem rothen Aussatze bei. Sie soll nur die

niedere Klasse der Bevölkerung befallen und schlechte Nahrung, gänzlicher Mangel an Reinlichkeit 2c. an ihrer Entstehung Schuld seyn. Nur dazu Disponirte sollen von derselben angesteckt werden. Die Vorhersage ist stets übel, wenn es einmal zu Geschwürbildung gekommen ist. Rückfälle sind häufig. Ueber die Behandlung des Uebels weiß man noch wenig. Veränderung der Diät, des Aufenthaltsortes, Sorge für angemessene Reinlichkeit 2c. soll in den ersten Stadien Hülfe geschafft haben. Später empfiehlt man Bäder, die Heilquellen vom Kaukasus, Seebäder; Antimontalien, Kampher, Schwefel, bei skorbutischer Diathese Säuren und Antiskorbutika, Arsenik. Volksmittel gegen das Uebel sind Waschungen mit warmer Stutenmilch. Vgl. K. v. Martius, Abhandlungen über die krimsche Krankheit und deren ärztliche Behandlung, Freiberg 1819.

Schwarze Suppe, s. v. a. Spartanische Suppe.

Schwarzes Uranpecherz (Min.), Species des Uranpecherzes (s. d.).

Schwarze Tafel, 1) in Schulen eine große, schwarz angestrichene Tafel, die an der Wand hängt oder auf einem Gestelle steht und an welche mit Kreide etwas geschrieben wird, was alle Schüler sehen sollen. — 2) Aehnliche Tafel in Gasthäusern, worauf angemerkt wird, was die einzelnen Gäste verzehrt haben. — 3) (Handwerksgebr.), ein Geselle kommt auf die s. T., wenn er fortwandert, obgleich er in Untersuchung befindlich ist oder eine Strafe abzubüßen hat. Es wird ihm dann beim Handwerk nachgeschrieben, so daß er entweder zurückkehren, oder ohne Geschenk zu erhalten fortwandern muß.

Schwarze Tropfen, Braithawaite's, s. v. a. Opiumessig, s. Essig.

Schwarze Walachei, s. Walachei.

Schwarzfärben, s. Färbekunst.

Schwarzfärben der Nadeln, s. Schwärzen.

Schwarzfärber, im Gegensatz zum Schönfärber, ein solcher, der nur schwarz, braun und blau färbt.

Schwarzfalbe (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.* (s. d.).

Schwarzfichte (Bot.), s. v. a. schwarze nordamerikanische Fichte, Pinus nigra *Ait.*

Schwarzfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Melanophora *Meig.*

Schwarzfloß, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Semil; 250 Einw.

Schwarzflosser (Ichthyol.), s. v. a. Platax teira *Bloch.*

Schwarzflügel (Ornith.), 1) großer Wasserläufer, Totanus Ochropus *Cuv.*; — 2) s. v. a. Kornweihe, Falco (Circus) Pygargus *L.*

Schwarzflügler (Entom.), s. v. a. die Koleopterenfamilie der Melanosomata (s. d.).

Schwarzfluß, s. v. a. Black-River.

Schwarzföhre (Bot.), s. v. a. schwärzliche Kiefer, Pinus nigricans *Host.*

Schwarzfuchs (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.* (s. d.).

Schwarzfüße (Blackfeet), nordamerikan. Indianerstamm, der zahlreichste der in völliger Unabhängigkeit zwischen dem Missisippi und den Felsengebirgen (Rocky Mountains) lebenden Indianerstämme; man schlägt ihre Anzahl auf 30,000 Köpfe an. Doch umfaßt man unter diesem allgemeinen Namen mehre Stämme, als die Surcies, Peagans, Blutindianer und Dickbäuche der Prairien (nicht zu verwechseln mit den Dickbäuchen am untern Theile des Missouri oder den Minetarees), welche an den südlichen Zuflüssen des Yellowstone und Missouri und am Felsengebirge umherstreifen. Sie sind sehr räuberisch und spitzbübisch, geschworene Feinde der Trapper und überfallen die Jagdabtheilungen der Weißen, ermorden die einzelnen Trapper und üben auf ihren Zügen die wildesten Räubereien aus. Sie sind vortreffliche Reiter und reiten gewöhnlich kleine, kraftvolle Pferde. Im Kriege gehen sie zu Fuß, um sich desto unbemerkter durch das Land schleichen und sich in Dickichten und Schluchten verbergen zu können, da ihre Kriegskunst fast ganz in Hinterhalten und nächtlichen Ueberfällen besteht. Einige führen noch Bogen und Pfeile, die meisten aber Gewehre. Branntwein und Tabak lieben sie sehr und geben dafür nicht nur Flinten und Pferde, sondern selbst Weiber und Töchter hin. Mit ihnen stehen die Crows, ein anderer Indianerstamm, dessen Land in der Nähe der schwarzen Berge liegt, u. die eben so räuberisch und verrätherisch wie die Blackfeet sind, in ewigen Kämpfen; denn die Blackfeet sind die Erbfeinde der Crows, gegen welche die Feindschaft eine Art Religionsgrundsatz ist, wie überhaupt jeder Indianerstamm außer gelegentlichen Gegnern einen ständigen Feind hat, mit dem keine dauernde Versöhnung möglich ist.

Schwarzfüßler, Indianer, s. Knistinoer.

Schwarzgallige Konstitution, s. Venöse Konstitution.

Schwarzgar, s. Gerberei.

Schwarzgebranntes Elfenbein, s. Elfenbein.

Schwarzgelbsucht, s. Gelbsucht.

Schwarzgraben, preuß. Flüßchen, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, entspringt bei Naumburg am Bober und mündet mit der Ochel im Kr. Grünberg in die Oder; vergl. Schlesien.

Schwarzgrau, dunkles, ins Schwarze fallendes Grau.

Schwarzgültigerz (Min.), s. v. a. 1) Antimonfahlerz, s. Fahlerz 3); — 2) Fahlerz überhaupt (s. d.); — 3) s. v. a. Schwarzsilberglanz (s. d.).

Schwarzgurke (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Melothria *L.*

Schwarzhafer (Bot.), s. v. a. schwarzer, ungegrannter Rispenhafer, s. Hafer.

Schwarzhaid, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 100 Einw.

Schwarzhalden, bad. Dorf, Seekreis, Amt Bonndorf; 190 Einw.

Schwarzhauland (Geogr.), preuß. Haulande: 1) Prov. und R.=B. Posen, Kr. Buk; 340 Einw.; — 2) das., Kr. Obornik; 100 E.

Schwarzhausen, sachsen=koburg. Pfarrdorf, Fürstenthum Gotha, Patrimonialger. Thal; Rittergut; 600 Einw.

Schwarzhofen, bayer. Marktflecken, R.=B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Obervieehtach; Filial=Institut armer Schulschwestern, Leinwandhandel; 660 Einw.

Schwarzholder (Bot.), s. v. a. gemeiner Hollunder, Sambucus nigra *L.*

Schwarzholz (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Osterburg; 170 Einw.

Schwarzholz (Bot.), 1) s. v. a. Diospyros melanoxylon *Roxb.*; — 2) s. v. a. das Holz von Dalbergia latifolia *Roxb.*; — 3) s. v. a. glatter Wegdorn, Rhamnus Frangula *L.*

Schwarzholz (Färb.), s. v. a. Schmack.

Schwarzhorn, Berg in den berner Alpen.

Schwarzhüte, s. v. a. Ballenbinder.

Schwarzin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Schlawe; 190 Einw.

Schwarzkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Melandria *Fabr.*

Schwarzkäppel (Ornith.), s. v. a. Mönch, Motacilla (Curruca) atricapilla *L.*

Schwarzkalk, s. Kreidegebirg.

Schwarzkappe (Ornith.), s. v. a. Philedon spiza *Cuv.*

Schwarzkehlchen (Ornith.), 1) s. v. a. Motacilla (Sylvia) Phoenicurus *L.*; — 2) s. v. a. Motacilla (Saxicola) rubicola *Bechst.*; — 3) s. v. a. gemeine Bachstelze, Motacilla cinerea *L.*

Schwarzkiefer (Bot.), s. v. a. schwärzliche Kiefer, Pinus nigricans *Host.*

Schwarzkirchen (Ostrowaczice), österr.=mähr. Dorf, Kr. Brünn; Post; 400 Einw.

Schwarzkirschbaum (Bot.), s. v. a. Sauerkirschbaum, Cerasus acida *Borkh.*

Schwarzkirschen (Pomol.), nach der Okenschen Eintheilung, s. v. a. schwarze Weichseln, s. Cerasus.

Schwarzkobalterz (Min.), s. v. a. Kobaltschwärze (s. d.).

Schwarzköpfchen (Ornith.), s. v. a. Mönch, Motacilla (Curruca) atricapilla *L.*

Schwarzkohle (Min.), s. v. a. Steinkohle (s. d.).

Schwarzkopf (Biogr.), Joachim von, geb. 1766 zu Steinhorst im Lauenburgischen, ward, nachdem er zu Göttingen Jurisprudenz studirt hatte, königl. großbritann. und kurfürstl. braunschweigischer geheimer Kanzlei= und Legationssekretär in Berlin und später zu Frankfurt a. M. Ministerresident. Er machte 1792 eine Reise durch Deutschland in die Schweiz, ging 1806 nach Paris und † das. im selbigen Jahre. Schrieb: De fundamento successionis ab intestato ex jure rom. antiquo et novo, Gött. 1785, 4.; — De fundamento successionis germanicae tam allodialis quam feudalis, das. 1786, 4. (Preisschriften); — Ueber Staats= und Adreßkalender, Berlin 1792; — Handbuch des Reichsfriedenskongresses zu Rastadt, Rast. 1798; — Ueber Zeitungen, Frankf. 1795; — Ueber politische und gelehrte Zeitungen, das. 1802, 4.

Schwarzkopf, I. (Ornith.), 1) s. v. a. Mönch, Motacilla (Curruca) atricapilla *L.*; — 2) s. v. a. langschnäbliger Säger, Mergus serrator *L.* — II. (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Pomacentrus *Lacépède.*

Schwarzkopf (Bot.), Catoscopium *Brid.*, Gattung der Bryaceae Bartramiaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Büchse sehr klein, fast kugelrund, glatt und glänzend, am Grunde mit schwachem Halse, fast rechtwinkelig umgebogen, horizontal. Deckel klein, stumpfkegelig. Peristom 16zähnig; Zähne kurz, quergliederig, mit einer Längslinie. Sporen groß und glatt. Einzige deutsche Art: C. nigritum *Dicks.* Auf schwammigen Wiesen und in Sümpfen der Alpen. Bildet große und tiefe, oft ganze Flächen einnehmende Rasen und fällt durch seine verhältnißmäßig äußerst kleine Büchse leicht auf. Nees und Hornsch., Bryol. germ., I, 2, 192, S. 42.

Schwarzkostelez (Geogr.), s. v. a. Kostelez 11) und 12).

Schwarzkraut (Bot.), s. v. a. Christophskraut, Actaea spicata *L.*

Schwarzkümmel (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Nigella *Tournef.*; — 2) s. v. a. Kornrade, Agrostemma Githago *L.*

Schwarzkünstler, Mensch, der die schwarze Kunst versteht; vergl. Magie und Zauberei.

Schwarzkupfer (Königskupfer), das hochrothe Kupfer, welches man beim Roststschmelzen erhält, das aber noch andere Metalle in sich enthält und daher erst noch gar gemacht werden muß; s. Kupfer.

Schwarzkupferarbeit, das mehrmalige Rösten und Wenden des bei der Bleisteinarbeit gefallenen Kupfersteines, um daraus Schwarzkupfer zu erhalten.

Schwarzkupfererz (Min.), s. v. a. Antimonfahlerz; s. Fahlerz 3).

Schwarzkupferlappen, die dünnen Scheiben, in welche der Abstich zertheilt wird.

Schwarzkupferprobe, die am Schwarzkupfer angestellte Probe, insbesondere auf Silber, um zu sehen, ob es saigerwürdig sey.

Schwarzkupferspäne, Schalen, die sich an das Sticheisen legen, wenn man damit in das fließende Schwarzkupfer stößt; man benutzt sie zu Schwarzkupferproben.

Schwarzlosen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß=S.), Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Stendal; Rittergut, Windmühle; 500 Einw.; — 2) (Klein=S.), das.; Gut, Windmühle; 210 Einw.; beide Orte zeichnen sich durch einen ausgedehnten Bau von türkischen Rüben aus.

Schwarzloth, s. Glasmalerei.

Schwarzmanganerz (Min.), Erzgattung (oxydirte Metalle) aus der Familie der Manganerze, tetrazonal, H. = 5,5, G. = 4,7 — 4,8, Bruch uneben, Strich dunkelröthlich braun. Einzige Species: Pyramidales S., auch

schwarzer Braunstein, Schwarzbraunsteinerz, pyramidales Manganerz, Hausmannit, Manganèse oxydé hydraté, Black-Manganese-Ore, besteht aus 72,18 Mangan, 27,82 Sauerstoff oder aus 68,99 Manganoxyd und 31,01 Manganoxydul, ist also Manganoxyduloxyd, hat zur Grundform ein spitzes tetragonales Oktaëder von 117° 54′ und unvollkommene Spaltbarkeit, erscheint in der Grundform mit Zuspitzungen zu stumpfen Oktaëdern, auch in Zwillingen, in derben und körnigen Massen, ist pechschwarz, mehr glas- als metallglänzend, schmilzt für sich vor dem Löthrohre nicht, mit Borax zu violetem Glase und löst sich in Salzsäure unter Chlorentwickelung. Ziemlich selten auf Gängen im Porphyr bei Ilefeld am Harz, Oehrenstock bei Ilmenau und in sehr kleinen Krystallen zu Leysa bei Marburg.

Schwarzmann, Joseph Anton, Dekorationsmaler, geb. zu Prutz in Tyrol 1806, besuchte die Akademie der Künste in München unter Leitung des Professors Heß, der sich S.s Beihülfe in der Allerheiligenkirche zu München bediente und ihm die Dekorationsarbeiten übertrug. Von S. sind fast alle Verzierungsmalereien in den neuen Räumen der k. Residenz, in der St. Ludwigskirche, in der Basilika des heil. Bonifacius und in anderen öffentlichen Gebäuden und Palästen. In der neuesten Zeit wurden ihm auch die einschlägigen Arbeiten im Dome zu Speyer übertragen. S. hat die Dekorationsmalerei zu einer bedeutenden Stufe erhoben und im Vereine mit tüchtigen Gehülfen den ausgeschmückten Räumen die geschmackvollsten Zierden verliehen. Er besitzt einen großen Reichthum von immer neuen Ideen, dessen sich H. v. Heß, Julius v. Schnorr und Gärtner auf das Zweckmäßigste bedienten.

Schwarzmeise (Ornith.), s. v. a. Tannenmeise, Picus ater *L.*

Schwarzmoor, s. Moor.

Schwarzmützen, Volk, s. v. a. Karakalpaken.

Schwarzmund (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Melastoma *L.*

Schwarznägel, alle Arten gewöhnlicher eiserner Nägel, im Gegensatz zu den verzinnten oder Weißnägeln.

Schwarznagelschmied, ist an manchen Orten dem Weißnagelschmied entgegengesetzt, doch gehören beide zu einer Zunft.

Schwarznase (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Cercopithecus melarhina *Erxl.*

Schwarznauslitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Amt Stolpen; 210 Einw.

Schwarznörfling (Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Rapfen.

Schwarzochs (Cerny Wůl), österr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Herrsch. Chrasstian; Mühle; 160 Einw.

Schwarzohr, 1) (Säugeth.), s. v. a. Caracal (s. d.), Felis Caracal *L.*; — 2) (Ichthyol.), s. v. a. Mesoprion buccanella *Cuv.*

Schwarzort, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel, auf der kurischen Nehrung und von hohen, bewaldeten Sandbergen umgeben; 190 Einw.

Schwarzow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Naugardt; Vorwerk; 190 Einw.

Schwarzpappel (Bot.), s. v. a. Populus nigra *L.*

Schwarzplatt (Ornith.), s. v. a. Motacilla (Curruca) atricapilla *L.*

Schwarzprobe, 1) Procedur, wodurch man erfährt, ob schwarzgefärbte Wolle vorher in der Blauküpe gewesen sey; — 2) die dazu nöthige Mischung von Alaun, Weinstein und Wasser.

Schwarzqueste (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Ebenus *L.*

Schwarzraigel (Ornith.), s. v. a. Schwarzspecht, Picus Martius *L.*

Schwarzrainwurz (Bot.), s. v. a. Schwarzkraut, Actaea spicata *L.*

Schwarzreuterlein (Ichthyol.), s. v. a. Sälbling, Salmo salvelinus.

Schwarz-Roth-Gold, die lange verpönten, durch das Jahr 1848 wieder zu Ehren gebrachten deutschen Reichsfarben. Ueber den Ursprung dieser Farbenzusammenstellung im deutschen Banner sind die Meinungen verschieden. Nach der gewöhnlichen Annahme wurde das rothe Feld in der Fahne schon von den Karolingern adoptirt, deren Leibwache ganz in Roth gekleidet ging; das schwarze Feld ist eine Zugabe des sächsischen Kaisergeschlechts, dessen Hausfarbe schwarz und weiß war; das Gold ist die Gabe der Hohenstaufen. Nach einer andern Meinung entspricht die schwarze Farbe dem Reichsadler, das Gold dem goldenen Schilde, die rothe dem Wimpel der Reichsfahne. Noch Andere behaupten, daß S. durch die Städte zur Reichsfarbe geworden sey, indem diese mit den österreich. Farben schwarz und gelb den rothen Löwen der städtischen Wappen komplicirt hätten. Eine Zeit lang wurde darüber gestritten, ob nicht vielmehr Schwarz-roth-weiß die Reichsfarbe sey. Nach dem Untergang des deutschen Reichs schmückten sich die Lützower zuerst wieder mit den alten glorreichen Farben und gaben ihnen die Deutung: aus der Nacht durch Blut zum Licht. Nach dem Siege wurden die Farben allgemein getragen und zu den Zeichen der allgemeinen deutschen Burschenschaft erhoben. Die berüchtigten Bundestagsbeschlüsse verboten wiederholt das Tragen schwarzrothgoldner Bänder und Kokarden; doch wurden die Farben im Schooße der Burschenschaft noch im Stillen gehegt und geehrt, bis im März 1848 die schwarzrothgoldne Fahne vom Bundespalast in der eschenheimer Gasse zu Frankfurt wehte. Seitdem ward S. ein allgemeiner Schmuck, der selbst die Helme und Tschakos der deutschen Soldaten zierte, von denen er aber meist wieder abgenommen wurde, wie denn die deutschen Farben überhaupt nicht gern mehr gesehen und wenig mehr getragen werden. Die Fürsten haben die momentane Liebhaberei, mit schwarzrothgoldnen Binden und Schärpen sich zu schmücken, aufgegeben, seitdem sie nicht mehr dem Volke schmeicheln zu müssen glauben, und die schwarzrothgoldnen Fahnen der Bürgerwehren ruhen in Vergessenheit.

Schwarzschecke (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.*

Schwarzschild (Ornith.), Kolibriart, s. v. a. Trochilus mango *Swains.*

Schwarzschimmel (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.*

Schwarzschimmel (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Melanotrichum *Corda.*

Schwarzschlund (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Schwarzmund, Melastoma *L.*

Schwarzschwanz (Ichthyol.), s. v. a. Brandbrassen, Sparus melanurus *L.*, Oblata melanura *Cuv.*

Schwarzsee (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin; 310 Ew.; — 2) (Klein-S.), das.; 240 Einw.

Schwarzseeland, Schloß, s. v. a. Svartsjö.

Schwarzsilberglanz (Min.), auch Sprodglaserz, Melanglanz, Antimonsilberglanz, rhombischer Silberglanz, Schwarzgültigerz, Argent antimonié sulfuré noir, ein galenischer Lamprochalcit, rhombisch, Grundform eine rhombische Säule von 115° 39′ und 64° 21′ Theilbarkeit sehr unvollkommen parallel den auf die scharfen Seitenkanten aufgesetzten Endzuschärfungsflächen von 72° 13′ und parallel der Abstumpfung der scharfen Seitenkanten, Bruch muschelig bis uneben, H. = 2,5, mild, G. = 6,2 — 6,3, Farbe und Strich eisenschwarz, vor dem Löthrohre langsam unter schwachem Arsenikgeruch zu einem schwärzlichgrauen Metallkorn schmelzbar, ist nach H. Rose 68,54 Silber, 14,68 Antimon, 16,42 Schwefel, 0,64 Kupfer. Erscheint in niedrigen rhombischen Säulen mit Abstumpfung der scharfen Seitenkanten als sechsseitige Tafel, und als solche mit verschiedenen Endzuschärfungen und horizontal und vertikal gestreiften Flächen, auch in Zwillingen, Drillingen und Vierlingen, meist in Drusen und Gruppen, auch derb, eingesprengt, angeflogen, zellig, zerfressen. Auf Erzgängen im Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer bei Freiberg, Johanngeorgenstadt ꝛc., Przibram, Andreasberg, Wolfach, Schemnitz, Kremnitz (Röschgewächs), in Peru, Mexiko.

Schwarzspecht (Ornith.), s. v. a. Picus Martius *L.*

Schwarzspießglanzerz (Min.), s. v. a. Bournonit (s. d.).

Schwarzspießglaserz (Min.), s. v. a. Bournonit (s. d.).

Schwarzsporling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Melanospora *Corda.*

Schwarzstein (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 310 Einw.

Schwarzstein (Min.), s. v. a. Braunstein (s. d.).

Schwarzstrich (Bot.), Entomyclium *Wallr.*, Gattung der Uredinei Phragmidiacei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen spindelförmig, walzig, aufrecht, fast gleich, ohne Querwände, mit einem dunkeln Kern. Art: E. folliculatum *Wallr.*, Schlauch-Schwarzstrich. Bildet auf faulenden Georginenstengeln verbreitete Haufen. Sporen groß, durch den dunkeln Kern wie mit einem Längsstrich gezeichnet.

Schwarzsucht, s. v. a. Schwarzgelbsucht, s. Gelbsucht.

Schwarztanne (Bot.), s. v. a. gemeine Tanne, Pinus picea *L.*

Schwarztaucher (Ornith.), s. v. a. schwarzes Wasserhuhn, Fulica atra *L.*

Schwarzthal, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrschaft Gratzen; Glasfabrik; 460 Einw.

Schwarztiger (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.*

Schwarztitanerz (Min.), s. v. a. Menakanit (s. d.).

Schwarzträger (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Melanostroma Corda.

Schwarzumber (Ichthyol.), s. v. a. Umbrina cirrhosa *Cuv.*

Schwarz-Ungarn, s. Walachei.

Schwarzuranerz (Min.), s. v. a. Uranpecherz (s. d.).

Schwarzviertel (Geogr.), s. Mühlkreis.

Schwarzvorwerk, preuß. Vorwerk, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Liegnitz; 140 Einw.

Schwarzwälder Bauernessig. Man nimmt zu 1 Maß frischem Quellwasser eine Hand voll gedörrte Holzapfelschnitte und etwas weniger Schlehen und stellt das damit gefüllte Gefäß in einer der Essiggährung günstigen Temperatur auf. Man setzt diesen als besonders gesund geltenden Essig mit einer Essigmutter oder auch nur in einem essigsauren Gefäß an.

Schwarzwälder Uhren, s. Uhr, vgl. Schwarzwald.

Schwarzwälscher, eine Rebensorte mit großen Trauben und schwarzbraunen Beeren.

Schwarzwald (Forstw.), Wald, aus Schwarzholz bestehend.

Schwarzwald (Geogr.), 1) deutsches Gebirg in Baden und Würtemberg (etwa ²/₃ desselben gehören zu Baden und ¹/₃ zu Würtemberg), unstreitig das merkwürdigste Gebirg Schwabens, nach den vielen Nadelholzwäldern, mit denen es bedeckt ist, benannt. Der S. zieht sich in paralleler Richtung mit den Vogesen vom Rhein zwischen Eglisau und Basel bis Pforzheim und bildet somit in dieser Strecke die östliche Einfassung des herrlichen Rheinthals, wie die ihm ganz ähnlichen Vogesen die westliche. An Ausdehnung kommt er der Alp (s. d.) beinahe gleich, denn er hat eine Länge von 22—23 Meilen, und seine Breite beträgt im Durchschnitt 5—6 Meilen. In allem Andern dagegen ist er von der Alp wesentlich verschieden, ja oft derselben gerade entgegengesetzt. Der S. ist nicht nur ein wirkliches Gebirg mit Gebirgsknoten, Aesten und Zweigen, sondern auch ein Urgebirg, d. h. er besteht aus denjenigen Gebirgsarten, welche man auf allen Theilen der Erdoberfläche als die unterste, mithin älteste Schicht gefunden hat. Den Kern des Gebirgs macht der Granit-

gneiß aus; er nimmt im südlichen und westlichen Theile desselben die höchsten Punkte ein und tritt bald als Granit, bald als Gneiß auf; der ganze westliche und nordwestliche, größtentheils Baden angehörige Theil des Gebirges mit seinen scharf ausgeprägten Kuppen, tief eingegrabenen Thälern und Schluchten und schroff überhängenden Felswänden besteht daraus. Specksteinhaltige sogenannte jüngere Granite erscheinen im Kinzig- und Schappachthale, in der Reinerzau, und sind dort vorzugsweise erzführend; am schwäbischen S. erscheint der Granit meist nur in den Thalsohlen, so bei Schwarzenberg im Murgthale, im Enzthale oberhalb Wildbad, im Alsthale bei Herrenalb, im Nagoldthale oberhalb Liebenzell u. s. w. Glimmerschiefer, von Thonschiefer überdeckt, ist bis jetzt nur in der Nähe von Gagenau nachgewiesen; Hornblendegestein, Sienit und Gabbro erscheinen in den Umgebungen des Höllen- und Wiesenthals. Porphyr und Porphyrkonglomerate bedecken bei Tryberg, Furtwangen, Lenzkirch, Rippoldsau, Alpirsbach und noch vielen andern Stellen den Granitgneiß, bei Buhlbach erscheint ein 900 Fuß mächtiges Lager von dichtem Thonstein, auf Kohlensandstein gelagert. Das Uebergangsgebirg fehlt in diesen Gebirgspartien beinahe gänzlich und erscheint nur östlich von der Ruine Eberstteinburg gegen Gagenau hin als Thonschiefer und Uebergangskalk. Ein grauwackenartiges Trümmergestein tritt bei Oberlenzkirch, Sulzburg und Badenweiler auf und schließt dort Schieferthon mit Pflanzenabdrücken und Kieselschiefer ein. Von älteren Flötzgebirgen erscheint das Steinkohlengebirg am westlichen Abhange des S.s bei Ulmweg, Neuweiher, Zunsweiher und Wahlsbach; es besteht daselbst aus Kohlensandstein, Schieferthon und Schwarzkohle und lehnt sich dem Urgebirge an; das Dach bildet das rothe Todtliegende. Die Steinkohle erscheint nur in geringer Mächtigkeit und ist kaum bauwürdig. Bei Schramberg, am würtembergischen S., wurde ebenfalls Kohlensandstein und Thonschiefer, jedoch bis jetzt ohne Steinkohlenflötze, auf älterem Konglomerat (Old-Red) ruhend gefunden. Das rothe Todtliegende bedeckt an vielen Stellen des S.s, z. B. bei Gernsbach, Herrenalb, Wildbad, Freudenstadt, Rippoldsau u. s. w., das Urgebirg und scheint hier theilweise die Stelle des Uebergangsgebirges zu vertreten. An der Königswart, unterhalb Freudenstadt, führt es Kupfererze, in der Verneck findet sich Flötzdolomit, eine Andeutung des Zechsteins, mit Jaspislagern darin. Seinen Hauptknoten hat der S. in der Nähe von Tryberg und Waldkirch, und seine höchsten Punkte liegen im südlichen Theil, nämlich der Feldberg, an der Wiesen (4610′), und südwestlich davon der Belchen (4350, nach Andern 4355, auch 4370′). Andere Spitzen desselben sind: der Hochkopf (3952′), Hochrütli (3943′), Kandel (3903′), Katzenstieg (3845′), Hundsrücken (3815′), Kohl- oder Köhlgarten (3792′), Blauen (3597′), Kniebis (2560′), Hochblauen (3307′), Stockberg, Kaltenbronn, Briglirau (3425′), Marzeller-Egarten u. andere, von welchen die höchsten 8 Monate lang mit Schnee bedeckt sind. Der größte Theil des höhern Gebirgs besteht aus ebenen Flächen, u. während die Alp Wassermangel hat, weil alles Wasser von der Zerklüftung schnell eingesogen wird, besitzt der S. Ueberfluß an Wasser, indem das feste Gestein oder der dichte Lehmboden die Flüssigkeit nicht durchläßt. Daher hat der S. keine Trockenthäler, wie die Alp. Auch hat die Luft viel mehr Feuchtigkeit, als im Innern von Würtemberg. Die Thäler des S.es sind nach der Natur des Gebirgs viel tiefer, enger und gewaltsamer in das Gebirg eingerissen, auch reicher an wildromantischen Partien, als auf der Alp; die Gewässer, welche sie durchströmen, und die entweder dem Rhein, oder dem Donaugebiet zulaufen, haben fast durchaus einen außerordentlichen Fall, der oft bis an 300 Fuß und darüber auf die Stunde beträgt. Die bedeutendsten Flüsse sind die Donau, Wiesen, der Neckar, die Wutach, Kinzig, Treisam, Elz, Murg, Enz u. a., von denen die meisten reizende Thäler bilden; die vorzüglichsten unter den letztern sind das Murg- und Kinzigthal. Das Murgthal beginnt bei dem würtemberg. Dorfe Batersbronn, wo die Weißmurg und Rothmurg mit dem Vorbache, der vom Kniebis herkommt, sich vereinigen, und mündet bei dem bad. Städtchen Kuppenheim, 1 Stunde von Rastadt, in das Rheinthal. Diese Thalmulde, die ungefähr eine Länge von 6 Meilen hat, beherbergt eine solche Fülle der mannichfaltigsten Reize und überrascht den Wanderer so sehr durch die schnellsten Uebergänge aus den wildesten Waldpartien in das mildeste Klima, das durch seine Rebengelände und seine südlichen Fruchtbäume an Italiens Himmel erinnert, daß es unbestritten unter den vielen interessanten Schwarzwaldthälern den ersten Rang behauptet. Den größten und schönsten Theil besitzt Baden, der kleinere rauhere (obere) Theil gehört zu Würtemberg. Im Ganzen nähren sich auf dieser kleinen Fläche gegen 24,000 Menschen theils von den Erzeugnissen des Bodens, theils von den verschiedenen Arten der Gewerbthätigkeit. Das Kinzigthal ist überaus freundlich, welcher Eindruck noch verdoppelt wird, wenn man vom engen, äußern Schappachthal aus in dasselbe gelangt. Die Tracht der Thalbewohner hat viel Eigenthümliches und Auffallendes. Die Weiber tragen nämlich, besonders als Sonntagsputz, gelb lackirte Strohhüte, schwarze Kittel, kurze grüne Röcke und Schürzen von gleicher Farbe, nebst rothen oder blauen Strümpfen. Von ihren Zöpfen hängen rothe breite Bänder fast bis an die Knöchel herab. Weniger geschmackvoll gekleidet sind die Männer mit ihren herabhängenden schwarzen Haaren in langen, schwarzen, rothausgeschlagenen Röcken mit kurzem Leib und in kurzen ledernen schwarzen Hosen. — Mehre Pässe (die Hölle, der Kniebis) führen durch den S., und mehre Höhlen (Erdmännleinloch 2c.) finden sich hier. — Das Klima des S.es ist in der Höhe rauh, und ein großer Theil des Gebirgs ist unangebaut; aber die tiefen Thäler sind mild und fruchtbar, weil

sie von den in der Höhe hausenden Winden verschont bleiben und die Luft in ihnen dichter, mithin wärmer ist. Die Vegetation der Höhen und der Thäler des S.es bildet daher einen noch überraschenderen Gegensatz, als auf der Alp und in ihren Thälern. Einer der rauhesten Theile des S.es, so weit er noch angebaut ist, heißt Dobel, zwischen den Flüssen Alp und Enz. Auf dieser Höhe liegt ein kleines Pfarrdorf gleichen Namens, dem nichts als seine hohe Lage, 2240 Fuß über dem Meere, eine freilich unerwünschte Berühmtheit verliehen hat. Wo man eine rauhe, unwirthsame Gegend bezeichnen will, da sagt man: „auf dem Dobel im S." Das Dorf selbst widerspricht diesem Rufe nicht. Niedrige Hütten mit Schindeldächern, kahle Ebenen, auf der keine Obstbäume, sondern nur verkrüppelte Birken wachsen, kalte Winde mitten im Sommer und halbnackte Kinder, die vor den armseligen Hütten spielen, das sind Züge, welche das Klima dieser Gegend und die Armuth ihrer Bewohner charakterisiren. Einen Vorzug indeß hat Mutter Natur auch diesem Stiefkinde verliehen: eine herrliche Aussicht. Die vorzüglichsten Produkte des S.s sind Mineralien, und zwar Eisen, Kupfer, Kobalt, Blei, Silber, Steinkohlen; ferner mineralische Wasser (in Baden, Wildbad, Petersthal, Lendolin 2c., s. d.), Holz und Wild. Wie die Natur großartiger ist auf dem S., als auf der Alp, so sind auch die Bewohner des S.es größer, kräftiger, gewerbsamer und rühriger, als die Aelpler, überhaupt der kräftigste Menschenschlag in Würtemberg. Ihre Zahl wird auf etwa 360,000 angegeben, während die ganze Fläche des S.es 800,000 Morgen betragen soll. Sie nähren sich vorzüglich von Viehzucht und Gewerben, leben aber meist nicht in Dörfern, sondern einzeln auf Höfen, deren Bauart viel Eigenthümliches besitzt. Viele Bauern haben ihre besondern Mahl- und Schneidemühlen. Die eigenthümliche Industrie des Schwarzwälders beschränkt sich, neben dem Fällen und Flößen der Bäume, Schnitzarbeiten und dem Flechten von Strohhüten 2c., auf die erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführte Fabrikation der fast in allen Ländern der Erde bekannten Schwarzwälder-Uhren und die dazu gehörigen Nebenarbeiten. Außerdem geben die im Schooß des Gebirgs enthaltenen Metalle reichen Stoff für einen lebhaften Bergbau-, Hütten- und Hammerbetrieb. Die Strohhutfabrikation wird hauptsächlich von dem weiblichen Geschlechte und von Kindern betrieben, und die Emsigkeit der Schwarzwälderinnen in dieser Hinsicht ist wahrhaft bewundernswerth. Nicht nur in den Häusern flechten Weiber und Mädchen in jedem freien Augenblick, sondern häufig sieht man selbst Weiber, die mit Körben auf dem Rücken zu Markte gehen, im Gehen an ihren Strohgeflechten arbeiten. Auch viele Hirtenknaben beschäftigen sich beim Viehhüten mit dieser nützlichen Arbeit, was indeß nur bei den gröbern Strohgeflechten zu den gewöhnlichen Strohhüten angeht, und woraus sich auch der Spottpreis, um welchen die Hausirer diese Waare feil bieten, erklären läßt. Die feinern Geflechte werden an die Strohmanufakturen nach der Elle verkauft und zu feinen Hüten verarbeitet, die im Auslande sehr gut bezahlt werden. Eigenthümlich ist das Verfahren der Schwarzwälder beim Holzflößen, wobei sie sich häufig wegen der Unbedeutendheit der Bäche der sogenannten Schwellungen bedienen. Durch einen hohen hölzernen Damm quer über das ganze Thal wird nämlich der Bach zu einem großen See aufgestemmt, während vor der Schleuße das schmale Bett mit großen weißen Gneißblöcken angefüllt ist, so daß es scheint, als könne ein Floß unmöglich über diese Blöcke fahren, ohne in tausend Stücke zu zerschellen. Plötzlich aber kommt ein solches, von dem Wasser einer weiter oben losgelassenen Schwellung getragen, daher. An der Spitze desselben steht ein Mann; die Schleuße wird geöffnet, und mit Blitzesschnelle fährt das Floß herunter und fort das Thal hinab über die Blöcke hin, als ob dieselben nicht vorhanden seyen. Dergleichen Schwellungen gibt es in den Thälern des S.es eine Menge. Durch sie wird der kleinste Bach zum großen, reißenden Fluß angeschwellt, auf dessen Rücken die größten Flöße pfeilschnell dahinfahren. Einer der größten ist die Rauhmünznacher-Schwellung in der Gegend von Forbach, die aber nur zum Verflößen des Scheitholzes gebraucht wird, da sie unmittelbar einen Fall von 24 Fuß Tiefe hat. Wenn der Schnee geht, füllt sie sich innerhalb 24 Stunden mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Kubikfuß Wasser. Wird dann die Schleuße geöffnet, so stürzen mehre hundert Klaftern Scheitholz und Klötze mit furchtbarem Geprassel herab und rollen donnernd über die Felsen fort, während sie in dem schäumenden Wasser wie wüthend gegen einander gestoßen oder in die Luft geschleudert werden. Auf Denjenigen, der es noch nie gesehen, macht ein S.-Thal einen tiefen Eindruck. Die hohen schroffen Abhänge, die mit dem dunkeln Grün hochgewachsener Tannen, aus welchen einzelne kahle Felsmassen hervorragen, bedeckt sind; die hin und wieder zerstreuten ungeheuern Granitblöcke am Fuße der Abhänge, welche das einstige Wogen in diesem Urgebirg bezeugen; ein klarer Gießbach, der sich brausend und schäumend an dem harten Gestein bricht und in hundert Windungen den Ausgang aus diesen beengenden Thälern sucht; endlich der Mensch, der in dieser großen Natur so winzig erscheint und doch als ihr Herr sich beträgt; der sich durch gesprengte Felsen eine Kunststraße bahnt, die das Thal mit dem ungestümen Flüßchen theilt; der die himmelanstrebenden Holländer mit seiner Axt fällt und auf den Riesen hinabläßt, daß sie donnernd ins Thal stürzen; der den kleinen Bach zum Strom schwellt, auf welchem er nicht nur Tausende von Klaftern Scheitholz verflößt, sondern auch die größten Stämme in langen Flößen dem Rheinstrom zusendet; der auf den steilen Waldwiesen, wo seine Kühe u. Ziegen weiden, Sennhütten, Ställe und Heuschober baut; der an den Bach im Thale Mühlwerke setzt, durch das Schlagen seiner Hämmer das Tosen des Wasserfalls übertönt und in den verschiedenartigsten

Fabriken Alles, was der Boden erzeugt, Metall, Holz, Stroh 2c., zu den mannichfaltigsten Kunstwerken verarbeitet: das Alles gibt dem denkenden Betrachter ein eben so anziehendes als lehrreiches Bild. Man kann zwar nicht sagen, wer ein Thal des S.es gesehen, hat sie alle gesehen, denn jedes hat seine eigenthümlichen Schönheiten, und bei aller Uebereinstimmung im Ganzen herrscht doch allenthalben viel Abwechselung im Einzelnen; aber der allgemeine Charakter ist bei den meisten und schönsten S.-Thälern der gleiche, eben beschriebene. — Wie in allen Gebirgsgegenden, so spielt auch im S. die Sage eine bedeutende Rolle. Sie bevölkert die Berge und Thäler mit Riesen und Berggeistern und bringt furchtbare Naturerscheinungen und die Begebenheiten der Vorzeit mit den erdichteten Wesen einer übermenschlichen Welt in Verbindung. — Zum Schlusse heben wir die am häufigsten von Reisenden besuchten Orte hervor, wobei wir mit dem Murgthal beginnen. Geht man dasselbe von Rastadt aufwärts, so kommt man an folgende bemerkenswerthe Punkte: Oberhalb Rothenfels, wo ein Tempel der Gräfin Hochberg, der Mutter des jetzt regierenden Großherzogs, liegt und eine Musterlandwirthschaft eingerichtet ist, erhebt sich der Amalienberg mit einer Villa, von der aus man eine der reichsten Ansichten im ganzen Thale genießt. Bei Gernsbach, dem Hauptorte der Grafschaft Eberstein, liegt das gleichnamige Schloß mit gothischem Thurm und herrlicher Aussicht, einfach, aber geschmackvoll hergestellt, und die Kapelle Klingel. Weiter hinauf wird das Thal enger, der Strom wilder; zahllose Felsblöcke stemmen sich seinem Lauf entgegen. Hier liegt Weißenbach, in reizender Gegend. Dann hebt sich die Straße beträchtlich über dem tiefen Thale empor und der ernste, düstere Charakter des S.es tritt immer entschiedener hervor. Im Westen des Murgthales und meist dem Gebirgslande angehörig, sind folgende Punkte zu nennen, die häufig von Baden aus besucht werden: der Herrnwieser-Berg; dabei der kleine Mummel-See, von torfigem Boden umgeben und wegen seiner Sagen merkwürdig. Von der Herrnwiese zieht sich das bühler Thal 2 Stunden westwärts, das reich an landschaftlichen Partien ist. Zu Bühl ist ein ansehnlicher Wochenmarkt. 1/4 Stunde davon liegt das Dorf Kuppel, dessen Weinhügel bis zur Burgruine Windeck hinziehen; in der Gegend wird viel Kirschwasser gebrannt. Ein interessanter Punkt ist das anmuthige und stille Thal der Hub (3/4 Stunden von Bühl), mit einem Frauenbade; in der Nähe ist das Dorf Saßbach, wo Frankreich einen Granit-Obelisken auf der Stelle, wo Türenne, der Verwüster der Pfalz, 1675 durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, zum Denkmal hat errichten lassen. 1 Stunde östlich von Gernsbach liegen die Teufelskammern, natürliche Gewölbe in Sandstein; unfern die ehemalige Abtei Herrnalp im schönen Alpthal. Das letzte badensche Dorf im Murgthal ist Forbach, reich an Forellen. 2 1/2 Stunden entfernt ist die Rauhmünznacher-Schwellung (s. oben). Weiter hinauf wird das Thal der Murg immer einsiedlerischer, kühner und romantischer. Von Gernsbach aus kann man auch das Wildbad (s. d.) im Enzthale besuchen. Aus dem Murgthale erreicht man von Freudenthal in Würtemberg aus den gegen 3000 Fuß hohen Kniebis, mit der Alexanderschanze. Von Oppenau 2 Stunden entfernt liegt in dem gleichnamigen Thale die ehemalige, zum Theil vom Blitz zertrümmerte Abtei Allerheiligen in düsterer Wildniß. In der Nähe lebte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine sehr beträchtliche Zigeuner-Kolonie in unterirdischen Wohnungen. Am Südfuße des Kniebis, ebenfalls 2 Stunden von Oppenau, liegt das Dorf Petersthal, im heiteren Thale der Rench, mit einem Gesundbrunnen; 3/4 Stunden von hier der Badeort Griesbach, in einem engen und düstern Thal. Von der Kapelle beim Badehause hat man malerische Ansichten auf mannichfache Thäler und Schluchten; eben so, längs der Rench 1 Stunde bergan wandelnd, auf der holzwälder Höhe, von welcher man bergab in das Wolfsthal kommt und in 3/4 Stunden das ganz nahe an der Grenze gelegene Bad Rippoldsau, die Krone der schwarzwälder Mineralquellen, erreicht, 3/4 Stunden von dem am Fuße des Kniebis in einem engen Kesselthale gelegenen Bade Antogast entfernt. Rippoldsau liegt im steppacher Thal, mit herrlichen Punkten; dabei befindet sich ein ehemaliges Kloster, große Badgebäude und schöne Spaziergänge Von hier südwärts kommt man nach dem Städtchen Schiltach, in dessen Nähe das Kloster Alpirsbach, an der Kinzig, einen Besuch verdient. — Das Kinzig-Thal enthält folgende bemerkenswerthe Punkte: die Ruine der Burg Wolfach; die Bergwerke, welche meist in der Nähe der Städtchen Hausach und Haßlach liegen und besonders Silber und Blei liefern. Weiter abwärts trifft man die umfangreichen Trümmer des Schlosses Hohengeroldseck. Von Hausach bis Tryberg erstreckt sich eins der schönsten Thäler des Gebirges, nämlich das der Gutach; darin das lebhafte Städtchen Hornberg in romantischen Umgebungen, mit einem Bergschloß, welches auf steilem Felsen darüber hängt, und einem neuern tarischen Schlosse. Einer der sehenswerthesten Punkte des S.es ist Tryberg, in einer ziemlich engen Schlucht, in einer der reizendsten Gegenden des S.s, mit Wasserfällen (den schweizerischen ähnlich), mächtigen Felsmassen u. s. w. wechselnd. In der Felsenschlucht der Schonach ist eine Art von natürlicher Aeolsharfe. Obst gedeiht hier fast nicht mehr, und der Sommer ist kurz. Hier ist der Hauptsitz der badenschen Industrie des S.es. Südwestlich bei Schönenwald werden die schönsten und feinsten Strohgeflechte verfertigt. Wandert man von hier ins Gebiet der Donau ostwärts, so kommt man nach Villingen, an der Brigach, einer altmodisch gebauten, aber heitern Stadt, mit einem Münster und einer Stück- und Glockengießerei. Sie ist der Stapelort für den Getreidehandel, 2 Meilen weiter ab-

wärts am Flusse liegt Donaueschingen. Von hier führt die Poststraße über Hüfingen, mit schönem Schlosse, einer alten gothischen Kirche u. römischen Trümmern, und Thengen, mit alten Schloßruinen und dem geognostisch merkwürdigen Berge die Burghalde, nach Schaffhausen. Endlich kann man sich von Villingen auch gegen Westen nach Freiburg (10 Stunden weit) wenden. Man berührt auf dieser Tour das hochgelegene ehemalige Augustiner-Kloster St. Märgen oder Maria-Zell, ein Wallfahrtsort in rauher, unfruchtbarer Gegend. 1 Stunde davon befindet sich die einst berühmte und außerordentlich reich ausgestattete Benediktiner-Abtei St. Peter, in deren Kirche sich die Grabstätten der Herzöge von Zähringen befinden. Am Südfuße des S.es zieht sich das Thal des Rheins hin, welcher hier mehre Bäche dieses Gebirges aufnimmt. Am Rhein selbst und unmittelbar am Abhange des S.es liegt unterhalb der Wutach-Mündung: Waldshut, die erste der vier sogenannten Waldstädte, 4 Meilen von Schaffhausen. Diese alte und früher bedeutende Stadt ist durch die Belagerung der Schweizer im Jahr 1486 berühmt geworden. Weiter hinab am Rhein mündet die Alp, deren schönes Thal reich an malerischen Partien ist, und an deren Ausfluß beträchtliche Eisenwerke liegen. 4 Stunden von Waldshut liegt im obern Alpthale, in einem engen Gebirgskessel und in wilden und rauhen Umgebungen, die einst so berühmte und gefürstete Abtei St. Blasien, welche schon im 10. Jahrhundert gegründet wurde. Die neue Kirche, eine schöne Rotunde, steht noch; aber die Klostergebäude sind zu Fabrikanlagen benutzt. Noch ist Seckingen (s. d.), die dritte der 4 Waldstädte, am Rhein, bemerkenswerth. — 2) Oesterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrschaft Niemes; 110 Einw.; — 3) (Czernilesa), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 260 Einw.; —4) (Amt Zelle), sachsen-koburg. Amt, Fürstenthum Gotha, im Thüringerwald; Eisen-, Gewehr- und Leinwandfabrikation; über 4000 Einw.; — 5) Dorf das.; Kalk- und Theerbrennerei, Graupenmühle, 2 Schneidemühlen; 240 Einw.; dabei die Ruinen des gleichn. Schlosses; war sonst schwarzburgisch.

Schwarzwaldau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Landshut; Schloß, Vorwerk, Scholtisei, 3 Wasser- und 2 Sägemühlen, 3 Steinkohlengruben; 870 Einw. Dabei die Ruinen der Burg Liebenau.

Schwarzwaldgletscher, schweiz. Gletscher, Kant. Bern, zwischen dem Wetter- und Wellhorn, dem Grindelwald und Meiringenthal.

Schwarzwaldkreis, würtemberg. Kreis, grenzt an den Donau- und an den Neckarkreis, so wie an Baden und Hohenzollern, hat an Gebirgen den Schwarzwald und die Alp und an Flüssen den Neckar, der bei Schwenningen an der Grenze gegen Baden entspringt, die Donau, die aus dem Badischen kommt, aber nur eine kleine Strecke der Südostseite des Kreises durchschneidet, so wie die Enz u. a. und gehört in Folge seiner hohen Lage über der Meeresfläche und wegen seiner Gebirge zu den rauhesten Gegenden des Landes, weshalb hier, mit Ausnahme der Gegenden von Herrenberg, Tübingen, Rottenburg, wo guter Getreidebau und zum Theil Weinbau (bei Tübingen) angetroffen wird, die Pflanzenwelt von der Natur und von den Menschen meist schlecht bedacht ist. Die Produkte des Kreises sind viel Holz, Gemüse, Obst (Kirschen), Flachs, Getreide, Mineralien (Eisen, Torf, Marmor) ꝛc. Die Einwohner, etwa 425,000, treiben außer Ackerbau, Viehzucht und Holzkultur ansehnliche Weberei und verfertigen vielerlei Metallwaaren; auch ist der Handel, besonders mit Holz, Schreibfedern und mancherlei Fabrikaten nicht unbeträchtlich. Der Kreis umfaßt über 87 □Meilen und zerfällt in die 17 Oberämter Balingen, Freudenstadt, Herrenberg, Horb, Kalw, Nagold, Neuenbürg, Nürtingen, Oberndorf, Reutlingen, Rottenburg, Rottweil, Spaichingen, Sulz, Tübingen, Tuttlingen und Urach.

Schwarzwasser (Geogr.), österr. Orte: 1) Dorf, Böhmen, Kreis Königgrätz, Herrsch. Reichenau; 2 Mühlen; 380 Einw.; — 2) Dorf das., Herrsch. Schatzlar; Windmühle; 260 E.; — 3) Dorf, Schlesien, Kr. Troppau, Amt Friedeberg; mit der rittermäßigen Scholtisei und Nieder-Rothwasser 1290 Einw.; — 4) Stadt das., Kr. Teschen, am linken Ufer der Weichsel und der preuß. Grenze; Schloß, enge Straße; 1400 Einw.; — 5) Fluß, s. v. a. Jägelitz; — 6) Nebenfluß der Katzbach (s. d.); — 7) Nebenfluß der schwarzen Elster, entspringt im Königreich Sachsen, Amt Stolpen, tritt nach Schlesien in den preuß. R.-B. Liegnitz und mündet bei Hoyerswerda; — 8) preuß. Fluß, Prov. Preußen (West.-Pr.), kommt aus dem R.-B. Danzig und mündet im R.-B. Marienwerder bei Schwetz in die Weichsel; — 9) königl. sächs. Fluß, Kr. Zwickau; entspringt an der böhm. Grenze; dient zum Holzflößen und mündet bei Aue in die zwickauer Mulde; — 10) s. Fuse.

Schwarzweiß (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Melaleuca *L.*

Schwarzweizen (Bot.), Melampyrum arvense *L.*

Schwarzwelscher (Pomol.), s. v. a. Fleischtraube.

Schwarzwildpret (Säugeth.), s. v. a. wildes Schwein, Sus Scrofa *L.*

Schwarzwinde (Bot.), s. v. a. Polygonum bistorta *L.*

Schwarzwisch, Lumpen, mittelst deren man die lohgar zu machenden Felle großentheils schwärzt, d. h. mit Eisenschwärze bestreicht.

Schwarzwurz (Bot.), 1) s. v. a. spanische Skorzonere, Scorzonera hispanica *L.*; — 2) s. v. a. gemeiner Beinwell, Symphytum officinale *L.*; — 3) s. v. a. Christophskraut, Actaea spicata *L.*; — 4) s. v. a. Helleborus niger *L.*; — 5) s. v. a. Helleborus viridis *L.*; — 6) s. v. a. Zaunrübe, Bryonia alba *L.*; — 7) s. v. a. Tragopogon porrifolium *L.* — Knollige Schwarzwurz, s. v. a. knolliger Beinwell, Symphytum tuberosum *L.*

Schwarzzinkerz (Min.), s. v. a. Franklinit (s. d.).

Schwarzzinn, s. Zinn.

Schwasdorf, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Neu-Kalden; 110 Ew.

Schwastorf, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Neustadt; 110 Einw.

Schwatz (Geogr.), 1) (Swete), österreich. Herrschaft, Böhmen, Kr. Leitmeritz, zum prager Erzbisthum gehörig; umfaßt 4086 J. 189 □Kl. Areal mit etwa 1850 Einw.; hat ein bedeutendes Braunkohlenbergwerk; — 2) Pfarrdorf und Hauptort daselbst; 220 Einwohner; — 3) Kreis daselbst, Tyrol; hat 97¼ □Meilen Flächenraum, 1 Stadt, 11 Landgerichte (Wilten, Hall, S., Fugen, Zell, Rattenberg, Hopfgarten, Kufstein, Kitzbühel, Mieders und Steinach), 159 Gemeinden und gegen 130,000 Einw.; — 4) Landgericht daselbst; 11⅝ □Meilen Areal mit 13 Gemeinden und 12,700 Einwohnern umfassend; — 5) Marktflecken daselbst, Hauptort des Kreises und Landgerichts, vom gleichnam. Dorfe nur durch den Lahnbach getrennt, der sich unterhalb beider in den Inn ergießt; schöne Pfarrkirche mit prachtvoller Façade im gothischen Styl, Franciskanerkloster mit herrlicher Kirche, Hospital, Pfründnerhaus, Zwangsarbeitshaus für Tyrol und Vorarlberg (seit 1826), Kreishauptschule, Rentamt, Post, kaiserl. Tabaksfabrik, leonische Draht- und Schmuckwaarenfabrik, Steingutfabrik, Stickerei, Bergbau auf Eisen, sonst auch auf Kupfer und Silber; mit dem gleichnam. Dorfe und der sogenannten Knappei etwa 2600 Einwohner. — Geschichtliches. Der Ort S. (in alten Urkunden Suazes, Suates, Schwazes, später Sebatum genannt) entstand wahrscheinlich zur Zeit römischer Weltherrschaft im Innthale unter dem Schutze eines Römerkastells auf den Hügeln des Schlosses Freundsberg, bestimmt, die Römerstraße und die Stromverbindung mit dem linken Ufer zu wahren.« Dahin deutet die strategische Wichtigkeit des Platzes in alter und neuer Zeit, so wie der Fund von römischen Waffen, Geräthschaften, Opfertischen und Münzen der ältern Imperatoren. Als in späterer Zeit die Macht der römischen Adler gebrochen war und die germanische Gauverfassung auch Tyrol umschlungen hatte, fiel die Stätte ehemaliger Römerherrschaft an die Gaugrafen des Innthales, und auf den Hügeln über S. erhob sich die Stammfeste der Freundsberger, mächtiger Dienstmannen der Grafen von Andechs, der Herzöge von Meran. Der neu auflebende Flecken an der Straße bildete den Kern und Mittelpunkt des Gerichtes Freundsberg, wenig mehr als die benöthigte Handwerksniederlassung der Burgherren, klein, unansehnlich und volksarm. Aber unerwarteter Bergsegen veränderte gegen 1400 auf einmal die Gestalt der Dinge. Die Zeit der ersten Aufbrüche ist nicht genau ermittelt. Wahrscheinlich war die Altzeche unweit Heiligenkreuz die Erstlingsblüthe des Bergbaues, obgleich bald wieder aufgelassen und später neu aufgebaut, bis die eindringenden Wasser des Innstroms die Gruben ertränkten. Folgenreicher war die Entdeckung des Silberbergwerkes am Falkenstein, östlich in geringer Entfernung von S., nach Burchlechner im Jahre 1409 theils von einem Stiere, der mit seinen Hörnern den Rasen aufgestoßen und einen reichen Erzgang entblößt hatte, theils von einer im Felde arbeitenden Dienstmagd, Gertraud Kandlerin, ans Licht gebracht. Erzherzog Sigmund brachte nun durch Tausch zum bessern Betriebe des Bergbaues das Gericht Freundsberg mit der freundsbergischen Stammfeste an sich. Die ungewohnte Regsamkeit belebte auf ein Mal das mächtig heranwachsende S. Die Aufdeckung des Silberbergwerks am Ringenwechsel auf einem durch taube Gebirgsarten vom Falkenstein getrennten Bergrücken trug nicht wenig zur allgemeinen Regsamkeit bei. Zahlreiche Schaaren von Knappen aus Sachsen und Meißen wanderten ein; Eingeborne schlossen sich ihnen wetteifernd an, und S. stieg zum Markte, mit den Massen seiner berggewerklichen Bevölkerung die ansehnlichsten Städte Tyrols überflügelnd. Vier Star Erz vom Falkenstein und Ringenwechsel (1 Star = ½ wiener Metze), jeder zu 108—110 Pfd. im Gewichte, lieferten 1 Mark Branntsilber u. 40 Pfd. Kupfer. Daraus ergaben sich vom J. 1470—1607, also in 137 J., 3,917,326 Mark 7¾ Loth, zusammen 19,586 Centner 7¾ Loth Branntsilber als Ausbeute. Die spätern Jahre ermangelten nicht, diese beispiellose Ergiebigkeit fortzusetzen, so daß man im Jahre 1523 55,855, im J. 1524 49,977, im J. 1525 77,875 und vom J. 1526—1564 2,028,501 Mark Branntsilber gewann. Berechnet man nun die Mark Silber zu 28 Gulden 19⅛ Kreuzer, den Centner Kupfer zu 79 Gulden 36 Kreuzer, so erhält man für die vom Jahre 1470—1560 in S. erzeugten Erze von 3,583,800 Mark Silber und 1,336,396 Centner Kupfer die ungeheure Summe von 101,493,216 Gulden an Silber und 106,377,121 Gulden 36 Kreuzer an Kupfer, freilich nach dem jetzigen Werthe der edlen Metalle. Aber auch nach dem damaligen Werthe des Silbers zu 8—10 Gulden für die Mark Branntsilber und 8—10 Gulden für den Centner Kupfer fällt die Summe noch immer ungeheuer genug aus. Die Zahl der Bergknappen stieg auf 30,000; reiche Kapitalisten, darunter vorzüglich die Fugger und Hochstetter von Augsburg, zogen sich als Theilnehmer der Bergwerksausbeute und oft auch zeitweise als Inhaber derselben nach S., und spekulirende Inländer machten sich als Gewerken und Mittheilnehmer neben den Ausländern geltend. Von S. aus verbreitete sich der Bergbau über ganz Tyrol mit einer Art allgemeiner Begeisterung und Ansteckung; die Knappenschaft zu S. wurde als die geschickteste im In- und Auslande anerkannt und der dortige Bergbau als die beste Schule des Berg- und Ingenieurwesens betrachtet. Papst Klemens VII. berief bergverständige Männer von S. nach dem Kirchenstaate, die dortigen Gebirge bergmännisch zu untersuchen, der Herzog von Florenz warb im J. 1542, der Herzog von Braunschweig im J. 1548 Knappen von S. für seine Landesbergwerke an, eben so

1565 der Herzog von Piemont; sogar Sachsen und Meißen, einst so berühmt im Bergbaue, ließen sich von S. in wichtigen Vorkommnissen aufklären. S.er Knappen retteten im Jahre 1529 Wien durch ihre Gegenminen vor den Türken, vertheidigten 1543 Gran in Ungarn gegen die Heere des Halbmondes, befestigten 1569 die Festung Wihaz und demolirten 1739 die Festungswerke von Belgrad. Auch wichtige Bergprozesse wurden nach S. geschickt, um sie dort von den kundigsten Bergleuten entscheiden zu lassen. Nahm auf diese Weise die bergmännische Wichtigkeit von S. im In- und Auslande einen ungemeinen Aufschwung, so mehrte sich von Tag zu Tag die Wohlhabenheit und das Glück des Marktes. Je mehr Hände man aufbringen konnte, desto mehr fanden beim Bergbaue mittelbar oder unmittelbar Verwendung; die Menge des Geldes überschwemmte den Lebensverkehr, jede öffentliche Anstalt wurde willig und gern unterstützt, die reißende Zunahme der Bevölkerung steigerte die innere Behaglichkeit und den Reichthum der Bewohner. Es entstanden die prachtvolle Pfarrkirche, das schöne Franciskanerkloster, Spitalstiftungen, eine wandernde Buchdruckerei ließ sich daselbst nieder, und alles Neue und Neueste drängte sich daselbst zu Markte. Die fremden Knappen, ihre Verbindung mit der Reformation in Sachsen, ihre mitgebrachten Bücher, das Gefühl ihrer Wichtigkeit und des Geldreichthums der Einwohner machten gleichzeitig S. zum Sitze der Reformationsversuche des Berglandes von Tyrol. Im J. 1525 erfolgte von Seiten der Knappen eine förmliche Empörung. Sie brachen, geschaart zu Tausenden, nach Innsbruck auf, um vom Landesfürsten die Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte zu erzwingen. Ferdinand I., von ihrem Zuge unterrichtet, zog ihnen bis Hall entgegen und bewog sie durch Versprechungen und allerlei Begünstigungen zur Umkehr. Die Zurückgebliebenen, mit dem Erfolge der ersten Sendung nicht zufrieden, läuteten die Sturmglocke, griffen zum Gewehr und zogen abermals und drohender nach Innsbruck. Ferdinand eilte ihnen wieder nach Hall entgegen, mit ihm der Bischof Sebastian zu Brixen, und die Beredsamkeit Beider siegte über die bewaffneten Bergleute, die wenigstens scheinbar mit der versprochenen Abhülfe ihrer Beschwerden sich begnügten und nach Hause zurückkehrten. Bald schlug indeß die protestantische Flamme hell aus der Asche, und es kam nun zu langwierigen Streitigkeiten zwischen den beiden Religionsparteien, die erst dann größtentheils endigten, als die Jesuiten in Hall durch Predigten und Beichtstuhl in S. die protestantische Lehre wieder zu verdrängen gewußt hatten. Inzwischen hatte sich der Glücksstern von S. zu verdunkeln begonnen. Bereits im Jahre 1564 fing nämlich der Bergsegen zu fallen an, denn in diesem Jahre erzeugte man statt der frühern alljährlichen Ausbeute von 20,000 Mark nur 17,518 Mark 11 Loth Silber, und von dieser Zeit schwand die Ausbeute immer mehr zusammen. Im Jahre 1619 betrug dieselbe nur noch 10,000 Mark. Der Erbstollen wurde mit dem tauben Gebirg ausgefüllt, weil man an der Ausschöpfung des Grubenwassers verzweifelte. Paul Michael von Leutner, ein kenntnißreicher und unternehmender Mann, schickte einige erfahrene Bergleute nach Böhmen und Meißen, die Wassererhebungskünste zu studiren und auf S. anzuwenden, und mittelst ihrer zurückgebrachten Einsicht gelang es ihm, den Schachtbau im Erbstollen, den Maximilian I. eröffnet hatte, wieder herzustellen. Hierauf erfolgte wieder einige erträgliche Ausbeute, doch nicht ohne Merkmale des Abnehmens. Im Anfange des laufenden Jahrhunderts war der Bergbau am Falkenstein und an der Altzeche bereits mit 78,192 fl. 3 kr. 2 pf. Einbuße verbunden, und dies führte seine allmählige gänzliche Auflassung herbei. Der nachtheilige Einfluß derselben auf die ärmere Volksklasse war unermeßlich. Andere Ereignisse mehrten für S. das Drückende der veränderten Zeitumstände. Abgesehen von der Pest, die im Jahre 1611 den Friedhof mit Leichen füllte, von den häufigen Erdbeben, besonders im Jahre 1670, und von andern Mißfällen, genügte das beispiellose Unglück des Jahres 1809 allein, den Ort zu verderben. Als nämlich nach der Schlacht bei Regensburg (29. April) der Herzog von Danzig an der Spitze eines bayer. Heeres in Salzburg eingezogen, brach Wrede von dort mit Deroi nach Tyrol auf, erstürmte den Paß Strub, schlug Chasteler bei Wörgl und rückte gegen S. mit dem festen Entschluß, durch grausame Bestrafung den Muth der Tyroler niederzuschlagen. Die geschlagenen Oesterreicher hatten bei S. Halt gemacht; Speckbacher vereinigte sich mit ihnen, die Sturmmassen der südlichen Gebirge ihrer Schaar anschließend. Am 15. Mai kam es daselbst zu einem lebhaften Gefechte; um die alte Stammburg Freundsberg wurde mit Erbitterung gefochten, und viele Bayern verloren im hitzigen Gebirgskampf ihr Leben. Aus Rache für den Verlust steckten die übermächtigen Bayern S. in Brand und schürten Abends die Flamme noch einmal, als Windstille die erstere nicht nach ihrem Wunsche wirksam und weit verwüstend verbreitet hatte. Mit Geschrei und Schießen vertrieb man die Einwohner, wenn sie löschen wollten. Unmenschliche Greuel begleiteten die Schritte der Mordbrenner. Schwangere Weiber wurden umgebracht, Kinder an Mauern zerschmettert, Bauern aufgehängt, nachdem man ihnen zuvor die Zunge ausgerissen, Frauen und Mädchen geschändet, Kirchen entheiligt und Greise zu Tode geprügelt. Dem Grafen Tannenberg, dem blinden Vater mehrer blinden Kinder, dem Bewirther der feindlichen Befehlshaber, loderte der von treuloser Hand angezündete Palast über dem Kopfe auf. Nur mit Mühe wurde die Innbrücke vom verheerenden Brande gerettet. Die Bayern wandten sich hierauf auf das linke Innufer; unter türkischer Feldmusik verzehrte die angelegte Brunst das Dorf Vomp, bis endlich am 19. der Weg nach Innsbruck durch Vergleich offen wurde. Die Schlacht am Iselberge (29. Mai) warf den

trotzigen Feind wieder in wilder Flucht das Innthal herunter, an den Brand- und Mordstellen vorüber, vom Ingrimm und Zorn der tyrolischen Scharfschützen verfolgt. Der znaimer Waffenstillstand vom 12. Juli führte die Vertriebenen unter den nämlichen Feldherren abermals zurück. Am 30. Juli gegen 7 Uhr Morgens verkündete ein bayerischer Reiter dem bekümmerten S. die nahe Ankunft des feindlichen Heeres. Die Einwohner flohen auf die Berge. Der bayer. Landrichter von S., Bochonowsky, ging dem Herzog von Danzig allein entgegen. Die 4000 Sachsen der feindlichen Vorhut betrugen sich auf das Menschenfreundlichste, Alles, was sie an Speise und Trank begehrten, baar bezahlend. Die Bayern dagegen plünderten und brannten in der Gegend, namentlich wurden die Dörfer oberhalb S. und ganz besonders Weer von ihnen hart mitgenommen. Ihr Weiterziehen nach Innsbruck und Sterzing, die vereitelten Angriffe auf die Klause von Brixen und die ihnen nachtheilige Schlacht auf dem Iselberge (13. Aug.) war nicht geeignet, die Feinde milder zu stimmen. Die Vorhut der geschlagenen Armee flüchtete in wilder Unordnung durch Unterinnthal, überall umschwärmt von den geflügelten Schaaren Speckbachers. In Heiligenkreuz oberhalb S. legten sich die Bauern in ein Verhau im Walde und tödteten 200 Mann mit dem Grafen Arco. Die Entronnenen brachten die Leiche des Obersten nach S. und übten daselbst in der folgenden Nacht Raub und Brand. Am 15. traf der sich zurückziehende Feind, 10,000 Mann stark, in S. ein und lagerte sich in drei Haufen zwischen Heiligenkreuz und S. auf den Feldern von Viecht und unter dem Falkenstein. Am 16. verblieb er in seinen Stellungen. Um 5 Uhr Nachmittags verbrannte er außer S. am Erbstollen drei dem Staate gehörige Bergwerksgebäude mit einem Vorrathe von Maschinen und Stoffen zum Bergbaue im Werthe von 18,000 Gulden. Am andern Morgen zogen die Feinde ab. Die Flüchtlinge von S., halb verhungert, kehrten von den Bergen zurück und fanden jeglichen Rest ihrer Habe verwüstet, Gewölbe, Keller, Thüren, Fenster, Kästen zerstört, die Pflanzen in ihren Gärten ausgerissen, die Obstbäume gefällt, die schlechten Betten, die der Brand verschont, zerschnitten, die Apotheke vernichtet, alle Frucht auf den Feldern zertreten und verbrannt. Als die Feinde im Herbst wieder siegreich in Tyrol eindrangen, fanden sie in S. nichts mehr zu verwüsten; das grenzenloseste Elend, noch bis auf den heutigen Tag empfindlich und an den Häusern sichtbar, hatte die unglücklichen Einwohner getroffen, die bis jetzt nur zum Theil sich wieder erholen konnten.

Schwatzen, 1) viel und unüberlegt sprechen; — 2) vertraulich mit Jemandem sprechen.

Schwatzhaftigkeit (Geschwätzigkeit), die Neigung, über einen oder mehre Gegenstände mit unnöthiger und ermüdender Weitläufigkeit zu sprechen.

Schwayxtix (preuß. Myth.), s. v. a. Schwaixtix.

Schwebach, luxemburg. Dorf, Distr. Diekirch, Kant. Redingen; 100 Einw.

Schwebber (Seew.), ein Bund aufgedrehtes Garn von alten Tauen, der an einen Stiel befestigt wird, um den Schmutz vom Schiffe abzuspülen und die Nässe von dem abgespülten Verdeck abzutrocknen. Dient auch wohl, in kaltes Wasser getaucht, dazu, in Gefechten die erhitzten Kanonen abzukühlen.

Schwebda, kurheff. Pfarrdorf, Prov. Niederhessen, Kr. u. Amt Eschwege; Rittergut, 2 Mühlen; 690 Einw.

Schwebe, 1) der Zustand, wo etwas in der Höhe frei hängt; — 2) (Chir.), Vorrichtung, um den zerbrochenen Ober- oder Unterschenkel in schwebender Lage zu erhalten, damit Bewegungen des ganzen Körpers weniger nachtheiligen Einfluß auf den verletzten Theil ausüben. Die bekanntesten S.n, die alle darin übereinkommen, daß sie an der Decke des Zimmers mit Schnuren befestigt sind, sind: die löfflersche, braunsche, faustsche, sautersche und dornblüthsche. — 3) (Seew.), die tiefste Gegend des Meeres oder eines Sees.

Schwebel, Nikolaus, geb. 1731 in Nürnberg, verweilte seit 1738 in Wien und in Altdorf, wurde 1743 Rektor am Gymnasium zu Nürnberg und 1764 Rektor und Professor am Gymnasium zu Ansbach. Er † in letzterer Stadt 1773. Gab heraus: Bion und Moschus, Vened. 1756; — Onosander, Nürnb. 1762, Fol.; — Lamb. Bos „Ellipses graecae", das. 1763; — Vegetius, das. 1767, 4.; — Frontinus, Leipz. 1772. — Mit der Notitia supplementorum ad Montefalconii antiquitatis gr. et rom. begann er einen Auszug aus dem römischen Museum und aus dem etruscischen von Gori.

Schweben, 1) in einer Flüssigkeit, im Wasser oder in der Luft schwimmen und sich dabei unmerklich oder nur sanft bewegen; — 2) von Vögeln, wenn sie sich ohne merklichen Flügelschlag fortbewegen, oder von Raubvögeln, wenn sie, nach Beute spähend, sich in der Luft auf einem Punkt erhalten; — 3) von Menschen, im Gehen und Tanzen nur leise auftreten; — 4) schwanken, ungewiß seyn; daher die Redensart: es schwebt mir auf der Zunge; — 5) von einem Tone, um wenig höher oder niedriger klingen, als der nächste reine Ton; — 6) beim Maler von den Falten eines Gewandes, wenn sie frei herabhängen, nicht gleichsam angeklebt erscheinen; von Gestalten, wenn sie leichte Bewegung haben.

Schweben (Geogr.), kurheff. Dorf, Prov. u. Kr. Fulda, Amt Neuhof; Mühle; 310 Einw.

Schwebend (bot. Term.), s. v. a. Versatilis.

Schwebende Firste, Firste, die nicht mehr fest stehen, sondern einen Bauch zu machen drohen.

Schwebende Gänge, Gänge, die eine flache oder horizontale Richtung haben.

Schwebende Gärten, s. Hängende Gärten.

Schwebende Gerüste (Bauk.), s. Gerüst.

Schwebende Mittel, Anbrüche, die sich nur im Hängenden eines Stollens befinden und nicht niederwärts gehen.

Schwebender Gang, s. Donlage.

Schwebender Sumpf, auf einer Bühne mit Rasen wohlverwahrter Ort, wohin man die Grubenwasser leitet, wenn man sie nicht anders anbringen kann.

Schwebende Schuld, s. Staatspapiere.

Schwebendes Feld, Grube, die nach allen Seiten ausgeleert ist und nur noch ihre Bergfeste hat.

Schwebend fallende Lagerstätte, s. Fallen.

Schwebendorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; 130 Einw.

Schweber, 1) (Ornithol.), auch Honigvögel, nach Oken, s. v. a. die Nectarisugä, s. d. und Passeres; — 2) (Entomol.), s. v. a. Bombylidä, Unterfamilie der Dipterenfamilie der Tanystomata (s. d.).

Schweberohr (Rührschnur, Vogelf.), der schwarz gewichste Bindfaden, an dem der Rührvogel befestigt ist.

Schwebfliege (Entom.), I. auch Wollschweber, Bombylius *L.*, *Meig.*, Gattung der Diptera Tanystomata *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Schnabelmucken nach Oken. Charakter: Körper überall dicht und lang behaart. Rüssel vorstehend, wagrecht, länger als der Kopf. Man vermuthet, daß die Larven parasitisch in den Nestern mancher Bienenarten (Andrena) leben. Die Puppen stecken in der Erde. Die entwickelten Fliegen schweben im ersten Frühling, wenn die Bäume ausschlagen, bis zum Sommer vor den Blumen, oder an Wegen, frei, als wenn sie unbeweglich wären, in der Luft, und richten ihren langen Rüssel gegen das Gewächs. Sie sind aber sehr flüchtig und schwer zu fangen, auch wischen sich ihre Haare sehr leicht ab; deshalb sind die zahlreichen Arten, 47 europäische, schwer zu unterscheiden; bekannteste: 1) B. major *Meig.* Gelbhaarig; Flügel am Vorderrande buchtig, braun; 5 Linien lang. Fast überall. Mikan, Taf. 2, F. 4; Degeer, VI, 15, 16. — 2) B. medius *Meig.* Rothgelbhaarig; der Hinterleib hinten und der Bauch schwarz; Flügel mit braunen Punkten; 5 Linien lang. Mikan, Taf. 2, F. 1. — 3) B. pictus *Meig.* Drittes Fühlerglied erweitert; braunhaarig mit braunpunktirten Flügeln. Eine der schönsten Arten. Panzer, XXIV, 24. — Die Gattung ist der Typus der Bombyliarii *Meig.* (s. d.). Vergl. Mikan, Monographia Bombyliorum Bohemiae, 1790. — II. Fliegengattung, s. v. a. Syrrphus *Fabr.*

Schwebfliegen (Entom.), 1) s. v. a. Schweber, s. d.; — 2) s. v. a. Syrrphidä, Unterfamilie der Dipterenfamilie der Athericera (s. d.).

Schwebflossen (zool. Term.), s. v. a. Rückenflossen, s. Ichthyologie, S. 376.

Schwebforelle (Ichthyol.), s. v. a. Brachtelein, im Bodensee, Abart der Lachsforelle, Salmo Trutta *L.*

Schwebheim, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Windsheim; 310 Einw.

Schwebmucke (Entom.), Fliegengattung, s. v. a. Schwebfliege, Bombylius *L.*

Schwebsingen, luxemburg. Pfarrdorf, Distr. Luxemburg, Kant. Remich; 370 Einw.

Schwebstockholz (Bot.), s. v. a. Feldahorn, Acer campestre *L.*

Schwebung (Mus.), 1) nach Einigen s. v. a. Bebung (s. d.); — 2) Art kleiner Tremulant (s. d.) in der Orgelbauersprache.

Schwebwespe (Entom.), Wespengattung, s. v. a. Cephus *Fabr.*

Schwechat (Schwächat), österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr. Ebersdorf, an der Donau u. dem Bache gl. N.; Fabrik in Baumwollen (jährlich 50,000 Stück Kattun) und lackirten Waaren; 1700 Einw. In der Nähe Denkmal für Joh. Sobieski, der von hier aus Wien entsetzte.

Schwechow, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wittenburg; 270 E.

Schwechten (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; 2 Windmühlen; 390 Einw.; — 2) (Klein-S.), das.; Rittergut; 820 Einw.

Schwechten (Biogr.), Friedrich Wilhelm, Zeichner und Architekt zu Berlin, bildete sich unter Leitung Schinkels und hatte in kurzer Zeit selbst das Lob eines tüchtigen Künstlers. Er machte sich zuerst durch ein Werk über den Dom zu Meißen bekannt, welchen er auf Aquatintablättern in allen seinen Theilen bildlich darstellte, Berlin 1823—26, Roy.-Fol.

Schweckhausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Warburg; Rittergut, Vorwerk (Schönthal); 330 Einw.

Schwedelbach, bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. Kaiserslautern; Mühle; 540 Einw.

Schwedeldorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-S.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; Vorwerk, Wasser- und Sägemühle; 660 Einw.; — 2) (Ober-S.), das.; 900 Einw.

Schweden (Geogr.), 1) (Schwedische Monarchie, Schweden und Norwegen, Skandinavische Halbinsel), nach Rußland das größte europäische Reich (rücksichtlich der Ausdehnung), eine ungeheure, von Norden nach Süden bogenförmig sich erstreckende Halbinsel, welche zwischen 55° 22′ bis 71° 10′ nördl. Breite und 22° 50′ bis 49° östl. Länge sich ausdehnt. Ihre Nordgrenze bildet das Eismeer, ihre Ost-, Süd- und Westgrenze die Ostsee, und zwar besonders der große, nach Norden hinaufdringende bottnische Meerbusen. Der Sund u. das Kattegat scheiden dieselbe von Dänemark; eine Linie, vom bottnischen Meerbusen bis ans Eismeer gezogen und größtentheils durch den Lauf der Tornea-, Muonio- u. Tana-Elf bestimmt, bildet die Grenze gegen Rußland. Nach Forsells trefflicher Statistik begreift die ganze Halbinsel 6641,89 schwedische □M., wovon 3868 auf S. u. 2773,89 auf Norwegen kommen. Dies betrüge für die ganze Halbinsel gegen 13803,97 geogr. □M., für Schweden gegen 8004,76 □M., für Norwegen 5799,21 □M. Die Bevölkerung betrug 1845: 4,645,007 Einwohner. Davon kamen auf Schweden 3,316,536 und auf

Norwegen 1,328,471 Einwohner. Diese Bevölkerung ist hauptsächlich in den südlichen Provinzen zusammengedrängt, in dem hohen Norden aber so dünn, daß daselbst kaum 16—17 Menschen auf die □M. kommen. Im Durchschnitt kommen auf die Geviertmeile der Halbinsel 300 Seelen, in Norwegen kaum 200. In der Provinz Schonen ist die Bevölkerung am dichtesten, wo 2200 Köpfe auf die □M. kommen, während in Norrbotten derselbe Flächenraum nur 22 zählt. Die schwächste Bevölkerung hat Finnmarken mit 3—5 Menschen auf der Geviertmeile. Nur etwa 300,000 Seelen bilden die städtische Bevölkerung, alle übrigen Bewohner leben auf dem Lande. Nicht übersehen darf werden, daß $^1/_{13}$ des ganzen Flächeninhalts aus Seen, Sümpfen und Flüssen besteht, $^1/_3$ über 2000' über dem Meere emporragt und zwischen 300 und 400 □M. über der Schneelinie liegen, welche bei einer Erhebung von 5000' erreicht wird. Die Halbinsel nimmt nach ihrer Größe 16 Längen- und über 26 Breitengrade ein, und ihre größte Länge beträgt 240 geogr. M., ihre Breite steigt von 50 bis 95 Meilen. In sehr tiefen, schmalen und krummen Buchten (Fjorden) drängt das Meer auf der Westseite in das Land, und die Küste ist von zahllosen klippenreichen Inseln umgeben, während es auf der Ostseite der Küste des bottnischen Meerbusens fast gar keine Fjorden hat, und außerhalb derselben nur wenige Inseln von geringem Umfange liegen. Den größten Theil der Halbinsel nimmt eine zusammenhängende Gebirgsmasse ein, die vom Varangerfjord im nördlichsten Theile der Halbinsel bis zu deren Südwestende, vom 71° bis zum 58° nördlicher Breite sich erstreckt. Dieses Gebirg ist ein Hochgebirg, das in seiner Beschaffenheit mehr, als irgend ein anderes in Europa, den Alpen verwandt u. ähnlich ist; denn obschon es nur die Hälfte der Höhe erreicht, zu welcher die Alpengipfel aufsteigen, so bewirkt doch die nördliche Lage, die eine viel geringere Höhe der Schneelinie zur Folge hat (5000' in den südlichen, 2-3000' in den nördl. Theilen), die ähnlichen Erscheinungen, nur mehr räumlich, mehr zusammengedrängt. So finden sich Spitzen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, Gletscher u. Schneefelder, ähnliche Vegetationsverhältnisse, wie in den Alpen, Wälder an den Abhängen, Nadelholz, Höserbirken, dann Wiesen mit Alpenblumen, obschon von beschränktem Umfange, Strecken mit Moos und Flechten auf den Höhen, ähnliche Thalbildungen mit schönen Gebirgsseen an den Ausgängen ꝛc. Allein die geringere Höhe der Schneelinie und die große Steilheit der Abhänge hat auch eine größere Rauhheit und Wildheit des skandinavischen Hochgebirges zur Folge. Zugleich ist trotz dieser Verwandtschaft in der Natur der Bau desselben von dem der Alpen sehr verschieden. Die Gliederung, welche diesen eigen ist, und die damit zusammenhängende Bildung der Längenthäler fehlen ihm ganz; es besteht aus einer einfachen breiten Gebirgsmasse, die durch meistens wenig hervortretende Einsenkungen, über welche die stets sehr beschwerlichen Pässe führen, in kleinere plateau-ähnliche Massen (Fjeld) getheilt ist; über diese erheben sich die schroffen, steilen Gipfel (Tind), und die Wildheit dieser Gebirgsflächen übertrifft nicht selten alles Aehnliche in den Alpen. Gegen Osten umgibt ein breiter Gürtel von allmählig sich senkenden Vorbergen, von langen schönen Thälern durchschnitten, an deren Ausgängen langgestreckte Seen liegen, das Hochgebirg; auf der Westseite ist der Abfall der Gebirgsmasse außerordentlich steil und der Grund der tiefen, Spalten ähnlichen Thäler vom Meerwasser bedeckt; es entstehen so die großen, von kolossalen Felswänden und schmalen Streifen Kulturlandes umschlossenen, Seen gleichen, durch Inseln und Klippen gegen das offene Meer geschützten Busen (Fjord), welche für die Westküste Skandinaviens so charakteristisch sind. Diese Verschiedenheit der Abhänge wird durch den Einfluß des Klimas noch sehr vermehrt. Die tiefen Busen haben ein für die Lage auffallend mildes, durchaus oceanisches Klima, daher die lieblichsten Felder nahe am ewigen Eise sich finden, u. der Landbau am Grunde der Fjorde selbst bis weit in die Polarzone hinein möglich ist. In den östlichen Thälern und Ebenen dagegen herrscht kontinentales Klima, dem der russischen Ebene ähnlich. Diese Gebirgsmasse dehnt sich zuerst unter dem Namen des lappländischen Gebirges und der Kjölen von Nordwesten gegen Südwesten aus und bildet zwischen Norwegen und Schweden die Grenze. Man nennt diesen Gebirgszug auch vom Nordkap bis zum 63° der nördlichen Breite Severygen, d. h. Severücken. Im gemeinen Leben werden diese Berge bloß Norska Fjallarne (norwegische Eisberge) genannt. Vom 62° an läuft das Gebirg unter dem Namen Dovre von Nordosten gegen Südwesten. Das Dovrefjeld ist etwa 26 Meilen lang und macht den höchsten Rücken dieses ganzen Gebirges aus, es nimmt südlicher wieder jene Richtung als Langfjeld, Sognefjeld, Hardangerfjeld, welche sich an der Küste hinziehen. Die letztgenannten Gebirgszüge endigen sich in dem Vorgebirg Lindesnäs. Ein südlicher Arm des Severückens läuft eine Zeit lang zwischen Norwegen und den Provinzen Herjedalen und Dalarne und verliert sich theils östlich nach dem bottnischen Meerbusen zu, theils reicht er südlich bis in die südlichsten Provinzen S.s, wo er jedoch nirgends die Küste erreicht. Der Gebirgsknoten zwischen Dovrefjeld und dem Hauptrücken wird Hellagsfjäll genannt. Von diesem Hochgebirge ziehen viele Aeste südöstlich und südwestlich durch alle Theile S.s und Norwegens, doch so, daß in Norwegen das Gebirg fast unmittelbar aus dem Meere aufsteigt, in S. dagegen sich in unbedeutende Hügel und Ebenen verliert, ehe es die Ostsee erreicht. Am nördlichsten Ende stürzt das Gebirg jäh ab gegen das weiße Meer; im Südosten bildet eine Reihe großer, tiefliegender Seen, Wener-, Wetter-, Hjalmar-, Mälarsee, seine natürliche Grenze. Die Gebirgsmasse hat oben keine Firste od. Rücken, sondern ist vielmehr abgeflacht, so daß große Strecken sich finden, die zwar keine völlige Ebene, aber doch eine wellen-

förmige Oberfläche darbieten und darum Gebirgs-Ebenen genannt werden. Da diese eine hohe Lage und ein sehr kaltes Klima haben, so sind sie meist unbewohnt und Reisen von einer Seite des Gebirges zur andern oft mit Beschwerden verbunden; bisweilen beträgt die Entfernung des letzten festen Wohnplatzes auf der einen Seite bis zum nächsten auf der entgegengesetzten 10 bis 12 oder mehr Meilen; selbst da, wo große Landstraßen über das Gebirg führen, kommt man über solche Gebirgs-Ebenen; auf dem Dovrefjeld geht der Weg etwa 8—10 Meilen bergauf, weshalb zur Bequemlichkeit der Reisenden und zum Behuf der Expedition Bauden und Fjeldstuer, d. i. Obdächer der Reisenden, errichtet sind; auf dem File-Fjeld, wo das Gebirg ungewöhnlich schmal ist, beträgt die Breite dennoch einige Meilen. Ueber das letztere Gebirg z. B. geht der Weg von Christiania nach Bergen; über das Dovrefjeld aber der von Christiania nach Drontheim. Im Hardanger-Fjeld senden die Bauern im Sommer ihr Vieh auf die Berge, 8—10 Meilen vom Hause, und die Sätermädchen (Säter heißen die Berghütten, die zur Wartung des Viehes als Obdach dienen) bleiben hier mehre Monate, durch öde Klippen und Schneegebirge von ihrer Heimath getrennt. Auf der Ostseite senkt die Gebirgsmasse sich sehr allmählig gegen den bottnischen Meerbusen, und ihr niedrigster Theil verliert sich in Ebenen; bald gehen Seitenzweige ab, wodurch große Querthäler entstehen, als Herjedalen, Osterdalen, Guldbrandsdalen, Valders-hallingdalen; bald tritt die ganze Masse seitwärts aus und bildet oben ziemlich flache Strecken, wie die Lappmarken und Tellemarken, auf welchen Unterschied schon die Namen Dal (Thal) und Mark (Feld) hindeuten. Die Westseite dagegen ist ungemein schroff; tiefe, schmale Fjorden treten an die Stelle der Thäler, großen Klüften in den Klippen gleichend. Oben auf der Fläche des Gebirges bemerkt man sie oft gar nicht, bis man ihnen ganz nahe ist, und erblickt dann in einer Tiefe von mehren 1000′ den Fjord, an dessen schmalen Ufern kleine bebaute Plätze die Nähe menschlicher Wesen verkünden; die Klippen sind so jäh, daß die Fahrt von einem Hofe zum andern gewöhnlich zu Wasser geschieht. Die südlichen Gruppen, von denen die bedeutendsten an der Westküste Norwegens sich verzweigen, bilden in ihrem Zuge gegen Westen und Osten ein zusammenhängendes Hochland, dessen mittlere Höhe zwischen 3000′ und 4000′ beträgt; einzelne Berge erheben sich von 5000′ bis zu 7000′, z. B. Haarteigen und Iselen (jeder 5700′), der höchste Gipfel im Sognefjeld; der Skastre-Tind (6738′); Lodals-Kaabe, d. h. Lodals Mantel (9790′); Langfjeld (6192′). Zwischen den tief einschneidenden Fjorden liegen im Westen Gruppen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, z. B. das große Folgefondet (3590′), zwischen dem Bommelfjord und Hardangerfjord, und das Justedalsbrä (5484′), in der Nähe das Sognefjord, zum Sognefjeld gehörend. Letzteres hat gewaltige Gletscher und mit Zuziehung des Lodals-Kaabe, der eine Fortsetzung desselben bildet, eine Länge von 15 und eine Breite von 5 Meilen; südlich und in nordöstlicher Richtung vom Hardangerfjeld liegt das Filefjeld, das in Sule-Tind bis zu 5840′ sich erhebt; nördlich vom Filefjeld, und zwar zwischen diesem und dem Sognefjeld, liegt das Jötunfjeld oder die Hurrungerne, zu welchem der höchste Punkt des skandinavischen Gebirgssystems gehört, nämlich der Skagstölstind (oder Skagestöltind oder Skagtols-Tind), 7877′ hoch; nördlich und nordwestlich vom Sognefjeld und dem Justedals-Snee-Bräen zieht sich das Longfjeld, und nordöstlich vom Sognefjeld ist das große Dovrefjeld die nördlichste Gruppe der südlichen Abdachung, welche sich im Sneehättan (Hättan oder Hätta, Schneehaube) bis zu 7620′ (7714′) erhebt und sich nordöstlich bis zum 39. Längengrad erstreckt. Hier schließt sich das Kjölengebirg an, das erst nordöstlich, dann in östlicher Richtung läuft und westlich in die Nordsee, nördlich ins Eismeer oft so steil abfällt, daß die Küsten 2000 bis 3000′ hoch sind, gegen Osten und Süden aber allmählig sich dem bottnischen Meerbusen zu abdacht. Das skandinavische Gebirg überragt den Balkan (3000′), das Erzgebirg (4000′), die Vogesen (4300′), die schottischen Hochlande (4400′), den Schwarzwald (4600′), das Fichtelgebirg (4900′), den Jura (5300′), die Sudeten (5900′), die Sevennen (6000′), den Ural (6400′), die Sierra Nevada (6900′); es kommt an Höhe etwa den Karpathen gleich (der Krivan hat 7818′ Höhe), steht aber zurück gegen die Apenninen (8200′), die Pyrenäen (10,600) und die Alpen (14,700). Wenn aber die Schneelinie auf den Alpen erst mit 8000′ anfängt, so beginnt sie in Skandinavien im Süden unter 58° nördl. Br. schon mit 6000′ Seehöhe, unter 66° mit 4800′, an der Nordgrenze von Lappland unter 69° mit 2400′ und beim Nordkap unter 2200′ Seehöhe; und während auf den Alpen die Gletscher nur bis 3000′ Seehöhe herabsteigen, reichen sie im südlichen Skandinavien bis 1000′ und im nördlichen Lappland bis ans Meer. Mehr als der 3. Theil dieser nördlichen Alpen liegt innerhalb des Polarkreises; sie nehmen 13 Breitengrade ein, während die südlichen Alpen nur 4½ und die Pyrenäen nur 1 Grad einnehmen. Die letztern grenzen nur an ihren beiden Enden an das Meer, von dem die Alpen noch ziemlich entfernt bleiben, während die skandinavischen Gebirge auf ihrer Westseite aus dem Meere unmittelbar emporsteigen. Die höchsten Punkte sind nach Berghaus von Süden nach Norden folgende:

Gousta	5800′	in Tellemarken,
Folgefond	5000′	=
Harteig	5200′	=
Hallingjökel	5400′	=
Suletind	5500′	=
Justedalsbrä	6000′	=
Mugnafjeld	6800′	=
Der südliche Skagestöltind . .	7600′	im Jotunfjeld,
Der nördliche Skagestöltind . .	7100′	
Lomseg	6200′	=
Lodals-Kaabe	6200′	=
Pickhattan	6400′	=
Sneehättan	7100′	auf dem Dovrefjeld,
Kronfjeld	5300′	=

Svukufjeld	4400′	auf dem Dovrefjeld,
Bitelfjeld	4300′	=
Syltoppen	5500′	=
Areskuta	4500′	=
Kiälaföz	3900′	=
Syr-Söstre	4000′	=
Junkarensoupts	3500′	=
Kunnen	3500′	=
Sulitelma	5800′	in Lappland,
Almajalos	5200′	=
Vangöe	3700′	=
Hinsöe	3700′	=
Lyngen	4000′	=
Jokelfjeld	3500′	=
Akkafolki	3200′	=
Storvandsfjeld	3300′	=
Stiernöe	3500′	=
Seiland	3500′	=
Voriesuder	3400′	=
Rastekaise	2700′	=

Aus dieser Aufzählung der wichtigern Höhen geht, wie schon bemerkt, hervor, daß die südliche Abtheilung eine bedeutendere Erhebung der Kämme und Gipfel hat, als die nördliche, in der beide allmählig niedriger werden, ohne daß jedoch das Gebirg an Rauhheit und Wildheit verlöre. Die erstere bildet, wie wir gesehen, eine Reihe von Fjeld, die an der Südwestspitze Norwegens beginnen und nahe am Meere entlang ziehen, wie der Hekle-, Jogle-, Harbanger-, File-, Jötun-, Langfjeld 2c.; die besonders an den Westabhängen beschwerlichen Päſſe führen zwischen ihnen hinüber. Die Höhe der Kämme beträgt nach Obigem in den südlichsten Theilen an 3000′, in den mittlern an 4—5000′; die höchsten Spitzen sind der Skagestölstind im Jötunfjeld und der Mugnafjeld, viele andere über 5000′. Am Ende des Langfjeld durchschneidet eine tiefere Einsenkung die ganze Masse (der Paß vom Lougen nach Romsdal 2000′); diese setzt sich in dem gegen Osten ziehenden Dovrefjeld fort (von 3000 bis über 7000′ Höhe), an dessen Ostseite die kleine Hochebene von Röraas (über 2000′) sich ausbreitet, welche den südlichen Theil des Hochgebirges mit dem nördlichen verbindet. Der Ostabhang bildet ein 10—20 Meilen breites Bergland, das bis an das Meer reicht, nördlicher und östlicher sich in die Küsten-Ebene S.s herabsenkt. Zahlreiche Ketten von Vorbergen, die in der Nähe des Hochgebirges noch am bedeutendsten sind, z. B. des Svukustöt, des Skorvefjeld (4400′), umgeben lange, von reißenden Bergströmen bewässerte Thäler, z. B. Guldbrandsdalen am Lougen, Desterdalen und Hedemarken am Glommen, die der Klara, der beiden Dalelf, der Ljusne 2c. Schöne Seen liegen an den Thal-Ausgängen (der Mjösen, der Sujan). Nördlich von Röraas beginnt der nördliche Theil des Hochgebirges, welcher ebenfalls der Küste, allein nicht ganz so nahe als der südliche, folgt; er führt den schon angeführten Gesammtnamen Kjölen. Auch hier erheben sich auf der gemeinsamen Masse von gegen 2000′ Höhe die Berggruppen in großer Zahl, und unter diesen noch hohe Gipfel, z. B. der Syltoppen und Sulitelma; allein im Ganzen nimmt die Höhe gegen Norden allmählig ab, obschon Gletscher und Eisfelder nicht weniger werden. Am Altenfjord, an dessen Ufern der nördlichste Ackerbau (Gerste) getrieben wird, endet das Gebirg in seiner bisherigen Form jenseits des Altenflusses, der es ganz durchbricht, zieht noch eine plateauartige Bergmasse fort, über der sich einzelne zerstreute Berge, z. B. der Rastekaise (2700′), erheben, und die an ihrem Nordrande am höchsten ist, wo sie noch immer steil zur Küste abfällt; am Westufer der Tana, die im Mittellaufe den ganzen Südabhang dieses nördlichen Theiles begrenzt, endet der Kjölen, ohne mit den Höhen Finnlands in Verbindung zu stehen. Vor der allenthalben von tiefen Fjorden durchschnittenen Küste liegen Inseln in großer Menge, besonders von den Fjorden im Süden an bis Mageröe mit dem Nordkap; alle eben so zerrissen und eingehackt, wie die Küste selbst, und in ähnlicher Weise ein vorgeschobenes, aber zertrümmertes und durch Meerstraßen zerschnittenes Glied bildend, wie die hochschottischen Hebriden. Der Ostabhang ist dem des südlichen Hochgebirges ähnlich, nur nicht so breit, die zahlreichen, gut bewässerten Thäler desselben mit guten Seen angefüllt, allein rauher und kälter, im nördlichen Theile so wild und unwirthlich wie das Hochgebirg selbst. Die wichtigsten Päſſe über die skandinavischen Gebirge sind folgende: Ueber das lappländische Gebirg geht ein Paß am Berge Temswara. Ueber das Kjölengebirg geht eine gute wohlunterhaltene Heerstraße, mit 4 Fjeldstuer, wo die Reisenden Erquickung finden, als große Straße von Stockholm nach Drontheim; weiter nördlich ist noch ein Uebergang bei Söder-Lie, nur eine Saumstraße, welche Nordschweden mit Drontheim verbindet. Alle übrigen Wege sind nur Rennthiersteige. Der Hauptübergang über das Dovrefjeld ist bei Röraas in die große Straße von Stockholm nach Drontheim, Hauptstraße von Christiania nach Drontheim. Höchster Punkt derselben 4450′. Besonders in der Provinz Jämtland finden sich hier eine Menge schroff eingeschnittener Bergspalten (Porter). Merkwürdig sind unter diesen besonders der 2 Meilen lange Lundsdörren, der Portfjäle und der Handöl als Grenzpaß mit Norwegen (wo das 1719 aus Tyrol in Norwegen rückkehrende schwedische Heer den Untergang fand). Der Hauptübergang über das Langfjeld ist der Paß über das Filefjeld, die Hauptverbindung zwischen Christiania und Bergen, reich an den erhabensten Naturschönheiten, besonders schauerlich aber in Justedals Eisbergen, die 10 Meilen lang dem Filefjeld gegenüberliegen und ungeheure Gletscher haben. Neigebaur führt folgende Päſſe in den skandinavischen Alpen auf:

1) Im lappländischen Gebirge:
   - Indikiaur zwischen Kautokeino und Enontekis . . 1800′
   - bei Torneaträsk . . . . 1300′
   - zwischen Waetingiaur und Kukkiejaur . . . . 2000′
   - bei Lommijaur . . . . 2200′
2) In den Kjolen:
   - bei Kiälahöz . . . . 2400′
   - Skurdalsport . . . . 1900′
   - Skorudör . . . . 3000′
3) Im Dovre:
   - Skarsdör . . . . 2200′
   - bei Liusnakärn . . . . 2900′
   - bei Svukufjeld . . . . 2700′
   - zwischen Sundal und Desterdal . . . . 2200′

bei Jerkin	3600'
Harebakken	3500'
bei Laessoevaerk Band	1900'
4) Im Langfield und Sognefield:	
zwischen Lom und Justedal	4200'
zwischen Lom und Sognefiord	2300'
5) Im Filefield:	
höchster Punkt der Straße	3800'
6) Im Hardangerfield:	
Sälhäfond	4400'
7) Im Rattendalsfield:	
bei Aarhuus	5900'

Im Ganzen sind diese nordischen Gebirge wenig eingeschnitten, und die hohen Gipfel ragen viel weniger über die Gebirgsmasse empor als in den Alpen, indem die mittlere Höhe der skandinavischen Gebirge auf 4000—5000' anzunehmen ist. Längenthäler finden sich hier so gut als gar nicht, und an der Westseite nur unbedeutende Querthäler, sehr große aber an der Ostseite, wo auch die größten Flüsse zu finden sind. Die skandinavischen Gebirge zeigen keine Spur eines Gebirgskammes, sie sind oben breit, flach und eben; über die Gebirgsmasse hat man nicht selten über 16 Meilen zu reisen. Der kürzeste Paß ist der Rikefjeld, jedoch über eine Meile breit. — Die skandinavischen Gebirgsseen liegen im Ganzen viel höher, als die Alpenseen; denn sie haben im Durchschnitt eine Höhe von 1200—2400 Fuß. Die Meere, welche Norwegen und S. umgeben, sind sehr gefährlich und stürmisch. Ueber die Gefahren des Kattegats, s. d. Die ganze Westküste Norwegens ist den Stürmen sehr ausgesetzt und im höhern Norden ist das Meer beinahe nie ruhig. Dazu kommt, daß diese ganze Küste, besonders von 59° bis zum Nordkap aus steil gegen die See abfallenden Gebirgen besteht, welche theils überall tief ins Land eindringende Buchten (Fjorde) bilden, theils jene ununterbrochene Insel- und Klippenreihe, welche die ganze Küste in geringer Entfernung begleitet. Hieraus entstehen unzählige und treffliche Häfen und Landungsplätze, aber das Meer bildet auch an so zerschnittenen Küsten und zwischen den Inseln höchst gefährliche Strömungen, wo Ebbe und Fluth die gefährlichsten und gewaltigsten Brandungen verursachen. Nicht minder gefährlich ist der bottnische Meerbusen wegen seiner Enge und seiner vielen Inseln, welche oft nur durch seichte Kanäle von einander getrennt sind. Höchst merkwürdig, sagt Blanck, ist die Beobachtung, daß besonders in dem nördlichen Theile dieses Busens das Meer immer mehr zurücktritt; Meerbusen, welche noch vor weniger als 100 Jahren beschifft wurden, sind jetzt Moräste; zwischen manchen Inseln, wo sonst Kriegsschiffe gefahrlos durchsegelten, können jetzt nur leichte Böte noch durchkommen; früher nie gesehene Felsen treten über die Wasserfläche heraus, und mehre Seestädte in Westerbotten haben eine volle Meile gegen das sich von ihnen zurückziehende Meer vorgerückt werden müssen, um nicht zu Binnenstädten zu werden. Ob diese unzweifelhafte Erscheinung einer wirklichen Abnahme des Wassers, oder, wie von Andern behauptet wird, einer allmähligen Erhebung des Bodens zuzuschreiben sey, muß hier unentschieden gelassen werden. Auch hier ist die Küste mit Inseln besäet, und diese, so wie die vielen scharfen Vorgebirge mit den dazwischen gleich Landseen tief einschneidenden Fjorden werden mit dem treffenden Namen Scheeren bezeichnet (Skär, von Skära, zerschneiden) und haben einer Abtheilung der schwedischen Flotte den Namen gegeben, welche Scheerenflotte genannt wird und aus kleinen Kanonenböten besteht, die mit Hülfe der Ruder sich leicht zwischen diesen, größern Fahrzeugen gefährlichen Klippen bewegen. — Geognostische Verhältnisse. Die Hauptmasse des skandinavischen Gebirges macht die Granit-Gneiß-Formation oder das Urgebirg aus. Der Granit scheint auf einzelne Punkte in Lappmark, Westermanland, Oestergothland und Upland beschränkt zu seyn. In Norwegen erscheint er nur untergeordnet im Bezirke von Christiania, und überlagert sogar daselbst an einigen Stellen den Porphyr. Dagegen erscheint an der Südküste Norwegens der Zirkonsienit in ausgezeichneter Gestalt und bedeutender Verbreitung, wie z. B. bei Laurvig, Arendal, Christiania, wo demselben meist Uebergangskalk auflagert; bisweilen treten Grünsteingänge aus dem Sienit herauf und durchsetzen auch den Kalk. Der Gneiß ist namentlich in Schweden sehr verbreitet, und ist reich an Erzen. Bei Trollhätta, in Upland, Westermanland, Oester- und Westergothland wird er manchmal sehr grobfaserig und nähert sich dem Granit; bisweilen schließt er untergeordnete Lager von Hornblendeschiefer ein. Der Glimmerschiefer macht im Hochgebirge die Hauptgebirgsart aus; ganz Dovrefjeld, so wie der nördliche Gebirgszug zwischen Schweden und Norwegen bestehen vorherrschend daraus. Die reichen Silberbergwerke zu Kongsberg, die Kupfergrube zu Röraas, die unerschöpflichen Eisengruben bei Arendal bauen darin. In den niedrigern Theilen des Landes erscheint er bisweilen als untergeordnetes Lager im Gneiße und führt dann nicht selten eine Menge schöner Mineralien und Erze; bisweilen wechsellagert er mit Hornblendeschiefer und Hornblendegesteinen, oder er zeigt Uebergänge in Thon-, Talk- und Chloritschiefer; an vielen Orten schließt er untergeordnete Lager von körnigem Kalk (Urkalk) ein, so bei Drammen im südlichen Norwegen, bei Sahla, Tunaberg, Langbanshytta in Schweden. Die Insel Mageröe mit dem Nord-Kap besteht aus Gneiß, feinkörnigem Granit, Glimmerschiefer, Gabbro und Thonschiefer. Quarzfels findet sich in Tellemarken, Finnmarken und Bergenstift. Feldsteinporphyr ist im Uebergangsgebiete Schwedens und Norwegens sehr verbreitet und enthält namentlich in den Umgebungen von Christiania meist rautenförmige Feldspathlinsen. In Schweden erscheint ein ausgezeichnet schöner Porphyr bei Elfdal, auf röthlichem Sandstein, Porphyrbreccie und jaspisartigem Kieselschiefer gelagert. Dieser Porphyr erscheint bald als brauner, rother oder schwarzer Hornsteinporphyr mit weißen Feldspathkrystallen, bald als fleischfarbiger oder grünlicher Feldsteinporphyr und nimmt eine vortreffliche Politur an; er wird

auf dem Porphyrwerk in Elfdal zu Kunstwerken und Geräthschaften aller Art verarbeitet. Das Uebergangsgebirg, aus Grauwacke, Thon- und Kieselschiefer und dichtem Kalk bestehend, ist an der nordwestlichen und südlichen Küste Norwegens, namentlich in den Umgebungen des Christianiafjords, sehr verbreitet, erhebt sich hier aber nirgends zu beträchtlichen Höhen, und seine Mächtigkeit erreicht ungefähr 2—300 Fuß. Bei Christiania schließt es Alaunschiefer, bei Brevig Kieselkalk ein. Auf Langöen bei Holmestrand und bei Christiania durchsetzen Grünsteingänge den Uebergangskalk und ragen zum Theil mauerförmig aus demselben hervor. Grauwacke und Uebergangskalk, bisweilen von Porphyren begleitet, treten in den Umgebungen des Mjösen und in Oesterdalen auf; in der Nähe von Dovre erscheinen Thonschiefer und Konglomerate, welche dem Glimmerschiefer auflagern. Bei Drontheim und Stördalen finden sich ähnliche Verhältnisse längs der Meeresküste; der Glimmerschiefer wird dort bisweilen von Grauwackenschiefer überdeckt und geht allmählig in ihn über, und auf diesen folgt Grauwacke oder Thonschiefer. In Schweden erreicht die Grauwacke am Fämund-See eine Mächtigkeit von 2300 Fuß und erhebt sich auf dem Soudkifjäll zu 4412 Fuß über dem Meere; in Dalarne lagert sie meist unmittelbar auf Granit, seltener auf Porphyr. In Jämtland und Nerike tritt der Uebergangskalk bald mit Thon und Alaunschiefer, bald mit Sandsteinen vergesellschaftet auf, eben so in Oester- und Westergothland. Am Wenern-See liegt auf einer feinkörnigen Grauwacke von 69 Fuß Mächtigkeit der Alaunschiefer mit 51 Fuß; über diesem der Kalkstein mit 164 Fuß; über diesem ein Thonschiefer- und Grünsteinlager von 440 Fuß Mächtigkeit. In Schonen setzt sich das Uebergangsgebirg bis an die Ostsee fort, wird aber längs des Sundes und an der südlichsten Spitze des Festlandes von jüngern Flözgebilden bedeckt. Die Insel Oeland besteht aus Sandstein, Alaunschiefer und dichtem Kalk, welche ihre höchste Erhebung bei Bergholmen mit 128 Fuß erreichen und beinahe horizontal gelagert sind. Die Insel Gothland besteht aus mächtigen Lagern weißlichgrauen Uebergangskalkes, welcher auf einem Grauwackensandstein von geringerer Mächtigkeit lagert. Der Uebergangskalk Skandinaviens ist ganz besonders reich an Petrefakten, und einzelne Bänke desselben scheinen fast ganz daraus zu bestehen; namentlich schließt er Trilobiten, Orthoceratiten und Madreporen ein; dagegen fehlen erzführende Gänge. Das jüngere Flözgebirg fehlt in Norwegen und ist in Schweden nur in Schonen verbreitet. Es besteht hier aus Grünsand, Kreide, Braunkohlensandstein und Grobkalk, welchem sich an einigen Stellen Kalktuff auflagert. Das jüngere aufgeschwemmte Land Schwedens wird besonders dadurch merkwürdig, daß es eine Menge Rollstücke von Urgebirgsarten seiner eigenen Gebirge einschließt, welche mit denen der norddeutschen Ebene übereinstimmen. Mächtige Lager von Sand, die bisweilen bedeutende Hügelreihen bilden, begleiten dieselben, und sind namentlich in Dalarne, Westermanland, Upland und Nerike verbreitet. Beträchtliche Schichten von Thon, oft reich an Ueberresten von noch lebenden Schalthieren, die oft zu ganzen Bergen angehäuft sind, finden sich bei Udewalla und Trollhätta, so wie auf den Inseln Tjoera, Droust, Stougenaes und an einigen Punkten der Westküste von Norwegen. Die Torfmoore Schonens schließen Sand- und Süßwasser-Schnecken, Knochen und Hörner von Hirschen und Rennthieren, Bison und Auerochsen ein. Vulkanische Gebirgsarten sind, wenn wir die Porphyre und Grünsteine nicht hieher rechnen, bis jetzt nur in Schonen gefunden worden. Der Anneklef bei Lööers-Kirche und der Gjelleberg bei Roestanga-Kirche stellen zwei kegelförmige, isolirte Basalthügel dar, welche Olivin und Augitkörner einschließen. Bei Holmestrand am Christianiafjord erscheint ein schwarzbrauner Mandelstein-Porphyr und Kugelbasalt in beträchtlicher Ausdehnung, der indeß mit den dortigen Porphyren des Uebergangsgebirgs viel Uebereinstimmendes zeigt. — Erze und Mineralien. Skandinavien ist durch seinen Reichthum an nützlichen Metallen und schönen Mineralien gleich ausgezeichnet. Gold findet sich nur sparsam im Glimmerschiefer bei Aedelforß in Smaland; aus den Kupfererzen zu Falun werden jährlich ungefähr 4½ Mark gewonnen. Silber liefern die Werke von Kongsberg in Norwegen, in ausgezeichnet prächtigen Krystallisationen und andern Gestalten, wovon man sich in der Mineraliensammlung zu Kopenhagen am besten überzeugen kann. Diese Gruben waren längere Zeit im Verfall, sind aber in neuerer Zeit wieder sehr ergiebig geworden, so daß sie in der ersten Hälfte des Jahres 1834 bereits eine Ausbeute von 12,000 Mark geliefert haben. Unter Anderem wurde in diesem Jahre eine Masse gediegenen Silbers gefunden, welche 720 Pfund wog und vielleicht die größte ist, die bis jetzt gefunden wurde. Auch die Kupfergruben zu Falun liefern jährlich ungefähr 365 Mark Silber. Etwas gediegenes Silber mit Blei- und Eisenerzen findet sich auf Uton, und mit silberhaltigem Bleiglanz zu Sahla, dessen Gruben jährlich ungefähr 2000 Mark Silber liefern. Kupfer ist sowohl in Norwegen, als in Schweden verbreitet. Das Haupterz macht der Kupferkies aus, welcher sich in stockförmigen Lagern oder großen Nieren im Gneiße findet. Das Erzlager der Storgrufva zu Falun ist bei einer Breite von 110 Lachtern und einer Länge von 160 Lachtern bis jetzt auf 188 Lachter Tiefe abgebaut. Aehnliche mächtige Lager befinden sich noch mehre in der Nähe. Die Gruben von Falun allein liefern im Durchschnitt 4350 Schiffspfund Kupfer jährlich. Aehnliche, aber kleinere Kupfererznieren finden sich in Garpenbergs-Kirchspiel, bei Riddarhytta; bei Atvedau. Bersbo in Oestergothland. Außerdem finden sich an vielen Orten, selbst auf den höchsten Gebirgen von Tornea-Lappmark, Kupfererze, wie Kupferglanz, Kupferkies, buntes Kupfererz, gediegenes Kupfer, Malachit u. s. w. in Juckasjärvi-Kirchspiel. In Norwegen liefern die Kupfergruben von Röraas eine beträchtliche

Menge Kupfer jährlich. Eisen ist bei Weitem am meisten verbreitet. Die größten Eisengruben befinden sich bei Dannemora in Upland; der körnige Magneteisenstein bildet daselbst ein stockförmiges Lager von 180 Fuß Mächtigkeit; besonders riesenmäßig sind die Eisenerzlager der Berge Kürunavara und Luossavara in Tornea-Lappmark, wovon ersteres 8400 Fuß lang und 4—800 Fuß mächtig, letzteres 360 Fuß lang und 200 Fuß mächtig ist. Der Gellivare-Berg in Lulea-Lappmark, 8000 Ellen lang und 3—500 Ellen breit, besteht fast durchgehends aus 1—3 Fuß mächtigen Lagern von Magneteisen. Weitere Eisengruben sind in Hafveröe, Vahlöe-, Norbergs-, Nohra-, Swaerta-, Floda- und Jernbouks-Kirchspiel, bei Presberg, Nordmarken und Langbanshyttan in Wermeland. In Norwegen sind die beträchtlichsten Eisenerzgruben bei Arendal, Naeswerk, Skeen u. s. w., ebenfalls aus körnigem Magneteisen und Eisenglanz bestehend. Sumpferze finden sich in den Seen Hjerta, Taslen, Waeringen u. in den Sümpfen und Seen von Smaland in großer Menge. Chromeisenstein von ausgezeichneter Güte findet sich zu Röraas und bei Fämundsee; Zinnstein auf Uton und bei Falun; Kobalt, meist als Kobaltglanz, bei Fossum in Norwegen, bei Tunaberg in Südermanland, Hakansboda in Westermanland, bei Wena in Hammer-Kirchspiel, mit Kobaltkies und Speiskobalt bei Riddarhytta, mit Kobaltkies auf Loosgruben in Helsingland; Nickel, als Nickelglanz, bei Loos in Helsingland; Wismuth, theils gediegen, theils als Wismuthglanz, bei Falun und Tunaberg; Blei, als Bleiglanz, nicht selten silberhaltig, in Südermanland, Dalarien und Upland auf vielen Gruben; Tellur-Wismuth mit Cerit, Allanit, fluß- und kohlensaurem Ceriumoxyd, in der Bastnäsgrube bei Riddarhytta; Eukairit und Selenkupfer kam sonst in der Kupfergrube von Skrikerum in Smaland vor; Yttrotantalit, gelb, braun und schwarz, findet sich bei Ytterby in Upland, im Bruch von Finbo und Broddbo, zugleich mit Tantalit, Yttrocerit, basisch flußsaurem Ceriumoxyd, Orthit, Smaragd, Gadolinit, Gahnit, Topas, Granat, Albit; Natrum, Spodumen, mit Orthit, auf Skeppsholmen bei Stockholm; Zirkon mit Polymygnit, Pyrochlor, Eläolit, Labradorfeldspath, Schwefelmolybdän im Sienit, bei Friedrichsvären und Laurvig in Norwegen; Steatit, krystallisirt, bei Snarum; Achnit, bei Fossum, unweit Kongsberg; Vesuvian, bei Christiansand und Fossum, von ausgezeichneter Schönheit; Datolit, Prehnit, Epidot, Coccolit und Granat, zum Theil in sehr seltenen Krystallisationen, bei Arendal; Petalit, Lepidolit, blaugrüner Turmalin und Dadolit, auf Uton; Spinell u. Chondrodit, im Kalkstein von Ackers; Thorit, bei Brewig im südlichen Norwegen; Radvolith, ebendas.; Thulit mit blauem Vesuvian (Cybrin), bei Suhland in Tellemarken. — Eine unzählige Menge großer und kleiner Inseln umgibt die Küsten der skandinavischen Halbinsel zu beiden Seiten. Sie heißen bei den nordischen Schriftstellern Skärgard oder Küsten-Archipel, obgleich sie die kleinern sowohl, als selbst die größeren nicht als eigentliche Inseln betrachten. Nach Balbi's Ansicht kann man alle an der norwegischen Küste von Bukkefjord im Amte Stavanger (59° nördl. Breite) bis zum Porsangerfjord im Amte Finnmarken (71° nördl. Breite) als einen einzigen Archipel betrachten, welchen man die „norwegische Havelung" nennen könnte. Sie zerfällt in 3 Gruppen: die von Bergen im Süden, die von Drontheim in der Mitte, und die Lofoden-Mageröe-Gruppe im Norden. Die beiden erstern gehören der Nordsee, die dritte dem Eismeer an. In der Nordsee lägen demnach von der norwegischen Havelung: 1) die Gruppe von Bergen, wo die bedeutendsten Inseln sind: Karmöe, Fidje, auf welcher der Sage nach König Harald Schönhaar Hof hielt, und weiter aufwärts nördlich beinahe unter 62° Bremanger. 2) Die Gruppe von Drontheim mit der Insel Hitteröe, der größten in dieser Gruppe (63½° Breite); Averöe und Smölen, beide etwas südlicher, und den Wigton-Inseln unter 65°. Im Eismeer liegt die Lofoden-Mageröe-Gruppe mit den Inseln Väröe und Masken (zwischen denen der berüchtigte [Wirbel] Maelstrom), Flagestadt, West-Vaagen, Ost-Vaagen, merkwürdig als Hauptpunkte für einen ergiebigen Fischfang (im Februar und März findet man an diesen Küsten wohl an 20,000 Fischer versammelt); Hindöen, die größte von sämmtlichen norwegischen Inseln; Langöen (69°) und noch weiter hinauf Andöen; Seujen, die größte nach Hindöen; Hvalöen, Ringwadsöe (70°), Soröe und Mageröe mit dem Nordkap. In der Ostsee liegen die Inseln: Gothland, beinahe in der Mitte des baltischen Meeres, von allen skandinavischen Inseln die größte; Oeland an der Küste, von welcher sie der kalmarische Sund trennt; Hven am Eingange des Sundes, auf welcher Tycho Brahe sein Observatorium hatte. Im Skager-Rak liegen die zu Göteborg gehörenden Inseln Orust und Tjörn. Die norwegische Küste ist, wie erwähnt, sehr zerrissen und voll tiefer Einschnitte von Christiania am Skager-Rak bis zum Nordangerfjord am Eismeer. Wir bemerken in der Richtung von Süden nach Norden an der Nordsee: den Bukke- und Stavanger- (59°), den Hardanger- (60°), Strand-Söyne- (61°), Molde-, Christians-, Trondhjem-, Namsen-, Folden- (Wigton gegenüber), den Kule-, Wellen-, Vessen-, Ranen-, Schönen-, Saltens-, Misten-, Földen-, Tys-, Ofoden- (Hindöen gegenüber), Malanger- (Hvalöen gegenüber), Lyngen-, Reife-Fjord; am Eismeer aber: den Quänanger-, Alten-, Porsanger- (vor welchem Mageröe liegt), Laxe- oder Lags-, Tana- und Wardanger-Fjord. — Die zahlreichen Flüsse (Elfen) der skandinavischen Halbinsel gehören 3 verschiedenen Meeren, nämlich dem baltischen Meere, der Nordsee oder dem atlantischen Ocean, nebst dem Skager-Rak, Kattegat und dem Eismeer an. In die Ostsee fallen: die Tornea, der Kalix, die Lulea, die Pitea, der Nildut oder Skelleftea, die Umea, der Anger-

man=Elf, der Indal, der Ljusne, der Dal=Elf, die Motala. In die Nordsee oder den atlantischen Ocean fallen: die Götha=Elf. Ins Skager=Rak: der Glommen oder Glaamen=Elf, der Drammen, der Leuwen, der Oddern. Ins Kattegat: der Nid. Die schwedischen, noch mehr die norwegischen Flüsse, haben bedeutende Wasserfälle. Ins Eismeer fallen: der Mals, der Alten, die Tana. Nicht leicht ist ein Gelände zur Anlage von Wasserstraßen so günstig, als S., und diese Eigenschaft ist denn auch zur Belebung des Verkehrs sehr benutzt worden. Die wichtigsten Kanäle sind: der Göthakanal, einer der ansehnlichsten in Europa; der Trollhättakanal (1800 vollendet), der Arbogakanal (vom König Karl XI. angefangen), der Kanal von Strömsholm, der von Södertelje (1819 vollendet), der Waddökanal, der Alenare=Stäk. An Seen ist Skandinavien so reich, wie kein anderes Land, und hat, die größeren und kleineren zusammengerechnet, deren vielleicht mehr, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Wir werden auf die einzelnen Seen bei den einzelnen Ländern zurückkommen. Wir bemerken nur, daß zum Gebiet der Ostsee gehören: der Wettersee (252° über der Ostsee), der Mälarsee (10° über der Ostsee), der Yngarnsee, der Erken=, Skeriken=, Limmaren=, Kolennaren=, Hallarensee; zum bottnischen Meerbusen der Siljian, der Nordra= und der Södra=Dellen, der Skor=Siön, der Flasjön. Zum Gebiete der Nordsee gehören: der Wenersee (wie der Wettersee an 40 kleine Flüsse aufnimmt, so dieser 24); der Fämundsee, der Miösen, der Selbosio, der Storkargen, der Stufewand und der Oejerensee. Das südliche S. ist durch eine Reihe großer Binnenseen und eine bedeutende Senkung des Landes natürlich von dem übrigen Theile der skandinavischen Insel abgesondert. In diesem abgesonderten Theile (50°—59° nördl. Breite) gibt es keine großen zusammenhängenden Gebirgsmassen, aber mehre kleinere Hügelreihen und einzelne Bergspitzen und Bergrücken. Die höchsten Berge sind: der Taberg (bei Jönköping) und Kinnekullen (am Wenersee), 900 dänische Fuß (gegen 1000 par. Fuß) hoch. Die kleinen Bergrücken Hallandsaas und Kullen erheben sich nicht höher, als 3—400' über die Meeresfläche. Das südlichste Ende der Halbinsel (Schonen) geht in vollkommene Ebene über. Im Süden und Osten liegen die Inseln Bornholm, Oeland und Gilland (Gothland); auf der erstern ist der Ritterknägt 500' hoch; auf den andern sind die Höhen noch geringer. Süd=S. ist reich an Seen, hat aber keinen Fluß von Bedeutung; die Höhenzüge bestehen nicht bloß aus Ur=, sondern auch aus Flötzgebirgen, unter welchen Steinkohlen gefunden werden. — Klima. Die Ost= und Westseite der skandinavischen Gebirgsmasse sind sehr verschieden von einander, sowohl in Hinsicht der Wärme, als der Feuchtigkeit der Luft. Die Westseite hat ein sogenanntes Küsten= oder Inselklima, d. h. eine feuchte, nebelige Luft, häufigen Regen, milde Winter und kühle Sommer, die Ostseite dagegen ein Kontinental= und Hochlandklima. Klarer Himmel, trockene Luft, selten Regen, warme Sommer und strenge Winter. Stockholm, Upsala und Christiania haben fast gleiche mittlere Wärme des Jahres, nämlich 4½° R., welches 2 Grad weniger sind, als in Kopenhagen; aber der Winter an diesen Orten ist 2½° kälter, als in Kopenhagen, der Sommer dagegen nur 1° minder warm. Im Ullensvang, im Stifte Bergen, ist die mittlere Wärme 5½°, also 1° höher, als an den vorgenannten Orten, der Winter aber 2 Grad milder, der Sommer dagegen ½ Grad kälter. Aehnliches ergibt sich bei der Vergleichung Drontheims mit Umea. Am Nordkap ist der Winter fast nicht strenger, als in Stockholm, aber die Wärme im Sommer dort nicht höher, als hier im Herbst; in Enontekis dagegen, einem kleinen Orte in Lappland, ist der Sommer 5 Grad wärmer und der Winter 9½ Grad kälter, als am Nordkap. Nachstehende Tabelle gewährt einen leichten Ueberblick.

	Geogr. Br.	Mittlere Jahreswärme.	Temperatur im Winter	Temperatur im Sommer.	
Stockholm .	59½°	4½	3	13	Grad.
Ullensvang .	60	5½	1	12½	=
Drontheim .	63½	3½	4	12	=
Umea . . .	64	1½	8	11	=
Nordkap . .	71	0	4	5	=
Enontekis .	68½	2	13½	10	=

In Enontekis ist die mittlere Wärme des ganzen Jahrs niedriger, als die mittlere Temperatur des kältesten Monats in Kopenhagen, die Winterkälte 13 Grad unter der am letzteren Orte, und doch die mittlere Wärme im Sommer nur 4 Grad geringer, als in Kopenhagen. Nach 68jährigen Beobachtungen ist die größte Wärme in Stockholm 28 Grad, die größte Kälte 26 Grad gewesen. In Umea und Enontekis gefriert zuweilen das Quecksilber, welches eine Kälte von 30—31° unter dem Gefrierpunkt des Wassers voraussetzt. Die jährliche Regenmasse in Stockholm und Westeräs ist 18 dänische Zoll, in Bergen dagegen 80 Zoll. Die Regenmenge dieser einzelnen Orte kann zwar nicht für die ganze Ost= oder Westseite der Gebirgsmasse als Maßstab dienen, aber nebst der allgemeinen Erfahrung leitet sie uns doch zu der Ueberzeugung, daß sie auf der Westseite der skandinavischen Halbinsel viel größer ist, als auf der Ostseite. Die vielen Dünste, welche im Meer aufsteigen, und die häufigen Ursachen, welche sie in Regen verwandeln, wo Luftströme, mit ihnen geschwängert, gegen jähe Klippen stoßen, sind der Hauptgrund des nebeligen Klimas und der nebeligen Luft auf der Westseite. Eben so macht der Einfluß des Meeres die Wärme gleichmäßiger, den Sommer minder warm, den Winter weniger kalt, weil das Meer im Winter nicht gefriert, und die Feuchtigkeit der Seeluft im Sommer die Wärme mildert. Von der Ostseite hingegen hält die Gebirgsmasse den Einfluß des Meeres fern. Beim Besteigen der Berge bemerkt man eine Abnahme der Wärme; man wird also, wenn sie hoch genug sind, zu einer Höhe gelangen, wo die Kälte so beträchtlich ist, daß der Schnee nie schmilzt,

Eine Linie, die man sich durch alle Punkte gezogen denkt, oberhalb welcher der Schnee nie aufthaut, nennt man die Schneelinie. Diese findet sich am Nordkap in einer Höhe von 5600′. An der Westseite ist sie niedriger, als an der Ostseite, weil der Schnee in den nebeligen, feuchten Sommern dort nicht so leicht schmilzt, als in der viel klarern Luft auf der Ostseite. Von den großen Schneemassen auf dem Folgefond und dem Justedalsbrä im Stifte Bergen ziehen sich große Eismassen (Gletscher) tief in die Thäler hinab bis an die Kornäcker; da sie so bedeutend sind und stets von oben langsam nachgleiten, so vermag die Sonnenwärme nicht sie aufzuthauen. Unterhalb dieser Eismassen findet man große Erd- und Steinhaufen, welche sie mit sich fortgeschoben haben; die Flüsse, die sie aussenden, haben eine Milchfarbe von den aufgelösten Gebirgsarten, welche sie mit sich führen. In den Finnmarken reichen diese Gletscher hinab in das Meer. Dem Nordpole näher findet sich das herrliche Schauspiel des **Nordlichtes** (Aurora borealis) häufiger, als weiter südlich; seine Gestalt ist oft höchst mannichfaltig, Bogen, Strahlen, Feuergarben und Kronen von den prächtigsten Farben bildend; die ganze Lichtmasse scheint in einer zitternden Bewegung zu seyn. Die Nordlichter waren in den letzten 40 Jahren viel seltener erschienen, als früher; von 1808—10 hatte man keines gesehen, 1811 nur eines, sie sollen aber, wie auch in Norddeutschland, in der letzten Zeit wieder häufiger erscheinen. — Die skandinavische Halbinsel hat Ueberfluß an **Wäldern**, die vornehmlich aus Kiefern, Fichten und Birken bestehen. Eichen finden sich auf der Westseite, nur bis Söndinör (63°), auf der Ostseite nur bis Gefle (60$^1/_2$° nördl. Breite); Buchen in Norwegen nur in der Grafschaft Lauvig, in S. nördlich der großen Seen gar nicht. Von jenen vorherrschenden Baumarten geht die Birke fast bis zum Nordkap (70—71°), die Kiefer bis Alten (69—70°), und die Fichte auf der Westseite bis Kunnen (67°). Auf der Ostseite geht die letztgenannte Baumart einige Grade mehr nach Norden hinauf, da das dortige Klima sie mehr begünstigt, als das Küstenklima. Die Haselstaude dagegen gedeiht besser auf der Westseite, wo sie Helgeland (65$^1/_2$°) erreicht, während sie auf der Ostseite nur bis zur Angerman-Elf (63°) geht. Auch die Linde geht auf der Westseite höher gegen Norden, nämlich bis zu 64° (Dereland); auf der Ostseite nur bis zu 63°. Die Ulme geht auf beiden Seiten ungefähr bis zu 63°. Erreicht man eine gewisse Höhe der Gebirge, so trifft man nicht mehr Kiefern und Fichten, sondern nur Birken; höher hinauf verschwindet auch dieser Baum und damit aller Holzwuchs; man findet nur niedriges Gestrüpp, besonders die Zwergbirke (eine kleinere Art der Birke) und einige kleine Weidenarten, dabei eine Menge kleiner Kräuter mit verhältnißmäßig großen Blumen mit schönen, reinen Farben und verschiedene Moosarten, unter welchen das Rennthiermoos und das isländische Moos, welche bis zur Schneelinie reichen, die allem Pflanzenwuchs ein Ziel setzt. So kann man in Hinsicht der Höhe **drei Gürtel** annehmen: den der Nadelhölzer, der Birke und der Gebirgskräuter. Im südlichen Theile der Gebirgsmasse gehen die Nadelhölzer bis 3000′, die Birke bis 3600′ Höhe; im nördlichen Lappland jene bis 800′, diese bis 1600′. Der Kornbau reicht höher nach Norden hinauf, als man erwarten sollte. Am Malanger-Fjord (60°) geräth das Korn jedes Jahr, und selbst bei Lyngen und Alten (70°) und auf der Ostseite, in den sogenannten gemeinschaftlichen Distrikten, auf den Grenzen von Norwegen, S. und Rußland, trifft man noch den Kornbau. In Enontekis, welches 1400′ über dem Meere liegt, wird auch noch etwas angebaut, doch kann man nur jedes dritte Jahr auf reifes Getreide rechnen. Kornbau ist hier also noch zu finden, wo die Mittelzahl aller Thermometerstände selbst unter dem Gefrierpunkte steht, während er in der Schweiz schon bei 4 und in den südamerikanischen Gebirgen schon bei 10° mittlerer Wärme aufhört, und hier zeigt sich, daß das Gedeihen des Korns mehr von der mittlern Wärme des Sommers, als von jener des ganzen Jahres abhängig ist. Die langen Sommertage bringen den nördlichen Ländern eine verhältnißmäßig bedeutende, aber nur kurz anhaltende Wärme, und durch sie allein gelangt das Korn zur Reife. Doch nicht alle Kornarten, sondern nur die Gerste geht so hoch hinauf nach Norden. Die Nordgrenze für die verschiedenen Kornarten kann angenommen werden:

	auf der Westseite:	auf der Ostseite:
für Gerste bei	70°	70°
= Roggen bei . . .	67°	65—66°
= Hafer = . . .	65°	63$\frac{1}{2}$°.
= Weizen = . . .	62°	61°

Weizenbau von einiger Bedeutung findet sich jedoch nur in den südlichsten Gegenden, südlich von 60°. In Rücksicht auf die Höhe über dem Meere hört der Kornbau im südlichen Lappland (um den 67. Grad) bei 800′ auf; im südlichen Norwegen (60°) kann man höher als 2000′ nicht sicher auf reifes Korn rechnen. Die Grenze der wichtigsten Obstarten ist:

	auf der Westseite:		auf der Ostseite:	
für Aepfel und Pflaumen bei	63$\frac{1}{2}$°	Tutteröe,	62$\frac{1}{2}$°	Sundswall,
= Kirschen =	63°	Ertvagöe,	63°	=
= Birnen =	62°	=	62°	=

Erbsen werden auf der Westseite im Allgemeinen nur bis 64$^1/_2$° gezogen, auf der Ostseite bis 65°. Nach den Versuchen, welche die londoner Gartenbau-Gesellschaft in Hammerfest (70—71°) hat anstellen lassen, gerathen Erbsen dort nur in günstigen Sommern, dagegen kann man Kohl, Rüben, Möhren (gelbe Wurzeln), Spinat und Salat bauen. Auch Kartoffeln gedeihen in diesen Breitengraden. Spargeln werden auf der Westseite nur bis zu 61° gezogen. Die Wärme an der Nordgrenze Südschwedens ergibt sich aus dem, was von Stockholm gesagt ist; in **Lund**, welches der Südgrenze nahe liegt, ist die mittlere Wärme des ganzen Jahrs 6°, also 1$^1/_2$° mehr, als in Stockholm ($^1/_2$ weniger als in Kopenhagen); die mittlere Temperatur des Winters ist 1°, also 2° milder, als in Stockholm; aber die mittlere Wärme des Sommers

(13½°) übertrifft jene in Stockholm nur um ½°, so daß in Schonen kein so großer Unterschied der Jahreszeit Statt findet, als nördlich von den großen Binnenseen. In Lund ist die jährliche *Regenzeit*, wie in Stockholm und Westeräs, ungefähr 18 Zoll; etwas größer scheint sie in hügeligen Gegenden zu seyn; z. B. in Weriö ist sie 22 Zoll. Die Waldungen bestehen, wie in den nördlichen Theilen der skandinavischen Halbinsel, vornehmlich aus Kiefern, Fichten und Birken; doch wird in den südlichern Gegenden die Buche allgemein; auf der Westseite geht dieser Baum bis Gothenburg (58°), auf der Ostseite aber nur bis Kalmar (56 — 57°). Die Eiche dagegen ist über ganz Süd-S. verbreitet, am häufigsten in den südlichen Provinzen. Das ebenere, wärmere Schonen eignet sich mehr zum *Kornbau*, als irgend ein anderer Theil der skandinavischen Halbinsel. — Was die *Produktion* der skandinavischen Halbinsel anbelangt, so sind von Schweden, das größtentheils aus Gebirgen, Morästen, Seen und Wäldern besteht, nur etwa 2000 □M. kulturfähig. Die Waldungen sind in beiden Königreichen von ungeheurer Ausdehnung. Von den 25 Statthalterschaften S.s sind 13 damit fast ganz bedeckt. Norwegen hat seine größten Waldungen an der schwedischen Grenze; an der Westseite haben sich die Waldungen durch übermäßige Holzschläge sehr vermindert. In S. sind 6000 □M. mit Waldung bedeckt, in Norwegen 3500 □M. Die skandinavische Halbinsel liefert außer dem Holze die Hauptprodukte des Pflanzenreichs, Kartoffeln, Brom- und Maulbeeren, Hanf und Flachs, Tabak, Buchweizen und Kaffeewicken. Die wichtigsten *Hausthiere* sind: das Pferd, welches zwar kleiner, als die dänischen, aber sehr dauerhaft ist, das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein in Norwegen und S.; bei den Lappen das Rennthier (man zählt gezähmte 35,000). Außerdem, daß dieses Thier von den südlichsten Gebirgs-Ebenen Norwegens bis zum nördlichsten Theile der Halbinsel (69 — 70°) wild gefunden wird, ist es auch das wichtigste Hausthier der Lappen. Der große Reichthum an Rennthiermoos, den die Gebirgsebenen erzeugen, macht seinen Unterhalt leicht. Das Elennthier findet sich nicht nördlich vom 64. Grade und ist selten. Von schädlichen, *wilden Thieren* sind zu bemerken: der Bär, der Luchs, der Vielfraß, der Wolf, der Fuchs; im hohen Norden findet man blaue u. weiße Füchse, sammt dem Eisbären. Hier gibt es Federvieh aller Art, besonders wildes, Auerhähne, Berg-, Hasel-, Birk- und Schneehühner; in Norwegen Eidergänse. In Norwegen gibt es auch Lemminge (eine Art Maus, welche zuweilen in großen Schaaren wandert). *Fische* finden sich in außerordentlicher Menge an der Westküste Norwegens, besonders in den Nordlanden, wo die Fischer sich im Februar bei Tausenden am Lofoden versammeln; die wichtigsten Fische sind: der Kabljau, der Dorsch, der Stockfisch, der Häring, Strömlinge, letztere vorzüglich im bottnischen Meerbusen. Auch Walfische kommen an den Küsten vor. Merkwürdig ist die große Menge von Mücken, welche man im Sommer in Lappland und auf den südlichen großen Gebirgsebenen antrifft; auf den nebeligen Küsten der Westseite wird man weniger davon gequält. Die wichtigste Ausbeute des *Mineralreichs* besteht in beiden Ländern in Eisen; in Norwegen gibt es nur 19 Eisenwerke, in S. aber etwa 180 Gruben mit gegen 4000 Arbeitern, die im Durchschnitt in S. 800,000 Schiffspfund Erz liefern; Eisen, bis zur Ausfuhr bereitet, beschäftigt wohl 25,000 Menschen; eben so liefern beide Länder Kupfer, Blei, Alaun, Steinkohlen, Gold und Silber. — *Bewohner*. Die größte Anzahl der Bewohner Skandinaviens gehört zu einem Hauptstamme: *Skandinavier*, d. i. *Schweden* und *Norweger* oder *Norsen*; im nördlichsten Theile wohnen auch *Lappen* (auf norwegisch: *Finnen*), welche einer ganz andern Menschenrace, nämlich der Polarrace angehören. Sie sind sehr klein, untersetzt, von gelblicher Farbe, haben breite Gesichter, platte Nasen und schwarzes, steifes Haar. Am südlichsten trifft man Lappen bei Röraas. In den Handelsstädten wohnen auch *Dänen*, *Deutsche* und *Engländer*. Die Gesammtbevölkerung belief sich

1) im Jahr 1830	in Schweden	auf	2,871,252
	in Norwegen	=	1,053,869
			3,925,121 Seelen;
2) im Jahr 1832	in Schweden	auf	2,993,747
	in Norwegen	=	1,139,849
			4,133,596 Seelen.

Ueber die Volkszahl im Jahre 1845 s. oben. An Wohnsitzen zählt man in S. 88 Städte, 11 Marktflecken und 65,284 Höfe; in Norwegen 24 Städte, 30 Marktflecken und 41,500 Höfe, überhaupt also in beiden Reichen 112 Städte, 41 Marktflecken und 107,534 Höfe. Unter den Städten zählt eine über 80,000, 3 über 20,000 und eben so viele über 10,000 Einwohner.

2) Das *Königreich S.* (*Sverike*, *Sverige* oder *Svea-Rike* von den Eingebornen genannt, das Land der *Schweonen*, eines eingewanderten germanischen Volksstammes, dessen schon Tacitus als eines seefahrenden Volkes gedenkt), Theil der schwedischen Monarchie und der Halbinsel Skandinavien (die Ostseite derselben umfassend), erstreckt sich über 14 Breiten- und theilweise über 13 Längengrade (von 55° 22′ — 69° 35′ nördl. Br. und 28° 32′ — 41° 30′ östl. L.) und breitet sich meist in der kalten Zone des nördlichen Europa's aus. Die längste Ausdehnung geht von Süden nach Norden; vom südlichsten Punkte, dem Vorgebirge *Falsterbo*, bis zur nördlichsten Spitze, den Quellen des *Muonio*, beträgt sie 212 geogr. Meilen. Der längste Tag dauert im Süden 17½ Stunden, im Norden 2 Monate. Die *Größe* dieses Reichs wird von den neuesten Geographen verschieden angegeben:

Balbi nimmt an	7935	□M.
Meinecke	8000	=
Forsell	7929½	=
Bolger	7900	=
Reigebaur u. Sommmer	7935½	=
Crome	9143	=
v. *Lichtenstein*	8614	=

Nach dem Berichte der Tabellen-Kommission vom Mai 1849 beträgt der Flächenraum 8004,$_{76}$ geogr. □M. Den Länderbestand bildet das eigentliche S. (Svealand), Gothland und Norrland, nebst den dazu gehörigen Inseln, aber mit Ausnahme des Alandsarchipels, Ostbottniens, Finnlands und eines Theils von Lappland, die an Rußland abgetreten wurden. Die Nord- und Nordwestgrenze bildet Norwegen, die Nordostgrenze Rußland, die Ostgrenze der bottnische Meerbusen, die Südgrenze die Ostsee, die Südwestgrenze der Sund, die Westgrenze das Kattegat und die Ostsee. Es hat auf allen Seiten Naturgrenzen, denn wo seine Küsten nicht vom Meer bespült werden, scheiden es die skandinavischen Hochgebirge von Norwegen und der Tornea, so wie der Muonio von Rußland. S. bildet die größere Hälfte der skandinavischen Halbinsel, indem es $^4/_7$ derselben, während Norwegen $^3/_7$ einnimmt. Wenngleich mit Norwegen eng verbunden und in Lage, Klima und Produkten letzterm sehr ähnlich, ist es doch in anderer Beziehung wesentlich von demselben verschieden. Es reicht viel tiefer gegen Süden, nicht so weit gegen Norden und gehört mehr der Ostsee, als der Nordsee an, die es nur mit einem Theile seiner Küste am Kattegat berührt. In seiner Längenausdehnung bleibt die Breite des Landes sich ziemlich gleich. Insel- und klippenreich ist die Ostküste, aber keineswegs so tief zerrissen als Norwegen, doch weniger von so steilen Felsenufern umschlossen; denn obgleich auch hier die Küste meistentheils felsig ist, so hat sie doch nirgends das furchtbare Aeußere, wie die norwegische; noch weniger können sich die Inseln, mit Ausnahme Oelands, an Zahl und Größe mit den norwegischen messen. — S. ist mehr gebirgig, als eben; seine Oberfläche besteht größtentheils aus Bergen, Hügeln und Erdrücken, von welchen die Thäler umschlossen sind. Alle Höhenzüge sind Nebenzweige der skandinavischen Alpenkette, welche die Scheidewand zwischen Norwegen und S. bildet. Die Gebirgsäste scheiden auch die einzelnen schwedischen Provinzen, besonders die Lappmarken, und verflachen sich gegen die Küsten des baltischen Meeres oder des bottnischen Meerbusens in niedere bewaldete Hügel. Von 63° aufwärts bildet das skandinavische Gebirg die Grenze zwischen S. und Norwegen. Vom Hochlande am Hellagsfjällan und Sylfjällan (6000'), welches sich zwischen 62° und 63° nördl. Breite als Hochebene aus Norwegen nach S. zieht und dann wieder eine nördliche Richtung nimmt, stößt sich der Boden gegen Südosten ab und wird eine Hügelebene ganz eigener Art. Ganz S. kann als eine ungeheure Felsenmasse, aus Gneiß und Granit bestehend, betrachtet werden. Diese beiden Gebirgsarten wechseln mit einander ab und gehen unmerklich in einander über, wie wenn sie gleichzeitig entstanden wären; doch nimmt die erstere stets ein bedeutenderes Gebiet ein, als die letztere. Diese erscheint allein, hauptsächlich an den Ufern des Muonio-Elf, an den Ufern der Ostsee, nördlich von Kalmar und in den Provinzen Upland, Westermanland, Ostgothland und Westgothland. Der Gneiß enthält die bedeutendsten Metalladern: Eisen, Kupfer und silberhaltiges Blei. Die Schichten dieser Gebirgsart sind meistens von Nordosten nach Südwesten geneigt. Aeltere Gebirge mit organischen Ueberresten findet man in S. in weit größerer Ausdehnung, was ihre Mächtigkeit betrifft, als in andern Ländern Europa's; dichter Kalk mit Ueberbleibseln von Schalthieren, Thonschichten mit Knochenversteinerungen, endlich Sandstein und Felsen, aus verschiedenen Steinarten zusammengesetzt, folgen auf einander. Dalekarlien, Jämtland, Nerike, Ostgothland haben solche Uebereinanderlagerungen in Menge aufzuweisen. In Schonen treten neuere Formationen zu Tage: Sandstein, schieferiger Thon und geringer Kalkstein. Die Thonschiefer enthalten Steinkohlen gegen Westen und sind alaunhaltig gegen Osten. Der Kalk ist reich an Versteinerungen. Brogniart hat in den größern Sandlagern angeschwemmte Kiesel und granitische Blöcke gefunden, welche zahlreiche Hügel bilden in der Gegend von Upsala, an den Ufern des Wenersees und bis gegen den Sund hin, den Anfang der flötzartigen Lagerungen, welche Mecklenburg, Pommern und die russischen Provinzen bis zu den Mündungen der Newa bedecken. Diese Trümmer wurden von der Höhe der skandinavischen Gebirge losgerissen zu der Zeit, da das baltische Meer sich noch nicht gebildet hatte. Im Norden S.s findet man häufig ganze unterirdische Wälder, welche seit der letzten Revolution, die unserm Erdkörper seine jetzige Gestalt gab, im Schooße der Erde begraben liegen. Die Küste S.s, welche von der Ostsee bespült wird und mit Wiesen und angebautem Felde bedeckt ist, erhebt sich 12 bis 15 Meilen ins Land hinein, nicht über 300' über das Meer. Weiterhin steigt der Boden unmerklich an bis zur Hauptkette der skandinavischen Gebirge, die mit dem Vorgebirge Lindesnäs an der Südspitze Norwegens beginnt, dieses Königreich durchzieht, es hierauf von S. trennt, mitten durch Finnmarken geht und beim Nordkyn endigt. — Nur eine dünne Erdschicht deckt den Boden und oft ragen, besonders in Ost- u. Westgothland, Westermanland, Südermanland, Nerike und Blekingen nackte Felsenklippen aus Wiesen und Kornfeldern hervor. Zwischen dem Wener- und Wettersee ist der Omberg und Kinnekulle. Der südliche Theil von Schonen ist eben, wie das gegenüber liegende Seeland, aber auch gleich diesem und dem norddeutschen Tieflande mit Steinblöcken besäet. Die Thäler der Gebirgsgegenden zeigen theils schroffe und nackte Felswände, theils steigen sanft abhängige Berge aus den Thälern empor, die mit Nadelholz, besonders Kiefern, bisweilen auch mit Birkengehölz bedeckt sind. Diese Thäler sind in der Regel mit kleinen Seen geschmückt. Reizend sind die vom Wald umschlossenen, mit dicht gedrängtem Grase bedeckten Wiesen des Landes. Der Kjölen macht weiter nördlich die Grenze zwischen Norwegen und S. Hier zeigt sich das Gebirg am abschreckendsten und stellt dem Alpenkamm

gleich steile schneebedeckte Gipfel neben tiefen Schluchten dar; hier sieht man Eis- und Schneefelder und Gletscher. Dieser Kjölen breitet sich jedoch mehr auf norwegischem Gebiete aus und läßt in S. nur die sanftern Abhänge seiner Seitenzweige zurück. Diese laufen überall in südöstlicher Richtung, wie Rippen vom Hauptrükken aus, dem bottnischen Meerbusen zu und bilden fast eben so viele Thäler und Flußgebiete von 20 bis 30 Meilen Länge. S.s höchste Berge sind im südlichen Theile der Lulea-Lappmark, wo einzelne Kuppen bis zu 8000' emporsteigen, und wo schon mit 2000' die Schneelinie beginnt. Diese mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Berge nannten die S. Fjälles, deren Umrisse fast aus lauter geraden Linien und scharfen Ecken bestehen. An ihrem Fuße wächst gewöhnlich die Birke; weiter hinauf kommen nur niedrige, kaum einen Fuß hohe Sträucher, Moorgewächse und Moose fort, bis sich am Ende Alles in Schnee und Eis verhüllt. Die kalte Oberfläche wirft eine glänzende Bläue über sie, und diese, in Verbindung mit den Schneedecken und den unregelmäßig hervorragenden Spitzen, gibt ihnen vollkommen die Gestalt von tobenden, plötzlich in Eis verwandelten Meereswogen. Ungeheure, senkrecht abgeschnittene Schieferfelsen, oft die gräßlichsten Abgründe bildend, stechen gegen die Schneemassen und blendend weißen Kaskaden, in welchen der geschmolzene Schnee sich in die Thäler hinabstürzt, wunderbar durch ihre schwarze Farbe ab. In Säulen und Zacken gespaltene Gletscher strecken ihre seltsam geformten Spitzen in die Wolken empor und senden donnernde Schneelawinen in die Tiefen der Thäler hinab. Weiter hinab sind bald kleinere, bald größere Seen, mit weichem und fußhohem Moos eingefaßt — das erste Bild der erwachenden Natur. Diese nehmen das krystallhelle Wasser auf, das ihnen die Kaskaden der Gebirgsbache zusenden. Allmählig wird es abwärts an den Abhängen immer grüner, an die Stelle der furchtbaren Felsenmassen treten prachtvolle Fichtenwälder, deren Boden im Sommer ein blumenreicher, sammtartiger Rasen deckt. In Beziehung auf den Pflanzenwuchs haben die schwedischen Alpen noch einige Vorzüge vor den Schweizeralpen, was von dem längern Verweilen der Sonne über dem Horizont während der Sommermonate herrührt. Sobald innerhalb des Polarkreises einmal der immerwährende Tag und Sonnenschein eingetreten ist, fällt nur noch selten Regen — Schnee gar nicht mehr. Die Witterung ist dann fortwährend gleichförmig und der Luftkreis der um Johanni nicht untergehenden und im Juli nur auf kurze Zeit verschwindenden Sonne anhaltend trocken u. warm. Der Schneebezirk ist also auf den hohen nordischen Bergen weniger ausgedehnt, als in den Schweizeralpen, wo auch im hohen Sommer häufig Schnee fällt, der, wenn er auch nicht immer liegen bleibt, dennoch, in Verbindung mit den sehr kalten Nächten, eine allgemeine Erkältung zur Folge hat. Eine Fahrt auf die höchsten Punkte der skandinavischen Alpen ist im Sommer leichter zu bewerkstelligen, als auf den Montblanc. In dieser Beziehung erzählt Schubert, der den Areskuta in Jämtland bestieg, Folgendes: „Gleich hinter Arebosta kommt man in Gran- (Fichten-) und Birkenwald; anfangs hat man noch einen Fußsteig, bald aber verschwindet dieser gänzlich, und man muß sich selbst den Weg bahnen. Im Walde hat man mehre sumpfige Wiesen zu passiren und steigt nun höher durch immer niedriger werdenden Wald; um 2 Uhr (die Reisenden waren um 11½ Uhr von dem am Fuße des Berges liegenden Arebosta aufgebrochen) hatten wir die letzten Bäume oder vielmehr Stauden hinter uns; nachdem die Grüne schon geschwunden ist, findet man noch Birken, Wachholderbeer- und Weidenbüsche oder Pflänzchen. Nun herrscht völlig die Alpenregion. Man arbeitet sich den Fels hinan, der nur kärglich mit Rennthier- und anderm Moose, mehren Grasarten und hier und da mit einem Weidenpflänzchen bedeckt ist. Jetzt beginnen die ewigen Schneefelder, die zum Theil Eis decken; sie sind fest wie Stein. Nachdem man auch diese passirt hat, steigt man mühsam den steilen Felsen zum Gipfel hinan; auf diesem Wege sieht man weder Moos, noch Gras, nur Felsenschutt und Erde ohne Vegetation; ganz oben findet man auch keine Erde mehr; nur Flechten und trockenes Moos decken den harten Fels. Mehre Flüsse strömen herab, die sich zum Theil den Weg unter den Schneefeldern hinweg bahnen. Hohe Berge ohne Zahl, vom Gipfel aus wie Hügel sich darstellend, die Abhänge von Wald, Wiesen und Höhen bedeckt, die Thäler von Flüssen und Seen durchschnitten, bilden den Vordergrund; im Hintergrunde zeigen sich die westlichen und östlichen Alpen, unter denen zwei nach der Seite von Asele-Lappland hin, und das hohe Handölsfjäll den erhabensten Anblick gewähren; südlich zeigen sich, außer mehren Kirchen, die Stadt Oestersund, der Storsee in seiner ganzen Ausdehnung mit der Insel Frösör; nördlich eine Menge Dörfer und eine Fülle von Seen. Man sieht in einer Ausdehnung von 12 Meilen den herrlichen Seezug, der von der norwegischen Grenze unter verschiedenen Namen bis zum Storsee sich hinzieht; tief im Norden thürmen sich die hohen norwegischen Grenzalpen, und auch an der westlichen Seite des obern Kallsees steigt eine mit Schnee bedeckte Alpe empor ꝛc." Man hat nicht viel genaue Angaben über die Höhe der Berggipfel S.s. Die höchsten gemessenen Punkte sind: der Sneehättan (7620'), der Sylfjället (6652'), der Syltoppen (6079'), der Sulitelma, der größte schwedische Gletscher (5796'); der Areskuta (4850'), der Strukufjäll. Die Hauptabdachung S.s geht nach dem bottnischen Meerbusen und dem baltischen Meere; nur ein kleiner Theil neigt sich im Südwesten zu dem deutschen Meer und dem Kattegat hin. Die Küsten sind zwar an der Ostsee und dem bottnischen Meerbusen zerrissen, aber nicht so tief eingeschnitten, wie die norwegische Küste; sie haben hier kleinere Buchten und Erdzungen, vor welchen zahllose Eilande und Felsenriffe liegen, welche Skären oder Skärgard heißen, von denen

schon oben die Rede war. Die bedeutendern Fjords sind die von Gefle, Karlsham, Nyköping, Norköping, Stockholm, Sundswall und Westerwyk. In diesen Fjorden sind mitunter sehr treffliche Häfen, z. B. der von Pitea, Umea, Hudikswall, Stockholm, von 2 Schlössern geschützt, Warholm, Nyköping mit der Schanze Hasselö, Norköping, Westerwyk, Karlskrona, Karlsham, Christiansstad, Ystad, Malmö, Landskrona, Helsingborg, Warberg, Gothaborg, Udewalla, Strömstad. Südlich und südöstlich bespült, wie schon bemerkt, das baltische Meer Schonen und Gothland, und setzt unter 60° den bottnischen Meerbusen ab, der sich nordöstlich bis zu 66° hinzieht, mithin über 75 Meilen lang und zum Theil 25 Meilen breit ist. Der bottnische Meerbusen ist bei einer Tiefe von 30—50 Faden für alle Schiffe fahrbar und friert im Winter ganz zu, wo er mit Schlitten befahren wird. — Gewässer. S. hat sehr viele Gewässer; die Binnenseen allein nehmen den 19. Theil des ganzen Flächeninhalts ein. Die Flüsse sind theils Ausflüsse derselben, theils durch Kanäle mit denselben verbunden. Hauptflüsse oder Ströme gibt es nicht; es sind mehr Küstenflüsse, die größern Flüsse werden Elf (Elbe), die kleinern Ae (Wasser) genannt; sie sind sehr fischreich, selten auf längern Strecken schiffbar, von ungestümem, schnellem Laufe, voll Klippen und bilden zum Theil hohe Kaskaden. Nur die Klara-Elf geht von Norwegen nach S. südlich herab in den Meerbusen; sonst folgen die Flüsse mehr der östlichen und südöstlichen Abdachung und eilen theils ins baltische Meer, theils in den bottnischen Meerbusen; mehre dieser Flüsse bilden in den Erweiterungen der Thäler langgestreckte Seen. Im Norden S.s findet man zuerst die Tornea-Elf. Sie entsteht aus einem See in den lappländischen Gebirgen, durchfließt die Tornea-Lappmark und Norrbotten und macht, nachdem sie links die Muonio-Elf mit ihren Katarakten aufgenommen, bis zu ihrer Mündung in den bottnischen Meerbusen die Grenze zwischen S. und Rußland. Sie hat bei Kengis einen schönen Fall von 100′ Höhe. Selbst über die Fälle fahren erfahrene Kahnpiloten herab. Darüber sagt Skiöldebrand, der auf den Katarakten des Muonio gefahren: „In tiefem Stillschweigen heften die Ruderer ihre Augen bloß auf den Piloten und befolgen seine Befehle und Winke mit der größten Genauigkeit. Der Pilote steht beständig aufrecht und beobachtet mit der größten Aufmerksamkeit die Bewegung des Wassers, um die Tiefe desselben daraus zu erkennen; den Lauf des Kahns richtet er aber mit einem breiten Steuerruder, das mit Weiden an das Fahrzeug befestigt ist. Furchtbar brausen und toben die Wellen des reißenden Stromes, und bald schwebt das Fahrzeug auf der Spitze einer Welle in der Luft, bald ist es wieder ganz unter schäumenden Wogen begraben, während die Ruderer alle Kräfte anstrengen, das Fahrzeug schneller fortzutreiben, als das Wasser strömt, und je reißender der Strom ist, desto mehr arbeiten sie mit den Rudern vorwärts, weil darauf Alles ankommt, daß das Fahrzeug dem Ruder folge. Der Steuermann hingegen richtet seine Aufmerksamkeit auf die Felsen, und bald weicht er einem schon von Weitem aus, bald steuert er gerade auf einen andern zu, um in dem Augenblicke, wo er sich ihm nähert, ihn zu umfahren und denen auszuweichen, die unter dem Wasser verborgen sind. So macht man in einer Viertelstunde eine Meile, eine Strecke, welche ein Pferd im Trabe kaum in einer Stunde zurücklegen kann". Die natürliche Verbindung der Tornea-Elf mit dem Kalix in der bottnischen Ebene erinnert im Kleinen an die berühmte gabelförmige Theilung des Orinoco in Südamerika. Aus der Tornea-Elf geht die Tärende-Elf und fällt in die Kalix-Elf. Dieser majestätische Strom kommt aus einem See an der Grenze von Tornea- und Lulea-Lappmark und eilt der Tornea-Elf parallel dem Meerbusen zu, den er bei Nieder-Kalix erreicht, nachdem er mehre Kaskaden gebildet. Die Lulea-Elf fließt durch den gleichnamigen See durch Norrbotten und fällt gleichfalls in den bottnischen Meerbusen, nachdem sie rechts die kleine Lulea empfangen hat. Dieser Fluß bildet einen der größten Katarakte Europa's, den Niaumelsaskar am Südfuß des Sulitelma ($^1/_8$ Meile breit, 400′ hoch), der noch nicht gehörig untersucht ist. Die Pitea-Elf entspringt ebenfalls im Norrland, geht durch einen Theil von Westerbotten und Norrbotten, strömt durch mehre Seen und bildet an seiner Mündung die Insel Pite-holm. Die reißende und breite Skeleftea-Elf (mit der Silbut) ist sehr lachsreich, entspringt in den norrischen Gebirgen, geht durch den Afvansee und durch Westerbotten und fällt beim Ort gleichen Namens in die See. Einer der mächtigsten Flüsse ist die Umea-Elf, die in den norrländischen Gebirgen entspringt; sie ist reißend und breit, bildet viele Katarakte, erweitert sich öfters zu Seen, vereinigt sich in Westerbotten bei Wannäs mit der ansehnlichen Wendel-Elf und fällt bei Umea in die See. Die bedeutendsten Stürze sind der Hellefors und Fällfors. Der größte Fluß des nördlichen S.s ist die Angerman-Elf, die aus 2 Armen in den lappmarkischen Gebirgen entspringt; sie theilt sich bei Tisan abermals in 2 Arme, die sich später wieder vereinigen und so eine große Insel bilden, und mündet bei Hernösand; sie kann auf einer bedeutenden Strecke von größern Schiffen befahren werden. Die Indals-Elf führt im obern Theil ihres Laufes den Namen Ragunda und kommt aus dem See Storsjö, nimmt den Langa, Harka und Amra auf und bildet herrliche Kaskaden; sie hat hohe malerische Ufer, bald angebaut, bald Wiesen, bald bewaldet. Ihre Ueberschwemmungen sind sehr verheerend; sie mündet bei Lögtö. Die Ljungan oder Njurunda-Elf kommt von Hernösand und mündet bei Sundswall. Die Ljusna-Elf fließt aus 3 Armen zusammen und hat den herrlichen Wasserfall Laforszen. Die 3 Arme vereinigen sich im See Läßen, bilden mehre Seen und haben sehr romantische

Ufer. Der größte und mächtigste Fluß ist die Dal=Elf (Thal=Elbe); sie entspringt aus 2 Quellen in den Gebirgen östlich von Fämund und bildet so einen östlichen und westlichen Arm, die, wieder vereinigt, von dem Kiallfjäll herabfließen. Der Fluß theilt die Provinz Dalarne in 2 Theile, dann fällt er oberhalb Elfkarleby, wo er einen großen Katarakt bildet, in die See. Die Dal=Elf ist sehr reich an Kaskaden und nährt sehr viele Lachse. Der Wasserfall bei Elfkarleby ist eine erhabene Naturscene, über denselben führt eine lange hölzerne Brücke, die auf 2 steinernen Pfeilern ruht. Nachdem der breite Strom ruhig zwischen Waldufern geflossen, stürzt er plötzlich in eine Tiefe von 20 Ellen herab, dann theilt er sich in 3 Arme, welche 2 bewaldete Inseln einschließen; jeder dieser Arme bildet einen Fall, den schönsten der erste; gleich Wolkensäulen steigt die in Staub aufgelöste Wassermasse gen Himmel empor. Die Motala=Elf kommt als einziger Ausfluß aus dem Wettersee, durchströmt Ostgothland und die kleinen Seen Bor, Roxen und Glan, ist reich an Aalen und Lachsen, aber nicht schiffbar; ihr fließt die Stänja zu; unweit Norköping mündet sie in die Ostseebucht Bräwik. Alle bisher aufgeführten Flüsse gehörten dem baltischen Meere und zwar der Mehrzahl nach dem bottnischen Meerbusen an. Unter denjenigen Flüssen, die zum Gebiet der Nordsee gehören, tritt uns vor allen die malerische Götha=Elf entgegen; sie ist ein Abfluß des Wenersees und des großen Wasserzuges aus Herjedalen, der Clara=Elf, die aus dem See Roxen durch den Fämundsee geht, einen Theil von Norwegen passirt und bei Karlstad in den Wenersee fällt. Bei Wenersborg tritt die Götha=Elf aus dem See, macht bald die herrlichen Fälle von Trollhätta, welche durch den riesenhaften Kanal umgangen werden, wodurch der Fluß schiffbar gemacht ist, und fällt nach einem Lauf von 10 Meilen und nach Aufnahme der Sewa=Elf bei Götheborg ins Kattegat. Die Fälle von Trollhätta sind majestätisch, nicht sowohl wegen der Höhe ihres Sturzes, als wegen der bedeutenden Wassermasse. Es sind 6 Fälle, von denen 3 wegen der Gewalt, mit der sich hier der Strom in engem Bette zwischen hohen Felsen bricht, Helvetesfal, d. i. Höllenfälle, genannt werden. Der Breda=Fall (Breite Fall) stürzt nur 28' herab, und die gewaltige Wassermasse bricht sich schäumend an den Felsen der bewaldeten Insel Gullo; der schönere Toppöfall stürzt sich ziemlich breit 44' herab zu beiden Seiten der kleinen Toppö=Insel; der Stampeströmfall entsteht aus dem Zusammenstoßen der zwei genannten Fälle um die Toppö=Insel. Gegen das Ende ihres Laufes bei Kong=Elf spaltet sich dieser Fluß in 2 Arme; der südliche behält den Namen Götha=Elf und mündet etwa eine Stunde unterhalb Götheborg, der nördliche, Norder=Elf, fällt bei Säfie in das Kattegat. Betrachtet man die Klara=Elf als den größten Zufluß des genannten Sees als den obern Lauf der Götha=Elf, so erscheint diese letztere als der längste Strom in Skandinavien. Denn sie entspringt schon in Norwegen, geht durch den Fämundsee, fließt durch Hedemarken, unter dem Namen Fämund=Elf und Tryssild=Elf, tritt in S. ein und fällt, nachdem sie als Clara=Elf Karlstad=Län durchströmt, unweit Karlstad in den Wenersee. Kleinere Flüsse hat S. über 500. — Landseen. Der größte Landsee S.s ist der Wenern (Wener=See) zwischen Karlstad, Skaraborg und Elfsborg, 14 Meilen lang, 8 Meilen breit, mit $98\frac{1}{2}$ □Meilen, 144' über dem Meere. Er empfängt 24 Flüsse und hat mehre Inseln, von denen 2 bewohnt sind. Seine ansehnlichsten Einflüsse sind außer der Klara die Gullspan, Swart, Tidan und Lidan. Der See ist sehr fischreich und schiffbar u. durch den Göthakanal mit der Ostsee in Verbindung gesetzt. Durch eine lange Erdzunge wird er in 2 Theile getheilt, wovon der östliche Wenern, der westliche Dalbo heißt. Südöstlich von diesem See liegt der Wettern oder Wettersee, zwischen Oerebro, Linköping, Jönköping und Skaraborg; 15 Meilen lang, 3 Meilen breit, 35 □Meilen groß, 250' über dem Meere, an einigen Stellen bis 360' tief, so daß sein Grund fast 100' tiefer, als der Meeresspiegel liegt; er hat sehr klares Wasser und erreicht seinen höchsten Stand gerade in Zeiten hoher Dürre; er nimmt an 40 Flüsse auf und ist sehr fischreich. Heftige Stürme machen die Schifffahrt auf demselben bisweilen gefährlich. Zwischen Westeräs, Upsala, Stockholm u. Nyköping liegt der Mälarn, richtiger Melarn (Mälar=See), 12 Meilen lang, 6 Meilen breit, 25 ($17\frac{1}{2}$) □Meilen groß, 10' über der Ostsee, in welche er durch den Nord= und Südstrom abschießt. Er zählt gegen 1300 Inseln, fast sämmtlich bewohnt und angebaut, mit Flecken, Schlössern, 20 Rittergütern, einzelnen Landhöfen ꝛc. Fischreich und schiffbar. Mit der westlichen Hälfte gehört er zu Oerebro, mit der östlichen zu Nyköping. Der Hjelmarn (Hjelmar=See), 6 Meilen lang, 3 Meilen breit, $8\frac{1}{5}$ □Meilen groß, 34' über dem Meere; er hat eine bewohnte größere Insel und mehre kleine unbewohnte Eilande. Er ist durch Kanäle mit dem Mälarn in Verbindung gesetzt und erhält seinen Hauptzufluß durch den Attersta= u. Oerebro=Elf. Fischreich und schiffbar. In Stora=Kopparberg liegt der Siljan, 5 Meilen lang, 2 Meilen breit, $8\frac{1}{5}$ □Meilen groß, stellenweise bis 1000' tief, mit der bewohnten Insel Solleran; durch ihn geht die östliche Dal=Elf. Er hat romantische Ufer, besonders bei Leksand, und ist sehr aalreich. In Jämtland liegt der Stor=Sjön, durch den der Mürunda fließt, 7 Meilen lang, 3 Meilen breit, 10 □Meilen groß, mit vielen Inseln und fischreich. In Westerbotten ist der Afvan, 14 Meilen lang, 4 Meilen breit, mit vielen Armen und Buchten; sein Abfluß ist die Skellefea=Elf. Der Nesjön an der nordischen Grenze hat 2 entgegengesetzte Abflüsse, die Nea nach Norwegen und die Mittä nach Herjedalen, also ins atlantische und baltische Meer. In Norrbotten ist der Lulea, 20 Meilen breit, aus dem die große Lulea=Elf abfließt. In Norrbotten ist gleichfalls der Tornea, 9 Meilen lang und 2

Meilen breit; sein Abfluß ist die Tornea-Elf. — **Mineralquellen** gibt es in S. gegen 400, sie sind aber sämmtlich kalt; berühmt sind: die schwefel- und eisenhaltigen Brunnen zu **Medevi** in Lynköping, nahe am Wettersee, welche zum Trinken und Baden benutzt werden; ferner die Bäder zu **Säter** in Westerås, zu **Loka** in Derebro und die Trinkquellen zu **Romlösa** bei Helsingborg in Malmö. — Die großen Vortheile, welche der natürliche Wasserreichthum S.s darbietet, wurden noch beträchtlich erhöht durch die zahlreichen und schönen **Kanäle** dieses Landes. Der merkwürdigste unter allen ist der **Göthakanal**, ein hydraulisches Riesenwerk, 1814—32 erbaut, zur Verbindung des Kattegats mit der Ostsee; außerdem: der **Trollhättakanal**, 1793—1800 erbaut; der **Södertelgekanal**, 1807—19 erbaut, verkürzt den Weg vom Mälarsee in die Ostsee; der **Arbogakanal**, der älteste Kanal S.s, schon unter Karl II. eröffnet. Sehr wichtig für die Ausfuhr der Bergwerksprodukte Westmanlands und Dalekarliens ist der **Strömsholmskanal**, der von den beiden Seen **Barken** im südlichen Dalekarlien und mittelst des Flusses **Kälbäk** bis zum Mälar führt. Seine Länge beträgt 9 Meilen; er hat 25 Schleußen. Außer den genannten gibt es noch mehre andere, jedoch minder wichtige, z. B. den **Waddökanal**, der die Fahrt vom baltischen Meere und dem bottnischen Meerbusen abkürzt, und zwar so, daß die Schiffer die gefährliche Passage bei den Alandsinseln umgehen. Der **Almare-Stäk** erleichtert die Schifffahrt zwischen Stockholm und Upsala. Viele andere hydraulische Werke sind begonnen oder projektirt, und die gegenwärtige Regierung hat schon Millionen auf diesen Gegenstand verwendet, namentlich zur Schiffbarmachung der norrländischen Flüsse, um auf denselben das Holz in die Handelsstädte zu schaffen. Unter dem vorigen König von S. sind unter Anderm folgende öffentliche Arbeiten begonnen, fortgesetzt und vollendet worden: 15 Kanäle, welche 64,057,000 Franken kosteten, 8 Häfen und Hafendämme kosteten 1,450,000 Fr., 8 Straßen 1,445,000 Fr., 9 Vertheidigungslinien 10,225,000 Fr. Die Gesammtsumme von 77,177,095 Fr. wurde von dem Schatze geliefert u. kein Anlehn dabei gemacht.

Klimatische Verhältnisse. Das Klima S.s, das im nördlichen Theile der gemäßigten Zone und zum Theil innerhalb des nördlichen Polarkreises liegt, ist kalt, doch nicht so streng u. so rauh, als man von seiner Lage voraussetzen sollte; namentlich ist es milder, als unter den gleichen Breitengraden des nördlichen Asiens und Amerika's, was der größere Anbau des Landes, die Gebirge und die Bewässerung verursachen. Bei der großen Ausdehnung des Reichs von Norden nach Süden ist es erklärlich, daß in der Temperatur der einzelnen Provinzen eine große Verschiedenheit herrscht. Während in der südlichen Provinz Schonen noch der Wallnußbaum und verschiedenes Kernobst fortkommt, hört unter 62° schon der Ackerbau auf, und im hohen Lappland schwindet unter 69° gänzlich der Baumwuchs und Rennthiermoos bedeckt fast allein den Boden. Im höchsten Norden von Lappland gegen 69° ist die Schneelinie schon in einer Höhe von 2300′; nur die Birke hält hier noch aus; unter 69° hausen Bären in Menge, und hier leben Rennthiere, wild und zahm. Bis zu 67° kommen Kohlrüben und Meerrettige fort; unter 66° ist die Schneelinie 4400′ hoch; bis hier ist im Sommersolstitium die Sonne die ganze Nacht über sichtbar; der Roggen hört auf, Möhren und Pastinaken kommen noch fort. Unter 65° ist die Schneelinie 4800′ hoch; hier reifen noch Hanf, Erbsen und Korn, letzteres in 6—7 Wochen. Die mittlere Sommerwärme ist hier doppelt so hoch, als am Nordkap. Unter 63° ist die Schneelinie 5200′, unter 60° 6000′ hoch. Die südlichste Spitze S.s hat etwa gleiches Klima mit Edinburg. Die mittlere Temperatur von Stockholm unter 59° 19′ Breite ist bei einer Seehöhe von 156° nur + 3,8. Der längste Tag zu Stockholm dauert, so wie die längste Nacht $18\frac{1}{2}$ Stunden; am Torneastrome unter 66° geht die Sonne am längsten Tag nicht mehr unter. Der Winter ist lang, kalt und stürmisch, aber trocken, der Himmel dann meist hell und die Luft rein. Die schöne Frühlingszeit kennt man hier nicht. Der Uebergang vom Winter zum Sommer geschieht rasch. Die schönste Jahreszeit ist der Herbst. Die westliche Küste S.s von Strömstad bis Schonen hat ein milderes und unbeständigeres Klima, als die gegenüberliegende östliche von Stockholm bis Karlskrona. Eben so hat die ganze lange westliche Küste von Norwegen ein weniger kaltes, aber feuchteres und veränderlicheres Klima, als die ihr gegenüberliegende schwedische Küste von Tornea bis Stockholm. Selbst am Nordkap gefriert das Meer im Winter nicht, was freilich zum Theil seinen Grund in der Salzigkeit des Meeres und den unruhigen Wogen haben mag, aber auch in dem Einfluß der Meereswinde, welche meistens Nebel und Feuchtigkeit mitbringen. Wie sehr eine höhere Lage über dem Meere auf die Temperatur wirkt, zeigt sich am besten daraus, daß bei Enontekis, welches $2\frac{1}{2}$° südlicher, aber 1467′ höher, als das Nordkap liegt, die Mitteltemperatur 2° niedriger, als am letztgenannten Orte ist. Uebrigens ist der Winter die Jahreszeit nicht, welche den Schweden beschwerlich ist. Dagegen gehören der finstere, regenige und schmutzige Herbst und der schneidende Wind, der jetzt mehr als ehemals im Frühling herrscht, zu den Unannehmlichkeiten des Klimas. Ein frischer Winter hat für den Schweden einen großen Reiz. Der Winter bringt im Lande eine eigene Lebhaftigkeit hervor, wovon der Südländer sich schwerlich einen Begriff machen kann. Die Brücken, welche die Natur alsdann über Seen und Ströme legt, bringen entfernte Gegenden des Landes mit andern in Verbindung; überall wimmelt es von Menschen, besonders in den Bergwerksgegenden, für welche ein guter Winter von der größten Wichtigkeit ist. Er härtet und stärkt überdies den Körper und die Kräfte des Geistes, wovon die frische Farbe des Landmannes, seine Raschheit und Fröhlichkeit unwiderlegliche Beweise

liefern. Die strengere Kälte mancher Winter ist, weil rein und trocken, weniger unangenehm, als die weniger scharfe, aber feuchte in südlichen Ländern. Wohnhäuser und Oefen sind weit besser eingerichtet, so daß, wenn man in die Zimmer tritt, die Beschwerlichkeit des Winters draußen bleibt, welches in den eben genannten Ländern nicht der Fall ist. Beim Nordkap oder 71° kann man nur in Gärten Kartoffeln, grünen Kohl und Stachelbeeren ziehen. Beim Alten unter 70° wird ein wenig Gerste gebaut; auch wachsen dort Heidel- und Multbeeren. Bei Enontekis (68° 30′) werden Gerste und Rüben gesäet; hier sind in 30 Jahren 9 lohnende Ernten gewesen, also beinahe jedes 3. Jahr. Roggen hört über 64° hinaus auf, die Mühe des Landmannes zu belohnen. Der Hanf hört unter eben dieser Breite auf, zu wachsen. Der Hafer wird selten nördlicher, als unter 64° reif. Obstgärten hören zwischen 64 und 65° auf. Flachs geräth in Angermanland, erfriert aber in Westerbotten. Der Kohl bekommt über 64° nicht jedes Jahr Köpfe. Hopfen wächst bis 62°. Weizen hört vor dem 62. Grad auf, mit Vortheil angebaut zu werden. Tabak gedeiht selten nördlich von Gefle. Die Eiche hört bei Gefle auf, wild zu wachsen, aber angepflanzt kommt sie noch bei Sundsvall fort. Bei Drontheim findet man sie indessen auch. Bis 63° wachsen Kirschen, Erlen und Ahorn; bis 62° Eschen und Weiden; bis 61° Ulmen und Linden. Buchenwälder wachsen in S. über 57° hinaus nicht wild, doch trifft man einzelne Buchen auf dieser oder jener Stelle in Westgothland, allein in Norwegen noch 2° nördlicher, in der Grafschaft Laurvig. In Schonen kommen Maulbeer-, ächte Kastanien- und Wallnußbäume noch fort. Die Weintraube reift in Mistbeeten bis 60°. Die Fichte hört 3200′ unterhalb der ewigen Schneegrenze zu wachsen auf. Die Esche und den Schnäpel findet man im Wasser unter dieser Höhe nicht. Die Sümpfe und Moräste nehmen eine höchst wilde Gestalt an. Die Gerste hat aufgehört, zu reifen; aber kleine Höfe, deren Bewohner vom Fischen und von Viehzucht leben, gibt es bis 2600′ an der Schneegrenze. Die Tanne hört 2800′ und die Birke 2000′ unterhalb des ewigen Schnees auf. Der Salmo alpinus ist der letzte Fisch, welcher in so hoch liegenden Landseen fortkommt. Noch 400′ höher wachsen Büsche, schwärzliches Reis der Zwergbirke. Die Maulbeere reift aber nicht höher. Der Vielfraß besucht noch diese hohen Gegenden. Darauf hören alle Büsche auf, die Hügel sind mit mehr braunen als grünen Gebirgskräutern bedeckt; die einzige Art Beeren, welche zur Reife kommen, sind die des schwarzen Felsenstrauchs. Höher als 800′ diesseits der Schneegrenze schlägt der Lappe nicht gern sein Zelt auf. Noch in Jämtland ist das Klima allem Anbau so feindlich, daß die Leute genöthigt sind, auf der nördlichen Seite ihrer kleinen Ackerplätze große Reisbündel zusammen zu schleppen, um, wenn der Wind an den Sommer-Abenden des Augusts bei klarem Himmel nördlich oder nordwestlich geht, sie gegen die Nacht anzünden zu können und dadurch das Getreide vor dem Froste zu schützen. Das Klima in Jämtland ist eben so streng, wie in Tornea, obgleich Jämtland 3° südlicher liegt; allein es liegt 1000′ über dem Meere und nahe am Gebirge. Als die Grenzkommission 1759 nach dem Medstaga-See kam, konnte man am Johannistage noch mit vollen Fuhren über das Eis fahren. Zwischen den Jahren 1743 und 1746 war es in Jämtland so kalt, daß die kleinen Landseen gar nicht aufthauten. Es geschieht noch heutiges Tages nicht selten, daß die Sommerwärme nicht stark genug ist, das Getreide zur Reife zu treiben, sondern daß man gezwungen ist, es grün in die Scheunen zu bringen, damit es nicht unter dem Schnee begraben werde. Solche Jahre heißen grüne Jahre. Nach vieljährigen Beobachtungen hat man gefunden, daß die Ernte in dem ganzen Reich sich gewöhnlich so verhält, daß von 7 Jahren 3 gut, 3 mittelmäßig und eins schlecht (Mißwachs) gewesen sind. — S. hat viel Regen und Schnee; das Eis geht im hohen Norden erst Anfangs Juni fort, und im Oktober belegen sich die Flüsse bereits wieder damit, wo es bis zu 3′ dick wird. Der Schnee deckt den Winterboden 4—6′ tief; der Frost dringt 3—4′ tief in die Erde ein; die Zahl der Regen- und Schneetage verhält sich zu den heitern wie 2 : 5. Der jährliche Wasserniederschlag beträgt in Stockholm 24 Zoll. Die herrschenden Winde sind der Nord- und Nordwestwind. Windwirbel und Stürme sind häufig; eben so Gewitter; dagegen fehlen Vulkane und Erdbeben gänzlich. Ein naßkalter Winter bringt S. in der Regel ein Mißjahr. Der Schlitten ist das Hauptvehikel des winterlichen Verkehrs, wo man mit Wagen die Straßen nicht leicht überall passiren kann; mit Schlitten fährt man durch Wälder und Sümpfe, über Flüsse und Seen. Bei tiefem Schnee gebraucht man die Bahnschlitten, und die Bauern machen, indem sie die Märkte mit ihren Erzeugnissen besuchen, oft Reisen von 70—80 Meilen im Schlitten; auch sind deswegen die meisten Messen und Jahrmärkte im Winter. In keinem Theile der Welt stehen die entgegengesetzten Jahreszeiten in einem grellern Kontraste, und nirgends zeigt sich in jedem Punkte Winter und Sommer so verschieden, als in den Ländern jenseits des Polarkreises. Wer da zu Anfang der letztern Jahreszeit reist, erstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher das ganze vegetabilische Reich ins Leben schießt, zumal wenn er sich an die Langsamkeit erinnert, mit der es sich in gemäßigten Himmelsstrichen aus der winterlichen Starrsucht erholt. Kaum ist der Winter vorüber, sagt Neigebaur, kaum schmilzt der Schnee, so schießen die junge Saat und alle Pflanzen üppig schnell empor; ein allgemeines Leben folgt auf die lange Winterruhe; von allen Seiten ziehen Schaaren von Vögeln herbei; sie bevölkern Wälder, Fluren, Wasser und Sumpf, und überall hallt das Echo ihrer Laute tausendfach wieder, wiewohl die eigentlichen Singvögel S.s Wäldern fehlen; denn nur am südlichen Rande findet sich noch die Nachtigall, nördlicher wird sie durch einen Vogel

vom Amselgeschlecht, Tolltrost (oder Tannendrossel) genannt, einigermaßen ersetzt. Schon nach wenigen Tagen deckt ein grüner Schmelz die Erde, an den Ufern der Bäche blühen Vergißmeinnicht und andere Blumen, in den Wäldern glänzen Anemonen wie frischgefallener Schnee, die Calla palustris vergoldet sumpfige Gegenden, die kriechende Himbeere versilbert mit ihrem Blatte die schattigen Orte, und schon 2 Monate später reift die Ernte. Man wundert sich daher nicht, daß Rudbeck das Paradies nach S. versetzen konnte, wenn man im Sommer die verschiedenen malerischen Schönheiten der Wälder voll kräftigen Wuchses mit den fetten Thalgründen und den in Terrassen bis zu den Wolken sich erhebenden Bergen betrachtet, welchen das Wasser stets einen besondern Reiz verleiht. S. ist in der That nicht arm an wahrhaft paradiesischen Gegenden. Fast jede Provinz durchströmt wenigstens ein beträchtlicher Strom, der von der Grenze Norwegens dem Meere zueilt und auf diesem Wege sich öfters erst in Seen sammeln muß, ehe er die vor ihm liegenden Anhöhen überwältigen kann. Ist das Land gleich nicht stark bevölkert, befriedigt daher auch nicht der Anblick vieler großer Städte und ansehnlicher Dörfer das Auge, hat daher auch nicht überall der Kunstfleiß einer auf einem kleinen Raum zusammengedrängten Menschenmenge die Natur verschönert, so ist doch hier die Natur in ihrer eigenen Gestalt, selbst, wenn sie die Kennzeichen arbeitender Menschenhände nicht an sich trägt, oft mit den herrlichsten Reizen angethan. Nie ermüdet der Anblick großer Haiden das Auge, selbst die flachsten Gegenden sind nicht ganz von Buschwerk entblößt; ja sogar die Wege durch die dicksten Wälder sind nicht ganz ohne Abwechselung. Bald hebt, bald senkt sich die Straße, bald beugt sie sich rechts, bald links, bald öffnet sich eine Aussicht nach einem blumigen Wiesenthale, bald über einen mit Inseln besäeten Landsee. Die Höhen sind meist mit Nadelholz bewachsen, und an den Fuß derselben schmiegt sich die Birke, die nordische Orange, die in der Luft einen angenehmen Wohlgeruch verbreitet und deren Holz die meiste Wärme gibt. Ueber dem 56° hört der veränderliche Wechsel zwischen Nebel, Regen, Kälte und Milde ganz auf, der Winter ist hier gleichförmig streng, mit beinahe stets heiterm Himmel und festem Schnee, der, indem er die Wege ebnet und die Seen bahnt, das Reisen ungemein erleichtert. Wie in den meisten Ländern Europa's, will man seit einigen Jahrzehnten auch in S. eine bedeutende Veränderung im Klima bemerkt haben, und namentlich sollen die Winter diesseits des 60° bei Weitem nicht mehr so mild u. angenehm seyn, als früher. Ueber den Polarkreis hinaus sieht man wochenlang die Sonne Tag und Nacht am Horizonte; auch hier ist die Hitze dann, wenn auch kurz, doch drückend und die unzähligen, beinahe unsichtbaren, aber viel giftigeren Mücken, als die unsrigen, werden zu einer beinahe unerträglichen Plage, vorzüglich in Wald- und Sumpfgegenden. In den mittlern und südlichern, mehr angebauten Gegenden ist auch diese Plage viel geringer. Im äußersten Norden, wie bei Alten, am Eismeer, sind die Stürme so furchtbar, daß die Häuser mehr unter, als über der Erde gebaut werden; solche mit Erde bedeckte und im Sommer wie blumige Hügel aussehende Häuser werden Gammer genannt. Neben der schon bezeichneten Baumvegetation gedeihen die Wiesen im Norden in einer Pracht, die man bei uns nicht kennt, weil dort der schnell einbrechende Sommer alle Gräser und Blumen beinahe zu gleicher Zeit zum Blühen bringt. Zugleich mit den Wiesen findet sich in den nördlichen Gegenden eine unendliche Menge von wildwachsenden Beeren, wovon einige Arten bei uns unbekannt sind. In den Polargegenden endlich sind Fels und Ebene mit üppig emporwachsenden Moosen bedeckt, welche theils als Färbestoffe benutzt werden, theils, wie das bekannte Rennthiermoos, die Hauptnahrung einiger Thiere ausmachen, theils in Hungerjahren selbst den Menschen zur Speise dienen. Als die herrschenden Winde wurden oben schon der Nord- u. Nordwestwind bezeichnet; Stürme und Gewitter sind sehr häufig, die Luft ist im Allgemeinen rein und gesund. Am häufigsten sind Lungenkrankheiten, besonders unter dem Landvolk, von welchem der 3. oder 4. Mensch daran stirbt. Man schreibt sie dem Temperaturwechsel zu. Eine der merkwürdigsten atmosphärischen Erscheinungen in S. ist das schon genannte Nordlicht.

Naturprodukte u. Nahrungszweige der Einwohner. Obschon der Boden S.s der Landwirthschaft nicht sehr günstig ist, so bildet der Ackerbau doch die Hauptnahrungsquelle, von der 77 Procent der Gesammtbevölkerung leben. Derselbe hat auch in den letzten 30 Jahren solche Fortschritte gemacht, daß S. nur in Jahren des Mißwachses fremder Einfuhr bedarf, in guten Jahren dagegen aus den südlichen Provinzen ausführen kann. Auch ist es sicher, daß der Ackerbau noch größere Ausdehnung gewinnen und durch Kultur des noch anbaufähigen Landes die angebauten Flächen um das Doppelte, ja vielleicht bis zu $\frac{1}{10}$ der gesammten Bodenfläche des Landes vergrößert werden könnten, wodurch hinwiederum das Land fähig würde, eine größere Bevölkerung zu ernähren. Immer aber wird der Ackerbau in S. mit großen Hindernissen zu kämpfen haben und nie zur Ernährung einer dichten Bevölkerung ausreichen, besonders in den nördlichen und den gebirgigen Provinzen, wo es häufig vorkommt, daß die Sommerwärme nicht stark und anhaltend genug ist, um das Getreide zur Reife zu bringen, in Folge welches Umstandes sogenannte grüne Jahre eintreten, die in den von dem Verkehr entferntern Gegenden die äußerste Noth erzeugen. Fruchtbarer sind dagegen die südlichen u. ebenen Provinzen, namentlich Blekingen, Schonen, Halland und die Küstenlandschaft des Skager-Rak. Was den Umfang der von der Landwirthschaft benutzten Bodenfläche betrifft, so ergibt sich, daß das Ackerland nur 165 □M. beträgt, während die Wiesen

347 □M. und die Weidegründe 1000 □M. einnehmen, die als Weiden benutzten Waldgegenden aber gar einen Flächenraum von 3500 □M. umfassen. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die in geschützten Stellen und in warmen Jahren selbst unter 67° nördl. Br. bis zu einer Höhe von 1000 F. über dem Meere noch gedeiht. Darum ist auch der Gerstenbau hauptsächlich in den nördlichen Provinzen S.s vorherrschend, von den übrigen Theilen aber in Schonen. Der zu seinem Gedeihen längere Sommer erfordernde Hafer reicht nur bis zu 64° nördl. Br. u. auch da nur in geringer Höhe über dem Meere. Sein Anbau wird vorzugsweise in Westgothland, Boguslän, Wermland und Dalekarlien betrieben. Der Anbau des **Roggens**, obschon derselbe im Meeresniveau bis zu 66° nördl. Br. vorkommt, wird doch, da er nicht gut in den höheren Gebirgen gedeiht, meist nur in den niedrigern Provinzen betrieben, vorzugsweise in Ostgothland und den südlichen Provinzen. Der **Weizen**, dessen Anbau höchstens bis zu 67° nördl. Br. sich erstreckt u. auch da nicht höher als einige 100 Fuß über dem Meere steigt, ist nirgends Hauptsaat und wird nur in den südlichen fruchtbarern Provinzen gebaut. Fast dasselbe gilt auch von den Erbsen. Dagegen wird die **Kartoffel** mit Erfolg im ganzen Land gebaut. Man berechnet durchschnittlich den jährlichen Ertrag des Ackerbaues auf 250,000 Tonnen Weizen, 2,200,000 T. Roggen, 2,000,000 T. Gerste, 1,700,000 T. Hafer, 900,000 T. Mangkorn, aus Gerste und Hafer bestehend, 320,000 T. Erbsen und 4,800,000 T. Kartoffeln. Die allgemeiner gewordene Kultur der Kartoffeln läßt so leicht keine Hungersnoth mehr eintreten. Ein gewöhnliches, aber höchst verderbliches Mittel, dem waldigen Felsenboden etwas abzugewinnen, ist das sogenannte **Swedjen**: man fällt nämlich im Herbste eine Strecke des Waldes und zündet die Stämme im Juni oder Juli an; sobald die Asche abgekühlt ist, säet man Roggen hinein und erhält so eine gute Ernte, worauf man den Fleck wieder der Natur überläßt. Jetzt entbehren nur noch die Lappländer des Brodes gänzlich. In S. und Norwegen hat man vorzüglich zweierlei Arten **Brod**: unser gewöhnliches weiches Brod, **Limpa**, u. wenn es süß gebacken ist, **Kriddlimpa**, findet sich meist nur in den Städten u. bei Wohlhabendern; dann ein hart gebackenes, welches, wenn es dick ist, **Spisbröd** heißt und nur von geringen Leuten genossen wird; dünn gebacken heißt es **Knäkebröd** und kommt auch auf die besten Tafeln. Es ist zirkelrund, mehr od. weniger dünn und in der Mitte durchbohrt; so wird es auf Stangen um den Ofen gereiht und verdirbt nie. Nur in ungewöhnlichen Hunger- oder Kriegsjahren muß man in einigen entlegenen und rauhen Gegenden sich mit **Rinden-** oder **Barkbröd** helfen. Man fällt junge und kräftige Fichtenbäume, schält sie ab und sondert sorgfältig die äußere rauhe und innere grüne Rinde; nur die mittlere weiße und weiche Rinde kann benutzt werden. Sie wird getrocknet, gedörrt, zerstampft, zermahlen, und so im günstigen Falle mit etwas Mehl, im schlimmsten mit Spreu, Häcksel, Spitzen von ausgedroschenen Aehren zu einem sehr widerlichen Brode verbacken. Nur die äußerste Noth kann es genießbar machen, und meist dient es auch nur für das Vieh. Sonst wird aus dem Getreide noch viel Branntwein bereitet, welchen der gemeine Mann sehr liebt, und ein vortreffliches, starkes Bier, **Oel** genannt. In den nördlichen Provinzen S.s wird auch viel **Hanf** und **Flachs** gebaut, und die Leinwandfabrikation hat sich dort in der neueren Zeit sehr ausgebreitet. Außerdem baut man, aber nicht hinreichend, Tabak, Hopfen, Kümmel und Kaffeewicken oder den sogenannten schwedischen Kaffee (Astragalus Baeticus). Von unschätzbarem Werthe sind für Skandinavien die zahlreichen und schönen Wiesen, auf welchen das Gras während des kurzen Sommers eine unglaubliche Höhe erlangt. Es ist ein überaus frisches und glänzendes Grün. Schon Linné zählte in S. 200 Arten von Arzneikräutern und über 2000 Pflanzen-Arten, besonders viele **Flechten** und **Moose**, die theils zur Farbe, theils als Brodsurrogat dienen. Der **Wiesenbau** ist sehr vernachläßigt und der künstliche fast unbekannt. Dagegen hat in einigen Provinzen der Anbau von Klee und andern Futterkräutern sich zu verbreiten angefangen. Noch beschränkter, als der Ackerbau, ist der **Obstbau** und die **Kultur der Gartengewächse**. Zwar reifen die nordischen Obstarten noch in den Gärten und Thälern des südlichen S.s ohne besondere Pflege u. in den günstigen Oertlichkeiten selbst bis zu 64°, ja theilweise bis zu 65° nördl. Br., auch gedeihen feinere Früchte, wie Aprikosen, Wallnüsse, sogar Mandeln, in Schonen an geschützten Stellen im Freien. Allein der gesammte Obstertrag ist doch unerheblich und für den Nahrungsbedarf kaum so bedeutend, als die Menge von wilden Beeren, die in Wäldern und Gebirgen selbst der nördlichsten Gegenden vom kurzen, aber heißen Polarsommer gezeitigt werden. Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind die **Waldungen** von besonderer Bedeutung; 13 Statthalterschaften sind besonders reich mit Waldungen ausgestattet. Die Waldbäume sind vornehmlich **Tannen**, **Fichten**, **Kiefern** und **Birken**. Der Waldboden ist reich an wilden Beeren, besonders Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Preißelbeeren ꝛc. In Beziehung auf das Waldgeholz kann man 3 Regionen unterscheiden: die **Nadelholz-Region** reicht im Süden bis 2800′ Höhe, im nördlichen Lappland aber nur bis 700′; die **Birkenregion** dort bis 3500′, hier bis 1500′. Die **Region der Alpenpflanzen** reicht von der Grenze des vorigen Bezirks bis zur Schneelinie. Derselbe Bezirk enthält auch noch Zwergbirken, etwas Weidengesträuch, viele Flechten, z. B. die isländische und Rennthierflechte. Mehre bedeutende Gewerbe finden in diesen unermeßlichen Waldungen ihr Bestehen. Dahin gehören insbesondere das Fällen u. Verflößen der Bäume, das Potaschesieden, das Kohlenbrennen, die Pech-, Theer- und Firnißbereitung, der Bau von Häusern, welche letztere, in den Wäldern gleich fertig gezimmert, nach den Städten ver-

führt und dort bloß zusammengesetzt werden. Zu bedauern ist indeß, daß in Folge der in den letzten Jahren so sehr gestiegenen Ausfuhr und des in reißender Progression zunehmenden enormen innern Verbrauchs beim Bergbau, Branntweinbrennen, bei Fabriken aller Art die bisherige willkürliche und ungeregelte Benutzung der Forsten in manchen Gegenden bereits den Ruin derselben herbeigeführt hat und in andern herbeizuführen droht. Die Folge davon ist, daß bereits mehre Gegenden, ja ganze Provinzen empfindlich an Holzmangel leiden; nur Smaland und Noreland erfreuen sich noch des alten Ueberflusses. Erst in der neuesten Zeit hat man an regelmäßiges Bewirthschaften der Forsten gedacht, Anpflanzungen auf Rechnung des Staates, vorzüglich von Eichen, angelegt und ein Forstinstitut begründet. — Obgleich man nach den obigen Angaben über die bedeutende Menge von Wiesen und Weiden glauben sollte, daß die **Viehzucht** von größerer Wichtigkeit seyn müßte, als der Ackerbau, und obschon sie in der That auch mehrfach eine selbstständige Nahrungsquelle bildet, deren Ertrag auch solche Gegenden bewohnbar und nutzbar macht, die für den Ackerbau sich nicht eignen, so ist sie doch nicht im Stande, den Bedarf des Landes an Produkten des Thierreichs zu decken, und in vieler Beziehung sehr zurückgeblieben. Die einheimischen Rinder- und Pferderaçen sind im Allgemeinen kräftig, doch klein und unansehnlich, und die Kühe geben nur wenig Milch. Zwar hat man Manches gethan, um die Rindvieh- und Pferdezucht zu verbessern, aber im Ganzen nicht mit glücklichem Erfolg. Statt die einheimischen Raçen durch bessere Behandlung zu veredeln, hat man ausländische eingeführt, welche besseres und reichlicheres Futter, als der schlechte Boden S.s zu gewähren vermag, gewohnt waren und deshalb nicht gediehen. Auf Gothland u. Oeland sind die Pferde noch halbwild. Am größten und schönsten sind dieselben in Schonen, Helsingland und Dalland, am kleinsten auf der Insel Aland. Die Pferdezucht wurde in neuern Zeiten sehr vervollkommnet, so daß im Jahr 1833 schon Pferde ausgeführt wurden. Die Kühe sind fast alle weiß u. mit braunen und schwarzen Flecken gezeichnet, am kräftigsten sind sie in Schonen gebaut. Fast dasselbe, wie von der Rindvieh- und Pferde-, gilt auch von der **Schafzucht**, der man durch Einführung von feinwolligen Schafen aufzuhelfen gesucht hat; allein dieselben sind vielen Krankheiten in dem harten Klima ausgesetzt und erfordern eine sorgsamere Pflege, als das einheimische grobwollige Schaf. Dessen ungeachtet fing durch ausdauernde Bemühung die Merinozucht auf den größern Gütern bereits zu blühen an, als das Sinken der Wollpreise sie wieder zurückwarf. Nicht zu übersehen ist auch die hauptsächlich von den Lappen betriebene **Rennthierzucht**. In den Polargegenden ersetzt das Rennthier (gezähmte sind an 35,000 vorhanden) das Pferd und den Ochsen. Der Viehstand, der in den Provinzen am bedeutendsten ist, wo die Viehzucht die vorherrschende ländliche Beschäftigung bildet, wie in den nordländischen Landschaften, in Smaland und in den obern kornarmen Theilen von Dalekarlien, Wermland ꝛc., beläuft sich auf 390,000 Pferde, 270,000 Ochsen, 1,000,000 Kühe, 450,000 St. Jungvieh, 1,500,000 Schafe, 180,000 Ziegen und 520,000 Schweine. **Hunde** zieht man im hohen Norden bloß der Felle wegen. Die **Jagd**, welche in S. ein Vorrecht des Grundbesitzes bildet, ist noch immer von Bedeutung, wenngleich sie keinen selbstständigen Gewerbszweig mehr begründet. Am stärksten wird sie in dem waldreichen Noreland und in Lappland betrieben, wo sie ein nicht unbeträchtliches Nebengewerbe abgibt. Dort werden große Mengen Hasel-, Auer-, Birk- und Schneehühner geschossen und gehen in großen Sendungen mit Rennthierfleisch und Butter nach Upsala und Stockholm. Das allgemeine Jagdthier sind die Hasen, seltener sind Hirsche und Rehe. Das Elennthier ist auf den 60. bis 64° nördl. Br. beschränkt; es ist in neuerer Zeit aber so selten geworden, daß die Regierung, um die Gattung nicht ganz vertilgen zu lassen, seit mehren Jahren die Jagd darauf ganz verboten hat. Das Rennthier dagegen gehört nur dem höchsten Norden S.s an, wo es seine Hauptnahrung, das Rennthiermoos, in hinreichender Menge findet. Auch der Biber, der aber immer seltener wird, findet sich meist nur im Norden. Dagegen hat S. viel Pelzwild, wie Bären, Wölfe, Vielfraße im äußersten Norden; Luchse, Füchse, Marder, Iltisse, Fischottern, Wiesel, Hermeline und Zobel, von denen die beiden letztern jedoch selten zu werden anfangen. Im Jahr 1811 wurden 137 Bären, 545 Wölfe, 227 Luchse, 8183 Füchse, 40 Biber, 56 Vielfraße und über 1000 Wiesel und Marder getödtet. Federwild gibt es in S. in ganzen Schaaren; auch finden sich viel Eidergänse auf Gothland, wie denn überhaupt diese Insel eine Art Anhaltepunkt der europäischen Vögel in dem großen allgemeinen Zuge von Süden nach Norden zu seyn scheint, indem ihre Zahl hier ungeheuer ist. An Singvögeln ist großer Mangel; nur die sogenannte nordische Nachtigall (Motacilla suecica) erheitert während des kurzen Sommers durch ihre melodische Stimme die Bewohner des Landes. Wichtiger als die Jagd ist die **Fischerei**, welche ein Hauptgewerbe der Küsten- und Inselbewohner abgibt, das sie meist in Verbindung mit etwas Ackerbau und Viehzucht betreiben, da die Gewässer nur periodisch ihren Segen spenden. Am bedeutendsten ist die Seefischerei, welche von dem Gürtel kleiner Inseln und Klippen oder Scheeren begünstigt wird, der den größten Theil der schwedischen Küsten umgibt und selbst im Unwetter ein verhältnißmäßig ruhiges Wasser gewährt. In der Ostsee ist sie vornehmlich auf Strömling und Dorsch gerichtet, an der Westküste aber im Kattegat und Skager-Rak, nachdem der Häring, der früher dort einen reichen Fang gewährte, sich nach den Küsten Norwegens gezogen hat, nur noch auf Dorsch, Schellfisch, Butten, Hummern, Krabben und Austern. Nicht unwichtig ist auch die Fischerei in den Flüssen und Landseen, wo der Lachs den Hauptgegenstand des Fanges ausmacht. Im Ganzen er-

reicht jedoch die Fischerei S.s lange nicht die Wichtigkeit der norwegischen und deckt nicht einmal ganz den innern Verbrauch in allen Zweigen, während sie nur wenig ausführt. Nicht selten sind in den Sümpfen und Gewässern die Fischottern. Von nützlichen Insekten besitzt die Halbinsel nur die Biene, im südlichsten Theile S.s. Eine Landplage für Menschen und Thiere sind die ungeheueren Schwärme von Bremsen und Mücken, welche im Sommer sowohl in Lappland, als auch den südlichern Berg-Ebenen angetroffen werden, und deren man sich nur durch Rauch erwehren kann. Die Rennthierbremse wird zuweilen sogar dem Leben der Rennthiere gefährlich, indem sie ihre Eier in die Haut oder auch in die Nasenlöcher derselben legt. — Sehr wichtig ist in S. der Bergbau, der namentlich auf Eisen, weniger auf Kupfer, Silber und andere Mineralprodukte betrieben wird. Die zahlreichsten, größten und ergiebigsten Bergwerke finden sich in und am Gebirge zu beiden Seiten der Dal-Elf in einem Strich, der im Norden des Wenersees anhebt und sich, nördlich ziehend, an der untern Ljusna-Elf endigt. Hier liegen die zahlreichen Eisengruben und Hämmer von Karlstad und Oerebro und die einst so ergiebigen Kupferwerke von Falun. Das schwedische Eisen gehört zu dem besten der ganzen Erde, besonders das dannemora'sche, das zu der Bereitung des besten Stahles unentbehrlich ist und daher sehr hoch im Preise steht. Dagegen haben die minder ausgezeichneten Eisensorten sehr mit der Konkurrenz des englischen Eisens zu kämpfen, da S. trotz vieler Anstrengungen, die man in neuester Zeit in dieser Beziehung gemacht hat, doch immer noch hinsichtlich der Bereitungsmethode hinter England zurücksteht. Ist man doch selbst in der Stangeneisenfabrikation noch sehr zurückgeblieben. Aber auch außer dem eben genannten Bergwerksstrich findet man fast durch ganz S., mit Ausnahme Schonens, das Eisen verbreitet. Namentlich in den Lappmarken gibt es meilenlange Strecken des schönsten und reichsten Eisenerzes, z. B. bei Gellivari, die nur darum wenig ausgebeutet werden, weil es daselbst an Brennmaterial zum Schmelzen fehlt, und man deshalb gezwungen ist, das Erz im Winter auf Rennthierschlitten in die holzreichern Gegenden zu schaffen, was den Betrieb sehr vertheuert. Man zählt gegen 600 Hütten und Schmelzöfen. Nach dem Eisen kommt das Kupfer am häufigsten vor, dessen Ausbeute sehr bedeutend ist, namentlich in den Gruben von Falun. Die Bergwerke, welche kostbare Metalle liefern, sind sehr unbedeutend, das von Sala, etwa 4 schwedische Meilen von Upsala, auf einem Berge desselben Namens, Salberget, gelegen, gilt für das reichste, der Ertrag nimmt aber mit jedem Jahre ab und betrug im Jahre 1825 nur 3 Pfund Gold. Auch Silber wird noch gewonnen, doch nicht mehr so viel, als früher. Denn wenn die Silberbergwerke im Jahre 1500 24—30,000 Mark lieferten, so geben sie jetzt durchschnittlich kaum 8000 Mark. Die bedeutendsten Silbergruben sind die bei Sala und Linde. Die Goldmine zu Edelfors in Smaland wurde aufgegeben, weil der Ertrag die Kosten nicht deckte. Außerdem findet man viel Blei, Kobalt, Alaun, Vitriol, Braunstein und Schwefel, aber kein Salz; auch zur Bereitung des Seesalzes fehlt die Sonnenwärme, allein durch die große Zufuhr vom Auslande, St. Ybes, Cette ꝛc. ist es doch noch viel wohlfeiler, als in Deutschland. Steinkohlen findet man nur zu Höganäs bei Malmö in Schonen, Marmor nur in Kalmarden in der Nähe von Norköping und schönen Porphyr zu Elfdalen in Dalekarlien. Außerdem noch Bau-, Schleif- und Feuersteine und Kalk. Der Ertrag der Minen im Jahre 1825 wird folgendermaßen angegeben:

			R. B.	R. B.
Gold . . .	$3\frac{1}{2}$ Pfd.		. . . .	12,000
Silber .	3022	,,	zu 20	60,000
Kupfer .	6111	Schiffspfd.	,, 128	794,436
Kobalt	46,659	,,	,, $3\frac{1}{2}$	155,430
Blei . .	253	,,	,, 76	19,332
Alaun .	10,148	,,	,, 18	182,664
Schwefel	577	,,	,, 50	28,888
Vitriol .	1304	,,	,, 20	30,080
Zink . .	471	,,	,, 187	89,566
Zinn	135,112	,,	,, 1	135,112
Eisen	415,000	,,	,, 20	8,300,000

Im Jahre 1842 betrug die Ausbeute des ganzen Bergbaues 576,846 Schiffspfund (à 400 Pfd.) Stangeneisen, 30,453 Schiffspfund Gußeisen, 79,973 Schiffspfd. Stahl und grobe Eisenwaaren, 6743 Schiffspfd. Kupfer, 1858 Schiffspfund grobe Kupferwaaren, 681 Schiffspfund Messing, 313 Schiffspfd. Blei, 7311 Schiffspfd. Bleierz, 4112 Pfd. Silber, 35 Schiffspfd. Silberschaum, 2 Pfd. 4 Loth Gold, 507 Schiffspfd. Schwefel, 459 Tonnen Alaun, 1950 Tonnen Eisenvitriol, 8778 Tonnen aus Eisen und Vitriol bereitete Rothfarbe, 350 Schiffspfund Braunstein, für 3000 Rthlr. Porphyr, für 8606 Rthlr. Marmor und 166,754 Tonnen Steinkohlen. Man schlägt den Werth aller Metalle jährlich auf 10 Millionen Rthlr. an. Der Bergbau wird, da er die Hauptausfuhrprodukte liefert, sehr begünstigt, so durch Befreiung der Bergwerkshufen vom Soldatenstellen, durch das Anleiherecht auf Stangeneisen in der Reichsbank ꝛc. Die Bergwerke sind eine Quelle von Reichthümern für S., die es für die geringe Fruchtbarkeit seines Bodens entschädigen. Lange waren sie unbekannt und wurden von ihren Besitzern, der katholischen Geistlichkeit, vernachlässigt. Die Regierung eignete sie sich zu und ließ sie, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, bearbeiten; endlich trat sie die Ausbeutung derselben an Privatleute gegen eine Abgabe ab, die aber gleichfalls mit dem einfachsten Verfahren so unbekannt waren, daß das Mineral in rohem Zustande ausgeführt wurde. Erst im 14. Jahrhundert wurde die Wichtigkeit dieser Bergwerke besser anerkannt, u. man berief deutsche u. lüttiger Bergleute, worauf eine Bergwerksordnung abgefaßt wurde, die wegen ihrer ungemeinen Klarheit noch jetzt als Vorbild dienen kann. Die Hansestädte lieferten die nöthigen Kapitalien, und dieser Industriezweig hob bald den Flor des Landes. Für das Kupfer und Eisen, das die S. ausführten, erhielten sie vom Auslande Tuch, Wein, Leinwand, Kunst- und selbst Luxusgegenstände. Die Civilisation, die

Begleiterin der Industrie, hob sich mit dem Wohlstande und milderte die rohen Sitten. Die meisten Bergwerke liegen im Herzen S.s; man zählt 586 im ganzen Lande, und die Provinzen Wermeland, Nerike, Westmanland und ein Theil von Dalekarlien besitzen allein 361. Entfernt man sich von dem Centralplateau, so vermindert sich die Zahl der Minen allmählig, bis sie endlich ganz aufhören. Diese Regel ist bestimmter gegen Süden, als gegen Norden ausgesprochen: in den südlichen Provinzen Schonen, Blekingen, Gothenburg und Bohus findet sich nur eine einzige unbedeutende Mine, während die Abnahme gegen Norden minder merklich ist, da man in Noreland und Lappland noch 16 Minen zählt. Einige hegen sogar die Vermuthung, daß in dem letztern Lande mehre reichere Minen vorhanden seyen; so wird behauptet, das Bergwerk von Gellivare, das Privateigenthum des Königs, sey unerschöpflich und könnte der ganzen Welt Eisen liefern; seine Entfernung von allen Kommunikationsmitteln erlaubt indeß noch nicht, die Ausbeutung in größerm Umfange zu betreiben. In einzelnen Distrikten ist das Eisen in solcher Menge vorhanden, daß man es auf der Oberfläche findet. In S. rechnet man ungefähr 35,000 Arbeiter, die mit der Gewinnung der Metalle beschäftigt sind. Die hauptsächlichsten Eisenminen sind in Wermeland, Südermanland, Upland, Oestergothland und in der Umgebung von Oerebro; die bedeutendste von allen, welche auch das beste Eisen liefert, ist die von Dannemora, aber ihr Ertrag, der sich noch jetzt auf 800,000 Rthlr. beläuft, vermindert sich mit jedem Jahre. Dannemora liegt in der Provinz Upland, einige Meilen von Upsala. Das Bergwerk hat mehre Oeffnungen; die hauptsächlichste ist eine Aushöhlung von 500' Tiefe, wo man die Bergleute bei Fackelschein arbeiten sieht. Das Erz wird in großen Körben durch Räder heraufgezogen, welche durch Pferde in Bewegung gesetzt werden. Zur Sprengung der Minen wendet man gewöhnlich Pulver an, und die Erschütterung, welche die unterirdischen Explosionen veranlassen, sind eben so merkwürdig als Schrecken erregend. Um die zahlreichen Schmelzöfen her haben sich wohlgebaute Dörfer gebildet, und Alles athmet Thätigkeit und Wohlhabenheit. Das Kupferbergwerk von Falun ist das wichtigste, denn es liefert allein $^3/_4$ des ganzen Kupferertrages; der Ueberrest kommt aus den Minen von Westeräs, Oestersund, Oerebro und Linköping, ist aber von minderer Güte, als das von Falun. Diese berühmte alte Mine wird indeß bald vollends erschöpft seyn; unter **Gustav Adolf** lieferte sie jährlich 2,732,000 Kilogr., unter **Karl XI.** 1,366,000—2,186,000 Kilogramme; jetzt höchstens noch 594,000 Kilogr. Die Arbeiten werden in einer Tiefe von 200 Klaftern betrieben. Der Boden der Umgegend um Falun hat nichts Metallisches, und im Bergwerke selbst findet sich das Metall in Massen und nicht in Gängen. Das Bergwerk von Falun gilt für das beste in Europa. Zu **Avestad**, einem Flecken in Dalekarlien, wird das Kupfer abgeläutert. Die eine Hälfte des Ertrags wird zur Fabrikation von Messing und Rosettenkupfer, die andere Hälfte in Platten zum Beschlagen der Schiffe, zum Decken der Häuser und dergleichen verarbeitet.

Industrie. Die schwedische fabricirende Industrie hat, wegen vieler Hindernisse, zwar langsam, aber doch erfreulich sich entwickelt, namentlich seit der Thronbesteigung König **Karls XIV.** Johann; indessen ist sie, obschon der von Norwegen überlegen, doch im Ganzen von geringer Ausdehnung und von keiner bedeutenden nationalökonomischen Wichtigkeit. Eigentliche Fabriken, wenn man die mit dem Hüttenwesen verbundenen ausnimmt, finden sich nur in den größern Städten. Am bedeutendsten sind die Tuchfabriken, deren Hauptsitz die Stadt Norköping in Ostgothland ist, das auch mehre Wollspinnereien besitzt. Die Fabriken liefern ein gutes, wenn auch in Hinsicht der Feinheit dem ausländischen etwas nachstehendes, jedoch dafür um so haltbareres Tuch und erzeugten im Jahre 1842 davon für $4^1/_2$ Mill. Rthlr. Die Einfuhr vom Auslande, namentlich von England und Belgien und etwas vom Zollvereine, nimmt von Jahr zu Jahr ab. Dalekarlien und Westgothland bereiten grobe Wollenwaaren, das **Wadmal** genannte grobe Tuch, in das sich die Bauern kleiden, und das in den innern Handel kommt. Die Baumwollspinnerei, besonders in Halland, Kalmar und Stockholm, ist in starker Zunahme. Im Jahre 1831 wurden nur 1550 Ctr., im Jahre 1840 14,000 Ctr. und im Jahre 1844 28,000 Ctr. Garn im Lande erzeugt. Die Weberei wird größtentheils, besonders in den südlichen Gegenden des Königreichs, von den Landleuten als Nebengewerbe betrieben, und auf diese Weise sollen 500,000 Ellen, meistens ordinäre Waare, erzeugt werden. Die Einfuhr aus England, der Schweiz und dem Zollverein beträgt jährlich gegen 10,000 Ctr. Gewebe. In demselben Verhältnisse befindet sich die Leinwandfabrikation. Auch sie wird wenig in großen Anstalten, desto mehr vom Landmanne in dem langen Winter getrieben. Das Produkt ist größtentheils grobe Waare, während die feinern Gattungen eingeführt werden. In und um Gothenburg, zu Karlsham und Gefle wird Segelleinen erzeugt und auch in ansehnlicher Quantität ausgeführt. Nicht ohne Bedeutung ist die Seidenmanufaktur. Es bestehen gegenwärtig mehr als 20 Seidenfabriken, und Jacquardwebstühle aus Frankreich sind für façonnirte Modeartikel, so wie für Bänder im Gange. Namentlich vermehren sich die Taffetwebereien in Stockholm. Zum Färben von gewebten Zeuchen und Garn sind gegen 300 Färbereien vorhanden. Die größten Anstalten dieser Art hat die kleine, aber ausgezeichnete Fabrikstadt Boras und nächstdem Stockholm. Obgleich S. 6 — 7000 Tonnen Eichenrinde und über 100,000 Pfd. Alaun ausführt, so besitzt es doch fast 200 Gerbereien, von denen die wichtigsten zu Stockholm, Norköping, Kalmar, Landskrona und Karlsham sich befinden. Sie liefern Leder nach englischer Art und zu Stockholm auch 4 Fabriken den meisten Saffian. Im Fortschreiten ist die Papierfabrikation begriffen, für

welche jetzt an 100 Anstalten arbeiten, so daß S. bereits 50,000 Rieß Papier ausführen kann. Die wichtigsten Papiermühlen liegen bei Nyköping, Linköping, Christianstad und Falun. Sehr wenig läßt das Produkt der 16 Glashütten zu wünschen übrig. Das meiste Glas kommt aus den Hütten von Bromö (Insel im Wenersee) und Denas in Westgothland. Ein- und Ausfuhr sind unerheblich. Zu Kalmar befindet sich eine Spiegelfabrik. Auch die Fabrikate der 3 Porzellanfabriken (in Nörstand, Gustafsberg und Stockholm) sind vortrefflich, und die Zahl der Ziegeleien ist größer, als für den eigenen Bedarf erforderlich ist, so daß an 700,000 Stück Ziegel und Dachpfannen ausgeführt werden. Zu Höganäs ist eine Schmelztiegelfabrik. In Westgothland und Schonen werden viele Topfwaaren von der Hausindustrie angefertigt und in den innern Handel gebracht. Die Zuckerbereitung, in mehr als 20 Siedereien, beläuft sich auf 3 Mill. Rthlr. Die größten Anstalten befinden sich zu Gothenburg, Stockholm, Malmöhuus, Römerby, Gefle. An Rauch- und Schnupftabak wird für 1,200,000 Rthlr., der meiste zu Stockholm und Gothenburg, nächstdem zu Nyköping, Gefle, Söderham, Karlsham, Landskrona und Malmöhuus bereitet. Die Eisengießereien Stockholms liefern sehr anerkennenswerthe Produkte. Die größten Eisenhämmer und Schmelzöfen sind zu Löfsta und Oesterby, unweit der großen Eisengruben von Dannemora in Upland, auch bei Nyköping; große Ankerschmieden und andere Marinewerkstätten zu Söderfors, Stockholm und besonders zu Karlskrona. Ausgezeichnet in der Stahl-, Eisen- und Gewehrfabrikation sind die großen königlichen Werke zu Eskilstuna, die besonders schöne damascirte Stahlarbeiten liefern, und zu Strengnäs und Tunafors in Södermanland, so wie zu Nortelge in Upland, bei Jönköping, zu Wedewaeg in Nerike und zu Söderham und Ljusnedal in Noreland. Messinghütten und Messinghämmer von Bedeutung sind zu Norköping. Mehre Maschinenfabriken hatten schon in früherer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen; in der Gegenwart werden namentlich vortreffliche Dampfmaschinen rc. in Motala, Nyköping und Stockholm gefertigt. Kanonengießereien befinden sich zu Stockholm, Finspång und Aker. In der Verfertigung von mathematischen und physikalischen Instrumenten zeichnet sich Stockholm aus, in der Uhrmacherei Stockholm und Gothenburg. Sehr gesucht sind die Vasen und andere Gegenstände von Porphyr, welche zu Elfdal fabricirt werden. Welch ausgedehnten Nutzen S. von seinem Holzreichthum zieht, haben wir schon oben angedeutet; hier sind noch zu erwähnen die Holzuhren, welche die Bewohner Dalekarliens verfertigen, und bei Gothenburg, in Lindome, an den westlichen Küsten, im unfruchtbaren Halland werden ordinäre Möbeln für die Ausfuhr (selbst nach Südamerika) gearbeitet. S. baut auch Schiffe für auswärtige Rechnung, weil es wohlfeil bauen kann (von Eichenholz für 90—100 Thlr., von Tannenholz für 70 — 80 Thlr. die Last), und die Werfte (in Stockholm, Norköping und vorzüglich in Karlskrona) liefern jährlich im Durchschnitt 36 Seeschiffe, von 4850 Last Tragfähigkeit. Den Gesammtbetrag der eigentlichen Fabriken, in denen gegen 17,000 Arbeiter beschäftigt sind, gibt man auf etwas mehr als 20 Mill. Rthlr. an. Sehr beachtenswerth ist die schon mehrfach angedeutete Hausindustrie, welche für gewisse Provinzen und selbst für gewisse Distrikte eigenthümliche Industriezweige verfolgt. Diese bieten außerordentliche Hülfsquellen dar, und die Regierung kann sie nicht genug befördern. In einem Lande, wo man im Allgemeinen nur während 6 Monaten die Landwirthschaft treiben kann, muß der Landwirth auf Mittel sinnen, der Armuth des Bodens aufzuhelfen, um in seinem Hause Wohlstand zu gründen. Da der durch lange Winter, große Entfernungen und schwierige Kommunikationen isolirte Landbewohner auch in Betreff der gewöhnlichen Handwerke auf sich selbst gewiesen ist u. sein eigner Schneider, Schuhmacher, Schmied, Wagenbauer rc. seyn muß, so haben die Handwerke in den Städten, die größern ausgenommen, sich noch nicht durchaus zu selbstständigen Gewerben ausbilden können. Im Ganzen beschäftigen sich ausschließend mit technischen Gewerben nicht mehr als 60,000 Menschen, d. h. mit Ausschluß ihrer Familien. Vor etwa 15 Jahren zählte man in S. 9 Alaungruben, 210 Baumwollspinnereien u. Webereien, 3 Berlinerblaufabriken, 7 Braunröthefabriken, 298 Eisengruben, 13 Glashütten, 101 Kalkhütten, 8 Kobaltgruben, 24 Lederfabriken, 553 große Schmieden, 3 Messinghütten, 8 Oelstampfen, 6 Potaschesiedereien, 78 Papiermühlen, 6 Pulvermühlen, 2 Reißbleifabriken, 10 Stahlöfen, 528 Stangen- u. Zain-Eisenhämmer, 6 Schwefelhütten, 3 Silbergruben, 4028 Sägemühlen, 248 Schmelzöfen, 4 Töpfereien, 7 Tuchfabriken, 316 Ziegelhütten. Im J. 1831 zählte man: Baumwollen- u. Linnenfabriken 42, Bandfabriken 9, Tuchfabriken 97, Stofffabriken 7, Seidefabriken 19, Seidenspinnereien 13, Kattundruckereien 4, Segeltuchfabriken 9, Färbereien 258, Glashütten 13, Eisengießereien 2, Lederfabriken 186, Oelfabriken 37, Papiermühlen 90, Porzellanfabriken 2, Parfümeriefabriken 11, Seifefabriken 19, Zuckerraffinerien 23, Tabaksfabriken 77, Uhrenfabriken 146, Wachslichterfabriken 8, Essigfabriken 13 rc. Den Ertrag schätzte man auf 9—10 Mill. Rthlr. — Handel. Wichtiger, als der Gewerbfleiß, sind der Handel u. die Seeschifffahrt S.s. Zwar haben auch diese Nahrungszweige durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands u. Rußlands, die fast ausschließliche Bedeutung, welche sie früher im europäischen Norden eine Zeit lang hatten, verloren; allein noch immer nehmen sie einen ansehnlichen Rang ein. Sie verbreiten sich nach außen fast über die ganze Erde u. haben in den letzten 20 Jahren sich bedeutend gehoben. Mancherlei Umstände treffen zusammen, sie zu begünstigen. So die maritime Lage des Landes mit einer bedeutenden Anzahl guter Häfen u. Landungsplätze, zweckmäßige Schifffahrtseinrichtungen u. vortheilhafte Handelsverträge. Die Ausfuhr wird durch niedrige

Zollsätze außerordentlich begünstigt. Dagegen lasten noch zu hohe Eingangszölle u. Einfuhrverbote auf vielen Artikeln. Es geschieht dies fast ganz allein zu Gunsten der Manufakturen; allein es ist doch nicht wahrscheinlich, daß S. dadurch ein Fabrikstaat werden könne. Die Haupteinfuhrartikel sind Häringe u. andere Fische aus Norwegen; Butter, Talg, Fleisch u. Flachs aus Finnland; Hanf, Lein- u. Hanfsamen, Oel, Häute, Talg u. Pelzwerk aus Rußland; Getreide, Wolle, Vieh u. Fleisch aus Dänemark; Kolonial- u. Farbewaaren, Specereien u. Manufakturwaaren aus England u. den Hansestädten (Lübeck); Obst, Vieh, Korn u. Manufakturwaaren aus dem übrigen Deutschland, besonders aus Mecklenburg u. Preußen; Wein, Früchte, Oel u. Seide aus Frankreich; Südfrüchte und vorzüglich Salz aus Portugal u. Spanien; Kolonial- u. Farbewaaren aller Art, Droguen, Häute u. Rum aus Amerika u. Ostindien. Die Hauptausfuhrartikel dagegen sind Stangeneisen 544,480 Schiffspfund, Roheisen 6634 Schiffspfd., Nägel 1576 Schiffspfd., anderes verarbeitetes Eisen gegen 20,000 Schiffspfd., Breter u. Planken 545,610 Dutzend, Balken u. Sparren 261,360 Stück, Daubenholz 8,293,220 Stück, Theer 34,310 Tonnen (in einzelnen Jahren 50,000 bis 60,000 T.), sämmtlich nach den Ausfuhrlisten des J. 1844; ferner Kupfer, Messing, Alaun, Braunstein, Papier, leinene u. hanfene Zeuche. Die ganze Einfuhr wurde 1844 auf 17,487,000 Rthlr., die Ausfuhr auf 21,680,000 Rthlr. veranschlagt, so daß die Handelsbilanz zu S.s Vortheil seyn würde, wenn nicht ein bedeutender Schmuggel diesen Vortheil wieder aufhöbe. Die Länder u. Gegenden, nach welchen der auswärtige Handel S.s hauptsächlich geht, sind der Reihenfolge ihrer Bedeutung nach folgende: Großbritannien, die Hansestädte, Norwegen, Dänemark, Brasilien, Preußen, Finnland, Ostindien u. Rußland. Im J. 1844 liefen 5445 Fahrzeuge in schwedischen Häfen ein, darunter 3677 schwedische mit 101,763 Last, 839 norwegische mit 58,071 Last. Die Handelsflotte S.s bestand in demselben Jahre aus 940 Fahrzeugen von 64,274 Last, wovon sich 738 Stück von 58,390 Last mit dem auswärtigen Handel beschäftigten. Im J. 1850 bestand die schwedische Handelsmarine, ausschließlich der Dampfschiffe, aus 1205 Schiffen von einer Tragfähigkeit von 72,991 Last. Davon besaß:

Gothenburg	150	Schiffe	von	16,574	Last,
Gefle	107	"	"	11,475	"
Stockholm	116	"	"	10,997	"
Kalmar	127	"	"	4648	"
Uddewalla	98	"	"	3795	"
Gothland	69	"	"	2985	"
Hernösand	41	"	"	2894	"
Malmö	51	"	"	2233	"
Karlsham	22	"	"	1314	"
Karlskrona	17	"	"	975	"
die übrigen Städte	407	"	"	15,101	"

Das größte dieser Handelsschiffe trug 292 Last u. gehörte nach Gothenburg. An Dampfschiffen besaß S. 49 Stück mit zusammen 2500 Pferdekraft. Die nahe Verbindung S.s mit dem in der Schifffahrt sehr bedeuten=en Norwegen hat der schwedischen Schifffahrt großen Eintrag gethan, sowohl in dem Handel nach u. von dem eigenen Lande, als in der Frachtschifffahrt zwischen andern Ländern; doch besorgt die schwed. Handelsflotte noch immer 75% der Einfuhr u. 67% der Ausfuhr. Sehr wird die Verbindung mit dem Auslande durch die lebhafte Dampfschifffahrt nach Stralsund, Travemünde, Stettin, Kopenhagen, Petersburg, Finnland, Havre, Hull rc. befördert. Den Binnenhandel begünstigt zunächst das natürliche u. künstliche Wassersystem. In Bezug auf letzteres sind zu erwähnen: der Göthakanal, vielleicht das kühnste Werk dieser Art in der Welt, das die Fahrt aus der Nordsee (Kattegat) durch den Trollhättakanal nach der Ostsee möglich macht; der Södertelgekanal, zur leichteren Verbindung des Mälarsees mit der Ostsee u. Herstellung einer sichern Schifffahrt nach Stockholm, merkwürdig durch die Höhe seiner Durchgrabung, welche 100 Fuß beträgt; der Hjelmarkanal, zur Verbindung des Hjelmarsees mit dem Mälarsee; der Strömsholmskanal, zur Verbindung Dalekarliens mit dem Mälarsee. Auch sind als Beförderungsmittel des Verkehrs die winterlichen Schnee- u. Eisbahnen anzuführen, welche oft Verbindungen da herstellen, wo im Sommer nicht durchzukommen ist. Dagegen legen auch die Weite u. Unwirthbarkeit der ungeheuren Einöden, die Härte des Klimas, die Unschiffbarkeit der meisten Flüsse, der Mangel an guten Landstraßen dem Verkehr große Hindernisse in den Weg, besonders in den nördlichen Provinzen, wo alle diese Hindernisse in verdoppeltem Grade eintreten. Fahrende Posten fehlten vor 1821 gänzlich, seitdem sind aber einige angelegt worden, doch reist man gewöhnlich noch mit den sogenannten Skuts. Im Winter ersetzen leichte Rennschlitten die Wagen, wie überhaupt die Schlitten ein wichtiges Kommunikationsmittel sind. Von Diebstahl u. Räuberei weiß man auf den schwedischen Landstraßen nichts, u. der reisende Deutsche, der ängstlich seinen Koffer in die Stube nimmt, wird verlacht. Gegenwärtig sind mehre Eisenbahnen projektirt. Eine Linie wird bei Stockholm beginnen u. sich über Gefle, Westerås u. Nyköping hinziehen. Banken, Kanäle, Schifffahrt und Dampfschifffahrt im Innern auf den Flüssen, Seen u. Kanälen u. einige gute Straßen, wovon jede Hufe, mit Ausnahme der Rittergüter, ihr eignes Stück zu unterhalten hat, fördern den Binnenhandel, obgleich er durch die Entlegenheit der Ortschaften sehr erschwert wird. Transitohandel besitzt S. vermöge seiner Lage fast gar nicht. — Die wichtigsten Handelsstädte S.s im Innern sind: Oerebro, Karlstad, Falun, Jönköping u. Christiansstad; längs der Küsten Stockholm u. Gothenburg, ferner Norköping, Gefle, Nyköping, Malmö, Karlskrona, Kalmar, Wisby, Karlsham, Marstrand, Huddickswall, Hernösand. Das ganze Manufakturwesen u. alle Handelsangelegenheiten des Landes stehen unter dem königlichen Handelskollegium zu Stockholm, u. zur Förderung des Kunst- u. Gewerbfleißes besteht hier ein technologisches Institut, das von mehr als 200 Zöglingen besucht wird. Im J. 1847 erhielt S. eine neue Gewerb- u. Handelsordnung. Mit Deutschland stehen S. u. Norwegen in der innigsten Handelsverbindung. Deutschland bezieht von

diesen nördlichen Ländern bedeutende Massen von Bergwerksprodukten, wie Kupfer, Eisen u. Alaun, von Holz, wie tannene u. föhrene Breter, Latten, Stangen u. Sparren, von Fischereiprodukten, wie Thran, Stockfische, Häringe 2c., u. versorgt dafür jene Länder mit Manufaktur-, Fabrik- u. Kolonialwaaren, Möbeln, Hausgeräth, Wein u. A. Ein liberales Zollsystem u. Abstellung der Mißbräuche, welche bei Gelegenheit von Werthdeklarationen von den schwedischen Zollbeamten mit ihrer Amtsgewalt, wonach sie gegen Erstattung des vom Deklaranten angegebenen Werthes die zu verzollende Waare acquiriren können, häufig gemacht werden sollen; Hinwegräumung mancher lästiger Kontrolemaßregeln, Aufhebung der Ausfuhrzölle u. Verminderung des bureaukratischen Bevormundungssystems, durch welches der schwedische Bergbau vielfach an seiner Entwickelung gehindert wird, würden sehr zur Belebung des Verkehrs mit diesen Ländern beitragen können. Der deutsche Handel bedient sich sehr vieler schwedischer u. norwegischer Schiffe, welche regelmäßig zwischen deutschen Häfen einerseits u. englischen, französischen, spanischen, italienischen, amerikanischen u. ostindischen Häfen andererseits fahren. Gegenseitiger Vortheil u. Verdienst weist Skandinavier u. Deutsche auf einander an, weshalb es um so mehr zu beklagen war, daß durch den dänisch-deutschrn Krieg, in welchen sich ganz unberufen u. unvernünftig der König von S. im Laufe des Jahres 1848 einmischte, die Interessen beider Nationen so schwer gekränkt wurden.

Die Hauptseeplätze S.s sind:

a) Stockholm.

Im Jahre 1846 wurden von hier verschifft:

Eisen	380,000	Schiffspfd.
Stahl	7,000	,,
Blei	226	,,
Kupfer	5,572	,,
Alaun	2,824	,,
Kobalt	8,100	,,
Theer	26,500	Tonnen.
Pech	3,200	,,
Breter	33,000	Dutzend.
Getreide	26,500	Tonnen.

Außer den Schiffen von und nach Finnland u. den Küstenfahrern sind in diesem Jahre 460 Schiffe v. z. 27,049 Last angekommen u. 539 Schiffe v. z. 30,654 Last abgegangen.

Der Flagge nach befanden sich darunter:

	angekomm.	abgegang.
Schweden	295	429
Norweger	46	53
Finnländer	15	7
Russen	2	2
Dänen	25	25
Preußen	2	2
Oldenburger und Hannoveraner	16	16
Holländer	5	5
Belgier	2	2
Engländer	13	13
Franzosen	37	37
Hamburger	1	1
Bremer	1	1
Summa	460	593

b) Gefle.

Wir führen hier die Schifffahrt Gefle's im J. 1847 auf, um zu zeigen, welche Gegenden das dortige Geschäft aufzusuchen pflegt. Im J. 1847 kamen hier vom Auslande, Norwegen mit inbegriffen, im Ganzen 83 Seeschiffe an, 45 beladene u. 38 in Ballast, nämlich:

	Schiffe
von Terraveya	6
,, St. Ubes	6
,, Lissabon	1
,, Honfleur	2
,, La Rochelle	1
,, Havre	2
,, London	6
,, Newkastle	1
,, Hull	1
,, Cork	1
,, Christiania	1
,, Porsgrund	1
,, Kopenhagen	4
,, Helfingör	1
,, Stettin	4
,, Guernsey	1
,, Antwerpen	4
,, Amsterdam	3
,, Bremen	2
,, Hamburg	2
,, Lübeck	1
,, Arendal	7
,, Stavanger	2
,, Grimstadt	2
,, Bergen	3
,, Riga	7
,, St. Petersburg	1
,, Wasa	2
,, Abo	1
,, Aland	7

Es gingen ab 99 Schiffe, nämlich:

	Schiffe
nach Montevideo	2
,, Rio de Janeiro	1
,, Neuyork	3
,, d. Mittelmeere	2
,, Livorno	1
,, Barcelona	7
,, Marseille	7
,, Gibraltar	7
,, Cette	1
,, Havre	2
,, Boulogne	1
,, Dieppe	1
,, England	34
,, der Nordsee	1
,, Kopenhagen	14
,, Kiel	1
,, Riga	3
,, St. Petersburg	1
,, Wasa	1
,, Abo	1
,, Nystad	1
,, Aland	7

Von diesen Schiffen waren im Ganzen 92 beladen u. 7 in Ballast.

c) Gothenburg.

	angekommen	abgegangen.
Schifffahrt 1846	1100 Schiffe,	1070 Schiffe.
,, 1847	1181 ,,	1162 ,,

Ausgeführt wurden im J. 1847:

Eisen im Ganzen	205,581	Schpfd.	15	Lpfd.	10	Pfd.,	davon:
nach England	91,553	,,	19	,,	17	,,	
,, Amerika	69,058	,,	6	,,	13	,,	
,, Deutschland	16,224	,,	8	,,	15	,,	
,, Frankreich	11,541	,,	3	,,	15	,,	
,, Dänemark	6,801	,,	3	,,	5	,,	
,, Ostindien	5,274	,,	17	,,	—	,,	
,, Afrika	2,447	,,	7	,,	5	,,	
,, Brasilien	2,196	,,	5	,,	15	,,	
,, Norwegen	261	,,	4	,,	15	,,	
,, Portugal	250	,,	4	,,	—	,,	
,, Spanien	149	,,	1	,,	—	,,	
,, Holland	93	,,	14	,,	10	,,	

Holz: Balken	30,774	Stück
Spieren	9,445	,,
Latten	27,883	,,
Planken-Enden	33,018	Zwölfter
Planken	227,090	,,

Am bedeutendsten hat sich in der neuesten Zeit die Exportation von Planken gehoben, sie betrug an Zwölftern:

1838	118,400
1839	148,653
1840	140,636
1841	131,886
1842	105,840
1843	121,847
1844	134,327
1845	180,457
1846	191,713
1847	227,090

während sie bis zum Jahre 1836 höchstens 94,000 im Jahre betrug.

S.s Handel, wie dem der übrigen Ostseeländer, ist es zu wünschen, daß die dänischen Passagezölle im Sunde u. den Belten recht bald beseitigt werden. Die materiellen Kräfte S.s selbst würden aber bei einer gleichmäßigen Steuerbelastung aller Stände, Aufhebung der Privilegien der Geistlichkeit und des Adels, Enthebung des Bauernstandes von der alleinigen Uebernahme des Kriegsdienstes u. s. w. sich bedeutend mehr noch entwickeln können. Bezeichnend für die Zustände S.s ist, was Mügge in seinen „Skizzen aus dem Norden" darüber sagt: „Die Gesammtheit der Zustände Schwedens bedarf der Reformen, u. hier sowohl wie in andern Ländern ist es an der Zeit, nicht bloß in Armengeldern u. Arbeitshäusern die wahren Mittel der Besserung zu erblicken, sondern zu prüfen, ob der eigentliche Grund des Pauperismus, des Elends, der Verwilderung u, der Verbrechen nicht in der Zusammensetzung des Ganzen, in der Vertheilung des Besitzes, in der Besteuerung, in der Ungleichheit der Rechte, in der gesetzlichen Auferziehung einer großen Klasse von Parias liegt, die systematisch dazu verdammt sind, elend u. verbrecherisch zu seyn u. zu werden, während man von ihnen Tugend u. jegliche Moral verlangt u. durch Zuchthäuser ihnen diese zu verschaffen gedenkt."

Von Norwegens Seeplätzen heben wir hervor:

d) Bergen.

Bergens Handel u. Schifffahrt im Jahre 1846.

Einfuhr.

Baumwolle	15,468	Pfund.
Baumwollen-Garn	99,600	„
Baumwollen-Waaren	151,704	„
Branntwein	63,529	Pot.
Bleiweiß	85,677	Pfund.
Dachziegel	1,134,182	Stück.
Erbsen	2,565	Tonnen.
Essig	29,494	Pot.
Gerste	84,960	Tonnen.
Gerstengraupen	2,834	„
Hafer	2,304	„
Hanf	1,491,537	Pfund.
Häute	622,045	„
Hopfen	49,276	„
Käse	31,907	„
Kaffee	601,447	„
Heede	166,579	„
Leinen-Waaren	147,337	„
Leinen-Zwirn	11,177	„
Lein	28,083	„
Leim	4,666	„
Mannagraupen	23,601	„
Mandeln	10,069	„
Mauersteine	183,320	Stück.
Meth	44,999	Pot.
Malz	9,481	Tonnen.
Olivenöl	327	Pfund.
Papier	26,252	„
Pfeffer	2,902	„
Pflaumen, geb.	33,299	„
Reis	55,787	„
Rosinen	69,820	„
Rum	9,982	Pot.
Roggen	48,173	Tonnen.
Seife	144,789	Pfund.
Salz	184,868	Tonnen.
Samenöl	111,586	Pfund.
Steinkohlen	19,920	Tonnen.
Sirup	674,521	Pfund.
Tabak	595,685	„
Thee	6.102	„
Segeltuch	143,826	„
Tonnenreife	4,256,795	Stück.
Weizen	7,809	Tonnen.
Wein	192,418	Pot.
Wollen-Garn	1,806	Pfund.
Wollen-Waaren	59,920	„

Ausfuhr.

Getrocknete Fische	533,452	Waag.
Häringe	281,257	Tonnen.
Klippfische	158,800	Waag.
Rogen	15,947	Tonnen.
Thran	36,702	„

Angekommene Schiffe im Jahre 1846.

973 Schiffe v. z. 58,472 Tonnen, darunter:

Norweger	542
Schweden	84
Dänen	147
Holländer	67
Hannoveraner	55
Spanier	15
Preußen	12
Engländer	10
Russen	13
Belgier	10
Bremer	4
Neapolitaner	2
Franzosen	2
Oesterreicher	1
Sardinier	1
Oldenburger	7
Mecklenburger	1

e) Christianssand.

Handel im Jahre 1847.

Es kamen an vom Auslande 91 Schiffe u. gingen 117 wieder dahin aus. Die Ausfuhr bestand aus folgenden Waaren: 20,600 Waag Dorsche u. 244,232¾ Waag Klippfisch, bei deren Ausfuhr sich 18 norwegische u. 32 spanische Schiffe betheiligten. Ferner wurden ausgeführt: 7451 Tonnen Häringe, 1877¼ Tonnen Rogen u. 2118½ Tonnen Thran, so wie 2072⅔ Last Holzwaaren. Die Einfuhr bestand hauptsächlich aus: 7522 Pfd. ungefärbt Baumwollengarn, 4291 Pfd. ungebleicht Halbleinen, 2802 Pfd. bedruckte u. 4577 Pfd. sonstige Baumwollenwaaren, 2738 Pfd. Zeuche von Baumwolle ꝛc., 5315 Pot Branntwein, 90,235 Pfd. Kaffee, 74,219 Pfd. Hanf, 19⅔ Schffpfd. Eisenketten u. Anker, 7613 Pfd. Eisenwaaren, 7187 Pfd. eiserne Grapen, 3378 Tonnen diverses Getreide, 47,342 Pfd. Weizenmehl, 13,607 Lpfd. Roggenmehl, 11,275 Pfd. Leinsamen, 6563 Pfd. Reis, 14,495 Tonnen Salz, 14,879 Pfd. Segeltuch, 52,322 Pfd. Sirup, 6202 Pfd. Sohlenleder, 65,380 Pfd. raffin. Zucker, 17,050 Pfd. Farinzucker, 1013 Pfd. Thee, 34,399 Pfd. Tabaksblätter, 3211 Pfund wollene Waaren u. 16,511 Pot Wein.

f) Schiffsverkehr der Finnmarken 1846.

Tromsö und Hammerfest.

Von und nach:	Angekommen zu				Abgegangen von			
	Tromsoe.		Hammerfest.		Tromsoe.		Hammerfest.	
	Sch.	Last.	Sch.	Last.	Sch.	Last.	Sch.	Last.
Rußland	30	862	158	3341	33	1020	170	4531
Dänemark	3	127	4	160	2	47½	3	132½
Oesterreich	—	—	—	—	15	723	3	200
Bremen	4	151	2	148½	3	82	—	—
Schweden	2	101½	4	158	3	179½	6	221½
Preußen	—	—	—	—	2	40½	—	—
Holland	4	148	6	251	8	293½	7	275½
England	4	187½	15	1324	—	—	2	74½
Belgien	1	41	2	66	—	—	1	30½
Hamburg	16	656½	13	553	4	136	7	234½
Neapel	—	—	—	—	1	41	2	94½
Livorno	—	—	—	—	1	48½	3	156
Genua	—	—	—	—	—	—	5	214
Frankreich	—	—	—	—	1	41	—	—
Portugal	2	127	1	67	—	—	—	—
Summa	66	3401½	205	6068½	73	2652½	209	6164½

Wadsö und Wardö.

Von und nach:	Angekommen		Von und nach:	Abgegangen	
	Sch.	Last.		Sch.	Last.
Rußland	45	429	Rußland	47	539
Dänemark	4	228	Königreich beider Sicilien	3	160
England	2	110	Dänemark	1	68
Summa	51	767	Summa	51	767

Rechnungsverhältnisse: s. Stockholm.

Bevölkerung. Nach dem Berichte der königlichen Tabellen-Kommission hat sich die Volksmenge S.s vom Jahre 1845 bis zum Jahre 1848 von 3,316,536 Personen auf 3,399,341 Personen vermehrt, u. zwar bis 1846 um 27,020, bis 1847 um 19,774, bis 1848 um 36,011 Personen. Im Durchschnitt wohnen auf 1 □Meile etwa 420 Seelen, 57 in den menschenleersten, 3700 in den bevölkertsten Gegenden. Die Einwohner, wovon gegen $^{7}/_{9}$ dem Ackerbau sich widmen, gehören, mit Ausnahme der Juden, im Allgemeinen dreierlei Volksstämmen an, den Schweden, Finnen u. Lappen. Die eigentlichen Schweden sind die Hauptmasse des Volks; sie sind Nachkommen der alten Skandinavier, des germanisch-celtischen Volksstammes, dem auch die Norweger u. Dänen angehören. Man unterscheidet unter ihnen wieder Schweden, Ostgothen und Westgothen. Im Allgemeinen sind die Schweden ein moralisch- und physisch-kräftiger, unverdorbener Menschenschlag. Der Schwede hat in der Regel eine hohe, schlanke Gestalt, eine weiße und geschmeidige Haut, braunes oder blondes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge und blaue Augen, die besonders bei dem weiblichen Geschlecht einen oft seelenvollen Ausdruck haben. Die Männer sind wohlgebaut, dauerhaft, abgehärtet. Beide Geschlechter zeichnet eine gewisse Leichtigkeit und Grazie in der Bewegung des Körpers aus, und man könnte in dieser Beziehung den Schweden den „Franzosen des Nordens" nennen. Die Grundlage des schwedischen Charakters ist der nordische Ernst. Hauptzüge desselben sind unerschütterliche Liebe für Religion, Vaterland, Gesetz und Freiheit, gewissenhafte Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, ein hoher Grad von Sittlichkeit überhaupt, Seelenkraft, Muth und Selbstgefühl, herzliche Gastfreundschaft, Mildthätigkeit, heller Geist, schnelle Fassungsgabe und scharfe Urtheilskraft. Nationalfehler sind Phlegma und Langsamkeit, Neigung zum Genuß geistiger Getränke, die jedoch durch die Mäßigkeitsvereine im Abnehmen ist, und ein allgemeiner Hang zum äußerlichen Prunk. Etwas Eigenthümliches haben die Dalekarlier in Gesichtsbildung, Sprache, Körperbau und Sitten. Ihr unfruchtbarer Boden nöthigt sie, ihre Nahrung größtentheils außerhalb der Grenzen ihrer Heimath zu suchen; trotzdem behalten sie ihre Sprache, Kleidung, Sitten und ihren eigenthümlichen Charakter bei. Nach der Saat- und Erntezeit gehen die Männer auf Handarbeit ins Ausland und machen zuweilen einen Weg von 60 bis 70 Meilen nach den Lappmarken, wo sie zum Theil in den Hüttenwerken arbeiten. Zu den Zeiten solcher Wanderungen sieht man sie oft in großen Zügen mit ihren Bündeln und mit einer lauten Fröhlichkeit dahinziehen. Sie sind sehr stolz auf ihre patriotischen Großthaten unter Gustav Wasa und im Gegensatz gegen die übrigen Schweden von sehr fröhlicher und witziger Laune. In Stockholm hält man diese Thalbauern meist zum Spalten und Sägen des Brennholzes und zu andern Handarbeiten in den Häusern, Straßen und Gärten. Zu Hause fabriciren sie Aexte, Sensen, Sägen und verschiedenes hölzernes Geräthe. So wie sie dem Branntweintrinken sehr ergeben sind, so auch dem Tabakrauchen und Kauen. Im Allgemeinen leben die Schweden in Essen und Trinken

gut; die schwedische Küche ist berühmt. Das Bier vertritt meistens die Stelle des sehr theuern Weins, es gibt Dünnbier und Doppelbier; auch Milch wird bei Tisch getrunken. Der Porter wird von Götheborg aus ins ganze Reich versendet. In Stockholm ist der Weinluxus zu Hause und der gewöhnliche Tischwein ist Porto und Madera, auch französische Weine. Die Toasts sind sehr gewöhnlich und oft von Gesang begleitet. Das Vesperbrod (Aftongard) ist besonders in den nördlichern Gegenden eingeführt. Der Kaffee, sehr gut zubereitet, ist das gewöhnliche Morgengetränk. Wildbraten, besonders Wildgeflügel und Fische sind sehr gewöhnliche Gerichte. Vom Brod ist schon oben gesprochen worden. Den Anfang der Tafel, bevor die Gäste sich setzen, macht in Häusern nach alter Art ein Imbiß von mit Butter bestrichenem Knökebröd und dazu ein Gläschen Schnaps, den man in S. auf einen Schluck trinkt, da man es für unanständig hält, mehre Schlucke hinter einander zu nehmen; dann ißt man sitzend Fische, Krebse, gesalzenes u. geräuchertes Fleisch und andere den Appetit reizende Sachen, und hinterher gebratnes Kalbs- (Kalf-) und Schöpsenfleisch (Lammstek), selten Rindfleisch (Oxstek), nachher Milch oder kalte Schale oder Bouillon, selten Suppe, zuletzt Gebacknes; eine beliebte Speise ist Ost (Bierkäse, $\frac{2}{3}$ Milch mit $\frac{1}{3}$ Bier gekocht). — Die Wohnungen sind in den verschiedenen Theilen des Landes verschieden, nur in den größeren Städten, Stockholm, Gothenburg, Gefle ꝛc., von Stein, auf dem Lande (selbst die Sitze der Adeligen) und in den kleinen Städten sind die Häuser gewöhnlich von Holz (daher die Feuersbrünste so verheerend sind), aber geräumig, im Süden oft bunt angemalt; der Stubenboden wird mit weißem Sand ausgestreut und mit grünen Reisern belegt. — Die Sitten und Gebräuche der S. haben manches Eigenthümliche, besonders bei Hochzeiten und Beerdigungen. Erstere erfordern viel Aufwand, und die Bräute erscheinen ungemein geschmückt. Eigenthümlich sind hierbei die Wiegengabe, das Kronabtanzen und der Kampf. Die Begräbnißschmäuse sind allwärts üblich (Graföl genannt). Auch bestehen die Kommnächte, das Kiltgehen der Schweizer, besonders in Norrland, wobei es jedoch nicht unzüchtig hergehen soll. Wo die Sitte der Ehrennächte herrscht, soll sich sogar das weibliche Geschlecht durch ächt weibliches Zartgefühl auszeichnen. Es läßt sich erwarten, daß ein Volk sich durch Sittlichkeit auszeichnet, dem Religion und Kirche die höchsten Güter des Lebens sind, wie den Schweden. Ehescheidungen sind hier sehr selten, eben so selten Diebstähle; selten hört man fluchen und schwören. Der Sonntag wird sehr heilig gehalten und selten die Kirche versäumt. Gustav III. wollte eine Nationaltracht, besonders bei Hofe, einführen, die durchaus schwarz und von Seide war; sie bestand aus einem bis auf die Hüften reichenden Wams mit Schößen, die Aermel aufgeschlitzt, einem Mäntelchen, einem runden, an der einen Seite aufgeschlagenen Hut, einer breiten Schärpe, kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen mit einer Rose und einem Degen. Noch unter Gustav IV. trugen sie die Kammerherren im Dienst, später ward sie vergessen. Eigenthümliche Tracht findet man noch in Süd-S., und besonders in Dalekarlien, in den Städten ist ganz die deutsch-französische Modetracht angenommen. Die Weihnachten sind ein kirchliches und häusliches Fest mit sonderbaren Gebräuchen. Zu den allgemeinen Volksfesten gehört die Feier des 1. Mai und des Johannistages. Das gesellige Leben hat in S. viel Angenehmes und Freundliches und ist zumal unter dem weiblichen Geschlechte sehr zwanglos. Man tanzt gern, viel und gut. Das Kartenspiel ist bei ältern Leuten eine beliebte Unterhaltung. Die gesellschaftlichen Vergnügungen sind aber, besonders im Norden, wegen der großen Entfernung der Wohnplätze, sehr sparsam. In S. zeigt sich auffallend die große Gastfreiheit des Nordens. Ein Südländer hat keinen Begriff von derselben; überall ist man als Fremder willkommen, und Alles wird mit herzlicher Bereitwilligkeit dem Gaste gereicht. Besonders sind es die Prediger, die diese schöne Tugend in ihrem ganzen Umfange ausüben. Die schwedische Sprache gehört zum germanischen Sprachstamm und theilt sich in den schwedischen und gothländischen Dialekt. Das Schwedische ist schwer verständlich für den Deutschen. Eine ganz eigenthümliche Sprache ist die der Dalekarlier; sie kommt dem alten Gothischen am nächsten. — Die Finnen finden sich jetzt, nachdem Finnland an Rußland abgetreten worden ist, nur als Eingewanderte in einigen Provinzen S.s, besonders in Westerbotten und in den Lappmarken. Es mögen ihrer aber nicht viel über 7000 seyn. Die Lappen sind Stammverwandte der Finnen, aber doch ein eigenthümliches Volk, welches sich unvermischt mit seinen Nachbarn erhalten hat. Denn eine Heirath zwischen Lappen und Nichtlappen gehört zu den Seltenheiten. Das schwedische Lappland umfaßt den großen Länderstrich, der sich zwischen 64° bis 68° der Polarhöhe, zwischen Norwegen und Rußland ausbreitet (2000 □Meil.). Von den eigentlichen Lappen, die sich Sami (und ihr Land Samiland) nennen, wohnen auf dieser Landesstrecke nur etwa 9000 Seelen. Die übrige mehr als doppelt so große Volkszahl besteht aus schwedischen und finnischen Kolonisten. In Norwegen werden diese Bewohner durchaus Finnen genannt, in S. aber Lappen; diesen Namen achten sie für eine Beleidigung, am liebsten hören sie sich Finnen nennen; in der edlern Sprache nennt man sie Fjällman, d. h. Gebirgsvolk. Alle schwedischen Lappen sind Christen, und die letzten Ueberreste heidnischen Aberglaubens sind wahrscheinlich jetzt verschwunden. Die lappische Sprache ist weich, der finnischen ähnlich und hat mehre Dialekte; arm ist sie an abstrakten Begriffen. Die Lappen zerfallen nach den Distrikten (Lappmarken) und nach den Dorfgebieten in mehre Stämme. Nach ihrer Lebensart aber unterscheidet man 3 Klassen:

1) Die Fjälllappen, die den ächten Grundstamm und die größte Zahl dieses Volkes ausmachen. Sie führen ein wanderndes Leben und ziehen unaufhörlich mit ihren Rennthierheerden umher. Im Frühjahre steigen sie die Gebirge empor, kommen häufig nach Norwegen herüber und lassen ihre Thiere vom Meerwasser saufen; gegen den Herbst ziehen sie wieder zurück, und den Winter bringen sie gewöhnlich in der Nähe einer Kirche zu, wo sie am längsten wohnen und gleichsam ihre Heimath haben. Ihre Hütten, Kotten genannt, bestehen aus konisch zusammengestellten und verflochtenen Stangen, mit Rasen und grobem Tuche bedeckt; der Eingang ist ein niedriges Loch, durch welches man kriechen muß. In der Mitte brennt immerwährendes Feuer, schon der Mücken wegen, und um dieses herum liegen sie auf Rennthierfellen, Kinder u. Hunde, Alles unter einander. Ihre Rennthiere sind ihnen Alles; wer nur 60 oder 70 Stück besitzt, ist ein armer Mann; mit 2—300 Thieren lebt eine Familie gemächlich; reichere haben wohl an 2000. Sie lieben das Geld, aber bei ihrer Lebensart müssen sie es, um es zu sichern, vergraben, und so sterben viele, von denen man wußte, daß sie mehre 1000 Thaler besaßen, ohne daß ihre Erben diese Schätze heben könnten. Die Fjälllappen leben übrigens von dem Fleische und der Milch ihrer Thiere, von den Beeren u. was die Jagd ungesucht liefert, im Ganzen besser, als manche ärmere schwedische Bauern. 2) Die Wald- und Fischlappen führen ein minder unstetes Leben; sie wohnen in Hütten, die noch schlechter sind, als die der Fjälllappen, und jeder besitzt deren mehre, theils in den Wäldern zum Winteraufenthalt, theils an Flüssen und Seen für den Sommer. Sie besitzen, außer einigen Rennthieren, gewöhnlich einige Kühe, Ziegen und Schafe; Fische aber, deren Fang sie im Sommer über beschäftigt, sind ihre Hauptnahrung; es ist erstaunlich, welche Menge getrockneter Fische sie statt des Brods auf einmal genießen können. Dabei sind sie fleißigere Jäger, als die Fjälllappen. Mancher verarmte Fjälllappe wird aus Noth zum Fischlappen; sobald er aber nur so viel erübrigt, um sich wieder mehre Rennthiere anschaffen zu können, kehrt er zu dem Nomadenleben zurück. 3) Die Kirchspiellappen oder Soknelappen (Bettellappen) sind solche, die einzeln unter den Schweden leben; sie sind die ärmsten und elendesten von allen. Von den Schweden verachtet und nur aus Mitleiden geduldet und zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht, werden sie von ihrem eigenen Volke als der Auswurf der Menschheit betrachtet. Die Lappen sind zwar, wie erwähnt, jetzt alle zum Christenthum bekehrt, aber bei ihrer unsteten Lebensart u. der Unbekanntschaft der meisten schwedischen Prediger mit ihrer Sprache mag ihr Christenglaube wohl nur eine andere Art von heidnischem Aberglauben seyn. Die Lappen schmelzen in neuern Zeiten immer mehr zusammen und werden wahrscheinlich einst ganz verschwinden. Schon jetzt beklagen sie sich, daß sie von den Quänern in immer engere Grenzen eingeschlossen werden. Diese Quäner sind Auswanderer aus Finnland, welche schon vor mehr als einem Jahrhundert, von den Russen gedrängt, ihr Vaterland verlassen und sich nach dem höhern Norden zurückgezogen haben. Sie sind, wie ihre Landsleute, die Finnländer, ein wohlgebautes, fleißiges Volk; sie haben den Ackerbau mit Glück in Gegenden versucht, wo man früher nie daran dachte; schon jetzt machen sie die größere Volkszahl in den norwegischen und schwedischen Finnmarken aus und werden vielleicht einst nicht allein die Lappen, sondern auch die Norweger daraus verdrängen. So wie der Norweger den S. haßt und den Dänen verachtet, den er Jüte nennt, so verachtet der Schwede den Dänen, von dem er dagegen gehaßt wird. Die Schweden hatten in frühern Zeiten, wenigstens die höhern Stände, eine entschiedene Vorliebe für alles Französische, was ihrer französischen Königsdynastie sehr zu Statten kommt. Die Schweden wie die Norweger zeigen, wie meist alle isolirt lebenden Menschen, viel Anlage zu mechanischen Künsten. Bei der Jagd auf den beschneiten Bergen bedient man sich zweierlei Art von Schneeschuhen. Die einen, Trysgar genannt, bestehen aus einem hölzernen, tellerartigen Flechtwerk von etwa 1' Durchmesser, welches man unter den Füßen befestigt, um nicht einzusinken und steile Abhänge besteigen zu können. Auch die Pferde gewöhnen sich mit solchen Trygs zu laufen. Die andere Art heißt Skid und besteht aus einem langen schmalen, etwas gebogenen Stück Tannenholz, welches unter den Füßen befestigt wird. Der linke Skid ist wohl 4 Ellen lang, der rechte nur die Hälfte; auf dem erstern ruht der Läufer vorzüglich, der rechte dient mehr zum Fortstoßen, zu Klemmen, auch wohl den zu schnellen Lauf zu mäßigen, weshalb er gewöhnlich unten mit einem Stück Rennthierfell besetzt ist. Man kann sich damit so schnell als der geübteste Schlittschuhläufer bewegen.

Geistige und sittliche Kultur. Wir geben zunächst eine Darstellung des schwedischen Bildungs- und Schulwesens (nach der darmstädter Allgemeinen Schulzeitung vom J. 1850). Daß das schwedische Bildungs- und Schulwesen bisher in Deutschland so wenig besprochen worden ist, kommt hauptsächlich daher, daß der Norden weit seltener besucht wird, als der Süden, und das schwedische Volk selbst ein zu stilles, zurückgezogenes und darum von andern Völkern nicht genug beobachtetes Volk ist, wiewohl von demselben manches Gute zu lernen wäre. Im Allgemeinen stimmt man darin überein, daß S. zwar ein armes Land ist, aber sehr gebildete Einwohner und ein so aufgeklärtes Volk hat, wie nur irgend ein anderes Land. Das schwedische Volk ist gebildeter, als so manches andere, obgleich reichere und in jeder Hinsicht begünstigtere. Es ist gebildeter, als das russische, französische und englische, und nur für die Niederlande, für Dänemark und Deutschland möchte der Vergleich günstig ausfallen, dies jedoch nur durch die Schuld des Mangels an Mitteln und mancherlei störender Lokalverhältnisse,

namentlich des zu Zerstreutwohnens der Bauern und der davon mit abhängigen Schwierigkeit des Schulbesuchs auf dem Lande. Im Winter ist es vielen Kindern unmöglich, die Schule zu besuchen, und nur die Kinder des Ortes, der die Schule hat, können es. Doch fallen in diese Jahreszeit gewöhnlich die Schulferien, die vier Monate lang währen, weshalb der größere Theil der schwedischen Jugend die Schule das ganze Jahr über nur einige Monate besucht. Dessen ungeachtet lernen auch diejenigen Kinder, welche die Schule nur in der mittlern Jahreszeit besuchen können, wenigstens lesen und schreiben, und im Christenthum ist jeder Schwede so weit unterrichtet, daß er von seinem Glauben Rechenschaft zu geben vermag; denn ohne diese Kenntnisse wird in S. kein Jüngling und keine Jungfrau konfirmirt. Auch wenn die Jugend der Schule entlassen ist, findet sich bei derselben noch eine große Lust zum Lernen, und mit rühmlichem Eifer arbeitet sie an den kleinern und jüngern Geschwistern der Schule in die Hände, wie sich denn überhaupt hier die Erwachsenen, und namentlich die Aeltern, an den langen Winterabenden gern und viel mit dem Unterricht der Kinder abgeben, besonders auf dem Lande. Zu diesem häuslichen Unterricht legt die schwedische Schuleinrichtung schon selbst den Grund, und die ganze Staatsverfassung übt ihren wohlthätigen Einfluß darauf aus. Wenn aber auch der schwedische Bauer im Allgemeinen nicht so vielerlei lernt, als in unsern deutschen Volksschulen gelehrt wird, so lernt er doch gerade das, was er braucht, und zwar so gründlich, daß es sein völliges Eigenthum wird. Doch gibt es auch viele unter den schwedischen Landleuten, die eine wahrhaft wissenschaftliche Bildung genossen haben, denn die reichen Bauern schicken nicht selten ihre Söhne sogar auf die Universität, ohne sie für den gelehrten oder geistlichen Stand zu bestimmen. Der Grund hiervon liegt in dem Umstande, worin übrigens jeder schwedische Bauer von eigenem Grundbesitz einen Ansporn findet, daß Keiner, sey er auch wer er wolle, reich oder arm, vornehm oder gering, als Vertreter auf dem Reichstage erscheinen darf, der nicht wenigstens lesen, schreiben und rechnen kann und in dem Reichsgesetzbuch bewandert ist. Unter den Anstalten für die wissenschaftliche Bildung stehen die beiden Universitäten zu Upsala und Lund obenan. Außerdem sind noch mehre königl. und Privatakademien für Wissenschaft und Kunst und darauf günstigen Einfluß ausübende Gesellschaften, Bibliotheken und Institute zu bemerken, namentlich in Stockholm, Upsala, Lund, Gothenburg und Skara. Die wichtigsten Gymnasien sind in Stockholm, Linköping, Wexjö, Kalmar, Gothenburg, Skara, Hernösand und Gefle. Mehre Städte zeichnen sich auch durch milde Stiftungen aus, wie Wadstena und Stockholm. Mehr über das höhere Unterrichtswesen &c. s. unten. Besonders wichtig aber sind die Volksschulen, deren jede Stadt eine oder mehre und jeder Bezirk, jede Landschaft, jedes Län, jedes Hofdingtoin und Kirchspiel eine verhältnißmäßige Anzahl hat. Von den angesehenern Familien haben jedoch viele ihren besonderen Hauslehrer. Obenan steht Stockholm, dessen Schulen sich in einem recht guten, wenigstens viel bessern Zustande befinden sollen, als früher. In den meisten Schulen wird hier kein Schulgeld bezahlt, und ebenso ist auch der Unterricht in dem Gymnasium frei. Die auch hier allgemein eingeführten Schulferien von 5 Monaten sind offenbar zu lang; eben so ist es mit den Universitätsferien. Unter den hiesigen Schulen ist auch eine deutsche Schule, die zu den andern Schulen etwa in dem Verhältniß steht, wie das französische Gymnasium in Berlin zu den andern Schulen und Lehranstalten dieser Stadt. Beide Schulen wurden ursprünglich von Kindern der Fremden, werden aber jetzt größtentheils von Einheimischen besucht, um desto besser die fremde Sprache zu erlernen, denn man achtet in S. die deutschen Bücher außerordentlich hoch, ohne jedoch blind nachzubeten und die eigene Kraft zu ersticken. Darum wird auch in allen Gymnasien des Landes deutsch gelehrt, und die deutschen Klassiker werden darin mit großem Interesse gelesen und erklärt. Aber auch andere deutsche Bücher werden in S., besonders wenn darin von S. selbst die Rede ist, eben so vielfältig gelesen, als in Deutschland selbst. Das große Waisenhaus in Stockholm haben 1753 die Freimaurer angelegt. Besonders aber ist in Stockholm die Turnanstalt zu bemerken, welche das eigentliche gymnastische Centralinstitut für ganz S. bildet. Der Gründer desselben war der berühmte Turnlehrer Ling. Hier turnt nicht bloß die Jugend, hier üben sich auch Erwachsene, und selbst Kranke kommen, suchen und — finden Genesung. Ein Hauptzweck des Instituts aber ist die Ausbildung von Turnlehrern für ganz S., damit schon bei der Erziehung der Jugend des Landes für Heranbildung eines tüchtigen Militärs mitgesorgt werde. Die Anleitung erfolgt in 2 Semestern, in welchen zugleich anatomisch-physiologische Vorlesungen gehalten werden und Anatomie auch praktisch betrieben wird. Noch ist eine gute und besonders stark besuchte Erziehungsanstalt in der Nähe von Stockholm zu erwähnen, die vor etwa 12—15 Jahren nach dem Muster der hillschen Schulen in London und Birmingham errichtet wurde, sich aber im Wesentlichen nur wenig von den übrigen schwedischen Schulen unterscheidet. Was das Volksschulwesen des Landes im Ganzen betrifft, so scheint man hier eine besondere Vorliebe für die Lancasterschule zu haben, und somit hat denn das schwedische Volksschulwesen viel Aehnlichkeit mit dem dänischen, nur daß dasselbe in Dänemark etwas abgeschliffener ist. In S. hat diese Schuleinrichtung mehr noch ihre ursprüngliche Gestalt behalten und allerdings manches Mangelhafte, denn die (bell-) lancastersche Lehrmethode führt immer nur zu einer mechanischen Fertigkeit und einem rein positiven Wissen; aber hierin liegt vielleicht gerade ein Grund mit von dem Umstande, daß man in

der schwedischen Bildung eben so vergeblich nach französischer Verschmitztheit und britischer Industrie, wie nach deutscher Grübelei sucht. Der schwedische Gelehrte liebt mehr das Klare, als Tiefe, und überall zeigt sich in der schwedischen Bildung ein unverkennbares Streben nach dem Gediegenen, Soliden und Ehrenhaften. Nirgends ist eine Spur von jener spitzfindigen Sophisterei, die alles Heilige so gern verleugnet; denn Gottesfurcht ist hier auch bei dem Gelehrten seiner Weisheit Anfang. Alles hängt der Alt- und Rechtgläubigkeit der rein lutherischen Kirche nach dem apostolischen und augsburgischen Glaubensbekenntnisse an, doch herrscht überall Denk- und Redefreiheit; aber so wenig sich hier Spuren des Unglaubens finden, eben so wenig findet sich eine Spur von religiöser Schwärmerei. Zwar hat S. einen Swedenborg gehabt; aber seine Anhänger, hier schon längst verschwunden, vermochten sich gerade in S. am wenigsten zu erhalten, trotz der schwedischen Toleranz. — Die Gymnastik bildet einen wesentlichen Unterrichtszweig in der Erziehung und Heranbildung der schwedischen Jugend und trägt jedenfalls viel mit zu dem frischen und freundlichen Ansehen der schwedischen Jugend bei, an der namentlich auch Reinlichkeit und Ordnung gerühmt wird. Ueberhaupt steht in der Gymnastik jedes Land und Volk S. nach. Es ist aber dieser Unterrichtszweig kein erst neulich aufgenommener, denn schon in der älteren Wikingezeit gehörten gymnastische Uebungen, Wettläufe und kriegerische Spiele zu den liebsten Ergötzlichkeiten der Skandinavier und zu den wichtigsten Gegenständen in der Erziehung der Jugend. Es galt für eine Ehre, in diesen Dingen etwas Ausgezeichnetes zu leisten und auf den Königshöfen und Tanzplätzen, bei allen Versammlungen und Volksfesten sich sehen zu lassen. In späteren Zeiten drängte zwar die zunehmende Kultur diese Uebungen etwas zurück, indem man die geistige Bildung in der Jugenderziehung als das Wichtigere erkannte, aber aufgeben konnte das schwedische Volk seine Vorliebe für gymnastische Uebungen und alle Spiele, bei denen es auf körperliche Geschicklichkeit und Stärke ankommt, nicht ganz. Dennoch blieb bis in die neuere Zeit auch in S. die Gymnastik nichts Anderes, als ein empirisches Turnen. Erst Ling erhob die Gymnastik im europäischen Norden zur wahren Kunst; er gründete ein ganz neues System derselben und erhob die Gymnastik zu einen wesentlichen Zweig in der Erziehung des Volkes und des Krieges. Am besten ist das schwedische Volksschulwesen in den Landschaften Upland, Helsingland, Södermanland, Gestrikland, Ostgötaland, Blekingen, Schonen und auf der Insel Gothland; doch stehen sich Svea- und Gothland ziemlich gleich, namentlich in den Landschaften Nerike, Westmannland, Dalarne, Smaland, Westgothland, Wermeland, Halland, Bohusland, Herjedalen, Dalsland und auf der Insel Oeland. Nicht so gut ist das Schulwesen in Norrland; doch steht auch hier Angermanland den genannten Landschaften ziemlich gleich. Auch in Medelpad und Jämtland ist der Stand des Schulwesens noch so ziemlich gut; in Westerbotten aber nähert es sich schon mehr dem früheren Schulwesen in Lappland, doch ist hierbei zu bemerken, daß die frühere Schuleinrichtung in Lappland besser war, als die gegenwärtige. Lappland hat nämlich jetzt keine stationäre Schule mehr, indem das hiesige Schulwesen seit 1820 Missionären obliegt; doch haben die aufgehobenen Lappenschulen, worunter die zu Asele eine der wichtigsten, größten und besuchtesten war, welche seit 1700, wo das Christenthum unter den heidnischen Bewohnern eingeführt wurde, während der 120 Jahre ihres Bestehens so viel bewirkt, daß die jetzt in Lappland lebende Generation, welche ihren Unterricht und ihre Kultur denselben zu verdanken hat, nöthigenfalls ihre Kinder selbst nothdürftig unterrichten kann. Wird auch von dem gemeinen Lappen nicht mehr verlangt, als Lesen und Christenthum, so ist es bei der nomadischen Lebensart der Lappen doch schon eine sehr schwierige Aufgabe, das mechanische Lesen den Kindern beizubringen, namentlich bei den Gebirgslappen. Aus dem Grunde sollen eben Missionäre unter den Lappen sich des Unterrichts annehmen, wobei sie von den Pfarrern unterstützt werden sollen, die in den einzelnen Kirchspielen der 4 Lappmarken, in den Dörfern Asele, Todemock, Gellivare und Jukkasjärwi stationiren. Außer den Missionären befinden sich in Lappland noch besondere Katecheten, denen die Aeltern vorarbeiten sollen, doch ist die Unterstützung derselben von Seiten der Aeltern so gering, als sie sich nur denken läßt. Die Katecheten werden von den Missionären inspicirt, und diese müssen daher bei den Lappen umherfahren und sie während ihres Herumziehens besuchen. Jeder Katechet hat seinen Distrikt und muß auf ähnliche Weise herumziehen, um Unterricht zu ertheilen. Derselbe bezieht sich mehr auf die Kinder, als auf die Erwachsenen, während der Missionär nicht bloß die Katecheten inspicirt, sondern auch den erwachsenen Lappen mit Lehre und Unterricht an die Hand geht und so dem Pfarrer in die Hände arbeitet. Die Katecheten werden von den Pfarrern in den Kirchspielen gebildet und unterrichten hauptsächlich im Lesen, während sich der Unterricht der Missionäre mehr auf das Christenthum bezieht. Bei dieser neuen Einrichtung sieht es aber mit dem Schulwesen, oder vielmehr mit dem Unterrichtswesen, denn eigentliche Schulen sind hier nicht mehr, sehr mißlich aus, und es ist durch dieselbe durchaus nichts gewonnen, vielmehr hatte die frühere Einrichtung, als noch besondere Lappenschulen bestanden, wo die Kinder mehre Jahre blieben und außer Erziehung und Unterricht auch Wohnung, Kleidung und Unterhalt bekamen, auffallend mehr Nutzen, als die des Missionswesens. Die Lappenschulen halten ihre Lehrer und diese wieder ihre besonderen Gehülfen in den ehemaligen Katecheten, die aus den in den Lappenschulen gebildeten Personen genommen wurden. — Von den gelehr-

ten Akademien und Vereinen nennen wir: die 1739 gestiftete königliche Akademie der Wissenschaften in Stockholm, die in 9 Klassen zerfällt; die im Jahr 1753 von der Königin Ulrike gestiftete königliche Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Alterthümer; die 1786 von König Gustav III. gestiftete schwedische Akademie für vaterländische Dichtkunst, Beredsamkeit und Sprache; die 1735 gestiftete Akademie der freien Künste; die Societät der Wissenschaften zu Upsala für Naturwissenschaft; die 1771 errichtete musikalische Akademie; die 1811 errichtete Akademie des Landbaus; die Akademie der Kriegswissenschaften; die patriotische Gesellschaft; den Verein für Wissenschaften und Künste in Gothenburg, den gothischen Bund. Sämmtliche Unterrichts-Anstalten stehen unter dem Kanzlers-Kollegium. Es gibt, wie erwähnt, 2 Universitäten: Upsala und Lund; beide haben mancherlei Nebenanstalten, wie botanische Gärten, Observatorien ꝛc. Die Verfassung und Organisation beider ist von den deutschen Universitäten verschieden. Unter dem Kanzler besorgt die akademische Verwaltung und Jurisdiktion der Rektor, theils allein, theils mit dem großen Universitätskollegium, theils mit dem kleinen, d. h. den sämmtlichen ordentlichen Professoren und einem Ausschuß derselben. Jede der beiden Universitäten hat ihre Konstitutionen, die auch die Gesetze für die Studirenden enthalten. Das Finanzielle verwaltet eine Inspectura aerarii. Die Universitäten erfreuen sich liegender Gründe und bedeutender Schenkungen. Die Semester werden in allen Vorlesungen mit Prüfungen geschlossen; diese bestehen für die Privatpromotionen, so wie für den Eintritt in die Staatsämter. Es gibt 3 akademische Promotionen: die Kandidatur, die Licentiatur, das Doktorat. Die Lehrer sind theils ordentliche, theils außerordentliche Professoren, theils Adjunkten, theils Privatdocenten. Sämmtliche Lehrer sind theils in Naturalbezügen, theils in Grundstücken, theils in Geld besoldete; die der theologischen Fakultät haben Präbendepfarren. Die Rektoren und Dekane der Fakultäten werden halbjährlich gewählt. Die Disciplin ist vorzüglich. Es bestehen unter den Studirenden die Nationen (Landsmannschaften), deren jede einen Professor zum Inspektor, ihre eigene Kasse und ihren besondern Versammlungsort hat. Im J. 1843 zählte die Universität zu Upsala 1346 immatrikulirte Studenten, von denen aber nur 903 anwesend waren, und 15 Professoren; die zu Lund hatte 683 Studenten, wovon 459 anwesend waren, und 13 Professoren. S. hat 12 Gymnasien; diese sind in der Regel an den Bischofssitzen und ihre Lehrer heißen Lektoren, und die Vorstände ebenfalls Rektoren. Die Gymnasiasten theilen sich in Zirkel, die Zirkel in Klassen. In den meisten Städten sind niedere gelehrte oder Trivialschulen. Für den Zweck allgemeiner staatsbürgerlicher Bildung gibt es obere und niedere Apologistschulen. In Upsala und Lund sind Kathedralschulen, die zwischen den Gymnasien und Trivialschulen in der Mitte stehen. In den größeren Städten gibt es auch Töchterschulen und Armenschulen. Auf dem Lande sind Kirchspiels- und Dorfschulen. Viele dieser Schulen sind ambulatorisch. In Stockholm, Karlskrona, Gothenburg, Gefle und Malmö sind Navigationsschulen, zu Karlsborg eine Militärschule ꝛc. Es gibt viele Edelleute in S., welchen jeder andere Unterricht, als die Bibel und der Katechismus, ein Greuel ist, indem sie glauben, alles Andere darüber hinaus mache die niedere Klasse nur zu Betrügern. Bibliotheken zu Stockholm und bei den Universitäten und mehren Gymnasien. — Die herrschende und Staatsreligion ist die lutherische, zu der sich der König bekennen muß, doch ist andern Konfessionen freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet. Indeß wird §. 16 der Konstitution von 1809, welcher völlige Gewissensfreiheit gestattet, so ausgelegt, daß er nur für Ausländer gelte; geborene Schweden müssen der evangelischen Kirche angehören und in dieser verbleiben. Der Maler Oskar Nilsson, der 1841 zur römisch-kathol. Kirche übertrat, wurde wegen dieses Verbrechens prozessirt und 1845 auf immer des Landes verwiesen, ein Urtheil, welches der König bestätigte. In der allerneuesten Zeit drohte einer verheiratheten Frau, Mutter von 2 Kindern, dasselbe Schicksal. Eingewanderte Katholiken sind im ganzen Reiche etwa 4000. Unter den Lappen gibt es noch Heiden. Die Landeskirche hat ihre Bischöfe, an deren Spitze der Erzbischof von Upsala als Primas des Reichs steht. Die 12 Bischofssprengel oder Stifter theilen sich wieder in 170 Propsteien, die jedoch nicht gleich unter die Stifter vertheilt sind; während z. B. das Stift Upsala 26 Propsteien zählt, zählt das von Wisby nur 3. Die Stifter heißen: Upsala, Strengnäs, Westerås, Karlstad, Linköping, Kalmar, Weriö, Stora, Götheborg, Lund, Wisby, Hernösand. Jedes Stift hat einen Bischof und ein geistliches Konsistorium oder Domkapitel; der Bischof von Upsala ist stets Erzbischof. Die Pastorate, die unter den Pröpsten stehen, so wie diese unter den Bischöfen, enthalten ein oder auch mehre Kirchspiele, von 1000—8000 Seelen; nach Maßgabe des Bedürfnisses haben die Pastoren noch besonders besoldete Comministri und Adjunkten (Vikarien). Die Pastoren werden theils vom Könige oder von Privatpersonen, wie meist in Deutschland, ernannt, theils auch von den Gemeinden nach den Vorschlägen der Konsistorien erwählt. Die Besoldungen, welche ganz in Getreide- und Naturaleinkünften bestehen, sind meistens sehr ansehnlich; die besten Stellen sind in den mittlern und nördlichen Provinzen; in den südlichen sind sie geringer. Im Ganzen genießt die Geistlichkeit in S. einer großen Achtung, und viele Prediger haben sich auch theils als Gelehrte, theils um die Verbesserung der Kultur sehr verdient gemacht. Die gesammte Geistlichkeit bezieht vom Lande einen Zehnten von fast 300,000 Tonnen Getreide. Gastfreund-

schaft und Wohlthätigkeit sind ruhmwürdige Eigenschaften des schwedischen Klerus. Die Amtstracht der Geistlichkeit ist sehr schön. Den Bischof zeichnet ein goldverbrämter seidener Mantel, eine Bischofsmütze, ein Hirtenstab und ein Kreuz aus. Die übrige Geistlichkeit trägt einen langen, schwarzen, vorn zugeknöpften Chorrock, darüber ein weißes Meßhemd und über diesem das Chorgewand von schwarzem oder rothem Sammt mit Silber gestickt. Zur Predigt, die abgelesen wird, haben sie ein schwarzes Mäntelchen um und ein weißes Tuch um die Hand geschlungen. Jedes Kirchspiel hat seinen Kirchenvorsteher und eine Kirchenpolizei (die Sexman) und einen Kirchenrath (Kyrkorad), der aus dem Pfarrer und einigen Deputirten des Magistrats und der Bürgerschaft besteht und nur für die Erhaltung des Kirchengebäudes zu sorgen hat. Der Schwede ist sehr religiös, zur Erhaltung des kirchlichen Lebens dienen außer den Gottesdiensten die Hausverhöre (Erbauungsstunden in den einzelnen Höfen, von den Pastoren gehalten). S. hat keine Klöster; ein adeliges Fräuleinstift befindet sich in Madstena. — Die schwed. Geistlichkeit hat sich immer durch wissenschaftliche Bildung und ächt protestantische Religiosität und Glaubenstreue ausgezeichnet, und wenn sie in neuester Zeit in ihren höhern Stufen sich etwas zu sehr der konservativen Richtung hingegeben hat, so zeichnet sie sich dafür in untern Stufen durch treue Hingebung an die Pflichten ihres Amtes und erfolgreiche praktische Thätigkeit aus. Denn wie in Norwegen, so ist auch in S., besonders in den nördlichern, ärmern und menschenleeren Provinzen, der Pfarrer eine der einflußreichsten Personen des Kirchspiels, dessen Thätigkeit sich nicht bloß auf das Seelenheil seiner Parochianen beschränkt, sondern mit dem besten Erfolg auch auf die übrigen Sphären des Lebens einwirkt. — Die 900–1000 Juden, welche S. zählt, dürfen nur in den 4 Städten Stockholm, Gothenburg, Norköping und Karlskrona wohnen, weder Richter-, noch Beamtenstellen bekleiden, keine Landgüter besitzen und nicht an der Gemeinde-Verwaltung Theil nehmen. Selbst ihre Fähigkeit, in Prozessen von oder mit Christen Zeugniß abzulegen, wird von den Juristen angezweifelt. Im J. 1838 machte Karl Johann einen Versuch, ihre Emancipation anzubahnen. Am 20. Juni des genannten Jahres erschien eine königl. Verordnung, wodurch das Judenreglement von 1782 abgeschafft und die Bekenner der mosaischen Religion in vielen Rücksichten auf gleichen Fuß mit den übrigen Bewohnern S.s in Rechten und Pflichten gesetzt wurden. Diese Verordnung fand bei dem einflußreichsten Theile der Presse entschiedene Mißbilligung und wurde bei der damaligen aufgereizten Stimmung unter dem Volk benutzt, um tumultuarische Auftritte zu erregen. Das Geschrei gegen die Judenemancipation, von den sogenannten großen Zeitungen unterstützt, wurde endlich so laut, daß der König sich veranlaßt fand, am 21. Sept. 1838 seine Verordnung zurückzunehmen. Gegenwärtig ist die Stimmung günstiger. Als die schwedischen Juden 1848 um Erneuerung der Verordnung vom 20. Juni 1838 baten, unterstützten sie fast alle Zeitungen. Bewilligt wurde vom Reichstage nur das Recht, Zeugniß abzulegen.

Fast noch mehr, als der geistige, ist der sittliche Zustand des schwedischen Volkes zu rühmen, der von Alters her eine der glänzendsten Seiten in dessen kulturgeschichtlicher Entwickelung bildet. Zwar hat sich in den letztern Jahren die Zahl der vor die Gerichte zur Anklage gekommenen Verbrechen und Vergehen in größerm Verhältniß, als die Bevölkerung vermehrt; allein einestheils muß man dabei in Betracht ziehen, daß in Folge der mit jedem Jahr sich strenger geltend machenden Handhabung der Polizei eine Menge Vergehen zur Anzeige und Bestrafung kommen, die sonst ungerügt blieben, wie denn die Vermehrung hauptsächlich in den kleinern Polizeivergehen Statt gefunden hat; andererseits aber muß man bedenken, daß ein regerer Verkehr und eine Zunahme der Bevölkerung, wie sie in der neuesten Zeit in S. eingetreten sind, an sich schon überhaupt die Zahl der Vergehen vermehren, ohne daß deshalb die Sittlichkeit des Volks sich verschlechtert hätte. Nur in einer Beziehung war bis zum Beginn der Thätigkeit der Mäßigkeitsvereine eine wesentliche Verschlimmerung eingetreten, nämlich in dem, freilich durch die Natur des Landes fast zur Nothwendigkeit gewordenen Genusse des Branntweins. Die Zahl sämmtlicher Angeklagten betrug 1843: 37,492, worunter 32,756 Männer, die übrigen Frauen waren; davon kamen 37,012 zur richterlichen Entscheidung; 30,956 wurden für schuldig befunden. Die Zahl der peinlichen Fälle, die mit Leib und Leben und nicht mit Geld gebüßt werden mußten, belief sich auf 4922. Wie gering aber darunter die Zahl der schweren Verbrechen war, ergibt sich daraus, daß, während auf 671 Bewohner S.s ein wegen Schlägerei, und auf 922 ein wegen Dieberei Angeklagter kam, dies Verhältniß bei Räuberei nur unter je 108,051, bei Kindermord unter 201,696, bei Mord unter 432,206, bei Mordbrand unter 605,088 und bei Vergiftungen unter 756,360 Einw. Statt fand; wie denn in jenem Jahre auch nur 6 Todesurtheile vollzogen wurden, dagegen aber 4302 Verurtheilungen zu Wasser und Brod Statt fanden. Im J. 1844 befanden sich im Ganzen 6318 auf längere oder kürzere Zeit Verurtheilte in öffentlichem Gewahrsam, davon waren 985 auf Lebenszeit, 913 auf bestimmte Zeit zur Einsperrung Verurtheilte, 944 Korrektioner, 1580 zu Strafarbeiten Verurtheilte und 1884 in einfacher Haft Befindliche. Nicht unbeachtet darf hier bei den moral-statistischen Angaben das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen gelassen werden, welches sich dahin stellt, daß auf dem Lande unter 20 Geburten nur eine uneheliche vorkam, in den Städten, Stockholm ausgenommen unter 6 eine, in Stockholm aber unter 5 zwei: ein treues Bild der Sittlichkeit S.s, die auf dem Lande, also im unendlich größern Theile der Bevölkerung, sich im Ganzen noch sehr rein und

streng gehalten hat, in den Städten aber schon so lax geworden ist, wie in der Mehrzahl der Städte des mittlern Europa's, und in Stockholm einer Sittenlosigkeit Platz gemacht hat, wie sie nur in den zügellosesten Städten Europa's vorkommt. Betrübender noch, als die scheinbare Zunahme der Verbrechen, ist die wirkliche Zunahme der Armuth, die in 15 Jahren fast um 50 Procent gestiegen ist; denn während es 1829 nur 66,928 eigentliche Arme gab, war ihre Anzahl 1844 schon auf 94,194 angewachsen. Ursache dieser Zunahme ist jedenfalls die steigende Menge der Bevölkerung überhaupt und die in S. wie in ganz Europa sich kundgebende Tendenz, das Grund-, vorzüglich aber das Geld-, und dadurch hinwiederum das Arbeitskapital in wenigen Händen zu koncentriren. Noch größer, als die Anzahl eigentlicher Armen, ist die Zahl der Proletarier. Zu ihnen ist in S. die ganze große Klasse der Tagelöhner und Einhäusler zu rechnen, die bei jedem Mißjahre, bei jeder Störung in der Arbeit mehr oder weniger Noth leiden und der Mildthätigkeit anheimfallen. Man berechnet ihre Anzahl, die Kinder unter 10 Jahren abgerechnet, auf 270,000 Personen. Merkwürdig ist, daß unverhältnißmäßig mehr von ihnen in den südlichen fruchtbarern Provinzen leben, als in den nördlichen unfruchtbarern.

Wohnorte. Die Natur des Landes hat nur die Entstehung weniger größerer Wohnplätze gestattet. Die meisten Städte liegen an den zugänglichsten und geräumigsten Stellen der Küste, an der sich außerdem an gelegenen Stellen kleinere Lösch- und Landungsplätze befinden, und wo in mehr oder minder zerstreuten Wohnungen die zahlreiche Fischer- und Seemannsbevölkerung sich angesiedelt hat; wogegen man im Innern nur wenigere und die minder bedeutenden Städte an den gelegensten Stellen findet. Die Ansiedelungen der Landbauer im Innern mußten sich mit gleicher Naturnothwendigkeit auf die Punkte beschränken, deren Bodenbeschaffenheit und klimatische Verhältnisse den Anbau des Landes erlaubten. Die Ausdehnung solcher Oertlichkeiten ist aber im Ganzen nur wenig, mehr im Süden, weniger oder gar nicht im Norden, für eine größere Anzahl von Menschen hinreichend. Das wilde Fels- und Schneegebirg in dem einen Theile, die felsige Bodenstruktur in dem andern, selbst im ebenen Theile S.s, die großen Waldungen gewährten dem Landbau fast überall nur einen beschränkten Spielraum. Auf diesem entstanden denn meist vereinzelt, wie es der Boden erlaubte, die Höfe, Hufen, Meiereien in engen Gebirgsthälern, an mildern Berglehnen und in Waldlichtungen, oft in meilenweiter Entfernung von einander, so daß die Dörfer nur zum kleinern Theil aus zusammenliegenden Höfen bestehen, dagegen oft viele □Meilen mit verhältnißmäßig wenigen, zerstreut liegenden Höfen umfassen. S. zählt nur 88 Städte, darunter Stockholm mit 83,000, Gothenburg mit 30,000, 2 mit 10—20,000, 3 mit 5—10,000 und 13 mit 3—5000 Ew.; 8 Flecken und 2214 ländliche Oertlichkeiten, geschlossene wie zerstreute. Die städtische Bevölkerung beträgt nur ungefähr $^1/_{10}$ der Gesammtbevölkerung.

Staatliche Verhältnisse. S. ist eine durch Reichsstände beschränkte Erbmonarchie, unter welcher auch das sonst ganz von S. unabhängige, nach eigener Verfassung, eignem Rechte und Gesetz und eigner Volksvertretung regierte Norwegen durch Reichsakte vom 31. Juli 1815 vereinigt ist. Die Thronfolge ist in männlicher Linie des Hauses Bernadotte, und zwar nach dem Erstgeburtsrecht erblich; nach dem Erlöschen des genannten Hauses tritt das Wahlrecht der Stände wieder ein. Gegen diese Thronfolgeordnung hat beim Regierungsantritt des Königs Oskar der Prinz Gustav Wasa aus der Dynastie Holstein protestirt. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit zurückgelegtem 20. Jahre ein, und während der Minderjährigkeit führt der Staatsrath in dessen Namen die Regierung, in Abwesenheit des Königs 4 vom Könige ernannte Mitglieder desselben, worunter der Justizminister ist, doch hat während der Regierung des vorigen Königs Karl XIV. Johann der damalige Kronprinz Oskar einigemal die Regentschaft geführt. Der König muß sich zur lutherischen Konfession bekennen und, obwohl allein regierend, das Gutachten des Staatsrathes über gewisse Angelegenheiten einholen. Der König regiert nach der vorgeschriebenen Regierungsform. Er hat das Recht, mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen und zu unterhandeln. Will er Krieg anfangen oder Frieden schließen, so hört er zuvor einen außerordentlichen Staatsrath, thut aber, was er für des Landes Wohl am besten hält. Er befehligt Land- und Seemacht. Der König darf Niemanden an Leben, Ehre, persönlicher Freiheit und Wohlfahrt, ohne daß derselbe gesetzmäßig gerichtet ist, bestrafen lassen, auch keine beweglichen und unbeweglichen Güter ohne Untersuchung und Urtheil abnehmen, Niemandes Frieden in dessen Hause stören, Keinen von einem Orte zum andern verweisen, Niemandes Gewissen zwingen, sondern muß Jeden bei freier Ausübung seiner Religion schützen, in sofern dieser nicht dadurch die öffentliche Ruhe stört. Er übt das Begnadigungsrecht aus (doch darf er den Urtheilsspruch nicht völlig aufheben, auch den Verurtheilten nicht wieder anstellen) und kann würdige Männer in den Adelsstand erheben. Alle vom Könige ausgehenden Befehle müssen vom Vortragenden gegengezeichnet seyn. Streitet ein Beschluß des Königs gegen die Regierungsform, so soll der Vortragende im Staatsrathe darüber Vorstellungen machen und sein Amt niederlegen, bis die Reichsstände sein Verhalten geprüft und bewährt gefunden haben. Der König wird vom Erzbischof von Upsala gekrönt, nachdem er zuvor geschworen hat, die Verfassung zu erhalten; bei der letzten Krönung setzten der Justiz-Staatsminister und der Erzbischof gemeinschaftlich dem König die Krone auf. Der Regierungsnachfolger heißt Kronprinz und bezieht 100,000 Reichsbankothaler (56,250 Thlr.); alle Prinzen werden mit dem

21. Jahre mündig, die ihnen von Provinzen verliehenen Titel gewähren ihnen weder Rechte, noch Einkünfte, sie dürfen sich nicht ohne des Königs Einwilligung vermählen, nicht die Tochter eines schwedischen oder ausländischen Privatmannes heirathen und können in keinem ausländischen Staate regieren, dies Alles bei Verlust des Thronfolgerechts für sich und ihre Nachkommen. Der Hofstaat des Königs und der Königin ist zahlreich und glänzend angelegt, jetzt aber sehr vereinfacht. An der Spitze des Hofstaates stehen der Reichsmarschall, Vicereichsmarschall, der Oberkammerherr, der Oberhofstallmeister u. der Oberhofjägermeister. Die Etikette ist streng, nur der Adel und das Militär hat Zutritt bei Hof, außer während der Reichstage, wo alle 4 Stände beim König zur Tafel geladen sind. Die Civilliste des Königs wird durch die Reichsstände bestimmt. Der König residirt in dem Residenzschlosse zu Stockholm. Lustschlösser sind: Strömsholm, Haga, Drottningholm und Gripsholm. Der Titel des Königs ist: König von S. u. Norwegen, der Wenden und Gothen. Seit der letzten Staatsveränderung ist S.s Staatsverfassung durch folgende Reichsgrundgesetze bestimmt: Die Regierungsform (Konstitution) vom 7. Juni 1809 (vgl. Düfau, Collection des constitutions, Par. 1821, III. S. 305; Pölitz, Die europ. Verfassungen, Leip. 1832, IV. S. 72); die Thronfolge-Ordnung vom 26. Sept. 1810; die Reichstagsordnung vom 10. Febr. 1810 (vgl. Saalfeld, Allgem. Geschichte der neuesten Zeit, IV. 2. S. 961); die Druckfreiheitsverordnung vom 16. Juli 1812 und die Reichsakte über die Vereinigung S.s und Norwegens vom 31. Juli (6. Aug.) 1815. Die Reichsstände bestehen aus Adel, Geistlichkeit, Bürgern und Bauern. Der Adel theilt sich in den Herrenstand, den Ritterstand, wozu alle Familien gehören, unter deren Vorfahren sich ein Reichsrath befindet, und in den niedern Adel, zusammen 10,500 Individuen, von denen 1200 Stimmen auf dem Reichstage haben. Der Adel hat bedeutende Vorrechte, ist von manchen Auflagen eximirt, und jedes Haupt einer adeligen Familie hat, sobald es 24 Jahre alt ist, Stimme auf dem Reichstag. Obschon alle Stände Anrecht auf Stellen haben, so bekleidet der Adel doch ausschließlich alle Hofstellen (die niedrigsten ausgenommen) und eben so fast alle höhern Civil- und Militärstellen, die Stellen vom Hauptmann abwärts ausgenommen. Nur in der Geistlichkeit sind fast alle, bei der Justiz die meisten Stellen mit Bürgerlichen besetzt. Dabei hat der Adel im Grundbesitz $\frac{1}{8}$ des Areals von S. im Besitz; dennoch verarmt er sehr, und sein Einfluß und seine Macht müssen abnehmen, seitdem es Jedem erlaubt ist, Güter mit adeligen Vorrechten zu besitzen. „Der schwedische Adel", sagt Steffens, „ist von einem jeden andern sehr verschieden, seine Stellung, die Art seiner Repräsentation auf dem Reichstage höchst eigenthümlich, vielleicht nur mit dem polnischen Adel, wie er vormals war, zu vergleichen. Der Adel hat von jeher gesucht, sich zu erweitern, und wenn man in andern Ländern nur ungern Bürgerliche unter den Adel eindringen sieht, so sucht man vielmehr in S. den Einfluß des Adels dadurch zu verstärken, daß man alle ausgezeichneten und wissenschaftlich berühmten Männer adelt. Diesen ist es, u. zwar nicht bloß aus leerer Eitelkeit, erwünscht, weil der Adel dem talentvollen Manne eine gewichtige Stimme verschafft. So ist der Adel vorzüglich herrschend auf dem Reichstage, und die wichtigsten Verhandlungen, die bedeutendsten Vorschläge gehen von ihm aus. Denn in einem Maße, wie es von keinem andern Lande behauptet werden kann, muß es von S. gelten, daß der Adel die höchste Koncentration der geistigen Kraft, die Intelligenz der Nation in sich schließt." Dieser Adel lebt in und mit dem Staats- und Volksleben, er hat sich nicht überlebt, wie es in so vielen Ländern Europa's der Fall ist, da in seiner Institution eine regenerirende Kraft liegt und er fest mit der Geschichte des Landes verknüpft ist. Er hat über die Zeit gesiegt, weil er sich als keine geschlossene Kaste betrachtet. Auch hat sich bei ihm ein gewisser ritterlicher Geist erhalten, eine Folge des militärischen Ruhmes, den sich derselbe unter König Gustav Adolf und Karl XII. erwarb. Leider ist er mitunter verschuldet u. verarmt; er liebt die Ostentation u. war wenigstens früher nicht frei zu sprechen v. einem entschiedenen Hang zu Intriguen und Staatsumwälzungen; in Gemeinschaft mit dem Klerus hat er bis jetzt die Verfassungsrevision verhindert (s. unten, Gesch.). Der Klerus theilt sich in den höhern und niedern; zum erstern gehören der Erzbischof und die 12 Bischöfe, gesetzlich Mitglieder des Reichstages; zu den letztern die Pröpste, Pfarrer, Adjunkten und Kaplane, wählbare Reichstagsmitglieder. Der Klerus genießt durch seine politische Stellung und seine reichen Einkünfte in S. ein größeres Ansehen, als irgendwo, England ausgenommen. Der Bürgerstand hat wenig Eigenthümliches im schwedischen Volksleben; aus dem in 88 Städten wohnenden Bürgerstand werden Reichstagsmänner gewählt; die Bürgermeister ernennt der König. Der Bauernstand, $\frac{2}{3}$ der ganzen Bevölkerung, ist bedeutender, als in irgend einem andern Lande. Der Bauer ist in ganz S. persönlich frei; Leibeigenschaft hat man hier nie gekannt. Doch unterscheidet man 3 Arten von Gütern oder Hemmans. Ein Skattehemman ist ein freies Bauerngut, womit der Eigenthümer schalten kann, wie er will; ein Kronohemman ist ein ursprünglich der Krone gehöriges Gut, worauf der Bauer nur als Erbpächter zu betrachten ist; Frälsehemman ist ein Gut mit Adelsrechten, dessen Eigenthümer mancherlei Handdienst von den Bewohnern zu fordern hat, und welches von manchen Abgaben befreit ist. Auch hierin gibt es noch verschiedene Abstufungen; die besten und am wenigsten besteuerten Güter heißen Säteri; die meisten Lasten ruhen auf den Skatte- und Kronohemmans. Am besten sind die Skattebauern daran, d. h. solche, welche einen eigenthümlichen Besitz haben, der vom Vater auf den Sohn forterbt, und wofür der Besitzer nur Grundgeld erlegt; eben so die freien Kronbauern. Die

Bauern sind demnach entweder ganz freie Landleute, oder haben Grundherren, welchen sie Abgaben zahlen und denen sie Frohnen leisten müssen. Der Bauernstand trägt $^{7}/_{9}$ der Staatslasten, unterhält das Provinzialheer (Indelta), baut die trefflichsten Straßen auf seine Kosten &c. Diese 4 Stände sind die Repräsentanten des Volks, die sich in der Regel alle 3 (vor 1843 alle 5) Jahre versammeln; es sind 1296 Herren und Ritter, 70 Geistliche, 108 Bürger und 259 Bauern, die in 4 getrennten Versammlungen berathen. Diese Trennung der Versammlung macht die Reichstage sehr kostspielig, so daß z. B. der Reichstag von 1828 dem Staate allein täglich 417 Rthlr. kostete, ohne die Diäten der drei letzteren Stände, obgleich ein großer Theil der Mitglieder sich gar nicht einstellte. Der veraltete kostbare und schwerfällige Geschäftsgang der Stände, deren Zusammensetzung (von 492 anwesenden Mitgliedern des Ritterhauses waren 1833 475 Staats- und Hofdiener) Besserung mancher Staatsgebrechen nicht hoffen läßt und den Erwartungen des Landes keineswegs entspricht, hat schon oft Klagen über den geringen Nutzen eines solchen Ständewesens bei der Nation laut werden lassen. Auf dem Reichstage haben nur die freien Landleute Stimme, der Priesterstand wählt gewöhnlich seine Bischöfe und Pröpste zu Abgeordneten, aber auch niedere Geistliche. Von der Geistlichkeit können höchstens 70 erscheinen, meist fehlen 15—20; die Bischöfe bilden die höhere Geistlichkeit, die durch ihr Amt reichstagsfähig sind, ohne, wie der Pastor primarius zu Stockholm, vom König unmittelbar hierzu berufen zu werden; die andern Reichstagsmitglieder wählen die Geistlichen unter sich, auch dürfen die Coministri des ganzen Landes einen und die zu Stockholm einen andern wählen; die Universitäten zu Upsala u. Lund, so wie die Akademie zu Stockholm senden jede 2 Mitglieder zum Reichstag; Sprecher ist der Erzbischof von Upsala. Sie, so wie der Bürger- und Bauernstand, erhalten Diäten. Aus dem Bürgerstande haben 83 Städte das Recht, den Reichstag zu beschicken, es sind meist 40—50 Abgeordnete, welche bis auf 108 steigen können; Stockholm kann 10 Abgeordnete schicken, die übrigen größern Städte nicht über 3, die kleinen schicken nur 1. Der Bauernstand zählt gewöhnlich 120—130 Mitglieder, es können jedoch 259 erscheinen. Die Wahl derselben geschieht durch die Besitzer der Bauernhöfe; jedes Härad (Distrikt) schickt einen Deputirten; höchstens 3 Härade können sich um einen vereinigen. Der König ernennt die Sprecher (Taleman) des Bürger- und Bauernstandes. Der ganze Mittelstand ist vom Reichstage ausgeschlossen, d. h. alle Gutsbesitzer, wenn sie nicht Bauern sind, alle Staatsbeamten, die Geistlichen ausgenommen, und alle nicht adeligen Militärpersonen. Es können, wie bemerkt, in einer vollen Versammlung des Reichstags 1269 Adelige, 70 Priester, 108 Bürger, 259 Bauern erscheinen, also mehr als 1700 Individuen. Doch erscheinen, da die Adeligen keine Diäten erhalten, in der Regel nicht über 500 Personen; die Abgeordneten der Bauern erhalten täglich 18 Thaler Banko. Wer Reichstagsmitglied werden will, muß zur lutherischen oder reformirten Kirche sich bekennen, sein Vermögen darf nicht im Konkurs liegen, und er darf nicht wegen eines schimpflichen Verbrechens bestraft oder durch richterlichen Urtheilsspruch des Vertrauens seiner Mitbürger für unwürdig erklärt worden seyn. Alle 3 Jahre kommen die Reichsstände (Rikfens Ständer), in denen nach Ständen abgestimmt wird, zusammen; der König kann sie auch außerordentlich einberufen. Den Vorsitz führen ein Landmarschall für den Adel, beim Bürger- und Bauernstande Sprecher, welche alle drei der König ernennt; bei den Priestern ist der Erzbischof Präsident. Zu Anfang eines jeden Reichstags werden als Abgeordnete aller 4 Stände ein Konstitutions-, ein Staats-, ein Bewilligungs-, ein Gesetz-, ein Bank- und ein ökonomischer Ausschuß ernannt. Ohne ständische Bewilligung kann keine Ausgabe erhöht werden, den Seezoll für Getreide ausgenommen. Die Bank und das Schuldenwesen stehen durchaus unter ständischer Leitung; die Majorität, 3 Stände gegen 1, entscheidet; stehen 2 Stände gegen 2, so wird der Staatsausschuß mit 30 Mitgliedern aus jedem Stande verstärkt und es entscheidet alsdann Stimmenmehrheit. Der König kann ohne ausdrückliche Bewilligung der Reichsstände keine Anleihen machen, keine Kronbeneficien auf irgend eine Art veräußern, keinen Gebietstheil abtreten, die Münze nicht an Schrot und Korn ändern. In allen Fragen über Grundgesetze und Standesprivilegien ist die Uebereinstimmung aller 4 Stände und des Königs erforderlich, um einen gültigen Reichstagsbeschluß zu erzeugen, der auch nur dann erst Rechtskraft gewinnt, wenn er vom nächsten Reichstage bestätigt wird. Die Stände haben mit dem Könige gemeinschaftlich die Macht, Gesetze zu geben, zu verändern, aufzugeben und zu interpretiren; bleibt der König auf einer Reise länger als 12 Monate außer Landes, od. verhindert ihn eine Krankheit so, daß er ein ganzes Jahr sich mit Staatsangelegenheiten nicht befassen könnte, so werden die Reichsstände vom Staatsrathe einberufen, was auch geschehen muß, wenn der König stirbt und der Thronfolger noch nicht großjährig ist; in diesem Falle ernennt der Reichstag Vormünder. Wenn der König 18 Jahre alt ist, so darf er in den Staatsrath u. die andern höchsten Behörden eintreten, hat jedoch kein Stimmrecht. Ein von den Ständen auf jedem Reichstag gewählter Justizsachwalter (Rikets Ständers Justitiae Ombadsman) hat die Aufsicht darüber, daß die Beamten und Richter die Gesetze befolgen. Alljährig muß er den Zustand der Verwaltung der Gesetze durch den Druck bekannt machen, auch muß er die Mitglieder des höchsten Gerichts, über die er Beschwerde zu führen hat, beim Reichsgericht zur Verantwortung ziehen. Gerichtliche Urtheile kann Niemand ändern; selbst der König kann, wie gesagt, einen Verurtheilten nur theilweise begnadigen, darf ihn aber nie wieder im öffentlichen Dienste anstellen. Auf jedem Reichstage wählen die Stände 48 Geschworene, 12 aus jedem Stande, welche beurtheilen, ob und welche Mitglieder

des höchsten Gerichts wegen Parteilichkeit oder Unfähigkeit das öffentliche Vertrauen verwirkt haben; solche werden sodann vom Konige mit einem gnädigen Abschiede vom Amte entfernt und bekommen im günstigen Falle halbe Pension. Findet der Konstitutionsausschuß in den ihm zu verabreichenden Protokollen des Staatsraths, daß irgend ein hoher Beamter offenbar gegen die Regierungsform gehandelt oder unterlassen hat, Vorstellungen gegen solche Uebertretungen zu machen, so wird ein solcher vor das Reichsgericht gestellt und von diesem gerichtet. Sechs durch Kenntnisse bekannte Männer werden auf jedem Reichstage ernannt u. führen nebst dem Justizverwalter die Aufsicht über die Druckfreiheit. Jeder Herausgeber von Zeitungen oder periodischen Schriften muß die Erlaubniß des Königs haben, und es soll dieses Recht nicht Leuten zustehen, die wegen irgend eines Verbrechens eingezogen oder als unwürdig erklärt sind, für Andere zu sprechen. Wird eine Zeitung oder periodische Schrift der öffentlichen Sicherheit schädlich, oder greift ohne alle Ursache Personen an, oder enthält Schmähungen, so kann der König dem Herausgeber das ertheilte Recht wieder entziehen. Nach einem Reichstagsbeschluß von 1844 darf keine Zeitschrift mehr verboten werden. Der Reichstag dauert nur 3, höchstens 4 Monate; ist zu Ende des 4. Monats der Etat noch nicht regulirt, so entläßt der König die Stände, und die vorige Verwilligung bleibt in Gültigkeit. Kein Reichstagsmitglied darf wegen seiner Aeußerungen und Handlungen als Mitglied zur Rede gestellt, seiner Freiheit beraubt oder vom Reichstag verwiesen werden, ohne daß 5/7 des Standes, dem das Mitglied angehört, ausdrückliche Erlaubniß dazu ertheilt. Wenn ein Einzelner oder ein Corps den einzelnen Reichsständen oder den einzelnen Mitgliedern Gewalt anthut, od. deren Freiheit bei der Berathung und den Beschlüssen zu stören versucht, so begeht er Verrath, und Hochverrath ist es, wenn ein Mitglied des Reichsraths während der Dauer desselben auf seiner Reise mit Worten oder Thaten beleidigt wird. Diese Staatsverfassung S.s, von einem Mißtrauen diktirt, welches sich aus den verschiedenen politischen Kämpfen des Landes entwickelt und an die Stelle organisch lebendigen Waltens des Herrschers und des Volkes das blinde Getriebe todter Staatsregeln gesetzt hat, bildet eine sehr verwickelte und zusammengesetzte Staatsmaschine, in der für jede Staatsgewalt ein Gegengewicht angeordnet ist, welches sie meist, statt sie zu regeln, nur hemmt und den Gang der Maschine nur erschwert und vertheuert. Daher gegenwärtig das Streben, diese Verfassung durch eine zeit- und sachgemäßere zu ersetzen. Die **Staatsverwaltung** wird ebenfalls in oberster Leitung durch specielle Vorschriften und Kautelen vielfach beengt und kontrolirt und hat ihren Hauptsitz in dem nur aus Schweden evangelischen Glaubens gebildeten **Staatsrath aus 10 Mitgliedern**, als: 1 **Justiz-Staatsminister**, der zugleich beständiges Mitglied des höchsten Tribunals des Königs seyn soll, 1 **Staatsminister für das Auswärtige**, 1 **des Innern**, 1 **der Finanzen**, 1 **des Kriegs**, 1 **der Marine**, 1 **der kirchlichen Angelegenheiten** und 3 **konsultativen Staatsräthen**; für die norwegischen Angelegenheiten treten, im Fall von Norwegen die Rede ist, 1 norwegischer, sich beim König befindender Staatsminister und 2 norwegische Mitglieder, als **norweg. Rath**, ein. Der König läßt sich im Staatsrathe vortragen, und es werden daselbst alle Regierungsangelegenheiten abgemacht, mit Ausnahme der vor die Ministerien gehörenden, der auf die Verhältnisse mit fremden Mächten Bezug habenden, u. deren, die sich auf das Kommando über die See- und Landmacht beziehen. Ueber Sachen, in denen der Staatsrath gehört werden muß, darf der König keine Beschlüsse fassen, wenn nicht 3 Mitglieder desselben und der respektive Staatsminister anwesend sind; bei wichtigen Gegenständen sollen alle Staatsräthe anwesend seyn, deren Meinung der König anhört; doch beschließt er allein. Liefe der Beschluß aber gegen die Regierungsform, so macht der Vortragende im Staatsrathe dagegen Vorstellungen, und für den Rathschlag, den sie geben, sind die Mitglieder des Staatsraths verantwortlich und können vom Konstitutionsausschusse an das Reichsgericht zur Bestrafung überwiesen werden. Zum Vortrage beim Könige im Staatsrathe sollen die durch die betreffenden Kollegien u. Beamten erläuterten Gegenstände von dem vortragenden Staatsrathe nebst 8 geschickten und unparteiischen Männern, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Standes, der **Kommission für die allgemeinen Reichsangelegenheiten**, vorbereitet werden. Die 7 ersten Staatsräthe (s. o.) sind zugleich **Minister**; mit ihnen beräth der König die ministeriellen Gegenstände nach seinem Gefallen; doch kommt es dem Staatsminister des Auswärtigen zu, daß diese vor dem König in Gegenwart eines oder mehrer vom König aufgeforderten Mitglieder des Staatsrathes vorgetragen werden. Von seinen Beschlüssen theilt der König nach Belieben dem Staatsrath Kenntniß mit. Auch über Unterhandlungen und Bündnisse mit fremden Mächten hört der König erst den Staatsminister für das Auswärtige. In Kommandosachen bestimmt der König in Gegenwart der damit von ihm beauftragten Personen, welche unter Verantwortlichkeit dafür ihre Ansicht darüber zu Protokoll geben oder auf Berufung eines Kriegsraths von 2 oder mehren höhern Militärpersonen antragen, an deren Beschluß der König jedoch nicht gebunden ist. Die **höhern Verwaltungsbehörden** sind: die königl. Kanzlei, das Kommerzkollegium, Staatskomtor, Kammergericht, Bergwerkskollegium, unter dem die Berghauptleute u. Bergmeister in 11 Bergmeisterschaften den Bergbau leiten, das Handelskolleg., Kriegskolleg., die Rentkammer, Postdirektion, Direktion des See- u. Landzolls u. Accisewesens, die Gilde des Seraphinenordens zur Aufsicht über alle Spitäler, das Gesundheitskolleg., das Oberintendanturamt für Bausachen, die Magazindirektion, die Kommission für das Erziehungswesen, die Bank, von Bevollmächtigten der Reichsstände allein ver-

waltet, und das Reichsschuldenkomtor. Jeder Provinz (Län) steht eine Statthalterschaft vor, deren es 24 gibt; an der Spitze jeder steht der Statthalter (Landshöfdingar), welcher am Orte seines Sitzes eine Kanzlei zur Seite hat. Stockholm hat einen eignen Statthalter mit dem Titel Oberstatthalter. Jedes Län theilt sich in Vogteien (Fögderien), in denen der Häradschreiber die Steuerzettel ausfertigt und nebst dem Kronvogt die Gefälle quittirt, die von dem letztern den 1. Mai jedes Jahres an das Rentamt der Statthalterschaft abgeliefert werden müssen. Es sind 117 solche Beamte angestellt. Unterbeamte sind die Länsmän und Fierdingsmán, die letztern meist aus dem angesessenen Bauernstande. — Wie die Staatsverfassung, so leidet auch die Staatsverwaltung an Schwerfälligkeit und Langsamkeit, welche durch eine Menge bureaukratischer Formalitäten, Vielschreiberei und verwickelten Geschäftsgang veranlaßt werden und eben so, wie bei der Verfassung, dringend eine Reform fordern. Trotzdem muß man gestehen, daß bei allen diesen Mängeln in Verfassung und Verwaltung S. zu den freiesten Ländern Europa's gehört und besser die individuelle Freiheit seiner Bürger gesichert hat, als die meisten sogenannten konstitutionellen Staaten. Denn abgesehen davon, daß vollkommene gesetzliche Preßfreiheit besteht, ist der bureaukratische Despotismus doch lange noch nicht so ausgebildet und so allmächtig, als in den meisten Ländern des europäischen Kontinents. Alle Beamten, mit Ausnahme der höchsten Stellen (der Staatsräthe, Präsidenten, Landeshauptleute, der Obergenerale und der auswärtigen Gesandten) können nur durch Urthel und Recht ihrer Stellen entsetzt werden; auch ist die Einrichtung aller Behörden kollegialisch, nicht bureaukratisch, und strenger Kontrole unterworfen, und endlich hat sich in allen Städten und Gemeinden seit alten Zeiten eine eigenthümliche Gemeindefreiheit ausgebildet, die sich in der korporativen Selbstständigkeit der Gemeinden und verschiedenen Einrichtungen, in der Wahl ihrer Beamten &c. ausspricht. — Rechtspflege. Oberste Justizbehörde ist das Tribunal des Königs, das aus 12 vom Könige ernannten Justizräthen besteht, wovon 6 adelig und 6 bürgerlich sind. Dasselbe fertigt seine Beschlüsse im Namen des Königs mit dessen Unterschrift oder unter dessen geheimem Siegel aus. Dasselbe gibt in streitigen Fällen über die rechte Meinung des Gesetzes Erklärung ab; letzte Instanz bei wichtigen Nachsuchungen ist der König: dieser hat 2 Stimmen in der Sache, bei deren Vortrag er zugegen zu seyn für gut findet, eben so bei allen Fragen um Auslegung eines Gesetzes, auch wenn er nicht persönlich zugegen ist; doch hat Karl Johann nie im Tribunalgericht gesessen, sondern darauf angetragen, davon entbunden zu werden. Appellations-Gerichte sind die 3 Hofgerichte, deren jedes eine bestimmte Anzahl Lagmanschaften (Ober- oder Kreisämter, Lagsaga) enthält, denen ein Kreisamtmann (Lagman, deren im Ganzen 15 sind) vorgesetzt ist, und die aus mehren Distrikten (Härader), unter Richtern (Häradshöfdinger) stehend, bestehen. Das 1614 gestiftete schwedische Hofgericht zu Stockholm (Sveahofgericht) enthält 7 Lagsaga: Uplands- und Stockholms-Län in 7 Härader, Södermanland in 3, Nerike in 2, Westmanland u. Kopparberg in 9, West-Norrland in 3, Westerbotten in 4, Gothland in 2 und Wermland in 4 Härader. Von ihnen haben nach neuerm Befehl auch die Hofleute Recht zu nehmen. Das 1634 gegründ. goth. Hofgericht zu Jönköping (Göthahofgericht) ist seit 1835 in 2 getheilt; das zu Jönköping enthält 5 Lagsaga, das neue Hofgericht in Schonen (Skanska Hof Rätten) zu Christianstad hat 4 Lagsaga; Ostgötha in 9, Westgötha und Dal in 12, Bohus in 4, Halland in 3, Kalmar und Oeland in 7, Tijo in 6, Skanska in 8, Blekinska in 2 Härader. In 2. Instanz sprechen in den Städten die 86 Rathhausgerichte mit Berufung an die Hofgerichte, auf dem Lande die Landgerichte (Lagmansdömer) in den einzelnen Distrikten, in welchen sie jährlich einmal gehalten werden. Der Lagman kann einige Gesetzkundige zum Beistand rufen, hat aber außerdem seine 12 Beisitzer aus dem Bauernstande zur Seite. Von seiner Entscheidung kann in Sachen von 50 Thlr. S. W. an die Hofgerichte appellirt werden. In 1. Instanz entscheiden in den Städten die Kämmereigerichte, auf dem Lande die 86 Häradsgerichte. Das Häradshofting muß jährlich dreimal an den dazu bestimmten Tingstellen öffentlich Gericht halten, deren Zeit von den Kanzeln und durch die Zeitungen bekannt gemacht wird; seine Beisitzer sind die Mitglieder des Nämd (Ausschuß), 12 im Gerichtssprengel ansässige geschworene Bauern. Außerordentliche Gerichte (Uptima Ting) werden nur auf Verlangen und bei groben Verbrechen gehalten. Von den Entscheidungen des Häradshofting geht die Appellation in bürgerlichen Streitsachen an das Lagmansgericht, in den Städten vom Kämmerer an das Rathhausgericht, in peinlichen sogleich an das Hofgericht. Befreiten Gerichtsstand haben das Militär vor dem Kriegshofgericht, dessen Mitglieder vierteljährlich von allen Land- und Seetruppen berufen werden, so wie in Friedenszeiten die Sachen, welche vom Kriegstribunale dem höchsten Tribunale (s. oben) zur Prüfung vorgelegt sind, bei ihm unter Zuziehung zweier Militärmitglieder des Staatsraths, jedoch so, daß die Zahl der Richter auf 8 beschränkt bleibt, vorgenommen und abgemacht werden. Alle Fabriksachen gehören vor das Hallgericht; alle Seezollfragen werden nur von dem Rathhausgericht entschieden und gehen durch Appellation an das Sveahofgericht in Stockholm; die Bergsachen kommen vor die 10 Berggerichte, und in 2. Instanz vor das Bergwerkskollegium. Das königl. Kämmereigericht entscheidet alle Zwistigkeiten über Staatseinkünfte und die Vergehungen der Kammerbeamten in ihren Aemtern. Die Aufsicht über alle und jede Gerichte führt der Justizsachwalter (s. oben). — Rechtsverfassung. Die allgemeine Norm bildet das 1442 gesammelte (von Messenius Stockh. 1614 lateinisch heraus-

gegebene), 1734 revidirte (lat. Stockholm 1743, deutsch 1735) und 1772 verbesserte Civil- und Kriminalgesetzbuch (Swериger Rikes Lands-lag). Ueber die Auslegung des Gesetzes in streitigen Fällen durch das höchste Tribunal s. ob. Ueber den gegenwärtigen Rechtszustand vgl. Cöslin u. Schlyter in krit. Zeitschr. f. Rechtsw. des Auslandes I. S. 423, III. 466, XII. 325, XIII. 7, und über die Entwürfe neuer Civil- und Kriminalgesetzbücher: Schlyter ebendas. V. 186; Schlyter, Jurid. Abhandlungen, Upsala 1830 f. In Christianstad gibt Assessor Schmidt eine jurid. Zeitschrift heraus. In altrn Zeiten bestanden mehre gothische Landrechte: das Uplandslagh, auf alte Gesetze gegründet, vom König Birger 1295 revidirt, ins Lateinische übersetzt man Coccenius, Upsala 1700; ein altes westgoth. Gesetz aus dem 9.—12. Jahrhundert, Lumbslagh, gedruckt 1663 und öfter, zuletzt Lund 1818; das Ostgöthalagh von 1168—1240, Stockh. 1667; das Gutalagh, d. h. der Insel Gothland altes Rechtsbuch, von Schildener, Greifsw. 1812. Die alten Landrechte sind gesammelt in Corp. jur. Suegothor. antiq., herausgegeben von Collin und Schlyter, Stockh. 1827-40, 5 Bde. Eine neue Sammlung der schwedischen Gesetze ist: Collin und Schlyter, Corpus juris Suegothorum, Stockh. 1827—30, 2 Bde. Vgl. Schlyter, Ueber S.s älteste Eintheilung in Landschaften und den Ursprung der Gesetzbücher für dieselben, Upsala 1835; Ders., Ueber das Studium der Rechtsgeschichte, ebend. 1835; Järta, Histor. Uebersicht der schwedischen Rechtswissenschaft im 17. Jahrhundert in den Abhandlungen der Akademie der Geschichte und Alterthümer, Stockh. 1835. — Ueber das schwed. Heerwesen s. Armee, S. 284 ff. Das Heer wurde sowohl von Karl Johann, als von dem jetzigen König immer mit besonderer Sorgfalt gepflegt, und es entstanden dadurch Ausgaben, worüber verschiedene Reichstage Klage führten. Das stehende Heer bestand bis zu den jüngsten Vermehrungen aus 33,864 Mann und war so zusammengesetzt:

Fußvolk = 25,409 Mann.
Bestandtheile:
2 Garderegimenter,
2 Grenadierregimenter,
17 Linienregimenter,
1 Grenadierregiment,
3 Feldjägerregimenter.
Reiterei = 4705 Mann.
1 Garderegiment,
4 Husarenregimenter,
2 Dragonerregimenter,
1 Jägerregiment.
Artillerie = 3750 Mann.
2 Regimenter Fußartillerie,
1 Regiment reitende Artillerie,
3 Kompagnien Pioniere.

Mit den jetzigen Vermehrungen des Effektivbestandes und mit Hinzuzählung der Landmiliz kann S. 140,143 Mann unter die Waffen rufen, eine Macht, welche selbstverstanden nur bei einem Vertheidigungskriege so vollzählig in Rechnung zu bringen ist. Rechnet man das norwegische Heer und die dortige Landwehr mit 54,102 Mann hinzu, so erhält man von der Vertheidigungsfähigkeit Schwedens in einem etwaigen Kampfe mit Rußland keinen ungünstigen Begriff. Für Befestigungen hat Karl Johann in umfassendster Weise gesorgt. Karlsberg ist jetzt ein Centralwaffenplatz für 20,000 Mann, neu angelegt sind die Vertheidigungslinien der Hauptstadt bei Waxholm und Fredriksborg, die Verschanzungen zwischen dem Mälar- und Brunswicksee, bei Karlskrona mit dem Fort Kungsholm (letzteres wieder aufgebaut), die Vertheidigungslinien der Westküste mit den wiederhergestellten Festungen Karlstein und Elfsborg. Zu der Flotte gehören:

10 Linienschiffe,
8 schwere Fregatten,
5 leichte Fregatten,
15 Kutter,
28 Galeeren.

Dazu kommt noch die Scheerenflotte, die bei der Vertheidigung der durch Klippen gedeckten Küsten die besten Dienste leisten kann. Ihre Bestandtheile sind:

25 gedeckte Kanonenschaluppen,
200 offene Kanonenschaluppen,
100 Kanonenjöllen,
20 Haubitz- und Mörserschaluppen,
28 Kanonenboote.

107 leichte Schiffe, theils Avisos, theils Transportschiffe, dienen beiden Theilen der Flotte zur Unterstützung. Im Fall eines Krieges befinden sich auf der Flotte 20,031 Matrosen und Seesoldaten mit 1841 Geschützen. Die norwegische Flotte ist an Material viel schwächer, aber an Mannschaft stärker, denn sie zählt mit der Wehrmannschaft, die in Kriegszeiten einzutreten hat, 29,325 Mann. Die Tüchtigkeit der schwedischen und norwegischen Matrosen ist über jeden Zweifel erhaben. Es sind in Wind und Wetter abgehärtete, mit nautischen Kenntnissen ausgestattete, tapfere Männer, ein furchtbarer Feind, wovon sich Rußland mehrmals überzeugen konnte. — Ueber den schwed. Staatshaushalt s. Budget, S. 681 ff. Die finanzielle Lage S.s hat sich gegen früher nicht unbedeutend gebessert. Zur Uebersicht derselben lassen wir drei Budgets folgen, das für 1838 und die für die neuesten Perioden 1845—1847 incl. und 1848—1850 incl,

Budget von 1838.

A. Einnahmen:

Grundsteuern, Zehnten und Eisenwerke	6,002,680	Thlr.	Bko.
Zölle	3,605,605	,,	,,
Accise	11,206	,,	,,
Posteinkunfte	584,512	,,	,,
Stempelsteuer	421,894	,,	,,
Branntweinsteuer	739,764	,,	,,
Summa	11,365,661	Thlr.	Bko.

B. Ausgaben:

Hofhaltung des Königs	742,210	Thlr.	Bko.
Civildepartement	3,210,782	,,	,,
Heer und Vertheidigungsanstalten . .	4,564,294	,,	,,
Flotte	2,100,413	,,	,,
Schöne Künste	26,573	,,	,,
Kirchliche und Unterrichtsanstalten .	818,652	,,	,,
Latus	11,462,924	Thlr.	Bko,

Transport	11,462,924	Thlr.	Bko.
Ackerbau, Handel und Gewerbe . .	227,795	"	"
Wohlthätigkeitsanstalten	208,069	"	"
Pensionen	63,000	"	"
Entschädigung für eingezogene Aemter	37,365	"	"
Außerordentliche Ausgaben	1,104,770	"	"
Summa	13,103,923	Thlr.	Bko.

Dieser Mangel erscheint noch größer durch Hinzufügung der außerordentlichen Ausgaben mit fast 4 Millionen Thlr. Banko. Das Budget von 1845 — 1847 stellte sich nach den ständischen Bewilligungen so für das Jahr:

A. Einnahmen:

Ordentliche (Domänen u. direkte Steuern)	4,448,430	Thlr.	Bko.
Außerordentliche (indirekte Steuern) .	5,456,000	"	"
Restantien	135,000	"	"
Bewilligung	1,325,360	"	"
Summa	11,364,790	Thlr.	Bko.

B. Ausgaben:

Hofstaat	686,700	Thlr.	Bko.
Justiz	811,100	"	"
Auswärtige Angelegenheiten	225,650	"	"
Heer	4.118,240	"	"
Flotte	1,414,240	"	"
Inneres	860,740	"	"
Finanzen	1,705,600	"	"
Geistliches Departement	1,038,200	"	"
Pensionswesen	524,460	"	"
Summa	11,384,930	Thlr.	Bko.

Im Budget von 1848—1850 erscheint eine Erhöhung der Einnahme auf 11,914,910 Thlr. Banko. Das Reichsschuldenkomtor sollte bis zum nächsten Reichstage 10,525,292 Thlr. Bko. ausgeben, zur Deckung welcher Summe aber erst $8\frac{1}{2}$ Mill. angewiesen waren. Die Ausgaben für die Justiz haben sich erhöht um 300,000, für Flotte und Heer um 70,000. Für diese letzte Rubrik haben aber die Reichsstände für den Fall, daß auswärtige Verwickelungen eintreten sollten, 3 Mill. angewiesen.

S. hat 5 Ritterorden: 1) den Seraphinenorden, ein goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit 8 Spitzen und 8 goldenen Seraphen, gestiftet 1331, erneuert 1748; 2) den Schwertorden oder das gelbe Band, einen Militärorden, gestiftet 1522, ein goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit 8 Spitzen und goldenen Kronen in den Winkeln; 3) den Nordsternorden, gestiftet 1748, ein weiß emaillirtes Kreuz mit 8 Spitzen, welche goldene Knöpfe haben, und einem silbernen Stern, um den die Umschrift steht: Nescit occasum; 4) den Wasaorden, gestiftet 1772, aus 3 Klassen bestehend, ein ovales, roth emaillirtes Medaillon, auf dem eine goldene Garbe zu sehen; 5) der Orden König Karls XIII., gestiftet 1811, ein rubinrothes Kreuz mit goldener Einfassung und weiß emaillirter Kugel und goldener Krone. Das Wappen des Königreichs ist aus den Insignien der schwedischen, norwegischen, dänischen und holsteinischen Länder zusammengesetzt. Es zerfällt in 4 Felder, von welchen zwei 3 goldene Kronen in Blau, die beiden andern einen rothen Löwen auf goldenem Grunde und drei blaue wellenförmige linke Schrägbalken haben. Der Mittelschild aber zerfällt in 5 Felder, in deren erstem der goldene norwegische Löwe mit einer Krone und gekrönten silbernen Hellebarde in Gold, im zweiten 2 blaue Löwen in Gold, Dänemarks Insignien, im dritten das silberne Nesselblatt Holsteins in Roth, im vierten der silberne stormarnsche Schwan in Roth und im fünften der goldene ditmarsensche Reiter in Roth sich zeigen. Eine Königskrone bedeckt das Wappenschild, welches von 2 goldenen Löwen gehalten wird. — Eintheilung. S. wird in rein geographischer Hinsicht in 3 große Hauptheile: Göthaland, Svealand und Norrland (Noreland), eingetheilt, welche in dieser Ordnung von Süden nach Norden aufeinander folgen. Die ehemalige Eintheilung in Provinzen ist zwar jetzt amtlich nicht mehr im Gebrauch, darf aber zum Verständnisse älterer Karten und Bücher nicht übergangen werden. Dieser zufolge bestand Göthaland oder Gothland aus den Provinzen Ost-Göthaland, West-Göthaland, Smaland, Blekingen, Wermeland, Dalsland, Halland und Skane (Schonen); Svealand aus Upland, Södermanland, Dalarne (Dalekarlien), Westmanland und Nerike; Noreland endlich aus Gestrikland, Helsingland, Herjedalen, Medelpad, Jämtland, Angermanland, Westbotten und Lappmark (Lappland). In administrativer Beziehung aber zerfällt S. jetzt in 25 Läns (Statthalterschaften und Gouvernements oder Höfdingdöme (Hauptmannschaften). Die Hauptstadt bildet mit den nächsten Umgebungen ein besonderes Län. Die Läns theilen sich in 117 Fögderien (Vogteien) und diese wieder in Härads. Wir verbinden die alte und neue Eintheilung in folgendem Schema:

Svealand (das eigentliche S., den mittlern Theil des Staates umfassend).

Läne:	Hauptstädte u. andere Ortschaften.
Stockholm (Upland und Södermanland) . . .	Stockholm, Karlsberg, Marienberg, Drottningholm, Nortelge, Södertelge, Waxholm.
Upsala (Upland) . . .	Upsala, Sigtuna, Löfsta, Elfkarleby, Söderfors, Dannemora.
Westeras (Westmanland)	Westeras, Sala, Norberg, Arboga, Köping.
Nyköping (Södermanland)	Nyköping, Strengnäs, Gripsholm, Eskilstuna.
Oerebro (Nerike u. Westmanland)	Oerebro, Nora, Askersund.
Karlstad (Wermeland)	Karlstad, Christineham, Ombergsheden, Oskarstad; Philipstad.
Stora-Kopparberg (Dalarne)	Falun, Hedemera, Avestad, Norr, Husby, Elfdalen.
Gefleborg (Gestrikland u. Helsingland)	Gefleborg, Söderham, Jarsö, Huddiksvall.

Göthaland (Gothland, der südliche Theil des Staates).

Linköping (Oestergothland)	Linköping, Norköping, Wadstena, Söderköping, Medevi, Skoninge, Motala.
Kalmar (Smaland) .	Kalmar, Westerwyk, Bergholm auf Oeland.
Jönköping (Smaland)	Jönköping, Adelfors, Eksjö.
Kronoberg (Smaland)	Wexiö.
Blekinga (Blekinge) .	Karlskrona, Ronneby, Karlsham.
Skaraborg (Westergothland)	Mariestad, Lidköping, Skara, Banäs.

Läne:	Hauptstädte u. andere Ortschaften.
Elfsborg (Dalsland und Westergothland) . . .	Wenersborg, Boras, Trollhättan, Amal.
Götheborg und Bohus (Dalsland und Westergothland)	Götheborg, Marstrand, Ny-Elfsborg, Uddewalla, Strömstad,
Halmstad (Halland) .	Halmstad, Warberg, Lacholm.
Christianstad (Skane)	Christianstad, Engelholm, Limprisham.
Malmöhuus (Skane)	Malmö, Ystad, Lund, Landskrona, Helsingborg, Ramlösa.
Gottland oder Gothland (Insel) . . .	Wisby.

Norrland (Noreland, die nördliche Hälfte des Staates).

Norrbotten (Westerbotten und Lappmarken) .	Pitea, Lulea, Arjeplog, Gellivara, Jukkasjärwi.
Westerbotten (Westerbotten u. Lappmarken)	Umea, Asele, Sorsell.
Westernorrland (Medelpad und Angermanland)	Hernösand, Sundsvall.
Jämtland (Jämtland u. Herjedalen)	Oestersund, Heda, Ljusnesdal.

Außer diesen Eintheilungen gibt es noch eine vierfache: eine kirchliche, eine gerichtliche, eine montanistische und eine militärische. In kirchlicher Beziehung zerfällt das Reich in 12 Stifter oder Bisthümer (s. oben); in gerichtlicher Hinsicht in 3 Hofgerichte von sehr ungleicher Größe, indem das eine nur Schonen, das andere das übrige Gothland und das dritte ganz Svealand und Norrland umfaßt; in montanistischer Beziehung aber in 11 Bergmeisterbezirke, und in militärischer Hinsicht in 6 sehr ungleiche Distrikte.

Uebersicht
des Flächeninhalts und der Volkszahl in den einzelnen Landschaften.

	Flächengehalt Schwed. □M.	geogr. □M. (0,4831=1)	Volksmenge 1845 *)
Stockholms Stadt . .			88242
Malmo Län	40,5	83,83	234207
Christianstads Län .	55,3	114,46	177767
Halmstads — . .	43,2	89,4	100419
Karlskrona — . .	25,8	53,4	102342
Wexiö — . .	86,1	178,22	129186
Jönköpings — . .	97,6	202	156988
Kalmar — . .	96,8	200,37	196116
Linköpings — . .	96,7	200,16	214628
Mariestads — . .	75,4	156	189106
Wenersborgs — . .	114,5	237	233125
Gothborgs — . .	43,3	89	176696
Wisby — . .	27,9	57 75	43268
Stockholms — . .	66,2	137	113310
Upsala — . .	47,5	97,3	87700
Westeras — . .	60,5	125,23	94850
Nyköpings — . .	57	117,98	118664
Oerebro — . .	74,2	153,6	131722
Karlstads — . .	157,9	326,84	209596
Falun — . .	278,7	577	145333
Gefleborgs — . .	171,9	355,82	119175
Hernösands — . .	216	447,11	93775
Oestersunds — . .	435	900,43	49077
Umea — . .	668	1382,7	60654
Pitea — . .	751	1554,5	50590
Landseen — . .	81	167,66	—
	3868	8004,76	3,316536

*) Nach dem Berichte der Tabellen-Kommission, datirt vom Mai 1849.

Die sonstigen Provinzen Lappland und Finnland sind 1809 nebst den Alandinseln an Rußland gekommen, und das, was übrig blieb, ist zu Norrland geschlagen worden. — Außerhalb Europa besitzt S. die Insel Barthelemy in Westindien, 2,75 □M. groß mit 18,000 Einw. Die Sklaverei ist dort seit 1845 aufgehoben und die Kolonisten erhalten Entschädigung. — Literatur: Tuneld, Geographie S.s, neueste Ausg. 1830—40, 6 Bde.; — Hisinger, Mineralogische Geographie von S., deutsch v. Blöde, Freiberg 1829; — Palmblad, Geographie S.s, 3. Aufl. 1829; — Derselbe, Geschichte der schwed. Gewerbe, in der Zeitschrift „Skandia"; — Forsell, Statistik S.s, Stockh., 4. Aufl., 1843, deutsch von Freese, Lübeck 1845; — Sköldberg, Beschreibung der skandinavischen Halbinsel, Stockh. 1846; — J. F. A. L. Woltmann, Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, Hamb. 1833; — S. Laing, Reisen nach S. und Norwegen, a. d. Engl. von W. Lindau, Dresd. 1843, 2 Bde.; — A. G. F. Freese, Reisehandb. durch S. u. Norwegen, Berl. 1844; — H. Laube, Drei Königsstädte im Norden, Leipz. 1845 2 Bde.; — außerdem die Reisen von Arndt, Molbeck, Schubert, Theod. Mügge ꝛc. Gute Karten von S. lieferten der Freih. von Hermelin, Hagelstam, Forsell und Klint im „Seeatlas."

Geschichte. I. Periode. Die Zeit bis zur Verkündigung des Christenthums im Jahre 830 n. Chr. Der skandinavische Norden, Griechen und Römern fast ganz unbekannt, trat erst spät in die Geschichte ein. Thule, von welchem der Grieche Pytheas etwa 300 Jahre v. Chr. als dem nördlichsten aller Länder, das jedoch nicht gänzlich ohne Kultur und Anbau, in Britannien hörte, war allem Anscheine nach das westliche Skandinavien. Gerüchte sprachen von einer Insel „ungeheuren Umfangs, einem Festlande vergleichbar", unfern von dem scythischen Ufer oder der Bernsteinküste. Diese dunklen Sagen geriethen aber wieder in Vergessenheit, und Plinius, welcher selbst die Ufer der Nordsee besuchte, erzählt als Neuigkeit, es seyen unlängst, von Germanien aus, unermeßliche Inseln entdeckt worden; unter diesen die berühmteste Scandinavia von noch unbekannter Größe; die Einwohner nannten sie eine andere Welt. Er spricht von Nerigon (Norwegen) als einer besonderen großen Insel. Nicht eher als ein halbes Jahrhundert nach Christi Geburt hört man zuerst diese Namen. Dann erscheinen bei Tacitus „die Suionen im Ocean, mächtig durch Männer, Waffen und Flotten". Der Geograph Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert kennt Gothen und auch Dänen als Bewohner von Skandiens südlichem Theile. Treffend sagt Geijer (in seiner Geschichte S.s, der wir hier vorzüglich folgen): Es ist der jüngste Bruder aus dem großen germanischen Stamme, dessen Schicksale wir hier zu erzählen haben; der jüngste ist er nach seinem Auftreten in der Geschichte, allein er hat am längsten im väterlichen Hause verweilt und möchte von ihm am meisten zu berichten haben. Fremden Einfluß kennt er weniger und hat in

früheren Zeiten äußere Einwirkungen häufiger ausgeübt, als empfangen. Tausend Jahre der christlichen Zeitrechnung verflossen, bevor aus ihm, dem furchtbaren Feinde, ein Sohn der römischen Kirche wurde. Was Skandinavien den Erinnerungen des germanischen Stammes hinzuzufügen hat, ist in seiner Art das Alterthümlichste, vergleichungsweise das Ursprünglichste. So stimmt die Geschichte des Nordens mit seiner Natur überein, in deren Felsen und Gebirgen die uranfänglichen Formationen zu Tage liegen, während diese in südlicheren Ländern von jüngeren Gebilden bedeckt werden. Durch die nach dem Süden auswandernden Germanen erhält das unbekannte Skandinavien höhere Bedeutung, da manche dieser Stämme ihre Herkunft von ihm ableiteten. Nichts berechtigt uns aber zu der Folgerung, die nordischen Länder seyen ehemals volkreicher gewesen, als sie es jetzt sind; vielmehr ist das Gegentheil mit Sicherheit anzunehmen. Allein nicht minder gewiß ist es, daß Skandinavien vormals eine, wenn nicht große, doch überflüssige Bevölkerung gehabt habe, größer als das Land sie zu ernähren vermochte, weswegen auch dieses äußerst streitbare Volk, von dessen hohem Wuchs, Stärke und Fruchtbarkeit viele Zeugnisse sprechen, sich zum Theil auf Kosten der übrigen Welt zu leben berechtigt glaubte. Merkwürdig ist, daß von keiner einzigen sehr bedeutenden, aus dem eigentlichen Skandinavien wandernden Volksmenge erzählt wird. Die Normannen waren bei ihren Heerfahrten allezeit durch Kühnheit furchtbarer, als durch Anzahl. Die Gothen sollen von Skandinavien nur auf drei Schiffen ausgewandert seyn. Zuverlässig ist es, daß sie erst nach Vereinigung mit ihren an den südlichen Küsten der Ostsee zuvor wohnenden Stammverwandten und wahrscheinlich nachmals mit noch älteren an der Mäotis zu jenem großen Volke anwuchsen, welches der Schrecken Roms wurde. Es bleibt jedoch immer die Frage, wie die Anführer dieser ausgewanderten kriegerischen Schaaren, wenn auch durch die nämliche verwegene Sucht nach Abenteuern angereizt, welche später in den Normannenzügen neue Dynastien mit geringen Mitteln zu stiften vermochte, von vielen mächtigen Völkern als Stammväter haben begrüßt werden können. Galt aber in der Vorzeit die Abstammung der Könige auch für die Völker und reichte dieselbe zu gemeinsamen Göttern, als deren Hauptsitz der Norden betrachtet wurde, hinauf, so wäre auch diese Frage im Geist der alten Sage beantwortet. Skandinavien galt demnach in den älteren Wanderungssagen für das Stammland so vieler Völkerschaften, in sofern es der Hauptsitz einer weit verbreiteten Götterverehrung, die Pflanzschule königlicher Geschlechter war, welche, ihre Ahnen bis zu den Göttern erhebend, an der Spitze wandernder Völker erscheinen, auch selbst entweder wirklich von Skandinavien ausgegangen waren, oder durch die Sage aus diesem Mittelpunkte des germanischen Heidenthumes hergeleitet wurden. Alles zeigt, wie sehr die Nachrichten von der Abstammung so vieler Völker aus dem Norden mit dem Glauben zusammenhängen, daß ihre Königsgeschlechter odinisch seyen (s. Odin u. Skandinavische Mythologie). Die Königssagen lassen Odin und die Asen als wirkliche Stifter der nordischen Reiche auftreten. Diese Gründer sollen aus dem Lande Asaheim jenseits des Tanais gekommen seyn, in welchem die Burg Asgard lag, eine große Opferstätte, wo Odin lebte als siegreiches Oberhaupt, umgeben von zwölf Opferpriestern, welche Dia (Götter), Drottnar (Herrscher) hießen und Richter unter dem Volke waren. Die Einwanderung geschah durchs Gardareich, wie ein Theil Rußlands früher genannt wurde, in das Sachsenland, Dänemark und S., woselbst Odin in der Nähe des alten Sigtuna am Mälarsee seine Wohnstätte nahm, ein Götterhaus erbaute und nach Sitte der Asen opferte. Das Land empfängt den Namen Manheim (die Heimath der Menschen), zum Unterschiede von Godheim (der Heimath der Götter). Jede Weisheit und Kunst der nordischen Länder ließ man von Odin und den Asen herstammen. Wie aber Odin in der Göttersage der vornehmste unter den Göttern ist, so ist er auch in den Königssagen der größte und verehrteste der ältesten priesterlichen Herrscher. Für Schweden gab er das nämliche Gesetz, welches bei den Asen Statt fand. Er befahl die Verbrennung der Todten; je mehr Eigenthum mit ihnen auf dem Scheiterhaufen verzehrt wurde, desto reicher gelangten sie nach Walhall. Angesehenen Männern zum Gedächtniß sollten Grabhügel (jetzt noch unter dem Volke Aettehögar, Stammhügel genannt), sonst aber Jedem, der sich tapfer erwiesen, Denksteine (Bautasteinar) errichtet werden. Odin übte und lehrte zuerst die Kunst des Gesanges, das Geheimniß der Runen, das Wahrsagen. Ganz Suithiod, d. i. S., steuerte an Odin, welcher dagegen den Feind abwehren und für guten Wuchs der Lebensmittel opfern sollte. Odin † in Suithiod den natürlichen Tod, ließ sich aber auf dem Sterbelager mit der Wehresspitze ritzen. Nach Odin übernahm Niord die Herrschaft unter Beibehaltung der Opfer. Er stammte aus dem Lande der Wanen am Tanais, und vor dem Zuge nach Norden war er mit seinen Kindern unter die Asen aufgenommen worden. Während seiner Regierung waren gute Zeiten, und er † eines natürlichen Todes. Sein Sohn Frey (altdeutsch Fro, d. h. Herr) errichtete das große Götterhaus in Upsala, wählte diesen Ort zur Hauptstadt und hatte hier sein ganzes Eigenthum. Hieraus entstand Upsala-Oede (Upsala-Audr, von Uppsalir, die Uppsäle, die hohen Säle — so hieß der Tempel selbst — und Audr, Eigenthum), erstlich Besitzthum des Tempels, sodann der schwedischen Könige. Unter ihm war Friede und Glück in S. Als er gestorben, brachten ihn seine Leute im Geheimen in einen großen Grabhügel, sagten aber den Schweden noch während dreier Jahre, er lebe. Die Schweden steuerten ihm daher fort, und als sie endlich erfuhren, daß er gestorben sey, und die guten Zeiten doch nicht aufhörten, so glaubten sie, es würde immer so seyn, so lange Frey sich in Suithiod befinde. Darum verbrannten sie ihn nicht, sondern nannten ihn den Gott der Welt

und opferten ihm. Frey hieß auch Yngwe (nachmals die dichterische Benennung für König überhaupt). Danach wurde das älteste Königsgeschlecht der S. Ynglingar genannt. Mit Fjolner, dem Sohne Frey's, beginnt die Königsreihe der Ynglinger. Fjolner, der erste reine menschliche Herrscher, stürzte bei einem Gastmahle des dänischen Königs Frode in eine Methkufe und fand so den Tod „im windstillen See". Nach Swegder, welcher einen Zug nach Esthland unternommen haben soll, folgte Wisbur, dessen Söhne sich gegen ihren Vater empörten. Um die Hülfe der Königin der Zaubergeister, Huld, zu erlangen, unterwarfen sie sich der Bedingung, welche ihnen diese stellte, daß nämlich das Ynglingergeschlecht auch fernerhin durch eigene Gewaltthat zerstörend gegen sich wirke. Das Blut von Brüdern und Söhnen, durch die nächsten Anverwandten vergossen, färbt nun in der Folge den Thron, bis durch die Unthat des Ingjalds Illrada wider sein eigenes Geschlecht der Ynglingerstamm die Herrschaft über S. verliert. Zuvor aber erfreute sich Suithiod noch ein Mal unter dem Könige Braut Anund einer glücklichen Zeit. S. war damals noch ein großes Waldland mit Wüsteneien, deren Durchzug mehre Tagereisen erforderte. König Anund aber wandte viel Fleiß und Kosten auf Ausrodung der Wälder und Anbauung der gerodeten Räume. Aus den Wäldern der Ebene entstanden dergestalt große Gaue (Härader); so wurde das Land weit umher angebaut, denn an Menschen war Ueberfluß. In jedem großen Gaue Suithiods ließ König Anund Höfe bauen und fuhr im Lande umher auf Gastung. Man nannte ihn Braut-Anund, weil er Wege durch Suithiod hatte bahnen (bryta) lassen. Als er einst mit seinem Gefolge zur Herbstzeit jene Höfe bereiste, fuhr in einem Felsenthal ein Bergsturz herab und begrub ihn mit allen seinen Begleitern. Jetzt übernahm sein Sohn Ingjald die Herrschaft. Die Upsala-Könige waren, seit Odin über Suithiod herrschte, Oberkönige; zugleich aber gab es auch viele Gaukönige. Enwaldshöfdingar (Alleinherrscher) hießen die Könige, welche in Upsala thronten, bis Agne †; dann zerspaltete sich das Reich und das Königthum, je nachdem sich die Geschlechter in neue Aeste verbreiteten, so daß, als Ingjald zur Herrschaft kam, das Reich sehr getheilt war. Ingjald ließ nun in Upsala einen neuen Saal bauen, gleich groß und prächtig wie der Königssaal, und nannte ihn den Saal der sieben Könige. Dann schickte er, da er die Uebernahme seines Erbes durch ein großes Gastmahl feiern wollte, seine Boten durch Suithiod, um Könige, Jarle und andere vornehme Leute einzuladen. Sechs Könige kamen und nahmen ihre Hochsitze ein im neuen Saal. Damals war es Sitte, wenn das Trauermahl zu Ehren eines verstorbenen Königs oder Jarls gehalten wurde, daß derjenige, welcher das Mahl anstellte und das Erbe zu übernehmen hatte, auf dem Schemel sitzen mußte vor dem Hochsitze, bis man die Gesundheit ausbrachte, welche der Bragebecher hieß. Da mußte er dem Bragebecher gegenüber aufstehen, ein Gelübde thun und ihn austrinken. Dann führte man ihn zu dem Hochsitze, den sein Vater inne gehabt, und nun hatte er vollständig das Erbe seines Vaters übernommen. So geschah auch hier, daß nach dem Ausbringen seiner Gesundheit König Ingjald aufstand, das große Thierhorn nahm und gelobte, sein Reich nach allen vier Winden um die Hälfte zu erweitern oder darüber zu sterben; dann trank er aus dem Horne. Sein Gelübde aber erfüllte er, als er Abends die sechs Könige einschließen und verbrennen ließ. Dies war der berüchtigte Brand in Upsala. Mit mehren anderen Königen ging Ingjald nicht besser um; dann setzte er Häuptlinge über ihre Reiche. Zwölf Könige soll Ingjald verrätherisch aus dem Wege geräumt haben. Deshalb nannte man ihn Ingjald Illrada (der schlimme Herrscher). Seine Tochter Asa erbte des Vaters Zunamen und Eigenschaften. Er hatte sie dem König Gudröd in Schonen zur Ehe gegeben. Auf ihr Anstiften ermordete Gudröd ihren Bruder Halfdan, wurde aber selbst ums Leben gebracht durch Asa, die dann zu ihrem Vater flüchtete. Darauf versammelte Iwar Widfamne ein Heer und zog nach Suithiod gegen Ingjald, welcher sich allgemein verhaßt und daher zum Widerstande nicht stark genug wußte. Bei der Annäherung von Iwars Heere machten Ingjald und Asa alle ihre Leute trunken und verbrannten sich mit ihnen. Dies soll bei Rauninge (jetzt ein Dorf auf der Fogdinsel im Mälarsee, woselbst eine ungewöhnlich große Ringmauer aus zusammengehäuften Steinen noch gegenwärtig Rauningeborg heißt) geschehen seyn. Ingjalds Sohn Olof flüchtete in die Wüsteneien Wermelands, wo er die Wälder ausrodete; er hieß daher Trätälja (der Holzhauer). Seine Nachkommen gingen nach Norwegen, welches endlich Harald Harfagr zu einem einzigen Reiche vereinigte. — Neuere Forscher haben der Ynglingasage allen historischen Gehalt abgeleugnet und in der Einwanderung Odins u. der Asen nichts als eine gelehrte Fabel sehen wollen. Allein schon Tacitus hatte vernommen, daß man im nördlichen Germanien einem wandernden Helden aus der Vorzeit göttliche Verehrung erwies, und der Name Asar ist im Morgenlande historisch; schon Strabo hat ein Asia im engeren Sinne an der östlichen Seite der Mäotis und ebendaselbst ein Volk, die Aspurgianen, d. h., die Einwohner von Asburg oder Asgard. Die Alanen waren ein mit den Gothen nahe verwandtes Volk, welches am schwarzen Meere sich mit ihnen vereinigte. Arabische Geographen aus dem zehnten Jahrhundert sprechen von diesem Volke als wohnhaft nordwärts vom Kaukasus unter dem Namen Alanen oder Asen. Es sind nicht die Gothen, sondern die Schweden, deren Auftreten in Skandinavien die Ynglingasage beschreibt; beide sind zwar nahe verwandt, jetzt mit einander verschmolzen, jedoch ursprünglich keineswegs dasselbe Volk, wiewohl schon früher vereinigt durch die nämliche Götterverehrung. Die Ankunft der Schweden in Skandinavien hat allem An=

scheine nach die gothische Auswanderung veranlaßt. Die Gothen, die dem südlichen, früher bewohnten Theile der Halbinsel den Namen gaben, sind das ältere Volk in Skandinavien; dies bezeugt auch die Edda, denn sie sagt, der Name Gothland sey älter im Norden, als Dänen- und Schwedenherrschaft. Das Schwedenreich wurde weiter oben in dem mittleren Lande errichtet, im eigentlich sogenannten Suithiod, denn dieser Name hat eine ausgedehntere und eine beschränktere Bedeutung. Noch höher gegen den Norden war Jotunheim der Aufenthalt herumstreifender wilder Stämme. Alte heidnische Gedichte nennen sie Jotuner, Jättar (Riesen), Bergwölfe, die Söhne des Felsens, das Gebirgsvolk, das Volk der Erdhöhlen, welches, den Asen feindlich, sich um des alten Fornjoters Altäre sammelte, die der blitzschleudernde Thor umgestürzt haben soll. Ihr Anführer heißt Finnhöfdingar (der Finnenhäuptling), ihr Land die Finnenmark. Die Berge und Wälder des Kolmorden und des Tiweden bildeten die Grenze zwischen dem eigentlichen Suithiod und dem Gothenreich, so wie sie dieselbe noch jetzt zwischen Svea- und Götaland bilden, daher auch ihre ehemaligen Namen: Nordan- och Sunnanskogs, d. h. das Land nördlich und südlich des Waldes. Die Verschiedenheit beider Völker tritt bestimmt hervor auch nach der Einführung des Christenthums. Die Geschichte des Mittelalters beschäftigt sich großentheils mit den Streitigkeiten der Schweden und der Gothen über das Recht, dem ganzen Reiche einen König zu geben. Die Ynglingasage rechnet das Gothland nicht zum Reiche der Ynglinger; ein gothisches, unabhängiges Königsgeschlecht, sagt sie, stamme ab von Gaut (Beiname Odins), nach welchem das Gothenland benannt worden sey. — Iwar Widfamne (sagt Snorre Sturleson) brachte ganz S. unter seine Gewalt, eignete sich auch das dänische Reich zu nebst einem großen Theile des Sachsenlandes, dazu die östlichen Länder und den fünften Theil von England. Aus seinem Geschlechte stammten hernach die schwedischen und die dänischen Könige. Das nunmehr folgende Königsgeschlecht in S. heißt daher das iwarsche, obgleich es nur mütterlicher Seite von Iwar Widfamne abstammte. Man nennt es auch das sigurdsche nach Sigurd Ring, oder das lodbroksche nach Ragnar Lodbrok. Die Geschichte desselben ist dunkel, selbst die Folge der Könige läßt sich nicht sicher bestimmen. Iwar kam auf einem Eroberungszuge im Meere um. Sein Enkel Harald, wegen seiner Tapferkeit Hildetand (Kriegszahn) genannt, eroberte, von Seeland ausziehend, S., Aud, Haralds Mutter, bekam in einer späteren Ehe einen Sohn, Randwar, welcher mit einer norwegischen Fürstentochter Sigurd Ring zeugte. In seinem Alter soll Harald Hildetand diesen Sohn seines Stiefbruders zum König von Upsala eingesetzt und ihm ganz Suithiod und Westgothland ertheilt, sich selbst aber Dänemark und Ostgothland vorbehalten haben. Es kam aber zwischen Beiden zum Kriege und in der Brawallaschlacht verlor Harald seine ganze Herrschaft und das Leben. Die Schlacht wurde zwischen dem Walde Kolmörker und der Bucht Brawiken geschlagen und Sigurds Mannschaft soll auf 2500 Schiffen herbeigefahren seyn, auf noch mehr die des Harald. Ragnar Lodbrok ist der berühmteste Held der Normannenzüge. Die ältesten schwedischen Kriegszüge gehen nach Osten. Ein König Yngwar aus dem Ynglingageschlecht, so wie Iwar Widfamne, Harald Hildetand, Ragnar Lodbrok sollen Eroberungen gemacht haben in Osterveg; so hießen die Länder östlich vom baltischen Meere. Die Ynglingasage läßt die S. die Bekanntschaft mit den Gegenden erneuern, aus denen Odin kam. Der König Swegder soll seine Verwandten daselbst besucht und sich eine Gemahlin aus dem Lande der Wanen erkoren haben. Bei den Finnen heißen die Russen jetzt noch Wänen (Wänälaiset) und damit scheint auch ein alter Name der Slaven, nämlich Venedi, Wenden übereinzustimmen. Die Schweden heißen bei den Finnen dagegen Russen (Ruotsolaiset, wahrscheinlich von Roslagen, Rodeslagen, Roden, wie die dem südlichen Finnland zunächst liegende schwedische Küste von Alters her genannt wird). Nestor, der älteste russische Annalist (um das Jahr 1100), erzählt, es seyen im Jahre 859 tapfere Eroberer, Waräger genannt, über das Meer gekommen und hätten Finnen und Slaven sich steuerpflichtig gemacht. Von diesen Warägern, welche auch Rus hießen, sagt Nestor, hat Rußland seinen Namen bekommen. Die russischen Waräger sind die Varanger der byzantinischen Geschichtschreiber, die nordischen Wäringer (von Wara, Wäre, d. h. Vertrag), nämlich Soldaten, die nach Verding oder Verabredung dienen. Der Reiseweg von den Warägern zu den Griechen, nämlich den Dniepr hinab zum schwarzen Meere, so wie auch ein anderer mehr im Osten, nämlich auf der Wolga zum kaspischen Meere, wurde nach der Stiftung des russischen Reichs von S. für Kriegs- und Handelszwecke oft benutzt; dies bezeugt unwidersprechlich sowohl die Menge von Runensteinen in S., die zum Andenken von Griechenlandsfahrern errichtet sind, wie auch die große Anzahl arabischer Münzen, besonders aus den Ländern südöstlich vom kaspischen Meere aus dem neunten und zehnten Jahrhundert, welche man in schwedischem Boden auffand. Auch weiß die Geschichte, daß dies nämliche Volk Rus, dessen Wikingsflotten auf dem schwarzen Meere Konstantinopel mehr als einmal bedrohten (in ihrem Vertrage mit den griechischen Kaisern vernimmt man lauter skandinavische Namen), auch mit den Arabern an der Küste des kaspischen Meeres Krieg geführt habe. Der Name S. (altgothisch Suethans) möchte aus Sveit, Suet (angelsächsisch Sveot, Suit), welches kriegerisches Gefolge bedeutet, abzuleiten seyn; also wäre Suithiod (Svithiod) wörtlich das Heeresvolk. — Was nun Ragnar Lodbrok betrifft, so ist dessen Herrschaft in die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts zu setzen. Er und seine Söhne unternahmen viele Raubzüge nach südlicheren Ländern; auf einem sol-

chen wurde Ragnar Lodbrok in England gefangen (im J. 794) und in einer Schlangengrube getödtet. Im neunten Jahrhundert waren die Raub- und Verheerungszüge der Normannen besonders schrecklich. Die Ursachen waren theils die damalige Entzweiung und Schwäche der europäischen Staaten, theils von der Mitte desselben Jahrhunderts an die Grundlegung zu einer ausgedehnteren Königsgewalt in den nordischen Reichen, wodurch eine große Menge kriegerischer Abenteurer vertrieben wurde. Uebrigens war das Uebel weit älter. Früher hatte es Ableiter in den großen Völkerwanderungen gefunden, bis, da diese aufgehört und das Christenthum die Lebensweise der barbarischen Völker zu verändern anfing, der Norden aber beim Alten blieb, das Kriegsverhältniß Skandinaviens gegen die übrige Welt auch an sich selbst bemerklich und furchtbar zu werden begann. Der Name Normannen war damals den Völkern der drei nordischen Reiche gemeinsam.

Kulturgeschichte des heidnischen S.s. In Schonen, dessen Name Sumpfland bedeutet, war schon frühzeitig höhere Kultur. Im neunten Jahrhundert war es berühmt durch Reichthum an Getreide, an Waaren und streitbaren Männern. Im Sunde sah man jeden Sommer eine Flotte, die an den fischreichen Küsten überflüssige Fracht erhielt; im Herbste brachte sie von Skanörs damals berühmtem Jahrmarkte Malz, Weizen und Honig zurück. Der Hafenplatz Helsingborg (halsa heißt die Segel einreffen und ans Land legen) steht schon in großem Ruf. Zu derselben Zeit ist Lund eine ansehnliche Handelsstadt, mit hölzerner Verschanzung umgeben, Verwahrungsort seeräuberischer Beute. Schonen, von welchem Iwar Widfamne auf Eroberung S.s und Dänemarks ausgegangen seyn soll, war zuerst ein selbstständiges Reich, wird aber in der ältesten Beschreibung der nordischen Länder vom Ende des neunten Jahrhunderts als dänisches Land angesehen. Es heißt hernach Dänemarks schönster Theil, wiewohl zuweilen davon abgesondert, den Druck unwillig tragend, der ganzen dänischen Macht mit Glück widerstehend, Seeland und Jütland an Männern und Waffen übertreffend. Von Halland wird gegen das Ende der heidnischen Zeit als von einem armen, selbst die Gier der Seeräuber wenig anlockenden Lande gesprochen; doch war es noch im elften Jahrhundert reich an Buchen- und Eichenwäldern. Blekingen gehörte im neunten noch zu S.; seine Einwohner waren gefürchtete Seeräuber, sammelten Reichthümer und hatten Ueberfluß an Gefangenen. Zu derselben Zeit gehörten die Inseln Oeland und Gothland schon zu S. Durch tiefe Wälder und scharfes Gebirg mußte man von Schonen her in das Gothenland vordringen, und es schien zweifelhaft, ob die Reise zu Land oder zu Wasser größere Gefahren böte. Die hier anstoßende Gebirgsgegend, welche südlich das Gothenland begrenzte und auch dazu gerechnet wurde, hieß von Alters her die Smalande (die kleinen Lande). Das östliche Smaland reichte bis ans Meer und sandte Wikinger aus. Kalmar ist schon frühe Hafen, später auch Handelsstadt. Der mittlere und südlichere Theil von Smaland hieß Werend, war von den dichtesten Wäldern umgeben, fisch-, wild- und honigreich, mit fruchtbaren Aeckern und Wiesen geschmückt. Das westliche Smaland gegen die halländische Grenze hieß lange die Finnwildniß, der Finnwald. Dieser Finnwald scheint in älteren Zeiten auch jene großen Wälder umfaßt zu haben, welche Westgothland von dem jetzigen Bohus-Län trennten und das Dalsland erfüllten, welches letztere nicht anders als die Marken, d. h. die Wälder, die Markgegend, d. h. Waldgegend, genannt wurde, bis an Norwegens jetzige Grenze. Vormals erstreckte sich Norwegen bis zur Götha-Elf. Im elften Jahrhundert behauptete man, die Grenze sey von Alters her die Götha-Elf gewesen, vom Meere bis zum Wenersee, sodann die Marken bis zum Edawald, endlich das Kölengebirg. Doch war die Landesscheide streitig und konnte nicht anders seyn, wo noch die Wildniß Grenze war. S.s Könige dehnten Westgothland bis zu Svinesund längs dem Meere aus; alles Land hingegen westlich vom Wenersee eigneten sich die Norweger zu. Die Grenzbewohner, unabhängig in ihren Wäldern und Gebirgen, kehrten sich wenig an diese Ansprüche. Das Volk der Markgegend, das aus Westgothland herstammte, zog endlich die Botmäßigkeit unter S. vor und hieß in späteren Zeiten Westgothen westlich vom Wener. Was jetzt den Namen Bohus-Län trägt, hieß ehemals Raurike (auch Elfevarfylke, das Land von der Götha-Elf bis Svinesund), Alfhem (das Land zwischen der Raum-Elf und der Götha-Elf) und Wiken (das ganze Land um die Opslobucht in Norwegen bis zur Götha-Elf). Die Wik- und Elfumaner waren Wikinger, trotzige, übel berüchtigte Leute, die von der See lebten. Die Insel Hisingen war halb schwedisch, halb norwegisch. Bei der etwas südlicheren Insel Brännö, vormals ein den Handelsschiffen furchtbarer Wikingersitz, oder auf den nahe daran liegenden Danaholmen trafen die Grenzen der drei nordischen Reiche zusammen, so daß das alte Westgothland südlich von der Götha-Elf bis zum Meere reichte. Die Schiffe gingen den Strom hinauf nach Kongahäll (jetzt Kongelf), das seinen Namen von den vielen Zusammenkünften der Könige erhielt, oder auch noch höher nach dem alten Lötöse. Die Wikmänner holten vom Auslande ihr Korn und Malz; man verkaufte hier Wadmal (selbstgewebtes, wollenes Tuch), Salz und Häringe, Bedürfnisse, die ins innere Land geführt wurden, weshalb die Westgothen unzufrieden waren, wenn Streitigkeiten mit Norwegen diese Zufuhr unterbrachen. Falköping und Skara, wahrscheinlich Opferstätten, waren Handelsplätze im innern Westgothland, die ihre Waaren aus Wiken bezogen. Dieser Handelsweg ging noch gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts durch einen zwei Tagereisen langen Wald, zum Theil über Felsengebirge und wurde durch Räuber unsicher gemacht. Zu Ende des heidnischen Zeitalters zeigen sich die Westgothen mit den

Oberschweden (Upp=Svearne) um die Macht wetteifernd. Ostgothland liegt während der Heidenzeit mehr im Dunkel. Der älteste angebaute Bezirk desselben ist wohl dessen mittlerer Theil, einer der fruchtbarsten Gaue S.s, die andern waren lange von Wäldern bedeckt, in denen Räuber hausten. Es gab eine Zeit, wo die großen Waldungen Tiweden und Käglan beinahe in einander gingen, da das zwischen Gebirgshöhen niedergesenkte Nerike sie vereinigte und die Ausdehnung seiner niedrig gelegenen, grasreichen Wiesen noch aus Moor und Sumpf bestand, und wo das mit Buchten, Landseen, Höhen und Thälern so mannichfach abwechselnde schöne Södermanland beinahe durchaus eine Scheerengegend, Hauptsitz der Wikinger des oberen S.s, zugleich aber sowohl schwedisches als gothisches Grenzland war. Die Kultur Södermanlands ist alt, wie sein Reichthum an Denkmälern aus der heidnischen Zeit zu erkennen gibt. Jünger ist die von Nerike, auf welches wahrscheinlich Braut Anund seine Sorgfalt wandte. Durch Nerike, am Hjelmarsee und an dem Orte vorbei, wo jetzt Oerebro (vormals Oeresund) liegt, ging der Zug des Sigurd Ring über den Kolmard (den schwarzen Wald) hin zur Brawallaschlacht, der berühmtesten des nordischen Alterthums. Auch im Westen wurde das eigentliche Svithiod von dem alten Gothenland begrenzt. Wermland wurde in älteren wie in neueren Zeiten zum Gothenland im weiteren Sinn gerechnet und war übrigens zugleich schwedisches und norwegisches Grenzland und gehörte abwechselnd zu beiden Reichen. Die erste Bevölkerung hielt sich genau an die durch des Landes weitgestreckte Thäler zum Wenersee strömenden Gewässer und gelangte bald zur Wohlhabenheit. Das ganze östliche Wermland war Wildniß. Gegen das Gothenland bildeten nur Wälder die Grenze, sowohl östlich als westlich vom Wenersee, an dessen Ufern sich Wikingersitze erhoben. Oberhalb Wermlands streiften noch im elften Jahrhundert Finnen in den Wildnissen umher und der Name Dalarne (Dalekarlien) ward noch nicht vernommen. Wir steigen nun zu dem alten Svealand hinauf, welches dem ganzen Reich seinen Namen gegeben; denn aus der heidnischen Zeit hat das Reich Sverike (Svea=Rike, Sverige, Sverge) seine Entstehung aus dem Svea= und dem Götaland. Aus dem eigentlichen Svithiod entstanden die Folkländer (Volklande), die Stammländer des eigentlichen schwedischen Volks, welche nachher, als der Name zugleich mit der Herrschaft sich weiter ausdehnte, das Recht ausübten, dem ganzen Reich einen König zu geben, u. da dies durch die Ansprüche der übrigen Landschaften beschränkt wurde, doch bei der Königswahl die erste Stimme abgaben, so lange es einen schwedischen Wahlreichstag gab, bis auf die Zeiten Gustav Wasa's. Die Folkländer umfaßten Tinuda (in zehn Bezirken oder Hundari), Attunda (in acht Bezirken), Fjerdhundra (in vier Bezirken), überhaupt was von Alters her Upland hieß, welches jedoch im weiteren Sinne alles oberhalb des Mälarsees bebaute Land bezeichnete, zur Zeit als auch noch Westmanland einen Theil der Folkländer ausmachte. Die Einwohner wurden bereits zur heidnischen Zeit Uppsvear, Oberschweden, genannt, ein Beweis, daß sie nicht die einzigen S. waren, sondern auch andere sich schon unterhalb derselben angebaut hatten, derjenige Theil der Bevölkerung Södermanlands und Nerike's nämlich, dessen schwedische Vorfahren durch den Wald Käglan und den Mälarsee zogen. Svithiods Küstenland ist das alte Roden, dessen Name in Rodslagen oder Roslagen noch übrig ist, sowie auch die Bedeutung des Namens sich in der noch gültigen Eintheilung dieser Gegenden in Schiffsgemeinden (Skeppslag) erhalten hat. (Die Seeleute heißen schwedisch Rookarlar, Rudermänner.) Das vor Alters angebaute Land in S. ist überall ein Land der Gräber, durch die Stammhügel (Aettehögar) bezeichnet. Diese in den Folkländern so gemeinen Hügel sind auch in Westmanland zahlreich, besonders von Thorsaker an, im Süden und näher der upländischen Grenze; sie folgen dem Mälarsee u. steigen längs den Wasserzügen hinauf. Fast in allen Bergwerksbezirken S.s hat das Eisen zuerst zum Anbau Veranlassung gegeben; dies gilt großen Theils sogar von dem upländischen Bergwerksbezirke und in noch höherem Maße von dergleichen Bezirken im östlichen Wermland, in Nerike und Westmanland, denn wenn auch dies ganze bergige Zwischenland zwischen den größten Wasserzügen und Seen S.s von Alters her nicht ohne Einwohner gewesen ist, die in den Wäldern lebten, so läßt sich doch der Anfang seiner Kultur erst seit der Entstehung der Bergwerke während des christlichen Mittelalters annehmen, größten Theils sogar weit später, nämlich seit der neuen Epoche des Bergwesens unter Karl IX. und Gustav Adolf. Dies Alles ist junges Land. Aelter ist der südliche Theil der Landschaft Dalarne (Dalekarlien), obschon es nicht unter diesem Namen auftritt. Wie die großen Flüsse überall die älteste Bevölkerung angelockt, so auch hier die mächtige Dalelfwen. Hier ist Anbau seit Heidenzeiten, wie es die Königssagen schon berichten, zum Theil auch alter Ackerbau, wie überall, wo sich Stammhügel finden. Hier aber ist zugleich des Heidenzeitalters Jernbäraland (eisenerzeugendes Land) und der jetzige östliche Bergwerksbezirk (Oesterbergslagen) der älteste von allen schwedischen Bergwerksbezirken. Diese durch Gustav Wasa so berühmt gewordene Gegend war im zwölften Jahrhundert noch heidnisch; die Einwohner waren niemals aus ihren Wäldern unter andere Leute gekommen, „hatten, wie es in der Sverre's Sage heißt, nie einen König gesehen und wußten kaum, ob das ein Mensch sey oder ein Thier, wollten auch nichts mit dergleichen zu thun haben". S.s südlicher Theil wird von Gothen bewohnt, so weit die Nachrichten in das Alterthum hinaufreichen; von der Besetzung des mittleren Theils durch die S. hat sich eine halb mythische, halb historische Kunde erhalten; die Urbarmachung des nördlichen Theils, welche noch heutigen Tags ihren Fort=

gang hat, fällt durchaus der Geschichte anheim, obschon bereits in der heidnischen Zeit Neuanbauer die älteren nomadischen Bewohner dieser weiten Landstrecken zu vertreiben begannen. Von dem jetzigen schwedischen Norrland hieß der ganze Theil, welcher längs der Küste liegt, vom Ausflusse der Dalelf an bis oberhalb Norrbottens, noch im fünfzehnten Jahrhundert mit einem gemeinsamen Namen Helsingeland; im Westen, näher dem Gebirge, lagen Herjedalen und Jämtland. Die Jagd war erster und lange Zeit vorzüglichster Erwerb der Ansiedler. Bei dem Eintritt in Westerbotten gewahrt man die letzten Stammhügel. Haufen zusammengeworfener Steine, wie sie auch in den Gebirgsgegenden des übrigen S.s häufig vorkommen, sind weiterhin die einzigen noch übrigen Grabmäler; die Ströme bekommen nun lappische Namen. Der Lachsfang lockte zuerst während des Frühlings und Sommers Normänner über das Gebirg zu den Mündungen der Ströme; einige blieben den Winter über da, hinzukommende S. vermehrten die Zahl der Ansiedler und die Lappen wurden von der Seeküste vertrieben. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts reichte die dergestalt unternommene Anbauung bis Skeldepth (lappisch Seldut, Wassersturz), jetzt Skelleften. Im neunten Jahrhundert nahm Finnmarken seinen Anfang oberhalb des norwegischen Halogalands und zog sich querüber gegen das weiße Meer und auf dieser Seite beinahe ebenso weit südlich, nämlich bis zum 65. Breitengrade. Mit dem alten Esthland setzen die Sagen S. schon früh in Verbindung. König Yngwar zog mit einem Heere dahin, wurde aber geschlagen und getödtet und von seinem Gefolge am Seestrande begraben, „auf daß die Wogen der Ostsee ihren Meeresgesang singen möchten dem Schwedenkönige zur Lust." Als die schwedische Macht aufgehört, den finnischen Stämmen furchtbar zu seyn, beunruhigten Esthen, Kuren und Kareler als Seeräuber S.s Küsten. Unter Lappen und Finnen treten in Norrland die ersten schwedischen Ansiedler auf, Jagd, Viehzucht und Fischerei derselben zuerst theilend, dann besteuernd, gleich zu Anfang aber durch feste Wohnplätze, Ackerbau und Handel sich auszeichnend, weshalb der Lappe seine Benennung der S. (Laddelats=Landbebauer, und Tarolats=Kaufleute) von diesen Verhältnissen hernahm. Verdrängt zu werden blieb das Loos der wandernden Stämme, doch hielten sie sich länger im inneren Lande, als an der Küste; im elften Jahrhundert war Helsingeland noch Hauptsitz eines finnischen Stammes. Sie streifen über große Räume bis in Wermlands Waldungen hinein und sind wahrscheinlich jene Lappen, von denen man noch jetzt in Dalekarlien Spuren (die Lappgräber) findet. Wahrscheinlich gilt dies zum Theil auch von dem mittleren S., obgleich das Verhältniß hier unklarer, die Kultur älter und das Nomadenleben schon auf der Flucht ist, bevor es vom dämmernden Tage der Geschichte erreicht wird. Aland mit einer schwedischen Bevölkerung, die schon, wie die Gräber bezeugen, in der Zeit der gebrannten Gefäße da war, ist voller Spuren noch älterer lappischer und finnischer Einwohner. Daß noch während des Mittelalters Finnen im inneren Lande sich aufhielten, läßt sich aus der Sage schließen, welche ihnen die Entdeckung der vorzüglichsten Erzgruben des mittleren S.s beilegt. Ihre Lebensweise in den Wäldern gab dazu Veranlassung; die Bereitung des Sumpfeisens war ihnen von Alters her bekannt. Lappen und Finnen scheinen zu dem alten Svithiod in ungleichem Verhältnisse zu stehen. Daß beide mit den S. schon frühzeitig Umgang gepflogen, ist durch den Einfluß der schwedischen Sprache auf die sonst so sehr von ihr verschiedenen lappischen und finnischen Sprachen offenbar, denn fast der zehnte Theil des Wortschatzes der Lappen stammt aus dem Schwedischen, u. auch die Sprache der Finnen hat aus dem Schwedischen alle Worte geborgt, welche bürgerliche Regierung und Kultur betreffen, desgleichen auch die Namen der meisten Handwerke, außer Schmied (Seppä) und Weber (Kanguri). Alle eigentlichen Finnen sind von der östlichen Seite des bottnischen Busens und aus Finnland eingewandert. Dies läßt sich aber nur zum Theil von den Lappen sagen, die sich auch selbst als Urbewohner S.s und Norwegens betrachten. Die Finnen, welche im neunten Jahrhundert als die Bewohner der ganzen Grenze zwischen S. und Norwegen genannt werden, waren Lappen, folglich auch jene Skritfinnen, welche Adam von Bremen in die Gegend des nachmaligen Dalekarliens setzt; desgleichen wahrscheinlich jene Finnen, die sich einst in den alten Grenzwäldern Westgothlands aufhielten, zu der bereits im sechsten Jahrhundert vorkommenden Benennung der smaländischen Finnheide Anlaß gaben, denn die Lappen wollen selbst Finnen heißen. Das alte S. hat also seine Finnskogar (Finnenwälder) gehabt, gerade wie das neuere. In diesen sind Lappen zurückgeblieben, zum Theil auch Finnen in dieselben eingezogen, bis sie, von der steigenden Kultur umgangen und abgeschnitten, entweder vertilgt, oder mit den S. vereinigt wurden. Noch im elften Jahrhundert hatten, wie Augenzeugen berichten, die Gebirgsgegenden S.s andere Einwohner, als das angebaute Land; es waren dieselben von einem wilden Volke bewohnt, welches von Zeit zu Zeit aus seinen unbekannten Schlupfwinkeln hervorbrach, Verwüstung über die Ebene verbreitete, wo ihm nicht kräftiger Widerstand entgegengesetzt wurde, u. eiligst wieder verschwand. Von der Verfassung der alten S. ist Folgendes zu bemerken: Mit zwölf der weisesten Männer sprach der Upsalakönig, der Hüter des heiligen Altars, im Gericht das Urtheil: zu den großen jährlichen Opferfesten versammelte sich das Volk und hielt während derselben Friede. Ting, der alte Name dieser Zusammenkünfte, bedeutet zugleich Opfer, Gastmahl, Reichstag, Gerichtstag und Jahrmarkt. Der Haushalt war ebenso wie das Reich auf die Verehrung der Götter gegründet, deren Bildnisse in die Pfeiler geschnitten waren, welche den Hochsitz des Hausvaters umgaben. Der Hausvater hieß Drottnar (Herr=

scher) und war Priester, Richter und Anführer der Seinigen. Die Ehe als gesetzmäßige Einrichtung war von unregelmäßigen Verbindungen unterschieden, schloß sie jedoch nicht aus. Neben dem Eheweib, welches Adalkona hieß, konnte der Mann ungetadelt Beischläferinnen haben; das Eigenthum vererbte jedoch zum größten Theil auf die ehelichen Kinder, wenn die unehelichen nicht ganz ausgeschlossen wurden. Wie bei den Griechen und Römern, stand es dem Vater frei, das neugeborene Kind auszusetzen. Wollte er dies nicht, so nahm er es von der Erde in seine Arme u. ließ ihm in Gegenwart angesehener Verwandten Wasserguß und Namen geben. Der mit dem Vater oder den nächsten Anverwandten geschlossene Kauf war die gesetzmäßige Form der Verehelichung und machte die Kinder rechtmäßig geboren (lagfödda). Zum Unterschiede von dem heimlich angelockten oder im Kriege geraubten Weibe hieß die gesetzlich zur Ehe genommene Frau „medhmund ok medhmäli“, d. h. mit Gabe u. Rede gewonnen, oder war, wie beim Homer, durch Gaben erkauft (mundikeypt). Die Aussteuer der Braut aus dem väterlichen Hause hieß Hemfylgd. Der Gottesdienst war mit dem Andenken an die Todten verbunden; daher Hogating (Hügelting), indem die Opfer meistens auf oder neben Stammhügeln dargebracht wurden. Daselbst wurden auch die Kampfspiele, scherzhafte und kriegerische Leibesübungen, vorgenommen; die Sagen berichten von Lekewallar (Spielplätzen) in der Nähe der Tingsplätze. Der Eid war das stärkste Band für dieses und das zukünftige Leben; der Meineidige wandert nach dem Tode mit dem Meuchelmörder und dem Verführer „in giftigen Eiterströmen am Leichenstrande von der Sonne entfernt, in der Burg, die geflochten ist aus Schlangenrücken.“ Die nämliche Götterlehre, welche für gewisse Fälle den Frieden sicherte, machte die Blutrache zur heiligsten der Pflichten, indem sie verbot, das Todtenmahl zu halten und das Erbe zu übernehmen, bevor der Getödtete gerächt worden. Dadurch entstanden fortwährend Familienkriege, die nur wenig gemildert wurden durch bestimmte Bußen, welche die Gesetze als Versöhnungsmittel gelten ließen. Da nur ein gewaltsamer Tod den Göttern wohlgefiel, stürzten sich die Hochbejahrten von Felsen (Aettestupor, Stammesfelsen) herab od. ins Meer, oder sie wurden von ihren Verwandten mit der Stammeskeule (Aetteklubba) todt geschlagen. Die Freuden Walhalls waren dem Freigebornen, besonders dem angesehenen und reichen Krieger vorbehalten. Der selbst erworbene Reichthum, der den Todten auf den Scheiterhaufen oder in den Grabeshügel begleitete, bedingte den Genuß im andern Leben, ein Glaube, welcher zu Raubzügen verleitete. Es war „nicht gut, arm zum Odin zu fahren“, und es ist sehr zweifelhaft, ob der Arme eines Platzes in den Wohnungen desselben würdig schien, falls er nicht im blutigen Gefolge eines großen Herrn vom Schlachtfelde kam. Die Sklaven waren bestimmt von Walhall ausgeschlossen; sie mußten nach ihrem Tode zum Thor gehen. Das Volk galt vornehmlich als gewaffnet; es heißt Sveahär (das Schwedenheer). Das große Ting zu Upsala hieß Allshärjarting (Gesammtheeresting), d. i. eine Versammlung des ganzen Heeres, von welchem auch jährlich ein Theil nach vollbrachtem Frühlingsopfer unter dem Befehl seiner Fürsten in den Krieg zog. Zu dieser kriegerischen Verfassung gehörte auch die Eintheilung in Hundari oder Härad (eine aus hundert Männern bestehende Schaar). In Bezug auf die Kolonisationen ist besonders das Beispiel der Isländer belehrend. Als der erste Anbauer sich Island näherte, warf er die Pfeiler seines Hochsitzes ins Meer und gelobte, sich da anzusiedeln, wo jene landen würden; durch dieses althergebrachte Verfahren ließ man die Götter zuerst von der neuen Heimath Besitz ergreifen. Nachdem der Wohnplatz bestimmt worden, trug man gewöhnlich Feuer um die einzunehmende Strecke Landes einher, welches man „das Land sich heiligen“ nannte. Nun vertheilte der Anführer das in Besitz genommene Land unter seine Verwandten, Freunde und Begleiter. Das Ansehen, welches er zur See bei der Schiffsmannschaft genossen, folgte ihm auch ans Land und wurde erblich unter seinen Nachkommen, wiewohl das Wahlrecht nicht ganz ausschließend. Aus der kriegerischen, nun ansässigen Schaar bildete sich das Härad; bei dem errichteten Götterhause, welches man durch gemeinsame Abgaben unterhielt, ward das Ting gehalten, u. bei dem mit dem Blute des Opferthiers gefärbten Ring auf dem Altar wurde der gesetzliche Eid (Baugeid=Ringeid, auch Hofseid=Tempeleid) gesprochen. Der Häuptling trug in den Versammlungen diesen Ring an der Hand, und aus seiner priesterlichen Würde entsprang sein Titel Godordsman (Gotteswortsmann), d. h. Sprecher im Namen der Götter und dadurch Richter und Versöhner. Wir gewahren auch in dieser Beschreibung den Häradshöfding (Hundarishäuptling, jetzt Bezirksrichter des alten Suithiod und sein Häradsting (Bezirksgericht), wo, wie bei den Griechen der heroischen Zeit, die Richter unter freiem Himmel im heiligen Kreise auf Steinen saßen; daher der Ausdruck der alten Gesetze: komma till tings och rings, d. h. zum Ting und Ring kommen. Den inneren Ring (den Steinkreis) umgab ein äußerer aus Haselstöcken, mit Weidenruthen zusammengebunden, die man Webönd (die heiligen Bande) nannte. Wer sie zerbrach, hieß Heiligthumsschänder (Wargr i Weum). Durch solchen Frevel wurde zuweilen eine Rechtsverhandlung ungültig. Der alte Titel des Richters war Herse; eine noch höhere Würde hieß Jarl. Beides wurde als Tignarname betrachtet, welcher von Anfang mit fürstlicher Ehre verbunden war, weswegen solche Häuptlinge auch Häradskönige, Fylkiskönige hießen. Zusammen machten sie eine Art von Adel aus, denn Konr bedeutet einen Mann von Geburt u. Konungr (Konung, König) den Sohn eines solchen. Die Upsalakönige, welcher Titel für Drottnar aufkam, zeichneten sich durch die Würde

des Oberkönigthums vor den andern schwedischen Königen aus. Der Versuch, die Unterkönige auszurotten, stürzte das Ynglingageschlecht vom Throne; unter dem iwarschen hörten sie aber auf zu regieren. Dennoch war fortan kein Mangel an Königen, da alle Königstitel auch ohne Reich führten. Ihr Vorrecht bestand darin, einen Hof, ein Gefolge von Kämpfern u. Kriegern um sich zu versammeln. Sie hießen Härkonungar (Heerkönige), Sjökonungar (Seekönige) und waren geborene Anführer jener kriegerischen Schaaren, deren Heerzüge die meisten Länder Europa's heimsuchten. Diese ununterbrochene Beschäftigung der königlichen Geschlechter mit dem Kriege scheint das Volk veranlaßt zu haben, zur Sicherung gegen Gewaltthaten von Seiten der Könige aus seiner Mitte eigene Vorsteher zu wählen. So erwuchs die gegen das Ende der heidnischen Zeit so bedeutende Macht der Lagmänner (jetzt Provinzial- oder Landrichter). Sie durften sich den Titulartitel nicht aneignen, indem die mit diesem verknüpfte Ehre mehr und mehr auf die Hofbeamten überging. Die Lagmänner, welche selbst Bauern waren, standen an der Spitze der Bauern ihrer Landschaft und führten das Wort bei dem besonderen Landting (Landgericht), wo sie zugleich mit den Gesetzeskundigsten und Verständigsten unter dem Volke das Gesetz auslegten. Sie sprachen auf dem großen Allshärjarting vor dem König im Namen ihres Volks. In der isländischen Republik, welche die altschwedische Verfassung ohne König darstellt, hatte der Lagman die höchste Würde u. hieß in den ältesten Zeiten Alsherjargode, d. h. des gesammten Volkes Priester. Odalbönderne, die freien Grundeigenthümer, machten die eigentliche Nation oder richtiger die besonderen Nationen des Reichs aus, nachdem die Einwohner der Landschaften durch besondere Gesetze unter eigenen Lagmännern sich von einander geschieden hatten. Außerdem gab es in S. noch Unfreie, Sklaven, größtentheils Kriegsgefangene; sie waren außer dem Gesetz und dem Landrecht und von der Willkür ihrer Herren abhängig. Sie konnten weder gesetzmäßige Ehen eingehen, noch Eigenthum erwerben, wiewohl ihre Lage unter guten Hausherren erträglich war. In den ältesten Zeiten wurde besonders Viehzucht stark betrieben, daher Fä (Vieh) jeder Habe ihren Werth bemaß. Die vornehmsten Leute waren oft Hirten. Von Roggen- u. Gersteäckern wird schon in den Sagen gesprochen. Der Hafer, den nach Plinius die Germanen bauten, muß auch früher im Norden bekannt gewesen seyn. Weizen kommt als Gegenstand des Handels vor. Des Pflügens sowohl mit Pferden, wie mit Ochsen, des Säens, des Bier- u. Methbrauens, des Brodbackens wird schon in den ältesten Gesängen erwähnt. Malz und Butter gehörten zu den Steuern an den König um Weihnachten. Rohes Fleisch zu speisen wurde als ein Zeichen der Barbarei betrachtet. Bei dem Opferfeste, zu welchem die Bauern Kost und Bier mitbrachten, wurden mit dem Blute des Opferthieres die Götterbilder, die inneren und äußeren Wände des Tempels u. das versammelte Volk bespritzt; das gekochte Fleisch und die Brühe genoß man. Speise u. Trank wurden mit Thors Hammerzeichen eingesegnet (Thors Hammer wird wahrscheinlich durch die häufig in alten Grabhügeln gefundenen keilförmigen Kieselsteine, welche das Volk Thorwiggar, d. h. Thorskeile, nennt, dargestellt). Die Häuser, meistens auch die Tempel, waren von Holz, mit einem Pfahlwerk oder Zaun umgeben. Bei den Vornehmeren befanden sich obere Zimmer unter dem Dache, demjenigen entsprechend, was die Landleute späterer Zeiten Rattstuga (Schlafgemach) heißen. Die Dürftigeren wohnten sogar in Erdhöhlen. In den Häusern war die bloße Erde der Fußboden; bei feierlichen Gelegenheiten wurde sie mit Stroh belegt. Das Feuer brannte mitten in der Stube; der Rauch suchte den Ausgang durch das Windauge (Windögat) in dem Dache oder der Wand. Längs den Wänden standen lange Bänke und vor diesen Tische. Man trank einander quer über die Stube zu, wobei das Bier über das Feuer geschickt wurde. Der König und die Königin saßen im Hochsitze mitten auf derjenigen Bank, welche der Sonne zugekehrt war; auf der Bank querüber saß der vornehmste Gast. Männer und Weiber saßen paarweise und tranken mit einander. Dies war wenigstens die friedliche Sitte, während es Wikingergebrauch war, die Weiber aus Trinkgelagen entfernt zu halten. Nähen und Weben sind weibliche Beschäftigungen. Man hat Beispiele von Pracht in Waffen, Kleidern und Verzierungen. Uebrigens war Wadmal, das obenerwähnte wollene Zeuch, selbst Königinnen ein angenehmes Geschenk. Auch die Wahrsage- und die Heilkunst wurde von Weibern ausgeübt, und der Krieg war ihnen nicht ganz fremd. Sköldemöen (das Schildmädchen, die Schildjungfrau) war dem Odin geweiht, durfte nicht heirathen und ihre Liebe war unglückbringend. Am höchsten unter den Künstlern schätzten die alten S., gleichwie die homerischen Griechen, die Dichter, die Wahrsager, die Aerzte und die Waffenschmiede. Die Waffen und die Wikingerschiffe zeigen uns früh den Gebrauch des Eisens; noch ältere Waffen sind aus Kupfer oder aus einem mit Kupfer vermischten Metall; die ältesten sind von Stein. An Gastfreiheit übertrafen die Schweden jedes andere Volk. Durch die Seeräuberei wurde das Land mit fremden Waaren angefüllt. Daß Gold und Silber nicht selten gewesen, ergibt sich aus oft genug vorkommenden Erdfunden. Arme Leute gab es in S. so wenig, daß die ersten Christen ihr Almosen ins Ausland schicken mußten. Durch die Raubzüge und den damit verbundenen Menschenhandel verwilderten die Sitten der Schweden immer mehr, wie aus den Greuelthaten der Normannen, namentlich aus viehischer Mißhandlung der Weiber durch dieselben erhellt. Man bereitete sich auf diese Züge sogar durch Menschenopfer vor. Gewöhnlich wurden diese an Sklaven oder Missethätern vollzogen; zuweilen schien aber auch vornehmeres Blut erforderlich, selbst das liebste und

nächste. Zu jener Zeit, heißt es im Zusatz zum alten gothländischen Gesetz, „da Männer glaubten an Hult und Hügel, an heilige Stätten u. Befriedigungen (Pfahlzäune), da opferten sie auch den Göttern ihre Söhne und Töchter, ihr Vieh nebst Speise und Trank". Ein Christ erzählte, er habe 72 todte Körper geopferter Menschen und Thiere hängen gesehen im heiligen Haine bei dem Upsalatempel, welcher von Gold glänzte und in dessen Innern die Bilder Odins, Thors u. Frey's aufgestellt waren.

II. Periode. Von der Verkündigung des Christenthums bis zur kalmarischen Union, 830—1397. Im Herbste des Jahres 829 begab sich der fränkische Klostergeistliche Ansgar (s. d.) zum ersten Male nach S. Er reiste in Gesellschaft von schwedischen Kaufleuten, welche ihn wahrscheinlich auch zu seinem Unternehmen aufgefordert hatten. Wohl durch den Umgang mit Christen der christlichen Lehre geneigt geworden, fanden sie selbst in ihrem Geschäfte eine Aufforderung, zwischen ihrem Vaterlande und der christlichen Welt eine friedliche Gemeinschaft zu begründen. In Birka, einem am Mälarsee gelegenen Hafen- u. Handelsplatz, wurde Ansgar vom König Björn at Haugi (am Hügel) wohlwollend empfangen. Es lebten hier viele gefangene Christen, denen Ansgar geistlichen Trost verschaffte; auch einige Heiden traten zum Christenthum über. Aus S. zurückgekehrt, übernahm Ansgar das in Hamburg zur Bekehrung des Nordens errichtete Erzbisthum; Hamburg wurde aber von nordischen Wikingern zerstört und Ansgar mußte nach Bremen flüchten. Gautbert, den er zur weiteren Verkündigung des Christenthums nach S. gesandt hatte, wurde von den Schweden vertrieben und die Christen wurden von dem Bruder des Königs Björn, dem König Emund, heftig verfolgt. Ansgar wagte sich deshalb gegen 853 nochmals nach S. Den König Olof gewann er durch Geschenke, und da das Volk auf dem Ting bestimmte (zuvor wurden auch die alten Götter durch heiliges Loosen um ihre Meinung befragt), so ertheilte der König den christlichen Predigern die Erlaubniß, im Lande zu leben und zu lehren. Ansgar schärfte diesen ein, daß sie Niemandes Eigenthum begehren, sondern durch ihrer Hände Arbeit den nöthigen Unterhalt erwerben sollten. Wahrscheinlich erlosch der durch Ansgar hervorgerufene Funke nie ganz, obgleich noch anderthalb Jahrhunderte vergingen, bevor S. einen christlichen König erhielt, und dann wiederum anderthalb Jahrhunderte im Kampfe zwischen Heidenthum und Christenthum. Die ersten Christen mußten sich von der Verpflichtung, die Upsala-Opfer zu besuchen und zu unterhalten, loskaufen. Nach dem Tode des Ansgar, im Jahre 865, wagte sich außer dessen nächstem Nachfolger Rimbert in 70 Jahren kein christlicher Lehrer nach S., und als nach Verlauf dieser Zeit der bremische Erzbischof Unne nach Birka kam, wo er auch †, schien Alles ins Heidenthum zurückgefallen. Der König Olof war mächtig genug, in Dänemark Eroberungen zu machen, welche er seinen Söhnen überließ. Auch unternahm er einen Kriegszug gegen die Kareler, welche sich der schwedischen Oberherrschaft entzogen hatten, u. machte sie wieder zinsbar. Der König Erich Emundsson soll Finnland, Esthland u. Kurland, später die alten Steuerländer S.s genannt, unterworfen haben. Diese Nachrichten stimmen überein mit Nestors Bericht von der Gründung der Warägergewalt unter den Slaven u. Finnen. So klären diese Erinnerungen gegenseitig einander auf u. sind in unzweifelhaftem Zusammenhang, obschon die nordische Sage weder von Ruriks, noch von seiner Brüder Namen weiß, zu einer Zeit, für die sie auch kein genaues schwedisches Königsverzeichniß zu geben vermag und in welcher königliche Geburt und kriegerisches Gefolge jedem Anführer den Königsnamen ertheilten, auch nordische Seekönige auf allen Meeren umherschwärmten. Die Mitte des neunten Jahrhunderts macht in verschiedener Hinsicht Epoche. Der erste Same des Christenthums im Norden wird ausgesäet mitten unter den Stürmen der Normannenzüge, welche zu dieser Zeit am gewaltigsten sind und daher die Bekehrung des Nordens zu einer gemeinschaftlichen Angelegenheit der ganzen Christenheit machen. Gorm der Alte vereinigt Dänemark unter ein einziges Oberhaupt. Der alten upsalischen Könige ursprünglich auf priesterliches Ansehen gegründete Oberherrschaft über die S. und Gothen erscheint nun fester begründet, indem der mächtige Erich Emundsson als unbestrittener Herrscher über beide Völker auftritt. Harald der Schönhaarige, Abkömmling des in S. gestürzten Ynglingageschlechts, bricht die Macht der norwegischen Unterkönige und erhebt sich zum ersten König über ganz Norwegen, wo diese neue Gewalt große Auswanderungen von Mißvergnügten und Landesflüchtigen veranlaßt, zum Theil unter Anführung des Rolfs, der die Normandie gewann, von wo aus England erobert und Neapels Thron erlangt wurde. Nach Britannien, Irland, den Inseln des westlichen Meeres strömen auf bekannten Wegen neue Haufen kriegerischer Abenteurer und nach dem schwedischen Norrland neue Ansiedler. Island, unter dessen Entdeckern sich ein Schwede befand und wohin mehre S., selbst Königssöhne, sich nachher begaben, wird bebaut, und nordische Wikinger besuchten bald von da aus die Küsten des nördlichen Amerika's. Zwischen Islands Feuer und Schnee entzündet sich ein neuer Brennpunkt für die nordische Sage. Die nordische Geschichte erhält ihre erste Zeitrechnung. Erich Emundsson, welcher seine Herrschaft auch über denjenigen Theil von Norwegen ausdehnte, der ehemals dem Ragnar Lodbrok gehört hatte, verlor diesen Besitz wieder an Harald Harfager, mit dem er bis zu seinem Tode (im Jahre 885) um Wermland Krieg führte. Erichs Sohn, Björn der Alte, regierte trefflich bis 935. Dessen Söhne Erich und Olof regierten gemeinschaftlich. Olofs Sohn, Styrbjörn der Starke, forderte, als er zwölf Jahre alt war, von Erich sein väterliches Erbe. Dieser versprach ihm, daß er nach erreichtem sechzehnten Jahre die

Hälfte des Reichs bekommen solle, und um seinen unruhigen Geist zu beschäftigen, gab er ihm 60 Schiffe nebst Mannschaft, damit er sich in Kriegszügen versuche. Verheerend streifte nun Styrbjörn in der Ostsee umher und wurde endlich Hauptmann über Jomsburg an der pommerschen Küste, den berüchtigtsten Wikingersitz des Nordens, welcher eine durchaus kriegerische Republik bildete, deren Verfassung an die westindischen Flibustier erinnert. Von hier aus fuhr er im Jahre 983 mit einer großen Flotte nach S. Da er einen Entscheidungskampf wollte, so ließ er alle seine Schiffe verbrennen und zog gegen Upsala. Auf Fyriswall, dem Blachfelde am Fyrisfluß in der Umgegend von Upsala, dauerte drei Tage lang die berühmte Schlacht, die dem König Erich den Beinamen des Siegreichen verschaffte. Nachdem Erich gelobt, sich nach Verlauf von zehn Jahren dem Odin zu eignen, vernichtete er das Heer seines Neffen. Er vertrieb auch den Sohn des dänischen Königs Harald Gormsson, welcher Styrbjörn unterstützt hatte, nämlich den Sven Tweskägg (Doppelbart), aus Dänemark, welches er fortan selber beherrschte. Dieser Erich (+ 993), unstreitig einer der mächtigsten Könige S.s, sagte dennoch zu einem norwegischen Gesandten von einem seiner Unterthanen, einem reichen Bauer, der einer aus Norwegen geflohenen Königin bei sich eine Freistatt gewährt hatte: „In manchen Stücken ist er mächtiger, als ich, und als wir unlängst mit einander stritten, hatte er mehr zu sagen, als ich". Dazu bemerkt Adam von Bremen: „Die Schweden haben Könige von altem Geschlecht, deren Machthaber vom Volke abhängig ist. Was dieses beschließt, wird vom König bestätigt. Zuweilen verzichtet das Volk, wiewohl ungern, auf seine eigene Meinung gegen die des Königs. Zu Hause erfreuen sie sich der Gleichheit; in den Krieg gehend, gehorchen sie sämmtlich dem Könige". Der Sohn Erichs des Siegreichen und der Sigrid Storrada (der Hochmüthigen), Olof, der Schooßkönig (so genannt, weil ihm schon als Kind gehuldigt wurde), war der erste christliche König von S. Er wurde noch vor dem Jahre 1000 in dem Born bei Husaby in Westgothland von dem Bischof Siegfried getauft, den er aus England berufen hatte. Wahrscheinlich war Olof während seines Aufenthalts in Dänemark der christlichen Lehre geneigt geworden; er gab dem Sven Doppelbart Dänemark zurück, lebte aber mit Norwegen in Feindseligkeit. Letzteres erregte Unzufriedenheit im Volke; auf dem Allhärsjärting in Upsala trat daher der Lagman Thorgny von Tiundaland, der angesehenste in S., auf und sprach: „Wir Bauern wollen, daß du, König Olof, mit Norwegens König Frieden schließest. Willst du jene Länder im Osten (die abtrünnig gewordenen Steuerländer) wieder gewinnen, so begleiten wir dich alle dahin. Magst du aber unserer Rede nicht achten, so wollen wir dich überfallen und dich tödten und wollen Gesetzloses und Unfrieden von dir nicht leiden. Denn so machten es unsre Väter vor uns: in einen Brunnen stürzten sie fünf Könige, die so aufgeblasen waren wie du. Sprich nun sogleich, was du erwählest!" Als das Volk seinen Beifall durch großes Waffengeräusch zu erkennen gab, stand der König auf und bewilligte das Verlangen, indem er hinzufügte, so hätten S.s Könige es stets gemacht, sie hätten sich von den Bauern berathen lassen. Daß diese Zusage nicht erfüllt wurde, hätte beinahe die Folgen herbeigeführt, mit denen jene Rede gedroht hatte. Die Bauern waren bereits versammelt und hielten Rath über den König, weil er den allgemeinen Volksbeschluß gebrochen habe. Der Lagman der Westgothen behauptete, man müsse das alte königliche Haus gänzlich verlassen; die Oberschweden aber führten den jungen Sohn des Königs unter das Volk. Er war in der Taufe Jakob genannt worden; dieser Name gefiel den Schweden nicht; niemals, sagten sie, habe ein König in S. Jakob geheißen. Er solle Anund heißen und König seyn, wenn sein Vater sich nicht den Bauern bequemen wolle. Olof Skötkonung schloß hierauf Frieden mit Norwegen und + 1024. Er war der Erste, welcher sich nicht mehr Upsalakönig, sondern König von S. nannte. Anund Jakob machte sich sehr beliebt bei dem Volke, besonders durch seine strenge Rechtspflege; er bekam den Beinamen Kolbränna, weil er die Häuser der Missethäter verbrennen ließ, eine Strafe, die nicht nur im Norden, sondern auch bei den Normannen in Frankreich auf solche Verbrechen folgte, welche mit Aechtung oder Landesverweisung belegt waren. Gegen Knut den Großen von Dänemark unterstützte er ohne Erfolg seinen Schwager Olof von Norwegen, der durch seinen gewaltthätigen Eifer für das Christenthum und strenge Bestrafung der Seeräuber sich im eigenen Lande so viele Feinde gemacht hatte, daß er zuletzt Reich und Leben verlor. Sein Sohn Magnus der Gute erlangte jedoch durch schwedische Hülfe den väterlichen Thron. Anund Jakob + um 1052. Ihm folgte sein Stiefbruder Edmund, genannt Gammal (der Alte), weil er erst im Alter König wurde. Er war älter, als Anund, aber diesem deshalb nachgesetzt worden, weil seine Mutter, die im Kriege geraubte Tochter eines wendischen Häuptlings, des Königs Dienstweib war. Unter Edmunds Regierung wurde S. von Mißwuchs heimgesucht. Wegen seiner Härte und seines Geizes hieß Edmund auch der Schlimme (Slemme); dazu soll er Halland, Schonen und Bleking, von denen letzteres von Alters her schwedisch, die beiden ersten hingegen Eroberungen Erichs des Siegreichen waren, an Dänemark abgetreten haben. Das Christenthum nahm unter ihm keinen Fortgang in S. Da sein einziger Sohn auf einem Kriegszuge umkam, so war Edmund Gammal der zwölfte und letzte jener alten, von Sigurd Ring männlicher Seite abstammenden Upsalakönige, deren Geschlecht auch genannt wird das Upsalageschlecht, „den Göttern geheiligt, verehrt vor andern in den Nordlanden, weil es von den Göttern selbst abgestammt, und lange hatten diese sich ihres Geschlechts angenommen (sagte ein heidnischer Lagman zu Olof dem Schooßkönige), wiewohl nun viele von dem alten Glauben abgefallen". —

Das Christenthum löste die eigentlichen Bande der alten Verfassung auf. Indem Olof der Schooßkönig als Christ nicht mehr Upsalakönig heißen mochte, weil dies einen Vorsteher der heidnischen Opfer bezeichnete, verlor er sein Ansehen bei den Oberschweden, die noch größtentheils Heiden waren, wogegen der neue Name eines Schwedenkönigs den Gothen, unter denen die Christen am zahlreichsten waren, nicht gefallen zu haben scheint. Das neue Königsgeschlecht ist ein westgothisches. Der erste Herrscher aus demselben, Stenkil, war jedoch mit dem alten verwandt. Sein Vater Ragwald, ein mächtiger und ahnenreicher Jarl in Westgothland, war Geschwisterkind mit Olof Skötkonung; Stenkil selbst war Eidam des Anund Jakob und Stiefsohn Edmunds des Alten. Stenkil zeigte sich schon während der Regierung seines Vorgängers als eifrigen Christen; seine Erwählung zum König ist das erste Zeichen des Uebergewichts der christlichen Partei. Der Hauptsitz des Christenthums war schon zu Olofs des Schooßkönigs Zeit Westgothland. Hier empfing dieser König die Taufe, hier gründete er in Skara den ersten Bischofssitz, und als die Heiden forderten, er solle eine Landschaft S.s, welche er wolle, für die Uebung seines Gottesdienstes auswählen, den ihrigen aber ungestört lassen und Niemanden zum Christenthume zwingen, so wählte er Westgothland. Durch Beobachtung dieses Vertrags erhielt sich auch Stenkil auf dem Throne von S. Schon Olof der Schooßkönig hatte den alten Göttertempel zu Upsala zerstören wollen, war aber durch jenen öffentlichen Beschluß davon abgehalten worden. Da nun die christlichen Priester wieder darauf drangen, antwortete ihnen Stenkil, dies würde für sie nur den Tod, für ihn aber den Verlust des Reichs zur Folge haben; man würde ihn vertreiben, wie einen, der Missethäter ins Land gebracht, und das Heidenthum würde von Neuem herrschend werden. Unter den Gothen konnten die Bischöfe Adelward, der Jüngere, in Skara und Egino in Lund die Götzenbilder ohne Gefahr zerstören. Stenkil † im Jahre 1066, kurz bevor Wilhelm der Eroberer Beherrscher von England wurde. Nun brach ein Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum aus, denn Stenkils Sohn, Inge, gebot allem Volk in Svithiod die Taufe; die S. aber blieben ihren alten Göttern treu und es wagte sich kein christlicher Prediger unter sie. Auf einer Volksversammlung stellten die S. dem König Inge die Alternative, entweder das alte Gesetz zu befolgen, oder seine Ansprüche auf den Thron fahren zu lassen. Inge antwortete, er wolle den christlichen Glauben nicht lassen, welcher der allein rechte sey. Da vertrieben ihn die erzürnten S. durch Steinwürfe aus der Versammlung und wählten Blot Sven, Inge's Schwager, der sich erbot, den alten Götterdienst aufrecht zu erhalten, zum König. Sven regierte drei Jahre über die heidnischen S., wurde aber dann von Inge, der mit Heeresmacht aus Gothland herbeieilte, überrascht und getödtet. Inge's Mitregent war sein Bruder Halstan; beide sind ohne Zweifel jene Westgothenkönige, welche der Papst Gregor VII. in einem Schreiben zur Beschützung des Christenthums und zum Gehorsam gegen die Kirche aufforderte. Nach Inge und Halstan regierten des letztern Söhne Philipp und Inge, von denen ersterer 1118, letzterer 1128 †. Mit Inge II., welcher vergiftet wurde, erlosch das stenkilsche Haus. Es fanden sich aber noch Abkömmlinge desselben von weiblicher Seite im dänischen Königshause. Margarethe Fridkulla nämlich, die Tochter Inge's des Aelteren, hatte den König Nils Svenson von Dänemark geheirathet und ihm den Sohn Magnus geboren. Diesen wählten die Westgothen zum König, die Oberschweden aber erkannten ihn nicht an, sondern machten den Ragwald Knaphöfde (Kurzkopf) zu ihrem Herrscher. Als dieser sich jedoch, ohne die gesetzlichen Formen zu beobachten, in die Volksversammlung der Westgothen begab, wurde er von ihnen erschlagen. Magnus konnte wegen der Kämpfe, die er in Dänemark bestehen mußte, nicht nach S. kommen. Durch den Uebertritt von Blot Svens Nachkommen zum Christenthum hatten unterdessen die Heiden ihre letzte Stütze verloren. Nach Sven regierte im obern S. sein Sohn Kol; da unter ihm viele glückliche Jahre waren, so gaben ihm die S. den Beinamen Erich Arsall, d. h. Jahreselig. Dieser Sohn des Blot Sven soll in seinem Alter ein Christ geworden und in Ostgothland gestorben seyn. Sein Sohn Swerker wurde 1133 von den Ostgothen zum König erwählt. Die Westgothen zögerten mit der Anerkennung, obgleich Magnus 1134 in Dänemark fiel; sie zogen es vor, eine Zeit lang ohne König zu seyn, und „es regierten über Westgothland gut der Landrichter und die Landeshäuptlinge". Swerker gestattete der Geistlichkeit sehr großen Einfluß. Es wurden nun auch Klöster in S. angelegt, zuerst Alwastra, Nydala und Warnhem; der heilige Bernhard schickte Mönche aus Clairvaux. Der nachmalige Papst Adrian IV. kam als Legat 1152 auch nach S. Eine Abgabe an den römischen Stuhl, der sogenannte St. Peterspfennig, wurde eingeführt, und das allgemeine und beständige Tragen der Waffen verboten. Johann, des Königs Sohn, machte sich durch Ausschweifungen verhaßt und wurde, als er 1152 durch die Entführung der Schwester des dänischen Statthalters einen Krieg mit Dänemark verursacht, von dem erbitterten Volke getödtet. Swerker selbst wurde am Weihnachtstage des Jahres 1155 auf dem Wege zur Kirche von seinem Stallknecht ermordet. Unter Erich dem Heiligen erscheint zuerst das Christenthum im obern S. befestigt. Das Christenthum war allmählig durch einzelne begeisterte Verkündiger gefördert worden; fast jede Landschaft Oberschwedens hatte ihren eigenen Apostel, so verehrten die Westmanländer den heiligen David, die Södermanländer den heiligen Botwid und Aeskill, die Nordländer den heil. Stephan. Den ersten ausgenommen, starben alle den Märtyrertod. Nach und nach wurden die heidnischen Opfer abgeschafft, an den vormaligen Opferplätzen erstanden christliche Kirchen und statt der heidnischen kamen

christliche Festtage auf, doch gewöhnlich mit Beibehaltung der frühern Zeitabschnitte. Als endlich die alten Folklande, in denen das Heidenthum seinen Hauptsitz gehabt, zum Christenthum übergetreten waren, trugen sie auch in die neue Religion ihre alten Vorrechte über und erwählten für das ganze Reich einen christlichen König. So geschah es, daß die Oberschweden Erich „auf den Königsstuhl zu Upsala setzten", während die Ostgothen Karl, den Sohn Swerkers, zum König ausersahen. Erichs Vater war „ein guter und reicher Bauer", seine Mutter die Schwester des Königs Erich Arsäll; er selbst hatte eine Enkelin des Königs Inge zur Frau. Erich ließ die erste ordentliche Kirche in Upsala errichten, wie er überhaupt viel für die Verbesserung des Gottesdienstes that. Er wird auch der Gesetzgeber, Laggifware, genannt, und der schwedischen Ehefrauen Rechte „zur Ehrenwürde und zum Hausfrauenthum, zu Schlössern und Schlüsseln, zum halben Bette und gesetzlichen Drittel der Habe" (Uplandsgesetz) sollen ihnen durch Erich verliehen seyn. Wider die heidnischen Finnen, deren Seeräuberei die schwedischen Küsten beunruhigte, unternahm er einen Kreuzzug und legte auch das Christenthum, wahrscheinlich auch durch Hinüberführung schwedischer Ansiedler, den Grund zu der so lange dauernden Vereinigung zwischen S. und Finnland. Während des Gottesdienstes in Upsala unerwartet von dem dänischen Prinzen Magnus Heinrichson angegriffen, fiel er nach tapferer Gegenwehr am 18. Mai 1160. Seine Tugenden haben bewirkt, daß man in ihm den Schutzheiligen S.s verehrte; sein Panier wehte im Felde wider die Feinde des Reichs, sein Todestag wurde alljährlich in ganz S. gefeiert und die Stadt Stockholm nahm sein Bild in ihr Wappen auf. Die Kirche hat ihn nie heilig gesprochen, da er zum Schaden des rechtmäßigen swerkerschen Hauses sich die Herrschaft angemaßt habe. Erich wurde nämlich 1150, fünf Jahre vor Swerkers Tod, von den eigentlichen S. auf den Thron erhoben. Die Ostgothen erkannten ihn nicht gehörig an und die Westgothen waren dem Magnus Heinrichson, welcher durch seine Mutter mit dem stenkilschen Hause verwandt war, geneigter. Die Westgothen riefen diesen nun wirklich als König aus, aber durch eine Empörung des Volks, an deren Spitze sich Karl Swerkersson stellte, verlor er 1161 Thron und Leben. **Karl Swerkersson, König der Schweden u. Gothen**, begünstigte die Geistlichkeit. Im J. 1163 erhielt S. einen Erzbischof, dessen Sitz Upsala wurde. Als ihm untergeordnet werden die Bischöfe in Skara, Linköping, Strengnäs, Westerås, bald auch in Weriö und Abo genannt. Er selbst war dem Erzbischof in Lund untergeordnet, der den Titel eines Primas Sueciae führte; dieser Vorzug kam aber später ab. Päpstliche Briefe an die Bischöfe lassen den Zustand der damaligen schwedischen Kirche erkennen. Es wird darin geklagt, daß weltliche Personen nach Belieben oder für Geld und ohne Hinzuziehung der geistlichen Behörden Priester einsetzen, zuweilen verlaufene Mönche, Todtschläger oder andere Verbrecher; daß sie besonders während der Erledigtheit der Stellen sich die Einkünfte der Kirche aneignen, dieselben erbrechen und plündern; daß sie die Geistlichen vor weltliche Gerichte ziehen, sie da dem Zweikampf oder der Probe mit glühendem Eisen od. siedendem Wasser unterwerfen und, wenn sie sich nicht einstellen, ihre Häuser verbrennen. Besonders gaben die Vermächtnisse an die Kirche unaufhörlichen Stoff zu Streitigkeiten. Der Papst Alexander III. hatte selbst verordnet, daß Niemand auf diese Weise seine ganze Habe verschenken solle, sondern nur ein Hauptloos. Die Erben forderten, daß Nichts ohne ihre Einwilligung weggegeben werde. Der Zehnt wurde anbefohlen, und gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts finden wir ihn bereits üblich; doch wird noch im Jahre 1232 darüber geklagt, daß man sich nach Belieben demselben entziehe. Die christliche Trauung ist noch bei Weitem nicht allgemein; Ehen werden geschlossen und aufgelöst „auf der Heiden barbarische Weise", und jene heidnische Sitte, die Kinder auszusetzen, hatte noch nicht aufgehört. Die ersten Klosterbrüder bebauten ihre Felder selbst, führten den Gartenbau ein, legten Wassermühlen an und lehrten das Salzsieden. Brücken und Wege anzulegen wurde als christliches Werk betrachtet, u. Bischöfe gingen darin mit gutem Beispiele voran. Im J. 1167 kehrte Knut, Erichs des Heiligen Sohn, aus Norwegen, wohin er sich geflüchtet hatte, mit Heeresmacht zurück, wurde durch die Upländer verstärkt u. schlug den König Karl auf Wisingsö, worauf er bis 1195 regierte. Mit **Swerker II.**, Karls Sohn, welcher, von Dänemark aus unterstützt, den schwedischen Thron bestieg u. im J. 1200, um die Geistlichkeit zu gewinnen, diese von der weltlichen Gerichtsbarkeit eximirte und mit Abgabenfreiheit beschenkte (im J. 1206 beschwerte sich Papst Innocenz III. darüber, daß die Landschaftsrichter verböten, auf dem Sterbebette Schenkungen ohne Einwilligung der Erben an die Kirche zu machen), führten die vier Söhne Knuts blutige Kriege, in denen drei von ihnen umkamen. Swerker II. wurde aber in der furchtbaren Schlacht bei **Lena** in Westgothland im J. 1208 geschlagen. Viertausend upländische Bauern siegten hier über achttausend Dänen, von welchen nur 55 heimkehrten. Im J. 1210 wagte Swerker einen neuen Heereszug, verlor aber in der Schlacht bei Gestibren sein Leben. **Erich Knutsson** ließ sich krönen, um seiner Würde den Glanz der Heiligkeit zu geben. Er vermehrte die Freiheiten der Geistlichkeit, und heirathete, um sich mit Dänemark zu versöhnen, die Schwester des Königs Waldemar II. In S. angelangt, beschwerte sich diese darüber, daß sie zu Pferde steigen müsse und nicht, wie in ihrem Vaterlande, Wägen haben könne. Die siebenjährige friedliche Regierungszeit Erichs war durch reiche Ernten ausgezeichnet. Erich Knutsson † 1216 und sein Sohn kam erst nach seinem Tode zur Welt. Die schwedischen Prälaten und Großen wählten nun Johann, den Sohn des Königs Swerker II. und der Tochter des schwedischen Jarls Birger Brosa (aus dem mächtigen Geschlecht der Folkunger), zum König.

Johann wurde wegen seiner Jugend der Junge genannt; auch heißt er der Fromme, denn an seinem Krönungstage erklärte er alles Kircheneigenthum für steuerfrei und berechtigte die Bischöfe zur Erhebung von Strafgeldern in ihren Sprengeln. Wider die Wahl Johanns rief König Waldemar die Entscheidung des Papstes an, und als Johann, der letzte des swerkerschen Hauses, im J. 1222 †, wurde der junge Erich Erichsson, genannt der Hinkende und Lispelnde (Halte och Läspe), auf den Thron erhoben. Die Streitigkeiten zwischen dem gothischen und dem schwedischen Regentenhause hatten die alten Stammverschiedenheiten im Volk allmählig ausgeglichen, aber kräftig dazu beigetragen, auf Kosten der königlichen Macht die einheimischen Großen zu erheben, deren wachsendes Ansehen auch darin zu erkennen ist, daß sie Herren und Fürsten S.s titulirt werden. Vorzüglich gewann hohen Einfluß das Geschlecht der Folkunger, dessen Ahnen ins Heidenthum hinaufreichten, und welches, den drei nordischen Königshäusern nahe verwandt, auch seit Birger Brosa († 1202) in dem Besitz der Jarlwürde von S. war. Diese alte fürstliche Würde war nun der vornehmste Dienst am Hofe und damit zugleich bei der Regierung geworden; der Inhaber derselben heißt Jarl der S., Jarl der S. und Gothen, Herzog von S. mit Gottes Gnaden, wird in öffentlichen Verhandlungen gleich nach dem König genannt und sollte, wie einst der Major domus bei den Franken, bald die Macht und den Platz des Königs einnehmen. Aus diesem Geschlecht war Knut Johannsson, der Lange, mit einer Königstochter vermählt und durch Naturgaben und Verbindungen bedeutend genug, um wider den minderjährigen König, seinen Schwager, auf den Thron Anspruch zu machen. Dieser Johann, der Folkungerkönig genannt, zwang durch seinen Sieg bei Alvastra im J. 1229 Erich zur Flucht nach Dänemark und herrschte von da an bis zum J. 1234, wo Erich zurückkehrte und ihn bei Sparsätra schlug. Der Usurpator fiel und Erich nahm nun seinen Thron wieder ein, vermochte aber als Regent weniger, als der Folkunge Ulf Fasi, der bei seinem Verwandten Knut schon Jarl gewesen und es auch bei Erich blieb. Holmgeier, Knuts Sohn, floh nach Gestrikland und hielt sich wider den König im nördlichen Theile des Reichs, bis er 1248 gefangen und enthauptet wurde. In diesem Jahre kam der päpstliche Legat, Kardinal Wilhelm, Bischof von Sabina, nach S., um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Der Priester war bisher in S. Beamter des Volks, von diesem mit Einwilligung des Bischofs erwählt. Der Bischof selbst wurde vom Volk gewählt, von dem König aber durch Ueberreichung von Stab und Ring in sein Amt eingesetzt. Wurde aber dadurch die Kirche dem Staate genauer einverleibt, so nahm sie in gewaltthätigeren Zeiten auch größeren Antheil an den Unordnungen des weltlichen Wesens; daher, wann die Päpste über die „ungezähmte Härte" des schwedischen Volks klagen, diese Klage auch den Geistlichen gilt, denn solche werden ebenfalls des Mordes, der Gewaltthaten und lasterhafter Sitten bezüchtigt. Priester, die sich doch von weltlichen Gerichten entfernt halten sollten, treten bei diesen für Andere als Sachwalter auf (was ihnen Gregor IX. 1234 bei Strafe des Bannes untersagte); anstatt das Eigenthum der Kirche zu schützen, eignen sie's sich zu und hinterlassen es ihren Kindern als Erbe, daher den Priestersöhnen oft ihr Ansuchen erfüllt wird, dem Vater im Amte nachzufolgen. Aus Mangel an Predigern mußte man in der Wahl derselben weniger genau seyn, und während der obere Theil des Reichs so wenig Kirchen hatte, war ihre Anzahl in Westgothland bereits so groß, daß im J. 1234 die Vereinigung der kleineren anbefohlen wurde. Für die Berechtigung zur Ehe berief sich die schwedische Priesterschaft auf eine alte päpstliche Erlaubniß, welche aber von der römischen Kurie abgeleugnet wurde. Bei dem Aufruhr in Schonen im J. 1180 war es eine der Forderungen der Bauernschaft, daß ihre Priester sollten heirathen dürfen. Geistliche, deren Ehen man keine Nachsicht erwies, schlossen statt derselben meistens unordentliche Verbindungen, und eiferten die Bischöfe wider dies Alles, so findet man die Priester sogar Bündnisse eingehen, nicht zu gehorchen, und demjenigen Buße auflegend, der sich hierin von seinen Mitbrüdern absonderte. Große Feindseligkeit herrschte bei der gewöhnlichen Priesterschaft gegen die Klosterbrüder, deren Anzahl durch die Franciskaner und Dominikaner oder die sogenannten Grau- und Schwarzbrüder vermehrt wurde. Auf der von dem Legaten zusammenberufenen Kirchenversammlung zu Skenninge im J. 1248, die auch der Jarl und mehre weltliche Herren besuchten, wurde der schwedischen Priesterschaft die Ehe bei Strafe des Bannes verboten, das Studium des kanonischen Rechts anbefohlen, und dessen Vorschriften zufolge sollte in Zukunft jede Bischofswahl mit Ausschließung aller weltlichen Einwirkung durch das Domkapitel vorgenommen werden, daher auch ein solches bei jeder Kathedralkirche zu errichten sey. Zehn Jahre später vernimmt man aber noch die Klage, daß die Verordnung wegen der Domkapitel fruchtlos gewesen, wiewohl man dergleichen allmählig sich bilden und die Domherren mit Einkünften versorgt werden sieht; jedoch gewahrt man unter diesem Namen auch weltliche Herren Theil nehmend an der Bischofswahl. Wie das Verbot der Priesterehen beobachtet wurde, ergibt sich daraus, daß noch lange nach der Versammlung zu Skenninge die Landschaftsgesetze ihre Verordnungen über das Erbrecht der Priestersöhne beibehalten. Birger Jarl der Jüngere, im J. 1248 zu dieser Würde erhoben, heirathete die Schwester des Königs Erich und regierte eigentlich S. Im J. 1259 bekriegte er die wieder ins Heidenthum zurückgekehrten Tawaster in Finnland; ihm schreibt man die österbottnische Ansiedelung der S. in Finnland zu, so wie Erich dem Heiligen die nyländische. Während dieses Kriegszuges † der König am 2. Februar 1250. Hundert Jahre nachdem Erich der Heilige zum König erwählt worden war, erlosch sein Geschlecht mit Erich Erichsson. Schleunig wurde der junge Wal=

demar, der älteste Sohn des Jarls, als König ausgerufen, hauptsächlich auf Antrieb des mächtigen Ritters, Herrn Iwar Bla zu Grönaborg. Das mächtige Geschlecht der Folkunger, welches in Waldemar auf den Thron erhoben wird, bezeichnet eine neue Epoche sowohl für die königliche Gewalt, als auch für die Macht der Großen. Beide gewinnen an Kraft auf Kosten des Volks, stimmen aber nur in Einem überein, die Menge im Zaume zu halten; daher das Zeitalter der Ungebundenheit der Mächtigen zum Zeitalter der Gesetzgebung für das Volk wird. Dem Buchstaben nach zeigt auch diese Gesetzgebung die alte Stamm- und Bundesverfassung von den Königen bestätigt; allein über dieser bildeten sich zwei bevorrechtete Stände, in ihren bedeutendsten Repräsentanten über das Gesetz erhoben, in Berathung und Handlung das Volk vertretend. Dadurch sind auch die früheren Streitigkeiten des Volks eine Stufe höher gerückt und werden zwischen jenen Gesetzgebern selbst geführt. Sie sind Baumeister, die, nachdem sie das Haus in die Höhe gebracht, einander von den Mauern hinabstürzen. Für Waldemar, der noch ein Kind und mit seinen Brüdern dem Zuchtlehrer untergeben war, regierte natürlich sein Vater. Wirkliche Mitbewerber um die Macht sollte der Jarl nur innerhalb seines eigenen Geschlechts finden; Birger nahm aber seine aufrührerischen Verwandten durch Hinterlist gefangen und ließ ihnen die Köpfe abhauen. Im J. 1255 begehrte und erhielt er päpstliche Erlaubniß, auch seinen übrigen Söhnen gewisse Theile des Reichs zu überlassen, welches gesetzlich an ihn als Herzog der S. gekommen sey. Er wollte dadurch die Seinigen über alle Mitbewerber erhöhen; allein er warf damit die Fackel der Zwietracht in sein eigenes Haus. Birger Jarl gab das Gesetz, daß eine Tochter halb so viel, als der Sohn erben solle; früher erbte die Tochter nur, wenn kein Sohn da war, und es hieß: „Trete Hut hinzu und Haube ab!" Auch führte er den allgemeinen Landfrieden ein, welcher Edsöret (Eidschwur) genannt wurde, weil er „durch den Eid des Königs und der vornehmsten Männer des Reichs befestigt" ward. Darin war auch das Verbot unrechtmäßiger Rache enthalten; die Rache ganz und gar zu verbieten, war noch nicht thunlich. Wer das Edsöret brach, sollte im ganzen Reiche für friedlos erklärt werden, hatte seinen sämmtlichen Besitz oberhalb der Erde verwirkt und konnte ohne Fürbitte des Klägers sein Verbrechen nicht durch Buße sühnen. Ferner schaffte Birger auch die Probe mit dem glühenden Eisen als gesetzliches Beweismittel ab, sowie er auch die Ergebungssklaverei nicht mehr duldete; Gafträlar (Ergebungssklaven) nannte man nämlich diejenigen, welche freigeboren sich in Knechtschaft begaben. Die Gründung der Stadt Stockholm hat man auch Birger zugeschrieben; doch baute man schon daran, seit finnische Seeräuber im J. 1187 Sigtuna zerstörten. Diese zeigten sich lange noch so furchtbar, daß eine päpstliche Bulle vom J. 1259 die Könige S.s und Dänemarks zu gemeinschaftlichen Unternehmungen gegen sie aufforderte. Für die schwedischen Handelsstände verabredete Birger mit Lübeck, Hamburg und Riga gegenseitige Handelsfreiheit. Birger Jarl, König ohne den Titel, der letzte und mächtigste aller schwedischen Jarle, † am 1. Oktbr. 1266. Alt und Jung, heißt es, trauerte um ihn, und die Weiber, deren Recht er in Schutz genommen, beteten für seine Seele. Waldemar trat nun erst die Regierung wirklich an. Da er im J. 1274 wegen sträflichen Umgangs mit seiner Schwägerin, einer Nonne, eine Bußwallfahrt nach Rom machte, so führte sein Bruder, der Herzog Magnus von Södermanland, unterdessen die Regierung und war nicht geneigt, die dadurch erlangte Macht nach Waldemars Rückkehr wieder aufzugeben. Es kam zum Kriege, in welchem Magnus siegte. Dieser wurde nun 1279 zu Upsala gekrönt. Waldemar † 1302 im Gefängniß; ein letzter Aufstand unzufriedener Folkunger wurde 1280 unterdrückt. Mit Verwunderung findet man gegen sie die römische Lex Julia majestatis zum ersten Male in S. angeführt. In einer Verordnung vom J. 1285 verbietet Magnus bei harter Strafe Parteiverbindungen oder „geheime Vereine," über welches besonders unter den Adligen eingewurzelte Uebel das Reich schlimme Erfahrungen gemacht habe. Wer sich durch Schrift, Eid oder sonst auf irgend eine Weise einem solchen Verein ergeben, dessen Gut solle konfiscirt, er selbst aber für friedlos erklärt werden auf ewige Zeiten, wofern nicht die königliche Gnade erlangt werde. Gewöhnlich wird berichtet, König Magnus habe die Herrentage (Herredagarne) eingeführt und dadurch das Volk des Rechtes der Gesetzgebung beraubt, welches in den allgemeinen Versammlungen (den Allshärjarting) ausgeübt wurde. Diese aber waren mit den alten Opfern größtentheils verschwunden und konnten während der Kämpfe um Religion und Thron nicht in Gestalt von Reichstagen wieder aufleben. Unter Gegenwahlen u. den Streitigkeiten der königlichen Häuser war schon längst die Volksmacht in die Hände der Großen übergegangen. Von kriegerischen Schaaren umringt, zwischen denen ein Wort, eine Beschimpfung tödtlichen Streit verursachen konnte, gebrauchten sie ihren Anhang zu gegenseitigen Fehden, ihren Einfluß auf das gemeine Volk zum Aufstand. Solche Gefahren drohten vornehmlich, wenn der König „sein Reich zu einer Besprechung zusammenrief", wobei außerdem die große Menschenmenge, welche auf Kosten des Königs zu leben beanspruchte, Verzug und vielen Aufwand verursachte. Daraus erklären sich die strengen Vorschriften des Königs Magnus wegen allgemeinen Friedens in jedem Orte, wohin der König komme, um Zusammenkunft zu halten, des Aufhörens aller Todfeindschaft zur selbigen Zeit, zwischen Allen, wie hoch geboren sie auch seyn möchten, ja der Entfernung aller Fehdewaffen bei Strafe des Eigenthumsverlustes und ewiger Aechtung; so erklärt sich das Verbot, bei solcher Gelegenheit unberufen oder mit größerem Gefolge zu erscheinen, als der König vorgeschrieben, so die Gesetzgebung, die er sich „mit seinem Rathe und seinen guten Männern" für verschiedene Fälle zueignete,

„die zuvor nicht im Gesetz verwahrt oder da eingeführt waren". Für jene Zeit war das eine Verbesserung und dafür wurde es auch vom Volke angesehen, denn diese Macht war es, mittelst welcher der König den Friedensgesetzen seines Vaters neue Kraft ertheilte, Wittwen, Waisen und Greise in seinen besondern Schutz nahm, auch ein Verbot erließ gegen gewaltsames Gasten bei den Bauersleuten oder gegen jene Unsitte, die schon lange Statt gefunden, daß Alle, die im Lande reisen, seyen sie auch noch so reich, Kost ohne Bezahlung fordern und in einer kleinen Weile verzehren, was sich der Arme in geraumer Zeit hat erarbeiten müssen". Er verordnete deshalb, es solle in jedem Dorfe ein Schaffner ernannt werden, welcher Reisenden gegen Bezahlung Unterhalt zu verschaffen habe. Dies streng durchgeführte Gesetz erwarb ihm den Beinamen Ladulas (Scheunenschloß), weil er so der Bauern Vorräthe beschützte. „Und dieser Name, sagt Olaus Petri in seiner schwedischen Chronik, gereicht dem König Magnus zu größerem Ruhm, als wenn er römischer Kaiser geworden wäre; denn deren gibt es in der Welt nicht viele, die Ladulas genannt werden könnten. Ladubrott (Scheunenbruch) ist immer in der Welt allgemeiner gewesen". Von der Kirchenversammlung zu Telje im J. 1279 wirkte er die Erklärung aus, daß künftig ein Jeder, welcher einem gekrönten schwedischen Könige Gewalt anthue, dem Bannfluche anheim fallen und nie als gesetzmäßiger Herrscher anerkannt werden solle. Ueberhaupt zeichnet sich seine Zeit durch umfassendere Begriffe von Recht und Macht des Königthums aus; daher hat man ihm auch mehre Verordnungen in diesem Geiste angedichtet. So verhält es sich mit dem sogenannten Helgealands = Holms = Beschluß, von welchem noch Niemand Etwas vernommen, bis im J. 1587 ein durch Streben nach Hofgunst berüchtigter Mann mit einem falschen Dokument hervortrat, dem zufolge die Krone im J. 1282 ausschließliches Besitzungsrecht erhalten habe auf alle Bergwerke, alle Fischereien in S.s großen Gewässern, alle Anbauungen zuvor nicht urbar gemachter Waldungen und Räume; auch sey eine allgemeine Besteuerung genehmigt und bewerkstelligt worden, da das Upsala-Oede nicht mehr für den Unterhalt des Königs und die allgemeinen Ausgaben hinreichend gewesen. Aber Bergwerke waren erweislicher Maßen in S. vormals, wie sie es noch jetzt sind, Eigenthum von Privatpersonen, so auch Fischereien, z. B. in den großen nordländischen Strömen, wiewohl man auch Könige im Besitz von dergleichen Eigenthum antrifft. Bei Gemeindewaldungen war das nämliche Verhältniß. Sie werden in den Landschaftsgesetzen als Eigenthum der Gemeinden erwähnt, obgleich auch des Königs Gehölze Allmenden (Almänningar) genannt werden, und wo noch kein Eigenthumsrecht vorhanden war, die Krone ein solches natürlicher Weise austheilte oder bekräftigte, wie man aus königlichen Verordnungen aus der Folkungerzeit über die meisten Landstrecken am obern Ende des bottnischen Meerbusens ersieht. Und was die allgemeine Besteuerung betrifft, so ist die Eintheilung des Bodens, nach welcher dieselbe nun erst geschehen seyn soll (nach Eintheilung der Münze in Mark, Oere und Oertug wurde auch der urbar gemachte Boden in Markland, Oereland und Oertugsland eingetheilt), eben so gewiß älter, als es unstreitig Steuern in S. gab schon vor der Zeit des Magnus Ladulas. Ursprünglich Bewilligungen für die Darbringung der jährlichen Opfer in Upsala, für die vormals meistens auch jährlichen Kriegszüge der Könige und für ihre Bereisungen des Landes, hatten mehre theils von dem Boden, theils von den Personen gelegentlich herkommende Beiträge in verschiedenen Landschaften unter ungleichen Benennungen allmählig die Natur beständiger Steuern angenommen. Für jede neue Besteuerung war die Einwilligung des Volks erforderlich, obschon auch hierin gerade zu jener Zeit Mißbräuche vorkamen. Letzteres gewahrt man aus des Magnus eigenen Entschuldigungen vor den Helsingern wegen verschiedener außerordentlicher Auflagen, die sie „aus Gunst, nicht aus Pflicht" entrichtet hätten, um welche er sie „demüthig und um Gotteswillen bittet, schonend zu beurtheilen und zu verzeihen, dagegen in Erinnerung zu bringen, was er etwa Gutes in seinen Tagen habe ausrichten können, damit ihm Jenes nicht von dem höchsten Richter angerechnet werde." Eben dieser König betrachtete aber die Kroneinkünfte als sein Privateigenthum und gibt auf dieselben Anweisung für die Leistung reicher Gaben, mit denen er in seinem Testament Kirchen und Klöster bedenkt. Es ist eigentlich ein falscher Begriff von der rechtlichen Natur des zinsbaren Bodens in S., was dem angeblichen Helgealands-Holms-Beschluß sein Gewicht verlieh. Man sah von Alters her Ansiedler eines Gemeinbodens durch Abgaben an die Krone sich öffentliche Anerkennung seines Besitzrechtes erwerben, und daraus zog man den Schluß, die Krone sey immer Eigenthümer des Bodens gewesen, obgleich, wenn zuvor der Allmänning bestimmten Gemeinden angehörte, die Steuerentrichtung an die Krone, wie es alte hierüber geführte Rechtshändel darthun, für den Ansiedler nur ein Mittel war, sich aus der Abhängigkeit zu befreien, in welcher er sonst gegen diese Gemeinden stand. Von diesem falschen Schlusse war nur ein Schritt zu einem andern, daß nämlich Steuerbarkeit überhaupt mit dem vollen Eigenthumsrechte am Boden unverträglich sey, daß dieser also stets dem Empfänger der Steuer gehöre. Diese Meinung ist mit dem schwedischen Staatsrecht unvereinbar, welches die Begriffe nicht kennt, welche in andern Ländern aus einem auf Eroberung begründeten Lehnswesen entsprangen. Dem schwedischen Reiche ist letzteres immer fremd geblieben, daher auch seine Verhältnisse mit den Verhältnissen von dergleichen Ländern nur eine oberflächliche Aehnlichkeit haben. Dies gilt besonders vom Unterschiede zwischen Frälse (frei) und Ofrälse (unfrei), welcher unter Magnus Ladulas unstreitig schärfer bestimmt ward, aber nur die Zinsfreiheit und Zinspflichtigkeit der Krone gegenüber bezeichnete, letztere so gut wie erstere nicht nur mit persönlicher Freiheit, sondern auch

mit dem vollen Eigenthumsrechte am Boden verbunden. Magnus hat der weltlichen oder adeligen Zinsfreiheit ihr erstes Privilegium ertheilt; doch war dieses in seiner Entstehung weniger darauf berechnet, die Macht des Adels, als die der Krone zu vermehren. Eigentlich kann man es als einen Versuch bezeichnen, allen Adel in Dienstadel zu verwandeln oder die Dienstleistung zur Bedingung adeliger Freiheit zu machen. Zinsfreiheit genossen ohne Zweifel von Alters her die sogenannten „Männer des Königs", welche, nach den eigenen Worten des Magnus, „ihn mit Rath und That geleiteten und daher größerer Ehre werth seyen". Meist waren sie zugleich Männer von Geburt, wenigstens konnte nur der Freigeborene zu der Auszeichnung gelangen, Waffengefährte des Königs zu seyn. An sich aber war dieser Adel ein persönlicher, kein erblicher. Es gab aber außer diesem einen von der öffentlichen Meinung anerkannten Geburtsadel, älter als alle Privilegien und mächtig genug, um diese entbehren zu können, obschon man früher das Bemühen der Könige gewahrt, denselben in Hof- und Dienstadel umzuwandeln. Die Mitglieder dieses alten Adels, ursprünglich abstammend aus königlichen oder mit königlichen Häusern verwandten Geschlechtern, sind es, die in den Verhandlungen jener Zeiten „die Großen" (Magnates, Majores), „Freiherren" (Oberherren), „die Freiherrnschaft und der Reichsadel" (Nobiles, Barones Sueciae), „hoch- und wohlgeborene Männer" genannt werden. Auch diese waren von einem kriegerischen Hofe umgeben, der sich während der innern Unruhen vermehrt hatte, seine Macht als Maßstab seiner Rechte und Freiheiten gebrauchte und wahrscheinlich den Willen so gut wie das Vermögen besaß, sich der Besteuerung zu entziehen. Daß die „größere Ehre", welche der Hofdienst verlieh, nicht bloß auf den königlichen Hof sich bezog, ersieht man aus dem höheren Werthe, den die Gesetze dem Leben eines Hofmannes beilegen, sey er auch nur im Dienste eines Jarls, eines Bischofs, oder eines solchen vornehmen Herrn, der in seinem Hause mindestens 40 Hofdiener unterhielt. Was über das gewöhnliche Mannsgeld, nämlich über die für die Tödtung oder Verletzung eines freien Mannes zu zahlende Buße zu entrichten war, hieß in diesen Fällen Thukkabot (Schimpfbuße), weil dadurch der dem Herrn des Hofdieners zugefügte Schimpf (Thukka) besonders gebüßt werden mußte. Indem Magnus die Freiheit von Abgaben an den König 1285 allen denen ertheilte, die zu Pferde dienten, „in wessen Dienste sie auch seyn möchten", bemerkt man deutlich die Absicht, nicht nur diese kriegerischen Schaaren, die sich durch den kostspieligeren, aber auch glänzenderen Dienst zu Pferde auszeichneten, an die Krone zu bringen, sondern auch überhaupt den Dienst als Bedingung adeligen Vorrechts festzustellen. So entstand der adelige Roßdienst (Rusttjenst, von dem altschwedischen Rus, Ros, d. i. Pferd), durch welchen ein Jeder, der mit eigener Rüstung zu Pferde wider die Feinde des Reichs diente, Steuerfreiheit für sich und sein Gut erwarb. Dies nannte man „für das Freigut dienen" (tjena för frälset), im Gegensatz zu „Zins und Gebühren als Bauer leisten". Auch der Bauer konnte durch solchen Dienst Zinsfreiheit erwerben, und Mancher hat sie erworben, so wie andererseits der Ritter, dem Buchstaben des Gesetzes zufolge, durch versäumte Dienstleistung sich jener Freiheit verlustig machte. Die Ritterwürde, welche zuerst von Magnus ertheilt wurde, ward auch in S. eine persönliche Auszeichnung für den Adel, dessen ganze Eintheilung seit jener Zeit an die Chevalerie als an ihr Muster erinnert. In öffentlichen Verhandlungen werden dann immer die Ritter (nächst den Bischöfen) zuerst erwähnt und auch allein Herren (Herreman) genannt; sodann die Waffenträger (Wäpnare), oder bewaffneten Knappen (Svenar af Wapen), den Worten nach der dienende Adel (Sven bedeutet Diener). Beide werden unter der Benennung „wohlgeborne Männer" begriffen, welche sich dagegen nicht auf bloße Frälseman (Freieigenthümer), die sich durch Roßdienst Steuerfreiheit erwarben, erstreckt. Magnus' Hof war glänzend, ein Schauplatz ritterlicher Uebungen. Marsk (Marschall) und Drots (Truchseß), Hofämter, deren von Alters her erwähnt wird, erlangten seit dieser Zeit ein so hohes Gewicht, daß der Einfluß ihrer Inhaber an die Macht der vormaligen Jarle erinnert. Magnus selbst hielt jedoch die Großen im Zaume. Wegen seiner Freigebigkeit für die Kirche wurde er auch der heilige König Magnus genannt. Vor seinem Ende, den 18. Dec. 1290, ernannte er den Marschall **Torkel Knutsson** zum Vormund seines Sohnes **Birger**. Torkel Knutsson führte die Regentschaft vortrefflich, unternahm 1293 einen Kreuzzug gegen die heidnischen und seeräuberischen Kareler, machte sie steuerpflichtig und gründete Wiborg, um die Unterthänigkeit des östlichen Finnlands zu sichern; dadurch kam S. mit Rußland in unmittelbare feindliche Berührung. Noch gab es in S. kein unter königlicher Autorität gesammeltes und bestätigtes Gesetzbuch. Die in den verschiedenen Landschaften geltenden Rechtsgewohnheiten wurden zwar von jedem Könige, wenn er bei Morastein erwählt worden und dann seine Erichsreise oder die gewöhnliche Huldigungsfahrt durch das ganze Land machte, im Allgemeinen bestätigt; allein die Aufbewahrung der Gesetze war der persönlichen Sorgfalt der Landschaftsrichter überlassen, als deren Pflicht man die jährliche Verkündigung derselben vor dem Volke angegeben findet. Es scheinen diese Gesetze in den ältesten Zeiten aus kurzen Erinnerungsregeln bestanden zu haben, abgefaßt in der Versart der Vorzeit, wie der in der alten Gesetzsprache so oft vorkommende Buchstabenreim darthut; auch wurden diese gesammelten Rechtsregeln durch den Namen Flocke bezeichnet, der eine Sammlung von Versen bedeutet. Indem es zum Berufe der Landschaftsrichter ausdrücklich gerechnet wird, das Gesetz zu machen und darzustellen (göra och framföra lagen), und man ihnen dennoch kein Recht, aus eigener Macht Gesetze zu geben, zuerkennen kann, so ist dies so zu verstehen, daß es ihnen von Anfang an oblag, die Rechtsgewohnheiten getreu in ihrem Gedächtniß aufzu-

bewahren und sie anzuwenden, so wie auch denselben die für das Gedächtniß zweckmäßigste Form zu geben und sie in solcher Gestalt dem Volke vorzusagen. Daher findet man die erste Gesetzgebung durch Rede, nicht durch Schrift bezeichnet; das Gesetz ist ein gesprochenes „Lagsaga" (Gesetzsage) und der älteste Gesetzgeber ein Dichter in gerichtlicher Weise, „Lagahrkir". Ein solcher war im Heidenthum Wiger Spa (wahrscheinlich statt Spamadr, d. i. Wahrsager, vates), dessen Gesetze auch Wigers Flockar heißen und dem Uplandgesetz zu Grunde liegen, so wie das Gesetz des Heiden Lumb dem Westgothengesetz als Vorlage diente. Erst spät wurden die Gesetze aus dem Gedachtniß in eigentliche Schrift übertragen, denn es ist gewiß, daß, was im Norden nach Einführung des Christenthums genannt wurde, „att komma lag i skrift", sich nicht auf die Runen, wiewohl diese auch vorher für kurze Inschriften in Stein oder Holz gebraucht wurden, sondern auf die jetzt gebräuchliche, durch die Geistlichen eingeführte Schrift bezieht. Das Christenthum selbst ward Gegenstand einer neuen Gesetzgebung, die den ersten Raum einnahm, denn „durch das Christenthum kam Christus voran in unsern Gesetzen", heißt es im Westgothengesetz. So entstand der sogenannte Kristnabalk oder Kyrkobalk (Christen- oder Kirchenabschnitt) in den verschiedenen Gesetzessammlungen, und mit dem allgemeinen Landfrieden wurden auch die daraus hergeleiteten Verordnungen (zusammengefaßt in dem Edsöresbalk oder Königsbalk) ihnen allen gemeinsam. Indessen fanden sich die Gesetze meistens noch in zerstreuten Sammlungen ohne andere Anordnung, als die ihnen einzelne Aufzeichner für ihren besondern Gebrauch ertheilt hatten, bis im Jahr 1295 das Uplandsgesetz von dem Lagman Birger Pedersson in Tinudaland unter dem Beistande von Zwölfern aus allen drei Folklanden durchgesehen und verbessert wurde; dann wurde es bei den Gerichtsversammlungen verkündigt, von „allen Männern" genehmigt und alsdann vom König schriftlich bestätigt. Im Jahr 1303 übernahm **Birger II.** selbst die Regierung, behielt aber Torkel Knutsson in seinem Rathe. Die Kriege mit den Karelern und Russen, so wie die große Hofpracht veranlaßten neue Abgaben, von denen auch die Geistlichkeit nicht ausgenommen wurde. Auch ein Theil des Zehnten wurde eingezogen, und der König war auf Anrathen von Torkel Knutsson im Begriff, die widerspenstigen Prälaten verhaften zu lassen. Dadurch zogen sich beide die unversöhnliche Feindschaft der Geistlichen zu. Der König verwies seine Brüder aus dem Lande, versöhnte sich aber 1305 mit ihnen und ließ nun den Marschall, ihren Gegner, am 6. Febr. 1306 zu Stockholm hinrichten. In ihm vernichtete Birger seine Hauptstütze und nach 8 Monaten wurde er selbst von seinen Brüdern hinterlistig gefangen genommen. Sein Schwager, der König Erich Menved von Dänemark, zwang sie zwar, ihn 1308 wieder frei zu lassen; Birger mußte aber nach zweijährigem Streite seinen Brüdern Erich und Waldemar ihre Herzogthümer selbstständig überlassen. Im Jahr 1317 ließ er sie aber ebenfalls auf treulose Weise gefangen nehmen und überlieferte sie dem Hungertode. Ihre Anhänger griffen nun zu den Waffen, und Birger mußte nach Dänemark fliehen. Der unschuldige Kronprinz Magnus wurde 1320 hingerichtet; ein Jahr später brachte der Gram seinen Vater ins Grab. Mit Recht heißt es bei den Alten, es habe für S. seit dessen Bebauung kaum schlimmere Zeiten gegeben, als während des Bruderzwistes, der das königliche Haus des Magnus Ladulas verödete. Am Johannistage des Jahres 1319 traten in Upsala die Großen des Reichs, die Bischöfe, der Adel, bürgerliche Abgeordnete der Städte (diese hier zum ersten Mal erwähnt), nebst vier Bauern aus jedem Gerichtsdistrikte, zur neuen Königswahl zusammen. Vor den auf der Wiese bei dem Morastein Versammelten erschien nun der tapfere **Mats Kettilmundsson**, Hauptführer der herzoglichen Partei und von den Großen erkorener **Reichsverweser**. Auf seinen Armen trug er den dreijährigen Sohn des Herzogs Erich. Der Kleine wurde zum König vorgeschlagen und als solcher ausgerufen; zugleich erhielt er auch die norwegische Krone als Erbschaft von seinem mütterlichen Großvater, dem König Hakan, weshalb Rathsherren nach Norwegen gesandt wurden, um die Erhebung des Magnus auch auf den norwegischen Thron „im Namen aller schwedischen Männer" zu genehmigen. Die Minderjährigkeit des Königs befestigte die Macht der Großen, und seit dieser Zeit sieht man S. hundert Jahre hindurch meistens von aristokratischen Verbindungen regiert. Noch am Tage der Königswahl verbanden sich die vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren, so wie die Landschaftsrichter, mit Rath und That dem königlichen Truchseß Mats Kettilmundsson behülflich zu seyn; dagegen versprach man dem Volke, es sollten eigenmächtige Besteuerungen nicht wieder auferlegt werden. Würde die Vertheidigung oder sonst das Wohl des Staats eine neue Steuer erfordern, so müsse solches durch die verbündeten Herren dem Volke kundgethan werden; diese Steuer, falls sie genehmigt werde, solle durch Bevollmächtigte der Herren nebst zweien Bauern aus jeder Landschaft erhoben und nur für den angezeigten Zweck verwendet werden. Im Jahr 1332 schüttelten die Bauern Schonens das dänische und holsteinische Joch ab und unterwarfen sich zugleich mit den Bewohnern Blekingens und des südlichen Hallands der schwedischen Herrschaft. Der Graf Johann von Holstein erhielt dafür von S. eine bedeutende Abfindungssumme. Im J. 1333 trat **Magnus Erichsson als König von S., Norwegen und Schonen** selbst die Regierung an. Auf seiner Erichsreise im Jahr 1336 erklärte er „zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria und für die Ruhe der Seelen seines Vaters und Vatersbruders", es solle künftig Niemand, von christl. Aeltern geboren, Sklave seyn oder heißen. An die Stelle des Mats Kettilmundsson, welcher 1336 †, wählte der König Nils Ambjörnsson. Erneuerte Verordnungen gegen Verletzung des Landfriedens und des Königs eigene Klagen, daß sich Niemand

nach ihm richte, läßt die Eigenmacht und den Ungehorsam der Großen erkennen. Noch während der Minderjährigkeit des Königs wurde das södermanländische Gesetz durchgesehen und verbessert, erhielt auch im J. 1327 die königliche Bestätigung in allen Theilen, mit Ausnahme dessen, was die Schenkungen und Vermächtnisse an die Kirche betraf, worüber die Geistlichen und Weltlichen nicht einig werden konnten. Das nämliche Hinderniß begegnete 20 Jahre nachher, als man mit der Ausarbeitung eines allgemeinen Landesgesetzbuchs statt der besondern Landschaftsgesetze wirklich fertig geworden. Die Geistlichen protestirten auf dem Herrentage zu Derebro im Jahr 1347, und die ganze Sache gerieth ins Stocken; allein König Magnus Erichssons Landesgesetz ist dennoch, den kirchlichen Abschnitt ausgenommen, allmählig in Gebrauch gekommen. Auf der Zusammenkunft zu Warberg wurde des Königs jüngerer Sohn Hakan zum König von Norwegen und der ältere, Erich, zum schwedischen Thronerben ernannt. Durch schwere Auflagen war das Volk so gedrückt worden, daß Magnus, indem er gesteht, es hätten Viele deshalb ihre Höfe verlassen müssen, im Jahr 1346 eine sechsjährige Steuerfreiheit allen Denen bewilligt, welche zurückkehren und ihre Felder wieder anbauen würden. In einer öffentlichen, demüthigen Entschuldigung mißt er Schonens Loskaufung die Schuld bei; mehr aber suchte man sie in seiner Verschwendung und Liederlichkeit. Wegen seiner lasterhaften Liebe zu jungen Günstlingen erhielt er den Beinamen Smek (Liebkoser). Im Jahr 1348 unternahm er einen unglücklichen Kriegszug gegen die Russen, welche er dem Papste unterwerfen wollte. Zur Deckung der Kosten machte er Anleihen bei der Kirche, die nach 10 Jahren noch nicht bezahlt waren, was ihm einen Bannspruch zuzog. Im Jahr 1350 wüthete die Pest in S. so arg, daß manche Gegenden durchaus verödeten. In Wermlands Bergwerksbezirk sollen nur ein Jüngling und zwei Mädchen übrig geblieben seyn; in Upland erhielt sich kaum der 6. Theil der Bevölkerung. Bald darauf stellte sich Erich an die Spitze von Unzufriedenen und nöthigte nach langem Streite seinen Vater, ihm einen Theil des Reichs abzutreten, † aber 1359 an Gift. Im folgenden Jahre trat Magnus Schonen, Halland und Blekingen an den König Waldemar von Dänemark ab, um dessen Hülfe gegen den schwedischen Reichsrath zu erlangen. Zu der nämlichen Zeit, wo das Gerücht von dieser Abtretung unter dem Volk die größte Erbitterung gegen den König verbreitete (es heißt, Jung und Alt habe vor ihm ausgespuckt, mit Koth nach ihm geworfen und Spottlieder auf ihn gesungen), ward Oeland von dem dänischen Könige verheert, Gothland nach drei von den Bauern und den wisby'schen Bürgern verlorenen Schlachten erobert u. Wisby so ausgeplündert, daß die Stadt nie wieder zu ihrer vorigen Wohlhabenheit gelangte. Die S. ernannten hierauf des Königs Sohn Hakan zum König; dieser nahm seinen Vater gefangen, versöhnte sich aber wieder mit ihm und heirathete Margarethe, Waldemars Tochter. Magnus vertrieb nun 24 der mächtigsten Großen aus S.; diese begaben sich zu dem Herzog Albrecht II. von Mecklenburg, einem Neffen des Königs Magnus, und boten ihm die schwedische Krone an. Eine Flotte führte ihn und die verwiesenen Herren nach S. Den 30. Nov. 1363 wurde Albrecht in Stockholm zum König gewählt, während Magnus und Hakan der Krone verlustig erklärt wurden. In der Schlacht bei Enköring im Jahr 1365 wurde Magnus gefangen, erhielt 1371 durch Verzichtleistung auf die Krone seine Freiheit wieder und ertrank 1374 an der Küste von Norwegen. So endete die Macht des Folkungergeschlechts in S. In der Wirklichkeit war nun der König aus dem schwedischen Gemeinwesen verschwunden. Dem Namen nach freilich ist er da, und die Großen, welche diesen einander nicht gönnten, führten ausländische Herrscher ins Land. Die Fremdherrschaft läßt selbst einen solchen König, wie Magnus Erichsson, vermißt werden, und noch lange nach seinem Tode hört man seine Regierung der Tyrannei jener Ausländer entgegensetzen. Ueber den Thron und das Reich beschließen die Mächtigen nach zufälligen Beweggründen, und durch solche wird auch die Vereinigung der drei nordischen Reiche geknüpft, ein bloßes Ereigniß, welches einem Gedanken nur ähnlich sieht. Was aber eine solche Vereinigung hätte werden können, davon ist gar keine Ahnung zu vernehmen, weder bei den Stiftern, noch bei Andern, weshalb auch die äußere Vereinigung eine innere Spaltung gebar und die Union nur ein großer Name ist, der ohne Gehalt vorüberging. Die S. empörte der Uebermuth der Deutschen, welche von Albrecht allenthalben bevorzugt wurden. Um sich auf dem Thron zu erhalten, mußte Albrecht 1371 dem Rathe die sämmtlichen Schlösser und Festungen des Reichs überlassen, der sie an eingeborene Männer in Verwahrung zu geben habe; die erledigten Stellen im Rathe solle dieser selbst besetzen. So kam die ganze Regierung an den Rath, der um so mächtiger wurde, da die Pest einen ungemeinen Reichthum in wenige Hände vereinigt hatte. Die Vollmacht, durch welche der König schon 1369 den Bo Jonsson (Grip) als „seinen mächtigen Geschäftsmann" über seinen Hof, seine Vögte und Diener setzte, mit dem Recht, auch am Leben zu strafen, ertheilte demselben fast die nämliche Gewalt, die dem König selbst zukam. Dieser Reichstruchseß besaß außer seinem unermeßlichen eigenen Vermögen als Pfand für der Krone geliehene Summen ganz Finnland u. den größten Theil S.s; auch heißt es von ihm, er habe das Land mit seinem Winke beherrscht. Was er sich erlauben konnte, ersieht man daraus, daß er im Jahr 1381 in Folge einer Privatfehde den Ritter Karl Nilsson in die Franciskanerkirche zu Stockholm verfolgte und ihn vor dem Hochaltar in Stücke hieb. Nach dem Tode des Bo Jonsson im J. 1386 forderte Albrecht von der Ritterschaft einen Theil der Krongüter zurück, die sie sich allmählich angeeignet hatte. Die Vollzieher von Bo Jonssons Testament, welche die vornehmsten

Schlösser u. festen Plätze des Reichs inne hatten, trugen deshalb der Wittwe Hakans, der bereits Norwegen und Dänemark regierenden Margarethe, die schwedische Krone an. Erich wurde in der Schlacht bei Falköping am 21. Sept. 1389 gefangen genommen. Der Kampf aber dauerte fort, da die Partei Albrechts von Deutschland aus unterstützt wurde. Der Friede von 1395 gab Albrecht, welcher auf S. verzichtete, die Freiheit zurück. S. war durch die Kriegsdrangsale arg heimgesucht worden. Am 11. Juli 1396 wurde in Margarethe's Gegenwart der Sohn ihrer Schwester Tochter, Herzog Erich von Pommern, der schon vorher zum künftigen Beherrscher Dänemarks und Norwegens ernannt worden war, auch von dem schwedischen Rath zum König von S. erwählt. Was Albrecht vergeblich versucht hatte, wurde jetzt mit Einwilligung der Großen festgesetzt; Alles, was diese von Gütern der Krone seit dem Anfange des Kriegs zwischen König Magnus und den Männern des Reichs (1363) inne hatten, sollte wieder eingezogen werden, und die Inhaber, besonders die Erben von Bo Jonsson, sollten innerhalb einer bestimmten Zeit mit der Krone einen Vergleich darüber eingehen. Ferner sollten alle neuen, in der genannten Zeit erbauten Schlösser, wenn nicht die königliche Gnade anders verfüge, zerstört, alle von König Albrecht ertheilten adeligen Freiheiten, die nicht nach den gesetzlichen Vorschriften erworben worden seyen, aufgehoben seyn, und auch alle Odalbauern, die der Adel sich unterworfen, wieder an den König steuern. Der neue König ward im folgenden Jahre zu Kalmar gekrönt. Hier wurde am Margarethentage, den 20 Juli 1397, jene Union geschlossen, welche für die Zukunft die drei nordischen Reiche unter einem gemeinschaftlichen Scepter vereinigen sollte. Sie bestimmte, es solle ewig Friede und Eintracht zwischen den drei Reichen herrschen; die Königswahl sey in Zukunft gemeinschaftlich, mit Vorziehung der Söhne, wenn solche da sind; jedes Reich soll nach seinen eigenen Gesetzen regiert werden; Landflüchtigen aus dem einen sey kein Schutz in den andern zu gewähren; Alle seyen verpflichtet zu gemeinschaftlicher Vertheidigung und die Männer keines dieser Reiche sollen irgend ein Recht vorschützen können, nicht außer den Grenzen ihres Landes zu dienen. Diese kurze, unvollständige Vereinigungsurkunde, offenbar ein übereiltes Werk, ist von 17 Herren unterzeichnet und wurde ihrem eigentlichen Inhalte nach so wenig in S. bekannt, daß unter den schwed. Forderungen an Dänemark im J. 1435 auch die war, es solle S. in vollständige Kenntniß des Wortlautes des Unionstraktats gesetzt werden.

III. Periode. Von der kalmarischen Union bis zur Erhebung des Hauses Wasa, 1397—1523. Erich, welcher bei seiner Krönung 16 Jahre alt war, kann erst vom Jahre 1401, wo er seine Erichsreise machte, als Margarethens Mitregent betrachtet werden. Nicht lange darnach wurde eine neue außerordentliche Steuer für jeden Feuerherd ausgeschrieben. Wenn man nun hört, daß die Befehlshaber auf den Schlössern der Krone, meist Ausländer, die Bauern zu willkürlicher Arbeit anhielten, ihre Knechte nebst deren Pferden auf dem Lande einquartierten, auch Steuern nach Gutdünken auferlegten, so begreift man die fortwährenden Klagen des Volks. Uebrigens herrschte an den Höfen der Großen dieselbe Sitte und Unsitte, wie an dem königlichen Hofe. Wie dieser (nach König Magnus Erichssons Gardrätt, d. h. Hofrecht) das Vorrecht des eigenen Urtheilsspruchs über Hofleute und Diener ausübte, so auch jene. Aus dieser Klasse findet man sogar Personen, welche von den Großen des Reichs zu adeliger Freiheit für sich und ihre Nachkommen erhoben wurden. Margarethe † 1412. Erich von Pommern brachte den größten Theil seiner langen Regierung mit fruchtlosen Bemühungen hin, dem herzoglich pommerschen Hause die Thronfolge zu sichern; deshalb vertraute er die schwedischen Schlösser fast nur Ausländern an, welche meistens von dem Volk gehaßt wurden. Ein langwieriger Krieg um Schleswig mit dem Herzog von Holstein verschlang große Summen. Die Folge waren drückende Steuern. Trotz der vom König bewirkten Verschlechterung der Münze wurde diese in S. so selten, daß man das Eigenthum der Steuerpflichtigen für einen geringen Theil des Werthes auspfändete. Gerechtigkeit war nicht mehr zu finden. Nicht nur die Landesgerichte hatten aufgehört, sondern auch die gewöhnlichen Richterämter wurden entweder gar nicht, oder auch, der Einkünfte wegen, mit Ausländern besetzt, und „ein solches, womit sie dies erlangt haben, das haben sie uns auch erzeigt", klagten die Bauern. Alles wurde den ausländischen Vögten überlassen, deren Beschaffenheit sich daraus beurtheilen läßt, daß man unter den Befehlshabern der königlichen Schlösser auch vier zu jener Zeit am meisten berüchtigte Seeräuber zählte. Selbst ein Hofprediger Erichs und Erzbischof von Upsala, Arendt Clemens, trieb Seeräuberei. Da die Bedrükkungen immer ärger wurden, erfolgte der Aufstand der Bauern unter Engelbrecht Engelbrechtsson (s. d.). Nachdem Engelbrecht 3 Jahre hindurch als Führer des eigentlichen Volks die Freiheit S.s vertheidigt hatte, fiel er, krank und unbewaffnet, durch die Art eines adeligen Mörders. Diesen schützte vor aller Verfolgung ein Geleitsbrief des Reichsverwesers Karl Knutsson Bonde, welcher durch die Volksgunst gestiegen war, aber die Herrschaft nur ungern mit Engelbrecht getheilt hatte. Verschiedene Aufstände richteten gegen den stolzen Reichsverweser nichts aus; Erich aber hatte sich auf die Insel Gothland zurückgezogen, wo er, von Seeräubern, deren Gewinn er theilte, und von Beischläferinnen umgeben, sich über den Verlust dreier Königreiche zutrösten wußte. Christoph von Bayern, Erichs Neffe, wurde 1438 von dem dänischen Rathe auf den Thron berufen. Auf einer Zusammenkunft dänischer und schwedischer Bevollmächtigten zu Jönköping im Herbste des Jahres 1439 wurde beschlossen, daß die kalmarische Union aufrecht erhalten werden solle. In S. war besonders die Geistlichkeit der Union

zugethan, eben so sehr lag es aber auch im Interesse der weltlichen Großen, daß die Union nicht aufgehoben wurde; von der Zeit Karl Knutssons an war es die Politik aller schwedischen Parteiführer, so lange wie möglich nur für ihre eigene Macht zu arbeiten, nöthigen Falls aber einen Unionskönig vorzuschieben. Auf einem Herrentage zu Arboga zu Anfang des J. 1440 wurde festgesetzt, es solle in S. nie wieder ein ausländischer König erwählt werden; allein schon am 4. Okt. desselben Jahres wurde Christoph von Bayern auf den schwedischen Thron erhoben, nachdem besondere Unterhandlungen zwischen ihm und Karl Knutsson diesem Alles zugesichert, was er sich damals zu erlangen getraute, nämlich Finnland als Lehen und Oeland als Pfand für seine Forderungen. Christoph hatte seine schwedische Krone hauptsächlich der Geistlichkeit zu verdanken; diese gab auch jetzt die Einführung des allgemeinen Landesgesetzes zu, jedoch mit dem Vorbehalt der Unverletzbarkeit geistlicher Privilegien. Bald genoß auch S. das erste Schauspiel eines Ketzerprozesses. Ein Bauer, der sich für den Gesandten der heiligen Jungfrau hielt, hatte den Mönchen verschiedene Meinungen, welche auch das Klosterleben betrafen, vorgelegt. In Haft genommen, wurde er durch Hunger dahin gebracht, seine „Irrthümer" abzuschwören; sein öffentlicher Widerruf wurde durch einen Aufzug gefeiert, wobei er mit nacktem Oberkörper, in der Hand eine brennende Kerze und den Rücken mit einer Tracht Holz belastet, erschien, zum Zeichen, daß er den Scheiterhaufen verdiene, wenn er jemals rückfällig werde. Da wieder Mißwuchs eintrat, so beschwerte sich das arme Volk, welches seinen Hunger mit Baumrinden stillen mußte, heftig darüber, daß täglich 5 Lasten Korn allein für die Pferde des königlichen Hofstaats daraufgingen, und nannte deshalb Christoph den Rindenkönig. Diesem war es hauptsächlich darum zu thun, sich Geld zu verschaffen; darum wurden in seiner Kanzlei an Jeden Belehnungen verkauft. Nachdem Christoph 1448, ohne Erben zu hinterlassen, gestorben war, wurde im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Stockholm **Karl Knutsson**, welchen Christoph zum Reichstruchseß ernannt hatte, zum König gewählt. Im J. 1450 brach die Pest wieder in S. aus; 5 Jahre später abermals, wo sie allein in Stockholm 9000 Menschen hinwegraffte. Dreijähriger Mißwuchs führte zugleich eine schwere Hungersnoth herbei. Karl zeigte sich als König schwach. Nachgiebig in Allem, nur nicht in Geldangelegenheiten, suchte er sich Beamte aus, die zu ihm paßten. Die Raubgier seiner Vögte war keineswegs geringer, als die der ausländischen, zeigte sich aber unter dem Deckmantel des Gesetzes. Das Volk, in dessen Erinnerung Engelbrecht lebte, wurde Karl abgeneigt, und als er sich unterfing, den alten Streit über die Freiheit der Vermächtnisse an die Kirche wieder aufzurühren, wie auch das Eigenthum und die Privilegien der Geistlichkeit anzutasten, wurde seine Lage um so bedenklicher, da er nicht einmal genug kriegerische Eigenschaften einem Stande entgegenzusetzen hatte, dessen Mitglieder damals nicht selten den Bischofsstab und das Schwert gleich gut zu führen verstanden. Der Erzbischof Jöns Bengtsson begab sich 1457 in den Dom zu Upsala, legte seinen geistlichen Ornat auf den Hochaltar, warf sich in kriegerische Rüstung, ließ an das Kirchenthor seine Kriegserklärung gegen den König anschlagen und eröffnete die Feindseligkeiten. Karl vertheidigte sich schlecht bei Strengnäs und floh mit seinen Schätzen nach Danzig, wo er 7 Jahre verweilte. Der Erzbischof nannte sich nunmehr des schwedischen Reiches Fürst und Verweser, bis am 19. Juni 1457 **Christian I. von Oldenburg**, König von Dänemark und Norwegen, auch als König von S. gekrönt wurde. Seine Geldgier verursachte mehre Aufstände des Landvolks, welches ohnehin die ausländischen Könige nicht leiden mochte. Im J. 1464 siegten die Bauern, unter denen sich besonders die kriegerischen Dalekarlier hervorthaten, und setzten es bei dem Reichsrathe durch, daß **Karl Knutsson** zurückgerufen wurde. Die Partei des Erzbischofs Jöns Bengtsson und des Bischofs Kettil Karlsson (Wase) von Linköping vertrieb nach 6 Monaten diesen König abermals. Bis zum November 1467 regierten in S. als **Reichsverweser** erst der Bischof **Kettil**, nach dessen Tode der Erzbischof **Jöns Bengtsson**, dann dessen Gegner **Erich Axelsson** (Tott). Den 13. Nov. 1467 wurde endlich **Karl Knutsson** zum dritten Male auf den Thron berufen. Kurz darauf starb sein unversöhnlicher Feind, der Erzbischof, in der Verbannung. Der alte König verlebte seine letzten Jahre in äußern und innern Kriegen, nämlich gegen König Christian und gegen Erich Karlsson (Wase), der sich an die Spitze von Aufständischen stellte; die Siege des Nils und des Sten Sture sicherten seinen Thron vor diesen Feinden. Am 15. Mai 1470 † Karl; vor seinem Ende übertrug er dem Sten Sture die Regierung, rieth ihm aber, nie nach der Krone zu streben. Durch Engelbrecht fühlte das Volk sich wieder als Macht, und die Union wurde mit fremder Gewaltherrschaft gleichbedeutend. Karl Knutsson, welcher ernten mochte, wo er nicht gesäet, hatte diese Lage der Dinge benutzt, um die Krone zu erlangen, zugleich aber durch sein Beispiel dargethan, daß man zu jener Zeit in S. Alles, nur nicht König seyn konnte. Die Sturen lernten daraus, nach dem Throne nicht zu streben, dagegen sich aufrichtiger an das Volk zu schließen, sollten aber ihrerseits erfahren, wie schwierig einem Parteiführer das Herrschen wird, wenn er auch Alles, aber nicht König ist. Indessen bestand die Union noch, wenn auch nur dem Namen nach, dazu von den Großen gewünscht, bis sich dieses falsche Verhältniß an einem dänischen Eroberungsversuch wider S. brach und das Henkerbeil Christians II. selbst den Namen der Vereinigung durch Blut verwischte. Sten Sture, genannt der Aeltere, war Sohn des Reichsraths und Ritters Gustav Anundsson Sture und einer Halbschwester des Königs Karl Knutsson, durch Tapferkeit u. Klugheit ausgezeichnet und Mann des Volks. Die Stadt Stockholm und die Da=

lekarlier, zwischen denen zu dieser Zeit ein eigenes Bündniß bestand, erkannten Sten Sture sogleich als Reichsverweser an. Der Reichsrath war getheilt; eine Partei wollte die Aufrechthaltung der Union. So blieb das Reich ein ganzes Jahr lang ohne einen allgemein anerkannten Regenten; da traten endlich die Bauern, 12 aus jeder Landschaft, eigenmächtig in Upsala zusammen und erklärten, daß sie „keineswegs eine solche Zwietracht ferner im Lande dulden würden". Hierauf wurde Sten Sture am 1. Mai 1471 vorzüglich durch Bürger und Bauern, aber auch mit Zustimmung des größern Theils vom Rathe, in Arboga zum Reichsverweser erwählt. Nun erschien König Christian mit einer Flotte von 70 Schiffen vor Stockholm und bezog vor der Stadt ein festes Lager. Endlich nahten die Sturen zum Entsatz der Hauptstadt und am 11. Okt. 1471 kam es auf dem Brunkeberge zur Schlacht, in welcher das Heer Christians geschlagen wurde. Die nächsten Jahre waren für S. die glücklichsten seit langer Zeit. Die Führer der Gegenpartei schlossen Frieden mit dem Reichsverweser, der nun den Rechtszustand des Landes ordnete. Bisher bestand in den Städten die Hälfte des Magistrats aus Deutschen, da hier eine große Zahl deutscher Kaufleute ansässig war. Nach der brunkeberger Schlacht forderten Bürger und Bauern die Abschaffung dieses Verhältnisses, „sonst würden sie S.s Herren und Rathe nie wieder zur Hülfe und zum Entsatze kommen". Durch ein Schreiben des Reichsverwesers und des Rathes wurde hierauf die betreffende Bestimmung des Stadtrechts für aufgehoben erklärt. In Folge des Friedens fingen die vielen wüste liegenden Höfe wieder an bebaut zu werden. Der Zertheilung alter Höfe vorzubeugen, wurde verordnet, daß, wer einen Hof am längsten bebaut und bewohnt habe, auch das Recht haben solle, den Antheil der andern Erben abzulösen. Seine Vögte hielt Sten Sture unter strenger Aufsicht und ließ, wann rechtmäßige Beschwerden geführt wurden, das Urtheil nicht nur gegen sie, sondern auch gegen sich selbst gelten, so daß es zum Sprüchwort wurde, Herr Sture wolle lieber sein Leben wagen, als dem Bauer mit Unrecht ein Schaf entziehen lassen. Am 21. Sept. 1477 (ein Jahr früher, als die kopenhagener) wurde die Universität zu Upsala feierlich eingeweiht, nachdem der Reichsverweser und die Stände des Reichs ihr die nämlichen Vorrechte zugestanden, welche die zu Paris besaß. König Christian I. † am 22. Mai 1481. Auch Norwegen, obwohl ruhiger als S., weil es sich durch die Kämpfe seines Mittelalters erschöpft hatte, begann über Dänemarks Vorherrschen in der Union besorgt zu werden. Als Christian starb, sandte der norwegische Rath an den schwedischen eine lange Reihe von Klagepunkten, hinzufügend, „es hätten zu seiner Zeit ausländische Männer Gewalt und Vortheil in Norwegen gewonnen, weit mehr, als je zuvor; man solle jene Artikel von der immerwährenden Vereinigung der drei Reiche besser bedenken, indem solche bisher keinen guten Fortgang gehabt; dagegen solle ein liebevolles Bündniß zwischen S. und Norwegen ihnen beiden zum völligen Besitz ihrer Freiheit, ihres Rechts und Wohlstandes verhelfen". Die vielfachen Unterhandlungen zwischen Dänemark und S. nach der Schlacht am Brunkeberge waren bis zum Tode des Königs Christian erfolglos, führten aber endlich zur Erneuerung der Union durch den kalmarischen Receß vom Jahr 1483, und die Bedingungen, unter denen man Christians Sohn Johann (oder Hans, wie er gemeiniglich heißt) zum schwedischen König ernannte, zeigen klar, durch welches Interesse eigentlich die Vereinigung sich aufrecht erhielt. Nach feierlicher Anerkennung aller Vorrechte der Kirche trafen die Bevollmächtigten der drei Reiche folgende Uebereinkunft: Der König, welcher überhaupt durch den Rath gebunden sey und sich wechselsweise ein Jahr in jedem der Reiche aufzuhalten habe, solle die Regierung durch gute einheimische Männer führen und keine schlechtgeborenen über sie erheben; bei Vergebung der Schlösser und Lehen liege es ihm ob, die Meinung derjenigen Reichsräthe zu beachten, deren Wohnort in der Nähe des zu vergebenden Schlosses befindlich wäre; in den Rath, welcher mit den Edeln des Reichs und so vielen Geistlichen, als Noth thue, zu besetzen sey, solle kein neues Mitglied ohne Einwilligung der übrigen aufgenommen, aus demselben aber ein Jeder, der sich von seinen Mitbrüdern sondere, mit Schmach verwiesen werden; vier Räthe sollten allein den Schlüssel zu den Verhandlungen und Einkünften eines jeden Reichs verwahren und darüber zur Rechenschaft und Verantwortung verpflichtet seyn; der König dürfe kein adeliges Gut kaufen oder durch Pfändung an sich bringen, dagegen könne der Adel Pfandgüter von der Krone ohne alle Dienstleistung und Bestätigung inne haben; auch solle es ihm völlig frei stehen, seine Höfe zu befestigen, und er könne dort dem Könige den Zutritt verweigern, dagegen eine Freistätte denen eröffnen, die in des Königs Ungnade gefallen; jeder gute Mann, geistlicher oder weltlicher, sey König über seine eigenen Hofhörigen, nur mit Ausnahme solcher Fälle, welche die landesherrlichen Gerechtsame betreffen. „Und, heißt es, waren dies gleich schwere Artikel, so versprach doch König Hans mit Eid, Brief und Siegel, er wolle sie halten". Der kalmarische Receß vom J. 1483 ist die Höhe der Aristokratie in S. und zeigt das Ziel, welches dieselbe auch hier sich vorgesetzt hatte. Sten Sture aber wußte die Vollziehung des Vertrags viele Jahre hinauszuschieben. Unter den streitigen Gegenständen zwischen Dänemark und S. war auch die Insel Gothland. Von König Christian war sie an Olof Axelsson (Tott) verpfändet worden, und nach ihm trat als Inhaber derselben sein Bruder Iwar auf, welchem König Karl Knutsson seine Tochter zur Ehe gegeben, in der Hoffnung, dadurch Gothland wieder der schwedischen Krone zuzuwenden. Allein jenes vielvermögende dänische Geschlecht, das sich aus Feindschaft gegen Christian mit Sten Sture verbunden hatte, zeigte sich diesem bald als unzuverlässige Stütze. Als Erich Axelsson, der

Inhaber Finnlands †, überließ er die finnischen Schlösser nicht, wie er versprochen, seinem Schwager, dem Reichsverweser, sondern seinen Brüdern Lars und Iwar, welche für eigene Rechnung das Land in Besitz nahmen. Hieraus entsprang zuletzt zwischen Sten Sture und Iwar eine Fehde, in Folge deren der letztere im Jahr 1487 die Insel Gothland an König Johann abtrat und selbst eine Zuflucht in Dänemark suchte. Diese innere Spaltung entschleierte die Gesinnung der Großen gegen den Reichsverweser. Bereits im J. 1484 war davon die Rede gewesen, ihm die Macht zu nehmen, und mehr als einmal erbot er sich, sie niederzulegen. An sich war diese Macht eine unbestimmte, und die Zweideutigkeit der Stellung ihres Inhabers konnte schwerlich ermangeln, ihren Einfluß auch auf seine Handlungsweise zu erstrecken. Dies zeigte sich besonders in dem Kriege mit Rußland, welcher besonders durch den Angriff der Russen auf Finnland im Jahr 1495 furchtbar wurde. Während Knut Posse mit glänzender Tapferkeit Wiborg vertheidigte, welches die Russen drei Monate lang vergeblich belagerten, rief Sten Sture die größte Heeresmacht zusammen, die zu seiner Zeit in S. gesehen wurde; man schätzte sie auf mehr als 40,000 Mann. Er stellte sich selbst an die Spitze derselben; allein der Zug des Heeres verspätete sich so weit in den Herbst hinein, daß ein großer Theil desselben durch Seenoth und Kälte umkam, und als der Reichsverweser endlich zu Abo angelangt war, hielt er seine Aufmerksamkeit so unverwandt auf seine Gegner in S. geheftet, daß er die Russen ungestraft Finnland verheeren ließ. Bald übertrug er den Oberbefehl an Svante Sture, den Sohn von Nils Sture, welcher, während der Reichsverweser und der Rath einander daheim überwachten, im Sommer des J. 1496 Iwangorod eroberte und zerstörte. Ein neues Heer wurde in S. ausgeschrieben und im Herbste nach Finnland übergeführt, jedoch ohne Erfolg, besonders da nun Feindschaft zwischen den beiden Sturen ausbrach. Svante Sture, welcher behauptete, auf mannichfache Weise benachtheiligt worden zu seyn, verließ eigenmächtig das Heer, und ihm folgte alsbald der erzürnte Reichsverweser, der sich in das Schloß von Stockholm begab und von dort aus mit dem Rathe in Unterhandlung trat, der ihm jetzt den Gehorsam aufkündigte. Man beschuldigte ihn, er habe Finnland unbeschützt gelassen, dem Svante Sture sein Erbe vorenthalten und ihn einen Feldflüchtigen vom Paniere des Reichs genannt; die Bauernschaft habe er in die Regierung des Landes einführen, den Rath aber dadurch vernichten wollen, daß keine neuen Mitglieder an die Stelle der abgegangenen ernannt wurden, endlich habe er die Vollziehung des kalmarischen Recesses verhindert, obgleich er noch im J. 1494 wegen Bewerkstelligung desselben mit dem Rathe einen feierlichen Vertrag eingegangen. Unfälle verschiedener Art hatten die letzten Jahre der Regierung Sten Sture's bezeichnet: Mißwachs, verheerende Stürme, der stockholmer Brand und wiederholte Verwüstungen der Pest. Ein päpstlicher Bannspruch, weil Sture die Einkünfte der verwittweten Königin von Dänemark aus ihrer in S. befindlichen Morgengabe zurückhielt, gab seinen Feinden neuen Vorwand. Der Rath berief nun den König Johann ins Reich. Sten Sture begab sich nach Dalekarlien und drohte mit einem zweiten Engelbrecht. Die Dalekarlier fertigten Briefe aus an die Westmanländer, die Upländer und die Bauernschaft von ganz Norrland, sich mit ihnen „in liebevoller Brüderschaft" zu vereinigen, des Vaterlandes, ihres lieben Herrn und Hauptmanns u. ihren eigenen Schaden u. Verderb abzuwehren. Dem König Hans, so erklärten sie, widersetzten sie sich alle und würden seiner Gewalt nie unterwürfig seyn. Sten Sture, mit welchem auch die Hansestädte ein Bündniß eingingen, überfiel nun an der Spitze der Bauern den Erzbischof, welcher lange den Vermittler gespielt hatte, und sperrte ihn, so wie einen Theil des Rathes, auf dem Schlosse Stäket ein. Das Bauernheer, an 30,000 M. stark, zog hierauf gegen Stockholm, in dessen Nähe das königliche Heer, wie vor 14 Jahren, auf dem Brunkeberg lagerte. Am 28. Okt. 1497 wurde aber Sten Sture, dessen Schlachtplan den Dänen verrathen worden war, geschlagen. Unter der Bedingung, daß er jeder Verantwortlichkeit wegen seiner Reichsverwaltung überhoben sey und er mit ganz Finnland nebst Norrbotten und Aland, Södermanland, Swartsjö nebst der Fjöringsinsel u. dem Gut Gōtala in Westgothland belehnt werde, versöhnte sich Sten Sture mit Johann, welcher mit ihm Arm in Arm seinen Einzug in Stockholm hielt. Bei der Ankunft auf dem Schlosse soll ihn der König scherzend gefragt haben, ob er auch Alles gut für ihn zubereitet. Da wies Sture auf die hinter dem Könige stehenden schwedischen Herren u. sagte: „Das mögen Die wohl am besten wissen; sie sind es, die hier gebraut und gebacken haben". Darauf soll der König erwidert haben: „Herr Sten, Ihr habt mir ein schlimmes Vermächtniß in S. hinterlassen; die Bauern, von Gott zu Sklaven geschaffen, habt Ihr zu Herren erhoben, und welche Herren seyn sollten, die wolltet Ihr zu Sklaven erniedrigen". (Ein dänischer Bericht sagt: König Johann habe im J. 1497 auf Fünens Landtage Zeugniß abgeben lassen wider Sten Sture's Beschuldigung, daß er, der König, die Bauern zu Sklaven machen wolle. Auf Fünen war die Leibeigenschaft freilich noch nicht eingeführt, wohl aber auf Seeland.) Die Erbitterung der schwedischen Großen gegen Sten Sture war so arg, daß viele mit einer Heftigkeit, die selbst von den Dänen getadelt wurde, seinen Kopf verlangten. Sten Sture war aber noch durch die Zuneigung der gemeinen Leute furchtbar. Die Dalekarlier, welche ihrer Niederlage ungeachtet nicht von Stockholm abziehen wollten, mußte er selbst besänftigen, und sie fügten sich dem König nur unter der Bedingung, daß Sten Sture noch ferner über Westmanland und Dalekarlien Landeshauptmann seyn solle, eine Vermehrung seiner Macht, die er nachher dem Könige freiwillig überließ. Am 25. Nov.

1497 wurde Johann in Stockholm gekrönt, bei welcher Gelegenheit viele Adelige von ihm zu Rittern geschlagen wurden. Es heißt, das Trachten der schwedischen Frauen nach dem Herrnnamen für ihre Männer habe nicht wenig beigetragen, dem König Johann den Weg zum Throne zu bahnen; denn Herren wurden zu dieser Zeit nur die Ritter genannt, so wie auch nur deren Weiber Frauen, und diese Würde, für welche damals eine goldene Kette um den Hals die Auszeichnung war, konnte nicht der Reichsverweser, sondern nur der König ertheilen. Dieser ernannte Sten Sture zum Reichshofmeister, Svante Sture zum Reichsmarschall. Im Jahr 1499 wurde Johanns ältestem Sohne, dem Thronerben Christian, durch die Landschaftsrichter und 12 Männer aus jeder Landschaft feierliche Huldigung geleistet. Der erlangten Freisprechung Sten Sture's von jeder Verantwortlichkeit ungeachtet forderte der Erzbischof, mit einem päpstlichen Breve versehen, von ihm Ersatz alles Schadens, den das Erzstift durch die letzte Fehde erlitten; auch die übrigen Bischöfe, so wie der Rath und Svante Sture klagen über ihnen zugefügte Gewaltthaten. Der König suchte den Zwist selbst durch Geldspenden auszugleichen; Sten Sture mußte aber den größeren Theil von Finnland abtreten und sich bei seiner Ehre verpflichten, nie wieder das gemeine Volk aufzuwiegeln. Allein das Unglück des Königs in dem zur Bezwingung der Ditmarsen im J. 1500 unternommenen Kriege, in welchem die Blüthe des dänischen und holsteinischen Adels durch ein verhältnißmäßig kleines Bauernheer fiel, weckte in S. gefährliche Erinnerungen. Als der König im J. 1501 wieder nach S. kam, mit nur kleinem Gefolge, wie wegen der schweren Zeiten gewünscht worden, war das Mißtrauen bereits so gestiegen, daß Johann unterwegs vor Sten Sture, der ihm entgegen ging, in das Schloß von Stockholm floh. Bei der Wendung des Glücks verließen nun auch die schwedischen Großen den König und fingen an, sich um Sten Sture zu sammeln, den sie erst so verfolgt hatten. Ihre Hauptklage war, daß der kalmarische Receß nicht gehalten werde. Svante Sture erklärte auf eigene Faust dem Könige Krieg, weil er keine Belohnung erhalten habe, wie er in seinem Fehdebrief sagt, „dafür, daß er Seiner Gnaden zum Reich verholfen wider Willen des gemeinen Volkes". Die Bauern standen auf, und am 29. Juli 1501 wurde Sten Sture in Wadstena wieder zum Reichsverweser erwählt. Auch die Prälaten fanden es rathsam, mit den nun wieder vereinigten Sturen gemeine Sache zu machen, und der neulich aus Rom zurückgekehrte Hemming Gadd, ernannter Bischof von Linköping, führte den Befehl bei der Belagerung von Stockholm, dessen Schloß Johanns Gemahlin, Christine von Sachsen, nach achtmonatlicher Vertheidigung übergab. Die Dänen hielten sich nur in Kalmar. Auch Norwegen fiel von Johann ab, und Knut Alfsson, Statthalter zu Aggerhuus, ahmte Sten Sture nach, wurde aber verrätherischer Weise ermordet, worauf Prinz Christian die Empörung in dem Blute des norwegischen Adels erstickte. Ein schwedisches, von Sten Sture nach Norwegen gesandtes Hülfsheer wurde geschlagen; Christian machte einen Angriff auf Westgothland, verbrannte Lödöse, eroberte Oeresten und Elfsborg und ließ die Besatzungen über die Klinge springen. So verflossen anderthalb Jahre nach der Uebergabe des stockholmer Schlosses, bis die dänische Königin, welche unterdessen eine Freistätte im Kloster zu Wadstena gefunden hatte, entlassen und von Sten Sture bis an die Grenze begleitet wurde. Auf der Rückreise erkrankte der Reichsverweser, wahrscheinlich durch Vergiftung, und † am 13. Dec. 1503. Hemming Gadd ließ auf der fortgesetzten Reise einen Andern die Person des Reichsverwesers vorstellen und verbot bei Lebensstrafe die Bekanntmachung seines Todes, bis er gemeinschaftlich mit Svante Sture sich des Schlosses von Stockholm versichert hatte, wo der letztere am 21. Jan. 1504 als Reichsverweser ausgerufen wurde. Svante Sture, der Sohn des Nils Sture, aus dem Geschlechte Natt och Dag, war ein tapferer Krieger. Man sagt, es habe Keiner in seinen Dienst treten dürfen, der bei dem Schlage der Streitaxt mit den Augen zuckte, und daß er sich eher der Kleider beraubt hätte, als daß er einen Kriegskameraden unbelohnt gelassen. Seine Regierung war ein ununterbrochener Kriegszustand. Das Volk gab die Noth des Landes den Zeitumständen Schuld und behielt stets im Gedächtniß, wie der Reichsverweser beim Eintritt in das Haus des Bauern den Mann, das Weib und die Kinder mit Handschlag begrüßte, mit ihnen an dem nämlichen Tische aß und sich unter fröhlichen Gesprächen nach ihren Angelegenheiten erkundigte. Gehülfe in der Regierung war ihm Hemming Gadd, welcher früher Sten Sture's Agent in Rom war, dem Stande und der Gelehrsamkeit, nicht aber den Sitten und der Denkart nach ein Geistlicher. Im J. 1501 war er von dem Domkapitel zum Bischof erwählt worden; der Papst, welcher die Einkünfte des Bisthums einem spanischen Kardinal zugewiesen hatte, erkannte ihn nicht an und that 1506 sowohl ihn, als auch seinen Beschützer Svante Sture in den Bann. Hemming Gadd entsagte endlich dem Bisthum im J. 1512; er wurde auch viel öfter an der Spitze des Heeres und der Flotte, als am Altare gesehen, war in Staatssachen wohl erfahren und ein erklärter Feind der Dänen. Es gab aber in S. noch immer ein Friedenspartei, bestehend aus dem Herrn Erich Trolle, einem großen Theile des Raths und sämmtlichen Bischöfen, Hemming Gadd ausgenommen, welcher auch den übrigen öffentlich vorwarf, daß sie dänische Herzen unter schwedischen Bischofsmänteln trügen. Häufig war bei ihnen die Rede von neuer Anerkennung des Königs Johann, welcher auch den Kaiser als Schiedsrichter anrief und wider seine schwedischen Feinde eine Achtserklärung auswirkte. Im Jahr 1509 bewilligten des schwedischen Raths Bevollmächtigte in Kopenhagen, daß S. jährlich 13,000 stockholmer Mark bezahlen solle, so lange, bis der König oder sein Sohn wieder in das Reich

aufgenommen sey. Svante Sture protestirte dagegen, „da der gemeine Mann mit Ja und aufgehobenen Händen dem König Hans und allen seinen Nachkömmlingen abgesagt habe und nicht gesonnen sey, irgend eine Summe Geldes als Erkenntlichkeit aus dem Lande zu schicken." Durch Lübeck unterstützt, entriß Hemming Gadd auch das Schloß von Kalmar, den Schlüssel S.s, den Dänen; auch nahm er Oeland wieder, und sein siebzigjähriges Alter verhinderte ihn eben so wenig, mit neun Schiffen an den Unternehmungen der hanseatischen Flotte gegen die Dänen Theil zu nehmen, als ihn seine geistliche Würde abhielt, auf Laaland auch die Klöster zu brandschatzen und zu plündern. Am 2. Jan. 1512 † Svante Sture plötzlich zu Westerås während der Berathung über eine neu entdeckte Silbergrube. Die versammelten Bergleute bemächtigten sich sogleich des Schlosses von Westerås, ließen, bevor die Nachricht von dem Tode des geliebten Sture sich verbreiten konnte, seine Anhänger sich des stockholmer Schlosses versichern, und fertigten sodann im Namen des Verstorbenen einen Brief an die sämmtlichen Landeseinwohner aus, in welchem sie aufgefordert wurden, seinen jungen Sohn als Reichsverweser anzuerkennen. Sten Svantesson Sture, der edelste der Sturen, besaß, obwohl zuweilen Schmeichler seine jugendliche Unerfahrenheit mißbrauchten, die Liebe des Volks, dessen Lasten er oft durch seinen Einfluß beim Vater zu lindern wußte. Auch war ihm der jüngere Adel geneigt; der ältere aber und der Rath arbeiteten für den gelehrten Erich Trolle, und die vornehmsten Herren schlossen einen eidlich bekräftigten Bund, Denen entschiedenen Widerstand zu leisten, welche den Reichsrath von derjenigen Freiheit, Macht und Gewalt würden verdrängen wollen, die er den Gesetzen S.s zufolge von Alters her inne gehabt, nämlich in Ermangelung eines Königs über die Regierung des Reichs zu verfügen. Ferner verpflichteten sich diese Herren, die Eintracht mit Dänemark wieder herzustellen. Beide Parteien standen gewaffnet einander gegenüber, und als endlich der Rath nachgeben mußte, war doch die Erbitterung der Gemüther noch so groß, daß bei dem Feste, durch welches man auf Stockholms Schloß die Erwählung Sten Sture's feierte, Blut vergossen wurde. Am 21. Febr. 1513 † König Johann; ihm folgte Christian II., in S. der Unmilde, auch der Tyrann genannt. Nach Abbrechung der Unterhandlungen brach im J. 1516 der Krieg wieder aus, veranlaßt durch die inneren Unruhen, deren Urheber der neue Erzbischof Gustav Trolle war. Er war der Sohn Erich Trolle's, des Nebenbuhlers von Sten Svantesson Sture; seine Familie war durch bedeutende Besitzungen in Dänemark für die Union interessirt, und vergebens hatte ihn der Reichsverweser, indem er seine Ernennung zum Erzbischof beförderte, auf seine Seite zu bringen gesucht. Es kam zwischen Beiden zum Kriege, in Folge dessen Gustav Trolle, nachdem eine dänische Flotte vergeblich, ihm zu helfen, herbeigekommen, auf dem Reichstage zu Arboga einstimmig seines Amtes verlustig erklärt und sein befestigtes Schloß Stäkket geschleift wurde. Im folgenden Jahre unternahm Christian selbst eine Landung in der Nähe von Stockholm, erlitt aber durch den Reichsverweser eine völlige Niederlage. In dieser Schlacht wurde das schwedische Panier von dem jungen Gustav Erichsson Wasa getragen, welcher bald darauf bei einer vom König begehrten persönlichen Zusammenkunft mit dem Reichsverweser als Geisel zur dänischen Flotte geschickt und wider Treue und Glauben nebst Hemming Gadd und 4 andern schwedischen Adeligen in Gefangenschaft nach Dänemark geführt wurde. Der abgesetzte Erzbischof führte beim römischen Stuhle Klage gegen Sten Svantesson Sture; der Reichsverweser wurde mit seinen sämmtlichen Anhängern in den Bann gethan und das ganze Land mit dem Interdikt belegt. Zu Anfang des J. 1520 brach ein dänisches Heer unter dem Feldherrn Otto Krumpe in S. ein, der auf seinem Marsche den Bannspruch an allen Kirchen anschlagen ließ. Auf dem Eise des Sees Asunden bei Bogesund in Westgothland kam Sture dem Feind entgegen, wurde aber gleich im Beginne der Schlacht schwer verwundet, was die Niederlage der S. entschied. Er eilte zur Vertheidigung Stockholms, † aber in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälarsees am 3. Febr. 1520. Dadurch löste sich alle Regierung in S. auf. Die Großen hielten Zusammenkünfte; aber keiner wagte zu befehlen, keiner mochte gehorchen. Die Bauern wurden, da sie ohne Anführer waren, bald zerstreut. Nur die heldenmüthige Christine Gyllenstierna, Sture's Wittwe und Mutter von 4 noch zarten Kindern, verlor den Muth nicht; sie vertheidigte Stockholm u. trat nicht dem Vertrage bei, der auf einem nach Upsala zusammenberufenen Herrentage mit dem dänischen Feldherrn abgeschlossen wurde und durch welchen man Christian unter der Bedingung als König anerkannte, daß er nach S.s Gesetzen und dem kalmarischen Traktat gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache ausüben solle. Diese Zusagen wurden vom König persönlich, als er nach Stockholm kam, bestätigt, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß Alles, was gegen den nun in sein Erzbisthum wieder eingesetzten Gustav Trolle vorgenommen worden, jetzt vergeben und vergessen seyn solle. Die nämlichen Zusagen wurden in den Briefen des Königs an alle Landschaften erneuert und trugen, durch die Bemühungen der Bischöfe und des Adels unterstützt, dazu bei, den unter dem Volke noch Statt findenden Widerstand vollends zu beseitigen. Abermals wurden diese Zusicherungen erneuert, da auch Hemming Gadd, nach einem im Kampf wider Dänemarks Gewalt zugebrachten Leben, nun im Greisenalter zu Christians Gunsten sprach und durch das Gewicht seines Einflusses endlich Christine Gyllenstierna zur Uebergabe von Stockholm vermochte, welche jedoch die Bürgerschaft anfangs nicht zugeben wollte. Nochmals bestätigte sodann der König, als er im Herbste wieder nach S. kam und in Stockholm gekrönt wurde, seine eingegangenen Verpflichtungen durch Eid und Empfang des

Sakraments. Allein zur selbigen Zeit war König Christian entschlossen, schwedisches Blut fließen zu lassen, um seinen Rachedurst zu stillen. Am dritten Tage der Feierlichkeiten, die auf die Krönung folgten, wurden die Thore des stockholmer Schlosses unvermuthet gesperrt, und der Erzbischof Gustav Trolle trat vor den König mit Beschwerden über die Gewalt und den Eintrag, die ihm und dem erzbischöflichen Stuhle zu Upsala durch den verstorbenen Reichsverweser gethan worden, und verlangte Genugthuung. Da erhob sich Christine Gyllenstierna zur Vertheidigung ihres Mannes und wies den Beschluß der Stände vor, durch welchen Gustav Trolle einstimmig seiner Würde verlustig erklärt worden und welchen die vornehmsten geistlichen u. weltlichen Herren unter ausdrücklicher Verpflichtung zur gemeinschaftlichen Verantwortlichkeit unterschrieben hatten. Diejenigen derselben, welche zugegen waren, darunter 2 Bischöfe, wurden auf des Königs Befehl sogleich festgenommen und eingekerkert. Die andern Anwesenden ließ Christian auf dem Schlosse, und zwar die Geistlichen in einem besondern Zimmer einsperren. Am folgenden Morgen ward ihnen die Frage vorgelegt, ob es nicht Ketzerei sey, sich wider den heiligen römischen Stuhl zu verbinden und zu verschwören, was sie freilich mit Ja beantworten mußten. Dadurch sah man das Urtheil als gesprochen an. An demselben Morgen wurde durch Ausrufer den Einwohnern von Stockholm kund gethan, daß sie nicht, bevor ein gewisses Zeichen gegeben werde, aus ihren Häusern treten dürften. Es war der 8. Nov. 1520. Gegen Mittag wurden die Bürger auf den großen Marktplatz beschieden. Dahin wurde nun der verhaftete Bischof Matthias von Strengnäs geführt, ferner der Bischof Vincentius von Skara, 12 weltliche Herren, meist Räthe des Reichs, endlich der Bürgermeister und die Rathsherren von Stockholm nebst vielen Bürgern. Ein dänischer Ritter redete hierauf zu dem versammelten Volk und ermahnte es, über das Bevorstehende nicht zu erschrecken; der Erzbischof Gustav Trolle habe auf den Knieen dreimal den König beschworen, solche Strafe über die Schuldigen zu verhängen. Da erhob der Bischof Vincentius seine Stimme u. rief, der König Christian übe Verrath an den Schweden. Die andern Gefangenen stimmten ihm bei, wurden aber von den Henkern zum Schweigen gebracht, alsdann sämmtlich enthauptet; man verweigerte ihnen sogar die priesterliche Tröstung. Handwerker schleppte man von ihrer Arbeit weg zum Tode. Thränen gezwungener Zuschauer rächte gleichfalls der Dänen Henkerbeil. Es wurden 94 Personen enthauptet, viele andere wurden gehängt oder sonst auf schreckliche, martervolle Weise umgebracht. Des Nachts wurden die Häuser der Gemordeten ausgeplündert und ihre weiblichen Angehörigen genothzüchtigt. Das Morden wurde den zweiten u dritten Tag fortgesetzt, nachdem öffentliche Verheißungen des Friedens und der Sicherheit neue Schlachtopfer hervorgelockt hatten. Die Leichname lagen 3 Tage auf dem großen Marktplatz, bevor sie aus der Stadt gebracht und auf Südermalm verbrannt wurden. Sten Svantesson Sture's Leiche und die eines seiner Kinder rissen die Dänen aus dem Grabe und warfen sie auf den Scheiterhaufen. Während des Blutbades ließ der König Christian Briefe in alle Landestheile ergehen, des Inhalts, er habe Sture's vorzüglichste Gehülfen als offenbare, mit dem Kirchenbann belegte Ketzer nach dem Urtheilsspruch der Bischöfe, Prälaten und weisesten Männer S.s bestrafen lassen, wolle aber fortan das schwedische Reich nach dem Gesetze des heiligen Erich in Frieden regieren. Indessen erstreckte sich seinem Befehle gemäß das Blutbad auch auf Finnland, wo auch der 80jährige Hemming Gadd sein Haupt auf den Block des Henkers legen mußte. Den Weg des Königs aus Stockholm bis an die Grenze bezeichneten zahlreiche Opfer seiner Rachgier. Zu dieser Schreckenszeit geschah es, daß in den Wäldern Dalekarliens herumirrend, flüchtig vor den Dienern des Tyrannen, jener edle Jüngling gerettet ward, dessen große Seele schon damals auf die Befreiung des Vaterlandes dachte und sie auch „durch Gott und S.s Bauernschaft" (dies war sein Wahlspruch) vollbrachte. — S.s Mittelalter ist voller Verwirrung und hat keinen Glanz, durch welchen das Auge des Betrachters bestochen würde. Was die Hierarchie, was das Feudalsystem, was die Macht der erblühenden Städte im übrigen Europa zu dieser Zeit Großes und Glänzendes hatten, erstreckt sich nur wenig dorthin, und Manche sind der Ansicht, daß verschiedene treffliche Eigenschaften, die den heidnischen S. zum Ruhme gereichten, mit dem Heidenthume zu Grunde gegangen u. größten Theils durch neue Untugenden u. neuen Wahnglauben ersetzt worden seyen. Wie die nordische Kraft wider sich selbst gewüthet, seitdem das Christenthum sie nöthigte, ihre Schlachtfelder daheim zu suchen, davon wissen die Geschichtsbücher des nordischen Mittelalters zu erzählen. Niemand aber kann leugnen, daß das schwedische Volk jene Probe am besten bestanden habe, in welcher Norwegen seine politische Unabhängigkeit, Dänemark die Freiheit seines Volkes verblutete. In S. wurden beide befestigt und dieser Vorzug reicht hin, um Theilnahme für ein Zeitalter zu erwecken, welches, da es so endigen konnte, sich nicht vergeblich abgemüht hatte. Dieses Streben des schwedischen Mittelalters ist es, was gewürdigt werden muß. Die Eintheilung nach Verwandtschaft und Kriegskameradschaft diente der ersten gesellschaftlichen Verfassung S.s als Grundlage. Aus der Kriegsordnung nach Hunderten (diese, die Härader, waren wieder in Fjerdinga, Viertel, eingetheilt, und im westgothischen Gesetz wird ein solcher Theil eines Härads, über welchen ein Nämdeman, Gerichtsbeisitzer, die Aufsicht führte, Skire, englisch Shire, genannt) entstand ein Bündniß zum gegenseitigen Schutz auch während des Friedens, ein auf Vertrag gegründeter geselliger Verein, während die Familie ein auf die Natur gegründeter und ursprünglicher war. An den Küsten hatte man statt der Härader Skeppslag, Schiffsbezirke. Jener Vertrag entwickelte sich immer mehr, und zu Ende

der heidnischen Zeit stellt sich die ganze Verfassung als Bundesverfassung dar: Jedes Härad ein Bund der freien Hausväter, jedes Land oder jede Landschaft innerhalb ihrer natürlichen Grenzen ein Bund gewisser, unter gemeinschaftlichem Gesetz vereinter Härader, das Reich ein Bund der besonderen Landschaften oder Nationen (wie sie noch im 15. Jahrh. genannt werden) unter dem Upsala-König, dem Vorsteher der gemeinschaftlichen Opferungen, als dem Oberkönig. Auch Thiodkonungr (Volkskönig) hieß dieser zum Unterschiede von vielen andern Königen. Die richterliche Gewalt ist so alt, wie der gesellschaftliche Verein. Daß aber die richterliche Gewalt der Landrichter (Lagmän) als eine Art von Tribunat dem Adel entgegengesetzt wurde, war eine dem Norden ganz eigenthümliche Einrichtung, wahrscheinlich ein Sicherungsmittel des Volks gegen die steigenden Ansprüche der Hofleute oder jener den Königen verpflichteten Krieger, die mit ihnen die Gefahr und die Beute der Heerzüge und das Ansehen zu Hause theilten. Aus der Waffengenossenschaft (Comitatus) der Könige entstand der erste Dienstadel, so wie der Geburtsadel aus der Verwandtschaft der Könige entsprang. Bei den in Folge von Eroberungen sich ansiedelnden germanischen Völkern war der kriegerische Haushalt der Könige die Wurzel, aus welcher durch Erblichkeit der Belehnungen die Feudalmonarchie erwuchs. Für Skandinavien blieb diese in ihrer Ausbildung fremd, denn erbliche Belehnungen, oder solche, die sich ihnen näherten, nebst den daraus hervorgehenden Folgen für Könige und Völker lernte im Norden zu dieser Zeit nur Dänemark durch fremden Einfluß kennen. Auf der skandinavischen Halbinsel dauerte das Alte fort, nur mit dem Christenthum als neuer Streitsache. Bei den mächtigen Geschlechtern, die hier weder Lehnsadel wurden, noch in einen bloßen Dienstadel sich wollten verwandeln lassen, erhielt sich um so viel länger die Erinnerung, daß das vormalige Königthum ein vielköpfiges Herrscheramt gewesen. Wir gewahren in der That noch immer jenen alten, ungebändigten, aus den Meeren zurückgewiesenen Königsadel, wie er in inneren Kämpfen seine eigenen Kräfte und die des Landes vergeudet, besonders in dem von Natur zerspaltenen, durch Harald Harfager gewaltsam vereinigten Norwegen, dessen ganze ältere Geschichte solche Kämpfe zum Inhalt hat und mit ihnen abstirbt, so wie es auf einem Wahlplatz stille wird, wenn die Anführer todt dahin gestreckt sind. Der Streit des schwedischen Mittelalters zeichnet sich sowohl in seinem Anfang, als in seinem Ende durch größeren Einfluß des eigentlichen Volkes aus. In dem der Sage nach von Odin eingeführten Gottesdienste und der darauf begründeten Oberherrschaft der Upsalakönige besaß die alte schwedische Bundesverfassung einen eigenen Mittelpunkt und S. den Samen einer politischen Einheit, die nachher niemals völlig verloren ging. Diese Einheit ist bereits so früh bemerkbar, daß sich das Reich den ersten entfernten Beobachtern als Alleinherrschaft darstellen konnte, wiewohl diese schon nach Tacitus mehre gesellschaftliche Vereine umfaßte, u. obgleich eine genauere Bekanntschaft zu erkennen gab, daß hier eben so viel Volksgewalt als königliche Macht zu finden sey, daher auch den Lehrern des Christenthums im Lande selbst sich dieselbe Verfassung demokratisch zeigen konnte, die ihnen in der Entfernung rein monarchisch geschienen hatte. Mit der alten Religion zerfiel das Band zwischen den besondern Landschaftsbündnissen. Als das alte Upsalageschlecht aufhört, erhebt sich der Streit der Stämme um die Besetzung des Thrones, die Westgothen als die ersten Christen voran, dann die Ostgothen, wider sie unter langdauerndem Wetteifer und Wechsel der Königshäuser die Oberschweden, welche selbst endlich Christen und dadurch in den Stand gesetzt werden, die Vorrechte wieder geltend zu machen, die sie in dem alten Bunde behauptet. Dieser wird, zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes, jedoch seiner früheren Kraft beraubt, erneuert unter dem Einfluß der Kirche, des Adels u. einer auf beide gestützten königlichen Gewalt, die sie endlich auch beide gemeinschaftlich stürzten, worauf, als die Aristokratie in der Union ihren Schutz sucht, der Druck der Fremdherrschaft den Streit der Landschaften u. Stämme beseitigte, und das durch solches Unglück geeinigte schwedische Volk erhebt unter Engelbrecht und den Sturen zum Kampfe, unter Gustav Wasa zum Siege. Den Uebergang aus dem einen dieser Zustände in den andern bildet die Königsgewalt der Folkunger, durch ihren Bund mit der Kirche und dem Adel bezeichnet; sie ist vorzugsweise die Monarchie des schwedischen Mittelalters, hat von der Feudalmonarchie entlehnt, so viel sie vermochte, und zeichnete sich in der That durch die Herrschaft der Aristokratie aus. Und dennoch — wie wenig ist dies Alles in der Gesetzgebung desselben Zeitalters zu bemerken! Dem Gesetz zufolge war S. ein Wahlreich, obschon das Königthum ursprünglich vererbt und nachher Wahl mit Erbschaft vermischt wurde. In älteren Zeiten war auch gemeinschaftliche Regierung zweier Brüder gebräuchlich, und überhaupt scheint das Erbrecht mehr das Geschlecht, als die Person berücksichtigt zu haben. Je größeres Uebergewicht die Wahl bekommt, um so mehr sieht man die Könige darauf bedacht, noch bei ihrem Leben ihren Söhnen Huldigung leisten zu lassen. Die eigentliche Wahl gehörte von Alters her den Folklanden; erst später, in der Zeit der Folkunger, wurde das Recht auch auf die übrigen Theile des Reichs ausgedehnt, dessen sämmtliche Bevollmächtigte auf einem, nunmehr gemeinschaftlichen Wahlreichstage erschienen. In dem vom König Birger im J. 1296 bestätigten Uplandsgesetz heißt es in dem Königsabschnitt: „Nun bedürfen die Lande einen König zu wählen. Uplands Landrichter hat ihn bei Upsala zuerst durch seinen Spruch zum König zu erheben, dann sämmtliche Landrichter einer nach dem andern; sie sollen ihm das Königthum zuerkennen, daß er über die Lande gebieten, Gesetze kräftigen und Frieden halten möge. Nun hat er die Erichsstraße zu reiten; sie mögen ihn begleiten, Geiseln geben und Eide schwören (dies geschah zu des Königs Sicherheit); er aber möge ihnen Frieden schwören. Ist der König die rechte Erichs-

straße geritten, so ist er gesetzlich zu Land und Reich gekommen. Nun möge er durch den Erzbischof und die Unterbischöfe zur Krone geweiht werden in der Upsalakirche. Alsdann hat er Recht, König zu seyn und Krone zu tragen, und ihm gebühren Upsala = Oede, Dulgadrap (Geheimmord; nämlich, wenn der Urheber eines Mordes nicht entdeckt werden konnte, mußte das Härad, wo er verübt ward, die Buße an den König entrichten) und Danaerf (Beerbung der Fremden, die innerhalb des Reichs ohne Erben sterben). Dann möge er seinen Dienstmännern Verlehnungen geben. Wird er ein guter König, so lasse ihn Gott lange leben!" Das ältere Westgothengesetz sagt: „Die S. haben das Recht, den König zu nehmen und auch zu verwerfen. Er soll mit Geiseln von obenher fahren und in Ostgothland hinein. Dort soll er Sendboten abfertigen zum Aldra Göta Ting (Landschaftsgericht der Westgothen). Da soll der Landrichter vier Geiseln verordnen und soll alsdann vier andere Männer des Landes mit ihnen senden; sie sollen an den Junebach gehen. Die Ostgothen = Geiseln sollen den König dahin begleiten und Zeugniß ablegen, daß er so angenommen sey, wie es deren Gesetz besagt. Nun werde das Aldra Göta Ting zusammen berufen, ihm entgegen zu ziehen. Wann er zum Ting anlangt, soll er allen Gothen getreulich schwören, daß er unseres Landes rechtes Gesetz nicht beugen werde. Dann soll zuerst der Landschaftsrichter ihn als König anerkennen, nachher Andere, die er darum bittet". Man hielt so streng darauf, daß der König bei solcher Gelegenheit nicht ohne Weiteres, sondern nur so in die Landschaft eintrete, „wie das Gesetz besagt", daß die Westgothen den Ragwald Knaphöfde, der dies nicht beachtete, todt schlugen „wegen dieser seiner Verunglimpfung aller Westgothen". Die Benennung Eriksgata (Erichsstraße, Erichsreise) rührt nicht von Erich dem Heiligen her, sondern ist älter und bezieht sich entweder auf den sagenhaften König Erich, welchen alte Volkslieder den ersten König nennen, oder das Wort bezeichnet schon an sich, da ä oder e in Zusammensetzungen „Alles" bedeutet, einen Weg durch all das Reich. Die auf der Erichsreise üblichen Eide wurden in Strengnäs, Linköping, Jönköping, Skara, Oerebro und Westerås geleistet. Das Wahlvorrecht der Oberschweden wurde in dem Uplandsgesetz bestätigt, nachdem es durch die Macht der Großen von geringer Bedeutung geworden, wurde aber bald ausdrücklich auch auf die übrigen Landschaften ausgedehnt. Das im Jahr 1327 bestätigte Südermansgesetz sagt, „ganz S.s Rath" solle mit den Folklanden an der Königswahl Theil nehmen; allein in den Rath waren bereits bei der Verbesserung des upländischen Gesetzes die Landrichter aufgenommen, und was zuerst in König Magnus Erichssons Landesgesetz vom J. 1347 über gemeinschaftliche Theilnahme der sämmtlichen Landrichter und der Bevollmächtigten aus den verschiedenen Landschaften an der Wahl verordnet wird, sieht man schon bei der Erwählung dieses Königs im Jahr 1319 beobachtet. In Bezug auf Finnland bestimmte König Christoph, daß, falls der König nicht selbst dahin kommen könne, dort der Truchseß oder sonst Jemand aus dem königlichen Rathe nebst dem Bischof von Abo an des Königs Statt den Eid leisten und empfangen solle. Die Königswahl geschah auf der Mora = Wiese, eine Meile von Upsala, und die Zusammenkunft hieß daher Mora = Ting. Dort hatten sich die Landrichter einzustellen, begleitet von 12 „kundigen und verständigen Männern aus jeder Landschaft, die mit Zustimmung aller ansässigen Männer erwählt waren. Der durch die Abstimmung erwählte König schwur dem Volke „auf das Buch und mit Heiligthümern (Reliquien von Heiligen) in Händen" den in das Landesgesetz aufgenommenen Eid, erhob, heißt es, seine Hand und versprach zu halten Gott u. seinem Volke Alles, was er geschworen, und es keineswegs zu brechen, sondern eher zu vermehren mit allem Guten. Eben so schwuren auch die Landrichter und das Volk dem Könige ihren Eid, und durch diesen Eid wurde gebunden Jung wie Alt, Ungeborne wie Geborne, Unfreund wie Freund, Abwesende wie Anwesende. Dies hieß schwören bei oder auf Mora=Stein, und sogleich nach der Wahl wurde der König auf diesen Stein gehoben (es war ein großer runder Stein, um welchen 12 kleinere Steine sich befanden, woraus man ersieht, daß das Ganze den alten sogenannten Gerichtskreisen [Domareringar] geglichen habe; für jeden neuen König wurde ein neuer Stein neben dem alten Mora=Stein angebracht; seine Inschrift gab die Zeit der Erwählung an). Hierauf mußte der König seine Erichsreise antreten (oder wie es in einer alten Urkunde heißt, rättsyles, d. h. mit der Sonne rechtläufig, sein Land umreiten), wobei, seitdem ein allgemeines Landesgesetz an die Stelle der Landschaftsgesetze getreten war, der Anspruch auf Bestätigung der letzteren nun aufhörte, statt derselben aber der König während seiner Reise durch die Landschaften den nämlichen, nun in das Gesetz selbst aufgenommenen Eid leistete und annahm, der schon beim Morastein gegenseitig geschworen ward. Obgleich in der Ausführung beschränkt, erstlich durch die Macht der Großen, dann während der Union durch den Einfluß von Ausländern, dauerte in der angegebenen Form die alte Bundesverfassung gesetzmäßig fort, so lange es einen schwedischen Wahlreichstag gab, bis zu der Zeit Gustav Wasa's. Behielt das Gesetz dergestalt die alte Freiheit im Staatsrechte bei, so ließ sich dieselbe um so weniger aus dem Privatrecht, aus welchem jenes hervorging, verdrängen, gleich wie des Baumes Wurzel weniger, als seine Krone, den Stürmen ausgesetzt ist. Eigentliche Stütze und Lebenskraft der schwedischen Verfassung war der Odalbauer, der „Mann für sich", Selbsteigenthümer seines liegenden Grundes, dem Gesetz verantwortlich für die Seinigen, der Obrigkeit und seines Gleichen gegenüber nur wechselseitige Verpflichtungen, in die er selbst eingewilligt, anerkennend. Zur Freiheit war er stammgeboren (ättborin) wie zu seinem Odal=Grunde, welcher daher das Eigenthum, zu dem er geboren war, oder sein alter Erbgrund (hans gamla byrd) hieß und als Stammeigenthum nicht ohne Einwilligung der Familie vermindert

oder veräußert werden konnte. Dies galt für den König wie für jeden Andern. „Will der König Land verkaufen, da soll er es seinen Verwandten anheim bieten, er eben so wie der Bauer", sagt das Ostgothengesetz, welches auch in Grundstreitigkeiten zwischen König u. Bauer des letzteren Worte mehr gelten läßt, damit nicht der Einfluß des Mächtigeren den Odal-Grund vermindere. Man nahm es damit überhaupt so genau, daß auch, wenn Grundeigenthum wegen Buße abgetreten wurde, den Verwandten vorbehalten war, väterlicher Seite das Vatererbe, mütterlicher Seite das Muttererbe abzulösen, und daß es der Kirche, die den Begriff des Legats einführte, trotz ihres Einflusses nie gelang, die Gültigkeit der Schenkungen zum Heil der Seele, wenn sie Erbgrund betrafen, unbeschränkt und ohne die Beistimmung der Erben anerkannt zu sehen. Auch der Verpfändung konnte der liegende Grund nicht unterworfen werden, bevor man ihn den Verwandten angeboten. Verschenken durfte man, was man selbst erworben, allein nach dem Westgothengesetz selbst von gekauftem Grunde nur ein Drittel; doch wurde dieses Recht später weiter ausgedehnt. Ein Ausweg, sein Eigenthum den gesetzlichen Erben zu entziehen, bestand in der Ueberlassung seiner selbst zum Sklaven (Giäfthräl) eines Andern, womit Ueberlassung des Eigenthums verbunden war; dies verbot Birger Jarl. Brachten die Verwandten den angebotenen Erbgrund nicht an sich, so stand der Kauf desselben einem Jeden frei, oder, wie das Dal-Gesetz sagt, „dann ist der Beutel Odalman". Daß ursprünglich die Tochter nur dann erbte, wenn kein Sohn da war, oder, nach Birger Jarls neuem Erbgesetz, nur halb so viel wie ihr Bruder, sollte ohne Zweifel ebenfalls die Zersplitterung des Stammeigenthums verhindern, und zu gleichem Zwecke hatte auch der älteste Sohn das Vorrecht, seine Brüder auszukaufen. Zwar heißt es im Ostgothengesetz: „beisammen wohnen Brüder am besten", dennoch mußte auf Verlangen eines der Brüder getheilt werden, und das Uplandsgesetz begünstigte dabei in sofern den Jüngsten, daß dieser sein Erbtheil nehmen konnte „der Sonne am nächsten", d. h. gegen Osten und Süden. Noch im 13. Jahrhundert, wiewohl da keine Seeräuberei mehr von S. getrieben wurde, hatte der Bauer die alte Sitte nicht abgelegt, seine jüngeren Söhne zur See zu verweisen, damit sie auf dieser, sonst aber an den Höfen der Großen Reichthum gewännen. Leben, Ehre und Eigenthum standen unter dem gemeinsamen Schutze der Familie. Hinsichtlich des guten Namens nahm man es so genau, daß, wenn nach vorhergegangenem Verlöbniß, welches die dadurch verbundenen Familien als wichtige Angelegenheit behandelten, die Braut ihr Wort zurücknahm, sie die Verlobungsgeschenke wieder erstatten, auch drei Mark Buße und mit noch 12 Männern den Eid leisten mußte, „daß sie jetzt nicht mehr Fehler und Gebrechen an dem ihr Verlobten und an seinem Namen wisse, als wo er um sie anhielt und sie ihm verlobt wurde." Das nämliche Gesetz galt, „wenn des Mannes Neigung sich wandte", nur die Verlobungsgeschenke mochten alsdann nicht zurückgefordert werden. Schimpfworte erheischten Blut, und das Uplandsgesetz führt an als festgestellt in dem alten Gesetz, welches zur Heidenzeit galt, daß „wer über einen Andern äußere, er sey nicht Mannes Gleicher und nicht Mann im Busen", dem also Verunglimpften zum Zweikampf sich stellen solle; komme Derjenige, über welchen die Worte gesagt worden, nicht zur Stelle, so solle er ein solcher seyn, der er genannt worden, und könne fortan weder gültig zeugen, noch schwören; komme aber Derjenige nicht, welcher die Worte äußerte, so werde er öffentlich als Niding (Schänder) ausgerufen und ein Merkzeichen davon (Nidstang, d. h. Schandstange) solle an der Stelle errichtet werden. Die Blutrache war eine heilige Pflicht und ein von dem Gesetz anerkanntes Recht, zugleich das theuerste Erbe (Wigarf, d. h. Fehdeerbe) und Bedingung jedes andern; denn wenn der Vater getödtet worden war, so konnte in alten Zeiten der Sohn ihn nicht beerben, bevor er ihn gerächt hatte. Damit aber die Rache nicht immerfort neue Rache entzünde, versuchte hier das Gesetz seine erste Macht durch Vergleich. Der Tödter, wenn er nicht auf frischer That ergriffen wurde, mußte ihr selbst Oeffentlichkeit verleihen, denn heimliches Tödten war Mord und Schandthat (Nidingswerk). Der Todtschläger mußte sich vor einbrechender Nacht angeben und nachher bei dem Gerichte, wo er Buße anbieten durfte. Dem Kläger stand die Wahl frei, ob er die Buße oder Rache nehmen wollte, welches letztere anfangs so selten geschah, daß das Gesetz denjenigen für einen „ungeschändeten Mann" erklären mußte, der sie beim ersten Anbieten, selbst nach Verlauf eines Jahres annahm. Inzwischen war der Thäter fried- und rechtlos; er mußte die bewohnten Orte fliehen und sich in Wäldern und Wildnissen aufhalten, weshalb auch von demjenigen, der sein Verbrechen durch Buße sühnen durfte, gesagt wurde, er „löse sich vom Walde". Mit ihm mußten in ältern Zeiten Vater, Sohn, Bruder oder die nächsten Anverwandten entfliehen; nur gewisse, dem Frieden geweihte Zeiten und Orte gewährten ihnen Sicherheit. In der That war diese Friedlosigkeit für den Angeklagten weniger eine Strafe, als ein Sicherungsmittel; selbst der strenge König Magnus Ladulas sagt von demjenigen, welcher der Rache entflieht, „er möge sich vor seinen Feinden verbergen, so gut er könne", und nachdem das allgemeine Tragen der Waffen verboten worden, war es dem Todtschläger doch gestattet, „volle Bewaffnung zu seiner Wehr zu tragen, wenn er Buße anbieten und sein Verbrechen gut machen will" (Verordnung des Königs Magnus Erichsson vom Jahre 1335). Andererseits aber heißt es: „Der Todtschläger komme nie in Frieden, bevor der rechte Erbe des Getödteten für ihn bittet, außer wenn ein neuer König die Erichsstraße reitet und seinen Einzug in die Landschaft hält, dann möge er drei Männern Frieden verleihen;" doch kam auch diesen der Friede nicht zu Statten, bevor die Erben durch Buße versöhnt worden. Für den Mord eines so alten Mannes, daß er nicht zum Gerichte

kommen, oder ohne Krücken gehen konnte (Kroklokarl, Krückenmann), wurde nach eigentlich schwedischem Gesetz, wie für die Ermordung eines Weibes, doppelte Buße erlegt. Wer eines Mannes Heimfrieden (Hausfrieden) brach und beim Angriff innerhalb des Hofraumes getödtet wurde, lag ungerächt, „lag auf seinen Werken". Die Buße war anfangs theils Erbbuße, dem nächsten Erben, dem die Blutrache oblag, theils Stammbuße (Aettarbot), dem Stamm des Getödteten entrichtet vom Stamm des Thäters. Der Verbrecher mußte überdies mit zwölf Männern seines Stammes schwören, daß auch er bei ähnlichem Vorkommniß mit gleicher Buße sich begnügen werde. Dies nannte man den Gleichungseid, und ihm entsprach auf gegnerischer Seite der Sicherungseid, durch welchen der Rache entsagt wurde. Für den Friedensbruch mußte der Thäter auch dem Könige und dem Härad Buße entrichten, wodurch also das Härad als Vereinigung zur Aufrechthaltung des gemeinen Friedens erscheint. Als die königliche Gewalt sich erweiterte, hörte die Stammbuße allmählig auf, und die Buße ging dreitheilig an den König, das Härad und den Kläger, dessen Recht zur Rache später mehr und mehr beschränkt wurde; aber noch das Landesgesetz vom J. 1442 bestimmt, daß, wenn der Thäter vor den König, oder vor denjenigen kommt, der für diesen zu urtheilen hat, und seine That anzeigt, ihm erlaubt sey, sich durch Buße von der Landesflucht zu lösen und Frieden zu erhalten, in sofern der Kläger es zufrieden ist und für ihn bittet. So langsam erhob sich die richterliche Gewalt über die Parteien, welche damit angefangen hatten, das Recht in ihre eigenen Hände zu nehmen, daher sich der Zwist in den ältesten Zeiten oft nur schlichten ließ durch das, was man Gottesurtheil nannte. Daß der Zweikampf auch in S. üblich gewesen, ersieht man aus dem päpstlichen Verbot gegen denselben, wiewohl er im schwedischen Gesetze nun nicht mehr vorkommt und bloß in dem upländischen als heidnische Sitte erwähnt wird. Ein solches Gottesurtheil war ferner die Probe des glühenden Eisens, die zuerst Birger Jarl abschaffte, welche aber im Helsinggesetz dennoch bis zum Jahre 1320 erlaubt war. Kein Beweismittel fand ausgedehntere Anwendung als der Eid; sich dem Eide und sich dem Gesetze unterwerfen, bedeutet in den Gesetzen dasselbe. Auch der Eid wurde von Neuem durch Eid bekräftigt, und jener in der schwedischen Rechtspflege so lange beibehaltene Gebrauch der Eideshelfer (Edgardsmän), die den von einer Partei geleisteten Eid nochmals als wahrhaftig und gesetzlich beschwuren („daß die, so vorhin schwuren, die schwuren sowohl wahrhaftig, als gesetzlich," sagt das Ostgothengesetz), zeigt zugleich, wie lange der Einfluß von Freunden und Verwandten durch das Gesetz gewisser Maßen anerkannt war, denn diese Eideshelfer waren wohl ursprünglich solche, die sonst bereit gewesen, für die Sache ihrer Partei die Waffen zu ergreifen, nun aber statt dessen mit ihrem Zeugniß als gesetzliche Helfer sich erwiesen. Im Allgemeinen waren die gesetzlichen Formen diese, daß entweder der Kläger mit Zeugen erweisen (witna), der Beklagte aber mit eigenem Eid und dem der Eideshelfer leugnen (dylia) durfte, oder es hatte eine Anzahl Männer, gewöhnlich zwölf, zu welchen beide Parteien Vertrauen hegten, die Sache zu untersuchen und sich darüber zu erklären, welche Art Jury Nämd (Ernanntengericht) hieß. Sachen, bei denen die erste Beweisart Statt fand, hießen Witnismal (Zeugnißsachen), die von der zweiten Art Dulsmal (Verleugnungssachen), die von der dritten aber Nämdamal (Ernanntensachen). Zur Absonderung der Zuhörer von dem Gerichte dienten die Domareringar oder Domaresäten, Steine, welche in Kreisform gelegt und nicht sowohl zum Sitzen bestimmt waren, denn sie sind oft von ziemlicher Höhe und spitzig, als vielmehr den Raum bezeichneten, außerhalb dessen das Volk sich zu halten hatte, um das Gericht nicht zu stören. Uebrigens saßen König und Landrichter beim Gericht, standen aber auf, sobald sie das Volk anredeten, wie aus der Beschreibung des Upsala-Ting in den Königssagen zu ersehen ist. Größere Ting und Versammlungen überhaupt fanden auf ausgedehnteren Höhen Statt, und eine solche hieß Lögberg, Tingbrackka, Malberg. Daß aber auch Gericht (nicht nur Opferung) in heidnischer Zeit und später an oder auf den Stammhügeln gehalten wurde, dafür spricht nicht nur die traditionelle Benennung Tingshögar (Gerichtshügel), sondern auch das in den Königssagen erwähnte Högating (Hügelgericht). In der heidnischen Zeit übte der König kraft seiner priesterlichen Autorität die Gerichtsbarkeit aus; allmählig trat der Richter mehr in seinem eigenthümlichen Wesen hervor. Ueberhaupt war aber die richterliche Gewalt so lange im weitesten Sinne kollektiv, daß noch zur Zeit des Olof Skötkonung das Urtheil auf dem Allshärjar-Ting ein Volksurtheil (Allshärjardom) genannt wird. Bei solcher Bewandniß konnte weder der König, noch der Landrichter alleinstimmend in Urtheil und Gesetzerklärung seyn, und von jenem König wird gemeldet, er habe immer zwölf der weisesten Männer mit sich geführt, die mit ihm zu Urtheil saßen und ihm in schweren Fällen zu Rathe waren. Der Richter wurde in älteren Zeiten durch das Volk gewählt. „Den Lagman sollen alle Bauern erwählen mit Gottes Beistand," sagt das Westgothengesetz. Das upländische Gesetz verordnet, daß ihm der König das Richteramt in die Hände gebe. Laut dem Landesgesetz ernannte der König zum Richter einen der drei Männer, die das Härad oder die Landschaft dazu vorschlug, den Häradshöfding als Richter des Härads, den Lagman als Richter der Landschaft. Der Nämd wurde ursprünglich nur gelegentlich erwählt für Sachen, die dessen zu bedürfen schienen. Daß er sich aber mehr und mehr geltend machte, war dem Wesen desselben ganz angemessen; er erhielt sich eben durch seine Zusammensetzung unparteiisch und dadurch im geraden Gegensatze zu den parteiischen Eideshelfern. Allmählig wurde der Nämd beständig; die Grenzen zwischen seinem Wirken und dem des Richters verschwanden immer mehr und endlich ward er

Bestandtheil des eigentlichen Gerichts. Noch aber vertraten die zwölf Bauern, welche in S. überall auf dem Lande mit dem Landrichter (Lagman) und dem Amtsrichter (Häradshöfding) zu Gericht sitzen, obgleich ihre Meinung wider die des Richters nur dann gilt, wenn alle Beisitzer übereinstimmen, die natürliche Gerechtigkeit bei dem Gericht. „Dieweil," heißt es in der Ermahnung eines alten Richters an den Nämd, nachdem dieser bereits ständig geworden, „nicht alle Sachen, die vorkommen mögen, im Gesetzbuch können enthalten seyn, sondern wo schriftlich Gesetz nicht zu finden, man von dem natürlichen Gesetz entlehnen muß, welches Gott ins Gehirn uns eingeschrieben, darum sagt das Gesetzbuch an manchen Stellen wegen zweifelhafter Sachen: der Häradsnämd möge es prüfen; deswegen bedenkt das Heil eurer Seelen und machet, daß man euch ansehen möge für ehrliche Rathmänner, nicht aber für leidige Buben." Hinsichtlich der Vollstreckung des Urtheils gewahrt man denselben allmählig steigenden Einfluß der öffentlichen Macht, welcher in der eigentlichen Gesetzgebung Statt fand. Zur Erlangung der gesetzlichen Buße war in den ältesten Zeiten der Kläger berechtigt, aus der beweglichen Habe des Verurtheilten das Erforderliche selbst zu nehmen, und durfte dies nicht geschehen „innerhalb des Hofes und des Heckepfahls," denn Jeder, nur nicht der Friedlose, hatte Frieden in seinem Hause. Zur Zeit des Königs Knut Erichsson wurde die Selbstpfändung verboten; dagegen sollte, wenn Jemand die ihm auferlegte Buße nicht entrichten wollte, die Sache dem Königsurtheil anheimgestellt und von dem Gerichte Jemand öffentlich zur Vornahme der Auspfändung ernannt werden, spätern Bestimmungen gemäß entweder jener Nämd, der von den Streitenden selbst genehmigt worden und welcher den Beklagten für schuldig erklärt hatte, oder auch zwölf andere unparteiische Männer, die der Richter oder des Königs Lehnsmann dazu ernannte. Aus dem Ostgothengesetz, das uns von dieser Veränderung benachrichtigt, ersieht man, daß noch zur Zeit Knut Erichssons der König bloß an derjenigen Buße Theil gehabt, deren Auspfändung er selbst beiwohnte, nachdem bei ihm über die Verweigerung der Entrichtung Beschwerde geführt worden. „Nachher, heißt es, kam es so, daß jetzt der König nimmt, er sey zugegen oder nicht." Beschwerden wegen verweigerten Rechts gaben Veranlassung, streitige Sachen von dem untern vor ein oberes Gericht zu ziehen, und die Appellation von dem Amtsrichter an den Landrichter und an den König kommt bereits unter Magnus Ladulas vor. Später wurde verordnet, es solle des Königs Räfst oder Gericht mindestens ein Mal jährlich in jeder Landschaft vom Könige selbst oder von demjenigen gehalten werden, dem er sein Urtheil in die Hände gegeben. Des Königs Räfst war das ordentliche, Rättareting dagegen das außerordentliche Gericht, bei welchem des Königs Urtheil abgegeben wurde. Ersteres war ein königliches Landschaftsgericht (unter dem Vorsitz des Königs, nicht wie gewöhnlich des Lagman), zu welchem die Beisitzer oder Nämdemän aus der Landschaft gewählt wurden; letzteres hingegen ein für eine besondere Sache bestimmtes Gericht, zu welchem die Beisitzer aus demselben Härad genommen wurden, wo man das Gericht hielt, welches also ein, so zu sagen, königliches Häradsgericht war. Nichts hinderte den Rechtssucher, seinen Rechtshandel mit Uebergehung des untern Gerichts sogleich vor den höheren Richter zu bringen, und obwohl Sten Sture der Aeltere im Jahre 1491 verordnete, es solle Keiner mit gerichtlicher Klage vor den König oder den Reichsverweser kommen, ohne sich zuvor an das Amts-, Stadt- oder Landgericht gewandt zu haben, so findet man doch dieses Verbot noch lange darnach gar nicht beachtet. Das Gesetz war Gesetz der Freien, und im „Bauerngesetz" zu seyn, bezeichnete das Theilhaben an den allgemeinen Rechten und Freiheiten des Volkes. Nur „Bauern und ansässige Männer", nicht aber „Herumtreiber oder Dienstknechte," die kein eigenes Besitzthum zu wagen hatten, durften beim Gericht Rede führen. In jedem Härad war ein bestimmter Gerichtsplatz, von Alters her unter freiem Himmel, was noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nicht ganz außer Gebrauch war. Die Mitglieder des Härads waren zu gegenseitigem Beistande verpflichtet. Brandsteuer vom Härad wird schon im Ostgothengesetz anbefohlen, auch lag es dem Härad ob, „Weg für Mann und König" oder Gemeindeweg und Brücke zu halten. Bei Raub und anderer Gewaltthat, welche Geschrei und Anrufung veranlaßte, mußte der Aufgebotsstock (Budkafle) geschnitten und eiligst umhergesandt werden. Dies war ein kurzer Knebel oder Stecken mit gewissen Zeichen, durch welche alle Umwohnenden zum Beistande gemahnt wurden. Auf diese Weise, gebot Magnus Ladulas, sollte man auch gegen gewaltsames Gasten Hülfe suchen. Derjenige Aufgebotsstock, welcher bei Feindeseinfall ins Land ausging (bei welcher Veranlassung auch Feuer auf dazu bestimmten Höhen angebrannt wurden), war an dem einen Ende angebrannt und hatte eine an dem andern Ende befestigte Schnur, zum Zeichen, daß, wer das unverzügliche Fortschaffen des Stockes unterlasse, gehängt und sein Haus verbrannt werden solle. Zur Strafe einem freien Manne das Leben zu nehmen, war übrigens den alten Gesetzen zuwider, außer für solche Verbrechen, welche Ehrlosigkeit nach sich zogen. Der Ehrlose wurde mit dem Namen Niding (Schänder) gebrandmarkt, und Nidingswerk (Schandthaten) hießen in den Gesetzen die gröbsten Verbrechen wider die persönliche Sicherheit, welche mit Verrätherei verbunden waren, wie z. B. zu tödten an friedegeweihtem Orte oder in der Kirche oder innen im Hause, todtzuschlagen einen Schlafenden oder einen, der sich nicht vertheidigen konnte, oder seinen eigenen Hausherrn, oder denjenigen, mit welchem man Speise und Trank theilte, oder ein Weib („denn sie soll Frieden haben bei Markt und Messe, ob die Fehde unter den Männern auch noch so groß ist," sagt das Westgothengesetz), ferner auf grausame und marternde Weise Jemanden tödten, feindliche Waffen gegen sein eigenes Vaterland führen, sich

auf Streitschiffe begeben und Seeräuberei treiben (dies Verbot kam erst durch das Christenthum auf). Dergleichen Schandthaten konnten nicht durch Buße gesühnt werden. Ueberhaupt erschienen diejenigen Verbrechen als die strafwürdigsten, welche auf feige und heimtückische Weise begangen wurden; deshalb wurde auch der Dieb mit dem Tode bestraft, oder zum Sklaven gemacht. Leibesstrafen wurden nur über rechtlose Knechte verhängt. „Jemanden wie einen Sklaven prügeln" (dies hieß Thrälbärja und war Nidingswerk, wenn es einem Freien angethan wurde und dieser daran starb), „gleich wenig Recht wie die gestäupte Hausdirne" oder wie die Sklavin des Hauses zu haben, sind Ausdrücke, deren sich die Gesetze bedienen. Zur Milderung der Sitten hat die Kirche kräftig mitgewirkt. Sie arbeitete der Blutrache entgegen, und alle Feiertage, sowie ein längerer Zeitraum um die großen Feste wurden dem Frieden geweiht. Man nannte dies Gottesfeier, Gottesfrieden, welches noch jetzt beim Eintritt ins Haus des Landvolks gewöhnlicher Gruß ist. Auch für andere Zeiten wurde Frieden geboten, so für die Saat- und Erntezeit. Vom Acker stehlen hieß in den Gesetzen „Gottes Schloß erbrechen". In Folge der Vermehrung seiner Rechte wurde das weibliche Geschlecht auch im gerichtlichen Sinne verantwortlich; König Magnus Ericsson verordnete im Jahre 1335, das Weib solle alle seine Verbrechen büßen, gleich wie der Mann, sonderlich die ans Leben gehen. Zu derselben Zeit wurde ein Verbot erlassen wider die Sklaverei, welche übrigens von Alters her in S. gelinder gewesen zu seyn scheint; dies läßt sich schon aus dem in allen Landschaftsgesetzen herrschenden Grundsatz schließen, daß das Kind einer Sklavin und eines Freien oder einer Freien und eines Sklaven immer frei wurde; das Kind geht in solchem Falle „zur bessern Hälfte", während in Dänemark, Deutschland und Frankreich solche Kinder „der ärgeren Hand folgten", also stets Sklaven wurden. Großen Theils durch Zuthun der Kirche wurden die sogenannten Gottesurtheile abgeschafft, die Mißbräuche mit den Eideshelfern beschränkt, indem sie die Beweisführung auf die Aussagen unbescholtener Zeugen zu gründen befahl (besonders that dies 1218 Papst Honorius III.), und öffentliche Kläger angestellt. Letztere hießen in den Sachen der Bischöfe bischöfliche Sachwalter oder bischöfliche Lehnsmänner; gemäß des Königs Christian I. Privilegien für die Geistlichkeit sollten diese Kläger jedoch durch das gemeine Volk erwählt werden. Wahrscheinlich wurde auch zuerst durch die Bemühung der Geistlichen schriftlich abgefaßt, was die Gesetzbücher über die Rechte der Kirche enthalten. Allein es dauerte lange, bevor dies Mittel allgemein als ein für die Kenntniß und Beibehaltung der Rechtsgewohnheiten nothwendiges angesehen wurde. Statt des geschriebenen Wortes hatte man das im Gedächtniß lebendige und symbolische Handlungen als Zeichen. Deshalb solle Kauf geschlossen und Schuld bezahlt werden mit Freund und Zeugen, d. h. in Gegenwart eines guten Mannes, den beide Parteien ernannt, und zweier Zeugen. Der Handschlag, in ihrem Beiseyn gegeben, war gesetzlicher Beweis des abgeschlossenen Kaufs. Die Ueberlassung eines verkauften, geschenkten oder verpfändeten Grundstücks geschah durch Umfard (Umgang), d. h. Käufer und Verkäufer, nebst einem Bürgen und allen Grundeigenthümern des Dorfs gingen rund um die Aecker und Wiesen und dann zum Wohnplatz zurück, ein Umgang, der an die Erichsreise erinnert, durch welche der König das Reich in Besitz nahm. Grundstücke wurden einem Andern als Eigenthum auch durch Skötning (Schooßung) überlassen, indem der Geber ein Rasenstück in den Schooß (den Mantel) des Nehmers warf u. s. w. Die Schreibkunst war in den Händen der Geistlichen ein neues Mittel, sich unentbehrlich zu machen. Geistliche waren im Besitz des Kanzleramtes beim König, und der Einfluß derselben wie auch durch sie der des kanonischen und des römischen Rechts auf die schwedischen Gesetze ist in mancher Beziehung bemerklich. Doch waren in des Volkes Erinnerungen und Sitten die heimischen Gesetze so tief eingegraben, daß man absichtlich nach Form und Inhalt das Eigenthümliche derselben beibehielt, weshalb auch das Landesgesetz den König verpflichtet, daß er kein ausländisches Recht dem Volke zum Schaden ins Reich bringe. Durch erweiterte Begriffe von Gesetz und gesetzlicher Autorität arbeitete die Kirche der weltlichen Macht in die Hände, welche hierin, wie überall, von jener lernte. Bald wird nebst dem Gottesfrieden auch der Königsfriede eingeführt, nämlich der Friede, welcher bei dem Besuche des Königs in einer Landschaft verkündigt wurde. Nach dem Beispiele der bischöflichen Sachwalter zeigen sich bald auch königliche Sachwalter (Konungssoknare oder Konungs-Länsmän) als öffentliche Kläger bei schweren Verbrechen wider die persönliche Sicherheit. Da jener königliche Eid, welcher Edsöret genannt wurde, zugleich von allen vornehmen Männern des Reichs geschworen wurde, so zeigt dies, daß die Folkunger, welche diesen Eidschwur einführten, in der That mit den Großen gemeinschaftlich regierten. Eigene Gerichtsbarkeit gewann aber der Adel nicht, wie die Geistlichkeit, nur daß das königliche sogenannte Hofrecht (Gardsrätt; das älteste noch vorhandene ward 1319 schriftlich abgefaßt, obschon die Sache weit älter ist) auch für die Höfe der Großen gültig wurde. Für das kriegerische Gefolge der Großen gültig, entsprach dieses Hofrecht zugleich den Kriegsartikeln späterer Zeiten, und zeichnete sich durch harte Leibesstrafen, durch Stäupung, Gefängniß bei Wasser und Brod u. s. w. vor dem gewöhnlichen Landesgesetz aus. In letzterem („aller Männer Gesetz," Lag manna, wie es vormals auch genannt wurde) gibt es keine Ausnahme für den Adel, nur daß für die Tödtung eines Mannes des Königs (Konungens man) ein höheres, seit Birger Jarl das doppelte Mannsgeld als Buße entrichtet werden mußte. Uebrigens gebendie Gesetze Mißtrauen gegen die Hofleute zu erkennen wegen ihrer Abhängigkeit, deshalb bestimmt das Westgothengesetz, „kein Dienstmann

möge Nämdeman seyn, wenn es nicht mit Willen der Bauern und des Richters geschieht," was aber in sofern verändert wurde, daß, dem Landesgesetz zu Folge, bei des Königs Gericht der Nämd zur Hälfte aus Bauern und aus Hofmännern, jedoch guten und ansässigen Leuten, zu denen das Volk und die streitenden Parteien Ja sagen, bestehen sollte. Größere Veränderungen nimmt man aus besondern, in das Gesetz nicht aufgenommenen Verordnungen wahr. So heißt es z. B. im kalmarischen Receß vom J. 1483, es solle jeder gute Mann, geistlicher oder weltlicher, König seyn über seine eigenen Hörigen, außer in Sachen, die im Gesetz dem König anheimfallen; damit ist jedoch weder willkürliche Gewalt, noch eigentliche Gerichtsbarkeit gemeint, sondern nur Verlehnung des Rechts, den königlichen Theil an Strafgeldern zu erheben, ein Recht, welches auch der Kirche, und zwar im weitesten Sinne, für ihre Güter und Untergebenen zugestanden war. Da die Belehnungen überhaupt eigentlich in Verleihungen gewisser Einkünfte der Krone an diejenigen bestanden, welche in den Landschaften königliche Befehlshaber waren, so wurden dadurch viele Mißbräuche veranlaßt. Denn wenn auch im Buchstaben des Gesetzes die Macht der Großen nicht anerkannt war, so zeigt die Geschichte um so offenbarer, daß diese Macht sich über das Gesetz erhaben fühlte, seitdem die Landrichter in den königlichen Rath aufgenommen, die Reichsangelegenheiten auf Herrentagen abgemacht wurden, seitdem die durch Roßdienst erworbene adelige Freiheit dem alten Adelstande mehr und mehr seine wohlhabendsten Mitglieder entzog und die Steuerlast die übrigen um so schwerer traf, seitdem das kriegerische Gefolge der Großen das Land ungestraft durchstreifte und die Brüderkriege des Hauses von Birger Jarl das Reich so lange in ein Schlachtfeld verwandelten, daß man es gewisser Maßen als eine Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung betrachten kann, wenn in dem Bündnisse, welches die Räthe des Reichs unter sich in Skara 1322 eingingen, sie sich auch verpflichten, eigene Streitigkeiten der Entscheidung ihrer Bundesgenossen zu unterwerfen. Konföderationen dieser Art beherrschten nachher S. hundert Jahre hindurch, bis Engelbrecht und die Sturen gegen diese Herrenbünde die alten Bauernbünde erneuerten und dadurch dem Volk wieder politischen Einfluß verschafften. Die Städte, welche in andern Ländern das Gegengewicht des Adels waren, gelangten in S. lange nicht zu solcher Bedeutung. Im innern Lande, wo sie aus alten Marktplätzen und bischöflichen Aufenthaltsorten bestanden, fehlten zu sehr die Bedingungen höheren Wohlstandes. Wisby auf Gothland war lange Zeit reich und mächtig, eher jedoch eine deutsche, als eine schwedische Stadt zu nennen, überhaupt waren in den schwedischen Städten die deutschen Bürger so zahlreich, daß die Magistratspersonen zur Hälfte von diesen gewählt wurden. Das städtische Recht, nach fremden Mustern gebildet (das älteste in S. war das sogenannte Björköa-Recht, welchem unter der Regierung des Magnus Erichsson ein ausführlicheres Stadtgesetz folgte), war nur von geringem Einfluß auf das Land und dessen Recht. In den Reichstagen der Union gewahrt man indeß „Bischöfe, geistliche Herren (im J. 1470 berief Sten Sture außer den Bischöfen und Prälaten auch Vertreter der niederen Geistlichkeit), Adel und Adelig-Freie (Frälsemän), kaufstädtische Männer und die gemeine Bauernschaft" als die Bestandtheile, aus denen, statt des schwedischen Volkes vormaliger Repräsentation nach den Landschaften, die spätere Ständerepräsentation, mit verschiedentlich abgeänderter Ordnung und Zusammensetzung, sich ausbilden sollte. Allmählig wurden die Steuergaben (Skattgiafir) für den die Kriegszüge leitenden, sowie dem Gericht vorsitzenden König beständige Abgaben, indem sie auch dann geleistet wurden, wenn der König daheim blieb, daher die Benennungen Ledungslama (Kriegslähmung) und Tingslama (Gerichtslähmung). Gengard (Unterhaltssteuer) war der gewöhnliche Name der Beiträge zur Bewirthung des Königs und seines Hofs oder der vornehmsten Geistlichen und weltlichen Beamten auf ihren Reisen. Bei dem ersten Eintritt des Königs in eine Landschaft auf seiner Erichsreise hieß diese Steuer Inländning (Einlandung). Die Steuern wurden von allen ansässigen Männern entrichtet, so daß derjenige, dessen Aussaat und Viehstand einen gewissen Betrag erreichten, die volle Steuer, wer aber weniger besaß, nur die halbe bezahlte. Wer keinen eigenen Haushalt hatte, bezahlte für seine Person. Bei zwanzigjährigem Alter übernahm der Mann alle Abgaben. Gewisse Steuern waren von Anfang an persönlich. Eine solche „für jede Nase" zur Erhaltung der Opfer war schon in heidnischer Zeit üblich, und einer sogenannten Nasensteuer (Näfgjäld) an den König gedenkt auch das Vermächtniß des Magnus Ladulas; vielleicht ist dies dieselbe, welche im Westgothengesetz Allmänningsöre (Allermannspfennig) und für die Städte Allmänningsgjäld genannt wird. Einer Abgabe von gewissen Wäldern (Skogaskyld, Waldsteuer, der Landsteuer, Landskyld, entgegengesetzt) wird seit der Mitte des 13. Jahrh. auch unter den königlichen Einkünften gedacht; sie wurde für die Benutzung von dem König gehörenden Waldungen zum Haue oder zum Anbaue entrichtet. Gleicher Weise bezog auch die Gemeinde eines jeden Härads von denjenigen, die sich in den Gemeinwäldern desselben anbauten, gewisse Einkünfte, von denen auch, gemäß einer spätern Verordnung des Landesgesetzes, ein Drittel dem König zufiel. Das Gesetz zeigt durch ungefähre Bestimmungen, wer für einen vollgesessenen Bauer (Fullsuten Bonde) anzusehen sey. Alle solche steuerten gleich, dergestalt, daß keine Erhöhung der Steuern wegen des Ueberschusses an Habe, wohl aber Ermäßigung im Verhältniß des Fehlenden Statt fand, und man scheint nur besorgt gewesen zu seyn, daß die alte Zahl der vollgesessenen Bauern sich unvermindert erhalte. König Christian I. klagte in der Verordnung vom J. 1459, daß Bauern zwei oder mehr Höfe durch Kauf an sich brächten, „wodurch die Steuern und Einkünfte der Krone gar sehr ver-

mindert werden", weshalb er mit Zustimmung seines Rathes gebietet, es solle kein Bauer mehr steuerpflichtiges Gut an sich bringen, als ihm nach zwölf unparteiischer Männer Prüfung zur vollen Ansässigkeit nöthig sey, widrigen Falls er vierzig Mark büßen und ein „voller Königsdieb" heißen solle; dieselbe Strafe traf den Edelmann, welcher steuerpflichtige Grundstücke der Krone entzog. Andererseits wurde auch zu weit getriebene Zerstückelung des steuerbaren Grundeigenthums verboten. Auch die Armuth wurde nicht ihrem Schicksale überlassen. Das Uplandsgesetz verordnet, es solle der Arme und Gebrechliche von Dorf zu Dorf geführt werden und jeder Bauer verpflichtet seyn, ihn eine Nacht zu verpflegen. Nachdem der Priester sein Drittheil vom Zehnten bekommen, vertheilte man das Uebrige in drei gleiche Theile, für die Gemeindekirche, den Bischof und zur Unterstützung der Hospitäler und Armen, wiewohl dieser letzte Bruchtheil allmählig auch für andere Bedürfnisse, z. B. für die Domkapitel oder zum Unterhalt für Studirende, verwendet wurde. Der Zehnte — und welche andere Steuer könnte mit ihm verglichen werden! — wurde zu Anfang des 13. Jahrh. nicht ohne langes Widerstreben in S. eingeführt. Die Kirche, welche an den Lasten des Staates nur selten und gezwungen Theil nahm, besaß durch diesen Zehnten, durch Vermächtnisse aller Art, sowie dadurch, daß Prälaten auch Inhaber von weltlichen Lehen waren, in der That größere Einkünfte, als selbst die Krone, und welche Summen entzogen päpstliche Aussendlinge dem Reiche bald wegen Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen, bald wegen Ablasses oder unter anderen Namen! Dem König, sagt das Landesgesetz, gebührt es, zu leben von Upsala-Oede, von den Krongütern, nebst jährlichen, gesetzlichen Steuern aus seinem Lande, und Nichts von diesem möge er einem andern Könige mindern, auch keine neue Last seinem Lande auferlegen." Nur in folgenden vier Fällen könne außerordentliche Steuerbewilligung verlangt werden, nämlich: wenn Krieg entsteht, wenn der König sein Kind verheirathen will, wenn er soll gekrönt werden, oder die Erichsstraße reiten und wenn er endlich einer Bausteuer bedarf zur Erhaltung seiner Häuser u. des Upsala-Oeder, dann soll der Bischof u. der Lagman von jeder Landschaft, auch 6 Hofmänner u. 6 Bauern mit einander überlegen, „welche erträgliche Hülfe das Volk seinem Könige leisten solle und möge". In S. trieben fast nur Deutsche allen, sowohl innern als äußern Handel; auch in den Bergwerken waren viele beschäftigt. Die Handelsdiener und Ausgesandten der Hansestädte erhielten das Recht, sich in S. niederzulassen und unter schwedischem Gesetz zu leben, ihre Waaren zollfrei einzuführen, sie aus der Ostsee, wenn es ihnen gut dünkte, auf dem Landwege durch S. nach der Nordsee zu versenden, in dem innern Lande Salz zu verkaufen und Kaufwaaren umherzuführen. Durch diese Privilegien wurde die Macht der Deutschen in den schwedischen Städten so bedeutend, daß während der Regierung Christians I. geklagt wird, es seyen in Stockholm alle städtischen Dienste so sehr mit Deutschen besetzt, daß den S. kaum einer übrig sey, wofern er nicht Büttel oder Todtengräber werden wolle. Später blieben den Ausländern nur jährliche sechswöchentliche Freimärkte zu Kalmar, Söderköping und Neu-Lödöse (nebst Stockholm und Abo die bedeutendsten Handelsstädte S.s). Eigene Münze hat S. wohl erst unter den Folkungern bekommen. Um die Münze aufrecht zu erhalten, verordnete Magnus Erichsson, es sollten „alle Kaufleute, welche Spezereien in das Land führten", je für den Waarenwerth von 40 Mark eine Mark Silber in das Münzhaus tragen, wofür sie nur den fünften Theil in schwedischer Münze zurückerhielten. Aus dem Gedenkbuch der Stadt Kalmar für 1384 ersieht man, daß dieser Silberzoll von allen einzuführenden Handelswaaren, die über zehn Mark werth waren, entrichtet werden mußte, nur das Getreide und andere eßbare Waaren ausgenommen. Gilden gab es in S.s Städten nicht nur, sondern auch auf dem Lande über hundert. Es waren dies Gesellschaften, die man zum Gedächtniß eines Heiligen oder Heiligthums gestiftet hatte, in welchen Personen beider Geschlechter aufgenommen wurden, indem sie sich gewissen Verpflichtungen und Gesetzen unterwarfen. Die bedeutendsten dieser Gilden hatten eigene Häuser und oft große Einkünfte durch Vermächtnisse, deren Grund hauptsächlich in der Fürsorge zu suchen ist, welche dergleichen Gesellschaften durch Andachtsübungen und Messen den Seelen ihrer verstorbenen Mitglieder widmeten, weshalb auch nur wenige derselben ohne geistliche Mitglieder waren. Eine solche Gesellschaft stand unter der Leitung eines Altermanns und der Stuhlbrüder; die Statuten hießen Skra, was zugleich die Zunft selbst bedeutet, und obgleich große Herren und selbst Fürsten an dergleichen Verbindungen Theil nahmen, haben doch die Handwerkszünfte mit diesen Gilden denselben Ursprung. Unter den Zwecken dieser Gesellschaften war gegenseitiger Schutz einer der wichtigsten; daher sieht man auch, daß sie in älteren Zeiten gemeinschaftlich die Ermordung oder sonstige Beschädigung ihrer Bundesbrüder gerächt und sich über ihre Mitglieder eigene Gerichtsbarkeit angemaßt haben, welche von den mächtigsten Gilden, z. B. der des heiligen Knut in Dänemark und Schonen, mit Einwilligung des Königs auch in Sachen, die Leib und Leben angingen, ausgeübt wurde. Daß die gewaltthätigen Zeiten des schwedischen Mittelalters nicht nur auf die Sitten des Adels, sondern auch auf die der Geistlichkeit verderblich wirkten, ist unzweifelhaft. Im Jahre 1461 starb der Bischof Olof Gunnarsson während der Priesterversammlung in Westerås an Gift, weil er gegen die Ausschweifungen vieler Geistlichen geeifert hatte. Die Klöster, welche endlich in S. zu einer Anzahl von etwa sechzig gelangten, waren eben keine Muster von Enthaltsamkeit. Ueber die Einführung des Karthäuserordens äußern sich die Reichsräthe im J. 1491, sie hofften zu Gott, es würden vermöge dieses Ordens und der heiligen Jungfrau

die Brüder und Schwestern der übrigen Orden des Reichs ihr Leben bessern, und ihre Regeln ehrlicher und gründlicher beobachten, als es bisher geschehen. Was von Gelehrsamkeit in diesen Zeiten zu finden war, beschränkte sich fast bloß auf die Geistlichen. An Papier war großer Mangel; Gerüchte unter dem Volke sprechen noch heutiges Tags von alten, auf Birkenrinde geschriebenen Gerichtsurtheilen, doch kam die Buchdruckerkunst schon 1483 nach S. Hinsichtlich der Sitten ist noch Folgendes zu bemerken. In adeligen Häusern gehörte zur Morgengabe der Braut ein Spieß, welcher am Vermählungstage zum Fenster hinausgeworfen wurde. Zuweilen haben auch S.-Frauen des Hauses Wehr gehandhabt, und die Frauen des Wärendshärad in Smaland, die in Abwesenheit der Männer einen feindlichen Angriff zurückschlugen, genießen deshalb noch heut zu Tage gleiches Erbrecht mit den Brüdern und haben lange bei ihren Hochzeiten gewisse kriegerische Sitten und Auszeichnungen beibehalten. Durch Kleiderpracht und Ueberfluß an Speisen zeichneten sich die Gastereien der Großen aus, während eine Menge der jetzigen Bequemlichkeiten noch unbekannt war. Wachs- und Talglichter waren ein seltener Prunk; man erhellte die Wohnungen durch Holzfeuer oder Kienfackeln. Das Fenster war auch in bessern Häusern noch manchmal im Dache, und statt der gläsernen Scheiben bediente man sich getheerter Leinwand oder des Pergaments. Glasfenster standen in so hohem Werthe, daß die des stockholmer Schlosses von den Dänen unter Christian I. mit weggenommen worden seyn sollen. Die Erziehung war streng und bei den Knaben hauptsächlich auf den Krieg berechnet; es heißt, der Knabe habe sein Morgenbrod durch das Treffen des Ziels mit dem Pfeile verdienen müssen. Wenn man ihn für wehrhaft erklärte, bekam er seinen letzten Backenstreich und zugleich die Ermahnung, so Etwas fortan nicht mehr zu dulden. Die Gothen und die Finnländer wurden als die geschicktesten Bogenschützen gerühmt, während die Streitart und der Spieß die vorzüglichsten Waffen der eigentlichen S. waren. Trotz der königlichen Verordnung gegen das allgemeine Tragen von Waffen ging der Bauer selten unbewaffnet aus seinem Hause, auch wegen der wilden Thiere, unter denen besonders die Wölfe sehr zudringlich waren. Er nahm seine Waffen mit zur Kirche, in die er bei größerer Entlegenheit seines Wohnorts zuweilen nur ein- oder zweimal des Jahres kommen konnte; es wurden dieselben alsdann in die Eingangshallen der Kirche gestellt, welche davon noch jetzt Waffenhaus heißt. Das Leben nicht zu sehr und die Freiheit hoch zu achten, das waren die Hauptstücke des alten schwedischen Glaubens. Dies Freiheitsgefühl hatte keine Macht zu unterdrücken vermocht, und in ihm bewahrten die Männer S.s unter den Gefahren des ausländischen Druckes ihre Hoffnung für kommende Zeiten.

IV. Periode. Von Gustav Wasa's Thronbesteigung bis zum Tode Karls XIII., 1523—1818. Die Regierungsgeschichte der einzelnen schwedischen Herrscher aus dieser Zeit, namentlich die von Gustav Wasa, (1523—60), Erich XIV. (1560—78), Johann III. (1578—92), Sigismund (1592—1604), Karl IX. (1604—11), Gustav II. Adolf (1611—32), Christine (1632—54), ist in den diesen besonders gewidmeten Artikeln nachzusehen; wir geben hier nur eine Uebersicht der allgemeinen Entwickelung S.s während dieser Periode. S. hat seit Gustav I. die Segnungen des Friedens wenig genossen. Blickt man auf die inneren Verhältnisse, wie viel Unruhe und Zwiespalt! Bruderkrieg, Bürgerkrieg, Fehden um Religion und Krone, zwei Könige gestürzt. Karl läßt seinem Sohne den Thron blutbespritzt, Krieg mit allen Nachbarn. Und sieht man weiter hinaus, so stößt man auf Krieg und wieder Krieg fast ohne Unterbrechung während langer Zeit! Die größte Veränderung ging in Bezug auf die Verfassung und die Religion vor. Gustav Wasa erzwang dem Aufruhr Gesetzlichkeit und hielt ihn dann selbst nieder. So ward die Gründung der königl. Macht in S., wie überall im Beginn der neueren Geschichte, das Werk durchgreifender Willkür, u. doch, wer kann leugnen, daß des Reiches Einheit und Selbstständigkeit, die auf solche Weise befestigt wurde, in der That die Sache der Freiheit war? Der beste Beweis dafür ist, daß der vornehmste gesetzliche Bürge für die neue Ordnung der Dinge, nämlich die Erblichkeit der Krone während eines halben Jahrhunderts, heimlich der Hauptgegenstand der Feindschaft der Großen war, indeß sie Recht und Freiheit des Vaterlandes auf der Zunge führten. Mit Karls IX. Befestigung von seines Vaters Werk schien man in S. die Gefahren der Extreme genau kennen gelernt zu haben, um zu einem Mittelwege zurückzukehren, und die Königsversicherung Gustav Adolfs kann eine neue Regierungsform genannt werden, welche beabsichtigt, die Macht von allen Seiten mit Gesetzen zu umgrenzen. Allein wie wurde sie angenommen? In Fortsetzung von Krieg und Noth, wenn auch bei wachsendem Ruhm. Die Umstände waren allzu günstig, als daß nicht die Freiheit wieder die der Mächtigeren werden sollte auf Kosten von König und Volk. Gustav Adolfs Königsversicherung ist auf den im alten Gesetzbuch gebotenen Königseid gegründet, enthält aber außerdem verschiedene nähere Bestimmungen und Einschränkungen. Die Willkür, welche unter der vorigen Regierung so Mancher Unglück verschuldete, gab nun Anlaß zu einer ausdrücklichen Bestätigung des durch das Gesetz geheiligten Grundsatzes, daß Niemand auf bloßes Angeben hin oder ohne seinen Ankläger zu kennen und mit ihm vor Gericht gestellt zu werden, gefangen gesetzt oder verurtheilt werden solle. Der König sollte allen Ständen, besonders dem Adelstande die gebührende Achtung zukommen lassen, sowie jedem Amte sein Ansehen und seine Macht, und keinen von seinem Amte degradiren oder absetzen, es sey denn, daß er gesetzlich dazu verurtheilt worden. Die Verordnung des Landesgesetzes

(Landslag), daß ohne Einwilligung des Volkes weder ein neues Gesetz gemacht, noch eine neue Steuer auferlegt, noch Krieg außer den Grenzen des Reichs geführt werden solle, wurde abermals bestimmt mit dem Zusatz, daß dafür sowohl des Herzogs Johann, als des Rathes und der Stände Beifall erfordert würde, ohne welche weder Krieg noch Frieden, Waffenstillstand oder Bündniß eingegangen werden solle. Der Rath erhielt wieder seine Mittlerstelle zwischen König und Volk und die Stände verbaten es sich, mit allzu häufigen Reichstagen beschwert zu werden. Bei den vielen Bedürfnissen der Krone kam dadurch das Recht der Stände, sich selbst zu besteuern, in Gefahr, besonders da der Königseid sich sehr unbestimmt über die Steuern äußert, daß sie „nicht ohne Wissen des Raths und die Zustimmung Jener, denen es zukomme", auferlegt werden sollen. So wurde von Seiten des Königs wie des Volkes die Macht des Raths vergrößert; daher kommt es, daß jene Verordnung im alten Königseid, die dem König verbietet, Eigenthum der Krone zu verschenken oder zu schmälern, aus der Eidesformel des jungen Gustav Adolf weggelassen wurde. König Karl IX. hatte die Privilegien des Adels nicht bestätigt. Gleichwohl huldigte er in der That selbst strenger, als irgend Einer, der Ansicht seiner Zeit vom Adel gemäß, nach welcher der Edelmann vor allen Andern der geborne Diener des Königs und der Krone seyn sollte. Jeder Edelmann, Ritter oder Knappe, mußte bei der jährlichen Heerschau auf seinem wackern Rosse erscheinen, in voller Rüstung „so an Leib als Bein" fertig, auf eigene Kosten seinem Könige in den Krieg zu folgen bis an die Landmarken und vierzehn Tage darüber. Das war Sitte und schwedisches Gesetz und für jeden Edelmann gleich; denn bemerkenswerth ist es, daß, gleich wie die ältere Besteuerungsweise jedem sogenannten vollsässigen Bauern gleiche Steuer auferlegt, ohne Rücksicht auf größern oder geringern Grundbesitz, so auch das alte Gesetz außer dem gewöhnlichen Rüstdienst, durch welchen Steuerfreiheit erworben wurde, keinen Unterschied kennt zwischen dem reicheren oder ärmeren Edelmann. Es sollte bloß darauf gesehen werden, daß, wer auf solche Art Steuerfreiheit sich erwerben wollte, Vermögen genug hätte, sich selbst und sein Roß zu rüsten. Dem eigenen Ehrgefühl eines reicheren Herrn scheint es überlassen worden zu seyn, mit wie großem Gefolge er sich bei der Heerschau einstellen wollte zum Dienste der Krone; wenigstens finden sich aus älteren Zeiten keine Bestimmungen darüber. Kaum besser, als in Bezug auf die eigenen Güter des Adels, scheint das Recht der Krone in Bezug auf die Belehnungen beobachtet worden zu seyn, denn es heißt, daß der Roßdienst überhaupt und folglich auch der für Belehnungen vor Gustavs I. Zeit „nach Willen und Bequemen" geleistet wurde. Gustav Wasa hat zuerst in S. das alte Unrecht hinsichtlich der Steuern und der Steuerfreiheit aufgehoben, jenes durch Besteuerung nach Tonnenland, dieses durch Festsetzung des Roßdienstes nach bestimmter Rente, sowohl von Erbgütern als Lehen. Der Adel mochte ihm dies nie vergeben; auch ließ er sich nicht zum Gehorsam zwingen, und die Klage des Königs, daß der Roßdienst „gar mangelhaft" geleistet würde, dauert während seiner ganzen Regierung. Er mußte auf andere Auswege denken, und daß er den Thron mit Begriffen eines schwedischen Edelmanns bestieg, zeigt sich auch in der Weise, wie er seine königliche Macht vergrößerte. Dahin gehört sein Trachten, der größte Grundbesitzer in S. zu werden, weshalb er viele Zuchthöfe in allen Theilen des Reichs hatte, auf denen er eigenes Heervolk hielt, gleichwie der Adel dasselbe auf eigne Rechnung that auf seinen Edelhöfen. Man erzählt, daß noch zu Gustav Wasa's Zeit Herr Sten Ericksson Lejonhufvud acht bis zehn Edelleute an seinem Hofe hatte und mit hundert Rossen ausritt, und daß einige Andere seines Gleichen niemals auf einen Herrentag gekommen, ohne zusammen 600–700 Rosse zu haben. So berichtet die Schrift: „Welche Vortheile die alten Familien ehemals vor gemeinem Adel gehabt". Diese Denkschrift scheint der Zeit anzugehören, wo Karl IX. völlig die Macht dieser Familien brach; die in ihr bedauerte Veränderung aber, die eigentlich ein Uebergang des alten Königsadels in einen königlichen Adel war, trat erst (obgleich als Grundsatz schon von Magnus Ladulas ausgesprochen) mit Gustav Wasa und dem Erbreich in volle Kraft. Der Uebergang zeigt sich auf mehrfache Weise, und zwar nicht wenig in der Vermehrung des sogenannten „gemeinen Adels", der ein königlicher Briefadel war; aber auch der höhere Adel wurde in solchen umgewandelt, denn das war die Meinung bei den „von königlichen Gnaden" durch Erich XIV. zuerst eingeführten gräflichen und freiherrlichen Würden. Deshalb war es auch lange unter den großen Familien Ton, diese Würden mit Gleichgültigkeit zu behandeln und, statt von ihnen, von der alten Gleichheit der schwedischen Edelleute zu reden. Die Könige nahmen sie beim Wort, da sie ihrerseits behaupteten, der Adel genösse seine Privilegien bloß deswegen, weil jeder schwedische Edelmann zum Dienste der Krone geboren wäre und kein Recht hätte, sich dessen zu entheben, was Gustav Adolf „daheim den Kehricht hüten" hieß. Deshalb findet man auch in manchen Adelsbriefen dieser Zeit, daß der, welcher in den Adelstand erhoben wurde, sich schriftlich verpflichtete, sich brauchen zu lassen, wie der König es befehle. König Johann III. erklärte 1573, daß jeder Edelmann, der über 17 Jahre alt sey und nicht vermöge, den Roßdienst zu leisten, wenn er seinen adeligen Schild behalten wolle, wenigstens für Sold zu dienen habe. Karl IX. forderte, daß alle Söhne des Adels (eben die, deren Väter er hatte enthaupten oder verjagen lassen), wenn sie die gesetzlichen Jahre erreicht, zur Heerschau kommen und ihm in den Krieg folgen sollten. Daher hört man seit der Zeit von adeligen Freiwilligen und Adelsburschen, die als gemeine Soldaten dienten, auch zu Fuß und für Sold. Das Recht, adelige Freiheit für Steuerhöfe zu erwerben, dehnte Karl mittelst seiner Schildknechte auch auf Diejenigen aus, welche auf eigene Ausrü-

stungskosten zu Fuß dienen wollten. Den Roßdienst für Lehengüter der Krone leisteten auch Amtleute, welche, adelig oder nicht, alle auf diese Art behandelt wurden, und man findet, daß Karl ihn auch von Vögten und Bezirksrichtern verlangte. Das war ein Rest jener Barbarei, wo aller Dienst der Krone Kriegsdienst war und alles Klerikthum (so hießen ehemals wissenschaftliche Studien) nur der Kirche angehörte; doch erweitert sich auch in dieser Rücksicht der Gesichtskreis nach der Reformation (welche für ganz S. erst auf der am 25. Febr. 1593 eröffneten, von weltlichen und geistlichen Abgeordneten aus allen Theilen des Reichs besuchten Kirchenversammlung zu Upsala befestigt ward); und wenn Karl den Edelmann mit Verlust der Steuerfreiheit strafen wollte, der nicht in Waffen oder Wissenschaft seinen Sohn zum Dienste des Vaterlandes geschickt machte, so hat er dadurch klar genug ausgesprochen, wie er die adelige Würde verstand. Der Adel besaß fast alle Civil- u. Militärämter, weshalb er auch den Anspruch auf die Aemter des Reichs für sein größtes Recht ansah. Die zu diesen Aemtern erforderliche Geschicklichkeit befähigte aber auch zum Adel, ein Verhältniß, welches der Adel stets gegen die Bauern, wenn auch nicht immer mit Erfolg, geltend zu machen suchte, wenn diese über die Vermehrung des Adels klagten. Nichts desto weniger war der Edelmann eigentlich Soldat. Karl hatte den Einfluß des Soldatenstandes dadurch verstärkt, daß er Bevollmächtigte des Heeres als solche an den Reichstag rief, was nachher lange Zeit hindurch beobachtet wurde. Axel Oxenstierna merkt solches als eine Eigenthümlichkeit S.s an. Die Abgeordneten von Offizieren und Gemeinen, obwohl ohne eigene Stimme, verstärkten den Adel auf den Reichstagen, denen beizuwohnen jeder Edelmann, wenn er das gesetzliche Alter erreicht hatte, verpflichtet war. Kommen nun dazu langwierige und glückliche Kriege, so ist die Militärmonarchie fertig. S. wurde eine solche und von diesem Gesichtspunkte aus von seinen größten Staatsmännern (z. B. Axel Oxenstjerna) betrachtet. Der militärische Geist durchdrang Alles, u. schwedische Diplomaten u. Gelehrte sprachen mit geringer Achtung von fremden unkriegerischen Fürsten; so schildert z. B. Gustav Adolfs Sekretär, der Dr. jur. Adler Salvius, die deutschen Reichsfürsten als „alte Herren, außer dem Krieg erzogen, in gemächlichem Leben, die, selbst keine Soldaten, auch keinen Soldaten im Rathe haben, sondern allein einen Haufen Oeconomos und Literatos; sie entscheiden selon le droit civil, quand le seul droit de canon est nécessaire". Bei einem solchen Geiste und da ein junger Held König war, darf man sich nicht wundern über Ansprüche, die der Wirklichkeit so sehr entsprachen, aber erst nach dem Tode des Heldenkönigs sich deutlicher vernehmen ließen, nämlich daß der Adel vor Anderen Reichsstand in S. sey, der Edelmann unmittelbarer, der Bauer (unter ihm) bloß mittelbarer Unterthan des Reichs, Ansprüche, welche endlich unter Vormundschaftsregierungen zu der 1664 förmlich ausgesprochenen Behauptung des Adels führten, „auf den Reichstagen von den andern Ständen nicht überstimmt werden zu dürfen". „Das Volk aber, sagt Geijer, in sich selbst schwer zu bewegen, ist unwillig und bewundernd, widerstrebend und liebend, gleich wie gewaltsam hingerissen, seinen Gustaven und Karlen zum Siege, zum Ruhme, an den Rand des Untergangs gefolgt. Es ist weder Lob noch Tadel, aber es ist so. Und da ich die Geschichte des schwedischen Volkes schreibe, fühle ich besser, als Einer, daß sie die seiner Könige ist."

V. Periode. Von Karl X. Gustav bis zum Tode Karls XIII., 1654 — 1818. Nachdem die Königin Christine, belehrt von der unzufriedenen Stimmung des Landes über ihre verschwenderische Verwaltung, am 6. (16.) Juni 1654 die Krone niedergelegt hatte, ging diese an ihren Vetter und Erben, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, über. Karl X. Gustav, der Sohn von Gustav Adolfs Halbschwester Katharina und dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken, hatte anscheinend seiner Ruhme bei der Niederlegung der Krone dringend abgerathen, im Stillen aber Alles gethan, um sie dazu zu stimmen. Während der neue König die auffallendsten Fehler der Verfassung zu verbessern suchte, die königliche Macht vermehrte und ihr durch Einziehung von einem Viertheil der von Christine verschenkten Domänen wieder aufhalf, stürzte er das Reich durch seinen unbegrenzten Ehrgeiz in langwierige Kriege. Die Protestation Johann Kasimirs von Polen gegen Karls Thronbesteigung und die Begrüßungsformel Rex Suecorum statt Rex Sueciae gab den Vorwand zum Bruch des Waffenstillstands. Karl nahm den Rest der Ostseeprovinzen weg, sein Feldherr Wittenberg brach 1655 mit 15,000 Mann von Pommern aus in Polen ein, schlug die weit stärkere polnische Armee in zwei blutigen Schlachten, drang nach Warschau und Krakau vor und zwang den König Kasimir, nach Schlesien zu entfliehen, worauf sich Karl X. zum König von Polen erklärte. Der große Kurfürst von Brandenburg ward nach einem vergeblichen Widerstande genöthigt, das Herzogthum Preußen von der Krone Schweden als Lehn zu empfangen. Diese schnellen Erfolge erregten jedoch Bedenklichkeiten bei den europäischen Mächten; der Kaiser fürchtete die Nähe der Schweden, Holland war wegen Störung seines Handels besorgt, besonders wegen Danzigs, und gleiche Besorgnisse hegten Dänemark und Rußland. König Kasimir kam aus Schlesien zurück, die Polen erhoben sich, die Schweden wurden überfallen und an vielen Orten, namentlich in Litthauen, ermordet. Karl X. sendete ein neues Heer dahin, erfocht bei Colomba (Golumbo) einen glänzenden Sieg, mußte aber mit Einbruch des Winters sich nach Preußen zurückziehen. Hier gelang es ihm, den Kurfürsten durch Abtretung der Souveränetät über Preußen und Ermeland näher in sein Bündniß zu ziehen, und mit ihm vereint gewann er die 3tägige Schlacht bei Warschau, vom 18.—20. Juli 1656. Polen schloß im Mai einen schnellen Waffenstillstand

mit Rußland und Czar Alexis Michaelowitsch ergriff gegen S. die Waffen und belagerte Riga. Zugleich griff ein dänisches Heer das Herzogthum Bremen an, und Holland versprach, mit einer Flotte im Sund zu erscheinen. Sofort übergab Karl X. das Kommando des Heers seinem Bruder Adolf, drang durch Pommern und Mecklenburg ins Holsteinische und sandte Wrangel mit 12,000 Mann ins Bremische. Während Wrangel die Dänen aus Bremen verjagte, ging Karl Anfangs 1658 über den gefrornen Belt nach Fünen, eroberte die Inseln Langland, Laaland und Falster und ging über das Eis nach Seeland. Erschreckt ging Dänemark den Frieden von Roeskilde (26. Febr. 1658) ein, durch welchen Schonga, Halland, Blekingen, Lyster, Huwen, Bohus, Drontheim und die Insel Bornholm und die freie Fahrt durch den Sund den Schweden eingeräumt wurden. Nach diesem Friedensschlusse, der sein Reich um alle die Provinzen vermehrt hatte, die von jeher ein Gegenstand des Streites mit den Nachbarstaaten gewesen, begab sich Karl nach Gothenburg, um die Reichsstände zu versammeln, ließ aber sein Heer in den dänischen Staaten zurück. Inzwischen hatten sich Oesterreich und Brandenburg seinen übrigen Feinden zugesellt und Dänemark schloß mit ihnen ein Bündniß. Sogleich erschien Karl (Aug. 1658) wieder in Seeland, belagerte Kronburg und wollte Kopenhagen angreifen, wurde aber durch eine holländische Flotte, die Zufuhr herbeiführte, verhindert, sich in Besitz der dänischen Königsstadt zu setzen. Ein schwedisches Heer auf Fünen wurde bei Nyborg völlig geschlagen, und Karl sah sich genöthigt, nach S. zurückzukehren, um neue Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Während die Stände zu Gothenburg versammelt waren, † Karl daselbst am 23. Febr. 1660. Für seinen unmündigen Sohn, der ihm als Karl XI. auf dem Throne folgte, hatte er wenige Stunden vor seinem Tode eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze die verwittwete Königin Eleonora von Holstein-Gottorp gestellt ward. Diese aus 5 Reichsräthen bestehende Regentschaft, deren wichtigstes Mitglied der Reichskanzler Graf de la Gardie war, suchte zuvörderst den Krieg zu endigen und brachte am 6. Mai 1660 den Frieden zu Oliva zu Stande, durch den Polen seine Ansprüche auf S. und Livland aufgab und Esthland an die Schweden abtrat, wogegen es Kurland zurückerhielt. Schwieriger waren die Unterhandlungen mit Dänemark. Endlich, am 26. Juni, vereinigte man sich in dem Frieden zu Kopenhagen, in Folge dessen Schonen, Halland, Blekingen und Bohus bei S. blieben, Holstein-Gottorp die Souveränetät über seinen Antheil an Schleswig erhielt, Bornholm und Drontheim an Dänemark zurückfielen. Mit Rußland wurde 1661 der Friede zu Kartes, gleichlautend mit dem zu Stolbowa, abgeschlossen. Auch die Mißhelligkeiten mit Holland wurden gütlich beigelegt. Ein Bündniß mit Frankreich, um den Herzog von Enghien auf den polnischen Thron zu bringen, zerschlug sich bald. Während der Minderjährigkeit leitete Graf de la Gardie größtentheils die Angelegenheiten des Reichs. Um den einflußreichen Admiral Wrangel zu entfernen, ward derselbe mit einem Angriff gegen die Stadt Bremen beauftragt; doch Kaiser und Reich ließen die Eroberung nicht zu. Dagegen zeigte sich S.s Einfluß dadurch, daß der Krone die Vermittlung des Friedens zwischen England, Frankreich und Holland zu Breda gelang und daß sie durch das Bündniß mit England und Holland den Frieden zu Aachen beförderte. Im J. 1672 übernahm Karl XI. die Regierung selbst. Er bildete sich einen geheimen Rath, dessen Leitung er sich völlig überließ und in welchem Linthkiold die erste Stelle behauptete. Unter den Aristokraten bildeten sich zwei Parteien, nach denen die für Frankreich geneigte, an deren Spitze der Graf de la Gardie stand, den König zu einem höchst nachtheiligen Bündniß mit Frankreich gegen Dänemark und Brandenburg verleitete. Karl ließ 1675 seinen Feldherrn Wrangel das Kurfürstenthum Brandenburg besetzen. Nachdem die Schweden aber eine schmähliche Niederlage bei Fehrbellin erlitten hatten, wurde der König für einen Reichsfeind erklärt und Holland, Dänemark, Braunschweig-Lüneburg und der Bischof von Münster griffen Pommern und Bremen an. Gegen Dänemark focht Karl XI., der selbst zu Felde zog, mit entschiedenem Unglücke; die Niederlage, welche der dänische Feldherr ihren Flotten beibrachte, zerstörte fast ihre ganze Seemacht, und die Siege bei Lund, Kalmstadt und Karlskrona 1676 wurden durch den Verlust von Bremen, Verden, Wismar, dem größten Theil von Pommern reichlich aufgewogen. Diese Unfälle beschloß ein unglücklicher Einfall in Preußen 1679, bei dem der Kurfürst von Brandenburg die Schweden gänzlich zurücktrieb. Zwar bewirkte das Ansehen, welches Ludwig XIV. von Frankreich zu Gunsten seines Bundesgenossen in die Wagschale legte, daß in den verschiedenen Friedensschlüssen zu St. Germain en Laye, Nimwegen, Fontainebleau und Lund 1679 S. alles Verlorene bis auf einen Theil von Pommern zurückerhielt, aber die Folgen dieses Kriegs waren dem Reiche doch sehr empfindlich. Die Schuldenlast war um 50 Mill. Thlr. gestiegen, 40 Schiffe und mehr als 100,000 Mann waren verloren, die besten Provinzen, namentlich Schonen, verwüstet. Der König suchte nun durch friedliche, aber kräftige Regierung diese Wunden zu heilen. Ihm war dabei Johann Gyllenstierna, der aber schon 1680, muthmaßlich an Gift, †, beiräthig; Karl befolgte aber auch nach seinem Tode noch seine Rathschläge. Das erste wichtige Werk, welches auf dem Reichstage zu Stande kam, war ein bestimmter Beschluß über die schon seit 1655 betriebene Reduktion der verschenkten Kron- und Staatsgüter. Alle Herrschaften und Ländereien, die seit 1609 von der Krone getrennt waren, wurden wieder mit derselben vereinigt, wodurch dem Adel die oft nachtheilige Macht genommen wurde. Die Abhängigkeit vom Hofe, in welche er dadurch gerieth, führte zu-

gleich eine große Veränderung der Verfassung mit sich. Der Reichsrath, welcher zu einer Mittelmacht zwischen dem König und den Ständen geworden war, ward zum königlichen Rathe; der König behielt sich nur die Befugniß vor, in einzelnen Fällen ihn zu befragen, jede weitere Einwirkung des Raths ward beschränkt. Zwei Jahre später (1682) mußte der Adel auch der Erklärung beistimmen, welche die übrigen Stände von sich gaben und der zu Folge das Thronfolgerecht auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt und dem König das Recht eingeräumt wurde, die Regierung völlig nach eigenem Gutdünken zu verwalten, neue Gesetze zu geben und mit den Krongütern und Kriegsangelegenheiten nach Willkür zu verfahren. Nur Livland machte 1692 wegen Beraubung seiner Rechte Vorstellungen beim König, die Patkul (s. d.) überbrachte. Der Ueberschuß, welcher durch die Reduktion der Domänen und genauen Staatshaushalt gewonnen wurde, ward übrigens zum großen Nutzen des Reichs verwendet. Neun Mill. Thaler Schulden wurden getilgt und der Schatz ansehnlich bereichert. Der Handel ward wieder belebt und erweitert, wozu besonders das neue Seerecht vortheilhaft einwirkte; der Bergbau ward mit mehr Umsicht betrieben, die Gewerbe blühten auf. Mit Persien knüpfte der König Handelsverbindungen an, die Land- und Seemacht ward auf einen Achtung gebietenden Fuß gesetzt, Kriegsvorräthe wurden gesammelt. Auch errichtete der König eine Bank. Gegen Ludwigs XIV. Anmaßungen hatte er 1621 mit dem Kaiser, Holland etc. einen Vertheidigungsbund geschlossen, aber an dem Kriege nicht Theil genommen. Dagegen rüstete er sich, als Dänemark den Herzog von Holstein seines Antheils an Schleswig beraubte, und erzwang 1689 den altonaer Vergleich. Karl XI. † den 15. April 1697, vielleicht an Gift, mit dem Ruhme eines gütigen und weisen Fürsten. Sein Sohn, Karl XII., war erst 15 Jahre alt und seine Großmutter Ulrike Eleonore sollte mit 5 Reichsräthen die Vormundschaft bis zu seinem 18. J. führen. Durch Hülfe der Grafen Piper u. Sparre erlangte es aber Karl schon nach 7 Monaten, daß die Reichsräthe ihn für volljährig erklärten und ihm die Regierung übertrugen. S. befand sich zu dieser Zeit auf einem hohen Gipfel der Macht. Es gehörten zum schwedischen Reiche außer S. selbst Finnland, Livland, Karelien, Ingermanland, die Herzogthümer Bremen, Verden und Pommern, nebst der Stadt Wismar. Dagegen drohte ein gefährlicher Sturm gerade damals dem Reiche. Rußland, Polen und Dänemark hatten sich verbündet, die Unerfahrenheit eines dem Knabenalter kaum entwachsenen Königs zu benutzen, um ihre verlornen Provinzen wieder an sich zu bringen. Der Czar Peter von Rußland hoffte, sich der Ostseegegenden bemächtigen zu können; der König August von Polen, der zugleich Kurfürst in Sachsen war, machte auf Anstiften des an seinen Hof geflohenen Patkul einen Versuch, die Unruhen in Livland zu seinem Vortheile zu benutzen, und der König von Dänemark erneuerte die Streitigkeiten mit dem jungen Herzoge Friedrich von Holstein, dessen festgestellte Rechte S. garantirt hatte. Als dieser Fürst sich durch die Dänen angegriffen sah, und die Vorstellungen Englands, Hollands und S.s fruchtlos blieben, übergab Karl, dessen inwohnende Kraft noch Keiner ahnte, einem Ausschusse des Reichsraths die Regierung, landete mit einem Heere auf Seeland, bedrohte Kopenhagen und nöthigte den König von Dänemark zum Frieden von Travendal (17. August 1700), der dem Herzoge von Holstein alle Rechte sicherte, welche diesem im altonaer Vergleiche ausgewirkt waren. Näher verbunden wurden beide Häuser, als bald darauf Herzog Friedrich sich mit Karls Lieblingsschwester, Hedwig Sophia, vermählte. Während dieses außerordentlichen Erfolges erfuhr Karl, der Czar habe mit einem großen Heere die Stadt Narwa angegriffen. Noch in der Winterszeit schiffte er sich in Karlskrona nach Livland ein, schlug bei Narwa (30. November 1700) in seiner ersten Feldschlacht mit 8000 Mann das zehnfach stärkere Heer der Russen, angeführt vom Herzoge von Croy, aufs Haupt und zwang den Czar, sich ins Innere seines Reiches zurückzuziehen, von wo aus er seine Verbindungen mit dem Könige August von Polen enger zu knüpfen suchte. Karl XII. wendete sich nun gegen die Sachsen und Polen. Ein sächsisches Heer, trefflich organisirt und von tüchtigen Anführern, dem Herzoge von Kurland, dem Feldmarschall Steinau und dem General Paykul befehligt, ward von der Düna zurückgeschlagen, Kurland in kurzer Zeit erobert, worauf sich Karl nach Litthauen und von da mit seinem Heere nach Warschau wendete, welche Stadt sich nach wenigen Tagen ihm ergab. König August wagte nun bei Klissow (9. Juli 1702) eine Hauptschlacht zur Rettung seiner Herrschaft. In dieser Schlacht, die dem Herzoge von Holstein das Leben kostete, erfocht Karl einen entscheidenden Sieg, nahm hierauf Krakau ein, schlug die Sachsen unter Steinau zum zweiten Male bei Paltusel, erklärte nach diesen Erfolgen auf dem Reichstage zu Warschau König August der Krone verlustig, schlug dem Reichstage den jungen Palatin von Posen, Stanislaus Leszinsky, zum Könige vor und erlangte auch die Erwählung desselben (12. Juli 1704). Bald darauf, während Karl sich mit der Einnahme von Lemberg beschäftigte, erschien jedoch August, durch 9000 Russen verstärkt, vor Warschau, nahm die Hauptstadt in Besitz und verfuhr mit Strenge wider die Anhänger des Gegenkönigs. Als aber Karl sich mit einem Heere, bei welchem auch Stanislaus sich befand, näherte, wurden die Sachsen zum schleunigen Rückzuge genöthigt. Polen war wieder völlig in Karls Gewalt. Stanislaus ward zu Warschau gekrönt, ein russisches Heer von 100,000 Mann zurückgetrieben und die sächsische Armee bei Fraustadt (12. Februar 1706) vom General Rhenschiöld völlig geschlagen. Nach diesem Siege rückte Karl mit 24,000 Mann durch die Lausitz in Sachsen ein und nöthigte August im altranstädter Frieden

(24. September 1706), der polnischen Krone zu entsagen und Patkul, den Anstifter der Unruhen in Livland, damals Minister des Czars, auszuliefern. Während Karl nach dem Frieden noch in Sachsen verweilte, brach Czar Peter I. in Polen ein, verwüstete das Land und setzte Stanislaus zu Lemberg förmlich ab. Karl, der zu Leipzig Gesandtschaften der Höfe von Wien, London und Versailles empfangen hatte, brach sogleich mit einem Heere der auserlesensten Truppen, 43,000 Mann stark, nach Polen auf, um auch den Czar Peter vom Throne zu stoßen. Die Russen wurden bald bis hinter die Beresina geworfen, ohne daß sie es gewagt hatten, eine Hauptschlacht anzunehmen. Erst bei Holofzin (3. Juli 1708) gelang es Karl, sie zum Kampfe zu bringen und zu schlagen. Schon bat der Czar um Frieden; allein Karl erklärte, er wolle erst in Moskau unterhandeln. Geleitet von dem mit der russischen Herrschaft unzufriedenen Hetman Mazeppa, zog Karl in die Ukraine und setzte seinen Marsch fort, obgleich er bald ersah, daß Mazeppa ihn in Betreff des verhofften Beistandes getäuscht habe und daß die größten Hindernisse sich seinem Fortschreiten entgegenstellten. Vom ungewöhnlich harten Winter erschöpft, ohne Schuhe, Kleider und Brod, langten die schwedischen Krieger, die bis auf die Hälfte herabgeschmolzen waren, vor **Pultawa** an. Hier aber (8. Juli 1709) griff der Czar ihn mit sehr überlegener Macht an und erfocht einen Sieg, der in **einem** Tage den Schweden die Frucht aller frühern Erfolge entriß. Das ganze Heer ward vernichtet, was dem Tode entrann, fiel in Gefangenschaft, Karl selbst, kurz vor der Hauptschlacht verwundet, entkam mit wenigen Getreuen aus dem Treffen; er begab sich auf türkisches Gebiet und fand eine ehrenvolle Aufnahme zu Bender. [Ueber sein dortiges Leben und Wirken s. Karl 60)]. Bald nach Karls Niederlage trat August wieder mit Ansprüchen auf Polens Krone auf. Stanislaus ward vertrieben. Der König von Dänemark erklärte S. den Krieg, unter dem Vorwande, Karl habe beabsichtigt, sich zum alleinigen Herrn der nordischen Reiche zu machen und sich deshalb schon einen Kaiser von Großskandinavien nennen lassen. Ein dänisches Heer brach in Schonen ein, wurde aber von Stenbock, mit Hülfe der von Karl errichteten stets geübten Landmiliz, bei Helsingborg völlig geschlagen. Dieser Sieg belebte den Muth der Schweden wieder. Die Dalekarlen erboten sich damals, mit 20,000 Mann nach dem Türkenlande zu ziehen, um ihren König zu befreien; selbst die Ersten des Reichs, denen Karl die Verwaltung der Regierung in seiner Abwesenheit übertragen hatte, unterdrückten die Regungen der Eifersucht und Zwietracht, welche sich verderblich gezeigt hatten, und vereinten sich zur Rettung des Landes. Rußland, Polen und Dänemark hatten sich inzwischen enge verbündet, ein Heer von 46,000 Mann brach in Pommern ein, um diese Provinz den Schweden zu entreißen; der dahin unternommene Zug mißlang aber gänzlich. Durch Vermittlung des deutschen Reichsoberhauptes und der Seemächte ward zwar 1710 ein Staatsvertrag abgeschlossen, der die Neutralität des nördlichen Deutschlands aufrecht erhalten sollte, dem zufolge die kriegführenden nordischen Mächte ihre Waffen nicht im deutschen Reiche gegen einander führen und keine Russen nach Deutschland kommen sollten, auch war bereits die allgemeine Einwilligung zu diesem Vertrage, selbst vom schwedischen Reichsrathe ertheilt; allein Karl XII. hatte von Bender aus eine Verwahrung wider diese Bestimmung in Regensburg übergeben lassen. Dies gab den Feinden S.s den Vorwand zur Fortsetzung des Kriegs auf deutschem Boden. Ein dänisches Heer bemächtigte sich in kurzer Zeit der Herzogthümer Bremen und Verden. Dagegen schlug Stenbock, bei dessen Heere sich der vertriebene König Stanislaus befand, die Dänen in einem Haupttreffen bei Gadebusch, folgte den geschlagenen Feinden nach Holstein, verbrannte die Stadt Altona, mußte sich aber wegen des Herannahens der Russen in die Festung Tönningen werfen und hier nach einer kurzen Belagerung, wegen Mangels an Lebensmitteln, den kurz zuvor von ihm geschlagenen Feinden ergeben, während gleichzeitig Russen in Finnland einfielen und auf Aland landeten. Schon übertrug der schwedische Reichsrath der Prinzessin Ulrike Eleonore die Regierung und suchte sie zu bewegen, Friedensunterhandlungen einzuleiten, als, durch die schwierige Lage seines Landes bewogen, Karl 1714 plötzlich verkleidet nach Deutschland zurückkehrte und in Stralsund anlangte. Die Festungswerke wurden nun sogleich ausgebessert, das Heer ward ansehnlich verstärkt. S.s Feinde hatten sich indeß noch vermehrt. Der König von Preußen trat, mit Karl XII. über den Besitz von Stettin zerfallen, dem nordischen Bunde bei, und der König von England, der als Kurfürst von Hannover die Herzogthümer Bremen und Verden von Dänemark für 877,000 Thaler erkauft hatte, erklärte gleichfalls (17. Juli 1715) unter dem Vorwande, solches geschehe zur Erhaltung der Ruhe in Deutschland, den Krieg. Ein bedeutendes Heer der Verbündeten, bei dem sich die Könige von Dänemark und Preußen befanden, erneuerte die Belagerung von Stralsund und Wismar. Unfähig, Stralsund länger zu vertheidigen, schiffte der König heimlich nach S. über und zwei Tage später ergab sich die Festung (23. December 1715). Den Winter über blieb er in Karlskrona; Abneigung gegen den Reichsrath hielt ihn ab, nach Stockholm zu kommen. Die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten übertrug er damals dem Freiherrn von Görz, Minister des Herzogs von Holstein. Görz mußte, da kein Geld aufzutreiben war, das Heer einigermaßen in brauchbaren Zustand zu setzen, seine Zuflucht zu einer sehr verderblichen und ungerechten Maßregel nehmen; alle Besoldungen wurden in Papiergeld und in kupfernen Münzen gezahlt, denen ein gezwungener Werth beigelegt ward. Mit Anfang des neuen Jahres 1716 wollte Karl über den Sund auf Schlittschuhen nach Seeland ziehen. Das eintretende Thauwetter änderte aber seinen Plan; er brach in Norwegen ein und belagerte

Friedrichshall, sah sich aber zum Rückzuge genöthigt, als der dänische Seeheld Tordenskiold seine Flotte verbrannte. Den Winter brachte Karl in Lund zu, während Görz Unterhandlungen zur Rettung des Reichs im Auslande einleitete. Görz, der die Erbitterung seines Herrn wider König Georg wegen der Besitznahme Bremens benutzte, suchte sich dem Czar zu nähern und eine Verbindung zur Herstellung der Stuarts zu bewerkstelligen. Er begab sich zu dem Ende nach Holland und traf im Haag mit Peter zusammen. Durch Veranstaltung des Hofes zu London ward aber Görz und sein Begleiter Gyllenborg verhaftet und als er durch Vermittlung Rußlands und Frankreichs die Freiheit wieder erhielt, war wenigstens seine Wirksamkeit in den Niederlanden vernichtet. Er begab sich nun an den russischen Hof und leitete Friedensunterhandlungen zu Aland ein. Karl versprach dem Czar alle eroberten Provinzen bis auf Finnland zu lassen, dafür sollte dieser ihm wieder zum Besitze seiner deutschen Provinzen verhelfen, Stanislaus auf den polnischen Thron zurückführen und in die Besitznahme Norwegens einwilligen. Noch ehe diese Unterhandlungen zum völligen Abschlusse kamen, unternahm Karl mit zwei Heereshaufen, von denen der Baron Armfeld den einen führte, einen Einfall in Norwegen. Armfeld hatte auf diesem, im August 1718 begonnenen Zuge, der besonders gegen Drontheim gerichtet war, mit unbesiegbaren Hindernissen zu kämpfen; der einbrechende Winter nöthigte ihn, zurückzukehren, und auf diesem Rückzuge ward sein ganzes Heer ein Raub der Kälte; nur 500 Mann sahen ihr Vaterland wieder. Karl selbst zog abermals vor Friedrichshall. Die Festung ward eingeschlossen, die Laufgräben wurden eröffnet, der König fiel aber während der Belagerung den 11. December 1718. Karl XII. war der unumschränkte Beherrscher seines Landes gewesen, und während seines Lebens wußte er die ererbte Gewalt ohne Beeinträchtigung, selbst in den bedrängtesten Verhältnissen zu erhalten. Während seiner Abwesenheit stand der Reichsrath an der Spitze der Geschäfte, allein noch von Bender aus mußte dieser seinen Befehlen gehorsamen. Vor der Schlacht bei Pultawa leitete Piper die Staatsangelegenheiten, die Kriegssachen waren von Rhenschiöld abhängig. Um den vielfältigen Klagen wegen des Verfalls der innern Verwaltung während seiner Abwesenheit abzuhelfen, führte er die Ordnungsmänner nach dem Muster der Boten fränkischer Könige ein (1718). Der durch die Reduktionen tief gesunkene Adel fand bei ihm keine Begünstigung; er hob sogar den befreiten Gerichtsstand der Adeligen auf; das Kriegswesen dankte ihm manche Verbesserungen; er vermehrte das Heer und die Flotte. Den Wissenschaften war Karls kriegerische Regierungszeit nicht gedeihlich; gleich ungünstig war seine Zeit für die Gewerbe. Doch errichtete er von der Türkei aus die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm; ein eigenes Handelskollegium ward 1711 gegründet, das Postwesen 1717 verbessert. Als Karl XII. †, war die Stimmung sehr getheilt, wem nach dem Reichsgesetze von 1590 das Recht der Nachfolge zustehe, indem ein Theil sich zu Gunsten der Schwester des Königs, Ulrike Eleonore, ein anderer für den Herzog Karl Friedrich von Holstein erklärte. Abneigung gegen die Holsteiner, welche Karl XII. in der letzten Zeit so sehr hervorgezogen hatte, verbunden mit dem schwachen Benehmen des Herzogs, der es nicht wagte, den Schritt gut zu heißen, durch welchen der General Dückert im Lager ihn zum Nachfolger Karls erklären wollte, entschied aber bald die königlichen Räthe, Ulrike Eleonore in Stockholm zur Königin zu erklären (15. December 1718); doch mußte sie versprechen, der uneingeschränkten königlichen Gewalt zu entsagen. Zur Feststellung der alten Ordnung berief sie auf den 20. Jan. 1719 einen Reichstag. Ulrike Eleonore sah sich genöthigt, noch größere Aufopferungen zu machen. In der norköpingischen Erbvereinigung von 1604 war festgesetzt worden, daß die Prinzessin, welche vermöge des Erbrechts den Thron besteigen wolle, noch unvermählt seyn müsse, auch hernach keine Vermählung ohne Einwilligung der Stände eingehen dürfe; da dieses Gesetz weder bei der Vermählung Ulrikens mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen, noch früher bei der zwischen ihrer Schwester und dem Herzoge von Holstein abgeschlossenen Verbindung beobachtet worden war, glaubten die Stände nicht genöthigt zu seyn, ein bestehendes Erbrecht anzuerkennen, weshalb sich Ulrike Eleonore gezwungen gesehen hatte, die Krone durch Wahl der Stände anzunehmen. Sie unterzeichnete am 21. Febr. 1719 ihre Wahlakte und die neue Verfassung. In dieser ward dem Könige zur Pflicht gemacht, das Reich mit Hülfe des Reichsraths zu regieren; dieser sollte bestehen aus 24 Männern, von denen 10 anwesende einen Beschluß zu fassen vermöchten. Wer an der neuen Verfassung freveln würde, solle des Lebens, der Ehre und des Gutes verlustig seyn. Die Reichsräthe sollten den Ständen verantwortlich seyn. Der König soll nur mit Genehmigung der Stände einen Angriffskrieg beginnen dürfen und selbst die Waffen zur Vertheidigung des Reichs oder zur Unterdrückung einer Empörung nur mit Beirath des Reichsraths ergreifen dürfen. In Abwesenheit des Königs soll der Reichsrath die nicht aufzuschiebenden Angelegenheiten nach Mehrheit der Stimmen ordnen. Das Heer soll neben dem Könige zugleich dem Reiche huldigen. Die Betitelungen des Adels und Erhebungen in diesen Stand sollten nur sparsam und bloß an hochverdiente Personen ertheilt werden. In den Kollegien, welchen die Besorgung aller Reichsangelegenheiten übertragen wurde (es waren deren 8, Hofgericht, Kriegsrath, Admiralität, Reichskanzlei, Kammer, Berg- u. Kommerzkollegium und Kammerrevision), sollte ein Reichsrath den Vorsitz führen. Das Land wurde in folgende 24 Landhauptmannschaften getheilt: Upland, Stockholmlän, Skaraborg, Abo, Kroneberg, Jonköping, Westmanland, Wiborg, Ostgothland, Südermanland, Nyland u. Tawastehus, Elfsborg, Kalmar und Oeland, Kopparberg, Nerike und Wermeland, Westnordland, Westbottnien, Ost-

bottnien, Gothland, Malmö, Christianstadt, Blekingen, Halland, Gotheborg und Bohuslän. Am 17. März erfolgte die Krönung der Königin zu Upsala, bei welcher ihr der Reichsrath Graf Nils Gyllenstierna und der Erzbischof die Krone aufsetzten und ihr Gemahl als Generalissimus zuerst den Treueid ablegte. Bereits während der Sitzung dieses Reichstages zeigten sich die Folgen dieser Staatsveränderung. Die dritte Klasse des Adels drang damit durch, daß die Herren (Grafen u. Freiherren) und Ritter (Nachkommen der Reichsräthe) nicht mehr in eigenen Klassen stimmen, sondern der Adel insgesammt nach Köpfen abstimmen solle; auch wirkte der Adel aus, daß nur Edelleuten gestattet seyn solle, freie Güter zu besitzen. Die königliche Gewalt war mit Karl XII. faktisch untergegangen. Der Herzog von Holstein, welcher sich bis dahin noch immer mit der Aussicht geschmeichelt hatte, zum Thronfolger erklärt zu werden, sah sich durch die mannichfachen Kränkungen und Bedrohungen, die er erfahren mußte, genöthigt, S. zu verlassen und in seine Erbländer zurückzukehren, deren Wiedererlangung er von Deutschland aus besser betreiben zu können vorgab. Der Krieg im Norden fand mit Karls XII. Tode noch nicht sein Ende. Englische Gesandte boten der Königin sogleich bei ihrem Regierungsantritte Unterstützung wider alle ihre Feinde, namentlich wider den Czar an, falls S. in die Abtretung der Herzogthümer Bremen und Verden willigen wolle. Ein unweises Eingehen auf diesen Antrag veranlaßte, daß der Baron Liliestedt, den die Königin an des hingerichteten Görz (s. d.) Stelle zur Fortsetzung der Friedensunterhandlungen nach Aland abzusenden versprochen hatte, zurückblieb. Der Czar, welcher der ihm durch Englands Dazwischenkunft drohenden Gefahr zuvorkommen wollte, stellte S. für Annahme seiner Vorschläge eine Frist von zwei Monaten, und als S. diese ohne Antwort verstreichen ließ, landeten im Juli die Russen, angeführt vom Admiral Apraxin und General Lascy in S. Von diesem Heere wurden in kurzer Zeit 8 Städte, 1361 Dörfer, 141 Herrenhöfe, 43 Mühlen, 2 Kupfergruben, 14 Eisenwerke und 16 Magazine eingeäschert und verwüstet, eine Waldung von 40 Meilen ward angezündet, junge Leute und Kinder wurden weggeführt, 80,000 Barren Eisen ins Wasser geworfen und über 100,000 Stück Hornvieh todtgeschlagen. Als schon der Hauptstadt Gefahr drohte, erklärten sich, obgleich eine englische Flotte zum Schutze herannahte, alle vier Stände zur Annahme der vorgeschlagenen Bedingungen, Esthland, Karelen und Kexholm für immer, Livland auf 40 Jahre abzutreten, bereit, worauf das russische Heer S. verließ. Mit den einzelnen kriegführenden Mächten wurden nun Friedensverträge abgeschlossen, mit England am 20. November, wobei Bremen und Verden abgetreten wurden und welchem Vertrag bald darauf ein Hülfsbündniß folgte, nachdem wenige Tage vorher (20. Januar 1720) zu **Stockholm der Friede mit Polen, Preußen, Dänemark** hergestellt worden war. Beim Reichstage 1720 ward, nachdem die Schritte des Herzogs von Holstein sowohl, wie einer andern Partei, die einem eingebornen S. aus dem Geschlechte Gyllenstierna die Thronfolge zuzusichern gedachte, vereitelt worden, dem Gemahl der Königin in dem Landgrafen **Friedrich** von Hessen die Würde und Gewalt eines Königs übertragen. Es wurde dabei festgesetzt, daß die Königin, falls Friedrich vor ihr mit Tod abginge, die Regierung wieder erhalten sollte; der König verzichtete dagegen auf das Recht, höhere Stellen ohne Beirath der Stände zu vergeben, und verpflichtete sich, falls er die Landgrafschaft Hessen-Kassel von seinem Vater ererben sollte, keine Fremde in schwedische Dienste zu nehmen. Auf dem nämlichen Reichstage, bei welchem sich die Unzufriedenheit der übrigen Stände über die Anmaßungen des Adels schon laut aussprach, wurde der Zustand der Hülfsquellen des Reichs und der Finanzen in Erwägung gezogen; eine sehr schwierige Angelegenheit, da Görzens übereilte Hinrichtung und das unredliche Verfahren des Berichterstatters, Konrad Ribbing, jede Aufklärung fast unmöglich machte. Die Pracht bei der Krönung des Königs veranlaßte die Reichsräthe, eine Kleiderordnung zu erlassen, durch welche alles Tragen von Gold, Silber und kostbaren Spitzen untersagt ward. Der Krieg mit Rußland hatte inzwischen noch immer seinen Fortgang, da der Czar es seinem Interesse angemessen hielt, die Unterhandlungen ohne Unterbrechung des Kampfes fortzusetzen. Nach vielen Schwierigkeiten kam endlich der **Friede zu Nystädt** (10. September 1721) zu Stande. In diesen verschiedenen Friedensschlüssen verlor S. an Georg I., König von England und Kurfürsten von Braunschweig: Bremen und Verden, an den König von Preußen: Stettin und Vorpommern bis an die Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin, an Dänemark: 600,000 Thaler und die Immunität vom Sundzolle, an Rußland endlich: Livland, Esthland, Ingermanland, Wiborgslän und einen Theil von Karelen. Von England erhielt S. dagegen eine Million Thaler, von Preußen zwei Millionen und von Rußland eine gleiche Summe. Der einzige Vortheil, den S. durch alle diese Aufopferungen gewann, bestand darin, daß es von den pacificirenden Mächten und auch von Frankreich, welches seinen Einfluß auf S. behaupten wollte, Geld erlangte, so daß gegen fünf Millionen Thaler in seinen Schatz flossen. Dessen ungeachtet befand sich der Staat beim Friedensabschlusse in solcher Dürftigkeit, daß metallne Kanonen zersägt und an den Czar verkauft wurden. Der nächste Reichstag 1723 gab das ärgerliche Beispiel heftiger Streitigkeiten der Stände; der Bürgerstand verlangte das Recht, zu ledigen Stellen in den höhern Landesbehörden zugelassen zu werden, welchem Verlangen der Adel sich mit Heftigkeit und Erfolg entgegensetzte. Auf diesem Reichstage wurde der kaiserliche Titel des russischen Czars anerkannt und mit dem russischen wie mit dem holsteinischen Hofe dadurch engere Verbindung angeknüpft. Allein gerade diese Hinneigung veranlaßte wiederum Spaltungen, und es entstanden so die Parteien der

Mützen und Hüte. Erstere machten ursprünglich die Hofpartei aus; ihre Absicht war Erhaltung des Friedens mit Rußland, Preußen und Dänemark. Ihren Namen verdankten sie einer Aeußerung des Königs Friedrich, der ihnen bei einer Einräumung, die sie einst ihren Gegnern machten, vorwarf, sie hätten sich gehalten wie die Nachtmützen. Die Hüte, zu denen besonders die alten Krieger Karls XII. gehörten, sprachen immer von der Herstellung des alten Glanzes S.s, von der Wiedererlangung der in anderthalb hundert Jahren eroberten und in dem letzten Friedensschlusse verlorenen Provinzen. Sie riethen zum Krieg gegen Rußland und zu enger Verbindung mit Frankreich. An der Spitze der Mützen stand Graf Arwid Horn, das Haupt der Hüte war Graf Karl Gyllenborg, Enkel eines deutschen Apothekers Namens Wolimhaus, dessen Vater bereits unter Karl XI. zum Grafen erhoben werden war. Bald änderten sich indessen die Verhältnisse dahin, daß die Hüte die königliche Partei wurden. Während der innern Zwistigkeiten vermochte die Regierung nur Weniges zu thun, um dem gesunkenen Wohlstande des Landes aufzuhelfen. Zur Verbesserung der Finanzen kamen 1726 die Banktransportzettel auf. Im Jahre 1729 schloß S. mit Algier, 1737 mit der Pforte einen Handelsvertrag. Die Zölle wurden verpachtet, 1731 wurde eine ostindische Gesellschaft, 1739 zu Gothenburg das Assekuranzkomtor errichtet, die Akademie der Wissenschaften zu Upsala 1728 gestiftet, ein neues Gesetzbuch 1738 bekannt gemacht. Bei dem Versuche, Stanislaus Leszinsky wieder zur polnischen Krone zu verhelfen, wäre es den Hüten beinahe gelungen, einen Krieg mit Rußland zu erregen. Ihr Einfluß ward bald nachher durch den Grafen Karl Gustav Tessin, aus einem patricischen Geschlechte in Stralsund, welches unter Karl XI. geadelt worden, gesteigert, Frankreich erhielt einen immer entscheidendern Einfluß und der Bruch mit Rußland ward endlich durch die Ermordung des Majors Sinclair herbeigeführt. Die Stände hatten letztern nach Polen abgeschickt, um die Stimmung gegen Rußland zu erforschen und dort Hoffnungen zu nähren, daß auch S. Antheil an dem damaligen Türkenkriege nehmen würde. Die Machthaber am russ. Hofe, Ostermann u. Münnich, hatten diesen Abgeordneten bei Breslau überfallen u. tödten u. seiner aus Konstantinopel mitgebrachten Briefschaften berauben lassen. Diese Gewaltthat, obgleich öffentlich von der russ. Kaiserin getadelt, steigerte die Erbitterung gegen Rußland auf den höchsten Grad. Die Hüte gewannen durch des Königs Geliebte, die Gräfin Taube, völlig die Oberhand, die Truppen in Finnland wurden verstärkt, die Verbindungen mit Frankreich u. der Pforte noch enger geknüpft u. endlich vom Reichstage der Krieg wider Rußland beschlossen. Im Aug. 1741 übernahm Graf Löwenhaupt den Oberbefehl in Finnland, unter ihm befehligten die Generäle Wrangel u. Buddenbrock; ihnen gegenüber standen russischer Seits die Feldherren Lascy u. Keith. Allein bereits die ersten Ereignisse entsprachen wenig den Erwartungen der kriegerisch gesinnten Partei. Wrangel ward bei Wilmanstrand geschlagen u. gefangen genommen, u. als bei der gleich darauf erfolgenden Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth die Gelegenheit, einen günstigen Frieden zu schließen, durch übertriebene Forderungen vereitelt ward, entschloß sich Rußland, den Krieg mit dem größten Nachdrucke fortzuführen u. Finnland entweder völlig zu erobern, oder in eine Wüste zu verwandeln. Im März 1742 brach darauf ein russ. Heer in Finnland ein, verwüstete in 14 Tagen 200 Dörfer u. 800 einzelne Bauernhöfe u. tödtete 200 bewaffnete Bauern. Löwenhaupt zeigte sich so ungeschickt als zaghaft, nach geringem Widerstande verließ er die Armee u. diese räumte Finnland den Siegern. Die Unzufriedenheit darüber war allgemein; besonders beschwerte sich der Bauernstand, u. selbst die Hüte suchten, um der Verantwortung überhoben zu werden, um strenge Bestrafung der Anführer nach. Inzwischen war die Königin Ulrike Eleonore gestorben u. die Stände hielten es bei dem betagten Alter des Königs für nothwendig, einen Nachfolger zu bestimmen (24. Nov. 1741). Die Stimmen waren zwischen dem Herzoge von Holstein, dem Prinzen von Dänemark, dem Landgrafen von Hessen-Kassel (einem Brudersohne des Königs) u. dem Herzoge von Zweibrücken getheilt. Die holsteinische Partei drang durch. Als aber dem Herzoge seine Wahl angezeigt wurde, war er bereits in Folge der erlangten Aussicht auf den russischen Thron zur griechischen Kirche übergetreten. Nach heftigem u. blutigem Widerstande der Dalekarlen, die für den Prinzen von Dänemark die Waffen ergriffen hatten, vereinigten sich nun die Stimmen für den Herzog Adolf Friedrich von Holstein, damaligen Bischof zu Lübeck, der mütterlicher Seits ein Nachkomme Gustav Wasa's genannt werden konnte. Diese Wahl beschleunigte den Frieden zu Abo (7. Aug. 1743), der S. wieder in Besitz Finnlands setzte. Löwenhaupt u. Buddenbrock mußten den unglücklichen Ausgang dieses Kampfversuches auf dem Richtplatze büßen; der Aufstand in Dalekarlien ward mit Strenge unterdrückt. Die letzten Regierungsjahre Friedrichs waren so wenig segensreich u. so unruhig, wie es die frühern gewesen. Gutes zu vollführen stand bei allem Willen nicht in seiner Macht. Nur in Ansehung der Religiosität des Volks vermochte er gute Einrichtungen zu stiften. Die Wissenschaften fanden Schutz u. Aufmunterung bei ihm u. die Namen eines Linné, Tessin u. Cederhielm sind eine Zierde seiner Regierungszeit. In seinen letzten Lebensjahren stiftete der König drei Ritterorden, den Seraphinenorden für die ersten Männer des Staats, den Schwertorden für Krieger u. den Nordsternorden für bürgerliche u. wissenschaftliche Verdienste. Er † (25. März. 1751) mit dem Ruhme vieler Privattugenden. Eheliche Kinder hinterließ er nicht. Mit Adolf Friedrich kam das Haus Holstein-Eutin auf den schwed. Thron. Der neue König trat die Regierung mit der Versicherung an, gewissenhaft die Verfassung von 1720 u. seine Wahlakte von 1743 halten zu wollen. In der That mag es dem friedliebenden Fürsten wenig darum zu thun gewesen seyn, eine Aenderung

seiner Verhältnisse herbeizuführen; der Uebermuth der Stände, so wie der stolze, keine Demüthigung zulassende Sinn der Königin, einer Prinzessin v. Preußen, veranlaßten jedoch mehre Mißhelligkeiten mit dem Reichsrathe. Die Stimmung, welche dadurch gegen den Hof sich erhob, wurde von den Ständen absichtlich genährt, besonders bezweckte dies eine Wochenschrift, die seit 1755 unter dem Titel: „Das ehrliche Schweden" erschien. Mützen u. Hüte vereinigten sich gegen die Krone, um ihr den letzten Schimmer von Macht zu entreißen. Eine große Bewegung erregte des Königs Erklärung, er glaube das Recht zu haben, die Gründe u. Ursachen der Vorstellungen des Reichsraths zu prüfen u. selbige dann anzunehmen oder zu verwerfen. Allein auch für den König bildete sich, mit Ausnahme des Bürgerstandes, der bei vorfallenden Veränderungen zu verlieren fürchtete, eine ansehnliche Partei unter allen Ständen, von welcher 1756 der Plan ausging, dem König eine erweiterte Gewalt zu verschaffen. Kurz vor der Ausführung desselben aber wurde der Anschlag entdeckt. Der Reichsrath ließ mehre Personen hinrichten, unter diesen den Obersten der Garde, Grafen Erich Brahe, aus dem alten Königshause Swerkers, u. den Hofmarschall Freiherrn Horn. Der König vermochte nicht, seine Anhänger dem Blutgerüste zu entziehen; seine Gewalt ward nun noch mehr eingeschränkt, indem man ihm selbst das Recht nahm, Aemter u. Stellen denen, die der Reichsrath dazu vorgeschlagen hatte, zu versagen. Es erschien ein eigener politischer Katechismus, in welchem man als Frage u. Antwort las: Wer hat in S. zu geben? Die Reichsstände. Haben sich die Unterthanen der Macht zu regieren begeben? Ja, sie haben sie in die Hände der Regierung gelegt. Von der nun herrschenden gyllenborgschen Partei ging der Antheil aus, den S. ohne Zweck im Interesse Frankreichs an dem siebenjährigen Kriege nahm. Nach vierjähriger Dauer dieses für S. wenig ehrenvollen Krieges setzte ein 1762 zu Hamburg abgeschlossener Friede die Verhältnisse mit Preußen wieder in den vorigen Stand. Die gyllenborgsche Partei wurde nun zwar gestürzt, erhob sich aber bald von Neuem. Um diese Zeit erhielt der Kronprinz, nachdem er sein 17. Jahr zurückgelegt hatte, Antheil an der Regierung u. wohnte seitdem den Versammlungen des Reichsraths bei. Der Wohlstand des Reichs war durch diese Zerwürfnisse aufs tiefste gesunken. Das Papiergeld hatte überhand genommen, das baare Geld war völlig verschwunden. Zwar wurde im Laufe der ersten Jahre eine neue ostindische Gesellschaft gegründet, zu Drottningholm u. zu Stockholm wurden von der Königin mehre Fabriken angelegt, ein Handelsbündniß ward mit dem Kaiser von Marokko abgeschlossen; alles Gute jedoch, welches der schwache u. durch stete Kränklichkeit niedergebeugte König bezweckte, ward durch die Selbstsucht und den Kampf der Parteien im Innern vereitelt, die, je nachdem sie die Oberhand wannen, nur ihr Streben darein setzten, dem entgegen zu arbeiten, was von den Gegnern vollbracht oder begonnen worden war, oder auch dem folgten, was französisches oder russisches Gold von ihnen erkaufte. Dies zeigte sich namentlich, als die Mützen wiederum die Oberhand gewannen u. von diesen der reiche Kaufmann u. Fabrikherr Kiärmann auf eine empörende Weise verfolgt u. hingeopfert ward. Als endlich des Kronprinzen Einfluß überwiegend geworden, nachdem er auf einer Reise durchs Reich sich von dem traurigen Zustande desselben überzeugt hatte, geschah vom Könige ein kräftiger Schritt. Eine Akte, die der Reichsrath, ihm zustellte, gab er zurück; er verweigerte deren Unterzeichnung u. verlangte die Zusammenberufung eines außerordentlichen Reichstages um auf demselben den gerechten Klagen der Nation abzuhelfen. Der Reichsrath gab anfänglich keine Antwort. Endlich erklärte man, die Gründe für u. wider die Zusammenberufung eines Reichstages bedürften einer genauern Erwägung; man bat zugleich den König, daß er von seinem verfassungswidrigen Vorhaben, der Krone zu entsagen, womit er gedroht, abstehen möge. Allein Adolf Friedrich blieb fest bei seinem Entschlusse, die Hofpartei unterstützte ihn dabei, u. der Kronprinz ging selbst in die Reichstagskanzlei u. forderte im Namen seines Vaters das königliche Siegel ab. Man gab es ihm nicht. Ohne sich dadurch irren zu lassen, ging er von hier in die andern Kollegien, erklärte überall, daß sein Vater die Regierung niedergelegt habe, u. theilte die Gründe dieser Handlung sämmtlichen Ständen in einer gedruckten Denkschrift mit. Die bewiesene Festigkeit blieb nicht ohne Erfolg. Als der Reichsrath des Königs Entschluß nicht zu hintertreiben vermochte, bewilligte er die Berufung eines außerordentlichen Reichstages zum folgenden Jahre, u. Adolf Friedrich nahm nun, nachdem 5 Tage über diesen Verhandlungen hingegangen waren, die Krone wieder an. Der neue Reichstag hatte ebenfalls wenige Ergebnisse von Bedeutung; die Hofpartei gab bereits die Hoffnung auf, eine Revolution zu bewirken; eine andre Partei dagegen drang auch mit ihrem Vorhaben, an dem damals ausgebrochenen Türkenkriege gegen Rußland Theil zu nehmen, nicht durch. Das Wichtigste, welches auf diesem Reichstage erreicht wurde, war, daß die Prinzen Erlaubniß erhielten, eine Reise ins Ausland zu machen. Bald nachdem diese von der Erlaubniß Gebrauch gemacht hatten, † Adolf Friedrich plötzlich am Schlagflusse, den 12. Febr. 1771, mit Hinterlassung von drei Söhnen, Gustav, Karl u. Friedrich Adolf, von denen der erstere als Gustav III. ihm auf dem Thron folgte. Gustav, dessen Geburt man in S. wie ein Nationalfest gefeiert hatte, befand sich in Paris, als ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters u. zugleich eine Versicherungsakte überbracht wurde, worin er durch seine Unterschrift eidlich die Staatsform von 1720 anerkennen u. diejenigen, welche heimlich oder öffentlich die Wiedereinführung der Souveränetät betreiben würden, als Feinde u. Verräther des Vaterlandes bezeichnen sollte. Gustav, einen andern Ausweg für unmöglich haltend, verstand sich dazu, obwohl er keineswegs gesonnen war, dies Versprechen zu halten, u. verließ im März Paris, nachdem er eine An=

gelegenheit wegen rückständiger Subsidien Frankreichs vom siebenjährigen Kriege her zu seiner Zufriedenheit geordnet u. das Versprechen bedeutender Subsidien für die Zukunft erhalten hatte. Unter dem allgemeinen Jubel des Volks kam Gustav über Stralsund zu Stockholm ans Land (30. Mai 1771). Mit ungemeiner Huld empfing er die Wünsche, die Beschwerden eines Jeden. Drei Tage in jeder Woche war freier Zutritt zum Könige; hier entschied kein Rang, keine Empfehlung, hier galt keine Hofsitte, keine Förmlichkeit; wo Gustav nicht zu helfen vermochte, beruhigte er doch wenigstens durch Aeußerungen gütiger Theilnahme. Wenn er auf solche Weise bald der Abgott des Volkes ward, so erregte er anderer Seits das Mißtrauen u. die Abneigung der einzelnen Parteien, die seit einem halben Jahrhunderte die Regenten entwürdigt u. die Nation gedrückt hatten. Die Mützen trachteten dahin, die königliche Macht noch mehr zu beschränken; ein gleiches Vorhaben beseelte den größten Theil der Hüte; ein anderer Theil derselben, an dessen Spitze der Reichsrath von Sinclair stand, rieth die Vermehrung der königlichen Gewalt als das beste Mittel an, einen jungen unternehmenden Fürsten in den Schranken der Billigkeit zu erhalten. Im nächsten Monate nahm der Reichstag seinen Anfang. Gustav eröffnete ihn mit einer Lobrede seines Vaters u. Anpreisung der bestehenden Verfassung. Der Mehrzahl erschien er als ein ganz absichtloser, im hohen Grade gutmüthiger Mann, u. selbst der russische u. englische Gesandte, Graf Ostermann u. Sir Goodrite, vermochten, obgleich ihnen die Hinneigung zu Frankreich u. das Erscheinen des Grafen von Vergennes am schwed. Hofe bedenklich erschien, den versteckten Plan des Königs nicht völlig zu durchschauen. Dieser, fest entschlossen, die bestehende Verfassung zu untergraben, nährte insgeheim die Streitigkeiten zwischen dem Ritterstande u. den übrigen drei Ständen. Durch diese Zänkereien wurde die Aufmerksamkeit lauernder Beobachter von dem abgelenkt, was der König in der Stille bereitete; außerdem hatten sie noch den Erfolg, daß mehre der wirksamsten u. wichtigsten Männer sich aus Verdruß von aller Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten lossagten. Nachdem der Reichstag bis zum März 1772 versammelt gewesen, unterschrieb Gustav, ohne sie zu lesen, die ihm vorgelegte Versicherungsakte, der man sehr ungeschickt den Eid des Königs eingeschoben hatte, nicht im mindesten ehrgeizig seyn zu wollen. Nachdem darauf zu Stockholm die Krönung mit einem Kostenaufwande von mehr als anderthalb Millionen vollzogen worden war (29. Mai), zog Gustav sich auf seine Lustschlösser Eckholmsund und Ulrichsdal zurück und lebte hier, wie man glaubte, einzig den Künsten u. Wissenschaften u. in einer scheinbaren Ruhe, die sogar den allgem. öffentlichen Tadel erregte. Inzwischen wurden jedoch geheime Agenten in alle Theile des Königreichs ausgesendet, welche dem Volke die bestehende Ordnung verhaßt machten u. die Spannung der andern Stände gegen den Adel, der auf dem letzten Reichstage noch so unweise gehandelt hatte, ein ausschließliches Vorrecht zur Besetzung hoher Staatsämter in Anspruch zu nehmen, zu erhalten. Unter dem Vorwande militärischer Uebungen hatte ein Oberster, Sprengporten, ein sehr unternehmender Mann, wohl hundert u. fünfzig junge Offiziere in der Hauptstadt versammelt, deren Uebungen Gustav täglich beiwohnte u. deren eifriger Ergebenheit er bald völlig sich versicherte. Auf des Königs geheimen Befehl kündigte der Hauptmann Hellichius, Befehlshaber der Festung Christiansstadt, den Ständen den Gehorsam auf. Der Prinz Karl zog nun mit Genehmigung des Adels in Schonen einige Regimenter zusammen, angeblich um den Empörer zu züchtigen, in der That aber, um seinem Bruder Beistand zu leisten. Nachdem dieser die Garde u. die Artillerie für sich gewonnen hatte, begab er sich mit den Offizieren dieser Corps in den Ständesaal, zwang den Reichsrath, aus einander zu gehen u. ließ sich von den Ständen u. dem Stadtmagistrat von Stockholm auf die Verfassung von 1680 huldigen. Das Volk gab dieser unblutigen Revolution seinen Beifall, durch welche Gustav fast ein unumschränkter Herrscher seines Reiches geworden war, in welchem er bis dahin der beschränkteste Staatsbürger gewesen. Die Grundlage der aus 57 Artikeln bestehenden Verfassung war: Reichsstände sollten bleiben, ohne sie sollten keine Gesetze gemacht, noch abgeschafft werden, allein es sollte denselben keine Initiative zustehen, sie sich auch nur auf Verfügung des Königs versammeln u. der Reichstag nie länger als drei Monate dauern. Der König sollte die Reichsräthe ernennen, ihre Stimme sollte nur zur Berathung, nicht zur Entscheidung gelten. Der König sollte Friedens-, Stillstands-, Schutz- u. Trutzbündnisse schließen dürfen, ein Angriffskrieg sollte aber nur mit Einwilligung der Stände begonnen werden. Im Fall eines Krieges sollte der König die nöthigen Auflagen verfügen dürfen. Die ganze Kriegsmacht ward unter den alleinigen Befehl des Königs gestellt. Am 9. Sept. 1772 löste sich der seit dem 13. Juni 1771 versammelte Reichstag auf. Die Revolution, welche zu Stockholm in wenigen Stunden vollendet war, kam im ganzen Reiche in wenigen Tagen zu Stande. Alle Verhaftete wurden entlassen; Gustav schien alle früheren Kränkungen vergessen zu haben; die Benennung von Hüten u. Mützen ward von ihm untersagt. Im Nov. unternahm Gustav die altübliche Königsreise durchs Reich. Wie er auf derselben allgemeine Liebe durch Freundlichkeit, Herablassung u. an den Tag gelegten guten Willen fürs Wohl seiner Unterthanen erwarb, so ward diese Reise ihm auch Veranlassung, die Bedürfnisse u. Hülfsquellen seines Volkes kennen zu lernen. Aus diesen Erfahrungen flossen die Einrichtungen, durch welche die ersten sechs folgenden Jahre so segensreich für S. wurden. Das Gerichtswesen erhielt wesentliche Verbesserungen, einer der ersten Schritte des Königs war die gänzliche Abschaffung der Folter. Um die Bevölkerung zu steigern, verknüpfte er mit der Erzeugung mehrer Kinder Vortheile u. bürgerliche Vorrechte für Eheleute. Aerzte wurden angestellt u. besoldet, um Arme unentgeltlich

zu heilen. Maßregeln wurden getroffen, um Pocken unschädlicher zu machen u. Lustseuche auszurotten. Das Vorsteheramt der öffentlichen Krankenhäuser übertrug Gustav Rittern des Seraphinenordens. Um den Predigerstand zu heben, veranlaßte er den Adel u. selbst Grafen, den geistlichen Stand zu wählen. Um mehr Volksthümlichkeit zu erwecken u. um dem Verderbnisse der Modenherrschaft entgegen zu arbeiten, führte er eine Nationaltracht ein. Den Bauern gab er Medaillen im Knopfloche zu tragen. Seinen Sohn vertraute er einer Amme aus dem Geschlechte eines Bauern an, welches Gustav Wasa einst vor den Nachstellungen Christians II. geschützt hatte. Als er zuerst das öde Finnland 1775 besuchte, überraschte er die Einwohner wie seine Umgebungen mit der insgeheim erworbenen Kenntniß der Landessprache. Finnlands aufblühender Wohlstand war eine Folge dieser Reise. Die Preßfreiheit begünstigte er durch ein eigenes Gesetz (1774), obgleich der Reichsrath ihm gerathen hatte, dieselbe entweder ganz abzuschaffen, oder doch sehr zu beschränken. Für bessere Betreibung der Bergwerke, S.s wichtigster Quelle, trug er erfolgreiche Sorge. Die Finanzen verbesserte er durch Herstellung des öffentlichen Kredits, den Handel hob er durch Errichtung einer Diskonto-Kompagnie, durch welche Anleihen im Auslande vorgebeugt ward. Marstrand machte er zum Freihafen; den auswärtigen Handel erweiterte er durch Ankauf der Insel Barthelemy von Frankreich. Das Eigenthumsrecht der Bauern an ihren Gütern ward durch ihn nach physiokratischen Grundsätzen erhöht; sein Streben war, S. zu veranlassen, sich auf Bedürfnisse zu beschränken, denen das Inland abzuhelfen vermöge. Das Landheer erhöhte er auf 47,500 Mann u. führte bei demselben bessere Kriegszucht u. Waffenordnung ein. Bei der Flotte wurden große Ersparungen durch Trennung des Militärischen und Oekonomischen gemacht. Zur Beförderung der Wissenschaften sorgte Gustav mehr für höhere Bildungsanstalten, als für Ausbildung des Schulwesens. Von der von ihm gestifteten Akademie erhielt er selbst, unerkannt, den ersten Preis für eine Lobrede auf Torstenson. Doch, wenn auch anfangs sein Streben allgemeine Anerkennung zu finden schien, stieß Gustav bald auf Hindernisse, die theils daraus entsprangen, daß die Uebel, welche er zu bekämpfen suchte, zu tief eingewurzelt waren, theils auch ihren Grund darin hatten, daß mehre Maßregeln, die er ergriff, von nachtheiligen Folgen begleitet waren. Dahin gehörte namentlich das Verbot des Branntweinbrennens u. nachher die Verwandlung desselben in ein Regal, welche Anordnung jedoch, bei der großen Unzufriedenheit, die sie erregte, wie der aufgehoben werde mußte. Auch mißfielen seine Reisen, besonders seine Abwesenheit in den Jahren (1783), wo das Land von Mißwachs u. Theuerung heimgesucht ward, so daß Tausende eine Beute des Hungers wurden. Als er bei seiner Rückkehr einen Reichstag berief, erfuhr er die Kränkung, daß die Stände fast alle seine Vorschläge (unter andern die Abschaffung der Todesstrafe beim Kindesmorde u. die Untheilbarkeit der Landgüter) verwarfen, welches ihn bestimmte, den Reichstag mit der Erklärung zu entlassen, daß er ihn sobald nicht wieder zusammenberufen würde. Und gerade in diesem Zeitpunkte wäre verfassungsmäßig dessen Thätigkeit sehr erforderlich gewesen. Gustav beabsichtigte nämlich einen ausgebrochenen Türkenkrieg zu benutzen, um wieder in den Besitz der im Laufe des Jahrhunderts verlorenen Provinzen zu kommen. Unter dem Vorwande eines 1739 mit der Pforte abgeschlossenen Vertheidigungsbündnisses u. die geheimen Umtriebe, welche Rußland seit Jahren angewendet haben sollte, die Unzufriedenheit seiner Unterthanen zu erregen, vorschützend, versammelte Gustav Heer u. Flotte in Finnland. Ein plötzlicher Angriff sollte ihn in den Besitz der Festung Friedrichsham setzen u. ihm den Weg nach Petersburg öffnen. Alles war vorbereitet, u. schon hatte der Herzog Karl mit Erfolg gegen den Admiral Grey bei der Insel Hogland gekämpft, als plötzlich (5. Juli 1788) eine Meuterei unter den Truppen des finnischen Heeres entstand, an deren Spitze Armfeld u. Hastfer sich befanden. Mit der Behauptung nämlich hervortretend, der ganze Krieg sey verfassungswidrig, indem der König angriffsweise verfahren sey, ohne die Stände befragt zu haben, weigerten sie sich wider Friedrichsham zu marschiren. Gustav, der die aufgeregte Stimmung nicht zu beschwichtigen vermochte, war gezwungen, alle glücklich eingeleiteten Pläne aufzugeben u. Finnland zu verlassen, wodurch die Russen Zeit erhielten, Rüstungen zu betreiben. In Stockholm fand der König die Stimmung der Bürger sehr wohl gesinnt; kein Offizier der finnischen Armee durfte sich hier öffentlich zeigen. Von der Hauptstadt begab er sich zu den Dalekarlen, u. während ein dänisches Heer in S. einfiel, um Rußland vertragsmäßige Hülfe zu leisten, redete er an derselben Stelle zu Mora, wo einst Gustav Wasa zur Befreiung des Vaterlandes entflammt hatte, mit seiner hinreißenden Beredsamkeit zum Volke u. veranlaßte Tausende, freiwillig seinen Fahnen zu folgen. Die Dänen bedrohten bereits Gothenburg mit einer Belagerung; kraftvolle Vorstellungen aber von Seiten Englands u. Preußens veranlaßten sie, sich aus S. zurückzuziehen u. während des übrigen Krieges die Neutralität zu beobachten. Von Gothenburg aus schrieb Gustav einen **Reichstag** aus, der im Febr. 1789 zu Stockholm, während das Heer der Dalekarlen sich in der Nähe befand, sich versammelte. Die Stände, mit Ausnahme des Adels, stimmten darin dem Könige bei, daß neue Anstrengungen zur Fortsetzung des Krieges u. zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens nothwendig wären. Der König legte den Ständen nun eine sogenannte Vereinigungs- u. Sicherheitsakte vor, der zufolge die Verfassung von 1772 dahin abgeändert werden sollte, daß dem König das Recht gegeben ward, das Reich unabhängig vom Reichsrathe zu regieren, Krieg zu führen, Frieden u. Bündnisse zu schließen u. alle öffentlichen Aemter ohne Ansehen der Person zu vergeben. Der Reichsrath sollte künftig nur noch als höchster Gerichtshof bestehen. Der Adel widersetzte sich diesem Antrage mit großer

Entschlossenheit. Gustav ließ aber die Hauptwortführer (unter ihnen die Grafen Fersen Brahe, Horn, den Freiherrn von Grer, die Obersten Macklean, Gerten u. Schwerger) verhaften u. durch den Landmarschall Löwenhaupt, da die Lage des Staats kein weiteres Zaudern verstatte, im Namen der Ritterschaft die Unterschrift der drei übrigen Stände ergänzen. Vergeblich war nun der Widerstand des Adels, dem um so mehr der Muth sank, als der König von Preußen, an welchen die Bitte um Vermittelung gelangt war, jede Einmischung ablehnte. Die Macht des Adels ward noch dadurch gebrochen, daß die bürgerlichen Stände das Recht erhielten, adelige Güter zu besitzen. Als Gustav seine Absicht erreicht sah, schloß er den Reichstag, entließ die Staatsgefangenen ihrer Haft u. betrieb eifrig die Rüstungen zum neuen Feldzuge. Mit der großen Flotte ging Herzog Karl Ende Mai 1789 nach Finnland ab; ihm folgte der König, welcher dem Admiral Ehrensvärd den Oberbefehl der Scheerenflotte übertragen hatte. In Finnland hatten inzwischen die Russen bedeutende Rüstungen betrieben; ihr Landheer bestand aus 60,000 Mann; die große Flotte wurde vom Admiral Tschitschakow, die Scheerenflotte von dem Prinzen von Nassau befehligt. Der Krieg ward sogleich mit Lebhaftigkeit von beiden Seiten eröffnet. Gustav selbst focht als Freiwilliger in dem Gefechte bei Uddismalm; er siegte bei Likala (3. Juli) u. zog darauf gegen Friedrichsham, welchen Ort er eingenommen haben würde, wäre der General Kaulbars nicht zum Verräther geworden. Zwischen der aus 30 Linienschiffen bestehenden russischen Flotte u. der schwedischen von 21 Linienschiffen kam es bei Bornholm am 26. Juli zur Schlacht, die durch das unerklärbare Benehmen des Admirals Liljehorn für die Schweden verloren ging. Zwischen den Scheerenflotten fiel bald darauf bei Svenkesund (24. Aug.) ein Treffen vor, in welchem Nassau, einer der kühnsten u. tapfersten Seehelden seiner Zeit, zwar Sieger blieb, die erlangten Vortheile jedoch mit solchen Aufopferungen erkaufte, daß er sich äußerte, ein zweiter solcher Sieg würde ihm seine ganze Flotte kosten. Bald darauf (1. Sept.) griff der russ. Admiral die Schweden bei Hayfors zu Wasser u. zu Lande an u. erlangte neue Vortheile. Der Anbruch des Winters beendete den diesjährigen Feldzug. Im folgenden Jahre, 1790, ging Gustav sehr früh nach Finnland ab, begleitet von vielen Dalekarlen, die aus persönlicher Anhänglichkeit an ihren König sich entschlossen hatten, diesem zu folgen. In den ersten Gefechten wurden die russischen Generäle Denisow, Igelström u. der Prinz von Anhalt zurückgeschlagen, letzterer getödtet. Gustav begab sich selbst auf die Scheerenflotte, griff den Prinzen von Nassau bei Friedrichsham an u. nahm ihm 38 Schiffe weg (15. Mai). Nun wollte er Petersburg selbst angreifen u. setzte zu diesem Zwecke Truppen zu Biörke, 9 Meilen von der russ. Hauptstadt, ans Land (2. Juni), während der Herzog Karl die Flotte des Admirals Kruses vor Kronstadt angriff. Der König suchte ihn mit der Scheerenflotte zu unterstützen, allein widrige Winde hielten ihn zurück u. die russ. Flotte erhielt Zeit, sich mit der von Reval zu vereinigen. Der Herzog Karl mußte sich in die Bucht von Wiborg zurückziehen, u. auch Gustav war genöthigt, sich wieder einzuschiffen. Die russ. Flotten schlossen die Schweden in der Bucht ein; von Hunger u. Wassermangel gedrängt, blieb diesen nur die Wahl, sich zu ergeben, oder durchzuschlagen. Bei einem heftigen Sturme unternahm Gustav (3. Juli) das kühne Werk, die feindliche Flotte zu durchbrechen; es gelang ihm, nach einem blutigen Kampfe mit einem Verluste von 7 Linienschiffen, 31 Fregatten, 31 Scheerenschiffen u. 7000 Mann, aus der wiborger Bucht nach Svenkesund zu entkommen. Allein auch dahin folgten ihm die Russen; der Prinz von Nassau wollte den Geburtstag seiner Kaiserin (9. Juli) durch die Vernichtung der noch übrigen schwedischen Flotte feiern u. hatte schon auf dem russ. Admiralschiffe Zimmer für Gustav, den man bereits als Gefangenen betrachtete, in Bereitschaft setzen lassen; Gustav aber hatte geschworen, unterzugehen oder zu siegen. Eine der blutigsten Seeschlachten des Jahrhunderts begann u. endete mit der gänzlichen Vernichtung der russ. Flotte. 55 Schiffe u. 643 Kanonen fielen den Siegern in die Hände; der Prinz von Nassau selbst rettete sich mit Mühe aufs feste Land. Diese Heldenthat gab Gustav Aussicht und Veranlassung zu einem ehrenvollen Frieden, den er um so eher wünschen mußte, da die längst versprochene Hülfe v. Seiten Preußens u. Englands nicht erfolgte; Rußland selbst ward durch die letzteren Ereignisse sehr zur Annäherung gestimmt. Die ersten Unterhandlungen wurden durch in der Schlacht bei Svenkesund gefangene Russen eingeleitet, darauf von Igelström u. Armfeld in einem auf der Ebene von Wärelä aufgeschlagenen Zelte fortgesetzt u. am 14. Aug. 1790 ein Friede abgeschlossen, nach welchem die Besitzungen beider Staaten bleiben sollten, wie sie vor dem Ausbruch des Krieges gewesen; den Schweden wurden vor allen andern Nationen Handelsfreiheiten im russischen Reiche bewilligt. Nach Abschluß des Friedens hielt Gustav unter dem Zujauchzen seines Volks einen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt u. dankte vor allen den Bürgern Stockholms für ihre Treue u. Anstrengungen. Die Erfahrungen der letzten Ereignisse hatten seinem Scharfblik manche Fehler u. Gebrechen der Staatseinrichtungen entschleiert; Abhülfe derselben, Verbesserungen der Land- und Seemacht waren daher sein erstes Werk nach wiederhergestellter Ruhe. Allein die franz. Revolution regte ihn bald wieder zur Thätigkeit nach außen auf. Persönliche Zuneigung für die Bourbonen erhöhte seinen Eifer, dem bedrängten König von Frankreich Schutz u. Hülfe zu bringen. In dieser Absicht unternahm er im Mai 1791 eine Reise nach Spaa, von wo aus er an der Spitze des ausgewanderten Adels nach Paris ziehen u. das Ansehen des Königs mit gewaffneter Macht herstellen wollte. Die verunglückte Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes vereitelte diesen Plan; Gustav kehrte in sein Reich zurück, schloß aber zu gleichem Zweck ein Hülfsbündniß mit Rußland (19. Okt. 1791), dem zufolge beide

Reiche für die nächsten 8 Jahre eine enge Verbindung eingingen. Darauf (im Jan. 1792) berief Gustav einen Reichstag nach Gefle, erlangte die nöthigen Bewilligungen, um die durch den Krieg erwachsenen Staatsschulden binnen 10 Jahren tilgen zu können, vermochte aber mit seinem Antrage, mit einer Anleihe von 10 Mill. Thaler zur Ausführung gewisser Pläne, wahrscheinlich zu einem Kriege gegen die franz. Revolutionsmänner, nicht durchzudringen. Der Reichstag ward nach kurzer Dauer aufgehoben u. Gustav begab sich nach Stockholm. Inzwischen hatte den Adel die Schmach so vieler Demüthigung, das Gefühl der Ohnmacht, diesem Herrscher nie im offenen Kampfe mit entgegentreten zu können, aufs Höchste erbittert. Mehre dieses Standes vereinigten sich, den König durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen u. dadurch eine Aenderung der Verfassung herbeizuführen. An der Spitze dieser Verschwörung standen die Grafen Klas Horn u. Adolf Ribbing, der Freiherr Thure Bielke, der alte General Pechlin, der Oberstlieutn. von Liljehorn und der Adjutant von Ehrensvärd. Ein verabschiedeter Hauptmann Johann Jakob von Ankarström, der sich persönlich vom König beleidigt glaubte, erbot sich zur Ausführung des Mordplans, u. wirklich wurde der Mord auf einem Maskenballe zu Stockholm, dem der König beiwohnte, am 16. März begangen. Der König † am 29. März 1792. Für den minderjährigen Sohn Gustavs, der ihm unter dem Namen Gustav IV. Adolf folgte u. bei des Vaters Tode erst 14 Jahre alt war, übernahm nach dem letzten Willen Gustavs der Herzog Karl von Södermanland die vormundschaftliche Regierung. Die Erbitterung der Parteien machte die Verhältnisse des Regenten sehr mißlich. Die Veränderungen des bisherigen Ministeriums veranlaßten eine Verschwörung, an deren Spitze der Baron von Armfeld, Gustavs III. Liebling, den man als Gesandten nach Neapel geschickt hatte, stand. Sie wurde aber entdeckt u. strenge bestraft. Mit Dänemark kam 1794 zur Behauptung der freien Schifffahrt eine Verbindung zu Stande. Dies, so wie die Anerkennung der franz. Republik, veranlaßte eine Spannung mit Rußland, die durch die Vereitelung der Verbindung des Königs mit einer russischen Prinzessin noch gesteigert ward. Ein völliger Bruch wurde dadurch verhindert, daß die Kaiserin Katharina gerade in der Zeit †, als Gustav IV. selbst die Regierung antrat (1. Nov. 1796). Des Herzogs Verwaltung war im Allgemeinen dem Lande von Vortheil gewesen; er begünstigte die Wissenschaften u. Künste; das Museum zu Stockholm, die Ritterakademie zu Karlsberg u. mehre andre wohlthätige Stiftungen danken ihm ihre Gründung. Gustav IV. genoß einer großen Liebe des Volks, als er die Regierung übernahm. Ein bedeutendes Werk ward in den ersten Jahren seiner Herrschaft durch Vollendung des Trollhättakanals vollführt. Die größte Sparsamkeit ward sowohl am Hofe wie in allen Zweigen der Staatsverwaltung angewendet. Allein die Störung des Handels, das Sinken des Papiergeldes, die Theuerung mehrer Jahre wirkten bald ungünstig auf die Volksstimmung ein, man hoffte Abhülfe von Zusammenberufung der Stände, und der König beschied den Reichstag nach Norköping. Hier theilte er denselben eine Uebersicht seiner Verwaltung mit und legte einen Plan vor, durch welchen allein dem Bankerotte des Staats vorgebeugt werden könne. Dieser Plan, welcher darin bestand, die Reichsbankozettel auf ein Sechstel des Nennwerthes herabzusetzen, ward zwar durchgeführt, erregte aber eine große Unzufriedenheit im Ritterhause. Mehre Mitglieder des Adels legten ihre Stellen im geheimen Ausschusse nieder, andere leisteten auf ihre Adelswürde Verzicht, die meisten verließen den Reichstag, ehe derselbe geschlossen ward. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts nahm Gustav einen ihm und dem Lande nicht vortheilhaften Antheil an den Staatsbegebenheiten seiner Zeit. Die aus seiner Vermählung mit Friederike von Baden entstandene Spannung mit dem russischen Hofe ward beigelegt, als Paul den Thron bestieg, ja es kam 1800, um den Anmaßungen Englands entgegenzuarbeiten, eine enge Verbindung mit Rußland zu Stande, die Gustav IV. persönlich zu Petersburg abschloß und deren Zweck eine Erneuerung der bewaffneten Neutralität von 1780 war. Eine Folge davon war, daß in England ein Embargo auf alle schwedischen und russischen Schiffe gelegt wurde. Die schwedische Insel Barthelemy ward von den Engländern in Besitz genommen und im März lief eine Flotte von 47 Segeln, unter den Admiralen Hyde Parker und Nelson, zum Angriffe wider die verbündeten nordischen Mächte, denen auch Dänemark und Preußen beigetreten waren, von Yarmouth aus, um sich in die Ostsee zu begeben. In Dänemark und S. wurden eifrig Rüstungen zum Schutze wider den bedrohenden Angriff veranstaltet; der König hatte zu Helsingborg eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Dänemark, 7 Linienschiffe und 3 Fregatten wurden in Karlskrona segelfertig gehalten, eine Landarmee von 20,000 Mann sollte in zwei Lagern sich versammeln, und Alles deutete auf die Absicht eines ernstlichen Widerstandes hin. Wider Erwarten war es daher, daß, als die englische Flotte den Durchgang durch den Sund erzwang, schwedischer Seits kein einziger Schuß gethan wurde, obgleich der König sich selbst gerade in Helsingborg befand und dem Befehlshaber der gegenüberliegenden dänischen Festung Kronenburg nach beendigter Kanonade seinen Beifall wegen bewiesener Tapferkeit zu erkennen gab. In einer gewissermaßen officiellen Vertheidigung S.s hieß es, der König habe den Kronprinzen von Dänemark gefragt, ob man dänischer Seits wünsche, daß S. zur Vertheidigung des Sundes auch mitwirken solle, worauf der Kronprinz verneinend geantwortet habe. Der König hätte nun aus Delikatesse nicht weiter gehen können, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wolle er nur die Umstände benutzen, um den alten rechtmäßigen Antheil S.s an dem Ertrage des Sundzolles zurückzufordern. Dem Durchgange der englischen Flotte folgte die Seeschlacht bei Kopenhagen (2. April). Die Thronveränderung

in Rußland stellte die Ruhe im Norden wieder her. Rußland ging mit England eine Konvention ein (17. Juni), in welcher eigentlich alle Grundsätze aufgegeben wurden, zu deren Vertheidigung die nordischen Mächte sich bewaffnet hatten, weshalb auch S. noch länger als Dänemark anstand, der Konvention beizutreten. Als dies endlich geschah, erhielt S. die Insel St. Barthelemy zurück und schloß sich seitdem immer enger an England an, wie sich dies namentlich aus einem besondern Vertrage vom 25. Juli 1803 zwischen beiden Reichen ergab, in welchem Bestimmungen für den Fall eines Seekriegs mit andern Mächten getroffen wurden. Bei seiner großen Abneigung gegen die in Frankreich herrschende Regierungsform und gegen den von diesem Lande ausgegangenen Geist suchte Gustav IV. Maßregeln zur Erhaltung des Alten festzuhalten. Der Buchhandel und der wissenschaftliche Verkehr wurden unter strenge Aufsicht gestellt. So ward die Einführung aller in Dänemark verfaßten Bücher, wegen vielfältigen Tadels der Regierung, den sie enthielten, verboten. Es erschien eine Verordnung wider geheime Gesellschaften, veranlaßt durch den Bund der asiatischen Brüder, an dessen Spitze der Hoffekretär von Bohrmann stand, der sich übrigens wohl mehr auf alchymistische Sonderbarkeiten, als auf politische Absichten bezog. Mit dem Pascha von Tripolis entstanden Mißhelligkeiten, die durch französischen Einfluß beigelegt wurden. Wismar ward, um einer augenblicklichen Geldnoth abzuhelfen, 1803 an Mecklenburg-Schwerin für 1,200,000 Thaler Banko verkauft. Mit Rußland drohte ein Krieg auszubrechen, als der König eine Grenzbrücke auf der Insel Hermansari in Finnland auf beiden Seiten mit schwedischer Farbe anstreichen ließ und anfänglich den desfalls an ihn ergangenen Vorstellungen alles Gehör versagte. Wegen der Hinrichtung des Herzogs von Enghien ließ der ritterliche König in Paris Beschwerde wegen Verletzung des deutschen Gebiets führen; er verweigerte die Anerkennung des französischen Kaisertitels und legte seine Abneigung gegen das herrschende System von nun an noch unverhohlener an den Tag. Diese Gesinnung veranlaßte ihn, in Regensburg zu dem Antrage, dem Erzherzoge Karl eine Kolossalstatue zu errichten, sowie er sich auch zum Vertreter der Rechte der vormaligen unmittelbaren Reichsritterschaft aufwarf und dem Könige von Preußen den Adlerorden, den auch Napoleon trug, als nunmehr entehrt durch Enghiens Mörder, zurücksandte. Im Uebrigen geschahen aber die wider Frankreich ergriffenen Maßregeln auf eine Weise, von denen wenig Erfolg zu hoffen war. Der König glaubte auch dadurch auf seinen Feind einzuwirken, daß er befahl, demselben stets den Namen Napoleon Bonaparte statt der sonst üblichen Benennung beizulegen, wie man sagte, weil er in diesem Namen die versteckte Zahl 666, die das Thier in der Offenbarung Johannis bezeichnet, gefunden zu haben glaubte. Die Ueberschiffung einiger Bataillons nach Pommern wurde als „nachdrückliche" Maßregel dargestellt. Als endlich Napoleons Anmaßungen Rußland und England zu einer Koalition wider Frankreich veranlaßt hatten, trat auch Oesterreich und bald darauf S. (3. Oktbr. 1805) derselben bei, nachdem Gustav IV. vergeblich darauf angetragen hatte, zugleich die Herstellung der Bourbons zum Zwecke dieses Bündnisses zu machen. Der König erschien in Deutschland an der Spitze eines aus Schweden und Russen bestehenden Heeres. Das Kriegsunglück der Oesterreicher aber und der bald erfolgende Friede zu Preßburg lähmten seine Wirksamkeit. Mit England ward am 3. Dec. 1805 ein Subsidientraktat abgeschlossen und Stralsund zum Waffenplatze in der Ostsee bestimmt. Als Preußen, in Folge eines Vertrages mit Frankreich, Hannover in Besitz nahm, suchte Gustav wenigstens das Lauenburgische für seinen Bundesgenossen zu behaupten; es kam darüber zwischen schwedischen und preußischen Truppen zu einem Gefechte bei Großzachern am Schallsee (23. April 1806), in Folge dessen erstere sich einschiffen mußten. In S. ward ein Embargo auf alle preußischen Schiffe in schwedischen Häfen gelegt und der Schiffsverkehr auf eine den Preußen sehr nachtheilige Weise in der Ostsee gestört. Der schwedische Gesandte in Regensburg mußte eine Note übergeben, in welcher der König sich wegen der vielen Ungesetzlichkeiten, welcher mehre Reichsstände sich täglich gegen die deutsche Reichsverfassung schuldig machten, von allen fernern, so sehr unter fremdem Einflusse stehenden Berathschlagungen des Reichstags lossagte. Gleichzeitig wurde die Verfassung der pommerschen Landstände, weil sie sich mit Beschwerden über die verfügte allgemeine Bewaffnung des Landes an das deutsche Reichsgericht zu wenden beabsichtigt hatten, aufgelöst; die schwedische Regierungsform von 1772 ward auch in dieser Provinz eingeführt und die dort noch bestandene Leibeigenschaft aufgehoben. Der Bruch zwischen Preußen und Frankreich (1806) machte den Feindseligkeiten ein Ende. Seinem Systeme getreu, beharrte Gustav IV. auch nach der Schlacht bei Jena in seiner Feindschaft wider Frankreich, wies die Friedensanträge Napoleons zurück und schloß zu Bartenstein ein Hülfsbündniß mit Preußen. Selbst kurz vor Abschluß des tilsiter Friedens verwarf er den gebotenen Lohn, alle seit Karl XII. verlorenen Provinzen zurückzugewinnen, falls er sich wider Rußland erklären würde. Die Beharrlichkeit Gustavs in dem, was er als Pflicht eines europäischen Fürsten erkannte, ging so weit, daß er die Feindseligkeiten in Pommern gerade in dem Augenblicke erneute, als Preußen u. Rußland zum nachtheiligsten Frieden sich fügten. Die nächste Folge davon war, daß die Franzosen Pommern mit größerm Nachdruck angriffen, so daß Stralsund und Pommern im Sept. 1806 bereits in deren Händen waren. Vergebens forderte ihn Rußland nach der englischen Expedition gegen Kopenhagen auf, dem Kontinentalsysteme beizutreten und den bestehenden Verträgen wegen der nordischen Allianz gemäß den Engländern die Häfen der Ostsee zu verschließen. Auf seine ablehnende Erklärung brach ein russisches Heer unter General Buxhöwden plötzlich

und ohne Kriegserklärung in Finnland ein, das die dort befindlichen schwedischen Truppen unter General Klingsporr nicht zu schützen vermochten. Abo und Swertholm fielen sogleich; das für unüberwindlich gehaltene Sveaborg ward, sammt der im Hafen befindlichen Scheerenflotte, vom Admiral Cronstadt nach einer Belagerung weniger Tage übergeben (3. Mai 1808). Unmittelbar darauf erschien ein Manifest Alexanders I., welches das Großfürstenthum Finnland dem russischen Reiche einverleibte. Gustav, über diesen unerwarteten Angriff aufs Höchste empört, ließ den russischen Gesandten in Stockholm, von Alopeus, verhaften. Gleichzeitig mit Eröffnung der Feindseligkeiten von Seiten Rußlands hatte Dänemark an S., als Bundesgenossen Englands, den Krieg erklärt. Ein schwedisches Heer von 20,000 Mann unter Armfeld, das am 29 Febr. 1808 zur Eroberung Norwegens aufbrach, wurde mit Verlust zum Rückzuge genöthigt, und die Dänen machten unter Anführung des Prinzen von Holstein-Augustenburg sogar einige Streifzüge in S. Der Feldmarschall Graf Klingsporr hatte sich inzwischen an die Spitze der schwedischen Armee in Uleaborg gestellt und verfuhr wiederum angriffsweise im nördlichen Finnland, während General Vegesack in Abo landete. Anfangs schien das Glück die schwedischen Waffen zu begünstigen, am Ende des Feldzugs aber waren die Russen wieder im völligen Besitze von Finnland und blieben in demselben zu Folge des zu Lochto abgeschlossenen **Waffenstillstandes** (29. Sept.) und der darauf folgenden **Konvention zu Olkioki** (19. Nov.). Zur See war ein Treffen bei Baltisch-Port zwischen dem russischen Admiral Kanikow und dem schwedischen Admiral Nauckhoff vorgefallen (26. Aug. 1808); die Ankunft eines englischen Geschwaders, unter Saumarez, nöthigte ersteren, sich im Hafen von Baltisch-Port einzuschließen, aus welchem er erst nach einigen Wochen nach Kronstadt sich rettete. Ein englisches Hülfsheer von 10,000 Mann unter General Moore war inzwischen an der schwedischen Küste erschienen; weil die Truppen aber nicht unbedingt seiner Anführung untergeben wurden, verweigerte Gustav deren Ausschiffung, ja er traf sogar Anstalt, den ans Land gekommenen Anführer zu verhaften. Verkleidet entfloh dieser von Stockholm nach Gothenburg und kehrte mit den Truppen nach England zurück. Bereits bei Ausbruch des russischen Krieges hatte sich die Stimme des Volks gegen denselben ausgesprochen, besonders geschah dieses (1808) in einer viel verbreiteten Schrift, „Zerstreute Bemerkungen über S.s Stellung". Noch mehr gesteigert wurde diese Stimmung durch den unglücklichen Gang des Krieges, und als nun neue Anstrengungen zur Fortsetzung des Kampfes erfordert wurden, als England sogar zur Abschließung eines Friedens rieth und neue Hülfsgelder nur bedingt bewilligen wollte, als Gustavs Strenge das Heer und besonders die Garden erbittert hatte, entspann sich in der Armee eine Verschwörung. Bei den Truppen an der norwegischen Grenze brach dieselbe unter Leitung des Oberstlieutenants Adlersporen und Obersten Skiöldebrand in förmlichen Aufruhr aus (7. März 1809); der General Cederström wurde von den gewonnenen Soldaten gefangen genommen, und die Aufrührer rückten 6000 Mann stark wider Stockholm vor. Gustav eilte, als er dies Ereigniß erfuhr, sogleich vom Schlosse Haga nach der Hauptstadt, um sich hier zu vertheidigen; später aber beschloß er, sich nach Linköping zu begeben und dort Streitkräfte zu sammeln. Zu diesem Zwecke verlangte er einen Vorschuß von zwei Millionen aus der reichsständischen Bank, und als diese Gelder ihm verweigert wurden, traf er Anstalt, sich derselben durch die Bürgergarde zu bemächtigen. Am Morgen des 13. März, als Alles zur Abreise bereit war, erschienen die Generäle Klingsporr und Adlerkreuz vor dem Könige und baten ihn dringend, ersterer fußfällig, der andere in herberem Tone, andere Maßregeln zu ergreifen. Als aber der König, solcher Sprache ungewohnt, Adlerkreuz aus dem Zimmer trieb, kehrte dieser, begleitet von dem Hofmarschall Silversparre und 5 Adjutanten, zurück und erklärte: er verhafte den König im Namen der Nation. An demselben Tage noch aber machte der Herzog Karl von Südermanland bekannt, wie er die Regierung vorläufig übernommen habe, da der König durch eingetretene Hindernisse außer Stand gesetzt sey, dieselbe fortzuführen. In der Nacht noch ward Gustav nach dem Schlosse Drottningholm (später nach Grypsholm) gebracht, seine Familie mußte in Haga bleiben. Er fand sich mit großer Ergebung in sein Schicksal. Noch ehe der Reichstag eröffnet ward, unterzeichnete er eine förmliche Entsagungsurkunde gegen einen Jahrgehalt von 66,666 Thalern und im December verließ er mit Genehmigung der Reichsstände und in Begleitung seiner Gemahlin und seiner 4 Kinder S. und begab sich nach Deutschland, von dort nach der Schweiz. Dem Herzoge von Südermanland, welcher, seitdem Gustav IV. die Regierung selbst übernommen hatte, völlig von Geschäften zurückgezogen auf dem Schlosse Rosenberg bei Stockholm den Wissenschaften gelebt hatte, wurde nach Gustavs Absetzung die Krone angeboten. Er nahm dieselbe unter der Bedingung an, daß die Verfassung zuvor einer Revision unterzogen werden möge. Zu diesem Zwecke versammelte sich am 1. Mai der **Reichstag**. Auf demselben wurden nicht allein Gustav IV., sondern auch seine leiblichen Erben der Krone für immer verlustig erklärt. Eine Verfassung ward in 114 Artikeln aufgestellt, nach deren Annahme der Herzog unter dem Namen **Karl XIII.** zum Könige erwählt ward (6. Juni 1809). Zum Thronfolger wurde bei dem kinderlosen Alter Karls XIII. der Prinz Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg erkoren, der noch vor Kurzem die dänischen Truppen in Norwegen wider das Reich angeführt hatte. Das erste Werk der neuen Regierung war der Friedensabschluß mit den befeindeten Mächten. Mit Rußland kam derselbe, nachdem noch im März und Mai die Feindseligkeiten auf eine für S. nachtheilige Weise ihren Fortgang gefunden hatten, zu **Friedrichsham** (17. Sept. 1809) zu Stande. In demselben trat S. dem Konti-

nentalsystem bei und verzichtete auf Finnland nebst ganz Österbotten, so wie auf den ostwärts von dem Flusse Tornea belegenen Theil von Westerbotten, im Ganzen 5472 □Meilen mit 898,000 Einwohnern, ein Verlust, welcher wegen des Korns, das S. aus den abgetretenen Provinzen gezogen hatte, unersetzlich zu seyn schien. Mit Dänemark ward (10. Dec. 1809) zu Jönköping der Friede ohne Opfer bergestellt, Pommern ward von Frankreich zurückgegeben. Der tragische Tod des vom Volk geliebten Kronprinzen veranlaßte den König, einen neuen Reichstag nach Orebro zu berufen. Während die allgemeine Erwartung einen Prinzen des oldenburgischen Hauses, den König von Dänemark, den Prinzen von Oldenburg, den Herzog von Augustenburg, oder den Prinzen Christian Friedrich von Dänemark als Gegenstand der beabsichtigten Wahl bezeichnete, fiel unerwartet die Wahl der Stände auf den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte Corvo, der die gebotene Aussicht auf den schwedischen Thron annahm, zur lutherischen Kirche übertrat und im Okt. in S. erschien. Karl XIII. adoptirte ihn und er nahm nun als Kronprinz den Namen Karl Johann an. Bald darauf erfolgte die schwedische Kriegserklärung gegen England (17. Nov. 1810). Die Unmöglichkeit aber, in welcher S. sich befand, dem aufgedrungenen Systeme pünktliche Folge zu leisten, ohne seinen ganzen Handel zu Grunde zu richten, führte zu Abweichungen hin. Napoleons Beschwerden darüber blieben unberücksichtigt und seine Forderungen, 2000 Matrosen in seinen Sold zu geben, den Tarif von Trianon einzuführen und französische Zollbeamte in Gothenburg aufzunehmen, wurden zurückgewiesen. Napoleon ließ deshalb durch den Prinzen von Eckmühl Schwedischpommern und Rügen besetzen (27. Jan. 1812), erbot sich aber, diese Provinz zurückzugeben, auch Rußland zur Wiederabtretung von Finnland zu zwingen, wenn S. ein Hülfscorps von 30,000 Mann wider Rußland ausrüsten wolle. S. hielt es jedoch den Verhältnissen angemessener, sich dem russischen Kabinet anzunähern, weshalb zu Petersburg am 5. April 1812 ein eigenes Hülfsbündniß abgeschlossen, mit England der Friede durch den Vertrag zu Orebro (12. Juli) hergestellt wurde. Die Bedingung, unter welcher S. dem Bunde wider Frankreich beigetreten, war das Versprechen, in den Besitz des Königreichs Norwegen gesetzt zu werden. Gemäß dem mit England geschlossenen Subsidienvertrag stellte S. für eine jährliche Summe von 320,000 Pfund Sterling ein Hülfsheer von 30,000 Mann, mit dem der Kronprinz in Deutschland landete und gegen Napoleon zu Felde zog. Nach der Besiegung Napoleons sah Dänemark sich genöthigt, im Kieler Frieden (14. Jan. 1814) Norwegen an S. abzutreten. Zwar widersetzten sich dem Vollzuge dieses Friedensschlusses die Norweger, erklärten sich unabhängig und wählten den bisherigen dänischen Statthalter, Prinzen Christian Friedrich, zu ihrem Erbkönig. Es kam darüber unter Leitung des Thronfolgers zum Kriege; die überlegene schwedische Seemacht drang in den Meerbusen von Christiania ein, die Hauptfestung Friedrichsstadt fiel, das schwedische Heer umging das norwegische u. erzwang den Uebergang über den Glommen. Der bald darauf erfolgte Vertrag zu Mooß setzte den Prinzen Christian Friedrich außer Thätigkeit, und die in Christiania versammelten Stände riefen Karl XIII. zu ihrem Erbkönig aus, der die von den Norwegern selbst entworfene Verfassung beschwor. Gegen diese Erwerbung ging S.s letztes Besitzthum in Deutschland verloren; Pommern ward an Dänemark und von diesem Staate wieder an Preußen abgetreten. An den Schritten zur Unterwerfung Norwegens hatte der König noch thätigen Antheil genommen und namentlich die Operationen zur See wider Friedrichsstadt selbst geleitet. Dies war das letzte Werk, welches von ihm ausging. Alter und Schwäche veranlaßten ihn, die Regierung dem erwählten Thronfolger zu überlassen. Karl XIII. † am 5. Febr. 1818 im 70. Jahre.

VI. Von der Thronbesteigung Karl XIV. Johanns bis auf die neueste Zeit, 1818—1850. Die Stände huldigten dem erwählten Thronfolger unter dem Namen Karl XIV. Johann. Schon in der kurzen Zeit, während welcher er bei Karls XIII. Leben auf die Regierung eingewirkt hatte, war seine Thätigkeit dem Lande zum größten Nutzen geworden. Aus seinem bedeutenden Privatvermögen waren mehre öffentliche Anstalten unterstützt, es war für die Armen gesorgt und der Hülfsbedürftigkeit abgeholfen worden. Durch ihn war 1816 ein Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Stande gekommen. Besonders aber war seine Thätigkeit auf die Land- und Seemacht und auf die Verbesserung der sehr zerrütteten Finanzen gerichtet. Bei seinem Regierungsantritte betrug der Flächeninhalt von S. und Norwegen 16,155 geographische □Meilen, welche von 3,301,922 Menschen bewohnt wurden. In den nördlichen Provinzen lebten auf der □Meile nur 25 Menschen, in den westlichen 148, und im Süden 1022. An Militär gab es mit den Familien 113,465 Seelen, Matrosen 22,187, Fabrikarbeiter 45,256, Handwerker 16,573, Kaufleute 2233. Auf Universitäten befanden sich 3485 Jünglinge. An adeligen Geschlechtern waren 130 gräflichen, 361 freiherrlichen und 2259 ritterlichen Standes. Unter Karl XIII., der einen neuen Ritterorden, welcher nach ihm den Namen erhielt, stiftete, wurden 12 neue Grafen, 33 Freiherren und 46 Edelleute ernannt. Der Hofstaat war glänzend, im Staatsrathe, den außer 6 festen Mitgliedern die Minister und Staatssekretäre bildeten, wurden alle Regierungssachen vorgetragen; bei Friedensschlüssen oder bei Eröffnung eines Krieges sollte verfassungsmäßig ein außerordentlicher Staatsrath zusammenberufen werden. Die innere Regierung des Reichs wurde durch einen Oberstatthalter und 24 Lands-Höfdings, die Justiz durch 86 Magistrate, 15 Lagmänner, 86 Haralds-Höfdings und 2 Berghauptmänner verwaltet. Die Einkünfte betrugen 14 Mill.

Thaler. Mit Erweiterung des ihm angewiesenen Wirkungskreises vermochte Karl Johann mit noch mehr entscheidendem Erfolge theils für das Wohl des Landes, theils für Sicherstellung der äußern Verhältnisse zu sorgen. Seine Krönung fand im Juni mit vieler Pracht zu Stockholm und Christiania Statt. Zur Hebung der Landeskultur geschahen wirksame Schritte. Mit rastloser Thätigkeit wurde die Reinigung der Flüsse in den nördlichen Provinzen betrieben, um den Transport der Breter und Balken, die aus den Waldungen von Jämteland und Nordbothnien verführt werden, zu erleichtern. Gemeinheitstheilungen und Anlegungen neuer Verbindungswege wurden veranstaltet, große Bauernhöfe getheilt, für bequemere und wärmere Wohnungen der Landleute und für Urbarmachung von Neubrüchen gesorgt. Unter eigner Leitung des Königs ward zu Stockholm ein Komité für Handel und Gewerbfleiß niedergesetzt. Für wissenschaftliche Kultur trug Karl Johann weise Sorge; Freiheit der Presse ward gestattet, jeder Mißbrauch derselben dagegen verhütet. Ein politischer Klubb, den einer der ersten Geistlichen des Landes, der Graf Schwerin, gebildet hatte, mußte aber auf Befehl der Regierung sich auflösen. In jeder Weise zeigte sich Karl Johann als kluger, umsichtiger, die innern und äußern Verhältnisse genau gegen einander abwägender Regent, und es gelang ihm, durch Weisheit jede Regung der Unzufriedenheit und Unruhe zu unterdrücken. Den Versuchen, dem entthronten König wieder einen Anhang im Norden zu bilden, ward mit Umsicht entgegengearbeitet. Ein gewisser Brygger hatte den Feldmarschall Toll, die Grafen Ugglas, Stenbock, Rosen und de la Gardie eines Einverständnisses mit Gustav IV. beschuldigt (1821); die deshalb angestellte Untersuchung ergab aber den Ungrund der Beschuldigungen. Als um diese Zeit der ehemalige König unter dem Namen eines Obersten Gustavson von Frankfurt aus darum nachsuchte, zum Staatsbürger Norwegens aufgenommen zu werden, ward dieser Antrag abgelehnt, weil, wie es in der desfalls erlassenen Erklärung hieß, Alles entfernt werden müsse, was die Ruhe des Nordens und seines Herrscherhauses stören könne. Dem Heere ward ein neues Exercirreglement ertheilt; ein in seiner Art seltenes Militärfest ward den Truppen im Uebungslager zwischen Mors und Christiania gegeben. Die Soldaten wurden durch Anlegung von Wegen nützlich beschäftigt; der Kanal, welcher den Wener- und Wettersee verband, kam mit großem Kostenaufwande zu Stande. Den Handel drückten bei aller Begünstigung die nachtheiligen Zeitverhältnisse; in den Jahren 1817—21 brachen allein 3000 Konkurse aus. Die Anlegung zweier neuen Handelsstädte in Nordbothnien, welche nach dem Könige und dem Kronprinzen benannt werden sollten, ward wiederum aufgegeben, und diese behielten ihre alten Namen Happaronda und Arviga, dagegen ward auf der Insel Oeland eine neue Stadt, Borgholm, gegründet. Bei Untersuchung des Zustandes der Justiz fand man in den Gesetzen zu harte Bestimmungen wider das Laster des Trunkes. Zur Trennung der Justiz von der Administration ward eine Kommission niedergesetzt, in Bezug auf das Kirchenwesen die Ausarbeitung eines verbesserten Evangelienbuches beschlossen. Auffallend war die Entdeckung einer fanatischen Sekte in Westerbothnien, deren Anhänger sich Neuleser nannten, ohne Priester leben wollten und einen sehr sittenlosen Lebenswandel gestatteten. Des Königs Bemühen, Norwegen mit S. zu einem Staate zu verschmelzen, scheiterte an der Festigkeit des Storthing. Dies und die Klagen über die schwedischen Statthalter, Grafen Mörner, Sandels und Cederström, wirkten nachtheilig auf den König. Eine strengere Censur ward eingeführt und die Wachsamkeit der Polizei verdoppelt. Des Getreidemangels wegen wollte der König 1826 die Einfuhr des ausländischen Kornes frei geben; der Staatsrath protestirte jedoch u. so bewilligte die Staatskasse den Nothleidenden 500,000 Thlr. Der König gab ihm gehörige Landgüter zu Musterwirthschaften her, kaufte Ländereien, um Eichenpflanzungen anzulegen, befahl die Schiffbarmachung mehrer Ströme und Verbindung der Landseen und entwarf einen neuen Zolltarif. Ein Aufstand unter den Bauern in Drontheim, von einem gewissen Belle angestiftet, wurde durch Militärgewalt unterdrückt. Auf die Verbesserung des Unterrichts wurde, trotz des Widerspruches vieler Geistlichen, viel gewandt. Gewerbs- und Navigationsschulen wurden 1827 errichtet. In Jämtland allein waren bis 1827 5 Mill. rheinländische Morgen urbar gemacht worden; zugleich wurden Besamungen des Flugsandes betrieben. Ein Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Preußen kam am 14. März, mit der Pforte am 28. Mai 1827 zu Stande. Die Opposition des fortwährend unzufriedenen Adels verhinderte es beim Reichstage 1829, daß die nichtadeligen Stände eine verhältnißmäßigere Repräsentation erhielten, daß die Oeffentlichkeit der Gerichtssitzungen durchgesetzt und daß dem König die geforderte größere Unabhängigkeit von dem Staatsrathe abgeschlagen wurde. Dagegen wußte der Adel eine Gehaltsvermehrung aller wichtigen, nur von Adeligen bekleideten Aemter zu bewirken. Am 4. März 1830 erfolgte der Schluß dieses sehr kostspieligen Reichstags (man berechnete, daß auf jede Minute 7 Thlr. kamen). Der König willigte auch diesmal erst dann in eine Oeffentlichkeit der Sitzungen und in eine frühere Wiederberufung des Reichstags, als man eine Anleihe von 2 Mill. Rthlr. Silber, behufs einer Kreditanstalt für die Grundbesitzer, bewilligt hatte. Am 21. Aug. 1829 fand die Krönung der zur lutherischen Kirche übergetretenen Königin Statt. Das immer innigere Anschmiegen an Rußland mißfiel einem großen Theile des schwedischen Volks. Eine Theuerung, das Auftreten der Cholera in S. und eine Krankheit des Königs, während welcher der Kronprinz Oskar als Reichsverweser fungirte, wirkten nachtheilig auf S. Das Aufhören der Cholera feierte der König durch

eine Generalamnestie für politische Verbrecher, die auch dem wegen Majestätsbeleidigung zum Tode verurtheilten Kapitän Kindeberg zu Gute kam. In Verbindung mit Preußen ward über Ystadt nach Greifswald in Pommern eine regelmäßige Schifffahrt geleitet, und am 26. Sept. 1832 wurde der seit 21 Jahren im Bau begriffene Göthakanal feierlich eröffnet. Am 6. Nov. feierte man in ganz S. mit religiösen und militärischen Ehren das Andenken Gustav Adolfs. Auf dem am 30. Jan. 1834 eröffneten Reichstage waren die Sitzungen zum ersten Male öffentlich. Obgleich aber dieser Reichstag viermal länger, als die gesetzliche Norm vorschreibt, nämlich 16 Monate dauerte, so entsprachen die Resultate doch den gehegten Erwartungen wenig. Die Anträge des Freiherrn von Ankarsvärd, des Grafen von Frölich u. A., auf Veränderung des Systems der Landesvertretung, wurden abgelehnt, dagegen rief die Klage des Ausschusses des Reichstags gegen den königl. Staatsrath wegen eines Formalitätsfehlers in der Geschäftsführung einen merkwürdigen Prozeß hervor, der jedoch am 18. Jan. 1835, wo der Staatsrath vom Reichsgerichtshofe freigesprochen wurde, seine Erledigung fand. Viele Debatten verursachte das Reichsschuldenwesen. Es waren 1,100,000 Thlr. nöthig, um das Deficit des Reichskomtors zu decken, als ein Ausfall von 720,000 Thlrn. in der Einnahme Statt gefunden hatte, weshalb auch die Einfuhrzölle auf Wein, Getreide, Seide, Zucker, Kaffee 2c. erhöht wurden. Ein Schreiben des Königs an die Reichsstände, die Münzeinheit betreffend, blieb wirkungslos, eben so des Königs Wunsch, daß die Todesstrafe bei Majestätsverbrechen ganz abgeschafft werden möge. Die Reichsstände unterschieden mehre Grade des Verbrechens und ließen die Todesstrafe bei dem höchsten Grade bestehen. Als bald nach dem Schluß des Reichstags der König eine Reise in verschiedene Provinzen und nach Norwegen unternahm, setzte er eine aus dem Kronprinzen und 4 Reichsräthen bestehende Regentschaft für die Dauer seiner Abwesenheit ein. Seine Rückkehr nach Stockholm am 19. Oktober ward durch eine glänzende Illumination gefeiert; dagegen berührten die Ereignisse in Norwegen, in deren Folge das Storthing am 8. Juli 1836 aufgelöst ward, den König unangenehm; s. Norwegen (Gesch.). In der Beförderung der materiellen Interessen wurde eifrig fortgefahren. Für öffentliche Arbeiten gab die Regierung bis 1837 nahe an 16 Millionen Thaler aus. Diese Summe war zunächst auf Herstellung oder Verbesserung von Kommunikationsmitteln verwendet worden, worunter der Göthakanal die erste Stelle einnimmt. Bauten zur Schiffbarmachung der Götha-Elf und am Trollhättakanal, mehre neue Landstraßen, Häfen und Dämme, Telegraphenlinien zwischen Stockholm, Dalarö und Sandham bezeugten die Sorge der Regierung für diesen Zweig ihrer Verwaltung. Handelsverträge wurden abgeschlossen mit Rußland (1838), Griechenland (1838), Frankreich (1836), dem Kirchenstaate (1839); nach den südamerikanischen Freistaaten gingen Unterhändler, um Verbindungen anzuknüpfen; der Bau mehrer Linienschiffe und Fregatten brachte die Flotte auf eine angemessene Höhe, wenn auch mit Recht geklagt wurde, daß der König, einer alten Vorliebe folgend, das Landheer übermäßig vermehre und diesem Mittel und Kräfte zuweise, die besser auf dem Meer verwendet würden. Diese Bemühungen trugen ihre Früchte. Als der Reichstag von 1840 eröffnet wurde, konnte die Regierung rühmend darauf hinweisen, daß durch die größere Ausdehnung und Sicherheit des Handels die Zolleinnahme, ungeachtet der Herabsetzung der Ein- und Ausgangszölle, verdreifacht worden sey. „Die Bevölkerung des Landes", hob die Thronrede hervor, „hat sich vergrößert, so daß sie jetzt beinahe eben so stark, wie die von S. und Finnland vor dem Verlust der letztern Provinz, die Industrie hat sich in mehren Hauptzweigen verdoppelt, der auswärtige und innere Verkehr sehr beträchtlich gehoben. Die schwedische Flagge erscheint jetzt an weit entfernten Küsten, wo sie früher selten oder nie zu sehen war". In diese glänzende Schilderung zeichnete aber die Opposition Schattenpartien, die damit im grellsten Kontraste standen. Sie behauptete und bewies, daß in Dalekarlien und Wermeland große Noth herrsche, daß die Zahl der Ehen im Abnehmen, die der Verbrechen im Zunehmen begriffen sey. Das größte Gewicht legte die Opposition auf die furchtbare Zunahme der Trunksucht, und diese bedenkliche Erscheinung mußte die Regierung zugestehen. Ueber die Gründe waren beide Theile verschiedener Meinung. Die Opposition klagte die Regierung an, daß sie die Branntweinbrennereien durch die Art der Besteuerung begünstige; der Führer der stabilen Partei, von Hartmannsdorff, entgegnete: „Es ist der nahe zusammenhängende Mißbrauch der Preßfreiheit und des Branntweins, der viele Schweden zu Verbrechern und Bettlern macht." Die Bevorzugung des Adels und das rein ständische System in der Verfassung bildeten die Hauptbeschwerden der Schweden. Karl Johann wagte diese althergebrachten Mißstände nicht zu berühren, er erinnerte sich der Rolle, welche der Adel S.s in allen Revolutionen seines Landes gespielt hatte, und hütete sich, die erloschene Sympathie für die Wasa's durch Beleidigung des einflußreichsten Standes neu zu erwecken. Die Wasas waren das Gespenst, das von der Schwelle der Reformen zurückschreckte, besonders seit Oberst Gustavson am 7. Febr. 1837 sein abenteuerliches Leben geendet hatte und sein begabterer Sohn Anhänger in S. zu finden schien. Das sogenannte Komplot der Freiherren von Vegesack und von Düben, die 1833 des Landes verwiesen, im folgenden Jahre aber begnadigt wurden, ein Aufstand von Festungsgefangenen aus dem Militärstande, das Erscheinen eines schweizerischen Studenten in Stockholm, der für die Beerdigung des vertriebenen Königs Sorge getragen hatte, galten dem König als Beweise, daß sein Thron minirt werde. Die

„Braheherrschaft", so genannt nach dem Günstlinge des Königs, Grafen Brahe, schlug nun um so tiefere Wurzeln. Auf der andern Seite zeigte sich die Presse, seit 1812 der Censurfesseln entledigt, schwieriger, denn früher. Crusenstolze, Lindeberg und andere Schriftsteller rechneten nach, daß der Adel, der nur $1/_{300}$ der Gesammtbevölkerung ausmache, drei Viertheile der einträglichen Staatsämter bekleide, die Hälfte des Höchstengerichts, den Vorsitz im Reichsschuldkomtor, in der Reichsbank, in den Ausschüssen grundgesetzlich habe, und doch in Bildung und Kenntnissen von den übrigen Ständen überflügelt sey. Fast nur der Adel rekrutire die Ordensmitglieder, deren S. 2300 zählte, während selbst unter dem glanzliebenden Gustav III. die Zahl nie 1220 überschritten habe. Die veraltete Verfassung war nicht minder fortwährend die Zielscheibe heftiger Angriffe. In S. herrschte, wie bemerkt, bis auf die neueste Zeit das ständische System. Jeder der 4 Stände (Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern) war besonders vertreten, und jeder Stand berieth und faßte Beschlüsse für sich. Die Majorität der Stände entschied, war Stimmengleichheit (2 gegen 2 Stände), so verstärkte man den Staatsausschuß mit 30 Mitgliedern aus jedem Stande und ließ ihn nach der Majorität abstimmen. War im Ausschuß Stimmengleichheit, wie gewöhnlich geschah, da jeder Stand nur Anhänger der Majoritätsansicht in den Ausschuß schickte, so entschied das Loos. Ein Stand wurde dadurch ausgeschieden und durch dieses Lottospiel gewann man eine Majorität. Die Bauern und Städter ernannten ihre Vertreter durch indirekte Wahlen, der Adel hatte ein persönliches Standschaftsrecht. Jedes Familienhaupt einer adeligen Familie, welches das 24. Lebensjahr zurückgelegt hatte, durfte auf dem Reichstag erscheinen und mitstimmen. Ein voller Landtag konnte 1296 Adelige, 70 Priester (durch ihre Standesgenossen gewählt, meistens Bischöfe und hohe Geistliche), 108 Bürger und 259 Bauern zählen, also mehr als 1700 Individuen; gewöhnlich aber erschienen, da die Adeligen keine Diäten bezogen, nur 500 Personen. Diese Zusammensetzung des Reichstags hatte außer der unnatürlichen Gegeneinanderstellung der Stände, die nach dem treffenden Ausdruck des Grafen Bjernstjerna ihre Kraft durch Friktion vergeudeten, den großen Nachtheil, daß der Kern des Volks gar nicht vertreten war. Der ganze Mittelstand war von der Vertretung ausgeschlossen, alle Gutsbesitzer, die kein freies Bauerngut besaßen, alle Beamten, alle bürgerlichen Militärs. Die städtische Vertretung lag wegen der Abhängigkeit der Magistrate von der Regierung lange Zeit in den Händen der letztern, weshalb der Bürgerstand beim Reichstage vom Volkswitze der Bürgermeisterstand genannt wurde, kleine Städte hatten mehr Abgeordnete, als größere. Da die reichern Grundbesitzer und Kaufleute gewöhnlich nicht politisch berechtigt waren, so war es nicht die Intelligenz, die auf den Reichstagen das Wort führte. Die Bevorzugung des Adels führte auch dazu, daß der schwedische Beamtenstand selbst gemäßigte Ansprüche nicht befriedigte. Karl Johann wechselte, je nachdem diese oder jene Klage laut wurde, bei der Besetzung der Aemter zwischen zwei entgegengesetzten, allein dieselben Folgen ergebenden Systemen. Bald ließ er den grassesten Nepotismus vorwalten, bald hielt er sich streng an die Anciennität; doch war und blieb es stets der Adel, der auf die eine oder andere Weise vorrückte. Bis 1838 wurde die Ruhe nicht bedeutend gestört. In diesem Jahr stieg die Unzufriedenheit, die schon lange geherrscht hatte, zur Gährung. Die Regierung stellte mehre Preßprozesse an, namentlich gegen Crusenstolze, den geistreichen Herausgeber des „Vaterlands". Bei seiner Verurtheilung zu mehrjährigem Gefängniß gab es tumultuarische Scenen, die sich mehre Abende wiederholten; bei seiner Abführung nach der Festung mußte das Militär scharf feuern, wobei zwei Menschen getödtet und viele verwundet wurden. Ein zweiter Schriftsteller, Berger, wurde zu zwölfjährigem Gefängniß verurtheilt, gegen mehre Zeitungen mit Konfiskation eingeschritten. Eine die jüdische Bevölkerung S.s betreffende Verordnung vom 30. Juli gab zu neuen Ruhestörungen Veranlassung; sie verlieh nämlich den Juden wegen ihres friedlichen Betragens und wegen steter Beobachtung der Gesetze Municipalrechte und die Erlaubniß, sich jedem Gewerbe zu widmen. Diese freisinnige Verordnung mußte am 21. Sept. 1838 so weit zurückgenommen werden, daß den Juden nur die Niederlassung in 4 Städten gestattet wurde. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge trat der Reichstag am 25. Januar 1840 zusammen. Im Anfange war der Eifer der Stände so groß, daß nichts weniger als eine totale Umwälzung der Verwaltung und Verfassung bezweckt werden zu wollen schien. Der Verfassungsausschuß debütirte mit 31 Anklagen gegen den Staatsrath, der außerordentliche Ausschuß, zu dessen verfassungsmäßigen Befugnissen die Kontrole des Höchstengerichts gehört, erklärte, daß 3 Mitglieder desselben das Vertrauen verloren hätten. Einzelne Veränderungen in den höhern Stellen beschwichtigten den Zorn der Stände. Bei der Berathung des Budgets kam die Opposition ebenfalls in Vortheil. Statt die angesonnenen Ausgabenerhöhungen zu bewilligen, bestand der Reichstag auf Reduktionen, besonders auf Verminderung des Heeres, und im Bauernstande tauchte sogar ein Antrag auf Verminderung der Civilliste um 100,000 Thaler auf. Derselbe Stand wollte die Bischofsbesoldungen vom Tage des Ablebens ihrer jetzigen Inhaber an aufheben, was die Geistlichkeit ohne Abstimmung verwarf. Im Hinblick auf die zahlreich gewordenen Preßprozesse entzog der Reichstag der Regierung die ihr seit 1812 zustehende Befugniß, die ihr mißliebigen periodischen Blätter zu unterdrücken. Eine der wichtigsten Principienfragen entschied der Finanzausschuß mit 19 gegen 15 Stimmen dahin, daß allein die Reichsstände berechtigt seyen, über alle Staatseinkünfte zu bestimmen. Auf diesem Reichstage

wurde die durchgreifende Umgestaltung des Wahlsystems und der Uebergang von der ständischen zu einer repräsentativen Verfassung erörtert. Man wußte, daß die Regierung einer Totalreform abgeneigt sey, denn der König hatte bei der Verabschiedung des Reichstags von 1835 gesagt, „es bedürfe der Verbesserungen, und er werde sich ihnen nicht widersetzen, aber das Erforderliche müsse in den im Fundamentalgesetze vorgeschriebenen Regeln geschehen und nicht nach den Aufwallungen eines momentanen Enthusiasmus." Auf diesem Reichstage wies der Verfassungsausschuß die ihm vorliegenden Vorschläge als ungehörig oder unzeitig zurück. Dem Reichstage von 1840 erklärte der König bei der Eröffnung, er werde die von den Ständen ihm vorzulegenden Vorschläge über Verfassungsreform prüfen, unter Beachtung der grundgesetzlichen Art und Weise, wie solche Veränderungen zu bewerkstelligen seyen." Dieses Mal zeigte der Verfassungsausschuß der Reformfrage sich günstig. Derselbe arbeitete einen Verfassungsvorschlag aus, dem das repräsentative Einkammersystem mit einem höchst niedrigen Wahlcensus zu Grunde lag. In diesem Stadium blieb die Verfassungsfrage damals. Zum Beschluß wurde nur der Antrag erhoben, daß der Reichstag nicht mehr alle 5, sondern alle 3 Jahre zusammentreten solle. Noch während des Reichstags, am 16. Mai, trat plötzlich eine Umgestaltung des Staatsministeriums und der Verwaltung ein, welche letztere 7 Ministerien (Justiz, Auswärtiges, Militär, Marine, Inneres, Finanzen und Kultus) zugetheilt wurde. Der Adel war patriotisch genug, dem von den Bürgern und Bauern laut ausgesprochenen Bedürfniß nachzugeben und sein erbliches Reichsstandrecht aufzugeben. Am 16. Juni erfolgte der Schluß des Reichstags, nachdem der König von dem ältesten Sohne des Kronprinzen, dem Prinzen Karl, Herzog von Schonen den Huldigungseid entgegengenommen hatte. Während des Reichstags wurden auch zwei Handelstraktate mit Hamburg und Bremen abgeschlossen, wonach die Schiffe dieser Städte in schwedischen und norwegischen Häfen und umgekehrt schwed. und norwegische Fahrzeuge in den Häfen von Hamburg und Bremen gleiche Behandlung erfahren sollten. Das Münzbestimmungsgesetz von 1840 regelte zugleich das Papiergeld, dem eine unveränderliche Valuta beigelegt wurde. Am 29. März 1842 wurden die zwei von dem König Gustav III. auf der Universitätsbibliothek zu Upsala niedergelegten Kisten nach dem Willen des Depositors eröffnet; doch fand man nichts von besonderer Wichtigkeit. Im Sommer desselben Jahres entdeckte man Spuren eines geheimen skandinavischen Vereins, der, in Dänemark entstanden, zum Zweck haben sollte, aus den 3 nordischen Reichen eine einzige föderative Republik zu bilden. Im J. 1842 wurde auch eine neue Handelsstadt, Oernsköldsvik, im nördlichen Theile von Angermanland angelegt. Am 6. Febr. 1843 wurde das 25jährige Regierungsfest des Königs glänzend und ruhig gefeiert; nur in Norköping gab es einige Unruhen. Am 8. März 1844 † Karl XIV. Johann von S., 80 Jahre alt, von denen er 26 als König verlebt hatte. An den neuen König, Oskar I., knüpften sich große Hoffnungen. Er war als Freund der Gefängnißreformen, als nationalökonomischer Forscher, als Beförderer der Mäßigkeitsgesellschaften bekannt. Die Branntweinpest hatte in S. in den dreißiger Jahren einen höhern Grad erreicht, als in jedem andern Lande, so sehr, daß die Zukunft des Landes von dem Gedeihen der Mäßigkeitsvereine abhing. Fast jeder Bauernhof besaß seine Brennerei, woraus sich erklärt, daß bewährte Statistiker die Zahl der Brennereien, die 1838 in S. bestanden, auf mehr als 100,000 angeben können; 1843 hatte die Thätigkeit der Vereine bereits dergestalt eingewirkt, daß 50,000 Brennereien eingegangen waren. Von 1840 bis 1841 sank die Einfuhr von Branntwein in S. um 1,037,351 Kannen. Der verdienstvollste Verbreiter der Mäßigkeitssache war der Propst Wieselgren, der es in seiner Pfarrei binnen kurzer Zeit dahin brachte, daß von 62 Brennereien 61 eingingen. Der Kronprinz Oskar gab das ruhmwürdigste Beispiel, indem er das Aufhören aller Brennereien auf den Krondomänen anbefahl. Sein wohlwollender Charakter gab Bürgschaft, daß er das Wohl des Landes stets im Auge behalten werde. Seine erste Regierungshandlung erweckte Vertrauen. Der Prinz von Wasa hatte nach dem Absterben Karl Johanns eine Erklärung erlassen, in welcher er seine Rechte auf den schwedischen Thron verwahrte; Oskar I. antwortete damit, daß er die gegen die ältern Dynasten bestehenden Verfügungen aufhob. Diese Großmuth, die das Gefühl der Sicherheit ausdrücken sollte, erreichte ihren Zweck vollkommen: die Wasa's kamen in S. in Vergessenheit. Man erwartete mit freudiger Zuversicht, ja mit einer gewissen Begeisterung, daß sich das schwedische Staatsleben in der freisinnigsten Weise entfalten werde. Die patriotische Gluth erkaltete indessen nach und nach. Man bemerkte bei der Regierung ein gewisses Schwanken, eine Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, welche es weder mit der einen, noch mit der andern Partei verderben wollte, endlich in ein Nichtsthun verfiel und keine Seite befriedigte. Laute Stimmen der Unzufriedenheit mit einem solchen Zustande ließen sich hören. In der That entfaltete die Regierung durchaus keine Thätigkeit, wenn man etwa die in den zwei ersten Regierungsjahren des Königs vollendete Gewerbeordnung ausnimmt, die freilich schon lange Zeit vorbereitet gewesen war. Dagegen ließ sich nicht verkennen, daß von oben her der Regierung eine liberale und reformatorische Richtung gegeben wurde. Wenn von dem König persönlich eine Entscheidung zu geben war, so erfolgte sie gewiß in freisinnigster Weise. Die Hemmungen kamen von den obern Behörden, die mit sehr wenigen Ausnahmen durchaus unfähig waren zu irgend einer andern Leistung, als die laufen-

den Schreibereien nach altem Schlendrian in aller Gewöhnlichkeit zu besorgen. Da nun in S. der Beamte, der einmal eine Anstellung bekommen hat, ohne eigenes Ansuchen weder entlassen, noch auch nur versetzt werden kann, andererseits aber auch die Regierung kein neues Amt schaffen darf ohne die Zustimmung der Stände, von denen die Bewilligung der Mittel abhängt, so ist die schwierige Stellung einer Regierung, welche Reformen durchzuführen hat, auch von diesem Gesichtspunkt aus nicht zu verkennen. Bei einer starken Partei bildete sich deshalb die Meinung aus, daß von allen Reformen diejenige die dringendste wäre, welche die Regierung mit sich selbst vorzunehmen hätte, eine Reform, welche schon bei dem schleppenden Geschäftsgange, der nicht selten wichtige Sachen erst Jahre lang ausruhen, dann endlich von Personen ohne Sachkenntniß oder Geist behandeln ließ, als eine dringende erscheinen mußte. Die Verlegenheit der Regierung zeigte sich deutlich genug. Zur Behandlung jeglicher auch nur einigermaßen erheblichen Fragen mußten unaufhörlich Kommissionen niedergesetzt und die geeigneten Mitglieder dazu auf allen andern Gebieten außer dem eigentlichen Regierungspersonal aufgesucht werden. Es kam vor, daß mehre Fragen von Kommissionen behandelt und erledigt wurden, aber die Entwürfe zu den neuen Gesetzen oder neuen Organisationen liegen bleiben mußten, weil kein geeigneter Referent da war. Am 20. Juli 1844 eröffnete König Oskar den Reichstag in eigener Person, und zwar in schwedischer Sprache, statt daß Karl Johann auf demselben stets in französischer Sprache gesprochen hatte. Der von dem frühern Konstitutionsausschuß ausgearbeitete Reformentwurf wurde zurückgewiesen und ein neuer Ausschuß niedergesetzt, um einen andern Antrag auszuarbeiten. Dieser Ausschuß war zusammengesetzt aus den einseitigsten und eigensinnigsten Mitgliedern zweier einander gerade diametral entgegengesetzten Parteien, indem sämmtliche von dem Adel und dem geistlichen Stande gewählte Ausschußmitglieder konservative Ultras, die von dem Bürger- und Bauernstande gewählten hingegen mehr oder weniger exaltirte Progressisten waren. Auf eine Vermittlung der Extreme war nicht zu rechnen; zwei Stände traten zwei Ständen schroff entgegen. Es mußte zur Entscheidung durch das Loos gegriffen werden. Nachdem auf diese Weise für ständische Wahlen und gegen das Repräsentativsystem entschieden war, enthielten sich die Freunde des letztern Systems, wozu sämmtliche Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes in dem Ausschuß gehörten, fast jeder weitern Theilnahme an den Arbeiten des Ausschusses in dieser Frage, und die adeligen und geistlichen Konservativen, welche zufälliger Weise den Sieg davon trugen, hatten also freies Spiel, einen für ihre Partei befriedigenden Vorschlag zu Stande zu bringen. Die Minorität reichte einen zweiten ein, eine Justemilieu-Partei des Adels einen dritten. Diese drei Entwürfe repräsentirten den Kern der verschiedenen Ansichten, die in S. über die Wahlfrage herrschten. Der erste, welchen der Ausschuß entwarf, war auf die Ansicht von Hartmannsdorffs, des Führers der Ultras, gebaut. Es würden hiernach die vier Stände, Adel, Priester, Bürger und Bauern, als gleich berechtigte Reichsstände beibehalten, neben diesen aber ein sogenannter fünfter Stand geschaffen, welcher theils aus Beamten, theils aus den unadeligen Gutsbesitzern, die zu keinem der vier Stände gehören, gebildet werden sollte. Jeder von diesen fünf Ständen sollte eine gleiche Anzahl von Standesmitgliedern zu dem Reichstag wählen, die ganze Versammlung aber in zwei Kammern getheilt werden, und zwar so, daß jede Kammer aus einer gleichen Zahl von Mitgliedern sämmtlicher fünf Stände bestehen sollte, welche zwar zu jeder Kammer besonders gewählt werden sollten, aber ohne andere unterscheidende Qualifikationen für die Mitglieder der beiden Kammern, als eine etwas längere Dauer und ein etwas höher bestimmtes Alterminimum für die Mitglieder der einen, so daß auch diese Kammern nur die ältere und jüngere benannt werden sollten. Der Vorschlag der Reformfreunde hob die alten Stände als Elemente der Volksvertretung auf und wollte die letztern hauptsächlich nach dem Repräsentativsystem oder nach dem Principe der sogenannten allgemeinen Wahlen gebildet wissen, doch nicht rein, sondern mit einem Beisatz von ständischen Elementen, indem die größten Gutsbesitzer, die Beamten in verschiedenen Zweigen, die Männer der Wissenschaft als besondere Klassen, jede für sich, eine bestimmte und verhältnißmäßige Zahl von Abgeordneten zu der Reichsversammlung abgeben sollten. Dieser Vorschlag bezweckte zwei Kammern, von denen die erste durch die Wahl aus der zweiten ausgeschieden werden sollte. Der sogenannte Justemilieu-Vorschlag stimmte in sofern mit dem Entwurf der Reformfreunde im Princip überein, daß er auf ein mit ständischen oder Klassenelementen gemischtes Repräsentativsystem gebaut war, trennte sich aber davon theils dadurch, daß die beiden Kammern unabhängig von einander gebildet werden sollten, theils überhaupt durch eine weniger demokratische Tendenz. Da die Urheber dieses Vorschlags dem Adel zugehörten, so war es natürlich, daß vorzüglich im Ritterhause für denselben gekämpft wurde. Trotz aller Anstrengungen der liberalen Partei verwarf die Majorität ihn doch mit 146 gegen 82 Stimmen. Dieselbe Majorität nahm den fünf Stände konstituirenden Antrag des Konstitutionsausschusses an und verlangte nur die Abänderung einiger Details. Dasselbe geschah Seitens der Geistlichkeit. Im Bürgerhause wurde der Vorschlag der Reformfreunde mit geringfügigen Modifikationen angenommen. Wenn die Bauern ebenfalls dafür stimmten, so standen 2 Stände gegen 2 Stände, und es war einige Aussicht auf Erfolg vorhanden. Der Ausgang der Debatte im Bauernhause machte diese Aussicht zu Schanden. Einige kurzsichtige Mitglieder dieses Standes

ließen sich von einem Mitarbeiter des „Aftonbladet“ aufreizen, den Vorschlag der Reformfreunde als nicht demokratisch genug zu betrachten und sich zu einem neuen, von dem Zeitungsschreiber improvisirten Entwurf zu vereinigen. Man hielt einige geheime Zusammenkünfte, um Stimmen für diesen Entwurf zu gewinnen, welcher im Wesentlichen mit dem alten, vom Konstitutionsausschusse vorgelegten, aber von den Ständen von 1841 und 1842 verworfenen Projekt übereinstimmte, und bei der Abstimmung in dem Stande siegte ganz unvermuthet der Entwurf der Demokraten über den Entwurf der Reformfreunde. So kam es, daß die Verfassungsfrage nicht gefördert wurde. Als beim Schluß des Reichstags (24. Mai 1845) die gewöhnlichen ständischen Reden gehalten wurden, beschränkten sich Adel und Geistlichkeit auf die gewöhnlichen Begrüßungsformeln, aber der Bürgerstand drückte sich über die Nothwendigkeit einer Verfassungsabänderung sehr bestimmt aus, und der Bauernstand brachte die gleiche Vertheilung der Staatslasten in lebhafte Erinnerung. Die Antwort des Königs und die Erläuterungen des Ministers v. Silverstolpe lauteten sehr positiv, daß eine Repräsentationsänderung auf dem Wege gegenseitiger Opfer sich als unerläßlich darstelle. In der That ergriff die Regierung die Initiative und setzte einen Verfassungsausschuß nieder, in den der Justizminister Graf Posse als Präsident berufen wurde. Die übrigen Mitglieder wurden aus den 4 Ständen genommen und durch einige andere Mitglieder verstärkt, welche keinem Stande angehörten. Gehörten diese Ausschußmitglieder aber auch den verschiedensten Parteien an, so fiel doch auf, daß keiner der Führer der Reformpartei ernannt wurde, während von denjenigen, welche die Verfassung nach Ständen und die Klassenwahlen aufrecht erhalten wollten, die ausgezeichnetsten Sprecher der frühern Reichstage berufen wurden. Zwei volle Jahre, 1846 und 1847, saß der Ausschuß, und zuletzt zerfiel seine Arbeit, bis auf eine Sammlung statistischer Notizen, die aber eben so gut durch Beamte hätte angefertigt werden können. Die Regierung trug hauptsächlich die Schuld dieser Resultatlosigkeit. Sie neigte sich immer mehr der aristokratischen Partei zu, da ihr Geldbedürfniß von den Liberalen nicht wie sie wünschte gewürdigt wurde, wogegen v. Hartmannsdorff und seine konservativen Ultras zu Geldbewilligungen die größte Bereitwilligkeit zeigten. Bei dem Schluß des Reichstags eröffnete der König auch den Ständen, daß durch eine mit dem Kaiser von Marokko am 5. April 1845 abgeschlossene Uebereinkunft die jährliche Abgabe von 20,000 Piastern, welche S. fast 100 Jahre lang zum Schutze seines Handels an Marokko bezahlt, aufgehört habe. Auf den Vorschlag des Königs hatten die Stände die Sklaverei auf St. Barthelemy abgeschafft und 5 Jahre je 10,000 Piaster votirt, welche zur Loskaufung der Negersklaven von den Pflanzern verwendet werden sollten. Im November 1847 trat der neue Reichstag zusammen. Die Mißstimmung der Bevölkerung hatte in dieser Zeit eine bedenkliche Höhe erreicht. Von allen den Reformen, die man seit der Thronbesteigung Oskars I. erhofft hatte, war bisher nur eine eingetreten, die Aufhebung der alten Erb- und Ehegesetze, wonach das weibliche Geschlecht, zumal unter dem Adel- und Bauernstand, gegen das männliche sehr zurückgesetzt war. Auch diese Reform hatte harte Kämpfe gekostet, da die Majorität des Adelstandes sich gegen eine Neuerung setzte, die ihr als eine Untergrabung ihres Standes erschien, und, um den König einzuschüchtern, förmlich Protest einlegte. Von dieser Partei wurde behauptet, daß jene Frage, was den Adel betreffe, zu den sogenannten Privilegien des Standes gehöre, welche dem Grundgesetze nach nicht ohne die Einwilligung des Standes abgeändert werden könnten. Allein diese Sophistereien fruchteten nichts, da das Erb- und Eherecht nach schwedischen Gesetzen zu der gemeinen Civil-Gesetzgebung gehören. Dennoch rechnete es sich die Regierung als einen Akt politischen Muths an, daß sie die Beschlüsse der drei andern Stände gegen den Adel bestätigte. Was die sonstigen Reformen oder Maßregeln betrifft, welche die Regierung nach dem letzten Landtag eintreten ließ, so bewegten sie sich alle auf einem und demselben Felde. Die Neuerungen betrafen hauptsächlich die Erweiterung der Gewerbefreiheit. Neue Gesetze in Bezug auf die Heimathlosen und die Armenversorgung, Veränderungen in dem Gefängnißwesen zeugten von einer achtungswürdigen philanthropischen Gesinnung. Aber indem die Regierung selbst allerlei Bedenklichkeiten über die Ausführbarkeit ihrer Maßregeln durchblicken ließ, erweckte sie von ihrer Fähigkeit nicht so günstige Begriffe als von ihrem Wohlwollen. Die Vorlagen, die dem Reichstag von 1847 gemacht wurden, vermehrten die Mißstimmung. Am meisten mißfiel das Budget. Die königliche Proposition stellte nicht bloß erhöhte Ausgaben für alle Zweige der Staatsverwaltung in Aussicht, sondern verlangte besonders ungeheure Summen zur Vermehrung des Aufwandes für das stehende Heer und zur Errichtung einer neuen, großartigen Flotte von Kriegsdampfschiffen, also zur Erweiterung des Militärluxus, den das Volk schon lange eher beschränkt, als erweitert zu sehen wünschte. Auch für den Kronprinzen, welcher kaum aus den Jahren und der Bildungsstufe eines Studirenden herausgetreten war, wurde eine Apanage von 100,000 Thalern verlangt, obwohl die letzten Stände erst 25,000 Thlr. bewilligt hatten. Statt Beschränkung der Hof- und Staatsausgaben erhielt man eine Vermehrung derselben um 15—20 Procent, statt Ersparnisse neue und erhöhte Steuern oder gar Staatsanleihen in Aussicht. Gegen diese maßlosen Forderungen der Regierung erhoben sich in allen 4 Ständen Stimmen. Zu dieser Aufregung kam noch die pariser Februarrevolution. Die Reformfreunde erhoben ihre Stimmen lauter, denn je, aber von dem Reichstag hofften sie nichts, da die Zusammensetzung des Verfassungsausschusses, in dem

die ultrakonservativen Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit mit den radikalen des Bauernstandes zusammenwirken sollten, kein Resultat ermöglichte. Es entstand daher der Gedanke, durch Volksversammlungen, Petitionen u. s. w. der öffentlichen Meinung einen Ausdruck zu geben, um wo möglich eine Entscheidung zu beschleunigen, wo nicht bei den Ständen, so doch bei dem König, dem die Initiative in einer solchen Frage eben so gut verfassungsmäßig zukommt, als den Ständen. Dieser Gedanke wurde weiter ausgebildet zu der Idee von Reformbanketten, deren erstes am 18. März 1849 in Stockholm Statt fand. Die Koryphäen der liberalen Partei, Graf Ankarsvärd, Dr. Schwedbom, Landrichter Centerwall, Buchhändler Dr. Bagge, Dr. Thomander, Dr. Wetterbergh, unter dem Pseudonym Onkel Adam einer der beliebtesten Schriftsteller des Landes, ein Mitglied des Bauernstandes, Andreas Ericsson, vereinigten sich mit über 400 Gelehrten, Aerzten, Künstlern, Beamten, Schulmännern, Kaufleuten, Gutsbesitzern, Gewerbtreibenden, Buchhändlern, Apothekern, lauter Leuten, die nach der bestehenden Verfassung keine politischen Rechte genossen. Der Sinn aller gehaltenen Reden war, mehr oder weniger bestimmt ausgesprochen, daß die Stände nicht mehr als ein Ausdruck des aufgeklärten Nationalwillens betrachtet werden könnten, und daß das Wohl des Vaterlandes eine baldige Reform der Art verlange, daß nicht einzelne Stände oder Klassen, sondern das gesammte Volk am Reichstag vertreten seyn müsse. Man einigte sich zur Durchsetzung der Verfassung auf gesetzlichem Wege. Am Abend des Reformbanketts und an den folgenden Tagen fanden in Stockholm ziemlich bedeutende Unruhen Statt, von denen man freilich nicht weiß, ob radikale oder konservative Ultras sie anzettelten. Das letztere ist das wahrscheinlichste. Der Zweck, den König und die Regierung von Reformversuchen abzuschrecken, wurde indessen nicht erreicht, vielmehr ließ Oskar I. bald darauf dem versammelten Reichstag durch Graf Sparre eine neue Reichstagsordnung überreichen, die von dem frühern Entwurfe bedeutend abwich. Die Grundzüge sind folgende: Das Repräsentationsrecht des schwedischen Volks wird durch eine Reichsversammlung geübt, welche jedes 3. Jahr am 15. November zum ordentlichen Reichstage zusammentritt. Zu einem außerordentlichen Reichstage wird die Reichsversammlung vom König berufen, sobald er es für nöthig findet. Sie besteht aus zwei Kammern, die erste und die zweite genannt, jene aus 120, diese aus 150 Mitgliedern bestehend. Die Mitglieder der ersten Kammer werden für 9 Jahre, die der zweiten für jeden Reichstag gewählt. Die Wortführer und die Vicewortführer der Kammern werden vom König ernannt. Für künftige Grundgesetzänderungen ist künftighin die Einwilligung beider Kammern erforderlich. Sind aber beide Kammern in Bezug auf die Bewilligung der Steuern, die Regulirung der Staatsausgaben und andere finanzielle Fragen entgegengesetzter Meinung, so findet in jeder Kammer eine neue Abstimmung über eine solche Frage Statt, und die Meinung, für welche dann die Majorität der zusammengerechneten Stimmen beider Kammern sich entscheidet, wird Beschluß der Reichsversammlung. Die zweite Kammer wird auf folgende Art gebildet: die sämmtlichen Städte des Königreichs senden 30 Mitglieder, 70 werden auf dem Lande durch Wahlmänner und 50 durch unmittelbare Wahlen auserseben. Wahlrecht kommt einem jeden volljährigen schwedischen Manne christlichen Glaubens zu, welcher entweder ein unbewegliches Gut besitzt, 300 Thaler werth, oder ein Gut, wenigstens 8000 Thaler werth, gepachtet hat, oder irgend ein Gewerbe oder eine Handlung treibt, wofür er Steuer zahlt, oder welcher ein ordentliches Amt bekleidet, oder ein Mitglied einer königlichen Akademie oder gelehrten Gesellschaft ist, oder bei einer Akademie den Doktorgrad erworben hat. Wählbar zur zweiten Kammer ist jeder Wahlberechtigte, der das Alter von 25 Jahren erreicht hat. Wählbar zur ersten Kammer ist jeder Wahlberechtigte, der das Alter von 35 Jahren erreicht hat, so fern er mehr als zwei Dritttheile der sämmtlichen Stimmen der Wahlmänner seiner Provinz erhält. Ohne eine solche Majorität zu erhalten, können folgende Personen durch einfache Mehrheit der Stimmen zu Mitgliedern der ersten Kammer erwählt werden, nämlich: der Erzbischof, die Bischöfe, die Professoren der beiden Universitäten, die Rektoren der gelehrten Schulen, die Pfarrer der Kirchspiele und die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, ferner die höhern Civilbeamten, wie auch Offiziere, welche wenigstens den Majorgrad inne haben, die Besitzer eines Grundstücks, wenigstens 32,000 Thaler werth, die Kaufleute oder Industriellen, welche wenigstens 100 Thaler direkte Steuern erlegen, endlich die Reichstagsmänner, welche während drei vorhergehenden Reichstagen Mitglieder der zweiten Kammer gewesen. Das Schicksal dieses Entwurfs war zweifelhaft. Dem Adel und der Geistlichkeit mißfiel die Aufhebung der Ständerepräsentation, dem erstern namentlich der Wegfall des persönlichen Standschaftsrechts. Die liberalen Zeitungen „Aftonbladet" und „Dagligt Allehanda" riethen zur Verwerfung der Proposition, da sie für die Bildung und das Vermögen, d. h. für den Adel und die Priester, zu vortheilhaft wäre, daß sie also von den Bürgern und Bauern nie angenommen werden könnte. Um diesen doppelten Widerstand zu brechen, beschloß der Konstitutionsausschuß, nicht auf die gewöhnliche Weise abzustimmen, d. h. durch verschlossene Wahlzettel, sondern durch öffentliche Stimmgebung, damit das Land erfahre, von welcher Seite der Widerstand gegen die so nothwendige und so lang betriebene Reform komme. Die radikale Partei schloß sich nun der Proposition an. 15 Stimmen waren für dieselbe, 9 dagegen, unter den letztern nur ein Bürger und ein Bauer, aber 4 Adelige und 3 Priester. Damit nichts überstürzt werde,

sollte der Vorschlag nicht dem Reichstage von 1848, sondern erst dem nächsten vorgelegt werden. Die Debatten über die neue Verfassung sollten mithin erst 1851 beginnen. In einer zweiten Frage, die dem Bauernstand die wichtigste von allen ist, fiel die Entscheidung des Reichstags ungünstig. Es ist dies die Steuervereinfachungsfrage, unter welchem Namen der Streitpunkt sich versteckt, ob Priester und Adelige wie bisher kleinere Quoten der Staatslasten tragen, oder ob eine gerechtere Vertheilung der Steuern Statt finden wird. Es standen 2 Stände gegen 2 Stände, so daß nach der Verfassung ein verstärkter Ausschuß hätte eintreten müssen, wo dann die Entscheidung unzweifelhaft in liberalem Sinn ausgefallen seyn würde. Inzwischen aber war der Bürgerstand, den Verlockungen der Bureaukratie nachgebend, abgefallen, und die Verstärkung des Ausschusses konnte nun nicht mehr Statt finden. Darüber entstand im Bauernstande große Aufregung. Ganz ohne Umschweife wurde die Ansicht ausgesprochen, das Volk werde sich dem Adel und der Priesterschaft gegenüber selbst Recht verschaffen, indem ein großer Theil der Bauern durchaus nicht mehr im Stande wäre, die jetzigen Lasten in der Form, wie man sie bisher eingetrieben, fortzuzahlen. Selbst gegen die Regierung fielen schlimme Reden, da sie, nachdem sie die ganze Bewegung seit Jahren eingeleitet hatte, sich nun durch die Führer des Adels und die Priesterschaft in Furcht setzen ließ. Am 28. Oktober 1848 wurde der Reichstag geschlossen. Die dänische Sache hatte durch ihn nur eine laue Unterstützung erhalten, obgleich die von der Regierung geforderten 2 Millionen Thaler Kriegssteuer bewilligt worden waren. Der Verfassungsentwurf gewann beim Herannahen des jetzigen Reichstags immer mehr Anhänger, zumal auch Aftonbladet, das lange schwankend war, sich am Ende vollständig dafür aussprach, und die Aussichten für die Annahme der Verfassungsreform auf friedlichem Wege durch die Stände waren bei Annäherung der Wahlen nicht übel. Indessen erregte es immer mehr Befremden, daß die Organe der Regierung, je näher der Augenblick der Entscheidung heranrückte, sich desto gleichgültiger für die Annahme des Entwurfs erwiesen, und allmählig erfuhr man einzelne Aeußerungen zuerst des Kronprinzen, dann des Königs selbst, aus denen man schloß, daß die Krone gegen die Annahme des ministeriellen Entwurfs insgeheim arbeiten lasse oder wenigstens ohne Mißbilligung es mit ansehe, wie der Thronfolger auf die rücksichtsloseste Weise gegen den Regierungsentwurf zu wirken suchte. Die Eröffnung des am 15. November 1850 zusammengetretenen Reichstags fand erst am 23. Statt, da manche Formalitäten vorher zu erfüllen sind, indem die verschiedenen Stände nicht nur den König und die Hauptmitglieder der königl. Familie, sondern auch sich unter einander begrüßen, was eine Masse von 30–40 Begrüßungsreden gibt, die meist sehr bedeutungslos sind; doch fiel in einer derselben, in der Begrüßung des Adels durch den Priesterstand, auf, daß der letztere förmlich auf ein Schutz- und Trutzbündniß in der Repräsentationsfrage antrug. Die Rede des Königs fand man in Bezug auf die Repräsentationsfrage etwas matt und schloß daraus wieder holt, daß die Regierung ihren eigenen Vorschlag eben nicht sehr eifrig vertheidigen werde, ein Schluß, der auch schon durch die dem König zustehende Wahl der Sprecher des Bürger- und Bauernstandes bestätigt wurde. War dies richtig, wie es sich auch wirklich zeigte, so war die Niederlage des Vorschlags entschieden. Hierin lag ein Grund mehr, weshalb die Vertheidiger desselben eine schleunige Berathung abzuwenden suchten. Lag in dem Benehmen der Regierung nichts Aufmunterndes für die Reformfreunde, so zeigten sich die Wahlen der Ritterschaft und des Priesterstandes zu den Sprecherkonferenzen der Sache der Reform vollkommen feindlich, und die ausgezeichnetsten Mitglieder, welche auf frühern Reichstagen immer in die Ausschüsse gewählt worden waren, wurden diesmal geflissentlich umgangen. In allen 4 Ständen wurden Anträge gestellt, daß die Berathungen über die Repräsentationsfrage verschoben werden sollten, wenigstens über die für die Stellung der Motionen bestimmte Zeit (d. h. bis zum Neujahr) hinaus. In dieser Zwischenzeit ließ sich vielleicht Manches bewirken, namentlich beim Bauernstand; allein gerade hier scheint man von Seite der Gegner der Repräsentationsreform die Entdeckung gemacht zu haben, daß sich derselbe, trotz mancher an ihn verschwendeten Schmeicheleien, zu Gunsten des königlichen Vorschlags vielleicht umstimmen lassen werde, und in Folge hievon wurden die Vorschläge zur Verschiebung im Adel- und im Priesterstande mit solcher Schroffheit verworfen, daß die Antragsteller sich über Verfassungsbruch beschwerten, und eine Anzahl Mitglieder ihre Protestationen in das Protokoll eintragen ließen. Die Majorität war indeß im Zuge und berücksichtigte solche Einwürfe nicht mehr, sondern setzte die möglichst kurze Frist zur Berathung der Frage an. Der Priesterstand war am eiligsten und verwarf den Vorschlag schon im December mit 36 Stimmen gegen 15, ihm folgte der Ritterstand mit 316 Stimmen gegen und 89 für den Vorschlag, dann der Bauernstand, dem der Entwurf mehr zu nehmen, als zu geben schien, mit 87 Stimmen dagegen und 18 dafür, endlich der Bürgerstand, welcher den Vorschlag mit 33 Stimmen gegen 19 annahm. Untersucht man diese Abstimmungen etwas genauer, so hatten die Freunde des alten Ständewesens nicht den mindesten Grund zu triumphiren, wenn sie gleich für den Augenblick ihr Ziel erreichten. Im Jahre 1844 hatten im Ritterhaus von 533 Stimmen nur 82 für den damaligen Vorschlag gestimmt, diesmal von 405 Stimmen 89; im Priesterstand hatten in demselben Jahre von 57 Stimmen nur 8 für Aufhebung des Standesprincips gestimmt, diesmal von 51 Stimmen 15. Im Bauernstande hatten von den 87 Stimmen gegen den diesmaligen Vorschlag mehr als 60 sich ausdrücklich dahin erklärt, daß sie den Vorschlag verwürfen,

nicht weil sie die Zertheilung der Repräsentation in 4 Stände billigten, sondern weil der Vorschlag nicht weit genug gehe; gleiche Erklärung hatten mehre der 19 Gegenstimmenden im Bürgerstand abgegeben. Eine Folge jenes Ausgangs war, daß jeder Rest von Popularität, welche vor einigen Monaten noch gewisse hohe Personen umgeben hatte, dabei gänzlich verscherzt wurde, während die Regierung zugleich bei allen Parteien, die sich seitdem schroffer als je entgegenstehen, an Achtung sank. Wenn irgend eine Frage von dem Ministerium als Kabinetsfrage hätte betrachtet und behandelt werden sollen, so wäre es wohl die, welche die gänzliche Umgestaltung des Staatsgrundgesetzes betraf. Der Umstand, daß sämmtliche Minister, welche den Entwurf vorgelegt hatten, nachdem derselbe von den Ständen verworfen war, dennoch auf ihren Sesseln ganz ruhig sitzen blieben, als ob gar nichts vorgefallen wäre, mit Ausnahme des Verfassers des Vorschlags, des Finanzministers Sandströmer, welcher auch konsequent für den Entwurf gearbeitet hatte, war bezeichnend genug und gab einen Maßstab für die Beurtheilung einerseits der politischen und persönlichen Selbstständigkeit des Ministeriums, andererseits der Art und Weise, wie die Stände selbst von der Regierung als Organ der öffentlichen Meinung betrachtet wurden. Das Resultat wurde vom Publikum, so weit man es nach den Zeitungen beurtheilen kann, im Wesentlichen mit Gleichgültigkeit und Spott aufgenommen; eine Broschüre erschien: „Der Wagenknecht, oder des vierräderigen Staatswagens letzte Schmiere, Reichstagskalender für 1850, 1851 und vielleicht 1852," die auf eine sehr boshafte, aber nicht gemeine Art das ganze jetzige Ständewesen, namentlich die Selbstrepräsentation des Adels, lächerlich machte. Schneidender aber, als der Spott, war die Bemerkung, daß sobald die 188,000 bodenbesitzenden Bauern sich mit den Bürgern der Städte vereinigen würden, damit die Herrschaft des Adels zu Ende seyn möchte. Daß es nicht ganz geheuer ist, darauf deuten mehrfache Symptome hin. Alsbald nach der Verwerfung wurden dem Konstitutionsausschuß von den verschiedensten Seiten Vorschläge zu Aenderungen in der Verfassung übergeben, und sie bildeten geraume Zeit das Tagesgespräch; aber nach und nach verlor sich dies, auch der Konstitutionsausschuß ließ nichts von seiner Thätigkeit vernehmen, selbst die Privatversammlungen der Reformfreunde hörten auf, wenigstens wurde nichts mehr von ihnen berichtet, kurz, es war für den Augenblick über die ganze Frage eine vollkommene Stille eingetreten, die kaum als natürlich betrachtet werden konnte. Manche gleich nach der Verwerfung des Regierungsvorschlags gefallene Aeußerungen ließen vermuthen, daß man im Bürger- und Bauernstande an einen energischen Schritt denke. Besorgnisse der Art mußten auch schon in der konservativen Partei aufgewacht seyn, denn es fiel ungemein auf, daß während der Debatten über den königl. Vorschlag Truppen in die Nähe der Hauptstadt gezogen wurden, obwohl an einen Aufstand zu Gunsten dieses keine Art von Enthusiasmus erregenden Vorschlags nicht zu denken war. Was die Vermuthung energischen Auftretens verstärkt, ist das Wiederaufwärmen der Steuerausgleichungsfrage, welche schon auf dem vorigen Reichstage die heftigsten Aeußerungen des Bauernstandes hervorgerufen hatte, und in der der Adel einen Sieg erfocht, auf den man das Wort des Pyrrhus anwendete: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren." Eine Verbindung der Steuerausgleichungsfrage mit der Sache der Verfassungsreform könnte in S. große Folgen herbeiführen, welche auch auf die auswärtigen Fragen nicht ohne Einfluß bleiben würden.

Literatur: K. M. Jant, Geijer und Schröder, Scriptores rerum Suecicarum med. aevi, Upsala 1818—25, 2 Bde., Fol.; — O. Dalin, Geschichte von S., deutsch von J. Benzelstierna und F. K. Dähnert, Greifsw. 1756—64, 4 Bde., 4.; — A. Botin, Geschichte der schwed. Nation, deutsch von H. L. K. Baomeister, Riga 1768, 2 Bde.; — Sven Lagerbring, Abriß der schwed. Reichshistorie, Rostock 1776; — D. E. Wagner, Geschichte von S. (in dessen Geschichte des europäischen Nordens), Leipz. 1778—89, 9 Bde.; — K. D. Hüllmann, Handbuch der Geschichte von S., Warsch. 1797; — Fr. Rühs, Geschichte S.s, Halle 1803—14, 5 Bde.; — K. F. A. Brohen, S., Berlin 1816; — A. L. Schlözer, Schwedische Biographien, Leipz. 1760—68, 2 Bde.; — P. von Kobbe, Geschichte von S., Dresden 1825, 2 Bdchn.; — Geijer, Svea Rikes Häfder, Upsala 1825, 1. Bd.; — Derselbe, Svenska folkets historia, Oerebro 1832—36, 3 Bde., deutsch von Leffler, Hamb. 1832—36, 3 Bde.; — Geschichte des Zustandes von S. von 1718—72, Stockholm 1838, n. Ausg. 1839; — Strombeck, Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von S. und Norwegen, 2. Aufl., Braunschw. 1842; — Geijer, Karl XIV. Johann, deutsch von U. W. Dieterich, Stockh. 1844; — Grosse, Karl XIV. Johann, sein öffentliches und Privatleben und Wirken, Meißen 1844; — Politisches Vermächtniß Sr. Maj. des verstorbenen Königs von S., Karl Johann, Altona 1844 f., 2 Bde; — Mallin, Geschichte Oskars I., deutsch Berlin 1845. Vgl. E. M. Oettinger, Historisches Archiv, Karlsr. 1841, No. 13851-14065.

3) S. (Svealand, das eigentliche Schweden), der mittlere Theil des Königreichs S., grenzt im Süden an Gothland, im Westen an Norwegen, im Norden an Norrland und im Osten an den bottnischen Meerbusen; Hauptstadt: Stockholm; Eintheilung, s. oben. — 4) Die Bewohner des Königreichs S.

Schweden (Num.), ehemals in Mecklenburg und Pommern die schwedischen Vierschillingsstücke. Die Achtschillingsstücke hießen doppelte S., die Groschen zu 2 Schilling halbe S. Das Gepräge war meist von Christian und Adolf Friedrich.

Schwedenberg (Szwedorowo), preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. u. Kr. Bromberg; Kämmerei-Vorwerk; 280 Einw.

Schwedenborg, s. v. a. Swedenborg.
Schwedenhaus, s. Dessau.
Schwedenkopf, wenn man das Haar so verschnitten trägt, daß es überall nur 1—2 Zoll lang ist.
Schwedenloch, s. Sächsische Schweiz.
Schwedensäule, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. u. Ldgr. Groß=gerau; 1000 Einw.
Schwedenstein, s. Lützen.
Schwedentrunk, das im 30jährigen Kriege zuerst von den Schweden, dann auch von den Soldaten anderer Nationen angewendete Mittel, Geld oder verborgene Schätze zu erpressen. Man goß den Unglücklichen mit Gewalt Wasser oder gar Mistjauche in den Mund, wodurch sie anschwollen, Erbrechen und die heftigsten Schmerzen bekamen; oft nöthigte man sie durch Treten auf den Leib, die eingegossene Flüssigkeit wieder von sich zu geben.
Schweder, s. v. a. Bröschen.
Schwederich, s. v. a. Schwäderich.
Schwedische Bank, s. Bank.
Schwedische Drittelspeciesthaler, s. Drittelstücke.
Schweden und **Schwedische Fließe**, s. Fließe 2).
Schwedische Handelsgesellschaften, s. Schweden und Handelsgesellschaften.
Schwedische Jungfer, die Klippen zwischen Oeland und dem Festlande Schweden.
Schwedische Kanonen, Regimentsstücke, die 4 Pfund schossen.
Schwedische Kolonien, s. Kolonien.
Schwedische Kunst. Auch im Gebiete der schönen Kunst hat Schweden berühmte Namen aufzuweisen. Den Architekten Blom und Nyström, von denen jener wegen seiner tragbaren Häuser auch im Auslande bekannt ist, machen drei Dilettanten den Vorrang streitig. Der Professor der griech. Sprache in Lund, Brunnius, stellte die Domkirche zu Lund wieder her und belebte den gothischen Styl; der Hauptmann Cronstrand bekämpfte auf Veranlassung des neu zu erbauenden Nationalmuseums die hergebrachten Ansichten mit Gründlichkeit und Erfolg, und ein Bauer in Ostgothland führte viele Kirchen, Schlösser und Edelhöfe geschmackvoll und bequem auf. In der Skulptur glänzen, nach Sergells Tode, vor allen Byström und Fogelberg. Die Malerei hat zahlreiche Vertreter. In der Porträtmalerei sind Breda († 1818), Westin, Södermark, Way und Sandberg (letzterer auch als Geschichtsmaler) zu nennen; in der Historienmalerei behauptet ein ungelehrter Autodidakt, Hörberg, den ersten Rang. Als Landschaftsmaler ist Fahlcrantz noch unerreicht; ihm zunächst stehen Wahlbom, Lundgren und Wickenberg. Geschätzt sind noch immer die Feuerstücke des Lauräus († 1823) und die Karikaturen des Grafen Mörner in Hogarths Manier. Als Zeichner verdienen das Fräulein Röhl (in Porträts), Ankarsvärd und Billmark, als Graveurs Forsell, Graffman und Ankarsvärd Auszeichnung. — Auf dem Gebiete der Tonkunst haben die Namen Crusell, Nordblom, Ahlström, Berwald, Josephson, Geijer und vor allen Lindblad, dessen Schülerin gewissermaßen die Sängerin Jenny Lind ist, guten Klang. König Oskar selbst hat nebst vielen andern kleinen Sachen eine Oper komponirt.
Schwedische Literatur. A. Allgemeine Uebersicht. Die ununterbrochene Reihe politischer Streitigkeiten, welche bis in das 10. Jahrhundert Schweden erschütterten und die alle freiere Geistesbildung hemmende Zwingherrschaft der Kirche ließen erst spät eine Nationalliteratur dieses Landes zur Entwickelung kommen. Die älteste Schrift, welche einigermaßen bedeutend als Nationalwerk hervortritt: „Konunga och Nöfdinga slyrelse", eine Art Fürstenspiegel, stammt wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert. Durch Gustav Wasa ward mit Einführung der gereinigten evangelischen Christuslehre zuerst die Grundlage für Volksveredlung gewonnen, zuerst ein wissenschaftlicherer Geist angeregt, und jener König ist deshalb wenigstens als der mittelbare Begründer der s.n L. anzusehen. Es wurde fortan der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, die Bibel in dieselbe übersetzt, Gesänge wurden gedichtet und ein Katechismus geschrieben: alles dies trug zur Ausbildung der Sprache wesentlich bei. Die nachfolgenden Könige aus dem Hause Wasa waren nicht minder eifrige Beschützer der Wissenschaft. Erich XIV. und Karl IX. traten selbst als Dichter auf. Gustav Adolf, ein kräftiger Redner und eines guten schriftlichen Ausdrucks fähig, achtete Gelehrsamkeit und unterließ auch im Feldlager nicht, für Verbesserung des Volksunterrichts Sorge zu tragen; namentlich that er viel für die Universität Upsala. Christine versammelte die größten Gelehrten aus Deutschland, Frankreich, Italien (z. B. N. Groot, Voß, Saumaise, Descartes, Heinse, Freinsheim, Naudé, Böcler, Meibom u. A.) an ihrem Hofe und verschwendete ungeheure Summen mit Jahrgeldern, Geschenken, Ankäufen von Kunstsachen und Büchern. Da aber kaum einige Frucht davon auf die von ihr als roh verachtete schwedische Nation überging, so erregte dies billig das Murren der letztern; zudem ward die Ausbildung der Sprache, die überdies nur langsam von Statten ging, durch den überwiegenden Einfluß ausländischer Werke mehr aufgehalten, als befördert, und lange Zeit wurde nichts Eigenthümliches geschaffen. Die deutsche Sprache war seit der Regierung des pfälzischen Hauses und der innigeren Verbindung mit Deutschland (besonders seit dem 30jährigen Kriege) Hof= und Lagersprache, so wie auch meist die Geschäftssprache bei Verhandlungen und in der Korrespondenz. In der Dichtkunst bediente man sich gleichfalls der deutschen Sprache, wie S. Columbus, L. Johnson u. A., oder man ahmte die Italiener nach, indem G. E. Dalstierna die schwierigsten italienischen Versarten, besonders Sonette, bearbeitete, auch Guarini's Pastor fido übersetzte und G. Rosenhann nebst Anderen ähnliche Versuche machte. Im Uebrigen waren der

Werke der Literatur wenig. Die Theologie war in ihrer orthodoxen Richtung eine abgeschlossene Wissenschaft, nur Erbauungsschriften wurden geschrieben. Unter der Christine begann man das schwedische Recht zu bearbeiten; ebenso beförderte diese Königin die klassischen Studien, und das der nordischen Alterthümer blühte sehr. Karl X. that nichts für die Wissenschaften und Literatur; Karl XI. begünstigte vorzugsweise die Wissenschaften, welche auf Gewerbe Bezug hatten. Während seiner Regierung brannte das stockholmer Schloß ab, wobei an 4000 Handschriften verloren gingen. Durch Originalität und Geist tritt uns in der Mitte des 18. Jahrhunderts O. von Dalin hervorragend entgegen, der sich besonders durch die Gewandtheit und Anmuth seiner prosaischen Schreibart auszeichnete und durch die Herausgabe der Zeitschrift „Argus“ entschiedene Verdienste erwarb. Die Königin Ulrike Eleonore gründete 1737 die Wissenschaftsakademie zu Stockholm für Mathematik, Physik, Astronomie, Naturwissenschaften, und Adolf Friedrichs Gemahlin, Luise Ulrike, die geistreiche Schwester Friedrichs des Großen, legte 1753 den Grund zur Akademie der schönen Wissenschaften (Vitterhetsakademie), stiftete die Bibliothek, sammelte Kunstschätze und unterstützte die Gelehrten, darunter besonders Linné. Während so vom Hof aus die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung befördert wurde, waren zugleich Privatgesellschaften, wie der von der Dichterin Hedw. Chr. Nordenflycht (Ausgewählte Arbeiten, Stockholm 1778), Creutz, Gyllenborg u. A. gebildete Verein „Utile dulci“, für denselben Zweck thätig, und ohne Zweifel ist diese ganze Periode durch das Auftreten von Männern, wie Ihre, Linné, Lagerbring u. A., eine der glänzendsten in der s.n L. Gustav III. (1771—1792), ein Mann von vielseitiger Bildung, ausgezeichnet als Redner und selbst Schriftsteller von nicht verwerflicher Art, ließ sich die Beförderung der Wissenschaft und Literatur eifrigst angelegen seyn, aber er verkannte und vernachlässigte, zu abhängig vom Vorurtheile für französischen Geschmack, das Bedürfniß eigenthümlicher Nationalität. So kam der sogenannte klassische Styl, richtiger aber der steif französische Geschmack genannt, zur Herrschaft, dessen feste Burg die von Gustav III. 1786 gestiftete neue schwedische Akademie wurde. Die Koryphäen dieser Epoche, die man als eine Art augusteischen Zeitalters zu preisen beliebte, waren Bellmann, Kellgren, Oxenstjerna, Leopold u. A. Die frischesten Dichter dieser Zeit, meist humoristischer oder satyrischer Art, wie Hallmann, Wallenberg, die Lenngren u. A., genossen beim Volke großer Beliebtheit, aber keiner Anerkennung bei der Kritik, die von Gustav III. das Stichwort erhalten hatte, daß nur Ernstwürdiges Beachtung verdiene. — Thomas Thorild, der die Befreiung vom geisttödtenden Formalismus ernstlich erstrebte und fremde Muster, wie Ossian, Shakespeare, Klopstock, Göthe, empfahl. Seine Bemühungen hatten noch keinen Erfolg, politische Gegner liehen dem literarischen Feinde ihre Macht; eine Schrift: „Die allgemeine Freiheit des Verstandes“, hatte die Verweisung des Dichters zur Folge. Die jüngern, welche auf ihn folgten, gehören noch zur Hälfte dem klassischen Geschmack an, doch gründen sie bereits einen Uebergang zu der neuen s.n L. Der bekannteste von allen ist Franz Michael Franzén (s.d.), ein Lyriker der kindlichen idyllischen Gattung; neben ihm sind in dieser allgemeinen Uebersicht zu nennen Joh. Olaf Wallin, der erste Hymnendichter und Kanzelredner, nebst Choräus, Kullberg, Stjernstolpe, und die Dramatiker Lindegren, Granberg und Nordforß. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts brach endlich ein neuer Morgen der s.n L. an; hauptsächlich wurde durch den tiefen Denker Hoijer in Upsala ein frischeres Leben angeregt, der besonders auf die literarischen Erzeugnisse hinwies. Mehre Versuche, Literaturzeitungen zu gründen, wurden gemacht, in Upsala bildete sich 1803 eine Gesellschaft der „Freunde der schönen Wissenschaft“, aus welcher 1807 der „Aurorabund“ hervorging. Die Mitglieder dieser Gesellschaften verlangten gründliches Studium der Alten und Aufmerksamkeit auf fremde Literaturen. Allein die damalige Verfassung Schwedens und der gegen Neuerungen feindselige und argwöhnische Sinn Gustav IV. Adolfs waren Bewegungen auf dem Felde der Literatur eben so wenig wie auf dem politischen Gebiete günstig. Der Haß des Königs gegen die französische Revolution und seine Furcht vor Verbreitung der Ideen, die durch sie in Umlauf gekommen waren, veranlaßte ihn einerseits, die Einfuhr von Büchern aus dem Auslande mit Lasten und Verboten jeder Art zu erschweren, andererseits aber auch die Censur auf die schmählichste Weise auszuüben zu lassen. Er unterdrückte die Literaturzeitung der jungen Dichter und ließ in einem „Journal für Literatur und Theater“, welches das einzige im Reiche seyn sollte, und von Wallmark herausgegeben wurde, den Schweden die geistige Kost verabreichen, die er für sie zuträglich hielt. Nachdem jedoch die Revolution von 1809 sowohl den Buchhandel, als auch die Presse frei gemacht hatte, folgte eine literarische Bewegung der politischen schnell nach. Der Kampf der Romantiker, d. i. derer, welche die Fesseln des unbequemen Formalismus und der althergebrachten Einseitigkeit abstreifen wollten, gegen die Klassiker, d. i. die Anhänger des Alten, entbrannte. Letztere hießen spottweise die Südländer oder Schellenklingler, anständiger aber Phosphoristen von dem „Phosphorus“, einer von Atterbom (s. d.) und Palmblad (s. d.), den Hauptführern der jugendlichen Phalanx, herausgegebenen Zeitschrift, welche nebst dem Polyphem, einem sehr satyrischen Blatt, von Askelof (der später als Redakteur der „Königlichen Minerva“ die Fahne der konservativen Partei und der russischen Politik aufpflanzte) 1810—1812 herausgegeben und dem von Atterbom edirten „poetischen Almanach“ ihr Organ war. Außer den genannten gehörten zu den Romantikern Hammer-

sköld († 1827), Ingelgren, Elgström, Börjesson, Karl von Geipel, Jwar Arwidson, Euphrosyne (Frau Kensting Nyberg) u. A. An der Spitze der großen, von der Akademie unterstützten Partei der Klassiker stand Leopold (s. d.) und Wallmark (s. d.); ihr Organ war das schon erwähnte „Journal für Literatur und Theater", u. das „Allgemeine Journal", der erste Angriff der neueren Schule, eine Kritik der gesammelten Werke Leopolds, erregte das Entsetzen der Klassiker im höchsten Grade. Einen so bewährten Dichter und Akademiker zu tadeln, galt als unerhörter Frevel. „So ist denn nichts mehr heilig!" rief Wallmark in seiner Zeitung aus. „Der Himmel erbarme sich über uns, die treuen Diener der königlichen Majestät." Die Phosphoristen blieben dabei nicht stehen; die Anmaßung der Alten, unverletzlich seyn zu wollen, trieb sie bis zum Uebermuthe. Wallmark, der unermüdliche Kämpfer der Klassiker, wurde zum Helden gewählt für ein zweibändiges burleskes Heldengedicht, „Markalls schlaflose Nächte", an dem 5 Dichter mitwirkten. Bei diesem Streite zwischen Romantik und Klassicismus, der lange Zeit und von beiden Theilen mit einer Erbitterung, die sich nicht immer in den Grenzen des Anstandes hielt, fortgeführt wurde, betheiligte sich die Mehrzahl der damaligen Dichter und Literaten. Gegenwärtig existirt der Klassicismus als Schule und Partei nicht mehr; die einseitige Richtung jener Akademie ist seit Leopolds Tode ganz verschwunden. Ihre ehemaligen Mitglieder stehen sämmtlich im Einklang mit den Romantikern. Aber auch die Härte und Schroffheit, womit die letztern aufzutreten gewohnt waren, hat sich mit der Zeit völlig abgeschliffen. Lindeberg, der die klassische Schule ferner halten wollte, hat so wenig Theilnahme und Anhang gefunden, daß er fast allein dasteht.

Die weder zu den Romantikern, noch zu den Klassikern gehörigen Dichter pflegt man in Schweden unter dem Namen der „gothischen Schule" zusammen zu fassen, eine Bezeichnung, die in sofern gerechtfertigt ist, als jene Dichter Romantiker im nationalen nordischen Geiste waren. Die berühmtesten sind Geijer (s. d.), der die „Iduna" herausgab, und Tegnér (s. d.). In der Politik haben beide literarische Freunde auf ihrem Gange sich gekreuzt. Tegnér begann als Liberaler mit der Forderung, daß das Alte dem Neuen weichen müsse, und endete als entschiedener Gegner der Neuzeit und ihres geistigen Inhalts; Geijers Anfänge wurzelten durchaus in der historisch-politischen Schule, und es erregte darum nicht geringes Aufsehen, als der bereits alternde Mann 1837 plötzlich erklärte, er habe sich in Manchem geirrt, und sich mit diesem Ausspruch eben so beharrlich auf die linke Seite stellte, als er bis dahin bei der entgegengesetzten Partei ausgehalten hatte. Außer diesen beiden verdient noch Beachtung Ling (s. d.), der Begründer der schwedischen Gymnastik, und Afzelius, der sich besonders durch seine Volkslieder und Volkssagen bleibendes Verdienst erworben hat. — Der früheren Epoche der neuen Literatur gehört noch eine ganze Reihe von Dichtern an, die sich keiner bestimmten Schule angeschlossen haben. Eine hohe Stelle unter diesen gebührt dem früh verstorbenen Stagnelius (s. d.), der fast in allen Gattungen der Poesie Meisterwerke geliefert hat, nur daß dieselben oft an einer mystisch-gnostischen Weltanschauung leiden. Ihm geistig verwandt ist Erik Sjöberg (mit dem Schriftstellernamen Vitalis), auch jung gestorben, ein Dichter von tiefem Humor, in dessen Arbeiten sich das Alltagselend spiegelt, an dem er zu Grunde gegangen ist; dann die beiden Landgeistlichen Hedborn und Grafström, die Repräsentanten einer heitern, mit den gelungensten Naturschilderungen wirkenden Dichtkunst. Karl August Nicander (s. d.) († 1839) zeichnet sich weniger durch Gedankenfülle und Ideenreichthum aus, als durch Anmuth, Lieblichkeit und vollendete Schönheit in Vers und Sprache. Mit ihm wetteifert an Gefälligkeit Bernhard von Beskow (geb. 1796, seit 1833 Hofmarschall). Ein Genie von fragmentarischem und bizarrem Charakter ist Almquist, der vielseitigste u. beweglichste Schriftsteller. Sein Leben ist fast immer originell gewesen, sowohl zu der Zeit, als er in einem urskandinavischen Rausch sich in einem Walde Wermlands eine Lehmhütte gebaut hatte und seine vaterländische Grütze mit Holzlöffeln aß, als in der spätern Periode, wo er in grünem Rock und rother Halsbinde einherging und sich dem orthodoxen Konsistorium zum Trotz in seinem geistlichen Kandidatenamt behauptete, das ihm nie einen Heller eingetragen hat. Almquist hat sich in Allem versucht und seine Dichtungen tragen ihren stofflichen Inhalt aus allen Theilen der Erde zusammen. Grammatiken über verschiedene Sprachen, ein geometrisches Lehrbuch, Volksschriften, Geschichtswerke, Erdbeschreibungen, national-ökonomische Abhandlungen, kleinere Aufsätze über fast alle Gebiete des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, Dramen, auch zwei altjüdische, in deren einem man eine Parodie des Apostels Paulus hat finden wollen, Trauerspiele, Romane, Novellen, Balladen, Lieder — das hat er alles geschrieben und noch dazu seine Lieder theilweise komponirt. Seine ächt dichterischen Anlagen sind glänzende Phantasie, reiche Erfindung, merkwürdige Gewandtheit, sich in alle Zeiten und Lagen zu versetzen. Aergerniß hat er häufig gegeben, namentlich in einem Romane, der als eine Vertheidigung des Konkubinats aufgefaßt wurde und darum nicht weniger als 3 Fortsetzungen von moralischen Schriftstellern hervorrief, in denen der Faden weiter gesponnen und der vernichtende Einfluß des Konkubinats auf Staat, Religion und Familie grell geschildert wurde. In neuester Zeit (1851) ist er plötzlich aus Stockholm verschwunden u. eine Reihe von Anklagen wegen gemeiner Verbrechen gegen ihn erhoben worden. Ein fruchtbarer Schriftsteller war auch der Pfarrer Karl Johann Dahlgren (s. d.); dann Christian Erik Fahlcrantz [s. d. 3)]. — Ueber den Geschmack der Schweden u. die besondere Art ihrer Empfänglichkeit für Literatur fügen wir schließlich das Urtheil eines kompetenten Dichters und Richters bei: „Der

Schwede, so wie der Franzose", schreibt Tegnér, „liebt in der Poesie vorzugsweise das Klare, Leichte, Durchscheinende. Auch das Tiefe fordert er, ja schätzt es, soll dann aber auch eine durchsichtige Tiefe seyn. Er will den Goldsand auf dem Grunde der Wellen sehen. Alles Trübe und Finstere, was ihm kein klares Bild gibt, und wäre es ihm auch noch so tiefsinnig, ist ihm zuwider; die Klarheit ist eine nothwendige Bedingung bei allem, was auf ihn wirken soll. Hinsichtlich des Geistes und der Weltansicht, selbst bei dem Dichter, lieben wir besonders das Lebensfrische, Rasche, Muthige, ja Uebermüthige. Dieses gilt auch von dem schwedischen Nationalcharakter. Wie erschlafft, wie eitel und entartet das Volk auch seyn mag, so liegt doch immer eine Wikingsader auf dem Grunde des Nationalsinnes und man freut sich, sie auch bei dem Dichter wieder zu erkennen. Etwas Trotziges und Titanisches geht wie ein Geschlechtszug durch das Volk. Ein kalter, aber klarer und frischer Wintertag, der alle Kräfte des Menschen stärkt und stählt, um gegen eine harte Natur zu kämpfen und sie zu besiegen, ist das rechte Naturbild des nordischen Sinnes. Wo dieses klare Wetter sich findet, dieser frische Geist haucht, da fühlt die Natur ihr eigenes innerstes Leben und übersieht deshalb einzelne poetische Mängel." — Es läßt sich der schwed. Regierung in neuerer Zeit nicht nachrühmen, daß sie über die höheren Angelegenheiten der Menschheit, über das Gedeihen der Wissenschaften und der geistigen Kultur mit Sorgfalt wache. Dieser Vorwurf trifft jedoch keineswegs den Regenten, denn Karl XIV. Johann und Oskar hegten beide Sinn und Liebe zu den Wissenschaften, beide unterstützten aus ihren eigenen Mitteln Gelehrte und literarische Anstalten bedeutend, sondern die Reichsstände als Verwalter und Vertheiler der Geldmittel. Unter der großen Anzahl Akademien und Gelehrtenvereine, von denen die meisten seit Gustavs III. Regierung gestiftet wurden, behauptet nur noch die Akademie der Wissenschaften ihren Ruf. Unter den in neuerer Zeit gebildeten Privatvereinen verdienen der „Kunstverein" und der 1833 gestiftete „Literarische Verein" Auszeichnung, der aber 1838 wieder einging. Besonders verdient macht sich die skandinavische Gesellschaft durch die Herausgabe alter skandinavischer Urkunden; auch der Gartenverein leistet viel für Verbreitung nützlicher Gewächse und Zierpflanzen.

B. Einzelne Fächer: I. Poesie. Die schwedische Dichtkunst blieb lange ärmlich und vernachläßigt. Neben einigen romantischen Dichtungen, welche Schweden aus Deutschland erhielt, bestanden die Originalwerke aus Legenden, Reimchroniken, Räthseln rc., welche in Klöstern entstanden waren und später wieder in Prosa aufgelöst wurden, wie die Geschichte von Armicus und Amelus und die Erzählung von den sieben Meistern u. s. w. beweist. Einen freieren Ton stimmten die obgenannten Könige aus dem Hause Wasa an; als den Vater ihrer Poesie aber verehren die Schweden Stjernhelm. Die Einführung der antiken Maße durch diesen kenntnißreichen Mann fand viele Nachahmer, welche besonders die epischen Gedichte der Griechen und Römer in Hexametern wiederzugeben versuchten; allein der Grundsatz und das Beispiel Skjöldebrands, sich dabei an keine Regel zu binden, das er auch in der Uebersetzung des ersten Buches von Lucans „Pharsalia" ausführte, wirkte höchst nachtheilig. Denn nachdem bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts mehre bessere Dichter, wie E. D. Lindemann, D. Wewerinus, P. Langerlöf, D. D. Bröms, D. T. Geißler u. A., aufgetreten waren, sank schon zu Karls XII. Zeiten die Dichtkunst wieder um so tiefer herab. Selbst die schätzbaren Bemühungen Dalins hatten noch mehr den Zweck, die Poesie zur Hofunterhaltung und zum Gegenstand des Wetteifers in Cirkeln von Schöngeistern zu machen; das Volk blieb unberührt davon. Erst in neuerer Zeit hat ein kühnerer Geist in kunstgerechter Form sich zu regen begonnen, wie die Werke von Stagnelius („Gesammelte Werke", 1825), Franzén („Gedichte", Oerebro, 1824, 5 Thle.); Tegnér („Kleinere gesammelte Gedichte", Stockh. 1828), K. A. Nicander („Gedichte", das. 1826; neue Sammlung 1827); Sjöberg („Vitalis Gedichte", 1824); E. Dalgren („Der Thurm zu Babel", 1844); Palmblads und Regners Uebersetzungen darthun. Auch die metrische Technik macht Fortschritte, Adlerbeth verdanken die Schweden feste Regeln der Prosodik. — Seine

a) Heldensage theilt Schweden mit dem ganzen Nordland, welches Odin als seinen ersten König verehrt; die Lieder, welche diese Heldenthaten beschrieben, rührten daher unstreitig aus denselben einzelnen Liedern her, wie sie in der alten Idee noch vorhanden sind, doch verwischen sich hier die Grundzüge mehr, als in dem entfernten Island. Die schwedische Heldensage findet sich noch in den Liedern der Ynglinga-Saga; sie feiert Odins Sieg über König Gylfe und seine weitern Unternehmungen und Eroberungen, die er endlich so theilte, daß Schweden an Yngvi Freyr kam, welcher das Haus der Ynglinger gründete. — Ein unbestreitbarer Nachtheil für die schwed. Dichtkunst war es, daß sie anfangs getrennt von Volkssagen behandelt wurde und man lieber Fremdes nachahmte, als seine Volkslieder sammelte und aufbewahrte. Erst die neuere Zeit hat die Trümmer der untergegangenen Volkspoesie Schwedens wieder gesammelt. Hieher gehört das altfaröische Lied: „Ismaels Hochzeit" (übersetzt von G. M. Gumälius im 10. Bde. der Iduna); die Sammlung der „Gesänge von Nordens ältesten Dichtern" (ins Schwedische übersetzt v. Afzelius, Stockh. 1818); die „Frithjofssaga", bearbeitet von Tegnér (s. d); ferner hieran sich anschließend P. Wieselgrens „Erinnerungsgesänge aus Wärend", „Gesänge Stork Odders" (Lund 1824), die „Schwedischen Volksweisen der Vorzeit", gesammelt von Geijer und Afzelius (Stockh. 1814—1816, 3 Bde.; deutscher Auszug von Mohnike, Berl. 1830); „Die schwedische Volksharfe" (Stockh. 1826, deutsch von Schley: „Schwedische Dichtungen", Gothenb. 1828, 3 Thle.) und die „Schwedische

Anthologie", gesammelt von P. A. Wallmock, (Stockh. 1828, 3 Thle.), Arwidson, „Neue Sammlung altschwedischer Volkslieder und Volksspiele", u. A.

b) Das Epos, wenigstens das ernste, wurde in früherer Zeit nicht bearbeitet. Gyllenborgs „Täget öfver Belt" (Karls X. Zug über den Belt) ist das erste Werk, das mit Auszeichnung genannt zu werden verdient; es erstrebt zunächst französ. glatte Korrektheit, ist aber reich an sinnvollen Zügen. Außer diesem sind die beiden Epopöen: „Gust. Wasa", einmal v. O. Celsius (1774) und das andere Mal von Skjöldebrand bearbeitet, E. J. Stagnelius' „Wladimir der Große", eine tadellose Arbeit (deutsch von Ol. Berg, Königsb. 1827), Lings Gylfe Tirflug und Aserne, Malmströms Ariadne, Nyboms Byron in Griechenland und Franzéns Svante Sture die einzigen mehr oder minder bedeutenderen Erscheinungen. — Im komischen Epos treten Rudbecks († 1777) Epopöen „Die „Borasiade" (Stockh. 1776) und „Neri" am meisten durch geistreiche und eigenthümliche Behandlung hervor; Branders Gustaviade ist werthlos. Zum komischen Fache gehört auch durch die Vermischung des Antiken mit dem Modernen Stjernhjelms in Hexametern geschriebene „Wahl des Hercules" (1727; herausgegeben von Silfverstolpe, Strengnäs 1808; Stjernhjelms „Werke", Stockh. 1819). Stenhammer (geb. 1759, † 1799) machte einen nicht mißlungenen Versuch, die Aeneide zu travestiren. Ein idyllisches Epos schrieb Franzén: „St. Julien oder das Bild der Freiheit" (1825), in welchem man jedoch nur einen versificirten Roman von Lafontaine erkannte, und ein gleiches Runeberg (Hanna, die Elennthierschützen). Fahlcrantz schrieb ein religiöses Epos „Ansgarius" (unvollendet) und Franzén das historische Gedicht „Columbus".

c) Das Drama. Wenn J. Messenius' († 1637) pedantische Schul-Schauspiele und ähnliche Nachbildungen auswärtiger Mysterien und Fastnachtstücke nicht in Erwägung kommen, und fremdartigen dramatischen Hoflustbarkeiten die ihnen gebührende Stelle angewiesen wird, so ist das Nationaldrama in Schweden sehr späten Ursprungs. Dieser Zweig der Kunst fand selbst bei der, im Uebrigen die Wissenschaften sehr begünstigenden Königin Christine wenig Unterstützung und erst durch Ulrike Eleonore kam (1740) der Bau eines Theaters in Stockholm zu Stande, auf den man in Ermangelung vaterländischer Produkte fremde Stücke in Uebersetzung darstellte. O. v. Dalin lieferte das erste, noch vorhandene schwedische Trauerspiel. Das glänzendste Zeitalter fällt in die Regierung Gustavs III., der nicht nur als freigebiger Beschützer des Theaters, sondern auch als Schauspieldichter (Stockh. 1826) auftrat. Seine Arbeiten haben einen rhetorisirenden Zuschnitt und können den französischen Schulgeist nicht verleugnen. Es entstand nun nicht nur in der Hauptstadt das große Opernhaus und das sogenannte dramatische Theater (1825 abgebrannt), sondern auch Provinzialstädte führten ähnliche Unternehmungen aus und Gustav ermunterte verschiedene Gelehrte (wir nennen J. D. Flintenberg, J. Murberg, Frau Lenngren, A. F. Listall, L. Lalin, G. Rothmann u. A.) zur Uebersetzung der dramatischen Meisterwerke der Franzosen. Kellgren schrieb nach des Königs Plan mehre lyrische Tragödien und Dramen. Es ist den Schweden, obgleich sich seitdem die Zahl ihrer Schauspiele bedeutend vermehrt hat, bis heute nicht gelungen, im dramatischen Fache etwas Vorzügliches zu leisten. Was 1) die Tragödie betrifft, so sind weder Gyllenborgs matte Versuche („Birger Jarl" und „Sune Jarl") und Adlerbeths verkünstelte Werke, noch Leopolds oft bewunderter „Odin" (1790) Meisterwerke eines dichterischen Genius, und sowohl dem im Einzelnen gelungenen satyrischen Drama von Ling, „Agne" (Lund 1812), als auch den mystisch-romantischen „Märtyrern" von Stagnelius fehlt es an Lebendigkeit und Handlung. Letzter machte auch in den „Bacchanten", „Sigurds Ring und Wislur" („Gesammelte Schriften", Stockh. 1825) einen Versuch, die griechische Tragödie mit Chören einzuführen. Die flüchtig gearbeiteten Trauerspiele Lings: „Blotswen", „Ingiald Illrada", und „Iwar Widfamne", „Die Söhne Wislur's" und „Styrbjörn" (Stockh. 1824) gehören schon zu den unbedeutendern Erscheinungen; völlig verunglückt aber ist Atterboms „Insel der Glückseligkeit" (Upsala 1824; deutsch von Neus, 1829), so wie Ankerhjelms „Waldemar" (1824). Auszeichnung dagegen verdienen die Tragödien Beskows: „Erich XIV.", „Gustav Adolf in Deutschland", „Torkel Knutsson", welches letztere als das beste von allen bühnengerechten Trauerspielen der schwed. L. gilt. Außerdem sind noch zu nennen Skjoldebrand („Hermann von Unna", „Karls XII. Tod"), Nicander („Das Runenschwert"), Afzelius („Der letzte Folkunge), Almquist („Ninon de l'Enclos"), Engeström („Hjalmar und Ingeborg"), Börjesson („Erich XIV.") u. A. — 2) Im Lustspiele machte sich vor allen der derb witzige C. F. Hallmann, dann der nicht minder derbe Peykull (die „Ordensgrille") und Gyllenborg in seinem interessanten und treuen Gemälde schwedischer Sitten: „Die neue Herrschaft" bekannt. Lindegren verpflanzte den kotzebueschen Ton nach Schweden zur Zufriedenheit des vornehmen und geringen Pöbels, allen Rechtgesinnten ein Greuel. Außerdem führte man meistentheils Uebersetzungen deutscher und franz. Theaterstücke auf und J. G. Thomander machte sogar einen sehr gelungenen Versuch in Uebertragung shakespeare'scher Lustspiele („Die lustigen Weiber von Windsor", „Wie es euch gefällt", „Der heilige Dreikönigsabend", 1825), die völlig schwedisches Nationaleigenthum geworden sind. Die Uebersetzung von Grillparzers „Sappho" durch O. F. Berg mißglückte fast gänzlich. In der — 3) Oper, deren Bearbeitung mit Gustav III. beginnt, brachten die Schweden mehre eigenthümliche Produkte hervor, die, wie Wellanders († 1783) „Peleus und Thetis", zu welcher Gustav III. selbst den Plan entworfen hatte, ferner Lidners in großem und kühnem Style geschriebene „Medea" und Kell-

grens in melodischer Sprache verfaßte Werke: „Gustav Wasa", „Ebba Brahe" und „Aeneas in Karthago" mit großem Beifall aufgenommen wurden. Beskows „Troubadour" hat der König von Schweden selbst komponirt u. „Ryno" wurde ins Deutsche übersetzt. Auch „Titus" u. die „Vestalin" wurden in den neuesten Zeiten durch Uebersetzungen auf der schwedischen Bühne heimisch.

d) Die lyrische Poesie fand früh schon an dem schwärmerischen J. Thomasson Bureus (1568—1652; Nimäre visor, Upf. 1637) und an dem regellosen Lorenz Johansson ihre Vertreter; der erste verräth unzweifelhaftes Talent, aber er ist roh und in abenteuerlichen Seltsamkeiten verhüllt. Dalins Gedicht: „Die Feier der schwedischen Freiheit" (1742) galt lange Zeit als lyrisches Muster. Die vielfachen Preisaufgaben der schwedischen Akademie veranlaßten gerade in dieser Gattung zwar vielfache, aber keineswegs ausgezeichnete Versuche, denen noch in neuer Zeit ein Hang zur Mystik wesentlich schadete. Den ersten Rang als Lyriker nimmt unstreitig der phantasiereiche, originelle und volksthümliche C. M. Bellmann († 1795) ein, der seine „Gedichte" (Stockh. 1814) selbst komponirte. Neben diesem stehen Kellgren, voll schöpferischer Kraft und warmer Lebensfülle Gyllenborg, Oxenstierna („Ode an die Hoffnung"), Leopold („Sehnsucht nach unsterblichem Ruhm"), Adlerbeth, Kaström („Ode über die Vorsehung"), Sjöberg († 1822) („Ode auf Gustav Adolf"), Stenhammer („Ode auf die Schlacht bei Swenssund"), Franzén, unübertroffen als Lyriker der kindlichen idyllischen Gattung; dann in neuerer Zeit der kühne und geniale E. Tegnér (seine ersten Gedichte: „Kriegslied für Schonens Landwehr" und „Schweden"), Frau Chr. Jul. Nyberg (genannt Euphrosyne, „Gedichte", Upsala 1822), A. Nicander („Hesperiden", „Erinnerungen aus dem Süden"), Stagnelius („Psalmen und Trinklieder"), Thorild und Geijer („Vaterländische Lieder"). Frische, Heiterkeit und Witz, aber eben so sehr Flüchtigkeit zeichnen Dahlgrens Lieder aus, der in mancher Hinsicht der „schwedische Beranger" genannt werden kann. Viele derselben sind Lieblinge des Volks; sein Studentenlied: „Der Frühling ist da" wird am letzten April jedes Jahres von den Studenten Upsala's im Freien gesungen. Tiefglühende, aber leicht und zierlich ausgesprochene Sehnsucht spricht aus Atterboms kleineren Liedern; sein Gedicht „Die Blumen" war lange Zeit das volksbeliebteste in ganz Schweden. Noch sind als Liederdichter zu nennen Valerius, Grafström, Böttiger, Hedborn, ein Naturdichter, Ingelgren, und Elgström, (beide früh †), u. A. Reines Gefühl und lebendige Phantasie wehen in den erotischen Gesängen der Frau Wikström. Stark bacchantisch sind die berühmten Trinklieder von Bellmann; mildern Geistes die von Thorild, Atterbom und Franzén (kleine Sammlung derselben, Stralf. 1830). Das geistliche Lied fand nach den beachtenswerthen Versuchen Aströms, Bellmanns, Stenhammers und Oedmanns erst durch Wallin († 1839) eine höhere Ausbildung. Unter den Lyrikern, die in neuester Zeit in Schweden aufgetreten sind, wird Joh. Ludwig Runeberg (s. d.), ein finnischer Sänger, gewöhnlich überschätzt. Er liefert farbenfrische Darstellungen finnischer Natur, finnischer Sitten, finnischer Dürftigkeit, allein die Dichtungen leiden darunter, daß Runeberg, gleich unserm Voß, seinem Vorbilde für seine „Hanna", Hammerschlag und Dröhnen des antiken Versmaßes und Poesie für gleichbedeutend hält. Das Gegenstück von ihm ist Wilhelm v. Braun, Offiz. in der Armee, witzig, ungezwungen, zuweilen sogar cynisch, ein fruchtbarer Dichter, der aber in neuerer Zeit ins Weinerliche umschlagen zu wollen scheint. Hierin gleicht ihm Böttiger, ein Schwiegersohn Tegnérs. Von untergeordnetem Range sind Ruda, Assar Lindeblad, Ingelmann, ein unerschöpflicher Gelegenheitsdichter, Sätherberg, Blanch, Malmström, Nymbom, Bergmann u. A. Mehre der Genannten pflegen das politische Lied; erfolgreicher noch geschieht dies von einer Reihe jüngerer Dichter. Die bedeutendsten derselben sind: Sturzenbrecher, Verfasser einer Gedichtsammlung „Meine armen Lieder", aus dem noch ein schwedischer Heine werden kann. Ridderstad, ein Offizier und begeisterter Freiheitssänger, was in Schweden so wenig gern gesehen wird wie anderswo, und Strandberg. Diese ganze Jugend singt in einem Ton, der die alten Akademiker mit Entsetzen erfüllen würde, aber auch die Phosphoristen Titanen, die den klass. Olymp erstürmten, so wenig anmuthet, daß Alle, so viel ihr noch leben, zu mürrischen Gegnern des Neuen geworden sind. — In der

e) Elegie machten Creutz († 1785), Stenhammer und Franzén einzelne Versuche; das Höchste leistete in derselben wohl die liederreiche Nordenflycht († 1763), die schwedische Sappho genannt, („Klagen über den Tod meines Gatten"); aus neuester Zeit ist Malmström zu nennen.

f) Die Heroide bearbeiteten Regnér („Gustav Wasa's Brief an seinen Pflegevater Hemming Gadd") und Lidner nicht ohne Glück.

g) Im Lehrgedichte haben die Schweden neben manchem Verfehlten und Einseitigen auch manches Gelungene aufzuweisen. Zu ersterem rechnen wir die gutgemeinten, aber trockenen Dichtungen H. Spegels († 1713), die matten Erzeugnisse der Nordenflycht: „Vertheidigung des weiblichen Geschlechts gegen Rousseau", sowie ihren „Versuch über die schwedischen Dichter" und Liliesträte's ganz verfehlten „Fideikommiß an meinen Sohn". Zu den bessern Produktionen gehören Gyllenborgs „Jahreszeiten" u. „Versuch über die Dichtkunst" (Stockh. 1798), Oxenstjerna's „Tagesstunden" und „Ernte", Lidners „Jüngstes Gericht" und Thorilds Dichtung „Die Leidenschaften", welche sich sämmtlich eben so wie Stenhammers, Silfverstolpe's und Leopolds Lehrgedichte durch anmuthige und lebendige Darstellung auszeichnen. Die Leistungen dieser Männer verdienen um so größere Anerkennung, da sie in Hinsicht des Stoffes sehr wenig durch die mangelhaften Werke der schwedischen Gelehrten unterstützt wurden.

h) In der Fabel vermochten sich die Schweden nie über das Mittelmäßige zu erheben, obschon ihre Versuche darin durch ausländische Muster geleitet wurden. So ahmte Dalin, jedoch ohne Geist, Lafontaine und Bellmann Gellert nach. Lidner bildete seine Anlage nicht gehörig aus und leistete, sowie Silfverstolpe, nichts von Bedeutung. Am besten wußte noch Gyllenborg, der nach Aesop und Lafontaine arbeitete, in Behandlung der Fabel den Volkston zu treffen.

i) In der poetischen Epistel behandelte Adlerbeth mit Ernst und Würde philosophische und moralische Wahrheiten, Oxenstjerna launige Gegenstände mit vorherrschendem Hange zur Ironie, während Leopold in voltaire'scher Manier dichtete.

k) Die Satyre gedieh, bei dem im Norden überwiegenden Hang zu derselben, in Schweden schon frühzeitig; zudem gaben auch die Regierungsverhältnisse daselbst öftern Anlaß zu bitterm Tadel und beißendem Spott. Triewald († 1743) geißelte unter Anderm die schlechten Dichter; Dalin verspottete in seiner Zeitschrift „Argus" die Thorheiten seiner Zeit und schrieb außerdem weitschweifige Satyren in Prosa. Mit Ernst und Kraft trat Gyllenborg auf; mit schneidender Schärfe Kellgren, der Meister in diesem Fache („Gesammelte Schriften", neue Aufl. 1828), der in der Zeitschrift „Stockholms Posten" muthig den vorlauten Ausländereien entgegenarbeitete. An diese schließt sich das obenerwähnte Werk „Markalls schlaflose Nächte" an. Außerdem haben sich noch die Lenngren, H. Bergström und Leopold (gegen die Romantiker) als Satyriker bemerkbar gemacht.

l) Dem Epigramm wußte Oxenstjerna durch Neuheit der Gegenstände besonderes Interesse zu geben; auch Frau Nordenflycht, die Lenngren und J. Elers („Meine Versuche", Stockh. 1755–59) leisteten Beachtenswerthes. Als Parodist zeichnete sich Hellmann aus.

m) Romanzen und Balladen hatte die schw. L., die schwachen Versuche von Fallgren und Silfverstolpe abgerechnet, nicht aufzuweisen, sogar Franzéns Dichtungen dieser Art waren nicht bedeutend, bis Tegnér im „Axel" (1822, 2. Aufl., deutsch von W. von Souhr, 1824, von Mohnike Stuttg. 1829) und in der „Frithjofssaga" die Fähigkeit der Schweden auch für dieses Fach bewies. Außer ihm haben noch Geijer, dessen Romanzen „Der letzte Kämpe", „Der letzte Skalde", „Der Wikinger" Musterstücke in ihrer Gattung sind, Nicander („Tasso's Tod", „Der Löwe in der Wüste", „König Enzio"), Stagnelius, Afzelius, Almquist u. A. dasselbe Feld mit Erfolg bebaut.

n) In der Idylle zeichnete sich Tegnér („Die Nachmahlskinder", Lund 1821, deutsch von D. Berg) vor Lidners gezierten, in Geßners Manier gedichteten Idyllen und selbst vor Franzéns wohlgelungenen lyrischen Erzeugnissen dieser Art („Lyrische Idyllen", u. A. die Zusammenkunft bei Alavaoträ) sehr vortheilhaft aus. Noch ist die Lenngren, Runeberg (die schon erwähnte „Hanna") und Stagnelius anzuführen.

o) In der poetischen Erzählung, welche die Schweden mit Glück bearbeitet haben, verdient das erotische Gedicht des Grafen Creutz „Atis und Camilla" (1761) den ersten Platz, einen der letzten dagegen die zum Theil hieher gehörende Schrift El. Charl. Alsedyhlls: „Gefion" (Upf. 1814). Außerdem sind hier die Namen Stenhammer, Silfverstolpe und Leopold zu nennen und „Die Portraits" von Frau Lenngren nebst Oedmanns „Erinnerungen aus der Schule u. Heimath" zu erwähnen.

p) Die Romanliteratur war noch zu Anfang der politischen und literarischen Revolution Schwedens ein beinahe völlig unangebautes Feld. Die früheren Versuche in diesem Fache, wie die „Geographische Benennung des großen Schelmenlandes" (1786), Leopolds „Kleine satyrisch-moralische Erzählungen" und Wallenbergs in Sterne's Manier verfaßtes Werk: „Mein Sohn auf der Galeere" streiften zu sehr ins Gebiet der Satyre. Auch die Behandlung vaterländischer Stoffe in Mörks „Moralisch-romantischen Erzählungen" (Stockholm 1742) fanden wenig Beifall und in der spätern Zeit erschien außer einer Menge Uebersetzungen von französischen, deutschen u. englischen Romanen nur ein einziges, aber vorzügliches inländisches Produkt in dem „Zemelesky" von Korell. Fruchtbarer an Erzeugnissen dieses Faches war die neuere Zeit. Charlotte Berger trat hervor mit ihren in pathetischer, aber gewandter Sprache geschriebenen Romanen („Die französ. Kriegsgefangenen", Stockholm 1814; „Die Zaubergrotte", 1816; „Die Ruinen von Brahelm", 1816; „Albert u. Luis", 1817, u. A.). Cederborgh verrieth in seinen burlesk-witzigen Produktionen („Ottar Trallenberg", „Uno von Trasenberg" 2c.) eine geschickte Hand im Zeichnen von Genrebildern. Palmblad lieferte in Atterboms „Musen-Almanach" eine Reihe von Novellen, die ihrer Zeit bedeutende Wirkung erregten u. noch immer geschätzt werden. Später folgte Claes Livyn († 1844 als Generaldirektor der Gefängnisse) mit dem Romane „Axel Sigfridson" (unvollendet) und mit der wilden Humoreske „Spader Dame", die Fouqué unter dem Titel „Pique Dame" mit Milderung der zu grellen Züge deutsch wiedergegeben hat. Die trostlose Ironie eines mit sich selbst zerfallenen Gemüthes und die unharmonische Weltanschauung, welche in diesen Dichtungen herrscht, ließ dieselben, obschon sie einen mächtigen Genius bekunden, bei der Menge keinen Anklang finden. — Eine ganz neue Gattung, den historischen Roman, rief die Nachahmung Walter Scotts hervor, zuerst „Bauer Thord" (unvollendet) vom Pfarrer Gumälius, ferner die sehr geschätzten Romane „Snapphanerne" (die Freibeuter) u. „Der letzte Abend im Ostwalde" von einem Unbekannten, den unter seiner Bezeichnung D. K. zu errathen die schwedische Lesewelt sich vergebens viel Mühe gegeben hat. Historisches Studium und gute Erfindung, beeinträchtigt nur durch die etwas breite und dürre Ausfüh-

rung, entfaltet sich in den Romanen von dem flotten Oberst Graf Sparre: „Der letzte Freisegler" und „Adolf Findling", einem Gemälde aus dem Zeitalter der Christine. Der Kammerjunker Karl Kullberg versuchte sich in Paul de Kocks Manier mit „Denkwürdigkeiten eines jungen Mannes" und im historischen Roman mit „Gustav III. und sein Hof", der Aufsehen erregte, weil er auf geschichtlicher Basis ruhen wollte. Letzteres ist gerade die schwächste Seite des Buches; aber einzelne Scenen sind mit Virtuosität und Farbenpracht ausgemalt. Der eigentliche historische Roman hatte indessen nur eine kurze Blüthenzeit und mußte bald Sittenschilderungen aus dem wirklichen Leben der Gegenwart weichen. Hier ist zuerst Doktor Wetterbergh zu erwähnen, als Schriftsteller „Onkel Adam" genannt, dessen Schriften lauter Genrebilder aus dem Leben des Mittelstandes sind. Engström, der den schwedischen Bauernstand ebenso genau kennt, als er ihn gut darstellt („Wermlandsbröder"), spielt mit „Björn Wolfzahn" und „Des Ansiedlers Hochzeit" in den Tendenzroman über. Das Burschenleben wurde von Af. Sillen geschildert, aber viel zu fratzenhaft. Beschaulichkeit ist der vorwiegende Zug in des Finnen Seellmann, Rektors in Kuopir, „Vier Heirathen" und in des Barons de Geer „Das Herzklopfen auf Dalwik". In kleinen Erzählungen zeichnet sich der sehr fruchtbare Novellist Mellin aus, der auch eine „Schwedische Geschichte für Frauenzimmer" geschrieben hat. Seine frühern Novellen zeichnen sich durch lebendige Darstellung aus, wie „Die Blume auf dem Kinnekulle", „Anna Reibnitz" und „Sivard Kruse's Hochzeit;" die spätern dagegen sind meist leichte Waare. Das größte Interesse haben drei romanschreibende Damen für sich zu erregen gewußt, von denen Friederike Bremer (s. d.) (geb. 1802) am frühesten bekannt wurde. Ungeachtet mannichfacher Fehler ihrer Schriften, unter denen ein immer übel angebrachtes Philosophiren und ein gänzliches Verzeichnen männlicher Charaktere am bemerklichsten hervortreten, werden dieselben dennoch auch außerhalb Schweden, in Deutschland, England, Dänemark und Nordamerika mit Vergnügen gelesen. Die schönen Zeichnungen naiver Weiblichkeit, die gelungenen Vorstellungen häuslicher Zustände und das starke Hervortreten der Poesie des Herzens rechtfertigen diesen Erfolg. Die zweite dieser Schriftstellerinnen ist die Freifrau von Knorring, mit einem Stabsoffiziere eines Regiments in Westgothland verheirathet, Verfasserin der Romane „Die Kousinen" „Axel", „Standesparallelen", „Die Frauen", „Die Freunde", „Die Täuschungen", „Der Häusler", „Die Hoffnungen." Sie ist eine Meisterin in der Kunst, den Tand und die zierlichen Thorheiten der großen Welt aufzufassen u. darzustellen; sie schreibt unbefangen und besitzt Beweglichkeit und Grazie. Die letzte des Damenkleeblatts, Frau Emilie Flygaré Carlén (s. d.), in Stockholm lebend und an einen Juristen verheirathet, ist die fruchtbarste von allen. Sie schriftstellert seit etwa 10 Jahren, wo ihr „Waldemar Klein" erschien. Ihre Romane „Der Repräsentant", „Gustav Lindorm", „Der Professor u. seine Schützlinge", „Die Milchbrüder", „Die Kirchweihe", „Die Rose auf Tistelö", „Der Skutsjunge", „Paul Wärning", „Kämmerer Laßmann", „Das Fideikommiß", „Die Dachstübchen", „Die Braut auf dem Omberg", „Der Ansiedler auf der Johannes-Klippe", „Eine Nacht am Bullarsee" — sind wohl sämmtlich ins Deutsche übersetzt.

q) An Uebersetzungen von Meisterwerken der Ausländer besitzen die Schweden gegenwärtig die klassischen Werke der Römer, wie Horaz, Ovid, Virgilius u. A., durch Adlerbeth, die griechischen Bukoliker, einen Theil der Iliade durch Traner, Miltons verlornes Paradies durch Oxenstjerna, Shakespeare's Macbeth durch Geijer, Tasso's befreites Jerusalem in reimlosen Jamben durch Skjöldebrand und Klopstocks Messias durch v. Bildstein. Den Ruf eines guten Uebersetzers erwarb sich auch Regnér. Nervander übersetzte die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern; Stjernstolpe Wielands Oberon, den Don Quixote, Blumauers Aeneide; Wallenberg den Homer, Palmblad den Aeschylus und Sophocles, Loven die Lusiade u. s. w.

r) Taschenbücher pflegt man in S. zu Weihnachtsgeschenken zu verwenden. Es sind zu nennen die „Sylphide" 1839 von Dahlgren; Nyorsgafva for 1840; die schon länger erscheinenden „Winterblommor" (Winterblumen) von Mellin; „Tumme-liten" (Däumchen) von Dahlgren; „Snösippan" (Schneeanemone) von Lilja; „Linnaea borealis" von Malmström und Bergmann; „Hertha" u. A. m.

II. Wissenschaften. a) In der theologischen Literatur S.s tritt wenig Bemerkenswerthes hervor; sie bestand lange Zeit nur in einer Anzahl homiletischer Versuche. Der überwiegende Einfluß von Swedenborgs Schriften, der sich bis die neuere Zeit vielfach geltend gemacht hat, läßt auch wenig Fortschritt auf diesem Felde hoffen. Im Geiste dieser Theosophen ist u. A. Knös' „Theologisch-philosophisches Gespräch mit mir selbst über Gott, Mensch und Welt" (Upsala 1824) geschrieben. Man übersetzte außerdem Arndts Paradiesgärtlein u. Schmolke's andächtigen Sünder und dergl.; da wurden auch Luthers Werke ins Schwedische übertragen. Noch ist zu erwähnen Berggeists Schrift „Ueber Vernunft und Offenbarung". In der Exegese erhoben sich Oedmanns „Philologische Versuche über das neue Testament" (1821, 4 Bde.) und H. Reuterdahls „Propheten" (Lund 1824) nicht viel über das Gewöhnliche. Im Uebrigen übersetzt man die Deutschen, besonders Tholuck, Olshausen und die deren Richtung folgenden Exegeten. Von den Handbüchern der Dogmatik ist das von Lundblad (Ups. 1825) und von Norbeck (1845) zu bemerken. Zerstreute Abhandlungen über theologische Gegenstände enthält die Zeitschrift „Theophrosyna", herausgegeben von einer Gesellschaft stockholmer Geistlichen. Das durch Rogberg und Wiebom erscheinende „Theologische Journal" bietet meist

Uebersetzungen aus dem Deutschen. Andere theologische Zeitschriften sind die „Ecclesiastik Tidskrift", von Fahlcrantz, Knös und Almquist in Upsala, die „Theologisk Quartalskrift", von Thomander und Reuterdahl in Lund herausgegeben. Noch ist zu bemerken, daß seit ungefähr 1830 die Bibelkommission zu Upsala eine neue Bibelübersetzung ausarbeitet. — Etwas reichhaltiger ist die schw. L. in Werken über einzelne Theile der

b) Rechtsgelehrsamkeit; doch sind sie fast durchgängig in lateinischer Sprache geschrieben und oft bloße Sammlungen von gesetzlichen Verordnungen. Die älteren schwedischen Rechtsgelehrten leiten ihre Gesetze von dem gothischen Gesetzgeber Zamolris her; doch stammen ihre ersten geschriebenen Gesetze (die sogen. Birkischen Gesetze) lediglich aus dem 14. Jahrhundert, wo sie König Vero sammeln ließ und ihnen allgemeine Gültigkeit gab, während von jeher jede einzelne Provinz ihr besonderes Recht (gesammelt u. herausgegeben von Magnus II. Smek 1347) hatte. Eine lateinische Uebersezzung der schwedischen Geschichte besorgte 1481 R. Ingemund; doch erschien dieselbe erst 1608 und 1614 durch D. Messenius im Druck (vgl. J. D. Stiernhöök, „De jure Sueonum et Gothorum vetusto", Stockh. 1672). Das neuere schwedische Recht zerfällt in 2 Abtheilungen: a) Das gemeine Recht oder die königlichen Verordnungen und die Reichstagsbeschlüsse. Das gemeine Recht wurde durch Christoph I. (daher Lex Christophori, Jus Christophorianum) nach Smeks Sammlung geordnet und in das Land- und Stadtrecht geschieden (lat. von J. Loccenius, Stockh. 1672; Lund 1676, neu herausgegeben von P. Abrahamsson 1704); später aber unter Karl XI., Christian und Karl XII. revidirt. Die Reichstagsbeschlüsse, welche erst seit dem Recesse zu Norköping im J. 1604 einen längern gesetzlichen Bestand erhielten, sind gesammelt in Smiedemanns „Corpus justitiae" (Stockh. 1706). Zur Erklärung desselben erschienen: Loccenius, „Lexicon juris Sueo-Gothici", das. 1674, und „Synopsis juris privati ad leges Suecanas", Gothenb. 1673., während es El. Kalambs („Observationes juris practicae", Stockh. 1674) und El. Kloots („Speculum juris prudentiae Suecicae", Gothenb. 1676) praktisch bearbeiteten. Ein neues schwedisches Corpus juris entwarf der Reichstag 1731. Die alten schwedischen Landesgesetze gab in neuerer Zeit mit lateinischen Erklärungen (1828) versehen Collin und Schlyter heraus. Die Gesetzgebungskommission war von 1810—1832 thätig. Um das Staatsrecht machten sich M. O. Werion (Gyllenstolpe) in den Schriften: „Politica generalis" (Abo 1646), „Politica ad modernum imperii sueo-gothici statum" (das. 1657), A. von Hartmannsdorff („Vorschlag zur Einrichtung der schwedischen Staatsverfassung", Upsala 1823), L. G. Rabenius („Lehrbuch der schwedischen Kameralistik", das. 1825), Holmbergsson („Zerstreute Bemerkungen über den wahren Sinn des Gesetzes," Lund 1825), J. A. Gerelius (Korrektionssystem," 1825) verdient. Das schwedische Wechselrecht begann mit dem Jahre 1671. In neuerer Zeit wurde auch eine Sammlung der Kirchengesetze geschrieben. In S. wurde eine Kommission niedergesetzt, welche Vorschläge zu Verbesserungen des Kirchenrechts machen sollte. In Christianstadt kommt das „Juridische Archiv" von Schmidt heraus, das viel Lobenswerthes enthält. Von Järta ist in den Verhandlungen der Akademie der Alterthümer eine höchst schätzbare „Historische Uebersicht der schwedischen Rechtswissenschaft im 17. Jahrhundert".

c) Die medicinische Literatur der Schweden ist ärmlich bestellt; sie besteht größtentheils nur in einzelnen Abhandlungen („Verhandlungen schwedischer Aerzte", 1825, 10 Bde.). Große Aerzte hat Schweden nicht gehabt; der geistreichste u. vielleicht der einzige eigentliche Denker ist Hvasser, dessen „Kleinere Schriften" (1839) alle Beachtung verdienen. Außerdem schrieben Wistrand („Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde"), Förßlör („Lehrbuch der Pharmacie") und Flormons („Anatomie"). Die schwedische Gesellschaft der Aerzte (Svenska Läkare-Sälls Kopt) gibt jährlich einen Bericht u. seit 1832 eine Zeitschrift heraus, letztere ohne bedeutenden Inhalt. — Bedeutend wichtiger sind die Schriften der Schweden über

d) die Naturwissenschaften, worin sie kaum einem Volke Europa's nachstehen. Unter den einzelnen Zweigen derselben behauptet in der Botanik und Zoologie der unsterbliche Linné den ersten Platz. Neben ihm zeichneten sich aus: D. C. Solander, Bergmann, G. A. Murray, de Geer, G. Wahlenberg („Flora suecica", Upsala 1824, 2 Bde.; „Flora Upsaleusis", das. 1820), E. Fries („Systema mycologicum", „Lichenographia europaea", „Systema orbis vegetalis" und „Novitiae florae Suecicae"), B. F. Fries († 1839), Ekström, Hartmann, Lindblom, Wikström, Ström, Agardh, Wahlberg, und besonders als Ornitholog S. Nilsson („Svensk Fauna", Lund 1820—24, 2 Bde.). Um Chemie und Mineralogie erwarben sich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronstadt, Bromel, Berzelius, Safström (geb. 1787), Swedenstierna († 1825); — in der Physik Bromstedt, Rudberg († 1839) große Verdienste.

e) Die Philosophie der Schweden war im Alterthume die der Edda (s. d.). Später trat die scholastische an ihre Stelle; unter der Christine fand Cartesius viel Anhänger in Schweden; die neuere ist deutschen Ursprungs. Als philosophischer Schriftsteller trat zuerst A. Rydelius auf, der aber seine Muttersprache noch so arm fand, daß er seine Schriften in lateinischer Sprache abfaßte. Nach ihm suchte Boethius († 1810) kantsche Grundsätze zu verbreiten; auch Rosenstein, Kallgren u. A. bildeten sich nach deutschen Mustern. Thorild mußte seine originellen und freimüthigen Ansichten schwer büßen (s. oben) und schreckte dadurch vor ähnlichen Versuchen ab. Ehrensvärds geistreiche Schriften („Philosophie der freien Künste", Stockh. 1786) fanden erst bei

der Nachwelt die ihnen gebührende Würdigung. Ausgezeichnet und selbst im Auslande als tiefer Forscher anerkannt wurde G. H. Hoijer († 1812), ein Anhänger der schellingschen Philosophie, dessen philosophische Schriften seit 1825 erschienen; nach ihm Biberg († 1827). In des letztern Schrift zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft mit Schleiermacher; Hoijer dagegen konnte als Vorläufer Hegels bezeichnet werden. Wenig Berücksichtigung fand Björnrens Optimismus. Gegenwärtig sind Grubbe und der Dichter Atterbom („Philosophische Studien") die angesehensten Philosophen. Snellmann in Helsingfors hat seine Landsleute mit der hegelschen Philosophie bekannt gemacht; Beckström übersetzte Krugs Handbuch der Philosophie. — Dem Studium der Philosophie gebührt übrigens der Ruhm, nächst O. von Dalins Bemühungen am meisten zur Ausbildung der schwedischen Sprache beigetragen zu haben. — Die Darstellung

f) der Geschichte, worin die Schweden gleichfalls Beachtenswerthes geleistet haben, wurde auch durch die späte Ausbildung der Sprache aufgehalten. Die älteren Schriftsteller, wie Erich Olasson, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine schwedische Chronik verfaßte, schrieben, nach damaligem Brauch, sämmtlich in lateinischer Sprache. Eine Sammlung der „Scriptores rerum Suecicarum" unternahm E. M. Fant (Upf. 1818), deren Fortsetzung Geijer und J. H. Schröder 1828 begonnen. Das „Diplomatorium suecanum", von Liljegren (1832) begründet, wurde auch nach dessen Tode fortgesetzt. Die Sammlung für die Liebhaber nordischer Alterthümer gab Ljöborg heraus. Geschichtswerke schrieben: Messenius (Scandia illustrata), Loccenius, Tegel, Gnies, der gründliche Forscher, aber mittelmäßige Schriftsteller Lagerbring. O. v. Dalin („Reichsgeschichte", Stockh. 1747) stellte auch im geschichtlichen Style die ersten Musterarbeiten auf. Andr. von Botin („Utkast til Sv. Folkets Hist.", 1757) übertraf ihn im (freilich immer noch sehr mangelhaften) Streben nach historischer Wahrheit, auch wohl in rednerischer Betrachtung, aber nicht in künstlerischem Ausdrucke. Uno v. Troils († 1803) „Abhandlungen über die Reformationsgeschichte" (Upf. 1794) zeigen von großer Umsicht, und auch die Bemühungen Adlerbeths, Rosenhanns, Fants, O. Knös' u. A. für Geschichtsforschung waren nicht umsonst. Jonas Hallenberg schrieb eine „Allgemeine Weltgeschichte" (1782), und „Geschichte Gustav Adolfs" (1790) und Fr. Bogislaus, Gr. Schwerin, ist der Verfasser einer „Staatengeschichte" (1811). In der neuesten Zeit steht in der Geschichtsschreibung E. G. Geijer obenan. Leider ist seine „Reichsgeschichte" (1825, 1 Th.; deutsch, Sulzb. 1826) nicht über die Einleitung hinausgekommen; seine kleinere „Geschichte des schwedischen Volkes" reicht in 3 Bänden bis auf die Zeiten Karls X. Gustav; eine der wichtigsten Epochen behandelt seine „Geschichte Schwedens während der sogenannten Freiheitszeit 1719—1772". Neben Geijer machten sich D. G. von Ekendahls „Geschichte des schwedischen Volks" (2 Theile; deutsch, Weimar 1827) und Silfverstolpe's „Geschichte der Verhältnisse Schwedens u. Norwegens seit den ältesten Zeiten" (1821, 1 Bd.) bemerkbar. Stjernhjelms „Schwedische Reichsgeschichte" ist in einem großen Maßstab angelegt, ein Werk von treuem Fleiß, aber ohne den tiefen Blick Geijers. Durch lebendige Darstellung und theilweise auch durch Quellstudium sind Fryxells „Berättelserur Svenska historien" (Erzählungen aus der Geschichte Schwedens) ausgezeichnet. Einzig in ihrer Art ist die von Afzelius herausgegebene „Vaterlandsgeschichte" nach Volkssagen, Volksliedern und Ueberlieferungen. Cronholm hat eine „Geschichte der Wikinger" (nordische Seeräuber) geliefert. Die historische Gesellschaft war im Sammeln von Material sehr thätig. Wichtige Beiträge zur Geschichte des Landes lieferte außerdem die historische Zeitschrift: „Urkunden in Betreff Schwedens alter, neuer und neuester Zeit" (Stockh. 1831, 5. Bd., herausgegeben von Adlersparre); ferner das historische Tagebuch Tessins vom J. 1757 (herausgegeben 1824 von Montgommerie); „Mittheilungen aus dem de la Gardieschen Archiv" (herausgegeben von Wieselgren, bis 1840 12 Bde.); die „Verhandlungen der Skandinavischen Gesellschaft" (bis 1840 23 Bde.), sowie die vom König Karl XIV. Johann 1839 herausgegebene Sammlung seiner „Ordres de mouvement, proclamations et bulletins", und eine andre Sammlung seiner Lettres, proclamations et discours", die nicht allein für Schweden, sondern überhaupt für die Geschichte des deutschen Befreiungskampfes von Wichtigkeit sind. Zugleich munterte die Regierung zum Studium der vaterländischen Geschichte auf, und kaufte eine große Anzahl von werthvollen Manuskripten an. — F. v. Vegesack erzählte die Feldzüge des schwedischen Heeres in Deutschland u. Norwegen von 1805 u. 1808; ein Ungenannter den Feldzug der Savolar. Brigade 1808 und 1809. In Skandinaviens urinvönare lieferte Nilsson einen Versuch der vergleichenden Ethnographie. — Die Geschichte fremder Staaten bearbeiteten Herzmann („Geschichte Venedigs, 1825); N. F. Aschling („Geschichte der griechischen Revolution", 1824); Cronholm („Geschichte der Hugenotten", 1839); Björnstjerna („Das britische Reich in Ostindien, 1837). Andere machten sich durch Uebersetzung berühmter Werke des Auslandes verdient; so übersetzte Schröderheim die „Geschichte Karls V." von W. Robertson. Außerdem erschienen Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Beckers Weltgeschichte, Rotteck's Allgem. Geschichte, Raumers Gesch. Europa's u. v. A. in schwedischer Sprache. Auch die „Historisk Läsebibliothek" ist eine Uebersetzung aus fremden Geschichtswerken. Kirchenhistoriker sind Reuterdahl u. Thyselius („Geschichte der schwedischen Kirche," 1834). Uebersetzt wurde in jüngster Zeit Hase's Kirchengeschichte. Thomens sammelte „Kirchliche Urkunden Skandinaviens.

Unter den

e) Biographien, welche zum Theil, wie Celsius' „Geschichte Gustav Wasa's u. Erichs XIV., Botins und Berchs Arbeiten rc." nur locker zusammenhängende Fakta geben, ohne Charakteristik der betreffenden Personen, gehören zu den bessern Erscheinungen Tengströms „Leben des Terserus", Boethius' „Andenken an Rydelius", Lindebergs († 1818) „Schwedische Biographien", Lundblads „Geschichte Karls XII. (1825, deutsch, Berl. 1825), Strinnholms „Gustav Wasa", Geijers „Leben Karls XIV. Johann" u. A. Von Interesse ist das „Biographische Lexikon denkwürdiger Männer Schwedens".

Eben so wenig gibt es ausgezeichnete

f) Reisebeschreibungen zu erwähnen. J. Berggrens „Reisen in Europa und dem Morgenlande" (deutsch von J. H. Ungewitter, Darmst. 1828, 1 Theil) schwächen den Eindruck einer lebendigen Darstellung durch die nachlässige und rauhe Schreibart; C. Gosselmanns „Reise in Kolumbien" (deutsch von Freese, Stralsund 1829) und Zetterstedts „Reisen durch das schwedische Lappland" (Lund 1822) sind nur für den Botaniker von Interesse. Beachtenswerther sind: „Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien" (1824); „Briefe über die vereinigten Staaten von Nordamerika" (1824); Arfvidsons „Reisen in den nordamer. Freistaaten"; Bladhs „Reisen in Montevideo und Chili;" Carlsunds „Reisen in England"; Pontins „deutsche Reise"; Lästdius' „Reisen in Lappland"; Nicanders „Erinnerungen aus Süden"; Lindbloms „Reise nach Norwegen"; Rydquists „Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien" u. A. Bohmen übersetzte Kotzebue's „Neue Reise um die Welt".

g) An Werken über Geographie ist Schweden arm; als die bedeutendsten treten aus dem 18. Jahrhundert hervor: Tuneld, dessen „Geographie von Schweden" bis in die neuesten Zeiten zahlreiche Auflagen erlebt hat; dann Sundters „Geographisches Lexikon"; Thersners „Ehemaliges und jetziges Schweden" (1825); Sahlströms „Beschreibung der Kirchsprengel Wordinge und Südermannland" (1825). Berühmt ist Palmblads „Handbuch der physischen und politischen Geographie". Für den Elementarunterricht schrieb Sven Agren; der Oberst Forsell gab eine sehr brauchbare, in mehre Sprachen übersetzte „Statistik Schwedens"; auch Palmblad lieferte in der Zeitschrift „Skandia" eine „Geschichtliche Statistik Schwedens bis zum Jahre 1772".

h) In der Mathematik gehören außer den Werken von Cronstrand „Ueber die Zeitbestimmung durch die Sonnenhöhe" (1825) u. C. Harfvefeldt „Elementarkursus der Mathematik" (1825, 4 Bde.); Gerelius u. A., vorzüglich die mathematischen Aufsätze in den „Abhandlungen der Akademie der Kriegswissenschaften" zu den schätzbarsten Erzeugnissen.

i) Um die Astronomie machte sich P. W. Wargantin († 1783) verdient. Was in diesem Fache und in der Physik Bedeutendes geleistet worden ist, enthalten ebenfalls die Abhandlungen der Akademie.

k) Die Philologie, besonders die klassische Literatur ist ein wenig angebautes Feld. Es geschah darin zu Christinens Zeiten weit mehr als jetzt; besonders wurde damals das Griechische zu Upsala sehr kultivirt. Aus Mangel an Handschriften u. großen Bibliotheken beschränkt sich die Thätigkeit der Philologen fast lediglich auf Schulausgaben. Gumälius gab Xenophons Anabasis (1824) und den Anakreon (Upsala 1824) heraus; Arfvidson sammelte und erklärte die Fragmente des Pytheas (das. 1824) und edirte die Odyssee; Sondén den Virgil und Sallust rc.; A. G. Loebom schrieb ein beachtenswerthes „Handbuch der griechischen Alterthümer" (1825). Der kenntnißreiche Törneros († 1838) bearbeitete Ramshorns lateinische Synonymik; Buttmanns griechische Grammatik war schon früher übersetzt. Von prosaischen Klassikern übersetzte z. B. Hallström Xenophons Cyropädie, Dahlstedt den Cicero; überhaupt existirt in Schweden eine Uebersetzungsbibliothek, ähnlich der stuttgarter. Das Gebiet der die orientalische Literatur betreffenden Gegenständen bearbeiteten Tinstad, Nordberg, Sjöberg, Hallenberg („Numismata orientalia", Upsala 1821, 2 Thle.) und Berggren („Der Religionskodex der Drusen", 1841). Tornberg gab einige arabische Texte heraus; übersetzt wurde Gesenius' „Hebräisches Wörterbuch". Agrell beschäftigt sich mit dem Syrischen. Um die vaterländische Sprache machte sich vor allen Ihre verdient; eine „Kurienlehre" schrieb Liljegren.

l) Die Alterthumsforschung, besonders in Beziehung aus Island, fand an den Schweden vorzügliche Bearbeiter. Schon durch Gustav Wasa, mehr noch durch Gustav Adolf, ward sie auf das Großmüthigste unterstützt und die ersten Gelehrten des Landes, wie Peringskiöld, Verelius, Björner nebst mehren anderen in Upsala studirenden Isländern widmeten sich mit Eifer und Erfolg diesem Studium. Auf Kosten der Regierung wurde in Island eine Sammlung von Manuskripten veranstaltet, deren Zahl 1666 bereits so gestiegen war, daß unter der Protektion des damaligen Reichskanzlers G. de la Gardie ein Antiquitätskollegium zu Upsala begründet wurde, mit dem Zwecke, für Erhaltung, Bearbeitung und Herausgabe der nordischen Literatur Sorge zu tragen. Die Reisen nach Island wurden immer eifriger fortgesetzt, bis der glänzende Erfolg dieser Unternehmung 1785 Dänemark bewog, den Verkauf von Handschriften an Ausländer zu verbieten. Sowohl hierdurch, als auch durch die geringere Aufmerksamkeit, welche man seit dieser Zeit, in welcher das Antiquitätskollegium von Upsala nach Stockholm verlegt wurde, eifrigen Sammlern (wie S. Gahm rc.) schenkte, ließ der Eifer für diese Wissenschaft nach, und die wichtigsten Dokumente blieben unbenutzt in den Archiven liegen, besonders seit der durch Gustavs III. Unterstützung aufgemunterte C. G. Nardin die Sammlung und Abschriften vieler wichtigen

Handschriften nicht weiter fortsetzte. In neuerer Zeit begannen Geijer und Atterbom, nach dem Vorgang von Rudbeck und Ihre, das Studium des Altnordischen wieder mit neuer Liebe, aber ohne es, nach Art der Akademie, zu überschätzen und ihm mit Hintansetzung des Vaterländischen ausschließlich ihre Kräfte zu widmen. Es bildete sich die skandinavische Literaturgesellschaft zur Förderung der altnordischen Literatur; die gesammelten Schriften derselben beliefen sich schon 1827 auf 14 Bde. Auch die Regierung hat sich in neuester Zeit wieder für die Alterthumsforschung interessirt und erklärt, daß Alles, was an Alterthümern des Landes aufgefunden würde, für das Museum in Stockholm angekauft werden sollte. Das Organ der Alterthumsforscher ist die Zeitschrift „Iduna". Vgl. Faxe, „Entdeckung von Tycho Brahe's Sternenburg ꝛc. auf Hwen Aran" (1823) und A. O. Lindfor, „Einleitung zur isländischen Literatur".

m) Was die Beredsamkeit anlangt, so wurde, ungeachtet der vielfach sich darbietenden Gelegenheit zur Ausbildung derselben, ungeachtet der einzelnen Talente, welche selbst unter den Königen (wie Gustav Adolf und Gustav III., dessen Lobrede auf Torstenson ohne Bekanntwerdung des Verfassers von der Akademie gekrönt wurde) und unter den Staatsmännern, besonders zur Zeit der republikanischen Verfassung, während welcher sich Höpken, Tessin, Scheffer und And. bemerklich machten, mit Erfolg hervortraten, dennoch im Ganzen nur weniges einer großen Auszeichnung Werthes geleistet. Weder das so vorzügliche Beförderungsmittel der Beredsamkeit, die Reichstage, noch die jährlich von der Akademie für die beste Lobrede auf einen berühmten Mann ausgesetzten Preise wirkten belebend und kräftigend genug für diesen Zweig der Literatur. Besonders enthielten die Lobreden mehr glatte angenehme Schwätzereien, als Kraft, Reichthum und Tiefe der Ideen. Der Grund davon lag größtentheils in dem starren Festhalten der Akademie am französischen Geschmacke, der sich noch in Lundblads „Schwedischem Plutarch" in einer wortprunkenden Wohlredenheit offenbart. Berühmt waren Lennbergs Reden auf Birger Jarl und Are Gyllenhjelm. Mehr Kraft und mehr Würde findet sich in den Lobreden der neueren Zeit, wie z. B. in denen Tégners (zum Theil von Mohnike übersetzt, Stralsund 1829) und in Atterboms „Gedächtnißrede auf Kernell" (1824).

Die Kanzelberedsamkeit hielt sich an deutsche Muster; allein dies geschah leider zu einer Zeit, wo auch in Deutschland ein deklamatorischer Ton vorherrschte, der dann auch in die Werke von Wälter, Wåld, Telesson, Ekmansson und Andere überging, und selbst Lehebergs (1808) „Predigten" (Stockholm 1809—1813) und „Gedächtnißreden" (1819) ermangeln noch des erleuchtenden und erbauenden Elementes. In höherm Ansehen stehen Hagbergs „Passionspredigten" (1821—1825) und C. Collianders „Christliche Predigten" (1824). Die Predigten von Forßberg u. Hadrén konnten keinen bedeutenden Ruf erlangen. Die größten Kanzelredner der neuesten Zeit sind Wallin („Kasualreden", 1825), der indessen mehr durch Glanz als durch Tiefe sich auszeichnet; Rogberg († 1834), Franzén, Åström, Schartau.

n) Briefe besitzt die s. L. wenig; im Allgemeinen gilt Gellert, dessen Briefe sowohl in Original als in der Uebersetzung viel gelesen werden, als Muster. Tessins Briefe an den Prinzen Gustav sind originell und rein didaktisch. Scheffers und Gustavs III. Briefe können füglich nicht hieher gerechnet werden, da die des Erstern alle, die des Letztern größtentheils französisch geschrieben sind. Törneros' Briefe, 1840 mit seinen Tagebüchern herausgegeben, machten Aufsehen.

o) Die Zeitschriften sind in Schweden von großer Wichtigkeit, weil man sich ihrer vorzüglich zur Verbreitung werthvoller, wissenschaftlicher Untersuchungen von Anfang an bediente. Die älteste, über hundert Jahre bestehende und von dem jedesmaligen Sekretär der Akademie redigirte, ist die „Post- u. einheimische Zeitung", welche an Dalins „Argus" (1732—1734), eine Nachbildung des „englischen Zuschauers", zur Bildung der Sprache bestimmt, den ältesten Zeitgenossen hat. Gleichen Zweck nebst Bekanntmachung vaterländischer Werke hatte Adlerbeths „Iduna" (1813), sowie Hammarskjölds und Hoijers „Lyceum", worin mehre zu Anfange dieses Jahrhunderts entstandene Gesellschaften das Resultat ihrer Bestrebung zur Verbesserung der Sprache niederlegten. Als Gegenstück zu Atterboms „Poetischem Kalender" (1820) erschien ein „Unpoetischer Kalender für poetische Leute" und 1822 ein von jenem herausgegebener „Musenalmanach". Von der „Svea", dem besten wissenschaftlichen Journale, erschienen von 1829—1831 nur 13 Nummern; eine „Literaturzeitung" kam von 1813—1824 zu Upsala heraus; der „Hermes" (herausgegeben von Hammarskjöld und Almquist), der besonders werthvolle ästhetische Aufsätze enthält, besteht seit 1821, und das „Allgemeine Journal" (1778 von Kellgren als „Stockholmer Post" begründet und seit 1809 „Journal für Literatur und Theater" genannt) redigirte später Wallmark.

Eine politische Tagespresse mit lebendiger Bewegung und bestimmter Abgrenzung der Parteien ist in Schweden von neuem Datum. Den Anfang zu einer selbstständigen Presse macht der „Argus" Johanssons (1820 entstanden). In freisinnigem Geiste, aber ohne Talent geschrieben, verlor er leider zu bald das Interesse, das seine Gesinnungstüchtigkeit anfangs hervorgerufen hatte, und entschlief nach sechs Jahren. Eine ungleich besser geschriebene Zeitung: „Der Mitbürger", hatte dasselbe Schicksal, da die Theilnahme des Volks nicht so groß war, um den Herausgeber Oberstlieutenant Gustav Hjerta für die vielfachen Anfeindungen entschädigen zu können, die er von der Aristokratie zu erdulden hatte. Ein allseitiges Interesse erwachte erst mit der Julirevolution, die nicht bloß

Hoffnung auf innere Reformen erregte, sondern auch durch ihre Rückwirkung auf Polen den Ehrgeiz der Nation aufstachelte. Der Verlust von Finnland war bei den Schweden noch in frischem Andenken; feurige Patrioten forderten, daß Karl Johann die Zeitumstände benutze, um mit Polens Wiederherstellung zugleich die werthvolle Provinz zurückzuerwerben. Der vorsichtige König war indessen keineswegs geneigt, den Karl XII. des 19. Jahrhunderts zu spielen und Reformen waren auch nicht nach seinem Sinne. Diese Gegensätze suchten in der Tagespresse ihre Vertretung. Zwei Männer, die sich 1828 zur Herausgabe einer Reichstagszeitung vereinigt hatten, deren Aufhören durch das Ende des langen Reichstages bedingt wurde, Magnus Jakob Crusenstolpe und Lars Johann Hjerta, ein Vetter des Obengenannten gleichen Namens, gründeten jeder für sich eine Zeitung, Crusenstolpe im Interesse des Hofes, Hjerta für die Opposition. Das Blatt des letztern ist das noch jetzt bestehende „Abendblatt" (Afton bladet); Crusenstolpe ließ vom 1. December 1830 an ein „Vaterland" erscheinen. König Karl Johann soll selbst hin und wieder für diese Zeitung geschrieben haben; unzweifelhaft ist, daß der Herausgeber im Kabinet des Monarchen seine Weisungen empfing und überhaupt jede Unterstützung, so lange die Sache der Polen und der Revolution noch nicht verloren war. Nach dem Falle von Warschau hörte die Beihülfe auf und Crusenstolpe suchte sein Blatt aus eigenen Mitteln zu erhalten, was ihm jedoch nicht gelang, da sein übertriebener Eifer für das monarchische Princip ihm die öffentliche Meinung entfremdet hatte. Im April 1833 hörte das „Vaterland" zu erscheinen auf, Crusenstolpe trat in das Dunkel zurück; aber im nächsten Jahre erschien er in gänzlich veränderter Gestalt, als glühender Republikaner. Seine „Schilderungen aus dem Innern der Tagesgeschichte" hatten außerordentlichen Erfolg und sind auch wirklich ein merkwürdiges, mit feiner Ironie geschriebenes Buch. Karl Johann soll den Angriff so lebhaft empfunden haben, daß in seinen letzten Tagen die Aeußerung von ihm gehört worden sey: „Dieser Mann hat meine Geschichte zerstört". Durch Kauf in Besitz einer handschriftlichen Bibliothek der Familie Tessin gelangt, ließ Crusenstolpe ein „Portfolio" und ein „Tagebuch des Erziehers Gustavs IV. Adolf" folgen, später noch eine Sammlung von Anekdoten, Charakterskizzen und Tagesgeschichten. Wegen der letztern Schrift wurde er vor Gericht gestellt, verurtheilt und auf die Festung Warholm gebracht. Der Volksaufstand, der bei Gelegenheit seiner Abführung entstand, hat dem König manche unruhige Stunde gemacht. Nach seiner Freilassung trat Crusenstolpe mit einem neuen Werke hervor. „Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden," gibt sich das Ansehen historischer Denkwürdigkeiten, ist aber ein Roman. Eben in derselben Zeit wie das „Vaterland" endete auch die „Stockholmer Post" ihr Dasein. Ihr Herausgeber Andreas Lindeberg verdarb sie durch einen Eigensinn, der sich kurze Zeit später in dem Lichte wahrer Seelengröße zeigte. Ein Pasquill von Beskow, „Die Fliegenklatsche", von Tausenden begierig gelesen, beschleunigte nur den Fall des Blattes, der außerdem auch erfolgt seyn würde. Lindeberg gab darauf im J. 1838 eine Flugschrift heraus: „Revolution und Republik", die mit den Worten beginnt: „Jede Revolution, die nicht den Zweck hat eine Republik zu errichten, ist eine Thorheit". Vier Jahre früher war er wegen Majestätsbeleidigung, die er in einer an den König gerichteten Bittschrift begangen haben sollte, zum Tode verurtheilt worden. Der König hatte ihn zu 3jährigem Gefängniß begnadigt, allein Lindeberg bestand auf seinem Rechte und verlangte Vollzug der Todesstrafe. Da er unbeugsam blieb, so konnte man sich nicht anders helfen, als durch eine allgemeine Amnestie, die er sich freilich gefallen lassen mußte. Die „Abendpost" gewann inzwischen immer mehr Verbreitung, was sie ihren guten politischen Artikeln, ihrem Feuilleton, zu dem die besten Belletristen Beiträge lieferten und namentlich einem „Kaleidoskop" getauften Spottwinkel zu verdanken hatte.

In der gegenwärtigen Tagespresse behauptet die „Schwedische Staatszeitung" (Sveriges Statstidning) vermöge ihres offiziellen Charakters den ersten Rang, ist aber im Uebrigen so unbedeutend wie die meisten Staatszeitungen. Das tägliche Brod des Lesepublikums ist das „Stockholmer Tageblatt", ein gewöhnliches Anzeigeblatt mit hin und wieder guten Leitartikeln. Am verbreitetsten ist noch immer das „Abendblatt." Das „tägliche Allerlei", redigirt von Dalmann, behauptet den Standpunkt eines gemäßigten Liberalismus, besingt häufig das königliche Haus, huldigt der Kunst mit Enthusiasmus und zeichnet sich durch schüchterne Ehrlichkeit aus. Das „Winterblatt" ist ein streng konstitutionelles Journal nach englischem Muster, von Thorell herausgegeben, einem der besten schwedischen Publicisten. Die übrigen Zeitungen verfolgen eine konservative, aristokratische Richtung. Die „Schwedische Biene", von Pfarrer Angeldorff redigirt, dem ausschließlichen Interesse der Bureaukratie u. der höhern Geistlichkeit gewidmet, konnte sich als Tageblatt nicht halten und schrumpfte zu einem zweimal wöchentlich erscheinenden „Morgen" zusammen. Die „schwedische Minerva" hat denselben Askelöf zum Herausgeber, der den „Polyphem" gründete und in die alte Literatur Bresche legen half. Askelöf vertheidigt noch immer das vom Lande längst verworfene und von der Regierung selbst aufgegebene System, doch enthält seine Zeitung so viele witzige und humoristische Artikel, daß sie mit allgemeinem Interesse gelesen wird. Eine „Freie", jetzt „Konstitutionelle Zeitung", hat sich die Vertheidigung des Prohibitivsystems zur Aufgabe gemacht. Die Provinzialpresse ist seit einigen Jahren in demselben Steigen begriffen, wie die Tagespresse überhaupt. Am meisten verbreitet sich der „Barometer", von Engström in Kalmar herausgegeben, der „Ostgothische Kor-

respondent", in Linköping unter Ridderstads Leitung erscheinend, und die „Najade" in Karlskrona. Die politische Presse behauptet in Schweden dasselbe Ansehen wie die französische Presse in den letzten Jahren Ludwig Philipps; sie wird mehr beachtet und ist wichtiger als die legislatorischen Arbeiten des Reichstages. — Belletristische Blätter erscheinen gegenwärtig drei, in Stockholm der „Figaro", neu gegründet, nachdem die Hauptstadt seit dem Eingehen der Zeitung „Heimdall" eine Zeit lang ohne ein Unterhaltungsblatt gewesen war, in Upsala die Zeitung „Frey" und in Lund ein Wochenblatt „Studien, Kritiken und Notizen."

Schweden hat auch eine Bibelgesellschaft, welche 1829 bereits 100,000 vollständige Bibeln und 162,315 Neue Testamente vertheilt hatte. Seit den letzten Jahren gibt auch die Buchdruckergesellschaft in Stockholm ein allgemeines „Verzeichniß von herausgekommenen Büchern, Karten, Musikalien u. s. w." heraus. Ueber die Leistungen in der Grammatik und Lexikographie s. Schwedische Sprache.

Vgl. Hammarskjöld, Ueber schwedische Literatur („Hermes", 1823 No. 18, 20, 22; besonders herausgegeben von Sonden); — Wiselgren, Aesthetische Literatur Schwedens; — Järta, Historische Uebersicht der schwedischen Rechtswissenschaft im 17. Jahrh. (in den Verhandlungen der Akademie); — Mariane von Ehrenström, Notices sur la littérature et les beaux arts en Suède, Stockh. 1826; — Lenström, Geschichte der schwedischen Poesie, Upsala 1840; — Atterboms 3. Band von Siare och Skalder, 1844.

Schwedischer Stich, s. Orgelbauer.

Schwedischer Trunk, 1) s. v. a. Schwedentrunk; — 2) s. Tortur.

Schwedisches Grün, s. v. a. Scheele's Grün.

Schwedisches Lebenselixir (Elixir ad longam vitam), 2½ Loth Aloe, Theriak, Galgant, Myrrhe, Rhabarber, Lerchenschwamm, Zittwer, von jedem 8 Skrupel, ½ Loth Safran, ¼ Pfund Zucker werden mit 4 Pfund Franzbranntwein digerirt und von der ausgedrückten und filtrirten, klaren, dunkelbraunen Tinktur 1 Theelöffel bis ½ Eßlöffel voll genommen.

Schwedische Sprache. Die s. S. gehört als eine Tochter der skandinavischen Sprache zu dem Hauptstamm der germanischen Sprachen und ist von der dänischen, vor der sie sich übrigens durch Kraft und Wohlklang auszeichnet, fast nur durch die Aussprache verschieden. Wie diese wurde sie sehr spät ausgebildet, weil man bis auf die Reformation herab sehr wenig schrieb und selbst damals die meisten Gelehrten lateinisch oder französisch schrieben. Auch nachher bildete sie sich nicht selbstständig, sondern man folgte bald mehr deutschen, bald französischen Mustern. Die s. S. hat 28 Laute: a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v (w), x, y, z, å, ä, ö; von diesen sind a, e, i, o, u, y, å, ä, ö die Vokale. Diphthonge hat die s. S. nicht. Eigenthümlich ist ihr der Laut å, der den Mittellaut zwischen a und o hat. Uebrigens ist die Aussprache der Schreibung meist gleich; nur wird o gewöhnlich wie u, sj wie sch, k vor i, y, ä, ö wie tj oder tsch, dagegen tj wie kj gesprochen. Der Artikel ist entweder unbestimmt (en, et) und wird dem Hauptwort vorgesetzt, oder bestimmt (en, et) und wird ihm angehängt (z. B. gåsen, guldet, die Gans, das Geld), oder bestimmend (den, det) und wird ebenfalls vorgesetzt. Die Deklination des Substantivum hat nur 2 Kasusformen, die eine für Nominativ und Akkusativ, die andere für den Genitiv; der Dativ wird durch Präpositionen ausgedrückt. Doch scheidet sich Singular und Plural, z. B.

Sing., Nom. u. Akk.: ande, Geist;
„ Genitiv: andes, Geistes;
Plur., andar, Geister,
„ andars, (der) Geister.

Die Deklination aus dem angehängten Artikel geschieht so:

Sing., Nom. u. Akk.: anden, der Geist,
„ Genitiv: andens, des Geistes;
Plur., Nom. u. Akk.: andarne, die Geister,
„ Genitiv: andarnes, der Geister.

Das Adjektivum hat eine starke und schwache Form. Die Steigerung geschieht im Komparativ durch die Anhängsylbe are, im Superlativ durch die Sylbe ast. Die Pronomina sind vollständig, auch haben die Personalia noch eine besondere Form für den Dativ erhalten. Das Verbum hat eine schwache und eine starke Konjugation, bildet aber nur Präsens und ein Präteritum, wenn die übrigen Tempora durch die Hülfszeitwörter hafva (haben), vara (seyn), skola (werden) umschrieben werden. Das Passivum wird im Präsens und im Präteritum durch Anhängung eines s an das Activum gebildet, das Uebrige wie im Deutschen umschrieben. Die Wortstellung ist wegen der geringen Flexionsfähigkeit der s. n S. ganz die natürliche. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Fader vår, som är i himmeln, helgadt vare titt namn, d. h Vater unser, welcher bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name. Am reinsten wird das Schwedische in Südermanland und um Stockholm gesprochen. Geschrieben wird es jetzt mit lateinischen, früher mit deutschen Buchstaben, in welchem Falle an die Stelle von v das w tritt. Philosophisch-kritische Abhandlungen über die s. S. fehlen; was in derartigen Untersuchungen geleistet worden ist, läuft auf Abenteuerlichkeiten hinaus. Die besten Grammatiken sind von G. A. F. Wallen, 1682; Jasper Swedburg, Stockh. 1722; N. Tjällmann, das. 1696; A. Heldmann, Upsala 1738; A. Sahlstedt, das. 1769, Stockh. 1787 (deutsch von J. L. Bagge, Lübeck 1796); G. Sjöborg, Stralf. 1796, 3. Aufl. 1829; A. Fryxell; Kollner, Stockh. 1813; Brockmann, das. 1813; Dietrich, das. 1840; Wörterbücher von G. Stjernhjelm (Antiquarius linguae Scando-Gothicae, Stockh. 1643, 4.); Ol. Verelius (Index Linguae veteris Scytho-Scandicae, Upsala 1691); Spegel, Lund 1712, 4.; Ol. Lind, Stockh. 1749, 4.; J.

Ihre, Upsala 1769, 2 Bde., Fol.; A. J. Sahstedt, Stockh. 1773, 4., 2. Aufl. 1793; H. Sjögren, das. 1775; J. K. Dähnert (schwed.-deutsch-franz.), Upsala 1784, 4., Stralf. 1796; J. G. P. Möller, Stockh. 1783–99, 3 Bde., 2. Aufl., Leipz. 1807; J. Björkegren (franz.-schwed.), Stockh. 1784–86, 2 Bde.; J. K. Höst (schwed.-dänisch), Kopenh. 1799; K. Heinrich (schwed.-lat.), 1825, Freese, Stralf. 1842. Ueber die Geschichte der f.n S. vgl. J. Boethius, De mutationibus linguae Sueo-Gothicae, Upsala 1792; — Rhyzelius, Ueber die Geschichte der f.n S., im „Schwed. Merkur" von 1758. Dazu S. Sotbergs Bemerkungen im 2. Bd. der „Witterhets academiens handlingar" von 1776.

Schwedisches Schloß, f. Schloß (Techn.).

Schwedisches Theater. Die Anfänge der dramatischen Kunst in Schweden fallen in das 16. Jahrhundert. Es tauchte damals eine Gesellschaft auf, die, theils aus Fremden, theils aus Einheimischen bestehend, in den Städten umher zog und auf öffentlichen Plätzen Mysterien und extemporirte Zoten darstellte. Sie wurde zwar wegen ihrer Unzüchtigkeit unterdrückt, aber das Beispiel regte doch an und unter Gustav Adolf fand sich bald eine neue Gesellschaft, die bereits Tragödien und Komödien von einem J. Messenius aufführte. Im J. 1740 wurde in Stockholm das erste Theater erbaut, jedoch für die fremde Kunst, denn es hauste bis 1771 eine französische Gesellschaft darin; eben so war das leicht aufgeführte Theater zu Drottningham nur für die italienische Oper bestimmt, die indessen ihrer Kostbarkeit wegen bald wieder einging. Erst mit Gustav III., der selbst als Dichter thätig war, nahm das schwedische Theater einen günstigen Aufschwung. An die Spitze seines beabsichtigten Nationaltheaters stellte er Patrick Alströmer, Direktor der ostindischen Kompagnie; unter ihm standen als Leiter der Anstalt die zurückbehaltenen Franzosen. Zu Schauspielern wählte der König Einwohner seiner Hauptstadt, die neben ihrem Talente auch untrügliche Beweise ihres guten Rufs, ihrer moralischen Lebensweise beibringen mußten. Das Beispiel der Hauptstadt wirkte wohlthätig auf die Provinzen, und überall entstanden Theater und bildeten sich Gesellschaften, die mit einander wetteiferten in der Förderung der Kunst. Leider machte sich bald eine vorherrschende Neigung für das französische Drama geltend, die erst in neuester Zeit von der nationalen Richtung wieder verdrängt wurde. Ueber das schwedische Drama f. Schwedische Literatur.

Schwedische Thüren, f. Nowogorod.

Schwedisch-grönländische Handelsgesellschaft, f. Schweden.

Schwedisch-levantische Gesellschaft, f. Schweden.

Schwedisch-ostindische Gesellschaft, f. Schweden.

Schwedisch-Pommern, f. Pommern.

Schwedier, ungar. Flecken, zipser Gesp., nördlich von Schmölnitz, in den Karpathen, an der Göllnitz; ergiebiges Kupferbergwerk (jährlich 2000 Ctr. Kupfer).

Schwedlich, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Grottkau; Vorwerk; 120 Einw.

Schwedrich (Swaderkie), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Mühle; 120 Einw.

Schwedt (Geogr.), 1) ehemals Herrschaft in Brandenburg, war von 1478—1609 im Besitze der Grafen von Hohenstein, nach deren Aussterben sie heimfiel und der Uckermark zugetheilt ward. Im J. 1689 wurde sie jedoch wieder abgesondert und dem 3. Sohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm d. Gr. aus 2. Ehe, Philipp Wilhelm, gegeben, welcher sich, gleich seinen beiden Söhnen, Markgraf von Brandenburg-S. nannte. Nachdem auch diese Linie 1788 mit Heinrich Friedrich wieder ausgestorben war, fiel die Herschaft S. an Preußen, bei welchem sie bisher verblieben ist; vgl. Branden, Markgraf von. — 2) Preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde, am linken Ufer der Oder, besteht aus der eigentlichen Stadt, der sogenannten Schloßfreiheit und aus 3 Vorstädten, hat gerade Straßen, schönen Marktplatz, 2 evangelische Pfarrkirchen, eine französisch-reformirte Pfarrkirche mit dem Erbbegräbniß der Markgrafen von Brandenburg-S., Synagoge, Schloß mit Garten, Schauspielhaus, Reitbahn, Hospital, Freimaurerloge (Tempel der Tugend), ist Sitz einer Justizkammer, eines Untersteueramts, einer Forstinspektion und Post, treibt Tabaksbau und Fabrikation von Tuch, Tabak, Stärke, Puder 2c., hat 3 Jahr- und Viehmärkte und über 7000 Einwohner. War früher Residenz der Markgrafen von Brandenburg-S. — In der Nähe befindet sich der Lustgarten Montplaisir.

Schweewarden, oldenburg. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen; 130 Einw.

Schweez, mecklenburg.-schwerin. Hof, wendischer Kr. Amt Güstrow; 100 Einw.

Schwefe, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest, Hauptgut der Bürgermeisterei gleich. Namens; 440 E.

Schwefel (Min.), 1) nach Naumann, die 4. Ordnung der Sulphuride; — 2) nach Glokker, die 3. Familie der Mineralien, f. v. a. Thiolithe (f. d.); — 3) nach Mohs, Ordnung der Geogenide; — 4) nach Haidinger, die letzte Ordnung der Geogenide, nicht metallisch, roth, gelb, braun, Strich roth, gelb, ungefärbt, H. = 1,5—25, G. = 1,9—3,6, orthotyp, augitisch, mit der einzigen Familie Schwefel, die die Gattungen: prismatoidischer (Auripigment), hemiprismatischer (Realgar), prismatischer [Schwefel, Sulphurit (Mitscherlichs Schwefel), Volcanit, Selen] enthält; — 5) nach Walchner, Sippschaft der Harzbrenze mit dem einzigen Geschlecht Schwefel; — 6) nach Ampère, Geschlecht der Oxygenide; — 7) einzige Gattung der Schwefelbrenzfamilie der Schwefelithe. Rhombisch, H. = 2, G. = 1,9—2,1. Bruch muschelig, Strich schwefelgelb. Einzige Species: Gediegener S. (auch natürlicher oder prismatischer, oder Bergschwefel, Sulphur, Soufre, Brimstone) = S. Atomgewicht 201,16, specifische Wärme 0,20259, kon-

stante Zahl 40,754. Besteht aus reinem Schwefel, zuweilen mit etwas Bitumen, Kohle, Selen oder Arsenik verunreinigt, krystallisirt im rhombischen System, hat zur Grundform das rhombische Oktaëder und erscheint so oder mit Abstumpfung der Scheitelecken, mit Abstumpfung der Randkanten zur geraden rhombischen Säule, der scharfen oder stumpfen Scheitelkanten zur horizontalen Säule, der stumpfen Randecken zur horizontalen rhombenoktaëdrischen Tafel, mit Zuspitzung der Scheitelecken von den Flächen aus zum stumpfen Rhombenoktaëder und in hemitropischen Zwillingen, bei Weitem am häufigsten in derben, eingesprengten, trauben- und nierenförmigen Massen von krystallinischer, faseriger oder erdiger Textur, ist nach den Kernflächen und Abstumpfungsflächen der Randkanten spaltbar, muschelig im Bruch, H. = 2,0, G. (nach Marchand und Scheerer) braun, amorph = 1,960, krystallisirt = 2,05, gelb = 2,0. Er ist von schwefelgelber, oft ins Grünliche und Röthliche übergehender Farbe, aber immer schwefelgelb im Strich, fett- bis diamantglänzend, durchsichtig mit doppelter Strahlenbrechung, bis undurchsichtig, wird durch Reiben negativ, durch Erwärmen polarisch elektrisch, knistert beim Erwärmen in der Hand, schmilzt bei + 89° R., entzündet sich sehr leicht, brennt mit bläulicher Flamme und bildet schwefelige Säure, welche einen erstickenden Geruch verbreitet, und löst sich in siedender Kalilauge, woraus er durch Säuren unter Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas mit blaßgelber Farbe gefällt wird. Der S. kommt unter sehr verschiedenen Verhältnissen vor; selten in Urgebirgen, wie in Amerika im Glimmenschiefer und Quarz, häufiger im Flötzgebirge, besonders im Gyps, Kalkstein u. Mergel: Bex in der Schweiz, Girgenti &c. in Sicilien; am häufigsten in vulkanischen Gesteinen (Neapel &c.). Die schönsten Krystalle finden sich zu Conil am Vorgebirge Trafalgar. Varietäten: a) Muscheliger oder gemeiner S. in allen vorkommenden Formen, Bruch muschelig bis uneben, schwefel-, citronen-, orange-, honig-, wachs-, strohgelb, zeisiggrün, gelblichgrau, graulichbraun. b) Faseriger S., derb, faserig, schwefelgelb, schimmernd, undurchsichtig (Siena). c) Erdiger S., derb, eingesprengt, als Ueberzug, feinerdig, zerreiblich, blaßgelb, matt (Polen, Sibirien, Artern, Frankreich, in Thermen). d) Der Mehlschwefel ist krystallinisch und besteht aus einer lockern, feinkörnigen, sehr zerbrechlichen Masse.

Chemisches, Pharmakologisches und Technologisches. Gewinnung des S.s durch Reinigung des natürlichen. In den vulkan. Gegenden, wie die v. Neapel u. Toskana u. die zwischen Cattolica und Girgenti, finden sich große Massen von gediegenem S. in Kalk und Thonmergel abgelagert. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser S. ursprünglich aus dem Schwefelwasserstoffgas herstammt, welches, mit schwefeliger Säure, Wasserdampf, Luft, nebst staubförmig abgeschiedenem S. gemengt, jenem Boden allenthalben in Gasströmen entquillt, die dort Fumarolen genannt werden. Die glühenden Laven, welche zu gleicher Zeit mit dem aus dem Innern aufsteigenden Strome von Schwefelwasserstoff und zugleich mit der atmosphärischen Luft in Berührung stehen, leiten nämlich eine theilweise Verbrennung des erstern zu schwefeliger Säure und Wasser ein. Die gebildete schwefelige Säure zersetzt sich aber mit dem unverändert gebliebenen Antheil Schwefelwasserstoff zu Wasser und S., der theils von dem Gasstrome mit fortgenommen wird, theils aber auch in die Spalten und Risse des Gebirges sublimirt. Jene Gegenden liefern bei Weitem den größten Theil allen S.s; Sicilien allein gegen 1,540,000 Ctr. jährlich; weniger Neapel und die toskanischen Sulfataren, nämlich letztere nur 2—300,000 Ctr. Den natürlichen S. pflegt man an Ort und Stelle durch Destillation von den fremden, erdigen Bestandtheilen zu trennen, welche mindestens die Hälfte seines Gewichts betragen. Es dient dazu ein Ofen, welcher weit genug ist, zwei Reihen von irdenen Töpfen (die Destillationsgefäße) aufzunehmen, die alsdann paarweise nebeneinander und zwar etwas über die Sohle des Ofens, auf einen gemauerten Untersatz zu stehen kommen, so daß die Hälse der Töpfe bequem in die Decke des Ofens eingelassen werden können. Dadurch bleiben die Mündungen zum Einsetzen frei und werden nach geschehener Beschickung von Außen durch aufgekittete Deckel geschlossen, worauf die Destillation beginnt. Die Schwefeldämpfe steigen durch an den Töpfen seitlich angebrachte Röhren nach den ebenfalls topfförmigen Vorlagen, worin sie sich zu flüssigem S. verdichten, welcher durch eine dicht über dem Boden der Vorlagen angebrachte Oeffnung in ein mit Wasser angefülltes Gefäß tropft, um daselbst zu erstarren. Der auf diese Weise unvollkommen gereinigte S. (der Rohschwefel) enthält stets noch einige Procente erdige Theile, welche für viele Zwecke eine zweite Reinigung durch Destillation erforderlich machen. Die vortheilhafteste Einrichtung, 1815 von dem Fabrikanten Michel in Marseille erfunden u. daselbst allgemein im Gebrauch, gewährt den eigenthümlichen Vortheil, daß man damit ohne Unterbrechung nach einander Schwefelblüthen (pulverförmigen S.) und Stangenschwefel erzeugen kann. Die Einrichtung besteht in Folgendem: Ein eiserner Kessel, geräumig genug, um eine Beschickung von 10—12 Ctr. S. zu fassen, ist in einem Ofen eingemauert, dessen innerer Raum, im Uebrigen abgeschlossen, nur durch einen überwölbten und geschleiften Kanal mit den Aufnahmeräumen (den Schwefelkammern) in Verbindung steht, welche gegen 6 oder 7000 Ctr. S. Inhalt hat. Kessel und Kammer bilden also zusammen eine Retorte mit Vorlage in sehr großem Maßstabe. Die Kesselfeuerung empfängt den Zug durch den Aschenfall mittelst einer hoch aufgerichteten Esse; seitlich vom Kessel ist eine Klappe angebracht, welche zum Beschicken und Entleeren desselben dient. Die Kammer selbst ist mit einer besondern Abzugsesse versehen, in welcher eine von Innen nach Außen gehende Klappe angebracht ist. Bald nach dem Einheizen, wenn der S. flüssig und

ungefähr 156° heiß geworden, fängt er an sich zu entflammen; aber das Feuer erstickt von selbst, sobald der Luftsauerstoff der Kammer in schwefelige Säure verwandelt ist. Wenn endlich die Temperatur im Kessel über 316° gestiegen ist, beginnt die Masse zu sieden und Dämpfe auszustoßen, welche durch den Kanal in die Kammer treten, um sich an den kalten Wänden derselben zu verdichten. So lange aber deren Temperatur niedriger ist als der Schmelzpunkt des S.s (108°), kann nur eine Verdichtung zu festem S. erfolgen. Der S. bildet daher kleine, mikroskopische Krystalle, welche als gelber Staub (Schwefelblüthe, sublimirter S.) zu Boden fallen. Durch das fortwährende Verdichten des Schwefeldampfes müssen aber die Wände der Kammer nothwendig Wärme aufnehmen und sich allmählig erhitzen, bis ihre Temperatur endlich 180° übersteigt. Von diesem Zeitpunkt, vom dritten Tage an, kann noch flüssiger S. in der Kammer seyn. Will man daher mit Erzeugung der Schwefelblüthe fortfahren, so muß man die Arbeit während der Nacht unterbrechen, damit die Kammer Zeit gewinnt, zu verkühlen. Wenn nicht, so räumt man die Schwefelblüthe durch eine besonders dazu vorhandene Thür aus der Kammer und fährt fort, durch Heizen des Kessels S. überzutreiben, der sich nunmehr als tropfbarflüssiger S. auf dem Boden sammelt. Diese zweite Epoche hat eben so ihre Grenze, wie die erste; denn von dem Augenblick an, wo die Wände der Kammer gegen 316° heiß werden, am siebenten Tage nämlich, nimmt die Verdichtung so sehr ab, daß man genöthigt ist, eine Unterbrechung eintreten zu lassen. Durch eine wenige Zolle über dem Boden der Kammer befindliche Oeffnung kann man den S. ablassen. Man hat zu dem Ende nur nöthig, den Stöpsel, der hierzu in der Oeffnung angebracht und mit einer Feder versehen ist, an seinem Griff einwärts zu stoßen, um beliebige Mengen von S. abzulassen. Der S. fließt dann durch eine Rinne, welche durch glühende Kohlen heiß gehalten wird, nach hölzernen, etwas kegelförmig gebohrten Formen. Die erstarrten Schwefelstangen lassen sich leicht vermittelst hierzu dienender Stempel aus der Form nehmen.

Gewinnung des S.s aus Schwefelkies. Hierzu dient meistentheils das Doppelschwefeleisen (FeS_2), ein in zweierlei Form, als Schwefel- und Wasserkies, in allen Gebirgsarten verbreitetes Mineral. Die Darstellung des S.s aus diesem Schwefelmetall gründet sich auf dessen Eigenschaft, in der Glühhitze in freien S. und eine dem Magnetkies entsprechende Verbindung zu zerfallen, indem $7 FeS_2 = 6 FeS, FeS_2 + 6 S$ wird. Das Mineral gibt also in dieser Weise 23%, oder $^3/_7$ seines Schwefelgehaltes ab. In Schlesien, Böhmen, Sachsen u. s. w. nimmt man die Zersetzung des Schwefelkieses meisters in kegelförmigen thönernen Röhren vor, welche in einer Art Galeerenofen zu 12—24 gereiht liegen. Beide, die weite und enge Mündung derselben sehen aus den Seitenmauern hervor, die erstere zum Zweck des Beschickens mit zerschlagenem Kies, etwa 70—100 Pfund auf einmal; die andere, um in eine eiserne mit Wasser gefüllte Vorlage zu münden; damit das Erz, bei der geneigten Lage der Röhre, nicht in diese herausfallen möge, hat man vorher die engere Mündung mit einer durchbrochenen Thonplatte gesperrt. In der Praxis erhält man nicht viel über $^1/_4$ von dem Schwefelgehalt des Kieses; denn bis zur Austreibung alles disponiblen S.s erhitzt, würde der Rückstand schmelzen und die Röhren jedesmal zerschlagen werden müssen, um ihn zur weitern Verarbeitung auszuziehen. Diese besteht darin, daß man ihn röstet, wodurch in Folge von Sauerstoffaufnahme Eisenvitriol (schwefelsaures Eisenoxydul) gebildet wird. Der gewonnene rohe, sogenannte Tropfschwefel erfordert wegen seiner Unreinheit, besonders wegen seines Arsenikgehaltes (aus dem Arsenikkies = Schwefelarsenik + Schwefeleisen, welcher beinahe immer mit dem Schwefelkies vorkommt) eine zweite Destillation, welche aus gußeisernen Retorten in den Läuteröfen vorgenommen wird. Diese Oefen sind Galeerenöfen mit 8—12 Läuterkrügen, aus Gußeisen gefertigten Kolben, welche etwa 1 Ctr. fassen; ein helmähnliches, irdenes, bauchiges Gefäß, mit zwei gekrümmten Hälsen, ist auf diese Krüge befestigt, von denen einer aus der Wand des Ofens vorsteht und in einen irdenen Krug mit Deckel (Vorläufer) mündet. Dieser hat nahe über dem Boden eine Oeffnung, die durch einen Pfropfen geschlossen ist, um den sich hierin ansammelnden flüssigen S. in ein darunter befindliches offenes Gefäß laufen zu lassen. Hierbei erhält man zwischen 80—87% geläuterten S., welchen man sodann in Stangenform gießt; der Rückstand ist Schwefelschlacke. Die Schwefelschlacke umgeschmolzen, liefert den grauen Roßschwefel. Zuweilen röstet man, anstatt sich der angegebenen Ofenvorrichtung zu bedienen, die Kiese in einer Art Stadel oder Meiler, nämlich einem oben offenen Mauergeviert über einer Schicht Holz. Durch Bedeckung des Haufens mit Erde nöthigt man die Schwefeldämpfe, durch ein seitwärts angebrachtes Rohr in die Verdichtungskammer zu streichen. Auch legt man bei offenen Rosthaufen der Art in den obern kältern Theilen Vertiefungen an, worin sich ein Theil des ausgetriebenen S.s ansammelt. Hier und da benutzt man den Kupferkies (Schwefelkupfer) auf ähnliche Weise; immer ist aber der aus Kiesen gewonnene S. nur der kleinere Theil des in Handel kommenden, der in ungleich größerer Menge wird aus Sicilien gebracht.

Eigenschaften des S.s. Der S. ist bei gewöhnlicher Temperatur starr und hellgelb, geruch- und geschmacklos, nur beim Reiben zeigt er einen eigenthümlichen Geruch. Er ist leicht zerreiblich, eine Stange S. in der warmen Hand gehalten, zerspringt oft unter knisterndem Geräusch. Sein spec. Gewicht 1,98. Er schmilzt bei 108° C, und bildet zwischen dieser Temperatur und 138° C eine klare, bernsteingelbe Flüssigkeit. Bis 160° C erhitzt, fängt er an dicker und röthlich-gelb zu werden; steigert man die Temperatur noch mehr, so wird er so dick, daß das Gefäß umgekehrt werden kann, ohne daß er ausfließt. Diese Veränderung ist von keiner

Zunahme des spec. Gewichts begleitet, denn der flüssige S. fährt fort, sich auszudehnen, in dem Maße, als die Temperatur erhöht wird. Wird der S. in diesem dicken Zustande in Wasser gegossen, so bildet er eine durchscheinende, röthlichgelbe Masse, welche auch nach dem Erkalten einige Zeit lang weich und durchscheinend bleibt, und zu Fäden von beträchtlicher Elasticität ausgezogen werden kann (amorpher S.). Von 250° C an bis zu 316° C, seinem Siedepunkte, wird der S. wieder flüssiger, und läßt man ihn erkalten, so kehrt er durch die verschiedenen Grade von Dickflüssigkeit, kurz vor dem Erstarren, wieder zu der Dünnflüssigkeit zurück, welche er unmittelbar nach dem Schmelzen besaß. Der S. ist flüchtig, er beginnt zu verdampfen, noch ehe er vollständig geschmolzen ist. Bei seinem Siedepunkte bildet er einen orangefarbenen Dampf und destillirt unverändert über. Das spec. Gewicht dieses Dampfes ist sehr groß. Dumas fand es zwischen 6,510 und 6,617. Der S. ist dimorph; die Gestalt, welche er bei dem Erstarren nach dem Schmelzen annimmt, ist eine Abänderung einer schiefen Säule mit rhomboidaler Basis. Der S. löst sich in Aether und ätherischen Oelen, besonders in Schwefelkohlenstoff und Chlorschwefel und scheidet sich aus diesen Lösungen bei niederer Temperatur in seiner zweiten Gestalt ab, welche ein verlängertes Oktaëder mit rhomboidaler Basis ist. Diese Gestalt besitzen auch die Schwefelblumen und die schönen durchscheinenden Krystalle des natürlichen S.s. In Wasser ist der S. nicht löslich. Der S. verbindet sich mit vielen Metallen unter Feuererscheinung zu Schwefelmetallen; viele Schwefelmetalle vereinigen sich untereinander; in diesen Verbindungen verhalt sich das eine Schwefelmetall als Basis, das andere als Säure, Schwefelsalze. Die Schwefelmetalle nennt man häufig Sulphurete, und unterscheidet Sulphür, Sulphid und Persulphid. Die erste ist die niedrigste, die letzte die höchste Schwefelungsstufe. In der Regel vereinigt sich der S. mit den Körpern in denselben Verhältnissen, in denen der Sauerstoff sich mit denselben verbindet, bisweilen aber auch in noch mehren Verhältnissen, besonders mit dem Kalium und überhaupt den Metallen der Alkalien und alkalischen Erden. Kocht man S. mit Aetzkali oder Aetzkalk und Wasser, so entstehen Lösungen, welche eine gewisse Menge S. enthalten, wovon ein beträchtlicher Antheil auf Zusatz einer Säure als ein weißliches Pulver, die Schwefelmilch (s. unten), niederfällt. Ein Aequivalent (1 Atom) S. bildet mit einem Aequivalente (2 Atomen) Wasserstoff den Schwefelwasserstoff, welcher in der Reihe der Schwefelverbindungen das Analogon zu dem Wasser in der Reihe der Sauerstoffverbindungen ist; ferner bildet der S. mit Wasserstoff das Wasserstoffsupersulphid, welches, wie das Wasserstoffsuperoxyd, durch seine Unbeständigkeit ausgezeichnet ist und auch durch dieselben Körper zersetzt wird, welche auf das letztere zersetzend einwirken. Der S. entzündet sich leicht, er fängt schon unter seinem Siedepunkte an zu brennen, und brennt mit blaßblauer Flamme, unter Bildung von erstickenden Dämpfen, welche gasförmige, schwefelige Säure sind. Er verzehrt den Sauerstoff von eingeschlossener Luft bei seiner Verbrennung vollständiger, als es kohlenstoffhaltige brennende Körper thun; aus diesem Grunde und auch deshalb, weil die entstehende schwefelige Säure einen hemmenden Einfluß auf die Verbrennung anderer Körper ausübt, kann der S. unter manchen Unständen als feuerlöschendes Mittel benutzt werden; eine Handvoll brennender Schwefelfaden in einen brennenden Schornstein gehalten, gibt das einfachste Mittel ab, diesen zu löschen. Der im Handel vorkommende S. enthält zuweilen Arsen und Selen. Reiner, pulverisirter S. oder Schwefelblumen geben bei der Digestion mit verdünnter Aetzammoniakflüssigkeit an diese nichts Auflösliches ab; ist aber Schwefelarsen vorhanden, so löst sich dies auf, und wird, wenn man zur filtrirten Lösung eine Säure zusetzt, abgeschieden. Selen entdeckt man, wenn der zu prüfende S. mit Königswasser behandelt, das Filtrat mit Kali gesättigt und schwefeligsaures Ammoniak zugesetzt wird; enthält der S. Selen, so wird dies jetzt in rothen Flocken niederfallen. Den Schwefelblumen hängt immer etwas Schwefelsäure an, von welcher sie vor ihrer Anwendung als Medicament durch Anrühren und Auswaschen mit Wasser vollständig befreit werden müssen. So gereinigt heißen sie: Flores sulphuris loti, gewaschene Schwefelblumen; sie dürfen feuchtes Lakmuspapier nicht röthen.

Anwendung. Wegen der leichten Entzündlichkeit verwendet man den S. schon seit langer Zeit zu Schwefelfäden und Schwefelhölzern. Er dient ferner zur Darstellung von Zinnober, zum Schwefeln (Bleichen) von Wolle, Stroh und Holz. Die beträchtlichste Anwendung erleidet er aber zur Fabrikation des Schießpulvers und ähnlicher Gemische und zur Darstellung der Schwefelsäure. Auch als Medikament und zur Bereitung chemischer Präparate wird der S. benutzt.

Schwefelniederschlag, Schwefelmilch (Sulphur praecipitatum, Lac sulphuris; franz. Lait de Soufre; engl. Precipitated Sulphur). Ist S. in feinster Zertheilung. (Nach Thomson soll die Schwefelmilch Wasserstoff enthalten; H. Rose nimmt an, daß ihr Wasserstoffschwefel anhänge.) Zur Bereitung dieses schon Geber bekannten Präparats sind sehr viele Vorschriften vorhanden; eine der zweckmäßigsten ist folgende: 1 Pfd. frisch gebrannter Kalk wird in einem eisernen Kessel mit 6 Pfd. Wasser gelöscht; in die breiförmige Masse rührt man 2 Pfd. Schwefelblumen, verdünnt mit 24 Pfd. Wasser, kocht das Gemenge unter beständigem Umrühren und Ersetzen des verdünsteten Wassers eine Stunde lang und seihet es durch einen Spitzbeutel. Der Rückstand wird nochmals mit 15 Pfd. Wasser $1/2$ Stunde gekocht, dann filtrirt und der Rest mit heißem Wasser ausgewaschen. Sämmtliche Flüssigkeiten bleiben in wohl verschlossenen Flaschen so lange stehen, bis sie klar geworden sind, dann werden sie mittelst eines Hebers abgehoben, der Rest filtrirt, mit so viel Wasser verdünnt, daß das

Ganze 40 Pfd. beträgt und unter Umrühren mit einem Gemenge aus 3 Pfd. Salzsäure und 6 Pfd. Wasser so weit ausgefällt, bis eine abfiltrirte Probe auf Zusatz von Säure nur eine schwache Trübe gibt. Der Niederschlag wird durch den Spitzbeutel von der Flüssigkeit getrennt, mit Wasser gut ausgewaschen, dann in einem passenden Gefäße mit einem Gemenge von 4 Unzen Salzsäure und 4 Pfd. Wasser übergossen, öfters umgerührt und nach einigen Stunden wiederum auf den Spitzbeutel gebracht, wo der Niederschlag erst mit Brunnenwasser und zuletzt mit destillirtem Wasser sorgfältig ausgewaschen wird. Der Rückstand wird endlich an einem mildwarmen Orte getrocknet, zerrieben und aufbewahrt. — Eben so, wenn auch weniger vortheilhaft, bereitet man die Schwefelmilch durch Fällung einer 5fachen Schwefelkaliumlösung (s. Kaliumsulphuret) mit verdünnter Schwefelsäure. Die Schwefelmilch ist ein sehr zartes, gelblich-weißes, zuweilen etwas ins Graue spielendes, geruch- und geschmackloses Pulver. Im trockenen Zustande ist es luftbeständig, feucht aufbewahrt nimmt es saure Reaktion an. Beim Schmelzen entwickelt sich eine kleine Menge Schwefelwasserstoff. Auf einem Platinblech erhitzt, muß die Schwefelmilch sich vollkommen verflüchtigen. Säuren dürfen nichts daraus ausziehen. Der mit Salzsäure oder besser mit schwacher Salpetersäure gemachte Auszug kann mit Barytsalzen auf Schwefelsäure, mit Silbersalz auf Chlormetalle, mit kleesauren Salzen auf Kalk, mit Ammoniak und Schwefelammonium auf Eisen geprüft werden. Alle diese Reagentien müssen ein negatives Verhalten zeigen.

Die Schwefelmilch wird, wie die Schwefelblumen, in der Medicin angewendet. Wegen ihrer höchst frei zertheilten Zertheilung ist die Wirkung der Schwefelmilch aber weit energischer, als die der Schwefelblumen.

Verbindungen des Schwefels. I. Mit Sauerstoff. Durch direkte Verbindung des S.s mit Sauerstoff entsteht nur die schwefelige Säure, aber es können auf indirektem Wege noch 5 Verbindungen der beiden Körper erhalten werden, wie es die folgende Uebersicht dieser Verbindungen zeigt:

Unterschwefelige Säure	$S_2\ O_2$
Niederschwefelsäure .... (Trithionsäure, Berzelius)	$S_3\ O_5$
Tetrathionsäure	$S_4\ O_5$
Schwefelige Säure	$S\ O_2$
Unterschwefelsäure	$S_2\ O_5$
Schwefelsäure	$S\ O_3$

1) **Unterschwefelige Säure** (Dithionige Säure, Berzelius, Schwefeloxyd, geschwefelte schwefelige Säure, Acidum hyposulphuricum, Acide hyposulfureux. Formel: S_2O_2. Erzeugt sich in Verbindung mit Salzbasen, wenn man einige Metalle, wie Zink, in wässeriger, schwefeliger Säure löst; oder, wenn man die Lösung eines schwefeligsauren Alkalis mit S. kocht, der reichlich gelöst wird; oder auch, wenn ein in Wasser gelöstes Mehrfach-Schwefelkalium so lange der Luft ausgesetzt wird, bis die Lösung fast farblos geworden ist. Wegen der großen Neigung der unterschwefeligen Säure, in schwefelige Säure und in S. zu zerfallen, sobald sie von der damit verbunden gewesenen Basis getrennt ist, läßt sich vermuthen, daß sie im freien Zustande nicht existire. Zersetzt man ein unterschwefeligsaures, in Wasser gelöstes Alkali durch eine stärkere Säure, so erhält die Flüssigkeit einen sauren, herben und sehr bittern Geschmack, und die Eigenschaft, aus salpetersaurem Quecksilberoxydul und Silberoxyd Schwefelmetalle zu fällen, nicht aber auf die Salze des Zinks, Eisens und Kupfers einzuwirken; allein in wenigen Augenblicken, besonders schnell bei höherer Temperatur, fällt die Hälfte des S.s nieder und die andere Hälfte bleibt mit sämmtlichem Sauerstoff zu schwefeliger Säure verbunden in der Flüssigkeit. **Persoz** hat angegeben, daß er diese Säure auf folgende Art erhalten habe: eine Lösung von unterschwefeligsaurem Natron wird in eine Lösung von salpetersaurem oder essigsaurem Bleioxyd bis fast zur völligen Ausfällung des Bleioxyds getropft. Ganz darf es nicht ausgefällt werden, weil sich sonst ein Theil des Niederschlags in einem Ueberschuß des zugesetzten Fällungsmittels wieder auflöst. Der Niederschlag ist unterschwefeligsaures Bleioxyd, welches, gewaschen und mit Wasser angerührt, sich durch Schwefelwasserstoff zersetzen läßt, indem das Bleioxyd den Wasserstoff des Gases zu Wasser oxydirt, während sich das Blei mit dem S. desselben zu schwarzem Schwefelblei verbindet. Die dadurch in Freiheit gesetzte Säure löst sich in dem Wasser auf und das Schwefelblei bleibt ungelöst. Die Flüssigkeit wird durch Filtriren von letzterm befreit und in luftleerem Raume über Schwefelsäure koncentrirt. Hierbei kann sie in Gestalt einer syrupdicken Lösung erhalten werden, welche ein farbloses, geruchloses, saures Liquidum ist.

Die Lösung dieser Säure in Wasser verträgt nach Persoz nicht die Gegenwart irgend einer anderen Säure, sondern zerfällt durch deren katalytischen Einfluß sogleich in S., welcher sich abscheidet, und in schwefelige Säure. Diese Zersetzung erleidet sie auch, wenn man die Flüssigkeit, ohne Zusatz einer anderen Säure, über 80° erhitzt. Die unterschwefelige Säure bildet mit den Salzbasen die **unterschwefeligsauren Salze, Schwefeloxydsalze**, Hyposulphites, Sulfites sulfurés. Die Alkalisalze sind in Wasser löslich, das Barytsalz löst sich schwierig. Die Lösung dieser Salze giebt folgende Reaktionen: in wässeriger Salzsäure gelöstes Einfach-Chlorzinn bewirkt sogleich einen braunen Niederschlag; sämmtliche Kupfersalze erzeugen beim Kochen schwarze Niederschläge von Schwefelkupfer, während die Flüssigkeit freie Schwefelsäure hält. Quecksilberchlorür und sauerstoffsaure Quecksilberoxydsalze, nicht im Ueberschuß zugesetzt, bewirken einen weißen Niederschlag aus unterschwefeligsaurem Quecksilberoxyd bestehend, der bald gelb, braun, dann zu schwarzem Schwefelquecksilber wird, besonders schnell beim Kochen, während die Flüssigkeit freie Säure hält; werden dieselben Quecksilbersalze im Ueberschuß angewandt, so entsteht

ein weißer, sich langsam niedersenkender Niederschlag, der auch beim Kochen weiß bleibt und eine Verbindung von Schwefelquecksilber mit Quecksilberchlorür oder mit sauerstoffsaurem Quecksilberoxyd ist; die darüber stehende Flüssigkeit hält freie Säure. Silbernitrat verhält sich wie nicht überschüssig zugesetztes Quecksilberoxydsalz.

2. Niederschwefelsäure, geschwefelte Unterschwefelsäure, Schwefelunterschwefelsäure, Trithionsäure, Berzelius; Acide hyposulfurique sulfuré. Formel: S_3O_5. Diese Säure ist erst kürzlich von Langlois entdeckt und auf folgende Weise dargestellt worden. Man leitet in eine etwas koncentrirte und warme Lösung von kohlensaurem Kali schwefeligsaures Gas, bis alle Kohlensäure ausgetrieben ist und die Flüssigkeit nach schwefeliger Säure riecht. Sie enthält dann zweifach schwefeligsaures Kali, welches nach dem Erkalten anschießt. Von diesem krystallisirten Salze bereitet man eine völlig gesättigte Lösung in Wasser, mischt gewaschene Schwefelblumen hinzu und setzt das Gemenge in einem Kolben während 3 bis 4 Tagen einer Temperatur, welche nicht bis zum Kochen der Flüssigkeit steigen darf, aus, bis die anfangs eingetretene gelbe Färbung der Flüssigkeit verschwunden ist. Es entsteht unter Entwickelung von schwefeligsaurem Gas niederschwefelsaures Kali nebst etwas schwefelsaurem und unterschwefeligsaurem Kali. Die heiß filtrirte Flüssigkeit trübt sich beim Erkalten durch Absatz von Schwefel und gibt hiermit und mit wenig schwefelsaurem Kali gemengte Krystalle von niederschwefelsaurem Kali, welches durch Auflösen in möglichst wenig lauem Wasser, Filtriren und Erkalten rein erhalten wird. Dann wird kaltes Wasser mit dem erhaltenen Salze gesättigt und in kleinen Antheilen die zur Fällung des Kalis nöthige Wein- oder besser Ueberchlorsäure zugesetzt, und filtrirt vom doppelt weinsaurem oder überchlorsaurem Kali die wässerige Niederschwefelsäure ab. Mann kann die Säure durch Abdampfen bei gelinder Wärme oder besser im luftleeren Raume über Vitriolöl koncentriren, aber sie zersetzt sich dann um so leichter. Die Niederschwefelsäure ist eine wasserhelle, bei größter Koncentration syrupdicke Flüssigkeit, nicht sehr ätzend, geruchlos, von saurem etwas herbem und bitterem Geschmack. Sie verändert sich allmählig von selbst, wird unklar von sich ausscheidendem S., riecht nach schwefeliger Säure und enthält dann gebildete Schwefelsäure; diese Zersetzung tritt um so eher ein, je koncentrirter die Säure und je höher die Temperatur ist. Salpetersäure zersetzt sie sogleich, unter Entwickelung von Stickoxyd und Fallung von S. in Schwefelsäure. Eben so wird sie von Chlorsäure unter Abscheidung von Chlor und S. in Schwefelsäure verwandelt. Ueberchlorsäure und Salzsäure sind ohne Wirkung. Von den niederschwefelsauren Salzen, Sulphyposulphates, ist nur das Kalisalz genauer bekannt. Es zerfällt in der Glühhitze in 1 At. S., 1 At. schwefelige Säure und 1 At. zurückbleibendes schwefelsaures Salz. Die Auflösung zerfällt beim Kochen in schwefelsaures Kali, schwefelige Säure und S. Chlorgas verwandelt diese in Schwefelsäure. Salpetersäure wirkt heftig ein, entwickelt Stickoxyd und scheidet S. ab. Salzsäure, Chlorsäure und Jodsäure zersetzen das Salz nicht. Das in Wasser gelöste Kalisalz entfärbt das schwefelsaure Manganoxyd, fällt in der Kälte nicht die Salze des Baryts (außer beim Erhitzen, wo schwefelsaurer Baryt entsteht), Strontians, Kalks, der Bittererde, der Alaunerde, des Uranoxyds, Bleioxyds, Zinkoxyds, Kobaltoxyduls, Nickeloxyds und Kupferoxyds. Mit Quecksilberoxydulsalzen gibt sie einen schwarzen Niederschlag von Schwefelquecksilber; mit Quecksilberoxydsalzen einen weißen von schwefelsaurem Quecksilberoxydul und mit salpetersaurem Silberoxyd einen gelbweißen, sich durch Bildung von Schwefelsilber schnell schwärzenden.

3. Tetrathionsäure, Acide hyposulfurique bisulfuré. S_4O_5, wurde von Fordos und Gélis 1842 entdeckt und ist bis jetzt nur aus der von den Entdeckern mitgetheilten Notiz bekannt. Sie wird gebildet, wenn man eine Auflösung von unterschwefeligsaurem Natron mit Jod sättigt, welches sich davon rasch und ohne Färbung löst. Das Salz in krystallisirtem Zustande angenommen, nimmt etwas mehr Jod auf, was auf 2 At. Salz 1 Aequivalent Jod ausmacht. Die Flüssigkeit bleibt dabei neutral, es scheidet sich kein S. ab, eben so wenig bildet sich eine der übrigen Säurestufen des S.s, in der Lösung findet man aber zugleich Jodnatrium. Die Säure kann auf ähnliche Weise wie die Unterschwefelsäure aus ihrem Barytsalz abgeschieden werden. Im koncentrirten Zustande ist sie ein farbloses, saures Fluidum, das von Schwefelsäure nicht zersetzt wird; Salpetersäure scheidet daraus S. ab. Beim Kochen zerlegt sie sich in S., schwefelige Säure und Schwefelsäure. Ebenso zerlegt sich das Natronsalz, sowohl beim Kochen als beim längeren Aufbewahren seiner Auflösung.

4. Schwefelige Säure, unvollkommene Schwefelsäure, flüchtige, phlogistirte Vitriolsäure, Acidum sulphurosum, Acidum vitriali phlogisticatum, Acide sulfureux, und, sofern sie als Gas erscheint, schwefeligsaures Gas, vitriolsaure Luft, Gas acidum sulphurosum, Gas acide sulfureux. Formel: SO_2. Stahl unterschied diese Säure zuerst als einen eigenthümlichen Körper, und Priestley erhielt sie zuerst als Gas. Später wurde sie zuerst von Gay-Lussac und von Berzelius genau untersucht. Bei Vulkanen tritt sie als Gas auf und findet sich auch in gewissen Quellen. Man erhält die schwefelige Säure, wenn S. in trockener atmosphärischer Luft oder in Sauerstoffgas verbrannt wird. Zweckmäßiger aber stellt man sich diese Säure durch Erhitzen von koncentrirter Schwefelsäure mit Quecksilber oder Kupfer dar; die Metalle werden auf Kosten eines Antheils der Schwefelsäure oxydirt, es entstehen schwefelsaures Metalloxyd und schwefelige Säure. Zur Bereitung des Gases im Großen, wo man beabsichtigt, schwefeligsaure Salze darzustellen und wo die Gegenwart von Kohlensäure ohne Nachtheil ist, verfährt man auf folgende Weise: Vier Unzenmaße (dem Volumen nach) koncentrirte

Schwefelsäure werden in einem Kolben mit $^1/_2$ Unze Kohlenpulver vermischt, der Kolben mit einem Gasleitungsrohr versehen und das sich beim Erhitzen der Masse entwickelnde Gas in eine Zwischenflasche, worin Wasser befindlich ist, und von da in das Aufnahmegefäß geleitet. Die Kohle oxydirt sich hierbei auf Kosten der Schwefelsäure zu Kohlensäuregas und es entwickelt sich ein Gemenge von 2 Vol. Schwefeligsäuregas und 1 Vol. Kohlensäuregas. Durch Glühen eines Gemenges von 1 Th. S. mit $5^1/_2$ Theil Braunstein wird gleichfalls die schwefelige Säure erhalten. Die schwefelige Säure ist bei gewöhnlicher Temperatur der Luft ein Gas; bei höheren Kältegraden aber und durch starken Druck, z. B. von 3 bis 5 Atmosphären, kann sie verdichtet werden. Nach Bussy geschieht dies auf folgende Weise: Man leitet zuerst Schwefeligsäuregas durch ein Chlorkalciumrohr um es auszutrocknen und läßt es von diesem aus in einen Glaskolben treten, welcher mit einem Gemenge von 1 Th. feingeriebenen Kochsalz und 2 Th. Schnee umgeben ist. Hierdurch wird das Gefäß bis zu 18° oder 20° abgekühlt, wodurch das Gas kondensirt und flüssig wird. Die Säure wird in gut verschlossenen starken Flaschen unter 0° aufbewahrt, oder in Glasröhren einschmolzen. Bringt man die tropfbare Säure unter der evantlirten Glocke der Luftpumpe zur raschen Vergasung, so bleibt häufig ein Theil der Säure zu weißen Flocken erstarrt zurück. In demselben Zustande erhält man die Säure, wenn man das Gefäß, welches die tropfbare Säure enthält, mit einem Gemenge von starrer Kohlensäure und Aether umgibt. Die starre schwefelige Säure bildet weiße Flocken, sie ist specifisch schwerer als die tropfbare Säure. Die tropfbare bildet eine wasserhelle sehr dünne Flüssigkeit von 1,45 spec. Gewicht; von einer lichtbrechenden Kraft, die der des Wassers gleichkommt; bei gewöhnlichem Druck der Luft siedet sie bei 10°; bei ihrer Verwandlung in Gas erzeugt sie heftige Erkältung und kühlt dadurch sich selbst bald unter ihrem Siedepunkt ab, so daß jetzt die Vergasung langsamer erfolgt. Gießt man die schwefelige Säure in Wasser von einigen Graden über 0° Temperatur, so gefriert dieses. Schüttet man die Säure auf die mit Baumwolle umwickelte Kugel eines Quecksilberthermometers, so gefriert das Quecksilber, und leitet man Chlor- Ammoniak- oder Cyangas durch eine kleine Kugel, welche mit Baumwolle umhüllt und mit schwefeliger Säure befeuchtet wird, so wird diese Kugel so abgekühlt, daß die Gase ohne Hülfe eines starken Druckes kondensirt werden. Bei gewöhnlicher Temperatur ist die schwefelige Säure ein farbloses Gas von dem erstickenden Geruch des brennenden S.s und einem ähnlichen, sehr unangenehmen Geschmack. Sein spec. Gewicht ist 2,247. Das Gas ist nicht nur untauglich zum Athmen, sondern bewirkt schon, in geringer Menge der Luft beigemengt, Husten mit Erstickungszufällen, die tödtlich werden können. Es ist nicht brennbar und untauglich das Brennen zu unterhalten, bei Gegenwart von Luft röthet es Lakmus und entfärbt den Farbstoff von Fernambuck, Rosen, Veilchen u. s. w. Von Wasser und Alkohol wird es in Menge aufgenommen. Ein Maß Wasser absorbirt $43^3/_4$ Maß und 1 Maß Alkohol $115^3/_4$ Maß schwefeligsaures Gas. Das spec. Gewicht des damit gesättigten Wassers ist = 1,04 und enthält nur 4% seines Gewichts Säure. Durch Kochen wird das Gas wieder vollständig ausgetrieben. In offenen Gefäßen der Luft ausgesetzt nimmt die Flüssigkeit Sauerstoff auf, indem sich die schwefelige Säure in Schwefelsäure verwandelt. Leitet man feuchtes Schwefelsäuregas in ein bis — 10° abgekühltes Gefäß, so erhält man eine starre Verbindung von schwefeliger Säure mit Wasser, die sich in Gestalt dünner, farbloser Krystallblättchen auf den Wänden absetzt. Ueber — 5° schmilzt die Verbindung unter Entwickelung von schwefeliger Säure. Die schwefelige Säure ist eine der schwächsten Säuren und wird, mit Ausnahme der Kohlensäure und Cyanwasserstoffsäure, von allen übrigen ausgetrieben. Phosphor- und Schwefelwasserstoffgas werden von der schwefeligen Säure zerlegt und der Phosphor oder S. durch sie daraus gefällt. Kommen Schwefelwasserstoff und schwefelige Säure im trocknen Zustande zusammen, so findet diese Zersetzung nicht Statt. Mit Sauerstoffgas über Quecksilber vermischt, erleidet die schwefelige Säure keine Veränderung; setzt man aber Wasser hinzu, so werden allmählig beide Gasarten absorbirt und es wird Schwefelsäure gebildet. Dabei verbinden sich immer zwei Vol. Schwefeligsäuregas mit 1 Vol. Sauerstoffgas. Die schwefelige Säure bleicht thierische Körper und zerstört die Pflanzenfarben. Man bedient sich daher derselben in Fabriken beim Bleichen seidener und wollener Zeuge; man nennt diese Arbeit Schwefeln und braucht dazu das Gas, welches sich von brennendem S. entwickelt. Aus der Verbindung der schwefeligen Säure mit salzfähigen Basen entspringen die schwefeligsauren Salze, Sulfites, man erhält sie durch Einleiten des schwefeligsauren Gases in die in Wasser aufgelösten oder vertheilten reinen oder kohlensauren Basen. Sie sind geruchlos, und zeigen, wenn sie in Wasser löslich sind, einen scharfen Geschmack. Das einfach schwefeligsaure Kali oder Natron reagirt alkalisch, das doppelsaure neutral. Im Feuer zerfallen die schwefeligsauren feuerfesten Alkalien, das schwefeligsaure Bleioxyd und einige andere schwefeligsaure schwere Metalloxyde zu $^3/_4$ in schwefelsaures Salz und zu $^1/_4$ in Schwefelmetall. Andere Salze, wie die der Erden, zerfallen in entweichende Säure und zurückbleibende Base. Die meisten schwefeligsauren Metalloxyde mit Kohle, Wasserstoff, Kalium, Natrium, Eisen, Zink, Zinn, Mangan oder Antimon erhitzt, werden zu Schwefelmetallen, indem diese Stoffe sowohl der schwefeligen Säure, als dem Metalloxyd den Sauerstoff entziehen. Die in Wasser gelösten schwefeligsauren Alkalien werden durch Digestion mit S. in unterschwefeligsaure und in niederschwefeligsaure verwandelt; auch kleine Mengen von Schwefelalkalimetall verwandeln sie in unterschwefeligsaure Salze, ohne Fällung,

größere unter Fällung von S. An der Luft, besonders in feuchter, in Berührung mit Stickoxydgas, erhitzter überschüssiger Salpetersäure, wässerigem Chlor, wässeriger unterchloriger Säure und ihren Salzen, schmelzendem Salpeter und einigen schweren Metalloxyden verwandeln sie sich unter Aufnahme von Sauerstoff in schwefelsaure Salze, und zwar mit unveränderter Neutralität. Unter den einfach-schwefeligsauren Salzen ist bloß das Ammoniak-, Kali-, Natron- und Lithion-Salz in Wasser löslich. Daher giebt die Auflösung dieser Salze mit den Salzen der erdigen Alkalien, Erden und schweren Metalloxyde Niederschläge, welche in verdünnter Salzsäure und Salpetersäure verschwinden; kocht man jedoch den gefällten schwefeligsauren Baryt oder das gefällte Bleisalz mit Salpetersäure, so entsteht ein unlöslicher Niederschlag von schwefelsaurem Salz. Die sauren schwefeligsauren Salze lösen sich sämmmtlich in Wasser.

5. Unterschwefelsäure, Diothionsäure, Berzelius, Acidum hyposulphuricum, Acide hyposulfurique. S_2O_5, wurde im Jahre 1819 von Gay-Lussac und Walter entdeckt, sie ist nur in Verbindung mit Wasser und Basen bekannt und wird erhalten, wenn fein gepulvertes Manganhyperoxyd mit Wasser übergossen und in dieses schwefeligsaure Gas geleitet wird. Die schwefelige Säure wird vom Wasser aufgenommen und in wenigen Augenblicken vom Superoxyd gesättigt, welches dadurch zu Oxydul reducirt wird, während sich eine Verbindung der neuen Säure mit dem Manganoxydul bildet. Hierbei erhitzt sich die Flüssigkeit allmählig sehr beträchtlich, was verhindert werden muß. Sobald man aufgehört hat, durch die Flüssigkeit Schwefelsäuregas zu leiten, filtrirt man sie und vermischt sie mit einer Auflösung von Schwefelbarium. Dieses zersetzt sich damit; der S. schlägt sich mit dem Mangan als Schwefelmangan nieder, während sich der Sauerstoff mit dem Barium zu unterschwefelsaurem Barium verbindet, welches in der Flüssigkeit gelöst bleibt. Nach dem Abfiltriren des Schwefelmangans wird dieses bis zur Krystallisation abgedampft, und die Krystalle, um sie völlig rein zu erhalten, wiederum in Wasser gelöst und abgedampft. Zur Ausscheidung des Manganoxyduls mit Schwefelbarium versetzt. Das reine Salz wird nachher fein gepulvert, gewogen, in Wasser gelöst und zu 100 Th. aufgelösten Salzes 18,78 Th. Schwefelsäure von 1,848 spec. Gewicht, die vorher mit ihrem 3 bis 4fachen Gewichte Wasser verdünnt werden, zugesetzt. Die Baryterde wird hierdurch genau abgeschieden und die neue Säure bleibt rein in der Flüssigkeit zurück. Sie wird darauf in luftleerem Raume über Schwefelsäure abgedunstet und kann bis zu einem gewissen Grade koncentrirt werden. Versucht man die Säure bis zu einem gewissen Punkte hinaus zu koncentriren, wo die Flüssigkeit ein spec. Gewicht von 1,347 hat, so wird die Säure zerlegt, indem schwefelige Säure entwickelt wird und Schwefelsäure in der Flüssigkeit zurückbleibt. Dasselbe tritt ein, wenn sie erwärmt wird, und zwar im koncentrirten Zustande noch vor dem Siedepunkte des Wassers. Das Hydrat der Unterschwefelsäure ist wasserhell, geruchlos, und schmeckt stark sauer. Sie oxydirt sich in der Kälte nicht durch koncentrirte Salpetersäure, wässeriges Chlor und schwefelsaures Manganoxyd. Sie entzieht der wässerigen Uebermangansäure, dem Bleihyperoxyd und den in Säuren gelösten Oxyden des Quecksilbers, Silbers, Goldes, Platins keinen Sauerstoff und zersetzt weder wässeriges Hydrothion noch Hydrojod. Zink und Eisen löst die verdünnte Säure, ohne sich zu zersetzen, unter Wasserstoffgasentwickelung. Die Säure ist mit größern Mengen Wasser mischbar. Aus der Verbindung der Unterschwefelsäure mit Salzbasen entspringen die unterschwefelsauren Salze, Hyposulphates; sie enthalten im normalen Zustande auf 1 At. Basis 2 At. S. und 5 At. Sauerstoff. Beim Erhitzen, zum Theil schon bei 100°, entwickeln sie 1 At. schwefelige Säure und lassen einfach schwefels. Salz. Ihre Lösung oxydirt sich bei gewöhnlicher Temperatur nicht an der Luft, durch Salpetersäure, Chlor, unterchlorige Säure, Uebermangansäure, Bleihyperoxyd, und die in Säuren gelösten Oxyde des Quecksilbers, Silbers, Goldes und Platins. In der Südhitze aber wird sie durch Salpetersäure und Chlor oxydirt, wobei auf 1 At. Basis 2 At. Schwefelsäure entstehen. Aus den festen Salzen entwickelt sich schon bei gewöhnlicher Temperatur Vitriolöl unter lebhaftem Aufbrausen schwefelige Säure. Die in Wasser gelösten Salze werden nach Zusatz von Schwefel- oder Salzsäure erst beim Kochen in schwefelige Säure und schwefelsaures Salz zersetzt, ohne alle Ausscheidung von S., daher sie nach kurzem Kochen mit einer dieser Säuren wegen der gebildeten schwefeligen Säure Uebermangansäure entfärben und aus Schwefelwasserstoff S. und aus Chlorgold Gold fällen. Alle unterschwefelsauren Salze sind in Wasser löslich.

6. Schwefelsäure, vollkommene Schwefelsäure, Acidum sulphuricum, Acidum vitriolicum, Acide sulfurique. Formel: SO^3. Die Schwefelsäure findet sich in der Natur im freien Zustande sehr sparsam in einigen vulkanischen Gewässern; häufig aber u. in großer Menge in Verbindung mit Alkalien, Erden und Metalloxyden im unorganischen und organischen Reiche. Schon seit dem 15. Jahrhundert sind Processe bekannt, die Schwefelsäure darzustellen. Basilius Valentinus bereitete sie um diese Zeit aus dem Eisenvitriol und gab ihr den Namen Vitriolöl; die Entdeckung ihrer Darstellung aus dem S. soll bereits im 16. Jahrhundert in England geschehen seyn; Roebuck errichtete 1746 die erste Bleikammer in Birmingham. Lavoisier lehrte ihre Zusammensetzung. Die Schwefelsäure ist eine der am häufigsten gebrauchten Körper, aber es ist nicht die wasserfreie Schwefelsäure, deren Zusammensetzung eben angegeben wurde, welche so ausgedehnte Anwendung erleidet, sondern verschiedene Hydrate derselben, mittelst welcher man auch erst jene wasserfreien Säuren erhält. Es sind hauptsächlich zu betrachten die wasserfreie und die wasserhaltige Schwefelsäure; von letzterer werden zwei

Arten unterschieden, die rauchende oder nordhäuser und die englische Schwefelsäure.

a) **Wasserfreie Schwefelsäure.** Man erhält dieselbe, wenn rauchende Schwefelsäure in einer Retorte gelinde erhitzt wird, die mit einer reinen ganz trockenen Vorlage versehen ist und durch Eis kalt gehalten wird. Das zuerst Uebergehende ist wasserfreie Säure; später destillirt wasserhaltige, man muß daher nach einiger Zeit die Vorlage wechseln. Auch trocknes schwefelsaures Antimon- oder Wismuthoxyd geben beim Erhitzen wasserfreie Säure. Sie bildet feine, federartige und sternförmig zu einer Amianth ähnlichen weißen undurchsichtigen Masse zusammengehäufte Nadeln; sie ist zähe, schwer zu durchschneiden und kann zwischen den Fingern wie Wachs geknetet werden, ohne sie anzugreifen. An der Luft stößt sie sehr dicke, undurchsichtige und sauer riechende Nebel aus. Spec. Gew. bei 13° = 1,9546; im geschmolzenen Zustande bei 20° = 1,97; sie schmilzt erst über + 15—19° zu einer Flüssigkeit, die dünner ist, als gewöhnliches Vitriolöl. Sie siedet bei 52—56°; zu Wasser hat sie so starke Anziehung, daß, wenn sie in kleinen Mengen in Wasser geworfen wird, in Folge der, durch die Vereinigung erzeugten Hitze, ein Zischen entsteht, wie von einem glühenden Eisen. Mischt man einige Quentchen dieser Säure mit der eben hinreichenden Menge, um wasserhaltige Säure zu bilden, so verbinden sich beide unter Feuererscheinung, die Säure wird plötzlich in Dampf verwandelt, und das Gefäß mit einer Explosion zertrümmert; die trockene Säure röthet Lakmus nicht, giebt mit wässerigen Chlorbarium einen in Salzsäure löslichen Niederschlag. Wird die wasserfreie Schwefelsäure in Gasform durch ein glühendes Porzellanrohr geleitet, so zersetzt sie sich in Sauerstoffgas und in Schwefeligsäuregas, deren Volumina sich wie 1:2 verhalten. Wird Aetzkalk oder Aetzbaryt im Gase dieser Säure erhitzt, so entzündet sich die Erde und brennt einige Augenblicke, wobei das Gas der Säure absorbirt wird und schwefelsaure Kalkerde oder Baryterde entstehen. Kommt Phosphor mit dieser Säure in Berührung, so entzündet er sich nach einigen Augenblicken und brennt auf Kosten der Schwefelsäure zu einem dicken Rauche, wobei wasserfreie Phosphorsäure und reducirter S. sich auf der innern Seite des Gefäßes absetzen. Mit S. verbindet sich die wasserfreie Säure zu einer braunen, grünen und blauen Substanz, von denen die erste am meisten, die letzte am wenigsten S. enthält. In der Hitze entwickeln sie schwefelige Säure, bisweilen etwas Schwefelsäure und es bleibt Vitriolöl mit S. bei der grünen, ohne S. bei der blauen Verbindung zurück. In Wasser zerfallen sie unter starker Erhitzung in Schwefelsäure, schwefelige Säure und S. In der blauen Verbindung entzündet sich Phosphor augenblicklich unter Absatz von S. Die blaue Verbindung bildet mit den Alkalien und Erden, unter Entwickelung von schwefeligsaurem Gas, schwefelsaure Salze. Diese Verbindungen werden erhalten, indem man gewaschene und gut getrocknete Schwefelblumen mit trockner Schwefelsäure nach bestimmten Verhältnissen in einer gebogenen Glasröhre schichtete, die nachher zugeschmolzen wird und bei 16—19° auf einander wirken läßt. Der S. verwandelt sich zuerst unter schwacher Wärme- und Gas-Entwickelung in eine dicke rothbraune Flüssigkeit, die dann durch Aufnahme von mehr Säure diese braune, grüne oder blaue Verbindung bildet. Die braune Substanz entsteht bei 8 Th. (1 At.) S. auf 40 Th. (2 At.) Schwefelsäure. Ist eine klare, braune Flüssigkeit, welche in der strengsten Kälte nicht erstarrt; sie setzt bei gewöhnlicher Temperatur dem Tageslicht dargeboten, in 24 Stunden Nadeln von S. ab, fängt in der zugeschmolzenen Glasröhre bei 37,5° zu kochen an und trennt sich in eine obere braungelbe und eine untere braune Schicht; hierauf scheidet sich Schwefel ab und es sammelt sich im kalten Schenkel tropfbare schwefel. Säure, welche etwa 0,4% trockene Schwefelsäure beigemischt enthält, und welche, in den warmen Schenkel zurückgegossen, sich mit der übrigen Flüssigkeit beim Schütteln nicht mischt, sondern farblos darüber schwimmt. — Die grüne Verbindung bildet sich bei 6 Th. S. auf 40 Th. trockner Säure. (Bei 5 Th. S. entsteht eine bei auffallendem Lichte blaue, bei durchfallendem grünblaue Flüssigkeit). Es ist ein grünes, vollkommen flüssiges (selbst in der Kälte) Fluidum. Färbt sich bei gewöhnlicher Temperatur im Tageslicht schnell braun unter Absatz von Schwefelflecken; beim Erwärmen tritt diese Färbung augenblicklich ein. Die **blaue Verbindung** wird gebildet, wenn 4 Th. S. auf 40 Th. Schwefelsäure genommen werden. (Bei 1 bis 3 Th. S. auf 40 Th. Säure entsteht ein Gemenge von blauer Verbindung und unveränderter Säure). Erscheint als durchsichtige, indigblaue Flüssigkeit, bei — 22° nicht gefrierend. Am Tageslicht wird sie allmählig blaßblau und nach längerer Zeit unter Ausscheidung von S. braungelb. Die wasserfreie Schwefelsäure verbindet sich ferner mit schwefeliger Säure zu einer **schwefelsauren schwefeligen Säure**, die erhalten wird, wenn man schwefeligsaures Gas in möglichst trocknem Zustande in ein Gefäß leitet, worin wasserfreie Schwefelsäure befindlich ist und die sich bildende flüssige Verbindung von Zeit zu Zeit von der übrigen Schwefelsäure abgießt. Es ist eine dünne Flüssigkeit, welche an der Luft unter Bildung eines starken Nebels und mit dem Geruch nach schwefeliger Säure rasch verdampft, wobei nur bisweilen eine Spur Vitriolöl bleibt. Mit Wasser braust sie heftig auf, unter Entweichen der schwefeligen Säure; bei längerem Aufbewahren wird sie zersetzt.

b. **Englische Schwefelsäure.** Die technische Gewinnung dieser Säure ist eine wirkliche Bildung derselben aus dem S., während die Erzeugung des nordhäuser Vitriolöls nur auf Abscheidung der schon gebildeten Säure aus dem Eisenvitriol beruht. — Der S. muß, um sich in Schwefelsäure zu verwandeln, 1,49 Th. Feuerstoff = 3 Aeq. aufnehmen. Bei seiner Verbrennung in der Luft, welche ohne Schwierigkeit und schon bei weniger als 300° erfolgt, werden nur

2 Aeq. = 0,99 G. Th. Sauerstoff gebunden; es muß also der entstandenen Verbindung, der schwefeligen Säure (SO_2), noch ein weiteres Aeq. = 0,497 G. Th. dieses Elements hinzugefügt werden, wenn sie in Schwefelsäure übergehen soll. Die schwefelige Säure hat nun zwar die Eigenschaft, in feuchter Luft allmählig, durch Vermittelung von Platinschwamm (der dann ganz ähnlich wirkt, wie in der Zündmaschine) sogar rasch den fehlenden Feuerstoff aufzunehmen; indessen konnte die Ausübung im Großen von diesem Verhalten, wegen der Langsamkeit des Vorgangs im ersten und der Kostspieligkeit des Platins im andern Falle, bis jetzt keinen Gebrauch machen. Sie hat dafür einen Körper aufgesucht, welcher bei hinreichender Wohlfeilheit geeignet ist, die Uebertragung des fehlenden Sauerstoffs aus der Luft mit Schnelligkeit und im Großen zu bewerkstelligen, Eigenschaften, die sie in dem Stickstoffoxyd (N_2O_2) vereinigt fand. Mit Luft in Berührung gebracht, verwandelt sich dieses Gas unter Aufnahme von 2 Aeq. Feuerstoff in einen rothen Dampf, in Untersalpetersäure (N_2O_4), welche letztere die aus der Luft aufgenommene Hälfte ihres Sauerstoffs vollständig an schwefelige Säure abgibt, so daß aus 1 Aeq. Untersalpetersäure und 2 Aeq. schwefeliger Säure durch diesen Umtausch 2 Aeq. Schwefelsäure gebildet und das ursprüngliche 1 Aeq. Stickstoffoxyd wieder erzeugt wird. Dieses letztere spielt also nur eine Hülfsrolle und wird nach Vollendung des Processes wieder vollständig erhalten. Man könnte es darum ein zweites und drittes Mal benutzen, also am Ende mit einer gegebenen Menge Stickstoffoxyd eine unbegrenzte Menge schwefeliger Säure zu Schwefelsäure oxydiren, wenn man nicht (in der Praxis) gezwungen wäre, anstatt reinen Sauerstoffs Luft anzuwenden, welche 75½% dem G. und 79% dem V. nach Stickstoff enthält. So oft man also 100 Pfd. S. verbrennt und die entstandenen 299 Pfd. schwefelige Säure sich zu Schwelsäure oxydirt haben, werden 49,7 Pfd. Sauerstoff gebunden u. 648 Pfd. — 4074 K. F. (bei 0°) Stickstoff abgeschieden, welche aus den Räumen der Säurebildung, um einem frischen Gasgemenge Platz zu machen, nicht anders als mit dem eingemengten Stickstoffoxyd zugleich entfernt werden können, weil eine Trennung beider unausführbar ist. Der Fabrikant ist demnach genöthigt, um sich das für den Proceß unnützen und hinderlichen Stickstoffs zu entledigen, fortwährend das werthvolle Stickstoffoxyd aufzuopfern, und mithin auch in derselben Masse wieder erzeugen. Hierzu liegt also nur eine äußere Nothwendigkeit vor. Die schwefelige Säure hat man fast immer direkt durch Verbrennen von S. in besonderen Oefen dargestellt und dazu sicilianischen Rohschwefel ohne weitere Reinigung benutzt, bis die im Jahr 1841 zwischen der englischen Regierung und Neapel aufgeworfenen Schwefelfrage, ihrer friedlichen Schlichtung durch Frankreichs Vermittlung ungeachtet, den Preis des natürlichen S.s auf eine Höhe trieb, welche den Fabrikanten zwang, schlechterdings auf neue Quellen zu denken. Solche eröffnete die englische Industrie durch Ausbeutung der ungeheuren Vorräthe von Schwefelkies, welche sich in Irland und den Kohlendistrikten vorfinden. Man röstet denselben auf einem 7 Fuß hohen Schachtofen, ohne Brennmaterial, weil die Kiese, selber brennbar, immer so viel Wärme entbinden, als die Zersetzung und Entzündung des nachfolgenden Theils erfordert. Während man eben frisches Material aufgibt, zieht man unten die ausgebrannten Steine ab, so daß die Röstung gar keine Unterbrechung erleidet. Von Zeit zu Zeit befördert man das Nachsinken durch Stören an seitwärts angebrachten Thüren. Die Kiese verbrennen hierbei zu schwefeliger Säure und hinterlassen basisch schwefelsaures Eisenoxyd gemengt mit der Gangart u. s. w., so daß der Rückstand im Mittel 3% Schwefelsäure enthält. Aus reinern Kiesen kann derselbe zu schwefelsaurem Natron (in den Sodafabriken) oder zu rauchender Schwefelsäure benutzt werden. Seit der Wiedereinfuhr des sicilianischen S.s hat übrigens die Benutzung der Kiese bedeutend an Interesse verloren. Außerdem hat man angefangen, den Rückstand nach dem Auslegen der rohen Soda (s. kohlensaures Natron), welcher unter Anderem Schwefelkalcium enthält, durch Kohlen- und Salzsäure zu zerlegen, um das Schwefelwasserstoffgas in Gasometern zu sammeln. Von da aus kann es bequem nach den Kammern geleitet werden, wo man es anzündet u. zu Wasser und schwefeliger Säure verbrennt. Zur Erzeugung des Stickstoffoxyds verbrennt man nach älterer Art ein Gemenge von 8 Th. S. mit 1 Th. Salpeter, wobei sich neben schwefeliger Säure Stickstoffoxyd bildet und schwefelsaures Kali zurückbleibt. Die erstere rührt vom überschüsschüssigen S. her. Statt dessen hat man (in Frankreich) versucht, die Dämpfe zu verwenden, welche sich beim Erhitzen von Syrup mit Salpetersäure entwickeln, nämlich Stickoxydgas und Untersalpetersäure. Man erhält dabei als Nebenprodukte Kleesäure, welche sich aber nicht, wie man anfangs glaubte, hinreichend bezahlt macht, um die Methode zu lohnen. Deshalb fand man es allgemein entsprechender, geradezu Salpetersäure anzuwenden, indem durch die Hitze des Schwefelofens Chili (oder auch gewohnlicher) Salpeter, d. h. salpetersaures Kali (oder Natron) mit Schwefelsäure zerlegt wird, und der entwickelte Salpetersäuredampf in die Kammern streicht, wobei die Salpetersäure mit der schwefeligen Säure Stickoxydgas und Schwefelsäure erzeugt. Stellt man in den Kammern flüssige Salpetersäure in Schalen auf und gibt sie so der schwefeligen Säure preis, so ist der Erfolg der nämliche. Dieses letztere Verfahren wird auch fabrikmäßig ausgeführt. Man hat jetzt nach diesem Princip eingerichtete Apparate, welche in 24 Stunden durchschnittlich 150 Ctr., eine Produktion, die auf 200 Ctr. gesteigert werden kann, liefern. Die Bildung der Säuremasse findet in 5 großen Gefäßen oder Kammern aus starkem Walzblei Statt, von denen die erste bei 13′ Breite, 20,8′ Höhe und 24′ Länge 6490 K. F., die zweite bei

gleicher Länge u. Breite u. 20' Höhe 6246 K. F., die dritte, größte bei 100' Länge, 26' Höhe und 52' Breite 135,200 K. F., die vierte bei 22' Breite, 25,2' Höhe u. 28' Länge 14784 K. F. Inhalt hat, sie umfassen also zusammen über 178,000 K. F. Weil Bleiwände von dieser Ausdehnung bei ihrem Gewicht u. ihrer Biegsamkeit sich nicht selbst zu tragen vermöchten, so sind die Kammern von allen Seiten in eine Zimmerung von Balken eingelassen und unten mit einer Breterverschalung versehen, wodurch dieselben (für den Fall einer Ausbesserung) auch von unten zugänglich werden. Das luft- und säuredichte Fügen der einzelnen Bleiplatten hat bei der ungeheuren Gesammtlänge der Fugen große Schwierigkeiten. Gewöhnliches Loth (Legirung von Zinn und Blei) würde bald zerfressen seyn. Obgleich nun Richmont neuerdings gelehrt hat, Bleiplatten ohne Loth (mit bloßem Blei) durch die Knallgasflamme zu löthen, so findet man diesen Weg doch meist zu zeitraubend und zieht es vor, die aufgebogenen Ränder mit Bleiweißfarbe zu bestreichen und in sich selbst zusammen zu biegen. Zur Speisung des Apparats von den angegebenen Dimensionen sind zwei Oefen zur Verbrennung von Rohschwefel zu schwefeliger Säure erforderlich; die Höhe eines solchen Ofens beträgt 12', seine Sohlenfläche 144 Q. F.; derselbe hat ein doppeltes Gehäuse, wodurch ein Zwischenraum gebildet wird, zum Durchstreichen von kalter Luft, wodurch die Hitze geregelt werden kann. Ein höchst wichtiger Gegenstand ist der Zug des Ofens, weil durch denselben nicht nur der Ofen, sondern auch ganz besonders die Kammer mit der nöthigen Luft gespeißt wird, und man kann denselben mit Sicherheit durch einen Schieber an der Ofenthüre, und einem angebrachten Zugrohre mit seinem Regulator handhaben. Der Regulator besteht aus einer quer und waagrecht in die Trommel eingelassene Platte oder Scheidewand mit 19 runden Oeffnungen, welche zusammen dem Querschnitt des Zugrohrs gleich sind. Durch eine kleine Thür können eine beliebige Anzahl dieser Oeffnungen mittelst bleierner Deckel geschlossen werden. Die in dem Ofen sich entwickelnden Gase (ein Gemenge von schwefeliger Säure, Stickstoff und unveränderter athmosphärischer Luft) treten durch ein großes gußeisernes 4' weites Rohr in die erste Kammer; aus dieser nehmen die Gase ihren Weg durch ein kurzes Rohr in die zweite Kammer, um daselbst die in staffelförmig aufgestellten flachen Schalen aus Glas einströmende Salpetersäure zu zersetzen. Erfahrungsmäßig ist es gut, die nothwendige koncentrirte Säure (gegen 600 Pfd. in 24 Stunden) in Zwischenräumen, von etwa ½ Stunde, also jedesmal 12 Pfund, einströmen zu lassen. Zu dem Ende fließt die Salpetersäure aus einer Reihe verbundener Glasballons, welche zusammen einen größern Vorrathbehälter bilden, außerhalb der Kammer in ein heberartig eingerichtetes Gefäß, um vermittelst desselben in die Kammern zu treten; hier mit den schwefeligsauren Dämpfen in Berührung wird sie zerlegt, in Schwefelsäure umgewandelt und von den gleichzeitig eingeleiteten Wasserdämpfen aufgenommen. Anstatt mehre Kammern in der beschriebenen Art an einander zu reihen, hat man auch wohl vorgezogen, eine geräumige und sehr lange Kammer durch Scheidewände in eine Anzahl Abtheilungen und zwar so zu trennen, daß dadurch die Gase auf- u. absteigend, gezwungen werden, sich innig zu mengen. Obgleich dadurch an Bleiwänden erspart wird, so kann doch dabei schwerlich eine so vollkommene Umwandlung der schwefeligen Säure Statt finden. Aus der gegebenen Darstellung wird es klar, daß bei derartiger Einrichtung die Schwefelsäurebildung ohne Unterbrechung vor sich gehen kann. Dies war bei dem älteren Verfahren, und zwar zu seinem Nachtheile keineswegs der Fall. Dabei richtete man in der Kammer keinen steten Luftzug ein, sondern verbrannte (ursprünglich auf einer Art Wagen, welcher durch eine Thür in die Kammer geschoben wurde) ein Gemenge von Schwefel mit 20 und mehr Procent Salpeter, worauf Wasserdampf eingelassen wurde. Sobald man annehmen konnte, daß die schon vorher auf dem Boden befindliche Säure die neugebildete verschluckt habe, ließ man die rückständigen Gase aus dem Zugrohr entweichen und füllte die Kammer mit frischer Luft, um aufs Neue zu beginnen. Hierbei konnte nur so viel Schwefelsäure jedesmal gebildet werden, als der vorhandenen Menge Luft (Sauerstoff), also dem Rauminhalt der Kammer entsprach. Alle über diese Grenze hinaus vorhandene schwefelige Säure mußte beim nächsten Lüften verloren gehen, so wie im entgegengesetzten Falle eine Quantität Stickstoffoxyd, welche an der Säurebildung noch gar keinen Antheil genommen hatte.

Theorie des Betriebs. Die Uebertragung des Feuerstoffs der Luft an die schwefelige Säure geht übrigens mittelst des Stickstoffoxyds keineswegs so einfach und ohne Weiteres vor sich, als man glauben sollte und anfangs geglaubt hat. Das Stickoxyd hat nämlich große Neigung, mit der Schwefelsäure zu schwefelsaurem Stickoxyd (N_2O_2, $2SO_3$) zusammenzutreten, einer Verbindung, welche ihrerseits wieder das Bestreben hat, Schwefelsäurehydrat (wahrscheinlich zu N_2O_2, $2SO_3 + SO_3$, H_2O) zu binden; dergestalt, daß die Bildung des schwefelsauren Stickoxyds ungemein durch die Gegenwart von Schwefelsäurehydrat befördert wird. So ist es in den Kammern der Fall, wo man die genannte Verbindung häufig in zolldicken krystallinischen Lagen (nach Art der gefrornen Fensterscheiben) die Wände bedecken oder dieselbe in feinen Flittern schneeartig, zuweilen auch noch mehr zertheilt, als ein fahler Nebel sich niedersenken sieht, indem sich schwefelige und Untersalpeter-Säure, aber nur bei Gegenwart von Wasserdampf, sogleich in schwefelsaures Stickoxyd umsetzen. Es ist also Wasserdampf für ihre Bildung überhaupt und Schwefelsäure für ihre rasche Bildung wesentliche Bedingung. In den Kammern ist übrigens das schwefelsaure Stickoxyd (dessen Erzeugung auch nicht Endzweck ist) von keiner

Dauer, weil es durch den zuströmenden Wasserdampf sogleich in Schwefelsäurehydrat, welches sich auflöst, und Stickoxyd, welches sich unter Aufbrausen entwickelt, zerlegt wird, worauf dieses wieder Untersalpetersäure bilden kann u. s. f. Früher hat man das Auftreten der Krystalle in den Kammern als außer der Regel und etwas Zufälliges betrachtet, bis man durch andere Untersuchungen (von Rose, de la Prevostaye, Gay-Lussac, Gaultier u. A.) dahin belehrt wurde, daß die Schwefelsäure lediglich aus der Zusammensetzung des schwefelsauren Stickoxyds hervorgehe. Es ist nicht gleichgültig, welche Stärke man die Säure vorerst annehmen läßt, sondern nach der Erfahrung am besten, dieselbe bei 52° B. (spec. Gewicht 1,558) oder einem Gehalt von 54% Schwefelsäurehydrat aus der mittleren Kammer, wohin sie zusammenläuft, abzuzapfen. Stärkere Säure würde zu viel schwefelige Säure, viel schwächere (bis über 46 Proc. Hydrat) zu viel Stickstoffoxyd aufsaugen. Man hat demnach von jedem Centner Säure aus den Kammern 39 Pfd. Wasser abzuscheiden, um käufliche koncentrirte Säure zu erhalten, welche gegen 93 Proc. Hydrat enthält (66° B.)

Die Koncentration. Der sogenannte „Koncentrationsapparat", worin diese Abscheidung Statt hat, ist aus den Bleipfannen und der Platinblase zusammengesetzt. Die ersteren sind zu drei über einer Feuerung aufgestellt und ruhen auf Eisenplatten, gegen welche die Flamme anschlägt. Durch das Eindampfen schlägt sich nun etwas schwefelsaures Bleioxyd und Eisenoxyd (wasserleeres) nieder, während der Siedepunkt der Flüssigkeit eine Höhe (bei ungefähr 65 Proc. Hydrat) erreicht, welche ein unnützes Verdampfen von Säure und eine Beschädigung der Pfannen durch Hitze befürchten läßt. Wenn daher etwa 11 Proc. Wasser verdampft sind, womit zugleich Stickstoffoxyd, Salpeter- und schwefelige Säure weggehen, so bringt man die Säure durch einen Heber in den Platinkessel, dessen Heerd hart an die Pfannenfeuerung stößt. Die Unsicherheit und der große Verlust durch den Bruch der Glasgeschirre hat die Fabrikanten, ungeachtet des hohen Anlagekapitals, allgemein zu Gunsten der Platindestillirblasen bestimmt. Man fertigt solche von 5 bis 20 Ctr. Gehalt zu dem Preise von 17 bis 26,000 fl. (fast nur in Paris); alle Fugen werden mit Gold gelöthet. Während des Siedens trennt sich der Inhalt der Blase in käufliche Schwefelsäure und etwas säurehaltiges Wasser, welches durch das Helmrohr und dessen bleierne gewundene Verlängerung geleitet und dazu benutzt wird, eine Quantität schwache Säure aus der Kammer in einer Bleipfanne vorläufig zu koncentriren. Weiter erhitzt würde der Siedepunkt plötzlich bis 326° steigen und in Schwefelsäurehydrat übergehen, ein Punkt, den man in der Praxis natürlich nicht eintreten läßt. Bei dem hohen Preise des Platinkessels liegt es nun im Interesse des Fabrikanten, denselben möglist ununterbrochen zu benutzen; dagegen ist das Abzapfen einer so heißen und starken Säure in die Glasballons (diese dienen zur Versendung) und die Anwendung von Bleikühlern eine Sache der Unmöglichkeit. Hierdurch wurde die Einrichtung der Heber aus Platin veranlaßt, welche zugleich Kühlgefäße sind.

Ertrag. Bei einer Einrichtung, wie die beschriebene, erhält man aus 100 Pfd. S., je nach der Leitung 308, 310, selbst 320 Pfd. käufliche koncentrirte Säure von 66° B. (= 1,815 spec. G.), wobei 10 bis 12 Pfd. Salpetersäure erforderlich sind, während das ältere Verfahren nicht über 150 bis 200 Pfd. Schwefelsäure gab. Da die käufliche Säure nicht reines Hydrat (SO_3, H_2O), sondern vermöge ungefähr 7 Proc. zurückgebliebenen Wassers wahrscheinlich ein Gemenge von SO_3, H_2O mit etwas SO_3, $2 H_2O$ ist, so entspringt der mittlere Ertrag von 310 Pfd., etwa 288 Pfd. wirklichem Hydrat. Da nun 100 Pfd. S., um solches zu werden, 150 Pfd. Sauerstoff (= 3 Aeq.) und 56 Pfd. (= 1 Aeq.) Wasser aufnehmen, also der Theorie nach 306 Hydrat geben mußten, so sieht man daraus, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit diese Fabrikation gediehen ist, weil man nur (18 Pfd. Hydrat =) 6 Proc. S. verliert. Um so viel Säure, nämlich 310 Pfd. im Mittel, zu erzeugen, verbrennt man im täglichen Durchschnitt 48 Ctr. S., also 2 Ctr. die Stunde, welche 2 Ctr. Sauerstoff aus 8,8 Ctr. = 21,000 K. F. Luft aufnehmen, um 4 Ctr. = (ungefähr 4400 K. F. bei 0°) schwefelige Säure zu werden, wobei 6,5 Ctr. Stickstoff = 16,400 K. F. von jener (der Luft) zurückbleiben. In der Kammer angekommen, bedarf die schwefelige Säure weiterer 10,700 K. F. Luft, um daraus, unter Hinterlassung von neuem Stickstoff (8401 K. F.) 1 Ctr. Sauerstoff = 2200 K. F. zu Schwefelsäure aufzunehmen. Aus der raschen Verdichtung des letzteren, welche einer gänzlichen Hinwegnahme gleichkommt, entsprang bei dem alten Verfahren die Gefahr, die Kammer (in so fern sie zeitweise verschlossen war) von der Atmosphäre zusammengedrückt zu sehen.

Die überschüssig eintretende Luft abgerechnet, werden also zusammengenommen in der Stunde (4400 + 16,400 + 10,700 =) 31,500 K. F. des Gasgemenges (bei der Temperatur von 0° gedacht) in die Kammern streichen, so daß dieselben in 24 Stunden ihren Inhalt 4—5mal erneuern. Die ausströmenden Gase entführen endlich das jedesmal erzeugte Stickstoffoxyd, ungefähr 5—6 Pfd. in der Stunde (auf 2 Ctr. S.). Um dieses wenigstens zum größeren Theil wieder zu gewinnen, hat man mancherlei Vorschläge gemacht, welche von der Praxis erst noch geprüft werden müssen.

Das käufliche englische Vitriolöl, nicht für alle Anwendungen hinreichend rein, enthält Salzsäure, kleine Antheile salpetriger Säure, Salpetersäure und besonders Stickoxyd. Bei der Destillation der Säure bleibt schwefelsaures Stickoxyd als wenig flüchtig im Rückstand. Die Gegenwart der Oxyde des Stickstoffs ist dem Fabrikanten dadurch nachtheilig, daß sie der Säure die Eigenschaft ertheilen, das Platin

anzugreifen. Um denjenigen Antheil wegzuschaffen, der bis in die Platinretorte gelangt, hat man nur nöthig ($^1/_{10}$ bis $^1/_2$ Proc.) schwefelsaures Ammoniak vor dem Erhitzen zuzusetzen, wobei das Ammoniak und jene Oxyde sich zu Wasser und Stickstoff zerlegen. Außerdem findet sich schwefelsaures Bleioxyd, wasserfreies schwefelsaures Eisenoxyd, Selen und Arsenik in der Säure, welche durch eingefallene organische Theile, Stroh, Kitt u. s. w. mehr oder weniger bräunlich gefärbt ist. Ueber die Prüfung der Schwefelsäure auf ihre Reinheit siehe unten. Die englische Schwefelsäure ist eine wasserhelle (od. bräunliche) ölartige Flüssigkeit, von 1,848 spec. Gew. Gefriert erst bei $-25°$, siedet bei $-288°$ und geht unverändert über, in farblosen Dämpfen, die in der Luft einen starken weißen Nebel erzeugen. Sie ist geruchlos, nicht rauchend, wirkt sehr zerstörend auf organische Stoffe, und wird dadurch gebräunt. Sie enthält 1 At. Wasser.

c) Nordhäuser (sächsische) Schwefelsäure, rauchendes Vitriolöl. Unter den schwefelsauren Salzen, welche die Säure in der Glühhitze (u. zwar ohne Zersetzung in schwefelige Säure und Sauerstoff) fahren lassen, kann nur das schwefelsaure Eisenoxyd benutzt werden, welches sich aber von selbst bildet, wenn der Eisenvitriol, ein wohlfeiles, allenthalben leicht zu gewinnendes Salz, geglüht wird. Der Ausgangspunkt des fabrikmäßigen Betriebs ist also der Eisenvitriol (daher Vitriolöl) oder das krystallisirte schwefelsaure Eisenoxydul ($Fe O, SO_3 + 7 HO_2$), von dessen Wassergehalt sich 6 Aeq. vor der Zersetzung, das siebente aber, als fester gebunden, erst mit dem Beginn derselben austreiben lassen. In den Vitriolfabriken verwerthet man den unreinen Vitriol aus der eingedampften Mutterlauge, die für sich keinen Handelswerth hat, indem man demselben in zwei auf einander folgenden Operationen zuerst sein Wasser, dann die Säure entzieht. Die Destillation wird aus röhrenartigen Retorten von Schmelztiegelmasse vorgenommen, und die Säure wird in ähnlichen Vorlagen aufgefangen, welche in die Oeffnung der Retorte hineintreten, damit nichts von dem Lutum aus Thon in die Säure fallen kann. Von diesen Retorten liegen in der Fabrik zu Braunlage 60 Stück in zwei Reihen zu 30 Stück, nebeneinander in einem Galeerenofen. Im Feuerraum wird mit trocknem Tannenholz geheizt; neben dem Feuerraum ist ein hohler Raum, auf dessen Decke die Vorlagen ruhen; er dient zum Entwässern des Eisenvitriols, welcher der Destillation unterworfen werden soll. Die Retorten sind in den Ofen fest eingesetzt und werden mittelst einer blechernen Schaufel mit hölzernem Griffe, gefüllt und nach der Destillation von dem Rückstande (Caput mortuum), welcher im wesentlichen Eisenoxyd ist, durch ein Kratzeisen gereinigt. Zur Füllung der 60 Retorten verwendet man 150 Pfd. des getrockneten Eisenvitriols, jede Retorte erhält also $2^1/_2$ Pfund. Was zuerst übergeht, sehr wässrige Schwefelsäure mit schwefeliger Säure, wird nicht aufgefangen; sobald sich aber die grauen nebelartigen Dämpfe von wasserfreier Schwefelsäure zeigen, legt man die Vorlagen an, welche mit ungefähr 2 Loth Regenwasser beschickt sind, und die eigentliche Destillation beginnt. Man feuert, bis die Retorten zuletzt eine Zeit lang weißglühen, im Ganzen etwa 36 Stunden, so lange noch Säure übergeht. Hört dies auf, und werden die Vorlagen kühl, so nimmt man sie sogleich ab, entleert und beschickt die Retorten aufs Neue, legt dieselben Vorlagen vor (ohne vorhergegangene Entleerung) u. treibt ein zweites Mal ab u. s. f. Erst nach viermaligem Abtreiben der Retorten hat sich der Inhalt der Vorlagen bis zur Stärke des käuflichen Vitriolöls mit wasserfreier Schwefelsäure gesättigt. Man erhält auf diese Weise 45 bis 50 Proc. Säure vom trocknen Vitriol, welche in steinernen Krügen mit verkitteten Schraubenstöpseln versehn werden. Wenn man wasserfreien Vitriol (FeO, SO_3) glüht, so wandelt sich das Oxydul in Oxyd um, und zwar dadurch, daß er den nöthigen Sauerstoff einem Theil der Schwefelsäure entnimmt, und diese somit zu schwefeliger Säure reducirt. Denn $2 FeO, SO_3$ oder $2Fe + 2O + SO_3 + SO_3 = Fe_2O_3, SO_3 + SO_2$. Es bildet sich also dabei basisch schwefelsaures Eisenoxyd, welches bei fernerem Glühen seine Säure ohne Weiteres fahren läßt. Bei seiner großen Verwandtschaft zum Sauerstoff, oder bei der großen Neigung des Eisenoxyduls, Oxyd zu werden, reicht schon das bloße Liegen an der Luft hin, dieselbe Umwandlung einzuleiten, wobei $2Fe O, SO_3$ oder $2Fe + 2O + 2SO_3 + O$ (aus der Luft) zu $Fe_2O_3, 2SO_3$ werden, oder $^2/_3$ schwefelsaures Eisenoxyd entsteht, welches alle Schwefelsäure ohne Zersetzung zu schwefeliger Säure, also ohne Verlust, in der Hitze abgibt. In den Vitriolölbrennereien findet beides Statt, insofern man Vitriol verwendet, der bereits an der Luft zum größten Theil in Oxydsalz verwandelt ist; man gewinnt dabei für jeden aufgenommenen Theil Sauerstoff 5 Theile wasserfreie Säure mehr. Schon die Größe der Ausbeute beweist das Gesagte: während trocknes schwefelsaures Eisenoxydul 30,6 Proc., das Oxydsalz dagegen 53,3 Proc. trockner Säure geben mußte, erhält man gegen 50 Proc. Vitriolöl, was viel mehr als 30,6 wasserfreier Säure entspricht. Seit die englische Schwefelsäure so wohlfeil im Handel ist, hat man angefangen, dieselbe in den Vitriolölbrennereien zu benutzen und zwar entweder so, daß man damit Kolkothar (zu schwefelsaurem Eisenoxyd) sättigt und das Salz wie oben zersetzt, oder anstatt des Wassers in den Vorlagen vorschlägt. Im letzteren Falle ist das Produkt mit allen Verunreinigungen der englischen Schwefelsäure behaftet. Das Vitriolöl ist eine öldicke, bräunliche Flüssigkeit von 1,9 spec. Gew. Den Hauptbestandtheil macht das Hydrat $2SO_3, H_2O$ aus; in der schwächeren Säure ist dieses mit dem einfachen Hydrat SO_3, H_2O gemengt, in der stärkeren dagegen erhält es wasserfreie Schwefelsäure SO_3 aufgelöst. Die letztere ist so flüssig, daß sie schon bei gewöhnlicher Temperatur aus dem

Vitriolöl entweicht und sich mit der Feuchtigkeit der Luft zu $SO_3 H_2O$ als sichtbarer Nebel niederschlägt. Daher das Rauchen. Neben Selen u. erdigen Theilen fehlt unter den Verunreinigungen des Vitriolöls fast niemals die schwefelige Säure, welche sich selbst nach dem Verdünnen erst allmählig entwickelt u. z. B. den Platinschwamm in Zündmaschinen verdirbt, wenn man diese mit rauchendem Vitriolöl anstellt. Die nordhäuser Schwefelsäure ist eine etwas dickflüssige, bräunlich oder braun gefärbte Flüssigkeit von 1,896 spec. Gew. Gefriert schon bei etwas über 0° unter Zusammenziehung zu wasserhellen Krystalltafeln. Raucht an der Luft; kocht bei 40 bis 50° und zerfällt dabei in sich entwickelnde, bisweilen gegen 25 Proc. betragende, trockne Säure und in zurückbleibendes gewöhnliches Vitriolöl (mit der Entwickelung des erstern steigt der Siedpunkt immer höher); wird aber auch durch Mischen mit wenig Wasser, was noch mit lebhafter Erhitzung verbunden ist, in gewöhnliches verwandelt. Ist als eine Verbindung von 1 At. Wasser mit mehren Atomen trockner Schwefelsäure oder von gemeinem Vitriolöl mit trockner Säure zu betrachten.

d) Rektificirte, destillirte od. gereinigte Schwefelsäure, Acidum sulphuricum purum, wird durch Destillation der rauchenden oder englischen Schwefelsäure erhalten. Die rauchende Schwefelsäure eignet sich hierzu am besten. Nachdem die wasserfreie, dann die fast wasserfreie Schwefelsäure nebst dem Selen übergegangen ist, erhält man bei gewechselter Vorlage reine Schwefelsäure. Bei Anwendung der englischen Säure ist es nothwendig, das Stickoxyd und das Arsen vorher zu beseitigen, bevor man destillirt. Stickoxyd läßt sich leicht auf die Weise fortschaffen, daß man die Schwefelsäure bis zu 1, 2 spec. Gew. mit Wasser verdünnt und so lange erhitzt, bis Schwefelsäure fortzugehen anfängt. Von Arsen und andern metallischen Verunreinigungen befreit man es durch Verdünnen mit Wasser, Sättigen mit Schwefelwasserstoffgas, mehrtägiges Hinstellen in bedeckten Gefäßen, Dekanthiren von den Schwefelmetallen und Aussetzen an die Luft. Wegen der zur Destillation nöthigen hohen Temperatur zerspringen leicht Retortenhals u. Vorlage. Deshalb rektificire man nur kleinere Mengen, 2 bis 4 Pfd. auf einmal. Die Retorte wird entweder in ein Sandbad, welches ringsum mit Feuer umgeben werden kann, gelegt od. dem freien Kohlenfeuer dargeboten, jedoch tief in den Windofen eingesenkt, damit sie nicht bloß von unten erhitzt wird. Das Feuer wird gleichförmig in dem Maße unterhalten, daß ein fortwährendes Kochen Statt findet. Der Retortenhals reicht entweder bis in die Mitte der Vorlage, damit die herabfallenden heißen Tropfen sich sogleich dem schon vorhandenen Destillat beimengen od. wenn sie bloß in den Hals der Vorlage reicht, bringt man in diesen ein langes Platinblech, so daß die vom Retortenhals herabfallende Säure auf dem Bleche bis in die Vorlagen fließt. Jede Verschließung mit Papier, Kitt u. s. w. ist überflüssig, ja schädlich. Man destillirt nicht zur Trockne, sondern, bis ungefähr $^3/_4$ übergegangen sind. Im Verhältniß, als die Menge der Säure in der Retorte abnimmt, scheidet sich bei der englischen Schwefelsäure das darin gelöst gewesene schwefelsaure Bleioxyd aus, und veranlaßt ein gefährliches stoßweises Kochen; um dies zu vermeiden, verdünnt man die Säure mit Wasser, gießt vom niedergefallenen Bleioxyd ab und koncentrirt erst in einer Porzellanschale, bevor man die Destillation beginnt. Ferner entwickelt, so oft sich überschüssige Wärme in der Säure angehäuft hat, diese nach längerer Ruhe plötzlich eine solche Menge vom Dampf, daß sie nicht nur unter heftiger Erschütterung in die Vorlage übergeführt wird, sondern bisweilen durch die Elasticität des Dampfes der obere Theil der Retorte abgesprengt und die Säure herumgeschleudert wird. Diesem stoßweisen Kochen wirken nach Gay-Lussac Draht oder Schnitzel von Platin in die Retorte gebracht entgegen. Berzelius empfiehlt, nur die Seiten nicht den Boden der Retorte zu erhitzen.

Allgemeine Eigenschaften der Schwefelsäure. Die koncentrirte Schwefelsäure ist eine mächtige Säure, indem sie mit wenigen Ausnahmen alle anderen Säuren aus deren Verbindungen trennt. Im unverdünnten Zustande wirkt sie höchst ätzend; sie verkohlt und zerstört die meisten organischen Substanzen, sie entzieht denselben nämlich Wasserstoff und Sauerstoff als Wasser und scheidet die Kohle ab. Ihr Geschmack ist stark sauer und sie röthet Lakmus, selbst in sehr verdünntem Zustande. Schwefel löst sich in geringer Menge in der koncentrirten Schwefelsäure auf, und ertheilt ihr eine blaue, grüne oder braune Farbe; eben so lösen sich Selen und Tellur darin auf. Auch Kohle scheint in geringer Menge sich darin aufzulösen, indem sie der Säure eine hellrothe Farbe ertheilt, die später rothbraun wird. Auch die Metalle löst die Schwefelsäure in zweierlei Weise; sie löst einige derselben, z. B. Kupfer u. Quecksilber, unter Entwickelung von schwefslicher Säure auf, andere, z. B. Eisen u. Zink, unter Entwickelung von Wasserstoffgas. Im erstern Falle wird das Metall durch den Sauerstoff der Säure selbst oxydirt, in dem andern Falle durch den Sauerstoff des Wassers, welches mit der Säure verbunden ist. In jenem Falle wirkt koncentrirte Säure am besten, in diesem Falle ist verdünnte Säure vorzuziehen. Die koncentrirte Säure hat eine große Verwandschaft zum Wasser, sie absorbirt dasselbe aus der Atmosphäre und man benutzt sie sehr zweckmäßig, um neben ihr Substanzen im luftleeren Raume, unter der Glocke der Luftpumpe, zu trocknen. Bei ihrer Vereinigung mit Wasser findet beträchtliche Wärmeentwickelung Statt; beim Vermischen von 4 Gewichtstheilen koncentrirter Schwefelsäure mit 1 Th. Wasser kann die Temperatur bis auf 150° C steigen. Es gibt vier bestimmte Verbindungen der Schwefelsäure mit Wasser, sie werden Schwefelsaure-Hydrate genannt. Das erste Hydrat (Subhydrat) ist $= 2SO^3 + aqHO, 2SO_3$

zusammengesetzt. Die nordhäuser Schwefelsäure besteht größtentheils aus diesem Hydrat. Erkaltet man diese auf 0°, so krystallisirt das erste Hydrat in großen wasserhellen Blättern, welche in der Luft weiße Dämpfe bilden, und nach sorgfältiger Trennung von dem noch flüssigen Theil bei + 12 bis 15° noch fest bleiben, sie enthalten 9 Proc. Wasser. Durch Erhitzen wird es zerlegt in wasserfreie Säure und in das zweite Hydrat. Man erhält dieses Hydrat auch durch anhaltendes Erhitzen der englischen Schwefelsäure bei 104° R., wobei das vierte Hydrat überdestillirt. Das zweite Hydrat ist die englische Schwefelsäure (Hydrat) = SO_3 + aq. Das dritte Hydrat (Bihydrat) = SO_3 + 2 aq., entsteht beim Vermischen von 100 Th. des zweiten Hydrats mit 18,5 Proc. Wasser. Es besitzt ein spec. Gew. von 1,78, verliert bei 150° R. kein Wasser, wird über 160° R. zerlegt, indem ein Hydrat mit 3 At. Wasser übergeht und das erste Hydrat zurückbleibt. Bei 3,2° R. krystallisirt es in großen sehr regelmäßigen durchsichtigen Krystallen. Von den 2 At. Wasser, welche diese Säure enthält, ist das eine Atom, das Hydratwasser fester gebunden als das andere, das salinische (Halhydratwasser), und hiernach betrachtet Graham dieses Hydrat zusammengesetzt = HO, SO_3 + HO. Das vierte Hydrat (Trihydrat) = SO_3 + 3 aq., entsteht durch Vermischen des zweiten Hydrats mit 37 Th. Wasser. Bei der Verbindung beider in diesen Verhältnissen findet die stärkste Verminderung des Volumens beider Flüssigkeiten Statt; das spec. Gew. derselben ist 1,632, über 80° R. erhitzt wird es zersetzt; zwischen 193 und 199° verliert es 1 At. Wasser, frei von Säure wird es genau zu SO_3 + 2 aq. Wird 1 Th. koncentrirte Schwefelsäure mit 4 (bis 5) Theilen Wasser vermischt, so gibt dieses Gemisch die verdünnte Schwefelsäure (Vitriolgeist, Acidum sulphuricum dilutum, Spiritus Vitrioli) der Apotheken. In diesem verdünntem Zustande ist sie nicht mehr ätzend und verkohlt nicht mehr die organischen Substanzen.

Die verdünnte Säure verliert durch Erhitzen so viel Wasser, daß sie zu Vitriolöl wird, welches aber dann bei weiterem Erhitzen als Ganzes verdampft. Die Verbindung von 1 At. trockner Schwefelsäure mit 4 At. Wasser siedet zwischen 136 und 141° und die mit 5 At. Wasser zwischen 118 und 122°.

Erhält man verdünnte Schwefelsäure 40 Stunden lang bei 100° im luftleeren Raume, so bleibt eine Verbindung von 40 Th. (1 At.) Schwefelsäure mit 27,228 (also etwas über 3 At.) Wasser. Beim Einkochen der verdünnten Säure entweicht anfangs reines Wasser, und erst, wenn sie nur noch 2 At. Wasser auf 1 Säure hält, mischt sich dem Wasserdampf Säuredampf bei.

Folgende Tabelle von Ure gibt den Gehalt der wasserfreien Schwefelsäure, welche das Hydrat bei verschiedenen specifischen Gewichten besitzt, an:

Bei + 15°,5 C Temperatur.

Schwefelsäurehydrat.	Spec. Gew.	Wasserfreie Säure.	Schwefelsäurehydrat.	Spec. Gew.	Wasserfreie Säure.
100	1,8485	81,54	50	1,3884	40,77
99	1,8475	80,72	49	1,3788	39,95
98	1,8460	79,90	48	1,3697	39,14
97	1,8439	79,09	47	1,3612	38,32
96	1,8410	78,28	46	1,3530	37,51
95	1,8376	77,40	45	1,3440	36,69
94	1,8336	76,65	44	1,3345	35,88
93	1,8290	75,83	43	1,3255	35,06
92	1,8233	75,02	42	1,3165	34,25
91	1,8179	74,20	41	1,3080	33,43
90	1,8115	73,39	40	1,2999	32,61
89	1,8043	72,57	39	1,2913	31,80
88	1,7962	71,75	38	1,2826	30,98
87	1,7870	70,94	37	1,2740	30,17
86	1,7774	70,12	36	1,2654	29,35
85	1,7673	69,31	35	1,2572	28,54
84	1,7570	68,49	34	1,2490	27,72
83	1,7465	67,68	33	1,2409	26,91
82	1,7360	66,86	32	1,2334	26,09
81	1,7245	66,05	31	1,2260	25,28
80	1,7120	65,23	30	1,2184	24,46
79	1,6993	64,42	29	1,2108	23,05
78	1,6870	63,60	28	1,2032	22,83
77	1,6750	62,78	27	1,1956	22,01
76	1,6630	61,97	26	1,1876	21,20
75	1,6520	61,15	25	1,1792	20,38
74	1,6115	60,34	24	1,1706	19,57
73	1,6321	59,55	23	1,1626	18,75
72	1,6204	58,71	22	1,1549	17,94
71	1,6090	57,89	21	1,1480	17,12
70	1,5975	57,08	20	1,1410	16,31
69	1,5868	56,26	19	1,1330	15,49
68	1,5760	55,45	18	1,1246	14,68
67	1,5618	54,63	17	1,1165	13,86
66	1,5503	53,82	16	1,1090	13,05
65	1,5390	53,00	15	1,1019	12,23
64	1,5280	52,18	14	1,0953	11,41
63	1,5170	51,37	13	1,0887	10,60
62	1,5066	50,55	12	1,0809	9,78
61	1,4960	49,74	11	1,0743	8,97
60	1,4860	48,92	10	1,0682	8,15
59	1,4060	48,11	9	1,0614	7,34
58	1,4660	47,29	8	1,0544	6,52
57	1,4560	46,58	7	1,0477	5,71
56	1,4460	45,68	6	1,0405	4,89
55	1,4360	44,85	5	1,0336	4,08
54	1,4265	44,03	4	1,0268	3,26
53	1,4170	43,22	3	1,0206	2,446
52	1,4073	42,40	2	1,0140	1,63
51	1,3977	41,58	1	1,0647	0,8154

Man ersieht aus dieser Tabelle, daß bei einer sehr koncentrirten Säure eine bedeutende Verschiedenheit des Gehalts, von keiner sehr bedeutenden Verschiedenheit des spec. Gewichts begleitet ist. Bei Weitem bedeutender wird, für gleiche Unterschiede im Gehalte, der Siedepunkt der Säure verändert, wie es die folgende Tabelle von Dalton lehrt.

Tabelle über den Siedepunkt der Schwefelsäure bei verschiedenen spec. Gewichten, von Dalton.

Spec. Gew.	Siedepunkt.	Spec. Gew.	Siedepunkt.
1,850	326° C	1,796	217° C
1,849	318	1,757	212
1,848	310	1,744	204
1,847	301	1,730	198
1,845	293	1,715	194
1,842	284	1,699	190
1,838	277	1,684	186
1,833	268	1,670	182
1,827	260	1,650	177
1,819	253	1,560	143
1,810	245	1,408	127
1,801	240	1,300	116
1,791	230	1,200	107
1,780	224	1,100	103

Prüfung der Schwefelsäure. Wie aus dem Vorhergegangenen ersichtlich, ist die Schwefelsäure vielfachen Verunreinigungen ausgesetzt, die selbst in der rektificirten Säure theilweise enthalten seyn können, wenn die Rektifikation nicht mit Fürsorge ausgeführt wurde. Eine reine Schwefelsäure muß vollkommen farblos seyn, im Platingefäß ohne Rückstand verdampfen, beim Verdünnen mit Wasser keinen weißen Niederschlag geben (schwefelsaures Bleioxyd), durch Eisenvitriol beim Erwärmen nicht dunkel gefärbt werden (Salpetersäure, Stickstoffoxyd, Untersalpetersäure oder salpetrige Säure), auf Zusatz eines Tropfens einer Auflösung von chromsaurem Kali und Erwärmen darf die Säure nicht grün werden (Stickstoffoxyd od. Untersalpetersäure oder salpetrige Säure, welche die Chromsäure zu Chromoxyd desoxydiren, indem sie zu Salpetersäure werden). Beim Erhitzen mit ein wenig Indigosolution darf die blaue Farbe nicht in eine gelbe oder grünliche übergehen, wodurch gleichfalls Stickstoffsäuren angezeigt würden. Die verdünnte Säure darf nicht gefällt werden durch Silberlösung (Salzsäure), beim Uebersättigen mit Ammoniakflüssigkeit darf kein Niederschlag entstehen (Eisenoxyd, Thonerde), auch nicht auf Zusatz von kleesaurem Kali (Kalk). Schwefelwasserstoff darf die verdünnte Säure weder trüben noch färben.

Anwendung. Die Schwefelsäure ist eine der am häufigsten gebrauchten Körper, weil sie den Schlüssel zur Darstellung der meisten andern Säuren abgibt, u. weil sie in Folge von Wohlfeilheit, bei den mannichfaltigen u. wichtigen Anwendungen, welche die Säuren überhaupt erleiden, den andern Säuren, wo es angeht, vorgezogen wird. Auch trägt zur häufigen Benutzung der Schwefelsäure bei, daß sie so leicht und vollständig wieder aus Flüssigkeiten durch Baryt, Kalk oder Bleioxyd entfernt werden kann. Sie dient namentlich zur Abscheidung der Salpetersäure aus salpetersaurem Kali od. Natron; der Salzsäure und des Chlors aus Kochsalz; der Essigsäure aus essigsauren Salzen; zur Bereitung des schwefelsauren Natrons aus Kochsalz, um kohlensaures Natron darzustellen. In der Färberei wird sie besonders als rauchendes Vitriolöl, zum Auflösen des Indigos verwendet u. s. w. Mit den salzfähigen Basen bildet die Schwefelsäure die

Schwefelsauren Salze, Sulfates. Die Schwefelsäure hat gegen die meisten Salzbasen unter allen Säuren die größte Affinität, daher sie zur Abscheidung sehr vieler anderer Säuren von den Salzbasen angewendet wird. Die Verbindung der Schwefelsäure mit den Salzbasen erfolgt unter bedeutender Wärmeentwickelung und zum Theil unter Erglühen, wie bei Baryt und Bittererde. Es gibt 1-, 2- und 3fach saure und weniger basische schwefelsaure Salze. Die normalen Salze der Alkalien, der Bittererde, des Manganoxyduls und des Silberoxyds sind neutral; die übrigen röthen Lakmus. Die normalen Salze werden in der Glühhitze bei flüchtiger Basis (Ammoniak) zersetzt, bei fixer Basis und größerer Affinität sind sie feuerbeständig (fixe Alkalien, Bittererde, Bleioxyd); bei geringerer Affinität entwickelt sich entweder aus ihnen, nachdem alles Wasser verjagt ist, ein Theil der trockenen Schwefelsäure in unzersetzter Gestalt, der andere als schwefelsaures und Sauerstoffgas (Antimonoxyd, Zinkoxyd, Kupferoxyd, Eisenoxyd); oder bei noch geringerer Affinität, welche die Verflüchtigung der Säure gestattet, ehe alles Wasser ausgetrieben ist, Vitriolöl (Goldoxyd). Ist die Salzbasis geneigt, mehr Sauerstoff aufzunehmen (Eisenoxydul), so entzieht sie diesen in der Hitze der Schwefelsäure und veranlaßt dadurch die Entwickelung von schwefeliger Säure; umgekehrt verlieren die Oxyde der edlen Metalle ihren Sauerstoff und werden zu Metall. Durch Glühen mit Kohlen werden alle schwefelsauren Salze zersetzt. Hierbei zerfällt schwefelsaure Bittererde und, bei schwacher Hitze, auch schwefelsaures Zinkoxyd in zurückbleibendes Oxyd und in 2 Maß schwefeligsaures und 1 Maß kohlensaures Gas; schwefelsaures Wismuthoxyd, Quecksilberoxyd und Silberoxyd, und bei schwacher Hitze auch schwefelsaures Kupferoxyd in zurückbleibendes Metall und in gleiche Maße schwefeligsaures und kohlensaures Gas; schwefelsaures Zink- oder Kupferoxyd in zurückbleibendes Schwefelmetall und kohlensaures Gas und schwefelsaures Manganoxydul in bleibendes Oxydulsulphuret und in 1 Maß schwefeligsaures Gas auf 3 M. kohlensaures Gas. Auch die schwefelsauren fixen Alkalien zerfallen gleich dem schwefelsauren Bleioxyd, wenigstens in der Weißglühhitze, in einfach Schwefelmetall und in kohlensaures Gas, doch wird dieses um so mehr durch Kohlenoxydgas verdrängt, mit je mehr Kohlen das schwefelsaure Salz gemengt wurde. In der Rothglühhitze dagegen bleibt ein Theil des Alkalis unzersetzt, um so mehr, je niedriger die Temperatur, und es entsteht ein Schwefelmetall, welches mehr als 1 At. Schwefel auf 1 At. Metall hält und sich in Wasser mit gelber Farbe löst. Leitet man Wasserstoffgas durch ein glühendes Rohr, worin sich ein schwefelsaures Metalloxyd befindet, so erzeugt sich Wasser, und daneben entweder Schwefelmetall, oder eine Verbindung von Schwefelmetall mit Metalloxyd, oder bloßes Metalloxyd. Auf ähnliche Weise wie Kohle und Wasserstoff wirken Boron und Phosphor, zum Theil unter Bildung eines borax- und phosphorsauren Salzes; ferner Kalium, Natrium, Mangan, Antimon, Zink, Zinn und Eisen. Verdünnte wässerige Lösungen schwefelsaurer Alkalien werden durch darin gelöste oder vertheilte organische Stoffe in Hydrothion-Alkalien oder Schwefel-Alkalimetalle verwandelt. Einige fixere Säuren, obgleich mit geringerer Affinität gegen Salzbasen begabt, wie Phosphorsäure, Boraxsäure, Kieselsäure, bemächtigen sich in verschieden starker Glühhitze der Basis der schwefelsauren Salze und treiben die Schwefelsäure theils unzersetzt, theils in schwefelige Säure u. Sauerstoffgas zersetzt aus. Salzsäure und Salpetersäure entziehen dem einfach schwefelsauren Ammoniak, Kali und

Natron die Hälfte der Basis unter Bildung von doppelt schwefelsauren Alkalien. Die einfach schwefelsauren Salze des Antimon-, Wismuth- und Quecksilberoxyds und des Quecksilberoxyduls zerfallen mit Wasser in basisches Salz und frei werdende Säure. Die mit Krystallwasser anschießenden Salze der Bittererde, des Mangan-, Eisen- und Kobaltoxyduls und des Zink-, Nickel- und Kupferoxyds halten 1 At. Wasser, das Konstitutions-Wasser halten sie viel fester zurück als die übrigen Atome und verlieren es erst bei 204°. Die 2- und 3fach schwefelsauren Salze sind alle in Wasser löslich, oder werden durch dasselbe in wässerige Schwefelsäure und einfach saures Salz zersetzt. Die basischen sind nicht in Wasser, aber in verdünnter Salzsäure löslich. Die einfach sauren lösen sich größtentheils in Wasser; jedoch das Kalksalz und Silbersalz schwierig, das Strontian-, Baryt- und Bleisalz fast gar nicht. Alle löslichen schwefelsauren Salze und die in Salzsäure gelösten basischen geben mit allen Barytsalzlösungen einen weißen, in verdünnter Salz- od. Salpetersäure unauflöslichen Niederschlag. Eine Lösung von schwefelsaurem Kali, welche auf 1 Th. Schwefelsäure 50,000 Th. Wasser hält, gibt mit salpetersaurem Baryt noch eine Trübung.

II. Schwefel und Wasserstoff vereinigen sich in verschiedenen Verhältnissen und man kennt besonders zwei Verbindungen, die hydrothionige Säure und die Hydrothionsäure.

8) Hydrothionige Säure, Wasserstoffschwefel, Wasserstoff-Supersulphur, Acidum hydrothionasum, Hydrure de soufre, H_2S_5, erhält man, wenn eine nicht zu koncentrirte wässerige Lösung von fünffach Schwefelkalium, durch Schmelzen von kohlensaurem Kali mit überschüssigem Schwefel erhalten, in kleinen Antheilen in ein laues Gemisch von Salzsäure und Wasser gegossen wird. Thénard kocht 1 Th. Kalk und 16 Th. Wasser mit überschüssigem Schwefel eine Zeit lang, filtrirt und gießt das Filtrat unter Umrühren langsam in ein Gemisch von 1 Th. käufliger Salzsäure und 2 Th. Wasser. Der Wasserstoffschwefel scheidet sich in feinen, die Flüssigkeit milchig trübenden Tropfen aus, die sich auf dem Boden zu einer öligen Flüssigkeit vereinigen. Stellt ein gelbes, durchsichtiges Oel dar; riecht eigenthümlich, schwefelartig, widrig, reizt Nase und Augen, schmeckt süß und bitter. Bewirkt auf der Haut einen weißen Fleck, begleitet von einer stechenden Empfindung, die auf der Zunge unerträglich ist. Sich selbst überlassen, zerfällt diese Säure nach einigen Tagen in sich entwickelndes Hydrothiongas und in zurückbleibenden Schwefel, wobei sie immer steifer und trüber und zuletzt fest wird; die Zersetzung erfolgt um so rascher, je höher die Temperatur ist; sie wird ferner von allen den Körpern zersetzt, welche die Zersetzung des Wasserstoffsuperoxyds in Wasser- u. Sauerstoffgas veranlassen; so z. B. wird Schwefelwasserstoffgas mit Aufbrausen daraus entwickelt durch Pulver von Kohle, Platin, Iridium, Gold, Mangansuperoxyd; und die Oxyde von Gold und Silber, auf welche es getropft wird, werden davon augenblicklich und unter Feuerscheinung zersetzt. Wasser, Alkohol und Aether streben dasselbe zu zersetzen; die beiden ersteren ziehen Schwefelwasserstoff aus, und vom letzteren wird es aufgelöst, aus welcher Auflösung aber bald Schwefel in Krystallen sich abzusetzen anfängt. Auch in zugeschmolzenen Glasröhren zersetzt sich der Wasserstoffschwefel bei Gegenwart von etwas Wasser; ist gleichzeitig etwas Chlorkalcium mit eingeschlossen, so läßt es sich unzersetzt aufbewahren. Säuren hindern die Zersetzung; unter wässerigen Salzsäuren bleibt derselbe, selbst in offenen Gefäßen, längere Zeit unzersetzt. Selbst beim Kochen mit einer wässerigen Säure erfolgt die Zersetzung langsam, und nachdem der meiste Schwefelwasserstoff entwichen ist, entwickeln sich Dämpfe, welche Nase und Augen eigenthümlich reizen.

9) Hydrothionsäure, Schwefelwasserstoff, Wasserstoffsulphid, Hydrogenium sulphuratum, Acide hydrosulphurique; und in Gasform: hydrothionsaures Gas, Schwefelleberluft, hepatische Luft. HS. Findet sich in den Schwefelwässern, im Meerwasser, in faulen Eiern und in Kloaken. Wird erhalten, wenn ein Schwefelmetall, welches das Wasser zersetzen kann, in einer wasserhaltigen Säure aufgelöst wird. Das Metall oxydirt sich auf Kosten des Wassers und wird von der Säure aufgelöst, während sich Schwefel und Wasserstoff im Entstehungszustande mit einander verbinden. Es ist bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig und wird meist ohne Hülfe von Wärme entwickelt. Zu seiner Darstellung bringt man einfach Schwefeleisen in einem Gasentwickelungs-Apparat mit verdünnter Schwefelsäure zusammen und läßt das sich entwickelnde Gas, wenn es als solches aufgefangen werden soll, durch eine gesättigte Kochsalzlösung streichen. Gewöhnlich bereitet man eine Auflösung des Gases in Wasser, indem man das zuvor gewaschene Gas so lange in Wasser treten läßt, als dieses noch aufgenommen wird. Das Schwefelwasserstoffgas gehört zu den cörcibeln Gasen. Wenn man in eine an beiden Enden zugeschmolzene gekrümmte Glasröhre Schwefeleisen mit etwas Chlorwasserstoffsäure so einschließt, daß sie erst nach der Zuschmelzung des offenen Endes in Berührung gebracht werden können, so wird das gebildete Schwefelwasserstoffgas flüssig und kann von der Eisenauflösung abdestillirt werden, wenn der andere Schenkel der Röhre durch ein Gemenge von Schnee und Eis abgekühlt wird. In dieser verdichteten Gestalt stellt es eine farblose klare Flüssigkeit dar, die noch dünnflüssiger als Aether ist, ein spec. Gew. von 0,9 hat, selbst bei 17,8° nicht fest wird und in der Wärme Schwefel löst, der beim Erkalten in durchsichtigen gelben Krystallen anschießt. Als Gas besitzt die Hydrothionsäure ein spec. Gewicht von 1,1912 und hat einen eigenthümlichen, starken und höchst unangenehmen Geruch; es ist brennbar, röthet vorübergehend Lakmus und bringt schon, in geringer Menge der Luft beigemengt, Ohnmachten und Asphyxie hervor, in

reiner Gestalt eingeathmet, wirkt es stark narkotisch giftig. Von Wasser wird das Gas nur schwierig aufgenommen; Saussure fand, daß Wasser bei + 18° 2½mal sein Volumen davon aufnehme. Das mit diesem Gas gesättigte Wasser ist ungefärbt, hat den Geruch und Geschmack des Gases und röthet Lakmuspapier; es ist unter dem Namen Hydrothionwasser (Schwefelwasserstoffwasser), eines der unentbehrlichsten Reagentien bei chemischen Analysen. Bei Luftzutritt wird es leicht zersetzt; es wird trübe durch sich ausscheidenden Schwefel; in verschlossenen Gefäßen hält es sich unverändert. — Durch glühende Röhren geleitet, wird das Gas in sich abscheidenden Schwefel und reines Wasserstoffgas zerlegt; an der Luft entzündet, brennt es mit blauer Farbe, unter Bildung von Wasser u. schwefeliger Säure und Absatz von Schwefel. Gießt man in eine mit Schwefelwasserstoffgas gefüllte Flasche etwas rauchende Salpetersäure, so wird das Gas augenblicklich zersetzt, die Flasche füllt sich mit Dämpfen von salpetriger Säure, und Schwefel scheidet sich ab. Verschließt man die Flasche mit dem Finger so bald als die Säure zugesetzt wurde, so entzündet sich das Gas, und der Finger wird durch eine kleine Explosion gehoben. Chlor, Brom und Jod zerlegen das Hydrothiongas augenblicklich, sie entziehen ihm den Wasserstoff, und Schwefel fällt nieder. Erhitztes Kalium oder Natrium absorbiren von 2 Maßen Hydrothiongas sämmtlichen Schwefel und 1 Maß Wasserstoffgas, während 1 Maß Wasserstoffgas unverschluckt bleibt. Zinn darin geschmolzen, wird zu Schwefelzinn und hinterläßt reines Wasserstoffgas. Mit basischen Oxyden verbindet sich das Hydrothiongas nicht zu Salzen, wohl aber vereinigt es sich mit basischen Sulphureten, z. B. mit Kaliumsulphuret, und gibt Verbindungen, welche den Oxydhydraten entsprechen, welche deshalb von Berzelius Sulphhydrate genannt werden; Kaliumsulphhydrat ist Kalihydrat, in welchem der Sauerstoff durch Schwefel vertreten ist. Leitet man das Gas über rothglühenden Kalk, so werden beide Körper zerlegt, es entstehen Wasser und Calciumsulphuret. Auf gleiche Weise werden fast alle andere Metalloxyde, sowohl auf trockenem Wege, als auch, wenn sich die Salze derselben in Auflösung befinden, durch Schwefelwasserstoff zerlegt. So werden z. B. die Auflösungen der Kupfer-, Blei-, Quecksilber-, Wismuth-, Zinn(oxydul)-, Silber-, Gold- und Platinsalze schwarz oder schwarzbraun, die Auflösungen der Antimon-, Kadmium- und Zinn(oxyd)salze und der Säuren des Arsens dadurch gelb gefällt. Ist aber das Sulphuret des Metalls durch verdünnte Säuren zerlegbar, so verhindert die Gegenwart einer geringen Menge einer starken Säure die Fällung seiner Salzauflösungen durch Schwefelwasserstoff; diese Metalle werden, wie man sagt, aus sauren Lösungen durch Schwefelwasserstoff nicht gefällt. Hierher gehören namentlich die Metalle der Alkalien und Erden, ferner Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel, Uran, Chrom, Zink. Die Schwefelmetalle sind meist gefärbt, viele derselben sind schwarz; daher schwärzt Schwefelwasserstoff Blei- und Silbersalze und macht dieselben dadurch zu einem empfindlichen Reagens auf Schwefelwasserstoff. Selbst regulinische Metalle, wie Silber, Kupfer, Messing, laufen davon an, so daß man bei Arbeiten mit diesem Gase in Laboratorien Instrumente aus diesen Metallen wohl verwahren muß, wenn sie nicht anlaufen sollen.

III. Schwefel- und Kohlenstoff. Der Schwefel verbindet sich mit Kohlenstoff nur in einem Verhältniß (CS_2) zu Kohlensulfid (s. d.).

IV. Schwefel und Boron. Boron, in Schwefeldampf bis zum Glühen erhitzt, entzündet sich und verbrennt darin zu

10) Schwefelboron, welches an den Wandungen des Gefäßes weiß und durchsichtig, auf dem Boden aber, durch beigemengtes unverändertes Boron grau erscheint. Das Schwefelboron löst sich mit Heftigkeit in Wasser unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff, während das Boron zu Boraxsäure oxydirt wird, welche sich in Wasser löst. Beim Behandeln des grauen Schwefelborons in Wasser fällt das nur beigemengt gewesene Boron zu Boden; wurde das Boron nur so weit erhitzt, als zur Entzündung im Schwefeldampf hinreichte und wurde auch später nicht stärker erhitzt, so bildet sich ein Schwefelboron mit einem größeren Schwefelgehalt, welches beim Auflösen in Wasser den übrigen Schwefel als Swefelmilch fallen läßt.

V. Schwefel und Phosphor verbinden sich in fünf verschiedenen Verhältnissen zu Phosphorsulphureten; s. Phosphor 5).

VI. Schwefel u. Stickstoff. 11) Schwefelstickstoff, NS_3; man bereitet diese Verbindung von einfach Chlorschwefel mit 2 At. Ammoniak, zersetzt sie durch Behandlung mit kaltem Wasser, welches vorzüglich Salmiak u. unterschwefeligsaures Ammoniak löst, Schwefelstickstoff abscheidet, wäscht diesen schnell mit kaltem Wasser, bis er farblos und frei von Chlor abläuft, wäscht ihn dann zweimal mit absolutem Alkohol, um das Wasser zu verdrängen, preßt ihn zwischen Fließpapier aus und trocknet ihn rasch im luftleeren Raume über Schwefelsäure. Beigemengter Schwefel wird durch wiederholtes Auskochen mit Aether entfernt; der Schwefelstickstoff ist frei von überschüssigem Schwefel, wenn er sich in warmem Wasser ohne Rückstand löst. Bildet ein hellgrünes Pulver, welches ohne Gewichtsveränderung beim Erhitzen auf 100° bleibend gelb wird. Krystallisirt aus der Lösung in heißem Aether; wird beim Reiben sehr elektrisch, anklebend; bei gewöhnlicher Temperatur geruchlos, anfangs geschmacklos, dann vorübergehend scharf schmeckend. Beim Erhitzen zerfällt er in Stickgas und Schwefel; unter kaltem Wasser aufbewahrt, verschwindet er nach einigen Tagen und sehr schnell unter heißem Wasser, indem er sich zu unterschwefeligsaurem Ammoniak mit überschüssiger Säure auflöst. Der Schwefelstickstoff löst sich in einfach Chlorschwefel mit dunkelrothbrauner Farbe; bringt man die Lösung in die mit heißem Wasser umgebene tubulirte Retorte und leitet durch den Tubus kohlensaures Gas hindurch, so verflüchtigt sich Chlorschwefel mit etwas Schwefel-

stickstoff, es sublimiren sich gelbe Krystalle von Chlorschwefelstickstoff (an der blauen Färbung durch Ammoniak erkennbar) und es bleibt eine rothe Materie, welche überschüssigen Chlorschwefel zu enthalten scheint. Ein Schwefelstickstoff mit größerem Schwefelgehalt wird nach Gregory erhalten, wenn man in verdünntes Aetzammoniak langsam Chlorschwefel tropft, so daß das Ammoniak vorherrschend bleibt, und abwartet, bis die gefüllte, anfangs rothe Verbindung gelb geworden ist. Bei Anwendung von Chlorschwefel, der mit Schwefel gesättigt ist, erhält man einen Niederschlag, aus dem sich am meisten Schwefelstickstoff gewinnen läßt. Die erhaltene Masse ist bloß gelb, spröde und wird noch unter 100° roth und weich, und besteht nach Gregory aus einer Verbindung des krystallisirten Schwefelstickstoffs mit Ueberschuß von Schwefel. Sie entwickelt beim Erhitzen, unter Zurücklassung von Schwefel, eine kleine Menge Stickgas und Ammoniakgas; gibt mit Kali haltendem Weingeist eine amethystrothe Lösung, die sich bald unter Bildung von unterschwefeligsaurem Kali entfärbt und kochendem Wasser unterschwefeligsaures Ammoniak mittheilt, wobei der Rückstand noch die Eigenschaft behält, Kali haltenden Weingeist zu röthen. Kocht man die blaßgelbe Materie wiederholt mit großen Mengen von Weingeist, so löst sie sich völlig auf; die Lösung setzt beim Erkalten Krystalle von Schwefel ab und die Mutterlauge liefert den krystallisirten Schwefelstickstoff Gregory's; außerdem enthält die Mutterlauge bisweilen Flüssigkeit, die leichter ist als Wasser, einen ätherischen, pfeffermünzartigen Geruch besitzt, in Wasser und Weingeist löslich ist, und ebenfalls Kali haltenden Weingeist roth zu färben scheint. Der krystallisirte Schwefelstickstoff ist farblos. Er enthält, so gut getrocknet, als es ohne Erhitzung möglich ist, etwa 93 Procent S., 6 Proc. Stickstoff und eine Spur Wasserstoff, ist also ungefähr NS_{12}; beim Erhitzen mit Kalk und Kali entwickelt er Ammoniak unter Bildung von S.-Kalcium oder Kalium. Seine weingeistige Lösung färbt sich beim Zusatz von Kali (Ammoniak oder Baryt) schön purpurroth; schon $^1/_{500}$ reicht hierzu hin; aber die Flüssigkeit entfärbt sich bald und setzt farblose Krystalle von unterschwefeligsaurem Kali ab; der Schwefelstickstoff löst sich nicht in Wasser, leicht in Weingeist.

Schwefelammonium. Das Ammonium vereinigt sich mit S. in allen den Verhältnissen, in welchen sich Kalium und Natrium damit vereinigen.

12) Schwefelammonium, einfach Hydrothionammoniak, einfach Schwefelammonium, Ammoniumsulphuret, NH_3 HS, entsteht, wenn man in einer auf 18° erkalteten Röhre 1 Maß Schwefelwasserstoffgas mit etwas mehr als 2 Maß Ammoniakgas zusammentreten läßt; bildet eine farblose krystallinische Masse, die einem Ueberschuß von Ammoniakgas unverändert sublimirt werden kann; reagirt stark alkalisch und verliert bei gewöhnlicher Temperatur sogleich die Hälfte des Ammoniaks in Gasgestalt. Die wässerige Lösung des Salzes erhält man, wenn man wässerigen Ammoniak in zwei gleiche Theile theilt, den einen mit Schwefelwasserstoffgas sättigt, und dann den andern hinzufügt. Eine farblose, alkalische, nach Schwefelwasserstoff und Ammoniak riechende, sich an der Luft schnell zersetzende Flüssigkeit.

13) Zweifach Schwefelammonium, Ammoniumbisulphuret, Ammoniumsulphhydrat, NH_3 2HS. Bei gewöhnlicher und höherer Temperatur vereinigen sich Schwefelwasserstoff- und Ammoniakgas immer zu gleichen Maßen, ihr Verhältniß sey, welches es wolle. Läßt man beide Gase zu gleichen Maßen in einem mit Eis umgebenen Gefäße zusammentreten, welches zuvor mit Wasserstoffgas und Ammoniakgas gefüllt ist, so krystallisirt die Verbindung in Nadeln und Blättchen. Sie verdampft und sublimirt schon bei gewöhnlicher Temperatur, riecht durchdringend nach Ammoniak und Schwefelwasserstoff; reagirt alkalisch, bildet mit Wasser eine farblose Lösung, welche auch auf die Weise erhalten wird, daß man durch Aetzammoniakflüssigkeit bei abgehaltenem Luftzutritt gewaschenes Schwefelwasserstoffgas bis zur Sättigung streichen läßt. Diese Flüssigkeit, den Liquor amonii hydrosulphureti darstellend, findet als Reagens vielfache Anwendung.

14) Fünffach Schwefelammonium, Ammoniumquintisulphuret, Hydrothioniges Ammoniak, NH_3 HS_5, wird erhalten, wenn man Aetzammoniakflüssigkeit mit Schwefelwasserstoffgas sättigt, die so erhaltene Flüssigkeit mit so viel S. mischt, als sich darin auflöst und Ammoniakgas hinzuleitet u. das überschüssige Ammoniakgas endlich durch Schwefelwasserstoffgas sättigt. Die kalt gehaltene Flüssigkeit erstarrt endlich bei fortschreitender Sättigung krystallinisch; man erwärmt auf 40—50°, wobei sie flüssig wird und läßt in verschlossenem Gefäß langsam erkalten, wobei sie in langen schiefen rhombischen Säulen anschießt. Die Krystalle gehen beim Erwärmen unter Verdunsten von einfach Schwefelammonium in siebenfach Schwefelammonium über, eben so beim Aufbewahren in einem geräumigen, mit trockener Luft gefülltem Gefäße. An der freien Luft zersetzen sich die Krystalle allmählig unter Aushauchen von Schwefelammonium in ein gelbes Gemenge von krystallisirtem S. und unterschwefeligsaurem Ammoniak. Die Verbindung löst sich in Wasser unter Abscheidung von S., der anfangs zähe ist, dann krystallinisch wird. Sie löst sich in Alkohol vollständig zu einer orangengelben Flüssigkeit, aus der allmählig S. herauskrystallisirt.

15) Siebenfach Schwefelammonium, unterhydrothioniges Ammoniak, Ammoniumseptisulphuret, NH_3 HS_7, ist eine höhere Schwefelungsstufe, als man bei den feuerbeständigen Alkalien kennt und entsteht bei der freiwilligen Zersetzung von fünffach Schwefelammonium, am besten in einem Gefäße, welches trockene Luft hält; eben so wenn man die Krystalle von fünffach Schwefelammonium wieder in ihrer Mutterlauge löst, und das Gefäß unter

einer großen Glocke, die auf eine Glasplatte aufgeschliffen ist, erkalten läßt; es verflüchtigt sich hier bei einfach Schwefelammonium in Blasen, und es schießt zuerst das siebenfach Schwefelammonium in rubinrothen Krystallen an, dann das Fünffache und endlich wieder Siebenfaches. Die Krystalle halten sich in ganz damit gefüllten Flaschen bei Abhaltung von Sonne und Wärme unverändert; beim Erwärmen entwickeln sie eine niedrigere Schwefelungsstufe des Ammoniums, die sich in gelben Tropfen an die Gefäßwandungen absetzt, und woraus sich beim Erhitzen sehr flüchtige Krystalle sublimiren lassen, während S. zurückbleibt. Diese Verbindnng ist in Wasser nicht löslich und wird davon zersetzt. Außer den erwähnten erhält man Gemenge v. Ammoniumsulphureten auf mehrfache Weise. Ein solches ist der schon lange bekannte beguinsche Liquor (s. d.).

S. in Verbindung mit Brom, Chlor u. Jod, s. Brom-, Chlor- und Jodschwefel.

Schwefel (Geogr.), österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Dornbirn; 120 Einw.

Schwefelabdrücke, s. Paste.

Schwefeläther (Chem.), 1) mittelst Schwefelsäure bereiteter Aether (reiner Aether), s. Aether; — 2) Aether (C_4 H_5O), worin der Sauerstoff durch Schwefel erhitzt ist, s. Schwefeläthyl; — 3) Aether (C_4 H_5O), worin 2 Aeq. Schwefel, oder Malaguti's Chloräther (C_4 H_3 C_2O), worin das Chlor durch Schwefel erhitzt ist, von Malaguti entdeckt, bildet sich, wenn man Schwefelwasserstoff unter Erwärmen in den genannten Chloräther leitet. Das schwarze, übelriechende, kleberige Produkt wird destillirt; überläßt man das Produkt einige Tage sich selbst, so gesteht es zu einer krystallinischen Masse, die durch Pressen zwischen Papier und wiederholte Krystallisation aus Alkohol gereinigt wird. In den Mutterlaugen findet sich noch ein anderer Körper (s. Chlorschwefeläther). Der so dargestellte S. krystallisirt in weißen Nadeln, schmilzt bei 120 — 130° und erstarrt wieder krystallinisch, riecht schwach nach Chlorschwefel, löst sich in Alkohol und Aether, nicht in Wasser, gibt mit geistiger Kalilösung Schwefelkalium und essigsaures Kali und besteht aus: C_4 H_5 S_2O.

Schwefelätherin (Chem.). Durch die Untersuchungen von Löwig und Weidmann sind bis jetzt folgende Schwefelungsstufen des Aetherins bekannt geworden: 1) Einfaches, existirt nur in Verbindung mit Schwefelsäure, s. Schwefelätherin-Schwefelsäure. — 2) Zweifaches, entsteht, wenn man geistige Lösungen von Chlorätherin und einfachem Schwefelkalium an der Luft stehen läßt. Ein weißer, lockerer Niederschlag, ähnlich dem vierfachen S. Zusammensetzung: C_4 H_4 S_2. — Wendet man statt einfachem Schwefelkalium, Schwefelwasserstoff-Schwefelkalium an, so scheidet sich nur Chlorkalium ab, und destillirt man die Flüssigkeit, so liefert sie nebst Schwefelwasserstoff eine flüchtige, mit mehren Metallsalzen Niederschläge gebende Verbindung, welche zweifach S. mit Schwefelwasserstoff = C_4 H_4 S_2 + 2HS ist. In der Retorte setzt sich eine ölige Materie ab, die beim Erkalten erstarrt u. vierfach Schwefeläthyl ist. — 3) Dreifaches, ist für sich noch nicht dargestellt. Als eine Verbindung desselben mit Schwefelwasserstoff kann, gemäß der Formel: C_4 H_4 S_3 + SH, das vierfache Schwefeläthyl betrachtet werden. — 4) Vierfaches, scheidet sich pulverförmig ab, wenn man eine geistige Lösung von Chlorätherin mit einer geistigen Lösung von Schwefelkalium vermischt und die Mutterlauge in einer verschlossenen Flasche längere Zeit stehen läßt. Bildet ein zartes, schwach gelbliches Pulver, von eigenthümlichem, süßem Geruch, unlöslich in Wasser und Weingeist, schmilzt etwas über 100°, kocht in höherer Hitze und zersetzt sich, brennt mit blauer Flamme, wird von Kalilauge fast gar nicht angegriffen, und besteht aus: C_4 H_4 S_4. — 5) Fünffaches, scheidet sich ab, wenn man geistige Lösungen von Chlorätherin und dreifach oder fünffach Schwefelkalium bei abgeschlossener Luft stehen läßt. Ein gelblicher, nach und nach zähe elastisch werdender Niederschlag, riecht beim Erwärmen stechend und reizend, schmilzt bei 160° und zersetzt sich dann, und besteht aus: C_4 H_4 S_{10}.

Schwefelätherin-Schwefelsäure (Chemie), Zersetzungsprodukt des vierfach Schwefelätherins durch Schwefelsäure, wird erhalten, wenn man das Schwefelätherin in verdünnter Salpetersäure auflöst, die Lösung verdunstet, den Rückstand in Wasser löst, mit Baryt sättigt, den schwefelsauren Baryt abfiltrirt, die Flüssigkeit zur Krystallisation abdampft, das Barytsalz mit Schwefelsäure zerlegt und abermals verdunstet. Die neue Säure schießt in schönen, weißen Krystallen an, schmeckt stark sauer, löst sich sehr leicht in Wasser und wird weder durch Kochen, noch durch Abdampfen zersetzt. Zusammensetzung: C_4 H_4 S + $4SO_3$ + 2HO.

Schwefeläthersäure (Chem.), von Böttger, wie die Salpeteräthersäure, durch Verbrennen in seinem Aethersäure-Apparate (nämlich durch Hülfe glühenden Platin-Asbestdochts) dargestellt, ist eine wasserhelle Flüssigkeit von einem äußerst stechenden Geruch, 1,027 spec. Gewicht, färbt sich beim Kochen mit koncentrirter Schwefelsäure dunkelgelb, reducirt Gold- und Silbersolution beim Kochen, Quecksilberoxyd nicht, sondern dieses löst sich in der Hitze vollständig auf, Platinsolution vollständig beim Hinzufügen einiger Tropfen Ammoniak u. s. w.

Schwefelätherweingeist, s. v. a. Hoffmanns schmerzstillender Mineralgeist, vergl. Aether.

Schwefeläthyl (Schwefelwasserstoffäther, Hydrothionäther, Chem.), existirt in mehren Verhältnissen des Schwefelgehalts. Die erste derartige Verbindung wurde von Döbereiner entdeckt. Er erhielt sie durch Auflösen von Schwefeleisen in mit salzsaurem Gase gesättigtem Alkohol, Destillation der Flüssigkeit nach 24stündigem Stehen, und Vermischen des Destillats mit Wasser, als eine in Wasser untersinkende, höchst durchdringend knoblauchartig riechende Flüssigkeit, deren Zusammensetzung jedoch nicht ermittelt wurde. Durch spätere Versuche sind mit Sicherheit 3 Schwefelungs-

stufen bekannt geworden: 1) Einfaches, von Regnault entdeckt, läßt sich leicht erhalten, wenn man überschüssiges Chloräthyl in Gasform in eine geistige Lösung von einfachem Schwefelkalium leitet, hierauf das Ganze gelinde erhitzt, das Destillat mit Wasser verdünnt, den oben auf schwimmenden Aether abnimmt, mit Wasser wäscht und über Chlorkalcium rektificirt. Eine wasserhelle Flüssigkeit von durchdringendem Knoblauchgeruch, 0,825 spec. Gewicht, siedet bei + 73°; gibt durch Behandlung mit Chlor nach und nach 4 Aeq. Wasserstoff ab, an deren Stelle 4 Aeq. Chlor treten und besteht aus: $C_4 H_5 S$. Es ist dieses also derselbe Körper, welcher in Verbindung mit Schwefelwasserstoff (= HS) das Mercaptan Zeise's darstellt. — 2) Zweifaches, wurde von Zeise entdeckt und Schwefelweinöl oder Thialöl (s. d.) genannt; Löwig, welcher es näher untersuchte, stellt es durch Destillation von Oxaläther und einfachem Schwefelkalium dar, Morin nach einer der ursprünglichen Zeise'schen Methoden, nämlich durch Destillation von 2 Th. fünffachem Schwefelkalium, 3 Th. ätherschwefelsaurem Kali und 5 Th. Wasser bis zum Dickwerden der Masse, Aufgießen von Wasser, abermaliges Destilliren und Wiederholen dieser Procedur noch 3 bis 4mal, dar; von der vereinigten Destillation wurde die oberste, wässerige Schicht abgegossen, die untere, gelbliche einige Male mit Wasser gewaschen und über Chlorkalcium rektificirt. Eine ebenfalls farblose, durchdringend knoblauchartig riechende Flüssigkeit, schmeckt stark und scharf, hinterher süßlich, hat ein dem Wasser gleiches oder nur unbedeutend höheres spec. Gewicht, reagirt neutral, siedet bei + 151° und destillirt unverändert über, zersetzt sich an der Luft, löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Aether, brennt mit blauer Flamme, wird von Alkalien, so wie von Quecksilberoxyd nur äußerst langsam verändert, in geistiger Lösung von geistiger Bleizuckerlösung blaßgelb, von Quecksilberchlorid weiß gefällt und besteht aus: $C_4 H_5 S_2$. Hier haben wir einen zweiten Zeise'schen Körper, das Mercaptan, welches sich in Verbindung mit Metallen in den Mercaptiden befindet. — 3) Dreifaches. Was Zeise dafür hielt und Schwefelweinöl oder Thialöl nannte, ist die vorige Verbindung. — 4) Vierfaches, von Loewig entdeckt, wird erhalten, wenn man zur Darstellung des Schwefelätherins das rohe Chlorätherin (wie es durch unmittelbares Zusammenbringen von Chlor und ölbildendem Gase erhalten wird) anwendet, und die von vierfach Schwefelätherin abfiltrirte Flüssigkeit destillirt. In der Retorte scheidet sich dann, neben etwas Schwefelätherin, die Verbindung als ein Oel aus, welches beim Erkalten erstarrt und eine blaßgelbe, spröde Substanz darstellt, welche noch weit unter dem Schmelzpunkte des Wassers schmilzt, sich in höherer Temperatur zersetzt und aus: $C_4 H_5 S_4$ besteht.

Schwefeläthyl-Schwefelsäure (Chem.), von Löwig und Weidmann entdeckt, entsteht, wenn man schwefeligsaures Schwefeläthyl mit Kalilauge erwärmt, wobei sich ein öliger Körper (Doppeltschwefeläthyl) ausscheidet; destillirt man das Ganze, so geht das Doppeltschwefeläthyl über, und im Rückstande bleibt das Kalisalz der neuen Säure. Es ist weiß, krystallinisch, zerfließt an der Luft und besteht aus: $2KO + (C_4 H_5 S_2 + 2SO_3) + HO$. Isolirt ist die Säure noch nicht.

Schwefelalkohol (Chem.), nach Lampadius, der Schwefelkohlenstoff, s. Kohlensulphid.

Schwefelallyl (Allylsulphuret, Chem.). Allyl-All (s. Supplementband) ist das hypothetische Radikal des Knoblauchöls, so wie das Senföl und der daraus abgeleiteten Allylverbindungen. Die Formel des Allyl ist $C_6 H_5$. — Schwefelallyl ist nach Wertheim ein wesentlicher Bestandtheil des Knoblauchöls (s. d.), und hat die Formel $C_6 H_5 S$. Rohes Knoblauchöl, nachdem es durch wiederholte Rektifikation möglichst gereinigt ist, enthält außer S. noch kleine Mengen von Allyloxyd und einer höhern Schwefelstufe des Radikals. Behandelt man dieses Gemenge mit Kalium, so findet neben Gasentwickelung, welche von einer totalen Zerlegung der Sauerstoffverbindung herrührt, gleichzeitig eine Reduktion der höhern Schwefelverbindung zu S. Statt, wobei sich das Metall mit einer leberbraunen Schicht bekleidet. Wird hiervon nach einiger Zeit die Flüssigkeit abdestillirt, so geht reines S. in die Vorlage über, dessen Reinheit man daran erkennt, daß sich Kalium darin unverändert erhält. Es bildet eine wasserhelle, das Licht stark brechende Flüssigkeit, welche den penetranten eigenthümlichen Geruch des Knoblauchs im hohen Maße besitzt. Es ist leichter, als Wasser, und nur schwer darin löslich, in Alkohol und Aether leicht löslich. Unter dem Drucke seiner eigenen Dämpfe kann es im Sieden erhalten werden, ohne dabei eine Zersetzung zu erleiden. Von Kalium wird es auch in der Wärme nicht angegriffen, und läßt sich unverändert davon abdestilliren. Rauchende Salpetersäure wirkt sehr energisch darauf ein und zersetzt es unter Bildung von Schwefelsäure und Oxalsäure. Beim Verdünnen der sauren Flüssigkeit scheiden sich gelblich weiße Flocken ab. Von koncentrirter Schwefelsäure wird es mit purpurrother Farbe aufgelöst, und daraus durch Wasser wieder unverändert ausgefällt. Außer dem S. scheint noch eine höhere feste Schwefelverbindung zu existiren, welche in feinen Nadeln krystallisirt; sie entsteht, wenn man Schwefelcyanallyl in einer hermetisch verschlossenen Röhre mit dreifach Schwefelkalium längere Zeit erwärmt. Jene Krystalle besitzen im höchsten Grade den durchdringenden Geruch der Asa fötida. Das S. bildet mit mehren Schwefelmetallen eigenthümliche Sulphursalze, in denen es die Rolle der Basis zu übernehmen scheint. So sind dargestellt worden: Allyl-Palladiumsulphuret: 2AllS 3Pd S durch tropfenweise Vermischung einer salpetersauren Palladiumoxydullösung mit Schwefelallyl. Allyl-Platinsulphuret: AllS PtS_2 und Allyl-Quecksilbersulphuret: 2HgS AllS.

Schwefelalumium, bildet sich, wenn Schwefel mit glühendem Alumium in Berührung kommt unter Funkensprühen. Es ist eine

schwarzgraue, gelbmetallisch glänzende Masse, die Wasser zersetzt, unter Entwickelung von Hydrothionsäure und Bildung von Alaunerde.

Schwefelammonium, s. Schwefel.

Schwefelantimon, s. Antimonschwefel.

Schwefelantimon = Natrium, s. v. a. Schlippesches Salz.

Schwefelantimonquecksilber, s. Aethiops.

Schwefelantimon=Schwefelkalcium, s. v. a. Kalkspießglanzleber, s. Antimon 46).

Schwefelarsenik (Min.), 1) gelber, s. v. a. Auripigment (s. d.); — 2) rother, s. v. a. Realgar (s. d.), vgl. Arsenik IV.

Schwefelarsenike (Min.), Familie der Schwefelmetalle. Sie sind Schwefelarsenikmetalle, d. h. Verbindungen der Metalle mit Schwefel und Arsenik, meist sehr deutlich und schön krystallisirend, H. = 4—6, G. = 5,1—7,3, silberweiß ins Stahlgraue mit schwarzem Strich und lebhaftem Metallglanz. Vor dem Löthrohre entwickeln sie Schwefel= und Arsenikgeruch mit Hinterlassung einer dem Magnet folgsamen Kugel, im Kolben geben sie ein Sublimat von Schwefelarsenik. Auf Gängen und Lagern nur im Grund= und Uebergangsgebirgen. Gattungen: Arsenikkies, Glanzkobalt, Nickelglanz.

Schwefelarsenikmetalle (Min.), s. v. a. Schwefelarsenike (s. d.).

Schwefelarsin, s. v. a. Kakodylsulphuret.

Schwefelbad, 1) (Med.), s. Bad; — 2) s. Teplitz.

Schwefelbad (Schwefelberg, Geogr.), schweiz. Schwefelbad, Kanton Bern, Bez. Schwarzenburg, nördlich am Ganterisch, in einem einsamen Thal.

Schwefelbalsam, s. v. a. Balsamum sulphuris.

Schwefelbarium, s. v. a. Bariumsulphuret.

Schwefelbecken, der kupferne Kessel, in welchen der Schwefel fließt, nachdem er gereinigt worden ist, und von wo aus er in die Formen gegossen wird.

Schwefelbenzamid (Chem.), Benzamid = $C_{14}\ H_7\ NO_2$, worin der Sauerstoff durch Schwefel ersetzt ist, entsteht nach Cahours durch Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Benzonitril ($C_{14}\ H_5 N$). Man leitet das Gas in die geistige Lösung des letztern, verdunstet auf $^1/_4$, setzt Wasser hinzu und krystallisirt den Niederschlag in heißem Wasser um. Bildet schwefelgelbe, seiden glänzende Nadeln, ist zersetzbar durch Quecksilberoxyd, unter Erzeugung von Wasser, Schwefelquecksilber und Benzonitril; mit Kalium entsteht Schwefelkalium und Cyankalium. Zusammensetzung: $C_{14}\ H_7\ NS_2$.

Schwefelbenzoylwasserstoff (Chem.), Benzoylwasserstoff, worin der Sauerstoff durch Schwefel ersetzt ist, von Laurent entdeckt, entsteht, wenn man rohes Bittermandelöl in seinem 8—10fachen Volum Alkohol auflöst, und die Auflösung allmählig mit einem Volum Schwefelammonium versetzt; der sich absetzende Niederschlag wird mit heißem Alkohol gewaschen. Ein weißes, mehliges, nicht krystallinisches Pulver, riecht scheinbar nicht, ertheilt aber den Händen einen unangenehmen, an Knoblauch erinnerden Geruch, löst sich weder in Alkohol noch in Wasser, wird in Aether schnell flüssig und durchsichtig, löst sich aber nur wenig darin; bei 90—95° wird es weich, in stärkerer Hitze gelb, und erstarrt dann, bereits zersetzt krystallinisch; durch Destillation liefert es mehre krystallinische Körper. Salpetersäure gibt in gelinder Wärme Bittermandelöl, beim Kochen Benzoesäure. Zusammensetzung: $C_{14}\ H_6\ S_2$.

Schwefelblausäure, s. v. a. Cyansulphidwasserstoff.

Schwefelblausaures Eisenoxyd, s. Schwefelcyanwasserstoffsäure.

Schwefelblaustoff, s. v. a. Schwefelcyan.

Schwefelblei (Min.), s. v. a. Bleiglanz (s. d.), vgl. Blei, S. 1153.

Schwefelbleiglanz (Min.), Species des Bleiglanzes (s. d.).

Schwefelblume, s. Schwefel.

Schwefelbock, s. Schwefeln.

Schwefelboron, s. Bor.

Schwefelbrände, s. Schwefel.

Schwefelbrennofen, die Treibofen in einer Schwefelhütte.

Schwefelbrenze (Min.), dritte Ordnung der Brenze mit der einzigen Familie der Schwefelithe.

Schwefelbroch (Bot.), s. v. a. Ranunculus Flammula *L.*

Schwefelbrod, s. Schwefel.

Schwefelbrunnen, eine gefaßte Schwefelquelle.

Schwefelbund, Schwefelfaden von bestimmter Länge, der zu bequemer Handhabung wie ein Bündel zusammengedreht, auch wohl an beiden Enden des letztern vielfach aufgeschnitten ist.

Schwefelchrom, s. a. a. Chromsulphuret.

Schwefelchyazinsäure, s. v. a. Cyansulphidwasserstoff.

Schwefelcyan (Rhodan, nach Berzelius) s. v. a. Cyansulphid.

Schwefelcyanäthyl (Aethylschwefelcyanid, Chem.), von Liebig, durch Destillation des Schwefelcyankaliums mit Alkohol und Schwefelsäure, später von Cahours durch Destillation von koncentrirten Lösungen gleicher Theile schwefelweinsaurem Kalks u. Schwefelcyankaliums erhalten, ist eine unerträglich knoblauchartig riechende, farblose Flüssigkeit von 1,020 spec. Gewicht, siedet bei 146°, löst sich nicht in Wasser, sehr leicht in Aether und Alkohol, und besteht aus: $C_4\ H_5 + Cy\ S_2$.

Schwefelcyanallyl (Allylsulphocyanür, Chem.), gemäß der Formel: $C_6\ H_5\ Cy\ S_2$, das ätherische Senföl (s. d.).

Schwefelcyan=Bisulphhydrat (Ammoniumsulphocarbonat, Hydranzothin, Carbosulphamid, Chem.), von Zeise entdeckt, wird erhalten, wenn man eine wässerige Auflösung von Ammoniumsulphocyanhydrat allmählig mit Chlorwasser oder auch mit Eisenoxydsalzen und Salzsäure versetzt. Völker erhielt es bei der Zersetzung des Schwefelcyan=

ammoniums in der Hitze. Ein farbloskrystallinischer Körper, geruchlos, entwickelt aber mit der Zeit Schwefelwasserstoff und wird roth, löst sich wenig in Wasser, leichter in Weingeist u. Aether, und besteht aus: $NH_2 + 2CS_2$.

Schwefelcyankalium, s. v. a. Kaliumsulphocyanür.

Schwefelcyanmetalle (Schwefelblausaure Salze), s. Cyansulphidwasserstoff.

Schwefelcyanmethyl, s. Methylschwefelcyanid.

Schwefelcyan = Schwefelwasserstoff (Chem.), wird nach Zeise erhalten, wenn man das Ammoniaksalz des Schwefelcyanwasserstoff-Schwefelwasserstoffs mit Chlorwasser vermischt, den weißen Niederschlag schnell auswäscht und im luftleeren Raume trocknet. Die Verbindung ist geruchlos, in Wasser beinahe unlöslich, wird erst beim Kochen darin zersetzt; Alkohol löst dieselbe unverändert, die Lösung zersetzt sich aber auch beim Kochen; noch lösender wirken Aether und Aceton, beim Verdunsten krystallisirt ein Theil heraus, ein anderer Theil zersetzt sich. In der Hitze erfolgt dieselbe Zersetzung. Zusammensetzung: $C_2 NS + 2HS$.

Schwefelcyanüre, s. v. a. Schwefelcyanmetalle.

Schwefelcyanwasserstoffsäure, s. v. a. Cyansulphidwasserstoff.

Schwefelcyanwasserstoff = Schwefelwasserstoff (Chem.), von Zeise entdeckt, wird erhalten, wenn 1 Vol. wasserfreier Alkohol bei + 10° mit Ammoniakgas gesättigt, dann eine Auflösung von 0,16 Vol. Schwefelkohlenstoff in 0,4 Vol. Alkohol zugemischt, und das Gemisch in einer verschlossenen Flasche bei + 15° stehen gelassen wird. Es entstehen hierbei zwei Produkte, von denen das eine eine Verbindung v. Ammoniak mit einer Säure ist, welche aus Schwefelkohlenstoff und Schwefelwasserstoff besteht; dieses Ammoniaksalz setzt sich nach einigen Stunden krystallinisch ab, die übrige Flüssigkeit enthält noch ein anderes Ammoniaksalz, dessen Säure als eine Verbindung von Schwefelcyanwasserstoff-Schwefelwasserstoff betrachtet werden kann. Bei starker Abkühlung schlägt sich auch dieses Salz krystallinisch nieder, durch Salzsäure wird daraus die Säure als ein farbloser, öliger Körper abgeschieden, zersetzt sich aber schnell in Wasser. Zusammensetzung: $H_2 Cy S_3 = HCy S_2 + HS$.

Schwefeldampfbad, s. Bad (Med.).

Schwefeleinschlag, die im Handel vorkommenden Leinwandstreifen; sie sind in geschmolzenem Schwefel getaucht und mit gewissen aromatischen Substanzen, wie Nelken, Zimmet, Koriander rc. bestreut. Man wendet sie, indem man sie anbrennt, zum Schwefeln der Weinfässer an.

Schwefeleisen (Min.), s. v. a. Schwefelkies (s. d.).

Schwefelerde (Min.), s. v. a. erdiger Schwefel, s. Schwefel.

Schwefelerz (Min.), s. v. a. Schwefelkies (s. d.).

Schwefelerze (Min.), nach Walchner, Ordnung der Erze, Verbindnngen von schweren Metallen mit Schwefel und analogen Stoffen. Hierher die Sippschaften der Kiese, Glanze und Blenden.

Schwefelessigsäure (Essigschwefelsäure, Chem.), Essigsäure, worin 1 Aeq. Wasserstoff durch schweflige Säure versetzt u. womit noch 1 Aeq. Schwefelsäure verbunden ist, von Melsens entdeckt, bildet sich durch Einwirkung wasserfreier Schwefelsäure auf krystallisirte Essigsäure. Man gerirt in der Hitze, sättigt hierauf mit kohlensaurem Baryt, zersetzt das Barytsalz durch Schwefelsäure, sättigt mit Silberoxyd, krystallisirt, zersetzt das Silbersalz mit Schwefelwasserstoff u. verdampft im luftleeren Raume. Sie schießt zu einer spinstigen Masse u. zu seidenartigen Fasern, auch unter Umständen in farblosen Prismen an, ist zerfließlich, schmeckt sauer, schmilzt bei 62°, entwickelt bei 160° den Geruch nach Karamel u. verbrennender Weinsteinsäure, bräunt sich u. zersetzt sich bei 260° gänzlich. Ihre Sättigungskapacität entspricht derjenigen der Essigsäure u. Schwefelsäure zusammengenommen. Zusammensetzung: $C_4 H_2 (S O_2) O_3 SO_3 + HO + 3$ aq.

Schwefelfaden (Schwefelgarn, Schwefellicht), ein durch geschmolzenen Schwefel gezogener Zwirnfaden, der zum leichten Anzünden des Lichtes dient, insbes. mittelst des entzündeten Zunders, an welchen man jenen hält, s. Feuerzeug.

Schwefelfaden u. Schwefelfeder, s. Tortur.

Schwefelfang, 1) eine gemauerte, lang fortgeführte Röhre, worin man den Dampf, der beim Rösten der Kiese fortgeht, seinen Schwefelgehalt absetzen läßt; — 2) eines der Löcher, worin man beim Rösten der Schwefelerze den Schwefel sich sammeln läßt.

Schwefelfettsäure, s. v. a. Elailschwefelsäure.

Schwefelform, Werkzeug, um darin den geschmolzenen Schwefel zu zolldicken Stangen zu bilden, besteht aus 2 spannelangen, zu einem Rohr zusammenzulegenden Rinnen u. ist aus hartem Holze.

Schwefelgarn, s. v. a. Schwefelfaden.

Schwefelgeist, s. v. a. Schwefelige Säure.

Schwefelgelb, 1) (Min.), eine der nicht metallischen Farben der Mineralien, die nach der Färbung des reinen krystallisirten Schwefels benannt ist; es ist eine leichte ins Grünliche gezeichnete Schattirung des Gelben; — 2) (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Sulphureus.

Schwefelgold, s. Gold 7).

Schwefelgrube, Berggebäude, wo Schwefelerze gebrochen werden.

Schwefelharz, ein schwefelhaltiger, harziger, nach Knoblauch stinkender Stoff, der sich mittelst Alkohols aus den in verdeckten Gefäßen verdunsteten Schwefelwassern ausscheiden läßt.

Schwefelhölzchen, s. Zündhölzer.

Schwefelholzsäure, s. v. a. Holzschwefelsäure.

Schwefelhütte, das zur Gewinnung des Schwefels eingerichtete Gebäude oder Hüttenwerk, wo Schwefel aus Erzen gewonnen u. geläutert wird. Insgemein ist jedes Vitriolwerk auch mit einer S. versehen.

Schwefelhydrogen, s. v. a. Schwefelwasserstoffgas.

Schwefel-Insel, asiat. Insel, im Nordwesten der Likeio-Inselgruppe, im chines. Meere, 30° 43′ n. Br. u. 147° 56′ 36′ ö. L.

Schwefelithe (Min.), nach Eichelberg, die einzige Familie der Schwefelbrenze. Sie bestehen entweder bloß aus Schwefel oder sind Verbindungen von Schwefel mit Selen oder Arsenik, erscheinen nur im festem, oft deutlich krystallisirtem Zustande mit vollkommener Spaltbarkeit, H. = 1,5 — 2,5, G. = 2,0 — 3,6, sind durchsichtig bis undurchsichtig, fett- bis diamantglänzend, gelb oder roth, verbrennen mit bläulicher oder weißer Flamme u. unter Entwickelung eines erstickenden oder knoblauchartigen Geruchs. Häufig auf Lagern und Gängen verschiedener Gebirge. Gattungen: Schwefel (gediegner Schwefel), Auripigment (gelber Schwefelarsenik) u. Realgar (rother Schwefelarsenik).

Schwefelkadmium, s. v. a. Kadmiumsulphuret.

Schwefelkalcium, s. v. a. Kalciumsulphuret.

Schwefelkalieudiometer, s. Eudiometer.

Schwefelkalisalz (Min.), Werners schwefelsaures Kali, Potasse sulfatée, Aphthalose, ein anhydrosulphatisches Hydrolyt, rhombisch, Grundform eine rhombische Säule von 106° 46′ mit pyramidaler Endzuspitzung von 112° 32″, 131° 15′ u. 87° 34′ etc. meist nur in kleinen krystallinischen Parthien unvollkommen theilbar, von muscheligem Bruch, H. = 2,5, G. = 1,73, graulich, gelblich; glas- bis fettglänzend, durchsichtig bis durchscheinend. Geschmack unangenehm salzig-bitter, an der Luft beständig, in Wasser löslich, vor dem Löthrohre verknisternd, auf Kohle schmelzbar. Reines schwefelsaures Kali, nach Berzelius 54,07 Kali, 45,93 Schwefelsäure. Auf Laven u. an Kratern.

Schwefelkalk, s. v. a. Kalciumsulphuret.

Schwefelkammer (Schwefelkasten), s. Schwefeln.

Schwefelkies (Min.), auch Pyrites u. Xanthopyrites, Gelbeisenkies, Goldkies, hexaëdrischer Eisenkies, Schwefeleisen, Fer sulfuré, Marcasita, Jron-pyrites, Pyrite martiale, 1) nach Weiß, Familie der geschwefelten Metalle; — 2) als einzige Species der Gelbeisenkiese, s. v. a. Tesseraler Gelbeisenkies, besteht aus 45,47 Eisen u. 54,26 Schwefel (nach Berzelius aus 46,08 Eisen u. 53,92 Schwefel), krystallisirt im tesseralen System, hat zur Grundform den Würfel, eine den Flächen desselben unvollkommen parallele Spaltbarkeit, spröden, muscheligen bis unebenen Bruch, H. = 6,5, G. = 5,0, erscheint in sehr schönen und oft vollkommen ausgebildeten Krystallen u. zwar in der Grundform, in Pentagondodekaëdern, Rautendodekaëdern, Oktaëdern, Kubooktaëdern, Ikosaëdern, Trapezoëdern, Tetrakis- u. Hexakisoktaëdern u. in Durchkreuzungszwillingen, welche bald einzeln aufgewachsen, bald drusenartig verbunden sind, am häufigsten derb, eingesprengt, angeflogen, in kugeligen u. nierenförmigen Massen, in Pseudomorphosen u. als Versteinerungsmittel. Die Flächen der Krystalle sind bald glatt, bald gestreift, zuweilen mit Brauneisenstein überzogen. Von Farbe ist er speisgelb, ins Messing- u. Goldgelbe übergehend, zuweilen bunt angelaufen, metallglänzend, undurchsichtig, am Stahl giebt er lebhafte Funken unter Verbreitung eines schwefeligen Geruchs, vor dem Löthrohre auf Kohle riecht er stark nach schwefeliger Säure u. verwandelt sich in rothes Eisenoxyd, schmilzt in der innern Flamme zur schwarzen magnetischen Kugel, gibt im Kolben ein Sublimat von Schwefel u. löst sich in Salpetersäure unter Abscheidung von Schwefel. Zum Theil ist er sehr luftbeständig, theils verwittert er leicht u. verwandelt sich in Eisenvitriol, welches dann in weißen haarförmigen Krystallen ausblüht. Er ist sehr verbreitet und findet sich fast in allen Formationen, am häufigsten auf Lagern u. Gängen, aber auch knollen- u. nesterweise. Die schönsten Krystalle finden sich auf Elba mit Rotheisenstein, zu Traversella in Piemont u. zu Arendal in Norwegen. Ein Krystall von Rézbánya in der wiener Sammlung hat 3″ Seite. Außerdem fast überall, in Bündten, Schemnitz u. Kremnitz mit etwas Silber- u. Goldgehalt (Gelf, Silberkies). Wird auf Schwefel benutzt u. dazu in horizontalen Cylindern mit eisernen Vorlagen destillirt, wobei der Schwefel übergeht u. rothes Eisenoxyd (Kolkothar, Farbenmaterial) zurückbleibt. Wo es der Gehalt erlaubt, wird er auch auf Silber u. Gold benutzt.

Schwefelkiesdodekaëder (Min.), s. v. a. Pentagondodekaëder, s. Reguläres Krystallsystem.

Schwefelkirsche (Pomol.), s. Herzkirschen, 32).

Schwefelkobalt, 1) s. Kobaltsulphuret; — 2) S. von Müsen, s. v. a. Kobaltkies (s. d.).

Schwefelkohle, s. Braunkohle.

Schwefelkohlenstoff, s. v. a. Kohlensulphid.

Schwefelkohlenstoffäther (Aethyloxysulphokarbonat), s. v. a. Kohlensulphid-Aethyloxyd.

Schwefelkohlenstoff-Ammoniak, s. Kohlensulphidsalze.

Schwefelkohlenstoff-Methylenäther, s. v. a. Methyloxyd-Sulphokarbonat.

Schwefelkohlenstoffsäure (Chem.), nach Couerbe der Schwefelkohlenstoff, wegen der Eigenschaft gegen Schwefelmetalle die Rolle einer Säure annehmen zu können. Die daraus hervorgehenden Verbindungen sind die Kohlensulphidsalze.

Schwefelkohlenstoff-Schwefelmetalle (Sulphokarbonate), s. v. a. Kohlensulphidsalze.

Schwefelkohlenstoff-Schwefelmethyl, s. v. a. Methylsulphid-Sulphokarbonat.

Schwefelkolben, die eisernen Retorten, worin der Schwefel gereinigt wird.

Schwefelkopf (Bot.), auch Büschel-Blätterpilz, Agaricus fascicularis *Huds.* Bildet dichte Rasen von 10—20 Individuen an alten Baumstämmen, bes. von Weiden. Hut bis 2 Zoll breit, gewölbt, fleischig, dünn, glatt, ochergelb, in der Mitte bräunlich; Stiel 4—5 Zoll hoch, faserig, lebhaft ochergelb, hohl, gekrümmt; Lamellen angewachsen, sehr dicht stehend, gelb, später olivengrün; Schleier bräunlich, dann schwarz, zuletzt verschwindend. Das Hutfleisch ist saftig u. schwefelgelb. Der Geruch ist angenehm, fast obstartig, der Geschmack bitter, ekelhaft, etwas adstringirend. Beim Kauen der Lamellen wird der Speichel schwarz gefärbt. Sowerb., Fungi, T. 285.

Schwefelkuchen, in plattrunde Formen gegossene Stücken Schwefel, im Gegensatz zu dem Stangenschwefel.

Schwefelkupfer, s. v. a. Kupfersulphuret.

Schwefelläuterofen, s. Schwefel.

Schwefellager von Radoboj (Geogn.), in Kroatien, liegen zwischen grauen Mergeln u. sandigen Schiefern, in denen sie Lager u. Knollen bilden. Darunter liegt zunächst Leithekalk u. dann Sandstein mit Braunkohlen. Demnach sind sie pliocen u. damit stimmen auch die Pflanzen u. Insektenreste überein, welche in den begleitenden Schiefern gefunden werden u. denen von Oeningen sehr gleichen. Die kugelig abgerundeten Knollen von Schwefel nennt man Korallen od. Kugelerz. Unger unterschied in den Zwischenschichten 150 Pflanzenarten, meist Dikotyledonen. Vgl. Unger, Geognost. Skizze von Grätz, 1843; — Ders., Fossile Insekten von Radoboj und Acta Leop. Carol. XIX, II, 415; — Ders., Chloris protogaea, 1841.

Schwefelleber, s. Kaliumsulphuret.

Schwefelledergeruch (bot. Term.), s. v. a. Odor hepaticus.

Schwefelleberluft, s. v. a. Schwefelwasserstoffgas.

Schwefelleinöl, s. Balsamum Sulphuris.

Schwefellicht, s. v. a. Schwefelfaden.

Schwefelluft, stinkende, s. v. a. Schwefelwasserstoffgas.

Schwefelmännchen, der doppelt zusammengedrehte Faden, den man beim Sprengen in das Schießröhrchen steckt, um anzuzünden.

Schwefelmagisterium, s. v. a. Schwefelmilch, s. Schwefel.

Schwefelmagnesium, s. v. a. Magnesiumsulphuret.

Schwefelmangan, s. v. a. Mangansulfulphuret.

Schwefelmeister, der über die Arbeiter einer Schwefelhütte gesetzte Aufseher, heißt in Sachsen Schichtmeister.

Schwefelmelonwasserstoffsäure (Chem.), von Jamieson entdeckt, wird erhalten, wenn man eine koncentrirte Lösung von Schwefelwasserstoff - Schwefelkalium (Kaliumsulphhydrat) kochend mit Schwefelcyan sättigt, filtrirt, dann noch 10—12 Stunden lang im Sieden erhält, erkalten läßt u. mit Essigsäure sättigt, wobei der größte Theil der Säure nebst Schwefel niederfällt. Man behandelt den gelblichweißen Niederschlag mit Ammoniak in der Kälte, filtrirt, läßt einige Zeit an der Luft stehen, digerirt mit Kohle u. präcipitirt mit einer Mineralsäure. Ein schneeweißer Körper, geruch- u. geschmacklos, löst sich kaum in kaltem Wasser, wenig im kochendem u. krystallisirt daraus in kleinen Nadeln, reagirt sauer, wird von Alkohol u. Aether fast gar nicht angegriffen, fängt schon bei 140° an sich zu zersetzen in Melon u. Schwefelwasserstoff; gibt mit Salzsäure u. Schwefelsäure erhitzt Schwefelwasserstoff u. Cyanursäure, u. mit Salpetersäure bleibt Cyanursäure zurück. Man kann diese Säure betrachten, als eine Verbindung von Melon mit Schwefelwasserstoff. Mit Basen bildet sie Salze; die der Alkalien lösen sich in Wasser u. Alkohol u. krystallisiren, auch viele der schweren Metalloxyde krystallisiren.

Schwefelmetalle (Min. u. Chem.), Verbindungen des Schwefels mit Metallen, finden sich ziemlich häufig in der Natur, und heißen gewöhnlich, wenn sie Metallglanz haben, Glanze oder Kiese, wenn sie aber Diamantglanz haben, Blenden. Künstlich lassen sie sich auf mehrfache Weise darstellen: 1) durch direkte Vereinigung, wobei Wärme und häufig auch Licht auftritt; 2) dadurch, daß man Oxyde mit Schwefel in der Hitze behandelt, wobei entweder schwefelige Säure entweicht (schwere Metalloxyde) oder zugleich ein Sauerstoffsalz entsteht (Alkalien und Erde); 3) durch Glühen von schwefelsauren Salzen mit Wasserstoff oder Kohle; 4) durch Fällen mit Schwefelwasserstoff. Die S. sind fest, krystallinisch oder pulverig; meist dunkelgefärbt (nur das Schwefelzink ist weiß), bald leichter, bald schwerer schmelzbar als die Metalle, einige oxydiren sich in der Luft, andere nicht, in der Hitze verlieren sie bei abgehaltener Luft entweder keinen oder nur einen Theil, selten allen Schwefel, hat aber die Luft Zutritt, so oxydiren sie sich und entwickeln entweder schwefelige Säure oder verwandeln sich in schwefelsaure Salze. Die Verbindungen der Alkalien und alkalischen Erden lösen sich in Wasser, die übrigen nicht in Wasser, meist aber in Säuren unter Zersetzung und Entwicklung von Schwefelwasserstoff, mehrere der letztern auch in Alkalien und Schwefelalkalien und bilden mit diesen eine besondere Klasse von Salzen (s. Schwefelsalze). Die meisten Metalle bilden mit Schwefel mehrere Schwefelungsstufen, die durch die Endsylben ür, id u. s. w. unterschieden werden.

Schwefelmethyl, s. Methylsulphid.

Schwefelmethylensäure, s. v. a. Schwefelsaures Methyloxyd.

Schwefelmilch, s. v. a. Schwefelniederschlag.

Schwefelmolybdän (Min.), Species des Molybdänglanzes (s. d.).

Schwefeln, 1) Procedur, um v. verschiedenen Stoffen, vorzüglich Wollen-, Seidenstoffen, Federn, Strohhüten ꝛc. die grauliche oder graulich-

gelbliche, od. gelbliche od. ähnliche Farbe hinwegzuschaffen. Man legt oder hängt möglichst frei die Sachen auf mit Bindfaden durchzogenen Gerüsten, oder auf hölzernen Böcken (Schwefelböcken) in einer Kammer, der Schwefelkammer, auf, bringt in dieselbe eine Schüssel mit gröblich gepulvertem Schwefel, verschließt alle Oeffnungen der Kammer, nachdem man den Schwefel angezündet hat, und begibt sich hinweg. Die Schwefeldämpfe bestreichen dann jene Sachen überall, und stellen sie weiß her. Den folgenden Tag macht man die Oeffnungen der Kammer wieder frei, ehe man sich selbst wieder hineinbegibt, weil die der Gesundheit schädlichen Dünste erst wieder ausgetrieben seyn müssen. Sorgen muß man auch dafür, daß die Verbrennung des Schwefels nicht zu rasch geschehe, weil sich sonst vollkommene Schwefelsäure bildet, welche sich in Tropfen absetzt und die zu schwefelnden Sachen zerfrißt. An geschwefeltem Stroh und geschwefelten Strohwaaren hat man übrigens bemerkt, daß hier die gelbe Farbe nach einiger Zeit zurückkehrt, welches beim Bleichen mit Chlor nicht der Fall ist. Zu bemerken ist noch, daß die Waare, bevor sie in das Schwefelhaus oder die Schwefelkammer kommt, mit Seifenwasser gewaschen werden muß. Will man das Schwefeln im Kleinen betreiben, so hat man einen Schwefelkasten, der gut verschlossen werden kann und einen durchbrochenen Zwischenboden hat, so daß zwar der Schwefeldampf in den oberen Raum steigen kann, aber die Flamme und Hitze nicht etwa die Waare verdirbt. Einen ähnlichen Kasten hat man auch zum S. der Darmsaiten, indem man dabei die Saiten auf Rahmen spannt und 5—6 Tage lang mit Schwefeldämpfen behandelt. Eigentlich wird nur die Oberfläche der geschwefelten Sachen recht weiß. Hingegen mehr durch und durch weiß werden sie mittelst der tropfbarflüssigen unvollkommenen Schwefelsäure. Vorzüglich ist diese zum S. der Seide und Wolle zu empfehlen. Man kann sie auf folgende Art erhalten. Man wirft Sägespähne od. Häcksel in den Destillirkolben, gießt Vitriolöl darüber und bringt ein geringes Feuer unter den Kolben an; es entwickelt sich schwefelsaures Gas, welches man durch Röhren nach mehren Richtungen in das Wasser streichen lassen muß. Das Gas verbindet sich dann mit dem Wasser zu der unvollkommenen Schwefelsäure. Gesetzt nun, man wollte wollene Garne oder wollene Zeuge und Tücher damit bleichen, so kocht man diese zuerst in einer schwachen Lauge, wäscht sie in Seifenwasser aus, spült sie in Flußwasser ab, und zieht die Tücher und Zeuge mittelst eines Haspels, die Garne auf Stangen durch die schwefelige Säure. Sie werden sich bald hübsch weiß zeigen, und zuletzt ist nur noch ein Waschen im fließenden Wasser und das Trocknen nöthig. — 2) S. Wein.

Schwefelnaphthalinsäure, s. Naphthalinschwefelsäure.

Schwefelnatrium, s. v. a. Natriumsulphuret.

Schwefelnickel (Min.), s. v. a. Haarkies (s. d.).

Schwefelniederschlag, s. Schwefel.

Schwefelodmyl (Chem.). Wenn man die Darstellung des Schwefelbalsams in reinem Destillationsapparate vornimmt, so erhält man unter Entwickelung von viel Schwefelwasserstoff ein braunes schwefelhaltiges Oel in der Vorlage, aus welchem sich beim Erkalten Margarinsäure ausscheidet, auch wenn das angewandte Fett oder Oel frei von Margarin ist. Rektificirt man das Oel, so geht bei 71° ein farbloses schwefelhaltiges Oel über und bei höherer Temperatur destillirt ein gefärbtes, gleichfalls schwefelhaltiges Oel; beide Oele scheinen in der Zusammensetzung nicht wesentlich verschieden zu seyn; sie werden wegen ihres stark widrigen Geruchs S. genannt und ihre Zusammensetzung durch die Formel $C_8\ H_8\ S_2$ ausgedrückt. Es löst sich in Weingeist und in dieser Lösung erzeugt Sublimat einen dicken weißen und Platinchlorid einen gelben Niederschlag, essigsaures Bleioxyd nur schwache Trübung.

Schwefelöl, s. v. a. Schwefelsäure.

Schwefelöl Beguins, s. v. a. Beguins rauchender Schwefelgeist.

Schwefelofen, s. v. a. Schwefelbrennofen, s. Schwefel.

Schwefeloxyd, s. v. a. Unterschwefelige Säure, s. Schwefel.

Schwefeloxydsalze, s. v. a. Unterschwefeligsaure Salze, s. Schwefel.

Schwefelpalladium, s. Palladium.

Schwefelpaste, s. Paste.

Schwefelpfännchen, die eiserne Vorlage, in welcher etwas Wasser befindlich ist und wohinein der schmelzende Schwefel aus dem Schwefeltreibofen läuft.

Schwefelpfanne, 1) Pfanne, in welcher der Schwefel beim Reinigen über gelindem Feuer geschmolzen wird, damit das Unreine zu Boden falle; — 2) die kleinere 8 Fuß lange und breite, 2 Fuß tiefe Pfanne, in welcher die doppelte Vitriollauge gesotten wird.

Schwefelpflaster (Emplastrum sulphuratum nigrum, Pharm.), wird durch Zusammenschmelzen von Galbanum, Asphalt, Myrrhen, Ammoniak, Sagapenum, Terpentin, Schwefelleinöl und Kampfer bereitet; wird als zertheilendes Mittel gegen Geschwülste gebraucht.

Schwefelphosphorsäure (Chem.), Phosphorsäure, worin 2 Aeq. Sauerstoff durch 2 Aeq. Schwefel ersetzt sind, erhielt Wurtz als Natronsalz, als er Phosphorsupersulphochlorid mit überschüssiger Natronlauge in der Wärme behandelte; die entstandenen Krystalle werden mit etwas Wasser gewaschen und nun krystallisirt. Das Salz bildet farblose, sechsseitige Tafeln, verwittern in trockner Luft, reagirt starkalkalisch, löst sich leicht in heißem Wasser, nicht in Alkohol, wird durch Salpetersäure, Chlor, Brom, Jod leicht zersetzt; die nicht oxydirenden Säuren machen die Schwefelphosphorsäure daraus frei, letztere zerlegt sich aber beim Sieden der

Flüssigkeit in Phosphorsäure und Schwefelwasserstoff. Das Salz besteht aus: $3 NaO + P_2 O_3 S_2 + 24 HO$. Die Salze der alkalischen Erden und Metalloxyde sind in Wasser unlöslich.

Schwefelprobe, geschieht mit den Schwefelkiesen in feuerfesten Retorten, um zu erfahren, ob jene ausreichenden Schwefelgehalt haben.

Schwefelquecksilber, s. v. a. Quecksilbersulphuret.

Schwefelquellen, s. Quelle, S. 257.

Schwefelräucherungen, s. Bad (Med.).

Schwefelregen (Meteorol.), eine eigenthümliche Erscheinung, die man sonst für ein Unglück weissagendes Zeichen hielt. Es fällt nämlich zuweilen im Frühjahr mit dem Regen oder auch nach starken Winden, ein feines, gelbes, schwefelähnliches Pulver aus der Luft, das aber nichts ist, als der Blüthenstaub der Kiefer, der vom Wind in die Luft geführt und weggeweht wird.

Schwefelröhre, s. Schwefel.

Schwefelröste, s. v. a. Röste, vgl. Schwefel.

Schwefelrose (Bot.), s. v. a. Schwefelgelbe Rose, Rosa sulphurea *Ait.*

Schwefelrubin, nach Beguin, eine rothe dickliche Masse, welche entsteht, wenn man Terpentinöl in der Hitze mit Schwefel sättigt; das Oel nimmt dabei die Hälfte auf.

Schwefelsäure, s. Schwefel.

Schwefelsäure, englische, s. Schwefel.

Schwefelsäure, nordhäuser, s. Schwefel.

Schwefelsäure, rauchende, s. v. a. Schwefelsäure, nordhäuser.

Schwefelsäure, sächsische, s. v. a. Schwefelsäure, nordhäuser.

Schwefelsäure, unvollkommene, s. v. a. Schweflige Säure.

Schwefelsäure, wasserfreie, s. Schwefel.

Schwefelsäurehydrat, s. Schwefel.

Schwefelsäuren, s. Schwefel.

Schwefelsalbe (Unguentum sulphuratum, Pharm.), wird durch Zusammenmischen von Schwefelblumen und Fett in verschiedenen Verhältnissen (1 zu 4) bereitet. Zusammengesetzte Schwefelsalbe (Unguentum sulphuratum compositum) enthält noch weiße Nießwurzel, Salpeter und grüne Seife.

Schwefelsalz, Stahls, s. v. a. Schwefligsaures Kali.

Schwefelsalze (Min.), s. v. a. Anhydrosulphatische Hydrolyte (Gleuberit, Thenardit, Schwefelkalisalz), s. Hydrolyte.

Schwefelsalze des Goldes (Chem.), s. Gold, G. c).

Schwefelsaure Beryllerde, s. Glyciumsalze.

Schwefelsaure Magnesia, s. Magnesiasalze.

Schwefelsaure Molybdänsäure, s. Molybdänsäure.

Schwefelsaurer Baryt, s. Barytsalze.

Schwefelsaurer Kalk, neutraler, (Gyps, Selenit), ein seit den ältesten Zeiten bekanntes Salz, dessen Natur jedoch erst im 18. Jahrhundert von Duclos, Marggraf u. A. ermittelt wurde, findet sich häufig in der Natur, wasserleer als Anhydrit, wasserhaltig als Gyps, Marienglas, Alabaster u. s. w., auch in Quell- und Mineralwässern gelöst. Häufig erhält man ihn bei chemischen Arbeiten als Nebenprodukt, z. B. bei Darstellung der Phosphorsäure aus Knochen, der Weinsteinsäure u. s. w. Rein wird dies Salz durch Fällen einer Chlorkalciumlösung mit Glaubersalzlösung und Auswaschen erhalten. Der natürliche bildet rhombische Pyramiden oder Tafeln, der künstliche ein weißes, lockeres aus feinen Nadeln bestehendes Pulver, ohne Geruch und Geschmack, verliert bei 120° sein Wasser, nimmt es aber, wenn man ihn damit befeuchtet, wieder an, und auf dieser Eigenschaft beruht seine Anwendung zur Darstellung von Gypsfiguren u. s. w. Durchs Glühen verliert er die Fähigkeit, Wasser chemisch zu binden und heißt dann todtgebrannt. Der wasserhaltige löst sich in 332. Th. kaltem und kochendem Wasser auf, die Lösung reagirt neutral; der wasserfreie erfordert natürlich mehr Wasser zur Lösung. Zusammensetzung des wasserfreien: $Ca O + SO_3 + 2 HO$.

Schwefelsaurer Kalk, saurer: $Ca O + SO_3, HO + SO_3$, entsteht, wenn man das geglühte neutrale Salz mit koncentrirter Schwefelsäure übergießt und in einer verschlossenen Flasche an einem warmen Orte stehen läßt, und bildet körnige Krystalle, die durch Wasser sogleich zersetzt werden.

Schwefelsaurer Kalk-Natron findet sich in der Natur und heißt Glauberit oder Brogniartit (s. d.).

Schwefelsaurer Methyloxyd-Baryt, $C_2 H_3 O + SO_3, Ba O + SO_3, 3 HO$, erhält man durch Sättigen eines Gemisches von gleichen Theilen koncentrirter Schwefelsäure und Holzgeist, das man bis zum Siedepunkte erhitzt und nach dem Erkalten mit Wasser verdünnt hat, mit kohlensaurem Baryt, zuletzt mit Barythydrat, Entfernen des überschüssigen Baryts mit kohlensauern Gas, Filtriren und Abdampfen bei gelinder Wärme. Es krystallisirt in farblosen, glänzenden, quadratischen Tafeln und Blättern, verwittert an der Luft und verliert im lufteren Raume alles Wasser. Dieses Salz dient zur bequemen Darstellung der meisten übrigen Doppelsalze.

Schwefelsaurer Strontian (Min.), s. v. a. Cölestin (s. d.).

Schwefelsaure Salze, s. Schwefel.

Schwefelsaures Ammoniak, wasserfreies (Sulphatammon nach Rose, Sulphamid nach Jacquelain, Chem.), $NH_3 + SO_3$, von H. Rose entdeckt, bildet sich bei der Einwirkung des trocknen Ammoniakgases auf wasserfreie Schwefelsäure, wobei das Gas unter starker Erhitzung und in bedeutender Menge verschluckt wird. Die mit Ammoniak gesättigte

Verbindung ist ein weißes, nichtkrystallinisches, geruchloses Pulver, schmilzt in der Hitze und zersetzt sich dann wie das schwefelsaure Ammoniumoxyd, entwickelt beim Zusammenreiben mit gebranntem Kalk keinen Ammoniak, sondern erst wenn Wasser hinzukommt, wird an der Luft etwas feucht, löst sich erst in 9 Th. Wasser vollständig auf; die Lösung reagirt neutral, liefert beim vorsichtigen Verdunsten große Krystalle von Parasulphatammon (eine isomerische Modifikation Sulphatammons, die erhalten wird, wenn man eine wässerige Lösung des rohen Sulphatammons, die durch Baryt von der freien Säure befreit ist, vorsichtig abdampft) und endlich ein warzenförmiges zerfleichliches Salz. Von dem schwefelsauren Ammoniumoxyd (dem gewöhnlichen schwefelsauren Ammoniak) unterscheidet sich die in Rede stehende Verbindung durch mehrere bemerkenswerthe Reaktionen. Aus der Auflösung fällen Barytsalze nur nach und nach, und dennoch nur unvollständig die Schwefelsäure; koncent. Lösungen von Strontian und Kalksalzen bilden bei gewöhnlicher Temperatur gar keinen Niederschlag, erst beim Erhitzen tritt Bildung von schwefelsaurem Strontian und schwefelsaurem Kalk ein. Die Lösung selbst hält sich lange unverändert.

Schwefelsaures Ammoniumoxyd, 1) Neutrales, Glaubers geheimer Salmiak, $NH_4O + SO_3 + HO$, von Glauber entdeckt, findet sich in der Natur als Mascagnin; künstlich erhält man es durch Sättigen von Schwefelsäure mit reinem Ammoniak und mit Hirschhorngeist, oder durch Zerlegung des letztern mit Gyps; in letztern beiden Fällen muß das durch Verdunsten gewonnene Salz, zur Entfernung des beweglichen Oeles, gelinde geröstet und umkrystallisirt werden. Es bildet farblose, gerade rhombische (gewöhnlich unregelmäßig sechsseitige) Säulen, schmeckt bitter, scharf salzig, ververwittert etwas in warmer Luft, schmilzt in der Hitze und verflüchtigt sich unter Zersetzung in schwefelige Säure, Wasser, Ammoniak und Stickstoff löst sich in 2 Th. kaltem, 1 Th. kochendem Wasser, nicht in Alkohol auf, die Lösung zeigt Spuren saurer Reaktion. — 2) Neutrales, $NH_4O + SO_3$, $HO + SO_3$, krystallisirt in Tafeln, schmeckt scharf sauer und wird in der Luft feucht.

Schwefelsaures Ammoniumoxyd-Natron, $NaO + SO_3$, $NH_4O + SO_3$, 5HO bildet ansehnliche, luftbeständige Krystalle.

Schwefelsaures Antimonoxyd, s. Antimon.

Schwefelsaures Bleioxyd, s. Blei.

Schchefelsaures Ceriumoxyd (Chem.), $Ce_2O_3 + 3SO_3$, wird durch Auflösen des Oxyds in verdünnter Schwefelsäure und Abdampfen erhalten; bildet citrongelbe Krystalle, die an der Luft langsam verwittern und in der Glühhitze ein dunkel ziegelrothes Pulver von basischem Oxydsalz hinterlassen, das durch ferneres Glühen nicht zersetzt wird.

Schwefelsaures Ceriumoxyd-Kali (Chem.), $KO + SO_3$, $Ce_2O_3 + 3SO_3$ wird wie das Oxydul-Doppelsalz erhalten und bildet ein gelbes Pulver, dessen Auflösung in reinem Wasser beim Abdampfen dunkelgelbe Krystalle giebt.

Schwefelsaures Ceriumoxydul (Chem.), erhält man durch Auflösen des kohlensauren Salzes in verdünnter Schwefelsäure und Verdampfen, in kleinen, blaß amethystrothen Krystallen, die im Wasser etwas löslich und nach Otto aus: $CeO + SO_3 + 3HO$ zusammengesetzt sind. Dampft man die Lösung kochend ab, so krystallisirt das Salz nur mit $1\frac{1}{2}$ At. Wasser. Durch Glühen an der Luft erhält man ein basisches Oxydsalz. Nach Mosander rührt die röthliche Farbe des Salzes, sowie aller Ceriumoxydulsalze von einem Gehalte an Didym her, denn sie sind im reinen Zustande farblos, dagegen die Didymsalze rosenroth.

Schwefelsaures Ceriumoxydul-Kali (Chem.), $KO + SO_3$, $CeO + SO_3$, fällt nach Berzelius als ein weißes Pulver nieder, wenn man ein in Wasser aufgelöstes Ceriumoxydulsalz mit festem schwefelsaurem Kali schüttelt. Es ist in einer Solution des schwefelsauren Kalis unlöslich, löst sich aber in reinem Wasser etwas auf. Durch Glühen wird es nicht zersetzt.

Schwefelsaures Chromoxyd (Chem.), 1) Neutrales, wird wasserfrei erhalten, wenn man das Oxyd in überschüssiger Schwefelsäure auflöst und die grüne Solution so weit verdampft, bis Säure zu entweichen beginnt; die grüne Farbe verschwindet dann und es setzt sich das Salz als ein pfirsichblüthrothes Pulver ab. Es ist unlöslich in Wasser, Salpetersäure, Salzsäure, Königswasser und Ammoniak; im direkten Sonnenlichte sieht es blaßgrün oder grau, im Kerzenlichte spangrün aus. Löst man Chromoxydhydrat in 9 Th. englischer Schwefelsäure, so bekommt man eine (grüne) Lösung des neutralen Salzes. Durch längeres Stehen erstarrt dieselbe zu einer grünlich-blauen Masse, die eine blaue (im durchfallenden Lichte rubinrothe) Lösung gibt. Setzt man der koncentrirten Lösung Weingeist hinzu, so krystallisirt nach und nach die blaue Verbindung in schönen wasserhaltigen Oktaëdern heraus, die in der Wärme unter Abgabe von 10 At. Wasser zu einer grünen Flüssigkeit schmelzen, welche in der Kälte erstarrt und weiter erhitzt pfirsichblüthroth und wasserfrei wird. Zusammensetzung des wasserfreien Salzes: $Cr_2O_3 + 3SO_3$, des blauen krystallisirten $Cr_2O_3 + 3SO_3 + 16HO$. — 2) Zweidrittelsaures. Eine Auflösung des Chromoxyds in Schwefelsäure, welche mit ersterem gesättigt ist, gibt beim Abdampfen eine grüne Masse, die aus $Cr_2O_3 + 2SO_3$ besteht, und in schwacher Rothglühhitze alle Säure ohne weitere Farbenveränderung verliert. Dieselbe Verbindung erhält man auch, wenn man die Lösung des schwefelsauren Chromoxyd-Kalis bis zum Grünwerden erhitzt u. nun mit Alkohol versetzt, als eine ölige Ausscheidung. — 3) Halbsaures. Erhitzt man schwefelsaures Chromoxyd so lange, bis die grüne Farbe rosenroth geworden ist, so bekommt man ein in Wasser unlösliches Salz $= 2Cr_2O_3 + 3SO_3$. — 4) Ueberbasisches. Aus der wässerigen Lö-

sung des grünen basischen Salzes scheidet sich bei Verdünnung mit Wasser oder beim Erwärmen ein lichtgraues Pulver ab = $3 Cr_2 O_3 + 2 SO_3 + 12 HO$.

Schwefelsaures Chromoxyd-Ammoniumoxyd (Ammoniak-Chromalaun, Chem.), fällt durch Vermischen einer koncentrirten Lösung des blauen schwefelsauren Chromoxyds mit schwefelsaurem Ammoniak in dunkelvioleten, im durchfallenden Lichte rubinrothen Oktaëdern nieder; es schmilzt bei 100° zu einer grünen Flüssigkeit, gibt dabei 18 At. Wasser ab, die andern 6 At. gehen erst bei 300° weg. Zusammensetzung $NH_4 O + SO_3$, $Cr O_3 + 3SO_3$, 24 HO.

Schwefelsaures Chromoxyd-Kali, s. Chromoxyd-Kali, schwefelsaures.

Schwefelsaures Chromoxyd-Natron (Natron-Chromalaun, Chem.), $NaO + SO_3$, $Cr_2O_3 + 3SO_3$, 24 HO, konnte von Schrötter nicht auf direktem Wege dargestellt werden, wohl aber durch Versetzen einer Lösung von 1 At. doppeltchromsaurem Natron mit 4 At. Schwefelsäure und vorsichtigem Zusatz von Alkohol, wobei eine heftige Reaktion eintrat. Nach längerem Kochen schied sich eine violete warzige Masse ab, die ebenso wie das Kalisalz zusammengesetzt war, aber nicht krystallisirt werden konnte.

Schwefelsaures Chromoxydul-Kali (Chem.), $KO + SO_3$, $CrO + SO_3$, 6 HO, wird erhalten, wenn man in eine gesättigte Auflösung von neutralem schwefelsauren Kali Chrom-Chlorür bringt u. dann so lange Alkohol zusetzt, bis ein Niederschlag zu entstehen beginnt. Beim Stehen in verschlossenen Gefäßen krystallisiren dann schöne blaue rhombische Prismen, die an der Luft grün werden.

Schwefelsaure schweflige Säure (Chem.), $SO_2 + 2SO_3$, wird durch Behandeln von wasserfreier Schwefelsäure mit gasförmiger, trockner schwefliger Säure, als eine dünne farblose Flüssigkeit, welche stark nach schwefliger Säure riecht und sich an der Luft unter starkem Rauche verflüchtigt, erhalten. Schon durch eine geringe Menge Wasser erfolgt unter heftiger Reaktion und Entzündung Zersetzung.

Schwefelsaures Eisenoxyd, s. Eisen.

Schwefelsaures Eisenoxyd-Ammoniumoxyd (Chem.), dem entsprechenden Kalisalze vollkommen ähnlich, verhält sich zu diesem wie der Ammoniakalaun zum Kalialaun. $NH_4 O + SO_3$, $Fe_2 O_3 + 3SO_3$, 24 HO.

Schwefelsaures Eisenoxyd-Ammoniumoxyd, basisches (Chem.), wird wie das entsprechende Kalisalz erhalten, wenn Ammoniak statt Kali angewandt wird. Es gleicht dem Kalisalz und besteht aus: $2(NH_4O + SO_3)$, $Fe O_3 + 2SO_3$, 6 HO.

Schwefelsaures Eisenoxyd-Kali, neutrales (Eisenalaun, Chem.), $KO + SO_3$, $Fe_2O_3 + 3SO_3$, 24 HO, erhält man durch Vermischen der Auflösungen beider Salze und Verdünsten zur Krystallisation. Es gleicht in Form, Farbe und Geschmack dem gewöhnlichen Alaun.

Schwefelsaures Eisenoxyd-Kali, basisches (Chem.). 1) Mit weniger Eisenoxydsalz scheidet es sich nach und nach ab, wenn man zu einer koncentrirten Lösung von neutralem schwefelsauren Eisenoxyd in kleinen Antheilen Aetzkali setzt. Bildet kleine gelbbraune Krystalle, welche durch Umkrystallisiren in kurzen sechsseitigen Prismen erhalten werden, und besteht aus: $2(KO + SO_3)$, $Fe_2 O_3 + 2 SO_3$, 6 HO. 2) Mit mehr Eisenoxydsalz wird es erhalten, wenn man zu einer schwefelsauren Eisenoxydlösung kohlensaures Kali mit der Vorsicht tröpfelt, daß kein bleibender Niederschlag entsteht, und vermischt die klare Lösung mit Alkohol, wodurch die Verbindung als ein hellrothgelbes Pulver herausfällt. In kaltem Wasser löst es sich mit dunkelrother Farbe, aber beim Stehen der Lösung oder beim Kochen schlägt sich drittelschwefelsaures Eisenoxyd nieder. Zusammensetzung: $2(KO + SO_3)$, $3(Fe_2 O_3 + 2 SO_3)$, 20 HO.

Schwefelsaures Eisenoxydul, s. Eisen.

Schwefelsaures Eisenoxydul-Ammoniumoxyd (Chem.), durch Vermischen beider Salze und Abdampfen erhalten, bildet schwach bläulichgrün gefärbte Krystalle von sehr komplicirter Form und besteht aus: $NH_4 O + SO_3$, $Fe O + SO_3$, 6 HO.

Schwefelsaures Eisenoxydul-Kali (Chem.), gleicht ganz dem entsprechenden Ammoniumsalze.

Schwefelsaures Eisenoxydul-Natron (Chem.), erhält man durch Auflösen gleicher Aequivalente beider Salze und Abdampfen bei 55°. Das Doppelsalz ist luftbeständig, zersetzt sich noch nicht bei + 100°, löst man es aber auf und läßt die Lösung freiwillig verdunsten, so krystallisiren die beiden Salze einzeln heraus. Zusammensetzung: $NaO + SO_3$, $Fe O + SO_3$, 4 HO.

Schwefelsaures Eisenoxydul mit Stickoxydul (Chem.), $2(Fe O + SO_3) + NO$, erhält man durch Einleiten von Stickoxydgas in eine Eisenvitriollösung. Eine dunkelbraune Flüssigkeit, die beim Erhitzen das Gas unverändert wieder fahren läßt; mit phosphorsaurem Natron und Kaliumeisencyanür gibt sie Niederschläge, welche Stickoxyd enthalten.

Schwefelsaures Eisenoxydul-Zinkoxyd-Ammoniumoxyd (Chem.), krystallisirt aus einer die drei schwefelsauren Salze enthaltenden Lösung, selbst wenn eins oder das andere in Ueberschuß ist. Die Krystalle sind blaßgrün, von der Form des schwefelsauren Eisenoxydul-Ammoniumoxyds, werden beim Liegen an der Luft gelb; will man sie umkrystallisiren, so scheidet sich viel basisch schwefelsaures Eisenoxyd ab. Zusammensetzung: $2(NH_4 O + SO_3)$, $Zn O + SO_3$, $Fe O + SO_3$, 13 HO.

Schwefelsaures Eisenoxyduloxyd (Chemie), bildet sich beim Stehen von Eisenvitriollösung an der Luft. Läßt man die Luft so lange einwirken, bis kein Niederschlag mehr entsteht, so bekommt man eine dunkelrothgelbe Flüssigkeit,

die beim Verdünsten nicht mehr krystallisirt und von Alkalien schwarz gefärbt wird.

Schwefelsaures Iridiumoxyd (Chem.), $Ir\,O_3 + 2\,SO_3$, erhält man durch Auflösen von Schwefeliridium und Salpetersäure und Verdunsten als einen dicken gelben Syrup, ohne Zeichen von Krystallisation. Es ist leicht löslich in Wasser und Alkohol mit orangegelber Farbe; die Lösung wird von Alkalien nicht gefällt, Chlorbarium gibt einen durch Iridiumoxyd rostgelb gefärbten Niederschlag von schwefelsaurem Baryt. Trocknet man das Salz ein, so erhält man ein basisches Salz.

Schwefelsaures Iridiumoxydul (Chemie), $IrO + SO_3$, durch Auflösen des Oxydulhydrats und Abdampfen gewonnen, ist eine bräunlich gelbe, glänzende, amorphe Masse, die sich in dunkelgelbgrüner Farbe in Wasser auflöst.

Schwefelsaures Kali, neutrales (Vitriolisirter Weinstein, Glasers Polychrestsalz, Doppelsalz, Kali sulphuricum, Arcanum duplicatum, Panacea holsatica, Chem.): $KO + SO_3$, von Oswald Crell zuerst bereitet; Busse lehrte es zuerst aus dem Rückstand von der Bereitung der Salpetersäure darstellen, und Stahl zeigte die Gleichheit der unter verschiedenen Namen aufgeführten Präparate. Das schwefelsaure Kali findet sich in der Natur theils fest, jedoch nur selten, bei Vulkanen als Tartarin, theils, und zwar häufiger im aufgelösten Zustande, in Salzsoolen, im Meerwasser, in Pflanzen und Thieren. Das Salz wird durch Neutralisation von Kali oder kohlensaurem Kali mit Schwefelsäure kaum mehr bereitet, da es in hinreichender Menge als Nebenprodukt bei vielen chemischen Prozessen erhalten wird. Der Rückstand von der Behandlung der Potasche mit kaltem Wasser gibt, in wenig kochendem Wasser gelöst, beim Erkalten Krystalle von schwefelsaurem Kali. Bei der Bereitung der Salpetersäure aus Salpeter und Schwefelsäure, bei der Bereitung der Essigsäure aus essigsaurem Kali und Schwefelsäure, bei der Fabrikation der englischen Schwefelsäure erhält man als Nebenprodukt saures schwefelsaures Kali, das durch Neutralisation mit Potasche in neutrales Salz verwandelt und durch Umkrystallisiren gereinigt wird. Es krystallisirt in luftbeständigen, geraden rhombischen, 4- bis 6seitigen Säulen und Pyramiden, schmeckt salzig, bitterlich, etwas scharf, schmilzt in der Rothglühhitze, ohne sich zu zersetzen oder zu verflüchtigen, löst sich in 12 Th. kaltem und in 4 Th. kochendem Wasser, nicht in Alkohol; die Lösungen reagiren neutral.

Schwefelsaures Kali, saures (Philosophisches Goldsalz, Chem.), $KO + SO_3, HO + SO_3$, erhält man durch Auflösen von 1 Aequivalent neutralem schwefelsauren Kali mit 1 Aequivalent Schwefelsäure, welche mit etwas Wasser verdünnt worden ist, und Abdampfen; häufig wird es als Nebenprodukt gewonnen (vergl. Schwefelsaures Kali, neutrales). Es stellt gewöhnlich eine weiße, krystallinische Masse dar, schmilzt schon bei 197° C. und löst sich leicht in Wasser. Aus der verdünnten Lösung scheidet sich neutrales schwefelsaures Kali ab; aus einer koncentrirten Lösung erhält man rhomboëdrische Krystalle, deren Form mit der einen Form des Schwefels identisch ist. Nach dem Schmelzen krystallisirt es aber beim Erstarren in großen Krystallen, welche die Gestalt des Feldspaths haben. In hoher Temperatur verliert es 1 Aeq. Schwefelsäure, zum Theil zerlegt in Sauerstoff und Schwefel, und dies eine Aequivalent Schwefelsäure wirkt auf Metalle und Basen oft wie freie Schwefelsäure. Alkohol zerlegt das Salz, es löst sich Schwefelsäure und neutrales schwefelsaures Kali bleibt ungelöst. — Schwefelsaures Kali verbindet sich auch mit Salpetersäurehydrat und Phosphorsäurehydrat eben so gut als mit Schwefelsäurehydrat. Wenn man das neutrale schwefelsaure Kali in Salpetersäure auflöst, so bilden sich geringe Mengen von salpetersaurem Kali und wasserhaltigem zweifachschwefelsauren Kali, neben einer großen Menge eines Salzes, welches in schiefen Säulen krystallisirt, schwefelsaures Kali mit Salpetersäure ist und aus: $2\,(KO + SO_3 + NO_5 + HO)$ besteht; es schmilzt bei 150°. — Die Verbindung des schwefelsauren Kalis mit Phosphorsäure entsteht beim Auflösen von neutralem schwefelsauren Kali in einer syrupdicken Auflösung von Phosphorsäure und krystallisirt in schiefen, sechsseitigen Säulen, welche bei 240° C. schmelzen und aus $2\,(KO + SO_3) + (P_2O_5 + 3\,HO)$ bestehen.

Schwefelsaures Kobaltoxyd (Chem.), bildet den wesentlichsten Bestandtheil des natürlichen Kobaltvitriols); künstlich erhält man es durch Auflösen des Metalls in heißer, koncentrirter Schwefelsäure und Abdampfen in rothen Krystallen. Es verwittert an der Luft, zersetzt sich bei anhaltendem Glühen, löst sich in 24 Th. kaltem Wasser, nicht in Alkohol und besteht aus: $Co\,O + SO_3 + 6\,HO$. — Ein basisches Salz entsteht, wenn man das neutrale unvollständig mit Aetzkali fällt. Es ist fleischroth, aber nicht näher untersucht.

Schwefelsaures Kobaltoxyd-Ammoniak (Chem.), entsteht nach H. Rose, wenn man das wasserfreie Salz mit Ammoniakgas zusammenbringt. Ein weißes Pulver, zersetzt sich durch Wasser, indem basisch schwefelsaures Kobaltoxyd ausgeschieden wird. Zusammensetzung: $Co\,O + SO_3 + 3NH_3$.

Schwefelsaures Kobaltoxyd-Ammoniumoxyd und schwefelsaures Kobaltoxyd-Kali (Chem.), bilden rothe Doppelsalze, welche hinsichtlich der Form und Zusammensetzung mit den entsprechenden Doppelsalzen des Eisenoxyduls, der Magnesia und des Manganoxyduls übereinstimmen. $NH_4\,O + SO_3$, $CoO + SO_3$, $6\,HO$ und $KO + SO_3$, $CoO + SO_3$, $6\,HO$.

Schwefelsaures Kupferoxyd, s. Kupfersalze.

Schwefelsaures Kupferoxydul, s. Kupfersalze.

Schwefelsaures Lithion, s. Lithionsalze.

Schwefelsaures Magnesia-Ammoniumoxyd, s. Magnesiasalze.

Schwefelsaures Magnesia-Kali, s. Magnesiasalze.

Schwefelsaures Magnesia-Natron, s. Magnesiasalze.

Schwefelsaures Manganoxyd, s. Mangansalze.

Schwefelsaures Manganoxydul, s. Mangansalze.

Schwefelsaures Methyloxyd (Chem.), 1) neutrales (schwefelsaures Methylon), $C_2 H_3 O + SO_3$, bildet sich, wenn ein Gemisch von Methyloxydhydrat (Holzgeist) und koncentrirte Schwefelsäure erhitzt, wobei unter Schwärzung schweflige Säure, Methyloxyd und die neutrale schwefelsaure Verbindung auftreten; nach Regnault auf direktem Wege durch Zusammenbringen von Methyloxydgas mit wasserfreier Schwefelsäure. Zu seiner Darstellung destillirt man eine Mischung von 1 Th. Holzgeist mit 8 bis 10 Th. koncentrirter Schwefelsäure und befreit das ölähnliche Destillat durch Waschen mit Wasser, Stehenlassen über Chlorcalcium und Rektifikation über gebrannten Kalk von Schwefelsäure, Wasser und schwefliger Säure. Eine farblose Flüssigkeit von knoblauchartigem Geruch, 1,324 spec. Gew., siedet bei 188°, destillirt unverändert über, wird durch Wasser allmählig, beim Erhitzen damit augenblicklich zersetzt in Holzgeist und saures Salz, verändert sich durch wasserfreie Alkalien und Metalloxyde, durch die Hydrate der Alkalien ebenso wie durch Wasser und es entsteht ein Doppelsalz. — 2) Saures (Methylonschwefelsäure, Schwefelmethylonsäure), $C_2 H_3 O + SO_3$, $HO + SO_3$, entsteht beim Vermischen von koncentrirter Schwefelsäure mit Holzgeist, oder beim Behandeln der neutralen Verbindung mit Wasser. Rein erhält man es, außer auf letztem Wege, auch aus dem Barytdoppelsalz durch Ausfällen des Baryts mit verdünnter Schwefelsäure und Verdunsten im leeren Raume. Eine farblose, syrupartige, sehr saure Flüssigkeit, die in trockner Luft zu feinen Nadeln erstarrt, mischt sich mit Wasser und Weingeist in allen Verhältnissen, zerlegt sich beim Erhitzen unter Entwickelung von schwefliger Säure, verbindet sich mit Basen zu leicht löslichen Doppelsalzen, die sich beim Kochen analog den Aethyloxydverbindungen zerlegen.

Schwefelsaures Methyloxyd-Bleioxyd (Chem.), $C_2 H_3 O + SO_3$, $PbO + SO_3$, HO, wird wie das Barytsalz erhalten und ist zerfließlich.

Schwefelsaures Methyloxyd-Kali (Chem.), $C\,H_3 O + SO_3$, $KO + SO_3$, HO, wird aus dem Baryt- oder Bleisalz durch Fällung mit kohlensaurem Kali u. Abdampfen des Filtrats erhalten, krystallisirt in kleinen, perlmutterglänzenden, rhomboidalen Tafeln, welche an der Luft zerfließen.

Schwefelsaures Molybdänoxyd, s. Molybdänsalze.

Schwefelsaures Molybdänoxydul, s. Molybdänsalze.

Schwefelsaures Natrum (Min.), s. v. a. Glaubersalz; s. d. u. Mirabilit.

Schwefelsaures Nickeloxyd, s. Nickelsalze.

Schwefelsaures Osmiumoxyd (Chem.), $Os\,O_2 + 2\,SO_3$, erhält man durch Auflösen des Sulphids in kalter Salpetersäure und Abdampfen als einen dunkelgelblichbraunen Syrup, der sich in Wasser mit gelber Farbe auflöst, rein zusammenziehend schmeckt, von Alkalien nicht gefällt wird. — Das Oxydul- und das Sesquioxydulsalz, durch Auflösen der entsprechenden Oxydationsstufen in Schwefelsäure und Abdampfen bereitet, sind dunkelbraune, amorphe Massen.

Schwefelsaures Palladiumoxydul, s. Palladiumsalze.

Schwefelsaures Platinoxyd (Chem.), $PO_2 + 2\,SO_3$, erhält man durch Auflösen von auf nassem Wege bereitetem Schwefelplatin in rauchender Salpetersäure und Abdampfen in gelinder Wärme; auch durch Zersetzen von Platinchlorid mit einer seinem Chlorgehalte äquivalenten Menge koncentrirter Schwefelsäure u. Abdampfen zur Trockne. Das trockene Salz ist eine beinahe schwarze, amorphe Masse, die an der Luft feucht wird, sich im Wasser mit tiefbrauner Farbe auflöst.

Schwefelsaures Platinoxyd-Ammoniak (Chem.), entsteht, wenn man schwefelsaures Platinoxyd in Wasser löst, mit Ammoniak versetzt und das Gemisch zum Kochen erhitzt, u. fällt als ein blaßbrauner, pulvriger, geschmackloser, in Wasser unlöslicher Niederschlag heraus. Derselbe verpufft schwach beim Erhitzen u. löst sich in warmer Schwefelsäure u. Salpetersäure.

Schwefelsaures Platinoxyd-Baryt (Chem.), erhält man, wenn Chlorbaryum zu einer Auflösung von schwefelsauren Platinoxyd gesetzt wird, als einen in Wasser unlöslichen, in kochender Salzsäure löslichen Niederschlag, der von Alkalien nicht zersetzt wird und beim Glühen kein Gas, sondern nur Wasser abgeben soll.

Schwefelsaures Platinoxyd-Kali (Chem.), erhält man wie die Ammoniakverbindung. Es ist ein dunkelbrauner Niederschlag, der beim Trocknen schwarz wird, sich in der Glühhitze zersetzt, nur in koncentrirter Salzsäure löst und nach Davy aus 10,84 schwefelsaurem Kali, 10,84 Wasser und 78, 32 Platinoxyd besteht.

Schwefelsaures Platinoxydul (Chem.), $Pt\,O + SO_3$, erhält man, wenn eine Auflösung des Oxyduls in Aetzkali mit Schwefelsäure gesättigt, die Flüssigkeit abgegossen und das niedergeschlagene Oxydul in verdünnter Schwefelsäure aufgelöst wird; die Flüssigkeit ist dunkelbraun, undurchsichtig, wird durch Verdünnen roth, gibt beim Abdampfen einen schwarzen Syrup, und scheint nach und nach in Oxydsalz überzugehen.

Schwefelsaures Quecksilberoxyd, s. Quecksilbersalze.

Schwefelsaures Quecksilberoxyd-Ammoniumoxyd, s. Quecksilbersalze.

Schwefelsaures Rhodiumoxyd, s. Rhodiumoxyd, schwefelsaures.

Schwefelsaures Schwefelchlorid (Chemie), entsteht, wenn man in mit Chlor gesättigten Chlorschwefel die Dämpfe von wasserfreier Schwefelsäure leitet oder denselben mit seinem 20- bis 30fachen Volumen rauchender Schwefelsäure vermischt; man destillirt darauf das Ganze bei gelinder Hitze, wo unter starker Entwickelung von schwefliger Säure zuerst der überschüssige Chlorschwefel, dann das schwefelsaure Schwefelchlorid übergeht, während im Rückstande $SO_3 + HO$ bleibt. Es ist eine farblose, ölige, rauchende Flüssigkeit von 1,818 spec. Gew., siedet bei 145°, zersetzt sich in Wasser unter Bildung von Schwefelsäure und Salzsäure, bildet mit wasserfreiem Ammoniak eine weiße Masse, in deren Auflösung außer Salmiak wasserfreies schwefelsaures Ammoniak vorhanden ist. Es gibt ferner mit analogen Körpern Verbindungen, die durch Einwirkung wasserfreier Schwefelsäure auf Chlorverbindungen entstehen, so mit phosphorsaurem Phosphorchlorid durch Einwirkung der Schwefelsäure auf $P_2 Cl_3 SCl_3 + 5 SO_3$.

Schwefelsaures Schwefelchlorid, blaues (Chem.), entsteht, wenn man in sehr wenig Chlorschwefel sehr viel wasserfreie Schwefelsäure leitet. Die Verbindung ist fest, wenn viel Schwefelsäure gegenwärtig ist, sonst flüssig, übrigens sehr unbeständig, und wird in der Hitze unter Entwicklung von schwefliger Säure in ein Gemenge von schwefelsaurem Schwefelchlorid und freier Schwefelsäure verwandelt.

Schwefelsaures Schwefelchlorid-Ammoniak (Chem.), $(S\,Cl_2 + 5\,SO_3) + 9\,N\,H_3$, erhält man durch Behandeln des schwefelsauren Schwefelchlorids mit Ammoniakgas bei starker Abkühlung des erstern. Die Absorption erfolgt nur langsam, die Behandlung muß daher nicht zu früh unterbrochen werden. Die Verbindung ist fest, weiß, zieht an der Luft Wasser an, ohne jedoch zu zerfließen, löst sich vollständig in Wasser, reagirt im gehörig gesättigten Zustande nicht sauer, das damit befeuchtete Lackmuspapier wird aber beim Trocknen roth. Die Auflösung verhält sich gegen Barytsalze wie die des freien schwefelsauren Ammoniaks; mit Chlorstrontium entsteht keine Fällung.

Schwefelsaures Silberoxyd, s. Silbersalze.

Schwefelsaures Silberoxyd-Ammoniak, s. Silbersalze.

Schwefelsaures Stickstoffoxyd (Chem.), erhält man durch Einwirkung von trocknem Stickstoffoxyd auf wasserfreie Schwefelsäure. Es ist ein weißer, harter, nicht rauchender, bei Abschluß der Luft in der Hitze flüchtiger Körper, zerfließt ziemlich schnell an der Luft zu einer farblosen, nicht rauchenden Flüssigkeit, löst sich in Wasser schnell unter heftiger Entbindung von rothen Dämpfen, die Auflösung enthält Schwefelsäure und Salpetersäure. Geschieht die Auflösung bei Abschluß der Luft, so entweicht ein farbloses Gas, das aber bei Berührung mit der Luft sogleich rothe Dämpfe bildet. Koncentrirte Schwefelsäure löst viel von der Verbindung auf; durch Erhitzen dieser Lösung läßt sich das Stickoxyd nicht austreiben. Etwas von der Verbindung in Eisenvitriollösung geworfen, färbt diese sogleich tief schwarz. Alkohol bildet Salpeteräther. Ammoniak erzeugt schwefelsaures Ammoniumoxyd. Zusammensetzung: $NO + SO_3$.

Schwefelsaures Thonerde-Ammoniumoxyd, s. Thonerde.

Schwefelsaures Thonerde-Eisenoxydul (Chem.), eine andere vom Eisenalaun (s. d.), als der beschriebene, worin das Kali durch Eisenoxydul ersetzt ist, wird erhalten, wenn man gemischte Auflösungen von schwefelsaurem Eisenoxydul und schwefelsaurer Thonerde mit Schwefelsäureüberschuß an einem warmen Orte stehen läßt, worauf die Verbindung in einigen Tagen als seidenglänzende, bündelartig vereinigte Fäden anschießt. Zusammensetzung: $Fe\,O + SO_3,\ Al_2\,O_3 + 3\,SO_3,\ 24\,HO$.

Schwefelsaures Thonerde-Eisenoxydul-Kali (Chem.), bleibt bei der Destillation der schwefelreichen Erde, welche den Boden des Kraters der Solfatara bei Neapel bildet, im Rückstande, neben erdigen Stoffen, zurück, und stellt dunkelbouteillengrüne Oktaëder dar, welche luftbeständig sind, sich schwer in Wasser lösen und aus $2\,(KO + SO_3),\ 12\,(FeO + SO_3),\ Al_2\,O_3 + 3\,SO_3,\ 25\,HO$ bestehen.

Schwefelsaures Thonerde-Kali, s. v. a. Alaun.

Schwefelsaures Thonerde-Lithion (Lithionalaun, Chem.), $Li\,O + SO_3,\ Al_2\,O_3 + 3\,SO_3, 24\,HO$, erhält man durch freiwilliges, sehr langsames Verdunsten der gemischten Lösungen beider Salze als kleine Oktaëder und Rhombendodekaëder von ausgezeichnetem Diamantglanz, welche an der Luft sich nicht verändern und sich in 24 Th. kaltem und $^7/_8$ Th. kochendem Wasser lösen.

Schwefelsaures Thonerde-Natron, s. Thonerde.

Schwefelsaures Thorerde-Kali (Chem.), $KO + SO_3,\ Th\,O + SO_3,\ HO$, erhält man, wenn man in einer Thorerdelösung ein Stück schwefelsaures Kali aufhängt; nach und nach schlägt sich ein krystallinisches Pulver nieder, welches man mit einer gesättigten Lösung von schwefelsaurem Kali auswäscht. Es ist unlöslich in einer gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Kali, desgleichen in Alkohol, löst sich aber ziemlich leicht in kaltem Wasser, noch mehr in kochendem, und krystallisirt beim Erkalten in rektangulären Prismen, die ihr Wasser in gelinder Wärme abgeben, ohne zu zerfallen. Kocht man die Auflösung anhaltend, so bildet sich etwas saures schwefelsaures Kali und ein basisches Thorerdesalz fällt nieder.

Schwefelsaures Uranoxyd (Chem.), $U_2\,O_3 + SO_3 + 3\,HO$, findet sich in der Natur (s. Johannit). Nach Berzelius existirt ein neutrales, zweidrittel- und ein eindrittelsaures Salz; Peligot konnte nur das letztere bekommen. Diese basischen Salze erhält man leicht durch Zersetzen des salpetersauren Salzes

mit Schwefelsäure in der Wärme, Wiederauflösen der zur Trockne abgerauchten Masse, Abdampfen zum Syrup und Hinstellen, wo es nach einiger Zeit herauskrystallisirt. Die Krystalle sind gelblich, effloresciren etwas, verlieren aber ihr Wasser erst bei 300° vollständig. Das Salz hinterläßt in einem Strome von Wasserstoffgas reines Uranoxydul, löst sich in 4—5 Th. kaltem und in 3 Th. heißem Wasser, auch in Alkohol.

Schwefelsaures Uranoxyd-Ammoniumoxyd (Chem.), $NH_4O + SO_3, U_2O_3 + SO_3, 2HO$, krystallisirt aus den gemischten Lösungen beider Salze in gelben, luftbeständigen, in kaltem Wasser etwas schwer löslichen Krystallen.

Schwefelsaures Uranoxyd-Kali (Chem.), stimmt in seinen meisten Eigenschaften und in seiner Zusammensetzung mit dem Ammoniumsalze überein, löst sich erst in 9 Th. kaltem, aber schon in $\frac{1}{2}$ Th. kochendem Wasser, verliert bei 120° das Wasser, zersetzt sich aber in stärkerer Hitze nicht weiter; besteht nach Peligot aus $KO + SO_3, U_2O_3 + SO_3, 2HO$.

Schwefelsaures Uranoxydul (Chem.). 1) Neutrales, wird durch Auflösen des Oxyduls in heißer koncentrirter Schwefelsäure oder durch Zersetzung des Uranchlorürs in Schwefelsäure erhalten und schießt beim Abdampfen in dunkelgrünen Prismen an, die an der Luft beständig sind, bei 200° $\frac{7}{8}$ ihres Wassers abgeben, im Glühen auch die Säure verlieren, sich in Wasser nicht ohne Zersetzung lösen; besteht aus $UO + SO_3 + 4HO$. — 2) Basisches, scheidet sich bei der Einwirkung des Wassers auf die neutrale Verbindung als ein hellgrünes Pulver ab; es besteht aus: $2UO + SO_3 + 3HO$.

Schwefelsaures Uranoxydul-Ammoniumoxyd (Chem.), bildet leichtlösliche dunkelgrüne, kuglig gruppirte Krystalle, deren Lösung in der Hitze ein basisches Salz fallen läßt, bestehend aus: $HO_4O + SO_3, UO + SO_3$.

Schwefelsaures Uranoxydul-Kali (Chem.), $KO + SO_3, 2(UO + SO_3), HO$, krystallisirt beim freiwilligen Verdunsten einer gemischten Auflösung beider Salze in grünen, in Wasser schwer löslichen Salzkrusten.

Schwefelsaures Vanadinoxyd (Chem.), $VO_2 + 2SO_3 + 4HO$, erhält man durch Auflösen der Vanadinsäure oder des Vanadinoxyds in mit gleichen Theilen Wasser verdünnter Schwefelsäure; die letzten Antheile Vanadinsäure werden durch Einleiten von Schwefelwasserstoff reducirt. Beim Verdampfen schießt das Salz an. Es bildet schön blaue, rhombische Prismen, zerfließt an der Luft, hinterläßt beim Glühen reine Vanadinsäure, löst sich äußerst langsam in kaltem Wasser, sehr leicht in heißem mit blauer Farbe, und höchst wenig in Alkohol.

Schwefelsaures Vanadinsäure-Kali (Chem.), $KO + SO_3, VO + 3SO_3$, erhält man, wenn eine Auflösung des vanadinsauren Kalis mit Schwefelsäure versetzt und der freiwilligen Verdunstung überlassen wird, wobei sie erst roth, dann farblos wird und zuletzt gelbe Körner absetzt, die aus mikroskopischen Nadeln bestehen. Die Verbindung löst sich sehr schwer in Wasser, gar nicht in Alkohol.

Schwefelsaures wasserhaltiges Kupferoxyd (Min.), aus Meriko, nach Berthier 66,2 Kupferoxyd, 16,6 Schwefelsäure, 17,2 Wasser, also dem Brochantit nahe verwandt.

Schwefelsaures Wismuthoxyd, s. Wismuthsalze.

Schwefelsaures Yttererde-Kali (Chem.), $KO + SO_3, YO + SO_3$, krystallisirt nicht, sondern trocknet zu einer weißen Salzkruste ein, löst sich in 16 Th. kaltem und in 10 Th. einer gesättigten Lösung von schwefelsaurem Kali.

Schwefelsaures Zinkoxyd, s. Zinksalze.

Schwefelsaures Zinkoxyd-Ammoniak, s. Zinksalze.

Schwefelsaures Zinkoxyd-Natron, s. Zinksalze.

Schwefelsaures Zinnoxyd, s. Zinnsalze.

Schwefelsaures Zinnoxydul, s. Zinnsalze.

Schwefelsaure Thonerde (Chem.), $ThO + SO_3$. Wasserfreie Thonerde löst sich in koncentrirte Schwefelsäure beim Erhitzen vollständig auf, die Lösung hinterläßt ein weißes Pulver, das durch Wiederauflösen und Verdunsten bei gewöhnlicher Temperatur als farblose rhomboëdrische Krystalle erhalten wird. Bei + 15° und darunter verändern sich die Krystalle an der Luft nicht, bei etwas höherer Temperatur verlieren sie 3 At. Wasser, und bei 60° noch 2 At. (den Rest), ohne jedoch zu zerfallen. In kaltem Wasser lösen sie sich sehr langsam, aber in warmem sehr schnell. Alkohol wirkt nicht lösend; fällt man die wässerige Lösung mit Alkohol in der Wärme, so enthält der Niederschlag 2 At. Wasser, geschieht es kalt, so enthält er 5 At. Wird das Salz in der Wärme krystallisirt, so enthält es ebenfalls nur 2 At. Wasser und bildet dann feine, wollige Nadeln.

Schwefelsaure Thonerde-Magnesia (Magnesiaalaun, Chem.), findet sich natürlich in weißen faserigen Massen in Südafrika und besteht aus: $MgO + SO_3, Al_3, Al_2O_3 + 3SO_3$, 24 HO, ein Theil der schwefelsauren Magnesia durch schwefelsaures Manganoxydul ersetzt. — Läßt man gemischte Lösungen von schwefelsaurer Magnesia und schwefelsaurer Thonerde mit Schwefelsäureüberschuß an einem warmen Orte stehen, so erhält man nach längerer Zeit eine warzenförmige, aus kleinen Nadeln bestehende Efflorescenz, die nach der Formel: $3(MgO + SO_3), Al_2O_3 + 3SO_3$, 36 HO zusammengesetzt ist.

Schwefelsaure Titansäure (Chem.), erhält man im neutralen Zustande, wenn Titansäure mit Schwefelsäure, die mit ihrem halben Gewichte Wasser verdünnt ist, so lange digerirt wird, bis alles Wasser verdunstet ist, worauf man die überschüssige Schwefelsäure durch weiteres Erhitzen entfernt. Die zurückbleibende Masse ist: $TiO_2 + 2SO_3$; sie löst sich in lauwarmem Wasser vollständig auf, die Lösung

trübt sich aber durch Zusatz von mehr Wasser, und wird sie in verdünntem Zustande gekocht, so fällt alle Titansäure nieder.

Schwefelsaure Vanadinsäure (Chem.), $VO_3 + 3 SO_3$, entsteht durch Auflösung der Vanadinsäure in Schwefelsäure, welche mit der Hälfte ihres Gewichts Wasser verdünnt ist, und Verdunsten der überschüssigen Schwefelsäure bei möglichst niedriger Temperatur, in kleinen rothbraunen Krystallschuppen, die an der Luft schnell zu einem rostrothen, mit Wasser und Alkohol mischbaren Syrup zerfließen. — Kocht man die wässerige Lösung, so trübt sie sich, es sondert sich ein Niederschlag ab und die Flüssigkeit enthält ein saures Salz. Ein in Wasser lösliches, basisches Salz erhält man, wenn man das neutrale blaue Oxydsalz in Salpetersäure löst und diese Lösung zur Trockne verdunstet. Es ist eine rothe, an der Luft zerfließliche, in Wasser fast ohne Farbe lösliche Masse, in welcher die beiden Säuren nach der Formel: $VO_3 + 2 SO_3$ verbunden sind.

Schwefelsaure Yttererde (Chem.), $YO + SO_3$, krystallisirt in kleinen 4—6seitigen schwach rosenrothen Säulen, verwittert bei + 40° und wird milchweiß, behält aber seine Form, verliert im Glühen $^2/_3$ der Säure und in noch stärkerer Hitze bleibt die reine Form zurück. Das Salz löst sich in 30 Th. kaltem und in viel weniger heißem Wasser.

Schwefelsaure Zirkonerde, s. Zirkonerdesalze.

Schwefelschlacke, die schwärzliche oder graue Masse, die beim Läutern des Schwefels in der Pfanne zurückbleibt und meist an die Gifthütten geliefert wird, wo man Rauschgelb daraus bereitet; s. Schwefel.

Schwefelscheel, s. v. a. Wolframsulphuret.

Schwefelschnitte, s. Wein.

Schwefelseife (Chem.), frühere Benennung der Schwefelleber (Kaliumsulphuret), weil sie neben dem hepatischen auch einen laugenhaften Geschmack wie die gewöhnliche Seife besitzt.

Schwefelsenfsäure, s. Sulphosinapisinsäure.

Schwefelsilber, s. v. a. Silbersulphuret.

Schwefelsilber, biegsames (Min.), s. v. a. Schilfglaserz (s. d.).

Schwefelsilberglanz (Min.), Species des Silberglanzes (s. d.).

Schwefelsinter, der graugelbe Niederschlag von erdigem Schwefel, welcher sich aus Schwefelwassern niedersetzt.

Schwefelspath, s. v. a. gemeiner Schwefel, s. Schwefel.

Schwefelspießglanz, s. v. a. Schwefelantimon.

Schwefelstickstoff, s. Schwefel.

Schwefel, sublimirter, s. Schwefel.

Schwefeltantal, s. Tantal.

Schwefeltellur, s. Tellur.

Schwefeltitan, s. Titan.

Schwefeltreibofen, s. Schwefel.

Schwefeltropfen, s. v. a. Tropfschwefel, s. Schwefel.

Schwefel- und Bittersalze (Min.), Familie der Hallithe, s. v. a. Sulphurohallithe (s. d.).

Schwefelunterschwefelsäure, s. v. a. Niederschwefelsäure, s. Schwefel.

Schwefelvanadin, s. Vanadin.

Schwefelwachs, weißes Wachs mit Schwefelpulver vermengt; dieses braucht der Schuster statt des Peches bei den weißen Nähten.

Schwefelwasser, s. Schwefelwasserstoffwasser und Mineralwasser.

Schwefelwasserstoff, s. Schwefel.

Schwefelwasserstoff, schwefelhaltiger, s. v. a. Hydrothionige Säure, s. Schwefel.

Schwefelwasserstoffäther, s. v. a. Schwefeläthyl.

Schwefelwasserstoff-Schwefelätherin, s. Schwefelätherin.

Schwefelwasserstoff-Schwefeläthyl, s. Mercaptan.

Schwefelwasserstoff-Schwefelmethyl, s. Methylmercaptan.

Schwefelwasserstoffwasser, s. Schwefel.

Schwefelweinäther (Chem.), nach Zeise ein Gemenge von Mercaptan und Thialöl.

Schwefelwasserstoffweinäther, s. v. a. Mercaptan.

Schwefelweinöl, s. v. a. Schwefeläthyl, zweifaches, s. Schwefeläthyl.

Schwefelweinsäure (saures schwefelsaures Aethyloxyd, Aetherschwefelsäure, Chem.), $C_4 H_5 O + 2 SO_3$, erhält man direkt, wenn man Aetherdampf so lange in Schwefelsäurehydrat leitet, als derselbe noch aufgenommen wird. Vermischt man nach einigen Stunden diese Mischung mit Wasser, so scheidet sich der unverbundene Aether ab, während ein anderer in Verbindung mit Schwefelsäure bleibt; im wasserhaltigen Zustande entsteht die Verbindung am leichtesten und in größerer Menge beim Erhitzen einer Mischung von Schwefelsäurehydrat mit Alkohol; man verdünnt nach dem Erkalten mit Wasser, sättigt mit kohlensaurem Baryt, filtrirt und verdunstet das Filtrat bei gelinder Wärme zur Krystallisation. Den dadurch erhaltenen schwefelweinsauren Baryt löst man in wenig Wasser, zersetzt die Lösung vorsichtig mit verdünnter Schwefelsäure, filtrirt vom schwefelsauren Baryt ab, und verdunstet zuletzt unter Luftpumpe. Im koncentrirtesten Zustande hat sie ein spec. Gew. von 1,319; sie ist farblos, dickflüssig, schmeckt sehr sauer, zerlegt sich nach und nach von selbst in Alkohol und Schwefelsäure; ebenso durch Kochen in verdünntem Zustande. Wird die koncentrirte Säure zum Kochen erhitzt, so zerfällt sie in Aether und wasserhaltige Schwefelsäure, und hierauf gründet sich die Bereitung des Aethers (s. d.); in noch höherer Temperatur entstehen durch Zersetzung der Schwefelsäure Weinöl, ölbildendes Gas, schweflige Säure und kohlige Körper. Die Schwefelweinsäure verbindet sich mit Basen zu schwefelweinsauren Salzen, s. d.

Schwefelweinsaure Salze (Chem.), bestehen im wasserfreien Zustande aus 1 At. Schwefelweinsäure und 1 At. Base, können aber auch

als Doppelsalze betrachtet werden, bestehend aus 2 At. Schwefelsäure, 1 At. Aethyloxyd und 1 Aeq. der zugesetzten Basis. Sie sind in Wasser und in Weingeist löslich, und deshalb wird die Schwefelsäure in diesen Salzen durch die gewöhnlichen Reagentien nicht angezeigt. Setzt man aber zu einer Auflösung von einem derselben etwas Salzsäure und erhitzt sie zum Sieden, so entweicht mit den Wasserdämpfen Alkohol und in der rückständigen Flüssigkeit läßt sich die freigewordene Schwefelsäure nachweisen. Der trockenen Destillation unterworfen, werden sie zersetzt; je nach der Temperatur entwickelt sich hierbei schwefelsaures Aethyloxyd-Aetherol (schwefelsäurehaltiges Weinöl) und Alkohol, schweflige Säure, ölbildendes Gas, und es bleibt ein schwefelsaures Salz mit Kohle gemengt. Bei nicht über 150° mit trocknem Kalk destillirt, zerlegen sie sich gänzlich in schwefelsaure Salze und in die beiden ersten Produkte. Mit Schwefelsäure, welche 4 At. Wasser enthält, destillirt, liefert das Barytsalz ein Gemenge von Aether und Alkohol. Die meisten dieser Salze enthalten Krystallwasser, was sie bei gewöhnlicher Temperatur im luftleeren Raume über Schwefelsäure vollständig abgeben. Das einzige schwefelweinsaure Kali krystallisirt, ohne Wasser zurückzuhalten. Beim Kochen ihrer koncentrirten Auflösungen werden sie, obwohl sehr langsam, zersetzt; es entstehen saure schwefelsaure, oder freie schwefelsaure und neutrale schwefelsaure Salze, während Alkohol entweicht. Mit Kalk oder Barythydrat trocken erhitzt, zerlegen sich diese Salze in neutrale schwefelsaure Salze und in Alkohol. Chlorgas, durch diese Auflösungen geleitet, zerlegt das Aethyloxyd nicht, es wird keine Schwefelsäure in Freiheit gesetzt. Mit kaustischem Kali übersättigt, kann das Kali- und Natronsalz gekocht und abgedampft werden, ohne Veränderung. Mit den Hydraten der Alkalien geschmolzen, wird das Aethyloxyd zerstört, es bleibt alle Schwefelsäure in Verbindung mit dem Alkali. — Zur Darstellung dieser Salze wird eine siedend heiße Mischung von gleichen Theilen Schwefelsäurehydrat und Weingeist von 85° mit Kalkmilch, kohlensaurem Baryt oder Bleioxyd gesättigt, wobei ein lösliches Doppelsalz von schwefelsaurem Aethyloxyd mit Baryt, Kalk oder Bleioxyd entsteht. Wird eines dieser Salze mittelst kohlensaurem Kali, Natron oder Ammoniak zerlegt, so erhält man die korrespondirenden Doppelsalze mit alkalischer Basis. Oder man sättigt die reine Schwefelweinsäure direkt mit andern Metalloxyden, oder man zerlegt die Schwefelweinsäure mit löslichen schwefelsauren Salzen; auf letztere Art stellt man die Salze der Magnesia, des Manganoxyduls u. s. w. dar.

Schwefelwerk, s. v. a. Schwefelhütte. (s. d.).

Schwefelwismuth, s. v. a. Wismuthglanz

Schwefelwolfram, s. v. a. Scheelsulphuret, s. Scheel.

Schwefelwurzel (Bot.), 1) s. v. a. gebräuchlicher Haarstrang, Peucedanum officinale *L.*; — 2) s. v. a. fette Henne, Sedum Telephium *L.*

Schwefelyttrium, s. Yttrium,

Schwefelzink (Min.), s. v. a. Zinkblende (s. d.).

Schwefelzinn (Min.), s. v. a. Zinnkupferglanz (s. d.).

Schweflige Säure, s. Schwefel.

Schwefligsaure Magnesia, s. Magnesiasalze.

Schwefligsaurer Baryt (Chem.), $BaO + SO_2$, ist geschmacklos, in Wasser unlöslich, löslich in schwefliger Säure und aus dieser Lösung krystallisirt bei langsamem Abdampfen ein saures Salz in langen Nadeln.

Schwefligsaurer Kalk (Chem.), $CaO + SO_2 + 2\,HO$, ist ein weißes Pulver, welches sich erst in 800 Th. Wasser löst. — Von überschüssiger schwefliger Säure wird es leicht aufgenommen, aus der warm gesättigten Lösung schießt beim Erkalten ein saures Salz in langen sechsseitigen Nadeln an, die an der Luft langsam verwittern und sich dabei zugleich in schwefelsauern Kalk verwandeln. Läßt man die Solution des schwefligsauren Kalks in schwefliger Säure im luftleeren Raume verdunsten, so schießt ein neutrales Salz an, aber mit viel weniger Wasser, als das erstere, nämlich $= 2\,(CaO + SO_2) + HO$.

Schwefligsaurer Strontian, s. Strontiansalze.

Schwefligsaures Aethyloxyd (Chem.), $C_4\,H_5O + SO_2$, bildet sich durch Einwirkung von Alkohol auf Schwefelchlorür ($S_2\,Cl$) unter Abscheidung von Schwefel. Man setzt so lange Alkohol hinzu, bis alle Reaktion aufhört und destillirt; anfangs geht Alkohol und Salzsäure über, später folgt das neue Produkt, welches durch wiederholtes Rektificiren gereinigt wird. Eine farblose Flüssigkeit von eigenthümlichem ätherischen Geruch, anfangs erfrischendem, dann brennendem und endlich schwefligem Geschmack, 1,085 spec. Gewicht, siedet bei 160°, spec. Gew. des Dampfes 4,75, löst sich in jedem Verhältniß in Alkohol und Aether, fast gar nicht in Wasser, wird aber dadurch nach und nach zersetzt, nimmt unter Mitwirkung des Sonnenlichts viel Chlor auf.

Schwefligsaure Salze, s. Schwefel.

Schwefligsaures Ammoniak (wasserfreies; Sulphitammon, Chem.), $NH_3 + SO_2$. Nach H. Rose verdichten sich beide Gase beim Zusammentreffen zu einem gelbbraunen Dampfe, der sich als gelbrothe, schmierige Masse absetzt, welche nach einiger Zeit rothe, sternförmige Krystalle bildet. Die Verbindung löst sich in Wasser, die Lösung wird schnell farblos, enthält aber jetzt kein schwefligsaures Ammoniumoxyd, sondern schwefelsaures und unterschwefligsaures Ammoniumoxyd.

Schwefligsaures Ammoniumoxyd (Chem.), 1) neutrales, durch Sättigen der schwefeligen Säure mit flüssigem Ammoniak und Verdunsten, oder durch Einleiten von gasförmiger schwefeliger Säure und Ammoniak in absolutem Alkohol bereitet, bildet farblose,

nadelförmige, kühlende, scharf und schwefelig schmeckende, stark alkalisch reagirende Krystalle, die an der Luft feucht und dann wieder trocken werden, indem sie sich in schwefelsaures Salz verwandeln. In der Hitze verknistert das Salz, verliert dabei einen Antheil Ammoniak und Wasser, und sublimirt dann als saures Salz. Zusammensetzung nach Muspratt: $NH_4O + SO_2 + HO$. Leitet man schwefligsaures Gas durch concentrirte Ammoniakflüssigkeit und setzt dann vorsichtig absoluten Alkohol zu, so scheidet sich ein Salz $= 2(NH_4O + SO_2) + 3HO$ aus. — 2) Saures erhält man, wenn man die Bestandtheile gasförmig in Aether zusammentreten läßt. Es reagirt neutral, schmeckt kühlend salzig, löst sich in Wasser und Weingeist und besteht aus: $NH_4O + 2SO_2$.

Schwefligsaures Antimonoxyd (Chemie) erhält man durch Digestion des Oxyds mit schwefliger Säure oder wenn man durch Antimonchlorid schwefligsaures Gas leitet. Es ist ein weißes, unlösliches Pulver.

Schwefligsaures Bleioxyd (Chem.), $PbO + SO_2$, ist eine unlösliche Verbindung, die durch Glühen ein Gemenge von schwefelsaurem Bleioxyd und Schwefelblei gibt.

Schwefligsaures Ceriumoxydul (Chemie), $CeO + SO_2$, schießt in Nadeln an.

Schwefligsaures Chromoxyd (Chem.), $Cr_2O_3 + SO_2$, schlägt sich als grünes Pulver nieder, wenn man das Oxydhydrat in schwefliger Säure löst und abdampft.

Schwefligsaures Eisenoxyd (Chem.), $2Fe_2O_3 + 3SO_2$. Das neutrale Salz ist in fester Form unbekannt. Halbsaures wird nach Könn im trocknen Zustande erhalten, wenn man frischgefälltes Eisenoxydhydrat in Wasser suspendirt, das Gemenge in eine Kältemischung stellt, schweflige Säure im Ueberschuß hinzuleitet, hier filtrirt, ein gleiches Vol. 90—95procentigen Alkohol hinzufügt, den dadurch entstehenden gelben flockigen Niederschlag mit Alkohol auswäscht und ohne Anwendung von Wärme trocknet. Es ist ein strohgelber zerreiblicher Körper, zerfällt durch Wasser in schweflige Säure und in drittelsaures Salz, zerfließt nach und nach an der Luft zu einer dicken rubinrothen Flüssigkeit, trocknet dann langsam wieder ein, wenn man sie in dünnen Lagen ausbreitet, und erscheint nun in durchscheinenden Schüppchen von derselben Farbe. Das auf diese Weise metamorphosirte halbsaure Salz reagirt schwach sauer, wird von Wasser nur wenig angegriffen, zersetzt sich mittelst verdünnter Schwefelsäure langsam; seine Auflösung in verdünnter Salzsäure gibt mit Chlorbaryum einen weißen, in verdünnter Salzsäure zum Theil löslichen Niederschlag, mit Kaliumeisencyanid keinen, mit Kaliumeisencyanür sogleich einen blauen Niederschlag. — Drittelsaures Salz erhält man, wenn man den oben erwähnten gelben flockigen Niederschlag, statt mit Alkohol, mit Wasser auswäscht. Noch feucht, ist es blaßgelb, reagirt sauer, schmeckt sauer und herbe, löst sich sehr wenig in Wasser, verwandelt sich an der Luft in Sulphat, löst sich in verdünnter Salzsäure mit intensivgelber Farbe, die Solution wird von Chlorbaryum, Kaliumeisencyanid nicht getrübt, von Kaliumeisencyanür sogleich blau gefällt. Einmal getrocknet, hat es eine noch blassere Farbe, keinen Geschmack, löst sich nicht merklich in Wasser, reagirt nur noch schwach sauer, verändert sich nicht an der Luft und besteht aus: $Fe_2O_3 + SO_2 + 6HO$. Nach Muspratt setzt sich dieses Salz auch beim Stehen einer Auflösung von Eisenoxyd in schwefeliger Säure an der Luft oder beim Erhitzen derselben ab, ist aber dann rothbraun und enthält 7 HO. Eine Verbindung dieses Salzes mit saurem schwefelsauren Kali fällt nieder, wenn man eine sehr verdünnte Auflösung von reinem Kali zu der alkoholischen Flüssigkeit setzt, von der das halbsaure Salz abfiltrirt ist. Ein schmutziggelber, nach dem Trocknen intensivgelber Niederschlag, der sich übrigens wie das drittelsaure Eisenoxyd verhält. Zusammensetzung: $KO + 2SO_2$, $Fe_2O_3 + SO_2$. — Eine Verbindung des drittelsauren schwefligsauren Eisenoxyds mit neutralem schwefligsauren Kali wird erhalten, wenn man zu der blutrothen Lösung, welche durch Einleiten von schwefeliger Säure in Wasser suspendirtes Eisenoxyd entsteht, langsam Aetzkali setzt, als gelblicher krystallinischer Niederschlag $= Fe_2O_3 + SO_2, 2(KO + SO_2), 5HO$.

Schwefligsaures Eisenoxydul (Chem.), $FeO + SO_2 + 3HO$, erhält man durch Auflösen von frischgefälltem kohlensauren Eisenoxydul in schwefeliger Säure und bildet sich auch beim Auflösen von Eisen in schwefeliger unter gleichzeitigem Auftreten von unterschwefeligsaurem Salz. Es ist krystallisirbar und im reinsten Zustande weiß, löst sich wenig in Wasser, nicht in Alkohol.

Schwefligsaures Goldoxydkali (Chem.), s. Gold, G. 34).

Schwefligsaures Kadmiumoxyd, s. Kadmiumsalze.

Schwefligsaures Kali (Chem.), 1) neutrales, durch Einleiten von schwefligsaurem Gas in Kalilauge oder kohlensaures Kali und Abdampf erhalten, krystallisirt in rhombischen Prismen, schmeckt bitter, zerfließt an der Luft, löst sich wenig in Alkohol und besteht aus $KO + SO_2 + 2HO$. — 2) Saures, erhält man durch Fällen einer mit schwefliger Säure übersättigten Kalilösung mittelst Alkohol als weiße nadelförmige Masse; durch längeres Stehen der Solution in einem verschlossenen Gefäße schießen deutliche Säulen an. Es besteht aus: $KO + 2SO_2 + HO$. — Ein saures wasserfreies Salz setzt sich in körnigen Krystallen ab, wenn man durch eine warme concentrirte Lösung von kohlensaurem Kali schweflige Säure leitet, bis das Aufbrausen aufhört und die Flüssigkeit grünlich wird. Es löst sich langsam in Wasser und gibt an der Luft nicht, wie das saure Salz, schweflige Säure ab. $KO + 2SO_2$.

Schwefligsaures Kobaltoxyd (Chem.), $CoO + SO_2 + 5HO$. Kobaltoxydhydrat löst sich leicht in schwefliger Säure und beim Verdunsten der rothen Solution erhält man kleine pfirsichblüthrothe Krystalle, welche in Wasser fast unlöslich sind.

Schwefligsaures Kupferoxydul, s. Kupfersalze.

Schwefligsaures Magnesia=Ammoniumoxyd, s. Magnesiasalze.

Schwefligsaures Natron (Chem.), wird wie das Kalisalz bereitet. Die neutrale Verbindung schießt in großen geschobenen Säulen an, welche an der Luft unter Oxydation zerfallen, sich in 4 Th. kaltem und weniger als dem gleichen Gewichte heißem Wasser lösen, schwach alkalisch reagiren und kühlend schweflig schmecken. Zusammensetzung: $NaO + SO_2 + 10 HO$. Das saure Salz ist $= NaO + 2 SO_2 + HO$.

Schwefligsaures Nickeloxyd, s. Nickelsalze.

Schwefligsaures Platinoxyd (Schwefelplatinsäure, Chem.), $PtO_2 + 2 SO_2$. Nach Döbereiner besitzt die schweflige Säure die merkwürdige Eigenschaft, das Platinoxyd in bedeutender Menge aufzulösen und damit eine konstante Verbindung zu bilden, welche nach dem Eintrocknen gummiartig, weiß erscheint, in hoher Temperatur in Metall und Schwefelsäure zerfällt, sich ohne Färbung u. überaus leicht in Wasser und Weingeist auflöst, stark sauer reagirt, weder von Salzsäure, noch von Schwefelsäure zersetzt wird, sich sowohl mit basischen Oxyden, als auch mit schwefligsauren Salzen zu mehr oder weniger schwerlöslichen, farblosen, luftbeständigen Körpern verbindet, aus Goldchlorid das Gold metallisch fällt und sich in Platinchlorid und Schwefelsäure verwandelt.

Schwefligsaures Quecksilberoxydul (Chem.), $2 Hg_2O + 3 SO_2$, entsteht beim Einleiten von schwefliger Säure zu in Wasser suspendirtem Quecksilberoxyd, indem die rothe oder gelbe Farbe des letztern in Weiß übergeht. Wird das weiße Pulver gekocht, so zersetzt es sich bald in Schwefelsäure und metallisches Quecksilber. Beim Auswaschen nimmt es eine gelbliche Farbe und beim Trocknen unter Zersetzung eine gelbbraune Farbe an.

Schwefligsaures Schwefeläthyl (Chemie), $C_4H_5S + SO_2$, entsteht, wenn man überschüssiges Mercaptan mit verdünnter Salpetersäure erwärmt, so lange nach und nach Salpetersäure zusetzt, bis das Mercaptan vollständig zersetzt ist, und dann alles mit Wasser verdünnt, um die weitere Einwirkung zu unterbrechen. Den ausgeschiedenen übrigen Körper erwärmt man erst längere Zeit bei 50 bis 60°, destillirt ihn dann mit Wasser und entwässert ihn durch Chlorcalcium. Eine farblose ölige Flüssigkeit von höchst unangenehmem, lange haftendem zwiebelartigen Geruche, schwerer als Wasser, unlöslich darin, leicht löslich in Alkohol und Aether, siedet zwischen 130 bis 140°; die geistige Lösung gibt mit geistigen Lösungen von Metalloxyden keine Niederschläge. Beim Erwärmen mit Kalilauge scheidet sich Doppelt-Schwefeläthyl ab.

Schwefligsaures Silberoxyd, s. Silbersalze.

Schwefligsaures Uranoxydul (Chem.), $2 UO + SO_2 + 2 HO$, wird aus Uranchlorür mittelst schwefligsaurem Natron als graugrünes basisches Salz gefällt, löst sich leicht in freier schwefliger Säure, fällt aber beim Verdunsten der Solution wieder basisch nieder.

Schwefligsaures Wismuthoxyd, s. Wismuthsalze.

Schwefligsaures Zinkoxyd, s. Zinksalze.

Schwefligsaure Thonerde (Chem.), erhält man durch Auflösen von frischgefälltem Thonerdehydrat in kalter schwefeliger Säure und Verdunsten im luftleeren Raume als eine gummige Masse, die an der Luft bald in schwefelsaures Salz übergeht. Kocht man die Solution, so schlägt sich alle Thonerde als weißes, pulveriges basisches Salz nieder. Dasselbe löst sich nicht in Wasser, wohl aber in schwefeliger Säure, geht ebenfalls an der Luft, besonders im feuchten Zustande, in schwefelsaure Thonerde über und besteht aus $Al_2O_3 + SO_2 + 4 HO$.

Schwefligsaure Yttererde (Chem.), wird als wasserfreier Niederschlag erhalten, löst sich aber in freier schwefeliger Säure; beim freiwilligen Verdunsten dieser Lösung setzt sich schwefelsaure Yttererde ab. $YO + SO_2$.

Schweflinghausen, preuß. Gemeinde, Prov. Westphalen, R.=B. Arnsberg, Kr. Hagen; besteht aus 43 unter ihren Eigennamen aufgeführten Ortschaften.

Schwefze (Vogelf.), s. v. a. Rucksleine.

Schwege (Geogr.), 1) hannöv. Bauernschaften: a) Osnabrück, Amt Iburg; 650 Einw.; — b) das., Amt Wittlage = Hunteburg; 400 Einw.; — 2) oldenburg. Dorf, Kr. Vechta, Amt Steinfeld; nebst Schweger=Hof 430 E.

Schwegenheim, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Pfalz, Kanton Germersheim; 1350 Einw.

Schwegler, Joh. David, Komponist und Hoboenvirtuos, geb. zu Endersbach 1759, gebildet in der ehemaligen sog. Karlsakademie zu Stuttgart und † 1817 das. als Mitglied der Hofkapelle. Er schrieb für sein Instrument 16 Koncerte, 4 Doppelkoncerte, ungefähr ein halbes Dutzend Quartette, eben so viel Trios und Duos, ein Dutzend Solos; außerdem noch Koncerte, Duette, Solos 2c. für Horn, Klarinette u. s. w.

Schwegman, Hendrik, Zeichner und Maler, geb. in der Gegend von Harlem 1761, Schüler von P. van Loo, wählte wie dieser das Fach der Blumenmalerei. Er zeichnete auch viele einzelne Blumen und Gewächse für die Blumisten, besonders für Voorhelm Scheevoogt in Harlem, den Herausgeber der „Icones Plantarum rariorum" (Harlem 1792—95), 48 Blätter, Fol. mit Text, welche S. auch gestochen und kolorirt hat. Im J. 1793 erhielt er von der Akademie der Wissenschaften zu Harlem den Preis für eine Erfindung, in Folge deren es ihm möglich war, eine Zeichnung auf die Kupferplatte überzutragen. In der Folge verlegte er sich auf die Aquatintamanier, und zwar mit solchem Erfolge, daß ihm die Huishoudelyke Maatschappy 1805 die zweite goldene Medaille zuerkannte. Im folgenden Jahre gab er darüber folgendes Werk heraus: Verhand. over het grav in de manier van Gewaschen

Teekeningen of aquatinta op twee verschillende wyzen, Harlem 1806. Proben seiner Kunst sind auch in A. von der Willigens Reize door Frankryk, Harlem 1805. S. gerieth in der letzten Zeit seines Lebens in Noth und Elend, wohin ihn die Leidenschaft des Trunkes führte. R. van Eynden (Geschiedenis, II., 443) berichtet von dem unseligen Ende des Meisters, welches 1816 erfolgte.

Schweibrat (Ischwambrat, Szwambraite, preuß. Mythol.), bei den alten Preußen Gott alles Geflügels, eigentlich der vergötterte Volksführer oder Kriwe (Pruteno, Pruten). Man opferte ihm unter Eichbäumen und betete ihn im ganzen Lande an.

Schweich (Geogr.), 1) luxemburg. Dorf, Distr. Diekirch. Kant. Redingen; 260 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.=B. und Kr. Trier, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N., an der Mosel; Fähre über dieselbe, 4 Mühlen; 2 Viehmärkte, 1 Krammarkt; 1470 Einw.

Schweicheln, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Minden, Kr. Herford; Gut; 310 Einw.

Schweicher, Johann, s. Johannes 48).

Schweickart (Biogr.), 1) Johann Adam, Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Nürnberg 1722, Schüler von G. M. Preißler, ging dann nach Florenz, wo ihn Baron v. Stosch in sein Haus aufnahm. Hier zeichnete er die Gemmen des stosch'schen Kabinets und begann auch dieselben zu stechen. Das erste Heft erschien unter dem Titel: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch par feu M. Winckelmann etc., Nürnberg 1775. S. war in Florenz hoch geachtet und selbst die Akademie nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, was selten einem Fremden begegnete. Im J. 1760 kehrte S. nach Nürnberg zurück und blieb das. bis an seinen 1787 erfolgten Tod. Er stach noch mehre schöne Blätter nach Gemälden und Zeichnungen. Man hält ihn für den Ersten, welcher getuschte Zeichnungen im Stiche nachgeahmt hat. Zu seinen vorzüglichsten Blättern gehören die in Hugforts „Raccolta di Cento pensieri di A. D. Gabbiani". — 2) Heinrich Wilhelm, Landschaftsmaler, 1746 im Brandenburgischen geb., von einem italienischen Meister, Girolamo Lapis, unterrichtet, ging nach Holland und gründete im Grafenhaag den Ruf eines tüchtigen Landschafters. Er malte zahlreiche Bilder, die mit gut gezeichneten Figuren und Thieren staffirt sind, darunter einige schöne Winterlandschaften; überdies malte er Porträte. Dann finden sich auch schöne Zeichnungen von ihm, Thiere, Figuren, Landschaften, Genrebilder, zum Theil nach alten Meistern, in Kreide, Bister, Tusch ausgeführt. Im J. 1786 begab sich der Künstler aus Holland nach London und verblieb das. bis an seinen 1797 erfolgten Tod. S. hat auch in Kupfer radirt und hierin Vorzügliches geleistet.

Schweicker (Biogr.), 1) Thomas, ein Künstler ohne Arme, der aber mit den Zehen auf das Feinste schrieb und zeichnete, 1541 zu Schwäbisch = Hall geboren. Man bewahrte Pergamentblätter, auf welche er schrieb und die er mit Randzeichnungen versah, in Kabinetten auf. Er muß von einem späteren Thomas S. unterschieden werden, welcher, ohne Hände und Füße geb., um 1711 ebenfalls als Schreibkünstler und Zeichner Aufsehen erregte. — 2) Johann, Kupferstecher und Lithograph aus Lindau am Bodensee, war Schüler von A. Reindel in Nürnberg und schon 1826 ein geschickter Künstler. Es finden sich Bildnisse, historische Darstellungen und Genrebilder von ihm, gewöhnlich in Linienmanier ausgeführt. Auch lithographirte Bildnisse u. A. hat man von ihm.

Schweickhardt, Franz Xaver Joseph, Zeichner, Maler und Topograph, geb. zu Wien 1794, studirte an der Akademie mit besonderer Vorliebe Architektur und Mathematik. Durch Reisen nach Deutschland, Rußland und besonders in den kaiserlichen Staaten sich Kenntnisse sammelnd, waren nebst der Malerei die Geographie und die Geschichte Oesterreichs sein Lieblingsstudium, und diese erregten in ihm die Lust, eine umfassende Topographie für Oesterreich zu entwerfen. Dieses Werk erschien von 1834 an unter dem Titel: Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich, in mehr als 20 Bänden. Dann bearbeitete S. auch eine Perspektivkarte vom Erzherzogthum Oesterreich, die 16½mal größer als die berühmte Karte des General=Quartiermeisterstabes ist. Das dritte vaterländische Werk mit Kupfern ist das „Oesterreichische Museum", welches die Reihenfolge der österreichischen Regenten und die topogr.=stat.=hist. Darstellung aller k. k. österr. Staaten in sich begreift. Dann haben wir von S. auch eine Darstellung der Stadt Wiener=Neustadt, topographisch=statistisch=historisch von der Entstehung 1192—1834, wo sie durch Brand verunglückte, 2 Lieferungen mit K., Wien 1834.

Schweickhof, bad. Weiler, Oberrheinkr., Amt Waldshut; 180 Einw.

Schweickle, Konrad Heinrich, Bildhauer, 1780 zu Stuttgart geboren, unter Scheffauers Leitung an der hohen Karlsschule gebildet, wo er schon als Knabe entschiedene Anlage zur plastischen Kunst offenbarte, namentlich durch einen Herculeskopf, welchen er in einem Alter von 10 Jahren modellirte. Glückliche Vermögensumstände erlaubten ihm seiner ferneren Ausbildung in Paris obzuliegen, wo er Davids Schule besuchte und einen Kursus der Anatomie durchmachte, bis er endlich 1804 nach Rom sich begab. Mit allen Vorkenntnissen ausgerüstet, machte er hier bald als Künstler Aufsehen, und man behauptete, daß S. sich würdig an Thorwaldsen, Canova und Alvarez anschließe. Besonderes Aufsehen und namentlich das Wohlgefallen des damaligen Senators Lucian Bonaparte erregte ein lebensgroßer Amor als Jüngling (mit der Keule). Lucian machte seinen Bruder Joseph, den König von Neapel, auf den Künstler aufmerksam, und dieser berief ihn 1808 an die Akademie in Neapel, an welcher S. als Lehrer und Ordner zum Ruhme der Anstalt wirkte. In der Kirche St. Francesco di Paolo sind die kolossalen Statuen

der Religion und des heil. Ludwig in Marmor von seiner Hand ausgeführt. Ein gerühmtes Werk ist auch das Basrelief am Sarkophage des 1821 verstorbenen sicilianischen Gelehrten Pietro Pisani, wo aber der Grieche das Grabmal eines seiner alten Landsleute erkennen würde, indem der Künstler die christliche Symbolik verschmähte. Merkur führt den Jüngling raschen Schrittes zu dem Flusse, wo Charon ihn erwartet, und dieser mürrische Alte seinen Unwillen ausdrückt, daß der Verlebte noch einmal gegen seinen von Schmerz gebeugten Vater und gegen sein Vaterland zurückblickt, welches durch die unglückliche Arethusa versinnlicht ist. Ueber dem Kahn schwebt ein Genius mit der Krone. Ludwig von Bayern ließ durch ihn für die Walhalla die Büste des Herzogs Christoph von Würtemberg fertigen. Nach der Revolution von 1830 des Carbonarismus verdächtig, ward er entsetzt, ging nach Stuttgart und † das. 1833.

Schweida, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Holland; Mühle; 100 Einw.

Schweiden (Weißgerb.), s. v. a. Anschwöden.

Schweidnitz (Geogr.), 1) früher niederschlesisches unmittelbares Fürstenthum, grenzte an Böhmen u. an die Fürstenthümer Münsterberg, Jauer, Liegnitz, Breslau und Brieg; umfaßte ein Areal von 44 □Meilen mit etwa 225,000 Einwohnern; bildet gegenwärtig die preußischen Kreise S., Reichenbach, Striegau, Waldenburg, Bolkenhain und Landshut. — Geschichtliches: s. Schlesien. — 2) Preuß. Kreis, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, zwischen den Kreisen Breslau, Neumarkt, Striegau, Waldenburg, Reichenbach und Nimptsch; umfaßt einen Flächenraum von 10,72 □Meilen mit 3 Städten, 108 Dörfern und etwa 65,000 Einwohnern, von welch letztern ungefähr 25,000 katholisch sind. Der Kreis ist gebirgig (im Osten das Zobtengebirg), reich an Thälern und wird von der Weistritz und Pulsnitz bewässert; der Boden ist ziemlich fruchtbar und begünstigt den Ackerbau, neben welchem Viehzucht (5100 Pferde, 16,000 Stück Rindvieh, 76,000 Schafe, 500 Ziegen und 1200 Schweine) und mannichfache Industrie betrieben wird. — 3) Kreisstadt daselbst, sonst Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, an der Weistritz; ist befestigt und hat 6 Thore, eine Pforte, 6 Vorstädte, 2 Plätze, 2 katholische Kirchen und Kapelle, evangelische Pfarrkirche, Garnisonkirche, ein Ursulinerinnen-Kloster, ein evangelisches Gymnasium, ein Hospital, Armen- und Arbeitshaus, Waisen- und Wohlthätigkeits-Institut (von Kaufmann Laube gestiftet), Korrektionshaus, Theater, Gesellschaftshaus, Ressource, Schießhaus, eine Freimaurerloge (Hercules und wahre Eintracht) ꝛc.; ist Sitz einer Kreisjustizkommission, eines Inquisitoriats, Land- und Stadtgerichts, Hauptsteueramts, Rentamts, einer Salzfaktorei, Post ꝛc., hat Buchhandlung, 2 Buchdruckereien, Wollen- und Leinweberei, Leder- und Stärkefabriken, 3 Brauereien, 25 Brennereien, mehre Essigsiedereien, Färbereien, Gerbereien, liefert sehr gutes Mehl, Pfefferkuchen, Handschuhe ꝛc., hat besuchte Getreide-, Vieh-, Woll- u. Garnmärkte und nahe an 13,000 Einwohner. Die Festungswerke, früher aus Wall und Graben mit alten Bastions bestehend, wurden von Friedrich dem Großen bedeutend verbessert, indem derselbe in einer Entfernung von 300 — 500 Schritten von diesen alten Werken 4 detachirte Forts in Form von 6eckigen, hinten offenen Sternschanzen mit einem Mantel und 2 Forts von unregelmäßiger Gestalt anlegen und diese Werke durch Kurtinen verbinden ließ, deren jede eine viereckige Redoute in der Mitte hatte. Vor der Fronte liegen 3 detachirte Redouten oder Flaschen, andere sind durch Inundation gedeckt, während vor den nicht inundirten Fronten Gegenminen angebracht sind. Im J. 1816 wurden diese Werke mit einigen Modifikationen restaurirt. — Geschichtliches. Die Stadt S. hat ein hohes Alter und erhielt Bedeutung als Residenz der ersten Piasten (vgl. Schlesien, Gesch.), mehr aber noch später als Festung, die in den verschiedenen Kriegen hart mitgenommen wurde. Das erste Ereigniß dieser Art war die Einnahme von S. 1642 durch die Schweden unter Feldmarschall Torstenson, in Folge eines 5stündigen Gefechts, in welchem der Herzog Franz Albert von Lauenburg tödtlich verwundet und gefangen wurde und die Kaiserlichen 2000 Todte und Verwundete auf dem Platze ließen, bis Breslau verfolgt wurden und hierbei noch alles Geschütz und über 2000 Mann an Gefangenen verloren. Fast 100 Jahre später, 1741, erfolgte die Einnahme von S. durch die Preußen, und zwar in Folge der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II., worauf es, wie alle schlesische Festungen, in guten Vertheidigungsstand gesetzt wurde. Am 18. November 1757 wurde S. durch die Oesterreicher unter Nadasdy eingenommen. Von den Preußen zurückerobert ward die Festung am 16. April 1758. Doch fiel sie in der Nacht zum 1. Oktober 1761 den von den Russen unterstützten Oesterreichern nach einem hartnäckigen Kampfe abermals in die Hände. Die Sieger verloren in diesem Gefecht an Todten und Verwundeten 68 Offiziere und 1286 Mann, die Preußen wahrscheinlich nicht weniger; der Rest wurde gefangen genommen. Merkwürdiger ist die Einnahme durch die Preußen 1762. Der Tod der Kaiserin Elisabeth hatte eine Aenderung der politischen Verhältnisse herbeigeführt, die zwar von kurzer Dauer war, aber doch großen Einfluß auf den Gang des Krieges hatte. Während im vorigen Jahre die Russen gegen die Preußen kämpften, richteten sie in diesem Jahre ihre Waffen gegen die Oesterreicher, und Friedrich II. sah sich zum ersten Male an der Spitze einer überlegenen Macht. Die Eroberung von S. war das nächste Ziel seiner Operationen, und er rückte gleich nach Ankunft der Russen in die Nähe dieser Festung, hinter welcher Feldmarschall Daun eine starke Stellung genommen hatte. Nach einigen Postengefechten gelang es dem Könige, seinen Gegner etwas zurückzudrängen, worauf die Anstalten zur Belagerung getroffen wurden, welche Friedrich durch eine verschanzte Stellung deckte, die sich von Peters-

walde bis Seitendorf (3 Meilen) erstreckte. Zur Belagerung von S. wurde General Tauenzien mit 22 Bat. 20 Schwadr. bestimmt. In der Festung stand der österreichische General Guasco mit 11,000 Mann. Der Zufall wollte, daß zwei ehemalige französische Ingenieuroffiziere, und zwar General Gribeauval auf österreichischer, Major Lefebre auf preußischer Seite, die Belagerungsarbeiten leiteten. Beide waren Meister in ihrer Kunst, zugleich auch Schriftsteller, huldigten aber verschiedenen Systemen, deren Werth hier erprobt werden sollte (vgl. Gribeauval). Die Belagerung begann den 8. August und dauerte 9 Wochen. Das Feuer von beiden Parteien war sehr lebhaft; auch machten die Belagerten häufige Ausfälle. Indessen hielt sich Feldmarschall Daun verpflichtet, auch etwas zur Rettung von S. zu unternehmen, und ordnete an, daß die Generale Beck, Brentano und Lascy mit ungefähr 30,000 Mann den Prinzen von Bevern, welcher mit einem besonderen Corps von 11 Bat. 25 Schwadr. bei Reichenbach stand, am 16. August gleichzeitig in der Front und beiden Flanken angreifen sollten, während General O'Donell mit 25 Schwadronen sich in der Ebene von Reichenbach aufstellen sollte, um jede Unterstützung des Königs zu verhindern. Die Einleitung zu diesem Gefecht (vgl. Reichenbach) war so gut getroffen, daß der Prinz von Bevern nur mit Mühe seine Stellung behaupten konnte und das Gepäck der Plünderung Preis geben mußte. Als aber der Herzog von Würtemberg mit 35 Schwadronen und einigen reitenden Batterien anrückte und der König mit mehren Regimentern Infanterie und Kavalerie ihm auf dem Fuß folgte, wurde erst General O'Donell, später auch General Lascy aus dem Felde geschlagen und das ganze Vorhaben dadurch vereitelt. Die Oesterreicher verloren in diesem Gefecht 2700, die Preußen 1500 Mann. Gleich darauf erbot sich General Guasco, in Folge geheimer Instruktion, die Festung unter Bedingung freien Abzugs zu übergeben, was aber der König verweigerte. Ein zweiter Antrag unter gemäßigteren Bedingungen fand eben so wenig Gehör. Der König wollte die Festung **erobern** und ging in seinem Eigensinn so weit, daß er nicht einmal in die Ergebung der Besazzung willigte, weil Guasco zuvor einen Offizier an den Feldmarschall Daun schicken wollte. Dieser Eigensinn reizte auch die Oesterreicher zu immer hartnäckigerem Widerstande, und die Belagerung machte nur wenig Fortschritte, denn Gribeauval zerstörte fast alle Minengänge seines Gegners, der seine Angriffe überhaupt mehr unter als über der Erde führte. Es ist zweifelhaft, ob Friedrich seinen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht eine Granate in ein mit 11 Ctr. Pulver gefülltes Magazin gefallen wäre und gezündet hätte. Die Explosion zerstörte ein ganzes Bastion, tödtete 9 Offiziere und 200 M. Am folgenden Tage wurde ein anderer Theil der Werke durch eine Druckmine eingestürzt und der Weg zum Sturme dadurch gebahnt. Guasco wartete ihn aber nicht ab, sondern übergab die Festung mit allen Vorräthen am 9. Oktober. Man fand darin 352 Geschütze, 55,400 grobe Geschosse, 1000 Ctr. Pulver und viele Lebensmittel. Die Besatzung war noch 9000 Mann stark. Die Preußen hatten 172,163 Schüsse, die Oesterreicher 125,453 gethan; erstere verloren an Todten und Verwundeten 3033, letztere 3552 Mann. Daß Feldmarschall Daun nach dem Gefecht bei Reichenbach 6 Wochen lang ein müßiger Zuschauer der Belagerung geblieben war, zog ihm manchen Vorwurf und auch den Haß des Volkes zu. — **Einnahme durch die Franzosen 1807.** Zu den schmachvollsten Uebergaben der preußischen Festungen während des kurzen Krieges zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 und 1807 gehört unstreitig auch die von S. Diese Festung hatte seit dem 7jährigen Kriege eine Menge neuer Vertheidigungswerke erhalten, und die alten waren theils kasemattirt, theils auf andere Art verbessert worden, so daß sie als eine Festung vom ersten Rang angesehen werden konnte; dennoch ergab sie sich nach einer 5wöchentlichen Blokade und einem dreitägigen Bombardement. In einer Konferenz, welche zu S. am 16. November — noch während Glogau erst belagert wurde — gehalten ward, beschloß man von Neuem die Armirung der Außenwerke, da man solche auf den Antrag des Ingenieurgenerals Lindener, Inspektors aller schlesischen Festungen, früher aufgegeben hatte. Diese Arbeit wurde mit bewundernswürdiger Thätigkeit binnen 8 Tagen vollendet. Es wurde Alles gethan, was zu einer langen Gegenwehr erforderlich war. Die in der Festung angekommenen, reitenden Grenz- und einige Fußjäger wurden längs dem Queiß postirt, um Avertissementsposten zu bilden. Sie erhielten sehr zweckmäßige Instruktionen und waren von bedeutendem Nutzen. Hiernächst erhielt die Festung für 9000 Mann Proviant. Ende December 1806 war die Festung gehörig armirt, verproviantirt, fertige Munition in hinreichender Menge vorhanden und die Besatzung voller Muth und Entschlossenheit. Diese bestand aus 4861 Mann. In der Festung selbst wurden Bayonnette, Ladestöcke und Piken geschmiedet und von Seiten des Magistrats Anstalten getroffen, daß die Bürgerschaft geraume Zeit zu leben hatte. Der Kommandant, Oberstlieutenant von Haak, hatte vom Könige die gemessensten Befehle, die Festung nicht in Feindeshände kommen zu lassen, und da der Inhalt der deshalb erlassenen Kabinetsordre fast allen Offizieren bekannt war, so brachte dies eine Stimmung in der Besatzung hervor, die den besten Erfolg erwarten ließ. Den 10. Januar erschien die feindliche Avantgarde, 3 Regimenter würtemberg. Reiterei, auf der Straße von Breslau her; ihr folgte bald Infanterie, und die darauf folgenden Tage ward die Festung völlig eingeschlossen. Das Dorf Kletschkau, worein sich die würtembergischen Tirailleurs geworfen hatten, wurde von der Festung aus durch Brandkugeln angezündet. Schon den 11. Januar ließ der französische General Vandamme die Festung zur Uebergabe auffordern, welche aber natürlich verweigert wurde. Bis zum 18. beunruhigte der Feind beinahe täglich einige Außenwerke; die Desertion fing

an, stark in der Festung einzureißen, wodurch der Feind von Allem, was darin vorging, die genaueste Kenntniß erhielt. Hingegen unternahm man aus der Festung gar nichts; man versuchte es nicht einmal, die Stärke des Blokadecorps mit Gewißheit zu erfahren. Den 18. und 19. Januar beschoß der Feind einige Außenwerke, aber aus einer so großen Entfernung, daß seine Granaten und Kanonenkugeln ganz ohne Wirkung waren. Am 22 wurden 100 M. Kavalerie, 70 Mann Infanterie und 20 Jäger unter dem Kavaleriemajor Reisewitz aus der Festung gesandt, um den Feind zu rekognosciren und wo möglich seine Stärke auf der Gebirgsseite zu erfahren. Es ergab sich daraus, daß in Turkendorf, Jauernik ꝛc. gegen 1000 M. ständen, von den übrigen feindlichen Posten erfuhr man nichts. Den 28. Januar wurden 3 Offiziere, 5 Unteroffiziere und 50 Mann Infanterie nebst 1 Offizier, 4 Unteroffizieren und 45 Mann Kavalerie beordert, die Arbeiter zu dekken, welche die umgehauenen Bäume in der Wärbener-Straße nach der Stadt schaffen, die noch stehenden aber umhauen sollten. Ungeachtet der Offizier den Befehl hatte, sich in nichts einzulassen, ließ er sich dennoch durch den Feind von Kavalerie trennen und umzingeln, und fast das ganze Infanteriekommando wurde gefangen. Trotz des mit Schnee bedeckten, tief gefrorenen Bodens eröffnete der Feind am 30. Januar die Laufgräben, und ungeachtet des anhaltenden Feuers aus der Festung ging diese Arbeit, so wie die Einführung des Geschützes in die Batterien so schnell von Statten, daß am 3. Februar Vormittags 11 Uhr das Bombardement seinen Anfang nahm. Es währte diesen Tag 6 Stunden ununterbrochen. Nahe an 140 Bomben und Granaten trafen in die Stadt; es brannte an 3 Orten zugleich, und der Thätigkeit des Generals von Krapff ungeachtet, welcher die Polizeiordnung übernommen hatte, wurde bei dem heftigen Frost das Löschen in der Stadt um so schwieriger, da es anfing, an Wasser zu mangeln. Um Mitternacht begann das Bombardement aufs Neue. Die feindliche Batterie vor Schönbrunnen wurde durch das Artilleriefeuer aus der Festung zum Schweigen gebracht, so daß nur aus einer Piece geschossen ward; am 4. des Morgens waren in derselben jedoch wieder 7 Stück in Thätigkeit. Desselben Tages Nachmittags 2 Uhr erschien der würtembergische Oberst Neubrunn als Parlamentär und eröffnete: „Da sich das Gouvernement bereits erklärt habe, so sey er nicht gekommen, die Festung aufzufordern, doch müsse er versichern, daß durchaus auf keinen Entsatz zu hoffen sey, indem dem Fürsten von Pleß, der dies habe bewirken wollen, bei Wartha zwei Regimenter desertirt wären, und da sich durch die Fortschritte der großen französischen Armee die Kräfte des Generals Vandamme in dem Grade vermehrten, als sich die der Festung durch die starke Desertion verminderten, so möchte der Kommandant das weitere Unglück der Stadt erwägen". Der Kommandant antwortete, „daß er auf Alles, was außer seiner Festung vorginge, keine Rücksicht zu nehmen hätte; daß es seine Pflicht erfordere, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen; — und da es stets sein Zweck gewesen sey, mit Ehre und Eifer zu dienen, so würde auch dieser, so lange er lebe, sein höchstes Bestreben seyn". Hierauf begann gegen Abend das Bombardement von Neuem und währte, nur in sehr kurzen Pausen, die ganze Nacht hindurch. Auch am 5. Februar währte das Feuer. Der Prinz Jerome war an diesem Tage von Breslau gekommen, die Laufgräben zu besuchen, und die ersten Bomben wurden in seiner Gegenwart geworfen. Gegen Mittag verminderte sich das Feuer etwas, aber nur, um des Nachmittags nach 4 Uhr mit der größten Kraft aufs Neue zu beginnen. Zwei Vorwerke und die ganze äußere Köppengasse brannten ab, und kaum hatte die in diesen Vorwerken einquartierte Kavalerie so viel Zeit, ihre Pferde zu retten; erst nach Mitternacht ließ das Feuer etwas nach. Von ½ 2 Uhr an bis den 6. Februar früh 8 Uhr war es ziemlich ruhig gewesen, dann wurde die Stadt wieder eine Stunde lang beschossen. Mit einem Male schwiegen alle feindlichen Batterien, und der in französischen Diensten stehende Prinz von Hohenzollern erschien als Parlamentär. Er ward nach Verlauf einer halben Stunde wieder abgeführt, erschien jedoch Nachmittags 2 Uhr wieder (in welcher Zwischenzeit von beiden Seiten die Feindseligkeiten aufhörten), und nachdem derselbe in Gegenwart des Generals von Krapff, Majors von Homboldt und von Reisewitz zu den früher vom Oberst von Neubrunn gegebenen Erklärungen noch hinzufügte: „daß der Fürst von Pleß den 4. Februar durch den General von Lefebre geschlagen, daß 20,000 Mann Sachsen von Glogau aus in Anmarsch seyen, der Prinz Jerome erbötig sey, der Festung öffentlich das Zeugniß zu geben, daß sie sich mit Ehren vertheidigt habe; da aber der Ruin der Stadt und des Landes die Folge einer noch längern Gegenwehr seyn würde, so würde solche der König von Preußen gewiß nie billigen ꝛc.", fand sich der Kommandant bewogen, die Festung zu übergeben. — Die Festungswerke hatten durch das feindliche Geschütz wenig oder gar nicht gelitten; an Pulver und Munition war kein Mangel, und Proviant gab es in Ueberfluß. Es bleibt deshalb unbegreiflich, wie die vom Prinzen von Hohenzollern angeführten Gründe den Kommandanten bewegen konnten, die Festung zu übergeben. Die aus 17 Artikeln bestehende und auf dieselben Bedingungen, wie bei der Uebergabe von Breslau, abgeschlossene Kapitulation (die Mannschaft kriegsgefangen, die Offiziere gegen das Versprechen, bis nach geschlossenem Frieden oder erfolgter Auswechselung gegen Frankreich und dessen Verbündete nicht zu dienen, auf Ehrenwort entlassen) wurde am 7. Februar von dem General Vandamme einer- und dem Kommandanten Oberlieutenant von Haak andererseits unterzeichnet und am 8. vom Prinzen Jerome genehmigt. Da Haak noch die Hoffnung unterhielt, daß S. entsetzt werden könnte, so rückte die Besatzung erst den 16. Februar früh 10 Uhr mit Kriegseh-

ren aus und streckte sodann das Gewehr. Prinz Jerome ließ sodann die würtembergischen Truppen, welche S. belagert hatten, defiliren und rückte an ihrer Spitze in die Festung ein. Die Würtemberger gaben ihren Verlust während der Belagerung zu 9 Todten, 40 Verwundeten und 50 Gefangenen an. Nach französischen Berichten betrug die Anzahl der Gefangenen 4800 Mann; überdies fand man in der Festung über 4000 Centner Pulver und sehr bedeutende Vorräthe an Munition und Lebensmitteln. Die Außenwerke der Festung wurden von den Franzosen gesprengt und alle Bomben und Granaten, die man nicht anderweitig brauchen konnte, zerschlagen. Im Jahre 1813 wurde S. flüchtig, 1816 und später aber besser wieder hergestellt.

Schweidnitz (and. Orte), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; 130 Einw.; — 2) s. v. a. Groß- u. Klein-S.

Schweidnitzer Wasser, s. v. a. Weistritz.

Schweien (Schwaien), wenn der Schiffer nach Maßgabe von Ebbe u. Fluth, Wind etc. die Lage seines vor Anker liegenden Schiffes ändert.

Schweif, 1) (Säugeth.), s. Schwanz 1); — 2) (bot. Term.), s. v. a. Anthurus. — Schweifchen, s. v. a. Caudicula; — 3) (Kleidungsw.), s. v. a. Schleppe; — 4) (Astron.), s. Komet; — 5) (Bergb.), das Ende eines Ganges, wo nur taubes Gestein gebrochen wird; daher — 6) Mineral, das einem Erze an Farbe u. Gestalt ähnelt, aber kein Metall enthält; davon die Zusammensetzungen: Blei-S., Eisen-S.; — 7) (Hüttenw.), bei doppelten Bläsebälgen die Verlängerung des mittleren Bodens, an welcher der Blasebalg befestigt wird; — 8) (Schweifstange, Schmied.), eiserne Stange, die an ein großes Stück Eisen angeschweißt wird, um es mit derselben im Feuer u. auf dem Amboß regieren u. wenden zu können; — 9) (Bauk.), S. des Strebepfeilers, die hintere Seite des Strebepfeilers; — 10) (Böttch.), s. Schälen 5).

Schweif abstutzen, s. Stutzen 1).

Schweifaffe (Säugeth.), Affengatt., s. v. a. Pithecia *Ill.*

Schweifbart, 1) jeder der Angriffe, die der Schmied jedem Arme des Ankers gibt, um ihn auf dem Amboß besser regieren zu können; — 2) am Erzgang, sein Ende nach dem Tage hin.

Schweifbeere (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Epicarpurus *Blum.*

Schweifbeutler (Säugeth.), Beutelthiergatt., s. v. a. Dasyurus *Geoffr.*

Schweifbrand (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Podisoma *Lk.*

Schweifbret, der Riegel, woran die Spulen des Posamentierstuhles sich befinden, wenn die Seitenkette an den Schweifrahmen (2 Stangen mit Pflöckchen) angespannt wird.

Schweifbügel (Sporer), s. v. a. Hängebügel.

Schweifeisen, Stemmeisen mit sehr breiter Schneide, womit gebogenen Dingen die gehörige Gestalt gegeben wird.

Schweifeld, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 120 Einw.

Schweifen, 1) in einem weiten Raume sich ohne bestimmtes Ziel hin u. her bewegen; — 2) (Landw.), s. v. a. Abfledern; — 3) (Posam.), s. v. a. Anschweifen; — 4) etwas bogenförmig ausschneiden, was mit der Schweifsäge geschieht; — 5) die Umrisse einer Figur im Großen ausbilden; — 6) etwas bogenförmig machen.

Schweiffaden (Bot.), Algengatt., s. v. a. Cladostephus *Ag.*

Schweifgestell, s. Band.

Schweifhaare, s. Haare.

Schweifhamster (Säugeth.), Hamstergatt., s. v. a. Cricetromys *Waterh.*

Schweifhopf (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Promerops *Cuv.*, s. Upupa.

Schweifhuhn (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Leierschwanz, Maenura *Shaw.*

Schweifmatze (Bot.), nach Oken, Pilzgatt., s. v. a. Podisoma *Lk.*

Schweifmoos (Bot.), s. v. a. Leucodon sciuroides *L.*

Schweifrahmen, 1) s. Schweifbret; — 2) Gestell, worauf die Kette zu den gewirkten Tapeten ausgespannt wird.

Schweifriemen, s. v. a. Schwanzriemen.

Schweifsamen (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Urospermum *Scop.*

Schweifspore (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Podisoma *Lk.*

Schweifsporling (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Podisoma *Lk.*

Schweifstelze (Ornith.), s. v. a. Sonnenvogel, Eurypyga Helias *Ill.*

Schweiftaube (Ornith.), s. v. a. Schwalbentaube, s. Columba livia domestica.

Schweifthierchen (Zoophyt.), Infusoriengatt., s. v. a. Cercaria *Müll.*

Schweifung, s. Glocke.

Schweifwanze (Entom.), Wanzengatt., s. v. a. Schwanzwanze, Ranatra *Fabr.*

Schweigart, Johann Joseph, Maler, geb. zu Dresden 1789, besuchte die Akademie das. unter besonderer Leitung des Professors Grassi, kopirte auch mehre Meisterwerke der Gallerie seiner Vaterstadt, malte auch verschiedene Bilder eigener Komposition, meist romantische Darstellungen im Geiste der früheren Zeit des neueren Aufschwunges der Malerei, dann Landschaften mit verschiedener Staffage, militärische Scenen u. Bildnisse. S. war einige Jahre Unter-Inspektor der königl. Gallerie zu Dresden.

Schweige, 1) eine Heerde Vieh; — 2) eine Meierei, ein Vorwerk.

Schweigel (Biogr.), 1) Anton, Bildhauer, war um 1733 in Brünn thätig. Von ihm sind die Bildhauerarbeiten in der Kirche zu Kyritein in Mähren. In der Kirche zu Zwole sieht man ein Krucifix von Stein von seiner Hand. Er galt für einen tüchtigen Künstler. — 2) Andreas, Bildhauer, Sohn des Vorigen, geb. zu Brünn 1735, war ein Künstler von großem

Rufe. In den meisten Kirchen u. Schlössern Mährens sind Arbeiten von seiner Hand, sowohl Figuren als Ornamente. Besonders gefielen seine Statuen von Engeln u. Kindern, so wie sich überhaupt alle seine figürlichen Werke durch wohlgefällige Form u. theilweise auch durch edle Zeichnung empfehlen. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören jene in der Kirche zu Tischnowitz. S. sammelte auch viele Notizen über Werke der Malerei, Plastik u. Baukunst in Mähren, welche Hawlick, der Verfasser einer kurzen Kunstgeschichte von Mähren, erhielt u. benutzte, Brünn 1838. S. † 1812.

Schweigen (Physiol.), der Zustand, in dem man aus Vorsatz nicht redet, wogegen man beim Verstummen nicht redet aus Unvermögen.

Schweigen (Geogr.), bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Bergzabern; Nebenzollamt; 930 Einw.

Schweigern (Geogr.), 1) s. v. a. Schwaigern; — 2) bad. Dorf, Unterrheinkr., Amt Borberg; Weinbau; über 1000 Einw.

Schweigezeichen, s. v. a. Pause (s. d.).

Schweigger (Biogr.), 1) Bildhauer u. Erzgießer, geb. zu Nürnberg 1613, wurde von seinem Vater Emanuel u. von Ch. Ritter unterrichtet, die er beide an Kunst übertraf. Er war schon 1633 Geselle u. von dieser Zeit an bei vielen großen Arbeiten thätig. Er führte auch viele kleinere Bildwerke aus, in Figuren, Brustbildern, Basreliefs, Medaillons etc. bestehend, sowohl in Erz, als in Marmor u. Holz. Diese kleineren Skulpturen sind jetzt überall zerstreut, theilweise in Kabinetten aufbewahrt. In der k. Kunstkammer zu Berlin sind drei Portraitmedaillons, hohl in Bronze gegossen, sehr sauber ciselirt u. vergoldet. Diese Arbeiten zeichnen sich nach Kugler durch große Feinheit der Ausführung u. durch die allgemeine Tüchtigkeit der Anlage aus. In der ambraser Sammlung ist ein Basrelief, welches die Predigt des Johannes vorstellt. Von S. ist auch das schöne Schnitzwerk an der Kanzel der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, welches er 1657 ausführte. Von 1660 an fertigte er in einem Zeitraum von acht Jahren mit Ritter u. Wolf Herold große Figuren in Erz, welche 170 Centner wiegen. Sie stellen den Neptun mit Seepferden in weiblicher Umgebung dar u. waren bestimmt, einen großen Springbrunnen zu zieren. Gegen Ende des 18. Jahrh. verkaufte sie der Rath von Nürnberg an den Kaiser von Rußland um 60,000 fl. J. A. Delsenbach hat diesen berühmten Brunnen gestochen. S. † 1690 zu Nürnberg. — 2) Johann Salomon Christian, Physiker, den 8. April 1779 zu Erlangen geboren, ward 1803 Professor der Mathematik u. Physik zu Baireuth, 1809 Direktor des Realinstituts zu Augsburg, 1811 Professor der Physik am Realinstitut zu Nürnberg, 1818 der Physik u. Chemie zu Erlangen, 1819 zu Halle, wo er 1829 †. Er beschäftigte sich besonders mit Elektricität, Galvanismus u. Magnetismus, erfand auch den elektromagnetischen Multiplikator. Seit 1811 setzte er die „Beiträge zur Chemie u. Physik" von Gehler als neues Journal fort, das er von 1819 gemeinschaftlich mit Meinecke, 1823 wieder allein u. seit 1825 mit Schweigger-Seidel herausgab. — 3) August Friedrich, Botaniker, Bruder des Vorigen, den 8. Sept. 1783 zu Erlangen geboren, studirte das., ging dann nach Berlin, machte mit Unterstützung Hardenbergs 1808 eine Reise nach Paris u. wirkte dort als praktischer Arzt. Nach seiner Rückkehr wurde er 1809 Professor der Botanik zu Königsberg, ward 1821 auf einer Reise in Sicilien bei Palermo von seinem Vetturino ermordet. Schrieb mit Körte: Flora Erlangensis, Erl. 1811, 2 Thle.; — Beobachtungen u. naturhistorisch-physiologische Untersuchungen über Korallen, Königsb. 1820; — Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere, Leipz. 1820; — De plantarum classificatione nat., Königsb. 1820; — Ueber Kranken- und Armenanstalten zu Paris, Baireuth 1809, 2. Aufl., Leipz. 1813. — Nach ihm sind die Pflanzengattungen Schweiggera u. Schweiggeria benannt. — 4) Franz Wilhelm S.-Seidel, s. Seidel.

Schweiggera (Bot.), nach Martius, Gatt. der Guttiferae *Mart.* Art: S. comata *Mart.* Baum in Brasilien.

Schweiggeria (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengatt. Arten unter Glossarrhen.

Schweiggers, österr. Marktfl., Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Weitra, an der deutschen Thaya; 330 Einw.

Schweighäuser (Biogr.), 1) Johann, Philolog, den 26. Juni 1742 zu Straßburg geboren, ward 1770 Professor der Philosophie das., flüchtete während der Revolution, kehrte aber 1798 zurück u. wurde Professor der alten Literatur an der Schule des Depart. Niederrhein, später Professor der griech. Literatur u. Bibliothekar an der straßburger Universität. Erblindet, nahm er seine Entlassung u. † den 14. Jan. 1830. Schrieb: Lexicon herodoteum, Straßb. u. Par. 1824, 2 Bde.; — Opuscula academica, Paris 1806. — Gab den Appian (Lpz. 1785, 6 Bde.), Polybius (das. 1789—95, 9 Bde., Oxford 1831, 5 Bde.), Epictet u. Cebes (Lpz. 1798), Athenäus (Straßb. 1801—7, 18 Bde.), Herodot (Straßb. u. Paris 1816, 12 Bde.) u. A. heraus u. übersetzte die Charaktere des Theophrast. — 2) Jakob Friedrich, Mediciner, 1766 zu Straßburg geb., war Militärarzt, dann Prof. der Medicin, Geburtshelfer und Oberarzt am Bürgerhospital das.; † 1842. Schrieb: Instruction sur l'usage du forceps dans l'art des accouchemens, Paris 1799, deutsch, Leipz. 1799, 2. Aufl. Frankf. a. M. 1819; — Tablettes chronologiques de l'histoire de la médecine puerpérale, das. 1808; — Sur quelques points de physiologie relatif à la conception et l'économie organique du foetus, das. 1812; — Aufsätze über einige physiologische u. praktische Gegenstände der Geburtshülfe, Nürnberg 1817; — Das Gebären, das. 1825. — Gab heraus: Archives de l'art des accouchemens, Straßb., 1801 ff., 2 Thle. — 3) Jean Geoffroy, Sohn von S. 1), 1776 zu Straßburg geboren, bekleidete während der Revolution mehre Verwaltungsstellen, lebte dann in Paris den Wissen-

schaften u. wurde 1810 seinem Vater als Professor in Straßburg adjungirt, 1824 dessen Nachfolger. Gab mit Petit-Radel die „Monumens antiques du musée Napoléon“, Paris 1804—6, 4 Bde., 4., mit Golbery die „Antiquités d'Alsace“, Paris 1825 f., Fol., heraus.

Schweighausen (Geogr.). 1) bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Ettenheim; 240 E.; — 2) nassauisches Pfarrdorf, Amt Nassau; 140 Einw.; ist eine Herrsch. des Freiherrn von Stein, welcher deshalb erblicher Landstand in dem Herzogthume u. geborenes Mitglied der Herrenbank ist.

Schweigheim, bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. Bergzabern, an der Straße von Speier nach Landau; berühmt durch ein zwischen den Franzosen u. Oesterreichern Statt gehabtes Gefecht am 2. Juli 1794. Nach der kurzen Offensivbewegung, womit Feldmarschall Möllendorf am 23. Mai den Feldzug eröffnete u. durch sein bedeutendes Uebergewicht die Franzosen aus ihren Stellungen verdrängte, hatte er 6 Wochen lang in Unthätigkeit verharrt, was einem Mitgliede des englischen Parlaments zu dem Antrag Anlaß gab, die Unternehmungen der Preußen in Zukunft nach einer Taxe zu honoriren, damit sie die bedeutenden Subsidien nicht umsonst erhielten. Bei den französischen Armeen am Rheine u. an der Saar waren inzwischen Verstärkungen angekommen, zugleich auch ein außerordentlicher Abgeordneter des Wohlfahrtsausschusses, welcher auf Ergreifung der Offensive drang. In einem dieserhalb gehaltenen Kriegsrathe wurde auf besonderen Antrieb des Generals Desaix beschlossen, das bei Speier stehende österr. Corps mit Uebermacht anzugreifen u. zu schlagen, gleichzeitig den linken Flügel der Preußen aus seiner Stellung bei Edenkoben (an der Straße von Neustadt an der Hart nach Landau) zu vertreiben, die Gebirgsposten am Schänzel, bei Johanneskreuz u. Trippstadt aber nur zu beschäftigen. Diese Angriffe sollten auf allen Punkten am 2. Juli geschehen. Das Terrain, wo man den entscheidenden Schlag beabsichtigte, war jedoch nicht gut gewählt, denn bei dem Mangel an Kavalerie durften die Franzosen nicht hoffen, in den Ebenen des Rheinthales große Fortschritte zu machen, u. gelang es ihnen auch, die Oesterreicher bis an die Rheinschanze vor Mannheim zurückzudrängen, so würde ein weiteres Vordringen doch ganz unmöglich geworden seyn, wenn man sich nicht muthwillig in die größte Gefahr stürzen wollte. Man hatte sich aber auch über das Anzahlverhältniß der Streitkräfte getäuscht u. auf dem Angriffspunkte, sogar weniger Truppen, als der Gegner, was sich aus Folgendem ergibt. Fürst Hohenlohe-Kirchberg war vom rechten Rheinufer aus bedeutend verstärkt worden u. stand mit 31 Bat. 43 Schwad. Oesterreichern bei Speier, die Vorposten bei S. (3 Bat. 4 Schwad.), größere Detaschements bei Heiligenstein u. Harthausen; zwischen diesen 3 Orten befindet sich eine große Ebene. Der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen hielt mit 16 Bat. 35 Schwad. Preußen die Stellung zwischen Venningen, Edenkoben u. auf dem Blädersberge (am Schänzel) besetzt. Zur Verbindung mit ihm stand eine österr. Abtheilung bei Fraischbach (die Stärke der Gebirgsposten ist von keinem Interesse). General Desaix hatte 2 Divisionen unter seinen Befehlen (24 Bat. 24 Schwad.). War auch seine Infanterie damals schon sehr manövrirfähig, so ließ sich dasselbe doch nicht von der Kavalerie sagen, welche schlecht beritten u. kaum in den nothwendigsten Evolutionen unterrichtet war. Von diesen Truppen führte Gen. Vachot 8 Bat. über Lingenfeld durch Vertiefungen nach S., während die Generale Frimont u. Werneck (Generale dieses Namens befanden sich auch in der österr. Armee, doch nicht auf demselben Punkte) mit 20 Schwad. auf der Ebene vortrabten u. S. umgehen sollten. General Marchais folgte mit 8 Bat. u. 2 Schwad. zur Unterstützung nach. Eine gleich starke Kolonne, unter Gen. Brissac, marschirte gegen Fraischbach. Die Oesterreicher schienen durch das plötzliche u. anfangs sehr geordnete Vordringen so starker Kolonnen etwas überrascht worden zu seyn; ihre äußersten Vorposten wichen in großer Eile u. Unordnung gegen S. zurück, u. wenig fehlte, so wäre wenigstens auf diesem Punkte ein vollständiger Sieg über sie erfochten worden. Als aber Desaix seiner Kavalerie schnell nachzurücken befahl, kam sie beim Ueberschreiten kleiner Ravins so in Unordnung, daß die ganze Kavaleriekolonne stockte. Inzwischen waren die nächsten österr. Kavalerieregimenter ausgerückt u. formirten sich zwischen Heiligenstein u. Harthausen; die Infanterie setzte sich ebenfalls in Bewegung. In S. wurde tapferer Widerstand geleistet. Das Alles machte auf die französische Kavalerie einen so entmuthigenden Eindruck, daß mehre Schwadronen den Platz verließen u. gegen Germersheim zurückeilten. Desaix glaubte unter so mißlichen Umständen dem Angriffe keine Folge geben zu dürfen u. befahl den Rückzug. Die Kolonne des Generals Marchais war jedoch schon bei S. angekommen u. hier auf 9 Bat. 10 Schwad. Oesterreicher gestoßen, mit welchen sie in ein Gefecht gerieth, dem sie sich aber bald entzog. Brissac hatte anfangs wenig Widerstand gefunden, war bis Gomersheim vorgedrungen, erhielt aber nunmehr Befehl, ebenfalls den Rückzug anzutreten, der von Seiten der Infanterie überall in guter Ordnung ausgeführt wurde, weshalb die Sieger keine Trophäen eroberten. General Gouvion Saint-Cyr war mit seiner Division gegen den Erbprinzen marschirt, hatte dessen Vorposten aus Freimersheim, Fischlingen, Edesheim u. Weyher vertrieben, konnte aber dann keine weitern Fortschritte machen u. trat, da er seinen Gegner überhaupt nur beschäftigen sollte, Nachmittags den Rückzug in die frühere Stellung vor Landau an, fortwährend von Blüchers Husaren verfolgt. Die Postengefechte in den Vogesen hatten einen ähnlichen Ausgang u. blieben auf das Ganze ohne Einfluß. Nach diesen auf allen Punkten glücklich abgeschlagenen Angriffen blieben die Feldherren der Verbündeten hier abermals unthätig, obgleich die Fortschritte der Franzosen an der Sambre und

in Flandern ein starkes Motiv waren, hier wieder zu erobern, was man dort verlor.

Schweighöf, bad. Ort, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; aus 21 zerstreut liegenden Häusern bestehend mit 150 Einw.

Schweighof (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Müllheim; 270 Einw.; — 2) österr.-steier. Dorf, Kr. Grätz, Bez. Bäreneck; 200 Einw.

Schweighofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Bergzabern; 740 Einw.

Schweighofer, Franz, Zeichner und Ingenieur, war zu Innsbruck k. k. Straßenmeister und Ingenieur, wurde aber 1820 auf Verwendung des Professors Friedrich Rehberg beim Grafen Hadek an der Akademie in Prag als Lehrer angestellt. Er zeichnete sehr schöne Landschaften und lithographirte auch einige, wie die Ansichten des Hauptschlosses Tyrol, des Schlosses Amras, der Schuldner Ferner, der Erdpyramiden bei Lengmoos und von St. Otilia.

Schweighouse, franz. Dorf, Depart. Niederrhein, Bez. Straßburg, an der Moder; Tabak- und Krappfabr.; 1800 Einw.

Schweigländer, Alois, Maler, geb. zu Oettingen 1740, wurde von L. Bos in Wallerstein unterrichtet und unternahm dann viele Reisen. Er malte Bildnisse, deren mehre gestochen wurden, auch einige historische Darstellungen. S. † zu Nürnberg 1812.

Schweikart, Ferdinand Karl, Rechtsgelehrter, 1780 zu Erbach geboren, studirte zu Marburg die Rechte, ward 1813 Hofrath und Professor der Rechte in Charkow, 1816 in Marburg, 1820 in Königsberg. Schrieb: Uebersicht des deutschen gemeinen Kriminalprozesses, Marburg 1818, u. A.

Schweikershain, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; Mühle, Jägerhaus; 450 Einw.

Schweikershausen, sachsen-meining. Dorf, Amt Hildburghausen; Rittergut; 210 Ew.

Schweikert, Georg August Benjamin, Homöopath, war seit 1801 Privatdocent, dann Stadtphysikus und Stadtaccoucheur zu Wittenberg, seit 1816 Schularzt und Physikus zu Grimma, lebte dann in Schlesien. Schrieb: Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre, zum Gebrauch für homöopathische Aerzte, Leipzig 1826—28, 4 Hefte. Gab die „Zeitung für naturgesetzliche Heilkunst" seit 1830, und die „Zeitung für homöopathische Heilkunst", seit 1832, heraus.

Schweikowen (Groß-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 150 Einw.

Schweilbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Aachen; 500 Einw.

Schweimer (Ornith.), s. v. a. Schlachtfalk, Falco lanarius *L.*

Schwein (Säugeth.), Dickhäutergatt., s. v. a. Sus *L.* Indem wir hinsichtlich des Naturgeschichtlichen der ganzen Gattung auf den Art. Sus verweisen, bemerken wir hier nur Folgendes. A) Das wilde S., Sus scrofa aper, ist ein Gegenstand der hohen, zuweilen auch der Mitteljagd. Im Allgemeinen heißen die wilden S.e in der Jägersprache Schwarzwild, die Jungen Frischlinge, und zwar heurige, wenn sie noch nicht ein volles Jahr alt sind, jährige, übergangene, überlaufene bis zur nächsten Brunftzeit, von da ab das weibliche S. ein Jahr lang zweijährige Bache, dann dreijährige, und wenn sie 4 volle Jahre alt ist, starke und grobe Bache. Der zweijährige männliche Frischling heißt zweijähriger, dann dreijähriger Keiler, oder auch Keiler schlechtweg, 4 Jahre alt angehendes S., 5 Jahre alt hauendes oder gutes S., 5 Jahre alt Haupt- oder grobes S., auch heißt das männliche S., wenn es über 2 Jahre alt ist, Hauer oder Eber schlechtweg. Der Rüssel des wilden S.s heißt Gebreche (es steht im Gebreche, wenn es wirklich wühlt), die Hauzähne des Ebers heißen Gewehr, Waffen, besonders die obern Gewehre, Gewerke, die untern Hauer, Haderer; die kürzern, stumpfern und nur wenig gekrümmten Eckzähne der Bachen Haken. Die längs des Rückgrats stehenden starken Borsten nennt der Jäger Federn, die Dünnungen Wammen, den Schwanz Pürzel oder Federlein, die Ohren Gehör, das Blut Schweiß, die Eingeweide Gescheide. Die fingersdicke Haut auf den Blättern heißt Schild und das S. wird dann Panzer- oder Harnischschwein genannt. Wenn sich die S.e den Hunden widersetzen, so stellen sie sich, wenn sie ausreißen, so gehen sie durch; werden sie von den Hunden angegriffen, so heißt dies: sie werden eingeholt, gepackt, fest gemacht, gedeckt; suchen sie sich wieder von den Hunden los zu machen, so streiten sie mit denselben; gelingt ihnen dies, so haben sie sich losgeschlagen, sind verhetzt; verwunden sie einen Hund dabei, so schlagen sie ihn; sie schlagen sich durch das Jagdzeug, wenn sie es zerreißen und entfliehen. Hören und riechen heißt vernehmen u. wittern, sehen äugen. Es lebt gesellig in Rudeln (Haufen, Schwarm, Rotten) bis zu 40 Stück; sein Versteck heißt Kessel. Greift das S. den Menschen an, so nimmt es ihn an. — Die Jagd auf S.e (Schweinsjagd, Saujagd, Schwarzwildjagd) ist sehr gefährlich und wird gewöhnlich von St. Galli bis zum heil. Dreikönigstage betrieben. Der Anstand geschieht Morgens und Abends auf dem Wechsel im Holz; an einem Feldstück, welches die S.e des Fraßes wegen gern besuchen; an einem Mastwald; bei eigenen Ankörnungsplätzen; an den Suhlen. Ueberall gilt die allgemeine Regel, daß der Jäger keiner besondern Sorgfalt bedarf, um den Sehern (Augen) dieses Wildes sehr verborgen zu bleiben, aber um so mehr auf guten Wind und Stille Rücksicht nehmen muß, da in Betreff der Schärfe des Gehörs u. der Witterung das Schwarzwild alle unsere Wildarten übertrifft und trotz seiner Gefräßigkeit sogar auf Ankörnungswechseln beim geringsten Verdacht umwirft und alle Hoffnung vereitelt. Daher

gelten alle bei dem Anstand auf Rothwild gebräuchlichen Vorsichtsmaßregeln auch hier, und da Sauen weidmännisch nicht abgenickt, sondern abgefangen werden, die Vorschrift: gehe nicht ohne deinen tüchtigen Hirschfänger. Wo es seyn kann, hat natürlich der Ansitz auf einer Kanzel u. s. w. auch hierbei seine wesentlichen Vorzüge, vorzüglich wenn man ohne Hund ansteht, was ohnehin geeigneter seyn dürfte, und einen solchen gut auf den Schweiß jagenden in der Nähe zur Verfügung hat. Den eigentlichen reinen Schweißhund auf Sauen zu gebrauchen, scheint nur da passend zu seyn, wo man ihn auf andere Wildarten nicht verwendet und eigens von Jugend an hierauf angewiesen hat, indem er sonst, an das rasche Zufahren und Packen bei anderm Wild gewöhnt, auch bei Sauen die Vorsicht versäumt und leicht verunglückt. Stellt sich das angeschweißte Wild vor dem Hunde und wird es von ihm verbellt, so eile man im guten Winde, mit Muth und Vorsicht, hinzu, um, wenn es nimmer gehen kann, das verwundete Stück mit dem Hirschfänger abzufangen, oder ihm einen guten Blattschuß beizubringen, indem Sauen nur im äußersten Nothfalle auf den Kopf geschossen werden sollen. Bei einer Hatz auf angeschossenes Schwarzwild darf in keinem Falle lange gezögert und geklügelt werden, indem jeder Augenblick dem Hunde Verderben bringen kann. Ein langes Ruhen- und Krankwerdenlassen bei angeschweißtem Schwarzwilde ist in keinem Falle nöthig, ja sogar bedenklich, indem jeder nur halbwegs rasche Hund es bald einholt u. stellt. — Auch beim Pürschgang gelten so ziemlich alle Regeln, wie beim Pürschgang auf Edelwild, nur ist Vorsicht in Betreff des Leiseseyns und guten Windes noch im höhern Grade nöthig, während das schlechte Gewahren des Schwarzwildes das Ankommen auf der andern Seite etwas erleichtert. Am zuverlässigsten pürscht man Morgens und Abends nach den Distrikten, wo mast- und obsttragende Bäume stehen, weil die Sauen oft lange unter diesen herumziehen und fressend immer neuen Appetit zu gewinnen scheinen, daher leicht beschlichen werden können. Beinahe dasselbe gilt von den Suhlen, wo die Wollust der Kühlung alle ihre Sinne oft völlig benebelt und in der Regel nur eine dringende Gefahr sie verscheucht. Am besten bringt man hier einen Blattschuß in dem Augenblicke an, wenn die Sau, bevor sie die Suhle ganz verläßt, an deren Rand auf die Vorderläufe sich aufrichtend, das Hintertheil noch eine Weile im Schlamme ruhen läßt. Ein Schuß während des Suhlens ist nicht zu rathen und fällt beinahe immer schlecht aus, wenn er nicht von einer Kanzel oder von einem Baume herab geschieht, wo das Blatt rein getroffen werden kann. Der Pürschgang nach eingekesselten Rudeln oder einzeln gelagerten und eingeschneiten Stücken gehört an sich schon zu den Anomalien und gebietet keine eigenen Vorsichtsmaßregeln. — Das Treibjagen mit einem einzigen Treiber, eine für einige befreundete und zuverlässige Schützen höchst angenehme Jagdart, verspricht nur dann Erfolg, wenn man mit den Hauptwechseln sicher bekannt ist, diese sämmtlich mit Schützen in gutem Winde gehörig bestellen kann, und wenn der Zutreibende nicht nur mit den Kesseln oder Lagern und dem ganzen Distrikte genau bekannt ist, sondern auch Ruhe und Geduld für dieses Geschäft hat. Weiß man gewiß, daß Sauen in einem Dickichte stecken, so nähern sich demselben die Schützen im guten Winde und durchaus leise, bestellen eben so die Wechsel, ohne zu plaudern, zu rauchen, zu husten, sich zu schnauben und möglichst so, daß ihnen der Schuß von der Seite und der Fluchtschuß zu Gebote steht. Erst wenn alle Schützen stehen, entfernt sich der Treiber um die Außenseite des ganzen Dickichts ebenfalls durchaus still, geht bis zu dem Punkte, wo er im schlechtesten Winde sich befindet, beginnt hier hin und wieder laut zu werden, schlägt Feuer, raucht, ruft, pfeift u. s. w. abwechselnd und nähert sich dabei stets im schlechtesten Wind und langsam dem Kessel oder Lager, schleicht anfänglich ganz still nach jener, dann wieder nach dieser Seite des Dickichts, läßt sich an beiden Endpunkten laut werden, wiederholt dieses Manöver 2- — 3mal, um die Sauen auch auf den Seiten Gefahr ahnen zu lassen, und geht erst, in ihrer Nähe angekommen, langsam, aber gerade und lauter auf sie zu. Fahren sie noch nicht heraus und kann er nicht hoffen, selbst einen guten Schuß anzubringen, so thut er am besten, hier plötzlich ganz laut zu werden und seine in voller Gluth befindliche Pfeife heftig auszublasen, daß Rauch und Feuer umherstieben, oder mit jedem Rohre einer Pistole $\frac{1}{8}$ Schuß Pulver loszuplätschen und auf die Sauen einzuspringen. Ein einzeln gelagertes Stück wird dieses Manöver selten abwarten, sondern sich früher davonmachen, ein gekesseltes Rudel aber hiernach gewiß auffahren, nach der Schützenwehre ausbrechen und wahrscheinlich, sich zersprengend, mehren zugleich anlaufen. Hauptsache dabei bleibt immer, daß das Wild von der Schützenseite her auf keine Weise eine Gefahr vermuthen kann und, von der Treibseite sehr früh auf nahende Gefahr aufmerksam gemacht, diese als immer näher kommend vernehme und wittere. — Beim Treibjagen mit einer Treibwehre gelten alle Regeln, wie bei derselben Jagdart auf Edelwild, nur werde auch hier der Grundsatz festgehalten: unverbrüchliche Stille der im besten Winde aufgestellten Schützenwehre; unverrückbares Stehenbleiben jedes Schützen auf seinem Platze; Holzan-, nicht Holzabstellen derselben, damit Seiten- und Fluchtschuß gut zu Gebot stehen; sehr frühes Lautseyn (nicht Schreien und Toben) der Schützenwehre; dann regelrechtes leises und langsames Anrükken, während auf beiden Flügeln einige führende Schützen Haken mit der Treibwehre bilden und beim Näherkommen ununterbrochen sich vernehmen lassen. In der Nähe der Sauen Feuer schlagen, Pfeifen mit der Gluth ausblasen, Pulver von Pfannen abbrennen u. s. w. verhindert das Durchbrechen durch die Treibwehre sicherer, als jenes höllische Gelärme, namentlich wenn dabei plötzliche Stille überall eintritt und dann mit einem allgemeinen Holla rasch gegen den

Feind eingedrungen wird. Nimmt man kleine Hunde zum Aufsuchen in das Treiben mit, so lasse man diese ja nicht eher los, als bis die Treibwehre bereits dem Wilde einige Male sich zu erkennen gegeben hat, indem hierdurch das Durchbrechen durch dieselbe am sichersten verhindert und das Vorwärtsgehen erzielt wird. Auch schadet es in diesem Falle nichts, wenn einige der Führer auf den Haken der Treibwehre einen Köder an der Leine haben, den sie von Zeit zu Zeit zum Lautwerden und Rumoren reizen. Haben die Hunde im Triebe gefunden und verbellen sie die Sauen im Kessel, so darf nur der den Trieb führende Jäger sich anschleichen und einen Schuß versuchen, während die Treibwehre langsamer, aber allgemein laut, jedoch ohne Getöse, immer vorrückt. Dagegen darf sich kein Schütze von der Stelle rühren, indem dadurch nicht nur die Sauen leicht zum Durchbrechen durch die Treibwehre verleitet werden, oder gesprengt dann auf den leeren Wechseln unbeschossen entrinnen, sondern auch wesentliche Gefahren für Schützen und Treiber aus dieser Unordnung entspringen, beide geschossen werden können. — Das Einjagen bei Nacht kann im Herbste mit Erfolg auf Sommer- und Brachfeldern geschehen, gerade wie bei der Edelwild- und Hasenjagd. Aber man löse dabei keine Hunde auf irgend ein nicht sichtbar ganz schwer angeschweißtes Stück, weil eine Nachthatze im Holze ihre eigenthümlichen Beschwerden und Gefahren hat. Man verberge den Anschuß bis an das Holz und übe die Nachsuche sogleich bei Anbruch des Tages mit dem Schweißhunde. Streifhatze ist für jeden, dem eine Hetzjagd an sich Vergnügen macht, eine der unterhaltendsten und beliebtesten Jagdfreuden. Man umlegt einen Walddistrikt, worin Sauen bestätigt werden oder mit Zuverlässigkeit stecken, mit einer Zahl von Hatzen und stellt diese so, daß sich je zwei sehen und schnell zu Hülfe kommen können, entweder dicht holzen, um hinter den durchbrechenden Sauen, oder weit holzen, um auf den Kopf hetzen zu können. In jenem Falle dürfen die Sauen, namentlich wenn eine andere Dickung in der Nähe ist, nicht zu weit hinausgelassen werden, damit sie nicht eine solche erreichen und dann die Hatz doppelt beschwerlich und gefährlich machen; im andern Falle muß man sie möglichst nahe an die innere gedeckt angelegte Hatz heran lassen, damit sie nicht nach dem Umwerfen wieder in ihr Dickicht zurückkehren können. Mit Ausnahme der zu der Hatzmannschaft kommandirten Jägerbursche und der mit den Saufindern treibenden Jäger ist in der Regel alles zu Pferd in der Nähe der Hatzen so vertheilt, daß sie niemals zwischen die Hatzen und Sauen kommen, was mitunter für Roß und Reiter Fatalitäten nach sich zieht und immer die Hatze zu verderben droht. Sobald alle Hatzen angelegt sind, betreten die Jäger mit den Saufindern den umlegten Distrikt, ermuntern die Finder zum Suchen und beim Verbellen und leisten ihnen alle mögliche weidmännische Hülfe, die Sauen aus dem Kessel und nach den Hatzen zu treiben. Ist das Dickicht so gestaltet und die nächste Umgebung des Kessels für die Hunde nicht sehr bedenklich, so wird oft auf den Kopf gehetzt, d. h. man läßt die nächste, oder, je nach der Stärke des Rudels, die zwei nächsten Hatzen los, sobald die Finder das Verbellen ernsthaft beginnen. Was diese Hatzen nicht packen und decken, bricht dann gewöhnlich zersprengt nach allen Richtungen aus und rennt den übrigen Hatzen zu, wornach auf mehren Punkten zugleich die Hatze losgeht. Wo die Hunde gedeckt haben, entscheidet nun der Zweck der Jagd über das fernere Benehmen. Sind Frischlinge gedeckt und Bachen, und will man beiden nicht zu Leibe gehen, so bricht man die Hunde möglichst schnell aus und läßt die Befreiten entrinnen; desgleichen, wenn Schwarzwild lebendig an einen andern Ort transportirt werden soll. In diesem Falle wird es ausgehoben, gehörig geknebelt und nach dem Ausbrechen der Hunde in die bereitstehenden Saukasten transportirt. Aber gewöhnlich werden die gedeckten Stücke abgefangen, mit dem Hirschfänger oder Hauptschweine mit der Schweinsfeder, und in beiden Fällen gebührt diese Ehre dem Jagdherrn, besonders dazu berufenen Ehrengästen oder vom Jagdherrn dazu eingeladenen Gliedern der Gesellschaft. Vor Allem wird das gedeckte Stück ausgehoben, was bei sehr starken und Hauptschweinen das Zusammenwirken einiger Männer erfordert, und dann so lange festgehalten, bis der durch Hornrufe avertirte Jagdherr herbeigekommen ist und abgefangen hat. Sollte der Herr die Ehre des Abfangens auf seinem Platze genießen wollen, so knebelt man die ausgehobenen Stücke und läßt sie ihm entgegentragen. Beim Abfangen jedes Hauptschweins ertönt von der ganzen Jägerei der Jubel Hillo! Hillo! Hillo! und alle Hörner blasen eine Siegesfanfare. Dann präsentirt der Chef der Jägerei dem Jagdherrn einen Bruch, nach dessen Aufsteckung die ganze Gesellschaft sich gleichfalls mit Brüchen schmückt, wo dies nicht erst am Ende der ganzen Jagd gebräuchlich, indem dann nur der Jäger, dessen Hatz eine Sau gedeckt hat, einen Bruch aufsteckt. — Die eingerichteten Jagen mit oder ohne Bestätigung zerfallen, wie bei dem Rothwilde, in Kesseljagen, Kontrajagen, Hauptjagen, Festinjagen, Fangjagen u. s. w. Alles den Saujagden dieser Art Eigenthümliche bezeichnet Hartig folgendermaßen: a) Die Unterleinen des Jagdzeugs müssen gleich anfangs verhakt werden, und sobald das Jagen ins Enge kommt, müssen von Elle zu Elle weit Haken eingeschlagen werden, damit die Sauen im Jagen zu bleiben gezwungen sind. — b) Das Jagdzeug muß weit mehr wie bei Edelwildjagden versauert werden. — c) Sobald das Jagen ins Enge kommt, muß auf der Innenseite jedes Tuch mit Netzen duplirt werden. — d) Bei Hauptjagden muß der Rüdenmeister mit allen Hatzhunden des Jägerhofes beim Einzuge der Herrschaft in dem Lauf paradiren und auf Ordre zum Gebrauche der Hunde warten. — e) Bei eingerichtetem Jagden lautet das Jagdgeschrei: Jo, ho ho! Rüd do! Rüd do! ho ho! — f) Man läßt

dabei oft die Sauen mit Hatzhunden auf dem Lauf auf die Schweinsfeder anlaufen. — g) Sollen Sauen lebendig gefangen werden und haben sich welche ins Garn verschlagen, so hebt man sie zuerst aus, faßt sie dann am Gehör und bringt sie mit Hülfe mehrer Leute in die möglichst nahe herbeigetragenen Kasten. Sind keine Kasten bei der Hand, so wirft man die ausgehobenen und am Gehör gefaßten Sauen nach Fleischerart auf eine Seite, knebelt sie gehörig u. transportirt sie auf mit Stroh bedeckten Wagen. — h) Einzelne, im eingerichteten Jagen gelagerte Sauen kann man sehr einfach tyrassiren, indem man von mehren Leuten ein Saugarn im Kreis rings um sie her ziehen läßt, die Oberarche des Garnes in die Höhe hält und die aufgeschreckte Sau sich selbst darin fangen läßt. Bei Besonnenheit und kaltem Muth der Leute ist dieses Tyrassiren nicht gefährlich; der, auf welchen die Sau zukommt, springt zurück, ohne daß sie ihn verfolgen kann, weil sie sich sogleich ins Garn verschlägt, wenn die dabei ganz ungefährdeten Nachbarn das Garn hübsch halten, bis sich die Sau gefangen hat. Wenn das Jagen schon im Ganzen steht, so bleibt doch dem, welchem die Anordnung d. sselben obliegt, immer noch das Geschäft übrig, das Edel- u. Dammwild, nebst den Rehen, von den Sauen zu scheiden und aus der Stellung herauszuschaffen. Am sichersten erreicht er diesen Zweck, wenn er von dem Rolltuche in die Kammer ein Treiben anlegt, dieses stille bis an den Weg oder Flügel fortgehen läßt, welcher die Scheidelinie des Zwangtreibens von der Kammer ausmachen soll. Hier wird, wenn alles Wild über die Scheidelinie weg ist, das Zwangtuch unverzüglich vorgezogen. Wollen während des Treibens Sauen nach der Kammer zurück, so ziehen sich die Treiber auseinander und lassen sie durch; alles andere Wild muß vorwärts. Nach erfolgtem Durchstellen des Zwangtuches von einem Flügel des Jagens zum andern wird, wenn selbiges aus hohem Zeuge besteht, die Unterleine durchaus auf Gabeln oder Mücken, welche so hoch über der Erde stehen, daß die Sauen füglich darunter weggehen können, gestellt. Bei einem Zwangtuche von dänischem Zeuge, oder von halben Tüchern, nimmt man hohe Forkeln, an welchen, um sonst zu einer doppelten Lappstatt gebraucht zu werden, oben und in der Mitte ein Haken eingeschlagen ist, und läßt die Oberleine auf die obersten Haken heben. Dann werden die Jagdleute am hintern Theile des Zwangtreibens angelegt und dazu angehalten, daß sie möglichst geschlossen, langsam und still auf das erhöht stehende Zwangtuch losgehen. Die Sauen kriechen nun unter demselben weg, stärkere Wildarten aber kehren um, und diese müssen ohne Hinderung zurückgelassen werden. Sobald man sich durch gleichmäßig wiederholte Triebe überzeugt hat, daß alle Sauen in der Kammer stecken, wird das Zwangtuch von den Gabeln oder Haken abgehoben, und, wie gewöhnlich, dicht auf der Erde festgestellt. Zu gleicher Zeit werden im Zwangtreiben einige Tücher niedergelegt und alle andern Wildarten durch diese Oeffnungen ins Freie hinausgejagt; dann aber läßt man, um S.e, welche sich durch das Zwangtuch schlagen könnten, nicht aus dem Jagen zu verlieren, das niedergelegte Zeug wieder heben und feststellen u. s. w. Wird mehre Jahre nach einander in einem Reviere mit Zeug gejagt, oder hören die Sauen in der Kammer die außerhalb derselben gehetzten klagen, so hält es, selbst beim besten Winde, schwer, starke Sauen, vorzüglich S.e, herauszubringen. Man lasse daher die ersten Male nur mit der Hälfte der Mannschaft und still treiben, in der Folge verdoppele man die Zahl der Treiber und lasse sie laut gehen; will auch dies nicht helfen, so werfe man Schwärmer unter die umkehrenden Sauen, schieße, bloß mit Pulver geladen, auf sie und vermehre den Lärm auf alle ersinnliche Art. Auch kann man sich, wenn die Sauen zwar vorwärts gehen, aber doch nicht aufs Freie hinaus wollen, oft dadurch helfen, daß man, wenn noch ein Querweg durch die Kammer geht, auf demselben ein Zwangtuch durchstellt und auf diese Weise das Treiben ins Enge bringt. Zum Beschluß, um das letzte Mittel nicht unversucht zu lassen, werden die Zwangtücher niedergelegt, alle Jagdleute bis ans Ende des ganzen Jagens zurückgezogen, dort angelegt, Finder und Jagdhunde gelöst, und so geht das Treiben fort bis an die Schirme u. s. w. — Das **Kesseljagen** ist die einfachste und leichteste der Schweinsjagden und wird auf dreierlei Weise geübt, nämlich: zum Schießen außerhalb des Zeugs; zum Schießen innerhalb des Zeugs; zur Hatze innerhalb des Zeugs. Die Haupteinrichtung bei allen diesen Jagden ist ganz dieselbe: ein Waldbistrikt, worin man einen oder mehre Rudel Sauen weiß, oder förmlich bestätigt hat, wird mit hohem Zeug oder mit dänischen Tüchern ganz umstellt, wonach die Jagd selbst unverzüglich beginnen kann. Soll außerhalb des Zeugs geschossen werden, so sind einzelne halbe Stücken desselben als Rolltücher eingerichtet und werden, sobald innen die Finder oder die Treiber laut werden, niedergelassen, damit die darin befindlichen Sauen, wenn sie überall einen Ausweg umsonst gesucht haben, hier endlich die Flucht nehmen. Vor dieser Oeffnung ist der Herr der Jagd mit einigen seiner Gäste zum Empfang der Sauen aufgestellt. Sollen der Schützen mehre beschäftigt werden, so macht man übers Kreuz auf den vier Seiten solche Oeffnungen und bestellt sie gehörig mit Schützen. Auch kann man, wo viele Sauen so eingestellt wurden, das Vergnügen verdoppeln, indem man an die vier Oeffnungen abwechselnd Schützen und Hatzen stellt. Hauptregel dabei ist, daß keiner der Schützen in das Treiben hereinschieße. Die zweite Art dieser Kesseljagd besteht darin, daß man die Schützen innerhalb des Kessels aufstellt, wozu eine bedeutende Blöße, ein Stück Wiese u. s. w. darin sich finden muß. Die Schützen werden dort am sichersten in einem flachen Halbbogen mit dem Rücken gegen die Treiber gestellt und ihnen zur Hauptbedingung gemacht, auf keine Weise in den Trieb zu schießen. Ist so die Hälfte des Treibens vollendet, so stellt man die Schützen auf die andere Seite

der Blöße oder Wiese und läßt die Treibwehrflügel links und rechts am Zeug die zweite Hälfte des Triebes umgehen, und wenn sie gehörig angelegt ist, auch diese nach der Mitte hin treiben. So lange Sauen in dem Zeug sich befinden, kann dieses Treiben und Schießen fortgesetzt werden. Eine dritte Art des Kesseljagens besteht darin, daß man auf die Blöße oder Wiese einige Hatzen aufstellt und dann den Trieb beginnt, auch so lange fortsetzt, bis alle Sauen abgefangen sind, oder der Jagdherr den übrigen das Leben schenkt und den Schluß der Jagd gebietet. Ganz dieselbe Weise des Kesseljagens dient auch als leichteste und schnellste Fangmethode für Sauen, indem man auf den Durchmesser des Kessels vom Zeug bis wieder an dem Zeug Saugarne aufstellt und eine der beiden Triebhälften nach der andern regelmäßig und langsam betreiben läßt, bis alle darin befindlichen Sauen gefangen und in die Kasten gebracht, oder gehörig geknebelt und mit zusammengebundenen Läufen auf Wagen mit Stroh gelegt sind, womit man in Begleitung der ganzen Jägerei und Hatzen einen feierlichen Einzug halten kann. — Die Parforcejagd auf Sauen unterscheidet sich von der auf Hirsche in der Hauptsache gar nicht und nur in Nebendingen, besonders in der Wahl mancher Jagdausdrücke, welche beinahe in jedem andern Lande anders üblich sind. Man übt diese Jagd mit vorgegangener Bestätigung, oder ohne dieselbe. Hauptschwierigkeit dabei ist das Beharren der aus französischen und englischen Jagdhunden bestehenden Meute bei dem eingejagten Stücke, wenn solches zufällig mit einem ganzen Rudel ausfährt, oder wenn während des Jagens andere Sauen den Hunden in den Wurf kommen. Auch die Ansichten von den zur Parforcejagd tauglichen u. wünschenswerthen Sauen waren u. sind verschieden, indem man in einem Lande nur grobe Sauen und Hauptschweine dieser Ehre für würdig erachtet, während man in andern Ländern der Meinung war, stärkere als dreijährige Sauen nicht parforce jagen zu dürfen, indem schon dabei die Meute oft leidet, bei Hauptschweinen aber mitunter decimirt wird und überdies eine Parforcejagd auf solche nur ein sehr kurzes Vergnügen gewährt, weil sie in der Regel, der feigen Flucht bald müde, sich stellen, den Hunden halten und deren viele jämmerlich zerschlagen. Auch das Stopfen der Meute hat bei einer solchen Schweinsjagd seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und führt sehr oft, wo die Meute nicht ganz tüchtig gearbeitet worden und geführt wird, zu einem völligen Zerstieben, zu einer Fehljagd. Ein bis zwei Stunden dauert sie gewöhnlich, doch hat man auch der Beispiele genug, daß solche Sauen 4—5 Stunden lang sich jagen lassen, bevor sie sich stellen. Eine andere Schwierigkeit bei dieser Parforcejagd entsteht für die zur Jagd gehörigen Reiter aus dem Umstand, daß solche Sauen die wildesten und stärksten Dickungen am liebsten annehmen und vorzüglich gern nach Sümpfen und Morästen und in Bruchdistrikte sich wenden, wohin kein Pferd ihnen folgen kann. Dabei geht denn oft die ganze Jagd aus dem Gesichte verloren und die Reiter sind zu ungeheuren Umwegen genöthigt, wenn sie die Sauen wieder einholen wollen. Hat sich das S. gestellt, so trachtet der zuerst hinzugekommene Jäger es auszuheben und, wofern nicht diese Ehre dem Jagdherrn vorbehalten ist, es abzufangen, um die Niederlage unter der Meute möglichst zu vermindern. Hat sich ein S., namentlich eine grobe Sau, ein starker Keiler oder Hauptschwein, so gestellt, daß ein Jäger zum Ausheben nicht wohl beikommen kann, was in sehr starken Dickungen, im Bruch u. s. w. mitunter der Fall ist, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihm aus möglichster Nähe einen Blattschuß zu versetzen, wenn man nicht das Leid erleben will, ein Dritttheil, vielleicht die Hälfte der Meute zu Schanden geschlagen zu sehen. Wer seine Hunde liebt, der versieht jeden seiner Jäger mit einer starken Nadel und Seidenfaden und nimmt stets einen Thierarzt auf solche Jagden mit, weil durch schnelle Hülfe oft auch die schwer verwundeten Hunde gerettet werden können und leichte Wunden nie in gefährliche Uebel ausarten. — Die Fährte der S.e hat einige Aehnlichkeit mit der des Hirsches, doch ist der Schritt kürzer. In der Fährte zweijähriger S.e ist die eine Schale länger, als die andere; bei den Bachen verliert sich dieses Zeichen nie ganz, bei dem Keiler jedoch wird es mit den Jahren weniger sichtbar. Im Rudel kann man die Keiler an der Brunftruthe, dem Kurzwildpret und dem Gewehre erkennen. — Benutzung. Das Fleisch des wilden Schweins kann eben so benutzt werden, wie das des zahmen. In manchen Gegenden werden die erlegten S.e abgeschrotet, in andern die Borsten nur mit glühenden Eisen abgesengt. Das Fleisch ist trocken, mürbe, leichter verdaulich, als das zahme, da das wilde S. gesünderes Futter frißt. Es wird besonders gebraten und mit einer Kirschsauce genossen. Vorzüglich geschätzt ist die Wamme und der Kopf, der gedämpft und kalt, mit Essig, Oel und Senf, oder einer Marinade von Senf und Eiern, Thymian und andern Gewürzen verspeist wird und ein Prachtstück auf den Tafeln bildet. Auch gekocht schmeckt das Fleisch sehr gut; doch verdirbt das Wildpret des Ebers in einigen Stunden, wenn es in der Brunftzeit geschossen ist und man die Hoden nicht ausschneidet. Die sehr dicke Haut benutzt man roh zu Ranzen, Kummten und Decken vor die Thür und in Chaisen. Die Zähne dienen zum Glätten und Poliren. — B) Das zahme S., Sus scrofa domestica, dient hauptsächlich durch sein Fleisch, das in verschiedener Gestalt, bald frisch gekocht od. gebraten, bald eingepökelt, bald geräuchert (vgl. Schweinswildpret, Schinken, Wurst) verzehrt wird, dem menschlichen Bedürfniß und ist deswegen Gegenstand der Zucht, s. Schweinezucht. — Ein zahmes S. so zu schlachten, daß es dem Schweinswildpret ähnlich wird. Ein junges, wo möglich bloß mit Eicheln auf dem Hofe gefüttertes, durchaus nicht fettes S. wird mit einer Keule oder dem Beile vor den Kopf geschlagen und muß so ½ Stunde liegen, damit es gleichsam in seinem Blute er-

stirbt und das Fleisch eine dem wilden ähnliche rothe Farbe erlange; dann wird es ausgenommen, Fett, Geschlinge und Därme zu Würsten oder sonst beliebig verwendet und das ganze Thier dann in der Schmiede oder Küche gesengt. Im Winter kann man es dann Wochen, ja Monate lang an die Luft gehängt aufbewahren. Man erhält dann nicht nur einen guten Braten, der zwar das Wildpret nicht ganz ersetzt, aber doch ihm sehr nahe kommt, sondern auch der Kopf und die übrigen Theile geben eine gute Speise für die Küche. — **Schweinebraten.** Hierzu wendet man Keule, Carrée oder ein anderes Stück, was derb und fett ist, an. a) Das zu bratende Stück abgewaschen und in einer Bratpfanne nebst gehörigem Salz in der Bratröhre in etwa 2 Stunden gut und braun gebraten. Bei einem jungen S. läßt man die Haut darauf. Wenn es ½ Stunde gebraten und schon braun angesetzt hat, ¼ Kanne Wasser zugegossen, mit der Messerspitze lange Streifen in die Haut geschnitten und wieder in die Röhre gesetzt, wo sich die Haut von einander gibt und ein buntes Ansehen hervorbringt. Man kann auch 2 Lorbeerblätter, 4 Nelken und 2 Zwiebeln beilegen, auch ein Stück Kalbfleisch mitbraten, was den Geschmack erhöht. Ist der Braten bald gut und soll er angerichtet werden, so bestreut man ihn mit Zimmet, Semmel und Nelken; auch kann man ihn gleich mit Zimmet und Nelken spicken, doch verfliegt dann viel von dem Gewürzhaften in der Hitze. Der Satz wird mit ⅛ Kanne Wasser losgekocht, durch ein Sieb gegossen und als Bratenjus gegeben; das Fett aufgehoben zu Sauerkraut, Braunkohl ꝛc. — b) **Mit einer Kruste.** Eine Schweinskeule, nachdem die Schwarte abgelöst worden, in frischem Wasser gut abgewaschen, hin und wieder mit ganzen Nelken besteckt, in die Bratpfanne gelegt, gehörig mit Salz bestreut und mit etwas Wasser in den Bratofen gesetzt, doch nicht gleich anfangs in starke Hitze. Wenn die Keule fast gar gebraten ist, ein Stück Brodrinde auf dem Reibeisen gerieben, Zucker und ganze Nelken klein gestoßen und mit dünn geriebenem Brode vermengt. Nun die Pfanne mit der Keule aus dem Ofen genommen, das Fett rein abgeschöpft und die Keule auf der Seite, wo die Schwarte gewesen ist, fast 1 Finger dick mit geriebenem Brode bestreut, mit Vorsicht, daß nichts von dem Brode in die Brühe fällt. Nach dem Bestreuen darf man die Keule nicht wieder begießen. — **Gekochtes Schweinefleisch.** Das Fleisch ½ Stunde eingewässert, mit weichem Wasser (auch wohl einer Zwiebel) aufs Feuer gesetzt, etwas schärfer, als anderes Fleisch, gesalzen, gekocht, abgeschäumt und etwas Lorbeerblätter und englisch Gewürz dazu gethan. Ist es gut und jung, so kann es in 2—2½ Stunden gar seyn. Häufig gibt man das gekochte Schweinefleisch mit Sauerkraut. In diesem Falle muß das Sauerkraut eher als das Fleisch angesetzt werden, weil es längere Zeit zum Kochen erfordert. — **S.-Karbonade.** Die Rippen recht mürbe geklopft, in einer Pfanne mit Wasser und Salz aufgesetzt, ½ Stunde gekocht, langsam in Butter gar gebraten, mit Petersilie, Semmelkrumen bestreut und auf dem Roste gebraten. — **S.-Kotelets**, s. **Kotelets**. — **S.-Füße.** Die Füße wohl abgeputzt, in der Mitte auseinander geschnitten, doch so, daß sie zusammenhängend bleiben, zwischen jeden ein Stück Speck, so groß, als der Fuß ist, gebunden, in einer Braise von dünnen Scheiben Rindfleisch, Speck und etwas Gewürz gar gekocht, dann aus dem Topfe gezogen, den Speck zwischen den Füßen weggenommen, die Füße erkalten lassen, durch geschlagene Eier gezogen, halb mit geriebenem Brode, halb mit Mehl bestreut und langsam in Butter gebacken. Man kann sie auch als eine Karbonade bestreuen, auf dem Roste braten und mit einer Stachelbeersauce geben. — **S.-Gallert.** Schnauze, Ohren, Füße, und auch anderes Fleisch vom Rücken und Seiten gar gekocht, nach dem Erkalten wohl verputzt; nun Essig aufgekocht, Safran, große und kleine Rosinen, gestoßene Nelken und Zimmet dazu gethan, die Sauce mit etwas Honigkuchen oder braun gebranntem Mehle seimig gemacht, das zerschnittene Fleisch dazu gethan, einmal aufgekocht; auf einer Schüssel angerichtet und fein geschnittene Mandelstreifen darüber gestreut. — **Gedämpftes Schweinefleisch.** Man kann Keule, Büge, Brust- und Rippenstück dazu verwenden. Die Zubereitung ist eben so, wie beim Schöps (s. d.), nur daß man etwas mehr Essig dazu nimmt. Auch die Sauce wird gleicherweise bereitet. — **S.-Keule als Dauerspeise**, eben so wie Kalbskeule, s. **Kalb**. — **S.-Kopf.** a) **Sauer** (zum Frühstück). Den Kopf in 2 Theile gespalten, rein abgewaschen, ½ Stunde in Wasser gelegt, abgekocht, zum Abkühlen abermals in frisches Wasser gelegt, alle Knochen herausgelöst, das Fleisch in kleine, zollange, breite Stücke geschnitten, mit 2 Lorbeerblättern, einem Zweige Thymian, Zwiebeln, etwas grobem Gewürz, Weinessig, Salz und etwas Brühe in einen Dämpftiegel gethan und Alles recht zugedeckt weich kochen lassen. Dann das Fleisch nochmals in ein anderes Geschirr gelegt, die Brühe durch ein Sieb geschlagen, das Fett rein abgenommen, dafür gesorgt, daß sie kräftig und sauer genug sey, dann das Fleisch hineingelegt. Wer es liebt, kann auch noch unter den Saft fein länglich geschnittene und in Butter gelb geröstete Zwiebeln thun. Auf gleiche Weise kann man auch die Brust zurichten. — b) Den in 2 Theile gespaltenen Kopf mit ein paar Ohren und Zungen in Wasser gekocht, behutsam ohne Beschädigung der Schwarte aus dem Kasserol genommen, und die Knochen sauber herausgelöst. Jetzt eine Serviette in der Brühe, in welcher der Kopf gekocht ist, angefeuchtet, die eine Hälfte des Kopfes mit der Schwartenseite auf die Serviette gelegt, gestoßenen Pfeffer, Nelken, Salz, gehackte Pistazien darauf gestreut, die in Streifen geschnittenen Ohren und Zungen darauf gelegt und von dem genannten Gewürz noch etwas darauf gestreut. Nun die andere, eben so bereitete Hälfte des Kopfes darauf gelegt, so, daß die Schwarte abermals auswendig kommt, noch einen Löffel voll Brühe darauf gegossen, und die Serviette mit einem Bindfaden dicht über dem

Kopfe zugebunden. Alles muß schnell geschehen, damit der Kopf warm in die Serviette komme. Man preßt ihn nun zwischen 2 Bretern mit einem angemessenen Gewicht und legt ihn in eine so starke Salzlake, daß sie ein Ei trägt. Zum Gebrauch schneidet man Scheiben davon und gibt sie mit Essig und Oel, auch wohl mit Mostrich (vergl. Preßkopf). — S.e=Leber. In Italien werden frische Schweinelebern auf folgende Art am Spieße gebraten: man zerschneidet dieselben in derbe Stücke, umwickelt diese, nachdem sie gesalzt, gewürzt, auch wohl mit etwas Kümmel bestreut worden, mit der fetten Netzhaut des S.s und reiht diese Stücke, mit frischen Blättern von wildem Lorbeer abwechselnd, an einen Vogelspieß, dann dreht man sie bei raschem Feuer herum und trägt sie wohl gebraten auf. — S.e=Lenden (gedämpft). Die zarten und an den Rippen sitzenden Lenden eines jungen S.s zuerst gehäutet, mit Speck gespickt, 24 Stunden in eine Marinade von Essig, allerhand grobem Gewürz, Zwiebeln und Kräutern gelegt, mit dieser Marinade und nöthigem Salz in einen Dämpftiegel über Feuer oder in die Röhre gestellt, rasch, bis zum Garwerden, gekocht; den Saft durchgeschlagen, entfettet, mit Sardellen= oder Häringsbutter schmackhafter gemacht und mit den Lenden zu Tisch gegeben. — S.e=Ohren, Maul und Füße. Diese Theile über glühenden Kohlen flammirt, mit heißem Wasser u. einem Läppchen mit Seife recht gewaschen, von den meisten Knochen befreit, in Wasser und Salz binnen 2 Stunden weich gekocht, geschnitten und ohne alle Knochen unter gekochte Rübchen gerührt, oder unter Braunkohl mit Bratwurst angerichtet. — S.e=Roulade, s. Roulade. — Saures Schweinefleisch. Das Fleisch auf gewöhnliche Weise mit einer Zwiebel gar gekocht, nun $1/2$ Quart Bieressig mit einer Tasse voll Weinessig zum Kochen aufgesetzt; wenn es kocht, gereinigte kleine und große Rosinen, Citronenschale, dicken geriebenen Pfefferkuchen, geriebenes Brod, Zucker, Syrup, auch etwas Gewürz dazu gethan, Alles zu seimiger Brühe gekocht und über das Fleisch angerichtet. Man kann auch das Fleisch zuvor in die Brühe legen und einmal damit ankochen lassen. — Schweinsknöchelchen. Das Rückgrat und die Rippen des S.s, von denen das Fleisch abgeschält ist, und die untern Beine, Alles in kleine Stücken gehackt, in Salz gelegt und dann gekocht. — Ferner nutzbar sind das Fett (als Speck bei ganz fetten Thieren, bis $1\frac{1}{2}$ Fuß dick), Schmeer und Schmalz (auch zu Pomade, Schmiere für mancherlei Maschinen, Arznei), das Blut (zu Würsten), die Galle (bei Verwundungen), die Haut, die Blase (zu Beuteln und in der Apotheke), die Zähne (zum Poliren), die Borsten (zu Bürsten). In der Landwirthschaft erhält der Schweinedünger erst durch die Mengung mit andern Düngerarten, besonders mit Pferdedünger, Werth, ist aber auch allein bei hitzigem Boden, besonders für Hopfen, gut.

Geschichtliches. Der Genuß des Schweinefleisches war im ganzen Orient durch Religionsgesetze verboten, weil durch denselben die den Morgenländern eigenthümliche Disposition zu Hautkrankheiten vermehrt worden seyn würde. Die Aegyptier hielten das S. für unrein, weil es seine eigenen Jungen und selbst Leichen fresse. Wenn ein Aegyptier ein S. berührt hatte, mußte er zum Fluß gehen und sich waschen; zu Opfern wurden S.e nur einmal des Jahres, beim Fest des Mondes, gebraucht. Die Indier verabscheuten das Fleisch von zahmen und wilden S.en, wie Menschenfleisch. Gleiches wird von den Phöniciern, Arabern (die den mit dem Tode bestraften, der Schweinefleisch ins Land brachte) u. A. erzählt. Die Hebräer, wie noch die heutigen Juden, hielten Schweinefleisch für unrein. Dagegen war es den Griechen eine sehr beliebte Speise und wurde vorzüglich auch zu Opfern gebraucht. Wenn sich eine Gesellschaft einem gemeinschaftlichen Oberhaupt verbindlich machte, schlachtete man ein S. und schwur darüber den Eid der Treue, indem man Lanze oder Schwert in das Opfer stach. In Ithaka wurden am Neumond drei S.e geopfert, auch sonst der Aphrodite, weil ein Eber den Adonis getödtet hatte; an den attischen Mysterien waren Schweineopfer ebenfalls gebräuchlich, so wie auch jeder Novize der Demeter ein S., das er im Meer gewaschen hatte, opfern mußte. Die Griechen glaubten von den S.en auch, daß sie Sturm, Hungersnoth und Pest voraus verkündigten. Symbolisch galt das S. als wilde und gefährliche Stärke. In Italien war das S. sehr geschätzt, besonders in Etrurien und den Padusländern trieb man eine starke Schweinezucht. Die Römer wußten an dem S. eine Menge Leckereien zu finden, so die Eichel, die Hoden, Nabel, Gebärmutter, Euter rc.; doch verbot ein Sumtuargesetz später diese Gerichte; vergl. Porcus trojanus. Man hatte außer den Schweinehirten (Subulci) auch noch Porculatores, die für die Jungen Sorge tragen mußten. Auch das wilde S. aus Lukanien und Samnium war sehr geschätzt. Geopfert wurden S.e an den Kompitalien; diese Opfer bezogen sich auf die Religion der Tellus. Neuvermählte opferten ein S. als Symbol der Fruchtbarkeit. In manchen römischen Fahnen war das Bild eines S.es. Die alten Skandinavier opferten dem Gotte Freyr oder der Sonne Eber. Am Abend vor dem Julfeste ward der Opfer=, Sühn= und Sonneneber (Sónar=gaullr) in den Trinksaal vor den König geführt; die Gäste legten die Hände darauf und thaten Gelübde bei Bragi's Becher, welche unverbrüchlich gehalten werden mußten. Ueber den Eber in Walhalla (Sährimmer) s. Nordische Mythologie. Noch jetzt pflegen die gemeinen Schweden am ersten Abend des Julfestes (Weihnachten) einen aus Mehl bereiteten Eber (Julegalt) auf den Tisch zu setzen und Einige verehren ihn sogar mit einem gewissen Aberglauben. Unter den alten Deutschen wurde besonders bei den Marsen starke Schweinezucht getrieben. Den Mohammedanern ist der Genuß des Schweinefleisches, wahrscheinlich ebenfalls aus medicin. Gründen, verboten.

Schwein (Geogr.), preußische Dörfer: 1) (Groß=S.), Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Glogau; Schloß, Vorwerk, Schäferei, Ziegelei, Windmühle, Wassermühle Feldmühle; 190 Einw.; — 2) (Klein=S.), das.; Schloß, Vorwerk, Schäferei, Wassermühle Kosinskymühle am Goldbache; 170 Einw.

Schwein (Schiffb.), s. v. a. Kohlschwin.

Schweina (Geogr.), 1) sachsen=meining. Fluß, mündet bei Barchfeld in die Werra; — 2) Marktflecken daran, Amt Salzungen; Apotheke, 2 Papiermühlen, 4 Mühlen; 1500 Einw.; erhielt 1523 Stadtrechte. Dabei das ehemalige Kobaltwerk Glücksbrunn, jetzt Wollengarnfabrik.

Schweinab, bayer. Fluß, Rheinbayern, mündet in die Nab.

Schweinach (Geogr.), 1) (Ober= u. Unter=S.), 2 bayer. Dörfer, R.=B. Mittelfranken, Ldgr. Neustadt; 320 Einw.; — 2) österr. Ort, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Windischmatrei; mit Klausen eine Rotte bildend von 23 Häusern mit 200 Einw.

Schweinas, in den Mühlen der geringste Abgang von geschrotenem Getreide oder Mehl. Er kann nur als Schweinefutter verwendet werden.

Schweinau, bayer. Dorf, R.=B. Mittelfranken, Ldgr. Nürnberg; Goldspinnerei, Dosen= und Siegellackmanufaktur; 1080 Einw.

Schweinbach (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) (Ober=S.), R.=B. Oberbayern, Ldgr. Bruck; Glasfabrik; 210 Einw.; — b) (Unter=S.), das.; Mühle; 210 Einw.; — c) R.=B. Niederbayern, Ldgr. Landshut; 150 Einw.; — 2) schwarzburg=rudolst. Pfarrdorf, Amt Leutenberg, am gleichnam. Bache; 180 Einw.

Schweinbarth (Geogr.), österr. Orte: 1) (Klein=S.), Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Steinabrunn, an der mährischen Grenze; 710 Einw.; — 2) (Groß=S.), Marktflecken das.; herrschaftl. Schloß; 1350 Einw.

Schweinberg, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkr., Amt Walldürn; 770 Einw.

Schweinbezoar (pharm. Zool.), s. v. a. Lapis porcinus, s. Bezoar.

Schweinbraten, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Strehlen; Freischoltisei, Wind=, Oel= und Wassermühle; 150 Einw.

Schweinbude, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. Danzig, Kr. Berent; 120 Einw.

Schweindorf (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Aurich, Harlingen, Amt Esens; 210 Einw.; — 2) österr. Orte: a) (Unter=S., Spodni=Senarsky), Dorf, Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Obergutenhag; 150 Einw.; — b) (Ober=S., Sporne=Senarsky), Dorf das.; 110 Einw.; — c) Weiler, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Kitzbühel; 100 Einw.; — 3) würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkr., Oberamt Neresheim, liegt hart an der bayer. Grenze; 320 Einw.

Schweine (Säugeth.), 1) s. v. a. die Pachydermenfamilie der Setigera, s. d. u. Pachydermata; — 2) nach Oken, die 11. Zunft der Säugethiere (s. v. a. Pachydermen), zerfallend in a) niedere S. (Hautschweine — Flußpferd; Zungenschweine — eigentliche S. und Tapir) u. b) hohe S. (Nasenschweine — Elephant; Ohrenschweine — Nashorn; Augenschweine — Pferd).

Schweine..., Zusammensetzungen, die sich hier nicht finden, s. Schweins...

Schweine (Geogr.), österr.=mähr. Dörfer, 1) (Swinow), Kr. Olmütz, Herrsch. Mürau; 140 Einw.; — 2) (Swinow), das., Herrsch. Hohenstadt; 630 Einw.

Schweinebraten, 1) s. Schwein; — 2) Gebäck, welches zu scharf und blasig gebakken ist.

Schweinebrod (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Cyclamen *L.*; — 2) s. v. a. Lathyrus tuberosus *L.*

Schweinebrück, oldenburg. Dorf, Kr. Neuenburg, Amt Bockhorn; 400 Einw.

Schweinebucht, s. Bucht.

Schweinefett, das Fett von Schweinen, s. Schwein und Sus. Beim Ausschmelzen desselben fülle man das Gefäß nicht ganz mit Fett an und lasse das Feuer nicht zu hell brennen, damit nicht das Fett überlaufe oder von der hineinschlagenden Flamme entzündet werde. Um den Geschmack des Fettes zu verbessern und ihm mehr Haltbarkeit zu ertheilen, werfe man in das auszuschmelzende Fett einige borsdorfer Aepfel und dann beim Eingießen des Geschmolzenen in die Steinguttöpfe ganze Pfefferkörner (dies ist auch anwendbar auf Gänsefett). Auf die Töpfe lege man genau passende Deckel von Blech oder Thon und verschließe die Fugen um den Rand mit Wachs, um alle Luft abzuhalten. So läßt sich das Fett 1 Jahr lang erhalten. Das S. schmilzt bei 52°, 4 R.

Schweinefleisch, s. Fleisch und Schwein.

Schweinehaare, s. Borsten. Neuerdings fängt man an, die S. auch als Polstermaterial zu verwenden. Hierzu werden sie gewaschen, getrocknet, mit dem Dreschflegel stark gedroschen, dann mittelst Wollkratzen auseinandergezogen, in einen mäßig starken Strick gesponnen, in Wasser anhaltend gekocht, im Backofen getrocknet, wieder aufgelöst und nochmals gekratzt.

Schweinehändler (Schweinetreiber), Person, die mit Schweinen handelt.

Schweinehirt, der Aufseher über eine Schweineheerde.

Schweinehatzzeit (Jagdw.), die Zeit um Martini, wo das Schwarzwild am feistesten ist, also vorzugsweise überall gejagt u. gehetzt wird.

Schweine in die Eicheln schlagen, sie gegen eine Abgabe zur Eichelmast in den Wald treiben.

Schweinekarbonade, s. Schwein.

Schweinekasten (Saukasten), hölzernes Behältniß, um darin lebendig gefangene wilde Schweine von einem Orte an einen andern zu transportiren. Die mindere Höhe abgerechnet, ist ihr Bau so ziemlich derselbe, wie beim Hirschkasten. Damit das herausfahrende Schwein

dem auf dem Kasten stehenden und die Zugthüre öffnenden Manne nicht zu Leib gehen könne, bringt man in der Regel Zugthüren hinten und vorne an.

Schweinekoben, s. Schweinestall.

Schweinelaus (Entom.), s. v. a. Pediculus suis *L.*, Haematopinus suis *Leach.*

Schweinemagd, s. Magd.

Schweinemast, s. Schweinezucht.

Schweineorgel, s. Katzenmusik.

Schweinepocken, s. Varicellen.

Schweinepost (Bot.), s. v. a. Sumpfporst, Ledum palustre *L.*

Schweiner, hier und da der Gemeinde-Schweinehirt.

Schweinerden, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Landgericht Bautzen; 130 Einw.

Schweinern (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; 2 Vorwerke, Mühle; 430 Einw.; — 2) (Klein-S.), das., Kr. Trebnitz; Vorwerk; über 100 Einw.; — 3) (Groß-S.), das., R.-B. Oppeln, Kr. Kreuzburg; Schloß; 180 Einw.; — 4) (Klein-S.), das.; 150 Einw.

Schweinert (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Swincary), Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 380 Einw.; — 2) Hauland, das.; 190 Einw.

Schweineschmeer (pharm. Zool.), Axungia porci, adeps suillus, s. Sus scrofa *L.*

Schweinestall. Da man das Schwein für ein unreinliches Thier hält, welches in einem Wuste von Unrath sein bestes Fortkommen findet, so verwendet man auch auf die Schweineställe nur geringere Sorgfalt. Gewöhnlich legt man sie sehr niedrig, als Koben, Hütten oder Anschleggen an größere Gebäude, Scheuern, Ställe, oder andere Gebäude im Gehöfte an, od. macht in den Bansen der Scheunen u. in andern Ställen kleine Abtheilungen für dieselben, die aber oft zu enge sind und keine Luft haben. Das Schwein ist aber in der That kein so unreinliches Thier, als man sich dasselbe vorstellt, es verlangt vielmehr zu seinem Gedeihen besondere Reinhaltung u. so viel als möglich gesunde Luft. Man baut besondere Schweinhäuser, oder bringt auch Schweineställe in andern Gebäuden an. Da die Schweineställe nicht hoch zu seyn brauchen, so wird der über ihnen sich befindende Raum anderweit benutzt; sehr fehlerhaft ist es aber, darin die Federviehställe anzulegen, weil der Gestank davon den Schweinen eben so wenig zuträglich ist, als das Geräusch, welches das Federvieh verursacht, in sofern es die den Schweinen so nöthige und zuträgliche Stille und Ruhe unterbricht. Bei der innern Einrichtung des S.s ist auf die verschiedenartigen Schweine Rücksicht zu nehmen, denn bei keiner Thierart, wo mehre Individuen zusammen gefüttert werden, beißen die Stärkeren die Schwächeren mehr ab, als bei den Schweinen. Man macht 4 Klassen: 1) Zuchtschweine, 2) Schweine, welche über 1 Jahr alt sind, 3) junge Schweine unter dem Jahre und 4) Mastschweine. Von den Zuchtschweinen muß jede Zuchtsau, wie jeder Eber, eine besondere Abtheilung im Stalle haben. Bei dem Raume für eine Zuchtsau ist in Betracht zu ziehen ihre Größe u. die Zahl der Jungen, welche sie wirft. Hiernach macht man den Stand einer Zuchtsau 6—6½ Fuß lang und 5 Fuß breit, zweckmäßiger ist es aber, ihn 7—7½ Fuß und wohl auch noch länger zu machen, weil ein Schwein ein trocknes Lager liebt und gern außer demselben mistet, welches nicht geschehen kann, wenn der Stall zu kurz ist. Auch sind alsdann die jungen Ferkel nicht so sehr der Gefahr ausgesetzt, von den Alten todt gedrückt zu werden, welches bei sehr beschränkten Ständen nicht selten der Fall ist. Für den Eber rechnet man einen Stand von gleicher Größe, wie für eine Muttersau. Auf ein Schwein, welches über 1 Jahr alt ist, rechnet man 10 □Fuß Raum, auf eins unter 1 Jahr 8 □Fuß. Bei einer starken Schweinezucht muß man für diese verschiedenen Arten mehre Abtheilungen haben, damit man Thiere von gleicher Stärke zusammenbringen kann, weil die schwächern beim Futter ganz verdrängt werden. Den Stand für Mastschweine bringt man gern so nahe als möglich am Wirthschaftsgebäude an, um die Aufsicht und das Geschäft der Fütterung zu erleichtern. Manche sperren eine größere Anzahl von Mastschweinen in einen Stand zusammen, wo sie gleichmäßiges Futter erhalten, Andere sperren je 2 zusammen, und es wird dann immer das fetteste zum Schlachten genommen. Es ist dies aber nach allen gemachten Erfahrungen nicht zweckmäßig, weil durch das gegenseitige Drängen das Futter minder anschlägt, und man mit demselben Mastfutter ein besseres Resultat erlangt, wenn man damit jedes Mastschwein besonders füttert. Es ist daher angemessen, für jedes Mastschwein einen besondern Stand zu haben, und diese Stände brauchen nicht so groß zu seyn, weil ein engerer Stand die Mastfähigkeit befördert. Man rechnet einen solchen Stand zu 2½ Fuß Breite und 3½ Fuß Länge; doch kann in der Länge auch etwas zugegeben werden, damit die Thiere zurücktreten und außer ihrem Lager misten können. Die Freßtröge sind am besten von außen in der Art angebracht, daß sie mit einem Klappdeckel versehen und halb im Stalle, halb außerhalb desselben sind. Sind mehre Schweine in einem Stalle, so muß man in dem Troge so viel Abtheilungen machen, als Schweine da sind. Weil die Schweine den Futtertrog leicht verunreinigen, so bringt man ihn etwas erhöht an, und vor demselben eine kleine Stufe, so daß die Thiere beim Fressen mit den Vorderfüßen etwas erhaben stehen. Was die Höhe der Ställe anlangt, so macht man dieselben häufig zu niedrig. Zu niedrige Ställe sind nicht nur der Gesundheit der Schweine nachtheilig, sondern hindern auch, weil ihre Ausdünstungen sehr stark sind, das Fettwerden derselben. Man muß daher die Ställe mindestens 6—7 Fuß hoch machen. Kein Stall wird von den Thieren mehr ruinirt, als ein S., und man kann daher denselben nicht fest genug bauen. Bei bloßem Mauerwerk brechen sie die Wände bald durch, es muß daher dasselbe mit Bretern auf der inwendigen Seite überzogen seyn. Die besten Schweineställe sind die von starken Bohlen. Die Thüren

müssen gut verwahrt seyn, weil die Schweine beständig an denselben rütteln und sie durchzubrechen suchen. Gegen die Kälte muß der S. möglichst gut verwahrt werden, weil diese den Thieren nachtheilig ist. Zu warme Ställe für die Mastschweine sind aber nicht angemessen, weil die Thiere dann ein schlaffes Fett und Fleisch geben. Da den Schweinen nichts zuträglicher ist, als immer frische Luft in ihren Ställen zu erhalten, so muß man für Luftzüge sorgen und deswegen die Zwischenwände zwischen den Ständen nicht bis an die Decke zu machen, sondern oben 9—12 Zoll offen lassen, und in den Giebelseiten und überdies in den Thüren Löcher anbringen, welche nach Beschaffenheit der Witterung geöffnet oder geschlossen werden können. Es ist angemessen, den Fußboden des S.es zu pflastern und dieses Pflaster mit erforderlichen Rinnen so abhängig zu machen, daß der sich durch die Streu durchziehende Urin gehörig abfließen kann, weil trocknes Lager ein wesentliches Erforderniß zum Gedeihen der Schweine ist. Bei Mastschweinen empfiehlt man einen hohlen Fußboden von Bohlen, welche mit Löchern versehen sind, durch welche die Feuchtigkeit sogleich abziehen kann. Aber auch diese Bohlen müssen eine etwas abhängige Lage haben. Wo die Schweinezucht im Großen betrieben wird, ist es angemessen, eine besondere Futterkammer in dem zur Aufstellung der Schweine bestimmten Gebäude anzulegen, sonst werden sie aber aus dem Wirthschaftsgebäude versorgt. Neben dem S. eine Schweineschwemme anzulegen, bleibt immer wünschenswerth.

Schweineschneider, s. Schweinezucht.

Schweinetreiber, 1) s. v. a. Schweinehirt; — 2) s. v. a. Schweinehändler.

Schweinetrüffel (Bot.), s. v. a. grüner Fruchthautbehälter, Hymenangium virens *Kl.*

Schweinetschlag (Schwegnowice), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 200 Einw.

Schweinezucht, die Haltung, Aufzucht, Pflege und Mastung der Schweine, behufs ihrer Benutzung theils für das eigene Hauswesen, theils für den Handel. Die S. zerfällt je nach der Art ihres Betriebs in die wilde, halbwilde und Hauszucht. Wild wird nämlich die S. genannt, wenn die Schweine das ganze Jahr hindurch sich selbst überlassen bleiben u. nur in sofern gehütet werden, daß sie sich nicht verlaufen oder weggetrieben werden. Dergleichen Heerden findet man vorzüglich im südlichen Ungarn, in Bosnien und Serbien, wo die Schweine den Sommer über auf den Weiden sich nähren und im Herbst in den Eichenwäldern einen solchen Ueberfluß von Nahrung finden, daß sie bis zum Winter vollkommen gemästet sind. Sie kommen nun in einen Stall, sind wild und müssen im ganzen Rudel fortgetrieben werden. — Halbwild heißt man die S., sofern die Thiere den Sommer über zwar geweidet, im Winter aber in eingefriedigten und zum Theil gedeckten Oertern gefüttert werden, wobei die Thiere in mehre Haufen gesondert sind und sich nicht, wie bei der wilden S., nach Gefallen fortpflanzen können. In diesem Zustande trifft man die S. gewöhnlich in Ungarn, in dessen menschenleeren, weiten u. fruchtbaren Ebenen das Schwein ganz besonders gedeiht; und weil seine Aufzucht dem Eigenthümer hier immer nur äußerst wenig kostet, so überschwemmen die Ungarn mit ihren Schweinen alle Märkte der angrenzenden deutschen Provinzen u. sind die Ursache, warum in Deutschland die S. häufig Schaden statt Vortheil bringt, indem wir mit ihnen nicht gleiche Preise halten können. — Die Hauszucht der Schweine ist jene, wenn letztere als Nutzvieh im Haushalt aufgezogen werden. Von dieser soll hier nur die Rede seyn. Obschon das Schwein in landwirthschaftlicher Hinsicht nicht von gleicher Wichtigkeit ist, als Schaf, Rindvieh und Pferd, so ist doch in Betracht der mannichfachen und bekannten Benutzung, welche Fleisch, Speck, Fett, Blut und Eingeweide (zu Würsten), Haut (zu Leder u. Pergament), Haare (s. Borsten u. Schweinehaare) desselben gewähren, die S. aller Beachtung werth, um so mehr, als keins von den Hausthieren mit geringerer Kost vorlieb nimmt, und durch keins in gleichem Maße eine Menge sonst wenig oder gar nicht benutzbarer Abfälle verwerthet werden kann. Jede kleine Oekonomie, ein nur mäßiger Garten, ja selbst jede nur etwas größere Haushaltung, wo hinlänglich Fleisch und Gemüse konsumirt wird, kann die Abgänge durch Fütterung eines oder mehrer Schweine benutzen. In diesen Beziehungen ist die Haltung der Schweine im Allgemeinen noch zu sehr vernachlässigt, wodurch wesentliche Vortheile verloren werden. Eine andere Frage aber ist es, ob die S. auch in größerem Umfange betrieben, so daß dann anderes Futter, als bloße Abgänge, dazu verwendet werden muß, sich im Verhältniß zu andern Zweigen der Viehzucht, denen dies Futter dann entzogen werden muß, vortheilhaft zeige. Die Meinungen hierüber sind getheilt, und es mag die Entscheidung hauptsächlich auf besondern Verhältnissen beruhen. Dabei kommt indeß Folgendes in Betracht. Von den Schweinen wird weniger und nicht so guter Dünger gewonnen, als von dem Rindvieh; es erfordert ferner die S. viel Stallraum, da jedes Schwein ein besonderes Behältniß verlangt, welches immerwährenden Reparaturen ausgesetzt ist, indem die Schweine beständig an Wänden und Thüren arbeiten. Aus diesen Gesichtspunkten kann eine sehr ausgedehnte S. nicht zu empfehlen seyn, wenn nicht Wohlfeilheit der Baumaterialien und sonst besondere Umstände obwalten. Andererseits aber verwerthen die Schweine durch ihre starke und rasche Vermehrung, so wie dadurch, daß sie bald zur Benutzung gelangen und sehr bald an Fleisch und Fett zunehmen, im Ganzen genommen das verwendete Futter schneller, als andere Hausthiere, was ein sehr zu berücksichtigender Umstand ist. Es hat ferner der Preis der Schweine als Schlachtvieh fast durchgängig in Deutschland in neuerer Zeit zugenommen, und zwar einerseits, weil die brüchigen und morastigen Weiden, die Buchen- und Eichenwälder, in welchen die Schweine eine ihnen besonders geeignete Nahrung fanden, sich gemindert haben, andererseits da die Konsumtion der Wurst, des Schinkens und geräucherten Fleisches zugenommen hat und noch im Zunehmen begrif-

fen ist. Der Fleischer kann daher für die Schweine einen höhern Preis bezahlen, als für anderes Schlachtvieh, zumal er auch in der wärmeren Jahreszeit wegen der auf das Schweinefleisch anwendbaren geeigneten Konservationsmethoden nicht so leicht einen Verlust erleidet, als bei anderem Fleische stets mehr oder weniger Statt findet. Dies in Rücksicht gezogen, möchte sich wenigstens in allen besser kultivirten Gegenden das verwendete Futter durch die S. eben so gut und noch besser verwerthen, als durch gewöhnliche veredelte Schafzucht und durch Kuhhaltung unter gewöhnlichen Umständen, wenn auch nicht gleich gut, als durch hochfeine Schafzucht und durch Kuhhaltung da, wo die Milch sehr hoch im Preise steht. In Betreff des Verhältnisses zur hochfeinen Schafzucht verdient indeß hier noch bemerkt zu werden, daß, da diese im Allgemeinen Schlachtthiere von wenigerem u. schlechterem Fleische liefert, der Werth der Schweine in einer Gegend, wo sie sehr überhand nimmt, um so mehr zu steigen pflegt. Je mehr dagegen in solchen Gegenden große Wirthschaften durch die Haltung feinwolliger Schafe ihre Rechnung finden, um so mehr gewinnen dabei die kleineren Wirthschaften durch die S., verbunden mit einer angemessenen Rindviehhaltung. Wo der Absatz der Milch zu angemessenen Preisen nicht bedeutend ist, wird man die Abgänge der Molkerei, als Buttermilch, saure Milch und Molken, nicht besser als zum Schweinefutter verwenden können, und mit nur wenigen Ausnahmen wird sich die Abgabe dieser Gegenstände an die Schweine besser bezahlen, als wenn sie dem Rindvieh, besonders den melkenden Kühen selbst wieder zu Theil werden. Manche Gegenden Deutschlands, so wie auch andere Länder, haben ihre Wohlhabenheit hauptsächlich durch eine wohlbetriebene S. erlangt, indem sich dort die Fleischer veranlaßt fanden, geräucherte Schweinefleischwaaren und Würste zu liefern, die ein weit verbreiteter Handelsartikel wurden. Zunächst kommt nun in Rücksicht, ob man sich mit der Aufzucht der Schweine selbst befassen, oder ob man junge Schweine zur Mast kaufen soll. Viele Landwirthe sind der Meinung, daß ersteres durchaus nicht lohnend sey, daß man vielmehr besser thue, junge Schweine zu kaufen und diese aufzuziehen. Diese Ansicht ist so vorherrschend, daß in vielen Gegenden Deutschlands große Heerden von jungen Schweinen gebracht werden, aus denen das zur Haltung nöthige Vieh gekauft wird. Indeß kann nicht bestritten werden, daß dies Verfahren in größeren Wirthschaften nur unter wenigen Verhältnissen zu rechtfertigen ist. Berücksichtigt man, daß die Schweinehändler, welche junge Schweine aus entfernten Gegenden in viele Theile Deutschlands bringen, ungeachtet des weiten Transportes und des theuren Futters dennoch vom Verkauf derselben einen ansehnlichen Gewinn haben, so ist nicht zu bezweifeln, daß sich durch die Aufzucht und den Verkauf junger Schweine ein ansehnlicher Gewinn für den Landwirth herausstellen muß, und zwar ein ansehnlicherer durch die Zucht und den Verkauf der Ferkel, als durch die Mastung solcher erkaufter junger Schweine. Dies ist unterrichteten Landwirthen auch hinlänglich bekannt, und da eine gute Zuchtsau in 2 Jahren 5mal Ferkel bringen kann, so ist es nicht selten, daß eine solche einen Ertrag von 50 Thlr. jährlich abgeworfen hat, der durch die Verwerthung des gegebenen Futters von keiner andern Viehart, ganz besondere Umstände ausgenommen, gewonnen werden kann. Es kommt hierbei aber sehr darauf an, welche Art von Schweinen man zur Zucht hat, indem von einer schlechten Art auch die jungen Schweine schlecht bezahlt werden, und eine gute Zuchtsau nicht mehr Futter braucht, als eine schlechte. Doch werden auch von jenen Schweinehändlern eine Menge schlechter Schweine zum Verkauf gebracht, weßhalb denn in Deutschland die Klage über Verschlechterung des Schweinefleisches so allgemein ist. Das Fleisch hat nicht mehr die gehörige Festigkeit, Schmackhaftigkeit und Dauer, sondern es ist nach dem Kochen und Braten auffallend weichlich, oft schmierig, ganz unschmackhaft und von gar keiner Dauer. Dieser letzte Umstand zeigt sich besonders, wenn dasselbe zum Einsalzen oder Räuchern verwendet wird. Selbst in scheinbar noch gutem Zustande zeigt es sodann, nebst der oben bemerkten weichlichen und schmierigen Beschaffenheit, auf dem Schnitt schillernde Farben und geht sehr schnell in Verderbniß über. Diese Verschlechterung hat zwar zum Theil ihren Grund in der Fütterung mit Branntweinschlempe, zum Theil jedoch auch in der Art der Schweine, indem das Fleisch solcher Thiere, welche von guter Art sind, wenn sie auch noch so stark mit jenem Futter gefüttert werden, zwar nicht so körnig, als das von Thieren, welche anderes Futter erhalten, aber doch nicht von der angegebenen schlechten Beschaffenheit wird. Wer sich daher mit der Aufzucht der Schweine befassen will, der muß auch ganz besonders auf eine gute Art Bedacht nehmen, und er wird dann in den meisten Fällen den höchsten Ertrag erreichen, wenn er die Jungen als Saugthiere verkauft, mehr Mutterschweine hält, sich aber nicht mit der Aufzucht befaßt, wenigstens nicht in größerer Masse, als daß die den Schweinen zu Theil werdenden Abgänge zur Fütterung hinreichen. Nur in solchen Gegenden, wo der Absatz des Getreides erschwert ist und dasselbe niedrig im Preise steht, kann es angemessen seyn, die Schweine bis zu einer gewissen Größe heranwachsen zu lassen, weil sie nur, in entferntere Gegenden transportirt und da verkauft, einen höheren Ertrag einbringen. Uebrigens kann auch die Aufzucht der Schweine immer nur mehr Sache größerer Wirthschaften seyn, wo mehre Zuchtsauen und für diese die zur Begattung erforderlichen männlichen Schweine gehalten werden können, und wo überhaupt ein besonderes Personal zur Wartung und Fütterung dieser Thiere gehalten werden kann. In kleinen Wirthschaften ist die Aufzucht der Schweine weit kostspieliger, weil dergleichen Wirthschaften mehre gemästete Schweine jährlich brauchen, mithin also schon durch diese die Abgänge größtentheils konsumirt werden, zu ein Paar Mutterschweinen aber ein männliches Schwein nicht gehalten werden kann, da der Futteraufwand im Verhältniß zu dem zu erwartenden Gewinn zu groß ist; da-

her müssen in solchen Fällen die Mutterschweine auswärts zur Begattung zum männlichen Schwein gebracht werden, wo dann niemals auf eine gute Art mit Sicherheit zu rechnen ist, indem der Besitzer eines männlichen Samenschweins weniger auf eine gute Art, als auf möglichst viel Sprunggeld Rücksicht nimmt. Man findet daher auch in der Regel, daß nur da die S. einen größeren Grad von Vollkommenheit erreicht, wo sie auf größeren Gütern mit der erforderlichen Aufmerksamkeit betrieben werden kann. Ist einmal in einer größeren Wirthschaft eine anerkannt gute Art von Schweinen vorhanden, so darf man um den Absatz der jungen Schweine nicht besorgt seyn, da diese vielmehr gesucht und gut bezahlt werden und eine sehr bedeutende Vermehrung der S., wenigstens in dem größten Theile Deutschlands, dazu gehört, um die Einfuhr fremder Schweine entbehrlich zu machen. In großen Wirthschaften kann man übrigens die Aufzucht mit der Mast sehr gut vereinigen, man ist sogar dazu genöthigt, wenn man Brauerei, Brennerei, Stärke- und Runkelrübenzuckerfabriken &c. in größerer Ausdehnung besitzt, wo es eine Menge Abgänge gibt, die besonders zur Mast der Schweine geeignet sind. Wer sich hier auf den Einkauf zugetriebener Schweine verlassen will, hat einen doppelten Nachtheil. Er bedarf nämlich zu diesem Einkauf eines bedeutenden Betriebskapitals, welches er, wenn er eigne Aufzucht hat, entbehren kann; die Selbstproduktion aber, mit Ersparung von Betriebskapital, ist eine zu wichtige Sache, als daß deren Vorzüge nicht unbestreitbar anerkannt wären. Hierzu kommt, daß durch den Kauf verschiedenartiger Thiere von Zutreibern oder aus verschiedenen Wirthschaften eine Vermischung von den verschiedenartigsten Eigenschaften erfolgt, welche bei einer gleichmäßigen Fütterung und Wartung die verschiedenartigsten Resultate gewährt, indem das eine Thier ungewöhnlich zurückbleibt, das andere einen schmierigen Speck, ein geringes, aufgeschwämmtes Fleisch gibt, ein noch anderes aber schon durch eine verfehlte Haltung in der Jugend den Keim zu Krankheiten in sich trägt. Diese heterogenen Thiere gewähren keinen richtigen Ueberschlag, wie sich das verwendete Futter bezahle, da man die Eigenschaften eines zur Mast tauglichen Schweins weniger als bei andern Thieren zu beurtheilen vermag. Alle diese Nachtheile werden aber vermieden, und es wird ein um so größerer Gewinn erzielt, sofern man sich die zur Mast erforderlichen Schweine selbst erzieht und hierzu eine gute Art wählt.

Ueber Abstammung des zahmen Schweines und die verschiedenen Racen s. Sus.

Wahl der Schweine zur Zucht und Benennung der einzelnen Thiere nach ihren Eigenschaften. Wenn bei der Zucht des Rindviehes und besonders der Schafe die Vererbungsfähigkeit und der Begriff Race in bestimmter schätzenswerther Eigenschaft hervortreten und einen entschiedenen Einfluß auf die Nachkommenschaft haben, so ist dies bei der S. weit weniger der Fall. Das Schwein scheint als einheimisches Thier, obwohl unter verschiedenartigen Verhältnissen erzeugt, auch dann, wenn es in andere Verhältnisse versetzt wird, seine Eigenschaften zwar fortzupflanzen, aber nicht in der Art, wie andere Hausthiere, vielmehr scheint es durch Haltung, besonders durch Fütterung, einen anderen Charakter anzunehmen. Je besser die Fütterung ist, während die Haltung in einem mehr beschränkten u. warmen Raume, verbunden mit möglichster Bequemlichkeit Statt findet, desto mehr bekommen die Thiere in der Nachkommenschaft diejenigen Eigenschaften, welche sie zu Mast- und Schlachtthieren qualificiren. Werden aber die Schweine knapp gefüttert, haben sie eine Lebensweise auf der Weide, welche der der wilden Schweine mehr ähnlich ist, so kommen sie von den angenommenen Eigenschaften immer mehr zurück und nähern sich in Beziehung auf diese dem wilden Schwein, welches sich in den verschiedenen Gegenden, wo es sich findet, ziemlich gleich ist. Sie sind dann weniger mastfähig, erzeugen nicht so viel Speck und sind auch in der Fortpflanzung nicht so fruchtbar. Die durch Kreuzung von Schweinen verschiedener Racen erfolgte Nachkommenschaft ist nicht solchen Rückschlägen unterworfen, als die bei Kreuzung anderer Thiere, wenn nur Nahrung und Haltung sich möglichst gleich bleiben. Daß aber jede Race durch die richtige Auswahl von Zuchtthieren verbessert werden kann, unterliegt keinem Zweifel, obschon man in dieser Hinsicht auf die Schweine weniger Aufmerksamkeit verwendet hat, als auf andere Thiere, und die zur Fortpflanzung vorzüglich geeigneten Eigenschaften der weiblichen u. männlichen Schweine nicht so genau bestimmt und erforscht sind, als besonders bei den Schafen u. bei dem Rindvieh. In dieser Beziehung stehen unfehlbar die englischen Viehzüchter obenan, denn sie haben durch geeignete Auswahl der Thiere bei der Paarung auch bei den Schweinen ganz besondere Formen hervorgebracht, und es möchte wohl die Behauptung gelten, daß man es in dieser Beziehung bei den Schweinen weiter bringen könne, als bei andern Thieren. So viel sich nun aus allen bisherigen Beobachtungen ergeben hat, sind die schätzenswerthesten Eigenschaften der Schweine, vorzüglich in Betreff der Erzeugung von möglichst viel Speck und Fleisch, folgende: ein gestreckter Leib, ein hängender Bauch, ein nicht zu sehr gewölbter Rücken, ein starkes Hintertheil, hängende, mehr große Ohren u. ein nicht zu großer Kopf. Kurze Schweine mit einem sehr gewölbten Rücken, mit einem unverhältnißmäßig großen Kopfe bezahlen durch Ansatz von Fleisch und Fett das Futter nur gering, bedürfen dessen eben so viel, als andere Thiere, und geben noch außerdem ein weniger schmackhaftes Fleisch. Werden die Schweine nur auf dem Stalle gefüttert, so liebt man es an ihnen nicht, wenn sie einen langen Rüssel haben; werden sie aber auf die Weide getrieben und müssen sich da ihre Nahrung größtentheils durch Wühlen suchen, so ist es besser, wenn sie langrüsselig sind. Hochbeinige Schweine sind gewöhnlich nicht so mastfähig, als kurzbeinige, doch kommt es dabei auf die Länge des Körpers an; meistens wird man finden, daß hochbeinige

Schweine ein schwächeres Hintertheil haben und daher geringere Schinken liefern. In Gebirgsgegenden, wo die Schweine über steile Anhöhen zur Weide müssen, so wie bei Sumpfweiden ist jedoch eine verhältnißmäßige Hochbeinigkeit der Schweine wünschenswerth, und sind die Weiden von der Art, daß sie reichliches Futter gewähren, so werden auch gute Schlachtthiere erzeugt; indessen erlangen die Schinken nicht die Größe, wie bei andern Schweinen, und sind mit weit zäheren Sehnen durchflochten. Was die Farbe anlangt, so nimmt man an, daß die Schweine mit weißen Haaren u. einer weißen Haut meist mastfähiger sind, besonders mehr Speck ansetzen, als die mit dunklen Haaren, und daß sie ein feineres und schmackhafteres Fleisch liefern; was jedoch das letztere betrifft, so findet man häufig das beste Speisefleisch von dunkelfarbigen Schweinen, indem dieses weniger mit Fett durchwachsen ist, und zu große Mastfähigkeit der Thiere nicht selten den Einfluß hat, daß das Fleisch weichlich wird. Härte und Stärke der Borsten sind gewöhnlich ein Zeichen eines grobfaserigen, wenig schmackhaften Fleisches und einer geringeren Mastfähigkeit. Die Form der Thiere ist, in sofern man Aufzucht zum Verkauf betreibt, ein stets zu berücksichtigender Umstand, weil sich sehr Viele aus Gewohnheit oder Ueberzeugung an diese binden, und nur durch die Erfahrung genugsam überzeugt eine andere Meinung annehmen. So ist z. B. das Suffolk-Schwein in seiner Form nicht empfehlend, und es wird sich nur Derjenige zu seiner Anschaffung entschließen, der ein solches Thier geschlachtet hat, wobei er sich überzeugt haben wird, daß die gewonnene Fleischmasse weit größer ist, als er erwartet hatte. Feinknochigkeit ist ein Zeichen der Mastfähigkeit; feinknochige Schweine geben aber auch in der Regel ein besseres und schmackhafteres Fleisch. Man hat Racen, die mit einem geringeren Futter vorlieb nehmen, andere dagegen, die eines besseren Futters bedürfen, ohne dabei von einer gleichen Menge besseren Futters mehr Fleisch zu geben. Bei der Auswahl zur Zucht mag es immer ein Fingerzeig seyn, die größte Aufmerksamkeit auf die Veredlung solcher Racen zu richten, welche an ein geringeres Futter gewöhnt sind, ohne daß sie dabei die andern gewünschten Eigenschaften entbehren. Solche Racen bezahlen die Verwendung besseren Futters am besten u. sichersten. Ein ganz besonders zu berücksichtigender Umstand ist die Schnellwüchsigkeit der Race, in welcher Hinsicht es oft unglaubliche Unterschiede gibt; die schnellwüchsigen Schweine bedürfen aber nicht mehr, wenn auch zum Theil eines etwas bessern Futters, als die langsam wachsenden. Wer in der Veredlung der Schweine Fortschritte machen will, wird weit eher und leichter zu einem Ziel gelangen, als bei andern Thieren, da die Vermehrung der Schweine so bedeutend ist, und sie sehr bald zur Fortpflanzung tauglich sind. Das männliche Schwein wird Eber, Hakſch, Hauer, Baier, Bär 2c. genannt. Es muß von einer fruchtbaren Race, gesund, nach den gewünschten Eigenschaften fehlerfrei seyn. Uebrigens läßt man es vor dem vollendeten ersten Jahre nicht zur Begattung; dann aber kann es 15—20 Sauen begatten. Man kann es zwar, wenn es ein außergewöhnliches Thier ist, bis zum 8. Jahre und länger zur Begattung gebrauchen, thut dies aber gewöhnlich nur so lange, bis es das dritte Jahr erreicht hat, und kastrirt es sodann, weil, wenn es älter wird, sich sein Fleisch zu sehr verschlechtert. Das weibliche S., auch Sau, Range genannt, ist bei der Zucht eine Hauptsache, denn es scheint, daß, während bei andern Thieren das männliche Individuum bei der Nachzucht mehr seine Eigenschaften vererbt, als das weibliche, dies wenigstens bei den Schweinen nicht in gleichem Maße Statt findet, vielmehr hier die Eigenschaften des weiblichen Individuums vorherrschend bleiben. Das weibliche Schwein ist zwar schon mit dem 9. Monate begattungsfähig, man läßt es aber das Jahr vollenden, weil man dann seine Eigenschaften um so besser beurtheilen kann und es zur Zucht um so länger aushält. Hauptsächlich muß das weibliche Zuchtthier sanft seyn, einen den beabsichtigten Zwecken entsprechenden Körperbau und wenigstens 12 Zitzen oder Späne haben, auch gleichartige und viele Junge zur Welt bringen. Viele Säue haben den Fehler, daß sie die Jungen bald nach der Geburt fressen, was, wenn es einmal zur Gewohnheit geworden, ihnen nicht wieder abzugewöhnen ist, daher es am besten bleibt, dergleichen Säue für die Schlachtbank zu bestimmen. Ueberhaupt muß man jedes zur Zucht bestimmte weibliche Schwein, sobald es den beabsichtigten Forderungen nicht entspricht, sogleich zum Schlachten verwenden und durch ein anderes ersetzen, was um so leichter bewerkstelligt werden kann, da die Vermehrung so stark ist und die Tauglichkeit zur Zucht so bald eintritt. Da jedoch die völlige Tauglichkeit der Sau sich erst beim zweiten und dritten Wurfe darthut, so muß man nicht zu voreilig seyn und wenigstens den zweiten Wurf abwarten. Eine gute Sau sucht man so lange als möglich zur Zucht zu behalten, und wird sie gut gehalten, so kann sie dazu bis zum 10., selbst bis zum 15. Jahre dienen. Die jungen Schweine werden, bis sie die 16. Woche erreicht haben, Ferkel genannt. Nach dieser Zeit heißen sie, bis sie 1 Jahr sind, Fasel-Schweine. Diejenigen Schweine, welche nicht zur Zucht bestimmt sind, sucht man dadurch mastfähiger und zur Hervorbringung eines schmackhaften Fleisches geeigneter zu machen, daß man sie kastrirt (s. unten). Das verschnittene männliche Thier heißt Burg, Läufer 2c., das kastrirte weibliche Schwein Sau-Schwein, Nonne.

Zucht der Schweine. Eine gute Zuchtsau kann, da sie 16—18 Wochen trächtig geht, ohne dabei angestrengt zu werden, in einem Jahre zweimal Junge werfen, wird sie gut gehalten, auch in 2 Jahren fünfmal. Bei Schweinen von sehr fruchtbarer Race kann es sogar gerathen seyn, die Sauen so oft zukommen zu lassen, als sich der Begattungstrieb zeigt. Da aber die Ferkel von der Kälte sehr leiden,

so sucht man die Begattung so einzurichten, daß sie nicht in der kältesten Jahreszeit das Werfen der Jungen zur Folge hat, daß diese vielmehr im März und September zur Welt kommen, wo dann die Paarung im Mai und November erfolgt. Hat man die letztere erst einmal auf diese Weise eingerichtet, so kann man auch mit Gewißheit darauf rechnen, daß sich der Begattungstrieb zu dieser Zeit regelmäßig zeigt. Die Ferkel von diesen Würfen werden auch am besten bezahlt, indem die Trächtigkeit in eine Zeit fällt, wo die den Zuchtsauen angemessenste Nahrung in erforderlicher Menge vorhanden ist, und auch die Ferkel selbst angemessen gehalten werden können. Kommen letztere in der heißen Jahreszeit, so leiden sie eben so sehr, als von starker Kälte. Die Zuchtsauen füttere man zwar gut, doch nicht überflüssig, damit sie nicht fett werden; auch gestatte man ihnen während der Trächtigkeit hinlängliche Bewegung und gebe ihnen namentlich die Gelegenheit zum öfteren Baden. Nebstdem gebe man jeder zugekommenen Sau einen Stall für sich und sorge dafür, daß sie in diesem eine reinliche, hinreichende, aber nicht nasse Streu habe. Der Begattungstrieb (das **Brausen**) zeigt sich bei manchen Sauen schon während des Säugens der Ferkel; man kann ihn indessen, sofern man nicht sehr viele Ferkel zu bekommen beabsichtigt, ohne Gefahr vorübergehen lassen. Am häufigsten stellt sich das Brausen 7—9 Wochen nach dem Werfen ein, und dann ist es räthlich, die Sau zur Begattung zuzulassen, obschon man auch in diesem Falle das erste Brausen ohne Gefahr vorübergehen lassen kann. Es zeigt sich nach Verlauf von 7—10 Tagen wieder, nach Verlauf einer gleichen Zeit auch zum dritten Male, wird dann aber schwächer und hört endlich ganz auf, bis es, bei den meisten Racen wenigstens, wieder im Spätherbst eintritt, wenn inzwischen die Sau nicht zu fett geworden ist. Wem also um eine vermehrte Fortzucht zu thun ist, der darf wenigstens das dritte Brausen nicht vorübergehen lassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß entweder die Sau nur einmal im Jahre Ferkel bringt, oder, wenn sie zu fett wird, gar nicht zukommt. Gute Sauen brausen, wenn sie einmal zugekommen sind, nicht wieder; bei manchen geschieht es jedoch 8 Tage nach dem Bespringen noch einmal, wo man sie dann abermals zum Eber bringen muß. Was die Begattung selbst betrifft, so muß man dafür sorgen, daß diese ganz ungestört in möglichster Ruhe erfolgen kann. Es ist daher gerathen, entweder die Sau und den Eber bei genugsamem Futter und Saufen in einen geräumigen Stall zu sperren, oder sie in einem besondern Hofe zusammenkommen zu lassen, wo sie so lange zusammenbleiben, als die Sau den Eber annehmen will. Wenn bei der Sau die Ferkelzeit heranrückt, so bedarf sie ganz besondere Aufsicht; sie muß dann nicht nur eine Zeit lang vorher, sondern auch besonders um diese Zeit mit angemessenem Futter in hinlänglicher Menge versehen werden. Am besten dienen dazu gekochte, mit Wasser und Milch oder Molken zu einem dünnen Brei gerührte Kartoffeln oder Möhren, Krautblätter ꝛc., wozu man etwas Getreideschrot oder Kleien mengt. Von diesem Futter wird den Thieren regelmäßig täglich eine festgesetzte Gabe zu 3 bestimmten Zeiten, früh, Mittags und des Abends, in den Freßtrog geschüttet. Hat die Sau die vorher gegebene Portion nicht ausgefressen, so muß man diese herausnehmen, bevor die neue gegeben wird weil sonst auch diese nicht ausgefressen wird, und das Futter unnöthigerweise verdirbt. Bemerkt man bei den trächtigen Sauen Mangel an Freßlust, so bricht man von dem nährenden Futter ab und mengt dasselbe mit Sauerteig, wonach sich der Appetit bald wieder herstellt, wenn nicht Krankheit vorhanden ist. Ueberhaupt müssen trächtige Sauen vorzüglich nach der zweiten Hälfte der Trächtigkeit mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt werden, indem dieselben auf der einen Seite sich leicht überfressen, auf der andern aber ganz besondern Appetit zeigen. Fressen sie zu viel und werden fett, so kann dies nachtheilige Folge haben; fressen sie aber zu wenig, so muß man ihren Appetit zu befriedigen suchen, weil sie sonst zu kraftlos bleiben und schwächliche Junge zur Welt bringen. Branntweinschlempe ist für trächtige Sauen das unpassendste Futter und hat besonders auf die Nachkommenschaft eine so nachtheilige Wirkung, daß die beste Race bald ausartet. Dann und wann etwas Branntweinschlempe gegeben, um den Appetit zu stillen, bringt jedoch keinen Nachtheil. Das Annähern des Werfens erkennt man an dem Anschwellen der Zitzen, und dann darf man die Schweine auch des Nachts nicht aus den Augen lassen, um zu beobachten, ob nach der Geburt die Reinigung gehörig vor sich geht, und um durch Wegnahme der Nachgeburt zu verhüten, daß sie vom Mutterschwein verzehrt werde, indem dieses dadurch leicht Appetit bekommt, auch die Jungen zu fressen. Indessen auch durch die scharfen Schieferzähne der jungen Ferkel, mit denen sie die Zitzen der Mutter verwunden, kann diese zum Auffressen derselben veranlaßt werden; sobald man daher dergleichen scharfe Schieferzähne bemerkt, müssen sie sogleich mit einer kleinen Zange ausgebrochen werden. Alle angewandten Mittel, den Sauen das Auffressen der Ferkel abzugewöhnen, z. B. das Einstecken von Speck od. Häringen in den Schlund, das Füttern mit gekochtem, heißem Fleische unmittelbar vor dem Werfen ꝛc., haben bisher nichts gefruchtet. Für hinlängliche weiche Streu beim Ferkeln muß gesorgt werden, doch darf diese nicht überflüssig seyn, damit sich die Jungen nicht zu sehr darin verkriechen, da sie sonst leicht erdrückt werden. Höchst fehlerhaft ist es, wenn man mehre Sauen in einem Stalle hält, denn abgesehen davon, daß die Ferkel der Gefahr des Erdrückens mehr ausgesetzt sind, so wird auch die Mutter beim Werfen beunruhigt, und die Ferkel werden noch eher von den andern Sauen, als von der eigenen Mutter gefressen. Gutartige Sauen kann man beim Werfen der Natur und sich selbst überlassen; jede Beihülfe ist überflüssig, und oft wird sie nachtheilig

Während der Säugezeit muß die Sau mit weichem Futter hinlänglich gefüttert werden, und besonders darf es ihr an flüssigem Futter, wozu saure Milch am geeignetsten ist, nicht fehlen. Man läßt die Ferkel gewöhnlich ohne weitere Vorsorge 4 Wochen bei den Müttern und sucht sie in dieser Zeit zu verkaufen; Manche lassen sie jedoch auch 6—7 Wochen saugen. Nach Verlauf von 14 Tagen fangen die Ferkel schon zu fressen an; man gewöhnt sie daran nach und nach am besten dadurch, daß man sie täglich eine Zeit lang von der Mutter trennt, was am leichtesten ausgeführt werden kann, wenn man neben dem Stalle der Mutter noch einen Nebenstall hat, in welchen aus jenem eine Oeffnung geht, groß genug, um den Ferkeln, nicht aber der Mutter einen Durchgang zu gestatten. In diesem Nebenstalle hält man nun stets etwas Futter für die Ferkel bereit, und auf diese Weise gewöhnen sie sich spielend an den Genuß von anderer Nahrung neben der Muttermilch. Man gibt das Futter auf einem besondern, mit Leisten versehenen Futterbret, thut dessen nicht zu viel darauf, nimmt das nicht aufgefressene Futter, sobald man neues gibt, sorgfältig hinweg und fegt das Futterbret rein. Das geeignetste Futter für die Ferkel sind saure Milch und Getreidekörner, besonders Gerste. Sobald sie weniger Muttermilch erhalten, muß man ihnen Zulage an Gerstenfutter geben und diese vermehren, wenn sie ganz entwöhnt werden, was jedoch niemals plötzlich, sondern nur nach und nach erfolgen muß. Nach dem Abgewöhnen bedürfen die Ferkel ganz besonders guter Pflege und gutes Futter. Werden sie da vernachlässigt, seyen es in der Fütterung, oder in der Reinlichkeit, so hilft alles spätere bessere Füttern nichts; sie verkrüppeln oder sterben bei nachfolgender nasser Witterung oder Kälte. Schrot- u. Mehltrank ist den Ferkeln nicht zuträglich, indem sie davon leicht Verstopfungen bekommen, die ihnen bisweilen tödtlich werden. Trockenes und reinliches Lager ist ein Haupterforderniß, welches durch das beste Futter nicht ersetzt wird. Wenn die Ferkel 3 Monate alt geworden u. durch Körnerfutter in gutes Gedeihen und zum Wachsen gebracht sind, so kann man anfangen, das Körnerfutter einzuschränken und ein geringeres an dessen Stelle zu setzen, ohne jedoch das Mehlfutter ganz zu entziehen. Gekochte Kartoffeln, Biertrabern treten jetzt an die Stelle der Körner. Spreu von Leinsamen und Getreide, mit Ausnahme der Gerste, wird im Winter, Unkräuter aus dem Garten und grüne Pflanzen mancherlei Art werden im Sommer zur wohlfeilen Ernährung der jungen Schweine zu Hülfe genommen. Sind die Schweine 6—8 Monate alt, so kann man sie im Sommer ganz ohne mehlige Substanzen erhalten, wenn man ihnen nur saftige, schwammige Pflanzen, z. B. Gartenmelde, Salat, grünen Klee 2c., zur völligen Sättigung reicht. Im Winter gibt man ihnen Kartoffeln, Möhren 2c., am besten gekocht und mit Spreu zusammengebrüht. Nach Verlauf dieses Alters können die jungen Schweine auch ohne Nachtheil mit Branntweinschlempe gefüttert werden. Obschon eine Sau häufig weit mehr Junge wirft, so kann man doch nur durchschnittlich auf das Aufkommen von 6—8 dergleichen rechnen, je nachdem die Race weichlicher oder härter ist.

Kastriren der jungen Schweine. Es ist dies eine Operation, von deren Gelingen der Ertrag der Zucht hauptsächlich abhängt, da die meisten Schweine zum Schlachten gelangen und nur der bei Weitem geringere Theil, im Allgemeinen wohl kaum der sechste, zur Zucht verbleibt. Das Kastriren selbst geschieht durch die in jeder Gegend vorhandenen Schweineschneider, und es ist nöthig, sich an einen Mann von Ruf in dieser Hinsicht zu wenden. Wo Landthierärzte vorhanden sind, besorgen es auch diese, und da sie bei vorfallenden bösen Wunden mit den erforderlichen Heilmitteln besser bekannt sind, so ist es überhaupt am gerathensten, sich an diese zu wenden. Man kastrirt die jungen Schweine entweder in der Zeit, wo sie noch saugen, oder auch später; in letzterm Falle muß es jedoch vor dem 6. Monate geschehen, wenn die Gefahr vor Verlust nicht zu groß werden soll. Es ist auf Erfahrung gegründet, daß ein zu zeitiges Kastriren schwächliche Thiere zur Folge hat, die niemals sehr fett werden und, da sie hochbeinig bleiben, niemals ganz vollkommene Schinken geben. In Betreff der Zeit, wenn das Kastriren vorgenommen werden soll, kommt zunächst in Betracht, daß die Thiere, die sich schon durch das Fressen erkräftigen können, diese Operation weit besser überstehen und dadurch weniger zurückbleiben, als solche, die hinsichtlich der Nahrung nur noch auf die Muttermilch hingewiesen sind; letztere bleiben in Folge des Kastrirens weit mehr zurück und können selbst durch späteres reichliches Futter nicht wieder gehörig vorwärts gebracht werden. Ferner ist die Witterung zu berücksichtigen, indem bei zu strenger Kälte und bei zu großer Hitze die Thiere durch das Kastriren mehr angegriffen werden, die Wunde schwerer heilt und bei der Wärme sich in derselben Brand u. Maden einfinden. Der Absatz der jungen Schweine hat auf das Kastriren derselben ebenfalls einen besondern Einfluß. In mancher Gegend werden z. B. die jungen Schweine sehr gesucht und selbst dann, wenn sie noch ganz jung sind, gut bezahlt; in diesem Falle wird der Züchter immer besser thun, sie möglichst jung kastrirt zu verkaufen, weil die Thiere doch immer bis wenigstens zum 4. Monate eines besonders guten Futters bedürfen, welches in keinem Verhältnisse zu dem durch den spätern Verkauf erlangten höheren Preise steht. Nun werfen die Sauen aber jährlich 2mal, und es ist in Beziehung auf das Kastriren zu berücksichtigen, ob der Frühjahrs- oder der Herbstwurf einen bessern Absatz findet, was übrigens sehr verschieden ist, indem in der einen Gegend der Sommer, in der andern der Winter mehr Futter für die Schweine darbietet. Hierbei ist hauptsächlich die ärmere Klasse, welche nur ein Schwein für die Haushaltung mästen kann, zu berücksichtigen, da diese immer der Hauptabnehmer der jungen Schweine

bleibt. Hiernach kann in der einen Gegend die zeitige Kastrirung im Frühjahre, in einer andern im Herbst dienlicher seyn. Wo die Zucht mit der Mastung verbunden ist, wird man immer am besten fahren, die Kastration dann vorzunehmen, wenn die jungen Thiere bereits ordentlich fressen können. Sind sie einmal so weit, so gibt man ihnen vor dem Kastriren ein mäßiges und kein blähendes Futter, am besten einen dünnen Trank von saurer Milch und Leinkuchen; ein Gleiches thut man einige Zeit nachher. Nach der Operation läßt man sie bei guter u. trockener Streu so lange ruhig im Stalle, bis sie ausgeheilt sind (vergl. Kastration der Thiere).

Haltung der Schweine. Man pflegt gewöhnlich das Schwein für eins der unreinlichsten Thiere zu halten, und weil dasselbe in Ermangelung von reinem Wasser jeden schmutzigen, schlammigen Ort aufsucht und sich darein legt, so glauben Viele, daß eine schmutzige Haltung dem Schwein nicht nur nicht schade, sondern vielmehr dienlich sey, sperren es daher in feuchte Stallungen, wo der Mist sich in großen Massen anhäuft, u. halten jede Reinlichkeit beim Füttern für überflüssig, woher dann namentlich auch die Gefäße, in denen das Futter verabreicht wird, ein Ekel erregendes Ansehen haben. Die Erfahrung lehrt indeß gerade das Gegentheil, indem das Schwein eben so reinlich gehalten seyn will, als nur irgend ein anderes Thier. Wo die Schweine ordentlich und reinlich gehalten werden, findet bei den jungen wie bei den alten nur wenig Abgang Statt; die Thiere erreichen ein hohes Alter und halten sich immer gut. Wo dies indeß nicht der Fall ist, gehen besonders sehr viel Junge drauf; die Thiere erreichen kein hohes Alter und halten sich selbst bei gutem Futter schlecht. Kein Thier ist bei Krankheiten so weichlich, als das Schwein, bei dem jede Krankheit stets gefährlich ist; keines kommt nebstdem bei schlechter Haltung von einem guten Zustande so schnell herab. Obschon das Schwein wegen einer starken innern Wärme es sehr liebt, sich in feuchten Erdboden oder Schlamm einzuwühlen, so ist ihm doch eine feuchte Haltung im Stall durchaus nachtheilig, es verlangt vielmehr, nachdem es sich abgekühlt hat, eine trockene und weiche Streu; und wenngleich es in Ermangelung anderer Gelegenheit sich in faulem und stinkendem Schlamme wälzt, so ist ihm dies doch keineswegs dienlich, und nur das äußerste Bedürfniß treibt es dazu. Kann man eine Schwemme von reinem Wasser für die Schweine anlegen, so ist ihnen dies um so dienlicher; die Schweine schwimmen nicht nur gut und gern, sondern verhalten sich auch lange im seichten Wasser, wo sie dasselbe bald tiefer, bald flacher haben können. Kann man ihnen kein Wasser zum Schwemmen und Baden verschaffen, so sucht man einen schattigen Platz aus und erhält bei Trockenheit den Boden auf diesem durch Begießen feucht. Hier wühlen sich die Schweine ein und kühlen sich ab, ohne sich sehr zu verunreinigen, da der hängenbleibende feuchte Erdboden bald abfällt. Das Schwein verträgt einen ziemlichen Grad von Kälte, aber keine große Hitze; man muß es daher im Sommer kühl und im Winter mäßig warm halten. So sehr auch andern Thieren das Licht zuträglich ist, so liebt das Schwein dagegen, wenn auch keinen finstern, doch einen mehr dunkeln Aufenthalt; es kommt hierin mit dem wilden Schwein überein, welches am Tage die schattigsten Partien im Walde aufsucht und nur des Nachts auf die Felder ausbricht. Endlich ist Ruhe ein Hauptbedürfniß für das Gedeihen des Schweins. Viel Geräusch um dasselbe, so wie das Hämmern, Pochen rc. in seiner Nachbarschaft, wodurch sein Aufenthaltsort erschüttert wird, ist seinem Gedeihen nicht förderlich. Hat sich das Schwein satt gefressen und an einem dunkeln Orte eine weiche Streu, so verbleibt es gern in einer durch nichts gestörten Ruhe.

Ernährung der Schweine. Dieselbe läßt sich im Allgemeinen in die auf dem Stalle und in die auf der Weide eintheilen. Jene zerfällt wieder in die im Winter und die im Sommer. — A) Fütterung der Schweine auf dem Stalle. Obschon das Schwein hauptsächlich auf die Abgänge hingewiesen ist, die andern Hausthieren entweder nicht so gedeihlich sind oder von solchen nicht gefressen werden, so ist doch auf der andern Seite die S. in vielen Verhältnissen zu einträglich, als daß sie nur auf diejenige Zahl von Schweinen beschränkt werden dürfte, welche von jenen Abgängen erhalten werden kann; die Schweine bedürfen daher dann auch noch anderweitiges Futter, das allerdings auch noch andern Hausthieren dienlich ist. Im Winter gibt es nur wenig Abgänge, und die vorhandenen sind von solcher Beschaffenheit, daß sie auch dem Rindvieh und den Schafen dienlich sind; gleichwohl bedürfen aber da die Schweine einer hinlänglichen und hinreichend kräftigen Nahrung, um Nutzen zu gewähren. Es kommt nun also hauptsächlich darauf an, den Schweinen das nach dem Zweck der Aufzucht oder Mastung geeignete Futter zu verabreichen. Hinsichtlich der Hauptgattungen des Schweinefutters ist zu bemerken: Das Küchenspülicht ist in Beziehung auf Nahrhaftigkeit sehr verschieden, nährender z. B. aus der Küche der Wohlhabenden, als aus den Haushaltungen Armer. Im Ganzen kann es als ein guter, nährender, besonders Sauen, jungen und Fasel-Schweinen dienlicher Trank betrachtet werden, der aber auf Fett und Fleisch nur eine sehr geringe Wirkung hat und dabei anderes konsistentes Futter nicht entbehrlich macht. Nur aus den luxuriösen Haushaltungen der Reichen ist das Küchenspülicht nebst andern Abgängen von der Art, daß davon die Schweine gemästet werden können, indem sich in demselben Abgänge von Fleisch, geringere Gemüse, Brodkrusten rc. in größerer Menge befinden. Die saure Milch wird in manchen Gegenden an die Kühe verfüttert, deren Milchnutzung sie allerdings befördert; in der Regel aber wird sie nicht besser als für die Schweine verwendet werden können, indem ein starker Absatz an Molkereiprodukten eine bevölkerte Gegend voraussetzt, und in einer solchen auch Schweinefleisch und Wurst einen starken

Absatz finden, daher die Schweine gesuchter sind und besser bezahlt werden. Am nutzbarsten wird die saure Milch an junge Schweine nach dem Absetzen verwendet, indem sie eine leicht verdauliche und nährende Nahrung darbietet, welche das Wachsthum der jungen Thiere sehr befördert. Nächstdem ist sie Zuchtsauen, besonders eine Zeit lang vor dem Werfen und so lange sie säugen, zuträglich. Andern Schweinen bekommt sie zwar nicht minder gut; aber wo die Haltung der Schweine in größerer Ausdehnung Statt findet, kann sie denselben nicht in erforderlicher Menge gegeben werden, man betrachtet sie vielmehr für diese nur als ein den Appetit reizendes und stärkendes Beifutter. Die Milch wirkt übrigens mehr auf Fleisch-, als auf Fett- und Speckansatz, selbst wenn sie in erforderlicher Menge gegeben wird; allein diejenigen Thiere, welche damit gefüttert werden, geben ein derberes, zarteres u. schmackhafteres Fleisch. Die Molken sind durch den darin verbleibenden Zuckerstoff zwar noch nährend und geben den Schweinen ein sehr angenehmes und kühlendes Futter, enthalten indeß, da die Käsetheile von ihnen abgeschieden sind, weniger Nahrungstheile als die Milch, sind wie diese zu verwenden und haben auf Schmackhaftigkeit des Fleisches einen bedeutenden Einfluß. Die Oelkuchen, besonders die von Leinsamen, sind ein brauchbares Futter für junge Schweine, vorzüglich aber für die Sauen vor dem Werfen und während des Säugens, so wie auch für die Eber während der Sprungzeit. Sie wirken hauptsächlich auf Wachsthum und Fleischansatz und werden am besten gepulvert dem Getränke, so wie auch anderm Futter beigemengt. Werden sie dagegen an Schlachtthiere in großer Menge gefüttert, so erhält das Fleisch einen Beigeschmack, und Speck und Fett werden nicht körnig. Man gibt sie daher Schlachtthieren nur in der ersten Zeit der Mast. Getreideabgänge bestehen aus den abgedroschenen Aehren, aus Spreu, dem Abgang von Unkrautsämereien und den geringen, leichten Körnern. Sie sind in dem Verhältnisse nahrhaft, als sie mehr nährende Mehltheile enthalten. Die Spreu gibt den Schweinen mehr Sättigungs- als Nahrungsmasse; sie wird daher für anderes Vieh besser angewendet und muß mit anderem nahrhaftem Futter zusammengekocht werden, um nach Maßgabe dieses ein zur Füllung des Bauches wirksames und zur Erhaltung magerer Schweine dienendes Futter zu gewähren. Für Mastthiere ist dieses Futtermittel entbehrlich. Die abgedroschenen Aehren werden am besten gebrühet, die geringen Körner geschroten; die Unkrautsämereien aber müssen, damit sie die Keimkraft verlieren und weil sie sonst von den Schweinen unverdaut fortgehen, gekocht werden. Kartoffeln sind das hauptsächlichste Futter für die Schweine und sowohl in ökonomischer Hinsicht, als hinsichtlich ihrer Nahrhaftigkeit das empfehlenswertheste. Schweine, die damit gefüttert werden, geben ein zartes, schmackhaftes Fleisch und setzen auch verhältnißmäßig Fleisch und Fett an, obgleich die eigentliche Speckmast nicht zu der gewünschten Vollkommenheit gedeihet und der Speck nicht den Kern bekommt, wenn nicht die Mast mit Getreide vollendet wird. Am gedeihlichsten sind die Kartoffeln gekocht oder gedämpft, da die Fütterung mit rohen Kartoffeln den Schweinen nicht so gut bekommt, sie dieselben auch mit der Zeit verschmähen. Die Kartoffeln sind übrigens sehr verschiedenartig; je mehr sie Mehlgehalt haben, desto besseres Futter sind sie, um so schlechteres aber, je wässeriger sie sind. Kartoffeln, die nur 15—18 Procent feste Masse enthalten, werden als Futter nur eine geringe Wirkung hervorbringen, wenn nicht konsistentes kräftiges Futter beigemengt wird. Es ist daher sehr unwirthschaftlich, schlechte Kartoffeln zu Futter für die Schweine zu bauen, zumal hinlänglich bessere Sorten vorhanden sind, welche einen guten Ertrag geben und 26 und mehr Procent feste Masse besitzen. Die Möhren stehen hinsichtlich der Ernährung der Schweine den Kartoffeln nicht nach, müssen aber ebenfalls in gekochtem Zustande und mit konsistenteren Nahrungsmitteln vermischt, verfüttert werden. Die Runkel- und Wasserrüben können nur als Beimischung zu trockenem Futter und zur magern Aufzucht der Thiere als dienlich angesehen werden, während sie für sich allein zum Fleisch- und Fettansatz zu wässerig sind. Die Kohlrüben haben einen bedeutend höhern Werth und stehen den Kartoffeln am nächsten. Die Branntweinschlempe von Getreide hat einen größern Werth, ist jedoch nicht geeignet, eine ganz vollständige Mast hervorzubringen; jene von Kartoffeln hat dagegen einen ganz untergeordneten Werth und ist nur als Beifutter für junge Schweine zu benutzen. Allein selbst die in der Jugend mit Kartoffel-Branntweinschlempe gefütterten Schweine mästen sich im späteren Alter schlechter und geben ein weniger schmackhaftes Fleisch und einen schmierigen Speck. Zu starke Fütterung der Schweine mit Branntweinschlempe hat in vielen Gegenden Deutschlands die S. ungemein verschlechtert. Die Biertrabern sind ein weit bessres und angemessneres Futter und passen für alte und junge Thiere, obschon sie nicht geeignet sind, eine ganz vollständige Mast zu bewerkstelligen. Eicheln und Buchecker sind bekanntlich ein gutes Futter für Schweine, doch geben die letzteren ein weiches und leicht flüssig werdendes Fett und einen wenig derben Speck. Die Getreidefrüchte sind allerdings das nahrhafteste Futter für die Schweine; wenn man aber berücksichtigt, daß ein mit Kartoffeln angebauter Morgen Feld eben so viel Nahrungsfutter für die Schweine gibt, als 3—4 Morgen mit Getreide angebaut, so sind sie allerdings auch das kostbarste Futter. In gedeihlicher und hinreichender Anwendung bewirken sie eine schnelle und vollständige Entwickelung einer bedeutenden Körpergröße, mit Ansatz von Fleisch und Fett verbunden; beide letztere werden zugleich kernig und wohlschmeckend, fallen ins Gewicht und haben daher im Ganzen den Vorzug vor den durch die vorher genannten Futtermittel erzeugten Fleischprodukten der Schweine. Wei-

zen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Buchweizen 2c. liefern ein zarteres, schmackhafteres, kerniges Fleisch und besseren Speck, als die Hülsenfrüchte, wogegen die Fütterung mit letzteren einen größeren Umfang in der Masse, mithin ein preiswürdigeres Ansehen der Schlachtthiere für den Fleischer zur Folge hat. Am gedeihlichsten ist das Körnerfutter im gekochten oder gequellten Zustande; indessen sind auch getrocknete Körner vortrefflich, besonders für junge Thiere. Für erwachsene Schweine ist es zuträglich, die Körner schroten und zu Trank eingerührt zu verabreichen, in sofern das Quellen und Kochen nicht wohlfeiler ist. An manchen Orten, namentlich in Paris, hat man neuerdings mit gutem Erfolge angefangen, das Fleisch todter Thiere, besonders der Pferde, zum Mästen der Schweine zu benutzen, und zwar theils roh, theils mit Dampf gekocht. Die Thiere werden sehr schnell fett davon und leiden nicht hinsichtlich der Gesundheit. Was die Quantität des Futters betrifft, so müssen wie die andern Thiere auch die Schweine in dem dargereichten Futter hinlängliche Sättigung und erforderlichen Nahrungsgehalt finden. In magerem Zustande fressen sie von geringerem Futter mehr, als im Zustande des Fettwerdens von dem ihnen zur Mast gegebenen nahrhaftern Futter, indem der magere Körper mehr Raum hat, Fleisch und Fett anzusetzen, als der schon in seinen Muskeln mit Fleisch und Fett gefüllte, und weil das magere Futter leichter zu verdauen ist und in seiner größern Masse nicht mehr Nahrungsstoff darbietet, als Getreidekörner und anderes koncentrirtes Futter in einem kleinern Volumen. Uebrigens entscheidet das Alter hauptsächlich über die Futtermenge. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß jedes Thier täglich des Morgens, Mittags und Abends eine solche Menge Futter erhalten muß, daß es nicht mehr fressen mag. Bleibt von dem letzten Futter einer Mahlzeit etwas übrig, so muß weniger gegeben werden; auch ist das verbliebene Futter sorgfältig wegzuschaffen und das Futtergefäß zu reinigen, wenn das neue Futter nicht verekelt werden soll. In vielen Wirthschaften ist es gebräuchlich, den Schweinen nur zwei Male täglich Futter zu geben; besser ist es jedoch, dies drei Male zu thun. Hat man hiernach einen Maßstab für die zu ertheilende Futtermenge im Allgemeinen, so ist es doch auch immer wichtig, zu wissen, wie groß dieses Futterquantum im Besondern seyn müsse, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Das Futter wird den Schweinen im verdünnten Zustande gegeben, und hiervon braucht dann ein Schwein von mittlerer Größe, wenn es ein Jahr alt ist, täglich 12—16 preuß. Quart; ein Fasel-Schwein wird vom 5. bis 12. Monat seines Alters in der Regel 2 Drittel dieses Quantums bedürfen. Wen man hierbei den Fasel-Schweinen von mittlerer Race täglich im Durchschnitt 2 Quart saure Milch, ½ Pfund Kleie, 2 Pfd. Kartoffeln und 1 Pfd. Schrot gibt und diese Gesammtmasse durch Zusatz von Wasser, Spülicht 2c. zu oben gedachter flüssiger Futtermenge verdünnt, so werden sie sichtlich emporwachsen und sich kräftig halten. Es versteht sich jedoch von selbst, daß im Anfange nach dem 5. Monate weniger, später mehr Futter gegeben werden muß, so daß die oben erwähnte Futtermasse nur als Durchschnittsquantum vom Anfange der S. bis zur Vollendung des 12. Monats anzusehen ist. Wenn ein 1 Jahr altes Schwein täglich 3 Quart Milch, ½ Pfd. Kleie, 12 Pfd. Kartoffeln und 1½ Pfd. Schrot erhält und dieses zu 12—16 Quart flüssigem Futter verdünnt wird, so ist dies ein so reichliches Futter, daß das Schwein bei einer Zulage von 3—4 Pfd. Schrot in kurzer Zeit vollständig fett seyn wird. Kleinere Racen brauchen weniger, größere mehr Futter.

Zubereitung und Verabreichung des Futters. Im Allgemeinen ist den Schweinen das kalte Futter das angemessenste, indem sie im wilden Zustande kein anderes haben; indessen beruht es auf Erfahrung, daß ihnen im Winter lauwarmes Futter dienlicher ist. Nur bedarf es großer Vorsorge, daß das Futter nicht mehr als lauwarm ist, weil es außerdem den Schweinen nachtheilig und sofern es heiß ist, tödtlich wird. Viele halten es der Verdauung und völligen Ausnutzung von mehlhaltigem Futter sehr förderlich, wenn solches in eine kurze, nicht zu sehr in Gährung übergehende Säure versetzt wird. Man kann dies ohne große Schwierigkeiten veranstalten, wenn man die Kartoffeln, gekocht und gequetscht, nebst dem Schrot mit kaltem Wasser in einen etwas dickflüssigen Brei verwandelt und dann etwas in Wasser aufgelösten Sauerteig dazu rührt. Sobald die Masse in der Gährung zu steigen aufhört und sich zum Fallen neigt, kann man sie schon füttern. Eine solche Gährung löst alle Nahrungstheile des Futters auf, macht dieses schmackhafter, und so gewinnt es jedenfalls an Nahrhaftigkeit, trägt aber auch zur Vermehrung des Appetits wesentlich bei. Wird nicht das ganze Futter, sondern nur ein Theil desselben gesäuert, so ist dies allerdings zuträglich, während die Verabreichung von nur gesäuertem Futter zur Folge hat, daß das Fleisch minder schmackhaft und das Fett weniger kernig wird. Viele verwandeln das ganze Futter mit Zusatz von Milch, Molken und Wasser in eine flüssige Masse, wogegen Andere das Futter theils konsistent, theils in flüssigem Zustande verabreichen, noch Andere aber es so geben, wie es ist, ohne es durch Zusatz von Flüssigkeit zu verdünnen. In letzterem Falle müssen die Schweine getränkt werden, weil sie ohne ein gewisses Maß von Flüssigkeit nicht bestehen können. Frisches Wasser sollte den Schweinen allerdings nicht fehlen, weil dessen Genuß die Verdauungswerkzeuge stärkt; aber es wird entbehrlich, wenn man nur wenigstens einen Theil des in flüssigen Zustand versetzten Futters kalt verabreicht. Ob man das ganze Futter in flüssigem Zustand in oben angegebener Menge nach der Quartzahl verabreichen soll, oder nur theilweise, darüber sind die Meinungen ebenso getheilt, als auch die Resultate verschiedenartig gewesen sind. Hierbei ist auf Mancherlei Rücksicht zu nehmen. Daß

nämlich das Schwein zu seinem Gedeihen einer bestimmten Menge Flüssigkeit nicht entbehren kann, ist ausgemacht, insofern es nicht so viel saftiges Futter bekommt, daß dadurch jene nicht nöthig wird. Man darf in dieser Beziehung nur ein Schwein beim Fressen beobachten und wird finden, daß ihm kein Futter angenehmer ist, als in welchem es schlappern kann, indem sein Gebiß zu vielem Kauen nicht geeignet ist, daher es immer hastig hintereinander frißt, um den Wanst voll zu bekommen und dann seiner Ruhe zu pflegen. Erwägt man aber wieder auf der andern Seite, daß das Schwein nicht nur eben so sehr eine Abwechselung im Futter liebt, wie andere Thiere, so möchte es nicht in Abrede zu stellen seyn, daß ihm ein angemessener Wechsel zwischen flüssigem und konsistenterem Futter um so zuträglicher und gedeihlicher ist. Wenn man auch Schweine mit kräftigem, flüssigem Futter vollständig mästen kann, so ist es doch thatsächlich, daß die Mast um so gedeihliger ist, wenn man beide Fütterungen miteinander verbindet. Im Allgemeinen gelten in diesem Betreff folgende Grundsätze: Je mehr man mit der Streu beschränkt ist und den Schweinen ein weniger angemessenes Futter bereiten kann, um so besser ist es, mehr konsistentes Futter zu geben und die Befriedigung des Durstes durch frisches Wasser zu bewerkstelligen; hat man aber Streu genug, um immer ein trockenes und angemessenes Lager zu bereiten, so gibt man nur so viel konsistentes Futter, als zur Abwechselung, um den Appetit zu erhalten, nöthig ist und verwandelt die Nahrung hauptsächlich in eine flüssige. Jungen Schweinen, welche noch im Wachsthum begriffen sind, ist konsistenteres Futter und Befriedigung des Durstes durch frisches Wasser zuträglicher, als zu viel flüssiges Futter, indem während des Wachsthums bei den jungen Schweinen sich das Bedürfniß nach Flüssigkeit verschieden darstellt. Beim Eber ist mehr konsistentes Futter nöthig; es darf ihm aber dabei weder an Bewegung, noch an Trank fehlen. Die Sauen erhalten, um das Brausen zu befördern, mehr trockenes, nach der Empfängniß aber und besonders bei vorgerückter Trächtigkeit, so wie bei der Säugezeit nur flüssiges Futter. Schweine, die zur Mast aufgestellt sind, müssen in der letzten Periode hauptsächlich konsistentes Futter erhalten, wenn Fleisch, Speck und Fett kernig werden sollen. Ferkeln darf es nicht an Befriedigung des Appetits zu flüssigem und trockenem Futter fehlen. Unter allen Umständen ist es aber nach der Erfahrung angemessen, wenn man mit dem konsistenten Futter des Morgens anfängt und dann flüssiges folgen läßt, so mit flüssigem und konsistentem Futter abwechselt und hierbei beobachtet, in welchem Verhältniß und zu welcher Zeit das eine oder das andere in der letzten Zeit der Futterverabreichung mehr geliebt wird. Sind die Futtermittel verschiedener Art, so ist es bei den Schweinen wie bei andern Thieren gerathen, diejenigen Futterarten, welche minder gern gefressen werden, zuerst zu geben und mit den beliebtesten den Beschluß zu machen. Uebrigens muß man sich an ein dreimaliges Verabreichen des Futters nicht binden, sondern es vielmehr öfter mit der erforderlichen Abwechselung geben, sobald man bemerkt, daß die gewöhnliche Futterverabreichung die gewünschte Wirkung nicht hervorbringt. Wenn man im Sommer grünes Futter verabreicht, so gibt man es so ganz, wie es ist, weil es da am liebsten gefressen wird. Man hat es geschnitten gegeben, aber dadurch nicht nur sich unnöthige Arbeit verursacht, sondern die Schweine haben auch ein solches Futter minder gern gefressen. Bei der grünen Fütterung ist flüssiges Futter nicht nothwendig, obwohl die Schweine die Abgänge des Gemüses aus der Küche um so lieber fressen, vielmehr muß man dabei für etwas konsistenteres Futter sorgen; aber die Gelegenheit zum Saufen muß man dabei den Schweinen doch nicht vorenthalten. Bedürfen sie dessen nicht, so verschmähen sie es von selbst, nehmen sie es an, so ist es ihnen dienlich, und trinken sie im Ueberfluß, so ist Krankheit vorhanden. — B) Ernährung auf der Weide. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß nur unter manchen Verhältnissen und nur auf gewissen Weideplätzen die Schweine einen entsprechenden Nutzen geben und ihren Körper gehörig entwickeln. Den meisten Vortheil bringt das Weiden der magern Schweine, die noch nicht zum Fettmachen bestimmt sind, wenn man ihnen Wälder und Brüche dazu eingeben kann, die zur Ernährung des Rindviehs und der Schafe nicht tauglich sind. Sie halten sich da weniger an das, was sie auf der Weide finden, als was sie herauswühlen, nämlich an Insektenlarven, Gewürm, Wurzeln &c. Es kommt nur darauf an, ob sie durch dieses Wühlen Schaden zufügen können. Mit Ausnahme der Eichel- und Buchenmast ist die Weide selten so ergiebig, daß die Schweine sich lediglich auf ihr, ohne eine besondere Futterzulage im Stalle, zu erhalten vermöchten. Getreidestoppeln und abgeerntete Kraut- und Kartoffelfelder sind eine den Schweinen gedeihliche Weide, weil sie hier eine gute Nachlese finden und die verbleibenden Krautstrünke fressen, außerdem aber durch das Umühlen zur Vertilgung der Engerlinge und andern Ungeziefers beitragen. Gras- und Kleeweide nährt die magern Schweine zwar auch, wenn sie sich hinlänglich damit sättigen können; allein die Thiere verderben die Grundstücke durch ihr Wühlen, wenn sie auch beim Vorfinden von hinlänglicher Nahrung geneigt sind. Man kann dieses zwar verhindern, wenn man ihnen einen Draht in der Form eines Ringes durch die Scheidewand der Nase sticht; übrigens ist dies immer ein Zwangsmittel, welches durch die verursachten Schmerzen beim beabsichtigten Wühlen das Futter minder gedeihlich macht. Wasserrüben, in die Stoppeln gesäet, geben eine gute Nahrung, deren Herbeischaffen man sich dadurch ersparen kann, daß man die Schweine auf die mit ihnen bepflanzten Grundstücke zur Weide treibt. Werden die Schweine im Sommer und in großer Hitze geweidet, so ist es ihnen zuträglich, wenn man ihnen in den Mittagsstunden das Einwühlen in feuchten und schattigen Boden, selbst Sumpf

oder Schlamm, gestatten kann. Auch darf es ihnen in diesem Falle nicht an erforderlichem Saufen fehlen, wenn sie nicht die Bräune und andere Krankheiten bekommen sollen. Auch bei hinreichender Weideernährung ist es den Schweinen dienlich, wenn sie im Hause etwas mäßiges Futter bekommen, besonders in dem Falle, wenn man sie fett haben will, wo dann das Futter mehr konsistent seyn muß. Regenwetter ist den Schweinen nicht dienlich, und sie laufen von selbst nach dem Stalle, wenn sie von einem solchen auf der Weide getroffen werden. Es ist daher rathsam, sie bei anhaltend nasser Witterung im Stalle zu behalten und hier mit grünem Futter zu füttern. Bei der Weideernährung ist es der Gesundheit zuträglich, den Schweinen von Zeit zu Zeit etwas Salz zu geben; doch behauptet man, daß die Würste dann leicht beim Kochen platzen. Um die Schweine bei Appetit und guter Gesundheit zu erhalten, hat man empfohlen, Galläpfel, mit Kohle gepulvert, dem Futter beizumengen. Nach einer andern Angabe soll man zu demselbeu Zwecke dem Schweine täglich 2 Hände voll Hafer geben, den man zuvor auf folgende Weise einsalzt: Man thut so viel Hafer, als für 2 Tage erforderlich ist, schichtweise mit Salzlagen in ein Gefäß und gießt ein wenig Wasser oben darauf. — Ueber die **Krankheiten** der Schweine, als: die **Bräune**, die **Borstenfäule**, die **Lungenfäule**, die **Kolik**, die **Ruhr**, **Epilepsie**, der **Milzbrand**, die **Finnen**, **Pocken**, **Lungenentzündung**, **Raude**, **Tollwuth**, **Wassersucht** 2c., s. die betreffenden Einzelartikel, so wie den Art. **Sus**. Vgl. **Dietrich**, Von der Zucht der Schweine, dem Mästen und der Behandlnng der Krankheiten derselben, Leipz. 1831, 8.; — Die Mastung, Zucht und Krankheiten der Schweine, Nordhausen 1828.

Schweinfisch (Ichthyol.), s. v. a. Gemeiner Schalwels, Synodontis Scheilan.

Schweinfurt (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.=B. **Unterfanken und Asch.**; $5\frac{3}{4}$ □M.; 13,650 Einw.; — 2) Stadt daselbst, in einer der schönsten Gegenden des Mainthals, am rechten Ufer des Flusses Main, über den eine 210 F. lange Brücke führt, auf einer mäßigen Anhöhe gelegen. S. ist sehr schön und regelmäßig gebant und war mit Wällen umgeben, die jetzt in schöne Anlagen verwandelt sind, die das ohnehin freundliche Ansehen der Stadt noch mehr erhöhen. Die ansehnlichsten Gebäude der Stadt sind das Rathhaus und das Lokal der Harmoniegesellschaft, von dieser eigens für Gesellschaftszwecke erbaut. S. ist der Sitz eines Stadtkommissariats, Landgerichts, Rentamts, Hauptzollamts, der Bauinspektion, Post, Salzoberfaktorei; hat 2 evangelische und 1 katholische Pfarrei, ein Gymnasium, Handlungsinstitut, eine lateinische Schule, Landwirthschafts= und Gewerbsschule, ein Bürgerspital, Krankenhaus, Armenhaus, Waisenhaus, Leihhaus mit Sparkasse, Zeughaus und 2 Apotheken. Die Einwohner, deren Zahl ungefähr 8000 beträgt, treiben vorzüglichen Garten=, Obst= und Weinbau, starke Viehzucht, auch viel Schifffahrt auf dem Maine; dazu gesellt sich eine sehr entwickelte **Industrie**, was die in ziemlicher Anzahl vorhandenen Fabriken, nämlich 2 Farben= 6 Tabacksfabriken, 1 Bleiweiß=, Zündhütchen=, Zündfeuerzeug=, Metallwaaren=, Schrot=, Cichorien=, Seidenband=, Leder= und Papiertapetenfabrik, die sattlerische Farbenfabrik, (welche das bekannte Schweinfurtergrün, s. d. liefert); ferner die großen Tuchmanufakturen, Zuckerrafferinerien, Salpeter= und Potaschensiedereien, die amerikanische Kunstmühle, die Schusser=, Walk=, Farb=, Gyps=, Oel= und Schneidemühlen, die starken Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Töpfereien und Ziegeleien beweisen. Auch hat S. eine Hauptniederlage für die in der Umgegend gebauten Apothekerkräuter, 2 Buchhandlungen, starke wöchentliche Getreidemärkte, 25 Viehmärkte, 6 Jahrmärkte, starke Vieh= und Wollmärkte, welche allein schon einen regen **Handelsverkehr** hervorrufen, der durch die Schifffahrt und den starken Straßenverkehr noch mehr gehoben und befördert wird. Seit 1834 ist der Stadt durch königliche Verordnung ein eignes Wechselgericht erster Instanz bewilligt worden. **Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth** 2c. s. **München**. **Maße und Gewichte** sind die bayrischen, s. **München**. — Von älteren schweinfurter Maßen sind zu erwähnen: Die Elle = 0,58336 Meter = 258, 6 paris. Linien = $\frac{7}{10}$ bayrische Ellen. Der Kornmetzen = 24,79 Liter = $1249\frac{3}{4}$ pariser Kub. Zoll = 0,11149 (od. reichlich $\frac{1}{9}$) bayrische Scheffel. Der Hafermetzen ist an Inhalt = $1\frac{1}{2}$ Kornmetzen = 37,186 Liter = $1874\frac{5}{8}$ paris. Kub.=Zoll = 0,16723 (od. reichlich $\frac{1}{6}$) bayrische Scheffel. 3 Kornmetzen = 2 Hafermetzen. Das Pfund = 509,85 Gramm = 10,608 holl. As = 0,91046 bayrische Pfund. **Handelsanstalten.** Wechselgerich erster Instanz. Wollmarkt. — Von 1112 bis 1802 war S. **freie Reichsstadt**, in deren 1 □Meile haltendem Gebiete außer den städtischen noch 600 Einwohner lebten. Das **Wappen** der Stadt ist ein schwarzer Adler in silbernem Felde. — **Geschichtliches.** Ursprünglich hieß S. Swevenfurt (Suevofurtum, Suevorum Trajectus), und wird von Einigen für die Hermundurenstadt **Devona** gehalten. In ältester Zeit war es der Sitz eines Grafengeschlechtes, der **Burggrafen** von S. Kaiser Otto III. gab S. nach dem Aussterben des dasigen gräflichen Geschlechtes an den Grafen **Berthold von Henneberg** und erhob diesen zum **Markgrafen** von S. Als aber im J. 1112 diese markgräflich=hennebergische Linie ausstarb, wurde S. **freie Reichsstadt**. Es entstand jedoch über den Besitz dieser Stadt Krieg, zwischen Würzburg und Henneberg, in welchem sie 1254 zerstört wurde. Der Wiederaufbau S.s wurde erst 1259 u. zwar an einer andern Stelle vorgenommen. Nachher (1300) verpfändete es Kaiser Albrecht an das Stift Würzburg, 10 Jahre später an den Grafen Berthold von Henneberg, dessen Nachfolger die Hypothek an das Stift Würzburg verkauften. Nachdem sich die Stadt 1431 losgekauft hatte, wurde 1442

vom Kaiser Friedrich III. die Schutzherrlichkeit über dieselbe an den gefürsteten Grafen Wilhelm von Henneberg übertragen, und sie 1444 von dem Bischof Gerhard von Würzburg eingenommen, weil sie mit den aufrührerischen Bürgern von Würzburg in ein Bündniß getreten war. Im J. 1513 entstand wegen des neuern Umgeldes und der zweifachen Bethe ein Aufruhr der Bürger gegen den Rath, der von dem Schutzherrn zwar mit Gewalt niedergedrückt wurde, aber den Wegzug vieler Bürger zur Folge hatte. Etwas später (1525) eroberten S. die schwäbischen Bundesgenossen, worauf 1532 daselbst der Anfang zu dem Religionsfrieden zwischen dem Kaiser und den Protestanten gemacht wurde. Am 13. Juni 1553 nahm es Markgraf Albrecht von Brandenburg ein und verbrannte es; 1631 zogen die Schweden ein; 1634 wurde es diesen von den Kaiserlichen wieder abgenommen, bis es 1647 wieder in den Besitz der Schweden gelangte. Im J. 1802 verlor es mit der Besitznahme von Seiten Bayerns seine Reichsunmittelbarkeit, kam 1810 an das Kurfürstenthum Würzburg, 1814 aber wieder an Bayern. Aus S. sind manche berühmte Männer hervorgegangen, z. B. der Arzt **Sinapius**, der Historiker **Bundschuh** und der Dichter **Rückert**. Auch war einst die gelehrte Italienerin **Olympia Fulvia Morata** an den dasigen Gelehrten **Gründler** vermählt.

Schweinfurter Grün. Diese prächtig grüne Verbindung, welche gegenwärtig in großen Quantitäten fabricirt u. als Oel-, Wasser- und Kalkfarbe angewendet wird, wurde, nach der gewöhnlichen Annahme, im J. 1814 von **Ruß** und **Sattler** in Schweinfurt erfunden, nach andern Angaben dagegen schon vor dieser Zeit unter dem Namen Wiener- oder Mitisgrün von Wien aus in den Handel gebracht. Ihre Zusammensetzung und Bereitung war einige Zeit Fabrikgeheimniß, bis **Liebig** und nach ihm **Braconnot** dieselbe kennen lehrten. **Ehrmann** ermittelte dann ihre quantitative Zusammensetzung. Nach ihm ist diese Verbindung am reinen Zustande nach der Formel $Ac . CuO + 3 (AsO_3 . CuO)$ zusammengesetzt und enthält in 100 Theilen 31,29 Kupferoxyd, 58,65 arsenige Säure und 10,06 Essigsäure. Man bereitet sie nach seiner Angabe auf folgende Art: Gleiche Gewichtstheile arsenige Säure und neutrales, essigsaures Kupferoxyd werden, jedes für sich, in Wasser aufgelöst und die koncentrirten Auflösungen siedend heiß zusammengemischt. Es entsteht sogleich ein flockiger, olivengrüner Niederschlag von arsenigsaurem Kupferoxyd, während in der Flüssigkeit Essigsäure frei wird. Läßt man diesen Niederschlag mit der Flüssigkeit ruhig stehen, so verändert er alsbald sein Ansehen; er zieht sich zusammen, verliert die flockige Beschaffenheit und wird dicht und krystallinisch; zugleich entstehen in ihm grüne Flekken, die allmählig größer werden, und nach Verlauf einiger Stunden hat er sich gänzlich in eine krystallinische körnige Masse von intensiv grüner Farbe umgewandelt. Diese Masse, welche dann abfiltrirt und gewaschen wird, ist die neue Verbindung; ihre Bildung erfolgt dem Anschein nach dadurch, daß aus dem im Anfang entstandenen arsenigsauren Kupferoxyd arsenige Säure austritt u. durch Essigsäure ersetzt wird. Wird die Mischung gekocht, so findet dieselbe Umwandlung in wenigen Minuten Statt, das Doppelsalz ist dann aber feiner zertheilt und besitzt eine weniger lebhafte Farbe. Am schönsten wird es, wenn man das Gemenge gleich nach dem Zusammengießen der beiden Auflösungen mit dem gleichen Volumen Wasser vermischt und diese Mischung (am besten in einem Kolben, welcher bis an den Hals davon gefüllt wird, weil in einem Gefäße mit weiter Mündung an der Oberfläche der Flüssigkeit sich leichter und mehr Krystalle bilden, welche dann durch ihr Niedersinken auch den übrigen Theil des Salzes zur Ausscheidung disponiren würden) ruhig stehen läßt; es bildet sich dann erst nach Verlauf von 2—3 Tagen und nimmt dabei eine mehr grobkörnige Beschaffenheit und die lebhafteste grüne Farbe an. Nach **Liebig** wird die Verbindung dargestellt, indem man 4 Thle. gemeinen Grünspan und 3 Thle. arsenige Säure, jedes für sich, in der hinreichenden Menge heißen gewöhnlichen Essigs auflöst, die Flüssigkeiten zusammenmischt und das klare hellgrüne Gemisch abdampft, wobei zuerst ein geringer gelblicher Niederschlag entsteht, welcher von den Beimengungen des Essigs herrührt und beseitigt wird, dann aber das Doppelsalz als grüner krystallinischer Niederschlag in reichlicher Menge ausgeschieden wird. Die abfiltrirte Flüssigkeit kann zur Darstellung neuer Portionen benutzt werden. Aus Kupfervitriol kann man das s. G. nach **Braconnot** darstellen, indem man 3 Thle. desselben in wenig Wasser auflöst, diese heiße Flüssigkeit mit einer ebenfalls heißen und koncentrirten Lösung von 4 Thl. arseniger Säure in 4 Thl. gewöhnlicher Pottasche vermischt, wodurch ein schmutzig-grüner Niederschlag entsteht, und dann der Mischung 3 Thl. koncentrirten Holzessig, oder so viel, daß sie etwas nach Essigsäure riecht, hinzufügt. Der Niederschlag nimmt alsbald an Volumen ab, und verwandelt sich, wenn man ihn einige Stunden nach dem Mischen, sobald sich an der Oberfläche eine grüne Haut zeigt, erhitzt, in ein schön grünes krystallinisches Pulver, welches man, um die Ausscheidung und Beimischung von arseniger Säure zu verhindern, dann sogleich abfiltrirt und mit kochendem Wasser auswäscht. Das arsenig-essigsaure Kupferoxyd bildet ein aus mikroskopischen Krystallen bestehendes Pulver von smaragdgrüner Farbe, die um so satter ist, je größer die Krystalle sind, aber durch Zerreiben des Salzes immer dieselbe Nüance annimmt. Durch Luft und Licht wird es nicht verändert und in Wasser ist es ganz unlöslich, wird aber durch längeres Kochen mit demselben bräunlich, wahrscheinlich durch Verlust von Essigsäure. Koncentrirte Essigsäure und stärkere Mineralsäuren lösen es auf unter Abscheidung von arseniger Säure. Von Ammoniak wird es mit dunkelblauer Farbe aufgelöst. Fixe Alkalien zersetzen es und scheiden Kupferoxydhydrat ab, welches aber in der Wärme alsbald in schwarzes Oxyd und dann in orangerothes Oxyd

übergeht, indem ein Theil der arsenigen Säure ihm Sauerstoff entzieht und sich in Arseniksäure verwandelt. In den Fabriken wird das s. G. entweder aus krystallisirtem Grünspan, nach einem, dem ehrmannschen ähnlichen Verfahren dargestellt (in welchem Fall es am schönsten, aber auch am theuersten wird, und wobei aus der von dem Niederschlag getrennten Flüssigkeit durch Zusatz eines Alkali noch ein Niederschlag von arsenigsaurem Kupferoxyd erhalten werden kann, welcher durch Behandeln mit Essigsäure eine schönere Farbe annimmt und noch eine geringere Sorte s. G. bildet) oder man bereitet es aus gemeinem Grünspan.

Man verfährt dabei nach Karmarsch auf folgende Art: 100 Pfd. fein gepulverter weißer Arsenik werden mit der nöthigen Vorsicht gegen Verstäuben in einen kupfernen Kessel eingetragen, welcher 1500 Pfd. Wasser enthält, und durch Kochen in demselben aufgelöst, indem man das verdampfte Wasser von Zeit zu Zeit wieder ersetzt. Auf den Kessel ist ein an der vordern Seite mit einer Thür versehener Mantel oder Schlauch aufgesetzt, welcher den Wasserdampf und die durch denselben fortgeführten Antheile der arsenigen Säure aus dem Arbeitslokal ableitet. In einen andern kupfernen Kessel bringt man 70 Pfd. in Stücke geschlagenen Grünspan und 300 Pfd. Wasser, und erwärmt diese Mischung unter häufigem Umrühren auf 70° R., bis der Grünspan sich mit dem Wasser zu einem gleichförmigen Brei zertheilt hat. Durch einen am Boden jedes Kessels angebrachten Hahn läßt man nun die beiden heißen Flüssigkeiten in eine neben dem Ofen aufgestellte hölzerne Bütte zusammenfließen, wobei man den Grünspanbrei zweckmäßig durch ein Haarsieb leitet, um Traubenkerne und andere Unreinigkeiten zurückzuhalten, und indem man von der Arseniklösung zunächst nur zwei Drittel, das übrige, inzwischen heiß erhaltene Drittel aber erst nach Verlauf von 2—3 Stunden in die Bütte abfließen läßt. Beim Zusammenmischen, wobei der Inhalt der Bütte mit einer Krücke umgerührt wird, entsteht sogleich ein dicker und aufgequollener Niederschlag von schmutzig gelb-grüner Farbe; beim Stehen, und oft erst nach Hinzufügung der zweiten Portion der Arseniklösung, zieht er sich mehr und mehr zusammen und nimmt allmählig die schöne grüne Farbe an. Die überstehende bläuliche Flüssigkeit (die bei einer folgenden Bereitung zur Auflösung des Arseniks mit verwendet werden kann) wird dann abgezapft, der Niederschlag getrocknet und in verschlossenen Kästen zerrieben und gesiebt. Er fällt im Allgemeinen um so schöner aus, je reicher an Essigsäure der angewandte Grünspan war. Der grüne Grünspan, z. B. der von Grenoble, ist aus diesem Grunde und wegen der Reinheit von Traubenkernen, dem blauen vorzuziehen. Bei diesem Darstellungsverfahren erfolgt die Bildung des s. G. wesentlich eben so, wie bei der Anwendung von neutralem essigsaurem Kupferoxyd. Die arsenige Säure zersetzt zunächst die im Grünspan enthaltenen oder aus demselben in Berührung mit Wasser entstandenen Salze, das neutrale, $^2/_3$- und $^1/_3$-essigsaure Kupferoxyd, welches der im Anfange entstehende Niederschlag ist. Dieser tritt dann mit der Essigsäure, oder, wenn noch essigsaures Kupferoxyd gelöst ist, vielleicht auch mit diesem in Wechselwirkung und bildet das s. G. Im Vergleich mit neutralem, essigsaurem Kupferoxyd findet hier jedoch der Unterschied Statt, daß der Grünspan sich nicht vollständig in Wasser auflöst, sondern $^1/_3$-essigsaures Salz ungelöst läßt, und daß dieses deshalb vielleicht nur unvollständig von der arsenigen Säure zersetzt wird, daher denn das so bereitete Grün auch wohl dieses Salz beigemengt enthalten mag. Ferner ist es vielleicht von wesentlichem Einfluß, daß hier verhältnißmäßig viel weniger Essigsäure frei wird, obgleich immer noch viel mehr als nöthig ist, um den ganzen Kupfergehalt des Grünspans in s. G. umzuwandeln. Dieser Umstand kann in so fern günstig wirken, als weniger Kupferoxyd und Essigsäure in der Flüssigkeit gelöst bleiben, andererseits aber auch den Nachtheil bringen, daß die verdünntere Essigsäure, namentlich wenn die Flüssigkeit nicht erwärmt wird, das arsenigsaure Kupferoxyd nicht vollständig in das Doppelsalz umwandelt, und deshalb ein Theil desselben dem Grün beigemengt bleibt und die Farbe verschlechtert. Ob und wie weit das Eine oder Andere eintritt, ist bis jetzt nicht durch Versuche ermittelt. Wenn aber die Bildung des Doppelsalzes aus gemeinem Grünspan so erfolgt, wie angenommen wurde, und dabei nicht noch andere Umstände in Betracht kommen, so wird man von Grünspan und arseniger Säure solche Gewichtsverhältnisse zu nehmen haben, daß letztere $^3/_4$ des im erstern enthaltenen Kupferoxydes in einfach-arsenigsaures Salz ($CuO \cdot AsO_3$) verwandeln kann; dieses wird dann mit $^1/_4$ des Kupferoxydes und der zugehörigen Menge Essigsäure das s. G. erzeugen. Die Menge des Niederschlages wird dann in so fern möglichst groß werden, als weder Kupferoxyd noch arsenige Säure im Ueberschuß vorhanden sind, und von beiden nur so viel, als die frei gebliebene Essigsäure auflöst, in Lösung bleibt. Die hiernach und in der Annahme, daß der blaue Grünspan 43, der grüne 49 Proc. Kupferoxyd enthält (die grünste Sorte des letztern enthält nach Berzelius 49,86 Proc. Kupferoxyd, manche Sorten enthalten jedoch auch nur wenig über 43 Proc.), ausgeführte Rechnung ergibt, daß auf 70 Thle. des erstern 56,43 Thle., auf 70 Thle. des letztern 64,3 Thle. arsenige Säure zu nehmen seyn würden. Die oben angegebene Menge der arsenigen Säure (100 Thle.) würde hiernach viel zu groß seyn, es würde ein beträchtlicher Th. derselben gelöst bleiben, und wenn die Flüssigkeit auch immer wieder benutzt wird, sich doch allmählig nutzlos darin ansammeln; auch führt Karmarsch an, daß man bei Anwendung von 70 Pfd. arseniger Säure noch ein schönes glänzendes Grün erhalte, mit 60 Pfd. falle dasselbe dagegen schon viel geringer aus. Kastner, Ehrmann und Kreuzburg empfehlen dagegen Verhältnisse, die mit dieser Rechnung mehr übereinstimmen, nämlich ersterer auf 70 Thle. Grünspan 56–63 Thle., letzterer 51—56 Thle. arsenige Säure. Nach diesen

Chemikern löst man die arsenige Säure in dem 11—12,5fachen Gewicht Wasser, und läßt den durch ein Haarsieb geseihten heißen Grünspanbrei in diese im Sieden erhaltene Lösung fließen, worauf bei fortgesetztem Kochen der Mischung der Niederschlag in kurzer Zeit krystallinisch wird und die gewünschte schöne Farbe annimmt. Wird der Brei zu kalt eingetragen, oder das Kochen unterbrochen, so wird nach Ehrmann der Niederschlag schmutzig gelb-grün, nimmt aber dann durch Zusatz von etwas Essig und einige Minuten langes Sieden, die richtige Farbe an. Nach diesem Verfahren erhält man nach Kastner aus 70 Pfd. Grünspan 105 Pfd. s. G., während Karmarsch die Menge desselben zu 70—80 Pfd. angibt. In manchen Fabriken wird das s. G. aus Kupfervitriol dargestellt, worüber indeß nichts Näheres bekannt gemacht ist, wie denn überhaupt gewisse Umstände und Handgriffe, welche auf die Erzielung einer schönen, sattgrünen Farbe von wesentlichem Einfluß sind, von den Fabriken, welche dieselben anwenden, sorgfältig geheim gehalten werden. Im Handel kommt das arsenig-essigsaure Kupferoxyd in zwei Modifikationen vor, nämlich als krystallinisches Pulver, welches vermöge seiner Beschaffenheit weniger gut deckt, aber dem ein höheres Feuer ertheilt, und im zerriebenen Zustande als amorphes Pulver. Als Prototyp des erstern kann das schweinfurter Grün, als der des letztern das englische Grün angesehen werden. Im reinen Zustande wird es übrigens weniger verwandt, als im Gemenge mit verschiedenen weißen pulverigen Körpern, mit denen es in den Fabriken in sehr verschiedenen Gewichtsverhältnissen gemischt oder gleichsam verdünnt wird, wodurch die mancherlei in Farbennüance, Preis und Benennung verschiedenen Maler- und Anstreichfarben entstehen, in denen es als Farbensubstanz im Handel auftritt. Die als Nüancirungsmittel gewöhnlich benutzten Stoffe sind Gyps und Schwerspath, oft auch schwefelsaures Bleioxyd, und die verschiedenen Nüancen folgen, nach ihrem Werthe geordnet, ungefähr so auf einander: Schweinfurter-, Original-, Patent-, Kaiser-, Kasseler-, Pariser-, Wiener-, Leipziger-, Würzburger-, Schweizer-, Jasnügger-, Englisch-, Papagei-, Kahlaer-, Löbschützer-, Mitis-, Neu-, Pickel-, Münchner-, Schwedisch-, gewisse Sorten von Berg- und Braunschweiger-, Mai-, Moos-, Schön-, Neuwieder-, Grundir-Grün. Andere Namen dafür sind noch: Königs-, Kürners-, Kirchberger-, Schober-, Zwickauer-, Brixner-, Eisleben er-, Baseler-Grün u. A. m. Ins Gelbe sich ziehende Farbetöne werden durch Vermischung mit Chromgelb dargestellt; dahin gehören z. B. das Papagei-, Baseler-, Kasseler-, und zuweilen das Neuwieder-Grün.

Das arsenig-essigsaure Kupferoxyd wirkt, direkten Versuchen zufolge, wenn es in den Körper gelangt, sehr giftig, selbst wenn es keine freie, durch Wasser ausziehbare, arsenige Säure beigemengt enthält, was indeß bei dem Präparat, wie es in den Farben des Handels vorkommt, fast immer der Fall ist, weshalb diese bei ihrer Anwendung um so mehr die größte Vorsicht erfordern. Diese Verbindung, aus zwei dem Leben feindlichen Stoffen bestehend, wirkt sowohl als Arsenik-, wie als Kupfergift und die hiermit vorkommenden Vergiftungen nehmen gewöhnlich einen schnellen tödtlichen Verlauf.

Schweinfurth, Ernst, Maler von Karlsruhe, wurde daselbst von Feodor (dem Kalmukken) unterrichtet, stand dann unter Leitung Frommels und begab sich 1821 zur Fortsetzung seiner Studien nach München. S. malt Landschaften, häufig mit Architektur, und darunter zählt man schon mehre Bilder zu den besten ihrer Art. Er führte auch viele Zeichnungen aus, besonders für die Zeitschrift „Badenia", welche von verschiedenen Künstlern in Aquatinta gestochen sind. Unter Frommels Leitung hat er mehre landschaftliche Darstellungen radirt. Andere Radirungen von seiner Hand sind in O. Spekters „Fabelbuch für Kinder", nach Zeichnungen des letztern. Auch für die „Weltgemälde-Gallerie" radirte S. eine Menge Landschaften.

Schweingrube (Geogr.), preuß. Dörfer; 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder; Kr. Stuhm; 210 Einw.; — 2) das.; 130 Einw.

Schweinhaus, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bolkenhayn; Vorwerk, Wasser- und Windmühle, Ziegelei; 210 Einw.; unweit davon die Ruinen der alten Burg gl. Namens, einstigen Sitzes der Herren von Schweinichen.

Schweinhausen, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Waldsee; 230 Einw.

Schweinheim (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenb., Ldgr. Aschaffenburg; Mühlen, Obst- und Weinbau, Thongruben für Steingeschirr; 1580 Ew.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Bonn; 160 Einw.; — b) das., Kr. Mühlheim; 270 Einw.; — c) das., Kr. Rheinbach, am Zusammenfluß des gleichnam. und sütscher Baches, welche den Orbach bilden; Mühle; 260 Einw.; — d) das., R.-B. Düsseldorf, Kr. Krefeld; 150 Einw.

Schweinheim (Biogr.), Konrad, s. Buchdruckerkunst.

Schweinhirsch (Säugeth.), s. v. a. Cervus porcinus *Cuv.*

Schweinhof (Hinter- und Vorder-S.), bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Weiler; 200 Einw.

Schweinhutt, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Regen; 140 Einw.

Schweinichen, Hans von, schlesischer Ritter, bekannt durch seine mannichfachen Abenteuer, war am 25. Juni 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Gröditsberg geboren. Nach damaliger Sitte lernte er in seinem 9. Jahre bei dem Dorfschreiber lesen und schreiben, ward in seinem 10. Jahre an den Hof gebracht, wo er gemeinschaftlich mit dem Sohne des seiner Verschwendung wegen in kaiserlichem Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich von Liegnitz unterrichtet wurde, und kam 4 Jahre später auf das Gymnasium zu Goldberg, wo er nothdürftig lateinisch sprechen lernte. Im J. 1567 trat er in die Dienste des jungen verschwenderischen Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz, mit dem er verschiede-

ne Züge nach Polen und andere kleine Reisen machte. Als sein Begleiter auf seiner Reise ins Reich bekam er bald „groß Kundschaft", da er sich mit „Saufen einen großen Namen gemacht". Die abenteuerliche Fahrt ging über Mecklenburg, Lüneburg und Dresden, von da zurück nach Breslau und Schlesien, dann nach Polen und endlich durch Böhmen über Prag nach Süddeutschland. Sein väterliches Gut war unterdessen den Schuldnern verfallen, bei denen sich sein Vater für den leichtsinnigen Herzog verbürgt hatte. Der Herzog selbst wurde festgenommen und S. kam zu Fuß über Leipzig 1577 in die Heimath. Sein Vater war gestorben und Herzog Friedrich, der die Regierung des Bruders übernommen hatte, war gegen den Genossen von seines Bruders Thorheiten nicht freundlich gesinnt. So befand sich S. in einer dürftigen Lage, bis Herzog Heinrich ins Land zurückkehrte. S. war nun wieder sein treuer Gefährte auf allen seinen Zügen. Als aber sein Herr von Neuem vor den Kaiser nach Prag gefordert und gefangen genommen wurde, trat er aus dessen Dienst, verheirathete sich und trieb Landwirthschaft. Endlich machte ihn Herzog Friedrich zu seinem Marschall, als welcher er ihn nach Holstein und auf mehren andern Reisen begleitete. S. † 1616. Sein mit größter Sorgfalt geführtes Tagebuch ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Es geht bis 1602 und wurde von Büsching herausgegeben unter dem Titel: Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von S., Leipzig 1823, 3 Bde.

Schweinigel (Säugeth.), s. v. a. Gemeiner Igel, Erinaceus europaeus *L.*

Schweiningen, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Graubündten, Bez. Oberhalbstein; 450 Ew.

Schweinitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Orte: a) (Sweynice, Trhowy, Swiny), Marktflecken, Kr. Budweis, Herrsch. Gratzen; Rathhaus, Mühle, ziemlicher Verkehr, 3 Jahrmärkte, Wochenmärkte; letztere haben durch den bedeutenden Viehhandel besondere Wichtigkeit erhalten, da auf sie im Durchschnitt über 500 Stück Rindvieh, nebst Pferden, Schafen, Schweinen und Ziegen gebracht und nach dem benachbarten Oesterreich verkauft werden; — b) (Swiny), Dorf das., Herrsch. Wittingau; 410 Einw.; — 2) preuß. Besitzungen: a) Kreis, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, zwischen Potsdam, Frankfurt, Liebenwerda, Torgau und Wittenberg; umfaßt 19,74 □M. Areal, welches eben, sandig, unfruchtbar, aber stark bewaldet ist, und hat in 6 Städten, 108 Dörfern, 12 einzelnen Besitzungen 35,000 Einw.; der Viehstapel beträgt 5140 Pferde, 17,433 Stück Rindvieh, 41,740 Schafe, 1020 Ziegen und 5620 Schweine; — b) Stadt das., an der schwarzen Elster; Domänen- und Rentamt, Schloß, Post, Wassermühle, 17 Weinbergshäuser, Wein-, Feldbau und Fischerei; 1220 Einw.; — c) Dorf das., R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I.; Erbpachtgut; 300 Einw.; — d) (Polnisch-S.), Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Freischoltisei, Windmühle; 300 Einw.; — e) (Neu-S.), Dorf das., R.-B. Liegnitz, Kr. Goldberg-Haynau; 110 Einw.; — f) Dorf das., Kr. Grünberg; 8 Wasser-, 4 Säge-, 2 Oelmühlen, 2 Ziegeleien; 1400 Einw.; — g) (Neu-S.), Dorf das., Kr. Lauban, am Queis; 270 Einw.; — h) (Klein-S.), Dorf das.; Vorwerk; 120 Einw.; — 3) (Schweinmitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 110 Einw.

Schweinitz (Biogr.), Ludwig David von, Botaniker, lebte erst zu Raleigh in Neu-Karolina, dann zu Bethlehem in Pennsylvanien; schrieb: Specimen florae Americae septentr. cryptogam., Raleigh 1821; — mit Albertini: Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi cresc., Leipzig 1805. — Nach ihm ist die Pflanzengattung Schweinitzia benannt.

Schweinitzia (Bot.), nach Elliot, Gattung der Monotropeae *Nutt.* Art: S. odorata *Ell.* Ausdauernde Pflanze in Karolina.

Schweinkawen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 170 Einw.

Schweinkofen, bayer. Kirchdorf, R.-Bez. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Riedenburg; 160 Einw.

Schweinkriechen (Bot.), s. v. a. Kriechenpflaume, Prunus insititia *L.*

Schweinlach, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Höchstadt; 120 Einw.

Schweinlang, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Obergünzburg; 110 Einwohner.

Schweinling (Bot.), s. v. a. Schweinepilz, Boletus luteus *L.*, s. Löcherschwamm.

Schweinmelde (Bot.), s. v. a. Bastard-Gänsefuß, Chenopodium hybridum *L.*

Schweinmutter, ein weibliches zahmes Schwein, vgl. Schweinezucht und Sus.

Schweinraupen (Entom.), nach Oken, die Raupen der Spitzschwärmer mit langem verdünntem Halse (Sphinx porcellus, elpenor, celerio, nerii).

Schweinrich, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Priegnitz; 180 Einw.

Schweins..., Zusammensetzungen, die sich hier nicht finden, s. Schweine...

Schweinsalat (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Hyoseris *L.*

Schweinsauge, kleines, längliches, trübes Auge, den Augen der Schweine ähnlich.

Schweinsbalsam (Bot.), s. v. a. Hedwigia balsamifera *L.*

Schweinsberg (Geogr.), kurheß. Stadt, Prov. Oberhessen, Kr. u. Amt Kirchhain, am rechten Ufer der Ohm; 2 Rittergüter, Schloß, Mühlen; 1010 Einw.

Schweinsberg, Schenk zu, s. Schenk.

Schweinsbohne (Bot.), s. v. a. schwarzes Bilsenkraut, Hyoscyamus niger *L.*

Schweinsborsten, s. Borsten, vgl. Schweinehaare.

Schweinsbühl, waldeck. Dorf, Distr. des Eisenberges, Oberamt Korbach; 180 Einw.

Schweinsburg, königl. sächs. Dorf, Kreis Zwickau, Amt Werdau; Schloß, Papiermühle, Mahlmühle, Schäferei, Ziegelei; 300 Einw.

Schweinschädel (Swinisstian), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 260 Einw.

Schweinschied, hessen-homburgisch. Dorf, Oberamt Meisenheim; Mühle; 260 Einw.

Schweinschwanzaffe (Säugeth.), s. v. a. Macacus nemestrinus *Schinz*.

Schweinscichorie (Bot.), s. v. a. Hypochaeris glabra.

Schweinsdachs (Säugeth.), Abart des gemeinen Dachs, Meles Taxus *L.*

Schweinsdorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Rothenburg; 280 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; Schloß, Vorwerk, Mühle; 380 Einw.; — 3) königl. sächs. Dorf, Kr. u. Amt Dresden; 110 Einw.

Schweinsdukaten, landgräflich hessische Dukaten von Ludwig VIII. 1740, mit dem Bilde eines wilden Schweins, zu Jagdprämien bestimmt.

Schweinsfeder, 1) s. v. a. Fangeisen; — 2) etwa $2^1/_2$ Fuß lange, messerförmige, starke Klingen von gutem Stahl, mit einer stählernen Querstange, an einer 2 Finger starken, etwa 3 Finger langen Stange befestigt, diente sonst zum Auflaufenlassen der wilden Schweine; — 3) (Pinne, Militärw.), 5 Fuß lange, an beiden Enden mit eisernen Spitzen versehene, mäßig starke spießähnliche Pfähle, welche von den englischen Bogenschützen im 15. Jahrhundert während des Kriegs mit Frankreich mit auf den Kontinent herübergebracht und als ein besonderes Deckungsmittel gegen den Angriff der Reiterei oder einer sonstigen Uebermacht betrachtet wurden, indem man dieselben vor sich in schiefer, nach der Brust der Pferde geneigter Richtung in die Erde steckte, so daß sie gewissermaßen als eine Art Palissaden dienten, hinter denen die Bogen- und Armbrustschützen ungehindert auf den andringenden Feind schießen und im Nothfalle solche auch zur persönlichen Vertheidigung anwenden konnten. Die S. scheint damals in einem vorzüglichen Ansehen gestanden zu haben und für gefährlich gehalten worden zu seyn, indem z. B. das Fußvolk der Engländer in mehren Treffen jener Zeit die vor ihrer Linie aufgestellten S.n beseitigte, um die französische Reiterei, welche sich davon abschrekken ließ, zu einem Angriff zu vermögen. Noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts war das schwedische Heer mit dergleichen Pinnen ausgerüstet, indem Gustav Adolf während des Feldzugs in Polen 1626 die in Folge der von ihm angeordneten Erleichterung des Feuergewehrs seines Fußvolks entbehrlich gewordenen Musketengabeln abschaffte und an deren Stelle die Musketiere mit S.n versah, welche die Länge und Stärke eines Knebelspießes, oben eine zwei Spannen lange Spitze, unten einen eisernen Stachel, am passenden Orte einen Haken zum Auflegen der Muskete hatten und auf oben beschriebene Weise gegen den raschen Einbruch der polnischen Reiterei gebraucht werden sollten. Nach Beendigung des Kriegs kam jedoch diese Vertheidigungswaffe wieder in Wegfall, theils wegen der Beschwerde, die sie den Infanteristen auf dem Marsche verursachte, theils auch weil Gustav Adolf sie gegen die minder bewegliche deutsche Reiterei für nicht so nothwendig erachtete; doch wurden immer noch dem Heere eine Anzahl dieser Pinnen nachgefahren, um sich ihrer bei in der Schnelligkeit aufgeworfenen leichten Verschanzungen zu bedienen. — 4) Mit einer Menge Spitzen versehene Knöpfe, die man auf Gatter steckt, um das Uebersteigen derselben zu verhüten.

Schweinsfenchel (Bot.), s. v. a. Meum athamanticum.

Schweinsgummi (pharm. Bot.), s. Clusia flava *L.*

Schweinshals (Pferdew.), ein kurzer, horizontal gestreckter Pferdehals.

Schweinshaupten, bayer. Pfarrdorf, R.-Bez. Unterfranken und Asch., Ldgr. Hofheim; Schloß, Mühlen, Potaschesiederei; 430 Einw., darunter 200 Juden.

Schweinshaut, Haut vom zahmen Schweine und seinen verschiedenen Raçen. Alle Länder, wo viele Schweinezucht besteht oder viel Schweinefleisch konsumirt wird, liefern solche Häute in den Handel, welche nicht nur pergamentartig für Buchbinder zu Taschenbüchern und Galanterielederarbeiten, sondern auch lohgar zu dichtem Sattlerleder gegerbt werden; die englischen Sättel sind meistens aus londoner, mainzer, koburger und anderem Schweinsleder verfertigt. In den ungarischen Ländern macht man daraus Opankenleder. In Italien zieht man von den Füßen der Schweine die Haut ab und füllt sie als Wurst; eine solche abgezogene Haut wird Zampone genannt.

Schweinsjagd, s. Schwein.

Schweinskäse, s. v. a. Preßkopf.

Schweinsknebel (Sauknebel), besteht aus einem 12—14 Zoll langen und $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Zoll dicken runden Holz, welches an einem Ende stumpf zugespitzt ist, am andern rundum eine Vertiefung hat, worin eine wenigstens federspuldicke Leine, von der Länge eines Klafters, befestigt werden kann. Soll eine Sau geknebelt werden, was stets die Arbeit mehrer tüchtiger und beherzter Männer ist, so wird sie zuerst ausgehoben, dann an den Gehören gefaßt und auf eine Seite geworfen. Dann steckt man ihr den Knebel zwischen dem Gebrech hinter das Gewerf, bindet mit der am Knebel befestigten Leine den obern und untern Theil des Gebrechs fest zusammen und kann dann noch mit derselben Leine auch die Vorderläufe fesseln.

Schweinsknöchelchen, s. Schwein und Sauerkraut.

Schweinskopf, 1) s. Schwein; — 2) s. Pferd.

Schweinskopfaffe (Säugeth.), s. v. a. Cynocephalus ursinus *Cuv.*, Chacma (s. d.).

Schweinskresse (Bot.), 1) s. v. a. Rabenfuß, Senebiera Coronopus *Poir.*; — 2) s. v. a. die ganze Gattung Senebiera *Poir.*

Schweinsleder, die Haut von wilden Schweinen, sie wird entweder lohgar gegerbt oder zu Sohlenleder verarbeitet, oder, und zwar hauptsächlich von den Weißgerbern, mit Alaun und Salz gar gemacht und zu Büchereinbänden (Schweinslederband, s. Einband) gebraucht.

Schweinsmaus (Säugeth.), auch Ferkelratte, Mäusegattung, s. v. a. Capromys *Desm.*

Schweinsmelde (Bot.), s. v. a. Einjähriges Bingelkraut, Mercurialis annua *L.*

Schweinsnase (Amphib.), engl. Hog-nose, s. v. a. Rüsselschlange, Heterodon contortrix *Beauv.*

Schweinsnetz, s. v. a. Saunetz.

Schweinsohr, s. v. a. Hängeohr, s. Pferd.

Schweinspflaume (Bot.), s. v. a. Gelbe Mombinpflaume, Spondias lutea *L.*

Schweinspille (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Hedwigia *Sw.*

Schweinspilz (Bot.), s. v. a. Boletus luteus *L.*, s. Löcherschwamm.

Schweinspoint, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Monheim; Patrgr. II., Schloß, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei; 400 Einw.

Schweinsprung, das Sprungbein von den Hinterfüßen der Schweine.

Schweinsrüssel (Entom.), Abendfalterart, s. v. a. Großer Weinschwärmer, Sphinx Elpenor *L.*

Schweinsrüsselblume (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sisyringium *L.*

Schweinsspieß, s. v. a. Schweinsfeder 2).

Schweinstein, 1) (Geogn.), s. v. a. bituminöser Kalk oder Stinkstein, s. Zechsteinformation; — 2) (pharm. Zool.), s. v. a. Lapis porcinus, s. Bezoar.

Schweinstraße, hannöv. Ort, Osnabrück, Amt Börden; umfaßt 24 Häuser mit 120 Ew.

Schweinstrog, s. Schweinestall.

Schweinswildpret, 1) Braten. Man nimmt dazu die derben Stücken, Keulen, Rücken, Zimmel, auch Blatt. Das Verfahren ist wie beim zahmen Schweine, nur daß man einige Wachholderbeeren mit in die Pfanne legt. — 2) Kopf. Den Kopf recht lang aus den Schultern geschnitten, zum Schmied zum Absengen geschickt oder dieses selbst verrichtet, indem man ihn auf helles Feuer legt, die meisten Haare absengt, dann ihn mit einem glühenden Plattstahl überfährt, so daß er schön glatt wird; denselben gewaschen, die Haut vom Ober- und Unterrüssel losgeschnitten, damit sie beim Kochen zurückfahren kann; den Kopf einige Stunden in Wasser, dann in einen großen Topf oder Kessel gelegt, halb Wasser, halb Essig darauf gegossen, nebst 4 Zwiebeln, ½ Loth Pfeffer, ½ Loth Nelken, 6 Lorbeerblättern, Salbei, Thimian, 4 Loth Salz, 3, 4 bis 6 Stunden gekocht, bis der Kopf fast weich ist, dann denselben vom Feuer genommen, 2 Stunden in der Brühe verkühlen lassen, dann das Fett von der Brühe genommen, den Kopf in ein ander Geschirr gethan, die Brühe auf den Kopf gegossen und denselben erkalten lassen. Zum Gebrauch herausgenommen, abgeputzt, die schwarze Haut am Halse etwas aus- und abgeschnitten, auf die Schüssel angerichtet, mit frischen Blumen belegt und eine Citrone ins Maul gesteckt. Oder denselben da, wo er zerplatzt oder die Haut abgekocht ist, als auf Stirn, Augenhöhlen und Rüssel, mit zerlassenem, dann wieder erkaltetem und dann zu weißem Schaum gerührtem Schmeer bestrichen, mit ausgezierten rothen Rüben und Petersilie belegt, den Kopf auf eine gebrochene Serviette gesetzt, und mit Oel und Essig oder mit Sauce-Remoulade gegeben. Man schneidet ihn unten am Halse vor. Was man eigentlich essen kann, ist der Hals und die Zunge, die man noch apart weich kochen muß. In die kalte Brühe gelegt läßt er sich Tage und Wochen lang aufbewahren.

Schweinszähne, 1) die gekrümmten Hauer der ungarischen und wilden Schweine, die an hölzerne lange Stiele geheftet, als Glätt- oder Polirzähne für Papierarbeiter und Vergolder, oder in Silber gefaßt als Angehäng und Spielerei für Kinder dienen; — 2) (Min.), auch Dents de cochon, de chien, dog tooth spar, wurden früher selbstständige Kalkspathskalenoëder genannt.

Schweinszungen, gesalzene und geräucherte, auch wohl gefüllte (Langues fourrées), als leckere Speise ein Handelsartikel in Süd-Frankreich.

Schweinthal, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Gräfenberg; Mühle; 110 Ew.

Schweinwarth, Marktflecken, s. v. a. Schweinbarth.

Schweinz (Schwenz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bolkenhain; Schloß, 2 Vorwerke, Windmühle, Ziegelei; 270 Einw.

Schweisdorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Scheßlitz; 230 Einw.

Schweiß, 1) (Physiol.), s. Sudor; — 2) Feuchtigkeit, die sich tropfenweise an einen Gegenstand anhängt und aus demselben heraustritt; — 3) die aus Schwitzquellen hervorfließende Sohle; — 4) s. Pechsieden; — 5) das Blut der Jagdthiere; — 6) der Zustand des Eisens, wo es in großer Hitze weich wird, indem die Schlacken fließen, das Eisen selbst aber noch nicht in Fluß kommt.

Schweiß, englischer, s. Sudor anglicus.

Schweißbeerenbaum (Bot.), s. v. a. Gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schweißblätterchen (Schweißblattern), s. v. a. Hitzblattern.

Schweiß der Wolle. Die Wolle enthält in ihrem natürlichen Zustande nebst den äußerlich daran gekommenen Staub und Schmutz eine beträchtliche Menge einer theils fett-, theils seifenartigen Substanz, welche von dem eingetrockneten Schweiße der Thiere herrührt und daher gewöhnlich mit dem Namen Schweiß bezeichnet wird. Er gibt der Wolle eine gelbliche Farbe, einen eigenthümlichen Geruch und eine gewisse Klebrigkeit und muß daher durch Waschen entfernt werden. Man unterscheidet 3 Arten des Waschens, nämlich das Waschen

auf dem Thier vor dem Scheeren, d. i. die Wäsche vor der Schur oder die Pelzwäsche; die Wäsche nach der Schur oder die spanische Wäsche und endlich die Fabrikswäsche, welcher jede auf eine der vorgenannten Arten gewaschene Wolle unterworfen wird und welche daher schon in das Gebiet der Technik gehört. Die beiden ersten Wollwäschen werden von dem Wollproducenten und vom Wollhändler vorgenommen und tragen daher zur Erhöhung des Werthes des rohen Produktes bei. Das ausführliche Verfahren beim Waschen s. Wolle.

Schweißen, 1) s. v. a. Schwitzen; — 2) von Jagdthieren, s. v. a. Bluten; — 3) von Eisen, wenn es in Schweiß kommt; — 4) zwei Eisenstücke, oder ein Stück Eisen u. ein Stück Stahl oder auch mehre Stücke zugleich zu einer einzigen Masse verbinden, zu welchem Zwecke sie in der Schmiedeesse ausgeglüht und dann sogleich auf dem Amboß durch kräftige Hammerschläge an einander getrieben werden. Zu mancher Stahlwaare verbindet man Eisen mit Stahl deswegen, um Stahl zu sparen; bei mancher aber auch, vornehmlich bei hauenden und schneidenden Werkzeugen, wie Beilen, Messern, Scheeren, Sensen 2c., damit sie eine geschmeidigere, weniger spröde und brüchige Unterlage bekommen. Da beim Zusammenschweißen von Eisen und Gußstahl der letztere durch die gewöhnliche Schweißhitze schmelzen würde, so muß man beide verschiedenartige Stoffe in zwei abgesonderten Feuern erhitzen, dem Eisen die gewöhnliche Schweißhitze geben, den Stahl aber nur weiß glühen, und dann beide recht kräftig zusammenschmieden. Indessen schweißt man nur bei größerer Waare, z. B. bei Sensen, Ambossen 2c., Eisen und Stahl vor der Ausarbeitung zusammen. Zu feinerer Waare vollendet man jedes einzelne Stück erst, wenigstens arbeitet man sie erst aus dem Groben. — 5) Roheisen dadurch von Schlacken reinigen und geschmeidiger machen, daß man es in die Schweißhitze bringt und dann hämmert; — 6) durch Waschen der Schafwolle sie von dem anklebenden Schweiße reinigen; es geschieht dies in lauem Wasser, wozu man etwas Urin oder Seife bringt.

Schweißer, s. Gewehrfabrik.

Schweißfieber (Med.), 1) (Elodes febris), mit starkem, erschöpfendem Schweiße verbundenes Fieber; — 2) s. v. a. Englischer Schweiß, s. Sudor anglicus.

Schweißfriesel (Med.), s. Friesel.

Schweißfuchs (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.*

Schweißhitze, die stärkste Hitze, welche man dem Eisen im Kohlenfeuer geben kann, und die es besitzen muß, um 2 Stücke an einander zu schweißen. In dieser Hitze werden die Schlacken (Zunder) flüssig; daher dem Eisen Hitze geben, es in Schweißhitze bringen.

Schweißhund (Säugeth.), Unterart des Jagdhundes, Canis familiaris sagax (s. d.).

Schweißige Füße, s. Sudor.

Schweißing (Schweising, Swogssin, Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Pilsen; umfaßt 2943 J. 1512²/₆ □ Kl. Areal und 1750 Einw.; — 2) Dorf das.; Mühle; 400 Ew.

Schweißkasten (Jagdw.), beim Hochwild das Herz.

Schweißkraut (Bot.), s. v. a. Einjähriges Bingelkraut, Mercurialis annua *L.*

Schweißleder, s. Geschirr.

Schweißlippe (amorce, lèvre), an einer Rohrschiene oder einem andern Stück Eisen der schräg verdünnte Theil, welcher entlang des ganzen Stückes läuft und zur Vereinigung der beiden Ränder zu einem Stücke durch die Schweißung dient.

Schweißlöcher, s. v. a. Poren.

Schweißmelde (Bot.), s. v. a. Schweißkraut, Mercurialis annua *L.*

Schweißnitz, bayer. Fluß, R.-B. Oberfranken, fließt in die Saale.

Schweißschnur (Jagdw.), nach dem Jagdrecht mancher Gegenden Schnur von bestimmter Länge. Der Jäger darf einen angeschossenen Hirsch in das benachbarte Revier verfolgen, wenn der Abstand zwischen dem Anstande und dem Anschusse und der ersten Schweißfährte nicht länger ist, als diese Schnur.

Schweißsucht (Med.), s. v. a. Ephidrosis.

Schweißtreibende Mittel, s. Diaphoretica.

Schweißtreibender Spießglanz, s. Antimon und Antimomalmittel.

Schweißtuch, 1) (Sudarium), Tuch zum Abtrocknen des Schweißes vom Gesicht; — 2) bei den Juden das Tuch, womit man den Leichen den Kopf umhüllte; — 3) Tuch, worein der Leichnam gelegt wurde. Das S. Jesu wird als Reliquie in 5 Exemplaren aufbewahrt, zu Besançon, Turin, Toulouse, Sortal und Compiegne; vgl. Veronica. — 4) s. v. a. Manipulum; — 5) feine, auf beiden Seiten gefirnißte Wachsleinewand, welche man in Kleidungsstücken, Hüten 2c. da anbringt, wo der durchdringende Schweiß denselben leicht schaden kann, z. B. unter dem Arm 2c.

Schweiß-Wasserdoste (Bot.), s. v. a. Heilkräftige Wasserdoste, Eupatorium Ayapana *Vent.*

Schweißwolle, s. Wolle.

Schweißwurst, s. v. a. Blutwurst, s. Wurst.

Schweißwurzel (pharm. Bot.), 1) s. v. a. Radix Petasitidis, s. Petasites vulgaris *Desf.*; — 2) s. v. a. Radix Chinae, s. Smilax China *L.*

Schweißzeichen, Merkmal am Schweiße des Wildes, ob das Stück mehr oder minder schwer und wo es verwundet ist. a) Blattschuß, kleinere oder größere bräunlich gefärbte und scheibenförmige Knochenstücke liegen dicht neben der Fährte: hellrother dünnflüssiger Schweiß strömt reichlich neben der Vorderlaufsfährte; b) Halsschuß: vor der Vorderlaufsfährte dick fallende Schweißtropfen gewöhnlicher Farbe; c) Herzkammerschuß, ist dabei die Lunge verletzt: hellrother schäumender Schweiß auf der rechten Seite der Fährte; ist Herz oder Herzkammer verletzt: gewöhnlich rother Schweiß ohne Schaum an der linken Seite der Fährte; d) Kurz- oder Hochschuß,

nur in das Wildpret und nicht in den hohlen Leib: hellrother dünnflüssiger Schweiß; e) hoher Laufschuß: kleinere und größere Knochenstücke weiß, außen flach gerundet, dicht neben der Fährte; f) tiefer Laufschuß: Knochenstücke, weiß, lang gesplittert, sehr gerundet: Schweiß hell, in der Fährte; g) Leberschuß: Schweiß dunkelroth, beinahe schwarz, reich neben und in die Fährte träufelnd; h) Lungenschuß: beim flüchtigen Stücke Schweiß hellroth, schäumend, umherspritzend; beim haltenden Stücke Schweiß in dicken Tropfen; i) Milz- oder Nierenschuß: wie beim Leberschuß; k) Schlegelschuß: Schweiß von gewöhnlicher Farbe, sparsam, aber anhaltend neben und in der Hinterlauffährte; l) Spitzschuß von hinten: Schweiß wie beim Schlegelschuß, aber klumpenweise hinter der Fährte; m) Stichschuß: in die rechte Brusthöhle wie beim Lungenschuß; in die linke Brusthöhle wie beim Herzkammerschuß; n) Weidwundschuß: bei flüchtigem Wilde Schweiß von gewöhnlicher Farbe in kleinen Spritztropfen, nicht häufig, nicht anhaltend, darunter hin und wieder faserige Klümpchen und Perlchen, grünlich, bräunlich, gelblich, die Spuren des aus dem zerrissenen Gescheide fallenden Geäses; beim stehenden Wilde, Schweiß inmitten der Fährte, und mehr bei der Hinterfährte, in einzelnen großen Tropfen mit derselben Beimischung von Geäsetheilen. — Auf diese S. verwendet der Jäger die genaueste Aufmerksamkeit, um bestimmen zu können, ob es räthlich sey, das angeschweißte Wild bald zu verfolgen und zu hetzen, oder wie lang er es noch müsse krank werden lassen. Oft ist bei ganz leichten Verwundungen das Beste, an eine Schweißhetze gar nicht zu denken, sondern das Dickicht, worin das Wild sich niedergethan hat, regelmäßig zu betreiben.

Schweisweiler, bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Winnweiler; Eisenhammer, Mühle; 460 Einw.

Schweitenkirchen (Schweidenkirchen), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbay., Ldgr. Moosburg; 100 Einw.

Schweitzer (Biogr.), 1) Anton, Komponist, geb. zu Koburg 1737, gebildet daselbst und später unter Kleinknecht in Baireuth, wurde von da nach Hildburghausen gerufen, wo die Oper damals im höchsten Flor stand und er 1759 mit Dittersdorf ein enges Freundschaftsbündniß schloß. Im J. 1772 ging er als Orchesterdirektor nach Weimar und nach dem Schloßbrande daselbst nach Gotha, wo er zum Hofkapellmeister ernannt wurde u. 1787 †. Er schrieb außer mehren Ouverturen die Opern und Operetten: „Elysium", „Alceste", „die Dorfgala", „der lustige Schuster", „Apollo unter den Hirten", „Aurora", „die Wahl des Herkules", „die Stufen des menschlichen Alters", „Walmir und Gertrud", „Erwin und Elmire", „das Fest der Thalia", „Rosamunde", die beiden Monodrame „Polyxena" und „Pygmalion", und die beiden Ballette „die Amazonen" und „die Waffen des Achilles". — 2) Christian Wilhelm, Rechtsgelehrter und Staatsmann, den 1. November 1781 zu Naumburg, wo sein Vater Kaufmann war, geboren, studirte seit Ostern 1799 zu Leipzig die Rechte, wo er durch seine Doktordisputation „De firma mercatorum" (1803) Aufsehen erregte, war dann Privatdocent in Wittenberg und ließ sich 1806 als Rechtsanwalt zu Ronneburg im Altenburgischen nieder. Im J. 1810 ward er als ordentlicher Professor der Rechte nach Jena berufen, wurde 1812 Hofrath und erhielt die Polizeiverwaltung in Jena. Bei Anordnung des Landsturms wirkte er als Feldoberster des dritten Banners und 1816 wählte ihn die Universität zu ihrem Abgeordneten in der Versammlung, die zu Weimar das neue Grundgesetz berieth, während er gleichzeitig zum Oberappellationsrath ernannt wurde. Im J. 1818 berief ihn der Großherzog als geh. Staatsrath in das Ministerium und ernannte ihn bei seinem 50jährigen Regierungsjubiläum zum geh. Rath; die Erhebung in den Adelstand lehnte S. ab. Karl Augusts Nachfolger ernannte ihn bald nach seinem Regierungsantritt zum wirklichen geheimen Rath mit dem Prädikat Excellenz. Die Bewegung von 1848, die sich zu Weimar in einem Volksauflaufe kund gab, als das Ministerium den Forderungen der öffentlichen Meinung keine Zugeständnisse machen wollte, zwang ihn zum Rücktritt, worauf v. Wydenbrugk seine Stelle einnahm. Von seinen Schriften nennen wir besonders sein „Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Prozesses", 1. Abth., Jena 1813, und sein „Oeffentliches Recht des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach", Weimar 1825. Mit Gensler und Mittermaier gab er heraus: Archiv für die civilrechtliche Praxis, Jena 1818—24, 4 Bde. — 3) August Gottfried, landwirthschaftlicher Schriftsteller, den 4. November 1788 zu Naumburg geboren, Bruder des Vorigen, sollte Kaufmann werden, widmete sich aber aus Neigung der Landwirthschaft und kam zu diesem Zwecke 1807 in das landwirthschaftliche Institut zu Möglin. Im folgenden Jahre kehrte er auf das väterliche Gut Mosen bei Ronneburg zurück und nahm an der Wirthschaftsführung Theil. Um sich praktische Erfahrung zu erwerben, durchreiste er später einen großen Theil Deutschlands. Seit 1820 bewirthschaftete er das Gut Mosen für seine Rechnung und 1826 übernahm er die Administration des nahen sachsen-weimar. Kammerguts Mildenfurth. Im J. 1829 folgte er dem Rufe als Professor und Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand, ward 1839 Direktor der ökonomischen Gesellschaft und 1844 zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins für das Königreich Sachsen, lehnte 1839 den Ruf als Direktor der Akademie in Eldena ab, folgte aber 1846 dem als Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn und als Direktor der dort zu errichtenden höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt. Seinem ersten schriftstellerischen Versuch: „Die Wechselwirthschaft", 1817, folgten mehre Aufsätze in die von ihm mit Koppe, Schmalz und Teichmann herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft", Leipz. 1818—25. Von seinen folgenden Schriften nennen wir nur sein „Kurzgefaßtes Lehrbuch

der Landwirthschaft", Dresd. 1831—34, 2 Bde., 2. Aufl. 1842—43, die „Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft", Leipz. 1832—35, 2 Bde., die „Landwirthschaftliche Reise durch das nördliche Frankreich", nach dem Französischen des Prof. Moll, Dresd. 1836, und die „Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande", nach dem Engl., Leipz. 1839-40, 2 Bde. Seit 1831 gab er mit Schubarth und Weber das „Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft", Leipz. 1831—38, heraus.

Schweix, bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Pirmasens; Mühlen; 460 Einw.

Schweixtix (preuß. Myth.), s. v. a. Schwairtix.

Schweiz (schweizerische Eidgenossenschaft, Helvetien), bis 1848 Staatenbund, jetzt Bundesstaat in Europa, aus 22 Freistaaten oder Kantonen bestehend, das Land, welches sich räumlich über das übrige Europa am höchsten erhebt (die höchsten Punkte des Kaukasus sind zwar höher, aber nicht der Kaukasus im Ganzen); das Land, wo die Natur ihre mannichfaltigsten Schönheiten am regsten zusammengedrängt hat, das den Uebergang vom Norden zum Süden bildet, wo deutscher Fleiß und deutsche Treue mit franz. Kunstfertigkeit und italien. Industrie sich verbindet, wo die Sprachen dieser drei Völker in freundlichem Verein geredet werden. Kein Land der Welt schließt, wie die S., auf so engem Raume eine so reiche Mannichfaltigkeit und so viele, schwer zu vermittelnde Gegensätze in sich, welche durch die vielartige Gestaltung des Bodens und den Wechsel des Klima's, durch Abstufungen der Bildung, durch Unterschiede in Religion, Sprache und Abstammung bedingt sind. Aber die ganze Bevölkerung, durch schwer übersteigliche Gebirgszüge nach mehr oder minder zahlreichen Gruppen räumlich getrennt, ist geeinigt und zusammengehalten durch die Idee der Unabhängigkeit und Freiheit, durch den gemeinschaftlichen Segen der Freiheit, durch das gemeinsame Interesse ihrer Behauptung. Wie sonst auch die Meinungen auseinander gehen, wie manchen häuslichen Zwist bis in die jüngste Zeit die Eidgenossen durchzukämpfen hatten: sie blieben wenigstens eingedenk jener Warnung, die schon das im Jahre 1585 erneuerte Landbuch des Kantons Appenzell-Innerrhoden enthält: „Kaysers Mantel, Königen Röckh, seynd alle auß einem Tuch geschniten, derowegen hüb'te dich, o werthe Eidtgenosschaft, daß dir nit ein Kappen daruß werde gemacht."

Nahe in der Mitte der nördlichen gemäßigten Zone und wenig entfernt von der Mitte Europa's, da, wo der höchste Gebirgsstock des letztern lagert, erstreckt sich das schweizerische Hochland zwischen 23° 50′ — 28° 5′ östl. L. und 45° 50′ — 47° 50′ nördl. Br., mit einer Grenzlinie von etwa 153 deutschen Meilen. Zwischen Baden, Würtemberg, Vorarlberg, Liechtenstein und Tyrol (im Norden und Osten), dem lombardisch-venetian. Königreiche und Sardinien (im Süden) und der Republik Frankreich (im Westen) gelegen, hat die S. fast überall natürliche Grenzen. Nördlich: Untersee und Rhein; doch liegen hier der Kanton Schaffhausen, so wie züricherische und baseler Gebiete auf der rechten Rheinseite. Oestlich: Bodensee, Rhein und bündtenerisches Hochgebirg. Südlich: Genfersee und die Gebirgskette der walliser und bündtener Hochalpen, so daß jedoch einzelne Theile von Graubündten und der Kanton Tessin im Süden, desgleichen Genf und ein Theil seines Gebiets im Südwesten über diese Naturgrenzen hinaustreten. Westlich bildet der Jura, wenn auch weniger entschieden, die natürliche Grenze gegen Frankreich. Die Urbewohner des Landes haben demselben den Namen Helvetien gegeben; den Namen S. führt es von Schwyz, von dem der erste Impuls zur politischen Unabhängigkeit dieses ehemaligen Staatenbundes und jetzigen Bundesstaates, der sich die helvetische Eidgenossenschaft nennt, ausgegangen. Die größte Länge des Landes von la Vattay im Kanton Waadt bis Martinsbrück im Kanton Graubündten beträgt etwa 45—50 Meilen; die größte Breite von Chiasso, der südlichsten Ortschaft des Kantons Tessin, bis nach Oberbargen, am nördlichsten Orte des Kantons Schaffhausen, etwa 50 Meilen. Die statistischen Angaben über die Größe des Areals sind sehr verschieden und schwanken zwischen 696 und 874 □Meilen. Nach dem gothaischen genealogischen Kalender hat die S. einen Flächenraum von 718,40 □M., die sich auf die einzelnen Kantone folgendermaßen vertheilen:

	□M.
Zürich	32,33
Bern	120,83
Luzern	27,71
Uri	19,85
Schwyz	15,96
Unterwalden ob dem Walde. Unterwalden nit dem Walde	12,4
Glarus	13,2
Zug	4,03
Freiburg	25,6
Solothurn	12,01
Basel, Stadttheil Basel, Landschaft	8,71
Schaffhausen	5,46
Appenzell, Außerrhoden Appenzell, Innerrhoden	7,21
St. Gallen	35,27
Graubündten	140
Aargau	23,7
Thurgau	12,66
Tessin	48,91
Waadt	55,75
Wallis	78,38
Neuenburg	13,22
Genf	4,31
	718,40

Die S. gehört zu den merkwürdigsten Ländern Europa's; sie ist das höchste Gebirgsland desselben und bietet dem Reisenden ein überaus überraschendes Panorama dar. Mannichfaltig und immer neu sind die Ansichten derselben. Auf keinem Fleck unserer Halbkugel berühren sich so die Extreme, wie hier, wo der ewige Schnee der hohen Alpen an grüne Matten grenzt, auf denen zahllose Heerden weiden, wo am Rande fruchtbarer Thäler, in denen balsamische Düfte wehen und ein italischer Frühling herrscht, sich

furchtbare Eisgletscher emporthürmen und in dem engen Raume weniger Stunden sich nicht selten die Klimate aller Zonen abstufen. Die größten Schrecknisse der Natur wechseln mit ihren höchsten Annehmlichkeiten, das eisige Klima unter den Erdpolen, mit dem brennenden unter dem Erdgürtel, Grönlands Unfruchtbarkeit mit der lachenden Fruchtbarkeit eines Tempe. Hier herrscht eine schaudererregende, todtenähnliche Stille, dort Leben und Weben; oben nur Fels und Wald und entlegene Matten mit wandernden Heerden, unten fischreiche, mit Landhäusern und lebendigen Dörfern umgebene Seen, lachende Weinberge und gewerbsame Ortschaften. Welche schnelle Abwechselung der mannichfaltigsten Ansichten! welch ein Zusammendrängen großer, herrlicher, schauerlicher oder sanfter oder begeisternder Naturscenen! Die Alpen, jene himmelhohen, weißen Felsenmauern mit unbesteiglichen Felsen, die bis zu einer Höhe von 2500 Klaftern über das Meer emporragen, bedecken dieses Land, und der St. Gotthard ist der erhabene Centralpunkt, von welchem östlich und westlich in der Gestalt eines großen Halbmondes diese Höhen auslaufen, die sich im Süden von Piemont bis Istrien verzweigen. Nur einzelne Menschen weiß man, die den weißen Berg, wenige oder keinen, die das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten; im Jahre 1823 erstieg man zum ersten Male den Monte Rosa, der als einer der höchsten Alpenspitzen zu betrachten ist. Man sieht die Pyramidenspitzen dieser Alpen viele Meilen weit hoch über die Wolken emporragen, von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. Gletscher, deren man über 400 zählt, und die ein Areal von 40 □M. einnehmen, und Lawinen machen sie für die Anwohner und Reisenden oft höchst gefährlich, zu einem Schnee- und Eismeere, unter welchem der Tod lauert. In der Erde dringt geschmolzenes Wasser unter ihnen hervor und dringt in Thäler, wo es wieder gefriert und seit Jahrtausenden in ungeheure Massen verhärtet und aufgehäuft ist. In den Tiefen verbreitet sich dagegen die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern entstehen Bäche, Flüsse, Seen, welche die Felder bewässern und balsamischen Kräutern Saft und Nahrung geben. Urfelsen von Granit steigen in die größte Höhe und Tiefe; an der Nord-, Süd- und Südwestseite streichen die Kalkalpen, die aus Schiefer und dichtem Flötzkalkstein bestehen; an diesen lagern sich die aufgeschwemmten Gebirge aus Sandstein, Nagelfluhe und Mergel, welcher letztere die Kalksteinkette des Jura auf der Nordwestseite begleitet. Die Alpen und der Jura sind die Gebirge, die sich in der S. verzweigen. Das Allgemeine über diese Gebirge s. Alpen und Jura. Hier nur folgendes Besondere. In der S. unterscheidet man 5 Hauptzüge der Alpen, und zwar: 1) die walliser Alpen, Europa's höchsten Gebirgsstock. Sie gehen vom Gebirgsknoten des St. Gotthard aus und laufen südwestlich zwischen der obern Rhone und Tessin, dem Lago Maggiore und der obern Dora baltea bis zum Col de Ferrex, dem großen Bernhard und dem Montblanc. Steil und kurz sind ihre Nordabhänge und bilden gegen die Rhone enge Thäler und furchtbare Schluchten, während die Zweige derselben nach Süden sanfter und länger abfallen. Das Thal der Dora baltea trennt diese Kette von den Savoyer-, das Tessinothal von den bündtener Alpen, und aus ihrem Rücken ragen der Monte Rosa, das Matterhorn und der große Bernhard zum Himmel. Ueber diese Alpen führen mehre Pässe, z. B. die von Napoleon erbaute Kunststraße über den Simplon (höchster Punkt 6174′ hoch), die Kunststraße über den St. Gotthard und über den großen Bernhard. Die St. Gotthardsstraße nebst dem obern Reuß- und Livinerthale, in dem der obere Tessin fließt, ist die Saumstraße aus der S. nach Italien; sie führt über Bürglen, durch das Schöllingenthal über die Hacberli oder lange Brücke, die Tanzenbeinbrücke und die Teufelsbrücke, über Urseren, das höchste Thal in der S. (4356′), den St. Gotthard, Airolo in das Thal des obern Tessin nach Italien. Hierher gehören noch der Moropaß von Visp an der Rhone in Wallis, neben dem Moroberge hinab in die große Simplonstraße; der Ferrexpaß bei Orsières in Wallis, das Ferrexthal hinauf, neben dem Col de Ferrex über den Hauptrücken in das Entrèvesthal, der Grießpaß, der Matterhornpaß. — 2) Zwischen Wallis und Bern südöstlich vom Genfersee verzweigen sich, vom St. Gotthard auslaufend, die Berneralpen. Sie ziehen sich vom genannten Gebirgsknoten in westlicher Richtung zwischen Wallis und am Kanton Bern bis zur Stadt St. Maurice, 3 Meilen südöstlich vom Genfersee, wo sie sodann gegen die Rhone treten. Sie senden bedeutende Gebirgsäste nach Norden bis zum Thuner- und Genfersee. Die südlichen Zweige reichen bis an die Rhone; der westlichste ist das Jurtengebirg, das nordwestlich von Lausanne sich mit dem Jura verbindet. Der Rücken dieser Alpen ist, wie jener der walliser, mit Gletschern und Eisthälern bedeckt, aus welchen hohe Felsenhörner ragen, und zwar besonders hoch empor die Bergriesen: das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Mönch, das Schreckhorn, das Wetterhorn, das Balmhorn, das Doldenhorn, die Blümlisalp, das Oldenhorn (9630′), das Seidelhorn. Aus dem berner Oberland führt der (10 Stunden lange) Grieselpaß in das Rhonethal (höchster Punkt 6570′) und der Gemmipaß von Kandersteg nach Leuk; der Rawylpaß von Zweisimmen nach Sitten in Wallis; der Jommenpaß aus dem Saanethal über den Jommen nach Montreux am Genfersee; der Paß im Simmen- und Saanethal von Thun nach Greiers im Kanton Freiburg, zwischen dem Riesen- und Schreckhorn hin, durch das Simmenthal, dann das Saanethal aufwärts nach Saanen; der Paß von St. Maurice aus der westlichen S. und Savoyen nach Wallis, und von da über den Simplon nach Italien; der Paß am

Genfersee, zum Theil durch Felsen gehauen, aus der westlichen S. nach Lausanne. — 3) Gegen Norden sendet der St. Gotthard die Vierwaldstädter-Alpen. Sie laufen zwischen der Reuß u. Aar bis zum Vierwaldstädter-See, westlich bis an den Brienzer-See und östlich bis an das Ufer der Reuß. Die höchsten Gipfel derselben sind: der Galenstock, das Süßtenhorn, der Tittlis, der Spitzliberg, die Surenenalp. Der Surenenpaß (h. P. 7215′) führt von Uri nach Unterwalden und ist 8 Stunden lang; der Süßtenpaß (6 St. l. und h. P. 6081′) vom Uri über Maien nach Meiringen; der Jochpaß, ein Saumpfad für Fußgänger 7000′ h.), vom Kanton Unterwalden nach Meiringen; der Wellipaß ist die Fahrstraße von Engelberg nach Stanz am linken Ufer der Aar; der Brunigpaß geht von Brienz nach Stanz; die Renke ist die Saumstraße von Sarnen nach Luzern. — 4) Oestlich verzweigen sich vom St. Gotthard aus in der östlichen S. die Graubündtner-Alpen. Ein sanft abfallender Arm derselben läuft gegen den obern Rhein, andere Zweige gewahrt man zwischen dem Züricher- und Zuger-See, und ein zum Theil rauher und hoher östlicher Arm verzweigt sich mit den Bernina-Alpen, die das Veltlin theilweise vom Engadin scheiden. Aus dieser weitverzweigten Alpenkette ragen empor: der Dödi, das Muschelhorn, der Kistenberg, der Vogelberg, das Apordhorn, das Scheerhorn, der Claridenstock, der Krispalt (9940′), der Hausstock, der Dachberg (8840′), der Glärnisch (8925′), der Septimer, der Maloya (8840′), der Beyerin (8713′), der Bernina (8288′). Zahlreiche Pässe führen über ihre Höhen, und zwar: a) links des obern Rheins: 1) der Krispaltpaß von Zumstegen über den Krispalt nach Disentis in Graubündten, 4 Meilen lang; 2) der Dödipaß von Glarus über den Dödi und Gemsistock nach Disentis, 7½ Meilen lang, 7000′ hoch; 3) der Segnespaß nebst dem Seruftthale; 4) der Paß la Foppa, Straße von Pfeffers nach Tamin durch die Felsenenge am Kunkelsberge; 5) der Paß am Wallenstädter-See, Saumstraße von Wallenstädt in St. Gallen nach Glarus; 6) das Schächenthal, Saumstraße von Linttbal in Glarus über den Karidenberg nach Altdorf in Uri; 7) das Klön- u. Muttenthal, Saumstraße von Glarus über den Pragelberg nach Schwyz; 8) der Paß am Lowerzersee, Fahrstraße von Schwyz nach Arth an der Südwestseite des Sees; 9) der Paß am Zugersee, Saumstraße als Fortsetzung des vorigen Wegs nach Zug (die Hauptverbindung geht über den See); 10) der Paß an Morgarten, Saumstraße zwischen dieser bepflanzten Anhöhe und einem Sumpfe, am südöstlichen Ufer des Ezeri-Sees; b) rechts des obern Rheins über den Ostarm: 11) der St. Bernhardiner-Paß, nebst dem Thale des Hinterrheins, zwischen dem Muschel- und Schwarzhorn bis Bellenz 13 Meilen lang, 7000′ hoch, Fahrstraße; 12) der Splügenpaß, Fahrstraße aus Graubündten nach Italien, über den Splügen nach Chiavenna, 4½ M. lang 6380′ hoch; 13) der Septimerpaß, älteste Saumstraße von Chur bis Chiavenna; 14) der Selvrettapaß, Straße von Maienfeld ins Pretigau, und über das Selvrettajoch nach Suß im unteren Engadin, 9 Meilen lang; 15) der Drususpaß oder das Schweizerthor, Straße von Chiers durch das Drususthal nach Tyrol; 16) der Luciensteig, Haupt- u. Kunststraße aus Graubündten nach Schwaben. Die Werke, welche diesen Paß sonst befestigten, wurden im Jahre 1799 von den Oesterreichern gesprengt; 17) der Maloyapaß, Fahrstraße von Chiavenna durch das Engadin, über den Molayaberg nach Tyrol; 18) der Berninapaß, sehr bereiste Straße von Pusklav bis Pontresina im obern Engadin; 19) die 3 Wormser-Pässe: a) Laserra, im Eingange des Addathales, Fahrstraße von Bormio ins Veltlin durch die Felsenschlucht la Serra; b) vom Trepal, nordwestlich von Worms über den Rücken der Alpenkette nach Lirino u. Cermetz im untern Engadin; c) der St. Jakobs-Paß, von Bormio nach St. Jakobs u. Glurus an der Etsch; 20) die Ofenscheideck, Saumstraße vom untern Engadin nach Tyrol; 21) der Karlsthalerpaß, aus dem untern Engadin nach Glurus, Sommerweg. — 5) Eine Kette des Nordostarmes der graubündtner-Alpen sind die Thur-Alpen, die sich nordwärts gegen den Rhein zu einer bedeutenden Höhe erheben und von da in 2 Armen als Voralpen in nördlicher Richtung gegen das Rheinthal fortlaufen. Sie erreichen eine Höhe von 9000′; die Thäler sind flach; Wiesen, Kornfelder und Anpflanzungen wechseln bis oben hinauf. Die höchsten Spitzen sind: der Säntis, im südlichen Appenzell; der Mesmer, 6017′ hoch, nahe dabei, der Kamor (5734′), der Kronenberg (5372′), südwestlich von Appenzell, und der Lägerberg, nordwestlich von Zürich (3730′). Pässe über diese Alpen sind: 1) der Paß von Sargans, Hauptstraße von Zürich nach Chur; 2) das Rheinthal, von Sargans bis Reineck; 3) der Bodensee- und Zellerpaß, Hauptstraße von Schaffhausen nach Sargans; 4) das obere Thurthal, von Wyl bis St. Johann, erst Fahrstraße, dann Saumweg; 5) der Paß von Wildhaus, Fortsetzung des vorigen ins Rheinthal; 6) der Paß am Stoß, Saumstraße von Gaiß in Appenzell über den Stoß nach Altstetten in St. Gallen. — Im Lande der Alpen selbst unterscheidet man Hochalpen, Mittelalpen und Nieder- oder Voralpen. Die Hochalpen ragen von 7800′ bis nahe an 15,000′ hoch in die Wolken. Die Aussicht von diesen Höhen beträgt im halben Durchmesser des Gesichtskreises 40—68 Stunden, und bei heiterm Wetter werden sie ebenfalls aus dieser Entfernung gesehen. Lauter Felsennatur, ausgezackte Spitzen, und die Extreme der nördlichsten Klimate. Diese Felsenklippen sind mit ewigem Schnee bedeckt, u. nicht selten stürzen ungeheure Schneemassen oder Lawinen herab, die öfters einzelne Menschen, zuweilen auch ganze Dorfschaften unter sich be-

graben. Die Thäler zwischen den Schneebergen stellen aber ebene Eismeere vor, aus welchen ganze pyramidalische Stücke von vielen Centnern herabrollen, die Gletscher genannt werden, welche theils mehr schneeartig, z. B. an Bergabhängen, theils mehr eisig sind, wie die in den Hochthälern und Schluchten. Sie wachsen nicht von oben, sondern aus ihrer innern Masse heraus, nachdem der geschmolzene Schnee oder Regen in ihre Spalten gedrungen. Die zwei großen Alpenzüge, die Wallis umschließen, sind die wahren Niederlagen dieser merkwürdigen Eisgefilde. Die Mittelalpen liegen unter der Schneelinie, d. i. von 7800′ bis zur Grenze des Baumwuchses 5500′, und prangen mit den kostbarsten Alpenpflanzen u. höchsten Viehweiden, die man Alpungen nennt und in 2—3 Staffeln theilt. Sie sind eine Mischung von höhern und niedern Bergmassen, in denen die eigentlich alpinische Natur mit ihren imposanten Umrissen immer mehr hervortritt. Hier sieht man in voller Pracht blühen: die vielbesungene Gentiana lutea Soldanella alpina, Orchis odoratissima, das gewürzhaft duftende Satyrium nigrum, das Alpenröschen (Rhododendron ferrugineum und hirsutum), die herrliche purpurne Viola grandiflora Saxifraga etc. Verwüstungen der Gewässer und Eisstürze bewirken hier oft große Veränderungen. Die Nieder- oder Voralpen liegen von 5500′ bis 2000′ und tragen die schönen Alpenwälder mit den niedern Viehweiden. Die höchsten Waldstriche bestehen aus den sogenannten Arven, einer Nadelholzart, auf deren Erhaltung besonders gedrungen wird, weil da, wo sie fehlen, die Natur schnell verwildert. Sonst sieht man hier meist niederes Gesträuch, während die untersten Bergregionen aus dicken Wäldern von Brennholz oder aus fetten Wiesen bestehen. Die Gewässer in den Voralpen sind schon ziemlich bedeutend, und Fahrstraßen gehen nach allen Richtungen über dieselben. Alle übrigen Berggruppen von 300—1500′ Höhe gelten bloß als Hügel gegen jene Kolosse, indem selbst die größten Seen des Alpengebirges noch 600—1700′ über der Meeresfläche liegen. Zwischen den Alpen öffnen sich die reizendsten und fruchtbarsten Thäler mit oft schwerem Erdreich, das eine mühsame Bearbeitung fordert; tiefer im Gebirge aber bedeckt nur eine dünne Schicht vegetabilischer Erde die Felsen, die nicht selten aller Kultur trotzt. — Auf der Westgrenze gegen Frankreich zieht sich der über 70 Stunden lange, wasserarme Jura oder Leberberg hin. Er läuft von der Gegend von Genf aus fast parallel mit den Alpen bis zur Quelle der Birs, wo sich östlich ein Zweig bei Solothurn vorbei bis gegen Schaffhausen fortzieht und sich bis zu den Ufern des Rheins ausbreitet; der westliche Zweig hingegen wendet sich um das westliche Ufer des Doubs herum den Vogesen zu. Reich ist der Jura an Eisenerz und Versteinerungen. Grauer und orangegelber Kalkstein ist der Hauptbestandtheil dieses Gebirgs, das nirgends die Schneelinie erreicht. Der höchste und rauheste Theil gehört der S. an. Hohe Tannenwälder bedecken seine Höhen; auf der Ostseite liegen zahllose Granit- oder Gneißblöcke zerstreut. Seine höchsten Spitzen sind: der Dôle, der Montendre, der Chasseral, die Hasenmatte, die sich nicht über 5200′ erheben. Pässe über dieses Gebirg sind: 1) der Paß von Gex, Straße von Genf nach Chalons an der Saone in Frankreich; 2) der Dôlepaß, Straße von Nyon nach Besançon; 3) die Orbeklause, Engpaß im Thale der Orbe, Haupt- und Kunststraße von Yverdun nach Frankreich; 4) der Paß la Clugette in Neufchatel, führt durch eine enge Felsenkluft in das Traversthal; 5) der Kettenpaß, Fortsetzung des vorigen, vom Traversthale durch eine Bergschlucht in das Vervièresthal, Haupt- und Kunststraße durch beide Pässe von Neufchatel nach Besançon; 6) der Paß am Neufchateler-See, Kunststraße längs dem Ufer des Sees von Neufchatel nach Yverdun; 7) der Paß des Felsenthores (Pierrepertuis), bei Dachsfelden, durch einen engen Felsenschlund (Pierre pertuis) am Flusse Birs hinauf zum 8) Immerthaler-Paß, von Sanzeboz durch das enge Immerthal in den Kettenpaß, Kunststraße von Basel nach Pontarlier in Frankreich. Es sind hier noch 6 Seitenpässe, theils Kunststraßen, theils Saumwege; 9) der Paß über den obern Hauenstein; von Liesthal über Wallenburg nach Langenbrück u. Ballstall; 10) die Dünnerklause, Fortsetzung des vorigen Passes, eine Kunststraße nach Solothurn; 11) der Paß über den niedern Hauenstein, Kunststraße von Basel nach Luzern; 12) der Paß von Aarburg, Kunststraße von Aarau nach Solothurn, durch eine Bergfeste vertheidigt. — Die ebenen Gegenden der S. sind auf der nördlichen und westlichen Seite. Es versteht sich von selbst, daß in einem Gebirgslande, wie die S., keine großen Ebenen sich finden. Nur in einigen Kantonen sind weite Thäler mit ausgedehnten Feldern. Dahin gehören besonders die Kantone Zürich und Luzern, überhaupt der Theil der S. zwischen Zürich, der niedern Limmat, der Aar, von der Limmatmündung aufwärts bis Büren, dem Bieler- und dem Neufchateler-See, dem Jurtengebirge, der mittlern Saane, Freiburg, Thun, Burgdorf, Luzern und Zürich. Diese ganze Gegend ist kein Gebirgsland, nur einzelne steile Voralpen finden sich hier, meistens gut bebaute Hügelreihen, Weinberge, Wiesen, Felder und Anpflanzungen, wellenförmiger Boden, überall von Wegen durchschnitten.

Gewässer. Moräste hat die S. ebenfalls nur wenige, da der Boden zu trocken ist, das Land zu hoch liegt und zu viele kleine Abdachungen hat. Bemerkenswerth sind: 1) der Aarberger-Morast zwischen dem Neufchateler-See, dem Murtensee und der Aar, bis Aarberg, 2 Meilen lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit. Die Kunststraße von Murten nach Aarberg führt darüber u. die Straße von Neufchatel nach Aarberg neben ihm vorbei; 2) das Saanenmoos, westlich von Zweisimmen im Kanton Bern, und die Mo-

rästevon Wesen am Wallensee; 3) die meisten, von hohen Bergen eingeschlossenen Thäler in Niederwallis. Vorzüglich aber zeichnet sich die S. durch ihre vielen großen und romantischen Bergseen aus, die, mit den reizendsten Ufern umgeben, die Umgegenden durch Aufnahme der Bergwasser vor Ueberschwemmungen sichern. Die großen Seebecken liegen immer in den vorliegenden Kalkalpen und an dem Saume, wo die Querthäler aus der Kette heraustreten. Die Seen auf der Nordseite der Alpen haben ein anderes Niveau gegen das Meer, als die auf der Südseite. Die nördlichen liegen zwischen 1134′ und 2522′ absoluter Meereshöhe, die südlichen nur zwischen 636′ u. 874′ über dem adriatischen Meere. Diese Seen sind: 1) der Genfersee zwischen der S. und Savoyen; — 2) der Neuenburger-See zwischen Neufchatel, Freiburg u. dem Waadtlande; — 3) der Bieler-See, nordöstlich vom vorigen; — 4) der Murtensee, östlich vom Neufchateler-See; — 5) der Thuner-See im Kanton Bern; — 6) der Brienzer-See, mit dem vorigen verbunden; — 7) der Sempacher-See, durch die Sur mit der Aar verbunden, in dessen Nähe nordöstlich der Baldecker- u. der Hallwyler-See zu bemerken sind; — 8) der Vierwaldstädter - See zwischen Schwyz, Uri, Luzern und Unterwalden; — 9) der Zuger-See in Zug und Schwyz mit dem östlich liegenden Egeri-See; — 10) der Züricher-See zwischen Zürich u. Uznach, durch die Linth u. Mag (verbundene Limmat) zusammenhängend mit — 11) dem Wallenstädter-See zwischen Wallenstadt und Wesen; — 12) der Briensee zwischen Schwaben und der S.; — 13) der Luganersee auf der Südseite der S.; — 14) der obere Theil des Lago Maggiore. Außer diesen 14 größern Seen hat die S. noch eine Menge kleinere, z. B. den Lac de Joux im Waadtland, den Sarner-See in Unterwalden, den Mauensee im Kanton Luzern, den Reichensee in Aargau, den Silpersee in Bündten 2c. Auch hat die S. viele Wasserfälle, z. B. den Rheinfall bei Lauffen (Schaffhausen), 50′ hoch; den bei Laufenburg; den Staubbach im Lauterbrunnenthal, über den Pletschberg, 800′ hoch; den Reichenbach in Bern; den Gießbach am Brienzer-See. Vier Hauptflüsse durchströmen die S., die sämmtlich aus dem hohen Alpengebirg entspringen. Sie bilden das Hauptflußgebiet des Landes und sind: der Rhein, die Rhone, der Tessin und der Inn. Dem Jura aber entquillt der Doubs. Die vier erstern Gewässer geben dem Lande eine vierfache Hauptabdachung, u. zwar: 1) eine nördliche, der der Rhein mit der Thur, Reuß und Aar folgt; — 2) eine südwestliche, durch die Berner- und Walliser-Alpen bestimmt, der die Rhone folgt; — 3) eine südliche, der der Tessin folgt; — 4) eine nordöstliche, der der Inn folgt. Der Rhein geht von der Ostseite des St. Gotthard in Graubündten aus, und sein Gebiet umfaßt in der S. 840 □M.. In mannichfachen Krümmungen eilt er im raschen Lauf bis Basel und verläßt hier die S. Brücken über den Rhein führen im Schweizergebiet bei Reichenau, Strilserberg, Fahr, Kostriz, Stein, Dissenhofen, Schaffhausen, Eglisau, Kaiserstuhl, Laufenburg, Säkingen, Rheinfelden und Basel. Von der rechten Seite kommen viele Waldbäche in das Rheinbett, z. B. die Plessur, Ill, Aach, Wutach und Wiesen, von der linken Seite: bei Elliken die Thur, die der Westseite des Säntis entquillt und über 20 Bäche aufnimmt, oberhalb Eglisau die Töß und unterhalb die Glatt, die aus dem Greiffensee kommt, endlich die Aar. Diese, einer der ansehnlichsten Flüsse der S., entspringt aus 3 Gletschern am Fuße des Finsternahorn, schwillt schnell an, bildet schöne Wasserfälle, z. B. bei Handeck, geht bei Brienz in den See, den sie bei Interlaken wieder verläßt, um ihn mit dem Thuner-See zu verbinden. Sie hat, nachdem sie bei Thun schiffbar geworden, einen Fall von 6700 Fuß. Wo sie sich mit dem Rhein verbindet, ist sie größer, als dieser, und trüber. Sie nimmt rechts die Emme, Wigger, Sur, Reuß und Limmat, links den Simmen, die Saane und Thiele auf. Bei Basel fließt noch die Biers in den Rhein, die aus dem Jura ihm zufließt. An der Südwestseite desselben Gebirgsstocks, aus dem Schneegletscher der Furka, entspringt die Rhone in einer Höhe von 5400 Fuß. Sie stürzt in Oberwallis in einem engen und steilen Felsenthale herab, durchströmt in Südwestrichtung das Wallliserthal bis Martinach, wo der felsige Thalrand auf beiden Seiten schroff zusammentritt und bei St. Maurice einen schauerlich wilden Engpaß bildet. Nordwestlich dem Genfersee zueilend, verstärkt sie diesen durch 80 Bäche, durchströmt ihn der Länge nach und tritt bei Genf aus demselben, indem sie durch die Arve die Berggewässer der Nord- und Westseite des Montblanc erhält. Milchweiß tritt die Rhone aus ihrer Quelle, beim Eintritt in den Genfersee ist sie hellgrün, beim Austritt aus demselben wird durch die Arve ihr Wasser aschgrau. Sie ist reich an Fischen, besonders an Forellen, bildet viele Inseln mit malerischen Burgruinen, und zu Lar, Bryg, Leuk, Siders, St. Maurice, Lavey und Genf führen Brücken über ihr Strombett. Ebenfalls auf dem St. Gotthard, unweit des Hospitiums, entspringt der Tessin (Ticino). Viele Bergwasser strömen ihm vom St. Gotthard und Lukmanier zu; er durchfließt im Süden der S. den von ihm genannten Kanton der Länge nach, geht durch die engen Alpenthäler Ronco, Bedretta und Leventina, stürzt zwischen hohen Felsen nach Giornico herab, wo sich das Thal erweitert, doch bei Bellinzona wieder verengt; bei Magadino endlich tritt er in den langen See. Sein steinernes Bett enthält viel Fische. Er hat Brücken bei Giornico, Poleggio, Bellinzona, Magadino. Der Inn entspringt auf der Südostseite des Septimeers in Graubündten aus dem kleinen See Lungin, durchströmt das lange Thal Engadin (5000′) und geht, durch eine Menge Bäche vergrößert, bei der Martinsbrücke nach Tyrol über. Er hat Brücken bei Cernez, Suz, Martinsbrück und

Finstermünz. Unweit Orbe entspringt aus dem Jura der Doubs; er läuft längs der Westgrenze hin und bildet den herrlichen Wasserfall Saut de Doubs; er hat Brücken bei Pontarlier, la grande Combe und oberhalb Morteau. Der Kanäle sind nicht viele. Wir bemerken: 1) den Molliser-Kanal (Mollis, ein Dorf im Kanton Glarus), zur Hemmung der oft austretenden Linth und zur Entwässerung der Moräste von Wesen, 9556' lang; — 2) die Kanäle der Limmat zwischen dem Wallenstädter- und Züricher-See, die mehr als 800,000 Fr. gekostet und denselben Zweck haben, wie der erstgenannte; — 3) den Kanal von la Sarra, der den Genfersee mit dem Neufchateler-See durch die Orbe und Venoze bei dem Flecken la Sarra im Waadtland verbindet.

So schwierig auch der Straßenbau in einem Gebirgslande ist, sind doch die Landstraßen nicht nur im Innern der S., sondern auch ins Ausland vortrefflich eingerichtet. 1) Im Inlande bemerken wir: a) eine große Kunststraße von Lausanne nach Bern, Luzern, Solothurn, Basel und Zürich; — b) große Straße von Schaffhausen südlich durch die ganze S., über Zürich, Schwyz, Altdorf, den St. Gotthard nach Bellinzona; — c) vom Bodensee südlich durch die ganze S. über Chur nach Bellinzona. — 2) Ins Ausland: a) Haupt- und Kunststraße von Basel über Luzern und den St. Gotthard nach Italien; — b) Haupt- und Kunststraße von Lausanne über Sitten und den Simplon nach Italien. Dies ist die von Napoleon im Jahre 1806 vollendete, merkwürdige Simplonstraße, fast die einzige, auf welcher man aus der S. über die Alpen nach Italien fahren kann. Sie ist 14 Stunden lang und 25' breit. Sie gehört zu den erstaunenswürdigsten Werken der Wegebaukunst. Die längste Gallerie (da, wo die Straße durch Felsen gesprengt ist) ist 683' lang und heißt Frissinone, von dem Bache, der hier einen Wasserfall bildet. Der höchste Punkt der Straße ist 6174' hoch und liegt $^1/_2$ Stunde vom Chausseehaus; — c) Haupt- und Kunststraße von Lausanne über Genf und Lyon nach Frankreich; — d) Haupt- und Kunststraße von Basel über Pruntrut nach Frankreich; — e) die Tyroler-Straße durch das Engadin von Finstermünz nach Chiavenna; — f) Haupt- und Kunststraße von Lausanne über Martinach und den St. Bernhard nach Italien; — g) Haupt- und Kunststraße von Zürich über Lindau und Kempten nach Augsburg und München; — h) von Bern über Basel nach Freiburg und Karlsruhe; — i) von Zürich über Innsbruck, Salzburg und Linz nach Wien.

Das Klima der S. ist bei der hohen Lage und den vielen Gebirgen sehr ungleich und im Allgemeinen weit kälter, als sonst unter gleichen Parallelkreisen. Die Nähe oder Ferne der Eisberge und Schneefelder, die Richtung der Thäler nach Norden oder nach Süden bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der atmosphärischen Temperaturverhältnisse. Man kann in der S. ein dreifaches Klima unterscheiden: 1) ein kaltes in den Alpen, wo auf allen Höhen über 1000' ewiger Schnee und Winter, und überhaupt in den Gebirgen fast immer eine strenge, rauhe Luft und schneidende Kälte Statt findet; — 2) ein gemäßigtes in den Voralpen, den Ebenen und Thälern; — 3) ein heißes im Kanton Tessin, über den sich schon ganz der italienische Himmel verbreitet. Oft kann man in kurzen Zwischenräumen hintereinander die brennende Hitze des Sommers, die gemäßigte Wärme des Frühlings und den strengen Frost des Winters empfinden und an den Gewächsen wahrnehmen. Dennoch ist, im Ganzen genommen, das Klima der S. sehr angenehm und gesund, und namentlich die herrlich balsamische Bergluft äußert sich sehr wohlthätig auf Menschen und Thiere. Die Landesbewohner sind im Durchschnitt kräftig u. schön, mit Ausnahme weniger Thäler, z. B. in Wallis, wo der Kretinismus sehr häufig ist.

Schon aus dem obigen Umriß der natürlichen Gestaltung des Landes erhellt dessen militärische und militär-geographische Bedeutung. Man hat die S. oft eine große natürliche Bergfestung in der Mitte Europa's genannt. In der That ist sie noch jetzt, oder jetzt noch mehr als früher, eine starke Burg der Freiheit. Wenn sie auch bisher ihre Unabhängigkeit hauptsächlich der Eifersucht der benachbarten Großmächte zu verdanken schien, so darf sie doch in dem Maße, wie sie mehr und mehr als Gesammtheit sich fühlen und als solche handeln lernt, auch auf die eigene Kraft vertrauen. Zwar zeigen uns gerade die Thatsachen der neuesten Kriegsgeschichte, daß mitunter die scheinbar schwierigsten Bergpässe fast zu allen Jahreszeiten von Heeresmassen überschritten wurden, und daß hiernach selbst die höhern Gebirgszüge die früher von ihnen erwartete Sicherheit der Stellungen nicht gewähren. Allein gleichwohl gewährt die S., mit ihrem von Gebirgen, Flüssen und Seen tausendfach durchschnittenen Boden, einen solchen Reichthum von leicht und schnell abwechselnden Operationsbasen und Operationslinien, von mehr oder minder gedeckten Stellungen, wie kein anderes Bergland, selbst Tyrol und seine östlichen Nachbarlande nicht ausgenommen. Nirgends sonstwo eignet sich also der Boden in demselben Maße zu einem hartnäckigen und mannichfach günstige Wechselfälle darbietenden Vertheidigungskriege, sogar gegen größere und von verschiedenen Seiten her andringende Heeresmassen, dies freilich nur unter der Voraussetzung, daß sich die kriegsgeübte Masse der Bevölkerung vertheidigen will, und daß sie sich einer einheitlich planmäßigen Leitung unterwirft. In dieser Lage hat sich die S., als Gesammtheit dem Auslande gegenüber, noch zu keiner Zeit ihrer Geschichte befunden. Im Kampfe gegen die Truppen des revolutionären Frankreichs war nur ein sehr kleiner Theil der selbst einer Umwälzung entgegengehenden Bevölkerung zum Widerstande bereit. Und doch zeigten die vereinzelten und voraussichtlich erfolglosen Kämpfe der Berner, Schwyzer und Unterwaldener, welch' große Vertheidigungskräfte in Thätig-

keit gesetzt werden könnten, sobald dieselben kombinirt, nicht bloß nutzlos und planlos vergeudet würden. Ohne Centralisation des Heerwesens, die erst der neueren Zeit angehört, mit um so größerem Vertrauen auf die Eifersucht der Großmächte, so lange man der eigenen Zwietracht nicht Meister werden konnte, endlich im Hinblick auf die natürlich feste Lage des Landes, war für *künstliche Befestigung* in Rücksicht auf mögliche Kriege mit dem Auslande nur wenig gethan worden. Die im 17. Jahrhundert angelegten, aber von den benachbarten Anhöhen leicht zu beherrschenden und in den letzten Jahren geschleiften Festungswerke von Zürich und Bern, welche das Uebergewicht der Stadt über das Land sichern halfen, hatten mehr politische als militärische Zwecke. Von größern schweizerischen Städten sind nur noch *Basel* und Genf befestigt, wichtig als Grenzstädte u. Knotenpunkte von Hauptstraßen. Großbasel, auf der linken Rheinseite, ist in den letzten Jahren an einigen Punkten wieder stärker befestigt worden, aber zugleich hat man die Einmündung der französisch-elsässischen Eisenbahn durch die Werke gestattet. Als Genf, welches die Straßen nach Savoyen und der südwestlichen S., sowie mittelbar die Straße nach dem Wallis und über den Simplon beherrscht, im Jahre 1814 von den Oesterreichern besetzt war, hatten diese in Erwägung seiner wichtigen militärischen Lage den später wieder aufgegebenen Plan einer ausgedehnten Erweiterung seiner Festungswerke gefaßt. Ueberraschend war es daher, daß im Jahre 1849 der genfer Staatsrath die völlige Schleifung beantragte. Allerdings wird Genf, ohne eine weitere Ausdehnung seiner Werke, niemals eine starke Festung seyn, und überhaupt auch dürften die Festungen ihre frühere Bedeutung verlieren. Allein es ist doch ein Unterschied zwischen der Verwendung beträchtlicher Summen für die Anlage neuer und zwischen der Erhaltung schon bestehender Werke. Immerhin würde Genf im Stande seyn, einen Einfall von französischer Seite für kürzere Zeit aufzuhalten und dadurch dem eidgenössischen Heere Zeit zur Sammlung zu verschaffen, während es zugleich durch die Verbindung mit der Schifffahrt auf dem Genfersee für Besatzung u. Material eine sichere Rückzugslinie darböte. Nach Art. 21 der neuen Bundesverfassung kann die Bundesversammlung die „Errichtung öffentlicher, die militärischen Interessen der Eidgenossenschaft verletzender Werke untersagen". Sie kann also auch die Entfernung schon bestehender Werke verhindern, und man erwartete, daß sie Genf gegenüber erforderlichenfalls von diesem Rechte Gebrauch machen werde. Noch befindet sich seit 1660 eine kleine Bergfestung bei *Aarburg*, nahe dem Punkte, wo sich die Straßen von Zürich nach Bern und von Basel nach Luzern durchschneiden. Bei der ursprünglichen Anlage obiger Werke hatte man nur *örtliche und beschränkte* Zwecke im Auge. Erst seit 1831 fing man an, die Wehrkraft der S. als *Gesammtheit* nach *höhern* und *allgemeinern* Gesichtspunkten aufzufassen. Aus dieser neuern Auffassung der militärischen Verhältnisse ging die Anlage der Werke bei dem auf einer Aarinsel, einige Stunden von Bern, Freiburg und Solothurn gelegenen *Aarberg* hervor. Zwar bestehen dieselben außer dem schon 1815 angelegten Brückenkopfe nur aus drei weiter angebrachten Feldbefestigungen, wodurch aber die aus dem Waadtlande und Frankreich durch den Jura nach Bern führenden Straßen beherrscht werden. Zur frontalen Deckung hat die Stellung bei Aarberg den durch die Thiele mit dem Neuenburger-See verbundenen Bieler-See; zur linken Flankendeckung den Murtensee mit dem in neuerer Zeit viel genannten, nach dem Neuenburger-See hin sich erstreckenden Sumpflande, dessen Entsumpfung schon lange beabsichtigt, aber noch nicht ausgeführt ist. Den nördlichen Scheidepunkt des von der Aarlinie und Limmatlinie gebildeten großen strategischen Dreiecks bildet *Brugg* in Aargau, in dessen Nähe sich Reuß und Limmat mit der Aar vereinigen. Der natürlich festen Lage dieses Ortes ist die Kunst nicht zu Hülfe gekommen. Dagegen ist im Südosten der von Limmat, Züricher-See, Linth, Wallenstädter-See und Seez gebildeten Linie, wo diese mit der Rheinlinie sich schneidet, der auf der rechten Rheinseite gelegene, den Eingang aus Liechtenstein in den Kanton Graubündten bildende *Luziensteig* zwischen dem Fläscherberge und der Guscheralp von Neuem befestigt worden, nachdem die Oesterreicher im Revolutionskriege die alten Werke gesprengt hatten. Die Haupt- und Flankenwerke wurden hergestellt, ausgedehnt und zwei Blockhäuser angelegt. Dieser Paß, wo 1799—1800 oft gekämpft wurde, konnte von Franzosen und Oesterreichern, von den letztern durch eine kühne Ueberraschung aus dem Montafonthale über die Guscheralp, nur durch Umgehung genommen werden. Endlich sind noch bei *St. Maurice*, wo das Rhonethal sich verengt, einige neuere Festungswerke angelegt, zur bessern Vertheidigung des Wallis und der aus dem Wallis nach Oberitalien führenden Pässe mit der Simplonstraße, zu deren besonderm Schutze sich auch bei *Gondo* eine kleine Feldverschanzung befindet. Ein 1844 von der tessinischen Regierung gemachter Vorschlag zur Befestigung des mit 3 alten Schlössern besetzten Platzes von *Bellenz* ist von der Bundesbehörde nicht genehmigt worden. Dem regern Eifer für das Heerwesen (s. unten) verdankt man in neuerer Zeit auch die raschere Fortsetzung des schon während des Feldzugs von 1809 veranstalteten und gegenwärtig von dem Obersten *Dufour* geleiteten Unternehmens der Herausgabe einer auf trigonometrische Messungen sich gründenden Karte der ganzen S., im Maßstabe von 1: 1,000,000.

Bevölkerung. Das Land der Eidgenossen war, obgleich jahraus jahrein von vielen Tausenden aller Nationen Europa's besucht und durchwandert, dennoch in seinen politischen und gesellschaftlichen Zuständen verhältnißmäßig unbekannt geblieben. Kaum hatte ein anderer europäischer Staat zu so vielen widersprechen-

den, einseitigen und verkehrten Urtheilen Anlaß gegeben, als der von absoluten und konstitutionellen Monarchien umringte schweizerische Bund republikanischer Volksstaaten. Dies erklärt sich aus noch andern Gründen, als aus monarchischen Vorurtheilen und gewohnheitsmäßiger Befangenheit. Wurde doch die S. mit ihren naturwüchsigen Institutionen der Freiheit nicht nur den verhärteten Monarchisten zum Stein des Anstoßes, sondern oft auch manchen Demokraten des Auslandes, die sie nach dem doktrinären Maßstabe eines idealen Staates und einer idealen Gesellschaft zu bemessen suchten. Wie die Klimate mehrer Zonen, so schließt sie auch sehr verschiedene Verfassungsformen und sehr abwechselnde Stufen gesellschaftlicher Entwickelung in sich: von der absoluten Demokratie mit noch ungegliederten Gewalten an bis zu der ausgeprägtesten und entwickeltsten repräsentativen Demokratie; von dem einfachsten und halbwilden Hirtenleben an, dessen enger Gesichtskreis auf den Umfang einer Alp beschränkt ist, bis zu der sinnreichsten Industrie, bis zu dem die Bedürfnisse und Interessen aller Völker erwägenden Welthandel. Und weil hier das Leben in kleinem Rahmen so mannichfache Seiten darbot, geschah es um so leichter, daß nur das Eine oder Andere hervorgehoben, daß es leichtfertig dem Urtheil über das Ganze zu Grunde gelegt wurde. Dazu kam, daß bis auf die jüngste Zeit die eidgenössische Föderation allzu wenig eine Gesammtheit war, als daß man ein lebhafteres Bedürfniß gefühlt hätte, nach einem Totalausdrucke für den Bestand der Gesammtkraft und für das Gesetz ihrer Entwickelung zu suchen. Wie einst in den kleinen Freistaaten Griechenlands, bei der allgemeinen Theilnahme der Staatsbürger an der Gestaltung des öffentlichen Lebens, zugleich der Thatbestand desselben, so weit es das Interesse des Augenblicks und des Sonderstaats erforderten, jedem Einzelnen deutlich genug vor Augen lag; wie man also noch wenig daran dachte, die im Gemeinwesen thätigen Kräfte summarisch und statistisch zusammenzufassen: so war dies auch lange in den nur locker verbundenen schweizer. Freistaaten der Fall. Erst in der neuesten Zeit machte sich das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Auffassung und Abspiegelung des vorliegenden Stoffs lebhafter geltend. Besonders ist es Franscini, der sich in seinem neuesten Werke (Neue Statistik der S., nach der zweiten Ausgabe aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von einem schweizerischen Staatsmanne, Bern 1848—49, 2 Bde.), durch mühsame Sammlung eines reichhaltigen Materials, durch lichtvolle Anordnung des Stoffes, durch belehrende Vergleichung der schweizerischen Zustände mit denen anderer Staaten ein großes Verdienst erworben hat. Sein Werk macht es augenscheinlich, daß sich die politisch-sociale Bedeutung der S. im europäisch-amerikanischen Staatensysteme keineswegs nach dem geringen Umfange des Landes bemessen läßt, und so wird es in dem Maße, als es sich auch im Auslande verbreitet, zur Beseitigung zahlreicher Irrthümer und vielfach umlaufender Vorurtheile wesentlich beitragen.

Größe und Bewegung der Bevölkerung. Zu Ende des Jahres 1844 hatte die gesammte S. eine Bevölkerung von etwa 2,320,000 Bewohnern. Den Flächenraum zu 752 deutschen (= 12,032 italienischen) □Meilen angenommen, gibt dies eine relative Bevölkerung von 3085 auf die deutsche □M. Die S., als Ganzes, gehört also zu den dichter bevölkerten Ländern Europa's. Diese Dichtigkeit ist jedoch sehr verschieden in ihren verschiedenen Theilen. Mit Rücksicht darauf, zugleich aber nach den Unterschieden des Klimas, des Bodens, der Beschäftigung der Bewohner rc., lassen sich die 22 Kantone in 5 Hauptgruppen abtheilen, ohne daß jedoch eine solche Abtheilung in allen Beziehungen als maßgebend betrachtet werden dürfte. Diese Gruppen sind: die Alpenschweiz, welche fast 47 Hundertel des gesammten Flächenraums umfaßt und aus den Kantonen Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus, berner Oberland, Wallis und Graubündtrn, ohne das Misoxerthal, besteht. Sie hat sehr wenig Ackerland, viele Wiesen und Weiden, die zum großen Theile Gemeindeweiden sind. Auch auf den Grundstücken der Einzelnen haften gewöhnlich Dienstbarkeiten des allgemeinen Weidetriebs. Die relative Bevölkerung beträgt nicht mehr als 67 Einw. auf die ital. □M., was nicht ausschließlich in der rauhen und gebirgigen Beschaffenheit des Bodens, sondern theilweise in den politisch-ökonomischen Verhältnissen liegt. Sehr verschieden hiervon ist die neue, 12 Hundertel des Flächenraums umfassende, östliche S., mit den Kantonen Zürich, Thurgau, St. Gallen und dem von St. gallischem Gebiete eingeschlossenen Appenzell. Auch hier ist im Durchschnitt der Boden nicht sehr fruchtbar, aber durch Kultur verbessert, zumal am Zürichersee und am linken Ufer des Bodensees. Getreidebau wechselt mit künstlichem Futterbau, mit Kartoffeln, Rüben und Hülsenfrüchten. Außerdem wird eine sehr reiche Obstzucht und viel Weinbau getrieben, der indeß meist nur geringere Sorten liefert. Zugleich ist diese östliche S. der Sitz der ausgebildetsten Industrie. Die relative Bevölkerung ist nicht weniger als 370 Einw. auf der ital. □M. Die nördliche S. umschließt auf 10 Hunderteln des Flächenraums die Kantone Bern (ohne das Oberland und die ehemals bischöflich baselschen Gebiete), Luzern, Solothurn, Basel, Aargau und Schaffhausen. Sie hat guten Boden und begreift das einzige größere, hier und da von Hügeln und mäßig hohen Bergen durchbrochene Flachland. Herrliche Waldungen wechseln mit Wiesen, Feldern und Baumgärten. Vorzüglich werden Spelt, Weizen, Roggen und Hafer, so wie sehr viele Kartoffeln gezogen. In Aargau, Basel und Schaffhausen wird auch Weinbau getrieben. Der Landmann ist wohlhabend oder reich; die Bauernhäuser sind schöner, als vielleicht irgend sonst wo in Europa. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist 447⅔ Einw. auf der ital. □M., also noch stärker, als in der östlichen S. Die westliche S., etwa 19 Hun-

bertel des Flächenraums, enthält Genf, Waadt, Freiburg, Neuenburg, die zum frühern Bisthum Basel gehörigen Gebiete des Kantons Bern, also meist altburgundische Landstriche, wo die franz. Sprache herrschend ist. Dieser Landstrich ist in der Juragegend, die wenig Getreide erzeugt, nicht sehr fruchtbar. In dem zwischen Jura und Alpen gelegenen Flach= und Hügellande, besonders in Waadt und Freiburg, findet sich eine der nördlichen S. gleichkommende Kultur. In Neuenburg und Waadt wird der Weinbau im Großen getrieben. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist daselbst 213 Einw. auf der ital. □M., was etwa der mittlern Bevölkerung Deutschlands gleichkommt. Endlich enthält die von italienischer Bevölkerung bewohnte südliche S. 8 Hundertel des Flächenraums. Sie begreift den Kanton Tessin und das zu Graubündten gehörige Misoxerthal, hat im obern Theile, ähnlich wie in der Alpenschweiz, viel Weideland und Weiderecht, so wie übermäßig viel Gemeindeland, dagegen im transcenerischen Landesstriche, wo der Boden zum Theil den Vortheil doppelter Getreideernten darbietet, und wo die Früchte südlicher Klimate — Mais, Seide, Pfirsiche, Feigen, etwas Oliven, Pomeranzen und Citronen gedeihen — einen blühenden Ackerbau. Die relative Bevölkerung dieses Landstrichs beträgt 137 Einwohner auf der ital. □M. Nach den Schätzungen des baseler Statistikers Bernoulli hatte die Bevölkerung der S. während 50 Jahren um wenigstens ein Viertel zugenommen. In den 18 Jahren von 1820—37 betrug die jährliche Zunahme etwas über 1 %, was nahebei der durchschnittlichen Zunahme für ganz Europa gleichkommt. Doch gibt es einige kleinere Kantone, wie Appenzell und Glarus, wo die Bevölkerung ganz oder beinahe stationär ist. Die Zahl der jährlichen Geburten ist 73,200, die der Todesfälle 53,900, was also einen jährlichen Ueberschuß von 19,300 ergibt. Man rechnet in der S. jährlich eine Ehe auf je 131 (das durchschnittliche Trauungsalter ist im Kanton Waadt 29 Jahre 6 Monate 10 Tage), eine Geburt auf etwa 32, und einen Todesfall auf je 43 Einw. In der österr. Monarchie ist das Verhältniß der Todesfälle zu der Bevölkerung wie 1 : 29, in Würtemberg wie 1 : 33, so daß die S., in Beziehung auf die Sterblichkeit, vor den meisten andern europäischen Staaten ein besonders günstiges Verhältniß darbietet. Ueberhaupt ist der Gesundheitszustand ein wesentlich befriedigender, und das Land im Durchschnitte von einem sehr kräftigen und in Strapatzen ausdauernden Volksstamme bewohnt. Dies gilt wenigstens vom eigentlichen Landvolke, und zumal vom Hirtenvolke, das bei keineswegs kärglicher Nahrung zu keiner die Kräfte überspannenden Arbeit verurtheilt ist. Verhältnißmäßig zahlreich ist allerdings die Menge der Kretinen und Stumpfsinnigen, der Taubstummen und der mit Kröpfen Behafteten in den niedrigsten Gegenden des Aargau's, Berns, Uri's, Bündtens und besonders des Unterwallis. Doch findet darin eine merkliche Abnahme Statt. Auch hat im Durchschnitt die mittlere Lebensdauer bedeutend zugenommen. In Genf war sie, nach den Berechnungen von Odier und Sorre=Mallet, in den Jahren 1560—1600 und 1601—1700 nur je 18 Jahre 5 Monate und 25 Jahre 5 Monate, während sie in den Jahren 1801—14 und 1815—26 nicht weniger als 38 Jahre 6 Monate und 38 Jahre 10 Monate betrug. Im Kanton Waadt, welcher darin so ziemlich der übrigen S. gleichstehen mag, wurde sie 1835—36 auf 37 Jahre 9 Monate 16 Tage berechnet. Nach der amtlichen Volkszählung für das Jahr 1837 fanden sich in der S. über 56,000 niedergelassene oder für längere Zeit sich aufhaltende Ausländer, was beinahe 3 Hundertel der Gesammtbevölkerung beträgt. Die Zahl der Fremden, ungerechnet die der jährlich das Land Bereisenden, ist beträchtlicher, als die Gesammtzahl der im ganzen russischen Reiche regelmäßig sich aufhaltenden Ausländer. Weniger genau sind die Daten über die Menge der im Auslande befindlichen Schweizer. Sie läßt sich im Ganzen auf 46,000 anschlagen. Die Anziehungskraft der S. gegen das europäische Ausland ist also größer, als umgekehrt; indessen hat sich die Zahl der Auswanderer nach Amerika in der neuesten Zeit bedeutend vermehrt; in den Jahren 1823—1842 kamen in Neuyork 7677 schweizerische Auswanderer an. In noch höherm Maße läßt sich behaupten, daß die wohlhabende und gewerbfleißige S., trotz ihrer verhältnißmäßig starken Bevölkerung, dem Auslande mehr Arbeit gibt, als von ihm nimmt. Abgesehen von der schon lange abnehmenden Zahl der in auswärtigem Kriegsdienste stehenden Schweizer, ist die Menge der im Auslande niedere Dienste Leistenden nicht beträchtlich. Denjenigen, welche vorübergehend, namentlich zur Erntezeit in Oberschwaben, Hand= und Hülfsarbeiten im Auslande verrichten, mag die Zahl der zum gleichen Zwecke in den Grenzkantonen der S. beschäftigten Ausländer etwa gleichstehen. Dagegen ist die Zahl der eigentlichen schweizerischen Dienstboten im Auslande sehr gering, während das auswärtige, namentlich das schwäbische Gesinde, in der S. sehr zahlreich ist. Um so höher beläuft sich die Zahl solcher Schweizer, die im Auslande mit schweizerischem Kapital in der Eigenschaft als Kaufleute, Fabrikanten und in einigen Zweigen des Handwerks als Arbeitsunternehmer auftreten. Wie in den meisten Ländern Europa's, so ist auch in der S. die weibliche Bevölkerung etwas stärker, als die männliche. Ihr Ueberschuß beträgt 20,500, so daß auf je 100 Männer 102 Weiber kommen. Das Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung findet sich zumal in den Kantonen, wo die höhere Entwickelung der Industrie und die mit ihr Hand in Hand fortgeschrittene Theilung der Arbeit dem weiblichen Geschlechte zahlreichere Erwerbszweige in Aussicht stellt. Nur in Bern, Waadt, Freiburg, Schwyz und Zug ist die männliche Bevölkerung etwas stärker, also in Kantonen, wo die landwirthschaftlichen Beschäftigungen überwiegen. Das Deutsche ist die Muttersprache von etwa 75% der Bevölkerung, das Französische von 20%, das Italienische von 5%. Dazu kommen noch 40—50,000 in

Graubündten, die sich eines eigenthümlichen romanischen Dialekts bedienen. Dem Protestantismus gehören etwa 60% an, dem Katholicismus 40% oder 941,500. Die Zahl der Juden (im Ganzen etwa 2500) ist nur gering. In mehren katholischen Kantonen, in Zug, Tessin, Wallis, Schwyz, Uri und Unterwalden sind keine, oder nur wenige vereinzelte Protestanten. Die Zahl der Städte u. stadtähnlichen Flecken ist beträchtlich genug. Doch beläuft sich die Bevölkerung dieser 78 Städte nur auf 285,000, $1/8$ oder $1/9$ der gesammten Einwohnerzahl, während die städtische Population in Großbritannien die Hälfte übersteigt, in Frankreich etwa $1/3$ beträgt. Die größten Städte der S., Genf und Basel, sind Grenzorte und Hauptpunkte des Verkehrs. Auch im Innern sind die politischen Hauptorte der Kantone schon durch ihre Lage zugleich natürliche Mittelpunkte des Verkehrs, etwa mit Ausnahme von Bern, das mehr politischen Rücksichten und historisch zufälligem Anlasse seine Entstehung verdankt. Die mittlere Einwohnerzahl der 10 größern Städte ist 13,500—14,000. In der S. ist also von künstlich getriebenen Residenzstädten, wie sie in Deutschland so häufig sind, und den nothwendig damit verbundenen Nachtheilen nirgends die Rede. Eben so wenig weiß man hier von einem massenhaft erscheinenden Pöbel, wie er nur das Erzeugniß größerer Städte ist. Die Vertheilung der Städte im Lande, welche zahlreiche, wenn auch kleinere Mittelpunkte des geistigen und materiellen Verkehrs bilden, ist vielmehr eine sehr günstige für die allseitige Verbreitung sowohl eines gleichmäßigern Wohlstandes als einer höhern Massenbildung. Vor Allem ist aber zu beachten, wie die frühern schärfern Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen städtischem und ländlichem Leben, mehr und mehr verschwunden sind. Dies war früher und bis zur Zeit der französischen Revolution nicht der Fall, als noch die Städte, mit großen politischen Vorrechten ausgestattet und durch künstliche Privilegien zum ausschließlichen Sitz der Gewerbe gemacht, herrschend und gebieterisch dem Lande und den Landleuten gegenüberstanden. Seitdem aber diese vielfachen Vorrechte nach und nach gänzlich beseitigt worden sind, seit die große Industrie, ihren eigenen Vortheil der wohlfeilern Produktion suchend, mehr auf das Land sich verbreitet hat, haben die früher hervortretenden Gegensätze sich verwischt. Dies ist besonders bemerkbar am Genfersee, und mehr noch an den beiden dicht bevölkerten Ufern des Zürichersees, wo ohne irgend welchen augenfälligen Unterschied in Wohnlichkeit und Lebensweise Dorf an Dorf der Stadt sich anreiht. Durch ganz Europa müssen nach einem allgemeinen Gesetze socialer Entwickelung jene ständischen Abmarkungen und Gliederungen verschwinden, wie sie das Mittelalter unter ganz andern Bedingungen der materiellen und geistigen Produktion erzeugt hatte. Im höchsten Maße ist dies in der S. geschehen, wo mit dem Princip der individuellen Freiheit jene ständischen und korporativen Schranken, nach welchen die Gesellschaft sich abgepferchtt hatte, zuerst und am vollständigsten durchbrochen wurden. Auch darin finden wir also die S. gleichsam an der Spitze der Bewegung des europ. Völkerlebens, dessen weitere Richtung und fernere Zielpunkte bezeichnend. Selbst die Geistlichkeit, etwa mit Ausnahme des regulären katholischen Klerus, bildet nicht in dem Sinne, wie anderswo, eine Sonderklasse. Die in weitem Umfange herrschende Wählbarkeit der Geistlichen durch das Volk, so wie in einigen protestantischen Kantonen die periodische Absetzbarkeit der Pfarrer durch die Gemeinden, halten das Princip der Demokratie auch der Kirche gegenüber aufrecht und dulden es nicht, daß sie auf die Dauer einen Staat im Staate bilde. Selbst der noch allzu große, aber nach unzweideutigen Zeichen abnehmende Einfluß des Klerus in einigen kleinern katholischen Kantonen beruht wesentlich nur auf der freiwilligen und thatsächlichen Unterordnung eines ungebildeten Volks, das allzu häufig seine eigenen Zwecke zu verfolgen meint, indem es den Zwecken einiger geistlichen Führer dient. In mehren Kantonen gibt es noch adelige Namen und Bezeichnungen; aber mit der Beseitigung aller politischen Vorrechte ist nicht nur der Adel als Stand verschwunden, sondern er hat auch in gesellschaftlicher Beziehung jede besondere Bedeutung verloren. So lange noch in einem Theile der Kantone die Staatsbeamten aus einem Patriciate oder einer bevorrechteten Klasse städtischer Bürgerschaft hervorgingen, hatte die S. noch eine eigenthümliche Bureaukratie. Dies ist gegenwärtig nicht mehr der Fall. Es gibt keinen eigentlichen Beamtenstand, und es kann keinen geben, da mit wenigen Ausnahmen in allen Zweigen der Verwaltung und Justiz der Grundsatz der unmittelbaren oder mittelbaren Wählbarkeit durch das Volk für bestimmte Zeit durchgeführt ist. Um so weniger kann man im Beamtenthume einen gesicherten Nahrungsstand suchen, als die Besoldungen bis zu den höchsten Zweigen des Staatsdienstes hinauf sehr gering sind, und als kein von Staatswegen geordnetes Pensionswesen besteht, da Staatspensionen nur ausnahmsweise und niemals in sehr hohem, das Volk belastendem Maße bewilligt werden. Die Folge davon ist, daß gewöhnlich, wo nicht besondere Verbote im Wege stehen, selbst höhere Staatsbeamte neben ihrem Amte noch ein anderes Geschäft, als Aerzte, Industrielle ꝛc. betreiben, oder daß häufig Uebergänge von den höchsten Funktionen des Staatsdienstes zu Advokatur, Handel, Landwirthschaft ꝛc. Statt haben. Damit hängt weiter zusammen, daß man nichts von Universitätszwang weiß; daß nur wenige gesetzliche Vorschriften über die zum Staatsdienst erforderliche Vorbildung bestehen; daß das System der Prüfungen von Staatswegen u. der bureaukratischen Dressur nicht, wie anderswo, auf die Spitze getrieben wird. Die Hauptschule für das öffentliche Leben ist das öffentliche Leben selbst. Dabei fahren die Schweizer nicht schlimmer, während sie zugleich vor den tausendfachen Nachtheilen eines starren Beamtenstaates und einer vom Bürgerthume abgelösten Bureaukratie sich bewahren. Bei der freiesten Konkurrenz für den Staats-

dienst, wodurch jedem neu auftauchenden Talente
die Schranken geöffnet bleiben, fehlt es gleich-
wohl nicht an hinlänglich gebildeten Fachmän-
nern und an jenem gesunden Ehrgeize, der in
gemeinnütziger Thätigkeit seine Befriedigung
sucht. Auch würde man sich täuschen, wenn
man bei den geringen ökonomischen Vortheilen,
die der Staatsdienst darbietet, auf den faktischen
Bestand einer Aristokratie der Reichen schließen
wollte. Gerade die sehr Reichen, die ihr Ver-
mögen in industriellen und kommerziellen Unter-
nehmungen angelegt haben, welche größern Ge-
winn versprechen und ihre ganze Thätigkeit in
Anspruch nehmen, halten sich der Mehrzahl nach
vom Staatsdienste entfernt; und da auf der an-
dern Seite auch die ganz Armen faktisch ausge-
schlossen bleiben, so ist es im weitesten Umfange
die mittlere Klasse, die in der S. regiert. Da-
mit ist jedoch nicht behauptet, daß nicht auch die
schweizerische Gesetzgebung, gleich derjenigen
aller andern Staaten, noch manche Spuren einer
allzu großen, wenngleich nur stillschweigenden
Begünstigung der Bemittelten vor den Unbemit-
telten in sich trage. Endlich und vor Allem
finden wir den großen Grundsatz der Demo-
kratie, daß es keine höhere Stellung und keine
höhere Ehre gibt, als die des freien und selbst-
ständigen Bürgerthums, im vollsten Maße an-
erkannt und nach allen Konsequenzen ausge-
prägt in der schweizerischen Heerverfassung,
welche, wie keine andere, die politisch wichtigste
Aufgabe der Verschmelzung von Volk und Heer
gelöst hat. Kann es also in andern Staaten
noch ein besonderes statistisches Interesse haben,
das numerische Verhältniß des Adels zu den
Bürgerlichen oder des bürgerlichen und militä-
rischen Beamtenthums zu den andern Volks-
klassen hervorzuheben, so ist dies in der S. nur
von untergeordneter Bedeutung. Selbst die
beiden Volksklassen der materiell producirenden
Bevölkerung, die landwirthschaftliche und indu-
strielle, finden wir nicht eben so scharf geschieden,
und in ihren wahren oder scheinbaren Interessen
nicht in demselben Gegensatze, wie noch in den
meisten andern Ländern. Zwar berechnet man
die Zahl der Industriellen auf etwa 200,000,
oder nur 1/12 der Gesammtbevölkerung, wovon
etwa 40,000 mit der Fabrikation in Seide, 90,000
mit der in Baumwolle und 30,000 mit der von
Uhren und Bijouteriewaaren beschäftigt sind.
Allein da die Industrie eine besonders hohe
Stufe erreicht hat, während doch anderswo —
nicht bloß in Großbritannien, auch in Belgien,
Frankreich rc. — die Masse der industriellen
Bevölkerung eine viel größere ist: so ergibt sich,
daß jene Zahl für den Umfang des schweizerischen
Gewerbfleißes nichts weniger als ein richtiger
Maßstab seyn kann. Der Grund liegt darin,
weil eine Verbindung landwirthschaftlicher mit
industrieller Thätigkeit sehr häufig, ja sogar die
Regel ist. Selbst unter jenen 200,000 Indu-
striellen sind viele Arbeiter, die zugleich Besitzer
und Bebauer von Grundstücken sind; und unter
der vorherrschend landwirthschaftlichen Bevöl-
kerung ist die Zahl Derjenigen sehr beträchtlich,
die irgend eine industrielle Thätigkeit als Neben-
beschäftigung treiben. Die häusliche Industrie,
statt der in größern Fabrikgebäuden gemein-
schaftlich betriebenen, ist noch immer die vorherr-
schende. So befinden sich die Webstühle für
Seidenzeuche, mit Ausnahme derjenigen für die
Jacquardarbeiten, in den Wohnungen der Land-
leute zerstreut und sind meist Eigenthum der-
selben. Das Gleiche gilt von den Stühlen für
die Bandfabrikation. Auch die Produktion der
Baumwolle beruht noch hauptsächlich auf Hand-
weberei. Endlich gehört die Fabrikation von
Uhren zu den häuslichen Industrien, obgleich
gerade in diesem Zweige die Theilung der Arbeit
einen hohen Grad erreicht hat. Die Verbindung
landwirthschaftlicher mit industrieller Beschäf-
tigung in denselben Familien, wonach die schlim-
men Folgen unfruchtbarer Jahre und kommer-
zieller Krisen leichter überstanden werden, bietet
große Vortheile dar und hat einen Zustand be-
gründet, dem man auch in andern Ländern, aber
meist noch mit geringem Erfolge, nachstrebt.
Seine Basis ist eine sehr weit gehende Theilung
des Grundbesitzes, wie sie theils durch die na-
türliche Beschaffenheit des keinen ausgedehnten
Feldbau zulassenden Bodens bedingt wird, theils
durch die Gesetzgebung herbeigeführt wurde,
welche schon früh auf Beseitigung der Feudal-
lasten und der die freie Bewegung des Grund-
eigenthums hemmenden Beschränkungen bedacht
war. Wenigstens gilt dies von dem größern,
bevölkertern und wohlhabendern Theile der S.
Wohl in keinem andern Lande ist die verhältniß-
mäßige Zahl der Grundbesitzer größer. Man
nimmt an, daß es neben 370,200 Haushaltungen
mit Grundbesitz nur 92,800 ohne Grundbesitz
gibt, was einer Bevölkerung von je 1,856,000
und 464,000 Seelen entspricht. In Frankreich
schätzt man die Zahl der Grundbesitzer auf ein
Drittel, in Großbritannien ohne Irland nur auf
ein Fünftel, so daß also hier gerade das umge-
kehrte Verhältniß wie in der S. Statt findet.
Da fast alle Grundeigenthümer ihre Güter selbst
bebauen, so ist die Zahl der Pächter nur gering.
Bis auf die neuere Zeit hatten die eigentlichen
Handwerker noch einen eigenthümlich abgegrenz-
ten und bevorrechteten Stand gebildet. Mit
Ausnahme von Basel und Schaffhausen, wo
noch zunftmäßige Einrichtungen in gemilderter
Form bestehen, sind jedoch nunmehr die Reste
des Zunftwesens und zumal jede Art von Zunft-
zwang völlig oder beinahe völlig beseitigt. Dies
geschah im Kanton Zürich durch die Beschlüsse
des großen Raths vom September 1837, nach-
dem der neue Zustand der freien Mitbewerbung
durch vorhergehende Akte der Gesetzgebung vom
Jahre 1832 bereits angebahnt war. Bis zur
Freigebung der Gewerbe mit dem 1. Jan. 1838
hatten sich im züricher Handwerkerstande selbst
zahlreiche Stimmen für diese Freigebung ausge-
sprochen. Als aber später unter dem allgemei-
nen Drucke einer Zeit, wo das Kapital über die
persönliche Arbeitskraft ein ungebührliches Ue-
bergewicht erlangt hat, wo zugleich ein rascherer
Uebergang von der kleinern zur größern Indu-
strie und hiernach zu wesentlich veränderten Pro-
duktionsweisen Statt findet, dieser Handwerker-
stand vor andern Klassen der Gesellschaft zu
leiden meinte, tauchte bei ihm die Sehnsucht zur

Rückkehr in die alten, wenngleich etwas modificirten zunftmäßigen Beschränkungen wieder auf. Es kamen also hier ganz ähnliche Bestrebungen zum Vorschein, wie nach den Märzstürmen des Jahres 1848 bei dem deutschen Handwerkerstande. Die zum Theil nicht völlig ungerechten Beschwerden der züricher Handwerker hatten einige Gesetze und Verordnungen über Regulirung der Niederlassungsverhältnisse zur Folge, über Erwerb des Bürgerrechts, über Beschränkung des Markt- und Hausirhandels und über die Stellung der Handwerksgesellen und Lehrlinge zu den Meistern. Wiederholte Begehren um Rückerstattung des Verkehrsmonopols für Handwerksartikel, um Beschränkung der Gewerbefreiheit und Wiedereinführung der Innungen, der Meisterprüfungen ꝛc. gaben dagegen Anlaß zu einem sehr umfassenden „Gutachten der Gewerbssektion des züricher Raths des Innern über die Frage der Handwerksinnungen". Es wird darin im Einzelnen nachgewiesen, wie nach einem unaufhaltsamen Gesetze der frühere handwerksmäßige dem fabrikmäßigen Betriebe weichen mußte. Es wird zugleich gezeigt, daß die Klagen der Handwerker theils in ihnen selbst und den allgemeinen socialen Zuständen, wie im wachsenden Hang zu Luxus und Wohlleben ihren Grund haben, theils völlig oder zum größern Theile alles Grundes entbehren. Dies gilt namentlich von den Klagen über zu frühen selbstständigen Gewerbbetrieb. Auch geht aus allen statistischen Mittheilungen deutlich genug hervor, daß die ökonomische Lage der züricher Handwerker keineswegs eine ungünstige geworden ist. Es konnte vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden, daß diese Klasse, welche 6978 steuerpflichtige Handwerker zählt und nicht ganz ein Siebentel sämmtlicher Steuerpflichtigen ausmacht, ein Gesammtvermögen von wenigstens 15,425,000 Schweizerfranken besitzt und einen jährlichen Gesammterwerb von 3,358,000 Schweizerfr. hat, so daß der durchschnittliche Antheil auf den Einzelnen an Vermögen 2—3000 Fr., an Erwerb 500 Fr. beträgt. Wenn endlich an der Vermehrung der Konkurse in den Jahren 1835—45 der züricher Handwerkerstand um ein Zehntel stärker betheiligt ist, als sein Verhältniß zur Gesammtzahl der Steuerpflichtigen beträgt, so ist auch dies, bei der größern Beweglichkeit und Abhängigkeit des Gewerbbetriebs von Zufälligkeiten, kein besonders ungünstiges Verhältniß. Nach dem Allen zieht der Berichterstatter des Gutachtens den Schluß, daß der Handwerkerstand keineswegs in der Rückkehr zu veralteten und unhaltbaren Zuständen sein Heil zu suchen habe, sondern, mit Unterstützung des Staats, in einer zweckmäßigern Sorge für eine tüchtige berufsmäßige Vorbildung, in der Erweckung eines regern Wetteifers durch periodische Wiederkehr von Industrieausstellungen, wie sie in St. Gallen und vor einigen Jahren in Zürich zur Ausführung kamen; durch die Begründung von Industriehallen; vor Allem durch zweckmäßige und umfassende Benutzung des freien Vereinsrechts, wodurch, mit Vermeidung der Nachtheile des frühern Zunftzwangs, alle Vortheile der Association gewonnen werden können. In der That scheint im schweizerischen Handwerkerstande in der neuesten und gerade in derselben Zeit, wo zahllose Petitionen deutscher Handwerker die Hülfe des Staats in Anspruch nahmen, die Ueberzeugung Raum gewonnen zu haben, daß nicht sowohl durch Zwangsmaßregeln und Beschränkungen im Wege der Gesetzgebung, als vielmehr durch die freie Selbstthätigkeit der Gewerbtreibenden selbst gebessert und geholfen werden könne.

Urproduktion. Man schätzt das Alpen- und Weideland der S. auf $\frac{20}{100}$ der gesammten Oberfläche, und auf eben so hoch den Umfang der steten Wiesen. Das Ackerland hingegen veranschlagt man auf $\frac{11}{100}$; Rebland auf etwa $\frac{1}{100}$; Waldungen auf $\frac{17}{100}$, und endlich das unbebaute Land, Gewässer, öde Gebirge, Wohnungen, Straßen ꝛc. auf $\frac{31}{100}$. Obgleich die S. an vielen Orten, selbst in den flachern Gegenden, ursprünglich rauh ist, oder oft bloß eine sehr dünne, durch Kunst und Dünger hervorgebrachte Erdkrume den Fels oder andere unfruchtbare Unterlagen deckt, so werden doch auch Ländereien wie am Zürichersee durch die unermüdete und einsichtsvolle Thätigkeit ihrer Besitzer so bearbeitet, daß sie einen reichen Ertrag gewähren. Vorzüglich gut wird die Landwirthschaft in den Kantonen Zürich, Basel, Aargau, Thurgau, Waadt und Genf getrieben, und mit diesen wetteifern noch viele Gegenden anderer Kantone. Das kostbarste Land ist im Ryfthale in der Waadt. Von *Getreide* baut die S. nicht ihren Bedarf, nur Luzern, Solothurn, Freiburg und Schaffhausen erzeugen ihren eigenen Bedarf, auch kaufen Aargau, Basel, Thurgau und Waadt in guten Jahren wenig. Die übrigen Kantone haben mehr oder weniger Mangel an Getreide, der zum Theil durch starke Einfuhr aus Süddeutschland (400,000 Malter) und Italien, zum Theil durch den Anbau von Kartoffeln und durch den Ueberfluß an Milchprodukten ersetzt wird. *Hanf und Flachs* baut man in allen flächern Gegenden der S., am meisten und besten in Thurgau, ferner in St. Gallen und auch in einigen Theilen des Kantons Bern. *Tabak* pflanzt man nicht viel, am meisten in den ebenen Theilen Freiburgs, Tessins und der Waadt, und hin und wieder auch Safran. Sehr beträchtlich sind die Futterländereien, nicht bloß die natürlichen, sondern auch die künstlichen. Im benachbarten Baden begreift das Ackerland beinahe die Hälfte, das Weide- und Wiesenland dagegen nur je $\frac{1}{13}$ und $\frac{1}{11}$. Am nächsten der S. im Verhältnisse der Futterländereien steht das in der landwirthschaftlichen Produktion so weit vorgeschrittene Großbritannien, das in seiner starken Viehzucht zugleich das Vehikel für einen Ackerbau findet, dessen Ertrag den verhältnißmäßigen Werth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse des großen und natürlich fruchtbarern Frankreichs weit übertrifft. Ist dies nicht in demselben Maße in der S. der Fall, so liegt der Grund zwar zum Theil in der Beschaffenheit des Ackerlandes, zum andern Theile aber in der von der Natur selbst bedingten *Alpenwirthschaft*, die nicht in

gleichem Maße, wie im Flach- und Hügellande, die Benutzung der Düngmittel für den Feldbau gestattet. Immerhin wird durch eine Vergleichung der landwirthschaftlichen Zustände Großbritanniens und der S. mit denen anderer Länder die höchst wichtige Thatsache bestätigt, daß in den letztern fast durchweg das Verhältniß der Futterländereien zum Ackerlande viel zu gering ist, und daß erst durch Vermehrung des Futterbaues und der Viehzucht der landwirthschaftliche Gesammtertrag gesteigert, so wie eine reichere und gesundere Ernährung des Volks erzielt werden kann. Im Ganzen liefert die S. jährlich 45 Millionen Centner Futter, im Werth von 112½ Millionen franz. Francs. Bedeutend und im schönsten Aufschwunge ist der Obstbau. Von Aepfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirchbäumen sieht man ganze Waldungen in der innern, nördl., nordwestl. u. nordöstl. S. Der größte Theil des Ertrags wird zu Aepfel- und Birnwein, wie zu Kirschwasser oder Kirschengeist bereitet oder gedörrt. Im Tessinischen findet man viele Kastanienbäume, auch in Wallis, in der Waadt, im Kanton Zug und Luzern. Beinahe in allen niedrigen Gegenden gedeiht der Wallnußbaum, und es findet außer Nüssen auch Ausfuhr von Nußöl und Nußbaumholz Statt. Mandeln, Feigen und Oliven erzeugt die italienische S. Weinbau wird in den meisten Kantonen getrieben. Zürich, Waadt, Neuenburg, Tessin, Genf, Basel, Thurgau und Schaffhausen erzeugen den meisten Wein; beschränkter ist der Anbau in Aargau, Wallis, St. Gallen, Bündten, Bern und Freiburg. Oertliche Anpflanzungen trifft man in den äußern Rhoden von Appenzell, in Solothurn, Zug, Schwyz und Luzern an. Auch in Unterwalden wurden solche versucht. In Uri und Glarus allein kommt der Wein nicht fort. An manchen Orten werden Weine von ausgezeichneter Güte gezogen, wie die Ryf- und Lacote- oder welschen, die neuenburger Weine und einzelne einiger andern Kantone. Doch hat der Weinbau in der neuern Zeit einen großen Stoß erlitten. Zwar sollen noch 60,000 bis 70,000 Morgen in Kultur stehen mit einem Erträgniß von etwa 600,000 Saum; aber selbst die große Begünstigung, die der Tarif des Zollvereins den schweizer Weinen gewährt, hat den Ruin des Weinbaues in Aargau, Thurgau, Schaffhausen und Zürich nicht abwenden können. Der Preis der Weinberge ist vielfach auf ¼ des frühern gesunken; in vielen Gegenden hat man die Weinkultur eingehen lassen. Nicht weniger als 481,983 Centner Wein wurden durchschnittlich in den Jahren 1841 bis 1845 eingeführt. Nächst Algier ist die S. der stärkste Abnehmer der geringern französischen Weine. Dagegen erreicht die Ausfuhr von Wein kaum 6 Proc. der Einfuhr; was aber ausgeführt wird, geht von den Ufern des Bodensees in der Richtung gegen Schwaben. Unter den Getränken kann nur das Bier zugleich als eigentliches Nahrungsmittel gelten. Sein Verbrauch hat sehr zugenommen: die Einfuhr aus dem Auslande beträgt noch 5600 Centner; sodann die Einfuhr von Hopfen zum Zwecke der innern Produktion 2200 Centner. Nicht sehr erfreulich ist die ziemlich erhebliche Konsumtion von Branntwein; im Lande selbst werden 3 Millionen Maß erzeugt, wozu noch eine jährliche Einfuhr von 60,000 Centnern Weingeist, Branntwein und Liqueuren kommt. Doch ist auch die Ausfuhr, zumal an Kirchwasser und Absynth, nicht unbeträchtlich. Die Forstkultur ist bisher sehr vernachlässigt worden, doch fängt man hie und da an, bessere Wirthschaft einzuführen, so in den Kantonen Bern, Waadt, Solothurn und Basel. Aargau's Forstwesen ist in sehr befriedigendem Zustande, und mit ihm wetteifert Zürich. Vorzüglich reich an Waldungen sind Bern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Freiburg, St. Gallen, Bündten, Aargau, Tessin, Waadt und Wallis. Nicht hinlänglich Holz haben allein die Kantone Zürich, Luzern und Glarus. Die Rothtannenwaldungen herrschen vor. Die Ausfuhr von Holz ist noch immer eine Quelle großen Gewinns. Früher ging dasselbe nach Holland, jetzt geht es in großen Quantitäten auf dem Kanal Monsieur nach Frankreich und Algier, auch über die italienische Grenze. Im Allgemeinen ist der Preis des Bodens hoch. Der Reinertrag desselben wird nur auf 2½, 3, bis höchstens 4 Proc. geschätzt. Ein ähnliches Verhältniß finden wir jedoch auch in den andern Ländern des europäischen Festlandes. Es deutet dies auf einen sehr allgemeinen und sehr schweren socialen Mißstand: auf ein einseitiges und namentlich auch den Landwirth bedrückendes Uebergewicht des Geldkapitals über das im Grund und Boden angelegte Kapital. Der Ackerbau, namentlich die Dungbereitung, wird in der S. zweckmäßig und sorgfältig betrieben; dem Brachfelde sind jetzt überall sehr enge Grenzen gewiesen. Bei der großen Vertheilung des Bodens, an der ⅘ der Bevölkerung Theil nehmen, gibt es keine ausgedehnten Güter. Die größten sind im Emmenthale, wo noch eine Art Minorat besteht und neben einer verhältnißmäßig geringen Zahl reicher Bauern eine besitzlose Klasse von Tagelöhnern vorkommt. Bei dem starken Viehstande und der beträchtlichen Masse Dungmittel, die er liefert, hat die Vertheilung in viele Sonderwirthschaften nicht dieselben Nachtheile, wie anderswo. Im Gegentheil ist die kleine Landwirthschaft der S. ganz angemessen, während in andern Ländern, z. B. in England, eine ähnliche Zerlegung den Viehstand vermindern und den ganzen landwirthschaftlichen Ertrag verringern würde. Der jährliche Gesammtertrag der schweizerischen Agrikulturprodukte wird von dem solothurner Statistiker Schmutz auf 411 Millionen franz. Francs berechnet, oder für jeden Einwohner auf 167 Francs, was 69 weniger, als die Rate in England, dagegen 21 mehr, als die in Frankreich beträgt. — Ausgezeichnet wegen der vortrefflichen Weiden und einer der vornehmsten Bestandtheile des Nationalreichthums ist die Rindviehzucht. Außer im Holsteinischen und Ostfriesischen findet man nirgends so große und schöne Kühe und Ochsen, wie in der S.; dennoch ist dem Umfange nach die Rindviehzucht weniger bedeutend, als in andern Ländern und als man gewöhnlich glaubt, da auf 3 Personen nur ein

Stück kommt, während die officiellen Nachweisungen aus Bayern darthun, daß hier in den Kreisen Oberbayern und Schwaben und Neuburg ein Verhältniß von mehr als einem Stück auf 2 Personen besteht. Am meisten Vieh wird in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, Bündten und Wallis, in den bergigen Gegenden von Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, St. Gallen, Tessin, zum Theil auch von Zürich und Neuenburg gehalten. Die S. sendet jährlich 25,000 Stück Rindvieh (ohne Kälber) nach dem Auslande. Die Hauptausfuhr geht in die Lombardei; wenig kommt des hohen Zolles wegen nach Frankreich. Vorarlberg und Süddeutschland geben gewöhnlich Jungvieh an die S. ab und erhalten von dieser etwas Mast- u. namentl. Zuchtvieh. Der Kapitalwerth des Rindviehstandes wird auf 94$^1/_2$ Mill. franz. Francs geschätzt. Im Durchschnitt hat die S. über 853,000 Stück Rindvieh, worunter 475,000 Kühe, 90,000 Ochsen, 169,000 Rinder. Diese Zahl ist indessen im Sommer etwas höher, im Winter, wo die Alpenwirthschaft aufhört, etwas geringer. Der Schweizerkäse ist in ganz Europa gesucht. Man gibt den Ertrag desselben, 400,000 metrische Centner, zu einem Werthe von mehr als 15 Mill. Schweizerfrank. an; der Werth der in der S. bereiteten Butter, über 120,000 Ctr., wird außerdem noch zu mehr als 9 Mill. Franken angeschlagen. Die Ausfuhr an Butter hat abgenommen; es findet sogar Einfuhr davon aus Süddeutschland Statt. Die Ausfuhr von Käse hat dagegen trotz der hemmenden Zölle sehr zugenommen, namentlich nach entferntern Ländern und für den Seetransport wegen der größern Haltbarkeit desselben im Vergleich zu andern Käsearten. Die Kantone, welche im Verhältnisse zu ihrer Größe die beträchtlichste Anzahl Pferde ziehen, sind Bern, Luzern, Glarus, Schwyz, Freiburg und Waadt. Die schweizerischen Pferde besitzen Stärke und Ausdauer, sind stark beleibt, zum Ziehen von schwerem Fuhrwerk sehr tüchtig und als Saumrosse vortrefflich. Jährlich gehen 3000 bis 4200 Stück über die Grenze, und zwar etwa 1000 bis 1200 nach dem nördlichen Italien und 2—3000 nach Frankreich; neuerdings nimmt die Ausfuhr jedoch ab, in Folge der Konkurrenz deutscher Pferde. Maulthiere und Esel findet man in allen gebirgigen, die meisten und besten in den beiden südl. Kantonen Tessin und Wallis. Schafzucht wird in den Kantonen Bern, Luzern, Unterwalden, Bündten, Uri, Schwyz, Glarus, Tessin und Wallis getrieben. Für die Veredlung der Art ist durch Einführung der spanischen Merinos von einigen großen Güterbesitzern in den Kantonen Waadt und Genf viel geschehen, während man an anderen nur grobwollige Thiere zieht. Mit der Ausbildung einer im höchsten Grade intensiven Ackerwirthschaft und der großen Parcellirung des Grundbesitzes hat die Schafzucht indessen sehr abgenommen, und es findet dem zu Folge eine starke Einfuhr von Deutschland Statt. Ziegen werden in den meisten Kantonen, zum Nachtheil der Holzungen, zu viel gehalten. In den Kantonen Wallis, Tessin und in einigen andern Gegenden ist ihre Zahl selbst größer, als die der Schafe. Die Zucht des Borstenviehes ist bei Weitem nicht so groß, als der Verbrauch, weshalb die Einfuhr von allen umliegenden Ländern bedeutend ist. Nur in einigen Kantonen, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri und Zug, wird mehr gezogen, als sie bedürfen. Von den vorhandenen Racen sind die March-, die Unterwaldner- und die Kleggauerlandschweinrace als vorzüglich zu bezeichnen. Die Zucht des Federviehes, das in der S. weder in Menge vorhanden, noch besonders schön ist, ist am bedeutendsten in den Kantonen Bern, Luzern und in einigen Gegenden von Solothurn und Aargau. Die Bienenzucht wird mit Vorliebe und in einigen Gegenden fleißig für eigenes Bedürfniß getrieben, doch könnte noch hie und da mehr Aufmerksamkeit auf sie gerichtet werden. In den Kantonen Tessin, Wallis, Appenzell und Bern ist sie besonders bemerkenswerth. Seidenzucht findet sich in einigen südlichen Gegenden, am meisten in Tessin; doch hat man auch in Solothurn, St. Gallen und Basel mit Erfolg den Seidenbau begonnen. Fischerei und Jagd sind Lieblingsbeschäftigungen des Schweizers und können frei und ohne Einschränkung in der ganzen Eidgenossenschaft getrieben werden. Die Ausbeute der erstern ist bedeutend, denn die vielen Gewässer sind reich an vortrefflichen Fischen aller Art. Viel geringer ist der Wildstand der S.; auch hat die Zahl der Gemsen, deren Jagd zu den merkwürdigsten gehört, und deren Haut ein vortreffliches Leder gibt, sich sehr vermindert, und der Steinbock ist fast ganz ausgerottet. — An Metallen hat die S., trotz ihrer gebirgigen Lage, keinen Ueberfluß; dazu kommt, daß an manchen Orten die vorhandenen Erzlager wegen der Höhe der Tagelöhne nicht bearbeitet werden können, und es sind sogar verschiedene Minen unbenutzt geblieben, welche ehemals fleißig betrieben wurden. Im Kanton Zürich findet man z. B. an der Lägern und auch in der Gemeinde Fluringen Bohnenerz, das vor 20 Jahren gewaschen und in den Eisenhütten von Lauffen verkauft wurde; gegenwärtig aber bleibt dieses Erz unbeachtet. So wurde früher im Kanton Luzern in der Emme und in der Luthern Gold gewaschen; allein da der Ertrag nicht mehr die theuern Arbeitslöhne deckte, wurde das Gewerbe aufgegeben. Gleiches Schicksal hatten Eisen-, Kupfer-, Blei- und Silbergruben im Kanton Uri, die bereits seit Jahrhunderten verlassen sind; Goldwäschereien und ein Eisenbergwerk, die im Kanton Aargau vormals bestanden, sind wegen geringer Ertragsfähigkeit in neuerer Zeit aufgegeben worden, ebenso Erz- und Goldminen im Val Marobbio und bei Astand im Kanton Tessin. Auch eine Gold- und eine Kupfermine im Kanton Wallis werden dermalen nicht mehr benutzt. Gegenwärtig wird nur noch in den Kantonen Bern, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Bündten und Wallis Metall gewonnen, nämlich im bernerischen Jura werden jährlich ungefähr 150,000 Centner Eisen und Kupfer und im Kanton Solothurn 38,000 Centner Eisen erzielt. Die Eisenwerke in Lauffen, Kanton Schaffhausen, produciren jährlich 22 — 25,000 Centner Eisen. Weniger bedeutend ist das Eisenerzeugniß in 3 Etablissements des Kantons St. Gallen und die Pro-

duktion von Eisen, Blei und Zink im Kanton Bündten; endlich liefert ein Eisenbergwerk im Kanton Wallis jährlich ca. 9000 Centner verarbeitetes Eisen. Die Gesammtproduktion des Metalls in der S. beläuft sich daher wenig über 300,000 Centner. Dagegen hat die S. eine große Mannichfaltigkeit an Steinen. Eine Menge von Granit- und Syenitarten, so wie die Porphyre am Luganersee und im Kanton Uri wären nutzbar zu machen. Marmor von allen Farben findet man häufig. Vorzüglichen Ruf hat der schwarze, weißgeäderte Marmor im Melchthale; nicht mindern Ruf verdienen die weißen Marmorarten des Bündtnerlandes, die dem carrarischen gleichkommen. Alabaster, selbst von der besten Art, fehlt ebenfalls nicht. Gyps enthält das ganze Juragebirg, die hohe Kalkalpenkette von Bex bis zum Wallenstädtersee und das Urgebirg, wie in Wallis, Tessin, Bündten. Lavezsteine, auch wegen des technischen Gebrauchs Topfsteine genannt, und eine Art Serpentinstein sind sehr häufig in Wallis, Bündten, Tessin, Uri, Bern 2c.; sie dienen zu Koch- und andern Geschirren, zu Oefen 2c. Sehr gute Mühlsteine werden hauptsächlich zu Wels gebrochen. Die bedeutendsten Schieferplattenbrüche sind die im Seraphthale und im Oberlande des Kantons Bern. Bergkrystalle sind ein Eigenthum der Hochgebirge. Die Kantone Uri, Bern, Bündten, Wallis, Glarus und Tessin, besonders die zum Gotthard gehörigen Gipfel, lieferten ehemals nächst der Dauphiné die meisten Krystalle. Sie zeichneten sich durch Größe und Schönheit aus. Auch heutzutage sind sie dort nicht selten. Thon macht in vielen Gegenden einen Hauptbestandtheil des Bodens aus, so im Kanton Zürich; Kreide ist nicht selten und an einigen Orten findet sich Porzellanerde. Die S. hat wegen ihres starken Viehstandes einen großen Bedarf an Salz (jährlich ca. 600,000 Ctr.), welches bisher meist aus Frankreich, Piemont, der Lombardei und Tyrol, aus Bayern, Würtemberg und Baden bezogen ward, indem nur etwa 80,000 Centner, das meiste in der Saline bei Bex im Waadtlande, erzeugt wurden. Deshalb war die Auffindung großer Salzlager im Kanton Basel-Landschaft ein sehr glückliches Ereigniß; man gewinnt daselbst in der Saline von Schweizerhall jährlich bereits 150,000 Centner. Außerdem ist ein neues Salzwerk bei Rheinfelden im Aargau in Benutzung, so daß die innere Produktion jetzt schon 350,000 Ctr. betragen mag und im Wachsen begriffen ist. Verhältnißmäßig hat die S. nur sehr wenig eigene Steinkohlen und bedarf daher der fremden Zufuhr. Die bedeutendsten Gruben sind in den Kantonen Zürich, Aargau, Bern und Tessin. In Aargau gibt es viele Torfstechereien, die Gewinn bringen. Für bedeutend wird das Braunkohlenflötz bei Uznach im Kanton St. Gallen gehalten. Kein Land ist wohl reicher an Heilquellen und Bädern, als die S. Man zählt über 200. Die berühmtesten sind: die Bäder zu Baden in Aargau, die ältesten und besuchtesten; das Bad Schinznach, ebenfalls in Aargau; das Pfeffersbad in St. Gallen; das Gurnigelbad, 6 Stunden von Bern; die Leukerbäder in Wallis; die Heilquelle St. Moritz in Bündten.

Industrie. Viele Gegenden der S. sind, ungeachtet ihrer eingeschlossenen Lage und der Mauthen, die sie von allen Seiten beschränken, in industrieller Hinsicht ausgezeichnet und danken diese Auszeichnung der unermüdeten Thätigkeit der Schweizer, welche der stets sich erneuernden Hemmungen immer wieder angemessene Unternehmungen entgegenzusetzen und Auswege zu finden weiß. Nicht wenig trägt hierzu auch die Genügsamkeit des Volkes und der Umstand bei, daß sehr viele Arbeiter mit der Industrie die Landwirthschaft verbinden, und Abgaben den unteren Volksklassen die Nahrungsmittel nicht vertheuern, was um so unerläßlicher ist, als man in der S. überhaupt nicht wohlfeil lebt, gleichwie durch das Festhalten des freien Handels der Kaufmann und der Fabrikant ungehemmt bleiben. In einigen Kantonen, besonders in St. Gallen, Aargau, Thurgau, Glarus, Luzern, Appenzell und Bern (Emmenthal) herrscht ziemlich starke Leinenindustrie, die jedoch in neuerer Zeit von jener der Baumwolle immer mehr verdrängt wird. Die schweizer Leinwand ist sehr geschätzt, namentlich die der Kantone Appenzell und St. Gallen, wo man außer Damast mit schönen Dessins auch die schönsten Batiste, Schleier und andere Gegenstände webt und stickt. Die mechanische Flachsspinnerei ist in der S. noch neu, denn es bestehen dermalen erst 3 Etablissements, ein kleineres in Höingg im Kanton Zürich und 2 größere in Burgdorf bei St. Gallen, von welchen letztern eins bereits 1600 Centner Garn jährlich liefert. Obwohl noch immer einige Ausfuhr von Leinwand nach dem Süden Europa's und nach Amerika besteht, so wird sie doch weit überwogen durch die Einfuhr an Gespinnst und Geweben aus England, Belgien und Deutschland. Die Einfuhr von Leinwand in den Jahren 1841 bis 1843 betrug durchschnittlich 12,000 Centner. Wollene und halbwollene Zeuche werden in den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Basel, Bündten, Tessin, Waadt, Wallis und Neuenburg verfertigt und verschiedene gröbere Wollenstoffe zum eigenen Gebrauch gewebt. Fabrikmäßig wird die Wollenindustrie nur in folgenden Kantons betrieben: in 12 Fabriken des Kantons Zürich (Tuch, Halbtuch, Cassinets), in mehren Fabriken des Kantons Bern (Guttuch, Tuch, Halbleinen, Halbbaumwolle, Feutigtuch, zweischiftiges Landtuch), in 3 Etablissements des Kantons Glarus (Circassiennes, halbleinene und wollene Chassis, Filztücher), in 3 Fabriken des Kantons Solothurn (Tuch), in einer Fabrik von Basel (halbleinene Tücher), in 2 Fabriken des Kantons Aargau (Tuch), in einer Fabrik des Kantons Thurgau (Halbtuch von Wolle und Baumwolle). Im Kanton Tessin bestehen im Distrikte Locarno 7 kleine Fabriken, welche halbwollene Tücher und Flanelle liefern; einige noch kleinere Fabriken sind in Bellenz im Livinerthale und in Mendrito, welche gewöhnliche Wollentücher produciren. Im Kanton Waadt werden jährlich ungefähr 5000 Ellen Tücher, im Kanton

Wallis zu Bagnes 900 Ellen Tücher verfertigt, u. im Kanton Neuenburg bestehen 2 Wollspinnereien u. 1 Tuchfabrik. Die Wollmanufaktur ist also beinahe über die ganze S. verbreitet, ohne jedoch bei Weitem nur dem Bedarfe des eigenen Konsums an Wolltüchern zu genügen. Vielmehr werden jährlich für mehre Millionen Schweizerfranken Wollenzeuche verschiedener Gattungen aus Deutschland, Böhmen, Mähren, Frankreich, Belgien und England eingeführt. Der Hauptgrund, warum die Tuchmanufakturen der S. im Allgemeinen nicht gedeihen können, liegt in dem Umstande, daß in Deutschland, namentlich in Böhmen, der Arbeitslohn niedriger ist, daher die industrielle Bevölkerung es vorzieht, sich der Baumwoll- oder Seidenindustrie zuzuwenden. Der Hauptmanufakturzweig der S. ist die **Baumwollfabrikation**. Es bestehen gegenwärtig über 130 größere und kleinere Baumwollspinnereien, und zwar: im Kanton Zürich 70, Bern 1, Luzern 1, Schwyz 2, Glarus 10, Zug 1, Basselland 4. Schaffhausen 1, St. Gallen 16, Aargau 20, Thurgau 4 und Waadt 2. In diesen Spinnereien wird mit mehr als 660,000 Spindeln Baumwollgarn von beinahe allen Nummern, aber am meisten durchschnittlich von Nr. 28 bis 40 gesponnen. Das jährliche Produkt beläuft sich auf mehr als 160,000 Centner. Etwas Garn wird nach Deutschland ausgeführt, dagegen bezieht die S. noch Garn von England, aber nur in den feinsten Nummern. An Maschinenwebereien besitzt die S. nur 18 Etablissements: im Kanton Zürich 2, Bern 1, Schwyz 1, Glarus 3, Baselland 1, St. Gallen 3, Aargau 6 und Thurgau 1, welche jährlich 10,000 Stück Baumwollenleinwand liefern. Die Hauptproduktion an Baumwollwaaren erfolgt jedoch noch immer durch die **Handweberei**. Solche Handwebstühle, auf welchen Stoffe aller Art gewebt werden, als rohe Gewebe für den Druck, glatte Musseilne, diverse Cottonaden, wie Kölsch, Kattun, gefärbte Schnupf- und Halstücher, Printannières und andere Stoffe aus gefärbtem Garn, Barchent, Futter- und Hemdenzeuche, bestehen in den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Glarus, Solothurn, Baselland, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen und Thurgau an 90,000, welche jährlich einige Millionen Stücke liefern. Dennoch wird für die Druckerei noch ein bedeutendes Quantum aus Frankreich und England eingeführt. Kattundruckereien bestehen beinahe 100; die meisten sind in den Kantonen Glarus, Zürich, St. Gallen und Aargau; außerdem in Bern, Schaffhausen, Thurgau, Tessin und Neuenburg. Im Kanton Zürich werden jährlich ungefähr 30,000 und im Kanton Glarus 380,000 Stücke gedruckt. **Färbereien** aller Art und von verschiedener Ausdehnung, darunter besonders viele Rothfärbereien, sowohl für Garne, als Waaren, gibt es über 250, welche auf alle Kantone mit Ausnahme der von Uri und Zug vertheilt sind. Zürich hat 14 Rothfärbereien, Bern besitzt 60 Färbereien, jedoch meist kleinere, welche blau, schwarz und grün färben. Ferner bestehen in der S. ungefähr 100 **Bleichereien**, welche sich auf alle Kantone, ausgenommen Uri, Schwyz, Unterwalden, Bündten, Tessin, Wallis und Genf, vertheilen. Bern zählt 20, Appenzell 14, St. Gallen 15 und Aargau 17. **Appreturen** dürften 60 bestehen. Dabei erfreut sich die **Stickerei** in der S. einer gedeihlichen Prosperität. Viele Kantone, namentlich St. Gallen und Appenzell, betreiben solche mit ungemeinem Geschick und großem Erfolg. Es werden alle Arten von gesticktem Tüll (Tüllbroderie), Musseline zu Vorhängen, desgleichen feinere zu Roben, ganz feine zu Krägen aller Art (extrafeine Krägen auf einfädigen Musselinen, Façonbatist und auf ächtem Batist), ebenso Sacktücher, Hauben und Collerettes, ferner Applikationen-Tüll, aufgenähte Arbeit mit Rändern von Nadelstich 2c., Alles nach den besten französischen und niederländischen Mustern verfertigt und in großen Partien verkauft. In Europa sind es namentlich Sardinien, die italienischen Herzogthümer, Toskana, der Kirchenstaat, Neapel und die italienischen Freihäfen, welche viele schweizerische Baumwollwaaren beziehen. Nach den deutschen Zollvereinsstaaten werden nur feinere Stoffe ausgeführt. Die Messen von Frankfurt a. M. und Leipzig können als Vermittler bedeutender Umsätze nach dem Norden betrachtet werden. Auch nach Lübeck und Hamburg und von dort nach Dänemark, Schweden und Norwegen werden beträchtliche Partien schweizerischer Baumwollenartikel versendet. Endlich sind die Niederlande und Belgien diesem Ausfuhrhandel noch etwas zugänglich. Doch dürfte der Absatz in Europa wenig mehr als $^1/_4$ des Gesammtabsatzes betragen. Die Hauptabnehmer sind gegenwärtig die Levante, Aegypten, die Barbaresken, Süd- und Nord-Amerika, die spanischen, britischen und holländischen Kolonien, so wie Ostindien. Die **Seidenfabrikation** nimmt die 2. Stelle unter den Industrien ein, welche der S. Ausfuhrartikel liefern. Sie hat seit einigen Decennien große Fortschritte gemacht und beschäftigt vorzüglich die Kantone Zürich und Basel, in etwas geringerm Grade Bern, Solothurn, Aargau und Thurgau; auch Zug und Schwyz werden von Zürich aus in einige Thätigkeit gesetzt, so wie auch ein Theil der Webstühle im bernerischen Amte Delsperg und im Solothurnischen für baseler Fabriken arbeiten. Man kann die Zahl der mit dieser Industrie beschäftigten Personen auf 40,000 anschlagen. Sie bezieht den Rohstoff zum Theil aus Tessin, zum Theil aus Italien und zerfällt in 2 Hauptzweige, die **Seidenstoff- und Bandfabrikation**, welche in Beziehung auf Ausdehnung und Kapitalienumsatz sich ungefähr die Wage halten. Die erstere, welche ihren Hauptsitz in Zürich und dessen Umgegend hat, verfertigt vorzüglich glatte Seidenstoffe vom schwersten Schirmtaffet, Gros de Berlin u. de Naples bis zu den leichtesten Florences und Futterstoffen hinunter; ferner werden viele Kravatten, Mouchoirs 2c., nebst verschiedenen andern Artikeln fabricirt. Die Webstühle sind, mit Ausnahme von 8 Jacquardfabriken, einzeln in den Wohnungen der Landleute verbreitet, und diese häusliche Weberei ist es, welche der züricherischen Seidenstofffabrikation ihre Eigenthümlichkeit gegeben und derselben ihre Wohl-

feilheit und ihren europäischen Ruf erworben hat. Der Hauptabsatz dieser Seidenwaaren ist in Nord- und Südamerika etwa die Hälfte des Gesammtprodukts; der Rest geht über Hamburg nach dem Norden, über Leipzig nach Rußland u. dem Osten, über Triest nach der Levante. Der Absatz in Deutschland, ehedem bedeutend, ist seit dem Zollverein beinahe ganz verloren gegangen. Die **Bandfabrikation**, alle Arten von Modebändern liefernd, wird in großem Maßstabe besonders in und um Basel betrieben, und auch größtentheils auf Stühlen, die in den Wohnungen der Arbeiter stehen. Nur ungefähr ein Achtel sämmtlicher Bandstühle befindet sich in Fabrikgebäuden, diejenigen nämlich für façonnirte Bänder, deren Verfertigung in neuerer Zeit bedeutend zunahm und bereits ein Fünftel der Gesammtproduktion umfaßt. In mehren Kantonen werden Floretbänder und Schnüre verfertigt. Der Absatz dieser Erzeugnisse findet in großen Partien nach Amerika Statt; auf dem europäischen Kontinente und namentlich in den angrenzenden deutschen Staaten ist er im Abnehmen. An diese Fabrikation schließt sich die **Seidenspinnerei** an, namentlich zu Lugano im Kanton Tessin, mit welcher seit Kurzem auch Nähseidenerzeugung verbunden wurde; letztere wird aber durch die in Frankreich und Italien hoch gediehene Entwickelung dieser Industrie, so wie auch durch die hohen Eingangszölle auf allen Grenzen an ihrem Emporkommen gehindert. In den Kantonen Zürich, Basel, Schwyz und Unterwalden bestehen ungefähr 6 Maschinenfloretspinnereien, die zugleich, besonders in den 2 letztern Katonen, viele Menschen mit Seidenkämmen beschäftigen. Die **Spitzenfabrikation** in Leinen, Baumwolle und Seide ist besonders ausgedehnt in den Kantonen Waadt und Neuenburg. Ihr Produkt ist an Feinheit untergeordnet dem von Flandern, steht aber höher, als das sächsische und böhmische Fabrikat. Das Einführverbot Oesterreichs, die hohen Zölle Deutschlands und Frankreichs haben in Verbindung mit der Maschinenfabrikation dieses nur von Handarbeiterinnen in den Familien getriebene Gewerbe bedeutend beeinträchtigt. Erst in der neuesten Zeit ist wieder einige Besserung in den Geschäften bemerklich geworden. Die S., welche von jeher einen starken Viehstand hatte, fing früh an, die Häute zu Leder zu bereiten. Alle Kantone haben auch gegenwärtig noch zahlreiche **Gerbereien**; es ist indessen nicht zu verkennen, daß dieser Industriezweig in seiner natürlichen Entwickelung gestört und sehr zurückgekommen ist. Die S. producirt viele schwere Häute, und die dortigen Gerbereien beschäftigen sich daher vorzüglich mit Bereitung von Sohlenleder. Dieses wurde nach Frankreich, Italien und Deutschland in großen Quantitäten ausgeführt; dagegen nahm die S. ihren starken Bedarf an Schmalleder vom Auslande. Auf der Messe in Zurzach wurde dieser Tauschhandel von Sohlleder gegen Schmalleder oder von schweren Häuten gegen leichte in großem Maßstabe getrieben. Die hohen, einem gänzlichen Verbote gleichkommenden Zölle, mit welchen in Frankreich und Italien die Einfuhr des Leders belegt wurde, haben den Handel mit diesem Artikel nach jener Seite hin längst vernichtet. In neuerer Zeit haben somit hauptsächlich nur noch in den an Deutschland grenzenden Kantonen größere Gerbereien bestanden, die sich mit Bereitung von Sohlleder beschäftigten, das dann in Deutschland seinen Verschleiß fand. Allein die Zölle des deutschen Zollvereins, wenn auch nur halb so hoch, als jene von Frankreich und Sardinen, haben auch jenen Lederhandel zu Grunde gerichtet und dadurch den Verfall der Gerbereien bewirkt. So bestanden im Kanton Schaffhausen vor Zeiten über 100 Gerbereien, von denen seit dem Vorrücken des Zollvereins bis an die Schweizergrenze 56 aufgehört haben. Das Aushülfsmittel, statt des Sohlleders, das im Auslande keinen Absatz mehr findet, nun Schmalleder für den innern Bedarf zu gerben und durch wohlfeilere Preise dem in großem Quantum eingeführten Schmalleder den Markt zu verschließen, kann schon darum den erwünschten Erfolg nicht haben, weil die S. die geeigneten Häute für Schmalleder nicht producirt, und Süddeutschland, wo diese Häute sich vorfinden, deren Ausfuhr mit hohen Zöllen belegt. Während dieses Verkommens der Gerbereien hat der Handel mit Häuten sich sehr entwickelt, indem nun die schweren Ochsenhäute, statt des aus denselben bereiteten Leders, in großen Massen exportirt werden. Kuhhäute und leichtere Ochsenhäute bleiben im Lande. Schaffelle werden theils geschoren, theils mit der Wolle ausgeführt, und viele Ziegenfelle gehen nach Frankreich, Belgien, England und Deutschland. Die kleinen Ziegenfelle zur Handschuhbereitung kaufen Frankreich und England in großer Menge. In der S. selbst bestehen nur wenig Handschuhfabriken, und zwar in den Kantonen Bern, Aargau, Waadt und Baselland. Gemsenleder wird besonders im Haslithale (Kanton Bern) bereitet und geht, meist schwarz gefärbt, nach Italien. Eingeführt wurden in die S. im Jahre 1845 8107 Centner Häute und Felle und 11,225 Centner Leder und Lederwaaren. Die **schweizer Papiere** erlangten schon im vorigen Jahrhundert neben den holländischen einen Namen in Europa, und Basel namentlich lieferte Papiere, besonders in den größern Formaten zu Kupferdruck, Landkarten &c., welche durch Stärke, Weiße und Feinheit berühmt waren. Doch ist diese Fabrikation bei Weitem nicht mehr so blühend, da sie durch die Konkurrenz der ausländischen Maschinen überflügelt worden ist. Außer Basel gibt es auch in Zürich, Solothurn, Bern und Luzern viele gute Papiermühlen, und auch die Kantone Zug und Tessin verfertigen Papier über den Bedarf. Man zählt in der S. überhaupt gegen 50 Papiermühlen, davon 8 zu Basel. Neuerlich sind bei Basel und Zürich mechanische Anlagen dieser Art gemacht worden, von denen besonders die an der Sihl bei Zürich hervorzuheben ist, da sie sich durch ihre Produkte auszeichnet. Große Bedeutung hat neuerdings die **Strohflechterei** in der S. gewonnen,

namentlich in den Kantonen Aargau, Tessin, Freiburg. Ein Theil des Produkts wird in Genf und Neuenburg zu Hüten verarbeitet; der größere Theil geht ins Ausland. Aber auch diese Industrie leidet unter dem Drucke der Zolltarife der Nachbarländer, namentlich Frankreichs. Die Holzarbeiten des Schweizer-Jura und einiger Alpengegenden, z. B. landwirthschaftliche Geräthe, ferner Körbe, Schachteln, Büchsen aus Zirbelnuß- und Ahornholz, auch lackirt und bemalt, kommen in neuester Zeit viel in den auswärtigen Handel. Musikalische Instrumente werden zu Glarus gearbeitet. An Tabak verarbeitet die S. das Wenige, was sie selbst producirt, und noch eine ziemliche Quantität ausländischer Blätter; doch führt sie noch mehr fabricirten Tabak ein. Im Durchschnitt der 3 Jahre 1841 bis 1843 betrug die Gesammteinfuhr von Tabak nahe an 50,000 Centner. Außer den Hüttenwerken, welche an den bereits angegebenen Fundorten der Metalle im Gange sind (im bernerischen Jura, zu Bellefontaine, Undrevilliers, Courrendelin, Biel 2c.; die besten und meisten Hochöfen, Hammer- und Walzwerke, Gießereien, Drahtmühlen 2c. finden sich nächstdem in Solothurn zu Ballstall, Olten, Gänsbrunn, Clus 2c.), gibt es noch eine Anzahl Eisen- und Kupferhämmer, die aus andern Kantonen oder aus dem Auslande bezogenes Metall verarbeiten. So bestehen im Kanton Zürich 2 Kupferhämmer, im Kanton Luzern 3 Eisenhammerwerke, 1 Kupferhammer und 1 Walzwerk, im Kanton Schwyz 3 Eisenhämmer und ein solcher im Kanton Zug, und im Kanton Waadt zu Vallorbes 3 Eisenhämmer. In genauer Verbindung mit den Eisenwerken, und dieselben sehr fördernd, stehen die Fabriken zur Verfertigung von Maschinen. Dergleichen Werkstätten sind in den Kantonen Zürich, Bern, Solothurn, Basel, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Von großer Wichtigkeit ist namentlich eine große Anstalt in Zürich, welche über 600 Menschen beschäftigt und Maschinen für Spinnereien, Dampfboote 2c. im Betrage von 1 Million Schweizerfranken verfertigt, die, wie die Produkte der übrigen Werkstätten, theils in der S. selbst verkauft, theils nach Deutschland, besonders aber nach Italien exportirt werden. Ausgezeichnete Stahlwaaren liefern mehre gewerb- und kunstreiche Thäler im Jura, namentlich das Jourthale im Kanton Waadt und die berühmten Thäler Locle u. Chaux de Fonds im Kanton Neuenburg, unter deren Bewohnern zahlreiche Mechaniker, Messer- und Waffenschmiede sind. Mehre dieser Künstler liefern mathematische und andere feine Instrumente, und eine große Anzahl derselben hauptsächlich Uhrmacherwerkzeuge und Uhrenbestandtheile. Im Kanton Genf sind circa 50 vortreffliche Schlosserwerkstätten. Berühmt sind außerdem die großen Werkstätten der Mechaniker Schenk zu Bern, so wie die Fabriken für Messer und mathematische und physikalische Instrumente zu Aaran (hier auch Kanonengießerei) und Genf (hier auch Gewehrfabriken), und die ausgezeichnete Fischersche Schmelztiegel-, Feilen- und Gußstahlfabrik in Schaffhausen, welche größern Absatz ins Ausland, namentlich nach Italien, hat. Aber wie die eigne Produktion von Metall, so kann auch die von Metallwaaren dem Bedarf nicht genügen. Es wird daher viel Eisen und Eisenblech aus England, so wie Gußwaaren aus Baden, Belgien und Schweden, Stahl aus England und Frankreich, Blech, Zinn, Streck-, Stab- und Bandeisen, Messingdraht ebenfalls aus Frankreich, Zinnblech, Pfannen, Sensen, Sicheln 2c. aus Tyrol, Bayern und Rheinpreußen, verarbeitete Werkzeuge aus den Niederlanden, aus Belgien, Oesterreich und Frankreich, Gußstahl aus Steiermark, Kupfer aus Deutschland, Ungarn und Schweden, endlich Blei und Zink aus Spanien bezogen. Eine hohe Stufe der Vollkommenheit haben die genferischen Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren erreicht. Insbesondere wird in Genf das Fassen der Steine in solcher Kunst ausgeübt, daß Bestellungen von entfernten Hauptstädten dahin gemacht werden. In diesen Arbeiten zeichnen sich außerdem Basel, St. Gallen, Neuenburg und besonders die Thäler Locle und Chaux de Fonds aus. Unstreitig der interessanteste, noch von keinem andern Lande erreichte Zweig der schweizerischen Industrie ist die Uhrmacherei. Sie wird vorzüglich in den Kantonen Bern, Waadt, Genf und Neuenburg getrieben. Der bernerische Jura liefert eine beträchtliche Menge Uhren von geringer Qualität; der waadtländische producirt bessere Sorten, zu drei Viertheilen goldene und zu einem Viertheile silberne, jedoch in viel geringerer Zahl. Die genfer Produktion zeichnet sich besonders in der Verfertigung der äußern Uhrentheile, namentlich künstlicher Gehäuse, aus. Dabei zerfallen die genfer Uhren in alle Sorten, von einfachen, ordinären bis zu den künstlich zusammengesetzten, von den größten Marineuhren bis zu so geringer Größe, daß man sie nicht selten in Ringe einfaßt. Einige wenige Künstler beschäftigen sich auch mit Chronometrie. Hauptsitz der Uhrmacherei ist aber gegenwärtig der Kanton Neuenburg. Außer der Stadt Neuenburg sind die meisten Fabriken zu Fleures, Chaux de Fonds, St. Croix und Locle. An letzterm Orte zählt man 100 Fabriken. Das Hauptprodukt der neuenburger Fabrikation besteht in goldenen und silbernen Taschenuhren mit Werken à échappement. Die Zahl der jährlichen im Kanton gearbeiteten Uhren läßt sich auf 100,000 bis 120,000 anschlagen, von welchen 35,000 goldene, die übrigen silberne sind. Zwischen Neuenburg und Genf besteht ein Austausch der Produkte. Für Uhrwerke, welche die neuenburger Thäler an Genf liefern, gibt letzteres eine beträchtliche Anzahl goldener Gehäuse ab. Dennoch beträgt der Werth des im Kanton Neuenburg zu Uhrgehäusen verarbeiteten Goldes jährlich 1½ Million Franken. Im Bernischen zu St. Imier und im ganzen sogenannten Imierthale befinden sich die wichtigsten Spindeluhrfabriken. Auch Pendules-Uhrfabriken sind zu Bern, und L. Japy Sohn daselbst hat eines der berühmtesten

Etablissements. Durch einen glücklichen Zufall in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden, ist diese Uhrenindustrie ohne irgend einen Schutz, als den, welchen die Gewerbs- u. Handelsfreiheit gewährt, ja sogar im Kampfe mit Einfuhrzöllen u. Einfuhrverboten der meisten europäischen Staaten, zu einer solchen Ausdehnung gekommen, daß sie die ganze civilisirte Welt mit ihren Fabrikaten versorgt. Arbeitstheilung u. Arbeitsverbindung finden hier im vollkommensten Grade ihre Anwendung; innerhalb der Familie nimmt Groß u. Klein, Mann u. Frau daran Theil; das äußere Leben eben so, wie Bildung u. Wissen, Alles wird von dieser Industrie beherrscht: mit einem Worte, sie ist vollkommen mit dem Volke verwachsen u. genießt damit einen Vorzug, der ihr immer, auch unter den ungünstigsten Zollverhältnissen, einen bedeutenden Absatz sichert. Die S. besitzt in Basel Thonpfeifenfabriken, fast in allen Kantonen Ziegeleien u. nur in Genf u. Tessin fehlt Töpferwaare. Feinere Thonwaaren werden größtentheils vom Auslande bezogen, doch bestehen Porzellan- u. Steingutfabriken zu Genf u. Nyon (Kanton Waadt). Glashütten besitzen die Kantone Tessin, Solothurn, Schaffhausen und Bern; die Einfuhr an Glaswaaren beträgt 25,000 Centner. Pulvermühlen sind zu Bern, welche das beste Schießpulver in der S. und vielleicht in ganz Europa liefern; dann zu Lugano im Kanton Tessin. Neuerdings sind einige Gewehrfabriken entstanden, welche bei dem Umschwunge, dem das Heerwesen u. die ganze Art der Bewaffnung entgegengeht, wohl gute Aussicht auf Gedeihen haben. Eine dieser Fabriken beschäftigt sich bereits seit Mitte 1849 mit der Fabrikation von Zündnadelgewehren nach preußischem Muster. Den Werth der jährlichen Gesammtproduktion der Industrie schlägt Schmutz auf 225 Mill. Francs u. den innern Verbrauch auf 115 Millionen an. Hiernach beträgt die individuelle Produktion 97 Francs, d. h. 12 Francs mehr als in England u. Frankreich zusammen, während der innere Verbrauch auf den Kopf nur 50 Francs ist, oder 14 Francs weniger, als in beiden Ländern als Ganzes betrachtet. Aus doppeltem Grunde, wegen der starken Produktion u. der ganzen Konsumtion, liefert also die S. eine verhältnißmäßig sehr werthvolle Masse von Fabrikaten in den auswärtigen Handel.

Handel. Der Binnenhandel, der auch in der S. den auswärtigen Handel weit übertrifft, bewegt nach Schmutz jährlich eine Waarenmasse von 675 Millionen Francs an Werth; darunter für 344 Mill. Produkte der Landwirthschaft, für 116 Mill. Erzeugnisse der inländischen Industrie, u. für 215 Mill. fremde Produkte. Die individuelle Rate beträgt also 290 Francs. Die Hauptartikel der etwa $4^1/_2$ Mill. Schweizercentner betragenden Einfuhr sind: Getreide für $16^1/_4$ Mill. Francs, davon fast $^3/_4$ aus den Staaten des deutschen Zollvereins, so wie aus Oesterreich (mit Ausschluß der Lombardei) für etwa 1 Mill.; Kolonialwaaren für $12^1/_4$ Mill., von denen jedoch für $2^1/_2$ Mill. wieder ins Ausland gehen. Der individuelle Verbrauch an Kolonialwaaren — namentlich 5 Pfd. Zucker u. 4 Pfund Kaffee auf den Kopf — wäre also 4 Francs 30 Centimes. Ferner: für 6 Mill. Getränke; für 6—$6^1/_2$ Mill. Lebensbedürfnisse verschiedener Art, darunter nicht weniger als 36,000 Centner Cichorienkaffee und, trotz des beträchtlichen Erzeugnisses bei noch stärkerem Verbraucht, einige tausend Centner Honig. Noch bedeutender, als die Einfuhr von Viktualien verschiedener Art, ist die von Fabrikaten, unter welchen die Waaren in Wolle, Leinen, Baumwolle u. Seide allein über 90 Mill. Francs betragen. Den gesammten Werth der Einfuhrartikel für den innern Verbrauch, für den auf etwa 300,000 Centner geschätzten Transit, so wie für den Entrepothandel berechnete man auf 250 Mill. Francs, oder 108 Francs auf den Kopf. Hiernach würde die allgemeine Einfuhr fast $^1/_4$ der französischen u. ebenso der englischen betragen, da sich im J. 1840 die erstere auf 1105, die die letztere auf 1075 Mill. Francs belaufen hatte. Außer den schon genannten Artikeln werden noch eingeführt: Reis aus Italien, Südfrüchte, Tabak, Wein, Oel, Salz, Baumwolle, Twist, Seide, Wolle u. wollene Waaren, Flachs und Hanf, Flachs- u. Hanfgarn, Leder, Glas, Farbenstoffe, trockene u. gesalzene Fische, Eisen, Stahl, Blech, Kupfer, Blei, Zinn, Zink, eiserne u. kupferne Geräthschaften, Bücher, Luxusmöbeln rc. Unter den Objekten der Ausfuhr an landwirthschaftlichen Erzeugnissen stehen obenan: Schlachtvieh, Käse, Butter, Häute u. Holz; dann folgen gedörrtes Obst, Wein, Apothekerpflanzen rc. Hauptausfuhrartikel der Manufakturen sind Baumwollzeuche, Seidenstoffe u. Seidenbänder, Uhren, Uhrmacherwerkzeuge, Gold-, Silber- u. Bijouteriewaaren. Endlich tragen Strohhüte u. Flechten, Papier, Bücher, gestickte Waaren, Spitzen, Holzarbeiten, Kirschwasser, Maschinen, feine Stahlwaaren, besonders feine Werkzeuge, mathematische Instrumente, Spieldosen, Schießpulver, Holzkohlen rc. nicht wenig bei, dem Exportverkehr eine größere Bedeutung zu verleihen. Die vornehmsten Städte der Kantone Zürich, Glarus, Appenzell-Außerrhoden, St. Gallen, Argau u. Neuenburg, namentlich aber Basel u. Genf, sind die Niederlagen für den äußeren Handel. Fassen wir den auswärtigen Handel der S. mit einzelnen Staaten od. Staatenvereinen ins Auge, so kommt vor Allem derjenige mit den Ländern des deutschen Zollvereins in Betracht. Die Einfuhr aus diesen Ländern hatte im J. 1840 einen Werth von beinahe 90 Mill. Francs, darunter für mehr als 23 Mill. Wollenwaaren, für $12^1/_2$ Mill. Tabak, für beinahe 12 Mill. Getreide. Die Ausfuhr dahin betrug gegen 73 Mill., darunter für $27^1/_2$ Mill. Seidenwaaren, für mehr als 12 Mill. rohe Seide, für mehr als 13 Mill. Baumwollenwaaren. Der allgemeine Handelsverkehr der S. mit dem Zollverein ergab einen Werth von 161,781,000 Francs. Was sodann den speciellen Handel betrifft, so hatte die Einfuhr von Produkten des Zollvereins zum

innern Verbrauch in der S. einen Werth von 40 Mill., die Ausfuhr schweizerischer Produkte zum Verbrauche im Zollvereine einen Werth von 18 Mill. Francs, wonach also die S. an die Zollvereinsstaaten 22 Mill. zu zahlen hatte. Aehnlich sind die Verhältnisse zur österreichischen Monarchie, da die Einfuhr in die S. auf mehr als 46 Mill., die Ausfuhr nach Oesterreich auf nicht ganz 5 Mill. Francs geschätzt wird. Aus Frankreich wurden im J. 1840 an landwirthschaftlichen und industriellen Produkten eingeführt für 35,658,000 Francs, sowie an Kolonial- u. andern durch das franz. Gebiet transitirenden fremden Waaren für 55,194,000. Die Ausfuhr von Schweizerprodukten für den Verbrauch in Frankreich betrug 20½ Mill., die für den Transit durch Frankreich 49,560,000 Francs. Der allgemeine Handel hatte also einen Werth von 160,912,000 Francs. Vom gesammten Transit durch franz. Gebiet kam mehr als ⅓ auf die S. Diese Daten bestätigen zur Genüge die Behauptung, wie tiefe Wunden die großen Nachbarstaaten sich selbst schlagen würden, wenn eine blödsinnige Politik sich gelüsten ließe, mit außerordentlichen Maßregeln der Sperre u. der Hemmung des Verkehrs gegen die S. vorzuschreiten. Für den überseeischen Absatz sind Nordamerika u. Brasilien, so wie die Levante die wichtigsten Märkte für den schweizer. Handel, für dessen Sicherstellung u. Regulirung die Eidgenossenschaft durch Konsulate schon lange auf genügendere Weise gesorgt hat, als dies von Seite der deutschen Staaten im Interesse des auswärtigen Verkehrs geschehen ist. Der Gesammtwerth des auswärtigen Handels der S. ist 450 Mill. Francs, wobei natürlich der nicht unbedeutende Schleichhandel außer Berücksichtigung bleiben mußte. Die individuelle Rate beträgt 180—191 Francs; diejenige in Frankreich 71, in Preußen 40, in Oesterreich 16, in Belgien 107, in Baden 67. Die S. hat also unter allen Staaten des europäischen Festlandes den verhältnißmäßig stärksten auswärtigen Handel. Die Zeit des Aufblühens derjenigen Industriezweige, auf welchen der schweizerische Ausfuhrhandel beruht, fällt in die Zeit der Kontinentalsperre. Die Ausschließung oder wenigstens Beschränkung der englischen Konkurrenz u. die verhältnißmäßige Leichtigkeit des Absatzes in den meisten Nachbarländern begünstigten damals die Entstehung der Baumwollen- u. Seidenfabriken. Als aber nach Wiederherstellung des Friedens die europ. Staaten ihre Handelsgesetzgebung neu ordneten, verlor die S. einen Markt nach dem andern für ihre Fabrikate. Zuerst verschloß Frankreich durch die Zollgesetze von 1816 u. 1817 seine Grenzen. Vergebens war es, daß die Tagsatzung den restaurirten Bourbonen Schweizerregimenter zur Verfügung stellte, daß Ludwig XVIII. die Schweizer die ältesten Bundesgenossen Frankreichs nannte, daß die S. öftere Bitten u. Vorstellungen an den franz. Thron gelangen ließ, daß sie endlich sogar (1822) zu Retorsionsmaßregeln griff. Frankreich blieb bei seinem Ausschließungssystem u. verstärkte u. erweiterte es sogar, anstatt es zu ermäßigen. So ging der für die westliche u. mittlere S. wichtigste Markt verloren, Sardinien u. Piemont folgten dem Beispiele Frankreichs. Oesterreich hatte schon seit Maria Theresia das Prohibitivsystem angenommen; der Friede, der seine Durchführung erleichterte, brachte es noch mehr zur Anwendung. Der einzige Nachbar, der seine Märkte den Schweizern wenigstens nicht ganz zuschloß, war Deutschland. Die kleineren deutschen Staaten waren ebenso wenig wie die S. im Stande, Zollsysteme mit hohem Tarif durchzuführen; so behielt diese demnach hier einen bedeutenden Absatz für ihre Baumwollen- u. Seidenfabrikate, ihre Uhren u. Leinenwaaren, einen Absatz, der um so werthvoller für sie war, je mehr sie gerade von Süddeutschland Rohstoffe aller Art u. namentlich Lebensmittel bezog u. noch immer zu beziehen genöthigt ist, u. je mehr ihr demnach daran gelegen seyn muß, die Einfuhr mit eigenen Produkten zu bezahlen. Die Entstehung des Zollvereins u. namentlich der Anschluß Badens an denselben änderte die Lage der Dinge vollständig. So sehr auch die deutschen Regierungen in einzelnen Dingen auf die S. Rücksicht nahmen, u. so sehr man sich von dieser Seite bemühte, durch Ermäßigung des Zolls von Schweizerseeweinen, Käse, Vieh ꝛc. den so wichtigen Grenzverkehr zu schonen, so mußte doch der Absatz sowohl dieser Produkte, als namentlich der bedeutendern Ausfuhrartikel unter dem Drucke der deutschen Schutzzölle, die gar bald den anfänglich angenommenen Satz von 10% des Werthes weit überstiegen, sich mehr u. mehr mindern. Wenn man nun auch die nicht geringen Summen berücksichtigt, welche durch den Schmuggelhandel ins Land strömen, ferner die sehr bedeutende Einnahme in Anschlag bringt, welche die S. von den Tausenden von Fremden hat, die alljährlich dort hinreisen, u. an die Schweizer denkt, die von ihren im Auslande angelegten Kapitalien Zinsen beziehen oder mit den draußen erworbenen Summen ins Vaterland zurückkehren, so läßt sich doch nicht leugnen, daß gegenwärtig die S. von ihren Nachbarländern zusammen viel mehr einführt, als sie dahin verkauft, mit andern Worten, daß die Handelsbilanz mit den benachbarten Ländern sehr stark zum Nachtheil der S. steht. Allerdings ist es ihr bis jetzt gelungen, für die Verluste ihres Absatzes auf den naheliegenden Märkten in den entferntern u. namentlich in den überseeischen Gegenden einen Ersatz zu finden. Mit der den Schweizern eigenthümlichen Thätigkeit, Gewandtheit und Vorsicht haben sie in der Levante, in Nordafrika, in Nord- u. Südamerika, in Ost- und Westindien neue Absatzörter aufgesucht u. gefunden, u. es ist interessant zu verfolgen, wie stufenweise mit der größern Beschränkung ihrer Industrieprodukte in Europa ihr Handel mehr u. mehr zum Welthandel wurde. Indeß ist dieser Ersatz, wenn auch die Gesammtausfuhr der S. im Vergleich zu früher nicht nur nicht abgenommen, sondern sogar noch zugenommen hat, doch kein genügender. Denn zunächst sind es keineswegs dieselben Produkte, welche von den neuen Käufern begehrt werden u. welche früher

abgesetzt wurden, u. sodann ist der Aktivhandel in entfernte überseeische Länder, wenn auch zeitweise gewinnreicher, doch immer viel unsicherer, als der Verkauf in der Nähe. Bei Weitem zum größten Theile bewerkstelligt er sich durch Kommissions- oder Konsignationsgeschäfte, weniger durch direkte Bestellungen; er hängt von tausend politischen u. ökonomischen Momenten ab, auf welche einzuwirken, welche auch nur zu übersehen unmöglich ist. Dazu kommt, daß dieser Absatz selbst keineswegs für die Zukunft gesichert erscheint, vielmehr ist, bei der fortschreitenden Neigung der Völker, sich mittelst Schutzzölle gegen außen abzuschließen, u. bei der Politik der großen europ. Staaten, durch Handels- und Schifffahrtsverträge ihrem Handel mit Amerika, der Türkei ꝛc. Begünstigungen zu erwerben, die Hoffnung auf unbeschränkte Erhaltung dieses Absatzes keineswegs begründet. Erwägt man diese verschiedenen Umstände, so wird man zuzugeben genöthigt seyn, daß der Zustand der für die Ausfuhr arbeitenden schweizerischen Manufakturindustrie keineswegs ein gesunder genannt werden kann, u. daß allerdings zu den gegenwärtigen Versuchen der S., das verlorene Terrain wenigstens zum Theil wieder zu gewinnen, Ursache genug vorhanden ist. Der noch immer bedeutende Transithandel der S. hat in der neuern Zeit manche Beeinträchtigung erlitten. In der Mitte von Europa gelegen, hat sie die Aufgabe, den Norden mit dem Süden, den Osten mit dem Westen zu verbinden, u. in dem Bestreben, dieser Aufgabe zu entsprechen, kommt ihr das System der Handelsfreiheit zu Gute, welches sie zu einem Freihafen mitten unter den von Zolllinien umgebenen Ländern macht. Auch an dem, was die Kunst thun kann, um ihr den Vortheil eines bedeutenden Transithandels zu erhalten, hat sie es nicht fehlen lassen; während die großen Seen, die bei ihrer Tiefe starke Ladungen tragen können, mit Dampfschiffen befahren werden, ein umfassendes Eisenbahnsystem projektirt ist, durchziehen vortreffliche Straßen beinahe alle Kantone, u. namentlich sind die Alpenpässe der Gegenstand besonderer Sorgfalt von Seiten der betreffenden Regierungen. Die Gesammtausgabe der Kantone oder Bezirke für Straßen-, Brücken- u. Wasserbauten, über welche, so weit ihre Erhaltung von eidgenössischem Interesse ist, der Bund die Oberaufsicht übt (Bundesverfassung Art. 35), beläuft sich auf etwas über 4 Mill. Francs; auf 1725 Francs für je 1000 Einwohner, oder auf etwa $1/5$ der gesammten Staatseinnahme. An Kantonalstraßen hat die S. jetzt 3000 Kilometer, beinahe 1 Kilometer auf 10 Kilometer Oberfläche, so daß sie kaum hinter dem mit Straßen sehr reichlich versehenen Oberitalien zurücksteht. Nach der Bestimmung der Bundesverfassung (Art 33—35) ist jetzt das Postwesen im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft vom Bunde übernommen, u. die Kantone sind für Abtretung des Postregals entschädigt worden. Alle beabsichtigten größern Unternehmungen von Eisenbahnbauten sind an dem frühern Mangel einer kräftigen Centralgewalt, an kantonaler Eifersucht u. an der Unvereinbarkeit widersprechender Ansichten gescheitert, so daß bis jetzt nur die 4 Stunden lange Strecke zwischen Zürich u. Baden im Aargau zu Stande gekommen ist. Mit um so größerm Eifer ist man jetzt für die Ausführung eines großartigen Eisenbahnnetzes thätig. Ausführlicheres darüber s. unten.

Jedenfalls hat die S. eine große industrielle u. kommerzielle Bedeutung u. sind die Erfolge, welche dieses auf allen Seiten von Mauthen u. Zolllinien umringte Land unter der Herrschaft vollständiger Handelsfreiheit oder, wie Andere behaupten, trotz dieser erreicht hat, merkwürdig. Auch in der S. stehen sich die Anhänger der unverkümmerten Verkehrsfreiheit u. die des Schutzes der Arbeit durch Zölle, welche zugleich als Retorsion gegen die vom Auslande befolgte Handelspolitik dienen sollen, seit längerer Zeit einander gegenüber. Geht man genauer auf die Verhältnisse ein, so wird man allerdings die Ursachen der großen industriellen u. kommerziellen Bedeutung der S. u. des in ihr herrschenden Wohlstandes nicht ausschließlich in ihrer Handelsfreiheit suchen müssen, sondern auch in ihren demokratischen Institutionen überhaupt, in ihrer wohlfeilen Verwaltung, in ihrem glücklichen Mangel an Fürstenhöfen, Hofhaltungen u. stehendem Heere. Immer wird man sie jedoch glücklich preisen dürfen, daß sie sich nicht voreilig in ein übelberechnetes System von Prohibitivmaßregeln gestürzt hat. Zugleich aber muß man es als zweckmäßig anerkennen, daß sie gegenwärtig darauf bedacht ist, einigen noch nicht sehr entwickelten Zweigen der Arbeit, für welche die natürlichen Bedingungen des Gedeihens vorhanden sind, durch mäßige Zölle einen vorsorglichen Schutz zu gewähren u. dadurch den Grund zur Entfaltung neuer Erwerbszweige zu legen, welche zum Ersatze solcher Industrien dienen werden, die sich schwerlich für die Dauer auf ihrer bisherigen Höhe zu erhalten vermögen. Noch weniger ist es zu tadeln, daß sich die neue Centralgewalt des schweizer. Bundesstaats durch einige Zölle, zumal auf Luxuswaaren — also durch eine noch nicht vermeidliche indirekte Besteuerung, die wesentlich nur die reichern Klassen trifft — eine neue Finanzquelle zu öffnen suchte, deren Ertrag auf zweckmäßige Weise im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt verwendet werden kann. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die neue Zollgesetzgebung von 1848 zu beurtheilen. Die leitenden Grundsätze dafür enthält die Bundesverfassung von 1849 in den Artikeln 23—32: Das Zollwesen ist fortan ausschließlich Sache des Bundes, welcher die bisherigen Binnenzölle, Weg- u. Brückengelder und ähnliche Gebühren der Kantone, Gemeinden ꝛc. gegen Entschädigung aufheben kann. Diese erfolgt durch eine Zahlung von 4 Batzen auf den Kopf an jeden Kanton u. nöthigenfalls durch weitere Zahlung aus der Bundeskasse, welcher der gesammte Mehrertrag zufällt. Bei den Eingangsgebühren sind die für die inländische Industrie erforderlichen Stoffe u. die Gegenstände nothwendigen Lebensbedarfs möglichst gering, Gegenstände des Luxus am höchsten zu

taxiren. Durchgangs- u. in der Regel auch Ausgangsgebühren sind möglichst gering anzusetzen. Unter Vorbehalt des Salz- u. Pulverregals u. einiger den Verkehr betreffenden polizeilichen Verfügungen, ist völlig freier Verkehr von einem Kanton in den andern gewährleistet. Doch können die Kantone mit Gutheißung der Bundesbehörde, unter gewissen Beschränkungen im Interesse des Verkehrs, namentlich des Verkehrs mit Erzeugnissen schweizerischen Ursprungs, von Wein u. andern geistigen Getränken Konsumogebühren beziehen. Nach diesen bundesverfassungsmäßigen Bestimmungen wurde das Zollgesetz vom 1. Sept. 1849 erlassen, mit dessen Wirksamkeit vom 1. Okt. desselben Jahres an alle Binnenzölle 2c. aufhörten. Wenn früher in der Regel vom Bruttocentner Schweizergewicht 1 Batzen Eingangsgebühr entrichtet werden mußte, so findet jetzt für diese Erhebung eine Eintheilung der Waaren von je 1, 2, 5, 10, 15, 20, 25, 50 u. 100 Batzen Eingangsgebühr in 9 Klassen Statt, neben einigen Gegenständen, die nach Zugthierlasten, nach dem Stücke oder nach dem Werthe verzollt werden. Beträchtlich geringer, von ¹/₄ bis höchstens 20 Batzen, sind die wenigen Ausfuhrzölle, so wie die Transitgebühren. Bei näherer Betrachtung des schweiz. Zolltarifs leuchtet ein, daß dadurch eine Beschränkung der bisherigen Handelsfreiheit kaum fühlbar werden kann; daß die neuen Zölle wesentlich den Charakter von Finanzzöllen haben; daß sie die Preise der nothwendigen Lebensbedürfnisse gar nicht, der Luxuswaaren nur wenig und zum Theil wohl nur allzu wenig erhöhen werden. Auf den meisten der Straßen wurden früher ziemlich hohe Straßen- u. Brückenzölle erhoben, besonders von den ärmern Kantonen, die nicht im Stande waren, kostbare Straßenbauten aus anderweitigen Staatsmitteln zu bestreiten. Diese Abgaben waren freilich an sich nicht drückend u. kamen gewiß nicht in Betracht gegenüber der Erleichterung, die der Transport durch die guten Straßenverbindungen erfahren hat. Aber heutzutage, wo die schweizer Transportgelegenheiten durch die umfassenden Anlagen von Kanälen, Eisenbahnen u. Landstraßen in Deutschland, Frankreich u. Oesterreich gefährliche Konkurrenten erhalten haben, u. wo auch der geringste Vortheil von dem Kaufmann benutzt werden muß, um den ohnehin so sehr gesunkenen Geschäftsgewinn nicht zu verlieren, waren die Zölle allerdings drückend u. eine Ursache der verminderten Speditions- u. Kommissionsgeschäfte. Den meisten Antheil an dem Transitverkehr nehmen die Städte Basel, Genf, Zürich, Schaffhausen, Rorschach in St. Gallen, Bern, Neuenburg, Vevay im Waadtlande, Chur, Bellinzona u. Lugano; den größten Gewinn jedoch ziehen Basel durch seine günstige Lage, nächstdem Genf u. im Süden Bellinzona, der Stapelplatz aller über den Gotthard u. Bernhardin nach Italien gehenden Waaren. Bern, Zürich u. Luzern sind die 3 größten Niederlagen des innern Handels, welcher zwar lebhaft ist, aber doch unter der Masse von Straßen- u. Brückenabgaben, Kantonalzöllen u. Konsumtionssteuern wesentlich beeinträchtigt wurde. Bei der großen Verschiedenheit der Produktion unter den einzelnen Kantonen scheint in der Folge ein viel stärkerer Austausch der inländischen Produkte erwartet werden zu können, als bis jetzt bestand. Den Verkehr im Allgemeinen fördern die Banken zu Bern, St. Gallen u. Zürich.

Der Verkehr des deutschen Zollvereins mit der S. Der Zollverein hatte der S. in den Jahren 1835 und 1836 bedeutende Zugeständnisse gemacht, die ihren Grund in dem damaligen schweiz. Zollsystem hatten. Die S. erhob bis zum Erlaß des neuen Zollgesetzes ihre Zölle, Abgaben, Wegegelder 2c. vom allgemeinen Ein-, Aus- und Durchfuhrhandel der Kantone. Mit Ausnahme des ganz unbedeutenden eidgenössischen Zollaufschlags auf ausländische Waaren (eigentlich einer bloßen Kontrolgebühr) wurde der frühere Zollertrag mehr von dem Verkehr der Kantone unter einander, als mit dem Ausland aufgebracht. Das ist jetzt anders geworden. Von den folgenden 2 Tabellen gibt die erste ein Bild von der Wichtigkeit des Specialverkehrs des Zollvereins mit der S., während die zweite eine Berechnung des Ausfalls der Zollvereinskasse enthält, welchen die der S. eingeräumten Begünstigungen verursacht haben.

I. Verkehr des Zollvereins und der S. Nach dem Durchschnitt der Jahre 1845—1847.

	Einfuhr des Zollvereins aus der Schweiz.	Einfuhr der Schweiz aus dem Zollverein.
Baumwollengarn (zum Theil französischen Ursprungs) .	33,442 Ctr.	1,631 Ctr.
Baumwollengarn	35,482 =	3,577 =
Chemische Fabrikate . . .	929 =	8,108 =
Eisen, geschmiedetes . . .	941 =	44,437 =
Eisenwaaren (zum Theil Maschinen aus dem Elsaß) .	29,357 =	20,731 =
Flachs und Hanf (zum Theil aus Italien)	4,751 =	2,055 =
Getreide aller Art . . .	33,344 Schffl.	1,037,029 Schffl
Sämereien	1,402 Ctr.	6,340 Ctr.
Glas, grünes	32 =	2,707 =
= weißes	45 =	1,275 =
Rohe Häute	5,420 =	228 =
Holzborke	1,382 =	3,290 =
Holzkohlen	32 =	30,660 =
Grobe Holzwaaren . . .	1,202 =	5,940 =
Leinwand u. Leinenwaaren	483 =	3,435 =
Lohgahre Häute	340 =	6,313 =
Branntwein (Absynthextrakt und Kirschengeist) . . .	1,606 =	13,707 =
Wein	4,795 =	33,472 =
weißer Bodenseewein .	34,344 =	—
Butter	331 =	8,340 =
Kaffeesurrogate (Cichorien)	—	35,580 =
Käse	36,230 =	65 =
Mühlenfabrikate	1,185 =	11,492 =
Rauchtabak	20 =	17,795 =
Schnupftabak	18 =	9,556 =
Cigarren	100 =	1,247 =
Brod- und Hutzucker . .	226 =	8,200 =
Oel in Fässern	628 =	6,319 =
Seidenwaaren (zum Theil französischen Ursprungs)	3,999 =	450 =
Gemeine Topferwaaren . .	2,444 =	910 =
Fayence	27 =	5,774 =
Vieh: Ochsen	267 Stück	7,529 Stück
Kühe	1,567 =	4,001 =
Jungvieh, incl. Kälber . .	3,531 =	2,345 =
Schweine . . .	4,622 =	6,117 =
Schafe . . .	6,795 =	22,940 =
Rohe Wolle	1,725 Ctr.	8,241 Ctr.
Wollenwaaren	390 =	11,775 =
Wachs	114 =	80 =

II. Verkehr mit der S. in den Gegenständen, welche der Zollverein bei der Einfuhr begünstigt.

Nach dem Durchschnitt der Jahre 1845—1847.

Gegenstände der Einfuhr.	Eingangszoll des Zollvereins. 1. allgemeiner.		2. der S. gegenüber.		Eingeführte Quantität.	Zollbetrag nach dem Satze. Ziffer 1.		Ziffer 2.	
	fl.	kr.	fl.	kr.		fl.	kr.	fl.	kr.
	per Scheffel		per Schffl.		Scheffel.				
Getreide und Hülsenfrüchte	—	17½	frei.		33,316	9,717	10	—	—
	per Ctr.		per Ctr.		Centner.				
Gedörrtes Obst	—	52½	frei.		1,981	1,733	22	—	—
Wachs	—	52½	frei.		114	99	45	—	—
Weißer Bodenseewein und Obstwein	14	—	—	50	49,344	690,816	—	41,120	—
Essig	2	20	—	50	43	100	20	35	50
Schweizerkäse	6	25	2	30	36,230	232,475	50	90,575	—
Frische Butter	6	25	1	45	300	1,925	—	525	—
Gemeine Töpferwaaren	—	35	frei.		2,444	1,425	40	—	—
Branntwein (Extrait d'Absynth und Kirschengeist)	14	—	7	—	1,606	22,484	—	11,242	—
Rohe Farben, Kräuter und Wurzeln	—	52½	frei.		Läßt sich nicht getrennt berechnen.				
Honig	—	52½	frei.						
Uhrenbestandtheile	17	30	8	45					
Strohgeflechte	17	30	8	45					
					Summa	960,777	7	143,497	50
					Differenz	. . . .	. .	817,279	17

Das neue schweiz. Grenzzollsystem gab dem Zollverein Anlaß zu vielfachen Beschwerden. In Folge dessen hat, nach mehrfach vorhergegangenen Reklamationen einzelner Vereinsregierungen, der badische Ministerpräsident Namens der 3 süddeutschen Staaten dem Bundesrath der Eidgenossenschaft eine Denkschrift über die Verhältnisse des Zollvereins zur S. übergeben, welche die Beschwerden des letztern begründet u. theils auf Aenderungen der schweiz. Zollgesetzgebung, theils auf Gewährung von Gegenzugeständnissen dringt. Dieser Denkschrift ist in der neuesten Zeit von Seiten der schweiz. Centralbehörde eine Beleuchtung (Beleuchtung der Denkschrift über die Verhältnisse des deutschen Zollvereins zur S., Bern 1851) zu Theil geworden, u. die Unterhandlungen sind noch zu keinem Resultat gediehen.

Sehr bemerkenswerth ist, daß in der S., welche doch eine so bedeutende Handelsgröße erreicht hat, in viel stärkerem Maße, als in andern Staaten mit geringerm Verkehr, die Geschäfte fast nur in baarem Gelde abgemacht werden. Es gibt nur unbedeutende Staatsschulden u. keine inländischen Staatspapiere auf Inhaber, eben so wenig noch eigentliches Papiergeld. Auch das Institut der öffentlichen Banken gehört erst der neuern Zeit an u. ist noch nicht sehr entwickelt. Solche Banken bestehen namentlich in Zürich, St. Gallen, Freiburg, Basel-Stadt (seit 1843), sodann eine Kantonalbank in Bern, eine in Lausanne (seit 1846) u. eine Hypothekenbank in Basel-Landschaft (seit 1849), die guten Erfolg verspricht. Ihre Wirksamkeit ist jedoch nicht bedeutend, u. die Gesammtsumme der Bankzettel, die sie in den Verkehr werfen, nicht beträchtlich. Unter diesen Umständen bewahrte sich die S. um so leichter vor den zahllosen Nachtheilen des Papierwuchers, des Börsenspiels u. anderer gewagter Spekulationen in Papieren; nur in einigem Umfange kommen sie in Genf vor. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß in einem Lande, wo der im Durchschnitt 4½% betragende Zinsfuß von Geldkapitalien immer noch höher ist, als der reine Betrag des Grundbesitzes, eine Vermehrung der Cirkulationsmittel durch vorsichtige u. mäßige Ausgabe eines hinlänglich gedeckten Papiergeldes u. hiernach eine allmählige Herabsetzung des Zinsfußes vielmehr zum Vortheile als zum Nachtheile gereichen würde. Doch läßt sich auch in dieser Beziehung, wie hinsichtlich der Eisenbahnen, bemerken, daß durch eine scheinbare Versäumniß noch durchaus nichts verloren ist. Denn auch das Banksystem geht nach allen Anzeichen einer wesentlichen Reform entgegen. Vielleicht ist es der S., die selbst in mittlern, ja in wohlfeilen Jahren bedeutende Ankäufe an Getreide vom Auslande zu machen hat, vorbehalten, einen der zukunftreichsten Gedanken zu verwirklichen. Es ist dies die zuerst von einigen franz. National-Oekonomen angeregte Idee der Gründung von Staats-Banken, deren Bankzettel, neben einem geringen Baarvorrathe zur Auswechslung derselben, ihre hauptsächlichste u. vollständigste Deckung im Werthe von Getreidevorräthen finden sollen, die in wohlfeilen Jahren eingekauft, in theuern aber zu den die Kosten deckenden Preisen verkauft werden. Die unberechenbaren Vortheile einer solchen Bank wären die Vernichtung des Kornwuchers, die Beseitigung der allzu großen Schwankungen im Brodpreise und mittelbar im Arbeitslohne, die Gewinnung einer sicheren Grundlage für das Kreditsystem und für das ganze Getriebe der Produktion. Bisher stand der Einführung dieses wichtigsten Instituts eines ausführbaren u. praktischen Socialismus die allzu große Kostspieligkeit der Aufbewahrung des Getreides im Wege, u. aus diesem Grunde haben die Schweizerregierungen auch die früher herkömmliche Magazinirung aufgegeben. Seitdem haben sich aber nicht nur die Silos für Aufbewahrung des Korns bewährt, sondern es sind auch weitere

Erfindungen gemacht worden, deren Anwendung eine Magazinirung zu sehr geringen Preisen in Aussicht stellt.

Das Eisenbahnnetz der S. Inmitten des drohenden Kriegslärmes, der den Kontinent seit dem Augenblicke, als die bewaffnete Revolution besiegt war, nicht ruhen ließ — während die zwei deutschen Großmächte die für Deutschland so wichtige Angelegenheit der Zolleinigung bei Seite legen zu müssen glaubten, um dem weit unbedeutendern Streitpunkte der Parität oder Unter- und Ueberordnung ihres Einflusses in Deutschland alle Thätigkeit der Federn und Schwerter zuzuwenden, — hat der praktische Sinn, das rastlose Bestreben des still und emsig schaffenden Schweizervolks, alles Nützliche, Verkehr, Wohlstand und Volkswohl überhaupt zu fördern, eine wichtige Angelegenheit in Ueberlegung gezogen. Der Bundesrath der schweiz. Eidgenossenschaft hat nämlich mit Erlaß vom 7. Juni 1850, in Folge Beschlusses der Bundesversammlung vom 14. Dec. 1849, die berühmtesten Ingenieure Englands, die Herren Robert Stephenson und Swinburne, berufen und als Experten bestellt, daß sie nach genommenem Augenschein ein Gutachten über das zweckmäßigste Eisenbahnnetz für die S. abgeben sollten. Abgesehen von den allgemein anerkannten Vorzügen der Eisenbahnen in Rücksicht auf den (in der S. so bedeutenden) innern Verkehr eines Landes, hat die Eidgenossenschaft das drangendere Motiv zu dieser Unternehmung darin erkannt, daß sowohl das französische, als das deutsche Eisenbahnsystem ihrer Vollendung entgegengehen, und daß die mit Windesschnelle in Basel und am Bodensee anlangenden Reisenden und Frachtgüter eine nicht minder schnelle Weiterbeförderung beanspruchen. Die mächtigste Triebfeder zur raschen Vornahme dieser Angelegenheit mochte aber darin sich geltend machen, daß der bedeutende Transithandel der S. gezwungen ist, jener Konkurrenz bei Zeiten zu begegnen, mit der ihm eine frühere Vollendung des österreichischen Eisenbahnsystems nach Italien zu droht. Der Bericht der Experten beginnt mit einer klaren und gedrängten Darstellung der „allgemeinen Grundsätze". Nachdem die Schwierigkeit und zugleich die Nothwendigkeit eines schweizerischen Eisenbahnnetzes entwickelt worden, verdammt er die Forderungen des Lokalgeistes und verlangt, daß sich alle Kantone dem Ganzen unterwerfen. Stephenson begründet diese Forderung auf die praktischen Erfahrungen, die man in England gemacht, wo alle jene Bahnstrecken, welche die Privatkonkurrenz entstehen ließ, dem Publikum und den Unternehmern Nachtheile brachten. Das Princip, daß die kürzeste Linie zwischen gewissen Punkten die beste sey, war dem fatalsten Irrthume entsprungen; denn man verschleuderte auf den Bauplan ungeheure Kapitalien und verringerte durch Nichtbeachtung der Lokalitäten, welche eine in Krümmungen angelegte Bahn berührt hätte, die Einnahmen an den Zwischenstationen so namhaft, daß die Verzinsung des Anlagekapitals in Frage gestellt wurde. Darum soll die S., die noch dazu durch die in der Unebenheit der Bodenoberfläche liegenden Hindernisse daran erinnert wird, jenen Fehler vermeiden. Der letztere Umstand lenkt auch nothwendig die Aufmerksamkeit des Ingenieurs auf die wichtige Frage der Steigungen und Gefälle. Wohl ist das Land glücklicher Weise von einer großen Zahl schöner und fruchtbarer Thäler durchzogen, welche die Herstellung der Eisenbahnen bedeutend erleichtern; eben so ist auch die Masse der Bevölkerung in diesen Thälern koncentrirt; aber in einigen Fällen stimmt doch die Richtung dieser Thäler mit der natürlichen geographischen und darum passendsten Linie zwischen einigen Hauptstädten und den benachbarten volkreichen Distrikten nicht zusammen. Diese Fälle hat Stephenson genau untersucht und er beantragt für jenen Punkt, wo man die größtmögliche Steigung mit den gewöhnlichen Lokomotiven erreicht hat, die Anwendung des Systems der stehenden Maschinen, im Gegensatze zu gefährlichen und kostspieligen Tunnelbauten; also schiefe Ebenen mit Tunnels von mäßiger Länge sollen die Schwierigkeiten der Gebirgsübergänge überwinden. Dazu ist wesentlich die Hand geboten durch den Umstand, daß auf den fraglichen Höhen auch die hinreichende Wasserkraft vorhanden ist. Stephenson legt einen besondern Werth auf das System der schiefen Ebenen mit stehenden Maschinen, dessen Anwendung in der S. um so mehr geboten erscheint, als die Form der Thalhalden, welche äußerst steil und oft durch Seitenthäler unterbrochen sind, unverhältnißmäßig kostspielige Bauten bedingen würde. Ohne hier in die weitläufige Erörterung einzugehen, welche der Bericht enthält, um den besagten Antrag zu begründen, führen wir wörtlich den Schlußsatz an, welcher in folgende 3 Punkte zusammengefaßt ist: „1) Die Linien sollen der natürlichen Steigung der Thäler an den Ufern der Hauptflüsse überall folgen, wo das Terrain es erlaubt, bis die Steigung dem Grade 1 : 6 oder 16 bis 17 per mille sich nähert. 2) Die übrige Steigung muß in schiefe Ebenen von 2 bis 2½ Kilometer Länge vertheilt werden, auf welchen das Wasser als hülfeleistende Kraft der Lokomotive dienen soll. 3) Diese Serien von schiefen Ebenen sollen bis zu dem Punkte fortgeführt werden, wo ein mäßiger Tunnel angelegt werden kann, wenn anders einem solchen nicht auszuweichen ist. Bei der Anlage der schiefen Ebenen soll dann nicht vergessen werden, daß die Steigung das Verhältniß von 1 : 30 oder 33 per mille nicht übersteigen darf, es sey denn, die Lokalität mache dies vollständig unmöglich." Nun folgt die Beschreibung der einzelnen Linien, aus welchen das projektirte Netz besteht. Die Frage ist durch die Menge der vorliegenden Projekte eine sehr verwickelte geworden, doch erkennen die Engländer an, daß sich die besten technischen Linien unter denen befinden, welche man ihnen zur Prüfung vorlegte. Hier wird wieder als leitender Grundsatz angenommen, diejenigen Hauptrichtungen zu wählen, welche der ganzen S. den größten Nutzen bringen und gleichzeitig dem stärksten Theil der Bevöl-

kerung, so wie dem lebhaftesten Verkehr dienen sollen, Alles mit möglich geringen Opfern der nationalen Hülfsquellen. Auf diese Weise werde die verderbliche Vermehrung der Linien vermieden, wovon England so manche kostspielige und lehrreiche Erfahrung aufweisen kann. Der Bericht schlägt dann folgende Linien vor: 1) Eine Linie, welche Basel und somit die badische und französische Eisenbahn mit dem weiten Thal der Aar und dessen Seitenthälern verbindet und dadurch dem größten Theil der schweiz. Bevölkerung einen leichten Zugang gewährt. 2) Eine große Stammlinie, welche dem Thal der Aar seiner ganzen Ausdehnung nach von den Juraseen bis zur Verbindung der Reuß und Limmat folgt, dem letztern Flusse bis Zürich nachgeht und einestheils von Zürich bis an den Bodensee, anderntheils von Solothurn bis an den Genfersee sich ausdehnt und so eine gewisse Transitlinie durch die ganze S. von Nordosten nach Südwesten bildet. 3) Die Verbindung von Luzern mit dieser Ostwestlinie, wodurch ihr der Gotthardspaß eröffnet wird, wie die Wasserstraße des Zürich- und Wallensees sie mit dem Splügen und den übrigen graubündtner Pässen verbindet. 4) Eine Linie gegen Süden von den Ufern des Bodensees — nebst einem Arm bis an den Wallenstädter-See — bis in das Herz Graubündtens, von wo aus dieselbe schließlich unter Mitwirkung der dabei betheiligten Nachbarstaaten bis über die Alpen verlängert werden mag. 5) Die Verbindung von Bern als Bundesstadt mit der Stammlinie. 6) Eine Anzahl kleinerer Linien zu Gunsten bedeutend bevölkerter Gegenden, welche seitwärts von der großen Transitlinie liegen. Zu den wichtigsten unter diesen Linien gehören: Schaffhausen-Winterthur; Bern-Thun, welche Linie einem beträchtlichen innern Verkehr dienen wird; Lugano-Bellinzona, beziehungsweise Locarno, welche Linie aber unglücklicher Weise sich durch eine Gegend zieht, die unter allen die meisten Schwierigkeiten darbietet. Daraus ergibt sich denn das in dem beigefügten übersichtlichen Plane angegebene ganze Netz. Beim ersten Blick wird man die früherhin oft projektirte und vielfach besprochene „Rheinthallinie" vermissen, welche Stephenson darum verwirft, weil die Hälfte des Thals einem fremden Lande angehört, dessen Bevölkerung weder Beiträge zur Herstellung, noch Garantien für die Erhaltung des Unternehmens leistet, und weil diese Gegend früher oder später zu einer strategischen Linie (von Seiten Deutschlands) benutzt werden wird. Die Konkurrenz der beiden parallel laufenden Linien würde dann für das ökonomische Gedeihen beider störend seyn. Ueber den Zeitraum, in welchem die verschiedenen Linien der Reihe nach in Angriff zu nehmen wären, spricht sich der Bericht sehr entscheidend dahin aus, daß die Linie Basel-Olten die erste seyn soll. Von Olten über Solothurn soll man nur bis Lyß und dann nach Bern bauen, die Linie Lyß-Yverdun aber ruhen lassen, bis die Schifffahrt auf der Ober-Aar für ungenügend befunden oder bis der Verkehr nothwendig eine Eisenbahn verlangen wird. Die Strecke von Yverdun an den Genfersee soll aber gleichzeitig begonnen werden, weil eine große Hebung des Verkehrs aus einer Eisenbahnverbindung zwischen Genf und Frankreich oder Savoyen hervorgehen kann. Eine Verbindungsbahn von Rorschach nach dem nahen St. Gallen glaubt Stephenson verwerfen zu müssen, weil die großen Anlagekosten durch die geringe Zeitgewinnung nicht gerechtfertigt werden. Ueber die Lukmanier-Bahn erklärt Stephenson nichts Positives sagen zu können, da das Projekt auf so gewagte Berechnungen gegründet ist, daß solche selbst den erfahrensten Ingenieurs fremdartige Probleme bieten. Für eine Linie Bern-Freiburg soll das spätere dringendere Bedürfniß entscheiden. Nachstehende Uebersicht enthält die Länge der projektirten Linien und einen das Mittel haltenden Kostenanschlag. Im Bericht selbst ist ihr noch ein ziemlich genau gerechnetes Tableau der muthmaßlichen Frequenz und, daraus abgeleitet, des Gesammtertrages angehängt; wir lassen diese Ziffern hier weg, da sie die Entscheidung nicht ändern und auch einer nur annähernden mathematischen Genauigkeit ermangeln.

Projektirte Linien.	Länge in Kilometers.	Herstellungskosten der Bahn pr. Kilometer. Franz. Franken.
Morsee-Auchy-Yverdun . .	46,5	160,000
Yverdun-Lyß	65,5	158,200
Lyß-Bern	22,5	192,000
Bern-Thun	27,5	151,300
Lyß-Solothurn	25,0	138,000
Solothurn-Olten	37,0	199,000
Olten-Luzern	54,0	167,600
Olten-Basel	36,5	370,000
Olten-Zürich	64,5	197,400
Zürich-Rorschach	98,5	157,600
Winterthur-Schaffhausen . .	28,5	224,000
Rorschach-Sargans	65,0	134,500
Wallenstadt-Sargans . . .	16,0	127,500
Sargans-Chur	22,0	155,900
Biasca-Locarno	41,5	143,000

Gesammtlänge: 650 Kilometer = $86\frac{3}{4}$ deutsche Meilen. Gesammtkosten 114,335,750 franz. Fr. = $30\frac{1}{2}$ Mill. pr. Thaler Kurant. Der Bundesrath hat bereits im März 1851 beschlossen, der Bundesversammlung auf den Grund dieses Gutachtens einen Gesetzentwurf vorzulegen.

Rechnungsverhältnisse. A. Die ältere Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth u. Kursverhältnisse der S. sind unter den verschiedenen Kantonen oder ihren Hauptstädten zu ersehen. Der bisherige, eigentlich allgemeine Rechnungs- u. Zahlungsfuß der S. aber, mehrer, von Zeit zu Zeit beschlossenen schweizer Münzkonkordate ungeachtet nur von einzelnen Kantonen angenommen und wirklich eingeführt, besteht in der Rechnungsweise nach Schweizerfranken (schweizer Livres) zu 10 Batzen à 10 Rappen, den man auch oft ohne Weiteres in 100 Rappen einzutheilen pflegt. Der Silber- und Zahlwerth dieser allgemeinen Schweizer-Währung war bis etwa 1830 auf die Annahme und zum Theil ziemlich hohe Würdigung der schweizer neuen Louisd'or, hauptsächlich aber der französischen sogenannten neuen Louisd'or (gewöhnlich 4 Stück schweizer und französische Neuthaler — écus neufs — oder 6 Livres-Thaler in Silber auf diese Goldmünze, den neuen Louis-

d'or, gerechnet) zu 16 schweizer Livres oder Schweizerfranken = 160 schweizer Batzen (= 640 Kreuzer) = 1600 Rappen, und dann auch, besonders in der nördlichen od. sogenannten deutschen Schweiz, auf die Annahme der dort so häufig umlaufenden brabanter und deutschen Kronenthaler basirt, welche letztere (besonders anfänglich niedriger) bald zu 38 und hernach in den verschiedenen Orten und Kantonen bis zu $40^{1}/_{2}$ schweizer Batzen das Stück kursirten. Da diese Münzsorten, die neuen Louisd'or, wie die Neuthaler und brabanter Thaler (Kronenthaler), allmählig mehr und mehr abgenutzt erschienen, deshalb auch theilweise einberufen und nun fast größtentheils umgeschmolzen worden sind, so sind an deren Stelle theils die französischen goldenen 20- und 40-Frankenstücke, theils die silbernen 5-Frankenthaler, letztere meist, je nach Ort u. Gegend, zu $33^{3}/_{4}$, 34, 35 bis $35^{1}/_{2}$ Batzen, oder auch, zumal im nördlichen Theile der Schweiz, zu 2 Gulden 20 Kreuzer, nach dem eigenthümlichen Münz- und Zahlungsfuße eines Kantons, getreten, theils nun auch die süddeutschen Münzen in Silberstücken zu 1 Gulden, zu $^{1}/_{2}$ Gulden oder 30 Kreuzern, und die bisherigen österreichischen und andern deutschen Silberstücke zu 24, 12 und 6 Kreuzern des sogenannten 24-Guldenfußes, nebst den deutschen neuen Vereinsthalern zu $3^{1}/_{2}$ Gulden des süddeutschen oder $24^{1}/_{2}$-Guldenfußes hinzugekommen. — Dieser Verschiedenheit ungeachtet kann man im Allgemeinen den Schweizerfranken (5 französ. Franken = 35 schweizer Batzen und = 2 Gulden 20 Kreuzer) zu $1^{3}/_{7}$ = 1,428571 französ. Franken und zu 40 bis $40^{1}/_{2}$ Kreuzer rechnen. Neben diesen verschiedenen Münzen Frankreichs und Deutschlands, einerseits auch Italiens (die süddeutschen Silbersorten in dem gewöhnlichen Verhältniß des schweizer Batzens zu 4 Reichskreuzern), cirkuliren dann auch noch die verschiedenen Silber- (nebst einigen Gold-) Münzen mehrer schweizer Kantone, so viel deren noch vorhanden und im Umlauf sind, wie sie unter den betreffenden Hauptplätzen eines jeden Kantons mit ihrem eigenthümlichen Silber-, Gold- und Werthverhältniß aufgestellt und dort besonders nachzusehen sind. In manchen schweizer Kantonen war eine wahre Ueberfluthung durch viele und geringhaltige Scheidemünze eingetreten, welcher aber endlich größtentheils ein Ziel gesetzt und schon seit einer Reihe von Jahren eine nicht unbedeutende Menge (angeblich über 1 Million Schweizerfranken an Werth) einberufen und eingeschmolzen worden, so daß das vielgestaltige schweizer Münzwesen hierin wenigstens einer bedeutenden Besserung entgegengegangen.

B. Gegenwärtige Münzverfassung u. neues Münzsystem. 1. Unter dem 17. November 1849 legte der Bundesrath in Bern dem Nationalrathe seinen Gesetzesvorschlag über das Münzwesen der Eidgenossenschaft vor, und unter dem 7. Mai 1850 wurde derselbe dem größten Theile nach zum Bundesgesetz über das eidgenössische Münzwesen erhoben. Derselbe bestimmt in seinem Haupttheil Folgendes: „Die Bundesversammlung der schweizerischen Eidgenossenschaft, in Ausführung des Artikels 36 der Bundesverfassung, beschließt: Art. 1. Fünf Grammen Silber, neun Zehntheile ($^{9}/_{10}$) fein, machen die schweizerische Münzeinheit aus, unter dem Namen Franken. Art. 2. Der Franken theilt sich in hundert (100) Rappen (Centimes). Art. 3. Die schweizerischen Münzsorten sind: a) in Silber: das Fünffrankenstück, das Zweifrankenstück, das Einfrankenstück, das Halbfrankenstück (50 Rappen); b) in Billon: das Zwanzigrappenstück, das Zehnrappenstück, das Fünfrappenstück; c) in Kupfer: das Zweirappenstück, das Rappenstück. Art. 4. Die Silbersorten enthalten den Feingehalt der Münzeinheit und so vielmal das Gewicht derselben, als ihr Nennwerth es ausspricht. Das Zwanzigrappenstück wird ausgeprägt im Gewicht von $3^{1}/_{4}$ (= 3,25 Grammen und enthalt $^{150}/_{1000}$ (= 0,150 = 2 Loth 7,20 Grän) fein Silber. Das Zehnrappenstück wiegt $2^{1}/_{2}$ (= 2,50) Grammen und enthält $^{100}/_{1000}$ (= 0,100 = 1 Loth 10,80 Grän) fein Silber. Das Fünfrappenstück wiegt $1^{2}/_{3}$ (= 1,666...) Grammen und enthält $^{50}/_{1000}$ (= 0,050 = $14^{2}/_{5}$ oder 14,40 Grän) fein Silber. Der Zusatz der Billonsorten soll in Kupfer, Zink und Nickel bestehen. Die Kupfersorten sollen aus Kupfer, mit Zusatz von Zinn, bestehen. Das Zweirappenstück wiegt $2^{1}/_{2}$ (= 2,50) Grammen; das Einrappenstück wiegt $1^{1}/_{2}$ (= 1,50) Grammen. Art. 5. Die erlaubte Fehlergrenze im Feingehalt der schweizerischen Münzen ist festgesetzt: für die sämmtlichen Silbermünzen auf $^{2}/_{1000}$ (zwei Tausendtheile) nach innen und nach außen, das heißt: an Minder- oder an Mehrgehalt. — Für die Billonmünzen auf $^{7}/_{1000}$ (sieben Tausendtheile) nach innen und nach außen. Vorkommende Abweichungen nach innen sollen stets durch entsprechende Abweichungen nach außen wieder ausgeglichen werden. Art. 6. Die erlaubte Fehlergrenze im Gewicht nach innen und nach außen, das heißt: an Minder- oder Mehrgewicht ist festgesetzt: a) bei den Silbersorten: für das Fünffrankenstück auf $^{3}/_{1000}$ (drei Tausendtheile), für das Zweifrankenstück auf $^{5}/_{1000}$ (fünf Tausendtheile), für das Einfrankenstück auf $^{5}/_{1000}$ (fünf Tausendtheile), für das Halbfrankenstück auf $^{7}/_{1000}$ (sieben Tausendtheile); b) bei den Billonsorten: für das Zwanzigrappenstück auf zwölf Tausendtheile ($^{12}/_{1000}$); für das Zehnrappenstück auf fünfzehn Tausendtheile ($^{15}/_{1000}$), für das Fünfrappenstück auf achtzehn Tausendtheile ($^{18}/_{1000}$); c) bei den Kupfersorten: für das Ein- und Zweirappenstück auf fünfzehn Tausendtheile ($^{15}/_{1000}$). Bei den Silber- und Billonsorten ist die Abweichung nur auf den einzelnen Stücken gestattet, bei den Kupfersorten gilt dieselbe für je zehn Franken an Nennwerth oder tausend (1000) Grammen an Gewicht. Alle Abweichungen nach innen sollen durch entsprechende Abweichungen nach außen wieder gut gemacht werden. Art. 7. Der Durchmesser der Silbersorten soll mit demjenigen der entsprechenden französischen Sorten übereinstimmen". — Nach einem weitern Bundesgesetz vom 7. Mai 1850 sollen nachfolgende Summen und Sorten neuer schweizerischer Münzen nach

Vorschrift des vorgedachten Gesetzes ausgeprägt und in Umlauf gesetzt werden:

Stückzahl.	Sorten.	Summen im Nennwerthe. Franken.
	A. Silbersorten:	
500,000	Fünffrankenstücke	2,500,000
750,000	Zweifrankenstücke	1,500,000
2,500,000	Einfrankenstücke	2,500,000
2,000,000	Halbfrankenstücke	1,000,000
	B. Billonsorten:	
10,000,000	Zwanzigrappenstücke . . .	2,000,000
12,500,000	Zehnrappenstücke	1,250,000
20,000,000	Funfrappenstücke	1,000,000
	C. Kupfersorten:	
11,000,000	Zweirappenstücke	220,000
3,000,000	Einrappenstücke	30,000
62,250,000 Stück.		12,000,000

Die sämmtlichen gegenwärtig vorhandenen und in Umlauf befindlichen schweizerischen Münzen jeder Art sollen inner (innerhalb) festzusetzenden Terminen eingelöst und nach Verfluß der betreffenden Termine eingeschmolzen, so wie außer Kurs gesetzt werden. Die Einlösung geschieht nach folgendem Tarife:

III. **Einlösungstarif.** Goldsorten, grobe, so wie reine Silbermünzen und Silberscheidemünzen sollen bei der Einlösung nach alter Währung zu den nachstehenden Ansätzen berechnet werden. Der Gegenwerth ist in Sorten neuer Währung zu vergüten, der Franken zu 71 Rappen alter Währung; für Bruchtheile, welche in den neuen Sorten nicht darzustellen sind, darf kursirende alte Scheidemünze gegeben werden.

	Franken.	Rappen.
A. Goldsorten:		
Dublonen von Bern u. s. w.	16	20
Mehrfache nach Proportion		
Dukaten von Bern u. s. w.	8	10
Zehn (10=) Frankenstücke von Luzern . .	10	12
Zwanzig (20=) Frankenstücke von Genf .	14	20
Zehn (10=) Frankenstücke von Genf . .	7	10
B. Grobe Silbersorten.		
Zehn (10=) Frankenthaler von Genf . .	7	10
Vier (4=) Frankenstücke (Neuthaler) aller Kantone	4	5
Sieben (7) Stück Neuthaler zu 28 Franken 40 Rappen.		
Zwei (2=) Guldenthaler von Zürich . .	3	25
Ein (1=) Guldenthaler nach Verhältniß.		
Zwei (2=) Guldenthaler von Basel . . .	3	04
7 Stück Zwei=Guldenthalerstücke zu 21 Fr. 30 Rappen.		
1=, $^2/_3$=, $^1/_2$=Gulden dieser Art nach Verhältniß.		
Zwei (2=) Frankenstücke aller Kantone .	2	02
7 Stück derselben zu 14 Fr. 20 Rp		
21=Batzenstücke von Neuenburg (Neufchatel)	1	90
Ein (1=) Frankenstücke aller Kantone . .	1	01
7 Stück derselben zu 7 Fr. 10 Rp.		
C. Silberscheidemünzen.		
Acht (8=) Batzenstücke ($^1/_2$=Gulden) von Zürich	—	80
Fünf (5=) Batzenstücke aller Kantone . .	—	50
Fünfzehn (15=) Schillingsstücke von Glarus	—	45
Vier (4=) Batzenstücke oder Viertelgulden von Zürich	—	40
Fünfzehn (15=) Kreuzerstücke von St. Gallen	—	37
Zehn (10=) Schillingsstücke von Luzern .	—	32
Zwei und ein halb ($2^1/_2$=) Batzenstücke aller Kantone	—	25

D. Billon= und Kupfermünzen
werden in neuer Währung berechnet und ausschließlich gegen neue Sorten eingewechselt.

	Cents.
Drei (3=) Batzenstücke von Basel	42
71 Stück dieser Art zu 30 Franken — Cents.	
Zwei (2=) Batzenstücke von Zürich, Uri und Schwyz	28
71 Stück derselben zu 20 Fr. — Cents.	
Fünf (5=) Schillingsstücke von Luzern	23
10 Stück derselben zu 2 Fr. 30 Cents.	
Sechs (6=) Kreuzerstücke von St. Gallen	20
10 Stück derselben zu 2 Fr. 10 Cents.	
Ein (1=) Batzenstücke aller Kantone (Glarus und Neuenburg ausgenommen)	14
71 Stück dieser Art zu 10 Fr. — Cents.	
Ein (1=) Batzenstuck von Neuenburg und Drei (3=) Schillingsstücke von Glarus }	13
10 Stück derselben zu 1 Fr. 30 Cents	13
Halbe ($^1/_2$=) Batzenstücke aller Kantone, Neuenburg ausgenommen	7
71 Stuck derselben zu 5 Fr. — Cents.	
Halbe ($^1/_2$=) Batzenstücke von Neuenburg	6
20 Stück derselben zu 1 Fr. 30 Cents.	
Ein (1=) Schillingsstücke von Zürich	5
40 Stück derselben zu 2 Fr. 25 Cents.	
Ein (1=) Schillingsstücke von Luzern	4
20 Stück derselben zu — Fr. 90 Cents.	
Ein (1=) Schillingsstücke von Glarus	4
25 Stück derselben zu 1 Fr. — Cents.	
Drei (3=) Soldi=Stücke von Tessin	9
10 Stück derselben zu — Fr. 90 Cents.	
Ein (1=) Kreuzerstücke von allen Kantonen . . .	3
10 Stück derselben zu — Fr. 35 Cents.	
Zwei (2=) Rappenstücke von allen Kantonen . . .	2
10 Stück derselben zu — Fr. 28 Cents.	
Ein (1=) Bluzgerstücke von Graubündten	2
20 Stück derselben zu — Fr. 45 Cents.	
Halbe ($^1/_2$=) Kreuzerstücke von allen Kantonen . .	1
20 Stück derselben zu — Fr. 35 Cents.	
Ein (1=) Rappenstücke von allen Kantonen	1
10 Stück derselben zu — Fr. 14 Cents.	
Sechs (6=) Denari=Stücke von Tessin	1
10 Stück derselben zu — Fr. 15 Cents.	
Drei (3=) Denari=Stücke von Tessin	0
10 Stück dieser 3=Denaristücke zu 7 Cents.	
25=, 10=, 5=, 4=, 2=, 1=Centimes=Stücke von Genf, nach dem Nennwerthe derselben.	

Der Bundesrath ist ermächtigt, noch allfällig andere Münzen in den Tarif aufzunehmen und dieselben im Verhältnisse der übrigen Werthungen zu tarifiren. Der Bundesrath besorgt diese Einlösung, und die Bundeskasse leistet die hierzu erforderlichen Vorschüsse. Die Einlösung der Kantonalmünzen geschieht, ohne Rücksicht auf deren Ursprung, durch die Kantone nach den besonderen Vorschriften des Bundesrathes. Die Sorten neuer schweizerischen Prägung sollen den ihrem Nennwerthe entsprechenden französischen Silbersorten gleich zu halten seyn. Die schweizerischen Gold= und groben Silbersorten, so wie die Silberscheidemünzen alten Gepräges sind anzunehmen nach dem Kurse (Werthe) des Einlösungstarifs; die schweizerischen Billon= und Kupfersorten nach ihrem dermaligen Nennwerthe.

Handels= und wechselrechtliche Verhältnisse der S. Die S., als Gesammtstaat, besitzt zwar in Zukunft ein allgemeines Münzsystem, aber ein gemeinsames Handels= und Wechselrecht, wie man es wohl noch leichter und zweckmäßiger dem französischen Handelsgesetzbuche hätte nachbilden können, ist (mit allenfallsiger Ausnahme einiger Kantone) bis jetzt nicht vorhanden, auch wohl so bald nicht zu erwarten; ja mehre, besonders der kleineren Kantone haben nicht einmal ein eigentliches Wechselrecht und richten sich gelegentlich meist nach andern nahe gelegenen Wechselplätzen oder nun vornehmlich nach dem seit den Monaten Juli und Oktober 1847 festgesetzten Schuldbetreibungs=Prozesse, in so weit derselbe da und dort ohne Widerspruch geblieben und zur Aufnahme gekommen, so daß außerdem daselbst die

meisten handels- und wechselrechtlichen Angelegenheiten nach dem gemeinen bürgerlichen oder Civil- und Municipalrechte so wie den bestehenden Usanzen beurtheilt werden, und mehre Kantone, die kein eigenes Wechselrecht eingeführt haben, wie gesagt, den wechselrechtlichen Bestimmungen anderer Kantone beitreten; so folgt z. B. Luzern den wechselrechtlichen Verfügungen von St. Gallen; Solothurn denen von Basel, und Freiburg befolgt dasselbe Wechselrecht wie Waadtland (nämlich das vom 4. Juni 1829, größtentheils dem französischen Wechselgesetz nachgebildet, s. Lausanne). — Außer den allerdings ziemlich umfassenden wechselrechtlichen, dem Wechselgesetze von Zürich entsprechenden Bestimmungen des Kantons Basel ist übrigens die handelsrechtliche Verfassung der sogenannten deutschen Kantone noch sehr mangelhaft. — Das französische Wechselrecht ist (außer in Waadtland) bis jetzt hauptsächlich im Kanton Genf aufgenommen, auch ist in dem Civilgesetzbuche des Kantons Tessin, in Betreff wechselrechtlicher Bestimmungen, der Einfluß der französischen Wechselordnung unverkennbar. — Der Kanton Neuenburg hat vor einigen Jahren ebenfalls handels- und wechselrechtliche Verordnungen erlassen, und der Kanton Bern ist seit 1845 einer handelsgesetzlichen Reform nach französischer Rechtsverfassung beigetreten und scheint dieselbe (wie vielleicht auch noch andere Kantone der S.) mehr und mehr auszubilden zu suchen.

Neue schweizer Maße u. Gewichte. — Längenmaß. Die Einheit des Systems ist der schweizer Fuß, welcher in 10 Zoll zu 10 Linien à 10 Striche getheilt wird und 0,3 (oder $^3/_{10}$) Meter oder 3 Decimeter = 132,9888 pariser Linien enthält. Derselbe ist mit dem waadtländischen und dem badischen Fuße völlig übereinstimmend. Seine Vergleichung mit fremden Fußmaßen s. Karlsruhe. Die Elle, welche in Halbe, Viertel und Achtel getheilt wird, hat 2 Fuß = 0,6 (od. $^3/_5$) Meter = 265,9776 paris. Lin. Sie kommt mit der badischen und der großherzoglich hessischen Elle vollkommen überein. Ihre Vergleichung mit fremden Ellenmaßen s. Darmstadt. Der Stab (die Aune), welcher in Halbe Viertel, Achtel und Sechzehntel getheilt wird, hat 4 Fuß oder 2 Ellen = 1,2 (oder $1^1/_5$) Meter = 531,9552 paris. Lin. und ist der waadtländischen Aune vollkommen gleich. Seine Vergleichung mit fremden Ellenmaßen s. Lausanne. Das Klafter, für technische Ausmessungen gebräuchlich, hat 6 Fuß = 1,8 (oder $1^4/_5$) Meter = 797,9328 paris. Lin. und ist der badischen Klafter ganz gleich. Die Ruthe, als geometrisches Längenmaß dienend, hat 10 Fuß = 3 Meter = 1329,888 paris. Lin. und ist der waadtländischen Toise und der badischen Ruthe völlig gleich. — Wegemaß. Die Wegstunde hat 16'000 Fuß = 4800 Meter oder 4,8 (= $4^4/_5$) Kilometer = 0,648 deutsche (geogr.) Meilen. 23,148148 Wegstunden betragen einen mittlern Meridiangrad. $2^1/_{12}$ (oder 2,08333) Wegstunden sind = 1 Myriameter. — Bisher wurde in der S. besonders die zürcher Wegstunde von 15'000 zürcher Schuh = 4520,7 Meter (s. Zürich) angewandt, so wie auch die berner Wegstunde von 18'000 berner Schuh = 5278,6 Meter. — Flächen- und Feldmaß. Der Quadrat-Fuß hat 100 Quadrat-Zoll und ist = 0,09 Quadrat-Meter oder 9 Quadrat-Decimeter = 0,8529138 pariser Quadrat-Fuß. Das Quadrat-Klafter, welches für technische Ausmessungen dient, hat 36 Quadrat-Fuß = 3,24 (oder $3^6/_{25}$) Quadrat-Meter oder 30,7049 pariser Quadrat-Fuß. Die Quadrat-Ruthe, welche als kleineres Feldmaß dient, hat 100 Quadrat-Fuß = 9 Quadrat-Meter = 85,29138 paris. Quadrat-Fuß. Sie ist der waadtländischen Quadrat-Toise u. der bad. Quadrat-Ruthe völlig gleich. — Eigentliches Feldmaß. Die Juchart, welche als größeres Feldmaß dient, hat 40'000 Quadrat-Fuß oder 400 Quadrat-Ruthen = 3600 Quadrat-Meter oder 36 französische Aren. Sie ist demnach dem badischen Morgen vollkommen gleich und beträgt $^4/_5$ waadtländische Poses (Juchart). Ihre Vergleichung mit fremden Feldmaßen s. Karlsruhe. Die Quadrat-Stunde, als geographisches Flächenmaß, enthält 16'000 Fuß im Geviert, oder 256'000'000 Quadrat-Fuß, oder 2'560'000 Quadrat-Ruthen, oder 6400 Juchart, und ist = 23,04 (oder $23^1/_{25}$) Quadrat-Kilometer = 0,419904 deutsche (geogr.) Quadrat-Meilen. — Kubikmaß. Der Kubik-Fuß, welcher für die Ausmessung von Bauholz u. s. w. dient, hat 1000 Kubik-Zoll und ist = 0,027 Kubik-Meter = 27 Kubik-Decimeter oder Liter = 0,7876943 pariser Kubik-Fuß. Das Kubik-Klafter, welches zum Messen des Heues, bei Bauten, Ausgrabungen, Steinbrüchen rc. angewandt wird, hat 216 Kubik-Fuß = 5,832 (oder $5^{104}/_{125}$) Kubik-Meter oder Steren = 170,142 pariser Kubik-Fuß. — Brennholzmaß. Das Holzklafter soll auf der Vorderfläche (d. h. der Rahmen im Lichten soll) 1 Quadrat-Klafter oder 36 Quadrat-Fuß halten, die Tiefe desselben oder die Scheitlänge bleibt dem örtlichen Gebrauche anheim gestellt; doch soll dahin getrachtet werden, dieselbe auf eine (nicht allzu große) Länge zu bringen, die nicht in kleinen Bruchtheilen, sondern in ganzen und halben Fußen gegeben sey. — Getreidemaß. Die Einheit aller Hohlmaße für trockene Gegenstände ist das Viertel (der Quarteron), welches in 10 Immi (Emines) getheilt wird. Das Malter hat 10 Viertel. Nach dem alten Gebrauche darf auch das Viertel in 4 Vierling zu 4 Mäßlein getheilt, und 4 Viertel ein Mütt oder Sack genannt werden. Das Viertel enthält 15 Liter oder $^5/_9$ schweizer Kubik-Fuß = 756,1866 paris. Kubik-Zoll und ist dem badischen Sester vollkommen gleich, so wie das Malter mit dem badischen Malter übereinkommt. Die Vergleichung des Malters mit fremden Getreidemaßen s. Karlsruhe. Alle Getreidemaße erhalten die Gestalt eines Cylinders, dessen Höhe seinem Durchmesser gleich ist. — Flüssigkeitsmaß. Einheit ist die Maß (der Pot), welche nach Zehntheilen od. auch nach fortgesetzten Halbirungen eingetheilt werden kann. Das Letztere geschieht im Verkehr, indem man die Maß in halbe Maß, in Viertelmaß oder Schoppen und in Achtelmaß oder halbe Schoppen eintheilt. (Die Benennung

der Unterabtheilungen bleibt den örtlichen Verhältnissen überlassen.) Der Saum oder die Ohm hat 100 Maß. Die Maß enthält $1^1/_2$ Liter, oder 15 Deciliter, oder $^1/_{18}$ schweizer Kubik-Fuß = 75,61866 parisrr Kubik-Zoll, ist mithin ein Zehntheil vom Inhalte des Getreide-Viertels und der badischen Maß völlig gleich, so wie der Saum mit der badischen Ohm gänzlich übereinkommt. Die Vergleichung der Maß und des Saums mit fremden Flüssigkeitsmaßen s. Karlsruhe. — Gewichte. Die Einheit aller Gewichte ist das Pfund, welches $^1/_2$ Kilogramm oder 500 Gramm wiegt = 10402,96 holl. As, und mit dem waadtländischen, badischen, rheinbayerischen, großherzoglich hessischen, dem neuen sächsischen, so wie dem Pfunde des deutschen Zollvereins (dem Zollpfunde) und dem dänischen Pfunde vollkommen übereinstimmt. — Der Centner hat 100 Pfund, wie bei den vorhin genannten fremden Pfunden, und ist daher = 50 Kilogramm; s. Darmstadt. Das Pfund hat zwei verschiedene Eintheilungsarten. Es zerfällt nämlich: 1) für wissenschaftliche Zwecke im Allgemeinen, so wie für Münzen, Gold- und Silberwaaren, in 500 Gramm, die mit den französischen Grammen übereinkommen und wie diese zehntheilig weiter eingetheilt werden; s. Paris; 2) für den übrigen Verkehr in 32 Loth u. deren fortgesetzte Halbirungen, od. auch in 16 Unzen. Medicinal- u. Apothekergewicht bleibt in den einzelnen Kantonen vorläufig das bisherige, jedoch nur für die Ausführung der Recepte, während sich in allen andern Fällen die Apotheker des neuen schweizer Pfundes zu bedienen haben, wie sie sich früher dabei des alten Handelsgewichts bedienten. — Besondere Festsetzungen der einzelnen konkordirenden Kantone. Kanton Aargau. Brennholzmaß: Die Scheitlänge beträgt $3^1/_2$ Fuß. Demnach enthält das Holzklafter 126 schweizer Kubik-Fuß = 3,402 Kubik-Meter oder französische Steren. Basel, der Stadttheil. Medicinal- u. Apothekergewicht: Das beibehaltene alte Medicinal-Pfund, ursprünglich das alte nürnberger, wiegt 357,78 Gramm = 7443,94 holl. As und hat die in Deutschland übliche, unter Berlin angezeigte Eintheilung. Vergl. Karlsruhe. Basel-Landschaft. Brennholzmaß wie im Kanton Aargau; s. oben. Kanton Bern. Brennholzmaß wie im Kanton Luzern; s. weiter unten. Medicinal- und Apothekergewicht ist das alte nürnberger; vergl. Bern. Kanton Freiburg. Brennholzmaß wie im Kanton Aargau; s. oben. Medicinal- und Apothekergewicht ist das alte nürnberger. Kanton Glarus. Brennholzmaß wie im Kanton Luzern. Kanton Luzern. Strohgeflechtmaß: Das Stück Strohgeflecht ist zu 24 schweizer Ellen festgesetzt. (Gesetz vom 22. November 1836.) Brennholzmaß: Die Scheitlänge beträgt (der Regel nach) 3 Fuß. Die Rahmenfläche von 1 Quadrat-Klafter soll der Regel nach durch eine Höhe von 6 Fuß (= 1 Klafter Längenmaß) und eine Breite von gleichfalls 6 Fuß gebildet werden. Demnach enthält das Holzklafter 108 schweizer Kubik-Fuß oder $^1/_2$ schweizer Kubik-Klafter = 2,916 Kubik-Meter oder Steren. Sollte die Scheitlänge in der Praxis weniger betragen, als 3 Fuß, so muß für das Fehlende ein entsprechendes Zumaß in der Höhe gegeben werden. (Wäre z. B. die Scheitlänge nur $2^1/_2$ Fuß, so müßte die Höhe 7 Fuß 2 Zoll [= $7^1/_5$ Fuß] betragen [die Breite bleibt immer 6 Fuß].) Torfmaß: Das Klafter Torf (Turbe) soll dem Holzklafter gleich seyn. Da aber die Torfstiche nicht wohl 3 Fuß lang gemacht werden können, so kann man daraus einen gevierten Stock von 6 Fuß Länge und Breite und 3 Fuß Höhe bilden, was gleichfalls einen Inhalt von 108 Kubik-Fuß ausmacht. Kohlenmaß: Der Züber hat 10 schweizer Viertel und ist daher dem schweizer Malter völlig gleich. Medicinal- u. Apothekergewicht s. Luzern. Kanton Schaffhausen. Brennholzmaß wie im Kanton Aargau; s. oben, Holzkohlenmaß: Der Zuber hat 25 schweizer Viertel und ist also = $2^1/_2$ schweizer Malter = 375 Liter oder $3^3/_4$ Hektoliter = 18904,664 paris. Kubik-Zoll Kalkmaß: Der Kübel hat 2 schweizer Kubik-Fuß = 54 Liter = 1,57539 pariser Kubik-Fuß. Erzmaß: Der große Kübel hat 12 schweizer Viertel und ist daher = 180 Liter oder $1^4/_5$ Hektoliter = 9074,239 pariser Kubik-Zoll. Kanton Solothurn. Brennholzmaß: Die Scheitlänge beträgt 4 Fuß. Demnach enthält das Holzklafter 144 schweizer Kubik-Fuß = 3,888 Kubik-Meter oder Steren, und ist mithin dem badischen Klafter völlig gleich. Medicinal- und Apothekergewicht ist das alte nürnberger. Kanton Thurgau. Brennholzmaß wie im Kanton Luzern; s. oben. Kanton Zürich. Brennholzmaß wie im Kanton Luzern; s. oben. Holzkohlenmaß: Der Kohlenkorb wird eben angefüllt (nicht gehäuft) und enthält 12 schweizer Kubik-Fuß = 324 Liter = 9,45233 paris. Kubik-Fuß. Torfmaß: Der Torfkorb enthält 6 schweizer Kubik-Fuß, wird aber beim Messen gehäuft. Frisches und gedörrtes Obst, Kartoffeln, Holzasche und dergl. werden nach gehäuftem Maße gemessen und verkauft. Medicinal- u. Apothekergewicht ist das alte nürnberger. Kanton Zug. Es gelten ganz die nämlichen besondern Festsetzungen wie im Kanton Zürich.

Geistige und sittliche Zustände. Was die Durchschnittsbildung des schweiz. Volkes betrifft, so ist wohl in keinem Lande dafür mehr und mit besserm Erfolge gewirkt worden, als hier theils vom Staate aus geschehen ist, theils von den einzelnen Gemeinden, theils durch besondere Vereine, unter welchen letztern die gemeinnützige Gesellschaft, die naturwissenschaftliche, forstwissenschaftliche, musikalische ꝛc. besonders bemerkenswerth sind. Mehr darüber s. unten. Die einflußreichsten Bestrebungen in dieser Richtung gehören indessen erst der Periode der politisch-demokratischen Reform seit 1830 an. Bis dahin wurde von Staatswegen nur eine sehr mäßige Sorge für Verbreitung der geistigen und sittlichen Kultur entwickelt, und namentlich geschah nicht sehr viel für die eigentliche Volksschule. Um so mehr blieb dem Eifer Einzelner überlassen. Anerkennung verdienen die Bestrebungen eines Salis von Marschlins, eines Nesemann von Reichenau, eines Niederer von Yverdun. Noch jetzt blüht die von

Fellenberg zu Hofwyl (s. d.) im Kanton Bern gegründete landwirthschaftliche Schule, und unsterbliche Verdienste um das Volksschulwesen im weitesten Umfange hat sich vor Allen Pestalozzi (s. d.) erworben. Eine noch größere Menge von Lehranstalten an den Ufern des genfer und neuenburger Sees entsprang dem Bedürfniß, sich die franz. Umgangssprache zu eigen zu machen. Der Aufenthalt vieler Fremden in diesen Gegenden hatte rückwirkend den größten Einfluß auf die Bewohner, aus deren Mitte viele Erzieher und Erzieherinnen hervorgehen, die alle Theile Europa's, besonders den Norden, versehen. Das Unterrichtswesen der übrigen protestantischen S. und der gemischten Kantone nahm zumal seit 1830 einen großen Aufschwung und befindet sich jetzt fast durchgehends in gutem Zustande. Zu der alten Hochschule von Basel kamen diejenigen von Zürich und Bern, die im Kleinen nach deutschem Maßstabe angelegt sind, während man in den Akademien von Genf und Lausanne die höhern franz. Bildungsanstalten zum Muster nahm. Ueberall ist eine beträchtliche Menge von Mittelschulen neu gegründet worden, und vor Allem hat der Volksunterricht eine Ausdehnung, wie kaum irgendwo in Deutschland, gewonnen. Eine schon jetzt deutlich genug hervortretende natürliche Folge der seit der franz. Julirevolution eingetretenen Reformen ist, daß in der S. nicht mehr in dem Grade, wie noch in den meisten andern Ländern, eine schroffe Scheidung in die Klasse der Gebildeten u. der Ungebildeten besteht. Indem auch die geistigen Schätze in tausendfachen Kanälen dem Volke zugeführt wurden, mußte namentlich jene eigenthümliche Aristokratie mehr und mehr verschwinden, welche in einer todten und vom Volksleben sorgfältig abgegrenzten Gelehrsamkeit ihr ausschließliches Besitzthum hatte und darin ihren Ruhm und die Befriedigung ihrer Eitelkeit suchte. Dem Unterrichtswesen stehen in den meisten Kantonen besondere kollegialisch zusammengesetzte Behörden (Erziehungsräthe) vor, welchen Schulinspektoren, so wie in den einzelnen Gemeinden oder Bezirken besondere Schulvorstände untergeordnet sind. Meist sind die Pfarrer zugleich die Vorsteher dieser in ihren übrigen Mitgliedern frei gewählten Gemeindebehörden. Die Emancipation der Schule von der Kirche ist also für das Primärschulwesen noch nicht in dem Maße durchgeführt, wie sie in Deutschland erstrebt, wie sie in den Grundrechten des deutschen Volks (Art. 6, §. 24) anerkannt, aber freilich nicht ausgeführt wurde. Im Ganzen hat die S., die ziemlich zahlreichen Kleinkinderschulen ungerechnet, 5500 Gemeinde-Primärschulen, die, bei dem fast allgemein herrschenden Schulzwange von einem bestimmten Alter an, den größten Theil des Jahres von 350,000 Zöglingen oder $^1/_7$ der Bevölkerung besucht werden, während dies in Frankreich nur von $^1/_{14}$, in Belgien von $^1/_9$ geschieht. Der Aufwand für die Primärschulen wird von den Gemeinden mit 4,500,000 Francs, theilweise aus dem Ertrage besonderer Schulfonds, bestritten und vom Staate mit jährlich 900,000 Fr. Dazu kommt in der Regel ein geringes Schulgeld von jährlich 3—6 Fr. für die Kinder nicht unbemittelter Aeltern. Die Besoldungen der Schullehrer, für deren Bildung in vielen Kantonen wohleingerichtete Seminarien bestehen, sind nicht so knapp zugemessen, als in den meisten monarchischen Staaten; auch bestehen fast überall Pensionskassen für Schullehrer. Die freundlichen und wohlgebauten Schulhäuser, mit denen häufig die Lokale für die Gemeindeverwaltung verbunden, sind in vielen Gemeinden die eigentlichen Dorfpaläste. Neben den Primärschulen werden die Sekundärschulen für den Realunterricht von etwa 9000 Schülern besucht. Für den gesammten Unterricht belaufen sich die Ausgaben der Staatskassen jährlich auf $2^1/_2$ Mill. Fr., oder auf $^1/_8$ der Staatseinnahmen, und auf 1085 Fr. für je 1000 Einwohner. In Frankreich wird darauf nur $^1/_{77}$ der Staatseinnahme oder 380 Fr. auf je 1000 Einwohner verwendet, und selbst in Preußen erst 695 Fr. auf je 1000 Seelen.

Die eidgenössische Hochschule u. die höhern Unterrichtsanstalten der S. Rücksichtlich des höhern Unterrichts würde eine größere Centralisation ersprießlich seyn. Die Befugniß zur Errichtung einer eidgenössischen Universität und einer polytechnischen Schule steht nach Art. 22 der neuen Bundesverfassung dem Bunde zu. Aus dem im Frühjahr 1851 von dem eidgenössischen Departement des Innern an den Bundesrath erstatteten Bericht, betreffend die Errichtung einer solchen schweizerischen Bundesuniversität, ergibt sich folgende Statistik des höhern Unterrichts in der S. In den Jahren 1846, 47 u. 48 zählte die S. 14 höhere Unterrichtsanstalten, nämlich 3 Universitäten, 3 Akademien und 8 Lyceen. Eine derselben, die Akademie von Neuenburg, ist im Laufe des Jahres 1848 geschlossen worden. An den 3 Universitäten Basel, Bern und Zürich sind die 4 Fakultäten vertreten. Bern hat eine eigene Abtheilung für die Thierarzneikunde. In den beiden Akademien von Genf und Lausanne wird Unterricht in der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Philosophie ertheilt. Das Lyceum zu Sitten lehrt Theologie, die Rechte u. Philosophie; diejenigen in Einsiedeln, Schaffhausen und Lugano Philosophie, und dasjenige in Chur (katholisch) Theologie. Die Universitäten und Akademien gehören der protestantischen, die Lyceen, bis auf eins, der katholischen Konfession an. Polytechnische Lehrfächer werden an keiner dieser Anstalten vorgetragen. Während des erwähnten Trienniums zählte die S. durchschnittlich 1017 Studirende, welche sich auf die einzelnen Anstalten so vertheilen: Bern 213, Zürich 128, Basel 80, Genf 168, Lausanne 104, Neuenburg 22; die übrigen vertheilen sich auf die Lyceen. Unter der Gesammtsumme der Studirenden waren 165 (etwa $^1/_6$) Ausländer, vorzugsweise in den jetzt geschlossenen Jesuitenschulen von Freiburg und Sitten; die übrigen Schweizer. Im J. 1848 zählte man noch 110 Ausländer, von denen 20 in Zürich Medicin, 90 in Basel und Genf Theologie studiren. An den genannten Anstalten, die-

jenige von Neuenburg nicht inbegriffen, zählte man im Ganzen 180 Professoren, nämlich 117 weltliche und 63 geistliche; darunter 141 Schweizer und 39 Ausländer. Von denselben kommen auf die Universität Bern 34, Zürich 27, Basel 25; auf die Akademie von Genf 20, Lausanne 16, und auf die Lyceen 58. In Bezug auf den Gehalt der Professoren herrscht an den verschiedenen Anstalten große Verschiedenheit. Das Maximum eines Professorengehaltes an der Universität Bern beträgt 3000 alte Schwzrfr., in Basel 2800, in Zürich 2300; an der Akademie in Lausanne 2200, in Genf 2130. Die Kollegiengelder sind bei der geringen Anzahl von Schülern nicht beträchtlich; in Basel betragen sie im Ganzen jährlich etwa 2000 Fr., in Genf circa 10,000, in Zürich 12,000; von Bern fehlen die Angaben. Die Kosten für diese Anstalten, für Lehrerbesoldungen u. Hülfsanstalten, Bibliotheken, Museen, botanische Gärten, Laboratorien 2c. werden meistens aus eigenen Stiftungen oder Fonds bestritten, die jedoch für das Bedürfniß nicht ausreichen. Bern und Waadt alimentiren ihre Anstalten ausschließlich aus der Staatskasse. Zürich erhält 20,000 Fr. von der Stadtgemeinde und 26,000 aus dem sogenannten Stiftungsfond, muß jedoch diese beiden Beiträge auf die Universität und die Kantonsschule vertheilen. In Basel reicht der Universitätsfonds ungefähr zur Deckung der Hälfte der Kosten für die Universität aus. Die Kosten für die 3 Universitäten und 2 Akademien mit ihren Hülfsanstalten sind folgende: Bern 75—78,000 Schwrfr., Zürich 50—54,000, Basel 39—40,000, Genf 58—60,000, Lausanne 40—45,000 Fr. Die kostspieligste der schweizerischen höhern Lehranstalten erheischt also einen immer noch weit geringern Kostenaufwand, als die mittlern, ja selbst die kleinern deutschen Universitäten. So erfordert die kleine Universität Marburg mit durchschnittlich 250—300 Studirenden jährlich 54,000 Thlr., und nicht viel weniger kostet diejenige in Gießen mit 300—450 Schülern. Die Universität Bonn mit 50 Professoren, theologischen Lehrstühlen für beide Konfessionen u. 900—1000 Schülern hat jährlich über 88,500 Thlr. zu deponiren. In dem Berichte einer Tagsatzungskommission vom J. 1832 über die Errichtung einer eidgenössischen Hochschule wurden die Kosten einer auf sehr breiter Grundlage zu errichtenden eidgenössischen Universität auf wenigstens 150,000 bis höchstens 200,000 alte Schwzrfr. berechnet. Zur Verleihung von Stipendien und andern Hülfsmitteln für Studirende haben fast alle Kantone eigene kantonale Gemeinde- oder Familienfonds aufzuweisen; die Gesammtsumme der für Stipendien 2c. bestimmten Stiftungen und Vermächtnisse in der ganzen Eidgenossenschaft mag sich nach dem Kapitalbetrage auf ungefähr 970,000 Fr. alte Währung belaufen. Die bedeutendsten Fonds sind: in Bern der Mußhafenfonds mit mehr als 400,000 Fr., und der Schulsäckelfonds mit 72,000 Fr.; im Kanton Freiburg ein der Hauptstadt gehöriger Fonds mit 150,000 Fr. Ueberdies werden noch von einzelnen Kantonen anderweitige Stipendienfonds angeführt in einem Kapitalbetrag von etwa 650,000 Fr.; in den Kantonalbudgets kommen zu gleichem Zwecke noch jährliche Ansätze vor, im Betrage von 36,000 Fr., und endlich können die 24 Freiplätze der katholischen S. im erzbischöflichen Seminar zu Mailand als eben so viele Stipendien betrachtet werden. Von diesen sehr beträchtlichen Hülfsquellen für die studirende Jugend wird der größere Theil als Ermunterung zum Studium der Theologie verwendet. Die Gesammtzahl der an höhern Lehranstalten des Auslandes studirenden Schweizer beträgt durchschnittlich 600—650. Von deutschen Universitäten wurden in den Jahren 1846—48 am zahlreichsten besucht: München, Freiburg, Heidelberg, Tübingen, Berlin und Halle; von den österreich. Wien; von den franz. Paris. Karlsruhe erfreut sich zahlreichen Besuchs der Polytechniker. Im In- und Auslande mögen jährlich 13—1400 schweizerische Jünglinge höhere Lehranstalten besuchen und sich auf die verschiedenen Fakultäten etwa folgendermaßen vertheilen: Philosophie 375—400; Theologie 300—320; Medicin 275—300; Rechte 240—260; Polytechnik 100—120. Eine schweizerische Universität könnte leicht auf den jährlichen Besuch von 5—700 Schülern rechnen; eine polytechnische Anstalt würde sich wohl eines Besuchs von 2—300 Schülern erfreuen. Die Zahl der schweizerischen Professoren im Auslande beträgt 27, unter denen einzelne einen europäischen Ruf erworben haben. Was die Ansichten und Wünsche der Kantonsregierungen über die Errichtung einer eidgenössischen Universität und polytechnischen Schule angeht, so haben weder Wünsche, noch Ansichten eröffnet: Solothurn, Appenzell J.-Rh. und St. Gallen. Nidwalden hat weder bejaht, noch verneint, sondern nur einen besondern Wunsch an die allfällige Einführung eidgenössischer Studienanstalten geknüpft. Betreffend die Hochschule haben sich mehr oder weniger gegen eine solche die 5 Regierungen von Uri, Schwyz, Obwalden, Baselstadt und Appenzell A.-Rh. ausgesprochen. Mehr oder weniger für eine eidgenössische Hochschule erklärten sich die 16 Regierungen von Zürich, Bern, Luzern, Zug, Freiburg, Baselland, Schaffhausen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt, Wallis, Neuenburg, Genf. Betreffend die polytechnische Schule erklären sich gegen ihre Errichtung Uri und Schwyz; mehr oder weniger dafür die 10 Regierungen von Zürich, Bern, Glarus, Freiburg, Bündten, Aargau, Tessin, Wallis, Neuenburg, Genf. Die übrigen Regierungen haben in ihren Antworten diese Frage nicht berührt. Als Sitz einer eidgenössischen Hochschule wird von 2 Regierungen Zürich, von anderer Seite Freiburg vorgeschlagen. Das eidgenössische Departement des Innern schließt seinen Bericht mit dem Antrage: Es möchte der Bundesrath, mit Berücksichtigung der Sprachen und Konfessionen, die Aufstellung einer zahlreichen, aus Staats- und Schulmännern, Universitäts- und Fachkundigen bestehenden Expertenkommission beschließen, die sich in der Bundesstadt zu versammeln und mit möglichster Be-

förderung Bericht erstatten solle 1) über die Gründe, welche für Errichtung einer eidgenössischen Universität oder einer polytechnischen Schule oder für Beides zusammen sprechen; — 2) über die geeignetste Weise und die Mittel, einen diesfallsigen Beschluß zur Ausführung zu bringen. Von dem beigegebenen Instruktions-Schema, welches die Grundlage der Untersuchung bilden soll, ist besonders der 9. Punkt hervorzuheben, welcher lautet: Prüfung der Frage, wie mit Gründung einer Universität und polytechnischen Schule die Errichtung eines aus Universitätsmitgliedern und nicht der Universität angehörenden Gelehrten ꝛc. bestehenden Nationalinstituts der Wissenschaft und Künste sich verbinden ließe; wie eine solche Anstalt mit geringen Kosten oder doch mit ziemlich mäßigen erhalten werden könne. Eine solche Vorberathungskommission trat im Frühling 1837 zusammen und arbeitete einen Organisationsentwurf aus, der bereits im Anfange Juli 1851 an die Bundesversammlung gelangte. Zu dem specifisch Eigenthümlichen dieses vorgeschlagenen Universitätsgesetzes sind folgende Punkte zu rechnen. Zunächst, daß (§. 2) als Zweck der Gründung mit angegeben wird, die Wissenschaft als solche, sowohl im Allgemeinen, als in ihrer besondern Richtung auf die Erforschung und Darstellung der Eigenthümlichkeiten der S., zu fördern. Die Hauptwissenschaften der einzelnen Fakultäten sollen (§. 9), wo möglich, in deutscher und in franz. Sprache gelehrt werden. Um der ital. S. Rechnung zu tragen, soll (§. 10) in der philosophischen Fakultät das Fach der ital. Sprache und ital. Literatur, in der katholisch-theologischen das der Moral und Pastoraltheologie, in der juristischen das Partikularrecht des Kantons Tessin in ital. Sprache gelehrt werden. Außerdem soll bei Anstellung von Gehülfen der Professoren, Prosektoren u. Assistenten darauf Bedacht genommen werden, daß sie in Betreff der Kenntniß der schweiz. Nationalsprachen den betreffenden Professoren ergänzend zur Seite stehen, um den Unterricht den Studirenden der verschiedenen Zungen möglichst verständlich zu machen (§. 11). So sehr natürlich diese Einrichtung die Kosten des Instituts erhöht, so unumgänglich nothwendig war sie doch hinsichtlich der deutschen und franz. S. Die letztere zeigt sich in neuerer Zeit oft sehr eifersüchtig auf ihre specifische Nationalität, besonders die Genfer. Lernen auch Hunderte von waadtländer und neuenburger Studirenden die deutsche Sprache, um sich auf deutschen Universitäten ausbilden zu können, so mögen sie doch mit Recht an ein Nationalinstitut den Anspruch machen, wenigstens theilweise in ihrer Muttersprache gelehrt zu werden, und ohne dieses billige Entgegenkommen würde die schweiz. Hochschule geradezu ihres Zwecks verfehlen. Dagegen möchte es wenigstens für den Anfang fast zu weit gegriffen seyn, auch italienische Professoren anzustellen. Tessin, das ohnedies nur ein geringes Studentenkontingent zu liefern hat, hat nicht die Ansprüche der franz. S. Die vorgeschlagenen 3 - 4 Professoren würden auch nicht ausreichen; der ital. Studirende, welcher die eidgenössische Universität benutzen will, muß jedenfalls ganz fertig deutsch verstehen lernen. Es würde daher genügen, wenn man ihm dies durch Aufstellung tüchtiger Sprachlehrer möglichst erleichtern würde. Besonders zweckmäßig ist die Rücksicht des Entwurfs auf rasche Bildung eines Universitätsfonds, durch welchen die Schöpfung wesentlich garantirt würde. Es sollen zu diesem Behuf jährlich 20,000 Fr. in denselben gelegt und die Zinsen zum Kapital geschlagen werden, bis eine Million erreicht ist; sind 10 Millionen erreicht, so soll die Bundeskasse zu den Kosten der Universität nichts mehr beizutragen haben (§. 16). Man darf sich freilich nicht verhehlen, daß gerade die Kostenfrage die Gründung des Instituts nicht nur erschweren, sondern vorläufig wohl in Frage stellen wird, indem wohl der größte Theil des schweiz. Volks zunächst sich lieber in bisheriger Weise behelfen, als durch ein unnatürliches und verhaßtes Spannen der Zolleinnahmen sich die Mittel für Gründung einer Akademie verschaffen würde. Doch damit hat der Organisationsentwurf glücklicherweise sich in erster Linie nicht zu befassen, da er von dem Begriffe der realen Möglichkeit des Instituts ausgehen mußte. Derselbe setzt das Maximum der jährlichen Besoldungssumme auf 300,000 Fr. an, den mittlern Durchschnitt der Besoldung eines ordentlichen Professors auf 3600 Fr., eines außerordentlichen auf 2000 Fr., wozu noch die Kollegiengelder kämen. Dabei soll ein eigener Fonds gegründet werden, aus dem die Pensionen für quiescirte Professoren u. Wittwen u. Kinder verstorbener Lehrer bezahlt würden. Zu der Bildung dieses Fonds dürfte der Gehalt der Professoren höchstens bis auf 1 Procent in Mitleidenheit gezogen werden (§. 47). Am eigenthümlichsten mußten sich die Universitätsverhältnisse hinsichtlich der Ober- und Leitungsbehörden gestalten. Als oberste leitende und vollziehende Behörde mußte natürlich der Bundesrath anerkannt werden, der seine desfallsigen Beschlüsse auf Antrag des Chefs des Departements des Innern zu fassen hat. Unmittelbar unter dem Bundesrath soll ein Universitätsrath die Leitung und Beaufsichtigung des Instituts übernehmen, gebildet aus einem Präsidenten und 6 Mitgliedern, die frei aus allen Schweizerbürgern, welche bei Nationalrathswahlen stimmberechtigt sind, vom Bundesrathe zu wählen wären (§. 63). Die Amtsdauer des Universitätsraths beträgt 3 Jahre; der Präsident hat in der Universitätsstadt zu wohnen und einen Gehalt von 6000 Fr. zu beziehen, sein Sekretär höchstens 3000 Fr., die übrigen Mitglieder werden durch Taggelder entschädigt. Ihre Kompetenz umfaßt: die Ernennung der Professoren, Prosektoren, Assistenten, Sprachlehrer, Bestimmung des Gehalts und der Gratifikationen an dieselben, Bestimmung über Zulassung von Privatdocenten, Gutachten über Entlassung und Quiescirung von Professoren, Berichterstattung über den Stand der Universität, Vorschlag des Jahresbudgets derselben, Bestimmung über Ertheilung eidgenössischer Stipendien u. dgl., wobei angemessener Weise bald der Senat oder die Fakultät als

vorberathende, bald der Bundesrath als genehmigende Behörde vorbehalten bleibt. Für diejenigen eine der beiden theologischen Fakultäten betreffenden Verhandlungen des Universitätsraths, welche Ernennung eines Professors, Quiescirung oder Entfernung eines solchen und Zulassung eines Privatdocenten zum Gegenstand haben, begeben sich die Mitglieder des Universitätsraths, welche nicht der Konfession, um deren theologische Fakultät es sich handelt, angehören, in Ausstand, nicht aber der Präsident. Würde dadurch die Zahl der übrigbleibenden nicht mehr 5 betragen, so wären ihnen bis auf diese Zahl vom Bundesrath gewählte Ersatzmänner beizugeben (§. 79). Offenbar ist dieser Theil der Organisation im Ganzen nach den vorliegenden Verhältnissen zweckmäßig und glücklich entworfen. Der Universitätsrath, der aus den intelligentesten Männern der S. bestehen muß, darf nicht von der Bundesversammlung gewählt werden, die immer mehr auf politische Farbe, als auf wissenschaftliche Gediegenheit sehen dürfte. Und daß die Universität in politischer Hinsicht keine Parteifarbe habe, sondern ein durchaus wissenschaftliches Gepräge, das mit dem Typus der schweiz. nationalen Entwickelung übereinstimmt, ist wohl die eigentliche Grundbedingung ihrer Existenz, weil es die Bedingung ihres Kredits und ihrer Blüthe ist. Vom Bundesrath aber ist man bereits gewohnt, die höchsten nationalen Interessen tief und billig erwogen zu sehen; er wäre auch in dieser Hinsicht sowohl der Bundesversammlung, als dem ganzen Schweizervolke durchaus verantwortlich. Dagegen ist die Zusammensetzung des Universitätsrathes aus 7 Mitgliedern allzu schwach, wie auch die Besoldung des Präsidenten um 1000 Fr. zu hoch und seine Amtsdauer von 3 Jahren (im Fall der Entwurf, der hier nicht klar genug ist, Nichtwiederwählbarkeit voraussetzte) zu kurz. Ueber den Sitz der Universität spricht sich der Gesetzentwurf dahin aus, daß die gewählte Stadt ihre Sammlungen, Spitäler 2c. der Universität zur Benuzzung freizustellen, einen genügenden botanischen Garten aufzuweisen, die sämmtlichen akademischen Lokale anzuweisen und dem Bunde einen jährlichen Beitrag von 80,000 Fr. an den Universitätskosten zu leisten hat — wonach mit Zürich wohl nur Basel eine Kandidatur als Universitätsstadt offen bliebe. Wir haben bereits angedeutet, daß die Kostenfrage der neuen Schöpfung in bedenklicher Weise entgegentreten muß; andere Schwierigkeiten sind aber nicht weniger zäh und unüberwindlich. Zunächst der Bestand der gegenwärtigen schweiz. Hochschulen. Die zur Begutachtung über die Fortexistenz der Hochschulen in Basel und Bern niedergesetzten Kommissionen haben sich letztes Jahr aufs Entschiedenste für die Fortexistenz ausgesprochen, selbst in Basel, dessen Hochschule eigentlich nur ein (in neuerer Zeit nicht einmal mehr bedeutendes) theologisches Seminar ist, dessen juristische Fakultät oft nur 3—4 Studenten, die medicinische kaum ein Dutzend zählt! Soll der schöne und große Zweck einer schweiz. Universität erreicht werden, so muß sie die einzige Hochschule des Landes seyn, so müssen nicht nur die alten Universitäten eingehen, sondern auch die Akademien eine beträchtliche Modifikation erfahren. Das wird aber sehr schwer auszuführen seyn. Eine andere Schwierigkeit ist das Hinzuziehen der katholisch-theologischen Fakultät an die neue Universität. Würde diese letztere, wie wohl geschehen müßte, in eine protestantische Stadt verlegt und wahrscheinlich mit sehr freisinnigen theologischen Professoren versehen, so müßte sie bei einem großen Theil der katholischen S. nicht nur in Mißkredit kommen, sondern die geistlichen Oberbehörden hätten genugsam Mittel in Händen, den katholischen Theologen den Besuch des Instituts unmöglich zu machen. Eine Abtrennung der katholischen Fakultät aber würde wieder einen guten Theil des Gründungszweckes vereiteln. Indessen wäre vielleicht hier auf dem Wege der Koncession und des Vergleiches mit den schweiz. Bischöfen noch etwas zu thun. Auf der andern Seite aber würde auch die protestantische Bevölkerung wohl nicht ganz ohne Mißtrauen die Wahl der geistlichen Lehrer in die Hände einer Behörde gelegt sehen, von der sie keine eigentlichen Garantien der Wahrung ihrer Interessen voraussehen kann. Es ist jedoch nicht zu zweifeln, daß ein behutsames und weises Verfahren des Universitätsrathes zum Zweck führen dürfte, während „Straußexperimente" die Fakultät geradezu in Mißkredit bringen und aus der nationalen Schöpfung ein trauriges Zwitterding der Partei machen müßte. Weitere Schwierigkeiten sind wohl noch zahlreich vorhanden, fallen aber weniger ins Gewicht. Die große Idee der Schöpfung ist der Versuche und Opfer werth. Noch ist zu erwähnen, daß die sehr thätige Kommission gleichzeitig einen Gesetzentwurf über Gründung einer eidgenössischen polytechnischen Schule ausgearbeitet hat. Diese soll bestimmt seyn, Techniker für den Straßen-, Eisenbahn-, Wasser- und Brückenbau, für die industrielle Mechanik und für die industrielle Chemie in einjährigen Kursen zu bilden, wobei die einzelnen Fächer nach freier Wahl der Lehrer nur in einer der beiden Hauptsprachen vorzutragen wären. Das Maximum der Gesammtausgaben für Besoldungen ist auf 44,000 Fr. angesetzt; die Oberbehörden bilden, analog dem Universitätsgesetze, der Bundesrath und ein „Schulrath", aus einem Präsidenten (mit einer Besoldung von 4800 Fr.) und 2 Mitgliedern bestehend. Die als Sitz der Schule gewählte Stadt hätte außer den nöthigen Sammlungen, Lokalen 2c. einen jährlichen Beitrag von 14,000 Fr. an den Bund zu leisten.

Mit vielen Schulen sind regelmäßige Uebungen im Turnen verbunden, das überhaupt sehr verbreitet ist, und wofür besondere Vereine mit jährlich wiederkehrenden eidgenössischen Turnfesten bestehen. Auch wird da und dort in den Schulen Unterricht in landwirthschaftlichen Beschäftigungen, namentlich im Obstbau, ertheilt. Sehr zweckmäßig würde aber eine allgemeine Verbindung landwirthschaftlicher und technischer

Arbeitsanstalten mit den Schulen seyn, um die Zöglinge von Jugend auf aus eigener Erfahrung u. Anschauung die außerordentlichen Vortheile der gemeinschaftlichen und associirten Thätigkeit kennen zu lehren, um sie es schon früh empfinden und erleben zu lassen, wie im zusammenhängenden Getriebe des bürgerlichen Lebens jeder Einzelne der Andern bedarf. Die noch herkömmliche Zersplitterung der Thätigkeiten wird nur von einer praktischen Erziehung durch und für die Association überwunden werden. Damit ist jedoch auf eine Lücke hingewiesen, die sich nicht bloß im schweiz. Erziehungswesen findet. Dem vorherrschenden Charakter der Bildung entspricht derjenige der **Literatur**, die wesentlich eine populäre ist. Bei Weitem überwiegend ist die periodische Presse. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften wird auf 109 angegeben, worunter 63 politische. Im Durchschnitt ist also ein Journal auf 21,000 Einw. zu rechnen. Kautionsleistung für die Herausgabe öffentlicher Blätter ist fast nirgends erforderlich; doch sind dieselben in einigen Kantonen einem, wenn auch geringen Stempel unterworfen. Wirft man zumal der schweizerischen politischen Presse einen rohen Ton und ein Herumtreiben in kleinlichen Persönlichkeiten vor, so läßt sich doch ein Fortschreiten zum Bessern im Vergleiche mit frühern Jahren nicht verkennen, und wenigstens hat die S. in der neuesten Zeit die Genugthuung erlebt, daß die aus der Sklaverei der Censur entlassene deutsche Presse sich nicht besser geberdete. Wahr ist, daß die öffentlichen Blätter der S. an oberflächlichen und schiefen Urtheilen über das Ausland nur allzu reich sind. Aber sie üben darin unwillkürlich eine Art von Wiedervergeltung gegen das monarchische Ausland und das neurepublikanische Frankreich aus, da auch in deutschen, französischen, englischen Blättern die eigenthümlichen schweiz. Verhältnisse auf das Gröblichste und Unverantwortlichste mißhandelt werden. Neben den einheimischen Blättern werden viele auswärtige Zeitungen und Zeitschriften gehalten und in größern Kreisen gelesen. Um so mehr kann sich die inländische Presse auf die eigenthümlich schweiz. Verhältnisse beschränken. Dem gebildeten Ausländer, der allzu kurzweg den Gehalt der öffentlichen Presse zum Maßstab seines Urtheils macht, mag hiernach leicht der politische Gesichtskreis des Schweizers als ein enger erscheinen. Aber eine Folge dieser Selbstbeschränkung der Presse ist es doch, daß ihr kaum etwas entgeht, was gerade für die S. irgend welche praktische Bedeutung haben kann. So hat sie wesentlich dazu beigetragen, das Volk mit seiner eigenen Geschichte, seinen Institutionen, mit allen Formen u. allem Inhalte seines öffentlichen Lebens näher bekannt zu machen, als dies irgend sonstwo der Fall ist. Auch hat der Einfluß der Preßfreiheit die Vertretung aller Meinungsschattirungen und Heranbildung eines selbstständigen Urtheils im Volke gefördert. In 100 Fällen ist hiernach das Urtheil der Massen besonnener und einsichtiger, als das der Presse; u. die Herrschaft einzelner Parteiorgane über die öffentliche Meinung, oder auch nur über die eigene Partei, ist bei Weitem nicht so groß, als man sich wohl im Auslande vorstellen mag. Aber darin liegt gerade die heilsame Wirkung der auch in der S. noch ziemlich jungen Preßfreiheit, daß sie bei unverkümmerter Fortdauer die Wunden heilt, die sie früher geschlagen, wenn sie mitunter auch über das faule Fleisch hinaus auch in das gesunde Leben einschneiden mochte. Die schweizerische Literatur muß sich, um in weiterm Kreise Eingang zu finden, an die deutsche, französische oder italienische anschließen. Die Masse der literarischen Erzeugnisse der S. für den eigentlichen Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß, als in Deutschland und Frankreich. Unter den Wissenschaften sind Heilkunde, Naturkunde und Mathematik stets am meisten gepflegt worden. Die Namen von Joh. Geßner, Haller, den Bernoulli, Euler, Merian, Tissot, Saussure, Bonnet, Decandolle und Deluc sind eben so berühmt, als in andern Zweigen der Forschung und der geistigen Produktion die eines J. J. Rousseau, Lavater, Breitinger, Sulzer, Johannes von Müller, Pestalozzi, Zimmermann rc. Die politische Beredsamkeit hat Fortschritte gemacht. Die Kanzelberedsamkeit dagegen und die Dichtkunst haben nicht viele Namen aufzuweisen. Besser steht es in dieser Beziehung in der französischen, als in der deutschen S. Bekannt sind indeß aus der deutschen S. die Kanzelredner Zollikofer, Muslin, Häfelin, Stolz u. A., so wie die Dichter Haller, Geßner u. Salis. Den letztern reihen sich aus der neuesten Zeit einige viel versprechende Talente, wie Gottl. Keller u. A., an. Fast alle ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, welche die S. berühmt gemacht, gehören den Protestanten an, und es mögen sich hierin die französisch und deutsch redenden das Gleichgewicht halten. Dagegen haben die Katholiken mehr **Künstler** aufzuweisen, und es hat die ital. S., obgleich ihr gute Vorbildungen jeder Art ganz abgingen, doch in den Künsten der Malerei, Bildhauerei u. Baukunst mehr tüchtige Männer hervorgebracht, als alle übrigen Kantone zusammen. Nächst Tessin haben Zürich und Genf die besten Maler und Zeichner aufzuweisen. Basel erzeugte bloß einen berühmten Maler, nämlich **Holbein**, den größten schweiz. Künstler nördlich der Alpen. Vom Staate aus geschieht zwar nicht viel für die Hebung der Künste, desto mehr aber auf dem Wege der Association durch jährliche Gemäldeausstellungen in den 3 Hauptstädten der deutschen S. und damit verbundene Verloosungen. Auch finden sich in manchen Sammlungen reicher Privaten und der Städte Gemälde, die selbst großen Gallerien Ehre machen würden. Weniger geschieht für Bildhauerei und Baukunst; die Kupferstechkunst dagegen ist nicht übel bestellt. Die Musik zählt verhältnißmäßig die meisten u. eifrigsten Freunde, doch gehen in dieser Beziehung gerade die protestantischen Kantone voran. Zahlreiche Sängervereine finden sich hier in fast allen Bezirken und größern Ortschaften. Es ist jedoch auffallend, daß bei aller Vorliebe für Musik die S. noch keinen sehr bedeutenden Ton-

künstler hervorgebracht hat. Ein stehendes Theater fehlt überhaupt noch. Basel, Bern, Genf, Zürich und Lugano besitzen größere Schauspielhäuser, in denen wenigstens die Hälfte des Jahres gespielt wird. — In den meisten Kantonen fehlt es nicht an literarischen Gesellschaften, die sich einer wachsenden Theilnahme erfreuen. So gibt es sowohl allgemeine Lesevereine, als solche, die bloß einen Theil der Wissenschaften umfassen, arbeitende Gesellschaften, ferner solche Vereine, die sich auf ganze Kantone od. die ganze S. erstrecken u. in letzterem Falle alle Jahre ihren Sitzungsort ändern. Diese haben vorzüglich dazu beigetragen, die Bürger der verschiedenen Kantone, die in Sitte, Sprache und Kirche so sehr von einander abweichen, einander zu nähern und durch geistige Verbindung das zu ersetzen, was in anderer Hinsicht die Schweizer trennen mag. Die älteste dieser Verbindungen ist die 1763 gestiftete helvetische Gesellschaft. Größere Theilnahme fand die schweiz. gemeinnützige Gesellschaft, die sich hauptsächlich das Erziehungswesen, Gewerbfleiß, Armenwesen, Gefängnißpflege 2c. zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt hat und zu diesem Zwecke jährliche Fragen zur Beantwortung ausschreibt. Außer den allgemeinen jährlichen Sitzungen veranstalten ihre Mitglieder in den einzelnen Kantonen besondere Sitzungen der Kantonalabtheilungen, und es ist schon sehr viel Zweckmäßiges von ihnen ausgegangen und angeregt worden. Sie haben ihre Existenz ähnlichen früher errichteten Anstalten in einzelnen Kantonen zu verdanken, worin hauptsächlich Bern, Zürich, St. Gallen u. Basel mit rühmlichem Beispiel vorausgegangen sind. Die schweiz. naturforschende Gesellschaft, die, wie die vorigen, ihre Verhandlungen durch den Druck bekannt macht und jährlich abwechselnd in einem Hauptorte sich versammelt und Preisfragen ausschreibt, hat ebenfalls fast in allen Kantonen Töchtervereine, die für Vergrößerung oder Anlegung von Museen u. botanischen Gärten thätig sind und viel zur Beförderung der Naturkunde beitragen. Außer diesen größern gibt es noch allgemeine schweiz. Gesellschaften von Aerzten, von Thierärzten, eine Künstlergesellschaft, die jährliche Kunstausstellungen veranstaltet, so wie viele landwirthschaftliche und industrielle Vereine. Die allgemeine schweiz. Musikgesellschaft u. der eidgenössische Sängerverein wechseln ebenfalls um und äußern ihre Thätigkeit in größern Aufführungen. Ein zahlreicher Verein von studirenden Jünglingen versammelt sich jährlich in Zofingen und ein Verein der Milizoffiziere, der eine militärische Zeitschrift herausgibt, abwechselnd an verschiedenen Orten. Außerdem bestehen in vielen Kantonen militärische Kantonalvereine, die Bibliotheken besitzen und zu wissenschaftlichen Vorträgen zusammenkommen. Alle diese Vereine entstehen ohne Mitwirkung der Regierungen, auch ohne die mindeste Anfrage bei denselben, da das Recht zu Verbindungen jeder Art hergebracht ist. Die S. ist in der Stiftung solcher Associationen den meisten andern Staaten vorangegangen, wie namentlich in derjenigen einer wandernden naturforschenden Gesellschaft, der erst Oken in Deutschland Nachahmung verschafft hat. Die zahlreichsten Vereine in der S. sind aber wohl die Schützengesellschaften, deren Verbindungspunkt jetzt die große eidgenössische Schützengesellschaft ist, die mehre tausend Mitglieder zählt und alle 2 Jahre ihr gemeinsames Freischießen feiert. Ein solches Nationalfest, das gewöhnlich 8 Tage dauert, wird von der Schützengesellschaft irgend einer schweiz. Hauptstadt gegeben und mit allem möglichen Aufwand ausgestattet. Außerdem stellen häufig einzelne Schützengesellschaften oder Privaten mehrtägige Schießen an. Doch thun auch die Regierungen alles Mögliche, um durch Austheilung von Preisen das Schützenwesen bei ihren Milizen in Aufnahme zu bringen.

Wesentlich befriedigend sind die sittlichen Zustände, so weit sie nach den Vorlagen der Kriminalstatistik sich bemessen lassen. Klein ist zumal die Zahl der Mordthaten, der Raubanfälle und überhaupt der schweren Vergehen an Person und Eigenthum; doch kommen ziemlich viele Brandstiftungen und Brandversuche vor. Man rechnet jährlich 1000 Verurtheilungen wegen Diebstahls verschiedener Art; 300 wegen Verwundung oder Gewaltthat; 30 wegen vorsätzlicher oder unfreiwilliger Tödtung u. wegen Kindermords; 20 wegen Raubs; 60 wegen Brandstiftung und Brandversuchen. Unter den Verurtheilten befinden sich verhältnißmäßig viele Fremde, namentlich in den Grenzstädten Basel und Genf. Obgleich die Todesstrafe nicht abgeschafft ist, außer neuerdings für politische Vergehen (Bundesverfassung Art. 54), kommen doch jährlich nicht mehr als 1 oder 2 Hinrichtungen vor; dagegen hat man noch in den kleinern Kantonen die rohe Strafe der Ausstellung am Pranger. Bei gleichem Verhältniß wie in Frankreich würde die S. jährlich eine weit größere Anzahl von Verbrechen und etwa 5500—6000 Angeklagte zählen. Unter den Gefängnissen und Strafanstalten, wofür die jährlichen Kosten 215 Francs auf je 1000 Einwohner betragen, sind gegenwärtig mehre gut eingerichtete, namentlich in Genf, Lausanne, St. Gallen und Bern. — Wohlstand und Pauperismus. Obgleich es in der S., neben sehr armen Gegenden, Einzelne von bedeutendem Vermögen gibt, zumal in Genf, Basel und Neuenburg, ist doch im Ganzen der Wohlstand gleichförmiger verbreitet, als in den so vieles künstliche Einkommen willkürlich schaffenden monarchischen Staaten. Auffallende Unterschiede finden indessen zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen Statt, indem letztere fast ausschließlich der Sitz einer entwickelten Industrie und eines höhern Reichthums sind. Sie sind einigermaßen bezeichnet in der von 20 zu 20 Jahren aufzustellenden eidgenössischen Geldskala, welche die Beiträge der einzelnen Kantone zu den eidgenössischen Ausgaben theils nach der Bevölkerung, theils aber auch nach dem Grade des Wohlstandes festsetzt. Hiernach gehören alle katholischen Kantone, außer Luzern, Freiburg

und Solothurn, die den mittlern Klassen zugezählt sind, in die 3 untersten Klassen. Wie verschieden sind aber auch die ökonomischen Verhältnisse in dem reformirten u. gewerbfleißigen Appenzell-Außerrhoden und dem katholischen Innerrhoden; in dem fast durchweg reformirten Glarus, das eine entwickelte Industrie neben Alpenwirthschaft treibt, und in Uri, das sich fast ausschließlich auf die letztere beschränkt! Und doch gehört der eine wie der andere Kanton der Alpenschweiz an und hat wesentlich den gleichen Charakter einer rauhen Gebirgsnatur. Liegt der Grund hiervon im Allgemeinen in jener pfäffischen Herrschaft, die sich den Fortschritten der Neuzeit hemmend entgegenstellte, so ist er doch wohl im Besondern hauptsächlich in der größern Menge der katholischen Feiertage zu suchen. Denn das ist augenfällig genug, daß eine Vermehrung der Arbeitstage in den reformirten Kantonen seit 300 Jahren endlich zu ganz andern ökonomischen Ergebnissen führen mußte. Noch minder, als die Unterschiede in der Vertheilung des Vermögens, treten diejenigen in der Lebensweise hervor. In der S., die keine Fürstenhöfe, keine leicht erworbenen hohen Besoldungen u. keine willkürlichen Gnadenbezeigungen kennt; wo es keine kastenmäßig ausgeschiedenen Stände, folglich keinen sogenannten standesmäßigen Aufwand gibt; wo man namentlich nichts weiß von jenem Luxus der Bedienung, wie er in den monarchischen Staaten als wuchernde Pflanzstätte eines geschäftigen Müßiggangs besteht, trägt selbst die Lebensweise der Reichen und Reichsten den Stempel republikanischer Einfachheit und unterscheidet sich bei Weitem nicht in dem Maße, wie im monarchischen Auslande, von derjenigen der minder bemittelten Klassen. Diesem gewohnheitsmäßigen und gleichsam naturwüchsigen haushälterischen Sinne, der sich bei dem Schweizer ausbilden mußte, weil er seinen Besitz stets nur durch sich selbst und durch mühsam ausdauernde Arbeit erwarb, und weil er sich in seinem republikanischen Gemeinwesen das verführerische Beispiel des Prunks und der Verschwendung fern hielt, verdankt das Land, trotz äußerlich ungünstiger Verhältnisse, hauptsächlich seinen ungemeinen Wohlstand. Neben einer berechnenden Sparsamkeit in Haushaltung und Geschäft hat aber auch das wohlthätige Institut der eigentlichen Sparkassen schon früh, sogar schon früher als in England, Eingang gefunden und sich zumal in der neuesten Zeit zu einem besonders hohen Grade entwickelt. Die Zahl der Haupt- u. Filialkassen und der Einlagebureaux war 1845: 150—200 mit 110—120,000 Einlegern und 30—35 Millionen Francs Einlage zu Reservefonds. Im Durchschnitt kam eine Sparkasse oder doch ein Einlagebureau auf 20,000 Einwohner, 1 Einleger auf je 20, u. 1400 Frcs. Guthaben auf je 100 Individuen, so wie 250—300 Francs Kapital auf jeden Einleger. In Frankreich dagegen kam nur 1 Einleger auf 65—70 Einwohner und 1110 Francs Kapital auf 100 Individuen; in Preußen 170 Francs Einlage auf je 100 Einwohner. Nur Belgien hatte 1600 Francs Kapital auf je 100 Bewohner, kann aber nicht zum Maßstabe dienen, da hier auch Provinzen, Gemeinden und Kirchen ihre verfügbaren Gelder in den Sparkassen anlegen. Ueber die Größe des Arbeitslohns, der sehr verschieden ist, gibt es nur vereinzelte Notizen. Im Durchschnitt ist der Lohn für eigentliche Handwerkerarbeit ziemlich hoch und beträchtlich höher, als in Deutschland. Doch beträgt in Aargau und den Nachbarkantonen der Verdienst der Maurer, Steinmetzen und ähnlicher Arbeiter nur 9—10 Batzen täglich. Auch der Tagelohn der Spinner und Weber daselbst wird durchschnittlich auf 10 Batzen oder 1 Franc 50 Centimes, so wie auf 3—5 Batzen für jüngere Arbeiter im Alter von 14—18 Jahren angeschlagen, was indessen verhältnißmäßig nicht einmal sehr gering ist, da Peel den Wochenlohn eines engl. Arbeiters auf 10 Schillinge oder 1 Franc 70 Centimes täglich schätzte. In Waadt hat man berechnet, daß die Dienstlöhne sowohl in Stadt, als Land, u. zwar mit Rücksicht auf die jetzigen Preise von Lebensmitteln und Kleidung, seit einem halben Jahrhundert um wenigstens ein Drittel gestiegen sind. Am geringsten ist der Verdienst solcher Fabrikarbeiter, die sich die neuern und verbesserten Methoden der Arbeit nicht aneignen konnten oder wollten. Einigen Gegenden, welche durch ihre träge Vorliebe für das Herkömmliche zu verarmen drohten, ist die Sorge des Staats durch Einführung neuer Industriezweige bei der jüngern Generation mit Erfolg zu Hülfe gekommen: so im Fischenthal im Kanton Zürich durch Einführung von Jacquardweberei u. Korbflechten, in einigen Theilen des berner Oberlandes durch Ausdehnung der Fabrikation von Holzwaaren. Die sehr weit verbreitete Verbindung der landwirthschaftlichen mit der industriellen Arbeit macht es möglich, daß geringerer Arbeitslohn bezahlt werden kann, ohne daß gleichwohl das Loos des Fabrikarbeiters ein eben so kümmerliches und unsicheres, wie in andern Fabrikstaaten, wird. Durch die wohlfeile Produktion ist aber zum Theil die Möglichkeit einer vortheilhaften Konkurrenz der schweizerischen Fabrikate auf den Märkten des Auslandes bedingt. Zum andern Theile liegt dies in dem populären Charakter der schweiz. Industrie, welche mit ihren einfachen, glatten und billigen Seiden- und Baumwollenzeuchen, mit ihren Uhren 2c. zu allen, auch den geringsten Preisen für die dauernden Bedürfnisse der Volksmassen arbeitet und darum geringern Schwankungen ausgesetzt ist, als viele Zweige der französischen und deutschen Industrie, die auf die nach Mode, Laune 2c. rascher wechselnden Prunkgelüste der reichern Klassen ihre Spekulationen gründen. In einer Zeit, wo die Befriedigung mannichfacherer Gelüste und Bedürfnisse so viel leichter ist, wo zugleich die bisher bestandenen Formen der Produktion und Konsumtion von allen Seiten durchbrochen werden, mußte indessen auch die S. in diesen Kreis der Bewegung hineingezogen werden u. Theil nehmen an ihren guten wie an ihren schlimmen Folgen. Als einen Beweis, in welchem Maße dies der Fall ist,

führt man die starke und wachsende Zahl der **Wirthshäuser** und **Schenken** an, zumal in den gewerblichen östlichen Kantonen. Ihre Zahl stieg in Solothurn in den Jahren 1829—46 von 104 auf 584, in Waadt 1832—45 von 650 auf 1101, in Bern 1832—44 von 950 auf 1105, in Zürich 1836—44 von 1570 auf 2444, in St. Gallen 1831—40 von 1005 auf 1348. Die ganze S. hat wohl 11—12,000 größere u. kleinere Wirthschaften, viermal mehr als Gemeinden, u. eine Anstalt dieser Art auf je 200 Einwohner. Indessen ist zu beachten, daß das gewöhnliche Getränk, neben Bier und Cider, ein in großen Massen gezogener billiger und keineswegs starker Landwein ist. Auch die Zahl der **Fallimente**, die nach annähernder Berechnung jährlich 1500—2000 beträgt, ist bedeutend. Es kommen also 7 bis 8 auf je 10,000 Einw., während in Frankreich nur 1 auf 10,000 kommen soll. Weit die meisten Fallimente hat der besonders wohlhabende, gewerbfleißige und regsame Kanton Zürich, wo sehr strenge Bankerottgesetze bestehen, und ihre Zahl in den 10 Jahren von 1835—45 von 273 auf 622 gestiegen ist. Unter den Falliten in der S. befindet sich übrigens eine verhältnißmäßig starke Zahl von Fremden, und die Fallimente selbst betragen in der Regel nur kleine oder mittelmäßige Summen, so daß wenigstens diejenigen, welche den ökonomischen Ruin zahlreicher Familien nach sich ziehen, zu den Seltenheiten gehören. Auch die so weit gehende **Zerlegung der Arbeit** in einzelne selbstständige Erwerbszweige und das Streben jedes Einzelnen nach ökonomischer **Selbstständigkeit** muß mit der Vervielfachung der Spekulationen zugleich die Chancen des Mißlingens vermehren und dazu beitragen, die Zahl der Bankerotte zu vergrößern. — Im Vorhergehenden liegen schon einige Andeutungen, daß auch die S. dem allgemeinen Zeitübel eines **wachsenden Pauperismus** nicht völlig entgehen konnte. So war in den Jahren 1809 und 1828 die Zahl der Unterstützten im Kanton Bern je 10,619 und 19,907; im Jahre 1840 aber 32,047 oder 1 auf 10 Einwohner. Doch ist zu bemerken, daß aus der ersten Periode die Zahl der Unterstützten wohl nicht genau angegeben, und daß die neue Verfassung des Kantons Bern einem weit verbreiteten Mißbrauche entgegengetreten ist, indem sie den Grundsatz aussprach, daß für solche Arme, die sich selbst ihren Unterhalt verschaffen können, die Unterstützungspflicht der Gemeinden aufhören soll. In Zürich, wo die Zahl der Unterstützten in den Jahren 1836—43 von 6760 auf 9184 gestiegen ist, betrug dieselbe $1/_{24}$ der Bevölkerung; in St. Gallen $1/_{28}$, im Aargau $1/_{13}$, und im Kanton Waadt, wo jedoch keine Vermehrung der Armen Statt hatte, $1/_{16}$ bis $1/_{15}$. Für die ganze S. mag sich die Zahl der aus öffentlichen Mitteln Unterstützten auf 130,000 oder $1/_{18}$ der Bevölkerung belaufen, während sie in England $1/_{6}$, in den Niederlanden $1/_{7}$ beträgt. Die Summe der jährlichen Unterstützungen beläuft sich auf $5\,1/_{2}$ Mill. Franken, und die der Armensteuern der 6 größten Kantone auf 946,595 Franken. Zum großen Theile werden die Unterstützungen aus dem Ertrage von Armengütern bestritten, die für die ganze S. etwa 60 Mill. Franken betragen. Dabei sind die eigentlichen Güter der großen Spitäler in Bern, Zürich, Lausanne, Basel, Genf u. s. w. nicht mit gerechnet. Ueberhaupt ist wohl kein Staat der neuern Zeit eben so reich, als die S., an den mannichfaltigsten **Stiftungen** für milde und andere gemeinnützige Zwecke. Trotz dem unsere Zeit beherrschenden Individualismus und der Sparsamkeit der Schweizer im häuslichen Leben, ist man doch stets zu Opfern für das Gemeinwesen bereit. Denn jeder Einzelne fühlt sich als lebendiges Glied des Ganzen; und weil das Volk selbst der Staat ist, so weiß man nichts von jenem spaltenden und feindlichen Gegensatze zwischen beiden, wie er in den monarchisch-bureaukratischen Staaten hervortritt.

Der Staat: Die Kantone, allgemeine Grundsätze des schweizerischen Staatsrechts; Gruppirung der Kantonalverfassungen. Die S. ist seit dem 28. Nov. 1848 ein aus 22 Kantonen bestehender **Bundesstaat**; bis dahin war sie ein **Staatenbund**. Die Kantone Unterwalden, Appenzell und Basel zerfallen in je 2 Halbkantone, von denen jeder in seinen innern Angelegenheiten völlig selbstständig ist. Die Durchschnittsgröße der Kantone beträgt etwas über 34 □Meilen. Bündten, Bern und Wallis haben aber je 121—134 (nach And. 140), 128 (n. A. 120, 83) und 96 (n. A. 78, 38) □Meilen, so daß Bündten 30mal, Bern 28mal so groß, als der kleine Kanton Zug ist. Die beiden Kantone St. Gallen und Zürich, mit je 37 (n. A. 35, 27), und 38 (n. A. 32, 33) □Meilen, nähern sich der Mittelgröße. Die Durchschnittsbevölkerung beträgt 105,500. Allein die 7 bevölkertsten Kantone Bern (432,000 Einw.), Zürich (244,000 Einw.), Waadt, Aargau, St. Gallen, Luzern und Tessin schließen über $5/_{8}$ der Gesammtbevölkerung ein, während die 7 kleinern Kantone, Schwyz, Schaffhausen, Glarus, Ob- und Nidwalden (Unterwalden), Zug und Uri, zusammen nur 161,000 Einwohner haben. Ueber die neueste Zählung von 1850 s. unten.

Das durchgreifende **Princip der schweizerischen Freistaaten**, wovon die weitern Grundrechte nur Ausflüsse sind, ist das der **Volkssouveränität**, das zumal in der neuesten Zeit mehr und mehr entwickelt und verwirklicht worden ist. Hiernach steht in allen Kantonen dem Volke ein Verfassungsveto in der Art zu, daß Abänderungen in den Grundgesetzen nur mit Zustimmung der Mehrheit der Staatsbürger erfolgen können. Diese Bestimmung, wonach die vom Volke frei gewählten Abgeordneten für Veränderungen in der Verfassung selbst nur Vorschläge machen dürfen, schützt hinlänglich gegen übereilte Verfassungsrevisionen und beschränkt die Abänderungen der Grundgesetze auf die von den Abgeordneten

des Volks und vom Volke selbst als nothwendig erkannten. Früher war in vielen Kantonen die Verfassungsrevision an bestimmte Fristen gebunden. Dies hatte den Nachtheil, daß sich der Stoff der Unzufriedenheit mit einzelnen grundgesetzlichen Bestimmungen periodisch ansammelte und alsdann zu desto heftigern Erschütterungen führte. In der neuesten Zeit dagegen ist man fast überall zu der richtigern Ansicht gelangt, die Möglichkeit einer Abänderung der Verfassungen zu jeder Zeit zuzulassen und auf diese Weise die immer gefährlichen Totalrevisionen zu vermeiden. Mit Ausnahme der kleinern Kantone ist die Trennung der Gewalten überall durchgeführt, und in den Kantonen Bern, Basel-Land und Tessin sogar in der Art auf eine Spitze getrieben, daß Mitglieder oberrichterlicher Behörden oder andere besoldete Beamte nicht zugleich Mitglieder der obersten gesetzgebenden Behörde seyn dürfen. Gleichheit vor dem Gesetze, Preßfreiheit, Petitions-, Vereins- und Versammlungsrecht sind durchweg anerkannt und im weitesten Umfange in Uebung. Staatsbürger ist in der Regel jeder Schweizer, der nicht fallit, bevormundet oder einer infamirenden Strafe verfallen, und zwar meist vom 20. oder 21., oft aber auch vom 17. und 18. Jahre an, so daß Staatsbürgerrecht und Wehrpflicht stets mit einander verbunden sind. Diese Ausdehnung des Staatsbürgerrechts auf ein jüngeres Alter findet sich gerade in den kleinern und vorzugsweise konservativen Kantonen. Hiernach ist in den kleinern Demokratien im Durchschnitt $\frac{1}{4}$, in den größern $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung Aktivbürger; im Ganzen rechnet man nicht weniger als 18 Staatsbürger auf je 100 Bewohner. Fast überall finden jetzt unmittelbare Wahlen der Volksabgeordneten Statt, ohne irgend welche Beschränkung der passiven Wahlfähigkeit nach Vermögen und Steuerquote (im Kanton Zürich wählt jedoch der große Rath selbst noch 12 Mitglieder). Schon hat es eine längere Erfahruug hinlänglich bewährt, daß aus dieser Verwirklichung einer ganzen und unverkümmerten politischen Freiheit nichts weniger als nachtheilige Folgen entspringen, indem die reifere Erfahrung des Alters, so wie die mit dem Besitz häufig verbundene höhere Bildung auch bei dem ausgedehntesten Wahlrecht gleichwohl ihre Geltung finden. Es ist also erklärlich genug, wenn man in der S. die Beschränkung des Staatsbürgerrechts auf ein höheres Alter, als das der Wehrpflichtigkeit, so wie jede künstliche und die bürgerliche Gesellschaft spaltende Kategorienmacherei nach Vermögen und Steuerpflicht, auf die man in Deutschland wieder loszusteuern sucht, als ein leeres und schädliches Vorurtheil erkannt hat. — Nach dem Maßstabe der größern oder geringern rechtlichen Betheiligung des Volks an der Gesetzgebung bilden die sogenannten reinen Demokratien — Uri, Ob- und Nidwalden, Glarus und die beiden Appenzell — die erste Gruppe der Kantonsverfassungen. Die höchste gesetzgebende Behörde ist die Landsgemeinde, oder die in der Regel jährlich einmal und für einen Tag Statt findende Versammlung aller Staatsbürger. Ihr muß Rechnung abgelegt werden; sie wählt die ersten und sodann die andern Staatsbeamten; sie genehmigt oder verwirft die Kantonalgesetze und Staatsverträge, meist durch Abstimmung mit Ja oder Nein. Auch jeder Einzelne kann unter näher vorgeschriebenen Formen Gesetzvorschläge an die Landsgemeinde bringen. An der Spitze der vollziehenden Gewalt stehen die „Vorgesetzten": Landammann und dessen Statthalter, Landesäckelmeister und zuweilen ein Landeshauptmann. Die Vorgesetzten werden meist auf Lebenszeit gewählt. Darum ward thatsächlich in manchen dieser kleinen Kantone die Herrschaft das Besitzthum weniger Familien, und die absolute Demokratie artete in Oligarchie aus. Doch ist der regierende Landammann nur 1—3 Jahre ununterbrochen im Dienst. Die Vorgesetzten beziehen meistens gar keinen Gehalt, oder nur einen sehr kleinen, oder geringe Taggelder für die Sitzungen. Wohl aber findet in diesen demokratischen Kleinstaaten nicht selten der Mißbrauch einer Aemteranhäufung Statt, wodurch auf Einzelne ziemlich hohe Gehalte vereinigt werden. Von Amtswegen sind die Vorgesetzten zugleich Mitglieder der Landräthe oder Kantonsräthe, d. h. der meist gleichfalls auf Lebenszeit gewählten Vertreter von Ortsversammlungen und Gemeinden, zur Wahrung der besondern Interessen derselben. Sie haben eine Initiative der Gesetze und Beschlüsse und für Handhabung derselben zu sorgen. Der „verminderte" Landrath (Wochenrath, Regierungskommission) hat die laufenden Geschäfte zu erledigen. Für außerordentliche Verrichtungen, namentlich in Sachen der Kriminaljustiz, tritt aber auch ein „verstärkter" Landrath zusammen (zwei- und dreifacher Landrath, auch großer Rath). An diese Verfassungen schließt sich zunächst die Föderativrepublik Bündten, so wie Wallis, wo die Gesetze, die vom großen Rathe nur vorgeschlagen werden, dem Volke zur Genehmigung oder Verweigerung vorgelegt werden müssen, ohne daß deshalb eine allgemeine Landesversammlung Statt hat. Diese auf der Gesammtheit beruhende höchste Gewalt äußert sich in Bündten durch die Mehrheit der gesetzlich eingeholten Willensmeinungen oder Gemeindemehren; zur Abänderung eines Gesetzes sind $\frac{2}{3}$ der Stimmen erforderlich. Aehnlich findet in Wallis, wo indessen in allen Fällen einfache Stimmenmehrheit genügt, das sogenannte Referendum Statt, wonach Gesetze, Finanzdekrete und Naturalisationen den Gemeinden zur Abstimmung vorgelegt werden müssen. Eidgenössische Angelegenheiten sind diesem Veto nicht unterworfen. Den Uebergang zu den sogenannten reinen Repräsentativdemokratien bilden die Kantone St. Gallen, Luzern und Basel-Land mit fakultativem Veto binnen bestimmter Fristen von je 45—50 und 14 Tagen. In Basel-Land

erfordert die Verwerfung eines vom Landrath (großen Rath) vorgeschlagenen Gesetzes die Unterschriften der Mehrheit der Staatsbürger, unter Mittheilung der Gründe der Verwerfung. Soll eine Gemeinde zur Ausübung des Veto versammelt werden, so müssen sich in St. Gallen wenigstens 50 (in Luzern $^1/_6$) Aktivbürger dafür eingeschrieben haben. Wenn nach Ablauf der festgesetzten Frist kein Veto eingelegt worden ist, so tritt das vom großen Rathe vorgeschlagene Gesetz in Wirksamkeit. Zu bemerken ist noch, daß Diejenigen, welche sich der Abstimmung enthalten, als zustimmend zu dem Gesetzvorschlage des großen Raths betrachtet werden. Unter den übrigen Kantonen, die man als sogenannte reine Repräsentativdemokratien bezeichnet, hat noch der Kanton Waadt ein jenem Veto sehr analoges Institut. Der große Rath kann nämlich von sich aus und muß auf das Begehren von wenigstens 8000 Aktivbürgern die Entscheidung über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse den allgemeinen Versammlungen der Gemeinden übertragen. Uebrigens liegt hier, wie in den andern repräsentativen Kantonen, die volle gesetzgebende Gewalt in der Hand der großen Räthe (der Abgeordneten des Volks). Im Durchschnitt kommt auf je 1000 Seelen ein Abgeordneter, und in der Regel werden die Mitglieder der großen Räthe für einen Zeitraum von 4 Jahren gewählt. Nach der Verfassung des Kantons Bern vom 31. Juli 1846 soll jedoch auch eine außerordentliche Erneuerung des großen Raths Statt finden, wenn es die Mehrheit der Bürger in den Gemeindeversammlungen verlangt, und eine Abstimmung darüber, ob Erneuerung eintreten soll, muß auf das Begehren von 8000 Aktivbürgern angeordnet werden. Dieses Recht des souveränen Volks des Kantons Bern entspricht also dem Recht der Auflösung der Abgeordnetenkammer durch die Regierung in der konstitutionellen Monarchie; und daß ein solches Recht dem Volke in andern Kantonen nicht eingeräumt ist, gehört noch zu den Lücken ihrer Verfassung. Noch zweckmäßiger aber würde es wohl seyn — und auch diese Bestimmung ist hier und da in der S. schon in Anregung gekommen — wenn den einzelnen Wahlkreisen ein an keine bestimmte Zeit gebundenes Abberufungsrecht in der Art eingeräumt würde, daß die nicht ausdrücklich für die Abberufung Stimmenden so betrachtet werden, als hätten sie für die Beibehaltung der bisherigen Abgeordneten gestimmt. Die Mitglieder der großen Räthe können, wie in den konstitutionellen Monarchien, durch keine Instruktionen gebunden werden. Die Beschlüsse der Mehrheit haben sofort Gesetzeskraft; doch ist für die Erlassung von Gesetzen jetzt häufig eine doppelte Berathung vorgeschrieben, was um so zweckmäßiger ist, da man in den schweizerischen Einzelstaaten von einem Zweikammersystem nichts weiß, sondern die großen Räthe stets nur eine einzige Versammlung bilden. Ueber die Vortheile und Nachtheile des mehren Kantonen der S. ganz eigenthümlichen fakultativen Volksveto in Gesetzgebungssachen ist schon viel hin und her gestritten worden. Wendet man gegen das Veto ein, daß dasselbe nicht alles Schlimme verhindern könne und verhindert habe, daß z. B. im Kanton Luzern die vom großen Rathe beschlossene Beschränkung der freien Meinungsäußerung, so wie die Berufung der Jesuiten, trotz der Möglichkeit eines Veto, gleichwohl durchgesetzt wurde: so ist dies zwar richtig. Aber darin liegt kein Maßstab der Beurtheilung für das Institut selbst, da auch ohne dessen Existenz jene Beschlüsse nur um so gewisser gefaßt worden wären. Wichtiger ist der Einwand, daß durch das Veto auch solche Anordnungen leicht verhindert werden können, die im wahren Interesse des Volks liegen, aber ökonomische Opfer in Anspruch nehmen. So scheiterte wirklich im Kanton Wallis ein die Beförderung des Volksunterrichts bezweckendes Gesetz an dem Veto der unter dem Einflusse des Klerus stimmenden Mehrheit. Allein auch dieser Einwand hat nur Geltung, wenn die Gesetzgebung noch sehr im Rohen ist und das Volk noch auf einer sehr niedern Stufe politischer Bildung steht. Ist dies nicht der Fall, wie bei Weitem im größern Theile der S., so wird sich das eben so ächt republikanische, als im guten Sinne konservative Institut des Veto zu seinem Vortheile bewähren, indem es das Volk vor jeder übereilten und besonders verderblichen Geschwindfabrikation von Gesetzen bewahrt; indem es stets die Gesetzgebung auf dem Niveau der wirklichen und lebendigen öffentlichen Meinung erhält, weil nichts durchgesetzt werden kann, was mit dieser Meinung im noch nicht überwundenen Gegensatze steht und wofür also im Volksleben selbst der Boden noch nicht bereitet ist. In der That ist auch die Bewegung des öffentlichen Lebens in der S. auf die Einführung dieses Veto gerichtet. Die bisherigen Vorurtheile dagegen verschwinden mehr und mehr, und auch aus den Verfassungsrevisionen, die jetzt im Werke sind, dürfte wieder für den einen oder andern Kanton das Veto als politische Errungenschaft hervorgehen. Abgesehen von den kleinern Kantonen mit Landsgemeinden und dem Föderativstaate Bündten, wo eine sogenannte Standeskommission von 3 Mitgliedern — je eines und ein Ersatzmann aus jedem der 3 Bünde — die laufenden Regierungsgeschäfte besorgt, ist in den andern Kantonen der Organismus für die vollziehende Gewalt wesentlich der gleiche. An ihrer Spitze stehen von den Großräthen gewählte Regierungsbehörden (Regierungsrath, Staatsrath, kleiner Rath) von 13, 9, 7, 6 oder 5 Mitgliedern. Ihre sonst größere Zahl ist neuerdings vermindert worden; auch hat sich das frühere Kollegialsystem dem Departementalsystem mehr genähert. Die Amtsdauer ist 4 bis 6 Jahre. Die Vorsteher dieser Behörden heißen Bürgermeister, Schultheiß, Landammann, Syndik oder Präsident. Den Verwaltungsbezirken stehen meist von den Bezirks-

versammlungen, so wie den einzelnen Kommunen von diesen gewählte Beamte vor (die Bezirke, nicht aber die Gemeinden, ernennen ihre Beamten meist durch Wahlmänner). So stützt sich in der S. die ganze Administration in letzter Linie auf die Selbstthätigkeit der Gemeinden. Ueberhaupt ist die politische Selbstständigkeit derselben größer, als in jedem andern Lande des europäischen Kontinents, zumal in Beziehung auf das Verfügungsrecht über die Gemeindegüter, die Selbstbesteuerung für Gemeindezwecke, die Bewilligung von Aufenthalt und Niederlassung, so daß Cherbuliez mit Recht von der S. bemerkt: „La decentralisation est à peu près complète". Sämmtliche Verwaltungskosten in allen Kantonen der S. zusammen, betragen 1,088,000 Schweizerfranken, nämlich an Material 250,000, an Besoldungen und Honoraren 837,698. Der durchschnittliche Beitrag zur Bestreitung der Besoldungen beträgt also 360 Schweizerfranken auf je 1000 Seelen. Die Besoldungen überhaupt, namentlich auch die der Mitglieder der höchsten Regierungsbehörden, sind nach dem Maßstabe des monarchischen Europa, oder auch Frankreichs, sehr gering. Die letztern belaufen sich in Bern, Waadt, Aargau, Zürich und Luzern auf nicht mehr als je 3500, 2400, 2000, 1600 und 1500 Schweizerfranken. Verhältnißmäßig nicht beträchtlicher sind die Besoldungen für die höchste vollziehende Behörde der Eidgenossenschaft. Der Präsident des Bundesraths bezieht einen jährlichen Gehalt von 6000, jedes der andern 6 Mitglieder von 5000 Schweizerfranken. Die Tagegelder der 111 Mitglieder des Nationalraths sind auf 8 Schweizerfranken festgesetzt. Neben jenen Kantonalausgaben belief sich die eidgenössische im Jahre 1845, also vor Einführung der neuen Bundesverfassung, auf 352,594 Schweizerfranken, wovon aber nur 68,054 Civilausgabe, das Uebrige ordentliche oder außerordentliche Militärausgabe war.

Gerichtswesen. Neben den schon theilweise berührten Eigenthümlichkeiten der Justizpflege in den kleinen Kantonen ist für den übrigen Theil der S. noch besonders hervorzuheben, daß die Richterkollegien der 2. und 3. Instanz aus Mitgliedern bestehen, welche regelmäßig nur für einige Jahre theils von den Großräthen, theils von den einzelnen Bezirken gewählt werden. Nimmt man bei diesen Wahlen möglichste Rücksicht auf gebildete Rechtsgelehrte, so ist doch darüber meist gesetzmäßig nichts vorgeschrieben. Da hiernach die S. schon lange eigentliche Volksgerichte hatte, so mag das Bedürfniß der Einführung der Jury erst später fühlbar geworden seyn. Schwurgerichte für Straffälle bestehen erst seit 1844 in einigen Kantonen: in Genf in Folge der Umwälzung von 1842, in Waadt seit 1845, in Bern seit den Reformen von 1846, und hier auch mit Ausdehnung auf zuchtpolizeiliche Fälle. Im Durchschnitt beträgt der vom Staat für das Justizwesen zu bestreitende Aufwand 625 Franken auf je 1000 Seelen, abgesehen von den nicht sehr hohen Gerichtssporteln, welche meist den gering oder zuweilen gar nicht besoldeten Gerichtsbeamten zufallen.

Militärverfassung und Heerwesen. Vor allem Andern verdient das viel zu wenig gekannte schweizerische Heerwesen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Trotz einzelnen Mängeln und Lücken enthält es — und diese Behauptung ist leicht zu begründen — die schon weit entwickelten Keime für die Heerverfassungen der Zukunft. In der Reihe der europäischen Militärverfassungen bilden die englische und die schweizerische gleichsam die beiden äußersten Endpunkte. In Großbritannien mit seinem verhältnißmäßig geringen stehenden Heere, das aus Geworbenen für längere Zeit besteht, welche meist die ganze Periode ihres kräftigen Alters im Kriegsdienste zubringen, finden wir eine scharfe Theilung der Arbeit für Krieg und Frieden. Der Arbeiter für die Künste des Friedens, wenn er nicht freiwillig zum Kriegsdienste übertritt, hat mit Ausnahme seltener Nothfälle nicht zu besorgen, daß er seinem bürgerlichen Berufe entrissen werde. In der S. dagegen, mit ihrer allgemeinen Wehrpflichtigkeit, mit ihrer ganz kurzen Uebungszeit für den einzelnen Militär, ist der kriegerische und bürgerliche Beruf innigst verschmolzen, ohne daß in gewöhnlichen Zeiten der erstere auf den letztern irgend einen bemerkbaren nachtheiligen Einfluß äußern könnte. Hier ist in Wahrheit das Volk Heer und das Heer Volk geworden. Alle andern Heerverfassungen dagegen — die preußische kaum ausgenommen — welche einen großen Theil der vollkräftigen Jugend lange genug dem bürgerlichen Berufe entziehen, um sie diesem Berufe zu entfremden, welche eine Masse der sonst der Produktion zu gut kommenden Kräfte verschwenden und das Mark des Volks aufzehren, diese Heerverfassungen sind in Wahrheit der Krebsschaden unserer Gesellschaft, und wird darin nicht von Grund aus geholfen, so wird in keiner Weise geholfen werden. Ihre volkswirthschaftlichen Nachtheile und die Gewinnverluste, welche sie für das Ganze, wie für den Einzelnen mit sich führen, summiren sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr. Wenn das Nationaleinkommen Englands und der S. verhältnißmäßig größer ist, als das jedes andern europäischen Staats, so liegt das großentheils, gewiß aber in höherm Maße, als es dem oberflächlichen Beobachter scheinen mag, in ihren Wehrverfassungen. Die neue Bundesverfassung (Art. 13) verbietet dem Bunde ausdrücklich, stehende Truppen zu halten. Auch darf kein Kanton oder Halbkanton ohne Bewilligung der Bundesbehörde mehr als 300 Mann stehende Truppen haben, und von allen Kantonen ist es nur noch Basel-Stadt, welches deren wirklich hält, aber nicht mehr, als etwa 200 Mann. Das aus den Kontingenten der Kantone gebildete Bundesheer besteht aus dem 3 Proc. der schweizerischen Bevölkerung starken Bundesauszuge, und der $1\frac{1}{2}$ Proc. starken Reserve. Diese Stärke hat nach den

schweizerischen Militäreinrichtungen durchaus nichts Drückendes; während in Deutschland die betrübte Errungenschaft einer Vermehrung des stehenden Heers bis zu 2 Proc. der wirklichen Bevölkerung dem Volke seit 1848 eine neue Last zu kaum erschwinglichen Bürden aufgelegt hat. In Zeiten der Gefahr verfügt der Bund auch über die übrigen Streitkräfte (die Landwehr) der Kantone, also über die gesammte waffenfähige Mannschaft (Art. 18 und 19 der Bundesverfassung). Im gleichen Verhältnisse von 3 Proc. der Bevölkerung hatte ein Tagsatzungsbeschluß von 1840 das Bundesheer auf 64,019 Mann und auf eine Landwehr von unbestimmter Stärke festgesetzt. Die Zusammensetzung des Heers war an Genietruppen: 500 Sappeure und 200 Pontoniere, also etwas über $^1/_{100}$ und beinahe dasselbe Verhältniß wie im deutschen Heer. 50,449 Mann Infanterie bei den Kompagnien und 1415 in den Bataillonsstäben, in 75 Bataillonen von je 6 Kompagnien zu 100—130 Mann. Jedes Bataillon hat 2 Kompagnien Jäger, die besonders auf den leichten Dienst eingeübt sind. Die gesammte Infanterie beträgt $^4/_5$ des Heers. Scharfschützen, mit Stutzern bewaffnet, 4200 Mann in 42 Kompagnien, also $^1/_{16}$—$^1/_{15}$ des Heers. Artillerie 4977 Mann bei den Kompagnien und 796 uneingetheilte Trainmannschaft; 5426 Trainpferde. Das eigentliche Artilleriecorps, in 44 Kompagnien eingetheilt, steht unter einem besondern Inspektor. Die Zahl der schweren Geschütze ist 304, nämlich 16 Stück Zwölfpfünder, 76 Stück Sechspfünder, 24 Stück 12pfündige Haubitzen; dazu 18 Stück Ergänzungsgeschütz, 10 Berghaubitzen, 160 Stück Reservegeschütz. Mit Ausnahme von 60 Stück Reservegeschütz wird dieses ganze Material von den Kantonen geliefert. Die gesammte Artillerie beträgt $^1/_{11}$, für die deutschen Armeen $^1/_{14}$. Wenn hiernach das schweizerische Bundesheer an Artillerie nicht schwach und an Scharfschützen, dieser sogenannten kleinen Artillerie, verhältnißmäßig stark ist, so ist es dagegen schwach an der kostspieligen Waffe der Kavalerie, die aber für das schweizerische Bergland in größerer Masse ohnehin entbehrlich erscheint und außerdem überhaupt an Bedeutung verloren hat, ja, nach den neuesten Verbesserungen der Feuerwaffen in den Kriegen der Zukunft noch mehr verlieren wird. Die Kavalerie, 1504 Mann, beträgt nur $^1/_{43}$, bei der deutschen Armee dagegen $^1/_7$ des Heers. Mit der Stärke des Bundesauszugs und der Reserve ist indessen noch lange nicht die ganze Masse der verfügbaren Streitkräfte bezeichnet. Fast alle Kantone, in welchen für Verwaltung des Heerwesens besondere Militärdepartements oder Militärkommissionen bestehen, können über eine weit zahlreichere Miliz, als die ihres Kontingents verfügen. In der Regel wird der waffenfähige Schweizer schon im 18. oder 19. Jahre Rekrut, tritt im 20. Jahre in den effektiven Dienst ein und geht mit 30 oder 40 Jahren in die Landwehr über. Mit 50 Jahren — die Aufgebote in Masse ausgenommen — hört der regelmäßige Dienst auf. Bei solchen Einrichtungen war es möglich, daß im Jahre 1838, als von französischer Seite her ein Angriff drohte, nur das kleine Genf eine wohlbewaffnete und organisirte Mannschaft von 6664 Milizen und Waadt eine verhältnißmäßig nicht geringere Zahl aufstellte. Indessen waren seither die militärischen Leistungen der einzelnen Kantone ziemlich ungleich, ein Mißstand, welcher durch die neue Bundesverfassung und die darauf zu gründende Organisation des Heerwesens beseitigt wird. In einigen Kantonen thut kaum die Hälfte der männlichen Bevölkerung im besten Alter wirklichen Militärdienst. Da und dort zerfielen die Wehrpflichtigen in Dienende und Bezahlende, welche letztern eine Militärsteuer entrichteten, wovon die Kosten und die Ausrüstung der erstern bestritten wurden. Immer hatten doch auch diese Kantone 5—6 Proc. der Bevölkerung in militärischer Bereitschaft, während andere Kantone 10—12, ja 15 Proc. aufstellen konnten und bei verschiedenen Anlässen wirklich aufstellten. Schon im Jahre 1838—39 schätzte Leemann in seiner „Militärstatistik der S." die Gesammtzahl der wirklich und vollständig organisirten Truppen auf 121,600 Mann, nämlich 1050 Mann Genietruppen, 10,050 Mann Artillerie und Train, 1900 Mann Kavalerie, 8600 Mann Scharfschützen, 100,000 Mann Infanterie. Sodann die nicht vollständig organisirte Mannschaft auf 64,000, im Ganzen also auf 185,600 Mann. Die letztere umfaßte die ältere, in noch dienstfähigem Alter befindliche, so wie die jüngere milizpflichtige, noch nicht eingetheilte Mannschaft. Darunter waren viele Unbewaffnete, aber auch eine große Anzahl versuchter und erprobter Schützen. An Waffenvorräthen fanden sich damals, außer den in den Händen der Mannschaft befindlichen, von ihr selbst angeschafften oder vom Staate ihr anvertrauten Waffen, in den Zeughäusern der Kantone etwa 60,000 Infanteriegewehre, 3000 Stutzer und 670 Stück Geschütze jeder Art. Von letztern konnten 200 als Feldartillerie und 180—200 als Positionsgeschütze verwendet werden (nach dem Berichte des Bundesraths über den Gesetzentwurf zu einer neuen Militärorganisation hatten die Kantone im J. 1849 noch 361 Geschütze über das zum Kontingent des Auszugs zu stellende Geschütz hinaus). Seitdem, zum Theil zum Zwecke und in Folge des Sonderbundskriegs, ist das Heerwesen sehr vervollkommnet worden. Auch die Waffenvorräthe haben sich vergrößert, wie denn überhaupt die S., bei den überall eingeführten Schießübungen und der Liebhaberei der Schweizer an guten Gewehren, verhältnißmäßig als das waffenreichste Land in Europa erscheint. Darum geht man in der Annahme nicht zu weit, daß die S. gegenwärtig schon ein wohlbewaffnetes Volksheer von 250,000 Mann aufzubringen im Stande ist. Der kleine Bundesstaat der Eidgenossen kann also, zumal wenn man das günstige Terrain in Anschlag bringt, in militärischer Beziehung zu den Großstaaten gezählt werden; aber freilich nur für Vertheidigung des Landes selbst, da für offensive Operationen im Auslande wohl nur ein sehr geringer Theil der

streitbaren Mannschaft dauernd verwendet werden könnte. Um so mehr darf man behaupten, daß durch eine allgemeine Einführung der schweizerischen Wehrverfassung für den Frieden und Wohlstand, für die Ordnung und Freiheit Europa's gewiß besser, als durch alle andern Maßnahmen gesorgt seyn würde. Die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde für das Kriegswesen ist jetzt, nach Aufhebung des bisher bestandenen eidgenössischen Kriegsraths, der Bundesrath. Der eidgenössische Stab bestand aus 1 Oberstquartiermeister, 1 Oberinspektor der Artillerie, 1 Oberstkriegskommissär, 12—30 eidgenössischen Obersten, einer unbestimmten Anzahl von Oberstlieutenants. Nach den vorliegenden Anträgen soll derselbe vermehrt werden. Der Bund, der den Generalstab ernennt, beruft auch im Falle eines Aufgebots von wenigstens 24,000 Mann aus der Reihe der eidgenössischen Obersten, welche die höchste Charge bilden, den Oberbefehlshaber, der für die Dauer des Unternehmens den Titel „General" führt; sodann einen zweiten Befehlshaber, einen Chef des Generalstabs, einen Generaladjutanten und mehre andere Offiziere. Die militärische Rechtspflege ist durch ein Straf- und Prozeßgesetz vom Jahre 1837 geordnet. Für Waffen, Munition, weitere Ausrüstung und Kriegsfuhrwerk haben die Kantone zu sorgen. Der Bund übernimmt nur die Lieferung eines Theils des Kriegsmaterials (Bundesverfassung, Art. 20, d). Zugleich übernimmt er den Unterricht der Genietruppen, der Artillerie und Kavalerie, wozu jedoch die betreffenden Kantone die Pferde zu stellen haben. Für die Unterweisung in diesen Specialwaffen sind nach neueren Verfügungen für die gesammte S. Militärbezirke und Waffenorte festgesetzt worden. Bundessache ist ferner: Die Bildung der Instruktoren für die übrigen Waffengattungen, so wie für alle Waffengattungen der höhere Militärunterricht. Zu diesem Zwecke besteht eine Militärschule in Thun, zunächst für Artillerie und Genie, die aber auch für den Unterricht der andern Waffengattungen und des Generalstabes benutzt wird. Unter Kommando eines eidgenössischen Stabsoffiziers dauert der Unterricht jährlich etwa 2 Monate, für einige Zweige desselben auch länger. Außerdem werden für den gleichförmigen Unterricht verschiedener Waffengattungen alle 2 Jahre vierzehntägige Uebungslager für 3000—3500 Mann nach einer bestimmten Kehrordnung abgehalten. Im Uebrigen liegt die Instruktion der Milizen den Kantonen ob, nach den bundesmäßig angenommenen Dienst- und Exercierreglements: sie besolden dafür meist einen oder einige Oberinspektoren oder Oberinstruktoren. Der Bund überwacht indessen auch den Militärunterricht der Infanterie und Scharfschützen, so wie die Beschaffenheit des von den Kantonen zu liefernden Kriegszeugs; auch gehört ihm die Prüfung der Militärverordnungen der Kantone, damit dieselben nichts den eidgenössischen Bestimmungen Widersprechendes enthalten. Die Uebungen in den einzelnen Kantonen, aus Elementarübungen in den Gemeinden und Centralkursen bestehend, dauern nur sehr kurze Zeit. Da im Frieden nur während dieser Uebungszeit, wenn nicht aus besondern vorübergehenden Gründen außerordentliche Truppenversammlungen Statt haben, Sold gezahlt wird; da man neben den vorgeschriebenen Uebungen durchaus nichts weiß vom Unsinn eines kostspieligen Garnisondienstes, von Paradekünsten und Kasernenwirthschaft, so erfordert auch das schweizerische Heerwesen einen verhältnißmäßig sehr geringen Aufwand, und die S. vermag im Frieden ihre Kräfte zu sammeln, um einen unvermeidlichen Krieg mit desto größerem Nachdrucke führen zu können. Jene Uebungszeit wäre indessen allzu kurz für die Gewöhnung an Zucht und Ordnung, an Waffenfertigkeit und militärisches Zusammenwirken, wenn ihr nicht nach einer ziemlich allgemein herrschenden Volkssitte freiwillige Vorübungen vorangingen. Häufig versteht daher der Schweizer schon mit den Waffen umzugehen, ehe er in die Reihen der Volkswehr eintritt. Die in weitem Umfange eingeführten, an geordnetes und gegliedertes Zusammenwirken gewöhnenden Turnübungen; die zahllosen und mit Leidenschaft betriebenen Schießübungen, von den großartigsten Schützenfesten an bis herunter zu den sogenannten Knabenschießen und dem noch ziemlich häufigen Armbrustschießen; die sogenannten Kadettencorps in vielen Städten, in welchen leichtbewaffnete Knaben von 10 oder 12 Jahren in allen militärischen Uebungen, bis zum Vorpostendienste und zum Manövriren im Feuer von Truppe gegen Truppe, geübt werden — das Alles ist eine gute Vorschule für den Ernst des Kampfes und trägt nicht wenig bei, die in andern Staaten so schwer drückende Last des Wehrdienstes in eine Lust zu verwandeln. Vor Allem aber ist der Stutzer, diese Waffe, welche eine wachsende Bedeutung gewinnt, die Lieblingswaffe der Schweizer. Die alle 2 Jahre gehaltenen Schützenfeste sind bei Weitem die wichtigsten u. großartigsten Volksfeste geworden, an denen sich der ganze Kern der Bevölkerung theils unmittelbar, theils durch Uebersendung reicher Gaben betheiligt. Hier zumal werden die Schießübungen mit der äußersten Sorgfalt und der genauesten Berechnung betrieben; und die sich im Wettstreite als die besten Schützen gezeigt, sie werden vom ganzen Volk als Sieger in diesen neuen olympischen Spielen ausgezeichnet. Auch muß man die Zahl der Scharfschützen, welche die S. aufzubringen im Stande ist, nicht nach dem für den Bundesauszug festgestellten Verhältnisse bemessen. Es gehört zum Militärzopfe, der aus andern Staaten auch noch in das schweizerische Heerwesen herüberragt, und hängt mit dem militärischen Vorurtheile des ein für allemal zu fixirenden Verhältnisses der verschiedenen Waffengattungen zusammen, daß man für den Bundesauszug eine beschränkte Zahl von Scharfschützen angenommen hat, während man Alle, die zu diesem wichtigsten und volksthümlichsten Dienste Lust und Fähigkeit haben, dafür verwenden sollte und füglich verwenden könnte. Gewiß geht

man aber mit der Annahme nicht zu weit, daß die S. im Nothfalle jetzt an 20,000 oder mehr wohlbewaffnete und wohlgeübte Scharfschützen aufstellen, daß sie dadurch ihre Wehrkraft, noch mehr intensiv als extensiv, um ein Bedeutendes steigern könnte. So wichtig übrigens die von Sitte und Herkommen eingeführten militärischen Vorübungen sind, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß hierin noch eine wesentliche Lücke auszufüllen ist. Das schweizerische Heerwesen dürfte sich erst dann zu einer viel höhern Stufe erheben, wenn allgemein die militärische Vorbildung als nothwendiges Element in die Volksschule aufgenommen wird; wenn die Schullehrer in den Seminarien, was so leicht möglich wäre, in den Stand gesetzt werden, auch als militärische Instrukteren nach den eidgenössischen Reglements und Dienstvorschriften in allen Knabenschulen thätig zu seyn; wenn hiernach jeder Einzelne wenigstens die militärischen Elementarübungen schon durchgemacht haben müßte, ehe er in das Volksheer eintritt, so daß diesem nur die Masseübungen und der höhere Kriegsdienst vorbehalten bleibt. Kleidung, wie Bewaffnung waren nicht gleichförmig für das ganze eidgenössische Heer. Die Mannschaft trug die Kantonskokarde; nur die Offiziere des eidgenöss. Stabs, die auch durch besondere Uniformen ausgezeichnet sind, die eidgenössische. Dagegen führen alle Truppen im eidgenöss. Dienste nur die eidgenössische Fahne und die rothe eidgenössische Feldbinde mit dem weißen Kreuze. Was die Wehrtracht anlangt, so hatte ein unwillkürlicher Trieb der Nachahmung von den stehenden Heeren der Nachbarstaaten her manches Unzweckmäßige auch in das schweizerische Heerwesen aufnehmen lassen: noch allzuviel Flitterstaat an den Uniformen der Offiziere, mit kostspieligen Epauletten und Ringkragen; häßliche und zweckwidrige Uniformfracks statt der Waffenröcke; schwerfällige und unschöne Czakos oder Käppi; tuchene und leinene Kamaschen statt der zweckmäßigern ledernen; fast durchweg weißes Lederzeug u. dgl. m. Alle oder die meisten dieser Mißstände sollen nach dem Entwurfe der neuen Militärorganisation beseitigt werden, die für jede Waffengattung des ganzen Bundesauszugs eine wesentlich gleiche Wehrtracht und die gleiche eidgenössische Kokarde in Aussicht stellt. Offiziere haben sich ganz auf eigene Kosten, die Mannschaft hat sich in der Regel wenigstens theilweise auf ihre Kosten zu equipiren und auszurüsten. Doch sind die Bestimmungen darüber in den einzelnen Kantonen verschieden. Offenbar liegt in dieser Verpflichtung eine Ungerechtigkeit: sie ist eine nicht ganz geringe Besteuerung der Aermern und minder Bemittelten zum Vortheile der Vermögenden und Reichen, während doch aller Aufwand im Interesse der Gesammtheit nach Verhältniß des Vermögens bestritten werden sollte. Man hat aber in der S. eine solche Scheu vor jeder hohen Besteuerung, daß man ihr auf einem Umwege wenigstens dem Namen nach zu entgehen sucht, auch wo sie der Sache nach unvermeidlich ist. Obschon mit dieser Pflicht der Selbstbewaffnung der große Vortheil verbunden ist, daß jeder Wehrmann seine Waffe als Eigenthum im Hause behält, und daß ihm damit die nicht unbenutzt bleibende Gelegenheit zu freiwilligen Waffenübungen gegeben wird, so bleibt es doch sicher, daß sich dieser Zweck auch in anderer Weise erreichen lassen würde. Die Anstellung der Offiziere in den Kontingenten der Kantone geschieht aus der Reihe Derjenigen, die sich freiwillig dazu gemeldet, einen bestimmten Unterrichtskurs durchgemacht und die vorgeschriebene Prüfung bestanden haben, von Seite der obersten militärischen Kantonalbehörde (**Kriegsrath**). Unter ähnlichen Voraussetzungen erfolgt die Beförderung zum Unteroffizier durch die vorgesetzten Truppenchefs. Eine Wahl der Führer durch die Mannschaft selbst, wie sie für einen Theil der deutschen Volkswehr in Aussicht gestellt wurde, findet also in der S. nicht Statt. Sie wäre auch in ihrem vollen Umfange nicht wohl ausführbar, da die Wehrpflichtigen während ihrer kurzen Uebungszeit nicht Gelegenheit haben, sich in ihren militärischen Leistungen genügend kennen zu lernen, obwohl eine gewisse Konkurrenz der Mannschaft bei Ernennung der Führer nicht unzweckmäßig seyn dürfte. Es fehlt im schweizerischen Heere nie an Solchen, welche die Stellen als Subalternoffiziere auszufüllen im Stande sind. Für die **militärische Fortbildung** derselben wird zum Theil durch Zusammenkünfte der Offiziere zur Besprechung militärischer Angelegenheiten, durch Offiziervereine, durch gemeinschaftliche Anschaffung von Militärbibliotheken u. s. w. gesorgt. Eine andere Frage ist jedoch, ob es nicht gerathen wäre, eine gewisse Zahl höherer Offiziere in fortwährender Aktivität zu halten und regelmäßig zu besolden, um sie in den Stand zu setzen, sich ausschließlich oder vorzugsweise nur dem militärischen Berufe zu widmen. Eine Versäumniß darin kann schwere Folgen haben, und eine unzeitige Sparsamkeit kann leicht zur größten Verschwendung am Gut und Blut des Volks werden. Es ist nämlich allgemeiner Grundsatz sowohl für die Eidgenossenschaft, als für die einzelnen Kantone, daß keine militärische Anstellung besoldet wird, so lange sie nicht mit wirklicher Dienstthätigkeit verbunden ist. In der S. kennt man also durchaus nicht den glänzenden Unfug einer kostspieligen Generalität, die nichts zu kommandiren hat, oder einen Offizierstand, der für den besten Theil der Friedenszeit zu geschäftigem oder nicht geschäftigem Müssiggange verurtheilt ist. Die Gage der schweizerischen Offiziere besteht aus Tagegeldern für wirklich geleisteten Dienst. Sie beträgt im eidgenössischen Dienste für den Oberbefehlshaber und den Befehlshaber von 8—24,000 Mann täglich 72 und 60 Franken, nebst 8 Mund- und 8 Fourageportionen; für den eidgenöss. Oberst 18 Franken, Oberlieutenant 4 Franken 50 Centimen, ersten Unterlieutenant 3 Franken 45 Cent. Der Entwurf der neuen Militärorganisation stellt für die höchsten Offiziere des eidgenöss. Stabes eine Verminderung, für die Subalternoffiziere eine Erhöhung

des Solds in Aussicht. Im Verhältnisse zu den stehenden Heeren der monarchischen Staaten sind dagegen im eidgenöss. Dienst, dem meist auch der Sold im Kantonaldienste entspricht, die Unteroffiziere und besonders die Gemeinen besser bezahlt. Ein Feldwebel erhält täglich 1 Frank 12 Cent., Korporal 60 Centimen, gemeiner Soldat 3 Schweizerbatzen (etwas mehr als 3 Batzen rheinisch). Außerdem wird aber nach 2 Monaten ununterbrochener Dienstzeit jedem Manne, bis zum Feldwebel einschließlich, ein halber Batzen Zulage gewährt, die man der Masse beifügt. Die Mundportion besteht reglementsmäßig in $1^1/_2$ Pfund Weizen- oder Roggenbrod und $^5/_8$ Pfund Rind- oder Kuhfleisch. Auf dem Kriegsfuße, wo aber die zu weit getriebenen Ersparnisse auch übel angebracht seyn würden, kommt also das schweizerische Heer ziemlich hoch zu stehen. Als ein Mangel mag es bezeichnet werden, daß kein geordnetes Pensionswesen für das Heer besteht. Indessen wird theils aus öffentlichen Mitteln, theils durch freiwillige Beiträge für die Hinterlassenen der Gefallenen, für Verwundete und wirklich arbeitsunfähig Gewordene reichlicher, als in den meisten monarchischen Staaten gesorgt, und zugleich das Aergerniß vermieden, daß hohe Pensionen als Prämien des Müssiggangs erscheinen. — Die Unterhaltung des Heers auf dem Kriegsfuße wird durch den hauptsächlich aus den Eingangsgebühren gebildeten Kriegsfonds bestritten, und aus den Matrikularbeiträgen der Kantone, wofür das einfache, alle 20 Jahre neu zu regulirende Geldkontingent auf 770,740 Schweizerfranken festgesetzt ist. Das regelmäßige eidgenössische Militärbudget belief sich bis auf die neueste Zeit auf etwa 400,000 Franken; der Gesammtbetrag der kantonalen Militärbudgets war 2,500,000—2,520,000 Franken, also zusammen etwa 3 Mill. Franken, oder gegen 15 Proc. der gesammten eidgenöss. und kantonalen Staatseinnahmen. In Frankreich und Preußen nimmt das Militärbudget je 22 und 44 Proc. weg. Allerdings kommt hierbei in Betracht, daß den schweizerischen Wehrpflichtigen einige Leistungen für Bewaffnung und Kleidung obliegen, die hier nicht, wie in den Staaten des Auslandes, in den Staatsrechnungen erscheinen. Allein bringt man selbst Alles in Anschlag, was der Bund, die Kantone und die Militärpflichtigen aus eigener Tasche bezahlen, so gibt die S. jährlich etwa 3 Millionen Schweizerfranken aus, wofür sie ein Heer von 250,000 Mann aufstellen kann und im Sonderbundskriege wirklich aufgestellt hat. Eben so viel gab Baden mit 1,350,000 Einw. vor seiner letzten Revolution aus und hatte dafür höchstens 16,700 M. zur Verfügung. In Preußen, bei einer Bevölkerung von $15^1/_2$ Mill., beträgt der Militäraufwand jährlich 65 Mill. Schweizerfranken, und doch verfügt es höchstens nur über 550,000 M. (Linie und Landwehr), also nur über $3^1/_2$ Proc. der Bevölkerung, während die S. über 10 Proc. verfügt. Das preuß. System ist also 9mal kostspieliger, als das der S. Auf die Einwohnerzahl ausgeschlagen, bezahlt jeder Schweizer jährlich 12 Batzen, jeder Preuße dagegen etwa 42 Batzen regelmäßiger Militärkosten. Und doch bedurfte Preußen im Frühjahr 1849 zur Aufstellung seiner Armee noch $26^1/_4$ Mill. Schweizerfranken (10 Mill. Thaler) außerordentlicher Mobilmachungskosten. Immer leistet also die S. für die Vorbereitungen zum Kriege mit geringem Militäraufwand im Frieden vielfach mehr, als die monarchischen Staaten. Dies ist die natürliche Folge davon, daß das Heer keine Prunkanstalt zur Befriedigung irgend welches Ehrgeizes oder der Eitelkeit ist; daß man keine kostspielige Generalität, keinen dauernd besoldeten Offizierstand hat; daß die Präsens- und Soldzeit auf die nothwendigste Uebungszeit beschränkt bleibt; daß aller verschwenderische Parade- und Garnisondienst mit seinen Spielereien völlig beseitigt ist. — Es ist leicht zu erkennen, daß das Heerwesen überhaupt in einer Umwandelung begriffen ist, die eine wesentlich veränderte Kriegsführung zur Folge haben muß. Dieser Uebergang wird auch für die S. eine vorübergehende Vermehrung des Militäraufwands nach sich ziehen. Man kann gewiß nicht vor diesem augenblicklichen Mehraufwande zurückscheuen, da unzeitige Sparsamkeit und Verzögerung das Volk großen Gefahren aussetzen würde, und gerade die Reformen, die gegenwärtig im Werke sind, vorzugsweise der S. zu gute kommen und ihre Wehrkraft bedeutend erhöhen dürften. Schon in den letzten Jahren sind die Spitzkugeln und die für größere Entfernungen und sicheres Schießen tauglichern Stutzer nach amerikanischem System bei einem großen Theile der schweizerischen Scharfschützen eingeführt. Aber die neu erfundenen Zündnadelgewehre, welche nicht bloß die Vortheile des Bajonnetgewehrs und des Stutzers vereinigen, sondern vor Allem ein vielfach schnelleres Laden zulassen, werden ohne Zweifel die Hauptwaffe der künftigen Infanterie seyn. In der Hand kaltblütiger und geübter Schützen, wie sie gerade die S. in besonders großer Anzahl besitzt, muß diese Waffe hauptsächlich furchtbar werden, und es ist schon erfreulich, daß bereits die Einführung der Zündnadelgewehre vorläufig bei den Jägerkompagnien, also bei einem Dritttheile der Infanterie, in Anregung gekommen ist. Diese Waffe, welche die militärische Wirksamkeit der Kavalerie noch in weit höherem Grade vermindern dürfte, als dies schon durch andere Verbesserungen der Schußwaffen geschehen ist, wird zugleich der Artillerie andere Grenzen anweisen, da ihre Schußweite derjenigen der sechspfündigen Kanonen beinahe gleichkommt. In der Artillerie wird man sich theils auf schwereres und auf sehr weite Entfernung reichendes Geschütz beschränken, zur Zerstörung der vom Feinde besetzten Werke und Häuser, so wie auf den Gebrauch der mit Sprengsatz und Kleinkugeln gefüllten Shrapnels, die sich als Fernkartätschen bezeichnen lassen, theils auf sehr leichtes und leicht transportables Geschütz. In der That hört man auch bereits von der Erfindung neuer Bergkanonen (oder Doppelhaken, mit Projektilen von einem Zoll Durchmesser) für schnelle Ladung und mit einer die

Zwölfpfünder erreichenden sichern Schußweite, von denen je 2 Stück von einem Pferde, die dazu erforderlichen leichten Gestelle aber von einem Manne getragen werden können. Es ist klar, daß die Einführung einer solchen leichten Artillerie und die damit zusammenhängende Verminderung einer kostspieligen Menge von Pferden und Kriegsgeräth, wodurch zugleich die Raschheit der militärischen Bewegungen erleichtert wird, für die S. von besonders großer Wichtigkeit ist. Sie würde selbst darum wichtig seyn, weil solche Geschütze für öftere und wohlfeilere Uebungen der Artillerie der Volkswehr fast in jeder Gemeinde gehalten werden könnten. So drängt sich die Bemerkung auf, daß alle neuen Erfindungen im Kriegswesen dem Institute der Volkswehr, im Gegensatz zu dem der stehenden Heere, zu Gute kommen und demselben mehr u. mehr Bahn brechen müssen: allerdings unter der Voraussetznng, daß die Schießübungen und die Gewöhnung an militärisches Zusammenwirken — wie dies in der S. schon geschieht, aber noch in höherem Maße geschehen sollte — zur Sache der allgemeinen Volksbildung gemacht werden. Indem aber die S. mit ihrer volksthümlichen Wehrverfassung sich im Voraus gleichsam den Rahmen gebildet, in den sie mit leichter Mühe und für die gesammte wehrkräftige Bevölkerung den Inhalt aller neuen und bewährten Erfindungen der Kriegskunst aufnehmen kann, hat sie vor allen andern Staaten einen großen Vorsprung gewonnen. Darum wiederholen wir mit voller Ueberzeugung, daß der Sache der Unabhängigkeit, der Wohlfahrt und Freiheit der Nationen kein wesentlicherer Dienst geleistet werden könnte, als durch Einführung der schweizerischen Wehrverfassung: freilich mit Beseitigung der ihr noch anhängenden und gleichfalls angedeuteten, aber leicht zu vermeidenden Mängel und Lücken.

Finanzwesen. Wenn nicht in demselben Grade, wie das Heerwesen, so bietet doch das schweizerische Finanzwesen gleichfalls viel Eigenthümliches dar, und seine Betrachtung gibt manchen gewiß zu beherzigenden Wink. Nach Angabe der wichtigsten Ausgaben bedarf es hier nur noch eines kurzen Ueberblicks der Einnahme. Bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung beliefen sich die eidgenössischen Einkünfte auf etwa 585,000 französische Franken; nämlich 118,165 Schweizerfranken Interessen von den größtentheils verzinslich ausgeliehenen Kapitalien der Kriegskasse und 271,828 Schweizerfranken als Ertrag der Grenzgebühren. Nach dem Eingangstarif von 1849 sind, wie oben bemerkt, die Eingangsgebühren erhöht, und ein Theil ihres Ertrags ist zur Entschädigung für die aufgehobenen Binnenzölle, Weg- und Brückengelder bestimmt. Der Bund hat dafür 1,600,000 Schweizerfranken ausgeworfen, während die Gesammtforderung der Kantone für Ablösung der Binnenzölle noch zur Zeit 2,190,000 Schweizerfranken beträgt. Zu diesen Quellen des Bundeseinkommens kommt nach der neuen Bundesakte (Art. 33 und 39) noch der Ertrag der Post- und Pulververwaltung. Reichen diese Einkommen nicht aus, so sind die Kantone, jedoch nur in Folge ausdrücklicher Bundesbeschlüsse, zu Beiträgen verpflichtet. Stets soll wenigstens der Betrag ihres doppelten Geldkontingents, für Bestreitung der dringendsten Militärkräfte bei eidgenössischen Aufgeboten, baar in der Bundeskasse liegen. Wie jetzt das ganze Zollwesen zur Bundessache geworden ist, so hat sich auch der Bund für außerordentliche Umstände das Recht der Erhebung höherer, als der gegenwärtig festgesetzten Zölle vorbehalten. Dagegen hat die eidgenöss. Centralgewalt nicht das Recht einer sonstigen außerordentlichen Besteuerung, wie sie den projektirten deutschen Reichsbehörden in der von der Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung zugedacht war, und unter den in Deutschland vorliegenden Verhältnissen auch zweckmäßigerweise hätte zukommen müssen. In Folge der neuen Bundesverfassung hat sich das eidgenöss. Budget beträchtlich vergrößern müssen; hauptsächlich aber nur darum, weil jetzt der Bund die ganze Zoll- u. Postverwaltung übernommen und dafür den einzelnen Kantonen die entsprechende Entschädigung zu leisten hat. Nach dem Voranschlage für 1849, der indessen für die Zukunft keinen sichern Maßstab gibt, weil darin noch vom Sonderbundskriege her manche außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben erscheinen, und die neuen Zoll- und Postgesetze erst vor Kurzem in Wirksamkeit getreten sind, war die Einnahme zu 4,777,708 Schweizerfranken und die Ausgabe zu 4,822,524 angeschlagen. Der Rohertrag der Zölle für das letzte Quartal 1849 wurde zu 800,000 Schweizerfranken geschätzt, die Kosten der Zollverwaltung zu 98,750, und die den Kantonen zu leistenden Entschädigungen zu 425,000. Für die Finanzen der Kantone ist eine Hauptquelle der reine Ertrag der Staatsgüter, der sich für die 12 Hauptkantone auf 4,116,185 Fr. beläuft und zu einem sehr beträchtlichen Theile aus Zinsen von Aktivkapitalien besteht. Handänderungsabgaben, darunter Erbgebühren, sind in 10 Kantonen, namentlich in Waadt und Genf, eingeführt und werfen etwa 1,400,000 Fr. ab. Eigentliche Grundsteuern als Staatssteuern kommen nur selten, hauptsächlich in Waadt, vor. Sie betrugen, selbst mit Hinzurechnung der im bernischen Jura noch bestandenen, jetzt aber aufgehobenen Grundsteuer, kaum eine Million Franken. Wichtiger dagegen sind die von Liegenschaften, Kapitalien und Erwerb erhobenen Vermögens- und Einkommensteuern, wie sie schon lange in Zürich, Basel-Stadt, Glarus, St. Gallen und einigen andern Kantonen üblich waren und neuerdings in Bern, Schwyz, Freiburg und andern Kantonen eingeführt sind. Sie ertrugen schon vor dieser Einführung, in Verbindung mit den in mehren Kantonen vorkommenden Gewerbe- u. Wirthschaftspatenten, etwa 1,850,000 Fr. Progressive Steuern hat die S. noch zur Zeit nicht, außer in einigen Kantonen, wo für gewisse Zweige des Einkommens eine unbedeutende stufenweise Steigerung der Steuersätze Statt findet. Das Salzmonopol wirft den Kantonen, trotz dem verhältnißmäßig niedrigen Salzpreise, immer noch eine Summe von 3,041,250 Fr. ab und bildet für den

Kopf einen Betrag von 1 Fr. 22 Cent. Zölle, Weg- und Brückengelder, sodann Konsumozölle, namentlich auf Getränke und zum Theil auf Tabak, ergaben bis zu den neuesten bundesgesetzlichen Veränderungen ein Einkommen von 4½ Mill. Fr.; sodann Posten und Diligencen einen Reinertrag von 1½ Mill., bei einem Rohertrag von 7½ Fr. Endlich ist noch der Betrag verschiedener geringerer Abgaben, als Gerichtssporteln, die jedoch nicht überall in die Staatskassen fließen, Stempel, Militärpflichtersatz, Hunde- und Jagdsteuer, Bußgelder und früher Schießpulververkauf, im Ganzen zu 1½ Mill. Fr. anzuschlagen. — Zur Deckung des durch den Sonderbundskrieg veranlaßten außerordentlichen Aufwands hat die Eidgenossenschaft zu Ende 1847 eine von 1849—58 rückzahlbare, fünfprocentige Anleihe von 3,300,000 Schweizerfr. aufgenommen, und dagegen zur Sicherheit des Anlehens dem eidgenössischen Kriegsfonds zugehörige Hypothekar-Schuldtitel als Faustpfand hinterlegt. Dies ist die einzige eidgenössische Schuld, welche jetzt noch besteht. Auch unter den Kantonen haben nur wenige eine Staatsschuld von geringem Betrage, darunter Tessin und Basel-Stadt, wo aber für schnelle Tilgung gesorgt ist. In andern Kantonen, welche Staatsschulden hatten, sind dieselben bereits völlig getilgt. Im Ganzen mag sich der Betrag der Kantonalschulden auf etwas über 9 Mill. Fr. belaufen, also auf den Kopf etwa 4 Fr. In Baden hingegen wurden schon vor der Bewegung von 1849 auf jeden Einwohner 45 Franken Staatsschulden gerechnet, in Oesterreich 70, in Bayern 104, in Frankreich unter der konstitutionellen Monarchie 260 u. s. w. Der ganz unbedeutenden Staatsschuld in der S. steht ein sehr beträchtliches Staatsvermögen von 125½ Mill. Fr. entgegen: also der individuellen Passivquote von 4 Fr. eine Aktivquote von 55 Fr. für jeden Schweizer. Diese Angaben erstrecken sich nur auf das reine Staatseinkommen. Doch muß bemerkt werden, daß die Erhebungsanstalten für Steuern und Abgaben sehr einfach und wenig kostspielig sind, daß also die Vergleichung mit andern Staaten um so mehr zu Gunsten der S. ausfällt, wenn noch darauf besondere Rücksicht genommen wird. Sehen wir ab vom beträchtlichen Ertrage der Staatsgüter, so fällt in die Augen, daß hier, wie überall, der größere Theil des öffentlichen Aufwands noch zur Zeit durch indirekte Auflagen gedeckt ist. Wohl war auch in der S. viel und mit Grund davon die Rede, daß nur die direkte Besteuerung des wirklichen Vermögens und Einkommens die allein gerechte sey. Aber die Anwendung einer solchen Besteuerungsart gründet sich mehr oder weniger auf die Selbstschätzung der einzelnen Steuerpflichtigen, und fassen wir den Ertrag der schweizerischen Vermögens- und Einkommensteuer ins Auge, so ist leicht zu bemerken, daß bei Weitem nicht das gesammte Vermögen und Einkommen angegeben und versteuert wird. Unter Anderem geht aus einigen schlagenden Notizen in dem „Gutachten der Gewerbssektion des zürcherischen Raths des Innern" hervor, daß im Kanton Zürich die Minderversteuerung des Vermögens im Durchschnitt 40 % beträgt, die des Erwerbs aber sogar 100 %. Um also die Vermögens- und Erwerbssteuer nicht bloß zu einer theoretisch, um sie auch zu einer praktisch gerechten zu machen, wäre erst erforderlich, daß die Steuerpflichtigen hinlänglich gebildet wären, um ihr Vermögen und reines Einkommen, was in vielen Fällen nicht ohne Schwierigkeit ist, richtig schätzen zu können; daß sie ferner ehrlich genug wären, es richtig angeben zu wollen. Man wird sich also vorerst daran genügen lassen müssen, die an sich gerechteste und dem Gemeinwesen vortheilhafteste Vermögens- und Einkommensteuer als Ergänzungssteuer einzuführen oder beizubehalten. Um sie als Hauptsteuer anzuwenden, fehlt es selbst in der S., wo doch kein schroffer Gegensatz zwischen Volk u. Regierung besteht, an der erforderlichen öffentlichen Moral. Denn in Folge so mancher demoralisirenden gesellschaftlichen u. politischen Mißstände ist noch überall das Volk nicht ehrlich genug zu seinem eigenen Vortheile. Das eidgenössische Budget und die Budgets der Kantone beliefen sich vor der Einführung der neuen Bundesverfassung zusammen auf etwas über 20 Mill. Franken. Dies ergibt einen individuellen Beitrag zum Staatsaufwande von jährlich 8½ Fr. Derselbe belief sich in dem benachbarten Baden, vor der jüngsten Erschütterung, auf 25 Fr. für den Kopf, in Preußen und Bayern auf 17, in Würtemberg auf 15, in Frankreich auf 39. Die Budgets der 2700 politischen Gemeinden in der S., mit einer durchschnittlichen Bevölkerung von etwa 900 Seelen für jede Gemeinde, lassen sich zwar nicht genau berechnen, werden jedoch von Franscini auf etliche Millionen höher, als die gesammten Staatsbudgets geschätzt. Sie sind nach den besondern örtlichen Verhältnissen sehr verschieden. Indessen betragen die Budgets der 8 schweizerischen Hauptstädte, mit einer Bevölkerung von 126,500 Einwohnern, im Ganzen nur die Summe von 2,147,210 Fr., während sich das Budget von Paris allein auf 40 Millionen beläuft und also verhältnißmäßig mehr als noch einmal so stark ist. Nach allen Seiten hin betrachtet, erweisen sich also die finanziellen Zustände der demokratischen S., gegenüber den sämmtlichen europäischen Monarchien, über allen Vergleich hinaus als die günstigsten. Um so mehr ist dies der Fall, wenn man beachtet, daß der Minderausgabe für kostspielige Hofhaltungen, hochbesoldete Bureaukratien und stehende Heere eine um so größere Ausgabe für Beförderung des Unterrichtswesens und der Volksbildung, so wie für mancherlei Anstalten im Interesse des Verkehrs entspricht. Hört man gleichwohl die lauten Klagen mancher reaktionären Schweizerblätter über die angeblich sehr großen, in Wahrheit aber sehr geringen finanziellen Opfer, welche die Unterdrückung des Sonderbundes, so wie die Herstellung einer die Einheit und Freiheit, die innere Ordnung, den Frieden und die Wohlfahrt dauernd sichernden Bundesverfassung gekostet haben soll, so wird man sich, im Hinblick auf die finanzielle Zerrüttung aller Nachbarstaaten rings umher, kaum eines Lächelns enthalten können über solche Be-

schwerden und über die Unfähigkeit einiger Schweizer, im Verhältnisse zu andern Staaten ihr eigenes Glück zu schätzen. Und wären nicht erfahrungsmäßig schon lange die Uebertreibungen jener überwundenen Partei bekannt, die alles Gute der bestehenden Zustände mit Stillschweigen übergeht und dagegen die kleinsten Uebel ins Riesengroße ausmalt, so dürfte man hinter den Angriffen der reaktionären Schweizerpresse wohl gar eine kluge Politik und die patriotische Absicht vermuthen, daß sie die wahre Lage der Dinge in der S. nicht schildern wolle, um desto weniger die Eifersucht und den Neid der mächtigen monarchischen Nachbarstaaten zu erwecken.

Kirchliche Verhältnisse. Was die Verfassung der reformirten Kirche in der S. betrifft, so ist sie in einigen Kantonen eine presbyterianische; andere nähern sich mehr od. minder dem Episkopal- od. Konsistorialsystem, indem sie einen Antistes (obersten Geistlichen) und Dekane oder Kirchenräthe haben. Wahlakt und Besoldung der Geistlichen sind sehr verschieden. Die Katholiken standen ehemals unter den Bischöfen von Konstanz (unter dem Erzstift Mainz), Basel und Lausanne (unter dem Erzstift Besançon), Genf (unter Vienne), Chur, Sitten und Como (unter Mailand). Seit 1814 sind aber alle diese Bisthümer unter dem Vorwand, ein schweiz. Erzbisthum zu errichten, von ihrem bisherigen Metropolitanverbande getrennt und unmittelbar dem Papste oder seinem mit manchen erzbischöflichen Rechten ausgestatteten Stellvertreter in der S., dem in Luzern residirenden Nuntius, unterworfen worden. Die Diöces Konstanz wurde zwischen Basel und Chur getheilt, doch befinden sich noch einige Kantone in einem Provisorium. Neuerdings ist die Gründung eines kleinen Bisthums St. Gallen beschlossen worden. Die Bischöfe werden von ihrem Domkapitel gewählt und von den betreffenden Kantonen bestätigt. In neuerer Zeit haben die Regierungen mehrer Kantone danach getrachtet, dem Einflusse des päpstlichen Nuntius entgegen zu arbeiten, und zugleich die Klöster unter strengere Kontrole gesetzt, wonach den Mönchen bloß noch die geistlichen Verrichtungen überlassen blieben, aber die Selbstverwaltung der Güter ihnen entzogen wurde. Auch wurden mehre Klöster aus verschiedenen Gründen eingezogen. Allein selbst nach dieser Verminderung gibt es in der kleinen katholischen S. noch immer über 100 Klöster. Weiteres s. unten: **Geschichte.**

Der **Territorialbestand** der für neutral erklärten und in ihrer Neutralität völkerrechtlich gewährleisteten S. wurde auf dem wiener Kongresse, nach Aufnahme der 3 neuen Kantone Genf, Neuenburg und Wallis, festgestellt und später nur durch den Vertrag mit Sardinien vom 16. März 1816 in Bezug auf die Grenzen gegen dieses Königreich berichtigt. Obschon seitdem die Trennung des Kantons Basel in 2 souveräne Halbkantone erfolgte und hiernach für Basel ein ähnliches bundesrechtliches Verhältniß eintrat, wie es schon seit Jahrhunderten für Unterwalden und Appenzell besteht, blieben doch die äußeren Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Kantone oder Stände unverändert.

Verfassungsverhältnisse der S. im Allgemeinen. Der Eidgenossen erster Bund stammt vom Jahre 1291 u. umfaßte die 3 Waldstädte Uri, Schwyz u. Unterwalden. Im J. 1332 trat Luzern, 1351 Zürich, 1352 Zug u. Glarus, 1353 Bern in den Bund der Waldstädte, der von nun an der **Bund der acht alten Orte** genannt wurde. Im J. 1481 gesellten sich Freiburg und Solothurn dazu, 1501 Basel und Schaffhausen, 1513 Appenzell, und es war nun mit diesen die **dreizehnortige Eidgenossenschaft** gebildet, in welcher die verschiedenen Kantone durch ein wunderliches Gemisch von Verfassungen und Institutionen um den Mittelpunkt der 3 Waldstädte zusammenhingen. Außer den Kantonen gab es noch **Bundesverwandte** und **Unterthanen.** Bundesverwandt waren der Abt von St. Gallen, die Stadt St. Gallen, Graubündten, Wallis, die Stadt Mühlhausen im Elsaß, die Stadt Biel, die Stadt u. Grafschaft Neuenburg und Vallangin, die Stadt Genf; die Unterthanenlande waren theils besondere Vogteien, die einem Kanton allein zugehörig waren, theils gemeine Vogteien, die von mehren Kantonen gemeinschaftlich u. wechselsweise bevogtet wurden. So gehörten Lugano, Locarno, Mendrisio und das Maynthal den 12 ersten Kantonen, die freien Aemter, die Grafschaft Sargans und das Rheinthal den 8 alten Orten, Uznach u. Gaster Schwyz und Glarus 2c. Bern allein besaß das ganze Waadtland, Lenzburg, Aarburg, Burgdorf, Thun, Nidau, Büren, Aarwangen, Wangen, Bipp, Schenkenberg, Biberstein, Landshut, Fraubrunnen, Trachselwald, Sumiswald, Oberhofen, Unterseen, Erlach, Laupen, Saanen, Hasli, Siebenthal, Zofingen, Aarau und Brugg, Uri gebot über das Livinen- und Urserenthal, zu Luzern gehörten die Unterthanenlande Sempach, Sursee, Willisau, Rothenburg, Entlibuch, Münster, Rußwyl, Wyken, Merischwanden, Habsburg, Süsseck und Büren. Die Unterthanen wurden von den freien Schweizern gleich Heloten behandelt, durch die Vögte fast erdrückt; den Bundesverwandten wurde die Mitentscheidung der schweiz. Angelegenheiten versagt. Die Bevölkerung der Unterthanenländer betrug 1793 etwa 800,000, die der souveränen Kantone eine Million Menschen. Die Verfassung der einzelnen Kantone war sehr verschieden, in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell demokratisch, in den übrigen Kantonen aristokratisch. Alle zusammen tagten auf einem **Bundestage,** bei dem jeder Kanton eine Stimme hatte. Jeder Kanton durfte mit fremden Fürsten Bündnisse schließen, und es war ihm unbenommen, sich gegen seine Mitstände mittelst Zöllen abzusperren. Die Rückwirkung der ersten franz. Revolution stürzte die alte Verfassung, und es entstand unter dem Schutze der fremden Bajonnette die **freie untheilbare Republik,** welche die Schweizer kürzer die **Helvetik** nennen. Die neue Verfassung vereinigte den Leman, den Aargau, Thurgau, Wallis, Bellenz, Lugano, Sargans und St. Gallen mit der S. Die Kantone verloren ihre Selbst-

ständigkeit; alle Hoheitsrechte, das Kriegswesen, die Regelung der äußeren Verhältnisse gingen an ein aus 5 Mitgliedern bestehendes Direktorium über. Dieses hatte zu seinen Beiständen 6 Minister und ernannte für jeden Kanton einen Regierungsstatthalter und Unterstatthalter, welche für die innere Sicherheit zu sorgen hatten. Der Regierungsstatthalter stellte die vollziehende Gewalt im Kanton vor, ernannte die Präsidenten der Verwaltungsstellen und der Gerichte, führte die Aufsicht über alle Beamten und sorgte für den Vollzug der Gesetze. Die gesetzgebende Macht der ganzen S. lag in den Händen eines großen Raths und eines Senats, in die jeder Kanton je 8 und 4 Abgeordnete sandte. Kantons gab es jetzt 18: Aargau, Baden, Bellenz, Bern, Basel, Freiburg, Leman (Waadt), Linth (Sargans, March, Gaster 2c.), Lugano, Luzern, Oberland (Thun 2c.), Säntis, St. Gallen, Solothurn, Schaffhausen, Thurgau, Waldstätten und Zürich. Unter der Herrschaft dieser Verfassung, die von 1798—1803 bestand, kam die S. aus innern Wirren und Aufständen nicht heraus. Im J. 1803 stürzte ein allgemeiner Aufstand das verhaßte System, und Napoleon gab nun in der Vermittelungsurkunde eine neue Verfassung. Diese ersetzte die 18 Kantone der Helvetik durch 19 andere: Bern, Zürich, Waadt, Aargau, St. Gallen, Luzern, Thurgau, Basel, Freiburg, Solothurn, Tessin, Graubünden, Appenzell, Schaffhausen, Glarus, Schwyz, Zug, Unterwalden und Uri. Die Tagsatzung, die sich abwechselnd in Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern versammelte, wurde durch jeden Kanton von 100,000 Seelen mit 2 Abgeordneten, durch die kleinern mit einem beschickt. Die Befugnisse der Tagsatzung waren gegen die Zeit der Helvetik außerordentlich verringert; in dieser Beziehung fand eine Rückkehr zum alten System der Orte Statt. Die Tagsatzung bestimmte über Krieg und Frieden, über Handelstraktate und Anwerbungen fremder Mächte, über die Stellung der Truppenkontingente und über Streitigkeiten zwischen den Kantonen. Im Uebrigen war die Selbstständigkeit der Einzelstaaten gewahrt, ja Napoleon begünstigte dieselbe und benutzte sie als Mittel seiner Herrschaft. Hätte er sich entschließen können, die Neutralität des schwächern Nachbarlandes thatsächlich und nicht bloß mit Worten zu achten, so würde diese Zeit für die S. die glücklichste und ehrenvollste gewesen seyn. Die Aufhebung der Unterthanenlande, der Vorrechte der Orte, der Geburt, der Personen wurde bestätigt, Freizügigkeit eingeführt, alle innern, Eingangs-, Durchpaß- und Zollgebühren wurden abgeschafft u. bloß zur Ausbesserung der Wege, Heerstraßen und Flußufer Zölle beibehalten. Das Jahr 1813 brachte abermals eine neue Verfassung. Die Aristokraten von Bern beuteten Napoleons Sturz rasch aus, es bildete sich in Waldshut ein geheimes Comité, das die Verbündeten mit Bitten, in der S. einzuschreiten, bestürmte und das gesammte Volk als höchst unzufrieden mit der Vermittelungsurkunde darstellte. So erhielt die S. den Bundesvertrag vom 20. März 1815. Diese Verfassung nahm den großen Kantonen ihr Uebergewicht von Stimmen und stellte die Gleichberechtigung der alten Zeit her, so daß jeder Kanton gleichmäßig eine Stimme hatte. Die Befugniß der Tagsatzung blieb im Wesentlichen dieselbe, nur erhielt der Einzelkanton das Recht, mit auswärtigen Staaten Militärkapitulationen und Verträge über ökonomische und Polizeigegenstände abzuschließen. Die wenigen Bestimmungen über die Rechte der Schweizerbürger zeichneten sich durch eine merkwürdige Unbestimmtheit aus; anstatt des Ausspruchs, daß keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Person Statt finden dürften, setzte man: „Der Genuß der politischen Rechte kann nie das ausschließliche Privilegium einer Klasse der Kantonsbürger seyn". Für die spätere Geschichte der S. sind die §§. 6 und 12 besonders wichtig. §. 6 lautete: „Es sollen unter den einzelnen Kantonen keine dem allgemeinen Bund oder den Rechten anderer Kantone nachtheilige Verbindungen geschlossen werden". §. 12 bestimmte: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, so weit es von den Kantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet; ihr Vermögen ist, gleich anderem Privatgut, den Steuern und Abgaben unterworfen". Drei neue Kantone, Genf, Wallis und Neuenburg, fanden Aufnahme, St. Gallen, Aargau und Waadt mußten ihre Unterthanenverhältnisse mit 500,000 Schweizerfranken ablösen. Die neu auftauchenden Obrigkeiten thaten das Ihrige, daß die durch die Vermittelungsurkunde geförderte Richtung auf ein schweiz. Gemeinwesen wieder verlassen wurde, Gesetzgebung und Verwaltung das Gepräge eines Absonderungs- und Vereinzelungsgeistes erhielten. Das freie Niederlassungsrecht und die Freizügigkeit fielen als erste Opfer, die Macht der Familien entwickelte sich unter dem Schatten der ängstlichsten Geheimnißkrämerei in unbeschränktem Maße, die Kantonsregierungen erlangten einen übergroßen Einfluß, die großen Räthe sanken zu blinden Werkzeugen der kleinen herab, die Wahlen in den großen Rath mußten ganz zu Gunsten der herrschenden Familien ausfallen, die Städte gelangten allmählig zur alten Herrschaft über die Landschaften, die Kantone begegneten sich feindselig durch Errichtung von Zoll- und Sperranstalten. Allem diesem Unwesen gewährte die Verfassung von 1815 den freiesten Spielraum, denn sie gewährleistete des Volkes Rechte nicht, überließ die Frage der Denk- und Redefreiheit dem Gutdünken der einzelnen Kantone, nahm der Tagsatzung die Macht, im Innern und nach außen kräftig aufzutreten, half der Münzverwirrung nicht ab, stellte kein Bundesgericht auf und machte endlich der schweiz. Eidgenossenschaft mit dem Kanton Neuenburg, dessen Souverän der König von Preußen war, ein zweideutiges Geschenk, der fremden Einmischung dadurch ein weites Thor öffnend. Die Opposition gegen diese Verfassung war anfangs eine sehr vereinzelte und beschränkte sich bis zum J. 1830 auf 2 Zeitungen, auf Zschokke's Schweizerboten und Meiers Appenzeller Zeitung. Die Verfassungsveränderungen, die nach der Julirevolution in den größern Kantonen eintraten, machten eine Umänderung des Bundesvertrags möglich. Von da an dauerten die Käm=

pfe um die Verfassungsrevision fort bis zum J. 1848, wo sie endlich ihr Ziel erreichten. Weiteres s. unten: Geschichte.

Die neue Bundesverfassung. Aus verhältnißmäßig kurzen Berathungen der Tagsatzung ging die von der großen Mehrheit des schweizerischen Volks unmittelbar darauf angenommene neue Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 hervor. Es genügt uns hier an der Mittheilung ihrer wesentlichsten Bestimmungen, so weit dieselben nicht schon oben berücksichtigt sind, und wir heben demnach hervor: Zweck des Bundes der 22 souveränen Kantone, welche alle nicht der Bundesgewalt übertragenen Rechte ausüben: Unabhängigkeit gegen außen, Handhabung innerer Ruhe und Ordnung, Schutz der Freiheit und Rechte der Eidgenossen, Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt (Art. 1—3). — Gleichheit aller Schweizer vor dem Gesetz. Es gibt in der S. keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts und der Personen (Art. 4). — Gewährleistung des Gebiets der Kantone durch den Bund. Verpflichtung der Kantone, die Gewährleistung des Bundes für ihre Verfassung nachzusuchen, welche dieser übernimmt, wenn die Kantonalverfassungen nichts Bundesverfassungswidriges enthalten, wenn sie die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen — repräsentativen oder demokratischen — Formen sichern, wenn sie vom Volke angenommen sind und revidirt werden können, sobald die Mehrheit der Bürger es verlangt (Art. 5 und 6). — Ausschließliches Recht des Bundes, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge, namentlich Zoll- und Handelsverträge mit dem Auslande einzugehen. Ausschließliche Vermittelung des amtlichen Verkehrs zwischen Kantonen und auswärtigen Regierungen, so wie ihren Stellvertretern, durch den Bundesrath. Verbot politischer Sonderbündnisse und Verträge zwischen den Kantonen. Verbot von Militärkapitulationen. Doch können die Kantone unter sich dem Bunde zur Einsicht vorzulegende Vorkommnisse über Gegenstände der Gesetzgebung, des Gerichtswesens und der Verwaltung abschließen, so wie Verträge mit dem Auslande über Gegenstände der Staatswirthschaft, des nachbarlichen Verkehrs und der Polizei, sofern sie nichts dem Bunde oder den Rechten anderer Kantone Zuwiderlaufendes enthalten. Für solche Uebereinkünfte dürfen die Kantone mit den untergeordneten Behörden und Beamten eines auswärtigen Staates in unmittelbaren Verkehr treten (Art. 7—11). — Verbot der Annahme von Pensionen, Gehalten, Titeln, Geschenken oder Orden auswärtiger Regierungen für die Mitglieder der Bundesbehörden, für eidgenössische Civil- und Militärbeamte, Repräsentanten und Kommissäre; oder falls sie schon im Besitz von dergleichen sind, Verzicht darauf während ihrer Amtsdauer (Art. 12). — Verbot der Selbsthülfe bei Streitigkeiten der Kantone unter sich. Verpflichtung der Kantone zur Anzeige an die Bundesbehörde bei plötzlich vom Auslande drohender Gefahr, oder bei gestörter Ordnung im Innern und Gefährdung durch einen andern Kanton. Im ersten Falle Verpflichtung, im zweiten Falle Berechtigung des bedrohten Kantons, andere Kantone zu unverweigerlicher Hülfe zu mahnen. Berechtigung der Bundesbehörde, von sich aus einzuschreiten, wenn die bedrohte Kantonsregierung außer Stande ist, Hülfe anzusprechen, und Verpflichtung dazu, wenn die Sicherheit der S. gefährdet ist. Die zu verwendenden Truppen, welchen jeder Kanton freien Durchzug gestatten muß, sind sofort unter eidgenössische Leitung zu stellen (Art. 14—17). — Berechtigung des Bundes, im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Theils, auf Kosten derselben öffentliche Werke zu errichten oder ihre Errichtung zu unterstützen, so wie nach weitern bundesgesetzlichen Bestimmungen gegen volle Endschädigung das Recht der Expropriation geltend zu machen. Befugniß zur Errichtung einer Universität und polytechnischen Schule (Art. 21—22). — Niederlassungsrecht in der ganzen S. für alle Schweizer, die einer der christlichen Konfessionen angehören, gegen Vorlage eines Heimathscheines oder anderer gleichbedeutender Ausweisschrift, Zeugniß sittlicher Aufführung, Bescheinigung, daß der Betreffende in bürgerlichen Rechten und Ehren stehe, und gegen den etwa verlangten Ausweis, daß er sich und seine Familie zu nähren im Stande ist. Naturalisirte Schweizer müssen überdies bescheinigen, daß sie wenigstens 5 Jahre im Besitz eines Kantonbürgerrechts sind. Die Niederlassung gewährt, außer Stimmrecht in Gemeindeangelegenheiten und Mitantheil an Gemeinde- und Korporationsgütern, alle Rechte der Kantonsbürger, namentlich freien Gewerbsbetrieb und Recht der Erwerbung und Veräußerung von Liegenschaften, nach Maßgabe der kantonalen Gesetze und Verordnungen. Ausweisung der Niedergelassenen kann erfolgen durch richterliches Strafurtheil, oder polizeilich nach Verlust seiner bürgerlichen Rechte und Ehren, bei unsittlichem Lebenswandel, wenn er durch Verarmung zur Last fällt, oder schon in öftere Polizeistrafen verfallen ist (Art. 41). — Jeder Kantonsbürger ist Schweizerbürger und kann in jedem Kanton, wo er sich niedergelassen, seine politischen Rechte in eidgenössischen, so wie nach höchstens zweijährigem Aufenthalte im betreffenden Kanton auch in kantonalen Angelegenheiten ausüben. Kein Kanton darf einen Bürger des Bürgerrechts verlustig erklären, aber auch keinem Ausländer Bürgerrecht ertheilen, wenn er nicht aus dem frühern Staatsverbande entlassen wird (Art. 42 u. 43). — Gewährleistung der freien Ausübung des Gottesdienstes in der ganzen S. für die anerkannten christlichen Gemeinden, und Verpflichtung der Kantone, alle Schweizerbürger christlicher Konfession in Gesetzgebung und gerichtlichem Verfahren den Bürgern des eigenen Kantons gleich zu halten. Gewährleistung der Preßfreiheit; Kantonalgesetze gegen ihren Mißbrauch bedürfen der Genehmigung des Bundesraths; gegen ihren wider die Eidgenossenschaft und ihre Behörden gerichteten Mißbrauch kann der Bund Strafbestimmungen erlassen. Gewährleistung des Petitionsrechts und des Rechts, Vereine zu bilden,

die nicht in Zweck oder Mitteln rechtswidrig oder staatsgefährlich sind. Verbot der Aufnahme des Ordens der Jesuiten und der ihm affiliirten Gesellschaften in irgend einem Theile der S. (Art. 44—48 u. 58). — Verbot der Entziehung des verfassungsmäßigen Gerichtsstandes, der Einführung von Ausnahmegerichten und der Fällung von Todesurtheilen wegen politischer Vergehen. Die bundesgesetzlich zu ordnende Auslieferung der Angeklagten von einem Kanton an den andern kann für politische und Preßvergehen nicht verbindlich gemacht werden. Verpflichtung zur Vollziehung der rechtskräftigen Civilurtheile eines Kantons in der ganzen S. Belangung des schweizerischen Schuldners mit festem Wohnsitze für persönliche Ansprüche vor dem Richter des Wohnorts, und Verbot der Arrestlegung auf sein Vermögen außer dem Kanton, den er bewohnt (Art. 49 u. 50; 53—55). — Abschaffung aller Abzugsrechte im Innern; Freizügigkeit gegen das Ausland, unter Vorbehalt des Gegenrechts (Art. 51 u. 52). — Ausmittelung von Bürgerrechten für die Heimathlosen und Maßregeln, um die Entstehung neuer Heimathlosen zu verhindern, sind Gegenstand der Bundesgesetzgebung (Art. 56). — Recht des Bundes zur Ausweisung der die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährdenden Fremden (Art. 57). — Befugniß der Bundesbehörden, bei gemeingefährlichen Seuchen gesundheitspolizeiliche Verfügungen zu treffen (Art. 59). — Organisation der Bundesbehörden. Die oberste Bundesgewalt übt die aus dem Nationalrathe und Ständerathe gebildete Bundesversammlung aus (Art. 60). — Der Nationalrath wird von allen Aktivbürgern der S., die das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, direkt und für 3 Jahre gewählt, worauf Gesammterneuerung Statt findet. Auf je 20,000 Seelen ein Mitglied; doch werden Bruchtheile über 10,000 für 20,000 gerechnet, u. jeder ganze oder Halb-Kanton hat wenigstens ein Mitglied zu wählen. Die eidgenössischen Wahlkreise können nicht aus Theilen verschiedener Kantone gebildet werden (Art. 61—63 u. 65). — Wähler in den Nationalrath ist jeder stimmberechtigte Schweizer; naturalisirte Schweizer jedoch erst, nachdem sie 5 Jahre das Bürgerrecht genossen. Mitglieder des Ständeraths, des Bundesraths und von letzterem gewählte Beamte können nicht zugleich Mitglieder des Nationalrathes seyn (Art. 64 u. 66). — Der Nationalrath wählt für jede ordentliche und außerordentliche Sitzung den Präsidenten und Vicepräsidenten. Der erstere ist für die nächste ordentliche Sitzung weder als Präsident, noch Vicepräsident wählbar. Dasselbe Mitglied kann nicht in zwei auf einander folgenden Sitzungen Vicepräsident seyn. Bei Wahlen stimmt der Präsident mit; außerdem entscheidet seine Stimme bei Stimmengleichheit (Art. 67). — Entschädigung erhalten die Mitglieder des Nationalraths aus der Bundeskasse (Art. 68). — Der Ständerath besteht aus 44 Mitgliedern der Kantone (je 2 aus jedem ganzen Kanton, eins aus jedem Halb-Kanton). Mitglieder des National- und Bundesraths können nicht zugleich Mitglieder des Ständeraths seyn (Art. 69 u. 70). — Ueber Wahlen u. Befugnisse der Präsidenten ähnliche Bestimmungen, wie beim Nationalrathe (Art. 71). — Die Entschädigung der Mitglieder des Ständeraths geschieht durch die Kantone (Art. 72). — Befugnisse der Bundesversammlung: Behandlung aller nach den Bestimmungen der Verfassung zur Kompetenz des Bundes gehörenden Gegenstände, sofern sie nicht ausdrücklich einer andern Bundesbehörde zugetheilt sind. Die Gegenstände, welche in den Geschäftskreis beider Räthe fallen, sind insbesondere folgendende: 1) Gesetze u. Beschlüsse zur Ausführung der Bundesverfassung, wie namentlich Gesetze über Bildung der Wahlkreise, über Wahlart, über Organisation u. Geschäftsgang der Bundesbehörden u. Bildung der Schwurgerichte. 2) Besoldung u. Entschädigung der Mitglieder der Bundesbehörden u. der Bundeskanzlei; Errichtung bleibender Beamtungen und Bestimmung ihrer Gehalte. 3) Wahl des Bundesrathes, des Bundesgerichtes, des Kanzlers, des Generals, des Chefs des Stabes u. eidgenössischer Repräsentanten. Anerkennung auswärtiger Staaten und Regierungen. 4) Bündnisse und Verträge mit dem Auslande, so wie die Gutheißung von Verträgen der Kantone unter sich oder mit dem Auslande. Solche Verträge der Kantone gelangen jedoch nur dann an die Bundesversammlung, wenn vom Bundesrath oder einem andern Kanton Einsprache erhoben wird. 5) Maßregeln für die äußere Sicherheit, für Behauptung der Unabhängigkeit und Neutralität der S., Kriegserklärungen und Friedensschlüsse. 6) Garantie der Verfassungen und des Gebiets der Kantone; Intervention in Folge der Garantie; Maßregeln für die innere Sicherheit, für Handhabung von Ruhe und Ordnung; Amnestie und Begnadigung. 7) Maßregeln, welche die Handhabung der Bundesverfassung, die Garantie der Kantonalverfassungen, die Erfüllung der bundesmäßigen Verpflichtungen und den Schutz der durch den Bund gewährleisteten Rechte zum Zweck haben. 8) Gesetzliche Bestimmungen über Organisation des eidgenössischen Militärwesens, über Unterricht der Truppen und über Leistungen der Kantone; Verfügungen über das Bundesheer. 9) Festsetzungen der eidgenössischen Mannschafts- und Geldskala; gesetzliche Bestimmungen über Verwaltung und Verwendung der eidgenössischen Kriegsfonds; Erhebung direkter Beiträge der Kantone; Anleihen; Veranschlag und Rechnungen. 10) Gesetze und Beschlüsse über Zölle, Postwesen, Münzen, Maß und Gewicht, Fabrikation und Verkauf von Schießpulver, Waffen und Munition. 11) Errichtung öffentlicher Anstalten und Werke und hierauf bezügliche Expropriationen. 12) Gesetzliche Verfügungen über Niederlassungsverhältnisse, über Heimathlose, Fremdenpolizei und Sanitätswesen. 13) Die Oberaufsicht über die eidgenössische Verwaltung und Rechtspflege. 14) Beschwerden von Kantonen oder Bürgern über Verfügungen des Bundesrathes. 15) Streitigkeiten unter den Kantonen, welche staatsrechtlicher Natur sind. 16) Kompetenzstreitigkeiten, insbesondere darüber: a) ob ein Gegenstand in

den Bereich des Bundes oder der Kantonalsouveränität gehöre; b) ob eine Frage in die Kompetenz des Bundes Bundesrathes oder des Bundesgerichts falle. 17) Revision der Bundesverfassung — (Art. 74 u. 93). — Beide Räthe, deren Mitglieder ohne Instruktion stimmen, versammeln sich regelmäßig jedes Jahr am festzusetzenden Tage zu ordentlicher Sitzung, so wie außerordentlich auf Beschluß des Bundesraths, oder auf Verlangen von einem Viertel des Nationalraths oder von 5 Kantonen. Nach regelmäßig öffentlicher Verhandlung, für deren Gültigkeit für jeden Rath die Anwesenheit der absoluten Mehrheit seiner Mitglieder erforderlich ist, entscheidet die Mehrheit der Stimmenden. Jeder Rath verhandelt abgesondert, und für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich. Nur für Wahlen, Ausübung des Begnadigungsrechts und Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten versammeln sich beide Räthe unter dem Vorsitz des Präsidenten des Nationalraths zu gemeinschaftlicher Berathung u. Beschlußfassung. Die Initiative kann jeder der beiden Räthe u. jedes Mitglied derselben, so wie auch jeder Kanton durch Korrespondenz ausüben (Art. 75—82). — Die oberste vollziehende u. leitende Behörde ist der aus 7 Mitgliedern bestehende Bundesrath, die von der Bundesversammlung für je 3 Jahre aus allen zum Nationalrathe wählbaren Schweizerbürgern gewählt werden, jedoch stets nur ein Mitglied aus demselben Kanton. Nach jeder Gesammterneuerung des Nationalraths findet die des Bundesraths Statt, dessen aus der Bundeskasse besoldete Mitglieder kein anderes eidgenössisches oder kantonales Amt bekleiden, noch einen andern Beruf oder Gewerbe treiben dürfen. Zur gültigen Verhandlung ist die Anwesenheit von wenigstens 4 Mitgliedern erforderlich. Den Vorsitz führt der Bundespräsident, welcher, wie auch der Vicepräsident, von den vereinigten Räthen für jedes Jahr gewählt wird (Art. 83—88). — Die Mitglieder des Bundesraths haben in beiden Abtheilungen der Bundesversammlung berathende Stimme und das Recht, über den Gegenstand der Berathung Anträge zu stellen. Auch schlägt der Bundesrath der Bundesversammlung Gesetze und Beschlüsse vor und begutachtet die an ihn gelangten Anträge der Räthe und Kantone. Er trifft die nicht der Bundesversammlung, dem Bundesgericht oder einer untergeordneten Behörde übertragenen Wahlen, ernennt Kommissäre, prüft die Verträge der Kantone unter sich und mit dem Auslande, besorgt die auswärtigen Angelegenheiten, sorgt für die Verwaltung der Finanzen und des Militärwesens, verfügt Truppenaufgebote, sofern die Räthe nicht versammelt sind, unter Vorbehalt ihrer unverzüglichen Berufung, wenn das Aufgebot 2000 Mann übersteigt oder länger als 3 Wochen dauert, erstattet der Bundesversammlung bei jeder ordentlichen Sitzung Rechenschaft über seine Verrichtungen, auf ihr Verlangen auch besondere Berichte. Für besondere Geschäfte kann er Sachkundige zuziehen. Seine Geschäfte sind nach Departements unter die einzelnen Mitglieder vertheilt, doch geht jede Entscheidung vom Bundesrath als Behörde aus. (Art. 89—92). — Ein Bundesgericht von 11 auf 3 Jahre gewählten Mitgliedern, nebst Ersatzmännern, welche Tagegelder aus der Bundeskasse erhalten, übt die in den Bereich des Bundes fallende Rechtspflege aus. Für Beurtheilung von Straffällen werden Schwurgerichte gebildet. Präsident und Vicepräsident werden von der Bundesversammlung auf 1 Jahr ernannt (Art. 94—100). — Das Bundesgericht urtheilt nach öffentlichem und mündlichem Verfahren als Civilgericht über Streitigkeiten von nicht staatsrechtlicher Natur zwischen Kantonen; so wie des Bundes mit einem Kanton, oder auch mit Korporationen und Privaten, wenn diese Kläger sind und der Streitgegenstand von beträchtlichem Werthe ist; über Streitigkeiten in Bezug auf Heimathlosigkeit, und auf Anrufen beider Parteien wie auf deren Kosten auch über andere Fälle, wenn der Streitgegenstand von bundesgesetzlich bestimmtem Werthe ist (Art. 101—103). — Das (Bundesgericht als) Assisengericht, mit Zuziehung der die Thatfrage entscheidenden Geschworenen, urtheilt auf Ueberweisung von einer Bundesbehörde über Beamtenvergehen; Hochverrath gegen die Eidgenossenschaft; Aufruhr und Gewaltthat gegen die Bundesbehörden; völkerrechtliche Verbrechen und Vergehen; die eine eidgenössische bewaffnete Intervention veranlassenden politischen Verbrechen und Vergehen. Die Bundesversammlung hat das Recht der Amnestie oder Begnadigung wegen solcher Vergehen (Art. 104). — Ferner urtheilt das Bundesgericht, dessen Kompetenz bundesgesetzlich noch weiter ausgedehnt werden kann, über die von der Bundesversammlung ihm überwiesenen Klagen wegen Verletzung bundesverfassungsmäßig garantirter Rechte (Art. 105 u. 106). — Die Bundesgesetzgebung bestimmt das Nähere über Aufstellung eines Staatsanwalts, Verfahren, Strafgesetze und Gerichtskosten (Art. 107). — Verschiedene Bestimmungen: Die deutsche, französische und italienische Sprache sind Nationalsprachen des Bundes. Alle eidgenössischen Beamten sind nach den nähern Bestimmungen eines Bundesgesetzes für ihre Geschäftsführung verantwortlich (Art. 108—110). — Revision der Bundesverfassung. Sie kann zu jeder Zeit vorgenommen werden und geschieht auf dem Wege der Bundesgesetzgebung. Bei Widerspruch beider Räthe über die Revisionsfrage oder auf Verlangen von 50,000 stimmberechtigten Schweizerbürgern, muß die Frage, ob Revision Statt finden soll, dem schweizerischen Volke vorgelegt werden. Im Falle der Bejahung durch die Mehrheit der Abstimmenden sind beide Räthe zum Zwecke der Revision neu zu wählen. Die revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger und von der Mehrheit der Kantone angenommen ist (Art. 111—114). — Von der Annahme dieser Verfassung an verlieren die ihr widersprechenden Bestimmungen der Kantonalverfassungen, der Tagsatzungsbeschlüsse und Konkordate, so wie der Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 ihre Kraft.

Uebersicht
der schweizerischen Bevölkerung am Schlusse des Monats März 1850,

in Ermangelung der von den Bundesbehörden veranstalteten Kontrole, die noch nicht vollendet ist, nach den Angaben der Kantons-Regierungen.

Kantone.	Kantons-Bürger.	Bürger anderer Kantone.	Ausländer.	Total; darin sind auch die heimathlosen Israeliten inbegriffen.	Katholiken.	Reformirte.
Zürich	233,919	11,184	5,573	250,698	6,690	243,928
Bern	433,108	18,163	6,763	458,225	54,044	403,693
Luzern	128,051	4,196	589	132,846	131,274	1,572
Uri	13,626	666	40	14,505	14,493	12
Schwyz	42,379	1,452	198	44,168	44,013	155
Unterwalden ob dem Walde	12,982	676	20	13,799	13,783	16
Unterwalden nid dem Walde	10,667	550	32	11,339	11,327	12
Glarus	28,969	978	248	30,213	3,932	26,281
Zug	14,923	2,301	106	17,463	17,324	139
Freiburg	91,124	7,373	1,335	99,890	87,752	12,133
Solothurn	64,044	4,652	933	69,674	61,556	8,097
Basel-Stadt	11,244	11,473	6,819	29,698	5,508	24,083
Basel Land	39,044	7,071	1,782	47,885	9,032	38,818
Schaffhausen	31,645	2,272	1,362	35,300	1,411	33,880
Appenzell, Außer-Rhoden	10,723	229	74	11,272	11,230	42
Appenzell, Inner-Rhoden	39,929	3,216	474	43,621	385	42,746
St. Gallen	150,924	15,410	3,258	169,625	105,370	64,192
Graubündten	84,477	3,228	2,190	89,895	38,039	51,855
Aargau	189,538	7,289	2,962	199,852	91,096	107,104
Thurgau	81,220	5,748	1,902	88,908	21,921	66,984
Tessin	109,422	517	7,807	117,759	117,707	50
Waadt	177,038	17,215	5,293	199,585	6,962	192,235
Wallis	79,893	1,167	1,680	84,059	83,494	439
Neuenburg	44,335	21,131	4,980	70,753	5,570	64,952
Genf	39,756	9,141	15,142	64,146	29,764	34,212
	2,163,000	157,298	71,562	2,395,178	974,187	1,417,621

Der Nationalrath, in welchen auf je 20,000 Seelen ein Mitglied nach der bisherigen Bevölkerung gezählt worden, zählt 111 Mitglieder, und zwar: Zürich 12, Bern 20, Luzern 6, Uri 1, Schwyz 2, Unterwalden 2, Glarus 1, Zug 1, Freiburg 5, Solothurn 3, Basel-Stadt 1, Basel-Land 2, Schaffhausen 2, Appenzell, Außer-Rhoden 2, Appenzell, Inner-Rhoden 1, St. Gallen 8, Graubündten 4, Aargau 9, Thurgau 4, Tessin 6, Waadt 9, Wallis 4, Neuenburg 3, Genf 3. In Folge der neuen Zählung wird die Anzahl der Mitglieder dieser Behörde etwas größer werden.

Orden hat die S. nicht. Militärdenkmünzen sind: 1) die Medaille vom 10. August 1792, für alle Schweizer, welche an diesem Tage bei der Vertheidigung der Tuillerien thätig waren, in Eisen mit doppeltem Silberrand, auf der einen Seite: Treue und Ehre, als Umschrift um ein Herzschild mit lateinischem Kreuz; auf der andern Seite in einem Lorbeerkranz die Schrift: X. August MDCCXCII; Band, auf einer Seite ganz weiß mit einem rothen Kreuz, auf der andern roth mit schmalem weißem Rand und einem weißen Kreuz. 2) Die Medaille der Wiedervereinigung, für die treuen Schweizertruppen, welche 1815 Napoleon zu dienen sich weigerten, in Silber, auf der einen Seite: Treue und Ehre, auf der andern: Schweizerische Eidgenossenschaft 1815, als Umschrift um ein Herzschild mit einem lateinischen Kreuz; Band roth u. weiß. — Feldzeichen. Sobald die Kontingente zusammenstoßen, tragen sie eine rothe Binde mit weißem stehendem Andreaskreuz um den linken Arm, sonst hat jeder Kanton seine eigene Kokarde. Das gemeinsame Wappen der S. ist ein alter Schweizer, der in der einen Hand eine Hellebarde hält und mit der andern sich auf einen Schild lehnt, welcher die Umschrift trägt: XXII Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft. Jeder Kanton führt außerdem sein eigenes Wappen, das man auch zuweilen auf dem Schild in Kreisformen anbringt.

Literatur: K. Meiners, Briefe über die S., Berlin 1788—91, 4 Thle.; — K. Spazier, Wanderungen durch die S., Gotha 1790; — J. G. Ebel, Anleitung, die S. zu bereisen, 3. Ausg., Zürich 1810, 4 Bde.; — Tagebuch einer Reise durch die S., Leipz. 1811; — R. Glutz-Blotzheim, Handbuch für Reisende durch die S., Zürich 1818, neue Ausg. von J. K. Schoch, das. 1825; — F. Meißner, Meine Reisen in die S., Bern 1820—25, 4 Bde.; — Franscini, Statistik der S., Lugano 1828, deutsch von Hagenauer, Aarau 1829; — Verfassung der Kantone der S., mit Einleitung von Bornhauser, Trogen 1833—36, 2 Bde. 12.; — Histor.-geogr.-statist. Gemälde der S., St. Gallen 1834 ff., 14 Bde., 2. Aufl. 1844 ff.; — Lutz, Topographisches Lexikon der S., 3 Bde., nebst 2 Supplementbänden, 2. Aufl., Aarau 1827; — Meyer, Erdkunde der schweiz. Eidgenossenschaft, Zürich 1838; — Snell, Handbuch des schweiz. Staatsrechts, das. 1839—44; — G. Walcher, Taschenbuch zu Schweizerreisen, 3. Aufl., Glarus 1841; — A. v. d. Fulda, Meine Reise nach der S. ꝛc., Leipz. 1843; — J. G. Ebel, Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die S. zu bereisen, Zürich 1843; —

Reisehandbuch für die S. nebst den savoyer und piemont. Alpen, Berl. 1844; — Beitzke, Die Alpen, ein geogr.-histor. Bild, Kolberg 1843; — Agassiz, Geologische Alpenreise, unter Agassiz's Mitwirkung verfaßt von E. Desor, deutsch, mit einer topogr. Einleitung über die Hochgebirgsgruppen, von K. Vogt, Frankf. 1844; — Th. Mügge, Die S. und ihre Zustände, Hannov. 1847, 3 Bde.; — Kohl, Alpenreisen, 1850, 3 Bde. — Die beste Reisekarte ist die in Zürich erschienene von Keller; ausgezeichnet ist auch die officielle Karte der S.

Geschichte. I. Aeltere Geschichte bis zur Stiftung der Eidgenossenschaft, bis 1308. — Wer die ersten Bewohner des Landes zwischen dem Rhein, dem Jura, den savoyer und tyroler Alpen gewesen sind, ist unbekannt. Wahrscheinlich siedelten sich die frühesten Geschlechter im offenen und zahmern Thalboden an, und erst bei zunehmender Bevölkerung drangen sie bis in die höhern und rauhern Gegenden vor. 600 Jahre v. Chr. waren sogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt und wurden der Sage nach erst durch Flüchtlinge aus Italien bevölkert, wohin ein gewaltiges Kriegsvolk, die Galen, eingebrochen war und die Einwohner bezwungen, getödtet oder vertrieben hatte. In jener Zeit flüchteten viele Leute aus dem Lande der Rasennen (der Gegend des heutigen Florenz u. Genua) in die Schluchten und Wildnisse der Hochalpen, welche ihnen Schutz gegen den Grimm des Feindes gewährten und welche sie anbauten. Nach ihrem Gotte oder einem ihrer Helden Rhätus wurden sie Rhätier, sonst auch mit ihrem Gesammtnamen Helvetier genannt; das Land um die Quellen des Rheins und des Inns heißt aus diesem Grunde bis auf den heutigen Tag Rhätien. Die Vermehrung und Ausbreitung des Volkes auch in die übrigen Theile des Landes ging langsam und bedurfte Jahrhunderte. Die Einwohner eines jeden Thales bildeten eine Thalschaft, welche ganz unabhängig dastand, so daß es so viel unabhängige Gemeinsamen als einzelne Thalschaften gab. Nach und nach traten mehre Gemeinden zu einem Gau zusammen, und wurden diese Gauen zu gleichem Zweck wie in Deutschland gebildet. Die Beschäftigung der alten Bewohner jener Gegenden bestand in der Jagd und wohl auch in Raub. Zum Kleid diente ihnen ein Fell, und Speer, Keule, Bogen und Pfeil waren ihre Waffen. Sie lebten abgeschlossen und fast ganz ungekannt von den übrigen Ländern in ihrer, wenn auch rauhen, Freiheit. Erst zur Zeit der Cimbern und Teutonen, als diese 113 v. Chr. ihre Wohnsitze an den Küsten der Nordsee verlassen hatten und auf ihrer Wanderung endlich in die zwischen der Donau und den Alpen gelegenen Provinzen des römischen Reichs gekommen waren, und nachdem sie den römischen Konsul Pap. Carbo geschlagen, sich auch nach Helvetien gewandt hatten, machte sich ein Gau oder ein Stamm der dortigen Bewohner zum ersten Male auch in weiteren Kreisen bekannt. Es war der Stamm der Tiguriner im heutigen Zürich. Derselbe vereinigte sich mit diesen nordischen Völkern und zog mit ihnen nach Gallien, das bald wegen der Erpressungen und des vielen Blutvergießens wehklagend in Rom um Hülfe bat. Schnell ist ein römisches Kriegsheer in Bewegung gesetzt und zieht über die weißen Berge an den lemanischen See. Die Tiguriner, besorgt um ihre heimathlichen Gegenden, eilen den Römern entgegen, greifen dieselben in ihrem Lager an und schlagen sie unter der Leitung ihres jungen Helden Diviko aufs Haupt. Die Besiegten baten um Gnade; sie mußten Geißeln stellen und zur Schmach Roms entwaffnet unter einem Galgenjoch durchziehen. Dann durften sie nach Hause zurückkehren. Nach der Schlacht stießen die Tiguriner wieder zu den Cimbern, zogen, nachdem sie 105 v. Chr. eine zweite Schlacht gegen die Römer gewonnen hatten, mit nach Italien, wo viele Schlachten geschlagen, die Cimbern aber endlich von Marius 101 vernichtet, zum Theil auch als Gefangene nach Rom geschleppt wurden. Wer sich retten konnte, flüchtete sich mit Diviko in die Sicherheit der helvetischen Gebirge. Auf diese Weise kamen auch Männer aus dem Norden nach Helvetien, wo man in den Bergen noch jetzt das Westfriesenlied von ihnen singt. Sie ließen sich am Ufer des Waldstädtersees, zu den Füßen des Haken und Mythenberges bei Bruchland, d. h. Sumpfland, nieder, rodeten den Wald aus, bauten es an und erhielten nun den Namen Bruchenburen. Zwei von ihnen, die Brüder Suiter und Swen, sollen Schwyz gestiftet haben. Wenn auch Alles das nur aus Sagen geschöpft ist, so bleibt doch immer merkwürdig, daß man noch jetzt in jenen Thälern Namen der Geschlechter hört, die auch im Schwedenlande blühen. In den oben erwähnten Kriegen hatten die Helvetier das fruchtbare Gallien kennen gelernt, und die Lust, ihr rauhes Vaterland mit den milderen Gefilden Galliens zu vertauschen, erwachte in ihnen und wurde durch die Erzählungen von Reisenden und Nachbarn jenseits des Rheins noch erhöht. Horderich, nach Anderen Orgetorix, ein angesehener und reicher Mann, der auch in Gallien eines großen Ansehens sich erfreute, benutzte diese Stimmung des Volkes, um einen Eroberungszug nach Gallien, namentlich in das Land der Aeduer und Sequaner, vorzubereiten. Alles ging ihm nach Wunsche; sogar in Gallien hatte er mit Hülfe seines Schwiegersohnes Dumnorix mit einigen Völkerschaften Verbindungen zu diesem Zwecke angeknüpft. Doch erregte er durch sein Benehmen im Volke den Argwohn, daß er damit umgehe, die alte Freiheit und sein Volk zu verrathen, um Alleinherrscher über Alle zu werden. Es war aber ein altes Gesetz in den helvetischen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, soll Todes sterben in den Flammen. Horderich wurde vorgeladen, um sich zu verantworten. Als er sich weigerte, zu erscheinen, und sogar seine Leute bewaffnen wollte, brachen die Gemeinden gegen ihn auf. Da er nun Alles verloren sah, gab er sich, um der Strafe zu entgehen, selbst den

Tod, 61 v. Chr. Doch wurde hierdurch die Wanderlust der Helvetier keineswegs gemindert; nach Verlauf der drei Rüstjahre erhob sich das Volk in 4 Gauen zur Auswanderung. Die streitbaren Männer zogen aus und wählten den alten Diviko, den Sieger am Leman, zum Anführer. Dem Zuge folgten Weiber, Kinder, Wagen und Karren mit Vorräthen und Kostbarkeiten. Um die Heimathgelüste ganz zu vertilgen, brannten sie hinter sich ihre 4 Städte und 400 Dörfer ab. Nachdem sie noch Zuzug vom Bodensee erhalten hatten und aus dem heutigen Frickthal und Baselgebiet die Rauracher zu ihnen gestoßen waren, zogen sie 58 v. Chr., 300,000 Mann stark, über Berg und Thal und schlugen die Richtung nach Genf ein, das der Wohnplatz eines tapferen, den Römern verbündeten Völkchens, der Allobrogen, war. Nach Rom war bald die Kunde von diesem Zuge gekommen, und Cäsar wurde, um die Zwecke jener Völker zu vereiteln, nach Gallien gesandt. Als er hörte, daß die Helvetier bei Genf über die Rhone gehen wollten, führte er von der Stadt am Strome entlang eine 9000 Schritte lange, 16 Schuh hohe und mit vielen Streitthürmen versehene Mauer auf, und wehrte nun dem Durchzug der Wanderer. Diese wandten sich darauf schnell gegen die Schlucht des Juragebirges, durch welche die Wasser der Rhone in das Land der Gallier hinausstürzen. Glücklich gelangten sie in die gallischen Ebenen jenseits des Gebirges; nur die in der Nachhut befindlichen Tiguriner wurden von Cäsar überfallen und geschlagen. Darauf hielt Cäsar die Feinde mehre Tage mit Unterhandlungen hin, und als er eine günstige Gelegenheit dazu ersah, lieferte er ihnen bei Bibracte, dem heutigen Autun, eine Schlacht, in welcher er nach furchtbarem Blutvergießen Sieger blieb. Die Helvetier zogen sich am Abend in ihre Wagenburg zurück, wurden aber in der Nacht auf's Neue überfallen und gänzlich überwunden. Sie ergaben sich und erhielten von Cäsar die Erlaubniß zur Rückkehr. Kaum 110,000 sahen ihr Vaterland wieder und bauten auf den verlassenen Brandstätten ihre Hütten neu. In der Nähe von Genf aber legte Cäsar eine neue Festung, Noviodunum, an, und auch in andere Theile des Landes kamen Besatzungen, unter andern auch nach Octodurum, am Fuße des Hochgebirges im heutigen Unterwallis, um daselbst die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Die Bewohner jener Gegend, ein freies und wildes Volk, widersetzten sich zwar anfangs und vertrieben die Römer, jedoch kamen diese bald mit verstärkter Macht zurück, erschlugen an 10,000 von den Einwohnern und zündeten die Dörfer an. An Widerstand war nicht mehr zu denken; daher standen seit jener Zeit auch die Völkerschaften in Wallis unter römischer Herrschaft. Nur ein Volksstamm, die Rhätier, im nördl. und östlichen Theile der Schweiz, behauptete noch längere Zeit ihre Freiheit; doch wurden auch sie von den Stiefsöhnen des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, die von zwei verschiedenen Seiten ins Land einbrachen, nach hartnäckigem Kampfe 15 v. Ch. unterworfen und damit die Eroberung Helvetiens vollendet. Kaiser Augustus erkannte wohl die Wichtigkeit der S., wie das weite Alpen- und Juraland eine unüberwindliche Vormauer für ganz Italien sey. Er traf deshalb auch Anstalten, um dieses wichtige Land in Demuth und Gehorsam zu erhalten. Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte wurden in die bewohnten Thäler der S. gesandt, Festungen erbaut und nichts versäumt, um die Herrschaft der Römer zu befestigen. Kluger Weise schonte Augustus ihre Sitten und Gebräuche, damit sie um so leichter ihre Schmach vergäßen. Auch ließ er sie nach ihren alten Gesetzen und unter selbstgewählten Ortsvorstehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, so traten die Ausschüsse der Gemeinden zusammen. Nur den Erlaß allgemeiner Gesetze, das Ausschreiben von Steuern und Abgaben, das Recht, Krieg u. Frieden zu schließen, behielt sich der Kaiser allein vor. Dadurch kam Reichthum und Wohlleben ins Land, viele Ortschaften erweiterten sich und wuchsen zu prächtigen Städten heran; so z. B. Aventicum, an dessen Stelle das heutige Wiflisburg steht, dann die raurachische Augusta, auf deren Grund heutigen Tages die beiden Dörfer Basel- und Aargau-Augst sich befinden; am meisten aber prangte die Stadt Vindonissa (Windisch im Aargau), in dessen weitläufigen Raum sich in unserer Zeit drei Dörfer und die Stadt Brugg getheilt haben. Dies Alles gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten sich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denselben Zins und Steuern und stellten ihre Söhne zum römischen Kriegsdienst. Im neuerworbenen Wohlleben vergaßen sie ihrer alten Freiheit, für welche ihre Väter so blutig gestritten hatten. Doch kamen auch bald wieder schwerere Zeiten. Als 69 v. Chr. Kaiser Sulpicius Galba ermordet und von den Legionen am Rhein Vitellius zum Kaiser erwählt worden war, sammelten auch die Hauptleute des Kriegsvolkes in Helvetien Stimmen für Vitellius und schickten zu diesem Zwecke Boten im Lande herum. Die Helvetier, die nichts von dem Tode des Galba wußten, glaubten, man wolle eine Empörung gegen Galba anstiften. Und da ohnehin das Kriegsvolk damals, namentlich die Besatzung von Vindonissa, sich übermüthig und trotzig gezeigt und sich allerlei Zügellosigkeiten und Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte, so fing man die Briefe und Boten des Oberbefehlshabers von Vindonissa, Aulus Cäcinna, auf. Dieser rächte sich mit seiner Schaar (der 21. Legion, genannt die wüthige oder räuberische) auf eine furchtbare Weise. Er zerstörte die Feste und Stadt Baden an der Limmat, plünderte das Land und schlug die ausgezogenen Helvetier in einem Treffen. Die Flüchtlinge verfolgte er weit über den Bötzberg des Juragebirgs. Dort kam den Fliehenden thracische Reiterei entgegen, von welcher abermals Tausende erschlagen, zerstreut, gefangen und verkauft wurden. Noch war aber der Rachedurst des Wütherichs nicht gestillt; verderbenbringend zog er weiter bis Aventicum, wo er einen hochgeachteten reichen Mann, Julius

Alpinus, trotz der Bitten seiner Tochter, Julia Alpina, als den Anstifter der Empörung tödten ließ. Zu spät erfuhren die Helvetier, daß Galba todt sey; Gesandte eilten nun nach Rom, wo unterdeß Claudius Cassius den Kaiser etwas besänftigt hatte, und warfen sich vor dem Kaiserthron in Staub und Thränen nieder und flehten um Gnade. Wie sie dieselbe auf verächtliche Weise, als demüthige Unterthanen erflehten, ward sie ihnen wie elenden Knechten mit Verachtung gewährt. Der nach Ermordung des Vitellius zum röm. Kaiser gewählte Vespasian suchte die durch diese Zerrüttungen entstandenen Drangsale zu enden. Er verstärkte zu diesem Zwecke Aventicum durch eine Kolonie römischer Krieger, die vor Jerusalem gekämpft hatten. Damals gehörte der größte Theil von Helvetien zur Prov. Gallien, Rhätien zu Italien und das Land der Raurachen zu Ober-Deutschland. Der Krieg blieb nun lange Jahre den Grenzen Helvetiens fern; der Wohlstand hob sich wieder; aber das Volk erwachte nicht zur alten Stärke. Diese war in langer Ueppigkeit erstorben. Man vergaß der vergangenen Nöthen und lebte wieder in leichtsinniger Lust, wie zuvor; suchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künsten des Vergnügens und wußte nichts von Heldenmuth, welche ein freies Herz allein kennt. Nichts konnte natürlich den römischen Herrschern erwünschter seyn, als diese Eigenschaft der unterworfenen Helvetier. Es läßt sich aber daraus auch erklären, warum die Geschichte fast ein ganzes Jahrhundert über die Ereignisse dieses Landes schweigt. Erst mit dem Beginne der Völkerwanderung finden sich wieder Nachrichten über dieses damals ausgeartete, zum Untergange reife Volk. Schon seit der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts waren die Römer in Helvetien den Angriffen der **Allemannen**, wilden Kämpfern aus deutschem Stamm, ausgesetzt. An dritthalbhundert Jahre dauerte der Kampf, immer weiter drangen sie in das römische Gebiet ein, immer näher kamen sie dem helvetischen Gebirg, bis sie endlich wie ein verheerender Strom die Schluchten des Jura durchbrachen und sich über das Land verbreiteten. Das einst so blühende Land wurde fast gänzlich entvölkert und in Uechtland oder eine Wildniß verwandelt; die einst so prächtigen Städte Aventicum und Vindonissa wurden öde Trümmerhaufen. Weder Römer, noch Helvetier wurden geschont; wer am Leben blieb, wurde leibeigener Knecht. Das Land mit Gütern und Menschen vom Rhein und Bodensee bis zum See der Waldstädte und der Aar wurde von den Allemannen unter sich vertheilt. Die Städte wurden von ihnen als Kerker freier Männer angesehen und deshalb verachtet. Was römisch oder althelvetisch gewesen, ging in Vergessenheit über. Ein anderes Volk, das damals die S. beunruhigte, waren die asiat. **Hunnen**; doch streiften nur einzelne Haufen über helvetischen Boden, in Rhätien, den Gauen der Aar, über die Felder der rauracischen Augusta und der römisch gewesenen Basilia (Basel). Nirgends verweilten sie, aber überall bezeichneten Flammen, Blut und Wehklagen ihre Fußtapfen. Außer den Hunnen kamen noch die **Burgunder**, die ihre früheren Wohnsitze zwischen dem Rhein und der Donau verlassen hatten u. sich in Gallien u. im westlichen und südlichen Theile der S., zu beiden Seiten der Juraberge, in Savoyen, am Lemanersee, im untern Wallis bis zur Aar, festsetzten. Sie bauten dort große und starke Burgen, hoben Genf wieder aus dem Schutt hervor und vielleicht auch die Wiflisburg an der Stelle des zerstörten Aventicum. Auch gründeten sie die Stadt Lausanne auf der Höhe am lemanischen See, wo sonst ein römisches Lausonium gestanden hatte. Wie der an Deutschland grenzende Theil der S. von den Allemannen und der an Gallien stoßende von den Burgundern eingenommen wurde, so ward bald darauf auch ganz Rhätien mit seinen Thälern und weidereichen Gebirgen ein Raub der **Ostgothen**, die in Italien ein Reich gegründet und ihre Herrschaft von da aus auch über einen Theil der S., bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri und Glarus ausbreiteten. So hatten sich also drei fremde Völkerschaften in den Besitz der helvetischen Lande gesetzt. Alles aus dem Alterthume verschwand jetzt, Kunst und Gewerbe, Gesetz und Uebung der Vorzeit, Sitte und Sprache, die bisher gegolten; ja sogar der Name Helvetien. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgundern. Unter diesen waren die Allemannen noch die wildesten; die Städte ließen sie öde, ihre Wohnungen waren Meierhöfe oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten die Stellen der Hirten, Feldbauer und Handwerker versehen. Manchen wurden unveräußerliche Grundstücke um Bodenzins und Frohndienst überlassen. Alles Land wurde Viehweide u. ungetheilte Allmend; zahlreiche Heerden verschafften hinreichende Nahrung an Fleisch, Milch und Käse. Die früher so blühenden Gegenden verwilderten, an der Stelle fruchtbarer Aecker wuchsen dichte Wälder, in denen Bären und Wölfe hausten. Von milderen Sitten waren die Gothen, doch belebte sie ebenfalls ein kriegerischer Sinn. Das Volk wurde zwar zu Leibeigenen gemacht, jedoch wurden ihm seine alten Uebungen gelassen; auch wurden die vorhandenen, von den Römern erbauten Burgen nicht zerstört, vielmehr noch neue hinzu errichtet, in denen die Herren und Grafen ihren Wohnsitz aufschlugen und die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs verwalteten. Am menschlichsten von Allen zeigten sich jedoch die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundstücke und Leibeigenen für sich, rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, obwohl dieselben ihnen unterthänig seyn mußten und hinsichtlich der Rechte nicht gleich standen. Sie wohnten neben einander, vermischten sich mit der Zeit in Sprache und Gebräuchen und verschmolzen so endlich zu einerlei Volk. Noch heute unterscheidet sich dieses Volk von den übrigen Eidgenossen durch ihre ererbte, aber verunstaltete Sprache, die die welsche oder romanische heißt und in den Landschaften von Waadt, Freiburg und Neuenburg gesprochen

wird. Doch war das Reich aller dieser Fremdlinge von nicht sehr langer Dauer; die Herrschaft der Allemannen wurde durch ein neues, mit großer Kraft andringendes Volk, durch die Franken, gebrochen. In der Schlacht bei Tolpiacum (Zülpich) 496 gingen diese als Sieger über die Allemannen hervor, und die von denselben am Rheine, in Schwaben und im helvetischen Lande wohnten, kamen dadurch unter die Herrschaft der Franken. Länger erhielten sich die Burgunder im Besitz ihrer helvetischen Länder. Noch 502 wurden unter dem mächtigen König Gundewald v. Burgund auf dem Landtage zu Genf neue Gesetze gegeben, wobei selbst den Ständen eine Stimme eingeräumt worden war. Doch gingen die Burgunder bald durch Zwietracht und Laster ihrer Fürsten unter. Nach vieljährigen Kämpfen mit dem Frankenkönig und dessen Nachfolgern wurden sie 534 vollständig überwunden, und der größte Theil Helvetiens kam nun unter die Herrschaft der Franken. Die burgundischen Alpen und Genf wurden von den Gothen in Besitz genommen. Als jedoch das ostgothische Reich 555 unterging, bemächtigte sich der fränkische König Dietbert schnell Rhätiens und des übrigen Theils der S., so daß also nach einem halben Jahrtausend ganz Helvetien wieder unter den Scepter einer einzigen Herrschaft gerathen war. Die helvetischen Völkerschaften blieben, obschon sie alle unter der Herrschaft der Franken standen, doch durch Gesetze und Verfassungen geschieden. Der frühere allemannische Theil, nämlich Rhätien und der Thurgau, wurde mit Schwaben vereinigt, gehörte also zum Königreiche Austrasien; hingegen der burgundische Theil der S. verblieb dem Königreiche Burgund und es galten die Gesetze desselben darin. Der Thurgau und Rhätien wurde vom Herzog von Schwaben oder Allemannien, das Uebrige vom Herzog v. Burgund regiert. Das Land selbst, mit Menschen und Vieh, ward vertheilt, und was nicht vom König an seine Grafen, Edle und Kriegsleute vergeben oder verliehen war, behielt er für sich und ließ es zu seinem Nutzen verwalten. Nur die freien fränkischen Leute wurden, obschon ihre Zahl sehr gering war, für das Volk angesehen, die übrigen waren Leibeigene, mit denen der Herr schalten und walten konnte, wie es ihm beliebte. Erst später, nach Einführung des Christenthums, theilweise aber auch durch Benutzung der häufigen Zwiste unter den Gewalthabern selbst, erhoben sie sich zu größerer Selbstständigkeit. Hier dürfte der Ort seyn, Einiges über die **Verbreitung des christlichen Glaubens** in der S. anzuknüpfen. Schon zur Römerzeit, kaum 200 J. nach Chr., soll ein Königssohn, Lucius, im rhätischen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgesäet haben. Später kamen Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurgau, bildeten kleine Gemeinden, gründeten Klöster zur Beförderung der Wissenschaft und des Glaubens und setzten Bischöfe ein. So fanden sich schon vor der Frankenherrschaft Bischöfe zu Chur in Rhätien, in der raurachischen Augusta, zu Vindonissa, Aventicum, Genf und Octodurum (Martinbach?), ebenso im Wallis, deren Sitze später in Folge der Verwüstungen durch die eindringenden fremden Völkerschaften theilweise verlegt wurden, wie z. B. der aus der raur. Augusta nach Basel, der von Aventicum nach Lausanne, der von Vindonissa nach Konstanz, der von Octodurum nach Sitten. Doch wurde die Verbreitung des Christenthums in der S. erst zur Zeit der Frankenherrschaft mit Eifer betrieben. Da die fränkischen Könige, namentlich später zu Pipins Zeiten, in der Geistlichkeit eine mächtige Stütze besaßen, so wurden auch mit aus diesem Grunde die Bischöfe und Priester beschützt und geehrt, Klöster und Kirchen reich beschenkt. Der Unterhalt der Geistlichen wurde durch die Abgabe des Zehnten bestritten; zur Verherrlichung des Gottesdienstes brachte man freiwillige Opfer. Durch verschiedene Schenkungen und Stiftungen glaubte man sich der ewigen Freuden nach dem Tode um so mehr zu vergewissern und machte so Kirchen und Klöster sehr reich. Die bekanntesten der Verkündiger des christl. Glaubens sind: Siegbert aus Franken, welcher in Rhätien predigte und sein Gebethäuslein da stehen hatte, wo nun das Kloster Dissentis steht; ferner Columban, Mangold und Gallus, welche an der Aar lehrten. Letzterer baute sich zuletzt eine einsiedlerische Bethütte in einem hohen Bergthal am Bodensee, an der Stelle, wo später zu seinem Gedächtniß das Kloster St. Gallen entstand. In den Hochgebirgen am Waldstädtersee verkündete der fromme Meinrad seinen Glauben. Wenn auch das Christenthum bei den Bekehrten nicht eine völlige Umwandlung hervorbrachte, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß manches Segensreiche durch dasselbe den damaligen Bewohnern der S. zu Theil wurde, und daß der Grund der häufigen Unwirksamkeit des christlichen Glaubens nicht in diesem selbst, sondern in der Bildungsstufe der Bekehrer und Bekehrten zu suchen ist. Erst seit jener Zeit, in der diese christlichen Lehrer auftraten, wurden Gewerbe, Künste und Wissenschaften im Lande heimisch; auch gestaltete sich das Loos der Leibeigenen besser und viele derselben bekamen sogar besondere Rechte. Unter den Merovingern und deren Reichsverwesern theilte die S. das Schicksal Frankreichs, doch wurde der Theil der S., der zu Allemannien geschlagen war, öfter beunruhigt, da die dortigen Herzöge immer nach Unabhängigkeit strebten und dies zu häufigen Kriegen Veranlassung gab. Seitdem jedoch Pipin der Kurze 752 den fränkischen Thron bestiegen hatte, mußten sie sich, wenn auch mit Widerwillen, in die fränkische Oberherrschaft fügen. Durch die Begünstigung der Geistlichkeit von Seiten des neuen fränkischen Königsgeschlechtes erwuchs aber wieder eine in späterer Zeit der Krone sehr gefährliche Macht. In der S. waren nach und nach die schon oben genannten Bisthümer Genf, Lausanne, Basel, Kostnitz, Sitten und Chur gegründet worden. Die Prälaten und Aebte von St. Gallen, Einsiedeln, Seckingen u. s. w. erlangten einen großen Einfluß auf das Volk und auf die Reichsversammlungen. Karl der Gr. wußte diese Kirchenhäuptlinge zwar

im Zaume zu halten, unter seinen schwachen Nachfolgern aber gelangten sie zu immer größerer Macht. Bei der Theilung Ludwigs des Frommen unter seine 4 Söhne kam die S. mit Rhätien an Karl den Kahlen, bei dem Vertrage zu Verdun 843 an den Kaiser Lothar. Auch unter den Söhnen desselben wechselte der Besitz mehrmals und nach dem Tode des 3. Sohnes, Lothar II., bemächtigte sich Ludwig der Deutsche der allemannischen S., Karl der Kahle der burgundischen. Unter Karl dem Dicken wurde 886 noch einmal das gesammte Frankreich unter einem Scepter vereinigt, allein die Regierung dieses Fürsten, so wie seiner letzten Vorgänger, war so schwach, daß sich die großen Lehensträger der Krone beinahe unabhängig machten. So gerieth die nördliche S. in die Gewalt des Herzogs von Schwaben und die südliche unter die Grafschaft Burgund. Diese hatte 879 Graf Boso, ein Schwager Karls des Kahlen, von Frankreich getrennt, und es entstanden daraus die Königreiche Nieder- und Hochburgund; ersteres beherrschte Boso, letzteres Rudolf, ein Schwager des Grafen Konrad. Boso gebot vom Juragebirge bis an die Rhone, Rudolf vom Elsaß und Jura bis nach Tyrol. Arnulf, König der Deutschen, bekriegte den König Rudolf, mit Ludwig, Boso's Sohn, verbündet. Schon war er 891 bis gegen den Genfer-See vorgedrungen, als Engpässe seine weiteren Fortschritte hemmten und der Einfall der Normannen nach Deutschland seinen Rückzug nothwendig machte. Die von ihm zur Demüthigung König Swantepolks von Mähren gerufenen Magyaren aus Ungarn halfen ihm zwar, wurden aber, nachdem sie auf diese Weise mit Deutschland bekannt geworden waren, von da an über 50 Jahre lang eine wahre Landplage Deutschlands, das sie von Zeit zu Zeit verheerend durchzogen. Auch Helvetien litt unter diesen Zügen. Außerdem litten beide burgundische Königreiche durch die Verwirrungen Italiens und Deutschlands, in welche sie mit verwickelt wurden. Ludwig, der Sohn Boso's von Niederburgund, wurde als Kaiser nach Italien berufen, um 900 aber geblendet und vertrieben. Rudolf II. von Hochburgund gerieth in eine Fehde mit Herzog Burkhard von Schwaben, wurde aber besiegt, schloß darauf Friede mit dem Herzog, vermählte sich mit dessen Tochter Bertha und zog nun gemeinschaftlich mit ihm gegen König Berengar von Italien, dessen Land sie auch zum Theil eroberten. Bald darauf drangen aber die Ungarn durch die Lombardei in Rhätien und Burgund ein und verwüsteten das Land; doch wurden sie großentheils durch eine Seuche aufgerieben und vom Grafen von Toulouse vollends vernichtet. Als der mächtige Graf Hugo von Provence in Niederburgund zum König von Italien berufen war, in der Folge aber das Volk unmenschlich drückte, trugen die Italier Rudolf II. von Oberburgund die Krone an. Doch dieser schloß 931 einen Vertrag mit Hugo, durch welchen er ganz Niederburgund erhielt und so das ganze burgundische Reich, nach seiner Hauptstadt Arles auch Arelat genannt, wieder vereinigte. Nach Rudolfs Tode 937 folgte sein Sohn Konrad in der Regierung. Dieser wurde, da Kaiser Otto I. dessen Schwester heirathete, sehr mächtig. Er führte eine glückliche Regierung und besiegte 954 die Araber und die Ungarn in den apenninischen Alpen. Nach dem Tode Konrads 993 erbte dessen Sohn, Rudolf III., das burgundische Reich. Da dieser aber keine Kinder hatte, so setzte er seinen Neffen, den König der Deutschen, Heinrich II., zu seinem Nachfolger ein. Dagegen lehnten sich sein Schwager, Graf Odo von Champagne und die Grafen Wilhelm von Poitiers und Otto Wilhelm v. Besançon auf; sie wurden aber überwunden, und nun fiel Burgund oder das arelatische Reich nach Rudolfs III. Tode 1032 an das deutsche Reich, behielt jedoch seine eigene Verfassung. Seit jener Zeit stand die ganze S. unter deutscher Oberhoheit. Der allemannische Theil der S. gehörte, wie schon oben erwähnt, zu Schwaben. Die Herzöge von Schwaben hatten sich unter den schwachen Königen wie auch andern Großen fast unabhängig gemacht. Wie aber die Herzöge den Königen trotzten, so trotzten wieder die Grafen den Herzögen, hielten Kriegsvolk und sprachen zu Allem ihr mächtiges Wort. Auch die Bischöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchsprengeln und Gebieten thaten sie es den Grafen und Herzögen gleich, machten sich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harnisch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk her. In solcher allgemeinen Verkehrung konnte es freilich nicht anders kommen, als daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien saßen, den Herzögen von Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiser des deutschen Reichs fürchteten oder ihnen schmeichelten, wenn sie durch dieselben hofften, noch größer zu werden. Einigkeit herrschte unter ihnen höchstens dann, wenn große Gefahr Alle zugleich bedrohte, wie z. B. beim Einfall der Magyaren in Deutschland und die S. Hier traten sie zusammen u. sorgten für ihre eigene Vertheidigung. Die Kämpfe des Herzogs von Schwaben mit Burgund um die landeshoheitlichen Rechte in der S. nützten weiter nichts, als daß sie den kleinern Landesherren neue Gelegenheit gaben, ihre Gebiete und ihre Macht zu erweitern. Die vorzüglichsten Geschlechter, die in jener Zeit aufblühten, waren die Grafen von Kyburg, von dem Hause der Welfen abstammend, die das Land um den Bodensee und Zürich besaßen und in der Folge auf eigenem Grund die Städte Diessenhofen und Winterthur bauten. Neben ihnen thaten sich die Grafen von Habsburg hervor, die lange Zeit da, wo einst die alte Vindonissa gestanden, ansehnliches Gut besaßen u. ihren Namen von der durch Grafen Radbod in dieser Gegend erbauten Burg erhalten hatten. Später wurden sie auch Vögte des reichen Stiftes Seckingen, welches im Glarnerlande viele Güter besaß; dann wurde ihnen im Aargau dazu die alte burgundische Grafschaft Rore verliehen, die sich bis Muri erstreckte, wo die Gemahlin eines Grafen von Habsburg eine Benediktiner-Abtei stiftete (1025). Nach Verschwinden der Grafen von Rore war deren Gebiet an die Grafen von

Lenzburg gefallen, von denen die Grafen von Baden herstammten und welche die Habsburger ebenfalls beerbten und auf diese Weise ihren Reichthum und ihr Ansehn vergrößerten. Außerdem sind noch die Grafen von Rapperswyl, welche die Stadt gleichen Namens am Zürichersee erbauten, die Ritter von Toggenburg, von Werdenberg und Sargans, die von Montfort und Sax und Vatz, von Rhäzüns, von Greyerz und Savoyen mächtig geworden. Das größte Gebiet erlangten aber die Grafen von Zähringen. Zu derselben Zeit, als die Macht dieser Grafen wuchs, wurde auch der Grund zu einer andern gelegt, die der ersteren nicht zum Verderben gereichen sollte; es entstanden nämlich die Städte. Um den Einfällen der Ungarn nach Deutschland für immer ein Ziel zu setzen, gab König Heinrich der Finkler den Befehl, daß, wie in Deutschland, auch in der S. alle großen Ortschaften mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben werden sollten zum Schutze gegen den der Belagerungskunst unkundigen Feind. So entstanden die Städte, in denen je der neunte von den freien, adeligen Leuten wohnen mußte, um sie in Kriegszeiten zu vertheidigen und im Frieden zu verwalten. Sie nannten sich **Patricier**. Auf diese Weise wurden Basel, St. Gallen, Zürich mit Ringmauern umgeben, andere Burgen oder Städte entstanden, wie Luzern, Solothurn und Schaffhausen. Wie im deutschen Helvetien, so geschah dies auch im burgundischen, das, wie oben schon angegeben ist, im Jahre 1032 von König Konrad II. zum deutschen Reich gezogen wurde. Wie aber diese Städte gediehen und ihre Gebiete und Macht erweiterten, wird sich erst aus Späterem ergeben. Konrad II. gelangte erst nach schweren Kriegen in den ruhigen Besitz des Landes; unter seinem Sohn Heinrich III. kam das Land jenseits des Jura als ein Lehen an den Grafen Reinhold von Besançon, das diesseitige Gebiet erhielt Graf Rudolf zu Rheinfelden zur Verwaltung. Unter Heinrich IV. gerieth die S. in große Verwirrung, da einige Lehnsträger in dem Kampf Heinrichs IV. mit dem Papst sich zum Könige, andere dagegen zum Papst schlugen. Zu den Gegnern des Kaisers gehörte auch Rudolf, der inzwischen Herzog von Schwaben geworden war, und Berthold von Zähringen. Ersterer trat 1077 sogar als Gegenkönig auf, verlor aber 1080 in einer Schlacht an der Elster die rechte Hand und das Leben. Das Herzogthum Schwaben wurde nun dem Eidam des Kaisers, Friedrich von Hohenstaufen, zuertheilt, und vergebens war der Kampf, den Rudolfs Sohn, Berthold, um den Besitz dieses Landes kämpfte. Auch Berthold von Zähringen gab nach langem Kampfe 1097 seine Ansprüche auf dieses Land auf, erhielt aber dafür die Landvogtei Zürich und die Verwaltung der S., nach Andern bloß der burgundischen S. Unter der Verwaltung der Zähringer gelangte das Land zu großem Wohlstande. Herzog Konrads Krieg während der Regierung Kaiser Lothars II. gegen Grafen Reinhold von Chalons, der die S. erobern wollte, fiel glücklich aus; er besiegte ihn 1127 und wurde in dem Besitz des Landes diesseits des Jura bestätigt. Weniger glücklich kämpfte er gegen die Hohenstaufen. Herzog Friedrich nahm ihm die Stadt und Landvogtei Zürich 1144 ab, doch wurde, als Friedrich König der Deutschen wurde und durch seine Vermählung mit der Wittwe Reinholds Burgund wieder mit seinem Reiche vereinigte, Berthold IV. in der Statthalterschaft des Landes diesseits des Jura aufs Neue bestätigt und dazu 1154 mit der Statthalterschaft von Arelat und der Schirmvogtei der Hochstifter Sitten, Genf und Lausanne betraut. Der häufige Wechsel der Oberherrschaft des Landes war aber der Entwickelung der einzelnen Stände sehr zuträglich. Alle erlangten auf Kosten der landesherrlichen Macht große Rechte, Güter und Freiheiten. Das Gedeihen des geistlichen Standes wurde auch durch die Nützlichkeit, die er bekundete, befördert. Das Kloster St. Gallen war viele Jahrhunderte hindurch ein hochberühmter Sitz der Wissenschaften und stand als solcher in hohem Ansehen. In Zürich, wo ein uraltes Chorherrenstift bestand, welches von Karl dem Großen reich ausgestattet war, lehrte 1139 der berühmte Arnold von Brescia. In dieser Stadt war auch ein, von den Töchtern Ludwigs des Deutschen gegründetes reiches Frauenstift. Ebenso war das 930 zu Ehren des Einsiedlers Meinrad von Hohenzollern gegründete Kloster Einsiedeln ein berühmter Sitz der Wissenschaft. Die Klöster Engelberg in Unterwalden, Allerheiligen bei Schaffhausen, St. Albans bei Basel, Rougemont u. a. entstanden gleichfalls in jenen Zeiten und wurden sehr reich. Auch der Bürgerstand gedieh, denn während in den langen verheerenden Kriegen das flache Land keine Sicherheit gewährte, fand man hinter den Ringmauern der Städte vollkommene Sicherheit. Diese lockte viele Menschen in die Städte, die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung, Kunstfleiß und Handel auf. Es wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was seine Heerden und Felder in Ueberfluß gaben; und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete. Das machte die Bürgerschaften wohlhabend und erfinderisch; ihr Wohlstand machte sie gesitteter; ihre Eintracht und Stärke machte sie achtbar den Herren und Adeligen, die in den Gauen umher auf einsamen Schlössern und Burgen saßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzöge, Könige und Kaiser auf Reisen ein, thaten sich gütlich bei ihnen und beschenkten sie mit neuen Gerechtsamen und Freiheiten. Vor allen blühte Zürich empor; begünstigt durch seine Lage am See und auf dem Handelswege zwischen Deutschland und Italien, auch als Sitz zweier reicher Stifter und der Landvögte, zog es viele Gewerbtreibende und Handelsleute an sich. Es wurde der Hauptstapelplatz für den Handel, und die daselbst gefertigten Webereien in Seide und anderen Stoffen wurden in ferne Länder verschickt. Auch Basel erhielt als Bischofssitz und als Grenzstadt zwischen Deutschland und Burgund eine große Bedeutsamkeit. Die Bürger wußten bald von den Bischöfen ansehnliche Freiheiten zu erlangen, wodurch ihr Wohlstand immer mehr zunahm. Schaffhausen

hatte sein Emporblühen dem Kloster Allerheiligen und auch seiner Lage zu danken, da wegen des nahen Rheinfalles alle den Rhein herunter geschifften Waaren ausgeladen werden mußten. Solothurn war in Blüthe gekommen durch das von Pipin dem Kurzen gestiftete St. Ursusmünster, Luzern durch das Kloster Murbach und durch die große Handelsstraße zwischen Italien und Deutschland. Vor Allem aber gedieh der Bürgerstand der S. unter der milden Regierung der Zähringer, die sich die Aufnahme der Städte besonders angelegen seyn ließen. Berthold IV. gründete 1179 Freiburg im Uechtland zum Schutz und Trutz gegen die widerspenstigen Herren und Grafen der Gegend. Sein Sohn Berthold V. baute 1191 die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms. Noch blühten als Bischofssitze die Städte Genf, Lausanne, Sitten und Thur. Das Wachsthum der Städte aber erregte in den Grafen, Rittern und Herren im Lande große Eifersucht. Sie trachteten ebenfalls nach Erweiterung ihrer Macht und Einkünfte, dienten eifriger um neue Lehen und Güter den Königen, Herzögen und Klöstern, führten theilweise auch kleine Kriege mit den Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Leibeigenen ihre Last, u. sahen gern, wenn sich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil seit Eroberung des Landes aller Boden mit Wohnungen, Weiden und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, so vertheilten sie nun die Grundstücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen, die dafür Grundzins und Zehnten zahlen u. Frohnden leisten mußten. So wurden in der S. auch der Dörfer, Weiler und Höfe immer mehr. Ein anderes Ereigniß, die Kreuzzüge, das vielen Grafen und Rittern Verderben brachte, wodurch manche der edelsten Geschlechter ganz untergingen, kam den leibeigenen Leuten auf Dörfern und Höfen und auch den Bürgern in den Städten wohl zu statten. Denn man hielt jetzt die Leibeigenen freundlicher, damit sie daheim blieben und nicht Freiheit in den Kreuzheeren suchten. Man gab ihnen Rechte, um sie in heimischen Kriegen als Streiter gebrauchen zu können. Die Bürger in Städten gewannen viel mit allerlei Handwerk und Verkehr zur Ausrüstung, Bekleidung und Versorgung der endlosen Züge ins heilige Land. Es ward ein weiter Waarenhandel getrieben durch Ungarn bis Griechenland, durch Italien bis nach Aegypten und in das Morgenland. Mit dem Wohlstand und dem Reichthum der Städte wuchs aber auch deren Streben, ihre Gerechtsame auszudehnen und ihr Gebiet zu erweitern. Sie schüttelten eins ums andere von den lästigen Oberherrlichkeitsrechten der Bischöfe, Aebte u. Stifter ab, unter denen sie seit alten Zeiten gelebt hatten, und begaben sich lieber in den Schutz des deutschen Reichs, daß Keiner über ihnen stehe, als unmittelbar der Kaiser allein oder in dessen Namen der Reichsvogt. Die Solothurner rissen sich von der alten Herrschaft des alten St. Ursusstiftes los, das in ihren Stadtangelegenheiten Großes zu sagen gehabt, weil es zur Gründung der Gemeinden viel gethan hatte. Ueber den Flecken Schaffhausen war der Abt des reichen Stiftes Allerheiligen von Ansehen gewesen und die herrschaftlichen Rechte ließ er durch seinen Schultheiß üben. Allein nach und nach erlaubten ihm die Bürger nur die Hälfte ihres Raths zu ernennen, die andere Hälfte erwählten sie selbst. Bald machten sie sich in weltlichen Dingen vom Stifte ganz ledig und traten, wie Andere, in des Reiches Schutz. Die Baseler verfuhren fast eben so mit ihrem Bischof, so daß sie nach und nach eigene Herren unter des Reiches Schutz wurden, wie dies Bern und Freiburg durch kaiserliche Gnade ebenfalls geworden waren. Dem Beispiel der Stärkeren folgten, wie es die Gelegenheit erlaubte, viele der kleineren Städte, und sie benutzten dazu klug des Reiches Verwirrung. So wuchsen die Städte, wurden kräftig, gewannen schöne Befreiungen, Grundstücke, Zölle und allerlei Vortheile. Hatten sie ihren Wunsch, unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen, in Erfüllung gebracht, so bezahlten sie dafür, daß sie ihrer alten Herren los geworden waren und ihre Obrigkeiten und Richter selbst wählen, auch ihr Gemeindegut selbst verwalten durften, sehr gerne die Reichssteuern. Des Kaisers Recht übte der Reichsvogt, der auch Blutgericht vor allem Volk hielt, weil er als Fremdling unparteiischer richten konnte, als einer aus der Gemeinde über die andere. In Kriegsnöthen wählten sie einen mächtigen, tapferen Herrn u. Grafen zum Schirmherrn und Feldhauptmann, den sie besoldeten. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die Städte selbst mit einander einen Bund, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rheine. Auf diese Weise entwickelte sich nach langer Knechtschaft zwischen Klöstern und Ritterburgen wieder eine Art Freiheit, deren die ganze S. bis auf ein einziges kleines Hirtenvolk während vieler Jahrhunderte beraubt gewesen war. Dieses freie Hirtenvolk waren die Bewohner der drei Hochkantone Schwyz, Uri und Unterwalden. Sie hatten nie eine Oberherrschaft anerkannt und waren selbst von den Römern und Burgundern nicht überwältigt worden. Der Sage nach stammten sie von den Cimbern, die nach den letzten Römerschlachten in diese Gebirge geflohen waren, nach Andern von den Schweden und nach noch andern Vermuthungen sind sie Abkömmlinge der alten Sachsen oder Friesen. Die Lage ihrer neuen Heimath, zwischen unübersteiglichen Bergen und hohen Seen, sicherte sie vor den Unterjochungen der Römer und Burgunder; auch Attila's verheerender Zug berührte sie nicht; unter der Frankenherrschaft begehrte Keiner ein Lehen in diesem rauhen Gebirgslande, dessen Bewohner sich nur kärglich durch Viehzucht, Jagd und Fischerei nährten; und selbst die Kirche verschmähte es, dies unwirthbare Land zum Eigenthum zu verlangen. Ungestört weideten sie daher ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man sah an ihren Felsen keine Ritterburg, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten sie, die den Namen Bruchenburen führten, nur eine einzige Kirche, welche im Muottathal stand, und in welche das Volk aus Schwyz, Uri und

Unterwalden zog. Die Leute dieser drei Thalschaften hatten lange Zeit auch, wie nur eine Kirche, auch nur eine gemeinsame Obrigkeit, zu welcher sie aus ihrer Mitte redliche, erfahrene Männer wählten. Als sich aber die Bevölkerung vermehrte, baute jede Thalschaft ihre eigene Kirche und wählte jede ihren Landammann, ihren Rath und ihr Gericht. Doch handelten sie in wichtigen Dingen gemeinschaftlich wie eine ungetrennte Gemeinde. Um 1150 trennten sich auch die Unterwaldner in die ob dem Walde und die nid dem Walde. Als ganz Helvetien unter die Hoheit des deutschen Reichs kam, da begaben sich auch die Schwyzer freiwillig unter den Schutz derselben; doch zahlten sie keine Abgaben, hatten auch keinen Reichsvogt in ihrer Mitte, sondern wählten sich, wenn bedeutende Streitigkeiten vorfielen, oder über Leib und Leben abzuurtheilen war, Oberrichter des Reichs, am liebsten aus den Grafen von Lenzburg. Wegen Mangel an solchen Rechtshändeln kamen die Schwyzer aber beim Reich allmählig in Vergessenheit. Daher kam es, daß das Land von Kaiser Heinrich II. dem Abte von Einsiedeln als eine herrenlose Wüste geschenkt wurde. Die Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten nichts von solcher Vergabung, bis sie einst mit dem Abte in Streit geriethen, der seine Heerden in die Alpen schickte, die sie doch seit undenklichen Zeiten von ihren Vätern ererbt hatten. Als sich die Schwyzer dem Abte nicht unterwerfen wollten, bat derselbe 1114 den Kaiser um Hülfe. Die Schwyzer wurden vom Schirmvogt Grafen Rudolf von Lenzburg, der Abt durch den Kastenvogt des Klosters, Grafen Ulrich von Rapperswyl, der den kaiserlichen Vergabungsbefehl vorzeigte, vertreten. Das Gebiet von Schwyz wurde dem Abte zugesprochen, doch unterwarfen sich die Landleute deswegen nicht, und es dauerte der Streit fort bis 1144. Jetzt gebot Kaiser Konrad von Hohenstaufen den Schwyzern bei Strafe der Acht, sich zu unterwerfen; doch diese erklärten: „Ist des Kaisers und des Reiches Schirm unserm Recht kein Nutze, so bedürfen wir desselben auch nicht". Die von Uri und Unterwalden erklärten sich auf dieselbe Weise und traten mit ihnen aus dem Reichsverbande. Sie wurden nun vom Kaiser geächtet und vom Bischof von Konstanz in den Bann gethan. Doch hatten diese Maßregeln keinen bessern Erfolg. Die Schwyzer, anstatt zu erschrecken, nöthigten ihre Priester, Gottesdienst zu halten wie immer, und jagten die Widerspenstigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen, und ihre Alpen grünten trotz des Bischofs Fluch, auch handelten sie mit den Erzeugnissen ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Als aber Friedrich II. den deutschen Königsthron bestiegen hatte und 1155 nach Italien zog, um des Reiches Rechte in der Lombardei herzustellen, schickte er freundlich den Grafen von Lenzburg zu den Schwyzern und ließ ihnen sagen: „Der Kaiser liebe tapfere Männer, sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen". Auf diese Rede zogen an 600 junge Männer mit ihm in den Krieg und blieben auch seinem Nachfolger treu. Ihr Verhältniß zum Reiche wurde nun wieder hergestellt, und auch unter Ulrich von Lenzburg um 1200 der Bund der 3 Orte durch Walther von Attinghausen, Landammann von Uri, erneuert. Mit Ulrich von Lenzburg † der Stamm der Lenzburger aus, und die Grafen von Habsburg beerbten sie. Unterwalden wählte 1209 den Grafen Rudolf von Habsburg, der auch Kastenrath des Klosters Murbach war, zum Schirmvogt. Vom Kaiser Otto III. wurde er zum Landrath der beiden andern Ortschaften ernannt, von diesen aber mit großem Widerwillen aufgenommen. Erst als sie sahen, daß er ihnen Schutz gegen den Grafen Rapperswyl gewährte, faßten sie Vertrauen zu ihm. Sein Sohn Albrecht folgte ihm als Schirmvogt über die 3 Waldstädte, die vom Kaiser Friedrich II. 1240 einen Freibrief erhalten hatten, in welchem er bezeugte, daß die Schwyzer freiwillig den Schutz des Kaisers erwählt hätten. — In jener Zeit, 1218, starb mit Berthold V. auch das Haus Zähringen aus, das unter den Hohenstaufen mit großem Ansehen in der S. regiert hatte, indem alle Fürsten dieses Hauses gerechte und milde Regenten waren, denen das Wohl des Volkes am Herzen lag. Ihre Rechte waren indeß in späterer Zeit immer mehr eingeschränkt worden, da viele weltliche und geistliche Herren die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen gewußt hatten. Das Erlöschen dieses Fürstengeschlechtes brachte eine große Veränderung in den Verhältnissen der S. hervor. Die Macht der Zähringer hatte nämlich die Vergrößerung der kleinen Reichsstände in der S. gehindert. Jetzt war aber die Würde und das Amt eines kaiserlichen Statthalters oder Reichsvogtes nicht mehr erblich, sondern wurde bald diesem, bald jenem Grafen verliehen. Nun fürchteten die Herren die allzugroße Gewalt und Uebermacht keines Einzelnen mehr; jeder suchte seine Macht auszudehnen, so weit er konnte. Die Hinterlassenschaft der Zähringer fiel den Häusern Teck, Baden, Kyburg, Habsburg und Savoyen zu, die Städte Zürich und Bern wurden reichsfrei. Am mächtigsten unter diesen Erben wurden die Häuser von Savoyen und Habsburg. Graf Peter von Savoyen war der Schirmherr von Bern. Als er einst mit Hülfe der Berner einen glänzenden Sieg erfochten hatte, baten ihn diese, er möchte auf sein Recht der Schirmherrschaft der Stadt verzichten. Er erfüllte ihre Bitte, schloß aber einen Bund mit ihnen, bekriegte die Grafen von Genf, Lausanne und Welsch-Neuenburg, wurde vom Kaiser mit den Reichsgütern belehnt, die Graf Hartmann von Kyburg in den romanischen Landen besessen hatte, und nahm später auch Waadtland und Wallis in Besitz. Ihm verdankten Raumont, Yverdun und Murten ihre Entstehung; auch beschenkte er seine erworbenen Länder mit einer landständischen Verfassung. Die Habsburger, die auch Landgrafen vom Elsaß waren, hatten sich in 2 Linien getheilt. Die eine hatte ihren Sitz zu Lauffenburg, die andere zu Habsburg. Diese hatte die Schirmvogte über die Waldstädte erhalten. Ihre Güter

die größtentheils von geringem Umfange waren, lagen fast alle im Aargau, ihr Stammschloß auf dem Wülpelsberge. Einer von diesem Hause, Graf Rudolf von Habsburg, wurde 1257 Schirmvogt der Waldstädte, 1264 gelangte er zu der kyburgischen Erbschaft. In jener Zeit wurde er auch von den Zürichern zum Schirmvogt gewählt, welchem Beispiele noch mehre andere Städte und Stifter folgten, wodurch er zwar beträchtlich an Einkünften und Gütern gewann, aber auch mit den Grafen von Toggenburg, Rapperswyl, Regensberg, mit dem Bischof von Basel und dem Abte von St. Gallen in Fehde gerieth, welche Feinde er aber durch seine Kriegskunde und Tapferkeit alle besiegte. Die Macht der Regensberger hatte er 1267 völlig vernichtet und ihre Burgen genommen. Um den Bischof von Basel mit um so größerem Nachdruck angreifen zu können, versöhnte er sich mit dem Abte von St. Gallen, 1268. Gegen den Bischof von Straßburg, dessen Bundesgenosse er früher gewesen war, kriegte er als Hauptmann der straßburger Bürger. Wie er sich durch seine Heldenthaten einen berühmten Namen erworben hatte, so machte er sich durch seine Kämpfe mit den mächtigen Adeligen auch bei den Leuten beliebt und schwang sich so allmählig zum einflußreichsten Mann in der ganzen S. empor. Als er 1273 die Stadt Basel belagerte, um die adelige Geschlechter-Gesellschaft zum Stern, zu der er auch gehörte und welche von der entgegengesetzten Verbindung der Psittiche vertrieben war, mit gewaffneter Hand wieder in Basel einzuführen, überbrachten ihm sein Schwager und der Reichs-Erbmarschall von Pappenheim die Nachricht seiner Wahl zum deutschen Kaiser. Dem Kaiser, nicht dem Grafen, öffneten die Baseler gern ihre Thore, der Bischof aber soll vor Schrecken ausgerufen haben: „Lieber Herr Gott, sitz' fest auf deinem Thron, daß Rudolf ihn nicht besteige". Doch vergaß er bereitwillig alle Feindschaft und blieb auch als König lebenslänglich den Völkerschaften seiner Heimath gewogen, daher sie ihm in seinen Kriegen gern beistanden. Er stattete ihre Städte mit neuen Vorrechten aus, oder bekräftigte durch sein Wort, was sie schon besaßen. Den Zürichern, Schaffhausern, den Solothurnern bewilligte er, daß sie nur von eigenen Richtern und nach eigenen Gesetzen gerichtet werden sollten; den Städten Laupen und Luzern verlieh er die Freiheiten, wie sie Bern hatte; Luzern wurde reichslehnsmäßig, die Bieler erhielten die Stadtfreiheiten von Basel; den Aarauern gab er ähnliche Rechte wie den Solothurnern, eben so denen von Winterthur, Diessenhofen und andern Städten. Den 3 Waldstädten bestätigte er ihre Reichsunmittelbarkeit, den Bischof von Lausanne und den Abt von Einsiedeln erhob er zur Reichsfürstenwürde. Der Ausführung seines im Stillen gefaßten Planes, das alte Königreich Burgund wieder herzustellen und es seinem Sohne Hartmann als Lehen zu geben, trat nur der mächtige Graf Philipp von Savoyen hindernd entgegen. Dieser, ein Sohn des berühmten Peter und Schirmherr von Bern, Murten, des Bischofs von Lausanne, war in Besitz der Reichsburg Gimmingen, und der Adel des Landes erkannte ihn als seinen Lehnsherrn an. Durch seine Gemahlin war er auch Graf von Hochburgund. Mit ihm begann nun Rudolf, nachdem er König Ottokar von Böhmen besiegt hatte, den Krieg, obgleich sein Sohn Hartmann schon todt war. Murten und Peterlingen wurden erobert, alle Gebiete, die dem Reiche früher entzogen worden waren, mußten herausgegeben werden, und sogar der Schirmherrschaft über Freiburg und Lausanne mußte Philipp entsagen. Savoyen und Graf Otto von Hochburgund mußten die Oberhoheit des deutschen Reichs anerkennen, wogegen Frankreich unter Philipp zwar protestirte, aber als Rudolf mit seinem Heere anrückte, Frieden schloß. Da sich in diesem Kriege die Berner als Gegner von ihm gezeigt, auch unbefugter Weise den Blutbann ausgeübt hatten, so benutzte er diese Gelegenheit, um auch Bern zu unterwerfen, doch wehrten sich die Bürger mit solcher Tapferkeit, daß er ihnen ihre Rechte ungeschmälert lassen mußte. Sein Streben, seinen Nachkommen in der S. ein zusammenhängendes Fürstenthum zu gründen, trat nach und nach immer deutlicher hervor, und obschon er gerade keinen offenbaren Gewaltschritt that, so kamen doch auch nicht selten von den Vögten in seinen Besitzungen harte Bedrückungen vor, und selbst der Abt von St. Gallen wurde vom König hart und ungerecht behandelt, ja, es wurden ihm 1287 in einer Fehde sogar mehre Besitzungen entrissen. So konnte es nicht anders kommen, als daß die Schweizer sich von dem Hause Rudolfs abwenden und gegen dasselbe mißtrauisch werden mußten. Das Mißtrauen wuchs noch, als Rudolfs Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, 1289 die Berner bekriegte und 1291 die Rechte des Klosters Murbach auf Luzern angekauft wurden. Daher wurde auch das Verhältniß der S. zum Hause Habsburg mit Rudolfs Tode 1291 ein ganz anderes, zumal da von seinem Sohne Albrecht bekannt war, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte wenig achte. Darum erneuerten auch die 3 Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden 1291 ihre uralte Eidgenossenschaft. Sie sowohl, als auch die übrige S. verweigerten Albrecht den Gehorsam, den sie früher Rudolf, als dem Oberhaupte des Reiches, geleistet hatten. Es entstanden verschiedene Bündnisse zum Schutz und Trutz gegen die Uebergriffe Oesterreichs; so schloß der Bischof von Kostnitz, Rudolf von Laufenburg, zum Schutze seines Neffen und Mündels, des Grafen Hartmann von Kyburg, ein Bündniß mit dem Grafen Amadeus von Savoyen, der auch wieder Schirmherr von Bern und dem Stift Peterlingen geworden war. Auch der Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, der schon von Rudolf großes Unrecht zu erdulden gehabt hatte, so wie die Städte Zürich, Rapperswyl und Basel traten dem Bunde bei. Die Feindseligkeiten wurden von den Zürichern eröffnet, doch mit wenig Glück, denn Graf Hugo von Werdenberg schlug die Züricher, welche die

österreichische Stadt Winterthur überfallen hatten, 1292 aufs Haupt, worauf nun von Albrecht, der auch herbeigezogen war, das Bisthum Kostnitz verwüstet und die Feste Nellenburg zerstört wurde. Nachdem er sich mit den Zürichern versöhnt und sich ihres Beistandes versichert hatte, überzog er das Gebiet des Abtes von St. Gallen mit Krieg und verbrannte dessen Stadt Wyl; doch kehrte er, da ihn wichtige Angelegenheiten nach Oesterreich und Deutschland riefen, bald wieder zurück, worauf der Krieg in der S. ruhete. Da König Adolf von Nassau den Waldstädten 1297 ihre Freiheiten verbürgt hatte, zogen ihm auch viele Schweizer zur Hülfe in dem Kampfe gegen Albrecht um die deutsche Krone, u. in der Schlacht bei Gellheim, 1298, in welcher Albrecht seinem Gegner den Sieg, das Leben und die Krone des Reiches entriß, bluteten auch viele Schweizer. Jetzt arbeitete Albrecht aufs Neue an der Ausführung seines schon lange entworfenen Planes, die S. seinem Hause zu unterwerfen. Als die Eidgenossen aus den Waldstädten nach Straßburg zu ihm sandten, daß er ihre alten Freiheiten schützen wolle, wie sein glorreicher Vater gethan habe, ließ er ihnen sagen, daß er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Darüber erschraken die Schweizer sehr, und es entstand nun Krieg und Kriegsgeschrei im ganzen Uechtlande. Die Herren dort und die Grafen, die der Städte aufwachsende Macht haßten, traten auf Albrechts Seite, der zuerst Bern angriff. Zu ihm waren gestoßen die Herren aus der Waadt, Welsch-Neuenburg, Greyerz und andere Adelige, auch die Stadt Freiburg; dagegen erhielten die Berner Zuzug aus Solothurn und andern Orten. Angeführt von dem kriegserfahrenen Ulrich von Erlach schlugen sie 1298 die Uebermacht des Feindes bei Oberwangen am Donnerbühel aufs Haupt, eroberten und zerstörten viele Schlösser und Burgen der Adeligen, also daß der Ruhm der Stadt sich über das ganze Land verbreitete, und mehre benachbarte Landherren, z. B. Graf Rudolf von Welsch-Neuenburg u. A., Bündnisse mit derselben schlossen. Darauf lagerte sich der König vor Zürich auf den Berg, von welchem herab er in die Straßen der Stadt sehen konnte. Die Züricher aber schlossen ihre Thore nicht, obwohl sie sich stark gerüstet hatten; sie ließen ihm sagen, daß sie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne und seine Zwistigkeiten mit ihnen wegen Kyburg durch Schiedsrichter vergleichen lassen wolle. Nachdem er sich der Kastenvogtei von St. Gallen bemächtigt, Glarus, Einsiedeln und den Aargau gezwungen hatte, Reichsvögte anzunehmen, machte er den Waldstädten aufs Neue den Antrag, sich aus dem Schutze des Reiches unter den seines Hauses zu begeben, und da sie sich dessen weigerten, ließ er ihnen seinen Zorn auf alle Weise fühlen. Er sperrte ihnen den Getreidemarkt in Luzern und verweigerte ihnen die Bestätigung ihrer Freiheiten, wegen des Blutbannes aber verwies er sie an seine Vögte zu Luzern und Rothenburg. Obgleich diese Maßregeln gegen die Rechte des Reiches waren, ertrugen sie die 3 Waldstädte doch 3 Jahre lang geduldig. Als aber die österreichischen Vögte sich immer mehr Anmaßungen erlaubten und die Waldstädte aufs Neue um Einsetzung von Reichsvögten zur Hegung des Blutbannes anhielten, da konnte er nicht länger ausweichen; aber statt mächtiger Grafen, die sonst gekommen waren, über Leib und Leben zu richten, ernannte er nun mittellose Edelleute zu Landvögten, die, weil sie kein Eigenthum besaßen, in den Waldstädten selbst ihre Wohnsitze wählten. Ritter Hermann Geßler von Brunegg wurde Vogt der Lande Uri und Schwyz; der Edelknecht Behringer von Landenberg erhielt die Vogtei in Unterwalden. Dieser zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, Geßler aber baute sich einen Twinghof im Lande Uri; vorher wohnte er in Küßnacht. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schweren Bußen bestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Der Druck wurde immer ärger und endlich unerträglich; auf ihre Beschwerde beim Kaiser über die Plackereien der Vögte erhielten sie die Antwort, daß die Unterwerfung unter Oesterreich das einzige Mittel zur Verbesserung ihrer Lage sey. Die Vögte trieben ihr Wesen nun noch ärger. Als Arnold an der Halden von Melchthal im unterwaldner Land wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward u. Landenbergs Knecht dieselben vom Pfluge reißen wollte, widersetzte sich der junge Arnold, zerschlug dem Knecht des Landvogts zwei Finger und floh ins Gebirge. Zur Strafe dafür ließ Landenberg dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen. Wer es mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen, und er hatte immer Recht. Doch nicht Alle kamen ungestraft davon, wenn sie, pochend auf der Vögte Schutz, Ruchloses thaten. Denn als der Burgvogt auf der Insel Schwanau im Lowerzer-See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth entehrte, ward er von den Brüdern der Jungfrau erschlagen. Und als der Vogt auf dem Roßberg, Junker von Wolfenschieß, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten zu entehren trachtete, wurde auch er von diesem getödtet. In Altorf ließ Geßler einen Hut auf eine Stange stecken und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung, wie dem Kaiser, erweisen. Auch drohte er den Bauern, das Bauen neuer Häuser ohne seine Einwilligung zu wehren. Durch solche Unthaten wurden die Leute in Verzweifelung gebracht und dachten schon daran, wie sie durch eigene Kraft das unerträgliche Joch abwerfen könnten. Zuerst traten Werner Stauffacher von Steinen, Walther Fürst aus Attinghausen in Uri, und jener Flüchtling Arnold aus dem Melchthal zusammen, beredeten sich über die Noth des Landes und über die Greuelthaten der ausländischen Vögte und beschlossen, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten und herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sey und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle. Darauf kamen

sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Ort am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbuschten Wiese am Fuße der Felsen des Seelisberges, gegenüber dem Dörfchen Brunnen. Man nannte ihn vom ausgerauften Gestrüpp das **Rütli**. Hier waren sie von Menschen und von Wohnungen fern, und bald brachte Jeder die Botschaft, daß Alle lieber den Tod, als das schmähliche Joch ertragen wollten. In der Nacht auf den Mittwoch vor dem Martinstag 1307 erschienen jene drei auf dem Rütli und jeder führte zehn treue Ehrenmänner mit sich, entschlossen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten. Diese 33 schlossen nun im Namen aller ihrer Landsleute einen **Bund** zur gemeinsamen Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten und zu gegenseitiger Vertheidigung. Sie beschworen ihr Bündniß, und jeder Anwesende übernahm es, Anhänger für den Bund zu werben. Dem Adel wurde zur Zeit noch nichts entdeckt, wenn auch auf seinen Beitritt gerechnet wurde. Auch wurde beschlossen, das Recht und Eigenthum des Grafen von Habsburg zu ehren, sich den Vögten nicht zu widersetzen, aber in der Neujahrsnacht 1308 sich insgesammt zu erheben und die Vögte zu vertreiben. Doch sollte den Vögten und ihren Knechten an ihrem Leibe kein Schaden gethan und kein Blut, außer zur Abwendung von Gewalt, vergossen werden. In jener Zeit kam (nach der Sage) **Wilhelm Tell**, der Schütz aus Bürglen und einer von den Männern aus dem Rütli, mit seinem Sohne nach Altorf, sah den aufgerichteten Hut, beugte sich aber nicht vor demselben. Sogleich wurde er gefangen vor den Vogt geführt, der ihn wegen seiner Geradsinnigkeit längst schon haßte und nur eine Gelegenheit suchte, an ihn zu kommen. Er verurtheilte den Tell, einen Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schießen. Tell bat um den Tod, allein Geßler drohte, auch den Knaben tödten zu lassen. Da schoß Tell, und der Pfeil zerschnitt glücklich den Apfel. Als Geßler hinzutrat und fragte, wozu der zweite Pfeil, den Tell zu sich gesteckt, habe dienen sollen und die Antwort erhielt, daß dieser Geßlers Brust gewiß durchbohrt haben würde, wenn er seinen Sohn getroffen hätte, erschrak der Vogt sehr, ließ den Schützen in schwere Fesseln schlagen und in einem Schiff nach Küßnacht führen, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen der Stimmung des Volkes, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechte. Daher fuhr er schnell ab, obwohl der warme Fönwind blies. Als aber der Sturm immer mehr zunahm und die Gefahr, unterzugehen, immer größer wurde, da gab Geßler den Forderungen seiner Leute nach und ließ Tell entfesseln, damit er als guter Schiffer das Schiff lenke. Dieser lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt, schwang sich plötzlich auf diese, stieß mit aller Kraft das Schiff zurück in den See, eilte nach Küßnacht und erschoß den Vogt in der hohlen Gasse, als er mit seinen Leuten nach Küßnacht heimkehren wollte. Freudig erschrak das Volk bei der Nachricht vom Tode dieses Unterdrückers, doch unternahm es noch nichts, und erst in der Neujahrsnacht 1308 wurde Burg Roßberg von Jünglingen genommen u. der Amtmann u. seine Knechte gefangen; Sarnen wurde von den Landleuten durch List besetzt. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach, wurde aber gefangen und mußte mit all den Seinigen Urfehde schwören, die Waldstädte ewig zu meiden. Dann gestatteten sie ihm, nach Luzern abzuziehen. Unterdessen war auch Burg Schwanau am Lowerzersee von Werner Stauffacher und den Schwyzern abgebrochen und Geßlers Twinghof von den Leuten von Uri eingenommen worden. Ueberall loderten Freudenfeuer auf den Alpen. Die Waldstädte waren befreit vom schmählichen Joch ihrer Unterdrücker, ohne daß Jemandem Leides zugefügt worden wäre. Am nächstfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf 10 Jahre.

II. **Bis zum Schlusse der Eidgenossenschaft durch die Aufnahme des 13. Kantons, 1308—1513.** Durch ihre Selbstbefreiung hatten die Waldstädte den Zorn Kaiser Albrechts nur noch mehr auf sich geladen, und er beschloß nun, die Widerspenstigen schwer zu züchtigen, zog ein Heer zusammen und hielt sich mit demselben im Aargau auf. Seine Ermordung durch seinen Neffen, Herzog Johann von Schwaben, am 1. Mai 1308, am Ufer der Reuß, machte aber diesen Plan zu nichte. Obwohl die Eidgenossen auch jetzt noch einen Krieg befürchteten und daher die Engpässe in ihren Gebirgen besetzten, auch die Städte **Zürich**, **Bern**, **Solothurn** und **Basel** einen Bund schlossen und ihre Befestigungen verstärkten, so erhielt doch **Heinrich** VII. von Luxemburg, König der Deutschen, den Frieden aufrecht, bestätigte auch 1309 die Freiheiten der Waldstädte und verhieß ihnen Schutz gegen Oesterreichs Anfeindungen. Zum Dank zogen 300 Eidgenossen bei seinem Krönungszuge mit nach Rom. So lange Heinrich VII. lebte, durfte es Oesterreich, das zwar mit dem hohen schweizerischen Adel im Einverständniß war, auch nicht wagen, etwas gegen die S. zu unternehmen, wenn auch die Freundschaft des Adels mit Oesterreich den Schweizern manchmal beschwerlich fiel. Aus diesem Grunde erklärten sich denn auch die Schweizer bei Heinrichs VII. Tode, 1313, als Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig von Bayern um die deutsche Krone kämpften, für letzteren und leisteten ihm sogar Beistand. Jetzt trat Oesterreich als offener Gegner der S. auf und Herzog Leopold der Glorreiche brach mit vielen Rittern und großer Macht gegen die Schweizer auf. Als Vorwand mußte die von König Friedrich von Oesterreich gegen die Waldstädte ausgesprochene, von Ludwig aber wieder aufgehobene Reichsacht wegen eines Streites mit dem Abt von Einsiedeln dienen. Sein Heer bestand meist aus schwäbischem, aargauischem und thurgauischem Adel, doch leisteten ihm auch mehre Städte, wie z. B. Zürich,

Beistand. Er drohte, die Bauern mit seinem Fuße zu zertreten, führte auch viele Stricke mit sich zur Hinrichtung der Vorsteher dieses Volkes. Seine Absicht war, die Waldstädte von 3 Seiten zu gleicher Zeit zu überfallen. Gegen Obwalden über den Brönig zog sein Sohn, Graf Otto von Straßberg, mit 4000 Mann; mehr denn 1000 Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wollhausen und Luzern gerüstet, um das Land Unterwalden vom See her zu überfallen. Der Herzog selbst rückte mit dem Kern seiner Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Die Eidgenossen lagerten mit 1300 Mann auf der Höhe bei der Einsiedler Landmarch. Zu den Schwyzern waren 400 von Uri, 300 von Unterwalden gestoßen. Auch 50 aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat zu verdienen. Da sie aber nicht mit in den Reihen der Eidgenossen kämpfen konnten, wenn nicht das Gesetz verletzt werden sollte, so legten sie sich in einen Hinterhalt hart an einem Hohlweg, durch den das feindliche Heer ziehen mußte. Als nun am 16. Nov. 1315 das österreichische Heer unter Anführung Montforts von Tettnang heranzog und an den Hohlweg bei Morgarten kam, da wälzten die 50 Verbannten von den Höhen der Sigler-Flue zerschmetternde Felsstücke auf den Feind herab u. brachten seine Glieder in Verwirrung, in welche nun unter großem Geschrei die 1300 Eidgenossen eindrangen, mit Keulen und Hellebarden auf die geharnischten Ritter einhieben, eine große Menge erschlugen und Flucht und Verderben brachten, bevor nur das Fußvolk angekommen war. Die Blüthe des Adels war gefallen und Herzog Leopold selbst entkam nur mit Noth den siegreichen Verfolgern. Den Entwurf zur Schlacht hatte der Greis Reding von Biberegg gegeben, und unter Anführung seiner Söhne und Heinrichs von Ospenthal war die Schlacht gewonnen worden. Am folgenden Tage eilten die Ueberwinder über den See der Waldstädte nach Unterwalden, schlugen hier mit Macht die Luzerner, daß Viele im See ertranken und erschreckten dadurch Straßberg so, daß er floh; doch wurde seine Schaar von den Verfolgenden zersprengt. Die 50 Verbannten erhielten die Erlaubniß, wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen. Darauf schlossen die 3 Waldstädte am 8. Decbr. zu Brunnen den sogen. **ewigen Bund**, durch welchen sie sich verpflichteten, als ein einiges Volk fest bei einander zu halten und ihre Rechte stets gemeinsam zu vertheidigen. Herzog Leopold fühlte sich zu schwach, es nochmals mit den Eidgenossen aufzunehmen; er schloß mit ihnen einen Waffenstillstand auf ein Jahr, der darauf bis ins 6. Jahr verlängert wurde. Nach Leopolds Tode erneuerte 1326 sein Bruder Albrecht den Waffenstillstand mit den Eidgenossen, und obgleich diese dem König Ludwig in seinen Reichskriegen Beistand leisteten, so wurde doch der Friede mit Oesterreich nicht gebrochen. Ihrer Anhänglichkeit an König Ludwig wegen wurden die Eidgenossen 1328 vom Papste mit dem Banne belegt. Sie kümmerten sich darum aber nicht, sondern drohten, die Priester aus dem Lande zu jagen, wenn sie den Gottesdienst nicht halten wollten. Als sich König Ludwig 2 Jahre später mit Oesterreich versöhnte und ihm die Reichsstädte Zürich, Schaffhausen und Rheinfelden, auch die Schirmherrschaft über St. Gallen verpfänden wollte, da rettete die Fürsprache der Waldstädte die Freiheit von Zürich und St. Gallen. **Schaffhausen, Rheinfelden** und **Neuenburg** kamen jedoch in österreichische Hände, wie unterpfändliches Gut. Auch **Luzern** wußte, wie schwer Fürstenjoch drückte. Oesterreichs wegen hatten die Luzerner wider die Waldstädte und in fremden Kriegen streiten müssen, und zwar zu ihrem eigenen Schaden; dazu waren ihnen die Abgaben so erhöht worden, daß sie die Last kaum ertragen konnten. Darum boten sie den Waldstädten erst 20jährigen Waffenstillstand an, und da sie sahen, daß die Adeligen, die es mit Oesterreich hielten, gegen die Stadt böse Absichten hegten, schlossen sie 1332 mit den Eidgenossen einen ewigen Bund, daß sie stehen wollten mit ihnen, Einer für Alle, Alle für Einen, doch keinem **älteren** Rechte zu Leide. Darüber entstand nun Krieg zwischen dem im Aargau wohnenden Adel, der im Namen Oesterreichs die Stadt angriff. Doch stritten die Bürger mannhaft für ihr gutes Recht, unterstützt durch den kräftigen Beistand ihrer Bundesgenossen. Was durch Gewalt nicht erreicht wurde, das sollte nun durch Verrath gewonnen werden. In der Stadt Luzern hielten die vornehmsten Geschlechter zum fremden Adel. Sie verschworen sich, alle Freunde der Eidgenossen in einer Nacht zu ermorden. Die Nacht auf den 29. Juni 1333 war zum Ausbruch der Verschwörung bestimmt, und schon standen sie in finsterer Stunde bewaffnet unter dem Schwibbogen am See, unter der Trinkstube der Schneider, als ein Knabe ihre Anschläge zufällig behorchte. Sie ergriffen den Knaben und wollten ihn tödten, doch ließen sie ihn, nachdem er einen Eid abgelegt, das Gehörte keinem Menschen zu sagen, leben. Der Knabe ging nun in die Trinkstube der Metzger, wo noch Bürger tranken und spielten. Hier erzählte er mit lauter Stimme dem stummen Ofen, was er gehört. Erschreckt sprangen die Bürger auf, weckten die ganze Bürgerschaft, die sich sogleich bewaffnete und nach Zuzug von Unterwalden schickte, und nun wurde die Regierung der Stadt, die bisher in den Händen der vornehmen Geschlechter, der Patricier, gelegen war, denselben für immer entrissen. Viele wurden vertrieben. 300 Bürger bildeten den Rath, und auch über Stadtgut, Steuer, Krieg und Bündniß entschied die Gemeinde. Obgleich diese Aenderung ohne Blutvergießen abgelaufen war, so wurde diese Nacht doch die **Mordnacht von Luzern** genannt. Die Herzöge von Oesterreich mochten den Abfall Luzerns nicht so gutwillig verschmerzen; daher erweckten sie, weil sie selbst einen neuen Krieg nicht wagen wollten, den Eidgenossen viele Feinde in Hohen-Rhätien, die feindselig gegen die Waldstädte verfuhren. Besonders war der Abt von Dissentis ein heftiger Gegner der Eidgenossen; nachdem er und auch der rhätische

Adel aber mehre heftige Niederlagen erlitten hatten, wurde durch den Landammann von Uri, Joh. v. Attinghausen, ein Friede vermittelt, dem auch 1339 Oesterreich beitrat u. in welchen auch Bern eingeschlossen wurde. Letzteres hatte in jener Zeit gegen den Adel des Uechtlandes und dessen Verbündete ebenfalls einen Kampf auf Leben und Tod eingehen müssen. Der zunehmende Wohlstand und die wachsende Macht, so wie das große Ansehen, das sich die Stadt im Lande erworben hatte, erregte in den mächtigen Herren und Grafen Eifersucht und sie suchten nur eine Gelegenheit, Bern demüthigen zu können. Diese fand sich bald; denn als die Stadt nicht von der Münze nehmen wollte, welche Graf Eberhard von Kyburg mit kaiserlicher Bewilligung schlug, ja sogar den Kaiser anzuerkennen sich weigerte, weil ihn der Papst in den Bann gethan, so war dies den Herren ein willkommener Vorwand, die Widerspenstigen zu züchtigen. Graf Rudolf, aus dem Hause Welsch-Neuenburg, der seinen Ortschaften Erlach und Nidau städtische Rechtsame und Ringmauern gegeben, versammelte nun alle Feinde Berns auf dem Schlosse Nidau. Es wurde beschlossen, die Stadt von Grund aus zu vertilgen. Die dazu nöthige Macht zogen sie aus Aargau, Savoyen, Hochburgund, aus Uechtland und dem Elsaß zusammen, so daß 1339 700 Herren mit gekrönten Helmen, darunter die Grafen von Valangin, von Aarberg, von Nidau, Greyerz, Montenach, Welsch-Neuenburg u. s. w., 1200 geharnischte Ritter, 15,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd gegen Bern auszogen und sich unter den Mauern von Laupen, das sie zuerst erobern wollten, lagerten. Doch erschraken die Berner keineswegs, verhöhnten aber auch den Feind nicht mit trotzigem Uebermuth, sondern beschlossen, gerechten Forderungen Genüge zu leisten, Gewalt aber mit Gewalt zu vertreiben. Da nun gütliches Unterhandeln fruchtlos blieb, so kam es zur Gewalt. Altschultheiß Joh. von Bubenberg zog mit 600 Mann nach Laupen zur Verstärkung der dortigen Mannschaft. Zum Anführer wurde Ritter Rudolf von Erlach gewählt, der Sohn jenes Ulrich von Erlach, der vor 41 Jahren den Adel am Donnerbühl geschlagen hatte. Die Waldstädte sandten den Bernern, obwohl nicht mit ihnen im Bunde, 900 Mann, aus Haßli erschienen 300, 300 von Siebenthal und 80 Geharnischte zu Roß von Solothurn. Die Streitmacht der Berner betrug 4000 Mann. Mit dieser Macht lagerte sich Rudolf von Erlach dem Feinde gegenüber, unweit auf einer Anhöhe, von wo aus er das feindliche Heer überschauen konnte. Bald kam es zur heißen Schlacht, und es gelang der klugen Anordnung Erlachs und der Tapferkeit der Seinen, die Feinde trotz ihrer großen Uebermacht gänzlich zu besiegen. Die meisten ihrer Anführer waren erschlagen, und mehre Tausende der Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Das war die Schlacht bei Laupen, 1339, durch welche Bern seine Unabhängigkeit gerettet und den Schweizern eine mächtige Stütze der Freiheit erhalten hat. Doch währte der Krieg noch mehre Jahre, denn die Adeligen setzten einzeln ihre Fehde gegen die Stadt fort, und die Berner durften deshalb ihre Waffen nicht aus der Hand legen. Endlich ermüdeten die Widersacher und es wurde 1341 zu Uibersdorf Friede geschlossen. Zwar setzte Graf von Greyerz den Krieg noch eine Zeit lang fort, doch mußte auch er bald um Frieden bitten. Den Bernern war der Besitz von Laupen zugestanden worden, und die Städte Freiburg, Solothurn, Bühl, Wiflisburg und Peterlingen schlossen mit ihnen einen Bund. Mit Freiburg schloß Bern 1349 einen besondern Bund. Der ritterliche Held Rudolf von Erlach wurde in der Folge von seinem Eidam, Jobst von Rudenz aus Unterwalden, ermordet, und der alte Johannes von Bubenberg wegen seines hochfahrenden Wesens mit seinen Freunden auf 100 Jahre aus der Stadt verbannt, nach 14 Jahren aber, als Altersschwäche ihn heimgesucht hatte, wieder aufgenommen. — Von den allgemeinen Drangsalen, die in den Jahren 1346—1350 den größten Theil Europa's betrafen, blieb auch die S. nicht frei. Mißwachs und Hungersnoth, darauf 1346 ein Erdbeben und endlich der schwarze Tod richteten in den schweizer Landen große Verheerungen an. Von dem Erdbeben wurde Basel sehr hart betroffen; es blieben in der ganzen Stadt nur 80 Häuser unzerstört. — Der glückliche Erfolg, den der Freiheitskampf der Eidgenossen gehabt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die benachbarten Städte, die nach einer Vereinigung mit den Eidgenossen strebten. Zuerst und noch vor dem 1339 geschlossenen Landfrieden gab sich dieses Streben vorzüglich in Zürich kund. Hier führten immer vier Edelleute der Stadt und acht der vornehmsten Bürger vier Monate lang das Regiment und wählten sich dann Nachfolger. So war es aber gekommen, daß die Herrschaft nach und nach in die Hände weniger vornehmer Geschlechter, welche ritterliches und kriegerisches Geschäft trieben und Konstaffler genannt wurden, gekommen war. Die übrigen Bürger und die reichen, verständigen und tapfern Handwerker murrten laut über die willkürliche Amtsführung dieser Geschlechter, welche keine Rechnung über die Gelder der Stadt ablegten und die geringern Bürger geringschätzend behandelten. Dieses Murren dauerte so lange, bis einer des Raths, Ritter Rudolf Brun, ein kluger Mann, der aber selbst gern der Erste gewesen wäre, sich auf die Seite der Bürger schlug und diese veranlaßte, vom Rath Rechenschaft von ihrer Verwaltung zu fordern. Die Meisten entflohen und wurden mit ihren Freunden aus der Stadt verbannt. Nun schuf Ritter Brun, dem unbeschränkte Vollmacht ertheilt war, eine neue Staatsverfassung, nach welcher die Handwerker in 13 Zünfte eingetheilt wurden, deren Zunftmeister im Rathe sitzen sollten; die Konstaffler verband er zu einer eigenen Gesellschaft, damit sie auf die andern Zünfte keinen nachtheiligen Einfluß ausüben sollten. Der Rath wurde zur Hälfte aus Bürgern, zur Hälfte aus Adeligen und Vornehmen besetzt und mußte jedes halbe

Jahr erneuert werden. Brun selbst ließ sich auf Lebenszeit zum Bürgermeister wählen und behielt sich große Gewalt vor, die er jedoch zum Wohl der Stadt gebrauchte. Im J. 1336 ward diese neue Ordnung vom Volke freudig beschworen. Doch die entflohenen Herren des Rathes und ihre auswärtigen Freunde sannen auf blutige Rache gegen Zürich. Sie saßen in Rapperswyl und auf den Schlössern und Burgen ihrer Freunde und führten kleinen Krieg gegen Zürich; als sie aber damit nichts gewinnen konnten, entspann sich schon 1337 eine Verschwörung. Schon war Graf Johann von Habsburg zu Rapperswyl heimlich bei Nacht in die Stadt gelassen, als die Verschwörung entdeckt, Graf Johann erschlagen wurde und Bruns Ansehen höher als zuvor stieg. Die 14 folgenden Jahre regierte Brun ruhig mit großem Ansehen und zum Vortheil der Stadt; da entspann sich 1350 eine neue Verschwörung gegen ihn, durch welche die Verbannten die alte Verfassung wieder herstellen wollten. Grafen und Edelleute kamen öffentlich unter allerlei Vorwand, oder auch heimlich in die Stadt. Hauptheilnehmer waren der Graf Joh. von Habsburg, dessen Vater schon in einem Kampfe gegen Zürich gefallen war, der Freiherr von Bonstetten, Herr von Hohenlandenburg u. A., sogar an 700 Bürger traten der Verschwörung bei. In der Nacht auf den 23. Febr. sollte sie ausbrechen. Die in der Stadt anwesenden Verschworenen sollten sich in den Schrecknissen der Nacht der Stadt bemeistern, die Thore öffnen und zahlreiche Mannschaften von Rapperswyl einlassen. Die Nacht kam, die Verschworenen traten im Hause eines Freundes zusammen und berathschlagten. Da hörte ihre Anschläge ein Bäckerjunge, der halbschlafend hinter dem Ofen lag. Derselbe verrieth es sogleich seinem Meister, und dieser dem Ritter Brun, welcher sogleich barfuß und im Harnisch zum Rathhaus eilte, die Sturmglocke ziehen und die Bürger unter die Waffen treten ließ. Die Verschworenen, schon verrathen, rückten aus, wurden aber von den Weibern aus den Fenstern mit einem Hagel von Steinen, Töpfen u. dgl. begrüßt. Brun, an der Spitze der Bürger, begegnete ihnen auf dem Markte und überwand sie nach langem mörderischem Gefechte. Viele wurden erschlagen, andere gefangen. Die am glücklichsten waren, entflohen. Brun ließ hierauf Gericht halten und noch 37 Bürger, Theilnehmer der Verschwörung, unter ihnen alte Vorsteher der Stadt, vor ihren Häusern in den Gassen enthaupten und aufs Rad flechten. Diese Verschwörung wird die Mordnacht von Zürich genannt. Dann zog er gegen Rapperswyl, eroberte die Burg, zerstörte sie, trieb die Einwohnerschaft ins freie Feld, brach die Ringmauer ab und brannte Alles bis auf die letzte Hütte nieder. Dies geschah 1350. Als im folgenden Jahre Herzog Albrecht von Oesterreich schwere Vergeltung für die Zerstörung Rapperswyls drohte, wandte sich Brun an die Eidgenossen in den Waldstädten und warb bei ihnen um Hülfe und Aufnahme in ihren ewigen Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schätzten, nahmen die Stadt willig auf und beschworen mit ihr am 1. Mai 1351 den ewigen Bund. Herzog Albrecht von Oesterreich zog noch im August desselben Jahres in der Stadt Brugk seine Lehnsträger aus Thurgau, Aargau, Sundgau, Elsaß, Breisgau und aus Schwaben zusammen, um Genugthuung wegen Zerstörung Rapperswyls zu fordern. Auch das Volk von Glarus sollte ihm Zuzug senden; allein dasselbe weigerte sich, indem es zwar die Kriege der Abtei Seckingen, welcher das Land gehöre, doch nicht andere Kriege Oesterreichs zu unterstützen schuldig sey. Durch diese Antwort aufs Höchste gereizt, beschloß Albrecht, Kriegsvolk nach Glarus zu senden, wo er selbst Schirm- und Kastenvogt des Hauses Seckingen war, auch konnte er von hier aus die Urner und Schwyzer bedrohen, damit diese nicht den Zürichern beiständen. Die Eidgenossen aber kamen den Oesterreichern zuvor und besetzten plötzlich mitten im Winter das glarner Land, um dessen sicher zu seyn. Die Glarner, die der Herrschaft der Oesterreicher herzlich müde waren, da sie von den Vögten arg gedrückt wurden, schworen zu den Schwyzern, schickten 200 Männer ihres Thales zur Besatzung der Stadt Zürich, schlugen den Walther von Stadion, als er mit österreichischem Volk von Rapperswyl aus ihr Land überfiel, und brachen die Burg von Näfels ab. Die Glarner wurden nun 1352 von den Eidgenossen in ihren Bund aufgenommen, doch mit dem Vorbehalt, daß der Herzog und die gefürstete Aebtissin von Seckingen ihre rechtmäßige Herrschaft und Einkünfte behalten sollten. In demselben Jahre schlug Rüdiger Manesse, nachdem Rudolf Brun schmachvoll geflohen war, mit weniger als 1500 Mann bei Tätwyl mehr denn 4000 Mann Oesterreicher. Im folgenden Frühjahr drangen 1000 Oesterreicher bis an den Waldstädter-See vor und plünderten und verbrannten Küßnacht. Als sie mit der Beute abzogen, stellten sich ihnen 42 Schwyzer entgegen; 17 von ihnen blieben im Kampfe, die übrigen hielten aber Stand, und die Oesterreicher flohen vor ihnen. Die Verbrennung Küßnachts wurde durch die Zerstörung Habsburgs auf der Rothenflue am Luzernersee gerächt. Auch in das Gebiet von Zug waren die Eidgenossen eingefallen. Hier waren ihnen die Landleute sehr zugethan und unterstützten sie in vielen Dingen mit Botschaft, Hülfe und Rath. Die Stadt Zug hingegen hielt es mit den Oesterreichern und rüstete sich zur Vertheidigung gegen die Eidgenossen. Als diese nun, 3000 Mann stark, gegen Zug anrückten, schickten die Zuger zu Albrecht und ließen um Hülfe bitten. Da Albrecht aber ihren Klagen kein Gehör schenkte, sondern lieber dem Jagdvergnügen nachging, öffnete Zug sofort seine Thore den Eidgenossen und trat 1352 ihrem Bunde bei, unbeschadet der Rechte und Einkünfte des Hauses Oesterreich. Nun rüstete auch Albrecht ein großes Heer, um den Bund der Schwyzer zu vernichten. Zu ihm stieß auch aller Adel von Aargau, Thurgau, Uechtland, bundesgemäßer Zuzug aus

den Städten Schaffhausen, Basel, Straßburg und selbst Bern. Aus Deutschland brachte ihm sogar der Kurfürst von Brandenburg Hülfsvölker, so daß er mit 34,000 Mann die Stadt Zürich umlagern konnte. Da jedoch diese Stadt gut befestigt war, überdies im Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln sich zeigte, so nahm der Herzog die Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg, der bald eingesehen hatte, daß hier wenig Ruhm zu holen sey, an, u. es wurde 1353 zu Luzern Friede geschlossen. Die Gefangenen wurden ausgewechselt, dem Herzoge sollten seine Rechte und Einkünfte im Gebiet der Eidgenossenschaft bleiben, diese aber keine Bündnisse mit österreichischen Städten und Ländern schließen. Hierauf wurde auch Bern in den ewigen Bund aufgenommen. Nach diesem Frieden muthete Albrecht den Zugern zu, dem Schweizerbunde abzuschwören. Da diese es aber verweigerten, klagte der Herzog beim Kaiser, welcher für Oesterreich entschied, den Bund für ungültig und den Reichskrieg gegen die S. erklärte. Während sich die Reichsfürsten rüsteten, kaufte Herzog Albrecht von Oesterreich von seinem Vetter Johann von Habsburg die Burg und Stadt Rapperswyl, stellte beide wieder her und zog nun mit einem Heere vor Zürich. Bald darauf erschien auch der Kaiser vor der Stadt, an der Spitze eines Reichsheeres. Das ganze Heer zählte an 44,000 Mann, gegen welche die Züricher nur 4000 Mann stellten. Doch kam den Zürichern der Zwiespalt im deutschen Heere zu Gute, indem die Deutschen nur ungern für Oesterreich das Schwert zogen. Die Züricher machten häufig Ausfälle, doch weniger, um die Belagerer zurückzutreiben, als vielmehr Bekanntschaften anzuknüpfen und gegen Oesterreich aufzureizen. Als sie darauf eine Botschaft an den Kaiser sandten und dieser die Gerechtigkeit der von den Schweizern verfochtenen Sache erkannte und den Widerwillen der deutschen Reichsfürsten gegen diesen Kampf bemerkte, zog er mit seinem Heere ab und ließ Herzog Albrecht allein zurück. Dieser hatte 1500 ungarische Reiter in seinem Solde, die aber seinen Bundesgenossen mehr Schaden zufügten, als den Zürichern. Er schloß daher 1356 einen Vertrag mit Zürich, der indeß darauf abgesehen war, die Eidgenossen zu entzweien. Rudolf Brun schändete sein Alter durch schmählichen Verrath, indem er den Oesterreichern heimlich schwor, ihnen und ihren Amtleuten zu dienen, doch nicht wider die Eidgenossen. Dafür waren ihm 1000 Gulden und ein Leibgeding von 100 Gulden verheißen. Er genoß aber den Lohn seiner Verrätherei nicht lange, da er schon 1360 †, verhaßt durch Ehrsucht und Eigengewalt. Durch jenen, durch Brun mit Oesterreich geschlossenen Vertrag war allerdings eine große Spaltung unter den Eidgenossen eingetreten. Auch befahl der Kaiser, daß Zug und Glarus dem Bunde entsagen sollten; diese wurden aber, da mehre Eidgenossen schon anfingen, zaghaft zu werden, schnell von den Schwyzern besetzt und der alte Bund aufs Neue befestigt, worauf Zürich 1357 mit Oesterreich einen Frieden und Bund, den thorbergischen Frieden, schloß, so genannt nach dem Freiherrn von Thorberg, der ihn zu Stande brachte. Den darauf folgenden Frieden benutzten die Eidgenossen, ihr Hauswesen zu ordnen, die Gewerbe in Flor zu bringen, Geld zu sparen, um neue Gerechtsame ankaufen zu können. Die Hirtengemeinde Gersau am Luzernersee gab sich mit Vorbehalt ihrer Vorzüge zu den vier Waldstädten in den ewigen Bund. Hergiswyl und Alpnach kauften sich vom Gericht ihrer Twingherren los und traten zu Unterwalden. Luzern erhandelte vom Freiherrn von Ramstein die Gerechtsame über Weggis am See; Zürich aus den Steuern seiner Bürger viele Reichslehenschaften. Bern gewann, wie Zürich, durch kaiserliche Huld Vortheile und Freiheiten der Stadt und mit baarem Gelde die Herrschaft Aarberg und mehre Dörfer. Auch andere Städte außer der Eidgenossenschaft erweiterten unter ihren alten weltlichen und geistlichen Oberherren die hergebrachten Besitzthümer, wie Schaffhausen und Basel, Lausanne, St. Gallen, Biel und Solothurn. Die Gewalt der Bischöfe und Grafen ward aber durch fortwährenden Zwiespalt schwach, ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft. Das half dem Volke mehr zu seiner Befreiung und Stärke, als Gewalt. Auch die Appenzeller gehorchten schon mehr ihren eigenen Gesetzen, als den Geboten des Abts von St. Gallen. Eben so lebten die Thäler des Landes über dem Thunersee in angestammter Freiheit unter gelinder Herrschaft ihrer Grafen, deren keiner mehr ganz unbeschränkt gebot. Saanenland hatte sich schon volle Freiheit von den Grafen von Greyerz erkauft. Oberhasli und Brienz hätten gern die bisherige Herrschaft des Vogts zu Rinkenberg vernichtet, doch mochten die Eidgenossen nicht dazu helfen, überhaupt keine offenbare Empörung gegen rechtmäßige Obrigkeit unterstützen. Hingegen, wenn einer der schweizerischen oder sonst befreundeten Orte in Noth oder Kriegsgefahr gerieth, eilten die Eidgenossen freudig zu Hülfe; so, als Arnold v. Cervola 1365 mit zuchtlosen Kriegshorden aus England Frankreich durchstreifte und Basel bedrohte. Nur als Oesterreich in seinen Kämpfen mit Ingelram von Coucy, Grafen von Soissons, welchem das Gut Oesterreichs im Aargau als Heirathsgut verschrieben war, um Unterstützung bat, weigerten sich die Eidgenossen, zu helfen. Doch rüsteten Zürich und Bern, weil sie wegen der Nähe des Aargaues für ihre eigenen Grenzen besorgt waren. Als Ingelram 1375 den Aargau mit seinen Schwärmen überfluthete, erhoben sich die Unterthanen Oesterreichs, unter denen die Entlibucher am muthigsten waren. Diese schlugen die Engländer und viele Herren u. Ritter im Büttisholze. Auch die Männer von Bern, Laupen und Aarberg verrichteten Heldenthaten bei Ins und beim Kloster Fraubrunnen gegen die Haufen der Gögler, wie man die Leute des Ingelram von Coucy nannte. So besiegt, mußte letzterer bald wieder ins Elsaß zurückkehren. — In Zürich führten nach dem

Tode Bruns dessen Söhne eine Zeit lang die Herrschaft fort, doch trieben diese ihre Willkür immer weiter, ja, einer davon, Bruno, der Probst am großen Münster war, wollte die Rechte der Bürger gar nicht mehr achten und veranlaßte dadurch, daß sich Zürich mit den Waldstädten, mit Zug und Luzern, zu einem Gesetz gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit vereinigte, welches Gesetz angenommen und der Pfaffenbrief genannt wurde. Probst Bruno und alle von Bruns Geschlecht wurden nun vertrieben u. Rüdiger Manesse gelangte zur Regierung. Dieser trug selbst auf Beschränkung seiner Gewalt an und räumte dem Rath und den Zunftmeistern einen größern Theil an der Regierung ein, worauf sich nun auch viele benachbarte Adelige um das Bürgerrecht von Zürich bewarben. Manesse gab viele weise Gesetze und stiftete sich dadurch bei den Bürgern, so wie in der gelehrten Welt durch seine Sammlung der Minnesänger (manessesche Sammlung) ein unvergängliches Andenken. Wie Zürich, so blühte auch Bern immer mehr empor. Daß es die Gunst Kaiser Karls IV. durch eine glänzende Aufnahme erworben hatte, verschaffte ihm das Recht, Reichsgüter zu kaufen und zu Lehen zu nehmen. Mit Biel und Solothurn schloß es Bündnisse, gerieth aber wegen ersterer Stadt 1367 mit dem Bischof von Basel in Krieg. Der Bischof plünderte und verbrannte die Stadt Biel, als dieselbe seinem Verlangen, dem Bunde zu entsagen, nicht nachgeben wollte. Dafür fielen die Berner und Solothurner in sein Gebiet ein und zerstörten ihm mehre Burgen. Die Stadt Thun und das kyburgische Gebiet gewannen sie durch Kauf, Burgdorf durch Krieg. Stolz auf ihre Macht, scheueten sie die Fehden nicht, da sie ohnehin ihrer neidischen und mächtigen Nachbarn wegen stets gerüstet seyn mußten. Als treue Bundesgenossen zeigten sie sich gegen die Solothurner, als diesen 1382 große Gefahr drohte. Unfern von Solothurn, auf dem Bergschlosse Bipp, lebte nämlich Graf Rudolf von Kyburg. Dieser machte auf Solothurn wegen einiger Gerechtsame Anspruch und gedachte es in finsterer Nacht zu überrumpeln und einzunehmen. Dazu warb er Helfershelfer, so viel er konnte. Sein Oheim, der Probst des St. Ursusmünsters in der Stadt, übernahm es, Mehre in der Stadt zu diesem Plane zu überreden. Ein Chorherr jenes Stiftes, Hans am Stein, der an der Stadtmauer wohnte, sollte das Kriegsvolk durch sein Haus in die Stadt lassen und den Hammer der Sturmglocke mit Tüchern umwickeln. Alles war bereit, und das feindliche Volk schlich wirklich im Finstern der Stadt zu. Da verrieth ein Bauer von Rumisberg, Hans Rott, der Wache am Eichthore den mörderischen Anschlag des Grafen. Als sie die Sturmglocke ziehen wollten, klang diese nicht; sie mußten daher durch Geschrei die Bürgerschaft zu den Waffen rufen, die auch bald die Ringmauer besetzt hielt. Rudolf von Kyburg mußte beschämt abziehen, Hans am Stein, der verrätherische Chorherr, wurde geviertheilt, Hans Rott hingegen empfing zum Lohn, daß Solothurn alljährlich immerdar dem ältesten seiner Nachkommen einen neuen Rock geben sollte von der Stadtfarbe, roth und weiß. Diese mißlungene Verrätherei, die solothurner Mordnacht genannt, hatte für den Grafen von Kyburg schlimme Folgen, denn Solothurn und mit ihm Bern fielen jetzt rächend über seine und seiner Freunde Güter her. Er litt an Geldmangel, weshalb ihm wenig Hülfe ward. Der Gram brachte ihm den Tod. Seine Brüder setzten zwar den Kampf fort; als aber Bern die Eidgenossen zu Hülfe rief, da mußten die Grafen Frieden machen, Thun und ihr Amt am Geißenberg eigenthümlich, Burgdorf aber käuflich den Bernern überlassen. Bern entschädigte die Eidgenossen und Solothurner mit Geld. Während Berns Macht nach außen auf diese Weise immer mehr wuchs, erstarkte innerhalb seiner Ringmauern ein weit stärkerer Feind der Freiheit. Es waren nämlich zu Bern nach und nach, durch Mißbrauch oder Verdrehung der Gesetze, oder auch durch Gleichgültigkeit der Bürger, wenige Familien an die Spitze der Regierung gekommen, welche nach Willkür herrschten und nicht selten die Bürger hart drückten. Diese vereinigten sich daher gegen den Rath und setzten ihn um Fastnacht 1384 bis auf Einen ab. Die Verfassung wurde nun dahin abgeändert, daß jährlich von den Handwerkern der Stadt ein großer Rath von 200 Mitgliedern gewählt werden mußte. Diese Veränderung ging ohne Unruhen vor sich; später aber erlangten die adeligen Familien wieder das Uebergewicht in der Regierung. — Nach dem Tode Herzog Albrechts I., 1358, waren dessen schwäbische und schweizerische Besitzungen an seinen jüngern Sohn, Leopold III., gefallen, der ebenso wie seine Vorfahren die Eidgenossen haßte, denen er die Schuld beimaß, daß seine Unterthanen über den schweren Druck der Landvögte murrten. Die Städte am Rhein, in Schwaben und Franken hatten einen Bund gegen die Angriffe und Beeinträchtigungen der Landesherren geschlossen, und ihnen waren die Städte Bern, Solothurn, Zürich und Zug beigetreten; nur die Waldstädte und Luzern verweigerten den Beitritt. Herzog Leopold, der wohl einsah, wie gefährlich ihm dieser Städtebund werden konnte, suchte ihn durch Trennung zu schwächen. So lange er mit den deutschen Städten in Fehden lebte, suchte er die schweizerischen durch vortheilhafte Anträge abzuhalten, mit seinen Feinden sich zu vereinigen. Als ihm jedoch die Trennung seiner Widersacher gelungen war, machte er mit den deutschen Städten Frieden, hielt aber von den Versprechungen, die er den schweizerischen gemacht hatte, gar nichts, sondern war entschlossen, die Schweizer, wo nöthig, mit Waffengewalt zu unterwerfen. Die Bedrückungen, die sich seine Vögte und auch der Adel erlaubten, kamen Leopold ganz erwünscht, denn sie konnten ihm ja möglicher Weise den Vorwand liefern, seinen längst gehegten Plan, die S. zu unterwerfen, auszuführen. Die Veranlassung kam bald. Als eines Tages ein Haufen Luzerner aufgebrochen war u. voll Grimms

die Mauern des Schlosses Rothenburg in den Graben gestürzt hatte; als in derselben Zeit die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zusammenhalten mit ihnen baten, und Luzern auch ihre Bitte zu erfüllen versprach, als darauf Peter von Thorberg die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern gewesen, schmählich hinrichten ließ und verwüstend bis vor die Stadtthore zog: da war Ursache genug zum Kriege vorhanden, und Leopold von Oesterreich schwor, schreckliche Rache zu nehmen an den Eidgenossen, die schon so vieles Unheil ihm und seinem Hause zugefügt hätten. Er bot seine Lehnsleute und Bundesverwandten auf, die ihm auch willig Zuzug brachten, da sie in den Bürgern und Landleuten der S. die gefährlichsten Feinde ihres Standes erblickten. So kündeten 167 geistliche und weltliche Herren in wenigen Tagen den Eidgenossen Verderben, Krieg und Untergang an. Diese hielten einen Tag, wo Alle erschienen, bis auf Bern, dessen Waffenstillstand mit Oesterreich noch nicht ganz abgelaufen war. Alle griffen zu den Waffen, manche Burg ward gebrochen, z. B. Rümlang an der Glatt, Mörsburg, Schenken am Berg bei Sursee, Windegg im Gasterland. Aber auch die Feinde waren nicht unthätig; sie erschlugen mit Hülfe des Verraths der Bürger von Mayenberg viele der dort liegenden Zuger und Luzerner. Mayenberg wurde darauf ein Raub der Flammen. Reichensee, ein den Eidgenossen treuer Ort, mußte seine Treue mit dem Brand seiner Häuser und mit Niedermetzelung seiner meisten Bewohner büßen. Herzog Leopold zog nun mit dem Hauptheere von Baden aus durch den Aargau herauf über Sursee nach Sempach; einen andern Theil hatte er unter Bonstetten zurückgelassen, um die Zuger u. Züricher zu bedrohen und sie von der Vereinigung mit den übrigen Eidgenossen abzuhalten. Als er am 9. Juli 1386 bei Sempach ankam und die Eidgenossen schon in der oberen Gegend versammelt fand, befahl er, ohne sein Fußvolk abzuwarten, den Tausenden von Rittern, abzusteigen und in einer geschlossenen Reihe mit vorgesenkten Speeren in die Eidgenossen einzudringen. Vergeblich war der Rath des Freiherrn Ulrich von Hassenburg, das Fußvolk abzuwarten; er ward für Feigheit angesehen und mit den Worten abgewiesen: „Hier in meinem Land, für mein Volk, will ich siegreich seyn oder verderben". Die Eidgenossen, nur 1400 Mann stark, fielen auf die Kniee und beteten. Dann stürzten sie wüthend gegen die Eisenschaar an; doch vergebens! 60 Leichname der Eidgenossen bluteten am Boden. Da trat **Arnold Struthahn von Winkelried** hervor u. mit den Worten: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen! Treue, liebe Eidgenossen, traget Sorge für mein Weib und Kind!" umfaßte er mit beiden Armen von den Feindesspeeren so viel er konnte und begrub sie in seine Brust. In die hierdurch entstandene Lücke drangen nun die Eidgenossen mit unwiderstehlicher Gewalt ein und richteten unter den Rittern eine schreckliche Verwüstung an; 656 Grafen, Herren und Ritter, unter ihnen Herzog Leopold III. selbst, 4000 von dem niedern Adel und Reisige bedeckten das Schlachtfeld. Die Blüthe des österreichischen Adels ging an diesem blutigen Tage zu Grunde und manch berühmter Stamm verlor hier seinen letzten Zweig. Auch unter den Männern, die Schaffhausen, Aarau, Bremgarten und Zofingen Oesterreich als Zuzug gestellt hatten, waren viele auf dem Schlachtfelde geblieben, obgleich sie mit schrecklicher Tapferkeit kämpften. So war also durch die **Schlacht bei Sempach**, den 9. Juli 1386, die Freiheit der Eidgenossenschaft aufs Neue gesichert worden, der Ruhm der Schweizer hatte zugenommen und das dadurch erstarkte Bewußtseyn ihrer Kraft ließ sie auch aus den später durch neue Gefahren für ihre Freiheit entstandenen Kämpfen siegreich hervorgehen. — Herzog **Leopold IV.**, genannt der **Stolze**, wollte den Tod seines Vaters rächen und setzte den Krieg durch einzelne Streifzüge fort, doch hatte Oesterreich die Kraft verloren, den Eidgenossen gefährlich zu werden u. der Bund stand fester als je, zumal da auch **Bern** nun in den Kampf trat. Letzteres verheerte die Schlösser des Adels in dem freiburger Land, zwang das Obersibenthal, sich in seinen Schutz zu begeben, schlug auf dem **bümpliger Felde** ein Heer der Freiburger von 400 Pferden und 1400 Fußknechten und wußte sich im Besitz des unterworfenen Oberlandes zu behaupten. Auch Zürich und Luzern verwüsteten das österreichische Gebiet. Darauf eroberten die Eidgenossen für Glarus die Stadt **Wesen** am Wallenstädter-See und setzten daselbst einen Schirmvogt ein. Durch Vermittlung der Reichsstädte kam ein Friede zu Stande auf 1½ Jahr, der nach Verlauf dieser Zeit noch auf 1 Jahr verlängert wurde, der aber, weil ihn beide Theile oft verletzten, der **böse Frieden** hieß. Die Bürger zu **Wesen**, noch immer dem Hause Oesterreich zugethan, spannen einen Verrath an, um von Neuem unter die alte Herrschaft zu kommen; sie nahmen heimlich österreichische Krieger in die Stadt; um die Eidgenossen aber desto sicherer zu hintergehen, baten sie die Glarner, die Besatzung mit 50 Mann zu verstärken. Im Januar 1388 kam in einer Nacht (genannt die **Mordnacht zu Wesen**) die Verschwörung zum Ausbruch. 6000 Oesterreicher wurden heimlich in die Stadt eingelassen, der Vogt Kunrad von Au nebst 30 Eidgenossen ermordet u. Wesen wieder unter österreichische Hoheit gebracht. Darauf begannen die Oesterreicher den Krieg mit **Glarus** und besetzten alle Pässe, um die Glarner durch Abschneidung aller Lebensmittel zu bezwingen. Schon waren diese geneigt, selbst auf harte Bedingungen sich zu ergeben; als aber der Landvogt Peter von Thorberg die Entsagung vom ewigen Bunde u. die Verzichtleistung aller Freiheiten verlangte, änderten sie entschlossen ihre Gesinnungen. Mit 500 Bauern vertheidigte **Matthias am Büel** den Paß bei **Näfels** gegen ein anrückendes Heer. Endlich

gezwungen, ihn aufzugeben, nahm er eine Stellung am Rüti. Hier schleuderten die Glarner am 9. April 1388 von der Höhe einen Hagel von Steinen auf die Reiterschaaren des Feindes, daß seine Reihen brachen, dann stürzten sie selbst auf ihn herab und jagten ihn bis Wesen. 2500 wurden auf der Flucht erschlagen; viele kamen durch den Einsturz der Brücke zu Wesen um; Wesen wurde zur Strafe des Verraths verbrannt. Gleich nach diesem Siege trafen 700 Züricher und andere Eidgenossen ein; da sie keinen Feind mehr fanden, stürmten sie Rapperswyl, allein vergeblich. Die Berner dagegen rissen Büren, Nidau und Untersee an sich und erfochten einen Sieg über die Freiburger; dann verheerten sie das Aargau, auch Zürich und Zug machte Streifzüge im österreichischen Gebiete. Dadurch bewogen, schlossen die Herzöge von Oesterreich 1389 einen Frieden zu Zürich auf 7 Jahre. Alles bisher Eroberte blieb in den Händen der Eidgenossen, mit Ausnahme der Stadt Wesen, die zurückgegeben wurde. Der Bürgermeister von Zürich, Rudolf Schön, und einige Rathsherren zu Zürich schlossen darauf, bestochen von den Feinden ohne Vorwissen der Bürger und Eidgenossen, 1393 einen Vertrag auf 20 Jahre, nach welchem Oesterreich und Zürich sich zu gegenseitiger Hülfe verpflichteten. Da die Eidgenossen Vorstellungen dagegen bei den Zürichern machten, wurden die Schuldigen verbannt, der Vertrag vernichtet und die Gewalt des Rathes eingeschränkt. Eine Kriegsordnung (sempacher Brief), die hierauf für die 8 Orte der Eidgenossenschaft festgestellt wurde, bestimmte, daß fürder Keiner eigenmächtig Krieg zu beginnen das Recht habe; würde er dagegen angegriffen, so sollten Alle dem Einen helfen. Zugleich wurde gleichmäßige Vertheilung der Beute und Schonung der Gotteshäuser, Frauen und Kinder festgesetzt. — Im Jahre 1394 schloß das Haus Oesterreich einen neuen Frieden auf 20 Jahre. Durch die langen Kriege und durch Erbvertheilungen geschwächt, stellten die Herzöge von Oesterreich nun selbst mehre ihrer Güter den Eidgenossen zum Kauf; auch der Adel veräußerte viele Güter und Rechte, während die Prälaten mit den Eidgenossen in Bund traten od. das Bürgerrecht in eidgenössischen Städten, besonders in Zürich, annahmen. So erwarben die Züricher durch Kauf die Vogteien zu Küßnacht, Goldbach, Höngk u. Thalwyl; Regensberg nahmen sie in Pfand; die Herrschaft Grüningen lösten sie aus, desgleichen 1400 von Kaiser Wenzel die Reichsvogtei und den Blutbann. Luzern nahm die Burgen Wollhusen, Rußwyl und das Entlibuch von Oesterreich in Pfand, die Herrschaft Grünenberg und die Vogtei Ebikon löste es ein; Bern erwarb das Thal Frutigen, Emmenthal, die Feste Bipp, die Landgrafschaft in Burgund von Thun bis Aarwangen, das Burgrecht und die Kastenvogtei in den Gütern Peters von Thorwangen; Solothurn kaufte die Herrschaft Palm u. die Jurapässe; Basel, bisher noch nicht zu den Eidgenossen gehörig, erhielt große Vorrechte von dem Hochstifte und trat mit Bern u. Solothurn in den Bund. Freiburg versöhnte sich 1403 mit Bern und schloß ein ewiges Burgrecht; auch mit Biel schloß es einen ewigen Bund; Schaffhausen kaufte sich von der Gerichtsbarkeit des Klosters zu Allerheiligen und von der österreichischen Vogtei los; die Stadtverfassung wurde dort ohne Mühe 1401 der züricher ähnlich gebildet; der Rath bestand aus 1 Bürgermeister und 12 Zunftmeistern. In Zug entstand 1404 ein Streit zwischen Stadt und Landschaft; letztere wollte der Stadt die alleinige Verwahrung des Banners und des Landsiegels nicht länger gestatten; die Bundesstädte erklärten sich für die Bürger, die Schwyzer aber für die Landleute und eroberten Zug. Durch Vermittelung der übrigen Eidgenossen kam ein Vergleich zu Stande: die Schwyzer wurden mit Strafe belegt und der Banner und das Siegel blieb der Stadt. Um diese Zeit kaufte sich das Land Glarus von den Zehnten, die es dem Kloster Seckingen zu leisten hatte, frei. Die Begharden und Beguinen fanden sich auch in der S. ein und veranlaßten manche Unruhe, doch war ihr Einfluß nicht von langer Dauer. Mit Welsch-Neuenburg schloß Bern einen Vertrag zum Schutz der Rechte, so der Landesherren wie der Unterthanen; mit dem Lande Saanen verburgrechtete es sich. In Folge dessen gerieth es in Fehde mit Savoyen, welche durch den Frieden zu Greyerz, den die Eidgenossen vermittelten, geendigt wurde. Uri und Unterwalden veruneinigten sich mit Mailand, 1402, wegen Zollplackereien u. Beeinträchtigungen ihres Weiderechtes und eroberten das Livinerthal, dessen Einwohner ihnen Treue schworen und ihre Schutzverwandte wurden. Auch die Herren von Sax und Bellenz, von denen jene 1406 angegriffen wurden, zwangen die Eidgenossen, das Burgrecht anzunehmen. Als darauf der mailändische Adel die Einwohner des Livinerthales schädigte, besetzten die Eidgenossen 1410 Domo d'Ossola; die Besatzung wurde indessen von dem Adel überfallen und getödtet, und die Eidgenossen unternahmen einen zweiten Feldzug, 1411, eroberten das Thal, zerstörten die Befestigungen desselben und brachen die Burgen. Da verkauften die Mailänder das Thal an den Grafen Amadeus von Savoyen, der, verbündet mit dem Bischof von Sitten, gegen die Eidgenossen die Waffen ergriff. Uri und Unterwalden räumten Domo d'Ossola, behielten aber Ursee, den Gotthardspaß und das Livinerthal, das alles mit Uri vereinigt wurde. In Hohen-Rhätien war schon 1394 zwischen den Freiherren von Räzüns, von Sax u. dem Bischof von Chur ein Krieg ausgebrochen, in den auch die Grafen von Werdenberg und von Toggenburg u. der Abt von Dissentis verwickelt wurden. Um sich zu verstärken, traten der Abt von Dissentis und die Freiherren von Räzüns u. von Sax, sammt allen ihren Leuten und Gerichten, mit Glarus in einen ewigen Bund. Der Bischof von

Chur bekriegte in Folge dessen die Glarner, wurde aber geschlagen und schloß nun mit dem Grafen Johann von Werdenberg und mit den Landleuten 1400 einen Bund (Gotteshausbund), der Aufrechthaltung der gegenseitigen Rechte der Bundesglieder zum Zwecke hatte. Zur Abwehr der Bedrückungen des Abts von St. Gallen verbündeten sich 1402 die appenzeller Landleute mit der Stadt St. Gallen. Der Abt trennte durch die Vermittelung einiger Reichsstädte die Stadt von dem Bunde und überzog dann, von reichsstädtischen und adeligen Kriegern unterstützt, die Appenzeller; diese aber erhielten Beistand von Schwyz u. Glarus und besiegten 1403 das Heer des Abts am Speicher, dann brachen sie in mehre Burgen und verheerten sein Stiftsland. Der Abt rief darauf den Herzog Friedrich von Oesterreich zu Hülfe, der, durch den thurgauischen Adel verstärkt, mit 2 Heeren erschien. Die Appenzeller, unter dem Heeresbefehl des Grafen von Werdenberg, der 1303 seinem Stande entsagt hatte und Landmann geworden war, gingen den Oesterreichern entgegen und schlugen sie 1405 in der Schlacht am Stoß. Des Herzogs zweites Heer, das er selbst befehligte, erlitt von den St. Gallern Niederlagen bei Hauptlisburg und an der Wolfshalden. Die Appenzeller eroberten darauf dem Grafen von Werdenberg seine Stammburg zurück, zerstörten viele Burgen der thurgauischen Adeligen und nahmen darauf das Thal Wägi ein, welches sie an Schwyz abtraten. Nun thaten die Appenzeller 1407 einen Zug gegen Tyrol, um das Volk von der Adelsherrschaft zu befreien. Unterdeß machte aber der Abt von St. Gallen, Kuno von Staufen, einen Einfall in ihr Land, wodurch sie zur Rückkehr genöthigt wurden. Sie griffen den Abt an, der, als er mit Waffengewalt nichts gegen sie ausrichten konnte, sich selbst in ihren Schutz begab. Den Krieg gegen Oesterreich und gegen den Adel setzten die Appenzeller mehre Jahre lang fort und brachen während der Zeit 64 Burgen. Endlich vereinigten sich die Fürsten und Landherren gegen sie, als sie 1408 Bregenz belagerten, und brachten ihnen einigen Verlust bei, wodurch sie gezwungen wurden, die Belagerung aufzuheben. Kaiser Ruprecht gebot darauf den Appenzellern, ihren Bund aufzulösen und sich dem Abt von St. Gallen wieder zu unterwerfen; der Bischof von Kostnitz aber that sie in den Bann. Ohne sich dadurch schrecken zu lassen, schlossen sie doch mit Oesterreich einen Waffenstillstand und Appenzell trat 1411 in den Bund der schweiz. Eidgenossen. Nach dem langen vergeblichen Kriege schlossen die Herzöge von Oesterreich 1412 einen Frieden auf 50 Jahre mit den Schweizern, aber dieser Friede war nicht von langer Dauer, denn Kaiser Sigismund forderte die Schweizer 1414 auf, den Herzog Friedrich von Oesterreich, den er mit der Acht belegt hatte, weil er dem Papst Johann XXII. auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz zur Flucht behülflich gewesen war, zu bekriegen. Die Urkantone entschuldigten sich mit dem Vertrage wegen des 50jährigen Friedens, Bern aber benutzte den Vorwand zum Ländererwerb und eroberte sogleich den Aargau. Endlich ließen sich auch 1415 Schwyz, Uri und Unterwalden durch die Drohungen des Koncils zu Kostnitz zum Kriege gegen Oesterreich bewegen. Die Züricher eroberten das Gebiet vom Albis bis zur Reuß, und alle österreichischen Besitzungen in der Schweiz fielen nach und nach in die Hände der Eidgenossen, die das eroberte Land als gemeinsames Eigenthum der Eidgenossenschaft verwalten ließen. Zugleich brach eine Fehde zwischen Bern und Wallis aus, die in einen innern Krieg der Eidgenossen auszuarten drohte. Der Landeshauptmann des walliser Landes, Richard von Raron, war von den Wallisern vertrieben worden und rief den Beistand der Berner an, deren Bürgerrecht er erworben hatte. Die Berner sandten ihm Hülfe, die Walliser dagegen erhielten Beistand von Uri und Unterwalden. Wurde durch Vermittelung dieser Krieg auch beigelegt und Raron für seine Verluste entschädigt, so erhielt er doch die Landeshauptmannschaft nicht wieder. Gleich darauf geriethen die Eidgenossen wegen Bellenz (Bellinzona) mit dem Herzoge von Mailand in Krieg, und erlitten durch Uneinigkeit 1422 in der Schlacht von St. Paul bei Arvedo eine Niederlage. Bern hatte allen Beistand verweigert. Die Erbitterung der eidgenössischen Orte gegen einander verhinderte sie mehre Jahre, Rache an Mailand für diese Niederlage zu nehmen; endlich brach der Schwyzer Petermann Ryssig mit 500 Mann seiner Landsleute über den Gotthard und eroberte Domo d'Ossola. Dort sogleich von den Mailändern belagert, eilten 15,000 Eidgenossen ihn zu entsetzen. Der Herzog von Mailand wußte indessen die Eidgenossen durch Bestechungen zu trennen, und die Schweizer traten ihm für Geld und einige Handelsbefreiungen alle Eroberungen jenseits des Gotthards ab. Während dieses Streites vereinigten sich 1424 der Abt Peter von Pultinga zu Dissentis, die Grafen Hans von Sax und Hugo von Werdenberg, die 3 Brüder Freiherrn v. Räzüns, die Bürger von Ilanz, die Landleute der Thäler Lumez, Vals, Flims, Trüns, Tamins, Rheinwald, Schams, Schapina, auch viele Edle, Reihe- u. Dienstmänner zum grauen Bunde. Zwölf Jahre darauf (1436) stifteten die Landleute, welche von Maienfeld, an der Quelle des Lanquard u. von der montafüner Grenze bis an die Albula wohnten, den Bund der zehn Gerichte. Sie hatten bis dahin unter der Herrschaft der Grafen von Toggenburg gestanden, dessen Stamm aber in dem Stiftungsjahre des Bundes erloschen war. Der Tod des Grafen Friedrich von Toggenburg veranlaßte den Toggenburger Krieg unter den Eidgenossen, da mehre Orte auf dessen Verlassenschaft Anspruch machten. Da er der letzte seines Stammes gewesen, so wollte Zürich Erbin seyn, weil er das Bürgerrecht dieser Stadt gehabt, Schwyz dagegen, weil er dessen Landrecht besessen hatte; außer diesen forderte der Kaiser die ehe-

maligen Reichsleben, Oesterreich die Pfandschaften, die Wittwe Witthum und Allod, viele verwandte Adelige die Stammlehen, auch Glarus und Bern wollten erben. Während die Uebrigen um die Erbschaft stritten, griffen Zürich und Schwyz zu, um sich in den Besitz der toggenburgischen Länder zu setzen. Diese beiden Orte wurden durch die Häupter ihrer Obrigkeiten, Zürich durch seinen Bürgermeister Rud. Stüssi, Schwyz durch seinen Landammann Itel Reding=Bibereck zu Feindseligkeiten angetrieben. Stüssi besetzte Utznach, die Bürger verweigerten ihm aber den Eid. Das thaten auch die Einwohner von Windegg. Schwyz verbündete sich mit Glarus und nahm Windegg, Utznach und Toggenburg in ihr Landrecht auf; dagegen zwang Zürich durch eine Fruchtsperre Sargans, das züricher Bürgerrecht zu nehmen. Zu Luzern machte man 1437 einen Versuch, die Streitigkeiten auszugleichen; er mißlang. Da vermittelte die Kirchenversammlung zu Basel 1439 einen Waffenstillstand, doch da Zürich die Bergkantone durch die Kornsperre bedrängte, so fand der erste unentschiedene Kampf im Mai 1439 bei Pfäffikon Statt. Bald unterbrach Hungersnoth und Pest den Krieg. Im Spätjahr 1440 erschienen unter Stüssi's Anführung wieder 6000 M. bei Pfäffikon; Zwiespalt zwang sie aber zur Heimkehr, und als die Schwyzer und Glarner Sargans erobert hatten, mußte Zürich um Frieden bitten und allen Ansprüchen auf das toggenburgische Land entsagen. Zugleich führten die Urner eine glückliche Fehde mit Mailand, eroberten das Livinerthal und auch Bellenz; letzteres gaben sie gegen eine Geldsumme und die Zollfreiheit bis nach Mailand zurück, das erstere behielten sie. Der Bürgermeister Stüssi von Zürich konnte die Demüthigung nicht ruhig ertragen, er schloß deshalb 1442 ein Bündniß mit Kaiser Friedrich gegen die Eidgenossen und räumte demselben mehre, ehemals zu Oesterreich gehörige Gebiete ein. Bern versuchte vergeblich, den Frieden zu vermitteln. Wieder begann 1443 der Kampf bei Pfäffikon, und wiederum mußten die Züricher weichen. Ihre Hauptmacht hatten sie auf dem Albis, und noch eine feste Schanze auf dem Hirzel errichtet. Die Eidgenossen stürmten diese ohne Befehl, eroberten Baden, Mellingen und Bremgarten und verheerten die ganze Gegend. Am 22. Juli griffen die Eidgenossen die Züricher bei St. Jakob an der Siel an und schlugen sie völlig in die Flucht. Stüssi, der ganz allein die Sielbrücke vertheidigte, wurde von einem züricher Bürger erstochen. Man unterhandelte darauf zu Baden um den Frieden und schloß am 2. März 1444 einen Vertrag, nach welchem Zürich sich von Oesterreich trennen sollte. Die Züricher genehmigten diese Bedingungen aber nicht, ließen ihre Bevollmächtigten hinrichten und nannten diesen Vertrag den faulen Frieden. Kaiser Friedrich hatte jetzt die Verpflichtung, den Zürichern Beistand zu leisten; da aber seine Hausmacht dazu nicht hinreichte, so schloß er mit Frankreich einen Vertrag, nach welchem ihm dieses ein Hülfsheer von 8—10,000 Mann Soldkriegern (Armagnaken, s. d.) senden sollte. Mit diesem Heere wollte er auch die Kirchenversammlung zu Basel vertreiben lassen. König Karl VII. sandte aber dem Kaiser 50,000 Mann durch den Elsaß zu. Die Eidgenossen wollten, ehe sie sich dieser Macht entgegen stellten, Zürich überwältigen und belagerten es mit 20,000 M., die Züricher aber vertheidigten sich aufs Tapferste, und besonders zeichneten sich die jungen Leute, die einen Verein, die Böcke genannt, gebildet hatten, aus. Die Adeligen, welche die baldige Ueberwältigung der Eidgenossen hofften, hielten damals mit ihrem Hasse gegen dieselben gar nicht zurück. So überfiel der Freiherr Thomas von Falkenstein, obgleich er das Bürgerrecht zu Bern und Brugk genommen hatte, die Stadt Brugk, plünderte und verbrannte sie, und führte die angesehensten Bürger mit fort. Dafür brachen die Eidgenossen seine Burg Gösgen und belagerten ihn in Farnsburg. Als darauf das Heer der Armagnaken herannahte, sandten die Belagerer zu dem vor Zürich stehenden Heere und forderten Verstärkung. Ihnen wurden aber nur 600 Mann zugesandt. Mit diesen vereinigten sich noch 900 von denen, welche vor Farnsburg standen, und gingen, wider den Willen ihrer Hauptleute, dem feindlichen Heere entgegen. Bei dem Dorfe Prattelen trafen sie den 26. August 1444 auf eine Vorhut von 8000 M. unter dem Grafen Sancerre, die sie sogleich in die Flucht schlugen. Die Flüchtlinge zogen sich in die Verschanzungen bei Muttenz, wo ein zweiter Heerhaufen von 12,000 Mann unter des Grafen Dammartin Befehl stand. Auch diese zwangen sie, die Schanzen zu verlassen, und jagten sie über die Birs. Ungeachtet des bestimmten Befehls, den Fluß nicht zu überschreiten, erstürmten die Schweizer das jenseitige steile Ufer und trafen nun auf das Hauptheer des Dauphins. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, verschmähten sie alle angebotene Schonung. 500 Mann wurden erschlagen; die übrigen aber brachen sich einen Weg durch die Feinde u. erreichten das Siechhaus zu St. Jakob. Die Baseler sandten ihnen 3000 Mann zu Hülfe, doch kehrten dieselben, da sie durch den Feind zu dringen nicht vermochten, wieder um. Am Siechhaus vertheidigten sich die Eidgenossen mehre Stunden lang gegen das feindliche Heer mit größter Tapferkeit, schlugen noch Tausende nieder und erlagen nicht eher, als bis das Siechhaus in Flammen stand und Alle, bis auf 17, die durch einen Zufall sich erretteten, erschlagen waren. Der Dauphin zog sich darauf mit seinem Heere in die Rheingegenden zurück und schloß am 28. Oktober 1444 Frieden und Bündniß mit den Eidgenossen zu Ensisheim. Die Belagerungen von Farnsburg und von Zürich wurden aufgehoben. Der Krieg der Eidgenossen gegen Oesterreich und den Adel währte nun noch mehre Jahre fort, doch wurde er mehr zu Streifzügen und Plünderungen, als durch große Unternehmungen geführt. Hans von Rechberg, das Haupt des gegen die Eid=

genossen verbündeten Adels, griff im Dec. 1445 in Verbindung mit Zürich und Rapperswyl die Schwyzer bei Wolraw an, erlitt aber eine Niederlage und eine noch größere am 5. März 1446 bei Ragaz. Nun kam am 12. Juni 1446 ein Waffenstillstand zu Stande. Schiedsrichter wurden gewählt, deren Aussprüche noch mehrmals verworfen wurden, bis endlich der Ausspruch des berner Schultheißen, Heinrich von Bubenberg, Annahme fand und so am 13. Juli 1450 der Friede zu Stande kam. Der Bund der Züricher mit Oesterreich sollte aufgelöst seyn; Zürich ließ den Schwyzern, was es ihnen zu Anfang des Krieges abgetreten hatte, behielt aber die Grafschaft Kyburg. Bern behielt die österreichischen Eroberungen in Aargau, Baden und die freien Aemter behielten die Eidgenossen gemeinschaftlich. Toggenburg erhielt der Freiherr von Raron. Schon wurde die Eidgenossenschaft als ein selbstständiger Staat betrachtet und mit dem gesammten Namen Schweiz bezeichnet. Aber immer noch gab es einzelne Fehden mit den Nachbarn und im Innern. Freiburg, durch den Marschall von Hallwyll betrogen und um seine Schätze gebracht, mußte sich 1452 dem Hause Savoyen unterwerfen, doch erneuerte es mit Bern das Bürgerrecht. Die Urner hatten noch immer Kämpfe mit Mailand wegen des Livinerthals, welches ihnen endlich 1467 aufs Neue abgetreten wurde. In Bern erregte 1470 der Schultheiß Peter Küstler einen Zwist mit den adeligen Geschlechtern, die das Bürgerrecht in Bern besaßen, doch konnte er, bei Nachgiebigkeit der Adeligen, den Adel nicht aus Bern verdrängen. Solothurn, zwar noch nicht im Bunde mit den Eidgenossen, war Bern treu verbündet und gab zuerst unter den Schweizern 1464 Soldkrieger an Frankreich. Basel gehörte eigentlich auch noch nicht zur Eidgenossenschaft, doch war es ein treuer Bundesgenosse Berns. Es hatte durch die Kirchenversammlung (1432—48) Ansehen und Reichthum gewonnen und erhielt 1459 auch eine Hochschule. Der Abt Ulrich Resch zu St. Gallen beseitigte durch einen Vergleich die langen Streitigkeiten seines Stifts mit der Stadt und mit den Appenzellern und trat 1451 selbst dem Bunde der Eidgenossen bei. Er brachte entrissene Güter an das Stift zurück und erkaufte 1468 von dem Grafen Peter von Raron die Grafschaft Toggenburg. Zürich brachte 1455 Eglisau und das Kloster Rheinau, 1460 Stein an sich. Im J. 1460 ließen sich die Eidgenossen vom Papst Pius II. bewegen, den Herzog Sigismund von Oesterreich anzugreifen, und entrissen ihm das Thurgau; nur Winterthur vermochten sie nicht zu erobern, obgleich sie es mit 20,000 M. belagerten. Doch 1467 verpfändete Herzog Sigismund diese letzte Besitzung an Zürich und löste sie auch nicht wieder ein. Da jetzt Friede im Innern herrschte, fochten die Eidgenossen oft als Bundesfreunde für Sold auswärtiger bedrängter Städte und Herren. So 1450 für die Nürnberger gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, so 1452 für den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gegen den Grafen von Lützelstein, so 1453 für den Grafen von Werdenberg und Herrn v. Sargans gegen die schwäbischen Reichsstädte, 1454 für die Reichsstadt Schaffhausen gegen den Ritter Bilgeri von Hewdorf, wo sie einen Bund auf 25 Jahre schlossen. In Folge der Beleidigung des berner Bürgers Plappart durch kostnitzsche Patricier, entstand 1458 der Plappartskrieg, in dem die Eidgenossen Kostnitz besiegten; auch trat Rapperswyl der Eidgenossenschaft bei und wurde zu St. Gallen geschlagen. Das Land Wallis schloß, um sich der Angriffe des Bischofs von Sitten zu erwehren, einen Vertheidigungsvertrag mit Bern u. Luzern. In Hohen-Rhätien verbündete sich der Adel 1470 gegen das Land u. die Städte. Das Haupt dieses Vereins (genannt der schwarze Bund) war Graf Heinrich v. Werdenberg. Das Volk erhob sich gegen die Adeligen u. besiegte sie; darauf vereinigten sich die drei rhätischen Lande für ewige Zeiten, 1471. Herzog Karl der Kühne von Burgund hatte von je wegen ihres Auflehnens gegen Fürsten und Adelsgewalt einen Groll auf die Schweizer gehabt; wie stieg vollends sein Zorn, als sie mit König Ludwig XI. von Frankreich einen Bund schlossen und sich zur Stellung von Kriegern verpflichteten. Der Herzog Sigismund hatte, von Geldnoth gedrückt, seine Herrschaft im Elsaß Karl dem Kühnen für 80,000 fl. verpfändet und Karl die Verwaltung dieser Lande seinem Statthalter Peter von Hagenbach übertragen, einem wilden Gesellen, der auf Befehl seines Herrn die Schweizer fortwährend reizte. In Folge dessen schloß Bern am 10. Januar 1474 im Namen aller Eidgenossen ein Vertheidigungsbündniß und am 3. April dieses Jahres kam die sogenannte ewige Richtung zwischen Oesterreich und den Eidgenossen zu Stande, in der sie wechselseitig dem alten Haß entsagten, um gemeinsam gegen Burgund zu stehen. Zugleich verhalfen die Städte dem Herzoge Sigismund zu der Pfandsumme, um die elsassischen Lande einzulösen. Karl wollte zwar nichts davon wissen, aber man kümmerte sich um seine Weigerung nichts mehr. Die Bürger zu Breisach empörten sich, verjagten die burgundische Besatzung, nahmen den Landvogt gefangen und enthaupteten ihn; ganz Elsaß entsagte dem Burgunder. Der Krieg war jetzt unvermeidlich und die Schweizer kamen mit dem Angriffe zuvor, da sie Herzog Karl, der mit seiner Heeresmacht vor Neuß stand, beschäftigt wußten und da sie für Frankreich dem Herzoge René von Lothringen eine Diversion machen wollten. Im Vereine mit den Söldnern Oesterreichs und den elsassischen Reichsstädten zogen sie vor Ericourt und schlugen die Burgunder, wobei 2500 todt blieben; alle Orte, die sie eroberten, übergaben sie an die Oesterreicher. Im folgenden Jahre (1475) überschritten sie den Jura, besetzten Orbe, Granson, Wiflisburg, Lausanne, das ganze damals noch savoyische Waadtland und machten einen Bund mit Wallis, damit es keine Lombarden mehr durch die Alpenpässe durchlasse. Die Walliser waren auch gleich auf, erschlugen an 2000 Lombarden und Venetianer, die Karl zu Hülfe ziehen wollten, im hohen Alpenschnee und

sperrten die Berge. Die Schweizer waren aber wieder auseinander gekommen, außer einigen in den Schlössern zurückgelassenen Besatzungen, als Karl den Feldzug von 1476 mit seiner ganzen, jetzt völlig vorbereiteten Macht (60,000 Mann) über Besançon anrückend, eröffnete. Umsonst sahen sich nun die Schweizer nach dem Kaiser um. Habsburg stellte keinen Mann, ja Sigmund griff sogar das zu Graubündten gehörige Engadin an. Ludwig XI. schickte ihnen Boten, hetzte sie gegen Karl und versprach ihnen Geld. Außer den Eidgenossen schickten nur die tapfern Straßburger ihr Banner, um Theil zu nehmen an unsterblichen Siegen. Die Schweizer räumten das Waadtland und hielten nur Yverdun und Granson besetzt. Yverdun wurde durch Ueberfall genommen, in Granson vertheidigte sich die Besatzung 10 Tage lang gegen die ganze burgundische Macht. Als sie sich endlich um freien Abzug ergab, brach ihnen Karl schändlich das Wort und ließ 80 von ihnen rings um die Berge an Bäume hängen, die übrigen 200, an lange Seile gereiht, im nahen See ersäufen. Da kamen am 3. März die entrüsteten Eidgenossen auf engem Pfad aus den Bergen, stürzten sich unverzagt auf die Ueberzahl der Feinde, in das Feuer der Kanonen und erfochten den glänzenden Sieg bei Granson (s. d.). Der Burgunder, brennend vor Begierde, die Schmach zu rächen, bekam inzwischen aus Savoyen und Italien großen Zuzug und bald stand er mit noch größerer Macht als vorher (60,000 Mann und 150 Stück Geschütz) von Neuem im Felde. Sein Kampfgenosse, der Graf Jakob von Romont, besetzte das Waadtland; dagegen besetzten die Berner unter Hadrian von Bubenberg mit 2000 Schweizern Murten und die Züricher mit 1000 Mann unter Hans Waldmann Freiburg. Im Mai machten Karl der Kühne und Romont Angriffe auf Murten. Der tapfere Bubenberg schlug jeden Sturm zurück, bis nach 10 Tagen das eidgenössische, bei Bern gesammelte Heer (34,000 Mann stark) unter dem Berner Hans von Hallwyl u. dem Züricher Hans Waldmann vor der Stadt eintraf. Unter den Mauern derselben kam es am 22. Juni 1476 zu einer fürchterlichen Schlacht (s. Murten). Die Schweizer siegten; 15,000 Mann der Feinde blieben auf dem Schlachtfelde, eben so viele kamen auf der Flucht um. 12,000 Mann Schweizer zogen darauf zur Eroberung des Waadtlandes aus. Genf und Savoyen baten um Frieden und bezahlten die Kriegskosten; sie erstatteten zugleich allen verübten Schaden und traten ein beträchtliches Gebiet ab. Der gedemüthigte Herzog, der halb wahnsinnig der Schlacht entflohen war, tobte vor Wuth gegen sich selbst und gegen Wehrlose, dann sann er von Neuem auf Rache. Lothringens Hauptstadt Nancy wollte er gänzlich zerstören und brachte die Bürger zur Verzweiflung, da sie trotz ihrer tapfern Gegenwehr schier dem Hungertode erlagen. Da trat ihr Herzog René wienend vor die Eidgenossen, und diese brachen zum vierten Male auf, um Karl den Kühnen als einen „Hasser gemeiner tütscher Nation" gänzlich zu verderben. Am 5. Januar 1477 kam es bei Nancy zur Schlacht. Beide Heere waren jedes etwa 20,000 Mann stark; Karl verlor Schlacht und Leben zugleich (s. Nancy). Auch die Oesterreicher waren dies Mal, da für den Burgunder nichts mehr zu hoffen war, mit den Eidgenossen gezogen; Ludwig XI. schickte ihnen 24,000 Gulden nebst höflichem Dank. Savoyen erhielt das Waadtland wieder, verlor aber Unterwallis. Seit dieser Schlacht fürchtete der Schweizermann in kriegerischem Trotze Niemand mehr; drum ward auch des Kriegens kein Ende. Auf Anregung des Papstes wollten die Mailänder das Livinerthal wieder nehmen. Die Eidgenossen rüsteten sofort, zogen aber wieder heim, da Waldmann von Zürich wegen des harten Winters rieth, den Feldzug zu verschieben. Nur 600 Mann unter Frischhans Theilig von Luzern blieben bei Irnis (Giornico) stehen. Da zogen 16,000 Mann unter dem Grafen Borelli gegen sie heran. Der Bauer Stanga rieth dem Schweizerhäuflein, die Gegend durch den Tessin zu überschwemmen, wodurch sie über Nacht mit einer glatten Eisfläche überzogen wurde. Als nun die Mailänder kamen, glitten sie überall aus, die Schweizer aber, die sich mit Fußeisen versehen hatten, stürzten unter sie und bereiteten ihnen, trotz der Ueberzahl, eine schreckliche Niederlage, wobei nur Stanga u. noch ein Schweizer umkamen, von den Feinden aber an anderthalb Tausend. Da erkaufte Mailand den Frieden u. trat das Livinerthal auf ewig an Uri ab. Durch diese Thaten erwarben die Schweizer den höchsten Ruhm der Tapferkeit, aber mit dem Glücke schlich sich auch das Verderben bei ihnen ein. Schon über die Theilung der burgundischen Beute geriethen sie in heftigen Streit, und als Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen seyn wollten, fürchteten die Hirten ein Uebergewicht der Städte und setzten sich trotzig dagegen. Auf der Tagsatzung zu Stanz war man schon im Begriff, zum Schwert zu greifen, als der fromme Einsiedler Niklas Löwenbrugger, genannt von der Flue, die Erbitterten zur Einigkeit ermahnte und bald durch seiner Rede Kraft und Milde alle Herzen versöhnte. Noch an demselben Tage (22. December 1481) ward das stanzer Vorkommniß geschlossen, wodurch Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen, alle frühern Verträge bestätigt und Anordnungen getroffen wurden, künftig dergleichen Zwistigkeiten zu vermeiden. Gleichwohl blieben die bösen Folgen des raschen Glücks, Uebermuth und Geiz, nicht aus. An die Ehre des Kriegs gewöhnt, scheute das junge Volk die Arbeit. Man zählte in einem Jahre 1500 Räuber u. Mörder, die in der Eidgenossenschaft hingerichtet wurden. Eine „thorechte Gesellschaft" mit einem „Sew-Panner" zog auf eigne Hand aus den Waldstädten wider Genf und ertrotzte ein Geldgeschenk von 24,000 Gulden. Bern erwarb 1486 das schöne Münsterthal, das sich, im Streit mit dem Bischof von Basel, in berner Schutz begab. In Zürich übte Waldmann große Gewalt aus. Als Feldherr in den Burgunderkriegen an Befehlen

gewöhnt, fuhr er allen schlechten Parteien durch den Sinn, widersetzte sich namentlich dem immer mehr überhand nehmenden „Reißlaufen", d. i. dem Solddienst in Frankreich, zu dem sich das kriegs- und geldgierige junge Volk nur zu leicht verleiten ließ, wurde aber eben deshalb gehaßt und verdächtigt und zeigte wirklich unbarmherzige Härte in der Gefangennehmung und Hinrichtung des luzerner Frischhans Theilig. Dieser nämlich, der Sieger von Irnis, hatte Waldmann, der damals zum Rückzug gerathen, verhöhnt: daher sein tödtlicher Haß. Aber das Volk stand auf, Waldmann wurde verhaftet, prozessirt, gefoltert, mit gerechten, aber noch mehr ungerechten Beschuldigungen überhäuft und endlich enthauptet. Im folgenden Jahre verbrannten die von St. Gallen Rorschach, wurden aber von der Eidgenossenschaft selbst zur Rede gestellt und ihr Bürgermeister Varnbühler mußte flüchten. St. Gallen verlor sein Gebiet, Appenzell, sein Helfershelfer, das Rheinthal, und die Schirmorte bemächtigten sich dieser Länder, die sie mit den übrigen Eidgenossen theilten. Recht zum Heile dieser innern Zerwürfnisse zeigte sich von außen wieder Gefahr und Noth. Kaiser Maximilian forderte nämlich die Schweizer, indem er sie dem deutschen Reiche, dem sie, wenn auch mit sehr lockern Banden, noch angehörten, mit Gewalt wieder ganz zuführen wollte, auf, dem ewigen Landfrieden beizutreten, sich dem Kammergericht zu unterwerfen, ihre Krieger aus den französischen Diensten abzurufen, keine Kriege gegen Reichsstände zu führen, ein Heer gegen die Türken zu stellen rc. und verleibte ihr Land dem schwäbischen Kreise ein. Gegen diese Verbindung wie gegen jene Forderungen weigerte sich die Eidgenossenschaft entschieden. Sie mißtraute den schwäbischen Städten, die stets eine falsche Neutralität beobachtet hatten, noch mehr den Fürsten und Rittern, ihren Erbfeinden. Ueberdies war sie voll Uebermuth seit den Burgunderkriegen. Endlich lag ihr Frankreich beständig im Ohr, sich völlig vom Reiche abzulösen. Frankreich holte seine Söldner aus der S.; es bezahlte gut und schmeichelte den Alpensöhnen mit königlicher Vertraulichkeit, während die unklugen Fürsten in Deutschland und selbst der Kaiser noch immer verächtlich auf diese Bauern herabsahen und einen hohen Ton gegen sie anstimmten. Nun geriethen die Graubündtner mit den Oesterreich gehorchenden Tyrolern in Grenzstreitigkeiten, in deren Folge sie in die Eidgenossenschaft traten. Dies gab den Ausschlag. Der erzürnte Kaiser erklärte den Schweizern den Krieg. Er selbst rüstete in Tyrol, der schwäbische Bund unter dem Grafen von Fürstenberg am Rhein. Die Bündischen prahlten vorlaut, „sie würden am Kühland einen Brand machen, daß Gott im Himmel die Füß an sich ziehen sollte". So schnell war das Beispiel der Burgunder vergessen. Die Schweizer schlossen im Frühjahr 1499 einen Bund mit Frankreich und brachen aus ihren Bergen hervor, um nach allen Richtungen hin die heranziehenden Heere zu schlagen. Sie blieben Sieger in 10 blutigen Gefechten. Zuerst stürmten die Graubündtner den Paß am Luzienstеig bei Nacht (12. Febr.), jagten die Tyroler herunter und schlugen sie Tags darauf noch einmal bei Treisen. Dann zogen die Eidgenossen mit großer Macht ins Hegau und verwüsteten es, kehrten aber wegen des schlechten Wetters wieder heim. Unterdeß fielen die Tyroler wieder ins Graubündten ein, da ihnen der Bischof von Chur die Burg Fürstenberg öffnete, und hausten übel. Allein die Eidgenossen gingen zum zweiten Male vor und schlugen das schwäbische Bundesheer bei Haardt, wo 2000 Schwaben umkamen, dann (22. März) noch ein kleines im Bruderholz bei Basel, wo Graf Thierstein mit 300 Mann umkam (die Schweizer verloren einen einzigen Mann), und ein drittes am Schwaderloch bei Konstanz, wo 1400 Schwaben fielen; ein viertes endlich unter Benedikt Fontana am 22. April bei Frastenz, einem hohen Passe, den Heinrich Wolleb von Uri kühn umging, wobei er aber siegend fiel. Hierauf drangen die Eidgenossen wieder ins Hegau ein. Jetzt erst erschien der Kaiser und erließ von Freiburg im Breisgau aus einen offenen Brief an die Schweizer voll Zornes. Aber ein gleichzeitiger Versuch der Tyroler, über Bormio den Graubündtnern in den Rücken zu fallen, mißlang gänzlich. Pirkheimer, der mit 400 rothgekleideten Nürnbergern den Krieg mitgemacht und denselben anmuthig beschrieben hat, sah bei dieser Gelegenheit eine Heerde halbverhungerter kleiner Kinder, von einem Paar alter Weiber gehütet, die sich Kräuter suchten wie das Vieh. So groß war die Noth der Schweizer, da man ihnen alle Zufuhr abgeschnitten hatte. Allein sie wehrten sich des Feindes auf allen Punkten und siegten in einem neuen großen Gefechte auf der Malserhaide im Vienstgau, 8000 Mann stark über 12,000 Oesterreicher, von denen 4000 blieben. Zur Rache wurden 400 Graubündtner, die sich in Meran als Gefangene befanden, abgeschlachtet. Der Kaiser kam nach Konstanz. Dahin schickten ihm die Eidgenossen ein junges Mädchen mit einem Briefe. Aber noch war an Frieden nicht zu denken. Max theilte seine Streitmacht und ließ die größere Hälfte (15,000 Mann) unter dem Grafen von Fürstenberg bei Basel vordringen. Am 22. Juli wurde es bei Dornach an der Birsch überfallen und verjagt; der deutsche Feldherr selbst blieb. Die Flüchtigen kehrten jedoch um, überfielen die Sieger, eben als diese beim Mittagessen waren und hätten ihnen unstreitig eine Niederlage beigebracht, wären nicht eben im entscheidenden Augenblicke 1200 Luzerner frisch angerückt. So kamen die Schweizer mit 600 Mann Verlust davon, während die Deutschen 3000 verloren. Mit schwerem Herzen mußte sich endlich der Kaiser entschließen, Frieden zu machen. Er erfolgte am 22. Sept. 1499 zu Basel. Die Schweizer behielten das Thurgau u. ihre früheren Rechte und Eroberungen wurden ihnen bestätigt; Basel und Schaffhausen traten zur Eidgenossenschaft; letztere wurde dem Kammergericht nicht unterworfen. Die S. hing fortan nur noch dem Namen, nicht mehr der That nach mit dem deutschen Reiche zu-

sammen und ihre Freiheit blieb seit dem Friedensschluß zu Basel fast 3 Jahrhunderte lang, bis zum französischen Revolutionskrieg herab, unangefochten. 2000 Flecken, Dörfer und Schlösser waren im Schwabenkriege verbrannt worden: 20,000 Menschen hatten das Leben verloren. Sicher in ihren eigenen Grenzen, lieh sie jetzt ihre tapfere junge Mannschaft den meistbietenden Fürsten zu den Kriegen in Italien. Schon früher hatte sie Karl VIII. zur Eroberung Neapels herrliche Dienste geleistet; um so eifriger suchte ihre Hülfe jetzt Ludwig XII. zu seinem Kriegszug gegen Mailand. Sie stellte ihm 10,000 Mann, mit denen er Sforza, den Herzog von Mailand, in Novara einschloß. Aber auch in des letztern Heere dienten 8000 schweizerische Söldlinge; somit standen Eidgenossen Eidgenossen gegenüber. Man wollte nicht kämpfen und gestattete des Herzogs Söldnern freien Abzug. Sforza zog als Schweizer gekleidet mit aus den Thoren. Aber ein Mann aus Uri, Turmann, verrieth ihn um Geld und der unglückliche Herzog wurde nach Frankreich ins Gefängniß geschleppt. Die Eidgenossenschaft ließ zwar den Urner hinrichten, aber der gute Ruf der Schweizer kam seitdem in Verfall. Sie brachten aus Welschland viel Geld und ewige Schande heim, sagt der Chronist Anshelm. Die drei welschen Vogteien Palenza, Riviera und Bellinzona, die ihnen Ludwig XII. für die Feldzüge versprochen, wurden ihnen vorenthalten und schon waren sie auf dem Wege, sie mit Gewalt zu nehmen, als sie sich mit Bellenz allein abfinden ließen, einer Stadt, die ihnen wegen des Vieh- und Getreidehandels sehr wichtig war. Im J. 1503 begleiteten wiederum einige Tausend Reißläufer, selbst gegen das Verbot ihrer Obrigkeiten, Ludwig XII. nach Neapel, von denen nur wenige zurückkehrten. Nichts desto weniger ließen sie sich 1509 von Neuem anwerben zu dem Feldzuge gegen Venedig; auch kamen sie dies Mal mit Geld und Beute beladen zurück. Dennoch stockten von nun an die Wanderungen der Eidgenossen in dem Solde der Franzosen nach Italien. Man fing an mit der Bezahlung zu knausern, oder bezahlte gar nicht, auch widerfuhren ihnen bei mehren Gelegenheiten mancherlei Beschimpfungen. Als ihnen darauf der Bischof Matthäus Schinner von Sitten, ein ränkesüchtiger Mann und geschworner Feind der Franzosen, als päpstlicher Legat eine 5jährige Verbindung mit dem Papst für Geld und andre Belohnungen antrug, um seine Truppen die Franzosen aus Italien vertreiben zu helfen, faßten sie auf der helvetischen Tagesleistung 1510 den Entschluß, sich von den französischen Heeren ganz zu trennen. Seitdem mit Herz und Sinn für den Papst gestimmt, schlugen sie dem französischen Gesandten sogar das sichere Geleit in die S. ab und zogen gleich darauf, 6000 Mann stark, nach Italien; dies Mal zwar ohne etwas zu unternehmen, weil es noch an Anstalten zu Proviant und an Geldunterstützung fehlte, und es verzog sich bis zum Jahre 1512, ehe durch Geld und Indulgenzen der nöthige Schwung in ihre Kriegsunternehmung kam. Nun erst brachen 20,000 Eidgenossen nach Italien auf. Ludwig XII. ward von ihnen aus Mailand vertrieben, der junge Maximilian Sforza in sein Erbherzogthum zurückgeführt: sie regierten durch ihn Mailand, streiften kühn in den umliegenden Gegenden umher u. trugen endlich, neben den geweihten Kriegspanieren und dem Ehrentitel als Kirchenbeschützer, die Herrschaften Lugano, Lucarno, Mendrisio und Val Maggia, so wie die Graubündtner Veltlin, Cläven und Worms als Beute davon. Zur Vertheidigung ihres wieder eingesetzten Herzogs schlugen sie die Franzosen im Jahr 1512 bei Novara, und kehrten darauf mit Geld und reicher Beute beladen nach Haus. — Franz I. ließ nach seiner Thronbesteigung die Wiedereroberung von Mailand sein erstes Geschäft seyn. Auf die erste Nachricht davon besetzten die Eidgenossen alle Pässe nach Italien: doch wußten die Franzosen durch geheime Zugänge über die Alpen zu kommen. Die päpstlichen Völker gaben sich sogleich gefangen; viele Eidgenossen, über ihre schlechte Bezahlung unzufrieden, verließen Mailand oder machten wohl gar Verträge mit dem jungen französischen König gegen den Herzog von Mailand. Nur noch die Truppen dreier Kontone wankten nicht, und sie griffen, durch die Feuerreden des Bischofs von Sitten bis zu einer kriegerischen Wuth entflammt, die französische Armee bei Marignano allein an. Die Abendsonne beleuchtete das blutige Gemetzel, das zum Theil in der Nacht fortgesetzt wurde und mit dem Morgen (14. Sept.) frisch begann. Man kämpfte bis Mittag, noch schwankte die Schlacht, da erschienen die Venetianer und fielen den Schweizern in den Rücken (s. Marignano). Besiegt, aber Achtung gebietend, zogen sie sich, die Verwundeten in ihrer Mitte, zurück und kehrten, verlassen von dem Unterkönig von Neapel und dem päpstlichen Feldherrn, die ihnen vermöge des Vertrags hätten zu Hülfe kommen sollen, voll Unwillen aus Italien in ihre Heimath. Im J. 1516 traten sie, (Zürich allein ausgenommen) mit Frankreich zu Freiburg in eine ewige Verbindung. Bei diesem ewigen Frieden wurden die vier vom Herzog von Mailand ihnen ehedem geschenkten mailändischen Aemter, Lugano, Lucarno, Mendrisio und Val Maggia, so wie das eroberte Veltlin und die Landschaft Cläven eingeräumt. Auch mit dem Kaiser ward (1516) die frühere Erbvereinigung, die bis auf die neuesten Zeiten bestanden hat, erneuert, und mit Savoyen (1521) ein Bündniß geschlossen. Seit dem freiburger Frieden verlor Helvetien aber allen Einfluß auf die allgemeinen Staatsangelegenheiten von Europa, theils durch die innern Unruhen, welche aus der Reformation entsprangen, theils durch die Uebermacht ihrer Nachbarn. Noch einmal traten die Eidgenossen in Italien auf, ein Theil derselben half Karl V. das Herzogthum Mailand erobern und Franz I. entreißen, so wie ein anderer Theil von ihnen mit dem französischen König die Niederlagen bei Bicocca (20 April 1522) und Pavia (24. Februar 1525) theilte. Aus Neigung und des

Vortheils wegen, wie aus Furcht hingen nach dieser Zeit die Eidgenossen meist an dem Interesse von Frankreich. Inzwischen war 1513 Appenzell als Mitstand gesammter Eidgenossen anerkannt worden (Basel u. Schaffhausen waren schon 1501 in den Bund getreten) u. die Eidgenossenschaft der 13 Orte somit vollendet. Es waren dies: Schwyz, Unterwalden, Uri, Luzern, Zürich, Zug, Glarus, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell. Außerdem waren St. Gallen, Wallis und Graubündten als zugewandte Orte anerkannt; später traten auch Genf und Neuenburg hinzu.

III. Von der Reformation bis zum Ausbruch der franz. Revolution, bis 1789. Die Kirchenverbesserung, die von Zürich ausging und dessen Werk im eigentlichsten Sinne war, zog die Eidgenossen auf sich selbst zurück und war der Haupthebel aller Ereignisse in der S. zwei volle Jahrhunderte über. Zürich hatte Ulrich Zwingli, einen Toggenburger, wegen des Rufs seiner Rechtschaffenheit und Weisheit aus dem Kloster zu Einsiedeln zum Prediger in sein Münster berufen. Noch als Prediger in seinem Kloster hatte er den Ablaßkrämer Leo's X., den Mönch Bernhardin Samson, aus Einsiedeln vertrieben; zu Zürich setzte er mit gleichem Muth das Predigen gegen die herrschende Pracht und Schwelgerei, gegen Reißlaufen, Wallfahrten, Ablaß und Fasten fort und drang darauf, sich an die Bibel allein zu halten. Nach seinem Beispiel traten in den verschiedensten Gegenden der S., zu Bern und Basel, zu Konstanz, Biel und St. Gallen, zu Zug, Glarus und Appenzell beherzte Männer auf, welche in die neue Lehre einstimmten und Luthers und Zwingli's Schriften empfahlen. Erst seitdem der heilige Vater 1521 den Eidgenossen Luthers Schriften zu verbrennen und die neue Lehre zu unterdrücken befahl, theilte sich die S.; in Uri, Schwyz und Unterwalden unterstützten Bischöfe, Aebte, und Priester den Befehl des Papstes mit ihrem ganzen Ansehen; in Luzern war man noch für keine Partei entschieden; zu Bern hingegen, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen stimmten die obern Stände für die neue Lehre, während das Volk noch mit einfältigem Herzen, von der Priesterschaft bestärkt, an dem Glauben seiner Väter hing: nur in Zürich waren Vornehme u. Niedere der neuen Lehre zugethan, und diese Stadt konnte es wagen, ohne Widerstand zu besorgen, die Kirchenverbesserung öffentlich einzuführen. Um zu diesem entscheidenden Schritt sich den Weg zu bahnen, versammelte die Obrigkeit zu Zürich (1523) ihre gesammte Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande, um die Lehren Zwingli's aus der Schrift zu widerlegen; u. da die Versammelten den Papst nicht zu rechtfertigen vermochten, so befahl der Magistrat zu Zürich: bei hoher Strafe nichts zu lehren, was nicht aus dem Worte Gottes erwiesen werden könne. Und bei diesem Beschluß blieb er standhaft. Mochten auch noch so viele Tagsatzungen und Zusammenkünfte der Religion wegen gehalten werden, mochte man ihn durch Vorstellungen od. durch die Drohung, ihn von den Tagsatzungen auszuschließen, andern Sinnes zu machen suchen: er wich von seinem Beschluß keinen Augenblick ab, sondern führte vielmehr die Reformation auch in seinem Gebiete ein. Andere Orte waren nicht so fest und entschlossen. St. Gallen und Mühlhausen folgten dem Beispiel der Züricher ohne Einschränkung; in Schaffhausen und Basel hielt es die Bürgerschaft mit der neuen, der Rath aber mit der alten Lehre, mit wechselndem Uebergewicht; Bern schwankte. Im J. 1523 befahl es, nur nach Gottes Wort zu lehren, und nahm im nächsten Jahre diesen Befehl durch ein anderes Mandat wieder zurück. Zum Nachtheil eines schnellern Fortgangs der Reformation nach dem Beispiel der Züricher, mußte es sich fügen, daß die Wiedertäufer mit ihren Schwärmereien eines neuen Reichs Christi ohne weltliche Obrigkeiten, ohne Zehnten und Abgaben, ohne geistlichen Stand und Kindertaufe an zwei Zürichern, Manz u. Grebel, eifrige Proselyten fanden, welche die ganze Sache der Reformation bei den Eidgenossen in bösen Leumund brachten, obgleich die Wiedertäufer von den Anhängern der neuen Lehre nicht für ächte Brüder angesehen wurden. An jene Schwärmer schlossen sich Alle an, die sich von Gesetzen und Abgaben loszusagen wünschten, u. kündigten durch die ganze Eidgenossenschaft allen Obrigkeiten Gehorsam und Zehnten auf; sie entzogen sich als Erleuchtete, die keines Unterrichts bedürften, allem öffentlichen Gottesdienst und richteten allerwärts, besonders in Solothurn und Appenzell, Verwirrung und Unfug an. Da sie weder durch Unterredungen mit Predigern, noch durch Geldbußen, Gefängniß und Verbannung zurückzubringen waren, so litt die neue Lehre, die man mit ihren Schwärmereien vermischte, unsäglichen Schaden. Bald bemerkte man auch zwischen Zwingli's und Luthers Lehren, die man anfangs für einerlei gehalten hatte, einigen Unterschied. Weder Religionsgespräche noch Vereinigungsversuche der Fürsten und Gelehrten konnten ihre Schüler zur gewünschten Einheit wieder zurückbringen: je mehr u. eifriger man erläuterte, erörterte und disputirte, desto mehr wich man aus einander. Es hieß zuletzt: die Neuerer wüßten selbst nicht, was sie wollten. Nun gingen gar manche Anhänger der neuen Lehre gegen die Messe, Altäre und Bilder stürmend zu Werke; seitdem hieß es gar: die Neuerer stifteten Aufruhr und Empörung. Unter dem Vorgeben, die öffentliche Ruhe müsse gesichert werden, traten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg mit Wallis unter dem Schutz des Königs von Spanien in ein Bündniß; Zürich stellte ihm (1528) ein sogenanntes christliches Bürgerrecht entgegen, für das sich die unter Unentschlüssigkeit allmählig für die Reformation reif gewordenen Eidgenossen, Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen, erklärten. So war die ganze S. in Gährung gesetzt und zwischen der alten und neuen Lehre getheilt: Zürich und Bern ließen durch Abgeordnete zur

Annahme der neuen Lehre, und die fünf Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg) zur Beibehaltung des alten Glaubens ermuntern; die Züricher vertrieben den Abt von St. Gallen, weil Niemand zugleich Geistlicher und Fürst seyn könne, die fünf Orte dagegen setzten einen Landvogt in Baden mit bewaffneter Hand ein; die Züricher befürchteten von ihm die Unterdrückung der neuen Lehre; die fünf Orte klagten über Gewalt, welche man gegen Anhänger des alten Glaubens in dem Beispiel des Abts von St. Gallen verübe: beide zogen ihre Heere zusammen; 24,000 Mann standen bei Kappel, zum Kampfe gerüstet, einander gegenüber. Zum Blutvergießen kam es jedoch dieses Mal noch nicht. Der Landammann Aebeli verwandelte noch durch rührende Vorstellungen den ersten Kapplerkrieg (s. d.) kurz vor seinem Ausbruch in den ersten Landfrieden, bei dessen Abschließung sich die beiden Parteien gelobten: Niemand sollte zur Religion gezwungen, dagegen sollte aber auch der Bund mit Spanien aufgehoben werden. Nach dem Kapplerfrieden nahm die Reformation einen schnellern Gang in der S. und drang selbst in Gegenden, wo sie vordem heftigen Widerstand gefunden hatte, wie nach Solothurn. Desto mehr stieg die Erbitterung der fünf Orte. Sie klagten, daß Zürich und Bern durch List und Gewalt den alten Glauben verdrängten und Zürich gesetzwidrig die Rechte des vertriebenen Abts von St. Gallen ausübe. Als nun Zürich und Bern gar noch dem Freiamt und Thurgau den Kornmarkt abschlugen, so fielen die fünf Orte unvermuthet in das züricher Gebiet ein und schlugen die ihnen in unordentlichen Haufen in Eile entgegengestellte Mannschaft, und wer unter den Verwundeten nicht auf der Stelle die neue Lehre verleugnen wollte, der wurde auf dem Schlachtfeld ermordet. Auch Zwingli fiel in dieser Schlacht bei Kappel; seine Leiche wurde von den Siegern aufgesucht und in ihrer fanatischen Wuth verstümmelt. Die Züricher rafften sich nach dieser Niederlage schnell wieder zusammen und wollten mit den Hülfstruppen, die ihnen Bern, Basel, Schaffhausen und die übrigen Orte des christlichen Bürgerrechts gestellt hatten, die Katholiken auf dem zuger Berg, wohin sie sich zurückgezogen hatten, des Nachts überfallen, erlitten aber durch sie auf dem Berg Guben bei Menzingen abermals eine blutige Niederlage, die den Muth des christlichen Bürgerrechts niederschlug. Von ihren Bundesgenossen verlassen, mußten die Züricher im J. 1532 den zweiten Landfrieden schließen, den auch die Berner unterschrieben, u. versprachen, daß von Seiten der Evangelischen den 5 Orten die Kriegskosten bezahlt werden sollten. Vgl. Kappler-Krieg. So wie der erste Landfriede der Reformation schnell fortgeholfen hatte, so gebot ihr der zweite schnellen Stillstand: durch ihn wurden der Kirchenverbesserung in der deutschen S. die Grenzen gesetzt, die sie nach der Zeit behalten hat. So weit die Macht der fünf Orte reichte, führten sie mit Gewalt wieder den alten Glauben ein. Der Abt von St. Gallen zog wieder mit seinen Mönchen in seine Abtei zurück; Solothurn und die Stadt Rottwyl, welche mit den Eidgenossen im Bunde stand, mußten nach den Friedensartikeln wieder zu dem alten Glauben zurückkehren und mancher Neugläubige sein Vaterland verlassen. — In die südliche S. kam die Reformation durch Bern. Schon im J. 1528, als Bern durch eine feierliche, drei Wochen lang fortgesetzte Disputation für die Reformation entschieden wurde, ward auch in der Waadt eine Disputation in lateinischer Sprache gehalten, die aber keinen Fortgang hatte. Nachdem nun Bern Kirchen, Klöster und Schulen säkularisirt hatte, so schickte es den ungestümen Reformationsprediger, Wilhelm Farel, mit Empfehlungsschreiben in die südl. S., um von einer Stadt zur andern das Evangelium zu predigen. Bis nach Genf gelang ihm sein Werk, obgleich nicht ohne große Unruhen, da er die Stärke seiner Beredsamkeit in Schmähungen der alten Partei suchte. Genf theilte sich bald in Alt- und Neugläubige, und der ungestüme Eifer des Reformationspredigers setzte die beiden Parteien in die höchste Spannung. Dazu wirkten auch ihre beiden Bundesgenossen mit: so wie die Freiburger die Kirchenverbesserung verboten, so geboten sie die Berner, unter der Androhung, im Weigerungsfall ihr Bündniß mit Genf aufzuheben. Lieber entsagten die Genfer dem Bündniß mit Freiburg und wurden evangelisch. Calvin vollendete darauf bei ihnen das große Werk der Reformation durch seine Alles überflügelnden Talente. Den Zwiespalt über die Religion wollte nun Savoyen nützen, seine Souveränetätsrechte über Genf endlich geltend zu machen, und griff die Stadt an. Die Berner eilten noch zeitig genug zur Hülfe herbei; die Genfer erhielten die Erlaubniß, in Frankreich Truppen zu werben; Frankreich selbst bekriegte den Herzog in seinem eigenen Lande und theilte seine Kräfte: der Angriff, der Genf seine Freiheit kosten sollte, kostete nun dem Herzog Karl III. sein eigenes Land. Bern eroberte das ganze Waadtland und einen Theil von Savoyen am Genfersee; die Walliser den an ihr Land angrenzenden Theil; die Freiburger, von den Bernern zur Theilnahme an dem Krieg eingeladen, Remont und Rue; Genf einige savoyische Dörfer: Lausanne, das des Herzogs Partei genommen hatte, mußte sich ergeben. Bis zum J. 1564 blieben die Eidgenossen in dem Besitz dieser Eroberungen. Erst bei der Restitution des Herzogs Emanuel Philibert gaben sie auch ihre von Savoyen eroberten Länder zurück: nur Bern behielt das Waadtland. Die katholischen Orte vergaßen indeß den evangelischen Eidgenossen ihren Abfall von der alten Lehre nie. Mit Mißgunst sahen sie unter den letztern, besonders in Bern, Zürich, Basel, Genf, durch Fleiß und bessere Erziehung, durch Künste, Wissenschaft und fleißigere Kultur des Geistes Land und Menschen schöner aufblühen, und ihre Städte, besonders durch manche Ankömmlinge aus Frankreich und Italien, die der Religionshaß vertrieben hatte, den Sitz des Bürgerfleißes, der Handlung und Gewerbe werden. Desto enger zogen sich die katholischen Eidgenossen auf sich selbst zurück: sie erneuerten ihre

Bündnisse mit Frankreich, Mailand, Savoyen und dem Papst; und Rom und die hohe Geistlichkeit ließen es sich angelegen seyn, die in Helvetien übrig gebliebenen Kinder der allein seligmachenden Kirche in ihrem Glauben zu befestigen. Um über ihr Seelenheil zu wachen, setzte der Papst, gleich nach der Annahme der tridentinischen Kirchenschlüsse, einen eigenen Nuntius nach Luzern; der Kardinal und Erzbischof von Mailand, Borromeus, ließ auf seine Kosten 40 Eidgenossen in Italien studiren, um an ihnen recht gelehrte Verfechter des katholischen Glaubens in Helvetien aufzustellen; um sich auch ihrerseits einer solchen Fürsorge werth zu machen, traten die röm. kathol. Kantone mit Wallis, dem Bischof von Basel und dem Papst in einen Religionsbund (das goldene oder borromeische Bündniß genannt), den sie zu Luzern feierlich beschworen, um sich auf ewige Zeiten zur Treue gegen die katholische Kirche zu verpflichten. Mit Freuden schickten die katholischen Orte ganze Heere nach Frankreich, um den König und die Ligue in den Religionskriegen zu unterstützen. Die evangelischen Eidgenossen gaben an Religionseifer den katholischen nichts nach. Ihre Schriften athmeten evangelische Bigotterie und Religionshaß; schaarenweise eilten sie nach Frankreich, um ihre Glaubensgenossen gegen die Verfolgungen der Ligue zu vertheidigen (im J. 1588 standen auf einmal gegen dieselbe 20,000 evangel. Helvetier im Felde); sie öffneten ihr Land den flüchtigen Hugenotten und unterstützten sie nach Kräften; aus lutherischer Bigotterie weigerten sie sich, den verbesserten gregorianischen Kalender anzunehmen, weil er vom Papst kam und sich die sieben kathol. Kantone an ihn hielten. Weder Zeit noch Unordnung in bürgerlichen Geschäften konnte je die Appenzeller, Glarner und Bündtner bewegen, ihn aus der Hand der kathol. Kirche anzunehmen, wenn auch endlich Bern u. Zürich im J. 1701 und St. Gallen im Jahre 1725 der Vernunft und Nothwendigkeit nachgaben. Religionsantipathie mischte sich in alle Vorfälle in der S. bis in die neuesten Zeiten herab. In Graubündten ward sie einmal die Ursache eines zerstörenden Kriegs. Ein Theil von Veltlin und den drei Bündten hatte sich nach der Weise jener Zeit auf gehaltene Religionsgespräche zur evangel. Lehre bekannt; ein anderer blieb desto bigotter katholisch. Nach der Verschiedenheit ihrer Glaubensmeinungen richtete sich auch ihre politische Stimmung: die kathol. Partei hielt es mit Oesterreich und Spanien, die Reformirten neigten sich zu Frankreich. Zu Sondrino im Veltliner-Lande wollten die Reformirten eine Schule bauen und ihre Kirche erweitern. Der Priester Rusca widersetzte sich und der Parteienkampf fing an: Frankreich nahm sich der Reformirten, Spanien der Katholiken an, zugleich in der Absicht, sich Veltlins zu bemächtigen, das den beiden damals so eng verbundenen österreichischen Linien einen herrlichen Weg aus Italien in das deutsche Oesterreich bahnte. Dreimal bemächtigte sich Oesterreich (zwischen 1621—1628) des obern, röm.-kathol. Bundes, an das er einige Ansprüche hatte; dreimal vertrieben sie auch die reformirten Eidgenossen in Verbindung mit Frankreich, wobei Graubündten und Veltlin schrecklich verheert wurden. Die kathol. Partei siegte endlich durch Gewalt und Verträge ob. Die Franzosen vertrieben sie im J. 1629. Zugleich ward in allen drei Bündten die evangelische Religion vertilgt, mit Oesterreich wegen seiner Ansprüche an den obern Bund vor der Hand ein Vergleich abgeschlossen, bis es im J. 1629 gelang, dem Hause Oesterreich alle seine Rechte abzukaufen. Geraume Zeit ward von nun an zwar bloß die katholische Religion in Graubündten geübt, dennoch fanden nach der Zeit die Evangelischen wieder Gelegenheit, aufs Neue daselbst Gemeinden anzupflanzen. Mit ihren einheimischen Religionsunruhen genug beschäftigt, mischten sich die Eidgenossen in den großen Religionskrieg nicht, ob er gleich bis an ihre Grenzen seine Zerstörungen verbreitete und einst der Kaiser vor ihren Augen Konstanz unterjochte und daselbst den alten Glauben mit Gewalt einführte. Sobald sich aber der dreißigjährige Krieg zum Frieden neigte, so veranlaßten Basel und Mühlhausen eine Gesandtschaft an den Friedenskongreß zu Münster, die der Bürgermeister zu Basel, Johann Rudolf Wettstein, übernahm, um die Anerkennung der helvetischen Freiheit vom Kaiser und Reich und den übrigen schließenden Mächten auszuwirken. Am 18. December 1646 erschien Wettstein vor den kaiserlichen, französischen und schwedischen Bevollmächtigten zu Münster, und am 16. Mai 1647 ward die S. in einem kaiserlichen Dekret und darauf im 6. Artikel des Friedens selbst von den europäischen Fürsten für einen freien und vom Reich und dem deutschen Kammergericht unabhängigen Staat anerkannt.

Der dreißigjährige Krieg hatte indessen die Leidenschaften der Schweizer aufgeregt, ohne sie zum Ausbruch kommen zu lassen. Es geschah jetzt im schweizer Bauernkrieg. Zahllose deutsche Flüchtlinge, die ihre Reichthümer in den sichern Alpen bargen, hatten Geld ins Land gebracht und Ueppigkeit erzeugt. Die spekulativen Städter begünstigten den Luxus des Landvolks, indem sie ihm Geld auf seine Güter liehen. Dadurch wurden die Bauern zu ihren Schuldnern gemacht, mithin deren politische Freiheit durch Privatabhängigkeit untergraben. Als der dreißigjährige Krieg zu Ende ging und die Fremden die Schweiz verließen, das Geld sich verlief, wurde nach und nach den Bauern ihre neue Lage fühlbar. Jakob Wagenmann von Sursee schrieb gleichzeitig: „Also, zur Verzweiflung getrieben, dachten sie auf Krieg, als auf das letzte Hülfsmittel, durch welches auf einmal alle Schulden völlig ausgetilgt würden. Es fehlte nur noch ein Vorwand, der aber bald gefunden wurde. Sie erklärten, daß die Landvögte allzu strenge seyen (und zuweilen waren sie es auch), und daß die Gesetze mehr den Eigennutz der Regenten, als die Gerechtigkeit und den öffentlichen Wohlstand befördern. Dazu kam, daß die von Luzern abhängigen Entlibucher und die Bern gehorchenden Emmenthaler nur

mit Eifersucht ihre nächsten Nachbarn in Unterwalden und Schwyz eine Freiheit genießen sahen, zu der sie durch gleiche Abstammung, gleiche Handthierung und Nachbarschaft nicht minder berufen waren. Daß solche Gefühle im Volk lebendig wurden, erhellt schon aus den ersten Aufzügen der empörten Entlibucher, die drei starke Männer, in alte Tracht verkleidet, als Walter Fürst, Stauffacher und Melchthal, voranziehen ließen". Im Jahre 1653 begann der Aufruhr im Entlibuch, als Emmenegger daselbst gegen die Herabsetzung der Scheidemünze protestirte, und der luzerner Rathsherr Krebsinger ihn anfuhr: „er werde den unruhigen Bauern 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schicken". Im ersten Zorn darüber mißhandelten die Entlibucher die luzerner Schuldboten und jagten sie aus ihrem Thale. Dann bewaffneten sie sich und schreckten die Stadt, die sogleich Friedensboten hinaussendete und ihnen vorstellen ließ, „die Obrigkeit sey von Gott". Da rief ihnen Krummenacher, ein riesiger Bauer, brüllend zu: „Ja, ihr seyd von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht seyd". Die Stadt machte einige Koncessionen, und man versöhnte sich. Unterdeß hatte die wachsame Aristokratie von Bern schon Rüstungen gemacht, aber gerade diese zu große Vorsicht schadete ihr, denn das bernische Aufgebot weigerte sich, gegen die Entlibucher zu fechten, und dieser Ungehorsam gab auch dem berner Landvolk das Signal zur Empörung. Es theilte sich sofort in die Linden (Gemäßigten) und Harten (Radikalen). Die letztern versammelten sich zu einer Landsgemeinde und wählten den beredten Niklaus Leuenberger zu ihrem Haupte. Da schickten die baseler Aristokraten 500 Soldaten über den Jura nach Aarau; diese Zahl wurde durch das Gerücht vergrößert und ein so allgemeiner Schrecken vor hereinbrechenden wilden Soldatenhorden verbreitet, daß nun auch das zunächst bedrohte Aargau aufstand und die Soldaten mit leichter Mühe davon jagte. Doch glückte es der eidgenössischen Vermittlung, auch in Bern Frieden zu stiften. In Solothurn fielen ebenfalls Unruhen vor, hier war aber die Regierung noch mehr zu Koncessionen geneigt. Auch Basel machte dem empörten Landvolke von Liestal Zugeständnisse, und so schien die Ruhe zu beiderseitiger Zufriedenheit hergestellt. Der Kampf begann aber von Neuem. Der den Bauern feindliche Wagenmann berichtet: „Die Dorfmagnaten im Entlibuch, die seit zwei Monaten regiert hatten, wollten sich nicht so leicht von ihrer Herrschaft verdrängen lassen. Die Willisauer behaupteten, daß sie den fünften Artikel, der die Besetzung der Aemter der Regierung zuspricht, beim Vorlesen nicht deutlich genug verstanden hätten; und dies zu hindern, habe man während des Vorlesens die Trompeten blasen lassen". Zugleich erschien eine Proklamation der Tagsatzung, worin die Bauern als Rebellen bezeichnet und ihnen allein die Schuld beigemessen war. Diese Proklamation machte ihnen die Aufrichtigkeit ihrer Regierungen beim Abschlusse der Friedensartikel höchst verdächtig. Die Aristokraten aller Kantone schienen sich gegen sie verbündet zu haben; dem setzten sie also einen Bund aller Bauern entgegen, und luden ihre Genossen aus allen Kantonen, ohne Unterschied der Religion, 1653 nach Sumiswald im Bernischen auf den 23. April zu einer allgemeinen schweizerischen Landsgemeinde. Hier präsidirte Leuenberger, gegen seinen Willen, von den Bauern gezwungen. Vor Allem suchten sie sich die alten Bauernbünde in den Urkantonen zu befreunden, aber da kamen sie übel an, denn ein Bauer in Uri hielt sich für viel zu vornehm, um sich mit einem in Entlibuch gemein zu machen. Leuenbergers Depesche wurde von den Urnern mit Hohn zurückgesandt, „mit den rebellischen, aller Vernunft beraubten Bauern" wollen sie nichts zu schaffen haben. Mehr als je war man nunmehr vor fremdem Kriegsvolk besorgt, und da die Bauern ein Schiff mit Eisenwaaren auf der Aar wegnahmen und darin auch Granaten fanden, so schrieen sie: „das sind also die Weinbeeren, die man uns schicken will", und Alles griff zu den Waffen, sich gegen die eingebildete Gefahr zu vertheidigen. Nunmehr dachten die Regierungen mit Ernst auf Widerstand. Es kam ihnen zu Statten, daß der französische Gesandte an Leuenberger schrieb und ihn verantwortlich machte, wenn er durch den Aufstand den Oesterreichern Gelegenheit gäbe, ins Land zu fallen. Diese Rücksicht wurde benutzt, um die bloß aristokratische innere Frage in eine patriotische äußere einzuhüllen und die Bauern als Feinde nicht der Aristokratie, sondern des Vaterlandes zu bezeichnen. Inzwischen machte das dunkle Bewußtseyn, überlistet zu werden, die Bauern nur noch wüthender, und der Kampf wurde unvermeidlich, als Bern, Luzern, Basel und selbst Zürich, das wegen seiner Seebauern besorgt war, mächtige Rüstungen machten. Ein Zufall und eine Kriegslist öffneten den Regierungstruppen die von den Bauern besetzten Pässe und vereitelten deren Kriegsplan. Der Hofmeister eines berner Aristokraten ließ sich durch Neugier verleiten, sich das Bauernwesen anzusehen, wurde gefangen, und hörte in einem Nebenzimmer zu, wie sich Leuenberger mit dem bäurischen Feldhauptmann Schybi berieth. Da man ihn nun wieder laufen ließ, verrieth er Schybi's gegen die Züricher sehr gut angelegten Schlachtplan, so daß die Züricher ihn vereiteln konnten. Von Waadtland her kamen gegen 6000 Mann bernische Truppen, aber Leuenberger ließ ihnen bei Gümminen den Paß verlegen. Da ersann der berner Landvogt Dürheim die List, auszusprengen, Leuenberger sey mit seinem ganzen Heer katholisch geworden und der Aufruhr habe nur den Zweck gehabt, die Berner in die Gewalt des Papstes zu liefern. Diese Lüge reichte hin, die protestantischen Bauern, die den Paß hüteten, dergestalt zu entsetzen, daß sie auf und davon liefen, „als ob der Papst sie schon beim Halse gepackt hätte". So gewann Dürheim den wichtigen Paß. Mit nicht weniger List ließ sich die Regierung von Luzern, gegenüber ihren bigott katholischen Bauern, ein Zeugniß von der Geistlichkeit geben, daß ihr Krieg gegen die rebellischen Unterthanen von Gott erlaubt sey. Da-

durch machte sie die frommen Seelen von den Bauern abwendig. Endlich zog General Wertmüller von Zürich mit kriegsgeübten Regimentern, besonders mit Reiterei und Artillerie, den, wenn auch zahlreichen, doch schlecht bewaffneten Bauern entgegen. Bei Ottmarsingen unfern Lenzburg fand er ungefähr 1500 bewaffnete Bauern, die den Wald besetzt und sich hinter mühsam angelegten Verhauen tüchtig verschanzt hatten. Wertmüller stutzte und ließ seine Truppen hier Halt machen. Als einige Hauptleute der Bauern hervortraten, fragte sie der Generalmajor, warum sie denn die Waffen ergriffen hätten? Sie erwiederten: „Sie wünschten nichts so sehr, als den lieben Frieden. Sobald man ihnen die vor hundert Jahren genossenen Freiheiten und Rechte, die man ihnen geraubt, wieder zurückstelle, werden sie die Waffen niederlegen, aber eher nicht. Der Gewalt werden sie tapfern Widerstand entgegensetzen. Einmal müssen sie doch sterben". Wenige Tage darauf kam es bei Wohlenschwyl zu einer Hauptschlacht. Die Bauern kämpften in dem brennenden Dorf unter dem Kanonenfeuer des Generals bis in die Nacht mit großer Tapferkeit; beide Heere zogen sich in ihre Lager zurück. Da die Bauern aber sahen, daß sie sich gegen die Kanonen nicht würden halten können, nahmen sie die Friedensvorschläge des Generals an, die trüglich genug abgefaßt waren: „Was den Oberkeiten oder Unterthanen noch weiter möchte angelegen seyn, soll, in Ermangelung freundlichen Vergleichs, dem Rechten unterworfen werden". Dieser Artikel ließ den Bauern die Hoffnung eines freundlichen Vergleichs, die aber ganz eitel war, da er den Städtern zugleich das Ablehnen eines Vergleichs und das Recht, d. h. die Strafgewalt, vorbehielt. Anfangs ging man noch mit den Bauern auf Freundesfuß um und Leuenberger hielt mit dem General Wertmüller offene Tafel. Bald aber kam die Rache nach. Die entlibucher Bauern waren stolz genug, dem Frieden zu mißtrauen, sie riethen den Bernern davon ab und zogen, da diese sich dennoch verführen ließen, allein von dannen. In Entlibuch, von allen Seiten umringt, wehrten sie sich zwar mit dem ausdauerndsten Heldenmuthe, wurden aber endlich besiegt und die Häupter gefangen. Da nun einige berner Bauern den Entlibuchern zu Hülfe gezogen waren, ohne jedoch am Kampfe Theil zu nehmen, so gab dies den Regierungen abermals erwünschte Gelegenheit, den Frieden von Wohlenschwyl zu brechen und an den Bernern Rache zu üben, die jetzt nach dem Untergange der Entlibucher ebenfalls vereinzelt und zum Widerstand zu schwach waren. Um die Bauern recht zu schrecken, brach Herr von Erlach mit einem Heere von Bern nach Wangen auf und ließ Alles vor sich her verbrennen, morden, plündern, schänden, wie in den Zeiten der wildesten Barbarei. Leuenberger schrieb sogleich an Wertmüller, mahnte ihn, den Frieden von Wohlenschwyl aufrecht zu erhalten, und reinigte sich von der Schuld des neuen Kampfes, den nicht er, sondern Erlach und seine entmenschten Horden veranlaßten. Dann brach er an der Spitze von 5000 Emmenthalern gegen Erlach auf; da er aber zu schwach und schlecht bewaffnet war, erlitt er eine Niederlage und fiel bald darauf durch Verrath eines Bauern, der sich dadurch Gnade auswirkte, in die Hände seiner Feinde. Wertmüller gab sich alle Mühe, seinen Frieden zu Gunsten der Bauern zu deuten; aber die Stadtjunker wollten nur Rache. Es begann nun in allen Orten, wo man die Bauern gefangen hatte, ein schreckliches Gericht. Foltern, Hängen, Köpfen, Rädern, Viertheilen oder wenigstens Zungen- und Ohrenschlitzen, Verkaufen auf die venetianischen Galeeren, lange Kerker- u. Arbeitsstrafen waren an der Tagesordnung. Am hartherzigsten verfuhren die Baseler, obgleich sie am wenigsten gefährdet waren. Die Solothurner verfuhren mit der meisten Gnade, aber nicht ohne niederträchtige Gesinnung, denn sie schonten das Leben der Bauern, legten ihnen aber große Geldstrafen auf. Diese gutmüthigen Junker von Solothurn dachten an nichts, als Geld zusammen zu scharren, daher sie auch damals ihr Separatbündniß mit Frankreich eingingen. An den Häuptern übte man besondere Grausamkeit. Der tapfere Schybi, ein schöner und starker Mann, duldete die härteste Folter, ohne das Geringste auszusagen. Leuenbergers Haupt wurde nebst dem Bundesbrief an den Galgen geheftet und sein geviertheilter Leib an vier Orten aufgehangen. Ein eidgenössisches Schiedsgericht fand für gut, den Frieden von Wohlenschwyl wenigstens so weit anzuerkennen, um den Bauern einige wenige Koncessionen zu sichern; aber die einzelnen Regierungen beeilten sich nicht, den Bauern dies zu bestätigen. Vergeblich harrten die Entlibucher auf den schiedsrichterlichen Brief, und da er immer ausblieb, geriethen sie von Neuem in Wuth. Die drei Tellen, d. h. die Männer, die bei dem ersten Aufzuge im Entlibuch die drei alten Schweizer von Rütli vorgestellt hatten, faßten den Entschluß, den alten Tell nachzuahmen, lauerten einigen Rathsherren von Luzern in einer hohlen Gasse auf, tödteten den einen und verwundeten den andern. Als sie hierauf in ihrer Wohnung aufgesucht wurden, wehrten sie sich wie Verzweifelte, und der letzte hieb noch lange, auf dem Dache des Hauses sitzend, mit seinem großen Schwerte die Anstürmenden herunter, da man ihn gern lebendig gefangen hätte, bis auch er heruntergeschossen wurde. Ihr Tod hatte inzwischen zur Folge, daß Luzern endlich die stipulirten Koncessionen dem Entlibuch verkündete. So endete blutig der schweizerische Bauernkrieg. Die Städte wurden in Folge ihres Sieges übermüthiger und dehnten ihre Anmaßungen auch auf die freien Bauern der Urkantone aus. Einige Familien im Flecken Art wurden wegen ihres Uebertritts zu den Evangelischen ihrer Güter beraubt und vertrieben. Sie wendeten sich nach Zürich, das ihre Sache führte und nach dem Landsfrieden ihre Wiedereinsetzung in ihre Güter verlangte. Dadurch ward das Schicksal der Vertriebenen nur noch härter; die Obrigkeit zu Schwyz ließ sie verhaften und einige derselben sogar hinrichten. Mitten im Winter (1655) standen die Züricher und Berner gegen die 5 Orte im Felde. Während sich diese herumschlu-

gen, suchten die übrigen Kantone zu vermitteln. Die Berner werden bei Villmergen geschlagen; die Züricher belagerten Rapperswyl vergeblich. Endlich nahmen auch die Züricher und Berner wie die 5 Orte den von den neutralen Kantonen vorgeschlagenen Frieden zu Baden 1656 an, in welchem die alten Religionskonventionen erneuert wurden.

Durch die ganze Regierung Ludwigs XIV. hindurch, während der Kriege ihrer mächtigen Nachbarn, blieben die Eidgenossen bei ihrem System der Neutralität. Sie sahen es zwar ungern, daß Ludwig die Festung Hüningen neben Bosch anlegte u. ihre Grenzen dadurch bedrohte; doch wer konnte sich dagegen setzen? Um so behutsamer waren sie in ihrem Betragen u. nützten desto mehr im Stillen die Vortheile, die ihrer Bevölkerung, ihrer Industrie, ihren Künsten u. Gewerben durch die bereitwillige Aufnahme der aus Frankreich und Piemont ankommenden Flüchtlinge, der Hugenotten u. Waldenser, zuflossen. In derselben Neutralitat verharrten sie auch standhaft während des spanischen Erbfolgekriegs, obgleich der Kaiser sowohl als Ludwig XIV. durch alle Künste der Unterhandlung die Eidgenossen auf ihre Seite zu ziehen suchten. Da sich indessen der Krieg so häufig ihren Grenzen näherte, so errichteten sie endlich doch eine Observationsarmee von 13,000 Mann, jedoch mit dem festen Vorsatz, nur den, der feindlich ihr Land berühren würde, mit Gewalt von ihrem Grund und Boden zurückzutreiben. Die Eidgenossen bedurften allerdings des Friedens mit dem Auslande, da sich um diese Zeit der Religionshaß zum letzten Mal in ihrem Innern trieb. Das Gotteshaus St. Gallen hatte die Grafschaft Toggenburg gekauft, wodurch die Toggenburger in weltlichen u. kirchlichen Dingen in die drückendste Sklaverei geriethen. Der Abt zu St. Gallen hatte gewußt, ihnen durch List ihre Freiheitsbriefe aus der Hand zu spielen, leugnete darauf, daß sie je Freiheiten gehabt hätten, u. übergab sie der willkürlichen Gewalt seiner Landvögte. Die Toggenburger riefen im J. 1701 die Hülfe ihrer Schirmorte, Glarus u. Schwyz, gegen diese Tyrannei an: der Abt verwarf ihre Vermittelung; er klagte über die Anmaßung beider Kantone bei der Tagsatzung und trat noch mehrer Sicherheit wegen mit dem Kaiser in ein Bündniß, dem er aber im J. 1705 wieder entsagen mußte. Da die Streitigkeit bald die Gestalt eines ernsten Religionsstreits annahm, ließen Zürich u. Bern durch eigene Gesandte den Abt von St. Gallen zu einer gütlichen Vereinigung mit den Toggenburgern auffordern. Der Kant. Schwyz sah diesen Schritt für einen Eingriff in seine Schirmrechte an, u. erklärte, daß er den Abt gegen die Anmaßungen der Züricher u. Berner mit gewaffneter Hand schützen würde. Der Abt von St. Gallen rüstete sich u. besetzte (1711) seine Schlösser, deren sich darauf die Toggenburger wieder bemächtigten. Gleich darauf formirten sich die beiden kämpfenden Parteien. Zürich u. Bern führten die Sache der Toggenburger, die fünf Orte aber die Sache des Abts. Die ersten erhielten bald die Oberhand in der Schlacht bei Bremgarten, genannt die Staudenschlacht, und der Abt von St. Gallen mußte sein Heil in der Flucht nach Schwaben suchen. Während man auf dem Schlachtfeld kämpfte, arbeitete Glarus mit den übrigen neutralen Kantonen zu Aarau an einem Frieden. Schon war er bis zum Abschluß gediehen, als die Katholiken, nur noch wüthender geworden u. von den Mönchen gehetzt, in Masse über die Berner bei der finser Brücke herfielen u. sie schlugen. 300 Berner wurden in der Kirche u. auf dem Thurm von Merischwerden, wo sie sich lange vertheidigt, verbrannt, die Verwundeten von Hunden zerfleischt. Endlich kam es (den 25. Juli 1712) bei Villmergen, wo man sich schon einmal um gleicher Ursache willen geschlagen, zu einer zweiten Entscheidungsschlacht. Diesmal siegten die reformirten Kantone. Nachdem die berner Feldherren Tscharner und Dießbach schwer verwundet gefallen, erfocht der 74jährige Schultheiß Frisching noch den Sieg. Die Katholiken hatten 2—3000 Todte. Die Züricher trieben zu gleicher Zeit auf dem Richtenschweilerberg den auf sie gemachten Angriff siegreich zurück. Beide Bundesgenossen rückten unmittelbar darauf in das feindliche Gebiet: die Züricher in das zuger, die Berner in das luzerner Gebiet. Zug u. Luzern machten auf der Stelle Frieden, u. die übrigen Orte unterschrieben ihn zu Aarau bald darauf (11. Aug. 1712) zum großen Gewinn von Bern u. Zürich u. der allgemeinen Beruhigung der S. Die fünf Kantone traten an Zürich u. Bern ihre Rechte auf Baden, die untern freien Aemter u. Rapperswyl ab; Bern ward in die Regierung des Thurgaus und Rheinthals aufgenommen u. statt des alten Landfriedens von 1531 ward ein neuer (1717) errichtet, der von nun an Bestand hatte. Denn ob es gleich bei den Einwohnern der fünf Orte über den aarauer Frieden anfangs schrecklich gährte u. der Abt von St. Gallen sich in die Friedensartikel nicht fügen wollte, so war doch das nächste Jahr schon Alles beruhiget. Zürich u. Bern behielten die Länder des Abts von St. Gallen vor der Hand besetzt; er starb nicht lange nach dem berichteten Frieden u. sein Nachfolger, Joseph, nahm die aarauischen Friedensbedingungen mit Freuden an u. kehrte (1718) in den Besitz aller seiner Herrschaften wieder zurück. Den Toggenburgern bestätigte er unter der Garantie von Bern u. Zürich alle ihre Freiheiten und Rechte, worauf auch sie dem neuen Abt den Eid der Treue schwuren. Zur fernern Erhaltung des innern Friedens trug zufällig das Schutzbündniß bei, das die kathol. Kantone mit dem franz. Bevollmächtigten auf dem badenschen Friedenskongreß im J. 1715 ohne Vorwissen der Evangelischen abgeschlossen hatten. Seine geheimen Artikel betrafen die Wiedererlangung der freien Aemter u. der Grafschaft Baden, die im aarauer Frieden von den kathol. Eidgenossen sollten abgetreten werden, u. Frankreich hatte dabei den geheimen Plan, die Eidgenossen durch einander zu schwächen, um sie dann der franz. Herrschaft desto

leichter zu unterwerfen. Der Tod Ludwigs XIV. u. die Zerstreuung des Herzogs Regenten durch Gesichtspunkte, die seiner eigenen Person viel wichtiger waren, hinderten alle Erfolge dieses Bündnisses. Auf die erste dunkle Nachricht von diesen Artikeln versammelten sich die protestantischen Kantone zwar schon am 20. Novbr. 1715 zu Aarau zu Berathschlagungen darüber; aber die kathol. Stände hielten es jetzt für zuträglicher, die Sage von solchen geheimen Artikeln für erdichtet zu erklären, wobei sich die Evangelischen um so mehr beruhigten, da sie zu gleicher Zeit die stärksten Freundschaftsversicherungen von Seiten des Herzogs Regenten erhielten. Durch die gegenseitigen Erklärungen ward das franz. Bündniß die Ursache eines festen Friedens, indem es beide Religionen zur völligen Gleichheit in Ehrenstellen, Aemtern, Gerichten, Rechten, Einkünften u. Kirchen führte u. die vornehmste Quelle der ehemaligen Mißverständnisse verstopfte. Auch Frankreich dachte seitdem auf die Errichtung eines andern Bündnisses mit der Eidgenossenschaft; doch verzog es sich damit bis zum 25. Aug. 1771, wo erst auf den Grund des im J. 1516 geschlossenen ewigen Friedens ein neues allgemeines u. ewiges Bündniß zwischen Frankreich u. der S. zu Solothurn abgeschlossen wurde. Die Religionsverschiedenheit, Oesterreich u. Frankreich störten seit 1716 den Frieden der Eidgenossen nicht mehr: aber im Hinterhalt lauerte noch der päpstliche Nuntius zu Luzern, der bisher so häufig den Samen der Zwietracht unter sie gestreut hatte. Zum Glück für die Erhaltung der gestifteten Ruhe mußte es sich fügen, daß er sich im J. 1722 den Anordnungen, welche die Stadt Luzern mit den Klöstern traf, durch den Bann widersetzte u. sich dadurch seine Verweisung aus dem Kanton zuzog. Die übrigen Orte brachten es zwar durch ihre Vermittelung dahin, daß der Nuntius seinen Bann und Luzern seine Verordnungen zurücknahm, aber das Ansehen des Nuntius hatte doch eine Erschütterung bei den katholischen Ständen erlitten, von welcher es sich nie wieder erholte. Seitdem genoß die S. eine geraume Zeit Ruhe. Bei den Kriegen seiner Nachbarn, Oesterreichs, Frankreichs und des deutschen Reichs bloß auf Sicherheit ihrer Grenzen unter einer strengen Neutralität bedacht, erschien sie bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr auf den Kampfplätzen von Europa; ihre Streitigkeiten mit benachbarten Fürsten wurden durch Unterhandlungen, die Mißverständnisse unter einzelnen Kantonen durch Vermittelung der übrigen beigelegt. Hatte doch selbst den sonst so trotzigen Ludwig XIV. die Eidgenossenschaft durch Unterhandlungen zu beruhigen gewußt, als er es im Jahr 1707 übel nahm, daß die Stände von Neuenburg, das im Schweizerbunde stand, nach dem Abgang des Hauses Longueville, keinen französischen Edelmann, wie er es wünschte, sondern den König von Preußen, Friedrich I., zum Fürsten ihres Landes wählten! Nur im Innern der Kantone kamen noch Unruhen vor. So 1713 und 1717 wegen Beeinträchtigung der Zunftgerechtigkeiten in Schaffhausen und Zürich; sie wurden indessen bald gestillt, da der Rath sich zu einigen Bewilligungen verstand. Durch Oesterreich aufgewiegelt, widersetzte sich der Flecken Wilchingen im Kantone Schaffhausen, doch wurden die Anführer im Stiche gelassen und bestraft. Eingriffe des Bischofs von Basel in die Rechte ihrer Unterthanen wurden 1711 durch Berns Vermittelung beigelegt. Als die Regierung von Glarus den Werdenbergern 1719 ihren alten Freibrief nahm, erhoben sie sich, wurden aber 1721 überwältigt und hart gestraft. In Zug erregten 2 Parteien, die französische und die österreichische, 1728—1735, große Unruhen. In Appenzell standen 1732 in Außer-Rhoden das Volk vor der Sitter und hinter der Sitter wegen Bestellung der Obrigkeiten miteinander im Kampfe. Die Parteien theilten sich, wie schon früher vorgekommen, in die Harten, od. gemeinen Leute und in die Linden, oder Vornehmen; letztere unterlagen. Die Vornehmsten derselben wurden von Ehren und Aemtern gestoßen und mußten mit schweren Geldsummen büßen. In Bern hatten die adeligen Geschlechter sich der Regierung bemächtigt. Neben dem wirklich regierenden Rath bestand ein anderer zum Schein, in welchem die jungen Patricier alle Geschäfte vornahmen, wie in jenem, um dadurch das Regieren zu lernen; aber jeder andere Bürger war gänzlich von den Staatsangelegenheiten ausgeschlossen. Das Materielle wurde gut von der Aristokratie besorgt und kaum blühte ein Staat so reich, wie Bern, aber der Geist wurde in Fesseln geschlagen, und der Hochmuth der Patricier und ihrer Weiber überstieg selbst die Brutalität der Jagdjunker und Weiberknechte an den schlimmsten Höfen. Jeder Widerspruch von Seiten der Bürger und Berufung auf alte Rechte wurde hart bestraft; so der Hauptmann Samuel Henzi und mehre Andere wegen einer Verschwörung gegen den Rath 1749 hingerichtet; Andere wanderten in das Exil; nur wenige Mißbräuche stellte der Rath ab. In Genf wurden ähnliche Unruhen schon 1707 bestraft, doch erneuerten sie sich öfter. Im Jahr 1738 wurden unter Frankreichs, Berns und Zürichs Vermittelung mehre Verbesserungen der Verwaltung gemacht, doch die Uebel, wegen deren die gerechte Unzufriedenheit der Bürger Statt fand, nicht gründlich geheilt. Daher brachen noch 1765, 1766, 1770 und 1781 Empörungen aus. Das Livinerthal versagte auf Anstiften einiger Reichen die Zahlung der Steuern an Uri und erregte 1755 einen Aufstand. Die Urner entwaffneten aber das Volk, hielten dann Gericht, nahmen dem Volke seine Ehre und Rechte und enthaupteten drei von den Vornehmen und acht aus dem Volke. In Neuenburg erregten einige Mißvergnügte, als der König seine Einkünfte verpachtete, 1766 einen Aufstand. Von dem König von Preußen, Friedrich II., dazu aufgefordert, vermittelte Bern die Ruhe, doch wurde 1768 der königliche Bevollmächtigte Gaudot vom Volke ermordet. Friedrich der Große ließ, milder als die Kantone, das Volk entwaffnen und die Stifter der Un-

ruhen bestrafen; dann verbesserte er die Gesetze, vermehrte die Freiheiten des Volks und gab ihm auch die Waffen wieder. In **Freiburg** hatten sich die Patricier der Regierung bemächtigt und den Rath der **Sechziger** gebildet, der auch die **heimliche Kammer** genannt wurde, so wie sich die Mitglieder die **Heimlichen** nannten. Da der Rath sich wieder in 2 Parteien spaltete, so entstanden dadurch Unordnungen und das Landvolk vereinigte sich 1781 mit den Bürgern zur Veränderung der Verfassung. An der Spitze des Aufstandes stand **Chenaux**; er eroberte das Bergschloß Greyerz und rückte dann gegen Freiburg vor, doch Bern leistete dem Rath zu Freiburg Hülfe, das Landvolk wurde überredet, die Waffen zu strecken und Chenaux von einem der Seinigen ermordet; in der Hauptsache blieb es beim Alten.

IV. **Vom Ausbruche der franz. Revolution, 1792, bis zur Herstellung der 22 Kantone, 1815.** Die Regierungen der Schweizerkantone hatten im ungestörten Besitz der Herrschaft nie an die Bedürfnisse des Volks und an zeitgemäße Veränderungen und Verbesserungen gedacht. Die Bitten und Beschwerden des Volkes waren stets mit großer Härte zurückgewiesen worden. Als daher der Sturm der Revolution in Frankreich losbrach, ermangelten die Obrigkeiten alles Vertrauens und aller Anhänglichkeit der Schweizer, die nicht selten Lust zeigten, dem Beispiel der Franzosen zu folgen. Schon im September 1792 näherte sich der franz. Revolutionskrieg den Mauern von Genf. Die Republik hatte beschlossen und erklärt, ein vollkommenes System der Neutralität zu halten und es bisher beobachtet; dennoch sollte sie verschlungen werden, weil es der Minister Claviere, ein geborener Genfer, aus Rache dafür, daß sie ihn ehedem verbannt hatte, also wollte. Montesquiou erhielt Befehl, Genf zu erobern und zu jakobinisiren, weil es eine helvetische Besatzung von Bern und Zürich in seinen Mauern aufgenommen hatte. Es waren aber keine andern Truppen, als traktatenmäßige 1600 Mann, die den beschlossenen Neutralitäten zur Unterstützung dienen sollten. Montesquiou, statt anzugreifen, vermittelte die Streitigkeit, als wäre sie ein bloßes Mißverständniß, durch Uebereinkunft. Genf blieb darauf noch bis zum Jahr 1798 frei. Die Bewohner des **Bisthums Basel** waren mit dem Bischofe **Joseph von Roggenbach** in Streit; er mußte fliehen und sie errichteten 1792 eine Republik. Auch an andern Orten murrte das Volk laut, besonders in den westlichen Landschaften. Am ärgsten ging es seit 1794 in **Genf** her, wo es zu blutigen Auftritten kam. Einzelne Regierungen, wie die von **Zürich**, **Bern**, **Solothurn** und **Freiburg**, schritten mit energischer Härte gegen die Empörungen ein. Frankreich gegenüber fuhr die S. fort, während des Revolutionskriegs die strengste Neutralität zu beobachten und durch alle Perioden der Revolution die unverdächtigsten Beweise ihrer friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen gegen die französische Republik zu geben. Hatten doch die schwachen Regierungen sogar, als im Aug. 1792 die schweiz. Soldkrieger in franz. Diensten ermordet wurden, nicht gewagt, eine Remonstration deshalb zu machen! Desto unerwarteter war für sie der revolutionäre Schlag, der die S. seit dem Ende des Jahres 1797 traf. **Brundrutt**, der größere Theil des **Bisthums Basel**, war schon seit dem 23. März 1793 der franz. Republik einverleibt und blieb ihr nach dem Frieden zu Campo Formio. **Erguel**, der kleinere Theil des **Bisthums**, der innerhalb der Grenze Helvetiens liegt und bisher unter die zugewandten Orte der Eidgenossenschaft gerechnet wurde, ward in den letzten Tagen des Decembers 1797 nebst der Wohnung des Bischofs in der Stadt Basel von der franz. Republik in Besitz genommen. Zu gleicher Zeit äußerte ein anderer der zugewandten Orte, die Stadt **Mühlhausen**, weil sie sich von dem Gebiete des oberrheinischen Departements umschlossen und keine andere Wahl sah, das Verlangen, der franz. Republik einverleibt zu werden. Durch diese Ereignisse in Sorgen gesetzt, eilten Gesandte von einzelnen Kantonen nach Paris, um dort das Wohl ihrer Kommittenten in dieser kritischen Lage zu besorgen, und am 26. Dec. trat eine **Tagsatzung zu Aarau** zusammen, um im Fall einheimischer und auswärtiger Angriffe in Bereitschaft zu seyn. Der Fall trat schon zwei Tage nachher ein. **La Harpe** (s. d.) wiegelte die Einwohner des Waadtlandes auf, die ihnen von Bern und Freiburg widerrechtlich entzogenen und von Frankreich ehedem garantirten Rechte, unter dem Beistand der franz. Republik, zurückzurufen, und fand damit bei den Waadtländern Gehör. Schon am 28. Dec. 1797 machte das franz. Direktorium in einer Deklaration „die Mitglieder der Regierung von Bern und Freiburg persönlich verantwortlich für das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Waadtländer, die wegen der Wiederherstellung ihrer alten Konstitution seine Garantie angerufen hätten“. Zu gleicher Zeit zogen sich 15,000 Mann der italienischen Armee unter dem Vorwand ihres Rückmarsches nach Frankreich dem Waadtlande näher; am 11. Jan. 1798 erklärte der franz. Geschäftsträger zu Basel in einer Note: „wie Oesterreich nach Graubündten Truppen ziehe, so werde es auch Frankreich von der andern Seite her thun“. Die ganze helvetische Eidgenossenschaft und ihre einzelnen Republiken waren jetzt ihrer Sicherheit wegen in Bewegung. Manche Deputirte der Tagsatzung zu Aarau brachten am 2. Jan. 1798 die Erneuerung der ewigen Bünde in Vorschlag, aber erhielten von andern Deputirten die Einwendung, daß der jetzige Geist der Zeit eher eine Revision der alten Bünde und ihre Abänderung erfordern möchte. Und doch beschwuren sie 4 Wochen nachher (am 1. Febr.), ehe sie auseinander gingen, und als schon die Revolution zu Basel ausgebrochen war, unter freiem Himmel die Erneuerung der ewigen Bünde. **Bern** insonderheit versuchte, die Waadtländer durch einen Eid der Treue und Anhänglichkeit an sich, als ihren bisherigen Souverän, am 9. Jan. zu fesseln. Das Landvolk war

dazu zur Leistung des Eides bereit; nicht so die Städte, die am 6. Jan. das feste Schloß Chillon, den einzigen haltbaren Platz des Waadtlandes, erstürmten und eigene Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse, so wie an manchen Orten auch Bürgerwachen errichteten. Gleich darauf forderte zuerst das Landvolk von Basel seine alten Rechte, und der Rath zu Basel mußte, um Blutvergießen zu verhüten, sich selbst an die Spitze der Revolution stellen und die Freiheit und Gleichheit proklamiren. In zwei Gegenden des Schweizergebietes war nun der Gang der Revolution eingeleitet. Gleich nach dem Ausbruch derselben im Waadtland bekam der Obrist von Weiß, als Kommandant der berner Truppen, Befehl, die Ordnung im Waadtlande wieder herzustellen, den Centralklubb in Lausanne und die Komités in den Städten aufzulösen, und das feste Schloß Chillon mit Gewalt wieder wegzunehmen. Das Waadtland dagegen erklärte sich für unabhängig, vertrieb die ihm von Bern gesetzten Landvögte und bat den Kommandanten der franz. Truppen, die jetzt täglich in größerer Zahl ins Land Gex einrückten, die militärische Macht von Bern von ihnen abzuhalten. Am 25. Jan. sollte ein Adjutant des franz. Kommandanten in dem berner Hauptquartier deshalb Vorstellung thun; die ihn begleitenden beiden Husaren werden im Dunkel der Nacht erschossen. Der Adjutant kehrt mitten auf seiner Reise nach Yverdun um, und den nächsten Tag (am 26. Jan.) ist das Waadtland von franz. Truppen besetzt; und so wie hier, steht auch ein zweites franz. Heer unter Schauenburg in dem vormaligen Bisthum Basel und innerhalb der helvetischen Grenzen. Die Regierung zu Bern wendet sich an das pariser Direktorium und erbietet sich, alle Streitpunkte zu heben, so weit es ohne Nachtheil der Unabhängigkeit eines freien Volks geschehen könne; nur möchte es die franz. Truppen von seinen Grenzen zurückziehen, worauf auch von den Bernischen dasselbe geschehen sollte. Ohne seinem Antrag Gehör zu geben, läßt das Direktorium ihm entbieten: „erst müsse die bisherige Regierung in Bern ihre Gewalt unbedingt niederlegen, dann könne erst vom Zurückziehen der franz. Truppen die Rede seyn", und läßt zugleich ein Projekt zu einer neuen Konstitution der S. als einer einzigen u. untheilbaren Republik, mit einem Direktorium von 5 Mitgliedern, einer gesetzgebenden Gewalt von einem Senat u. einem großen Rath, u. dem Sitz der höchsten Staatsgewalt in Luzern, bekannt machen. Die aristokratischen Republiken der S. waren in ihrem Urtheil über die ihnen vorgeschriebene neue Konstitution getheilt; einige sahen sie für das einzige Rettungsmittel, andere für ihren unvermeidlichen Untergang an. Doch in Kurzem wälzte sich die Revolution unter mehr oder weniger Widerstand nach Zürich, Luzern, Freiburg, Unterwallis, Solothurn und Schaffhausen; nur Bern leistete ihr noch Widerstand. Die französischen Heere drangen daher von zwei Seiten, unter Brune als Obergeneral vom Waadtlande, und unter Schauenburg von Basel her in das Schweizergebiet ein. Bern versuchte Gegenwehr, aber es herrschte bei den Behörden und im Heere Verwirrung, und General Erlach versuchte in dem Waffenstillstand zu Peterlingen am 15. Februar ein Rettungsmittel. Er lief indessen ab und Erlach sah wohl ein, daß er mit 35,000 Mann eine Stellung von 35 Stunden nicht decken könne. Die Truppen wurden unzufrieden und nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten, am 1. März, wurde Erlach nebst mehren Offizieren ermordet. Schauenburg nahm am 2. März Freiburg und Solothurn. Nach vier blutigen Tagen (5. März) ist auch Bern besetzt, der Schatz u. das Zeughaus geplündert, große Kriegssteuern werden erhoben und der Kanton Bern in 4 neue Kantone: Leman, Oberland, Bern und Aargau, getheilt. Von dieser Zeit an wird in allen aristokratischen Kantonen der Freiheitsbaum errichtet. Am 12. April sind die Repräsentanten von Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman, Luzern, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich zu Aarau versammelt und proklamiren nach dem Willen des französischen Direktoriums die einzige und untheilbare repräsentative helvetische Republik mit einer Centralregierung zu Aarau. 18 Kantone mit einer gleichen Verfassung sollten den neuen Freistaat bilden. Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona und Wallis bildeten außer den 4 obigen und außer den alten Kantonen Luzern, Zürich, Glarus, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen eigene Kantone; Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug wurden dagegen in einen zusammengeworfen und hießen fortan der Kanton Waldstädten. Appenzell und St. Gallen bildeten den Kanton Säntis. Genf wurde (16. April 1798) mit Waffengewalt dem Gebiete der französischen Republik einverleibt. Die meisten Orte unterwarfen sich dieser Verbindung, nur die kleinern demokratischen Kantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus sträubten sich gegen die neue Ordnung und schwuren, sich mit allen Kräften dem französischen Konstitutionsentwurf zu widersetzen. Sie stellten ein Heer von 10,000 Mann, an dessen Spitze der Kapuziner Paul Styger, der Priester Marianus Herzog und der Landammann Aloys Reding aus Schwyz standen. Luzern wurde erobert, gleich darauf aber wieder verloren. Die Franzosen drangen am Waldstädter-See bei Küßnacht, am Züricher-See bei Wollrau vor. Herzog floh, doch Aloys Reding focht mit Heldenmuth am 2. Mai am rothen Thurm bei Morgarten und schlug die Franzosen zurück. Am 3. Mai siegte er abermals. 3000 Franzosen und nur 300 Schweizer waren in diesen Tagen geblieben. Dennoch war die Streitkraft der letzteren zu gering, um für die Dauer Widerstand leisten zu können, darum schlossen Schwyz, Unterwalden und Uri schon am 4. Mai, der Nothwendigkeit folgend, Frieden und nahmen die neue Verfassung an. Nun fehlte bloß noch Graubündten, das immer seinen Beitritt verweigerte. Dicht an seinen Grenzen lagen auf der

einen Seite österreichische und auf der andern französische Truppen, und in seinem Innern waren Geschäftsträger beider Mächte thätig, die Einwohner für die Zwecke ihrer Kommittenten zu gewinnen. Diese zweideutige Lage zog sich bis zum 6. März 1799 hin, an welchem Tag Massena mit der helvetischen Armee in Graubündten einrückte. — Diese tumultuarische Einführung der helvetischen Republik, einer Regierung ohne Kenntniß der Oertlichkeit und Verhältnisse, wirkte sehr nachtheilig. Der neuen Regierung fehlte es an Ansehen, Kraft und Geld. Die französischen Heere und Beamten sogen das Land aus, unterstützten aber dabei jede Willkür der Obrigkeit, so oft es ihr Vortheil mit sich brachte. Als die Unzufriedenheit des Volkes mit der Regierung immer merklicher wurde und ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich dem Ausbruche nahe war, verstärkte Frankreich seine Heeresmacht in der S. und schloß mit der helvetischen Republik am 24. August 1798 ein Schutz- und Trutzbündniß, wodurch diese verpflichtet wurde, ein Hülfsheer zu stellen. Nun brachen im Rheinthal, in Schwyz, Appenzell und Unterwalden Empörungen aus. Der Kapuziner Paul Styger stand abermals an der Spitze; am 9. September wurden bei Stanz Tausende von Franzosen erschlagen, dagegen aber Stanz und Ennenmoos verbrannt und von den siegenden Franzosen viele Grausamkeiten gegen Greise, Weiber und Kinder begangen. — Die Erneuerung des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich fand im Frühling 1799 Statt. Rußland trat als Oesterreichs Kampfgehülfe auf; ein Hauptheater des erneuerten Kampfes ward die S. Schon am 6. März rückte Massena in Graubündten ein und trieb die österreichischen Truppen aus dem Theil des Landes, welchen sie seit den ersten Monaten des Jahres 1798 besetzt hielten. Der Erzherzog Karl dagegen trieb die französische Donauarmee unter Jourdan durch wiederholt gewonnene Schlachten (seit dem 21. Mai) über den Rhein und nahm sein Hauptquartier, dem Kriegstheater von Graubündten näher, zu Stockach. Bis zum 1. Mai kantonirte er am linken Rheinufer, ohne eine Bewegung zu machen. Der ernsthafte Angriff auf Graubündten sollte von dem Erfolg der Waffen in Italien abhängen. Die Siege der österreichischen und russischen Armee in Italien vom 26. März bis zum 26. April hatten die cisalpinische Republik gesprengt, die Verbindung der französischen Armee in Italien unter Moreau mit der in der S. unter Massena aufgehoben und den rechten Flügel des Generals Massena in eine gefährliche Lage gebracht. Dagegen schloß sich nun die österreichisch-russische Armee in Italien über dem Comersee an die in der S. stehende Armee des Erzherzogs Karl an, und beide zusammen bildeten eine aneinanderhängende Truppenkette vom mittelländischen Meere bis an den Rhein. Nun erst, da der rechte Flügel von Massena umringt und erschüttert worden, war es Zeit, mit Ernst in der S. vorwärts zu bringen und einen allgemeinen Angriff zu wagen. Am 14. Mai erzwang der General Hotze den Luziensteig, den Schlüssel des Graubündtnerthals, der schon seit zwei Monaten beiden Theilen viel Blut gekostet hatte; am 17. Mai war ganz Graubündten, mit Ausnahme der an die kleinen Kantone grenzenden engen Thäler, von den Franzosen geräumt. Massena nahm nun eine feste Stellung zu Zürich. Nun erst (seit dem 21. März) ging der Erzherzog Karl über den Rhein, und in weniger als 12 Tagen mußten die Franzosen beinahe den ganzen Rhein und die Hälfte des Schweizergebietes dem Erzherzog überlassen. Zu diesen schnellen Fortschritten trug nicht wenig bei, daß Suwaroff bei der Schwäche der französischen Armee in Italien und der Stärke der seinigen mehre Corps abschicken konnte, die durch die allmählige Besetzung der Thäler in den engen Pässen und Wegen nach der S. die französischen Truppen zurückhielten, welche wegen der Unternehmungen oder der Gährungen der Einwohner in den kleinen Kantonen nicht mehr im Rücken sicher waren. Aber bis Massena seine feste Stellung zu Zürich aufgeben mußte, kostete es noch eine lange mörderische Schlacht von 19 Tagen, und erst am 7. Juni konnten die Oesterreicher Zürich besetzen. Von dieser an lagen die beiden Heere wieder gegen einander über in einer Entfernung von einem Kanonenschuß, an den beiden Ufern der Limmat, stark verschanzt, ohne etwas Ernstliches zu unternehmen, und beobachteten einander nur gegenseitig. Mittlerweile hatte die österreichisch-russische Armee Italien wieder bis an die Grenzen von Piemont von den Franzosen gereinigt. Italien blieb seit dem Ende des Augusts den Oesterreichern allein überlassen, und die Russen unter Suwaroff zogen nach der S. Sobald die ersten Abtheilungen ihrer Armee daselbst angekommen waren und die Stellungen der Oesterreicher von Zürich bis Baden eingenommen hatten, brach der Erzherzog Karl (am 30. August) in Eilmärschen durch Schwaben an den Rhein auf, um den Streifzügen der Franzosen in jene wehrlose Gegend Einhalt zu thun und Philippsburg, das sie beschossen, zu entsetzen. Bis zum 17. Septbr. hatte er durch wiederholt erkämpfte Siege seine Absicht völlig erreicht. Wenige Tage nachher riefen ihn die Unfälle, welche in der S. vorgefallen waren, wieder an die Grenze der S. zurück. Die Russen unter dem General Korsakow waren am 25. Septbr. bei Zürich überfallen worden und mußten sich unter vielem Blutvergießen bis Eglisau und Schaffhausen zurückziehen, bis sie am 26. September der Rhein von den Franzosen trennte. An demselben Morgen, den 25. September, wurden auch die Oesterreicher unter Hotze bei Uznach an der Linth überfallen; ihr General kam beim Rekognosciren um; seine Armee gerieth in Unordnung und mußte sich über St. Gallen und über den Rhein an den Bodensee zurückziehen. Nach diesem Verlust konnte der heranziehende Suwaroff die S. nicht mehr retten. Er hatte schon am 23. Septbr. Airolo u. am 24. den St. Gotthardsberg erstürmt und war bis Glarus vorgedrungen. Nun konnten sich die

Franzosen nach ihrem Sieg bei Zürich mit ihrer ganzen Macht gegen ihn wenden. Massena selbst griff seine eine Kolonne unter Rosenberg bei Matten und der Divisionsgeneral Lecourbe die andere unter Suwaroff bei Glarus am 1. Okt. an. Doch wurden beide von den Russen geschlagen. Nach einem Tag der Erholung wurden die Angriffe am 3. u. 4. Okt. erneuert; aber die Russen siegten wieder. Gleichwohl konnten sie, nach Korsakows Rückzug über den Rhein, nicht mehr ihren bisherigen Marsch fortsetzen, sondern mußten den Weg nach dem rechten Rheinufer durch Graubündten einschlagen, um sich bei Feldkirch und im Vorarlbergischen mit Korsakows Armee zu vereinigen. Noch ehe die Vereinigung völlig bewirkt war, schon am 9. Oktober, war der Erzherzog Karl durch Eilmärsche wieder bei Schaffhausen angekommen, aber zur Rettung der S. doch zu spät. Die Vereinigung der beiden russischen Armeen geschah zu Lindau. Sie war das Ende des Feldzugs u. ihres Antheils an dem Revolutionskrieg. Der Erzherzog Karl blieb unbeweglich mit seinem Heer an der Grenze der S. stehen; der Theil der österr. Truppen, der bisher Graubündten besetzt hatte, verließ seine bisherige Stellung und setzte sich bei Maienfeld, um in Verbindung mit einem errichteten Landsturm die Grenzen von Tyrol zu decken, die S. war wieder den Franzosen; Graubündten wurde mit der helvetischen Republik vereinigt. Die Schweizerregierung im französ. Geiste hatte sich während des Kriegs von Aarau nach Luzern und Bern geflüchtet. In sich selbst zwiespaltig, vermochte sie im Lande um so weniger Ruhe und Ordnung zu erhalten, oder die Parteien zu beschwichtigen. Das Direktorium wurde den 7. Jan. 1800 aufgehoben und an die Stelle desselben eine provisor. Vollziehungskommission von 7 Mitgliedern eingesetzt. Diese neue Macht, gemäßigteren Grundsätzen huldigend, suchte die revolutionären Beamten durch gemäßigte Patrioten zu verdrängen und der S. ihre ehemalige Neutralität wieder zu verschaffen, bis ihr Schicksal durch einen Friedenstraktat zwischen den kriegführenden Mächten entschieden seyn würde. Desto weniger gefiel die provisorische Regierung der revolutionären Partei in den beiden Räthen, und sie erhielt die geheime Einwilligung der franz. Regierung zu einer Umkehrung der gegenwärtigen Ordnung. Einverstanden mit dem franz. Gesandten, Reinhard, und der franz. Generalität in der S., trat sie am 7. Aug. 1800, unter Klagen über den gegenwärtigen traurigen Zustand des Vaterlandes, mit einem Vorschlag zur Vertagung hervor, wie man die Vernichtung der gegenwärtigen beiden Räthe zu Erschaffung einer neuen Art von Konsulta von 43 Mitgliedern nannte: die Vollziehungs-Kommission sollte aus der Mitte der gegenwärtigen Räthe 35 Mitglieder ernennen, und aus dieser, mit den 7 Vollziehungskommittirten und noch andern 8 Personen vermehrt, sollte dann ein neuer Vollziehungsrath gewählt werden. Der große Rath ist gewonnen und tritt fast ohne Widerspruch bei. Der Senat aber will erst am folgenden Tag eine Kommission über den Vorschlag Bericht erstatten lassen. Obgleich die Vollziehungs-Kommission auf seine Zustimmung oder Verwerfung noch am Abend jenes Tags dringt, so bleibt er doch bei seinem Entschluß. Aber noch in jener Nacht erklären 19 seiner Mitglieder die beiden Räthe für aufgelöst; von den am Morgen versammelten 24 Senatoren verwerfen 22 den Vorschlag ihres Präsidenten, sich für aufgelöst zu erklären, und schicken deshalb eine Deputation an den franz. Gesandten Reinhard. Auch der will nichts mehr von einem helvetischen Senat wissen, und so müssen sich die protestirenden Senatoren für aufgelöst ansehen und aus einander gehen. Die Vollziehungs-Kommission hat schon am Abend des 8. Oktobers den neuen Vollziehungsrath nach dem Vorschlag des vorigen Tags ernannt: lauter revolutionäre Männer, die unter französischem Einfluß stehen und nach drei Wochen die ausdrücklich erklärte Sanktion des ersten Konsuls von Frankreich erhalten. Sie erklären unverzüglich, wie sie die Souveränetät des Volks unverletzt erhalten, die Gleichheit der Rechte sichern, ein weises Repräsentativsystem einführen, die Gewissensfreiheit beschützen und zu Allem die Hand bieten würden, was den kriegerischen Geist der Nation wieder beleben könne, und erwarten die weitern Befehle von Paris zu einer neuen Konstitution. Der Entwurf derselben kam am 29. Mai 1801 von daher an. Ihm zufolge sollte die helvetische Republik ein föderativer Staat beinahe ganz nach der alten Kantoneintheilung werden. Die höchste Gewalt sollten eine Tagsatzung und ein Senat ausüben; jene (die Deputirten der vereinigten Kantone nach Maßgabe ihrer Bevölkerung, doch so, daß wenigstens der kleinste Kanton einen Deputirten sende) sollte sich regelmäßig jedes Jahr am 1. Juni und außerordentlich, wenn es die Mehrheit der Kantone oder der Senat für nöthig erachte, versammeln; dieser aber (wieder aus den Deputirten aller Kantone so zusammengesetzt, daß jeder einen Senator, keiner aber mehr als drei stelle) sollte beständig zur Ausübung der Nationalsouveränetät und der vollziehenden Gewalt sitzen; daneben sollte jeder Kanton, wie ehedem, seine eigne innere Verwaltung unter dem Vorsitz eines Statthalters haben, dem die vollziehende Gewalt und die höchste Aufsicht der Polizei anvertraut werden sollte. Zugleich verlangte die franz. Republik, daß an sie das Walliser-Land abgetreten werden sollte. Unzufrieden mit dem Gang der Tagsatzung, hatten sich schon nach wenigen Wochen wieder die Deputirten von 9 Kantonen unter Protestationen entfernt und dadurch den östlichen Theil der S. von dem westlichen getrennt. Doch setzten die zurückgebliebenen Deputirten, ohne sich daran zu kehren, ihre Arbeit fort und brachten die Redaktion der Konstitution am 24. Oktober bereits zu Stande. Nur war mit ihrer Arbeit die franz. Regierung eben so wenig als die helvetische Nation zufrieden. Daher versammelte sich in der Nacht vom 27. Oktober ein Theil des gesetzgebenden Raths und übertrug

zur Umstürzung der eben vollendeten Konstitution die vollziehende Macht den beiden Mitgliedern des bisherigen Vollziehungsraths, Dolder und Savary, die, mit den Anführern der helvetischen und französischen Truppen im Einverständniß, erklärten: der Gesetzgebungs-Rath sey aufgehoben und seine entworfene Konstitution vernichtet. In einer Proklamation an die Nation ward ein neuer provisorischer Senat von 25 Mitgliedern ernannt, der bis zur Abfassung einer andern Konstitution die S. regieren sollte. Schon am 6. Febr. 1802 hatte dieser Senat nach 12tägigen Debatten, mit 13 Stimmen gegen 11, die im vorigen Jahr der S. von Frankreich her überschickte Konstitution nach einigen damit vorgenommenen Abänderungen nochmals den Kantonen zur Annahme in Urversammlungen vorgeschlagen. Die gesetzgebende Gewalt sollte einer Tagsatzung und die Regierung einem Senat übertragen werden. Die vollziehende Gewalt sollte ein Senator, unter dem Titel eines Landammanns, mit zwei andern Senatoren als Gehülfen und Stellvertretern (Lieutenants), immer auf ein Jahr verwalten. Daneben sollte sich jeder Kanton seine eigene Organisation unter der Leitung des helvetischen Senats geben. Das Volk sollte, vom 16. Mai an, sich vier Tage lang für oder wider diese Konstitution bei der Municipalität einschreiben, und wenn sie durch die Mehrheit der Stimmen in den Kantonen angenommen worden, so sollte sie sogleich bekannt gemacht und 10 Tage nachher der neue konstitutionelle Senat in Thätigkeit gesetzt werden. Mit diesen Abänderungen ist endlich die pariser Konstitution in den Urversammlungen, obgleich unter einzelnen heftigen Widersprüchen, bei der Mehrheit der größern Kantone durchgegangen; sie wurde in Bern am 19. Juni bekannt gemacht, und am 29. trat der konstitutionelle Senat seine Sitzungen an. Eines seiner ersten Geschäfte waren die Befehle an die Kantone, durch eine Kommission von 11 Gliedern die im vorigen Jahr schon zu ihrer neuen Organisation gemachten Vorschläge wieder durchzusehen und sie mit ihren Aenderungen ihm zur Prüfung und zur Beförderung an die Urversammlungen und nach ihrer Annahme zur Einführung vorzulegen. Ein doppeltes Ferment zu Gährungen! Man war unzufrieden mit der Konstitution und mit dem Verfahren der neuen Behörden. Ueberließ man also die S. sich selbst, so konnte kaum eine allgemeine Verwirrung ausbleiben und daraus scheinbar bewiesen werden, für die S. tauge in gegenwärtigen Zeiten die ihr im lüneviller Frieden (am 9. Februar 1801) zugesprochene Unabhängigkeit nicht. Alle Welt hatte mit der Unabhängigkeit der S. ihre Integrität, die im lüneviller Frieden nicht berührt war, in nothwendiger Verbindung gedacht. Aber um letztere war es bereits geschehen. Am 25. December 1801 hatte Bonaparte Wallis, einen zugewandten Ort, unvermuthet besetzen lassen. Eine Zeit lang war der Plan, dieses Land mit Frankreich zu vereinigen, weil es Frankreich mit Italien und der S. so schön verbindet: aber die Einwohner sträubten sich dagegen mit allen ihren Kräften. Durch ihren Widerstand bewirkten sie endlich, daß sie nach einem zwischen ihnen und Verninac, dem franz. Gesandten in der S., abgeschlossenen Konkordat am 27. August 1802 auf einer im Walliserlande gehaltenen Tagsatzung für einen von Helvetien getrennten und unabhängigen Staat, unter dem Schutz der franz., cisalpinischen und helvetischen Republik, erklärt wurden und als solcher am 30. August eine eigene Konstitution erhielten. Nach ihr erhielt die höchste Gewalt die General-Tagsatzung und der Staatsrath. Die Tagsatzung hatte die gesetzgebende Gewalt und versammelte sich jährlich zweimal bestimmt, aber auf Zusammenberufung des Staatsraths auch außerordentlich. Auf 2000 Einw. wurde ein Mitglied derselben erwählt, und der Bischof von Sion oder Sitten, der Hauptstadt, war ebenfalls Mitglied. Der Staatsrath, bestehend aus einem Großlandvogt (Grand Baillif), dem Haupt der Republik, und zwei Staatsräthen (Conseillers d'état), denen noch ein Vice-Großlandvogt (oder Statthalter) und zwei stellvertretende (oder Vicestaatsräthe) beigeordnet waren, hatten die vollziehende Gewalt. Der Großlandvogt, als Haupt der Republik, hatte besonders über die innere und äußere Sicherheit zu wachen und die auswärtigen Geschäfte zu leiten. Die franz. Republik ließ die Pässe im Walliserland bewachen; die drei garantirenden Republiken unterhielten die über den Berg Simplon (Sempione) nach Italien neu angelegte Straße, und ihre Minister bei auswärtigen Mächten vertraten auch die Republik, damit sie keine Gesandte an fremde Mächte zu senden brauchte. Die walliser Republik hatte auf ihrem Flächeninhalt von 85 (nach Andern von 92) □M. etwa 100,000 Einw., unter denen etwa 20,000 die Waffen tragen konnten. Um die Welt über diese Verletzung des lüneviller Friedens zu täuschen, trat Bonaparte der helvet. Republik das im Frieden zu Campo Formio an Frankreich gekommene Frickthal ab, einen Distrikt von 5 □M. mit etwa 18,000 Einw. Die ausdrücklich im lüneviller Frieden der S. zugesicherte Unabhängigkeit kam nun an die Reihe der Zerstörung. Seit sie mit sich selbst über ihre neue Konstitution und die Kompetenz ihrer Urheber im Streit war, schien es, als könne man aller Welt die Nothwendigkeit ihrer Abhängigkeit von einem mächtigen Nachbarn am besten beweisen, wenn man sie in ihren Gährungen sich selbst überließe, wobei sie in eine Verwirrung kommen werde, die sich nur durch die Dazwischenkunft des mächtigen Frankreichs werde heben lassen. Bonaparte rief daher am Ende des Juli (1802) plötzlich seine Truppen aus der S. zurück, der ihr zugesprochenen Unabhängigkeit zufolge, um sie unter dem Schein des Rechts und der Nothwendigkeit desto unvermeidlicher von sich abhängig zu machen. Wie vorauszusehen war, standen nach der Entfer-

nung des franz. Heers die drei ältern Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden auf; aus ihnen wälzte sich der Aufstand nach Zürich, Glarus, Zug, Appenzell u. Graubündten: man kämpfte mit den Waffen in der Hand für und wider die neue Konstitution. In Bern nicht mehr sicher, flüchtete sich die Regierung nach Lausanne; auch dahin verfolgte sie der Kampf für die alte Verfassung. Der alte helvet. Geist behielt überall die Oberhand und erzwang sich endlich den Beschluß, daß ein neuer Landtag zu Schwyz unter dem Vorsitz des patriotischen Aloys Reding am 27. September 1802 zur Abfassung einer neuen, auf die alte Verfassung gegründeten Konstitution eröffnet werden sollte. Um sie in ihrem Entstehen noch zu vernichten, kündigte Bonaparte seine Vermittelung der helvet. Streitigkeiten, mit der Kraft, wie sie den großen Völkern zieme, in deren Namen er spreche (am 30. September 1802) an, und beschied eine helvet. Konsulta nach Paris. Zu gleicher Zeit rückten 20,000 Franzosen in die S. ein: seitdem hatte die Tagsatzung zu Schwyz keinen freien Willen mehr; sie ging unter kräftigen Protestationen auseinander. Doch auch mit der Konsulta gelang Bonaparte nicht, seinen Zweck in seinem ganzen Umfang zu erreichen. Er ließ ihr bemerklich machen, wie die S. bloß durch eine Vereinigung mit Frankreich recht glücklich werden könne; aber sie hörte nicht. Rußland und England fingen zu gleicher Zeit an, lauten Antheil an den Bewegungen in der S. zu nehmen: nun durfte Bonaparte nicht einmal wagen, auf große Neuerungen zu dringen, weil er vor der Hand noch Frieden behalten wollte, bis er sich recht furchtbar gegen England gerüstet hätte: er vermied daher sogar einen nur anstößigen Titel in Beziehung auf die S. anzunehmen, sondern trat bloß als Vermittler auf und ließ den helvet. Abgeordneten (am 19. Febr. 1803) eine neue Konstitution unter dem Namen einer Mediationsakte vorlegen, die ihnen ihre alte Verfassung großentheils wiedergab. Nach ihr ward die S. ein Föderativstaat, aus 19 föderativen (vormals 13) Staaten bestehend; denn es kamen noch St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadtland hinzu. Jeder Staat hatte seine eigene Verfassung, die alle einander gegenseitig garantirten; die demokratischen Kantone, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Appenzell, behielten ihre Verfassung ungeändert; hingegen in den aristokratischen, wie Bern, Zürich und Basel, wurde die Verfassung mehr demokratisirt. Obschon einzeln verschieden organisirt, wurden alle doch durch die Einheit der Gesetzgebung, der Staatsfinanzen, der Kriegsmacht, der Münze und der auswärtigen Verhältnisse zu einem Ganzen verbunden. Alle Unterthanenverhältnisse einzelner Distrikte zu ältern Kantonen, alle Vorrechte der Orte, der Familien und Personen wurden aufgehoben, die Gleichheit der politischen und bürgerlichen Rechte und die Freiheit des Erwerbs gesichert. Eine Tagsatzung übte die Majestätsrechte der helvetischen Republik aus. Sie versammelte sich jährlich in 25 Deputirten im Anfang des Juni, höchstens einen Monat lang, abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, Bündnisse, Handelsverträge und andere die ganze Republik betreffende Verhältnisse zu rathschlagen. Die erste Magistratsperson des jedesmal dirigirenden Kantons war der Landammann oder oberste Vorsteher der ganzen Gesammtregierung; er führte das Siegel, gab durch seine Unterschrift allen Akten die Sanktion, unterhandelte mit den fremden Ministern, sorgte für die Erhaltung der innern Ruhe, trug der Tagsatzung die Gegenstände der Berathschlagung vor und blieb in seiner Würde bis zur neuen Zusammenkunft der Tagsatzung. Die verderbliche Freiheit der einzelnen Kantone, sich gegenseitig zu befehden und mit dem Auslande oder unter sich zum Nachtheil anderer Kantone zu verbinden, wurde beseitigt. In der Tagsatzung hatten die 6 Kantone Zürich, Bern, St. Gallen, Graubündten, Aargau und Waadt jede 2 Stimmen; jeder der übrigen Kantone, die weniger als 100,000 Einwohner zählten, 1 Stimme. Die neue Verfassung hatte somit unbestreitbare Vorzüge, war aber dennoch darauf berechnet, die helvetische Republik von Frankreich abhängig zu machen. Bonaparte zog seine Truppen nicht eher aus der S., als bis er mit ihr den Allianztraktat (am 27. Dec. 1803) auf 50 Jahre abgeschlossen hatte, in welchem sie sich verpflichtete, immer 16,000 M. (nach der späterhin herabgesetzten Zahl 12,000) dem französischen Dienst zu stellen. — Es verflossen der S. unter der Mediationsakte zehn ruhige Jahre. In den beiden österreichischen Kriegen mit Napoleon (1805 und 1809) behauptete sie glücklich ihre Neutralität und erschnappte am Ende des letztern sogar ein kleines Ländchen. Napoleon trat ihr die im wiener Frieden 1809 von Oesterreich an Frankreich gekommene kleine Herrschaft Rhazans in Graubündten ab. Viele der besten und rühmlichsten Einrichtungen, vorzüglich im Gemeinde- und Erziehungswesen (wir erinnern an Pestalozzi's und Fellenbergs Unterrichtsanstalten, die begonnene Grabung des Linthkanals durch Escher von der Linth ꝛc.) verdanken die Kantone jenem Zeitraum.

Das für Deutschland so glorreiche J. 1813 brachte über die S. neue Zerrüttung, neue Erniedrigung. Sobald die Nachricht von den Siegen der Alliirten über die französischen Heere in der S. verbreitet wurde, triumphirten die Anhänger des Alten, die offenen und verstockten Aristokraten, u. rüsteten sich zum Kampfe gegen das Vermittlungswerk des einst so gefürchteten Protektors. Aber die Anzahl der Freunde des Bestehenden, welche hofften, durch ruhige Reformen das Mangelhafte und Fehlende in der Bundesurkunde zu ergänzen und das Ganze im Sturme zu retten, war nicht unbedeutend. Darum mußten die Aristokraten zu List und Verrath Zuflucht nehmen. Die Tagsatzung versammelte sich den 15. November 1813 in Zürich, erklärte am 18. Nov. die Neutralität der

S. und rief, statt mit allen zu Gebot stehenden Kräften die Unabhängigkeit des Bundes und die Erhaltung der Bundesakte zu schützen, nur 12,000 Mann unter die Waffen, welche die lange Grenze von Tyrol bis Basel decken sollten; zudem standen sie unter Anführern, die eng mit dem Interesse der Aristokratie verbündet waren. Redenz und Escher von der Linth wurden mit der Neutralitätserklärung in das Hauptquartier der Verbündeten zu Frankfurt a. M. abgeordnet; Vincenz Rüttiman von Luzern, ein Patricier von Geburt, noch 1798 einer der eifrigsten Jakobiner der S., dann Föderalist und großer Verehrer Napoleons, u. Wieland von Basel, der den Ruf eines kenntnißvollen und gemäßigten Mannes erst in den unheilvollen baseler Wirren einbüßte, gingen zu Napoleon nach Paris. Diese erhielten leicht, was sie suchten; aber die Abgeordneten nach Frankfurt brachten von dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen nur unbestimmte Antwort, vom Kaiser Alexander aber unter der Bedingung des Durchzuges über die Rheinbrücke bei Basel Anerkennung der Neutralität zurück. Bereits hatten Abgeordnete der berner Aristokratie bei den Monarchen in Frankfurt ganz falsche, ihrem Zwecke entsprechende Berichte über die Lage und Wünsche der Schweizer gemacht und die Ansicht unter den Diplomaten verbreitet, daß der gegenwärtige Bundeszustand ein Theil des französischen Systems sey und mit diesem falle, d. i. die alte Ordnung der Dinge, wie sie vor 1798 bestand, wieder hergestellt werden müsse. In diesem Sinne wirkte ein geheimer Verein von Aristokraten zu Waldshut auf die inneren Verhältnisse der S., und die Hindernisse räumte zahlreich gespendetes englisches Geld aus dem Wege. Die Alliirten betraten den Schweizerboden; die eidgenössischen Truppen verließen ohne Gegenwehr die Rheingrenze in solcher Eile, daß selbst mehre Posten unabgelöst stehen blieben. Muth- und rathlos war das Volk. Die Proklamationen des Fürsten von Schwarzenberg und die Versicherungen der aus dem Hauptquartier abgeordneten Diplomaten des Ritters von Lebzelten und Kapodistrias lauteten beruhigend: eine Neutralität könne nicht zugestanden werden, die bloß dem Namen nach bestehe, aber die Heere der Verbündeten hofften in der S. nur Freunde zu finden; die Monarchen würden die Waffen nicht eher niederlegen, bis der S. die Wiederherstellung der ihr von Frankreich entrissenen Länder gesichert sey; in die innern Verhältnisse und Verfassungen würden sich die Monarchen nicht mischen, aber auch nicht dulden, daß die S. einem fremden Einflusse unterworfen bleibe; ihre Neutralität werde an dem Tage anerkannt werden, wo sie frei und unabhängig dastehe. Die Täuschung dauerte indessen nicht lange; denn am nämlichen Tage, als eine Abtheilung österreichischer Truppen den Kanton Bern betrat, wurde die Mediationsregierung zur Abdankung genöthigt und es ergriffen die Patricier der Stadt wieder das Regiment. Es war nämlich Graf Senff von Pilsach schon am 19. December 1813 nach Bern gekommen und hatte in einer Versammlung des Stadtrathes, wo er sich als Beauftragter des österreichischen Kabinets geltend zu machen suchte, ausgesprochen: daß die Konstitution des Kantons Bern, welche, auf die Mediationsakte gegründet, das Gepräge fremder Willkür trage, keinen Tag länger bestehen könne. Bern solle wieder seyn, was es war und seyn müsse, das Herz und Bollwerk der S.; es solle wieder in den Zustand vor 1798 zurücktreten; dies sey der Sinn und Wunsch der Alliirten und zugleich die Bedingung ihres Schutzes und Wohlwollens. Am nächsten Tage würden der Alliirten Truppen das schweizer Gebiet betreten. Diese Versicherung sey er beauftragt im Namen der alliirten Mächte zu ertheilen, deren Wunsch es zugleich sey, daß die berner Regierung sich den Ruhm dieses Ereignisses zugleich selbst erwerbe, mithin dem wirklichen Einmarsche der Truppen zuvorkomme; daß Bern heute noch erringe, was in 2 Tagen schon als aufgedrungen erscheinen könnte. Auf diese Weise suchte der mit den Häuptern der Schweizeraristokratie in genauem Einverständniß handelnde Diplomat die Mediationsregierung zu schrecken und das diplomatische Kunststück gelang: am 23. Dec. legte sie die vom Volke ihr rechtmäßig übertragene, durch die Vermittlungsakte garantirte Gewalt in die Hände der noch übrigen Mitglieder der alten Patricierregierung nieder. Berns Beispiel wurde nachgeahmt; in Luzern setzte ein verschworner Haufe von Adeligen, an deren Spitze Rüttiman und Meyer von Schauensee, weiland Meister der helvetischen Republik und eben so reich an Sinneswechsel, als ersterer, die Volksregierung mit Gewalt ab und proklamirte die Aristokratie; das Gleiche geschah in Solothurn und Freiburg. Das Volk war entweder unthätiger Zuschauer, vorzüglich in den katholischen Kantonen, wo die Geistlichkeit ihren ganzen Einfluß der Aristokratie lieh und mit dem schmählichsten Verrathe die Sache des Volkes untergrub; oder wo es Widerstand leistete, wie im berner Oberland, im Kanton Luzern und Solothurn, war dieser vereinzelt zu schwach, um zu retten und zu erhalten, was man früher versäumt und vernachläßigt hatte. Die Männer, die an der Spitze standen, wurden mit Kerker, Geldbuße und Verbannung bestraft. Nicht etwa die bloße Furcht vor russischen und österreichischen Bayonnetten, mit denen die Patricier drohten, hielt das Volk von dem Kampfe für seine Verfassung ab; es war eben so wohl Gleichgültigkeit und Mißmuth, theilweise Unzufriedenheit mit seinen Regenten, die, aus ihm hervorgegangen, oft ihre Bestimmung vergaßen, Behagen an den weichen Rathspolstern fanden und nur zu bald die gefallene Aristokratie durch ihren Stolz und Nepotismus übertrafen, ohne in ihrer Halbkultur das fein einschmeichelnde Wesen der alten gnädigen Herren zu haben. Es war eine Erfahrung von 16 Jahren unter dem mannichfachen Drucke der Restaurationsregierung, es war die Aufklärung und höhere Bildung einer jüngern Generation, an deren Veredlung einzelne tüchtige, wissenschaftlich gebildete Männer, voll Vaterlandsliebe und Hochsinn,

wie Pestalozzi, Fellenberg, Usteri, Troxler, Orelli, Girard, Lutz, Zschokke, Kortüm u. A., unermüdlich arbeiteten, nöthig, um das Volk zum klaren, lebendigen Gefühle seiner Rechte und zu der Einsicht zu bringen, welches Gut es im J. 1814 verloren habe.

Aber nicht nur die Patricier der alten aristokratischen Kantone, sondern Alle, welche durch die Revolution oder Mediation Rechte und Privilegien verloren hatten, erhoben sich mit Eifer, sie wieder zu gewinnen. In Zürich hob die Tagsatzung die Mediationsakte auf und entwarf die Grundlagen eines neuen Bundes der 19 Kantone. Aber nicht dieses war es, was Bern und die aristokratischen Kantone wollten und wozu man die Urkantone zu bewegen gewußt hatte, nämlich zu der Herstellung einer Eidgenossenschaft der 13 Orte mit Unterthanen. Bern wagte sogar, am 24. Dec. einen Befehl an die Regierungen von Aargau und Waadtland zu erlassen, worin es unter Anderm hieß: „Von Empfang dieser Publikation an sollen die beiden Regierungen sowohl als ihre Unterbeamten ihren Kassabestand, mit authentischen Belegen unterstützt, festsetzen und selbigen, so wie alle noch eingehenden Gelder unter persönlicher Verantwortlichkeit zu Berns Verfügung bereit haben, desgleichen auch alle Militärvorräthe an Waffen, Pulver u. s. f. unverändert lassen." Waadt und Aargau wiesen aber dieses hochmüthige Ansinnen beharrlich von sich und zeigten durch begeisterte Entschlossenheit ihres Volkes sich der erworbenen Freiheit würdig und stark. Auch fand ihre Sache Bern gegenüber unter den freisinnigen Männern andrer Kantone Anklang, die bereit waren, ihnen bewaffnet zu Hülfe zu eilen. Ueberall herrschte Mißtrauen und Feindschaft und immer lauter wurde das Geschrei zur Vernichtung und Zerstückelung der seit 16 Jahren selbstständig und frei gewordenen Theile der S. Die Minister der verbündeten Mächte in Zürich hatten vollauf zu thun, vermittelnd zwischen die unpatriotischen Leidenschaften zu treten und jedem heftigen Ausbruche zu wehren. Der zweite Entwurf eines Bundesvertrages war endlich am 31. Mai auf der Tagsatzung zu Zürich zu Stande gekommen; aber nur $9^1/_2$ Kantonalstimmen waren geneigt, ihn anzunehmen; erst ein dritter Entwurf vom 8. Sept. 1814 erlangte die Stimmenmehrheit; nur Bern, Freiburg und Waadt verweigerten die Unterzeichnung. Um diese Zeit war der wiener Kongreß zusammengetreten und die Tagsatzung schickte aus ihrer Mitte den Landammann Reichard von Zürich, Montenach von Freiburg und Wieland von Basel als Abgeordnete dahin. Nachdem in Wien ein eigenes Komité in 13 Protokollen die Angelegenheiten der S. geprüft und berathen hatte, unterzeichneten am 20. Mai 1815 die bevollmächtigten Gesandten der 8 Mächte: Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden die Erklärung: „daß, sobald die schweizerische Tagsatzung zu ihrer gepflogenen Verhandlung ihre Zustimmung ertheilt haben würde, auch die Anerkennung und Gewährleistung der immerwährenden Neutralität der S. innerhalb ihrer neuen Grenze beurkundet werden solle". Die Hauptbestimmungen dieser Verhandlungen waren: unverletzter Bestand der 19 Kantone, Vereinigung von Wallis, Genf und Neufchatel mit der S. als drei neue Kantone; Vereinigung des Bisthums Basel mit dem Kanton Bern, mit Ausnahme eines Bezirkes für Basel, Zurückgabe der in England angelegten Kapitalien von Bern und Zürich an diese zwei Kantone, mit dem Zinsgenusse vom 1. Jan. 1851, aber mit der Verpflichtung, die aufgelaufenen frühern Zinsen zur Tilgung der helvetischen Nationalschuld zu verwenden; endlich Bestimmungen von Entschädigungen für die Kantone, welche früher Unterthanenlande besaßen und keine Vergrößerung des Gebietes verlangt hatten. Am 27. Mai erfolgte von Seiten der Tagsatzung die feierliche Beitrittserklärung zu dieser Urkunde. So war der neue Bundesvertrag der S. zu Stande gekommen, in Folge dessen die S. wieder eine Musterkarte von allen politischen Formen, von der reinen Demokratie an durch Aristokratie und Oligarchie hindurch bis zur Monarchie wurde; jeder Kanton war Souverän und konnte in seinem Innern nach Belieben schalten; das durch die Mediationsakte gewährleistete Niederlassungsrecht aller Schweizer in jedem Kantone, die gänzliche Handelsfreiheit zwischen den Bürgern der verschiedenen Kantone und manches Andere, was das Gefühl der Nationalität gehoben, wurde vernichtet. Das Volk selbst nahm die neue Bundesakte nur mit Unwillen und Schamgefühl auf. Bei der Wiederkehr Napoleons von der Insel Elba nach Frankreich eilte die Tagsatzung, ihre westlichen Grenzen zu decken; in kurzer Zeit waren 36,000 M. unter Anführung des Generals Bachmann, eines aristokratisch gesinnnten, wenig befähigten Mannes, ins Feld gerückt und hatten gegen den Willen der Bundesbehörde die Grenze überschritten und thätigen Antheil an den Feldzügen genommen; doch die Gefahren gingen schnell vorüber und gleich nach eingetretener Waffenruhe wurde der neue Bundesvertrag am 7. Aug. 1815 feierlich beschworen. Allmählig stellte sich die Ruhe im Innern der S. wieder her, ohne daß jedoch das Volk mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden geworden wäre. Ueberall war es in seiner Repräsentation verkürzt worden. So bestand der große Rath des Kantons Bern aus 299 Gliedern, zu welchem die Landleute nur 99 schickten; die andern 200 lieferte die Stadt, deren Bevölkerung sich bloß auf 17,000 Seelen belief, wogegen das Land 333,000 Einwohner zählte. Dazu kam noch, daß 15 Deputirte des Landes durch die Amtskreise erwählt wurden und 14 von Adel seyn mußten. In der Stadt selbst waren von 280 Bürgerfamilien nur 80 patricische, in deren Händen alle Aemter vereinigt waren; sie besetzten alle die Bänke des souveränen Rathes und wurden nicht durch freie Wahl, sondern durch ein Wahlkollegium ergänzt, welches aus dem kleinen Rathe und 16 Gliedern des großen Rathes bestand; da aber von den 26 Gliedern des kleinen Rathes 22 nothwendig aus der Stadt und von Adel seyn mußten, so gehörte die Majorität bei den Wahlen dem

kleinen Rath, d. h. dem Patriciat. Die absolute Majorität des großen Rathes befand sich in den Händen von 30 Familien, welche allein 150 Glieder gaben; diese Parodie der Volksrepräsentation war nicht einmal unabhängig; die Regierung lag auf ihr mit ihrem ganzen Gewichte; denn ein Kollegium, Rath der Sechzehner genannt, aus dem kleinen Rath und 16 Gliedern des großen zusammengesetzt, übte nicht nur die konstitutionelle Initiative aus, sondern bestätigte, suspendirte, entsetzte die Glieder des großen Rathes. Aehnliche Mißbräuche und Anmaßungen der regierenden Städte gegen das Land fanden sich in allen übrigen alten Kantonen, so daß die Majorität der souveränen Räthe stets in den Händen der Patricier und Stadtbürger war. Dieses ausschließende und drükkende System rief überall Unzufriedenheit hervor, erregte überall Erbitterung. Die Aristokratie der katholischen Kantone Solothurn und Luzern und vor allen Freiburg, wo das Patriciat durch die Konstitution bestätigt war, fand einen Stützpunkt mehr in der Geistlichkeit, die fanatisch aller politischen Vervollkommnung feind war und sich widerrechtlich in die Angelegenheiten des Staates mischte. Die protestantischen Kantone, reicher an Bildung, schienen weniger hartnäckig an ihren alten bürgerlichen Einrichtungen zu hangen. Zürich hatte dem Landvolk Manches eingeräumt, was freilich nicht genügte; aber doch war einmal der Weg zu Verbesserungen geöffnet. Die Bürgerschaft von Basel hielt noch fester an ihren Privilegien, Monopolen und Repräsentantenvorrechten. Die demokratischen Kantone nahmen ihren alten Gang wieder an, behandelten die sogenannten neuen Landleute als politisch unmündig und bekümmerten sich wenig um Reformen. Auf der Tagsatzung entschied Bern über ihr Votum. Nur Appenzell erhielt sich unabhängig und machte oft durch seine kräftigen Angriffe den Oligarchen bange. Am glücklichsten waren die Verhältnisse in den Kantonen Waadt, Aargau, Thurgau, St. Gallen und Tessin, die sich aus ihrem niedrigen und erbärmlichen Zustande zu souveränen Kantonen erhoben, nur letzteres hatte lange mit den Folgen einer 400jährigen Knechtschaft zu kämpfen.

Während der 15 Jahre von 1815—1830 ereigneten sich in der S. wenige Begebenheiten von historischer Wichtigkeit; am bedeutendsten sind die Konkordatsangelegenheiten mit dem römischen Hof, auch deswegen, weil das in neuerer Zeit wieder mit frischem Muthe und beharrlicher Konsequenz von der römischen Kurie verfolgte Ziel, Unterdrückung des liberalen Episkopalsystems und Geltendmachung des absolutistischen Papalsystems und die Unterdrückung der Rechte und Freiheit des Staates in Kirchensachen, nirgends bestimmter hervortrat, als in den Bestrebungen der Nuntiatur und ihrer Kreaturen in der S. In der Restaurationsepoche 1814 wurde vorzüglich durch die ultramontane Partei, welche ihren Hauptsitz in Luzern hatte und vom päpstlichen Nuntius geleitet wurde, in der S. die Idee verbreitet, die mit dem Bisthum Konstanz seit Jahrhunderten bestehende Diöcesanverbindung aufzuheben und ein einheimisches, großes Nationalbisthum zu bilden. Das Wort Nationalbisthum und die Gründe, welche für dessen Errichtung geltend gemacht wurden, daß es nämlich zur Selbstständigkeit der S. gehöre, wie politisch so auch kirchlich von jedem andern Staate unabhängig zu seyn, elektrisirten das Schweizervolk, und selbst die Verständigern sahen nicht ein, daß Rom nur eine Trennung von der deutschkatholischen Kirche bezwecke, um ungestörter und sicherer seine Pläne zu verfolgen. Uri, offenbar ein lenksames Werkzeug der Nuntiatur, ergriff die Initiative; die katholischen Kantone knüpften gemeinschaftlich mit dem Fürstbischof von Dalberg, als Bischof von Konstanz, Unterhandlungen mit dem römischen Stuhle wegen der Lostrennung an, als der Papst plötzlich und gewaltsamer Weise durch Testaferata, seinen Nuntius in Luzern, die Verhandlungen abbrach, aus eigener Machtvollkommenheit durch eine Bulle die Losreißung von dem konstanzer Sprengel verordnete und den Propst des Stifts Münster, Franz Bernhard Göldlin von Tiefenau, einen frommen, nicht ungelehrten, aber schwachen Mann, der den römischen Intriguen nicht gewachsen war, zum provisorischen bischöflichen Generalvikar der S. ernannte. So wurde ein 14jähriges, trauriges Provisorium herbeigeführt, das für die katholische Kirche nur nachtheilig mit der Errichtung nicht eines Nationalbisthums, sondern eines Immediatbisthums Basel und eines Zwitterbisthums Chur-St.-Gallen endete. Der Bischof und das Domkapitel protestirten feierlich gegen dieses Verfahren und appellirten a papa male informato ad papam melius informandum. Die damaligen Schweizerregierungen hatten indessen weder Eifer und Würde, noch Muth genug, sich diesem Verfahren kräftig zu widersetzen und die Rechte des Staats gegen solche verderbliche Eingriffe zu bewahren, in dem sie die einflußreiche, von allen patriotischen Gesinnungen meist ganz entblößte Kaste der katholischen Geistlichkeit, mit deren Hülfe sie die Mediation gestürzt, nicht reizen durften. Sie betraten die ihnen von der Nuntiatur vorgezeichnete Bahn und fingen die Unterhandlungen über die Errichtung eines schweizerischen Bisthums an. Im Verlaufe derselben fiel als deren Opfer der Schultheiß Keller von Luzern, ein Mann von klarem Verstande und in Staatsgeschäften geübt, seiner politischen Gesinnung nach Aristokrat, aber ein geschworner Feind pfäffischer Anmaßung. Es entwickelte sich die schlaue Kunst der Italiener, und der Ueberdruß am Provisorium und am Unterhandeln selbst mußte endlich, nachdem sich bereits der östliche Theil der katholischen S. in einen Separatvertrag eingelassen und das neue Bisthum Chur-St.-Gallen gebildet hatte, der Hauptgrund werden, das Konkordat zur Wiederorganisirung des Bisthums Basel nach der in der Konferenz vom Nov. 1826 genehmigten Redaktion anzunehmen, ein Konkordat, in welchem nichts weniger als die Rechte des Staats der Kirche gegenüber gewährleistet waren. Nur der große Rath des paritätischen Kantons Aar-

gau sträubte sich, in eine solche Verbindung mit Rom, welche die Aussicht auf Jesuiten, Priesterimmunitäten, geistige Censuren ꝛc. eröffnete, zu treten; aber auch hier wie anderwärts siegte die Intrigue und der Einfluß der katholischen Geistlichkeit. So kam das neue Bisthum Basel mit seinem Sitz in Solothurn 1828 zu Stande, und Joseph Anton Salzmann aus Luzern, ein Mann ohne großen Geist, ohne Gelehrsamkeit und Weltkenntniß, fromm und ehrlich, aber ein lenksames Spielzeug der Nuntiatur, wurde zum ersten Bischof gewählt.

Nicht glücklicher als in den kirchlichen Unterhandlungen war die S. in dem politischen Verkehr mit dem Auslande. Die Verletzung des Asylrechts durch Auslieferungen der politisch verfolgten italienischen Emigrirten, die Unterdrückung der Preßfreiheit, die seit 1823 eingeführte strenge Fremdenpolizei, waren zahlreiche, die garantirte Neutralität im Frieden ganz verletzende Zugeständnisse, welche dem drängenden Auslande gemacht werden mußten. Selbst neue Militärkapitulationen, dieser durch die öffentliche Meinung mit Recht gebrandmarkte Handel, wurden mit dem König von Neapel abgeschlossen. Dagegen konnte auf der Tagsatzung weder Einheit der Maße, Münze, Gewichte, noch Handelsfreiheit, noch allgemeines Niederlassungsrecht der Schweizer und Einverständniß über die Heimathlosen, deren schauderhafter Zustand unter einem civilisirten Volke der berüchtigte Gaunerhandel in Glarus und Luzern enthüllte, erreicht werden. Nur dem Kriegswesen wurde im Allgemeinen eine größere Aufmerksamkeit bewiesen, von welcher die Militärschule in Thun und die Waffenübungen in eidgenössischen Lagern, die gleichmäßigere Uniformirung und Bewaffnung der Truppen erfreuliche Früchte waren. Dagegen blieben Handel und Industrie, höheres Bildungswesen und Alles, was den Sinn für Nationalität geweckt und befestigt hätte, den Bestrebungen der einzelnen Kantone überlassen. Am erfreulichsten und kräftigsten wirkten in dieser letzten Beziehung die zahlreichen Vereine, vorzüglich der helvetische Verein von Schinznach, in welchen die gebildetsten und ausgezeichnetsten Männer aller Gegenden der S. eintraten, der zofinger Verein, der 1819 gebildet wurde und trotz der zahlreichen Anfeindungen von Seiten der Aristokratie und Geistlichkeit den schönsten Erfolg hatte, indem er die jüngere Generation der verschiedensten Kantone befreundete und in ihr tiefe Wurzeln des Nationalsinnes pflanzte, der sempacher Verein junger Männer, die auf deutschen Universitäten die Weihe der Wissenschaften erlangt hatten und sich seit 1821 jährlich an einem der vaterländischen Schlachtfelder versammelten, um sich im Kampfe für die Freiheit und Rechte des Volkes der Aristokratie gegenüber zu stärken. Diese Männer bildeten den Kern der Opposition und ihrem vereinten Bestreben verdankt die S. während der Restaurationsepoche manche Fortschritte zum Bessern. Auch der naturforschende und landwirthschaftliche Verein, der Musikverein und vor allen der Schützenverein hatten gute Wirkung auf den Volksgeist. Das Mißbehagen an dem Bestehenden wurde in einzelnen Kantonen immer bedeutender. Im Waadtlande, wo eine Geldaristokratie waltete und der Staatsrath selbst auf die Wahlen großen Einfluß übte, mußte 1829 die Verfassung geändert werden; eben so wurde in Luzern von der freisinnigen Partei durchgesetzt, daß die Verfassung geändert und die Justiz von der Verwaltung getrennt wurde; in keinem größern Kantone war die Rechtspflege willkürlicher, Kabinetsjustiz und Justizmorde häufiger. Auch der Kanton Tessin, dessen Regierung mit dem Landammann Quadri und seinem Anhange an der Spitze willkürlich schaltete, das Staatsgut verschleuderte und gegen die Presse und die gesetzlichen Rechte des Volkes einen Staatsstreich versucht hatte, stürzte die Oligarchie und gab sich im Juni 1830 eine neue Verfassung. Die Tagsatzung, seit dem 4. Juli 1830 ordentlich in Bern versammelt, erhielt in ihrer 13. Sitzung am 16. Juli die Nachricht von der neuen Verfassung des Kantons Tessin durch dessen Gesandten Luvini. Hier entschieden sich die Meinungen. Jeder Kanton sprach durch seine Gesandten; Tessin und Waadt gaben Erklärungen; Bern wählte ein jesuitisches Juste milieu; Solothurn und die kleinen Kantone zogen furchtbar gegen die Presse los, und selbst Zürich meinte, diese wäre nur für große Staaten wohlthätig; dagegen wurde sie von Appenzell eifrig vertheidigt. Schaffhausen, Zug, St. Gallen predigten Einigkeit u. Klugheit; Wallis, Neuenburg u. Genf blieben in dem bequemen Kreise der Allgemeinheit; Basel sprach zu Gunsten der Handelsfreiheit. So standen die Dinge in der S., als in Frankreich der Julisturm losbrach. Bei den ersten Nachrichten von dem Erscheinen der Ordonnanzen jubelten die Aristokraten in Bern und beglückwünschten den französischen Botschafter, Marq. von Gabriac; laut weissagte man eine Restauration in Frankreich, die über das Jahr 1789 zurückgehen würde. Aber der Sieg des französischen Volkes und der Jubel des Schweizervolkes darüber machte sie verstummen und versetzte die Staatsmänner in Unruhe und Schrecken (vgl. unten).

V. Von der französischen Julirevolution 1830 bis auf die Gegenwart. Die Julirevolution fand die S. nicht in dem Zustand von Erschlaffung, in welchen die Deutschen seit dem sogenannten Freiheitskampf versunken waren; sie gab nur einen neuen, mächtigen Impuls für eine geistige Bewegung, welche schon ein Jahrzehnt vor diesem Ereigniß begonnen hatte, als die Nationalpartei den Faden der helvetischen Entwickelung (von 1798) wieder auffaßte, um ihr Vaterland in den Kulturgang des gebildeten Europa's, hinter dem es so weit zurückstand, einzuführen. Immerhin empfing diese Entwickelung erst 1830 die Kraft des Sieges, und von da an datirt sich eine neue, glänzende Epoche in der Geschichte der S. War der Uebergang in dieselbe theilweise von Revolutionen begleitet, so lag die Schuld an der alten Aristokratie, die in ihrem Restaurationseifer, unterstützt von der Politik der östli-

chen Mächte, dort wie überall verfuhr und, nachdem sie die neue S. nahe an das Grab der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft zurückgeworfen und sogar versucht hatte, die neuen Kantone wieder in Unterthanenländer zu verwandeln, bis auf den letzten Augenblick halsstarrig jede Koncession verweigerte. Die politische Reform dehnte sich über alle protestantischen und paritätischen und anfangs auch über die bedeutendsten katholischen Kantone aus: Zürich, Thurgau, St. Gallen, Glarus, Graubündten, Tessin, Appenzell-Außerrhoden, Schaffhausen, Aargau, Basel-Land, Freiburg, Solothurn, Luzern, Bern, Waadt und Genf. Diese Republiken brachten in das neue Stadium ihrer Entwickelung höchst günstige Elemente mit, theils alte Vermächtnisse ihrer Geschichte, theils neue Resultate der helvetischen Revolutionen: an der Stelle stehender Truppen die uralte Nationalbewaffnung; die Abwesenheit privilegirter Stände und deshalb die Leichtigkeit einer schnellen Verschmelzung aller Gesellschaftsklassen, indem das frühere Patriciat durch die helvetische Einheitsrepublik den Todesstoß empfangen hatte und auch, wie die spätere (seit 1815) Aristokratie reicher und angesehener Familien, nie rechtlich anerkannt worden war, und nur noch die Nachwirkung der 1815 restaurirten Städtearistokratie zu überwinden blieb; dann die Abwesenheit einer gelehrten Staatsdiener- und Schreiber-Bureaukratie; eine so glückliche Vertheilung des Vermögens, daß die verderblichen Unterschiede zwischen abhängiger und hülfloser Armuth und gebietendem Reichthum nirgends hervortraten; endlich eine Volksmasse, die, auch in den untern Schichten sittlich unverdorben, physisch kräftig, ernst, freiheitsliebend, aufopferungsfähig und ungemein religiös ist, also alle Bedingungen eines würdigen und glücklichen, freien Staatslebens in sich vereinigte. Nur daß sie bei dem von der Aristokratie und Kirche absichtlich vernachlässigten Volksunterricht größtentheils noch auf einer tiefen Bildungsstufe stand, in religiösen Begriffen noch in mittelalterlichen Geisteszuständen befangen und daher, bei aller Liebe zur Freiheit, noch politisch unreif war und diese Reife durch die Wirkungen der neuen Epoche selbst erst empfangen mußte. Die politische Organisation dieser regenerirten Republiken stellte in der Verfassungsurkunde alle Grundsätze auf, durch welche ein fester, gesicherter Rechtszustand und der Fortschritt geistiger Kultur bedingt ist; sie beruhte durchweg auf dem Princip der Rechtsgleichheit. Die Reform schuf diese Republiken bis auf die wenigen Demokratien durch einen sehr zahlreichen, aus unbeschränkten Volkswahlen hervorgegangenen großen Rath, den Vertreter des Volks, zu einer Mittelbildung zwischen einer Repräsentation und Demokratie um, so wie auf der andern Seite die Demokratien, welche in diese Bewegung eingingen (wie Appenzell-Außerrhoden, Glarus und Graubündten) allmählig neben der Landesgemeinde auch die repräsentativen Organe in sich ausbildeten. In dem großen Rath, dessen anfänglich serienweise periodische Erneuerung bald in den meisten Kantonen in eine integrale überging, war die oberste Staatsleitung koncentrirt durch die Gesetzgebung, Oberaufsicht über die gesammte Verwaltung, die Wahl aller höheren Kantonalbeamten mit periodischer Erneuerung und ihre Verantwortlichmachung vor dieser höchsten Behörde. Für die Bezirks- und Gemeindebeamtungen drang rasch und durchgreifend das Princip unmittelbarer Volkswahlen durch. Ferner wurde in den Verfassungsurkunden eine scharfe Trennung der Justiz und der Administration, die Öffentlichkeit der gesammten Staatsverwaltung, die Freiheit der Presse, eine selbstständige und tüchtige Gemeindeverwaltung, eine Reform der öffentlichen Bildungsanstalten, vorzüglich der Volksschulen, und Glaubensfreiheit festgesetzt und, zur Ehre der S., für immer der fremde Militärdienst aufgehoben. Dies waren die Grundzüge der neuen Verfassungen und ihrer zeitweisen Revisionen. So erlebte man von 1830—1839 eine Erscheinung, die in diesem seit Jahrhunderten von der Kirche und der Aristokratie niedergedrückten Lande, mit Ausnahme des kurzen Meteors der helvet. Republik, unerhört war; es erfolgte durch die Umbildung des Staats, durch neue Institutionen und vorzüglich durch die Entfesselung der menschlichen Kraft eine so rasche und entschiedene Entwickelung wie auf dem politischen so auf dem Kulturgebiete, daß sie mit Recht die Aufmerksamkeit der Freunde des Fortschrittes in allen Ländern auf sich zog. Sie war zwar an principieller Kraft und innerer Güte verschieden in den verschiedenen Kantonen, doch war überall ein unaufhaltsamer Fortgang eingeleitet. — So hatte die Julirevolution unmittelbar auf die für eine politische Umgestaltung reif gewordene S. gewirkt, ohne daß es dazu der Aufreizung einer franz. Propaganda und ihrer Agenten bedurft hätte. Rühmte auch später ein franz. Minister von öffentlicher Rednerbühne herab, daß die S. durch Frankreich und für Frankreich umgestaltet worden sey, so war doch der vorübergehend überwiegende Einfluß dieses Staates auf die eidgenössischen Angelegenheiten weit mehr das Resultat einer nothwendigen Verkettung weltgeschichtlicher Ereignisse, als der berechnenden Staatskunst des neuen Bürgerkönigthums. Die Juliereignisse schienen das Ende einer Politik der Restauration und Stabilität zu bezeichnen, und bei der allgemeinen Aufregung, die mit neuen Hoffnungen und Bestrebungen fast alle Völker Europa's ergriff, trat eben auch die große Mehrheit der schweiz. Bevölkerung mit ihren Forderungen politischer Reformen zunächst im Gebiete des Kantonalstaatsrechts offener und entschiedener hervor, und diese erhöhte Volksstimmung fand in der Presse ihren angemessenen Ausdruck. Die Nationalpartei regte sich kühner, die Reformforderungen wurden lauter, und die berner Junker, welche beim Erscheinen der Juliordonnanzen den französischen Gesandten, Marquis von Gabriac, beglückwünscht und ausgerufen hatten: auch in der S. müßten jetzt die Zustände wiederkehren, wie diese 1789 gewesen, begannen den Sturz ihrer Herrschaft zu ahnen. Die ersten entscheidenden Schritte geschahen im Aargau

u. Thurgau. Die Aristokratie der neu errichteten Kantone Aargau, St. Gallen und Waadt hatte sich erst während der Restauration gebildet und bestand vornehmlich aus einer Anzahl von Männern, welche durch Grundbesitz, Handel und Industrie Einfluß erworben und mit ihren Anhängern die Regierungsstellen inne hatten, von wo aus sie die Entwickelung des Volkes hinderten und dieses in Abhängigkeit hielten. Am 12. Sept. 1830 traten nun in Lenzburg die Führer der Volkspartei zusammen und richteten eine Petition an den großen Rath, welche durchgreifende Reformen verlangte. Das Gleiche geschah im Thurgau und in Zürich. Vom Thurgau aus wurde die Idee einer Berufung frei gewählter Verfassungsräthe für die Bearbeitung der einer Abstimmung des Volkes zu unterwerfenden Reformvorschläge ausgesprochen und fand vielfachen Anklang. Wo die Gewalthaber zögerten und Ausflüchte suchten, zogen die Landleute in Massen in die Hauptstädte. Entscheidend war der Aufbruch von einigen tausend bewaffneten Bauern der ehemaligen Freiämter an der Reuß nach Aarau. Diesem sogenannten Freiämtlerzuge am 6. Dec. 1830 schlossen sich mehre hundert der aus Frankreich entlassenen Schweizersoldaten an. Aarau wurde besetzt bis zur Gewährung der Forderungen. Jetzt erreichte die Bewegung auch in vielen andern Kantonen ihr Ziel durch bloße drohende Demonstrationen, ohne daß es den in Schrecken gesetzten Regierungsparteien gegenüber zu blutigen Auftritten gekommen wäre. In Zürich hielten 31 Mitglieder des großen Rathes eine Volksversammlung in Uster, welche den kleinen Rath um Verfassungsrevision anging. In Zürich, das kein eigentliches Patriciat besaß, sondern, wie Basel und Schaffhausen, eine Anzahl reicher, regimentsfähiger Familien, deren Macht sich nicht auf Grund und Boden, sondern auf Geld und Handel stützte, mußte die Regierung bald nachgeben, weil ihr die Kraft zum Widerstande fehlte. Mit ihr fiel auch die Macht der Stadtbürger, welche bis dahin von 212 Mitgliedern des großen Rathes 130 gewählt hatten. Nach mancherlei halben Entschlüssen dekretirte eine neue Volksversammlung in Uster die Grundlagen der Verfassung, nach welchen die Stadt $^1/_3$, das Land $^2/_3$ der Großräthe wählte, deren Verhandlungen öffentlich seyn sollten. Preßfreiheit, als Staatsgrundgesetz, gänzliche Trennung der Verwaltung und der Justiz, Petitions- und Associationsrecht, Aufhebung des Zunftzwangs und völlige Gleichheit aller Staatsbürger wurden begehrt und endlich auch zugestanden. Am 10. März 1831 erhielt Zürich seine revidirte Verfassung, mit welcher eine neue Zeit für diesen Kanton begann. Auch in St. Gallen u. Solothurn erfolgten Veränderungen der Regierungsformen. In Freiburg konnten sie nur durch eine drohende Bewegung des Volkes erzwungen werden. In Luzern errang die liberale Partei in der Stadt, zu der sich auch mehre der jüngern gebildeten u. zumeist befähigten Patricier schlugen, eine neue Verfassung; in Lausanne erzwang sie das bewaffnete Volk. Die Bewegungen in Schaffhausen blieben ungenügend und späteren Zeiten vorbehalten. Die Junker von Bern hielten sich, so lange sie konnten, und schienen die Petitionen um Verfassungsrevision zu verachten, bei drohenden Umständen aber durch geworbene Soldaten gewaltthätig handeln zu wollen. Sie verboten freisinnige Blätter, verfolgten beliebte, vom Volk geachtete Männer; dennoch sank ihnen der Muth, als das Volk mit Gewalt drohte und in Bern selbst sich Regungen bei der Bürgerschaft zeigten. Volksversammlungen fanden Statt, in denen sich besonders der Professor Snell aus Burgdorf mit energischen Forderungen voranstellte und einen Verfassungsrath aus dem Volke einzusetzen drohte, wenn die Regierung nicht dem allgemeinen Volksverlangen nachgeben wolle. Da sahen die Junker ein, daß ihre Stunde geschlagen hatte, und sie beschlossen freiwillig, mit Ehren, wie sie es nannten, zu fallen. Mit 190 gegen 30 Stimmen erklärte sich der große Rath für provisorisch und ordnete die Wahl eines Verfassungsrathes an. Eine Proklamation an das Volk sollte die alte Glorie und Weisheit des Patriciats retten und das eigene Streben vertheidigen. Es war der Todesseufzer der alten Aristokratie, von der sich nur eine kleine Schaar trennte, die mit den neu auftauchenden Führern des Bürgerstandes sich verband und klug genug war, sich nicht grollend in den Winkel zu setzen, sondern es vorzog, auch unter veränderten Verhältnissen auf den Rathsstühlen zu bleiben. Als Verfassungsrath traten in Bern 111 Männer aus den 27 Amtsbezirken zusammen und beseitigten in der neu entworfenen Verfassung den größten Theil der alten Klagen über Vorrechte und Privilegien. Sie setzten Preßfreiheit ein, Oeffentlichkeit, staatsbürgerliche Gleichheit, eine freie Gemeindeverfassung, Petitionsrecht und Souveränetät des Volkes. Länger dauerten die Spaltungen in Schwyz, wo es zu einer zeitweisen Trennung von Innerschwyz und den äußern Bezirken kam, und erst nach einer eidgenössischen Okkupation die Wiedervereinigung und eine neue Verfassung vom 5. Okt. 1833 durchgesetzt wurde. Bei der Trennung in 2 Halbkantone blieb es dagegen in Basel, wo die hartnäckige Verweigerung der vom Landvolke in Anspruch genommenen Rechtsgleichheit mit der städtischen Bevölkerung einen blutigen Bürgerkrieg erzeugt hatte, der mit der Niederlage der Städter endigte. Die Stadt bestand darauf, daß entweder das Landvolk die Verfassung annehmen müsse welche es politisch abhängig und ungleich machte, oder gänzlich von ihr aufgegeben werden solle. Vergebens protestirte die Tagsatzung dagegen. Der blinde Haß der Bürger und der Geldaristokraten, welche die Regierung leiteten, wollte nichts von den unbilligen Vorrechten aufgeben. Lieber Alles verlieren, als mit Bauern sich gleich stellen, war ihr Wahlspruch. Am 22. Febr. 1832 wurde vom großen Rath die Trennung ausgesprochen und am 14. März die Verwaltung der 42 unzufriedenen Gemeinden aufgegeben. So entstand der Kanton Basel-Landschaft aus dem Egoismus der baseler Bürgerschaft, welche die blutigen Unruhen und ihre für die

ganze S. gefährlichen Folgen allein verschuldete. Auf friedliche Weise, wenngleich in Opposition mit seiner geringen katholischen Bevölkerung, setzte **Glarus** die Reform seiner Verfassung im J. 1836 durch. **Graubündten** wurde nur wenig berührt durch die Bewegungen, welche Folge der Erschütterungen von 1830 waren, und **Tessin** hatte schon vor den Juliereignissen seine Reform zu Stande gebracht. In **Genf** u. in **Neuenburg** wurde die aufwallende Gährung durch einige theilweise Koncessionen beschwichtigt; völlig unbeweglich blieben Uri und Unterwalden und noch während geraumer Zeit der Kanton Wallis. Die meisten sog. konservativen Kantone, **Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg** und **Basel-Stadt**, hatten sich im Nov. 1832, vor der Wiedervereinigung der getrennten Theile des Kantons Schwyz und vor der eidgenössisch anerkannten Trennung des Kantons Basel, zu dem reaktionären sogenannten **Sarnerbunde** vereinigt. Sie erklärten am 28. Nov., daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls man den Abgeordneten von Basel-Landschaft zulasse. Aber ausnahmsweise schritt die Tagsatzung energisch ein; sie erklärte den Sonderbund für aufgelöst, und die widerspenstigen Kantone mußten sich ihren Beschlüssen fügen. Die Thatkraft der Tagsatzung war geweckt worden durch die Ritterzüge des eidgenössischen Oberst **Abyberg**, der an der Spitze von ungefähr 600 Mann am 31. Juli 1833 Küßnacht besetzte, und des Buchhändlers Major **Wieland** und des Rittmeisters **Landerer** gegen Liestal am 2. Aug., die jedoch bei dem Dorfe **Pratteln** eine Niederlage erlitten. Im Ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa $^2/_3$ der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die konstituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt; doch ließ man in vielen der neuern Verfassungen, zum Vortheil der früher herrschenden Städte, noch ein Vorrecht in der Stellvertretung bestehen, das erst durch spätere Verfassungsrevisionen beseitigt wurde.

Nach den Juliereignissen war der Kampf der Fortschrittspartei vorerst auf die Herstellung der konstitutionellen Formen gerichtet, wodurch den unter der Restauration überhand genommenen Mißbräuchen gesteuert werden könne. Als das zunächst Liegende erreicht war, dachte man auch an eine **Reform der Bundesverfassung**. Die helvetische Konstitution, trotz allen Mängeln, die ihrtheils ihrem Wesen nach, theils nur zufällig und beiläufig anhingen, und trotz ihrem nur sehr flüchtigen Bestande, hatte gleichwohl eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Konföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Haltlosigkeit des bisherigen losen u. lockern Föderalismus erkennen lassen, und das Bedürfniß der engern politischen Einigung, als der nothwendigen Bedingung einer ehrenvollen Fortdauer der Eidgenossenschaft, wurde in weitem Kreise geweckt. Allerdings hatte jene helvet. Verfassung im Geiste der revolutionären Zeit, der sie ihre Entstehung verdankte, ihr eigenes Ziel übersprungen. Sie war weggeschritten über den Boden vieler Jahrhunderte, in welchem die Geschichte der S. ihre tiefen Wurzeln geschlagen, und hatte doch für die rücksichtslose Verfolgung ihrer Einheitszwecke keine kräftigen Geister, sondern meist nur schwache und abhängige Werkzeuge einer fremden äußern Gewalt gefunden. Darum blieb sie unpopulär in solchem Grade, daß die Partei der Anhänger der Centralisation im Geiste der helvet. Konstitution in der neuern Zeit als völlig verschwunden zu betrachten war. Wurde gleichwohl noch hier und da von einer solchen Partei gesprochen, so war dies nur ein abgenütztes Kunststück der Verdächtigung, dessen sich die starren Vertheidiger eines anarchischen Föderalismus gegen die Freunde einer die Unabhängigkeit der S. verbürgenden engern Vereinigung bedienten. An eine solche festere Verbindung aller Kantone wurden aber schon die Schweizer durch die Mediationsverfassung gewöhnt. Diese hatte bei der Abstimmung über eidgenössische Angelegenheiten das Verhältniß der Bevölkerung der einzelnen Stände wenigstens einigermaßen berücksichtigt. Sie half also jenes veraltete bundesstaatsrechtliche Herkommen untergraben, das im eidgenössischen Rathe die Stimme der kleinen und noch auf niederer Kulturstufe stehenden Kantone eben so viel gelten ließ, als die der größern Kantone mit ihrer zwanzig- und dreißigfach stärkern Bevölkerung. Von diesem Standpunkte aus mußte die Bundesverfassung von 1815 als offenbarer Rückschritt erscheinen, und es war natürlich, daß nach Revision der Kantonalverfassungen auch diejenige der Bundesakte zur Sprache kam. Die fortschreitende Partei ließ daher fast kaum eine Volksversammlung vorübergehen, ohne auf diese Nothwendigkeit hinzuweisen. Auch die Tagsatzung, der Stimme der Mehrheit des Volks nachgebend, beschloß die Revision am 17. Juli 1832. Aber noch stellte sich die rathlose Zerrissenheit der Interessen und Meinungen einer Lösung der wichtigsten Aufgabe der innern Politik entgegen. Der am 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesakte verhieß nicht so viele Vortheile, um die Ansprüche des Radikalismus zu erfüllen. Gleichwohl galt er der politisch stabilen Partei als ein Attentat gegen die Kantonalsouveränetät, und zugleich hatte er die Ultramontanen zu Gegnern, weil diese nur bei der Fortdauer der Bundesanarchie hoffen durften, ihre Zwecke erreichen zu können. Durch eine Koalition der äußersten Parteifraktionen, wie diese zumal im Kanton Luzern zu Stande gekommen war, wurde also der einer Volksabstimmung in den einzelnen Kantonen unterlegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht ward, war die Oeffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834, die aber nur dazu beitrug, die Ohnmacht der noch bestehenden Bundesverfassung in hellerm Lichte zu zeigen. Eine Reihe von **Verwickelungen mit dem Auslande** stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft noch deutlicher hervor und hätte also dem Bestreben nach Bundesreform um so mehr Vorschub thun sollen. Allein diese Zwistigkeiten mit dem Auslande trugen viel-

mehr dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu rücken, da sie die Thätigkeit der Regierungen und der Parteiführer wesentlich in Anspruch nahmen. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher politischer Flüchtlinge verschiedener Nationen geworden, die von da aus propagandistisch auf ihre Heimathländer einzuwirken suchten. Die desfallsigen Reklamationen auswärtiger Mächte konnten so lange wenig beachtet werden, als Frankreich nach der Julirevolution ein Interesse daran hatte, um seiner eigenen Sicherheit willen die Gährung in den Nachbarstaaten zu befördern. Schon nach dem mißglückten Savoyerzuge (s. Sardinische Monarchie, S. 157) kam indeß auf die dringenden und zum Theil in anmaßlichem Tone abgefaßten Noten des Auslandes am 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die Flüchtlinge zu Stande, wenngleich gegen die Protestation einiger Kantone. Zu diesen letztern gehörte namentlich Bern, dessen damalige Machthaber aber gar bald von trotziger Rede zu zaghafter Nachgiebigkeit gegen alle Forderungen der fremden Mächte übergingen. Dieses Umschlagen der berner Politik zeigte sich schon bald nach der Versammlung einiger deutscher Handwerker im Steinhölzli bei Bern (am 27. Juli 1834), wo man die Nationalfahne der Deutschen aufgepflanzt hatte und einige Aeußerungen politischen Unwillens hören ließ. Entscheidend dafür war die veränderte Stellung Frankreichs, die schon 1835 deutlich hervortrat. Der demokratische Aufstand von 1834 in Lyon und Paris hatte den Julithron bedroht und Frankreich in eine entschieden gegenrevolutionäre Politik zurückgeworfen, so daß es sich den andern Großmächten wieder näherte u. nun der S. gegenüber mit dem Eifer der Apostasie dieselben Grundsätze vertheidigte, die es früher bekämpft oder verleugnet hatte. Als man gegen Mitte des J. 1836 den Verzweigungen des Jungen Europa auf die Spur gekommen war, wurde eine eilige und übereilte Untersuchung gegen Betheiligte und Nichtbetheiligte geführt, und in tumultuarischem Verfahren wurden die unter dem Namen der „Flüchtlingshetze" bekannt gewordenen Ausweisungen vollzogen. Selbst auf der vorörtlichen Liste erschienen mehre Namen von Auszuweisenden, die in der Folge als schuldlos erklärt werden mußten. Jetzt war es Frankreich, das im Namen aller andern europ. Großmächte dieselben Forderungen betrieb, die es noch zu Anfange des J. 1834 nichts weniger als unterstützt hatte. Um dieselbe Zeit kam auf der Tagsatzung ein bis 1838 wirksam gebliebenes Konklusum über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Flüchtlinge und Fremden zu Stande; während dem Entwurfe eines Konkordats für künftige gleichmäßige Behandlung derselben keine Mehrheit von Ständen beitrat. In diese Reibungen 1836 griff noch ein die Spannung steigernder Vorfall ein: die Entdeckung des von franz. Behörden mit mehren falschen Pässen versehenen Spions Conseil. Eine Tagsatzungscommission erstattete darüber Bericht, der unter dem Titel „Die entlarvten Diplomaten" in deutscher und franz. Sprache der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Der Berichterstatter war Dr. Keller aus Zürich, damals einer der Führer der radikalen Partei, später Professor an der Hochschule in Berlin. Er stellte den von der Mehrheit der Tagsatzung gebilligten Antrag, der franz. Regierung durch die Uebersendung der Akten volle Kenntniß vom Bestande der Sache zu geben, und führte zugleich die in Frankreich gegen die Verfertigung falscher Pässe geltenden Strafbedingungen ausdrücklich an. Je offenbarer nun in der Sache selbst das Unrecht auf Seite Frankreichs war, um so lebhafter warf sich dieses in die Rolle des Beleidigten. In einer Note vom 27. Sept. 1836 war die Rede von einer die S. beherrschenden Faktion, von empörender Mißachtung der Grundsätze des Völkerrechts, von tiefer Beleidigung Frankreichs, von der Erwartung schneller Genugthuung und von der Anweisung an den franz. Gesandten zur Abbrechung alles Verkehrs, „bis in den Rathssälen der S. eine weisere Politik die Oberhand gewonnen". Bald darauf ordnete Frankreich eine Grenzsperre an. Eine außerordentlich berufene Tagsatzung trat zusammen und verständigte sich endlich über eine Antwortsnote mit der Erklärung, daß sie die Beschwerde gegen die franz. Gesandtschaft fallen lasse und unter den jetzigen Umständen der Sache keine weitere Folge gegeben werden solle. Hierauf folgte die Aufhebung der franz. Sperre, „da die verlangte Genugthuung geleistet worden sey". Der Zwist war noch nicht zu Ende, als nach dem sog. straßburger Attentat die Rückkehr Louis Bonaparte's nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung, da die S. nicht zugeben könne, „daß derselbe zugleich den Namen eines Schweizerbürgers und eines Prätendenten führe". Die Tagsatzung konnte bei aller Nachgiebigkeit vieler ihrer Mitglieder zu keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse kommen, das nun abermals eine theilweise Sperre der Schweizergrenze eintreten ließ und Truppen zusammenzog. Diesen Rüstungen gegenüber legten Genf, Waadt und andere Kantone einen ehrenwerthen Enthusiasmus zur Vertheidigung der schweizerischen Unabhängigkeit an den Tag, und auch die Tagsatzung sah sich endlich zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt. Ehe die Tagsatzung zu einer weitern Entscheidung gelangt war, machte Louis Bonaparte am 22. September 1838 die Anzeige, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeter Nationen zu gefährden. Dies geschah am 14. Okt., und am 15. gab der französische Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwickelung als gelöst betrachte, worauf die Zurückziehung der gegenüberstehenden Truppen erfolgte. — In dieser langen Periode der nicht immer wohl bestandenen diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Innern der S. die reaktionäre Partei ihr Haupt. Minder

bedeutend waren die Anstrengungen der alten Aristokratie, obwohl auch diese den Verlust ihrer Macht so leicht nicht verschmerzte und da und dort, namentlich in Bern in Umtriebe und Konspirationen gegen die neue Ordnung der Dinge sich einließ. Doch hatten ihre leicht unterdrückten Versuche, welchen nach der Auflösung des Sarnerbundes kein kombinirter Plan mehr zu Grunde lag, meist nur eine kantonale Bedeutung. Um so mächtiger regte sich die ultramontane Partei, die ihre Pläne mit hartnäckiger Konsequenz verfolgte, nach jeder scheinbaren Niederlage von Neuem sich erhob und die ganze S. mit Unruhe erfüllte. Wie sehr sie auch vor den Augen der großen Menge der leichtfertig oberflächlichen Beobachter jeden Schein einer Provokation von ihrer Seite zu vermeiden wußte; wie klug sie die Rolle der ungerecht Angegriffenen spielte, während sie von Umgriff zu Umgriff, von Eroberung zu Eroberung fortschritt: sie war es dennoch, die überall aufregte, reizte, die Gemüther mit gegenseitiger Erbitterung erfüllte und die Anarchie planmäßig nährte, weil nur der polit. Anarchie gegenüber die auf der Einheit einer vollendeten Centralisation beruhende Macht der röm. Kirche ihre Triumphe zu feiern vermochte. Daß es aber vor allen Ländern Europa's die S. gewesen ist, die sich die ultramontane Faktion zur nächsten Beute auserseben mußte, davon lag der Grund in der politischen Zerrissenheit der Eidgenossenschaft und in der Schwäche derselben, welche die nothwendige Folge dieser Zerrissenheit war. Er lag in der eigenthümlichen Mischung der Bevölkerung der S. Von der römischen Kirche mit dem Princip der Unduldsamkeit gegen ihre reformirten Bundesbrüder ausgerüstet, mußten die kleinern, rein katholischen Kantone gleichsam die Festungen des Ultramontanismus mit ungemischter römischer Besatzung bilden. Die gemischten Kantone dagegen boten der hierarchischen Partei zahlreiche Anhaltepunkte dar, auf denen sie ihre Hebel spielen lassen konnte, um je nach den Umständen ihre Massen in Bewegung zu setzen, u. endlich waren die sogenannten rein evangelischen Kantone nicht in der Weise gegen den Katholicismus, wie die rein katholischen gegen den Protestantismus abgeschlossen, so daß es die jesuitische Faktion hier und da mit Erfolg versuchen konnte, mehr und mehr selbst diese Staaten mit ihren Elementen zu durchdringen und zu zersetzen. Zu dem Allen kam die centrale Lage der S. in der Mitte der Hauptnationen des europäischen Festlandes, so wie die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung aus deutschen, französischen und italienischen Stamm- und Sprachgenossen, so daß von da aus die römische Propaganda nach allen Richtungen hin ihre Netze über das ganze mittlere und westliche Europa auszuspinnen vermochte. Darum hatte sie sich die S. für alle weitern Unternehmungen zur wichtigsten Operationsbasis auserseben. Darum hatte sie sich in der S. mit der Jesuitenburg Freiburg ihr röm. Zwingurt auf stärkern Grundlagen erbaut, als die Habsburger vor 5 Jahrhunderten das ihrige. Und darum mußte und muß der große Kampf um religiöse Freiheit od. kirchlichen Zwang so lange hin- und herschwanken, bis er endlich auf dem Boden der S. entschieden seyn wird. Die ihr günstige Zeit der Restauration hatte die hierarchische Partei in der S. zur Herstellung und Erweiterung ihrer durch die Revolution erschütterten Macht zu benutzen gewußt. Ein Zeugniß davon war unter vielem Andern die Wiederberufung und Ausbreitung der Jesuiten; die Ausstattung des päpstlichen Nuntius mit ausgedehnten Befugnissen; die fortwährende Zersplitterung der S. in mehre kleine Bisthümer, die, im Widerspruch mit dem katholischen Kirchenrecht und *selbst mit* den Beschlüssen des tridentiner Koncils, *keinem* Metropolitanverbande, sondern der päpstlichen Gewalt unmittelbar unterworfen sind, wodurch die Zahl der geistlichen Würdenträger, also auch die Stärke der päpstlichen Miliz in der S. beträchtlich vermehrt wurde. Mehr darüber s. unten. Gegen die wachsenden Umgriffe der Hierarchie sahen sich schon vor 1830 mehre Kantonalregierungen, wie die des Kantons Graubündten, zu mitunter energischem, aber nicht immer erfolgreichem Widerstande veranlaßt. Mit den Ereignissen von 1830 schien endlich eine günstigere Periode für die Sicherstellung der Selbstständigkeit der Staaten gegenüber der kirchlichen Gewalt eingetreten. Zu Ende des J. 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St. Gallens zu Baden (badener Konferenz), um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Episkopats, so wie zur Gründung eines gemeinsamen schweizerischen Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Mochten auch einige wenige Artikel der badener Konferenzbeschlüsse durch ihre unbestimmte Fassung den Ultramontanen einen scheinbaren Vorwand an die Hand geben, so standen doch die wichtigsten Bestimmungen in keinerlei Weise mit den allwärts anerkannten Grundsätzen des katholischen Kirchen- und Staatskirchenrechts im Widerspruch; und diese badener Beschlüsse waren ihrem Wesen nach nur eine gerechte Nothwehr gegen die Anmaßungen der überkirchlichen Partei. Gleichwohl verdammte sie ein päpstliches Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 ohne Rücksicht auf ihre einzelnen Bestimmungen „als falsch, verwegen und irrig, die Rechte des heiligen Stuhls schmälernd, die Regierung der Kirche und ihre göttliche Einrichtung umstürzend, das Kirchenamt der weltlichen Gewalt unterwerfend, aus schon verdammten Lehren hergeleitet, auf Ketzereien hinzielend und schismatisch". Vor und nach diesem Kreisschreiben wurde kein Mittel versäumt, um die an der badener und später luzerner Konferenz (Sept. 1835) theilnehmenden Stände einzuschüchtern und überall die katholische Bevölkerung in Gährung zu bringen. Solothurn versagte den Beschlüssen die Genehmigung; dann zog sich auch Bern zurück, und in St. Gallen wurde ein auf die badener Artikel gegründetes Gesetz vom 15. Nov. 1834 über die Rechte des Staats in Kirchensachen durch das Veto des

von seinen Priestern bearbeiteten katholischen Theils der Bevölkerung verworfen. Auch in andern Bezirken der katholischen S. ließ man den Ruf der „Religionsgefahr" hören, und brachte damit im bernischen Jura, so wie hauptsächlich in den katholischen Freiämtern des Kantons Aargau im Herbst und Spätherbst 1835 tumultuarische Auftritte zu Stande. Zwar reichten einige militärische Demonstrationen hin, die beginnenden Unruhen im Keim zu ersticken. Allein doch fand sich die aargauische Regierung bewogen, die Formulirung des vom katholischen Klerus durch die badener Artikel geforderten Eides der Treue nach der Ansicht des Bischofs von Basel abzuändern, der nun erst den den Eid weigernden Priestern dessen Ableistung gestattete. Das Wichtigste aber war, daß der erste ernstliche Versuch des Widerstandes, den eine Mehrheit von Kantonen der hierarchischen Partei entgegensetzte, als gescheitert betrachtet werden mußte; daß sich diese Partei wieder als Macht fühlen lernte, daß sie unter sich in engern Zusammenhang und in dauernde Verbindung zu gemeinsamem Handeln gelangte und fortan wieder mit größerer Keckheit aus ihrer zeitweise nur defensionalen Stellung zu bedrohlicher Offensive übergehen konnte. — Eine weitere Unterstützung fand diese Partei durch die Ereignisse im reformirten Kanton Zürich durch die Umwälzung vom 6. Sept. 1839. Hierdurch wurde Zürich auf die Bahn einer falschen Politik fortgerissen und für längere Zeit die Phalanx der größern regenerirten Kantone durchbrochen, deren einträchtiges Zusammenwirken allein die Ruhe der S., so wie ihre politische und kirchliche Selbstständigkeit verbürgen konnten. Den Vorwand zu jener Umwälzung gab die Berufung des Dr. Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der züricher Hochschule. Jetzt stimmte auch im Kanton Zürich die Partei der Unzufriedenen, die sich Konservative nannten, den Ruf der Religionsgefahr an. Alle Künste der Demagogie wurden angewendet, um die Masse in Gährung zu setzen, u. durch die Errichtung von Komités unter der Leitung eines Centralausschusses wurde ihr eine Organisation gegeben, die sie zu schnellem revolutionären Handeln geschickt machte. Vergebens war es, als der große Rath des Kantons Zürich den Beschluß faßte, daß Strauß entfernt bleiben sollte, u. damit selbst jeden scheinbaren Vorwand für die Fortdauer der Bewegung beseitigte. Die Häupter der revolutionären Partei der sogenannten Konservativen blieben gleichwohl in ihrer feindseligen Stellung gegen die verfassungsmäßigen Behörden u. benutzten ein falsches und vielleicht absichtlich verbreitetes beunruhigendes Gerücht von dem Einmarsche eidgenössischer Truppen in den Kanton, um am 6. September einen Haufen empörter Bauern in die Stadt zu werfen, die Regierung zu stürzen und sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Da sich die augenfällige Rechtswidrigkeit dieses Verfahrens nicht in Abrede stellen ließ, so erfand man sich zur Entschuldigung desselben die verderbliche Lehre von einem äußern und innern Rechte, ohne Rücksicht darauf, daß es die züricher Verfassung dem Volke schon seit 1830 möglich gemacht hatte, auf gesetzliche Weise seiner innern Berechtigung auch die Anerkennung als äußeres Recht zu verschaffen. In rücksichtsloser Mißachtung der positiv rechtlichen Verhältnisse wurde also von den Konservativen des Kantons Zürich für die Politik der jesuitische Grundsatz ausgesprochen, daß der Zweck die Mittel heilige. Die von einigen auswärtigen Großmächten beifällig aufgenommene Revolution vom 6. Sept. 1839 war der erste Mißbrauch, der mit dem seit 1830 anerkannten Princip der Volkssouveränetät im Großen getrieben wurde, und dies geschah nicht während einer Periode allgemeiner Aufregung durch weltgeschichtliche Ereignisse, wie nach den Julitagen, sondern mitten im tiefen Frieden. Da diese Umwälzung von einer Partei ausging, die sich selbst die konservative nannte, so mußte sie um so mehr einen verderblichen moralischen u. verwirrenden politischen Einfluß üben.— Gegen die Vollziehung der badener Konferenzbeschlüsse war die ultramontane Partei mit erfolgreichem passiven Widerstande aufgetreten; im Kanton Zürich dagegen hatte die reaktionäre Partei den sogenannten Konservativen in offenem Angriffe eine Umwälzung zu Stande gebracht, die nicht nur den Vorwand der ganzen Bewegung, die Berufung von Strauß, beseitigte, sondern auch eine ganze Reihe von Forderungen veranlaßte, deren Gewährung ohne offenbaren Verfassungsbruch von den gesetzlichen Behörden in der ihnen angesonnenen Weise nicht geschehen konnte. Auch die auswärtige Diplomatie, namentlich die des österreichischen Kabinets, die den Konservatismus auf ihre Fahne geschrieben, kokettirte im Sinne der Reaktion, aber im Widerspruche mit dem von ihr selbst zur Schau getragenen Princip, mit den neuen züricher Gewalthabern: sie steigerte dadurch die Hoffnungen der reaktionären Partei und half die einreißende Begriffsverwirrung vergrößern. Noch eine andere und unmittelbar wichtige Folge knüpfte sich an die Umwälzung vom 6. Sept. 1839. Alle größeren Kantone, mit freisinnigen Verfassungen, im Geiste der Bewegung von 1830, hatten sich zu einer wesentlich gleichartigen Politik vereinigt, wodurch allein die Ordnung und der innere Friede erhalten werden konnten, und diese Vereinigung hatte im sogenannten Siebnerkonkordat (am 12. März 1832 zwischen den Kantonen Luzern, St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Zürich zur Aufrechthaltung ihrer Verfassungen geschlossen) ihre Form und ihren Ausdruck erhalten. Durch den zeitweisen Abfall des Kantons Zürich zu einer reaktionären Politik wurde aber dieser Halt gebrochen; es wurde der individuellen und kantonalen Willkür, so wie allen Gelüsten des Parteigeistes ein freier Spielraum geöffnet; es trat jene Periode der Auflösung und Zersetzung ein, wie sie jeder Verbindung zu höherer Einheit vorausgeht, wie sie auch der schweizerischen Bundesreform vorausgegangen ist. Eine Reihe von Kantonen war nun binnen wenigen

Jahren der Schauplatz stürmischer Ereignisse, mit sehr verschiedenem Erfolge, je nach der Stärke und Stellung der Parteien. Noch im Laufe des Jahres 1839 wurde im Kanton Tessin eine korrupte Faktion überwunden, die unter der Form der Verfassung von 1830 das alte System der Willkür und Bestechung fortzusetzen trachtete. Im Kanton Wallis, wo Jahrhunderte lang der politisch zurückgesetzte untere Theil des Landes unter der Bevormundung des obern Wallis und des bevorrechteten Klerus gestanden hatte, war endlich auf der Grundlage der Rechtsgleichheit eine neue Verfassung zu Stande gebracht und von der Mehrheit des Volkes angenommen. Der Versuch, die Einführung dieser Verfassung zu hindern, wurde niedergeschlagen, und so trat Wallis für einige Zeit in die Reihe der sogenannten regenerirten Kantone ein. Ganz entgegengesetzte Folgen hatte die im seither liberalen Kanton Luzern eingetretene Gährung, welche theils eine Nachwirkung der züricher Ereignisse war, theils im Zusammenhange mit der in Angriff genommenen Verfassungsrevision stand. Schon lange war diese Krise vorbereitet, da seit Jahren ein großer Theil des Klerus auf den Sturz des daselbst herrschenden Systems hinarbeitete. An der Spitze stand, mit überwiegendem Einflusse, der politische Renegat Konstantin Siegwart, und ein reicher unwissender Bauer, Joseph Leu, mehr das Werkzeug, als ein Führer der Partei, aber von dieser als Märtyrer gefeiert, da er einige Jahre später der nur persönlichen Rachsucht eines Einzelnen zum Opfer fiel. Die neuen Wahlen brachten die ultramontane Faktion zur Herrschaft, und die neue Verfassung, wodurch das bisherige politische Vorrecht der Stadt Luzern abgeschafft und das Volksveto eingeführt wurde, stützte sich einerseits auf die vom Klerus geleitete große Masse, während sie zugleich durch weitere positive Bestimmungen den Einfluß der Geistlichkeit steigerte. Diese neue Verfassung verzichtete auf das Placet des Staats in Kirchensachen, dem sie ein bloßes Visum vorbehielt; sie erklärte die apostolisch-römisch-christ-katholische Religion zur Staatsreligion, das Bekenntniß derselben zur ersten Bedingung des Stimmrechtes und der Aufnahme in das Kantonsbürgerrecht und verbot jede Veräußerung kirchlicher Liegenschaften ohne vorherige Genehmigung der Kirchenbehörden. Was nie in der S. geschehen war, geschah jetzt: die Verfassung wurde durch eine eigene Deputation dem Papste gleichsam zur Anerkennung vorgelegt. Aber so groß war die Verstimmung Gregors XVI. wegen früherer Vorgänge in Luzern, daß er in seiner Antwort am 1. Dec. 1841 die Erwartung äußerte: „es würden ihm später noch reichlichere Beweise von der frommen Gesinnung des luzernischen Volkes gegen die heilige Mutterkirche und gegen diesen obersten Stuhl Petri zu Theil werden". Von solchen „reichlichen Beweisen" blieb kaum noch etwas Anderes übrig, als die verhängnißvolle Einführung der Jesuiten. Auf diese Weise erwarb sich derselbe Kanton, der die badener Konferenzbeschlüsse am eifrigsten betrieben und das Meiste zu ihrer Vollstreckung gethan hatte, den Namen des „schweizerischen Kirchenstaats". Schon kurz vor diesem völligen Umschwunge in Luzern war auch für Solothurn und Aargau fast gleichzeitig die Periode der Verfassungsrevision eingetreten, und da und dort suchte die hierarchische Partei die hiermit unzertrennliche Aufregung in ihrem Sinne auszubeuten. Im fast durchaus katholischen Solothurn, wo nur der Bezirk Bucheggberg reformirt ist, wurde die aufbrausende Gährung ohne Mühe unterdrückt und in verfassungsmäßigen Schranken gehalten. Im Aargau dagegen machte ein Theil der katholischen Minorität den gewaltsamen Versuch zum Umsturze der von der Mehrheit angenommenen Verfassung. Im Widerspruche mit dem Grundsatze der politischen Rechtsgleichheit, ohne Unterschied der Konfessionen, bestand diese Minorität auf der sogenannten Parität, oder auf der numerisch gleichen Vertretung der katholischen Minderheit, gegenüber der reformirten Mehrheit der Bevölkerung. Doch mag im Hintergrunde dieses Begehrens der von Luzern aus genährte Wunsch der Herstellung eines katholischen Kantons oder souveränen Halbkantons Baden gelegen haben, wie auch zur Zeit der helvetischen Republik ein solcher Kanton aus dem Bezirke Baden und den sogenannten Freiämtern gebildet war. Am 10. Jan. 1841 setzten sich die Katholiken der an Luzern grenzenden aargauischen Freiämter in Aufstand. Sie wurden jedoch auf ihrem Zuge gegen Aarau bei Vilmorgen von den verfassungstreuen Milizen geschlagen und zersprengt. Unter dem ersten Eindrucke dieses Ereignisses versammelte sich der große Rath des Aargau's und beschloß am 13. Jan. die Aufhebung aller Klöster. Bis 1841 gab es in der katholischen Hälfte dieses Kantons nicht weniger als 8 Klöster, wovon die meisten, zumal die reiche Abtei Muri, in den obern Freiämtern gelegen waren. Schon 1835, wie später 1841, waren sie die augenfällig gewordenen Herde erneuerter Unruhen. Gleichwohl erregte die Aufhebung aller Klöster, auch der unbedeutenden und nicht erweislich betheiligten Nonnenklöster, große Mißstimmung in einem Theile der katholischen S., welche durch die Protestationen des päpstlichen Nuntius, sowie durch eine österreichische Note, welche die Klosterfreunde wenigstens mittelbar zu begünstigen und in ihrem Eifer anzuspornen suchte, noch mehr genährt wurde. Die auf das Begehren mehrer Stände versammelte außerordentliche Tagsatzung brachte am 2. April 1841 mit 12 Stimmen ein Konklusum zu Stande, das den aargauischen Großrathsbeschluß als „unvereinbar mit dem den Fortbestand der Klöster garantirenden Artikel 18 der Bundesakte" erklärte und eine Frist mit der sehr unbestimmten Aufforderung an Aargau setzte, „den Klosterbeschluß mit den Vorschriften des Bundesvertrags in Einklang zu bringen". Doch hatten damals mehre zur Ma-

jorität gehörende Stände erklärt, daß sie keineswegs die Herstellung aller Klöster für nothwendig hielten. Ueber das Maß der von Aargau zu erfüllenden Verbindlichkeiten erhoben sich während mehrer Tagsatzungen langwierige Verhandlungen, bis endlich am 31. Aug. 1843, nach dem aargauischen Anerbieten der Herstellung mehrer Nonnenklöster, die Tagsatzung mit $12\frac{1}{2}$ Stimmen die Klosterfrage für beseitigt erklärte. Gegen diesen Beschluß, den sie als förmlichen Bundesbruch bezeichneten, legten die meisten katholischen Kantone, die sich von nun an die „Bundesgetreuen" nannten, Protestation ein. Die Mehrheit der Stände aber verwahrte sich gegen diese Protestation, indem sie die dissentirenden Kantone darauf hinwies, wie sie durch ihren Ungehorsam gegen die Beschlüsse der Mehrheit sich selbst außer den Schranken der Bundesverfassung stellten. Diese Verwahrung erfolgte auf den Vorschlag von Zürich, wo sich schon 1841 auf einer zahlreich besuchten und im Sinne der aargauischen Beschlüsse stimmenden Volksversammlung deutlich genug gezeigt hatte, daß hier ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten war, und daß die Mehrheit des züricher Volks der Politik seiner „Septemberregierung" keineswegs mehr unbedingt huldigte. Der Berufung der katholischen Stände, so wie von Neuenburg und Basel-Stadt, auf den Artikel 12 der Bundesakte, wurde mit Recht entgegengesetzt, daß die Klöster und der Papst keine Mitkontrahenten des Bundesvertrags gewesen, daß dieser Vertrag nur Rechte und Verbindlichkeiten zwischen den Kantonen als solchen begründe; daß mithin der Artikel 12 jedem einzelnen Kanton nur die Verbindlichkeit auferlege, eine Aufhebung von Klöstern nicht im Widerspruche mit dem bundesverfassungsmäßig geäußerten Willen der Eidgenossenschaft zu verfügen, also nicht im Widerspruche mit der für rechtsgültige Aeußerung dieses Willens erforderlichen Mehrheit von wenigstens 12 Ständen. Allein die Stände seyen natürlich nicht verpflichtet, von ihrem Rechte, den Fortbestand der Klöster in diesem oder jenem Kantone zu verlangen, Gebrauch zu machen; ja sie seyen nach Artikel 1 und 8 der Bundesakte sogar verbunden, die Aufhebung von Klöstern in dem Falle gut zu heißen, wenn ihr Fortbestand die politische Existenz des betreffenden Kantons und mittelbar die innere Sicherheit der Eidgenossenschaft selbst gefährde. Daß dies bei den eigenthümlichen Verhältnissen im Aargau natürlich der Fall war, lag deutlich genug vor Augen. Und so mußte jeder Unbefangene den Tagsatzungsbeschluß vom 31. Aug. 1843, der nicht unbedingt die Herstellung aller Klöster forderte, sowohl den Anforderungen der strengsten Gerechtigkeit, wie der Billigkeit angemessen finden, selbst davon abgesehen, daß früher schon in andern Kantonen mehre Klöster, trotz dem Widerspruche der geistlichen Behörden, aber mit stillschweigender Zustimmung der Mehrheit der Kantone, waren aufgehoben worden. Inzwischen hatte in Genf, wie in andern Kantonen, eine Volksversammlung am 18. Okt. 1841 Statt, die sich im Widerspruche gegen die zögernde Politik der genfer Regierung zu Gunsten der im Aargau beschlossenen Klosteraufhebung aussprach. Zugleich wurde die im Volke herrschende Aufregung benutzt, um die endliche Revision der Verfassung, die mit ihren zahllosen Mißständen nur die Lüge einer repräsentativen Demokratie war, in Anregung zu bringen. Die ausweichende Erklärung der Regierung, die unzeitige Berufung der nur in geringer Zahl sich einfindenden Milizen gaben zu einer tumultuarischen Demonstration Anlaß, der endlich die Repräsentanten nachgaben, indem sie in die Berufung einer konstituirenden Versammlung einwilligten. Die neue Verfassung, die wenigstens einen großen Theil der frühern Mißstände beseitigte, wurde am 7. Juni 1842 vom Volke angenommen. Ein Anstoß in entgegengesetzter Richtung erfolgte in Wallis, welcher diesen Kanton wieder vollständig in die Reihe der ultramontanen Stände führte und gleichfalls mit dem Klosterstreite im Zusammenhange stand. Die erneuerten Anstrengungen, wozu die hierarchische Partei durch Unterdrückung eines Aufstandes aargauischer Katholiken und durch die Aufhebung der Klöster getrieben wurde, waren zunächst in Wallis von Erfolg begleitet. Der Einfluß der Geistlichkeit gewann das Uebergewicht in den Wahlen von 1843; die Parteien stellten sich nun schroffer gegenüber und organisirten sich als junge und alte S. Die letztere, die alte S., handelte hauptsächlich unter geistlicher Führung; die reiche Abtei St. Moritz sorgte für Waffen und Geld, wozu auch die Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens in Lyon beisteuerte. Endlich führten die zunehmenden Excesse und Reibungen im Mai 1844 zu offenem Kampfe. Begünstigt von der Mehrheit des Großraths und Staatsraths, konnte der bewaffnete Landsturm des Oberwallis ohne Widerstand in Sitten, den Sitz der Regierung, einziehen. Die Schaaren der „jungen Schweiz" wurden zurückgetrieben u. erlitten am Trient (21. Mai 1844) eine blutige Niederlage durch die zu der „alten S." haltenden Unterwalliser der Bergthäler, die den rückziehenden Jungschweizern den Paß verlegten. Durch empörende Härte u. Grausamkeit, wie sie kaum in den rohesten Zeiten des Mittelalters erhört gewesen, wurde der Sieg geschändet. Am besten aber läßt sich der Charakter der Bewegung nach der Frucht ermessen, die ihr entsproß, nach der unter den Auspicien des Bischofs zu Stande gekommenen Verfassung vom 14. Sept. 1844. Diese Verfassung vermehrte die Vertretung des Klerus im Großrathe, sanktionirte die Personal- und Realimmunität der Geistlichen, gab die Leitung des Unterrichts fast ausschließlich in die Hände des Klerus und bestimmte, daß nur die katholische Religion einen Kultus im Kanton haben dürfe. Hiernach war selbst der häusliche Gottesdienst der Protestanten, deren Leichen neben den Kirchhöfen verschaart werden durften, verboten worden. Die Petition der in Wallis wohnenden 300 Protestanten, so wie die

Vorstellungen des Kantons Zürich gegen solche Bestimmungen blieben ohne Erfolg.

In derselben Zeit, da der aargauische Klosterstreit die ganze S. in Gährung setzte, wurde die Aufregung noch dadurch gesteigert, daß die hierarchische Partei mit ihrem lange gehegten Plane, dem Jesuitenorden weitere Verbreitung zu verschaffen, in rücksichtslosester Verletzung der Interessen und Ansichten, sowohl der reformirten, als der liberal katholischen Schweizer, immer kecker und offener hervortrat. Um diese Jesuitenfrage nach ihrer vollen Bedeutung für die ganze Zukunft der S. zu erkennen, muß man sich die Stellung und den Einfluß der katholischen Kirche in diesem Lande anschaulich machen. Während das Verhältniß der katholischen zur protestantischen Bevölkerung wie 2:3 ist, ist das des katholischen Klerus zur protestantischen Geistlichkeit ein gerade umgekehrtes, etwa wie 3:2. Die kirchliche Leitung des größten Theils der katholischen Bevölkerung führten die Bischöfe: von Sitten (Kanton Wallis, mit etwa 75—78,000 Katholiken), von Lausanne und Genf (Residenz Freiburg), von Basel (Residenz Solothurn), dessen Diöcese, als das größte aller schweizerischen Bisthümer, etwa 360—365,000 Katholiken umschließt, und von Chur (Residenz Chur), mit etwa 132,000 Katholiken. Sodann stehen etwa drei Viertel der Bevölkerung des Kantons Tessin, so wie die katholische Bevölkerung von Puschlar und Bergelthal in Bündten unter dem Bischof von Como, etwa 30,000 tessiner Katholiken aber unter dem Erzbischofe von Mailand. Obgleich hiernach die schweizerischen Bisthümer weit kleiner, als die der Nachbarstaaten sind, so daß sie in ihrer Gesammtheit den Umfang und die Bevölkerung eines der größern oder selbst der mittlern Bisthümer des Auslandes kaum erreichen, wurde dennoch im Jahre 1847 noch der unglückliche Gedanke der Gründung eines besondern Bisthums St. Gallen, mit etwa 100,000 Seelen, zur Ausführung gebracht. Auf diese Weise ist die Zahl der höhern geistlichen Würdenträger, die sich unmittelbar an die römische Kurie anlehnen und von dieser abhängig sind, in der S. verhältnißmäßig stark. Um so größer erscheint aber ihre Abhängigkeit, als die Bisthümer, seit Zertrümmerung der größern erzbischöflichen Verbände in Folge der französischen Revolution, sogenannte Immediatbisthümer geworden und dies, im Widerspruche mit den Bestimmungen des katholischen Kirchenrechts, bis zur Stunde geblieben sind. Und um so leichter gelang es, diese Bischöfe in sehr wichtigen Beziehungen dem päpstlichen Nuntius in der S. unmittelbar unterzuordnen, was in gleicher oder noch entschiedenerer Weise auch bei der regulären Geistlichkeit der Fall ist. Was die Wahl der Ortsgeistlichen betrifft, so hat sich da und dort der herrschende Geist der Demokratie die ihm entsprechenden Formen geschaffen. Außer vielen andern Formen geschieht es am häufigsten, daß das Volk den Priester, den es sich zum Pfarrer oder Kaplan zu geben gedenkt, ernennt und dem Bischofe vorstellt. So ist es in Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus und, mit gewissen Beschränkungen, in Tessin. In Appenzell-Innerrhoden ernennt der große Rath die Pfarrer. In andern Kantonen steht den Regierungen das Kollaturrecht zu. Ungeachtet dieser demokratischen Einrichtungen konnte sich dennoch in der Mehrheit des Klerus der kathol. S. kein Unabhängigkeitsgeist entwickeln, der den ultramontanen Uebergriffen und Anmuthungen die Spitze zu bieten vermöchte. Abgesehen von der Abhängigkeit des niedern vom höhern Klerus überhaupt, liegt der Grund dieser Erscheinung vornehmlich in dem Umstande, daß es keine eidgenössische und nationale höhere Bildungsanstalt gibt: die Geistlichkeit muß ihre Bildung im Auslande erwerben, wo durch Stiftungen und auf andere Weise für die Erziehung im ausschließlichen Interesse der römischen Hierarchie gesorgt ist. Während die ganze reformirte S. etwa 1000—1100 Pfarreien und höchstens 1500 Geistliche zählt, so daß ein Pfarrer auf 1250 und ein Geistlicher auf 850—900 Einwohner kommt, hat der katholische Theil des Landes 1100 Pfarreien, 20 Chorpfarrenstifte mit 245 Individuen, und im Ganzen etwa 2500 Weltgeistliche. Außerdem gab es vor dem Sonderbundskriege im Jahre 1846 noch 59 Mannsklöster mit 1500, und 57 Frauenklöster mit 1000 Konventualen. Es kam also ein Priester auf nicht mehr als 225 Seelen, so daß kein katholisches Land, außer Belgien und Italien, eine eben so zahlreiche Priesterschaft hat. Diese Priesterschaft verfügt zugleich über sehr beträchtliche materielle Hülfsmittel. Das Vermögen der katholischen Kirche wurde noch kurz vor dem Sonderbundskriege auf 80 Millionen französische Franken berechnet, worunter nicht weniger als 29—30 Millionen Klostervermögen und 8 Millionen Vermögen der Stifte, während das Uebrige in Pfarrgütern und dergleichen bestand. Dies war mehr als drei Fünftel des gesammten der Eidgenossenschaft und den Kantonen zugeschriebenen Staatsguts und ergab zu 3½ % eine jährliche Gesammteinnahme von 3 Mil. Hieraus wird ersichtlich, wie die katholische Kirche in der S. über eine verhältnißmäßig sehr zahlreiche und wohlausgestattete geistliche Miliz unter der Führung des päpstlichen Nuntius gebietet. Konnte es noch gelingen, durch weitere Verbreitung des beweglichen und wohlorganisirten Jesuitenordens der „streitenden Kirche" einen überall thätigen geistlichen Generalstab zu verschaffen; war es namentlich möglich, den Einfluß und die Herrschaft der Jesuiten in Luzern, als einem der damaligen Vororte, sicher zu stellen: so erschien die Organisation der ultramontanen Partei vollendet. Sie konnte alsdann, unter Benutzung aller ihr günstig scheinenden Umstände, durch Missionen und andere ihr zu Gebote stehende Mittel, den Zunder des religiösen Zerwürfnisses auch in die Nachbarländer hinauswerfen. Vor Allem wäre damit für die S. selbst die dauernde Spaltung in eine katholische und nichtkatholische Hälfte entschieden und jede Hoffnung auf den Ueber-

gang von einem lockern Staatenbunde zu einem starken und volksthümlichen Bundesstaate vereitelt worden. Denn das Interesse der ultramontanen Partei hätte es niemals geduldet, sich einer Gesammtrepräsentation des schweizerischen Volkes zu unterwerfen, in welcher das entscheidende Gewicht der reformirten Bevölkerung der größten Kantone zufallen mußte. Daß die hierarchische Partei sogar dem geringsten Fortschritte zu einem kräftigen Bundesstaate hemmend entgegentreten werde, hatte sich auch früher schon bei den ersten und hauptsächlich durch ihre Bemühungen gescheiterten Versuchen einer Bundesreform deutlich gezeigt. In der That knüpfte sich also an die Entscheidung der Jesuitenfrage, deren Lösung nach einer geschichtlichen Nothwendigkeit der Bundesreform vorausgehen mußte, das ganze Schicksal der S. Schon vor etwa 40 Jahren war dem Jesuitenorden, trotz seiner Auflösung, das Kollegium zu Sitten in Wallis anvertraut worden, welcher Kanton damals zum französischen Kaiserreich gehörte. Aber seine Mitglieder trugen weder Namen, noch Tracht der Jesuiten, und als 1814 die Aufnahme des Wallis in die Eidgenossenschaft erfolgte, hatte man noch keine officielle Kenntniß vom Daseyn der Jesuiten. Diese traten erst nach der päpstlichen Herstellung des Ordens in demselben Jahre öffentlich hervor, ohne daß sich Widerspruch erhob, da man von dem erst beigetretenen und in sich selbst so abgeschlossenen Wallis aus wohl keinen gefährlichen Einfluß befürchtete. Lebhafte Besorgnisse wurden dagegen laut, als 1818 die Berufung der Jesuiten nach Freiburg erfolgte, trotz aller Verwahrungen einer zahlreichen Opposition in diesem Kanton selbst und trotz aller „freundeidgenössischen" Warnungen der Regierungen von Bern und Zürich. Solche Besorgnisse erneuerten sich 20 Jahre später, als auch im Kanton Schwyz die Niederlassung der Jesuiten entschieden war, während dieselbe ihren Anhängern in Luzern den verhängnißvollen Muth gab, schon vor der Verfassungsrevision daselbst, und schon vor der Aufhebung der Klöster im Aargau, die Berufung des Ordens in den sogenannten katholischen Vorort zu betreiben. Der Eifer dafür erhöhte sich nach dem Siege der hierarchischen Partei in Luzern und nach Einführung der neuen Konstitution im December 1841. Um allmählig auch das Volk dafür zu stimmen, veranstaltete man geraume Zeit hindurch eine Reihe jesuitischer Missionen. Das Neue der Sache, die triviale Rhetorik, der ungemessene Eifer der Missionäre machten Eindruck auf die Massen. Doch blieb die Opposition gegen die Berufung so stark, daß im Januar 1842 der große Rath beschloß, die Uebergabe der höhern Lehranstalten an die Jesuiten auf sich beruhen zu lassen, und daß noch am 20. November 1843 im Regierungsrathe durch Stichentscheid gegen die Berufung gestimmt wurde. Selbst der Bischof von Basel, Salzmann, der freilich später, mit den andern schweizerischen Bischöfen und im Einklange mit den von der päpstlichen Kurie geäußerten Wünschen, ebenfalls in das Lob der Jesuiten einstimmte, hatte am 28. Mai 1843 seine volle Zufriedenheit mit dem bisherigen Zustande derselben Anstalt ausgesprochen, welche diesem Orden zugedacht war. In gleicher Weise hatte sich die Mehrheit des Kantonalklerus, 107 Geistliche an der Zahl, vor dem großen Rathe erklärt. Allein man beschränkte sich auf diese indirekte Opposition, die vor dem zelotischen Eifer der Jesuitenfreunde wenig Gewicht hatte. Letztere ließen sich nicht abschrecken; sie eroberten mehr und mehr Boden in den Behörden, so daß die baldige Berufung unzweifelhaft wurde, falls nicht etwa die Tagsatzung mit Ernst und Nachdruck sich dagegen erklärte. Unter diesen Umständen brachte Aargau den von seinem großen Rathe beschlossenen und durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützten Antrag auf Aufhebung und Ausweisung der Jesuiten durch Kreisschreiben vom 3. Juni 1844 zur Kenntniß der Stände. Der Antrag kam am 19. Aug. auf der ordentlichen Tagsatzung zur Verhandlung, erhielt aber nur $1\frac{1}{2}$ Stimmen. Andererseits erklärte sich für Rückweisung des aargauischen Antrags, den man als „Eingriff in die Rechte der Katholiken und in die Kantonalsouveränetät" bezeichnete, nur ein Theil der katholischen Kantone mit $7\frac{1}{2}$ Stimmen, dagegen sprachen sich $17\frac{1}{2}$ Stimmen, nach dem Vorschlage Zürichs, für Nichteintreten aus, ohne daß jedoch die Mehrheit dieser Stände dem Grundsatze vergab, die Jesuitenfrage unter veränderten Umständen als Bundessache zu behandeln und darüber entscheidende Beschlüsse zu fassen. Der Gesandte von Bern, der sich der Abstimmung enthielt, hatte vorher sein Bedauern geäußert, daß der Antrag Aargau's nicht zeitig genug eingelaufen sey, um nach dem vollen Maße seiner Wichtigkeit von den auf die Tagsatzung instruirenden Behörden erwogen zu werden. Da hiernach die höchste eidgenössische Behörde der Berufung der Jesuiten nach Luzern wenigstens nicht auf positiv unzweideutige Weise entgegengetreten war, so ließ der folgenschwere Beschluß ihrer Einberufung nicht lange mehr auf sich warten. Er wurde am 24. Okt. 1844 mit 70 gegen 24 Stimmen vom luzernischen Großrathe gefaßt, durch Genehmigung des am 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrages. Dieser Beschluß enthielt eine Modifikation der Verfassung selbst, zumal des §. 5, wonach „jeder Bürger des Kantons, wenn er die erforderlichen Eigenschaften besitzt, Zutritt zu allen Stellen und Aemtern hat", also auch im Fache des öffentlichen Unterrichtes, das durch den Vertrag mit den Jesuiten eine Beschränkung erlitt. Der Vertrag hätte also, nach den weitern Bestimmungen der §§. 30—32, an einem und demselben Tage gleichzeitig im ganzen Kanton den Gemeinden vorgelegt werden, und die absolute Mehrheit aller stimmfähigen Bürger hätte sich ausdrücklich für die Veränderung aussprechen müssen, um ihr Gültigkeit zu verleihen. Allein die Behörden waren der aus-

drücklichen Zustimmung des Volkswillens nichts weniger als gewiß; sie überließen es also den Gemeinden, von ihrem Rechte des Veto Gebrauch zu machen. Dies geschah da und dort und zumal erklärte sich in der Stadt Luzern die große Mehrheit gegen die Berufung. Da aber die einflußreichen Anhänger des Ordens, zumal Beamte und zelotische Priester, alle Mittel in Bewegung setzten, und alle Gleichgültigen, Schüchternen und Eingeschüchterten, die bei den Vetogemeinden nicht erschienen, als der Berufung zustimmend betrachtet wurden, so zeigte sich freilich schon zu Anfang des December 1844 ein Mehr für die Annahme. Die Jesuitengegner, welche die Verletzung der Verfassung behaupteten, dachten nun zum Theil daran, die Berufung durch einen gewaltsamen Versuch zu verhindern. Es wurden Verbindungen, zumal in Aargau, Solothurn und Basel-Land angeknüpft. Auch die luzerner Regierung rüstete, besonders nachdem es im Städtchen Willisau zwischen beiden Parteien zu Reibungen gekommen war. An der voreiligen Beschleunigung des Ausbruchs, der Planlosigkeit des leitenden Ausschusses, der Geschwätzigkeit einiger Eingeweihten scheiterte am Morgen des 8. Dec. der Versuch in der Stadt, wo einige Schüsse gewechselt wurden. Inzwischen hatte ein Insurgententrupp vom Lande die Emmenbrücke unweit Luzern besetzt. Eine der Regierung zu Hülfe ziehende Abtheilung wurde daselbst durch einige Schüsse zerstreut und hatte einige Todte und Verwundete. Bei der völligen Rathlosigkeit der Behörden in der Stadt hätte wohl noch durch einen schnellen Marsch die Sache zum Nachtheile der Regierung entschieden werden können. Allein mehre luzerner Flüchtlinge schilderten das Unternehmen als rettungslos verloren, und hiernach zerstreuten sich die Zuzüger vom Lande, während die Freischaaren aus den Nachbarkantonen, einige hundert Mann stark, in ihre Heimath zurückkehrten. Die Jesuiten benutzten ihren Sieg in Luzern zu Ausnahmegesetzen, zu drückenden Willkürmaßregeln, zu polizeilichen und gerichtlichen Verhaftungen und Untersuchungen. Während Viele im Kerker schmachteten, flüchteten über 1200 Bürger, um dem gleichen Schicksale zu entgehen, aus ihrer Heimath und trugen eine wachsende Erbitterung gegen die Jesuitenfreunde in die Nachbarkantone umher. — Schon hatte um diese Zeit die Fortschrittspartei im Kanton **Zürich** bei den Wahlen wieder das entschiedenste Uebergewicht gewonnen, wonach die Zürich-Gesandtschaft für die nächste Tagsatzung dahin instruirt wurde, die Jesuitenfrage als Bundessache zu behandeln und die Auflösung des Ordens zu beantragen. Stürmischer ging es im **Waadtlande** her, wo die zwischen einem doktrinären Ja und Nein unbestimmt schwebende und in keiner Weise befriedigende Instruktion kaum bekannt geworden war, als sich am 14. Febr. 1845 eine drohende Menge in Lausanne sammelte. Die einberufenen Milizen gingen zum Volke über; der Staatsrath gab seine Entlassung; eine provisorische Regierung ward ernannt und eine veränderte Instruktion beschlossen. Die weitere Folge dieser unblutigen Revolution war eine durchgreifende Verfassungsrevision. Unter solchen Umständen trat am 24. Februar die **Tagsatzung** außerordentlich zusammen. Kam man jetzt zu keinem entscheidenden Beschlusse, so war ein neuer gewaltsamer Ausbruch mit Gewißheit zu erwarten; denn schon hatten die eifrigsten Jesuitengegner verschiedener Kantone gerüstet und sich zu organisiren gesucht, während andererseits Luzern und die ihm verbündeten kleinen Kantone unter Waffen standen. In der That erschien auch die Mehrheit der Tagsatzungsgesandten mit Instruktionen für Behandlung der Jesuitenfrage als Bundessache. Aber ein Theil dieser Instruktionen hielt ein alsbaldiges Einschreiten immer noch nicht für gerechtfertigt, und so kam abermals kein Beschluß zu Stande. Das Signal zur Selbsthülfe war hiermit gegeben. Am 31. März 1845, nachdem die Tagsatzung beendet, erfolgte der Angriff. Die flüchtigen Luzerner, unterstützt von einigen tausend Mann Freischaaren und den Kantonen Aargau, Bern, Basel-Land und Solothurn, fielen, unter Anführung des Advokaten und eidgenössischen Stabshauptmannes Ulrich **Ochsenbein**, von Hutwyl und Zofingen aus in den Kanton Luzern ein. Sie rückten siegend bis an die Thore Luzerns, wo sie spät am Abend nach mangelhafter Verpflegung und nach ermüdendem Marsche ankamen. Sowohl die Zeit, als der Hauptpunkt des Angriffs waren nicht zweckmäßig gewählt. Ein panischer Schrecken, dessen Grund nicht erklärt ist, wie er häufig auch besser organisirte Truppen schon ergriffen hat, löste während der Nacht die eilig zusammengerafften, zum Gehorsam gegen ihre improvisirten u. den Meisten unbekannten Führer nicht sehr willigen Schaaren in wilde Flucht auf. Nur einzelne Haufen, darunter ein Theil der Freischaaren aus Basel-Land, hielten Stand und konnten sich wenigstens einen geordneten Rückzug erkämpfen. So wurde von den Regierungstruppen Luzerns und ihren Verbündeten aus Uri, Unterwalden, Zug und Schwyz der Sieg nicht erfochten, sondern dieser Sieg fiel ihnen in die Hände. Denn auch unter den Truppen der Jesuitenpartei war Verwirrung eingerissen, so daß wahrscheinlich ein rascher Angriff der Freischaaren, im Moment ihres Eintreffens vor Luzern, die Stadt in die Gewalt derselben gebracht hätte. Eine Masse von Flüchtlingen wurde am Morgen des folgenden Tages von den Regierungsmilizen und dem erbitterten Landvolke theils niedergemetzelt, theils gefangen. Die Sieger, denen das Glück sehr unvermuthet zugefallen, machten sich schwerer Greuel schuldig. Auch das Haupt der luzerner Flüchtlinge, Robert **Steiger**, wurde gefangen und zur Hinrichtung verurtheilt; er entkam jedoch später, während man eben mit der sardinischen Regierung Unterhandlungen pflog über seine lebenslängliche Gefangenschaft auf einer sardinischen Festung. Die außerordentliche Tagsatzung trat

nun auf den Ruf des Vororts Zürich wiederum zusammen. Luzern u. seine Verbündeten führten jetzt eine äußerst hochfahrende Sprache und warfen den Regierungen von Bern, Solothurn und Basel-Land die Begünstigung des Landfriedensbruches vor. Außerdem mußten diese Kantone ihre in Luzern gefangenen Angehörigen mit schweren Summen loskaufen. Gegen die Regierung Berns war der Vorwurf, daß sie den Freischaarenzug wenigstens auf indirekte Weise begünstigt, nicht ganz ungegründet. Aber an dem einmal mißlungenen Unternehmen wollte diese Regierung keinen Theil gehabt haben. Sie suchte also den gegen sie gerichteten Vorwurf dadurch zu entkräften, daß sie den Zug mißbilligte, daß sie gegen die dabei betheiligten Beamten entweder einzuschreiten Miene machte, oder wirklich einschritt. Letzteres geschah gegen den Professor W. Snell, der von der Hochschule entfernt und auf eine augenfällig illegale Weise sogar aus dem Kanton verwiesen wurde. Dieses schwankende, zweideutige und der früher befolgten Politik so sehr widersprechende Benehmen gab den entschiedenen Radikalen den willkommenen Anlaß, die Masse des Volkes für die schon lange erfolglos angeregte, aber dringend nothwendig gewordene Verfassungsrevision zu gewinnen. Schon 1846 mußten die alten Regenten in Bern weichen, und Ochsenbein, der frühere Anführer der Freischaaren, ward an die Spitze der Geschäfte berufen. Zugleich trat eine neue Verfassung, die den Grundsatz der Volkssouveränetät in der Form der repräsentativen Demokratie nach allen Konsequenzen durchführte, an die Stelle der frühern Konstitution, welche in ihrem indirekten Wahlsystem und ihrem Wählbarkeitscensus noch vielfache Mißstände in sich geschlossen hatte. Jetzt erst, nach diesem Umschwunge im mächtigsten Kanton war, der ultramontanen Minderheit gegenüber, sowohl die Mehrheit der Kantons-, als der schweizerischen Bevölkerung zu einer in sich einigen u. geschlossenen Masse verbunden. Gleichwohl würde sich eine unvermeidlich gewordene heilsame Krisis noch längere Zeit verzögert haben, hätten nicht die ultramontanen Kantone, im Rausche ihres Siegs, mit einer durch fremde diplomatische Einflüsterungen genährten Anmaßung an ihrem Sonderbunde festgehalten u. dadurch der Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung und ihren Regierungen ein entschiedenes Einschreiten zum Rechte u. zur Pflicht gemacht.

Die Begründung des Sonderbundes, dessen hauptsächlicher Leiter der in Luzern zum Schultheißen berufene C. Siegwart wurde, fällt nach einem erst später öffentlich gewordenen Protokolle in das Jahr 1843. Er wurde unmittelbar nach der bundesverfassungsmäßigen Erledigung der Klosterfrage durch die Tagsatzung, also schon an dem ersten Freischaarenzuge, abgeschlossen. Der angebliche Zweck war die Vertheidigung gegen Eingriffe in die Kantonalsouveränetät. Indessen waren alle Einrichtungen getroffen, um unter günstigen Umständen die Offensive ergreifen zu können, und schon die Zeit des Abschlusses macht es deutlich, daß man die Vertheidigung wohl auch gegen die Vollstreckung rechtsgültiger Tagsatzungsbeschlüsse auszudehnen gedachte. Der Bund bestand zunächst aus den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug u. Freiburg. Nach dem Siege der ultramontanen Partei in Wallis (1844) trat auch dieser Kanton bei. Als endlich im Jahre 1846 der Bestand dieses Bundes im Bunde auf officielle Weise bekannt wurde, entstand in der ganzen S. die äußerste Aufregung. In Genf, woselbst unter der Verfassung von 1842 bald wieder die sogenannten Konservativen das Uebergewicht im Großrathe und Staatsrathe erlangt hatten, war es schon im Februar 1843 zu neuen Reibungen gekommen. Allein die Insurgenten mußten die Waffen niederlegen, nachdem am 14. Februar die Regierung eine allgemeine Amnestie erlassen. Dieser Sieg steigerte die Rücksichtslosigkeit der herrschenden doktrinären Partei gegen den Stand der öffentlichen Meinung. Als Zürich auf der Tagsatzung von 1846 die Auflösung des Sonderbundes beantragt hatte, mochte daher Genf diesem Vorschlage, der damals nur 10²/₂ Stimmen, also noch keine entscheidende Mehrheit, auf sich vereinigte, nicht beitreten. Die vom Staatsrathe beantragte und vom großen Rathe in der Hauptsache angenommene Instruktion des genfer Gesandten lautete vielmehr auf eine Vertagung der Sonderbundsfrage auf unbestimmte Zeit. Die nächste Folge hiervon waren Volksversammlungen und Protestationen von der einen Seite, so wie Zusammenziehung von Truppen von Seiten der Regierung. Eine Volksversammlung in der Vorstadt St. Gervais am 6. Oktober beschloß zwar, keine Offensive gegen die Regierung zu ergreifen; doch verbarrikadirten die Unzufriedenen diese Vorstadt während der Nacht auf die Nachricht von der Verhaftung einiger Führer der Volkspartei. Nach vergeblichen Unterhandlungen am folgenden Tage ließ der Staatsrath St. Gervais beschießen; allein eine tapfere Gegenwehr wies alle Angriffe mit starkem Verluste für die Regierungstruppen zurück. Am 8. Oktober gedachte der Staatsrath die Beschießung fortsetzen zu lassen. Unterdessen kam aber im Haupttheile der Stadt eine Volksversammlung zu Stande, die den Staatsrath zur Abdankung aufforderte. Der Staatsrath gab nach, und am 9. Oktober wurde unter dem Vorsitze von James Fazy, dem Hauptleiter der Bewegung, eine provisorische Regierung ernannt, die in der Sonderbundsfrage den Beitritt Genfs zum Antrage von Zürich erklärte. Auch ward an die Stelle des bisherigen ein neuer Großrath von 90 Mitgliedern gewählt, der zugleich als Verfassungsrath einen neuen Konstitutionsentwurf ausarbeitete. Die gelungene genfer Insurrektion weckte auch in Freiburg die Hoffnungen der Jesuitengegner, namentlich in der Stadt und im reformirten Bezirke Murten. Allein eine unbesonnene Schilderhebung am 7. Januar 1847, mit unzulänglichen, schlecht kombinirten Mitteln unternommen und ohne Nachdruck ausgeführt, scheiterte gänzlich und hatte jetzt in Freiburg, wie früher in Luzern, zahlreiche Verhaftungen und Auswanderungen zur Folge. Noch war keine

loyale Mehrheit von Ständen für einen Auflösungsbeschluß gegen den Sonderbund vorhanden, und geraume Zeit richteten sich alle Anstrengungen der Parteien entweder auf Herbeiführung oder Hintertreibung eines solchen Beschlusses. Besonders schwankte die Wage in St. Gallen, das zum Schicksalskanton der S. geworden war, indem es nur noch auf eine Stimme mehr oder weniger ankam. Zwei Jahre lang hatten sich im großen Rathe von St. Gallen die beiden Parteien mit 75 gegen 75 Stimmen schroff gegenüber gestanden, bis endlich im Jahre 1847 die Gegner des Sonderbundes mit einer Stimme Mehrheit das Uebergewicht im großen Rathe errangen und die Entfernung des Landammanns Baumgartner, früher Führer der ultraradikalen, jetzt der ultramontanen Partei, aus der Regierung durchsetzten. So kam endlich mit $12^{2}/_{2}$ Stimmen — da Neuenburg offenbar Partei für den Sonderbund nahm, und Basel-Stadt und Appenzell-Innerrhoden in schwankender Stellung blieben — am 20. Juli 1847 der Beschluß für Auflösung des mit der Bundesverfassung unvereinbaren Sonderbundes zu Stande. Daran knüpfte sich im Sept. ein weiterer Beschluß, welcher die Jesuitensache als Bundessache erklärte und, unter Verbot der künftigen Aufnahme des Ordens in irgend einem Kanton, die Stände Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis zur Entfernung der Jesuiten aus ihrem Gebiete einlud. Auf beide Beschlüsse und auf die Aufforderung, Alles zu unterlassen, was den Landfrieden stören könnte, zumal alle außerordentlichen Rüstungen einzustellen, antworteten die 7 Kantone des Sonderbundes mit Protestationen u. setzten ihre Rüstungen mit größerm Eifer fort. Es handelte sich nun um die weitern Maßregeln zur Vollziehung dieser Beschlüsse. Nach Vertagung der Tagsatzung für einige Wochen und nach dem Einlaufe neuer Instruktionen für die noch mit beschränkten Vollmachten versehenen Gesandten Graubündtens und Tessins beschloß die Tagsatzung am 18. Oktober eine Proklamation an das Volk der Sonderbundskantone, so wie die Absendung von Kommissären in jeden derselben. Diese Gesandten wurden überall zurückgewiesen und selbst die Veröffentlichung der Proklamation unterlag einem Verbot. Jetzt rief die Tagsatzung eine wohlgerüstete Armee von 50,000 Mann, die bald bis nahe an 100,000 Mann erhöht wurde, unter die Waffen und ernannte den eidgenössischen Obersten H. Dufour von Genf zum Obergeneral. Eine solche Heeresmacht hatte früher die Eidgenossenschaft niemals auch nur zur Hälfte gesehen. Ihr gegenüber hatten die 7 Sonderbundskantone 36,000 Mann auf die Beine gebracht, die von einem, freilich nur unvollkommen organisirten Landsturme von 47,000 Mann unterstützt werden sollten. Rechnet man hierzu die zum großen Theile sehr wohlbewaffneten Bürgerwehren, die in den die Sonderbundskantone begrenzenden Kantonen für den innern Dienst und zur etwa erforderlichen Vertheidigung der Kantonalgrenzen aufgeboten wurden, so hatte damals die S. weit über 200,000 Mann unter den Waffen, obgleich die Kantone Neuenburg und Appenzell-Innerrhoden die Stellung ihrer Kontingente verweigert oder versäumt hatten. Zu Ende Oktober verließen die Gesandten des Sonderbundes die Tagsatzung, die am 4. Nov. die Vollziehung ihres Dekrets vom 20. Juli durch Waffengewalt beschloß, dem Obergeneral die entsprechende Weisung ertheilte u. in einer offenen Erklärung die Nothwendigkeit ihres Verfahrens vor dem schweizerischen Volke und vor Europa rechtfertigte. Die Feindseligkeiten eröffnete der Sonderbund, indem Truppen des Kantons Uri, von Wallisern unterstützt, zu Anfang Novembers auf dem St. Gotthard die Grenzen von Tessin überschritten. Gleichzeitig hatten einige Ueberfälle in die Freiämter Aargau's Statt, die aber sämmtlich zurückgeschlagen wurden. Während hier ein Theil des eidgenössischen Heeres in der Defensive sich hielt, rückte Dufour mit einem andern Theile gegen Freiburg. Nach einem kurzen, aber ziemlich blutigen Gefechte in der Umgegend der Stadt kapitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen u. der Landsturm wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich, eine neue ward gebildet. Nach dem Falle Freiburgs wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern und die innern Kantone. Zug unterwarf sich ohne Weiteres. An der Grenze von Luzern, an der Brücke von Gielikon, bei Honau und Meierskappel, kam es am 23. Novbr. zum entscheidenden Treffen. Nach hartnäckiger Gegenwehr, vom Morgen bis zum Abend, ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht, u. auf die Nachricht dieser Niederlage flohen auch der in Luzern tagende Kriegsrath des Sonderbundes, die Regierung von Luzern u. die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis. Mit verhältnißmäßig geringen Opfern wurde ein Kampf durchgekämpft von so durchgreifenden Folgen für die Ordnung der innern Verhältnisse der Eidgenossenschaft und für ihre Stellung zum Auslande, wie ihn die S. seit der Vertreibung ihrer Zwingherren, seit der Eroberung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr erlebt hatte. Alle Voraussagungen der Anhänger der Jesuitenpartei von dauernden Zerwürfnissen und unheilbarer Zerrüttung wurden zu Schanden. Der ganze Sonderbundskrieg hatte nur den Charakter einer großen militärischen Exekution. Er kostete nicht so viele Opfer, daß die dadurch vorübergehend geschlagenen Wunden nicht bald wieder vernarbt wären; er kostete aber Anstrengungen und Opfer genug, um die siegreiche Mehrheit des Volkes in dem Festhalten ihres Siegs zu bestärken. Mit überraschender Schnelligkeit hatte sich im Herbst 1847 auf den Ruf der gesetzlichen Behörden das eidgenössische Volksheer versammelt. Es stand eben so bald wohlorganisirt und kriegsgerüstet da, wie kaum ein stehendes Heer auf den Ruf seines Kriegsherrn; wie mit einem Zauberschlage war die erst noch so friedlich aussehende S. in ein großes Heerlager verwandelt. Traten in den ersten Tagen, im Vergleich mit den

Jahre lang geschulten Truppen der stehenden Armeen, manche Mängel zu Tage, so bedurfte es doch nur eines sehr kurzen Zusammenseyns und militärischen Zusammenwirkens, um sie zum größern Theile verschwinden zu machen. Alle Waffengattungen, die Infanterie und besonders die Scharfschützen, die Artillerie, die ein zähes militärisches Vorurtheil nur in der Schule stehender Heere bilden zu können wähnt, die Sappeurs und Pontoniers, selbst die Reiterei, von der man freilich keine glänzenden Chargen erwarten durfte, die aber in der Bewachung des Heeres, in der Erhaltung der Verbindungen der Truppentheile und in einzelnen Streifzügen jede billige Forderung erfüllte — zeigten selbst auf schwierigstem Terrain eine Manövrirfähigkeit und Schußfertigkeit, eine Ausdauer und Anstelligkeit, die Jedem auffallen mußte, der nur gewohnt war, die militärische Thätigkeit nach dem Maßstabe einer vorgängigen langen Präsenzzeit zu bemessen. So hatte sich die S. das Schauspiel einer von ihr selbst kaum geahnten Wehrkraft gegeben und sich kurz vor dem Ausbruche einer großen europäischen Krise mit dem die Völker rettenden Gefühle jenes Selbstvertrauens durchdrungen, das nicht über die Schranken der Mäßigung hinausführt, weil es aus der Ueberwindung gegenwärtiger Gefahren entsprungen ist, und das mit jenem Leichtsinne nichts gemein hat, der die drohende Gefahr so lange verachtet, bis sie ihn unrettbar umgarnt. Vor Allem aber war der nicht sehr blutige Sonderbundskrieg doch an Verwickelungen reich genug, um die schweizerische Wehrverfassung auf die Probe zu stellen, um sie in der Hauptsache diese Probe bestehen zu lassen, so daß es für Alle, die die geistigen Resultate dieses Kampfes zu erfassen wußten, zur sichern u. begründeten Ueberzeugung wurde, wie wir der Wiedergeburt der Volksheere in höherer Entwickelung, in wesentlich verbesserter Form, u. damit zugleich einer neuen Periode des Völkerlebens nahegerückt sind. Auch jener große Gewinn wurde aus diesem Kriege gezogen, daß er die Mängel und Lücken des schweizerischen Heerwesens deutlicher und massenhafter aufzeigte und somit den Anstoß zu einer Reihe wichtiger Verbesserungen gab. Auf diesem einmal betretenen Wege zieht ein Schritt den andern nach sich, und man wird ihn so lange verfolgen müssen, bis, in ähnlicher Weise wie in den griechischen Freistaaten und in Rom, aber im Geiste des neuesten Heerwesens, die militärische Vorbildung mit dem ganzen System der Jugendbildung verschmolzen ist. Für die massenhafte Waffenfertigkeit, für die Gewöhnung zu strenger militärischer Zucht u. Ordnung wird mit diesem Endziele noch viel Größeres erreicht werden, als bereits erreicht werden konnte. Eine Reihe der wichtigsten Veränderungen zog ferner dieser Krieg in denjenigen Kantonen nach sich, die dem Sonderbunde angehört hatten. Fast in allen diesen Kantonen wurden nach dem Sturze der ultramontanen Partei Verfassungsrevisionen vorgenommen, die zugleich wirkliche und wesentliche Verbesserungen waren. Dies geschah zunächst in Freiburg, wo man jedoch bei der in der Masse noch vorherrschenden Mißstimmung die neue Verfassung nicht dem Volke zur Abstimmung vorzulegen wagte. In Luzern wurden die ungemessenen Vorrechte, welche die Verfassung von 1844 dem Klerus verliehen, beseitigt. Ein neues Gesetz über Erziehungswesen entzog dieses dem vorherrschenden Einflusse der Geistlichen. Aehnliches geschah in Wallis. Zug und Schwyz beseitigten ihre Kantonallandsgemeinden und traten damit in die Reihe der Repräsentativdemokratien ein. Doch blieben in Schwyz noch die Bezirkslandsgemeinden, für welche, wie in Wallis, bei Gesetzen das sogenannte Referendum Statt findet. Endlich sahen sich Uri und die beiden Unterwalden veranlaßt, die Verfassungsrevision an die Hand zu nehmen. Obwalden erhielt überdies ein neues, ziemlich gutes Schulgesetz. Auch in andern Kantonen, die nicht zu den Sonderbundsständen gehörten, wurde eine Revision der Verfassungen unternommen, wie denn überhaupt nach endlicher Ueberwindung des die gesammte Eidgenossenschaft bedrohenden Zerwürfnisses das ganze öffentliche Leben in den frischen Fluß einer gemessenen Bewegung kam. Dahin gehören die Kantone Thurgau, wo der Verfassungsrath das Volksveto in seinen Entwurf aufnahm; dann Aargau, Schaffhausen und Bündten, wo zumal die Abschaffung der alle Reformen so sehr hemmenden Abstimmung der Gemeinden in Landessachen in Betracht gezogen ward. Schon früher war in Basel-Stadt, dessen Regierung lange Zeit auf die Seite des Sonderbunds sich neigte, eine Verfassungsrevision durchgesetzt worden, die zu einigen Verbesserungen führte. Selbst die finanziellen Opfer, welche der Sonderbundskrieg erforderte, brachen wichtigen Reformen die Bahn. Nicht nur wurde die in Freiburg, Luzern, Schwyz und Wallis faktisch erfolgte Austreibung der Jesuiten von den neuen Regierungen gut geheißen, sondern man schritt auch für Bestreitung der den Sonderbundskantonen zur Last gefallenen Kriegskosten zu einer Verminderung oder Aufhebung der Klöster. Das Volk selbst, das früher für den Fortbestand dieser Institute, die in mehren Kantonen jeden Fortschritt hemmten, in so hohem Grade fanatisirt worden, gab nun dazu gern seine Einwilligung. So wurden in Freiburg, wo den Klöstern eine Steuer von 46,000 Schweizerfranken an Sonderbundskosten aufgelegt war, einige Mannsklöster sogleich aufgehoben, während man alle andern, die keine geistlichen Funktionen verrichten, aussterben läßt. Zugleich stellte man daselbst den Klerus unter Staatsaufsicht. In Luzern wurde der Beschluß der Aufhebung sämmtlicher Klöster dem Veto des Volkes anheimgestellt und von diesem angenommen. Aehnliches geschah in Wallis, wo zugleich der sehr reich dotirten Geistlichkeit eine Steuer von einer Million Schweizerfranken auferlegt ward. Auch Tessin, das nicht weniger als 28 Klöster zählte, beschloß, 6 derselben aufzuheben. Endlich nöthigte die Bestreitung des Kriegsaufwandes zur Einführung neuer direkter Steuern, zum Theil in solchen Kantonen,

die bisher nur eine indirekte Besteuerung gekannt hatten, wie in Zug, Schwyz u. s. w. In Bern, wo freilich der betreffende Beschluß schon früher gefaßt war, wurde eine Vermögenssteuer von 1 vom 1000 und eine Einkommensteuer von 2½ Proc. vom reinen Einkommen eingeführt; in Waadt eine Einkommensteuer von 1 Proc.; in St. Gallen eine Vermögenssteuer von 1 auf 1000. Diese allgemeinere Verbindung der direkten mit der indirekten Besteuerung macht es möglich, zur Durchführung größerer gemeinnütziger Unternehmungen künftig die vermögendern Klassen in stärkerm Verhältnisse, als früher, beizuziehen. Eine völlige Veränderung der politischen Stellung und der staatsrechtlichen Verhältnisse trat als Nachwirkung der Ereignisse von 1847 in **Neuenburg** ein, das in seiner bisherigen Doppelstellung als souveräner Schweizerkanton und als Fürstenthum unter dem jeweiligen König von Preußen eine höchst klägliche Rolle gespielt hatte. Während sich Preußen sonst gewöhnlich als protestantische Großmacht und Vorfechter des Protestantismus gefiel, hatte sich das preußische und protestantische Fürstenthum Neuenburg, gegen seine eigenen Interessen, der Politik Metternichs und Guizots zugesellt und hiernach Partei ergriffen für die Sache der Klöster, der Jesuiten und des Sonderbundes. Im Widerspruch mit seinem Princip, wonach es stets eine formelle Legalität und Legitimität zum Aushängeschilde nahm, hatte es gegen den legalen Tagsatzungsbeschluß für Auflösung des den Bestand der Eidgenossenschaft gefährdenden Sonderbundes protestirt und bald darauf das ihm gebotene Bundeskontingent zu stellen verweigert. Vom Könige von Preußen wurde ausdrücklich dieses illegale Verfahren der neuenburger Regierung gut geheißen. In dieser preußischen Provinz, denn der Sache nach war Neuenburg nichts Anderes, war also der Ungehorsam gegen einen gesetzlichen Tagsatzungsbeschluß sanktionirt, während kurze Zeit nachher in Preußen selbst Diejenigen als Hochverräther verfolgt wurden, die auf den Grund eines Beschlusses der berliner Nationalversammlung die Steuern zu verweigern sich anschickten. Und doch lag in dieser Inkonsequenz eine eigenthümliche Konsequenz: die des starren Festhaltens an einem einseitigen, auf die äußerste Spitze der Abstraktion getriebenen sogenannten dynastischen Rechte, welchem gegenüber selbst das anerkannte Recht und das dringendste Interesse des Volks keine Geltung haben sollte. Der Beschluß für Aufhebung des Sonderbundes war aber sowohl der Wille der Mehrheit der schweizerischen Regierungen, als des schweizerischen Volkes. Es war also ganz dieselbe Politik, die früher in der S. die Vollziehung eines Volksbeschlusses und später in Deutschland die Annahme einer Kaiserkrone aus der Hand des deutschen Volkes verweigerte. Wegen seines Ungehorsams wurde Neuenburg von der Tagsatzung, zu Gunsten der Verwundeten und der Hinterlassenen der im Sonderbundskriege Gefallenen, um 300,000 Schweizerfranken gebüßt. Es bezahlte diese Buße sofort und ohne Widerstand an die inzwischen siegreich gebliebene Tagsatzung und stellte sich damit selbst ein Zeugniß des von ihm begangenen Unrechts aus. Es war moralisch nothwendig, daß die neuenburger Regierung nach solchen Vorgängen um den letzten Rest ihres Kredits kommen mußte. Schon am 28. Febr. 1848 beschloß der Ausschuß der eidgenössisch Gesinnten zu Lachaux-de-Fonds eine Berufung aller Ausschüsse des Landes auf den 1. März, um die Regierung aufzufordern, ihre Entlassung zu geben und die königlich Gesinnten zu entwaffnen. Die Nachricht vom Ausbruche der französischen Februarrevolution beschleunigte die Bewegung. Am 29. Febr. wurde die eidgenössische Fahne in Lachaux-de-Fonds und Locle aufgestellt, und am 1. März nahmen die Montagnards, wozu Lachaux-de-Fonds allein 1000 wohlbewaffnete Männer gestellt hatte, ohne Blutvergießen Besitz von Neuenburg. Die Regierung dankte ab, unter Vorbehalt der Genehmigung des Königs. Eine sofort eingesetzte neue Regierung erließ am 5. März ein Programm, worin die **Absezzung der frühern fürstlichen Regierung**, so wie die Beseitigung des monarchischen Princips ausgesprochen und der Kanton als **Republik** proklamirt wurde. Da bald einige Versuche der Reaktion zu Tage kamen, verhaftete man die Mitglieder der alten Regierung, so wie den Polizeidirektor, bis später der König von Preußen diese gefangenen Staatsräthe aus seinem Dienste entließ. Inzwischen waren eidgenössische Repräsentanten zur Ueberwachung der Bewegung erschienen. Von allen Seiten stimmte das Volk der Republik zu, ein Verfassungsrath wurde am 17. März gewählt, nachdem schon früher, am 3. März, die feierliche Anerkennung des Bundes mit der Eidgenossenschaft von Seite der eidgenössischen Repräsentanten erfolgt war. Die vom neuenburger Volke angenommene Verfassung wurde sogar von dem ehemaligen Sonderbundskantone Schwyz aus dem besondern Grunde garantirt, „weil der König von Preußen Neuenburg an Napoleon abgetreten und bei der Restauration wieder genommen habe, ohne die Stände zu befragen". Mit Preußen wurden Unterhandlungen wegen der Einverleibung des zur Republik gewordenen Fürstenthums Neuenburg in die Eidgenossenschaft angeknüpft. Von Anfang an war die Stellung Neuenburgs als unabhängiger Kanton der Eidgenossenschaft und seine gleichzeitige Personalunion mit Preußen eine völlig zwitterhafte, die zu tausendfachen Reibungen und Anfeindungen Anlaß gab. Hätte es indessen die preußische Politik verstanden, aus diesem fernen Posten am Jura Nutzen zu ziehen; hätte sie nicht von vornherein gegen die Mehrheit des schweizerischen Volkes Partei ergriffen; hätte sie den unhemmbaren Fortschritt zu einer stärkern politischen Einigung der Eidgenossen zu fördern, statt zu hindern, gesucht; wäre sie zu jeder Zeit den verletzenden Attentaten gegen die schweizerische Unabhängigkeit, so wie allen ungebührlichen Einmischungen von Seite Oesterreichs oder Frankreichs entschieden entgegengetreten, statt ihnen Vorschub zu thun: so konnte wohl im deutschen und preußischen

Interesse durch das Verhältniß mit Neuenburg eine engere Verbindung mit der S. zu Stande kommen, welche diese zur starken Schutzwehr der südwestlichen Flanke Deutschlands gemacht hätte. Die preußische Politik hat dies nicht verstanden, und die S., wenn sie in den Fall käme, ihre Neutralität aufgeben zu müssen, dürfte bei der jetzigen Lage der Dinge in einem Kriege Deutschlands gegen den westlichen Nachbar viel eher geneigt seyn, mit dem republikanischen Frankreich Hand in Hand zu gehen.

Im Verlaufe jener langwierigen Kämpfe, die ihre Ausgangspunkte in der Aufhebung der aargauer Klöster, in den Umgriffen des Jesuitismus und hauptsächlich in der Gründung des Sonderbundes hatten, betheiligte sich die Politik der europäischen Großmächte, mit Ausnahme Großbritanniens, in den schweizerischen Angelegenheiten auf eine Weise, welche, wäre sie von Erfolg begleitet gewesen, die Sicherstellung des Friedens, der Freiheit, Einheit und Ordnung in der Eidgenossenschaft für immer verhindert und die Anarchie, die man zu bekämpfen vorgab, verewigt haben würde. Eine einige S. mit einer kräftigen Centralgewalt, welche die Anarchie ihrer 25 Kantonalsouveränetäten niederzuhalten und die ihr völkerrechtlich gewährte Neutralität unter allen Umständen zu behaupten im Stande war, lag im gleichen Interesse Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs. Nur eine solche starke S. in der Form des Bundesstaates gab einige Gewähr gegen französische Eingriffe in Oberitalien, indem sie zugleich einen Theil der Ostgrenzen Frankreichs gegen einen Angriff von Osten her, so wie einen Theil der Südgrenze Deutschlands gegen eine französische Invasion deckte. Aber die den jesuitischen Einflüssen schon lange verfallene Politik Metternichs ergriff Partei für die Ultramontanen, und sein starres Festhalten an dem einmal Bestehenden, das selbst in der absoluten Monarchie unhaltbar geworden war, sollte derselben Stabilität in den schweizerischen Demokratien zur Stütze dienen. Frankreich, oder vielmehr König Ludwig Philipp, der mit seiner Friedenspolitik um jeden Preis die Verhältnisse gründlichst verwirren half, suchte sich mehr und mehr in die Reihe der sogenannten konservativen Mächte einzudrängen und bot Oesterreich die Hand. Auch Preußen, das später, durch eine seltsame Ironie des Schicksals, dahin gebracht wurde, für die Gründung eines deutschen Bundesstaates zu wirken, that mit wenig Ueberlegung das Seinige, um die Gründung eines schweizerischen Bundesstaates zu verhindern. Im Hintergrunde sah Rußland dieser Politik beifällig zu. Nur der hellere Blick britischer Staatsmänner wußte die Lage der Dinge in der S. der Hauptsache nach richtig zu würdigen, und nächst der Thatkraft des schweizerischen Volkes verdankt man es ihnen, daß die Attentate der Großmächte gegen die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vereitelt und vor aller Welt zum Spott wurden. Schon im Jahr 1846, unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf, kam es zwischen Metternich und Guizot zu Unterhandlungen. Man wurde einig, daß eine Intervention nothwendig werden könne, wenn der Bürgerkrieg anhaltend fortdauere, wenn eine militärische Gewaltherrschaft entstehe (die aber in der S. auf länger als höchstens einige Wochen geradezu unmöglich), wenn ein ansehnlicher Theil der S. selbst die Intervention verlange. In diesem Falle müsse die Intervention im Einverständnisse mit den andern Großmächten erfolgen. Nachdem im Sommer 1847, durch die Instruktion in St. Gallen, eine gesetzliche Majorität für Auflösung des Sonderbundes schneller zu Stande gekommen war, als die Kabinette erwartet, drängte Metternich auf baldige Entscheidung. „Man müsse," sagte er, „zur rechten Zeit die Erklärung abgeben, daß die Mächte eine Verletzung der Kantonalsouveränetät und eine Störung des Friedens durch Waffengewalt nicht dulden werden. Eine solche Erklärung werde ihren Zweck nicht verfehlen; es würden sich keine 12 Stimmen für den Krieg finden, wenn Europa erklärt habe, daß es denselben nicht dulden werde." Da nach der Bundesakte von 1815 die Tagsatzungsgesandten an ihre Instruktionen gebunden waren und nach denselben stimmten, so war bereits ein gesetzlicher Beschluß für Aufhebung des Sonderbundes vorhanden, und der Krieg, den man nicht dulden wollte, konnte nur die Vollziehung dieses Beschlusses seyn. Metternich gedachte also der S. geradezu vorzuschreiben, daß sie sich nicht selbst regiere, daß sie durch die Großmächte sich regieren lasse. Guizot hielt eine solche rücksichtlose Drohung, die er mit Recht als den Anfang einer bewaffneten Intervention betrachtete, bei dem lebhaften Nationalgefühl der Schweizer für höchst gefährlich. Er ließ sich darum, während Metternich das unbequeme England gern bei Seite gesehen hätte, in weitere Unterhandlungen ein, suchte aber durch ein verdecktes Spiel und auf eigene Hand den natürlichen und gesetzmäßigen Entwickelungsgang der Dinge zu hemmen. So richtete Guizot damals an den französischen Gesandten in der S., Bois-le-Comte (in der S. der „Holzgraf" genannt), jenen berüchtigten offenen Brief vom 2. Juli 1847, der die ganze erbitternde Wirkung einer Drohung hatte, ohne im Geringsten einschüchtern zu können. Damit war der Tagsatzung die baldige Fassung eines entscheidenden Beschlusses, den Metternich mit aller Macht verhindert haben wollte, nur um so mehr zur Ehrensache gemacht. Er kam am 20. Juli zu Stande, und während Guizot seine geheimen Umtriebe erfolglos fortsetzte, wurde von der Tagsatzung auch die Vollziehung beschlossen. Als schon die Ereignisse in unaufhaltsamem Gange waren, erließ Guizot noch am 4. Nov. ein Rundschreiben an die 4 Höfe, wodurch er wenigstens den Verdacht auf sich lud, als hätte er ernstlich geglaubt, den Verlauf mit der nichtssagenden Drohung hindern zu können, „daß durch den Ausbruch des Kampfes in der S. die Mächte von ihren eigenen Verbindlichkeiten gegen dieselbe entbunden würden". Nebenbei enthielt sein Rundschreiben Vorschläge, die Jesuitensache dem Papst, die Sonderbundssache den Mächten zur Vermittlungssache zu überlassen — also Vorschläge, die nach der bess-

nitiven Entscheidung beider Angelegenheiten durch die Tagsatzung, als der allein zuständigen Behörde, im höchsten Grade unpraktisch waren. In der That schien Metternich zu erkennen, daß damit nichts zu erreichen sey. Nach seiner Meinung sollte eine Note in der bestimmtesten Weise sich für ungekränkte Wahrung der Kantonalsouveränetät erklären, und jede Bundesreform, die nicht mit Stimmeneinhelligkeit erfolge, entschieden abgewiesen werden. Die Großmächte waren indessen weder Mitpaciscenten, noch Garanten des Bundesvertrags von 1815, und doch wollte Metternich, daß der in den feierlichsten Verträgen als unabhängig anerkannten S. vorgeschrieben werde, wie sie ihren Bundesvertrag auszulegen habe. Auch jetzt drang er wieder auf Eile. „Alles sollte schnell geschehen; denn lieber nur eine oder drei Mächte, damit die rasche Annahme keinen Aufschub erleide." Um diese Eile war es jedoch dem britischen Minister des Auswärtigen nicht im Mindesten zu thun. Palmerston zögerte. Vergleicht man aber seine am 16. Nov. endlich ertheilte Antwort mit Guizots Rundschreiben, so ergibt sich, daß die englischen Vorschläge in der höflichsten Form so ziemlich das Gegentheil der französischen waren. Palmerston wollte die augenblickliche Entfernung der Jesuiten, die Auflösung des Sonderbundes gegen Garantie der Kantonalsouveränetät, und sprach die Ansicht aus, daß sich in die innern Bundesangelegenheiten und deren Reform keine von den Mächten einzumischen habe. Guizot ließ sich hierauf in weitere Diskussion ein, und der französische Gesandte in London, Herzog von Broglie, hatte endlich das Vergnügen, den englischen Staatsmann zu einer leicht erklärlichen Nachgiebigkeit zu bewegen, die zugleich das deutliche Gepräge der feinsten Ironie trug. Denn diese scheinbare Nachgiebigkeit kam erst acht Tage nach der Einnahme von Freiburg, drei Tage vor dem Falle von Luzern, zum Vorschein, als man in London wohl wußte, daß durch diplomatische Einmischung in den schweizerischen Angelegenheiten nichts mehr zu verderben wäre. Daß man dessen gewiß war, geht auch aus der Aeußerung hervor, die Palmerston einige Tage später gegen Broglie machte: „Ich glaube, unsre Vermittelung wird von den Ereignissen überholt. Wenn es keinen Sonderbund mehr gibt, so fällt unsere Vermittelung weg." Es gab aber wirklich keinen Sonderbund mehr, und der englische Geschäftsträger in der S., Peel, war also vorsichtig genug, die durch Palmerstons endliche Nachgiebigkeit zu Stande gebrachte u. ziemlich farblose Cirkularnote von seiner Seite in der Tasche zu behalten. Die Gesandten der andern Mächte dagegen ließen es sich nicht nehmen, dieselbe Note, die mit ihrem diplomatischen Kommentar den Thatsachen auf die seltsamste Weise nachhinkte, zum allgemeinen Ergötzen des nichtdiplomatischen Publikums nachträglich zu übergeben. Der französische Gesandte, Bois-le-Comte, bemühte sich sogar, in einem komischen Nachspiele zu einem ernsten und wichtigen Ereignisse sich zum Besten zu geben, indem er dem verlorenen, unauffindbaren Sonderbunde auf allen Wegen und Stegen, bis in das Hochgebirg des Wallis hinein, nachsuchen ließ.

Schon lange war es zur herkömmlich diplomatischen Phrase geworden, die S. als den Herd zu bezeichnen, von dem aus die Unruhen in allen Nachbarländern fort und fort genährt würden. Man wiederholte sich dieses Mährchen so lange, bis man hier und da wohl selbst daran glauben mochte. Niemals aber hatte sich auch nur eine schweizerische Regierung in auswärtige Parteihändel gemischt. Oesterreich dagegen und Frankreich hatten auf die bestimmteste Weise für die schweizerischen Ultramontanen Partei ergriffen. Sie hatten die Stände des Sonderbundes zum Widerstande gegen die verfassungsmäßige Bundesbehörde aufgereizt; sie hatten ihnen selbst unentgeltlich Kanonen, Gewehre und Munition zukommen lassen; sie hatten sie mit Geld unterstützt und ihnen zur Leitung der militärischen Operationen Offiziere zugesandt. Um so verletzender für das schweizerische Volksgefühl und zugleich um so erfolgloser mußte eine weitere am 22. Jan. 1848 von Oesterreich, Frankreich u. Preußen übergebene Note seyn, worin die Räumung der von den eidgenössischen Truppen kaum erst besetzten Sonderbundskantone verlangt und abermals jene willkürliche, dem Geiste wie dem Buchstaben der schweizerischen Bundesakte in gleicher Weise zuwiderlaufende Behauptung wiederholt wurde: „daß keine Veränderung in der Bundesakte gültig gemacht werden könne, es sey denn unter einstimmiger Genehmigung aller Staaten, welche den Bund bilden". Ueberhaupt richteten sich jetzt vorzugsweise die eifrigen Bemühungen der Diplomatie auf die Verhinderung einer Bundesrevision zur Herstellung eines in sich kräftigen schweizerischen Bundesstaates. Von Neuem begannen zu solchem Zwecke die diplomatischen Unterhandlungen und Sendungen. Eine besondere Thätigkeit in dieser Richtung entfaltete der preußische Bevollmächtigte, derselbe General von Radowitz, der nicht lange nachher die Unhaltbarkeit des deutschen Staatenbundes von 1815 zu verkünden und dessen Umwandlung in einen Bundesstaat nach oktroyirtem preußischen Zuschnitte zu befürworten hatte. Es gereicht der S. zur Ehre, daß sie sich durch alle Hindernisse, die man ihr in den Weg zu werfen suchte, nicht abschrecken ließ und die gegen sie gerichteten Drohungen der Großmächte dadurch beantwortete, daß unverzüglich die einleitenden Maßregeln zur Bundesrevision beschlossen wurden. Doch schien zu Anfang des Jahres 1848 in der S. selbst noch kein sehr starker Glaube an eine baldige durchgreifende Bundesreform vorhanden. Auch war die Niederlage der Politik der Großmächte in den schweizerischen Angelegenheiten so vollständig, um leicht voraussehen zu lassen, daß sie neue Anstrengungen zur Durchsetzung ihrer Zwecke machen, und keine Gelegenheit zur Rache an der kleinen S., die ihnen im Gefühl ihres guten Rechts so erfolgreich Trotz geboten, versäumen würden. Aber die höhere Gerechtigkeit der Weltgeschichte intervenirte im verhängnißvollen Augenblicke zu Gunsten des schweizerischen Volkes und machte die beabsich-

tigten Interventionen einer abgenützten Politik zu Schanden. Plötzlich und unerwartet, wenngleich durch die Thorheit und den Dünkel der Machthaber schon lange vorbereitet, brach im Februar die Revolution über Frankreich herein. Die Ausdauer der Schweizer in der Abwehr aller offenen und heimlichen Angriffe auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit, andererseits der völlige Bankerott, den die auswärtige Politik der französischen Regierung gerade in der schweizerischen Angelegenheit erlitten — Beides hatte mit dazu beigetragen, die Wurzeln der Dynastie Orleans zu lockern, so daß sie bei dem ersten innern Sturme rettungslos zusammenbrechen mußte. Bald loderte auch in allen Nachbarstaaten die Flamme der Empörung auf, und in Mitte der allgemeinen Verwirrung rings umher war es der so lange als Sitz der Anarchie verschrieenen S. durch ein wunderbares Geschick vergönnt, in ungestörter Ruhe, in gemessener Ordnung das Werk ihrer politischen Wiedergeburt zu vollenden. Schon am 17. Febr. 1848, unmittelbar nach dem Schlusse der Tagsatzung, hatte eine von dieser ernannte Bundesrevisionskommission ihre Arbeiten begonnen; schon am 20. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht u. den Kantonen zur Begutachtung vorgelegt werden. Die große Mehrheit der Kantone erklärte sofort ihre Zustimmung, vorbehaltlich einer Abstimmung durch das Volk: nur im Kanton Freiburg wurde eine solche Volksabstimmung nicht beschlossen. Hiernach trat die Tagsatzung am 15. Mai zusammen, und am 27. Juni war der Entwurf durchberathen u. konnte zur Abstimmung vorgelegt werden. Wie die Mehrheit der Stände, so erklärte sich die große Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung für die Annahme. Zwar überwog in einigen kleinern und zumal katholischen Kantonen die Zahl der Verwerfenden. Da aber schon früher der allein zum Ziele führende Grundsatz geltend gemacht war, daß die neue Verfassung als angenommen zu betrachten sey, sobald sich eine Mehrheit von Ständen, die zugleich die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung vertrete, dafür erklärt habe, so konnte schon am 12. Sept. 1848 die feierliche Verkündigung der neuen Bundesverfassung erfolgen. Bei den Berathungen der Tagsatzung vom 15. Mai bis 27. Juni trat, im oft sehr augenfälligen Gegensatze zu den Verhandlungen der deutschen Reichsversammlung, jener in einem freien öffentlichen Leben schon lange entwickelte praktische Sinn des schweizerischen Volkes zu Tage, der sich an das unter den einmal vorliegenden Umständen Ausführbare hält, ohne in doktrinärer Principienreiterei die Konsequenzen allgemeiner Grundsätze bis zu einer unerreichbaren Spitze zu treiben. Man gelangte, obwohl auch in der S. vielfache Sonderinteressen bunt sich durchkreuzten, durch weise Verbindung von durchgreifender Entschiedenheit in Gegenständen von allgemeiner Wichtigkeit, von Mäßigung und Schonung in Dingen von untergeordneter Bedeutung zu einer Bundesverfassung, wodurch aller schädliche Partikularismus vernichtet und gleichwohl nicht verletzend in die Eigenthümlichkeit des besondern Staatenlebens eingegriffen wurde. Wenn also der Entwurf der deutschen Reichsverfassung in manchen, zumal in seinen grundrechtlichen Bestimmungen, mehr den Forderungen der reinen Vernunft entsprach, so war dagegen der schweizerische Entwurf den Forderungen der praktischen Vernunft desto gemäßer. Um so eher aber wurde dieser zur Thatsache des öffentlichen Lebens, während jener vorerst nur Theorie und Buchstabe geblieben ist. — Nur Bern und Genf stimmten für Berufung eines besondern Verfassungsraths, welcher den dem Volke zur Abstimmung vorzulegenden Entwurf ausarbeiten sollte. Die Mehrheit der Stände dagegen (19½ Stimmen) erklärte sich für das Eintreten der Tagsatzung in den Entwurf der Revisionskommission, das unter den vorliegenden Umständen schneller zum Ziele führte. Wie in Deutschland, so kamen sehr bald auch in der S. die von Schaffhausen vertretenen Vorzüge der einheitlichen vor der kollegialischen Regierungsform zur Sprache. Allein man entschied sich für letztere, da man trotz Allem, was sich von theoretischem Standpunkte aus für die „einheitliche Spitze" sagen ließ, sehr leicht einsah, daß durch jeweilige Vertretung mehrer Kantone in der höchsten Exekutivbehörde die Vollziehung und Vollziehbarkeit der Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse nur um so besser gesichert sey. Hätte man einen Präsidenten an die Spitze gestellt, er wäre doch stets der Bürger eines besondern, wenn auch vielleicht des mächtigsten Kantons geblieben, und bei der seit Jahrhunderten bestandenen Kantonalsouveränetät und Kantonaleifersucht würde sich gerade die einheitliche Regierung als die schwächere erwiesen haben. Was für den nordamerikanischen Bundesstaat zweckmäßig, war es wenigstens jetzt noch nicht für den schweizerischen. Man entschied sich also für ein Direktorium, aber freilich mit nur vollziehender Gewalt, ohne Theilnahme an der Gesetzgebung und mit Verantwortlichkeit eines jeden seiner Mitglieder. Die einmal historisch gewordene und nicht sofort zu beseitigende politische Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit der Einzelkantone wurde von vornherein anerkannt, und das Einkammersystem in dem Sinne, daß nur eine einzige, von den Majoritäten der einzelnen Wahlkreise ernannte Nationalversammlung sofort und unbedingt gültige Beschlüsse fassen könne, ward also kaum von irgend einer Seite her befürwortet. Selbst diejenigen Kantone, die für ein Einkammersystem stimmten (6 Stimmen), wollten doch der Mehrheit der Kantone ein Veto gegen die Beschlüsse des Nationalraths eingeräumt und hiernach dem Partikularismus noch größere Konzessionen gemacht wissen. Dies hätte aber nur zu tausendfachen Verzögerungen und weitschweifigen Verhandlungen geführt. Man zog es also vor, den Einzelkantonen sogleich eine gemeinschaftliche Vertretung im Ständerathe oder im eidgenössischen Staatenhause zu geben, so daß jeder Kanton, ob groß oder klein, darin 2 Stimmen erhielt. Die weitere Bestimmung, wonach dieser Ständerath dem Nationalrathe, oder der Repräsentation des schweizerischen

Volks als Einheit und Gesammtheit, in der Art zur Seite stehen solle, daß für Bundesgesetze u. Bundesbeschlüsse die Zustimmung beider Räthe erforderlich sey (Art. 78), gab zu ziemlich lebhaften Debatten Anlaß. Zürich und Aargau sprachen die Besorgniß aus, daß hiernach bei wichtigen und dringenden Gegenständen oft gar kein Beschluß zu Stande kommen werde. Dagegen sahen die kleinern Kantone, darunter Basel-Stadt und Appenzell-Außerrhoden, in der Bestimmung des Artikels 78 noch die einzige Beruhigung gegen das völlige Verschwinden der Kantonalrepräsentation. Dieser streitige Artikel ward also mit 14 Stimmen angenommen, und hiernach der Nationalrath zum Ständerathe in ein ähnliches Verhältniß gesetzt, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das des Repräsentantenhauses zum Senate ist. Allerdings erscheint es als eine sehr vernünftige Forderung an jeden lebendigen Staatsorganismus, daß zu jeder Zeit das müsse verwirklicht werden können, was nach reiflicher Ueberlegung als dringendes Bedürfniß der Gesammtheit erkannt wird; daß also dem einen Gliede der Volksvertretung gegen das andere kein absolutes Veto eingeräumt werden dürfe. Zweckmäßiger wäre es demnach vielleicht gewesen, wenn man zur Beleuchtung jedes Gegenstandes von verschiedenem Standpunkte aus für Nationalrath und Ständerath zwar gesonderte Berathung, aber im Falle einer sonstwie nicht auszugleichenden Meinungsverschiedenheit beider Körperschaften ein Durchstimmen in gemeinschaftlicher Sitzung angeordnet hätte, ähnlich wie in dem zweifach gegliederten norwegischen Storthing. Faßt man indessen ins Auge, daß im schweizerischen Staatenhause keineswegs, wie nach dem ehemaligen Projekt eines deutschen Staatenhauses, die Hälfte der Mitglieder von den Regierungen ernannt wird; daß vielmehr die Ständeräthe entweder mittelbar durch die Großräthe, oder unmittelbar durch die Landsgemeinden vom Volke der Einzelkantone gewählt sind: so fällt leicht in die Augen, daß das dem Ständerath gegen die Beschlüsse des Nationalraths zustehende Veto praktisch nur die Wirkung eines aufschiebenden Veto hat, und daß wenigstens solche Beschlüsse, die in Wahrheit dem Willen und den Interessen der Mehrheit des schweizerischen Volks und der Mehrheit der Einzelkantone entsprechen, sehr bald sich Geltung verschaffen müssen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß einige Gewähr gegen so leicht mögliche übereilte und unzeitige Beschlüsse der Mehrheit des Nationalraths durch Beiordnung eines mit gleicher Berechtigung ihm zur Seite gestellten Ständeraths um so weniger verwerflich war, da nach der schweizerischen Bundesverfassung dem Bundesrathe, als bloß vollziehender Behörde, gar kein Veto, auch kein für kurze Zeit aufschiebendes, eingeräumt ist. — Bei den wichtigen und so mannichfache Interessen berührenden Bestimmungen über Niederlassung hatte Aargau verlangt, daß auch die Juden vom Niederlassungsrechte nicht ausgeschlossen würden. Zürich eiferte dagegen, und so blieb dieses Recht auf diejenigen Schweizer beschränkt, die einer der christlichen Konfessionen angehören. Die Verpflichtung der Kantone, in Gesetzgebung und gerichtlichem Verfahren alle Schweizerbürger den Bürgern des eigenen Kantons gleichzuhalten, ward nach dem Antrage Thurgau's auf die Schweizerbürger „christlicher Konfession" beschränkt (Art. 48). Die Gewährleistung der freien Ausübung des Gottesdienstes der „anerkannten christlichen Konfessionen" im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft wurde sehr lebhaft angegriffen, theils von mehren katholischen Ständen, weil sie keine Reformirten wollten, theils von Appenzell-Außerrhoden, weil es keine Katholiken wollte. Während Genf und Aargau den Wegfall des Wortes „anerkannten" verlangten, nahmen andere Kantone Anstand, den bei einem großen Theile der schweizerischen Bevölkerung sehr unbeliebten Sekten der Momiers, Stündler, Neutäufer, Neugläubigen und dergl. die unbedingt freie Ausübung des Gottesdienstes zu gewähren. Es blieb also bei dem Vorschlage im Entwurf der Revisionskommission. Faßt man diese verschiedenen, die konfessionellen Verhältnisse betreffenden Bestimmungen ins Auge, die hinter denen der deutschen Grundrechte allerdings zurückstehen, so fühlt man sich von einem abstrakten Standpunkte aus wohl geneigt, den schweizerischen Gesetzgebern eine gewisse Beschränktheit vorzuwerfen. Erinnert man sich aber, daß bis zur Bundesrevision in mehren katholischen Kantonen der Erwerb und die Ausübung des Staatsbürgerrechts an das Bekenntniß der römisch-katholischen, daß es dagegen in Appenzell-Außerrhoden an das Bekenntniß der reformirten Religion geknüpft war: so wird man die Ausdehnung des Niederlassungsrechtes auf alle christlichen Bekenntnisse und die Gewährung der freien Ausübung des Gottesdienstes für die anerkannten christlichen Konfessionen immerhin als einen bedeutenden Fortschritt betrachten, obgleich man damit erst auf dem Standpunkte anlangte, den schon die deutsche Bundesakte von 1815 eingenommen hatte. Hätte man aber die freie Ausübung des Kultus auf alle christlichen Sekten ausgedehnt, so würde man mehren Regierungen, namentlich der radikalen waadtländischen, die mit solchen Sekten in scharfer Opposition steht, einen schweren Stand bereitet haben; und wäre das Niederlassungsrecht sofort auf die Juden ausgedehnt worden, so würden alle politischen und konfessionellen Widersacher der Bundesrevision in den Ruf der „Gefahr für die christliche Religion" eingestimmt haben. Dies wäre unmittelbar nach einem Kampfe, der die konfessionellen Antipathien wieder lebhafter aufgeregt hatte, nicht ohne Gefahr gewesen, und vielleicht hätte daran die ganze Bundesreform scheitern können. Man hütete sich also, Alles mit einem Schlage erreichen zu wollen. Und indem man in der Beseitigung mancher religiösen Vorurtheile der fortschreitenden Bildung das Eine und Andere überließ, darf man um so sicherer erwarten, daß auch der S. die Zeit sehr nahe gerückt ist, wo nicht mehr der konfessionelle Glaube zum Maßstabe bürgerlicher und politischer Berechtigung gemacht werden wird. In der Ausschließung protestantischer und katholi-

scher Geistlichen von der Wählbarkeit zum Nationalrathe (Art. 64) waren dagegen reformirte und katholische Stände einig. Nur Solothurn, Appenzell-Außerrhoden, Thurgau u. St. Gallen stimmten dagegen. Das deutsche Reichswahlgesetz enthält keine Beschränkung dieser Art, wenn auch im Uebrigen das schweizerische Wahlgesetz der aktiven und passiven Wahlfähigkeit viel weitere Grenzen setzt. In der That läßt sich diese Ausschließung einer ganzen Klasse der Gesellschaft von der Volksvertretung rein theoretisch wieder nicht wohl rechtfertigen. Aber man hielt sich an die Thatsache, daß sich schon lange, u. gerade während der letzten Wirren, sowohl katholische, als auch viele reformirte Geistliche auf eine Weise politisch betheiligt hatten, welche die Verwirrung nur vergrößern mußte u. nach keiner Seite hin ersprießlich war. Gibt erst die Kirche die Anmaßung auf, einen Staat im Staate bilden zu wollen, so wird man auch dem vollen Staatsbürgerrechte der kirchlichen Beamten keine weitern Hindernisse mehr in den Weg legen. Daß der von Zürich, Waadt, Thurgau und Freiburg unterstützte Antrag Genfs auf Schutz für das literarische Eigenthum durch die Bundesbehörde in der Minderheit blieb, hatte wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß man die Sache nicht für unmittelbar dringend hielt, daß man sich überhaupt auf das Nothwendigste beschränkte und eine Bestimmung solcher Art füglich der Bundesgesetzgebung überlassen konnte. Bern und Solothurn hatten für staatsrechtliche Streitigkeiten, für Kriminal- u. Handelsrechtssachen umfassendere Centralisation, so wie für besonders wichtige Privatrechtsfälle Rekurs an das Bundesgericht verlangt. Wegen der Verschiedenheit der Kantonalgerichtsbehörden und Strafanstalten blieb jedoch ihre Forderung, als noch zur Zeit unausführbar, in der Minderheit. Da indessen Art. 106 der Bundesgesetzgebung überläßt, neben den ausdrücklich bezeichneten Gegenständen noch andere Fälle in die Kompetenz des Bundesgerichts zu legen; da zugleich das Bedürfniß einer gleichmäßigern Organisation, namentlich in der Kriminalgerichtspflege, sehr fühlbar geworden ist: so konnte auch in dieser Beziehung ein Weiteres theils der Bundesgesetzgebung, theils den Konkordaten der Kantone unter sich überlassen bleiben. Ueberhaupt läßt sich, im Vergleiche der Thätigkeit der schweizerischen und deutschen Bundesreformer, durchweg bemerken, daß die erstern stets auf das Nothwendige sich beschränkten, während die gesetzgeberische Weisheit in Frankfurt der Weisheit ihrer Nachfolger so sehr mißtraute, daß sie Alles in Allem zu seyn sich anschickte und vorerst um so gewisser nichts erreichte. In allen Verfassungen sind die Bestimmungen über Revision derselben bei Weitem die wichtigsten. Ist doch jede Verfassung schlecht, die für alle Zeiten gut und darum stabil seyn soll, und ist doch jede gut, die in sich selbst ein Princip der Beweglichkeit trägt und solche Formen ausgebildet hat, wonach stets den veränderten Bedürfnissen des öffentlichen Lebens und den Ansprüchen einer gereiftern öffentlichen Meinung genügt werden kann. Dieser höchsten und dringendsten Forderung der Verfassungspolitik hat die schweizerische Bundesverfassung entsprochen, indem ohne erheblichen Einwand von irgend einer Seite festgesetzt wurde: daß zu jeder Zeit eine Revision auf dem Wege der Bundesgesetzgebung Statt finden kann; daß das schweizerische Volk über die Frage, ob Revision Statt finden soll, abzustimmen hat, wenn sie auch nur von einer Abtheilung der Bundesversammlung beschlossen oder von 50,000 Schweizerbürgern verlangt wurde; daß, nach der Neuwahl beider Räthe zum Zweck der Revision, die revidirte Bundesverfassung in Kraft tritt, sobald sie von der Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger und von der Mehrheit der Kantone angenommen ist. Vor dieser einzigen, höchst zweckmäßigen Bestimmung verschwindet jeder Tadel, den man sonst wohl über einzelne Lücken und Mängel der neuen schweizerischen Bundesverfassung zu äußern geneigt seyn könnte.

Für die Ausarbeitung der den bundesverfassungsmäßigen Bestimmungen entsprechenden Gesetzentwürfe über die wichtigsten Gegenstände des materiellen und politischen Interesses, über Zollwesen, Postwesen und Militärorganisation, wurden besondere **Kommissionen** ernannt. Ihre Vorschläge kamen schon im Lauf des Jahres 1849 zur Berathung, so wie größtentheils zur Beschlußfassung und Vollziehung. Ein Antrag, wonach der Bundesrath beauftragt werden sollte, wie zur Beseitigung der Binnenzölle und Weggelder, so auch mit den Konsumogebühren beziehenden Kantonen wegen deren Ablösung in Unterhandlung zu treten, wurde verworfen. Bern hatte erklärt, daß es ohne Konsumogebühren finanziell nicht existiren könne, und Solothurn sprach die Hoffnung aus, diese Konsumosteuern würden wohl von selbst in Mißkredit kommen und abgeschafft werden, wenn man sie als die noch bestehende einzige Hemmung des innern Verkehrs ansehen müsse. Nach lebhaften, aber nicht allzu langen Debatten wurde das so wichtige Zollgesetz vom Nationalrathe mit 68 gegen 7 Stimmen, und ohne weitläufige Diskussion vom Ständerathe mit 28 gegen 7 angenommen. Geringere Schwierigkeiten hatte die Centralisation des Postwesens. Wenn Basel-Stadt, das 100,000 Gulden reine Posteinnahmen besaß, und Neuenburg, das den Transport seiner Uhren mit geringem Porto besorgte, gegen diese Centralisation sich aussprachen, „weil alsdann den wirklichen Bedürfnissen weniger Rechnung getragen werden möchte“: so verstand es sich bei der Mehrheit der Abgeordneten von selbst, daß solche Eingebungen des Sonderinteresses nicht beachtet wurden. Einige Bestimmungen zur Reform des Heerwesens, namentlich zur größern Centralisation des Unterrichts in den Specialwaffen, wurden bereits in Vollzug gesetzt. Die weitern Vorschläge zur Vervollkommnung der Militärorganisation werden in Kurzem zur Verhandlung, so wie ohne Zweifel auch zur Beschlußfassung und unverzüglichen Ausführung kommen. Ueber das neue Münzgesetz von 1850, s. oben (Geogr.).

Die Bundesverfassung war bereits geraume

Zeit zur Geltung gelangt, die neuen Bundesbehörden waren in voller Thätigkeit, als der erste Akt der großen europäischen Revolution zu Ende ging, und zahlreiche Schaaren der Ueberwundenen und Verdrängten das seit Jahrhunderten geübte Asylrecht der freien S. in Anspruch nahmen. Wie schon früher einzelne französische und eine größere Anzahl italien. Flüchtlinge, so wurden zu Anfang Juli 1849 die noch massenhaften Trümmer der deutschen Revolution auf den schweizerischen Boden verschlagen. Etwa 6000 Badener aller Waffengattungen, viele Pfälzer, nicht wenige Angehörige anderer deutschen Staaten, darunter mehre Mitglieder jener Nationalversammlung, die gegenwärtig von deutschen Regierungen als Hochverräther verfolgt werden, weil sie an dem von der deutschen Nation empfangenen Mandate festhielten, weil sie bis zum letzten Augenblicke an der Rettung ihres Vaterlandes nicht verzweifelten, weil sie die für die S. so glücklich gelöste Aufgabe auch für Deutschland zu erfüllen gedachten — sie Alle waren von dem gleichen Schicksale betroffen. Theils zur Entwaffnung der anlangenden Flüchtlinge, theils zum Schutz der Grenzen gegen die nachdrängenden Sieger ordnete der Bundesrath erst ein Aufgebot von 12000, dann von 24,000 Mann unter dem Oberbefehle Dufours an. Die frivole Grenzverletzung eines vorgeschobenen Theiles des schweizerischen Gebiets bei dem badischen Orte Büsingen durch eine Abtheilung hessischer Truppen gab Anlaß zu Verhandlungen, die indessen bald zu einem befriedigenden und genugthuenden Erfolge führten. In der mehre Monate dauernden Grenzbesetzung und den Kosten, welche dadurch entstanden, fanden einige Gegner der neuen Bundesregierung den Vorwand zu grundlosem Tadel. Ohne diese rasche Entfaltung militärischer Streitkräfte hätten aber leicht wiederholte Grenzverletzungen und eine Reihe von Verwickelungen entstehen können, die sicherlich nicht eben so leicht, als der büsinger Handel, zu schlichten gewesen wären. Auch hatte diese Truppenversammlung noch eine andere heilsame Wirkung. Es war zum ersten Mal nach Beendigung des Bürgerkriegs, daß die Truppen der kaum noch friedlich einander gegenübergestandenen Kantone zu gemeinschaftlichen eidgenössischen Zwecken sich vereinigten, daß ihnen zur aufrichtigen Verbrüderung unter dem Banner der neuen Bundesverfassung die erste thatsächliche Gelegenheit gegeben wurde. Dieser sittliche Erfolg war wohl einiger pekuniären Opfer werth. Ebenso haltlos war der von anderer Seite gegen den Bundesrath gerichtete Tadel, daß er nicht die Auslieferung des in die S. gebrachten Kriegsmaterials von der Ertheilung einer Amnestie für die eingewanderten Flüchtlinge abhängig gemacht. Dieser Zweck wäre wohl auf solche Weise um so weniger erreicht worden, als sich kein unabhängiger Staat von der S. aus seine Politik würde haben vorschreiben lassen. Außerdem aber lag eben so wenig ein politischer Grund wie ein Rechtsgrund vor, bedingungsweise über fremdes Staatseigenthum zu verfügen. Jenen Vorwurf sprechen auch nur Wenige aus, während hingegen der allgemeine Tadel einen andern Beschluß des Bundesraths traf, nach welchem mehre namhaft gemachte oder noch zu bezeichnende Führer der deutschen Revolution aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft ausgewiesen wurden. Hätte ein solcher Beschluß nur Solche getroffen, die sich schon früher gegen ausdrückliche Verbote schweizerischer Behörden vergangen, so wäre seine Ausführung nur eine Pflicht gewesen, deren Erfüllung diese Behörden sich selbst schuldig geworden. Allein der Beschluß ward auf Andere ausgedehnt, die kaum erst die Gastfreundschaft der S. in Anspruch genommen und sich keiner Handlung schuldig gemacht hatten, wodurch sie verscherzt werden konnte. Allerdings ist die Asylgewährung keine Rechtspflicht, und die neue Bundesverfassung räumt sogar ausdrücklich dem Bunde die sehr dehnbare Befugniß ein, „Fremde, welche die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährden, aus ihrem Gebiete zu weisen" (Art. 57). Auch lag die gute Absicht des bundesräthlichen Beschlusses deutlich vor: man hoffte durch Trennung der Führer von der Masse der Flüchtlinge die auswärtigen Staaten um so eher zu einer Amnestie zu bewegen, und dadurch zugleich die S., die man von einer nicht unbedeutenden Last befreien wollte, wie der Mehrzahl der Verbannten selbst einen Dienst zu leisten. Doch davon abgesehen, ob nicht damit gerade das Gegentheil des beabsichtigten Zweckes erreicht ward, so wird man es auch durch keine Sophistik verhüllen können, daß der noch so wohlgemeinte Beschluß des Bundesraths einem edeln, reinmenschlichen und seit Jahrtausenden geübten Gebrauche zuwider lief; ja daß er selbst mit dem Geiste der in mehren Kantonen die Ausübung des Asylrechtes regelnden positiven Gesetzgebung im Widerspruche stand. In dieser Zeit der Trennung der Politik von aller höhern Sittlichkeit sollte aber die Regierung eines freien Volkes auf die unauflösliche Wiederverbindung der einen mit der andern um so mehr bedacht seyn. Und wie einmal der Beschluß des Bundesrathes ausgefallen war, konnten die auswärtigen Mächte darin nur eine schwache Nachgiebigkeit erblicken und sich versucht fühlen, ihn zum Ausgangspunkte weiterer und unziemlicher Forderungen zu machen.

Während die Truppen Preußens, das den Verlust Neuenburgs wohl leicht verwinden könnte, aber nicht überwunden hat, an die Nordgrenze heranrückten, während österreichische Corps an der Südgrenze standen oder in Vorarlberg sich sammelten, während eine massenhafte Einwanderung in die S. von Angehörigen fast aller Nationen Europa's erfolgte, und selbst das republikanische Frankreich Begehren an die Eidgenossenschaft wegen Ausweisung, oder doch wegen Internirung einiger seiner Flüchtlinge stellte, war es sehr erklärlich, daß in der S. selbst, wie im Auslande, ihre Stellung zu den andern Staaten und Mächten in vielseitige Betrachtung und lebhafte Anregung kam. Auch in der S. fehlte es nicht an einer, freilich in aller Hinsicht

schwachen Partei der Anhänger der Ruhe und des Friedens um jeden Preis, selbst um den der Schmach und Erniedrigung des Vaterlandes. Von dieser Seite möchte man wohl den Grundsatz der Neutralität in den einer todten Passivität umwandeln; man möchte es der Eidgenossenschaft zur Pflicht machen, mit gebundenen Händen stets nur ruhig dazustehen, wenn außerhalb ihrer Grenzen ein Bollwerk und ein Vorwerk ihrer Freiheit nach dem andern fällt, bis ihr selbst der Feind ihrer Unabhängigkeit so nahe auf den Leib gerückt ist, daß sie sich seiner kaum noch, und vielleicht nicht mehr, zu erwehren vermag. Aber nicht in dem Sinne ist die völkerrechtlich garantirte Neutralität der S. zu verstehen, daß sie verbunden wäre, sich im lebendigen Strom der Geschichte wie ein in Fäulniß übergegangener Leichnam nur forttreiben zu lassen; daß ihr im wetteifernden Ringen aller Kräfte nicht vergönnt seyn sollte, mitzuschwimmen oder bahnbrechend den andern Völkern voranzuschwimmen. Ohnehin hat ja die Eidgenossenschaft, indem sie die Bundesakte von 1815 aufhob und als Bundesstaat sich konstituirte, mit jener Politik, die Europa nur zu lange beherrschte, für immer gebrochen, und der von der alten, aber jetzt wieder neu gewordenen Diplomatie ausdrücklich in Aussicht gestellte Fall ist ja eingetreten, wonach sich die Großmächte, nach der in der S. eingetretenen Veränderung, „zur Erfüllung der gegen sie eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr gebunden erachten". Um so mehr wird sie aber dadurch berechtigt und in ihrem eigenen Interesse verpflichtet, in dem großen welterschütternden Kampfe, welcher begonnen, nicht den kalten gleichgültigen Zuschauer zu machen, sondern in der Reihe der sie umgebenden Völker und volksfreundlichen Regierungen Denjenigen die Hand zu bieten, oder in die dargebotene Hand Derjenigen einzuschlagen, die ihr in Sympathien und Antipathien, in wesentlich gleichem Streben und Wollen am nächsten stehen. Sie ist also berechtigt und verpflichtet, sich in die Reihe der Nachbarstaaten, wenn nicht zum Trutze, doch zum gegenseitigen Schutze, nach Bundesgenossen umzusehen. Die S. hat eine hohe geschichtliche Aufgabe zu erfüllen. Die Thatsache ihres fortdauernden Bestandes als ein Bund freier Völkerschaften und freier Staaten, die glücklich gelungene Einigung der Ordnung und Freiheit, der Einheit und Mannichfaltigkeit im neuen schweiz. Bundesstaate, die höhere Stufe einer die Massen durchdringenden Volksbildung, die sie bereits beschritten hat, die gedeihliche Regsamkeit aller produktiven Kräfte, ihr blühender Wohlstand inmitten einer kargen Natur, ihre großen Leistungen bei dem einfachsten und wohlfeilsten Staatshaushalte: das sind die Zeugen und Zungen, mit denen die S. fort und fort den Völkern Europa's predigt, um sie den Segen der Freiheit an ihren Früchten erkennen zu lassen. Und mit dieser friedlichen und unablässig fortwirkenden Propaganda der unleugbaren Thatsachen hat sie schon unendlich Größeres gewirkt, als sie jemals auf dem Schlachtfelde und durch Einmischung in auswärtige Parteikämpfe zu wirken vermöchte. Die ganze reaktionäre Presse Deutschlands macht jetzt wieder Chorus, um dem gesammten Spießbürgerthume, um allen Fanatikern der Ruhe und Ordnung die S. als den Popanz zu schildern, von dem das Schlimmste zu besorgen sey. Man wird nicht müde, den Völkern vorzusagen, daß diese S. die eigentliche Wiege und Erziehungsstätte für den allen rechtlichen Besitz gefährdenden Kommunismus sey; man entblödet sich nicht, zur Einschläferung der monarchisch-beglückten Völker dieses alte Ammenmährchen wiederzukäuen, wo nirgends ein massenhaftes, unzufriedenes Proletariat besteht, wo Alle Eigenthümer sind, wo die Heiligkeit des Eigenthums wie nirgends mehr anerkannt, bewacht, bewahrt und geachtet ist; wo in jenen verhängnißvollen Hungerjahren die Ordnung und Sicherheit des Besitzes nirgends gestört wurden, während schon damals in den Monarchien rings umher die Flammen des Aufruhrs emporschlugen. Unter solchen Umständen kann man es dem Schweizer nicht verargen, wenn er auf das, was ihm gelungen ist, was er erreicht u. erkämpft hat, mit stolzem Selbstgefühl zurückblickt, und wenn er nicht selten die schiefen und mißgünstigen Urtheile des Auslandes mit gleich maßlosen und ungerechten Anklagen und Vorwürfen erwidert.

Literatur: J. R. v. Waldkirch, Gründliche Einleitung zu der eidgenössischen Bundes- und Staats-Historie, 2. Aufl., Basel 1756, 2 Thle.; — J. C. Fuesli, Thesaurus Historiae helveticae, Zürich 1735, Fol.; — F. J. N. Alt v. Tieffenthal, Histoire des Helvétiens, Freib. 1749—55, 10 Bde.; — (V. B. Tscharner), Historie der Eidgenossen, Zürich 1756—68, 3 Thle.; — D. Herrliberger, Schweizer Ehrentempel, ebd. 1758—74, 3 Stücke, 4.; — A. L. v. Wattenwyl, Geschichte des helvetischen Bundes, Biel (Heilbr.) 1766; — (H. S. Meurer), Geschichte der S., Zürich 1779, 4. Aufl. v. G. M. v. Knonau, ebd. 1816; — H. Pfenniger, Helvetiens berühmte Männer in Bildnissen, ebd. 1782—94, 3 Bde., neue Aufl. ebd. 1799; — L. Meister, Hauptscenen der helvetischen Geschichte, ebd. 1783—85, 2 Bde.; — Derselbe, Helvetische Gallerie großer Männer, Winterthur 1786; — G. Walther, Geschichte Helvetiens, Bern 1792; — G. Garb, Darstellung der Schweizergeschichte, St. Gallen 1795—1806, 3 Bde.; — P. H. Mallet, Histoire des Suisses, Genf 1803, 4 Bde., neue Aufl. Paris 1836, 6 Bde.; — Johannes von Müller, Geschichte schweizer. Eidgenossenschaft, Leipz. 1795—1808, 5 Bde., fortgesetzt von R. Glutz-Blotzheim und J. J. Hottinger bis 1531, 3 Bde.; — L. Meister, Helvetische Geschichte der 2 letzten Jahrhunderte, ebd. 1803—15, 5 Bde.; — P. Krauser, Hauptepochen der Schweizergeschichte, Luzern 1804; — C. D. Voß, Geschichte Helvetiens bis auf die jetzige Zeit, Halle 1805; — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812; — Histor. merkwürdige Schweizerscenen, nach Zeichnungen von Lips, Usteri und A., Zürich 1812—20, 4.; — E. Stierlin, Schweizer. Ehrentempel, Bern 1813; — F. L.

v. Haller, Historische und topographische Darstellung von Helvetien, ebd. (Leipz.) 1817, 2 Bde.; — Darstellungen aus der Schweizergeschichte, ebd. 1818, 4.; — J. C. Vögelin, Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft, 2. Aufl. Zürich 1827, 3 Bde.; — Meyer von Knonau, Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft, ebd. 1826—29, 2 Bde.; — H. Zschokke, Geschichte des Schweizerlandes; — Balthasar, Helvetia oder Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten, ebd. 1823 ff., 8 Bde.; — Müller-Friedberg, Schweizer. Annalen, ebd. 1831 ff.; — Gelzer, Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, Aarau und Thun 1838; — Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsakte, Zürich 1845 ff.; — Die schweiz. Jesuitenfrage, Tübingen 1845.

Schweiz, fränkische, s. Muggendorf.

Schweiz, sächsische, s. Schweiz.

Schweizer, 1) eine aus der Schweiz gebürtige Person; — 2) s. Schweizergarden; — 3) Art Hausgarden oder Trabanten am königl. sächs. Hofe, wozu jedoch meist nur wohlhabende Inländer genommen wurden; — 4) in vornehmen Häusern die Thürsteher, wozu man sonst gern geborene S. nahm; — 5) s. v. a. Schweizerische Schule; — 6) der Aufseher einer Schweizerei; — 7) s. v. a. Schweizerbäder; — 8) s. Billard; — 9) Partei der Taufgesinnten.

Schweizer (Biogr.), 1) Johann Friedrich, s. v. a. Helvetius 2); — 2) Johann Jakob, Zeichner und Maler, geb. zu Zürich 1800, bildete sich seit 1830 auf der Akademie zu München und ist jetzt Zeichnungslehrer in seiner Vaterstadt. Er malt Landschaften, Porträte und andere Darstellungen, erwarb sich auch als Zeichner Ruf. — 3) Wilhelm, Maler und Kupferstecher, 1810 in Zürich geboren, begab sich 1831 nach München, um an der Akademie daselbst sich in der Malerei auszubilden. Früher fertigte er mehre landschaftliche Zeichnungen und stach auch solche in Kupfer, dann aber widmete er sich besonders der Landschaftsmalerei. In sein Vaterland zurückgekehrt, verunglückte er 1837 auf dem Splügel durch einen Sturz vom Pferde. — 4) Julius, Maler, 1814 zu Rauenstein im Herzogthum Meiningen geboren und von seinem Vater, dem Faktor einer Porzellanmanufaktur, frühzeitig zum Zeichnen angehalten, erlernte in seinem 15. Jahre zur Sicherung seiner Existenz in Schalkau die Porzellanmalerei und wurde nach drei Jahren zu einem Maler nach Berlin berufen, wo er guten Verdienst fand, so daß er drei Tage der Woche die Akademie besuchen konnte, um nach der Antike zu zeichnen. Im J. 1834 ging er auf die Akademie nach München, mußte aber zum Broderwerbe nebenbei noch immer auf Porzellan malen. Ein Bild der Magdalena, nach G. Reni, und die Sendlinger-Schlacht, nach Lindenschmidt auf Porzellanplatten gemalt, wurden von dem Kunstvereine zu München zur Verloosung angekauft. Gleichzeitig machte er die ersten Versuche im Oelmalen, indem er einige Bilder der Pinakothek kopirte, worunter ein größeres Bild nach Rottari den Herzog von Meiningen bewog, dem Künstler ein Stipendium zu verleihen, wodurch es ihm möglich ward, sich ausschließlich der Oelmalerei zu widmen. Durch mehre Bilder, worunter eine hl. Familie, eine St. Elisabeth und Götz von Berlichingen in den Besitz des Herzogs von Meiningen gelangten, und durch einige Porträte, die er in der Heimath malte, wurde es ihm möglich, 1843 Italien zu besuchen, wo er die Kartons zu zwei großen Altarbildern fertigte, die er für die neue henneberger Kirche zu malen hatte. — 5) S. Schweitzer.

Schweizer Alpen (Geogr.), 1) überhaupt die in der Schweiz gelegenen Alpen; — 2) s. v. a. Berner Alpen, s. Bern.

Schweizerapfel (Pomol.), s. v. a. Papageiapfel.

Schweizerbäcker, Konditor, der besonders feine und künstliche Waare (Schweizerbackwerk) verfertigt.

Schweizerbart, s. v. a. Knebel- u. Schnurrbart.

Schweizerbaß, s. Schweizerpfeife.

Schweizerbergamotte (Pomol.), s. Bergamottenbirnen 13). — Frühe Schweizerbergamotte, Kl. 1, Ordn. 2, Rang 1, nach Diel, eine sehr schöne, ziemlich große, meist dickbauchig-kreiselförmige Tafelbirne mit butterhaft schmelzendem Fleische, $2^1/_2$ Zoll breit und hoch. Stiel lang, gelb, röthlich, über 2 Zoll lang. Schale fein, glatt, gelblich-hellgrün, mit schönen Bandstreifen, welche bei der vollen Reife verschwinden, sowie auch die Schale schön citronengelb wird. Zahlreiche, hellgraue, oft grünliche und von feinen Rostfiguren überzogene Punkte. Fleisch weiß, sehr saftvoll, von gewürzhaftem Geschmacke und angenehmem Geruche. Reift Anfang September, welkt nicht und hält sich 3 Wochen lang. Der Baum wächst lebhaft. Die großen, prachtvollen Blüthen sind halbgefüllt. Die Früchte hängen sich oft in Büscheln an die Zweige. Die Sommerschosse sind vom gelblichen Hellroth bis zum dunkeln Roth abwechselnd gestreift und dabei mit weißlichen Punkten bedeckt. Kommt auf Wildling besser fort, als auf der Quitte.

Schweizerblut, Weinsorte, s. Jakob (Geogr.) 5).

Schweizerbote, s. Zeitungen.

Schweizerbund, s. v. a. Eidgenossenschaft.

Schweizerbundsthaler, die im Anfange des 16. Jahrhunderts mit den Bildern der 3 Stifter und dem Wappen der 13 Kantone und der 7 zugewandten Orte der Schweiz geprägten Schauthaler.

Schweizerburail, s. Burail.

Schweizerdegen, s. Buchdruckerkunst.

Schweizerdiamant (Min.), s. v. a. Bergkrystall, s. Quarz.

Schweizerei, 1) die Kuh- und Milchwirthschaft eines Gutes; — 2) die Einrichtung, wo man die Rindviehzucht wie in der Schweiz betreibt, besonders in Südbayern und Oesterreich, auf dem Riesengebirge, dem sächs. Hochlande.

Schweizerflöte, 1) s. v. a. Oktavflöte, s. Flöte; — 2) s. v. a. Querpfeife.

Schweizerfranken, die in der Schweiz übliche Münze à 10 Batzen à 10 Rappen. Man rechnet 16 solcher Franken = 11 Fl. rhn. und 27=40 franz. Franken. Da 35 Schweizerfranken auf die köln. Mark gehen, so ist = 9⅐ Groschen Konv. od. 12 Sgr. od. 41⅐ Kr. rhn.

Schweizergarden. Es ist allgemein bekannt, daß die Schweizer seit vielen Jahrhunderten fremden Fürsten für Sold gedient haben, aber sehr schwierig, über die näheren Verhältnisse solcher Dienstleistungen genaue Nachrichten zu geben; auch sind die Beweggründe hierzu oft sehr verschieden gewesen. Das Wohlgefallen der Schweizer an Krieg und Abenteuern erwachte bei ihnen durch den Heereszug, den sie — von den Cimbern und Teutonen gewaltsam fortgerissen und im Verein mit ihnen — 113 vor Christi Geburt gegen die Römer unternahmen. Ihr Land war in Folge der hieraus entspringenden und für die Schweiz unglücklich endenden Kriege verheert worden und vermochte nicht mehr dessen Bewohner zu ernähren. Ein großer Theil der damaligen Schweizer zog nach Gallien, wurde aber von Cäsar besiegt und zurückgedrängt. Die Bevölkerung der Schweiz scheint durch Vermischung mit andern, aus dem Norden u. Osten Europa's kommenden Völkerschaften manche Veränderung erlitten zu haben, zeichnete sich aber, fast an allen Kämpfen der Nachbarn Theil nehmend, bei jeder Gelegenheit durch große Tapferkeit aus und erwarb sich dadurch kriegerischen Ruf, weshalb ihre Dienste vielfach begehrt wurden. Dieser Ruf ward bedeutend erhöht durch den siegreichen Kampf gegen die deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg, und von nun an waren die schweizerischen Söldner sehr gesucht, hauptsächlich in Frankreich. König Karl VII. schloß (1453) zuerst einen Vertrag mit den Schweizern und nahm einige tausend Mann von ihnen in Sold. Sein Nachfolger Ludwig XI. erneuerte diesen Vertrag und hatte bereits 6000 Schweizer im Sold. Die Hauptbedingung dabei war, daß sie stets von ihren eigenen Offizieren befehligt und regelmäßig besoldet würden. Blieb der Sold einmal zur bestimmten Zeit aus, was bei dem damaligen Mangel an baarem Gelde nicht selten war, so verweigerten sie den Dienst, eine Unart, die bald von allen deutschen Soldtruppen nachgeahmt wurde. Das Sprüchwort: „Kein Geld, keine Schweizer", war in Jedermanns Munde. Mit geringen Unterbrechungen findet man bis zum Jahre 1831 fortwährend Schweizertruppen im französischen Heere. Auch in Holland, Spanien, Piemont und Neapel dienten Schweizer unter gleichen Bedingungen für Sold, und es sollen im Jahr 1789 über 36,000 Schweizer in den Heeren der genannten Mächte gestanden haben. Die französische Revolution gab ihnen Gelegenheit, Beweise ihrer Anhänglichkeit abzulegen; viele Hunderte opferten sich, um Ludwig XVI. gegen die Mißhandlungen des Pöbels zu schützen. Mit Begründung der französischen Republik ging der Schweizerdienst in Frankreich zu Ende. Aber Napoleon rief die Schweizer wieder zurück, indem er von der Ansicht ausging, daß es ein Gewinn für die Nation sey, wenn ihre Kämpfe durch fremde Söldner geführt würden. Im Jahre 1828 standen noch 6 Schweizerregimenter in Frankreich, 4 in den Niederlanden, 3 in Neapel, im Ganzen etwas über 20,000 Mann. Im J. 1829 wurden die in niederländischen Diensten stehenden Schweizerregimenter entlassen, 1830 trat derselbe Fall in Frankreich ein, und außer den drei in Neapel stehenden Schweizerregimentern gibt es deren jetzt nirgends in Europa. Man hat es der schweizerischen Republik oft zur Schande angerechnet, daß sie sich zu solchem Söldnerdienste herabgelassen habe, und auch in der Schweiz selbst sind die Ansichten darüber getheilt gewesen. Allerdings kam sie dadurch zuweilen in Verlegenheit, wenn die Mächte, welchen sie Soldaten lieferte, gegenseitig in Krieg verwickelt wurden, was kein Mensch vorher wissen konnte. Indessen vermied man stets so viel als möglich, daß Schweizer gegen Schweizer kämpften. — Dieser Söldnerdienst brachte übrigens der Schweiz doppelten Gewinn. Erstens kam dadurch viel fremdes Geld ins Land, denn von dem sehr hohen Solde wurde immer etwas zurückgelegt und im Laufe der Kapitulationszeit manch rundes Sümmchen erspart. Zweitens sammelten die Offiziere und Unteroffiziere militärische Kenntnisse, die sie auf andere Weise nicht erlangt haben würden. Von diesem geistigen Kapitale zehrt die Schweiz auch jetzt, und es würde ihr gar nicht möglich seyn, ein nur einigermaßen brauchbares Militärwesen einzurichten und nöthigenfalls ihre Neutralität zu behaupten, wenn die Organisation ihrer bewaffneten Macht nicht durch Männer geleitet würde, die sich theoretisch und praktisch im Auslande gebildet haben. Sollte die Schweiz hierzu keine Gelegenheit mehr finden, so dürften ihre militärischen Einrichtungen bald wieder in Verfall gerathen, und dann ist es auch um ihre Neutralität geschehen. — Die deutschen Fürsten haben sich der Schweizertruppen niemals bedient; die hier und da vorkommenden Schloßwache in Schweizertracht bestanden gewöhnlich aus Deutschen, sind auch nur als eine militärische Spielerei anzusehen. (Vergl. Garden.)

Schweizergrün, die aus Indigo, Auripigment und Rindsgalle in verschiedenen Schattirungen gefertigte grüne Farbe.

Schweizergulden, s. v. a. Rheinischer Gulden.

Schweizerhaken (Haken-, Haggenberg), schweiz. Bergzug, Kanton Schwyz; 4500 Fuß hoch. Dazu der Mythen 5870 Fuß hoch.

Schweizerhose (Sittengesch.), die weiten, kostspieligen, meist gestreiften Pluderhosen des 15. und 16. Jahrhunderts.

Schweizerhose (Pomol.), Klasse 1, Ordnung 2, Rang 2, nach Diel, eine durch Güte und Schönheit ausgezeichnete, längliche Birne, 3½ Zoll lang, 2½ Zoll breit. Schale glatt, hellgrün, später blaßgelb, an der Sonnenseite mit breiten, abwechselnd hell- oder rosenröthlichen und dunkelrothen Bandstreifen, mit im Rothen

hellgrauen, im Gelben grünlichen Punkten. Fleisch weiß, feinkörnig, saftig, von zuckerartigem Geschmack. Reist Mitte Oktober und hält sich 4—6 Wochen. Der Baum wächst lebhaft; die Sommertriebe sind gelblich mit olivengrünen Streifen und länglichen, weißgrauen Punkten. Der Baum verlangt einen warmen und trocknen Boden. Zu Zwerg auf schwachtreibende Wildlinge.

Schweizerhut (Herald.), gewöhnlicher, runder Hut mit breiter Krempe; kommt in Wappen vor.

Schweizerischer Dialekt, s. Deutsche Sprache.

Schweizerkäse, s. Käse.

Schweizerklee (Bot.), s. v. a. Esparsette, Onobrychis sativa.

Schweizer Leinen, waren sonst für das südliche Frankreich, Italien und die Levante ein wichtiger Handelsartikel, in neuerer Zeit aber durch Baumwollenweberei bedeutend verdrängt. Die verschiedenen Gattungen, welche in höchst beschränktem Maße aus der Schweiz noch in jene Länder gehen, werden theils in einigen Kantonen selbst verfertigt, indem man sie aus inländischem Flachs und Hanf oder aus Maschinengarn webt, theils aber kommen sie auch aus Schlesien, Böhmen und Schwaben im rohen Zustande und werden dort gebleicht, bunt gefärbt, appretirt und dann als schweizer Fabrikate verkauft. Bei sämmtlichen Leinen ist das Gewebe ins Gevierte eingerichtet, d. h. der Schuß muß mit der Werfte übereinstimmen, nicht feiner und nicht stärker seyn. Die Bleichen sind wegen der vielen gut bewässerten Wiesen und bei der starken Viehzucht, wo es an Molken nicht fehlt, vortrefflich. Die von der Stadt Basel verschickten verschiedenartigen Gattungen sind nicht allein weißgebleichte, sondern auch bunt gestreifte und karrirte Leinwand; sie wird im Kanton Basel und im berner Marktflecken Langenthal verfertigt und zeichnet sich besonders durch festes Gewebe, Gleichheit und Dauerhaftigkeit aus. Jedes Stück, nachdem es fest gelegt und platt gepreßt ist, wird in Basel mit rothem leinenen Bande zweimal gebunden, in blaues Papier eingeschlagen und hat auf der sogenannten heraushängenden Zunge die Nummer und das Ellenmaß. Aus St. Gallen gehen buntgedruckte Leinen in verschiedenen Mustern, besonders die sog. Indiennes mit kleinen weißen Blumen auf indigoblauem Grunde; Glanzleinwand od. Glanzschattir, weiß, schwarz, blau, grün, roth oder gelb gefärbt zu Unterfutter in Kleider oder Hüte; buntgedruckte leinene Schnupftücher von verschiedener Qualität. Im Kanton Bern wird Zwillich zu Tischzeuchen, Blumly-Leinw., besonders glatte und hanfene Leinwand von verschiedener Qualität gefertigt. Die Kant. Schwyz und Zürich haben ebenfalls Leinweberei. In den beiden Kantonen Luzern und Aargau werden zu Aarau, Zofingen und Lenzburg buntgestreifte Zwilliche, Coutiles, Limoges, Trieges, besonders aber die in Italien unter dem Namen Teli d'Argovi bekannte Leinwand verfertigt; man versteht darunter sowohl ganz leinene, als auch halb aus Baumwolle, halb aus flächsenem Garn gemachte Gewebe, welche weiß gebleicht oder bunt gedruckt, meistens weiß und grüne Blümchen auf dunklem blauen Grunde haben und meistens nach Italien und der Levante gehen. Außer dem Glanzleinen und dem Zwillich sind gewöhnlich alle Schweizerleinen nach ihrer ganzen Breite blattweise buchförmig gelegt und platt gepreßt, die buntgedruckten ganz wie Kattun appretirt.

Schweizerlhota (Lhota Schwegcarowa), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Strakonitz; 130 Einw.

Schweizermangold (Bot.), s. v. a. gemeiner Mangold, Beta Cicla *L.*

Schweizermaschine, Maschine zum Seidenwickeln, s. Seidenwickelmaschine.

Schweizer Musikverein, s. Musikfeste.

Schweizerpfeife, 1) früher die Querpfeife (s. d.); — 2) ein offenes Flötenregister der Orgel, dessen Pfeifen eine so enge Mensur haben, daß sie, um zur Intonation gebracht werden zu können, gewöhnlich mit sogen. Bärten versehen werden müssen. Der scharfe Ton ist bei guter Konstruktion der Pfeifen doch immer angenehm. Das Register wird zu 8 und 4' disponirt; in einem größeren Tonmaße steht es im Pedale und heißt dann meist Schweizerbaß. Ehedem vertheilte man die Pfeifen dieser Stimme auch wohl nur über die zweite, obere Hälfte des Manuals; später erstreckte sie sich über das ganze Manual. In neuerer Zeit macht man überhaupt wenig Gebrauch mehr davon, theils vielleicht wegen ihrer immer sehr schwierigen Intonation, theils aber auch, und wohl hauptsächlich, weil bei der besten Intonation die Pfeifen gewöhnlich schwer ansprechen, daher sich nur zum höchst langsamen Vortrag eignen.

Schweizerpflaume (Pomol.), mittelgroße, blaue, runde, stark bestäubte Pflaume, saftvoll, wohlschmeckend, mit hellgelbem Fleisch. Reift Anfangs September.

Schweizerrad, zum Spinnen der Wolle und Baumwolle, begreift an einem Gestell ein einfaches Getriebe und das Rad selbst.

Schweizertauben (Ornith.), Farbenverschiedenheit der Haustaube, s. v. a. gelbe Ordensbänder, s. Columba livia domestica.

Schweizerthee (pharm. Bot.), s. Genepi Herba.

Schweizervieh, s. Rindviehzucht.

Schweizer Weine, die in der Schweiz gewachsenen Weine. Den ersten Rang nehmen ein die rothen u. weißen Weine des Kantons Waadt, darunter die Ryfthaler, die Lagen von Cully, Dufales und Cutry. Diesen folgen die Weine vom westlichen Ufer des Genfersees in der Landschaft La Côte. Die rothen Weine im Kanton Neufschatel, Gemeinde Cortaillod, und Faverge, kommen denen von Oberburgund gleich. Das baseler Schweizerblut vom Hospital St. Jakob ist bekannt. Im Kanton St. Gallen auf dem Burgberge keltert man den sehr guten rothen Rheinthaler. Desgleichen erbaut man gute rothe Weine in Appenzell und Schaffhau=

sen, im Bezirk Reyath, in Thurgau bei Weinfelden an der Thur, in Zürich in der Umgebung von Winterthur; im Aargau rothe und weiße bei Baden, Kaiserstuhl, Kastelen, Oberflaach und Schinznach; in Bern, bei Erlach am Bielersee; in Genfrothe bei Ammmasse und Monnetier und weiße bei Dossey, Coligny und Pressingen; bei Bonneville gewinnt man den weißen Gringet; in Wallis hat man rothe in Coquempin und la Marque und weiße zu Brigg; in Tessin fallen die besten Weine bei Bellinzona und Locarno; in Veltlin gibt es vorzügliche rothe süße u. strenge Weine. In der Gegend von Chiavenna bereitet man einen aromatischen weißen Wein.

Schweizerzwickel, im Strumpfgeschäft der Zwickel, der an das Oberblatt und Hintertheil des Strumpfes angekettelt wird.

Schweizgerlar (Bot.), s. v. a. Tausendschön, Bellis perennis *L.*

Schwekatowo, preuß. Pfarrdorf, Provinz Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schwetz; 390 Einw.

Schwelen, 1) ohne Flamme langsam verbrennen; — 2) durch langsames Feuer etwas hervorbringen; — 3) s. Theer'schwelen.

Schwelentrup, lippe-detmold. Dorf und Bauernschaft, Amt Sternberg, an der Bremke; 670 Einw.

Schweler, s. v. a. Theer- oder Kohlenbrenner.

Schwelgen, 1) im Essen und Trinken unmäßig seyn oder einen sehr großen Aufwand dafür machen; — 2) s. v. a. ersticken.

Schwelgenbeere (Bot.), s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schweling, s. Sweling.

Schwelken (Bot.), s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Schwellbaum, der zu einer Schwelle geeignete Holzstamm.

Schwellbrunn, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Appenzell, Hinter-der-Sitter, am Ursprung der Glatt; 2190 Einw.

Schwelle (Bauk.), 1) das horizontal liegende Stück Holz, welches eine Mauer tragen soll. Der Widerstand, den das senkrecht stehende Bauholz einer auf sie gelegten und unterwärts pressenden Last geben kann, ist wegen der verschiedenen Dichtigkeit desselben wohl schwerlich allgemein zu bestimmen. Die Erfahrung lehrt inzwischen, daß dergleichen Holz krumm wird und endlich gar zerbricht, wenn die aufgelegte Last zu groß geworden ist. Man muß demnach alle Aufmerksamkeit anwenden, diese Hölzer vor dem Beugen zu bewahren, und dies kann dadurch geschehen, daß man sie so mit einander verwickelt, daß das eine dem anderen das Ausweichen verhindert, wozu Säulen, Ständer, Stützen oder Pfosten, Riegel und Bänder dienen, welche in die Schwellen eingezapft sind. Die S.n bekommen von dem Orte, wo sie liegen, besondere Benennungen, daher Grund-S. (Unterschwelle), die bei Fachwerkswänden unmittelbar auf der Grundmauer aufliegt und die Säulen und Bänder der Wand in sich aufnimmt; am besten wird sie von Eichenholz gemacht, um der aus der Mauer aufsteigenden Nässe zu widerstehen; die Hauptschwelle der 2. Etage nennt man Saumschwelle, und ihre oberste Einfassung heißt der Wandrahmen; Bodenschwelle, bei unterschlächtigen Gerinnen nach der Breite derselben auf Pfählen liegende, nach dem Gefälle gerichtete Hölzer, auf welche der Boden des Gerinnes gelegt wird, vergl. Kreuzschwelle. — 2) Bei Thür- und Fensteröffnungen, gewöhnlich das unterste Stück, das entweder ein Werkstück ist, das die Seitenständer trägt, oder ein Bret, das Schwellbret, welches zugleich den Anschlag bildet; jetzt wird aber der Fußboden durchgehend gemacht; — 3) Hölzer, welche quer über den Pfuhlbäumen liegen und in denen die Haspelstützen stehen.

Schwelle (Geogr.), preuß. Ort, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Büren; hat als Gemeinde mit der Bauernschaft Holsen und der Ortschaft Wieckhausen 440 Einw.

Schwellen, 1) durch innere Anhäufung oder Ausdehnung der Theile an Masse zunehmen; — 2) von fließendem oder quellendem Wasser, wenn mehr zu- als abfließt und es daher in die Höhe steigt; — 3) an Masse oder Zahl zunehmen; — 4) das Wasser dadurch aufstauen, daß man dessen Abfluß verhindert; — 5) von fließendem Wasser, wenn es im Winter über das Eis tritt und so eine neue Eisdecke bildet; — 6) s. Gerberei.

Schwellendam, Ort, s. v. a. Zwellendam.

Schwellenkreuz (Herald.), s. Absatzkreuz.

Schweller, 1) Schlittenkufe, wenn sie nämlich in einem Stücke dennoch richtig gebogen ist; — 2) die Seitenschwellen des Kutschkastens, welche vorne etwas vorspringen; es werden an dieselben die Schwellriemen angemacht, mit welchen der Kutschkasten an den Hängeriemen befestigt ist; — 3) am Pianoforte derjenige Zug, durch welchen man die Töne schwellt, d. h. durch Aufheben der Dämpfer fortklingen läßt, wenn auch der Clavis nicht mehr gedrückt wird; — 4) eine durch ein Pedal zu regierende Klappe an Pfeifenwerken und einigen Orgeln, wodurch man den Pfeifen mehr oder mindern Wind gibt, so daß der Ton an Stärke wächst und abnimmt; — 5) (Mus.), s. Crescendozug.

Schwellerband (Schwellerriemen), einer der 4 (nämlich der 2 vorderen oder 2 hinteren) Riemen, die an dem Kutschkasten unter die Schwellen kommen und mit einander verbunden sind.

Schwellfarbe, die saure zusammenziehende Brühe in der Lohgrube, worin die Felle geschwellt werden und schon einige Farbe gewinnen, s. Gerberei.

Schwellin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 220 Einw.

Schwellflocke (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Oedemium *Lk.*

Schwellkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Moluris *Latr.*

Schwellton, in der Gesangskunst der Vortrag eines Tons mit zu- und abnehmender Stärke, also das auf einen, gewöhnlich lang auszuhaltenden Ton fallende crescendo und decrescendo (s. d.), das in Zeichen ausgedrückt wird durch < >.

Schwellung (Wasserb.), s. v. a. Wasserstube.

Schwelm, preuß. Stadt, Prov. Schlesien, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen, am gleichnamigen Flusse; Land- und Stadtgericht, Steueramt, höhere Bürgerschule, Post, Freimaurerloge, 2 Buchhandlungen, Buchdruckerei, Wollen-, Baumwollen-, Leinen-, Band-, Siamoisen- und Bettzeuch-Manufakturen, Garn- und Leinwandbleichen, Eisen-, Stahl- und Metallwaarenfabriken, Färbereien, Rothgerbereien, Bierbrauerei, Brennerei, Handel, 5 Jahr- und Viehmärkte; 4200 Einw. Eine halbe Stunde davon ist ein guter Gesundbrunnen.

Schwelmer (Gesundbrunnen), preuß. Hof, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen; 160 Einw.

Schwelpen (Schiffb.), s. Mast.

Schwemberg, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Drosendorf; 200 Einw.

Schwemer, K., Maler und Lithograph zu Berlin, jetzt lebender Künstler, malt Genrestücke. Eines derselben, das er 1845 auch unter dem Titel des treuen Wächters lithographirt hat, stellt ein Mädchen mit einem Hunde auf dem Sopha dar.

Schwemm, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Mitterfels; 160 Einw.

Schwemmelsbach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Arnstein; 280 Einw.

Schwemmen, 1) Thiere in das Wasser treiben, um sie von Unreinigkeiten zu befreien. Der Ort, wo dies geschieht, heißt Schwemme. Das S. geschieht theils in offnen fließenden oder stillstehenden Wassern, theils in besonders dazu eingerichteten Anstalten. — 2) S. v. a. Benetzen; — 3) s. v. a. Flößen; — 4) s. v. a. Ab- und Anschwemmen.

Schwemmer, ein 62elliger zu Salzfrachten bestimmter Donaukahn.

Schwemmin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 200 Einw.

Schwemminger (Biogr.), 1) Heinrich, Historienmaler, 1803 zu Wien geboren und an der Akademie daselbst gebildet, widmete sich mit großem Erfolge der Historienmalerei, leistete aber auch im romantischen Genre Vorzügliches. Eines seiner früheren Bilder gibt eine Scene aus Schillers Gedicht: „Die Kraniche des Ibycus", wie der junge Dichter von den Mördern durchbohrt auf der Erde liegend die vorüberfliegenden Kraniche zu Rächern anruft, in der Gallerie des Belvedere. Ein anderes Gemälde dieser Art stellt den Fischer nach Göthe dar, edel aufgefaßt und fleißig gemalt. Ein drittes Werk, nach Vogls Ballade für das Taschenbuch „Vesta" in Stahl gestochen, hat die Bekehrung Wittekinds zum Vorwurfe. Wir haben von S. auch religiöse Darstellungen. In allen seinen Werken offenbart sich ein streng gebildeter Künstler, der auch aus den Kunstschätzen Italiens reichen Vortheil zog. S. wurde 1844 Kustos der Gallerie des Grafen von Lamberg in Wien. — 2) Joseph, Landschaftsmaler, 1804 in Wien geboren, bildete sich an der k. k. Akademie daselbst, unternahm dann Reisen nach Tyrol und in andere Gegenden seines Vaterlandes, nach Bayern und Italien, überall Zeichnungen und Studien zu Gemälden sammelnd. Diese bestehen in Landschaften, in Wald- und Gebirgsansichten mit Flüssen und Seen. In der Gallerie des Belvedere zu Wien ist von ihm eine Ansicht der Ortlesspitze in Tyrol, ein kleines Gemälde.

Schwemmland, s. v. a. Angeschwemmtes Land.

Schwemmlingen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Merzig; 510 Einw.

Schwemmwiese, s. Wiese.

Schwemsal, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Bitterfeld; Domänengut, Schiff- und Lohmühle, Pechhütte; 610 Einw.; in der Nähe das Alaunwerk Segen Gottes genannt.

Schwemsel (Hüttenw.), s. v. a. Schwänzel.

Schwenckia (Bot.), nach Linné, Gatt. der Scrophularinae *Juss.*, Diandria Monogynia *L.* Von 9 Arten, sämmtlich in Südamerika, nennen wir: 1) S. adscendens *Willd.* Sommergewächs. — 2) S. browalloides *H. B.* Ausdauernde Pflanze in Caracas. — 3) S. glabrata *H. B.* Sommergewächs in Neu-Granada. — 4) S. patens *H. B.* Sommergewächs in Venezuela.

Schwend, bad. Zinken, Mittelrheinkreis, Amt Achern; 150 Einw.

Schwenda, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Sangerhausen; 690 Einw. In der Umgegend Bergbau auf Flußspath, früher auch auf Kupfer.

Schwendau, österreich. Dorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Zell; als Gemeinde 720 Einw.

Schwendberg, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Zell; 470 Einw.

Schwendborg, Stadt, s. v. a. Svendborg.

Schwende, österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Sonnenberg; 100 Einw.

Schwenden (Geogr.), 1) österr. Weiler, Vorarlberg, Ldgr. Bregenzerwald, am Fuße des Kürrenberges; 120 Einw.; — 2) s. v. a. Swedjen.

Schwenden (Biogr.), Burkhard von, Hochmeister des deutschen Ordens von 1288—1290.

Schwender, Johann Gottlieb, Zeichner und Architekt, geb. zu Dresden 1770, Schüler von Hölzer und königl. sächs. Hof-Baukondukteur. Er gab einige Lehrbücher heraus, ein Handbuch für Maurer rc., ein solches für Zimmerleute und dann noch ein anderes Werk über Zimmermannskunst, alle mit Kupfern versehen. Lieferte auch mehre technische Zeichnungen zum Stiche.

Schwendi (Geogr.), würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Wiblingen, an der Roth; Schloß, Marktgerechtigkeit; 870 Ew.

Schwendi (Biogr.), Lazarus, Freiherr von, Kriegsmann und Schriftsteller über das Kriegswesen, 1522 auf dem gleichnamigen Schlosse in Schwaben aus einer altadeligen Familie geboren, lag den Studien ob, trat aber dann in kaiserliche Kriegsdienste. Karl V. sendete ihn 1546 beim Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs nach Augsburg, Straßburg und Ulm, um diese Städte zum Frieden zu ermahnen, und übertrug ihm im folgenden Jahre die Belagerung von Gotha, die mit der Eroberung dieser Stadt endete. Im Jahr 1552 wohnte er als kaiserlicher Kommissär der Belagerung von Magdeburg bei und kommandirte dann in Ungarn gegen die Türken. In die Niederlande berufen, wohnte er den Schlachten bei St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558) bei und erwarb sich dabei so hohen Ruhm, daß ihm der Kaiser Maximilian II. mit Bewilligung des Königs Philipp II. 1564 den Oberbefehl in Ungarn gegen den Fürsten Zapolya von Siebenbürgen übertrug. Anfangs siegreich, sah er sich doch bald auf die Vertheidigung beschränkt, bis 1568 ein Waffenstillstand dem Krieg ein Ende machte. Der Kaiser nahm ihn hierauf mit auf den Reichstag nach Regensburg, wo er erfolgreich für die Protestanten in den österreich. Erblanden wirkte und von Maximilian zum Reichsfreiherrn ernannt wurde. Er † auf seinen Gütern 1584. Schrieb: De bello contra Turcas gerendo; — Kriegsdiskours, von Bestellung des ganzen Kriegswesens und von desselben Aemtern, Dresden 1576, u. A.

Schwendimann, Kaspar Joseph, Medailleur, geb. im schweiz. Kanton Luzern 1741, bildete sich unter großen Schwierigkeiten, ging 1772 nach Rom und gründete den Ruf eines ausgezeichneten Künstlers. Wirklich tragen seine Werke das Gepräge eines eigenthümlichen Talentes; besonders die Denkmünzen auf die Erneuerung des Bündnisses zwischen Frankreich und der Schweiz, auf den Regierungsantritt des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern, auf dessen Einführung des Malteserordens und auf die Vereinigung der Pfalz mit Bayern unter diesem Fürsten, so wie die Medaillen auf Pius VI., den Kardinal Val. Gonzaga und den Tod des Ritters Mengs. S. † 1786 in Rom in Folge meuchlerischer Verwundung durch den Petschaftstecher Wönker.

Schwendling, s. v. a. Schwertling.

Schwendt, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saazig; Mühle; 230 Einw. In der Nähe ein ehedem viel besuchter Gesundbrunnen.

Schwendy, Albert, Maler, geb. zu Berlin 1820, studirte anfangs die Baukunst und kam 1844 nach München, um sich in derselben auszubilden. Er malt Architekturstücke, gewöhnlich in kleinem Formate ausgeführt und von großer Wahrheit der Färbung.

Schwengel, 1) ein Hebel, womit man etwas in schwingende Bewegung setzt, auf- oder niederzieht. Bei den gewöhnlichen Pumpbrunnen wirkt er als ein ungleicharmiger Hebel. Die Pumpenstange hängt von dem kurzen Hebelarme herab, und am Ende des langen ist die Kraft thätig. Solche S. kommen bei den Schmiedeblasebälgen z. B. vor; auf großen Hammerwerken sind die großen Hämmer an einem solchen Hebel (Hammerstiele) angebracht, der in einer Pfoste seinen Umdrehungspunkt hat. Auch bei Pressen finden wir einen solchen Hebel, Bengel oder S. genannt, z. B. bei den Buchdruckerpressen, bei den Münzpressen; der eigentliche S. der Münzpresse, welcher mit seiner Mitte auf die Schraubenspindel befestigt ist, hat eine bedeutende Länge und ist an seinen Enden mit Schwungkugeln versehen, damit der Schwung des Hebels der Kraft noch zu Hülfe komme. Ferner ist der S. eine Art Balancier oder Druckhebel und bewegt sich in der Mitte um einen Bolzen (Schwengelbolzen, Schwengelnagel) und ist in der Scheere einer Säule eingelassen, z. B. bei Feuerspritzen. Aehnliche S. hat man, um die Pumpenstangen größerer Pumpenwerke in Bewegung zu setzen, welche im Bergbau und zur Entwässerung gebraucht werden, welche dann Schwengelkünste oder Schwengelpumpen heißen. Wenn ein S. die Kolben von zwei Pumpen in Bewegung setzt, so heißt er ein doppelter S. und das Pumpwerk ebenfalls ein doppeltes. Eine andere Art S. gleicht einem Pendel, an welchem unten ein Klotz oder schweres Gewicht befestigt ist; oben ist der S. in einer Welle befestigt, deren Seitenarme die Pumpenstangen heben und niederdrücken, wenn man den S. hin- und herbewegt, welcher durch den Schwung des Gewichtes sehr erleichtert wird. — 2) An großen Blasbälgen, eines der an der Ruthe hängenden, mit Steinen beschwerten Hölzer, welche den Deckel zum Blasen in die Höhe ziehen; — 3) am Treibherd, das an einem beweglichen Kranich befestigte Querholz, an dessen einem Ende der Treibhut hängt; dieser kann damit auf den Herd gesetzt und davon abgeschoben werden; — 4) der Klöppel einer Glocke; — 5) der mit einem Strick versehene Hebel, oder die Stange, womit man den kurzen Balken, der die Glocke hält, in seinen Charnieren halb umdreht, wodurch das Läuten bewirkt wird; — 6) zu Amsterdam der wagrechte Baum, mittelst dessen man das süße Wasser aus denjenigen Fahrzeugen pumpt, die es als Frachtwasser bringen; — 7) bei den verschiedenen Fuhrwerken s. v. a. Ortscheid oder Sprengwage; — 8) bei Sägemühlen s. v. a. Lenker.

Schwengelbrunnen, ein Ziehbrunnen, dessen Eimer nicht an einer Kette, sondern an einem Schwengel hängt.

Schwengelgebläse, beim Silbertreiben, hat nur 2 einfache Bälge und 1 vertikalen und beschwerten Schwengel, der mit der Hand bewegt wird.

Schwengelkunst, eine aus übereinander angebrachten Schwengelpumpen bestehende Kunst in einem Schachte.

Schwengelpflug, s. v. a. Schwingpflug.

Schwengelpresse, jede solche, die mit einem Hebel regiert wird.

Schwengels, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heiligenbeil; gegen 100 Einw.

Schwengelstütze, das kurze Holz, das einem Pumpenschwengel zur Stütze dient und bald vertikal, bald schräg angestellt wird.

Schwengelthierchen (Zoophyt.), Infusoriengatt., s. v. a. Tintinnus *Ehrenb.*

Schwengelwerk, s. v. a. Schwengelkunst.

Schwengfeld, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Schweidnitz; Schloß, Vorwerk, Mühle; 250 Einw.

Schweningen, bad. Pfarrdorf, Seekreis, Amt Stetten, am kalten Markt; 840 Einw.

Schwenkbaum, 1) der Schlüssel oder Drükker einer Presse; — 2) der an der Welle eines Roßgöpels eingezapfte Baum, an welchen das Zugvieh gespannt wird.

Schwenkbürste, eine cylindrische langgestielte Bürste, um damit Flaschen inwendig zu reinigen, indem man zugleich auch Wasser darin schwenkt.

Schwenke (Biogr.), 1) Johann Gottlieb, einer der ausgezeichnetsten Fagottisten seiner Zeit, geb. 1744, † als Rathsmusikus zu Hamburg 1823. — 2) Christian Friedr. Gottlieb, ältester Sohn des Vorigen, war tüchtiger Klavier- und Orgelspieler, Theoretiker, Kritiker und Komponist und geb. 1767 zu Wachenhausen am Harze. Er erhielt den ersten praktischen Musikunterricht von seinem Vater; die Theorie und Komposition studirte er nach Kirnberger und Marburg. In Halle und Leipzig beschäftigte er sich noch mit dem Studium der Mathematik und denjenigen philosophischen Wissenschaften, welche mit der Kunst in näherer Berührung stehen. Im Jahr 1789 wurde er als Nachfolger Bachs zum Kantor und Direktor der Kirchenmusik zu Hamburg gewählt, hatte daselbst zwar anfangs mit mancherlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen, die ihm die Kunst fast ganz verleideten, doch erwachte die Liebe zu derselben bald mit desto größerer Kraft und beseelte ihn bis zu seinem den 27. Okt. 1822 zu Hamburg erfolgten Tode. Unter seinen zahlreichen Kompositionen sind am meisten bekannt: die auf die Krönung der Kaiser Leopold und Franz II. gesetzten Oratorien, die Kantate auf den Tod des Kaisers Joseph II., und die Oster-, Himmelfahrts-, Michaelis-, Weihnachts-, Geburtstags-, Neujahrs-, Passions- und übrigen Gelegenheits-Kantaten, Klopstocks Ode „Um Erden wandeln Monde", ein Lobgesang auf die Harmonie, „Die Feier der Natur", „Das Vater unser", „Der Frohsinn" (von Klopstock), viele kleine Gesänge, Lieder, Chöre, Motetten, Kirchenstücke und dergleichen, 6 große Fugen für die Orgel, Arrangements und Instrumentirungen u. s. w. Seinen Beruf zum kritisch-musikalischen Schriftsteller beurkunden mehre in die leipz. allgem. mus. Zeitung anonym gelieferte gehaltvolle Aufsätze. — 3) Johann Friedrich, Organist an der St. Nikolaikirche zu Hamburg und fleißiger Komponist, ist der älteste Sohn des Vorigen und 1792 zu Hamburg geboren. In seinen jüngern Jahren übte er unter der Leitung von J. N. Prell, einem Schüler von B. Romberg, das Violoncell, in der Theorie erhielt er mit Fr. W. Grund von seinem Vater gründlichen Unterricht. Im Jahr 1829 erhielt er obige Stelle als Organist und hat seitdem über 300 Vor- und Nachspiele, eine Kantate mit Orgelbegleitung, ein (1832 gedrucktes) Choralbuch zum hamburgischen Gesangbuche, gegen 1000 Choräle, einige 70 russische Volkslieder, ein merkwürdiges Septett für 5 Violoncelle, Kontrabaß und Pauken und noch vieles Andere gesetzt. — 4) Karl, ausgezeichneter Klavierspieler, guter Komponist für sein Instrument und gründlicher Lehrer, ist der Bruder des Vorigen und 1797 zu Hamburg geboren. Er wurde vom Vater gebildet und lebte von seinem 17. Jahre an fast beständig auf Reisen, die sich vorzüglich über den Norden Europa's und dann auch über Deutschland und Frankreich erstreckten, und auf denen er große Triumphe feierte. Seine Kompositionen, die meist in Rondos, Fantasien, Variationen rc. fürs Klavier bestehen, erschienen fast alle in Paris und Leipzig. Eine große Messe, die er in Paris setzte, erhielt sogar des strengen Cherubini's Beifall.

Schwenken, 1) (Kriegsw.), s. Schwenkung; — 2) (Hausw.), s. v. a. Ausspülen.

Schwenkfeld, Kaspar von, der Gründer einer unbedeutenden protestantischen Sekte, gehörte dem altadeligen Geschlechte Ossing (Ossigk) an und war 1490 zu Ossig geboren. Nachdem er einige Zeit als herzogl. liegn. Rath fungirt hatte, trat er zum Protestantismus über und wurde wegen seiner religiösen Ansichten 1528 aus seinem Vaterlande verbannt. Unter mannichfaltigen Anfechtungen irrte er hierauf in Schwaben und am Rhein umher. Sein Tod erfolgte zu Ulm gegen 1561. Obschon zur neuen Lehre übergetreten, wich doch S. in mehren Punkten vom Dogma der Protestanten ab. So hegte er die Ansicht, daß das Abendmahl nur ein Symbol sey u. daß die vergötterte Menschheit Christi das wahre Seelenbrod abgebe. Auch betrachtete er die Menschheit Christi nicht als Kreatur, sondern als einen Bestandtheil der Dreieinigkeit. Er wollte überhaupt nur ein Christenthum des innern Sinnes und fortgesetzter göttlicher Eingebung, so wie einen verbesserten Wandel hergestellt wissen. Seine Ansichten sind niedergelegt in dem „Bekandtnus und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christlichen Glaubens" (1547). Erst nach seinem Tode bildeten seine Anhänger, nach ihm Schwenkfeldianer genannt, in Schlesien abgesonderte Gemeinden und stellten unter sich eine strengere Kirchenzucht her. Weil sie viele Verfolgungen zu erdulden hatten, siedelten sie 1733 nach Maryland, Philadelphia und Berks über, wo sie noch jetzt fortbestehen und unter eigenen Geistlichen mit besondern Bethäusern sich den Ruf der Thätigkeit, Mäßigung und Rechtlichkeit erworben haben. Auch soll man unter den Protestanten Schlesiens noch geheime Anhänger S.'s finden.

Schwenkfeldia (Bot.), nach Schreber, Pflanzengatt. Arten unter Sabicea *Aubl.*, Urophyllum *Jack.*, Coccocypselum *P. Br.* rc.

Schwenkitten (Schwendt), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 180 Einw.

Schwenkkessel, 1) ein tiefes großes ovales metallenes Gefäß, in welchem Gläser, Bouteillen ꝛc. ausgeschwenkt, gereinigt werden; — 2) der flache kupferne Kessel, worin der Konditor Früchte mit geläutertem Zucker überzieht, indem er jenen, der an einem Seile über einer Rolle herabhängt, über den geheizten Windofen hin und her schwenkt, damit die Früchte nicht zusammenbacken. Diese Arbeit heißt Schwenkarbeit.

Schwenkseide, diejenigen Fäden, die in die Korallen des Posamentirstuhles gezogen werden, um in den Tressen das Gitterwerk zu bilden.

Schwenkung (Militärw.), diejenige Bewegung, bei welcher der eine Flügel stehen bleibt, während der andere auf einer krummen Linie fortgeht, ohne jedoch die Richtung und Fühlung mit dem Ganzen zu verlieren. Der Punkt, um welchen sich das Ganze dreht, heißt der Schwenkpunkt. Die S. beträgt in der Regel ⅛, ¼ oder ½ eines Kreisbogens, kann aber zu jeder Zeit nach Belieben eingestellt oder fortgesetzt werden. Durch das Ausschwenken mit Unterabtheilungen einer Linie entsteht eine offene Kolonne, durch das Einschwenken derselben nach der ursprünglichen Frontseite wird die Linie wieder hergestellt; schwenkt man nach der entgegengesetzten Seite ein, so entsteht daraus eine Inversion. Abschwenken nennt man das Vornehmen eines Flügels, einer in der Viertelwendung marschirenden Truppe. — Jede S. kann sowohl im Marsche, als auf der Stelle ausgeführt werden, mit allen Abtheilungen zugleich, oder eine nach der andern; während des Marsches macht der Schwenkpunkt Halt. Frontschwenkungen mit ganzen Bataillonen gehören zu den nutzlosen Kunststücken des Exercirplatzes und sind wohl nirgends mehr gebräuchlich. Man hat überhaupt in neuester Zeit angefangen, sich bei der Infanterie des Rottenmarsches statt der Schwenkungen auf der Stelle zu bedienen, was ungleich besser ist, da eine solche Frontveränderung nöthigen Falls laufend geschehen kann, und die bereits in die neue Standlinie eingerückten Rotten sich schußfertig machen können, während bei der Frontschwenkung das Ganze längere Zeit gar nicht kampffähig ist. Bei der Kavalerie verdient aber die S. den Vorzug, weil sie viel schneller als der Rottenaufmarsch (gewöhnlich im schnellsten Galop) vollzogen wird. Eine Schwadron von 48 Rotten braucht zu einer Viertelschwenkung mit ganzer Front im gestreckten Galop nicht mehr als 10 Sekunden; wenn mit halben Schwadronen geschwenkt wird, sind 6, mit Zügen 3 Sekunden hinreichend. Doch schwenken Regimenter auch nicht mit ganzer Front, sondern nach einer durch das Kommando bestimmten Schwadron, indem die übrigen Schwadronen nur ⅛ schwenken, durch den Marsch auf schräger Linie sich der neuen Standlinie nähern und dann durch Vornehmen des einen Flügels in dieselbe einrücken. Auf ähnliche Weise wird verfahren, wenn eine Linie von mehren Bataillonen oder Regimentern die Front verändern soll; doch zieht man es vor, die vom Schwenkpunkte entfernten Bataillone ꝛc. zuvor in Kolonnen zu formiren. — Wenn eine geschlossene Kolonne schwenken soll, macht sie vorher die Viertelwendung nach der entgegengesetzten Seite, die einzelnen Kolonnenzüge schwenken gleichzeitig nach der neuen Frontseite ab und stellen sodann die Front her. Offene Kolonnen läßt man vor der Schwenkung schließen. Alle Schwenkungen müssen mit möglichster Präcision vollzogen werden. Es ist fehlerhaft, wenn die Mitte der schwenkenden Abtheilung zurückbleibt, weil dadurch leicht ein Drängen entsteht, noch fehlerhafter aber, wenn sie vorprellt, weil dann der die Schwenkung leitende Offizier oder Unteroffizier die nöthige Uebersicht verliert; bei der Infanterie befindet sich derselbe auf dem stehenden, bei der Kavalerie auf dem schwenkenden Flügel und muß deshalb eine halbe Pferdelänge voraus eilen. Es ist gut, wenn die Schwenkung stets in dem nämlichen Pferdegange (z. B. gestreckter Trab) und nur ausnahmsweise in der schnellsten Gangart vollzogen wird.

Schwennenbach, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben und Neub., Ldgr. Höchstädt; 260 E.

Schwennenz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Randow; 270 Einw.

Schwenningdorf, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Minden, Kr. Herford; hat mit den Ortschaften Drifte, Matilge, Siendorf und Stückhöfen als Gemeinde 840 Einw.

Schwenningen (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben und Neub., Ldgr. Höchstädt; Schloß, Bierbrauerei; 580 Einw.; — 2) würtemberg. Orte: a) Weiler, Jartkreis, Oberamt Ellwangen; 150 Einw.; — b) Marktflecken, Schwarzwaldkreis, Oberamt Tuttlingen, unweit der badischen Grenze; Saline (Wilhelmshall), 3 Mühlen; 3770 Einw., die neben Ackerbau und Viehzucht bedeutende Gewerbe treiben; besonders sind hier schon die schwarzwälder Uhrenmacher zu Hause, die mit ihren messingenen und hölzernen Pendeluhren weit und breit herum handeln. Die Weiber beschäftigen sich mit Floretseidenstickerei; auch hat S. einen bedeutenden Torfstich.

Schwenow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Lübben; Erbpachtvorwerk; 120 Einw.

Schwent (Geogr.), österr. Orte: 1) Dorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Kitzbühel; als Gemeinde 450 Einw.; — 2) Weiler das.; 110 E.

Schwentainen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Oletzko; 450 Einw.; — 2) das., R.=B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 830 Einw.

Schwente, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Flatow; 300 Einw.

Schwenten (Geogr.), preuß. Orte: 1) Hauptgut, Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 170 Einw.; — 2) (Groß=S.), Dorf das., Kr. Schwetz; 160 Einw.; — 3) (Swientno), Dorf, Prov. und R.=B. Posen, Kr. Bomst; 690 Einw.

Schwenter, Isaak, Maler von Kehlheim in Bayern, arbeitete in Regensburg und wurde daselbst Assessor im Bauamte. Als solcher

schenkte er 1592 dem Rathe ein Gemälde, welches von Kennern als Kunststück gerühmt wurde, von ihm „die Abbildung der Tugenden, die in einem wohlbestellten Regimente mit einer goldenen Kette in einander verbunden im Schwange gehen" genannt. Im Jahre 1604 malte er für die St. Oswaldskirche ein Altarbild. † zu Regensburg 1609.

Schwentischken (Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; Unterförsterei; 120 Einw.

Schwentnig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptsch; Schloß, 2 Vorwerke, 2 Wasser- und 1 Oelmühle, Marmorbruch; 850 Einw.

Schwentorf, hannöv. Hof, Osnabrück, Amt Iburg; 130 Einw.

Schwentroschine, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Vorwerk, Wassermühle; 410 Einw.

Schwenz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; 240 Einw.; — 2) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; Gut, Windmühle; 200 Einw.

Schwenzel (Hüttenw.), s. v. a. Schwänzel.

Schwepnitz (Schweppnitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 250 Einw.

Schweppe, Albrecht, Rechtsgelehrter, 1783 zu Nürnberg geboren, studirte zu Göttingen, ward Privatdocent daselbst, 1816 Professor zu Kiel, 1818 zu Göttingen, 1821 Oberappellationsgerichtsrath zu Lübeck. Schrieb: Entwurf eines Systems der Pandekten, Kiel 1806; — Das System des Konkurses, das. 1812; — Römisches Privatrecht, Altona 1814, 3 Thle., 3. Aufl. 1822; — Juristisches Magazin, das. 1818; — Römische Rechtsgeschichte, Göttingen 1822, u. A.

Schweppenhausen, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach, am Guldenbache; Alva-, Au-, Bann-, Oel-, Strunken-, Strumpfer- und Wehrfritzermühle; 650 Einw.

Schweppermann, Seyfried, General des Kaisers Ludwig, stammte aus einem nürnbergischen Patriciergeschlechte und zog 1315 als Anführer der fränkischen Hülfstruppen mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zur Unterstützung des bayerischen Herzogs Ludwig IV., welcher am 20. Okt. 1314 zum deutschen Kaiser erwählt worden war, gegen den Gegenkaiser Friedrich III., Herzog von Oesterreich. Da man keine entscheidende Schlacht schlug, so wurde 7 Jahre lang mit abwechselndem Erfolge meist in kleinen Gefechten gekämpft, bis endlich Friedrich die Unterstützung der geistlichen Fürsten von Passau und Salzburg, so wie die Verstärkung von einem kriegerischen Haufen Ungarn erhielt, bei Mühldorf den Inn überschritt und sich anschickte, unter dem Beistande seines mit starker Heeresmacht gleichfalls heranrückenden Bruders Leopold die Bayern mit ihren Verbündeten in die Mitte zu nehmen und mit einem Schlage zu vernichten. Nur ein schleuniger Angriff auf Friedrich, bevor dieser durch Leopold verstärkt war, schien das Mittel zur Rettung zu seyn. Allein die Partei Ludwigs war in Verlegenheit wegen der Wahl eines Oberfeldherrn, der mit 30,000 gut zu operiren verstände. Da fiel die Wahl endlich auf den alten kriegserfahrenen S. Indem derselbe nun die Fehler der feindlichen Stellung wahrnahm, suchte er sich dieselben zu Nutzen zu machen. Er unternahm einen Angriff auf den rechten Flügel der Oesterreicher, warf diesen und wandte sich dann gegen das Centrum, so wie gegen den linken Flügel. Noch war das Kriegsglück unentschieden, aber ein Angriff des Burggrafen von Nürnberg auf den Rücken des Feindes verlieh dem Heere S.s den Sieg. Diese Schlacht, welche am 28. Sept. 1322 bei Mühldorf vorfiel, entschied über die deutsche Kaiserkrone zu Gunsten Ludwigs. Noch wird berichtet, daß, als am Abende des siegreichen Tages die fürstliche Tafel wegen Mangels an Lebensmitteln nur in einen Korb voll Eiern bestand, der Kaiser ausgerufen habe: „Jedermann ein Ei, dem frommen S. zwei", welche Worte in das Wappen und in die Grabschrift S.s zu Burgkastell in der Oberpfalz aufgenommen wurden.

Schwepstockholz (Bot.), s. v. a. Masholder, Acer campestre L.

Schwer, s. Schwere.

Schweran, in Rußland gebräuchliches Instrument, besteht aus 2 Rohrpfeifen mit je 3 Grifflöchern; beide Pfeifen werden zugleich geblasen.

Schwerathmen, s. Asthma und Engbrüstigkeit.

Schwerbach-Gegend, österr. Ort, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Kirchberg; bestehend aus 46 Häusern mit ungefähr 230 Einw.

Schwerbewaffnete, s. Waffen.

Schwerbleierz (Min.), nach Breithaupt, ein zinnsteinartiger Oxydolith, dihexaëdrisch, erscheint in einem Dihexaëder von noch unbestimmten Winkeln in Kombination mit den Seitenflächen eines 6seitigen Prismas, auch derb, schalenförmig, Struktur undeutlich, Bruch uneben, H. = 4,0, G. = 9,39, graulichschwarz mit braunem Strich, diamantglänzend, fast halbmetallisch, undurchsichtig. Vor dem Löthrohre lebhaft roth und beim Erkalten gelb werdend, auf Kohle schmelzbar und sich zu Blei reducirend. Bleihyperoxyd, nach Platner 86,2 Blei nebst Spur von Schwefelsäure. Mit Kohlenbleispath und Phosphorbleispath, wahrscheinlich von Leadhills. Haidinger nennt das Mineral Platnerit.

Schwerborn, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. Weimar, Amt Vieselbach; 350 Einw.

Schwerdel (Bot.), auch Gröpslilien, die 11. Zunft der 5. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Irideen anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Drei Kelchstaubfäden mit den Beuteln nach außen gerichtet; Griffel mit 3 blattförmigen Narben. Kelch und Blume gefärbt, 3theilig und oben; Kapsel 3fächerig, viele Samen mit Eiweiß, 2reihig an den Rippenscheidwänden. Knollen, selten Zwiebeln, mit schwertförmigen, reitenden Wurzelblättern; Blüthen meist straußartig, in einer 2blattrigen Scheide. Der Gröpscharakter

ist durch die blattförmigen Narben ausgedrückt. Meistens am Wasser oder auch in wärmern Ländern im Sande; liefern nicht viele nutzbare Stoffe. **Eintheilung:** A) Blüthe ziemlich gleichförmig, 6theilig, oder Kelch und Blumenblätter fast in einem Kreis und gleich; Staubfäden frei; Blumenröhre lang. **Gattungen:** Crocus, Ixia, Aristea. Blume offen, mit einer sehr kurzen Röhre. **Gattungen:** Gladiolus, Watsonia, Antholyza. — B) Blüthe ziemlich in Kelch und Blume geschieden, beide gefärbt. a) Staubfäden verwachsen. **Gattungen:** Sisyrindium, Terraria. — b) Blüthe regelmäßig, deutlich in Kelch und Blume geschieden; Staubfäden frei. **Gattungen:** Marica, Moräa, Iris.

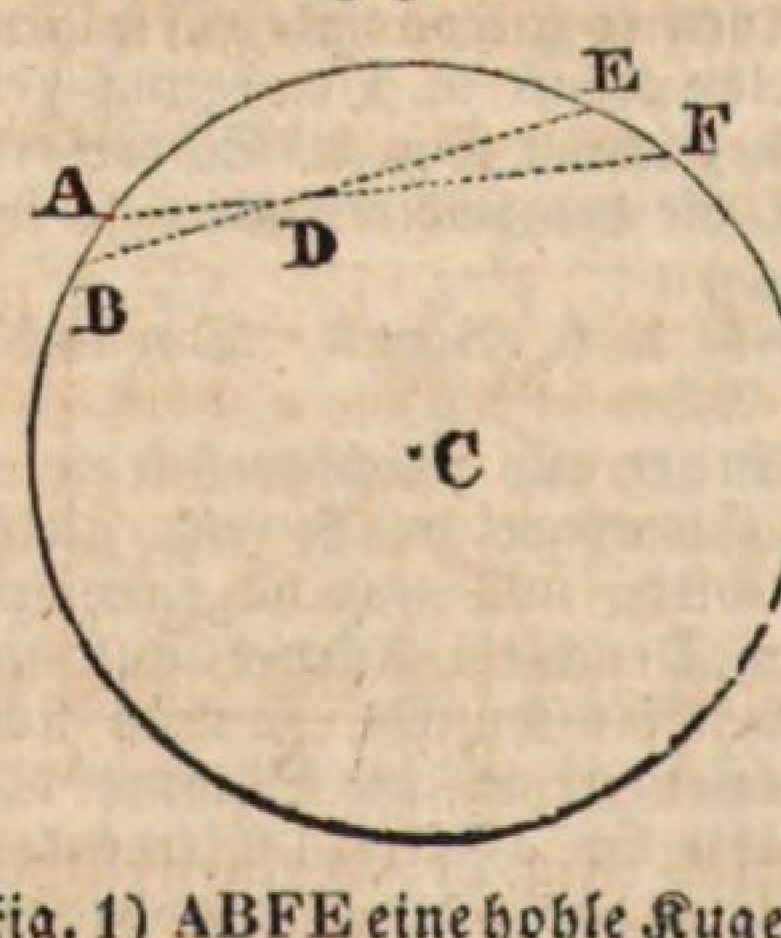
Schwerdgeburth (Biogr.), 1) **Karl August**, Zeichner und Kupferstecher, um 1784 zu Gera geboren und von seinem Vater in den Anfangsgründen unterrichtet, ging später nach Dessau, wo er von der chalkographischen Gesellschaft beschäftigt wurde. Nach Auflösung derselben zog der Künstler nach Weimar und fand bei dem dortigen Industrie-Komtor weitere Beschäftigung. Später wurde S. herzoglicher Hofkupferstecher. Wir haben von S. zahlreiche Blätter, wovon die früheren in der damals noch beliebten Punktirmanier ausgeführt sind. Dann radirte er auch viele Blätter, theilweise zum Koloriren, bei anderen wendete er den Grabstichel an. Im „Journal des Luxus und der Moden", im „Taschenbuch für Damen", in den verschiedenen Jahrgängen der „Urania" und in andern Taschenbüchern, in Tiecks Werken sind Blätter von ihm. Viele sind nach Zeichnungen von Ramberg gefertigt. S. ist ein Künstler von Talent, er mußte aber dieses häufig zu kleineren Arbeiten anwenden, die als ephemer zu betrachten sind. Es finden sich indessen auch Blätter von seiner Hand, die stets ihren Werth behalten, auch schöne Stahlstiche, worunter besonders sein 1840 erschienener **Schiller**, nach W. Schmidt, kl. Fol. und Kniestück und die Darstellungen aus Luthers Leben zu nennen sind, von denen bis jetzt vier Nummern die Presse verlassen haben. — 2) **Charlotte Amalia**, Malerin, Schwester des Vorigen, 1796 zu Dresden geboren und an der Akademie daselbst gebildet, malte Bildnisse und historische Darstellungen, fertigte aber noch mehr Zeichnungen in Aquarell und Sepia.

Schwerdorf, franz. Dorf, Depart. Mosel, Bez. **Thionville**; 350 Einw.

Schwere (Phys.), die von Seiten unseres Erdballes auf die auf diesem ruhenden oder in geringer Entfernung von ihm befindlichen Körper geübte Anziehung, im Gegensatz zu Gravitation, als der im ganzen Weltraume sich geltendmachenden gegenseitigen Anziehung unter den Weltkörpern. Die Erfahrung zeigt uns täglich diese Anziehung, und äußert sich dieselbe entweder durch das Streben der Körper, nach der Erde hin sich zu bewegen, oder durch einen auf Unterlagen geübten Druck, welcher Druck dann, sobald er in Zahlen ausgesprochen wird, Gewicht heißt. Es erleidet somit alle Materie stets dieselbe Anziehung und wir dürfen sagen, alle Materie sey gleich schwer, obwohl das Gewicht der einzelnen Körper sich ungleich zeigt. Denn sollte eine Ungleichheit der S. Statt haben, so müßte diese entweder in einer Veränderlichkeit der Anziehung von Seiten der Elemente des Erdkörpers, oder von Seiten der angezogenen materiellen Theilchen seinen Grund haben. Das erste ist nicht denkbar, da eine, einmal thätige, allgemein verbreitete Kraft nur manche Körper nicht ausnahmsweise mehr oder weniger, andere am Ende gar nicht anziehen kann; das andere nicht statthaft, indem die Materie, als solche, allein in Betracht kommt. Wirft man dagegen ein, daß, wie bei der chemischen Anziehung, hier ebenfalls eine Verschiedenheit der Größe der Anziehung eintreten könnte, so läßt sich dagegen einwenden, daß hier bei der S. bloß die Materie als solche, daß sie aber nicht nach ihren sonstigen Qualitäten in Betracht kommt. **Newton**, der die Gleichheit der Anziehung wohl zuerst behauptete, wies sie theils aus theoretischen, theils durch Experimente nach, und zwar im letzteren Fall dadurch, daß er an einer Pendelstange eine hohle Linse schwingen ließ, sie bald mit diesem, bald mit jenem Stoff füllte und dabei nichts desto weniger die Schwingungszeiten doch gleich fand, was ihn auf eine gleiche S. der geprüften Körper schließen ließ. Auch jener Zweifel, ob nicht die magnetischen Kräfte die S. der Körper vermehren könnten, ist jetzt als beseitigt zu betrachten und mit „nein" zu beantworten. Derartige Versuche wurden von Bessel mit der diesem berühmten Astronomen eigenthümlichen großen Umsicht vorgenommen, und so steht durch Erfahrung wie durch Theorie fest, alle Materie ist gleich schwer. Nichts desto weniger sehen wir manche Körper mit mehr, andere mit weniger Geschwindigkeit zur Erde fallen. Dafür Folgendes. Setzt man die Gesammtwirkung der Anziehung der Erde gegen ein Körperelement $= w$, besteht ferner ein Körper aus m, ein anderer aus n solchen Theilen, so ist dort die S.: mw, hier aber: nw. Wollte man hieraus folgern, die S. beider Körper verhalte sich wie $m : n$ und müsse darum verschieden seyn, so ist dieses ein Trugschluß, denn dort müssen, wenn $m < n$ angenommen wird, m Theile, hier dagegen eine um so größere Zahl, d. h. n Theile, durch dieselbe Kraft in Bewegung gesetzt werden; oder bezeichnet man die S. des ersten Körpers mit S, die des zweiten mit s, so folgt: $S = \frac{wm}{m}$; $s = \frac{wn}{n}$, d. h. $S = s$. Darnach kann die S. aller Körper nur gleich groß seyn, in sofern jedes ihrer Elemente durch eine gleiche Kraft angezogen wird; will man dagegen entscheiden, mit welchem Druck ein Körper auf ein widerstehendes Hinderniß wirkt, so muß sich die Bestimmung offenbar auf die Summe der einzelnen durch die S. afficirten Elemente beziehen und muß dieser daher direkt proportional seyn, das ist aber eben das, was man Gewicht nennt. Kommt für zwei Körper, die gleiches Volumen haben, das Verhältniß dieses Gewichts in Frage, so ist dieses das specifische Gewicht. Die durch den ganzen Weltenraum verbreitete Anziehung, wie solche **Newton** zuerst als

vorhanden voraussetzte und durch die einzelnen Erscheinungen nachwies, heißt auch **allgemeine** S.; diese zeigt sich mit der Masse in direktem, mit der Entfernung in umgekehrt quadratischem Verhältniß stehend, und muß darum auch die Erde jeden in ihren Bereich kommenden Körper nach demselben Gesetz zu sich ziehen, so wie die Erde ebenfalls ganz auf dieselbe Weise von andern Himmelskörpern angezogen wird. Diese auf die Erde selbst ausgeübte Anziehung macht sich uns nur bemerklich, wofern solche von großen Himmelskörpern, z. B. vom Mond, aus geschieht, wodurch wir bekanntlich Ebbe und Fluth entstehen sehen, während die irdischen der Erde aufsitzenden viel zu geringer Masse sind, um ihre Kraft in dieser Beziehung geltend machen zu können; ja selbst große Gebirgsmassen machen, wie im Art. **Gravitation** erzählt wurde, diese Anziehung kaum bemerklich. Im Art. **Kraft** findet sich gezeigt, wie das oben ausgesprochene Gesetz sich nachweisen läßt, zugleich auch noch erwähnt, in wiefern u. unter welchen Bedingungen hier gerade das umgekehrt quadratische Verhältniß und nicht eine höhere Potenz statuirt werden muß. Darnach ist ferner die Anziehung auf der Oberfläche der Erde am stärksten, und für einen Körper, der vom Mittelpunkt der Erde um a + r absteht: $\frac{4 r^3 \pi}{3 (a + r)^2}$. Kommt der Körper von hier an dem Mittelpunkt der Erde näher, so verschwindet a und r wird kleiner, d. h. unterhalb der Oberfläche zieht eine kleinere und kleinere Kugel an, bis diese für r = o selbst Null wird; deshalb erscheinen alle äußeren Kugelschichten als unthätig rücksichtlich des angezogenen Punktes, und so verhält es sich auch in der Wirklichkeit, wie z. B. **Laplace** und **Poisson** für eine hohle Kugel durch den höhern Kalkül darthaten, auf elementarem Weg sich aber durch folgende (von **Brandes** in s. „Lehrbuch der Ges. des Gleichgewichts", Leipz. 1830) gegebene Deduktion übersehen läßt:

Fig. 1.



Wenn (Fig. 1) ABFE eine hohle Kugelschale von geringer Dicke vorstellt, so wird ein innerhalb derselben liegender Punkt D von ihr nach allen Seiten hin gleich stark angezogen. **Beweis**: Man zeichne bei EF einen Kreis von sehr kleinem Halbmesser auf die Kugelfläche, ziehe von jedem Punkt des Umfangs dieses Kreises gerade Linien durch den angezogenen Punkt D bis wieder an die Kugelfläche, so begrenzen die beiden Kugelflächen, deren Querschnitt DEF, DAB sind, bei AB ein zweites Stück der Kugelfläche, dessen Durchmesser AB ist, so wie des erstern Durchmesser EF war. Das Theilchen EF der Kugelfläche hat den Inhalt = $\frac{1}{4} \pi$ EF, und wenn die Dicke der Kugelschale = f, die Attraktionskraft eines Theilchens vom Inhalte = a^3 in der Entfernung = b durch G ausgedrückt wird, so ist des Theilchens EF = $\frac{1}{4}$ f. π . EF^2 Attraktion auf D durch $\frac{G\, b^2}{a^3} . \frac{\frac{1}{4}\pi\, f\, EF^2}{ED^2}$ ausgedrückt, indem diese Attraktion sich zu G verhalten muß direkt wie die Massen $\frac{1}{4}$ π f. EF^2 und a^3 und umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen b^2 u. ED^2. Der Punkt D wird aber zugleich nach entgegengesetzter Richtung von dem Theilchen AB der Kugelschale angezogen mit der Kraft $= \frac{\frac{1}{4}\pi f . AB^2}{AD^2} . \frac{G . b^2}{a^3}$, und diese Kraft ist, weil $\frac{AB}{AD} = \frac{EF}{ED}$, eben so groß als die von EF auf D wirkende; jene beiden Theilchen ziehen also den Punkt D mit gleicher Gewalt nach entgegengesetzten Richtungen, und eben so gibt es für jedes Theilchen der Kugelschale ein zweites korrespondirendes Theilchen, welches die Attraktion von jenem völlig aufhebt. D also wird nach keiner Seite hin ein Bestreben zur Bewegung erhalten. Der hier geführte Beweis gilt nur für sehr kleine Werthe von EF und AB; da aber jedem solchen, wenngleich überaus klein gedachten Theile der Kugelschichte ein anderes Theilchen entspricht, welches seine Attraktion aufhebt, so gilt dennoch der Beweis strenge für die ganze Kugelschichte. Ist aber der Satz wahr für eine Kugelschale von geringer Dicke, so gilt er nun auch, die Differenz ihres innern und äußern Durchmessers mag seyn, welche sie will; denn eine dicke Kugelschale kann als aus solchen dünnen Kugelschalen zusammengesetzt gedacht werden. Diesem nach nimmt die S. nach dem Innern der Erde hin im einfachen geraden Verhältniß ihres Halbmessers ab, oder aber, wenn man dieselbe auf der Oberfläche der Erde = g, dabei jenen Halbmesser = r = 1 setzt, $\frac{n}{m}$ einen ächten Bruch seyn läßt, so wird sie in der Entfernung $\frac{n}{m}$ vom Centrum der Erde = $\frac{ng}{m}$, im Mittelpunkt selbst, wo $\frac{n}{m}$ = o ist, verschwinden.

Heißt dagegen die Entfernung von der Erdoberfläche x, so wird die S. daselbst: $g' = g . \frac{r^2}{(r + x)^2}$, od. für r = 1, dann: $g(1 - 2x + 3x^2 - 4x^3 + \ldots)$; wofür man bei kleinen Werthen von x recht gut: $g' = g(1 - 2x)$ setzen darf. Ist somit die S. für einen Punkt (h) über der Erde gefunden und

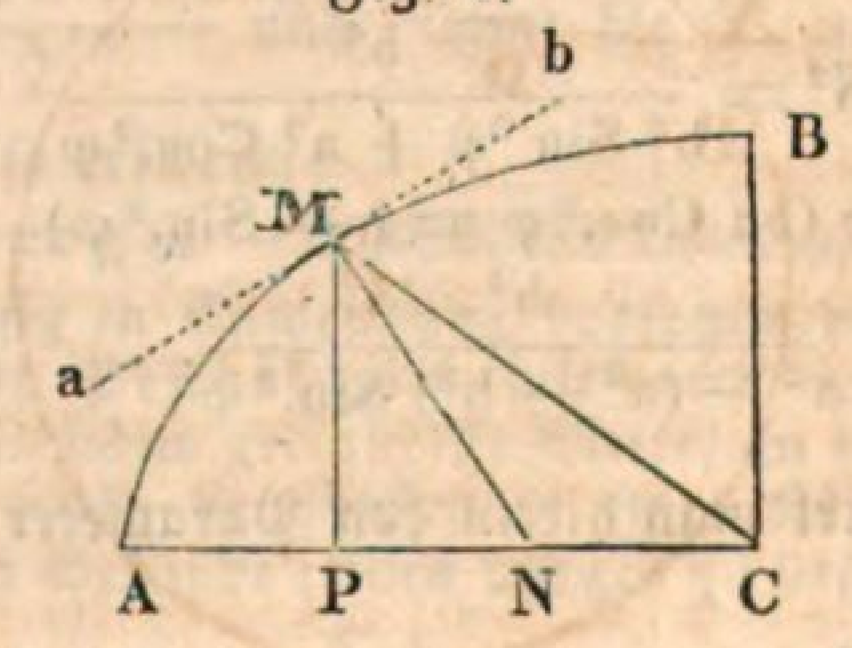
g', so wird solche für einen zweiten um h'' von der Oberfläche entfernten Punkt wegen: g' : g'' $= \frac{1}{(r+h)^2} : \frac{1}{(r+h')^2}$, denn: $g''=g' \left(\frac{r+h}{r+h'}\right)^2$. Dieses läßt sich zwar nicht durch eine Gewichtswage nachweisen, da deren Gewichte ebenfalls von der Erdanziehung afficirt werden, wohl aber durch eine Federwage und durch das Pendel darthun, wie es bereits geschah (s. Anziehung, Gravitation u. Pendel). Bei allen diesen Behauptungen setzt man in der Regel die Erde als eine vollkommene Kugel voraus; daß sie eine solche nicht ist, haben sowohl Erfahrung als auch Theorie längst entschieden. Dürfte dieses aber in aller Schärfe geschehen, so müßte die Linie, welche ein freifallender Körper als Weg durchläuft, gehörig verlängert den Mittelpunkt der Erde treffen; diese Gerade hat den Namen Falllinie und steht auf dem Berührungspunkt einer an einen Punkt der Oberfläche angelegten Tangentialebene (dem scheinbaren Horizont) allezeit senkrecht. Wie sie als Bleiloth von Zimmerleuten und Baumeistern benutzt wird, ist bekannt genug. Für die Oceane dürfen wir aber allerdings voraussetzen, daß die Oberfläche derselben und zwar in allen Punkten gleich weit von dem Centrum der Erde absteht, daß also hier eine regelmäßige Krümmung Statt hat, weil eine Flüssigkeit wie das Wasser nur dann in Ruhe kommen kann, wofern dasselbe an allen Punkten gleichen Zug nach dem Mittelpunkt zu zu erdulden hat. Zwei Lothe, die in einiger Entfernung von einander gegen die Erde herabhängen, bilden einen Winkel mit einander, sind also nicht parallel, weil jedes nach dem Mittelpunkt der Erde gerichtet ist, und denkt man sich die Erde als Ellipsoid von der Eccentricität: e, nennt φ den Winkel der geographischen Breite, w den Winkel im Innern der Erde für einen gegebenen Raum = k, setzt den Erdradius = 1, so ist in Sekunden:

$$w = \frac{k}{r \,\mathrm{Sin}\, 1''} \left(1 - \frac{e^2}{2} \,\mathrm{Sin}\, \varphi^2\right).$$

Die Länge eines Quadranten der Erde beträgt, wie in den Artt. Erde, Breite, Länge nachgewiesen worden, 1347,667 Meilen, darum der einer Sekunde entsprechende Bogen: 95,484 par. Fuß, unter dem Aequator: 94,519 par. Fuß, also wird die vorige Formel: $w = \frac{94{,}519}{(1-e^2 \mathrm{Sin}\,\varphi^2)^{\frac{1}{2}}}$, was für den 45.° nördlicher Breite 95,011, unter den Polen 95,507, im Aequator aber 95,177 par. Fuß beträgt, welche Bestimmungen, wie man sieht, wenig von einander abweichen und weshalb man sie in runden Zahlen zu 95 Fuß rechnet. Zwei Lothe von etwa 100' Länge in der Entfernung von 95 Fuß neben einander aufgehangen, würden eine Differenz der Abweichung zwischen ihren obersten und untersten Enden von etwa 0,0004 Fuß geben, also eine für das unbewaffnete Auge unmeßbare Größe, weswegen man jene auch als parallel ansieht. Da nun die Erde keine mathematische Kugel, sondern vielmehr ein elliptisches Sphäroid, durch die Umdrehung derselben in diese Gestalt gebracht, ist, so können die verlängerten Falllinien nur im Aequator und unter den Polen in das Centrum der Erde treffen; anderwärts gezogene dagegen durchschneiden die Ebene des Aequators, weil sie die Richtung von elliptischen Normalen einhalten müssen. Huyghens bestimmte den Abweichungswinkel dieser Normalen zu 5' 45'', Kraft bei 44° 57' 1'' zu 5' 57''. Diese Zahlen hängen jedoch, wie aus dem gleichnamigen Art. leicht zu ersehen ist, von der Größe der Abplattung ab. Nennt man nämlich die geocentrische Breite l, die geographische aber φ, die halbe große Axe des Ellipsoids b, den Halbmesser des Aequators a, so ist: $\frac{a-b}{a} = A$ die Abplattung:

$\mathrm{Tang}\, l = \frac{b^2}{a^2} \mathrm{Tang}\,\varphi = (1-A)^2 \mathrm{Tang}\,\varphi$, oder $\varphi = l + \lambda$ genommen, $\mathrm{Tang}(\varphi-\lambda) = (1-A)^2$. $\mathrm{tang}.\varphi$, hieraus $\mathrm{Tang}\,\lambda = A\left(1+\frac{A}{2}\right)\mathrm{Sin}\, 2\varphi - \frac{A^2}{2}\,\mathrm{Sin}\, 4\varphi$, was für eine Abplattung von $\frac{1}{290}$ einen größten Werth von λ bringt, wenn man für = 44° 54' 15'' rechnet, wo λ = 11' 50'',8 wird. Man kann bei der Kleinheit des Winkels λ unmittelbar finden, es ist nämlich $\lambda = 712'',48 \,\mathrm{Sin} 2\varphi - 1'' \mathrm{Sin} 4\varphi$, wo dann das letzte Glied ohne merkliche Aenderung weggelassen werden darf. Aus diesem Allen folgt weiter, daß jeder Körper auf der Oberfläche der Erde ungleich schwer sich zeigen müsse. Da nämlich dieses von dem Abstand vom Mittelpunkt der Erde, d. h. von der Größe der Normalen eines Punktes der Erdoberfläche abhängt, da ferner die S. unter dem Pole zur S. unter dem Aequator sich verhält wie der Halbmesser des Aequators zur halben Axe, so darf man nur die Länge dieser Normalen für einzelne Punkte der Erdoberfläche suchen, um daraus die bezügliche S. zu finden. Dieses thut Bohnenberger in seiner Astronomie auf folgende Weise.

Fig. 2.



Stellt nämlich (Fig. 2) AB einen elliptischen Bogen für die große Axe AC und die kleine BC, CM einen Halbmesser des Punktes M, dessen Normale MN ist, vor, ferner AC die Ebene des Aequators, B den Pol, ANM die Polhöhe φ des Punktes M, MP eine Ordinate auf AC und setzt man noch ACM = L, dann folgt:
CM : MN = Sin CNM : Sin NCM = Sin φ : Sin L,

also $MN^2 = \frac{CM^2 \,\text{Sin.}^2 L}{\text{Sin.}^2 \varphi} \ldots (1).$

Nach den Eigenschaften der Ellipse ist

$$CP : PN = AC^2 : CB^2 = a^2 : b^2$$
$$= \text{Tang. PMC : Tang. PMN},$$

folglich $\left\{\begin{matrix}\text{Cot. ACM : Cot. ANM} \\ \text{Cot. L : Cot. } \varphi \\ \text{Tang. } \varphi \text{ Tang. L}\end{matrix}\right\} = a^2 : b^2,$

also a^2 Tang. L $= b^2$ Tang. φ

$$a^4 (1 + \text{Tang.}^2 L) = a^4 + b^4 \,\text{Tang.}^2 \varphi$$

$$\text{Sec.}^2 L = \frac{a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi + b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi}{a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi},$$

oder $\text{Cos.}^2 L = \frac{a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi}{a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi + b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi},$

und weil b^2 Cot. L $= a^2$ Cot. φ,
so ist $b^4 (1 + \text{Cot.}^2 L) = b^4 + a^4 \,\text{Cot.}^2 \varphi$,
$b^4 \,\text{Cosec.}^2 L = b^4 + a^4 \,\text{Cot.}^2 \varphi$,

$$\text{Cosec.}^2 L = \frac{b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi + a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi}{b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi},$$

also $\text{Sin.}^2 L = \frac{b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi}{b^4 \,\text{Sin}^2 \varphi + a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi}.$

Diese Werthe in die Gleichung 1 substituirt, geben

$$MN^2 = \frac{b^4 \,CM^2}{b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi + a^4 \,\text{Cos.}^2 \varphi} \ldots (2).$$

Nach den Eigenschaften der Ellipse ist ferner

$$PM^2 = b^2 - \frac{b^2}{a^2} CP, \text{ oder}$$

$$MC^2 \,\text{Sin.}^2 L = b^2 - \frac{b^2}{a^2} MC^2 \,\text{Cos.}^2 L$$

$$MC^2 \left(\text{Sin.}^2 L + \frac{b^2}{a^2} \text{Cos.}^2 L\right) = b^2$$

$$MC^2 = \frac{a^2 b^2}{a^2 \,\text{Sin.}^2 L + b^2 \,\text{Cos.}^2 L}.$$

Hierin substituirt

$$MC^2 = \frac{b^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi + a^4 \,\text{Sin.}^2 \varphi}{b^2 \,\text{Sin.}^2 \varphi + a^2 \,\text{Cos.}^2 \varphi},$$

welcher Werth, in 2) gesetzt, gibt

$$MN^2 = \frac{b^4}{b^2 \,\text{Sin.}^2 \varphi + a^2 \,\text{Cos.}^2 \varphi}$$

und (da $\text{Cos.}^2 \varphi = 1 - \text{Sin.}^2 \varphi$)

$$= \frac{b^4}{a^2 - (a^2 - b^2) \,\text{Sin.}^2 \varphi}.$$

Substituirt man hierin den Parameter $p = \frac{b^2}{a}$ und setzt

$\frac{a^2 - b^2}{a^2} = e^2$, so ist

$$MN^2 = \frac{p^2}{1 - e^2 \,\text{Sin.}^2 \varphi}.$$

Indem bei der Erde für die verschiedenen Normalen bloß die Breite wechselt, so verhält sich hiernach die S. unter der Breite φ zur S. unter der Breite ψ wie

$$\sqrt{1 - e^2 \,\text{Sin.}^2 \varphi} : \sqrt{1 - e^2 \,\text{Sin.}^2 \psi},$$

also die S. unter der Breite φ zur S. unter dem Aequator wie $1 : \sqrt{1 - e^2 \text{Sin.}^2 \varphi}$, und es ist daher die S. unter der Breite $\varphi =$

$$g \sqrt{(1 - e^2 \,\text{Sin.}\, \varphi^2)}$$

$$= g \left(1 + \frac{1}{2} e^2 \text{Sin.}^2 \varphi + \frac{1.3}{2.4} e^4 \,\text{Sin.}^4 \varphi \ldots\right),$$

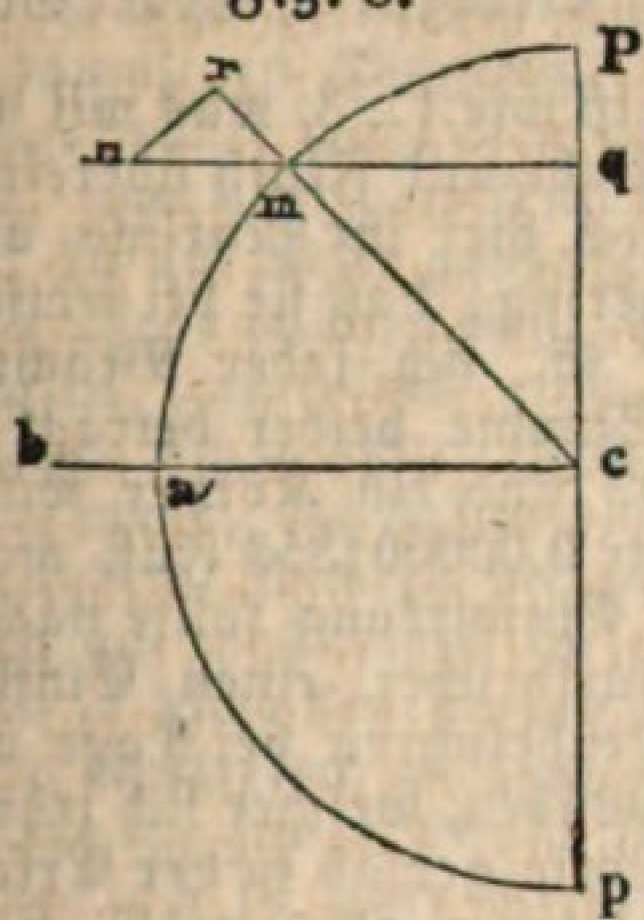
wofür man, weil e^2 ein sehr kleiner Bruch ist, mit Weglassung der höhern Potenzen setzen kann $g\left(1 + \frac{1}{2} e^2 \,\text{Sin.}^2 \varphi\right)$. Hiernach ist also die Zunahme der S. vom Aequator zum Pole hin dem Quadrate des Sinus der Breite proportional. Nach den aus den bis jetzt bekannt gewordenen genauen Messungen erhaltenen Resultaten ist $a = 3{,}271952$ und $b = 3{,}260634$ Toisen, und hiernach also $e^2 = 0{,}0069062\ldots$, und wenn also die S. unter dem Pole = 1 gesetzt wird, so ist sie unter dem Aequator = 0,9965468. Der Unterschied beider beträgt 0,0034531, welche Größe A heißen möge, wonach denn, wenn die S. g unter dem Aequator gegeben ist, die S. g', unter einer gegebenen Breite $= \varphi$ genähert, richtig $g' = g\,(1 + A \,\text{Sin.}\, \varphi^2)$ gesetzt werden kann. Ein Körper also, welcher eine Federwage unter dem Aequator um die Größe 1 zusammendrückt, würde sie unter der Breite $= \varphi$ um die Größe = 1 + 0,0034531 zusammendrücken. Das Gesagte gilt jedoch Alles nur unter der Bedingung, daß die Erde in Ruhe sich befindet; da sie aber täglich einmal rotirt, so ist jeder Körper gehalten, in 24 Stunden der Sternenzeit v. West nach Ost sich bewegen zu müssen und dabei einen Kreis mit einem Radius, dem Perpendikel gleich, zu beschreiben, welches von diesem Körper auf die Erdaxe gefällt wird. Im Art. Centralbewegung ist bereits bewiesen worden, daß die Schwungkraft für einen solchen Körper durch:

$p = \frac{c^2}{2gr}$ gemessen wird, wobei c die dem schwingenden Körper zukommende Geschwindigkeit, r den Schwingungsradius, g (= 15,6 Fuß) den Raum eines freifallenden Körpers in der ersten Sekunde bedeutet. Soll dieser Schwung für den Aequator selbst bestimmt werden, so sind folgende Zahlen einzusetzen: Der Halbmesser des Aequators ist 3271952 Toisen, darum der Umfang der Erde: $2\pi . 3271952$ Toisen od. 19631712 par. Fuß. Diese Bahn durchläuft ein Punkt der Meeresoberfläche in einem Sternentag, also in 86164,091 Sekunden mittlerer Zeit (s. Zeitgleichung). Weil nun ein Sternentag um: 3′55,909″ mittlerer Sekunden kürzer ist, als ein Tag nach Sonnenzeit, so beträgt der Umfang des Aequators somit: 20558000 Toisen, was, durch jene Zahl von Sekunden dividirt, auf jede Sekunde 238,6 Toisen oder 1431,5 Fuß, d. h. unser obiges c gibt. Das bringt, die Fallhöhe oder das obige g hereingezogen,

$$p = \frac{(1431{,}5)^2}{2.15{,}6.321952.6} = \frac{2049400}{594050000} = \frac{1}{289{,}87}$$

was mit Newtons: $\frac{1}{289}$, de Lalande's: $\frac{1}{287}$ genau übereinstimmt. Nach dem Vorigen ist nun die Schwungkraft für gleiche Schwingungshalbmesser dem Quadrate der Geschwindigkeiten proportional; demnach würde die Schwungkraft unter dem Aequator der S. daselbst gleich kommen, wenn die Erde 17mal geschwinder sich drehte, weil $\sqrt{289,9} = 17,025$ ist, oder die Tageslänge $\frac{24}{17,025}$ Stunden beträgt. In diesem Falle würden dann aber die Körper unter dem Aequator überhaupt nicht schwer seyn und, einmal in die Höhe geworfen, sich nicht wieder senken. Jetzt nehmen aber die Kreise, in welchen die Körper auf der Oberfläche der Kugel umgeschwungen werden, mit der Entfernung vom Aequator ab, also nothwendig auch die Geschwindigkeit der Bewegung und die dadurch erzeugte Schwungkraft, welche im Pole ganz verschwindet. Es stellen (Fig. 3) pp die Pole der Erde, ca einen

Fig. 3.



Erdradius, desgleichen mq einen Radius für einen Parallelkreis vor. Die Schwungkraft wächst nun mit dem Kreishalbmesser, auf welchen ein Körper geschwungen wird, bedeutet somit ba die Schwungkraft unter dem Aequator, mn die unter einem Parallelkreis, so gilt ba : mn = ac : mq, wobei freilich die Erde wieder als vollkommene Kugel vorausgesetzt wird. Zerlegt man mn in mr und nr, wovon nur mr der S. entgegenwirkt, so gilt:

$mn : mr = mc : mq = ac : mq$

$ab : mn = ac : mq$ somit: $ab : mr = ac^2 : mq^2$, aber es ist ferner $mq = \text{Sin}\, mcq = \text{Cos}(90^0 - mcq)$, $mca = \varphi$; also $mq = \text{Cos}\,\varphi$; $mr = \frac{ab\,.\,mq^2}{ac^2}$

und für $ac = 1$, $mr = ab\,.\,mq^2 = ab\,\text{Cos}\,\varphi^2$. Demnach steht die der S. entgegengesetzte Schwungkraft unter irgend einer Breite dem Quadrate des Cosinus proportional. Benennt man die Schwungkräfte für die Breiten φ und ψ mit p und p', so ist also: $p : p' = (\text{Cos}\,\varphi)^2 : (\text{Cos}\,\psi)^2$. Oder setzt man die Schwungkraft unter dem Aequator = 1, so ist solche unter der Breite φ, denn $p' = p\,\text{Cos}\,\varphi^2 = p(1 - \text{Sin}\,\varphi^2)$. Jetzt muß die S. vom Aequator aus zunehmen, wie die Schwungkraft von dort an abnimmt; heißt dann jene unter dem Aequator g, unter dem Breitengrad φ aber g', so ist nothwendig $g = 1 - p$ u. umgekehrt: $g' = 1 - p\,(1 - \text{Sin}\,\varphi^2)$, somit $g : g' = 1 - p : 1 - p\,(1 - \text{Sin}\varphi^2)$ oder $1 - p$ mit 1 bezeichnet, $g' = g\,(1 + p\,\text{Sin}\varphi^2)$.

Oben war: $p = \frac{1}{289,9}$, also erscheint:

$$g' = g\left(1 + \frac{\text{Sin}\,\varphi^2}{289,9}\right) = g(1 + 0,0034495\,\text{Sin}\varphi^2).$$

Eine Federwage müßte somit durch denselben Körper unter dem Pole um die Größe: 1,0034495 zusammengedrückt werden, wenn solche unter dem Aequator durch ihn einen Druck = 0,0034495 erlitte. Oben sahen wir aber, daß die Abplattung die S. vom Aequator an nach dem Pole hin um das Produkt aus der Größe A = 0,0034531 und dem Quadrat des Sinus der Breite wächst, somit wird:

$$g' = g\,(1 + [0,0034531 + 0,0034495]\,\text{Sin}\varphi^2)$$
$$= g\,(1, + 0,0069026\,.\,.\,.\,\text{Sin}\,\varphi^2)$$
$$= g\,(1,0034513 - 0,0034513\,\text{Cos}\,2\varphi),$$

was wegen $\text{Sin}\,\varphi^2 = \frac{1 - \text{Cos}\,2\varphi}{2}$, für 45° Breite, sogleich: $g' = g\,(1,0034513)$ gibt. Diese Bestimmung der angefügten Zahlen gründet sich eines Theils auf die Richtigkeit geodätischer Messungen, andern Theils aber auf die Voraussetzung einer gleichförmigen Dichtigkeit der Erdkugel, wovon das zweite nicht vollkommen wahr ist, weshalb auch die Pendelversuche sich nicht genau im Einklang mit den Formeln zeigen. Nach der Theorie des Pendels wächst die Länge (L) des Pendels mit der S., wonach also: $g' = g\,(1 + L\,.\,\text{Sin}\,\varphi^2)$ seyn muß. Nimmt man dabei auf die Abplattung in den verschiedenen Polhöhen keine Rücksicht, setzt solche von $0^0 - 90^0 = \frac{1}{289,1}$, so gibt dieses für L den Werth: 0,00520868, wodurch:

$$g' = g\,(1 + 0,00520868\,\text{Sin}\,\varphi^2)$$

hervortritt, eine Bestimmung, welche dem mittleren Werth der neuesten Pendelmessungen entspricht. Substituirt man hier abermals: $\text{Sin}\varphi^2 = \frac{1 - 2\,\text{Cos}\,2\varphi}{2}$ und nimmt die S. unter 45° gleich g, so erscheint:

$$g' = g\,(1 - 0,00260434\,\text{Cos}\,2\varphi),$$

eine häufig in Anwendung vorkommende Formel. Art. Pendel zeigt, wie durch diesen Apparat allein das geeignetste Mittel an die Hand gegeben wird, den Fallraum eines Körpers in der ersten Sekunde seines Weges zu bestimmen, denn aus: $t = \pi\sqrt{\frac{l}{2g}}$ folgt: $g = \frac{\pi^2 l}{2}$, und es handelt sich bloß darum, für irgend einen Ort ein richtiges Sekundenpendel oder l herzustellen, um das g zu finden. Hat man aber einmal diesen Werth für irgend einen Breitengrad, z. B. für den 45., so hält es nicht schwer,

nach der obigen Formel, namentlich durch: $g' = g\,(1 - 0{,}00260434 \cos 2\varphi)$ solches auch für andere Breitengrade zu berechnen. Die Länge des einfachen Sekundenpendels ist aber für 45° Breite 993,534239 Millimeter oder 440,429754 pariser Linien oder nach deutscher Bezeichnungsweise darum: $g = 4{,}2029$ Meter oder 15,09328 pariser Fuß, nach französischer Bezeichnung aber: $g = 9{,}8058$ Meter oder 30,18655 pariser Fuß. Häufig setzt man in runder Zahl: $g = 15$ pariser Fuß, die neuern französischen Schriftsteller nehmen dagegen fast durchweg 9,8088 für $2g$ an und Egen findet aus den Pendellängen unter 51° 25′ nördl. Br. $2g = 31{,}26114$ rhein. Fuß, darum $g = 15{,}6216$. In Art. Freier Fall und Atwoodische Fallmaschine findet man eine weitere Ausführung dieses Themas. Langsdorf macht in den heidelberg. Jahrbüchern der Lit. Intell., Bl. 1825, noch auf den Unterschied einer Tag- und Nachtschwere aufmerksam, welcher Unterschied zwar vorhanden, aber von so geringer Größe ist, daß er für die Anwendung nicht in Betracht kommt, da ihn auch das feinste Pendel nicht bemerkbar machen kann. Nach dieser Ansicht soll dieser Unterschied bloß dadurch hervorgehen, daß der Radius des Kreises, worin sich ein Punkt am Mittag bewegt, kleiner ist, als um Mitternacht. „Nehmen wir," sagt Munke in Gehlers Lex., „den einfachsten Fall, welcher zugleich den größten Werth gibt, daß sich die Sonne im Nachtgleichepunkt befindet, der Körper aber im Aequator der Erde, den Einfluß der letztern bei Seite gesetzt, u. berechnen wir hiernach den Unterschied der Schwungkräfte beider $= \Delta k$, so ist für den Halbmesser der Erdbahn $= r = 20{,}5$ Mill. Meilen und den Durchmesser der Erde $d = 1719$ Meilen, die Schwungkraft eines Körpers um Mittag: $k = \frac{v^2}{r}$, um Mitternacht: $k = \frac{v^2}{r + d}$, mithin $\Delta k = \frac{k - k}{k'}$. Berücksichtigen wir ferner, daß sich die Geschwindigkeiten wie die durchlaufenen Räume, diese aber wie die Radien verhalten, und nennen wir demnach $k = 1$, so ist $k = 1{,}00008385$, mithin $\Delta k = 0{,}000083842 \ldots$ Um diese Größe mit der Schwere zu vergleichen, oder $\frac{v^2}{r} : 2g$ genommen, sey die Bewegung der Erde in 24 Stunden = 358700 Meilen, also in einer Sekunde nahe genau 94827 Fuß, wonach die Schwungkraft den 0,0006385sten Theil der S. beträgt. Die Differenz der Tagschwere und Nachtschwere, wie sie durch die Schwungkraft der Erde im Weltraume hervorgebracht wird, beträgt also $0{,}0006385 \ldots \times 0{,}000083842 \ldots = 0{,}00000005355$ der S., eine in die achte Decimalstelle fallende und daher unmeßbare Größe, indem ein Körper hiernach nur 0,0000008 Fuß weniger oder mehr fallen würde." Daß die Anziehung der Sonne und des Mondes (den verschwindenden Einfluß der Planeten nicht zu erwähnen) auf die S. der auf der Erdoberfläche befindlichen Körper einen Einfluß haben müsse, liegt im Wesen der S. und zeigt sich auch in den Erscheinungen der Ebbe und Fluth. Wenn nach dem newtonschen Gravitationsgesetze der Mittelpunkt der Erde mit einer den Massen direkt und den Quadraten der Abstände umgekehrt proportionalen Kraft angezogen wird, so erhält die S. eines auf ihrer Oberfläche befindlichen Körpers dadurch eine Verminderung, welche im direkten Verhältnisse der Masse des anziehenden Körpers und im umgekehrten des Kubus seiner Entfernung steht. Den einfachsten Fall also angenommen, daß beide genannte Himmelskörper im Zenith stehen, die Masse der Erde und ihren Radius = 1 gesetzt, die Masse der Sonne = 329630, ihre mittlere Entfernung = 24433 Erdhalbmesser, die Masse des Mondes = 0,0146 und seine mittlere Entfernung = 60 Erdhalbmesser, die Anziehung der Erde gegen einen Punkt in ihrer Oberfläche = 1, so würde die Anziehung der Sonne $= 0{,}0000000226 = \frac{1}{44255000}$, des Mondes $= 0{,}0000000676 = \frac{1}{14795000}$ betragen. Beide Größen stehen im Verhältniß wie 1 : 3, was mit den Beobachtungen der Ebbe und Fluth übereinstimmt, sind aber, obgleich hier im Maximo angenommen, dennoch so gering, daß sie bei irdischen Erscheinungen der S. sich jeder Beachtung entziehen. Die Summe beider beträgt nämlich nur 0,0000000902 und ein Körper würde durch sie gehindert nur 0,000001353 Fuß weniger fallen. Jene erstere Einwirkung sollte nach der Ansicht einiger Naturforscher einen Einfluß auf den Gang der Pendeluhren bei Tage und während der Nacht ausüben, welcher sich jedoch der angegebenen Theorie gemäß in der Erfahrung nicht findet, die letztere aber müsse sich, wie man glaubt, an sehr langen Pendeln durch eine periodische Abweichung derselben zeigen. Namentlich wollte Galignon de Peirins, ein Freund Gassendi's, an einem 30 Fuß langen Pendel eine mit der Ebbe und Fluth zusammenfallende Bewegung bemerkt haben, nach welcher dasselbe von 6 zu 6 Stunden etwas nach Norden rücke und wieder zurückkehre. Gassendi nannte dies Reciprokation des Pendels (Reciprocatio penduli, Reciprocation du pendule, von reciprocatio maris, der Ebbe und Fluth) und einen solchen Apparat ein Reciprokationspendel. Die Sache wurde mehrfach behauptet und bestritten und Bouguer gab sich die Mühe zu zeigen, daß die Bewegung solcher Pendel seinen Versuchen gemäß durchaus keine Regelmäßigkeiten zeigte. Später haben Riccioli und Grimaldi, Mersenne, Andreas Mayer und Andere darüber gehandelt; neuerdings hat Benzenberg das Problem wieder in Anregung und den Gebrauch langer und sehr empfindlicher Wasserwagen, so wie Beobachtungen zu der Zeit, wenn sich die genannten Himmelskörper im Horizonte befinden, in Vorschlag gebracht, allein alle darüber angestellten Versuche führen zu keinem Resultate, wie aus dem

Ergebniß der Theorie von selbst folgt. Als Ursache der S. nimmt man jetzt allgemein eine Anziehung an, die von Seiten der Erde ausgeht. Diese Ansicht gehört indessen ganz der Neuzeit, und zwar seit Kants philosophische Ansichten Platz griffen, wurde die Gravitation Newtons, so wie die Attraktions- und Repulsivkraft des eben genannten Philosophen, und zwar jene für das gestaltende Princip im Weltall, diese als solche für die Erde hingestellt. Nicht so im Alterthum. Aristoteles spricht von schweren Körpern als solchen, die einen Trieb hätten, sich nach der Erde hin zu bewegen, woraus die Scholastiker auf eine qualitas occulta schlossen und sich dabei in müßige Spekulationen vertieften, die der Erfahrung gar nicht entsprachen, so daß manche sich veranlaßt fühlten, die S. geradezu zu leugnen. Kepler suchte die S. in den um die Erde sich bewegenden Ausflüssen, in spirantibus effluviis, welche die Körper herabziehen sollten, und Gassendi nahm statt jener Ausflüsse Strahlen einer feinen, dem Mittelpunkt der Erde entströmenden Materie, Cartesius eine eigene im Art. Materie erklärte Theorie an, welche besonders die Aufmerksamkeit der damaligen Physiker in Anspruch nahm. Newton kannte wohl diese cartesianische Wirbeltheorie, war aber gewiß nie ein Anhänger derselben, da sich dieser große selbstständige Geist nirgends Wege bahnen ließ. Sobald derselbe im ganzen Universum eine allgemeine S. vorauszusetzen sich gehalten fühlte, bemühte er sich nirgends mehr, die Ursache dieser Anziehung zu ergründen, sondern vielmehr die Erfolge derselben auf bestimmte Gesetze zurückzuführen, und so blieb des großen Briten Ansicht seit seinem Auftreten mit derselben als die Hauptansicht für die ganze Physik stehen. Im Art. Gravitation ist über Newtons Ansicht das Weitere gesprochen und darum hier nichts mehr hinzuzufügen. Wir gedenken noch der sogenannten negativen S., die auch einige Zeit die Aufmerksamkeit der Physiker beschäftigen konnte. Damit wollte man aber eine Anziehung bezeichnen, die derjenigen S., wovon bis hierher allein die Rede war, gerade entgegengesetzt wirkte, folglich in einem Bestreben sich äußern sollte, den Mittelpunkt der Erde zu fliehen, statt sich ihm zu nähern. Bis jetzt hat diese Bezeichnung sich noch nirgends anwenden lassen wollen und wird es auch nicht werden, es sey denn, daß man den sogenannten unwägbaren Potenzen: Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, welchen man bis daher S. in dem gebrauchten Sinne noch nicht hat zuschreiben können, einen Mangel oder gar eine entgegengesetzte S. zuschreiben darf. Gren wurde zuerst auf den Gedanken einer negativen S. geleitet, durch die Absicht, die damals herrschende Vorstellung des Phlogistons zu retten. Wie nämlich Lavoisier gezeigt hatte, daß verbrannte (verkalkte, oxydirte) Metalle, von denen das vermeinte Phlogiston entfernt war, schwerer seyen, als im regulinischen Zustand, daß also kein Phlogiston existiren könne, legt diesem der vorhin genannte Physiker eine entgegengesetzte S. bei. J. T. Mayer, so wie Andere widerlegten die ganze Ansicht auf das gründlichste und letzterer meinte in dieser Beziehung: Ist die Masse eines Körpers aus zwei Theilen Q und N zusammengesetzt, wovon der erste durch die Kraft g niederwärts, der letztere durch eine solche $= \gamma$ aufwärts gezogen wird, so ist der Druck, womit beide in entgegengesetzter Richtung getrieben werden, gQ u. γN. Ihre Bewegung nach oben oder unten hängt von der Größe der Kraft: $gQ - \gamma N$ ab, während: $gQ = \gamma N$ auf absolute Ruhe hinweist. Die Beschleunigung, womit ein Körper getrieben wird, ist: $\frac{gQ - \gamma N}{\text{Masse}}$, u. der Körper muß damit langsamer fallen. Gren suchte seine Hypothese dadurch zu stützen, daß er zeigte, derjenige Theil der Masse, welcher durch die Verbindung mit dem negativ schweren Phlogiston sein ganzes Gewicht verliere, müsse zwar das ganze Gewicht um eine gewisse Größe vermindern, könne aber bei einem Gewicht $= 0$ das Fallgesetz der übrigen Masse nicht umändern, gestand sich jedoch, daß ungeachtet des dem leichteren Theile abgehenden Gewichts diese Masse doch blieb, folglich durch die bewegende Kraft der Rest mitbewegt werden müßte, daß ferner hierzu ein Kraftaufwaud erforderlich sey, welcher die Wirkung der Gesammtkraft verminderte. Der Autor dieser Ansicht gab zuletzt seine Ansicht selbst auf. Fries gibt zwar auch zu, daß sich aus spekulativen Gründen eine negative S. denken lasse, daß es hier aber sich allein um ein logisches Problem handeln könne (s. dessen „Mathemat. Naturphilosophie“, S. 555).

Schwere, respektive (Phys.), der Druck, den ein Körper auf eine schiefe Fläche, auf welcher er herabgleitet, ausübt; verhält sich zu der gespannten oder wirklichen S., wie die Höhe der schiefen Fläche zu ihrer Länge.

Schwere, specifische, s. Gewicht.

Schwere Batterie, s. Batterie.

Schwerebene, s. Schwere.

Schwere der Geschütze (Militärw.), s. Geschützröhre.

Schwere Geburt, s. Geburt.

Schwere Hand (Malerei), die fehlerhafte Manier zu zeichnen und zu malen, wodurch das Bildwerk etwas Schwerfälliges erhält; entsteht meist aus Mangel an Uebung der Hand, ist aber auch oft Folge von fehlerhafter Vertheilung des Lichts und Schattens.

Schwere Litzen, diejenigen Schnüre im Zempel des Seidenweberstuhles, worin die Zempelschnüre eingelassen werden, um die großen Blumen mit den Kettenfäden besonders ziehen zu können.

Schweremesser, 1) s. v. a. Aräometer; — 2) s. v. a. Barometer.

Schwere Noth, s. v. a. Epilepsie.

Schwerere Oxydolithe (Min.), 1) von metallischem oder halbmetallischem Ansehen, nach Glocker: a) siderische O., b) man-

ganische O.; — 2) von unmetallischem Ansehen, nach demselben: a) zinnsteinartige O., b) rutilartige O.; s. Oxydolithe.

Schwere Pfannen, Pfannen, in denen sich so viel Pfannenstein angesetzt hat, daß das Sieden nur langsam vor sich geht und das gesottene Werk kleiner ausfällt.

Schwerer Boden, s. Boden.

Schwerer Kerker, s. Strafe.

Schwerer Pinsel, s. v. a. schwere Hand.

Schwerer Theil des Zwillichs, die Schäfte, womit der Weber die größeren Muster in den Zwillich oder Damast webt.

Schwere Rüstung, s. v. a. Küraß.

Schwerer Wind (schweres Wetter), der ungestüme, bald in Sturm übergehende Wind, welcher dem Schiffe Gefahr und Beschädigung droht.

Schwere See, die durch schweren Wind erregten, großen und hohl gehenden Wellen, welche mit großer Heftigkeit an das Schiff schlagen.

Schweres Geld, s. v. a. Kassen- oder Bankgeld, im Gegensatz zum Kurantgeld, indem nämlich Banken, landesherrliche Kassen, auch wohl Banquiers hier und da nach einer wirklichen oder eingebildeten Münzsorte rechnen, die bei gleicher Benennung doch mehr edlen Metalles enthielt, als das gemeine Geld.

Schweres Geschütz, s. Geschütz.

Schweres Gestübe (Hüttenw.), s. Gestübe.

Schweres Pfund, s. v. a. Pfundschwer.

Schwere Strafe, s. Strafe.

Schwere Taue (Schiffsw.), die Taue großer Anker, das Kabeltau ausgenommen.

Schwere Tücher (Jagdw.), s. v. a. hohe Tücher.

Schwere Waare, 1) in Manufakturen gut gearbeitete schöne Waare; — 2) s. v. a. grobe Waare.

Schwerfällig, 1) von Dingen, die wegen ihrer größern Masse nur mit Mühe bewegt oder gebraucht werden können; — 2) von Geistesprodukten u. Gegenständen der bildenden Kunst, wenn man ihnen die Anstrengung bei ihrer Erzeugung zu sehr ansieht.

Schwerfall (Metrik), s. v. a. Bacchius.

Schwerfen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Euskirchen; 470 Einw.

Schwerflüssig, Mineralien, die im gewöhnlichen Feuer nicht fließen.

Schwergewicht (schweres Gewicht), an verschiedenen Orten gebräuchlich, wo man für den Großhandel und für den Kleinhandel besondere Gewichte hat, von denen das erstere gewöhnlich schwerer als das letztere ist und daher jenen Namen (im Italienischen Peso grosso) führt.

Schwerharnen (Dysuria, urinae reddendae difficultas, nach Celsus, Med.), ein, wie schon der Name andeutet, mit Beschwerden verknüpftes Harnen. Wird dabei der Urin auffallend langsam entleert, so belegen Manche die Erscheinung auch wohl noch mit dem besonderen Namen Bradysuria. Die Art der mit dem Harnen verbundenen Beschwerde ist verschieden. Entweder zeigt sich dasselbe schmerzhaft, wie z. B. bei entzündlicher, geschwüriger u. s. w. Affektion der Harnwege, zuweilen auch schon bei bloß alienirter Beschaffenheit des Urins, der vielleicht sehr scharf oder mit Gries vermischt ist; oder aber das Harnen geht nur mit Mühe und Anstrengung vor sich, z. B. nur bei starkem Pressen und Drängen, oder nur bei einer gewissen Körperlage, etwa in vornüber gebogener Stellung u. s. w., oder nur in einem dünnen Strahle, in Unterbrechungen u. s. w., wie bei Steinen, Strikturen, Blasenkatarrh und andern organischen Impedimenten, oder wegen Krampf od. Mangel an Kraft im Harnbehälter. Uebrigens finden alle pathologischen, semiotischen und therapeutischen Verhältnisse der Harnverhaltung (Ischurie) auch ihre volle Anwendung auf die Dysuria, welche nur ein geringerer Grad von jener und oft der Uebergang dazu ist. Die ausführlichere Auseinandersetzung der einzelnen Arten, Ursachen, prognostischen Bedeutung und Behandlung dieser Krankheitszustände siehe daher in dem Artikel Ischuria.

Schwerhören, s. Taubheit.

Schwerholz (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Baryxylon *Lour.*

Schwerin (Geogr.), 1) Theil des Großherzogthums Mecklenburg-S. (s. d.), in alten Zeiten Bisthum, im westphälischen Frieden säkularisirt, mit eigenthümlicher Verfassung; 89 □M. mit 20,000 Einw.; Hauptort: Bützow; — 2) Herzogthum S., s. v. a. Kreis Mecklenburg, s. Mecklenburg; — 3) Stiftsamt daselbst, 12 Ortschaften; — 4) Dominialamt das., 11 □M.; — 5) Hauptstadt des Großherzogthums Mecklenburg-S., Kreis Mecklenburg, liegt in schöner Gegend am schweriner See und in der Nähe mehrer anderer Seen, hat eine ziemlich hügelige Lage und erfreut sich in neuester Zeit bedeutender Verschönerungen. S. besteht aus 3 Theilen, der Altstadt, der Vorstadt, der Neustadt oder Schelfe und der erst 1841 angelegten Pfaffenstadt, ist von einem Walle und Graben umgeben, besitzt 7 Thore, 4 öffentliche Plätze, 57 Straßen und Gassen, 4 Kirchen, wovon die Domkirche ein kolossaler, altgothischer Bau ist u. eine vorzügliche Orgel enthält, eine Synagoge, ein in neuerer Zeit wieder hergestelltes und vielfach verschönertes, von einem Walle umgebenes Schloß, 3 Palais in andern Stadttheilen, Kollegienpalast, Regierungsgebäude, Rathhaus, Kaufhaus, Münze, das 1835 vollendete schöne Theater und zahlreiche andere Gebäude. S. ist seit 1837 wieder Residenz des Großherzogs, auch ist hier der Sitz aller obersten Landesstellen und eine nicht unbedeutende Garnison. Außerdem sind noch zu nennen: die Freimauerloge, das Gymnasium, die Gewerbs-, Thierarznei- u. Industrieschule, das Pageninstitut, die Militärschule, Hoftheater, 2 Buchdruckereien, 3 Buchhandlungen, Fabriken in Tuch, Lack, Leinwand, Essig, Branntwein und Töpferarbeiten, 7 Mühlen und 5 Jahrmärkte. Zahlreiche Stiftungen und Anstalten sorgen für Arme und

Kranke, und schöne Anlagen in der Nähe bieten angenehme Spaziergänge dar. Die Bevölkerung hat sich, seitdem S. wieder Residenz ist, sehr vermehrt; im Jahre 1837 hatte die Stadt 1126 Häuser und 13,360 Einw. Die Stadt besitzt ein Gebiet von 0,26 □M. Areal mit 170 Einw. in 2 Orten. — **Geschichtl.** S. kommt schon 1018 vor, erhielt 1161 Stadtrechte und wurde Hauptstadt einer Grafschaft, so wie 1167 des Bisthums Mecklenburg. Nach der Säkularisation des letzteren, 1648, kam es an Mecklenburg für das abgetretene Wismar. — 8) preuß. Orte: a) (**Skwierzyna**), Stadt, Provinz und R.-B. Posen, Kr. **Birnbaum**, am Einflusse der Obra in die Wartha; 2 Stadtförstereien, Ziegelei, Pfarrei, Synagoge, Untersteueramt, Post; 5680 Einw.; — b) Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. **Teltow**; 100 E.; — c) Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. **Regenwalde**; Filialkirche, Mühle; 320 E.

Schwerin (Biogr.), 1) **Kurt Christoph, Graf von**, königl. preuß. General-Feldmarschall, wurde am 26. Okt. 1684 in Pommern, auf dem Gute Wuseken, welches seinem Vater, Ulrich v. S., gehörte, geboren. Seine Mutter leitete nach ihres Mannes Tode (1697) im Verein mit seinem Bruder, dem hessischen Generallieutenant Detlow v. S., dessen Erziehung und schickte ihn zu seiner Ausbildung auf die Hochschulen zu Leyden, Greifswalde und Rostock. Hierauf trat er, 17 Jahre alt, als Offizier in die Dienste der Generalstaaten und wurde bei einem Regimente angestellt, in welchem sein ältester Bruder, der 1704 in der Schlacht bei Donauwörth blieb, Oberstlieutenant war. Am 10. September 1705 wurde S. zum Hauptmann befördert, da aber sein schon oben erwähnter Onkel sich vom Kriegsleben auf seine Güter in Pommern zurückgezogen hatte, so verließ er aus Liebe zu ihm die holländischen Dienste und wurde darauf 1706 vom Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-S. zum Oberstlieutenant und 1707 zum Obersten und Regimentskommandeur ernannt. Von dem Nachfolger des genannten Herzogs, Karl Leopold, ward S. 1712 mit geheimen Aufträgen zu Karl XII. nach Bender geschickt, wo er ein ganzes Jahr in der Umgebung dieses Fürsten blieb. Im Jahre 1718 ward er hierauf Generalmajor und im folgenden Jahre an die Spitze der mecklenburgischen und russischen Truppen (12,000 M.) gestellt, welche sich den hannöverischen und braunschweigischen Kommissionstruppen (13,000 M.) entgegenstellen sollten, die unter dem General von Bülow bestimmt waren, einen kaiserlichen Befehl in Mecklenburg gegen den Willen des Herzogs zu vollziehen. Nach dem kurzen Feldzuge, v. welchem nur das blutige, aber unentschiedene Gefecht bei Walsmöhlen (7. März) zu erwähnen ist, wurde S. zum Generallieutenant ernannt, als aber Vorpommern, worin die Stammgüter S.s lagen, an Preußen fiel, trat S. 1720 als Generalmajor in die Dienste des Königs Friedrich Wilhelm I. Dieser verwendete ihn zu mehren diplomatischen Sendungen, gab ihm 1722 zu Frankfurt a. d. O. ein Regiment, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur der Festung Peitz und am 30. Mai 1731 zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. Im Jahre 1733 rückte er an der Spitze von 3 preußischen Regimentern nach Mecklenburg, um abermals die hannöverischen Truppen zur Räumung dieses Landes zu bewegen. Er erreichte in kurzer Zeit diesen Zweck vollkommen und erlangte dadurch die vollkommene Gunst des Königs von Preußen. Auf allen Reisen und Musterungen begleitete er denselben und bei den bedeutendsten Berathschlagungen hatte er eine wichtige Stimme. Am 24. März 1738 führte er die zur großen Heerschau bei Berlin versammelten Truppen dem Könige vor, 1739 ward er General der Infanterie und im Jahr darauf trug er in Potsdam (4. Juni 1740) das Reichspanier vor der Leiche Friedrich Wilhelms, der ihm nicht allein ein gütiger Herr, sondern auch ein wahrer Freund gewesen war. Friedrich II. erhob S. kurz nach seinem Regierungsantritt in den Grafenstand (31. Juli 1740), ernannte ihn zum Generalfeldmarschall und besprach mit ihm nach dem Tode Kaiser Karls VI. zu Rheinsberg den bevorstehenden Feldzug. Dem entworfenen Feldzugsplan gemäß wurde im December 1740 unter S.s Befehl eine Armee bei Krossen zusammengezogen, bei welcher (den 14. Dec.) der König selbst eintraf und darauf (am 16.) den Aufbruch nach Schlesien befahl. Das schwerinsche Regiment betrat bei Laesgen, 2 Meilen vor Krossen, zuerst den schlesischen Boden. Während nun ein Theil der preußischen Armee zur Belagerung von Glochau schritt, nahm S. mit den Truppen des rechten Flügels Liegnitz, Jauer und Schweidnitz in Besitz, und hielt am 3. Januar 1741 mit Friedrich II. den Einzug in Breslau, welches strenge Neutralität zu halten versprach. Von Breslau setzte S. seinen Zug nach Oberschlesien fort, nahm am 12. Januar das Schloß Ottmachau, ging am 15. über die Neiße und eroberte den wichtigen Paß Jablunca. Im Februar ließ er seine Truppen Winterquartiere beziehen, übergab dem Grafen Schulenburg den Befehl und ging nach Breslau, um Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge zu treffen. Am 12. Februar traf er wieder bei der Armee ein, über welche der König abermals das Kommando selbst nahm. In der Schlacht bei Mollwitz (10. April) aber verdankten die preuß. Waffen dem Feldmarschall allein den Sieg, der nicht nur das künftige Schicksal von Schlesien entschied, sondern auch das stolze Selbstvertrauen schuf, welches die preuß. Armeen zu den spätern Siegen führte. Zweimal ward S. während der Schlacht verwundet, dennoch aber führte er die Infanterie im entscheidenden Augenblick zum Angriff gegen Mollwitz vor, dessen Besitz den Sieg entschied. Die Oesterreicher zogen sich nach Mähren zurück, S. verfolgte sie, nahm den 4. Mai Brieg und bewog am 10. die Stadt Breslau, ihm im Namen des Königs von Preußen zu huldigen. Der König suchte sich für diese wichtigen Dienste dankbar zu bezeigen, indem er ihn zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße ernannte, welche letztere sich am 31. Oktober 1741 ergeben

hatte. — Noch in der Mitte December drang S. in Mähren ein und ließ seine Truppen daselbst, nachdem am 27. des genannten Monats Olmütz kapitulirt hatte, Winterquartiere beziehen. Die Anstrengungen des thatenreichen Feldzuges hatten aber die Gesundheit S.s sehr erschüttert, er erhielt daher die Erlaubniß, zur Herstellung derselben ins Bad nach Aachen zu reisen (1742). Hier vernahm er mit Freuden den Sieg der Preußen bei Czaslau (17. Mai), dem 2 Monate darauf der Friede zu Berlin (28. Juli 1742) folgte. Als 1744 der zweite schlesische Krieg ausbrach, führte S. im August einen Theil der preuß. Armee aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen und vereinigte sich Anfangs September bei Prag mit dem Könige, der von Sachsen und der Lausitz aus in Böhmen eingedrungen war. Am 10. September wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet, am 11. eroberte S. den Ziskaberg, der die Stadt beherrscht, und am 16. kapitulirte Prag mit einer Besatzung von 16,000 Mann, die sich kriegsgefangen ergab. Im gräflich clam-gallasschen Palaste unterzeichnete der Feldmarschall die Kapitulation, welche in diesem Feldzuge der Glanzpunkt der preuß. Waffen war. Nach vielen mühseligen Hin- und Hermärschen, welche vergebens die österr. Armee zu einer ungünstigen Schlacht zu bewegen suchten, sah sich Friedrich II. genöthigt, im December nach Schlesien zurückzugehen. S. war aber abermals gezwungen, seiner Gesundheit wegen die Armee zu verlassen und sich auf seine Güter in Hinterpommern zu begeben, wo er mehre Jahre ruhig verweilte, und als er hier die Nachricht von dem Frieden von Dresden erhielt, glaubte er nicht, daß der große König noch einmal seines Armes bedürfen würde. Bevor aber der siebenjährige Krieg den greisen Feldmarschall zu den Waffen rief, hielt er in Breslau (Januar 1748) das Reichsschwert, welches der Fürst von Lobkowitz und der Fürst-Bischof von Breslau bei ihrer feierlichen Belohnung küssen mußten. Als hierauf Friedrich II. im August 1756 den ersten Feldzug des 7jährigen Krieges in Sachsen eröffnete, erhielt S., der die preuß. Streitkräfte in Schlesien (33 Bataillone, 55 Eskadronen) kommandirte, den Befehl, durch die Grafschaft Glatz in Böhmen einzudringen und bei Aujest, Königgrätz gegenüber, ein Lager zu beziehen, um hierdurch die Oesterreicher zu zwingen, ihre Streitkräfte, mit denen sie dem geängsteten Sachsen zu Hülfe eilen wollten, zu theilen. Im September überschritt S. die böhmische Grenze, am 22. September stieß seine Avantgarde bei Aujest auf die leichten Truppen des Generals Buccow, welcher sich nach einem ungünstigen Gefecht zurückzog und darauf bei Schmirsitz die Elbbrücke zerstören ließ. S. bezog darauf bei Aujest, zwischen Königsgrätz u. Opotschna, ein Lager, während der Fürst Piccolomini ihm gegenüber bei Königgrätz da, wo der Adler in die Elbe fließt, eine ausgezeichnete Position einnahm. Der König hatte unterdessen seinen Einmarsch in Böhmen mit dem Siege von Lowositz bezeichnet und darauf die Sachsen bei Pirna zur Kapitulation gezwungen. Als er den Feldmarschall v. dem ersten Siege benachrichtigte, antwortete dieser: er wünsche dem Könige von Herzen Glück, es wäre eine königl. Schlacht, denn hätte sie ein General geliefert, so würde er in Gefahr gerathen seyn, seinen Kopf zu verlieren. Am 22. Oktober hob S. sein Lager bei Aujest auf, um in Schlesien Winterquartiere zu beziehen; am 1. November langte er in Glatz an, worauf das Hauptquartier nach Frankenstein verlegt wurde. S. führte bei diesem Marsche die Arrièregarde seiner Armee persönlich und vereitelte durch eine geschickte Anordnung der Märsche die Absicht der Oesterreicher, seine Armee auf dem Rückzuge zu beunruhigen. Der Feldzug des Jahres 1757 wurde durch den Feldmarschall eröffnet. Am 18. April rückte er in 5 Kolonnen, welche sich am 19. bei Königshof vereinigten, in Böhmen ein, zwang das Corps der Generäle Bretlack und Lascy zum Rückzuge, bemächtigte sich am 24. eines bedeutenden Magazins zu Jungbunzlau, ging am 4. Mai bei Brandeis über die Elbe und vereinigte sich am 5. vor Prag mit dem Könige, dessen Avantgarde schon am 3. den Weißenberg vor derselben Stadt besetzt hatte. Am 6. erfolgte die blutige Schlacht (s. Prag), in welcher S. den Heldentod †. Als die Infanterie des linken Flügels durch das heftige Kartätschenfeuer der Oesterreicher zum Rückzug gezwungen war, that S., der hier kommandirte, Alles, um die Truppen wieder zum Stehen zu bringen. Im entscheidenden Augenblicke ergriff er selbst eine Fahne seines Regiments, um dasselbe gegen den Feind zu führen. Aber bei den ersten Schritten, die er vorwärts that, wurde er durch 5 Kartätschenkugeln getroffen und blieb auf der Stelle. Sein Tod vermehrte die Unordnung u. Verwirrung um so mehr, da fast alle Generäle und Stabsoffiziere, die hier kommandirten, todt oder verwundet waren; dennoch aber wußte das Feldherrntalent des großen Königs den Sieg wieder aus den Händen der Oesterreicher zu reißen und den Tod S.s durch einen glänzenden Sieg zu verherrlichen. Der Leichnam des Feldmarschalls wurde von dem Schlachtfelde nach Dresden gebracht, später aber in Schwerinsburg, in dem Erbbegräbniß der Familie, beigesetzt. Ein schönes Denkmal an der Kaurimerstraße bei Stierlohol bezeichnet den Platz, wo der Held gefallen. Friedrich II. aber ließ ihm eine Statue aus weißem Marmor errichten. Die Fahne in der Hand, steht der Held auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, umgeben von den berühmtesten seiner Waffengefährten. — S. war klein von Person. Sein Gesicht aber flößte Ehrfurcht ein. Im Dienst war er streng, die Subordination ging ihm über Alles, und selbst gegen Prinzen von Geblüt wußte er sein Ansehen zu behaupten. Friedrich der Große zog ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe und vermißte ihn oftmals in den späteren Feldzügen. Er besaß bei milden Sitten eine gelehrte Bildung, kannte die lateinische, französische, italienische Sprache und war der Verfasser einer Kriegskunst und mehrer religiöser Lieder. Im Jahre 1708 hatte er sich mit einem Fräulein von

Krassau († 1754) vermählt, die in dieser Ehe
erzeugten Kinder aber starben früh, und da seine
zweite Ehe mit einem Fräulein von Wackenitz
(† 1778) kinderlos blieb, so wurden seine Vet=
tern und Bruderssöhne, die Grafen von S.,
von denen der älteste sein Adjutant, der jüngere
aber Adjutant des Generals von Winterfeld
war, die Erben seiner großen Güter. — 2) **Wil=**
helm Friedrich Karl, preuß. Generallieute=
nant, 1728 geboren, Neffe des Vorigen, ward
nach dem Tode seines Oheims Adjutant des
Königs, bei Zorndorf von den Russen gefangen
und nach Petersburg geführt, wo er die Bekannt=
schaft Peters III. machte, mit dem er später über
den Frieden unterhandelte. Als Generallieute=
nant führte er 1795 die preuß. Truppen gegen
Polen, war aber unglücklich in diesem Krieg u.
wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn
zum Verlust seines Regiments und zu einjähri=
ger Gefangenschaft verurtheilte. Nach Friedrich
Wilhelms III. Thronbesteigung suchte er vergeb=
lich die Revision seines Prozesses nach und †
1802 in Hamburg. Schrieb: Wahrhafte Aus=
einandersetzung der Ursachen meiner Entlassung
nach 13jährigem Dienste, Leipzig 1799. — 3)
Fredrik Bogislaus, Graf von, schwed.
Staatsmann und Schriftsteller, 1764 zu Stral=
sund geboren, wurde für den Militärstand erzo=
gen, studirte aber seit 1780 zu Upsala Theologie
und erhielt schon 1788 die reiche Pfarrei zu
Sala. Seit 1812 galt er bei den Reichstagen
für das Haupt der Opposition, verließ aber de=
ren Reihen, als er 1823 als Bevollmächtigter
der Reichsstände in die Direktion der National=
bank trat. Schrieb: Ueber Erziehung und all=
gemeine Kultur, Stralsund 1809; — Grundli=
nien der Staatengeschichte, 1811; — Bidrag til
faderneslandets Kännedom, 1815; — Geschichte
der schwed. Bank, 1828. — Uebersetzte mehre
göthe'sche Gedichte ins Schwedisch. — 4) **Ma=**
ximilian Karl Kurt Heinrich Anton,
Graf von, preuß. Staatsmann, den 30. Dec.
1804 zu Boldekow bei Anklam geboren, ward
seit seinem 10. Jahre in Berlin erzogen, besuchte
bis 1824 das Gymnasium zu Friedland im Meck=
lenburgschen und bezog dann die Universität zu
Berlin. Nachdem er die untersten Beamtenstel=
len als Auskultator und Referendarius durch=
laufen hatte, verheirathete er sich mit einer Toch=
ter Schleiermachers, übernahm einige väterliche
Güter zur Verwaltung, wurde Landrath des
anklamer Kreises und nach dem Tode seines
Vaters 1839 Direktor des vorpommerischen
Landschaftsdepartements. Das Vertrauen sei=
ner Standesgenossen führte ihn in den pommer=
schen Provinziallandtag ein. In Folge seiner
eifrigen Theilnahme am Gustav=Adolfs=Verein
berief ihn 1846 der König zur Generalsynode,
auf welcher er mit seinem Freunde Auerswald
gegen die geistlose und starre Richtung der Or=
thodoxen muthig ankämpfte, namentlich voll=
ständige Veröffentlichung aller Verhandlungen
verlangte und mit Auerswald eine Verwahrung
einlegte, als eine königl. Kabinetsordre sich über
die an die Synode gelangenden Adressen in
einer Weise ausließ, die eine Beschränkung der
Freiheit der Verhandlungen in Aussicht stellte.
Auf dem vereinigten Landtage war S. der Erste,
der die politische Debatte auf das Feld der Ver=
fassungsfrage führte. Ohne sich zu einer Par=
tei zu bekennen, stimmte er in den meisten Fäl=
len mit der Opposition. „Ich bin weder für die
Regierung, noch gegen sie ein Waffenschmied",
sagte er bei einer Gelegenheit; „ich mache auf
keinen andern Namen Anspruch, als auf den
eines unabhängigen Abgeordneten." Nach dem
Siege des Volks in den Märztagen 1848 wurde
ihm die Verwaltung des Kultusministeriums
anvertraut, und auch in dem neuen, am 29. März
ernannten Ministerium Camphausen behielt er
seine Stellung, bis er am 11. Sept. mit den
übrigen Ministern seine Entlassung nahm. In
den am 7. August 1849 zusammentretenden
Kammern ward S. von der zweiten Kammer
zum Präsidenten gewählt. Mitglied des erfur=
ter sogenannten Reichstags, gehörte er zu der
Partei der Gothaer. Als Mitglied der preuß.
Kammern war er eines der Häupter der Op=
position gegen die neueste manteuffelsche Politik.

Schweriner, die seit 1763 nach dem 17=
Guldenfuß geprägten mecklenburgischen und lü=
beckischen Silbermünzen, die durch den in
Schwedisch=Pommern eingeführten leipziger
Fuß bald verdrängt wurden.

Schweriner See, mecklenburg=schwerin.
See, bei Schwerin, $2^3/_4$ Meilen lang, $^5/_8$ Meilen
breit; sehr fischreich. Von ihm aus geht der
Schiffgraben nach Wismar.

Schweringen, hannöv. Dorf, Unterhoya,
Amt Hoya; 500 Einw.

Schweringhausen, hannöv. Dorf, Ober=
hoya, Amt Ehrenburg; gegen 100 Einw.

Schweringsdorf, hannöv. Kolonie, Au=
rich, Ostfriesland, Amt Stickhausen; 140 E.

Schwerinsburg, preuß. Dorf, Prov. Pom=
mern, R.=B. Stettin, Kr. Anklam; Vorwerk,
Schloß, erbaut vom Feldmarschall von Schwe=
rin, Windmühle; 300 Einw.

Schwerinsthal, preuß. Dorf, Prov. Pom=
mern, R.=B. Köslin, Kr. Fürstenthum, am
Fuße des Gollenberges; 160 Einw.

Schwerkostig (Bergb.), von Zechen, deren
Beschaffenheit viele und große Ausgaben nöthig
macht.

Schwerkraft, s. Schwere.

Schwerkraut (Bot.), s. v. a. Teufels=Ab=
biß, Scabiosa succisa *L.*

Schwerleder, s. v. a. Pfundleder.

Schwerm, der krumme Zapfen an einem
Wasserrade.

Schwermaß, s. v. a. Aichmaß.

Schwermuth (Med.), s. v. a. Melancholie.

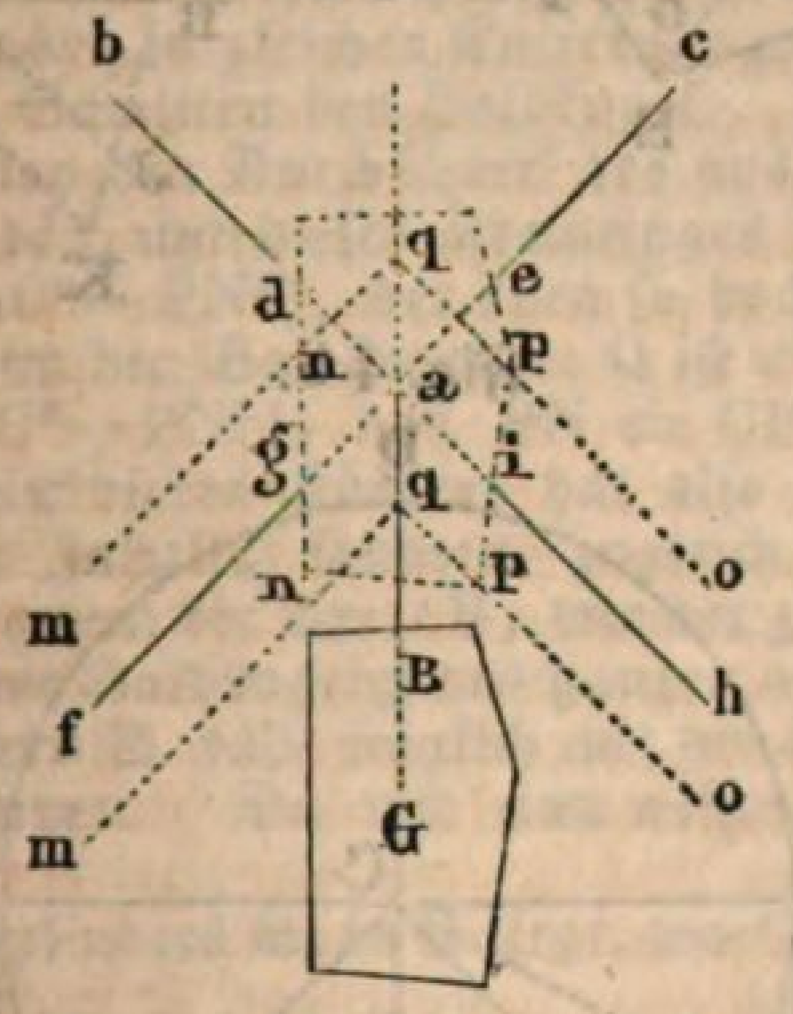
Schwerprincip (Phys.), s. Schwere.

Schwerpunkt (Centrum gravitatis, Phys.),
derjenige Punkt in einem Körper oder einem
System von Linien, Flächen und Körpern, durch
dessen Unterstützung jener Körper oder dieses
System in Ruhe bleibt. Die Lehre von dem
S. spielt in der Statik, so wie in der Mechanik
eine äußerst wichtige Rolle, indem bei den mei=
sten mechanischen Vorrichtungen nach jenem

Punkt, in dem die Gesammtschwere eines Körpers gleichsam vereinigt sich zeigt, gefragt werden muß, bevor man andere Lehren weiter daran knüpfen kann. So wird zwar die Theorie des Hebels in der Mechanik anfänglich lediglich an einer geraden Linie durchgeführt, hinterher aber, sobald es zur wirklichen Verwendung derselben kommt, fragt es sich, wie die einzelnen Sätze sich auf einen physischen Hebel, auf eine Stange, also einen Körper von drei Dimensionen, anwenden lassen, und dann gilt es, dessen S. zu ermitteln. Man nennt auch wohl den S., aber freilich wunderbarer Weise, Mittelpunkt der Schwere, und zwar aus dem Grund, weil man nicht den S. der einzelnen Theilchen eines Körpers, sondern die Gesammtwirkung der Schwere dieses einzelnen Partikels als einen einzigen resultirenden Druck ansehen muß; namentlich läßt sich für die Untersuchung der Bahn eines bewegten Körpers letztere nicht als ein hohler Raum betrachten, sondern man kann dieselbe nur als eine Linie ansehen, die der S. des Körpers in den einzelnen Zeiten durchläuft, weil in jenem gleichsam die Schwere der Körpermasse vereint zu denken ist. Daß hierbei bloß von festen Körpern die Rede seyn wird, versteht sich von selbst, indem ja die flüssigen nur in den seltensten Fällen (z. B. als Tropfen) eine regelmäßig gebildete Gestalt zeigen. Auch wird ein solcher in Betrachtung kommender Körper stets als von gleicher Dichtigkeit vorausgesetzt, weil widrigen Falls nur durch Proben, aber nicht nach mathematischen Regeln der S. überhaupt ausfindig zu machen seyn würde. Anschaulich läßt sich die Lage des S.s eines Körpers machen, wofern man berücksichtigt, daß alle einzelnen Theile desselben nach dem Mittelpunkt der Erde zu fallen streben. Die Schwere nöthigt jeden Theil eines Körpers, zur Erde zu fallen, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die in luftleerem Raum für alle, auch die specifisch verschiedensten Partikel gleich seyn muß. Der in Zahlen ausgesprochene Druck, welchen ein in der Hand gehaltener oder ein auf der Wagschale liegender Körper übt, heißt Gewicht. Der Körper würde ununterstützt, durch dieses Gewicht getrieben, senkrecht zur Erde fallen, und da die Luft bei diesem Fall weggeschoben werden muß, so findet ein größerer, besser voluminöserer Körper mehr Widerstand, als ein dichterer bei derselben Schwere. Das Gewicht hängt somit von der Masse ab, die Attraktion ist aber Sache der Erde, und letztere trifft jeden Körper auf dieselbe Weise. Darum fallen in den leeren Kampanen der Luftpumpe alle Körper gleich schnell, sowohl die Flaumfeder, als der Louisd'or. Wenn daher ein Körper in noch so viel Theile getheilt wird, so wird doch jeder von diesen, sich selbst überlassen, in derselben Zeit, als der ganze Körper, zur Erde kommen. Da aber Körper mehr oder minder porös sind, so sind auch deren Theile ungleich gewichtig. Da nun das Gewicht der Summe der Wirkungen der Schwere auf die Elemente des Körpers, aus denen letzterer besteht, gleich ist, so verhält es sich auch wie die Dichtigkeit der Masse. Wenn somit $p, p', p'' \ldots$ die verschiedenen Theile eines Körpers sind, M dessen Masse, so ist $M = p + p' + p'' + p''' + \ldots$, und drückt g die Wirkung der Schwere auf einen solchen Theil von Seiten der Erde, also den Weg des fallenden Körpers in der ersten Sekunde aus, so muß: $gM = gp + gp' + gp'' + gp''' + \ldots$ seyn. Nach der Erklärung des S.s ist ein Körper im Gleichgewicht, wofern jener unterstützt sich findet, und dieses kann nur durch eine Kraft hervorgerufen werden, die der Mittelkraft aus allen übrigen, die auf die verschiedenen Theile des Körpers wirken, gleich und entgegengesetzt ist, und weil in diesem Falle die Kräfte gleichlaufend sind, durch eine Kraft, die dem Gewicht des Körpers gleich und im Mittelpunkt der gleichlaufenden Kräfte angebracht ist. Daher sagt man auch, der Schwerpunkt fiele mit dem Mittelpunkt gleichlaufender Kräfte zusammen. Gregory in s. mechanischen Wissenschaften sagt daher: Verändert man die Lage des Körpers, so wird dies keinen Einfluß auf den S. haben, indem durch jede solche Veränderung die Kräfte nur andere Richtungen erhalten, ohne daß jedoch die letzteren aufhörten, gleichlaufend zu seyn. Und wenn die Kräfte nicht dieselben blieben, weil der Körper in einem andern Abstande von der Erde gedacht würde, so behalten doch die auf die einzelnen Elemente wirkenden Kräfte ihre vorigen Verhältnisse gegen einander, und ihr Mittelpunkt bleibt ungeändert. Man nehme ein System an, in welchem keine anderen Kräfte wirken, als Gewichte, die Form und die Verbindung des Systems mögen seyn, welche sie wollen, nur finde im letztern keine Bewegung Statt. Es ist klar, daß in diesem Falle, die Körper des Systems mögen vertheilt seyn, wie sie wollen, wenn Gleichgewicht Statt findet, die Summe der Widerstände in den befestigten Punkten oder Hindernissen, nach lothrechten Richtungen, dem ganzen Gewichte des Systems gleich seyn muß. Aber sobald irgend eine Bewegung entsteht, so wird ein Theil der Schwere zur Hervorbringung derselben verwandt, und die festen Punkte können nur noch mit dem übrig bleibenden Theile belastet seyn. Daher wird in diesem Falle die Summe der Widerstände der festen Punkte nach lothrechten Richtungen im ersten Augenblick der Bewegung kleiner seyn, als das ganze Gewicht des Systems, und folglich wird aus der Vereinigung dieser beiden Kräfte eine dritte entstehen, welche jenem Unterschiede gleich ist und das System nach unten treibt. Deshalb muß der S. nothwendig mit der Geschwindigkeit sinken, die jenem Unterschiede zugehört, und daraus folgt, daß, um sich zu überzeugen, daß verschiedene in einem Systeme oder einer Maschine angebrachten Gewichte im Gleichgewichte seyen, es hinreichend ist, zu beweisen, daß der S. des Systems nicht sinkt, wenn dieses sich selbst überlassen ist. Die unmittelbare und allgemeine Folgerung aus diesem Satze ist, daß, wenn der S. die möglichst tiefste Lage hat, durchaus Gleichgewicht Statt finden muß, denn wäre dies nicht, so müßte der S. sinken; was jedoch nicht möglich ist, wenn er sich schon in der tiefsten

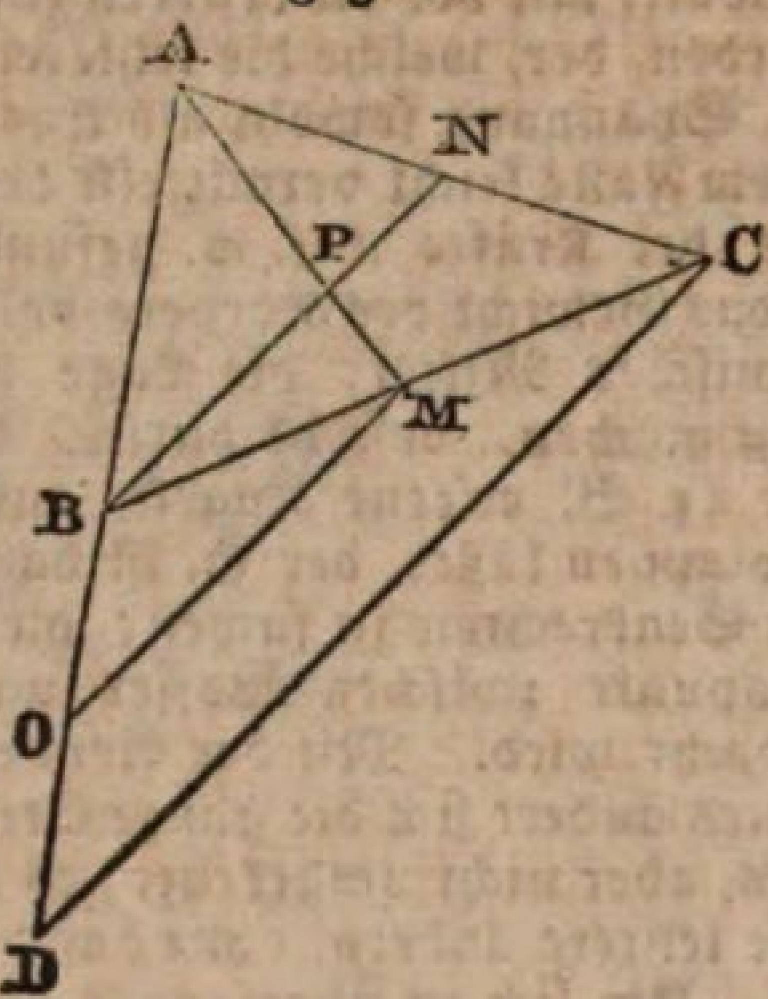
Stelle, die er einnehmen kann, befindet. Es würde indeß falsch seyn, wenn man umgekehrt sagen wollte, daß alle Mal, im Falle des Gleichgewichts, der S. seinen tiefsten Stand erreicht habe, denn dieser Punkt kann sich in der möglichst höchsten Stelle befinden (und befindet sich in vielen Fällen, wo das Gleichgewicht der Stabilität ermangelt, darin) oder er kann weder in der höchsten, noch in der tiefsten Stelle seyn, die er einnehmen kann. Ausnahmen finden sich häufig genug in der gewöhnlichen Lehre vom Größten und Kleinsten. Aber der Satz, wie er oben angegeben ist, erleidet keine Ausnahmen. Wenn ein schwerer Körper in einem andern Punkte, als seinem S., aufgehängt wird, so wird er nicht in Ruhe bleiben, wenn der S. mit dem Aufhängepunkt nicht in einer lothrechten Linie liegt, denn in allen andern Lagen ist die Kraft, welche das Gleichgewicht herstellen soll, der Mittelkraft aus den gleichlaufenden Kräften, welche, wegen der Schwere, auf die verschiedenen Theile des Körpers wirken, nicht gerade entgegengesetzt, und dann kann kein Gleichgewicht Statt finden. Es sey z. B. (Fig. 1) B ein

Fig. 1.



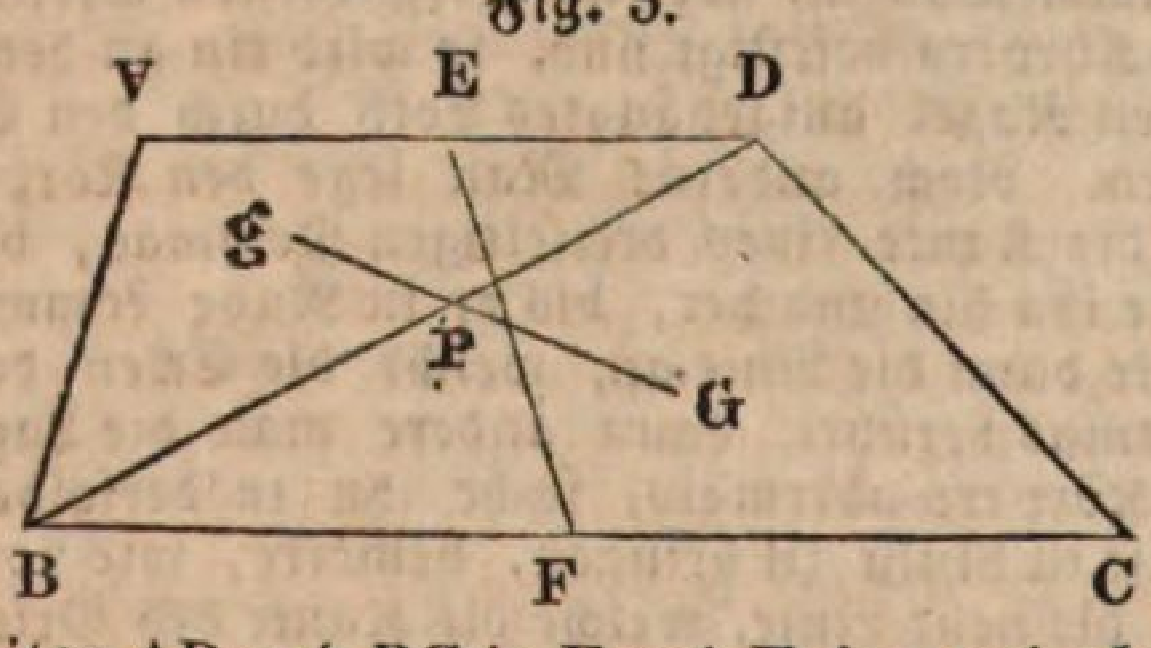
schwerer Körper, sein S. in G, so wird er in Ruhe bleiben, wofern der Faden aB, an welchem er hängt, sich in lothrechter Richtung befindet und letzterer in a befestigt oder auch mit zwei andern Punkten verbunden ist, deren Längen ba und ca seyn mögen und die in b und c festgemacht sind. Würde die Schnur aB länger oder kürzer gemacht, während der Punkt a fest bliebe und die Lagen b und c sich nicht ändern, so müßte der Körper noch immer ruhig hängen und die Schnuren ba, ca mit derselben Kraft gespannt bleiben. Brächte man den Körper in die höhere, in der Figur angegebene Lage, so würde er in der letztern durch die Schnuren bd u. ce erhalten werden, und diese blieben eben so stark gespannt, als wenn sie im Punkte a zusammenliefen. Werden anstatt der Schnüre Stützen fg, hi, unter derselben Richtung auf den entgegengesetzten Seiten des Körpers, angebracht und deren untere Enden f und h befestigt, oder werden andere Stützen mn, op entweder mit den vorigen gleichlaufend, oder nach Richtungen, die sich in der lothrechten Linie qG schneiden, angebracht, so wird auch noch hierdurch der Körper erhalten werden; und wenn die Richtungen der Stützen und der Schnuren gleichlaufend sind, so wird die Gewalt, mit der die ersteren zusammengedrückt werden, der, welche die letzteren spannt, gleich seyn. Spannung sowohl als Ausdehnung kann in jedem Falle leicht vermittelst des Parallelogramms der Kräfte u. s. w. gefunden werden, wenn das Gewicht des Körpers bekannt ist. Ein mechanisches Mittel, die Lage des S.es ausfindig zu machen, besteht darin, daß man den Körper (z. B. eiserne Kugeln auf Quecksilber) schwimmen läßt, der S. ist dann jedenfalls in der Senkrechten zu suchen, die auf dem Berührungspunkt zwischen Wasser und Kugel stehend gedacht wird. Mit der Aenderung der Lage des S.es ändert sich die ganze Stellung eines Körpers, aber nicht umgekehrt; es kann sich recht gut die letztere ändern, ohne daß der erstere sich umsetzt. Um sich zu überzeugen, daß verschiedene, in einem Systeme oder einer Maschine angebrachte Gewichte im Gleichgewicht sich befinden, reicht es hin, nachzuweisen, daß der S. des Systems nicht sinkt, wenn dieses sich selbst überlassen bleibt, wie oben bereits erwähnt wurde. Mechanisch läßt sich der S. ferner finden, indem man den Körper vermittelst zweier, nach lothrechten Richtungen wirkenden, nach einander in zwei verschiedenen Punkten des Körpers angebrachten Kräften in zwei verschiedenen Lagen ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Der Durchschnitt der beiden gefundenen Richtungen ist der gesuchte S. Ist z. B. der Körper, wie ein Bret, von Ebenen begrenzt, so hänge man denselben an einem Faden auf, dann geht ein an dem Aufhängepunkt angebrachtes Bleiloth durch den S. Hängt man nochmals den Körper in einem zweiten Punkt auf, und zwar in derselben Weise, um eine zweite Richtungslinie wie die vorige zu finden, so gibt der Durchschnitt beider die Lage des S.s an. Oder man hänge den Körper an zwei Schnuren auf, die in einem Punkt zusammenlaufen, aber an verschiedenen Stellen des Körpers befestigt sind, so wird ein an demselben Nagel aufgehängtes Loth durch den S. gehen. Noch anders: Man lege den Körper auf die Kante eines dreiseitigen Prismas, bewege ihn hin und her, bis er in Ruhe kommt, merke dann die Linie an, welche die Ecken des Prismas berührt, dann ändere man die Lage des Körpers abermals, suche ihn in derselben Weise in Ruhe zu bringen, bemerke, wie vorhin, die neue Linie, welche die Kante des Prismas angibt, so wird das Loth durch den Durchschnittspunkt der gedachten Linien ebenfalls den S. zeigen. Legt man eine Ebene so, daß dadurch ein Körper oder eine Ebene in zwei symmetrische, also in zwei gleiche und ähnliche Theile zerlegt wird, wodurch somit die Elemente des Körpers so geordnet erscheinen, daß je zwei auf verschiedenen Seiten der Ebene liegende Theile einerlei Lage einnehmen, so ist klar, daß in allen solchen Körpern die Summe der Momente der Elemente in Bezug auf eine solche Ebene oder Axe Null seyn muß. Ganz Gleiches läßt sich aber von jedem Paar ähnlich liegender Elemente zeigen; darum wird dann die Mittelkraft eines solchen Systems in eine solche theilende Ebene und darum auf den S. fallen. Da-

Fig. 2.



für ein Beispiel. Es stelle ABC (Fig. 2) ein gleichförmig gearbeitetes Dreieck von Holz vor, M und N die Mitten von BC und AC. Legt man das Dreieck auf einen straff gespannten Faden, der durch B und N geht, so muß das Dreieck in Ruhe bleiben, weil auf beiden Seiten des Fadens gleich viel Masse liegt; ebenso, wenn das Dreieck auf dem in der Richtung AM gehenden Faden liegt, also ist P der S. des Dreieckes. Es läßt sich daran leicht eine Rechnung knüpfen. Zieht man nämlich OM # BN # DC, so steht: BC : BM = DB : BO = 2 : 1; NA : AC = 1 : 2; AB : AD und AP : AM = AB : AO = 1 : 2, somit ist AP = $^2/_3$ AM der S. Man findet den S. in diesem Fall, wofern man von der Spitze des Dreieckes eine Transversale zieht, darauf dieselbe in 3 Theile theilt und den S. um zwei solcher Theile von der Spitze ab auf dieser Linie wählt. Nach diesem läßt sich leicht der S. eines Trapezes ABCD finden (Fig. 3). Denn man theile die parallelen

Fig. 3.



Seiten AD und BC in E und F in zwei gleiche Theile, ziehe EF, so stellt diese Linie eine solche vor, durch deren Unterstützung mittelst einer Ebene das Trapez in Ruhe bleiben muß, oder einen Durchmesser der Schwere. Jetzt suche man die S.e der Dreiecke ABD und BDC; sie seyen g, G, so ist die Linie gG ebenfalls ein Durchmesser der Schwere, darum der Punkt P derjenige Punkt, durch dessen Unterstützung das Trapez in Ruhe bleibt, d. h. der S. Setzt man: EF = a, AD = b, BC = c, so wird:

$$EG = \frac{a}{3} + \frac{ac}{3(b+c)} = \frac{a(b+2c)}{3(b+c)};$$

$FP = \frac{a(2b+c)}{3(b+c)}$, wie eine leichte Rechnung bald zeigt. Auf diesem Weg kann man den S. einer jeden geradlinigen Figur aufsuchen, indem man die Figur in lauter Dreiecke zerlegt und den S. jedes einzelnen Dreieckes als mit einem Gewicht, dem Inhalt des Dreieckes, proportional belastet sich vorstellt, den S. aller dieser parallel wirkenden Gewichte oder Kräfte sucht, indem man für zwei den S. bestimmt und sich da die Summe der Gewichte beider vereinigt denkt, darauf den S. dieser Summe und des dritten sucht u. s. w. Dieses wird einstweilen für den S. der Ebenen, so lange solcher auf elementarem Weg gesucht werden soll, genügen. Für körperliche Räume gilt auf dieselbe Weise etwa folgendes, leicht zu erweiterndes Verfahren: Wenn man in einer dreiseitigen Pyramide (Fig. 4) eine

Fig. 4 a.

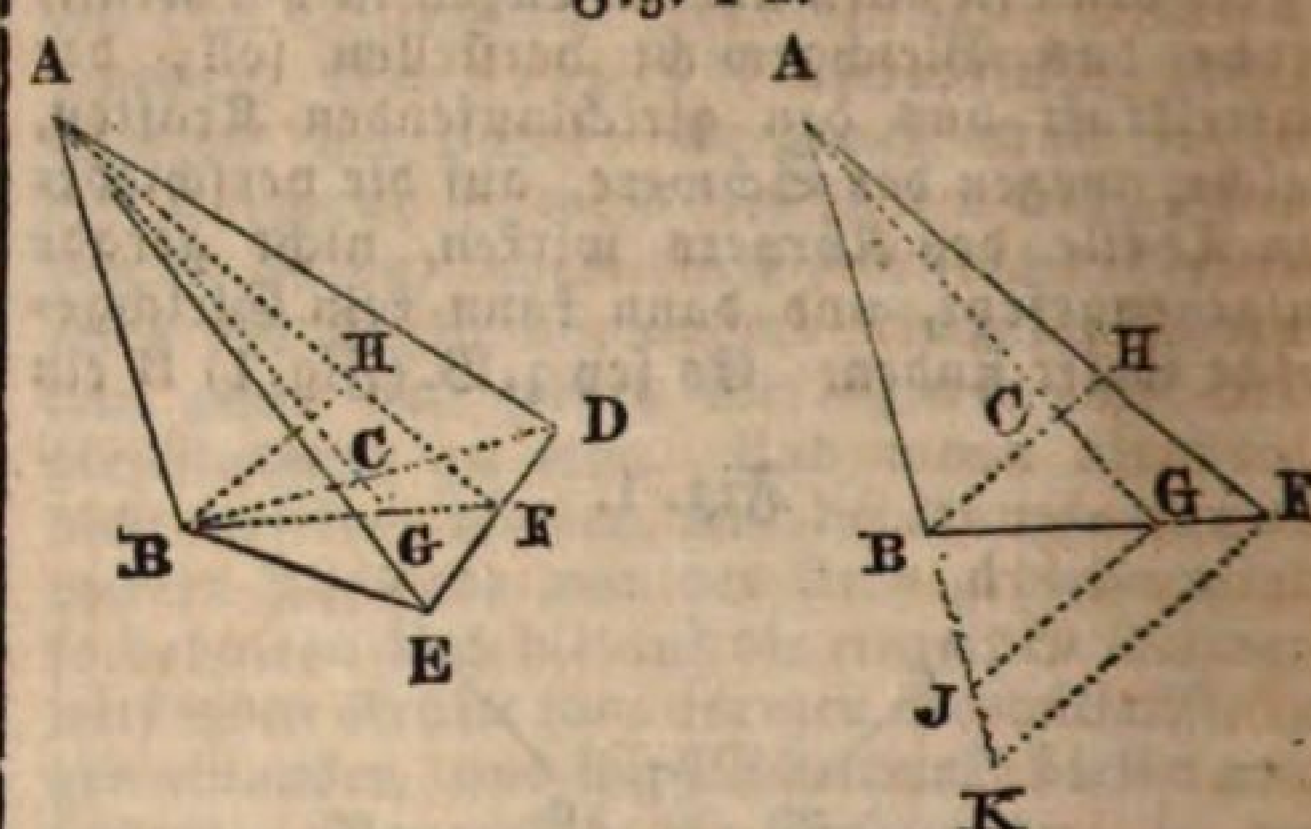
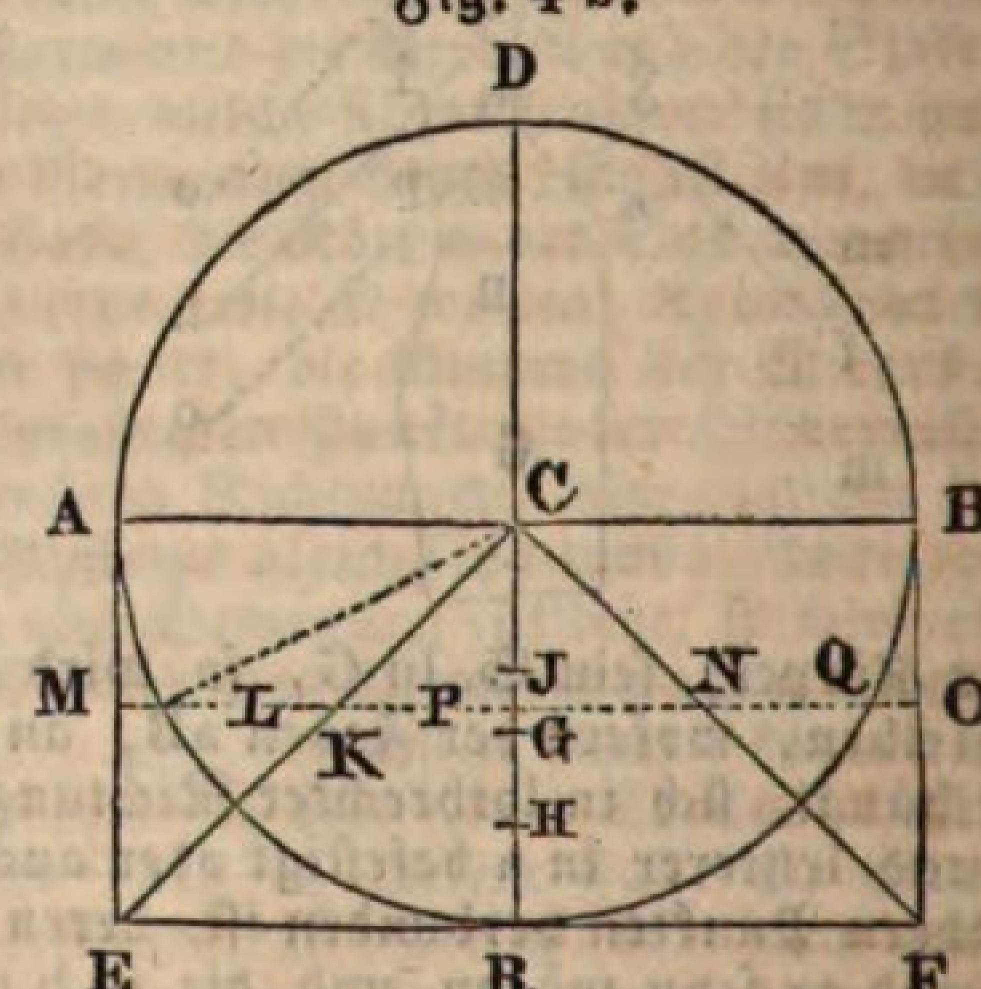


Fig. 4 b.



Gerade von der Spitze A nach dem S. G der gegenüberstehenden Grundfläche führt, so liegt der S. C des ganzen Körpers $^3/_4$ von der Spitze auf jener Linie ab, so daß $AC = \frac{3AG}{4}$ wird. Da nämlich alle mit BDE parallel geführten Schnitte ähnliche Dreiecke werden, so muß für sämmtliche Dreiecke der S. in der Geraden AG liegen. Aus eben dem Grunde liegen die Schwerpunkte aller mit AED parallel geführten Schnitte in BH, wofern H der Seitenflächen S. vorstellt. Jetzt liegen aber BH und AG in einer Ebene, weil H sich in der einen, G sich in der andern Seite des Dreiecks ABF befindet, wo zugleich $HF = \frac{AF}{3}$ und $GF = \frac{BF}{3}$ ist. Stellt das Dreieck ABF das eben so bezeichnete der Figur 4a dar, und man verlängert AB nach K,

wo die mit BH parallel gezogene Linie FK sie trifft, so ist $BK = \frac{1}{2} AB$, und wenn man GJ parallel zu BH zieht, $BJ = \frac{2}{3} BK = \frac{1}{3} AB = \frac{1}{4} AJ$, folglich $CG = \frac{1}{4} AG$. Hieran läßt sich leicht der Beweis knüpfen, daß auch bei vielseitigen Pyramiden und eben so beim Kegel der S. auf $\frac{1}{4}$ der Höhe in derjenigen Linie liegt, die vom S. der Grundfläche gegen die Spitze gezogen ist. Der S. einer Halbkugel liegt auf dem gegen ihre Grundfläche senkrechten Radius in einer Entfernung vom Mittelpunkte, die $= \frac{3}{8}$ des Halbmessers ist. Beweis: Es sey ADBC die Halbkugel. Ueber (Fig. 4 b) dem größten Kreise AB, der ihr zur Grundfläche dient, denke man sich einen Cylinder ABFE, dessen Höhe dem Halbmesser der Halbkugel gleich, aus diesem aber einen Kegel ausgeschnitten, dessen Durchschnitt durch ECF vorgestellt wird. In dem übrig bleibenden hohlen Theile des Cylinders haben alle mit AB parallelen Schnitte gleichen Flächeninhalt mit den in gleichen Entfernungen von AB liegenden Schnitten der Halbkugel. NO, MK z. B. stellen den Durchschnitt des ausgehöhlten Körpers dar, und dieses Kreisringes Inhalt ist $= \pi . (BC^2 - PN^2)$, der eben so hoch liegende Querschnitt der Halbkugel $= Q$ ist $= \pi . PL^2 = \pi (BC^2 - PN^2)$, das $PN = CP$. Jeder Querschnitt dieses Körpers hat also nicht bloß eben den Inhalt, sondern zugleich eben das Moment gegen die Axe AB, wie der zugehörige Schnitt der Halbkugel; des ganzen ausgehöhlten Körpers S. fällt folglich mit der Halbkugel S. zusammen. Da wir nun wissen, daß des ganzen Cylinders S. in G liegt, wo $CG = \frac{1}{2} r$ = dem halben Halbmesser ist, und daß des Kegels ECF S. in H liegt, so daß $CH = \frac{3}{4} r$ wird, so muß, weil der Inhalt dieser Körper in dem Verhältniß von 3 : 1 : 2 steht, des ausgehöhlten Körpers S. in J, und zwar so liegen, daß $JG = \frac{HG}{2}$, da in J die Masse des ausgehöhlten Körpers $\frac{2\pi r^2}{3}$, in H des Kegels Masse $= \frac{\pi r^3}{3}$ als vereinigt liegend angesehen wird, und G des ganzen Cylinders oder jener beiden verbundenen Körper S. ist, darum ist: $JG = \frac{r}{8}$, $CJ = \frac{3r}{8}$.

Der S. eines jeden Körpers läßt sich auf elementarem Weg in folgender Weise finden: Man bestimme erst den Abstand von einer willkürlich gewählten Ebene; ist nun der Körper unregelmäßig, so denke man sich den Körper in Scheiben, jener Ebene parallel genommen, zerlegt; nenne das Gewicht dieser Scheiben P, P′, P″ u. s. w., die senkrechten Abstände von jener Ebene a, a′, a″ u. s. w., so ist der Abstand des S.es von jener ersten Ebene:

$$x = \frac{Pa + P'a' + P''a'' + \ldots}{P + P' + P'' + \ldots}.$$

Eben so suche man den Abstand des S.es von einer zweiten auf jene senkrechte Ebene und von einer dritten auf beide senkrechten Ebenen u. s. w., und bestimme auf diese Weise die Lage des S.es vollständig. Denn denkt man sich die erste Ebene als der Richtung der Schwere parallel, so wird, wenn sich der Körper um eine in ihr liegende horizontale Axe drehen kann, $Pa + P'a' + P''a'' + \ldots$ die Summe der Momente aller Theile des Körpers in Beziehung auf diese Axe ausdrücken. Eine Kraft $= P + P' + P'' + P''' + \ldots$, in der Entfernung $= x$ von dieser Axe jener Ebene parallel wirkend, hat eben dieses Drehungsmoment und folglich liegt in dieser Entfernung $= x$ der Schwerpunkt (vgl. Brandes, Gesetze des Gleichgewichts, Leipz. 1820). Es sind somit die zwei andern Abstände für den S. des Körpers, da jeder Punkt im Raume drei Koordinaten haben muß:

$$y = \frac{Pb + P'b' + P''b'' + \ldots}{P + P' + P'' + \ldots}$$

$$z = \frac{Pc + P'c' + P''c'' + \ldots}{P + P' + P'' + \ldots}.$$

Darin liegt aber auch zugleich eine Regel für die Entfernung des S.es für mehre in einer Ebene angebrachte Gewichte von einer willkürlichen Linie in dieser Ebene, wenn man zwei der obigen Formeln wählt und also sagt: Dividire die Summe der Momente für diese Linie durch die Summe der Gewichte, und zwar aus der Theorie des Hebels abgeleitet. Für eine gerade Linie liegt der S. offenbar in der Mitte derselben (vgl. Güldins Regel).

Diese elementaren Verfahren, so sinnreich sie auch oft seyn mögen, reichen für verwickeltere Aufgaben doch nicht aus, u. hat die Differential-, so wie Integral-Rechnung hier wieder Bahn gebrochen. Gregory leitet in seiner Darstellung der mechanischen Wissenschaften die allgemeinsten u. die bekannten, stereotyp gewordenen Lehrsätze und Formeln für Aufsuchung des S.es eines Körpers, einer Fläche oder einer Linie kurz auf folgende Weise ab.

Da die Bestimmung des S.es auf die des Mittelpunktes gleichlaufender Kräfte gebracht werden muß, so kann hier leicht Rechnung angewandt werden; indem folgt, daß, wenn p, p′, p″ u. s. w. gleiche materielle Theile sind, und g der Punkt ist, durch welchen die Mittelkraft R aus den Gewichten jener Theilchen stets geht, ABCD eine lothrechte Ebene, auf welche Normalen von p, p′, p″ und g gezogen sind, die Summe von den Produkten aus den auf p, p′, p″ wirkenden Kräften, in ihre resp. Abstände von ABCD, dem Produkte aus der Mittelkraft R in ihrem Abstand gleich seyn wird, wobei R so groß ist, als die Summe der auf p, p′, p″ wirkenden Kräfte. Dasselbe wird offenbar gleichfalls für

Normalen auf die andere Ebene AECG wahr seyn; und da dies auch für jede andere lothrechte Ebene gilt, wenn sich auch die Lage von p, p′, p″ ändert, sobald diese nur gegeneinander in derselben Lage bleiben, so wird es auch noch gelten, wenn das System in eine solche Lage gebracht worden, daß AEBF eine lothrechte Ebene ist. Daher läßt sich die Gleichheit der Produkte für alle drei Ebenen zugleich erweisen, und wenn die Abstände von den verschiedenen Ebenen durch rechtwinkelige Koordinaten, deren Axen AX, AY, AZ sind, ausgedrückt werden, so sind die Gleichungen leicht zu dem jetzigen Zweck einzurichten. Die Kraft der Schwere mag, wie vorher, durch g ausgedrückt werden, die Abstände mit AX gleichlaufend durch d, d′, d″ u. s. w., die in der von AZ durch δ, δ′, δ″ u. s. w., ferner die Abstände des Mittelpunktes der gleichlaufenden Kräfte, nach derselben Richtung gemessen, X, Y und Z, so hat man:

$$RX = gpd + gp'd' + gp''d'' + \ldots$$
$$RY = gpD + gp'D' + gp''D'' + \ldots$$
$$RZ = gp\delta + gp'\delta' + gp''\delta'' + \ldots$$

Aber $R = gp + gp' + gp'' +$ u. s. w. und $M = p + p' + p'' + \ldots$ genommen, so folgt:

$$\text{(I)} \begin{cases} X = \dfrac{pd + p'd' + p''d'' + \ldots}{M} \\[2ex] Y = \dfrac{pD + p'D' + p''D'' + \ldots}{M} \\[2ex] Z = \dfrac{p\delta + p'\delta' + p''\delta'' + \ldots}{M} \end{cases}$$

Bedient man sich hier der Differentialrechnung und setzt die veränderlichen Abstände von A, nach den Richtungen AX, AY, AZ gemessen, resp. = x, y, z, so kann man obigen Gleichungen folgende Form geben, wodurch sie für manche Untersuchungen brauchbar werden:

$$\text{(II)} \begin{cases} X = \dfrac{\int x dM}{\int (dM)} = \dfrac{\int x dM}{M}; \\[2ex] Y = \dfrac{\int y dM}{\int (dM)} = \dfrac{\int y dM}{M}; \\[2ex] Z = \dfrac{\int z dM}{\int (dM)} = \dfrac{\int z dM}{M}. \end{cases}$$

Da diese Werthe zusammengenommen nur einen Punkt bestimmen, so sieht man, daß ein Körper nur einen S. hat, für welchen die drei Gleichungen die drei Koordinaten bestimmen, folglich die Abstände des S.es von drei Ebenen, die je auf einander normal stehen. Da diese Ergebnisse von g, d. h. von der Schwerkraft, ganz unabhängig sind, so haben manche Mathematiker den Ausdruck: Mittelpunkt der Trägheit, dem für: Mittelpunkt der Schwere, oder S., vorgezogen. Andere haben, aus Rücksicht auf andere Eigenschaften, wieder andere Benennungen vorgezogen, die weiterhin angeführt werden sollen.

Soll der S. irgend einer Linie gefunden werden, so wird diese als eine Reihe von materiellen, schweren, einander berührenden Theilchen betrachtet, die nach einem, durch die Gleichung für die Kurve ausgedrückten, sich auf zwei rechtwinkelige Koordinaten x und y beziehenden Gesetze neben einander geordnet sind. In diesem Falle liegt der S. offenbar in derselben Ebene, in der die Linie liegt, also hier in der Ebene YAX, weshalb Z = o ist; wird dann der Werth von y aus der Gleichung für die Kurve abgeleitet und durch x ausgedrückt, so kann der S. durch folgende 2 Gleichungen bestimmt werden:

$$\text{(III)}\ X = \int \frac{x \,.\, dM}{M};\ Y = \int \frac{y \,.\, dM}{M}.$$

Hat die Kurve für irgend eine Lage der Abscissenlinie 2 symmetrische Schenkel, so kann man den Scheitel als Anfangspunkt der Abscissen ansehen, und da y = o, so ist nur $X = \frac{\int x dM}{M}$ zu suchen; aber in diesem Falle ist das Differential der Masse der Kurve

$$= \sqrt{(dx^2 + dy^2)},\ \text{und daher}$$

$$\text{(IV)}\ X = \int \frac{x\sqrt{(dx^2 + dy^2)}}{M}.$$

Soll der S. einer Ebene gefunden werden, so wird er in dieser selbst liegen, mithin Z = o seyn, und da dM = ydx, so verwandeln sich die allgemeinen Gleichungen in

$$\text{(V)} \begin{cases} X = \int \dfrac{xydx}{\int ydx} = \int \dfrac{xydx}{M} \\[2ex] Y = \dfrac{\int \frac{1}{2} y^2 dx}{\int ydx} = \int \dfrac{y^2 dx}{2M}. \end{cases}$$

Theilt hier wieder die Abscissenlinie die Ebene in zwei symmetrische Stücke, so wird nur die Gleichung für x gebraucht. Wird der S. der Oberfläche eines mit Umdrehung einer Linie um eine Axe entstandenen Körpers gesucht, so wird Y = o und Z = o. Setzt man dann $\pi = 3{,}14159\ldots$, so ist $2\pi y$ der Umring des erzeugenden Kreises und $2\pi dyM$ das Differential der Oberfläche, mithin

$$\text{(VI)}\ X = \frac{\int 2\pi yx dM}{\int 2\pi y dM} = \frac{\int yx dM}{\int y dM}.$$

Sucht man den S. eines durch Umdrehung einer Ebene entstandenen Körpers, so liegt er in des letzteren Axe, und man hat Y = o, Z = o; und da πy^2 den Flächeninhalt des Kreises angibt, dessen Halbmesser = y und $\pi y^2 dx = dM$, dem Differentiale des Körpers, so findet man leicht

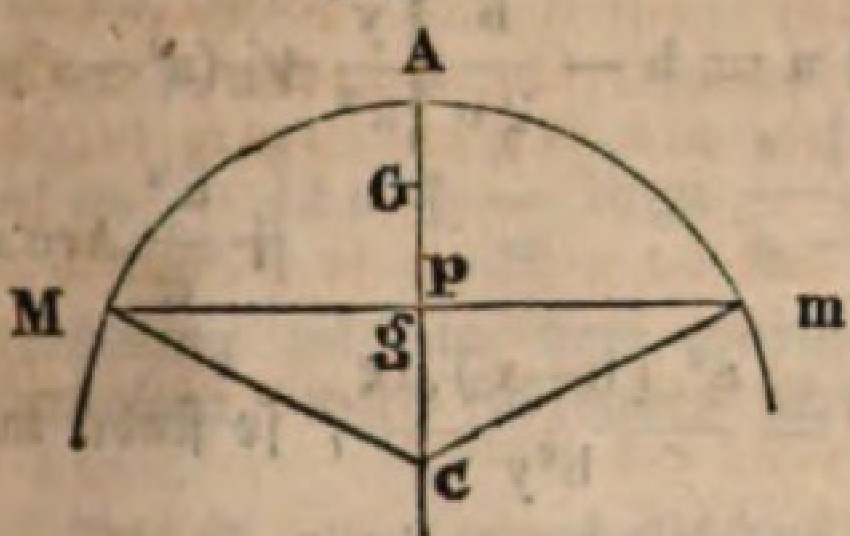
$$\text{(VII)}\ X = \frac{\int \pi y^2 x dx}{\int \pi y^2 dx} = \frac{\int y^2 x dx}{\int y^2 xd}.$$

Wenn X = o, Y = o, Z = o, d. h. wenn der S. im Anfangspunkt der Koordinaten liegt, so verwandeln sich die Gleichungen (I) in folgende: $pd + p'd' + p''d'' + \ldots = o$, $d + d' + d'' \ldots = o$, eben so $D + D' + D'' \ldots = o$, und $\delta + \delta' + \delta'' \ldots = o$, und dasselbe wird für jede andere Lage der Koordinaten gelten, wenn nur deren Anfangspunkt mit dem S. zusammenfällt, d. h. die Summe der Normalen von allen materiellen Punkten auf jede Axe ist = o, wenn die auf verschiedenen Seiten der Axe liegenden ent-

gegengesetzte Zeichen erhalten. Daraus folgt: wenn eine Ebene durch den S. eines Körpers gelegt und Normalen auf jene Ebene von jedem Element des Körpers gezogen werden, so ist die Summe aller lothrechten Anstände auf der einen Seite der Ebene der von allen solchen auf der andern Seite gleich.

Um den S. eines Kreisbogens zu finden, ziehe man von der Mitte des gegebenen Bogens MAm (Fig. 5) nach C, dem Mittelpunkt des gegebenen

Fig. 5.



Kreises, AC; auf dieser Linie sey AP = x, die zugehörige Ordinate PM = y, der Halbmesser des Kreises aber = r, der halbe Bogen = z. Sieht man A als Anfangspunkt des Koordinatensystems an, so läßt sich, da AC die Kurve in zwei symmetrische Hälften theilt, Schwerpunktsgleichung IV anwenden, wenn man noch M durch Z ersetzt, wodurch dann: $X = \int \frac{x\sqrt{(dx^2 + dy^2)}}{Z}$ hervortritt. Für den Kreis gilt: $y^2 = 2rx - x^2$, also $X = \frac{r}{z}\int\frac{xdx}{\sqrt{(2rx-x^2)}}$, oder:

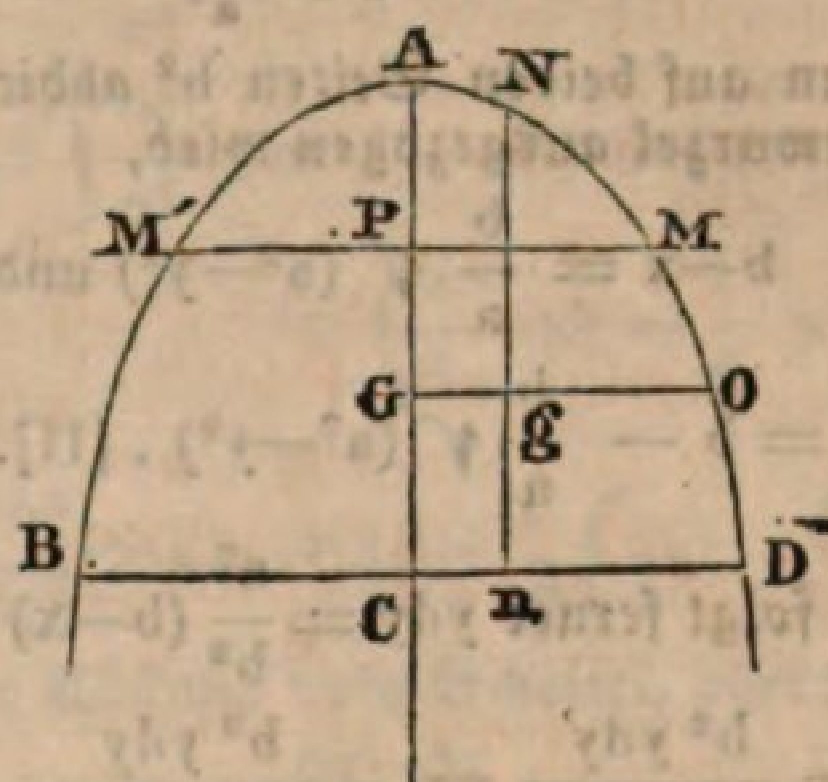
$$X = \frac{r(z-y)}{Z} = r - \frac{ry}{Z},$$

wo keine Konstante hinzukommt, weil y und z zugleich verschwinden. Ist nun G der gesuchte S., so folgt weiter: $AG = r - \frac{ry}{Z} = AC - \frac{ry}{Z}$, also $CG = AC - AG = \frac{ry}{2}$, d. h. des S.es Abstand vom Mittelpunkt ist vierte Proportionallinie zu dem Bogen, dann der Sehne des Bogens und dem Halbmesser des Kreises. Mittelst Gleichung V läßt sich der S. eines Kreisabschnittes bestimmen, und zwar auf folgende Weise. In der letzten Figur sey MAmP der gegebene Abschnitt. Jetzt ist $X = \int\frac{xydx}{M}$, wo M dann den Flächeninhalt von ΔAPM, $y = \sqrt{(2xr-x^2)}$ aber wie oben die Kreisgleichung bezeichnet, darum muß $X . M = \int xydx = \int xdx \sqrt{(2rx-x^2)} = -\frac{(2rx-x^2)^{\frac{3}{2}}}{3} + rM$ seyn. Mit M dividirt, gibt dieses weiter: $X = AG = r - \frac{(PM)^3}{3M} = CA - \frac{(PM)^3}{3 . \Delta APM}$, darum: $GC + \frac{(PM)^3}{3 . \Delta APM} = \frac{(Mm)^3}{12 \text{ Fläche des Abschnittes}}$. Für den Halbkreis wird Mm = 2r und

$$CG = \frac{r}{2,356194} = 0,42441 . r.$$

Der S. einer Parabelfläche findet sich nach Schwerpunktsgleichung V auf folgende Weise. Hier gilt als allgemeine Gleichung: $y = \frac{x^n}{a^{n-1}}$; diesen Werth von y in $\frac{\int xydx}{\int ydx}$ substituirt, bringt: $\frac{\int x^{n+1}dx}{\int x^n dx} = \frac{(n+1)}{n+2} . x = X$, was z. B. für $n = \frac{1}{2}$ oder die gemeine Parabel auf: $\frac{n+1}{n+2} . x = \frac{3x}{5}$, d. h. auf: $AG = \frac{3AC}{5}$ (Fig. 6) leitet.

Fig. 6.



Und nach derselben Formel (V) und derselben Figur ergibt sich der S. einer halben Parabelfläche so:

Der Abstand wird in der Abscissenlinie gemessen und das X wie in der vorigen Aufgabe bestimmt; darum ist nur noch Gg zu finden, wozu nach V das: $Y = \frac{\int y^2dx}{2M}$ angewendet werden kann. Setzt man den Werth y^2 aus der Gleichung für diese krumme Linie, so erhält man: $2YM = \int\frac{x^{2n}dx}{a^{2n-2}}$, was mittelst Integration gibt:

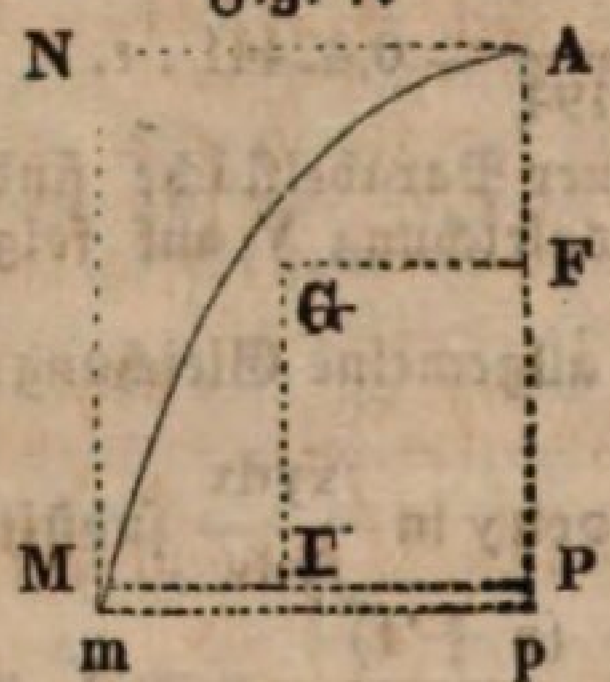
$$\frac{x^{2n+1}}{(2n+1)\, a^{2n-2}} = \frac{x^{2n}}{a^{2n-2}} . \frac{x}{2n+1} = \frac{y^2x}{2n+1}.$$

Für x = h, wo h = AC die Höhe der Parabel bedeutet, wird dieser Ausdruck sogleich $CD^2 \frac{h}{2n+1}$ oder $2M = \frac{2h . CD}{n+1}$ u. $Y = \frac{(n+1)CD}{4n+2} = Gg$.

Eytelwein in seiner Mechanik gibt eine Reihe von schwierigern Aufgaben der Art, wovon wir zwei auswählen: In der nächsten Aufgabe ist unser obiges M durch v, X durch u und Y durch u' ersetzt, sonst ist alles Uebrige wie in dem Obigen gewahlt und darum leicht verständlich.

Den S. G (Fig. 7) eines elliptischen Bogens AM zu finden: Aufl. Fällt der Anfangspunkt der Abscissen in den Scheitel der kleinen Axe der Ellipse, so sey A dieser Scheitel, AP = x, PM = y, die große Axe = 2a, die kleine = 2b, so

Fig. 7.



ist die Gleichung für die Ellipse, bei welcher die Abscissen vom Scheitel der kleinen Axe aus gerechnet werden,

$$y^2 = \frac{a^2}{b^2}(2bx - x^2) \text{ [I], also}$$

$$x^2 - 2bx = -\frac{b^2 y^2}{a^2}$$

und wenn auf beiden Seiten b^2 addirt und die Quadratwurzel ausgezogen wird,

$$b-x = \frac{b}{a}\sqrt{(a^2-y^2)} \text{ und}$$

$$x = b - \frac{b}{a}\sqrt{(a^2-y^2)}\text{ . [II].}$$

Aus [I] folgt ferner $y dy = \frac{a^2}{b^2}(b-x)\,dx$, oder

$$dx = \frac{b^2\, y dy}{a^2(b-x)} = \frac{b^2\, y dy}{ab\sqrt{(a^2-y^2)}}\text{, also}$$

$dx^2 = \frac{b^2 y^2 dy^2}{a^2(a^2-y^2)}$. Diesen Werth in die Gleichung $dv = \sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ gesetzt, gibt

$$dv = \frac{dy}{a}\sqrt{\left(\frac{a^4-(a^2-b^2)y^2}{a^2-y^2}\right)}.$$

Hieraus und aus [II] findet man

$$x dv = b dv - \frac{b dv}{a}\sqrt{(a^2-y^2)}$$

$$= b dv - \frac{b dy}{a^2}\sqrt{[a^4-(a^2-b^2)y^2]},$$

oder wenn man $a^2 - b^2 = \alpha^2$ setzt,

$$\int x dv = bv - \int\frac{b dy}{a^2}\sqrt{(a^4-\alpha^2 y^2)}.$$

Es ist aber

$$\int dy\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)} = \frac{1}{2}\,y\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)} + \frac{a^4}{2\alpha}\text{ Arctgt }\frac{\alpha v}{\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)}} + \text{Const.}$$

wo Const. = o ist, weil das Integral mit y = o verschwindet. Nun ist auch

$$\text{Arc sin }\frac{\alpha y}{a^2} = \text{Arctgt }\frac{\alpha y}{\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)}}\text{, daher}$$

$$\int dy\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)} = \frac{1}{2}\,y\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)} + \frac{a^4}{2\alpha}\text{ Arc sin }\frac{\alpha y}{a^2},$$

folglich:

$$\int x dv = bv - \frac{by}{2a^2}\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)} + \frac{ba^2}{2\alpha}\text{ Arc sin }\frac{\alpha y}{a^2}.$$

Nach der Schwerpunktsformel III ist $u = \frac{\int x dv}{v}$: daher findet man den Abstand des S.es von der Tangente durch den Scheitel, oder AF =

$$\text{(I) } u = b - \frac{b}{2v}\left|\frac{y}{a^2}\sqrt{(a^4-\alpha^2y^2)} + \frac{a^2}{\alpha}\text{ Arc sin }\frac{\alpha y}{a^2}\right|.$$

Weil $dy = \frac{a^2(b-x)\,dx}{b^2 y}$, so findet man auch:

$$dv = \sqrt{(dx^2+dy^2)} = \frac{dx}{b^2 y}\sqrt{[b^4y^2 + a^4(b-x)^2]}$$

oder:

$$y dv = \frac{dx}{b^2}\sqrt{[b^4y^2 + a^4(b-x)^2]}.$$

Setzt man aus [I] für y^2 seinen Werth, so erhält man nach gehöriger Zusammenziehung:

$$y dv = \frac{a dx}{b^2}\sqrt{[a^2b^2 - 2b(a^2-b^2)x + (a^2-b^2)x^2]},$$

oder:

$$y dv = \frac{a dx}{b^2}\sqrt{[a^2b^2 - 2\alpha^2 bx + \alpha^2x^2]}.$$

Wird zur Abkürzung: $\alpha^2b^2 - 2\alpha^2bx + \alpha^2x^2 = X$ gesetzt, so erhält man:

$$\int y dv = -\frac{a(b-x)}{2b^2}\sqrt{X} + \frac{ab^2}{2\alpha}\text{ logn }[2\alpha\sqrt{X} - 2\alpha^2(b-x)] + \text{Const.}$$

Für x = o verschwindet das Integral und man erhält $\sqrt{X} = ab$, also:

$$\text{Const.} = \frac{a^2}{2} - \frac{ab^2}{2\alpha}\text{ logn }[2\alpha ab - 2\alpha^2 b],$$

daher:

$$\int y dv = \frac{a^2}{2} - \frac{a(b-x)}{2b^2}\sqrt{X} + \frac{ab^2}{2\alpha}\text{ logn }\frac{\sqrt{X}-\alpha(b-x)}{b(a-\alpha)}.$$

Weil nun nach dem Vorigen $u' = \frac{\int y dv}{v}$ ist, so erhält man den Abstand des S.es von der kleinern Axe der Ellipse, oder FG =

$$\text{(II) } u' = \frac{a}{2v}\left|a - \frac{b-x}{b^2}\sqrt{X} + \frac{b^2}{\alpha}\text{ logn }\frac{\sqrt{X}-\alpha(b-x)}{b(a-\alpha)}\right|.$$

Erster Zusatz. Wäre AM der 4. Theil von dem ganzen Umfange der Ellipse, wenn der

Scheitel in A fällt, so wird AP $= x = b$ und MP $= y = a$,
$\sqrt{(a^4-\alpha^2 y^2)} = ab$, $\sqrt{X} = b^2$, daher AF, oder

$$(I)\ u = b - \frac{b}{2v}\left|b + \frac{a^2}{\alpha} \text{Arc sin} \frac{\alpha}{a}\right|,$$

und FG oder

$$(II)\ u' = \frac{a}{2v}\left|a + \frac{b^2}{\alpha^2} \text{logn} \frac{b}{a-\alpha}\right|.$$

Zweiter Zusatz. Für $x = 2b$ wird $y = o$, und $\sqrt{X} = ab$, also:

(I) $u = b$ und

$$(II)\ u' = \frac{a}{2v}\left|2a + \frac{b^2}{\alpha} \text{logn} \frac{a+\alpha}{a-\alpha}\right|.$$

Die Bezeichnung wie in dem vorigen Beispiel beibehalten, wird folgendes verständlich werden.

Aufg. Den S. eines parabolischen Konoids zu finden.

Aufl. Die Gleichung für die Parabel ist $y^2 = ax$. Man erhält daher

$\int xy^2dx = \int ax^2dx = \frac{1}{3} ax^3$, wo keine Konstante hinzukommt. Ferner ist

$\int y^2dx = \int axdx = \frac{1}{2} ax^2$, daher der Abstand des S.es vom Scheitel, oder

$$u = \frac{\frac{1}{3} ax^3}{\frac{1}{2} ax^2} = \frac{2}{3} x;$$

der S. eines parabolischen Konoids ist daher um $\frac{2}{3}$ der Axe vom Scheitel entfernt.

Aufg. Den S. von dem Ausschnitte eines parabolischen Konoids zu finden.

Aufl. Der Abstand des S.es vom Scheitel ist, wie im Vorigen:

$$(I)\ u = \frac{2}{3} x.$$

Ferner erhält man:

$\int y^2dx = \frac{1}{2} ax^2 = \frac{y^4}{2a}$, und weil $dx = \frac{2ydy}{a}$ ist,

$$\int y^3dx = \int\frac{2y^4dy}{a} = \frac{2y^5}{5a}.$$

Daher findet man, wenn α den Winkel des Ausschnitts bezeichnet, den Abstand des S.es von der Axe, oder:

$$u' = \frac{16 y \sin\frac{\alpha}{2}}{15 \text{ Arc } \alpha}$$

Aufg. Den S. eines hyperbolischen Konoids zu finden.

Aufl. Die Gleichung für die Hyperbel ist:

$$y^2 = \frac{b^2}{a^2}(2ax + x^2), \text{ also}$$

$$\int xy^2dx = \int\frac{b^2}{a^2}(2ax^2 + x^3)\,dx = \frac{b}{a^2}\left(\frac{2}{3} ax + \frac{1}{4} x^4\right).$$

Ferner ist

$$\int y^2dx = \int\frac{b^2}{a^2}(2ax + x^2)\,dx = \frac{b^2}{a^2}\left(ax^2 + \frac{1}{3} x^3\right),$$

daher der Abstand des S.es vom Scheitel, oder

$$u = \frac{8a + 3x}{12a + 4x} \cdot x.$$

Aufg. Den S. eines elliptischen Konoids zu finden, dessen Scheitel in die große Axe fällt.

Aufl. Wenn a den Halbmesser der großen und b den der kleinen Axe bezeichnet, so ist alsdann die Gleichung für die Ellipse

$$y^2 = \frac{b^2}{a^2}(2ax - x^2), \text{ daher:}$$

$$\int xy^2dx = \int\frac{b^2}{a^2}(2ax^2 - x^3)\,dx = \left(\frac{2}{3} ax^3 - \frac{1}{4} x^4\right)\frac{b^2}{a^2}.$$

Ferner:

$$\int y^2dx = \int\frac{b^2}{a^2}(2ax - x^2)dx = \frac{b^2}{a^2}\left(ax^2 - \frac{1}{3} x^3\right).$$

Daher der Abstand vom Scheitel, oder:

$$(I)\ u = \frac{8a - 3x}{12a - 4x} \cdot x.$$

Für die halbe Ellipse wird $x = a$, also:

$$(II)\ u = \frac{5}{8} a.$$

Die Entfernung des S.es vom Scheitel eines halben elliptischen Konoids beträgt daher, wie bei der Halbkugel, $\frac{5}{8}$ der halben Axe.

Zusatz. Fällt der Scheitel des elliptischen Konoids in das Ende der kleinen Axe, so ist die Gleichung für die Ellipse: $y^2 = \frac{a^2}{b^2}(2bx - x^2)$, und man erhält alsdann den Abstand

$$(III)\ u = \frac{8b - 3x}{12b - 4x} \cdot x.$$

Dies wird genügen, das allgemeine Verfahren der Integralrechnung zur Auffindung des S.es kennen zu lernen. Wir gehen zu einigen Einzelnheiten oder besser zur Verwendung dieser Lehre im Leben über.

Aus der Theorie des S.es erklären sich die meisten mechanischen Vorrichtungen, z. B. die Gesetze des physischen Hebels der schiefen Ebene, des Feststellens, Abgleitens, Umschlagens fester Körper. Ein dreibeiniger Tisch steht fester, als ein vierbeiniger, und ein Körper steht um so sicherer, d. h. er kann einen um so stärkern Stoß von der Seite vertragen, ohne umzuschlagen, je breiter die horizontale Ebene zwischen den Unterstützungspunkten rings um den S. ist. Wird der Schwere zwar in einer Richtung durch den

S., aber nicht senkrecht Widerstand geleistet, so erfolgt das Abgleiten, wie an schiefer Ebene zu sehen. Erfolgt hingegen der Widerstand zwar senkrecht, aber nur so gegen einen Theil des Körpers, daß das Perpendikel aus dem S. der Unterstützungsfläche heraus trifft, so muß sich der Körper umschlagend um die Grenze der Unterstützung drehen, indem sein S. sinkt, bis er die möglichst tiefe Lage erreicht hat. Daraus erklärt sich die Bedingung des Stehens für Menschen u. Thiere, das Balanciren der Aequilibristen, der den Kinderspielzeugen angehörige Sägemann, der chinesische Treppenläufer, die berganlaufende Walze, der scheinbar steigende Doppelkegel, ferner das Gestell des Seekompasses, die Rolllampe des Cardanus. — Steckt man in die Spitze eines etwa einen halben Zoll dicken Holzklötzchens 2 ziemlich gleich schwere und gleich lange Tischmesser, so läßt sich das andere Ende des Klötzchens recht gut auf die Spitze einer senkrechten Nadel stellen, ohne herabzufallen, wenn man die Messer so stellt, daß der Unterstützungspunkt den S. des nun als ein Dreieck zu betrachtenden Systems trifft, wobei dann das Holz selbst die oben bei dem S. des Dreiecks angeführte Transversale vorstellt. Will ein Mensch vom Stuhl sich erheben, so muß derselbe seinen Körper vorwärts beugen, seine Füße aber zurückziehen, und zwar so weit, bis die lothrechte Linie durch seinen zwischen den beiden Hüftknochen liegenden S. geht und gerade vor seine Füße fällt. Dadurch wird der Mensch nicht allein in Stand gesetzt, sondern sogar gezwungen, aufzustehen. Will er verhindern, daß er vorwärts falle, so setzt er einen seiner Füße vor, bis die lothrechte Richtungslinie zwischen jene fällt, wodurch dann ein fester Stand möglich wird. Beim Gehen streckt er zuerst das zurückstehende Bein sammt Fuß beinahe in eine gerade Linie aus, biegt aber zugleich das Knie seines vordern Beines ein wenig, wodurch sein Körper vorwärts gedrängt, das Loth durch seinen S. und durch den vordern Fuß fällt, so daß er fallen würde, wenn er dieses nicht durch den andern Fuß verhinderte. Auf diese Weise drängt er sich mit dem zurückstehenden Beine vorwärts, bis das Loth durch seinen S. vor seinen vorstehenden Fuß zu stehen kommt, indem er dann den zurückstehenden Fuß vorwärts setzt und die ganze Operation zum Behuf des Fortschreitens wiederholt. Beim Bergsteigen muß die Richtungslinie vor seine Füße fallen, der Mensch biegt sich darum vorwärts, beim Bergabsteigen aber rückwärts aus dem dem Vorigen entgegengesetzten Grunde. Trägt der Mensch eine Last, so biegt er sich jedesmal nach derjenigen Seite, die der entgegengesetzt ist, auf welcher sich die Last befindet, so daß das Loth durch den gemeinschaftlichen S. von Last und Körper zwischen seine Füße fallen muß. Vierfüßige Thiere erheben beim Gehen den linken Vorderfuß und den rechten Hinterfuß und umgekehrt zugleich und neigen dazu den Körper, besser den Vorderkörper. Die 4 Füße eines solchen Thieres bilden ein Viereck, darum muß es, soll ein zur Seite Fallen vermieden werden, am bequemsten seyn, die Eckpunkte des Vierecks zugleich zu erheben, d. h. den linken mit dem rechten Fuß; dadurch den S. des Körpers zu einer kleinen Bewegung zu nöthigen, dabei immer ziemlich nahe in der Richtung von einem Stützpunkt zum andern zu bleiben. Diese Regel hält das Thier instinktartig ein, jedoch mit folgenden Unterschieden: Im Schritt erfolgt die Bewegung in vier Absätzen. Wenn der vordere rechte Fuß zuerst bewegt wird, so folgt der linke im Augenblick hinterher, dann kommt der vordere linke an die Reihe, worauf den Augenblick nachher der rechte Hinterfuß folgt. So kommt der vordere rechte Huf zuerst auf die Erde, dann zunächst der linke hintere, hierauf der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß zuletzt, so daß vier Bewegungen und drei Zwischenräume Statt finden, von denen der erste und der letzte kürzer sind, als der mittlere. Im Trabe hebt das Pferd zwei Hufe zugleich auf und setzt zwei zugleich nieder, und zwar immer die in einer Diagonale liegenden. Im Galopiren hebt es einen Fuß nach dem andern auf, setzt auch einen nach dem andern wieder nieder, aber es tritt mit den zwei Vorderfüßen zugleich auf und mit den zwei Hinterfüßen ebenfalls; während der ganzen Zeit liegt die Linie durch den S. vorwärts, so daß das Thier mit den Vorderfüßen schnell auf den Boden kommen muß, um nicht zu fallen. Betrachtet man die verschiedenen Arten von Bewegungen anderer Thiere, so wird man sie alle, so wie eben beschrieben wurde, sich fortschieben sehen. — Jongleurs, Schwimmer, Turner, Seiltänzer, Kunstreiter benutzen die Beweglichkeit des S.es auf eine äußerst geschickte Weise, indem sie denselben noch durch Balancirstangen und andere Hülfsmittel zu reguliren und zu ihren Zwecken zu verwenden suchen; aber den meisten Dienst erzeigt jene Beweglichkeit den Thieren bei den Drehungen und Wendungen ihres Körpers.

Schwerpunkt der feindlichen Macht (Kriegsw.). Während die ältern Theoretiker das Ziel kriegerischer Anstrengungen fast immer nur im Terraingewinn erblickten und deshalb den künstlichen Begriff von Schlüsselpunkten ausklügelten, gehen die neuesten Theoretiker, an deren Spitze der General Karl v. Clausewitz steht, von dem Grundsatze aus, daß die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, so weit dieselbe ohne zu große Opfer bewirkt werden kann, eigentlich das Hauptziel aller Bestrebungen seyn müsse, zu welchem Zweck sie die Ausmittelung des Schwerpunktes jener Streitkräfte verlangen, um den Krieg durch einige kraftvolle Schläge schneller zur Entscheidung zu bringen. Obgleich diese Ansicht in der Natur des Krieges begründet ist, so hat es doch ungewöhnliche Schwierigkeiten, diesen Schwerpunkt selbst im konkreten Falle genau zu bestimmen, und die Theorie muß sich vorläufig mit der Erklärung begnügen, daß der S. stets da zu suchen ist, wo der Gegner durch einen kräftigen Stoß völlig aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann. Es ist also der Mittelpunkt seiner Kraft und Bewegung. Diese Idee hat unstreitig allen großen Feldherren älterer und neuerer Zeit vorgeschwebt, daher wählten sie auch verschiedene Operationsobjekte, die feindliche

Hauptstadt, die feindliche Armee, ja gewissermaßen die Person des obersten Feldherrn zum Ziele ihres Angriffs. So ging z. B. Blücher von der Ansicht aus, es könne nicht eher Friede werden, bis Napoleon abgedankt habe, und er hatte Recht. Alexander, Gustav Adolf, Karl XII., Friedrich der Große, sagt Clausewitz, hatten ihren S. in ihrem Heere; wäre dies zertrümmert worden, so hätten sie ihre Rolle schlecht ausgespielt. Bei Staaten, die durch innere Parteiungen zerrissen sind, liegt der S. meist in der Hauptstadt; bei kleinen Staaten, die sich an mächtigere stützen, liegt er im Heere dieser Bundesgenossen; bei Bündnissen liegt er in der Einheit des Interesses; bei Volksbewaffnungen in der Person der Hauptführer und in der öffentlichen Meinung. Gegen diese Dinge muß der Stoß gerichtet seyn. Hat der Gegner dadurch das Gleichgewicht verloren, so darf ihm keine Zeit gelassen werden, es wieder zu gewinnen; der Stoß muß immer in dieser Richtung fortgesetzt werden, oder mit andern Worten, der Sieger muß ihn immer ganz dahin und das Ganze nicht gegen einen Theil des Gegners richten. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ein solches Verfahren schneller und sicherer zum Ziele führt, als die Wegnahme sogenannter Schlüsselpunkte, und es kann der Unterschied zwischen dem älteren und neueren Kriegssysteme nicht deutlicher bezeichnet werden. Zwar wird es auf dem Kriegsschauplatze immer einige Punkte geben, deren Besitz dem Angreifer nicht bloß wünschenswerth, sondern zur kräftigen und sichern Fortsetzung seiner Operationen sogar nothwendig ist. Aber während man sich sonst begnügte, diese Punkte erreicht und gewonnen zu haben, und das Weitere mehr dem Zufall überließ, der in Gestalt übertriebener Besorgnisse auf Seiten des Gegners oft trefflichen Vorschub leistete, betrachtet man jetzt den Besitz solcher Punkte nur als einen neuen Schritt zum vorgesteckten Ziele, nur als ein Mittel, größere Erfolge zu erringen. Napoleon verstand es meisterhaft, den Schwerpunkt der Macht seiner Gegner auszumitteln, und drang dann mit vereinter Kraft auf ihn los, unbekümmert, was anderwärts inzwischen vielleicht verloren gehen könnte.

Schwerschlingen (Med.), s. Dysphagie.

Schwersenz (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Swardendy), Stadt, Prov., R.=B. u. Kr. Posen, an einem See; Gerberei und Tuchmacherei; 2330 Einw.; — 2) (Grzymalowo), Dorf das.; 350 Einw.

Schwerspath (Min.), s. v. a. Baryt, Species des Thiodinspathes (s. d.).

Schwerspathe (Min.), nach Walchner, Sippschaft der Kalkerden mit den Geschlechtern Baryt, Cölestin, Witherit, Barytokalcit, Strontianit.

Schwerspatherde (Min.), Baryterde, s. v. a. erdiger Schwerspath.

Schwerstadt, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.=B. Erfurt, Kr. Weißensee; 2 Bachmühlen; 800 Einw.

Schwerstädt, sachsen=weimar. Pfarrdorf. Kr. u. Amt Weimar; Mannlehn=Rittergut; 390 Einw.

Schwerstein (Min.), s. v. a. Scheelspath (s. d.).

Schwert, 1) (Waffenk.), eine schon im grauesten Alterthum bekannte Trutzwaffe, zum Hauen und Stechen bestimmt. Charakteristische Eigenschaften sind die gerade und breite Klinge und der Griff ohne Bügel. In dieser Form finden wir das S. bei allen Völkern. Bei den Hebräern finden wir das S. schon 1. Mos. 27, 40. erwähnt; sie trugen es an einem Gürtel (2. Sam. 20, 8), und zwar hing es an der rechten Seite oder gegen die rechte Seite (Sirach 3, 16). Sie hatten nur kurze S.er oder Dolche, wenigstens waren diese die gewöhnlichsten. Das S. wurde in einer Scheide verwahrt, welche oft, sowie der Griff, kostbar verziert wurde; es gehörte zu den vorzüglichsten Waffen und wurde immer glänzend erhalten. Daher es bei den Hebräern ein Sinnbild des Blitzes war und Gott beigelegt wurde (Psalm 7, 13). Das S. der Griechen (ξίφος) hatte nicht zu allen Zeiten gleiche Länge u. gleiche Gestalt. In den ältesten Zeiten war es länger. Es stak in einer Scheide (κολεός) und hing an einem Gurt (τελαμών) über die Schultern herab. In der Scheide des S.es trug man noch einen Dolch, der nach Homer (Il. III, 272; XIX, 252, 253) ebenfalls ξίφος hieß, dessen man sich aber als Messer bediente. Neben dem kürzeren persischen S. hatte man später noch das sogenannte Schlachtschwert (μάχαιρα), das bei der Schlachtung der Opferthiere und im Krieg beim Handgemenge gebraucht wurde. Waren diese S.er gekrümmt, so hießen sie Säbel (s. d.). In der älteren Zeit trug jeder freie Mann ein S., und selbst dem Bettler wurde, wenn man ihm einen Anzug schenkte, ein S. beigegeben. Später hörte das auf, und es war in Athen sogar bei Strafe verboten, mit S.ern gerüstet auszugehen. Die Römer hatten vor dem zweiten punischen Krieg ein einschneidiges S. ohne Spitze (ensis); dann vertauschte man es mit dem spanischen S.e (gladius), welches zu Hieb und Stich zugleich eingerichtet war. Man trug es an der rechten Hüfte an einem über das Sagum hängenden Cingulum, auch bisweilen an einem über die Schulter laufenden Wehrgehänge (balteum). Nach Josephus trugen die Römer zu Vespasians Zeiten das S. an der linken Seite, an der rechten dagegen einen Dolch. Seit der Kaiserzeit gebrauchte man das den nordischen Völkern entlehnte lange, breite S. (spatha). Ein kürzeres S. (pugio) wurde nur von den Faustkämpfern gebraucht und diente allein zum Stoße. In Rom war es nicht Sitte, in Friedenszeiten mit dem S. bewaffnet zu gehen. Die gallischen S.er waren sehr lang und ohne Spitze. Bei den Germanen war das S. eine Ehrenwaffe, und Jeder trug, bei allen Gelegenheiten, ein S., dem es öffentlich in der Volksversammlung übergeben worden war. Der Mann mußte seinem Weibe auch ein S. als Mitgift mitbringen (Tac., Germ. 18), und

selbst dem Verstorbenen wurde sein S. in das Grab mitgegeben. Die Quaden schwuren bei ihren S.ern. Nach Isidor, Vegetius und Tacitus nannten die Germanen ihre größeren S.er Spathen u. ihre kleineren Halbspathen, welche sie, wie die Römer und Gallier, an der rechten Seite trugen. Erst als die Franken Gallien erobert hatten, wurden die S.er an der linken Seite getragen. Bei den Longobarden war es Sitte, daß Fürstenkinder nicht eher an des Vaters Tisch essen durften, bis sie von einem andern Fürsten durch Ueberreichung eines S.es wehrhaft gemacht worden waren. In Skandinavien wurde zwischen junge Eheleute in der Brautnacht ein S. gelegt, und bei den Friesen mußte die Braut über einem bloßen S. in das Haus treten, beides, um sie zu erinnern, daß der Mann das Recht habe, Verletzungen der ehelichen Treue blutig zu strafen. Die Scythen, deren S.er krumm gewesen seyn sollen (vergl. Säbel), verehrten unter dem Bilde eines S.es ihren Gott, und besonders das Schwert ihres Kriegsgottes (S. des Mars) sollte nach einer Prophezeihung dem Auffinder und Besitzer die Herrschaft über den Erdkreis verschaffen. Als ein hunnischer Hirt einst ein verrostetes S. gefunden und es dem Attila gebracht hatte, zweifelte dieser nicht, daß es das S. des Mars sey und ihm nun das Recht der Herrschaft über die Erde zustehe. Durch das ganze Mittelalter hindurch hatte das S. eine lange, breite, gut gehärtete, gerade Klinge, mit welcher man einen Mann durch und durch spalten und Helme und Rüstungen durchhauen konnte. Das S. des berühmten Ogier soll $5\frac{1}{4}$ Pfd. schwer, seine Klinge 3' 7'' lang, gegen den Handbügel 3, gegen die Spitze $1\frac{1}{2}''$ breit u. der Handbügel 7'' lang gewesen seyn. In der Schlacht von Ballon in der Bretagne unter Karl dem Kahlen (845) führten die Deutschen und ihre Bundesgenossen lange S.er; dagegen bedienten sich die Franzosen viel kürzerer S.er, die sie besonders zum Stiche verwendeten. Die S.er waren gewöhnlich einschneidig; doch in der Schlacht von Bovines (27. Juli 1214) führten die Deutschen, was bis dahin unerhört war, lange zweischneidige, jedoch schmälere S.er, mit denen sie ihre Feinde im Gesichte verwundeten; die Franzosen jedoch kämpften ihrer Gewohnheit nach mit kürzeren, einschneidigen S.ern, welche sie besonders zum Stoße brauchten. Die Spitze an den S.ern der Deutschen scheint abgestumpft oder wenigstens nicht abgeschliffen gewesen zu seyn; denn als die Oesterreicher in der Schlacht am Hasenbühl gegen die Bayern spitz zugeschliffene S.er anwendeten, nannte man das unritterlich. Später wurden die S.er überall länger, und endlich verfertigte man so unmäßig lange und schwere S.er, daß man zur Führung derselben beider Hände bedurfte, wie die $3\frac{1}{2}'$ langen S.er der deutschen Landsknechte. Aehnlich waren die Schlachtschwerter der Ritter, da sie aber beschwerlich zu Pferde gebraucht werden konnten, verkürzten sie sich bald auf $2\frac{1}{2}'$ mit 2—3'' Breite. Nach Erfindung des Schießpulvers verwandelten sich die S.er in Pallasche und Säbel, und eigentliche S.er werden nur noch von den Scharfrichtern gebraucht. — 2) (Herald.), Wappenfigur, die Adel und Gerechtigkeit, Macht und Gewalt bedeuten soll. Als Unterscheidungsstück wird es von den Bischöfen in Deutschland hinter den Schild gestellt, die Spitze gesenkt als Zeichen der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Stiftslande. Prälaten ohne Landesfreiheit führten das S. nicht. In Frankreich führten die Connetables ein S. neben dem Schilde. — 3) (Rechtsw.), die Enthauptung vermittelst des S.es; — 4) (Schiffsb.), s. v. a. Schiffsschwert; — 5) (Hausw.), plattes Werkzeug von hartem Holz, um den Hanf damit auszuklopfen; — 6) (Zimmerm.), langes, schmales Holz, das in der Diagonale und sich kreuzend zum Besatz der Thüren ꝛc. gebraucht wird; — 7) (Sammetw.), langes, flaches Stück Holz, welches man unter die Poilkette schiebt, dann auf die hohe Kante wendet und so die Poilfäden in die Höhe hebt, um die Ruthe darunter schieben zu können; — 8) (Web.), zwei zunächst auf einander folgende Kettenfäden, welchen beim Scheren der Kette gleiche Richtung gegeben worden ist; — 9) (Landw.), der kleine Schenkel der Pflugschleife.

Schwert, Ritter vom, s. Cypern, Orden von.

Schwerta (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lauban; 3 Wasser- und Windmühlen, Ziegelei; 1670 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Lausitz; 2 Schlösser; ansehnliche Leinweberei, Handel; 2500 Einw.

Schwertaffet (Waarenk.), s. v. a. Gros de Tours.

Schwertantalerz (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Tantalit (s. d.).

Schwertau, s. Anker.

Schwertbalken, s. Windmühle.

Schwertberg (Geogr.), 1) österr. Distriktskommissariat, Land ob der Ens, Mühlkreis; umfaßt 3 Märkte, 50 Dörfer und in 12 Gemeinden 8000 Einw.; — 2) Marktflecken das., am Aistflusse; Hospital; 540 Einw.

Schwertblätterige (Bot.), s. v. a. Ensatä.

Schwertbohne (Bot.), s. v. a. weiße breite Stangenbohne. — **Weiße Schwertbohne**, s. v. a. weiße breithülsige Stangenbohne, s. Phaseolus vulgaris *L.*

Schwertbrüder (Schwertträger), ehem. geistl. Ritterorden, welcher um 1200 vom Bischof Albrecht zu Riga gegen die livländischen Heiden gestiftet wurde. Die Ritter folgten der Cistercienserregel und Kleidung, trugen einen weißen Rock und Mantel, auf der Brust aber zwei rothe, kreuzweis über einander gelegte Schwerter (daher die Benennung) und einen rothen Stern. Sie nahmen den Namen der Ritter Christi an. In den Kreuzzügen sollen sie im gelobten Lande als Beschirmer des heiligen Grabes gedient haben. Der erste Heermeister der S. war Winno (Weinhold) von Rohrbach, und unter ihm unterwarfen sie ganz Livland und Kurland. Winno ward 1208 von einem abtrün-

nigen Ritter erschlagen und an seiner Stelle Fulko Schenk von Winterfeld Ordensmeister. Nachdem er unglücklich gegen Wsewolod, Fürsten von Geseke, und die Fürsten v. Nowgorod u. Pleskow gekämpft, zwang er die Esthen zum Christenthum u. eroberte Reval. Da der Orden zu schwach war, den häufigen Angriffen seiner unchristlichen Feinde zu widerstehen, und Fulko nebst 48 Rittern 1236 gegen die Litthauer geblieben war, sah er sich genöthigt, sich mit dem deutschen Orden zu vereinigen. Von nun an wurden die S. bloß durch Landmeister (Magister provincialis) regiert, die nicht von den Rittern erwählt, sondern vom Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen ernannt wurden. Im Jahre 1513 jedoch unterstützte der Landmeister Walther von Plettenberg den deutschen Orden für den Krieg in Polen mit einer Summe Geldes, und der damalige Hochmeister Markgraf Albrecht erklärte dagegen die S. für unabhängig, worüber der Vertrag 1520 zu Königsberg und 1525 zu Memel bestätigt wurde. Zugleich ernannte der Kaiser den Heermeister der S. zum Reichsfürsten, und derselbe führte nun den Titel Fürstenmeister. Es regierten nun nach einander 5 Fürstenmeister: Hermann von Brügge (1536—1549), Johann von Reck (1549—1552), Heinrich von Galen (1552—1557), Wilhelm von Fürstenberg (1557—1559) und Gotthart Kettler. Als 1559 die Russen mit großer Macht in Livland einfielen und den damaligen Fürstenmeister Wilh. v. Fürstenberg nebst vielen Rittern und mehren tausend Livländern gefangen nach Moskau führten und sie dort mit Keulen todt schlugen, auch ferner den Orden hart bedrängten, schloß der neu erwählte Heermeister Kettler 1561 mit König Sigismund v. Polen einen Vertrag, nach welchem ersterer Livland u. Esthland an dies Königreich gänzlich abtrat und dagegen Kurland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum und polnisches Lehen erhielt, womit der Orden aufgelöst war.

Schwerte, preuß. Stadt, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund, an der Ruhr; Gerichtskommission, Nebenzollamt II. Kl., Post, Tuchweberei, Ackerbau, 2 Jahr- und Viehmärkte; 2180 Einw.; S. ist sehr alt.

Schwertel (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Iris *L.*; — 2) (rother S.), s. v. a. gemeine Siegwurz, Gladiolus communis *L.*; — 3) Pflanzenfamilie, s. v. a. Irideae *Rchb.*

Schwerten, s. Spielkarten.

Schwerterbohlen (Schiffsw.), s. Jacht.

Schwertfeger, schon seit 1285 zünftige Handwerker, welche Griffe und Scheiden zu den verschiedenartigen Seitengewehren, als Dolchen, Rappieren, Degen, rc., verfertigen.

Schwertfegerdraht, Draht, mit welchem die Schwertfeger die Griffe der Degen und Säbel umwickeln; sie drehen dazu ein stärkeres und ein dünneres Stück zusammen.

Schwertfegergold, s. v. a. Blattgold.

Schwertfegersilber, s. v. a. Blattsilber.

Schwertfisch, I. (Säugeth.), s. v. a. Butzkopf, Delphinus Orca *L.*; — II. (Ichthyol.), 1) Fischgattung, s. v. a. Xiphias *L.*; — 2) s. v. a. Petermännchen, Trachinus Draco *L.*

Schwertfisch (Astron.), Sternbild der südlichen Hemisphäre, zwischen der großen Wolke, der Malerstaffelei und der astronomischen Uhr; enthält 1 Stern 3., 2 4. und 6 6. Größe.

Schwertförmig (bot. Terminol.), auch Schwertlich, s. v. a. Ensiformis.

Schwertförmige Fortsätze des Keilbeins (Anat.), die kleineren Flügel des Keilbeins; s. Schädelknochen.

Schwertfortsatz des Brustbeins (Anat.), s. Brustbein.

Schwertgroschen, unter Kurfürst Friedrich August seit 1457 geprägte sächsische Groschen; anfangs galten sie 12, später 15—18 Pf.; es gab auch halbe, von denen 305 auf die 6löthige Mark gingen.

Schwertklospen, zwei ins Kreuz über Bohlen gelegte Klospen.

Schwertlatte, Latte oder schwaches Stück eines Bretes, welches man zum Abschwerten benutzt.

Schwertlehen (Rechtsw.), s. v. a. Mannslehen.

Schwertler, s. v. a. Böcke, s. Zürich.

Schwertlilie (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Iris *L.*

Schwertlilien (Bot.), 1) s. v. a. Irideae *Juss.* — 2) Nach Oken, 4. Ordnung der Bastpflanzen (s. d.).

Schwertling, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Pfarrkirchen; 120 Einw.

Schwertmagen (Rechtsw.), männliche Verwandte oder Verwandte von der väterlichen Seite. Zusammengenommen heißen sie Schwertseite; der bei Erbschaften auf sie fallende Theil heißt Schwerttheil. Vergl. Genealogie und Heergeräthe.

Schwertmasse, s. Stahl.

Schwert mit dem Stern des heil. Apostels Paulus, Ritterorden vom (Ritter des Kreuzes Christi), geistlicher Ritterorden in Italien, 1769 vom Grafen Dönhof gestiftet für die Konföderation in Polen und Litthauen zur Aufrechthaltung des Glaubens, mit strengen Gelübden, Eiden, Anweisung auf Sparsamkeit und sehr frugales Leben, Gebot von Frömmigkeit, gegenseitigem Beistand durch That und Geld, geistige Beaufsichtigung rc. Ordenszeichen: Ein rechts ponceaufarbiges, links weißes Kreuz, mit einem strahlfarbigen Schwert in der Mitte, Alles auf einem schwarzen Rundschild mit der Inschrift: Pro Deo, sancta fide, lege et Christi grege. Mit der Konföderation hörte auch der Orden auf.

Schwertmummel (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Ambrosinia *L.*

Schwertorden, 1) s. Schwertbrüder; — 2) schwedischer Militärorden zu Anerkennung des Muthes und langer nützlicher Dienste, gestiftet 1522 von Gustav I. Wasa, kam mit Verbreitung des Protestantismus in Vergessenheit und wurde 1748 am 28. April von König Friedrich I.

wieder erneuert. Gustav III. vermehrte die seitherigen 3 Klassen 1772 noch durch eine vierte, Gustav IV. sanktionirte die Statuten desselben durch ein Dekret vom 26. Nov. 1798, und Karl XIII. gab am 9. Juli 1814 noch einen Anhang dazu. Der Orden besteht jetzt aus folgenden Klassen: Kommandeurs des Großkreuzes, eine Würde, die nur während eines Krieges ertheilt werden darf, und selbst dem Könige oder königlichen Prinzen nur dann verliehen wird, wenn sie an der Spitze des Heeres einen Sieg erkämpft haben; Kommandeurs, die wenigstens Generalsrang besitzen müssen oder Prinzen des königlichen Hauses seyn können. Diesen folgen die Ritter vom Großkreuze 1. und 2. Klasse und endlich Ritter, welche Kapitänsrang haben und 20 Jahre gedient haben müssen. Für keine Klasse ist eine Anzahl von Mitgliedern bestimmt; die ersten Klassen beziehen Pensionen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, 8spitzigen Kreuze mit goldenen Kronen in seinen vier Winkeln, über welchen kreuzweis 2 Schwerter, durch ein Degengehenk festgehalten, liegen. Auf der Mitte der Vorderseite, in azurblauem Grunde, befindet sich ein entblößtes, aufrechtstehendes Schwert, umgeben von 3 schwedischen Kronen. Ein gleiches Schwert liegt auf der Rückseite, hat aber einen Lorbeerkranz an der Spitze, der von den Worten „pro patria" umgeben ist. Die erste Klasse trägt das Zeichen an einem breiten gelben Bande von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, und außerdem auf der linken Brust einen von Silber gestickten Stern. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt diese Klasse den Orden an einer goldenen Kette um den Hals, deren Glieder aus 11 entblößten Schwertern und 11 blauen, auf Schilden ruhenden Helmen bestehen. Die 2. Klasse trägt das Ordenszeichen, nur etwas kleiner, eben so und hat auf der linken Brust statt des Sternes ein in Silber gesticktes Schwert. Die 3. Klasse trägt den Orden an einem schmalen Bande um den Hals, die 4. an einem noch schmaleren Bande im linken Knopfloche des Rockes. Bei großen Festlichkeiten haben die Ritter ein besonderes Ordenskleid, das aus der Nationaltracht in himmelblau mit weißer Einfassung besteht. Das Bewerben um den S. ist untersagt; selbst der König kann nur durch den Ausspruch der Armee das Kreuz erhalten; erkennt sie es ihm zu, so muß er es annehmen.

Schwertputzer, s. v. a. Schwertfeger.

Schwertrecht (Rechtsw.), das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit der Patrimonialgerichte.

Schwertrind (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Sparganium *L.*

Schwertritt (Metrik), s. v. a. Molossus.

Schwert Roms, s. v. a. Marcellus.

Schwertschleifer, ist dem Rauhschleifer entgegengesetzt, indem er auch Gewehrklingen schleift; meist ist er zugleich Scheerenschleifer.

Schwertschock, ein Schock alter Schwertgroschen, d. h. entweder 60 oder 20 Stück derselben, zum Unterschied von den Kreuzgroschen.

Schwertschwänze (Krustac.), s. v. a. die Muschelinsektenfamilie der Porcilopoda oder Stachelfüßer.

Schwertseite, s. Schwertmagen.

Schwertstangen (Jagdw.), am Vogelherd hinten und vorn in die Erde gestoßene Stangen, an welche die Oberleinen der Wände anschlagen.

Schwerttanz, 1) (griech. Ant.), s. Pyrrhiche; — 2) (ind. Relig.), religiöser Tanz, welchen die indischen Bajaderen mit großer Kunst ausführen. An zwei lange Stangen werden Säbel mit aufwärts gerichteter Schneide befestigt und in schräger Richtung an eine Mauer gestellt, so daß sie zwei halbe Leitern bilden. Auf diese steigen und darauf tanzen die Bajaderen unter den anmuthigsten Stellungen und Bewegungen. Ein indischer Radscha bezahlt einen solchen S. gewöhnlich mit 2—3 Lack Rupien (130,000—200,000 Thlr.). — 3) (Handwerksgebr.), feierlicher Tanz oder Aufzug mancher Handwerker, besonders der Langmesserschmiede, wobei sie entblößte Schwerter oder Degen tragen.

Schwerttauben (Ornith.), s. v. a. Spießtauben, Farbenverschiedenheit der gemeinen Haustaube, Columba livia domestica.

Schwerttheil, s. Schwertmagen.

Schwertträger, 1) hohe Beamte, die dem Fürsten das Reichsschwert vortragen, so in Polen sonst Krongroßschwertträger, in Litthauen Großschwertträger; — 2) s. v. a. Schwertbrüder.

Schwertwal (Säugeth.), s. v. a. Schwertfisch, Delphinus Orca *L.*

Schwertwespe (Entom.), Wespengatt., s. v. a. Xiphidria *Latr.*

Schwertzauke (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Dianella *Lam.*

Schweruranerz (Miner.), nach Breithaupt, ein zinnsteinartiger Oxydolith, amorph (?), derb, nierenförmig, Struktur nicht wahrzunehmen, Bruch muschelig bis uneben, zum Theil keilförmig-stängelig abgesondert. H. = 6,0, G. = 7,9—8,0, halbmetallisch glänzend. Ehemals vorgekommen in der Annagrube zu Przibram.

Schwerz (Schwarz, Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkreis; Rittergut, Windmühle; 260 Einw.

Schwerz (Biogr.), Johann Nepomuk von, guter landwirthschaftl. Schriftsteller, geb. am 11. Juni 1759 zu Koblenz, sollte ursprünglich in den geistlichen Stand eintreten, wurde aber durch seine Armuth daran gehindert. Indem er nun Erzieher wurde, bekam er 1780 eine Hauslehrerstelle zu St.-Goar und 1783 eine andere in Belgien. Seine dortige Beschäftigung mit der Landwirthschaft führte ihn 1801 zur Verwaltung eines großen belgischen Gutes, worauf er, um sich in dem neuen Fache noch mehr auszubilden, mehre Reisen unternahm. Im J. 1810 ward er Inspektor der Tabakspflanzungen in Straßburg, 1812 begleitete er den jungen Fürsten Wrede nach Hofwyl, gab dort 1815 an Fellenbergs Stelle einige Zeit Unterricht und trat im folgenden Jahre als Regierungsrath in preußische Dienste. Seine Aufgabe war hier

die Untersuchung des landwirthschaftlichen Zustandes und die Angabe der Mittel zur Hebung desselben. Nachdem er einen Ruf nach Oesterreich und einen gleichen nach England abgelehnt hatte, ging er 1818 als Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt nach Hohenheim, das dadurch binnen Kurzem einen großen Ruf erlangte und zahlreich frequentirt wurde. In einem Alter von 70 Jahren kehrte S. nach Koblenz zurück. Bei dem Abschiedsfeste, das ihm zu Ehren in Hohenheim gefeiert wurde, erhielt der von ihm eingeführte fläminger Pflug den Namen „Schwerzischer Pflug", unter welcher Benennung er sich im ganzen Europa verbreitet hat. S. †, schon einige Zeit erblindet, am 11. Dec. 1844. Schr.: Anleitung zur Kenntniß der belgischen Landwirthschaft, Halle 1807—1811, 3 Bde.; — Beschreibung der fellenbergischen Landwirthschaft zu Hofwyl, Hamm 1816; — Beobachtungen über den Ackerbau der Pfälzer, Berlin 1818; — Beschreibung der Landwirthschaft in Rheinland und Westphalen, Stuttgart 1836, 2 Bde.; — Anleitung zum praktischen Ackerbau, Stuttgart 1823, 3 Bde., 3. Aufl. 1843; — Landwirthschaftliche Mittheilungen, das. 1826. — Seinen landwirthschaftlichen Nachlaß, Stuttgart 1845, gab Papst nach seinem Tode heraus.

Schwerzahnen (Med.), s. Zahnen.

Schwerzeit, preuß. Landsee, Prov. Preußen, R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg, steht mit dem großen Mauersee in Verbindung.

Schwerzen, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkr., Amt Waldshut; 270 Einw.

Schwerzischer Pflug, s. Schwerz.

Schwerzko, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; Vorwerk, Mühle; über 100 Einw.

Schweskau, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Lüchow; 270 Einw.

Schwessin (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 440 Einw.; — 2) das., Kr. Rummelsburg; 140 Einw.

Schweßlin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow, an der Lelm; Oberförsterei; 340 Einw.

Schwessow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; Gut, Windmühle; 280 Einw.

Schwester, 1) eine weibliche Person, die mit einer andern Person einerlei Aeltern hat; sind beide Aeltern gemeinschaftlich, so heißt sie rechte oder leibliche S., ist nur der Vater oder die Mutter gemeinschaftlich, Halb- oder Stiefschwester; — 2) s. v. a. Schwägerin; — 3) weibliche Person, die genau mit einer andern verbunden und gleichen Standes ist; — 4) Anrede für eine fürstliche Person weiblichen Geschlechts von gleicher Würde; — 5) Anrede der Republiken unter einander; — 6) Name, den sich die Nonnen gegenseitig beilegen; — 7) (Kirchengesch.), sonst in der christlichen Kirche die Haushälterinnen der Geistlichen, die ihren Dienstherren zugleich die schwere Pflicht des Cölibats zu erleichtern pflegten (vergl. Pfaffendirnen). Später hielt man sogar in den Klöstern solche Liebesschwestern (Kloppen), besonders die Franciskaner. — 8) Bei den Brüdergemeinden die weiblichen Mitglieder, die in einer gemeinschaftlichen Anstalt, dem Schwesterhause, zusammen leben; — 9) (Freim.), s. Schwesterloge; — 10) ein Ding weiblichen Geschlechts, das einem andern gleich oder ähnlich ist.

Schwester der Lebenslinie (Chirom.), s. v. a. Marslinie.

Schwesterfrucht (bot. Term.), s. v. a. Syncarpium.

Schwesterhaus, s. Schwester 8).

Schwesterloge (Freim.), eine Loge, an der auch die Schwestern, d. i. die nahen Verwandtinnen der Brüder Theil nehmen, s. Verbindungen, geheime.

Schwesterlinien, s. Metoskopie.

Schwestern (Geogr.), 1) Inseln, s. Vandiemensland; — 2) asiat. Inselgruppe, Arabien, zu Hedschas gehörig; — 3) (sieben S.), Gebirg, s. Kjölen.

Schwestern der Barmherzigkeit (Orden unsrer lieben Frauen der Barmherzigkeit), vom Pater Anton Yvan und der Magdalena Martin 1633 zu Aix unter St. Augustins Regel gestifteter und 1639 von Urban VIII. bestätigter Frauenorden mit strenger Klausur, übrigens milden Satzungen. Hauptpflicht: die Erziehung und Versorgung armer Mädchen. Tracht: Rock und Mantel dunkelgrau, Skapulier von weißer Serge, Weihel schwarz, Vortuch weiß, ein Krucifix an schwarzem Band auf der Brust hängend.

Schwestern der Buße, s. v. a. Reuerinnen.

Schwestern der heiligen Magdalena, s. Bußorden.

Schwestern der Vorsehung, s. Vorsehungsschwestern.

Schwestern des heiligen Herzens zu Rouen (Schwestern der christlichen Schulen), geistlicher Frauenorden.

Schwestern vom Leiden, s. v. a. Kapuzinerinnen.

Schwestern von der Rekollektion, s. Barfüßer.

Schwestern von der Zelle, **Schwestern von la Faille**, s. Bußorden.

Schwesterschaft, 1) die Verwandtschaft zweier Personen, durch welche die eine Schwester der andern ist; — 2) das vertraute Verhältniß zwischen zwei weiblichen Personen, besonders wenn sie sich mit Du anreden; — 3) die Verbindung mehrer Frauenzimmer, durch welche sie in einer gewissen Gemeinschaft leben, z. B. bei Nonnen.

Schwestersprache, s. Sprache.

Schwesterwitz (Siostrowie), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; Vorwerk Oberhof, Mühle; 230 E.

Schwestriones (Kirchengesch.), Spottname für die Beguinen, weil sie mit den Beghar-

den in einem zu vertrauten Verhältniß leben sollten.

Schweta, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Mügeln; 160 Einw.

Schwetig, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lebus; 390 Einw.

Schwetz (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, an der Weichsel, begrenzt von Danzig, Marienwerder, Graudenz, Kulm, Posen und Konitz, 29,01 □M. Areal, mit 2 Städten, 322 Dörfern und Vorwerken und 54,000 Einw. Der mit vielen Waldungen bedeckte Boden ist der Viehzucht sehr günstig; es werden über 7500 Pferde, an 21,000 Stück Rindvieh, gegen 72,000 Schafe, 200 Ziegen und 11,000 Schweine gehalten. — 2) (Swiecia), Kreisstadt das., an der Weichsel, evangel. und kath. Pfarrei, Franciskanerkloster, 2 Spitäler, Intendanturamt, Land- und Stadtgericht, Kreisgericht, Untersteueramt, Post, Vorstadt; 8 Jahr- und Viehmärkte; 3200 Einw.; — 3) Dorf das., Kreis Graudenz, Kämmerei-Vorwerk; 460 Einw.

Schwetzin (Geogr.), 1) mecklenburg-schwer. Hof, wendischer Kreis, Amt Neu-Kalden; 120 Einw.; — 2) preuß. Erbpachtvorwerk, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; 110 Einw.

Schwetzingen (Geogr.), 1) bad. Amt, Unterrheinkreis; umfaßt 13 Gemeinden und 17,380 Einw.; — 2) Stadt das., am Leimbach; Schloß, berühmter Park mit Wasserkünsten, Tempel, Grotten 2c., botanischer Garten; 2870 Einw. S. liegt in einer fruchtbaren Ebene, ist erst im J. 1833 vom Marktflecken zur Stadt erhoben worden, vgl. Zeichen und Rimer, Beschreibung der Gartenanlagen zu S., Mannh. 1815.

Schwetzkau (Swienciochowo), preuß. Stadt, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Fraustadt; 1530 Einw.

Schwetzkow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 150 Einw.

Schwevingen, hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Aremberg-Meppen, Amt Meppen; 110 Einw.

Schwey, oldenburg. Bauernschaft, Kr. Ovelgönne, Amt Rodenkirchen; 260 Einw.

Schweyckerta (Bot.), nach K. G. Gmelin, Pflanzengattung. Art: S. nymphoides *Gmel.*, s. v. a. Limnanthemum nymphoides *Lk.*

Schweyer (Geogr.), oldenburg. Bauernschaften: 1) (S.-Altendeich nebst Schwey), Kr. Ovelgönne, Amt Rodenkirchen; 130 Einw.; — 2) (S.-Außendeicher-Hausleute), das.; 110 Einw.; — 3) (S.-Außendeicher-Köter), das.; 180 Einw.

Schwibbogen (Bauk.), s. Bogen.

Schwibgrub (Schwiba), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrschaft Krumau; 120 Einw.

Schwichow (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Nassaberg; 160 Einw.; — 2) (Groß-S.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; 110 Einw.

Schwichteler, oldenburg. Dorf, Kr. und Amt Kloppenburg; 110 Einw.

Schwichtenberg (Geogr.), 1) mecklenburg-strelitz. Dorf, Kr. Stargard, Stadtger. Friedland; 300 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Demmin; Rittergut; 210 Einw.

Schwickartshausen, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Nidda, Ldgr. Ortenberg; 290 Einw.

Schwickershausen (Geogr.), 1) nassau. Dorf, Amt Idstein; Mühle; 290 Einw.; — 2) sachsen-meining. Dorf, Amt Hildburghausen; 280 Einw.

Schwiddern (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 170 Einw.; — 2) das., Kr. Lützen; 300 Einw.; — 3) das., Kr. Oletzko; 120 Einw.

Schwideln (Bot.), auch Rindenpalmen, 4. Zunft der 6. Klasse des okenschen Pflanzensystems. Allgemeiner Charakter: Wasserkräuter mit gegliedertem Stengel und abwechselnden, 2rippigen Scheidenblättern; nackte Zwitterblüthen, an einem Kolben, mit 3 Staubfäden und 3 oder 4 pflaumenartigen Bälgen in einer Schuppe; mehre aufrechte Samen. Eintheilung. A. Ohne Kolbenscheide. Gattungen: Aponogeton, Saurusus. — B. Kolben mit Scheiden. Gattung: Houttuynia.

Schwiebedawe, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Schloß, Vorwerk, Wasser-, Säge- und Windmühle; 390 Einw.

Schwieben, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Tost; Vorwerk, Kalkofen; 760 Einw.

Schwiebendorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bunzlau; Vorwerk, Windmühle; 120 Einw.

Schwieberdingen, würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkr., Oberamt Ludwigsburg, an der Glems; Sitz eines Postamts; 1350 Einw.

Schwiebus, preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau, an der Schwemme; Stadtgericht, Schloß, Post, Tuchweberei, Brauerei, Ackerbau, 5 Jahr- und Pferdemärkte; 4790 Einw.

Schwiebuser-Gasse, preuß. Vorstadt von der Kreisstadt Züllichau, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt; 160 Einw.

Schwiecheldt, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Amt Peine; 600 Einw.

Schwiedebrouch, luxemburg. Dorf, Distr. Diekirch, Kant. Redingen; 350 Einw.

Schwiedersdorf, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Moisburg; gegen 100 Einw.

Schwiegel (Schwägel, Stamentienpfeife), ein veraltetes Blasinstrument, das ganz wie die Flöte à bec intonirt und in verschiedenen Dimensionen verfertigt wurde. Die kleinste Gattung hatte ungefähr die Größe einer gewöhnlichen Querpfeife, lief unten aber in eine kleine Stürze aus. In der Nähe dieser Stürze befanden sich oben auf der Röhre 2 und

auf der untern Seite 1 Tonloch für den Daumen. So konnte dieses Instrument mit einer Hand traktirt werden, hatte aber doch einen Umfang von 16 Tönen, vom eingestrichenen d bis zum 3gestr. e. Die größte Gattung, auch Stamentienbaß genannt, wurde, damit jene Tonlöcher, welche hier dieselben waren, von den Fingern bequem erreicht werden konnten, mittelst einer langen messingenen Röhre, die abwärts gebogen war, wie ungefähr das S bei dem Fagotte, angeblasen. Nachgeahmt wurde der Ton des Instrumentes auch früher in einer Orgelstimme, welche am gewöhnlichsten S., wenn sie im Manual stand, und Stamentienbaß, wenn sie im Pedal stand, genannt wurde. Dieselbe ist eine offene Flötenstimme von 4 und 2′ Ton im Manual, im Pedal von 8 und 12′.

Schwieger (in versch. Bed.), 1) in Zusammensetzungen Bezeichnung der Verwandtschaft, die sich auf Schwägerschaft gründet. Daher Schwiegerkinder, die Gatten der Kinder, die entweder Schwiegersöhne, die Ehegatten der Töchter, od. Schwiegertöchter, die Ehefrauen der Söhne sind, und Schwiegerältern, die Aeltern des Gatten, und zwar ebenso Schwiegervater und Schwiegermutter; doch nennen sich auch die beiderseitigen Aeltern eines Ehepaares wechselseitig so. — 2) S. v. a. Schwiegermutter.

Schwieger (Biogr.), Jakob, deutsch. Dichter des 17. Jahrh., aus Altona gebürt., focht im dreißigjähr. Krieg mit, lebte lange in Hamburg u. in Glückstadt und hielt sich 1665 am schwarzburgischen Hofe zu Rudolstadt auf. In der Rosenzunft hieß er „der Flüchtige", im Schwanenorden „Filidor der Dorferer" (Schäfer). Seine theils zärtlichen, theils üppigen und muthwilligen Liebeslieder sind zum größten Theil in seinem Buche „Die geharnischte Venus", Hamb. 1660, enthalten. Schrieb ferner: Des Flüchtigen flüchtige Feldrosen, Hamb. 1655; — Wandlungslust, das. 1656; — Trauer-, Lust- und Mischspiele, Rudolst. 1665, u. A.

Schwiegershausen, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Grubenhagen, Amt Osterode; 750 Einw.

Schwiegsten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbinnen; 130 Einw.

Schwiele (bot. Term.), s. v. a. Callus. — Schwielenartig, schwielig, s. v. a. Callosus. — Schwielentragend, s. v. a. Calliferus.

Schwiele der Haut (Med.), s. Callus.

Schwielen (Thierarzneik.), Verhärtungen des unter der Haut liegenden Zellgewebes und der Haut selbst. Erreichen sie eine bedeutende Größe, so heißen sie Schwammgewächse. Sie entstehen immer nach einem anhaltenden starken Drucke, besonders an der Brust, dem Kamm und Widerrüst 2c. Man kann sie nur durch gänzliche Ausrottung mit dem Messer entfernen. Ist dies geschehen, so muß man Sorge tragen, daß die Stellen nicht wieder von Neuem gedrückt werden.

Schwielen (Geognos.), in den Sedimentgesteinen vorkommende plattsphäroidische Gesteinskörper verschiedenartiger Entstehung, die oft Krystalle oder auch Petrefakten umschließen, wie die S. des Kupferschiefers 2c.

Schwielendrehling (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Spiranthes *Rich.*

Schwielenkopf (Amphib.), Eidechsengatt., s. v. a. Lyriocephalus *Merr.*

Schwielensohler (Säugeth.), Kameele, s. v. a. die Wiederkäuerfamilie der Tylopoda, s. d. u. Pecora.

Schwieliger Körper des Gehirns, s. Gehirn.

Schwielungsee, preuß. Landsee, Provinz Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Lübben, von der Spree durchflossen, $1\frac{1}{2}$ Meile lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit.

Schwiena, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 160 Einw.

Schwienhorst, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Münster; 190 Einw.

Schwienhusen, holstein. Dorf, Norder-Dithmarschen, Landvogtei Heide; 200 Einw.

Schwienkuhl, holstein. Dorf, Gut Koselau; 240 Einw.

Schwienkuhlen, holstein. Dorf, Amt Ahrensböck; 200 Einw.

Schwientochlowitz (Swientochlowie, Ober-, Mittel- und Nieder-S.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Beuthen; Vorwerk, Schäferei, Steinkohlengrube, Mühle; 400 Einw.

Schwientoschowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Tost; Vorwerk Einhof; 110 Einw.

Schwieping (Schiffb.), 1) das spitzige Ende eines Taues; — 2) starke Latte, welche die obersten Auflanger der Spanten vereinigt.

Schwiepingkhök, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Ahaus; 390 Einw.

Schwierig, 1) von Dingen, deren Ausführung mit Mühe und Beschwerden verbunden ist; — 2) ungeneigt zur Ausführung einer Sache oder viel Einwürfe dagegen erhebend.

Schwieringhausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund; 140 Einw.

Schwierse (Herrschaftl.-S.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; Schloß, Vorwerk; 150 Einw.

Schwiesau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 270 Einw.

Schwiesow, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Güstrow; 150 Einw.

Schwießel, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Güstrow; 190 Einw.

Schwifting, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Landsberg; 430 Einw.

Schwiggerow, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Güstrow; 110 Einw.

Schwigozin, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Meseritz; 230 Einw.

Schwigten, 2 gespannte Taue dadurch noch fester spannen, daß man sie mit der Schwigting, Schwiegtleine, einer im Zickzack beide Taue verbindenden Leine, zusammenzieht. Die Schwichtingen der Puttingtaue verknüpfen auf solche Weise die zu beiden Seiten des Mastes befindlichen Wände.

Schwigupöhnen, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; gegen 100 Einw.

Schwihau (Geogr.), österr.-böhm. Orte: 1) (Schwihowa), Stadt, Kr. Klattau, Herrsch. Chudenitz; Post, Mühle; 1420 Einw.; — 2) (Schwihow), Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; über 100 Einw.

Schwilbogen (Schwibbogen, Schwebochow, Schwibochow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Hohenstadt; 800 Einw.

Schwilken (Bot.), I. auch Holz-Stengelpflanzen, 6. Zunft der 8. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Cinchonaceen andrer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Kapsel 2fächerig, mit geflügelten Samen. Sträucher und Bäume in heißen Ländern mit Gegen- und Nebenblättern und ausgezeichnet heilkräftigen Rinden in den Theilen des Stengels. Eintheilung. A. Blüthen auf einem runden Boden gehäuft. Gattung: Nauclea. — B. Blüthen abgesondert, gestielt. Gattungen: Danais, Cinchona, Coutarea. — II. S. v. a. Viburnum Opulus *L.*

Schwilowsee, preuß. Landsee, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Belzig, südlich von Potsdam, durch die Havel gebildet, $^3/_4$ Meile lang, $^1/_4$ M. breit.

Schwimmangel, gewöhnliche Wurfangel zum Fischen; die Schnur derselben ist 1—4 Fuß lang, über dem Angelhaken ist gewöhnlich ein Stück Kork befestigt, welcher den Zweck hat, den Angelhaken im Wasser schwimmend zu erhalten.

Schwimmaron (Bot.), s. v. a. Orontium aquaticum *L.*

Schwimmasseln (Krustac.), nach Oken, Sippschaft der Seitenasseln mit den Gattungen Branchipus, Artemia, Apseudes.

Schwimmbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Straubing; 620 Einw.; — 2) R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Greding; 160 Einw.

Schwimmbaum (Seew.), s. Baum.

Schwimmbeine (Entomol.), s. v. a. Pedes natatorii, sind die behufs des Schwimmens eigenthümlich gebauten Beine der Ringelthiere. Wesentlich ist diesen Beinen, daß sie entweder ganz oder nur an den Gelenken oder nur an den Füßen mit Wimpern und Borsten besetzt sind. Bei den Koleopteren kommt hierzu noch die Abplattung und Verbreiterung des ganzen Beins, was zum Theil auch bei den schwimmenden Hemipteren Statt findet, nicht aber bei den schwimmenden Arachnoiden (Acarinen). Bei vielen Krustaceen verwandeln sich die S. in Flossenfüße, gespaltene, gegliederte Fortsätze oder in Blattfüße, gespaltene, ungegliederte, häutige Fortsätze, welche beide zum Schwimmen dienen, während die übrigen Krustaceen mit Hülfe ihrer breiten Schwanzflosse sich im Wasser fortbewegen.

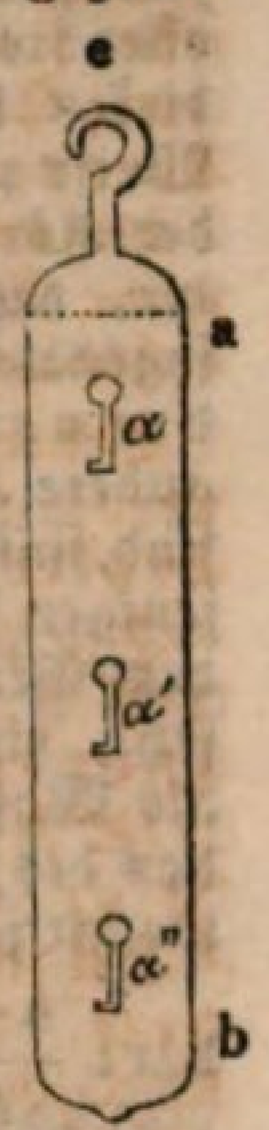
Schwimmblase (Zool.), 1) bei den Fischen ein Organ, welches nach Vielen bloß zur Bewerkstelligung des Aufsteigens und des Senkens im Wasser und weil es sich im oberen Theile der Bauchhöhle befindet, wo wegen der starken Rücken- und Seitenmuskeln der Schwerpunkt des Fisches liegen würde, zur Erhaltung des Gleichgewichts in der aufrechten Stellung des Fisches dienen soll. Und allerdings dient es beiden Zwecken und verleiht auch den Fischen die Fähigkeit, durch größeren oder geringeren Druck der Seitenmuskeln auf dasselbe in verschiedenen Tiefen sich schwebend zu erhalten. Allein auch noch nach der Zerreißung der S. sind die Fische im Stande, sich im Gleichgewicht zu erhalten und die Beobachtung von Baers, daß sie sich wie die Lunge aus dem Schlund entwickelt, mit dem sie auch meist zusammenhängt, scheint auf eine gewisse Beziehung zur Respiration zu deuten, wie denn Oken die S. geradezu als Lunge der Fische bezeichnet. Die S., welche nur den Pleuronekten, Echenoiden und Cyclostomen gänzlich fehlt, liegt im oberen Theile der Leibeshöhle unmittelbar unter der Wirbelsäule und ist von verschiedenster Größe, beim Aale so lang als die Leibeshöhle. Meist ist sie nur von Fett und Zellgewebe umhüllt, bei Cobitis aber von einer fast knochigen Kapsel umgeben. Die überwiegende Mehrzahl der Fische hat eine einfache S., die jedoch bei einigen nach hinten eingeschnürt ist und dadurch doppelt wird. Diese kleinere Kammer nennt Oken die Andeutung des zweiten Lungenflügels. Die S. von Malapterurus electricus hat außer dieser Einschnürung auch noch eine Längsscheidewand, so daß 4 Kammern entstehen. Bei den Sciänen ist die sonst einfache S. mit zahlreichen blinden hohlen Fortsätzen versehen (Oken vergleicht sie mit der Lunge des Chamäleons), welche bei einigen Arten wieder verzweigt sind. Die S. besteht wie gewöhnlich aus drei Membranen, deren innerste namentlich dann, wenn der Verbindungskanal mit dem Schlunde fehlt, zu einem rothen, gefäßreichen und drüsigen Gewebe wird. Jedoch ist dieses Gewebe auch vorhanden, wenn, wie beim Aale, die Verbindung mit dem Schlunde Statt findet. Der Inhalt der S. ist Luft, die bald reicher, bald ärmer an Sauerstoff oder Stickgas ist als die atmosphärische Luft. Sauerstoffarme Luft fand darin Erman bei Landseefischen. Biot dagegen bei Fischen, die in großer Meerestiefe leben, eine Luft, die 69—87 Proc. Sauerstoff enthielt, während das Meerwasser in dieser Tiefe nur 29 Sauerstoff und 7 Stickstoff enthielt. Sonst ist der Luftgehalt bei derselben Fischart sehr verschieden und im Frühling und Sommer soll überhaupt der Sauerstoffgehalt geringer seyn, als im Herbst. Bisweilen fehlt auch der Sauerstoff gänzlich. v. Humboldt u. Provençal fanden als mittleres Resultat aus vielen Versuchen über die Luft in der S. des Karpfen 0,071

Sauerstoff, 0,052 Kohlensäure, 0,877 Stickstoff. Fische, denen die S. exstirpirt worden war, brachten beim Athmen nicht $^1/_{100}$ Kohlensäure hervor, obgleich sie viel Sauerstoff und Stickstoff absorbirten. Diese Luft soll nach Oken durch den Mund aufgenommen werden, und da, wo der Kanal zu eng sey, als daß Luft durchgehen könne, oder wo der Kanal ganz fehle, sey wenigstens in der Jugend die Verbindung offen gewesen und die damals verschluckte Luft bleibe unverändert in der später verschlossenen S. Nach Anderen wird die Luft von dem drüsigen Gewebe der inneren Wand der S. abgesondert. E. H. Weber hat bei Cyprinus, Cobitis, Sparus oder Clupea auch eine Verbindung der S. mit dem Gehörorgan entdeckt. Die S. des Hausens findet auf technische Verwendung als vorzügliches Bindemittel ꝛc. (Hausenblase) und wird vielfach auch durch die S. anderer Fische zu erfälschen gesucht. — 2) Bei den Acalephen oder Quallen Blasen, welche durch eigene Oeffnungen Luft zur Beförderung des Schwimmens aufnehmen.

Schwimmbruch, sumpfige Insel oder Bruch, die von Wasser umgeben sind.

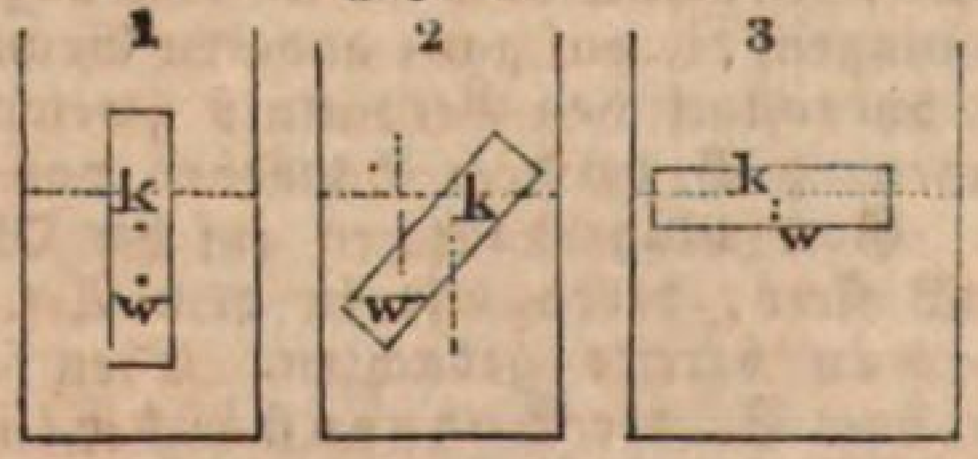
Schwimmen (Phys.), durch den Gegendruck tropfbarer Körper getragen werden, vorzugsweise von den festen, im Wasser schwebenden Körpern und daher gleichbedeutend mit fliegen, sofern nämlich damit auch das Schweben leichterer Körper in Luft angedeutet werden soll, denn auch diese werden durch den Gegendruck Seitens der Luft in der Höhe erhalten. Sonst trennt man hier, wie dort künstliches S., künstliches Fliegen vom natürlichen, wovon vorzugsweise das Letztere bis jetzt auf theoretische Principien gebracht wurde, das erste Erfahrungssache blieb. Leichtere Körper als Wasser schwimmen unmittelbar und Gleiches gilt von dem Fliegen der Körper in Luft. Das eigentliche Grundgesetz des S.s, nämlich das statische Verhalten der Flüssigkeiten oder ihr hydrostatischer Druck, vermöge dessen das Gewicht des, durch irgend einen Körper verdrängten Volumens der Flüssigkeit, mit dem Gewicht dieses eingesenkten Körpers ins Gleichgewicht kommt, läßt sich nach dem Gesagten leicht klar machen. Soll im Wasser ein Körper schwebend erhalten werden, so darf derselbe offenbar dem ihn umgebenden Wasser nicht mehr Gewicht zumuthen, als dieses überhaupt zu tragen im Stand ist, d. h. aber, nur so viel Gewicht, als das des verdrängten Wassers beträgt; darum heißt es auch in der Hydrostatik: Ein Körper verliert eingetaucht so viel von seinem Gewicht, als das Gewicht des von ihm verdrängten Wassers beträgt. Selten sind die specif. Gew. zweier Körper in der Art gleich, daß ein ruhiges S., ein auf der Stelle Schweben Statt hat. Die sogenannten kartesianischen Schwimmer bieten einen derartigen Apparat in den kleinen gläsernen Schwimmern, die dazu dienen, zu zeigen, wie die Körper durch den Einfluß der Temperatur ihr specif. Gewicht, somit auch ihren Schwebepunkt im Wasser ändern oder festhalten. Ein solcher Apparat besteht (Fig. 1) aus einer Glasröhre AB, welche unten verschlossen, oben in einen Haken E umgebogen und fast ganz mit Weingeist angefüllt ist. Die Röhre selbst hat eine Weite von etwa 0,75 Zoll und eine Länge von 8 Zoll, bevor sie in die umgebogene Form an der Spitze gebracht wird. Wirft man nun drei kleine gläserne Schwimmer, hohle Kugeln mit einem kleinen Stiele versehen, α, α', α'' hinein, die durch Abschmelzen eines Theilchens des Ständelchens und durch Anblasen eines kleinen Knöpfchens so abgeglichen sind, daß sie bei einer Temperatur des Weingeistes von etwa 0°C alle mit einem verschwindend kleinen Uebergewicht oben schwimmen, und wird dann der Apparat in der Hand erwärmt, so sinkt ein Schwimmer nach dem andern nieder. Hierbei kann es sich aber ereignen, daß jeder der Schwimmer beim Ausgleichen der Temperatur etwas auf derjenigen Stelle verharrt, wo er sich eben schon befindet. Dadurch wird denn deutlich bewiesen, wie das S. durch die specifischen Gewichte der zwei in Berührung kommenden Körper, des Wassers und des eingetauchten Körpers, allein bedingt wird. Daher kommt es auch, daß manche Körper im Quellwasser untergehen, in Salzwasser dagegen schwimmen, daß das Meerwasser größere Lasten zu tragen vermag, als das Flußwasser, und daß auf Quecksilber alle Körper mit Ausnahme von Gold, Iridium, Platina schwimmen. Das Wort S. wird aber nicht allein von dem Schweben eines festen Körpers in einem tropfbar flüssigen gebraucht, sondern auch, und zwar in demselben Sinn, von tropfbarflüssigen im Verhältniß zu tropfbarflüssigen. Denn in diesem Sinn sagt man: Oel schwimmt auf dem Wasser, u. die Aerzte sprechen von Emulsionen in derselben Art, daß sie damit bezeichnen wollen, wie manche Flüssigkeiten sich nicht mischen lassen, sondern in oder über einander schwimmen. So läßt sich Schwefelsäure mit Vorsicht auf Wasser ausgießen und darauf zum S. bringen, und von anderen Oelen ist diese Erscheinung eine ganz bekannte, eben so von Wein über Wasser, was in dem früher viel Aufsehen erregenden Passevin, wo sich scheinbar Wasser in Wein verwandelt, mit so viel Glück benutzt wurde. Ja, es gelingt bisweilen, sogar schwerere Flüssigkeiten über Wasser zum S. zu bringen, wenn nur die einzelnen Theile dieser schwereren Flüssigkeit mit vieler Kohäsion zusammenhängen. Das Wort S. kommt ferner auch noch in Anwendung bei Erscheinungen, die auf ganz anderen Gründen, als dem hydrostatischen Verhältniß zweier Körper beruhen, z. B. bei dem Schweben von Nähnadeln, Goldschlägerhäutchen auf der Oberfläche des Wassers, deren wir in dem Art. Haarröhrchen bereits gedachten. Eben so spricht man vom S. der Sonnenstäubchen in der Luft und will damit Staub, wovon immer ein großer Theil in der Luft schwebt, andeuten, wenn solcher von Sonnenstrahlen beleuchtet erscheint, denn allen Untersuchungen zufolge sind diese sogenanten Sonnenstäubchen nichts Anderes, als gewöhnlicher Staub. Das S. erfolgt

Fig. 1.



jederzeit, wenn leichtere Körper in irgend eine oder die andere Flüssigkeit gebracht werden, und dieses benutzt man auf eine sehr zweckmäßige Weise zum Aufsuchen des specifischen Gewichtes der Körper, also beim Gebrauch der Aräometer, des Alkoholometers und andrer derartiger sogenannter Wasserwagen; vgl. auch Panydrometer, Litrameter, Stereometer u. andere Körper, die specif. schwerer als Wasser sind, sinken bekanntlich unter, und zwar mit demjenigen Ueberschuß an Gewicht, welchen sie vor dem Gewicht des Wassers voraus haben. Gesetzt, ein gleichförmig dichter Körper, schwerer als Wasser, habe ein specif. Gewicht $= A$ und das des Wassers sey s, so ist die Beschleunigung, womit jener Körper hinabgetrieben wird, offenbar: $\frac{A-s}{A}$ der Schwere, indem nur ein Theil des specif. Gewichtes $= A-s$ wirksam bleibt und dieser die ganze Masse VA bei dem Volumen $= V$ bewegen muß. Mit dieser Beschleunigung müßte nun aber der Theorie nach eine gleichförmig beschleunigte Bewegung erfolgen, wenn der Widerstand des Wassers diese Bewegung nicht bald in eine bloß gleichförmige verwandelte. Bei gleichen specif. Gewichten allein schwebt der Körper im Wasser, ist aber $s > A$, so wird der eingetauchte Körper mit einem Theil: $\frac{s-A}{A}$ von der Beschleunigung der Schwere in die Höhe getrieben und kann nur dann in Ruhe kommen, wofern das Gewicht des Wassers vom Volumen des eingetauchten Theiles seinem ganzen Gewicht gleich kommt. Soll ein fester Körper in ruhiger Lage in einer Flüssigkeit verharren, so kommt es auf die gegenseitige Lage des Schwerpunktes des verdrängten Wassers und die des Schwerpunktes des eingetauchten Körpers an. In jedem dieser Punkte wirkt das Gewicht des ganzen Körpers, im ersten den Schwerpunkt des Körpers abwärts, im andern denselben aufwärts treibend. Der Körper kann somit nur in Ruhe gelangen, wofern die beiden Schwerpunkte in eine senkrechte Linie übereinander zu liegen kommen u. er wird sicher ruhen, wenn er bei einer Störung, sobald diese endet, wieder in diese zurückfällt; vgl. Hydrostatik und Metacentrum. Wir geben hier nur über einen Fall dieser Art Betrachtungen. Denken wir uns ein hölzernes Parallelepipedum,

Fig. 2.



dessen Schwere $^2/_3$ von der des Wassers ist, erstens aufrechtstehend im Wasser, so würde es auf $^2/_3$ seiner Höhe einsinken; sein Schwerpunkt k liege in der Mitte des Wassers und der des verdrängten Wassers, $^2/_3$ seiner Länge von oben senkrecht unter jenem, also im Stand des Gleichgewichtes. Denken wir uns aber diesen um das Geringste gestört, so rückt w seitwärts nach der Linken von k, gleicher Druck durch w aufwärts und durch k abwärts drehen die Linie kw und bringen das Holz zum Umschlagen. Liegt hingegen das Parallelepipedum auf dem Wasser, so ist k wieder in der Mitte, der Punkt w dann $^2/_3$ seiner Breite von oben senkrecht darunter, also im Stand des Gleichgewichtes und dieser allein ein sicherer (stabiler). Denn würde dieser gestört, so stellte er sich von selbst wieder her. So hat denn jeder gleichförmig dichte Körper nach seiner Gestalt nur bestimmte Lagen, in denen er ruhig schwimmen kann, und am sichersten schwimmen in der Art hohle, sonst gleichförmig dichte Körper, die unten, wie das nicholsonsche Aräometer und Schiffe, mit einer Last beschwert sind, so daß k unter w fallen muß. Die Körper der meisten Thiere sind specifisch leichter, als das Wasser, und ihr Bau der Art, daß sie schwimmend den Kopf über Wasser zu halten vermögen. Der menschliche Körper aber ist nur bei recht fetten Menschen leichter als das Wasser, sonst ein wenig schwerer als letzteres; daher sind magere Leute in der Regel gefährdet, wenn sie im Wasser stehen wollen, sich um ihren Schwerpunkt, ihre Hüften, drehen zu müssen, d. h. umzuschlagen. Daß aber auch solche Personen künstlich schwimmen können, gibt die Erfahrung (s. Schwimmkunst), und zwar geschieht dieses mit Hülfe der Arme und sogenannter Schwimmgürtel. Eine Kugel vom Radius R, deren spec. Gew. S größer, als das des Wassers σ ist, soll schwimmen; man fragt nach der Größe des wegzunehmenden eingetauchten Theiles, damit jenes gelingt. Hier ist das ganze Gewicht der Kugel: $\frac{4R^3S\pi}{3}$ das des durch die ganze Kugel verdrängten Wassers: $\frac{4R^3\sigma\pi}{3}$. Heißt nun der Radius der wegzunehmenden Masse r, somit $\frac{4r^3S\pi}{3}$ das Gewicht desselben, dann wird obige Kugel schwimmen, wofern: $\frac{4R^3S\pi}{3}-\frac{4r^3S\pi}{3}=\frac{4R^3\sigma\pi}{3}$ ist, woraus:

$$r = R\sqrt{\left(\frac{S-\sigma}{S}\right)}$$

folgt. Für die Theorie der Schwimmgürtel, überhaupt für die Bestimmung von leichteren Körpern, um durch deren Verbindung mit festeren letztere ins S. zu bringen, nenne man das absolute Gewicht des schwereren Körpers P, sein specifisches aber S und dieselbe Bedeutung mögen p und s für den leichteren Körper haben, σ das specif. Gewicht des Wassers seyn. Da nun stets: $P = s\sigma V$, wenn σ das Gewicht des Wassers bedeutet, ist, so folgt: $V = \frac{P}{s\sigma}$, darum wird der schwerere Körper in Verbindung mit dem leichteren schwim-

men, wofern: $\left(\frac{P}{S}+\frac{P}{s}\right)V = P + p$ wird, woraus sogleich $p = \frac{Ps(S-s)}{S(\sigma-s)}$ sich ergibt.

Um 1 Pfund Blei durch Auflegen von einer Quantität Lindenholz, wo $s = 0{,}6$ ist, zum S. zu bringen, bedarf es 1,36 Pfd. Holzes und von Buchenholz, dessen specif. Gew. 0,85 ist, dagegen 5,17 Pfd., von Kork, dessen specif. Gew. 0,28 ist, 0,028 Pfd., von Pappelholz, dessen spec. Gew. 0,34, bedarf es der Rechnung nach: 4,9 Pfd., wo freilich die im Holz sitzende Luft nicht in Anschlag gebracht werden darf.

Soll ein Mensch, dessen specif. Gewicht 1,1 seyn mag, auf diese Weise bei einem absoluten Gewicht von 150 Pfd. ins S. kommen, dazu eine Quantität Kork aufbinden, dessen Gewicht p zu bestimmen ist, so wird:

$$p = \frac{150(1{,}1-1)}{1{,}1(1-0{,}028)} = \frac{150.0{,}1}{1{,}1.0{,}972} = \frac{150.1000}{11.972}$$

$= 14{,}02$ Pfd. Das Volumen dieser Quantität Kork würde aber seyn: $V = \frac{P}{s\sigma} = \frac{14{,}02}{0{,}28.65{,}6}$

$= \frac{1402}{1836{,}8} = 0{,}7$ Kubikfuß.

Auf diesen Verhältnissen ruhen mancherlei physikalische Apparate, z. B. die cartesianischen Teufelchen, welche bekanntlich hohle und mit Luft angefüllte Glasfigürchen sind und darum bequem im Wasser schwimmen, aber durch einen Druck von oben leicht ins Drehen versetzt werden können. Taucht man in Wasser Holz und bringt beides unter die Campane der Luftpumpe, evakuirt darauf, so entfernt sich aus dem Holz die Luft und ersteres sinkt unter. Leichname erheben sich später im Wasser durch die entstehende Gährung, indem in ihnen eine bedeutende Menge Luft sich entwickelt, wodurch sie specifisch leichter als Wasser werden; und dahin gehört auch das Emporkommen längst versunkener Taue und Ketten, indem sich im Winter eine Eiskruste um diese bildet. Zucker, zumal solcher von gröberer Art, sinkt und steigt mehrmals im Wasser durch die Einwirkung der in ihm sitzenden Luft, und ähnlich dem ist die Erscheinung der schwimmenden Inseln, die sich abwechselnd bald senken, bald erheben. Wie das Gewicht zweier ungleich schwerer Körper in ihrer Verbindung ausfällt, ergeben folgende, Sal. Ungers „Uebungen aus der Mechanik u. Statik" entlehnte Formeln: Es ist das absolute und das eigenthümliche Gewicht (P', P'', P''' und S', S'', S''') mehrer Körper A', A'', A''' gegeben; man soll hieraus das eigenthümliche Gewicht ihrer Verbindung bestimmen. Setzt man das absolute Gew. von A' = P'; das sp. Gew. = S' u. sein Volum. = V'
" " " von A'' = P''; das sp. Gew. = S'' u. sein Volum. = V''
" " " v. A''' = P'''; das spec. Gew. = S''' u. sein Volum. = V'''
und bezeichnet mit P, und S und V diese Größen für die aus den Körpern A', A'', A''' ... entstehende Verbindung, so ist, wenn man den Kubikfuß Wasser zu 66 Pfd. rechnet, ganz allgemein: $V = \frac{P}{66S}$, daher auch

$$V' = \frac{P'}{66S'};\ V'' = \frac{P''}{66S''};\ V''' = \frac{P'''}{66S'''}\ldots$$

Da nun:

$$S = \frac{V'S' + V''S'' + V'''S'''\ldots}{V' + V'' + V'''\ldots}$$

so ist auch:

$$S = \frac{\frac{P'}{66} + \frac{P''}{66} + \frac{P'''}{66}\ldots}{\frac{P'}{66S'} + \frac{P''}{66S''} + \frac{P'''}{66S'''}\ldots}$$

nämlich es ist das gesuchte eigenthümliche Gewicht der Verbindung:

$$S = \frac{P' + P'' + P'''\ldots}{\frac{P'}{S'} + \frac{P''}{S''} + \frac{P'''}{S'''}\ldots}$$

Dasselbe wird also erhalten, wenn man die Summe der Gewichte der Theile durch die Summe der Quotienten theilt, welche entstehen, wenn man das Gewicht eines jeden Theils durch sein eigenthümliches Gewicht theilt. Die hier gegebene Regel gilt immer, welche Gewichtseinheiten den Größen P', P'', P''' ... auch zu Grunde liegen mögen, wenn nur alle durch dieselbe Einheit bestimmt sind. Man kennt von einer Verbindung und von einem Theile derselben das Gewicht und das eigenthümliche Gewicht; es sollen hieraus diese Größen für den andern Theil berechnet werden. Ist das Gewicht der Verbindung = P, das eigenthümliche = S, und setzt man diese bekannten Größen für den einen Theil = P' und = S', und die gesuchten für den andern = P'' und = S'', so ist

$$P = P' + P'' \text{ und } S = \frac{P' + P''}{\frac{P'}{S'} + \frac{P''}{S''}},$$

woraus sich die Werthe von P'' und S'' berechnen lassen. Die erste Gleichung gibt unmittelbar $P'' = P - P'$, und die zweite wird daher:

$$S = \frac{P' + P - P'}{\frac{P'}{S'} + \frac{P - P'}{S''}} = \frac{P}{\frac{P'}{S'} + \frac{P - P'}{S''}}$$

und es ist sonach:

$$\frac{P'}{S'} + \frac{P - P'}{S''} = \frac{P}{S}$$

$$\text{und } S''\left(\frac{P}{S} - \frac{P'}{S'}\right) = P - P'$$

$$\text{folglich ist: } S'' = \frac{P - P'}{\frac{P}{S} - \frac{P'}{S'}} = \frac{SS'(P-P')}{S'P - SP'}.$$

Zwei Körper, deren eigenthümliche Gewichte S' und S'' gegeben sind, sollen so mit einander verbunden werden, daß das Gewicht der Ver-

bindung = P und das eigenthümliche Gewicht derselben = S wird. Wie viel muß der Schwere nach von jedem Körper genommen werden?

Auflösung: Es ist

$$P = P' + P'' \text{ und } S = \frac{P' + P''}{\frac{P'}{S'} + \frac{P''}{S''}}$$

und in diesen beiden Gleichungen sind jetzt P′ und P″ die unbekannten Größen, deren Werth durch Reduktion gefunden werden kann. Da aus der erstern Gleichung folgt $P'' = P - P'$, so wird nun die zweite

$$S = \frac{P}{\frac{P'}{S'} + \frac{P - P'}{S''}}$$

und es ist sonach:

$$S\left[\frac{P'}{S'} + \frac{P}{S''} - \frac{P'}{S''}\right] = P,$$

und daher auch:

$$P'\left(\frac{1}{S'} - \frac{1}{S''}\right) = \frac{P}{S} - \frac{P}{S''},$$

folglich wird

$$P' = P\left\{\frac{\frac{1}{S} - \frac{1}{S''}}{\frac{1}{S'} - \frac{1}{S''}}\right\} = \frac{S'(S'' - S)P}{(S'' - S')S},$$

das Gewicht des einen Theiles, und man erhält hieraus unmittelbar den Werth von P″, wenn man in dieser Formel S′ mit S″ verwechselt, sonach ist:

$$P'' = P\left\{\frac{\frac{1}{S} - \frac{1}{S'}}{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S'}}\right\} = P\left\{\frac{\frac{1}{S'} - \frac{1}{S}}{\frac{1}{S'} - \frac{1}{S''}}\right\}$$

$$= \frac{PS''(S - S')}{S(S'' - S')}.$$

Oben war: $V' = \frac{V(S - S'')}{S' - S''}$

und es läßt sich hieraus der Werth von P′ auf folgende Art finden: da

$V = \frac{P}{66S}$ und $V' = \frac{P'}{66S'}$, so wird, wenn man diese Werthe setzt,

$$\frac{P'}{66S'} = \frac{P}{66S}\left(\frac{S - S''}{S' - S''}\right)$$

und es ist daher

$$P' = \frac{P(SS' - S'S'')}{SS' - SS''}$$

und hieraus wird erhalten, wenn man durchgehends mit SS′S″ theilt,

$$P' = P\left\{\frac{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S}}{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S'}}\right\} = P\left\{\frac{\frac{1}{S} - \frac{1}{S''}}{\frac{1}{S'} - \frac{1}{S''}}\right\}$$

was mit dem oben für P′ erhaltenen Werth übereinstimmt. Ein Körper, dessen Gewicht = P′ und dessen eigenthümliches Gewicht = S′ ist, soll mit einem andern von dem eigenthümlichen Gewichte = S″ so verbunden werden, daß das eigenthümliche Gewicht der Verbindung = S wird. Wie viel muß der Schwere nach von dem zweiten Körper genommen werden, und wie viel wiegt die Verbindung? Auflösung: Man setze das Gewicht der Verbindung = P, und das des zweiten Theils = P″, so sind dieses die unbekannten Größen in den Gleichungen:

$$P = P' + P'' \text{ und } S = \frac{P' + P''}{\frac{P'}{S'} + \frac{P''}{S''}}$$

Aus der zweiten Gleichung folgt:

$$S\left(\frac{P'}{S'} + \frac{P''}{S''}\right) = P' + P'',$$

also auch:

$$\frac{P'}{S'} + \frac{P''}{S''} = \frac{P'}{S} + \frac{P''}{S}$$

und es ist hiernach:

$$P''\left(\frac{1}{S''} - \frac{1}{S}\right) = P'\left(\frac{1}{S} - \frac{1}{S'}\right),$$

folglich wird:

$$P'' = P'\left\{\frac{\frac{1}{S} - \frac{1}{S'}}{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S}}\right\} = \frac{(S' - S)S''}{(S - S'')S'},$$

welches die Formel für das Gewicht des zweiten Theils ist. Da nun $P = P' + P''$, so ist auch

$$P = P'\left\{1 + \frac{\frac{1}{S} - \frac{1}{S'}}{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S}}\right\},$$

nämlich es ist

$$P = P'\left\{\frac{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S'}}{\frac{1}{S''} - \frac{1}{S}}\right\} = \frac{S(S' - S'')P'}{S'(S - S'')}.$$

Schwimmen (Zool.), 1) die Art der Ortsbewegung der Thiere, welche in oder auf dem Wasser und zwar so Statt findet, daß das Wasser zugleich das Widerstand leistende Medium ist. Das Ausführliche s. Zoologie, vgl. Säugethiere. — 2) Uneigentlich und nur vergleichungsweise der Flug mancher Vögel (namentlich Raubvögel), bei welchem die Bewegung der ununterbrochen ausgebreiteten Flügel eine kaum bemerkbare ist, so daß der Vogel bloß von der Luft getragen zu werden scheint, wie der schwimmende Wasservogel vom Wasser. Vgl. Ornithologie und Rapaces.

Schwimmend (bot. Term.), s. v. a. Natans.

Schwimmende Batterien, Geschützstellungen, die entweder auf großen Schiffen, z.

B. Kanonenbooten, oder auf Verbindungen kleinerer Fahrzeuge, welche den fliegenden Brücken ähnlich sind, oder endlich auf Flößen von starken Stämmen etablirt und mit einer Brustwehr von Erde, Sandsäcken oder Holz versehen werden. Zu der ersten Gattung gehören die berühmten s. B., welche von den Engländern bei der Belagerung von Gibraltar verbrannt wurden. Die zweite Gattung, die von Ferdinand Toledo, Sohn des Herzogs von Alba, erfunden worden seyn soll, gewährt zwar den Vortheil, daß man sich derselben auch in flachen Gewässern bedienen kann; sie gehen aber zu hoch außer dem Wasser und sind deshalb der Zerstörung durch das feindliche Feuer zu sehr ausgesetzt.

Schwimmende Enten (Ornith.), Abtheilung der Schwimmvogelfamilie der Anatidä mit Hinterzehe ohne Hautsaum. Hierher die Gattungen Cygnus, Anser und Anas.

Schwimmende Inseln, s. Inseln.

Schwimmende Mauer, bei einem Wasserbassin eine Mauer, die innerhalb der äußeren Umfassungsmauer aufgeführt ist, um den Zwischenraum zwischen beiden Mauern mit fettem Thon anzuschlagen.

Schwimmendes Licht (Seew.), ganz kleines Boot von Kupferblech, über dem auf einem Bügel eine Laterne angebracht ist, wird des Nachts zur Rettung der in das Wasser Gefallenen gebraucht.

Schwimmende Springbrunnen, s. Springbrunnen.

Schwimmer (in versch. Bedeutung), 1) ein Mensch, welcher schwimmt od. die Schwimmkunst (s. d.) versteht; — 2) ein in doppelten Schraneisen hängender Wagen; — 3) eine dünne Scheidemünze; — 4) der goldene Groschen, wie man ihn sonst manchmal prägte, und den man, behutsam gelegt, schwimmen lassen konnte; — 5) eine Art Oellampe ohne Docht; sie besteht aus einer kleinen Schale von Blech, die in ihrer Axe von einem Glasröhrchen durchbohrt ist und auf Oel gestellt dergestalt von dieser getragen wird, daß das untere Röhrende die Oberfläche um ein Geringes durchbricht; das Oel wird von den Innenwänden der Glasröhre vermöge der Kapillarität aufgesogen und bis zum oberen Ende der Röhre gebracht, wo es durch Annäherung eines brennenden Körpers sich entzündet und ein Gaslicht gibt, das sich selbst, mittelst seiner nun erfolgenden eigenen Verbrennungshitze, so lange unterhält, als vom Röhrchen Oel aufgesogen wird.

Schwimmer (Ornith.), nach Oken, s. v. a. Schwimmvögel, Palmipedes (s. d.).

Schwimmerartige Enten (Ornith.), nach Oken, s. v. a. Lappenenten, die Gattungen Oedemia, Somateria und Fuligula.

Schwimmerartige Falken (Ornith.), nach Oken, s. v. a. die Gattung Haliaëtus.

Schwimm-Flußwanze (Entom.), Wanzengatt., s. v. a. Belostoma *Latr.*

Schwimmfüße (Zool.), s. v. a. Pedes palmati, s. Pedes und Ornithologie, S. 762. — S. der Ringelthiere, s. Schwimmbeine.

Schwimmfüßer (Säugeth.), 1) die Nagethierfamilie der Palmipedia, s. d. u. Prensiculantia; — 2) die Säugethierordnung der Pinnipedia (s. d.).

Schwimmglas, gläserne, sehr dünn geblasene Hohlkugeln mit einem Ringe zum Aufhängen kleiner anatomischer Präparate in Weingeist, auf dem die Kugel schwimmt.

Schwimmgürtel, s. Schwimmen (Phys.) und Schwimmkunst.

Schwimmhänder (Säugeth.), Säugethiergatt., s. v. a. Chironectes *Ill.*

Schwimmhaut (Zool.), s. v. a. die Haut, durch welche die Zehen der Schwimmfüße mit einander verbunden sind; s. Pedes.

Schwimmhöhlen (Strahlth.), die zur Aufnahme von Wasser bestimmten Blasen in der gallertartigen Körpermasse der Quallen, die sich mit besonderen Kanälen nach außen öffnen.

Schwimmhose, Schwimmjacke, s. Schwimmkunst.

Schwimmkäfer (Entom.), s. v. a. die pentamere Koleopterenfamilie der Hydrocantharida (s. d.).

Schwimmkäfer (Entom.), Dytiscus *Geoffr.*, Fadenschwimmkäfer, Gattung der Coleoptera pentamera carnivora Hydrocanthara *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, hier nach der Beschränkung durch Latreille dargestellt, da die Gattung bei Linné die ganze Abtheilung der Dytisci (s. d.) umfaßte. Charakter: Vorderbeine nach außen, Hinterbeine beim Männchen beiderseits, beim Weibchen nur nach oben gefranzt und mit zwei gleichen, beweglichen Krallen. Die Larven sind leicht in allen Sümpfen und Seen zu finden; sie sind schmächtig, hornartig, haben 6 lange behaarte Füße und hinten 2 stachelförmige Fäden zum Anhängen am Wasser, wenn sie Luft schöpfen; auf jeder Seite 6 einfache Augen, womit sie die kleinsten Insekten sehen, große Freßzangen, womit sie die Wasserasseln, die Larven von Wasserjungfern, Haften und Schnaken fangen und aussaugen. Die Freßzangen sollen hohl seyn und vorn einen Spalt haben, wie bei den Spinnen; daß sie aber damit einsaugen, ist nicht glaublich, da man gesehen hat, wie sie ganze Stücke von Wasserasseln verschluckten. Die Spalten in den Kiefern konnen daher nur Giftorgane seyn. Die kurzen Fühlhörner sind dreigliederig; die Freßspitzen an den Lippen sind sehr klein, an jedem Unterkiefer doppelt. Der Leib besteht aus 12 Ringeln mit hornigen Platten auf den 9 vordern: unten weich und graulich; das zehnte und elfte Ringel viel länger als die andern, mit Seitenfranzen zum Schwimmen, womit die Larve auf das Wasser schlägt, wenn sie schnell haschen oder fliehen will; am Ende zwei nach unten gerichtete Fäden, und dazwischen 2 Walzen mit einer Oeffnung zum Luftschöpfen. Außerdem aber auf der Seite der sechs Ringel hinter dem Halse Luftlöcher. Die langen dünnen Füße haben Haarfranzen an Schienbeinen und Zehen und endigen in zwei Klauen. Von den 12 europäischen Arten wichtigste: 1) Dyt. latissimus *L.*, breiter S., Breitschild (s. d.);

Panzer, Fauna Germ. LXXXVI, 1. — 2) Dyt. marginalis *L.*, gesäumter S. Etwa um ein Viertel kleiner. Hat ebenfalls einen gelben Saum um das Halsschild und einen Streif um den Außenrand der Flügeldecken. Die des Weibchens sind von der Basis bis etwa auf zwei Drittel ihrer Länge gefurcht. Fabricius sagt, daß er sich, auf den Rücken gelegt, durch einen Sprung wieder in seine gewöhnliche Lage bringt. Esper bewahrte in einem großen Glasbecher einen solchen Wasserkäfer viertehalb Jahre lang, der sich dabei stets wohl befand. Er gab ihm jede Woche, bisweilen auch öfter, ein Stück rohes Rindfleisch so groß wie eine Haselnuß, über welches er gierig herfiel und auf das Vollständigste das Blut daraus sog. Er kann wenigstens vier Wochen fasten. Er tödtet den Hydrophilus piceus, obschon dieser noch einmal so groß als er ist, indem er ihn zwischen dem Kopfe und dem Halsschilde, der einzigen Stelle, wo er verwundbar ist, durchbohrt. Nach Esper hat er Gefühl für die Veränderungen der Atmosphäre und zeigt sie durch die Höhe an, in welcher er im Glase schwebt. Panzer, Fauna Germ. LXXXVI, 3. — 3) Dyt. Roeselii *F.*, Rösels S. Schmäler u. eiförmiger, auch flacher als die vorigen. Der äußere Rand der Flügeldecken und des Halsschildes gelblich; die Flügeldecken des Weibchens sehr fein gestreift. Um Paris und in Deutschland. Rösel, Insektenbelust. II. u. I, 11. — 4) Dyt. serricornis *Payk.*, gezähnter S. Eigens gebaut durch die anomale Gestalt der Fühler des Männchens, deren vier letzte Glieder eine zusammengedrückte und gezähnte Masse bilden. Paykull, Nov. acta Acad. scient. Stockholm. XX, 1, 3. — 5) Dyt. sulcatus *L.*, gefurchter S. Ist von Mittelgröße, 8 Linien lang und 4 breit, braun, Hals und Kopf mit gelben Rändern, unten gelb; auf jeder Flügeldecke des Weibchens 5 Längsfurchen, worin braune Haare. Man findet sie vom Frühling bis Herbst häufig in Sümpfen und zwar in ziemlicher Menge. Wenn man sie in ein Glas thut, so lassen sie die Eier auf den Boden desselben fallen, welche schon nach 4 Tagen ausschliefen, und nach 8 Tagen sind die Larven schon so groß, daß man alle Theile deutlich erkennt. Ausgewachsen messen sie $1\frac{1}{4}$ Zoll, sind schlanker als die andern, gelblichbraun, der Kopf steht auf einem langen Hals und hat auf der Stirn zwei schwarze Dupfel hinter einander. Vor der Verpuppung gehen sie ans Ufer und bohren sich mit dem Kopfe ein, und nach 3 Wochen fliegt schon der Käfer aus, bleibt aber noch 8 Tage in der Höhle. Panzer, H. 31, T. 9, 10. — 6) Dyt. minutus *L.*, kleiner glatter S. Ist nur $2\frac{1}{2}$ Linien lang u eine breit, gelblich grün und sehr glatt, die Flügeldecken bräunlich grün und durchsichtig, mit weißlichen Flecken am Rande; die Seiten des Hinterleibes behaart. Sie sind sehr gemein in stehendem Wasser, schwimmen sehr geschwind, fliegen oft heraus und machen mit ihren langen Hinterfüßen große Luftsprünge. Legt man sie mit dem Rücken auf einen Tisch, so drehen sie sich beständig umher, können aber nicht wieder auf die Füße kommen. Sie sind auch schwerer als Wasser und müssen, wenn sie herauf wollen, mit den Füßen rudern. Panzer, H. 26, F. 3, 5. — 7) Dyt. dimidiatus *Bergst.* Länglich-eirund, oben schwarzgrün; Halsschild nur an der Seite und Flügeldecken nach außen gelb gerandet; Unterseite gelb; Brustbeinlappen stumpf; Weibchen mit gefurchten Flügeldecken; 15 Linien; häufig.

Schwimmkiesel (Levisiler, Min.), s. v. a. Schwimmstein (s. d.).

Schwimmkissen, Schwimmkleid, s. Schwimmkunst.

Schwimmkrabbe (Krustac.), Krabbengatt., s. v. a. Matuta *Fabr.*

Schwimmkunst, der Inbegriff der Regeln, welche der Mensch zu befolgen hat, um sich auf der Oberfläche des Wassers oder auch unter derselben mit Willen fortzubewegen, d. i. zu schwimmen. Die Erfahrung zeigt, daß, wenn eine Person den ganzen Körper mit Ausnahme der Respirationswerkzeuge unter Wasser bringt und die Lungen mit Luft füllt, es nur geringer Nachhülfe bedarf, um zum Schwimmen zu kommen, ja, daß er schon ohne diese Nachhülfe meist mit dem Kopfe, wenigstens mit einem Theile desselben, über Wasser bleibt. Durch zweckmäßige Bewegung der Hände und Füße aber kann es der Mensch zum eigentlichen Schwimmen bringen. Naturschwimmer, die vermöge ihres specifischen Gewichtes nie untersinken, sind seltene Erscheinungen. Ein neapolitanischer Fischer, Pesce-Colo, konnte 4—5 Tage im Wasser zubringen; brachte er einen Tag außer dem Wasser zu, so bekam er Brustschmerzen. Er brachte einen Becher zurück, den der König von Neapel einst in die Charybdis geworfen, kehrte aber bei dem zweiten Versuche nicht zurück. Ein 18jähriger Spanier, Franz de la Vega, ein Zimmermann, sprang 1674 von einem Nachen in die See, um zu baden, kam aber nicht wieder, weshalb man ihn für ertrunken hielt. Erst 5 Jahre darauf bemerkte man ein menschenähnliches Wesen schwimmend auf dem Meere, fing es und erkannte jenen Vega, aber blödsinnig geworden. Nach 9 Jahren verschwand er zum zweiten Male. Auch der neapolitanische Priester Paolo Moccia war als Naturschwimmer berühmt. Die meisten wilden Küstenvölker, besonders die Bewohner der Südseeinseln, schwimmen von früher Kindheit an. Das Gleiche findet man bei den Halloren zu Halle. Das künstliche Schwimmen ist ein nicht unwichtiger Gegenstand der körperlichen Erziehung. Schon die Alten achteten das Schwimmen als eine Bedingung für die Jugendbildung; die Römer z. B. ließen ihre Knaben nach den Leibesübungen auf dem Marsfelde in die Tiber springen, um schwimmen zu lernen. Man erkannte es als eine nothwendige und ritterliche Uebung, als ein Erforderniß sorgfältiger Erziehung und bezeichnete deshalb einen Untüchtigen, Ungeschickten mit dem Sprüchworte: er könne weder schwimmen noch lesen (neque natare, neque litteras dedicit). Cäsar war, nach Sueton, ein so fertiger Schwimmer, daß er beim Durchschwimmen einer Meerstrecke von 200 Schritten

(bei Alexandrien) seine Kommentarien in der linken Hand hielt, ohne sie naß zu machen. Die Kriegsgeschichte beweist durch viele Beispiele den hohen Werth der S. und das Bedürfniß der Schwimmübungen namentlich für den Soldaten. Den Bürgern von Cycirum brachte, während der Belagerung durch Mithridates, ein schwimmender Bote die Nachricht von der Annäherung Lucull's zum Entsatze, indem er auf einem unter die Arme gebundenen ledernen Schlauche mitten durch die feindliche Flotte schwamm und so von ferne für ein Meerwunder gehalten wurde. Durch Schwimmen allein rettete sich Kaiser Otto II. aus der Gefahr, wieder gefangen zu werden, nachdem er gegen die Griechen u. Saracenen unglücklich gewesen war. Bei Vilten in der Schweiz durchschwamm am 25. September 1799 eine Kompagnie unter Anführung des Adjutantmajor Delort die 120 Fuß breite Linth, hob die österreichischen Posten auf dem rechten Ufer auf und bereitete so den Uebergang der Division Soult vor. Diese „Nageurs" waren vorher auf dem Zürichersee besonders hierzu eingeübt worden und mit Pike, Säbel u. Pistol bewaffnet. Daher erhob man auch in neuerer Zeit das Schwimmen wieder zu einem Lehrzweige des allgemeinen Soldatenunterrichts und machte darin sehr erfreuliche Fortschritte. Die Wiedereinführung der Turnübungen insonderheit, worin Deutschland und Dänemark bereits seit 1794 mit gutem Beispiele vorangingen, regte, nach langer Vernachlässigung der Gymnastik, auch die Schwimmlust wieder allgemeiner an und rief Schwimmschulen ins Leben. Die erste militärische Schwimmschule entstand 1812 in Wien, wo man auch mit geübten Schwimmern eigene Schwimmmanöver ausführte, 1817 in Berlin; letztere unter der ausgezeichneten Leitung des Generals v. Pfuel, dessen kleines Werk „Ueber das Schwimmen", Berlin 1817, eines der ersten und empfehlungswerthesten ist. Bei der dänischen Armee wurde der Schwimmunterricht seit 1818 zuerst allgemein u. in den Bedingungen schon so gesteigert, daß nur Diejenigen, welche eine Weite von 1200 Ellen zu durchschwimmen vermochten, als Befähigte galten, Schwimmlehrer zu werden. Der dadurch erweckte Wetteifer rief so nach u. nach in allen deutschen Bundesstaaten militärische Schwimmschulen hervor und gab nicht nur dem so wichtigen Lehrzweige, der sich vorher fast ausschließlich auf die Marine, die Pontoniere und Kadettenhäuser erstreckt hatte, ein neues Leben, sondern auch den Truppen ein lange vernachlässigtes Gesundheitsmittel wieder. Wo es thunlich, hat dermalen in Deutschland jede Garnison, wie in Frankreich jedes Regiment zur systematischen Betreibung des Unterrichts eine Schwimmschule und man ist fortwährend für die größtmögliche Erweiterung desselben bemüht; denn für den Soldaten genügt es nicht, sich auf kurze Strecken über dem Wasser erhalten zu können; sein Bestreben muß vielmehr eine Fertigkeit erzielen, die ihn für die meisten Fälle sichert und ihn geschickt macht, gekleidet und bewaffnet einen mäßigen Strom zu durchschwimmen und wo es gilt, sich und Andere vom Ertrinken zu retten. Bei der Reiterei ist die Ausbildung von doppelter Art; denn das Schwimmen zu Pferde erfordert besondere Maßregeln und Hülfen, vorzüglich ruhigen, festen Sitz und sehr vorsichtige Zügelführung. Der Schwimmarten gibt es im Allgemeinen zweierlei; die eine ähnelt mehr dem Schwimmen der vierfüßigen Thiere, namentlich der Hunde (das Hundeln), die andere und vorzüglichere ist die des Frosches (das Froscheln). Jene darf mehr als die dem Naturalisten eigene, unwillkürliche, angesehen werden, während diese, die erlernte, größere Vortheile darbietet, indem sie bei geringerer Anstrengung mehr Ausdauer, Schnelligkeit und ein gewandteres Aussehen bewirkt. Bei dem Rückenschwimmen schließt man entweder die Oberarme an den Rücken, legt die Hände auf die Brust und rudert stoßweise mit den zusammengehaltenen Füßen, welche man abwechselnd ausstreckt und in die Tiefe stößt; oder man streckt die Füße ruhig aus und rudert mit den Unterarmen, indem man mit den Händen kurz auf die Seite streicht. Die S. beruht zuerst auf dem früher viel bestrittenen Satze, daß der menschliche Körper specifisch leichter, als das Wasser ist, mithin bei einer verhältnißmäßigen Tiefe von selbst auf der Oberfläche erhalten wird und daher zur Fortbewegung im Schwimmen nur geringer Nachhülfe bedarf. Oronzio de Bernardi gründete darauf seine neue Lehre, von der Behauptung ausgehend, daß eine aufrechte, nur wenig schräge Körperhaltung, so wie die kauernde oder sitzende und die Lage auf dem Rücken die angemessenste zum Schwimmen seyen, weil sie, als die naturgemäßere für den Menschen, der auf dem Bauche u. der Brust zu liegen nicht gewohnt, die Kräfte weit mehr schonen, als die gewöhnlichere Schwimmlage, indem er die Wilden, welche meist stehend oder gehend schwimmen, als Beweis anführt. Um das Schwimmen zu erlernen, ist es eine Vorbereitung, daß man sich daran gewöhnt, den Kopf unter Wasser zu halten, ohne dadurch betäubt zu werden, und gebückt unter dem Wasser fortzugehen. Für Anfänger sind 6—8 Fuß die geeignetste Wassertiefe; stehendes Wasser ist beim ersten Unterricht dem fließenden vorzuziehen. Der zum Schwimmunterricht nöthige Apparat besteht in einem bis in die nöthige Tiefe des Wassers geführtem Gerüst, mit 2 oder mehren stockwerkähnlichen Abtheilungen zum Herabspringen, einem kleinen Kahn zu nöthigen Hülfsleistungen, einem Zelt oder einer Hütte zum Aus- und Ankleiden, einem handbreiten Gurt, einer 5—6 klafterigen Leine, einer 8 Fuß langen Stange und leinwandnen Schwimmhosen, die von der Hüfte bis zum halben Schenkel reichen u. zum Zubinden eingerichtet sind. Der erste Unterricht geht gewöhnlich mit Hülfe des Schwimmgurts vom Sprunge ins Wasser und von der Bewegung der Arme und Beine aus, bis nach und nach, sobald die Bewegung derselben schwimmgerecht in einander greift, der Gurt entbehrlich wird und zu dem Schwereren und Künstlicheren übergegangen werden kann. Der ganze Kursus zerfällt meist in 6 Abtheilungen mit nachstehender Stufenfolge. Erste

Abtheilung: Man legt dem Schüler den Schwimmgurt um die Brust, daß der obere Rand die Brustwarzen berührt. Durch 2 an der Seite des Gurts, der auf dem Rücken zu liegen kommt, befestigte Ringe wird die Leine gezogen. Nachdem Brust und Schläfe mit Wasser angefeuchtet worden sind, geschieht der Sprung, herzhaft, mit geschlossenen Beinen, anfangs aus mäßiger Höhe. Beim Wiederemporkommen auf die Oberfläche des Wassers darf der Mund nicht sogleich geöffnet werden, sondern man muß das Wasser zuvor schnaubend aus der Nase stoßen, da das Aufsteigen des in den Wänden der Nase hängenden Wassers leicht Kopfweh verursacht. Nachdem der Sprung mehrmals wiederholt worden ist, wird das Ende der Leine an die Stange gewickelt, der Lernende wagrecht auf dem Wasser erhalten und ihm die Stellung zum Schwimmen gegeben; der Kopf bis zum Munde im Wasser, die Beine steif vorwärts gestreckt, daß sich die flachen Hände berühren, die Beine gestreckt mit zusammengehaltenen Hacken, auswärts gewendeten und angezogenen Zehen. In dieser Lage bleibt der Schüler, bis sie ihm bequem ist. Hierauf zeigt man ihm die Bewegungen der Füße und Arme. Auf das Kommando: eins! werden die Beine langsam unter dem Leibe angezogen, wobei die Hacken zusammenbleiben, die Kniee möglichst weit auseinander gebreitet, das Rückgrath nach unten gekrümmt, die Zehen auswärts; auf: zwei! werden die Beine mäßig schnell steif ausgestreckt, die Hacken gehen auseinander, die Beine in den möglichst größten Winkel ausgebreitet, die Zehen angezogen und auswärts; auf: drei! die Beine mit steifen Knieen schnell zusammengeschlagen und wieder in die erste Stellung gebracht. In dieser 3. Bewegung liegt der Vortheil des Schwimmens. Sämmtliche Tempos müssen nach und nach vereinigt mit Kraft und Raschheit ausgeführt werden. Die Bewegung der Arme zerfällt in zwei Kommandos. Eins, die Arme weit möglichst steif auseinander, die Fläche der Hände bleibt horizontal im Wasser, jedoch am Rande der Daumen etwas nach unten geneigt, dann die Arme rechtwinkelig gebogen, die Ellenbogen an den Leib gezogen, die Handflächen so geführt, daß sie dem Wasser den größten Widerstand entgegensetzen und dann, die Flächen stets nach unten, unter der Brust zusammengebracht. Dieses Tempo wird sehr langsam ausgeführt. Zwei, die mäßig schnell vorwärts gestoßenen Arme nehmen wieder die erste Lage an. Nach gehöriger Uebung werden alle Bewegungen folgendermaßen vereinigt. Auf das Kommando: eins! machen Arme und Beine das erste, auf zwei: die Arme das 2., die Beine das 2. und 3. Tempo, wobei die Kniee immer unter dem Wasser bleiben. Ein Zucken der Leine ist das Zeichen, daß der Körper in Folge dieser vereinigten Bewegungen zu schwimmen anfängt. Nach und nach wird die Leine nachgelassen, bis, vom Schüler unbemerkt, alle Unterstützung aufhört. Nach 20 fehlerfreien Stoßbewegungen tritt der Schwimmer in die **zweite** Abtheilung, wo, nachdem er mit einem tüchtigen Anlauf in das Wasser gesprungen ist und sich allein herausgearbeitet hat, er bloß an der Leine schwimmt, sich selbst in die gehörige wagrechte Lage bringt und 50 Stöße fehlerfrei machen muß. In der **dritten** Abtheilung fallen Gurt und Leine weg, doch schwimmt er noch am Ufer oder in dem begrenzten Uebungsplatze. Er lernt seine Stöße zählen und muß deren 400 ausführen können. In der **vierten** Abtheilung schwimmt er im freien Wasser als Probestück 300 Schritt, wo möglich quer über einen Fluß od. See. Zwei Schwimmmeister begleiten ihn zu beiden Seiten, ein dritter folgt in dem Kahne. Jetzt wird auch das Rückenschwimmen und Wassertreten gelehrt. Beim **Rückenschwimmen**, welches zum Ausruhen während langen Schwimmens dient, wird der Lernende wieder in den Gürtel gehängt, wagrecht auf den Rücken gelegt. Der Kopf ist so weit im Wasser, daß nur das Gesicht frei bleibt, die Brust gehoben, die Hände auf die Hüften gesetzt, später des bessern Anstandes wegen über den Kopf hinaus gestreckt. Die Bewegung der Füße bleibt dieselbe wie früher, der Kopf und die Brust jedoch völlig regungslos. Nach jedem Stoße muß er sich völlig strekken und eine möglichst große Pause machen. Die Wendung vom Bauch auf den Rücken und umgekehrt geschieht stets unmittelbar auf das Ausstoßen der Füße. Beim **Wassertreten** hängt man den Schüler senkrecht in den Gurt, die Hände auf den Rücken gestemmt, später aus dem Wasser gestreckt, die Füße schlagen den gewöhnlichen Kreis, wodurch eine hüpfende Bewegung entsteht. Auch auf folgende Weise: die Beine werden nicht zugleich, sondern nach einander angezogen, wodurch der Schwimmer immer in gleicher Höhe über dem Wasser bleibt. Schüler aus dieser Abtheilung werden als Lehrer für die 1. und 2. angestellt. In der **fünften** Abtheilung wird nun das Gesellschaftsschwimmen gelehrt, wo alle Schwimmer zugleich geordnete Bewegungen ausführen müssen, zugleich mit dem Seiten- und Rückenschwimmen ohne Bewegung der Füße nach der Richtung des Kopfes oder nach den Füßen zu; das **Treiben**, wo der Körper ruhig wie beim Rückenschwimmen liegt und nur in Pausen schnell tief Athem geholt wird; das **Schwimmen auf dem Bauche** mit ruhenden Händen, mit einer Hand; der **Wurf**, wo sich ein Arm nach dem andern aus dem Wasser erhebt; **Lasten tragen**, wobei man mit dreiod. sechspfündigen Kugeln anfängt, mit gebundenen Füßen in Kleidern u. Stiefeln 50 bis 100 Stöße regelmäßig fortschwimmen, 20 bis 40 Schritte unter dem Wasser schwimmen und dergl., endlich das Springen und Tauchen. Das **Springen** geschieht entweder mit den Füßen, oder mit dem Kopfe voran. Bei erstern, besonders wenn der Sprung hoch ist, werden die Füße zusammen, die Hände über dem Kopf oder dicht an den Leib gehalten, der Körper mehr rückwärts gebogen. Beim Kopfspringen hält man die Arme ebenfalls gestreckt über den Kopf. Das **Tauchen** beginnt mit einem regungslosen Verweilen unter dem Wasser; der Athem wird langsam eingezogen und wenn das Herz anfängt, stärker

zu schlagen, nach und nach fortgestoßen; dann geht man in den Grund, schwimmt unter dem Wasser, wobei man nur mit den Händen nach oben drückt, wenn man der Oberfläche zu nahe kommt. Die Augen müssen wenigstens in den lichten Wasserschichten offen bleiben. In diese Abtheilung gehört auch das Retten Ertrinkender. Der zu Rettende darf nur von hinten erfaßt werden, weil er sonst den Schwimmer krampfhaft faßt und meist mit herabzieht; auch muß er sogleich losgelassen werden, sobald er sich wendet; er stoße ihn vor sich her oder ziehe ihn nach sich, bei weiten Strecken am Fuße, indem er ihn auf den Rücken legt. Hat ihn selbst der Ertrinkende gefaßt, so muß er auf den Grund gehen und dort mit seinem Gegner ringen, der ihn dann instinktmäßig losläßt, indem der Ertrinkende stets nach der Oberfläche strebt. Ein so ausgebildeter Schwimmer tritt in die sechste Abtheilung, wo ihm die Aufsicht u. Leitung der Andern übertragen wird. Das Schwimmen im Sturm bei hohen Wellen, in Strudeln, mit Pferden wird nur mit den bessern Schülern geübt, da große Ruhe und Geistesgegenwart dazu erforderlich ist. Die militärischen Schwimmschulen gründen ihr System ungefähr auf folgende Lehrpunkte: Bewegung der Arme und Hände außer und im Wasser, ebenso der Beine; Bewegung der Arme u. Beine zugleich; Schwimmen nach der rechten u. linken Seite; Lage beim Rückenschwimmen; Rückenschwimmen Kopf stromabwärts, mit Arm- und Beinbewegung; ebenso Kopf stromaufwärts; dasselbe mit unter dem Kopfe zusammengelegten Händen; Wendung rechts vom Bauche auf den Rücken; dieselbe vom Rücken auf den Bauch, Kopf stromabwärts; Wendung vom Rücken auf den Bauch vorwärts durch Aufschnellen mit dem Oberkörper; Sprung mit geschlossenen Füßen ins Wasser, denselben Kopf unterwärts, bei immer mehr Höhe. Sturz von der Höhe rückwärts ins Wasser; Wassertreten; Tauchen und Schwimmen unter dem Wasser; stehend schwimmen; sitzend schwimmen. Schwimmen mit gefaltenen Händen, ohne Hülfe der Hände; mit einer Hand außer dem Wasser; auf dem Rücken mit gerade emporstehenden Füßen; mit drei sichtbaren Körpertheilen außer dem Wasser; nach Art der vierfüßigen Thiere; mit schlagenden Händen und Füßen; Wurfschwimmen. Ferner als Kunstsprünge und Schwimmspiele für fertige Schwimmer: Sturz von der Höhe mit Anlauf; Flachsprung; Sprung mit der Wende; Schnellen; Mühle; Rad vor- und rückwärts; zu Zweien. Flößen; Bretspiel; Hocksprung; Schiebespiel; Kampf- oder Ringspiel, auch Entenschwimmen; einfacher und Doppelwurf und Wurf mit der Wende. Um auch Denjenigen das Schwimmen möglich zu machen, welche es nicht erlernt haben, hat man allerlei Hülfsmittel erfunden, die alle auf dem Verhältniß der specifischen Schwere des menschlichen Körpers zu der des Wassers beruhen. Wird angenommen, daß der zum Athmen nöthigen Falls über das Wasser zu haltende Theil des Körpers p Pfd., ein Kubikfuß Flußwasser aber P Pfd. beträgt, so müßte der vorzulegende Schwimmapparat: $\frac{p}{P}$ Kubikfuß ausmachen, um das erforderliche Volumen Wasser aus der Stelle zu bringen. Ist nun das spec. Gew. dieses Körpers = s, so wären abermals $\frac{ps}{P}$ Kubikfuß zuzugeben, um dessen Gewicht zu tragen; wiederholt man diese Schlüsse, so erscheint die Reihe: $\frac{p}{P}(1+s+s^2+s^3+\ldots) = \frac{p}{P}\cdot\frac{1}{1-s}$, als Maß des Volumens des anzuknüpfenden Schwimmers. Wie dieses Volumen sehr groß ausfallen kann, sehen wir schon an dem Beispiel, wo Kork als Schwimmgürtel benutzt werden sollte und beinahe ein Kubikfuß Kork sich nöthig machte. Solche Schwimmgürtel (s. Schwimmen, Phys.) werden vorzugsweise gebraucht, um die beim längern Schwimmen im Wasser abnehmenden Kräfte zu schonen und zu unterstützen, sonst aber auch, um wenigstens einigermaßen vor der Gefahr des Ertrinkens gesichert zu seyn. Schon ein umgekehrt unter den Arm genommener Mannshut thut hier gute Dienste, noch bessere ein Paar aufgebundener, mit Luft gefüllter Thierblasen, oder ein Paar auf einander gelegter Korkscheiben, die an ein Seil, gerade lang genug, um durch die Arme und um die Brust gelegt werden zu können, gebunden sind. Auch wohl ein Parallelepid von Kork auf die Brust gelegt, nützt zu diesem Zweck, zumal wenn der Kork in eine leinene Weste eingenäht wurde (Schwimmjacke, Schwimmküraß), woraus das Schwimmkleid (Scaphander) entstand, welches La Chapelle in Vorschlag brachte. Keßler schlug einen Wasserharnisch und einen Schwimmgürtel von Leder, mit Luft aufgeblasen, vor, die aber beide unsicher, und Wagenseil einen ähnlich konstruirten Wasserschild (Hydraspis) vor, welcher zu unbequem befunden wurde. Recht zweckdienlich fand man den von Pelt in Kopenhagen zu diesem Zweck angegebenen Apparat, welcher aus einem dicken Ring von Segeltuch mit Korkschnitzel angefüllt, bestand, der um die Hüften gelegt wurde, während der Schwimmer selbst auf einem sehr breiten und starken Band aus Gurten, welches schlaff und quer über dem Ringe befestigt war, als auf einem Sattel reitend die Füße in's Wasser eintauchte, den obern Theil des Körpers frei u. beweglich erhielt. An der Außenseite des Ringes hingen dann zwei Ruder an Haken, deren sich der Schwimmer bediente, und zugleich war im Schwimmgürtel ein Kasten für Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse angebracht. Pelt schwamm damit über den Sund. Scheerbom zu Scheveningen machte einen noch weit ausgedehnteren Gebrauch von diesem Principe, indem er für sich und sein Pferd einen Scaphander von Kork verfertigte, damit durch einen Theil der See auf eine Sandbank ritt, wo viele Schiffe strandeten, und sogar glaubte, daß man

auf diese Weise den Schiffen Seile zuführen könne. Inzwischen wird dieses nur bei ruhiger See oder niedren Wellen möglich seyn; den stärkeren Meereswellen auf diese Weise Widerstand zu leisten, mag stets unmöglich bleiben; am meisten dürfte noch ein kräftiger Schwimmer mit einem geeigneten Scaphander etwas auszurichten vermögen. Man hat auch eigene Schwimmhosen, von Binsen verfertigt und mit Leinwand überzogen, oder aus einem luftdichten Stoffe und so eingerichtet, daß sie oben und unten ganz fest um den Körper schließen und mit Luft angefüllt werden können; ferner Schwimmkissen, mit Federn von Seevögeln gefüllt, die um Hals, Rücken und Brust gebunden werden. Die zweckmäßigsten Schwimmapparate sind, wofern wir sie überhaupt hierher zählen dürfen, die kleinen Boote der Grönländer, welche gerade groß genug sind, einen Mann im Schweben zu erhalten und ihm dabei freie Bewegung seiner Arme zu lassen; desgleichen dürfte man hierher auch jene Boote von Kork zählen, welche die Bestimmung haben, als Rettungsboote bei Schiffbrüchen zu gelten und die darum auch Lebensboote heißen. Sie bestehen entweder ganz aus Kork, oder sind wenigstens mit solchem bekleidet, darum gegen das Untersinken vollkommen gesichert und zuerst von Greathead vorgeschlagen worden. Schon den Römern war die Kunst bekannt, mittelst des Korks zu schwimmen; daher die Redensart: sine cortice natare. Auch bediente man sich aufgeblasener Thierhäute und Säcke; ferner der Tonnen (Boyen oder Baken). Noch jetzt benutzt man Fässer, um leckgewordene Schiffe vor dem Untersinken zu sichern und hebt gesunkene Fahrzeuge durch leere Fässer, die man zur Zeit der Ebbe an die Seite jener anbringt. Backers Vorschlag, zu diesem Zweck sich der sogenannten Kameele zu bedienen, wurde bis auf diese Stunde festgehalten. Dieses ist aber eine Art wasserdicht verschlossener langer Kähne, so beschaffen, daß sie sich zu beiden Seiten an den Rumpf der Schiffe anlegen lassen, wo sie dann, vermittelst Anwendung von Tauen, die unter dem Kiel hergezogen sind, und fester Streben, an das Fahrzeug gebunden werden. Ihre Länge beträgt 127 Fuß, ihre Breite zwischen 13—27 Fuß, auch sind sie in Abtheilungen getheilt, um das Gleichgewicht stets herstellen zu lassen und vermögen dann, wenn das in ihnen befindliche Wasser ausgepumpt ist, einen Indienfahrer von 15 auf 11 Fuß zu heben, um die seichten Stellen des Hafens passiren zu können. Die Grönländer verfertigen sich Lederkleider, die sich mit Luft anfüllen und um den Hals fest zusammen binden und gehen damit in das Meer auf den Walfischfang. Die Peruaner nehmen zwei Häute von Seethieren, füllen sie mit Luft, verbinden sie mit Stangen, spannen noch eine Haut darüber und gehen mit diesem Werkzeuge weit in die See zum Fischfang.

Schwimmmaschinen, Maschinen, die auf dem Wasser schwimmen; hierzu gehören die Schiffmühlen, schwimmende Springbrunnen, Rudermaschinen, Maschinen zum Fortziehen der Schiffe 2c.

Schwimmmaus (Säugeth.), Mäusegatt., s. v. a. Wassermaus, Hydromys *Geoffr.*

Schwimmschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Nerita *L.*

Schwimmschnecken (Weichth.), s. v. a. Neritacea, Unterabtheilung der Schneckenfamilie der Pectinibranchia (s. d.).

Schwimmschulen, s. Schwimmkunst.

Schwimmstein (Min.), auch Schwimmkiesel od. Levisilex, derb, knollig, porös, im Bruch uneben oder erdig, G. = 0,8, besteht fast ganz aus Kieselerde, scheint aber doch dem Opal näher zu stehen, als dem Quarz. Umschließt oft den Feuerstein bei St. Ouen unweit Paris.

Schwimmtaucher (Ornith.), jene Schwimmvögel, welche, während sie schwimmen, unmittelbar von der Wasserfläche aus, ohne sich über dieselbe erheben zu müssen, mit dem ganzen Körper zu tauchen vermögen.

Schwimmtorf (Geognos.), Torf, der vom Meere ausgeworfen wird; s. Torf, C.

Schwimmvögel (Ornithol.), s. v. a. die Vögelordnung der Palmipedes (s. d.).

Schwimmvogelartige Regenpfeifer (Ornithol.), nach Oken, s. v. a. Spitzflügler oder die Gattung Aegialitis.

Schwimmvogelartige Schnepfen (Ornithol.), nach Oken, die Uferschnepfen oder die Gattung Limosa.

Schwimmvogelartige Strandläufer (Ornithol.), Lappenfüße, nach Oken, die Gattung Phalaropus.

Schwimmwanze (Entom.), Wanzengatt., s. v. a. Ruderwanze, Corixa *Geoffr.*

Schwimmwanzen (Entom.), nach Oken, s. v. a. Notonectici, Unterfamilie der Hemipterenfamilie der Hydrocores (s. d.).

Schwinaren, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Guhrau; Vorwerk, Wasser= und Windmühle; 210 Einw.

Schwind (Biogr.), Moritz von, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Maler und Zeichner, wurde 1804 zu Wien geboren und daselbst von Ludwig Schnorr von Karolsfeld unterrichtet, bis er 1828 nach München sich begab, um unter Cornelius seine Studien fortzusetzen. Aus seiner früheren Zeit rühren mehre Zeichnungen und Bilder in Aquarell, dann ein Gemälde mit David und Abigail her, welches das Gepräge der früheren deutschen Kunstrichtung trägt, der aber S. bald nicht mehr unbedingt folgte. Der erste Auftrag zu größern Blättern wurde ihm 1832 zu Theil, weil ihm die Ausschmückung des Bibliothekzimmers der Königin von Bayern zufiel. Er malte hier einen Cyklus von Bildern aus Tiecks Dichtungen. An der Decke spielt Fortunatus mit seinem nie leeren Säckel und dem Wunschhütlein die Hauptrolle, weiter nach dem Fenster in gleicher Reihenfolge sieht man fünf Bilder aus Genofeva, in der Tiefe des Zimmers fünf Bilder aus Octavian, außerdem mehre kleine Bilder zum Ritter Blaubart, zum Rothkäppchen und Däumchen, zum getreuen Eckart, zum blonden

Eckbert, zum Prinzen Zerbino und verschiedene allegorische und Dichtergestalten. Die an der Decke befindlichen Gemälde sind al fresco, die an senkrechter Wand in enkaustischer Weise gemalt. In einem andern Flügel der Residenz in München, im Saalbaue, komponirte und malte S. einen Fries, welcher durch lebensvolle Gruppen von Kindern den Triumph der Wissenschaften und Künste vorstellt, ein Werk voll lieblicher Gestalten in der mannichfaltigsten Lage. Dann komponirte S. auch die Scenen aus dem Leben Karls des Großen im Karlssaale der Burg Hohenschwangau, die X. Glück ausführte, und im Schlosse des Dr. Crusius auf Rödigsdorf bei Leipzig malte er große Bilder aus Amor und Psyche. Von Leipzig nach Wien zurückgekehrt, malte er jenes humoristische, größere Staffeleibild, welches nach Göthe's Gedicht die Brautfahrt des Ritters Kurt vorstellt, jetzt im Besitze des Großherzogs von Baden und im Akademiegebäude aufgestellt. Im J. 1839, nach Vollendung des herrlichen Frieses im Saale der Residenz zu München, begab sich S. nach Karlsruhe, um das neue Akademiegebäude mit Gemälden zu zieren. Beauftragt, zur Ausschmückung der Antikensäle Zeichnungen zu verfertigen, hatte der Künstler die großartige Idee gefaßt, den von Göthe mitgetheilten Plan der philostratischen Gemäldegallerie zu verwirklichen. S. konnte nur über acht Lunetten und sechs flache Kuppelgewölbe verfügen, deren jedes mit fünf kleinen Gemälden zu schmücken war. In den Lunetten brachte er Bilder von 10 F. Länge u. 3 F. Höhe an u. sie bezeichnen die Hauptabtheilungen, während an der Decke die Idee weiter ausgeführt wird. Sämmtliche Bilder, mit rother Farbe auf schwarzem Grunde ausgeführt, tragen das Gepräge der Anmuth und einer großen Leichtigkeit in der Darstellung, wie wir sie nur in den Bildern nach Kompositionen Schwanthalers in der Residenz zu München bewundern. Alle diese Bilder sind in einem der Antikensäle; er lieferte aber auch Zeichnungen zur Ausschmückung anderer Räume dieses neuen Kunstgebäudes, namentlich für einen Saal, in welchem verschiedene Städte Italiens und Deutschlands allegorisch abgebildet sind. Ferner malte er das Stiegenhaus al fresco aus. An der Rückwand sieht man in großer Dimension die Einweihung des freiburger Münsters durch Konrad von Zähringen, eine reiche herrliche Komposition. Die Kirche bildet den Mittelpunkt, rechts und links kommen die festlichen Züge heran, und andere gleichmäßige Massen sieht man bereits am Dome geordnet. Dieses Bild ist ein Meisterstück von Lebendigkeit der Darstellung, charakteristischer Auffassung und Klarheit des Gedankens; es gilt als Ehrensinnbild der Architektur. Zur Verherrlichung der Skulptur erscheint das reizende Bild der Sabina von Steinbach in ihrer Werkstatt als Bildhauerin, und für die Malerei malte S. den Hans Baldung Grün, wie er den Markgrafen Christoph den Reichen von Baden konterfeit. In drei Lunetten über dem Dombilde malte er die Architektur von Staat und Kirche beschützt, die Mathematik mit dem Plane des Gebäudes u. der von dem Architekten (Oberbaurath Hübsch) erfundenen Kette zur Gewölbekonstruktion; dann Psyche als Phantasie, den Adler mit Blumen bekränzend und spielend den Blitz des Donnerers fassend. In zwei andern Lunetten daneben stellte er den Frieden als weibliche Gestalt dar, welche den Oelbaum pflanzt und einem Kinde (der Industrie) aus der Wiege hilft; ferner den Reichthum, welchem Erde u. Meer ihre Schätze darbringen. Die geflügelten Knaben mit Kränzen an der Decke sind nach S.s Zeichnungen von Reich und Geck gemalt. Im Sitzungssaale der ersten Kammer ist von S. ein Bild auf Goldgrund in enkaustischer Weise. Neben den von zwei Knaben getragenen Medaillons des Großherzogs erscheinen die allegorischen Gestalten der vier Stände: des Adels, der Gelehrten, der Bürger und der Bauern. In acht runden Feldern sieht man die allegorischen Figuren der Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, Frömmigkeit, Treue, des Friedens und des Reichthums. An diese großartigen Werke in Karlsruhe reihen sich noch einige Gemälde in Oel, so wie Kartons und Zeichnungen, die theils zur Ausführung in Oel bestimmt sind, theils anderweitige Verwendung erhielten. Unter den letzteren Arbeiten nennen wir einen Karton, welcher ursprünglich für ein Freskogemälde in der Trinkhalle zu Baden-Baden bestimmt war. Er stellt den Rhein dar mit seinen Nebenflüssen und seinen Städten, mit großer Anmuth und Leichtigkeit gruppirte Gestalten. Eines seiner letzteren Werke ist ein hohes Oelgemälde, welches eine Sage des Ritters Kuno von Falkenstein vorstellt. Dieser freite um die Tochter eines Ritters, dessen Schloß auf einem hohen Felsen stand, welcher ihm aber nur in dem Falle die Hand der Tochter zusagte, wenn er in einer Nacht eine Brücke zum Schlosse bauen würde. Bestürzt über diesen Bescheid traf er den Gnomen-König und dieser baute mit seinen Geistern in der Nacht die Brücke. Man sieht den Ritter gerüstet zu Pferde bereits vor der Burg, zur Wonne des Fräuleins, welches vor dem Vater zu ihm herab sich neigt. Am Berge sind die Gnomen in mannichfaltiger Bewegung. Dieses Bild ist auch meisterhaft gemalt, so daß es in technischer Hinsicht über jenem des Ritters Kurt steht. Alle Vorzüge des Meisters, und auch jenen einer vollendeten Technik hat auch ein neueres großes Oelgemälde desselben, welches er für das städelsche Institut zu Frankfurt a. M. ausführte, den Sängerkampf auf der Wartburg darstellend. Mehre Zeichnungen dieses Meisters sind auch in Stichen und durch die Formschneidekunst bekannt. Zahlreiche Kompositionen von ihm enthalten die „Fliegenden Blätter". S. lebt jetzt in München.

Schwind (Schwinden, Med.), s. v. a. Aridur.

Schwindau (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Groß-S.), R.-B. Oberbayern, Ldgr. Haag; Mühle; 100 E.; — 2) (Klein-S.), ebendas.; Mühle; 100 Einw.

Schwindbalgling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Ilosporium *Mart.*

Schwindblümchen (Bot.), auch Schwindelblümchen, s. v. a. Aurikel, Primula Auricula *L.*

Schwindblume (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Helonias *L.*

Schwinde (Geogr.), hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Winsen, an d. L.; 140 Einw.

Schwinde (Landw.), im Oderbruch, Flecken Sandes in gutem Boden.

Schwinde (Med.), 1) s. v. a. Schwindfleck; —2) s. v. a. Flechte.

Schwindegg, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Haag, Patrimonialgericht II., Schloß, Mühle; 170 Einw.

Schwindel (lat. Vertigo), 1) (Med.), eine in plötzlichen u. meist kurz andauernden Anfällen eintretende Störung der Gleichgewichtsempfindung, des Gleichgewichtsbewußtseyns, im Gefühle einer Scheinbewegung des eigenen Körpers und der äußeren Gegenstände bestehend. Er ist entweder ein Symptom verschiedener Krankheitszustände, oder besteht für sich. Da er ebensowohl in den peripherischen, als in den centralen Nervenausbreitungen seinen Ursprung haben kann, so unterscheidet man einen peripherischen und centralen S. Centraler S. äußert sich durch plötzlich entstehendes Gefühl gestörten Gleichgewichtes, durch das Gefühl des Herumdrehens des eigenen Körpers od. der Umgebung, mit Schwarzsehen, Finsterwerden vor den Augen, Ohrensausen, Uebelkeit, Angst, Blässe des Gesichtes; ein solcher Anfall geht meist rasch vorüber. Er wird hervorgerufen durch anhaltende, anstrengende, verwirrende, schnell aufeinander folgende oder sich kreuzende Eindrücke der Sinnesorgane oder des Vorstellungsvermögens und man unterscheidet deshalb einen Gesichts-, Gehörs-, Tast-, Geruchs-, Vorstellungs-S., von denen der erste der häufigste ist. Oft ist der Anfall nicht mit den oben beschriebenen Symptomen zu Ende, die Gegenstände verschwinden endlich dem Kranken in Dunkel (Vertigo tenebricosa, Scotodinia) oder er verliert die Gewalt über die willkürlichen Bewegungen und fällt nieder (Vertigo caduca). In Bezug auf die Richtung, in welcher der Kranke die Scheinbewegung zu empfinden glaubt, unterscheidet man: horizontaler Kreisschwindel, Vertigo gyrosa, wobei sich die Gegenstände halbkreisförmig um den Kranken drehen, S. von vorne nach hinten, Vertigo titulans. Bei seitlicher Richtung der Scheinbewegung spricht man von Vertigo vacillans. Bedenklich ist nach Boerhave der Vertikalschwindel (Nutatio), bei welchem die Gegenstände vertikal zu fallen oder aufzusteigen scheinen. Zuweilen hat der Kranke die Empfindung, als würde er beim Kopfe in die Höhe gezogen — bei Opiumkrankheit, im Champagnerrausche — zuweilen die, als müßte er mit dem Kopfe stiermäßig in die Erde schieben — Krätzschwindel — oder als müßte er gerade vor sich in ein Loch (Hopfennarkotismus) oder rücklings stürzen, Druck auf das kleine Gehirn. Zuweilen tritt der S. im Schlafe ein, Traumschwindel, Vertigo nocturna. Der Schlafende glaubt hier, in den Boden zu versinken, von einer Höhe herabzustürzen, und erwacht plötzlich mit Zusammenfahren des Körpers. — Am häufigsten kommt der S. im Greisen- und mittleren Lebensalter vor, am seltensten im Kindesalter. Nach den Ursachen des S.s unterscheidet man:

S. durch äußere Einflüsse erregt, Vertigo ab externis, durch drehende Bewegung, Tanzen, Schaukeln, Bücken, Seefahren, starke Anstrengung der Sehnerven, Herabblicken von einer beträchlichen Höhe, länger dauerndes Hinaufsehen nach dem Himmel, Rückwärtsfahren, Genuß S. erregender Substanzen, des Alkohols, der Narkotika, Tabakrauchen, Belladonna, Fingerhut 2c. Den heftigsten S. erregt der Most, der in der ersten Gährung begriffen ist. Auch atmosphärische Einflüsse rufen in seltnen Fällen diese Form des S.s hervor, er kann dann epidemisch vorkommen.

Idiopathischer Gehirnschwindel. Durch Desorganisationen, krankhafte Ansammlungen, Ablagerungen im Gehirn und seinen Häuten. Das kleine Gehirn und der Pons Varolii scheinen hier am Meisten betheiligt zu seyn. Ein Dienstmädchen zog sich durch einen Fall auf das Hinterhaupt einen Riß des kleinen Gehirnes zu und ward bis zu ihrem Tode am meisten durch das Gefühl gequält, als drehe sich ihr Kopf stets gewaltsam hinten über u. sie befände sich in einem fortwährenden Stürzen nach dieser Richtung. Bei Thieren veranlaßt Durchschneidung des Cerebellum und der Varolsbrücke Bewegungen nach der verletzten Seite hin.

Konsensueller S. Durch Lokalleiden eines entfernten Organes bedingt. Magenschwindel bei Hunger od. Indigestion, Abdominalschwindel bei unverdaulicher Nahrung, Kothmassen, Würmern 2c. im Darm. Ihn begleitet Kopfschmerz, Empfindlichkeit gegen Licht und Geräusch, übelriechender Athem, belegte Zunge, Appetitmangel, Verstopfung. Oft kommt diese Art von S. bei Melancholikern vor. Herzschwindel fehlt bei den wenigsten Herzkrankheiten. S. von unterdrückten Beckenblutungen, Hämorrhoidal- und Menstrualschwindel mit klopfendem Schmerz im Hinterhaupte, Flammen vor den Augen, Pulsiren der Carotiden 2c. Leberschwindel. Leberkranke leiden gewöhnlich an leichten Schwindelanfällen, oft nur an Klingen u. Sausen vor dem rechten Ohre. Milzschwindel. Rückenmarksschwindel bei Spinalirritation, Entzündung, bei Uebeln, welche Wassersucht des Rückenmarkes zur Folge haben; der Kranke sieht schwarze Punkte vor den Augen, er kann sich nur im Schwunge, niemals langsam und gemessen, erheben, erreicht schwankend u. hastig, auf dasselbe zustürzend, sein Ziel. Später Flammen vor den Augen, zuletzt Konvulsionen.

S. durch allgemeine Vollblütigkeit oder örtliche Blutüberfüllung, bei Anomalien des Gefäßsystems, unterdrückten Blutungen aus der Nase, den Hämorrhoidal- Uteringefäßen, vernächlässigtem Gewohnheitsaderlasse, bei Druck von Geschwülsten auf die Halsgefäße,

bei Isolation, Berauschung. Geht oft in Apoplexie über. Nervöser S. kommt vor bei nervöser Körperkonstitution, bei hypochondrischen, hysterischen Individuen, bei Gelehrten. Asthenischer S., S. aus Schwäche, Vertigo ex anaemia, ex inamitione, nach Säfteverlusten, Blutungen, Aderlässen, bei Samenverlust, chlorose. Ueber den dyskratischen S., Krätzschwindel, sagt Siebert: „Ein charakteristisches Zeichen der Krätzkrankheit liefert der von allen Praktikern außer Zweifel gestellte Krätzschwindel. (Sollten sich hier vielleicht einige Krätzmilben im kleinen Gehirne — der Kranken nämlich — eingenistet haben?) Bei anscheinend gesundem Körper befällt er die Kranken in regellosen Absätzen, oder manchmal bestimmte Perioden einhaltend, ohne vorausgegangene Gelegenheitsursache, wie Epilepsie ꝛc., der Kopf wird ihnen schwer, sie glauben an den nächsten Gegenstand — gewöhnlich nach vorne — stürzen zu müssen; die Gegenstände drehen sich im vertikalen Kreise, und nachdem der Anfall, der nicht stehend zu ertragen ist, nach einigen Minuten geendigt, fühlen sich die Kranken erschöpft und gedächtnißschwach, wie nach einem epileptischen Anfalle. Bei Steigerung des Uebels ist der Uebergang in Krätzepilepsie unvermeidlich. Ich behandelte schon viele Kranke davon, und erlangte fast niemals Heilung, ohne daß starke Krätzeruption, entweder spontan oder inokulirt, erfolgte." Merkurialschwindel ist oft von Merkurialzittern begleitet. Fuseldyskrasie mit skorbutischen Erscheinungen und äußerst heftigen Schwindelanfällen endet oft tödtlich. S. ungeheilter Syphilitischer. S. bei akuten Krankheiten, gastrischen Fiebern, Rothlauffiebern, Blattern, Typhus, Pest ꝛc., S. der Arthritiker u. s. f.

Die Vorhersage bei S. hängt von der Entfernbarkeit seiner Ursache ab, er ist demnach oft ein leicht, oft ein schwer zu heilendes Leiden; oft unbedeutend, oft dem Leben Gefahr drohend. Anhaltender S. mit Kopfschmerz, Krämpfen, beginnender Lähmung, ist bedenklich und läßt auf unheilbare Desorganisation des Gehirnes schließen. Auf Vertigo tenebricosa u. caduca folgt nicht selten Apoplexie und Epilepsie. Leicht heilbar ist Vertigo ex anaemia. Blutungen, Hautausschläge ꝛc. haben bei S. oft kritische Bedeutung. S. nach reichlichen Mahlzeiten ist der Vorläufer eines apoplektischen Anfalles.

Behandlung. Auch hier ist die Ursache stets zu berücksichtigen. Bei gastrischem S. also Entfernung der gastrischen Unreinigkeiten, Sorge für Stuhlentleerungen, der Gebrauch resolirender Mineralwasser; bei Würmern Wurmmittel; bei Herzschwindel ableitende Mittel, reizende Fußbäder, örtliche Blutentziehungen, kühlende Mittel, kleine Aderlässe; bei S. in Folge allgemeiner Plethora Blutentziehungen, sparsame, wenig nährende Diät, kühles Verhalten, kalte Umschläge auf den Kopf, mäßige Leibesbewegung, kühlende Mittelsalze, Fußbäder ꝛc. Bei nervösem S. beginnt man die Kur mit dem Gebrauch der Antihysterica u. Nervina, mit Valeriana, Castoreum, Asa foetida, u. gibt dann Roborantia, China, Eisen. Ist S. ein Symptom drohender Apoplexie, einer Dyskrasie eines Leber-, Milz-, Rückenmark-, Gehirn- ꝛc. Leidens, so suche man dieses zu heben. Aus dem Gesagten geht hervor, wie unzweckmäßig es ist, jede Form des S.s auf dieselbe Weise behandeln zu wollen, namentlich ist die allgemeine Anwendung von Blutentziehung für alle Fälle durchaus tadelnswerth. Auch haben sich die empfohlenen Specifica, Senf, Kubeben, Nux vomica, Pulsatilla nigricans, Guajak, Valeriana, Trifolium, Quassia und das neuerdings angegriffene Kreosot nur selten bewährt und sind nur dann in Gebrauch zu ziehen, wenn das ursächliche Moment nicht aufzufinden ist.

2) (Thierarzneik.). Kennzeichen: Die Anfälle treten gewöhnlich bei der Bewegung ein u. sind dem Grade nach zweifach: im ersten Grade erhalten sich die Thiere noch stehend, im zweiten stürzen sie aber um. Mit dem Eintritt des Anfalls, der plötzlich erfolgt, setzen die Thiere die Schenkel unregelmäßig fort, zittern am ganzen Körper, wackeln und taumeln hin und her, suchen sich aber doch durch eine gespreizte Stellung stehend zu erhalten; rümpfen die Vorderlippe, schütteln mit dem Kopfe, sind unempfindlich, besonders gegen das Gebiß, zeigen ein starres Auge, geschwindes ängstliches Athmen, vollen unterdrückten Puls. Steigert sich das Uebel bis zum zweiten Grade, so taumeln die Thiere noch mehr, besonders rückwärts und stürzen endlich nieder. Zu Ende eines jeden Anfalles bricht ein reichlicher allgemeiner Schweiß aus und außerdem stellt sich eine dünne, wasserhelle, reichliche Urinentleerung und bisweilen auch Misten ein. Alsdann holen die Thiere etliche Male tief Athem, springen wieder auf, schütteln sich und scheinen wieder wohl. Diese Anfälle kehren seltener od. häufiger wieder und gehen nach öfterer Wiederkehr gern in Schlagfluß, Epilepsie und Koller über. — Ursachen. Wohlgenährte, dicke u. vollblütige, mit dickem und schwerem Kopfe und kurzem Halse versehene Thiere sind dem S. am häufigsten ausgesetzt. Veranlaßt wird er durch grasse, schwüle Hitze, warme, dunstige Stallluft, starke, erhitzende Anstrengungen, Druck auf die Hals- u. Kopfblutadern, Fehler der Verdauung u. s. w. — Behandlung. Sie zerfällt in die des Anfalles und der ganzen Krankheit. In ersterer Beziehung muß man bei dem Thiere Alles entfernen, was den Blutlauf stört; man löse das Thier von allem Geschirre, Halftern u. s. w. los. Bei einem starken Anfall, besonders wenn die Thiere sehr vollblütig und fett sind, ist ein Aderlaß dringend nöthig. Auch kann man dem Thiere ein geistiges Mittel vor die Nase halten, oder selbiges auf Brod getröpfelt ins Maul stecken. Bei der gründlichen Heilung muß man die vorherrschende Anlage der Thiere, so wie die veranlassenden Schädlichkeiten möglichst zu mindern und gänzlich zu entfernen suchen. Es werden daher mitunter reichliche Aderlässe nöthig; außerdem sind kalte Begießungen oder Umschläge auf den Kopf, mäßig reizende Klystiere, scharfe Einreibungen ins Genick, selbst Haarseile an den Hals und inner-

lich dann ausleerende und temperirende Mittel (Salpeter, Glauber-, Bitter- u. Doppelsalz, selbst Meerrettig und weißer Senf) angezeigt. — Das Rindvieh verwende man lieber zur Schlachtbank. Pferde müssen stets, auch nach gründlich vermutheter Heilung, sehr geschont werden.

Schwindel (Biogr.), Peregrin, zu Landshut 1792 geboren, ward bayerischer Offizier und Mitglied des Landtags von 1831. Er vertheidigte auf demselben die Preßfreiheit, erlangte die Zurücknahme der Censurordonnanz, setzte eine bedeutende Erleichterung der Steuerpflichtigen durch, war Mitglied der Kommission zur Prüfung des neuen Strafgesetzbuches und der neuen Civilprozeßordnung. Lebte später in der Schweiz.

Schwindelbeerbaum (Bot.), s. v. a. wolliger Schlingbaum, Viburnum Lantana *L.*

Schwindeleien, 1) unsolide Pläne, die mehr darauf hinausgehen, andere Menschen zu betrügen, als ein reelles Geschäft zu machen; — 2) gewagte, jedes soliden Grundes entbehrende, viel versprechende Geschäftsunternehmungen, die über kurz oder lang zusammenbrechen und denjenigen, die sich zur Theilnahme bereden ließen, nur zum Nachtheil und Schaden gereichen, während die unsoliden Unternehmer den Gewinn in die Tasche stecken; England ist besonders reich an solchen Leuten, die im gewöhnlichen Leben Schwindler genannt werden.

Schwindelgemswurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Doronici, s. Doronicum Pardalianches *L.*, unter Gemswurzel.

Schwindelgeist, 1) die Fertigkeit oder Neigung, unbesonnen zu handeln; — 2) s. v. a. Schwindler.

Schwindelhafer (Bot.), s. v. a. Taumellolch, Lolium temulentum *L.*

Schwindelhandel, s. Schwindeleien.

Schwindelkälberkropf (Bot.), s. v. a. Myrrhis temula *Gaertn.*, Chaerophyllum temulum *L.*

Schwindelkörner (pharm. Bot.), 1) s. v. a. Semen Coriandri, s. Coriandrum sativum *L.*; — 2) s. v. a. Cubebae, s. Piper Cubeba *L. fil.*

Schwindelkorn (Bot.), s. v. a. Taumellolch, Lolium temulentum *L.*

Schwindelkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Aronicum *Neck.*

Schwindelschimmel (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Byssus *L.*

Schwindelwurzel (Bot.), s. v. a. gemeine Gemswurzel, Doronicum Pardalianches *L.*, s. Gemswurzel.

Schwinden, 1) (Med.), s. v. a. Schwindflecken; — 2) (Thierarzneik.), ein Abnehmen der Muskeln irgend eines Theils, ohne daß dadurch das Thier mager wird. Die davon ergriffenen Muskeln trocknen gleichsam aus, werden zu ihren natürlichen Verrichtungen ungeschickt und verursachen Steifigkeit und Hinken. Am gewöhnlichsten trifft man das S. an dem Schulterblatte, an der Hüfte und an den Lenden, bei Pferden jedoch auch unten am Fuß, wobei nicht nur die Muskeln einschrumpfen, sondern selbst der Fuß sich zusammenzieht und trocken wird. Ursachen: Störung der für den betreffenden Theil bestimmten Nahrungssäfte und verminderter Einfluß der Nerventhätigkeit auf denselben. Veranlassende Ursachen sind: äußere Verletzungen, zu starke Anstrengungen, Verstauchungen, Verschiebung einer Muskel, Knochen- und Gelenkleiden mannichfacher Art. Behandlung: Das Uebel ist oft unheilbar. Nächst Berücksichtigung der bedingenden Ursachen bedient man sich besonders stark reizender Mittel zur Belebung der Nerventhätigkeit, z. B. des Glüheisens, scharfer Salben u. s. w. — 3) S. u. Quellen des Holzes. Das Holz schwindet durch den Verlust des Wassers beim Trocknen; es dehnt sich aber wieder aus durch Wiederaufnahme von Feuchtigkeit; kann es dem Bestreben, zu schwinden oder zu quellen, nicht ungehindert in allen Theilen folgen, so krümmt es sich oder verändert auf andere Weise seine Form oder bekommt unter Umständen auch Sprünge u. Risse. Wenn Holz, welches in ganz dünnen Theilen bei einer Temperatur von + 14 bis + 16° R. völlig lufttrocken geworden ist, nachher einige Zeit in Wasser gelegt wird, so quillt es zu derjenigen Größe vollständig wieder an, welche es im ganz grünen Zustande gehabt hat. Der Betrag dieses Quellens ist also gleich der Zusammenziehung, welche das ganz frische Holz durch S. erleidet, indem es völlig lufttrocken wird. Die Schwindung ist bei verschiedenen Holzarten ungleich groß, bei einer und derselben Art am kleinsten in der Länge, d. h. nach dem Laufe der Fasern, größer in der Breite, und hier wieder zwei- bis dreimal geringer in der Richtung der Spiegel, als in der Richtung der Jahrringe. Aus den vom Oberhofbaurathe Loves in Hannover angestellten Versuchen folgt: a) daß das S. in der Länge so gering ist, daß es für die meisten Verarbeitungen des Holzes füglich ganz außer Acht gelassen werden kann, indem es z. B. beim Ahorn $^1/_{1380}$, bei Weißbuchen $^1/_{230}$ beträgt; b) daß dagegen das S. in der Breite bei sehr vielen Holzarten auf 4 bis 9 % oder $^1/_{25}$ bis $^1/_{11}$ steigt, daher alle Aufmerksamkeit verdient. Von dem großen Unterschiede zwischen der Schwindung des Längenholzes und jener des Querholzes überzeugt man sich oft an Zeichenbretern und dergl., welche mit sogenannten Hirnleisten versehen sind, indem hier nach längerer Zeit, wenn das Bret durch Eintrocknen schmäler geworden ist, die Enden der genannten, nicht merklich verkürzten Leisten über den Rand etwas vorspringen; c) Daß unter allen aufgeführten Arten das Mahagoniholz am wenigsten schwindet, wie denn auch die Erfahrung bestätigt, daß dieses Holz besonders gut steht, weshalb es zu guten Tischlerarbeiten vorzugsweise taugt; d) daß zwar im Allgemeinen die sehr dichten und schweren Hölzer weniger schwinden, als andere, daß aber doch Ausnahmen von dieser Regel vorkommen, indem z. B. das Pockholz

ein starkes S. zeigt, wogegen das weiche und leichte Cedernholz sich umgekehrt verhält. Könnte sich ein Holzstück, wenn es schwindet, in allen Theilen ungehindert und gleichmäßig zusammenziehen, so würde nur dessen Größe, nicht aber dessen Form verändert. Einem solchen Erfolge stehen aber mehr oder weniger folgende Hindernisse im Wege: a) ungleiche Beschaffenheit des Holzes in seinen verschiedenen Theilen hinsichtlich des Fasernlaufes und der Dichtigkeit, wodurch die Einwirkung der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft in ungleichen Graden Statt findet; b) die schon berührte Ungleichheit des Schwindens nach den verschiedenen Richtungen in Beziehung auf die Lage der Fasern und Spiegel; c) ungleiche Dicke des Stückes an verschiedenen Stellen, woraus eine ähnliche Ungleichheit im S. oder Quellen hervorgeht, weil die dickeren Theile langsamer und unvollkommener die Feuchtigkeit anziehen oder fahren lassen; d) ungleich starke oder einseitige Einwirkung der Luft, welche durch ihre Trockenheit das S. oder durch ihre Feuchtigkeit das Quellen herbeiführt; e) die Unmöglichkeit, dem Antriebe zum S. oder Quellen frei zu folgen, worin sich das Holz oft befindet, in Folge der Verbindung zwischen Bestandtheilen eines aus Holz verfertigten Gegenstandes. Diese Umstände sind, einzeln oder mehre zusammengenommen, Ursache, daß das S. und das Quellen so häufig mit Veränderungen der Gestalt, ja im schlimmsten Falle mit Trennung des Zusammenhanges verknüpft sind, mit andern Worten, daß das Holz sich wirft oder reißt, letzteres oft mit krachendem Geräusch. Frisches oder grünes Holz wirft sich am leichtesten und stärksten, weil es wegen seines großen Wassergehaltes am meisten schwindet. Aus diesem Grunde muß frisch gefälltes Holz mehre Monate oder ein Jahr lang in einem trocknen Raume aufbewahrt werden. Harte, dichte Hölzer unterliegen, weil sie im Innern verhältnißmäßig langsam austrocknen, mehr dem Werfen, als weiche. Ganze Stämme oder andere sehr dicke Holzstücke trocknen bedeutend früher auf der Oberfläche, als im Innern; und da also der Kern eines Stammes der durch das Trocknen eintretenden Zusammenziehung der äußern Theile nicht folgen oder nachgeben kann, so entstehen Risse, welche in der Halbmesser-Richtung von der Oberfläche nach innen gehen. Die hiervon verschiedenen s. g. Kernrisse, welche in der Nähe der Stammenden wie ein unregelmäßiger Stern vom Mittelpunkte nach außen sich erstrecken, scheinen dadurch verursacht zu werden, daß die Hirnseiten, auf welchen die Saftgefäße sich öffnen, schneller nach innen hin trocknen, als der Umfang des Stammes. Je schneller das Austrocknen Statt findet, desto weitere, aber wenigere Risse entstehen. Das s. g. Windschiefwerden langer Hölzer, wobei dieselben eine gleichsam schraubenartige Windung annehmen, entsteht vorzüglich dann, wenn durch Verschiedenheit in der Textur, Faserrichtung oder Dichtigkeit an verschiedenen Stellen der Länge ein ungleiches Werfen nach der Breite erfolgt. Ist ein Bret, oder eine aus Bretern zusammengefügte Fläche von einer Seite dem Einfluß der Feuchtigkeit oder einer wenig trocknenden Einwirkung unterworfen, während die andere Seite nicht so sehr derselben ausgesetzt, oder gar mit trockener und warmer Luft in Berührung ist, so liegt die Konvexität der entstehenden Krümmung auf jener Seite, welche der Nässe od. in geringerem Grade der trocknenden Einwirkung zugänglich war. Daher ziehen sich große Oberflächen von Möbeln, die in Zimmern, besonders in geheizten, stehen, stets so, daß sie von außen hohl, also konkav gekrümmt erscheinen. Das Werfen in der Längenrichtung ist, gleiche Dimensionen vorausgesetzt, nie so bedeutend, als das des Querholzes. Runde Holzstücke werden durch S. oder Quellen oval, weil der mit den Jahresringen gleichlaufende Durchmesser stärker schwindet und quillt, als der rechtwinklig dagegen stehende, mit dem Laufe der Spiegel übereinstimmende. Wenngleich in der Regel das Quellen und Werfen des Holzes sehr unwillkommen und für dessen Anwendung sehr nachtheilige Erscheinungen sind, so kann man dieselben doch in einzelnen Fällen benutzen. Ein Mittel, dünne Holzblätter zu krümmen, um sie dadurch etwa zu einer ihnen zu gebenden großen Biegung vorzubereiten, besteht darin, daß man sie mit einer Fläche vor ein mäßig großes Feuer hält, wodurch diese erwärmte Seite austrocknet und folglich konkav wird. Die andere Seite kann gleichzeitig mit Wasser benetzt werden, ebensowohl um sie zum Quellen zu veranlassen, damit sie leichter eine Konvexität annimmt, als um das Holz mittelst der Durchnässung biegsamer zu machen. Eindrücke in Holz, welche durch Anstoßen entstanden sind, kann man oft ganz wieder vertilgen, indem man die Stelle fleißig mit Wasser bestreicht oder begießt. Die Mittel, um das S. unmerklich oder unschädlich zu machen, finden sich in K. Hartmanns „Technologie", II. Th., S. 11. — 4) Bei Gußeisen und Thon, das nach dem Gießen und Ausglühen weniger Raum einnimmt, als früher in der Gießform und ungebrannt, weshalb man dasselbe nach der Schwindform, welche auf einen Fuß ⅛ Zoll größer gearbeitet ist, als das eigentliche Maß besagt, nimmt.

Schwindfieber (Thierarzneik.), langwieriges, nicht mit heftiger Hitze verbundenes Fieber, wobei das Thier noch einige Freßlust behält, aber doch täglich mehr von Kräften kommt. Zuweilen ist es von einem trocknen Husten begleitet. Das Thier sieht traurig aus, hat rauhes Haar, frißt zwar, aber mit Unlust, und hat vielen Durst. Ursachen: Oft ist das Fieber die Folge einer vorhergegangenen, nicht gehörig geheilten Krankheit, wo dann ein zurückgebliebener Fehler in irgend einem Eingeweide, Verstopfung der Gekrösdrüse, der Leber, die Ursache ist; nicht selten rührt es bloß von Verschleimung der Verdauungswege, von Wür-

mern und dergl. her. Behandlung: Sie richtet sich nach der Ursache. Am leichtesten läßt sich die Krankheit heilen, wenn sie ihren Ursprung in Verschleimung des Magens und der Gedärme hat, schwerer, wenn sie von einem Fehler in einem andern Eingeweide herrührt. Hat die Krankheit schon lange gedauert und das Thier seine Kräfte verloren, so gelingt die Heilung selten. Man sehe vor Allem auf eine zweckmäßige Fütterung. Bei Verschleimung der ersten Wege wende man gelinde Abführungsmittel, später mehr stärkende Arzneien, bei Verstopfung in einem Eingeweide des Hinterleibs mehr auflösende Mittel an.

Schwindflecken, s. Lichen.

Schwindgrube, 1) eine Art kurzer Schacht, den man in einem Gebäude, woraus der Unrath nicht füglich auf andere Weise zu entfernen ist, anlegt, um denselben hineinzubringen, wo er dann versiegt; — 2) der in eine Gassenschleuße einrinnende Abtrittschacht.

Schwindkirchen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Haag; 150 Einw.

Schwindler, 1) s. Schwindeleien; — 2) Einer, der mit der Absicht Geld oder Waaren zu erborgen sucht, um sie nicht zu bezahlen; — 3) s. Drehkrankheit.

Schwindnervig (bot. Term.), s. v. a. Evanidinervius, Ruptinervius, Abruptinervius.

Schwindratzheim, franz. Dorf, Depart. Niederrhein, Bez. Saverne, an der Zorn; Gypsbruch; 1220 Einw.

Schwindsucht, 1) (Med.), s. v. a. Auszehrung, s. Phthisis; — 2) (Seidenz.), Krankheit der Seidenwürmer; — 3) (Forstw. und Gärtn.), Krankheit der Bäume, wobei sie anfangen zurückzugehen, kleine Triebe zu machen und viel dürres Holz zu bekommen. Durch fetten Dünger oder durch Abstutzen der Aeste wird zuweilen das Uebel entfernt.

Schwindsuchtswurz (pharm. Bot.), s. v. a. Cimicifugae Serpentariae Radix, s. Cimicifuga.

Schwindung (Sackung), 1) das Niedrigwerden der aus Lehm und Kleierde aufgeführten Wasserbauwände; — 2) dessen Betrag nach Zollen.

Schwindwurz (Bot.), s. v. a. Schöllkraut, Chelidonium majus *L.*

Schwinekäben, holstein. Dorf, Gut Schulenburg; 150 Einw.

Schwingarm, s. v. a. kleine Schwinge, s. Kunstgestänge.

Schwinge, 1) Sache, womit etwas geschwenkt wird; — 2) Werkzeug, Vorrichtung zur Unterstützung, überhaupt zur Bewegung eines ganzen Kunstgestänges. Es gibt deren verschiedene Arten. Man denke sich eine Welle, welche auf einem, mit dem Erdboden fest verbundenen Gestelle, dem Kunstbocke, in horizontaler Lage so angebracht ist, daß sie sich um Zapfen hin- und herwiegen kann. Man denke sich ferner auf jeder Welle einen vertikalen Arm befestigt; sind nun, je nach der Länge des Gestänges, viele solche Kunstböcke mit Wellen und Armen da, und sind alle Arme der Wellen mit den Stangen der s. g. Schub- oder Zugstangen verbunden, so haben letztere eine bewegliche Unterstützung und die Kurbel kann die Stangen hin- und herschieben, weil dann die Welle mit den Schwingen sich hin- und herwiegt. Man nennt diese Art S. stehende S. Ist jeder Kunstbock oben gespalten, in der Spalte oben die horizontale Welle um ihren Zapfen beweglich, der Arm unten an der Welle befestigt, und an dem untern Ende jedes Armes die Stange, so sind die Schwingen hängende. Enthält jeder Kunstbock ein aus dünnen Balkenstücken zusammengesetztes Dreieck, welches sich an dem Gestelle mit seiner einen Seite, wie eine Thür, um Angeln hin- und herbewegen läßt, und ist an der, jener Seite gegenüberliegenden Spitze jedes Dreiecks die Stange befestigt, so hat man schwebende S.n Diese 3 Arten von S.n sind die vornehmsten. — 3) (Schwingemesser), eine Art von großem, breitem, hölzernem Messer, womit der Flachs auf dem Schwingestocke geschlagen und geschabt wird; — 4) (Unde), jedes der blechernen Stücke in der Kupperlade des Strumpfwirkerstuhles; es sind daran die Platinen befestigt; — 5) die längliche, aus Weiden geflochtene Wanne, worin man Getreide und Futter schwingt, d. h. in die Höhe wirft, jedoch so, daß es nothwendig wieder in die Wanne zurückfallen muß; hierbei führt der Luftzug den Staub und anderen Unrath daraus fort; — 6) ein Querholz, das fast am Ende eines Fahrzeuges dessen Borde zusammen verbindet und zum Anbinden desselben dient; — 7) ein breit geschnitztes Querholz, welches bei Schleifen, Schlitten und Wagenleitern die längeren Stücke mit einander verbindet und in gewisser Weite von einander hält; — 8) bei Walkmühlen der Stiel des Hammers, welcher zum Walken gebraucht wird; — 9) s. Papiermühle; — 10) s. v. a. Schaukel; — 11) die starken Schwungfedern der Vögel, besonders der Falken; — 12) s. v. a. Flügel; — 13) (Bauw.), s. Mauer.

Schwinge (Geogr.), hannöver. Fluß, Herzogthum Bremen, fällt bei Stade in die Elbe, ist auf eine kurze Strecke schiffbar; an seiner Mündung die schwinger Schanze zur Abgabe des Elbzolls.

Schwinge (Biogr.), s. Butera II.

Schwingebret, ein hölzernes Werkzeug, woran man den Hanf mit den Schwertern ausklopft; seine Form ähnelt einem umgekehrten Schemel.

Schwingehut (Strumpfw.), s. v. a. Undenhut.

Schwingel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Festuca *L.* — Schwimmender S., s. v. a. fluthendes Süßgras, Glyceria fluitans *R. Br.* — Hoher oder rohrartiger S., s. v. a. Rohrschwingel, Festuca elatior *L.*

Schwingel (Orgelb.), s. Orgel.

Schwingelgras (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Festuca *L.*

Schwingemehl, im Würtembergischen, das feinste Dinkelmehl.

Schwingemesser, s. v. a. Schwinge 3).

Schwingen (Ornithol.), die Flügel der Vögel, namentlich, wenn sie sich durch Länge auszeichnen und dem Vogel einen schnellen, hohen und ausdauernden Flug gestatten; — 2) die Schwungfedern, s. Ornithologie.

Schwingen (Geogr.), bayer. Dorf, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Kulmbach; 100 Einw.

Schwingen (Biogr.), Peter, Genremaler, 1816 zu Godesberg geboren, an der Akademie zu Düsseldorf gebildet, entwickelte in kurzer Zeit ein entschiedenes Talent für volksthümliche Auffassung. Seine Werke bestehen in Volksscenen von großer Lebendigkeit der Darstellung und von scharfer Auffassung des Charakteristischen solcher Auftritte. Zu seinen frühern Bildern gehört „der ertappte Liebesbrief" 1835. Die St. Martinsfeier der Kinder zu Düsseldorf wiederholte er 1837 viermal im Kleinen. Mehre seiner Gemälde sind komische Scenen, andere der ernsten Seite des Lebens entnommen, wie 1845 seine Pfändungsscene, wo die Verzweiflung der Frau und die Trostlosigkeit des Mannes, gegenüber der Härte des Gläubigers, mit ergreifender Wahrheit geschildert ist. Ein anderes meisterhaftes Bild, welches um dieselbe Zeit entstand, sah man 1845 auf der Kunstausstellung zu München; es stellt einen Schmaus nach dem Gewinn des großen Looses vor. S. malt auch Porträte, meist kleine Brustbilder.

Schwingen (adjekt.), 1) so bewegen, daß die Linie der Bewegung sich um einen Punkt dreht; — 2) bogenförmig oder in die Höhe bewegen; — 3) etwas durch eine schwingende Bewegung reinigen; — 4) (Glas.), die aufgeschlitzten Ecken des Fensterbleies mit Zinn zugießen; — 5) (Phys.), s. v. a. Oscilliren.

Schwingenapf (Nadl.), s. v. a. Scheuertonne.

Schwingend (bot. Term.), s. v. a. Oscillans.

Schwingepresse (Strumpfw.), s. v. a. Undenpresse.

Schwinger, Hermann, Maler und Glasschneider zu Nürnberg, schnitt schöne Landschaften in Glas und Krystall; † 1683 im 43. Jahre.

Schwingestock, s. Schwinge 3).

Schwingfaden (Bot.), Algengattung, s. v. a. Oscillaria *Bosc.*

Schwingfäden (Bot.), s. v. a. Oscillatorinae *Menegh.*; s. Oscillatorieä.

Schwingfäse (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Oscillaria *Bosc.*

Schwingfliege (Entom.), 1) Fliegengattung, s. v. a. Psarus *Fabr.*; — 2) Fliegengatt., s. v. a. Sepsis *Fall.*

Schwinggebirgspflug, englischer, s. v. a. Schwingpflug.

Schwingkölbchen (Schwingkolben), s. Balancirstängelchen.

Schwingkolbenstäubling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Tipularia *Chev.*

Schwingkraft (Phys.), s. v. a. Centrifugalkraft, s. Centralbewegung.

Schwingkunz (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Vibrissea *Fr.*

Schwingpfanne, in Zuckersiedereien Pfanne, welche hin= und hergeschwenkt wird, um das Anbrennen des flüssigen Zuckers an den Wänden des Kessels oder der Pfanne zu verhüten.

Schwingpflug, ein räderloser, oder ein Pflug ohne Vordergestell. Zur Anspannung des Zugviehes hat er vorn einen eisernen Stellungsbügel. Besonders in England gebräuchlich. Vergl. Pflug.

Schwingruthe. Beim Zerstoßen harter Körper in Mörsern erleichtert man sich die Arbeit, indem man die Keule an eine S. hängt und sie daran in die Höhe hebt.

Schwingtage (Schwingen), in der Schweiz Hirtenfeste, bei welchen gerungen wird; der Stärkste erhält als Preis einen mit Blumen geschmückten Stier.

Schwingung, 1) die Handlung des Schwingens; — 2) s. v. a. Oscillation; — 3) (Mus.), die schnelle, zitternde Bewegung, in welche die sogen. tongebenden Körper, wie z. B. Saiten, Glas, Metall, Membranen u. s. w., durch Schlagen, Reißen, Stoßen, Reiben, Blasen oder noch andere Mittel gesetzt werden, um wirklich den verlangten Ton zu erzeugen. Das Weitere s. Akustik und Resonanz.

Schwingungsbogen, 1) (Phys.), s. Akustik und Wellenbewegung; — 2) (Uhrm.), der Bogen, in dem ein Pendel und die Unruhe sich bewegen.

Schwingungsknoten, s. Akustik, vergl. Resonanz und Klangfiguren.

Schwingungspunkt, der Punkt, um welchen eine schwingende Bewegung geschieht.

Schwingungsverhältniß, s. Akustik.

Schwingungsweite, s. Wellenbewegung.

Schwingungszeit, s. Pendel.

Schwiniowitz (Swiniowitz), preußisches Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Tost; 230 Einw.

Schwinkendorf, mecklenburg = schwerin. Dorf, wendischer Kreis, Amt Stavenhagen; 290 Einw.

Schwintsch, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. u. Kr. Danzig; 200 E.

Schwintschitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Ossegg; 130 Einw.

Schwippe, 1) schlanke Ruthe, wie sie besonders zu den Angelruthen genommen wird; — 2) die Schnure am Ende der Peitsche.

Schwippende, das spitzige oder dünne Ende des Reißholzes.

Schwippendenlage, die obere Lage des Reißholzes bei Reißwerken; das Schwippende desselben kommt nach außen zu liegen.

Schwirblen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 210 Einw.

Schwirgallen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 180 Einw.

Schwirgstein (Dzierstyny), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterrode; 100 Einw.

Schwirklau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-S.), Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; Schloß, 2 Vorwerke, 3 Wasser- und 1 Sägemühle, Potascheſiederei; 440 Einw.; — 2) (Ober-S.), das.; Vorwerk; 260 Einw.

Schwirkoczyn, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 170 Einw.

Schwirle (Twierdzietewo), preußisches Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 140 Einw.

Schwirren, einen hellen, zitternden Laut hervorbringen.

Schwirrfliegen (Entom.), s. v. a. Blumenfliegen, s. Syrphidä.

Schwirrmaus (Säugeth.), Fledermausgatt., s. v. a. Nycticejus *Rafin.*

Schwirrschlange (Amphib.), Schlangengatt., s. v. a. Caudisona *Ok.*

Schwirsen (Geogr.), preußische Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Rummelsburg; Mühle; 230 Ew.; — 2) (Klein-S.), das.; 200 Einw.; — 3) das., R.-B. Stettin, Kr. Kammin; Schloß, Försterei, Windmühle; 340 Einw.

Schwirz (Swierczow), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Namslau; 2 Vorwerke; 590 Einw.

Schwirzheim, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Prüm; 2 Mühlen, Eisenbergwerk Eintracht; 310 Einw.

Schwissel, holstein. Dorf, Amt Segeberg; 140 Einw.

Schwitschen, hannöv. Dorf, Stade, Verden, Amt Rotenburg; 230 Einw.

Schwitten, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Iserlohn, unfern der Ruhr; mit den Bauernschaften Sellhausen, Deventer, Broikhausen und Dahlsen, dem Rittergute und Hofe Laer, den Höfen Kemper, Rohhaus, Nieder- und Ober-Stadt, Kuhlmann und Brakelmann 460 Einw.

Schwittersdorf, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, mansfelder Seekr.; 160 Einw.

Schwitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Schwannberg; 180 Einw.

Schwitzbad, 1) (Med.), s. Bad; — 2) (Gerb.), s. Schwitzen 5).

Schwitzbäder von St. Germano, s. Agnano.

Schwitze, 1) s. v. a. Schwitzbad; — 2) (Gerb.), der Zustand, wo die Felle im Schwitzbade warm und feucht werden.

Schwitzen, 1) (Med.), s. Sudor; — 2) von Steinen, Glasfenstern, Wänden, wenn warme Dünste in Gestalt von Tropfen sich daran hängen; — 3) (Landw.), vom Getreide, wenn es in der Scheune oder in Feimen liegt, dadurch warm wird und die darin enthaltene Feuchtigkeit emporsteigt. Körner von Getreide, das vor dem S. gedroschen wird, haben ein schöneres Ansehen und geben ein weißeres und lockereres Mehl. Auch bei den Kartoffeln findet sich eine ähnliche Erscheinung, und es ist daher nöthig, daß die Keller mit Zuglöchern versehen sind. — 4) Wasser und Feuchtigkeit tropfenweise von sich geben, wie die Schwitzquellen; — 5) (Gerb.), die zu Sohlenleder bestimmten Häute durch das Schwitzbad zum Enthaaren vorbereiten. Man reibt sie zu diesem Zweck auf der Fleischseite mit Küchensalz oder gepulvertem Steinsalz ein, legt sie dann auf Haufen ungefähr 10 Tage lang übereinander, bis ihr Geruch einen Anfang von Fäulniß zeigt, worauf sich die Haare mit der Hand leicht auszupfen lassen. Man muß sie jedoch von Zeit zu Zeit lüften und beobachten, damit sie sich nicht, zu ihrem Schaden, zu stark erhitzen.

Schwitzen der Füße, s. Sudor.

Schwitzende Säule, s. Konstantinopel.

Schwitzfieber (Med.), s. v. a. Elodes.

Schwitzkasten (Med.), Vorkehrung, worin der Körper in einem engen Raume einer so hohen Temperatur ausgesetzt wird, daß er in Schweiß geräth; s. Bad.

Schwitzquellen, s. Mineralquellen.

Schwitzstube (Med.), durch trockne warme Luft oder durch Wasserdämpfe geheiztes Zimmer, um Schweiß zu erregen; s. Bad.

Schwitzwasser, s. Brunnen.

Schwitzwerke, s. Mineralquellen.

Schwobfeld, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; 170 Einw.

Schwochel, holstein. Dorf, Patrgr. Böbs; über 100 Einw.

Schwochow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Pyritz; Filialkirche, Windmühle; 300 Einw.

Schwöb, bayer. Knottschaft, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Berchtesgaden; gegen 100 E.

Schwöchat, s. v. a. Schwechat.

Schwödefaß, s. Gerberei.

Schwödegrube, s. Gerberei.

Schwöden, das Bestreichen der wolligen Felle mit dem Schwödenwedel, einer Art Pinsel aus den längsten Haaren des Ochsenschwanzes, mit einem aus gleichen Theilen gelöschten Kalk und gesiebter Asche und Wasser angemachten dicken Brei, wodurch die Wurzelenden der Wolle losgebeizt werden; s. Gerberei.

Schwödenwedel, s. Schwöden.

Schwoditz (Unter-S.), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels; 120 Einw.

Schwölen, s. Theer schwelen.

Schwöllbronn, würtemberg. Dorf, Jartkreis, Oberamt Oehringen; 180 Einw.

Schwöllmen (Schwilmen), preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Holland; 110 Einw.

Schwömminge, Münzen, s. v. a. Schwimmer.

Schwönau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Friedland; 300 Einw.

Schwöpen, einen Deich mit Soden oder Rasen (Schwöpelsoden) belegen.

Schwören (Moral, Theolog. u. Rechtsw.), einen Eid leisten, d. i. unter feierlicher Anrufung eines als ehrwürdig und heilig anerkannten Objekts die Wahrheit bekennen. Ueber den moralischen Werth des Eides ist seit den ältesten Zeiten viel gestritten worden. Allerdings ist die einfachste und natürlichste Bekräftigung der Aufrichtigkeit unserer Aussage das schon von Christus vorgeschriebene „Ja, ja, Nein, nein". Wäre der Mensch ein rein geistiges und moralisches Wesen, also ein Wesen, welches nicht fehlen und irren könnte, so würde auch eine andere, als diese Versicherung, in keinem Falle nothwendig seyn. Nun aber schwebt er vermöge seiner sinnlichen Natur fortwährend zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Irrthum, seine Aussage kann also eben so leicht falsch als wahr seyn. Bei wichtigeren Gegenständen und wo es auf die Erforschung der Wahrheit ankommt, bedarf der Mensch daher in der Regel eines höhern Motivs, um der Aussage des Andern Glauben zu schenken. Hier kommt es darauf an, dem Andern ein Unterpfand von beiderseitig anerkanntem Werthe zu bieten, dessen man sich im Voraus für verlustig erklärt, wenn die Aussage trügerisch erfunden werden sollte, mit andern Worten einen Bürgen zu stellen für die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung. Die subjektive Wahrheit aber läßt sich äußerlich nicht durch einen Dritten verbürgen. Man müßte also als Bürgschaft und als Pfand ein Gut bieten, welches man in sich selbst trüge. So verpfändete man seinen Glauben, seine Ehre, seine Rechtlichkeit, seine schönsten und theuersten Hoffnungen, und brach damit, im Falle des Truges, über sich selbst den Stab der Nichtswürdigkeit und des Verbrechens. Dies ist der Eid, eine feierliche Versicherung der Wahrheit bei den höchsten Gütern des Lebens.

Die Verschiedenheit der Ansichten über die Lebensgüter und die Wichtigkeit der einzelnen Eide hat auch eine gleich unendliche Verschiedenheit der Objekte des Eides herbeigeführt, indem man sich stufenweise von den niedrigern zu den höhern Lebensgütern und endlich zum Schöpfer selbst erhob. Die Bibel nennt feierliche Versicherungen der Wahrheit bei dem eigenen Vater (1. Mos. 31, 54); bei Pharao (1. Mos. 42, 15); bei Saul (1. Samuel 17, 55); bei David (das. 25, 26); bei Elias und Elisa (2. Sam. 2, 2 f.; 4, 30); bei den Engeln (1. Timoth. 5, 21); bei Jerusalem und dem eigenen Haupte (Matth. 5, 34); bei Himmel und Erde (das. 5, 34; 23, 22); bei dem Tempel (Matth. 23, 21; 16, 17) und Altar (Matth. 21, 18, 19); bei Gott und seinem heiligen Namen (5. Mos. 10, 20). Mit Recht hielten die Juden die Betheuerung bei Gott für die feierlichste und bindendste. Ein Schwur bei dem König oder der Stadt galt hier bei Weitem nicht so viel, als eine Obtestation bei einem Buchstaben des Namens oder einer Eigenschaft Gottes. Die Griechen leisteten den Eid bei Zeus, dem Himmel, den Flüssen und der Erde. Die Römer schwuren bei dem Scepter, bei der Majestät des Imperatoren, bei der Hütte des Romulus, bei dem Kapitol, bei dem eigenen Leben, bei ihrer Wohlfahrt und ihrer Ehre, später selbst bei den Haaren Gottes. Das Mittelalter kannte die Schwüre bei den Heiligen und ihren Reliquien, beim Kaiser, bei des Kaisers Barte 2c. Alle diese Objekte waren dem menschlichen Gemüthe heilig und ehrwürdig und das kanonische Recht erklärt sie ausdrücklich für bindend. Vergl. unten Geschichte des Eides.

Der Quantität nach sind die Eide allgemein verbindliche (z. B. per Deum quem multi iugi nomine totus veneratur orbis, Apulejus), besonders verbindliche (z. B. bei Moses, Christus, Mohammed, bei dem Evangelium, den Heiligen, dem Kelche), und persönlich verbindliche (z. B. bei dem Vater, bei dem eigenen Leben). Qualitativ ist der Eid bejahend (assertorisch) od. verneinend (Reinigungseid). Ersterer zerfällt in den Zeugeneid, den Verpflichtungseid und den Kredulitätseid; darüber s. weiter unten. Ferner theilen sich die Eide in religiöse und bürgerliche, gerichtliche und außergerichtliche (s. unten). Endlich aus dem Standpunkte der Moralität sind sie entweder moralisch mögliche oder moralisch unmögliche, je nachdem sie mit dem Sittengesetz übereinstimmen oder ihm widerstreiten. Zu den letzteren gehören alle Eide, welche eine böse Handlung bezwecken, so wie die erzwungenen. Vgl. Eisenhart, Grundsätze der deutschen Rechte in Sprüchwörtern, 3. Ausg. von Otto, Leipzig 1823, S. 533 f.; — Grotius, De jurejurando, in seinem Buche De jure belli et pacis, Buch II, Kap. 13; — Malblanc, Doctrina de jurejurando e geminis legum et antiquitatum fontibus illustrata, Altdorf 1781; — Stäudlin, Geschichte der Lehre und Vorstellungen vom Eide, Göttingen 1824; — Meiners, Allg. krit. Geschichte der Religionen, Hannover 1806, Th. II, S. 277; — Meister, Ueber den Eid nach reinen Vernunftbegriffen (eine gekrönte Preisschrift), Leipzig 1810.

Die christl. Kirche hat die Streitfrage über das Moralische des Eides beseitigt, indem sie mit Uebergehung der philosoph. Erörterung ihn als heilige Handlung in ihren Bereich zog. Aeußere Güter, lehrt sie, Vermögen, Ehre, selbst das Leben kann man wohl als Pfand für seine Aussage geben; aber das Gewissen selbst wird nur gebunden durch den Eid; er allein flößt das stärkste Vertrauen und die höchste Ehrfurcht ein (μεγίστη παρ' ἀνθρώποις πίστις, Diodor. Sicul., Hist. I, 77) und ist das Ende alles Streites (Hebr. 6, 16). Gott der Allwissende und Heilige als Zeuge und Rächer der Unwahrheit schwebt jedem kirchlichen Eide vor. Und darin stimmen alle Zeiten und alle Völker überein. Die Jahrbücher der patriarchalischen Zeit (1. Mos. 15, 9) sowohl, als die Urkunden der Profangeschichte kennen die Berufung auf die Gottheit und ihre heilige Vergeltung. Eine Definition des Eides ist aber eben so wenig den Juden als den Heiden gelungen. Erstere schwuren nie ohne die fürchterlichsten Flüche

und Verwünschungen: Gott möge sie, gleich Dathan und Abiram, von der Erde verschlingen, ihr Haus von Feuer verzehrt werden lassen, sie mit schrecklichen Krankheiten schlagen, mit Kinderlosigkeit strafen und ihnen dereinst die ewige Seligkeit entziehen. Selbst der 4. Mos. 5, 22 ff. verordnete Reinigungseid einer des Ehebruchs angeklagten Gattin enthält die grausenhafte Androhung der Wassersucht und Auszehrung und wurde schon zu Zeiten der Makkabäer als unstatthaft erkannt und verworfen. Dieser in den materialistischen Ansichten der Juden von Gott begründete Eid ist eben so unnatürlich als unmoralisch, indem Niemand den Wunsch, glücklich zu seyn, gänzlich zu kennen vermag, und Leben, Gesundheit und Glückseligkeit unveräußerliche Güter sind, auf die man nur Verzicht leisten könnte durch einen frevelhaften Eingriff in die Rechte der Vorsehung, welcher allein die Bestimmung darüber zusteht.

Die Römer erklärten den Eid für eine religiöse Betheuerung, negirten aber die Eigenschaft der Vergeltung (Cicero, De offic. III, 29) und beschränkten ihn auf die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Vgl. unten Geschichte des Eides. Wenn die heutigen Kanonisten (G. L. Böhmer, Principia juris canonici, §. 329 f.) den Eid als eine Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit und Rächer der vorsätzlichen Unwahrheit bezeichnen, so vergessen sie, daß die Begriffe von Zorn und Rache nur an sinnlichen Wesen denkbar, bei einem rein geistigen Wesen aber nur Mißfallen und gerechte Vergeltung möglich ist. Michaelis (Moral §. 30) definirt den Eid als einen Vertrag, die Wahrheit zu sagen, zu dessen Garantie man Gott anruft. Aber die Wahrheit zu sagen ist eine ursprüngliche, von der Sittlichkeit dem Menschen auferlegte Pflicht, welche nicht erst durch Vertrag geschaffen werden kann. Die Definition endlich des scharfsinnigen Moralisten Schmidt (Lehrbuch der Sittenlehre, Gießen 1799, S. 233): der Eid sey ein dem Staatsbürger von der Obrigkeit abgefordertes Versprechen, welches zum Zutrauen zu jener Moralität berechtige, ist viel zu eng, indem sie die Privateide ausschließt und ohne Berücksichtigung der Religion die Eidesabnahme unbedingt der Obrigkeit zuschreibt, die hinwiederum doch selbst auf ihren Beruf verpflichtet worden ist. Der Eid nach christlichen Begriffen ist eine feierliche Betheuerung der Wahrheit. Der Schwörende tritt zurück aus dem profanen Gewühle der Welt in das Heiligthum seines innersten Bewußtseyns vor den Thron des Allwissenden. Alles, was dem Gemüthe eine unheilige Richtung gibt, muß verbannt seyn. Trunkenheit, Ueberraschung, Zorn, überhaupt alle Affektion machen den Eid moralisch unmöglich. Die Betheuerung umfaßt zugleich die Persönlichkeit der Handlung. Sittenlehrer haben daher mit Recht die Schwüre durch Prokuratoren oder in animam mandantis verworfen und das Recht sie antiquirt.

Der Mensch soll als freies Wesen, wie überall, so auch beim Eide frei handeln. Ein Eid, welcher das Merkmal der Freiheit nicht trägt, ermangelt aller moralischen Verbindlichkeit. Endlich gehört zum Begriffe des Eides noch das Merkmal der Wahrheit, der faktischen wie der praktischen. Jene ist nothwendig bei allen assertorischen Eiden, welche sich auf Fakta beziehen, weil wir eine Fiktion ohne Widerspruch des Gewissens nicht zu betheuern vermögen; die praktische Wahrheit umfaßt die moralische Möglichkeit dessen, was ich beschwöre; sie ist wesentlich bei den Verpflichtungseiden, weil man schon vor dem Eide verbunden ist, nichts zu thun, was mit Gottes moralischer Weltordnung und dem eignen bessern Bewußtseyn in Widerspruch steht. Der Eid ist aber auch eine Betheuerung bei Gott, dem Freund und Beschützer der Wahrheit. Ein Lebensgut zu verpfänden, oder sich selbst zu verwünschen, liegt keineswegs in seiner Natur. Der Schwörende legt nur das Bekenntniß ab, daß er Gott, als Beschützer der Wahrheit und gerechten Richter der Lüge, verehrt; daß er darum den Betrug und die Lüge für Sünde, für einen frevelhaften Eingriff in die göttliche Weltordnung und für eine strafwürdige Verachtung des göttlichen Namens hält, die früher oder später hier, gewiß aber jenseits ihre verdiente Vergeltung finden. Es versteht sich deshalb von selbst, daß der Atheist, der Gott und Unsterblichkeit leugnet, einen wahrhaft gültigen Eid nach christlichen Begriffen nicht leisten kann, mag auch sonst eine von ihm gegebene Versicherung für sein Gewissen die Wirkung eines förmlichen und feierlichen Eides haben. Die Moralität des Eides hat auch in neuester Zeit und nachdem die Kirche ihn längst adoptirt hatte, so viel Angreifer als Vertheidiger gefunden. Gestützt auf die Aussprüche griechischer Weisen und auf die Autorität einiger Stellen des neuen Testamentes hat man oft den Eid als unsittlich verworfen. So Irenäus, Lactanz, Chrysostomus, die Waldenser, die Wiklefiten, Erasmus, die Wiedertäufer, Mennoniten, Quäker, ein großer Theil der Pietisten und Separatisten; Kant (Tugendlehre, S. 179), Pröschke (Einleitung in die Moral, S. 248), Härter (Ueber die gänzliche Abschaffung der Eide vor Gericht, Gotha 1808) erklären sich entschieden gegen den Eid. Alle diese Ansichten sind unten zusammengestellt in dem Abschnitte: Geschichte des Eides. Müssen wir auch vom höchsten Standpunkte aus den Eid, als die allgemeine Wahrhaftigkeit untergrabend, verwerfen, so vermag die Praxis seine Nothwendigkeit doch nicht abzuleugnen. Auch der wahrheitliebendste Mensch wird durch die Forderung, das höchste Wesen zum Zeugen seiner Aussage anzurufen, zu einer genauern Prüfung dieser seiner Aussage hingewiesen, während ein Mensch, der nicht Anstand nimmt, leichtsinnig die zweifelhafte Wahrheit einer Sache mit einer gewöhnlichen Betheuerung zu versichern, doch Anstand nehmen wird, etwas Ungewisses, Zweifelhaftes, wenn nicht geradezu Unwahres durch einen Eid zu betheuern. Die Kirchenlehre verwirft die Eidesscheu als moralisch und rationell völlig unbegründet. Der Eid beruht nach ihr, wie das Gebet, auf einer Erhebung zu Gott. Der fort-

währende Gedanke an Gott und seine weise Weltregierung ist aber Pflicht der Moral, der Religion und des Christenthums. Ein Verbot des Eides würde also zugleich ein Verbot des Gebetes, ja überhaupt aller religiösen Meditation in sich schließen, was konsequenter Weise zuletzt auf einen groben Materialismus führen und das Ende aller wahren Religion seyn würde. In dem Begriffe der wahren Religion liegt somit auch die Zulässigkeit des Eides, der ein Bekenntniß unseres Glaubens an Gottes weise u. gerechte Weltregierung, an ein ewiges Moralgesetz und an unsere Abhängigkeit von dem höchsten Wesen ist und als solches kein der Sittlichkeit widerstrebendes Element in sich enthält. Darum **gebietet** auch (5. Mos. 10, 20) Gott selbst den Eid, er schwört (Hebr. 6, 13) bei sich selbst und der Engel wieder bei ihm (Offenb. Joh. 10, 6). Der Eid ist daher auch von jeher allen gebildeten Völkern eben so heilig u. ehrwürdig, als sein Mißbrauch u. seine Verletzung ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung gewesen. Bei Königs- und Priesterwahlen, im Kriege, vor Gericht, überhaupt bei feierlichen Gelegenheiten trauen sie nur eidlichen Zusagen (Xenephon, Anabas., Buch III, Kap. 2, §. 5, von Bornemann). „In allen kultivirten und namentlich christlichen Staaten", sagt v. **Ammon**, Handbuch der christlichen Sittenlehre, 2. Bd., S. 79, „ist der Eid eine Schutzwehr gegen den Despotismus und die Treulosigkeit, für die es keinen Ersatz gibt und die auch jedem erleuchteten und reinen Gewissen heilig und unverletzlich seyn muß". Aber, fügen wir hinzu, wenn der Despotismus in seinem Interesse Eid und Treue bricht, wenn die Charakterlosigkeit den Meineid durch tausend Spitzfindigkeiten zu beschönigen sucht, wenn es der Gewalt anheim gegeben ist, politische Eide zu lösen, dann kann es nicht mehr auffallen, wenn das Volk den Glauben an dies letzte Bollwerk gegen die Lüge verliert und mit derselben unsittlichen Waffe kämpft, die gegen es geführt wird. Vgl. **Anton**, Philosophische Prüfung der verschiedenen Meinungen über den Eid, Leipzig 1803; — **Wolf**, Ueber die Verbindlichkeit des Eides, Posen 1805; — **Globig**, Censura rei judicialis, Dresden 1821, Bd. II; — **Bayer**, Betrachtungen über den Eid, seinen Begriff, seinen Zweck, seine Anwendung, Th. I, Nürnb. 1829. — Ueber den **kirchlichen Religionseid** s. unten **Geschichte des Eides**, vgl. **Symbolische Bücher**.

Vom Standpunkte des **Rechts** ist der Eid eine religiöse Handlung vor Gericht zur Bestärkung der Wahrheit. Ein Haupterforderniß des Eides ist Eidesfähigkeit des schwörenden Subjekts. Zu ihr wird erfordert: a) Eidesmündigkeit, die im römischen und kanonischen Rechte mit dem 14. Jahre beim männlichen, dem 12. beim weiblichen Geschlecht beginnt. Neuere Legislationen schwanken zwischen dem 14., 18., 21. und 25. Jahre. b) Geistige Gesundheit. Wahnsinnige und Betrunkene sind unfähig. c) Unbescholtenheit des Schwörenden. Verbrecher, Meineidige, aus innern Gründen auch Atheisten sind eidesunfähig. d) Freiheit des Schwörenden. Gewalt, List, Ueberredung machen den Eid ungültig. Ungültig und rechtswidrig ist jeder Eid, welcher verstößt gegen gerechte Ansprüche Dritter. **Gegenstand** der Eidesleistung ist in christlichen Staaten der alleinige Gott. Die **Zeit** des Eides ist gemeinrechtlich der Vormittag. Die preuß. allgemeine Gerichtsordnung nennt als äußersten Termin 12 Uhr. Verboten ist der Eid an Sonn- und Festtagen. Ausnahmen finden Statt, wenn pro pace vel alia necessitate geschworen wird. **Ort** der Eidesleistung waren früher die heiligen Stätten, jetzt regelmäßig die Gerichtsstelle, nur ausnahmsweise eine Privatwohnung. Die **Form** ist mit wenigen Modifikationen die in den römischen Rechtsbüchern vorgeschriebene. Der Eidesablegung geht durch den weltlichen Richter oder durch den Geistlichen eine Verwarnung vor dem Meineide voraus, s. g. Avisatio de vitando perjurio. Geleistet wird der Eid durch Emporhebung des Daumens, des Zeigefingers und des Mittelfingers der rechten Hand. Bei hochgestellten Personen, bei Stummen, Kranken, Abwesenden genügt ein schriftlicher Eid. Juristische Personen schwören durch Bevollmächtigte. Den Staat repräsentirt der Fiskal.

Der **feierliche** Eid unterscheidet sich von dem **unfeierlichen** dadurch, daß er die Anwesenheit eines Geistlichen erfordert, die Gerichtstafel mit schwarzem Tuche bedeckt, ein Todtenkopf, ein Krucifix und angezündete Lichter darauf gestellt, die Thüren des Gerichtssaales geöffnet und das Evangelienbuch zur Handauflegung vorgehalten wird. Er wird regelmäßig angewandt bei Reinigungseiden und in Kriminalsachen und erfordert persönliche Anwesenheit des Schwörenden, während der **minderfeierliche** durch Stellvertreter in animam mandantis geleistet werden kann. Eidliches Angelöbniß ist das in minder wichtigen Fällen die Stelle des bürgerlichen Eides vertretende eidliche Versprechen in die Hand des Richters. Die Eigenschaft eines Beweismittels haben Viele dem Eid abgesprochen (vgl. **Mühlenbruch**, Entwurf des Civilr., §. 348). Unbestritten bleibt, daß er nur subsidiar ist für den faktischen Beweis und darum nur anwendbar, wo dieser nicht möglich ist. Sein Resultat aber ist mit dem des wirklichen Beweises identisch. Der Eid ist der moralische Beweis, der gleiche Wirkung hat mit dem faktischen. Als Beweismittel darf der Eid nur auferlegt werden über a) für den Prozeß wichtige; b) juristisch ungewisse; c) sich auf bestimmte Fakta beziehende Punkte. Facta propria erfordern das Juramentum veritatis, aliena das Jur. credulitatis.

Der Eid ist seinem Inhalte nach entweder **promissorisch** oder **assertorisch**. Der erstere dient zur Verstärkung eines gegebenen Versprechens, wo er entweder eine neue Verpflichtung erzeugt, oder ein erhöhtes Motiv bildet für die Solution einer bestehenden Verpflichtung. Die erstere Bedeutung erzielt das römische Recht, das einem durch Eid geschlossenen Rechtsgeschäfte keine größere Gültigkeit beilegt, als es nach dem Jus commune haben würde. Aus-

nahmen a) beim minor, welcher bei Veräußerung eines Eigenthumsobjektes schwört, nach erlangter Großjährigkeit den Erwerb des Käufers nicht hindern zu wollen; b) beim freigelassenen Sklaven, wenn er sich bei der Manumission zu gewissen Diensten für seinen Herrn durch Schwur verpflichtet. Das kanonische Recht legt jedem promissorischen Eide, sofern das daraus entstehende Rechtsgeschäft nicht juristisch unstatthaft ist, unbedingt bindende Kraft bei.

Dieser kanonische Grundsatz ist von den neuern Legislationen fast allgemein verlassen worden. So in Preußen (Allg. Landrecht, Th. 1, Tit. 5, §. 199), Hannover (Gesetz vom 28. Dec. 1821), England (Gesetz v. 9. Sept. 1835), wo zugleich die außergerichtlichen promissorischen Eide förmlich verboten sind. Die französischen Gesetze gedenken des Versprechungseides gar nicht. Die Entbindung von einem rechtswidrigen Eid erfolgte früher durch die Kirche, jetzt regelmäßig durch das Gericht. Der promissor. Eid ist jetzt nur noch wichtig durch sein ethisches Element. Er ist eine Feierlichkeit, durch die man moralisch auf den Menschen zu wirken sucht, ohne jedoch ein neues Recht u. eine neue Verpflichtung zu begründen. So der Diensteid, der Huldigungseid ꝛc. Der assertor. Eid dient zur Bekräftigung einer Aussage. Objektiv ist er, wenn er die Konfirmation des positiven (juramentum scientiae) oder negativen (juramentum ignorantiae) Wissens, subjektiv, wenn er eine Betheuerung der moralischen Ueberzeugung enthält. Diesen letztern, auch Glaubenseid (juramentum credulitatis) genannten Eid verwerfen mehre Schriftsteller, wie Mühlenbruch (Entwurf des gemeinrechtl. und preuß. Civilpr., §. 430, S. 193), unbedingt, „da der Eid nicht auf Meinungen, sondern auf Fakta gerichtet seyn dürfe", während Andere, z. B. Thibaut (Lehrb. der Pand. §. 1154), Linde (Lehrb. d. Civilpr., §. 301, Anm. 4), H. F. Jakobson (in Weiske's Rechtsl. Bd. 3, S. 647), ihn auf freiwillige Uebereinkunft der Parteien beschränken. Begründet durch den Glaubenseid ist das veraltete Institut der Kompurgatoren (s. d.), ein Bürgschaftseid von Dritten geleistet, um die Wahrhaftigkeit des schwörenden Subjekts zu bekräftigen.

Die assertorischen Eide zerfallen in: A. Gerichtliche Eide. I. In Civilsachen: 1) Haupteide: a) Schiedseid (juramentum delatum) ist der einer Partei von der andern angebotene Eid, den jene beliebig zurückweisen und annehmen kann ohne rechtliche Folgen, daher auch Jur. voluntarium. Leistet sie ihn, so gilt das Beschworene als durch Vergleich festgesetzt. Die Delation kann sowohl persönlich, als durch Stellvertreter erfolgen. Vormünder bedürfen hierbei der Erlaubniß der obervormundschaftlichen Behörde; der Procurator specialis kann nicht deferiren ohne ein Mandatum speciale u. der Procurator generalis muß in seinem Mandate Vollmacht haben zur Delation. Aus seiner Natur als eines Vertrags fließt der Satz, daß die Delation dieses Eides nur anwendbar ist gegen Personen, mit denen man transigiren kann, und nur auf Objekte, die der Transaktion fähig sind, also nicht auf solche, die außerhalb des Privatrechts liegen. — b) Ergänzungseid (juramentum necessare s. indiciale), der vom Richter auferlegte Eid zur Vervollständigung eines ungenügend geführten Beweises, zuerst durch Gaius förmlich anerkannt. Die Annahme oder Zurückweisung dieses Eides steht nicht, wie beim Juramentum delatum, in der Willkür der Partei. Seine Nichtleistung bedingt Verlust des Prozesses. Als ein Juramentum suppletorium ist er nur anwendbar im Fall eines unvollständigen, also nicht eines vollständig, oder eines gar nicht geführten Beweises. Er muß derjenigen Partei auferlegt werden, deren Argumentation die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Seine Leistung kann erst nach geführtem Beweise im Schlußurtheile gefordert werden, das auf ihn basirte Urtheil wird auf dem gewöhnlichen Wege publicirt. Ein analoger Eid war schon den alten Germanen als sogenannter Vertheidigungseid geläufig und befreite den Beklagten von den Ansprüchen des Klägers. — c) Würderungseid (juramentum in litem), geleistet für die Wahrhaftigkeit der Schätzung eines von einem Andern zugefügten Schadens. Nur ausnahmsweise ist diese Schätzung mit Bestimmung eines gewissen Maximums dem Verletzten überlassen; regelmäßig steht sie dem Richter zu unter Zuziehung Sachverständiger. Die Klage aus dem Juramentum in litem geht natürlich nur auf Ersatz und ist bonae fidei. Das römische Juramentum quantitatis ist ein subsidiärer, auch bei stricti juris activus möglicher Eid. Das Juramentum Zenonianum (vom Kaiser Zeno im J. 477) war ein bei dem Interdictum devi vorkommender Schätzungseid, da jenes nicht stets ein Arbitrarium war u. daher oft das Juramentum in litem ausschloß.

2) Nebeneide: a) Gefährdeeid (juramentum calumniae, malitiae), geleistet vor dem Prozeß, um die Besorgniß der Böswilligkeit zu entfernen; ein zu Gaius' Zeiten zu gleichem Zwecke dienender sponsionis und legis actionis per sacramentum verdrängender (Gai., Inst. comment. IV. §. 172); zu Justinians Zeiten auf die verschiedenartigsten Fälle, namentlich auf die einen Prozeß übernehmenden Anwalte ausgedehnt, von dem kanonischen Rechte in ein generale und speciale unterschiedener (Kap. 1, §. 2, in VI. 2, 4) und durch Stellvertreter erlaubter, von dem neuern deutschen Rechte aus dem römischen und kanonischen Corpus juris mit geringen Modifikationen fast gänzlich entlehnter Eid. — b) Restitutionseid (juramentum novorum), ein von den Juristen G. L. Böhmer (Princ. jur. can., §. 840) und Martin (Lehrb. des Civilpr., §. 292) mit dem Gefährdeeide identificirter Eid, durch den man beschwört, daß man die Existenz des in einer weitern Instanz vorgebrachten Beweises zu der Zeit, wo man ihn hätte vorbringen sollen, nicht gekannt habe, und hauptsächlich Anwendung findend bei einem aus diesem Grunde gethanen Restitutionsgesuch gegen ein rechtsgültiges Urtheil (vgl. Linde, Lehrb. des Proz. 424, Anm. 17; Beyer, Ueber den

Eid, S. 29, 30). — c) Zeugeneid (juramentum testium), der Eid, wodurch die im Prozeß herbeigezogenen Zeugen und Sachverständigen die Wahrhaftigkeit ihrer Aussage beglaubigen. Je nachdem er vor oder nach erfolgter Aussage abgenommen wird, scheidet er sich in den promissorischen oder assertorischen. — d) Diffessionseid (juramentum diffessionis), ein von Eichhorn (Deutsche Staats- und Rechtsgesch., Bd. 3, §. 461, Not. e) als ein Kind des alten germanischen Vertheidigungseides genannter, auf Veranlassung des Klägers dem Beklagten richterlich auferlegter, von Thibaut (Syst. des Pandekt.-R., §. 1181) für ein stillschweigendes Juramentum delatum, v. Martin (Lehrb. d. Proz., §. 213, Anm. 236) für ein Juramentum calumniae gehaltener, nur in Privatsachen zulässiger und den Gegenbeweis nicht ausschließender Eid bei Ableugnen einer von dem Handelnden selbst, seinem Auctor, oder auch einem Dritten (Martin a. a. O., §. 213, Note d) herrührenden Urkunde. — e) Editionseid (juramentum editionis), ein auf das Nichtvorhandenseyn einer im Prozesse von einer Partei der andern oder einem Dritten abgeforderten Urkunde, oder auf die Unmöglichkeit, dieselbe ohne Schaden herausgeben zu können, geleisteter Eid. — f) Verwerfungseid (juramentum perhorrescentiae), ein bei Zurückweisung des kompetenten Richters wegen Parteilichkeit für die Rechtlichkeit dieses Verdachtes zu leistender Eid. Das römische Recht überläßt im einzelnen Falle den streitenden Parteien, die Judices delegati zu verwerfen und an ihre Stelle mit voller richterlicher Gewalt ausgestattete Judices arbitri zu ernennen. Das kanonische Gesetzbuch verwirft die auf bloßen Verdacht gegründete Rekusation und fordert eine „Caussa legitima justae suspicionis", deren Prüfung dem Bischof oder den Arbitris anheimfällt. Nach diesen Bestimmungen getheilt, erklärten in späterer Zeit die Civilisten die Rekusation auch ohne angeführte Gründe für statthaft und forderten nur zur Sicherung der Gegenpartei einen Gefährdeeid, während die Kanonisten die strengere Ansicht vertheidigten. Thibaut (Syst. etc., §. 1259) und Gesterding (Arch. für Civil-Proc., Bd. IV, Note 13) folgen streng dem römischen Rechte und lassen den Eid als einen vollständigen Beweis gelten; Martin (Lehrb. rc., §. 59, Note 1) fordert Anführung bestimmter Gründe, für die der Eid dann als moralischer Beweis gelte; Cropp (Heise und Cropp, Jur. Abhdl., Bd. II, Note 1) und Linde (a. a. O., §. 81) lassen ihn suppletorisch gelten bei Unzulänglichkeit des faktischen Beweises; der größte Theil der neuesten Juristen endlich erklärt ihn für absolut unzulässig. — g) Kautionseid (juramentum cautionis), eine bei den Römern vielfach ein Privilegium der Personae illustres, Patricii, Consules, Memoriales und Principes bildende, im heutigen Rechte nur noch in Ermangelung eines Mittels angewandte, der Urphede (s. d.) im Kriminalrecht analoge Sicherheitsbestellung durch eidliches Angelöbniß, die vorzugsweise im Civilprozeß Anwendung findet. — h) Armuthseid (juramentum paupertatis), geleistet für die Unfähigkeit der Erstattung der Prozeßkosten, womit gewöhnlich das Angelöbniß verbunden ist, diese zu bezahlen, so bald es möglich. — i) Offenbarungseid (juramentum manifestationis), eine vorzüglich bei Verwaltung fremden Vermögens, in Erbschaftssachen und im Konkurse vorkommende eidliche Anzeige über die Quantität von Vermögensobjekten, verbunden mit dem Versprechen, das etwaige Mehr nachträglich anzeigen zu wollen.

II. In Kriminalsachen ist der Eid von vielen Aelteren, z. B. von Martinus (Vetus collectio de dissensionibus dominorum, §. 16), Rogerius (das. §. 42), Hugolinus (das. 65, 66), Guilelm. Durandus (Speculum l. II. tit. II), unbedingt vertheidigt, von der neuern Praxis aber in vielen Fällen als ungültig anerkannt worden. Er wird theils angewandt als Sicherheitsmaßregel, so bei Verdachte der Flucht, bei der Urpheda de non ulciscendo und de non redeundo, bei der Landesverweisung u. s. w., theils als suppletorisches Beweismittel für die Unschuld des Inkulpaten, wo er aber große Vorsicht nöthig macht. In letzterer Qualität zerfällt er in 1) den Reinigungseid, durch den man sich von einem angeschuldigten Verbrechen frei macht. Dieser im römischen Rechte mit unbedingter Beweiskraft versehene und im germanischen Rechte mit dem Institute der Konsakramentalen ausgestattete Eid wurde von Innocenz III. bei Einführung der Inquisition in einen suppletorischen verwandelt und ist im neueren Rechte fast ganz außer Praxis gekommen. Da es im Kriminalprozeß nicht auf formelle, sondern auf materielle Wahrheit ankommt, und die Nichtleistung des Eides noch keine Anerkennung der Schuld ist, so kann dessen Zurückweisung von Seiten des Inkulpaten noch keine Kondemnation wirken. Einfluß auf die bürgerliche Ehre hat dieser Eid nur in dem Falle, wenn partikularrechtlich ein in krimineller Untersuchung Gewesener von gewissen Aemtern ausgeschlossen ist. — 2) Der Ergänzungseid wird wegen der allgemeinen Natur des Kriminaleides, der nur zu Gunsten des Inkulpaten geleistet werden soll, vom römischen und vom heutigen Rechte von Seiten des Klägers verworfen, und nur dem Beklagten gestattet, wogegen sich Mittermaier (Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse, §. 66) erklärt hat.

B. Außergerichtliche Eide. Sie sind entweder promissorisch (so der Amtseid, der Eid bei der Taufe, der Konfirmation rc.), oder assertorisch (so das juramentum simoniae und coelibatus, s. Simonie, Cölibat und Kirchenbeamte). Bei ihnen genügt bloßer Handschlag.

Geschichte des Eides. Die Kunde vom Eide reicht so weit, als die Geschichte überhaupt, da jener in einer natürlichen engen Verbindung steht mit der Religion. Der Eid wurde von jeher hoch gehalten und als eine heilige und göttliche Bürgschaft der Wahrheit betrachtet. Dabei hat aber Kultur, Nationalität und Religion einen mächtigen Einfluß geübt auf seine Ent-

wickelung, und die Vorstellungen, die man mit ihm verband, so wie die Formen, unter denen er sich ausbildete, sind bei den verschiedenen Völkern höchst verschieden gewesen. Die Hebräer sind das älteste Volk, über dessen Vorstellungen und Begriffe vom Eide wir im A. T. zugleich die reichhaltigsten Aufzeichnungen finden. Schon in der vormosaischen patriarchalischen Zeit war der Eid häufig, stand in hoher Achtung und war oft von mannichfachem Ceremoniell begleitet. So schwört Abraham mit zum Himmel erhobener Hand (1. Mos. 14, 22), Gott selbst, indem er vierfüßige Thiere zerschneidet, die Stücke einander gegenüber legt und durch diese hindurchgeht (1. Mos. 14, 15); die Verträge wurden regelmäßig geschlossen, indem man unter Aussprechung eines Versicherungseides durch zerschnittene Thierstücke hindurchging (Deut. 29, 11; vgl. Valkenaer, Opusc. phil. crit. orat., Leipzig 1808). Oft schwur man unter Berührung der Lenden, als des Organes der Fruchtbarkeit. So der Eid, den Elieser dem Abraham (1. Mos. 24, 2, 3), Joseph seinem Vater Jakob (1. Mos. 47, 29—31) schwören. Der Schwur bei Gott war der heiligste. Objekt eines Eides konnte aber auch Alles seyn, was einem theuer und heilig war. So schwört Jakob dem Laban bei der Furcht seines Vaters (1. Mos. 31, 54), Joseph bei dem Leben des Pharao (2. Mos. 42, 15). Der Ausdruck für die Eideshandlung ist: שבע, von שבע, sieben, weil die Siebenzahl eine symbolische Rolle dabei spielte. Der damalige Begriff des Eides war eine Anrufung Gottes zum Zeugen und Rächer. „Man hielt den Eid, sagt Meiners (Allgem. stat. Gesch. der Religionen, S. 278), für Beschwörungen, Zauberformeln, welchen selbst die Götter gehorchen müßten.“ Die Gesetzgebung des Moses reinigte die Vorstellungen seines Volkes. Er verbot jeden Eid, dessen Grund ein unsittlicher sey, verlangte, daß nur bei dem einigen Gotte geschworen würde (5. Mos. 6, 13; 10, 20), erklärte den sittlichen und wahren Eid für ein Zeichen von Gottesfurcht und warnt voll heiligem Eifer vor dem Meineide (2. Mos. 20, 7). Moses erklärte den Eid für eine Anrufung der göttlichen Allwissenheit und Gerechtigkeit, und die Strafe des Meineides für Gott allein vorbehalten, darum nicht einer weltlichen Ahndung unterstehend, ausgenommen natürlich, wenn daraus ein Schaden für einen Dritten erwächst, was dann aus dem Gesichtspunkt eines Eingriffes in fremde Rechte behandelt wird (5. Mos. 19, 16—21). Früher Tod u. schwere Krankheiten wurden als natürliche Strafen wie überhaupt schwerer Sünden, so auch des Meineides betrachtet. Nach 2. Mos. 22, 9, 10 u. 3. Mos. 6, 2 ff. konnte der Eid in Civil- und Kriminalsachen von den Parteien gegenseitig deferirt werden. Das Ritual beim Eide war: Unter feierlichen Verwünschungen und Androhung der göttlichen Strafen des Meineides sprechen Priester und Richter die Eidesformel aus, die der Schwörende dann durch das Wort: „Amen“ bestätigt (3. Mos. 5, 1; 4. Mos. 5, 19—22; 5. Mos. 27, 9—26; vgl. Sprüchw. 29, 24; 1. Kön. 8, 31; 22, 16). Als Arten des Meineides werden namentlich aufgeführt: wenn Jemand eine Sache, über die er einen Zeugeneid abzulegen aufgefordert wurde, wissentlich verheimlichte (3. Mos. 5, 1); eidliches Ableugnen eines Depositum (3. Mos. 5, 21); wenn Jemand eine entwandte Sache (das. 15, 21); etwas von ihm Gefundenes (das. 15, 22); einen zugefügten Schaden (das. 15, 21); wenn ein Weib einen begangenen Ehebruch (4. Mos. 5, 11 ff.) abschwur. Selbst gegen die abgöttischen Heiden hielt man den Eid für bindend. So hält Josua den den treulosen Gibeoniten geschworenen Eid, sie zu schonen (Jos. 9), und als zu Davids Zeiten lange eine große Hungersnoth herrschte, offenbarte Gott dem Könige im Traume, daß diese Plage eine Strafe sey für Sauls meineidige Tödtung der Gibeoniten, die nur durch schwere Rache an Sauls Gebeinen oder an dessen Nachkommen könne gesühnt werden (2. Sam. 21, 1—14). Außer bei Gott, schwur man auch bei anderen lebenden oder leblosen Gegenständen: so bei dem Leben des Königs (1. Sam. 17, 55; 25, 26; 2. Sam. 11, 11; 14, 19) und dessen Sohnes (1. Sam. 20, 3); bei dem Leben des Elias und des Elisa (2. Sam. 2, 2; 4, 6; 4, 30); bei den heiligen Städten: Sichem, Hebron, Bethel, Silo, Jerusalem (Ps. 139, 40); beim Tempel und Altare des Salomo (1. Kön. 8, 31; 2. Chron. 6, 22). Als die Religiosität abnahm, sank auch die Ehrfurcht vor dem Eide. Die Propheten klagen bitter über die traurige Häufigkeit der Meineide (Hos. 4; Jer. 4, 2; 7, 3—11), über den gottlosen Aberglauben, daß der Besuch des Tempels von aller Schuld reinige (Zeph. 1, 5); über das allzu häufige und leichtsinnige S. (2. Chron. 36, 13; Pred. 8, 2; 6; 9, 2; Sir. 23, 9—17); über die Unsitte, heidnische und leblose Götter zu Zeugen anzurufen (Malach. 3, 5; Sach. 5, 3 ff.; Ezech. 17, 12—15), einen Kunstgriff, durch den man sich zugleich von der Strafe des Meineides zu befreien glaubte (Weish. 14, 25, 28, 29, 31). Hierdurch machte sich auch das Bedürfniß geltend, den Meineid mit bürgerlichen Strafen zu bedrohen (Seldenus, De synedr. etc. apud Ebraeos, Buch 11, Kap. 11, 12). Um diese Zeit traten gleichgesinnte Männer zusammen, welche dem Mißbrauche des Eides möglichst zu steuern suchten. Dahin gehören hauptsächlich die streng moralischen Essener (gegen 200 Jahre v. Chr.), welche ihren Mitgliedern den Eid absolut verboten (vgl. Stäudlin, Gesch. der Sittenlehre Jesu, I, 459 ff.; Maimonides, Tract. Schebuot, S. XI, §. 12; Selden a. a. O., S. 1476). Um 20 Jahre v. Chr. stellte Philo von Alexandrien über den Eid von den frühern der Essener verschiedene, wahrscheinlich der griechischen Philosophie entlehnte Grundsätze auf, indem er möglichste Beschränkung seines Gebrauchs anempfiehlt, wo er unumgänglich ist, auf die größte Gewissenhaftigkeit dringt und den Eid bei Gott, als einem Wesen, zu dem sich irdische Gedanken gar nicht erheben dürfen, apodiktisch untersagt. In seinem Begriffe vom Eide steht Gott zugleich als Rächer der Unwahrheit da. Die Pharisäer verwarfen jeden Eid, der nicht Gott selbst zum Zeugen anrufe (vgl. die von Schöttgen und Wettstein bei Matth. 5,

32—37 und 23, 22—24 und von Selden, a. a. O., S. 1472 gesammelten Stellen der Rabbiner). Vorzüglich gegen den Mißbrauch des Eides von Seiten dieser letzteren richten sich die häufigen Strafreden Jesu (Matth. 23, 10—22), der an die Stelle der durch die Pharisäer im Volke verbreiteten falschen und großentheils irreligiösen Vorstellungen vom Eide reinere und würdigere Begriffe zu setzen suchte. Er verdammt mit strengen Worten die irreligiösen Sophismen, daß z. B. nur der Eid bei der Gabe auf dem Altare, nicht bei dem Altare selbst, bindend sey (Matth. 23, 10—22), warnt vor dem allzu häufigen Gebrauche desselben im gemeinen Leben (Matth. 5, 33—37) und bezeichnet den Meineid als ein schweres Verbrechen. In wichtigen Fällen schwört Jesus selbst (Matth. 26, 63). Die Apostel schwören bei Gott und bei Christus (Röm. 1, 9; Philipp. 1, 8; 1. Theſſ. 2, 5; 10; 2. Kor. 11, 11, 31; Gal. 4, 20), bei dem heiligen Geiste und bei ihrem eigenen Gewissen (Röm. 9, 1). — Die tiefsinnigen und einem streng religiösen Leben geweihten Aegyptier achteten den Eid sehr heilig und bedrohten den Meineidigen als einen Verächter der göttlichen Majestät und als einen Verräther an der Treue und Wahrhaftigkeit mit den härtesten Strafen. — Die Scythen schwuren an den Gräbern ihrer Helden, die sie für heilig hielten, oder bei dem Throne des Königs. Wurde ein König krank, so suchte man den Grund in einem bei seinem Throne geschworenen Meineide. Gelang es den Nachforschungen, wirklich einen solchen Meineidigen aufzufinden, so ward dieser getödtet. Wenn sie ein Bündniß schlossen, so verwundeten sie sich, ließen einige Tropfen Blutes in einen Becher Wein fallen, tauchten in diesen ihre Waffen und tranken ihn unter Verwünschungen aus. Eine sonderbare Sitte erwähnt Lucian (Foxar. II, 854). Hatte ein Scythe von einem Mächtigeren Unrecht erlitten, so schlachtete er einen Ochsen, veranstaltete ein Gastmahl und forderte Jeden auf, die am Boden ausgespannte Ochsenhaut zu betreten und ihm dadurch stillschweigend Beistand zu schwören. — Bei einem Bündnisse, welches die Meder und die Lydier mit einander schlossen, verwundeten sich die Abgeordneten am Arme, tranken gegenseitig das herausfließende Blut und beschworen dadurch den Bund (Herodot. I, 74). — Von den Phrygiern erzählt Stobäus (Serm. 42, 470), daß sie gar keinen Eid leisteten. — Die Griechen hielten den Eid sehr heilig, gebrauchten ihn nur bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei Bündnissen und Friedensverträgen (Il. III, 276), opferten Thiere, als symbolische Andeutung, daß die Götter sie auf gleiche Weise vertilgen möchten, wie diese Opfer (Il. III, 290 u. 300), riefen, ihrer pantheistischen Religion zu Folge, Götter und gewaltige Naturgegenstände, wie die Sonne, Erde und Flüsse, zu Zeugen an und glaubten an eine gewisse und fürchterliche göttliche Bestrafung des Meineides (Il. IV, 160 ff.). Die Philosophen begünstigen den Eid nicht. So sagt Solon (Diog. Laert., l. 1, segm. 60): „Rechtschaffenheit ist glaubwürdiger, als der Eid. Lüge nicht"; ein ungenannter Gnomiker (Ἠθικὴ ποίησις, Straßb. 1784): „nicht dem Manne erwerbe der Eid, sondern der Mann dem Eide Glauben"; Pythagoras (Diog. Laert. VIII, 19): „Schwöre nicht bei den Göttern. Jeder bestrebe sich, sich glaubwürdig zu betragen." Ein wichtiges Aktenstück ist der Eid des Hippocrates (Hyppocratis Magni Ὅρκος sive jusjurandum recensitum et libro commentario illustratum a Jo. Henr. Meibomio, Leyden 1643), dessen von Vielen bestrittene Aechtheit Meibom (a. a. O., Kap. 1), Gruner (Censura librorum Hippocrataeorum, Breslau 1773) u. Sprengel (Apologie des Hippocrates und seiner Grundsätze, Leipzig 1789, S. 77) mit scharfsinnigen und gelehrten Gründen vertheidigt haben und welcher also lautet: Ich schwöre bei Apollo, dem Arzte, und bei Aesculapius, bei Hygeia und Panaceia, bei allen Göttern und Göttinnen, indem ich sie zu Zeugen anrufe, kräftigste und thätigste Erfüllung dieses Eides und dieses schriftlichen Versprechens: Meinen Lehrer in dieser Kunst als Vater zu betrachten, leidet er Noth, ihm Nahrung und andere Bedürfnisse zu gewähren, seine Nachkommen als Brüder zu betrachten und sie in dieser Kunst ohne alle Belohnung zu unterrichten; meine Vorschriften, meine Vorlesungen und meine ganze Wissenschaft meinen sowohl, als meines Lehrers Söhnen, so wie allen denen, welche sich bei mir melden und nach dem ärztlichen Gesetze vereidet werden, sonst Keinem, mitzutheilen, den Kranken die heilsamste Diät vorzuschreiben und sie nach Kräften vor jedem Schaden zu bewahren; Niemandem, selbst nicht auf seine Bitten, eine tödtliche Arznei zu reichen, oder ihm dazu zu rathen, keinem Weibe zur Abtreibung der Leibesfrucht behülflich zu seyn; mein Leben und meine Kunst rein und fleckenlos zu erhalten, die am Staar Leidenden nicht zu schneiden, sondern dies den darin erfahrenen Männern zu überlassen; in jedes Haus zu treten zum Besten der Kranken und ihnen keinen Schaden an ihrer Gesundheit und ihrer Keuschheit zu bringen; das, was ich bei einer Kur oder sonst sehe oder höre, und welches nicht öffentlich bekannt werden darf, als Geheimniß zu bewahren und zu verschweigen. In sofern ich diesen Eid treulich halte und nicht verletze, begleite mich Glück auf der Bahn meiner Kunst und meines Lebens, folge mir unsterblicher Ruhm bei allen Menschen. Wenn ich ihn aber übertrete und meineidig werde, so treffe mich das Gegentheil (vgl. Stäudlin, Gesch. der Lehre und Vorstell. vom Eide, S. 44 f.). Isocrates, welchem das Wort des Rechtschaffenen mehr gilt, als ein Eid, verdammt den Eid um des Geldes willen, durch welchen man Einigen meineidig, Andern habsüchtig erscheine, und billigt ihn nur, wenn man sich durch ihn von einer schändlichen Beschuldigung reinigen oder Freunde aus Gefahr retten könne. Socrates warnt vor dem falschen S., weil die Allwissenheit der Götter die geheimsten Gedanken der Menschen kenne. Plato verwirft den Eid der Atheisten und Religionsverächter, da der Eid stets die Religion zur Basis haben müsse. Ge-

richtliche Eide will er bei Jupiter, Apollo und Themis geleistet wissen. Aristoteles negirt die Beweiskraft des Eides (Rhetor., Kap. 8). Epictet dringt auf möglichste Vermeidung desselben. Vom Xenocrates zu Athen wird erzählt, er habe einst einen Zeugeneid schwören wollen, als er aber zum Altare getreten, seyen die Richter aufgestanden und haben ihm zugerufen: er solle nicht schwören. So groß war das Vertrauen auf seine Rechtlichkeit. Pindar singt (Olymp. II, 116—119):

Die sich an des Eides Treu' erfreut,
Führen bei den höchsten Göttern
Ein thränenloses Leben,
Indem Andere furchtbare Reue bedrängt. —

Unter den Römern finden wir die ausführlichste und reinste Theorie über den Eid bei Cicero (De offic. III, 26—29), wo er gegen fingirte Einwürfe der Politik vom Standpunkte der Moral die Eidestreue des Regulus vertheidigt. Er läßt dem Eide gern seine Qualität der religiösen Versicherung, schließt aber das Merkmal der göttlichen Rache und Vergeltung aus und beschränkt ihn bloß auf die Verehrung des Heiligen und die Liebe zur Treue. Er schreibt dem Eid und einem edlen Gebrauche desselben einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse im Staate zu und verdammt bitter den Meineid (Orat. pro Roscio, 16), dessen göttliche Strafe Untergang, dessen menschliche Schande sey (Legg. II, 7, 16, 22). Seinen eigenen, am letzten Tage seines Konsulates geleisteten Eid, daß durch ihn allein die Republik gerettet worden, nennt er selbst den wahrsten u. schönsten (Epistt. ad familias, 5, 2; Ad Attic. 6, 1; In Pison., Kap. 3). Marius Aurelius schreibt an sich selbst: „Handle so, daß du weder eines eigenen Eides, noch eines fremden Zeugnisses bedarfst". Die Ansichten des römischen Volkes waren von den Grundsätzen seiner Philosophie verschieden. Es war eine Folge der auf eine Geistesherrschaft über das Volk gerichteten Religion, daß man Krankheit, Seuchen, Verwundungen, Wassers- und Feuersnoth, Blitz als göttliche Strafgerichte des Meineides ansah und fast immer unter fürchterlichen Verwünschungen schwur. In öffentlichen Angelegenheiten war nach Analogie des Legisaktionenwesens ein sehr formeller Eid vorgeschrieben, der eine streng wörtliche Beobachtung erforderte. Es schwuren Alle, welche hohe öffentliche Aemter antraten, Könige und Konsuln, auf die Gesetze, die Richter, die Ankläger, die Zeugen, die Advokaten vor Gericht, das Volk, wenn es die Gesetze bestätigte, der Senat, wenn er entscheiden sollte gegen eines seiner Mitglieder, die Feldherren, die Komitien, die Cäsaren dem Senate, die Abgesandten der Römer, wenn sie Bündnisse schlossen. Jedem S. ging durch den weltlichen Richter eine Eideserinnerung voraus. Ueber den früheren römischen Privateid vgl. Zirkler (Vorl. über den willkürlichen Eid aufs Gericht, in Grolmanns Magaz. f. d. Philos. und Gesch. des Rechts, I. Bd., XI), Glück (Erläut. d. hellfeldschen Pandekten, XII, S. 235). Die Bestrafung des Meineides stand den Priestern zu; hatte ein Priester sich eines solchen schuldig gemacht, dem Censor (Cicero, Offic. 3, 31), und hatte Infamie (Cicero, Legg. 2, 9; De republ. fragm. 4, 4) und Ausstoßung aus den Tribus (Livius 24, 18) zur Folge. Wer falsch schwur bei dem Genius, dem Heil und der Verehrung des Kaisers, ward mit Ruthen geschlagen. Die Kaiser arrogirten sich das Recht, vom Eide zu absolviren. — Abweichend von den damaligen Ansichten waren die Grundsätze der ersten Christen, welche in ihrem Streben nach sittlicher Vollkommenheit den Eid verweigerten, den sie als eine nothwendige Folge der moralischen Verderbtheit betrachteten. Merkwürdig ist das Schicksal des römischen Soldaten Basilides zu Origenes' Zeit. Als diesem, kurz nach dem Märtyrertode einer Christin Potamiäna, ein Eid abgefordert ward, erklärte er, daß er ein Christ sey und als solcher unfähig, einen Eid zu leisten, und wurde deshalb zum Tode verdammt (Euseb., H. E. 6, 5). Indessen vertreten bald selbst Kirchenväter die Zulässigkeit des Eides. Origenes erlaubt ihn als ein Auskunftsmittel in einem unvollkommenen Zustande der Gesellschaft. Tertullian versichert, daß die damaligen Christen keinen Anstand genommen, bei dem Glücke des Kaisers zu schwören. Novatus läßt seine Anhänger bei dem Leib und Blute Jesu schwören. Frühe Canones verbieten nicht den Eid, sondern unterstellen bloß den Meineid der Geistlichen und Laien einer außerordentlichen Bestrafung. Nach Vegetius (De re milit. 2, 5) schworen die christlichen Soldaten bei Gott, Christus, dem heiligen Geiste und der Majestät des Kaisers. Justinus Martyr sagt: Wir Christen schwören nicht, wir reden stets die Wahrheit. Klemens von Alexandrien bezeichnet den Eid als eine bestimmte Versicherung mit Berufung auf den göttlichen Namen, dringt auf unbedingte Enthaltung des S.s im gemeinen Leben, u. fordert, wo es unumgänglich ist, strenge Beobachtung des Geschworenen. Irenäus nennt als Beweis der Heiligkeit der Lehre Jesu sein Verbot des Eides (Adv. haer. 2, 32). Basilius der Große ist gegen den Eid, weil der Schwörende oft genug Gefahr laufe, falsch zu schwören. Gregor von Nazianz machte es sich beim Uebertritte zum Christenthum zum Gesetz, keinen Eid zu leisten. Athanasius verwirft den Eid als von Moses und Christus verboten und als ein Zeichen menschlicher Verdorbenheit. Chrysostomus ging in seiner Eidesscheu so weit, daß er predigte, „der Christ solle sich eher die Zunge ausreißen lassen, als einen Eid schwören". Er erklärt den Eid für ein Produkt der Immoralität, einen Mißbrauch des göttlichen Namens, einen satanischen Fallstrick und eine Verletzung der ausdrücklichen Verbote der heiligen Schrift. Tertullian warnt vor dem Eide bei heidnischen Gottheiten (De idololatr., Kap. 20, 23), erklärt aber den Eid bei dem Wohle des Kaisers für zulässig. Hieronymus beschränkt das Eidesverbot Jesu (Matth. 5, 34 u. f. w.) nur auf die Schwüre bei dem Himmel, der Erde, dem Tempel u. s. w., nicht auf den Eid bei dem

Namen Gottes (Commentar. in Matth., T. VII, S. 60). Augustinus warnt vor dem Eide, indem er sich auf das Verbot Jesu und wie Basilius auf die Möglichkeit eines Meineides beruft, erklärt jedoch denselben nicht für absolut bös und schwört selbst. Als aber das Christenthum Staatsreligion wurde, zeigte sich das praktische Bedürfniß des Eides, welchen nun bald Synoden und Bischöfe gesetzlich erlaubten und oft sogar ausdrücklich geboten. Den Verbrechern, welche sich an einen heiligen Ort geflüchtet hatten, mußte bei ihrer Auslieferung durch einen Eid Straflosigkeit zugesichert werden. Die Strafe des Meineides war Kirchenbann, auch wohl Infamie. Der christliche Eid, eng zusammenhängend mit dem Monotheismus, bezog sich auch stets auf den einigen Gott, selbst wenn sein näheres Objekt ein anderes war, z. B. Vater, Sohn und Geist, Leib und Blut Jesu, das Evangelienbuch, Maria, die Erzengel u. s. w. Das Christenthum lieh dem heidnischen Eide nicht nur eine monotheistische Natur, sondern setzte ihn mit der Religion überhaupt in engere Verbindung und legte ihm eine höhere Wichtigkeit bei, so daß der Meineid von jetzt an auch bürgerlicher Bestrafung unterstand. Die Pelagianer, bemüht, das Christenthum wieder in seiner frühesten Reinheit herzustellen, verboten ihren Mitgliedern jeden Eid. Die Vorschriften des kanonischen Rechtes stellen den Eid unter die Gerichtsbarkeit der Kirche und geben dem höheren Klerus die Vollmacht, von jedem Eide zu entbinden. Die Synode zu Tribur 895 verbietet den Religionseid den Geistlichen und gestattet ihn nur den Laien. Hincmar von Rheims nennt es den Vorschriften Jesu und den Canones der Synoden zuwider, daß ein Geistlicher einen Eid schwöre. Die Benediktiner schwuren nur bei ihrer Aufnahme, nachher nie. — Die Einführung des Christenthums in Deutschland verdrängte bald die bisher üblichen Gottesgerichte, gab dem Eide eine christliche Natur und unterstellte ihn bürgerlicher Gerichtsbarkeit. Der Meineid wurde mit Abhauung der Hände, mit Ausschneidung der Zunge, mit Infamie und mit dem Tode bestraft. Den Deutschen eigenthümlich ist das Institut der Konsakramentalen, die durch einen Kredulitätseid für die Wahrhaftigkeit des Schwörenden bürgten, gewöhnlich aus Anverwandten des Schwörenden bestanden und sich zuweilen auf 300 beliefen. Theoretisch ist der Eid behandelt worden vorzüglich von den Scholastikern, und unter diesen insonderheit von Petrus Lombardus, der den Eid nach Augustin nur für zulässig erklärt als Rettungsmittel der Unschuld, nur als Bestätigung von Friedensschlüssen, vor dem Schwure bei den Kreaturen als einer Abgötterei warnt, die Meinung, daß auch der unabsichtliche falsche Eid ein Meineid sey, verwirft, weil jenem die für die Existenz des letzteren nothwendige Bedingung der betrügerischen Absicht fehle, und einen gesetzwidrigen Eid für nicht bindend erklärt, weil sonst der Schwörende die doppelte Sünde eines unrechten Eides und einer pflichtwidrigen Handlung beginge; von Thomas Aquinus, der einen Schwur über etwas objektiv Gewisses für den Begriff des Eides widerstreitend, den Gebrauch desselben im gemeinen Leben für eine Unehrerbietigkeit gegen Gott und für ein Zeichen eigener Schwäche und Unredlichkeit, gegen Petrus Lombardus die Exekration (s. d.) und den Eid bei Kreaturen, als einem Wiederschein der göttlichen Wahrheit für moralisch, die Adjuration (s. d.) für erlaubt und den Meineid für eine Todsünde erklärt, Kinder, Wahnsinnige und Meineidige als eidesunfähig bezeichnet und gewissen hochgestellten Personen eine privilegirte Freiheit vom Eide zuerkennt; von Duns Scotus, dessen Lehre sich in folgenden Sätzen darstellt: Keine Todsünde begeht der, welcher einen erzwungenen, erschlichenen, oder aus Irrthum geleisteten Eid nicht hält, weil Zwang, Betrug und Irrthum das innere Moment einer Handlung, den Willen, ausschließen. Keine Todsünde ist der leichtsinnige Eid, weil er der für den Begriff der Todsünde erforderlichen bösen Absicht ermangelt. Falsch ist die Ansicht, daß die Gewohnheit des leichtsinnigen Meineides eine Todsünde sey. Denn das erste Verbrechen vergrößert nicht die Verantwortlichkeit für das zweite. Eine Todsünde begeht, wer wissentlich etwas Ungewisses beschwört. Erlaubt ist der für die Wahrhaftigkeit einer moralischen Ueberzeugung geleistete Kredulitätseid. Eine Todsünde ist der hinterlistige Versprechungseid. — Die Katharer und Waldenser verboten in ihrem Streben, die christliche Religion wieder auf ihre ältesten Principien zurückzuführen, ihren Mitgliedern jeden Eid, erlaubten ihn jedoch späterhin. Auf der Synode zu Tarragona (1242) wurden sie vorzüglich wegen ihrer hartnäckigen Weigerung, einen Eid zu schwören, als Ketzer verdammt. — Die protestantische Kirche gab dem Eid eine biblisch-rationelle Gestaltung, indem sie denselben mit der Moral und Religion in eine konsequente Verbindung setzte und die willkürlichen Modifikationen desselben durch die römische Kirche verwarf. Die Protestanten erkennen darum keine Eide bei Heiligen und Reliquien, kein päpstliches Dispensationsrecht, keine geistliche Gerichtsbarkeit, keine vom Eide befreienden Privilegien, überhaupt nichts an, was hierin seinen ausschließlichen Grund hat in den Satzungen der römischen Kirche. Die Weigerung der Protestanten, den kanonischen Eid und sein Ritual anzuerkennen, führte zu hartnäckigen Streitigkeiten zwischen jenen und den Römischen, welche der passauer Vertrag von 1552 und der Reichsreceß von 1555 auf eine freisinnige Weise beizulegen suchten. Im ersteren (§. 19) heißt es unter Anderm: „Auch sonderlich die Form der Beisitzer und anderer Personen und Parteyen Eyds zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und auf das heilige Evangelium zu schwöhren, denen, so schwöhren sollen, hinfürten freigelassen werden". In Uebereinstimmung damit bestimmt der Reichsreceß v. 1555 (Art. 7, §. 3): „dann, dieweil beyder Seits Religionsverwandte an dem Kaiserlichen Kammer-

gericht anzunehmen, aber sich der eine Theil die gewöhnlichen Eide bei Gott und den Heiligen zu schwöhren beschweret, derowegen im passauischen Vertrag die Form der Beisitzer und anderer Personen zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und auf das heilige Evangelium zu schwöhren, denen, so schwöhren sollen, freigestellet, daß die Form des Eyds oder Juraments (allerdings ungereimts, so aus diesen zwiespaltigen Formeln am Kaiserlichen Kammergericht künftiglich erfolgen möcht, zu vermeiden) auf eine gewisse Maß, als nämlich auf Gott und das heilige Evangelium zu stellen". Analog dem schon seit dem 8. Jahrh. als ein Mittel gegen Ketzerei in der katholischen Kirche eingeführten, 1564 durch das tridentinische Koncil näher bestimmten und auf alle Kleriker ausgedehnten Religionseide wurden auch in der protestantischen Kirche (1533) die Doktoren der Theologie auf der Universität Wittenberg durch einen Schwur auf die augsburgische Konfession verpflichtet, was trotz mancher theoretischen Anfechtungen, namentlich durch Andreas Osiander, 1538 officiell auf alle geistlichen Beamte ausgedehnt wurde. Eine Verordnung Christians II. von Sachsen von 1602 lautet in Bezug auf das Konkordienbuch, welches die authentischen Glaubensbekenntnisse der Protestanten enthielt: „Wir befehlen unseren Räthen in Kirchen- und Schulsachen, den Rektoren, Doktoren, Professoren der Akademie, den Beisitzern, Konsistorien, allen Superintendenten und ihren Adjunkten, den Pastoren und Diakonen, den Rektoren und Kollegen anderer Schulen, unsern Stipendiaten und Alumnen, daß sie sich dieses Buch höchst empfohlen seyn lassen, es Tag und Nacht lesen und studiren, die Examina nach demselben anstellen, Keinen, der nicht dasselbe durch Unterschrift sowohl, als durch einen Eid gebilligt, zu einem Amte befördern und mit allen Kräften dahin arbeiten sollen, daß in unserm Kurfürstenthume und den damit verknüpften Provinzen nichts in Schulen und Kirchen dawider öffentlich gelehrt oder privatim eingebracht werde, so lieb Jedem die Gnade des allmächtigen Gottes, die unsrige und seiner eignen Seele Heil ist" (vergl. Kießling, Fortſ. der löscherschen „Historia mortuum", Schwabach 1770, S. 47 ff.). Derselbe Kurfürst dehnte den Religionseid auch auf die weltlichen Beamten aus (Kießling a. a. O., S. 215 ff.). Theoretisch vertheidigt hat diesen gesetzlichen Religionseid Friedrich Bechmann (Theolog. conscientiaria, Frankf. und Leipz. 1692, S. 242—268), der denselben als ein nothwendiges Mittel zur Erhaltung des wahren Glaubens und als einen freien Vertrag des Einzelnen mit Staat und Kirche betrachtet. — Gleich den Katharern und Waldensern und aus gleichem Grunde wie diese verwarfen die religiös-idealischen Anabaptisten und die aus ihnen entsprungenen Mennoniten den Eid, deren hierfür wichtiges, von Ries und Gerardi 1580 abgefaßtes Glaubensbekenntniß abgedruckt ist in Schyns „Hist. Mennonit.", Amsterd. 1723, S. 192, 59. Ihre Betheuerung „bei Männerwahrheit" erhielt vor Gericht Kraft und Wirkung eines förmlichen Eides. Nachdem Karl II. von England die, vorher von Cromwell wenigstens tolerirten Quäker hauptsächlich wegen ihrer Verweigerung des Eides grausam verfolgt und dadurch Viele zur Auswanderung gezwungen hatte, wurden sie 1689 durch die Toleranzakte Wilhelms III. vom Huldigungseide 1695 auf einige Jahre und 1715 durch eine Parlamentsakte auf immer von allen gerichtlichen Eiden dispensirt. Der Jesuit Sanchez bereicherte die Eidestheorie seines Ordens durch die berüchtigte Mentalrestriktion: „Man kann schwören, man habe eine That nicht vollbracht, wenn man sie auch wirklich vollbracht hat, sobald man nur im Geiste dazusetzt: z. B. „ehe ich geboren wurde". Paul Laymann (✝ 1635) erklärte eine bloß kulpose Zweideutigkeit beim Eide für unsündlich. Hermann Busembaum (✝ 1669 als Rektor des Jesuitenkollegiums zu Münster) sagte: Amphibologie des Schwures ist vorhanden, wenn die betreffenden Worte und Sätze einen doppelten, einen buchstäblichen und einen geistigen Sinn haben und darunter die Wahrheit verbergen. Sie ist erlaubt, sobald sie die Erhaltung eines wichtigen geistigen oder materiellen Gutes zum Zwecke hat. Die Mentalrestriktion ist unerlaubt, sobald sie mental ist, so daß ihr eigentlicher Sinn nicht errathen werden kann. Wo die Möglichkeit dieses letzteren gegeben ist, ist sie erlaubt und selbst von Christus faktisch gebilligt, indem er Joh. 7 zu seinen Jüngern sagt: „ich gehe nicht zu diesem Feste" und doch erzählt wird, daß er nachher hingegangen sey. Nothwendig mußte er also dabei im Geiste hinzugesetzt haben: „öffentlich", und der eigentliche Sinn seiner Rede war: „ich gehe nicht öffentlich dahin, sondern heimlich". Die Unumgänglichkeit der Mentalrestriktion liegt in der Nothwendigkeit begründet, Manches geheim zu halten, dessen Offenbarung mir oder Andern Schaden bringen würde. Etwas Falsches zu schwören ist erlaubt, wenn man dabei den wahren Umstand leise so hinzufügt, daß der Andere dessen Aussprechen einigermaßen vernehmen kann, ohne jedoch dessen Sinn zu verstehen. Amphibologie bei einem freiwilligen Eide ist gestattet, sobald ein erheblicher Vortheil daraus ersichtlich ist. Ein unabsichtlicher Schwur bindet nicht. — Die meisten Philosophen des 18. Jahrh., unter ihnen namentlich Kahle (De jurej. principis, Gött. 1740, S. 3), Stolz (Vernunftmäßige Beurtheilung der heutigen Eidschwüre 2c., Leipz. 1741, S. 20), Joh. Ihre (De juramentis, Upsala 1743, §. 2), Christ. Wolf (Jus naturae, Th. III, Halle 1743, §. 852) halten die Anrufung der göttlichen Rache für unzertrennlich mit dem Begriffe des Eides. Alex. Gottl. Baumgarten erklärt den Eid für eine stillschweigende Anerkennung der göttlichen Allwissenheit und Gerechtigkeit und als solche für ein verstärkendes religiöses Motiv für die Wahrhaftigkeit. Konopack verbindet mit dem Begriffe des Eides die Vorstellung Gottes, als des Ideales alles Guten, und sieht darin eine indirekte Aufforderung zur

Wahrhaftigkeit. Schmidt = Phiseldeck nennt (sehr allgemein) den Eid ein feierlich gegebenes Wort (Ueber den Eid, Helmst. 1789). Joh. Christ. Meister (Ueber Pollicitationen und Gelübde, Berlin 1781 u. in seiner Preisschrift: Ueber den Eid nach reinen Vernunftbegriffen, Leipz. und Züllichau 1810) betrachtet den Eid als eine religiöse Triebfeder zur Wahrheit, schließt aber mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen die Anrufung der göttlichen Rache als wesentliches Merkmal aus. Kant (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) sagt bei Gelegenheit des bekannten Ausspruches Jesu: Eure Rede sey Ja! Ja! Nein! Nein!: „Es ist nicht wohl einzusehen, warum dieses klare Verbot wider das auf bloßen Aberglauben, nicht auf Gewissenhaftigkeit gegründete Zwangsmittel zum Bekenntnisse vor einem bürgerlichen Gerichtshofe von Religionslehrern für so unbedeutend gehalten wird. Denn daß es Aberglauben sey, auf dessen Wirkung man hier am meisten rechnet, ist daran zu erkennen, daß von einem Menschen, dem man nicht zutraut, er werde in einer feierlichen Aussage, auf deren Wahrheit die Entscheidung des Rechtes der Menschen, des Heiligen, was in der Welt ist, beruht, die Wahrheit sagen, doch geglaubt wird, er werde durch eine Formel dazu bewogen werden, die über jene Aussage weiter nichts enthält, als daß er die göttlichen Strafen, denen er ohnedem wegen einer solchen Lüge nicht entgehen kann — über sich aufruft, gleich als ob es auf ihn ankomme, vor diesem höchsten Gerichte Rechenschaft zu geben, oder nicht. In der Stelle Matth. V, 34—37 wird diese Art der Betheurung als eine ungereimte Vermessenheit vorgestellt, Dinge gleichsam durch Zauberwerke wirklich zu machen, die doch nicht in unserer Gewalt sind. Aber man sieht wohl, daß der weise Lehrer, der da sagt: das, was über das Ja! Ja! Nein! Nein! als Betheurung der Wahrheit geht, vom Uebel sey, die böse Folge vor Augen gehabt hat, welche die Eide nach sich ziehen, daß nämlich die ihnen beigelegte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinahe erlaubt macht". Zur Begründung seines Räsonnements führt er (Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsb. 1797) an, daß der Eid, bestimmt, durch die Furcht vor der göttlichen Rache den Menschen moralisch zur Wahrheit zu nöthigen, auf bloßen Aberglauben gegründet sey, kein Mensch zum Schwure verpflichtet werden könne, weil dieses einen Geisteszwang enthielte, was zu materiellem Unrechte führe, einen Dritten zu zwingen, einen Eid oder gültigen Beweis der Wahrheit anzunehmen und in diesem Falle die richterliche Präjunktion von der Religiosität des Schwörenden falsch sey. Insbesondere erwähnt er den Kredulitätseid, weil man auf etwas Geglaubtes wohl wetten könne, nie aber schwören. Jakob (Philosoph. Sittenlehre, Zelle 1794, S. 398 f.), K. K. E. Schmidt (Versuch einer Moralphilosophie, II. Bd., 4. Ausg., Jena 1802, S. 306), Heydenreich (Syst. des Naturr. nach kritischen Principien, Th. II, Leipz. 1795, S. 144) erklären übereinstimmend. Der Eid vermehrt nicht die Rechtskraft eines Vertrages, allein er erhöht die Pflicht des Promittenten durch Hinzufügung einer religiösen Verbindlichkeit. Malblanc, in seiner oft genannten, vorzüglich in historischer Hinsicht wichtigen Schrift über den Eid, erklärt denselben für begründet in der Religion, nennt aber die Anrufung der rächenden Gottheit als nothwendiges Kriterium. Crusius (Anweisung, vernünftig zu leben, Leipz. 1744) erklärt, daß der Eid nicht eine neue Verbindlichkeit, sondern nur durch Hinzutritt des religiösen Momentes einen neuen höhern Grad derselben hervorbringe, und unterscheidet dabei einen logisch nothwendigen und einen logisch kontingenten Eid. Unter ersterem versteht er die Betheuerungen, wobei man sich ausdrücklich auf Gott beruft; unter letzterem eine solche, welche Alles umfaßt, was sich auf das Verhältniß zwischen Gott und Menschen bezieht. Eine historische Vertheidigung fand die Eideszulässigkeit durch Kölbele (Die Zulässigkeit des Eides nach den Grundsätzen des heutigen Bundes nur nach Anleitung des griechischen Textes, Frkfrt. a. M. 1767), einen frühern Gegner seiner spätern Ansicht. Joh. Dav. Michaelis (Moral, I, S. 229—260) sagt: Ich mache im Eide nicht nur ein Paktum, die Wahrheit zu reden, sondern ich rufe Gott zum Garant desselben an. Hieraus folgt, daß, falls Gott Eide erlaubt und annimmt, er auch schuldig sey, die Garantie zu üben und die Meineidigen zu strafen, so lange nicht der andere Theil ihn seiner Garantie, d. h. uns unseres Eides entläßt. Wenn also Eide nur erlaubt sind, so folgt auch, daß Gott, falls er die Pflichten erfüllen will, die wir sonst von jedem ehrlichen Mann erwarten, nicht einmal ein Recht habe, die Strafe des Meineides zu erlassen, so lange der andere Theil ihm nicht seine Garantie erläßt. Döderlein (Entw. der christl. Sittenlehre, Jena 1789, § 221) deducirt die Heiligkeit des Eides daraus, weil der Schwörende im Namen Gottes spreche und bei Gott versichere, was man mit objektiver Wahrheit nur von Gott erfahren könne. Pörschke (Einleit. in die Moral, S. 248 fg.) nennt den Eid unmoralisch, weil durch denselben der Schwörende im Fall eines Meineides sich aller zeitlichen und ewigen Glückseligkeit begebe, diese aber ein Gut sey, welchem der Mensch als moralisches Wesen eben so wenig freiwillig entsagen dürfe, als seinem Leben. Pott (Oratio de juris jurandi natura morali ejusque forma legitima, 1804, in Sylloge commentationum theol., Bd. V., Helmst. 1804) verwirft den Eid unbedingt, weil er eine Entwürdigung des göttlichen Namens, ein Denkmal menschlicher Verdorbenheit und Treulosigkeit und eine Beschränkung der Gewissensfreiheit sey, stets die Möglichkeit des Betruges enthalte und mit den ausdrücklichen Geboten der heiligen Schrift in Widerspruch stehe. Reinhard (Syst. der christl. Moral III, S. 365) erklärt selbst den Eid bei heiligen Dingen für erlaubt und bindend, schreibt jedoch immer dem Eide bei dem alleinigen Gott die größte Heiligkeit zu, weil nur dieser die höch=

sten Motive zur Wahrhaftigkeit enthalten könne. Den Religionseid erklärt Spener (J. G. Walch, Relig. Streitt. in der evangelischen Kirche I, 154—163) nur in sofern bindend, als der Inhalt der symbolischen Bücher mit der Vernunft und der heiligen Schrift übereinstimme. Verworfen hat den Religionseid Moses Mendelssohn (Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum, Berlin 1783, S. 70—90), weil jeder Eid bei dem schwörenden Subjekt Glauben an die Grundlehren aller Religionen voraussetze, ein Eid auf diese Grundlehren selbst, also für den Schwörenden, wenn er sie glaubt, keine neue Verpflichtung erzeuge, glaubt er sie aber nicht, einer nothwendigen Voraussetzung entbehre und darum gar nicht als Eid betrachtet werden könne; weil ferner ein Eid auf Glaubenslehren einer einzelnen Religion einen unmoralischen Geisteszwang enthalte und endlich weil Eidesschwüre juristisch keine neue Verpflichtung erzeugen, was doch stets nothwendige Folge des Religionseides sey. Eben so erklärt sich Reinhard (Syst. der christl. Moral III, S. 703—723) und mit ihm von Ammon (Geb. der christl. Sittenl., Leipz. 1838, 2. Bd., S. 840) gegen den unbedingten Religionseid, indem sie sich auf die Natur des Glaubens, der nicht der Macht eines Eides unterworfen werden könne, auf das Beispiel Jesu (Luk. 24, 47) und der Apostel (2 Kor. III, 3, Gal. 5, 1), welche jeden religiösen Schulzwang verschmähen, auf die Fortschritte und Bedürfnisse der Zeit, deren Geiste die symbolischen Bücher entfremdet seyen, und auf den heiligen Schutz berufen, welchen die symbolischen Bücher einer Unzahl von Mißbräuchen gewähren. Nach den Satzungen der Rabbinen ist bei den heutigen Juden ein Eid nur dann gültig, wenn er an gewissen Tagen in der Synagoge, nach Waschungen und nach Ertheilung des Segens, vor einer gewissen Anzahl von Zeugen, unter Anlegung gewisser heiliger Kleidungsstücke, unter Berührung gewisser Stellen einer heiligen Thora, die man in der rechten Hand hält, das Gesicht nach Osten gewendet, mit Aussprechung des Namens „Adonai" und einer vorgeschriebenen Adpuration des Richters geleistet wird (K. G. Bodenschatz, Kirchliche Verfassung der heutigen Juden, sonderlich in Deutschland, 4 Thle., Erlangen 1748; Anton, Einleit. in die jüd. Rechte, dabei vom Judeneide gehandelt wird, Braunschw. 1756; Philipson, Ueber die Verbesserung des jüdischen Eides, Neu-Strelitz 1797; Osann, Ueber den Werth des Judeneides, Göttingen 1797; Malblanc, S. 41—50). Am Tage Kippur können die Juden durch bestimmte Gebete aller Eide entbunden werden. Die Chinesen, die Raskolniken, Philipponen und Duchoborzen enthalten sich jedes Eides. — Der heiligste Eid bei den Hindus heißt Saukalp und ist unverletzlich. Der Schwörende gießt geweihtes Wasser über die Hand dessen, dem er etwas versichert, während er die Eidesformel ausspricht. Uebrigens schwört der Priester bei seiner Wahrhaftigkeit, der Kschetri bei seinem Pferde, Elephanten, Waffen; der Waisya bei seinen Kühen, Getreide, Gelde; und der Sudra wünscht sich die Strafen aller Verbrechen über sein Haupt, wenn er falsch schwört, oder berührt die Häupter seiner Frau und Kinder der Reihe nach.

Schwörfinger, die drei ersten Finger der rechten Hand (incl. des Daumens); vergl. Strafe.

Schwörhaus, in einigen oberdeutschen Gegenden s. v. a. Rathhaus.

Schwörherr, in adeligen Stiftern diejenigen Herren, welche die aufzunehmenden Personen aufschwören.

Schwörsheim, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Herrschaftsger. Oettingen; 450 Einw.

Schwörtag, in Oberdeutschland, s. v. a. Huldigungstag.

Schwörungstermin, s. Termin.

Schwörzkirch, würtemberg. Pfarrweiler, Donaukr., Oberamt Ehingen; über 100 Ew.

Schwoich, österreich. Weiler, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Kufstein; über 100 Einw.

Schwoike, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; Freischoltisei; 200 Einw.

Schwoinz (Ornith.), s. v. a. Grünhänfling, Fringilla Chloris *L.*, Coccothraustes Chloris *Cuv.*

Schwoitsch (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, 2 Vorwerke; 450 Einw.; — 2) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkr.; 180 E.

Schwoll (Ichthyol.), s. v. a. Kugelbarsch (s. d.), Acerina vulgaris *L.*

Schwollen, oldenburg. Dorf, Fürstenthum Birkenfeld; 2 Sauerbrunnen; 350 Einw.

Schwolow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; Oberförsterei; 180 Einw.

Schwoosdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 160 Ew.

Schwora, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Neuschloß; 320 Einw.

Schwuben, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 130 Einw.

Schwuchow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; über 100 Einw.

Schwude (Fuhrw.), Befehlswort der Fuhrleute für die Pferde, wenn sie links gehen sollen.

Schwüblingen, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Meinersen; 150 Einw.

Schwühlen (Geogn.), s. v. a. Schwielen (s. d.).

Schwül, ängstlich warm, wie es besonders vor einem Gewitter ist.

Schwülstig, s. Schwulst.

Schwürbitz, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Lichtenfels; 890 Einw.

Schwulität, scherzhafter Ausdruck für Angst, Verlegenheit, von schwül abgeleitet. In schwulibus seyn, sich in großer Verlegenheit befinden.

Schwulskopf (Säugeth.), s. v. a. grimmische Ziege, Antilope grimmia *L.*

Schwulst, 1) (Bombast, Phöbus, Aesth.), Fehler der Schreibart, der darin besteht, daß man ihr beim Mangel an wirklicher Größe eine scheinbare zu geben sucht. Der S. kann sich zeigen im Ausdruck, wenn man von ganz gewöhnlichen Dingen, täglichen Erscheinungen und Menschen mit prächtigen Worten, figurenreichen Phrasen 2c. spricht, besonders da, wo man es nach dem natürlichen Verlaufe gar nicht erwartet hätte, oder in den beigemischten Gedanken, wenn man den Hauptbegriffen prahlende Beiwörter zusetzt, die jene zu ihrer Hervorhebung gar nicht bedürfen, oder auch, wenn man gemeinen Gedanken eine höhere Bedeutung zu geben versucht, deren sie nicht fähig sind. Unter mystischem S. versteht man den Gebrauch dunkler Worte, die den Schein haben, als bedeuteten sie etwas Großes und Erhabenes. S. in der Musik findet man da, wo der Gefühlsausdruck gesucht und überspannt und Kraft und Erhabenheit nur scheinbar ist. Der S. zeugt immer von Mangel an Geschmack und Beurtheilung u. von Armuth an eigentlich schöpferischer Phantasie. Deshalb finden wir ihn in der eigentlich klassischen Literatur selten und erst zur Zeit des Verfalls der griech. und röm. Literatur tritt er, genährt von orientalischem Einfluß, häufiger auf. In der deutschen Literatur zeichnet sich zumeist die hoffmannswaldau-lohensteinsche Periode durch S. aus. Wir brauchen in dieser Beziehung nur an die berühmten Verse zu erinnern:

„Amanda, süßes Kind, du Balsam wunder Herzen,
Der Sorgen Flederwisch, der Phantasie Klystier 2c."

— 2) Art des Stolzes, wo man mit Worten und Geberden sich mehrer und größerer Vorzüge rühmt, als man wirklich besitzt.

Schwulst, die, s. v. a. Geschwulst.

Schwulstfaser (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Oedemium *Lk.*

Schwulstkraut (Bot.), 1) s. v. a. Schöllkraut, Chelidonium majus *L.*; — 2) s. v. a. Spiraea ulmaria *L.*

Schwulstschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Onchidium *Buchan.*

Schwundnig (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; Vorwerk; 180 Einw.; — 2) (Groß-S.), das., Kr. Trebnitz; Scholtisei, Windmühle; 100 Einw.; — 3) (Klein-S.), das.; Vorwerk, Scholtisei, Wasser- und Windmühle; 130 Ew.

Schwung, 1) eine schnelle, bogenförmige Bewegung; — 2) die Bewegung rotirender Körper, s. Centralkraft; — 3) s. v. a. Oscillation; — 4) die Erhebung der Seele von einem Gegenstande zu einem entfernteren, ohne fehlerhafte Ueberschreitung der dazwischen liegenden Gegenstände; — 5) ein erhöheter Grad der psychischen oder physischen Thätigkeit; in dieser Beziehung spricht man von einem S. der Rede, der Schreibart 2c.; — 6) der Zustand, wo etwas gewöhnlich gethan oder begehrt wird.

Schwungbäume, s. Brücken (Zugbrücken).

Schwungfedern, 1) (Ornithol.), s. v. a. Remiges, die steifen Flügelfedern der Vögel, die zum Fluge dienen, s. Ornithologie, S. 761; — 2) (Waarenk.), s. Federn.

Schwungflügel (Schwungkolben), s. Schwungrad.

Schwunghaken, s. v. a. Schwungruthe.

Schwunghebel (Münzk.), der am Prägeklotz befindliche, unter einer sehr starken Schraubenspindel befestigte Stempel, an welch letzterer oben ein langer gleicharmiger, an seinen Enden mit Schwungkugeln versehener Hebel sitzt, der S. genannt wird.

Schwungkraft (Phys.), die Centrifugalkraft bei rotirenden Körpern, welche diese Bewegung auch dann noch eine Zeit lang unterhält, wenn die bewegende Kraft aufgehört hat. Die S. ist um so größer, je größer der Durchmesser des rotirenden Körpers ist und je näher das größte Gewicht des Körpers an der Peripherie liegt; s. Centralkraft.

Schwungkugeln, schwere Kugeln, welche am Ende von großen Hebeln, hauptsächlich da, wo man eine hin- und hergehende Bewegung hervorbringen will, angebracht sind, z. B. an Münzpressen, Siegelpressen, um dadurch beim Hin- und Herschwingen Vortheile für die Kraft und mehr Gleichförmigkeit zu erhalten.

Schwunglinie, s. Windmühle.

Schwungmaschine, s. v. a. Centralmaschine.

Schwungpflug, s. v. a. Schwingflug.

Schwungrad, 1) (Maschinenw.), Mittel zum Reguliren und Gleichförmigmachen einer Bewegung; unter S. versteht man nämlich ein Rad mit schwerem Kranze, den vier oder mehre Arme (Schwungstöcke) mit der Mitte verbinden, wo es um eine Axe beweglich ist. Hier sitzt es gewöhnlich an einer Welle fest, mit der es sich zugleich um die Axe dreht. Ein solches Rad hat die Eigenschaft, einige Sekunden lang, ohne neuen Antrieb der bewegenden Kraft, gleichsam von selbst, mit der einmal erhaltenen Geschwindigkeit umzulaufen. Werden Wellen, Räderwerke u. andere damit verbundene Theile von der Hand eines Menschen in Bewegung gesetzt, so können diese, ohne ein angebrachtes S., unmöglich eine stets gleiche Geschwindigkeit behalten, weil der Mensch, besonders wenn er schon ermüdet ist, bald schneller, bald langsamer dreht, auch wohl ein Paar Sekunden lang mit Drehen aufhört, um Athem zu schöpfen. Enthält aber die horizontale Welle, woran gedreht wird, auch wohl eine andere umlaufende Welle, ein S., so erhält dieses in den eben berührten Fällen doch die Gleichförmigkeit, und erleichtert dem Menschen sehr bedeutend die Arbeit. Zu allen Arten von Handmühlen und anderen von der Hand des Menschen getriebenen Maschinen ist daher das S. ein nothwendiges Erforderniß. Statt der eigentlichen Kurbel an der Axe der Welle braucht man hier nur dem einen Arme des Rades, in einer für das Drehen bequemen Entfernung vom Mittelpunkte, einen Griff zu geben. Hat die Maschine ohnehin schon schwere Räder oder Scheiben

(Schwungscheiben), die als Schwungräder wirken, so läßt man gewöhnlich ein eigenes S. hinweg. Auf diese Art wirken in allen Mahlmühlen die Läufer als Schwungräder, und zwar desto besser, je größer sie sind. Von besonderer Wichtigkeit sind aber die Schwungräder im Maschinenwesen für die Dampfmaschinen u. Walzwerke. Die gewöhnliche Dampfmaschine kann das S. gar nicht entbehren. Denn hier gelangt die Kurbel während ihrer Umdrehung zweimal in eine solche Lage, nämlich in die höchste und in die tiefste, wo die Lenkstange mit ihr in einer Linie liegt. In diesen Lagen kann die Lenkstange zur Umdrehung nichts beitragen; daher würde die ganze Maschine still stehen, wenn nicht das S. vermöge seiner Schwungkraft die Kurbel über diese sog. todten Punkte hinwegschafft. Bei großen Dampfmaschinen bei 100 und mehr Pferdekräften wendet man oft Schwungräder von 24 Fuß Durchmesser an. Als Schwungräder wirken auch die Wasserräder und Windflügel der Mühlen u. anderer Maschinen; ferner die Schleifsteine bei Schleifmaschinen 2c. Sind die Enden von zwei oder vier, aus der Mitte einer Welle oder Spindel herauslaufenden gleich großen Arme dicker oder schwerer, als die übrigen Theile der Arme, so reguliren auch sie die Bewegung, wie die Schwungräder, und nehmen gleichsam deren Stelle ein. Bisweilen sind die Enden solcher Arme mit schweren Kugeln (Schwungkugeln) versehen, selbst da, wo die Bewegung hin- und hergehend seyn soll, wie z. B. bei dem Hebel an Münzpressen. So befindet sich auch am Drillbohrer (der Rennspindel), um die Bewegung zu erleichtern und gleichförmiger zu machen, eine ziemlich schwere metallene Scheibe. Regeln bei Anwendung der Schwungräder und anderer zum Reguliren bestimmten Vorrichtungen findet man angegeben in Poppe's „Volks-Gewerbslehre", 6. Aufl., S. 96. — 2) (Uhrm.), s. v. a. Unruhe.

Schwungradskloben (Uhrm.), s. v. a. Unruhkloben, s. Uhr.

Schwungriemen, die beiden Riemen, die den Kutschkasten mit den Bäumen verbinden, damit jener nicht in allzugroßen Schwung komme; sie werden von den Schwungklammern oder Schwungringen gehalten.

Schwungring, der Kranz oder die Felgen eines Schwungrades.

Schwungruthe, die elastische Stange, wodurch der Blasebalg angelassen wird.

Schwungschaufel, s. v. a. Hebeschaufel

Schwungscheibe, s. Schwungrad.

Schwungstange, dient dazu, am Kannefas-Webstuhle die Kettenfäden straffer zu spannen, indem sie die Docken durchsticht.

Schwungstöcke, s. Schwungrad.

Schwungstriche (Planzeichn.), oben dünne, in der Mitte etwas gekrümmte und stärkere, unten dünner werdende Striche, die nach unten konvergiren und mit denen sonst die Bergabhänge in Plänen, ohne Rücksicht auf die Gradation ihrer Abdachung, angedeutet wurden, jetzt durch die Parallelstriche der lehmannschen Manier verdrängt.

Schwunz (Ornith.), auch Schwunsch, s. v. a. Grünhänfling, Coccothraustes Chloris *Cuv.*

Schwuppe (Ichthyol.), Brassenart, s. v. a. Cyprinus Ballerus *L.*

Schwur, s. v. a. Eid, s. Schwören.

Schwurgerichte, s. v. a. Geschwornengerichte, s. Assissen, Jury.

Schwurmänner, s. v. a. Geschworene, s. Assissen, Jury.

Schwusen, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Schloß, Vorwerk, Salzfaktorei, Schäferei, Windmühle; 410 Einw.

Schwynheim, Konrad, s. Pannartz.

Schwyz (Geogr.), 1) einer der 3 Urkantone der schweiz. Eidgenossenschaft, im Range der 5. Kanton der Schweiz, grenzt östlich an den Kanton Glarus, südlich an Uri und durch den Vierwaldstädter-See an Unterwalden, westlich an Luzern, nordwestlich an Zug und nördlich an Zürich und St. Gallen und hat einen Flächenraum von $15_{,06}$ □M. mit etwa 40,700 Einw. Wenn der Reisende über den Kinzig-Kulm ins Muottathal steigt oder das Dampfschiff, welches von Flüelen hinauf an der Tellskapelle u. dem Rütli vorüberfährt, wo einst die 3 Männer, Walther Fürst aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden und Werner Stauffacher aus Schwyz, im J. 1307 den ersten Bund der Freiheit beschworen, ihn nach Brunnen führt, so steht er auf dem Grunde dieses 3. Urkantons, der dem ganzen Lande der Eidgenossenschaft den Namen der Schweiz gab u. am meisten genannt wird unter jenen Dreien, weil er der größte und einflußreichste unter ihnen ist, deren Politik bestimmt und an den neuern historischen Vorgängen und Zerwürfnissen im Schweizervolke einen leitenden und bedeutsamen Antheil genommen hat. Das ist von frühen Zeiten an der Fall gewesen; die Häuptlinge dieser Hirten, die Redings u. Abybergs, werden oft in der Geschichte der Schweiz genannt und vollbrachten große Thaten. Von dieser Aristokratie hört man weit mehr, als von den Landammännern und gebietenden Herren der kleinen Kantone jenseits des Sees. S. ist von jeher das Bollwerk der reinen Demokratie gewesen, hat von jeher im Kampfe für sein altes Wesen gestanden, aber auch von jeher das Banner der kathol. Kirche mit fanatischem Eifer getragen. Seit Jahrhunderten haben Mönche und Pfaffen hier ihren liebsten Aufenthalt; oft sind Versuche gemacht worden, die Jesuiten einzuführen, bis es endlich glückte, und als Luzern im J. 1831 einen freien Aufschwung nahm, zog der päpstliche Nuntius in den Flecken Schwyz und machte ihn zum Mittelpunkte aller der finstern Umtriebe der kathol. Partei, welche die Schweiz zerfleischten. — Der Kanton S. gehört zu den sogenannten Bergkantonen und ist von verschiedenen Bergreihen mit deren Zweigen besetzt, aber die Hochalpen berühren ihn nur auf einer Seite, deshalb liegen nur auf den Berghöhen des Bisithals und dem Pfannen- und Redertenstock Firn und ewiger

Schnee. Der Felsstock Rigi wird durch die Vierwaldstädter-, Zuger- und Lowerzer-Seen, die Seewern und Muotta beinahe zur Insel abgesondert. Diesem gegenüber steht der Rufi- oder Roßberg, der wie der Kaiserstock, St. Jostenberg und die Hohe-Rhone sich in die Ebene des Kantons Zug verlieren. Andere Berge sind die Frohnalp, ein Theil des Stoßberges, der Roßstock, das Faulhorn, die Liddern, der Axenstock, der Wassenberg, der Pfannenstock und die Silbern. Das Wäggi- oder Weggi-Thal und die Gegend am Züricher-See scheidet der Fluhberig, der kleine u. große Auberig und der Ezel von dem Sihlthal und Einsiedeln; ein Bergzweig mit dem Spitalberg trennt das Sihl- und Alpthal. Pässe des Kantons sind: die beiden aus dem Bisithal nach dem Urnerboden und nach dem Stachelberger-Bad; der über den Pragel aus dem Muottathal nach dem Klönthal; der über den Kinzig-Kulm nach dem Schächenthal; der über Illgau nach dem Sihlthal; der von Schwyz über den Schwyzerhaken in das Alpthal und nach Einsiedeln; der über die Ibergereck nach Iberg; der von Stauden auf den Pragelpaß; der nach Hinterwäggithal; der von hier nach Näfels; der in das Klönthal und der nach Euthal; der von Vorderwäggithal nach Willerzell; der nach der Teufelsbrücke an der Sihl. Unter den Thälern, von denen einige sich auf einer bedeutenden Hochebene befinden, ist das offenste, das sich von Art nach Schwyz und Brunnen erstreckt. Unweit Schwyz öffnet zwischen engen Felsen die Muotta das Muotathal. Theils zum Kanton Uri, theils zum Kanton S. gehört das Riemenstaldenthal, das sich gegen den Urner-See öffnet. — Das ganze Land ist reich an Brunnquellen und gehört zu dem Wassergebiete des Rheins. Von den vielen Flüssen und Bächen strömen die meisten durch die Sihl der Limmat zu, andere durch die Muotta und Bäche in den Vierwaldstädter-See, wenige in den Zuger-See. Die bedeutendsten sind die Linth, Sihl, Alp, Biber, Seewern, Muotta, Fallenbach. Seen gibt es 5 im Kanton; der größte im Kanton ist der Lowerz-See; dann der Glattalp-See; an den Grenzen der Zuger-, Vierwaldstädter- und Züricher-See. — Das Klima ist sehr veränderlich. Der häufigste Wind ist der heftige Föhn im schwyzer Thal; der kälteste Wind ist der Ostwind. Der hohen Lage wegen ist das Land wenig angebaut, deshalb arm. Kein Mann im ganzen Lande kann sich rühmen, ein Vermögen von 30,000 Gulden zu besitzen. Da der Kanton sehr weidereich ist, so ist die Viehzucht Haupterwerbszweig. Fast alles Getreide muß von außen her bezogen werden, indessen erweitert sich der vernachlässigte Ackerbau wieder. Da, wo der Obstbau gedeihen kann, vermehrt sich dessen Betrieb. Guten Weinbau gibt es am Züricher-See. In den vielen und großen Waldungen ist das Nadelholz (besonders Rothtannen, Weißtannen, Föhren und andere Nadelhölzer) vorherrschend; unter den Laubhölzern findet sich die Buche am meisten. Der Fuchs, Hase, Otter, Edelmarder, Steinmarder und Iltis sind die gewöhnlichen Jagdthiere; auf den Bergen gegen Uri und Glarus gibt es Gemsen; außerdem gibt es Hornvieh, Schafe, Pferde, Ziegen, Schweine, Murmelthiere, wildes und zahmes Geflügel, Fische. Produkte des Mineralreichs sind Kalk- u. Sandstein, die in Brüchen ausgebeutet werden, Marmor, nesterweise Eisenerz, Torf um Einsiedeln u. auf der Altmatt, Braunkohle bei Wangen ꝛc. Von den Mineralquellen sind zu nennen: die eisenhaltige von Seewen, die alaunhaltige von Nuolen, die reichhaltige Schwefelquelle im Iberg. Die Industrie beschäftigt sich mit etwas Wollen-, Seiden- und namentlich Baumwollenweberei, mechanischer Floret- und Baumwollengarnspinnerei und Färberei. Die Ausfuhrartikel des Kantons sind Vieh, Käse, Butter, Häute und Holz; außerdem gehen beträchtliche Transporte von Heiligenbildern, Gebetbüchern u. dgl. ins Ausland. Der schwyzer Hafen ist Brunnen, ein kleiner Flecken am Vierwaldstädter-See. Nicht unbedeutenden Handelsverkehr treibt der Flecken Einsiedeln im Sihlthale, zugleich der besuchteste Wallfahrtsort der Schweiz. Namentlich werden hier Krucifixe, Heiligenbilder, Rosenkränze, Reliquien, Legenden- und Andachtsbücher, Wachskerzen, Votivtafeln ꝛc. in mehr als 300 Buden ausgeboten. Eine große Druckerei ist jahraus jahrein bloß damit beschäftigt, Heiligenbilder mit Sprüchen zu verzieren; dasselbe Etablissement hält ständig 22 Arbeiter, welche Rosenkränze verfertigen. — Rechnungsverhältnisse ꝛc. Man rechnete bisher größtentheils in der allgemeinen schweizer Währung nach Schweizerfranken zu 10 Batzen à 10 Rappen, in einem Zahlwerthe, worin bekanntlich der neue Louisd'or Frankreichs und der Schweiz zu 16 Schweizerfranken, das französische 5-Frankenstück zu 35 Batzen, das 20-Frankenstück daher zu 14 Schweizerfranken = 140 Schweizerbatzen, und der ganze brabanter Kronenthaler gewöhnlich zu 40 solcher Batzen gerechnet wird, so daß nach dieser Würdigung der Fünffrankenthaler wie in Bern, in dem sogenannten Kurantfuße, $36\frac{3}{4}$ Schweizerfranken auf die kölnische Mark fein Silber gehen, der Schweizerfranken dieser Würdigung also $\frac{8}{21}$ Thlr. = 0,38095238 Thlr. = 11 Sgr. 5,143 Pf. in preuß. Kurant oder im 14-Thalerfuße, und $\frac{2}{3}$ Fl. = 0,66666667 Fl. = 40 Kreuzer im $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße, so wie $1\frac{3}{7}$ = 1,42857143 Frk. = 1 Frank $42\frac{6}{7}$ Centimen französischer Währung werth ist. In frühern Zeiten, namentlich 1653, hat S. Dukaten ausprägen lassen, angeblich $67\frac{3}{4}$ Stück auf die kölnische rauhe Mark zu $23\frac{2}{3}$ Karat fein, so wie (in Golde) Kronen oder alte halbe Pistolen, etwa $78\frac{17}{30}$ Stück auf dieselbe rauhe Mark zu 21 Karat 5 Grän fein. In Silber sind 1513, 1620 bis 1624 einfache, doppelte, halbe und Viertel-Thaler (letztere Diken genannt) meist in 14- (bis $13\frac{5}{6}$-) löthigem Silber geprägt worden, die nicht mehr vorkommen. In 1633 aber Sechsbätzner, Strichli-Diken oder 24-Kreuzerstücke ($11\frac{8}{9}$ löthig); ferner 1715 bis 1738 Batzenstücke zu 4 Kreuzern ($5\frac{1}{3}$ löthig); 6-Kreuzerstücke (ebenfals $5\frac{1}{3}$ löthig); 15-Kreuzerstücke ($8\frac{8}{9}$ löthig) und in 1738: 30-Kreuzer-

stücke (nach der einen Angabe und Münzprobe 12⅑ Loth fein, nach der andern und zwar franz. Probe, 15 Loth fein in der rauhen köln. Mark). Auch diese Silbersorten dürften längst in den Schmelztiegel gewandert seyn. Scheidemünzen sind einige aus neuerer Zeit, aber nur kleine Scheidemünzen, namentlich 1) in Billon: 2-Rappenstücke vom Jahre 1846 u. 2) in Kupfer: Ein-Angsterstücke von 1811. Beide Sorten sind aber auffallend unvollkommen in Stempelschnitt und Prägung. — Wechselangelegenheiten (die hier nicht häufig vorfallen) werden nach den Kursverhältnissen der nächstgelegenen schweizer Wechselplätze (Zürich, St. Gallen) behandelt. — Maße und Gewichte sind im Allgemeinen die alten zürcher (s. Zürich); doch finden folgende Ausnahmen Statt: Getreidemaß. Man bedient sich außer dem zürcher zuweilen auch des alten Getreidemaßes von Rapperswyl (im Kanton St. Gallen). Dieses Letztere hat ganz die nämliche Eintheilung wie das Getreidemaß in St. Gallen (s. d. Art.), aber einen größern Inhalt. Das Viertel enthält $21_{,046}$ Liter = 1061 pariser Kubikzoll = $1_{,40309}$ neue schweizer Viertel. Flüssigkeitsmaß. Dasselbe ist 4½ Procent größer als das von Luzern, so daß 100 schwyzer Maß = 104½ luzerner Maß sind. Demnach enthält die schwyzer Maß $1_{,8065}$ Liter = $60_{,7127}$ paris. Kubikzoll = $1_{,20432}$ neue schweizer Maß. — Die Schwyzer sind freiheitsliebend, groß, kräftig, aufgeweckt, von ausdrucksvoller Physiognomie, ein Volk, bei welchem sich das Hirtenleben noch in seiner ursprünglichen Gestalt findet. Geistreich und ausdrucksvoll sind besonders die Physiognomien des weiblichen Geschlechts, und eine vortheilhafte Tracht, bestehend in einem reinlichen und farbenreichen Mieder, in einem mit einem Band umwundenen Hütchen und schneeweißen Hemdärmeln, erhöht noch die Reize des Körpers. Die Lebensart dieser Hirten ist sehr einfach; Milch ist fast die einzige Nahrung. Den Wanderer, der eine Sennhütte betritt, erquickt besonders die Käsebutter oder Molken. Hier wird das größte Vieh gezogen, obgleich die Triften nicht die vorzüglichsten sind, und der Zucht der Kälber wird außerordentlich viel Pflege gewidmet. Im Sommer zählt man 15—20,000 Stück Rindvieh; eine Kuh gibt täglich 8—15 Maß Milch. — S. hat mehr Einwohner, als Uri u. Unterwalden zusammengenommen, aber es hat auch eine weit mehr vorgeschrittene staatliche Entwickelung, die es seinen innern Streiten im J. 1833 zu danken hat. Unter dem Einfluß der Vororte entstand die neue Verfassung, mit welcher der Versuch gemacht wurde, das alte demokratische Wesen, das von jeher in S. geherrscht hat, festzuhalten, dabei aber eine Organisation zu gründen, die zu modernen Staatsbegriffen führen und so vielleicht den Uebergang zu einem vollständigen Repräsentativsystem vermitteln könnte. Der Geschäftskreis der Behörden wurde fest bestimmt, ihre in einander greifende Organisation geordnet, die Verwaltung von der Justiz getrennt und die bisherige Lebenslänglichkeit der Aemter aufgehoben. Dagegen blieb die Versammlung aller Bürger zur souveränen Landesgemeinde bestehen, doch versammelt sich diese jetzt nur von 2 zu 2 Jahren, ein Beweis, daß man sie in den Hintergrund schieben wollte, obwohl dies ganz unverträglich mit dem Princip der Demokratie ist, wo Alles vor das Volk gebracht und durch das Volk entschieden werden soll. Neben der Landes- oder Kantonsgemeinde, welche nur die Beamtenwahlen vornimmt, über Krieg und Frieden entscheidet, das Kantonbürgerrecht ertheilt u. s. w., steht ein großer Rath aus 108 Mitgliedern, welche aus den 7 Bezirken auf 6 Jahre gewählt werden und sich zweimal in jedem Jahre versammeln. Der große Rath bildet die gesetzgebende Macht. Die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde ist der Kantonsrath, aus 36 Mitgliedern bestehend, welcher sich ordentlich viermal jährlich und so oft sonst versammelt, als Regierungskommission oder Landammann ihn einberufen. Die Regierungskommission ist die eigentliche Landesregierung. Sie besteht aus 5 Mitgliedern, von denen 4 vom großen Rath auf 4 Jahre gewählt werden, das 5. Mitglied ist der Landammann. Der Regierungsrath vollstreckt alle Gesetze und Beschlüsse des Kantonsraths, die Urtheile der Gerichte u. s. w. Für die höchste Justiz besteht ein Kantonsgericht, dessen 14 Mitglieder die Bezirke aus allen Kantonsbürgern wählen; neben ihm bestehen Bezirksgerichte, Friedensgerichte und Schiedsgerichte. Jeder der 7 Bezirke (Schwyz, Gersau, March, Einsiedeln, Küßnacht, Wollerau und Pfeffikon) verwaltet seine Angelegenheiten durch die Bezirksgemeinde, welche die Beamten wählt. Es gibt einen einfachen und einen dreifachen Bezirksrath, der die wichtigsten Geschäfte abthut. So haben auch die Gemeinden wieder in ähnlicher Weise ihre Gemeindeverfassungen, und leicht sieht man ein, wie eine neue Zeit bei allen diesen Einrichtungen gewaltet hat. Sie wären gut, wenn sie weiter gebildet würden, wenn das Volk in seinen bürgerlichen Verhältnissen den Geist ausbeutete und weiter fortschritte, dies ist aber in S. nicht der Fall, und hieran hat die Natur wenigstens eben so viel Schuld, als die Menschen. S. ist, wie Uri und Unterwalden, ein Hirtenland mit altherkömmlichen Lebensbedingungen und bürgerlichen Unterschieden. Auch in S. besteht das Allmendwesen in seinem ganzen Umfange und mit strengem Ausschließen der Nichtberechtigkeit. Alpen, Matten, Weiden, Waldungen, Moore und Sümpfe gehören den alten Landleuten, d. h. den Nachkommen der Familien und Geschlechter, welche vor Jahrhunderten Besitzer des Landes waren. Die später Hinzukommenden wurden von dem, wie es hieß, wohlerworbenen Besitz ausgeschlossen und erhielten bloß politische Rechte; die alten Landleute bildeten dagegen eine Korporation, in welche Niemand eindringen konnte. Und so ist es noch in S., trotz aller Klagen, aller Streite, selbst trotz aller Prozesse, denn nach historischem Recht und nach Urkunden läßt sich für die Ausgeschlossenen nichts erstreiten. — Die Genossen, das sind die Berechtigten, theilen sich in mehre Korpo-

rationen, die ihre Allmendgüter durch Beamte verwalten lassen und dazu Genossenräthe, Bannwärter u. s. w. ernennen, auch Allmendgerichte einsetzen und somit einen Staat im Staate bilden. Jeder kann so viel Vieh auf die Allmend treiben, als er will, und dabei kommen die Reichsten am besten weg, welche, wie die Abyberg, Reding, Weber u. s. w., Viehhandel treiben und die Allmendweiden zum Fettmachen benutzen können. Die ärmeren Genossen klagten dagegen, verlangten Aenderungen und bildeten die Partei der Klauenmänner, welche nach und nach eine politische Bedeutung erhielt; die reicheren und reichen, welche jede Neuerung verwarfen, die Hornmänner, wollten natürlich nichts davon hören und fielen sogar in der Landesgemeinde am rothen Thurm mit Knitteln über ihre nicht zu überzeugenden Gegner her, die sie jämmerlich zerbläut nach Hause jagten (s. unten: Gesch.) Seit 1838 ist es zu einer Verständigung dadurch gekommen, daß zwar das unbeschränkte Benutzungsrecht nicht aufgegeben, aber eine Progressivabgabe von 10 zu 10 Kühen eingeführt wurde, durch welche die Reichen jedoch noch immer in bedeutendem Vortheil sind. Die Ansassen u. Hintersassen haben meist nur die politischen Rechte oder einige ihnen verwilligte Aufhütungen u. dgl. Fremden wird die Niederlassung sehr erschwert, und Heimathlose gibt es in bedeutender Anzahl, deren Zustände und Verfolgungen gelegentlich empörende Scenen herbeiführen. — Wenn man alle diese Verhältnisse zusammenfaßt, sind die Zustände des Kantons S. nicht schwer zu überblicken. Das ganze Staatseinkommen beträgt etwa 30,000 Gulden, welche durch eine Vermögenssteuer von 20 Schillingen auf 1000 Gulden, eine Kopfsteuer von 2 Batzen pro Kopf und indirekte Abgaben auf Handel, Salz, Holzausfuhr, Weineinfuhr und Kolonialwaaren, und Zölle zusammen gebracht werden. Es ist ein Land voll Hirten u. Bauern, ein kleiner Familienstaat, dessen Grund und Boden einer Anzahl altberechtigter Geschlechter gehört; eine Bauernaristokratie, an deren Spitze sich eine Elite der Vermögendsten und Angesehensten unter ihnen seit alten Zeiten gestellt hat, welche die Aemter und Würden bekleidet und für ihre Mühen die Herrschaft führt. Bezahlt werden sie sehr schlecht. Der Landammann von S. hat kaum 400 Gulden jährlich; andere hohe Würdenträger beziehen 10 Louisd'or; es läßt sich aber auf indirektem Wege in diesen Familienstaaten für kluge Leute, welche an der Spitze stehen, manches schöne Geschäft machen, und manche Männer, die in dürftigen Verhältnissen lebten, als sie zu Staatsämtern gelangten, wurden wohlhabend, weil sie die Umstände zu benutzen verstanden. — Bundeskontingent: 1214 Mann; Geldzuschuß: 4065 Franken. Wappen: rother Schild mit silbernem Kreuz in der obern linken Ecke. — Die oberste geistliche Behörde ist der Bischof von Chur; Erziehungsanstalten sind zu Kloster Einsiedeln u. Schwyz. Hauptstadt oder vielmehr der Hauptflecken des Kantons (denn die 3 Urkantone wollen keine Städte haben) ist Schwyz (s. unten).

Geschichtliches. Die Schwyzer, deren Name zuerst als Suites unter der Herrschaft der Zähringer in der Schweiz vorkommt, waren im Alterthum eine kleine Völkerschaft, deren Ursprung die Sage aus Schweden herleitet. Zur Zeit einer Hungersnoth sollen nämlich 6000 Schweden unter Agio und 2 andern Anführern ihr Vaterland verlassen haben, nach Deutschland übergegangen seyn, am Rhein den Grafen Peter von Franken geschlagen, sich in der Gegend von Brochenburg niedergelassen und daselbst Schwyz erbaut haben. Nach Andern sind die Schwyzer jedoch Nachkommen der Cimbern, der Ostgothen oder der Sachsen und Friesen. Sie vermehrten sich mit der Zeit und verbreiteten sich über Frutingen, Obersibenthal, Saanen, Afflentsch und Jaun. Sie suchten freiwillig des deutschen Kaisers Schutz und Schirm, übertrugen aber wegen der Parteiungen und Streitigkeiten im Lande und wegen der öftern Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland die Schirmvogtei ihres Landes im Besondern zeitweilig dem Grafen von Lenzburg. Im J. 1114 geriethen sie in einen Streit mit dem Abt von Einsiedeln, der sie verklagte, weil sie in seinem Gebiete weideten, wogegen die Schwyzer behaupteten, jenes Weideland wäre Erbe ihrer Väter. Als sie nach des Kaisers Spruch dennoch davon weichen sollten, sie es aber nicht thaten, bedrohte sie der Kaiser Konrad III. 1144 auf eine neue Klage des Abts mit der Acht. Sie sagten sich hierauf von Reich und Kaiser, weil dieser sie nicht schütze, los, wurden nun wirklich in die Acht erklärt und von dem Bischof zu Konstanz in den Bann gethan. Sie ließen sich zwar durch keines von beiden irre machen, ließen sich aber durch Ulrich von Lenzburg bereden, wieder zu dem neuen Kaiser Friedrich I. zu halten, der ihnen geneigter war. Im J. 1210 wurde S. mit den andern Waldstädten unter den Grafen Rudolf von Habsburg als Reichsvogt gestellt, der sich aber durch Willkür so verhaßt machte, daß Kaiser Heinrich 1231 ihm die Reichsvogtei nahm. Der Kaiser Rudolf von Habsburg liebte die Schwyzer und bestätigte ihre Reichsfreiheit. Sie machten 1251 mit Zürich und Uri auf 3 Jahre einen Bund zum gegenseitigen Schutz gegen willkürliche Erhöhung der Lehnspflicht, welcher Bund wahrscheinlich nach Ablauf der 3 Jahre verlängert wurde, und kauften sich 1269 von dem Grafen Eberhard von Habsburg los. Als sich über die Gesinnung Albrechts von Oesterreich gegen die Schweiz üble Gerüchte verbreiteten, schloß S. 1292 einen Bund mit Uri und Unterwalden (der älteste Bundesbrief der Schweizer) zur Erhaltung ihrer Freiheit. Die Willkür der Landvögte, welche ihnen Albrecht setzte, trieb endlich die Waldstädte dahin, 1307 den Bund im Rütli (Grütli) zu beschwören (vgl. Schweiz), und S. bildete nun mit Uri und Unterwalden die Urkantone der Eidgenossenschaft. Das ganze Land der Eidgenossenschaft erhielt von S., als einem der ersten Staaten der Eidgenossenschaft, den Namen Schweiz, was jedoch nach Andern deshalb geschehen seyn soll, weil S. als der nördlichste der Urkantone den Oesterreichern am

nächsten lag, welche deshalb das ganze Land S. genannt hätten. Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich griff 1315 die Eidgenossen und namentlich S. an, wurde aber von den Schwyzern bei Morgarten blutig abgewiesen. Hierauf schlossen sie mit den andern Urkantonen den ewigen Bund zu Brunnen, und von nun an nahmen sie an allen folgenden Kämpfen der Schweiz, bei Sempach rc., mit unerschütterlicher Tapferkeit Theil, unterstützten 1403 die Appenzeller gegen den Abt von St. Gallen, eroberten 1440 Sargans von den Zürichern und kämpften 1475—77 gegen die Burgunder bei Granson, Murten und Nancy mit. Bei der Umgestaltung der Schweiz durch die franz. Revolution 1798 wurde S. mit Uri, Unterwalden und Zug zum neuen Kanton Waldstädte vereinigt und die uralte Verfassung aufgehoben, doch erhielt es 1814 seine Unabhängigkeit wieder. Die durch Umbildung der Eidgenossenschaft 1799 anerkannte Gleichstellung der äußern Bezirke od. Ortschaften mit dem alten Kantonlande, deren Bewohner bis 1798 die Angehörigen hießen, wurde 1815 wieder vernichtet und der Unterschied zwischen den alten Landleuten (den altgefreiten Schwyzern) und Beisassen wieder hergestellt. Letztere wurden dadurch ihrer staatsbürgerlichen Rechte beraubt, und das spätere mehrfache Verlangen nach der Verfassung von 1799 half nichts. Aber nach der franz. Julirevolution von 1830 traten im Dec. die 4 äußern Bezirke March, Einsiedeln, Küßnacht u. Pfeffikon zusammen und begehrten, auf den Bundesvertrag gestützt, gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Altschwyzern und eine freie Verfassung für alle Bewohner des Kantons. Als jedoch die innern bevorzugten Gemeinden den beharrlichsten Widerstand hiergegen leisteten, und Inner-S. am 9. August 1831 alle Vermittelungsvorschläge der Tagsatzung verwarf, trennten sich die äußern Bezirke gänzlich von Inner-S. Endlich kam es nach langen Wirren, die eine zeitweise eidgenössische Okkupation von Inner-S. veranlaßten, zu einer Wiedervereinigung, und es wurde für den gesammten Kanton die Verfassung vom 13. Okt. 1833 zu Stande gebracht. Vgl. Schweiz (Gesch.). Aber die Wahlen gaben den Altschwyzern das Uebergewicht, worauf Beschwerdeschriften aus den äußern Bezirken über verschiedene Verfassungsverletzungen bei der Tagsatzung einliefen. Auch erhob sich in den innern Bezirken der Streit der sogenannten Hörner und Klauen oder der reichern und ärmern Oberallmendbesitzer. Es kam am 8. Mai 1838 auf der Landesgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, s. oben. Eidgenössische Kommissarien brachten nur mit Mühe eine Entwaffnung beider Parteien und eine neue Landesgemeinde zu Stande, wobei die Altschwyzer das Uebergewicht behielten. S. hielt sich seitdem entschieden zu den ultramontanen Kantonen und nahm am Sonderbunde Theil. Es wurden viele Klagen über eine ungerechte Justiz und über eine weit verbreitete Bestechlichkeit in S. laut. Weiteres s. Schweiz (Gesch.).

2) Flecken daselbst, Hauptort des Kantons u. des gleichnam. Bezirks, am Fuße des Mythen, der ein Theil des Hakengebirges ist, in einem schönen, fruchtbaren Thal, von Gärten umgeben, die mit Frucht- und Wallnußbäumen besetzt sind, aus zerstreuten Gebäuden bestehend. S. ist der Sitz der Regierung und hat ein schönes Rathhaus mit den Bildnissen der Landammänner, deren bei Weitem größter Theil seit Jahrhunderten aus den Familien der Redings und Abybergs gewählt wurde, so wie mit einem Medaillenkabinet u. dem vom Papste Julius II. geschenkten Panier mit der Inschrift: Beschützer des Glaubens; Kirche mit schöner Orgel, Dominikanerinnenkloster, Kapuzinerkloster, altes Archivgebäude, Hospital, Theater, Bibliothek, Armenanstalten; 5500 Einw. Hier hatten die Jesuiten sich festgesetzt und seit 1837 ein großes Erziehungshaus für die Jugend des Landes gestiftet, das, mit Unterstützung des Abts von Einsiedeln und der Häuptlinge einige hundert Schüler zählte, aber nach dem Sonderbundskriege aufgehoben wurde. Die Schwyzer, so fromm sie sind, haben doch in früherer Zeit nichts von dem Orden wissen wollen, weniger wohl, weil sie ihn seiner Grundsätze wegen verabscheuten, als vielmehr weil die reichen Mönche in den vielen Klöstern die Jesuiten haßten und nicht ohne Grund eine Abnahme ihrer Einkünfte durch die schlauen und gelehrten Kämpfer Roms fürchteten. Noch im Jahre 1758 verwarf die Landesgemeinde den Antrag eines Reding, welcher große Güter und 80,000 Gulden geben wollte, wenn den Jesuiten der Eintritt erlaubt würde. Es wurde damals bei harter Strafe verboten, je wieder einen solchen Antrag zu stellen. Aber die Umstände änderten sich und die Jesuiten kamen nach S., ohne daß Einer einen Pfennig dafür zu geben nöthig hatte. — Die Familien der Häuptlinge, aus denen die Obersten und Majore, so wie die Landammänner und die Gesandten zur Bundesversammlung (sonst Tagsatzung) hervorgehen, wohnen in stattlichen Landhäusern, die, von Gärten umringt und mit Taxushecken und Gitterthoren geschlossen, sich vor den übrigen bescheidenen Bürgerhäusern bedeutsam auszeichnen. In der Nähe ist das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte, und das am Fuße des Rigi freundlich gelegene Bad Seewen. Nordwestlich vom Flecken S. bedeckte am 2. Sept. 1806 der Sturz eines 1000 Fuß breiten und 100 Fuß dicken Abhangs des Rufi- oder Roßbergs das goldauer und büsinger Thal und verschüttete die Dörfer Goldau, Büsingen, Ober- und Unterröthen mit 450 Menschen, wovon nur 14 gerettet wurden. Vgl. Goldau. Zu Brunnen beschworen Uri, S. und Unterwalden im Jahre 1315 den ewigen Bund nach dem Siege von Morgarten. Küßnacht ist ein Dorf am Fuße des Rigi und am Vierwaldstätter-See, mit der hohlen Gasse, wohin die Sage Tells Pfeilschuß gegen Geßler verlegt. — Vgl. Meyer von Knonau, Der Kanton S., historisch, geographisch und statistisch, St. Gallen und Bern 1835.

Schychowskya (Bot.), nach Endlicher Gattung der Urticeae *Endl.* Art: S. ruderalis *Endl.* Ausdauernde Pflanze auf den Gesellschaftsinseln.

Schy-chy (chines. Lit.), s. Tschu-chi.
Schyll, Fluß, s. v. a. Schiul.
Schymegh, Gespannschaft, s. v. a. Schümegh.
Schyndel, niederländ. Flecken, Prov. Nord-Brabant, Bez. Eyndhoven, bei Herzogenbusch, schönes Rathhaus, schöne Kirche mit dem Grabmal des Seehelden Jan van Amstel; 3450 Einw.
Schynvoet (Biogr.), 1) Simon, Architekt, geb. im Haag 1652, ein Mann von vielseitiger Bildung und als Künstler sehr geachtet. In Amsterdam sind viele Gebäude von ihm, dann Lusthäuser und Paläste an der Amstel und dem Vechtstrom. Indessen verdankt S. seinen Ruhm nicht so sehr der Architektur, als seiner Sammlung von Antiquitäten, Münzen und Naturalien. Peter der Große betrachtete sein Kabinet mit Bewunderung. Seine Gattin, Cornelia de Ryck, hat mehre Stücke dieser Sammlung gezeichnet, und die vaterländischen Dichter haben diesen Schatz von Kostbarkeiten in Versen beschrieben, besonders Johannes van Braam. Schrieb auch: Zinspreuken en Zedelessen, Amsterdam 1689. Er war Sekretär und Hoofdprovoost des Aalmozeniers-Westhuis zu Amsterdam und † daselbst 1724. Er hat auch einige seiner Zeichnungen in Kupfer geätzt und andere Künstler haben nach ihm gestochen, wie Goirée eine Folge von wenigstens 18 Blättern mit Monumenten, Brunnen und andern Gartenverzierungen. — 2) Jakob, Zeichner und Kupferstecher, Zeitgenosse des Vorigen, arbeitete in Picarts Manier, nach eigener Zeichnung und nach andern Meistern. Seine Blätter sind beachtenswerth, da S. sowohl die Nadel, als den Stichel sehr gut zu führen wußte. Mehre sind in L. Smids „Schatkammer der Nederl. Oudheden", Amst. 1711. Dann hat er auch nach eigenen Zeichnungen verschiedene Landschaften und Ansichten von Dörfern gestochen, so wie eine Folge von 24 Blättern mit Vasen und Parterres van Gärten nach Simon S.
Schypa (russ., Ichthyol.), s. v. a. Acipenser Schypa *Güldenst.*, s. Stör.
Schypetaren (Skipetar), Volk, s. Albanien.
Schypstör (Ichthyol.), s. v. a. Acipenser Schypa *Güldenst.*, s. Stör.
Schyrkuh (ägypt. Gesch.), s. v. a. Schirkuh.
Schyrzad Schehab, s. Mohammed.
Scia (a. Geogr.), Stadt auf Euböa, vielleicht bei Eretria.
Sciabica (ital., Ornith.), s. v. a. grünfüßiges Rohrhuhn, Fulica chloropus *L.*
Sciacca (Geogr.), 1) ital. Distrikt, Insel Sicilien, Intendantur Girgenti; — 2) Hauptstadt desselben, Parlaments- und Hafenstadt, auf der Südküste, am Bergabhang des Monte San Calagere, zwischen steilen Felsen am Meere eingeengt, unweit des Kaps San Marco; festes Schloß, Kathedrale, mit merkwürdigem Echo, von König Rogers Tochter erbaut, 17 andere Kirchen, 14 Klöster, Seminarium, Hafen mit Mole, welcher der Stadt Leben und Handelsthätigkeit gibt, großer Sardellenfang, treffliche Töpferarbeiten (kühlende Gefäße), Schwefelgruben, Salzschlämmereien, Kornmagazine in dem Felsen, worauf die Stadt steht, Handel mit Getreide, Oel, Soda, Honig, eingesalzenen Anchovis und Sardellen, Nitrum und Töpferwaaren; 9450 (nach Andern 12,000 oder 15,000) Einw. Die Stadt ist von reichen Wiesen und Pistacienbäumen umgeben. Drei Miglien davon sind warme Schwefelbäder (Thermae selinuntinae), an denen sich antike steinerne Sitze befinden. Unweit S. erhob sich in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts die wieder verschwundene vulkanische Insel Ferdinandea (s. d.).
Sciada, südamerikan. Bergkette, Brasilien, Prov. Goyaz, im südl. Theil des Landes, hängt östlich mit der Sierra de San Martin zusammen.
Sciadipteris (foss. Bot.), nach v. Sternberg, s. v. a. Asplenites (s. d.).
Sciadophyllum (Bot.), s. v. a. Sciodaphyllum *R. Br.*
Sciäna (Ichthyol.), nach Linné, Schattenfisch, Gattung der Acanthopterygii Scyaenoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Bärsche nach Oken. Charakter: Kopf gewölbt, von ausgehöhlten Knochen unterstützt; zwei oder eine tief ausgeschnittene Rückenflosse, deren weicher Theil viel länger als der stachelige ist; Steißflosse kurz; Vordeckel gezähnelt; Kiemendeckel in Spitzen ausgehend; sieben Kiemenstrahlen. Der ganze Kopf ist schuppig; die Schwimmblase hat oftmals merkwürdige Anhängsel; die Ohrsteinchen sind größer als bei irgend einer andern Gattung. Wir beschreiben die wichtigsten Arten nach Cuvier in folgenden Untergattungen: I. Sciaena *Cuv.*, eigentlicher Schattenfisch, Umberfisch. In der Steißflosse nur schwache Stacheln; Eckzähne und Bartfäden fehlen: 1) S. Aquila *Cuv.*, S. umbra *Cuv.*, Seeadler, Umbrine, franz. le Maigre, le Peisrey, ital. Umbrina, Ombria, Ombrella, Fegaro, Figoli. Silbergrau, prächtig metallisch in allen Farben schillernd, nach dem Rücken etwas ins Braune. Die erste Rückenflosse, die Brustflosse und die Bauchflossen sind schön roth. Die Schuppen stehen wie schief. An den Küsten des atlant. und mittelländischen Meeres. Die Umbrine gleicht äußerlich einem Barsch, wird aber an 3—6 Fuß lang u. mehr. An manchen Orten ist sie ziemlich haufig, aber überall geschätzt, wie selbst der Name peis-Rey (königlicher Fisch) in der Languedock andeutet. Sie wird bis 60 Pfund schwer und hat ein prachtvolles Ansehen. In vorigen Zeiten, zumal im 16. Jahrh., war dieser Fisch sehr von den Gutschmeckern geschätzt, was sich jetzt, wenigstens in Frankreich, verloren hat; in Italien behauptet er unter den Seefischen noch immer den ersten Rang. Cuv. u. Valenc., T. 100. — 2) S. capensis *Lacépède*, III, XXI, 2. — 3) S. ocellata *Cuv.*, S. imberbis *Mitchill.* An den Küsten von Nordamerika. — II. Otolithus *Cuv.* (s. d.). — III. Ancylodon *Cuv.* Schnauze sehr kurz, Eckzähne außerordentlich lang, Schwanz zugespitzt. Als Typus dieser Untergattung ist zu betrachten: A. Conchurus *Cuv.*, Conchurus Ancylodon *Bl.*, *Schn.*, T. 25.

— IV. Corvina *Cuv.* Ohne Eckzähne und Bartfäden; alle Zähne sammetartig; zweiter Afterstachel stark. Unter den europäischen Arten ist zu bemerken: C. nigra *Cuv.*, *Gmel.*, Sciaena nigra *L.*, Seerabe, franz. Corb, Corbeau, Cnorp, ital. Corvo de Fortiera, Occa, Cappa nera, Vergo. Länglich, schwach zusammengedrückt, silbergrau, mit schwarzen Steiß- und Bauchflossen. Wird gegen 1½ Fuß lang und 6 Pfund schwer. Ist im ganzen Mittelmeer gemein, kommt auch in den Salzlachen vor. Sein Fleisch steht dem der Umbrine nach, wird aber häufig gegessen; der Rogen wird eingesalzen. Bloch, T. 297. Ausländische Arten: 1) C. miles *Cuv.*, Tella Katchelee *Russel*, 117; — 2) C. trispinosa *Cuv.*, Bodianus stellifer *Bl.*, 331, 1; — 3) C. oscula *Lesueur*, Phil. nov. 1822; — 4) C. argyroleucos *Mitchill*, Tr. Newyork I, VI, 3. — V. Johnius *Bloch* (s. d.). — VI. Umbrina *Cuv.*, Wärzer, franz. Ombrine. Unterscheiden sich von den übrigen Sciänen durch einen Bartfaden, den sie an der Verbindungsstelle der Unterkinnlade tragen. Die bekannteste Art des mittelländischen Meeres ist: Umbrina cirrhosa *L.*, *Cuv.*, Bartumber (s. d.). Ausländische Arten: 1) U. Russelii *Cuv.*, *Russ.*, 118; — 2) U. nebulosa *Mitchill*, III, 5, in Nordamerika, wo er Kingsfish oder Whitling heißt; — 3) U. aurata *Lacép.*, V, 122. — VII. Conchurus *Bloch*. Unterscheiden sich von den Umbrinen durch eine spitze Schwanzflosse und durch zwei Bartfäden an der Symphyse. Als Typus ist zu betrachten: *L.* barbata *Bl.*, T. 359, Sciaena barbata *L.* — VIII. Pogonias *Lacép.*, Pogonathes *Cuv.*, Trommelfisch. Gleichen den Umbrinen, haben aber statt eines einzigen Bartfadens am Kinn deren eine ganze Menge. Unter mehren Arten wichtigste: P. fasciatus *Lacép.*, II, XVI, 2, Labrus gruniens *Mitch.* Röthlich-bleigrau, oben schwarz und ein Flecken dieser Farbe in der Achsel; Flossen röthlich. Wird bis gegen 8 Fuß lang und 30—80 Pfund schwer. An den Ostküsten von Nordamerika, nicht besonders schmackhaft. Cuvier (Poissons V, S. 198) glaubt, daß das anhaltende Trommeln, welches Seefahrer bisweilen unter den Schiffen hören, einem Trupp dieser Fische zugeschrieben werden müsse. Derselbe Naturforscher hält unsern Fisch für synonym mit Chromis vulgaris *Cuv.*

Sciänoidei (Ichthyol.), Umberfische, die 2. Familie der Brustflosser oder Thoracici, charakterisirt durch die Beschuppung des Kopfes und oft auch der unpaarigen Flossen, meist grubige Kopfknochen und gezähnten Vorderdeckel, enthält barschähnliche, schmackhafte Meerfische in den Gattungen Sciäna, Umbrina, Eques, Hämulon, Scolopsides, Glyphisodon, Pristipoma und der fossilen Gattung Odonteus. S. Thoracici.

Sciagraphie (v. Griech.), 1) die Kunst, Schatten und Licht gehörig zu vertheilen; — 2) Silhouettirkunst.

Sciak, europ.-türk. Flecken, Albanien, Sandschak Skutari.

Sciali, eine Art schwer gearbeitete Kamelotte, ein Stoff, wovon in Angora und Istanos jährlich 40,000 Stück verfertigt werden, die bloß im türkischen Reiche Absatz finden; sie sind von sehr verschiedener Güte, das Stück von 100 bis 300 Piaster.

Sciaminossi, Raffaelo, Maler und Kupferstecher, auch Sciaminose, Schiaminossi und Schiaminossius genannt, um 1570 zu Borgo St. Sepolcro geboren und von R. del Colle unterrichtet, † nach 1620. Als Maler stellt ihn Lanzi denjenigen Meistern gleich, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts in einfachem Style komponirten und ihre Motive gewöhnlich aus der Natur nahmen. In der Kirche zu Borgo ist das Hochaltarblatt von S. gemalt. Bartsch beschreibt 137 Blätter von ihm, die sehr kräftig und geistreich radirt und theilweise mit dem Grabstichel vollendet sind.

Sciammia (ital., Bot.), s. v. a. gemeines Rispengras, Poa trivialis *L.*

Sciaphila (Entom.), nach Ochsenheimer, Gattung der Lepidoptera Nocturna *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken. Charakter: Vorderflügel schmal, mit verworrenen Zeichnungen. Arten unbedeutend.

Sciaphila (Bot.), nach Blume, Gattung der Urticeae *Blum.* Art: S. tenella *Blum.* Auf Java.

Sciara (Entom.), nach Meigen, Trauermücke, Gattung der Diptera Nemocera Tipularia *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Fadenmucken nach Oken, unter Tipula *L.*, Molobrus *Latr.* Charakter: Fühler walzenförmig, lang, sechszehngliederig. Flügel breit, mit einer gestielten Gabel. Gegen 30, meist kleine europäische Arten; bekannteste: 1) S. Thomae *Metg.*, die Thomasmücke. Schwarz, der Hinterleib mit safrangelber Seitenstrieme. Flügel rußfarbig. Im Juni und Juli häufig in Gebüschen. 3 Linien lang. Panzer, LIX, 9. — 2) S. flavipes *Meig.* Rückenschild hellgelb, vorn weißgelb gerandet; Hinterleib braun; Bauch und Beine gelb; 1½ Linien; in Wäldern, selten. — Eine fossile Art, S. prisca *v. Münster*, findet sich im lithographischen Schiefer von Solenhofen. Einige kleine, noch nicht bestimmte Arten erkannte Marcel de Serres im tertiären Mergelschiefer von Aix.

Sciaropie (v. Griech.), Schattensehen, besonders aus Schwäche des Sehevermögens, wobei Licht und Farben um etwas dunkler und das reine Licht oder Weiß farbig erscheint.

Sciarpelloni, Lorenzo, s. v. a. Credi.

Scias (a. Geogr.), Ort in Arkadien, nördlich von Megalopolis, mit einem Heiligthume der Artemis Skias (Paus. VIII, 35, 5).

Sciathis (a. Geogr.), 1) Berg auf der Grenze der arkadischen Landschaften Kaphyatis u. Pheneatis; jetzt Saita (Paus. VIII, 14, 1); — 2) Stadt in Unterägypten, südlich von Alexandria.

Sciathus (a. Geogr.), Insel des ägäischen Meeres, nördlich von Euböa und östlich unweit der magnesischen Küste von Thessalien gelegen, mit einer gleichnamigen Stadt. Ihre Bevölkerung soll sie aus Thracien durch Pelasger

erhalten haben. Im zweiten Perserkriege war die Gegend von S. der Schauplatz mehrer kleiner Seegefechte. Darauf schloß sich die Insel dem attischen Seebund an, ward mit 200 Drachmen jährlich besteuert und blieb unter Athens Hegemonie, bis dieses seine Unabhängigkeit verlor. Der letzte Philipp von Macedonien zerstörte die Stadt im J. 200 v. Chr. Im mithridatischen Kriege war die Insel ein Zufluchtsort für Seeräuber; Antonius schenkte sie den Athenern wieder. Geschätzt war der Wein von S. und ein dort gefundener Fisch (*Κεστρεύς*).

Sciatica (lat., Med.), s. v. a. Schiatica.

Scibile (lat.), was man wissen kann, wißbar; daher in scibilibus bewandert seyn, in den Gegenständen des Wissens, in den Wissenschaften unterrichtet seyn.

Sciborzc, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kreis Inowraclaw; Vorwerk; 200 Einw.

Scicli (Geogr.), 1) (sonst Casmene), ital. Stadt, Insel Sicilien, Intendantur Siragossa, südwestlich von Modica, am gleichnam. Küstenflusse, zwischen Felsen gebaut; Kirche mit dem Begräbniß des heil. Wilhelm; Wollenzeuch- und Tuchweberei, Leder- und Töpferwaaren, Hafen (St. Peter), Handel; 10,000 Einw.; — 2) Fluß daselbst, entspringt bei Modica und mündet in das mittelländ. Meer.

Scidrus (a. Geogr.), Ort in Unteritalien, von unbekannter Lage. Ein Theil der Sybariten zog nach Zerstörung ihrer Stadt dahin.

Scie (franz., Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Sägefisch, Pristis antiquorum.

Scickociny (Szezekociny), russ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, an der Pilica; 360 Ew.

Scienoides (Ichthyol.), nach Cuvier, s. v. a. Umberfische, s. Sciänoidei.

Scientia (lat., Scienz), Wissen, Wissenschaft, Kenntniß. Daher Scientifisch, wissenschaftlich, systematisch.

Scientifischer Dialog, s. Dialog.

Scientifisches Lehrgedicht, s. Lehrgedicht.

Scieria (*Σκιέρια*, gr. Ant.), Fest des Dionysus in dem Orte Alea bei Stymphalus in Arkadien, wobei die Weiber, welche es feierten, blutig gegeißelt wurden.

Scieru, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kreis Pleß; Kalksteinbruch und Ofen; 200 Einw.

Scieropia (lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Sciaropie (s. d.).

Scigliano, ital. Stadt, Königreich Neapel, Prov. Calabria-citer., am Savuto; Schloß, viele Kirchen und Klöster, Wein- und Getreidebau, Seidenraupenzucht, große Fabrik von wollenen Decken; 5650 Einw.

Sciglio (das alte Scylla), ital. Stadt, Königreich Neapel, Prov. Calabria ulter. I., nordöstlich von Messina, am Abhang eines steilen Felsens, der mit dem Vorgebirge Scilla zusammenhängt, an der Meerenge von Messina; fürchterliche Bergschlucht, Felsenschloß, Oel-, Wein- und Seidenbau, Thunfischerei; 4600 Einw. Merkwürdige Luftspiegelung, bekannt unter dem Namen Fata Morgana.

Scilendi, ital. Einbucht, an der Westküste der Insel Gozzo.

Scilicet (lat.), 1) freilich, natürlich, es versteht sich; gewöhnlich in spöttischem Sinne; — 2) Andeutung, daß in einem Satz ein nicht ausgedrücktes Wort hinzugedacht werden soll; vgl. Sc.

Scilla (Geogr.), ital. Küsten-Vorgebirg, Königr. Neapel, Prov. Calabria-ulter. I., im tyrrhen. Meer, bei der gleichnam. Stadt. Es ist ein gegen 200 Fuß hoher Felsen, der in die Meerenge von Messina hineinragt, die hier herrschende Meerströmung verstärkt, und auch wegen der vielen Klippen, die das Vorgebirg umgeben, der Schifffahrt sehr gefährlich ist; 38° 15′ n. Br. und 33° 24′ 15″ östl. L.

Scilla (Biogr.), 1) S. da Vigiu, Bildhauer aus Como, arbeitete in der 2. Hälfte des 16. Jahrh., erst in Neapel, begab sich dann nach Rom, wo sich in St. Maria Maggiore Werke von ihm finden. In der Kapelle Paola daselbst sind von ihm die beiden Statuen der Päpste Klemens VII. und Paul V.; auch noch andere Werke finden sich in dieser Kirche von S. — 2) Agostino, Maler von Messina, 1629 geboren, Schüler von A. Barbalonga, bildete sich mit einem Jahrgehalt, den ihm der Senat seiner Vaterstadt aussetzte, zu Rom unter Sacchi. Nach seiner Heimkehr malte er in den Kirchen Messina's mehre Altarbilder und auch größere Kompositionen in Fresko. Er galt für einen der vorzüglichsten Künstler seines Vaterlandes, dessen Schule sich eines zahlreichen Besuches erfreute, beim Ausbruche einer Revolution dieselbe geschlossen wurde und der Meister selbst das Weite suchen mußte. Von dieser Zeit an lebte er meist in Rom, mit der Kunst und mit den Wissenschaften beschäftigt. Historische Bilder malte er jetzt wenig mehr, gewöhnlich Thierstücke und Stillleben, in welchem Fache er große Geschicklichkeit besaß. Seine Landschaften mit Thieren, die Fische und Vögel, so wie seine Fruchtstücke galten als Meisterwerke ihrer Art. S. † zu Rom 1700. — 3) Giacinto, Maler, jüngerer Bruder des Vorigen, lebte ebenfalls in Rom mit dem Ruf eines geschickten Künstlers. Er malte Stillleben, meist todtes Wildpret u. Geflügel. † 1711. — 4) Ludovico, s. Ruffo.

Scilla (Bot.), nach Linné, Gattung der Asphodeleae *Juss.*, Hexandria Monogynia *L.*, Meerzwiebel. Charakter: Blumenhülle 6blätterig, fast glockenförmig oder radförmig ausgebreitet, abfallend. Staubfäden pfriemenförmig, gleich. Kapsel 3fächerig, 3klappig, vielsamig. Von mehr als 50 Arten, ausdauernden Zwiebelgewächsen mit nackten, einfachen Schäften und zierlichen, traubenständigen Blumen, führen wir diejenigen an, die als Zierpflanzen od. Arzneigewächse bekannt sind: 1) S. amoena *L.*, schöne Meerzwiebel, Sternhyacinthe. In Südeuropa, im mittleren hier und da auf Wiesen verwildert, soll erst 1590 aus dem Orient nach Europa gekommen seyn. Zwiebel rundlich; Blätter 4—5, fast fußlang, breitlinienförmig. Schaft eckig, oft

röthlich, bis 9 Zoll hoch, mit 2—8 himmelblauen, sternförmigen, abwechselnden, entfernt stehenden Blumen; Blumenstiele gefärbt. Schkuhr, T. 94. — 2) S. amoenula *Hornem.*, liebliche Meerzwiebel. In Rußland, Taurien. Blätter kurz, glänzend, niederliegend. Schaft 5eckig, gegen 4 Zoll hoch, mit 2—3 Blumen, welche himmelblau sind und glockenförmig abstehen. Bot. Mag. 2408. — 3) S. antumnalis *L.*, Herbst-Meerzwiebel. In Europa, Nordafrika. Blätter schmallinienförmig. Blumen hellpurpurröthlich; Schaft bis 4 Zoll hoch. Bot. Mag. 919. — 4) S. bifolia *L.*, zweiblätterige Meerzwiebel, früh blühende Sternhyacinthe. In Süd- u. Mitteleuropa, Kleinasien, in felsigen Laubwäldern und in der Nähe von Flüssen u. Bächen. Zwiebel rundlich; Blätter 2, linienlanzettförmig, 6 Zoll lang. Schaft eben so hoch, dünn, mit schmalteblauen Blumen. Bot. Mag. 746. — 5) S. brachyphylla *Schutt.*, kurzblätterige Meerzwiebel. Auf dem Kap. Blätter fleischig, linienförmig, halb stielrund, kürzer als der Schaft. Blumen blaßrosenroth, glockenförmig. Bot. Mag. 1468. — 6) S. campanulata *Ait.*, glockenblumige Meerzwiebel. In Spanien, Portugal. Blätter lanzettförmig; Schaft fußhoch. Blumen glockenförmig, aufrecht, blau, in einer vielblumigen Traube. Jaq., Ic. rar., T. 65. — 7) S. cernua *Hoffms.*, nickende Meerzwiebel. In Spanien, Portugal, auf dem Kap. Blätter breitlinienförmig. Blumen verlängert-cylindrisch, an der Spitze zurückgerollt, nickend, blau, purpurröthlich oder weiß. Bot. Mag. 1461. — 8) S. Cupaniana *Juss.* In Sicilien. Blätter lanzettförmig, flach, sehr kurz, dich gewimpert. Blumen wenig, radförmig-glockenförmig, blau. Bot. Reg. 1878. — 9) S. Hohenackeri *Fisch. et M.* Im Kaukasus. Blätter flach, linien-lanzettförmig. Blumen wenig, radförmig-glockenförmig, lillafarbig. — 10) S. hyacinthoides *L.*, hyacinthenartige Meerzwiebel. In Südeuropa. Zwiebeln zusammengehäuft, rundlich. Blätter lanzettförmig. Schaft gegen 2 Fuß hoch, bläulich, von der Mitte bis zur Spitze mit vielen hellblauen, ausgebreiteten Blumen, in langer, cylindrischer Traube. Bot. Mag. 1140. — 11) S. italica *L.*, italienische Meerzwiebel. In Italien, der südlichen Schweiz. Blätter lang, stumpf. Schaft fast fußhoch, mit dichter, eiförmiger, vielblumiger Traube. Blumen blau, oder weißlich, aufrecht; Kelchblätter an den Seiten zurückgeschlagen. Bot. Mag. 663. — 12) S. Lilio-Hyacinthus *L.*, lilienartige oder schuppige Meerzwiebel, Lilien-Hyacinthe. In Südfrankreich, Spanien. Zwiebel dickschuppig, mit 6—7 breiten, 6 Zoll langen, lanzettförmigen, niederliegenden Blättern. Schaft rund, fußhoch, dünn; Blumen blau, sternförmig, in wenig blumiger Traube. Die eirunde, gelbliche Zwiebel dient in Spanien als Abführungsmittel. Red., Lil., T. 205. — 13) S. lusitanica *L.*, portugiesische Meerzwiebel. In Spanien, Portugal. Blätter breitlanzettförmig, wellenförmig, 2zeilig. Blumen klein, bläulich-weiß, in aufrechter vielblumiger Traube. Bot. Mag. 1999. — 14) S. maritima *L.*, gemeine, wahre od. gebräuchliche Meerzwiebel, große Sternhyacinthe, Mäusezwiebel, Haspelwurzel, römische Zwiebel. In Südeuropa, an sandigen Meerufern. Zwiebel fleischig, außen dunkel- od. hellroth od. weiß, länglichrund, von der Größe eines Kinderkopfes. Vor dem Austriebe der Blätter erhebt sich aus der Zwiebel ein aufrechter, bis 7 Fuß hoher Schaft. Blätter lanzettförmig, groß, steif, dunkelgrün. Blumen weiß oder blaßröthlich, sternförmig, schön, in über 3 Fuß langer Traube. Diese Pflanze hieß bei den Alten Σκιλλα und liefert in den innern saftig-fleischigen Schalen ihrer Zwiebel die Radix s. Bulbus Scillae s. Scillae marinae s. maritimae s. rubrae, Squillae s. Squillae marinae s. Pancratii veri, Bulbus tunicatus s. rusticus, Cepa marina. Diese Schalen besitzen frisch einen fluchtig reizenden Geruch, so daß man beim Abblättern oder Zerschneiden Thränen vergießen muß. Man sammelt die Zwiebeln, nachdem die Blätter verwelkt sind u. vergräbt sie entweder in den Kellern in Sand, wo sie sich lange ziemlich frisch erhalten, oder trocknet sie. In frühern Zeiten wurden die Zwiebeln vor dem Trocknen mit Brodteig umgeben und so gebacken (Squilla corta s. praeparata), wodurch aber die Schärfe größtentheils verloren ging. Jetzt entschält und entblättert man die Zwiebel und wählt dabei nur die zwischen den äußern dünnhäutigen und den mittelsten dicken Schuppen befindlichen fleischigen Schuppen aus. Bei dem Abschälen entsteht gewöhnlich an den Händen und Armen ein heftiges Jucken u. später ein brennender Schmerz. Die so getrennten Schuppen trocknet man auf Horden in bis 48° R. heißen Exsiccatorien (Scilla siccata). Im Handel kommt die Meerzwiebel frisch (Scilla recens) in eiförmig-kugeligen Exemplaren von ungefähr 8 Zoll Länge und 6 Zoll Dicke vor. Am untern Zwiebelkuchen sind kurze, dicke Reste der Wurzelfasern oder ziemlich tiefe Gruben, wo diese inserirt waren. Die oben erwähnten fleischigen Schuppen enthalten einen weißen, klebrigen, sehr scharfen und sogar ätzenden Saft von widerlich bitterem Geschmack. Die innersten Schuppen sind weniger scharf. Getrocknet findet sich die Meerzwiebel entweder in getrennten Schuppen, oder in Querdurchschnitten der Zwiebeln. Die erstere Sorte besteht aus unregelmäßigen, bis 3 Zoll langen, gebogenen, schmutzig-gelben oder grünlichen, fast hornartigen Stücken, die andere aus scheibenförmigen, 2 Linien dicken, weißlich- oder bräunlich-gelben, leicht zerfallenden Stücken. Beide Sorten werden, an nicht ganz trocknen Orten aufbewahrt, leicht zähe und lassen sich nicht zerbrechen. Sie schmecken widerlich bitter, weniger scharf und haben keinen Geruch. Sie verschimmeln leicht. Bestandtheile: Scharfer, bitterer, harziger Extraktivstoff (Scillitin), ein scharfer, flüchtiger Stoff, Schleim u. s. w. Die Squilla wirkt erregend, auflösend, die Absonderung vorzüglich in den Nieren u. Schleimhäuten befördernd und darum harntreibend, in größern Gaben brechenerregend und giftig. Man wendet sie besonders an bei Verschleimungen

der Verdauungswerkzeuge und der Lungen, bei Stockungen im Unterleibe und daraus hervorgehenden Krankheiten, Gelbsucht, Wassersucht u. s. w., bei Harnbeschwerden, und zwar in Pillen, Pulvern, Aufgüssen u. s. w. Aeußerlich dient sie als Röthe erzeugendes und erregend-zertheilendes Mittel bei Anschwellungen der Drüsen und überhaupt bei atonischen Anschwellungen, gewöhnlich in Umschlägen, und als Gurgelwasser bei asthenischen Halsentzündungen. In neuerer Zeit hat man von den Präparaten besonders den eingedickten Saft der frischen Meerzwiebel, Succus inspissatus Scilae recentis, als vorzüglich wirksam empfohlen. — Die Kultur der Meerzwiebel erfordert Sorgfalt. Sie verlangt eine nahrhafte grobsandige Erde. Hayne, Arzneig., 11, T. 21. — 15) S. nutans *Sm.*, überhängende Meerzwiebel, englische od. niederländische Hyacinthe. In England, Südeuropa. Blätter linienförmig, lang. Schaft über fußhoch; Blumen hängend, blau, weiß oder purpurroth, glocken-röhrenförmig, am Rande zurückgerollt, in vielblumiger überhängender Traube. Die kugelrundliche, weißliche Zwiebel ist sehr schleimig u. ziemlich scharf. Durch Ausziehen derselben mit Wasser soll man ein Gummi erhalten können, welches das Gummi arabicum s. Mimosae ersetzt. Engl. Bot. 377. — 16) S. obtusifolia *Desf.*, stumpfblätterige Meerzwiebel. In Sardinien, Nordafrika. Blätter länglich, stumpf, kürzer als der fußhohe Schaft. Blumen klein, violetblau, in aufrechter Traube. Red., Lil., T. 190. — 17) S. odorata *Lk.*, wohlriechende Meerzwiebel. In Portugal. Blätter linienförmig; Schaft bis fußhoch; Blumen blau, in länglicher Traube. — 18) S. patula *Red.*, offenstehende Meerzwiebel. In Portugal, Frankreich, Italien. Blätter lanzettförmig, niederliegend; Schaft bis fußhoch; Blumen überhängend, glockenförmig-cylindrisch, an der Spitze zurückgeschlagen, in aufrechter Traube. Red., Lil., T. 225. — 19) S. peruviana *L.*, peruanische Meerzwiebel oder Sternhyacinthe. In Portugal, Italien, Nordafrika. Zwiebel groß, oben geschmälert. Blätter 5—7, dunkelgrün, bis 8 Zoll lang, spitz, unten rinnenförmig; Schäfte 1—3, rund, fußhoch; Blumen dunkelblau, oft röthlich, mit weißlichen Staubfäden und schwarzrothen Stielen, in gedrängter Doldentraube. Bot. Mag. 749. — 20) S. plumbea *Lindl.*, bleifarbige Meerzwiebel. Auf dem Kap. Blätter bandförmig, zurückgebogen. Schaft wenig-blumig; Blumen schwarzblau od. bläulich-lillafarbig, fast bleifarbig, mit gleich gefärbten Stielen, rad-glockenförmig. Bot. Reg. 1355. — 21) S. pratensis *Waldst. et Kit.*, Wiesen-Meerzwiebel. In Kroatien. Blätter linien-lanzettförmig. Schaft bis 5 Zoll hoch; Blumen blaßblau oder blaßviolet, ausgebreitet, in kegelförmiger Traube. — 22) S. sibirica *Andr.*, sibirische Meerzwiebel. In Sibirien. Blätter 4, aufrecht; Schäfte halbrund, gestreift, 2blumig, nach dem Abblühen niederliegend; Blumen blau; sternförmig ausgebreitet. Bot. Cab. 151. — 23) *S.* undulata *Desf.*, wellenförmige Meerzwiebel. In Sardinien, Korsika, Nordafrike. Blätter lanzettförmig, wellenförmig. Blumen blaßrosenroth, auf 1—2 Fuß hohem Schafte. Desf., Atl., T. 87. — 24) S. verna *L.*, Frühlings-Meerzwiebel. In Spanien, England, Dänemark, Deutschland. Zwiebel klein, braun, viele linien-pfriemenförmige, rinnenförmige, dickliche Blätter; Schäfte von der Länge der Blätter; Blumen 3—8, doldentraubig, blaßblau, ausgebreitet. Fl. dan. 586. — Diese Zwiebelgewächse lieben einen lockern, nahrhaften, nicht zu nassen Sandboden und werden durch Wurzelbrut u. Samen vermehrt. Die nach dem Abwelken der Blätter herausgenommenen Zwiebeln werden bis zur Pflanzzeit an einem schattigen Orte oder in trocknem Sande aufbewahrt. — Die Gattung ist der Typus der Scilleae *Rchb.*

Scilleä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Coronariä.

Scillitana (a. Geogr.), römische Kolonie im Innern der Provinz Afrika, von der sich beim heut. Ksarim, westlich von Sbaita, bedeutende Ruinen, namentlich ein großartiges Mausoleum und ein Triumphbogen erhalten haben.

Scillitin (Chem.), s. v. a. Meerzwiebelbitter.

Scillus (a. Geogr.), Stadt in der elischen Landschaft Triphylia am Flusse Selinus. In dem Kriege, welchen die Pisäer unter Pyrrhus gegen die Eleer führten, standen die Einwohner von S. auf Seiten der Ersteren, wurden jedoch von den Eleern besiegt. Später rissen die Lacedämonier S. von Elis los und schenkten es dem aus seinem Vaterland verbannten Xenophon, welcher hier die letzten Jahre seines Lebens zubrachte u. ein Heiligthum der Artemis errichtete.

Scilly, kleine austral. Inselgruppe im großen Ocean, westlich von den Gesellschafts-Inseln, 16° 28′ südl. Br. u. 177° 50′ östl. L.

Scilly-Inseln (Sorlingues-Inseln, die Cassiterides od. Zinninseln der Alten), brit. Inselgruppe im atlantischen Ocean, südwestlich vom Kap Landsend, der Südostspitze von England und der Grafschaft Cornwallis, wozu die Gruppe gehört, 4 Stunden lang (von Nordwesten gegen Südosten) und 2 Stunden breit. Es sind ihrer im Ganzen 145. Felsenketten durchziehen diese baumlosen Eilande, die etwa 3000 Einwohner zählen, und tausend Felsenriffe liegen um dieselben herum. Das Klima ist sehr mild und gesund, doch wüthen wilde Meeresstürme. Man kennt hier weder den Schnee des Winters, noch die drückende Hitze des Sommers. Der Boden, sonst unfruchtbar, ist mit Moos und Seetang bedeckt, aus welchem Kelp gebrannt wird, und der zum Viehfutter dient; Schafzucht und Fischerei. Bäume gibt es gar nicht; wildes Land- und Seegeflügel, so wie auch Kaninchen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner sind gute Fischer und Lootsen. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. 12 Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. Die Einwohner sind abgabenfrei und stehen in keiner politischen Verbindung mit Cornwall, wozu sie gerechnet werden, sie sind maltesischer Abkunft und stehen in

kirchlicher Beziehung unter dem Bischof von Exeter. Die größten dieser Inseln sind: St. Mary, St. Agnes, St. Martin, Tresco, Brehar und Samphon. Ersteres Eiland hat 2 Meilen in Umfang, 1200 Einwohner mit dem Städtchen Churchtown, wo sich die Zwölfer versammeln; schöner Hafen, einiger Handel. Die jetzt unbewohnte Insel Anney scheint früher viel größer gewesen zu seyn, da man bei tiefer Ebbe noch Spuren von Gebäuden sieht, die von der Meeresfluth zerstört sind; sie ist außer dieser Erscheinung auch wegen der vielen Steinbecken merkwürdig, die von den Druiden bei ihren Menschenopfern gebraucht wurden. Auf der Insel St. Mary liegt auch Newton oder Hughtown, mit etwa 800 Einw.

Scimpodium (Antiq.), ein niedriges, schmales Lager bei den Griechen, in Rom nur den Reichen eigenthümlich.

Scinaia (Bot.), nach Bivona-Bernardi, Gattung der Confervaceae Ulveae *Rchb.*, Cryptogamia Algae *L.* Arten ausländisch.

Scinamora, Reich, s. Battas.

Scinci (Amphib.), Skinke, Unterfamilie der kurzzüngigen Schuppeneidechsen. Der einzigen Gattung, Scincus, fehlen die Seitenfalten; s. Sauria und Squamata.

Scincus (Amphib.), nach Daudin, Glanzschleiche, Gattung der Saurii Scincoidei *Cuv.*, der Ordnung der Eidechsen und der Zunft der Schleichen nach Oken, unter Lacerta *L.* Charakter: Vier Grabfüße mit fünf gefransten breiten Zehen; Schnauze keilförmig; Oberkiefer länger. Viele Arten, darunter 2 europäische; wichtigste: 1) S. officinalis *Schneid.*, *Laur.*, gemeiner Skink, Apotheker-Skink, Cl. Adda der Araber, Crocodilus terrestris der alten Griechen. Ein munteres, flinkes und schüchternes Thierchen, welches sich bei Verfolgungen mit großer Geschwindigkeit in den Sand eingräbt, gewöhnlich aber zwischen Felsenspalten sich aufhält u. gern auf dem Sande sonnt. Silbergelb mit schwärzlichen Querbinden, 6—8 Zoll lang, der Schwanz kürzer als der Körper. Häufig in Nordafrika, Nubien, Arabien, Abyssinien, Syrien, nach Einigen auch einzeln in Sardinien, wenn dieses nicht eine besondere Art ist. Wurde früher häufig nach Europa als officinell eingeführt, jetzt nur noch selten. — Medicinisches. Der Meerskink, Meerstinz, Erdkrokodil, Stinzomarin, Scincus marinus, Stincus marinus, Zincus marinus, Crocodilus terrester, kommt, ausgeweidet und getrocknet, zwischen aromatische Kräuter, Majoran, kretische Dosten, Wermuth, Lavendelblüthen gepackt, zu uns, und wird auch in dergl. zur Abhaltung von Insekten aufbewahrt. Doch hilft das nicht immer und nicht lange; man muß sie in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahren, und oft nachsehen. Jetzt gebraucht man sie nur äußerst selten, doch verlangen sie die Landleute bisweilen; wozu, wissen wir nicht, aber wahrscheinlich zu albernen und abergläubischen Zwecken. In frühern Zeiten hielt man die Skinke für kräftige Mittel gegen sehr verschiedene Krankheiten. Schon zu den Zeiten des Dioscorides u. bei den Arabern standen sie als Aphrodisiaca in großem Rufe. Avicenna hielt sie für nützlich bei Torpor der Nerven, nach Galen und Plinius soll das Blut derselben Hautflecke vertilgen, die Klarheit des Gesichts schärfen und Augennarben verbessern. Rhases empfahl das Fett gegen Nierenschmerz, und Galen als Aphrodisiacum. Den Schwänzen und den Theilen aus der Nierengegend schrieb man ausgezeichnete Wirksamkeit zu. Räucherungen mit den Eingeweiden rühmte man gegen Hysterie, den Koth lobte Serapio und Soranus gegen Epilepsie und letztern auch als Schönheitsmittel. Der Abkochung von Skinken dichtete man die Wirksamkeit an, Feinde mit einander zu versöhnen. Das Fleisch wird von Aëtius gegen Hautkrankheiten empfohlen, es soll Magerkeit vertreiben und fett machen. Ueber den Lagern von Kindern aufgehangen, welche an schweren Träumen leiden, sollen sie die Träume verscheuchen. Gegen Verwundungen von giftigen Thieren, von Skorpionen, Schlangen u. s. w. werden sie von den ältern Aerzten gerühmt und in Afrika u. im Oriente stehen sie noch jetzt in gutem Rufe. Vergl. Blumenbach, Ab. naturh. Gegenst., Taf. 87, u. Lacép. 1, 23. — 2) S. rufescens *Daud.* Schnauze abgestumpft; grünlich, mit einem gelblichen Streif längs jeder Seite, jede Schuppe mit 3 kleinen Kielen. In ganz Indien. — 3) S. trivittatus *Daud.* Braun, mit 3 blässeren Linien, längs des Rückens und Schwanzes, mit schwarzen Flecken dazwischen. In Südafrika, um das Kap herum sehr verbreitet. — 4) S. cyprius *Cuv.* Groß, grünlich, mit glatten Schuppen, der Schwanz länger als der Körper; eine blasse Linie längs jeder Seite. Geofroy, Descr. d' Eg. Rept., Taf. III, Fig. 3, unter dem Namen Anolis gigantesque. — Arten ohne Gaumenzähne, Tiliqua *Gray*: 5) S. variegatus *Daud.*, S. ocellatus *Schneider.* Auf dem Rücken, den Seiten, und dem Schwanz kleine, runde, schwarze Flecken, jeden mit einem weißen Strich gezeichnet. Gewöhnlich zeigt sich auch längs jeder Seite des Rückens eine blasse Linie. In Südeuropa, Sardinien, Aegypten, Sicilien. Geoffroy, Eg. rept., Taf. V, F. 1, unter dem Namen Anolis marbré. — 6) S. terrestris *Daud.* Glatt, bräunlichgrün, mit schwärzlichen, zerstreuten Pünktchen auf dem Rücken, und einem braunen, undeutlich endigenden Streif von der Schläfe bis an die Schulter u. weiterhin. Auf den Antillen. Lacép., T. XXIV. — 7) S. vittatus *Cuv.* Obenher erdbraun, untenher bläulichweiß, mit gelblicher Kehle, längs der Seiten fast wie eine Binde, schwarz gefleckt, auch einige schwarze Flecke auf dem Rücken. Der ziemlich lange Schwanz vierkantig, mit doppelter Reihe kielförmiger Schuppen. In Port Jackson. Voyage de Freycinet, Taf. 42, Fig. 1. — 8) S. quinquetaeniatus *Lichtenst.* Mit dreikieligen Rückenschuppen und ebenen Bauchschuppen; der Schwanz etwas länger als der Körper. Auf dem Rücken 5 weiße, schwarz gesäumte Längsstreifen, die mittlern und die äußersten etwas breiter. Sechs Zoll lang. In Aegypten und Nubien. — 9) S. bistriatus

Spix. Grünlich, mit zwei gelben Streifen längs der Seiten und gelbem Bauch. 1 Fuß lang. In Brasilien. Spix, XXVI, 1. — 10) S. nigrolutens *Quoy et Gaimard.* Gelb u. schwarz gefleckt, 18 Zoll lang u. 7 im Umfang. Mit rundem, kurzem Schwanz und fast menschenähnlichen Fingern. Die Schuppen der Oberseite sind matt und rauh. Jenseits der blauen Berge auf Neuholland. Freycinet, Taf. 41. — 11) S. Telfairii *Desjardins.* Mit ununterschiedenem Kopf und sehr langem Schwanz. Obenher bläulichgrau. Körper 5 Zoll, Schwanz 8 Zoll lang. Auf den kleinen Inseln bei St. Maurice. — 12) S. Bojerii *Desj.* Gestreckt, mit kleinen Füßchen u. sehr langem Schwanz, obenher kupferfarbig, eine breite, schwarze, weiß eingefaßte Binde längs jeder Seite. In Feldern auf der Insel St. Maurice. — 13) S. Boutonii *Desj.* Mit dreieckigem, unterschiedenem Kopf und fadenförmigen ungleich langen Fingern. Obenher tief indigoblau mit zwei Längsreihen kleiner, weißer Flecken; die Finger schwarz. Auf St. Maurice. — 14) S. smaragdinus *Less.* Grasgrün, am Nacken und Bauche blau.

Scindapsos, s. Skindapsos.

Scindapsus (Bot.), nach Schott, Pflanzengattung. Arten unter Pothos.

Scindiah, indisch, s. v. a. Sindiah.

Scindula (lat.), s. v. a. Scandula.

Scingomagus (a. Geogr.), Flecken im Reiche des Cottius im südöstlichsten Theile von Gallien, westlich von Segusio am Uebergang über die Alpen (Plin. II, 108, 112).

Sciniatosporium (Bot.), nach Corda, Gattung der Tubercularii Stilbosporei *Rchb. Rab.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen länglich, mit Querwänden, zusammengeballt, auf einer flachen Unterlage hervorbrechend. Art: S. Rosae *Corda.* Auf trockenen Aesten der Rosa canina. Sturm, Taf. 40.

Scink (Amphib.), s. v. a. gemeine Glanzschleiche, Scincus officinalis *Schneid.*

Scintilla (Phys.), ein Funken (s. d.).

Scio (Geogr.), 1) nordamerikanischer Ort, Ver. Staaten, Staat Newyork, Grafschaft Allegheny; 1840: 1160 E.; — 2) Insel, s. v. a. Skio.

Sciodaphyllum (Bot.), nach Brown, Gattung der Umbelliferae Alariaceae *Rchb.* Von 18 Arten, Sträuchern in Südamerika und Ostindien, nennen wir: 1) S. acuminatum *Poir.* In Peru. — 2) S. angulatum *Poir.* In Peru, Neu-Granada. — 3) S. Brownei *Spr.* In Jamaika. — 4) S. conicum *Poir.* In Peru. — 5) S. pedicellatum *Poir.* In Peru. — 6) S. pentandrum *Poir.* In Peru.

Sciolto (ital., Mus.), frei, ungebunden, mit freiem, leichtem, kühnem Vortrag, wobei die Töne weniger an einander gebunden, als kurz u. entschieden angegeben werden sollen, ohne jedoch stakkirt zu werden oder in eine gewisse Härte u. Unzierlichkeit auszuarten.

Sciolus (lat.), 1) eigentlich Einer, der Alles wissen will, Naseweis; — 2) geschickt.

Sciolze, ital. Dorf, Königreich Sardinien, Prov. Turin, nordöstlich bei der gleichn. Stadt; 1080 Einw.

Sciomyza (Entom.), nach Meigen, Gatt. der Diptera Athericera *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken. Charakter: Fühler schiefliegend; Hinterleib flach, fünfriegelig; drittes Fühlerglied unausgeschnitten; Augen kreisrund. Unter mehren Arten sind zu bemerken: S. simplex u. S. pallida *Meig.*

Scione (a. Geogr.), bedeutendste Stadt der macedonischen Halbinsel Pallene an der Westküste, Neapolis gegenüber, östlich vom Vorgeb. Posidium. Sie leitete ihren Ursprung von Pallene im Peloponnes her und soll von Griechen, die aus Troja zurückkehrten, gegründet worden seyn. Bedeutend war ihr Handel (Thucyd. IV, 120).

Scionzier, ital. Dorf, Königreich Sardinien, Savoyen, südöstlich von Bonneville, an der Aroe; Töpferei, Gerberei; 1750 Einw.

Sciophila, I. (Entom.), nach Meigen, Schattenmücke, Gatt. der Diptera Nemocera Tipularia *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Fadenmucken nach Oken, unter Tipula *L.* Charakter: Fühler sechszehngliederig; drei Nebenaugen; Schienbeine am Ende gespornt, an der Seite stachelig. Flügel breit mit einer ganz kleinen, viereckigen Mittelzelle. Unter mehren Arten bekannteste: 1) S. fusca *Meig.* Brust gelblich, auf dem Rücken mit 3 braunen Striemen, wovon die mittelste getheilt. Hinterleib gelblichbraun; Flügel glashell, schwach gelblich getrübt; Beine gelblich. Häufig im Frühjahr und Herbst in Gebüschen. Etwa 2½ Linien lang. — 2) S. striata *Meig.* Gelb mit 5 braunen Streifen und braungerandeten Flügeln. — II. (Bot.), nach Heller, Pflanzengattung. Art: S. convallarioides *Hell.*, s. v. a. Smilacina bifolia *Ker.*

Scioppius, Kaspar, Graf von Clara-Valle, eigentlich Schoppe, ein durch sein unruhiges Leben, wie durch seine Tadelsucht u. Bitterkeit berüchtigter Kritiker des 17. Jahrhunderts, den 27. Mai 1576 zu Neumarkt in der Oberpfalz geboren, stammte angeblich aus einer adeligen Familie, nach anderer Angabe aber war sein Vater Todtengräber und seine Mutter die Maitresse eines Edelmanns. Nachdem er durch kurfürstliche Unterstützung zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt studirt hatte, trieb er sich aller Orten umher und beschäftigte sich mit Schriftstellerei meist unter Pseudonymen, als Nicodemus Macer, Oporinus Grubinus, Isaak Casaubonus, Juniperus de Ancona, Augustinus Arbinghellus, Asposius Grocippus, Philopenus Melander 2c. Um eine Ehrenstelle am römischen Hofe zu erlangen, ward er 1598 katholisch; doch mußte er sich mit bloßen Titeln begnügen. So ernannte man ihn in Spanien zum geheimen Rath, Comes Palatinus und zuletzt zum Grafen von Clara-Valle. Der Beifall, den seine ersten philologischen und kritischen Schriften fanden, steigerten seine Prahlsucht und Anmaßung bis zu dem Grade, daß er selbst den Cicero der Barbarismen beschuldigte, wofür man ihn den Beinamen des grammatischen Hundes beilegte.

Seine ehemaligen Glaubensgenossen, die Protestanten, verfolgte er mit den gröbsten Schmähungen. Mit derselben Zügellosigkeit verfuhr er gegen die Jesuiten. Im J. 1614 ließ ihn der englische Gesandte in Madrid öffentlich ausprügeln. Dadurch gerieth er so in Furcht, daß er sich nach Padua zurückzog und von 1635 bis an seinen Tod, der am 19. Nov. 1649 erfolgte, sein Zimmer nicht mehr verließ. Als Philosoph gehörte S. zu den neuern Stoikern und war als solcher sehr mäßig und enthaltsam im Genusse; er fastete oft und lebte nur von Gartenfrüchten. In seinen philologischen Schriften bekämpfte er nicht ohne Grund, aber auf eine höchst gemeine Weise die damalige planlose und geisttödtende Erklärung der alten Klassiker und besonders das verwilderte Notenlatein. Hierher gehören die „Verisimilium libri IV", Nürnb. 1596, die „Suspectarum lectionum libri V," Nürnb. 1547 und Amst. 1664, die „Commentatio de arte critica", Nürnb. 1597 u. Amst. 1661, und die „Grammatica philosophica", Mail. 1628, zuletzt Augsb. 1712. Viele seiner Schriften sind abgedruckt in Vossiu's Sammlung und in den „Monumenta pietatis literaria", Frankf. 1701.

Sciopo (ital., Ichthyol.), s. v. a. Vinte, Clupea finta *L.*

Sciortino, ital. Flecken, Insel Sicilien, nordwestlich von Syrakus, auf einem Berge; 6000 Einw.

Sciothamnus (Bot.), nach Endlicher, Untergattung von Ifdregea *Steud.*

Scioto (Geogr.), 1) großer nordamerikanischer Nebenfluß des Ohio, Vereinigte Staaten, Staat Ohio, fließt von Norden nach Süden mitten durch den Staat und mündet bei Portsmouth, schiffbar 40 Stunden, Lauf 34 Meilen; — 2) Grafschaft das., mit 11,200 Einw.; Hauptort: Portsmouth.

Scipio (lat.), Stab.

Scipio (röm. Gesch.). Die Scipionen, der berühmteste Zweig des berühmten cornelischen Geschlechts, sind eine für die Geschichte des römischen Staates, sowohl in Rücksicht seiner Machterweiterung nach außen, als seiner Entwickelung im Innern, so wichtige und einflußreiche Familie, daß eine genaue Kenntniß derselben nur im Zusammenhang mit der Geschichte Roms zu gewinnen ist, so wie auf der andern Seite eine Bekannntschaft mit diesem Geschlechte und der in ihm herrschenden und sich forterbenden Gesinnung viele Erscheinungen der römischen Geschichte erklärt. Es ist daher der Mühe werth, die einzelnen Glieder dieser Familie, so weit es möglich ist, aufzuzählen und die wichtigsten derselben ausführlicher zu schildern. 1) Publius Cornelius S., von dem Diktator M. Furius Camillus zum Magister eq. erwählt; später war er Tribunus militar. consul. potest. und dann Interrex. — 2) Publius Cornelius S., einer der ersten zwei kurulischen Aedilen (366 v. Chr.), Magister equitum 350 v. Chr. — 3) Publius Cornelius S. Barbatus, 306 v. Chr. Diktator. — 4) Lucius Corn. S., 298 v. Chr. Konsul, siegte gegen die Etrusker. Von ihm an läßt sich eine zusammenhängende Stammtafel der Scipionen entwerfen. S. unten. — 5) Cnejus Cornel. S. Asina, mit C. Duilius Konsul im J. 260 v. Chr., erhielt den Oberbefehl über die neuerbaute Flotte, wurde aber bei einem Versuche, sich der Stadt Lipara zu bemächtigen, von den Karthagern eingeschlossen und mußte sich gefangen geben. Wahrscheinlich durch Regulus befreit, wurde er 254 v. Chr. zum zweiten Male Konsul und erhielt wegen seiner glücklichen Erfolge in Sicilien einen Triumph bewilligt. — 6) Publius Corn. S. Asina, des Vorigen Sohn, führte als Konsul des J. 221 v. Chr. einen glücklichen Krieg gegen die Istrer, die durch Seeräuberei die Römer beunruhigten. Im J. 217 wurde er aus Veranlassung der Konsulwahlen zum Interrex ernannt. Als die Nachricht vom Anrücken Hannibals gegen Rom kam (211 v. Chr.), gerieth er so in Schrecken, daß er im Senate den Vorschlag machte, alle Feldherren u. Heere aus ganz Italien zum Schutz der Stadt herbeizurufen. — 7) Lucius Corn. S., Bruder von S. 4), Konsul im J. 259 v. Chr., vertrieb die Karthager aus Korsika und Sardinien und erhielt dafür einen Triumph zuerkannt. — 8) Publ. Corn. S., Sohn des Vorigen, Konsul im J. 218 v. Chr., also im ersten Jahre des zweiten punischen Krieges. Ihm war als Provinz Spanien zugefallen, und er kam zur See mit seinem Heere nach Massilia, als Hannibal schon den Uebergang über den Rhodanus vorbereitete. Die Römer mußten sich erst von der Seekrankheit erholen, und als sie endlich gegen Hannibal aufbrachen, war dieser schon drei Tage auf dem Marsche in das Innere Galliens. S. beschloß daher, zur See nach Italien zurückzukehren, um mit den dort befindlichen Streitkräften dem karthagischen Feldherrn beim Herabsteigen von den Alpen entgegen zu treten; die nach Spanien bestimmten Truppen schickte er zum größten Theil, unter Anführung seines Bruders und Legaten Cnejus S., dorthin. Nachdem S. in Etrurien die Truppen an sich gezogen, marschirte er nach dem Padus Hannibal entgegen. In der Nähe des Ticinusflusses entspann sich ein Reitergefecht; die Römer wurden besiegt, S. verwundet und gezwungen, über den Padus (Po) zurückzugehen. Hinter der Trebia bezog er ein festes Lager, um seinen aus Sicilien abberufenen Kollegen Sempronius zu erwarten. Dieser ließ sich gleich nach seiner Ankunft gegen den Rath des noch von seiner Wunde nicht genesenen S. in ein Treffen mit Hannibal ein u. wurde besiegt. Im Sommer des J. 217 v. Chr. zog S. mit 20 Schiffen und mit 8000 Mann Landtruppen und einer starken Zufuhr an Lebensmitteln nach Spanien, wo sein Bruder Cnejus bereits Wichtiges vollbracht hatte. Bald nach seiner Landung bei Emporium nämlich war ihm das ganze Küstenland zugefallen, und auch im Innern des Landes hatte er durch sein gewinnendes Benehmen mehre Völkerschaften für das römische Bündniß gewonnen. Die siegreiche Schlacht bei Scissis, in welcher der karthagische Feldherr Hannibal gefangen und sein Heer vernichtet wurde, brachte fast das ganze Land zwischen dem Iberus (Ebro) und den Pyrenäen auf

die Seite der Römer. Im folgenden Jahre besiegte S. die karthagische Flotte in der Mündung des Iberus und erlangte dadurch das Uebergewicht zur See. Nach der Ankunft des Publius S. (im Sommer 217) zogen die beiden Brüder vor Sagunt und erhielten durch die Verrätherei eines Spaniers die spanischen Geißeln ausgeliefert, welche Hannibal in diese Stadt in Verwahrung gegeben hatte. Die Scipionen schickten sie an die Ihrigen zurück und gewannen dadurch alle die spanischen Völkerschaften, die wegen der Geißeln bisher von Karthago nicht hatten abfallen mögen. In das Jahr 216 v. Chr. fällt der Sieg über Hasdrubal bei Ibera; das ganze Heer der Karthager wurde vernichtet oder zersprengt und das Lager erobert. Als Mago die abgefallene Stadt Illiturgis am Bätis belagerte, trugen die Scipionen abermals einen entscheidenden Sieg über die punische Macht davon, dem kurz darauf ein zweiter bei Intibilis folgte. Im J. 214 trat die seither eng mit Karthago verbündete Stadt Castulo zu den Römern über. Die Karthager erlitten bei Illiturgis durch Cnejus S. eine zweite Niederlage, wurden dann bei Munda fast gänzlich aufgerieben und verloren zuletzt auch Sagunt an die Römer. Im J. 212 beschlossen die Scipionen, die Gesammtheit der Feinde, die von Neuem drei Heere auf den Kampfplatz geführt hatten, gleichzeitig anzugreifen. Publius S. zog mit zwei Dritteln des Heeres gegen Mago und Hasdrubal (Gisgo); Cnejus S. führte den Rest des Heeres gegen den Barciner Hasdrubal. Publius wurde, als er sich auf den spanischen, zu Karthago haltenden Fürsten Intibilis werfen wollte, mit dem größten Theile seiner Truppen getödtet; sein Bruder Cnejus mußte sich, von den durch Hasdrubal bestochenen Celtiberiern verlassen, zurückziehen; verfolgt und besonders von Masinissa beunruhigt, sah er sich genöthigt, auf einer kahlen und steinigen Anhöhe Halt zu machen. Die Karthager griffen an, und die Römer kamen größtentheils um. Neunundzwanzig Tage nach seinem Bruder fiel Cnejus S. Nach Einigen wurde er auf jener Anhöhe gleich beim ersten Angriff erschlagen, nach Andern floh er in einen Thurm in der Nähe des Lagers, bei dessen Erstürmung er seinen Tod fand. — 9) **Cnejus Cornelius S. Calvus**, Bruder des Vorigen, Sohn von S. 7), Konsul 222 v. Chr., zog er mit seinem Kollegen Marcellus gegen die Insubrer. Beim Ausbruche des zweiten punischen Krieges wurde er Legat seines Bruders in Spanien. Vergl. S. 8).

10) **Publius Cornelius S. Africanus Major**, Sohn von S. 8), nicht bloß der bedeutendste aus der Familie der Scipionen, sondern einer der ausgezeichnetsten Feldherren u. Staatsmänner seines Volkes, der schon als Jüngling alle Eigenschaften eines Kriegshelden mit den Künsten eines Volksredners vereinigte u. durch rasch auf einander folgende glänzende Thaten die Erwartungen, die man von ihm hegte, noch übertraf. Er hatte in den ersten Feldzügen des zweiten punischen Krieges seine Schule gemacht und sich in der Schlacht am Ticinus durch die Rettung seines Vaters, so wie bei Cannä durch große Geistesgegenwart ausgezeichnet. Im J. 212 wurde er Aedil. Den Volkstribunen, die gegen seine Wahl waren, weil ihm das gesetzliche Alter fehlte, erwiderte er: Wenn mich alle Quiriten zum Aedil machen wollen, so bin ich alt genug. Im Jahre 211 fielen sein Vater u. Oheim in Spanien, und die Karthager bemächtigten sich fast des ganzen Landes. Man beschloß in Rom, neue Streitkräfte dorthin zu schicken und einen Oberfeldherrn zu ernennen. Niemand von den älteren, erfahrenen Männern meldete sich zur Uebernahme dieses Postens. Rathlos stand das Volk am Wahltage auf dem Forum, und rathlos blickten sich auch die Häupter des Staates einander an: da trat der junge S. plötzlich hervor und meldete sich als Bewerber. Und solchen Eindruck brachte das Majestätische seiner Erscheinung hervor, daß das versammelte Volk ihm einstimmig den Oberbefehl in Spanien übertrug. Die wegen seiner Jugend und wegen des Unglücks seines Hauses nach der Wahl laut werdenden Besorgnisse beschwichtigte er durch begeisterte und begeisternde Rede an das Volk. Zu dem tiefen Eindruck, den seine Worte machten, trug nicht wenig der schon damals verbreitete Glaube bei, daß er unter besonderem göttlichen Schutze stehe. Seitdem er die männliche Toga angelegt (erzählt Liv. XXVI, 19), verrichtete er an keinem Tag ein öffentliches od. ein Privatgeschäft, ohne zuvor das Kapitol besucht, im Gotteshause sich gesetzt u. eine Zeitlang im Verborgenen allein dort zugebracht zu haben. Was er that, that er entweder in Folge eines nächtlichen Gesichts, oder auf göttliche Eingebung. Ob das absichtlich berechnete Täuschung des großen Haufens war, wie es Polybius, ob S. sich selbst durch Einbildungen täuschte, wie es Livius andeutet? „Daß ein Mann (sagt Gerlach), dessen Hochsinn und Geistesadel die Nüchternsten bezeugten, dem eine höhere Bestimmung seines Lebens Ueberzeugung wurde, der in dem Glauben seines Volkes seiner Gedanken Wiederhall gefunden, den ein wunderbares Glück zu begleiten schien, sich unter besondern Schutz der himmlischen Mächte gestellt glaubte und in diesem Glauben handelte, wird Niemand unbegreiflich finden". Gegen Ende des Jahrs 210 landete S. in Spanien mit 11,000 Mann, übernahm an den Mündungen des Iberus den Oberbefehl über die gesammte römische Macht und beschloß, seine Erscheinung durch eine hervorstechende That auszuzeichnen: er entwarf den Plan, Neukarthago zu überrumpeln. Die karthagischen Heere standen in entfernten Gegenden Spaniens, ihre Anführer waren nicht einig und trauten den spanischen Völkerschaften unbedingt, weil sie Geißeln von ihnen hatten, die in Neukarthago aufbewahrt wurden. S. theilte seinen Plan nur seinem Freunde **Cajus Lälius** mit, machte die angestrengtesten Eilmärsche, und ehe noch das Gerücht von seiner Annäherung zu einem der karthagischen Heere gedrungen seyn konnte, stand er schon vor der überraschten Stadt, entdeckte auf der Seeseite eine Stelle, wo dieselbe zu gewissen Zeiten zugänglich war,

und erstieg die Mauern beim zweiten Sturme. Unermeßliche Beute ward dem Sieger zu Theil, da Neukarthago der Mittelpunkt des ganzen Handels zwischen Spanien und Karthago war. Nach diesem wichtigen Erfolge bemühte sich S. vor allen Dingen, die Spanier von den Karthagern abzuziehen und für die Römer zu gewinnen. Er behandelte daher ihre Geißeln sehr freundlich, entließ einen Theil derselben in ihre Heimath und versprach den Uebrigen, sie auch zu entlassen, sobald ihre Angehörigen dem Bunde mit Karthago entsagt hätten. Auf diese Weise machte er sich viele Völkerschaften geneigt und hatte bald einen Theil derselben zu Bundesgenossen. Im folgenden Jahre zog er gegen Hasdrubal aus und besiegte ihn in der Gegend von Bäcula in blutiger und entscheidender Schlacht. Abermals behandelte er die gefangenen Spanier mit freundlicher Milde, und so sehr wurde er bewundert, daß spanische Völkerschaften ihn als König ausriefen, einen Titel, den er jedoch nicht mit dem eines römischen Imperators vertauschen mochte. Hasdrubal warb im Innern Spaniens ein neues Heer, um es seinem Bruder Hannibal in Italien zuzuführen. Diesen Zug konnte S. nicht verhindern; dafür aber wuchs die römische Macht in Spanien, und im Jahre 207 erlangten die Römer den völligen Besitz der Halbinsel durch den Sieg S.'s bei Silpia oder Bäcula. Nach diesem Siege bereits voll von Plänen, später in Afrika selbst das Glück der römischen Waffen zu erproben, besuchte er, einstweilen von seinem Freunde Lälius begleitet, den König Syphax von Numidien, bei dem er durch sein gefälliges und gewandtes Benehmen einen sehr günstigen Eindruck hinterließ. In Spanien wieder angekommen, benutzte er die letzte Zeit seines Aufenthaltes zur Züchtigung mehrer gegen die Römer treulosen Städte und zur Unterwerfung einiger noch unabhängigen Häuptlinge. Von einer gefährlichen Krankheit, in die S. während dieser Unternehmungen gefallen war, genas er gerade noch zeitig genug, um eine Empörung von 8000 unzufriedenen, vielleicht auch durch karthagisches Geld bestochenen römischen Soldaten zu unterdrücken. Gegen Ende des Jahrs 206 v. Chr. übergab er den Oberbefehl an die Prokonsuln Lentulus und Manlius Acidinus, verließ, mit einem alle römischen Feldherren seiner Zeit überstrahlenden Glanze umgeben, das Land seines Ruhmes und kehrte triumphirend nach Rom zurück, wo er für das Jahr 205 zum Konsul ernannt wurde. Sofort trat er mit dem Plane hervor, unverweilt ein Heer nach Afrika zu führen. Quintus Fabius Maximus jedoch trat diesem Vorschlage entgegen, sowohl aus Furcht gegen den noch in Italien stehenden Hannibal, als auch aus Neid gegen den glänzenden Ruhm des noch so jungen Feldherrn. S. erlangte nur, daß ihm Sicilien als Provinz übertragen und ihm erlaubt wurde, nach Afrika überzusetzen, im Fall er dies für den Staat heilsam glaube. Die Bundesgenossen beeilten sich, seinen Bitten um Leistungen an Schiffen und Mannschaft zu entsprechen und in Kurzem hatte er 7000 Freiwillige auf 30 Schiffen. Vorerst sandte er Lälius mit einer kleinen Flotte nach Afrika, theils um dem Volke in Rom Muth einzuflößen, theils um seinen Bundesgenossen Syphax zu erhalten und den Masinissa (s. d.) für sich zu gewinnen. In Rom benutzten unterdeß S.'s Gegner Klagen der Einwohner von Locri über Schändlichkeiten, welche der von ihm in ihrer Stadt zurückgelassene Legat Q. Pleminius gegen sie verübt hatte, um sich tadelnd im Senate über ihn zu äußern, ja, Fabius trug sogar auf Zurückberufung an. Hauptsächlich warf man S. vor, daß er zu milde sey, das Heer verweichlichen lasse, Gefallen an hellenischem Leben und feinerer Bildung finde, in griechischem Mantel und Sandalen im Gymnasium lustwandle, kurz, sich gänzlich von der altrömischen Sitte entferne. Eine Kommission, die nach Sicilien zur Untersuchung dieser Klagen gesendet wurde, gerieth über die treffliche Disciplin und die musterhaften Uebungen des Heeres und der Flotte, über die wohlgefüllten und im besten Stande befindlichen Speicher und Zeughäuser in solche Verwunderung, daß sie S. aufforderten, sobald als möglich nach Afrika überzusetzen und nach seinem Gutdünken alle Anordnungen zu treffen. Im Jahre 204 landete er in Afrika in der Nähe von Utica. Masinissa trat zu ihm über und Hasdrubal, der die Streifzüge der Römer vernichten wollte, wurde geschlagen. Utica dagegen vermochte S. nicht zu erobern und mußte auf einer Landzunge, die er befestigte, seine Winterquartiere aufschlagen. Im Winter von 204—203 machte er einen nächtlichen Angriff auf die beiden Lager des Hasdrubal (Gisgo) und des Syphax und kam dadurch einem auf die römische Flotte und auf das Lager vor Utica beabsichtigten Angriff zuvor; die Lager der Karthager und des Syphax wurden in Brand gesteckt, und nur ein kleiner Theil der Feinde entkam. In Folge dieser Fortschritte entschloß sich der karthagische Senat, Mago und Hannibal aus Italien zurückzurufen; S. aber wandte sich gegen die Stadt Karthago und schickte zu gleicher Zeit Masinissa mit einem Theil des römischen Heeres gegen Syphax ab, der sich in sein Land zurückgezogen hatte. Syphax wurde in einem Reitertreffen geschlagen, gefangen genommen und von S. nach Rom geschickt. Auch seine frühere Verlobte, die edle Karthagerin Sophonisbe, fand Masinissa auf diesem Zuge in Numidien und vermählte sich sogleich mit ihr. S. aber glaubte die Verbindung nicht dulden zu dürfen. Er erkannte die Gefahr, welche Masinissa's Vermählung mit einer so einflußreichen karthagischen Bürgerin den Römern bringen könne, und befahl ihm daher, seine neue Gemahlin den Römern auszuliefern. Masinissa gab ihr Gift, um sie vor dieser Schmach zu bewahren; S. suchte ihn durch mancherlei Ehrenbezeigungen und durch das Land des Syphax, welches er ihm gab, zu trösten. Zwischen Karthago und den Römern wurde ein Waffenstillstand auf 45 Tage geschlossen, während welcher Zeit eine karthagische Gesandtschaft nach Rom gehen sollte. Im Herbste des Jahrs 203 v. Chr. kam Hannibal in Afrika an, und der

Ruhm seines Namens sammelte viele Freiwillige unter seine Fahnen, so daß sein Heer bald dem der Römer an Zahl überlegen war. Trotzdem fand er es noch nicht rathsam, sich mit seinem großen Gegner im Felde zu messen; der aber suchte auf die Nachricht, daß der Konsul Tib. Claudius Nero mit Flotte und Heer nach Afrika zur gemeinsamen Führung des Krieges kommen werde, Hannibal auf, um ihm eine Schlacht anzubieten und so den Ruhm, den langwierigen Krieg geendigt zu haben, sich nicht verkümmern zu lassen. Der karthagische Feldherr wich fortwährend einer entscheidenden Schlacht aus, aber fortgesetzte kleine Verluste veranlaßten ihn zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen. S. ging darauf ein, weil er des Kampfes Ende herbeiwünschte, stellte aber derartige Bedingungen, daß die Karthager dieselben nicht annehmen konnten, so lange noch irgend Hoffnung auf den Sieg war. Auch eine persönliche Zusammenkunft der beiden großen Gegner führte zu keinem Resultat. Auf ungünstigem Terrain, wo der größte Wassermangel herrschte, zwang S. den Hannibal ein Lager aufzuschlagen; erschöpft und von brennendem Durste gequält, dazu durch eine eintretende Sonnenfinsterniß erschreckt, mußten die Punier die Schlacht bei Zama (westlich von diesem Orte bei Naraggara am Bragadas) annehmen. S. erfocht einen vollständigen Sieg, der Karthago ganz in die Hände der Römer gab (202); s. Punische Kriege. Bei seiner Rückkehr nach Italien ward der Sieger von Zama überall mit Jubel empfangen, und in glänzendem Triumphe, wie bis auf diese Zeit noch nie einer gehalten worden war, zog er in Rom ein, von dem Volke mit dem Beinamen der Afrikaner (Africanus) geehrt. Im Jahre 199 wurde S. Censor, im Jahre 194 zum zweiten Male Konsul u. zugleich Princeps Senatus; im Jahre 193 wurde er aus Veranlassung einer Streitigkeit zwischen den Karthagern und Masinissa als Schiedsrichter nach Afrika gesandt. Damit seinem Bruder Lucius im Jahre 190 v. Chr. der Krieg gegen Antiochus von Syrien übertragen wurde, zog er als Legat desselben mit. Sein Sohn, den er ebenfalls zu diesem Feldzuge mitgenommen hatte, gerieth in die Gefangenschaft des Antiochus, und dieser gedachte durch Freigebung desselben den Vater günstig für sich zu stimmen; aber S. wies den Antrag, so wie auch die Geldgeschenke des Königs zurück, der nichtsdestoweniger den Sohn freigab. Nach der Schlacht am Berge Sipylus stimmte S. seinen Bruder und den Kriegsrath für einen Frieden, dessen Bedingungen zwar hart genug, aber doch immer noch milder waren, als wie sie nachher bei dem definitiven Frieden vorgeschrieben wurden. Nach Beendigung des asiatischen Feldzugs benutzte die Partei, welche S.'s Ruhm und Einfluß beneidete, manchen Zug einer milden Gesinnung, welche dieser gegen Antiochus gezeigt hatte, um den Besieger Hannibals zu verdächtigen, und sie ging sogar so weit, den einst so gefeierten Helden vor das Volksgericht zu laden, damit er sich gegen die Anklage vertheidige, daß er und sein Bruder Lucius von Antiochus bestochen worden seyen und daß sie nicht alles diesem abgenommene Geld in den Staatsschatz geliefert hätten. Der Verlauf dieses Prozesses wird schon im Alterthum verschieden dargestellt. Lucius wollte Rechenschaft ablegen, aber Publius, unwillig über den unwürdigen Verdacht einer Veruntreuung, zerriß die Rechnungen vor den Augen des Senats. Der Tribun M. Nävius lud nun den Publius S. selbst vor ein Volksgericht; dieser erschien und statt sich zu vertheidigen, erinnerte er das versammelte Volk an den Schlachttag von Zama und riß es mit sich fort in den Tempel, wo er den Göttern für den damals verliehenen Sieg dankte. Hierauf zog er sich, verletzt und betrübt über den Volksundank, auf sein Landgut bei Liternum zurück und kam nicht wieder nach Rom. Er war zu groß und mächtig für Roms Freiheit, und dieser Staat war noch zu frei für S.'s Größe u. Ehrgeiz. In stiller Zurückgezogenheit brachte der große Feldherr seine letzten Tage mit Landbau hin. Sterbend soll er verlangt haben, nicht in Rom, sondern auf seinem Landgute begraben zu werden („Undankbare Stadt, auch nicht einmal meine Gebeine sollst du haben".) Sein Todesjahr ist ungewiß; man nimmt gewöhnlich an, daß er im Jahre 183 gestorben sey, in welchem Jahre auch Hannibal und Philopömen ihr Ende fanden. Von seiner Gemahlin Aemilia, der Tochter des bei Cannä gefallenen Aemilius Paulus, hinterließ S. zwei Söhne u. zwar a) Publius, von dem Cicero sagt, daß er mit der Geistesgröße seines Vaters größere wissenschaftliche Bildung verbunden habe; sein Körper war sehr zart und schwächlich. Er war der Adoptivvater des Publius Cornel. S. Aemilianus Africanus Minor. — b) Lucius oder Cnejus, der im Kriege mit Antiochus gefangen worden war, soll ein sehr ausgearteter Mensch gewesen seyn. Im Jahre 174 wurde er von den Censoren aus dem Senat gestoßen. — 11) Lucius Cornelius S. Asiaticus, Bruder von S. 10), mit ihm in Spanien, im Jahre 193 v. Chr. Prätor in Sicilien, im Jahre 190 als Konsul mit der Kriegsführung gegen Antiochus beauftragt, mit dem er schon früher im Jahre 196 in Lysimachia als Gesandter unterhandelt hatte. Man traute ihm eigentlich keine großen Feldherrentalente zu; als aber der Senat nicht ihm, sondern dem andern Konsul die Führung des Krieges gegen den syrischen König übertragen wollte, wußten die Scipionen dies dadurch zu hintertreiben, daß des Lucius Bruder Publius [s. S. 10)] das Versprechen gab, ihn als Legat zu begleiten. Nach dem glücklichen Ausgang des Krieges nahm Lucius den Beinamen Asiaticus an u. feierte einen glänzenden Triumph. Nachdem ihm in Folge der Anklage wegen Unterschleifs [s. S. 10)] seine Güter verkauft worden waren, wollten ihm seine Verwandten, Freunde und Klienten eine Summe zusammenschießen, die bedeutender war, als was er verloren hatte. Er nahm jedoch nur das Nöthigste zum Leben an. Im Jahre 185 hielt er 10 Tage lang Spiele, die er im Kriege mit Antiochus gelobt zu haben behauptete; das Geld dazu wurde ihm von den asiati-

schen Königen und Städten zusammengebracht. Im J. 184 v. Chr. bewarb er sich um die Censur, unterlag aber seinem Gegner Cato, der ihm auch noch zum Aergerniß Vieler das Ritterpferd entzog. — 12) Publius Cornelius S. Aemilianus Africanus Minor, Sohn des L. Aemilius Paulus, adoptirt von dem Sohne des Africanus, Publius Cornelius S., dessen Mutter eine Schwester des Lucius Aem. Paulus war, der zweite aus der Familie, dem die Scipionen ihren Ruhm verdanken, focht im J. 168, kaum 17 Jahre alt, schon in der Schlacht bei Pydna mit und zeichnete sich durch kühne Verfolgung des Feindes aus. Sein Wesen war ernst und sein Eifer, jede sich darbietende Gelegenheit zu seiner Bildung zu benutzen, groß. Polybius und Panatius führten ihn in die griechische Wissenschaft ein, die er auch später im Geräusch der Waffen nicht vernachlässigte, sondern in Verbindung mit dem ihm innig befreundeten Lälius förderte. Mit den Dichtern Lucilius und Terenz stand er ebenfalls in Verbindung. Seine Liebe zum griechischen Wesen entfernte ihn jedoch nicht von der Einfachheit und Sittenstrenge, wodurch sich die Römer der vergangenen Jahrhunderte ausgezeichnet hatten. Als im Jahre 151 die Konsuln neue Mannschaft zu dem Kriege in Spanien ausheben wollten, wo die Römer wiederholte Niederlagen erlitten hatten, hatte Niemand Lust, sich als Soldat einschreiben zu lassen, und Niemand mochte die Stelle eines Kriegstribunen annehmen. Da ließ sich S. die Erlaubniß geben, zu dem versammelten Volke sprechen zu dürfen, und hielt eine so begeisternde Rede, voll Vaterlandsliebe und altrömischen Geistes, daß Alle, die vorher feige zurückgetreten waren, sich zum Feldzuge bereit erklärten. Er selbst erbot sich, jede Stelle in Spanien, die ihm übertragen werden würde, anzunehmen, und wurde Kriegstribun. Als Heldenthat wird von ihm erwähnt, daß er einen riesenhaften Spanier, der die römischen Soldaten lange durch übermüthige Herausforderungen verhöhnt hatte, im Zweikampf erlegt habe; ferner wird besonders hervorgehoben, daß er als der Erste die feindliche Stadt Intercatio erstieg, wofür er mit einer Mauerkrone belohnt wurde. Durch solche Beweise von persönlicher Tapferkeit, durch das seiner Familie eigenthümliche gewinnende Benehmen, endlich auch durch den Ruhm des Geschlechts, welchem er angehörte, erwarb er sich die Liebe der römischen Soldaten und die Achtung der Feinde in weit höherem Maße, als sein habsüchtiger und grausamer Feldherr Lucullus. Dieser, eifersüchtig auf die Verdienste seines Legaten, schickte ihn nach Numidien, um von Masinissa einige Elephanten zu erbitten. Als S. in Afrika ankam, wurden gerade Anstalten zu einer Schlacht zwischen den Karthagern und Masinissa getroffen. Als dieser jedoch von der Ankunft des römischen Gesandten hörte, ließ er ihn sogleich durch seine beiden Söhne an der Spitze der Reiterei einholen, führte ihn durch das ganze Lager, ließ sein Heer vor ihm vorüberziehen und erwies ihm jede Art von Hochachtung. Nach der Schlacht, welcher S. von einer Anhöhe aus zusah, wurde er von den Karthagern zur Vermittelung aufgefordert; die von ihm gemachten Versuche mißlangen jedoch, und er kehrte mit den erhaltenen Elephanten nach Spanien zurück. Bald nachher brach auch der Krieg zwischen Rom und Karthago aus, und S. diente anfangs als Legionstribun unter dem Konsul M. Manilius Nepos. Bei einem Ueberfall des römischen Lagers durch die Feinde war es seine Geistesgegenwart u. Tapferkeit, welche die Römer vom Untergang rettete, indem er den Karthagern in den Rücken fiel u. sie dadurch nöthigte, ihr Unternehmen aufzugeben. Bald darauf hatte er noch einmal Gelegenheit, die Unvorsichtigkeit des Konsuls durch seine Tapferkeit gut zu machen. Dieser hatte gegen den Rath des S. den Entschluß gefaßt, das karthagische Heer unter Hasdrubal in einer Gegend anzugreifen, welche für die Römer äußerst ungünstig war. Zwar sah er nach dem ersten Angriff seinen Fehler ein und zog sich zurück, aber jetzt verfolgte ihn Hasdrubal, und würde eine große Niederlage unter den Römern angerichtet haben, wenn nicht S. mit 300 Reitern den Anfall der ganzen feindlichen Armee ausgehalten und den Rückzug der Legionen so lange geschützt hätte, bis sie durch einen Strom vom Feinde getrennt wurden, über den sich nun auch S. mit seinen Leuten rettete. Als das Heer über denselben war, wurden noch 4 Manipeln vermißt, und man bekam Nachricht, daß diese vom Feinde abgeschnitten worden wären und sich auf einer Anhöhe festgesetzt hätten, um ihr Leben wenigstens theuer zu verkaufen. Sogleich eilte S. über den Strom zurück, besetzte einen andern Berg, jener Anhöhe gegenüber, griff die Karthager an und öffnete durch seine Tapferkeit seinen Landsleuten einen Weg zum Entkommen. Auf diese Weise wuchs der Ruhm des S. immer mehr, u. zu ihm u. seiner Wahrhaftigkeit hatten auch die Feinde das meiste Vertrauen. Abgeordnete, die in das Lager nach Afrika gesandt worden waren, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten, wußten nach ihrer Rückkehr S.'s Feldherrntalent u. glückliche Umsicht, so wie die Anhänglichkeit des Heeres an ihn nicht genug zu rühmen. Als im Jahr 148 der Konsul Calpurnius Piso in Afrika den Oberbefehl übernahm, kehrte S., von den Wünschen der Soldaten begleitet, er möchte bald zurückkehren und zwar an die Spitze des Heeres, nach Rom zurück. Allgemein war die Meinung, und Viele äußerten sie auch in Briefen nach Rom, S. allein vermöge Karthago zu erobern. Das römische Volk forderte gebieterisch, daß er zum Konsul für das nächste Jahr erwählt würde, die ganze Familie der Scipionen u. ihr Anhang arbeiteten darauf hin, u. selbst ihr Gegner Cato mußte nach den Erfahrungen der beiden letzten Jahre die Nothwendigkeit der Erhebung dieses jungen Mannes so sehr anerkennen, daß man behauptet, er habe im Senate auf ihn den homerischen Vers angewendet: „Er allein hat Verstand, die Andern sind irrende Schatten“. S. wurde also zum Konsul u. zum Oberbefehlshaber des Heeres in Afrika erwählt, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte.

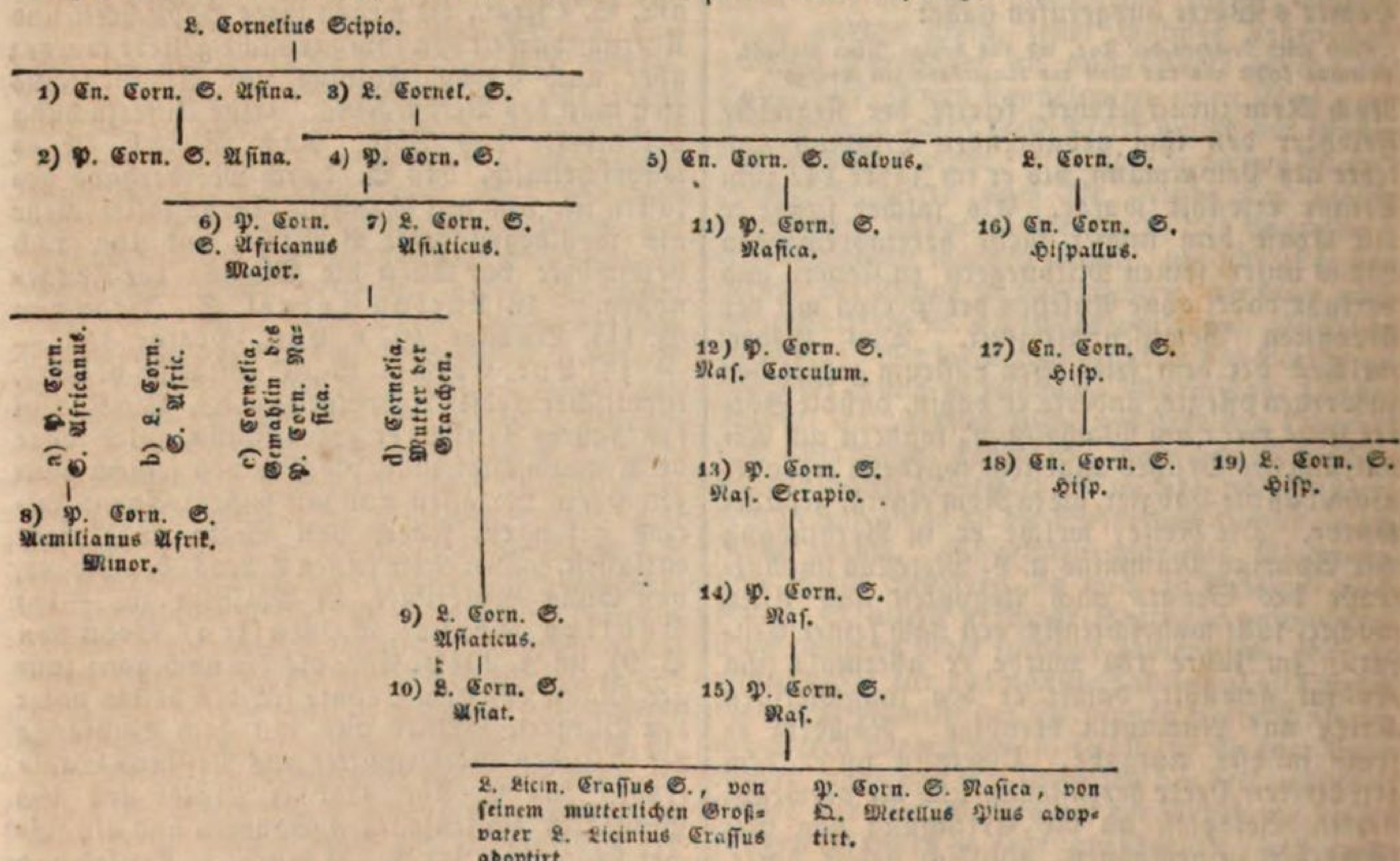
Er begab sich im Frühling des Jahres 147 v. Chr. nach Afrika und stellte vor allem Andern die Disciplin im Heere wieder her; denn diese war, wie im Kriege mit Perseus, durch die Schwäche der seitherigen Anführer, durch das stete Unglück und durch die eingerissene Plünderungssucht ganz zerrüttet worden. Dann schloß S. die Stadt durch verschiedene Werke immer enger und enger ein, ließ für seine Truppen ein gut befestigtes Lager errichten und schnitt die Karthager durch einen aufgeworfenen starken Damm vom Hafen ab. Damit war er den ganzen Sommer beschäftigt; im Winter aber zerstreute und tödtete er die einzelnen feindlichen Schaaren, die sich im Gebiete von Karthago umhertrieben u. die Stadt seither mit Lebensmitteln versorgt hatten. Im Frühling des folgenden Jahres 146 v. Chr. begann S. seine Unternehmungen gegen die Stadt von Neuem. Er erstürmte zuerst die Hafenstadt und drang dann in die Stadt selbst ein, welche auf dieser Seite nicht befestigt war. Er richtete sich dabei zunächst gegen die Burg, hatte aber, um zu derselben zu gelangen, sechs Tage und Nächte hindurch in den drei Straßen zu kämpfen, welche zu ihr führten. Einen Kampf der Verzweiflung kämpften die Karthager, der eines besseren Erfolges werth gewesen wäre; aber sie unterlagen, und ihre Stadt wurde ein Raub der Flammen, welche 17 Tage lang wütheten. Man erzählt, daß S. beim Anblick der brennenden Stadt geweint und, mit prophetischem Blicke auf das künftige Schicksal seines eigenen Vaterlandes, Homer's Worte ausgerufen habe:

„Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs".

Nach Rom zurückgekehrt, feierte der siegreiche Feldherr den ihm gebührenden Triumph und lebte als Privatmann, bis er im Jahre 142 zum Censor erwählt wurde. Als solcher suchte er mit Ernst dem immer mehr hereinbrechenden Luxus unter seinen Mitbürgern zu steuern und verfuhr dabei ohne Ansehen der Person mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Das Gebet, welches bei dem feierlichen Lustrum gesprochen zu werden pflegte, änderte er dahin, daß die Götter nicht mehr um Wachsthum, sondern um Erhaltung des Besitzes angefleht wurden; er wollte nicht, daß die Habgier, die in Rom einriß, genährt würde. Die Reise, welche er in Verbindung mit Spurius Mummius u. L. Metellus im Auftrage des Senats nach Aegypten und Asien machte, fällt wahrscheinlich erst nach seiner Censur. Im Jahre 134 wurde er abermals zum Konsul gewählt, damit er den langwierigen Krieg mit Numantia beendige. Nachdem er seine nächste Aufgabe, Disciplin unter dem zerrütteten Heere herzustellen und die verweichlichten Soldaten an die Ertragung von Beschwerden zu gewöhnen, glücklich gelöst hatte, begann er die Belagerung von Numant und zwang die Einwohner zur Uebergabe. Der Beiname **Numantinus** war die Anerkennung für diese That. Während der Belagerung von Numantia hatten in Rom die gracchischen Unruhen begonnen, und S. billigte die Tödtung des Gracchus, obwohl derselbe sein Schwager war. Dieses Urtheil und seine Mißbilligung der gracchischen Bestrebungen überhaupt ging jedoch nicht aus aristokratischem Egoismus hervor; seinem besonnenen Sinn sagte vielmehr die Anwendung so gewaltsamer Mittel, wie sie die Gracchen wollten, nicht zu, da eine gewaltige Umwälzung tief gewurzelter Zustände ihm die unausbleibliche Folge zu seyn schien. Durch diese Gesinnungen, die S. nicht verhehlte, als er nach Rom zurückgekehrt war, verscherzte er theilweise die Gunst des Volkes, und als in Folge eines vom Senate gebilligten Vorschlags, den S. zu Gunsten alter italischer Krieger gemacht hatte, daß nämlich die bei Vertheilung des Gemeindelandes entstandenen Streitigkeiten nicht von den Vertheilern, sondern von andern Männern entschieden werden sollten, die Äckervertheilung ganz ins Stocken gerieth, traten in der Volksversammlung die Volksführer F. Flaccus, Caj. Gracchus und C. Papirius Carbo mit den heftigsten Vorwürfen gegen ihn auf u. riefen: Nieder mit dem Tyrannen! Mit Recht, antwortete S., wollten die Feinde des Vaterlandes seinen Tod, denn unmöglich sey, daß Rom falle, wenn ein S. stehe, aber auch unmöglich sey, daß ein S. noch lebe, wenn Rom gefallen sey. Nach diesen Worten entfernt er sich, und Senat und Latiner geleiten ihn ehrenvoll nach Hause. Er begibt sich in sein Schlafgemach, um einen Vortrag für den nächsten Tag vorzubereiten; am nächsten Morgen war er eine Leiche. Man vermuthete Meuchelmord und beschuldigte Cornelia und ihre Tochter Sempronia, S.'s Frau, die wegen ihrer Häßlichkeit und Unfruchtbarkeit von ihm gar nicht geliebt wurde; aber auch Carbo, Fulvius und C. Gracchus zieh man des Verbrechens. Eine Untersuchung verhinderte das Volk. Nach Gerlach ist es wahrscheinlich, daß S. durch Mörderhand gefallen ist, und auf Papirius Carbo lastet mehr als wohlbegründeter Verdacht, und ihn auch bezeichnete vor Allen die Stimme der Zeitgenossen. — 13) **Lucius Cornel. S.**, Sohn von S. 11), Quästor 197 v. Chr., Prätor 159. — — 14) **Luc. Cornel. S.**, Quästor 96 v. Chr., kurulischer Aedil 92, Prätor 89 u. 88. Als Konsul des Jahres 83 zieht er gegen Sulla, wird aber bei Teanum Sidicinum plötzlich von seinem ganzen Heere verlassen und mit seinem Sohne Lucius gefangen, jedoch von Sulla ungekränkt entlassen. Den Rest seines Lebens brachte er, von Sulla proskribirt, in Massilia zu. — 15) **Publius Cornel. S. Nasica**, Sohn von S. 9), im J. 204 v. Chr. als ein noch ganz junger Mann von dem Senate für den besten unter den Bürgern erklärt und mit dem Empfange der idäischen Göttermutter aus Pessinus beauftragt. 194 v. Chr. war er Prätor und 193 Proprätor im jenseitigen Spanien und als solcher siegreich. Im J. 191 wurde er Konsul und besiegte die Bojer; bei der Anklage gegen Lucius S. trat er als dessen Vertheidiger auf. Im J. 171 wählten ihn spanische Abgeordnete, die sich über römische Beamte zu beklagen hatten, zu einem der ihnen vom Senat bewilligten Anwalte. — 16) **Publ. Cornel. S. Nasica Corculum**, Schwiegersohn des älteren Afri-

canus, dient mit Auszeichnung in Macedonien unter Aemilius Paulus, wurde Konsul in den Jahren 162 und 155 und Pontifex Maximus 150 v. Chr. In seinem zweiten Konsulat besiegte er die Dalmatier. Als Censor (159 v. Chr.) verordnete er, daß nur die Statuen solcher Männer, die Aemter verwaltet hätten, auf dem Forum stehen bleiben dürften, welche nach einem Beschlusse des Senats oder Volkes aufgestellt worden wären. Wie streng seine Denkweise war, bezeugt auch der Umstand, daß er die Niederreißung eines der Vollendung nahen Schauspielhauses beantragte, weil dies eine den Sitten gefährliche Neuerung sey. Er erklärte sich für die Erhaltung Karthago's, damit die Freiheit der Menge wie durch einen Zügel gebändigt werde durch die Furcht vor dieser Feindin, die zu schwach sey, um die Römer zu bezwingen, aber mächtig genug, um nicht verachtet zu werden. Während seiner Censur führte er den Gebrauch der Wasseruhren in Rom ein. — 17) Publ. Cornel. S. Nasica Serapio, als Quästor vor dem Ausbruch des 3. punischen Krieges von den Konsuln beauftragt, die Waffen sich ausliefern zu lassen. Im J. 138 Konsul, wurde er wegen der Strenge, mit der er bei Aushebung Militärpflichtiger verfuhr, von dem Kollegium der Volkstribunen ins Gefängniß geworfen. Den Sklavennamen Serapio erhielt er spottweise wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Opferthierhändler von dem Tribunen Curiatius. Seine Gemüthsart war heftig und seine Gesinnung streng aristokratisch; er war es, der auf dem Kapitol den Angriff auf Tiberius und dessen Partei leitete (33 v. Chr.; s. Gracchus). Er erregte dadurch solche Erbitterung des Volks gegen sich, daß er vom Senat als Gesandter nach Asien geschickt wurde, um ihn aus Rom zu entfernen. † bald darauf zu Pergamus. — 18) Publ. Cornel. S. Nasica, Konsul im J. 111 v. Chr., als unbestechlich und redlich von Allen anerkannt und gerühmt. Dabei war er einnehmend im Umgange und reich an Witz und Laune. — 19) Publ. Corn. S. Nasica, Prätor im J. 94 v. Chr., Vater des Quintus Metellus Pius Scipio. — 20) Cnej. Cornel. S. Hispallus, Sohn eines unbekannten Bruders der in Spanien gefallenen S.nen, Konsul im J. 176 v. Chr. — 21) Cnej. Corn. S. Hispallus, vor Ausbruch des 3. pun. Krieges beauftragt, mit Publ. Corn. S. Nasica den Karthagern die Waffen abzunehmen. Als Prätor des J. 139 machte er bekannt, daß die Astrologen innerhalb 10 Tagen Rom und Italien verlassen müßten. — 22) Cnej. Cornel. S. Hispallus, war als Quästor nach Spanien bestimmt, mußte aber wegen Unfähigkeit, sein Amt zu verwalten, darauf verzichten; er soll hierauf wegen unwürdigen Lebens verurtheilt worden seyn. — 23) Luc. Corn. S. Hispallus, Bruder des Vorigen, wurde im marsischen Kriege genöthigt, aus Aesernia in Sklavenkleidern zu entfliehen.

Den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Scipionen veranschaulicht folgende Stammtafel, die von S. 4) beginnt:



Scipio (Geogr.), nordam. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Cayuga, am gleichn. See; 2260 Einw.

Scipionen, s. Scipio (röm. Gesch.).

Scipioni, Jacopo, Maler von Averava im Gebiete von Bergamo, arbeitete in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts für die Kirchen und Paläste der Stadt Bergamo. In der Kapelle Cassotti in Sta. Maria della Grazia ist noch das Leben des heil. Franz in Fresko, in der Kathedrale, im Seminario nuovo, in S. Bernardino und S. Alessandro della Croce sind Bilder in Oel von ihm. S. † 1540.

Sciren, Volk, s. v. a. Skiren.

Sciringia (a. Geogr.), s. v. a. Scoringia.

Sciritis (a. Geogr.), wilde Berggegend im nordwestlichen Lakonien, an die arkadischen Landschaften Mänalia und Parrhasia grenzend, mit einem Orte Sciros, einer arkadischen Kolonie. Die Bewohner dieser Gegend, Sciritä, bildeten eine eigene Abtheilung des spartanischen Heeres, welche in der Schlacht stets auf dem linken Flügel stand, auf dem Marsche voranzog und im Lager an den äußersten Enden lag, überhaupt aber gewöhnlich auf die gefährlichsten Punkte gestellt und zum ersten Angriff verwendet wurde.

Scirocco (Phys.), s. v. a. Sirocco.

Sciron (a. Geogr.), Dorf Attica's an einem gleichnamigen Bache und an der von Athen nach Eleusis führenden heil. Straße, der erste Ort vor den Mauern Athens zwischen der Stadt und Lakkiadä (Paus. I, 36, 3).

Sciron (Biogr.), 1) berüchtigter Räuber, der auf der Grenze zwischen Attica und Megaris die Reisenden beraubte und zwang, ihm auf dem nach ihm benannten skironischen Felsen die Füße zu waschen, worauf er sie mit den Füßen ins Meer stieß. Unten schwamm eine Schildkröte und fraß die Leichen. Theseus tödtete ihn nachher auf dieselbe Art. Am Giebel der Königshalle zu Athen war dargestellt, wie Theseus den Sciron ins Meer wirft. — 2) S., Sohn des Pylas, Urenkel des Lelex, verheirathet mit der Tochter des Pandion. Er machte dem Nisus, einem Sohn des Pandion, die Herrschaft über Megara streitig; aber Aeacus erkennt als Schiedsrichter dem Nisus die Regierung, dem S. die Anführung im Kriege zu. Nach andern ist er Gemahl der Chariclo, Vater der Endeïs, Schwiegersohn des Cychreus und Schwiegervater des Aeacus.

Scironica Saxa (scironische Felsen, a. Geogr.), s. Megaris.

Scironides (griech. Gesch.), einer der athenischen Feldherren, welche 412 mit den Argivern vereinigt den Peloponnesiern und Milesiern bei Milet eine Schlacht lieferten, in welcher zwar die Archiver geschlagen wurden, die Athener aber siegreich bis unter die Mauern der Stadt vordrangen. Bald darauf verlor er in Folge der Beschuldigungen, welche Pysander gegen seinen Mitfeldherrn Phrynichus erhob, seine Befehlshaberstelle.

Scirophoria (griech. Ant.), Fest der Athene Polias in Athen, das am 12. des Monats Scirophorion, der von diesem Feste den Namen erhalten hatte, gefeiert wurde. Der Name bedeutet das Tragen von Schirmen. Und wirklich wurde an diesem Feste in einer Prozession ein großer Schirm einhergetragen. Darunter gingen die Priesterin der Athene Polias, der Priester des Poseidon Erechtheus und der des Helios. Die Eteobutaden trugen den Schirm. Es leuchtet ein, daß diese Schirmtragung nicht eine bloße Zuthat und Ausschmückung, sondern, wie schon der Name des Festes erkennen läßt, die Hauptsache und Grundlage der ganzen Feier war. Die Prozession wurde nach dem Orte Sciron vorgenommen. An diese Stelle knüpften sich die Ueberlieferungen, die sich auf den Ackerbau bezogen; es sollte dort das erste Saatfeld in Attica gewesen seyn. Da ferner das Fest in den letzten Monat vor dem Solstitium fiel, so sieht man, daß der Grund und Ursprung der ganzen Feier in der Hitze lag, welche bald ihre höchste Höhe erreicht hatte und durch die Hülfe der Gottheit gemildert werden sollte. Man trug ferner dabei das Dioskodion, das Fell eines dem Zeus Meilichios geopferten Sühnwidders, was offenbar auf Versöhnungs- und Reinigungsgebräuche Bezug hatte, so daß auch durch diesen Ritus der Zorn der Götter, welche das Land durch zu große Hitze ganz auszutrocknen und zu versengen drohten, versöhnt und gemildert werden sollte.

Scirpea (lat.), Magenflechte.

Scirpeä (Bot.), I. Gruppe der Familie der Cyperaceae *Juss.* (s. d.). — II. Nach Reichenbach, Untergruppe der Cyperoideä.

Scirpearia (Zoophyt.), nach Cuvier, Gatt. der Zoocorallia Pennatulina *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Polypen nach Oken. Charakter: Stiel einfach, ruthenförmig; die Polypen in zwei Reihen herab, in Warzen, die sie schützen. Einzige Art: S. mirabilis *Cuv.*, Pennatula mirabilis *L.* Rund, weiß, weich, wie ein dünner weißer Strick, mit abwechselnd zweireihigen Polypen; diese kreiselförmig, nach oben gerichtet; Axe fast haarförmig.

Scirpidium (Bot.), nach Nees, Pflanzengattung. Arten unter Eleocharis.

Scirpi majoris Radix (pharm. Bot.), s. Scirpus lacustris *L.*

Scirpinä (Bot.), nach Reichenbach, Gruppe der Familie der Cyperoideä.

Scirpophaga (Entom.), nach Ochsenheimer, Gatt. der Lepidoptera Nocturna *Latr.*, der Ordn. der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken, unter Phalaena Tinea *L.* Charakter: Vorderflügel lang, an der Wurzel breit, atlasglänzend milchweiß; Hinterfüße sehr lang, abgestreckt vom Leibe. Arten unbedeutend.

Scirpus (Bot.), nach Linné, Binse, Binsengras, Gattung der Cyperoideae *Juss.*, Triandria Monogynia *L.* Charakter: Aehrchen allseitig-dachig; Bälge 1klappig, die untern größer, die 1—2 untersten leer. Perigon aus Borsten bestehend, kürzer als die Bälge oder fehlend. Staubgefäße 3; Griffel 1; Narben 2—3, flaumig. Nuß zusammengedrückt oder 3kantig. Von mehr als 90 Arten, blattlosen ausdauernden Kräutern in allen Erdtheilen, sind die wichtigsten: 1) S. articulatus *L.*, Isolepis articulata *Nees.* In Ostindien. Hat eine Wurzel, welche gelind abführen soll; da man sie aber mit Mirobalanen gemischt zu einem Syrup bereitet, so ist es möglich, daß die ihr zugeschriebene Wirksamkeit der Beimischung zugehört. Rheed., H. mal., 12, T. 71. — 2) S. caespitosus *L.*, Moorbinse. In Europa, Nordamerika. Schaft gestreift, fingerslang; die obere Scheide in ein Blättchen geendigt; ein ovales, 3blüthiges, braunes Aehrchen am Ende, mit stumpfen Bälgen; Nuß 3eckig, mit 3 Narben. Bildet vorzüglich den Torf. — Scheuchzer, T. 7, F. 18. — 3) S. dubius *Roxb.* In Ostindien. Die knollige

Wurzel wird gegessen. — 4) S. Kysoor *Roxb.* In Bengalen. Auch von dieser Pflanze wird die knollige Wurzel gegessen. — 5) S. lacustris *L.*, See-, Sumpf- oder Teichbinse, Pferdebinse. In Europa, Asien, Nordamerika, in Sümpfen und Teichen. Halm stielrund; Spirre zusammengesetzt, scheinbar seitenständig, das größere Blatt der Hülle aufrecht; Aehrchen büschelförmig gehäuft; Büschel gestielt und sitzend; Bälge glatt, gewimpert, ausgerandet, stachelspitzig. Narben 3; Nuß 3kantig. Wird jung als Schweinefutter, ausgewachsen als Dachstroh, zum Berohren der Zimmer und zu gröberem Flechtwerk benutzt, wozu sich die starken, langen, nur ein einziges Glied darstellenden Halme gut eignen; die innere markige Substanz der Halme, das Binsenmark, wird zu Lampendochten und verschiedenen Spielzeugen benutzt. Die Wurzel, Radix Scirpi majoris s. Junci maximi, war sonst als ein gelind zusammenziehendes und harntreibendes Mittel gebräuchlich. Auch scheint diese Binse die dritte Art von Σχοῖνος bei Dioscorides zu seyn, welche gegen Durchfälle, Blutflüsse u. s. w. angewendet wurde. Sturm, 1, Heft 36. — 6) S. maritimus *L.*, Meerbinse. Auf dem ganzen Erdkreis, an süßem und salzigem Wasser. Wurzelknollen schwarz, innen weiß, von der Größe einer welschen Nuß. Viele Aehrchen in einer knäuelförmigen Rispe; Bälge 3spaltig. Ist ein gutes Schweinefutter. Die mehligen und süßlichen Wurzeln werden in Ostindien gegessen. Schkhr., T. 8. — 7) S. sylvaticus *L.*, Waldbinse. In Europa, in feuchten Wäldern und Gräben. Schaft mit grasartigen Blättern, bis 2 Fuß hoch; mehre Aehrchen auf nackten, sehr zusammengesetzten Stielen in Dolden und Scheiden. Narben 3; Nuß 3eckig. Dient jung als Futter für Pferde und Rinder, alt nur als Streu. Sturm, 1, Heft 36. — 8) S. Tabernaemontani *Gmel.* In Europa. Unterscheidet sich von S. lacustris *L.* nur durch punktirt-scharfe Bälge und nur 2 Narben. — 9) S. tuberosus *Roxb.*, Eleocharis tuberosa *Schult.*, knollige Binse. In Ostindien, China. Halm stielrund, gegliedert; Aehre walzlich, einzeln, endständig; Bälge länglich, häutig. Die knollige Wurzel ist in China als Heilmittel in Ruf und wird auch gegessen. — Außerdem sind noch zu nennen: 10) S. aegyptiacus *Poir.* In Aegypten, Italien. — 11) S. Baeothryon *L.* In Europa. — 12) S. carinatus *Sm.* In Europa. — 13) S. cyperinus *Kunth.* In Nordamerika. — 14) S. lineatus *Michx.* In Nordamerika. — 15) S. littoralis *Schrad.* In Europa, Asien, Aegypten. — 16) S. mucronatus *L.* In Europa, Amerika, Ostindien, Neuholland. — 17) S. parvulus *R. S.* Sommergewächs in Sachsen. — 18) S. planifolius *Mhlnb.* In Nordamerika. — 19) S. pungens *Vahl.* In Europa, Amerika. — 20) S. triqueter *L.* In Europa, Neuholland. — Die Gattung ist der Typus der Scirpinae *Rchb.*

Scirren, Volk, s. v. a. Skiren.

Scirrhoblepharoncus (Scirrhoblepharosis, lat., v. Griech., Med.), skirrhöse Verhärtung der Augenlider.

Scirrhocele (lat., v. Griech., Med.), bösartiger Fleischbruch.

Scirrhös (v. Griech.), s. v. a. Skirrhös.

Scirrhoma (lat., v. Griech., Med.), skirrhöse Verhärtung, die in Krebs überzugehen droht, s. Krebs und Skirrhus.

Scirrhophthalmia (lat., v. Griech., Med.), der Augenkrebs.

Scirrhosis (lat., v. Griech., Med.), die Ausbildung eines Skirrhus (s. d.).

Scirrhosus (lat., v. Griech.), skirrhös, s. Skirrhus.

Scirrhus (lat., v. Griech., Med.), s. Skirrhus.

Scirri (auch Sciri, a. Geogr.), Volk des europäischen Sarmatien, an der Nordküste, östlich von der Vistula, welches auch Streifzüge nach dem Süden gemacht zu haben scheint. Diesem später in Verbindung mit den Hunnen erscheinenden Volke entstammte nach Gibbon u. A. der berühmte Odoaker (Plin. IV, 1327).

Scirtari (a. Geogr.), s. v. a. Scirtones.

Scirtetes (Säugeth.), nach Wagner, Sandspringer, Untergatt. von Dipus *L.*, s. Springmaus.

Scirthäa (a. Geogr.), Stadt in Sicilien, wo die Römer das entscheidende Treffen gegen die sicilianischen Sklaven lieferten.

Scirtiana (a. Geogr.), macedonischer Ort in Lyncestis zwischen der Grenze Illyriens, dem Flusse Erigon und dem Gebirge Barnus, nach Reichard das heutige Istriga oder Istirga.

Scirtones (Scirtari, a. Geogr.), Völkerschaft in Dalmatien, südl. von Drilon (Ptol. III, 17, 8).

Scirtonium (a. Geogr.), Stadt im südl. Arkadien, zur Landschaft Aegytis gehörig, eine von den Städten, welche bei der Gründung von Megalopolis von ihren Bewohnern verlassen wurden (Pausanias VIII, 27, 4).

Scirtus (a. Geogr.), westlicher Nebenfluß des Chaboras (jetzt Chabur) in Mesopotamien, der aus 25 Quellen entstand und bei Edessa vorbeifloß. Seinen Namen „der hüpfende" soll er seines reißenden Laufes und seiner häufigen Ergießungen wegen geführt haben, und der heut. Name Daisan soll dasselbe bedeuten (Procop, De aed. II., 7).

Scirus (a. Geogr.), Bach bei Sciron, der nordwestlich von Athen die heil. Straße durchschnitt und die Gärten nördlich vom Dipylon bewässerte, wo sich auch Bäder an ihm befanden (Paus. I, 36, 3).

Scirus (Biogr.), 1) Seher aus Dodona, dem die Erbauung des Tempels zu Phaleron zugeschrieben wird und nach dem die Athene den Beinamen Sciras führte. — 2) Ein salaminischer Heros, nach welchem Salamis früher Sciria hieß.

Scirus (Arachnid.), nach Herrmann, Gatt. der Arachnides Trachéariae Holetra *Latr.*, der Ordn. der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Milben nach Oken, unter Acarus *L.* Charakter: Palpen krumm, mit sichelförmigem Ende; Mandibeln mit Krallen; Lippe kurz; zwei Augen; eine lange, von der

Seite ausgehende Querborste; Hüften sehr nahestehend. Drei Arten: 1) S. setirostris *Herrm.* Scharlachroth, mit pfriemenförmigem Schnabel. Die Fühler zweigliederig, am Ende mit einer Borste. Zwischen Moos. Mém. apt. III, 12, IX. — 2) S. Elaphus *Dugès.* Karminroth, irisirend. Unter Steinen. Dugès Acar., T. 8, F. 38. — 3) S. sagax *Koch.* Ockergelb, roth getupft, mit zwei schwarzen Flecken an den Schultern und einem hufeisenförmigen schwarzen Streif daselbst. Der Kopf fast viereckig. In Feldhölzern, auf der Erde. Herrich-Schäfer, 133, 22.

Sciсiano, ital. Dorf, Königr. Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, südwestlich von Nola; 1100 Einw.

Scissalien, geprägte Geldstücke, die aber durch einen Fleck, Riß oder sonst einen Makel im Metall ungestaltet sind, bei denen das Bildniß nicht vollkommen oder seitwärts ausgeschlagen, oder bei welchen aus Versehen das nämliche Gepräge auf zwei Seiten geschlagen wurde.

Scission (v. Lat.), Spaltung, Trennung; in politischer und kirchlicher Bedeutung Absonderung mehrer Individuen zu Parteiungen. Daher Scissionisten, in Polen, die sich von der Partei des Königs absonderten.

Scissor (röm. Ant.), Sklave, der bei Tische die Speisen tranchirte.

Scissura (lat.), 1) Zertheilung, Trennung; — 2) Riß, Nebenspaltung an den Nägeln, Nietnagel; — 3) Einschnitt, auch Incisur.

Scissurella (foss. Gasterop.), nach d'Orbigny, s. v. a. Pleurotomaria (s. d.).

Scissus (a. Geogr.), s. v. a. Cissa.

Scitamineä (Bot.), nach Brown, Reichenbach u. A., Bananen, natürliche Pflanzenfamilie, monokotyledonische, ausdauernde, krautartige Pflanzen der Tropenländer enthaltend. Allgemeiner Charakter: Wurzel mit knolligem oder büschelig-faserigem, bisweilen auch kriechendem Wurzelstocke. Stengel ganz einfach, bloß aus den verwachsenen Grundtheilen der Blätter gebildet. Blätter wechselständig, einfach, ungetheilt, flach, ganzrandig, einnervig, mit sehr vielen einfachen, schief und parallel von der Rippe zum Rande verlaufenden Adern, am Grunde scheidig, durch die Verwachsung unter einander den Stengel bildend. Blüthenstand gipfel- oder wurzelständig, bald aus einer dichten Aehre, bald aus einer Traube, bald aus einer Rispe bestehend; Blüthen zwitterig, von scheidigen Deckblättern umgeben; Blüthenhülle oberständig, 3fach; Kelch mit 3 stehenbleibenden Zipfeln; Blumenkronenzipfel länger als die Kelchabschnitte, mit denselben abwechselnd, nach unten verwachsen; Nebenkrone mit 3 blumenkronenartigen, ungleichen, unten verwachsenen Zipfeln, von denen der eine lippenartig ist. Am Grund dieser Lippe ist das oft blumenblattartige Staubgefäß befestigt. Antheren mit 2 oft getrennten, parallelen Fächern längs des Randes oder nach einwärts am Staubfaden, gewöhnlich unter dessen Spitze festsitzend; Antherenfächer durch eine Scheidewand 2theilig, der Länge nach aufspringend. Fruchtknoten 3fächerig, mit meist zahlreichen Eichen, die 2reihig in den an den mittelständigen Winkeln der Fächer befindlichen Samenträgern angeheftet sind. Griffel einfach, fadenförmig, in einer Furche des Staubgefäßes zwischen beiden Antherenfächern; Narbe erweitert, napfförmig ausgehöhlt. Am Grunde des Griffels befinden sich bei vielen Arten 2 fadenförmige oder drüsige Körper. Die Frucht ist eine häutige, 3fächerige, 3klappige, meist vielsamige Kapsel; die Klappen später oft von der Scheidewand gesondert; bisweilen ist die Kapsel auch beerenartig. Samen rundlich oder eckig, oft bemantelt; Embryo stielrund, gerade, mit nach dem Nabel gerichtetem Würzelchen, in mehligem Eiweiß; bei einigen Arten ist auch noch ein Dotter vorhanden. Gruppen: a) Zingibereae. Gattungen: Zingiber, Curcuma, Kämpferia. — b) Amomeae verae. Gattungen: Amomum, Elettaria. — c) Alpinieae. Gattung: Alpinia. — d) Costeae. Gattung: Costus. — e) Globbeae. Gattung: Globba. — Reichenbach gibt dieser Familie einen größeren Umfang und dann entspricht sie der 3. Ordn. (Stammlilien) der 5. Klasse (Lilien) des okenschen Pflanzensystems und zerfällt in die Gruppen: Canneä, Amomeä, Museä. — Die S. finden sich meistens nur zwischen den Wendekreisen, am zahlreichsten in Ostindien. Die Wurzeln sind aromatisch und enthalten sehr viel reines und sehr feines Stärkmehl. Deshalb dienen die Wurzeln theils als sehr kräftige, reizende, erhitzende, und wenn sich viel Extraktivstoff vorfindet, auch tonische Arzneimittel, theils als Speise und nährendes Heilmittel. — S. erscheinen fossil schon frühzeitig auf der Erde, indem Trigonocarpum, Musaites, Musocarpum und eine Species Cannophyllites schon in der Kohlengruppe vorkommen. Von letzterer Gattung findet sich eine zweite Species im skandinavischen Grünsande. Das Geschlecht Amomocarpum gehört dem Londonthone der Insel Sheppey an.

Sciti, s. Vehmgericht.

Scitie, eine türkische Barke mit Verdeck und 3eckigem Segel.

Scittium (a. Geogr.), Ort in Gallia Aquitania, an der Straße von Burdigala nach Tolosa, zwischen Elusa und Oscinejum, vielleicht im Gebiete der Sottiates.

Scituate (Geogr.), 1) nordamerik. Stadt, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Plymouth, nordwestlich von Plymouth, an der gleichn. Bai, mit Hafen und Leuchtthurm. 42° 11′ nördl. Br. und 73° 1′ 15″ westl. L.; 3890 Einw.; — 2) Ort das., Staat Rhode-Island, Grafsch. Providence; 5000 Einw.

Scitum (lat.), 1) Gesetz, Verordnung, besonders die das Volk selbst macht (Plebiscitum, Populiscitum), im Gegensatz zu einem Senatusconsultum; — 2) Bestimmung und Lehre, wonach sich Jemand richten soll; — 3) s. v. a. Dogma, besonders Lehrsatz eines Philosophen.

Sciurina (Säugeth.), Eichhörnchen, erste Familie der Nagethiere, oder Glires, mit dicht behaarten Ohren, Schwanz und Pfoten,

großen Augen, $\frac{4}{4}$ oder $\frac{5}{4}$ Backenzähnen, zerfällt in Gattungen, deren Hinterfüße wahre Pfoten sind: Sciurus, Myoxus, Pteromys, Tamias (kleinkrallig, kletternd und auf Bäumen von Früchten lebend, die mit den Vorderpfoten zum Munde geführt werden), Spermophilus, Arctomys (großkrallig, grabend, von Kräutern in Erdlöchern lebend und lethargisch werdend) und in solche, deren Hinterfüße einen entgegensetzbaren Daumen haben: Chiromys. Ausführlicheres s. Prensiculantia.

Sciuris (Bot.), nach Schreber, Pflanzengatt. Arten unter Galipea *Aubl.* und Ticorea *Aubl.*

Sciurus (Säugeth.), nach Linné, Eichhorn, franz. Ecureuil, ital. Scojattolo, span. Hardilla, engl. Squirrel, Gatt. der Rosores *Cuv.*, der Zunft der Nagmäuse und der Zunft der Klettermäuse nach Oken. Charakter: Die obern Vorderzähne mit keilförmiger Schneide, an der Vorderseite glatt, ohne Furche, die untern zusammengedrückt und spitzig; Backenzähne oben 5, unten 4; es sind abstehende, mit Schmalz bedeckte Mahlzähne, der erste obere ist ein Nebenzahn. Schnauze etwas stumpf; Lippen gespalten; keine Backentaschen; die Ohren ablang oder abgerundet, oft mit Haarpinseln; Körper schlank; Beine entwickelt; Vorderfüße vierzehig mit einer Daumwarze; Nägel spitzig und krallend; Säugewarzen zwei an der Brust und sechs am Bauche; Schwanz lang, stark behaart, bald rund, bald walzig, bald zweizeilig. Eine zahlreiche Gattung, welche sich in der ganzen Welt, nur Neuholland ausgenommen, ausgebreitet hat, hurtig auf Bäume kettert, von einem zum andern springt, Samenkerne und Nüsse frißt, oft Wintervorrath anlegt, ohne eigentlich Winterschlaf zu halten und in hohlen Bäumen seine Jungen heckt, selten in Gängen unter der Erde. Wir zählen die 88 Arten nach den Welttheilen auf, beschreiben aber nur die wichtigeren: A. Europäische Arten. 1) S. vulgaris *L.*, gemeines europäisches Eichhorn, Ecureuil commun, Common Squirrel. 9 Zoll lang, Schwanz 10 Zoll; Färbung braunroth, unten weiß; des Winters werden sie graulich. Es findet sich in ganz Europa und dem gemäßigten Asien, vorzüglich in Laub-, jedoch auch in Nadelwäldern, von deren Samen es lebt. Es ist ein sehr artiges und munteres Thier, dem man mit Vergnügen zusieht, wenn es wie eine Katze hurtig den Baum hinaufklettert und von einem zum andern, bisweilen hoch herunter auf den Boden springt, eine Strecke fortläuft und blitzschnell wieder an einem andern Baum hinaufklettert. Auch gezähmt ist es ein sehr kurzweiliges Thier, doch beißt es gern und man kann ihm daher nicht völlig trauen. Man legt es gewöhnlich an ein Kettchen oder stellt es in einem großen Käfig vor das Fenster. In beiden Fällen ist es in unaufhörlicher Bewegung. Es frißt alle Arten von Kernen und Nüssen, Eicheln, Fichtensamen aus den Zapfen, Kernen aus den Aepfeln und Birnen, Backwerk und dergleichen, indem es auf den Hinterbeinen sitzt, den Schwanz auf den Rücken geschlagen. Während des Nagens sieht es sich immer mit seinen großen, lebhaften Augen um, macht allerlei Sätze hin und her, putzt den Mund und den Schwanz und erinnert überhaupt durch sein Betragen an den Affen. Man kann es 6 Jahre lang erhalten und es ist nur zu bedauern, daß man es nicht kann frei herum laufen lassen, weil es Alles zernagt. Hat es nichts zu nagen, so laufen die Zähne oft 1 Zoll lang neben einander vorbei, so daß es nichts mehr fressen kann. Es sammelt Wintervorrath in Baumhöhlen, worunter sich selbst Blätterschwämme befinden. Es baut ein ganz geschlossenes Nest aus Reißig und Moos in Astwinkel, bisweilen 2—3, oder es macht sich auch ein Elsterneſt zurecht, paart sich im März, wirft nach 4 Wochen 3—7 blinde Junge, kann aber 8 ernähren. Sie saugen 4 Wochen und dann klettern sie schon herum. Bisweilen werden sie von den Aeltern weit fortgetragen, wenn diese dieselben nicht sicher glauben. Gegen den Herbst sind sie fast ausgewachsen. Manchmal gibt es schwarze und rothe in einem Nest. Haben die Alten viel Nahrung, so hecken sie auch wohl zum zweiten Mal. Des Winters halten sie sich zwar in ihren Nestern, schlafen aber nicht anhaltend, sondern gehen heraus, um Nahrung zu suchen oder aus ihrem Versteck Vorrath zu holen. Bleibt aber die Erde lange mit Schnee bedeckt, so geht es ihnen manchmal sehr schlimm und sie sterben Hungers oder erfrieren. Im kalten Norden, Norwegen, Lappland und Sibirien wandern sie dann in die Ebene, und sollen dabei sogar über Flüsse schwimmen. Gegen den Winter werden sie allmählig grau, besonders im höhern Norden, und diese Bälge mit dem Rücken kommen sodann unter dem Namen Grauwerk, die Bäuche unter dem der Behwammen in den Handel, wo sie theuer bezahlt werden. Am meisten werden sie nach China verkauft, 10 Stück für 1 Gulden. Man macht daraus Verbrämungen, Aufschläge, Müffe, Krägen und dergleichen. Bei uns wird das Fell kaum benutzt, aber Rußland bringt deren viele, gewöhnlich in Säcke von 100 Stück zusammengenäht, in Handel. Im Jahre 1824 führte Archangel 15,000 Stück aus. — Schaden der Eichhörnchen. Man muß die Eichhörnchen, so niedlich sie auch sind, leider für sehr schädlich erklären, denn die Verwüstung, welche sie an Waldsamen, Knospen, den Eiern und Jungen kleiner nützlicher Vögel anrichten, ist sehr beträchtlich. Unter den Fichten ist öfters die ganze Erde mit Zweigspitzen, die sie beim Abbrechen der Knospen abgebissen haben, dicht bedeckt. Merklichen Nutzen bringen sie nicht, die Felle ausgenommen. Im Nagen sind sie Meister; die härteste Nuß nagen sie in kurzer Zeit auf, eine taube aber gar nicht, weil sie gleich riechen, daß nichts darin ist. Zapfen beißen sie vom Baume, und brechen dann, vom dicken Ende anfangend, eine Schuppe nach der andern ab, um die Samen hervorzuholen. — Ihr Hauptfeind ist der Baummarder. Auch andere Raubthiere und Raubvögel stellen ihnen nach. Ueberrascht sie ein Raubvogel an einem Baumstamm, so laufen sie im Kreise um diesen herum und entgehen oft dadurch, daß der Vogel wegen seiner

Flügel einen weiten Kreis machen muß und sie nicht einholen kann, seiner Verfolgung. Auch zwischen dichten Aesten sind sie sicher. In manchen Ländern wird Schießgeld für sie bezahlt. Sie haben ein sehr zähes Leben und laufen noch den Baum hinauf, wenn ihnen beide Hinterschenkel zerschossen sind. In Netze und Fallen, die man auf Bäume stellt, gehen sie nicht. Werden sie stark gejagt, so ducken sie sich oft auf Aesten oder im Wipfel. Sie werden auch gegessen, was aber bei uns selten geschieht. Vgl. Schreber, T. 212. — Cuvier unterschied von dem europäischen Eichhorn noch 2 Abarten: a) S. alpinus *Cuv.*, das Alpeneichhorn. Der Scheitel, Hals und Rücken sind schwarzbraun oder dunkel kastanienbraun, Seiten, Schnauze und Extremitäten mehr rostroth, Kehle und Bauch weiß. Beide Hauptfarben sind durch eine gelbrothe Linie von einander getrennt. Dieses Eichhorn hat ganz dieselbe Größe und denselben Bau, wie das gemeine und lebt sowohl auf den Pyrenäen, als auf allen centraleuropäischen Alpen so hoch hinauf, als der Holzwuchs geht. Cuvier und Geoff., Mammif., Fasc. 22. — b) S. italicus *Bonap.*, das italienische Eichhorn. Rußig rostroth, die Schenkel gleichfarbig, der Bauch nur zum Theil weiß. In Italien. — Diese beiden Arten oder Varietäten verhalten sich zum gemeinen Eichhorn ungefähr so, wie der italienische und spanische Sperling zum gemeinen.

B. Amerikanische Arten. Ohne Haarpinsel an den Ohren: 2) S. capistratus *Boss.*, S. vulpinus *Gmel.*, *L.*, S. variegatus *Desm.*, S. cinereus *Schreb.*, Maskeneichhorn, Ecureuil à masque. Das größte Eichhorn in Amerika; der Schwanz ist länger, als der Körper und variirt sehr in der Farbe, Nase und Ohren sind aber immer weiß und bezeichnend. Das Haar ist grob. Körperlänge 15½ Zoll, Schwanz 13½ Zoll. Findet sich in vielen Varietäten: a) Grau, der weiße Fleck über der Nase erstreckt sich bis gegen die Augen; Ohren, Füße und Bauch sind weiß, Vorderkopf und Backen braunschwarz, die Haare auf dem Rücken dunkelgrau, an der Wurzel bleigrau, dann folgt ein breiter grauer Ring, auf diesen ein schwarzer, dann eine breite weiße Spitze. Die Schwanzhaare sind von der Wurzel an weiß, dann ein schwarzer Ring, Spitze weiß. — b) Schwarz, Nase und Ohren weiß, Beine etwas heller, der übrige Körper und Schwanz schwarz, am Schwanz einige weiße Haare (S. niger *Bartram*). — c) Nase, Mund und untere Kinnlade weiß, Kopf, Scheitel und Bauch schwarz, Rücken und Schwanz dunkelgrau. — d) Kopf und Hals schwarz, Rücken rostschwärzlich braun, Hals, Schenkel und Bauch glänzend rostroth. Schwanz weiß und roth geringelt. Ohren und Nase weiß. In Alabama sehr gemein, in den obern Gegenden von Südcarolina nur zufällig, nicht über Virginien hinauf. Vgl. Schreber, T. 213, B. Nach Schinz gehört noch als Varietät hierher, wird jedoch von Bachmann als eigene Art (S. texianus *Bachm.*) angesehen, auch Texian Squirrel genannt: e) Die obern Theile sind schwarz, kurz und rauh behaart, die Haare am Körper sind an der Wurzel gelb, der Schwanz ist ganz schwarz, oder die Haare sind an der Wurzel röthlich gelb, am größern äußern Theil aber schwarz; Unterkinnlade, Kehle, Bauch und innere Schenkelseite lehmgelb und rein vom Schwarzen gesondert, die 4 Füße aber schwarz. Nur die Nasenspitze und die Ohren sind schmutzig weiß. — 3) S. rufiventer *Schinz*, S. subauratus *Bachm.*, rostrothbauchiges Eichhorn. Am Missuri häufig. — 4) S. aureogaster *Fr.*, *Cuv.*, Californian Squirrel, goldbauchiges Eichhorn. In Mexiko und Kalifornien. — 5) S. cinereus *L.*, S. virginianus *Brisson*, S. carolinensis *L.*, graues Eichhorn, Ecureuil gris de la Caroline, Cat Squirrel. Die obern Theile rothgrau, die Haare gelbschwarz und rostgelb geringelt, alle untern Theile weiß, die Füße auf dem Rükken rostroth, die Zehen grauweißlich, der Schwanz schwarz, weiß und rothgrau geringelt, das Schwarze bildet einen Längsstreif und die Spitzen sind weiß. Die Ohren klein eiförmig, roströthlich, sehr kurz behaart. Körperlänge 11 Zoll, Schwanz 10 Zoll. Dieses Eichhorn hat eine Menge Varietäten, die Farbe der obern Theile wechselt vom Hellgrauen bis zum Schwarzgrauen und wieder bis zum Weißlichen. Die Seiten und der Kopf sind mehr oder minder rostbräunlich. Unglaublich häufig in den Eichen- und Hikoriwäldern in Pennsylvanien und in einigen Gegenden am Missuri. Es klettert nicht so leicht, wie unser Eichhorn und wohnt im Winter in hohlen Bäumen. Liefert das Pelzwerk, welches unter dem Namen Petit gris nach Europa kommt. Vgl. Schreber, T. 213. — 6) S. leucotis *Gapper*, weißöhriges Eichhorn, Gray squirrel. Häufig in den nördlichen und mittlern Staaten. Verbreitet sich bis zur Hudsonsbai, ist gemein in Neu-York und im gebirgigen Pennsylvanien. — 7) S. carolinensis *Schinz*, das karolinische Eichhorn, Little carolina Gray squirrel. In Nordcarolina, Alabama, Florida, Louisiana, Mississippi und Georgien in tiefen, sumpfigen Gegenden. — 8) S. niger *L.*, das schwarze Eichhorn, Black squirrel Godman. Bewohnt die Wildnisse des Westens, die Ufer des Champlain-Sees, die Gegenden um den Niagarafall bis nach Kanada. — 9) S. fuliginosus *Bachm.*, rußiges Eichhorn, Sooti squirrel. In sumpfigen Wäldern am Mississippi. — 10) S. Bottae *Lesson*, kleines kalifornisches Eichhorn. Lesson, Centur. Zool., Taf. 76. — 11) S. Douglasii *Gray*, Douglas Eichhorn. In Nordamerika. — 12) S. lanuginosus *Schinz*, wolliges Eichhorn, Dawny squirrel. An den Küsten von Nordwestamerika. — 13) S. magnicaudatus *Harlan*, das breitschwänzige Eichhorn. Am obern Missuri. — 14) S. Auduboni *Bachm.*, das grobhaarige Eichhorn. In Louisiana. — 15) S. hudsonius *Pall.*, das Tschikari-Eichhorn, Hudsonbay squirrel. Obere und äußere Theile fahl gelblichbraun, fein schwarz bespritzelt. Die Rückenlinie ist rostroth und setzt sich über den Schwanz fort, wo die Farbe feurig wird; die untern Theile, die innere Seite der Beine und der Augenring ist weiß; gegen das Ende des Schwanzes findet sich eine schwarze Querbinde, das Ende selbst aber ist hell roth-

lichgelb, und diese Farbe faßt als ein schmaler Saum die Seitenränder des Schwanzes ein, innerhalb welcher noch ein schwarzer Saum läuft. Die untere Seite des Schwanzes ist fahlgelb. Körperlänge 8 Zoll, Schwanz $6\frac{1}{2}$ Zoll. Es soll keine Backentaschen haben und gehört daher zu den wahren Eichhörnchen, obschon es Höhlen gräbt und in diese Wintervorräthe sammelt. Schreber, T. 214. — 16) S. Lewisii *Griff.*, das geringelte Eichhorn. Am Missuri. — 17) S. pusillus *Desm.*, das Zwergeichhorn, le petit Guerlinguet *Buff.* In Guyana. — 18) S. annularis *Desm.*, der Ringelschwanz. In Nordamerika. — 19) S. mustelinus *Bachm.*, das Wiesel-Eichhorn. In Kalifornien. — 20) S. ferruginei ventris *Bachm.*, rostbäuchiges Eichhorn. In Kalifornien. — 21) S. mollipilosus *Bachm.*, weichhaariges Eichhorn. In Nordkalifornien. — 22) S. occidentalis *Bachm.*, westliches Eichhorn. In Kalifornien. — 23) S. fusco-variegatus *Schinz*, S. Richardsonii *Gray*, braunfleckiges Eichhorn. Bewohnt die Bai von Honduras. — 24) S. Colliaei *Schinz*, Collie's Eichhorn, Collies squirrel, little fox squirrel, span. Ardillito Zorito. Zool. of Beethey voy., Mammal., Taf. 1. In Kalifornien. — 25) S. Langsdorffii *Brandt*, langsdorfisches Eichhorn. In Brasilien. Brandt, Mémoir. de Petersbourg 1835, 6. Series, S. 425, T. IX, Fig. 1. — 26) S. variegatus *Shaw*, das gefleckte Eichhorn, Coquallin *Buff.*, varied squirrel *Penn.* In Mexiko. Schreber, Säugethiere, T. 218. — 27) S. variegatoides *Ogilby*, kleines geflecktes Eichhorn. Aufenthalt: die Westküste von Südamerika. — 28) S. aestuans *L.*, Myoxus Guerlingus *Shaw.*, Macroxus aestuaus *Lesson*, das brasilianische Eichhorn, Brasilian squirrel *Penn.*, le grand Guerlinguet *Buff.* Die Farbe ist überall dunkel graubraun, alle Haare mit gelblichen Spitzen, alle untern Theile blaßgelb; auf der Mitte der Brust befindet sich ein weißer Streif. Die Haare am Schwanze sind an der Wurzel schwarz, dann rothgelb, schwarzbraun abwechselnd geringelt, die Spitze weißlich. Die Ohren mittelmäßig, abgerundet, sehr dünnbehaart. Körperlänge 7 Zoll, Schwanzlänge 8 Zoll. In Brasilien u. Guyana. Prinz Max, Beiträge, Abbildungen. — 29) S. Belcheri *Gray*, Belchers Eichhorn. In Kolumbien. — 30) S. Richardsonii *Schinz*, Richardsons Eichhorn, Columbia Pine squirrel. Häufig in den Fichtenwäldern am Felsengebirge. Es nährt sich vom Fichtensamen. Die Stimme ist ein lautes unangenehmes Geschnatter. — 31) S. nigrescens *Benuet*, schwärzliches Eichhorn. Bewohnt Kalifornien gegen Mexiko hin. — 32) S. dimidiatus *Waterh.*, das graue und gelbe Eichhorn. In Südamerika. — 33) S. variabilis *Geoffr.*, veränderliches Eichhorn. In Peru. Guerin, Magaz. de Zool. 1832, Taf. 4. — 34) S. hypopyrrhus *Wagner*, rothbäuchiges Eichhorn. Schreber, Suppl., T. CCXIII, C. — 35) S. albipes *Wagn.*, weißfüßiges Eichhorn. Einzeln in den höhern Regionen der Kordilleren. Schreber, T. CCXIII, D. 36) S. socialis *Wagn.*, geselliges Eichhorn. In den Kordilleren in großen Truppen. — 37) S. stramineus *Schinz*, strohgelbes Eichhorn. In den Gegenden am Omatope in Peru. Zool. de la Bonite, Taf. 9. — 38) S. igniventer *Natterer*, Eichhorn mit feuerfarbigem Bauch. Bewohnt die Gegend um den Rio Negro. — 39) S. pyrrhonotus *Natterer*, feuerrückiges Eichhorn. Bewohnt Brasilien (Borba).

C. Afrikanische Arten: 40) S. multicolor *Rüppel*, vielfarbiges Eichhorn. Nasengegend und Wangen, Seiten des Halses und des Bauches, unteres Drittel der Füße und die untere Seite des Schwanzes an seinem Anfang rostroth; Oberkopf, ganzer Rücken, Schwanz, Seiten des Körpers und äußere Seite der Beine rostroth, alle Haare mit mehren braunschwarzen Ringen und zum Theil mit weißen Endspitzen, Vorderhals, Bauch und innere Seite der Beine isabellfarbig, zuweilen gegen die Bauchmitte weiß. Die Augen gelbweiß eingefaßt, eben so der Mund; Schnurrhaare schwarz, Nägel hornbraun. Vorderzähne honiggelb. Körperlänge $8\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge 10 Zoll. Heimath: die Thäler der Kulla am Ostabhange der abyssinischen Küstengebirge. Bei den Eingebornen Sakia. Rüppel, Abyssin. Wirbelthiere, T. 13. — 41) S. gambianus *Rendall.*, gambisches Eichhorn. Am Flusse Gambia. — 42) S. erythropus *Schinz*, S. dschinschicus *L.*, Ecureuil de Gingi *Fr. Cuv.*, borstiges Eichhorn. Vom Senegal bis zum Kap. — 43) S. congicus *Kuhl*, kongisches Eichhorn. In Kongo. — 44) S. pyrrhopus *Schinz*, feuerfüßiges Eichhorn, Ecureuil à pieds roux *Geoff.* Bewohnt Fernando Po. — 45) S. Cepapi *Smith*, Eichhorn Cepapi. Im südlichen Afrika am Limpopofluß, unterm 24. Grad 20 Minuten südlich. — 46) S. madagascariensis *Shaw*, Eichhorn von Madagaskar, Ecureuil de Madagascar. Buffon, Suppl. VII, Taf. 65. — 47) S. getulus *L.*, das Livrey-Eichhorn, Ecureuil barbaresque *Buff.*, Barbarian squirrel *Penn.* Braungrau, mit 4 weißen Längsstreifen, welche bis zum Schwanz fortlaufen, Schwanz braun, schwarz gestreift. Augenkreise weiß; untere Theile weiß. Körperlänge 5 Zoll; Schwanz 5 Zoll. In Nordafrika. Schreber, T. 221. — 48) S. rutilus *Rüpp.*, das röthliche Erdeichhorn. Der ganze Körper ist überall mit steifen, rauh anzufühlenden, dicht anliegenden Borstenhaaren bedeckt, welche platt und mit stacheligen Spitzen versehen sind, Wollhaare fehlen ganz. Der ganze Oberkörper ist bis zum Ellenbogen an den vordern und bis zur Fußbeuge an den hintern Extremitäten goldröthlich bei den alten und braunröthlich bei jüngern Thieren. Alle Haare endigen mit weißen Spitzen, nur einige wenige mit schwarzen, wodurch das Ganze ein fein marmorirtes Ansehen erhält. Der Unterkörper, die Vorderfüße vom Ellenbogen an und die Hinterfüße sind glänzend weiß. Der Schwanz zweizeilig, die Haare an der Wurzel von der Körperfarbe, an der Endhälfte weiß. Die Schwanzspitze endigt mit einem Büschel, dessen Haare vor den weißen Endspitzen einen schwarzen Ring haben. Ueber die Augen läuft

ein schmaler weißer Streif. Die Ohren klein, wenig behaart, die Schnurrhaare schwarz. Die Daumwarze der Vorderfüße hat einen platten Nagel. Körperlänge mit dem Schwanz 1 Fuß, 1 Zoll, 9 Linien. Vaterland der östliche Abhang Abyssiniens. Rüppel, Atlas, T. 24. — 49) S. leucumbrinus *Rüpp.*, weißbraunes Eichhorn. Bewohnt die obern Nilländer, Kordofan, Sennaar, Abyssinien; bei Massawa heißt es Schillu, im Kordofan Sabera. Schreber, T. 218 A. — 50) S. setosus *Forster*, der Agucimp. Am Vorgebirg der guten Hoffnung. — 51) S. erythropus *Cuv.*, das langköpfige Eichhorn. Am Senegal und in Bornu. — 52) S. praetextus *Wagn.*, das verbrämte Eichhorn. In Afrika. — 53) S. ocularis *Smith*, das Fleckeneichhorn. In der Plettenbergbai in Südafrika. — 54) S. rubrobrachiatus *Waterh.*, rotharmiges Eichhorn. Auf Fernando Po. — 55) S. Stangeri *Waterh.*, Stangers Eichhorn. Daselbst. — 56) S. erythrogenys *Waterh.*, rothwangiges Eichhorn. Daselbst.

D. Asiatische Arten: 57) S. philippensis *Waterh.*, Eichhorn der Philippinen. In Mindanao. — 58) S. Rafflesii *Horsfield*, rafflesisches Eichhorn. In Borneo und Malakka. — 59) S. auriventer *Geoffr.*, goldbauchiges Eichhorn, Ecureuil à ventre doré, Tupai jinjang vel Tancrawa. Auf Java. Guérin, Mag. 1832, Taf. 5. — 60) S. malabaricus *Penn.*, das malabarische Eichhorn, Grand Ecureuil de la côte de Malabar, Bombay squirrel, Malabar squirrel. Ohren, Nacken, Hinterhals, Rücken bis zum Kreuz, Seiten des Körpers, untere Theile der Hinterbeine und Füße schön kastanienbraunroth, fast ins Purpurrothe ziehend; Schultern, Hinterrücken, oberer Theil der Hinterschenkel und Schwanz schwarz. Stirn und Gegend zwischen den Augen braun, zwischen den Ohren steht ein weißer, hufeisenförmiger Fleck, mit den Schenkeln nach vorn gekehrt; Schnauze und Backen roströthlich. Unter und hinter den Ohren fängt ein weißer Streif an, der an der Vorderseite des Oberarmes hinabläuft. Vorderhals und Inneres der Schenkel schmutzig rostgelb. Vorderfüße oben hell rostroth. Neben dem weißen Streif hinter den Ohren läuft ein schwarzer, der den hintern Theil der Backen umsäumt. Auf der untern Schwanzseite läuft eine rostgelbe Linie in der Mitte bis ans Ende, welches rostgelb ist. Die Ohren sind sehr kurz, abgerundet, aber allenthalben mit gleich langen Haaren dicht besetzt. Körperlänge 16 Zoll, 6 Linien; Schwanz 20 Zoll, 6 Linien. In Ostindien. Schreber, T. 217. — 61) S. bicolor *Schinz*, S. macrourus *Forst.*, langschwänziges Eichhorn, Long tailed squirrel et Ceylon squirrel. Auf Ceylon, Java, Sumatra und Borneo. Gray, Illust. of ind. Zool., II, T. 19. — 62) S. Leschenaultii *Horsf.*, Leschenaults Eichhorn, Javan squirrel. Auf Java und Sumatra. — 63) S. pygerythrus *Geoffr.*, Eichhorn mit rostrothem Kreuz. In Pegu. — 64) S. flavimanus *Geoffr.*, gelbhändiges Eichhorn, Ecureuil toupaye; Ecureuil à mains jaunes. Auf Ceylon und Cochinchina. — 65) S. Mc-Clellandii *Horsf.*, Mc-Klellands Eichhorn. In Bengalen und Assam. — 66) S. Lokriah *Hodgson.*, Eichhorn Lokriah. In Bengalen. — 67) S. locrioides *Hodgson.*, das kleinere Lokriah-Eichhorn. In Bengalen. — 68) S. hippurus *Geoffr.*, pferdschwänziges Eichhorn. Bewohnt Ober-Assam, die Kossiagebirge und Java. Guérin, Mag. de Zool., 1832, Taf. 6. — 69) S. nigrovittatus *Horsf.*, graubäuchiges Eichhorn. Auf Java, Sumatra und Borneo. Mém. de Neufchat., Thl. 1, Taf. 10. — 70) S. Plantani *Horsf.*, der Liungh, le Toupaye de Raffles, Ecureuil des bananiers *Desm.* Auf Java und Sumatra. — 71) S. insignis *Horsf.*, das dreistreifige Eichhorn, Bokhol; Lary; Guerlinguet Lary. Die obern Theile sind braun, fein grau gesprenkelt, über die Mitte des Rückens läuft ein schwarzer Streif und auf jeder Seite noch einer, also 3 schwarze Streifen. Der Schwanz rundlich, braun, schwarz geringelt, die Haare an der Wurzel fahl, die Spitzen weiß. Körperlänge 7 Zoll; Schwanz 6 Zoll. Auf Java und Sumatra. — 72) S. Kerodrenii *Less.*, Keraudrens Eichhorn, Lesson, Cent. Zool., Taf. 1. — 73) S. Palmarum *Horsf.*, das Palmeneichhorn, le Palmiste, Palm squirrel. Kopf, Hals, Seiten und Glieder grau, roströthlich überlaufen; der Rücken graubraun mit 3 weißen Streifen, welche von den Schultern bis zum Schwanz parallel laufen, doch konvergiren die beiden äußern etwas gegen den Schwanz, untere Theile weiß. Schwanz mit Haaren, welche unten und in der Mitte rostgelb, daneben weißlichgelb und schwarz gemischt sind. Schnauze und Augenlider weißlich, Schnurrhaare kurz, schwarz. Ohren fast dreieckig, kurz. Körperlänge 5 Zoll; Schwanzlänge 6 Zoll. Heimath das ganze warme Asien und Afrika. Schreber, T. 220. — 74) S. Elphinstonii *Sykes*, Elphinstons Eichhorn, Shekroo. Bewohnt die dichten Wälder der westlichen Ghautsgebirge. — 75) S. Finlaysonii *Horsf.*, Finlaysons Eichhorn, Ecureuil blanc de Siam. Bewohnt die Sichanginseln im Meerbusen von Siam. — 76) S. redimitus *Schinz*, das weißschenkelige Eichhorn. In Ostindien. — 77) S. Ephippium *Müller*, das Sattel-Eichhorn. Auf der Südküste von Borneo. — 78) S. laticaudatus *Müll.*, das breitschwänzige Eichhorn. Auf Borneo. Müller, Verhand. over de natuurl. Geschiedenis. Mamm., Taf. 15. — 79) S. modestus *Müll.*, bescheidenes Eichhorn. Auf Sumatra und Borneo. Müller, Verhandel. Mamm., T. 14. — 80) S. melanotis *Müll.*, schwarzohriges Eichhorn. Auf Sumatra, Java und Borneo. Müller, Verhand. Mamm., T. 15, F. 4, 5 und 6. — 81) S. exilis *Müll.*, das Zwergeichhorn. Das kleinste der Gattung, nicht viel größer, als eine Hausmaus. Alle obern Theile braun, Kopf u. Schultern mehr gelbbraun, der Hinterrücken wird durch Mischung einzelner schwarzer Haare dunkler, die untern Theile sind weißgrau. Der Schwanz ist dünn behaart, die Haare an der

Wurzel schwarz, an der Spitze rostgelb, gegen das Ende rostroth; dieser Theil variirt sehr in der Farbe. Körperlänge 3 Zoll, 6 Linien; Schwanz 2 Zoll, 3 Linien. Auf Sumatra und Borneo, Müller, Verhand. Mamm., T. 15. — 82) S. syriacus *Ehrenb.*, syrisches Eichhorn. — 83) S. sublineatus *Waterh.*, das Eichhorn mit 4 schwarzen Streifen. — 84) S. Delessertii *Guérin*, Delesserts Eichhorn. Bewohnt die Gebirge des Nilgerrhies in Hindostan. — 85) S. caucasicus *Pall.*, kaukasisches Eichhorn. In Imeretien. Schreber, T. 213, 215 D. — 86) S. persicus *Gmel.*, persisches Eichhorn, Persian squirrel. In der persischen Provinz Gilan. — 87) S. affinis *Horsf.*, verwandtes Eichhorn. Bewohnt nach Raffles Singapore, nach Finlayson auch die Insel Pulo-Pinang. — 88) S. tenuis *Horsf.*, das schlanke Eichhorn. Bewohnt die Wälder um Singapus. — Die im Gyps des Montmartre, in Spalten bei Kösen und in einigen Höhlen aufgefundenen Knochen von Eichhörnchen lassen noch keine nähere Bestimmung zu.

Sciuto, ital. Einbucht, an der Nordwestküste der Insel Malta.

Scizanthus (Bot.), nach Persoon, s. v. a. Schizanthus *R. P.*

Scläräa (Bot.), nach Miller, Pflanzengattung, Arten unter Salvia.

Sclareae Herba (pharm. Bot.), s. Salvia Sclarea *L.*

Sclavani (Sclafani), ital. Dorf (Stadt), Insel Sicilien, Intendantur Palermo, südöstlich von Monte-Maggiore, warme Schwefelquellen, Salzwerke.

Sclavinum ruminense (a. Geogr.), s. Scythia.

Sclavonien (Geogr.), s. v. a. Slavonien.

Sclerachne (Bot.), nach Torrey, Pflanzengattung. Art: S. arcansana *Torr.*, s. v. a. Limnas arcansana *Trin.*

Scleranthеä (Bot.), I. nach Link, natürliche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Perigon bleibend, Röhre glockig, Schlund durch einen drüsigen Ring verengert, Saum 4- oder 5theilig. Staubgefäße auf dem Ringe des Schlundes befestigt, entweder 5, vor die Perigonzipfel gestellt, oder 10 und davon die 5 den Perigonzipfeln gleichgestellten, meist Antheren tragend, od. nur 1 Eierstock frei, einfächerig, ein- oder 2eiig, Griffel 2, mit kopfigen Narben oder 1, mit ausgerandeter Narbe. Schlauchfrucht häutig, in die erhärtete Röhre des Perigons eingeschlossen, nicht aufspringend, einsamig. Samen an der Spitze des in der Fruchthöhle aufsteigenden Nabelstrangs hängend, eiweißhaltig. Keim umkreisständig, ringförmig. Kräuter mit gegenständigen, ganzrandigen Blättern, ohne Nebenblätter, Blüthen klein, zwitterig, meist in wiederholt-gabeligen Trugdolden. Nur drei Gattungen. — II. Nach Reichenbach, Untergruppe der Portulacaceä (s. d.).

Scleranthum (bot. Term.), Knorpelfrucht, ein mit dem Grunde des verhärteten Kelches verwachsener Samen.

Scleranthus (Bot.), nach Linné, Knauel, Gattung der Portulacaceae *Juss.*, Decandria Digynia *L.* Charakter: Saum des Perigons 5theilig; Staubgefäße 10, seltener 5 oder 2; Eierstock 2eiig; Griffel 2, fein-fädelig, mit kopfigen Narben. Schlauchfrucht zugleich mit dem bleibenden Perigon abfallend. Von 10 Arten, ausdauernden u. einjährigen, unscheinbaren, über die ganze Erde verbreiteten Kräutern, sind am bemerkenswerthesten: 1) S. annuus *L.*, jähriger Knauel, Acker- oder Gras-Knöterich, Sommer-Knauel. In Europa, Nordamerika, häufig als Unkraut zwischen dem Getreide wachsend. Unterscheidet sich von der folgenden Art nur durch eirunde, ziemlich spitze, sehr schmalrandhäutige, bei der Frucht etwas abstehende Perigonzipfel. Schkuhr, Taf. 120, a). — 2) S. perennis *L.*, ausdauernder Knauel, Sandknöterich, Blutkraut, polnischer Wegtritt, deutsche Cochenille, Johannisblut. In Europa, im Orient, auf dürren, sandigen Stellen u. auf Kalkboden. Blüthen mit 10 Staubgefäßen; Kelchzipfel länglich, abgerundet-stumpf, sehr breit randhäutig, späterhin bei der Fruchtreife zusammenschließend. 2—3 Zoll hoch. An den Wurzeln dieses Knauels kommt (wie es scheint, mehr im Norden u. Osten seines Verbreitungsbezirks) die polnische Schildlaus, Coccus polonicus *L.* (s. d.) vor. Das Kraut, Herba Polygoni cocciferi war früher officinell und wurde als wirksam gegen verschiedene Krankheiten und sogar bei krebsartigen Geschwüren gerühmt. Schkuhr, Taf. 120. — Die Gattung ist der Typus der Scleranthеae *Lk.* und *Rchb.*

Sclerella (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Scleria *L.*

Sclerema (Scleroderma neonatorum, Med.), s. v. a. Zellgewebsverhärtung der Neugebornen.

Scleria (Scleriasis, lat., v. Gr., Med.), krankhafte Härte eines Theils.

Scleria (Bot.), nach Linné, Geißelsegge bei Oken, Gattung der Cyperoideae *R. Br.*, Monoecia Triandria *L.* Charakter: Blüthen einhäusig, in Büscheln; Schuppen 1blüthig, mit 1—3 Staubfäden; Kornblüthen in demselben oder einem andern Aehrchen; Samenhülle nußhart, gefärbt, in einer 3lappigen Schuppe, unter welcher noch ein Deckblatt steht. Von 80 Arten, ausdauernden Gräsern in den warmen Ländern, sind am bekanntesten: 1) S. bracteata *Cav.* In Südamerika. — 2) S. caroliniana *Willd.* In Carolina, Virginien. — 3) S. ciliata *Michx.* In Carolina. — 4) S. communis *Kunth.* In Südamerika, Neuholland. — 5) S. filiformis *Sw.* In Westindien. — 6) S. Flagellum *Sw.* In Südamerika, Neuholland. Man bedient sich dieses scharfen Grases zur Züchtigung der Sklaven. — 7) S. floribunda *H. B.* In Neu-Granada. — 8) S. latifolia *Sw.* Auf Jamaika. — 9) S. lithosperma *Willd.* In Ostindien. — 10) S. margaritifera *Willd.* Auf der Insel Tanna, in Neuholland. — 11) S. mitis *Berg.* In Westindien. — 12) S. pauciflora

Mühlb. In Nordamerika. — 13) S. poaeformis *Retz.* In Ostindien. — 14) S. reflexa *H. B.* In Südamerika. — 15) S. reticularis *Michx.* In Nordamerika. — 16) S. tenuis *Retz.* Auf Ceylon. — 17) S. tesselata *Willd.* In Ostindien. — 18) S. triglomerata *Michx.* In Nordamerika. — Die Gattung ist der Typus der Sclerineae *Rchb.*

Sclerineä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Cyperoideä.

Scleritis (lat., v. Griech., Med.), Entzündung der harten Augenhaut.

Sclero . . . (v. Griech.), hart, fest, rauh.

Sclerobasis (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. Arten unter Senecio.

Sclerocarpus (Bot.), nach Jacquin, Gattung der Compositae amphicarpanthae *Rchb.*, Syngenesia Frustranea *L.* 3 Arten, Sommergewächse: 1) S. africanus *Jacq.* Am Senegal. — 2) S. exiguus *Sm.* In Nordamerika. — 3) S. gracilis *Sm.* In Nordamerika.

Sclerochätium (Bot.), nach Nees van Esenbeck, Pflanzengattung. Arten unter Lepidosperma.

Sclerochloa (Bot.), nach Beauvois, Pflanzengattung. Arten unter Festuca.

Sclerococcum (Bot.), nach Fries, Hartkorn, Gattung der Lycoperdacei Apiosporei *Rchb.*, *Rab.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Peridie derb, nackt, mit dem Sporenkern verwachsen. 2 deutsche Arten: 1) S. graniforme *Wallr.* An feucht liegenden Stricken. — 2) S. sphaerale *Fr.* Auf dem krustenartigen Laube verschiedener Lichenen.

Sclerococcus (Bot.), I. nach Kützing, Algengattung, s. v. a. Protonema *Ag.* — II. Nach Bartling, Pflanzengattung. Arten unter Metabolos.

Scleroderma (Bot.), nach Persoon, Fellstreuling, Fellstäubling, Hartbovist, Krachbuff bei Oken, Gattung der Lycoperdacei Sclerodermei *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Peridie lederartig, unregelmäßig zerreißend, innen zellig; die Zellen enthalten in der Jugend Basidien und Sporen stachlich-warzig, später undurchsichtig und kleiig. 4 deutsche Arten, sehr dauerhafte, auf der Erde lebende, gelb oder weiß gefärbte Pilze mit dunkler Sporenmasse; wir beschreiben nur folgende: 1) S. verrucosum *Pers.*, warziger Fellstreuling. Auf Angern, magern Wiesen, an Wegen u. s. w. Rundlich, gestielt, bis 2 Zoll hoch; Peridie etwas warzig, oben dünn, zerbrechlich, fast kastanienbraun; Sporenmasse purpurschwarz; Flocken und Sporen braun. Grev., Scott., Taf. 48. — 2) S. vulgare *Fr.*, gemeiner Fellstreuling, gelber oder Pomeranzen-Bovist. Auf Angern, Wiesen, Aeckern und in Wäldern, an bemoosten Stämmen, besonders in Berggegenden. Rundlich, fast stiellos, bis 2 Zoll dick; Peridie korkartig, derb, am Grunde citronengelb, am Scheitel gefeldert-warzig, schmutzigweiß oder gelb; Sporenmasse bläulich-schwarz; Sporen rußbraun; Flocken weißgrau. Wird öfters, in Scheiben geschnitten und getrocknet, betrügerischer Weise statt der schwarzen Trüffel verkauft, von welcher er sich jedoch durch den weißen Rand und die blauschwarze oder bei jungen Pilzen gelblich-weiße, nicht marmorirte Mitte der Scheiben leicht unterscheiden läßt. Er ist übrigens sehr scharf und sein Genuß schädlich. Fl. dan., Taf. 1969, Fig. 2. — Die Gattung ist der Typus der Sclerodermei *Rchb.*, *Rabh.*

Sclerodermei (Bot.), Untergruppe der Lycoperdacei Trichomycetes *Rchb.*, *Rabenh.* (s. d.).

Sclerodermes (Ichthyol.), nach Cuvier, s. v. a. Harthäuter, Sclerodermi (s. d.).

Sclerodermi (Ichthyol.), Harthäuter, Familie der Haftkiefer oder Pectognathi mit den lebenden Gattungen Balistes, Auleteres, Ostracion und den fossilen Acanthoderma, Acanthopleurus, Blochius, Dercetis, Rhinellus und Glyptocephalus. Harte flache Schuppen in der Form von breiten rhombischen oder polygonen Platten bedecken in schiefen Reihen den ganzen Körper, Schnauze vorspringend mit kegelförmigen großen Zähnen, Gaumenbogen unbeweglich, Skelett faserig, Knochenbildung langsam. S. Pectognathi.

Sclerodermus (Entom.), nach Klug, Untergattung von Mutilla *L.*

Scleroderris (Bot.), nach Persoon, Untergattung von Cenangium *Fr.*

Sclerodontium (Bot.), nach Schwägrichen, Gattung der Bryoidea Leucodontinae *Rchb.*, Cryptogamia Musci *L.* Arten ausländisch.

Scleroglossum (Bot.), nach Persoon, Acrospermum oder Acrosporium *Tode*, Spitzkorn, Keulchenpilz, Scheitelsporling, Gattung der Lycoperdacei Sclerotiei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Peridie länglich, keulig, zarthäutig, nicht trennbar vom Kern, endlich oben durchbohrt; Sporen lang, stabförmig. Von 7 Arten der deutschen Flora, welche auf abgestorbenen Pflanzentheilen und höhern Pilzen leben, nennen wir: S. lanceolatum *Pers.*, Acrospermum compressum *Tode.* An trocknen, modernden Kräuterstengeln. Gesellig, bis 2 Linien hoch, keulen- oder spatelförmig, oft flach gedrückt, etwas glänzend, blaß, später braun u. schwarz, uneben, innen weiß. Tode, Fungi, I, 8, Taf. II, Fig. 13.

Scleroläna (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Aizoideae Atripliceae *Rchb.* 3 Arten, Sträucher in Neuholland: S. biflora, paradoxa und uniflora *R. Br.*

Sclerolepis (Bot.), I. nach Cassini, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.* Art: S. verticillata *Cass.* Ausdauernde Pflanze in Nordamerika. — II. Nach Monnier, Pflanzengattung. Art: S. Kalmii *Monn.*, s. v. a. Pachylepis Kalmii *Less.*

Sclerolithe (Min.), s. v. a. Sklerolithe (s. d.).

Sclerolobium (Bot.), nach Vogel, Gattung der Caesalpineae *Vog.* 3 Arten, Sträucher in Brasilien.

Scleroma (lat., v. Griech.), s. v. a. Scleria.

Scleromitrion (Bot.), nach Wight, Untergattung von Hedyotis *L.*

Scleronyxis (v. Griech.), s. Staaroperation.

Sclerophthalmia (lat., v. Griech., Med.), trockene Augenentzündung mit schwieliger Auftreibung der Augenlider.

Sclerophyllum (Bot.), nach Gaudichaud, Pflanzengattung. Art: S. pulchrum *Gaud.*, s. v. a. Crepis pulchra *L.*

Sclerophyten (Bot.), nach Eschweiler, Gattung der Graphideae genuinae *Rchb.*, Cryptogamia Lichenes *L.* Arten ausländisch.

Scleropoa (Bot.), nach Dumortier, Untergattung von Poa *L.*

Scleropodia (Zoophyt.), Stammkorallen, nach Ehrenberg, Ordnung der Bryozoa oder Moosthiere mit einer einzigen Familie, die von Einigen auch S., von Andern nach Ehrenberg Myrioporina, Punktpolypen genannt wird. Der Stamm ist kalkig oder hornig und besteht aus verkehrt kegelförmigen, röhrenartigen Zellen, welche sich neben und übereinander legen, wobei die jüngeren die älteren überragen und zu Stämmen anwachsen, die entweder andere Seekörper kriechend überziehen, oder sich frei, zum Theil verästelt erheben, indem nur ihre Axe vermittelst Fasern angeheftet ist. Die Gattungen sind nach Einigen bloß Myriapora und Antipathes, nach Andern Retepora (Hornera, Idmonea, Truncatula), Frondipora, Distichopora, Ceriopora (Chrysaora, Terebellaria, Tilesia, Absenthesia, Spiropora, Heteropora, Pustulopora, Cricopora), Polytripe, Vaginopora, Vincularia und die ausgestorbene Thalamopora.

Scleropterus (Entom.), nach Schönherr, Käfergattung, s. v. a. Tylodes *Latr.*

Scleropus (Bot.), nach Schrader, Gattung der Amaranthaceae *Schrad.* Art: S. amaranthoides *Schrad.* Auf St. Thomas.

Scleros (v. griech. σκληρός), hart, fest, rauh; Stammwort der vorhergehenden u. nachfolgenden Worte.

Sclerosarcoma (lat., v. Griech., Med.), Fleischgewächs mit besonderer Härte und Festigkeit.

Scleroseiadium (Bot.), nach Koch, Gattung der Umbelliferae Seselineae *Dec.* Art: S. humile *Koch.* Sommergewächs in Marokko.

Sclerosis (griech., Med.), s. v. a. Scirrhoma.

Sclerostemma (Bot.), nach Schott, Pflanzengattung. Arten unter Scabiosa.

Sclerostoma (Zoophyt.), nach Blainville, Eingeweidewürmergattung, durch sechs kleine gezähnte Schuppen im Maul charakterisirt; noch nicht hinlänglich bestimmt. Die Arten leben im Pferd und im Schwein.

Sclerostylis (Bot.), nach Blume, Gattung der Aurantiaceae *Blum.*, Decandria Monogynia *L.* Von 9 Arten, Sträuchern in Ostindien, auf Ceylon und Java, nennen wir: 1) S. atalantoides *Wight* et *Arn.* In Ostindien. — 2) S. macrophylla *Blum.* Auf Java. — 3) S. parvifolia *Wight.* In Ostindien.

Sclerothamnus (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Cassieae Sophoreae *Rchb.* Art: S. microphyllus *R. Br.* Strauch in Neuholland.

Sclerotheca (Bot.), nach Decandolle Sohn, Gattung der Lobdiaceae *Dec. fil.* Art: S. arborea *Dec. fil.* Baum auf den Gesellschaftsinseln.

Sclerothrix (Bot.), nach Presl, Gattung der Loaseae *Presl.* Art: S. fasciculata *Presl.* In Mexiko.

Sclerotiaceä (Bot.), Gruppe der Familie der Lycoperdacei *Brongn.* (s. d.).

Sclerotiacei und **Sclerotiei** (Bot.), Untergruppe der Familie der Lycoperdacei *Brongn.*

Sclerotica (lat., v. Griech.), 1) (Anat.), die harte Augenhaut, s. Auge; — 2) (Med.), austrocknende Mittel.

Scleroticectoma (Scleroticotomia, gr.), s. Pupillenbildung.

Sclerotites (foss. Konchif.), nach Geinitz, kleine kugelige und längliche Körper, welche die inneren Wände oblonger Höhlungen im sächsischen, schlesischen und mährischen Quadersandsteine auskleiden und darin oft mit einer bituminösen Kohle zusammenliegen. Gimitz zieht sie zu Pholas prisca *Sowerby.*

Sclerotitis (griech., Med.), Entzündung der Sclerotica, s. Augenentzündung.

Sclerotium (Bot.), nach Tode, Hartpilz, Hornrüffel, Fleischknopf, Kornkeimer, Gattung der Lycoperdacei Sclerotiei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Rundliche oder längliche, knorpelig-fleischige, meist samenförmige Pilze von derber Substanz, ohne erkennbare Sporen, mit einem zarten Häutchen umgeben, das sich meistens nicht ablösen läßt. Von 45 Arten der deutschen Flora sind besonders merkwürdig: 1) S. Clavus *Dec.*, Spermoedia Clavus *Fr.*, Mutterkorn. Walzenförmig, verlängert, mehr oder weniger gekrümmt, hornförmig, äußerlich fast bereift, purpurfarbig-schwarz, innen fleischig, weiß oder blaß rosenroth. Ist der kranke umgewandelte Grassamen, findet sich also nur in den Aehren der Gräser u. wird nach den Grasgattungen unterschieden als S. Clavus Secalis, (s. Secale), Tritici, Lolii, Arundinis, Dactylidis, Festucae, Sesleriae, Poae. Es besitzt einen widrigen und ekelhaften Geschmack und ist giftig. Das S. Clavus Secalis ist auch in der Medicin gebräuchlich. Dec., Mém., 416, Taf. 14. — 2) S. compactum *Dec.*, dichter Hartpilz. Innerhalb reifer Kürbisse, so wie im Innern der Blüthenstiele, auf dem Fruchtboden und dem reifen Samen von der großen Sonnenblume, Helianthus annuus. Eiförmig oder länglich, schwach gerunzelt, zusammenfließend, netzförmig verbunden, schwärzlich, innen weiß. Bildet zuweilen auf dem Fruchtboden der Sonnenblume ein ziemlich regelmäßiges, wie von Künstlers Hand verfertigtes Netzwerk, welches zwischen den größeren, von den Früchten herrührenden Löchern auch noch kleine, durch die Spreublättchen hervorgebrachte Eindrücke und Durchstiche zeigt. — 3) S. complanatum *Tode*,

flacher Hartpilz. An faulen Blättern und Blattstielen verschiedener Laubbäume. Aufrecht, birnförmig, kurz gestielt, zusammengedrückt, anfangs weiß und weich, dann gelblich und hart, endlich schwärzlich-braun, innen weiß. Tode, Fungi, I, Taf. 1, Fig. 9. — 4) S. durum *Pers.*, harter Hartpilz. An trocknen Stengeln, besonders der Doldengewächse. Angewachsen, ¼ Zoll groß, länglich, niedergedrückt, der Länge nach gestreift, matt schwarz, innen weiß, anfänglich von der Oberhaut bedeckt, dann nackt. Dec., Mém., II, Taf. 14, Fig. 3. — 5) S. fungorum *Pers.*, Pilz-Hartpilz. Zwischen den Lamellen alter, faulender Blätterpilze. Gelappt, blaß, später braun, endlich schwärzlich, innen weißlich. — 6) S. muscorum *Pers.*, Moos-Hartpilz. An den Wurzeln der Moose, bisweilen an Holz. Gelappt, höckerig, spröde, innen und außen goldgelb. — 7) S. Semen *Tode*, gemeiner od. kugeliger Hartpilz, Kohlschwamm. Auf faulenden Blättern, in und an Stengeln verschiedener Pflanzen, besonders von Kohl. Kugelig, 1—2 Linien in Durchmesser, anfangs weiß, fleischig, dann braun und endlich schwarz, gerunzelt und hornartig, im Innern weiß. Wird von den Landwirthen bisweilen für wirklichen Kohlsamen angesehen. Tode, Fungi, I, Taf. 1, Fig. 6. — 8) S. stercorarium *Dec.*, Mist-Hartpilz. Auf und unter Misthaufen, besonders nach Regen. Fast kugelig, bisweilen niedergedrückt, meistens von der Größe einer Erbse, anfangs fleischig-weich, später oder trocken hart, hornartig, runzelig, schwarz, innen weiß. Frei auf der Erde liegend findet man ihn nicht selten auf Aeckern und Viehtriften, wo er entweder unter Düngerhaufen entstanden und später entblößt oder mit dem Dünger hingebracht worden ist. Er soll in manchen Gegenden unter dem Volke zur Sage vom Mannaregen Veranlassung gegeben haben. Dec., Mém., Taf. XIV, Fig. 4. — 9) S. Vaporariorum *Alb.* et *Schw.*, Mistbeet-Hartpilz, Lohtrüffel. In Gerberlohe, Loh- und Mistbeeten. Ueberdeckt, groß, sehr hart, bräunlich, endlich runzelig und schwarz, innen weiß. Bildet zollgroße Körper von bohnenförmiger, nierenförmiger u. s. w. Gestalt und von so fester Masse, daß man ihn kaum mit dem Messer durchschneiden kann. Nees, Syst., Fig. 136. — 10) S. varium *Pers.*, veränderlicher Hartpilz. Truppweise oder verflossen an den Stielen und Rippen des eingegrabenen Kohls, an den Wurzeln und Knollen der Mohrrüben rc. Rundlich oder länglich, meistens gehäuft, gewölbt, runzelig, anfangs weiß, dann braun und schwarz, innen weiß, im Alter hohl, fast spröde. Wird bisweilen für Kohlsamen gehalten. Nees, Syst., Fig. 138 B. — Die Gattung ist der Typus der Sclerotiaceae *Brongn.*

Sclerotrichum (Zoophyt.), nach Rudolphi, Untergattung von Trichocephalus *Cuv.*, Haarkopf.

Scleroxylon (Bot.), nach Willdenow, Pflanzengattung. Arten unter Myrsine.

Scleryntica (lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Sclerotica 2).

Sclerysma (Sclerysmus, lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Scleria.

Sciiroma, Sclirosis, Sclirus (lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Scleroma etc.

Sclomir, König, s. v. a. Cloamir.

Sclopetaria aqua (Pharm.), s. v. a. Schußwasser, s. Arquebusade.

S. C. M. (lat.), Abbreviatur für Sacra Caesarea Majestas, kaiserliche Majestät.

Scobedia (Bot.), nach Labillardière, Gattung der Labiatae *Lab.* Art: S. asperifolia *Lab.*

Scobiculatus (bot. Term.), auch Scobiformis, feilspänartig, feilstaubähnlich, wird nur gebraucht von den kleinen, länglichen oder linealischen, den Raspel- oder Feilspänen vergleichbaren Samen mancher Pflanze, z. B. der Orchideen, vieler Ericineen (Rhododendrum, Ledum, Pyrola) und der Monotropeen.

Scobis (lat.), 1) Späne, die beim Sägen, Feilen, Raspeln, Bohren rc. abfallen; — 2) Staub, besonders von zerschlagenem oder zerriebenem Gold, den die vornehmen Römer als Puder gebrauchten.

Scobs styracina (pharm. Bot.), s. v. a. Styrax vulgaris, s. Storax officinalis *L.*

Scodra (a. Geogr.), eine der bedeutendern Städte des röm. Illyricum, am linken Ufer des Flusses Barbana, zwischen ihm und dem Flusse Clausula, an der Südostspitze des Lacus Labeatis. Sie war sehr fest, hatte viele röm. Bewohner und war später die Hauptstadt der illyrischen Provinz Prävalitana; noch jetzt Scodar oder Scutari (Liv. XLIII, 20).

Scödises (gr. Σκοιδίσης, a. Geogr.), Gebirg in Kappadocien, eigentlich nur ein südwestlicher Zweig des Paryadres, der südl. mit dem Antitaurus zusammenhängt; führt jetzt den Namen Tschambü Bel, d. i. Fichtenlende (Strabo XI, S. 497).

Scoffino, ital. Bezeichnung für Lustrine.

Scoglietti, einige kleine italien. Inseln, Insel Sicilien, Intendantur Siragossa, an der Westküste.

Scoglio-Grande (Geogr.), 1) die bedeutendste der Brioni-Inseln, an der illyr. Küste, mit einem gleichn. Dorf; — 2) eine kleine ital. Insel, Königr. Neapel, Prov. Tena di Lavoro, zu den pontinischen Inseln gehörig, nordöstlich von Ponza; unbewohnt.

Scoharie, Kanton, Ort und Fluß, s. Newyork.

Scojattolo (ital., Säugeth.), Nagergatt., s. v. a. Eichhorn, Sciurus *L.*

Scolari, Edvige, italien. Schriftstellerin, 1808 zu Görz geboren, Gattin des Magistratsraths Gaetano S. zu Conegliano; übersetzte viele Dramen von Schiller und Göthe ins Italienische.

Scolecit (Min.), s. v. a. Skolezit (s. d.).

Scolecopteris (foss. Bot.), nach Zenker (Lineaea, 1837, S. 509), fossiles Danäaceengeschlecht mit unterständigen, zu 2—5 zusammengedrängten, an der Spitze sich längsöffnenden Sporangien ohne Schleierchen. Eine Art: S.

elegans *Zenker*, aus dem sächsischen Todtliegenden.

Scolectologia (lat., v. Gr.), Naturgeschichte der Ringelwürmer.

Scoles, J. J., Architekt zu London, jetzt lebender Künstler, der zu den tüchtigsten Praktikern Englands gehört, gründete seinen Ruf als Kirchenbaumeister, wo er mit Vorliebe die mittelalterlichen Baustyle in Anwendung bringt. Nach seinem Plane wurde von 1836 an die St. Georgenkapelle zu Edgeboston gebaut, und zwar im Spitzbogenstyle des 13. Jahrhunderts.

Scolex (Zoophyt.), nach Müller, Schleimwurm, Gatt. der Entozoa Taenioidea *Cuv.*, der Ordn. der Weißwürmer u. der Zunft der Bandwürmer nach Oken. Charakter: Körper rund, hinten zugespitzt, sehr kontraktil, vorn in eine Art von veränderlichen Kopf endigend, um welchen 2 oder 4 Sauger stehen. Bewohnen die Eingeweide mehrer Fische; von 6 Arten sind zu bemerken: 1) S. gigas *Cuv.* In den Eingeweiden des Sparus Raii. Bremser, Icon. XI, Fig. 11—13; — 2) S. polymorphus *Bremser*, Icon. XI, Fig. 9 u. 10.

Scolexeros (Min.), s. v. a. Wernerit (s. d.).

Scolia (Entom.), nach Fabricius, Gatt. der Hymenoptera aculeata Fossoria *Latr.*, der Ordn. der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Sphex *L.* Charakter: Der Prothorax mit tief ausgekerbtem Hinterrand; die Hinterbeine von einander entfernt; zwischen ihnen das Hinterbrustbein breit. Die Fühler entfernt von einander, zwischen den eingekerbten Augen eingesetzt. Gegen 20, meist südeuropäische Arten; bekannteste: 1) S. quadripunctata *Fabr.* Schwarz, auf dem Bauch mit 4 gelblich-weißen Flecken, bisweilen auch noch 2 auf dem dritten Ringe. Die Flügel braun, violet schimmernd. Einen halben Zoll lang; auf Blumen. Panzer LXXVII, 14. — 2) S. signata *Panz.* Schwarz; Hinterleib mit 3 Endspitzen; in der Mitte mit 2 gelben Binden und mit schwarzem Punkte in den Hinterecken; Flügel mit bräunlicher Spitze; 9 Linien; bei Nürnberg.

Scoliadä (Entomol.), Unterfamilie der Hymenopterenfamilie der Rapientia, Fühler kurz, nach der Spitze mehr oder weniger verdickt, Hinterleib langgestreckt, sehr kurz gestielt, Prothorax groß, Beine dick, steif behaart, lang, erstes Fußglied so lang als die Schienen: Scolia, Typhia.

Scolicotrichum (Bot.), nach Kunze, Gattung der Mucedinei Trichothecii *Rchb.*, Cryptogamia Fungi *L.* Arten ausländisch.

Scolioma (lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Verkrümmung.

Scolionirosis (lat., v. Griech., Med.), schweres Träumen, als krankhafter Zustand.

Scoliosis (lat., v. Griech., Med.), 1) s. v. a. Verkrümmung, besonders — 2) Rückgrathskrümmung zur Seite.

Scoliostoma (foss. Gasterop.), nach Braun, ausgestorbenes Schneckengeschlecht aus der Familie der Trochiden, mit kegelförmiger Schale und stielrunden Umgängen, deren letzter sich nach oben richtet und den Nabel bedeckt. Mündung ganzrandig, wulstig, fest, kreisrund. Einzige Art: S. Dannenbergi *Braun* (Leonh. u. Br., Jahrb. 1838, S. 297, Taf. 2, Fig. B), aus dem Grauwackenkalke von Wissenbach.

Scolla (a. Geogr.), Ort in Kappadocien.

Scollis (a. Geogr.), felsiges Gebirg, zwischen Elis und Achaia, welches sich im Osten an das Gebirg Lampea anschließt; jetzt Sandameri, 3333′ hoch (Strabo VIII, S. 341).

Scolobus (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengattung, s. v. a. Thermopsis rhombifolia *Dec.*

Scolochloa (Bot.), nach Mertens und Koch, Pflanzengattung. Arten unter Arundo und Festuca.

Scolopacidä (Ornith.), Schnepfen, Familie der Sumpfvögel und Grallä, Zugvögel, welche an Gewässern von Insekten und Würmern leben, geschickt laufen und fliegen und meist doppelte Mauser haben. Ihr Schnabel ist länger als der Kopf, weich, biegsam, dünn, um die Nasenlöcher nicht verengt, diese ritzenförmig in langen Gruben. Die Stirn ist nach der Spitze hin verschmälert. Einige Gattungen, nämlich: Scolopax, Ascolopax, Numenius, Machetes, Tringa, Calidris, haben einen Tastapparat, d. h. das Ende des Schnabels zeigt viele kleine Löcher, die mit Wachshaut überzogen sind, wodurch die Auffindung der Nahrung erleichtert wird; andern fehlt dieser Tastapparat: Limosa, Totanus (Gambetta, Actitis), Phalaropus, Recurvirostra. Vergl. Grallä und Sumpfvögel.

Scolopacium (Bot.), nach Ecklon und Zeyher, Pflanzengattung. Art: S. incarnatum *Eckl.*, *Zeyh.*, s. v. a. Erodium incarnatum *Hér.*

Scolopax (Ornith.), nach Linné, Schnepfe, Gatt. der Grallae Longirostres *Cuv.*, der Ordn. der Stumpfschnäbler u. der Zunft der Sumpfvögel nach Oken. Charakter: Schnabel ganz oder doch zum Theil weich und biegsam, dünn, ohne scharfe Kanten und scharfe Schneiden, in der Regel länger als der Kopf; Nasenlöcher schmal, ritzförmig, der Schnabel um sie herum weder verengt, noch eingedrückt; Nasengrube verläuft in einer schmalen, spitzen Riefe bis über die Mitte des Kiefers, dicht über dem Kieferrande; Stirn nach dem Schnabel hin verschmälert und abgeflacht; das ganze Gesicht mit wenigen Ausnahmen befiedert; Gefieder bunt, gebändert, gefleckt, meist mit vorherrschender bräunlicher Farbe, wodurch die Unterscheidung der Arten oft schwierig wird. Die Nahrung besteht aus Insekten und kleinen Schnecken. Sie nisten fast alle im Norden und ziehen dann im Herbst nach Süden. Die Zahl der Eier ist in der Regel 4, sie sind gelbbräunlich mit dunkeln Flecken und liegen in einer flachen Erdgrube. Die Jungen sind mit Flaum bedeckt und laufen bald aus dem Neste. Die vorstehend charakterisirte alte linné'sche Gattung, welche jetzt gegen 80 Arten umfaßt und bei mehren Ornithologen die Familie der Scolopacidä, Schnepfen, bildet, zerfällt nach Cuviers Anordnung in

folgende Untergattungen, deren wichtigste Arten wir beschreiben:

I. Numenius *Cuv.*, **Brachvogel** (s. d.).

II. Scolopax *L.*, **eigentliche Schnepfen.** Beine bis zur Ferse befiedert; Nagel des Hinterzehs stumpf-kegelförmig, nicht über den Zeh hinaus verlängert; Schnabel an der Spitze gerundet; Schaft der 12 Schwanzfedern nach innen gebogen; die großen Augen stehen hoch oben auf dem Kopfe, was diesen Vögeln ein dummes Ansehen gibt, das sie jedoch durch ihr Benehmen Lügen strafen. 1) S. rusticola *L.*, **große Waldschnepfe, Buschschnepfe, Bergschnepfe**, franz. la Bécasse, engl. Wood-cock. Oben rostfarben mit vielen grauen und schwarzen Flecken; auf dem Hinterkopfe und Nacken 4 schwarzbraune und 4 rostgelbe Querstreifen; Schwanzspitze oben grau, unten silberweiß; unten ist der Vogel blaßgelblich mit braunen Querwellen. Länge 10—12 Zoll, ohne den 3—3¼ Zoll langen Schnabel. Im Dunenkleide ist sie gelblich, oben rostfarb in die Länge, auf dem Kopfe aber in die Quere gestreift. Sie bewohnt Japan, den Norden Europa's und Asiens, nistet aber auch hier und da in Deutschland. Der Herbstzug dauert den Oktober hindurch, verlängert sich bei milder Witterung bis Mitte November und geht bis nach Afrika; der Frühlingszug, bei welchem sie magerer zurückkehrt, dauert den März hindurch. Die Waldränder und Thäler, welche sie zur Zugzeit zu besuchen pflegt, sind den Jägern wohl bekannt, denn sie nimmt, wenn keine große Veränderung mit der Waldung und andern Umgebungen vorgeht, immer denselben Strich. Im Frühjahr fliegt sie in der Morgen- und Abenddämmerung bei stillem, warmem Wetter tief, langsam und gibt dabei häufig einen puitzenden und quarrenden Ton von sich; im Herbste läßt sie nur selten einen leise gackenden hören. Zieht eine voran und nahe hinterher folgt eine andere oder mehre, so ist die vorderste das Weibchen, die andern sind Männchen. Diesen Frühlingszug nennt man den **Schnepfenstrich**. Des Tags sieht man die Waldschnepfe nie freiwillig fliegen, sie liegt dann meist unter Gebüsch, vorzüglich in zusammenhängenden Wäldern, verborgen; Abends und Morgens geht sie ihrer Nahrung nach, welche aus Insekten, vorzüglich Käfern, und aus Würmern besteht. Sie sucht die Nahrung nicht bloß von der Oberfläche, sondern holt sie auch vermöge ihres feinfühlenden Schnabels unter Moos, Mist, Schlamm und weicher Erde hervor. Die Regenwürmer weiß sie sehr geschickt aus der Erde zu treiben, indem sie ihren langen Schnabel an weichen Stellen einbohrt, dann im Kreise herumläuft und dabei die Erde so erschüttert, daß die Würmer auf die Oberfläche flüchten, woselbst sie von ihr gepackt werden. Ist einer zu lang, so beißt sie ihn entzwei. Während des Herbstes bohrt sie gern in weiche Kuhfladen, unter welchen es gewöhnlich nicht an Kerbthieren fehlt. Bei spätem Froste muß sie auch mit Graswürzelchen vorlieb nehmen. Zur Paarungszeit balzt das Männchen, d. h. es schlägt ein Rad, senkt die Flügel, legt den Schnabel auf die Brust. Höchst merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Waldschnepfe, wenn sie Gefahr ahnet, ihre Jungen zu retten sucht. Sie faßt nämlich eins nach dem andern mit den Füßen und trägt es fliegend von dannen. Die Schnepfe gehört zur niedern Jagd, und zwar stellt man ihr auf verschiedene Weise nach (**Schnepfenfang u. Schnepfenjagd**). Der **Schnepfenfang** geschieht — a) mit dem **Hochgarn** oder dem **Schnepfenstoß**. Im Frühjahre werden an Orten, wo der Schnepfenstrich einigermaßen bedeutend ist, Klebgarne theils in den Waldungen auf breiten Alleen, an Scheiden von Hoch- und Niederholz für den Abendstrich, theils an die Brahnen des Waldes, wo die Schnepfen von der Nachtäsung Morgens von Feldern, Wiesen und Sümpfen zurückkehren, fängisch gestellt oder vielmehr aufgehangen. Früher, als die Schnepfen noch viel häufiger waren, mochte diese Fangart sich einigermaßen rentiren, wenn der Jäger Einsicht genug hatte, je nach der Höhe des Holzes die Garne verschieden hoch zu hängen und sich die Mühe gab, namentlich den Morgenstrich gehörig zu beobachten, bevor er aufstellte, indem natürlich der Morgen- wie der Abendstrich der Schnepfe, je nach der Umgestaltung der Wälder, nach der Lage der Saaten u. s. w., von Jahr zu Jahr sich verändert. Bei der jährlich sichtbarer werdenden Minderung der Waldschnepfen möchte diese Fangart sich aber auf keine Weise mehr lohnen, während sie ohnehin ein eigentliches Jagdvergnügen nicht bieten kann. Galizien, manche Waldgebiete von Polen u. s. w. machen bei ihrem unermeßlichen Reichthum an Schnepfen eine Ausnahme. — b) **Mit dem Steckgarn.** Wo der Schnepfeneinfall einigermaßen von Bedeutung ist, um- und durchstelle man die Hauptdickichte mit Steckgarnen, weil hier in der Regel die Schnepfen am liebsten liegen. An einem Morgen mit starkem Nebel lege man den Steckgarnen gegenüber eine Treibwehre an, lasse diese ganz langsam so treiben, daß sie immer nach einigen Schritten wieder stille steht, in die Hände klatscht, einigemal tüchtig auf den Boden stampft und mit Treibstöcken klopft, aber keinen andern Lärm macht. Ist in einem Dickicht abgefangen, so kann der Versuch, so weit die Zeit reicht, in einem andern wiederholt werden, indem diese Fangart nach der Mittagsstunde keinen Erfolg mehr verspricht. In manchen Revieren besteht noch die üble Gewohnheit, durch die Dickungen und auf Waldsteigen Steckgarne gegen Schnepfen aufzustellen und die ganze Strichzeit hindurch stehen zu lassen. Abgesehen davon, daß der Fuchs und anderes kleine Raubzeug, so wie die noch gefährlichern Menschen stets den besten Theil der Beute dabei sich aneignen, dürfte diese Fangart auch darum eine unstatthafte seyn, weil das täglich unerläßliche Abtrocknen der Steckgarne viel Mühe verursacht und viel Zeit raubt. Soll ein derartiger Fang geübt werden, so ist es räthlicher, die sonst so unweidmännischen Schlingen vorzuziehen, weil sie, in geschlossenen Reihen aufgestellt, beinahe gleiche Sicherheit des Fanges gewähren,

ohne täglich gleiche Mühe zu machen und gleichviel Zeit zu rauben. Beide Fangarten dürfen da, wo es Fasanen, Birkhühner u. s. w. gibt, anders als bei augenblicklichem Zutreiben und Ausnehmen, wie sich von selbst versteht, nicht geübt werden. — c) Mit Laufdohnen, in manchen deutschen Jagdgebieten Schnepfenläufe und Schnepfenläufeln genannt. Hat man auf seinem Revier dichte Jungholzgesträuche und Dorndickungen, wohin kein Vieh kommt, so reinige man einige Wochen vor Anfang des Schnepfenstrichs alle darin befindlichen Wildsteige von jeglichem Laub und Rasen, kratze den Boden überall auf und belege ihn von Distance zu Distance mit Häufchen von Kuhfladen und Pferdemist, damit sich Feuchtigkeit daselbst erhalte, und Käfer, Würmer, Maden u. s. w. dabei sich sammeln. 8—14 Tage vor Anfang des Schnepfenstrichs entferne man diesen Dünger wieder und verwende während dieser Zeit alle mögliche Sorgfalt auf Vertilgung des kleinen Raubzeuges. Für den Frühjahrsstrich sind freilich alle diese Maßregeln nicht wohl anwendbar, indem dieser nicht selten noch bei halbgefrornem Boden beginnt, während manche Dickichte noch Schnee enthalten. Hier reinige man die Ränder von Gräben, Lachen, Quellen von allem Laub und Gras, wühle sie etwas locker um und belege sie mit frischem Kuh- oder Pferdedünger, so werden auch hier bald die Insekten sich sammeln und die ohnehin solche Punkte aufsuchenden Schnepfen sich fangen. Wo man natürliche Wildsteige nicht hat, bereitet man solche durch Abhebung des Rasens und Hinwegräumung alles Laubes, wonach ebenfalls der Boden etwas aufgekratzt wird. Quer über diese Steige (Schnepfensteige, Schnepfengassen), um und durch die Graben-, Quellen- und Lachenränder stecke man von Entfernung zu Entfernung die Laufdohnen in die Erde, und zwar bis über den Bindfaden, der die Schenkel zusammenhält, so daß jede Schleife 3½—4 Zoll hoch über dem Boden hänge. Damit nun die Schnepfe, die einmal diesen Steig betreten hat, nicht ungefangen wieder bei Seite gehe, flechte man entweder aus Weidenrüthchen an beiden Seiten des Pfades der Länge nach Zwangwände von der Höhe der Bügel, oder man stecke Dornenreiser so dicht an einander, daß Schnepfen nicht wohl hindurch kommen können. Ein solcher Fang erheischt jedoch einen täglich dreimaligen Besuch des Fangers, um die Gefangenen auszunehmen, auch um andern menschlichen und thierischen Liebhabern dieser Beute zuvorzukommen. — d) Mit der Schnepfenfalle, dem Schnepfenschlagbaum. Eine der Schneehaube für Rebhühner ähnliche Vorrichtung, welche vorzüglich im Herbste und in Nadelhölzern, wo es viele Schnepfen gibt, anwendbar ist und zuweilen einen guten Fang gewährt. Außer auf den kleinen Inselchen und Dünenplätzen der großen Ströme, dürfte sie indessen in Deutschland nicht mehr häufig gebraucht werden. — e) In manchen Gegenden gebraucht man noch hier und da zum Schnepfenfang auf Wildsteigen, an Sumpf- und Grabenrändern, den Nachtigallengarnen ähnliche Schlagnetze mit etwas Pferdedünger und Gewürm belegt. Diese Fangart ist indessen so unbedeutend, daß sie einer nähern Erwähnung nicht bedarf. Hin und wieder wird die leidige Schlingenstellerei auf gut Glück auch gegen Schnepfen, sogar von Jägern, geübt, offenbar nichts als eine stille Aufforderung an Waldbesucher zum Diebstahl. — Die Schnepfenjagd geschieht A. auf dem Anstand, und zwar a) Abends. Da die Schnepfe bei ihrem Frühlings- und Herbstzug in der Abenddämmerung nach verschiedenen Richtungen über die Waldungen streicht, wahrscheinlich um eine ergiebige Stelle für ihre Nahrung zu suchen und im Frühjahr auch gewiß zu Einleitung der Präliminarien der Begattung, so entstand überall eine Vorliebe der Jäger für den Abendanstand. Da die Schnepfe zu dieser Jahreszeit tiefe und warme, auch junge Waldungen vorzüglich liebt und Abends nach Wiesen, Saaten, Triften und Sümpfen streicht, so stellt man sich vor Anbruch der Abenddämmerung an eine Waldstelle mit freier Umsicht, gern an die Scheiden von Hoch- und Niederwald, an Buschholz auf breite Alleen und Blößen und läßt den Apporteur neben sich Platz nehmen, wenn er sehr heller Farbe ist, wo möglich etwas gedeckt, weil die Schnepfe nicht so blind ist, wie Manche glauben machen wollen. Streicht die Schnepfe stumm, so heißt es freilich die Augen überall haben, wenn man nicht viele ganz übersehen will, weil sie dann auch gewöhnlich etwas schneller ziehen; streicht sie laut, so bemerkt man sie schon von Weitem, wodurch auch der Schuß leichter wird. Manche Schützen bedienen sich des Schnepfenrufs (s. Schnepfenpfeife), zu Anlockung von Männchen, so wie auch Weibchen; man muß solche Liebhaberei jedem anheim geben. Fehlerhaft ist es gewiß, sich dicht unter einen großen Baum zu stellen, indem die Aeste oft beim Schießen sehr hindern, fehlerhaft auch, seinen Platz inmitten einer großen Blöße zu wählen, weil auf solchen Blößen die Schnepfen mitunter sich so tief herabsenken, daß man sie im Dunkel übersieht und das Abkommen leicht verliert. Auch für den besten Flugschützen dürfte der Rath nicht überflüssig seyn, daß er, wo es immer thunlich ist, der Schnepfe nie entgegenschieße, sondern seinen Schuß im Vorbeistreichen oder von hinten anbringe und dabei, wie man sagt, den Vogel gehörig aufsitzen lasse. In der Gegend, wo man sich Abends anstellen will, an demselben Tag eine sorgfältige Suche, oder ein eifriges Treibjagen zu üben, dürfte nicht zweckmäßig seyn, weil viele Gewährsmänner den Erfahrungssatz aufstellen, daß alle am Tag herumgejagten Schnepfen Abends eigentlich gar nicht streichen, sondern nur still und äußerst flüchtig auf Nahrung ausziehen. — b) Morgens. In dieser Tageszeit kehrt die Schnepfe von ihren Nahrungsplätzen an ihren Standort im Walde zurück, und zwar in der Morgendämmerung kurz vor Sonnenaufgang, in der Regel ohne Laut und vieles Hin- und Herstreichen. Man stelle sich daher an Waldbrahnen, wo es nach Wiesen, Saaten, Triften

und Sümpfen hinausgeht, schon eine Stunde vor Sonnenaufgang an, und zwar wo möglich so, daß man auch noch auf die zu Wald streichenden Schnepfen von hinten schießen kann, weil sie gewöhnlich ziemlich tief heranstreichen und dann kurz vor dem Holze sich plötzlich heben und über die Gipfel der Brahnenbäume sich aufschwingen. Bei beiden Anstandsarten trifft es sich zuweilen, daß einem glücklichen Schützen zwei, auch drei auf einander stechende Schnepfen zustreichen, und er, wo nicht zwei auf einen Schuß, doch eine Doublette schießen kann. Der Jäger Altmeister warnt davor, die vorderste der Schnepfen bei solcher Gelegenheit zu schießen, weil diese gewöhnlich das Weibchen sey. Wahrscheinlich hat er recht, aber schwerlich wird seine Warnung viel Gehör finden, um so weniger, da bei der jährlich mehr auffallenden Verminderung der Schnepfen die Mehrzahl der Schützen um so eifriger jede Gelegenheit zu einem Doppelschuß oder einer Doublette benutzen wird. Der Abendstrich dauert gewöhnlich nach dem Erscheinen des Abendsternes $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Stunden, der Morgenstrich oft nur 10 Minuten, höchstens $\frac{1}{4}$ Stunde. — B. Die Suche oder das Buschiren wird im Frühlinge, wie im Herbste geübt. Im Frühlinge besuche man junge Waldungen, Stangenhölzer mit Dornendickichten, feuchte junge Nadelholzstrecken, namentlich wo Birken u. dgl. dazwischen stehen; moosige und feuchte Saalweidenstrecken, namentlich an Ufern von Bächen, Flüssen, Sümpfen. Dazu bedarf es eines fermen, kurzsuchenden Hühnerhundes, der auf keine Weise seinem Jagdvergnügen auf Rehe, Hasen, Füchse u. dgl. ohne Befehl nachrennt. Man betreibt diese Jagd von Morgens 9 bis Nachmittags 3 Uhr, weil früher, wie später, die Schnepfen dem Hunde nicht gern halten. Man suche immer mit gutem Wind und scheue keinen Umweg, um immer wieder von Neuem dazu zu gelangen. Hat man eine Schnepfe aufgethan und gefehlt, oder gar nicht schießen können, so beobachte man genau, wo sie wieder eingefallen seyn könne und suche nur sie, nicht etwa andere Schnepfen, indem der Fall sich häufig ereignet, daß man dabei, wie zum Lohn für seine weidmännische Sorge, auf andere Schnepfen stößt, während man beim launenhaften Suchen nach andern bisweilen gar keine mehr findet. Die Schnepfe steigt immer senkrecht und niemals sehr flüchtig auf, daher mag man sie immer in sehr niedrigem Buschwerk ihren höchsten Aufschwung erreichen und das Fortstreichen beginnen lassen, um sie mit Ruhe auf das Korn zu nehmen, aber im Stangenholze wird in der Regel nur der flinke Schütze sie erreichen, der schon beim Aufstehen seinen Schuß anbringt. Nimmt man das Buschiren in größerer Gesellschaft vor, so thut man am besten, wenn man Strecke für Strecke in Linie langsam und bedächtig absucht. Sind Schnepfen aufgestanden, nicht geschossen worden, und wieder sichtbar eingefallen, so thut man am besten, seine Waldstrecke vollends abzusuchen, dann den Distrikt, wo die entflohenen eingefallen, ordentlich zu umstellen und von einem oder zwei Schützen mit den zuverlässigsten Hunden langsam und genau absuchen zu lassen; dabei wird in der Regel ruhiger und besser geschossen und das Wiedereinfallen gar nicht beschossener oder gefehlter Schnepfen richtiger beobachtet. Indessen renne man zu solchem Aufsuchen wieder eingefallener Schnepfen nicht im wilden Durcheinander, sondern stelle die Suche in Linie bis in die Gegend, wo sie liegen, regelmäßig fort und umstelle dann erst den Distrikt. Die Suche im Spätjahre ist in größern Waldungen wegen der dichten Belaubung schwieriger und unfruchtbarer, aber in einzelnen Buschwerken, Vor- und Feldhölzern mitunter um so angenehmer, weil man die ausstreichenden Schnepfen immer mit Bestimmtheit einfallen sieht. — C. Treibjagd: Die Schnepfe läßt sich leicht vorwärts treiben, aber je nach Jahres- u. Tageszeit, entweder nicht sehr nahe, oder ganz nahe ankommen. Hiernach richtet man die Treiben ein, kürzer oder länger, aber stets mit dem Winde, weil die Schnepfe am liebsten vom Winde streicht. Die Treiber mögen dabei klappern, mit Stöcken an Bäume und Büsche schlagen, auch mitunter derb auf den Boden klopfen, aber immer müssen sie möglichst Linie halten und geschlossen gehen, auch so oft eine Schnepfe aufsteht, ihr tire haut! laut ertönen lassen. Diesen Ruf wiederholt auch jeder Schütze, sobald eine Schnepfe ihm sichtbar wird. Alle Schützen müssen so aufgestellt werden, daß jeder eine möglichst freie Umsicht und möglichst großen Schießraum habe. Streichen Schnepfen statt vorwärts, wieder gerade in den Trieb zurück, so stellt sich die Treibwehre nach Vollendung des Triebes ohne Weiteres da auf, wo die Schützenwehre stand, und diese verfügt sich dahin, wo zuvor die Treibwehre angelegt worden, damit der ganze Trieb in umgekehrter Richtung wieder vor sich gehe. Zu diesem Ende und zu Vermeidung alles Zeitverlustes erscheint es zweckmäßig, daß der Jagdführer vor Anfang der Jagd den Schützen ein bestimmtes Zeichen angebe, welches die Wiederholung eines Triebes in umgekehrter Richtung bedeutet, mithin den Schützen anzeigt, wohin sie ohne Störung und Zeitverlust sich zu verfügen haben. Da mit den Treibwehren in der Regel auch einige Führer mit Schießgewehr gehen, so mag diesen wohl gestattet seyn, ihre Hunde suchen zu lassen, so fern sie nicht jagen, indem jagende Hunde, besonders im Frühjahre wegen des Rehstandes, der jungen und der Satzhasen, bei solcher Jagd nicht geduldet werden dürfen. In manchen Gegenden herrscht die Gewohnheit, dem Hühnerhunde sowohl beim Buschiren, wie beim Treiben ein Glöckchen oder eine Rolle anzuhängen, und zwar theils, um durch das Schweigen der Rolle den Jäger zu avertiren, daß der Hund vorsteht, theils um den Hund selbst durch das Glöckchen zu ermahnen, daß er jetzt mit nichts Anderem, als mit der Schnepfe zu thun haben solle. Manche Jäger bezweifeln die Möglichkeit, einen Hühnerhund so zu dressiren, daß er, sobald das Glöcklein an seinem Hals hängt, alles andere Wild unbeachtet lassend, nur um die Schnepfe sich bekümmert. Bedenkt man aber die Sagacität des Hundes im Allgemeinen, und wie leicht ein gut gearteter Vorstehhund durch Konsequenz

und einige Geduld bei der Hühnerjagd vom Hasensuchen abgeleitet werden kann, so erscheint es gewiß nicht unwahrscheinlich, daß man mit Konsequenz und Geduld durch das Anhängen eines Glöckchens dem Hühnerhund auch obige Rücksichtsnahme einprägen könne. — Die erlegte Schnepfe wird als großer Leckerbissen gebraten, meist sammt den Eingeweiden, oder man bratet auch letztere, als sogenannten Schnepfendreck, allein, hackt sie klein und genießt sie mit geröstceter Semmel. Die Jungen zähmt man zuweilen und läßt sie zu Vertilgung des Ungeziefers in Gärten. Vgl. Frisch, 126, 227, und Naumann, 1. Ausg., I, F. 1. — 2) S. minor *Cuv.* Obenher ockergelb und schwarz gesprenkelt, Brust und Bauch nebst Füßen rein ockergelb und die Stirn und Kehle hellgraulich, der Hinterkopf schwarz, mit 3—4 bräunlich rostgelben Querbändern; vom Auge zum Schnabel ein gebogener schwarzer Streif, auf der Schulter graue Streifen. In Nordamerika. Arct. Zool., II, T. 19. — Wilson, VI, 48, 2. — 3) S. Sabini *Vigors.* Hat nichts Weißes oder Rostgelbes im Gefieder, sondern ist rein schwarzbraun; auch sind ihre Sohlen stärker. In Irland. Linn. Trans. XIV, 21. — 4) S. Gallinago *L.*, die Heerschnepfe, Becassine (s. d.). — 5) S. major *Gmel.*, die große Sumpfschnepfe, Doppelschnepfe, Mittelschnepfe; fr. la double becassine. Der Heerschnepfe sehr ähnlich, aber größer. Oben ist sie braunschwarz mit rostfarbenen, auf dem Flügel mit weißen Fleckchen. Der Oberkopf hat einen rostgraugelben Streif in der Mitte u. über jedem Auge; der Rücken hat ebenfalls gelbe Längsstreifen. Unten ist sie weiß, am Vorderhalse und Kropfe rostgraugelblich, an Hals, Brust unnd Seiten braun gefleckt. Sechszehn Schwanzfedern, wovon jederseits die 3 äußersten in der Endhälfte weiß. Sie ist $12^1/_2$ Zoll lang, wovon der Schwanz $2^1/_4$ beträgt; der Schnabel ist 2 Zoll 6 Linien lang. Sie hat Nahrung und Fortpflanzung mit der Heerschnepfe gemein, wird ebenso gejagt, fliegt aber etwas langsamer, ohne Zickzack, hebt sich nicht gen Himmel und schreit beim Auffliegen nicht. Ihre Heimath ist Sibirien und das nördliche Rußland, von wo aus sie uns auf ihrem Zuge nach Afrika einzeln besucht. Naumann, 2, F. 2. — 6) S. Gallinula *L.*, die Moorschnepfe, fr. la Sourde, la petite Becassine. Den vorigen an Farbe und Lebensart ebenfalls sehr ähnlich. Kopf schwarzbraun, ohne hellen Mittelstreif; über dem Auge ein breiter, rostgelber Streif, darunter ein rostgelber oder weißer. Rücken und Schultern schwarzblau mit grünem und Purpurschiller und 4 rostgelben Hauptstreifen; unten ist sie weißlich, an der Gurgel, am Kropfe und den Seiten graubräunlich gewölkt und gefleckt. Der Schwanz enthält 12 Federn. Sie ist $8^1/_2$ Zoll lang, wovon der Schwanz $1^1/_2$ Zoll beträgt, der Schnabel mißt $1^3/_4$ Zoll. Sie läßt den Jäger oft fast auf sich treten, fliegt ohne Laut, aber schnell, und im Zickzack auf, und ist ebenso schwer zu schießen, wie die Heerschnepfe. Außer Insekten und Würmern verzehrt sie auch Grassämereien. Sie brütet im Norden Europa's, Asiens und besucht uns von dort jährlich auf dem Zuge in großer Anzahl. Naumann, 4, F. 4. — Frisch, 231. — 7) S. Brehmii *Kaup.* In der Größe gleicht sie der Heerschnepfe, der Schnabel ist schon zwei Mal so lang als der Kopf, an der Wurzel grünlich, übrigens wie der Augenstern braun, der Fuß grünlich-fleischfarben. Von der Wurzel des Schnabelrückens verbreiten sich zwei schwarze Streifen bis zum Hinterkopf; der Hinterhals schön rostgelb mit schwarzen Flecken; die Schultern sammetschwarz mit etwas Goldschiller, rostrothen Querlinien und hellrostgelben Federrändern auf der äußeren Fahne, welche zwei breite Längsstreifen bilden. Die Schwungfedern sind schwarz, die erste mit weißem Außenrande, der Oberflügel dunkelbraun mit blaß- und hochrostrothen Bändern. Der abgerundete Schwanz ist vor dem schwarzen, weiß eingefaßten Endbande rostroth; die Kehle weißlich mit einem braunem Streif eingefaßt. Der Kopf und die Oberbrust rostfarben, grau angeflogen und braun gefleckt, der übrige Unterkörper weiß, an den Seiten rostfarbig quergefleckt und gebändert. Hier und da in Deutschland. Brehm, Lehrbuch der Naturgesch. der europ. Vögel, S. 621. — 8) S. paludosa *Gm.* Diese Art ist obenher braunschwarz gebändert und gefleckt, mit mehren weißen Längsstreifen auf dem Rücken; der Kopf gelbbraun, über dem Scheitel gehen zwei dunkle Streifen weg, die eine helle Linie in der Mitte lassen; von der Nase unter dem Auge weg geht ein zweiter brauner, doch schwächerer Streif, am Backen ein dritter, fleckenähnlicher. Hals und Brust sind auf weißem Grunde rostgelb und schwarz getupft. Der Vorderbauch und Hosen rein weiß, der Hintenbauch schwarz quergebändert, Steiß und Schwanz eben so, auf gelbgrauem Grunde; am Schwanzende ein rostrother Fleck, durch Schwarz eingefaßt und getheilt. Sie hat 26 Schwanzfedern. Am Delaware. Wilson, VI, 47, 1. — 9) S. gigantea *Cuv.* Der vorigen sehr ähnlich; doch mit weit längerem an der Spitze nur schwarzem Schnabel und auch größer. Die schwarzen Kopfstreifen sind wie bei jener, nur gerader und schärfer. Die Rückendeckfedern sind schwarz, mit breitem, lebhaft rostgelbem Rande; die Grundfarbe des übrigen Gefieders weißlich, mit schwarzbraunen etwas großen Flecken am Halse und Bändern an den Flügeln; Zickzackbandirungen an Brust u. Bauch. Die Füße braun. In Brasilien. Temm., Col., 403. — 10) S. saturata *Horsf.* Obenher bis zur Brust kastanienbraun und dunkler gebändert; Brust und Bauch weiß und braun quergefleckt, am Hinterkopf einige schwarze Querbinden, ein dunkler Streif vom Schnabel zum Auge. Auf Java. Horsfield, Zoological researsches cumicone. — 11) S. grysea *Cuv.*, die graue Becassine. Unterscheidet sich von den andern durch eine sehr deutliche halbe Fingerhaut zwischen den äußeren Zehen. Sie ist im Winter aschgrauer, im Sommer rothbrauner und hat stets einen weißen, schwarzgefleckten Bürzel. In Europa u. Nordamerika. Wilson, VII, 58, 1.

III. Rhynchaea *Briss.* (s. d.), Fleckenschnepfe.

IV. Limosa *Bechst.*, Sumpfwader, Pfuhlschnepfe, fr. Barge. Der Schnabel ist

stumpf, ein wenig aufwärts gebogen, 2—3 Mal so lang als der Kopf; die Nasenrinnen erstrecken sich fast bis zur Spitze. Ihr Aufenthalt ist der höhere Norden in Sümpfen, von wo sie schaarenweise längs der Küsten, Flüsse und Seen nach Süden ziehen und ebenfalls von Gewürm und Insekten leben. — 1) L. leucophaea *Lath.*, S. lapponicus *L.*; franz. barge aboyeuse, rousse, die rostrothe Pfuhlschnepfe. Schwanz weiß und schwarz gebändert. Im Sommer die Hauptfarbe des Vogels rostfarb, mit schwarzem, rostfarb geflecktem Oberrücken und weißem, schwarz geflecktem Unterrücken. Im Herbstkleide ist der Vogel grau mit weißem Bauche. Länge 14 Zoll. Bewohnt Sibirien, erscheint im Herbste an sumpfigen Küsten der Ost- und Nordsee. Brisson, V, 24, 2. — 2) L. melanura *Leisler*, S. Aegocephala *L.*, die schwarzschwänzige Pfuhlschnepfe, franz. barge, ital. pittima, engl. godwit. Anfang und Ende des Schwanzes schwarz, Mitte weiß. Im Sommer ist die Hauptfarbe des Vogels rostfarb mit dunklen Flecken; im Herbstkleide grau, mit weißer Brust und Bauche. Länge 16 Zoll. Er erscheint, aus dem Norden Europa's und Asiens kommend, auf dem Zuge in Deutschland. Pl. enl., 874, im Winterkleide; 916 im Sommerkleide. — 3) L. fedoa *L.*, la barge marbrée, engl. great marbled godwit. Obenher graubraun, rostgelb gefleckt, durch schwarze Zickzackflecken der Federn gescheckt; der Kopf weißlich, die Unterseite rostroth, mit einigen schwarzen Schaftstrichen an Hals und Brust, die größeren Flügeldeckfedern weiß, die Schwingen schwarz, der kurze Schwanz rostgelb, schön schwarz gebändert. Die Füße grau, der Schnabel ein wenig nach oben gerichtet. Nordamerika. Wilson, VII, 56, 4. — 4) L. marmorata *Vieill.* Rostroth, an Kopf und Hals mit braunen Längsschmitzen; an Brust und Bauch dieselben quergehend; die Flügel braun, gefleckt, die Schwingen dunkelbraun, an der Spitze schwarz. Füße schwarz. In Nordamerika. Vieillot, Gal., 243.

V. Calidris *Cuv.* (s. d.), Tringa *Temm.*, Strandläufer, Maubèche.

VI. Arenaria *Bechst.*, Calidris *Vigors*, Sanderling. Schnabel gerade, an der Spitze flach und breit. Die mittelsten und äußersten Schwanzfedern verlängert. Der Hinterzeh fehlt. Einzige Art: A. Calidris *Bechst.*, S. arenaria *L.*, der Sanderling. Schnabel und Füße schwarz; Gefieder im Frühlingskleide braungelb und schwarz gefleckt; Brust und Bauch weiß; im Herbstkleide ist er oben graulich, unten und an der Stirn weiß, mit schwärzlichen, weißgescheckten Flügeln. Länge 7½ Zoll. Er bewohnt die Küsten der ganzen nördlichen Erdhälfte. Vieillot, Gal., 234.

VII. Pelidna *Cuv.* (s. d.), Schlammläufer, Alouette de mer. Typus der cuvierschen Gatt. ist Pel. Cinclus *Cuv.*, P. alpina *Boje*, Tringa alpina *L.*

VIII. Cocorli *Cuv.*, s. Pelidna *Brehm.* Typus: Pelidna subarquata *Brehm.*

IX. Falcinellus *Cuv.*, s. Pelidna *Brehm.* Typus: S. pygmaea *L.*, Pelidna platyrhynchos.

X. Machetes *Cuv.* (s. d.), Kampfhahn.

XI. Hemipalama *Ch. Bonap.* (s. d.).

XII. Eurinorhynchus *Wilson*, (s. d.), Löffelläufer.

XIII. Phalaropus *Briss.* (s. d.), Wassertreter.

XIV. Strepsilas *Illig.*, Steinwälzer. Mit etwas niedrigen Beinen, kurzem Schnabel und ganz freien Zehen wie die ächten Strandläufer; aber der Schnabel ist kegelförmig, zugespitzt, ohne Verplattung, Zusammengedrücktheit und Anschwellung, und die Nasengrube geht nicht bis zu seiner Hälfte. Der Daumen erreicht kaum den Boden. Ihres Schnabels bedienen sie sich, die Steine umzukehren, um Würmer darunter zu suchen. Einzige Art: Str. interpres *Cuv.*, Str. collaris *Ill.*, Tringa Interpres *L.* Mit schwarz- und rostfarbigem Mantel, weißem Kopf und Bauch, schwarzer Brust und Backen. In beiden Welten verbreitet. Variirt grau- und braungescheckt. Enl. 856, Vieill., Gal., 237.

XV. Totanus *Cuv.*, Wasserläufer, Chevalier. Lauf vorn und hinten mit umfassenden Horntafeln besetzt. Zwischen den Vorderzehen eine Bindehaut. Zehen ohne Hautsaum. Der Hinterzeh berührt den Boden wenig. Schnabel hinten weich, seine Endhälfte hart. Schwanz ganz von den Flügeln bedeckt. Sie bewohnen vorzugsweise den Norden Europa's, Asiens und zeigen sich auf dem Zuge an den Ufern der deutschen Gewässer. 1) T. Glottis *L.*, der helle Wasserläufer, grünfüßige W., Regenschnepfe, Viertelsgrüel. Der Schnabel aufwärts gebogen; der Fuß grünlich. Der weiße Schwanz ist schwarz gebändert. Der Vogel oben schwarz oder schwärzlich mit weißen Flecken und rein weißem Unterrücken; unten rein weiß, am Halse schwärzlich gefleckt. Länge 14 Zoll. Schnabel 2 Zoll. Aldrovandi, Ornith. III, 535. — Brit. Zool., Taf. C, 1. — 2) T. fusca *L.*, der dunkelbraune Wasserläufer, franz. barge brune, chevalier noir. Schlank wie ein Sumpfwader, im Sommer obenher schwarzbräunlich, untenher dunkel schiefergrau, die Federn am Rande weißlich gesäumt oder mit Zickzackfiguren. Der Bürzel weiß, der Schwanz braun und weißgebändert; zwei Charaktere, die sich bei allen unseren Wasserläufern finden. Die Füße röthlichbraun. Im Winter ist er an der Brust und am Bauche weiß, obenher fast aschgrau, und die Füße sind roth; dann ist es der S. Calidris *L.*, Rothbeinlein, Dütchen, Züger, Koppriegerlein, le grand chevalier à pieds rouges. Pl. enl., 875. 876. — 3) T. Gambetta *Cuv.*, der Meerwasserläufer, der rothfüßige Wasserläufer. Im Sommer obenher braun, mit schwarzen Flecken und etwas weiß an den Federrändern, untenher weiß mit brauner Fleckung, zumal an Brust und Hals, die Füße roth. Zahlreiche braun und weiße Querbinden auf dem Schwanz. Im Winter zeigen sich die Flecken fast verlöscht und der Mantel ist fast einfärbig graubraun. Kleiner als der vorige. Naumann, 9, F. 9. — 4) T. stagnatilis *Bechst.*, der Teichwasserläufer, franz. le chevalier à longs pieds *Bonelli.* Etwas kleiner

als der vorige, aber mit noch höheren und dünneren Füßen. Im Sommer ist der Rücken braun, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken, der Bauch weiß mit braunen verwaschenen Flecken auf Kehle und Brust. Im Winter wird der Mantel gleichförmig grau, die Unterseite des Körpers weiß. Die Schwanzbinden sind unregelmäßig und gehen den Rändern parallel. — 5) T. Ochropus *Cuv.*, der getüpfelte Wasserläufer, franz. le bécasseau ou cul-blanc de rivière. Obenher schwärzlich olivenbraun, die Federränder weißlich getüpfelt, an der Kehle und den Seiten grau getuscht, nur 3 schwarze Binden auf der untern Hälfte des Schwanzes, die Füße grünlich. Noch kleiner als die beiden vorhergehenden. Ein schmackhaftes Wildpret, an den Ufern der Gewässer, jedoch in Deutschland nicht häufig. Pl. enl., 843. — 6) T. Glareola *Cuv.*, der Waldwasserläufer, der Giff, franz. le bécasseau de bois. Unterscheidet sich vorzüglich vom vorigen durch 7—8 schwärzliche Bänder, die seine ganze Länge einnehmen. Die blassen Rückenflecken sind viel breiter. Im Winter sind die Hals- und Brusttupfen fast verschwunden. — 7) T. hypoleucus *Cuv.*, der trillernde Wasserläufer, Flußuferläufer, franz. la guignette. Der kleinste. Von der Größe der P. cinclus, obenher olivenfarb bräunlich, mit gelben und schwarzen Querbändern auf dem Flügel, vorn und unten weiß, der Bürzel und die mittleren Schwanzfedern von der Farbe des Rückens, und bloß die Seitenfedern schwarz und weiß gebändert, wie bei den andern Wasserläufern. Beim jungen Vogel haben die Rückenfedern und die kleinen Flügeldeckfedern eine gelbliche Einfassung. Die Lebensart ist die der vorigen. Pl. enl., 850. — Amerikanische Arten: 8) T. semipalmata *L.* Mit einem dicken aber kürzeren Schnabel und halben Schwimmfüßen. In Nordamerika, fast so groß wie unsere erste Art. Das Gefieder derselben ist obenher graubraun, untenher weißlich, an Hals und Brust schwärzlich getupft, und die Finger deutlich mit fast gleichen halben Schwimmhäuten eingefaßt. Wilson, VII, 56, 3. — 9) T. speculiferus *Wils.* Dem vorigen ziemlich ähnlich, aber hochbeiniger, mit längerem Schnabel. — 10) T. vociferus *Wils.*, Tot. melanoleucos *Ord.*, engl. the spotted snipe *Penn.* Obenher auf aschgrauem Grunde sehr schön und dicht schwarz und weiß gesprenkelt, der Schwanz gebändert, die Schwingen schwarz, Kopf außer dem Scheitel und Unterseite weiß, am Unterhalse blaß aschgrau, dieser nebst dem Kopf und den Steißfedern fein schwarz gefleckt. Der Schnabel schwarz, die hohen Beine gelb. 14 Zoll lang. Gemein in Nordamerika. Wilson, VII, 58, 5. — 11) T. flavipes *Wils.* Gleicht in der Zeichnung dem vorigen, ist aber nur 10 Zoll lang, der Schnabel kürzer, an der Brust etwas gelblich. Kommt in Menge in Boston, Newyork, Philadelphia u. s. w. zu Markte. Wilson, VII, 58, 4. — 12) T solitarius *Wils.* Gleicht unserem Totanus Ochropus, doch ist er um ein Drittel kleiner und etwas verschieden gezeichnet; 8½ Zoll lang. Die ganze Oberseite ist dunkel olivenbraun, auf dem ganzen Rücken fein weiß punktirt, der Schwanz weißschwarz gebändert, die Flügel schwarzbraun. Unterseite weiß, an der Brust etwas olivenbraun gefleckt. Die Füße blau. Wilson, VII, 58, 3. — 13) T. Bartrami *Wils.* Die schwarzen Federn der Oberseite haben rostgelbe Federränder, so daß sie wie schwarzgefleckt auf rostgelbem Grunde schön aussieht. Die kleinen Flügeldeckfedern sind rostgelb mit zackig gestrichelten schwarzen Zeichnungen, wie bei den Eulen. Die großen zweiten Deckfedern ebenso gelb, schwarz gebändert, der keilförmig zugespitzte Schwanz ebenso. Kopf, Hals und Brust schön rostgelb und weiß, mit schwarzen Längsflecken. Bauch weiß, Schwingen schwarz, Füße gelb, der Oberschnabel schwarz, der untere gelb gebogen und kurz. Wilson, VII, 59, 2. —

XVI. Himantopus *Briss.* (s. d.), Strandreiter, Echasse.

Die cuviersche Untergatt. Lobipes fällt mit Phalaropus *Briss.* zusammen.

Eine, aber noch nicht näher bestimmte fossile Species findet sich nach Cuvier im Gyps des Montmartre, eine andere sehr große nach Karg, Amman und Schinz im Stinkkalke von Denningen und Morton wies schon im Grünsand die Tibia einer S. nach.

Scolopax (Ichthyol.), Schnepfenfisch, s. v. a. Centriscus Scolopax *L.*

Scolopendra (Entom.), nach Latreille, Insektengatt., s. v. a. Bandassel (s. d.). Eine fossile Species soll in glariser Schiefer gefunden worden seyn. Sicher aber ist nur das Vorkommen einer Species im Bernstein. Sie ist noch nicht benannt.

Scolopendriden (Arachnid.), nach Einigen s. v. a. Myriapoda (s. d.).

Scolopendrii Herba (pharm. Bot.), s. Scolopendrium officinarum *L.* — Scolopendrii veri s. minoris herba, s. Ceterach officinarum *Bauh.*

Scolopendrites (foss. Bot.), nach Göppert, s. v. a. Crematopteris (s. d.).

Scolopendrium (Bot.), nach Smith, Hirschzunge, Zungenfarrn, Gattung der Polypodiaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Filices *L.* Charakter: Fruchthäufchen je 2, genähert und zusammenfließend, an der Seite der Queradern; Hüllen an den äußern Rändern angewachsen, später gleichsam 2klappig auseinander tretend. Folgende 2 Arten sind officinell: 1) S. Hemionitis *Cav.*, eckige Hirschzunge. In Südeuropa, namentlich Italien u. Spanien. Strunk oder Wedelstiel glatt, kahl; Wedellaub spießförmig, lanzettlich, mit nach abwärts eckigen Lappen. Die ganze Pflanze, welche bei Dioscorides unter dem Namen Ἡμιονιτις vorkommt, hat mit der folgenden Art gleiche Kräfte, und wurde auch früher so wie diese angewendet. Schkuhr, T. 84. — 2) S. officinarum *Sm.*, gemeine Hirschzunge. In Mittel- und Südeuropa, an schattigen, feuchten Felsen und Mauern, zumal auf Kalkgrund, in Gebirgsgegenden. Wedelstiel mit Spreublättchen besetzt; Wedellaub herzförmig-breitlanzettlich, kahl. Schon früher war das gelind abstringirende und schleimige Kraut, Herba Scolopendrii s. Sc. majoris s. vulgaris, Linguae cer-

vinae, Lonchitidis, Phyllitidis, bei langwierigem Husten, Bluttspeien, Phthisis, Durchfällen und auch als Wundmittel in Anwendung; in der neuesten Zeit hat man es wieder hervorgesucht und bei Krankheiten der Brustorgane, Lungensucht, Schwindsucht häufig angewendet. Diocorides nennt die Pflanze *Φυλλίτις*. Schkuhr, T. 83. — Die fossile Gattung S. solitarium *Phillips* ist Taeniopteris vittata *Brongniart*.

Scolopia (Bot.), nach Schreber, Gattung der Agrumeneae *Spr.*, Icosandria monogynia *L.* Art: S. pusilla *Willd.* Strauch auf Ceylon.

Scolopsides (Ichthyol.), nach Cuvier Kerbauge, Gatt der Acanthopterygii Sciaenoidei *Cuv.*, der Ordn. der Brustflosser und der Zunft der Bärsche nach Oken. Charakter: Zweiter Suborbitalknochen gezähnelt und in der Nähe des Randes der Augenhöhle in eine Spitze ausgehend, die nach hinten gerichtet ist und sich mit einer Spitze des dritten Suborbitalknochens kreuzt, die entgegengesetzt gerichtet ist; Körper länglich; Maul wenig gespalten; Zähne sammetartig; Schuppen ziemlich groß; an den Kinnladen keine Poren. Arten ziemlich zahlreich, sämmtlich in den indischen Meeren; bekannteste: 1) S. Kate *Cuv.*, Anthias japonicus *Bl.*, A. F., 325, F 2. Ueber spannelang, gelblich-grau, mit einem hellern Streifen unter der Seitenlinie. Wird bei Pondichery das ganze Jahr hindurch gefangen und gern gegessen. — 2) S. Ghanam *Forsk.* Kaum spannelang, mit einem braunen Rücken und drei weißen Längsstreifen. Häufig im rothen Meere; wird, obschon er stark nach Schwamm riecht, doch gern gegessen. Rüppell, T. 2, F. 1. — 3) S. Vosmaeri *Cuv.*, Anthias Vosmaeri *Bl.*, A. F., 321.

Scolopsis (Ichthyol.), nach Cuvier, Gatt. der Acanthopterygii Percoidei *Cuv.*, der Ordn. der Brustflosser und der Zunft der Bärsche nach Oken, unter Perca *L.* Charakter: Am Unteraugenrandknochen mit Stacheln versehen. Arten in dem indischen Meere; Typus: S. Kurite *Cuv.*

Scolosanthus (Bot.), nach Vahl, Gatt. der Rubiaceae Coffeaceae *Dec.*, Tetrandria monogynia *L.* 2 Arten, Sträucher: 1) S. triacanthus *Dec.* Auf Domingo. — 2) S. servicolor *Vahl.* In Porto Rico, St. Cruz.

Scolospermum (Bot.), nach Lessing, Gatt. der Compositae Senecionideae *Less.*, Art: S. baltimoroides *Less.* In Mexiko.

Scoltenna, ital. Fluß, Herzogth. Modena, entspringt aus drei kleinen Bergseen auf den Apennien und mündet in dem Panaro, links.

Scolus (a. Geogr.) 1) Flecken Böotiens auf dem rechten Ufer des Asopus und am nördlichen Abhange des Cithäron, auf einer rauhen Höhe gelegen, schon bei Homer (.Il. II, 47) erwähnt; — 2) Flecken Macedoniens in der Nähe von Olynthus (Thucyd. V, 18).

Scolymus (Bot), nach Linné, Golddistel, Gatt. der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalis L. Charakter: Blüthenköpfchen vielblüthig, Blumenkrone an der Röhre und an der Unterseite des Saums zerstreut-behaart. Hüllkelch von Blättern deckblattartig gestützt, eirund-dachziegelig, mit angedrückten, an der Spitze fast dornigen, am Rande mit einer schmalen, trocknen, raschelnden Haut umgebenen Schuppen. Blüthenlager spreublätterig. Achenien von einer feinschuppigen, raschelnd-trockenhäutigen Fruchtkrone bekrönt. Von 5 Arten, ausdauernden, distelähnlichen Kräutern in den Ländern ums Mittelmeer, sind als Arzneipflanzen merkwürdig: 1) S. hispanicus *L.*, spanische Golddistel. In Südeuropa, Nordafrika, an der Küste und auf den Inseln. Stengel weichhaarig, an der Spitze ästig, durch herablaufende ziemlich kahle Blätter unterbrochen geflügelt; Blüthenköpfchen fast zu beblätterten Aehrchen gehäuft, von 2 Deckblättern unterstützt. Die Wurzel dieser v. Dioscorides *Σκόλυμος* genannten Pflanze ist fleischig, spindelförmig und ästig, und wird gern von den Schweinen gefressen. Sie galt bei den griechischen Aerzten für harntreibend und wird in Spanien jetzt als Dekokt bei chronischen Hautkrankheiten angewendet. Die jungen, zarten Triebe ißt man wie in den ältesten Zeiten, noch jetzt in Griechenland und Spanien als Spargel, und mit den Blüthen verfalschen die Spanier den Safran. Mill., Ic., 2, T. 240. — 2) S. maculatus *L.*, gefleckte Golddistel. In den Ländern ums Mittelmeer. Stengel einfach, kahl, durch am Rande knorpelige, herablaufende Blätter geflügelt. Blüthenköpfchen einzeln, doldentraubig stehend, durch viele kammförmige Deckblätter umhüllt. Die jungen, zarten Triebe werden wie Spargel gegessen. Schkuhr, T. 227.

Scolytus (Entom.), I. nach Geoffroy, Splintkäfer, Gatt. der Coleoptera tetramera Xylophaga *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Holzkäfer nach Oken, Eccoptogaster *Herbst*, Hylesinus *Fabr.* Charakter: Drittes Fußglied zweilappig; Unterseite des Hinterleibes vom zweiten Ringe an aufsteigend; Flügeldecken nicht abschüssig, fast 4eckig; Kopf groß, mit einer Spur von Rüssel und unter das Halsschild nicht zurückziehbar. Leben wahrscheinlich alle nur an Laubhölzern; machen meist Wagegänge und sind fast alle röthlichbraun gefärbt; 11 europäische Arten. Bekannteste: a) Hinterleib an der eingedrückten Stelle mit Höckerchen: 1) S. vulgaris *Geoffr.*, großer Rüster-Splintkäfer. Rüssel ohne Längsleiste; Flügeldecken punktirt-gestreift; Zwischenräume breit, mit 2—3 Punktreihen, Naht nur an der Basis vertieft; 2—2½ Lin.; schädlich an Rüstern. — 2) S. destructor *Oliv.* Rüssel mit einer Längsleiste; Flügeldecken punktirt-gestreift, Zwischenräume nur mit einer Punktreihe, Naht bis zur Spitze vertieft; 2½—3 Lin.; schädl. an Birken. — b) Hinterleib ohne Höckerchen. — 3) S. intricatus *Koch*, Eccoptogaster pygmaeus *Gyl.*, Eichen-Splintkäfer. Glanzlos; Flügeldecken punktirt-gestreift, Zwischenräume mit einer Reihe starker Punkte und vielen diagonalen Runzeln; 1½—2 Linien; in der Eiche, schädlich.

—4) S. pruni *Rtz.* Glänzend; Flügeldecken punktirt-gestreift, hinten viel schmäler und mit kleiner Spitze; Zwischenräume breit, mit einer zarten Punktreihe; 1½—2 Linien; sehr häufig und schädlich in Zwetschen- und Pflaumenbäumen. — 5) rugulosus *Koch*, Eccoptogaster haemorrhous *Ulr.* Glanzlos, überall mit Börstchen. Flügeldecken punktirt-gestreift, runzelig, Zwischenräume sehr schmal, mit einer Reihe grober Punkte; 1—1¼ Linie; häufig in Pflaumen- u. Aepfelbäumen. — II. Nach Fabricius, Käfergatt., s. v. a. Omophron *Latr.*

Scomber (Ichthyol.), nach Linné, Makrele, Gatt. der Acanthopterygii Scomberoidei *Cuv.*, der Ordn. der Brustflosser und der Zunft der Thune nach Oken. Charakter: Zwei Rückenflossen, der hintere Theil der zweiten, so wie der Afterflosse in falsche Flossen getrennt; Schnauze kurz. Gegen 10 europäische und mehre außereuropäische Arten, mehre der ersteren geben wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches bei ihrer starken Vermehrung einen wichtigen Handelszweig. Wir beschreiben die bekanntesten Arten nach Cuvier in folgenden Untergattungen:

I) Scomber *Cuv.*, eigentliche Makrelen. Körper spindelförmig, ganz gleichförmig mit kleinen und glatten Schuppen besetzt; an den Seiten des Schwanzes zwei kleine erhöhte Hautkanten; die zweite Rückenflosse von der ersten durch einen leeren Raum getrennt. 1) S. Scombrus *L.*, gemeine Markrele, fr. Maquereau, Auriol, span. Cavallo, ital. Macarello, Pisaro, Lanzardo, Scombro, engl. Mackrel, bei den Alten (zugleich mit der folgenden Art) Cordyllus, Lacerta, Colias. Mit blauem, durch viele schwarze Querwellen gestreiften Rücken; Bauch silberig; fünf falsche Flößchen oben wie unten; Backen mit langen, zugespitzten Schuppen bedeckt; Maul weit; Körper cylindrisch; keine Schwimmblase, während sie doch verwandte Arten haben. Wird nur 1 Fuß lang. Ein schöner Fisch, der wie der Häring in ungeheuern Zügen ankommt, und da der Gegenstand einer wichtigen höchst einträglichen Fischerei wird. Er bringt den Winter über im Nordmeer zu; gegen das Frühjahr steigt er an den Küsten von Island, Schottland und Irland nach dem atlantischen Ocean herab, indem der eine Zug an Portugal und Spanien vorbei, in das Mittelmeer geht, der andere dagegen nach dem Kanale zurückkehrt, im Mai an den franz. und engl. Küsten erscheint, und im Juni die von Holland und Ostfriesland passirt. Dieser zweite Zug kommt im Juli bis an die Küsten von Jütland, und theilt sich da abermals, indem die eine Hälfte um die dänische Halbinsel herum, in die Ostsee vordringt, die andere aber, vor Norwegen vorbei, nach den Norden zurückkehrt. Andere wollen diesen Weglauf bezweifeln, indem sie behaupten, daß die Makrelen den Winter über in den Baien von Grönland und von Neufundland zubringen, wo sie sich im Schlamm verbergen, und daselbst bis zum Mai verbleiben. Man erblickt sie dort, den Kopf einige Zoll tief in den Schlamm eingesteckt, zu Tausenden, so daß man sie, von fern betrachtet, für Felsklippen halten könnte. Die Makrelen werden vorzüglich häufig an den Küsten von Norwegen, Holland, England und Frankreich gefangen, wo sie täglich in Menge auf den Markt kommen und sogleich verzehrt werden, weil sie wegen ihrer Weichlichkeit bald verderben. Sie sind daher kein eigentlicher Handelsartikel, wie der Häring und Stockfisch. Nur im südlichen Europa werden sie eingesalzen und in kleinen Tonnen in die Nachbarschaft versendet. Ihr eigentlicher Fang mit der Grundschnur und den Netzen ist im Sommer, wo sie laichen; es werden manchmal 4—500 Stück auf einmal herausgezogen. An der Insel St. Croix fängt man sie auch des Nachts bei Fackelschein. Ihr Fleisch ist frisch sehr schmackhaft, aber wegen des Fettes schwer zu verdauen. Dieser Fisch ist der eigentliche Scomber der Alten, aus dem sie ihre beliebte Brühe, das Garum (s. d.), bereiteten, welches als Gewürz an den Speisen und auch bei Verstopfungen als Arzneimittel angewendet wurde. Bloch, T. 54. Eine sehr gelehrte Abhandlung über das Garum hat Köhler in Mém. Petersbourg. Phil. I. 1832, S. 347 ff. geliefert. — 2) S. Colias *L.*, kleine Makrele, ital. Lacerto, Cogniol, Cavaluco. Körper obenher himmelblau mit schwärzlichen Querlinien, an den Seiten mit zwei Reihen grünlicher Flecken; Bauch goldsilberig, braun gefleckt. Hat fünf falsche Flossen und eine Schwimmblase. Im Mittelmeer und im atlantischen Meer; an den Küsten der vereinigten Staaten erscheint sie oft in ungeheurer Menge. Wird kaum 4 Pfund schwer. Auch aus dieser Art verfertigten die Alten Garum. Cuvier u. Val., VIII, T. 209. — 3) S. pneumatophorus *Cuv.* Im Mittelmeer. Kleiner als vorige Art.

II. Thynnus *Cuv.* (s. d.), Thunfisch.

III. Orcynus *Cuv.* Brustflossen sehr lang, ein Drittel der Körperlänge ausmachend und bis über den After hinausreichend. Die bekannteste Art: O. Alalonga *Gmel.* ist unter Thynnus Alalonga beschrieben worden.

IV. Auxis *Cuv.* Verbinden mit dem aus den Schuppen der Brust gebildeten Kragen und den mäßig großen Flossen der Thunfische die getrennten Rückenflossen der Makrelen. Die bekannteste Art des Mittelmeeres ist: A. vulgaris *Cuv.* u. *Val.*, T. 216, Scomber Bissus *Rafin.*, s. v. a. le Bonicou. Mit schön blauem Rücken und schiefen, unregelmäßigen, schwärzlichen Streifen; Fleisch dunkelroth; nicht über 15 Zoll lang. Mehre andere Arten finden sich an den Antillen.

V. Sarda *Cuv.* (s. d.), Pelamys *Cuv.* u. *Val.*

VI. Cybium *Cuv.*, fr. Tassard. Körper lang, ohne Kragen, aber mit großen, zusammengedrückten, schneidenden, lanzettartigen Zähnen versehen; die Gaumenknochen haben nur kurze, sammetartige Zähne. Arten zahlreich, in den heißen Gegenden beider Weltmeere, einige sehr groß; bekannteste: — 1) C. Commersonii *Cuv.*, Konam *Russel*, 135. — 2) C. guttatum *Cuv.*, Vingeram *Russel*, 134. — 3) C. regale *Cuv.*, regalis *Bloch*, 333. — 4) C. Guarapuca *Marcgr.*, 178.

VII. Thyrsites *Cuv.* Unterscheiden sich von den vorigen durch die Vorderzähne, welche län-

ger sind als die andern, und durch die spitzen Zähne an den Gaumenknochen; Schwanz hat keinen Seitenkiel. Unter mehren **Arten** ist zu bemerken: T. Atun *Cuv.* u. *Val.*, 219, S. dentatus *Bl.*, *Schn.* Lang walzenförmig, schön silberfarbig, mit braun und weißer Stachelflosse. Am Kap.

VIII. Gempylus *Cuv.* (s. d.).

Scomberesox (Ichthyol.), nach Lacépède, Fischgatt., s. v. a. Sairis *Rafin.*

Scomberoidei (Ichthyol.), **Makrelen**, die 3 Familien der Brustflosser oder Thoracici, mit den Gattungen Scomber, Thynnus, Orcynus, Cybium, Pelamys, Xiphius, Tetrapterus, Naucrates, Seriola, Caranx, Coryphaena, Zeus, Equula, Vomer Stromateus, Lichia, Trachynotus, wozu noch die **fossilen** Gasteronemus, Acanthonemus, Carangopsis, Amphistium, Palimphyes, Archaeus, Isurus, Pleionymus, Ductor, Goniognathus, Enchodus, Anenchelum, Nemopteryx, Xiphopterus, Palaeorhynchum, Hemirhynchus und Coelorhynchus kommen, sind klein und glattschuppig, selten nackt, die hinteren Strahlen der Rücken- und Steißfloßen oft ohne Hautverbindung und falsche Flossen bildend, bei Einigen die ersten Strahlen der Rückflossen verlängert. Ausführlicheres s. **Thoracici**.

Scomberoides (Ichthyol.), nach Cuvier, s. v. a. Makrelen, s. **Scomberoidei**.

Scombraria (a. Geogr.), 1) Insel vor der Bucht der Südküste Hispaniens, die ihren Namen von der großen Menge der hier befindlichen Scombern oder Makrelen hat. Sie bildete den Hafen von Neukarthago, und wird sonst auch die Insel des Herkules genannt; j. Islote (Strabo III, S. 159); — 2) Vorgebirg in der Nähe der genannten Insel, östl. von Neukarthago; j. Cabo de Palos.

Scombro (ital., Ichthyol.), s. v. a. gemeine Makrele, Scomber Scombrus *L.*

Scomisches Gebirg (*Σκόμιον ὄρος*, a. Geographie), Gebirg Macedoniens, das östlich von Scardus in der Richtung von N. nach S. nach dem Hämus sich hinzieht; jetzt Curbetsca-Planina, nach Andern aber das Witoscha- und Rullagebirg (Thuc. II, 96).

Scona (Bot.), s. v. a. wolliger Schneeball, Viburnum Lantana *L.*

Scone, brit. Dorf und Kirchspiel, Schottland, Herrschaft. **Perth**, nördl. von Perth, l. am Tay; meist berühmt als Krönungsplatz der schottischen Könige und ihre Hauptresidenz seit Kenneth II. (im 9. Jahrh.); ehemalige Abtei, große Bleichen; 2260 Einw. Trümmer von Macbeths Schloß.

Sconia (lat.), s. v. a. Schonen.

Sconio (**Scoonie**), brit. Kirchspiel, Schottland, Grafschaft **Fife**, am **Frith of Forth** und am Leven; Steinkohlengruben; 2050 Einw.

Scontiren, Rabatt ansetzen oder berechnen, derselbe mag gegeben oder genommen werden.

Sconto (**Diskont**), 1) Zinsvergütung für eine frühere Bezahluug, als man dies zu thun schuldig ist. Als solche kommt das S. namentlich im Waarengeschäfte vor, wo es alsdann bald **Dekort** oder auch **Eskompt** oder **Diskont** heißt. — 2) Im Wechselfache wird unter S. der Zinsabzug verstanden, welchen der Nehmer eines Wechsels am Platze (Diskonteur) dem Geber desselben (Diskontenten) für Zahlung der Valuta vor dem Verfall des Papieres macht und den er sofort in Abrechnung bringt. Hierdurch unterscheidet sich der Diskont wesentlich von anderen Zinsen, s. **Diskont**.

Scontrino (ital.), s. v. a. Kontrolbogen.

Scontro, der Uebertrag oder die Abtretung einer Forderung an einen Anderen. Ist einer der Schuldner eines Zweiten und zugleich der Gläubiger eines Dritten, so kann er, wenn die beiden Anderen einwilligen, die eigene Verbindlichkeit in der Weise aufheben, daß er die gleiche Forderung an den Dritten jenem Zweiten an Zahlungsstatt übergibt. Ist z. B. der A dem B 100 Thlr. schuldig, der A hat aber an C 100 Thlr. zu fordern, so kann er sich mit Beiden dahin vereinigen, daß C dem B für jene 100 Thlr. schuldig bleibt, wogegen das Schuldverhältniß des A zum B aufhört. Diese Operation wird durch ein Umschreiben auf den Handlungsbüchern vollführt und das **Skontriren** genannt. Es sind demnach zum Skontriren wenigstens 3 Personen erforderlich, die miteinander gegenseitig im Verhältniß zu einander stehen müssen, und es können auf solche Weise eine Menge von Verbindlichkeiten auf die einfachste Weise abgemacht werden, ohne daß eine wirkliche Gegenzahlung Statt findet. Dieses Skontriren ist daher auf allen großen Handelsplätzen gebräuchlich und wird hier zu gewissen Tagen und Stunden auf der Börse vorgenommen, zu welchem Ende jeder daran theilnehmende Kaufmann fortwährend eine Liste seiner Gläubiger und Schuldner desselben Platzes im **Skontrobuche** führt. Die **Girebanken** beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Skontriren, woran auch Kaufleute von anderen Plätzen Theil nehmen können, wenn sie an dem betreffenden Handelsplatz einen Kommissionär beauftragen, auf dessen Namen die Ueberträge geschehen, u. dem sie dagegen zu gehöriger Zeit hinlängliche Deckung machen. Die hamburger Bank zeichnet sich in dieser Beziehung besonders aus. Den Beinamen S. gibt man auch gewissen Handlungsbüchern, weil darin ein stetes Ab- und Zuschreiben Statt findet, wie z. B. im Wechselskontro, Waarenskontro, s. **Buchhalten**.

Scontrone, ital. Flecken, Königr. Neapel, Pr. **Abruzzo-ulter. II.**, am Sangro; 730 E.

Scoodic (Geogr.), 1) nordamerikan. Vorgebirg, V.-S., Staat Maine, an der Ostseite der Frenchmanns-Bai; — 2) See das., welcher sich durch den **gleichnam.** Fluß in den St. Croix ergießt, an dessen rechter Seite er liegt.

Scoop-duck (engl., Ornith.), s. v. a. Bergente, Anas marila *L.*, s. **Ente**.

Scooreel, **Johann**, s. v. a. Schoreel.

Scopa (lat.), eigentlich dünner Zweig, der zum Kehren nöthige Besen, wurde aus den Reisern der wilden Myrte oder Tamariske, ja sogar aus Palmenzweigen gefertigt.

Scopadä, thessalisches Dynastengeschlecht, welches zu Crannon herrschte und hauptsächlich durch seine Reichthümer berühmt war. Dichte-

risch verherrlicht wurde es von Simonides. Es zerfiel in mehre Linien; der jüngeren gehören Keron und dessen Sohn Scopas an und der Letztere ist namentlich durch seinen und seiner Genossen gewaltsamen Tod berühmt, welcher bei einem Trinkgelage durch Einsturz des Gebäudes herbeigeführt wurde. Nur Simonides entging durch wunderbare Umstände dem Untergang. Ein anderer Sprößling dieses Geschlechts, Scopas, wird als Zeitgenosse des jüngeren Cyrus und des Socrates erwähnt.

Scoparia (Bot.), nach Linné, Besenkraut, Besenschrade bei Oken, Gattung der Personatae Scrophularinae *Rchb.*, Tetrandria monogynia *L.* Charakter: Kelch 4—5theilig, gleich; Korolle radförmig, 4theilig, im Schlunde mit Haaren versehen; 4 am Grunde bartige Staubgefäße; Kapsel 2fächerig, 2klappig; Klappen 2spaltig. Von 7 Arten, meistens südmerikanischen tropischen Kräutern u. Sträuchern, an denen die Blätter häufig zu 3 stehen, sind besonders merkwürdig: 1) S. dulcis *L.*, süßes Besenkraut. Halbstrauch, ursprünglich nur im heißen Amerika, jetzt in allen heißen Ländern der Erde. Blätter lanzettlich, nach vorn gesägt; Blüthen gestielt, weiß; Kelch 4spaltig. Das Kraut schmeckt süß und wird in Amerika fast wie das Süßholz (die Wurzel von Glycyrrhiza glabra und echinata *L.*) als verdünnendes und auflösendes Mittel bei Brustaffektionen, gastrischen Fiebern, Gonorrhöe und äußerlich bei Verwundungen gebraucht. *Lam.*, Illustr., T. 85; — 2) S. flava *Chmss.*, gelbes Besenkraut. Halbstrauch in Montevideo. Stengel niedrig, niederliegend, weitschweifig; Blätter lanzettförmig; Blumen klein, gelb, winkelständig, entgegengesetzt; Kelch 5theilig. Diese Zierpflanze wird in Lauberde gepflanzt, bei 4—6 Grad Wärme nahe am Fenster durchwintert und im Sommer ins Freie gestellt. Vermehrung durch Samen und Stecklinge im warmen Mistbeete. — Die Gattung ist der Typus der Scoparinae *Rchb.*

Scoparinä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Primulaceä.

Scopas (a. Geogr.), östlicher Nebenfluß des Sangarius in Galatien, der bei Juliopolis in ihn mündete; der heutige Aladan.

Scopas (Kunstgesch.), einer der edelsten griechischen Künstler, gleich ausgezeichnet als Architekt, wie als Bildhauer und Erzgießer, war wahrscheinlich der Sohn des Erzgießers Aristandros von Paros, der um Ol. 94 lebte, und gehört der neuattischen Schule an, welche nach dem peloponnesischen Kriege aufblühte u. deren Kunstweise in gleichem Maße dem Geiste des damaligen Lebens entsprach, wie die phidiasische dem Charakter des älteren. O. Müller bezeichnet vornehmlich den S. und den Praxiteles als diejenigen Meister, durch welche die Kunst zuerst die der damaligen Stimmung der Gemüther zusagende Richtung zu aufgeregteren und weicheren Empfindungen erhielt, die indeß bei diesen Meistern noch mit einer edlen und großartigen Auffassung der Gegenstände aufs Schönste vereinigt war. S. steht um 390—350 v. Chr. (um Ol. 96 bis nach Ol. 106) als der älteste an der Spitze derjenigen Epoche, welche durch die Ausbildung des Pathetischen, der ganz freien Grazie und des Lieblichen, so wie durch die künstlerische Ausgestaltung solcher Gottheiten, bei welchen diese Eigenschaften vorwalten, vorzugsweise charakterisirt wird. Er entlehnt seine liebsten Gegenstände aus dem Kreise des Dionysus und der Aphrodite. In jenem Kreise war er nach O. Müller sicher einer der ersten, welcher den bacchischen Enthusiasmus in völlig freier, fesselloser Gestalt zeigte. Seine Meisterschaft darin beweist unter Anderm die Zusammenstellung der durch geringe Nuancen unterschiedenen Wesen: Eros, Himeros und Pothos, in einer Statuengruppe. O. Müller findet es auch wahrscheinlich, daß durch S. zuerst der dem bacchischen Kreise eigene Charakter der Formen und Bewegungen auf die Darstellung der Wesen des Meeres übertragen wurde, wonach die Tritonen als Satyren, die Nereiden als Mänaden der Seegestalten und der ganze Zug wie von innerer Lebensfülle beseligt und berauscht erscheint. Diesem Kreise gehörte die Gruppe der Meergottheiten mit Achilleus an. Das Apolloideal verdankt ihm die anmuthigere und lebensvollere Form des pythischen Kitharöden; er schuf sie, indem er der in der Kunst früher herkömmlichen Figur mehr Ausdruck von Schwung und Begeisterung verlieh. Dann ist er auch als der eigentliche Urheber der späteren, mehr individualisirten Auffassung der Venus zu betrachten. Als Stoff wählte er gewöhnlich den weicheren Marmor, selten das Erz. Wie in der Skulptur, so bezeichnete er auch in der Architektur eine neue Epoche durch den ihm Ol. 96 aufgetragenen Bau des Tempels der Athene Alea zu Tegea, des größten und schönsten Tempels des Peloponnes, wovon aber nur geringe Ueberreste vorhanden sind, indem er nämlich die korinthischen Säulen als eine selbstständige Ordnung anwendete und die drei verschiedenen Ordnungen zu einem Ganzen verband. Unter seinen Skulpturen ist besonders geeignet, die Richtung des Meisters zu veranschaulichen, die Venus von Milo (Melos) im Museum zu Paris, die Waagen (Kunstwerke und Künstler in Paris, S. 108), der Meinung derjenigen entgegen, welche darin eine Nachahmung eines Werkes des Praxiteles vermuthen, als wahrscheinliches Originalwerk aus der Schule von S. erklärte. Nur von den Hüften abwärts bekleidet, steht die Göttin in dem stolzen Bewußtseyn sicheren Sieges, das Haupt erhoben, fast auf sich beruhend da, in den Händen ursprünglich ohne Zweifel irgend ein Symbol des Sieges haltend. Die Behandlung des Nackten erinnert in der Großheit, Vereinfachung und Bestimmtheit der Formen noch lebhaft an die Rundwerke vom Parthenon, vereinigt aber damit eine gewisse, wenn gleich durchaus keusche, naive, frische und gesunde Weiche und Fülle. Eine zweite unbekleidete Venus von S. sah man zu Rom im Tempel des Brutus Callaicus am Circus Flaminius, welche nach Plinius selbst jene des Praxiteles übertraf, d. h. die berühmte Venus in Cnidus, wenn nicht Plinius mit den Worten „Praxiteliam illam antece-

dens" eine chronologische Bestimmung geben will. Eine andere Statue der Venus, von S. in Erz gebildet, war in Elis als Aphrodite Pandemos auf dem Bocke sitzend dargestellt, im merkwürdigen Gegensatze zu Phidias' benachbarter Venus Urania auf der Schildkröte. In Samothrace war nach Plinius eine Statue der Venus zugleich mit den Liebesgöttern Pothos und Phaeton (?). Auch die in mehren Exemplaren vorhandene Venus Genetrix, welche im leichten Chiton sich ein Obergewand von feinem Stoff über die Schulter zieht, betrachtet Waagen als ein Werk aus der Schule des S. Ein vorzügliches Exemplar in carrarischem Marmor mit restaurirten Händen kam aus dem Garten in Versailles ins Museum des Louvre. Dem Kreise der Aphrodite gehört auch eine Gruppe von drei Liebesgöttern an, welche man im Tempel der Venus zu Megara sah. Sie stellten Eros, Himeros und Pothos (Liebe, Verlangen, Sehnsucht) dar, in deren Geberden und Mienen man besonders die zarte Verschiedenheit bewunderte. In der Curia der Octavia zu Rom sah man einen Cupido mit dem Donnerkeile, welchen Plinius als Werk des S. bezeichnet. Eines der herrlichsten Werke des Meisters war die Gruppe des Neptun, der Thetis und der Nereiden, auf Delphinen und Hyppocampen sitzend und von anderen Wunderthieren des Meeres umgeben, welche den Achill nach der Insel Leuke führen, nach O. Müller ein Gegenstand, in dem göttliche Würde, weiche Anmuth, Heldengröße, trotzige Gewalt und üppige Fülle eines naturkräftigen Lebens zu so wunderbarer Harmonie vereinigt sind, daß auch schon der Versuch, die Gruppe im Geiste der alten Kunst uns vorzustellen und auszudenken, uns mit dem innigsten Wohlgefallen erfüllen muß. Eine Nachbildung dieses berühmten Werkes erkennt Visconti in zwei herrlichen Basreliefs im Vatikan. In der florentinischen Gallerie ist eine auf dem Seepferde sitzende Nereide, welche in der weimarer Ausgabe Winckelmanns (IX. Buch, Anmerk. 297) als Werk des S. angegeben wird. Diese Angabe findet wahrscheinlich nur in der Erinnerung an obige Gruppe des Achilleus ihren Grund, was auch mit dem Bruchstücke eines auf einem Seethiere sitzenden Tritons der Fall seyn kann, welcher in der Note zum Winckelmann ebenfalls dem S. beigelegt wird. Dieses Fragment war einst in einem Gartenpavillon der Villa Medica. Dann wird auch eine von S. aus parischem Marmor gearbeitete Mänade erwähnt, in welcher er den höchsten Taumel des göttlichen Rausches dargestellt habe. Callistratus nennt ein Rundbild, welches nicht den Thyrsus geschwungen, sondern ein geschlachtetes, ziegenähnliches Thier getragen habe. Eine solche Nachbildung hat sich indessen nicht erhalten, nur Basreliefs, worin man Wiederholungen der Mänade des S. erkennen will. Eine solche aus der Villa Borghese stammend, ist im Museum des Louvre, und man gibt sie für eine Nachahmung jener Bacchantin des S. aus, welche Callistratus beschrieben, was sie aber nicht seyn kann, weil dieses Bild in Relief erscheint, dasselbe den Thyrsus schwiugt u. in der Linken den Vordertheil eines zerrissenen Hirschkalbes trägt. Wie dem auch sey, das Basrelief des Louvre gilt als Nachahmung der rasenden Bacchantin von S., welche unter den ähnlichen Bildern dieser Art als das vorzüglichste zu betrachten ist. Auch der tanzende und das Crupetium tretende Faun dürfte nach Waagen der geistreichen Erfindung nach der Schule des S. angehören. Im Museum des Louvre ist ein Exemplar, welches der Arbeit nach in die Zeit des Hadrian gehören möchte. Noch bestimmter als dieses Werk, sprechen nach Waagen die Reliefe auf der berühmten borghesischen Vase im Louvre. Die Ausführung möchte indessen ebenfalls nicht vor Hadrian fallen. Zu Cnidus war nach Plinius von S. ein Dionysus von Marmor. Cicero (de Divin. I, 13) erwähnt eines Panisk von S., welchen er von einem solchen des Carneades in Chios unterscheidet. In der Glyptothek zu München ist der berühmte barberinische Faun, eine kolossale Figur aus parischem Marmor, welche als ein Werk aus der besten griechischen Zeit, vielleicht des S. und Praxiteles, gelten darf. Dieser Faun oder stumpfnasige Satyr, welcher mit Epheu begränzt vom Rausche umnebelt daliegt, als wenn er aus dem halbgeöffneten Munde athmen wollte, ist von einer Lebendigkeit der Darstellung in Marmor, wie wir sie in wenigen Werken der alten Kunst mit gleicher Vortrefflichkeit erreicht sehen. Bei der Ausräumung des Grabens des Kastell St. Angelo in Rom gefunden, kam er in den Besitz des Hauses Barberini. In der griechischen Blumenlese wird außer der obenerwähnten Mänade noch ein Merkur genannt. Ein Werk von hoher Bedeutung ist S.' Apollo als Führer des Musenreigens (Musagetes) im langen Gewande, dem der Künstler in lebhafterer Geberde den Ausdruck dichterischer Begeisterung gab. Dieser Apollo war nach Plinius die Hauptstatue des prächtigen Tempels, welchen Augustus nach dem Siege bei Actium auf dem Palatin erbauen ließ. Eine Kopie dieses palatinischen Apollo ist der mit den Musen in der Villa des Cassius aufgefundene vatikanische. Visconti möchte Timarchides' Statue für das Original halten. Wo diese Apollostatue ursprünglich war, ist nicht angegeben. Strabo sagt, daß zu Chrysa im Gebiete von Troas der Tempel des Apollo Smintheus gewesen sey. Dieser Apollo war ein Werk des S. Σμινθεύς kann der Beiname von der Stadt Smintha, oder von σμίνθος (Maus) seyn. Da S. der Erste war, welcher den Apollo als Musenführer darstellte, so möchte er auch die Musen als dessen Gefolge gebildet haben. Eine solche Muse, die Melpomene, aus pentelischem Marmor, befindet sich im Museum des Louvre, die (nach Waagen) der Erfindung nach wohl von S. herrühren könnte. Diese bis auf die neuen Hände u. die neue Maske des Hercules wohl erhaltene Statue erinnert im Styl lebhaft an den Bacchus vom Monument des Thrasyllus im britischen Museum, so daß also auch dieser der Schule des S. angehören müßte. Waagen glaubt, daß dieses Werk das Theater des Pompejus ge-

ziert haben könnte. Später befand es sich in der an dessen Stelle gelegenen Cancelleria des Papstes. Im Inneren des Tempels der Athene Alea zu Tegea war die Göttin auf einer Biga vorgestellt und daneben sah man die Statuen des Aesculap und der Hygea aus pentelischem Marmor. Das Ismenium zu Theben bewahrte von S. ebenfalls ein Bild der Athene und ein drittes sah man zu Cnidus, welches aber nach Plinius durch die berühmte Venus des Praxiteles verdunkelt wurde. Die Statuen des Aesculap und der Hygea fertigte er zum zweiten Male für die Tempel des Gottes zu Gortys in Arkadien. Eine Statue der Artemis sah man in ihrem Tempel zu Theben, welcher Pausanias den Beinamen ευκλεια gab. Lucian erwähnt einer Statue der Artemis. In Argos sah Pausanias eine Hecate von Marmor in ihrem Tempel, wo von Praxiteles ein Erzbild dieser Unheimlichen war. Im Gymnasium zu Sycion war nach Pausanias ein Heracles von Marmor aufgerichtet. Eines der Hauptwerke des Meisters war die kolossale Statue des Mars im Tempel des Brutus Callaicus am Circus Flaminius in Rom, wovon Plinius sagt, daß er sitzend dargestellt sey. O. Müller glaubt aber, der Künstler habe sich ihn ausruhend in milder Stimmung gedacht, welches auch der Sinn einer noch vorhandenen Hauptstatue zu seyn scheint, in der uns vielleicht eine Kopie des S. erhalten ist. Es ist dies der Mars Ludovisi. In den servilischen Gärten zu Rom war zu Plinius Zeit eine sitzende Vesta mit zwei Chametären und zwei ganz ähnliche sah man unter den Denkmälern des Asinius Pollio, wo auch die Canephoren des Meisters aufgestellt waren. Dann spricht Plinius auch von der Statue eines Janus, die Augustus aus Aegypten nach Rom brachte und im Tempel des Gottes aufgestellt war. Allein man stritt sich, ob diese Statue von der Hand des S. oder Praxiteles sey. Dieses war namentlich auch mit der berühmten Gruppe der Niobe der Fall, welche sich zu Rom im Tempel des Apollo Sosianus befand. So wie die römischen Kunstkenner nicht wußten, ob sie ein Werk des Praxiteles oder des S. sey, so wußten sie auch nicht, woher diese Gruppe nach Rom gekommen. Winckelmann (Kunstgeschichte IX, 2, 26) hat sich aus inneren Gründen mehr für den S. erklärt, indem, wie er sagt, „die Idea der hohen Schönheit in den Köpfen und die reine Einfalt der Gewänder, besonders der Töchter der Niobe," auf ältere Zeiten schließen lasse, auf die Zeit vor Praxiteles. Der lebendige Hauch griechischer Kunst ist dem sogenannten Ilioneus in der Glyptothek zu München so unverkennbar aufgeprägt, daß man versucht ist, ihn als den einzigen Ueberrest der Originalgruppe zu betrachten. Die Statue erscheint knieend und wird deshalb Ilioneus genannt, weil dieser letzte Sohn der Niobe nach Ovid beschwörend und betend Apollo's Mitleiden zu erflehen suchte. Sie ward neben anderen Antiken 1599 von Tycho de Brahe, dem Hofastronomen des Kaisers Rudolf, aus Italien nach Prag gebracht. Rudolfs kostbares Museum enthielt Schätze jeder Art und bereicherte späterhin die Kabinete aller europäischen Residenzen. Schon während des dreißigjährigen Krieges waren viele kostbare Gegenstände daraus entführt, und um den Ueberrest zu retten, wurde er in einige Gewölbe des Erdgeschosses so glücklich verborgen, daß derselbe in gänzliche Vergessenheit gerieth. Erst als Kaiser Joseph II. verfügt hatte, die herrliche Pragerburg in eine Kaserne umzuwandeln, da entdeckte man 1782 jene Gewölbe wieder, angefüllt mit Kostbarkeiten jeder Art, die nun augenblicklich zur Versteigerung ausgeboten wurden. So kam denn auch dieser Ilioneus zum Aufwurf und wurde von einem Trödler für 51 Kreuzer erstanden, der eben ein Haus bauend, diese Bildsäule als Eckstein hineinmauern wollte. Glücklicher Weise führte ein Zufall den Steinmetz Malinsky vorbei; er zahlte 4 Gulden und stellte das Marmorbild im Hofraume seines Hauses auf. Professor Chemant gab ein Paar Gulden mehr, und nun wurde nach des Professors Tod das Kleinod im Holzschuppen seines Hausherrn zum zweiten Male vergessen. Endlich erinnerte sich der berühmte Augenarzt Dr. Barth zu Wien, ein leidenschaftlicher Freund und Kenner des Alterthums, dieses gänzlich verschollenen Torso. Er reiste auf gut Glück nach Prag, wo er nach vierzehntägigem Forschen im Bierhause von seinem Nachbar auf leicht hingeworfene Fragen die Erklärung erhielt: er habe im Holzschuppen etwas stehen, das er sich gegen ein Trinkgeld für den Hausknecht abholen lassen könne. So gelangte Barth in den Besitz des Meisterwerkes. Dieses unvergleichliche Standbild, welchem gegenwärtig Kopf, Arme und die Zehen des rechten Fußes fehlen, hatte 1782 noch den Kopf, der aber, da die Statue als Eckstein dienen sollte, damals abgeschlagen wurde. Den Kopf erhielt ein Domher zu Prag, welcher ihn zur Kugel für seine Kegelbahn runden ließ. Den Torso kaufte während des wiener Kongresses der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern. Endlich müssen wir von S. auch noch zweier Giebelzierden gedenken, deren nähere Beschreibung aber fehlt. In einem der Giebelfelder des Tempels der Athene Alea zu Tegea war von S. der Kampf des Achilleus mit Telephus dargestellt, und in dem anderen die Jagd des calydonischen Ebers, Alles in halb erhabener Arbeit. Ueber das Schicksal dieser Werke ist nichts bekannt und keine Spur mehr übrig. S. war auch einer derjenigen Künstler, welche das prachtvolle Monument des Königs Mausolus verzierten, welches ihm Artemisia errichten ließ. Er fertigte da mit Bryaxis, Leochares und Timotheus die Reliefs des Frieses, S. jene der östlichen Seite, wie Plinius sagt. Der Inhalt dieser Bildwerke ist nicht bekannt, wahrscheinlich aber sind die Reliefs mit Amazonenkämpfen u. A., die in der Burg zu Budrun eingemauert wurden, Reste jenes Frieses. Dieses Mausoleum galt als ein Wunder der Welt. Die Vollendung erreichte es erst nach dem Tode der Königin Artemisia, zu einer Zeit, als S. wahrscheinlich nicht mehr lebte.

Scopas (griech. Gesch.), s. Scopadä und Skopas.

Scope (a. Geogr.), 1) Flecken im lybischen Nomos Aegyptens (Ptol. IV, 5, 31); — 2) Insel im Meere von Rhodus; — 3) kleine Insel an der lycischen Küste bei der Mündung des Flusses Glaucus (Plin. V, 31, 35).

Scopelianus (gr. Liter.), Sophist aus Clazomenä, im ersten Jahrh. n. Chr., Schüler des Nicetes von Smyrna. Er selbst ließ sich in Smyrna, damals dem Mittelpunkt der rhetorischen Studien, nieder und zog viele Schüler aus allen Theilen von Griechenland und Kleinasien, ja selbst aus Phönicien und Aegypten an sich. Bei seinen Mitbürgern genoß er besonderes Vertrauen, und mehrmals schickten sie ihn in wichtigen Angelegenheiten als Gesandten an den kaiserlichen Hof. Auf einer solchen Reise kam er auch nach Athen, wo er große Bewunderung erregte. Als Redner zeichnete er sich durch lebhafte Phantasie und Pracht des Ausdruckes aus.

Scopelismus (lat., Rechtsw.), s. Drohung und Landzwang.

Scopelo (Scopoli), griech. Insel, im ägäischen Meer, nordöstl. von Negroponte; 1½ □M., 2500 Einw., Mittelpunkt der Insel 39° 8′ 37″ n. Br. und 21° 21′ 35″ ö. L.; gebirgig, waldig. Die gleichn. Hauptstadt liegt auf der Ostküste in einem kleinen Golf; Weinbau.

Scopelos (a. Geogr.), 1) Insel des ägäischen Meeres unweit der thessal. Küste, neben Sciathus, Peparethus und Scyrus, bloß von Ptolem. III, 12 erwähnt; — 2) kleine Insel an der jonischen Küste; — 3) Insel in der Propontis; — 4) Insel des jonischen Meeres zwischen Cephalenia und Zacynthus; — 5) Stadt im südwestlichsten Theile des asiatischen Sarmatien, am linken Ufer des Vardanus (Plin. V, 32, 151).

Scopelus (Ichthyol.), nach Cuvier, Serpe *Risso*, Gatt. der Malacopterygii abdom., Salmonides *Cuv.*, der Ordn. der Bauchflosser und der Zunft der Lachse nach Oken, unter Characinus *Artedi*. Charakter: Rachen und Kiemen außerordentlich weit gespalten; beide Kinnladen mit sehr kleinen Zähnen besetzt, Rand der obern gänzlich durch die Intermaxillarknochen gebildet; Zunge und Gaumen glatt; Schnauze sehr kurz und stumpf; neun bis zehn Kiemenstrahlen; außer der gewöhnlichen Rückenflosse, die dem Zwischenraume der Bauch- und Afterflosse entspricht, noch eine ganz kleine hinten, in der man Spuren von Strahlen wahrnimmt. Kleine Fische des mittelländischen Meeres, wo sie Melettes heißen; von mehrern Arten bekannteste: 1) S. Humboldtii *Risso*, Ichthyol. de Nice, T. X, F. 38. Körper röthlich schwarz, mit großen Silberschuppen bedeckt; Schnauze perlmutterblau. — 2) S. Crocodilus *Risso*. Mit zusammengedrücktem silberblauem Körper, breitem Nacken mit einer hervorstehenden Kantenlinie, weitem Rachen und zarten Zähnen. Der Schwanz hat an der Basis jederseits fünf Stacheln. — 3) S. Balbo *Risso*, Ac. des Sc. de Turin, T. XXV, Abb. X, F. 3. Unterscheidet sich von der vorhergehenden Art durch sehr kleine Schuppen, die in alle bunten Farben spielen; von der Seitenlinie gehen eine Menge strahliger, schwarzer Punktreihen aus; Schnauze rundlich. Sechs sehr lange bewegliche krumme Zähne in der obern und acht dergleichen in der untern Kinnlade, nebst kleinern.

Scopfisch (Ichthyol.), s. v. a. großer Drachenkopf, Scorpaena Scrofa *L.*

Scopi, s. Scupi.

Scopia, europ.-türk. Stadt, Bosnien, südwestlich von Trawnik, auf einem steilen Berge, an d. Verbitza; festes Schloß; 1300 Einw.

Scopito, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzo-citer. II., nordwestlich von Sassa; 560 Einw.

Scopium (a. Geogr.), Ort in Thessalien bei Thebä (Ptolm. V, 99).

Scopo, Insel, s. v. a. Zante.

Scopoli, Johann Anton, Naturforscher, 1725 zu Fleimsthal in Tyrol geboren, studirte zu Innsbruck Medicin, wurde Bergphysikus zu Idria, dann Professor der Mineralogie zu Schemnitz und endlich Professor der Naturgeschichte und Chemie zu Pavia, wo er 1788 †. Schrieb: Flora carniolica, Wien 1762; — Deliciae florae et faunae Insubricae, Pavia 1786—88, 3 Bde.; — Mineralogia, Prag 1792, deutsch von Meidinger, das. 1778; — Entomologia carniolica, Wien 1763; — Annus historico-naturalis, Leipz. 1769—72, 5 Bde., deutsch von Günther und Meidinger, das. 1770—81, 8 Bde.; — Crystallographia hungarica, Prag 1776; — Introductio ad historiam naturalem, das. 1777; — Fundamenta chemiae, das. 1777, deutsch, Wien 1786; — Fundamenta botan., Pavia 1786; — Anfangsgründe der Metallurgie, Mannh. 1789, u. A. — Ueber sein System s. Zoologische Systeme.

Scopolia (Bot.), I. nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Ricotia Lunaria *Dec* — II. Nach Forster, Pflanzengattung. Art: S. lucida *Forst.*, s. v. a. Griselina lucida *Forst.* — III. Nach Lamarck, s. v. a. Scolopia *Schreb.* — IV. Nach Jacquin, Pflanzengattung. Arten unter Scopolina. — V. Nach Smith, Pflanzengattung. Arten unter Toddalia.

Scopolina (Bot.), I. nach Schultes, Gattung der Solanaceae *Juss.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch glockenförmig, 5zähnig, Blumenkrone röhrig, glockenförmig, 5zähnig. Kapsel 2fächerig, deckelartig sich öffnend. Ausdauernde Kräuter; 2 Arten: 1) S. atropoides *Schult.*, tollkirschenartige Scopoline, Hyoscyamus Scopolia *L.* In Oesterreich, Ungarn, in schattigen Wäldern. Stengel fußhoch, 2spaltig. Blätter gestielt, lanzettförmig-eirund, etwas runzelig. Blumen herabhängend, glokkenförmig, außen braunpurpurroth, innen gelblich. Diese Pflanze ist ganz so narkotisch-giftig wie das schwarze Bilsenkraut, Hyoscyamus niger *L.* Sie ist zwar von einigen Aerzten bei verschiedenen nervösen Krankheiten verordnet worden; da sie aber nur sehr selten gefunden wird und das Bilsenkraut sie vollkommen ersetzt, so hat sich ihre Anwendung nicht verbreitet. Sie wird in vielen Gärten kultivirt, ist dann aber nicht so wirksam, als wild gewachsene Exemplare. Houtt., 5, T. 42, B. — 2) S. Hladnickiana *Biatz.* In Kärnthen. — II. Nach

Dumortier, Moosgattung. Arten unter Pellia.

Scopolura (a. Geogr.), Stadt im Süden von India intra Gangem (Ptol. VII, 1, 92).

Scops (Ornith.), nach Cuvier, Zwergohreule, Gatt. der Accipitres *Cuv.*, der Ordn. der Zahnschnäbler und der Zunft der Krummschnäbler nach Oken, unter Strix *L.* Charakter: Ohren stehen oben am Scheitel, mit Ohrbüscheln; Schleier und Ohröffnung klein; Zehen nackt oder nur bestoppelt. Eine europäische und mehre amerikanische und ostindische Arten; wichtigste; 1) S. vera *Cuv.*, Strix Scops *L.*, kleine Ohreule, Aeuflein, fr. petit Duc, ital. Assiolo, Chiu, Zonca. Ein artiger Vogel, nicht größer als eine Amsel, nur 7 Zoll lang, und hat kurze Federbüsche; Färbung aschgrau, mit Weiß und Rostbraun gemischt, voll schwarzer Längsstriche und grauer Querwellen, die Zehen unbefiedert. Sie findet sich ziemlich in ganz Europa und in Nordamerika, aber nicht in Schweden und auch nicht in England, mehr in Süddeutschland, besonders auf den Rheininseln und noch häufiger in Italien, welches sie aber als die einzige Wandereule im Winter verläßt, um nach Afrika u. Asien zu ziehen, kommt in den ersten Frühlingstagen zurück und beginnt selbst vor der Nachtigall an schönen Abenden ihren Gesang. Sie sitzen zerstreut auf den Pappeln im Feld und lassen ihr sonderbares, aber angenehm melancholisches Koncert, untermischt mit ihrem eintönigen, oft wiederholten Pfeifen, begleitet von dem Gequacke unzähliger Frösche, hören. Ihr Pfiff klingt ziemlich wie das Wort Kiu, hört aber allmählig auf, so wie sie mit dem Brüten beschäftigt werden. In der Freiheit fressen sie nur Insekten; wenigstens hat man nichts Anderes als Käfer, Heuschrecken und Grillen in ihrem Magen gefunden; auch scheint ihr zarter Schnabel und die schwachen Füße nicht geeignet zu seyn, Vögel und Mäuse zu überwältigen. Sie legen 5 weiße Eier in Baumlöcher, ohne Nest. Um sie zu schießen, braucht man sich nur unter einen Baum zu stellen und ihren Pfiff nachzuahmen, worauf sie sogleich herbei kommen. Die Bauern fangen sie auf auf eine sinnreiche Art: Einer setzt einen Hut auf eine Stange, nähert denselben allmählig der Eule und dreht sodann die Stange beständig um. Die Eule beguckt diesen fremden Gegenstand mit Staunen, aber während der Zeit legt ihr ein Anderer fächerartig gestellte Leimruthen an einer Stange auf den Rücken. In der Schweiz findet sie sich fast überall in den gemäßigten Thälern, wo Obst wächst, und heißt Todtenvogel, weil sie in mondhellen Nächten sehr deutlich Tod oder Töd ruft, womit man sie auch bis vors Fenster locken kann. Sie hält sich am liebsten in Baumgärten auf und nistet darin, steckt aber nicht in Baumhöhlen, sondern in dichtbelaubten Zweigen, von wo sie früh Morgens nach Käfern, Heuschrecken und Mäusen ausfliegt. Zum Vogelfang ist sie wenig zu gebrauchen, weil sie das Tageslicht nicht so gut erträgt, wie der kleine Kauz. Pl. enl., 436; — Naumann, 43, 3. — 2) S. atricapilla *Temm.*, Strix crucigera Spix. Der Scheitel schwarz; eine breite weißliche, mit Zickzacks verzierte Binde umgibt den Hinterkopf, ein rein schwarzer, breiter Streif geht vom Auge nach hinten. Die Federohren außen schwarz; am Nacken ein röthliches, fein quergestreiftes Halsband; die ganze übrige Oberseite braun und schwarz melirt auf gelblichem Grunde. Die Unterseite weißlich mit schwarzen Schaftstrichen, durch Querzickzacks unterbrochen, an der Brust breiter. In Brasilien. Temm., Col., 145. — 3) S. Ketupu *Cuv.*, Strix ceylonensis Lath. Schön rostgelb, mit zahlreichen rundlichen, schwarzbraunen Flecken auf dem Rücken und Mantel, länglichen bis zu Schaftstrichen am Bauche und den Federohren, Schwingen und Schwanz schwarz gebändert. Füße nackt. In ganz Ostindien. Temm., Col., 74. — 4) S. brasiliana *L.*, die kleine brasilianische Ohreule. Das Männchen obenher graubraun, mit dunkleren Längsflecken und dunkeln, auch gelbröthlichen Querflecken. Decke und Schulterfedern weißlich gefleckt. Unterseite weißlich, mit schwarzbraunen, fein quergestreiften Längsstrichen. Die Ohrfedern an der Innenseite weißlich. Nicht ganz 8 Zoll lang.

Scoptula (lat., Anat.), s. v. a. Scapula, s. Schulterblatt.

Scopula (Entom.), nach Schrank, Gatt. der Lepidoptera Microlepidoptera *Fisch.*, der Ordn. der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken. Charakter: Flügel seidenartig glänzend; Vorderflügel meist mit hellen Flecken und Randstreifen. Unter 22 europäischen Arten sind als schädlich zu bemerken: 1) S. frumentalis *L.*, Saatmotte. Vorderflügel weißlich, mit gelbbraunen, ausgeschweiften Binden; Hinterflügel weiß, mit bräunlichem Außenrand. Raupe im Frühling auf Saaten und dieselben in manchen Gegenden bei starker Vermehrung zerstörend; die Motte fliegt im Juni. Pallas erzählt in seiner Reise durch Rußland, daß die Raupe in der Gegend von Kasan die keimenden Saaten bisweilen fast ganz zerstöre, indem sie dieselben bis auf die Wurzel abfresse. In Deutschland sind noch keine Zerstörungen durch diese Raupe beobachtet worden. Hübner, Pyral., T. 10, F. 64. — 2) S. margaritalis *Hübn.*, Pfeifer in der Rübsaat. Vorderflügel blaßschwefelgelb mit rostfarbiger Spitze; Hinterflügel weißlich mit einer äußern, undeutlichen, rostrothen Binde; 6 Linien lang und 14 Linien breit. Die schwarzen, fast spindelförmigen, 4 Linien langen Raupen, mit schwarzem Kopfe, gelbem, graugestreiftem und schwarzgetüpfeltem Leib und grauen Klauen, leben auf Schotengewächsen, vorzüglich auf Rübsaat, woraus sie die Samen fressen und dadurch an manchen Orten sehr schaden. Sie halten sich zwischen den Stielen der Gewächse unter einem großen Gespinnste auf. Die Motte fliegt im Juni und Juli. Hübner, Beiträge, B. II., Thl. 2, T. 2, F. L.

Scopularia (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Orphydeae *Lindl.* Art: S. Burchelli *Lindl.* Ausdauernde Pflanze auf dem Kap.

Scopus (a. Geogr.), Ort in Palästina, nördl. von Jerusalem.

Scopus (Ornith.), nach Brisson, Umbervogel, Ombrette, Gattung der Grallae cultirostres *Cuv.*, der Ordn. der Stumpfschnäbler und der Zunft der Sumpfvögel nach Oken. Charakter: Schnabel kürzer als der Kopf, messerförmig, an der Spitze etwas hakenförmig; Hinterhaupt des Männchens mit einem Federschopfe; alle Zehen geheftet. Einzige Art: S. umbretta *Briss.* Größer als eine Krähe, 20 Zoll; Schnabel etwas über 3 Zoll, braun, so wie die Füße und das ganze Gefieder, unten heller, auf dem Schwanze einige dunklere Querstreifen. Die Heimath dieses wenig bekannten Vogels ist Afrika, besonders die Gegenden am Senegal. Enl.. 796; Vieill., Gal., 250.

Scorbé-Clairvault, franz. Dorf, Depart. Vienne, Bez. Châtellerault; 1480 Einw.

Scorda (a. Geogr.), Volk im Innern von Bactriana um den Fluß Zariaspis her (Ptolem. VI., 11, 6).

Scordato (ital.), verstimmt; Violino s., verstimmte Violine.

Scordia, ital. Stadt, Insel Sicilien, Intendantur Catania; 3000 Einw.

Scordinema (Scordinismus, lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Carebaria.

Scordii Herba (pharm. Bot.), s. Teucrium Scordium *L.*

Scordisci (a. Geogr.), Volk in Oberpannonien, die Ueberreste eines alten mächtigen Celtenstammes, welches wohl um die Mündung der Muhr in die Drau her und bis nach der Mündung der Kulpa in die Sau hin zu suchen ist (Plin. III., 25, 28).

Scordiscum (lat.), Pferdedecke, besonders für wund gerittene Pferde.

Scordiscus, s. Scödises.

Scordium (Bot.), nach Cavanilles, Pflanzengattung. Art: S. spinosum *Cav.*, s. v. a. Teucrium spinosum *L.*

Scordylus (Ichthyol.), bei den Alten s. v. a. gemeiner Thunfisch, Thynnus vulgaris *Cuv.*

Score (engl.), 1) in England bei zählenden Gütern (namentlich bei Thierhäuten) eine Anzahl von 20 Stück. Der Ausdruck ist daher mit dem deutschen Stiege gleichbedeutend. — 2) Steinkohlenmaß, 20 Körbe haltend.

Scoresby, William, englischer Reisender, aus Liverpool gebürtig, ward Seemann und Kapitän eines Kauffahrers. Aus wissenschaftlichem Interesse untersuchte er bei Gelegenheit des Wallfischfanges die Küste von Ost-Grönland vom 75. Grad südwärts bis 69. Grad nördlicher Breite auf das Genaueste, machte 1822 eine Fahrt nach Grönland und Spitzbergen und näherte sich dem nördlichen Pol bis zum 80. Grad. Sein Tagebuch erschien englisch, London 1824, deutsch von Kries, Hamb. 1825.

Scoresbysund, s. Grönland.

Scorf, franz. Fluß, Depart. Morbihan, mündet in den Hafen von Lorient.

Scoria (lat., v. Griech.), Schlacke, besonders Hautschlacke, d. i. der durch die Hautausdünstung abgehende verbrauchte Thierstoff, dessen Zurückhaltung die sogenannten scorischen (rheumatischen) Krankheiten erzeugt.

Scorias (Bot.), nach Fries, Gattung der Tubercularini Scoriadei *Rchb.*, Cryptogamia Fungi *L.* Arten ausländisch; bekannteste: S. spongiosa *Fr.* Großer Pilz bis 2 Fuß im Durchmesser an Baumwurzeln und Baumstämmen in Nordamerika.

Scorie terreuse (franz., Geognos.), s. v. a. Erdschlacke (s. d.).

Scorilo, König der Dacier. Als diese ungestüm einen Krieg gegen die durch innere Zwistigkeiten geschwächten Römer verlangten, ließ er zwei Hunde in die Versammlung bringen und auf einander hetzen. Während diese sich heftig bissen, ließ er einen Wolf hinzu, worauf die Hunde vereinigt den Wolf angriffen u. ihn tödteten. Die Dacier verstanden das Gleichniß und gaben den Zug gegen die Römer auf.

Scoringia (a. Geogr.), unbekannte Landschaft, in welcher sich die Winiler, dann die Longobarden auf ihrer Wanderung aus Skandinavien einige Zeit aufgehalten haben sollen.

Scorious Basalt (engl., Geognos.), s. v. a. verschlackter Basalt.

Scorious Lava (engl., Geognos.), s. v. a. verschlackte Lava (s. d.).

Scorlus (Min.), s. v. a. Schörl.

Scorodit (Min.), s. v. a. Skorodit (s. d.).

Scorodites (lat., Min.), nach Breithaupt, Spathgattung, rhombisch, holoëdrisch, brachyax, primäres Prisma $=61^{\circ}$, lateral spaltbar, H. $=4{,}5$ — $5{,}0$, G. $=3{,}18$—$3{,}30$, mit der Species S. ferricus (Skorodit).

Scorodolasarum (pharm. Bot.), s. v. a. stinkender Asand, Asa foetida *L.*

Scorodomoff, Gawril, Kupferstecher von St. Petersburg, bildete sich in London unter Bartolozzi und verweilte mehre Jahre in England. Er lieferte eine bedeutende Anzahl von Blättern in Punktir- u. Röthelmanier, die theilweise Meisterwerke ihrer Art sind. S. † 1792 zu St. Petersburg in Dürftigkeit. Zu seinen Hauptwerken gehören die Bildnisse der kaiserlichen Familie, deren er einige selbst gezeichnet hat.

Scorodon (Bot.), nach Koch, Untergattung von Allium *L.*

Scorodonia (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Arten unter Teucrium *L.* Typus: S. heteromalla *Moench*, Teucrium S. *L.*, wilde Salbei, Ackersalbei, Ackersalbeikraut. In West- und Südeuropa, an Waldrändern. Blätter gestielt, herz-eiförmig, stumpf, gekerbt, weichhaarig. Trauben end- und achselständig, einseitig; Deckblätter gestielt, verkürzt. Wirkt wie der Lachen-Knoblauch, Teucrium Scordium *L.*, aber schwächer, und war früher als Herba Scorodoniae s. Salviae agrestis s. sylvestris, um zu reizen und Schweiß hervorzurufen, besonders bei Faul- und Nervenfiebern, Verschleimung des Darmkanals, Rheumatismus u. s. w. gebräuchlich. Fl. dan. T. 485.

Scorodopraso (ital., Bot.), s. v. a. Rockamboll, s. Allium sativum *L.*, unter Lauch.

Scorodoprasum (Bot.), s. v. a. Allium S. *L.*, s. Lauch.

Scorpäna (Ichthyol.), nach Linné, Drachenkopf, Gattung der Acanthopterygii Cataphracti *Cuv.*, der Ordn. der Stummelflosser und der Zunft der Grundeln nach Oken. Charakter: Kopf seitwärts zusammengedrückt, oft mit Schuppen bedeckt, stachelig und gepanzert; nur eine, aus zweien verschmolzene Rückenflosse; sieben Kiemenstrahlen. Fische von monströsem, höckerigem Aussehen, oft mit Hautlappen an verschiedenen Stellen des Körpers, der weich u. schwammig ist; 14 Arten, darunter 2 europäische; bekannteste: 1) S. Scrofa *L.*, großer Drachenkopf, franz. Crapaud de mèr, Scorpion, ital. Scrofano, Rascasso. Ohne Schuppen am Kopfe, der Nacken gefurcht, mit Stachelhaken besetzt, der Kiemendeckel dornig, die Unterlippe mit Bartfäden besetzt, welche sich auch längs der erhabenen Seitenlinie zeigen. Die Schuppen sind groß und breit. Viele Hautlappen, die nach Alter uud Jahreszeit variiren. Im Leben ist er prächtig mennigroth, mit bräunlichen Flekken, auch braunen und weißen Streifen; über dem Auge stehen Hörnchen. Das schöne Roth dieses Fisches soll sogar die Finger färben. Er wird bis an 2 Fuß lang und bis 4 Pfd. schwer; man trifft ihn im ganzen mittelländischen und dem adriatischen Meer. Sein Fleisch ist zähe, jedoch geschätzt, und er wird häufig gegessen. Man fängt ihn im Sommer. Er ist sehr stark und lebhaft und kämpft gegen andere Fische mit Wuth, wobei ihm seine starken Waffen behülflich sind. Da er den vordersten Rückenflossenstrahl aufrichten kann, so verwundet er damit sehr bös, daher er auch von allen Fischen gefürchtet wird. Man faßt ihn darum auch so an, daß man ihm jenen Stachel dabei niederdrückt. Bloch, D. F., T. 182. Duhamel, Traité des pêches, Sekt. V., Taf. 4. — 2) S. porcus *L.*, kleiner Drachenkopf, franz. Rascasse, ital. Scrofanello, Scarpena. Gleicht dem Vorhergehenden, ist aber nicht so schön roth, sondern brauner mit zahlreicheren kleineren Schuppen. der Vorderdeckel hat 3 Dornen, wovon der oberste der größte ist. Fädchen befinden sich nur am Kopfe. Dieser ist kürzer als beim Vorigen, der Leib höher; die Schuppen sind rauher und kleiner, die Strahlen der vorderen Rückenflosse von gleicher Länge. Er ist braun und groß gefleckt. Wird etwa 8 Zoll lang und 1 Pfd. schwer. Bloch, T. 181. — 3) Diabolus *Cuv.* Duh., Sekt. V., Taf. 3, F. 1. — 4) S. Bufo *Cuv.* Parra XVIII, 1, C. — Unter dem Namen Taenianotes stellt Cuvier in einer besonderen Untergattung diejenigen Scorpänen zusammen, die einen sehr zusammengedrückten Körper haben und bei denen sich die sehr hohe Rückenflosse mit der Schwanzflosse vereinigt.

Scorpio (Arachnid.), nach Linné, Scorpion, Skorpion, Gattung der Arachnides pulmonariae pedipalpi *Latr.*, der Ordnung der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Scorpione nach Oken. Charakter: Schwanz gegliedert, in einen blasigen, am Ende gebogenen u. durchbohrten Stachel auslaufend, worin eine Giftdrüse liegt; Taster groß, scheerenförmig; hinter den 8 Beinen in der Nähe der beiden Geschlechtsöffnungen 2 Kämme; 2 große und 3—10 kleinere Augen; athmen durch Lungensäcke und gebären lebendige Junge. Kommen Nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervor, laufen mit aufgehobenem Schwanze, fassen ihren Raub (Insekten) mit den Scheeren an und tödten ihn mit dem Giftstachel, tödten sich aber, wie man früher glaubte, nie selbst. Das Skorpionengift hat im Ganzen viel Aehnliches mit dem der Vipern; es schmeckt aber scharf und heiß und gleicht hierin auch dem der Wespen und Bienen. Nur wenige Arten leben in gemäßigten, die meisten in heißen Ländern, wo ihr Stich tödtlich werden kann; der Stich der südeuropäischen Arten ist indeß für den Menschen nicht tödtlich, verursacht aber heftige Schmerzen, welche durch Einreibungen mit Oel gelindert werden. Nach der Anzahl und Stellung der Augen zerfällt die alte linnéische Gattung in folgende Untergattungen:

I. Scorpio *L.*, Scorpius *Ehrenb.* Mit 6 Augen: 2 auf der Mitte des Kopfbruststückes und 2 jederseits an dessen Vorderrande. Arten in Europa, aber nur südlich der Alpen, von 11 bekannteste: 1) S. italicus *Herbst.* Braunschwarz; Beine gelblichbraun; 5 Schwanzkiele; 9 Grübchen auf der untern Handfläche; 18—22 Linien; In Oberitalien, vorzüglich Triest. — 2) S germanus *Koch*, deutscher Skorpion. Kastanienbraun, mit braunrothen Scheeren; 3 Grübchen in der untern Handfläche; Schwanz ungekielt. Die kleinste Art. Das Männchen ist schmäler mit etwas längerem Schwanz und viel dickerem Giftstachel; das Weibchen ist an dem dickeren Bauche kenntlich. Beide Geschlechter 1 Zoll lang, glänzend. Findet sich in Oberitalien bis ins südliche Tyrol. Hahn, Arachnid., von Koch fortges., Bd. III, Heft 17, Taf. CVIII; Schäffer, Elem. Entom., T. II, Fig. 3—5, und T. CXIII, F. 1—3. — 3) S. europaeus *L.*, gemeiner europäischer Skorpion. Dunkelbraun; Beine und Schwanzstachel heller, mit herzförmigen kantigen Scheeren; 14—16 Linien. Fast in ganz Südeuropa. — Medicinisches. Gebräuchlich sind die ganzen Thiere, Skorpione, Scorpiones. Man gab sie früher gepulvert als Schweiß und Harn treibendes Mittel; jetzt aber gebraucht man sie nur noch zur Bereitung des Skorpionenöls, Oleum Scorpionum, indem man in Italien und Südfrankreich 20 lebendige Skorpione mit 1 Pfd. ausgepreßtem bitteren Mandelöl im Wasserbade eine Zeit hindurch kocht und dann im Sonnenscheine digerirt. Früher wurde das Skorpionenöl innerlich und äußerlich bei Nierenkolik angewendet, jetzt braucht man es nur noch zu Einreibungen gegen Skorpion-, Bienen-, Wespen- und Stiche anderer Insekten. Herbst, Monogr., T. 3, F. 1 und 2.

II. Buthus *Leach.* Mit 8 Augen: 2 auf der Mitte des Kopfbruststückes und 3 auf jeder Seite; Scheerenglieder dick, groß; Schwanz dick, mehrkantig, gekörnt. Hierher gehören die größten Arten, die nur in Afrika und Ostindien vorkommen: 1) B. afer *Leach*, S. afer *L.*, großer afrikanischer Skorpion,

Braunschwarz, die Schilder gelbbraun und stark glänzend, das Endglied des Schwanzes kurzeiförmig, braunroth. Die Hände breiter als lang, flach gewölbt, dicht grobkörnig; 15—17 Zähne an den Kämmen. Wahrscheinlich die größte Art; vom Kopf bis zum Schwanz einen halben Fuß lang und vorn daumendick; der Stachel ausnehmend stark; die Fußpaare nehmen nach hinten an Größe zu. Findet sich in ganz Afrika und ziemlich häufig am Kap; sein Stich ist tödtlich, der Tod erfolgt gewöhnlich nach 12—18 Stunden. Vgl. Koch, Arachniden, Taf. LXXIX, F. 175; Herbst, IV, T. 1, F. 1. — 2) B. cyaneus *Leach*, S. indicus *L.*, dunkelblauer indischer Skorpion. Schwarz mit blauem Schimmer; Hände breit, flach gewölbt, tief lederartig runzelig; Schenkel unten gezähnt. Erreicht eine Größe von 4 Zoll. Auf den ostindischen Inseln. Sein Stich ist sehr gefährlich, er soll theils den Tod, theils Wahnsinn erzeugen. Koch, Arachniden 2c., F. 225. — 3) B. megacephalus *Leach*, großköpfiger indischer Skorpion. Schwarz mit röthlichem Schimmer; Hände groß, stark gekörnt; Schenkel unten glatt. Gegen 4½ Zoll lang. Vaterland ungewiß. Koch, Arachniden 2c., F. 224; — Rösel, Insektenbel., III, T. LXV.

III. Centrurus *Ehrenb.* Mit 10 Augen. Arten sämmtlich in Amerika, wo nach Humboldt einige Arten durch ihren Stich den Menschen fürchterliche Schmerzen erregen und sogar bewirken, daß man die Sprache verliert, indem die Zunge gegen 16 Stunden lang gelähmt bleibt. Bekannteste Art: C. americanus *Ehrenb.*, S. americanus *L.* Blaßgelb, braungefleckt; Arme, Hände und Schwanz sehr lang, Stachel an der Basis zugespitzt; 2½ Zoll lang. Im tropischen Amerika, in den Häusern und auf dem Felde. Pohl und Kollar, Brasiliens lästige Insekten, T. 1, F. 3.

IV. Androctonus *Ehrenb.* Mit 12 Augen, von denen 4 auf jeder Seite hinter einander stehen. Arten sämmtlich in Südeuropa und Nordafrika; bekannteste: A. occitanus *Amor.*, Feldskorpion, le Scorpion roussatre. Braungelb, mit blasig aufgetriebenen vordern Schwanzgliedern, die oben stark körnig gekielt und in der Mitte vertieft sind; Stachelspitze schwarz. In den Küstenländern des mittelländischen Meeres, besonders in Spanien häufig. Gegen 2 Zoll lang, Schwanz länger als der Körper. Stich nicht tödtlich, aber heftiges Brennen erregend. Leach, Zool. Misc. III, CXLVIII.

Herbst hat in seinem Natursystem der ungeflügelten Insekten (Bd. 1, 1789) eine treffliche Monographie der Gattung Scorpio geliefert, die aber durch die neueren Entdeckungen und Beobachtungen ergänzt werden muß.

S. Schweiggeri *Holl* (Petrefaktenk., S. 177) aus dem Bernstein ist Chelifer oder ein Obisium.

Scorpiodexis (lat., v. Griech., Med.), der Skorpionsstich, s. Scorpio.

Scorpioides (bot. Term.), skorpionartig, eigentlich einem Skorpionsschwanz ähnlich, ein wenig gebräuchlicher Ausdruck für den schneckenlinig zurückgerollten Blüthenstand (s. bei Circinatim) der Boragineen (Heliotropium, Myosotis, Anchusa 2c.), welcher meist die Form einer Traube (Racemus scorpioides, Wickeltraube) besitzt.

Scorpioides (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung. Arten unter Scorpiurus.

Scorpion (franz., Ichthyol.), s. v. a. großer Drachenkopf, Scorpaena Scrofa *L.*, Scorpion de mèr, s. v. a. Seekröte, Cottus scorpius.

Scorpionidä (Arachnid.), s. v. a. eigentliche Skorpione, Familie der Arachnidenordnung der Arthrogastra oder Skorpione (s. d.).

Scorpions-thorn (engl., Bot.), s. v. a. europäischer Heckſamen, Ulex europaeus *L.*

Scorpiurus (Bot.), I. nach Linné, Scorpionsschwanz, Scorpionskraut, Rollqueste bei Oken, Gattung der Papilionaceae Hedisareae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.* Charakter: Kelch 5spaltig; Hülse fast spiralig zurückgerollt, aus 3—6 einsamigen Gliedern bestehend, der Länge nach gefurcht, an den Nerven oft stachelig oder stachelspitzig. Von 8 Arten, Sommerkräutern mit einfachen Blättern und gelben Blüthen in Achselköpfchen, sind zu nennen: 1) S. muricata *L.* Moris., Oxon. Sc., 2, T. 11, F. 4. — 2) S. subvillosa *L.* Moris., Oxon. Sc., 2, T. 11, F. 2. — 3) S. suliata *L.* *Lam.*, III, T. 631. Diese 3 Arten, sämmtlich in den Ländern am Mittelmeer einheimisch, sind unter Σκορπιοειδὴς des Dioscorides zu verstehen. Sie wurden, weil ihre Hülsen Aehnlichkeit mit einem Scorpionsschwanz haben, für Heilkräuter gegen die Folgen der Scorpionstiche gehalten. — 4) S. vermiculata *L.* Am Mittelmeer, bei uns in Gärten. Stiele einblüthig, kriechend, spannenlang; Blätter lanzettförmig, am Stiel herablaufend. Blüthen in langgestielten, armblüthigen Achseldolden; Hülsen voll Schuppen, 1½ Z. lang, eingerollt, mit 8 Samen. Schkuhr, T. 208. — II. Nach Haller, Pflanzengattung. Arten unter Myosotis.

Scorpius (Scorpio, griech. Myth.), der Skorpion, welcher als Sternbild an den Himmel in den Thierkreis zwischen Wage und Schützen versetzt wurde, entweder zum Lohn dafür, daß er den Orion, welcher der Artemis nachstellte und ihr Gewalt anthun wollte, auf Befehl dieser Göttin getödtet hatte, oder weil er auf Befehl der Gäa den Orion tödtete, als dieser sich rühmte, er getraue sich als vollkommener Jäger alles Lebendige zu erlegen. Da nun aber auch Orion an den Himmel versetzt wurde, so richtete es Zeus so ein, daß das Sternbild des einen aufging, wenn das andere unterging. Nach Ovid fing der Untergang des Skorpion am 16. März an, und sein völliger Untergang erfolgte am 1. April.

Scorpius, I. (Ichthyol.), 1) nach Gesner, Fischgattung, s. v. a. Scorpaena *L.*; — 2) s. v. a. Meergroppe, Cottus Scorpius *L.* — II. (Bot.), a) nach Loiseleur, Untergattung von Scorpiurus *L.*; — b) nach Mönch, Pflanzengattung; Art: S. spinosus *Moench*, s. v. a. Genista germanica *L.*; — c) nach Medicus,

Pflanzengattung, s. v. a. Ornithopus scorpioides *L.*

Scorrano (Geogr.), 1) ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo-ulter. I., südöstlich von Teramo; 640 Einw.; — 2) Flecken daselbst, Prov. Terra-di-Otranto, nordwestlich von Nociglia; 1320 Einw.

Scorso (ital., Handelsw.), der verflossene Monat.

Scortatio (lat.), s. Unzuchtsverbrechen.

Scortea (lat.), ein Kleidungsstück aus Leder.

Scortico, schiffbarer ital. Kanal, Lombardei, beginnt im Adigetto, ist gegen Süden gerichtet und fließt in den Biamo-Kanal.

Scorticone, Domenico, Architekt und Bildhauer, Schüler von T. Carlone und zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Genua thätig, wo er viele Werke hinterließ. Sprani rühmt diesen Meister.

Scortum (lat.), 1) ein Fell; — 2) Person, welche ihren Körper dem andern oder dem eigenen Geschlechte preisgibt.

Scorza (Biogr.), 1) Giovanni Battista, Zeichner und Maler, Schüler von L. Cambiaso, verlegte sich besonders auf die Miniaturmalerei und verzierte im Auftrage Philipps II. von Spanien Chorbücher des Eskurial, worauf er sich nach Genua begab. Er fertigte viele Zeichnungen, welche Thiere und Insekten vorstellen, meisterhaft in Wasserfarben gemalt. Fürsten und reiche Kunstfreunde erwarben Werke von ihm. Einige kamen nach Sicilien, wo S. einige Zeit lebte; er † aber zu Genua 1837 im 90. Jahre. — 2) Sinibaldo, Maler, geb. zu Voltaggio im Genuesischen 1589, Schüler von J. B. Corrosio und J. B. Paggi, verlegte sich anfangs mit Vorliebe auf die Miniaturmalerei und übte sich dabei mit allem Fleiße im Zeichnen mit der Feder, was ihm so gut gelang, daß z. B. seine mit der Feder gefertigten Kopien von Blättern Albrecht Dürers für Original angesehen werden konnten. In Miniatur malte er Landschaften, Thiere, Blumen und historische Darstellungen. Marino verhalf ihm zu einer Anstellung am Hofe zu Turin, wo er viele Bilder in Miniatur malte und neben andern mit ungemeinem Fleiße auf 6 Folioblättern die Geschichte von Erschaffung der Welt an bis auf seine Zeit in reichster Ausschmückung und mit solcher Kunst, daß man den Meister mit Giulio Clovio verglich. Nach dem Ausbruch des Krieges mit den Genuesern verließ er Turin, wurde aber zuletzt in Genua als Spion des Herzogs von Savoyen verdächtig und mußte die Vaterstadt verlassen. Jetzt ließ er sich in Rom nieder und malte hier eine ziemliche Anzahl von Bildern in Oel, womit er ebenfalls großen Beifall sich erwarb. Er malte jetzt meist Landschaften mit biblischer und historischer Staffage, dann mit Thieren in Berghems Weise, womit er den flämischen mit dem italienischen Style glücklich vereinigte. Dennoch findet er jetzt in Gallerien selten mehr einen Platz. In Genua sind noch Werke von ihm, wie in der Gallerie des Palastes Brignola. S. † zu Genua 1631.

Scorzato (ital., Mal.), s. v. a. Skorzirt.

Scorzo, in Rom 1) ein Feldmaß, 16 = 1 Rubbio; — 2) Fruchtmaß à $4^1/_2$ Quartucci und 5 1/[illegible] Scorzi = 1 Quarto.

Scorzone (ital., Ichthyol.), s. v. a. Pantherhai, Scyllium stellare *Cuv.*

Scorzonera (Bot.), nach Linné, Haferwurz, Schwarzwurzel, Gattung der Compositae Cichoraceae *Spr.*, Syngenesia Aequalis *L.* Charakter: Körbchen gleichehig; Blüthen zwitterig, zungenförmig; Hüllkelch dachig. Blüthenlager nackt. Früchte nach oben allmählig in einen Schnabel verdünnt, am Grunde mit einer den Nabel umgebenden, sehr kurzen Schwiele. Fruchtkrone gleichförmig, federig, die Federhaare der Strahlen verstrickt. Von mehr als 60 Arten, ausdauernden Kräutern meistens in Europa und Mittelasien, sind folgende entweder als Arznei-, oder als Nahrungs-, oder als Zierpflanzen merkwürdig: 1) S. glastifolia *Willd.*, weidenblättrige Haferwurz. In Deutschland, Norditalien, Südfrankreich. Wurzel fast walzlich; Stengel mit Aesten, die an ihrem Ende ein Blüthenkörbchen tragen; Blätter oval-lanzettlich, am Grunde stengelumfassend. Hüllkelche länglich, mit zugespitzten Schuppen und in der Jugend fast weichhaarigen Achenien. Ist der folgenden Art sehr ähnlich und wird in gleicher Weise kultivirt und benutzt. — 2) S. hispanica *L.*, spanische oder gemeine Haferwurz, Schwarzwurzel, Gartenschwarzwurz, Nattergras, Schlangengras. Wurzel walzenförmig; Stengel mit Aesten, die an ihrem Ende ein Blüthenkörbchen tragen. Blätter lanzettlich, am Grunde stengelumfassend, wellig oder fast klein gezähnelt, kahl oder auf beiden Seiten fast weichhaarig; Hüllkelche länglich, mit zugespitzten Schuppen. In Südeuropa, Nordafrika; in Deutschland in Gärten angebaut. Aendert mit breitern und linealischen Blättern ab. — Kultur und Gebrauch. Die Pflanze kommt fast in jedem, besonders aber in nahrhaftem, tiefgelockertem Boden, bei offenem Standorte, gut fort. Man säet den Samen von Anfang März bis April, breitwürfig oder auch in Reihen, möglichst dünn auf 4 Fuß breite Beete, die man während des Sommers öfters auflockert und von Unkraut rein hält. Im Spätjahre werden die Wurzeln für den Wintergebrauch herausgenommen und im Keller in Sand eingeschlagen. Oft läßt man die Wurzeln 2 Jahre stehen und nimmt sie dann erst heraus. Den Samen, der 2 Jahre keimkräftig bleibt, erlangt man von 2jährigen Pflanzen. Er wird ungleich reif und fällt sehr leicht aus, weshalb man täglich den reifen abnehmen muß. Die gerösteten Wurzeln sind als Kaffee- und die Blätter als Futtersurrogat für Seidenwürmer empfohlen worden. Jedoch stellten sich die Blätter in letzterer Beziehung als ganz untauglich heraus. Die Wurzeln werden im Keller bis zum Frühling aufbewahrt. Die für den Frühlingsgebrauch läßt man oft im freien Lande, wo sie

jedoch nicht bis zum Eintritt der Vegetation bleiben dürfen. Das aus ihnen bereitete Gemüse ist eine beliebte, leicht verdauliche Speise. Früher war die Wurzel als Radix Scorzonerae s. Scorzonerae hortensis s. Viperinae s. Serpentariae officinell. Sie enthält einen schleimig-süßlichen Milchsaft und man hielt sie für sehr arzneikräftig und schrieb ihr besondere Wirkung gegen die Folgen der Bisse giftiger Schlangen zu, so wie man sie auch bei typhösen Fiebern empfahl; jedoch wirkt sie nur auflösend, gelind-eröffnend, einhüllend und nährend, weshalb sie zu den geschätzten diätetischen Mitteln gehört. Lam., Ill., Taf. 647, Fig. 5. — 3) S. humilis *L.*, niedrige oder wilde Haferwurz. In Europa, Sibirien, China, auf Bergwiesen. Wurzel walzlich, am Halse mit Fasern schopfartig besetzt; Wurzelblätter oval-länglich oder linealisch-lanzettlich; Stengel fast nackt, mit einem Blüthenkörbchen am Ende. Hüllkelch oval-länglich, mit am Rande häutigen Schuppen. Die Wurzel war früher als Radix Scorzonerae latifoliae s. sinuatae, s. Serpentariae, wie die voriger Art in Anwendung. Jacq., Fl. austr., Taf. 36. — 4) S. plantaginea *Schlchdl.*, wegbreitartige Haferwurz. In Mitteleuropa, auf feuchten Bergwiesen und in Hainen. Wurzel walzlich, am Halse nackt; Stengel wenigblätterig, am Ende wollig, später kahl. Untere Blätter gestielt, breit-lanzettlich, 5nervig, am Ende fast schwielig zugespitzt; Hüllkelche oval-walzlich, mit lanzettlichen Schuppen. Stimmt hinsichtlich ihrer arzneilichen Eigenschaften und ihrer ehemaligen Anwendung mit der vorigen Art überein. Fl. dan., Taf. 1653. — 5) S. purpurea *L.*, purpurrothe Haferwurz. In Deutschland, auf sonnigen, dürren Hügeln; in Sibirien. Stengel ästig, Blätter linien-pfriemenförmig, rinnenförmig-3seitig, meistens behaart. Blumen rosenroth oder hellpurpurroth; Kelchschuppen breit-lanzettförmig. Jacq., Austr., 1, Taf. 35. — 6) S. rosea *Waldst.* et *Kit.*, rosenrothe Haferwurzel. In Ungarn, Kroatien, Kärnthen, auf Bergwiesen und in Gehölzen. Stengel unten ästig, meistens 1blumig; Wurzelblätter linien-lanzettförmig, scharfrandig; Stengelblätter gekielt-linienförmig. Blumen groß, blau-fleischfarbig; Kelchschuppen langgespitzt. Waldst. u. Kit., Pl. rar. hung., 2, T. 121. Die beiden letzten Arten sind Zierpflanzen. Sie lieben einen sonnigen Standort, lockern, fetten Boden, dauern im Freien und werden durch Samen und Wurzeltheilung vermehrt. — Außerdem sind noch zu nennen: 7) S. aristata *Ram.* Auf den Pyrenäen, Alpen. — 8) S. austriaca *Willd.* In Oesterreich. — 9) S. hirsuta *L.* In Südeuropa. — 10) S. lanata *Bbrst.* Im Kaukasus. — 11) S. mollis *Bbrst.* In Taurien. — 12) S. stricta *Homm.* Im Kaukasus und Sibirien.

Scorzoneroides (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Art: S. autumnalis *Moench*, s. v. a. Apargia autumnalis *Willd.*

Scossion (v. Ital.), 1) s. v. a. Empfang; — 2) Bezahlung eines Wechsels oder einer Anweisung.

Scotäna (Entom.), nach Klug, Wespengattung, s. v. a. Thynnus *Fabr.*

Scotane (a. Geogr.), Ort in der arkadischen Landschaft Clitoria (Paus. VIII, 23, 8).

Scotanum (Bot.), nach Adanson, Untergattung von Ficaria *Hall.*

Scotatio (lat., Rechtsw.), die symbolische Eigenthumsübertragung von Grundstücken mittelst Uebergabe einer Erdscholle.

Scotch-Rose (engl., Bot.), s. v. a. vielstachlige Rose, Rosa spinosissima *L.*

Scoter Duck (engl., Ornith.), s. v. a. Trauer-Ente, Anas nigra *L.*, s. Ente.

Scoti (a. Geogr.), Hauptstamm der alten Kaledonier im südlichern Theile von Schottland und in Irland, dessen Name später zum Namen des ganzen Volkes der Schotten wurde.

Scotia (Bot.), nach Thunberg, s. v. a. Schotia *Jacq.*

Scotie (Bauk.), s. v. a. Trochilus.

Scotin (Biogr.), 1) Gerard, Kupferstecher, geb. zu Genesse bei Paris 1642, Schüler von F. Poilly, gehört zu den guten französischen Meistern seines Faches; mehre seiner Blätter verdienen Beachtung; auch viele Vignetten und andere kleine Blätter finden sich von ihm. S. † um 1718. — 2) Louis Gerard, Kupferstecher, Neffe des Vorigen, 1690 zu Paris geboren, begab sich später nach London, wo er mehre Jahre für Buchhändler arbeitete und dann auch einige größere Blätter stach. Todesjahr unbekannt. Er arbeitete noch 1745 in London, und scheint später nach Paris zurückgekehrt zu seyn, wo er einige Genrebilder nach französischen Meistern stach. Nach 1755 arbeitete er nicht mehr.

Scotinus (Entom.), nach Kirby, Gatt. der Coleoptera heteromera Melanosomata *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Mulmkäfer nach Oken, unter Blaps *Fabr.* Arten in Südamerika; als Typus kann gelten: S. crenicollis *Kirby*. Linné, Trans. XII, XXI, 14.

Scotisten, s. Duns.

Scotitas (a. Geogr.), waldiger Bezirk im nördlichen Lakonien an der tegeatisch-thyreatischen Grenze, mit einem Heiligthum des Zeus Scotitas (Paus. III, 10, 6).

Scotland (Geogr.), s. v. a. Schottland.

Scotnicow, Iwan, Kupferstecher zu St. Petersburg, im 1. Decennium des 19. Jahrhunderts thätig, stach mehre Blätter für die „Galerie de l'Hermitage, gravée au trait d'après les plus beaux tableaux etc.", St. Petersburg 1805.

Scotobius (Entom.), nach Germar, Gattung der Coleoptera heteromera Melanosomata *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Mulmkäfer nach Oken, unter Pimelia *Fabr.* Arten in Südamerika. Vgl. Germar, Insect. spec. nov. S. 136.

Scotodia (Scotodinia, Scotodiniasis, Scotodinus, Scotonia, Scototosis, lat., v. Griech., Med.), Schwindel mit Dunkelwerden vor den Augen; s. Schwindel 1).

Scotomata (Med.), s. Staar.

Scotophilus (Säugeth.), nach Leach, Fledermausgatt., s. v. a. Vespertilio Kuhlii *Temm.*

Scotosis (Med.), Myodesopsie, Mückensehen, Flockensehen, Mouches volantes der Franzosen, Gesichtstäuschungen, wo kleine trübe Flecken oder Punkte von verschiedener Gestalt in einer größern oder kleinern Entfernung vom Auge gesehen werden. Die Gestalt dieser vom Punkte ist sehr verschieden; es sind bald feststehende schwarze größere oder kleinere Punkte, bald beweglich hellere oder dunklere Pünktchen, Nebelflecken, Kreise, Punkte mit Schwänzen, Perlenschnüre, bald Maschen oder Netzen vergleichbar, bald Mücken oder Spinnen, oder einem Mückenkopf ähnlich, bald sind es Streifen und ein spinnenartiges Gewebe. Bald sieht sie der Kranke stets und überall, bald verschwinden sie zeitweise; am lebhaftesten treten sie stets hervor, wenn man eine hellerleuchtete Fläche, den Himmel, ein Blatt Papier, die Meeresfläche, ansieht, bald verschwinden sie bei Kerzenbeleuchtung u. in der Dämmerung, bald sieht man sie selbst noch bei geschlossenem Auge. Man theilt sie in 2 Klassen. Die erste umfaßt die Punkte, Linien, Bläschen, welche sich nach einem bestimmten Typus bewegen. Ihre Gestalt ist unregelmäßig, die Linien krumm, geschlängelt, zuweilen Knoten bildend; die Punkte scheinen bei weniger hellem Licht vollkommene Kreise zu seyn, gleiten sie aber über helleerleuchtete Gegenstände hinweg, so wird ihre Peripherie unregelmäßig und beim hellsten Licht erscheinen sie als ein Gewirr zusammengedrehter Fäden. Fast alle zeigen alsdann einen hineinlaufenden und heraustretenden Faden, an welchem sie gleichsam einen Knoten bilden. Oft sind sie perlenschnurartig, ihre Farbe ist schwarz. Ruht das Auge, so sind sie unterhalb des Gesichtsfeldes verborgen; jede Bewegung, nur nicht die nach unten, bringt sie zu Tage, sie folgen hierbei zuerst der Richtung, welche die Bewegung des Sehfeldes ihnen vorschreibt, anfangs hinter letzterem zurückbleibend, bald aber es ereilend und über dasselbe hinausfliegend. Sie haben auch bei langer Dauer keinen Einfluß auf die Schärfe des Gesichtes. Die zweite Form umfaßt die Punkte, welche gar keine Bewegung für sich haben, sie folgen dem Blicke überall hin. Eine dritte Art von Flockensehen charakterisirt sich durch ganz regelloses Umherschweifen der einzelnen Punkte. Vgl. Augentäuschungen.

Scots (Handelsw.), s. v. a. Escots.

Scott (Geogr.) 1) nordamerikan. Grafschaft, V. St., Staat Indiana; 1820: 2340, 1840: 4250 Einw.; Hauptort: Lexington; — 2) Grafschaft das., Staat Kentucky; 1820: 14,220, 1840: 13,670 Einw.; Hauptort: Georgetown, 1840: 1510 Einw.; — 3) Grafschaft das., Staat Missouri; 1830: 2140, 1840: 5970 Einw.; Hauptort: Benton; — 4) Grafschaft das., Staat Virginia; 1820: 4260, 1830: 5700, 1840: 7300 Einw.; Hauptort: Estilville; — 5) Ort das., Staat Ohio, Grafschaft Adams; 1820: 1130 Einw.; — 6) Grafschaft das., Staat Illinois; 1840: 6220 Einw.; — 7) Grafschaft das., Staat Arkansas; 1840: 1700 Einw.; Hauptort Boonesvilla; — 8) Grafschaft das., Staat Mississippi; 1840: 1650 Einw.; Hauptort: Hillsborough; — 9) austral. Insel, Fidschi-Inseln.

Scott (Biogr.), I. Gelehrte, Dichter ꝛc.: 1) (Scotus), Johann S. Erigena, s. Erigena; — 2) (Scotus, Scot, Schott), Michael, englischer Nekromant, Adept und Astrolog, in der schottischen Grafschaft Firste geboren, studirte Mathematik, Astronomie, Medicin, Chemie und Sprachen, kam jung nach Frankreich, dann zu Kaiser Friedrich II., zu Eduard II. von England, begleitete als Gesandter eine schottische Prinzessin nach Norwegen und † nach 1290 zu Holme-Colterne, nach Andern in der Abtei Molcrose. Schrieb: Physionomia et de hominis procreatione, Paris 1508, n. Aufl., Frankf. 1615, mit den Werken von Albertus Magnus, Amsterd. 1655, 1660; — Quaestio curiosa de natura solis et lunae, Straßb. 1622; — Musa philosophica, Frankf. 1602, 1608, Leipz. 1603. — Er soll an der vom Kaiser Friedrich II. veranstalteten lat. Uebersetzung des Aristoteles aus dem Arabischen des Avicenna Theil gehabt haben. — 3) Duns, s. Duns Scotus. — 4) Levis, s. Flibustier; — 5) Daniel, Gräcist, zu Ende des 17. Jahrhunderts zu London geboren, studirte in Holland die Rechte, ward Mennonit und † 1759. Hauptwerk: Appendix ad thesaurum linguae graecae ab H. Stephan., Lond. 1745—46, 2 Bde., Fol. — 6) John, Sohn eines Buchhändlers zu London, wo er 1730 geboren war, ging mit seinem Vater nach Amwell, kehrte 1766 nach London zurück und † 1783 zu Radcliffe bei London. Schrieb: Amwell, London 1766; — Poems, das. 1782. — 7) Thomas, Theolog, 1747 zu Drayloft in der Grafschaft Lincoln geboren, studirte erst Medicin, dann Theologie, ward Pfarrer am Spitale Lock in London, zog sich später aber nach Aston zurück. Er war Hauptstifter und bis 1814 Sekretär der Missionsgesellschaft der anglikanischen Kirche, so wie Direktor der Studien der jungen Missionäre und hatte an der Begründung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London großen Antheil. S. † 1821. Schrieb mehre Erbauungsbücher, z. B. „The pilgrims progress". — 8) John, s. v. a. Eldon. — 9) Sir Walter, berühmter Dichter, besonders fruchtbarer Romanschriftsteller Schottlands, geb. am 15. Aug. 1771, war der Sohn eines edinburger Advokaten. Durch diesen sowohl, wie durch seine Mutter, die Tochter des tüchtigen Arztes J. Rutherford, war er verwandt mit vielen alten schottischen Familien. Seiner schwachen Konstitution halber, namentlich wegen der Lähmung des rechten Fußes ward er frühzeitig zu seinem Großvater nach Sandy-Knowe bei Kelso aufs Land gethan, worauf er nach Kelso selbst kam und hier im 13. Jahre mit Percy's „Reliquies" bekannt wurde, die viel zu seiner dichterischen Entwickelung beitrugen. Einen nicht minder großen Einfluß übten auf ihn die zahlreichen Sagen der Grenzlande. Zu Edinburg, wo er die Hochschule besuchte, erwarb er sich eine nothdürftige Bekanntschaft mit der deutschen, französischen und italienischen Sprache, das Griechische stieß ihn von sich ab. Nachdem er hierauf zu Edinburg

Jurisprudenz studirt hatte, wurde er mit 21 Jahren Advokat. Sein körperliches Befinden hatte sich unterdessen gebessert und kräftigte sich noch mehr durch zahlreiche Fußreisen. Als man wegen der Befürchtung, daß in Schottland eine Landung versucht werden würde, freiwillige Kavalerieregimenter errichtete, war er einer der Ersten, die sich einreihen ließen. Sein Drang zur Dichtkunst offenbarte sich vorerst nur in Uebertragungen mehrer Gedichte aus dem Deutschen. Hierher gehören Bürgers „Eleonore" u. „Wilder Jäger", die ins Jahr 1796 fallen, und die 1799 von ihm gemachte Uebersetzung des „Götz von Berlichingen". Inzwischen hatte er sich mit Miß Carpenter 1797 vermählt und schlug in einer Hütte von Laßwade seine Wohnung auf. Seine materielle Lage besserte sich merklich, als er 1799 mit einer Besoldung von 300 Pfd. Sterling zum Sheriff von Selkirkshire gemacht wurde. Nun erst entwickelte sich sein Talent rascher. Schon 1802 erblickte die sehr gut aufgenommene Sammlung der volksthümlichen schottischen Balladen des Grenzlandes unter dem Titel „Minstrelsy of the scottish border" (3 Bde.) das Licht der Oeffentlichkeit. Im folgenden Jahre gab er den altenglischen Roman „Tristram" ausgeschmückt mit vielen werthvollen Noten heraus. Das erste größere Gedicht aber war „The lay of the last minstrel", welches 1805 erschien und von großem Erfolg begleitet war. Seinen Beruf als Dichter fühlend, ließ er seine Praxis fallen, und konnte dies um so leichter, als ihm 1806 eine der ersten Sekretariatsstellen am edinburger Gerichtshofe mit einer Besoldung von 1300 Pfd. Sterling zu Theil geworden war. Eine geheime Geschäftsverbindung mit dem Buchhändler James Ballantyne sollte ihm ebenfalls sein Einkommen sichern, schlug ihm aber später, wie wir weiter unten sehen werden, sehr zum Nachtheile aus. Die Ausgabe des Dryden u. die äußerst kunstvoll angelegte ritterliche Erzählung „Marmion, a tale of Flottenfield" fällt in das Jahr 1808, während er im folgenden Jahre Ralph Sadlers Staatsschriften (3 Bde., 4.) herausgab. Der „Quarterly review", erst auf sein Anregen begründet und von ihm fleißig unterstützt, sollte den „Edinburgh riview", dessen früherer Mitarbeiter er gewesen war, vernichten. Die höchste Höhe seines Glanzes erstieg S. mit dem 1810 erschienenen „The lady of the lake", welches Gedicht sich auszeichnet durch herrliche Schilderungen des schottischen Hochlandes. Weniger Beifall fand S. in folgenden Gedichten: The vision of Don Roderick (1811), Rokeby (1813), The lord of the Is es (1814), The field of Waterloo (1815), The bridal of Triermain, Harold the dauntless (1817). Außerdem hatte er 1814 in 19 Bänden Swifts Werke herausgegeben, zu den „Border antiquities" (1814) den Text geliehen und „Pauls letters to his kinsfolk" (1815) geschrieben. Fühlbar hatte S. gemerkt, daß der ihm früher gezollte Beifall bei seinen letzten poetischen Erzeugnissen sich mehr und mehr vermindert habe. Er hielt es daher für nöthig, zu einem andern Genre der Dichtkunst zu greifen. Er wählte den Roman, dem er einen ganz neuen Geist einzuhauchen wußte, obwohl er den historischen Roman nicht eigentlich erfand. Einen bereits 1805 angefangenen, aber liegen gebliebenen Roman „Waverley" suchte er jetzt wieder hervor, vollendete ihn und gab ihn ohne seinen Namen heraus. Derselbe wurde sehr gut aufgenommen. Eine zum Theil noch viel günstigere Aufnahme fanden folgende, gleichfalls meist ohne seinen Namen herausgegebenen Romane: Guy Mannering, 1815; — The antiquary, 1816; — die erste Reihe der Tales of my landlord, nämlich: The black dwarf u. Old mortality, (deutsch: „Die Schwärmer"), 1817; — Rob Roy, 1818; — als die zweite Reihe der Tales of my landlord: The heart of Myd-Lothian; — in der dritten Reihe der Tales: The bryde of Lammermoor und Legends of Montrose, 1819; — Ivanhoe, 1819; — The monastery, 1820; — The abbot, 1820; — Kenilworth, 1821; — The pirate, 1821; — The fortunes of Nigel, 1822; — Peveril of the peak, 1823; — Quentin Durward, 1823; — St. Ronans well, 1823; — Redgauntlet, 1824; — Tales of the crusaders, enthaltend: The betrothed und The talisman, 1825; — Woodstock, 1826; — Chronicles of the Canongate, 1827—28; — Anne of Geierstein, 1829; — die vierte Reihe der Tales of my landlord, enthaltend: Count Robert of Paris und Castle dangerous, 1831. — Er war der Erste, welcher zeigte, wie viel die Vermischung der Erfindung mit historischer Wirklichkeit vermag, wenn beide einander gleichmäßig ergänzen und durchdringen. Hierin liegt der große Fortschritt, den der Roman durch ihn machte. Zwei Eigenschaften sind es vorzüglich, die seinen Romanen so hohen Werth verleihen, die Wahrheit seiner Charaktere und die harmonische Durchbildung der Fabel. Die ersteren zeichnete S. mit Meisterhand, ihre Züge verfolgt er oft treffend bis ins Einzelne. Jede seiner Figuren ist aus dem Leben ergriffen, nirgends die Personifikation einer abstrakten Idee oder ein in Kleider gesteckter Versuch zur Lösung irgend eines psychologischen Widerspruchs, sondern überall ein wirklicher Mensch. „Wir sehen die interessantesten historischen Personen", sagt Wolff in seiner „Geschichte des Romans", „wie die Repräsentanten der verschiedensten Stände u. Nationen in seinen Werken an uns vorüberziehen, Richard Löwenherz und Cromwell, Ludwig XVI. von Frankreich u. Karl den Kühnen, Rob Roy und die Rochester, Kavaliere und Rundköpfe, Piraten und Astrologen, Hofdamen und Wahrsagerinnen, Alle aber erscheinen uns vollkommen wahr, Alle bewegen sich vollkommen natürlich und in ihren Verhältnissen, ihrer Zeit und ihren Umgebungen, wie den Ueberlieferungen der Geschichte so durchaus angemessen, daß das Bild, welches wir von ihnen erhalten, ein vollkommen abgeschlossenes und fertiges ist und wir an dem Ganzen nichts vermissen und demgemäß nichts nachzubilden und zu ergänzen haben, um die Disharmonie, in welche jede nicht ganz wahre Schilderung zu unserem Geiste eben durch die gefühlten oder erkannten Lücken tritt, aufzulösen. Die Wirkung dieses hohen Vorzugs wird nun noch bedeutend erhöht durch die

konsequente und gleichmäßige Anlage und Durchführung des Inhalts. Um den Träger der Handlung, obwohl derselbe oft nur ein untergeordneter Charakter ist, gruppiren sich die übrigen Personen und Handlungen so harmonisch, daß der eigentliche Mittelpunkt alles Lebens, das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen seiner Zeit, stets völlig klar und entschieden hervortritt. Darin liegt zugleich der hohe moralische und der hohe künstlerische Werth der scottschen Romane. Keiner ist ein moralisches Rechenexempel, ausgesonnen, um die Wahrheit eines bestimmten Lehrsatzes, einer gewissen Erfahrung in poetischer Versinnlichung zu beweisen, aber alle Lehren des Lebens und der Erfahrung liegen, wie im Leben selbst, mit voller Wahrheit unbewußt darin und ein gutes Auge erkennt sie gleich sammtlich, denn keine ist absichtlich vor der andern mit Kunst hervorgehoben. Diese vollkommene Objektivirung theilt S. mit Shakespeare, und an ihr erkennt man den wahren und großen Dichter. Dazu kommt nun noch bei S. die große Schönheit und Richtigkeit der Beschreibungen, die immer im genauesten Einklange mit den Verhältnissen des Gesammtwesens erscheinen, er weiß die kleinsten Einzelnheiten eben so sicher zu behandeln und darzustellen, wie die Massen. Es ist ein Reichthum und zugleich eine Genauigkeit in seinen Beschreibungen, welche die vollste Bewunderung verdient; seine Umrisse sind scharf u. rein, seine Landschaften haben immer den ihnen eigenthumlichen Ton, er gibt, wie ein englischer Kritiker sehr treffend bemerkt, die Form und den Geist eines Ortes zugleich. Zu diesen Vorzügen kommt nun noch die Mannichfaltigkeit der Charaktere wie der Situationen, sein reiches, vielseitiges Wissen und seine historische Redlichkeit. Nirgends ändert er seinen politischen Ansichten zu Liebe einen historischen Charakter um oder weist ihm eine bestimmte, andere als poetischen Zwecken dienende Richtung an; überall ist hier innerhalb der Wirklichkeit die freieste Wahrheit der Bewegung und die größte Genauigkeit waltet vor; Eigenthümlichkeit und Umgebung bestimmen die Handlungen selbst des geringsten Charakters, nirgends aber thut es der Verfasser absichtlich; es scheint, als ließe er seine Menschen gewähren, wie es Gott in seiner Gnade und Weisheit mit den wirklichen Menschen thut". Tadel verdient oft die zu große, schleppende Breite am Anfange. Bald (1820) versuchte sich S. im Schauspiele, allein alles von ihm in diesem Fache Geleistete erhebt sich nicht über die Grenzen des Versuchs und ist nicht des Nennens werth. Die biographischen und literarischen Einleitungen zu der neuen Ausgabe der ältern englischen Romanschreiber, die 1825 in 3 Bänden gesammelt herauskamen, sind wirklich als ausgezeichnet zu betrachten. Unterdeß war S. 1820 zum Baronet ernannt worden. Seine finanzielle Lage hatte durch den Erfolg seiner Romane einen bedeutenden Aufschwung genommen. Schon 1811 hatte er aus dem Honorar für seine Dichtungen am Ufer des Tweed ein Gütchen, Cartley-Hole genannt, gekauft, ihm den Namen Abbotsford beigelegt und, in der Absicht, seiner Familie ein hübsches Besitzthum zu hinterlassen, auf seine Erweiterung und Verschönerung durch Anlagen und neue Gebäude mehr als 60,000 Pfd. Sterling verwandt. Unter solchen Umständen hielt Jedermann, der ihn kannte, S. für einen reichen, geborgenen Mann. Jedoch bald traf ihn ein ungeahnter Schlag, der wohl nicht seinen Muth, aber doch sein Vermögen erschütterte und ihm noch dazu eine Schuldenmenge von 117 000 Pfd. Sterl. auf den Hals burdete. Die beiden Häuser Ballantyne und Constable nämlich, deren Associé er war, machten 1826 Bankerott. S. schrieb nun rein ums Geld. Daher hat er uns mitunter Produkte geliefert, welche mit seinen frühern Leistungen in einem sehr nachtheiligen Verhältnisse stehen. Ein solches Produkt ist das „Leben Napoleons" (1827, 9 Bde.), das, obschon es an manchen Stellen die Meisterhand S.s verräth, dennoch durchaus flüchtig gearbeitet und parteiisch gehalten ist. Eine 1829 erschienene neue Ausgabe seiner Dichtungen (mit neuen Einleitungen bereichert), ferner die um diese Zeit für seine Enkel geschriebenen und in drei Reihenfolgen herausgegebenen „Tales of a grand father" (1828—30), so wie die für Lardners „Cyclopaedia" gefertigte „History of Scotland" (1830, 2 Bde.) und die „Letters on demonology", geschrieben für Murray's „Family library", trugen ihm in Verbindung mit den oben schon genannten Romanen so viel Geld ein, daß er bereits 1830 seine Schulden auf 40,000 Pfd. Sterl. reducirt hatte. Wären ihm bei diesem glücklichen Fortgange seiner Schuldenminderung nur noch ein Paar Jahre Gesundheit von der Natur verliehen worden, so wurde er ohne Zweifel allein aus dem Ertrage seiner Werke seine Passiva gedeckt haben. Allein dem war nicht so. Schon im Winter 1830 empfand er eine zunehmende Lähmung, die sich nur noch verschlimmerte, als er im Herbste zur Verbesserung seiner Gesundheit nach Italien reiste, hier vom Dec. bis April 1832 in Neapel verweilte, hierauf einige Zeit zu Rom zubrachte und dann nach England zurückkehrte. Ein zweiter Schlagfluß raubte ihm fast gänzlich das Bewußtseyn; sehr leidend ward er nach Abbotsford geführt, wo er am 21. Sept. 1832 †. Er wurde in Dryburg Abbey beerdigt. Vermittelst einer Subskription suchten die Schotten, deren Vaterland er so verherrlicht hatte, seiner Familie Abbotsford zu erhalten; ebenso errichtete man dem Hingeschiedenen zu Edinburg ein herrliches Denkmal. S.s gesammte Dichtungen erschienen 1833 — 34 in 12 Bänden, 1844 in 6 Bänden und 1841 in 1 Bande, während seine sammtlichen prosaischen Schriften 1834—36 in 28 Bänden und 1841—42 in 3 Bden. erschienen. Seine Romane wurden nicht nur in den verschiedensten Ausgaben und Auflagen in alle europäische Sprachen übersetzt herausgegeben und vielfach nachgedruckt, sondern man beeiferte sich auch, die Manier S.s nachzubilden und Romane unter seinem Namen herauszugeben. Am glücklichsten in dieser Beziehung war in Deutschland W. Häring mit dem „Walladmor". Die ausführlichste Lebensbeschreibung von S. lieferte sein Schwiegersohn Lockhart 1839,

10 Bde.; 1841, 1 Bd.; ins Deutsche übersetzt und abgekürzt von Moritz Bühl, Leipz. 1839. — II. Bildende Künstler: 10) Samuel, Maler zu London, um 1720 geboren, als Künstler sehr geachtet, malte Landschaften, architektonische Ansichten und Seestücke; † um 1770. — 11) Edmund, Kupferstecher, um 1746 in London geboren, von Bartolozzi unterrichtet, arbeitete in Punktirmanier und gehört zu den besten Meistern seines Faches. S. war Stecher des Herzogs von York und † um 1810. — 12) John, Kupferstecher zu London, wahrscheinlich der Sohn des Vorigen, um 1778 geboren, erwarb sich in kurzer Zeit den Ruf eines der ausgezeichnetsten Stecher seines Vaterlandes. Er hat besonders das Verdienst eines vorzüglichen Zeichners, der den Grabstichel mit einer Meisterschaft führt, wie wir dies nur in Blättern ersten Rangs wiederfinden. S. ist Associat der Akademie der Künste in London. Mehre seiner Blätter sind in Prachtwerken vereinigt, so daß sie einzeln selten oder gar nicht vorkommen. Man findet deren in Brittons „Cathedral Antiquities of England“, 1820 ff., in der Sammlung der „Physiognomical portraits“, 1821 ff., in „The fine arts of the english school“, 1812, in „The british Gallery of Pictures etc.“, von H. Tresham und W. Young Ottley; in den „Engravings of the most noble the Marquess of Staffords Gallery of Pictures etc.“, von Young Ottley, 1818 ff., in den „illustrations of Kenilworth“, von W. Scott, 2c. — 13) Robert, Zeichner und Kupferstecher zu Edinburg, blühte um 1820; zeichnete mehre Ansichten von Gebäuden in Edinburg und der Umgegend, die er selbst in Aquatinta stach, unter dem Titel: Views of the principal Buildings of Edinburgh etc. — 14) Gilbert, Architekt zu London, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Künstler seines Faches, bildete sich auf der Akademie in London und machte dann genaue Studien nach klassischen Werken der Baukunst. Nach dem Brande von Hamburg war er neben Semper und A. einer der Konkurrenten beim Baue der St. Nikolaikirche daselbst und nach mehrfachen Debatten wurde endlich sein Plan genehmigt und ihm der Bau übertragen. — 15) William, Zeichner u. Maler zu London, jetzt lebender Künstler, zeichnete viele architektonische Denkmäler und malte solche in Aquarell. Seine Bilder gehören zu den vorzüglichsten ihrer Art; und sind dies verschiedene architektonische Ansichten und Landschaften mit Staffage.

Scottea (Bot.), nach Decandolle, s. v. a. Scottia *R. Br.*

Scotti (Biogr.), 1) Giulio Clemente, Jesuit, dann Gegner des Jesuitenordens, 1602 zu Piacenza geboren, studirte zu Rom und trat daselbst in den Orden Loyola's, lehrte zu Parma und Ferrara Philosophie und wollte den scholastischen Lehrstuhl erlangen, ward aber von seinen Obern zurückgewiesen. Dies flößte ihm einen unauslöschlichen Haß gegen den Orden ein, den er jedoch anfangs so gut zu verbergen wußte, daß er Rektor an dem Jesuitenhaus zu Garzi ward. Er verließ indeß dasselbe 1643 ohne Erlaubniß des Generals und ging nach Venedig. Deshalb nach Rom zurückberufen u. unbeschäftigt gelassen, sammelte er nun Materialien gegen den Orden. Die Obern, die davon Kunde erhalten haben mochten, schickten ihn bei Gelegenheit einer Generalswahl 1645 nach Parma; S. aber wurde unterwegs gewarnt, nicht dahin zu gehen, und begab sich nach Venedig, wo er die Kleidung als Weltgeistlicher annahm und das berühmte Buch „Lucii Cornelii Europaei monarchia Solipsorum ad Leonem Allatium, Vened. 1645, Amsterd. 1645, von Pater Imhofer, Vened. 1652, u. f., franz., Amst. 1723 u. 1754, gegen die Jesuiten schrieb. Er wurde darauf Professor der Philosophie zu Padua, dann 1653 des kanon. Rechts, verlor aber beide Stellen durch Einwirkung seines Ordens und † 1669 zu Padua. — 2) Francesco Emanuele, Miniaturmaler von Genua, um 1780 geboren u. in Mailand gebildet, kopirte mehre berühmte und interessante Malwerke, und zwar mit solcher Meisterschaft, daß diese Miniaturen bleibenden Werth erhalten. Dann malte er auch viele Porträte nach dem Leben, die eben so schön behandelt sind. Raphael Morghen stach nach seinem Gemälde das Bildniß der Madonna Laura für Marsands Prachtausgabe des Petrarca. — 3) Pietro und Carlo, Vater und Sohn, hatten zu Anfang des 19. Jahrhunderts als Dekorationsmaler Ruf. Sie malten in einigen Städten Italiens und gingen dann nach St. Petersburg, wo sie den prächtigen michaelowschen Palast auszierten, welchen 1801 Kaiser Paul bezog. Dann malten sie auch mehre Dekorationen für das neue Theater in St. Petersburg. Für den Kaiser kopirten sie die Malereien und Ornamente Raphaels in den vatikanischen Loggien. Carlo wurde später Theatermaler in Stuttgart und Professor an der Akademie, wo er um 1815 †.

Scottia (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Cassieae Genisteae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.* Charakter: Kelch 5zahnig mit dachziegeligen Brakteen; Fähnchen zusammengefaltet, kürzer als die mit dem Schiffchen gleichen Flügel; Hülse gestielt, zusammendrückt, an beiden Rändern verdickt; Samen mit Keimschwielen. 3 Arten, Sträucher in Neuholland: 1) S angustifolia *Lindl.* — 2) S. dentata *R. Br.*, Stengel bis 6 Fuß hoch. Blätter entgegengesetzt fast stiellos, fast herzförmig-3eckig, zugespitzt, ungleich gezähnt; Blumen einzeln winkelständig, gelbroth. Bot. Cab. 1458. — 3) S. laevis *Lindl.* Aeste glatt. Blätter schmäler und feiner gezähnt. Blumen einzeln winkelständig, gelb. Bot. Reg. 1652. Diese Ziersträucher sind fast nicht anders als aus neuholländischem Samen im warmen Mistbeete zu erziehen. Im Winter lieben sie einen hellen trocknen Standort bei 6–10 Grad Wärme. Vermehrung durch Stecklinge im Sande.

Scotto (Biogr.), 1) Francesco, Kupferstecher zu Venedig, um 1760 geboren und von Vangelisti unterrichtet, durch mehre schöne Blätter bekannt, sowohl durch Bildnisse als durch historische Darstellungen. Besonders schön sind seine Facsimiles von Originalzeichnungen be-

rühmter Meister, vornehmlich Raphaels. Diese Nachbildungen sind mit jenen Rosaspina's in einem Prachtwerk vereinigt, welches der Abbate Celotti herausgab unter dem Titel: Disegni originali di Raffaello per la prima volta publicati esistenti nella Imp. Academia di Belle arti di Venetia, 1829, Fol. — 2) Girolamo, Kupferstecher, um 1780 geboren und unter Longhi's Leitung in Mailand gebildet; gehört zu den frühern Schülern dieses Meisters, ist aber unter der großen Anzahl derselben einer der vorzüglichsten. Seine Blätter gehören größtentheils zu den Hauptwerken der neueren Stichmanier.

Scotts-Head, westind. Vorgebirg, auf der Südspitze der Klein-Antillen-Insel Dominique, 15° 15′ 19″ n. Br. u. 63° 52′ 11″ w. L.

Scottsville, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Kentucky, Hauptort der Grafschaft Allen, südwestlich von Glasgow.

Scotus (Biogr.), 1) J. S. Erigena, s. Erigena; — 2) Michael, s. Scott 2); — 3) Duns S., s. Duns Scotus; — 4) Hieronymus, Italiener, Adept, kam um 1590 an den Hof Johann Kasimirs, Herzogs von Koburg, dessen Gemahlin Anna er zu einem ehebrecherischen Verhältniß verleitete, das zur Scheidung führte. Als dasselbe an den Tag kam und beide Schuldige sich auf ihn beriefen, hatte er sich aus dem Staube gemacht.

Scotussa (a. Geogr.), 1) sehr alte thessalische Stadt in der Landschaft Pelasgiotis an den Quellen des Onchestus und dem nordwestlichen Abhange des Mons Chalcedonius, nicht weit von den Hügeln Kynoskephalä; — 2) macedonische Stadt in der Landschaft Sintice am Strymon, 4 Mill. südöstl. von Heraclea Sintica an der Straße von da nach Philippi.

Scoulerit (Min.), s. v. a. Thomsonit (s. d.).

Scoutetten, Henri Joseph, franz. Arzt, zu Toulon geboren, seit 1840 Professor der Operativchirurgie, Oberwundarzt am militärischen Instruktionshospitale zu Straßburg. Schrieb: De l'anatomie pathologique, Paris 1822; — La méthode coalaire, das. 1827, deutsch von Fest, Potsdam 1831; — Compte rendu des travaux de la Soc. de sciences médic. du département de la Moselle, Metz 1830; — Histoire du cholera morbus, das. 1831, Paris 1832; — Cours des Phrénélogie, Metz 1836; — Sur la cure radicale des pieds-bots, das. 1838, deutsch von Walther, Leipz. 1839, u. A.

Scr. (lat.), Abkürzung für scripsi und scripti, ich habe es, er hat es geschrieben.

Scrag-whale (engl., Säugeth., s. v. a. Knotenwal, Balaena gibbosa *Bonaterr.*, eine noch nicht hinlänglich bestimmte Walfischart.

Scraptia (Entom.), nach Latreille, Gattung der Coleoptera heteromera Trachelida *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Schmarotzkäfer nach Oken, unter Notoxus *Geoffr.*, Serropalpus *Illig.* Charakter: Halsschild quer, halbkreisförmig; Fühler fadenförmig, aus cylindrischen Gliedern zusammengesetzt, in eine kleine Ausrandung der Augen eingefügt. Als Typus mehrer Arten kann gelten: S. fusca *Latr.*

Scray-Lathe, brit. Bezirk, England, Grafschaft Kent (s. d.).

Screatus (lat., Physiol.), das Räuspern.

Screta, Karl Ssotnowsky von Zaworzicz, böhmischer Maler, um 1604 aus einer angesehenen Familie zu Prag geboren, verließ in Folge der Unruhen des dreißigjährigen Krieges sein Vaterland und ging nach Italien, wo er sich mehre Jahre in Venedig, dann in Bologna und Florenz aufhielt, bis er sich 1634 nach Rom begab. Hier studirte er mit Eifer die Antike und die Werke der berühmtesten Maler des 16. Jahrhunderts, besuchte auch die vornehmsten Schulen damaliger Meister, und machte überhaupt die mannichfaltigsten Studien. Die Akademie zu Bologna ernannte ihn zum Professor; er kehrte ins Vaterland zurück, wo er von Ferdinand III. und dem böhmischen Adel viele Aufträge erhielt. Im Jahre 1644 wurde er Mitglied der Akademie in Prag und 1652 Oberältester dieser Kunstanstalt. Er † 1674. S. hinterließ mehre tüchtige Schüler (B. Klosse, J. Schindler, F. Palling) und viele Malwerke, die sich unter den Kunstprodukten seiner Zeit auszeichnen. Man erkennt in seinen Werken ein glückliches Studium der Antike und der Natur, so wie ein Streben nach Ebenmaß und Würde. Er gehört jedoch zur Klasse der Eklektiker und ist somit ohne erheblichen Einfluß auf die Kunst geblieben. In den Kirchen zu Prag sieht man viele Bilder von S., und auch für andere Städte und Orte führte er mehre Gemälde aus, welche ihm nicht selten das Lob eines böhmischen Apelles erwarben. Auch im Dome in Salzburg und in den Gallerien zu Dresden, Schleißheim ꝛc. sind Bilder von ihm. Dlabacz verzeichnet über 100 Bilder von diesem Meister, die sich in den Kirchen, Palästen und öffentlichen Gebäuden Böhmens befinden. Der größte Theil besteht in Altarbildern u. in Staffeleigemälden mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte und Legende. Er fertigte auch viele Zeichnungen zum Stiche.

Scretisca (a. Geogr.), Ort in Moesia superior, 11 Mill. nordwestl. von Serdica, zwischen Prolecbe und Wollujek.

Scriba (röm. Ant.), s. Schreiber.

Scriba (Geogr.), nordam. Ort, V. St., Staat New-York, Grafschaft Oswego, an d. Mündung des Oswego in d. Ontario-See; 1820: 740, 1840: 4050 Einw.

Scribäa (Bot.), nach der Flora der Wetterau, Pflanzengattung, Art: S. divaricata *Fl. Wett.*, s. v. a. Cucubalus bacciferus *L.*

Scribax (neu-lat.), 1) der gern viel schreibt, Schreibseliger; — 2) der schlecht schreibt, ein schlechter Schriftsteller; — 3) s. v. a. Schreiber, im verächtlichen Sinn.

Scribe, Augustin Eugène, französischer Theaterdichter, geb. am 24. Dec. 1791 zu Paris, war der Sohn eines vermögenden Kaufmanns und so durch das väterliche Erbtheil in den Stand gesetzt, sich auf das Zureden des Advokaten Bonnet, seines Vormundes, ungestört der Dichtkunst hinzugeben. Das erste Stück von ihm erschien 1811; es führte den Namen „Le Dervis", war in Gemeinschaft mit seinem

Schulfreunde Germain Delavigne ausgearbeitet und fand einen großen Beifall, wie derselbe fortwährend seinen sämmtlichen Stücken zu Theil geworden ist. Seine Leistungen sind äußerst zahlreich und folgen rasch auf einander. Sie alle tragen das Gepräge der Leichtigkeit, Natürlichkeit der Entwickelung und besonders einer großen Kenntniß der modernen gesellschaftlichen Zustände von Seiten des Dichters an sich. Das poetische Talent S.'s läßt sich nicht verkennen. Allein die zu große Hast, mit der er arbeitet, und das rasche Aufeinander, in welchem sich seine Stücke folgen, hat ihn verhindert, denselben einen tiefern Gehalt zu geben, so daß nur wenige Stücke, so verbreitet und so vielfach nachgebildet sie auch in ganz Europa sind, einen dauernden Werth behalten werden. Aber gerade wegen der großen Verbreitung seiner Produkte hat S. viel Einfluß auf das Theaterleben ausgeübt. Eine seiner Erfindungen ist unter Anderm die eigenthümliche Theaterpraxis, nach welcher sich mehre Autoren zur planmäßigen, fabrikmäßigen Theilung und zur Ausarbeitung einer und derselben Idee verbinden. S.'s Mitarbeiter waren vorzüglich außer dem schon genannten Germain Delavigne: H. Dupin, Xavier, Mélesville, Varner, Ferrier, Mazère, Francis-Corun, Bayard, Delestre-Poirson. Auch hat er zu einer Anzahl Vaudevilles seinen Namen bloß hergeliehen. Zuerst arbeitete er für das Theater Vaudeville, dann für das Odéon, die Porte-Saint-Martin, die Variétés ꝛc. und zuletzt auch für das Theater Français. Von der Menge seiner Stücke nennen wir: Le comte Ory, 1816; — Le nouveau Pourceaugnac, 1817; — Une visite à Bedlam, 1818; — Maîtresse du logis, 1823; — La haine d'une femme, 1824; — Malvina ou un mariage d'inclination, 1822; — Le vieux garçon, 1822; — Le plus beau jour de la vie, 1825; — La neige, 1823; — La dame blanche, 1825; — Le mariage de raison, 1826; — La muette de Portici, 1828; — La Fiancée, 1829; — Une faute, 1830; — Fra-Diavolo, 1830; — Robert le diable, 1831; — Gustav III., 1833; — Bertrand et Raton, 1833; — La juive, 1835; — Les huguenots, 1836; — Ambassadrice, 1837; — La camaraderie, 1837; — Les diamants de la couronne, 1840; — Une chaine, 1841; — La part du diable, 1842; — Le verre d'eau, 1842. Die besten von diesen Stücken sind jedenfalls: Bertrand et Raton, La camaraderie, Une chaine und Le verre d'eau. Einen großen Theil seiner Produktionen findet man in den mannichfachen Ausgaben seiner „Oeuvres complètes" u. der „Oeuvres choisies" (neueste Ausg., Par. 1845, 7 Bde.). Außerdem hat er noch eine Menge Novellen geliefert.

Scriblita (röm. Ant.), Art Gebackenes, das in einem flachen Gefäße gebacken wurde und zum Nachtisch diente. Die Bäcker dazu hießen Scriblitarii.

Scribones (röm. Ant.), in der späteren Zeit kaiserliche Kommissarien, die Befehle an die Anführer in den Provinzen zu überbringen, oder auch solche selbst zu vollziehen hatten.

Scribonia, s. Scribonius 5)—7).

Scribonia gens, s. Scribonius.

Scribonia lex (röm. Gesch.), 1) Gesetz, das Einige dem L. Scribonius Libo, Andere dessen Urenkel zuschreiben und durch welches die Usukapion der Servituten gänzlich aufgehoben wurde; s. Usucapio; — 2) S. l. viaria, vom Volkstribun C. Scribonius Curio 50 v. Chr. vorgeschlagenes Gesetz wegen des Straßenbaues im röm. Reich, dessen Aufsicht er auf 5 Jahre verlangte; — 3) S. l. alimentaria, von demselben, verlangte wahrscheinlich, daß die Aedilen unentgeltlich Getreide an die Plebs vertheilen sollten.

Scribonianus (Biogr.), 1) Camerinus, vornehmer und einflußreicher Römer, der zu Nero's Zeit sich nach Istria geflüchtet hatte. Ein seinem Herrn entflohener Sklave, Geta, der sich unter Vitellius für S. ausgab und eine Menge Gesindel und Soldaten um sich versammelte, wurde hingerichtet. — 2) Crassus, Bruder des von Galba adoptirten Piso, ward vergeblich von Antonius aufgefordert, sich des Thrones zu bemächtigen. Seines Bruders Kopf kaufte er den Mördern ab und bestattete ihn. — 3) Furius Camillus, s. Camillus.

Scribonius, Scribonia gens, bedeutendes plebejisches Geschlecht in Rom, welches wahrscheinlich aus Picenum stammte. Zwei Familien des Geschlechtes unterscheiden sich durch die Beinamen Libo und Curio; s. Libo und Curio. Außer den dort Genannten sind zu erwähnen: 1) S. Aphrodisius, Sklave und Schüler des Orbilius, der durch Scribonia gekauft und freigelassen wurde; trat gegen die Schrift seines Zeitgenossen Verrius über die Orthographie mit einer Gegenschrift auf. — 2) S. Proculus, Senator unter Caligula u. als Feind des letzteren von den eigenen Kollegen im Senat ums Leben gebracht. — 3) S. Largus Designatianus, römischer Arzt, welcher den Kaiser Claudius auf seinem Zug nach Britannien im J. 43. n. Chr. begleitete, Verfasser einer Schrift: De compositione medicamentorum, abgedruckt zuerst Paris und Basel 1529; dann herausgeg. von Henr. Stephanus, Paris 1567; — von Rhodius, Padua 1655; — Bernhold, Straßburg 1786. — 4) S., von unbekannter Herkunft, Prätendent im Bosporus gegen Asander, der sich für einen Enkel von Mithridates d. Gr. ausgab, von den Bosporanern aber ums Leben gebracht wurde. — Von Frauen aus diesem Geschlecht sind zu erwähnen: 5) Scribonia, Schwester des Lucius S. Libo, in dritter Ehe Gemahlin des Octavian, in derselben Mutter der Julia, mit welcher sie freiwillig die ganze Zeit ihrer Verbannung theilte. — 6) Scribonia, Tochter der Vorigen, Gemahlin des Sextus Pompejus. — 7) Scribonia, Gemahlin des M. Licinius Crassus Frugi Magnus, Mutter des Cnej. Pompejus, des M. Licinius Crassus Frugi, des Luc. Piso Frugi Licinianus, fand unter Claudius zugleich mit ihrem Gemahle einen gewaltsamen Tod.

Scribunda (Fata scribunda, röm. Relig.), römische Geburtsgöttinnen, wurden angerufen, wenn das Kind 8 Tage alt war. Sie bezeichnen das, was der letzte Wille der Götter für

das Kind als künftiges Schicksal schriftlich festsetzt.

Scricci, Tomasso, italienischer Improvisator, machte besonders in Paris Aufsehen, wo er die Belagerung von Missolunghi improvisirte; † 1836 zu Florenz.

Scriniarius (röm. Antiq.), in der republikanischen Zeit der mit Aufbewahrung des Scrinium beauftragte Sklave; in der Kaiserzeit aber seit Konstantinus s. v. a. Chartularius, ein Rechnungsbeamter. Die Scriniarii bildeten eine besondere Schola, aus welcher die Numerarii ihre Gehülfen wählten.

Scrinium (röm. Antiq.), 1) Behälter, namentlich für Papiere und Bücherrollen, den Wandgemälden und Statuen zufolge von runder oder ovaler Form. Beim Studiren stellte man solche Scrinia mit den Büchern neben sich und auch auf Reisen nahm man sie mit. Waren wichtige Papiere darin, so wurden sie auch versiegelt. — 2) In der Kaiserzeit die Kanzleien oder Büreaus; es gab deren vier: S. memoriae, epistolarum, libellorum und dispositionis, welche alle unter dem Magister officiorum standen und besondere Vorsteher hatten.

Scrip, Abkürzung von Subscription, in England der Name eines Certifikates, welches über Einzahlungen auf eine Staatsanleihe ertheilt wird, die terminweise zu leisten sind. Sind diese Einzahlungen sämmtlich geleistet, so werden die Stocks ertheilt; vergl. Omnium.

Scripta (Sacra linea, röm. Ant.), die letzte Linie auf dem Spielbret; wenn die Steine dahin vorgesetzt waren, war das Spiel verloren.

Scriptor (lat.), 1) Schreiber; — 2) Schriftsteller, bei den Römern gewöhnlich der Autor eines vaterländischen Geschichtswerks.

Scriptores historiae Augustae (röm. Lit.), Bezeichnung einer Sammlung von Lebensgeschichten römischer Kaiser, welche von Hadrianus bis auf Carus und dessen Söhne (117—285 n. Chr.) reicht, also eine Fortsetzung der Biographien des Suetonius, nur daß Nerva und Trajanus und einiges Andere in der Mitte fehlt, auch die Anlage und Ausführung von diesem Muster vielfach verschieden ist. Wann und wo die Sammlung gemacht worden, ist ungewiß; wahrscheinlich geschah es zu Konstantinopel durch einen der dortigen Gelehrten, der aus den damals noch vorhandenen zahlreichen Geschichten der einzelnen Herrscher Roms diese Auswahl vornahm, die sich selbst meist nur als eine aus älteren oder gleichzeitigen Quellen gemachte Kompilation gibt. Die Sammlung ist eine ziemlich planlose Zusammenstellung von allerlei Auszügen und Nachrichten, vielfach kritiklos, ungenau, trivial, speichelleckerisch; die Ausdrucksweise oft geschraubt und gekünstelt, und doch bildet diese Sammlung für uns eine wichtige Quelle für eine Zeitperiode, über die uns sonst wenig erhalten ist, zumal da die Verfasser auch officielle Nachrichten mehrfach benutzten und solche Aktenstücke, so wie Briefe und Reden mehrfach wörtlich aufgenommen haben. Die erste Stelle in der Sammlung nehmen die dem 1) Aelius Spartianus beigelegten Biographien ein: Vita Hadriani, nach der Autobiographie dieses Kaisers und andern gleichzeitigen Quellen bearbeitet; Vita Aelii Veri, an Diocletian gerichtet und mit einem Prolog versehen, worin Spartianus die Absicht, eine Geschichte aller römischen Kaiser bis auf Hadrianus zu schreiben, ausspricht, nach der Vita Hadriani verfaßt, Vita Didii Juliani; Septimii Severi, Pescennii Nigri, mit einer Zueignung an Diocletian, ferner Vita Caracallae, Getae, die letzteren an Konstantin gerichtet und von Manchen dem Spartianus abgesprochen, dem dagegen einige der unter dem Namen des Lampridius u. Julius Capitolinus laufende Vitae, theilweise schon in Handschriften, beigelegt werden. — 2) Vulcatius Gallicanus, Verfasser einer Vita Avidii Cassii, welche Andere dem Spartianus beigelegt haben, da der Verfasser ebenfalls von Planen einer umfassenden Kaisergeschichte spricht und dabei den Diocletian anredet. — 3) Trebellius Pollio, der unter Diocletian und Konstantin d. Gr. fällt; ihm werden beigelegt: Vita Valeriani (Vater und Sohn), Gallieni duo, Triginta Tyranni, Divus Claudius; auf Styl und Ausdruck hat der Verfasser seiner eigenen Versicherung zu Folge keinen Werth gelegt, dagegen desto größern auf das Fürstenschmeicheln. Etwas jünger, als Trebellius Pollio, ist — 4) Flavius Vopiscus aus Syracus, welchem folgende Vitae zugeschrieben werden: Aurelianus, Tacitus, Florianus, Probus, Firmus, Saturninus, Procolus, Bonosus, Carus, Numerianus, Carinus. Der Verfasser, dessen Vater und Großvater dem Diocletianus befreundet waren, schrieb unter Konstantin in Folge einer Aufforderung des Junius Tiberianus, Präfekten zu Rom, von dem er auch durch Mittheilungen officieller Art unterstützt ward, wie er überhaupt eifrig bedacht war, aus guten Quellen zu schöpfen, und versichert, daß es ihm mehr um die Sache, als um eine schöne Darstellung zu thun sey. — 5) Aelius Lampridius, Verfasser der Vitae des Commodus, Diadumenus, Heliogabalus, Alexander Severus, welche zum Theil umfassender sind, als die dem Spartianus beigelegten. Den Schluß der Sammlung bilden — 6) die dem Julius Capitolinus, welcher unter Diocletian und Konstantin schrieb, beigelegten Vitae Antonii Pii, Marci Aurelii, L. Veri (aus guten Quellen), Pertinacis, Albini, Macrini, Maximinorum II, Gordianorum III, Maximi et Balbini, von welchen jedoch ein großer Theil von Einigen dem Spartianus zugeschrieben wird. Einen Abdruck der Scriptt. hist. Aug. besorgte zuerst Accursius, Mailand 1475, — dann Desid. Erasmus, Basel 1518; — J. Gruter, Hannover 1611; — J. Casaubonus und Cl. Salmasius, Leyden 1671; — Obrecht, Straßb. 1677, u. s. w. Die neueste Ausgabe ist die pariser bei Panckoucke 1844.

Scriptores latini minores (Lit.), Sammlung der kleinern latein. Schriftsteller, z. B. des Sextus Rufus, Eutropius etc., von K. H. Tzschucke, Meißen 1790 ff.

Scriptulae (lat.), s. v. a. Scripulae, s. As.

Scriptulum (lat.), 1) kleine Linie; — 2) s. v. a. Scrupulus.

Scriptum (lat.), 1) Schrift, Schreiben, Buch; — 2) Schulübung im Uebersetzen, die zu Hause ausgearbeitet wird.

Scriptura (lat.), 1) das Bezeichnen mit Linien; — 2) Schreiben, Schrift, Buch; daher S. sacra, die heilige Schrift, s. Bibel; — 3) (röm. Antiq.), der Zoll, welcher bei den Römern an den Triften, Wiesen und Weideplätzen entrichtet wurde. Der Name kommt daher, weil diejenigen, welche ihr Vieh auf solchen öffentlichen Plätzen weiden wollten, ihren Namen bei den Pächtern derselben (coram pecuario et scriptuario) einschreiben lassen und für jedes Stück Vieh eine gewisse Summe bezahlen mußten. Die Viehweiden verpachtete man später an die Publicani, an welche die S. bezahlt werden mußte. Jeder war verbunden, bei dem Pächter genau anzugeben, wie viel Stück Vieh er auf die Weide gehen lassen wolle, welche dann derselbe aufzeichnete. Daher hieß auch der Weideplatz Ager scriptuarius. Wer Vieh auf die Weide gehen ließ, ohne es angegeben zu haben, scheint dadurch bestraft worden zu seyn, daß das Vieh an die Pächter verfiel. Das nicht eingeschriebene Vieh heißt beim Varro Inscriptae sc. pecudes. Die öffentlichen Viehweiden hatten mit den übrigen öffentlichen Ländereien in Italien ein gleiches Schicksal. Sie wurden verkauft oder unter die Bürger vertheilt, und so hörten denn die Einkünfte aus der S. auf. Man findet daher bei den Schriftstellern unter den Kaisern keine Erwähnung mehr davon.

Scripula (röm. Ant.), römisches Gewicht, s. As.

Scripulum (röm. Ant.), römisches Feldmaß, $1/_{288}$ des Jugerum.

Scritobini (a. Geogr.), Völkerschaft Skandinaviens, nach Reichard, Germ. S. 167, dieselbe, welche Jornand. Cerfennä nennt, und welche östlich vom Wettern-See zu suchen sey.

Scriven (Geogr.), 1) brit. Ort, England, West-Riding der Grafschaft York; 1480 Einw.; — 2) nordamer. Grafschaft, V. St., Staat Georgia; 1840: 4800 Einw.; Hauptort: Jacksonborough.

Scriven (Biogr.), 1) Edward, Kupferstecher zu London, um 1775 geboren und an der dortigen Akademie gebildet. S.s Blätter sind zahlreich, doch machen die Arbeiten, welche er für Buchhändler lieferte, einen großen Theil aus. Andere Blätter sind in Prachtwerken vereinigt, die daher einzeln selten vorkommen, wie die Blätter in Treshams „Gallery of pictures", in den „Specimens of ancient sculpture", in den „Aedes Althorpianae" 2c. Ein Theil seiner Werke ist in Punktirmanier ausgeführt, die anderen sind gestochen und radirt. Sie weisen ihm seine Stelle unter den berühmtesten englischen Chalkographen an. Er war k. großbritannischer Hofkupferstecher. — 2) Charles, Kupferstecher zu London, wahrscheinlich Sohn des Vorigen, ist durch mehre Blätter bekannt, die sich in Almanachen, in illustrirten Werken u. s. w. befinden. Sie bestehen meist in landschaftlichen Darstellungen. Man findet deren in den „Landscape illustrations of the novels of the author of Waverley".

Scriver, Christian, verdienter Ascetiker, geb. am 2. Jan. 1629 zu Rendsburg, machte seine Studien zu Rostock, wurde 1653 Diakonus zu Stendal, 1667 Pastor zu St. Jakob in Magdeburg, später daselbst Senior, Konsistorialassessor und Inspektor, sowie 1690 Konsistorialrath und Oberhofprediger zu Quedlinburg. † am 5. April 1693. Schrieb: Seelenschatz, neue Ausg. Dresd. 1835, 2 Bde.; — Gotthold's zufällige Andachten, 19. Aufl., 1729; neueste Aufl. von Wimmer, Günz 1836, 2 Bde.; — Erbauliche Parabeln, 4. Aufl. Barmen 1844, u. A. m.

Scriverius, Peter, eigentlich Schryver, holländischer Gelehrter, 1576 zu Harlem geb., studirte zu Leyden die Rechte, dann aber schöne Wissenschaften und Geschichte, privatisirte zu Leyden, † erblindet 1660. Schrieb: Batavia illustrata, Leyden 1609 u. f.; — Antiquitatum batavicarum tabularium, das. 1609; — Principes Hollandiae ab anno 863 usque ad Philippum regem Hispaniae, das. 1650, Fol.; — Chronicon Hollandiae, Zelandiae, Frisiae et Ultrajecti, das. 1663; — Opera anecdota, philologica et poetica, Utrecht 1738. — Gab den Vegetius, Martialis, die Tragödien des Seneca, den Apulejus, Johannes Douza, J. Scaliger, Johannes Secundus, die Briefe des Erasmus heraus.

Scrivia, ital. Fluß, Königreich Sardinien, Prov. Alessandria, entspringt am Nordabhang der Apenninen, fließt anfangs nordwestlich, dann nördlich und mündet unterhalb Voghera in den Po, rechts.

Scrobicularia (Mollusk.), nach Schumacher, Untergatt. von Mactra *L.*

Scrobicularia (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. Art: S. ilicifolia *Cass.*, s. v. a. Senecio Scrobicularia *Dec.*

Scrobicularis (bot. Term.), auch Scrobiculatus, kleingrubig oder (kurzweg) grubig, mit rundlichen, seichtern oder stärkern Vertiefungen versehen, z. B. das Blüthenlager bei Tragopogon, das Flechtenlager von Sticta scrobiculata, die Blätter auf der untern Fläche in den Aderwinkeln bei Cinchona Condaminea u. C. scrobiculata. Vergl. auch Lacunosus.

Scrobiculus (bot. Term.), die Grube oder das Grübchen, eine mehr oder weniger stark vertiefte Stelle an der Oberfläche eines Pflanzentheils, z. B. in der Mitte der Fruchtdecke bei Scabiosa caucasica und S. ucranica, wo 8 Grübchen rund herum vorkommen.

Scrobiculus cordis (Anat.), die Herzgrube.

Scrobodus (foss. Ichthyol.), nach v. Münster, fossile Ganoidengattung aus der Familie der Pyknodonten mit einer Art, S. subovatus *v. Münster*, aus dem lithographischen Schiefer von Solenhofen, der einzige spindelförmige Pyknodonte.

Scrobs (lat.), 1) Loch, Grube, um Bäume 2c. hineinzusetzen, auch um Metall daraus zu

graben; — 2) Grab, um Todte, wohl auch Lebendige, darein zu begraben.

Scrobs (Entom.), f. v. a. Fühlergrube bei einigen Rüsselkäfergattungen (Otiorhynchus, Phyllobius, Hypera, Molytes, Hylobius, Cleonus, Liophlöus, Barynotus, Tanysphyrus, Polydrosos, Metallites, Thylacites, Entimus, Brachyderes, Sitona). Sie dient zur Aufnahme des Grundgliedes der Fühler und hat in den verschiedenen Gattungen eine verschiedene Lage und Richtung.

Scrobs succini (Chem.), f. v. a. Bernsteinspäne.

Scrofa (lat.), 1) Saumutter, Schwein, f. Sus; — 2) römischer Name, über dessen Ursprung die Meinungen verschieden sind. Nach Einigen erhielt ihn zuerst der Großvater des M. Terentius Varro, weil er, als Quästor in Macedonien, bei einem plötzlichen Ueberfall der Macedonier sagte, er werde die Feinde zerstreuen, wie eine Sau die Ferkel, worauf er die Feinde wirklich besiegte. Nach Andern erschlugen die Diener eines gewissen Tremellius ein Schwein des Nachbars. Als dieser kam, um Ersatz zu verlangen, legte Tremellius das todte Thier unter das Bett, worin seine Frau lag, und schwur, daß er weiter kein Schwein habe, als welches in dem Bett liege. Dieser Spaß versöhnte den Nachbar und verschaffte dem Tremellius den Namen.

Scrofano (ital., Ichthyol.), f. v. a. großer Drachenkopf, Scorpaena Scrofa *L.* — Scrofanella, f. v. a. kleiner Drachenkopf, Scorpaena porcus *L.*

Scroffa (Scrophes), Vorgebirg an der Küste von Griechenland, Livadien, nordöstl. von der Mündung des Aspro-Potamus, 38° 15′ 40″ n. Br. u. 38° 54′ ö. L.

Scrofularia (Bot.), f. v. a. Scrophularia.

Scrophulae (Scrophulosis, lat., Med.), f. Skropheln.

Scrophulareä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Personatä.

Scrophularia (Bot.), nach Linné, Braunwurz, Gattung der Scrophularinae *Brown*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Blume fast kugelig aufgeblasen, mit einem kleinen, 5lappigen Saume, dessen unterer Lappen zurückgebogen ist, 4 zweimächtigen fruchtbaren und meist noch einem unfruchtbaren, in Gestalt eines Anhängsels unter der Oberlippe angewachsenen Staubgefäße. Von 80 Arten, ein- und mehrjährigen Kräutern und Halbsträuchern meistens in südlichen Ländern, mit 4kantigem Stengel, Gegenblättern und fast verkrüppelten Blumen in Trugdolden, führen wir hier diejenigen an, welche Heilkräfte besitzen: 1) S. aquatica *L.*, Wasser-Braunwurz, Wasser-Kropfwurz, falsche Wasser-Betonie. In Europa, Kaukasus, an und in Gräben, Bächen, Sümpfen und Teichen ausdauernd. Blätter eirund oder eirund-länglich, am Grunde abgerundet, ungleich gesägt; Stengel und Blattstiele breit geflügelt; der Ansatz des 5. Staubgefäßes 2spaltig. Das Kraut, Herba Scrophulariae aquaticae s. Betonicae aquaticae s. Ficariae aquaticae s. Castrangulae aquaticae, war officinell. Es hat einen unangenehmen, widerlichen Geruch und einen bittern, etwas scharfen und ekelhaften Geschmack. Es wurde besonders als Wundmittel, und zwar innerlich und äußerlich, übrigens aber auch wie das von S. nodosa *L.* angewendet. Schkuhr, T. 173. — 2) S. canina *L.*, Hunds-Braunwurz. In Südeuropa, Nordafrika. Stengel 3 Fuß hoch; Blätter gefiedert und eingeschnitten; Blumen röthlich. Reichenbach, Icon., F. 970. — 3) S. lucida *L.*, glänzende Braunwurz. In Südeuropa, Nordafrika ausdauernd. Untere Blätter doppelt-fiederschnittig, etwas fleischig, kahl, glänzend; Blüthentrauben 2theilig, endständig. Soll die Σιδηρίτις τρίτη des Dioscorides seyn. Bocc., Mus., 2, T. 117. — 4) S. marilandica *L.*, marylandische Braunwurz. In Nordamerika, Sibirien ausdauernd. Bis 5 Fuß hoch. Blätter herzförmig, am Grunde zugerundet, spitzig, tief gesägt; Stengel stumpfkantig. Wird in Nordamerika ganz wie S. nodosa *L.* als ein auflösendes und scharfes Heilmittel angewendet. — 5) S. nodosa *L.*, knotige oder gemeine Braunwurz, Knotenwurz, Feigwarzenwurz, Fischwurzel, Rankerwurzel, Saukraut, Kropfwurz. In Europa, Sibirien, an feuchten, schattigen Stellen, an Gräben und Bächen ausdauernd. Stengel und Blattstiele ungeflügelt; Blätter eirund-länglich oder schwach-herzförmig-eirund, doppelt gesägt; Rispen gipfelständig. Ansatz zum 5. Staubgefäße querlänglich, seicht ausgerandet. Früher war besonders die Wurzel, bisweilen auch das Kraut, Radix et Herba Scrophulariae s. Scrophulariae foetidae s. majoris s. nodosae s. officinalis s. vulgaris, s. Ficariae s. Ferariae s. Castrangulae, officinell, seltener die Samen. Die ganze Pflanze hat, besonders zerquetscht, einen widerlichen, fast stinkenden Geruch und einen unangenehmen, bittern und etwas scharfen Geschmack, was sich jedoch durch Trocknen bedeutend mindert. Man wendete Wurzel und Kraut gegen Drüsenkrankheiten, Skropheln, Kröpfe, chronische Hautausschläge, Verhärtungen, Geschwülste, Auswüchse an und rühmte sie sehr. Jetzt haben sie ihren Ruf fast gänzlich verloren. Hayne, Arzneig., 5, T. 35. — 6) S. peregrina *L.*, fremde Braunwurz. In Italien, Griechenland, an Wegen, Zäunen und auf Schutthaufen; einjährig. Blätter herzförmig, gezähnt, glänzend, die untern gestielt; Blüthenstiele achselständig, 2- — 4blüthig; Kelchzipfel lanzettlich, spitzig. Kommt bei Dioscorides als Γαλήοψις vor und wurde gegen verschiedene Geschwülste und Verhärtungen gebraucht. Sibth., Fl. graec., T. 597. — Außerdem sind noch zu nennen: 7) S. chrysanthemifolia *Willd.* In Taurien, Kleinasien ausdauernd. — 8) S. sambucifolia *L.* In Spanien, Portugal, Nordafrika, Orient ausdauernd. — 9) S. Scopolii *Hoppe.* Auf den Alpen, in Südeuropa, Kaukasus; ausdauernd. — 10) S. Stelleriana *Steud.* In Sibirien; ausdauernd. — 11) S. trifoliata *L.* Strauch in Korsika, Portugal, Nordafrika,

— Die Gattung ist der Typus der Scrophularinae *R. Br.* und *Rchb.*

Scrophulariä (Bot.), nach Jussieu, Pflanzenfamilie, den Scrophularinae *Br.* entsprechend.

Scrophularinä (Bot.), I. nach Robert Brown, dikotyledonische Gewächsfamilie, Kräuter und Sträucher enthaltend. Allgemeiner Charakter: Kelch frei, 4= — 5zähnig bis theilig, oder 4= — 5blätterig, oft ungleich, bleibend. Blume unterweibig, 4= — 5spaltig, ungleich, meist 2lippig. Staubgefäße 4, 2mächtig, zuweilen mit dem Ansatze zu einem fünften, seltener 5 fruchtbare oder nur 2 Staubgefäße; Antheren 2fächerig, selten 1fächerig. Eierstock 2fächerig, vieleiig; Griffel endständig, mit ungetheilter, ausgerandeter oder 2spaltiger Narbe. Kapsel 2fächerig, 2klappig, zuweilen mit 2spaltigen Klappen, seltener nur an der Spitze unvollständig = klappig, in Löchern oder mit einem Deckel aufspringend, noch seltener etwas beerig und nicht aufspringend, meist vielsamig. Samenträger in der Mitte der Scheidewand aufgewachsen. Samen eiweißhaltig; Keim axenständig, gerade, mit einem meist centripetalen Würzelchen. Stengel stielrund oder 4kantig. Die Blätter an den Stengeln meist alle wechselständig oder nur die untern gegenständig, an den letztern gegen= oder wirtelständig, einfach, ganz oder verschieden zertheilt. Blüthen zwitterig, unregelmäßig, meist am obern Theile des Stengels und der Aeste in Trauben, Aehren, Büscheln, Trugdolden und Rispen. Es sind von dieser Familie bereits 145 Gattungen mit über 1300 Arten bekannt, welche über die ganze Erde verbreitet sind, am zahlreichsten aber in dem wärmern Strich der nördlichen gemäßigten Zone (vom 30. — 50. Grad nördl. Br.) sich finden. Die Scrophularinen enthalten im Allgemeinen bittere und scharfe Stoffe; bei manchen ist der scharfe Bestandtheil so sehr entwickelt, oder auch mit einem narkotischen Princip verbunden, daß sie zu gefährlichen Giftpflanzen werden, und die Mehrzahl sind wenigstens als giftig verdächtig. Sie sind dabei entweder ziemlich geruchlos, oder besitzen einen unangenehmen, sehr selten einen angenehmen Geruch. Nur wenige sind als milde, zum Theil schleimige Heilmittel im Gebrauch. Dagegen gibt es viele schöne Zierpflanzen in dieser Familie. Gruppen: a) Antirrhineä: 1) Antirrhineae genuinae. Gattungen: Chelone, Digitalis, Antirrhinum, Linaria, Scrophularia u. s. w. — 2) Buddlejeä. Gattungen: Scoparia, Buddleja. — 3) Veroniceä. Gattungen: Veronica, Leptandra, Xuaresia. — b) Rhinanthaceä. Gattungen: Melampyrum, Rhinanthus, Pedicularis u. s. w. — II. Nach Reichenbach, Gruppe der Personatä.

Scrophulus (lat., Med.), s. Skropheln.

Scropulo (Scropolo), im Portugiesischen der Name des Skrupels.

Scrotalis (lat., Anat.), was sich auf den Hodensack bezieht, z. B. Scrotales arteriae, venae, Hodensackarterien, Hodensackvenen.

Scrotiformis (bot. Term.), hodensackförmig oder beutelförmig, wenn ein sackförmiger, am Ende zugerundeter Theil durch eine Längsrinne von außen in zwei Hälften getheilt erscheint, wie der Sporn der Honiglippe von Habenaria viridis.

Scrotum (lat., Anat.), der Hodensack, s. Hoden.

Scrova, Giovanni Pietro, Bildhauer, arbeitete um 1660 zu Venedig, fertigte mehre Statuen in Holz, die in den Kirchen der Stadt zu sehen sind, wie jene der heil. Jungfrau auf dem Hauptaltare der Kirche St. Jeremias.

Scruparia (Zoophyt.), nach Lamark, Korallinengatt. Arten unter Cellaria. Typus: Cellaria reptans *Cuv.*

Scrupolo (ital.), s. v. a. Skrupel.

Scrupp, westindische Insel, eine der Jungfern=Inseln, im Antillenmeer, nordöstlich von Tortola.

Scrupulum, 1) (röm. Antiq.), s. Maße der Alten; — 2) (Pharm.), s. Skrupel.

Scruta (lat.), alte, zerbrochene, schadhafte Geräthschaften, abgetragene Kleider; Händler mit solchen: Scrutarii, Trödler.

Scrutatores, 1) (röm. Ant.), Sklaven, die im Vorzimmer der Kaiser Diejenigen visitirten, die zum Kaiser wollten, damit sie nicht etwa ein Mordgewehr bei sich trügen. Dieser Gebrauch herrschte von Claudius bis Vespasianus. — 2) (Kirchenw.), s. v. a. Scrutatori.

Scrutatori (ital.), die drei aus den Kapitularen gewählten Stimmensammler bei der Papstwahl.

Scrutinium (lat.), 1) Durchsuchung, Visitation; — 2) Prüfung der Katechumenen, ehe sie zur Taufe gelassen wurden; — 3) bei den Kanonisten das vorläufige Examen eines zu Besetzung einer Pfarrei vorgeschlagenen Kandidaten; — 4) die Bischofs= und Papstwahl durch verschlossene Zettel; — 5) durch Stimmenmehrheit bewerkstelligte Wahl, wenn es durch Kugeln oder Stimmzettel geschieht.

Scudamore, Sir Charles, englischer Mediciner, Arzt zu London, früher Arzt des Prinzen Leopold von Koburg, Mitglied des königl. Kollegiums der Aerzte. Schrieb: Analysis of the mineral water of Tunbridgen wells, London 1816; — Treatise on the nature and cure of the gout, das. 1816, 4. Aufl. 1839, deutsch, Halle 1819; — Essay on the blood, Lond. 1824, deutsch von Gambuhler, Würzburg 1826; — Obs. on the use of the colchicum autumnale in the treatment, of the gout, Lond. 1825; — Obs. on Ms. Laenners method of forming adiagnosis of the diseases of the chest, das. 1826; — Treatise on the nature and cure of rheumatisme, das. 1827; — Case illustr. of the efficacy of various medicines administared by inhalation, das. 1830, 2. Aufl. 1839; — Principles of the treatment of gout, das. 1835.

Scudery (Scuderi, Biogr.), 1) Georges de, ein franz. Vielschreiber des 17. Jahrhunderts, dessen Werke seiner Zeit in viel Ansehen standen, aber schon längst durch die Kritik, na

mentlich die des Boileau, in Vergessenheit gerathen sind. Er war, aus einer provençalischen Familie stammend, 1601 zu Havre de Grace geboren, stand in seiner Jugend beim franz. Heere und that sich bei Pas de Suze durch seine Tapferkeit hervor. Später wurde er Gouverneur von Notre-Dame de la Garde auf einem isolirten Felsen bei Marseille, welcher der kleinste Posten dieser Art in Frankreich war und statt aller Besatzung eine auf die Hausthür gemalte Schildwache hatte. Da sich S. bei seiner einsamen Lage, um die Langweile zu vertreiben, mit Literatur beschäftigte und daran Geschmack fand, so fühlte er sich 1630 bewogen, seinen Wohnsitz in Paris aufzuschlagen. Hier wandte er sich dem Theater zu. Während das Stück „Cid" sehr frostig aufgenommen wurde, trug ihm dagegen die „L'amour tyrannique" (1636) um so mehr Beifall ein. Dieser Erfolg und seine lächerliche Befeindung des Corneille verschafften ihm 1650 die Mitgliedschaft der franz. Akademie. Sehr vergöttert wurde das Epos „Alaric" (Par. 1654, Fol.), welches mit gekünstelten und schwülstigen Redensarten vollgepfropft ist. S. war unglaublich von sich eingenommen, und wenn man es ihm als ein Zeichen seiner freien Gesinnung hat auslegen wollen, daß er sich weigerte, nach dem Wunsche der Königin Christine von Schweden mehre den Grafen de la Gardie rühmende Stellen auszumerzen, so mag davon wohl der Grund eher in S.'s Eitelkeit, als in seiner Freisinnigkeit zu suchen seyn. † am 14. Mai 1667 zu Paris. — 2) **Madeleine de**, bekannte Romanschriftstellerin, Schwester des Vorigen, war am 15. Juni 1607 zu Havre geboren und wurde viel berühmter, als ihr Bruder. Sie schrieb prunkhafte, geschraubte, romantisch-historische Romane, die sich bis zu dem satyrischen Boileau, also einige Jahrzehnte hindurch, behaupteten. Diese Romane, obgleich sie wenig poetischen Gehalt darbieten, sind doch für das Studium der Zeitgeschichte nicht unwichtig und in sofern von Nutzen. Denn, außerdem, daß sie uns die überschwenglichen Unterhaltungen des Hôtel Rambouillet vorführen, zeichnen sie auch, unter leichtverdeckter Hülle in der „Clélie" und im „Cyrus" die Porträts aller bekannten Männer aus der Zeit der Schriftstellerin. Ohne Grund haben einige Literarhistoriker behauptet, daß sie ihrem Bruder bei der Verfertigung seiner Werke behülflich gewesen sey. Sie stand bei ihren Zeitgenossen in großer Verehrung, empfing oft den Besuch der Königin und der Prinzen und erhielt Pensionen von Ludwig XIV., Mazarin und der Königin Christine von Schweden. Schrieb u. A.: Ibrahim ou l'illustre Bassa, Par. 1641, 4 Bde.; — Artamène ou le grand Cyrus, das. 1650, 10 Bde.; — Clélie, das. 1656, 10 Bde., neue Aufl. 1731; — Almahide, Par. 1660, 8 Bde.; — Conversations et entretiens, 10 Bde.; — Der Discours de la gloire, welchen man nebst andern ihrer Werke in dem öfters aufgelegten „Esprit de Mademoiselle de S." (Par. 1766) findet, war das erste Werk, das 1671 einen von Balzac ausgesetzten Preis der franz. Akademie erhielt.

Scudino, ehemalige modenesische Goldmünze zu 9 dasigen oder $13\frac{1}{2}$ Lire von Reggio, s. Modena.

Scudo (Plur. Scudi), s. v. a. Thaler, Name verschiedener Rechnungs-, so wie geprägter Münzen Italiens. In **Ancona** rechnet man nach Scudi zu 100 Bajocchi, oder zu 20 Soldi oder Grossi à 12 Denari und rentirt der Scudo wie unter **Rom** zu sehen ist. Eben so in **Bologna**, woselbst 5 Kurant- oder bologneser Lire auf den S. gehen. In **Genua** sind bei den alten Münzen zu unterscheiden: 1) der Scudo d'oro (Goldthaler) oder die alte genuesische Doppia. Dieser S. galt $9\frac{2}{3}$ Lire banco oder $11\frac{3}{4}$ fuori banco; — 2) der S. d'oro marche, auch S. d'oro di marca oder schlechtweg S. di marca genannt, von welchem anfangs 100 = $120\frac{2}{5}$ Scudi d'argento (Silberscudi), mithin 250 Scudi di marca = 2907 Lire fuori di banco, späterhin aber 4000 Scudi = 42,791 dieser Lire gerechnet wurden; — 3) der S. d'argento oder Silberthaler, der alten Genorina gleich und = $7\frac{3}{5}$ Lire di banco oder $9\frac{1}{5}$ Lire fuori di banco; — 4) der S. di Cambio (Wechselthaler) zu $4\frac{3}{5}$ Lire fuori di banco. Unter den Silbermünzen Genua's aus neuerer Zeit sind hier nur die Scudi zu 8 Lire (von 1792 — 1796) und die Scudi der ligurischen Republik zu gleichem Werthe erwähnenswerth, welche in der Ausbringung ziemlich übereinkommen. Im **lombardisch-venetianischen Königreiche** prägt man silberne Scudi zu 6 Lire austriache oder 2 Fl. K.-M. und $\frac{1}{2}$ Stücke in gleichem Verhältnisse. Der S. der **cisalpinischen** Republik vom Jahre 8 hat einen Werth von circa 2 Thlr. 10 Sgr. preuß. und die früher geschlagenen Scudi des Herzogthums **Mailand** à 6 Lire (1778—1785) kamen ungefähr eben so, die halbe etwas schlechter, als nach diesem Verhältniß, aus. In **Lucca** rechnete man früher nach Scudi d'oro (Goldscudi) à 20 Soldi à 12 Denari d'oro und verglich sich ein solcher S. = $7\frac{1}{2}$ Lire di Lucca, welche letztere auf etwa 5 Sgr. 8 Pf. das Stück auskamen. Auf **Malta** rechnete man bis 1825 nach Scudi zu 12 Tari à 20 Grani und $2\frac{1}{2}$ Scudi = 1 Pezza oder Oncia. Der S. rentirte dabei circa 16 Sgr. 3 Pf. preuß. Kurant. In **Rom** und dem sogenannten Kirchenstaate rechnete man nach Scudi romani oder Piastern à 100 Bajocchi. Außerdem ist der S. noch = $3\frac{1}{3}$ Testone, 5 Papetti oder 20 Grossi. Der S. romano kommt dabei nach seiner Ausprägung aus mit beinahe 1 Thlr. $13\frac{1}{2}$ Sgr. preuß. Kur. Der frühere röm. S. war nur um eine Kleinigkeit weniger werth. Auf der Insel **Sardinien** rechnete man ehemals den S. zu $2\frac{1}{2}$ Lire, 10 Realen oder 50 Soldi à 6 Cogliaresi à 2 Denari. Der S. d'oro oder die Doppietta war zu 5 Lire gerechnet. In **Piemont** rechnete man früher den S. = 6 Lire oder circa 1 Thlr. 25 Sgr. 9 Pf. preuß. Kur., der neue S. ward zu 5 Lire nuove oder italiane ausgeprägt. In **Toskana** rechnete man früher noch den S. corrente oder Ducato zu 7 Lire. In **Venedig** schlug man ehemals Scudi della croce (Kreuzthaler) zu 12 Lire 8 Soldi piccole, s. **Lira**.

Scudo d'oro, d. i. Goldthaler, s. Scudo und Doblon.

Scudra (a. Geogr.), Stadt im Innern der macedon. Landschaft Emathia; jetzt wahrscheinlich Sidero-Kapsa (Ptol. III, 13, 9).

Sculcatores (röm. Ant.), leicht bewaffnete Soldaten zur Rekognoscirung u. zu Wachtposten außerhalb des Lagerwalls. Die Schiffe, welche spionirten und auf Posten standen, hießen auch Sculcatoria.

Sculcoates, brit. Kirchspiel, Vorstadt von Hull (Kingston-upon-Hull), England, Grafsch. York; 12,000 Einw.

Sculda (foss. Krustac.), nach v. Münster, fossile Krebsgattung aus der Abtheilung der Makruren; nach Burmeister s. v. a. Glyphea (s. d.).

Sculna (röm. Ant.), Schiedsrichter, der dafür zu sorgen hatte, daß die Versprechungen zweier Personen gehalten wurden.

Sculponeae (röm. Antiq.), Holzschuhe, welche die Landleute zu tragen pflegten. Bei Schlägereien bediente man sich ihrer, um sich damit ins Gesicht zu schlagen.

Sculps. (lat.), Abkürzung für Sculpsit, hat es gestochen, auf Kupferstichen.

Sculptura (lat.), s. Skulptur.

Scultenna (a. Geogr.), südlicher Nebenfluß in Gallia Cispadana, der auf dem Apenninus entsprang, östlich bei Mutina vorbeifloß und östlich von Sernium in den Padus mündete; jetzt Panaro (Plin. III, 16, 20).

Scultetus (neu-lat.), s. v. a. Schultheiß.

Scultetus (Scultet, Biogr.), 1) Barth., eigentlich Schulz, Mathematiker u. Astronom, 1540 zu Görlitz geboren, studirte in Leipzig und Wittenberg Mathematik, hielt als Privatdocent Vorlesungen über diese Wissenschaft und ward 1570 als Konrektor in seine Vaterstadt berufen, wo er in der Folge mehre Stadtämter bekleidete und 6mal Bürgermeister war. Im Jahr 1581 entwarf er eine Karte der Ober-Lausitz, die sich in Holz geschnitten noch auf der görlitzer Stadtbibliothek befindet und von Peter Schenk in Amsterdam herausgegeben wurde. Später entwarf er auch eine Karte von Moskau. Kaiser Rudolf zog ihn 1577 wegen der Kalenderreform zu Rathe und sein 1598 herausgegebener verbesserter Kalender ward auf Befehl des Kaisers von Görlitz und mehren Städten angenommen. Schrieb: Inventuris non obstant in venta, Görlitz 1572, 1574, 1583; — Gnomonice de solariis sive doctrina practica testiae partis astronomicae, das. 1572, holländisch, Amsterd. 1670; — Descriptio cometae anno 1577 app., das. 1578; — Curriculum humanitatis Domini Nostri Jesu Christi in terris, das. 1580, Frankfurt a. d. O. 1600. — 2) Johann, berühmter Chirurg, 1595 zu Ulm, wo sein Vater Donauschiffer war, geboren, studirte zu Padua Medicin, prakticirte daselbst, in Venedig und in seiner Vaterstadt, † zu Stuttgart, wohin er zu einem Kranken gerufen worden war, am Schlage 1645. Schrieb: Armamentarium chirurgicum bipartitum, Ulm 1653, Frankf. 1666, mit 56 Abbild., in fast alle Sprachen Europa's übersetzt. Er erfand die nach ihm benannte vielköpfige Binde (scultetsche Binde, s. Binde), die sogenannte Serra versatilis oder die bewegliche Säge, die bei der Trepanation dazu dient, die einzelnen Knochenbänder zu durchschneiden, so wie mehre Instrumente zum Ausziehen fremder Körper aus Schußwunden. — 3) Andreas, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, der Sohn eines Schuhmachers, frequentirte seit 1639 das Elisabethanum zu Breslau und † wahrscheinlich noch auf der Schule, weil die Jahreszahl aller von S. erschienenen Gedichte nicht über das Jahr 1642 hinausreicht. S. ist von den Fehlern seiner Zeit keineswegs frei, wenn schon ihn Lessing sehr überschätzte und mehre seiner Erzeugnisse wieder aus der Vergessenheit hervorzog (Braunschweig 1771, und in Lessings „Werken", von Lachmann, Bd. 8). Das beste Werk des S. ist: Die österliche Triumphposaune, Bresl. 1642, 4.

Scupi (a. Geogr.), Stadt in Moesia superior, am Axius, wohin von Serdica über Tranupara eine Straße führte, Hauptstadt von Dardanien, Sitz des Erzbischofs von Illyricum und im Mittelalter Residenz serbischer Könige (Ptol. III, 9, 6); jetzt Uskub, mit der alten Wasserleitung und andern Ueberresten der alten Welt.

Scurellur (a. Geogr.), Stadt im Süden von India intra Gangem im Innern der Landschaft Limyrica, am Fluß Pseudostomus (Ptol. VII, 1, 26).

Scurgola (Scurcula, Scurzola), ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo ulter. II, nordwestl. von Avezzano, am Imela; Abtei, Klöster; 1300 Einw. Ueber die Schlacht bei S. am 23. Aug. 1268 s. Tagliacozzo.

Scurgon (a. Geogr.), Stadt im Norden Germaniens, im Gebiet der Helvekonen, nach Kruse jetzt Stargard (Ptol. II, 11, 7).

Scuri, Enrico, Maler, 1806 zu Bergamo geboren und an der Akademie der Künste in Wien gebildet, widmete sich der Historienmalerei, ohne jedoch das Genre auszuschließen. In der k. k. Gallerie des Belvedere zu Wien ist von ihm ein 6 Fuß 2 Zoll hohes Bild, welches eine Scene aus Ossians Fingal enthält und den König Starno vorstellt, der dem erstaunten Fingal seine Tochter Agandecca zeigt, die er eben mit dem Stahl durchbohrt. S. malte auch Darstellungen aus der italienischen Geschichte, so wie Genrebilder u. Porträte, lauter schätzbare Werke, besonders in der Färbung ansprechend.

Scuria (Bot.), nach Rafinesque, Untergatt. von Carex *L.*

Scurio (a. Geogr.), Ort Macedoniens, zwischen Edessa und Pella im Gau Emathia; jetzt wahrscheinlich Vistritza.

Scurra (röm. Ant.), Possenreißer, durch den man sich besonders bei Gastmählern unterhalten ließ. Nicht selten dienten die Parasiten ihren Gönnern als Possenreißer und ließen sich für eine gute Mahlzeit alles Mögliche gefallen.

Scurrula (Bot.), nach Rafinesque, Untergatt. von Loranthus *L.*

Scurvy grass (engl., Bot.), s. v. a. gemeines Löffelkraut, Cochlearia officinalis *L.*

Scurzola, ital. Ort, s. v. a. Scurgola.

Scutaeformis (bot. Term.), s. v. a. Scutiformis.

Scutari (Geogr.), s. v. a. Skutari.

Scutarii (röm. Ant.), eine Abtheilung kaiserlicher Palasttruppen, so genannt von der ihnen eigenthümlichen Waffe; s. Schola.

Scutati (Entomol.), s. v. a. Schildwanzen, Unterfamilie der Hemipterenfamilie der Geocores oder Landwanzen. Schildchen groß, bis zur Mitte des Hinterleibs reichend und darüber, Fühler 3= — 5gliederig, Körper länglichrund. Leben auf Feldern, Wiesen und Bäumen: Tetyra, Cydnus, Acanthosoma, Cimex (Pentatoma, Strachea, Aelia).

Scutatus (bot. Term.), 1) wappenschildförmig, ein kaum gebräuchlicher Ausdruck für ein eirundes, am Grunde herz = spießförmiges und an jeder Seite in einer weiten Bucht ausgeschnittenes Blatt, wie bei Rumex scutatus; — 2) schildförmig, in derselben Bedeutung wie Scutiformis.

Scutella (Zoophyt.), nach Lamark, Meerkuchen, Gattung der Echinodermata *Cuv.*, der Ordnung der Sternwürmer und der Zunft der Meerigel nach Oken, unter Echinus *L.* Charakter: Scheibe ganz flach, mit scharfem Rande, oben ein wenig konvex, unten ganz eben; theils ungetheilt, theils mit eingeschnittenem Rande oder länglichen Ausschnitten in der Mittelfläche (Uebergang zu den Seesternen). After nicht sehr weit vom Munde entfernt; Ambulakren bilden eine fünfblätterige Rose. Sie sind meist ganz regulär und bilden einen Schild von scheinbar einfacher Substanz; Mund und After sehr klein, ersterer mit einem Gebiß bewaffnet; im Innern des Thieres befinden sich senkrechte Knochensäulen. Arten ziemlich zahlreich, sämmtlich in der heißen Zone; bekannteste: 1) S. bifissa *Lam.*, herz=kreisförmig, flach, an der breiteren Seite zwei Einschnitte; der mittlere Lappen hervorstehend, abgestutzt. Die größte Art. Variirt noch mit Seitenöhrchen am Mittellappen (Seba F. 1, 2). Durchmesser 5 Zoll. Der After ziemlich weit vom Munde und vom Rande. Im indischen Meer. Seba III, XV, 1—4. — 2) S. bifora *Lam.* Flach, stumpf dreiseitig; die Scheibe an der hintern Seite von zwei länglichen Löchern durchbrochen; der After vom Munde entfernt. Variirt ebenfalls mit fast kreisrunder Gestalt und wellenförmigem Rande, so wie parallellänglichen, eirunden und ganz kurzen Löchern. Die Unterseite hat Aderfurchen, die sich am Rande gabeln. Die Farbe ist gelbbraun. Im indischen Meere. Klein XXI, A, B. — 3) S. quadrifora *Lam.* Fast kreisrund, etwas ausgebuchtet, mit zwei Spalten und 4 Löchern; der After ganz nahe am Mund. Soll nach Einigen nur eine Varietät der folgenden seyn. Im indischen Meer. Seba III, XV, 5, 6. — 4) S. emarginata *Lam.* Kreisrund=elliptisch, mit sechs Löchern, wovon fünf den Rand erreichen. In den südlichen Meeren. Klein=Leske, T. L, F. 5, 6. — 5) S. quinquefora *Lam.* Kreisrund, etwas nierenförmig mit fünf länglichen Löchern; der After sehr nahe am Mund. Soll nach Lamark auch nur eine Varietät (oder Altersverschiedenheit?) der folgenden seyn. Seba III, XV, 9, 10. — 6) S. sexforis *Lam.* Kreisrund, wie abgestutzt, mit 6 länglichen Löchern; der After dicht am Mund. In Ostindien und Amerika. Seba III, XV, 7 und 8. — 7) S. digitata *Deslong.*, S. decadactyla *Gmel.* Kreisrund, der vordere Theil der Scheibe mit zwei oder vier Löchern; der hintere Theil fingerförmig eingeschnitten. Etwa von Thalergröße und grau von Farbe. Der Hintertheil ist handförmig, mit 10 Lappen. Drei Einschnitte gehen tiefer. In Ostindien. Seba III, XV, F. 17 u. 18. — 8) S. octodactyla *Blainv.* Kreisrund, vorn mit zwei Löchern, hinten zweitheilig handförmig, jeder Lappen viersingrig, platt. Die Ambulakren länger, nicht geschlossen. Kleiner als der vorige. In Ostindien. Klein XXII, C, D. — 9) S. radiata *Lam.* Kreisrund, hinten mit neun regelmäßigen Fingerlappen; die kleinen Ambulakren in einem regelmäßigen Stern. An den Küsten des atlantischen Oceans. Seba III, XV, 19, 20. — 10) S. dentata *Leske*, Echinus orbiculus *L.* Regelmäßig kreisrund, die Scheibe ohne Löcher, der Hinterrand sägeartig gezähnt. An der Ostküste von Afrika. Seba III, XV, F. 15 u. 16. — Fossile Arten finden sich nur in der Molasse: S. Faujasii, subrotunda, subtetragona u. truncata.

Scutellari (Biogr.), 1) Francesco, Maler von Cremona, arbeitete um 1520—1540. In der Kirche des heil. Petrus der genannten Stadt sieht man von ihm eine Tafel mit Joachim und Anna im Gespräche. — 2) Andrea, Maler von Viadana, blühte um 1588 in Cremona und hinterließ daselbst mehre Kirchenbilder. In der Kirche der hl. Agatha sieht man eine Verkündigung Mariä und in der Sakristei von S. Ilario eine Himmelfahrt Mariä mit andern Heiligen, in S. Quirido eine Anbetung der Hirten von ihm.

Scutellaria (Bot.), nach Linné, Helmkraut, Gattung der Labiatae Scutellarineae *Benth.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelch mit 2 ungetheilten Lippen; die Oberlippe mit einem Höcker, nach dem Abfallen der Korolle an die Unterlippe sich anschließend, Korolle langröhrig, rachenförmig, im Schlunde erweitert, zusammengedrückt; Oberlippe helmförmig, die Unterlippe 3spaltig, mit ausgerandetem Mittellappen. Von mehr als 70 Arten, meistens ausdauernden Kräutern, in der alten und neuen Welt, sind als Arznei= und Gartengewächse hervorzuheben: 1) S. alpina *L.*, Alpen=Helmkraut. Auf Alpen und sonnigen Felsen in Südeuropa. Stengel etwa fußhoch, aufsteigend, etwas zottig, ästig. Blätter herzförmig=eirund, gekerbt. Blumenähren dachziegelig, rundlich=4eckig; Brakteen ansitzend; Blumen blau mit weißer Unterlippe. Hat einen bittern Geschmack und wird in einigen Gegenden wie in andern die S. galericulata *L.* gebraucht. Ist in unsern Gärten in gutem, lockerem Boden sehr leicht zu ziehen und eignet sich für Felsenanlagen. Vermehrung durch Samen und Wurzeltheilung. Sweet, Brit. Fl.

Gard., T. 90. — 2) S. altissima *L.*, höchstes Helmkraut. Im Taurus, Kaukasus, Sibirien, Cochinchina. Blätter herzförmig, gekerbt-gesägt, spitzig, beinahe kahl; Trauben ährig verlängert, einseitig, weichhaarig; Deckblätter gestielt, eiförmig. In Cochinchina gebraucht man das Kraut innerlich zur Beförderung der Menstruation und äußerlich zu Umschlägen bei Knochenbrüchen. — 3) S. coccinea *H. B.*, scharlachrothes Helmkraut. In Südamerika. Blätter länglich, stumpf, unten purpurröthlich, gestielt, 2 Zoll lang. Blumen $\frac{1}{2}$ Zoll lang, scharlachroth, in Endähren; Brakteen lanzettförmig, stumpf. — 4) S. galericulata *L.*, gemeines Helmkraut, Schildkraut, Fieberkraut. In Europa, Asien, Nordamerika, auf nassen Wiesen, an und in Gräben, Teichen, Sümpfen. Blätter aus einer herzförmigen Basis länglich-lanzettlich, stumpf gekerbt-gesägt. Blüthen paarweis blattwinkelständig, einseitig stehend; Blumenkronenröhre am Grunde fast rechtwinkelig gebogen. Das Kraut, Herba Tertianariae s. Trientalis, war früher besonders gegen Wechselfieber im Gebrauch. Es riecht etwas unangenehm, schwach-knoblauchartig und schmeckt ziemlich bitter und etwas salzig. Man hielt es für auflösend, magenstärkend, wurmwidrig und wendete es auch bisweilen gegen Halsentzündungen an; jetzt ist es in manchen Gegenden nur noch Hausmittel der Landleute. Schkuhr, T. 167. — 5) S. hastaefolia *L.* In Europa. Ist mit der vorigen Art sehr verwandt und hat auch gleiche Eigenschaften. — 6) S. indica *L.*, indisches Helmkraut. In China, Japan, Java. Blätter fast eiförmig, gekerbt, gestielt. Blüthentrauben ziemlich nackt. Wird in China gegen verschiedene Krankheiten gebraucht. Rumph, Amb., 5, T. 170, F. 1 u. 2. — 7) S. lateriflora *L.*, seitenblüthiges Helmkraut. In Nordamerika, an nassen Stellen. Blätter gestielt, eirund-länglich, zugespitzt, gesägt, Trauben achselständig, einseitig; Deckblätter kürzer als die Blüthenstiele. Wurde von Amerika aus als Heilmittel gegen die Wasserscheu nach dem Bisse toller Hunde empfohlen, hat sich aber nicht bewährt. In neuerer Zeit wendet man das Kraut in Amerika häufig bei krampfartigen Leiden an. Lam., Ill., T. 515, F. 2. — 8) S. lupulina *L.*, hopfenartiges Helmkraut. Im südöstlichen Europa, asiatischen Rußland. Aehnelt der S. alpina *L.* Blätter herzförmig, eingeschnitten-gezähnt, spitz. Blumen weißlich oder hellblau, in dachziegeligen, rundlich-4eckigen Aehren. Schmied., Icon., T. 73. — 9) S. macrantha *Fisch.*, großblumiges Helmkraut. In Sibirien, China. Eine sehr schöne, etwa 6 Zoll hohe Rabatten-Zierpflanze. Blätter entgegengesetzt, eirund oder ei-lanzettförmig, zugespitzt. Blumen in kurzen Endtrauben, klein, außen violet- oder dunkelblau, fein flaumhaarig, innen auf der Unterlippe himmelblau. Bot. Cab. 1865. — 10) S minor *L.* In Europa, Mittelasien. Ist mit S. galericulata *L.* nahe verwandt und hat gleiche Eigenschaften. Engl. Bot., T. 524. — 11) S. orientalis *L.*, morgenländisches Helmkraut. In Kleinasien, im Kaukasus. Blätter eirund-länglich, eingeschnitten-gekerbt, fast halb gefiedert, unten weißfilzig. Blumen gelb, in fast 4kantigen, beblätterten Aehren. Bot. Mag. 2120. — 12) S. pallida *Bieb.*, blasses Helmkr. In Taurien, im Kaukasus. Blätter gekerbt-gesägt, stumpflich, zottig, herzförmig. Blumen blaß, in einseitigen, behaart-scharfborstigen Aehren. — 13) S. peregrina *L.*, fremdes Helmkraut. In Taurien, Sicilien. Stengel bis 3 Fuß hoch. Blätter herzförmig, gesägt. Blumen violet oder purpurroth, mit weißer Unterlippe, in langen, einseitigen Aehren. — 14) S. splendens *Lk.*, glänzendes Helmkr. Blätter herzförmig, gekerbt, weichhaarig. Blumen scharlachroth. — Außerdem sind noch zu nennen: 15) S. canescens *Nutt.* In Nordamerika. — 16) S. Columnae *All.* In Südeuropa. — 17) S. pilosa *Michx.* In Nordamerika. — Die Gattung ist der Typus der Scutellarieae *Rchb.*

Scutellarieä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Labiatä.

Scutellarin (Chem.), Bestandtheil der Scutellaria laterifolia.

Scutellarineä (Bot.), Gruppe der Familie der Labiatae *Juss.*

Scutellatus (bot. Term.), auch Scutelliformis, schüsselförmig, von rundlicher Gestalt, mehr oder minder stark vertieft und mit einem erhabenen Rande eingefaßt, wie die Flechtenfrucht von Parmelia conspersa, P. caperata und P. saxatilis.

Scutellera (Entom.), nach Lamark, Gattung der Hemiptera heteroptera Geocorisa *Latr.*, der Ordnung der Qualster und der Zunft der Wanzen nach Oken, unter Cimex *L.* Charakter: Fühler fünfgliedrig, das erste u. zweite Glied sehr kurz. Schnabel lang. Schildchen den ganzen Hinterleib und die Flügel bedeckend. Arten sammtlich ausländisch; bekannteste: 1) S. nobilis *Lam.* Länglich, goldigblau, schwarz gefleckt, am Rande roth. Acht Linien lang. In Ostindien. Stoll, Cimic. I, F. 1, IV, F. 22. — 2) S. stockerus *Lam.* Obenher blau-goldig, schwarz gefleckt, unten, so wie die halben Schenkel roth. Wenig kleiner; beide nicht selten in den Sammlungen. In Ostindien. Stoll, Cimic., I, F. 1, III, F. 15.

Scutellum (zool. Term.), s. v. a. Schildchen, 1) bei den Schildkröten die Deckplatten des Schildes, s. Testudinata; — 2) bei den Krokodilen die verknöcherten, meist gekielten Schilde; — 3) bei den Eidechsen die großen, flachen, ringsum angewachsenen Schuppen oder Schilde (scuta); — 4) bei den Schlangen die Bauch- und die Schwanzschilde; — 5) bei den Käfern, die auf dem Rücken des 2. Brustrings liegende, zwischen die Flügeldecken geschobene dreieckige Hornplatte; — 6) bei den Hemipteren der nämliche oft sehr verlängerte Theil.

Scutellum (bot. Term.), 1) das Schüsselchen, eine rundliche, meist stark vertiefte und berandete Flechtenfrucht, z. B. bei Parmelia-Arten; — 2) das Schildchen oder Samenschild-

chen (nach Gärtner), der dicke, breite Samenlappen der Gräser. Ist in dieser doppelten Bedeutung jetzt nur noch wenig im Gebrauche und dadurch, daß man zuweilen auch flache, runde Scheiben, z. B. die beiden Hälften des Schötchens bei Biscutella, so bezeichnet, ziemlich zweideutig geworden.

Scutia (Bot.), nach Commerson, Gattung der Rhamneae *Brongn.* Von 4 Arten, Sträuchern in Südafrika und Ostindien, sind am bekanntesten: 1) S. indica *Brongn.*; — 2) S. paniculata *G. Don.* Beide in Ostindien.

Scutibranchia (Gasterop.), Schildkiemer, auch Aspidobranchia, Unterfamilie der Gasteropodenfamilie der Heterobranchia. Gehäuse schildförmig, selten gewunden, mit weiter Mündung und fast das ganze Thier bedeckend, Kiemen kammförmig, seitlich zwischen Mantel und Sohle. Nur im Meere. Bis jetzt sind nur weibliche Thiere bekannt. Sie zerfallen in a) Seeohren, deren Kiemen auf der linken Seite: Haliotis, wozu d'Orbigny auch Stomatia und die fossilen Pleurotomaria, Catantostoma, Murchisonia, Porcellia, Ditremaria und Cirrus rechnet. — b) Napfschnecken, deren Kiemen mitten auf dem Rücken: Emarginula, Figurella. Vgl. Gasteropoda.

Scutica (röm. Ant.), Peitsche aus einem breiten Streifen von ungegerbtem Hunde- oder Ochsenleder, wurde in der Schule und gegen Sklaven angewendet.

Scutiformis (bot. Term.), schildförmig, eine runde, dünne, flache oder nur wenig gewölbte Scheibe darstellend, wie die sogenannte Wurzel (das Haftorgan) vieler Algen (z. B. des Fucus lorrus, Sargassum vulgare u. Sphaerococcus confervoides) und die Klappen des Schötchens von Biscutella.

Scutiformis cartilago (lat., Anat.), 1) der Schildknorpel des Kehlkopfs; — 2) der Schwertfortsatz des Brustbeins.

Scutigera (Entom.), nach Latreille, Schildassel, Gattung der Myriapoda Chilopoda *Latr.*, der Ordnung der Asseln und der Zunft der Sohlenasseln nach Oken, Cermatia *Illig.* Charakter: Leib mit 8 Schildern besetzt; Unterseite desselben in 15 Halbringe getheilt, von denen jeder ein Fußpaar trägt, welches in einen sehr langen, gegliederten Tarsus endigt. Arten: 1) S. coleopterata *L.* Gelb, 1 Zoll lang, mit 14 Fußpaaren; Fühler lang und dünn; Augen groß. In Mitteleuropa, zwischen den Balken und Schwellen der Gebäude. Panzer, Fauna, L. 12. — 2) S. livida *Leach*, Zool. Misc., III, 136. Grau, mit langen, gelben Beinen. In Madera, in Gebäuden.

Scutigerulus (röm. Ant.), s. v. a. Armiger.

Scutula (lat.), 1) (Phalanga), walzenförmiges Instrument von Holz, das unter die Lasten, besonders Schiffe, geschoben wurde, um sie leichter fortschaffen zu können; — 2) länglich runde, besonders flache Gefäße, wie Schüsseln, Teller ꝛc.; — 3) Figuren in Gestalt eines Spinnennetzes, die man in die Kleider webte (vestes scutulatae) oder in die Fußböden einlegte; — 4) an den Bäumen der Theil der Rinde, der beim Okuliren herausgenommen wird, um das Auge einzusetzen; — 5) s. v. a. Warzenstein.

Scutula (Bot.), nach Loureiro, Gattung der Caprifoliaceae *Rchb.* 2 Arten, Sträucher in Cochinchina: S. scutellata und umbellata *Lour.*

Scutulatus (bot. Term.), kleinschildig, gleichbedeutend mit Scutiformis, aber nur von dergleichen Scheiben geringerer Größe gebräuchlich, z. B. bei Scytosiphon Filum, Chordaria flagelliformis und Chondria clavellosa.

Scutum (röm. Ant.), länglichrunder Schild von 4 Fuß Länge und 2½ Fuß Breite. Man verfertigte ihn aus verschiedenen Holzarten, fügte die dazu genommenen Breter mit Leim zusammen und überzog ihn inwendig und auswendig mit Leinwand und Leder. Der Rand war überall mit Eisenblech beschlagen, damit er der Fäulniß weniger ausgesetzt seyn und die Hiebe und Wurfpfeile der Feinde leichter abhalten möchte. Auf der Mitte des Schildes war eine Erhöhung von Eisen (umbo, ὄμφαλος) befestigt, die ebenfalls zum Abhalten der Steine und Pfeile diente. Der Schild war rund ausgebogen und hatte inwendig Handhaben von Erz oder Loden, woran er in der linken Hand gehalten, und einen Riemen, woran er beim Marsche auf der linken Schulter getragen wurde. Hinter demselben konnte sich der ganze Mann verbergen.

Scutum (zool. Term.), s. v. a. Schild, bei den Krokodilen und Eidechsen die ringsum angewachsenen Schuppen, bei den Schlangen die Bauch- und die Schwanzschilder.

Scutum (Med.), s. Schildpflaster.

Scutum cordis (lat., Anat.), das Brustbein.

Scutum Herculis (Lit.), Schild des Hercules.

Scutus (foss. Brachiop.), nach Bronn, s. v. a. Lingula (s. d.).

Scy, franz. Dorf, Depart. Mosel, Bez. Metz; vorzügl. Weinbau; 400 Einw.

Scybala (lat., Med.), verhärteter Darmkoth (s. d.).

Scybalium (Bot.), nach Schott, Gattung der Rhizantheae Balanophoreae *Endl.* Art: S. fungiforme *Schott.* In Brasilien.

Scydisses, s. Scödises.

Scydmänus (Entom.), nach Latreille, Peitschenkäfer, Gattung der Coleoptera pentamera Clavicornia *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Mastigus *L.* Charakter: Freßspitzen lang, verdickt; Zehen fünfgliedrig; Fühlhörner fadenförmig; Flügeldecken lang. Unter mehren Arten bekannteste: S. Helwigii *Latr.*, Anthicus Helwigii *Fabr.*, gemeiner Peitschenkäfer. Hat das Ansehen einer kleinen Ameise, glatt, braun. Ziemlich häufig unter Moos, Baumrinden, selbst in Ameisenhaufen. Herbst, IV, T. 39, F. 12 a.

Scylace (a. Geogr.), Stadt an der Küste von Mysia minor, östlich von Cyzicus, am Fuß des Olympus von Pelasgern gegründet,

Scylacium (a. Geogr.), Stadt an der Ostküste von Bruttium auf zwei nahe beisammenliegenden Hügeln, zwischen den Flüssen Cäcinus und Carcines. Sie war der gewöhnlichen Sage nach von Athenern gegründet, gehörte zu Kroton, wurde aber später von Dionysius d. Aelt. den Lokrern geschenkt und kam endlich in den Besitz der Römer; jetzt noch Squillace (Mela II, 4, 8).

Scylacius sinus (röm. Ant.), Hafen, der seinen Namen von der Stadt Scylacium hat, von den Vorgebirgen Cociatum im Süden und Lacinium im Nordosten begrenzt war und gerade dem Sinus Hipponiates gegenüberlag, mit dem er die alte Grenze Oenotriens bildete; jetzt Golfo di Squillace (Mela II, 4, 8).

Scylax (a. Geogr.), westlicher Nebenfluß des Iris in Pontus; jetzt Tschoterlek Su (Strabo XII, S. 547).

Scylax, 1) (griech. Literatur), aus Karyanda in Karien, einer der schifffahrtskundigen Männer, welche Darius Hystaspis mit einer Flotte abschickte, um die Küsten Asiens von der Mündung des Indus bis ins Innere des arabischen Meerbusens zu untersuchen. S. befolgte diese Weisung und kehrte durch die Meerenge von Babelmandeb und durch das rothe Meer nach Aegypten und von da nach Susa zurück. Suidas erwähnt nun eine Reisebeschreibung von einem gewissen S. *Περίπλους τῶν (ἐντὸς τῶν* oder *ἐντὸς καὶ ἐκτὸς τῶν) Ἡρακλέους στηλῶν* — und diesen Periplus haben einige Gelehrte dem obenerwähnten S. zugeschrieben, weil sich in demselbem Notizen gerade über die Gegenden finden, welche derselbe bereist hat, und weil man Gründe hat anzunehmen, daß er wirklich die Ergebnisse seiner Untersuchung in einem Periplus niedergelegt hat. Jedoch ist diese Annahme aus verschiedenen Ursachen nicht haltbar, und so muß man an einen andern S. denken, welcher, gleichfalls aus Karyanda gebürtig, in unbekannter Zeit, jedenfalls aber vor Aristoteles, einen Periplus des innern und äußern Meeres beschrieb. Nun existirt aber noch unter dem Namen des S. von Karyanda ein *Περίπλους τῆς οἰκουμένης*, die Beschreibung einer Fahrt, welche, bei der nördlichen Säule des Hercules beginnend, zuerst die europäischen Küsten des Mittelmeers entlang durch den Hellespont und Bosporus, hierauf rings um den Pontus Euxinus und denselben Weg zurück an der asiatischen Küste hinab, dann an der afrikanischen hin bis zur südlichen Säule des Hercules und endlich über diese hinaus bis nach der Insel Kerne geht, woran sich schließlich einige Angaben über die Entfernungen der Inseln von einander und eine Aufzählung der bedeutenderen Inseln nach ihrer Größe anreihen. Diese Schrift, über deren Entstehungszeit sehr viele verschiedene Ansichten laut geworden sind, macht die Untersuchungen über S. noch verwickelter u. bis jetzt ist man noch zu keiner klaren Einsicht gelangt. Ausgaben des Periplus: von D. Höschel; — von Is. Vossius, Amsterdam 1639; — von J. Palmerius und J. Gronov in der Geographia antiq., Leyden 1697; — von Hudson, Geogr. min. T. I., Oxford 1698; — von R. H. Klausen, Berlin 1831; — v. B. Fabricius, Dresden 1848. — 2) (Kunstgesch.), antiker Edelsteinschneider, dessen Lebenszeit unbekannt ist. Stosch erwähnt den Kopf eines fürchterlich aussehenden Satyrs in Amethyst und einen auf der Leyer spielenden Hercules in Sardonix, jener im Kabinet Strozzi, dieser neben einem Adler in Karneol im Kabinet Tiepolo zu Rom. Im Kabinet des Kaisers von Rußland ist ein Sardonix mit dem Riesen, der einen Raubvogel aus der Höhle hervorzieht; eine ähnliche Darstellung in Karneol besaß Graf Townley. Im Kabinet Stosch war ein Sardonix mit dem Riesen Typhon, welcher mit der in einen Hirsch verwandelten Diana kämpft.

Scyle (a. Geogr.), Ort an der Südküste von Bruttium.

Scylla (a. Geogr. u. Mythol.), 1) hoher u. steil ins Meer hervorragender Felsen in Bruttium, am nördlichen Anfang der sicilischen Meerenge bei der gleichnamigen Stadt, an welchen man den homerischen Mythus von dem allen Schiffen Verderben drohenden Seeungeheuer S. knüpfte. Die Gefahr ist jedoch für die Schiffer keineswegs so groß, als es der Phantasie des Dichters scheint. Nach Homer lag der S. gegenüber, und zwar nur einen Pfeilschuß entfernt die Charybdis, von der sich aber bis jetzt keine Spur mehr findet. S. ist jetzt Sciglio. Auf die Gefahr, welche den zwischen der S. und der Charybdis Hindurchfahrenden drohte, bezieht sich der bekannte Vers: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim (Es geräth in die S., wer die Charybdis vermeiden will). In der mythologischen Darstellung erscheint S. als die Tochter der Kratäis, nach Andern des Phorcys oder Phorbas und der Hecate Kratäis, oder der Lamia, oder des Poseidon und der Nymphe Kratäis, oder des Typhon und der Echidna. Sie wird geschildert als ein fürchterlich bellendes Ungeheuer mit zwölf ungestalten Füßen u. sechs unglaublich langen Hälsen, und auf jedem Halse hat sie einen gräßlichen Kopf mit drei Reihen spitziger Zähne. Nach spätern Sagen war S. eine schöne Jungfrau, die von dem Meergotte Glaucus geliebt wurde und der sich, um Gegenliebe zu finden, an die Circe um Hülfe wandte. Diese mischte, von Eifersucht gestachelt, in die Quelle, in welcher die Jungfrau sich zu baden pflegte, Zauberkräuter, so daß S. zwar oben Jungfrau blieb, unten aber einen von scheußlichen Hunden umgürteten Bauch mit einem Fischschweif bekam. Hercules erschlug sie, weil sie ihm geryonische Rinder geraubt, Phorcys aber machte sie wieder lebendig. Die Künstler stellen die S. dar entweder mit zwei Delphinenschwänzen, aus denen Hundsköpfe hervorragen, oder mit zwei solchen Schwänzen ohne Hundsköpfe, od. mit einem Delphinschwanz, aus dem auf beiden Seiten Mäuler von Ungeheuern hervorragen. — 2) Tochter des Nisus, welche zuweilen mit der Vorhergehenden verwechselt wurde; — 3) wüste Insel des ägäischen Meeres, in der Nähe des thracischen Chersones.

Scyllä (a. Geogr.), Flecken Thraciens an der Küste des Pontus Euxinus, wo die von

Kaiser Anastasius Dicorus zum Schutze Konstantinopels von Selymbria aus quer durch Thracien geführte, zwei Tagereisen lange Mauer endigte.

Scyllāa (Mollusk.), nach Linné, **Seemoosschnecke**, Gattung der Gasteropoda nudibranchia *Cuv.*, der Ordnung der eintheiligen Schnekken und der Zunft der Rückenschnecken nach Oken. **Charakter:** Haben einen zusammengedrückten Körper und einen schmalen, mit einer Rinne versehenen Fuß, um sich an den Seetangen festzuhalten; kein Schleier; Maul wie ein kleiner Rüssel; Tentakeln zusammengedrückt, in eine Vertiefung endigend, aus welcher eine Spitze mit ungleicher Oberfläche tritt und auf dem Rücken zwei Paar häutiger Kämme, die an der innern Fläche Büschelstäbe tragen, welches die Kiemen sind. Zwei auf dem schwimmenden Seetang lebende **Arten:** 1) S. pelagica *L.*; fast in allen Meeren, 1 Zoll lang. Forsk., T. 39. — 2) S. fulva *Quoy et Gaim.*; Voyage de l'Uranie, T. 66, F. 13; in der Südsee.

Scyllāum (a. Geogr.), 1) s. Scylla 1); — 2) Stadt in Bruttium zwischen Medama und Rhegium an dem gleichnamigen Vorgebirge, dem Vorgebirge Pelorum in Sicilien gegenüber; jetzt Scilla oder Sciglio mit Ueberresten der alten Burg auf dem Felsen; — 3) östliches Vorgebirg des Peloponnes an der Küste von Trözene, benannt nach Scylla 2) welche, nachdem sie Nisäa und Megara an Minos verrathen, von ihrem Vater ins Meer gestürzt und dort ans Land getrieben wurde.

Scyllarus (Krustac.), nach Fabricius, **Bärenkrebs**, Gattung der Malacostraca Decapoda *Latr.*, der Ordnung der Krebse und der Zunft der Schwanzkrebse nach Oken, unter Astacus *L.*, *Degeer.* **Charakter:** Die seitlichen Fühler wie Schwanzflossen verbreitert und stellen eine platte, eingelenkte, gezahnte Schuppe vor; Leib niedergedrückt; Rücken so breit wie lang. Die nicht sehr zahlreichen **Arten** theilt Leach nach der Gestalt des Thorax und der Lage der Augen in drei Untergattungen:

I. S. *Leach.* Thorax eben so lang oder noch länger als breit, ohne Seiteneinschnitte; Augen in der Nähe der äußern Ecken. Höhlen sich im thonigen Boden am Meeresufer Löcher aus, die ihnen zur Wohnung dienen. 1) S. Arctus *L.*, **Bärenkrebs**, franz. Cigale de mèr, bei den Alten Cicada marina. Die äußern platten Fühler stark gezahnt, schaufelförmig; Brustschild mit drei gezähnten Längskanten; Oberseite des Schwanzes wie mit Skulpturen versehen und ohne Kerben an den Seitenrändern. Hat seinen Namen von der Trägheit, mit welcher er kriecht und sich bewegt, auch hat er im Ansehen etwas Krötenartiges mit haariger Oberfläche. Wenn er verfolgt wird, macht er Sätze, wie eine Heuschrecke, daher der Name Cikade. Im Mittelmeer; wird gegen 6—7 Zoll lang. Sein Fleisch ist unschmackhaft. Herbst, XXX, 3. — 2) S. aequinoctialis *Fabr.*, S. orientalis *Risso*, die **Orkette**, ital. Orchetta, Ursetta. Unterscheidet sich von der vorigen Art durch den Mangel der Fühlerzähne und Kanten. Im Mittelmeer; gegen 1 Fuß lang, wird wegen seines Fleisches sehr geschätzt. Die Eier lebhaft roth. Gesn., Hist. anim., III, 1097.

II. Thenus *Leach.* Thorax, vorn gemessen, breiter als lang, mit einem tiefen Einschnitt an jedem Seitenrand, die Augen am äußersten Rande liegend. 3) S. orientalis *Fabr.*, Thenus indicus *Leach.* Wollig, der Rückenkiel, die vorderen Augenwinkel und die Schuppen der Fühler gewimpert. In Ostindien, eine Spanne lang, eine Hand breit. Kriecht langsam auf dem Meeresgrund, wo man ihn mit kleinen Harpunen anspießt. Sein Fleisch ist weiß, hart und schmackhafter, als bei andern Seekrebsen. Herbst, XXX, 1.

III. Ibacus *Leach.* Thorax wie bei Thenus, Augen vom Ursprunge der Zwischenfühler an mehr nach innen stehend. 4) S. Peronii *Leach*, Zool. Misc., CXIX. Rückenschild hat auf jeder Seite hinter dem tiefen Einschnitt fünf sägeartige Zähne; äußere Kinnladenfüße und Stirnrand des Schildes fein gezähnt. Gegen einen halben Fuß lang. In Neuholland. — 5) S. antarcticus *Fabr.* Oberseite gekörnt wollig, behaart, am Rand stark gewimpert; Rand des Schildes u. der Kinnladenfüße sägeartig gezähnt. Im indischen und japanischen Meere; $1\frac{1}{2}$ Fuß lang. Herbst, XXX, 2.

Scyllatium, s. Scylacium.

Scylleticus Sinus, s. Scylacius Sinus.

Scylliodus (Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbenes Haifischgeschlecht von mittlerer Größe u. mit Zähnen, die denen von Scyllium sehr ähneln. Aus der Kreide von Kent.

Scyllis (Skyllis), Bildhauer aus Kreta, erscheint neben Dipönus am Schlusse der alten Periode, an deren Spitze Dädalus, der mythische Anherr des Dädaliden-Kunstgeschlechtes, steht. Sie kamen aus Dädalus' Schule nach Sicyon u. gaben da durch zahlreiche Werke und Schüler der Kunst einen mächtigen Antrieb. Die Zeit, in welcher dies geschah, setzt Plinius (anscheinlich nach Varro) um Ol. 50, unter der Herrschaft des Cyrus.

Scyllium (Ichthyol.), nach Cuvier, **Hundshai**, Gattung der Selacii *Cuv.*, der Ordnung der Hautflosser und der Zunft der Knorpelfische nach Oken, unter Squalus *L.* **Charakter:** Kurze stumpfe Schnauze; Nasenlöcher in der Nähe des Maules; Zähne mit einer Spitze in der Mitte und zwei bis sechs kleineren an den Seiten; Spritzlöcher u. Afterflosse; Rückenflossen sehr weit hinten, die erste niemals weiter vor als die Bauchflossen; Schwanzflosse langgestreckt, nicht gegabelt, am Ende abgestutzt; Kiemenöffnungen seitlich, zum Theil über den Brustflossen. Drei europäische und einige außereuropäische **Arten**; bekannteste: 1) S. Canicula *Cuv.*, Squalus Canicula *L.*, **Katzenhai**, la grande Roussette, ital. Gatto. Körper röthlich, braun gefleckt, auf der Unterseite schön weiß; Schnauze fast durchsichtig. Vier Reihen sehr scharfer, etwas gekrümmter Zähne; Augen länglich; die rhomboidalen Bauchflossen sind unter dem After vereinigt und mit kurzen Anhängseln versehen; Schwanzflosse sehr lang, am Ende abgestutzt. Der kleinste

Hai, nur 1½ Fuß lang, findet sich um ganz Europa, vorzüglich aber im Mittelmeer und ist ein sehr gieriger Raubfisch, welcher der Fischerei sehr schadet, dafür auch sehr verfolgt wird. Das Fleisch ist schlecht und hat einen thranigen Geschmack; die Haut wird zum Poliren feiner Holzarbeiten verwendet. Bloch, A. F., T. 114. — 2) S. stellare *Cuv.*, Sq. Catulus *L.*, Pantherhai, franz. Petite Roussette (welche Bezeichnung aber unrichtig ist, da diese Art größer als die vorige), Rochier, ital. Gatta schiava, Gatta d' Aspreo. Obenher schwärzlich, an den Seiten röthlich grau, untenher weißlich, mit großen runden und länglichen violet schwarzen, weißlich punktirten Flecken versehen; drei Reihen Zähne. Wird gegen 2 Ellen lang; findet sich um ganz Europa, in Menge aber im Mittelmeer, wo er sehr verfolgt wird, weil er dem Fischfang schadet. Sein Aufenthalt ist gewöhnlich im hohen Meere und zwischen Klippen; er kann daher nicht leicht gefangen werden, sein Fleisch ist aber besser, als das der vorigen Art. Die Haut ist sehr hart und rauh, so daß man Holz u. Elfenbein damit poliren kann. Bloch, A. F., T. 112. — 3) S. Artedi *Risso*, II. ed., F. 5, Squalus prionurus *Otto*. Schlank, zusammengedruckt, röthlich grau, an den Seiten perlmutterglänzend mit vielen größern und kleinern braunen Flecken; die länglichen Nasenlöcher haben kurze Anhängsel; Oberkinnlade mit 3 Reihen feiner spitziger Zähne, wovon jeder 2—4 Spitzen hat, Unterkinnlade mit 2 Reihen. Im Mittelmeer. — 4) S. fasciatum *Bloch*, A. F., 113, Squale tigre *Lacépède*. — 5) S. ornatum *Gray et Hardw.*, Taf. VII.

Scymnitä (a. Geogr.), Volk im asiatischen Sarmatien zwischen dem hippischen Gebirge u. dem Fluß Rha.

Scymnus (griech. Lit.), Geograph aus Chios, der eine *Περιήγησις* geschrieben hat und dem irrthümlicher Weise von einigen Gelehrten auch eine andere, nach dem Vorgange des Atheners Apollodorus in jambischen Versen verfaßte Periegese beigelegt wird. Herausgegeben ist diese Periegese zuerst unter dem falschen Namen des Marcianus in den Geographen von D. Höschel, 1600; dann von F. Morel, Paris 1606; von Fabricius, Leipzig 1846; von A. Meinecke, Berlin 1846.

Scymnus (Kunstgesch.), Erzgießer und Toreut, war Critias' Schüler, zu einer Zeit, in welcher die höchste Blüthe der griechischen Kunst eintrat. Er arbeitete um Ol. 83, ist aber durch keines seiner Werke bekannt. Plinius nennt ihn nur unter den Schülern des Critias. Hippocrates nennt einen Maler dieses Namens, der Ol. 110—150 geblüht habe. Er schreibt ihm das Bildniß einer Sklavin zu.

Scymnus (Ichthyol.), nach Cuvier, franz. Leiche, Gattung der Selacii *Cuv.*, der Ordnung der Hautflosser und der Zunft der Knorpelfische nach Oken, unter Squalus *L.* Charakter: Ohne Rückenstacheln; Spritzlöcher; zweite Rückenflosse steht über den Bauchflossen; Schwanz kurz. Von mehren Arten bekanntest: 1) S. vulgaris *Cuv.*, Squal. Scymnus *L.*, Squal. nicaeensis *Risso*, Eur. mér., 111, F. 4. Der ganze Körper ist mit spitzen kleinen Knoten besetzt. Im atlant. und mittelländ. Meere. — 2) S. squamosus *Cuv.*, Squale écailleux *Brouss.* Schuppen klein, wie Blätter gestaltet, dicht und aufgerichtet stehend; Schnauze lang und niedergedrückt. Lacépède, I, X, 3. — 3) S. spinosus *Bl. Schneid.*, Sq. bouclé. Drei Fuß lang. Dunkel olivenbraun, silberig, mit kleinen Stacheln und dicken harten Knoten besetzt, wovon jeder eine oder zwei Hakenspitzen hat; Schnauze vorgestreckt, flachgedrückt, zugerundet, voller Poren; Zähne zusammengedrückt, fast viereckig, oben abgestutzt, auf jeder Seite gezähnt; letzte Kiemenöffnung sehr weit. Im atlantischen Meere. Lacépède, I, III, 2.

Scymonowicz, Simon, polnischer Idyllendichter, 1558 geboren, † 1629.

Scyndir (nord. Myth.), s. Mani.

Scynopsole (Bot.), nach Endlicher, Gattung der Helosieae *Rchb.* Arten in Amerika.

Scyphäa (Bot.), nach Presl, Gattung der Guttiferae *Bartl.* Art: S. racemosa *Presl.* Baum auf Martinique.

Scyphantus (Bot.), nach Don, Pflanzengattung. Arten unter Grammatocarpus.

Scyphati nummi (Hohl- od. Bechermünzen), gothische Münzen von feinem Silber; sie haben die Form eines Uhrglases, sind an Größe und Gewicht verschieden, und haben auf ihrer erhabenen Seite das Gepräge eines Kopfes, dagegen auf der umgekehrten hohlen das eines Reiters, beides übrigens von schlechter Kunst. Einige sind von griechischen Kaisern zur Nachahmung geprägt, die meisten hat man in Spanien gefunden.

Scyphia (Zoophyt.), nach Schweigger, Rohrschwamm, Untergattung von Spongia *L., Lam.* (s. d.). Typus: Spongia fistularis *Esper.* — Die älteste fossile Species ist S. (Coscinopora) placenta *Goldf.* aus der devonischen Grauwacke der Eifel. Aus dem Jura und der Kreide, in deren oberen Schichten die Scyphien besonders häufig sind, beschreibt Goldfuß 57 Species, denen Römer noch 38 aus der norddeutschen Kreide beifügt, eine Zahl, die durch Michelin noch ansehnlich vermehrt worden ist. Die Gesteinsausfüllungen von S. verticillites *Goldf.* aus der Kreide geben Anlaß zur Errichtung des Genus Verticillites (Wirtelschwamm); eben solche Ausfüllungen sind Michelins Ocellarien aus der Kreide. Auch Guettardia stellata *Mich.* ist eine S. und Geodia pyriformis *Mich.* aus den tertiären Schichten von Monneville ist eine S., die einen dünnen Ueberzug über eine Turritella gebildet hat.

Scyphifer (bot. Term.), bechertragend, wird besonders von den Gestellen des Flechtenlagers gesagt, welche nach oben in die Schüssel- oder Becherform erweitert sind, z. B. bei Cladonia pixidata und Cl. cornucopioides, auch von einem Laube, welches mit becherförmigen Brutbehältern versehen ist, wie bei Marchantia polymorpha.

Scyphiformis (bot. Term.), becherförmig, einen hohlen, abgestutzten, umgekehrten Kegel (ohne ausgebreiteten Saum) darstellend,

z. B. die Peridie von Nidularia striata und N. Olla.

Scyphiphora (Bot.), nach Gärtner Sohn, Gattung der Rubiaceae *Rchb.* Art: hydrophyllacea *Gaert. fil.* Baum auf den Molukken.

Scyphocrinus (foss. Rad.), nach Zenker, fossiles Krinoideengeschlecht, welches von Actinocrinus nur dadurch verschieden ist, daß bloß 4 Basalstücke vorhanden sind. Die einzige Species ist S. elegans *Zenker* (Naturgesch. der Urwelt, S. 26, T. 4, F. A—F) aus dem Grauwackenkalke von Prag und Elbersreuth.

Scyphogyne (Bot.), nach Brongniart, Gattung der Ericeae *Brongn.* Von 8 Arten, Sträuchern in Südafrika, nennen wir: 1) S. capitata *Benth.*; — 2) S. eglandulosa *Benth.*; — 3) S. puberula *Benth.*

Scyphon (Entom.), nach Fabricius, Käfergattung, s. Cyphon.

Scyphophora (Bot.), nach Acharius, Untergattung von Cladonia *Hoffm.*

Scyphulus (bot. Term.), das Becherchen, Brutbecherchen, der becherförmige Brut- od. Knospenbehälter auf dem Laube mancher Lebermoose, namentlich der Marchantia-Arten.

Scyphus (griech. Antiq.), gehenkelter Becher, eine Art Trinkgefäß von ziemlicher Größe.

Scyphus (bot. Term.), der Becher, die schüssel- oder becherförmige Erweiterung des obern Endes der Gestelle bei Cladonia-Arten (vergl. Scyphifer).

Scyras (a. Geogr.), Fluß im südwestlichen Lakonien, entspringt auf dem Taygetus u. ergießt sich in den lakonischen Meerbusen. Er soll seinen Namen von Pyrrhus, dem Sohne des Achilles, erhalten haben, als dieser auf seiner Fahrt von S. nach Sparta hier anlegte; jetzt Fluß von Thikova.

Scyren, Volk, s. v. a. Skiren.

Scyris (Ichthyol.), nach Cuvier, Gattung der Acanthopterygii Scomberoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser u. der Zunft der Thunne nach Oken, unter Vomer *Cuv.* Charakter: Mittlere Strahlen der zweiten Rückenflosse nicht ästig, sondern nur gegliedert und sich in lange Fäden verlängernd; die Stacheln, die ihre erste Rückenflosse bilden sollten, gänzlich im Rande der zweiten verborgen; Bauchflossen kurz. Arten an den ägyptischen Küsten; Typus: S. alexandrina *Geoffr.*, Eg. poiss., XXII, 2.

Scyritä (a. Geogr.), fabelhaftes Volk unter den Nomaden Indiens.

Scyrtes (Entom.), nach Latreille, Jochkäfer, Gattung der Coleoptera pentamera Serricornia *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Holzkäfer nach Oken, unter Cebrio *Fabr.* Charakter: Kopf geneigt; Oberkiefer versteckt; Hinterschenkel verdickt; Schienen mit großem Enddorn. Unter 14 europäischen Arten bekannteste: S. haemisphaericus *Fabr.* Fast kreisrund, flach gedrückt, schwarz, Fühlergrund und Schienen blaßgelb; springt; 1½ Linien lang. Häufig auf Wasserpflanzen.

Scyrus (a. Geogr.), 1) Fluß im südlichen Arkadien, der, nachdem er sich mit dem Malus vereinigt, südlich von Megalopolis in den Alpheus fällt. (Paus. VIII, 35, 1); — 2) (jetzt Scyro), eine der nördlichen Sporaden des ägäischen Meeres, östlich von Euböa, mit einer gleichnamigen Stadt und einem Flusse Cephissus. Ihre ältesten Bewohner werden Pelasger, Karer und Doloper genannt. S. ist mehrfach in den troischen Sagenkreis verflochten. Dort verbarg Thetis ihren Sohn Achilles, um denselben dem ihn vor Troja erwartenden Schicksal zu entziehen, bei den Töchtern des Lycomedes in Frauenkleidern, wo ihn jedoch Odysseus durch eine List entdeckte. Ebendaselbst ward der von Achilles mit Deidamia erzeugte Sohn Pyrrhus erzogen und von da durch Odysseus nach Troja geführt. Einer anderen Tradition scheint die Eroberung von S. durch Achilles anzugehören, welche wieder die attische Sage mit dem Tode des Theseus in Verbindung bringt. Theseus nämlich wandte sich, aus Athen vertrieben, nach S. und sprach die Gastfreundschaft des Königs Lycomedes an, ward aber von diesem verrätherischer Weise ermordet. Darauf soll Peleus zu dessen Rache aufgestanden seyn und in seinem Auftrag Achilles die Insel erobert, den Lycomedes jedoch nach erfolgter Rechtfertigung freigelassen und nun erst mit dessen Tochter Deidamia sich vermählt haben. Die Gebeine des Theseus selbst wurden in Folge eines delphischen Orakelspruchs erst durch Cimon nach vorhergegangener Eroberung der Insel nach Athen gebracht und dort im Theseion beigesetzt, und von diesem Zeitpunkte an ward S. fortwährend nebst Lemnus und Imbrus den athenischen Besitzungen beigezählt, welche selbst der antalcidische Friede gewährleistete, obwohl sie bei ihrer entfernten Lage im Kriegsfalle vielfachen Angriffen u. Bedrükkungen ausgesetzt waren, wie im Bundesgenossenkriege und besonders im Kriege mit Philipp von Macedonien. Unter der macedonischen Herrschaft ging auch S. für Athen verloren, ward ihm jedoch in dem 196 v. Chr. von den Römern mit dem letzten Philipp geschlossenen Frieden zurückgegeben. Im Uebrigen galt die Insel für arm u. ihres steinigen Bodens wegen für unfruchtbar, doch waren ihre Ziegen sowohl als ihr bunter Marmor geschätzt. Vgl. Prokesch, Erinn. II, S. 182 ff.; Fiedler, Reise in Griechenland 2, S. 66 ff.

Scytala (a. Geogr.), Insel des arabischen Meerbusens vor der Küste Aegyptens (Plin. VI, 29, 33).

Scytala (griech. σκυτάλη, gr. Alterth.), der Briefstab, dessen sich die Spartaner bei geheimen Sendungen an auswärts sich befindende Staatsbeamte bedienten, sodann das darin verborgene Schreiben selbst. Ein jeder Staatsbeamte, besonders der Feldherr, nahm einen solchen Stab mit sich, sobald er im öffentlichen Dienst das Land verließ, und die Ephoren in Sparta bewahrten einen zweiten von ganz gleicher Beschaffenheit auf. Wollte man nun eine Botschaft schicken, so band man einen schmalen weißen Riemen fest und genau schließend um den Stab, schrieb das Nöthige in der Quere über den Riemen, löste denselben wieder und schickte ihn so an die Behörde, welche die zerstreuten

Schriftzeichen nur dadurch entziffern konnte, daß sie den Riemen in gleicher Weise um den Stab wand, den sie hatte.

Scytala (Bot.), nach E. Meyer, Pflanzengattung. Art: S. Papionum *Mey.*, s. v. a. Oldenburgia Papionum *Dec.*

Scytale (Amphib.), I. nach Merrem, Gattung der Ophidii Serpentes *Cuv.*, der Ordnung der Schlangen und der Zunft der Schuppenschlangen nach Oken, Pseudo-Boa *Schneid.* Charakter: Nicht bloß um die Schnauze, sondern auch auf dem Scheitel Schilder; keine Gruben; Leib rund; Kopf in einer Flucht mit dem Körper. Einzige Art: S. coronata *Merr.*, Mondschlange. Wird 3 Fuß lang, wovon der Schwanz fast $1/3$ einnimmt und auf seiner Oberseite eine Reihe größerer, sechseckiger Schuppen hat. Färbung weiß, mit einigen braunen Flecken auf Kopf, Hals und Rücken. Bauchtafeln 200, Schwanztafeln 95. In sandigen Gegenden Brasiliens, selten. Seba II, T. 41, F. 1. — II. Nach Daudin, Echis *Merr.*, Rauhotter, Gattung der Ophidii Serpentes *Cuv.*, der Ordnung der Schlangen und der Zunft der Schienenschlangen nach Oken, unter Vipera *L.* Charakter: Kielschuppen auf Kopf und Rücken, Schwanz kurz; bewegliche Giftzähne; keine Backenlöcher. Kleine Schlangen in Ostindien u. Aegypten; wichtigste Arten: 1) Ech. Pyramidum *Merr.*, Ech. arenicola. Oben aschgrau mit schwärzlichen viereckigen Flecken, unten weißlich und schwarz gedüpfelt. Bauchschienen 177, Schwanzschienen 29. Die Schuppen bilden auf dem Rücken 26 Reihen. Sie findet sich nicht selten auf sandigem Boden in der Nähe der Pyramiden, wo sie Geoffroy u. Savigny zuerst entdeckt haben. Auch kommt sie bisweilen in den Wohnungen zu Kairo vor, wo sie sehr gefürchtet wird. Sie hat viel Aehnlichkeit mit den Vipern, läßt sich aber leicht durch die ungetheilten Schwanzschienen unterscheiden; der breite und hinten stark angeschwollene Kopf ist fast ganz mit kleinen ovalen Kielschuppen bedeckt, welche denen des Rückens gleichen; nur um die Kiefer und am Ende der Schnauze haben sie einige Täfelchen; der Schwanz ist kurz, sehr dünn und endigt in eine feine Spitze. Die Giftzähne gleichen denen der Otter. Die gewöhnliche Größe ist $1\frac{1}{2}$ Fuß, wovon der Schwanz über 2 Zoll beträgt; die Dicke $1\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz nur 3 Linien. Eine der größten hatte 178 Bauch- u. 34 Schwanzschienen; eine mittlere 182 und 32, eine ähnliche 169 und 38, eine ganz kleine nur von der Länge eines Fußes 183 u. 34. Der Rücken ist braun, mit kleinen unregelmäßigen weißlichen Querbändern, 36—40, unten weißlich mit 5—6 schwarzen Düpfeln auf jeder Schiene. Vorzüglich beim Biß dieser Schlange nimmt man in Aegypten seine Zuflucht zu einer Korporation, welche ein ausgearteter Rest der alten Psyllen ist. Sie haben sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt und erscheinen unter dreierlei Formen. Savigny, Egypte, Taf. 4, Fig. 1—4. — 2) Ech. carinata *Merr.*, Boa horratta *Shaw*, Pseudoboa carinata *Schn.*, S. bizonata *Daud.* Der Körper ist nach der Mitte zu dicker und $2\frac{1}{4}$ Zoll im Umfang. Der Kopf ist gelb, mit einem braunen herzförmigen Fleck, der Leib dunkelbraun, mit einem rothbraunen, an den Seiten ausgeschnittenen, gelb eingefaßten Längsbande über den Rücken. In Indien. Daudin, V, LXX. — 3) Ech. Krait *Merr.*, Pseudoboa Krait *Schn.*, S. Krait *Daud.* Obenher hellbraun, untenher weiß. $2\frac{1}{2}$ Fuß lang.

Scytalia (Bot.), nach Gärtner, Pflanzengattung. Arten unter Euphoria.

Scytalis (Bot.), nach E. Meyer, Pflanzengattung. Arten unter Dolichos.

Scytalismus (v. gr. σκυταλισμός), das gräßliche Blutbad, welches im J. 370 v. Chr. das Volk von Argos unter den Aristokraten anrichtete und wobei man die Leute mit Knitteln todt schlug.

Scythes (griech Sageng.), Sohn des Hercules und der Echidna, angeblich Stammvater der Scythen, wohin er gekommen seyn soll, als er die Rinder des Geryon wegtrieb. Er sey eingeschlafen, und als er wieder aufgewacht, wären die Pferde verschwunden gewesen. Er habe sie gesucht und sey in das Land Hyläa gekommen, habe die Echidna gefunden, sey bei ihr geblieben und habe mit ihr den Agathyrsus, Gelonus und S. erzeugt. Der letzte, allein im Stande den zurückgelassenen Bogen des Hercules zu spannen, ward nach seines Vaters Weisung der erste König der Scythen.

Scythia (a. Geogr. und Gesch.). Die Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner war vor Herodot höchst unklar und lückenhaft, und erst dieser Geschichtschreiber gibt uns im 4. Buche seines Werkes ein anschauliches u. lebendiges Bild, von dem wir viele Züge in der Geographie des russischen Reiches genau wiederfinden. Nach Herodot sind die Grenzen von S.: im Westen der Ister in seinem letzten Laufe und das Land der Agathyrsen (Siebenbürgen), im Norden das Land der Neurer, Androphagen u. Melanchlänen und die unbekannte Wüste (etwa die Gouvern. Mohilew, Tschernigow, Orel und Kursk), im Osten der Tanais und die Mäotis u. im Süden der Pontus Euxinus, so daß es also das ganze südliche Rußland nordwestlich bis Volhynien und Podolien, südwestlich über Bessarabien hinaus bis in die Moldau und Walachei hinein, südlich bis zur Krim und östlich bis zum Don umfaßte. Die spätern Schriftsteller beschränken den Namen Scythen nicht mehr auf so fest bestimmte Grenzen, sondern lassen dieselben noch viel weiter gegen Norden und Osten über das ganze heutige Sibirien hin wohnen; Mela nennt einen Theil des alten S. Sarmatia, und Ptolemäus kennt nur ein asiatisches S. — Topographie nach Herodot. S.'s Gebirge: das taurische an der Südgrenze u. ein anderes, dessen Namen Herodot nicht nennt, das aber durch seinen Reichthum an Holz und Gold auf den heut. Ural hinweist. Flüsse: In der Richtung von Osten n. Westen der Ister mit dem Nebenfluß Tiarantus (jetzt Tscherna), Ararus, Naparis, Ordessus, Porata od. Pyretus (j. Pruth), Tyras (Dniestr), Hypanis (Bog), Borysthenes (Dnjepr) mit dem östlichen Nebenfluß Panticapes, Hypacyris mit dem westlichen Nebenfluß Gerrhus u.

der Grenzfluß Tanais (Don) mit dem westl. Nebenfluß Hyrgis. Außerdem gedenkt Herodot mehrer Landseen. An der Küste des Pontus erwähnt er eine große Waldgegend (Hyläa), durch welche der Panticapes in den Borysthenes fließt. Das Land hatte ein sehr kaltes Klima, acht Monate war es Winter und die vier Sommermonate waren nicht sehr warm. Außer dem Getreide erzeugte der Boden ein herrliches fettes, aber bitteres Gras; an der Mündung des Borysthenes setzt das Meer Salz an, die Flüsse waren reich an mancherlei Fischen. Der Oelbaum und Weinstock kommen vor Kälte nicht fort. Das Thierreich bringt besonders schnelle, unansehnliche Pferde und als Seltenheit Ochsen ohne Hörner hervor; Esel gibt es nicht. — Die Bewohner des Landes hießen früher Skoloten (Scolotoi), und erst die Griechen nannten sie Scythen (Σκύθαι), während sie bei den Persern Sacae hießen. Der Name Scythen scheint eine Gräcisirung des einheimischen Namens Tschuden, der noch jetzt in ganz Sibirien bis an die Grenzen China's hin die unbekannten Ureinwohner des Landes bezeichnet. In Bezug auf ihre nomadische Lebensweise wurden die Scythen auch Hamaxöker, Hamaxobier (auf Wagen wohnend u. lebend) genannt. Ihrer Abstammung nach scheinen sie ein Theil des großen mongolischen Volksstammes; sie waren ursprünglich ein asiatisches Volk, das sich erst später vom Altai aus über den Nordosten Europa's verbreitete. Doch waren auch in diesem Punkte die Ansichten der Alten getheilt. Nach Herodot waren die Scythen, von den Massageten gedrängt, aus Asien über den Araxes nach Europa gezogen, hatten hier die Kimmerier vertrieben und sich in dem Lande derselben festgesetzt. Von hier aus verbreiteten sie sich immer weiter und ließen sich auch in den Ebenen am Pontus und am mäotischen See bis zum Tanais hin nieder. Andere hielten sie für Eingeborne jener Gegenden, u. nach der griech. Sage waren es Abkömmlinge des Hercules (s. Scythes). Hauptstämme: 1) die Callipidä (zu beiden Seiten des Bug oberhalb des Dnjepr und Bug-Liman), die durch die Nähe der griech. Kolonien halb hellenisirt waren, 2) Alazones, 3) Borystheneites, deren Sitze sich oberhalb der Waldregion jenseits des Borysthenes bis zum Panticapes drei Tagereisen hinauf erstreckten, 4) die nomadischen Scythen, 5) die ackerbautreibenden Scythen; 6) die königlichen Scythen, der zahlreichste, tapferste u. vornehmste Stamm der Scythen, sahen die übrigen als ihre Knechte an, die sie mit der Knute zu Paaren trieben, und wohnten jenseit des Gerrhus, südl. bis Taurien, östlich bis an einen vom taurischen Gebirg bis zur Mäotis gezogenen Graben u. bis zur Stadt Kremmi, nördlich längs des Tanais hinauf bis zu den Melanchlänen. — Die Sitten u. Lebensweise der Scythen anlangend, so werden sie auf der einen Seite als träge und schmutzig, auf der andern aber auch wieder als tapfer und kriegerisch, mit Wenigem zufrieden und treu in der Freundschaft geschildert. Die Stufe der Bildung, auf der sie standen, mußte stets eine sehr niedrige bleiben, da sie als Feinde alles Ausländischen sich dem Einfluß benachbarter gebildeter Völker verschlossen, so daß sowohl der weise Anacharsis, als der König Skylas, welche hellenische Sitten bei ihnen einzuführen strebten, diesen Versuch mit dem Tode büßten. Die Scythen, Männer wie Weiber, die überhaupt im Aeußern kaum von einander zu unterscheiden waren, waren im Allgemeinen dicke, aufgedunsene, schwammige und schlaffe Gestalten von braungelber Farbe. Ihre Kleidung ist der massagetischen ähnlich, Winter und Sommer dieselbe, und besteht in weiten Hosen, Gürteln oder Wehrgehenken und spitzigen, oft bis auf die Schultern herabhängenden Mützen; im Allgemeinen liebten sie bunte Kleider. Ihre Waffen waren hauptsächlich Bogen und Pfeil, außerdem aber auch Säbel, Streitäxte und Wurfspieße, ja selbst der Knute bedienten sie sich zuweilen als einer Waffe und kämpften überhaupt stets nur zu Pferde. Die Nahrung der Scythen war höchst einfach und bestand in dem Vieh ihrer Heerden, namentlich der Schafe und Rinder, aber auch der Pferde, außerdem aber besonders in Stutenmilch, welche sie auch zur Bereitung eines berauschenden Getränkes benutzten. Als Geräthschaften der Scythen werden von Herodot Trinkschalen, Kessel zum Kochen des Fleisches, hölzerne Milcheimer und Wannen, Blasröhren zur Förderung des Melkens, Messer u. Pfriemen, Filzdecken und Handtücher aus der Kopfhaut erschlagener Feinde, vielleicht sogar Branntweinschalen aus Menschenhaut, erwähnt. Unter mehren andern den Scythen eigenthümlichen u. meist von großer Rohheit zeugenden Sitten heben wir die Sitte, sich nicht in fließendem Wasser zu baden, sondern Dampfbäder zu nehmen, deshalb hervor, weil sie auch noch jetzt die herrschende in Rußland ist, und es auch den Mongolen verboten war, sich in fließendem Wasser zu baden; die Sitte aber, ihre Könige einzubalsamiren u. im Gerrherlande feierlich zu bestatten, indem die Hofbeamten, eine Menge Sklaven u. Rosse zugleich mit hingeschlachtet u. dann alle zusammen nebst goldenen Schalen in große viereckige Gruben geworfen und Grabhügel darüber aufgehäuft wurden, deswegen, weil sich dergleichen Grabhügel noch jetzt, besonders an den Dnjeprfällen im Kurskischen und am ganzen Dnjepr hinauf bis Mohilew vorfinden. Städte u. Festungen haben die Scythen nicht; ihre wandernden Wohnungen finden sich vielmehr auf kleinen vier- oder sechsrädrigen, mit 2 oder 3 Paar Ochsen bespannten und mit Filz überzogenen Wagen. Der König war von einem zahlreichen Hofstaat und vieler Dienerschaft umgeben und von einer Garde begleitet, befehligte das Heer und führte eine völlig unumschränkte Herrschaft. Das Land zerfiel in Gaue, deren jedem ein Monarch vorgesetzt war, und jeder Gau hatte seinen Berathungsplatz mit einem Heiligthume des Kriegsgottes. Der Stamm der freien od. königlichen Scythen, der auch der zahlreichste war, betrachtete, wie bemerkt, die übrigen als seine Knechte. Außerdem aber hatten die Scythen auch wirkliche Sklaven, die sie geblendet namentlich zum Milchrühren gebrauchten und die wohl größtentheils Kriegsgefangene waren, vielleicht aber auch gekaufte Sklaven. — Die

Religion der Scythen war ein grober Polytheismus. Es sind uns folgende scyth. Götternamen bekannt: Papäus (Papa-Zeus), Thamimasadas (Poseidon), dem bloß die königl. Scythen opferten, Oetosurus (Apollo), Artimpasa (Aphrodite Urania), Tabiti (Hestia) und Apia (Gäa). Außerdem wurde die Vesta verehrt, und der Kultus des Mars war der verbreitetste unter den Scythen, welche dem Kriegsgott unter dem Symbol eines auf einem großen Gerüste von Reisig aufgestellten eisernen Schwertes bei allen Volksversammlungen Opfer brachten. Andere Götterbilder werden nicht erwähnt, so wenig als Tempel und Altäre. Von besondern Priestern ist nirgends die Rede, dagegen spielen Wahrsager (die heutigen Schamanen) als Vermittler zwischen Göttern und Menschen eine wichtige Rolle und bedienten sich einer Art Wünschelruthe. — Geschichte. Die einheimische Sage führt den Stammvater des Volks Targitaus, einen Sohn des Zeus, auf das J. 1000 vor dem Zuge des Darius zurück, d. h. etwa auf dieselbe Zeit, in welche auch die Wanderungen des Cecrops, Cadmus, Danaus und der Auszug der Israeliten aus Aegypten fallen (vielleicht Alles Andeutungen einer allgemeinen großen Völkerwanderung in Asien), und diese chronologische Angabe weist uns offenbar noch auf eine sogenannte Entstehung des Scythenvolkes in Asien hin, da seine Einwanderung in Europa erst 900 Jahre später erfolgte. Damals namlich (zur Zeit des Cyaxares von Medien um 600 v. Chr.) verbreiteten sich die Scythen, von denen unstreitig auch ein Theil in Asien zurückblieb, wahrscheinlich in drei Haufen getheilt auch über den Nordosten Europa's, wo sie die am Pontus wohnenden Kimmerier theils verdrängten, theils sich unterwarfen, so daß auch später noch so manche geographische Namen in diesen Gegenden an die frühern Bewohner erinnerten. Die Scythen verfolgten aber auch ums J. 632 v. Chr. den vor ihnen fliehenden Theil der Kimmerier bis nach Medien, schlugen den Cyaxares, drangen bis an die Grenzen von Aegypten vor und wurden nun Herren von ganz Asien, ohne jedoch den Cyaxares völlig zu entthronen. Doch dauerte ihre Herrschaft über Asien nur 28 Jahre; denn da sie durch ihren Uebermuth und ihre Raubzüge Alles gegen sich erbitterten, so ließ Cyaxares einen großen Theil derselben, nachdem er sie berauscht hatte, ermorden, und bestimmte dadurch die übrigen (also ums J. 604) zur Rückkehr in ihre Heimath. Diese Erzählung sagt wohl nichts Anderes, als daß, wahrscheinlich in Folge einer großen Völkerwanderung aus den innern Steppen Asiens, so wie später wieder unter Dschingiskhan, gleichzeitig eine Ueberschwemmung des nordöstlichen Europa und Vorderasiens durch scythische Völkerschaften Statt fand, wobei es unentschieden bleibt, ob die in Vorderasien eingedrungenen Scythen wirklich erst ihren Weg durch Europa nahmen, oder gleich aus dem höhern Asien in die südlichern Theile vordrangen. So kehrten denn die Scythen nach 28jähriger Abwesenheit etwa 110 Jahre vor dem Zuge des Darius in ihre europäische Heimath zurück, wo unterdessen ihre (allerdings sehr unwahrscheinlich) zurückgelassenen Weiber mit den Sklaven Kinder gezeugt hatten, die sich den Zurückkehrenden widersetzten, indem sie zugleich, um ihnen den Einzug zu verwehren, einen breiten Graben vom taurischen Gebirg bis zur Mäotis zogen, endlich aber doch von ihnen besiegt u. zur Flucht genöthigt wurden. Um die Scythen für ihren frühern Einfall in Medien zu züchtigen, entschloß sich Darius I., einen großen Zug gegen sie zu unternehmen, setzte daher ums J. 514 mit einem Heere von 700,000 Mann, welches von 600 Schiffen unterstützt wurde, auf einer wahrscheinlich bei Byzanz über den thracischen Bosporus geschlagenen Schiffbrücke nach Europa hinüber u. drang durch Thracien in das Land der Scythen ein. Diese boten nun alle ihre Nachbarn als Bundesgenossen auf, aber nur die Gelonen, Budiner und Sauromaten folgten diesem Aufrufe, so daß die Scythen keine Schlacht zu wagen, sondern sich zurückzuziehen und das Land hinter sich völlig zu verwüsten beschlossen, indem sie Weiber und Kinder auf ihren Wagen immer weiter gen Norden vorausschickten; die Perser aber drangen nun durch ganz Scythien, über den Tanais u. durch das Land der Sauromaten bis in das der Budiner vor. Darius, des steten nutzlosen Verfolgens endlich müde, forderte die Scythen nun auf, Stand zu halten u. es zu einem entscheidenden Kampfe kommen zu lassen; diese aber beschränkten sich auf einzelne kühne Reiterangriffe und auf offenbare Verhöhnung des Königs, so daß dieser endlich beschloß, sich wieder auf demselben Wege nach dem Ister zurückzuziehen, worauf er seinen Rückmarsch durch Thracien fortsetzte und von Sestus aus zu Schiffe nach Asien zurückkehrte. Die nomadischen Scythen aber sollen einige Jahre später selbst gegen S. bis zum thracischen Chersones vorgedrungen und hier in nähere Verbindung mit den Griechen getreten seyn. Von da an erfährt man von ihnen mehre Jahrhunderte lang fast gar nichts weiter, so daß sich auch die Bekanntschaft der Griechen und Römer mit ihnen nicht erweitern konnte. Erst den König Mithridates den Gr. finden wir wieder im Kampfe mit den Scythen, nachdem die Dynasten der griech. Städte am Pontus, des lästigen Druckes der scythischen Grenznachbarn überdrüssig, ihre Städte selbst in die Hände jenes pontischen Königs geliefert hatten, worauf dieser die Scythen aus der ganzen taurischen Halbinsel verdrängte. Als nach Besiegung des Mithridates die Römer die bosporanischen Könige in ihren Schutz genommen, d. h. von sich abhängig gemacht und mit den Völkern am Pontus und der Mäotis ausgebreitetere Handelsverbindungen angeknüpft hatten, besonders aber seit der Unterwerfung Daciens durch Trajanus, wurden nun auch sie mit den Ländern des alten herodot. S. immer genauer bekannt. Nun ist aber auch plötzlich der Name Scythen verschwunden und hat dem der Sarmaten, die jene unterdessen überwältigt hatten, Platz gemacht, und so finden wir denn jetzt nach einem Jahrhundert langen Dunkel plötzlich eine durch ihre Vollständigkeit u. Genauigkeit wunderbar überraschende Beschreibung jenes alten S. unter dem Namen

des europ. Sarmatien bei Ptolemäus, während der Name S.'s nach Asien hinübergewandert ist. Dieses von Ptolemäus beschriebene asiat. S. umfaßt den Landstrich zwischen dem asiat. Sarmatien im Westen, dem unbekannten Lande im Norden, Serica im Osten und Indien im Süden. Im Westen bildete die Palus Maeotis u. der Fluß Rha die Grenze gegen Sarmatien, im Süden aber trennte es der Fluß Oxus, das oxische und sogdische Gebirg von Sogdiana, und der Imaus und Emodus von Indien. Die östl. Grenze gegen Serica war nicht fest bestimmt. Das ganze Land scheidet Ptolemäus in 2 Haupttheile: S. innerhalb u. S. außerhalb des Imaus. Als Gebirge nennt er im Nordwesten die Rymnici, Alani, Syebi Montes, die Anarei, Annibi u. Auxacii M. Im Süden des Landes waren die Oxii und Sogdii M. an den Grenzen von Sogdiana, im Lande der Massageten fand sich der Ascatancas, ein Zweig des Imaus (j. Kulkun) und noch östl. die Cassii M. (j. Khara). Von den Flüssen werden noch erwähnt: der Parapamisus, der Rymnus (j. Gasurt), Daix (j. Jaik) und der Jaxartes (Sir Darja). Produkte: Edelsteine (besonders Diamanten, Smaragden und Lapis Lazuli), Gold, Kupfer, Krystall, eine Art Ultramarin; und aus dem Thierreiche namentlich Kameele und Pferde. Die einzelnen Völkerstämme waren: a) in Scythia intra Imaum die Rymni, Asiotä, Aorsi, die Jaxartä, die Ariacä, Namastä, Ribii, die Massageten, die Sacä, die Ascatancä, Anarei, Tapurei, Aspisii, die Thyssagetä (ein Jägervolk), die Argippäi und Arimaspi; b) in Scythia extra Imaum die Auzacitä; Issedones, die Chatä und Chauranäi. Vergl. den Art. Scythia in Pauly's Realencyklopädie, der dem vorstehenden zu Grunde gelegt ist.

Scythini (a. Geogr.), Volk Asiens an den westlichen Grenzen Armeniens, zwischen den Flüssen Harpesus im Osten, Asparus im Westen und dem Gebiet der Chalyber im Süden.

Scythinus (griech. Lit.), Schriftsteller aus Teos, in unbekannter Zeit lebend, schrieb eine Geschichte im ionischen Dialekt und *Περὶ φύσεως*. Bekannter scheint er als Dichter gewesen zu seyn.

Scythranius Limen (a. Geogr.), Hafenstadt in Marmarica, zwischen Antipyrgos und dem Vorgebirg Cataonium.

Scythrops (Ornith.), nach Latham, Rinnenschnabel, Fratzenvogel, Gattung der Scansores *Cuv.*, der Ordnung der Dickschnäbler und der Zunft der Gackler nach Oken. Charakter: Kletterfüße; Schnabel sehr groß, dick, etwas gebogen, mit einer Längsfurche an den Seiten und runden Nasenlöchern an der Wurzel; Augenkreise nackt; Flügel und Staffelschwanz ziemlich lang. Einzige Art: S. novae Hollandiae *Lath.* Von der Größe eines Raben, grau, mit braungeflecktem Mantel, 2 Fuß lang, Augenkreise roth. Einzeln in den Wäldern von Port Jackson; frißt Früchte und Insekten. Gilt in der Heimath als Wetterprophet. Vieillot, Gall., 30; Temm., Pl. col., 290.

Scythymenia (Bot.), nach Agardh, Gattung der Nostochinae Undineae *Rchb.*, Cryptogamia Algae *L.* Arten ausländisch.

Scytinum (bot. Term.), Markhülse, eine Hülse, welche mit Mark ausgefüllt ist, worin die Samen nisten.

Scytodes (Arachnid.), nach Latreille, Gattung der Arachnides Pulmonariae Araneides *Latr.*, der Ordn. der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Spinnen nach Oken, unter Aranea *L.* Charakter: Nur 6 Augen, paarweise gestellt; erstes Fußpaar und hierauf das vierte, das längste; Tarsenkrallen auf einem supplementaren Glied eingefügt. Zwei Arten: 1) S. thoracica *Latr.* Blaßröthlich, schwarz gefleckt, mit kugeligem Bauche und großem, buckeligem Thorax. In Mitteleuropa. In Häusern. Walck., Hist. des Aran., 1, X, 11 Suppl. — 2) S. pallida *Dufour.* In den Kalkgebirgen von Valencia in Spanien. Sie webt sich ein ziemlich unförmliches Rohr von einem dunnen, milchweißen Gewebe.

Scytonema (Bot.), nach Agardh, Lederfaden, Hautfase bei Oken, Gattung der Oscillatorieae Lyngbyeae *Rchb.*, *Rab.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Zum Theil Luftgewächse. Fäden ästig, mit einer doppelten, gefärbten Scheide. Von 19 Arten der deutschen Flora führen wir an: 1) S. fasciculatum *Ktz.* An Kalkfelsen, auf Flechten. Rasenartig-filzig, dunkel olivenfarbig; Fäden schlank, wenig ästig, körnig, Endglieder rosenroth; Scheiden blaßgelblich, an der Spitze glashell. — 2) S. gracillimum *Ktz.* An schroffen Gypswänden, wo beständig Wasser herabtröpfelt. Locker verwickelt, braun; Fäden haarförmig, an der Spitze höckerig, blaßroth; Scheiden goldgelb, sehr dick, an der Spitze glashell. — 3) S. Myochrous *Ag.* An feuchten Felsen. Filzig, dunkel olivenbraun; Fäden rosenroth; Aeste entfernt, fast spangrün; Scheiden hornartig, gelblichbraun, gestreift.

Scytophyllum (Bot.), nach Ecklon und Zeyher, Gattung der Celastrineae *Eckl.*, *Zeyh.* 3 Arten: S. laurinum, obtusum und deoides *Eckl.*, *Zeyh.*, Bäume in Südafrika.

Scytosiphon (Bot.), nach Agardh, Algengattung, s. v. a. Chorda *Lyngb.*

Sczechow, österr. Dorf, Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Lissitz; 130 Einw.

Sczeczinowo, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 550 E.

Sczedczik, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Oppeln; Unterförsterei, Golomb- und Masurmühle; 730 Einw.

Sczeikowitz (Schikowitz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; Unterförsterei, Mühle; 270 Einw.

Sczekocin, russ.-poln. Dorf, Gouv. Sandomir, Kr. Radom. Hier am 6. Juli 1794 Schlacht zwischen den Russen und Preußen und den Polen unter Kosziusko. Die Polen wurden geschlagen.

Sczepankowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Vorwerk; 700 Einw.

Sczepankowo, preuß. Dorf, Prov. Preu-

ßen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Löbau; 200 Einw.

Sczepanowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Oppeln; Vorwerk, Ziegelei; 170 Einw.

Scziballen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 190 Einw.

Sczyglowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; Vorwerk, Säge- und Wassermühle; 210 Einw.

Sczyrbitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; Vorwerk, Freischoltisei, Mühle, Löffelschmiede; 210 Einw.

Sczudlow, österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Brumow; 520 Einw.

Sdeden, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 110 E.

Sdeus (Myth.), s. v. a. Zeus.

Sdegnoso (ital., Mus.), gehässig, trotzig; bezeichnet einen etwas raschen, wilden, kurz abstoßenden, kräftig rauhen Vortrag, ohne besondere Nüancirung der einzelnen Töne, wird aber selten angewandt.

S. D. G. (lat.), Abkürzung für Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehre.

Sdier, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 200 Einw.

Sdili, zwei griechische Inseln, im agäischen Meer: 1) Groß-S., südwestl. von Mykoni, unbewohnt, aber reich an Terebinthen und Mastixbäumen und von den Bewohnern von Mykoni bebaut; — 2) Klein-S., ebend., ist das alte berühmte Delos.

Sditow, europ.-russ. Ort, Gouv. Grodno, nordöstl. von Kobrin, an der Jasselda.

Sdolle (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) Kr. Cilli, Bez. Drachenburg; 260 Einw.; — 2) das., Bez. Rann; 190 Einw.

Sdorren, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 380 Einw.

Sdrucciolo verso (ital., Poet.), s. v. a. gleitender Reim, s. Reim.

Sdunkeim, preuß Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 110 Einw.

Sduny (Zduny), preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; über 100 Einw.

S. E., Abkürzung für 1) Son Eminence, Seine Eminenz; — 2) Son Excellence, Se. Excellenz.

Se., chemisches Zeichen für Selen.

Se, Maß in Japan (s. d.).

Sea, sehr gefährlicher Paß in den kottischen Alpen in Sardinien, auf der Grenze zwischen Turin und Savoyen.

Sea-bass (engl., Ichthyol.), s. v. a. Centropristes nigricans *Cuv.*

Sea Beet (engl., Bot.), s. v. a. wilder Mangold, Beta vulgaris maritima *Koch*, Beta maritima *L.* — Sea Colewort, auch Sea Kale, s. v. a. gemeiner Seekohl, Crambe maritima *L.* — Sea vrack, s. v. a. Seegras, Zostera marítima *L.*

Seabrook, nordamerikanischer Ort, V. St., Staat New-Hampshire, Grafschaft Rottingham, am atlantischen Ocean; 1820: 880, 1840: 1400 Einw.

Seaconnet, nordamerikan. Vorgebirg, V. St., Staat Rhode-Island, an der Ostgrenze.

Seadetabad, Palast in Ispahan (s. d.).

Sea-egg (engl., Zoophyt.), s. v. a. gemeiner Seeigel, Echinus esculentus *L.*

Seaffortbia (Bot.), nach R. Brown, Gatt. der Palmae *R. Br.*, der Areceae *Mart.*, Polygamia Monoecia *L.* Charakter: Blüthen polygamisch, mit doppelter Hülle, d. h. einem dreitheiligen Kelch und einer dreitheiligen Korolle; zwischen 2 Zwitterblüthen sitzt immer eine weibliche; Zwitterblüthen mit vielen Staubfäden und einem Griffel; Griffel nackt, dreinarbig; ovale Beere mit einem gestreiften Samen. Zwei Arten, schöne Palmen in Neuholland: S. elegans *R. Br.* und S. gracilis *Mart.*

Seafield, James, Lord S., Earl of Findlater, s. Findlater.

Seaford (Geogr.), 1) brit. Hafenort, an der Küste von England, Grafsch. Sussex, südöstl. von Brighton, früher bedeutende Seestadt, mit jetzt versandetem Hafen; Fischerei, Seebäder; 2000 Einw.; — 2) (Seaforth), tiefe Einbucht daselbst, Schottland, an der südöstl. Küste der Hebriden-Insel Lewis.

Seah (Sea, Judenth.), Getreidemaß, = $^1/_3$ Epha oder $1^1/_2$ röm. Modius.

Seahorse (Geogr.), 1) nordamerikan. Vorgebirg, Hudsonsbai-Inseln, an der Ostküste der Insel Southampton; — 2) (S.-Bai), asiat. Bai, im chines. Meer, westl. von Palawan.

Seal (Geogr.), 1) nordamer. Fluß, Neubritannien, Neu-Süd-Wales, mündet in das Hudsons-Meer; — 2) Insel in der Fundy-Bai, westl. vom Kap Sable; — 3) Insel im südl. großen Ocean, östl. von der Pfingst-Insel, 26° 36' 15" s. Br. und 107° 54' 43" w. L.; — 4) kleine Insel an der südöstl. Küste von Neuholland, nordöstl. von Wilsons-Piomant; — 5) Seals-Bai, Bucht daselbst; 40° 8' 0" s. Br. und 141° 35' 18" ö. L.

Seal (engl., Säugeth.), s. v. a. gemeiner Seehund, Phoca vitulina *L.*

Seala (Bot.), nach Adanson, Pflanzengatt., s. v. a. Pectis *L.*

Seale (Nether- u. Over-S.), brit. Kirchspiel, England, Grafsch. Leicester, nordwestl. von Leicester; 1210 Einw.

Sealers-Cove, austral. Rhede, auf der Ostküste von Neuholland, Neu-Süd-Wales, nordöstl. vom Vorgebirg Wilson; frisches Wasser und Holz.

Sealers Huts, austral. Ort, auf der Känguru-Insel, an einer Bucht der Südküste.

Sealthiel (jüd. Gesch.), 1) S., Sohn des Jechanga (n. And. des Neri), Vater des Serubabel, angeblich in Babylon Titularfürst seines Volkes, † in der babylonischen Gefangenschaft; — 2) S., Sohn des Simeon, aus dem Stamm Ruben; aus seinem Geschlecht stammt Judith.

Seam (Saum), 1) s. Quarter; — 2) in England beim Glashandel eine Zahl von 24

Stones oder Stein und an Gewicht 120 Pfund a. d. p.

Seamita (Handelsw.), s. v. a. Semita.

Seanahaidche, s. Barden.

Sea-Needle (engl., Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Hornhecht, Belone vulgaris *Cuv.*

Seaple, nordamerikan. Vorgebirg, Baffinsland, an der nordöstl. Küste, westlich vom Kap Dyers.

Seapoys (Sepoys, Sipahis), Name der eingeborenen Truppen, welche die englisch-ostindische Kompagnie in ihren Besitzungen unterhält. Sie entstanden, als die mogulischen Fürsten den in Ostindien Handel treibenden Nationen verstatteten, zum Schutze ihrer Niederlassungen Forts anzulegen und einige Soldaten zu halten. Letztere waren theils Europäer, theils Eingeborene, welche von den mogulischen Statthaltern eingehandelt und S., d. i. Milizpflichtige, genannt wurden. Diese S. wurden zum ersten Male in dem Kampfe des Franzosen Dupleix gegen den Nabob von Karnatik oder Arcot, Anwar Odean, 1747 mit gutem Erfolge gebraucht, und zwar war besonders ehrenvoll für sie die Schlacht bei Amboor (23. Juli 1749). Der Oberst d'Auteuil stand mit 400 Franzosen und 2000 S. bei einem indischen Heere von 40,000 Mann. Anwar Odean erwartete seine Feinde in einer starken, durch Ueberschwemmungen und Verschanzungen gedeckten Stellung bei dem Fort Amboor. Der Angriff auf dieselbe, welcher nur durch einen Engpaß erfolgen konnte, war sehr schwierig. D'Auteuils Vorschlag, denselben allein mit den ihm untergebenen Truppen zu unternehmen, wurde dankbar angenommen; ihre indischen Verbündeten blieben ruhige Zuschauer, bis der Kampf, durch Wegnahme der feindlichen Verschanzungen, entschieden war. Zweimal wurden die Angreifenden zurückgeschlagen, d'Auteuil selbst verwundet. Der dritte Sturm, unter Bussy, gelang; das feindliche Heer ergriff die Flucht, Anwar Odean wurde getödtet. Die französischen S. hatten an diesem glänzenden Siege gleichen Antheil mit den 400 Franzosen. Diese verloren 75 Mann an Todten und Verwundeten, während der Verlust der erstern 300 Mann betrug. Obgleich England und Frankreich sich um diese Zeit bekriegten, war dennoch die englisch-ostindische Kompagnie, ihrer bisherigen Politik getreu, ruhige Zuschauerin bei dem Kampfe geblieben. Der über alle Erwartung glänzende Ausgang desselben, in Folge dessen Dupleix ungeheure Summen Geldes, große Landstriche und mächtigen Einfluß auf die indischen Herrscher erwarb, zwang die Engländer, von dem bisher beobachteten System abzugehen, wenn sie nicht ihre Niederlassungen in Indien bald in französischen Händen sehen wollten. Saunders, zu dieser Zeit an der Spitze der Präsidentschaft Madras, erkannte die einzige Sicherung der Kompagnie in der Herstellung eines zahlreichen und tüchtigen Heeres; da es aber unmöglich war, europäische Truppen in hinlänglicher Anzahl in Ostindien zu unterhalten, blieb ihm nichts übrig, als dem durch die Franzosen gegebenen Beispiele zu folgen und die englischen S. ebenfalls beträchtlich zu vermehren, besonders aber dieselben nach europäischer Art zu discipliniren. Man hatte sich ihrer bereits seit 1747 in einer kurzen Fehde gegen einen indischen Herrscher, jedoch ohne großen Erfolg, bedient; sie standen den französischen S. weit nach, binnen Kurzem aber übertrafen sie ihre Vorbilder. An Uebung fehlte es ihnen nicht, da auch nach dem Frieden zu Aachen (1748), der den Krieg zwischen Frankreich und England in Europa beendigte, in Ostindien derselbe auf indirekte Weise fortdauerte, indem beide Nationen sich als Bundesgenossen indischer Despoten bekämpften. In diesem Kriege überstieg die Truppenzahl auf beiden Seiten 2—3000 Europäer und 10,000 S. niemals, wenn man die zahlreichen indischen Heere wegen ihrer Erbärmlichkeit unberücksichtigt läßt. Die Kriegführung trug den Charakter von Parteigängerfehden, die aber das Schicksal großer Reiche entschieden und eine gänzliche Umwandlung in den Verhältnissen der beiden rivalisirenden Nationen herbeiführten. Anfangs 1761 waren die Engländer im Besitze aller französischen Plätze in Ostindien, und durch den pariser Frieden 1763 ward England die Allianzherrschaft in Ostindien gesichert. Während dieser Kriege wurden die S. nicht von Europäern, sondern von Offizieren ihrer Nation befehligt, unter denen sich namentlich ein gewisser Issoof so sehr auszeichnete, daß ihm die Präsidentschaft Madras mehrmals das selbstständige Kommando über einige tausend S. anvertraute. Dennoch gewann man die Ueberzeugung, daß die S. nur dann gute Dienste leisteten, wenn sie neben europäischen Soldaten und von Europäern geführt fochten. Als daher das neue britisch-indische Reich seine Civil- und Militärorganisation erhielt, wurden auch die bisher nur zum Dienst als Infanteristen verwendeten S. zu Reitern und Artilleristen gebildet und ganz auf englischem Fuß organisirt. Theils aus dem bereits angegebenen Grunde, besonders wohl aber, um die Eingebornen in steter Unmündigkeit zu erhalten, wurde von jetzt an der Grundsatz befolgt, die höhern Offizierstellen, vom Hauptmann aufwärts, nur mit Engländern zu besetzen. Die Stärke des gesammten britisch-indischen Heeres war nach den Umständen sehr verschieden. In dem Kriege gegen Hyder Ali belief sich dieselbe auf 55,000 Mann; ungefähr gleiche Stärke hatte das Heer in dem Mahrattenkriege von 1803—6, zu welcher Zeit beinahe ein Viertheil desselben aus Europäern bestand. In dem Kriege von 1817—19 gegen die Mahratten zählte das im Felde stehende Heer 13,000 Europäer und 75,000 S. Die Organisation des Heeres erlitt fortwährende Veränderungen, bei welchen man stets denen in der englischen Armee, besonders aber immer dem Grundsatze folgte, die Eingeborenen in den untern Stellen zu erhalten. Zu der gegenwärtigen britisch-indischen Heerverfassung legte Marquis Wellesley während seiner Verwaltung von 1798—1806 den Grund,

Im Ganzen soll die Zahl der Kompagnietruppen, die sehr zahlreichen Lokal = und Provinzialmilizen abgerechnet, über 200,000 Mann betragen, bei denen sich noch nicht 20,000 Europäer befinden. Nur aus letzteren bestehen: der sehr zahlreiche Generalstab, das Ingenieurcorps, der größere Theil der Artillerie und 3 Infanterieregimenter, für jede Präsidentschaft eins. Das eingeborne Heer bestand 1824 an regulären Truppen aus 24 Regimentern leichter Reiter, 142 Regimentern Infanterie, zu 1 Bataillon gegen 1000 Mann stark, 2 Bataillonen Fußartillerie, unter dem Namen Golondauzes, und einigen Brigaden reitender Artillerie. Außerdem werden häufig Extracorps errichtet, und wenn man ihrer nicht mehr bedarf, wieder aufgelöst. Die Reiterregimenter bestehen aus 8 Schwadronen und sollen 736 Köpfe zählen. Sämmtliche Stabsoffiziere, so wie bei jeder Schwadron der Rittmeister und 2 Lieutenants sind Europäer. Bei der Vortrefflichkeit der indischen Reiterei hat man die Zahl der in Ostindien stehenden königlichen Kavalerieregimenter sehr vermindert; auch unterhält die Kompagnie keine nur aus Europäern bestehenden Reiterregimenter, da man für die indischen Reiter das Beispiel erprobter Truppen minder nöthig, als bei den andern Waffen erachtet. Seit 1824 sind die bis dahin aus 2 Bataillonen bestehenden Infanterieregimenter getrennt und jedes Bataillon als Regiment benannt worden. Ueberhaupt hat man schon früher mehre Male in dieser Hinsicht gewechselt, so daß der Begriff „Regiment" ein sehr unbestimmter ist. Das Regiment besteht aus 10 Kompagnien, von denen 2 Grenadiere und 1 Schützen. Alle Stabsoffiziere und bei jeder Kompagnie der Hauptmann und 2 Lieutenants sind Europäer. Die eingebornen Artilleristen sind ohne theoretische Kenntnisse, aber dennoch sehr brauchbar, besonders die vortrefflich bespannte und berittene reitende Artillerie. Die Fußartillerie ist durchgehends mit Büffeln bespannt; die Geschütze werden im Gefechte von eigends dazu bestimmten Leuten, Laskars genannt, gezogen. Die Artilleristen werden zum Dienst der Sappeurs und Pontoniers gebraucht. Bei jeder Schwadron, Kompagnie oder Batterie befinden sich zwei eingeborne Offiziere, unter dem Namen Subahdar (Hauptmann) und Jehmahdar (Lieutenant). Sie sind, ohne Berücksichtigung des Grades und Dienstalters, Untergebene der europäischen Offiziere, daher eigentlich nur als Mitteldinge zwischen Offizieren u. Unteroffizieren anzusehen. Sie besorgen alles Detail des Dienstes, die europäischen Offiziere rücken in der Regel nur mit der ganzen Truppe aus. Im Ganzen findet wenig Verkehr zwischen den erstern und den S. Statt. Auch die Offiziere beider Klassen sehen sich nur auf der Parade; übrigens herrscht zwischen ihnen in der Regel das beste Einverständniß, dessen Aufrechthaltung den europäischen Offizieren dringend anempfohlen ist. Alle Unteroffiziere sind Eingeborne; die Sergeanten werden Havildars, die Korporale Naques genannt. Die S. sind ihren europäischen Befehlshabern außerordentlich ergeben, verlangen jedoch eine sanfte schonende Behandlung, große Sorgfalt hinsichtlich ihrer Bedürfnisse und Beachtung ihrer religiösen Vorurtheile. Körperliche Züchtigungen finden nicht Statt. Man hat mehre Beispiele, wo Offiziere, die sich erlaubten, S. zu schlagen oder sonst übel zu behandeln, von den Mißhandelten augenblicklich getödtet wurden. Sonach ist der indische Soldat einer minder strengen Disciplin unterworfen, als der englische Soldat in Indien, welcher noch immer die Peitschenstrafe dulden muß. Einen zweiten wesentlichen Vorzug hat ersterer vor letzterem dadurch, daß jener zum Offizier avanciren kann, während dieser durchaus keine Hoffnung dazu hat. Bezeichnende Merkmale der S. sind Mäßigkeit, Ordnungsliebe, Gehorsam und Treue. An Kraft des Geistes und Körpers stehen sie den Europäern weit nach; dennoch übertreffen sie dieselben in Indien an Ausdauer. Während die englischen Truppenabtheilungen im gesunden Zustande mindestens jährlich 6 bis 10 Procent durch Krankheiten verlieren, haben die eingebornen Truppen fast gar keine Kranken. Die S. haben oft unter den sehr schwierigen Verhältnissen Beweise seltener Treue u. Ergebenheit an den Tag gelegt. In den Kriegen gegen die indischen Fürsten versuchten diese alle möglichen Mittel, die Treue der englischen S. zu erschüttern, z. B. Bestechung, Verhaftung der Familien der gegen sie fechtenden S.; Alles blieb jedoch vergebens, und zwar zum Theil unter Umständen, wo die englischen Angelegenheiten nicht zum Besten standen und die Truppen großen Mangel litten. In Gefangenschaft sah man S. Ersparnisse von den geringen Portionen machen, welche sie erhielten, um damit ihre europäischen Offiziere zu unterstützen. Diese sind überhaupt die Angel, um welche sich das Ganze bewegt. Die eingebornen Offiziere sind größtentheils alte brave Soldaten, aber ohne Bildung. Schlecht bezahlt, ohne Aussicht in höhere Stellen aufzurücken, können sie eigentlich nur als das verbindende Glied zwischen den europäischen Offizieren und den gemeinen S. betrachtet werden. Da hierzu oft noch das Vorurtheil der Kasten kommt, so können sie höchstens auf so viel Respekt rechnen, als in andern Armeen die Unteroffiziere genießen. Die Kriegsgesetze sind, mit Ausnahme, daß, wie bereits erwähnt, körperliche Strafen nicht angewendet werden, dieselben wie im englischen Heere. Die Kriegsartikel und die Aufruhrakte hat man in die Landessprachen übersetzt. Kriegsgerichte, von Eingebornen zusammengesetzt, wobei jedoch der Vorsitzende und der Protokollant Europäer seyn müssen, entscheiden über die Bestrafungen, namentlich auch, wenn es sich um Ausstoßung eines eingebornen Offiziers oder Unteroffiziers handelt. Gemeine kann der Oberst für sich selbst fortschicken. Ausstoßung ist eine sehr gefürchtete Strafe. Die Anwerbung erfolgt durchaus freiwillig, und der Andrang zum Kriegsdienst ist sehr groß. Man verpflichtet sich auf die Zeit von fünf Jahren; zu Kriegszeiten er=

folgt jedoch keine Entlassung, die übrigens selten begehrt wird, da die meisten Soldaten nach Beendigung ihrer Dienstzeit aufs Neue kapituliren. Rekruten liefert die besten Bengalen; sie sind größer und kräftiger, auch weit leichter auszubilden, als die der 2 andern Präsidentschaften. Seit einiger Zeit werden Leute aller Kasten, sogar die als verworfen betrachteten Parias angenommen, und es ist gelungen, das religiöse Vorurtheil zu besiegen, in Folge dessen die S. denjenigen ihrer Vorgesetzten, welche aus niedrigeren Kasten sind, als sie selbst, keinen Gehorsam schuldig zu seyn glaubten. Ueberhaupt hat man in neuester Zeit eine große Menge der religiösen Vorurtheile, mit welchen die Engländer bei Bildung des indischen Heeres zu kämpfen hatten, zu überwinden gewußt. So war es vor 1789 noch unmöglich, sich der S. zur See zu bedienen, da ihnen ihre Religion verbietet, am Bord eines Schiffes Speisen zu bereiten. In dem genannten Jahre wurden zum ersten Male indische Truppen eingeschifft und seit 1795 gibt es ein eignes Corps Seesoldaten, die am Bord des Schiffes nur getrocknete Früchte und geröstetes Korn genießen. Die S. kantoniren meist in großen Städten oder in deren Nähe. In großen Garnisonen befinden sich stets Abtheilungen europäischer Truppen, welche jedoch, um sie möglichst zu schonen, keinen Wachtdienst leisten. Auch die S. sind nicht sehr beschäftigt. Bei den Uebungen wird englisch kommandirt, die Erklärungen aber werden in der Landessprache ertheilt. Kenntniß derselben ist daher für die europäischen Offiziere das erste Erforderniß. Die S. und ihre Familien sind in den Garnisonen in sehr bequemen und reinlichen Baracken untergebracht, welche in ihrer Gesammtheit das Ansehen kleiner Städte haben. Ein großer Theil der Soldaten ist verheirathet; bei manchen Corps über die Hälfte derselben. An den Grenzen bilden die S. Kordons, auf welchen sie in Posten zu 20 bis 30 Mann vertheilt sind. Ueber die Beurlaubung ist nichts gesetzlich bestimmt; sie richtet sich nach den Umständen und ist dem Ermessen des Kommandeurs anheim gestellt. Der Sold ist in allen Präsidentschaften gleich; nur hinsichtlich der Feldzulagen, Prisengelder, Gratifikationen &c. finden Verschiedenheiten Statt. Lebensmittel werden im Frieden nicht gereicht. Der S. hat in der Garnison monatlich 2 Pagoden oder 7 Rupien an Sold (1 Rupie ungefähr 18 Groschen); auf dem Marsche oder im Felde 8 Rupien; hierüber monatlich ½ Rupie für die kleinen Montirungsstücke. Da dies doppelt so viel ist, als der fleißigste Arbeiter verdienen kann, so reicht es hin, den S. mit seiner Familie zu ernähren; gewöhnlich legt er davon zurück. Oft ist dies ihm verderblich, indem die Beispiele nicht selten sind, wo die mit Urlaub oder Abschied in ihre Heimath gehenden S. unterwegs erschlagen und beraubt werden. Bei Garnisonwechsel, Theuerung der Lebensmittel, an Festtagen, wegen besonderer Auszeichnungen, so wie nach glücklichen Feldzügen werden Gratifikationen bewilligt, bei welchen jedoch die S. stets in viel geringerem Grade als die englischen Truppen bedacht werden. In jedem Regiment erhält eine bedeutende Anzahl Kinder der Gemeinen Sold. So reichlich die Soldaten bezahlt sind, so gering sind es, im Verhältniß zu den ungeheuren Besoldungen der europäischen, die eingebornen Offiziere. Der Jemahdar erhält monatlich 6, der Subahdar 12 Pagoden; letzterer nach 6 Dienstjahren als solcher 15, nach 10 20 Pagoden. Letztere Summe entspricht ungefähr 50 Thalern; dies ist der höchste Sold, den die Eingebornen erlangen können und das Ziel ihres Strebens. An den Zahlungstagen erscheint mit den aufmarschirten Soldaten ein die Zahl der letztern übersteigendes Heer von Wäschern, Schneidern, Krämern und Bedienten der S., und es ist keine geringe Aufgabe für die Offiziere, die endlosen Streitigkeiten beider Theile anzuhören und zu schlichten. Die Pensionen sind reichlich; in der Präsidentschaft Bengalen hat man das sich als zweckmäßig bewährende System angenommen, ausgedienten Offizieren und Soldaten ein Stück Land zu geben. Seit Kurzem haben die Direktoren der Kompagnie einen Orden des britischen Indien für eingeborne Offiziere und eine dergleichen Medaille für S., beide mit Gehalterhöhung, gestiftet. Die Bewaffnung der S. ist ganz dieselbe wie in der englischen Armee. Die Bekleidung ist der der englischen Truppen ähnlich, jedoch mit Berücksichtigung des Klimas und der Landessitten gemodelt. Es wird wenig Sorgfalt darauf verwendet, so daß die S. mit ihrer kleinen und schwächlichen Natur gegen europäische Truppen sehr abstechen. Den Kopf ziert ein turbanähnlicher Tschako, die Uniformen sind bei der Infanterie roth; die Regimenter unterscheiden sich durch verschiedenfarbige Kragen und Aufschläge. Die Beinkleider reichen nicht völlig bis an die Kniee; der untere Theil der Beine bis zu den Schuhen bleibt nackt, da weder Strümpfe, noch Gamaschen getragen werden. Um den bloßen Hals trägt der S. eine doppelte Reihe flacher weißer Muscheln oder Elfenbeinkügelchen; die Offiziere haben, als Zeichen ihres Ranges, diese Halsbänder in Goldperlen, welche zuweilen massiv sind. Außer Dienst legt der S. die Uniform ab und bedient sich nach der Landessitte eines Hemdes, nebst einem Gewand, beides von Musselin. Das Gewand wird um den Körper gewunden und reicht bis zur Mitte der Schenkel. Im Felde hat ein indisches Heer einen ungeheuren Troß Nichtstreitender und das damit in Verhältniß stehende Gepäck bei sich. Auf einen Streitenden kommen 10 Unbewaffnete. Jeder S. hat einen Knecht, der sein Gepäck und seine Lebensmittel trägt, die Zelte aufschlägt &c. Ein Subalternoffizier hat zu seinem persönlichen Dienste 10, ein Hauptmann 20, Stabsoffiziere 30, der General bis auf 100 Indier. Hierzu kommt ein Schwarm von Marketendern, Gauklern, Musikern, Schauspielern und Bajaderen; ferner unzählige Senftenträger, um nicht nur die Kranken und Verwundeten, sondern sogar die Offiziere zu tragen. Die Zahl dieser Trä-

ger soll nicht weniger als ⅙ der Kombattanten betragen. Dazu kommen noch die bei dem Viehpark angestellten Indier, deren Zahl sehr groß ist, indem außer dem Schlachtvieh eine Menge Kühe mitgeführt werden, um Milch für die kranken und verwundeten Soldaten, so wie für alle Offiziere zu liefern.

Seara, Provinz, s. v. a. Ceara.

Search, Eduard, britischer Philosoph des 18. Jahrhunderts, Locke's Nachfolger hinsichtlich der Methode und Richtung in philosophischen Forschungen; schrieb: The light of nature pursued, London 1769, 5 Bde.; — Freewill, foreknowledge and fate, das. 1763. — Seine Moral gründet sich in der Hauptsache auf den Egoismus.

Sea-Slug (engl., Zoophyt.), s. v. a. Trepang, Holothuria edulis.

Seaton (Geogr.), 1) brit. Ort, England, Grafschaft Cumberland, a. d. Mündg. des Derwent; wichtige Eisenhämmer, Lachsfischerei; 690 Einw.; — 2) Kirchspiel das., Grafschaft Devon, südöstlich von Exeter; sehr besuchte Seebäder; — 3) S.-Carew, Dorf das., Grafschaft Durham, südöstlich von Durham, a. d. Nordsee, nördlich von d. Mündg. des Tees; besuchte Seebäder; — 4) S.-Delaval, Dorf das., Grafsch. Northumberland, nordöstlich von Newcastle, an der Mündg. des Leaton-Burn in die Nordsee; kl. Hafen; 35° 5′ 2″ n. Br. u. 3° 48′ 87″ ö. L.; — 5) Kirchspiel und Flecken das., Süddeutschland, Grafsch. Haddington, am Frith of Forth, mit kl. Hafen.

Seatsfield, Charles, ausgezeichneter Romandichter, Amerikaner, lebte viel in der Schweiz bei Zürich, kehrte aber nach Amerika zurück. Wenn auch kein Deutscher von Geburt, wie man wohl geglaubt hat, ist er doch in den deutschen Geist, wie selten ein Fremdling, eingedrungen, und hat ihn mit dem Genius seiner Nation glücklich zu verschmelzen gewußt, wie die in seinen Werken niedergelegten Lebensanschauungen beweisen. Die Frische seiner Darstellung, die derbe Ursprünglichkeit seiner Charaktere und die Neuheit des Kreises, in die er seine deutschen Leser führte, errangen seinem ersten Romane „Der Legitime und die Republikaner“ Zürich 1833, 3 Bde., außerordentlichen Beifall, der sich bei seinen folgenden Schöpfungen, dem „Virey“, Zürich 1835, 3 Bde., den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“ das. 1835 und 1837, 6 Thle., den „Neuen Land- und Seebilder,“ das. 1839—1840, 4 Thle, dem „Kajütenbuch“ und dem Romane „Süden und Norden“ nur noch steigerte. Besonders bezauberte in dem letztern Buche, dem letzten aus seiner Feder, die prachtvolle, üppige Schilderung der Tropennatur, die unübertroffen und unübertrefflich dasteht. Ueberhaupt taucht S. seinen Pinsel in die glühendsten Farben, und mit wenigen Zügen gelingt es ihm, Personen und Charaktere zu schildern, die mit Fleisch und Blut begabt, voll naturwüchsiger Kraft aus dem Rahmen des Bildes herauszutreten scheinen. Auch seine Sprache ist eine ganz eigenthümliche, in kurzen, abgerissenen, vielfach mit Yankee-Englisch, auch Spanisch untermischten Sätzen, dahin rollend, eine Eigenschaft, die, trotz des Tadels, den sie erfahren, doch nicht wenig Theil hat an dem Ueberraschendneuen der ganzen Erscheinung des Autors. Eine Zeit lang hielt man irrthümlich Follen für den Verfasser der genannten Schriften.

Sea-Trout (engl., Ichthyol.), s. v. a. Lachsforelle, Salmo Trutta *L.*

Sea-View-Mount, austral. Berg, Neuholland, Grafsch. Ayr, 6000′ hoch, von der See aus sichtbar; an seinem Fuß entspringt der Hastings.

Seaward, um 617 König von Essex, s. England (Gesch.).

Seaxburge, Gemahlin des Königs Ceanwald von Wessex, regierte nach ihm 672—73; s. England (Gesch.).

Seaxred, 617 König v. Essex; s. England (Geschichte).

Seb (bibl. Gesch.), midianitischer Fürst, ward in der nach ihm benannten Ebene Seb (nach Einigen auf dem Gebirg Ephraim, nach Andern jenseit des Jordans) mit seinem ganzen Heer vom Gideon geschlagen, gefangen und erwürgt.

Seba (bibl. Gesch.), 1) Sohn des Jakthan; wohnte mit seinem Stamm im glücklichen Arabien, nach Andern in Persien oder Armenien; — 2) Sohn des Jakthan, wohnte im wüsten Arabien; seine Nachkommen sollen die Heerden des Hiob weggetrieben haben; — 3) Sohn des Bichri aus dem Stamme Benjamin, gab den Stämmen Israel, ohne deren Wissen der Stamm Juda nach dem Tode Absolons den David wiedergeholt und über den Jordan geführt hatte, das Zeichen zum Aufruhr und zum Abfall, ward aber in der Stadt Beth Maacha belagert und von den Einwohnern ermordet, worauf die Königlichen sogleich abgezogen.

Seba (Geogr.), 1) (Seeba) sachsen-meining. Dorf, Amt Meiningen; 160 Einw.; — 2) Hafen, s. Flores.

Sebaa (Sebah), Stadt in Fezzan, s. v. a. Sebha.

Sebaceae cryptae, glandulae, Sebacei folliculi (Anat.), s. Talgdrüsen der Haut.

Sebaceae glandulae, Sebacei folliculi glandis (Anat.), die littreschen Drüsen.

Sebacei folliculi pulpebrarum (Anat.), s. v. a. Meibomsche Drüsen.

Sebaceus (bot. Term.), talgartig, von Ansehen und Konsistenz des Talges, z. B. das Eiweiß im Samen von Ricinus u. Euphorbia.

Sebacium acidum (Chem.), s. Fettsäure.

Sebacook (Sebacuk), nordamerikan. See, V. St., Staat Maine (s. d.).

Sebadja, Name, s. v. a. Zabadja.

Sebäa (Bot.), nach R. Brown, Gatt. der Gentianeae *R. Br.*, Pentandria Monogynia S., mit Exacum Aubl. nahverwandt. Charakter: Kelch vier-fünftheilig, Abschnitt kielförmig, geflügelt; Corolle 4—5spaltig; Staubfäden hervorragend; Antheren der Länge nach aufspringend und nach dem Verblühen mit einer zurückgekrümmten Schwiele versehen; Kapsel

mit Klappen, an deren eingebogenen Rändern die Samen sitzen. Gegen 20 Arten, Sommergewächse meist auf dem Cap und auf Madagaskar; bekannteste: S. aurea *R. Br.* und S. sulphurea *Slcht.* Von S. guianensis *Spr.*, Schultesia stenophylla *Mart.* in Brasilien wird das sehr bitter schmeckende Kraut wie das Tausendgüldenkraut, Erythraea Centaurium *Pers.* angewendet. Die Gattung ist der Typus der Sebaeariae *Rchb.* und Andere, welche eine Untergruppe der Contortae Gentianeae *Rchb.* bilden.

Sebäariä (Bot.), nach Reichenbach, s. Sebaea *R. Br.*

Sebagena (a. Geogr), Flecken in Kappadocien, im Distrikt von Cilicia.

Sebago, nordamerik. See, V. St., Staat Maine, Grafsch. Cumberland; fließt durch den Presumpscot in die Casco-Bai.

Sebah, Stadt, s. v. a. Sebha.

Sebaiten, s. Mohammedan. Sekten.

Sebaka, See, s. v. a. Birkat Mariut.

Sebaldiana u. **Sebaldinen** (Geogr.), s. Falklandinseln.

Sebaldsinseln (Geogr.), s. Madeira.

Sebaldus St., der Schutzpatron Nürnbergs, wird von Einigen für eines dänischen Königs Sohn, von Andern für den Sohn eines Landmanns gehalten und soll bald 801, bald 901 oder gar erst 1070 gestorben seyn. Die Legende berichtet von ihm, daß er zu Paris studirt und die Tochter des Königs Dagobert III. geehlicht habe. Um sich jedoch einem beschaulichen Leben hinzugeben, habe er sich schon am Tage nach der Hochzeit wieder von seiner Gemahlin getrennt, sey nach Rom gepilgert, darauf auch nach Deutschland gekommen und in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler geblieben. Er hatte vor seinem Ableben befohlen, daß man seinen Leichnam auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen legen und da begraben solle, wo die Ochsen zuerst von selbst anhalten würden. Man erfüllte seinen Willen, und da die Ochsen an der Peterskapelle zu Nürnberg stille hielten, so begrub man ihn daselbst und erweiterte die Kapelle zur Sebalduskirche.

Sebaldusgülden, alte nürnberger, mit dem Bilde des heil. Sebaldus versehene Goldmünzen.

Sebalduswald, s. Erlangen.

Sebanias, s. v. a. Sabanja.

Sebaptisten (d. i. sich selbst Taufende, Kirchengesch.), Partei der Wiedertäufer im 17. Jahrhundert, von Johann Schmidt gestiftet, der, obgleich als Wiedertäufer noch einmal getauft, doch diese Handlung noch einmal an sich selbst vollzog.

Sebardä, s. Sebridä.

Sebarn (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Unter-S.), Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr. Grafenegg, unweit vom linken Donauufer; 250 Einw.; — 2) (Ober-S.), das.; 240 Einw.

Sebaß (Seebaß), Christian Ludwig, Linguist, 1755 zu Hennersdorf bei Zittau geboren, studirte zu Leipzig, wurde außerordentlicher Professor der Philosophie das. und † 1806. Schrieb: Nouvelle grammaire française, Leipzig 1800; — Vollständige und systematische Anleitung zur gründlichen und leichten Erlernung der französischen Sprache, Pirna 1804; — Anleitung zur Rechnungswissenschaft, Leipzig 1801; — Handbuch nützlicher Rathschläge und Mittel für Künstler, Fabrikanten, Landwirthe und Handwerker, das. 1804.

Sebast (Bot.), s. v. a. Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*

Sebaste (a. Geogr.), 1) Stadt in Kappadocien, vom König Archelaus, dem die Römer auch die Herrschaft über das rauhe Cilicien verliehen hatten, als seine Residenz angelegt und dem Augustus zu Ehren benannt, auf einer der Küste Ciliciens ganz nahen Insel Namens Eleusa, welche Benennung später auch auf die Stadt selbst übertragen wurde. — 2) Stadt in Phrygien zwischen Aludda und Eumenia, das heutige Segikler. — 3) S. Cabira.

Sebastes (Ichthyol., nach Cuvier, Marulle, Gatt. der Acanthopterygii Cataphracti *Cuv.*, der Ordnung der Stummelflosser und der Zunft der Grundeln nach Oken, unter Scorpaena *L.* Charakter: Kopf wenig stachelig, beschuppt; ohne Hautlappen; sammetartige Zähne, stehen an den Gaumenknochen wie an den Kinnladen. Von mehren Arten bekannteste: 1) S. norvegicus *Cuv.*, Perca marina *Pennant*, isl. Carpe oder Carfi, Meerbarsch, gem. Marulle, Rothfisch. Gleicht einem Barsch, mit vorstehender Unterlippe: prächtig carminroth, ins Rothgelbe, die Seitenlinie zeigt kleine cylindrische Erhöhungen; erste Rückenflosse niedrig. In den nordischen Meeren, bis 1 Elle lang. Wird in Norwegen zu Vorräthen getrocknet; die Rückenstacheln dienen den Eskimos zu Nadeln. Cuv. u. Valenc., Poiss., T. 87. — 2) S. imperialis *Cuv.*, Scorpaena dactyloptera *Laroche*, Ann. du Mus., XIII., Taf. 22, F. 9. Mennigroth mit weißl. Binden; die untern Strahlen der Brustflossen halb frei. Nicht selten bei Nizza.

Sebastia (a. Geogr.), Stadt in Pontus an der Grenze von Kappadocien und Kleinarmenien, und am Halys, unweit seiner Quellen, die schon vor der römischen Kaiserzeit unter einem andern uns unbekannten Namen als Flecken vorhanden gewesen, von Pompejus aber unter dem Namen Megalopolis zur Stadt erhoben war. Jedoch scheint sie sich erst in der Kaiserzeit durch ihren Handel gehoben zu haben, so daß sie auch bei der spätern Eintheilung des Reichs zur Hauptstadt von Armenia Prima gemacht werden konnte. Justinian stellte ihre verfallenen Mauern wieder her. Jetzt Ruinen, 6 Lieues südlich von Sivas.

Sebastian (Geogr.), 1) (St.-S.) österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Maria-Zell; 400 Einw.; — 2) (St.-S.), preuß. Bürgermeisterei, Rheinprov., R.-B. u. Kr. Koblenz; besteht aus 5 Dörfern und 1 Hof mit 2550 Einw.

Sebastian (v. Griech., d. i. der Verehrungswürdige, Biogr.), I. Heiliger: 1) St.-S., Märtyrer, zu Narbo geboren, lebte unter Diocletian und diente als Soldat, weil er auf diese Weise recht Viele zum Christenthum bekehren zu können hoffte. Erkannt, erhielt er vom Kaiser den Befehl, seinen Glauben abzuschwören, und als er sich weigerte, ward mit 1000 Pfeilschüssen auf ihn geschossen und der scheinbar

entseelte Körper an einen Baum gebunden. Eine Christin, Irene, wollte ihn des Nachts begraben, fand ihn aber noch lebend und pflegte ihn, bis er genaß. Im J. 287 wurde er abermals ergriffen, zu Tode gestäupt und sein Körper in die Kloaken geworfen; die Christen zogen ihn aber wieder heraus und begruben ihn. In Rom wurde ihm eine Kirche gebaut und der 20. Jan. ihm geweiht. Seine Reliquien, die besonders wirksam gegen die Pest seyn sollen, sind in alle Länder zerstreut. Die Malerei hat sein erstes Märtyrerthum oft bildlich dargestellt. S. ist Patron der Schützengesellschaften. — II. König von Portugal: 2) Sebastian, Don, König v. Portugal, geb. 1554, war der nachgeborne Sohn des Infanten Johann und Johanna's, einer Tochter des Kaisers Karl V. Seine Regierung währte von 1557—78. Beim Tode seines Großvaters Johann III., dessen Nachfolger er war, war er noch unmündig, weshalb sein Oheim, der Kardinal Heinrich, bis zu seiner Volljährigkeit die Regierung für ihn führte. Seine Vormünderin war Katharina v. Oesterreich, die Gemahlin Johanns III. und Schwester Karls V., welche die sich frühzeitig offenbarenden Fähigkeiten ihres Mündels nicht zu entwickeln verstand, sondern ihn vielmehr zum religiösen Fanatiker und bramarbasirenden Ritter heranbildete. Sein Gehorsam gegen die Kirche ging so weit, daß er, um dem König von Frankreich, welcher der allerchristlichste, und dem Könige von Spanien, welcher der allerkatholischste heißt, nicht nachzustehen, den Titel des allergehorsamsten Königs annahm. Um seinem Hasse gegen die Ungläubigen Genüge zu leisten, unternahm er in seinem 21. Jahre mit etwa 900 Portugiesen eine abenteuerliche Expedition nach Tanger in die Gebirge an der nördlichen Küste von Afrika. Da diese Unternehmung gut ablief, so brannte S. vor Begierde nach der Gelegenheit zu einer größern Unternehmung. Diese ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Sein Neffe Mulei Mehemmed nämlich sollte vom Scherif Mulei Moloch des Thrones beraubt werden; es kam also zwischen beiden zum Kriege, und S. beschloß, sich in denselben zu mischen, indem er Partei für seinen Neffen nahm. Aller Warnungen ungeachtet rüstete er daher eine Flotte aus und segelte am 24. Juni 1578 mit 9000 Portugiesen, 3000 Deutschen, 2300 Spaniern und 700 Engländern ab. Glücklich landete er bei Alzira an der afrikanischen Küste. Nachdem Mulei Mehemmed seinen Sohn zur Geißel gegeben hatte, marschirte S. gegen Mulei Moloch. Letzterer hatte unterdessen ein Heer von 100,000 Mann versammelt und lagerte sich an einem Flusse, wo, nur durch den Fluß getrennt, sich am 3. Aug. beide Heere schlagfertig gegenüber standen. Während im Lager S.s die Nahrungsmittel mangelten, hatte deren das Heer Mulei Molochs, schon an Zahl bei weitem überlegen, zur Gnüge und war noch außerdem Meister der Anhöhen. Es gehörte also nicht viel Scharfsinn dazu, um vorauszusehen, auf welcher Seite im Falle einer Schlacht das Uebergewicht seyn würde. Noch war der Rückzug zur Küste für S. möglich, wo, wenn die Schlacht unglücklich abliefe, die Schiffe noch eine Rettung darboten. Selbst Mulei Mehemmed rieth zu einem solchen Rückzuge, allein S. war zu tollkühn, als daß er dergleichem Ansinnen hätte nachgeben sollen. Am 4. Aug. begannen die Feindseligkeiten, bald war das Treffen allgemein. Mit großer Entschlossenheit durchbrach S. die erste und zweite feindliche Linie, indeß Moloch, der todtkrank war, sich vom Schlachtfelde forttragen lassen mußte, und, ohne daß sein Heer davon eine Ahnung gehabt hätte, verschied. Der König war inzwischen bis in die Mitte des feindlichen Heeres vorgedrungen und auf diese Weise von den Feinden, die seiner Armee noch dazu in den Rücken gerathen waren, gänzlich umringt. Vermuthlich fiel der König S. im Getümmel der Schlacht, aber kein Zeuge seines Todes hat uns die Nachricht davon überliefert. Unter den Todten des Schlachtfeldes konnte er nicht ausfindig gemacht werden. Auch wurde sein ganzes Heer entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Mulei Mehemmed kam auf der Flucht in einem Flusse um. Der Kern des portugiesischen Adels war vernichtet und durch die Expedition der Staatsfonds geleert. Da das portugiesische Land nun des Thronerben entbehrte, so machten die Häuser Braganza, Parma und Spanien Ansprüche auf die Nachfolge, die endlich Spanien, als dem Stärkern, zu Theil ward. Doch als Philipp II. von Spanien auf den Thron Portugals gelangt war, bewirkte die Ungewißheit von dem Tode des vorigen Königs, daß sich einige Abenteurer für S. ausgaben. Der erste dieser Pseudo-S.e, der 1585 erschien, war der Sohn eines Webers, der das Volk durch Bußübungen zu gewinnen wußte, aber bald besiegt u. auf die Galeeren gesetzt wurde. Der zweite war der Sohn eines Steinmetzen od. Steinschneiders, Matteo Alvarez, ein Priester, der die Insel Terceira zum Schauplatz seiner Unternehmungen wählte, aber ebenfalls bald besiegt und zu Lissabon hingerichtet wurde. Der dritte, ein Pastetenbäcker, Gabriel Spinoza, den der Augustinermönch de los Santos als Werkzeug seines Hasses gegen Spanien benutzte, hatte dasselbe Schicksal. Die wichtigste Rolle spielte der vierte, der 1598 in Venedig erschien und die portugiesische Krone in Anspruch nahm. Er behauptete, daß er auf dem Wahlplatze sich unter Todten und Verwundeten versteckt gehalten, dann, um der Ruhe seines Königreichs keinen Eintrag zu thun, 20 Jahre in der Berberei zugebracht, hierauf in Sicilien als Einsiedler gelebt, und endlich beschlossen habe, sich dem Papste zu entdekken. Unterwegs sey er jedoch von Räubern überfallen worden, Portugiesen hätten ihn aber erkannt und nach Venedig geführt. Der Glaube an die Identität seiner Person mit der des verstorbenen Königs hatte sich im Volke allgemein verbreitet. Adelige, die den König gekannt, erkannten ihn wieder, und der spanischen Regierung gelang es nicht, den Beweis zu führen, daß er ein Betrüger sey. Endlich wurde er durch den Einfluß des spanischen Gesandten in Venedig

gefangen genommen, schilderte aber bei seinem Verhöre vor der Signoria die Schlacht von Alkassarquivir, seine Flucht und Gefangenschaft, seine wunderbare Rettung und seine weiteren Fahrten so genau, daß er viele der Anwesenden von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugte. Er verlangte nun von der Signoria, ihn zu unterstützen, und erinnerte sie an Verträge, die nur dem König von Portugal bekannt seyn konnten. Dennoch hielten ihn die Venetianer 3 Jahre gefangen und setzten ihn endlich nur unter der Bedingung in Freiheit, bei lebenslänglicher Galeerenstrafe das Gebiet der Republik nie wieder zu betreten. Auf der Reise nach Frankreich durch das Gebiet von Florenz ward er verhaftet und den Spaniern ausgeliefert. Nach Neapel gebracht, setzte er Alle, die den König gekannt hatten, durch seine Aehnlichkeit in Erstaunen. Trotzdem behandelte man ihn als Betrüger, führte ihn auf einem Esel in der Stadt umher und setzte ihn nach Spanien über. Hier starb er 1600 im Gefängnisse von St. Lucar, wahrscheinlich heimlich hingerichtet. Fr. Berthold benutzte diesen Stoff zu einem Roman. Vergl. Machado, Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del rey Don S., Lissabon 1736—51, 4 Bde. — III. Andere weltliche und geistliche Fürsten: 3) S. von Luxemburg, Herzog von Penthièvre, Sohn von Franz von Luxemburg, folgte 1565 seinem mütterlichen Oheim, Johann III. in der Grafschaft Penthièvre, die vom König Karl IX. 1569 zu einem Herzogthum erhoben wurde; fiel 1569 von St. Jean d'Angeli. — 4) Don S. Gabriel Maria, Infant von Spanien, Sohn des Infanten Don Pedro und der Prinzessin Maria Theresia von Beira, im Nov. 1811 geboren, legte trotz seiner geringen Erfahrung in militärischen Diensten doch so viele Beweise der Tapferkeit und eines ächt kriegerischen Geistes ab, daß das Heer ihm mit Liebe zugethan war. Als Villareal, der seit dem Tode Zumalacarreguys die cartistischen Streitkräfte befehligte, seinen Abschied nahm, wußte Don Carlos daher keinen Würdigeren für das Oberkommando zu finden, als seinen Neffen Don S. Kaum hatte er das Kommando angetreten, so betrieb er die Organisation der Armee auf einem ganz neuen Fuß, und die bald darauf erfolgenden carlistischen Expeditionen nach Aragonien und Kastilien sind größtentheils als sein Werk zu betrachten. Er war es, der dem zwischen Espartero und Iribarren ins Gedränge gerathenen Guibelalde mit Blitzesschnelle zu Hülfe eilte und ihm zum Uebergange über den Ebro verhalf, und später durch geschickte Manövers die beiden christinischen Generale aus Nieder-Navarra theils weglockte, theils wegdrängte und für den Marsch des Don Carlos nach Aragonien reine Bahn machte. Ueber seine Waffenthaten und das Ende seiner kriegerischen Laufbahn in Spanien, s. Spanien (Gesch.). Leutselig und wohlwollend, immer freundlich und höflich, wird er von seinen Umgebungen fast angebetet. Seine rüstige und ausdauernde Thätigkeit und seine unverstellte Bescheidenheit machten ihn zum Abgott der Armee. Dazu kommt noch sein persönlicher Muth, der ihn oft veranlaßte, den Degen in der Faust, den Seinen voran, mit todesverachtendem Ungestüm ins Gefecht, in den dichtesten Kugelregen zu stürzen. Don S. ist Großprior von St. Juan und seit 1835 mit Maria Amalia, einer Tochter des Königs Franz I. von Neapel, somit einer Schwester der Maria Christina verheirathet. — 5) S., Graf von Heusenstam, Scholastikus des Erzstiftes zu Mainz, seit 1545 Erzbischof von Mainz, † 1555. — IV. Gelehrte: 6) S., Bischof zu Salamanca im 9. Jahrh., Geschichtsforscher, setzte die von Alfonsus d. Gr. u. Isidorus Pacensis angefangene Gesch. der leonischen Könige v. Pelagius bis zum Tode Ordnius I. (685) fort. — 7) Jakob Friedrich Christian, Arzt, 1771 zu Heidelberg geb., war von 1793—99 Chirurgen-Major in holländischen Diensten, später Lehrer der Anatomie, Physiologie und Hygieine an der Militärmedicinalschule, ging 1811 nach Heidelberg, wurde 1816 Hofrath und Professor der Medicin das. und † 1840 zu Leyden. Schrieb: Aanwyzingen van det schadelijke en geraartijke gelegen in hed raadplegen van kwaksalvus, Amst. 1810; — Ueber Sumpfwechselfieber, Karlsruhe 1815; — Grundriß der allgemeinen Zeichenlehre, Darmst. 1819. — 8) Aug. Arno, Arzt, zu Leyden geboren, Professor der Physiologie zu Gröningen. Schrieb: De hydrope vesiculae felleae, Heidelberg 1827; — De origene, incremento et exitu phthiseos pulmon., Gröningen 1835; — Physiologia generalis, das. 1835; — Elementa physiologiae specialis, das. 1838, 2. Ausg. 1842; — Ueber die Aehnlichkeit und den Unterschied zwischen der Arthritis und Skrophulosis, aus dem Holländischen, von Schröder, Emden 1830.

Sebastian, San (Geogr.), 1) stark befestigte spanische Stadt, biscaische Provinzen, Prov. Guipuzcoa, Hauptstadt derselben, auf einer felsigen Landspitze am biscaischen Meere und an der Mündung des Flüßchens Urumea. In der kleinen Bai liegt das Eiland Santa Clara und auf dem ins Meer vorspringenden Berge die feste Citadelle St. Cruz de la Mota. An der Seeseite ist die Stadt bloß durch eine Mauer mit Schießscharten gedeckt, die Landseite aber durch eine doppelte Linie von Werken befestigt, die sich mit 2 Halbmonden an die Mauer anschließen. Zur Zeit der Ebbe kann die Urumea durchwatet werden, und von den nahe liegenden Sandhügeln kann man in die Werke sehen. Der Hafen der Stadt ist klein, schwer zugänglich u. nicht sicher; er ist durch einen prachtvollen Molo eingefaßt u. hat einen Leuchtthurm, kann aber nur Kauffahrtei-, nicht aber Kriegsschiffe aufnehmen. Um so trefflicher ist der ½ Meile entfernt liegende Hafen los Passages an der Mündung des Oyargon, mit einem Seearsenal. Die Stadt wurde schon einige Mal eingenommen und theilweise zerstört, ist aber jedesmal wieder aus der Asche erstanden und jetzt eine der schönern Städte Spaniens; Sitz des Generalkapitäns der baskischen Provinzen, mehre Kirchen, 4 Klöster, Hospital, Gerbereien, Seilereien, Flaschenzug-, Ruder-, Nägel- und Ankerfabriken, lebhafter Handel mit Eisen,

Stahl, Wolle, Kakao ꝛc.; 13,000 (15,000 Einw.; Rechnungsverhältnisse, Rechnungsart, Münzen ꝛc., s. Madrid. Maße und Gewichte. Längenmaß ist das kastilische, s. Madrid. Getreidemaß. Die Fanega von S. S., enthält 60,114 Liter = 3030,5. pariser Kub.-Zoll = 1,097 kastilische, Fanegas. Flüssigkeitsmaß ist das kastilische, s. Madrid. Handelsgewicht. Die Libra oder das Pfund des Distrikts von S. S. ist um 6 Proc. schwerer, als die kastilische Libra und wiegt daher 487,743 Gramm = 10,148 holl. As. Der Quintal oder Centner ist verschiedenartig und begreift folgende Gewichtsmengen: der gewöhnliche Quintal 101 Libras, der Quintal für Gewürze 100 Libras, für Stockfisch 105 Libras, für Eisen 150 Libras; für eiserne Anker dagegen ist der gewöhnliche Quintal von 101 Libras gebräuchlich. — Geschichtliches. S. soll das alte Colippo seyn. Die Stadt wurde 1719 von dem Herzog von Berwick eingenommen, aber im Frieden wieder an Spanien zurückgegeben. Die Engländer und Portugiesen stürmten und plünderten sie am 31. August 1813 und machten die franz. Besatzung nieder. — 2) Hauptstadt der kanarischen Insel Gomera, auf der Ostküste; befestigter Hafen, Schifffahrt und Fischerei; 1300 Einw. — 3) Nordamerikan. Flecken, Mexiko, Staat Cinaloa, Hauptort des gleichnam. Departements, zwischen Mazatlan und Rosario; Acker-, besonders Maisbau, Rindviehzucht; unweit davon eine Kupferkiesgrube; 2500 Einw. — 4) Südamerikanische Stadt, Republik Venezuela, Prov. Caraccas; Viehzucht; 5000 Einw. — 5) Mittelamerikan. Stadt, Guatemala; 3100 Einw. — 6) Stadt das.; 2900 Einw. — 7) S. de Buenavista, südamerikan. Stadt, Republik Neu-Granada, Depart. Cauca, Prov. Choco, auf der Landspitze Arena, am Osteingang des Golfs von der Darien. — 8) Vorgebirg, s. Sofala. — 9) Vorgebirg auf Madagaskar (s. d.). — 10) Kanal, s. Feuerland; — 11) s. v. a. Sebastiao.

Sebastiana (Geogr.), Stadt, s. v. a. Sebastiansberg.

Sebastiana (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengatt. Arten unter Excöcaria.

Sebastiani (Biogr.), 1) Horace François de la Porta, Graf, dessen Geschlecht von der Insel Korsika stammt, ward am 11. Nov. 1775 im Flecken Porta in der Nähe von Bastia geb. und kam schon in einem Alter von 17 Jahren unter die französische Armee. In den ersten Feldzügen der französischen Revolution avancirte er schnell. Wegen seiner Unerschrockenheit ernannte ihn Napoleon nach der Schlacht bei Arcole 1796 zum Battaillonschef, und Moreau machte ihn 1799 auf dem Wahlplatze von Verona zum Oberst. Da S. Napoleon bei der Revolution vom 18. Brumaire als Befehlshaber der Dragoner wesentliche Dienste leistete, so stieg er dadurch sehr in Gunst desselben. Im Jahre 1800 hatte er Antheil an der Schlacht von Marengo, führte im Vereine mit Marmont von französischer Seite die Unterhandlungen, die zum Abschlusse des Waffenstillstandes von Treviso dienten, ging nach dem Frieden von Amiens als Gesandter Napoleons nach Konstantinopel, Aegypten, Syrien und den jonischen Inseln und diente nach dem Wiederbeginne des Krieges mit England als Brigadegeneral und als Inspektor der Meeresküste von Vilaie bis Brest. Indem er 1804 die Operation der österreichischen Armee in Deutschland zu beobachten hatte, waren seine Berichte von einem wesentlichen Einflusse auf den Wiederausbruch des Krieges v. 1805. Als Befehlshaber im Vortrabe Murats hielt er mit den ersten französischen Truppen seinen Einzug in Wien. Seine Kühnheit und Unternehmungslust zog ihm in der Schlacht bei Austerlitz eine bedeutende Verwundung zu. Nachdem er hierauf Divisionsgeneral geworden war, wurde er im Mai 1806 von Napoleon als französischer Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Hier verstand er unter schwierigen Umständen Selim III. zu Gunsten Frankreichs zu stimmen und demselben die Kriegserklärung gegen Rußland abzugewinnen. Als indeß der Widerstand der Pforte im Febr. 1807 durch das Eindringen des Admirals Duckworth in die Dardanellen gebrochen und Selim III. gestürzt worden war, wurde S. von seinem Posten abgerufen und bekam nun den Oberbefehl über das spanische Heer in Spanien. Hier setzte er mit demselben über die Guadiana, besiegte die Spanier am 27. März 1809 bei Ciudad-Real, Santa-Cruz, so wie am 11. August bei Almonacid, errang Vortheile bei Ocaña und machte bei Montijo 3000 Spanier zu Gefangene. Zu Anfange 1810 machte er sich zum Meister der Provinzen Jaen, Granada und Malaga. Die Stadt Granada machte er zum Centralpunkte seiner Operationen, restaurirte die Schlösser der umliegenden Berge, richtete Waffenschmieden ein, schuf Magazine und Pulvermühlen, erbauete ein Schauspielhaus und führte eine steinerne Brücke über den Xenil. Die von den Engländern besetzte Festung Estapona nahm er gleichfalls und schlug sich am 4. Nov. 1810 am Almanzara gegen den General Blake. Da er seine Belohnungen nicht im Verhältnisse zu den geleisteten Diensten fand, legte er 1811 seine Befehlshaberstelle nieder und ging nach Frankreich zurück; doch fehlte er darum nicht im Feldzuge von 1812. S. hatte, da er die Gefahren eines Krieges im Innern von Rußland kannte, Napoleon von diesem Feldzuge im Vertrauen abgerathen und nicht gewollt, daß man die Grenze Litthauens überschreite. Als er aber die Ausführung des von Napoleon gefaßten Planes einmal unvermeidlich sah, so zeigte er sich auch um so eifriger. Er führte im Beginne des Feldzuges den Vortrab der großen Armee, hatte Antheil an der Schlacht an der Moskwa und zog mit den ersten französischen Truppen in Moskau ein. Während ihm auf der Retirade der Feind die ganze Artillerie abnahm, büßte er durch die heftige Kälte sämmtliche Pferde ein. Im J. 1813 schlug er sich bei Hanau mit den Ueberbleibseln des Heeres durch die entgegenstehenden Bayern durch, hatte hierauf an der Spitze des fünften Armeecorps das linke Rheinufer zu decken, mußte aber in die Champagne zurück-

weichen, und führte im Feldzuge von 1814 drei Kavallerieregimenter von der Garde. Besonders that er sich in diesem Feldzuge bei Châlons, Rheims, Arcis und Saint-Dizier hervor. Nach Napoleons Abdankung erhielt er troß seiner Unterwerfung keine Anstellung, bewerkstelligte während der hundert Tage die Organisation der Nationalgarde zu Amiens, gehörte zur Revisionskommission, welche die von den Bourbons gemachten Ernennungen im Heere prüfte und abänderte, und kam als Deputirter des Departements Aisne in die Kammer. Mit Lafayette und andern Kammermitgliedern begab er sich nach der unglücklichen Schlacht bei Waterloo ins Lager der Verbündeten, um den Frieden zu vermitteln. Da diese Unternehmung jedoch fehlschlug, schiffte er sich nach England ein. Sein Name wurde aber nicht, wie er vermuthet hatte, in die Proskriptionsliste eingetragen; S. kehrte daher 1816 nach Frankreich zurück und ward auf Halbsold gestellt. Im J. 1819 übertrug ihm die Regierung den Vorsitz im Wahlkollegium in Korsika. Er ward daselbst in die Kammer gewählt und trat auf die Seite der liberalen Opposition, weshalb die Regierung 1824 seine Wiedererwählung vereitelte. Dennoch wurde er 1826 zu Vervins und 1827 vom Departement de l'Aisne gewählt und verblieb auch nach Erneuerung der Kammer 1829 in derselben. Er trat jeßt als entschiedener Gegner des Ministeriums Polignac auf und bekämpfte das Gebahren des Hofes. Nach der Julirevolution von 1830 war er mit an der Reformation der Charte thätig, erhielt am 11. August das Portefeuille des Marineministers, und wurde am 17. November Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Auch im März 1831 bei Errichtung des Ministeriums Périer behauptete er seinen Posten. Allein da er sich als Werkzeug der königlichen Politik gebrauchen ließ, machte er sich bald sehr gehässig. Interimistisch kam vom 24. Nov. 1831 bis zum 5. Juli 1832 auch das Ministerium des Krieges in seine Hand. Nachdem er, um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, 1832 auf einige Zeit aus dem Ministerium geschieden war, trat er in dasselbe am 22. März 1833 als Minister des Auswärtigen wieder ein. Die große Niederlage, welche er 1834 dadurch erlitt, daß die Kammer, die von ihm mit den Vereinigten Staaten übereingekommene Entschädigungssumme von 25 Millionen Francs verweigerte, bestimmte am 1. April seinen Rücktritt. Der Hof suchte ihn zu entschädigen, indem er ihn mit dem Gesandtschaftsposten zu Neapel betraute und ihn 1835 als Gesandten nach London schickte. S. blieb in dieser Stellung bis 1840, wo ihn Guizot ablöste. Von der Stadt Ajaccio seit 1835 fortwährend in die Kammer gewählt, befürwortete S. 1841 lebhaft die Befestigung von Paris und präsidirte der Kommission, welche den Regentschaftsgesetzentwurf zu prüfen hatte. Er † plötzlich beim Frühstück, den 21. Juli 1851. S. war zweimal verheirathet. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin aus dem Hause Cozey vermählte er sich dem Fräulein von Grammont, welches am 21. Febr. 1842 †. Sein Schwiegersohn war der berüchtigte Herzog v. Praslin (s. d.). — 2) **Antonio**, ital. Botaniker, gab das Kupferwerk „Romanae plantae", 1813—15, 2 Fasc., 4., heraus und schrieb mit Fr. Mauri: „Florae romanae prodromus", Rom 1818, fortgesetzt von Mauri, das. 1820.

Sebastiania (Bot.), nach Bertoloni, Pflanzengatt. Art: S. heterophylla *Bertol.*, s. v. a. Chrysanthemum procumbens.

Sebastianisten, s. Bandarra.

Sebastian-Latre, Don Thomas, spanischer Kritiker, 1740 zu Madrid geboren, war Staatsrath im ordentlichen Dienst, bekämpfte den verdorbenen Geschmack der Spanier in Bezug auf Theater, Poesie ꝛc.; † 1806. Er schrieb über das griechische, römische, spanische Theater, lieferte Biographien von Lope de Vega, Calderon und Moreto.

Sebastiano, San (Geogr.), 1) ital. Flecken, Königr. Neapel, östlich von Neapel am östl. Fuß des Vesuvs, von wo aus der Feuerberg häufig bestiegen wird; vorzügliche Wein- und Südfrüchte; 1000 Einw.; — 2) Flecken das., Königr. Sardinien, Provinz Alessandria, Hauptort eines Bezirks, am Fluß Stafora, südlich von Voghera, südöstlich von Tortona; Wein und Mandeln; 1800 Einw.; — 3) Dorf das., nordöstlich von Turin, am Po; 1320 Einw.

Sebastiano del Piombo, s. Piombo.

Sebastiansberg, österreich.-böhm. Bergstadt, Kreis Saaz; Bergbau auf Zinn u. Silber, Viehhandel; 1600 Einw.

Sebastiansgulden, mit dem Bilde des heiligen Sebastian geprägte Gulden.

Sebastianspfennige, portugies. Kupfermünzen (und zwar Rees), welche unter Sebastian I., König von Portugal um 1570 geprägt worden sind. Da sie sehr selten sind, indem Philipp II. alle Münzen der früheren Könige umschmelzen ließ, so halten die Portugiesen sie sehr heilig und trauen ihnen die Kraft zu, vor der Inquisition zu sichern.

Sebastiansthaler, Species von Chiemsee von 1558 und 1588, haben im Gepräge das Bild des heiligen Sebastian.

Sabastiansweiler, würtembergischer Badeort, zwischen Tübingen und Hechingen, 1469' über der Meeresfläche; im frühesten Mittelalter häufig benutzt, dann vernachlässigt und erst in neuester Zeit wieder zahlreich besucht. Das Wasser ist eine sehr wirksame Schwefelquelle und wird zum Trinken und Baden, auch zu Dampfbädern gegen dyskratische, chronische Krankheiten und gichtische Uebel benutzt. Vgl. Autenrieth, das Schwefelbad v. S., Tüb. 1834.

Sebastianus (Biogr.), 1) S., römischer Kaiser, Bruder des nachmaligen Kaisers Valentinian III., empörte sich unter Honorius, und warf sich nebst seinem Bruder Jorimus 411 in Gallien zum Gegenkaiser auf, ward aber von Constantius 412 besiegt und enthauptet. — 2) S., röm. Feldherr, hatte früher unter Julianus gedient und mit Procopius im Orient mehre Feldzüge gemacht, ging aber 377 nach Konstantinopel und ward von Valens zum Oberbefehlshaber des Fußvolks ernannt. Als solcher überfiel er die bei Hadrianopolis lagernden Gothen 378, kam aber dabei ums Leben. — 3) S., Feld-

herr Valentinians III, focht 440 in Afrika gegen Genserich, der ihn bei Seite schaffte, als es ihm nicht gelang, S. zum Arianismus zu bekehren.

Sebastiao, San (Geogr.), 1) südamerikan. Insel, Prov. San-Paulo, an der Küste von Brasilien, von ihr durch den tiefen Kanal Toque-Toque getrennt; erzeugt vorzüglichen Tabak und Zucker und hat viel Rindvieh, ist aber sehr heiß und ungesund, und leidet durch die Muskitos. Hauptort ist der Flecken Princeza; — 2) Flecken das., am Kanal Toque-Toque, gegenüber der gleichnamigen Insel, an der Mündung eines Flusses, in sehr fruchtbarer Gegend, 23° 46′ 52″ s. Br. u. 47° 46′ 57″ w. L.; — 3) S. S. de Salir), portug. Flecken, Prov. Algarve, nördlich von Loule; — 4) Fort, s. Lissabon; — 5) Fort, s. Cadix; — 6) s. v. a. Rio Janeiro; — 7) Vorgebirg, s. Isthmo; — 8) Stadt, s. Azoren.

Sebasticook, nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Maine, mündet in den Kennebeck links.

Sebastien, St. (Geogr.), 1) französisches Dorf, Depart. Loire-infér, Bez. Nantes, an der Loire; 1480 Einw.; — 2) St. S. de Fauveau, Dorf das., Depart. Creuse, Bez. Guéret; Glasfabrik; 1190 Einw.

Sebastiker (Sebastici, eigentlich Verehrer, Ehrfurchtsvolle), eine besondere Klasse des Pythagoras, wahrscheinlich die, welche zu den Gliedern des geheimen pythagoraischen Bundes gehören, den Physikern und Mathematikern entgegengesetzt.

Sebastocrator (griech.), s. Panhypersebastos.

Sebastocrator (Biogr.), Johannes, Grieche, Anführer gegen den Kaiser Michael Paläologus 1288, von diesem mit Hülfe der Tataren geschlagen.

Sebastopol (Geogr.), s. v. a. Sewastopol.

Sebastopolis (a. Geogr.), 1) Ort im innersten Theile Thraciens, in der Nähe von Philippopolis; — 2) Stadt im Pontus Galaticus, am Iris, südl. von Themiscyra; — 3) bedeutendere Stadt im Pontus Cappadocicus oder im spätern Armenia Prima, an der Straße von Tavia nach Sebastia, und durch eine andere Straße mit Cäsarea verbunden, vielleicht das heutige Turchal oder Turkhal; — 4) s. Dioscurias; — 5) s. Myrina.

Sebastos (griech., d. i. ehrwürdig), morgenländischer Titel des Kaisers, statt des abendländischen Augustus; die Kaiserin Sebaste (Sebastias).

Sebastos (Chronol.), paphischer Monat, s. Monat.

Sebastsamen (pharm. Bot.), s. v. a. Semen Mezerei, s. Daphne Mezereum *L.*

Sebastus (a. Geogr.), Hafen in Palästina bei Cäsarea, von Herodes erbaut.

Sebat (jüd. Ant.), s. v. a. Schebat.

Sebatum (a. Geogr.), Ort entweder noch im südwestlichsten Theile von Noricum oder schon in Rhätien gelegen, an der Straße von Veldidena nach Aemona.

Sebba Rous, s. Konstantine.

Sebbenhausen, hannöv. Dorf, Unterhoya, Amt Nienburg; 190 Einw.

Sebber, dän. Dorf, Jütland, Aalborg, an einem Busen des Lym-Fiorden, südwestlich von Aalborg; Fischerei; 600 Einw.

Sebbers, Ludwig, Zeichner und Hofmaler des Herzogs von Braunschweig, um 1800 geboren, besuchte die Akademie zu Berlin und erwarb sich durch viele Bilder, meist Porträte, die sich durch charakteristische Auffassung und Wahrheit der Färbung auszeichnen, den Ruf eines vorzüglichen Bildnißmalers, welchen er durch zahlreiche Werke begründete. Seine Porträte sind theils ganze Figuren, theils lebensgroße Kniestücke und Brustbilder. Den geringern Theil seiner Werke machen die eigentlichen Genrebilder aus. Auch findet man verschiedene Zeichnungen von ihm, wie militärische Scenen u. s. w.; außerdem ist S. einer der vorzüglichsten Porzellanmaler. Im herzogl. Museum zu Braunschweig ist ein Bildniß Göthe's auf eine Vase gemalt, ein Bild von genauester Aehnlichkeit, da der Künstler den Dichter 1826 nach dem Leben malte. Die Schrift in der dazu gehörigen Schale ist von Göthe selbst geschrieben.

Sebbeterode, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Oberhessen, Kr. Ziegenhain, Amt Treysa; 450 Einw.

Sebbi, 665—694 König von Essex; s. England (Gesch.).

Sebbun (japan. Myth.), Reinigungsfest, Austreiben des bösen Geistes, kurz vor dem neuen Jahre; zugleich Termin für alle halbjährigen Zahlungen.

Sebechon (a. Gesch.), s. v. a. Sevechon.

Sebeckia (Bot.), nach Nekker, Untergatt. von Gentiana *L.*

Sebee, Provinz, s. v. a. Sewi.

Sebei (bibl. Geogr.), Stadt in Gilead, wo der Richter Jeptha begraben wurde.

Sebeirou (Si-Birou), ostindische Insel, Sunda-Archipel, westl. von Sumatra, mit einem Vulkan.

Sebektegin, Ahnherr der Dynastie der Ghasnewiden, war Sklave des Emir von Ghasna, that sich jedoch durch seine Talente so hervor, daß ihm der Emir seine Tochter zur Gemahlin gab und nach dem Tode des einzigen Sohnes des Emirs die allgemeine Stimme ihn 970 nach Chr. zur Emirwürde erhob. Er machte einen glücklichen Eroberungszug nach Indien, nahm Kabul, Pendschab und Peschauer und wurde von dem samanidischen Sultan zu Bokhara zum Beherrscher von Khorassan ernannt, wofür er bis an seinen 997 erfolgten Tod die wankende Dynastie der Samaniden kräftig unterstützte. Sein Sohn und Nachfolger Mahmud stiftete das Reich der Ghasnewiden.

Seben (Geogr.), 1) (sonst Savio), österr. Ort, Tyrol, bei Brixen, sonst Sitz des Bisthums Brixen; — 2) (Zeben, Kis-Szeben), ungar. königl. Freistadt, saroser Gespsch., am Tartza (Torisa), nordwestlich von Eperies; starker Flachsbau, Leinweberei, Weinhandel, Branntweinbrennerei, Papiermühle, kathol. Gymnasium; 3000 Einw.

Sebendunum (a. Geogr.), Stadt der Castellani in Hispania Tarrac. (Ptol. II, 6, 71).

Sebenico (slavisch Sibenik), (Geogr.), österreich.-dalmat. Stadt, Kr. Zara, Hauptstadt des gleichn. Distrikts, in der Nähe des adriat. Meeres, an der Mündung des Kerka, am Abhange eines in 2 Spitzen auslaufenden Gebirgszuges amphitheatralisch gelagert mit ihren beiden, die Bergspitzen krönenden Kastellen und ihrem hoch emporragenden Dome. Nicht so freundlich, wie von außen, gestaltet sich das Innere desselben. Die ihrer ganzen Länge nach die Stadt durchziehende Hauptstraße ist zwar beiderseits mit zum Theil niedlich und solid gebauten Häusern geschmückt, allein desto auffallender kontrastiren mit ihr die regellos gebauten und holperigten Quer- und Nebengäßchen mit ihren armseligen Häuschen, die man am besten mit den Steinhütten der Morlaken um Knin vergleichen kann. Mit dem tiefern oder untern Theile der Stadt ist der höher gelegene durch mehre steinerne Stiegen verbunden. Die beiden Anhöhen über der Stadt trugen einst 2 Forts, die noch im 17. Jahrh. mehrmals Gegenstände blutiger Kämpfe waren. Das hintere oder höher gelegene wird slavon. Giovommi, das andere, niedriger gelegene il Barone genannt, zum Andenken an seinen Erbauer und heldenmüthigen Vertheidiger gegen die Türken (1648), an (1653 †) Frhrn. Christoph Martin v. Degenfeld, welcher damals in Dalmatien und Albanien als Gouverneur befehligte. Beide Festen sind aber bereits vom Zahne der Zeit so angegriffen, daß sie binnen Kurzem nur Steinhaufen gleichen werden. S.s schönster Schmuck sind seine Kirchen, unter denen der Dom allen voransteht an Größe und Pracht. Er ist durchaus von Marmor in erhabenem gothischen Styl (seit 1555) erbaut; sein Schiff bildet eine Rotunde, deren stattliche Kuppel im Innern von 7 schlank geformten Säulen getragen wird. Zu den übrigen bemerkenswerthen Bauten gehören die beiden bischöflichen Residenzen und die der Domkirche gegenüber befindliche ehemalige Loggia (Stadthaus), jetzt einem Kaffeesieder überlassen, der sie zu einer Kaffeewirthschaft und den großen Rathssaal zu einem Tanzsaal eingerichtet hat. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner von S. bilden die landwirthschaftlichen Erzeugnisse, besonders Getreide, Wein, Oel, Hülsen- und Obstfrüchte, unter denen die Maraschen ein Hauptartikel sind und zur Liquerbereitung benutzt werden. Die Weinproduktion ist hier so bedeutend, daß man durchschnittlich 30,000 Barillen annimmt, welche alljährlich ausgeführt werden. Auch Bienen- und Schafzucht werden ziemlich betrieben, und die durch letztere gewonnene Wolle findet, obschon es eine geringe Sorte ist, dennoch guten Absatz. Außerdem bietet das Meer Fische mannigfacher Art im Ueberfluß, und selbst Korallen wurden ehemals an den benachbarten Scoglien gefischt; da aber nicht selten die Kosten bei dieser Fischerei größer waren, als der Gewinn, so wurde dieselbe ganz aufgegeben. Der Meerbusen, an dem die Stadt liegt, wird der Kanal von S. genannt. Er ist von Norden nach Süden 4 Miglien lang, von Osten nach Westen 2 Miglien breit und hängt mit dem Meer durch den etwa 1000 Schritte langen und 100 Schritte breiten, durch hohe Felsenmassen gebildeten Kanal St. Antonio zusammen, dessen Ausmündungswinkel durch das Fort St. Nicolo gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe geschützt wird. Der Hafen von S. befindet sich am südöstlichen Ende der Stadt. Er ist ziemlich geräumig und günstig gelegen, wird aber höchst selten von fremden Schiffen besucht, da er außer dem Fahrwasser liegt. S. ist der Sitz eines kathol. und griech. Bischofs und hat 6000 (als Steuergemeinde 12,700) Einw.

Sebenico (Biogr.), Andrea da, s. Schiavone.

Sebennytus (a. Geogr.), Hauptstadt des Sebennytes im Delta Unterägyptens und an dem nach ihr benannten Nilarme, Sebennyticum Ostium, südlich von Busiris, früher wohl nicht unbedeutend, später aber herabgekommen; jetzt Semmenud mit Ruinen.

Sebenstein, österreich. Herrschaft und Marktflecken, Kr. unter dem wiener Walde; alte Burg und neues Schloß.

Seber, Wolfgang, Theolog. und Philolog, 1573 zu Suhl geboren, studirte zu Leipzig, wurde darauf Rektor in Schleusingen, später Superintendent zu Wasungen, † als Superintendent zu Schleusingen 1634. Hauptwerk: Index vocabulorum in Homeri carmina, (Heidelberg) 1604, 1624, Amst. 1642 und 1651, Leipz. 1835.

Seberheres, alter König von Aegypten.

Sebersdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Neubau; 350 Einw.

Sebes (Geogr.), ungar. Flecken: 1) (Alsó-S.), saroser Gespsch., nordöstl. von Eperies, Franciskanerkloster, altes Kastell mit Garten und Orangerie, Thonpfeifenfabrik; 1000 Einw. — 2) (Boros-S.), arader Gespsch., östl. von Zarand, am Maros; starker Weinbau, Handel mit Obst, Holz und Töpfergeschirren, Jahrmärkte; 1050 Einw.

Sebesch (Geogr.), russ. Kreis, Gouv. Witebsk, grenzt nördl. und nordöstl. an das Gouv. Pskow, östlich an den Kr. Newel, südlich an die Kr. Drissa und Polotzk und westlich an den Kr. Ljutzyn und hat 40,000 Einw. In diesem Kreise entspringt die Welikaja; auch gibt es hier viele Seen, von denen der bei Sebesch der bedeutendste ist; Getreide-, Hanf- und Flachsbau, viel Wald; — 2) Kreisstadt daselbst, zwischen den kleinen Seen Sebeschkoi und Woron; 2100 (nach Andern 1600) Einw. Im J. 1536 baute hier die Reichsverweserin Helena die Kirche zur allesbelebenden Dreifaltigkeit, zum Andenken des iwangorodschen Sieges über die Litthauer.

Sebeshely, österr.-siebenbürg. Dorf, Land der Sachsen, Stuhl Mühlenbach; südöstl. von Bros.

Sebeslawitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Swigan; 260 Einw.

Sebeß, österr.-siebenbürg. Nebenfluß der Maros, links, nieder-weissenburger Gesp.

Sebesten (pharm. Bot.), auch Sebestenpflaumen, s. v. a. Sebestenae, s. Cordia Myxa *L.*

Sebestena (Bot.), nach Adanson und Gärtner, Pflanzengatt. Art: S. officinalis *Gaertn.*, f. v. a. Cordia Myxa *L.*

Sebestenae (ph. Bot.), f. Cordia Myxa *L.*

Sebestenkordie (Bot.), f. v. a. Cordia Sebestena *L.*

Sebethus (a. Geogr.), kleiner Fluß Kampaniens, der oberhalb Abella und Nola entsprang, den Vesuv in einem großen Halbkreise umfloß und am östlichen Ende von Neapolis in den Sinus Puteolanus mündete; j. Fiume della Maddalena.

Sebexen, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Westerhof; 400 Einw.

Sebezi (türk.), Art schwerer Reiter.

Sebha (Jebed-S.), afrikan. Stadt, Fezzan, nordöstl. von Murzuk, an der Karawanenstraße von Tripoli nach Murzuk.

Sebid, Stadt, f. v. a. Zebid.

Sebifera (Bot.), nach Loureiro, Pflanzengatt. Art: S. glutinosa *Lour.*, f. v. a. Tetranthera Roxburghii.

Sebii, f. Mohammedanische Sekten.

Sebinus Lacus (a. Geogr.), See in Gallia Cisalpina, vom Flusse Ollius gebildet, zwischen dem Larius und Benacus Lacus, nordöstl. von Mediolanum und östlich von Bergomum, benannt nach einer an ihm gelegenen Stadt Sebum, die aber von keinem alten Schriftsteller erwähnt wird (Plin. III, 19, 23).

Sebipira (Bot.), nach Martius, Gatt. der Leguminosae Cassieae *Dec.*, mit Cassia *L.* nahe verwandt und nur durch das fast viereckige oberste Blumenblatt, welches die übrigen 4 an Größe übertrifft, und durch kugelige Antheren unterschieden. Unter mehren Arten ist zu bemerken: S. major *Mart.*, S. ferruginea *Vogel*, Bondichia Sebipira *Vogel*, ein großer Baum Brasiliens, dessen dicke, grau-braune Rinde bitterzusammenziehend und etwas reizend scharf ist u. in der Heimath als ein tonisch wirkendes und schweiß- u. harntreibendes Arzneimittel angewendet wird. Ebenso wirkt die Rinde von S. minor *Mart.*

Sebna (bibl. Gesch.), höherer Tempeldiener, ward mit Joah und Assaph von Hiskia abgeschickt, um mit Rabsake zu unterhandeln, später seines Amtes entsetzt und mit Manasse gefangen nach Babylon geführt, wo er †.

Sebnitz (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lübben; Ziegelei, Windmühle; 1120 Einw.; — 2) königl. sächs. Stadt, Kr. Dresden, Amt Hohnstein; am gleichnam. Flüßchen; Steuer- und Zollamt, Post, Försterei, Leinweberei, Seidenfabriken, Papierfabrik, Mühle, Schäferei, 5 Jahrmärkte; 3300 Einw.

Sebnitzer Zeuche (Sebnitzer Leinwand), im sächs. Städtchen Sebnitz gefertigte starke, buntgefärbte, leinene, baumwollene oder gemischte Zeuche. Sebnitz sowie die in seiner Umgebung liegenden Ortschaften betreibt mit diesen verschiedenen Geweben einen bedeutenden Handel über Triest nach Italien und der Levante, über Hamburg und Bremen nach Spanien, Süd- und Nordamerika rc. Je nach dem Begehr liefern die dortigen Fabrikanten weißgarnige Leinen, Matrosen-, Buchleinen, Züchenleinwand, Grebels, Reels, Terlices rc., besonders aber viel Coutils und Möbelleinen; ferner a) die sogen. dresdener Tücher von Leinengarn mit Seide und Baumwolle gewebt in verschiedenen bunten Mustern, mitunter mit Silber- und Goldfäden durchschossen; b) halbseidene und baumwollene sehr kräftige Gingans, buntgestreift oder buntgewürfelt mit Seide, Leinen- und Baumwollengarn untermischt; c) sogenannte Satines, halb Seide, halb Leinengarn zu Möbelüberzügen, auch ganz baumwollene in einer großen Masse von Mustern auf mit Jacquardvorrichtungen versehenen Stühlen; d) Halbatlasse oder Moreas mit einer seidenen Kette und einem Einschuß von Leinengarn, gestreift, gewürfelt, mit bunten oder gedruckten Blumen, oder auch mit Gold- und Silberfäden durchwirkt. Auch besorgen die sebnitzer Kaufleute auf Bestellung Creas, Dowlas, Rouans, Sack- und Segelleinen, Tischzeug rc., die sie in der nahgelegenen Lausitz kaufen und appretirt versenden.

Sebold, Konrad, Maler von Frankfurt a. M., blühte in der 2. Hälfte des 15. Jahrh., malte 1461 unter dem rechten Brückenthore daselbst auf der einen Seite die Kreuzigung Christi, und auf der anderen die Ermordung des trientinischen Knaben, angeblich durch die Juden. Der Künstler malte daher zur Schmach der letzteren einen Juden auf dem Schweine, wie er den Schwanz desselben statt des Zaumes hält, während ein anderer den Koth des Thieres mit dem Munde auffängt. S. lebte noch 1467.

Seboldshausen, braunschweig. Dorf, Kr. Wolfenbüttel, Amt Gandersheim; 140 Einw.

Sebon, Martin, irrig, f. v. a. Martin Schön.

Seboncourt, franz. Dorf, Dep. Aisne, Bez. St. Quentin; bedeutende Shawls- und Kaschmirfabriken; 1840 Einw.

Seboo, Fluß, f. v. a. Sebu.

Seborrhöa (Med.), Hautschmierfluß, Sekretionskrankheit der Talgdrüsen der Haut, mit vermehrter und qualitativ veränderter Absonderung derselben. Man unterscheidet zwei Arten derselben: 1) Comedones, Crinones, Punctae mucosae, Acne punctata, Mitesser, Zehrwürmer, Dürrmaden. Sie kommen an solchen Stellen vor, welche besonders reich an Talgdrüsen sind, bei Erwachsenen in der Gegend der Nase, der Brustwarze, bei Kindern an allen Körpertheilen gleichmäßig, in Gestalt von anfangs gelblichten, später dunklen, nicht erhabenen Pünktchen, welche bald zu kleinen, halbkugeligen Knötchen anschwellen, auf deren Spitze sich ein schwarzes Pünktchen markirt. Dieses Pünktchen läßt sich ausdrücken, worauf sich eine fadenförmige, gelbliche Masse, die verhärtete Hautschmiere einer Crypta sebacea, entleert, die man früher fälschlich für ein Würmchen mit schwarzem Kopfe hielt, da ihr oberes Ende durch Schmutz, die Berührung mit der Luft rc. schwarz gefärbt ist. In größerer Zahl vorkommend, geben diese Mitesser der Haut des Gesichtes ein widriges, grau und schwarz punktirtes Aussehen, sie wird schlaff und fühlt sich unangenehm fettig an. Am häufigsten finden sich Mitesser bei Kindern und

jungen Leuten, seltener im spätern Lebensalter; weiche, schlaffe Haut, blondes Haar, phlegmatisches Temperament geben die meiste Prädisposition zu demselben; Unreinlichkeit, Mangel an Hautkultur, plötzliche Unterdrückung der normalen Hautthätigkeit, z. B. bei plötzlichem Waschen des erhitzten Gesichtes mit kaltem Wasser u. a. Umstände begünstigen ihre Entstehung. Sie sind meist ein rein örtliches Leiden, bei Erwachsenen kommen sie nur selten mit Störung der gastrischen Funktionen vor, bei Kindern dagegen sind sie oft ein Symptom von Atrophie, Rhachitis, Skrophulose. In der neuesten Zeit will man ein eigenthümliches Thierchen, den Acarus folliculorum, in den erweiterten Haarsäckchen gefunden haben und hat ihn für die nächste Ursache der Mitesser gehalten. Am zweckmäßigsten behandelt man diese chronisch verlaufende Hautkrankheit durch Sorge für gehörige Reinlichkeit der Haut, durch Bäder und Waschungen. Zu letztern empfiehlt man Seifenwasser und nachheriges Abreiben mit Flanell, oder eine Mischung von 2 Löffeln Weizenmehl, ebensoviel Bierhefen und einen Eßlöffel Honig, auf welche man eine Waschung mit Seifenwasser folgen läßt. Oft ist schon eine Waschung mit einer Auflösung von Borax hinreichend, sie zu entfernen. Bei Kindern sind aromatische Bäder und Berücksichtigung der Rhachitis ꝛc. zu empfehlen. — 2) Seborrhagia fluxus sebaceus, Gneis. Während die erste Form in der Zurückhaltung des Sekretes in den verstopften Ausführungsgängen bestand, ergießt sich hier eine ölige, leicht zu fetten Krusten ververtrocknende Flüssigkeit auf die Haut. Man nimmt 2 Unterarten an: a) Seborrhagia adultorum, Sudores obosi, Gneis der Erwachsenen, eine sehr seltene Krankheit, meist im Gesicht, selten an andern Körpertheilen oder auf dem ganzen Körper vorkommend, wobei die Haut ungleich, feucht und glänzend wird. Wischt man die Flüssigkeit ab, so erscheint sie normal, bald aber zeigt sich der ölige Ueberzug von Neuem. Mit der Lupe findet man die Ausführungsgänge der Drüsen erweitert, die Bälge geschwollen. — b) Seborrhagia neonatorum, Gneis der Neugebornen, häufiger als jene. Auf der Kopfhaut neugeborner Kinder wird eine Flüssigkeit abgesondert, welche die Haare feucht und klebrig macht und zu leicht entfernbaren Schuppen eintrocknet; die Beschaffenheit der Haut ist normal, die Lupe zeigt die oben angegebenen Veränderungen. Die erste Form findet sich zur Zeit der Pubertät und in den Blüthejahren, bei Wöchnerinnen nach Erkältung ꝛc., die zweite kurz nach der Geburt, ebenfalls nach Erkältung. Jene ist akut, diese chronisch. Gegen den Gneis der Erwachsenen wendet man erweichende oder narkotische Waschungen an, später eine Auflösung von Alaun oder Pflanzensäuren; ferner Dampfbäder, aromatische oder tonische Mittel ꝛc. Bei dem Gneis der Kinder sind in Gebrauch zu nehmen zunächst gehörige Reinlichkeit, Bestreichen der Haut mit Butter, Abwaschen mit Seifenwasser, bei hartnäckigen Fällen Waschungen mit einem Infusum fl. chamomillae, leichte tonische Mittel ꝛc.

Sebosus (röm. Lit.), s. Statius.

Sebpin, mecklenburg.-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Gnoien; 120 Einw.

Sebra, schwed. Kirchspiel, West-Norrland, auf der Insel Hernösand, dem Festlande gegenüber.

Sebranitz (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; 2 Mühlen; 150 Einw.; — 2) (Sebranice, Czobranicze), Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Kunstadt; Posthaus, Mühle, 750 Einw.

Sebriapa (a. Geogr.), Stadt im Süden von Sarmatia Asiatica, am Fluß Vardanus und den nördlichen Abhängen des Kaukasus (Ptol. I, 9, 28).

Sebridä (a. Geogr.), Volk Aethiopiens auf der Westseite des Nil (Ptol. IV, 7, 33).

Sebron, Hippolite, Architektur- und Landschaftsmaler, geb. zu Caudebec (Seine-inf.) 1801, war in Paris Schüler von Daguerre und bildete sich unter Leitung dieses Meisters besonders für das Fach der Architekturmalerei aus, womit er aber auch die Landschaft verband. Er arbeitete anfangs für das Diorama, lieferte aber dann zahlreiche eigene Werke, die in verschiedene Sammlungen übergingen, sowohl Gemälde in Oel, als in Aquarell. S. bereiste nicht nur die verschiedenen Gegenden seines Vaterlandes, sondern auch Belgien, Holland, England und Italien, wo er überall zahlreiche Zeichnungen fertigte, nach welchen er dann Bilder in Oel ausführte. Diese bestehen in inneren und äußeren Ansichten gothischer Dome und anderer mittelalterlicher Kirchen, Klöstern, Schlössern, Palästen und Ruinen; in Ansichten von Städten, Seehäfen, Straßen, öffentlichen Plätzen u. s. w. Einige dieser Bilder gehören zu den ausgezeichnetsten Leistungen der neueren Kunst, wie seine Ansichten des Domes in Mailand, der St. Jakobskirche in Antwerpen, der Gruft der Grafen von Eu, wie sie die Königin von England 1843 besucht, des Grabmales der heil. Genovefa in St. Etienne zu Paris, von St. Denis, der Gegend von Richmond bei Mondschein, des Hafens von Amsterdam bei Mondbeleuchtung u. s. w. S. ist Meister in der Perspektive, vollkommen erfahren in den Gesetzen der Beleuchtung, und in technischer Hinsicht sucht er seines Gleichen.

Sebros (gr. Relig.), Sohn des Hippocoon, als Heros in Sparta verehrt, wo er einen besondern Tempel hatte.

Sebrowitz (Zabobrek), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Königsfeld, 450 Einw.

Sebsewar (Sebswar, Sebzawar), asiat. Stadt, Persien, Prov. Khorasan, nordwestl. von Nischabur, in schöner Umgegend, auf der Straße von Mesched nach Schahrud.

Sebourg, franz. Dorf, Dep. Nord, Bez. Valenciennes; Brauereien, Zucker- und Cichorienfabrik; 1430 Einw.

Sebta, Stadt, s. v. a. Ceuta.

Sebu (Geogr.), (Mahmora), afrikan. Fluß, in Fez u. Marokko; entspringt am Westabhang des Hoch-Atlas, fließt nordwestl. und dann westl. in die Meerenge von Gibraltar; ist tief

und reißend und hat steile Ufer; — 2) eine der Bissayer-Inseln.

Sebul, (orient. Myth.), s. Baal.

Sebulon (a. Geogr.), feste Stadt Galiläas im Gebiete des Stammes Ascher in der Nähe von Ptolemais.

Sebulon (bibl. Gesch.), Sohn Jakobs von der Lea, in Mesopotamien geboren, hatte 3 Söhne: Sered, Elon und Jahleel und lebte 140 Jahre. Der Stamm S. war beim Auszug aus Aegypten 57,400 waffenfähige Männer stark und wohnte nach der Eroberung Palästina's zwischen Naphthali und Ascher, im Süden an den Berg Tabor, östlich vielleicht bis an den See Genezareth, westlich an den Karmel grenzend. Dieser Stamm zeichnete sich mit Naphthali im Krieg gegen Sissera unter Barak und Debora aus; er soll zuerst von Phul und Tiglathpileser in die Gefangenschaft abgeführt worden seyn. Jesus hielt sich oft im Gebiet der Sebuloniten auf.

Sebum (lat., Physiol.), 1) eigentlich Talg; — 2) überhaupt Fett.

Sebum cervinum (pharm. Zool.), s. v. a. Hirschtalg, s. Cervus Elaphus *L.*

Sebum cutis (pharm. Zool.), s. v. a. Hautschmer.

Sebum Meibomii (Phys.), die talgartige Feuchtigkeit der Augenlider, s. Meibom'sche Drüsen.

Sebum vervecinum (pharm. Zool.), s. v. a. Schöpstalg, s. Ovis Aries *L.*

Seburäer, jüdische Lehrer im 6. Jahrh. n. Chr., Erklärer der Mischna (s. d.).

Seburri (Seuri, a. Geogr.), Volk in NW. von Hispania Tarrac., auf beiden Seiten des Minius, wahrscheinlich eine Unterabtheilung des Callaici Bracarii.

Sebus (a. Geogr.), Ort in Judäa, südwestl. von Jerusalem und unweit der Grenze Idumäa's (Ptol. V, 16, 6).

Sebusein, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Gut Keblitz; 5 Mühlen; 110 Einw.

Sebutsch, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 130 Einw.

Sebz (Scheher-S.), asiat. Stadt und Festung, Bucharei, südl. von Samarkand, am Kaschka.

Sebzavar, Stadt, s. v. a. Sebsewar.

S. e. c., Abbreviatur für Salvo errore calculi.

Sec., Abbrev., 1) für Secunda, hauptsächl. bei Wechseln und Waaren; — 2) für Secantenlinie; — 3) für Secante als Zahlenwerth.

Seca, la, span. Flecken, südöstl. von Valladolid; Mangel an Trinkwasser, Leinweberei, Brantweinbrennerei, viel guter Wein; 4160 E.

Secale (Bot.), nach Linné, Roggen, Korn, Gatt. der Gramineae Hordaceae *Kunth.*, Triandria Digynia *L.* Charakter: Aehrchen einzeln, gedrängt um die Spindel, zweiblüthig, nebst einer verkümmerten Blüthe in zweiblättriger Hülle; Balg schmal, pfriemenförmig; untere Kelchspelze lang gegrannt, oben geschlitzt; Blumenblättchen umgekehrt eiförmig, behaart; Same frei, mit einer Furche. Die Botaniker unterscheiden zwar mehre Arten dieser Gattung, unter ihnen ragt aber nur eine hervor: S. cereale *L.*, gemeiner Roggen, Korn, franz. Seigle, ital. Segale, engl. Rye, schwed. Ray. Balg, Granne und Ränder der Kelchspelzen rauh. Ein- oder zweiährig. Die nützlichste Getreideart der Erde und ein vorzüglicher Gegenstand der mitteleuropäischen Landwirthschaft. Das eigentliche Vaterland unbekannt; ist, wie alle Getreidearten aus dem Orient nach Europa gekommen. Der Anbau des Roggens erstreckt sich über Europa und Asien etwa vom 50. bis gegen den 60.° n. Br. und in der östlichen Hälfte Nordamerika's vom 40.—50.° n. Br.; weiter südlich findet er sich nur mehr stellenweise auf den höhern Gebirgen. In Europa gedeiht er noch auf Höhen, wo Weizen und Gerste nicht mehr fortkommen. In den Alpengegenden, wie z. B. in Kärnthen, trifft man noch Kornfelder in einer Höhe von 3800 Fuß über der Meeresfläche an. Vergl. Cerealien und Getreide. Metzger, Europ. Cereal., T. 9, A; Schkuhr, Bot. Handb., T. 19. — Varietäten des gemeinen Roggen und Roggenbau s. Roggen, S. 107 ff. — Nutzen und Anwendung. a) Als Mehlpflanze. Das Mehl des Roggens ist zwar nicht so weiß, wie das der Weizenarten, gibt aber ein schmackhaftes und gesundes Brod, welches sich länger frisch erhält, als das Weizenbrod. Das Roggenbrod bildet das Hauptnahrungsmittel für die ganze nördliche Hälfte Deutschlands, so wie für Belgien, Dänemark, Schweden und Norwegen. Ueber die Bereitung des Roggenbrodes s. Brod, S. 910 f. Ueber die Anwendung des Roggen zum Branntweinbrennen s. Branntweinbrennerei, S. 520 f. — b) Als Futterpflanze. Um früh im Frühling grünes Futter zu erlangen, säet man Roggen im Herbst so zeitig als möglich in ein Feld, das im künftigen Jahre für Kartoffeln, Dickrüben, Tabak, Wickfutter bestimmt ist, und mäht ihn, wenn er die gehörige Größe erreicht hat, im Frühling ab. Solcher Roggen bestockt sich sehr früh und kann 3 Wochen vor dem Klee, gewöhnlich in der Zeit, wo in manchen Jahren die höchste Futternoth eintritt, geschnitten werden. Läßt man denselben gehörig in Halme schießen und schneidet ihn nicht zu früh, so ist der Ertrag stärker, als beim Klee. Säet man gleichzeitig Winterwicken, gemischt mit Roggen, so erhöht sich der Ertrag und die Qualität des Futters dadurch bedeutend. Der Anbau des Futterroggens ist zumal den kleinern Landwirthen sehr zu empfehlen, weil kein besonderes Land dazu erforderlich, hauptsächlich aber, weil sie, wenn sich der Frühling spät einstellt, dadurch vor Futtermangel geschützt sind. Auch das Roggenstroh dient häufig als Häckerling (s. d.) zum Futter der Pferde und des Rindviehs. — c) Als Flechtstrohpflanze. Im Schwarzwalde u. andern Gegenden von Süddeutschland wird das Kornstroh zu Strohhutgeflechten angewendet. Durch dichtes Säen bekommt man feines und durch Bleichen sehr weißes Stroh. — d) Als Arzneipflanze. Als Heilmittel wird das Roggenmehl, die Roggenkleie und der aus dem Mehl bereitete Sauerteig, Farina

(Farina secalina) Fursur et Fermentum Secalis sive Frumenti, angewendet. Die vorwaltenden Bestandtheile des Mehls sind Stärkmehl und Kleber; es nährt besser, als das Weizenmehl, ist aber schwerer zu verdauen. Man benutzt es zur Bereitung eines zähen, einhüllenden Breies gegen starke Gifte; allein oder mit den Kleien zugleich zu trockenen Umschlägen, besonders etwas braun gebrannt, weil es seiner größern Konsistenz halber die Wärme länger behält, als andere Getreidemehlsorten. Den Sauerteig benutzt man als Zusatz zu Sinapismen. Roggenbrod, besonders Brodrinden, in wässerigem Aufgusse gebäht, dient als einhüllendes und gelind nährendes, mit süßen oder säuerlichen Zusätzen, Citronenscheibchen, Himbeersyrup u. s. w. als ein erfrischendes und erquickendes Getränk in vielen Krankheiten. Die frische Brodrinde oder Brodkruste gebraucht man entweder für sich allein oder mit Wein und Gewürzen verbunden zu erregenden Bähungen bei atonischen Geschwülsten und zu Umschlägen auf den Unterleib nach Erkältungen, bei Magenschwäche und dergl. — Besonders zu bemerken ist das Mutterkorn, Kornmutter, Mehlmutter, After- od. Hungerkorn, Martins- od. Rankkorn, Mutterroggen, Roggenmutter, Retzroggen, Kornzapfen, Stiefmutterkorn, Secale cornutum s. corniculatum s. luxurians, Clavus s. Clavus Secalis s. secalinus, Clavus cerealis, Orga. Winckler, Giftgew. Deutschl., T. 100; Guimpel und Schlchtd., T. 120. Es besteht aus violett-schwarzen, oft etwas weißgrau bereiften, 6—12 Linien langen und bisweilen auch noch längern Körpern, welche, die Größe abgerechnet, die Gestalt der Roggenfrucht haben, walzlich, nach oben etwas verschmälert und an 2 gegenüberstehenden oder nur an einer Seite mit einer Furche versehen sind. Innen besteht es aus mehligen Körnchen, welche weiß, nach der Peripherie kleiner und daselbst violet sind. Durch ein höheres Alter beugt es sich krumm und berstet von der Furche nach den Seiten hin auf. Man hat das Mutterkorn häufig für einen Pilz gehalten, so Decandolle, welcher dasselbe Schrotium Clavus, und Fries, welcher es Spermoediae Clavus nennt. Leveillé schrieb das Entstehen des Mutterkorns einem Pilze, den er Sphacelia segetum nennt, zu. Es erscheint derselbe auf der Spitze des noch unentwickelten Fruchtknotens einiger Gräser, besonders aber des Roggens, als eine klebrige, übelriechende Flüssigkeit, worauf der Fruchtknoten sich umändert und dann den Pilz als ein kleines schmutzig-bräunlich gelbes Köpfchen oder Käppchen an der Spitze trägt. Häufig fehlt bei ausgebildetem Mutterkorne dieses Käppchen, was dann Wind und Wetter entfernt haben soll. Das Käppchen zeigt unter dem Mikroskope eine dünne, gleichsam aus Sporen gebildete Haut. Phöbus erklärt im 2. Bande von Brandt u. Ratzeb. „Deutschl. Giftgew." das Mutterkorn für krankhaft degenerirte Roggenfrüchte. Nach Meyen beginnt die Entwickelung des Mutterkorns schon mit dem ersten Auftreten des Eiweißes im Samen. Statt der großen mit Stärkmehl gefüllten Zellen entstehen kleinere, aber in weit bedeutenderer Anzahl. Eihüllen und Pericarpium werden dann von unten aus zerstört, die Zellenwände des Pericarpiums zerrissen oder auf ganze Strecken von einander getrennt, so daß die fremde Wucherung hervortritt. Der entartete Same wird hierdurch auf seiner ganzen Oberfläche schwarzviolet, während die innere Masse annoch mehr oder weniger weiß bleibt. Die violete Oberfläche wird von kleinen, kurzverästelten, pilzartigen Fäden, welche von den obersten Zellenschichten der krankhaften Wucherung des Einrisses ausgehen, bedeckt. Durch Abschnürungen zerfallen diese Fäden in längliche, sporenähnliche Körper, welche abfallen und neue Fäden treiben, so daß die Wucherung an der Oberfläche sehr üppig und rasch zunimmt. An der Spitze des Mutterkorns, am Pericarpium der Roggenfrucht, befindet sich eine gleichsam gallert- oder speckartige Haut, welche fast ganz aus zahlreichen Sporen besteht, die durch Gallert zusammengehalten werden. Sie fällt später ab u. ist die Sphacelica segetum *Leveill.* Die Veranlassung des häufigen Entstehens dieser Degeneration findet man allgemein in einem Wechsel der Witterung zwischen Regen und großer Wärme im Frühling, wenn der Roggen blüht. Man hat früher auch geglaubt, daß Insektenstiche die Ursache davon seyen. Wenn man frisches Mutterkorn zerstößt, so entwickelt es einen etwas widrigen, moderigen Geruch, der dem lebendiger Krebse fast gleichkommt. Der Geschmack ist süßlich, etwas unangenehm u. widrig, bisweilen hintennach etwas kratzend. Die narkotische, etwas scharfe Wirkung, die man dem Mutterkorne allgemein zuschreibt, äußert es nicht auf alle Individuen und auch nicht zu allen Zeiten seines Alters. Man gibt an, daß man, wenn es wirksam seyn soll, das Mutterkorn dann sammeln müsse, wenn es etwa $^1/_2$ Zoll lang und noch ganz glatt sey, also eine ziemliche Zeit vor der Roggenernte. Das aus ausgedroschenem Getreide ist nur wenig wirksam. Auch ist es am besten frisch anzuwenden, und wenn man es aufbewahrt, so muß dieses in sorgfältig verschlossenen gläsernen Gefäßen geschehen. Vom Genusse vielen Brodes, welches das Mehl von vielem Mutterkorne enthält, soll die sogenannte Kriebelkrankheit oder Kornstaupe (Raphania) entstehen und die auffallendsten Symptome nach Vergiftungen mit Mutterkorn folgende seyn: große Neigung zum Schlafe, Trockenheit der Mundhöhle und des Halses, Appetitlosigkeit, Hitze, Durst, schwarzrothes Gesicht, Schwindel, ein unangenehmes Gefühl von Kriebeln und Ameisenkriechen in den Gliedern. Später stellen sich täglich öftere Anfälle von schmerzhaften Krämpfen ein, welche meist mit Würgen und Erbrechen endigen. Endlich treten anstrengende Bewegungen des ganzen Körpers ein, die an Wuth grenzen und oft nach mehrwöchentlicher Dauer in Lähmungen übergehen, worauf Brand, besonders an den untern Extremitäten eintritt und der Vergiftete endlich an Erschöpfung stirbt. Es soll das Mutterkorn besonders erregend auf das Urinsystem wirken und wird deshalb als ein die Wehen beim Geburtsakte beförderndes Mittel angewendet. Es

darf nur da gegeben werden, wo die Thätigkeit des Uterus gesunken und seine Reizbarkeit herabgestimmt ist, und nur erst dann, wenn von der Natur nichts mehr zu hoffen bleibt. Es verlangt die Anwendung des Mutterkorns immer viel Vorsicht, und während der Schwangerschaft darf man es durchaus nicht geben, weil es Abortus verursachen kann; denn nach mehrfachen Erfahrungen besitzt es ausgezeichnete Wirksamkeit gegen Blutflüsse, und soll gegen aktive und passive Blutflüsse gleich günstig wirken, besonders aber bei Blutflüssen des Uterus und bei Blutspucken. Man gibt es zu 5—10 Gran mit etwas Zucker alle 2 Stunden, und in dringenden Fällen noch häufiger. Baker und Mehlhausen haben es auch gegen Wechselfieber empfohlen. Ueber die Wirkungen des häufigen Genusses von Mutterkorn vergl. Brod, S. 926. — e) Als Kaffeesurrogat. In neuerer Zeit bereitet man einen sogenannten Roggenkaffee auf folgende Art: Man weicht den Roggen über Nacht in kaltes Wasser ein, gießt dasselbe Morgens wieder ab und bringt denselben wieder in frisches Wasser, welches sodann über das Feuer gesetzt und bis zum Sieden gebracht wird. Wenn nun die Körner aufgesprungen sind, werden sie in einen Seiher gebracht, dreimal ganz siedendes Wasser darüber gegossen, und nachdem das Wasser abgelaufen ist, werden die Körner in der Sonne oder auf einer heißen Platte schnell getrocknet, sodann wie Kaffee (nur recht hell) geröstet, gemahlen, in einen Steintopf eingedrückt und verschlossen aufbewahrt. Verschiedene Kaufleute mengen darunter etwas Kaffee und verkaufen ihn unter dem Namen Patent-, Mode- oder neuen Kaffee. Das Getränk hiervon ist sehr nährend, hat keinen unangenehmen Geschmack und darf dem Landmann, so wie der ärmern Volksklasse, vorzugsweise vor allen Kaffeesurrogaten empfohlen werden. Der Roggenkaffee ist in einigen Gegenden durch die Behauptung, daß er die Sehkraft schwäche, verdächtig gemacht worden, jedoch ist diese Sache noch nicht hinlänglich medicinisch untersucht. — Roggenhandel, s. Getreidehandel, S. 870 f. — Geschichtliches, s. Cerealien, S. 935. — Literatur, s. Roggen, S. 114.

Secamone (Bot.), nach R. Brown, Sekamone, Brechsunge nach Oken, Gatt. der Contortae Asclepiadeae *Spr.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Blume radförmig, fünfspaltig; Staubfadensäule oben fünfblättrig; Pollenmassen 20, zu 4 an der Narbe hängend. Aufrechte oder windende Sträucher der heißen Zone; von 13 Arten sind als Arzneipflanzen zu bemerken: 1) S. Alpini *R.* et *Schult.* Blätter lanzettförmig, mit umgerolltem Rande; Blüthen in rispigen Trugdolden, weiß, inwendig zottig. Schlingstrauch in Aegypten und Südafrika. Die Pflanze hat, wie schon Prosper Alpin bemerkt, einen gelben brennenden Saft, welcher purgirend wirkt und getrocknet das S. der Aegypter oder das Scammonium antiochicum smyrnaeum (s. d.) sey. Doch ist noch nicht genau bewiesen, daß das smyrna'sche Scammonium daher stamme. Alpin, Aegypt., T. 134. — 2) S. emetica *R. Br.* Blätter linealisch-lanzettlich, spitzig, aderlos; Trugdolden armblüthig; Blumenkronen kahl. Kletternder Strauch in Ostindien. Die Wurzel, welche einen eigenthümlich gewürzhaften, angenehmen Geruch besitzt, wirkt brechenerregend und wird in Ostindien wie die Ipecacuanha angewendet. Rheede, Hort. mal., 10, T. 34.

Secande (a. Geogr.), Stadt in Aethiopien am Nil (Plin. VI, 30, 35).

Secandea, ostindischer Ort, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Agra, 8 Meilen nordwestlich von Agra, mit dem berühmten Grabmal Akbars des Großen, des weisesten und besten der mongolischen Fürsten. Es liegt in der Mitte eines Gartens und bildet ein regelmäßiges Viereck von 850 Schritt Länge, umgeben von einer hohen Mauer, an deren Ecken kleine Bollwerke vorspringen. Der Haupteingang zu diesem Mausoleum ist von der Südseite; in der Mitte der übrigen Linien befinden sich hochgewölbte Hallen, geschlossenen Thoren ähnlich. Drei hohe Bogenportale aus rothem Quaderstein, mit Mosaik geziert, und eben so viel metallene Flügelthüren bilden das Eingangsportal, über dem mittlern erhebt sich eine Bastion mit vier 120' hohen Minarets aus weißem Marmor, welche bis zur halben Höhe kannelirt sind und in denen marmorne Wendeltreppen zu den Balkonen führen. Aber deren Spitzen sind, angeblich von den Jats (Dschats), heruntergestürzt worden. Das Mausoleum selbst ist ein Quadratgebäude, dessen innere Seite 350', die äußere 410' Länge hat, und erhebt sich in vier Stockwerken, die in steigendem Verhältniß kleiner werden, 120' über der Schwelle, und mit vielen Thürmen und Kuppeln, von kannellirten Säulen getragen, bis zur höchsten Etage besetzt sind; Freitreppen aus weißem Marmor führen hinauf. In der Mitte des Erdgeschosses ist Akbars Gruft, ein einfacher Marmorsarkophag, über welchem eine metallene Lampe in antiker Form spärlich den dunkeln Raum erhellt. Die 2. Etage bilden 4 große Gewölbbogen, welche in 20 verschiedene Gemächer führen; dies sind die Familiengrüfte der Gemahlinnen und Prinzen des Hauses; die 3. Etage ist dieser 2. ähnlich und gleichfalls aus rothem Sandstein erbaut. Die 4., ganz aus weißem Marmor, in einer ungemein zierlich durchbrochenen Arbeit, beherbergt unter freiem Himmel den Prachtcenotaph, aus einem weißen Marmorblock, mit Reliefs, Guirlanden und Ornamenten aller Art bedeckt. Von hier übersieht man, im Umkreise von einigen und 20 Meilen, eine fruchtbare Landschaft, die nach allen Seiten mit Ruinen alter Herrlichkeit überdeckt ist, aus denen Agra mit seinen glänzenden Minarets und Kuppeln majestätisch hervortritt, und im Hintergrunde der Jamna (Dschumna) vorüberzieht. Im Garten liegen Bassins, und kleine Kanäle durchschneiden ihn, von der Mitte der 4 Seiten ausgehend, aus denen früher viele Fontänen fortwährend sprudelten; aber diese Wasserkünste sind verfallen. Dagegen verwendet die britische Regierung viel Sorgfalt für Instandsetzung des Blumenflors, welcher unter

dem Schatten alter Tamarinden, Pipala und Orangen trefflich gedeiht. Wenige 100 Schritte von Akbars Mausoleum befindet sich, in den Ruinen eines alten Grabmals, eine Waisenanstalt. Es sind die Kinder der Eingebornen, die während der Hungersnoth von 18$\frac{37}{38}$ im Elend umkamen, und deren Erziehung so wohl von der Mildthätigkeit der christlichen Gemeinde, als durch Unterstützung der Regierung besorgt wird. Von den 2000 Kindern, welche damals hier ein Asyl fanden, verblieben 350 in dieser Anstalt, die übrigen wurden in andere Institute vertheilt. Im Jahre 1840, als der deutsche Reisende Leopold von Orlich hier war, befanden sich 160 Knaben und 140 Mädchen hier; 60 waren, aller Sorgsamkeit ungeachtet, bereits gestorben; jedes Kind kostet monatlich 2½ Rupien, und die gesammten Ausgaben betragen monatlich gegen 700 Rupien. Moore war der Gründer dieser Anstalt, welche 1843 unter der Leitung Dreibergs, eines deutschen Missionärs, stand. Die Kinder werden in der christlichen Lehre erzogen, und diejenigen, welche besondere Fähigkeiten an den Tag legen, zu Lehrern herangebildet. Drei Stunden des Tages sind dem Unterricht gewidmet. Die Knaben weben Teppiche, Tuch und baumwollene Stoffe, oder lernen Handwerke und den Ackerbau; die Mädchen werden mit häuslichen Arbeiten, mit Spinnen und in der Küche beschäftigt. Ein großer Garten, zu dieser Anstalt gehörend, wird lediglich von ihnen bebaut und liefert das nöthige Gemüse und die Früchte. Man beabsichtigte, ein christliches Dorf durch sie zu gründen, wozu die Regierung das Land hergab. Einige hatten sich bereits verheirathet und den Anfang zu dieser Kolonie gemacht. Die Lehrer der Anstalt sind meist Eingeborne. Vgl. Leop. v. Orlich, Reise in Ostindien, in Briefen an Alex. von Humboldt und Karl Ritter, Leipz. 1845, 2 Bde.

Secano, Girolamo, tüchtiger Maler und Bildhauer von Saragossa, in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, führte zu Saragossa mehre Werke in Oel und in Fresko aus, deren man in den Kirchen der Stadt sieht, so wie einige Statuen, die als Meisterstücke galten, obgleich sich der Künstler erst im 50. Jahre der Plastik gewidmet hatte. S. † zu Saragossa 1710 im 72. Jahre.

Secans (bot. Term.), schneidend, ein Pflanzentheil, dessen Umrißlinien in Winkeln zusammentreffen.

Secante (Biogr.), 1) Sebastiano, Maler, das Haupt einer zahlreichen Künstlerfamilie, die in Friaul thätig war. S. war von Udine gebürtig und der Letzte der einst großen Schule dieser Stadt. In San Giovanni in Gemona ist eine thronende Madonna mit Heiligen von seiner Hand, andere Bilder sieht man in San Giuseppe de Cividale, so wie in der Stadt und Provinz. S. † nach 1576. — 2) Giacomo, genannt Trombon, Bruder des Vorigen, soll erst in seinem 50. Jahre sich der Malerei gewidmet haben, hinterließ aber dennoch viele Bilder, die einen Nachahmer Amalteo's verrathen, wie seine drei kleinen Gemälde mit Marterscenen von Heiligen im Dome zu Udine. Andere Bilder von ihm sind in der St. Jakobskirche zu Fagagna. Mit seinem Sohne Sebastiano malte er in der Kirche der Confraternitá dei Calzolaii die Leidensstationen in Fresko. Der Vater lebte noch 1571. Die Nachrichten über den Sohn reichen bis 1629. — 3) Secanti, Maler von Udine. Im Saale des Schlosses zu Udine sind Bildnisse von ihm, worunter jenes des Kanzlers Marc-Antonio Fiducio, 1608 gemalt, als eines der vorzüglichsten Bilder des Rathsaales gilt. In der Kirche des Crocifisso sind große historische Kompositionen von ihm; auch anderwärts findet man Bilder.

Secante (Math.), jede eine krumme Linie schneidende Gerade. Diese kann dann durch ein paralleles Fortrücken leicht zur Tangente oder auch zu einer Asymptote sich umgestalten, im ersten Fall also zu einer solchen geraden, welche eine Kurve bloß in einem Punkt berührt, im zweiten Fall zu einer Linie, die einer Kurve mit ihrer Verlängerung sich stets nähert, ohne sie aber jemals zu treffen. Im Art. Kreis wurde gezeigt, daß, wenn von einem Punkt außerhalb desselben zwei solche S.n durch die Peripherie bis zum gegenüberstehenden Punkt derselben geführt werden, die Rechtecke von den Abschnitten zwischen jenem Punkt und den Einschnittspunkten in die Peripherie des Kreises stets sich und dem Quadrat der Tangente von jenem äußern Punkte an den Kreis gleich seyn müssen, ferner, daß der Winkel zweier Sekanten zum Maß den halben Unterschied der zwischen ihnen enthaltenen beiden Bogen hat. Trigonometrisch genommen ist eine solche S. diejenige gerade, welche auf dem verlängerten Radius vom Mittelpunkte und einer Tangente am Kreis abgegrenzt wird. S. Trigonometrie, Kreis, Goniometrie, Cyklometrie.

Secantenlinie, s. Trigonometrie.

Secas, südamerikan. Gruppe kleiner Inseln, Republik Neu-Granada, Dep. Isthmo, im großen Ocean, an der Küste nordwestl. von Quibo; 7° 56′ nördl. Br. u. 84° 47′ 50″ westl. L.

Secca, ital. Hafen, Insel Sicilien, an der Südküste, östl. von Scalambra.

Seccamoro (ital., Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Flieder, Syringa *L.*

Seccarara, Nationaltanz der Indier, besonders in Nepaul. Zwei Personen, die sich gegenüber stehen, machen nach Art der Wilden oft sehr unanständige Verzerrungen und Geberden.

Secche (Mollusk.), s. v. a. Dintenfisch, Sepia officinalis *L.*

Secchi (Biogr.), 1) Giovanni Battista, Maler von Caravaggio, bildete sich in der Schule der Crespi und lieferte in der Weise derselben mehre Bilder. Ridolfi nennt ihn Caravaggino und legt ihm eine Anbetung der Weisen in S. Pietro in Gessate zu Mailand bei. Nach Latuada blühte S. um 1610. — 2) S., nächst Lebrun einer der größten Hoboenvirtuosen des 18. Jahrhunderts, war von Geburt ein Italiener, kam aber frühzeitig nach Deutschland,

stand anfangs in der damal. kurfürstl. Hofkapelle zu München, ging 1784 auf Reisen, durchwanderte Frankreich, Holland und Italien und wurde 1800 zu Turin engagirt. Von da an fehlen alle Nachrichten über ihn. In Bezug auf Zartheit des Tones und das sanfte Ziehen desselben stand er nach der Meinung Vieler noch über obengenanntem Meister, der ihn hingegen in der Fertigkeit, Bravour ꝛc. übertraf.

Secchia (sonst Gabellus), ital. Fluß, Modena; entspringt am Nordabhang der Apenninen an der Grenze Toskana's, nimmt die vereinigten Flüsse Dolo und Dragone auf, ist durch Kanäle mit dem Panaro und Po verbunden, wird bei Modena schiffbar und mündet bei Sta. Lucia in der Lombardei in den Po, rechts. Er ist für das anliegende Land, sowohl im Modenesischen, als in der Lombardei von großem Nutzen, indem er zur Bewässerung der Aecker, Wiesen und Gärten benutzt wird.

Secchia, 1) (Sechys), Wein- und Oelmaß auf der jonischen Insel Cephalonia à 12 Boccali à 2 Quartucci und 6 = 1 Barile, s. Sacco; — 2) altes Weinmaß in Venedig.

Secchiari, Giulio, Maler von Modena, besuchte die Schule des Lud. Carracci in Bologna und ging dann nach Rom, wo er bereits den Ruf eines geschickten Künstlers hatte, als er an den Hof nach Mantua berufen wurde. Hier malte er mehre schöne Bilder, die aber 1630 bei der Plünderung der Stadt zu Grunde gingen. In den Kirchen zu Modena sind noch Gemälde von ihm; in der Krypta des Domes ein besonders schönes Bild des Todes der Maria. S. † 1631.

Secchio, 1) älteres Flüssigkeitsmaß, in Brescia à 9 Pinte à 2 Boccali und 4 = 1 Zecle oder 48 = 1 Carro. 1 S. = 12,4357 Liter. In Venedig à 4 Bozze à 4 Quartucci und 6 = 1 Mastello. Auch auf den jonischen Inseln Cephalonia und Santa Maura; — 2) Oelmaß auf Theaki oder Ithaka, s. Jonische Inseln.

Secciren (v. ital. seccare), Jemand belästigen, beschweren; daher Sekkatur, Belästigung, Plackerei.

Secco del Corallo, Sandbank, s. Sciacca.

Secedens (bot. Term.), 1) auseinandergehend, zerfallend, wenn Anfangs verbundene Theile später sich trennen, wie die Früchte der Triglochin-Arten in ihrer Karpelle; — 2) sich ablösend, z. B. die Blumenblätter bei Vitis-Arten an ihrem Grunde; überhaupt verwandt mit Solubilis und Solutus.

Seceders (Kirchengesch.), eine dissentirende Kirche in Schottland, entstand 1732, als ein Prediger, Erskine, sich einen Verweis von der Synode und der Generalversammlung nicht gefallen lassen wollte. Als er und noch zwei andere Prediger suspendirt und von ihren Kongregationen ausgeschlossen worden waren, trennten sie sich mit noch mehren Predigern u. Laien 1733 förmlich von der herrschenden presbyterianischen Kirche und bildeten unter dem Namen des vereinigten Presbyteriums eine eigene Sekte, die bald durch den Zutritt noch mehrer Gemeinden verstärkt wurde; ihre Gegner aber nannten sie S., d. i. Abweichende. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S. ganz der Presbyterialkirche treu; dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger werden von allen Gliedern der Gemeinde gewählt; sie stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Im J. 1743 erneuerten sie durch einen Eid den Konvenant, wodurch sich ihre Anzahl sehr vergrößerte, so daß sie bereits 1785 3 Presbyterien bildeten, die jährlich eine Synode hielten. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürgereids zerfielen sie 1747 in Burghers, unter Erskine, die ihn leisteten, und in Antiburghers, unter A. Gipp, die ihn nicht leisteten; doch verstanden sich diese später zu einem Eid der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen, und 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder unter dem Namen der verbundenen Synode der abgesonderten Kirche. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der S. auf etwa 350,000 Seelen in 350 Kongregationen, die 22 Presbyterien bilden. Vgl. Fraser, Life and diary of the Ebenezer Erskine, 1831, und Brown, Historical account of the rise and progress of the Secession.|

Secernentes glandulae (Anat.), absondernde Drüsen, im Gegensatz der Lymphdrüsen; s. Drüsen.

Secernentia organa (Anat.), s. Absonderungswerkzeuge.

Secerniren (Physiol.), absondern, s. Absonderung.

Secerrā (a. Geogr.), Ort im Gebiete der Läetaner in Hispania Tarrac., an der Straße von Summum, Pyren. und Juncaria nach Tarraco; j. San Cheloni oder Seloni, eigentlich Sancta Colonia Sejerra.

Secespita (röm. Ant.), langes Messer mit rundem, elfenbeinernem Griff, zum Abschneiden der Kehle des Opferthiers.

Secessio (lat.), Absonderung, Trennung; vgl. Secession.

Secession (Secessio, röm. Gesch.), der Auszug der römischen Plebs auf den heiligen Berg im J. 494 v. Chr. In Folge der durch die harten Schuldgesetze hervorgerufenen Unzufriedenheit brach nämlich in diesem Jahre eine Lagerempörung aus, als die Konsule sich weigerten, das Heer zu entlassen, und so zogen die Soldaten unter Anführung des L. Sicinius Bellutus jenseit des Anio auf den seit jener Zeit sogenannten Mons sacer (der heilige, geweihte Berg). Die Patrizier, in großer Verlegenheit, sahen sich zur Nachgiebigkeit gezwungen und schickten den Plebejern 10 Gesandte, unter ihnen den Menenius Agrippa. Dieser brachte es so weit, daß die Plebejer zurückzukehren versprachen, wenn 1) die Schuldgesetze gemildert und den Zahlungsunfähigen jetzt die Schuld nachgelassen und 2) das Volkstribunat, als Vertretung der Plebs, eingesetzt würde. Diese Bedingungen wurden genehmigt und der Friede abgeschlossen. Eine zweite S. erfolgte im J. 449 v. Chr., als die Decemvire sich Ungerechtigkeiten und anmaßende Ueberschreitung ihrer Amtsgewalt gegen Plebejer erlaubten (s. Siccius

Dentatus und Virginia). Auch dieses Mal ging die Empörung von den Soldaten im Lager aus; man mußte wieder mit der Plebs unterhandeln, und nachdem diese die Wiederherstellung des Tribunats und das Recht der Appellation (s. Provocatio), so wie völlige Amnestie erlangt hatte, kehrte sie nach Rom zurück.

Sech, das Pflugmesser; über dessen zweckmäßige Einrichtung vergl. Pflug.

Sechegge (Kulturegge, Kulter), starke Egge, die statt der Zinken Sechen und Messer hat und besonders auf sehr verrasten Feldern nützlich ist.

Sechellen (Seychellen, Mahe-Inseln), afrikan. Archipel, im indischen Meere, nordöstlich von der Insel Madagaskar, umfaßt 2 Inselgruppen, die eigentlichen S. oder Mahe-Inseln, im Nordosten, und die Amiranten-Inseln, im Südwesten. Die erste Gruppe besteht aus 30 Inseln und Eilanden, auf einer Korallen- und Sandbank zerstreut, in der Richtung von Nordwesten gegen Südosten; die Gruppe der Amiranten besteht aus 12 Inseln, die auf einer andern Sandbank liegen, von Norden gegen Süden gerichtet. Die eigentlichen S. sind meist nur röthliche Granitfelsen mit aufgelagertem Kalke, viele davon winken zwar in die See hinaus mit üppigem Baumgrün, sind aber im Innern sandig, felsig u. von wilden Schluchten durchrissen. Das Klima ist mild, fast stürmefrei, und sicher vor der endemischen Schwindsucht, die auf den indischen Eilanden so viele Kinder wegrafft. Die größern sind durch ihre von Kaimans bevölkerten fließenden Wasser fruchtbar, haben Wälder, worin Papageien, Tauben und andere Vögel hausen, eine halb indische Vegetation, die jedoch nicht sehr zahlreich in den Arten ist. Die maldivische Nuß (See-Kokos, woraus das Praslin-Geschirr gemacht wird), Baumwolle (jetzt fast aufgegeben), Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Gewürznelken, Weizen, Mais, Bananen, Pisang, Tamarinden u. a. findet man gepflanzt, und die Bewohner halten viel Rind- und Federvieh. Schildkrötenfang u. Fischerei nähren manche Einwohner. Die vielen kostbaren Wälder hat man thöricht genug verbrannt. Handel mit diesen Produkten und der Verkehr mit den hier ankernden Indienfahrern u. Wallfischfängern beschäftigt viele Hände. Die ehemals französischen Eilande gehören jetzt (seit 1814) den Briten. Die meist französischen Bewohner werden als schöne, fröhliche u. gutmüthige Leute geschildert, besonders die Frauen sollen thätig und gewandt seyn. Sie wohnen in hölzernen Häusern, die von den Hütten ihrer Neger umgeben sind. Man schätzt die Bevölkerung auf 7000 Seelen, darunter viele Neger. Die bedeutendsten Inseln sind: a) Mahe, das größte Eiland, 16 Meilen lang und 5 Meilen breit, mit 2—3000 Einw., wovon $^9/_{10}$ Neger sind, sehr gebirgig, holzreich; hier die Hauptstadt Mahe, von deren Häusern jedes in einem Garten liegt, Hafen, Sitz des brit. Gouverneurs; b) Praslin (Schlangeninsel, runde Insel), Hafen, 300 Einw.; c) la Digue, mit etwa 70 Einw. Die übrigen Eilande heißen: Silhouette, Denis (Orixa), Curieuse Bird-Insel (Seekuh-Insel), Frigate 2c. Weit im Osten ragen die 7 Brüder als Klippen empor. Die S. wurden 1741 von dem Franzosen Seychelles entdeckt und lange von den Franzosen besessen, bis sie unter die Herrschaft der Engländer kamen.

Sechellenpalme (Bot.), s. v. a. gemeine Backenpalme, Lodoicea maldivica. Die Frucht derselben heißt bei einigen Reisenden Sechellennuß.

Sechendorf, holstein. Dorf, Gut Futterkamp; über 100 Einw.

Secheron, schweiz. Dorf, Kanton Genf, am genfer See; viele Landhäuser, meist von Fremden bewohnt.

Sechin, s. v. a. Zechine.

Sechium (Bot.), nach Brown, Breikürbis nach Oken, Gattung der Euphorbicae *Juss.*, der Cucurbitaceae *Dec.* Charakter: Einhäusig; Kelch u. Blume fünfspaltig mit 10 Gruben; 5 Staubfäden verwachsen mit herzförmigen Beuteln; Griffel dick, fünfspaltig; Kürbisfrucht herzförmig mit einem zusammengedrückten Samen. Unter 3 Arten, Sommergewächsen in Westindien u. Meriko, ist zu bemerken: S. edule *Sw.*, Chayote anf Kuba. Einjähriges, kletterndes Kraut mit herzförmigen Blättern, fünfspaltigen Ranken und gelben Blüthen in Achseltrauben. Die gurkenähnlichen, glänzend grünen Früchte von der Größe der Hühnereier bis zu der einer Faust kommen in Westindien, wo die Pflanze auch kultivirt wird, fast täglich als Suppe und Gemüse auf den Tisch. Jacquin, Americ., Taf. 163, 245.

Sechloch, s. Pflug.

Sechnuphis, ägyptischer Priester in Heliopolis, soll Plato in der Mathematik und Geometrie unterrichtet haben.

Sechow (Sehof), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Ledetsch; 170 Einw.

Sechring, eiserner Ring, womit das Sech im Pflugbaum befestigt wird; vgl. Pflug.

Sechs, 1) die erste einzifferige Zahl, die 2 u. 3 als Faktoren enthält, daher ihre Produkte mit den Produkten der 2 die Eigenschaft gemein haben, daß die letzte Ziffer eine gerade Zahl seyn muß, mit den Produkten der 3 aber die Eigenschaft, daß auch die Summe ihrer Ziffern sich durch 3 ohne Rest dividiren läßt; — 2) s. Spielkarten.

Sechs (bot. Term.), als Vorsetzsylbe, s. v. a. Sex- oder Hexa- — Sechsmännig, s. v. a. Hexandrus; sechsreihig, s. v. a. Sexfarius; sechsseitig, s. v. a. Hexagonus; sechsständig, je sechs, zu sechsen stehend, s. v. a. Senus; sechsspaltig, s. v. a. Sexfidus; sechszählig, s. v. a. Senus. Andere Zusammensetzungen, s. unter ihren Hauptwörtern.

Sechsachtelflächner (Min.), auch Hexaogdoëder, nach Breithaupt, s. v. a. das aus dem Oktoëder abgeleitete Rhomboëder, s. Krystallographie (Progressionstheorie).

Sechsachteltakt, s. Takt.

Sechsauge (Ichthyol.), s. v. a. Xirichthys pentadactyla *Bl.*

Sechsbätzner, in einigen Theilen Deutschlands u. der Schweiz Name der 20 Kreuzerstücke im Konventions- od. der 24 Kreuzerstücke im 24-Guldenfuß.

Sechsböhmer, in Schlesien eine nicht mehr gangbare Münze zu 6 Sgr. oder $\frac{1}{5}$ Thlr.

Sechsdrumspiker, s. Spiker.

Sechseck (Math.), eine von 6 Ecken eingeschlossene ebene Figur. Reguläres S., s. Vieleck.

Sechseckige Redoute, s. Redoute.

Sechseckige Sternschanze, s. Sternschanze.

Sechseckpilz (Bot.), Untergattung der Gattung der Löcherpilze, s. v. a. Hexagona *Pollin.*

Sechselbach, würtemberg. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Mergentheim; 140 Einw.

Sechselberg, würtemb. Dorf, Neckarkreis, Oberamt Backnang; 360 Einw.

Sechsender, s. Cervus.

Sechser, 1) im nördlichen Deutschland die bekannten Silbermünzstücke zu 6 Pf. oder $\frac{1}{2}$ Gr.; im südlichen Deutschland die 6 Kreuzerstücke; — 2) s. v. a. Sechsgroschenstück; — 3) Kupferstücke zu 6 leichten Pfennigstücken in Rostock u. Wismar; — 4) früher doppelte Dütchen in Preußen; — 5) Sechsbätzner in der Schweiz; 6) (Waarenk.), s. Eisenblech; — 7) (Mus.), melodische Periode in 6 Takten.

Sechserben, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 150 Einw.

Sechsertreibfeile, die harte Feile, womit man die stählernen Getriebe ausfeilt.

Sechsfeder (Entom.), s. v. a. Orneodes hexadactylus *Latr.*, Lichtmottenart; Flügel grau, sechsfederig; lebt auf der Heckenkirsche. Die Gattung ist mit Pterophorus *Latr.* sehr nahe verwandt.

Sechsflächner (Min.), s. v. a. der Würfel oder Hexaëder, s. d. u. Reguläres Krystallsystem.

Sechsfleck-Marienkäfer (Entom), s. v. a. Coccinella sexpustulata *L.*

Sechsfuß (Krustac.), s. v. a. Porcellana hexapus *Latr.*

Sechsgroschenstücke, die von der preuß. Regierung eingezogenen älteren Viertel-Thaler.

Sechshaus, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Landgr. Wien; Stadt-Magistrat; 600 Einw.

Sechshelden, nassau. Dorf, Amt Dillenberg; Bergbau auf Eisen und Kupfer; 460 E.

Sechsherr, an manchen Orten Mitglied einer aus 6 Personen bestehenden Behörde.

Sechs Inseln, s. Amur.

Sechskiefern, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; Wasser- und Sägmühle; 150 Einw.

Sechsling (Sößling), silberne Scheidemünze in Mecklenburg, Hamburg und Lübeck, von Kupfer in Holstein, welche 6 leichte Pfennige oder 3 Pf. Konv. gilt; die alten waren mit 96 bezeichnet, die neuern mit dem Namen oder mit VI Pfennige.

Sechs-Livres-Thaler, s. Ecu.

Sechsmalachtflächner (Min.), s. v. a. Herakisoktaëder, s. d. u. Regelmäßiges Krystallsystem.

Sechsmalvierflach (Min.), nach Bernhardi, s. v. a. Herakistetraëder, s. d. u. Reguläres Krystallsystem.

Sechsmalvierflächner (Min.), s. v. a. Herakistetraëder, s. d. u. Reguläres Krystallsystem.

Sechsnapf (Zoophyt.), Eingeweidewürmergattung, s. v. a. Hexabothryum *Nordm.*

Sechs Nationen (Ethnogr.), s. v. a. Irokesen.

Sechspfünder, s. Kanone.

Sechspfündige Batterie, s. Batterie.

Sechsschaufler, ein Schaf im vierten Jahre.

Sechsstädte (Gesch.), die Städte Bautzen, Görlitz, Zittau, Löbau, Lauban und Kamenz in der Oberlausitz, die sich im 14. u. 15. Jahrhundert zum Schutz gegen Raubritter verbunden, mehre eigenthümliche, theilweise sonst nur dem Adel zuständige Rechte erworben, ihre eigenen Gerichtshöfe hatten und bisweilen auch eigene Städtetage zu Löbau hielten. Nachdem Görlitz und Lauban 1815 an Preußen gekommen, bestehen nur noch die 4 übrigen in der alten, durch die Konstitution von 1831 einigermaßen modificirten Weise fort.

Sechsständner (Vogelf.), alter Herd- oder Lockfink, der 6 weiße Federn im Schwanze hat.

Sechstelreichsthaler (Sechstel), ein Viergroschenstück, s. Thaler.

Sechstelschein (Astron.), s. v. a. Gesechstschein.

Sechstelspeciesthaler, 1) in Altona 5 Gr. $9\frac{1}{8}$ Pf. Konv.; — 2) in Schweden 5 Gr. 10 Pf. Konventionsmünze.

Sechste Ordnung, s. v. a. deutsche Säulenordnung.

Sechster, 1) die kurhessischen halben Weißpfennige oder Sechshellerstücke; — 2) im Paderbornischen die Sechshellerstücke; — 3) (Mühlenw.), Rumpfe od. Getriebe mit 6 Treibstöcken.

Sechster Finger, s. Finger.

Sechster Sinn, s. Sinne.

Sechster Zinsthaler, s. Zinsen.

Sechsting, Getreidemaß in Passau, 16,095 Kubikzoll.

Sechsunddreißiger, s. Dreißiger.

Sechsunddreißiger Format, s. Format.

Sechsundneunziger Format, s. Format.

Sechsunddreißigpfünder, s. Kanone.

Sechsvierteltakt, s. Takt.

Sechswöchnerin, s. Kindbett.

Sechszahnkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Hexodon *Latr.*

Sechszehntel (Sechzehn-Theil-Note), s. Noten.

Sechszwölftelflächner (Min.), auch Hexadodekatoëder, nach Breithaupt, das Rhombendodekaëder in der Stellung auf einer hexagonalen Axe, s. Krystallographie (Progressionstheorie).

Sechtelasche, s. v. a. Seifensiederasche, s. Seifensiederei.

Sechtem, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Bonn, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 600 Einw.

Sechtenhausen, würtemberg. Pfarrweiler, Jartkreis, Oberamt Ellwangen; 140 Einw.

Sechter (Biogr.), Simon, Komponist und k. k. Hoforganist zu Wien, geb. den 11. Oktober 1788 zu Friedberg in Böhmen, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von dem dortigen Regenschori, Joh. Maraudt, versuchte sich auch bald im Komponiren, widmete sich später dem Lehrfache in Pfarrkirchen und Linz, ging aber 1804 mit dem festen Entschlusse nach Wien, der Musik forthin zu leben. Von seinem Landsmann Kozeluch und von Hartmann, einem Schüler Streichers, erhielt er jetzt einigen Klavierunterricht, und durch Informationen erwarb er sich den nothwendigsten Lebensunterhalt. 7 Jahre später wurde er Musikmeister am k. k. Blindeninstitute und 1824 wurde er auf Vorschlag Stadler's und nach glänzend bestandener Probe Mitglied der Hofkapelle. Sein Talent neigte sich bald zu der sogenannten strengen Schreibart hin, weshalb er sich auch am liebsten mit Kirchenkompositionen beschäftigte. Doch befinden sich unter seinen sehr zahlreichen Kompositionen auch viele andere. Außerdem unterrichtete er seitdem außer seinen Kindern noch mehre andere angehende Kunstjünger, die mit Ernst und Eifer sich der Tonkunst zu widmen, gesonnen sind. Sein bürgerliches Leben war immer ein sehr zurückgezogenes, stilles und patriarchalisches. Von 1806 an komponirte er in chronologischer Reihenfolge: 1 komisches Sextett „il Confuso"; Ouverture in C; „die Erfindung des Kusses", Gedicht von Schlegel, 3 Klavierstücke; „das Lied von der Glocke", 1 zweichörige Vokalmesse; mehre Lieder von Bürger, 1 kurzes Requiem, 1 Doppelsonate in B; Chöre aus der „Braut von Messina"; viele andere kleinere Sachen, 1 Vokal-Quartett, „das eleusinische Fest", mit Orchesterbegleitung, Sammlung deutscher Volkslieder, Sonaten, Fantasien, Menuetten und dergl., 24 Präludien und Fugen, Fantasien, 5stimmige Choralmessen, Flöten-Quartette, Quintette, Sextette, Adagio's, Rondo's, Fugen und Kanon's, 8 Menuette, Graduale in H-moll und Offertorium in G, 2 Messen in phrygischer und lydischer Tonart, Versetten und Präludien, 2 komische Chöre, 72 Kanons in vermischten Intervallen, Variationen im strengen Style, 1 Pianoforte-Koncert, einzelne Lieder, Präludien und Fugen, Variationen, ein Lehrsystem der Komposition, Tantum ergo, als Kanon, 16theilige Fuge in F, Miserere in G, Tänze, Violinsolos 2c., Te Deum in D, Kirchenduette, Chöre und Solo-Motetten, 21 variirte Kirchenlieder, Requiem in E-moll, Oster-Chöre, Alleluja-Fuge, 48 kontrapunktische Sätze für Pianoforte, „der Taucher" von Schiller, Vokalmesse in H, Romanzen, fugirte Trios, Messen, Offertorien u. s. w.

Sechter (Maß), 1) s. v. a. Amperl, ein kleines kupfernes Gefäß zu Wein od. Oel in Oesterreich; — 2) Fruchtmaß in Frankfurt am Main, Hanau, Hessen-Homburg, Nassau 2c. 2 S. = 1 Metze, 14 S. = 1 Simmer, 16 S. = 1 Malter.

Sechterzeug, s. v. a. Beutelwerk, s. Mühle.

Sechuana (Sitschuana), Sprache der Beetjuanen in Südafrika, mit der Bundasprache (s. Kongo) verwandt. Sie ist sehr vokalreich und schiebt auch in Fremdwörtern, wo zwei Konsonanten zusammen stoßen, einen Vokal dazwischen, z. B. peroseti, Prophet, periseti, Priester. Die Substantiva haben nur eine Form für den Lokativ, der auf ng endigt, z. B. lehatsi, die Erde, lehatsing, auf der Erde. Andere Kasus werden durch die Wortstellung oder durch Präpositionen ausgedrückt. Die Substantiva werden gewöhnlich mit dem Pronomen der 3. Person, welches als Artikel dient, zusammengesetzt: mo, Plur. ba für Personen; se, Plur. li, für Sachen, z. B. morutoi, der Schüler, Plur. barutoi, selo, das Ding, Plur. lilo. Andere Pluralpräfixe sind: bo, ma und me, z. B. bomoroa, die Söhne, von moroa; melao, die Gesetze, von malao; magoru, die Diebe, von legoru. Das Adjektiv wird dem Subst. nachgesetzt und durch den Artikel damit verbunden, wo es dann das Präfix des Subst. annimmt, z. B. mogolu, groß, baperiseti ba bagolu, die großen od. Hohen-Priester; boitumela bo bogolu, die große Freude; lehihi le legolu, die große Finsterniß. Der Komparativ wird durch die Präposition go oder mo ausgedrückt, zuweilen mit beigefügtem bogolu, groß, sehr. Zahlwörter existiren zwar, z. B. taru, drei, enne, vier, tlanu, fünf, sind aber wenig gebräuchlich, so daß man in der Bibelübersetzung die englischen Ausdrücke beibehalten hat. Die Pronomina haben eine doppelte Form, je nachdem sie allein oder vor einem Verbum stehen, z. B. na, kia, ki, ich, uena, u, du, ena, oa a, er. Letzteres verändert sich vielfach nach der Anfangssylbe des Subst., auf welches es sich bezieht. Die Wiederholung dieses Pron. drückt das Relativum aus. Das Passivum wird durch den Genitiv des persönlichen Pronomen oder auch zuweilen durch Suffixe bezeichnet und zwar ke für die 1., go für die 2., gue für die 3. Person. Das Verbum hat ein Präsens, das, gleich dem Imperativ und Infinitiv, auf a endigt; das Präteritum verwandelt das a in ile oder itse, der Konj. in e, das Particip hängt ng an das Präsens oder Präteritum, der Infinitiv hat die Präposition go vor sich. Im Passiv wird o vor den Endvokal eingeschoben, z. B.

a riha, er thut,
a rihile, er that,
a rihe, er thue,
rihang, thuend,
rihileng, gethan,
go riha, thun.
a rihoa, es wird gethan,
a rihiloe, es wurde gethan.

Das Futurum wird durch das Hülfszeitwort tla, kommen, das Medium durch das Präfix i, welches den nachfolgenden Konsonanten mannichfach modificirt, gebildet. Neben der einfachen Verbalform gibt es noch eine besondere Relativform auf ela, welche die Beziehung auf eine

Person oder Sache, für welche etwas geschieht, ausdrückt, z. B. roma, schicken, romela, schicken nach. Die Wortbildung erfolgt durch Veränderung theils der Endung, theils des Anfangskonsonanten. Bei von Verbis abgeleiteten Substantiven bezeichnet die Endung o die Handlung, i den Handelnden, z. B. tiho, That, Werk, morihi, der Arbeiter, von riha, thun, arbeiten. Die gewöhnlichsten Präfixe für abgeleitete Substantiva sind mo, se, le. Diminutiva werden durch die Endung na gebildet, z. B. nguangana, das Kindlein, von nguana, Kind. Beim Verbum bildet die Endung sa das Kausativum, z. B. bonisa, sehen machen, erleuchten, iponatsa, sich sehen lassen, erscheinen, von bona, sehen. Die Endung ga bildet eine Art Passivum od. Medium. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Rara oa rona, eo kua magorimong, leina ga gago a le etsephisioe, d. h. Vater der unser, der dort im Himmel, Name der deine der werde geheiligt. Ein etwas abweichender Dialekt des S. ist der Basulo. Vgl. A-B-C-Büchlein in der Sprache der Basulo, Kapstadt, 1839; — Casalis, Etudes sur la langue Séchuana, Paris 1841.

Sechura (Ensenade de S.), südamerikan. Stadt, im nördlichen Peru, Depart. Truxillo, an der gleichn. Bucht an der Küste, am Piura-Fluß; schöne Kirche. Im Süden und Osten breitet sich die große gleichn. Sandwüste aus.

Sechzehnender, s. Cervus.

Sechzehner, 1) Münze, s. v. a. Doppelbatzen; — 2) schweizer Fruchtmaß, dem Viertel-Immi gleich; — 3) (Jagdw.), s. v. a. Sechzehnender.

Sechzehnerformat, s. Format.

Sechzehnerlei, ein kleines Gemäß für trokkene Dinge in Bern, hält 63⁵/₁₁ pariser Kubikzoll; es ist der 132. Theil von 1 Mutt.

Sechzehnfüßig, s. Fußton.

Sechzehngroschenstück, s. v. a. Guldennach dem 20-Guldenfuß.

Sechzehnlöthiges Silber, das ganz reine unvermischte Silber (s. d.).

Sechzehnpfünder, s. Kanone.

Sechzehn-Städte, 16 ungar. freie Kronflecken, in der zipser Gesp., liegen als Enclave in der Gespannschaft zerstreut, waren einst an Polen verpfändet, wurden aber im Jahre 1772 revindicirt, stehen nicht unter der Gerichtsbarkeit des Komitats, sondern haben eine eigene Administration, die in Iglo ihren Sitz hat. Die Einwohner, etwa 50,000, sind größtentheils Deutsche, die sich von Ackerbau, Leinweberei, Handwerken und Handel nähren. Es sind folgende Marktflecken: Bela, Deutschendorf oder Poprad, Durlsdorf, oder Durand, Fölk, Georgenberg, Iglo oder Neudorf, Kirchdorf, Kniesen, Laibitz (Leibitz), Lublyo (Lulo, Lublau), Michelsdorf, Menhardsdorf, Matzdorf, Pudlein (Pudlin), Risdorf (Rißdorf) und Wallendorf.

Sechzehntel und **Achtel**, in Ostfriesland die Fässer, in welche die bekannte ostfriesische Butter gegossen und verkauft wird; sie müssen eine bestimmte Anzahl Pfunde des Landesgewichts enthalten. In einer Bekanntmachung der königl. Landdrostei zu Aurich vom 14. Juni 1836 wird das Bruttogewicht von jenem von 34 und von diesem auf 67 Pfund bestimmt; das Achtel soll netto 53 Pfd. enthalten.

Sechzehntheil, der 4. Theil einer Viertelsnote, s. Noten.

Sechzehntheilpause, s. Pause.

Sechziger, 1) Holzmaß, enthält 60 Schock kleine Scheite; — 2) eine Art feiner mit 20 Reihen Haken versehener Krämpeln; — 3) s. Piket; — 4) s. Hamburg; — 5) s. Schweiz.

Sechzigster, hier und da eine Bergbauabgabe, ⅙ des Zehnten.

Sechzig Wagenschoß, s. Danzig.

Secia (röm. Relig.), die Göttin, welche dem Schneiden der Getreidefrucht vorstand.

Secies (a. Geogr.), südliches Nebenflüßchen des Padus, das die Straße zwischen Mutina u. Regium durchschnitt; jetzt Sechia.

Secinaro, ital. Flecken, Königr. Neapel, Provinz Abruzzo-ulter, II., südöstlich von Aquila; 1000 Einw.

Seciren (v. Lat., Med.), s. Sektion.

Secirbesteck, s. Anatomisches Besteck.

Seck, nass. Dorf, Amt Rennerod; Mahl- und Schneidemühle; 640 Einw.

Seckach, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Buchen; 710 Einw.

Seckau (Geogr.), 1) österr.-steier. Bezirk, Kr. Judenburg; umfaßt 1 Marktflecken, 46 Gemeinden und 6000 Einw.; — 2) Marktflekken das.; Eisenhammer; 500 Einw.; — 3) Bezirk das., Kr. Marburg; umfaßt 1 Marktflekken, 40 Gemeinden und 4300 Einw.; — 4) Schloß das.; Beneficium, viele Römersteine, Bibliothek, Gemäldesammlung; früher ein Bischofssitz.

Seckauberg, österr.-steier Dorf, Kr. Marburg, Bez. Seckau; 330 Einw.

Seckbach, kurhess. Pfarrdorf, Prov. u. Kr. Hanau, Amt Bergen; 1570 Einw.

Seckbacher Kirsche (Pomol.), s. Knorpelkirschen, 1).

Seckel, 1) s. v. a. Sekel; — 2) s. v. a. Beutel; — 3) s. v. a. Kasse; daher Seckelmeister, in einigen Gegenden s. v. a. Kassier oder Kassenvorsteher; Seckelamt &c.

Seckel (Biogr.), Norbert, Maler, geb. in Böhmen 1725, war in Prag thätig, zuletzt in Diensten des Grafen Wenzel von Kolowrat. Er zierte den sogenannten spanischen Saal in der Burg zu Prag mit architektonischen Darstellungen in Fresko u. die Pfarrkirche zu Neudorf der kolowratischen Majoratsherrschaft malte er in Fresko aus. Dann finden sich auch mehre Bilder in Oel von S., Architekturstücke, Landschaften und Blumen. Er † um 1800.

Seckelblume (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Ceanothus *L.*

Seckelkraut (Bot.), s. v. a. Capsella bursa pastoris *Mönch.*

Seckelstrauch (Bot.), s. v. a. Ceanothus americanus *L.*

Secken, ein flacher Draht, der auf einer Fläche hohl, auf der andern erhaben in Mustern gepreßt ist, zu Verzierungen. Man arbeitete dergleichen fortlaufende Verzierungen früher auf Amboß und in Gesenken, dann prägte man sie in Formen. Gegenwärtig erzeugt man sie zwischen Walzenpaaren, welche das Muster erhaben und vertieft am Umfang haben.

Seckenburg (Alt=S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Niederung; Windmühle; 130 Einw.

Seckendorf (Geneal. und Biogr.), adelige Familie, die besonders in Sachsen und Franken ausgebreitet, seit dem 10. Jahrh. bekannt und nach dem Dorfe Seckendorf bei Kadolzburg in Franken benannt ist. Sie gehörte den fränkischen Reichsrittern an und theilte sich durch die Söhne des zu Ende des 13. Jahrh. lebenden Ludwig im 13. und 14. Jahrh. in 7 Linien, von denen noch jetzt die aberdarsche, gutendsche und die von einem noch späteren Sohne Friedrich gestiftete rheinhöfische blühen. Die erstere ward 1706 von Leopold I. in den Freiherrn= und von Friedrich, König von Würtemberg, in den Grafenstand erhoben. Wappen: silbern, mit einem, in Form einer 8 nach unten hängenden rothen Lindenzweig. Besonders merkwürdig sind: 1) Johann Ludwig von, Sohn eines Beamten zu Bamberg, stand erst in bambergischen, seit 1632 als Oberst in schwedischen Diensten, unterhandelte mit dem General Piccolomini über seinen Uebertritt zu den Kaiserlichen, ward aber verrathen und 1642 zu Salzwedel enthauptet. — 2) Veit Ludwig von, Gelehrter und Staatsmann, geb. am 20. Dec. 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen, besuchte die Gymnasien zu Koburg und Gotha, lag von 1643—46 zu Straßburg dem Studium der Rechtswissenschaften ob, studirte nebenbei auch Philosophie, Geschichte u. Theologie und machte alsdann Reisen in den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt er die Aufsicht über die Bibliothek des Herzogs von Gotha, wurde im Dienste desselben 1652 Hof= und Justizrath, 1656 geheimer Hof= und Kammerrath, so wie Hofrichter in Jena, und 1664 wirklicher geheimer Rath und Kanzler. Ohne daß man einen genauen Grund davon wüßte, verließ er jedoch den gothaischen Staatsdienst und trat 1664 in die Dienste des Herzogs Moritz von Sachsen=Zeitz. Trotz seiner eifrigen Thätigkeit wurde ihm aber hier das Leben so sauer gemacht, daß er 1681 nach Moritzens Ableben sich auf sein Gut Meuselwitz zurückzog und daselbst gelehrten Forschungen lebte. Nachdem ihn 1691 Kurfürst Friedrich III. von Braunschweig als geheimer Rath nach Berlin berufen hatte, wurde S. Kanzler bei der erst gegründeten hallischen Universität. S. † 1692. Schr.: Deutscher Fürstenstaat, Gotha 1665; — Compendium historiae ecclesiasticae, später von Artopöus beendet, Leipz. 1666; — Der Christenstaat, das. 1685; — Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo, eine Entgegnung auf Maimbourgs Histoire du Luthéranisme, das. 1688, 3 Bde.; vollendet Frankf. und Leipz. 1692, Fol. — Sonst arbeitete S. noch viel für die „Acta eruditorum". Vgl. Schreber, Historia vitae et meritorum Viti Lud. a S., Leipz. 1733, 4. — 3) Karl Sigmund, Freiherr von, Gelehrter, 1744 geboren, Sohn eines markgräfl. baireuthischen Ministers, ward weimarischer Kammerherr, 1784 preußischer Gesandter im fränk. Kreise; † zu Ansbach 1785. Schrieb: Fragment aus der Geschichte von Granada, in Bertuchs „Magazin der span. und portugies. Literatur"; — Geschichte Thoang=ses oder das Rad des Schicksals; — Superbia, ein Singspiel; — 3 Sammlungen Volks= und anderer Lieder, Weimar 1779—82; — übersetzte die Lusiade von Camoens, in Bertuchs „Magazin". — 4) Christian Adolf von, deutscher Lustspieldichter, der ein sehr bewegtes Leben führte, war am 4. Okt. 1767 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, that 1786—94 in Mecklenburg und Kursachsen Militärdienste, zog sich darauf auf sein Gut Ziegst bei Querfurt zurück, widmete sich der Schriftstellerei, floh, wegen eines Ueberwurfs mit seinem Grenznachbar zu Festungsarrest verurtheilt, nach Straßburg, ging von da in die Schweiz und † daselbst am 29. August 1833. Schrieb u. A.: Forstrügen, Leipzig 1799—1804, 10 Bde.; — Gedichte, Leipzig 1808; — Sämmtliche Schriften, Leipz. 1816—23, 7 Bde.; — Dramatische Arbeiten, Leipz. 1822—23, 2 Bde. — 5) Friedrich Heinrich, Reichsgraf von, kaiserlicher Feldmarschall und Diplomat, Neffe von S. 2), geb. 1673 zu Königsberg in Franken, kam, da sein Vater bald mit Tod abging, zu seinem Oheim, studirte alsdann 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leyden Jurisprudenz und ging 1693 als Freiwilliger in englisch=holländische Militärdienste. Mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, in dessen Regimente er als Hauptmann stand, machte er eine Reise nach Italien, begab sich hierauf an den Rhein und von da nach Ungarn, wo er unter Eugen im Türkenkriege focht. Nachdem er Kammerjunker und Major geworden war, befehligte er im spanischen Erbfolgekriege später in Deutschland das ansbacher Regiment, nahm Antheil an der Belagerung von Kaiserswerth, den Eroberungen von Venloo, Ruremonde und Lüttich, machte zahlreiche Gefechte mit und eroberte in der Schlacht bei Hochstädt an der Spitze seiner Dragoner 16 feindliche Fahnen. Er ward hierauf Oberster. Auch war er mit in den Schlachten von Ramillies und Oudenaarde und bethätigte sich bei der Belagerung von Ryssel. Weil er jedoch die zugesagte Kommandantur nach der Eroberung dieses Platzes nicht bekam, wurde er Generalmajor in den Diensten Augusts II. von Polen. In der Folge befehligte er in Flandern die sächsischen Hülfstruppen. Zum polnischen Gesandten ernannt, unterhandelte er 1713 im Haag wegen des utrechter Friedens, dämpfte alsdann die warschauer Unruhen, half als Befehlshaber sächsischer Truppen 1715 die Eroberung Stralsunds mit herbeiführen und ward alsdann kaiserlicher Generalfeldmarschall=Lieutenant. Unter dem

Oberbefehle Eugens befehligte er bei Belgrad zwei ansbacher Regimenter, focht mit Erfolg in Sicilien gegen die Spanier und nöthigte dieselben zum Exekutionsvertrage, der, zu Girgenti im Mai 1720 abgeschlossen, Spanien zum Abtritte Siciliens an den Kaiser verpflichtete. Nachdem S. 1719 Reichsgraf und 2 Jahre später kaiserlicher Feldzeugmeister geworden war, erhielt er vom Kaiser gestattet, vom Könige August II., der ihn schon früher zum geheimen Rath und Infanteriegeneral ernannt hatte, das ihm verliehene Gouvernement von Leipzig anzunehmen. Nach 5 Jahren gab er jedoch diese Stellung wieder auf und wurde kaiserlicher Gesandter am berliner Hofe. Hier war der Vertrag von Wusterhausen am 12. Okt. 1726, so wie später der zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene geheime Traktat sein Werk. Eben so brachte er zum Vortheil des österreichischen Hofes die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Stande, machte sich aber dadurch dem spätern Friedrich II. so verhaßt, daß er sich selbst durch seine Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen dem Vater und Sohne nicht wieder in Gunst setzen konnte. Um die Anerkennung des pragmatischen Erbgesetzes zu erhalten, besuchte er nachher von Berlin aus die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha; auch war er dabei so ziemlich glücklich. Im J. 1732 erhielt er diese Anerkennung gleichfalls von Dänemark und darauf von Holland. Obschon um diese Zeit Preußen sehr mißtrauisch gegen Oesterreich geworden war, so wußte er es doch durch eine Zusammenkunft der Monarchen dieser beiden Länder dahin zu bringen, daß Preußen sich beim Beginn des polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10,000 Mann Hülfstruppen verstand; eben so bewog er Bayern, die Pfalz und Köln mit großer Gewandtheit zur Stellung von Hülfstruppen und war auf diese Weise Ursache, daß 1734 ein Reichsheer am Rhein zusammenkam. Als Reichsgeneral der Kavallerie rückte er mit einem ungefähr 30,000 Mann starken Heere über den Hundsrück und besiegte am 20. Okt. 1735 bei Klausen die Franzosen. Schon war er im Begriff, ins Privatleben zurückzutreten, als er im neu ausbrechenden Türkenkriege auf des sterbenden Eugens Empfehlung hin österreichischer Feldmarschall wurde und den Oberbefehl über das bei Belgrad stehende Heer erhielt. So glücklich auch der Anfang des Feldzugs ablief, so nöthigten doch vielerlei Unfälle und widrige Umstände S. bald zum Rückzuge hinter die Save. Seine Feinde in Wien, meist Protestanten und Fremde, fanden hierin eine Handhabe, ihn zu stürzen. Er wurde also vom Heere abgefordert, mußte in Wien erscheinen, wurde angeklagt und kam als Gefangener auf die Festung Grätz. Maria Theresia schenkte ihm die Freiheit wieder. Er ging nun in bayerische Dienste, wurde Oberbefehlshaber des bayrischen Heeres, entsetzte München und warf die Oesterreicher zurück nach Böhmen. Zwar mußte er, da ihm die Franzosen die gehoffte Unterstützung vorenthielten, die gewonnenen Vortheile wieder fahren lassen, allein nach dem Zustandekommen der zwischen Preußen und Bayern zu Frankfurt 1744 abgeschlossenen Uebereinkunft, rückte er noch einmal mit Erfolg vor, säuberte ganz Bayern von den Feinden und brachte den König zurück nach München. Darauf trat er freiwillig von seiner Stelle ab. Nach dem Tode des Kaisers stellte er am 22. April 1745 durch den Frieden zu Füssen noch die Versöhnung Oesterreichs her. Nachdem ihm der Kaiser Franz I. die Bestätigung aller Ehrenstellen verliehen hatte, lebte er zurückgezogen auf seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg, bis er von dort im December 1758 auf den Befehl Friedrichs II. unter der Beschuldigung, daß er mit Oesterreich einen schädlichen Briefwechsel früher unterhalten habe, aufgegriffen und nach Magdeburg ins Gefängniß abgeführt wurde. Nach einem halben Jahre wieder zur Freiheit gelangt, brachte er seiner Sicherheit halber einige Zeit in Franken zu, ging jedoch 1760 wieder nach Meuselwitz und † hier am 23. Nov. 1763. Er hatte das Seniorat seines Oheims zu einem Majorat gemacht, und, da er selbst keine Leibeserben besaß, dasselbe dem Sohne seines Bruders, Karl Friedrich von S., dem Stammvater der noch jetzt in Sachsen vorkommenden S.e, hinterlassen. Vergl. Theresius von Seckendorf, Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von S., Leipz. 1792—94, 4 Bde. — 6) Leo, Freiherr von, Dichter, wurde etwa 1773 zu Wonfurt bei Haßfurt geboren. Er studirte mit Vorliebe zu Jena die Alten und wandte sich der Poesie zu, kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar, wo sein poetisches Talent durch den nahen Umgang mit Schiller, Göthe und Wieland geweckt wurde, verließ Weimar 1802 und ging als Regierungsrath nach Stuttgart. Hier wurde er wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in Untersuchung genommen und als Staatsgefangener erst auf das Schloß Solitude, dann auf den Hohenasperg gefangen gesetzt. Erst im J. 1805 erlangte er seine Freiheit wieder. Nachdem er hierauf einige Zeit bei Verwandten in Franken verweilt hatte, wollte er sich schon wieder um ein Civilamt bemühen, als ihn die Erkrankung seines Bruders nach Wien führte, wo er durch geselligen Umgang und die Schätze der Literatur gefesselt wurde. In Verbindung mit seinem Freunde Jos. Lud. Stoll gab er seit 1808 das Journal „Prometheus" heraus, wodurch zu gleicher Zeit die Annäherung Süd- und Norddeutschlands bezweckt werden sollte. Beim Ausbruche des Kriegs 1809 trat er als Hauptmann in die wiener Landwehr ein, folgte dann der hillerschen Heeresabtheilung und fiel am 6. Mai 1809 bei Ebersberg an der Traun, indem er bei einem Ausfalle von einem verschanzten Gebäude aus auf eine Brücke durch eine Kugel getroffen wurde, und, in eine Scheune der schon in Flammen stehenden Stadt getragen, vermuthlich mitverbrannte. Schrieb: Blüthen griechischer Dichter, Weim. 1800; — Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801; — Musenalmanach, Regensb. 1806; — Musenalmanach, das. 1807. — 7) Gustav Anton von, gewöhnlich Patrik

Peale genannt, Enkel von S. 4), Schriftsteller, am 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren. Nachdem er zu Leipzig und Wittenberg seine Studien gemacht hatte, begab er sich, ohne noch 20 Jahre zu zählen, nach Amerika, ertheilte daselbst zu Philadelphia Unterricht in der Musik und Deklamation und verheirathete sich. Nach Verlauf von 2 Jahren kam er wieder nach Deutschland und erhielt eine Anstellung am kursächsischen Hofe. Im J. 1807 Kammerdirektor in Sachsen-Hildburghausen geworden, trat er schon nach ein paar Monaten wieder von seinem Amte ab und empfing bei seiner Entlassung den Titel eines geheimen Raths. Bis 1814 zeigte er sich unter dem Namen „Patrik Peale" auf einigen Theatern als plastisch-mimischer Künstler, dann wurde er am braunschweiger Karolinum Professor der Philosophie. Da er, wenig an einen ruhigen Wohnsitz gewöhnt, 1821 wiederum nach Amerika gesegelt war, † er daselbst zu Alexandria am rothen Flusse im Dec. 1823. Seine schriftstellerischen Arbeiten verrathen viel Talent, das leider bei S.s unstetem Leben nicht hinreichend ausgebeutet wurde. Schrieb: Otto III. (ein Trauerspiel), 1805; — Orsina, 1816; — Fortsetzung von Lessings Emilie Galotti; — Adelheid von Bergau oder innere Stimmen, Leipz. 1816; — Vorlesungen über Deklamation und Mimik, Braunschweig 1816, 2 Bde.; — Grundzüge der philosophischen Politik, Leipz. 1817. — 8) **Alfred, Freiherr von**, Schriftsteller, 1796 zu Meuselwitz geboren, folgte seinem Vater Veit Ludwig II. 1827 im Majorate, war früher Regierungs- und Konsistorialrath, seit 1831 Landesregierungsrath, 1840 Regierungspräsident zu Altenburg, seit 1832 auch Präsidialgehülfe bei dem Landtage zu Altenburg. Schrieb unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken, Reiseberichte ꝛc.

Seckenhausen, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Syke; 180 Einw.

Seckenheim, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkr., Amt Schwetzingen; 1940 Einw. Hier am 30. Juni 1462 Schlacht zwischen Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz und Karl I. von Baden und dem Grafen von Würtemberg, die mit der Niederlage und Gefangenschaft der letzteren endete.

Seckenzug (Sieckenzug), Werkzeug zum Anfertigen metallener Streifen in Form von Leistenwerk, Gesimsen u. dergl., wird statt des Zieheisens (s. Drahtziehen) auf einer gewöhnlichen Schleppzange, Ziehbank, angebracht. Er kann demnach ebenfalls als ein Zieheisen angesehen werden, welches dergestalt in 2 Theile zerschnitten ist, daß der Schnitt durch das Loch geht; er besteht nämlich aus 2 mit Einschnitten versehenen stählernen Backen (Seckeneisen), welche in einen eisernen Rahmen eingeschoben und durch eine Schraube, öfters durch 2 Schrauben, einander im erforderlichen Maße genähert werden. Die zusammengehörigen Einschnitte des untern und des obern Backens bilden gemeinschaftlich die Oeffnung, durch welche das Blech mittelst der Schleppzange gezogen wird. Wenn die Ausbildung des Streifens mit einem Durchgange nicht vollendet ist, so stellt man für jeden folgenden Durchgang die Backen mittelst der Schraube etwas näher aneinander und erreicht hierdurch mit einem einzigen Einschnitte eben den Zweck, zu welchem beim Drahtziehen mehre Ziehlöcher von verschiedener Größe erfordert werden. Die Backen des S.es wirken bei dünnem Bleche durch Biegung desselben, wo dann den auf der einen Fläche entstehenden Erhabenheiten gleichgestaltete Höhlungen auf der entgegengesetzten Fläche entsprechen; bei dickem Bleche aber durch Eindrücken oder gar durch Herausschaben von Spänen, wobei die entgegengesetzte Fläche eben bleibt, oder, bei angemessener Gestalt des zweiten Backens auch ihrerseits Erhabenheiten auf gleiche Weise erhalten. Wenn man den S. dahin abändert, daß man als untern Backen ein plattes Stahlstück einlegt, statt des obern Backens hingegen scharf schneidende Messer anbringt, so können durch Ziehen von dickem Blech oder gegossenen Messingstäben allerlei Gesimse u. dgl. hervorgebracht werden, deren Profil natürlich jedesmal der Gestalt und Stellung der Messer entspricht. Zur völligen Ausbildung ist oft ein vielmals wiederholtes Durchziehen des Metalls, bei allmählig mehr vorgerückter Stellung der Messer, nothwendig. Dieses Verfahren liefert mit großem Zeitgewinn schöne Arbeit, welche man mit der Feile schwer oder gar nicht erzeugen könnte.

Seckerwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Jauer; Erbscholtisei; 150 Einw.

Seckingen, Stadt, s. v. a. Säckingen.

Seckle's Birne (Pomol.), auch Sickelsbirne, Rang 1. Stammt aus Nordamerika. Diese berühmte Birne, von der der General Moreau in Amerika behauptete, daß er nie eine so köstliche Frucht in Frankreich gegessen habe, ist mittelmäßig groß, fast eiförmig, goldgelb, an der Sonnenseite stark braunroth, gehört also unter die Rousseletten. Die Schale hat viel Punkte. Das Fleisch ist gelblich-weiß, sehr saftig, butterhaft-schmelzend, von einem erhabenen, fein muskatellerartigen, süßen Geschmacke. Die Frucht zeitigt Mitte September und wird bald teigigt. Der Baum treibt gemäßigt, ist gesund, recht tragbar und nicht empfindlich in der Blüthe.

Seckmauern, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Lorbz. Breuberg, Ldgr. Höchst; 650 Einw.

Seek no further (engl., Pomol.), Such nicht weiter, aus England stammende, nach Metzger zu den Gartenbäumen gehörige Aepfelsorte. Frucht walzenförmig, dunkelroth, gestreift, sehr fein und ein Jahr dauernd. Der Baum trägt früh und besonders als Zwergbaum reichlich.

Seclaven (Sakalaven), Volk, s. Madagaskar.

Secli, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Terra-di-Otranto, nordöstl. von Gallipoli; 660 Einw.

Seclin, franz. Stadt (Marktflecken), Dep. Nord, Bez. Lille; Flachs- und Baumwollspin-

nereien, Oel- und Zuckerfabriken, Salzraffinerie; 3100 Einw.

Seclusorium (lat.), 1) Ort, um etwas besonders zu verschließen; — 2) Art Vogelhaus, worin die fett gemachten Vögel vor dem Verkauf oder dem Essen eingesperrt und geschlachtet wurden.

Secoba, afrikan. Stadt, Senegambien, Königr. Konkondu, westl. von Medina.

Second (franz.), 1) das zweite; — 2) s. Fechtkunst.

Secondärschulen, in Frankreich, Belgien und andern Ländern die höhern Bürger- und Realschulen.

Secondary punishments (engl.), s. Zuchthaus.

Secondflanke, s. v. a. Nebenflanke.

Secondigliano, ital. Flecken, Königreich Neapel, nördl. von Neapel; schöne Kirche, beträchtliche Schweinezucht; 5000 Einw.

Secondigny, franz. Flecken, Dep. Deux-Sèvres, Bez. Parthenay; wollene Zeuche; 1590 Einw.; Hauptort des gleichnamigen Kantons.

Secondlieutenant, s. v. a. Unterlieutenant bei einer Kompagnie.

Second-master (engl.), Unterschiffschirurg.

Secondo (ital.), zweiter, Seconda, zweite, in der Musik das Gegentheil von Primo oder Prima, nämlich die Bezeichnung der zweiten Stimme unter 2 Stimmen einerlei Art, Violino secondo, 2. Violine, Viola seconda, 2. Viola u. s. w. In 4- oder überhaupt mehr als 2händigen Klaviersachen bezeichnet man damit die zweite oder Baßparthie.

Secondo, San (Geogr.), 1) österreich.-ital. kleine befestigte Insel bei Venedig; — 2) Flekken daselbst, Parma, nordwestl. von Parma; — 3) Flecken das., Königr. Sardinien, Prov. Turin, südwestl. von Pinerolo; 1620 Einw.

Second-sight (engl.), s. v. a. Zweites Gesicht.

Seconet, Johann Matthäus, Bildhauer, blühte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Bamberg. Er fertigte das schöne Monument des 1653 verstorbenen Fürstbischofs Melchior Otto von Bamberg, ehedem im Dom, jetzt in der St. Michaelskirche daselbst.

Secor (a. Geogr.), Hafenplatz der Pictones in Gallia Aquitania, am atlant. Ocean; jetzt Havre de la Cabere (Ptol. II, 7, 2.).

Secreta (Physiol.), Säfte; s. Anatomie und Physiologie.

Secrétaire (franz.), s. Sekretär.

Secrétaire d'ambassade, S. de légation (franz., Staatsw.), s. Gesandter.

Secretaris (holl., Ornith.), auf dem Kap s. v. a. Falco (Serpentarius) Secretarius *Gm.*

Secretarium (lat.), 1) ein geheimer, besonderer, absonderter Ort; — 2) in den Kirchen Ort, wo die Bischöfe und Presbyteri Begrüßungen annahmen, sich mit den Geistlichen über Dienstverrichtungen besprachen, die Kostbarkeiten der Kirche lagen etc.; — 3) (S. oder Secretum judicum), die Schranken, in die nur die Richter und die aufgerufenen Zeugen treten durften, nach Andern Ort, wo die Richter das Urtheil verkündeten; — 4) (S. senatus), s. Senat; — 5) (S. circi), Gerichtshof in Rom, in der Nähe des Circus maximus.

Secretarius (A Secretis, röm. Antiq.), Titel der spätesten Kaiserzeit, welchen gerichtliche Schreiber von einem nicht geringen Range trugen.

Secretoria organa (Physiol.), s. v. a. Secernentia organa.

Secretum (lat.), 1) abgesonderter, geheimer Ort; — 2) geheime Sache, Geheimniß; — 3) S. secretorum (Geheimniß der Geheimnisse), s. v. a. Stein der Weisen; — 4) (Secreta), in der alten Kirche Gebet, das in der Litanei nach dem Sanctus folgte und von dem Priester still gebetet wurde.

Secrites, altgriechischer Tonkünstler, aus Numidien gebürtig, erfand nach Athenäus einen Nomos zu Ehren der Cybele und die sogenannten lybischen Flöten.

Secta (lat.), 1) Art und Weise, der man im Verhandeln und Handeln folgt, Methode, Regel; — 2) das Nachfolgen irgend eines namhaften Mannes, Philosophen, Rechtsgelehrten etc., Partei, s. Sekte; — 3) das Geschlecht, in sofern mehre Individuen dazu gehören.

Sectanus, Q., Pseudonym für Sergardi.

Sectatores (lat.), 1) Begleiter, Nachfolger; — 2) s. Magistrat; — 3) Anhänger, besonders eines vorzüglichen Gelehrten.

Sectile opus (Sectilia pavimenta, röm. Ant.), Fußboden eines Zimmers, der aus kleinen, an einander gelegten Stückchen Marmor bestand.

Sectilis (bot. Term.), schneidbar, spaltbar, ein nur wenig gebräuchlicher Ausdruck für die kleinlappigen Pollenmassen bei Orchis und den zunächst verwandten Gattungen. Vergl. Lobulatus.

Sectio (lat.), 1) eigentlich das Schneiden, Zerschneiden; — 2) (S. anatomica), die Leichenzergliederung; — 3) Vertheilung, besonders der Kriegsbeute; — 4) (S. bonorum), die öffentliche Verkaufung der Güter dessen, der innerhalb 60 Tagen seinem Gläubiger nicht Zahlung leisten konnte, oder solcher Güter, die dem Staat anheimgefallen waren; der Käufer hieß Sector; — 5) Auktion und das, was verauktionirt wird; — 6) (Math.), s. v. a. Durchschnitt; — 7) (bot. Terminol.), a) der Durchschnitt eines Pflanzentheils, der entweder nach dem Dickedurchmesser (Sectio transversalis, Querdurchschnitt) oder nach dem Längendurchmesser (S. longitudinalis, Längsdurchschnitt) geführt werden kann, und nach der Form der Schnittfläche (Planum sectionis) näher bezeichnet wird; — b) die Rotte, die Unterabtheilung einer Gattung, in welcher die unter einander zunächst verwandten Arten zusammen gestellt sind.

Sectio aurea (Math.), Schnitt nach stetiger Proportion, s. Kreis III.

Sectio caesarea (Geburtsh.), s. v. a. Kaiserschnitt.

Sectio conica (Math.), s. v. a. Kegelschnitt.

Sectio determinata (Math.), s. v. a. bestimmter Schnitt.

Sectio divina (Math.), s. v. a. Sectio aurea.

Sectio hypogastrica (Chir.), der hohe Steinschnitt, s. Steinschnitt.

Sectio lateralis (Chir.), Seitensteinschnitt, s. Steinschnitt.

Sectio legalis (gerichtl. Med.), s. Obduktion, S. 14.

Sectio musculorum (Chir.), s. Tenontomie.

Sectio ossium pubis (Chir.), s. Synchondrotomie.

Sectio renalis (Chir.), s. Nierenschnitt.

Sectio subcontraria (Math.), s. v. a. Wechselschnitt.

Sectio tendinum (Chir.), s. Tenontomie.

Sectio vesicalis (Chir.), Blasenschnitt, s. Steinschnitt.

Sectio viva (Chir.), s. Vivisektion.

Sector (lat.), 1) Einer, der schneidet; — 2) Mörder, Bandit; — 3) s. Sectio 3); — 4) s. v. a. Sectator; — 5) (Math.), s. v. a. Ausschnitt.

Sectores dentes (Anat.), Schneidezähne.

Sectura (lat.), 1) der Schnitt, als Handlung des Schneidens; — 2) der Schnitt, als Folge des Schneidens; — 3) der Ort, worein geschnitten wird.

Sectus (bot. Term.), geschnitten, wenn die Scheibe eines Blattes so tief zertheilt ist, daß die Abschnitte nicht mehr durch Parenchym unter einander verbunden sind, sondern jeder derselben eine besondere Blattscheibe bildet, wobei diese oder ihr Stiel aber noch mit dem Hauptstiele oder der Spindel des Blattes in ununterbrochenem Zusammenhange steht (d. h. nicht durch Gliederung verbunden ist).

—**sectus** (als Anhängsylben), = schnittig: tri-, quinquesectus und ternati-, quinatisectus, multisectus, drei-, fünf-, vielschnittig, nach der Zahl der Abschnitte; Palmatisectus, handschnittig, wenn die Abschnitte wie die ausgespreizten Finger einer Hand auf dem Ende des Hauptblattstiels stehen, z. B. bei Potentilla verna; Pedatisectus, fußschnittig, wenn ein fußnerviges Blatt unzusammenhängende Abschnitte zeigt, z. B. bei Helleborus niger und Passiflora cirrhiflora; Pinnatisectus, fiederschnittig, wenn die Abschnitte zu beiden Seiten längs der Blattspindel über einander stehen, z. B. bei Tanacetum vulgare und Pimpinella Saxifraga. Gewöhnlich wird jedoch das geschnittene oder schnittige Blatt nicht von dem zusammengesetzten Blatte unterschieden, dessen Theilblätter mit dem Hauptstiel oder der Blattspindel durch eine Gliederung verbunden sind; daher Folium trisectum, s. v. a. F. ternatum, F. quinatisectum, s. v. a. F. quinatum, F. pinnatisectum, s. v. a. F. pinnatum u. s. w.

Seculejo, franz. See, Depart. Ober-Garonne, auf den Pyrenäen; von einem der umstehenden Berge stürzt sich ein Bach 800 Fuß tief in den See herab.

Seculhary, ostind. Stadt, Agra, südöstl. von Gwalior.

Seculina (lat.), Stein mit einem scheinbaren Kornährenabdruck.

Seculum (lat.), s. v. a. Saeculum.

Secunda (lat.), 1) (sc. classis), die zweite Klasse einer Schule, besonders der Gymnasien; die Schüler derselben Sekundaner; — 2) (Handelsw.), eine geringere Waarensorte, besonders — 3) s. Secundawolle; — 4) bei Geigen, Lauten und dergleichen Instrumenten die Saite, welche zunächst nach der feinsten kommt; — 5) (Schriftg.), s. v. a. Text.

Secunda actio (Rechtsw.), s. Comperendinatio.

Secunda defensio (Rechtsw.), s. Vertheidigung.

Secundae (Geburtsh.), s. v. a. Secundinae.

Secundae tabulae (Tabulae pupillares, röm. Rechtsw.), der Theil eines Testaments, worin verordnet war, wer in dem Fall, daß der eingesetzte Erbe vor seiner Volljährigkeit stürbe, dessen Erbe seyn sollte. Der Name kommt daher, weil diese Verordnung gewöhnlich auf der Kehrseite der Testamentstafel geschrieben stand. Diese Rückseite war meist mit Wachs von anderer Farbe überzogen und im Testament war es gewöhnlich verboten, diesen Theil früher zu lesen, als es nöthig wäre.

Secundani (röm. Ant.), Soldaten der 2. Legion.

Secundanorum colonia (a. Geogr.), s. v. a. Arausio.

Secundanus (röm. Relig.), Beiname: 1) Jupiters, der nach der Auspicienlehre in der 3. Himmelsregion wohnt; — 2) der des Pales, wohnt mit der Fraus in der 7. Region.

Secunda Petri (lat.), Beurtheilungskraft.

Secundaria generatio (lat., Zool.), s. v. a. geschlechtliche Fortpflanzung, s. Zeugung.

Secundarius (lat.), 1) von der zweiten Ordnung oder der zweiten Qualität; — 2) der die zweite Rolle spielt; — 3) (Kirchenw.), in den katholischen Klöstern der, welcher dem Abt im Range folgt, der Propst; — 4) in der protestantischen Kirche der Ortspfarrer, der nach dem Superintendenten oder sonst dem ersten Geistlichen kommt; — 5) (bot. Term.), sekundär, a) was bei einer Theilung oder Zusammensetzung dem zweiten Grade oder der zweiten Rangstufe angehört, z. B. bei einem doppeltgefiederten Blatte sind die Fiedern oder die ersten (selbst wieder gefiederten) Theilblätter zugleich die sekundären Blätter; — b) was neben oder zwischen Haupttheilen (s. Primarius) als ein denselben gleichnamiger Theil vorkommt, wo es im Deutschen auch durch die Vorsylben „Neben-“ ausgedrückt wird: Nervi secundarii, die Nebennerven, die zu beiden Seiten des Mittelnervs die Blattscheibe durchziehenden,

gewöhnlich dünnern Nerven: Caulus secundarii, die Nebenstengel, welche um einen Hauptstengel herum aus der nämlichen Wurzel oder aus demselben Gipfel eines Wurzelstockes entspringen; Juga secundaria, die Nebenriefen, welche zwischen den Hauptriefen (in den Thälchen) mancher Doldenfrüchte (s. Jugum) liegen.

Secundatus (bot. Term.), s. v. a. Secundus.

Secundawechsel, s. Wechsel.

Secundawolle, bei hochfeinen Elektoralschafen die weniger feine Wolle; sie befindet sich nur am mittlern Theile der Keule, an den Beinen, am Hintertheil, am Bauche und mit am Kopf; sie macht etwa $^1/_{10}$ des ganzen Vließes aus. Ueberhaupt nennt man S. die weniger feine Schafwolle von andern Racen, die nach Blocks Feinheitsskale 16—18 Biegungen auf 1 par. Zoll hat.

Secunderpur (Geogr.), zwei ostindische Städte, Prsdsch. Bengalen: 1) Prov. Allahabad, nordöstl. von Ghazipur; — 2) Prov. Delhi, südöstl. von Delhi, am Ganges.

Secundianer, Sekte der Valentinianer, die den Lehren des Secundus beitraten.

Secundicerius (röm. Ant.), der im Amt und Rang nach dem Primicerius (s. d.) kam.

Secundinae (Geburtsh.), s. Nachgeburt.

Secundinae internae (Physiol.), das Eiweiß und der Dotter.

Secundinae Seminis (bot. Term.), die den Embryo einschließenden Theile.

Secundinianer, Sekte der Manichäer, nach ihrem Lehrer Secundinus, des Manes Schüler, genannt. Die S. glaubten an die Veränderlichkeit Gottes und daß Christus nicht von Natur Gottes Sohn sey, an die Substantialität des Bösen, weshalb man kein Fleisch essen dürfe, da es vom bösen Princip geschaffen sey.

Secundinus (Biogr.), 1) Dichter aus Oberitalien, Sohn des Restitutus und der Dareca, 373 geboren, ging 439 als christlicher Missionär nach Irland, wo er 448 †. Sein Hymnus auf seinen Oheim, S. Patric, steht in J. Colganus' „Trias thaumaturga Sanctorum Hiberniae" u. in Patricius' Werken, von Varäus herausgegeben. — 2) (Sagundino), Nikolaus, von Euböa, kam 1438 nach Italien und wurde Dolmetscher beim florentinischen Koncilium. Ein Schiffbruch auf seiner Rückfahrt veranlaßte ihn, in Venedig zu bleiben, von wo er als Gesandter nach Rom, Neapel und Konstantinopel geschickt ward. Schr.: Narratio de expugnatione Constantinopolitana, herausgegeben von Leo Allatius; — De origine et familia Ottomannorum, herausg. von J. Ramus, Löwen 1553, Basel 1566, u. A.; — übersetzte Plutarchs Politik, Onosander und Arian ins Lateinische. — 3) S. Secundinianer.

Secundra, zwei ostind. Städte, Prsdsch. Bengalen: 1) Prov. Agra, nordöstl. von Agra; — 2) Prov. Delhi, südöstl. bei Delhi.

Secundum (a. Geogr.), Stadt in Aethiopien am Nil (Plin. VI, 30, 35.).

Secundum naturam (lat.), nach der Natur, naturgemäß.

Secundus (lat.), 1) der Zweite; — 2) (bot. Term.), einseitswendig oder einerseitswendig, wenn bei einem Vereine oder einer Zusammenstellung von Theilen diese nach einer nämlichen Richtung hingekehrt sind, wobei sie jedoch auf verschiedenen Seiten ihrer gemeinschaftlichen Axe entspringen können, z. B. die Blätter von Dicranum longifolium und Hypnum falcatum, die Blüthen von Digitalis purpurea, Convallaria majalis, Gladiolus communis und G. neglectus. Man nennt hier nicht allein die Blüthen so, sondern auch der ganze Blüthenstand wird einseitswendig genannt, z. B. die Traube oder Aehre in den vier zuletzt genannten Beispielen, die Rispe bei Silene tatarica, Avena orientalis und Bromus tectorum.

Secundus (Biogr.), 1) Beiname mehrer Römer, z. B. eines Atinius, des P. Gabinus, der über die Chauken gesiegt hat, mehrer Julier, eines Pedanius, der beiden Plinius, zweier Pomponii, eines Q. Poppäus, eines Sallustius, Satrius u. A. — 2) S. Carnias, Rhetor des 1. Jahrh. n. Chr., der von Caligula wegen seiner zu freien Rede aus Rom verwiesen wurde und sein Leben, wahrscheinlich freiwillig, zu Athen geendigt zu haben scheint. — 3) S., aus Athen, Sophist im 1. und 2. Jahrh. n. Chr., in der Geschichte der Beredsamkeit nur als Lehrer des Herodes Atticus von einiger Bedeutung. — 4) S., Verfasser von 3 Epigrammen in der griech. Anthologie. — 5) Epiuros oder Epithyros, Neu-Pythagoräer des 2. Jahrh. n. Chr., lehrte zu Athen, beschäftigte sich viel mit der Erörterung und Ausübung der sittlichen Vorschriften des Pythagoras. Seine noch übrige Schrift besteht in einigen Antworten auf vom Kaiser Hadrian vorgelegte Fragen: Altercatio Secundi et Hadriani, herausg. von L. Holsteinius, Rom 1638, Leyden 1639, dann in Th. Gale's „Opuscula mythologica, physica et ethica". — 6) S., Schüler des Valentinus in Aegypten, erweiterte und verbesserte das valentinische Aeonensystem, indem er die guten und bösen Aeonen genauer von einander schied und die Begriffe derselben fester stellte. Nach ihm gehören 4 von den 8 Aeonen auf die rechte (Aeonen des Lichts), 4 auf die linke Seite (Aeonen der Finsterniß). Christus schrieb er einen bloßen Scheinkörper zu, weshalb er auch nicht wahrer Mensch gewesen sey. — 7) S., Bischof zu Ptolemais im 4. Jahrh., weigerte sich auf dem Koncil zu Konstantinopel, die Verdammung des Arius zu unterschreiben, weshalb er mit demselben ins Exil geschickt wurde. — 8) S., Erzbischof von Trident im 6. Jahrh., taufte den Sohn Agilufs, Adalvald, schrieb eine Geschichte der Longobarden bis auf seine Zeit. — 9) Johannes S., s. Johannes 100); — 10) s. Lotichius.

Securidaca (Bot.), nach Linné, Beilstrauch, Gattung der Leguminosae *Juss.*, Diadelphia Triandria *L.* Charakter: Kelch dreiblätterig; Krone schmetterlingsförmig; Fahne zweiblätterig, zwischen den Flügeln stehend; Hülse eiförmig, einfächerig, einsamig, endigt sich in einen zungenförmigen Flügel. Aufrechte oder windende Sträucher in Guyana und Bra-

silien; von 16 Arten sind zu bemerken: 1) S. erecta *L.* Zweige und Stamm aufrecht; Blätter länglich. Jacq., Amer., Taf. 183, Fig. 39. — 2) S. virgata *Sw.* Stengel kletternd, Zweige ruthenförmig; Blätter rundlich. Plum., 248, Fig. 1. — 3) S. volubilis *L.* Stengel kletternd; Blätter verkehrt eiförmig, fast gestielt; Blüthen roth. Jacq., Amer., Taf. 183, Fig. 38. — 4) S. scandens *Hamilt.*, S. paniculata *Roxb.* In Ostindien. — 5) S. paniculata *Lam.*, Illustr., Taf. 599, Fig. 2. Stengel aufrecht, strauchartig; Endblüthen rispenständig.

Securidacae Semen (pharm. Bot.), s. Securigera Coronilla *Dec.*

Securifera (Entom.), Sägeträger (Erucaria *Lamark.*), nach Cuvier, s. v. a. die Hymenopterengruppe der Phytosphèces (s. d.).

Securiformis (bot. Term.), beilförmig, wenn das Ende eines dünnen und langen Pflanzenkörpers nach einer Seite hin in einen flach gehenden dickern, einseitigen, drei- oder vierkantigen scharfen Fortsatz endigt.

Securigera (Bot.), nach Decandolle, Beilwicke, Gattung der Papilionaceae Hedysareae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.* Einzige Art: S. Coronilla *Dec.*, Bonaveria Securigera *Scop.*, Coronilla Securidaca *L.* Einjähriges Hülsengewächs im ganzen südlichen Europa. Die bittern braunrothen Samen (Hedysaron *Diosc.*) waren sonst als Semina Securidacae gegen Magen- und Verdauungsschwäche und Stockungen im Unterleibe officinell, sind aber jetzt ganz in Vergessenheit gerathen. Lam., Illustr., Taf. 629.

Securilla (Bot.), nach Persoon, Pflanzengatt. Art: S. Securidaca *Pers.*, s. v. a. Securigera Coronilla *Dec.*

Securina (Bot.), nach Medicus, Pflanzengattung, s. v. a. Securigera Coronilla *Dec.*

Securinega (Bot.), nach Jussieu, Artspott, Gattung der Euphorbiaceae *Juss.*, der Rutaceae Euphorbiaceae *Rchb.*, Pentandria Trigynia *L.*, *Spr.* Charakter: Halbgetrennte Geschlechter; Korolle kelchartig, fünflappig; eine fleischige Scheibe trägt fünf kurze Staubfäden und bei den weiblichen Blüthen das Ovarium, welches mit drei Narben gekrönt ist; Kapsel dreiknöpfig. Zwei Arten, Bäume mit außerordentlich hartem Holze: 1) S. nitida *Willd.*, S. durissima *Gmel.* Auf Madagaskar; Blätter abwechselnd, gestielt, lederartig, eirund, glänzend; Blüthen klein, weiß, wohlriechend. Kommt in den Gewächshäusern als Zierpflanze vor. Juss., Euphorb., Taf. 2, Fig. 4. — 2) S. Commersonii *Ait.*

Securis (Beil, röm. Ant.), 1) die Beile in den Fasces, welche die Liktoren vor den höheren Magistraten voraus trugen. Diese Liktorenbeile dienten zur Vollstreckung der Enthauptung sowohl in der königlichen, als in der republikanischen Zeit, und werden bei Bestrafung von Verrath, Abfall u. s. w. sehr oft erwähnt. Später trat bei den Exekutionen statt des Beiles das Schwert ein. — 2) Der Theil an der Sichel und dem Winzermesser, der wie ein Halbmond geformt war und womit man schnitt; — 3) (S. dolubrata), das hobelähnliche Eisen am Pflug.

Securisca (a. Geogr.), Stadt in Moesia Inferior südl. von Danubius, wahrscheinlich das heutige Sohegurli.

Securitas (röm. Myth.), römische Personifikation der Sicherheit im Leben des Einzelnen, wie des Staates, besonders seit Augustus häufig in Beziehung auf die von ihm im Innern und nach Außen hergestellte Ruhe. Abgebildet wird diese Göttin als Matrone, sitzend oder an eine Säule gelehnt, ruhig vor sich hinschauend, auch wohl mit über das Haupt geschlagenem Arme, als Zeichen der Sicherheit und Ruhe; ihre Attribute sind Lorbeer, Oelzweig, Scepter, Füllhorn, dabei Altar und Fackeln.

Securiu, südamerikan. Fluß, Brasilien, Nebenfluß des Juruena; bis zur Quelle schiffbar.

Secusiani, s. Segusiani.

Secusio, s. Segusio.

Secusses (a. Geogr.), Alpenvolk in Istrien zwischen Pola und Tergeste (Plin. III, 20, 24).

Secutor (lat.), 1) Jeder, der einem Andern in irgend einer Absicht folgt; — 2) (röm. Ant.), Gladiatoren, die mit Helm, Schild und Schwert oder dafür mit einer bleiernen Kugel bewaffnet waren; traten gewöhnlich mit den Retiariern auf; vgl. Gladiatoren.

Sed, ungar. Fluß, veszprimer Gesp., entspringt in dem Bakonyer-Walde und geht östlich in das stuhlweissenburger Komitat über.

Seda, portug. Flecken, Prov. Alemtejo; südwestl. von Crato; Fort auf einem steilen Felsen, Hospiz; 1220 Einw.

Sedaine, Michel Jean, französischer Lustspiel- und Operndichter, geb. am 4. Juli 1719 zu Paris, erlernte der Armuth seines frühgestorbenen Vaters halber, der Architekt gewesen war, das Maurerhandwerk und erhielt auf diese Weise lange seine Mutter und seine jüngern Brüder. Da wegen seiner Thätigkeit und seiner Kenntnisse ihn der Architekt Buron schätzen lernte, und einige kleinere Gedichte, wie das Potpourri „Tentation de Saint-Antoine“ und die „Epitre à mon habit“ den Beifall des Lecomte erwarben, so wurde S. mit der nöthigen Unterstützung versehen, um ungestört die literarische Laufbahn zu betreten. Er wird in Frankreich oft als der Gründer der komischen Oper angesehn; wenigstens war er in diesem Genre am stärksten. Seine Lustspiele enthalten zu viel Nüchternheit. Die andern Leistungen wurden ihrer Zeit sehr gut aufgenommen, u. einige, wie z. B. das Lehrgedicht „Le vaudeville“, Par. 1756, enthält Schönheiten, die noch jetzt ansprechen. Im J. 1768 ward S. als Mitglied der Akademie aufgenommen. Er † am 17. Mai 1797. Schr.: Le diable à quatre, 1756; — Oeuvres dramatiques, Par. 1760 und 1776, 4 Bde.; — Rose et Colas, 1764; — Le philosophe sans le savoir, 1765; — Aline reine de Golconde; — Amphytrion; — Le magnifique; — Aucassin et Nicolette; Richard Coeur-de-Lion, 1784; — Guillaume Tell, 1791. — Die Dramen sind die schwächsten von S.'s Produkten. Einige seiner Opern, wovon mehre von

Monsigny und Grétry komponirt wurden, haben sich bis jetzt auf dem Orchester erhalten. Seine „Oeuvres choisies" (Par. 1813, 3 Bde.) wurden von Auger mit einer biographischen Notiz herausgegeben. Eine Kritik S.'s lieferte die Fürstin Salm in dem Eloge historique de Mich. Jean S. Vgl. die Lobrede auf ihn von Ducis.

Sedaki, asiat. Stadt, Japan, Insel Nipon, an der großen Bai.

Sedala (a. Geogr.), Stadt im Nordwesten von Armenia major (Ptol. V, 13, 11).

Sedalkirche (Sitzkirche), altdeutsche Benennung für Ecclesia Cathedralis.

Sedan (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Ardennen; 18½ □M., 54,000 Einw. Außer S. hier noch: Carignan, Stadt, 1800 Einw.; Mouzon (Mouson), Stadt, 2400 Einw.; — 2) Hauptstadt desselben, auf dem linken Ufer der Maas, stark befestigt; Civil- und Handels-Tribunal, General-Handelsrath für Manufakturen, Conseil de Prudhommes, Hypothekenbank, Gesellschaft für den Ackerbau, 4 katholische und 1 reformirte Kirche. Die Stadt ist ist sehr unregelmäßig gebaut und hat Wichtigkeit als befestigter Grenzplatz im Norden von Frankreich. Sie ist auf unebenem Boden erbaut und dadurch in mehre Theile getrennt. Das Schloß im Südosten der Stadt ist durch seine hohe und feste Lage ausgezeichnet. In demselben wurde der berühmte Marschall Turenne geboren. Ein schwarzer Stein, an einen Thurm angelehnt, trägt die Inschrift: „Hier ward Turenne geboren, am 11. Sept. 1611." Ein Platz der Stadt trägt des Feldherrn Namen und eine ihm zu Ehren errichtete schöne Bronzestatue. Mehre Straßen zeichnen sich, obwohl kurz, doch durch ihre Breite aus. S. hat ein Arsenal, Hospital, berühmte Manufakturen für feines Tuch, namentlich schwarzes (Sedaner Tücher), Fabriken für Kasimir, Kastorin, Mützen, Waffen, Zündhütchen, Knöpfe, Schnallen und andere Eisen- und Stahlwaaren, Fayence, vorzügliche Wollspinnerei, Gerberei, viele Brauereien, Färbereien, Handel mit den Produkten der Industrie, so wie mit Arzneigewächsen; 14,750 (nach Andern 16,000 Einw. — Geschichtliches. S., ursprünglich ein Dorf, kommt zuerst in Urkunden vom Jahre 1259 als ein Besitzthum der Aebte von Mouson vor. Dieselben hatten es vom Erzbisthume Rheims zu Lehn erhalten, und von ihnen erhielt es 1289 der Ritter Gerard de Jausse, Herr von S. und Balan, zu Lehn. Am 16. Juli 1379 wurde zu Rheims zwischen König Karl V. und dem Erzbisthum ein Vertrag geschlossen, durch welchen S. als Afterlehn an die Krone kam. Im Jahre 1381 kam es von dem Hause Jausse an Johann von Barbancon, Herrn von Bossu; von diesem erwarb es König Karl VI. wegen der Wichtigkeit seiner Lage durch Tausch. Der König gab S. 1400 als Fürstenthum seinem Bruder, dem Herzog Ludwig von Orleans. Von diesem erbte es 1407 sein Sohn, Herzog Karl von Orleans, der es 1413 nebst Florenville an Wilhelm von Braquemont gab. Von dessen Sohn Ludwig erwarb es 1424 sein Schwager Eberhard de la Marck, der es befestigte und Raucourt erwarb. Ihm folgte 1454 sein Sohn Johann de la Marck, und diesem 1480 Robert I., welcher Fleuranges und Jamets dazu erheirathete, 1482 Gouverneur von Bouillon ward, Lüttich eroberte und 1489 vor Ypoi blieb. Sein Sohn und Nachfolger Robert II. beendigte 1492 den von seinem Bruder mit den Lüttichern angefangenen Krieg, diente unter Ludwig XII. in Italien und nahm Theil an der Schlacht von Novara 1513. Er trat auf Anstiften seines Bruders Eberhard auf die Seite Kaiser Karls V., söhnte sich aber mit Frankreich wieder aus, that den Niederlanden großen Schaden, erhielt deshalb ebenfalls, wie schon sein Vetter Wilhelm von der Marck, den Beinamen des Ebers der Ardennen, wurde 1526 Marschall von Frankreich und † 1536. Sein Sohn und Nachfolger Robert III. überlebte ihn nur kurze Zeit, und nun folgte ihm dessen Sohn Robert IV., welcher die Schweizergarden kommandirte, 1547 Marschall wurde (daher Marschall von la Marck genannt), 1552 das seit 1495 von den Luxemburgern besetzte Bouillon wieder erhielt, 1553 in die Gefangenschaft der Spanier gerieth und 1556 kurz nach seiner Befreiung †. Sein Sohn Heinrich Robert, welcher Bouillon an den Bischof von Lüttich zurückgab, nahm zuerst den Titel eines Fürsten von S. an, kämpfte 1573 mit vor Rochelle und † im folgenden Jahre. Sein Sohn Wilhelm Robert, der bei Coutras befehligte, † 1588. Nach seinem Tode erhielt S. seine Schwester Charlotte de la Marck, die mit Heinrich von la Tour d'Auvergne vermählt war, welcher 1623 †. Dessen 2. Sohn war der berühmte Heinrich, Vicomte von Turenne; in S. folgte sein älterer Sohn Friedrich Moritz von la Tour, der, in die Verschwörung von Cinq-Mars verwickelt, 1642, um den König Ludwig XIII. zu versöhnen, diesem S. und Raucourt gab. Die Stadt blieb seitdem im Besitz der Krone. Im Jahre 1815 nahmen die Hessen S.

Sedan, Apfel von (Pomol.), guter großer Wirthschaftsapfel, häufiger platt, als rund; Schale blaßgelbgrün, beim Liegen gelblich werdend, blutroth überlaufen, fein, punktirt; Fleisch grünlichweiß von zuckerartigem, weinsäuerlichem Geschmack; reift Ende Septembers, dauert einige Monate.

Sedang, ostind. Flecken, Sunda-Inseln, Insel Borneo, auf der Nordwestküste, an einer tiefen Bai.

Sedano (Geogr.), 1) span. Flecken, nördl. von Burgos, Felskrystallbruch; 300 Einw.; — 2) asiat. Vorgebirg, ostindische Inseln, Insel Java, an der nordöstl. Küste.

Sedano (ital., Bot.), s. v. a. Sellerie (s. d.), Apium graveolens *L.*

Sedanoise, Schriftgattung, s. v. a. Parisienne.

Sedantia (sc. remedia, Med.), s. Besänftigende Mittel.

Sedanzig, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 150 Einw.

Sedativa (Med.), s. v. a. Sedantia.

Sedativsalz (Min.), s. v. a. Boraxsäure oder Sassolin (s. d.).

Sedativspath (Min.), s. v. a. Boracit (s. d.).

Sedbahr (Sedd-el-bahr-Kalaasi), europäisch-türkisches Dardanellenschloß, Rumelien, Thracien, auf der Halbinsel Gallipolis, bestehend aus einer Citadelle, mit Moscheen, Bädern und Kasernen für 4—500 Mann.

Sedbregh, brit. Stadt, England, West-Riding der Grafschaft York; Eisenwaarenfabrik; 2200 Einw.

Sedczin, preuß. Kolonie, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 120 Einw.

Seddera (Bot.), nach Hochstetter und Steudel, Gattung der Convolvulaceae *Hochst.*, *Steud.* Drei Arten: S. intermedia, latifolia und virgata *Hochst.*, *Steud.* Halbsträucher im glücklichen Arabien.

Sedd Eskender (S. Jadschudsch, S. Madschudsch), s. v. a. Derbendsche Mauer, s. Derbend.

Seddia, indo-chines. (hinterind.) Stadt, östl. von Assam, im Lande Mara, am Brahmaputra.

Seddin, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 190 E.

Seddöe Buttapur, s. Nepal.

Sedeä (Bot.), nach Reichenbach, s. Sedum.

Sedecula (lat.), Fußbank für Frauen.

Sedeir, Bezirk und Stadt, s. Nadsched.

Sedekia, Name, s. v. a. Zedekia.

Sedelaucus, s. Sidoleucus.

Sedelbast (Bot.), s. v. a. Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*

Sedella, span. Flecken, nordöstl. von Malaga; Wein- und Olivenbau; Seidenraupenzucht; 3200 Einw.

Sedelmayer (Biogr.), 1) Jeremias Jakob, Zeichner, Maler und Kupferstecher, 1704 zu Augsburg geboren und daselbst von Pfeffel unterrichtet, floh jedoch in Folge der üblen Behandlung seines Meisters noch vor Ablauf der langen Lehrzeit nach Wien, wo ihn der Miniaturmaler Keukel aufnahm und Kaspar Füßly in warmer Freundschaft ihm zugethan war. So wie in Augsburg, so malte S. auch in Wien Porträte in Miniatur und andere Darstellungen in Wasserfarben. Auch schöne Zeichnungen hinterließ er, die meist mit der Feder ausgeführt und in Tusch behandelt sind. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit dem Stiche, namentlich stach er die von D. Gran in der kaiserlichen Bibliothek gemalten Plafonds und legte die ersten Platten dem Kaiser vor, dem sie gefielen, bis endlich ein Minister zum Nachtheile des Künstlers sprach. Dies machte den Kaiser für S. gleichgültig und er blieb nun ohne Unterstützung, weshalb nur der erste Theil der Malereien in der Bibliothek in 13 Blättern erschien. Das Mißlingen dieser Arbeit und andere Unglücksfälle erzeugten in ihm eine Gemüthskrankheit, die zuletzt in Wahnsinn ausartete, in Folge dessen er 1761 zu Augsburg im Irrenhause †. Als Künstler verdient er für seine Zeit große Beachtung, so daß man ihn neben Schmutzer setzen kann. — 2) Sabina und Eleonora Katharina, Schwestern des Vorigen, hatten als Miniaturmalerinnen Ruf. Die erstere war die Gattin des Malers Keukel in Wien. Eleonora malte in mehren Städten Deutschlands Bildnisse. — 3) S. Sedlmayr.

Sedentariä (Arachnid.), Weber oder ansässige Spinnen, Arachnidenfamilie aus der Ordnung der Aranina oder Spinnen, mit 6 Spinnwarzen und nach innen umgeschlagenen Kieferhaken. Sie weben ein Gespinnst und sitzen in oder neben demselben auf Insekten lauernd. Sie sind a) Zellenspinnen, die in Erdlöchern oder zwischen Blättern in röhrigen Geweben mit einzelnen auslaufenden Fäden sitzen und bei der leisesten Erschütterung hervorstürzen: Segestria, Clubiona; b) Röhrenspinnen, die neben ihrem horizontalen Gewebe in röhrigen Zellen sitzen: Tegenaria, Agelena, Argyroneta; c) Webspinnen, weben schwebende Netze, deren Fäden sich unregelmäßig durchkreuzen: Tharidium; d) Radspinnen in schwebenden Netzen aus radialen durch koncentrische verbundenen Fäden: Epeira, Tetragnatha, Acrosoma. S. Spinnen.

Sedentarisch (Sedentär, v. Lat.), wer viel sitzt, oder etwas, wobei man sitzt, z. B. sitzende Lebensweise.

Sedentia (mittel-lat.), unbewegliche Sachen (res immobiles).

Seder (hebr., d. i. Ordnung), 1) Titel von Büchern; — 2) s. Haggadah.

Sederholm, Karl, evangelischer Prediger in Moskau, der erste schriftstellerische Vertreter der Philosophie in Rußland und der erste Schwede, der sich ganz in der deutschen Literatur eingebürgert hat, 1789 in Finnland geboren, kam 1810 als Lehrer nach Wiburg, wo er die deutsche Sprache kennen lernte und bald zu seiner zweiten Muttersprache machte, wurde 1811 Prediger und wirkte als solcher in Charkow, seit 1820 in Moskau. Von seinen Schriften sind nur wenige in den deutschen Buchhandel gekommen, und zwar außer der Messiade „Die Erlösung", Berlin 1833, den „Studien in der Wüste", das. 1833, und der Schrift „Die Weltansicht", Leipz. 1836, sein Hauptwerk: „Die ewigen Thatsachen. Grundzüge einer durchgeführten Einigung des Christenthums und der Philosophie", Leipz. 1845. Er geht darin von einer neuen Theorie des Erkennens, der Noetik, aus und bahnt sich durch eine darauf gegründete Theorie der Offenbarung den Weg zur Aufnahme des Offenbarungsinhaltes in den Kreis der Philosophie, ohne daß dadurch der Unabhängigkeit u. der wissenschaftlichen Würde derselben Eintrag geschieht. Auch um die Wiedereinführung der Philosophie aus der Schule ins Leben ist er nicht ohne Verdienst. Er hielt die spekulative Tiefe für vereinbar mit der größten Einfachheit und diese für die nothwendige Bedingung der Wahrheit. „Wenn wir einst die wahre Wahrheit haben werden", sagt er in der Vorrede zu seiner Hauptschrift, „Himmel! wie werden wir uns wundern, daß sie so einfach ist". Das deutsche Volk nennt er das „Volk Gottes der neueren Geschichte".

Sederon, franz. Flecken, Dep. Drome, Bez. Nyons, in einer Felsschlucht; 750 Einw.

Sedes (lat.), 1) eigentlich der Sitz; auch bildlich, wie S. morbi (der Sitz einer Krankheit); — 2) der Sitztheil des Körpers, besonders — 3) der After, auch die Ausleerungsstoffe der Därme.

Sedes apostolica (lat., d. i. der apostolische Sitz, 1) anfangs die Kirche, welche ein Bischof entweder selbst oder durch briefliche Belehrung und Anweisung gründete; — 2) der päpstliche oder bischöfliche Stuhl; s. Bischof und Papstthum. Ist der Stuhl erledigt (Sede vacante, Sedisvakanz), so haben die Kardinäle oder das Domkapitel bis zur vollendeten Neuwahl die Gewalt und Gerichtsbarkeit.

Sedes fixa (lat.), fester, bestimmter Wohnsitz, Wohnort.

Sedes impedita (lat., Kirchenw.), im kanonischen Recht ein Bisthum oder Kapitel, das kein Oberhaupt hat und aus Gründen zur bestimmten Zeit auch kein neues wählen kann.

Sedes procidua (Med.), s. v. a. Prolapsus ani, Aftervorfall, s. Vorfall.

Sedetani (a. Geogr.), s. v. a. Edetani.

Sedetration (v. Lat.), s. v. a. Ueberweisung, Delegation, s. Wechsel.

Sedetze, veralteter Name eines 1füßigen Oktavenregisters in der Orgel, einer Oktave, die um mehre Oktaven höher stand, als die Grundstimme und in dieser Verdoppelung der Oktavenhöhe (von sedecim = 16) so genannt wurde.

Sede vacante, s. Sedes apostolica 2).

Sedez, 1) (Buchdr.), s. Format; — 2) s. Orgel.

Sedgefield, brit. Flecken, England, Grafsch. Durham, südöstl. von Durham, auf einer Anhöhe; 2000 Einw.

Sedgeley, brit. Marktflecken, England, Grafsch. Stafford; Fabriken für Eisenwaaren, Steinkohlenminen; 3000 Einw.

Sedgeley-Kalkstein (Geognos.), eines der oberen Glieder des englischen Silursystems, parallel dem Aymestrykalkstein; s. Silurisches System.

Sedgesd, ungar. Flecken, schümegher Gesp., westl. von Kaposvar.

Sedgewick (Geogr.), nordamerikan. Hafenort, V. St., Staat Maine, Grafsch. Hancock, östlich an der Penobscot-Bai; 1820: 1420, 1840: 1480 Einw.

Sedgewick (Biogr.), Miß Anna, nordamerikan. Romandichterin, geb. gegen 1790 zu Stockbridge in Massachussets, wurde zuerst durch die, namentlich in England, sehr beliebte Erzählung Sandford Merton bekannt, der die Romane Linwood, Hope Leslie, Redwood, und die Erzählungen Le bossu, Clarence etc. nachfolgten. Eine Reise, welche sie 1840 durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien machte, beschrieb sie 1841 (Lond., 2 Bde.); doch enthält diese Beschreibung, so anmuthig sie auch verfaßt ist, nicht viel Neues. Das Beste in S.s Schriften sind die Sittenschilderungen. Auch die Gedichte der früh dahingeschiedenen Dichterin Lucretia Davidson hat Miß S. herausgegeben und dieselben mit einer Lebensbeschreibung der Verfasserin bereichert.

Sedgewickia (Bot.), nach Griffith, Gattung der Hamamelideae *Griffith* Art: Strauch in Ostindien, noch nicht speciell bestimmt.

Sedgwyck, William, Kupferstecher, 1748 in London geboren und unter Bartolozzi's Einfluß gebildet, widmete sich mit allem Eifer der damals beliebten Punktirmanier, welche lange Zeit die besten Kräfte in Anspruch nahm. Wir haben von ihm mehre Blätter, die zu den vorzüglichsten Arbeiten ihrer Art gehören. S. † um 1800.

Sediboniates (a. Geogr.), kleines Volk in Gallia Aquitania, am Abhange der Pyrenäen.

Sedigitus, s. Volcatius.

Sedigo (Sedico), österreich.-ital. Gemeindedorf, Gubern. Venedig, Prov. und Distr. Belluno, westl. von Belluno, am Cordevolle und an der Piave; Gemeinde-Deputation, Pfarrkirche, 9 Filial-, 1 Aushülfs-, 3 Nebenkirchen, 2 Oratorien; mit den Dörfern Barp, Briban, Canal ꝛc.

Sedikeui, asiat.-türk. Flecken, Anatolien, Sandschak Aidin, südöstl. bei Smyrna.

Sedile (röm. Antiq.), Sitz oder Sitzpolster, dann Stuhl überhaupt.

Sedilia, 1) (Anat.), die Hinterbacken, s. Glutäen; — 2) (röm. Ant.), die Balkenreihen auf den Schiffen, worauf die Ruderknechte saßen; — 3) die Sitzreihen im Theater.

Sedillot (Biogr.), 1) Ch. Emanuel, franz. Wundarzt, 1804 zu Paris geboren, war 1831 Militärarzt in der poln. Armee, zuletzt Hospitaldirektor, dann 1837 Oberchirurg der 3. u. 4. Brigade in Algier, Professor der operatorischen Medicin am Hospital zu Val de Grace, Professor der medicin. Fakultät zu Paris, 1841 Chirurgien major und Professor der Chirurgie zu Straßburg. Schrieb: Manuel de médecine légale, Paris 1830, 2. Ausg. 1836; — Nouv. considérations sur la plique, das. 1832; — Campagne de Constantine de 1832, das. 1838; — Traité de médecine operatoire, bandage et appareils, das. 1839, 2 Bde.; — De l'opération de l'empyème. das. 1841, 2. Ausg., das. 1841. — 2) Innocenz, franz. Mediciner, zu Paris geboren, Arzt daselbst, Sekretär, dann Vicepräsident der medicinischen Gesellschaft. Gab heraus: Récueil period. de la Société de méd. de Paris, seit 1799, 5 Bde., und seit 1803 vom 15. Bande an: Journal général de médecine, de chirurgie et de pharmacie ou Récueil périod., und seit 1797: Récueil périod. de la literature étrangère.

Sedilo, ital. Dorf, Insel Sardinien, Cagliari, südwestl. von Nuoro, am Flusse Seristano; 2000 Einw.

Sedi majoris Herba (pharm. Bot.), s. unter Sempervivum tectorum *L.* — Sedi minoris s. vermicularis Herba, s. unter Sedum acre *L.* und S. album *L.*

Sediman, afrikan. Dorf, Ober-Aegypten. Hier am 28. Aug. 1798 Gefecht zwischen

den Mameluden unter Murad Bei und Desaix; letzterer siegte.

Sediment (v. Lat.), 1) (Geognos.), s. v. a. jede Ablagerung (Niederschlag), welche aus dem Wasser oder auch aus der Luft bloß mechanisch, d. h. bloß nach dem Gesetze der Schwere erfolgt ist und sich zunächst der Gestalt der Bodenoberfläche anschmiegt. Ist die Bodenoberfläche mehr geneigt, als daß sie den niederfallenden Theilchen hinreichende Unterstützungspunkte darböte, so gleitet das S. so weit abwärts, bis die nöthige Unterstützung sich findet, wodurch meist die Unebenheiten der Bodenoberfläche ausgeglichen werden. Hierauf beruht das Phänomen der Schichtung (s. d.), welche nur den Sedimentgesteinen (den auf dem Wege des S.s oder der mechanischen Ablagerung entstandenen Gesteinen) zukommt. — 2) (Chem.), Absatz, s. v. a. Niederschlag, wird aber meist von der aus einer unklaren Flüssigkeit freiwillig sich absetzenden Materie gesagt.

Sedimentär (Geognos.), s. v. a. durch Sediment oder mechanische Ablagerung gebildet, s. Sediment 1).

Sedimentgebirge, s. v. a. Flötzgebirge.

Sedimentirgefäße (Chem.), s. Absatzgefäße.

Sedimentgesteine (Geognos.), s. Sediment 1).

Sedimentum (Chem.), s. Sediment 2).

Sedimentum urinae (Med.), s. v. a. Harnsatz.

Sedini, ital. Dorf, Sardinien, Sassari, nordöstlich bei Nulvi, in fruchtbaren Bergen; 1400 Einw.

Sedinum, neulateinischer Name für Stettin, nach den Sedini, einem Volk in Vorpommern.

Sedisvakanz (v. Lat.), Erledigung des apostolischen Stuhls, s. Sedes apostolica 2).

•**Sedisvakanzmünzen** (Num.), Münzen der päpstlichen Staaten, die bei Erledigung des päpstlichen Stuhls vom Kardinalkollegium, bei Erledigung der Erz- und Bisthümer vom Domkapitel geschlagen werden.

Seditio (röm. Rechtsw.), Erregung von Volksaufstand und Tumult, galt, wenn die Absicht auf Staatsumwälzung gerichtet war, ursprünglich als Perduellio, später als Majestätsverbrechen.

Sedition (v Lat.), Empörung, Aufstand, Anfruhr; daher Seditiös, aufrührerisch, unruhig, meuterisch, und Seditiosität, Empörungssucht, Aufwiegelungssucht.

Sedjazek (Sedjadeck), Art Teppiche.

Sedjelmessa (Geogr.), s. v. a. Sedschelmessa.

Sedjestan, Landschaft, s. v. a. Sedschestan.

Sedlascheg (Mesinetz), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Oberpettau; 300 Einw.

Sedlatitz (Sedladice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrschaft Neu-Reisch; Schloß; 140 Einw.

Sedlazek, Johann, ausgezeichneter Flötenvirtuos, geb. zu Ober-Glogau in Schlesien den 6. Dezember 1789, erlernte in seiner Jugend das Schneiderhandwerk und übte sich nebenbei ganz ohne Anleitung am Feierabende im Flötenspiel. Im 21. Jahre ging er in die Fremde u. kam unter andern auch nach Wien, wo er sich noch mehr im Flötenspiel vervollkommnete, in Serenaden und Privat-Musiken verwendet, später Orchestersubstitut und endlich gar Orchestermitglied wurde. Von dieser Zeit an wandte er sich ganz der Musik zu und erwarb sich bald den Ruf eines ausgezeichneten Flötenvirtuosen. Im J. 1818 trat er eine größere Kunstreise durch das südliche Deutschland und die Schweiz und zwei Jahre später nach Dresden, Leipzig und Berlin an, durchwanderte bald darauf Italien, wo er fast an allen Höfen mit dem größten Beifall gehört wurde, ging dann, nachdem er noch einmal seine Aeltern in Deutschland besucht, nach Paris, wo er ebenfalls volle Anerkennung fand, u. lebt seit 1826 verheirathet in London in den angenehmsten Verhältnissen.

Sedlczany, Stadt, s. v. a. Seltschan.

Sedlecko (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kreis Tabor, Gut Mischkowitz; Mühle, Badhaus; 160 Einw.; — 2) das., Herrsch. Chotowin; 240 Einw.

Sedledje (Sedledsje), Fluß, s. v. a. Setledsje.

Sedlejow (Sedlegow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Teltsch; 260 E.

Sedletin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Chotiebor; 250 Einw.

Sedletschko, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Bukowan; über 100 Einw.

Sedletz (Geogr.), österr. Orte: 1) Dorf, Böhmen, Kr. Bunzlau, Herrsch. Wselnik; 200 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Chrudim, Herrsch. Chraustowitz; 340 Einw.; — 3) Dorf das., Kr. Kaurzim, Gut Jungfrauen-Brezan; 140 Einw.; — 4) (Sedlec), Dorf das., Kr. Königgrätz, Gut Liebtschan; 150 Einw.; — 5) Dorf das., Kr. Leitmeritz, Herrsch. Libochowitz; 260 Einw.; — 6) (Sedlice), Dorf das., Kr. Pilsen, Herrsch. Plaß; 230 E.; — 7) Dorf das., Herrsch. Stiahlau; Schichtamt, Hochofen, 2 Stabhämmer und 1 Zainhammer; 290 Einw.; — 8) Herrschaft das., Kr. Czaslau; umfaßt ein Areal von 1641 Joch, 98 □Kl. Areal und hat mit mehren andern Gütern 4880 Einw.; — 9) Dorf das.; Schloß, k. k. Tabakfabrik; 350 Einw; — 10) (Sedlec), Dorf, Mähren, Kr. Znaim, Grafsch. Namiescht; 390 Einw.

Sedleysko (Sedlecko), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Landgüter der Stadt Olmütz; 210 Einw.

Sedli (Geogr.), s. v. a. Delos.

Sedlikowitz (Geogr.) österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Budweis, Herrsch. Wintingau; 130 Einw.; — 2) Kr. Prachin, Gut Kbelnitz; 120 Einw.

Sedlinen, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; über 100 Einw.

Sedlischt (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Sedlisst), Kr. Bidschow, Herrsch. Altenburg; Mühle; 230 Einw.; — 2) (Sedlisste, Groß-S.), Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; 380 Einw.; — 3) (Sedlisste), Kr.

Chrudim, Stadt Politschka; Mühle; 170 Einw.; — 4) (Sedlissk), Kr. Klattau, Herrschaft Grünberg, rechts an der Uslawe; 320 Einw.; — 5) (Neu-, Neu-Zedlitz, Nowe Sedlo), Kr. Pilsen, Gut im westlichen Theile des Kreises mit 1267 Joch, 718 □Kl. Areal, besteht aus dem gleichnamigen Dorfe, Schloß, Kapelle und Mühle; 800 Einw.

Sedlisko (Sedlischko, Sedlissko, Sedlissek), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Swigan; 120 Einw.

Sedlitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Orte: a) Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Frauenberg; 140 Einw; — b) Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Kriwsaudow; Mühle; 130 Einw.; — c) Dorf, Kr. Klattau, Gut Janowitz; Mühle; 150 Einw.; — d) (Ober-S.), Dorf, Kr. Leitmeritz, Gut Schreckenstein; 120 Einw.; — e) Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Rozmital; Mühle; 290 Einw.; — f) Stadt, Kr. Prachin; Schloß, Ziegelei, 2 Mühlen; 1300 Einw.; bildet ein Gut von 7227 Joch, 586 □Kl. Areal und 12 Dörfern; — g) Dorf, Kr. Saaz; 2 Bitterbrunnen, aus welchen Bittersalz (Sedlitzer Salz) gesotten wird; — 2) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 350 Einw.; — 3) sächsische Dörfer, s. Großsedlitz, Kleinsedlitz und Niedersedlitz.

Sedlitz-Powder, s. v. a. Brausepulver.

Sedlmayr (Biogr.), 1) Joseph Anton, Maler und Lithograph, 1797 zu München geboren und von der Akademie daselbst von W. Kobell in der Landschaftsmalerei unterrichtet, später Schüler von Dillis. Seine Bilder bestehen in verschiedenen landschaftlichen Ansichten, theilweise mit Staffage von Figuren und Thieren; auch hat er mehre Blätter lithographirt. Er trat an Auer's Stelle als Mitarbeiter am münchener Galleriewerke, für welches er Blätter nach Ruysdael, Wynants, de Vries, Kierinix, Vernet und Wilh. Kobell lithographirte. Im Jahr 1829 wurde der Künstler an der Pinakothek zu München angestellt, wo er noch gegenwärtig thätig ist. — 2) Joseph, Zeichner und Lithograph, 1805 zu Gars in Oberbayern geboren und in der lithographischen Anstalt von Nidler in München unterrichtet, bildete sich später unter Prof. Mitterers Leitung weiter aus. Im Jahre 1829 wurde er Zeichnungslehrer an der Handwerks-Feiertags-Schule und später in gleicher Eigenschaft für den dritten Kurs der deutschen Schulen berufen; auch ist er seit mehren Jahren Lehrer der architektonischen Handzeichnung an der k. Baugewerksschule. — 3) Thekla Crescentia, geborene Karth, Malerin, äußerte schon in früher Jugend entschiedene Neigung zur zeichnenden Kunst und erhielt in der Oelmalerei Unterricht von dem Hofmaler Joseph Murel und machte bald solche Fortschritte, daß ihr König Maximilian ein Stipendium zur weitern Ausbildung verlieh. Allein die strengen Grundsätze ihrer Aeltern erlaubten den Besuch einer Akademie nicht; als daher nach dem Tode des Königs das Stipendium eingezogen wurde und 1832 auch die Aeltern dahinschieden, so war sie einzig und allein auf den Privatfleiß hingewiesen. Ihr Talent überwand jedoch alle Schwierigkeiten und bald malte sie eine ziemliche Anzahl von Porträten, welche durch große Aehnlichkeit und treue Auffassung des Charakters sich empfehlen. In der neuesten Zeit malte sie die wichtigsten, historisch und archäologisch interessanten Fundstücke aus den uralten Gräbern von Nordendorf ganz naturgetreu in Wasserfarben, jetzt Eigenthum des historischen Vereins in Augsburg. Im Jahr 1834 vermählte sie sich mit dem Regierungsregistrator S. in Augsburg.

Sedlnitz (Sedlnica), öster.-mähr. Dörfer: 1) Kr. Prerau, im nördl. Theile des gleichnamigen Gutes; Schloß, Kirche, Schule; 1180 Einw.; — 2) (Erb-S.), das.; Pfarrei und Kirche; 540 Einw.

Sedlnitzky (Geneal. u. Biogr.), uraltes Geschlecht in Mähren, Schlesien und Polen, kommt schon in der Sagenzeit der Marchslaven vor und zeichnete sich in der spätern Geschichte oft aus. Die Brüder Albrecht, Thimo und Hans S., Bannerherren von Choltitz, von denen sich die Familie in ununterbrochener Reihenfolge fortführen läßt, waren in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Landeshauptleute der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. Der Urenkel des Hans, Karl Julius, war k. k. Rath, Kämmerer und Administrator der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau und wurde 1695 Reichsgraf. Anton, geboren 1766, war k. k. wirklicher geh. Rath, Kämmerer und Landrechtspräsident von Mähren. Dessen Bruder Joseph, Graf von S., Freiherr auf Choltitz, geb. 1788, trat früh in Staatsdienste, wurde Kreishauptmann zu Weißkirchen und Troppau, k. k. Kämmerer und wirklicher geh. Rath, 1815 Stellvertreter des Polizeipräsidenten von Haager, 1817 Präsident der obersten Polizei und Censurhofstelle. Unter Metternich machte er durch Organisirung eines geheimen Polizeisystems seinen Namen verhaßt. Sein Bruder, Fürst Leopold von S., 1787 geboren, trat in den geistlichen Stand, wurde Domprobst zu Breslau, 1836 Administrator des Bisthums und Fürstbischof. Als er 1840 das strengere päpstliche Breve über die gemischten Ehen nicht publiciren ließ, sondern vielmehr die Geistlichen ermahnte, bei der bisherigen Praxis zu bleiben, zerfiel er mit der röm. Kurie und resignirte auf das Bisthum. Der König von Preußen ernannte ihn zum wirklichen geh. Rath und bewilligte ihm eine Pension von 5000 Thlr.

Sedlo, österr.-böhm. Dörfer: 1) Kreis Budweis; Hammerschmiede, Mühle; bildet mit 2 andern Orten ein Gut des Stiftes Hohenfurt; 120 Einw.; — 2) Kr. Prachin, Gut Hoschtitz; 200 Einw.

Sedlowitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Bunzlau, Gut Gillowey, am rechten Mohelka-Ufer; 200 Einw.; — 2) (Alt-, Stary Sedlonow), Kr. Königgrätz, Herrschaft Nachod; Glashütte; 690 Einw.; — 3) (Neu-, Nowy Sedlonow), Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 160 Einw.

Sednew, europ.-russ. Flecken, Gouv. und Kr. Tschernigow.

Sedo, afrikan. Stadt, Reich der Foulahs.

Sedoidea (Bot.), nach Stackhouse, Algengatt. Arten unter Lomentaria.

Sedranken, preuß. Ort, Prov. Preußen, R.-B. Gumbinnen, Kr. Oletzko; Ziegelei und Mühle; 200 Einw.

Sedriano, österr.-ital. Flecken, Lombardei, Prov. Pavia, östl. von Buffalora; 1200 Einw.

Sedschär (Geogr.), s. v. a. Sedsjer.

Sedschah (orient. Gesch.), s. Mossailamah.

Sedsched, Fluß, s. Sefidrud.

Sedschelmessa (Sedzel Messa), afrikan. ehemals berühmte Stadt, Kaiserth. Marokko, deren Ruinen in der Gegend von Tafilet liegen.

Sedschestan (Sedjestan, Seistan, Sistan), asiat. Provinz, südwestlich in Afghanistan, grenzt südlich an Beludschistan, westlich an Persien, nördlich und nordöstlich an Herat, östlich und südöstlich an Kandahar, ein von Wüsten umgebenes Hochplateau, nur in $^1/_3$ des Ganzen bewohnbar, bewässert durch den Hilmend u. Ferra-Rud (Furralerud), welche beide von Osten her in den Killohi-See fließen. Nur das Hilmend-Thal ist bebaut, versandet indessen immer mehr. In demselben steht auch die ehemals bedeutende Stadt Duschak. Das Klima ist heiß. Das Land ist von Tadschiks, Beludschen, Hirten und Räubern bewohnt, steht unter einem eigenen Schah, der nach Kabul Tribut zahlt und 1000 Reiter stellen kann. Er stammt angeblich von den alten Königen Persiens und residirt in Dschullabad, einem Städtchen an einem Nebenfluß des Hilmend, mitten in den Trümmern von Duschak (Dscherabat). Außerdem hier noch die Städte: Ilumdar (Illamder), Tow Tuzi Tanan, Sikoha.

Sedschitz (Sedcice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrsch. Schönhof; Schloß, Mühle; 140 Einw.

Sedsjer (Sedschär), asiat. Landschaft, Arabien, im Osten von Hadramut, stößt südlich an das Oman-Meer, mit den Vorgebirgen Merbat und Fartasch. Hier: Merbat, Stadt, Dafar (Dofar, Thafar, Saphar), Seestadt, Handel mit dem besten Weihrauch (Oliban). Die gleichnam. Hafenstadt liegt an der Küste. Die Bewohner züchten die schönsten Kameele in Arabien; Hafen, Sitz eines Scheikhs.

Sedsjim, europ.-türk. Flecken, Albanien, südwestl. von Okhrida, links am Scombi.

Sedsjur, Nebenfluß des Euphrat, in Syrien.

Seduktion (v. Lat.), Verführung, Verleitung; daher Seduciren, verführen, verleiten, und Seduktor, Verführer.

Sedulität (v. Lat.), Emsigkeit, Geschäftigkeit.

Sedulius (Biogr.), 1) S., Häuptling der Lemovici, zu Cäsars Zeit, blieb bei einem Aufstand seines Volkes gegen die Römer. — 2) Cölius, christlicher Presbyter des 5. Jahrhunderts, lebte unter Honorius und Theodosius und verfaßte einige in guter Sprache geschriebene und leichtfließende religiöse Gedichte, wovon das erste und beste das „Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque" ist. Es hat die Kreuzigung Jesu zu seinem Inhalte und wurde vom Grammatiker Turcius Rufus Apronianus, der es auch verbesserte, herausgegeben. Von des S. „Hymnus acrostichis" bilden die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen der Reihe nach die sämmtlichen Buchstaben des Alphabets. Die „Collatio Veteris et Novi Testamenti" ist in spielendem, elegischem Versmaße geschrieben, der Hymnus „De incarnatione verbi" dagegen in virgilischen Versen. Ausgaben von des S. Schriften besorgten: Cellarius, Halle 1736, 2. Aufl.; Gruner, Leipzig 1747; Arntzen, Leuward. 1761; Arival, Rom 1794, 4. — 3) S., Verfasser eines Epigramms in der lateinischen Anthologie (V, 115 ed. Burm.; — Wernsdorf, Poett. Latt., IV, S. 499). 4) S., Theolog und Jurist, geborener Schotte, Schüler des Hildebert, machte Reisen durch Frankreich, Italien und Asien. Von seinen Schriften ist keine bekannt. — 5) S., Theolog des 8. Jahrhunderts in Schottland, war 721 bei der Kirchenversammlung in Rom; schrieb: Collectanea, sive explanatio in omnes epistolas St. Pauli, zuerst gedruckt Basel 1528, auch in der „Bibl. patrum"; — Collectanea in Matthaeum, Leyden 1473; — De rhetoribus christianis et convenientibus regulis, quibus est respublica rite gubernanda, Leipzig 1619.

Sedum (Bot.), 1. nach Linné, Mauerpfeffer, Fetthenne, Gatt. der Crassulaceae *Dec.*, der Corniculatae Crassulaceae *Rchb.*, Decandria Pentagynia *L.* Charakter: Kelch fünftheilig, bleibend; fünf lanzettförmige Kronenblätter; fünf Nektarschuppen am Grunde des Fruchtknotens; Antheren zweifächerig; fünf abstehende, einfächerige, einwärts mit einer Naht aufspringende Kapseln mit sehr vielen feinen Samen. Fleischige Kräuter und Halbsträucher in Europa und Asien, mit fleischigen, runden oder flachen Wechselblättern und Blüthen in Afterdolden; von den 132 Arten erwähnen wir diejenigen, welche als Arznei- oder als Zier-, zum Theil auch als Salatpflanzen bekannt sind: 1) S. acre *L.*, scharfer Mauerpfeffer, scharfe oder kleine Fetthenne, Steinpfeffer, Katzenträublein, scharfes Knorpelkraut, Moldenkraut, Zumpen- oder Zungenkraut, Blattloskraut, Lebenskraut. Stengel unten kriechend, Zweige aufrecht; Blätter rundlichoval und angedrückt; Afterdolden dreizinkig; Blüthen gelb u. spitzig. Ueberall an sonnigen Stellen, Ackerrändern, Mauren und Felsen durch ganz Europa, ausdauernd. Ehedem war das frische, scharf pfefferartig schmeckende, die Haut röthende Kraut, Herba recens Sedi acris s. Sedi minoris s. Sedi vermicularis, Herba recens Illecebri s. Illecebri minoris, Herba vermicularis, officinell und wurde innerlich und äußerlich gegen Geschwüre, auch gegen Wassersucht und Scorbut angewendet. Neuerlich ist es von Pasquier in Lyon gegen Epilepsie empfohlen worden. Es macht

auch einen Bestandtheil der Pappelsalbe aus. Schkuhr, Bot. Handb., T. 123; — Hayne, I, T. 15. — 2) S. Aizoon *L.* Blätter lanzettförmig, flach, gesägt, abwechselnd, glatt; Blüthen zierlich, gelb. In Sibirien, ausdauernd. Decand., Pl. grass., T. 101. — 3) S. album *L.*, weißer Mauerpfeffer, weiße Fetthenne, weiße Steinwurz, Taubenweizen, Klaffenkraut, Hühnerwehr, weiße Tripmadam, franz. Treque Madame, Tripmadam vermiculaire, petite ju barbe, orpin blanc, engl. Whit Houacrop, schwed. Hoit Bergknodp, Hvit Knopar, Moerte graet, norw. Quntknep. Stengel 4—6 Zoll hoch; Blätter länglich; stielrund, stumpf, abstehend, glatt; Blüthen zierlich, weiß. An sonnigen Stellen auf Mauern, Dächern und Felsen durch ganz Europa, ausdauernd. Man wendete früher das frische, kühlend u. antiskorbutisch wirkende Kraut, Herba Sedi albi s. Sedi minoris, wie das der vorhergehenden Art an. Jetzt gilt es noch hier und da als Hausmittel bei fauligen, um sich fressenden, krebsartigen Geschwüren. Die zarten Blätter benutzte man als Zuthat und Salat und auch in Suppen. Es wird deshalb auch in den Gärten kultivirt, wo es an jeder trocknen und sonnigen Stelle fortkommt und sehr leicht durch Wurzeltheilung in jeder Jahreszeit fortgepflanzt wird. Flor. dan., T. 60; — Decand., Pl. grass., T. 22. — 4) S. Anacampseros *L.*, kriechende Fetthenne, Wundkraut, rundblätteriger Mauerpfeffer, große oder Garten-Tripmadam, franz. Téve épaisse. Blätter keilförmig, ganzrandig, fast stiellos, fleischig, sehr stumpf, glatt, graugrün; Stengel niederliegend; Blüthen zierlich, purpurroth oder weiß. In der Schweiz, Südfrankreich und Oberitalien, auf den Alpen an trockenen, sonnigen Orten und auf Felsen u. Mauern, ausdauernd. Das Kraut war sonst als Herba Anacampserotis officinell und besitzt dieselben Eigenschaften, wie das von Sedum Telephium *L.* Als Salatpflanze wird diese Art wie die vorige angewendet und auch hier und da, besonders in Frankreich, kultivirt. Decand., Pl. gr., T. 33; — Bot. Mag., 118. — 5) S. Cepaea *L.*, Cepernkraut, Welschhornkraut. Stengel krautig, stielrund, weichhaarig; Blätter flach, ganzrandig, die untersten fast spatelförmig, die obern länglich oder linealisch; Blumenblätter mit einer grannenartigen Spitze. In Zäunen und Gebüsch des mittlern und südlichen Europa, einjährig. Wurde von den Alten bei Krankheiten der Urinwerkzeuge angewendet. Clus., Hist., II, S. 68. — 6) S. coeruleum *Vahl*, S. azureum *Desf.* Stengel unten schwach, ästig, aufsteigend, 4—5 Zoll hoch; Blätter stielrund, länglich, abwechselnd, stumpf, mit abgelöster Basis; Blüthen blaßblau, mit 7 Kronenblättern. In Tunis, einjährig. Eine nette Zierpflanze für den Topf und auf Blumenrabatten. Bot. Mag., T. 2224. — 7) S. maximum *Rchb.*, große Fetthenne. Ist erst neuerlich von S. Telephium *L.*, mit dem sie untermischt vorkommt und gleiche Anwendung hat, durch Reichenbach unterschieden worden. Unter scheidet sich durch die Oehrchen am Grunde auf beiden Seiten der Knospenblätter. Reichenb., Iconogr., T. 726, F. 969. — 8) S. reflexum *L.*, zurückgekrümmte Fetthenne, gelbe Tripmadam. Aestig; Blätter pfriemenförmig; Blüthen goldgelb, mit 5—7 Blättern; die Blätter in schraubenförmigen Reihen an den blüthelosen Zweigen zurückgeschlagen. An Felsen, Mauern, Ruinen, Ackerrändern durch fast ganz Europa, ausdauernd, variirt auf verschiedene Art. Wurde früher wie S. acre und album unter dem Namen Herba Sedi minoris lutei angewendet. In den Gärten wird es hier und da als gelbe Tripmadam kultivirt und wie S. album benutzt. Flor. dan., T. 1818; — Reichenb., Icon., III, T. 286. — 9) S. Rhodiola *Dec.*, Pl. gr., T. 143, Rhodiola odorata *Lam.* Stengel 6—8 Zoll hoch, einfach; Blätter länglich, an der Spitze gesägt, glatt, graugrün, flach; Blüthen viermännig, gelb und röthlich; die dicke Wurzel hat einen angenehmen Rosengeruch. In den Alpengegenden Mitteleuropa's, ausdauernd. — 10) S. roseum *Stev.* Blüthen schön rosenroth. Im Kaukasus, ausdauernd. — 11) S. Sempervivum *Ledeb.* Stengel bis 1 Fuß hoch, einfach, oben mit einer Endtdolde scharlach- oder fast blutrother, sehr zierlicher Blüthen gekrönt; Blätter wie beim Hauslaub in Rosetten stehend. In Iberien, zweijährig. Eine sehr schöne Zierpflanze. Bot. Mag., 3474. — 12) S. sexangulare *L.* Dem S. acre *L.* sehr ähnlich, mit ihm gleichen Standort habend, aber die Blätter walzig, stumpf, geschmacklos. Dec., Pl. gr., T. 118. — 13) S. Telephium *L.*, knollige Fetthenne, fette Henne, Schmeerwurzel, Bruchwolfswurzel, Geschwulstkraut, Donnerbart, Donner- od. Woltsbohnenkraut, Donnerkraut, Dickblatt, Zumpen- od. Zungenkraut, Wundkraut. Stengel 1—2 Fuß hoch, aufrecht; Blätter länglich oder oval, am Grunde geschmälert, flach, gezähnt, glatt; Blüthen weiß oder grünlich gelb, auch roth. An trockenen sonnigen Plätzen, Steinhaufen, Mauern und Felsen durch ganz Europa, ausdauernd, variirt mannichfaltig. Die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Telephii s. Telephii vulgaris, Crassulae s. Crassulae majoris, Illecebri, Illecebrae majoris, Anacampseros s. Anacampserotis, Fabae crassae s. Fabae inversae, Fabariae s. Scrophulariae mediae, waren früher als kühlende, schmerzstillende Wundmittel officinell. Von den Landleuten wird das Kraut noch bisweilen bei Verwundungen, entzündlichen Geschwülsten und dergleichen ganz oder zerquetscht aufgelegt. Da man die Blätter als Salat und Suppenkraut benutzt, so findet man die Pflanze bisweilen in Gemüsegärten kultivirt. Dec. Pl. gr., T. 92; — Flor. dan., T. 686. — II. Nach Adanson, Pflanzengatt., s. v. a. Sempervivum *L.* — Die Gatt. Sedum *L.* ist der Typus der Sedeae *Rchb.* und And., einer Untergruppe der Corniculatae Crassulaceae *Rchb.*

Sedumpan, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Wlaschim; 320 Einw.

Seduni (a. Geogr.), Alpenvolk in Gallia

Belgica, am ersten Lauf des Rhodanus, zwischen dem Lemansee und dem Kamm der Alpen, im heutigen Wallisertbal und in der Gegend von Sion oder Sitten (Cäs., B. G. III, 1).

Sedusi (a. Geogr.), germanische Völkerschaft im Heere des Ariovist (Cäs., B. G. I, 31), die später nicht weiter genannt wird.

Sedyk (phönic. Myth.), s. v. a. Sydyk.

Sedziszow (Sediszow, Sendzizow), österreich.-galiz. Marktflecken, Kr. Rzeszow; Postamt.

See (physik. Geogr.), 1) (die S.), s. v. a. Meer; — 2) (der S., Landsee, Binnenmeer), jede ausgedehnte und meist schiffbare Wasserfläche, die in einem weiten Becken zusammengelaufen und ringsum von Land dergestalt umgeben ist, daß sie auf keine Weise und nach keiner Seite hin in unmittelbarer Verbindung mit den Gewässern des allgemeinen Oceans oder Weltmeers steht, sondern, etwaige Flußverbindungen abgerechnet, rundum von Land eingefaßt, also überhaupt innerhalb eines Kontinents gelegen ist. Den Namen Meer erhalten nur die allergrößten, z. B. das kaspische Meer, der größte S. auf der Erde. — Man unterscheidet S.n, welche keinen Abfluß ihrer Wasser haben, und solche, bei denen ein Abfluß Statt findet; ferner gibt es S.n, welche keinen Zufluß, wohl aber Abfluß haben, so daß sie als der Ursprung eines Flusses zu betrachten sind; dann S.n, welche Zuflüsse aufnehmen, aber keinen Abfluß aussenden; endlich S.n, die weder den einen, noch den andern besitzen. Bei allen S.n ohne Abfluß ist das Niveau ihres Wassers horizontal, d. h. parallel mit der allgemeinen sphäroidischen Krümmung der Erde; aber ihr Wasserstand wechselt je nach der Menge des Zuflusses, deren Ueberschuß durch Verdampfung verloren geht. Die S.n mit Zu- und Abfluß dagegen sind mehr oder minder gegen den Horizont geneigt, was zuweilen so bedeutend ist, daß das Gefälle, wie z. B. beim Lago maggiore, mehr als 1 Fuß auf eine deutsche Meile beträgt. Nach ihrer Lage in Beziehung auf die senkrechte Ausdehnung des festen Landes kann man die S.n auch in Gebirgsseen und in S.n des ebenen Landes eintheilen, von denen die erstern oft in sehr bedeutender Höhe über der Meeresfläche liegen, wie der Titicaca-S. auf dem Plateau der bolivianischen Andes, während die letztern hauptsächlich in 2 Fällen das merkwürdige Phänomen darbieten, daß ihre Wasserfläche tiefer liegt, als das Weltmeer; der erste Fall tritt beim kaspischen S. ein, der gegen 100 Fuß unter das oceanische Niveau herabgedrückt ist. Diese beiden S.n, der kaspische in der alten Welt und der Titicaca in der neuen, bieten zugleich die größten Beispiele von S.n dar, welche Zuflüsse, aber keinen Abfluß haben; namentlich ist das Verhältniß der Zuflüsse beim kaspischen S. sehr bedeutend, indem er, außer mehren andern Flüssen, Europa's größten Strom, die Wolga, in sich aufnimmt. Noch von einem andern S. hat die neueste Zeit gelehrt, daß sein Wasserspiegel unter der Meeresfläche liegt, und dieser S. muß als ein Gebirgssee betrachtet werden, als ein mit Wasser angefüllter Gebirgskessel, der auf 2 Seiten von hohen Thalwänden eingeschlossen ist: das todte Meer, das sehr wahrscheinlich 1000 Fuß und darüber niedriger liegt, als das mittelländische Meer, während die Gebirge von Judäa, auf der Westseite des todten Meeres, sich 2500 Fuß über dasselbe Niveau erheben. — Nach der Beschaffenheit ihres Wassers theilt man die S.n in 2 anderweitige Hauptklassen, in Süßwasser- und Salz-S.n. Zur ersten dieser Klassen gehören alle S.n, welche einen Abfluß haben, zur zweiten Klasse in der Regel diejenigen, die keinen Abfluß besitzen, und unter denen es viele gibt, welche reines Kochsalz bis zur Sättigung enthalten, während andere bittere und alkalische Salze geben. Auf geringem Raume finden sich S.n benachbart, von denen die einen süßes Wasser, die andern Kochsalz, wieder andere Bittersalz und noch andere Bittersalz und Schwefelleber enthalten; ja, es gibt S.n, die früher süßes Wasser führten, jetzt aber mit salzigem Wasser angefüllt sind, und S.n, die vormals Kochsalz lieferten, sind gegenwärtig mit Bittersalz gesättigt. Die Salz-S.n finden sich zwar überall auf der Erde, aber nirgends sind sie zahlreicher, als in Innerasien, in dem dortigen großen Gebiete der kontinentalen Ströme. — Was die geographische Verbreitung der Landseen betrifft, so gibt es doch verschiedene Gegenden auf der Erde, wo sie zahlreicher sind, als in andern. Dahin gehört das so eben genannte Gebiet von Innerasien und das nördlich daran grenzende Sibirien, sodann die lange Zone von größern und kleinern S.n, die sich vom Onega-S. an und noch weiter her längs des südlichen Gestades des baltischen Meeres, bis an den Dümmer-S. im nordwestlichen Deutschland erstreckt, während die nördliche Seite desselben Binnenmeeres in Finnland und Schweden ebenfalls mit S.n angefüllt ist; ferner die Kette von S.n, welche den nördlichen sowohl, als südlichen Fuß des europ. Alpengebirges, an seinen Ausgängen, begleiten; und in der neuen Welt das große, weite Gebiet ungezählter und zahlloser S.n, das sich, nördlich vom 40. Parallelkreise, über ganz Nordamerika ausbreitet. Sehr arm an S.n ist, so weit sich bis jetzt erkennen läßt, der afrikanische Erdtheil; man kennt hier mit Gewißheit nur 2 S.n: den Tsana- oder Dembea-S. auf dem abyssinischen Hochlande und den Tschad-S. im Sudan, in der Mitte des Kontinents; jener gehört in die Klasse der S.n mit Abfluß, dieser vermuthlich in die der S.n ohne Abfluß. Diese Nachweisungen zeigen, daß die geographische Verbreitung der Landseen hauptsächlich auf die nördliche Hemisphäre beschränkt ist; mit Ausnahme des Titicaca-S.s in Südamerika, kennt man keinen S. in der südlichen Halbkugel, denn die unsichern Nachrichten, welche man über das Vorhandenseyn einiger S.n in Südafrika besitzt, bedürfen noch sehr der Bestätigung. Ausführlicheres über die geogr. Verbreitung der S.n s. unten: Geographische Uebersicht. — Die Färbung des Wassers in Landseen, Flüssen und Strömen richtet sich bei den beiden letztern nach der mineralischen Be-

schaffenheit des Bodens, auf welchem sie fließen, indem Bestandtheile desselben dem Wasser mechanisch beigemengt sind, die auch seine Durchsichtigkeit verhindern. Je mannichfaltiger die Gebirgsarten sind, mit denen ein Strom und seine Nebenflüsse auf ihrem Laufe in Kontakt kommen, desto mehr wechselt auch die Färbung ihres Wassers, die in einem Hauptstrome da eine zweifache seyn kann, wo ein bedeutender Zufluß sich in ihn ergießt, indem dieser die von ihm herbeigeführten Stoffe neben den Stoffen des Hauptstromes noch eine Strecke lang parallel strömen läßt, bevor sich beiderlei Stoffe mit einander vermengen. In den Landseen dagegen, die entweder gar keine, oder doch nur eine geringe Strömung besitzen, setzen sich die mineralischen Bestandtheile, welche ihnen von Flüssen zugeführt werden, schnell ab; darum ist ihr Wasser durchsichtiger und oft so durchsichtig, daß man bei ruhiger Beschaffenheit der Oberfläche den Boden in der Tiefe und Alles, was ihn bedeckt, erkennen kann, in sofern die Tiefe nicht so bedeutend ist, daß die Lichtstrahlen den Boden erreichen und von diesem zurückgeworfen werden können. In diesem Falle vertritt das Medium des Wassers die Stelle des farblosesten und durchsichtigsten Glases, und es tritt ein Zustand ein, der in der That ein Zustand völligen Mangels an Farbe und vollkommener Durchschaubarkeit ist. Ist dagegen ein S. so tief, daß trotz der Durchsichtigkeit des Wassers die Lichtstrahlen bis auf den Boden entweder gar nicht, oder nur in so kleiner Menge gelangen, daß die von ihm zurückgeworfenen Strahlen vom Wasser verschluckt werden, bevor sie die Oberfläche erreichen, dann wird der S. ein vollkommener Spiegel, der, wenn er weder vom Winde, noch von einer Strömung bewegt wird, das Azur eines wolkenlosen Himmels reflektirt, das um so intensiver wird, je dunkeler der Untergrund ist. Diese allgemeinen Verhältnisse erleiden jedoch manche Modifikation durch fremde Stoffe, welche im Wasser schweben, durch den Wind und Sonnenschein, durch das Schattenwerfen der Umgebungen und durch untere Strömungen bei S.n, welche mächtige Zuflüsse aufnehmen, deren Wasser eine kühlere Temperatur besitzen, als das Wasser des S.s.

Geographische Uebersicht. In manchen Beziehungen bieten die S.n dem Naturforscher weit größere Schwierigkeiten dar, als die Flüsse, namentlich darum, weil sie uns auf das noch so wenig bebaute Feld einer rationellen Geologie führen. Da wir von den kleinern S.n, den Folgen zufälliger Unebenheiten des Bodens, hier ganz absehen, so fragt sich vorerst, warum sind einzelne Länder mit S.n wie besäet, während sie an andern Orten beinahe gänzlich fehlen? Warum ist z. B. Nordamerika vom 42° gegen Norden überreich an S.n, zum Theil der ersten Größe, während das Land vom 42° bis zum 22°, außer den stehenden Wassern und Lagunen an der Küste, auch nicht einen S. von Bedeutung hat? Dies ist gewiß so wenig zufällig, als daß verschiedene europäische Alpenseen, wie der Boden-S., Genfer-S., Neuenburger-S., dann wieder die S.n auf dem Südabhange der Alpen in Italien, so ziemlich auf gleicher Höhe über dem Meere liegen. S.n können so gut, wie Flüsse, nur im Verhältniß zum umliegenden Lande aufgefaßt werden, denn nur bei der steten Rücksicht auf das umliegende Land läßt sich die Unterscheidung zwischen allgemeinen und lokalen Depressionen, zwischen Erdspalten und Stromerweiterungen machen, lauter Dinge, die den Charakter eines S.s wesentlich bestimmen. So sind viele Steppen-S.n in Asien, namentlich diejenigen, welche einen Ausfluß haben, z. B. der Saisan-S., nichts als Stromerweiterungen, während die Saguenay, welche von den Geographen als Strom aufgeführt wird, eigentlich ein sehr langer und schmaler S. in einer Erdspalte ist, da sie 900 Fuß Tiefe hat und somit um fast 300 F. tiefer ist, als der Strom, in den sie ausmündet. Um aber über den verschiedenen Charakter der S.n mit Sicherheit urtheilen zu können, müßten wir eine geologische Schilderung der verschiedenen Erdtheile, eine Art Kosmorama, besitzen, wie bis jetzt noch keines erschienen ist. Ehe wir uns auf einige allgemeine Bemerkungen über die S.n einlassen, geben wir eine Uebersicht der verschiedenen S.n und ihrer allgemeinen Verhältnisse zum umliegenden Boden, und wir beginnen hier mit Südamerika, das vergleichsweise arm an S.n ist, dafür aber einige darbietet, die im hohen Grade merkwürdig sind. Südamerika zerfällt in 4 Haupttheile, die Andenregion, das Paranagebiet nebst Patagonien, das Marañon- und Orinocogebiet; die zwei letztern enthalten gar keine bedeutenden S.n, und das Paranagebiet nur Lagunen oder Wasseransammlungen, die sich dadurch gebildet haben, daß die Flüsse wegen der niedern Lage des Landes ihren Lauf noch nicht nach dem Meere durchbrechen konnten. Zu den erstern gehören namentlich die Laguna de los Canaverales, welche vom Rio del Tunuyan gebildet wird, die Lag. Ybera oder Caracares, südlich vom Parana und dessen Einmündung in den Paraguay und westlich vom Uruguay, so wie der See Xarayes am obern Paraguay, vielleicht auch der See Tehuel und der Desaguadero in der Nähe des Rio Negro oder Cusu Leuvu, dessen Verbindung mit diesen S.n aber noch keineswegs ganz ausgemacht ist. Die zweite Klasse bilden namentlich die sehr zahlreichen S.n, welche in den theils halb, theils ganz geschlossenen Steppenbecken sich finden, die bis hinauf zur Wasserscheide zwischen dem Marañon- und Paraguaygebiet gehen, und welche in der Uebergangslandschaft Chiquitos besonders zahlreich sind. Zu bemerken ist namentlich, daß die meisten derselben während und nach der Regenzeit eine ungeheure Ausdehnung erhalten, und viele, die auf den Karten aufgezählt sind, mögen auch nur zu dieser Zeit als S.n zu betrachten seyn. Weit beständigerer Art sind die freilich nicht zahlreichen S.n in den Anden. Kleinere S.n, zum Theil Wasseranhäufungen in ehemaligen Kratern, wie der unergründliche S. von Antuco, müssen wir übergehen, und bemerken bloß, daß in Südchili, wo die Anden minder nah ans Ufer hervortreten,

manche S.n, auch jetzt trockene Seebetten sich finden. Die S.n sind wahre Alpenseen, gebildet durch Alpenflüsse, deren Gewässer tiefe Schluchten ausfüllten. Dahin gehört namentlich der Desaguadero de Osorno, der Lago de Ranco, L. de Malabunquen u. a.; zu den jetzt trockenen Seebetten gehört die Ebene von Traversia auf dem Wege nach dem Vulkan von Antuco. Doch kommen alle diese partiellen Depressionen des Bodens in keinen Betracht, wenn man sie mit der großen Senkung des Bodens in der Mitte des riesenhaften Andenknotens zwischen 20 und 15° südlicher Breite vergleicht, der außer mehren kleinen S.n den Titicaca-S. einschließt. Die Berge, die ost- und westwärts den S. umgeben, reichen beinahe alle hoch in die Schneeregion hinein, und der S. befindet sich demnach an den zusammenstoßenden Wurzeln dieser Berge, aber immer noch in einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß, sonach höher, als die höchsten Spitzen der Pyrenäen. Dieses große Alpenthal ist 67 geogr. Meilen lang, 8—16 M. breit, und umfaßt 1000 geogr. □M., wovon der S. gegenwärtig etwa den 4. Theil bedeckt, wahrscheinlich aber selbst noch in der historischen Zeit viel größer war und immer noch der größte Süßwasser-S. in Südamerika ist. Er hat keine Ausmündung in die See, und die Flüsse, die in das Bassin herabkommen, verlieren sich entweder in den sandigen Boden, oder in den S., der an dem nördlichen Ende des Bassins liegt. Man hat dessen Tiefe bis jetzt nur an einigen Stellen gemessen und 120 Klafter befunden; wahrscheinlich ist er aber in der Mitte noch viel tiefer. Die Wassermasse wäre übrigens bei Weitem größer und würde vielleicht das ganze Thal ausfüllen, wenn alles von den hohen schneebedeckten Kuppen herabströmende Wasser ihm zuflösse. Seltsamer Weise aber liegt die Wasserscheide weder westlich, noch östlich in der hohen Cordillere, sondern nicht weit von dem S. entfernt, so daß der größere Theil der Gewässer auf der Westseite nach dem stillen Meere abfließt. Dies ist auf dieser Seite indeß weniger zu verwundern, da hier die Gipfel theils von dem Alpenthale viel entfernter sind, theils sich nicht mehr als 4000 Fuß darüber erheben; aber auf der Ostseite ergibt sich eine eigene Erscheinung, daß eine niedere Bergkette das Ufer des S.s von den hohen Anden trennt, und die Gewässer, die von dem Westabhang der östlichen Cordillere herabfließen, deshalb mit einem Mal umwenden und durch Schluchten von 18,000 engl. Fuß (die Angaben sind nach Pentland, der diesen Theil der Anden einer besondern Untersuchung unterzog) Tiefe — denn sie liegen ihrer Vegetation zufolge höchstens 6000 Fuß über dem Meere — sich ostwärts wenden, und als Mapiri im Norden des Sorata und als Chuqueapo im Süden des Illimani dem Rio Beni zufließen. Die Hauptflüsse, welche den S. von Titicaca speisen, kommen demnach von Norden her, der Asangaro, der San Juan del Oro und der Lagunillas, der in einer Kette kleiner S.n in der westlichen Cordillere entspringt. Sein einziger Ausfluß ist der zwar nur etwa 180 Fuß breite, aber ziemlich tiefe Desaguadero, der eine sekundäre, mitten durch das Thal hinstreichende Gebirgskette in einer ziemlich tiefen Schlucht durchschneiden muß. Der Fluß ist unbedeutend im Vergleiche mit der ungeheuren Ausdehnung des Sees, der deshalb den größten Theil seines Wasserverlustes durch Verdunstung in der außerordentlich trockenen Atmosphäre erleiden muß. Am zweiten, weit minder bedeutenden Gebirgsknoten finden sich die S.n Llauri und Chinchay; aus dem erstern entspringt der Tunguragua oder Marañon, aus dem zweiten der Jauja, der anfangs eine ganz entgegengesetzte Richtung, nämlich gegen Süden, einschlägt, sich aber endlich gegen Nordosten wendet und mit dem Ucayale gleichfalls dem Marañon zuströmt. Hier sind also gegen Norden wie gegen Süden die Thäler offen. Auch weiter gegen Norden bei Quito, Ibarra, Pasto sind die Hochebenen geöffnet, und nur bei Timana, wo die letzte Hauptabtheilung der Anden ist, liegt der Lago de Papas, die eigentliche Quelle des Magdalenenstroms. Folgen wir den Verästungen des Gebirges, so treffen wir noch auf zwei große Depressionen, die Laguna de Maracaybo und Laguna de Zapatosa, die eine nordwärts gegen das Meer — vielleicht in Folge eines Erdbebens —, die andere südwärts gegen den Magdalenenstrom geöffnet, mit dem sie durch den Rio Lesare in Verbindung steht. Noch ist in Südamerika ein S. zu erwähnen, der nach Humboldt durch seine freundliche Umgebung an die schweizer S.n, und namentlich an den Genfer-S., erinnert. Dies ist der Tacarigua, auch der S. von Valencia genannt, in der Küsten-Cordillere westlich von Caracas gelegen. Es ist ein schmales Becken zwischen Granit- und Kalkbergen, jene nördlich, diese südlich vom S. hinlaufend. Hügelgruppen, hoch genug, um den Lauf der Gewässer zu bestimmen, schließen das Becken östlich und westlich gleich Querdämmen. Dadurch vereinigen sich die kleinern Flüsse der Thäler von Aragua in einem Landsee, der 1332 Fuß über dem Meere und mindestens 1000 Fuß über den benachbarten Steppen liegt. Auch in diesem S. senkt sich das Wasser allmählig, und immer mehr Inseln erscheinen, die man ganz richtig Las Aparecidas nennt; der Grund davon liegt wohl theils in der großen Trockenheit der Atmosphäre überhaupt, theils in der Urbarmachung des Bodens und in der Ausrottung der Wälder, die, wie an andern Orten Amerika's, so auch hier von den europäischen Ansiedlern mit unvorsichtiger Eile vorgenommen wurde. — Setzen wir in Nordamerika unsere Uebersicht fort an dem allmählig wieder sich erhebenden Landrücken, so stoßen wir hier zuerst auf den großen S. von Nicaragua mit dem San Juan als Ausmündung ins Meer. Nachdem das Land von Veragua aus sich bald in einzelnen Hügeln, bald in einem Tafelland, Mesa genannt, erhoben hatte, senkt es sich nochmals in dem Nicaragua-S., dessen südwestliches Ufer mit einer Reihe von Vulkanen begrenzt ist. Eine ähnliche Senkung bildet der Golf von Fonseca, der jedoch gegen die See

offen ist; die dritte ist der S. Izaval, gleichfalls mit einer Ausmündung in das arabische Meer, wie der Nicaragua. Von jetzt an steigt das Gebirg stärker empor, und die ersten großartigen Gebirgs-S.n sind die auf dem Plateau von Mexiko oder Anahuac, in deren Mitte die alte Stadt Tenochtitlan gegründet wurde. Die Zahl der S.n beträgt 5, die, von Süden nach Norden aufgezählt, folgende sind: Chalco, Xochimilco, Tezcuco, San Christoval und Zumpango; der mittlere und größte, welcher beinahe so groß ist, als die andern zusammen, enthält oder enthielt vielmehr die Stadt Meriko, denn jetzt ist sie nicht mehr von Wasser umgeben, leidet aber häufig durch die Ueberschwemmungen des S.s, denn wie der Tezcuco der mittelste ist, so ist er auch der am tiefsten liegende, und die andern ergießen über ihn ihr Wasser, wenn sie anschwellen. Um diesem vorzubeugen, hat man ungeheure Arbeiten übernommen, die in den 2 letzten Jahrhunderten der spanischen Herrschaft über 6 Mill. Piaster kosteten und über die armen Indianer, die man zur Frohnarbeit zwang, unsägliches Elend verbreiteten; man führte nämlich einen Kanal durch die S.n Christoval und Zumpango nach dem Dorfe Hurhurtoca, wo eine Schleuße, Vertideros genannt, angelegt wurde. Um aber von hier aus das Wasser nach dem Rio Tula zu leiten und somit wirklich aus dem Thale fortzuschaffen, mußte eine Hügelkette bei Nochistongo bis zu einer außerordentlichen Tiefe durchgraben werden. Weiter nach Norden hinauf ist in der Cordillerenkette von Gebirgsseen wenig bekannt, obgleich die Gebirgsbildung, namentlich gegen Kalifornien hin, das Vorhandenseyn derselben begünstigt, denn der Gila, so wie der Tololotlan und Hiaqui laufen durch mehre Gebirgsbassins, die sich wahrscheinlich vorher ausfüllten, ehe sie sich durch das Gebirg Bahn brachen. Weiter hinauf gegen Norden aber, wiederum an einem Knoten des Gebirgs, wo der spanische Pik, der Long-Pik und der James-Pik sich erheben, finden sich einige S.n, der Eutis- und Reddle-S., aus denen der Bighorn- und Yellowstone-Fluß entspringen. Weiterhin sind die Gebirge zu unbekannt. — Wir haben jedoch in Nordamerika, dem an S.n reichsten Lande der Welt, noch 3 Klassen von S.n aufzuführen, die sich je nach ihrer Lage auch durch ihren Charakter unterscheiden. Die erste umfaßt die S.n in Louisiana, die zweite die S.n in Neukalifornien, Oregongebiet und Neukaledonien, die dritte endlich das große nordamerikanische Seegebiet von 42°—70° nördl. Breite. Von den vielen S.n in Louisiana, die bloß eine Folge der Deltabildung und des dadurch an einzelnen Stellen gestauten Wassers sind, ist schon früher die Rede gewesen; es bleiben uns also nur die beiden andern Klassen übrig, die, wie es scheint, allmählig in einander übergehen. In Neukalifornien sind der Teguijo und der Timpanogos, jener vom San Felipe, dieser vom Multnamah gebildet, dann im Oregongebiet der Otchenankane, Lutsamin u. Flatbow. Wie in Südamerika, so fällt auch hier die Cordillerenkette steil gegen Westen, sanfter gegen Osten ab, und nach einem brausenden Lauf im Gebirge kommen die Flüsse mit einem Mal in der Ebene in Tiefthälern oft von sehr geringer Breite an, füllen und höhlen diese aus, hie und da auch sind weite Ebenen von den Hügeln der Uferbetten fast geschlossen, und das Wasser sammelt sich in denselben. In sofern gehören diese S.n des Oregongebiets noch der Gebirgsbildung an und sind zum Theil bloße Stromerweiterungen; ob aber der kleine Bärensee und der Stuart-S. in Neukaledonien auch der Gebirgsbildung oder schon dem nördlichen Seegebiete angehören, ist zweifelhaft; ist das Letztere der Fall, so ist auch die Fortsetzung der Felsengebirge über den 55° hinaus bis ans Eismeer zweifelhaft, denn der Charakter des nordamerikan. Seegebiets, das man als eine in breiten Stufen abfallende Granitebene bezeichnen kann, ist einer hohen Gebirgsbildung, gleich der der Felsengebirge, entgegen; doch ist das Erstere wahrscheinlicher. — Die Höhe, auf der der Missisippi entspringt, liegt 1800 Fuß über dem Meere und ist mit S.n bedeckt, die den beiden Abhängen, dem nördlichen und dem südlichen, angehören. Zur Frühlingszeit jedoch, wo die S.n anschwellen, stehen die S.n beider Abhänge mit einander in Verbindung, und die Wasserscheide verschwindet. Das Land fällt nach Norden, Süden und Osten ab, aber nach allen sehr verschieden; nach Norden und Osten fällt das Land in Stufen ab, nach Süden dacht es sich, mit der einzigen Ausnahme der St.-Anthony-Fälle, allmählig ab, weshalb hier keine S.n sich zeigen; der Abfall gegen Osten ist in den Fällen von St. Marie schwach, im Niagarafall sehr stark ausgesprochen; gegen Norden bezeichnen die S.n Winnipeg, Athapesko, Sklaven- und der große Bären-S. die lang hingestreckten Abstufungen, und im Grund muß man die Hudsonsbai nur als einen zufällig gegen Norden offenen S. ansehen, denn das Land Labrador gehört noch zu derselben Formation, wie das westlich von der Hudsonsbai gelegene Festland. Auf der ganzen Strecke zwischen 42° und 70° nördl. Br. tritt der Granit, überhaupt Urgestein, fast allenthalben zu Tage und streicht in breiten Ketten, wie die Granitformation gewöhnlich, von Westen gegen Osten; daß der Abhang nur sekundär in dieser Richtung und hauptsächlich gegen Norden geht, thut nichts zur Sache, denn die Gewässer richten sich in ihrem Lauf nach den der Zeit nach zuletzt gebildeten Abhängen. Die Basis der Abdachungen dieser Granitformation liegt zwischen den Quellen des Sakatschewa und des Missisippi, und die Radien derselben bilden zwischen dem Ausfluß des Mackenzie und des Lorenzstromes einen Bogen von ungefähr 90 Grad. Der Lorenzstrom mit seinen Vätern, den großen S.n, bildet den Ostabfall, der Severn, Nelson, Churchill den Nordostabfall, und nun beginnt der Nordabfall mit dem Thlew-ee-tscho-dezeth, den Back (s. d.) hinabfuhr, und geht dann über den Kupferminenfluß nach dem Mackenzie fort. Die größte Zahl von S.n findet sich in der Mitte, und sie endet auch mit der tiefsten Einsenkung

der Hudsonsbai. Es wäre eine verlorene und undankbare Mühe, namentlich bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse von diesem Lande, alle diese S.n, deren Zahl, groß und klein, zusammen vielleicht in die Tausende geht, aufzählen und nach ihren Verbindungen unter einander ordnen zu wollen; die Karten führen die bedeutendsten auf, und jeder gute Handatlas gibt mehr, als wir hier mitzutheilen vermöchten. Aber bei Betrachtung des Landes dringt sich nothwendig die Frage auf, was wohl der Grund dieser sonderbaren Erscheinung seyn möge, die sich nirgends auf der ganzen Erde in diesem Umfange wiederholt. Eine genügende Lösung dieser Frage ist schwer, vielleicht unmöglich, doch geben zwei Erscheinungen einen deutlichen Fingerzeig. Oben ist schon bemerkt worden, daß Urgestein auf dem ganzen ungeheuern Landstrich fast überall zu Tage anstehend gefunden wird, und dies ist namentlich an den Ufern der großen S.n der Fall. Zudem ist das Land, besonders auf der Axe der großen Wölbung, auffallend kahl. Dagegen ist der ganze südliche Abhang mit Rollsteinen (boulders) überdeckt, die, je weiter gegen Süden, immer kleiner werden und sich endlich in lichtes Geröll und Sand verlieren, als hätte eine mächtige Fluth sie fortgewälzt, wobei natürlich die größten und schwersten zuerst zu Boden sanken. Dies führt auf die Ansicht, daß, als das Land, durch eine mächtige vulkanische Kraft getrieben, sich über die Meeresfläche emporhob und jene flache Wasserscheide zwischen 45° und 50° sich bildete, die Granitdecke an tausend verschiedenen Punkten barst, und die dadurch veranlaßten gewaltigen Risse, Spalten und Abgründe allmählig theils durch innere Quellen, theils durch die Gewässer des Himmels sich füllten. Wenn wir in dem großen Gebiete der amerikanischen S.n auf der einen Seite die stufenartige Abdachung des Landes, auf der andern Seite die mannichfache Verbindung der zu einer Stufe gehörigen S.n im südlichern Theile, die Verbindung der Stufen durch Flüsse im nördlichen und den Uebergang aus der einen zur andern in der Mitte betrachten, so kann man nicht umhin, dieser harmonischen Stufenfolge allgemeinere Gründe unterzulegen und beide Abdachungen, die nördliche wie die östliche, als unentwickelte, aber in fortschreitender Entwickelung begriffene Stromsysteme zu betrachten, und eine genauere Erforschung des Landes wird vielleicht, wie dies bei dem Niagara jetzt schon der Fall ist, den Beweis liefern können, daß manche S.n bereits wieder verschwunden sind, wiewohl dies Verschwinden der S.n bei einem vergleichungsweise so vegetationsarmen Lande bei Weitem langsamer gehen muß, als in südlichern Gegenden, wo das Leben der Natur in raschen Pulsschlägen dahin eilt. Die Verbindung des Superior-, Michigan-, Huron-, St. Clair-, Erie- und Ontario-S.s ist bekannt; eben so ist gegen Norden der Deer-S., Wollaston, Athapeskou. Sklaven-S. verbunden. Eine große Menge kleiner S.n in der Nähe des Superior hängt durch den langen Regen-S. mit dem Wälder-S., dann durch einen breiten, fast seeähnlichen Fluß mit dem großen Winnipeg zusammen, und endlich diese mit der Hudsonsbai durch drei Kanäle, die aus aneinander hängenden Flüsse- und Seenreihen bestehen, und von denen der Severn und Nelson die bedeutendsten sind. So einzig in ihrer Art indeß diese amerikanische Seeregion ist, so läßt sich doch aus dem allgemeinen Charakter des Landes ein Grund ableiten, wie dies gekommen ist, wenn uns gleich dieser Grund unerklärlich bleiben wird. Dagegen aber bietet uns die Landfeste der alten Welt ein System von Landdepressionen dar, woran aller menschliche Scharfsinn erlahmt.

Ehe wir an die einzelnen Theile der alten Welt kommen, müssen wir die großen Depressionen der alten Landfeste erwähnen, denn die Bedeutung dieser großen Depressionen zeigt sich erst dann recht, wenn wir ihren Zusammenhang betrachten. In Afrika eröffnet die große Sahara, die vom atlantischen Meer bis ans Nilland nur einmal durch eine niedere Felsenkette und einen quer durchgehenden Oasenzug unterbrochen ist, die Reihe der Wüsten, dann folgt in Asien die syrisch-arabische Sandwüste, und nach kurzer Unterbrechung kommen die persischen Salzwüsten von Kerman, Sedschestan, Beludschistan und Mekran. Nun theilt sie sich in zwei Arme; der eine geht ganz östlich fort, setzt über den Indus und geht durch die Wüste von Multan durch Dschesalmir und Dschudpur bis an das Hochland von Malwa fort, während eine ganz ähnliche Einsenkung, wie die des persischen Hochlands, sich in der westlichen Gobi fortsetzt. Merkwürdig ist dabei, daß in Persien, der hohen Gobi und in der indischen Wüste Salz u. Salzseen ungemein häufig sind. Diesem Zuge großer kontinentaler Depressionen, die nur zum Theil durch S.n bezeichnet sind, läuft ein mächtiger S.n-Zug parallel im Mittel-, Marmora-, schwarzen und kaspischen Meer zum Aralsee; von hier theilt sich die Reihe gleichfalls in zwei Arme: der eine geht durch die zahllosen S.n der kirgisischen und westsibirischen Steppen nach dem Eismeer, der andere durch die zahlreichen Steppenbecken u. Steppenseen bis zum Baikal-S. fort. Zu übersehen ist auch nicht, daß ein dritter Zug in der Nord- und Ostsee dem zweiten parallel läuft und gleichfalls sich in zwei Arme theilt, von denen der eine durch den bottnischen Meerbusen und die zahlreichen lappländischen S.n, der andere durch den finnischen Meerbusen und den Ladoga- und Onega-S. und das weiße Meer mit dem Eismeer in Verbindung stehen. Dabei darf nicht übergangen werden, daß zwei große Senkungslinien im Rücken des Ural und diesem parallel laufen, die eine vom weißen Meer, uber den Onega-, den weißen See und dem Wolgagebiet entlang nach dem kaspischen Meere, die andere vom bottnischen Meerbusen durch die zahlreichen S.n von Ostpreußen und polnisch Rußland dem Dnieprthale entlang nach dem kaspischen Meer. An Asien würden sich rückwärts vom Kaukasus, wenn jener Landstrich nicht so furchtbar durch vulkanische Kräfte zerrissen wäre, die beiden Senkungslinien des Rion und Kur einer-, die des Tschorok und Araxes andererseits nicht minder auffallend ver-

folgen lassen. Aber hier verwirrt sich der Blick durch die koncentrirte Thätigkeit der vulkanischen Kräfte, obgleich sich eine Analogie auch hier kaum verkennen läßt. Zufällig kann man wohl alle diese Erscheinungen nicht nennen, es herrscht trotz alles Chaotischen eine gewisse Gesetzmäßigkeit vor, die sich nicht in Abrede stellen läßt und die uns bei der geographischen Uebersicht der S.n leiten muß. Dadurch allein ergibt sich der große Unterschied der S.n von selbst. In der weiten Niederung von dem kaspischen Meere aufwärts nach dem Eismeer finden sich nicht weniger zahlreiche S.n, als in der Seeregion des nördlichen Amerka's, aber wie unendlich verschieden sind die geographischen Verhältnisse der Umgebung und damit der ganze Anblick u. die Scenerie der S.n selbst! In Amerika sind es eigentliche Gebirgsseen mit klarem, durchsichtigem Wasser, die felsigen Ufer in Folge der Zerberstung häufig in wilde Zacken zerrissen, während die S.n nordwärts vom Aral S.n des Tieflandes sind, wo die Flüsse, von den Höhen herab in der Tiefe angekommen, keinen Ausweg für ihr Wasser mehr finden und S.n bilden, die mehr stehenden Sümpfen ohne bestimmte Ufer gleichen und häufig mit Salz und Kali geschwängert sind. Welcher Kontrast mit den klaren S.n Nordamerika's, wo man wie im Obern-See auf 5—6 Klaftern Tiefe den Grund mit der größten Deutlichkeit beobachten kann! — Außer der großen Senkung in der Sahara, die ihre Bedeutung erst recht durch den Zusammenhang mit den übrigen Theilen der alten Landfeste erhält, enthält **Afrika** mehre andere, die nur in Bezug auf die nähere Umgebung wichtig, zum Theil aber noch sehr wenig bekannt sind. Beginnen wir mit der Südspitze, so fällt hier auf, daß das Land vermöge seiner Konfiguration sehr zur Bildung von S.n geeignet wäre, daß sich aber, einige Salz=S.n ausgenommen, keine Wassersammlung findet, die einer Anführung, besonders auf den Karten, werth wäre. Alle die breiten Terrassen, welche an den Roggeveld, Nieuweveld und Winterbergen gegen Süden abfallen, scheinen vor alter Zeit mit Wasser bedeckt gewesen zu seyn, das nur nach und nach sich Bahn brach. Was nicht auf diese Weise abfloß, verdunstete entweder in den heißen Strahlen der Sonne, oder wurde von dem Kies= und Sandsteinboden eingesogen. Gleich weit in der Bildung scheint aber das Land weiter im Norden noch nicht vorgeschritten zu seyn; man hat auf der Ostküste sowohl, als auf der Westküste dunkle Nachrichten von großen S.n im Innern. Der Gebirgsrücken, der das ganze südliche Afrika durchzieht, fällt gegen Osten und Westen in bald schmälern, bald breitern Terrassen ab. Die schmälern scheinen, wie im Gebiet des Zambeze und Zaire, bereits durchbrochen, aber in geringer Entfernung vom Zampeze gegen Norden weiß man von einem S., der sich über mehr als 5° der Breite, ungefähr von 13° — 7½°, erstrecken soll, allem Anschein nach eine mit Wasser ausgefüllte Gebirgsterrasse. Problematischer möchte ein anderer S. zwischen 10° und 9° südl. Breite seyn, der den Angaben nach ein Plateau=S. in einer Höhe von etwa 7000′ wäre. Als bekannt ist der **Kufua**=S. unter 5° anzusehen. Diese S.n im Innern Afrika's haben den Geographen viel zu schaffen gemacht, und einem dieser S.n scheint man gegenwärtig näher auf der Spur zu seyn. Der bekannte Kapitän **Alexander**, der eine Reise von der Delagoabei ins Innere unternehmen sollte, erfuhr durch einen Mann, der aus dem Innern gekommen war, daß in nicht sehr beträchtlicher Entfernung von der Kapkolonie ein bedeutender S. sich befinde; über die genauere Lage, ob näher der Ost= oder der Westküste, darüber ließ sich nichts ermitteln. Der Reisende **Smith**, der auf einer Entdeckungsreise im Innern des Landes begriffen war, hat gleichfalls von diesem S. gehört, und es scheint beinahe, als solle derselbe mehr an der Ostseite liegen. Die Frage ist nämlich für die Geographie Südafrika's von einiger Bedeutung. Der **Dumbea**=S., in den vermuthlich der Cunene von Benguela her sich ergießt, ist nämlich gar zu ferne; die große Westsenkung im Garieptbale kann es gleichfalls aus dem Grunde nicht seyn, weil die Südseite des Gariep sehr wahrscheinlich und die Nordseite gewiß eine Salzwüste ist, in der sich die Flüsse verlieren, z. B. der Kruman, Mojchowa, Moloppo und dergl. Der S. muß also vermuthlich da liegen, wo das Lupatagebirg und die Berge des Kaps zusammenstoßen, ein wichtiger Punkt, denn es handelt sich darum, zu wissen, ob beide Gebirge gleichartiger Formation sind und in einer Linie fortlaufen, oder ob die Kapformation von den Lupatagebirgen getrennt ist und inselartig dasteht. Zwischen der Doppelsenkung der Lupatagebirge und der vom Kap muß denn wohl dieser S. sich finden, in den sich mehre Flüsse einmünden, aber keiner ausmündet, und der mehre Tagereisen lang und fast eine Tagfahrt breit seyn soll. Von hier an gegen Norden ist außer den schon angeführten ungewissen S.n des Hochlandes nichts bekannt, und wir müssen mit einem Mal fortrücken zum Nordabfall des afrik. Hochlandes, wo die Mandaraterrasse unterhalb der Hochfläche Adamowa nach **Denham** ein altes Seebett seyn soll. Unterhalb der Mandaraterrasse treffen wir auf den lange fabelhaften, nun aber seit **Denhams** Reise genauer bekannten S. **Tschad**, zu dem der **Fittre**=S. gehört, der etwa 60 geogr. M. weiter gegen Osten liegt. Seit **Denham** den Tschad besuchte und die Mandaraterrasse erstieg, seit **Clapperton** über das Gebirg zwischen Tschad=S. und Niger=Strom ging, und **Lander** den ganzen Lauf des Niger verfolgte, kann über die geogr. Verhältnisse des Tschad=S.s kein Zweifel mehr seyn. Es ist eine Mittelsenkung des Landes, die weder mit Niger, noch Nil in Verbindung stehen kann. **Denham** gibt die Naturgrenze zwischen dem Sandmeer der Sahara und dem Kulturboden des Sudans ungefähr unter 16° nördl. Breite an; eben da ist auch die Grenze der tropischen Regenfluthen, die den Tschad=S. ungemein anschwellen und, wie es scheint, eine Verbindung zwischen ihm und dem Fittre=S. bewerkstelligen. Was die Forschungen über den Tschad=S. und den Niger lange Zeit so er=

schwerte, ist der auch in diesem Lande, wie in so vielen andern, herrschende Glaube, der S. müsse, weil er keinen sichtbaren Abfluß hat, und doch mehre nicht unbedeutende Ströme sich in ihn einmünden, einen unterirdischen Abfluß haben. So besteht unter den Schun-Arabern im Westen des Tschad-S.s die Meinung, das Wasser des S.s werde mitten in demselben durch Wirbel und Strudel unterirdisch abgeführt, fließe viele Meilen unter der Erde fort und komme endlich weit im Osten zwischen Granitmassen wieder unter der Erde hervor. Die rohen Völkern unbegreifliche Verdunstung des Wassers, die in einem so heißen Klima doppelt groß seyn muß, hat allenthalben eine ähnliche Meinung erzeugt, worüber man, wenn es eines Beispiels bedurfte, nur die Ansichten der Anwohner des kaspischen Meeres und des Aral-S.s und die Sagen von dem unterirdischen Abfließen des Lopnor vergleichen darf. Wie ungegründet diese Meinung sey, geht, abgesehen von allem Andern, schon aus dem Umstande hervor, daß der S. Tschad 1250, und die Sennarterrasse, auf welcher der Bahr el Abiad erscheint, 4000 F. über dem Meere liegt. Zum Schlusse kommen wir nun noch an die beiden Außenwerke des südafrikanischen Hochlandes, den Hochsudan und das Hochland von Habesch. Aus dem freilich noch sehr unvollkommen bekannten Hochsudan melden uns die Reisenden nichts von großen S.n, aber auf dem östlichen Hochlande sind desto mehr bekannt, der Ashangi, südl. vom Bora Gebirge, ein zweiter, Geschen genannt, südlich vom Amba-Geschen, ein dritter, Zawaja genannt, südlich vom Chaka-Gebirg, und endlich der große Dembea- oder Tzana-S., 8000 F. über dem Meere. Der Nil, der in einer Breite von 260′ in denselben eintritt, strömt mit solcher Heftigkeit hindurch, daß man seinen Lauf allenthalben erkennt, und sein Wasser sich mit dem des S.s nicht vermischt. Der S., der jetzt noch 60 geogr. □Meil. umfaßt, scheint einst dies ganze Thal, an dessen Ufern die Kultur des abyssinischen Hochlandes sich koncentrirte, erfüllt zu haben. Von Aegyptens S.n, in soweit sie mit dem Nil, seiner Ueberschwemmung und seiner Deltabildung zusammenhängen, ist oben schon die Rede gewesen, und wir haben hier nur noch der Natron-S.n zu erwähnen, die in Unterägypten am Rosetteарm, 14 Stunden von Terraneh, liegen; es sind ihrer 6, nach der Länge des Thales zerstreut, und an ihrer Ostseite findet man beim Graben süßes Wasser. Gegen Ende Decembers erhebt sich ihre Oberfläche wahrscheinlich in Folge einer Infiltration des Nilwassers; sie sind kaum 5 F. tief, und einer derselben hat blutrothes Wasser. Nur einer wird auf Natron bearbeitet; man bricht die Salzkruste, die sich auf der Oberfläche bildet, mit Brecheisen und führt sie nach Alexandrien und Rosette zum Verkauf.

Die S.n folgen den Gebirgen und Vulkanzügen, wo es nicht Delta-S.n und geschlossene Lagunen sind; wir haben deshalb in Europa, wo wir mit den Vulkan- und Gebirgszügen bekannter sind, als sonst irgendwo, hauptsachlich diesen zu folgen. Von Island herab ziehen sich durch die großbritannischen Inseln mehre vulkanische Gebirgszüge. Die Shetlands-, die Orkney-Inseln fast ganz Schottland und der westliche Theil Englands bis zur Spitze von Landsend in Cornwallis sind granitisch; dagegen die Faröer, die östlichen Hebriden, das schottische Vorgebirg Ardnamurchan bis zum Riesendamm, der nach Irland führt, sind basaltisch; die westl. Hebriden in Irland größtentheils, namentlich in der Mitte, sind wiederum granitisch. Auf den granitischen Linien liegen die großen S.n, die darum auch in Irland und Schottland am zahlreichsten sind. Zieht man von den Shetlandsinseln durch Nordschottland und Irland bis an die Shannonmündung eine Linie, so wird man finden, daß beinahe alle großen S.n dieser Länder in der Nähe dieser Linie sich finden. Diese Linie macht mit dem Meridian einen Winkel von etwa 35 Graden, und bei näherer Betrachtung der Karte wird man bald finden, daß in Schottland die S.n und die Fiords entweder genau dieser Linie folgen, oder sie quer durchschneiden. Die S.n Schottlands sind fast alle lang gestreckt und gehen entweder von Nordosten gegen Südwesten oder über von Nordwesten gegen Südosten, d. h. die Granitschichten sind entweder der Länge ihres Zuges nach, oder bei einem vulkanischen Druck von unten in die Quere gespalten. In Irland besteht diese in Schottland herrschende Regel nicht mehr. Hier scheint der Granit wie in flachen Massen gesammelt, die S.n werden größer, breiter u. unregelmäßiger, obgleich auch hier noch der Zug von Nordosten gegen Südwesten nicht zu verkennen ist. Indeß ist zu bemerken, daß die S.n Irlands nicht, wie die nordamerikanischen, sehr klares reines Wasser haben, obwohl ihr Grund felsig zu seyn scheint, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß die Tiefe oft sehr schnell wechselt, z. B. im Lough Erne sehr schnell von 150 Fuß zu 28, während die größte Tiefe 228 F. beträgt. Was auch dem Granit und andern reinen Steinmassen aufgelagert seyn mag, gewiß ist, daß z. B. der Lough Neagh eine versteinernde Kraft u. das Wasser des Lough Erne einen harten unangenehmen Geschmack hat; deshalb gilt es für ungesund, was auch nicht unwahr seyn mag, denn seine Ufer sind schwach bevölkert, und am Rande des S.s selbst sieht man nicht ein einziges Dorf. Daß aber in Irland über den Granit sehr verschiedene Schichten aufgelagert sind, kann dem allgemeinen Grunde des Daseyns so vieler S.n keinen Eintrag thun, um so weniger, als ein Zehntheil der Bodenfläche Irlands mit Mooren bedeckt ist, und es beinahe zu den Kennzeichen der Granitgebirge, welche meist in breiten Lagerungen auftreten, gehört, daß sie eben dadurch die Entstehung von Sümpfen und stehenden Wassern begünstigen; so ist der Brokken durchaus sumpfig, wie auch das Riesengebirg, mit Ausnahme der Schneekoppe, die aus Glimmerschiefer besteht, eben so der Ural, ein in seinen Höhen durchaus granitisches und darum sumpfiges Gebirg. Einen ganz andern Anblick bietet Skandinavien dar, obgleich es ebenfalls von einer Erhebung von Urgebirg durchzogen ist, aber die Erhebung ist hier weit größer u. schmäler. Die Folge davon ist, daß die

S.n wieder an den Seiten des Gebirges hinlaufen u. nur zum Theil auf der Höhe des Gebirges sich finden. Skandinavien zeigt denselben Charakter, wie die Cordilleren: der Abfall gegen Westen ist rascher, als gegen Osten. Daher hat Norwegen verhältnißmäßig wenig S.n, da diese meist gegen das Meer offen sind u. Fiords heißen. Mit sehr geringen Ausnahmen, unter denen der Wener=S. im Süden, der Rysvand (unter 65° 45') im Norden, und dann noch der große (stor)=S unter 63° sich auszeichnen, sind die S.n nichts, als lange, schmale Felsschluchten, meist unmittelbar unterhalb des steilen Abfalls des Gebirgs. Die auffallendsten derselben sind in Norwegen der Snaasenrand, der Mjösen, der Glommen, sodann die Fiord Beitst, Bremanger, Sogne, Hardanger u. der von Christiania selbst; in Schweden der Torneå= und Lulea=S., der Horn Afvan, der Hjelmar und auch der Wetter=S., der bei 15 geogr. M. Länge wenig über 2 Meilen Breite hat. Merkwürdig ist die zwischen Wener= und Wetter=S. befindliche Wasserscheide zwischen Ost= und Westabfall, der zum Trotz die beiden S.n durch einen Kanal verbunden sind. Nach diesem Gebirgssee folgt wieder die Tiefe: zuerst die Ostsee selbst mit ihren beiden Meerbusen, dann das tiefliegende u. mit Morästen u. S.n erfüllte Finnland, Westrußland und Preußen. Den Anfang schon macht das niedere Osterland auf der deutschen Küste: der Plöner= und Eutiner=S. in Holstein, die Müritz, der Schweriner=, Malchiner= und Plauer=S. in Mecklenburg, der Kummerower=S. in Vorpommern, der Madui=S. in Hinterpommern, bilden das Vorspiel zu den noch zahlreichern S.n in Polen nach den Sümpfen von Pinsk zu. Bemerkenswerth ist dabei, daß sich diese S.n vom Plöner=See in Holstein an bis über die Düna hinaus auf einer gewissen Wasserscheide zwischen dem Meer und den Binnenflüssen halten, und die Sandfläche, welche von den Niederlanden durch ganz Norddeutschland bis nach Polen hineinzieht, nordwärts begleiten. In ähnlicher, nur weit stärker ausgesprochener Art begleitet den finnischen Meerbusen südwärts eine Seenreihe, die mit dem tief eingeschnittenen livländischen Meerbusen beginnt, und über den Werz= und Peipus=S. zum Ilmensee sich fortzieht. Diese letztern großen S.n scheinen auf einer Art von breiter Stufe gegen das Meer hin zu liegen. Eigenthümlicher ist das Verhältniß Finnlands. Vom Enare=S. in der Nähe des Eismeers an bis herab zum finnischen Meerbusen selbst und den größten Süßwasser=S.n Europa's, dem Ladoga= und Onega=S, ist Alles, namentlich aber Südfinnland, mit S.n und Sümpfen angefüllt. Daß Finnland wesentlich granitisch ist, leidet keinen Zweifel, und die schon oft ausgesprochene Behauptung, daß granitische Länder am meisten Sümpfe und S.n enthalten, findet sich hier wiederum bestätigt. Das Bemerkenswertheste ist aber der Zusammenhang dieser Erscheinung mit der jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterworfenen allmähligen Erhebung Schwedens und Finnlands. Ist diese Erhebung, wie kaum zu zweifeln, seit einigen Jahrtausenden fortgeschritten, dann läßt sich auch mit Zuversicht behaupten, daß die Sage von einer ehemaligen Verbindung des bottnischen Meerbusens mit dem Eismeere durch den Enare=S., und des finnischen durch den Ladoga=, Onega=, Sig= und Wüg=S. mit dem weißen Meere kaum mehr als Fabel zu betrachten ist. Dann war aber auch das Land zwischen diesen beiden Meerengen, das jetzige in ziemlich enge Grenzen eingeschlossene Finnland, größtentheils mit Wasser bedeckt, und Wasser bedeckte auch den Landstrich bis zu den Sümpfen von Pinsk und hinab bis zum schwarzen Meere. — Ehe wir zu den S.n der großen Gebirge übergehen, welche Europa von Westen nach Osten durchziehen, müssen wir noch einiger S.n gedenken, deren Umfang zwar sehr unbedeutend, die aber darum wichtig sind, weil sie einem wahrscheinlich vorhandenen Vulkanzug entsprechen. Zieht man nämlich von der Oderquelle quer durch Norddeutschland eine Linie und verlängert diese in der Richtung auf Island zu, so begleitet diese Linie nicht nur einen Basaltzug und trifft auch wiederum auf die ganz basaltischen Faröer, sondern man trifft in dieser Linie auch auf mehre S.n, in denen sich vulkanische Erscheinungen zeigten. Der jetzige plauische oder duhlener Grund war ehemals ein S., der S. von Bisteritz genannt. Im 9. Jahrhundert wurde durch eine vulkanische Erschütterung das Bassin geöffnet, und die Fluthen des S.s brachen hervor in die Elbe, so daß an der Stelle des großen S.s nur noch ein kleines Flüßchen, die Weißeritz, besteht. Weiter nordwestlich trifft diese Linie auf den Arend=S., dessen tausendjähriges Entstehungsfest im J. 1822 begangen wurde. Er ist nicht groß, etwa $^1/_2$ Stunde breit und $^3/_4$ Stunden lang, seine Tiefe beträgt aber an einigen Stellen 30—40 Klafter; sein Wasser hat die Eigenschaft, hineingeworfene Gegenstände zu versteinern. Einst soll der S. trockenes Land gewesen seyn, oder nur die gewölbartige Decke eines in der Tiefe verborgenen Wasserbehälters, der bei einer Erderschütterung im J. 822 zerborsten sey und so dem jetzigen S. das Daseyn gegeben habe. In dem Claveezer=S., bei Plön in Holstein, der genau auf dieselbe Linie trifft, entstand in der Nacht vom 15. auf den 16. August 1803 plötzlich eine Insel. Auffallend ist, daß die hier bezeichnete Linie überhaupt einen sehr tiefen Landstrich bezeichnet und im Wesentlichen der Elbe folgt. Ganz anderer Art wiederum sind die Gebirgsseen des südlichen Europa's, die uns auf die seltsame Bemerkung bringen, daß alte vulkanische Länder keine solchen S.n darbieten, wohl aber neuvulkanische, namentlich Granitgebirge. Wir sind nicht im Stande, diese Gedanken genauer nach den geologischen Verhältnissen der verschiedenen Länder durchzuführen, immerhin aber bleibt es auffallend, daß Spanien, wenn auch keine sehr großen, doch ziemlich viele, Frankreich dagegen so gut wie gar keine S.n hat, denn auch den Grandlieu im Departement Niederloire muß man, genau betrachtet, zu den Strand=S.n rechnen, wie die S.n im Depart. der Haiden; eben so auch in Spanien den S. von Valencia oder Albufera und den Mar Menor bei Cartagena.

Doch kann man in Spanien einen Gebirgssee nicht unerwähnt lassen, die Laguna de Ruidera, aus welcher der Guadiana entspringt. Die großen S.n aber finden wir erst in den Alpen. Die zahlreichen S.n der Alpenlandschaft zerfallen in mehre, durch ihre Lage auffallend von einander geschiedene Klassen. Die Hauptabtheilung ist in die der Jura=S.n und die der Alpen=S.n. Die letztern zerfallen wiederum in 4 Unterabtheilungen: 1) in die S.n des Nordwestabhangs, 2) in die S.n des südlichen Steilabsturzes in Italien, 3) in die S.n der nördlichen Vorberge und 4) in die S.n der östlichen Ausläufer. Zu den Jura=S.n gehören der Lac des Points, der Lac de Joux, der Neuenburger=S., der Murtener= und Bieler=S. Sie ziehen sich, wie das Juragebirg selbst, von Südwesten gegen Nordosten. Dieses Kalkgebirg, kein Ergebniß wilder, vulkanischer Kräfte, folgt seinen Strichen ganz genau, und die S.n sind nur als Senkungen zwischen den parallelen Ketten, aber nicht als Felsschluchten zu betrachten, wie die Alpen=S.n. Unter diesen sind vorerst zu bemerken: die in der Höhe des Gebirgs; sie sind selten groß, aber zahlreich, und man kann sie verfolgen von dem S. bei Schwanden in der Nähe des Sanetsch bis zum großen Silser=S. am Bregel, in welchen sich die Innquellen vereinigen. Man findet sie allenthalben auf den hohen Alpen. Auf diese folgen die S.n, welche in den großen Schluchten des Gebirges sich finden, und deren Namen vom Genfer= bis zum Bodensee wohlbekannt sind: sie liegen alle ungefähr zwischen 1500—1100 Fuß über dem Meere. Um 6—800 Fuß tiefer liegen die italienischen S.n vom Lago d'Orta bis zum Lago di Garda, lauter merkwürdige, theils geschlossene, theils durch einen Fluß geöffnete Gebirgsspalten. Dieser letzte Umstand ist bemerkenswerth, da von den Schweizer=S.n kein nur einigermaßen bedeutender geschlossen ist, sondern alle einen Abfluß haben. Der Grund dieser Erscheinung liegt wohl in dem steilern Absturz auf der ital. Seite. Die Vorberge der Alpen auf der Nordseite, die sich mannichfach durchbrochen durch die Alpenströme vom Rhein bis über die Ens im Oesterreichischen hinaus fast direkt ostwärts ziehen, enthalten eine Menge der reizendsten S.n. Diese Vorberge, fast durchaus tertiäre Formation, wurden durch die Erhebung des Alpengebirgs selbst mit emporgehoben, und merkwürdigerweise im Osten zum Theil höher, als das Alpengebirg selbst, da dieses sich dorthin abflacht, während die Vorberge im Westen ohne Vergleich niedriger, als das Hauptgebirg sind, das freilich auf dieser Stelle von einer Porphyrerhebung quer durchsetzt und somit noch höher emporgehoben wurde. Diese S.n bilden vom Ammer=S. bis zum Atter= und Traun=S. eine merkwürdige Reihe der schönsten Alpen=S.n, mit einer herrlichen, zum Theil wahrhaft erhabenen Scenerie. Obgleich von den hohen Alpen entfernter, als die großen Schweizer=S.n, und ohne Vergleich kleiner, als diese, liegen sie doch im Durchschnitt um 5—600' höher. Von den S.n an den östl. Ausläufern der Alpen sind namentlich zu erwähnen: der Neusiedler=S., der Balaton= oder Platten=S., und der kleine, aber äußerst merkwürdige Zirknitzer=S. Der Neusiedler=S. soll, neuern Forschungen zufolge, erst aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammen; in alten Urkunden hieß er Ferto und wurde ein Fluß genannt. So viel ist gewiß, daß derselbe nicht zu den stabilen S.n gehört, sondern selbst in neuester Zeit noch sich sehr ausgedehnt hat, eine Menge Land versumpfte und nur durch sehr umfassende Arbeiten einen geregelten Abfluß nach der Raab erhielt, wodurch die Entsumpfung des umliegenden Landes gesichert wird. Der Balaton= oder Platten=S. ist eine tiefe Senkung zwischen zwei Höhenzügen; die Szala ergießt sich darein, allein der S. hat keinen Ausfluß und scheint gleichfalls im Wachsen. Der berühmte Zirknitzer=S. gehört schon nicht mehr dieser Abflachung der Alpen, sondern dem geschlossenen Becken des illyrisch=dalmatischen Gebirgs an. Der Grund der eigenthümlichen, an ihm beobachteten Erscheinungen ist noch keineswegs erklärt, und wir wollen diese Erscheinungen deshalb nur in Kürze schildern. Der S. hat eine Länge von $3/4$ Meilen, in der Breite eine halbe und an andern Orten eine Viertelmeile, wenn er nicht ungewöhnlich angeschwollen oder ausgetrocknet ist. Gegen Süden und Norden ist er von 2 ziemlich hohen Bergen, gegen Osten und Westen von niedrigen Hügeln umgeben. Der Boden des S.s ist sehr ungleich und daher die Tiefe verschieden von 4—6 und 8 Klaftern. Der Boden, so wie die umgebenden Berge bestehen aus Kalkstein, welcher Höhlen enthält; besonders ist der Birnbaumer=Wald oder der Berg Javornig auf der Südseite voller Höhlen. Diese Höhlen enthalten beständig Wasser, welches ihnen durch Ritzen und Klüfte in den Bergen zugeführt wird. Unter diesen Höhlen gibt es 12, welche Wasser von sich geben und verschlingen, und deren, die es bloß aufnehmen, sind 28. Wenn nasses, ungestümes und stürmisches Wetter einfällt, so werfen jene Höhlen, zum Theil mit großem Getöse, eine Menge Wasser aus, besonders 2 derselben, Urania Jamma und Sucha Dulza genannt. In ihnen sind auf allen Seiten die Oeffnungen sichtbar, durch welche das Wasser aus dem Innern des Berges in diese Hauptkanäle eindringt. Der S. fließt ungleich geschwinder zu, als ab; denn wenn auf den anliegenden Gebirgen viel Regen fällt, wird er zuweilen in einer Zeit von 24 Stunden angefüllt; um ausgeleert zu werden, braucht er aber gewöhnlich 25 Tage. Deß der S. sich zu bestimmten Zeiten seines Wasservorraths entledige, ist ohne Zweifel, aber er hält in Ansehung des An= und Ablaufs keine gewisse Zeit und richtet sich hierin nicht immer nach den Jahreszeiten. Bloß das regnichte Wetter kann ihn anfüllen und das trockene ihn ausleeren. Oft geräth er zweimal des Jahres, nämlich einmal im Sommer und einmal im Winter, in Abfluß, und bisweilen bleibt er mehre Jahre hintereinander ausgefüllt. Von den zahlreichen geschlossenen Becken des slavisch-hellenischen Gebirgs ist schon oben die Rede

gewesen und dabei auch einzelner S.n erwähnt worden; mehr im Norden bilden die Flüsse eher Sümpfe, wie um Livno, dagegen weiter südwärts treten zum Theil ziemlich große und tiefe S.n auf. Einige kleinere, wie der Plava und Ricawet, machen den Anfang, dann folgt aber westlich in demselben Thale der große S. von Skutari oder Zenta, gegen Südwesten dann der tiefere Achrida und der Castoria-S., bei denen man sich so wenig, als bei dem S. Topolias und Likaris in Livadien, der Vermuthung erwehren kann, daß sie etwas Anderes, als ausgebrannte Krater seyn könnten. Dies sind so ziemlich die bedeutendsten, doch können wir eine auffallende Reihe von Meerbusen und S.n, die keineswegs Strand-S.n sind, nicht unerwähnt lassen. Auf den Meerbusen von Orta folgen die S.n Ambrakio, Ozeros, Angelo Castron und Veachori, dann die seenartig eingeschnittenen Meerbusen östlich und westlich von Korinth. Auch auf der Ostseite bilden die S.n Likaris, Topolias, die Meerenge Talanti, der Meerbusen von Volo und der S. Carlas eine auffallende Folgenreihe. Die meisten der so eben aufgezählten S.n sind höchst wahrscheinlich die Krater ehemaliger ungeheurer Vulkane; ob auch die in Macedonien gelegenen, die S.n von Jenidsche, Kilissah, Bujukbetschik und Takinos ist viel zweifelhafter. Dagegen ist auffallend daß sowohl östlich, als westlich, in Kleinasien wie in Italien S.n auftreten, die man, namentlich die italienischen, mit gutem Grunde vulkanische S.n nennen kann; zwar der Fucecchio in Toskana ist zweifelhaft, aber der Bolsena und Bracciano sind augenscheinlich ehemalige unermeßliche Krater, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Lago di Perugia und di Celano, der erstere im Kirchenstaate, der letztere in den Abruzzen. Entstehungen von kleinern S.n in der historischen Zeit fehlen gleichfalls nicht; als Beispiel mag der S. Agnano dienen, der im Mittelalter entstanden seyn muß, da die Alten seiner gar nicht gedenken. Im Allgemeinen verwischter, doch im Einzelnen noch bis in die spätere Zeit hereintretend sind die Zeichen vulkanischen Ursprungs der kleinasiatischen S.n, auf die wir nun übergehen müssen, denn die Vulkanenzüge, die im tiefen Alterthum mehr die nördlichern Theile des Mittelmeeres und Kleinasiens trafen, ziehen sich mehr und mehr in den südlichen Theil desselben und auch in die südlichern Striche Kleinasiens herab. Weiteres über die asiatischen S.n s. Asien, S. 819 ff.

Allgemeine Bemerkungen. Wir haben in der geogr. Uebersicht die Strandseen und Lagunen meist übergangen, weil sie fast nur der Küstenbildung angehören und häufig sehr veränderlich sind, da sie an niedern Küsten durch das Aufwerfen von Dämmen entstehen, wie z. B. die zahlreichen S.n im Departement der Haiden in Frankreich. Eine weit wichtigere Rolle in dem Haushalt der Natur spielen die S.n höher gelegener Gegenden, namentlich die Gebirgsseen selbst. Nicht immer fallen Regen, und ohne solche Reservoirs würden die Ströme, diese Arterien der Erde, nur eine vorübergehende Existenz haben. Alle Ströme haben solche Reservoirs oder S.n; viele davon sind verborgen in den Busen der Gebirge, doch auch eine große Anzahl tritt hervor an die Oberfläche. So entspringen die meisten Flüsse in S.n. Und dies ist nicht ihr einziger Nutzen. Zur Verdunstung des Wassers ist eine große Oberfläche nöthig, und so steigen von den breiten S.n Dünste auf, die sich in Wolken sammeln, einen Schirm gegen die allzu glühenden Sonnenstrahlen bilden, sich endlich in Regen auflösen und die erschöpften Quellen der strömenden Gewässer wieder füllen. Wir haben gesehen, daß mehre Seen an Umfang abnehmen, und was von großen S.n, wie Titicaca, Tacarigua und dgl., wahr ist, gilt auch von kleinern. Manche S.n sind schon ausgetrocknet, und für viele Länder würde die Austrocknung der S.n, von denen größtentheils ihre Fruchtbarkeit abhängt, ein schreckliches Unglück seyn. Hindern kann dies der Mensch nicht, seine Hand ist dazu in den meisten Fällen zu schwach; aber dazu beitragen kann er, daß die Austrocknung minder schnell vor sich gehe, indem er Alles vermeidet, was die Versiegung der Quellen und die Verdünstung befördert, den Boden der Gebirge auflockert, die Ausströmung der S.n vermehrt und dgl. „Man darf nicht glauben," sagt Jackson in seinen Beobachtungen über die S.n, „daß, weil die Wirkung langsam ist, das Endresultat zu entfernt sey, um unserer Aufmerksamkeit werth zu seyn. Die Wirkung ist allerdings langsam, doch nicht so langsam, als man sich oft einbildet. Eine fortdauernd gleiche Oberfläche ist noch kein Zeichen einer fortdauernd gleichen Menge Wasser; die Oberfläche bleibt dieselbe, aber die Tiefe nimmt ab; darum ist die Gefahr nicht augenfällig. Würden S.n regelmäßig alle 10 Jahre sondirt, mancher jetzt glückliche Landstrich würde gerechten Grund zur Unruhe haben." — Wie der Genfer-S., so nimmt auch der Boden-S. an Tiefe ab durch die ungeheuern Massen von Sand, die der Rhein mit sich führt; Rhein und Rhone betreten den Boden- und den Genfer-S. trüb und schlammig und verlassen ihn klar und hell. Der eigenthümliche Abfall des Landes scheint es nicht zuzulassen, daß diese Ströme an mehr als an einem S. ihre nivellirende Thätigkeit zeigen, wie dies an den amerikanischen S.n vom Obern-S. bis zum Ontario der Fall ist. Hier scheinen mehre S.n, die mit der jetzt noch vorhandenen Seenreihe in Verbindung stehen, nach und nach durchgebrochen zu seyn und einen stärkern Abfluß des Wassers aus den höher gelegenen S.n veranlaßt zu haben, oder daß umgekehrt die Gewässer sich in einer Niederung Bahn gebrochen, diese ausgefüllt und so einen S. gebildet haben, was gleichfalls einen stärkern Abfluß und somit ein Sinken des Wasserspiegels der Obern-S.n bewirken mußte. Der Obere-S., der größte Süßwassersee der Erde, der 1700 geogr. □M. Oberfläche hat, besitzt eine mittlere Tiefe von 500—900 Fuß, und man glaubt, daß seine größte Tiefe mit 1200 nicht zu hoch angeschlagen sey, so so daß sein Boden an einigen Punkten beinahe 600 Fuß unter dem Niveau des Meeres und

seine Oberfläche eben so viel darüber liegt. An mehren Punkten dieses so wie anderer kanadischen S.n finden sich Erscheinungen, die zu der Annahme berechtigen, daß ihre Gewässer früher ein weit höheres Niveau gehabt und stufenweis gesunken sind; denn auf eine beträchtliche Strecke über dem jetzigen Ufer sieht man parallele Linien von Rollsteinen und Muscheln übereinander liegen. Diese alten Linien sind durchaus denen ähnlich, die man noch jetzt an den Ufern der Buchten findet, und sie erreichen oft eine Höhe von 40—50 Fuß über dem jetzigen Niveau. Nichts desto weniger geht die Ausfüllung fortdauernd vor sich. Auf der Nordseite des Obern-S.s, die von Urgebirgen umgeben ist, führen die Flüsse sehr viele Rollsteine nebst kleinern Geschieben und Sand hauptsächlich von Granit- und Trappfelsarten in den S., und ein feiner, mit Muscheln von den jetzt noch im S. lebenden Arten vermischter Schlamm setzt sich fast allenthalben in der Tiefe an. Noch in weit stärkerm Grade ist dies bei dem Erie-S. der Fall, dessen mittlere Tiefe nur 60—70 F. beträgt. Mag es nun auch seyn, daß derselbe ursprünglich minder tief war, so ist es doch auf der andern Seite keinem Zweifel unterworfen, daß die geringe Tiefe hauptsächlich eine Folge des starken Absatzes ist, den die Flüsse hineinwerfen. Die jährliche Zunahme der Deltas mancher dieser Flüsse ist ausnehmend bedeutend. Long Point am Big-Creek rückte nach den letzten Untersuchungen in einem Jahre oft um mehr, als eine Stunde weit in den S. hinein, vor. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß eine verhältnißmäßig nicht sehr lange Zeit erforderlich seyn wird, um den Erie-S. auf ein Flußbett zu beschränken, ein Resultat, das um so weniger in Erstaunen setzen wird, wenn man bedenkt, daß der Boden zwischen dem Erie-S. und den Niagarafällen aus einem Stratum von Alluvialsand besteht, das je nach der Tiefe des darunter befindlichen Sandsteins 10—140 Fuß mächtig ist, — kein kleiner Beweis von der gewaltigen Macht der fließenden Gewässer, mit ihrem Sand und Schlamm die Tiefen auszufüllen, die S.n und Seebetten in Flüsse und Flußthäler umzuwandeln. Wie diese Veränderungen langsam und fast unmerklich vor sich gehen, so sind andere schnell und gewaltsam eingetreten. Das oben erwähnte Ausbrechen des S.s von Bisteritz geschah in Folge eines Erdbebens; im Kanton Tessin, im Thale von Palenza bildete sich im J. 1512 ein S., da ein Bergfall den Ausgang des Thales verstopfte u. den Lauf des Blegno hemmte; der sich dadurch bildende S. blieb bis zum J. 1714, wo das Wasser den durch den Bergfall entstandenen Damm durchbrach und das Thal von Riviera verwüstete. Aehnliche Erscheinungen sind nicht außerordentlich selten. Im Thale von Bourg d'Oisons in der Dauphiné lag ein 5—6 Lieues langer S. Am 1. Sept. 1219 durchbrach er den vorliegenden, wahrscheinlich nur aus Felstrümmern der Thalwände bestehenden Damm und entleerte sich mit furchtbarer Heftigkeit in die vorliegenden Thäler. Seit dieser Zeit ist der ehemalige Seeboden ein von dem Flüßchen Romanche durchströmtes Thal. Im J. 1810 entstand im nordamerikanischen Staate Vermont ein Durchbruch an einem neben dem Long-Lake erbauten Kanale und der ganze S. floß in kurzer Zeit ab nach dem Mund-Lake. Es wäre interessant und lehrreich, die Geographie der einzelnen Länderstriche in dieser Beziehung zu studiren, denn nichts könnte nach einer mineralogischen Untersuchung des Landes über Bodenverhältnisse und die Geschichte der daraus hervorgegangenen Veränderungen besser aufklären. Solche Erscheinungen, wie die oben angeführten, nämlich allmählige Ausfüllung von Seebetten durch Alluvialsand und Niederschlag, Durchbrechen der Dämme und Abfluß des Wassers in das niedriger gelegene Land, allmählige Wasserabnahme einzelner Becken, wie z. B. der S.n Titicaca und Tacarigua, das sind Dinge, deren Erklärung nicht fern liegt; aber was sollen wir von dem Austrocknen ganzer Binnenmeere sagen, noch dazu in Ländern, wo man nicht einmal behaupten kann, daß die große Hitze das Wasser gänzlich auftrockne! Die großen Steppen Westsibiriens zwischen dem Ural und Obi, besonders die von Baraba, die voller Salz-S.n ist, scheinen nach alten chinesischen Ueberlieferungen noch in der historischen Zeit ein inneres Meer gewesen zu seyn, das den Lauf des Irtysch und Obi, so wie den des untern Jenisei durchschnitt. Der in seinem Urtheil so vorsichtige Hoff sagt ganz unumwunden: „Die Gestaltung des Bodens in Verbindung mit den alten chinesischen Sagen zeigt uns offenbar ein ehemaliges abgelaufenes Meer." Ueber die Ursachen dieses Ereignisses, das schwerlich auf einmal, sondern allmählig eintrat, ja dessen Fortdauer jetzt noch ersichtlich ist, läßt sich auch nicht eine Vermuthung sagen, und wir begnügen uns darum, auf eine augenscheinlich damit in Verbindung stehende Thatsache aufmerksam zu machen. Schon das Mittelmeer ist ungewöhnlich salzreich, dann folgen die syrischen Salzseen, die persischen Salzwüsten und das häufige Vorkommen salzigen Wassers in der Gobi. Auf der andern Seite ist das kaspische Meer und der Aralsee zwar nicht so salzreich — das Wasser des letztern kann man sogar zum Kochen brauchen, — allein die einströmenden Flüsse führen ihnen so viel süßes Wasser zu, daß es nicht zu verwundern ist, wenn an den Ufern das Wasser minder salzig ist. Daß jedoch in allen diesen Niederungen mächtige Salzlager sich finden müssen, zeigen die Salzseen von Urmiah, Baku und am östlichen kaspischen Meere bis nach Sibirien hinein. Als ungemein bezeichnend für die Reichhaltigkeit der Salzlager müssen wir den Salzsee von Inder anführen, unter 48° 30' nördl. Breite und 69° östl. Länge, also nicht weit von Jaik. Die Ufer sind mit niedern Sandsteinhügeln umgeben und mit schwacher Vegetation bedeckt; der See hat 20 Werst Länge und 9 Werst Breite, der Grund ist ein ungeheures, nur schwach mit Wasser bedecktes Salzlager, das mehre Oeffnungen hat, durch die das Wasser, wie es scheint, von unten heraufdrängt; durch eine von diesen Oeffnungen, die 16 Zoll im Umfang hatte, wurde ein Senkblei hinabgelassen, man fand aber bei 180' noch keinen

Grund. Das auf dem Salzlager stehende und mit Salz geschwängerte Wasser ist so seicht, daß man zu Fuß und zu Pferd in jeder Richtung durch den S. gehen kann; am Ende des Sommers ist das Wasser ganz aufgetrocknet und die ganze Oberfläche mit dem reinsten Salz so weiß wie der frisch gefallene Schnee bedeckt. Ueber die Verhältnisse des Bodens nordöstlich von dem kaspischen Meere und dem Aral-S. und über die Abnahme des Wassers, namentlich in dem letztern, kann man seit Meyendorfs Reise nach Buchara nicht mehr im Zweifel seyn. Wir wollen 2 Stellen ausheben, die hierüber kaum eine Ungewißheit lassen. So sagt er: „Auf dem dürren Boden vom Ufer des Kaundschur, der nur im Frühling fließt, bis zu dem des Sir auf einer Strecke von 400 Werst (also beinahe 4 Breitengrade) trifft man keinen einzigen Fluß. Erst kommt man über ebenes Land, dann über Wüsten voll Flugsands, wo jeder starke Windstoß die Gestaltung des Bodens verändert, dann über nackte, thonige Hügel, die 60—180 F. über dem Grunde von Wasser gefurcht und zerrissen und durch dasselbe, wie es scheint, oft unterbrochen sind. Auch die Salzseen, die weichen, bläulichen Thonebenen, die unter dem Fuße nachgeben, u. A. m. deuten auf Abnehmen und Zurücktreten des Meeres". Und an einer andern Stelle: „Ich sprach mit unsern Kirgisen über die Spuren des Wassers auf dem Sari Bulak, und sie versicherten mich, ihre Väter hätten noch den Aral-S. sich bis an den jetzt 60 Werste davon entfernten Hügel erstrecken gesehen. Eine so große Anzahl Kirgisen hat mir dasselbe bestätigt, daß ich es für gewiß halte; es geht daraus hervor, wie bedeutend und schnell der Aral-S. abnimmt; dies dauert immer fort, und einer meiner Führer erinnert sich, das Meer bis über Külli und Sapak reichen gesehen zu haben, und vor kaum einem Jahre erstreckte sich die große Bai des Sirderja, Kameschlü-Basch noch 3 Werste weiter nach Osten, als zur Zeit unserer Reise". Stellt man diese Abnahme des Wassers im Aral-S. mit dem Seichterwerden des Jaik und der Wolga zusammen, welches so schnell fortschreitet, daß man fast mit Zuversicht behaupten kann, daß der Jaik in 80—100 Jahren nur noch zur Zeit der Schneeschmelze sich ins kaspische Meer ergießen wird; erwägt man zugleich, daß in der tiefern Kirgisensteppe ein wahres Reservoir von Kälte zu seyn scheint, das den Ländern im Norden des Aral-S.s, des kaspischen und schwarzen Meeres eine Kälte bringt, die mit ihrer Breite in gar keinem Verhältniß zu stehen scheint, so ist hier den Forschern ein Problem gegeben, dessen Lösung uns über eine Menge physikalischer und klimatologischer Fragen Auskunft geben dürfte. — Eine der dunkelsten Seiten in der Lehre von den S.n sind die bald mehr, bald minder regelmäßigen Bewegungen, die man an einigen derselben wahrgenommen, an den wenigsten aber noch genau beobachtet hat. Ob das Seebeben, das man im Baikal-S. häufig bemerkt, sich allein durch die allerdings im Seegrunde selbst nicht fehlenden vulkanischen Bewegungen erklären lasse, muß dahin gestellt bleiben; gewiß ist aber, daß andere große Süßwasserbecken Bewegungen zeigen, die, wenn nicht ganz regelmäßig, doch einem gewissen Gesetze folgen. Genauere Beobachtungen sind bis jetzt nur am Genfer-S. und an den nordamerikanischen S.n angestellt worden. Bewegungen anderer u. zum Theil bestimmterer Art hat man auf den nordamerikanischen S.n beobachtet, namentlich an dem Obern-S., der eine regelmäßige Ebbe und Fluth haben soll, die stets 2 Stunden 20—30 Minuten lang stieg und eben so lang wieder fiel. Solcher Ebben u. Fluthen bemerkte man den Tag über zwei. Das Steigen und Fallen betrug etwa anderthalb F., war sehr regelmäßig und konnte in keiner Art dem Winde zugeschrieben werden, denn Zu- und Abströmen erfolgte häufig gegen den Wind. Ueber eine ähnliche Erscheinung in den untern S.n hat man nur unbestimmte Meinungen und Sagen, es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß auch sie eine ähnliche Erscheinung darbieten, wenn gleich wegen der geringeren Ausdehnung der Wasserfläche in weit geringerem Grade. Minder sicher und minder untersucht sind andere unregelmäßigere Bewegungen. Schon im J. 1689 bemerkte Baron La Hontan, als er Green-Bai (am Michigan-S.) erreichte, daß da, wo der Fuchsfluß sich in die Bai einmündet, das Wasser des S.s binnen 24 Stunden nur 3 Fuß stieg und in derselben Zeit um eben so viel wieder abnahm. Auch bemerkte er einen Wechsel und Konflikt der Strömungen in der engen Straße, welche den Huron- und Michigan-S. verbindet. In einigen Jahreszeiten fließen die Strömungen 3 Tage östl., 2 Tage westl., 1 Tag südl. u. 4 Tage nördl., manchmal mehr, manchmal weniger. Auch im J. 1819 machte Kapitän Whiting von der Armee der Vereinigten Staaten die Bemerkung, daß in der Green-Bai das Wasser täglich ein Steigen und ein Fallen zeigt, glaubt aber, daß es sowohl hinsichtlich der Zeit, als der erreichten Höhe ausnehmend wechselt. Alle diese Bewegungen sind indeß noch viel zu wenig untersucht, um irgend etwas daraus abnehmen zu können. Aus dem, was wir über S.n im Allgemeinen bemerkt haben, ist leicht abzunehmen, daß, sobald man auf eine nähere Betrachtung derselben eingehen will, eine Menge Gegenstände sich aufdringen, welche mit in Erwägung gezogen werden müssen, u. daß sie überhaupt ein sehr komplicirtes Problem bilden, zu dessen Lösung viele Gleichungen nöthig sind, deren zahlreiche Faktoren sich unaufhörlich modificiren u. oft gegenseitig aufheben. Das Wichtigste, was in Betracht kommt, ist wohl jedenfalls die geographische u. topographische Lage, die Höhe über dem Meere, das Klima u. der Boden des Bassins, welche einen ungeheuern Unterschied zwischen den S.n, ganz abgesehen von ihrer Größe, begründen. Welcher Unterschied ist zwischen dem Tschad-S. in Afrika, dessen Umfang die tropischen Regenströme auf das Dreifache vermehren, und den ruhigen Schweizer-S.n! welcher Kontrast der Scenerie zwischen diesen letztern und dem öden Aussehen der Steppen-S.n in der großen westasiatischen Niederung! Von

dem Boden, aus dem das Bassin besteht, hängt ab, ob das Wasser klar oder trübe, rein oder mit andern Bestandtheilen gemengt ist. Die Frage über die Qualität des Wassers in S.n und seine Bestandtheile ist dadurch gegeben und führt zu zahlreichen Erscheinungen, deren Erklärung die größten Naturforscher schon oft und vielfach, niemals aber noch bis zur Erschöpfung des Gegenstandes beschäftigt hat. Die S.n sind im Ganzen genommen eine geologische Erscheinung und beinahe jeder S. bildet wieder ein geologisches Räthsel für sich. Eine der verhältnißmäßig neuern Erscheinungen dieser Art sind wohl die Vulkan-S.n, und so zahlreich auch die Erscheinungen dieser Art sind, so sind sie doch noch in keiner Weise erklärt, da das Einsinken des Bodens wohl die Entstehung eines S.s im niedrigen Lande, aber nicht in einer Höhe von mehren tausend Fuß erklärt, wo noch überdies keine wasserreichen Berge, sondern solche, die aus vulkanischem Gestein zusammengesetzt sind, den S. umgeben. An dem fortdauernd thätigen Vulkan von Antuco ist ein S. von unergründlicher Tiefe in einer Höhe von 4—5000 F. über dem Boden, und dieser S. steht in einer so innigen Verbindung mit dem Vulkan, daß jeder stärkere Ausbruch desselben mit einem Strome von trübem Wasser endet, der Alles umher verwüstet. Welcher Art ist diese Verbindung? das ist eben so sehr ein Geheimniß, wie die Entstehung von S.n in alten ausgebrannten Kratern, z. B. der S.n von Bolsena und Bracciano, wie wahrscheinlich auch der S.n von Ochrida u. Castoria. Und nicht einmal die Vulkan-S.n sind beständiger Art. Der kleine Lago di Nemi ist ohne Zweifel ein ehemaliger, jetzt mit Wasser ausgefüllter Krater, dennoch hat er sich noch in der histor. Zeit vergrößert, denn es ist von demselben ein Gebäude verschlungen worden, das man unter Tiberius erbaut glaubt. Welche ausnehmend wichtige Rolle die S.n in dem Gebiete der Geologie spielen müssen, wird augenblicklich klar, sobald man sich an den allgemeinen Satz Moro's erinnert, von dem alle neuere mehr rationelle Geognosie ausgegangen ist, „daß alles Land durch unterirdisches Feuer aus dem Schooße des Erdballs in die offene Luft emporgetrieben und über das Wasser, von dem es bedeckt gewesen, erhoben worden ist". Setzt man diesem allgemeinen Satz noch den zweiten bei, daß sehr vieles Land, das schon über die Meeresfläche erhoben war, durch vulkanische Einwirkungen wieder unter die Meeresfläche gesunken ist, so wird man leicht erwägen, daß das Vorhandenseyn von Seen u. ehemaligen Seebetten ein sehr bedeutsamer Umstand für die Gestaltung der Erde ist. Ein S. ist ein geschlossenes mit Wasser ausgefülltes Thal; dieses Thal kann sich öffnen, der Druck des Wassers den Widerstand überwinden, das Wasser läuft ab, reißt vielleicht unterhalb tiefe Thäler ein, vergrößert dort einen S. u. dgl., während seine ehemalige Heimath gleichfalls bis zum Unkenntlichen verändert wird, da die Veränderung sich nicht auf den Ablauf des Wassers beschränkt, sondern auch das Erdreich, nicht mehr durch den Druck der Gewässer aus einander gehalten, auf die mannichfachste Weise über einander stürzt. — Der geheimnißvollste und für die Geognosie wichtigste Gegenstand ist jedoch die mannichfache, an vielen Stellen gar nicht zu leugnende unterirdische Verbindung von S.n unter sich und mit dem Meere, und das Vorhandenseyn unterirdischer mächtiger S.n. So ist z. B. unleugbar, daß London und seine Umgegend über einem mächtigen Süßwasser-S. steht. Ueber die unterirdische Verbindung der Gewässer, namentlich der S.n, gibt besonders das Erdbeben von Lissabon Andeutung; damals wurden viele Landseen in Europa ungewöhnlich bewegt: die meisten S.n in der Schweiz, der kleine S. bei Salzungen in Thüringen, der bei Templin in der Mark, einige S.n in Norwegen und Schweden, der Loch Lomond in Schottland, der Bewegungen im Ocean selbst und des temporären Verschwindens mancher Quellen nicht zu gedenken. Augenscheinlich ist, daß nicht der allgemeine Stoß, den der Boden erlitt, so auf die Bewegung der Gewässer einwirkte, denn sonst müßte das Erdbeben viel heftiger in allen Theilen Europa's verspürt worden seyn, sondern die Bewegung war eine Folge des Druckes, den die unterirdischen Wassermassen auf einander ausübten, und zwar vermuthlich durch die Gebirgshöhlen, die oft in einem wunderbaren Zusammenhang unter einander und mit dem Meere stehen. Dieser Zusammenhang ist uns freilich in den meisten Fällen ein Räthsel, doch an manchen andern Punkten ist er auch unbestreitbar nachgewiesen worden, wie z. B. in den Kalksteinhöhlen auf Morea. Es ist augenscheinlich, daß in diesem Betracht die S.n eine viel merkwürdigere Erscheinung sind, als die Flüsse. Diese strömen dahin auf der Oberfläche des Bodens, sie suchen nach dem Gesetze der Schwere die Niederung auf, wenige Fuß jedoch unterhalb ihres Laufes bemerkt man keine Spur ihres Daseyns mehr; aber die S.n reichen oft weit hinab und stehen in geheimem Zusammenhang mit den Tiefen der Erde, die der Mensch, wenigstens bis jetzt, noch immer mit sehr schwachem Erfolge zu erforschen strebt.

Numerische Angaben über Landseen.

1) Die vorzüglichsten Landseen, nach ihrer Größe geordnet.

(In deutschen Quadratmeilen.)

Kaspi-See	7375
Aral	2100
Oberer See (Lake superior)	1700
Huron	1150
Michigan	1025
Tschad	680 ?
Großer Bären-See	675
Baikal	625
Großer Winnipeg	565
Erie	553
Großer Sklaven-See	510
Ontario	473
Ladoga	320
Balkasch	300
Nicaragua	290
Titicaca	230
Onega	195
Athapascow	155
Deer- (Hirsch-) See	140
Otchenankane	13
Thung-thing	110

Wan	110
Wenern	110
Kleiner Winnipeg	108
Urumiah	106
Northlineds-Lake	100
Chuchu Noor	98
Wollaston	96
Manitouba	88
Wälder-See	85
Fu-jang	77
Peipus	70
Chapala	68
Misstissinay	66
Zana	64
Clearwater-Lake	60
Enare	60
Dsaisang	56
Wetter	45
Ilmen	28
Lulea	25
Todtes Meer	23
Champlain-See	21
Platten oder Balaton	12
Genfer-See	9,2
Boden-See	8,5
Neusiedler-See	7,9
Garda	6,5
Lago maggiore	4,8
Neuenburger-See	4,2
See von Mexiko	4,0
Comer-See	3,8
Vierwaldstädter-See	2,3
Lago di Celano	2
Lago di Perugia, Trasimener-See	2
Chiem-See	1,7
Loch Lomond	1,6
Zurcher-See	1,6
Janina	1,2
Wurm- oder Starnberger-See	1,1

2) Die beiden Extreme der Höhenlage von Landseen.

Mit Ausnahme des Manas Sarawar und des Hravan Hrad in Tübet, deren absolute Hohe nicht genau bekannt ist, erhebt sich unter allen Landseen der Erde der Titicaca-See, auf dem Hochlande von Bolivia, am bedeutendsten über die Meeresfläche, sein Wasserspiegel . . . . + 11970'

Ihm entgegengesetzt bildet das todte Meer eine tiefe Einsenkung unter der oceanischen Wasserfläche, im Betrage von . . . . − 1230'

Der Höhenunterschied dieser beiden Wasserbecken beträgt demnach eben so viel (13,2001), als die absolute Höhe der ansehnlichsten unter den europäischen Alpengipfeln, z. B. des Finster-Aahorn in der Schweiz.

3) Absolute Höhe einiger Alpen-Seen.

Walchen-See	2440'
Kochel	1832'
Brienzer	1790'
Thuner	1756'
Sempacher	1590'
Vierwaldstädter	1368'
Murten	1344'
Neuenburger	1340'
Bieler	1332'
Zuger	1300'
Züricher	1300'
Wallenstädter	1300'
Boden	1255'
Genfer	1135'
Luzerner	882'
Comer	654'
Lago maggiore	636'

See...., damit zusammengesetzte Namen, die sich hier nicht finden, s. Meer....

See (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Parsberg; 140 Einw.; — b) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kulmbach; 100 Einw.; — 2) österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Landeck; 500 Einw. — 3) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; Basaltsteinbruch; 310 Ew.

Sée, franz. Küstenfluß, Depart. Manche, fließt von Westen nach Osten und mündet in die Rhede von Cancal.

See, Orden vom (Orden vom großen Unternehmen), Orden in Ungarn, soll 1351 vom König Ludwig zur Begeisterung seiner Ritter für die Eroberung Griechenlands gestiftet worden seyn.

Seeadler (Ornith.), Raubvögelgatt., s. v. a. Haliaetus *Savign.*, s. Falco.

Seeaffe, I. (Säugeth.), s. v. a. Manatus australis *Tiles.* — II. (Ichthyol.), s. v. a. Seeratze, Chimaera monstrosa *L.*

Seeakademie, Unterrichtsanstalt für künftige Seeleute, Steuermänner ꝛc., wo sie in allen zum Seewesen gehörigen Wissenschaften unterrichtet werden. Von geringerem Umfange für das Wissen sind die Schifffahrtsschulen zum Unterrichte der Bootsmänner und angehenden Steuerleute.

Seealp-Thal, hohes und schönes schweiz. Thal, Kant. Appenzell-Innerrhoden, nordwestl. von der Ebenalp und südöstl. von den Siegleten begrenzt, windet sich um den Rosmatt gegen Westen und den obern und untern Mesmer, 1½ Stunden hinter dem Weißbad, 3052 Fuß hoch, weidereich, und mit einem Dorf; im Thal liegt der S.-See, wenig über ¼ Stunde lang und nicht so breit. Seine Quellen sind die Gletscher des Säntis, und sein Auslauf ist unter der Erde. Doch kommt er unter dem Namen Schwendibach bald wieder zum Vorschein. Die Tiefe dieses Sees wurde vor Alters für unergründlich gehalten, da er von 2 Seiten von hohen, zerklüfteten Bergen eingeschlossen ist. Diese jähen Bergwände, die zerstreut umherliegenden Aelplerhütten und im Hintergrunde der Schnee am Säntis und ein Gewirre dunkler Bergformen machen dieses Alpenthal zu einer Einöde.

Seeal-Spitze, asiat. Vorgebirg, ostindische Inseln, Amboinen, Ceram, an der südwestl. Spitze der Insel.

Seeanemone (Zoophyt), Polypengatt., s. v. a. Actinia *L.*, Meernessel (s. d.).

Seeanemonen (Zoophyt.), s. v. a. Actinina, Abtheilung der Thierkorallenfamilie der Polyactinia. Leib weich, frei, schwimmend oder kriechend, oben und unten mit scheibenförmiger Fläche, mit der untern Fläche (Mantelfläche, Fuß) beliebig anheftbar, in der obern der von Fühlern umgebene Mund; der sackförmige Magen frei in der Leibeshöhle, durch Lamellen in Fächer getheilt, worin die Eiersäcke, welche bisweilen im Magen ausgebrütet und als Junge durch den Mund ausgeworfen werden. Meerbewohner, welche lebend mit den schönsten Farben prangen, sich von kleinen Meerthieren nähren, abgeschnittene Fühler ersetzen und sich auch längs und quer theilen lassen. Der Schleim von einigen nesselt auf der Haut: Actinia, Eribrina, Lucernaria. S. Zoocorallia.

Seeanker (Seew.), s. Anker.

Seearsenal (Seezeughaus), ein großer Kriegshafen, in welchem Schiffe gezimmert, ausgerüstet, unterhalten werden und gegen die

Witterung und den Feind gesichert sind; vergl. **Zeughaus**.

Seeartillerie (**Marineartillerie**), die Artillerie auf Kriegs- und andern Schiffen. Sie hat, um ihren Zweck, die Entscheidung, herbeizuführen mit unendlich mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als die Artillerie zu Land. Richtiges Treffen ist die Hauptbedingung hierzu, was aber nur durch ein gutes Richten erzielt wird; letzteres wird jedoch durch die unaufhörlichen Bewegungen eines Schiffes nach den beiden Borden (Schlingern) und nach dem Vorder- und Hintertheile (Wanken) sehr erschwert. Die Richtungsart ist hierbei immer bestimmt. Der Artillerist richtet die Seelenaxe immer horizontal; allein auf den größern Schußweiten bedingt sich die Wahrscheinlichkeit des Treffens durch den Moment des Abfeuerns. Der Seesoldat darf nie Feuer geben, wenn das Schiff auf der Seite nach dem Feinde in die Tiefe geht, aber immer, wenn es anfängt, von der Höhe herunter zu gleiten, weil die zu hoch gerichteten Geschütze dann immer noch die Masten und das Takelwerk treffen können; auch darf nicht gefeuert werden, wenn das feindliche Schiff in der Tiefe zwischen zwei Wellen sich befindet, oder wenn das eigene Schiff mit dem Kiele von der horizontalen Lage zu sehr abweicht. Ferner müssen die Geschütze im Gefechte wo möglich senkrecht auf der Schiffswand stehen. Die Geschütze eines Verdecks sind in 2 — 3 Batterien abgetheilt. Jede Batterie feuert auf einmal für sich, ohne auf die nebenstehenden zu achten; einzelne Kanonen werden nicht abgefeuert, weil mehre auf einer Stelle zugleich einschlagende Kugeln eine viel schwieriger zu stopfende Oeffnung in die Schiffswand einreißen, als das eine Loch von einer einzigen Kugel. Lagenweise wird in der Regel nicht gefeuert und ausnahmsweise nur dann, wenn man eine plötzliche und entscheidende Wirkung sich versprechen kann; denn es ist schwer und fast unmöglich, mit der ganzen Geschützreihe zugleich Feuer zu geben: dieses würde das Schiff zu stark erschüttern. Alle diese Schwierigkeiten kennt die Landartillerie nicht, wenn sie gleich mit andern zu kämpfen hat. Die Landartillerie ist gegen Menschen, seltener gegen die feindlichen Geschütze in Thätigkeit; die S. wirkt gegen das Materiale, gegen die Schiffe. Die Bewaffnung der Schiffe selbst besteht aus Kanonen und Karonaden. Erstere sind 48-, 36-, 24-, 18-, 12-, 8-, 6- und 4-Pfünder. Diese Geschütze selbst, deren Anzahl, da ein Linienschiff ersten Ranges schon deren 120—130 zählt, jene eines beträchtlichen Heeres, das deren aufs Höchste 400 mit sich führt, bei einer Flotte um Vieles beträchtlicher ist, sind auf dem Schiffe folgendermaßen vertheilt. Auf dem Unterdeck stehen die schwersten, d. h. die 32- — 48-Pfünder, auf dem Zwischendeck die 24- — 36-Pfünder, auf dem Oberdeck 24- — 34-Pfünder, auf dem Halbdeck 6- — 12-Pfünder, auf dem Back 6- — 8-Pfünder, im Ganzen mit einer Last von 6797 Ctr. Die 14 Segel starke englische Flotte unter Nelson bei Abukir führte 1160 Geschütze. Die Karonaden schießen nur allein Vollkugeln, deren größtes Gewicht 68 Pfd. Eisen. Die kleinern Kaliber derselben sind 42, 32, 24, 18 und 12 Pfd. Eisen. Diese Geschütze sind unter gewissen Umständen den Kanonen vorzuziehen, da sie im Allgemeinen kürzer und leichter sind und daher weder in der Länge noch Breite viel Raum erfordern, weshalb auch ein Schiff eine größere Zahl Karonaden am Bord haben kann, als Kanonen. Dagegen schießen sie verhältnißmäßig nicht so weit, als Kanonen, treffen nicht so gut, zerreißen oft die Taue, mit welchen sie an der Schiffswand befestigt sind, überschlagen sich und erlauben im Feuer nur eine geringe Senkung. Ein Schiff, welches nur mit Karonaden bewaffnet ist, ist deshalb außer Stand, in großer Entfernung ein Gefecht mit einem mit Kanonen bewaffneten Schiffe zu eröffnen und zu bestehen, und es wird genöthigt seyn, das feindliche Kanonenfeuer so lange unbeantwortet zu lassen, bis es nahe genug gekommen ist, und gelingt es ihm nicht, den Wind zu gewinnen, so wird ein siegreicher Kampf nicht zu hoffen seyn. Der Kampf des Sir James Yeo auf dem Ontariosee im September 1813, dessen Schiff nur mit Karonaden bewaffnet war, wider einen Engländer, der Kanonen führte, bestätigt die obige Angabe. — So lange der Kampf auf dem Verdecke der Schiffe blieb, wie wir denselben von den Griechen, Römern bis zu Ende des 15. Jahrhunderts kennen, spielte die Artillerie auf den Schiffen keine Rolle. Allein man bediente sich ihrer von dem genannten Zeitpunkte an, durch Kugeln die Schiffe in Grund zu bohren und sie durch ungewöhnliche Geschosse zu beschädigen. Dahin gehören die bald wieder aufgegebenen Kettenkugeln, die von den runden Kugeln verdrängt wurden. — Die Zahl der Geschütze in einer Seeschlacht ist, wie bereits angegeben, viel größer, als in einer Schlacht zu Lande. So wie aber in einer Landschlacht nicht alle Geschütze zugleich ins Feuer kommen, ein großer Theil oft gar nicht, so ist es auch in einer Schlacht zur See. Rechnet man z. B. ein Schiff zu 100 Kanonen, so stehen 50 derselben auf einer Seite desselben und geben Feuer, wobei zu bemerken ist, daß ein Kriegsschiff, wie man oft glaubt, zum Feuern nie wendet, und daß immer nur eine Seite im Gefechte steht. Sollte aber das Schiff zu beiden Seiten angegriffen werden, so kommen auf der einen Seite die geraden, auf der andern die ungeraden Nummern der Geschütze ins Feuer, und zu diesem Ende müssen die sogenannten Ruderer, die Matrosen, Kadetten, Bootsmannsmarsgäste geübt seyn, von einem Bord an das andere überzugehen. Die Leistungen der S. gegen Landartillerie betreffend, mögen folgende Angaben genügen. Diejenigen Stellen der Küste, wo der Feind seine Flotten näher heranbringen kann und mit allen Truppen zu landen im Stande ist, müssen durch die Landartillerie geschützt werden. Das größte Kaliber der Küstenartillerie sind die 34-pfündigen Kanonen. Erwägt man nun, daß es einem Staate unmöglich ist, einen großen Küstenstrich mit so zahlreicher Artillerie zu bewaffnen, um die Angriffe einer Flotte mit Erfolg abzuweisen, so geht daraus hervor, daß die Kriegsschiffe die numerische

Ueberlegenheit des Geschützfeuers haben. Es sind auf der Flotte der Geschütze so viele, als daß es wesentlich seyn könnte, wenn hin und wieder ein Geschütz außer Gefecht gesetzt, oder wenn einige Leute erschossen werden, oder wenn zwischen Wind und Wasser ein Schiff beschädigt wird, oder wenn durch Kugeln einige Taue zerrissen werden, oder wenn ein Schiff einige Löcher erhält. Dergleichen Schäden versteht die Marine augenblicklich herzustellen und die Küstenartillerie hat durchaus nichts gewonnen. Indessen hat die neueste Geschichte einen Fall aufzuweisen, wo die Küstenartillerie gegen zwei wohl bewaffnete Kriegsschiffe einen ruhmvollen Sieg erfocht, den Sieg bei Eckernförde (s. **Schleswig**, Gesch.). Die **glühenden Kugeln** gegen Schiffe spielten früher eine wichtige Rolle und erwarben sich mehrfach einen großen Ruf, namentlich in der denkwürdigen Belagerung von Gibraltar 1782 und in neuester Zeit in dem schon erwähnten Kampf bei Eckernförde. Gegentheilige Resultate lieferte z. B. das Gefecht der schwedischen Flotte mit den Landartillerien auf Seeland 1700, so wie der Durchgang der englischen Flotte (8 Linienschiffe und 2 Fregatten, nebst mehren Brandern und Bombardierbooten) durch die Dardanellen am 19. Febr. 1807 und deren Erscheinen vor dem Serail, welche letztere Unternehmung allerdings dadurch erleichtert war, daß die Batterien in den Dardanellenschlössern zum Theil verfallen waren und daß die zum Theil ungeheuren Geschütze nicht auf Laffeten, sondern auf dem Boden lagen, somit nicht so rasch bedient werden konnten, als es bei Küstengeschützen, welche ihre Minderzahl durch ein lebhaftes Feuer einigermaßen ersetzen müssen, unbedingt nothwendig ist.

Seeassekuranz. Eine der ältesten, schon im Mittelalter vorkommende, und seither vielfach ausgebildete Versicherung, ist die Versicherung gegen Schäden und Nachtheile, welche Jemand auf einer bestimmten Seereise erleiden kann. Wie bei andern Assekuranzanstalten erhält Derjenige, welcher die Versicherung eingeht, eine ausführliche Urkunde (Police). Sowohl ganze Schiffslasten, als einzelne Waaren, die den Seetransport erleiden, können gegen Seegefahr versichert werden, namentlich die Ausrüstung des Schiffes, Segel, Takelwerk, Lebensmittel, Geräthschaften und Waaren. Auch das Leben einer Person kann in der nämlichen Assekuranz sicher gestellt werden. Bei der Versicherung herrscht im Allgemeinen dasselbe Verfahren, wie in allen Assekuranzanstalten; der Versicherte ist verpflichtet, den zu versichernden Gegenstand genau anzugeben, und die hiernach festgesetzte Prämie zu zahlen. Er muß von einzelnen Umständen, die auf die Seegefahr und die Seereise überhaupt von Einfluß sind, Nachricht geben, seinerseits alle Sorgfalt zur Abwendung von Schäden anwenden und den eingetretenen Schaden sofort anzeigen. Der Versicherer haftet für jede Seegefahr, sie mag durch Seestürme, Schiffbrüche, Kaperei und Kriegszeit herbeigeführt seyn. Er haftet aber nicht für einen Fehler des versicherten Gegenstandes oder für offenbares Versehen und Verschulden der See- und Schiffsleute oder der Versicherten selbst. Tritt eine Veränderung der bei der Versicherung benannten Reise ein, die nicht durch Nothstand herbeigeführt ist, ist der Versicherer ebenfalls außer Haft. Die Größe der Prämie wird nach der Größe und Wahrscheinlichkeit der übernommenen Gefahr von den jedesmaligen Kontrahenten willkürlich bestimmt, und muß dieselbe gewöhnlich nach Abschluß des Kontraktes vorausbezahlt werden. Manche S.en gewähren nur ihren eigenen Mitgliedern Sicherheit und hier vertritt die gegenseitige Verpflichtung die Stelle der Prämie. Das Dokument, welches den gegenseitig abgeschlossenen Vertrag enthält, die Police, ist entweder auf Casco oder auf Güter gerichtet. Die bedeutendsten S.en sind in Hamburg, Bremen und Danzig. Vgl. Nicol. **Magens**, Versuch über Assekuranzen, Haverei und Bodmerei, Hamburg 1753 (die meisten Assekuranzordnungen enthaltend); — Balthazard Marie **Emerigon**, Traité des assecurances et des contracts à la Grosse, Paris 1784, 2 Bde.; — Della assecurazioni maritime tratteto dell' avocato Ascanio Beldusseroni, Florenz 1786; — J. **Weskett**, Theorie und Praxis der Assekuranzen, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Joh. Andreas **Engelbrecht**, Lüb. 1782—87, 3 Bde.; der 3. Band auch unter dem besonderen Titel: Joh. Andr. **Engelbrechts** Assekuranz-Wissenschaft, systematisch bearbeitet nebst einer Sammlung alter und neuer Seerechte und dahin gehöriger Verordnungen; — Wilhelm **Benecken**, System des Assekuranz- und Bodmereiwesens aus den Gesetzen und Gebräuchen Hamburgs und der vorzüglichsten handelnden Nationen Europa's, so wie aus der Natur des Gegenstandes entwickelt, Hamburg 1805—10, 4 Bde., Theil 5 (Zusätze) 1821.

Seeassel (Mollusk.), s. v. a. Käfermuschel, Chiton *L.*

Seeastrolabium, s. Astrolabium marinum.

Seeatlas, Sammlung von Seekarten, s. **Landkarten**.

Seeaustern, s. **Austern**.

Seeb (bibl. Gesch.), s. v. a. Seb.

Seebach (Geogr.), 1) badische Dörfer: a) Mittelrheinkreis, Amt **Achern**; 300 Ew.; — b) das., Amt **Wolfach**; 230 Ew.; — 2) bayer. Dörfer: a) (**Klein-S.**), R.-B. Mittelfranken, Ldg. **Erlangen**; Mühle; 390 E.; — b) R.-B. Pfalz, Kanton **Dürkheim**; 320 Einw.; — 3) österr.-steiermärk. Dorf, Kr. Judenburg, Bezirk **Murau**; 250 Einw.; — 4) preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. **Langensalza**; Rittergut; 620 Einw.; — 5) sachs.-weimar. Pfarrdorf, Amt **Eisenach**; 270 Einw.; — 6) schweiz. Pfarrdorf, Kanton Zürich, am **Seebach**, bei Zürich; 800 Einw.

Seebacille (Bot.), s. v. a. Meerfenchel, Crithmum maritimum *L.*

Seebad (Med.), s. **Bad**.

Seebälle (pharm. Bot.), Aegagropilae, s. **Meerbälle**.

Seebär (Säugeth.), 1) s. v. a. Otaria ursina *Pér.*; — 2) s. v. a. Eisbär, Ursus maritimus *L.*

Seebah, Fürstenthum und Stadt, s. Kuhistan.

Seebaldsbrück, bremer Dorf; 150 Einw.

Seeballen (pharm. Bot.), s. v. a. Seebälle.

Seeband (Bot.), Algengattung, s. v. a. Halymenia *Ag.*

Seebarbe (Ichthyol.), Stachelflossergattung, s. v. a. Mullus *L.*

Seebargen, hannöv. Dorf, Landd. Stade, Bremen, A. Ottersberg; 26 Häuser.

Seebarometer, s. Barometer.

Seebarsch (Ichthyol.), 1) Stachelflossergattung, s. v. a. Serranus *Cuv.*; — 2) Stachelflossergattung, s. v. a. Labrax *Cuv.*

Seebaum (Seeschlagbaum, Hafenbaum), ein starker Schlagbaum zum Versperren einer Hafeneinfahrt.

Seebaumwolle, s. Baumwolle.

Seebeck (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; 140 Einw.

Seebeck (Biogr.), Thomas Johann, Gelehrter, 1770 zu Reval geboren, praktischer Arzt in Berlin, wo er 1831 †. Er hatte großen Antheil an der Entdeckung der Metalloide und schrieb Mehres über Optik und Polarität, besonders in Journalen.

Seebelgrad, Flecken, s. v. a. Biograd.

Seeben (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eylau; 180 E.; — b) (Zabin), das., Kr. Neidenburg; Gut; 260 Ew.; — c) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 300 Ew.; — d) (Sieba), das., R.-B. Merseburg, Saalkr.; Domainen-Vorwerk; 200 E.; — 2) (Seewen), schweiz. Dorf, Kant. Solothurn, südöstl. von Dornach; Feldbau; 600 E.

Seebenisch, königl. sächs. Dorf, Kr. u. A. Leipzig; 160 Einw.

Seebenstein, österr. Dorf, Unterösterreich, unter dem Wienerwalde; Landgerichtssitz, Schloß; an der krumbacher Straße, 3 Stunden von Neustadt; gegen 300 Einw.

Seeber, Nikolaus, zuletzt Hof- und Stadtorganist und Orgelbauer zu Römhild, war zu Hayna bei Römhild 1680 geboren, erlernte zu Th mar die Orgelbauerkunst und übte sich mit solchem Erfolg im Orgelspiel, daß er bald Stadtorganist wurde. In seinen Uebungen, namentlich im Orgelspiel, nimmer ruhend, gelangte er wunderbar schnell auch zu einer bedeutenden Celebrität, wurde 1705 als Organist nach Amsterdam berufen, folgte aber später aus Liebe zum Vaterlande einer Einladung nach Römhild, wo er unter Käfer noch die Komposition studirte, Hofmusikus und zuletzt Hoforganist wurde. Auch als Orgelbauer war er thätig, und an 56 Werke, die in der Gegend von Würzburg, Baireuth, Hildburghausen, Römhild, Schleusingen, Fulda stehen, verdanken ihm ihren Ursprung. Er † in hohem Alter.

Seeberg (Geogr.), 1) sachs.-kob.-gothaischer Berg, Fürstenth. Gotha, bei Gotha, 1192 Fuß hoch; berühmt durch seine Sternwarte, von Herzog Ernst II. erbaut; — 2) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 110 Einw.; — 3) s. Salzungen; — 4) österr.-böhm. Dorf, Kr. Elnbogen, Bez. Eger; Schloß, Drahtmühlen; — 5) schweiz. Pfarrdorf, Kant. Bern, Bez. Wangen; 1870 Einw.; — 6) Dorf das., Kant. Schwyz, im Visi-Thal.

Seebergen, sachsen-kob.-goth. Pfarrdorf, Herzogth. u. A. Gotha; 670 Einw.; erst in neuerer Zeit von Schwarzburg-Rudolstadt an Gotha abgetreten.

Seeberger, Gustav, Maler, geb. zu Redwitz 1812, besuchte die Kunstschule in Nürnberg und widmete sich neben der Malerei besonders der Mathematik und Perspektive, in welcher man ihn als vollkommenen Meister rühmen kann, da er sich in diesem Fache in eigenthümlicher Freiheit bewegt. Seine Zeichnungen von neueren architektonischen Monumenten in München, die nach solchen theilweise im Stiche und durch die Lithographie bekannt sind, liefern Beweise seiner Fertigkeit. Unter diesen nennen wir vorzüglich die Zeichnungen für das architektonische Prachtwerk von Gärtner, wovon 1845 die erste Abtheilung erschien. Nach S.s trefflicher Zeichnung ist das prachtvolle Treppenhaus der neuen Bibliothek, dann die Ansicht der neuen St. Ludwigskirche in Stein gravirt. Andere Zeichnungen von S. sind in dem bei Franz zu München erscheinenden Werke: „Das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten", in Stahl gestochen. Dann haben wir von S. auch mehre Bilder in Oel. In seiner früheren Zeit malte er Landschaften, bald aber erfaßte er das für ihn rühmliche Fach der Architekturmalerei und lieferte bereits mehre treffliche Werke.

Seebernstein (Min.), der von der See ausgeworfene Bernstein (s. d.).

Seebesen (Zoophyt.), s. v. a. Eunicea verrucosa *Lam.*

Seebezirk, das ans adriat. Meer stoßende ungar. Küstenland, s. Litorale.

Seebigau, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben, 150 E.

Seebinse (Bot.), s. v. a. Teichbinse, Scirpus lacustris *L.*

Seebitsch (Drewautice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Neuschloß; 350 Einw.

Seeblätter (Herald.), oben eingebogene, herzförmige Blätter, die nicht mit Schröterhörnern zu verwechseln sind.

Seeblase (Zoophyt.), Akalephengatt., s. v. a. Physalia *L.*, *Lam.*

Seeblume, 1) (Zoophyt.), s. v. a. Cribrina effoeta *Ehrenb.*; — 2) (Bot.), s. v. a. Nymphaea alba *L.*

Seebnitz, Stadt, s. v. a. Sebnitz.

Seebode, Joachim Dietrich Gottfried, Schulmann, geb. 1792 zu Salzwedel, studirte zu Göttingen, habilitirte sich das. 1812, ward 1813 Rektor, darauf Direktor des Andreaneums zu

Hildesheim, wurde später Direktor am Gymnasium zu Gotha und ging in gleicher Eigenschaft 1843 nach Wiesbaden. Durch die Begründung und Redaktion der „Kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen", die 1819—27 zu Hildesheim und 1828—30 zu Hannover herauskam, hat er sich eben so verdient gemacht, wie durch seine fleißige Mitarbeiterschaft an Jahns „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik". Er gab mehre alte Schriftsteller heraus, wie Tacitus, Thucydides, Florus, Eutropius und besorgte im Vereine mit Friedmann die „Miscellanea critica", Wittenb. 1822, 2 Bde., mit Fr. E. Ruhkopf das „Corpus historicorum latinorum", das. 1815.

Seebogen, s. Neuenseebogen.

Seebrachsenkraut (Bot.), s. v. a. Isoëtes lacustris *L.*

Seebrasse (Ichthyol.), Schuppenflossergatt., s. v. a. Brama *Bl.*

Seebrauch (Seeusance), diejenigen Gebräuche und Förmlichkeiten zu Schiffe, denen alle gebildeten Nationen sich unterworfen haben, z. B. daß ein begegnendes Admiralschiff von einem Schiffe jeder Nation zuerst salutirt wird 2c.

Seebremse (Krustac.), s. v. a. räuberische Wasserassel, Cymothoa asilus *Fabr.*

Seebrief, s. Nationalität der Schiffe.

Seebronje, Fluß, s. Kauttyawaur.

Seebronn, würtemb. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg; 640 Einw.

Seebruck, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Landger. Trostberg; 110 Einw.

Seebuch (Handelsw.), das Register aller zur See ankommenden und abgehenden Waaren.

Seebuhnen (Wasserb.), Buhnen am Meeresufer, um dasselbe gegen den starken Wellenschlag und dadurch möglichen Abbruch zu schützen.

Seebull (Ichthyol.), auch Meerbull, Cottus bubalis *L.*, *Cuv.* Gleicht sehr dem Cottus Scorpius *L.* (s. d.), hat aber vier Dornen am Vordeckel, wovon der erste sehr lang ist. An den französischen Küsten. Cuv. und Valenc., T. 78.

Seeburg (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Preußen, R.-B. Königsberg, Kr. Rössel; altes Schloß, kath. Pfarrkirche, evang. Bethaus, evang. Schule; 2170 Einw.; wurde im 14. Jahrh. erbaut; — 2) hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Fürstenth. Grubenhagen, Amt Gieboldehausen; bedeutender Fischhandel; 140 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, mannsfelder Seekr.; 320 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Havelland; 150 Einw.; — 4) würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkr., O.-A. Urach; 300 Einw.

Seebye, Stadt, s. v. a. Säbye.

Seecoutume, s. v. a. Seebrauch.

Seecypresse (Zoophyt.), s. v. a. Antipathes cupressus *Lamour.*, s. Stachel-Gorgonie.

Seecz, europ.-türk. Berggipfel, Bosnien, südlich von Travnik.

Seed (Seid, Seyd), in Niedersachsen eine Plaggenhacke; — Seeden, Grasstellen auf Stoppeln, die gemäht werden können.

Seedamm (Seedeich), 1) jeder Deich, er sey am Strand od. an einem Flusse; — 2) die Abdammung nach der Wasserseite, wenn nämlich eine Schleuse 2c. 2 Abdammungen erheischt.

Seed Baptists, s. Baptisten.

Seedeich, s. v. a. Seedamm.

See der tausend Inseln (Geogr.), s. Ontario.

Seedorf (Geogr.), 1) holstein. Distrikt, Amt Steinburg; 150 Ew.; — 2) lauenb. Dorf, bei Ratzeburg; 270 Einw.; — 3) mecklenb.-schwer. Dorf, wendischer Kreis, A. Stavenhagen; 240 Einw.; — 4) preußische Dörfer: a) Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Grimmen; 200 Einw.; — b) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; 150 Einw.; — c) Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 180 Einw.; — d) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 264 Einw.; — e) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II., am plaueschen Kanal; Rittergut; 110 Einw.; — 5) würtemb. Dorf, Schwarzwaldkreis, O.-A. Oberndorf; 850 Einw.; — 6) schweiz. Pfarrdörfer: a) Kant. Bern, Bez. Aarberg, nordwestl. v. Bern, an einem kleinen See (Copsiger See); 2270 Einw., in romantischen Felswohnungen an der Rebhalden, welche durchaus in Sandstein gehauen sind, aber schon oft todbringend zusammenstürzten; — 6) Kant. Uri, am Vierwaldstättersee, wo die Reuß einmündet, und am Gutschenberge; Schloß Apro, Benediktiner-Nonnenkloster, um 1107 vom Grafen Arnold von Brienz gestiftet; 400 Einw.

Seedorn (Bot.), s. v. a. gemeiner Sanddorn, Hippophaë rhamnoidas *L.*

Seedrache (Ichthyol.), 1) Störgatt., s. v. a. Chimaera *L.*; — 2) Knorpelfischgatt., s. v. a. Pegasus *L.*

Seedrache (Herald.), s. Drache.

Seedrou (nord. Myth.), Seegott der alten Norweger, hielt sich bei den Booten und Fischerhütten auf und glich den Fischern in Tracht und Aussehen. Wenn er sich zeigte oder wenn man im Boote eine Art Schaum (Drouspeichel) bemerkte, so war dies ein Zeichen, daß Leute auf der See umkommen würden.

Seeeiche (Bot.), s. v. a. gemeiner Seetang, Fucus vesiculosus *L.*

Seeeichel (Mollusk.), s. v. a. Meereichel, Balanus *Brug.*

Seeeidechse (Ichthyol.), Weichflossergatt., s. v. a. Saurus *Cuv.*

See ein (Schifff.), vom Lande höher in der See seyn.

Seeeinhorn (Säugeth.), s. v. a. Narwal, Monodon Monoceros *L.*

See einstechen (Schifff.), eine Fahrt zur See antreten.

Seeeis, im Gegensatze zum Landeis das nicht angefrorene, daher treibende Eis in einem Meere.

Seeelephant (Säugeth.), s. v. a. Phoca leonina *L.*, Stemmatopus proboscideus *Pér.*

Seeelster (Ornith.), 1) s. v. a. Pfeifente, Anas Penelope *L.*, s. Ente; — 2) s. v. a. Zwerglumme, Cepphus minor *Cuv.*; — 3) s. v. a. Austernfischer, Haematopus ostralegus *L.*

Seeente (Ornith.), 1) s. v. a. Sammetente, Anas fusca *L.*, s. Ente; — 2) s. v. a. Larventaucher, Mormon Fratercula *Temm.*

Seeerbse (Bot.), s. v. a. Pisum maritimumm *L.*

Seeerde (Min.), eine graue Thonerde (s. d.).

Seeerz (Min.), s. v. a. Limonit u. Raseneisenstein, wenn er sich in Sümpfen und Landseen findet. Nach Daubrée ist es eine Art Bohnerz und gewöhnlicher Eisenstein, der sich in einigen Seen Skandinaviens ablagert.

Seefächer, 1) (Ornith.), s. v. a. Tropikvogel, Phaeton *L.*; — 2) (Zoophyt.), s. v. a. Gorgonia Flabellum *L.*

Seefahrer, 1) Person, welche eine Reise zur See macht, besonders — 2) Person, deren eigentliches Geschäft es ist, zur See zu reisen, u. welche daher die nöthigen Kenntnisse dazu besitzt.

Seefasan (Ornith.), s. v. a. Löffelente, Anas clypeata *L.*, s. Ente.

Seefeder (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Pennatula *Cuv.*

Seefedern (Zoophyt.), s. v. a. Pennatulina, Unterfamilie der Thierkorallenfamilie der Octactinia. Polypenstamm weich, frei mit dem unteren Ende im Schlamme steckend und im Innern einen biegsamen Stiel enthaltend. Die Polypen sitzen nur am obern Theile des Stammes: Pennatula, Veretillum, Virgularia, Umbellularia, Renilla. Beyrich zieht hierher auch die Graptolithen der silurischen Grauwacke.

Seefeige (Zoophyt.), auch Seelunge, s. v. a. Alcyonium ficus.

Seefeld (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Landger. Starnberg, Schloß, Mühle; 100 Einw.; — 2) holstein. Dörfer: a) Amt Rendsburg; 150 Einw.; — b) Patr. Oldisloo; 160 Einw.; — 3) österreich. Marktflecken, unter dem Mannhartsberg, an der Bulka; 1500 Einw.; in der Nähe 12 kleine Seen; — 4) österreich. Dorf, Tyrol, Kreis Imst, Landger. Telfs; Poststat.; 710 Einw. — 5) oldenburg. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen zu Ellwürden, 170 Einw.; — 6) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen, R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen; 110 Einw.; Chatoullengut Warschka; — b) das., R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 210 Einw.; — c) das., R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; Gut; 230 Einw.; — d) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 230 Einw.; — e) das., R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 240 E.; — f) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lebus, 220 E.; — g) (Hohen-S.), das., R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk, 230 Einw.; — h) (Nieder-S.), das., R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; 140 Einw.

Seefeld (Biogr.), Klemens Graf von, s. Törring Seefeld.

Seefelden, bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Müllheim; 580 Einw.

Seefelder, preuß. Moor, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz, im Habelschwerdtergebirge, durch die hohe Mense von Böhmen geschieden, 2858' hoch, hier Quellen der Weistritz und Erlitz.

Seefelder-Norder-Außendeich, oldenb. Bauerschaft, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen zu Ellwürden; 170 Einw.

Seefelder-Norder-Außendeicher-Hausleute, oldenb. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen zu Ellwürden; 160 Einw.

Seefelder-Norder-Außendeicher-Köter, oldenb. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen zu Ellwürden; 220 Einw.

Seefelder-Süder-Außendeicher-Hausleute, oldenb. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen zu Ellwürden; 210 Einw.

Seefelder-Süder-Außendeicher-Köter, oldenb. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen zu Ellwürden; 140 Einw

Seefest (Schiffb.), von einem Schiffe, das so gebaut und ausgerüstet ist, daß es den Gefahren einer Seereise Trotz bieten kann.

Seefeuert (Schifff.), s. v. a. Leuchten des Meeres, s. Meer.

Seefichte (Zoophyt.), s. v. a. Gorgonia pinnata *Lamourx.*, Pterogorgia setosa *Ehrenb.*

Seefinen-Thal (Seevinen-T., S.-Alp), treffliche schweiz. Alp, Kanton Bern, im Lauterbrunnenthal, hat 4 Stunden im Umfange. Der S.-Käse, der hier verfertigt wird, gilt für den besten des Oberlandes.

Seefisch, Hermann Ludwig, Maler von Potsdam, um 1810 geboren und in Berlin unter Leitung des Professors Wach gebildet, malte anfangs Bildnisse und Genrestücke, worunter jenes, welches ein am Grabe der Aeltern betendes Mädchen vorstellt, eines seiner früheren Werke, von Bedeutung ist, auch Landschaften und Ansichten mit Staffage. Er unternahm mehre Reisen in Deutschland, nach Frankreich, in die Normandie, nach Belgien, Holland, in die Schweiz und nach Italien, und aus seinem reichen Portefeuille von Zeichnungen wählte er dann Vieles zur Ausführung in Oel. Zu seinen neuesten Werken gehören mehre Ansichten aus der Schweiz und aus Italien. Gegenwärtig lebt der Künstler in Berlin.

Seefische, Fische, die in der See leben und zur Nahrung dienen.

Seeflasche (Ichthyol.), s. v. a. Tetraodon hispidus *L.*

Seefledermaus (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Malthe *Cuv.*

Seefloh (Krustac.), s. v. a. Gammarus pulex *L.*

Seeflunder (Ornith.), s. v. a. Eistaucher, Eudytes glacialis *Illig.*

Seeforelle (Ichthyol.), s. v. a. Grundforelle, Salmo lacustris.

Seefortifikation, die Wissenschaft, wie Häfen, an Meeren gelegene Festungen, Meerengen, Flußmündungen rc. befestigt, vertheidigt und angegriffen werden sollen.

Seefrachtbrief, s. Kannossament.

Seefried (Biogr.), 1) **Peter Anton**, Bildhauer und Modellirer, 1776 zu Nymphenburg geboren und an der Akademie in München gebildet, wurde in der Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg als Bossirer angestellt und fertigte in dieser Eigenschaft zahlreiche Bildwerke, wie die allegorischen Figuren der vier Welttheile, der freien Künste, Mars und Pallas, Gruppen von Schäfern und Schäferinnen mit Lämmern und Ziegen, Kinderfigürchen mit musikalischen Instrumenten, Gruppen von Soldaten, Türken und Türkinnen ꝛc. Im Jahre 1790 wurde er Ober-Bossirer. S. † zu München 1831. — 2) **Georg**, Landschaftsmaler, Sohn des Vorigen, kam schon frühe als Lehrling in die Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg und wurde daselbst um 1810 als Maler angestellt. Später besuchte er auch die Akademie der Künste in München, um sich im landschaftlichen Fache weiter auszubilden. Er zierte viele Porzellangefäße mit Landschaften und hinterließ auch mehre Zeichnungen, † um 1816.

Seefriede, ein Friede unter Seemächten, nach welchem insbesondere keine Kaperbriefe mehr ertheilt werden dürfen.

Seefrosch (Mollusk.), s. v. a. Murex Rana *L.*, Ranella Crumena *Lam.*

Seefuchs (Ichthyol.), s. v. a. Squalus vulpes *L.*

Seefüße (Schiffersp.), von Demjenigen, der gut am Tauwerk hinaufklettern und beim Schlingern des Schiffes feststehen kann.

Seefund (Seew.). Um eine Strandung oder einen Schiffbruch gesetzlich darthun zu können, ist es erforderlich, daß die Waaren ꝛc. ans Land kommen. Treiben solche auf dem Meere oder in der See, so werden solche nach englischen Gesetzen mit folgenden verkehrten und barbarischen Namen bezeichnet. **Strandgut** (Flotsam) ist der Name für die Waaren und Güter, so lange dieselben auf der Oberfläche des Wassers treiben; **Wrackgut** (Jetsam) nennt man die Güter, nachdem solche unter die Oberfläche des Wassers gesunken sind, und S. (Lagan) werden versunkene Güter und Waaren genannt, wenn man solche durch ein daran befestigtes Tau mit einem Stück Kork oder eine Boje bezeichnete, damit man solche wieder auffinden könne.

Seeg (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Landger. Füßen; 150 E.; — 2) österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Gut Grafenried; Garnbleiche und 3 Mühlen; 240 Einw.

Seega, schwarzb.-rudolst. Pfarrdorf, Amt Frankenhausen, an der Wipper; herrschaftl. Gut, Papiermühle; 580 Einw. In der Nähe die Ruinen des alten Schlosses Arnsburg.

Seegal (Ornith.), s. v. a. gemeiner Kiebitz, Vanellus cristatus *M.*

Seegans, 1) (Ornith.), s. v. a. weißwangige Gans, Anas leucopsis *Bechst.*, s. Gans; — 2) (Ichthyol.), s. v. a. Seeteufel, Lophius *L.*

Seegat, bei Flußmündungen die Durchfahrt zwischen den Sandbänken.

Seegebadenhaus, preuß. Hof und Bauerschaft, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Grimmen; 240 Einw.

Seegebartsstraße, preuß. Straße, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz, nach dem Oberpost-Direktor von Seegebart benannt, 1808—9 angelegt; führt durch den 9 Meilen langen tuchler Wald (tuchler Haide) nach Neuenburg.

Seegebrauch, s. v. a. Seebrauch.

Seegefecht, s. Seeschlacht.

See geht hohl, s. Hohle See.

Seegefeld, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Havelland; Gut; 320 Einw.

Seegel, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 130 Einw.

Seegen, **Franz Xaver**, Bildhauer, 1724 in Wien geboren und an der Akademie daselbst gebildet, hinterließ zahlreiche Arbeiten, neben anderen viele Figuren in Elfenbein, welche die Jesuiten nach Spanien und Indien schickten. In der Wallfahrtskirche zu Kirchbüchel sind alle Figuren von ihm, dann jene des Hochaltares zu St. Ulrich in Wien, das metallene Krucifix auf dem Kalvarienberge zu Linz, die Holzbasreliefs im Chor des Klosters auf dem Zober bei Strutra in Ungarn ꝛc. S. war Mitglied der Akademie in Wien und † vor 1783.

Seegenfelde, preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone, Glashütte; 240 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Friedeberg; 140 Einw.

Seegenthal, s. Neuseegenthal.

Seeger (Geogr.), preuß Dorf an der Nabüe, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 280 Einw.

Seeger (Biogr.), 1) (böhmisch Zegert oder Segert), **Joseph**, berühmter Organist am Dom und an der Klosterkirche der Kreuzherren in Prag, geb. 1720 zu Bzevin in Böhmen, gebildet von dem berühmten Organisten Czernohorsky in Prag, wurde um 1750 als Organist in Prag angestellt, erwarb sich als Orgelspieler einen weitverbreiteten Ruf und bildete durch seinen gründlichen Unterricht die meisten nach ihm blühenden berühmten Tonkünstler Böhmens, z. B. Kotzeluch, Mislineczek, Brixi, Praupner, V. Maschek, J. E. Dussik, F. Duschek und J. Wittassek. Er † den 22. April 1782 zu Prag und hinterließ an Kompositionen viele Messen, Vespern, Motetten, Litaneyen, Psalmen und andere Kirchenstücke, auch Choräle, Präludien, Fugen, Toccaten ꝛc. für die Orgel. — 2) **Christian Dionysius**, **Freiherr von**, würtembergischer Generallieutenant, 1740 zu Schöckingen im Würtembergischen geboren, trat 1759 in Kriegsdienste, ward 1761 Aufseher bei dem Bauwesen und der Gärtnerei auf der Solitude, 1768 Hauptmann. Im Auftrage des Herzogs richtete er eine Bildungsanstalt für junge Gärtner ein, trat aber, als nach dem Tode des Herzogs diese Anstalt einging, wieder in den aktiven Kriegsdienst, wurde Oberst und Generaladjutant und 1795 Generalmajor. Nachdem er als solcher glücklich gegen die Fran-

zosen gefochten, erhielt er 1800 das Kommando des würtembergischen Reichskontingents, schlug die Franzosen mehrmals, hinderte den von ihnen beabsichtigten Donauübergang bei Dillingen und deckte den Rücken der österreich. Armee jenseit des Inn. Im J. 1805 ward er Generallieutenant und Freiherr, 1806 pensionirt, † 1808 zu Blaubeuern. — 3) David Dionysius Fr. Jos., Kameralist, 1781 zu Stuttgart geboren, 1803 Hofkammersekretair und Textkontroleur zu Ellwangen, 1811 außerordentlicher Professor der Kameralwissenschaften, 1812 ordentlicher Professor. Schrieb: System der Kameralwissenschaften, Ellwang. 1805; — Magazin für Kameralisten, Heidelberg 1806; — System der Wirthschaftslehre, Karlsruhe 1808; Entwurf der Staatswissenschaft, Heidelb. 1809, 2. Aufl. 1815; — Ueber das vorzüglichste Abgabesystem, Karlsr. 1811. — 4) Karl Ludwig, Landschaftsmaler, 1809 zu Alzey im Großherzogthum Hessen geboren, bildete sich seit 1826 in München und S. hatte bald den Ruf eines der vorzüglichsten Landschafter dieser Stadt, welchen er durch zahlreiche Bilder fortan bewahrte. S. befließ sich des genauesten Studiums der Natur, in Folge dessen es ihm möglich wurde, dieselbe in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen zu erfassen. Seine Gemälde gewähren den Blick in freundliche sonnige Gegenden mit schönen Bäumen, klaren Wasserspiegeln und friedlichen Wohnungen. Besonders gelingen ihm unter klarem Himmel sonnige Durchsichten durch Bäume und die Reflexe auf dem Wasser. Doch malt er auch das nahende Gewitter, den Ausbruch desselben, und die Frische der Natur nach dem besänftigten Elemente. Seine Bilder erfreuen durch die liebliche Färbung und durch die liebevolle Ausführung bis in Detail, jedoch ohne ängstliche Vollendung. In jeder Hinsicht gehören seine Bilder zu den schönsten Erzeugnissen der Landschaftsmalerei. Im Allgemeinen schließt er sich darin an die älteren niederländischen Meister an, indem er auch die Vorzüge mit ihnen theilt. S. wurde 1837 Inspektor der großherzoglichen Gallerie zu Darmstadt und seit 1839 ist er Direktor derselben. Er gab auch eine Beschreibung der ihm anvertrauten Kunstschätze heraus: Das Großherzogl. Museum zu Darmstadt; die Gemäldegallerie, Darmstadt 1843.

Seegericht, 1) das Gericht der Admiralität; — 2) diese selbst; — 3) Behörde, welche aus den Seegeschworenen besteht und die Aufsicht über die Landseen einer Gegend führt, die Schiffer auf denselben, so wie die auf Strömen beaufsichtigt.

Seegeritz, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Leipzig; 180 Einw.

Seegerswalde (Sejerswalde), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 280 Einw.

Seegeruch, der eigenthümlich salzige oder Theergeruch, den überseeische Waaren theils von dem Dufte im Schiffe, theils von dem aus altem Tauwerk bereiteten Packpapier empfangen.

Seegeschrei, bei Flotten, s. v. a. Feldgeschrei.

Seegeschütz, s. v. a. Seeartillerie.

Seegeschworene, s. Seegericht 3).

Seegesetze, die den Seehandel und die Schifffahrt betreffenden Gesetze; s. Seerecht.

Seegesicht, 1) eine Täuschung der Augen, wo man eine noch ferne Küste über dem Wasser in der Luft erblickt, der Fata Morgana ähnlich; s. Luftspiegelung; — 2) s. v. a. Seegespenst.

Seegespenst. Auch das Meer hat die thätige Phantasie der Menschen, mit allerhand übernatürlichen Gebilden bevölkert. Bald sind es riesige Geister, die in vorübergehenden Nebelbildern dem Seemann erscheinen, bald gesellt sich ein unheimlicher Gast in Nebelform zu dem Steuermann und verkündet dem Schiffe Unheil und Untergang, der Mannschaft den Tod; erst klein und undeutlich, wächst er mit der Noth des Schiffes, nimmt die Form eines alten Matrosen an und schreitet allmählig nach dem andern Ende des Schiffes vor; erreicht er dies, so geht das Schiff unter, verschwindet er früher, so ist die Noth zu Ende. Das berühmteste S. ist der fliegende Holländer (s. d.). Vgl. Elmsfeuer.

Seeglocke (Mollusk.), s. v. a. Balanus Tintinnabulum *Lam.*

Seegras 1) (Bot.), s. v. a. gemeiner Wasserriemen, Zostera maritima *L.*; — 2) (Seetang, Waarenk.), Stopfmittel für Polster, Matratzen und Betten, besteht aus den grasartigen, langen flachen Blättern des, im adriatischen und Weltmeere, in der Nord- und Ostsee auf dem Grunde wachsenden Wasserriemens (Zostera marina). Es ist frisch grasgrün, getrocknet graubraun oder schwärzlich, gekräuselt, ballenförmig verflochten, sehr biegsam und elastisch, der Fäulniß und dem Insektenfraß nicht unterworfen. In den Handel kommt das S. zubereitet, wozu man es von dem darunter befindlichen Blasentang reinigt, mehre Male wäscht und an der Luft trocknet. Das frische, dunkelfarbige, biegsame, lange, gut gekräuselte ist dem alten, bleichen, kurzen vorzuziehen. Kopenhagen, Hamburg, Lübeck, Stettin liefern es in Ballen von 200 bis 300 Pfd.

Seegrehna, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; 3 Rittergüter; 300 Einw.

Seegrind (Zoophyt.), s. v. a. Eschara foliacea *L.*

Seegringen (Segringen), bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Herrschaftsgericht Mönchsroth; 190 Einw.

Seegrundel (Ichthyol.), s. v. a. kleiner Schleimfisch, Blennius pholis *L.*, s. Bulkert und Schleimfisch.

Seegurke (Zoophyt.), Echinodermengatt., s. v. a. Holothuria *L.*

Seegut, 1) in den Rheingegenden die Waaren, welche seewärts über den Rhein herkommen; — 2) in Solingen bei den Stahlfabrikanten die groben und ordinären Messer, welche über Amsterdam nach Ost- und Westindien gehen.

Seehafen, s. Hafen.

Seehafer (Bot.), s. v. a. Zizania palustris *L.*, Ziz. clavulosa *Michx.*

Seehahn (Biogr.), Beiname des E. Slingelant.

Seehahn (Ichthyol.), s. v. a. Trigla Hirundo *L.* — **Grauer S.**, s. v. a. Trigla Gurnardus.

Seehaide (Zoophyt.), s. v. a. Holzkoralle, Gorgonia placomus *Pall.*

Seehaltend (engl. Seaworthy), bezeichnet den Zustand oder die Fähigkeit eines Schiffes oder Fahrzeuges, eine Fahrt oder Reise unternehmen zu können, und dazu in jeder Hinsicht tüchtig zu seyn. In allen Frachtkontrakten ist bei gemietheten Schiffen ausdrücklich angeführt, daß ein Schiff dicht von Boden, fest und stark, mit allem Geräthe versehen, gehörig bemannt, so wie mit Takelwerk, Mundvorräthen &c. hinlänglich versorgt sey. Sobald ein Schiff rücksichtlich eines dieser Gegenstände nicht gehörig ausgerüstet ist, so sind die Rheder, gleichviel ob solche davon in Kenntniß waren oder nicht, verbunden, für jeden Schaden zu stehen, der dadurch für die Ladung oder den Befrachter entstehen kann; und ist solch ein Schiff versichert, so wird die Versicherung durch einen Mangel der genannten Art annullirt. Die Bedingung, daß ein Schiff s. sey, mag in einem Frachtkontrakt enthalten seyn oder nicht, so ist dessen tüchtiger Zustand und daß es mit Allem wohl versehen sey, eine stillschweigende Verpflichtung der Rheder. Der berühmte Lord Ellenborough äußert sich deshalb: „in einem jeden Kontrakte zwischen dem, der sich als Eigenthümer eines Lichterschiffes oder eines Frachtschiffes angibt, u. dem, der seine Güter an dessen Bord gibt oder das Lichterschiff oder Transportschiff zum Transport miethet, ist der Punkt des Kontraktes von Seiten des Frachtfahrers durch das Gesetz vorgeschrieben, daß das Schiff dauerhaft genug und zu dem Gebrauch, zu welchem er es dem Publikum anbietet, tüchtig und im gehörigen Stande sey". Bei der Feststellung und Vorschrift zu dem Kontrakte heißt es in den englischen Gesetzen: „Es wird zu dem Ende vom Gesetz von Seiten des Frachtfahrers eine Verpflichtung hierzu vorausgesetzt, ohne daß dazu ein weiterer Beweis gehöre". Es ist dabei nicht genug, daß ein Schiff mit Allem hinlänglich versehen und vollständig zur Reise ausgerüstet sey, sondern es muß auch die richtige Bemannung mit Leuten haben, die geschickt und unterrichtet sind, es zu regieren. Wenn Flüsse hinab- oder aus den Häfen herausgesegelt wird, auf Rheden u. s. w., und da, wo es Gebrauch oder vom Gesetze vorgeschrieben ist, einen Lootsen an Bord zu nehmen, muß ein solcher an Bord genommen werden. Nur dann können Rheder und Kapitäne um Verlust oder Schaden wegen Abwesenheit eines Lootsen in Anspruch genommen werden, wenn es erwiesen ist, daß die Anstellung eines Lootsen unterlassen, oder daß einen solchen an Bord zu nehmen verweigert worden, oder daß der Kapitän die Nachlässigkeit begangen habe, das Schiff nicht beigelegt zu haben, um einen Lootsen an Bord zu nehmen, wenn dieser bereit gewesen und sich erboten habe, die Führung des Schiffes zu übernehmen. Es wird ein Schiff aber nicht für s. angesehen, wenn es nicht mit allen Schiffspapieren und Dokumenten versehen ist, um sich u. die Ladung ausweisen zu können. In Kriegszeiten ebenso wenig, wenn solches nicht mit den erforderlichen Segeln versehen ist, um dem Feinde entkommen zu können. Nur allein dadurch, daß ein Schiff s. ist, werden die Rheder gegen die Verlader der Verantwortlichkeit des Verlustes enthoben, u. wenn auch schon wenige Stunden nach der Abfahrt das Schiff nicht mehr s. ist, so ist die Verbindlichkeit der Rheder nichts destoweniger gehörig erfüllt. Wenn darüber eine Frage zu entscheiden vorliegt, so ist es allemal die, ob das Schiff **vor** der Abfahrt defekt gewesen, oder ob eine Ursache vorhanden, durch welche das Schiff nach der Abfahrt es geworden ist. Wird indessen ein Schiff ein oder zwei Tage nach der Abfahrt leck und dringt das Wasser in solches, und ist es dadurch zum Umkehren genöthigt, ohne daß eine sichtbare oder erklärliche Ursache deshalb angegeben werden kann, wie das Aufreißen einer Planke oder sonst ein Zufall, welchem das beste Schiff unterworfen seyn und der durch menschliche Klugheit nicht vermieden werden kann, so läßt sich annehmen, daß es nicht s. zur Zeit seiner Abfahrt gewesen sey, u. liegt das Gegentheil zu beweisen den Rhedern ob. Dieselben sind für jeden Schaden verantwortlich, der durch einen im Schiffe ursprünglich vorhanden gewesenen Fehler verursacht wurde, so wie durch mangelhafte Stauung der Güter; nicht aber sind es dieselben wegen eines von göttlicher Schickung hervorgebrachten Schadens, oder der durch die Feinde des Königs, oder durch die Gefahren der See verursacht worden ist. Noch muß hier bemerkt werden, daß, so vollkommen ein Schiff auch immer sey, wenn es vermöge seiner Beschaffenheit, so wie seines Baues nicht im Stande ist, mit der an Bord genommenen Ladung die vorgesetzte Reise zurückzulegen, solches auch nicht als s. betrachtet werden kann. Es muß in jeder Rücksicht so ausgerüstet seyn, wie es der Handel erfordert, welchen es betreiben soll; und ist es daher eine sehr wohlthätige Vorschrift, daß die Rheder gehalten sind, dafür einen hinlänglich gültigen Beweis zu führen. Wir haben im Eingang erwähnt, daß, sobald ein Schiff nicht im seehaltenden Zustande sey, die darauf gemachten Versicherungen null und nichtig sind. Es ist deshalb in jeder Police nicht bloß ein ausdrücklicher, sondern auch stillschweigender Vorbehalt, daß das Schiff „**dicht, fest und stark** &c." seyn solle, und bedarf es dafür keines besonderen Grundes. Der Versicherer macht sich anheischig, dem Versicherten wegen **außerordentlicher** und **unvorherzusehender** Seegefahren zu entschädigen; es würde aber einer Thorheit gleich kommen, wenn Jemand Versicherungen übernehmen wollte, ohne daß ein Schiff in dem Zustand wäre, den gewöhnlichen Gefahren zur See widerstehen und solche vermeiden zu können, welchen es ohnehin während der Dauer einer jeden Fahrt ausgesetzt ist. Nach den altfranzösischen Gesetzen war es verordnet, daß ein jedes Kauffartheischiff, bevor es den Hafen, in welchem es ausgerüstet worden, verließ, von gewissen, besonders dazu verordneten Marinebeamten untersucht und für s. erachtet werden solle (en bon état de navigation), und daß kurz vor

dessen Heimkehr, ehe es eine Rückladung einnehme, diese Besichtigung zu wiederholen sey. Valin hat dargethan (Tit. Fret, Art. 12), daß in diese Untersuchungen und Besichtigungen wenig Vertrauen zu setzen gewesen sey, und daß sich solche bloß auf die äußeren Theile erstreckt haben, da wo das Schiff nicht beschlagen gewesen, und daß deshalb die inneren und verborgenen Fehler niemals haben entdeckt werden können. Es scheint, als habe man aufgehört, dieses Verfahren in Frankreich zu befolgen, in dem Code de Commerce findet man wenigstens nicht die geringste Bezugnahme darauf. Auch scheint es zweckmäßiger zu seyn, daß man, wie dieses in England der Fall ist, nach einem sich zugetragenen Verluste durch eine Untersuchung dessen wahre Ursache ausmittele, als daß eine so wichtige Frage von Beamten entscheiden werde, die in ihrer Stellung wenig Interesse haben, eine sorgfältige Besichtigung vorzunehmen. Es kann ein Schiff das Ansehen haben, als wäre es völlig fähig, seine Fahrt zurückzulegen und erst nach erlittenem Schaden können die mangelhaften Theile desselben entdeckt und dadurch dessen wahrer Zustand ausgemittelt werden, in welchem es sich zur Zeit seiner Abreise befunden haben mag. Die nach französischem Recht eingeführte Gewohnheit, ein Schiff zu untersuchen, konnte keinen entschiedenen Beweis liefern, daß ein Schiff bei dessen Abfahrt wirklich s. gewesen, und war solches mehr ein Dafürhalten, daß es so sey, und blieb es dem Befrachter ebenso wie dem Versicherer überlassen, das Gegentheil davon zu beweisen. Nach dem preußischen A. L. R. § 1472—1474 muß der Schiffer, bevor er Ladung einnimmt, das Schiff gehörig untersuchen lassen, ob es zur beabsichtigten Reise hinreichend ausgerüstet sey. Finden sich dabei Mängel, so muß er die darin entdeckten Mängel den Rhedern anzeigen, und wenn sie nicht am Orte gegenwärtig sind, für deren schleunige Abhülfe sorgen. Wird ermittelt, daß ein Schiffer Ladung eingenommen habe, obgleich das Schiff noch nicht hinreichend ausgerüstet war, so haftet er sowohl den Rhedern und Befrachtern, als den Versicherern für allen Schaden u. wird außerdem nach Umständen bestraft.

Seehand (Zoophyt.), s. v. a. Diebshand, *Alcyonium digitatum L.*

Seehandel, 1) der Kauf und Verkauf solcher Waaren, die zur See transportirt werden, s. Handel; — 2) Streitigkeit, Angelegenheit, die das Seewesen oder die Schifffahrt betrifft.

Seehandelsvereine, vom Staate begünstigte und erlaubte Verbindungen von Kaufleuten und Privatpersonen, welche es sich zur Aufgabe gestellt haben, die Manufakte und andere Produkte des Binnenlandes in fremde Länder oder Welttheile über das Meer zu befördern. Es sind fast in allen Staaten, die zur See einige Macht hatten, dergleichen Vereine gestiftet worden, in England, Frankreich, Spanien, Portugall, Holland, Dänemark, Rußland, so wie in verschiedenen deutschen Staaten. In neuerer Zeit waren dieselben immer auf Aktien gegründet, und der Verein wurde durch einen erwählten Ausschuß oder durch ein Direktorium geleitet, welches sich an den Versammlungstagen über die Angelegenheiten des Vereins berieth. So war es namentlich bei der im Jahr 1821 in Elberfeld von dem Kaufmann Jakob Anders begründeten rheinisch-westindischen Kompagnie, welche nach Westindien und Amerika einen Handel mit deutschen und hauptsächlich westphälischen Produkten begründen wollte, und mit der 1825 zu Leipzig gegründeten elb-amerikanischen Gesellschaft, welche sich dem überseeischen Verkehr sächsischer Fabrikate u. Produkte zur Aufgabe gemacht hatte, und ihren Sitz in Leipzig haben sollte. Beide Gesellschaften haben jedoch den Erwartungen nicht entsprochen, die man sich von ihnen machte, so wenig als alle früheren; sie gingen deshalb auch nach kurzem Bestehen, die rheinisch-westindische Kompagnie im Jahre 1832, die elb-amerikanische aber schon 1830 ein. Vgl. Handelsgesellschaften.

Seehandkonat, ostindische Mousseline in verschiedener Feinheit, welche ehedem die Holländer in Stücken von 40 Cobid Länge und 2 Cobid Breite aus Dacca in den Handel brachten; kommen jetzt nicht mehr vor.

Seehandlungssocietät. Bis 1772 war das Seesalz in Preußen größtentheils durch englische und holländische Schiffe in die preußischen Häfen eingeführt und an die Kaufleute, wenn es nöthig war gegen Kredit, verabfolgt worden. Für den Handel Preußens war dies deshalb vortheilhaft, weil dadurch ein Austausch der Landesprodukte bewirkt wurde und die fremden Handelsschiffe auf ihrer Rückreise viele preußische Landeserzeugnisse mit wegführten und besonders in Königsberg eine solche Masse Seesalz vorhanden war, daß die russischen und polnischen Waarentransporte wieder damit bezahlt werden konnten. Es brachte diese Einrichtung dem Staate, durch die Zölle, die von den fremden Schiffen gezahlt wurden, einen Vortheil und es ist daher die Einrichtung der S., welcher das Privilegium gegeben wurde, nunmehr allein Seesalz und Wachs zu importiren, durchaus keine glänzende Einrichtung des großen Königs Friedrich II. Dieser Monarch ließ, um den auswärtigen Handel Preußens mit einem bedeutenden Kapitalbetrieb zu befördern, die Seehandlung in dem obenangegebenen Jahre errichten, setzte ihre Aktien auf 500 Thlr. und die Zahl derselben auf 2400, das ganze Kapital der Gesellschaft also auf 1,200,000 Thlr., fest und versicherte den Aktionären, daß jede ihrer Aktien sich jährlich mit 10% verzinsen sollte. Dagegen sollten die Aktionäre nichts mit der Verwaltung zu thun haben, sondern die Gesellschaft einzig durch eine besondere vom Ministerium abhängende Direktion geleitet werden. Die Gesellschaft wurde auf 20 Jahre privilegirt, nach Verlauf dieser Zeit erhielt sie ihr Privilegium auf neue 3 Jahre und 1794 wurde ihre Fortdauer bis zum 1. Januar 1808 festgesetzt, sie besteht aber noch bis auf den heutigen Tag. Während der gewaltsamen Regierung König Friedrichs II. durfte es freilich Niemand so leicht wagen, die Nützlichkeit dieses Instituts in Zweifel zu ziehen, obgleich sich trotz dem schon nach ihrer Entstehung viele Stimmen dagegen erho-

ben; allein unter den folgenden Regenten geschah dies um so lauter. Da nämlich die Societät durch ihre Kommissäre größtentheils aus England u. Frankreich ihr Salz bezog, so hörte deshalb zunächst der Handel mit Holland auf, und die Folge davon war, daß der russisch-polnische Waarentransport unterbleiben mußte, weil keine fremden Schiffe in den preußischen Häfen waren, die sie weiter hätten verführen können. Zudem wurde früher der Handel fast ganz mit auswärtigen Kapitalien betrieben, da die Holländer den preußischen Kaufleuten, wie oben schon gesagt wurde, fast immer auf Kredit gaben; nach Errichtung der Seehandlung fiel dies aber weg, die Holländer wurden vom Handel ganz ausgeschlossen und er mußte fast nur mit inländischen Kapitalien betrieben werden, die dem Handel in den Marken, Magdeburg &c. in andern Zweigen entzogen und der S. zugewendet wurden, wodurch eine Stockung in vielen Gewerben entstand. Der Handel zog sich deshalb aus den preuß. Häfen weg u. nach Liebau u. Riga. Leider erkannte man jezt erst den begangenen Fehler an seinen nachtheiligen Folgen u. suchte ihn vergeblich wieder ganz auszugleichen, indem man wieder fremde Schiffe in die preuß. Häfen kommen ließ u. indem die Regierung selbst dazu rieth, die von der Societät unmäßig erhobenen Salzpreise bedeutend herabzusetzen. Das Eingebüßte ist bis jezt noch nicht wieder gewonnen, und nach einem Rechnungsabschlusse von 1794 brachte die Societät dem Staate nur einen jährlichen Gewinn von 44,000 Thlr., wovon 14,000 Thlr. an die Invaliden- und 20,000 Thlr. an die Zoll- und Accisekassen gezahlt werden sollten. Die Schiffe gingen aber frei und für das Salz wurde kein Zoll entrichtet. Die sich erhebenden Klagen blieben, so lange Friedrich II. lebte, unberücksichtigt, erst nach dessen Tode wurde die freie Ausfuhr des Seesalzes durch fremde Schiffe mehr begünstigt, auch die königsberger Kaufmannschaft erhielt einigen Antheil an diesem Handel. Im J. 1794 wurde der Ertrag der Aktien auf 5% herabgesezt, die Aktien aber auf 3000 vermehrt, auch wurde das Wachshandel-Monopol aufgehoben; 1807 verlor die Gesellschaft dadurch, daß die Franzosen in Königsberg ihre Niederlage von Seesalz konfiscirten, bedeutend; 1808 wurden ihre Privilegien zwar nicht wieder erneuert, doch besteht sie noch bis heute, treibt aber außer dem Seesalzgeschäft nichts weniger als Seehandel, sondern legt ihre erworbenen Kapitalien mehr auf Geldgeschäfte des Staates, innere Entreprisen und seit 1820 Chausseebauunternehmungen. Auch machte sie 1833 mit einem Hause in Nordamerika sowohl Kommissions- als auch eigene Geschäfte. Das 1824 in Stettin gegründete Seehandlungskomptoir für den überseeischen Handel von der Oder aus stand unter der Direktion der Societät, wurde jedoch 1833 aufgelöst, und der überseeische Handel fiel in die Hände der einzelnen Kaufleute zurück. Die Gesellschaft gibt auch, um größere Mittel zur Spekulation zu erhalten, Papiere, die **Seehandlungsscheine**, aus; diese Scheine stehen, da jährlich eine gewisse Summe ausgeloost und wieder bezahlt werden, wobei mehre hohe Gewinne mit vorkommen, in einem bedeutenden Kurse. In der neueren Zeit hat die Societät viele Angriffe aushalten müssen, sie hat sich aber immer durch Nachgeben und Protektion der preuß. Regierung gehalten.

Seehanf (Waarenk.), Art sehr grober und dicker Hanf.

Seehas, **Christian Ludwig**, Maler, bildete sich in Dresden, Wien und seit 1789 in Rom, wo er sich besonders der Architektur und Landschaftsmalerei widmete. Er wurde Hofmaler des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigslust, † aber 1802 in Schwerin. In der Gallerie daselbst sind reiche Landschaften mit Waldpartieen und Wasser und mit Figuren und Thieren staffirt; radirte auch mehre Porträte.

Seehase, I. (Ichthyol.), s. v. a. Lump, Cyclopterus Lumpus *L.* — II. (Mollusk.), Aplysia *L.*, auch **Hasenschnecke**, Gatt. der Gasteropoda Tectibranchia *Cuv.*, der Ordnung der eintheiligen Schnecken und der Zunft der Rükkenschnecken nach **Oken**. **Charakter**: Mit länglichem, oben konvexem Körper, einer großen Wegschnecke ähnlich. Die Ränder des Fußes, wie biegsame Kanten aufwärts gerichtet, umgeben den Körper auf allen Seiten und können sich sogar auf ihm umschlagen. Der Kopf steht an einem Halse, hat oben zwei ausgehöhlte Fühler, wie Hasenohren, und unten, am Rande der Unterlippe, zwei andere platte. Unter den erstern stehen die Augen. Die Kiemen befinden sich auf dem Rücken, in Gestalt sehr komplicirter Blätter, an einem breiten häutigen Stiel befestiget, und von einem kleinen, gleichfalls häutigen Mantel bedeckt, der innerlich eine hornartige, flache, gelbbraune, schön gestreifte Schale verbirgt. Der After öffnet sich hinter den Kiemen, und ist oft unter den Seitenkämmen versteckt. Ueber 20 **Arten**, leben in allen Meeren von Seetang und trüben durch eine Purpurflüssigkeit aus dem Mantellappen das Wasser; bekannteste: 1) Aplysia depilans *L.*, Lepus marinus der Alten, **Giftkuttel**, **Verhaarer**, **brauner S.**, ital. Cesto di mare. Schwärzlich, grau gewölkt; 6—8 Zoll lang. Kriechen im Mittelmeere häufig am Felsen umher und waren schon den Alten bekannt (Offa informis *Plinius*); sie sondern eine scharfe Flüssigkeit ab, wonach die Haare ausfallen sollen, riechen unangenehm und werden deshalb als giftig verabscheut. **Domitian** und **Nero** sollen damit vergiftet haben. Der Bau des Magens erinnert sonderbar genug an den der Wiederkäuer unter den Säugethieren. **Bohadsch**, De anim. marin., T. 1. — 2) Aplysia fasciata *Poiret*. Schwarz, Saum der Seitenkanten und die Fühler scharlachroth. Eine der größten Arten. An den Küsten der Berberei. **Rang**, Aplys., Taf. VI und VII. — 3) Aplysia punctata *Cuv.* Dunkelpurpurbraun, mit weißen, schwarz getüpfelten Punkten gezeichnet. Im Mittelmeer. **Rang**, Aplys., Taf. XVIII, Fig. 2. — 4) Aplysia brasiliana *Rang*, Aplys., Taf. VIII, Fig. 1, 2 u. 3. An den Küsten von Brasilien. — Ueber die übrigen Arten vergl. **Rang**, Histoire naturelle des Aplysies, Paris 1828.

Seehaus, bayer. Amt, Mittelfranken, dem

Fürsten von Schwarzenberg gehörig, mit dem gleichnam. Dorf; 1600 Einw.

Seehausen (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Weilheim, am Staffelsee; 270 Einw.; — 2) bremer Kirchdorf, am linken Weserufer; 250 Einw.; — 3) preuß. Stadt, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg, mit Wällen und Mauern umgeben; Holländerei (Knesebeck'sche Esse), evang. Kirche, 2 Kapellen, Bürgerschule, Hospital, 4 Thore, 4 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte, 10 Windmühlen; 3100 Einw.; — 4) (Magdeburgisch-S., Sand-S.), Stadt das., Kr. Wanzleben; Mutterkirche, Begräbnißkirche zu St. Paul, 4 Jahrmärkte; 2400 Einw.; — 5) preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; 230 E.; — 6) königl. sächs. Dörfer, Kr. Leipzig: a) Amt Oschatz; 420 Einw.; — b) Amt Leipzig; 270 Einw.; — 7) schwarzb.-rudolst. Pfarrdorf, Amt Frankenhausen; 630 Einw.

Seehecht (Ichthyol.), 1) Schellfischgatt., s. v. a. Merlucius *Cuv.*; — 2) s. v. a. Esox Sphyraena *L.*, Sphyraena Spet *Lacép.*

Seeheher (Ornith.), s. v. a. gemeine Scharbe, Carbo Cormoran *Meyer.*

Seeheim, großh. hess. Dorf, Starkenburg, Kr. Bensheim, Ldgr. Zwingenberg; viele Mühlen, schöne Gärten; 950 Einw.; dabei der seeheimer Berg.

Seeheuschrecke (Krustac.), s. v. a. Squilla Mantis *Fabr.*

Seehlen (Zalno), preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz; 320 Einw.

Seehöhe, 1) die See in einiger Entfernung vom Lande, weil sie da höher, als das Land erscheint; — 2) die Höhe irgend eines Gegenstandes auf dem Festlande, in sofern man sich den Meeresspiegel als seine Grundlage denkt; — 3) der Längen- und Breitengrad, den man zu Schiff nimmt, um den Ort zu erfahren, wo das Schiff sich gerade befindet.

Seehof (Geogr.), 1) (Marquardburg), bayer. Dorf, Kr. Oberfranken, Ldgr. Bamberg; schönes königl. Schloß; — 2) großh. hess. Dorf, Starkenburg, Kr. Bensheim, Ldgr. Lorsch; 190 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Rummelsburg; 120 Ew.

Seeholden (Bot.), s. v. a. Polygonum amphibium *L.*

Seehopfen, Haufen von Eiern verschiedener Schnecken im Meere.

Seehorn (Zoophyt.), s. v. a. Gorgonia ceratophyta *L.*

Seehren (Klein-S.), preuß. Vorwerk, Prov. Preußen, R.-B. Marienwerder, Kr. Rosenberg; 140 Einw.

Seehund (Säugeth.), Pinnipedengatt., s. v. a. Robbe, Phoca *L.* — Gemeiner S., s. v. a. Phoca vitulina *L.*

Seehunds-Bai, austral. tiefe Einbucht, an der Westküste von Neu-Holland, auch Shakes- oder Haifischbai genannt.

Seehundswiesen, die losgebrochenen Eisschollen, auf denen im März und April die Seehunde oft zu Tausenden nach Neufundland und Labrador ankommen.

Seeigel (Radiat.), s. v. a. Echinodea, Strahlthierfamilie aus der Ordnung der Echinodermata oder Stachelhäuter. Körper kugel- oder halbkugelförmig ohne strahlige Lappen, ungestielt, frei, mit einer kalkigen, aus 20 Reihen genau vereinigter Täfelchen zusammengesetzten Schalenhülle, woran meist 5 vom Scheitel bis zur Mundöffnung laufende Gänge, welche von mehren regelmäßigen Doppelreihen zahlloser kleiner Löcher (ambulacra, Fühlergänge) zum Durchlassen der häutigen Füße und Röhrchen an den Rändern begleitet sind. Die Oberfläche ist mit willkürlich beweglichen Stacheln bewaffnet, welche auf kleinen Höckern eingelenkt sind und leicht abfallen. Mundöffnung mit 5-zähnigen Kauapparate (Laterne des Aristoteles). Leben von kleinen Mollusken: Echinus, Cidarites, Clypeaster, Scutella, Galerites, Nucleolites, Echinoneus, Ananchytes, Spatangus. Sehr häufig fossil. S. Stachelhäuter.

Seeigel (Zoophyt.), Echinus *L.*, *Lam.*, franz. Chataigne de mèr, Gatt. der Echinodermata Echinoidea *Cuv.*, der Zunft der Sternwürmer und der Zunft der Meerigel nach Oken. Charakter: Körper kreisrund, aufgetrieben, kugelig oder eiförmig, mit kleinen, undurchbohrten Warzen besetzt, auf welchen bewegliche, abfällige Stacheln eingelenkt sind; fünf vollständige Ambulakren, vom Mund bis zum After gehend, von zwei mit zahlreichen Löchern durchbohrten Binden eingefaßt; Mund unten, genau in der Mitte, mit Einschnitten am Rande; After auf dem Scheitel. Gegen 40 lebende Arten, die meisten im Südmeer, und 16 fossile, im Jurakalke, in der Kreide und in der tertiären Formation; wichtigste der lebenden: a) mit kreisrunder Schale: 1) Echinus esculentus *L.*, gemeiner S., franz. Oursin, engl. Sea-egg, ital. Riccio di mare. Fast kugelig, mit schwach warziger Oberfläche und kurzen Stacheln. Die gemeinste Art des Mittelmeers, die am häufigsten gegessen wird. Er hat ungefähr die Größe eines Reinettenapfels, drei Zoll im Durchmesser. Im Leben sieht er olivengrün oder violett aus. Man hat bemerkt, daß er sich bei eintretendem Sturme willkürlich vom Ufer zurückziehe. Klein, T. XXXVIII, F. 1. — 2) Echinus melo *L.*, *Lam.* Kugelig-kegelförmig, getäfelt, ziegelroth und gelb gefärbt, bisweilen bebändert; die Ambulakrenstreifen schmal und geschlängelt. Eine der größten und schönsten Arten des Mittelmeers. Getrocknet sehr leicht. Gualt, T. 107, F. E. — 3) Echinus sardicus *Lam.*, Echinus inflatus *Blainville.* Kreisrund, bauchig, kegelförmig, getäfelt, gelbpurpurroth; die Porenreihen gerade; die Porenpaare quer zu drei stehend. Im Mittelmeer. Gleicht der vorigen Art, ist aber kleiner. Klein, T. IX, A und B. — 4) Echinus miliaris *Lam.*, Echinus saxatilis *Müll.*, Steinigel. Klein, halbkugelig-niedergedrückt, getäfelt, weiß und roth gebändert; mit welligen, warzigen Löcherbinden; Stacheln röthlichweiß. Um Europa. Sitzt nicht selten in Felsenlöchern, aus denen er schwer heraus zu bringen ist. Klein, 2, A und B, 38, 2, 3. —

b) mit eiförmiger oder elliptischer Schale, Echinometra *Gray*: 5) Echinus mamillatus *L.*, Heterocentrus mamillatus *Brandt*. Halbkugelig-eiförmig, mit hin- und hergebogenen, löcherigen Binden; die Felder mit kugeligen, großen, glatten, schön porzellanglänzenden Warzen; die Stacheln des Umkreises länglich, dick, etwas keulenförmig, an der Spitze stumpf dreikantig. Von der Größe eines kleinen Apfels. In Ostindien bis zum rothen Meere. Klein, T. 6, F. 34; T. 39, F. 1. — 6) Echinus lucunter *Lam.* Halbkugelig-eiförmig, unten kissenförmig gewölbt; die größeren Warzenreihen doppelt; die Stacheln kegelpfriemenförmig. In Ostindien. Klein, IV, C, D, E, F; XXX, F. A und B. — Echinus atratus *Lam.*, s. v. a. Colobocentrotus Leskii *Brandt*.

Seeintendant, s. Seepräfekt.

Seejungfer, 1) (Myth.), s. v. a. Nereide; — 2) s. v. a. Nixe u. Undine; — 3) (Säugeth.), s. v. a. Dujung, Halicore cetacea *Ill.*

Seekadet, in den meisten Marinen ein junger Mann, der nach bereits erworbener wissenschaftlicher Bildung auf einem Kriegsschiffe den Dienst praktisch erlernt und dadurch die nächste Anwartschaft zum Offizier erlangt. Die Seereglements geben die Anzahl solcher jungen Leute an, welche ein Kriegsschiff seinem Range nach aufnehmen darf. Die S.en stehen unter den unmittelbaren Befehlen der Offiziere. Bei den Engländern heißen sie Midshipmen, bei den Holländern Adelsbursche.

Seekätzchen (Ichthyol.), s. v. a. Ostracion cornutus *L.*

Seekalb (Säugeth.), s. v. a. gemeiner Seehund, Phoca vitulina *L.*

Seekampen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 180 Einw.

Seekandel (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Nirblume, Nuphar *Sm.*

Seekante, das Ufer des Meeres.

Seekapitän, s. v. a. Schiffskapitän.

Seekarten, s. Landkarten.

Seekastanie (Zoophyt.), Echinodermengatt., s. v. a. Seeigel (s. d.), Echinus *L.*

Seekatz (Biogr.), 1) Martin, Maler, arbeitete in Worms, wo man ehedem mehre geschätzte Bilder von ihm sah, Bildnisse, Genrestücke und historische Darstellungen † um 1765. — 2) Johann Konrad, Maler, Bruder des Vorigen, geb. zu Grünstadt in der Pfalz 1719, genoß den ersten Unterricht in der Kunst bei dem Vorigen, arbeitete hierauf eine Zeit lang gemeinschaftlich mit diesem, dann unter Leitung des kurpfälz. Hofmalers Brinkmann und wurde endlich 1753 kurfürstlicher Hofmaler zu Darmstadt, wo er 1768 †. S. malte Gesellschaften, Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke, so wie Landschaften mit Figuren und Thieren. Seine Bilder sind gut geordnet, korrekt in der Zeichnung, ausdrucksvoll und von kräftiger Färbung. Er besaß ungemeine Leichtigkeit in der Erfindung und außerordentliche Vorstellungskraft. Viele von seinen Bildern kamen nach Frankfurt und nach Frankreich; viele besitzt auch die großherzogliche Gallerie zu Darmstadt. — 3) E. Karl, Maler, jüngerer Bruder des Vorigen, geschickter Blumenmaler, von welchem sich Bilder in Oel und Wasserfarben finden; † zu Worms 1770.

Seekatze, I. (Säugeth.), s. v. a. Seebär, Otaria ursina *Pér.*; — II. (Ichthyol.), 1) s. v. a. Seewolf (s. d.), Anarrhichas Lupus *L.*; — 2) s. v. a. Chimaera monstrosa *L.*; — III. (Mollusk.), s. v. a. gemeiner Dintenfisch, Sepia officinalis *L.*

See kehren (Seew.), s. Kehren 4).

Seekennung, alle Merkmale für den Schiffer und Piloten, die Gegend, wo er sich befindet, ein andermal wieder zu finden, insbesondere die Becken, Bänke, Klippen und Ufergestaltung.

Seekers (Quaerentes, Kirchengesch.), s. Shakers.

Seekiele, s. Federn.

Seekirch, würtemberg. Dorf, Donaukreis, Oberamt Riedlingen; 180 Einw.

Seekirchen, österr. Marktflecken, Salzburg, Pfleggericht Neumarkt, am Wallersee; Kollegialstift; 600 Einw.

Seekiste (Schiffskiste), die kleine Lade, in welcher jeder Matrose sein Eigenthum verwahrt.

Seeknöpfe (Mollusk.), s. v. a. Seeigel.

Seekönig (Gesch.), bei den Normannen die Schiff- und Flottenführer bei Räuberzügen, meist die Söhne norwegischer, dänischer und friesischer Edlen; vgl. Normannen.

Seekohl, I. (Zoophyt.), s. v. a. Porites rosacea *Lam.*; — II. (Bot.), 1) s. v. a. Crambe maritima *L.*; — 2) s. v. a. Convolvulus Soldanella *L.*

See kommt gegen den Wind an (Schiff.), wenn bei schnell umsetzenden Winde die Wellen noch eine Zeit lang gegen den Wind schlagen.

Seekompaß, 1) s. Kompaß; — 2) (Astronomie), Sternbild der südlichen Hemisphäre, von la Caille eingesetzt.

Seekontrakt, s. v. a. Certepartie, vergl. Schiffspapiere.

Seekopf, Berg, s. Mummelsee.

Seekork (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Alcyonium *L.*

Seekrabbe (Krustac.), s. v. a. Portunus Maenas.

Seekrähe, 1) (Ornith.), s. v. a. gemeine Scharbe, Carbo Cormoran *Meyer*; — 2) (Ichthyol.), s. v. a. Seerabe, Sciaena (Corvina) nigra *Gmel.*

Seekrankheit (Med.), Morbus marinus, Vomitus marinus, eine Krankheit, welche meist Diejenigen befällt, welche zum ersten Male auf der See fahren, und die in Erbrechen mit Schwindel, Betäubung, Hinfälligkeit, Muthlosigkeit, Schmerz und Hitze im Kopfe, besonders über den Augen, besteht; das Gesicht ist dabei blaß oder geröthet, der Kranke klagt über Frösteln, Magen- und Leibschmerzen, Verstopfung, es ist belegte Zunge, Schlaflosigkeit, große Empfindlichkeit gegen Eindrücke, Unfähigkeit zum Denken und zur Aufmerksamkeit, schwacher Puls 2c. zugegen. Die Krankheit kommt fast ausschließlich auf der See vor, selten in großen Flüssen

und auf Landseen, auf Lagunen und Baien nur dann, wenn die Fluth große Wellen von der See hereintreibt. Auf kleinen Fischerbooten, so wie auf großen schwer beladenen Schiffen bricht die S. selten aus; bei Windstille hört sie auf, bei stürmischer See ist sie am heftigsten, wenn der Sturm am gewaltigsten tobt, läßt sie nach, mit seinem Nachlassen nimmt sie wieder zu. Sie ist bei widrigem Wind und auf Segelschiffen heftiger, als bei günstigem Wind und auf Dampfschiffen. Bei dem sogenannten Stampfen des Schiffes, wobei dasselbe von den Wellen gehoben und gesenkt wird, befinden sich Seekranke am übelsten, gewöhnlich erfolgt mit jedem Stampfen plötzliches Erbrechen, so daß oft beim Herrannahen einer Welle die ganze Schiffsgesellschaft ängstlich auf dieselbe blickt, und mit der Senkung des Schiffes unisono und auf den Takt erbricht.

Die S. ergreift mit wenig Ausnahmen Alle, welche zuerst sich der See anvertrauen, häufige Seereisen heben die Disposition für dieselbe, doch hat man auch gesehen, daß alte Matrosen, nach längerem Aufenthalt auf dem Land, von ihr befallen wurden. Frauen und junge schwache Personen sind ihr am leichtesten unterworfen, Hypochondristen werden oft, zu ihrem Verdruß, nicht seekrank, und trinken dann wohl Seewasser, um sich krank zu machen und sich den Genuß des Wohlbehagens nach überstandener S. zu verschaffen. Manche, die von ruhiger See nichts zu leiden haben, werden krank, sobald die See hoch geht. Meist gewöhnt man sich nach einigen Tagen an die Bewegung des Schiffes und das Uebel verschwindet, in anderen Fällen dauert die Krankheit so lange, als man sich auf offnem Meer befindet. Der Theergeruch auf den Schiffen, der Meergeruch, die schlechte Schiffskost, der Aufenthalt in der Kajüte ꝛc. sind Nebenumstände, welche den Zustand des Kranken zu verschlimmern im Stande sind; Zerstreuung, das Liegen in Hängematten, große Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, starker Wille, Aufenthalt auf dem Verdeck ꝛc. lindern das Uebelbefinden des Kranken. Nur ist gerade bei dieser Krankheit alle Willenskraft bei den Kranken erloschen, sie vermögen nicht, sich aufzurichten, sie sind gegen Alles unendlich gleichgültig, ihr einziges Verlangen ist zu sterben. Nach Siebert sind, je nach den Organen, welche durch die ungewohnte Bewegung leiden, und nach der Art des Leidens, die Symptome der S. verschieden. Es kann nämlich eintreten: 1) nur ein Schwindelgefühl vom Gesichtssinne her durch anhaltende Betrachtung der schwankenden Gegenstände, weshalb man auch das Uebel in einem pathologischen Zustande der Augennerven gesucht hat. Auch Canstadt sagt: Wahrscheinlich wirken der Wechsel der Eindrücke auf den Nervus opticus und auf die übrigen peripherischen Nerven, der dadurch bedingte Schwindel, und zugleich der durch den Theer- und durch den Meeresgeruch erregte Ekel zusammen, um die S. hervorzurufen. Man hat zwar beobachtet, daß auch Blinde seekrank wurden. Ich habe aber an mir selbst erfahren, daß mir bei stürmischem Meer übel wurde, wenn ich das Auge auf die raschtreibenden Wellen offengerichtet hielt und daß ich sogleich das Gefühl von Ekel unterdrücken konnte, sobald ich die Augen schloß. 2) Blutanhäufung in dem oberen Theile des Gehirnes, welche bei jeder passiven Bewegung, die den Körper anhaltend in schwankender und rüttelnder Bewegung erhält, erfolgen muß. 3) Erschütterung des Gehirnes und Rückenmarkes. Mit Recht schreibt man dem Einfluß der Schiffsbewegungen auf die Centralnervenorgane das ganze Heer der Kopf- und Magenerscheinungen allein zu. Beginn und Ausgang der S. beweisen auf das Zuverlässigste, daß die Magen- und Darmerscheinungen nur von dem Leiden der Centralnervenorgane abhängig sind; alle Erscheinungen sind spurlos verschwunden, sobald die Ursache, welche diese Organe beleidigt, entfernt ist, und der Zustand der Gedärme ist dann der möglichst vortreffliche. Daraus allein ist der Nerveneinfluß unverkennbar. Aber gerade die abwechselnde, unregelmäßig wiegende, mit der auf- und abwärtsschwankenden Bewegung des Schiffes übereinstimmende Erschütterung ist nothwendig, um Gehirn und Rückenmark in der Art zu beleidigen, denn sonst würden auch Reiter und gewiegte Kinder von denselben Symptomen befallen; das Schaukeln hingegen und das Fahren im Wagen bringt schon ähnliche hervor. Die Krankheit kann sonach bestehen: 1) als einfacher Seeschwindel, der den umgebenden Gegenständen und dem eignen Körper eine kreisförmig drehende Bewegung zu verleihen scheint, 2) als Schwindel mit Kopfschmerz, rothem Gesicht, rothen Augen, Betäubung in Folge des Kongestivzustandes, 3) als eigenthümliche Verstimmung der Psyche ohne die übrigen somatischen Erscheinungen. Brück sagt: „Ich machte die Beobachtung, daß bei Seereisenden, welche nicht eigentlich an der S. leiden, bei ungetrübtem Gemüthe sich eine eigenthümliche Apathie der Seelenthätigkeit, eine ungewohnte Arbeitsunlust einzustellen pflegt. Reuelos ergeben sich hier dem Far niente sonst geistig thätige Menschen". Byron hält die Wirkung der Seefahrt auf den Körper und die Seele für das beste Antidotum gegen glückliche und unglückliche Liebe. Chamisso sagt: „Man erstaunt selber ob der gesteigerten Thätigkeit, zu welcher man plötzlich, so wie man den Fuß auf das Land setzt, aus dem trägen Schlafe erwacht, von dem man unter Segel sich gebunden fühlt. Ein Blättchen zu schreiben, zehn Zeilen zu lesen, das war ein Geschäft, zu dem man mühsam die Zeit suchte, und bevor man sie gefunden, waren die bleiernen Stunden des Tages leer abgelaufen". 4) Die wirkliche S. kann nur als akute und chronische Form auftreten. Bei letzterer herrschen die gastrischen Erscheinungen vor, die Kopferscheinungen treten in den Hintergrund. Das Erbrechen kommt seltener und mit weniger Mühe, das Ausgeleerte besteht aus Schleim, selten aus Galle, oft geht ein Speichelfluß voraus mit Schmerzen in der Gegend der Speicheldrüsen. Ekel, schwächende Trägheit, trübende Vorstellungen, Bangigkeit vor ernstlicheren

Krankheiten bemächtigen sich der Seele des Kranken. Der Schlaf wird ermüdend und betäubend; die Zunge ist weiß belegt, im Munde ein häßlicher Geschmack. Das Essen erquickt zwar, aber nur so lange, bis die anfangende Verdauung den Speisen ihren fremden Reiz nimmt und dieselben auf der Höhe des Ekels wieder ausgeworfen werden. Nur durch die tiefste Ruhe kann man dem Erbrechen auch bei leerem Magen vorbeugen. Oft 6—8tägige Verstopfung, worauf dumpfer Schmerz im Unterleibe sich einstellt, endlich feste Stuhlentleerung von geringer Quantität. Unterdrückte Hautausdünstung, dunkler Urin, langsamer, schwacher Puls.

Die akute S. beginnt mit Schwindel und Kopfweh, der Kopf wird heiß und das Gesicht roth, die Lebenslust verliert sich. Alles verursacht Abneigung und Ekel, die Uebelkeit nimmt zu und mit den heftigsten Bewegungen des Schiffes stellt sich Erbrechen ein, welches immer quälender wird und den schmerzhaften Druck in der Herzgrube vermehrt, besonders je länger es dauert und je weniger im Magen ist. Es tritt nun ein bejammernswerther Zustand ein, die fast gelähmten Brust- und Bauchmuskeln werden immer zu neuen konvulsivischen Anstrengungen durch das Erbrechen gezwungen, so wie die Kopf- und Magenschmerzen unerträglich. Die Seele hat ihre Widerstandsfähigkeit verloren, und der Mensch, der nur mit Verzweiflung an die Fortdauer der Reise denkt, ist gezwungen, sich physisch und moralisch zu übergeben. Oft ist Durchfall vorhanden und da sich derselbe mit dem Erbrechen gewöhnlich plötzlich und zugleich einstellt, so kann man sich einen Begriff von diesem desperaten Zustande machen. Früher oder später tritt nun große Schwäche ein, das Erbrechen kommt seltener und weniger heftig, es tritt etwas Ruhe ein. Beim Betreten des festen Landes sind die Kranken betäubt und können vor Schwindel kaum gehen; sie haben noch die größte Appetitlosigkeit, welche man ihnen mit Recht zu überwinden anräth, denn es stellt sich gewöhnlich das merkwürdige Phänomen ein, daß oft schon nach ein paar Löffel Suppe sich Eßlust und plötzliches Wohlbefinden einstellen.

Zum Tode führt die S. nicht leicht, doch können möglicher Weise Blutschlag des Gehirnes und Magenlähmung eintreten. Nach der S. stellen sich Vermehrung des Appetites, kräftigere Verdauung, erhöhte Lebenslust ein.

Zur Verhütung oder schnellen Beseitigung der S. kennt man kein Mittel. Nur zuweilen gelingt es, sich vor derselben dadurch zu schützen, daß man, bevor man an Bord geht, eine schwer verdauliche Mahlzeit, rohen Schinken, Speck, rothen Wein u. s. w. zu sich nimmt; zuweilen nützt das Tragen eines in Rum getauchten aromatischen Kräuterkissens oder eines aromatischen Pflasters auf der Magengegend (R. Empl. de Galb. croc. ℥j, P. op. P. camphor. Sal. c. c. Ol. cajep. ana ʒß Malax), zuweilen festes Binden des Unterleibes, Trinken von starkem schwarzem Kaffee, kohlensauren Wässern, Chinatinktur u. dgl. m. Starke körperliche Beschäftigung, Vermeiden des Betrachtens der Wellen, angreifender Kopfarbeiten, des Lesens, Schreibens, Nachdenkens, Aufenthalt in der freien Luft auf dem Verdeck, der Genuß starken, schäumenden Bieres ist zu empfehlen. Bleiben diese Wirkungen aus, oder wird das Seewasser, wie es bei allen schwächlichen Individuen zu erwarten ist, durchaus nicht vertragen, so hat man sich davor zu hüten, denn jeglicher Zufall wird dadurch nur verschlimmert. Die vielen gegen die S. empfohlenen Specifikationen haben sich alle nicht bewährt, z. B. das Kreosot; sie vermehren hauptsächlich das Uebel, indem sie den Ekel durch ihren Geruch und Geschmack vermehren, und das Widrige des Erbrechens verdoppeln. Durch häufiges Trinken werden die konvulsivischen Bewegungen des Magens weniger schmerzhaft.

Seekrappe (Bot.), s. v. a. gemeiner Glasschmalz, Salicornia herbacea *L.*

Seekrebs (Num.), auf Münzen Symbol einer am Meer gelegenen Stadt (wie auf den alten macedonischen Münzen vom König Amyntas), oder als Zeichen, daß dies Stadtgebiet früher Meeresgrund gewesen (wie bei der ephesischen Diana).

Seekreis, badischer Kreis, liegt am Bodensee, von dem er benannt ist, grenzt an Würtemberg, Hohenzollern und die Schweiz und hat $55\frac{1}{2}$ ($61\frac{1}{4}$) □Meilen bergiges Land. Er umfaßt einen Theil des Schwarzwaldes, die hohe Gart, die Quellen der Donau, wird bewässert durch den Rhein, die Brig, Bregach, die Donau und mehre andere Flüsse. Der Ackerbau ist wegen des steinigen Bodens wenig ergiebig, doch baut man Kartoffeln, Gemüße und Wein (Seewein). Holz ist in Ueberfluß vorhanden; gute Viehzucht (Rinder, Ziegen, Schweine); Bergbau auf Eisen. Einwohnerzahl: 175,000, meist Katholiken. Der Kreis theilt sich in Aemter. Hauptstadt: Konstanz. In der neuern Geschichte von 1848 ist der S. besonders durch die republikanischen Schilderhebungen unter Hecker und Struve merkwürdig geworden.

Seekreuzdorn (Bot.), s. v. a. Seedorn, Hippophaë rhamnoides *L.*

Seekrieg, Krieg, der zur See, mittelst der Kriegsschiffe, geführt wird. Aus dem politischen Gesichtspunkte betrachtet, kann der S. folgende allgemeine Zwecke haben: die Vernichtung der feindlichen Seemacht, wodurch man die Herrschaft zur See erlangt; die Vertreibung der feindlichen Flotten aus einem bestimmten Meere, oder ihre Einschließung in die dort befindlichen Häfen, um freies Spiel zu bekommen. Der erste Punkt trifft mit den politischen Zwecken des Landkrieges völlig überein; im zweiten Punkte findet aber schon eine Abweichung Statt, weil es schwer seyn möchte, die ganze feindliche Armee irgendwo auf die Dauer einzuschließen. Endlich wird der S. oft nur zur Unterstützung des Landkrieges geführt, während der umgekehrte Fall wohl zu den seltenern Ausnahmen gehören möchte; beide Kriegsarten sind aber auch als völlig selbstständig zu betrachten. Die

materiellen Bedingungen des S.es sind von ganz eigenthümlicher Art. Eine Flotte von 30 Linienschiffen ist (nach Napoleons Ansichten) zur See eben so viel werth, als zu Lande eine Armee von 120,000 Mann; die Ausrüstungskosten beider sind ziemlich gleich, die Unterhaltungskosten sind aber bei der Landarmee viel beträchtlicher, weil die Reit- und Zugpferde, nebst Sattel, Geschirr und Fahrzeuge sich schnell abnutzen, oder auch ganz zu Grunde gerichtet werden. Ferner hat eine Flotte von 30 Linienschiffen höchstens den 5. Theil der Mannschaft einer Armee von obiger Stärke, dagegen aber 5mal mehr Geschütze, noch dazu vom stärksten Kaliber. Hieraus folgt, daß eine Flotte, wenn nur das Material vorhanden ist, in viel kürzerer Zeit ausgerüstet werden und dennoch vollkommen kampftüchtig seyn kann, und daß also ihr Unterhalt in Friedenszeiten weniger kostspielig ist. Denn die Menschen müssen auch im Frieden ernährt, bekleidet und besoldet, die Pferde gefüttert werden; sind sie aber nicht vollzählig vorhanden, so erfordert die Mobilisirung viel Zeit, und da die Armee viel neue Elemente in sich aufnehmen muß, kann sie auch, als Ganzes betrachtet, nicht den gleichen Grad von Kampftüchtigkeit wie die Flotte haben. Der S. hat wie der Landkrieg seine Strategie und Taktik, die aber ebenfalls sehr verschieden sind. Der Umstand, daß der Kriegsschauplatz zur See eine ungeheuere flüssige Ebene ist, daß ferner die Flotte Kriegs- und Lebensbedürfnisse aller Art, das Trinkwasser abgerechnet, auf viele Monate am Bord hat, vermindert einen großen Theil der Schwierigkeiten, welche im Gefolge des Landkrieges sind, und macht die Flotten unabhängiger in ihren Operationen. Sie haben ihre Operationsbasis gleichsam am Bord, brauchen also nicht ängstlich auf eine stete Verbindung mit derselben bedacht zu seyn. Der Feind hat kein Mittel, seine Streitkräfte theilweise zu verbergen, man kennt die Zahl und Gattung seiner Kriegsschiffe ziemlich genau und kann der Uebermacht ausweichen, bevor sie gefährlich zu werden droht. Die Gesinnung der Meerbewohner ist völlig gleichgültig, die Verrätherei wird ihnen unmöglich, da sie bekanntlich stumm sind. Kein Schnee oder Regen verdirbt die Straßen und erschwert das Fortkommen; Hitze und Kälte haben nur wenig Einfluß auf den Gesundheitszustand. Die Flotte kann ihre Bewegungen Tag und Nacht fortsetzen, ohne befürchten zu müssen, daß die Schiffe nebst Bemannung ermüden; sie kann also auch ohne Gefahr nach schneller Entscheidung streben, während der Feldherr zahllose Rücksichten auf die Erhaltung seiner Streitkräfte zu nehmen hat, und bei jedem kühnen Schritte vorwärts, auch an die Möglichkeit eines schnellen Rückzugs denken muß, den bald eine feindliche Festung, bald ein Fluß oder eine wenig bewohnte Gegend vielfach erschwert und gefährlich machen kann. Zwar hat jede Flotte mit einer eigenthümlichen Gefahr zu kämpfen, dem Sturm, der sie zu vernichten, wenigstens zu zerstreuen vermag; dafür ist sie jedoch von einer andern Gefahr befreit, die ungefähr dieselben Wirkungen hervorbringt. Jedes Kriegsschiff hat nämlich einen so hohen Grad taktischer Selbstständigkeit, daß sich die Muthlosigkeit der Mannschaft anderer Schiffe nicht so schnell und so weit verbreiten kann, als unter den einzelnen Truppencorps einer Armee, die in einer engern moralischen Beziehung zu einander stehen. Wenn in einer Seeschlacht ein Linienschiff in den Grund gebohrt wird, setzen die andern Schiffe den Kampf ganz ruhig fort; wird aber in einer Feldschlacht eine Brigade vernichtet oder eine große Batterie genommen, dann ist der moralische Eindruck und auch die unmittelbare taktische Wirkung ungleich größer. Ein Rückzug zur See kann wohl auch in Flucht ausarten, wenn nämlich die einzelnen Kriegsschiffe zerstreut werden; aber das Bild einer solchen Flucht ist ganz verschieden von einer Flucht zu Lande, welche die Bande der Disciplin fast ganz auflöst und die einzelnen Corps auf längere Zeit zum Kampf untüchtig macht. Das moralische Element kann sich also zur See wohl in seiner ganzen Stärke zeigen, nie aber im ungünstigen Falle so nachtheilige Wirkungen hervorbringen. Das Talent eines Befehlshabers einer Flotte ist von dem eines Feldherrn ebenfalls sehr verschieden. Zur Beurtheilung des Kriegsschauplatzes bedienen sich beide der See- oder Landkarten. Aber der Admiral muß die herrschenden Winde kennen u. ihre Annäherung oder ihren Wechsel aus geringen Merkmalen der Atmosphäre abnehmen, eine Kenntniß, die man sich nur durch eine lange, auf Beobachtung gegründete Erfahrung erwerben kann. Dem Feldherrn ist zwar auch Erfahung im Landkriege nöthig, da er aber mehr mit dem geistigen Auge urtheilen und durch die Gesammtheit aller Schlüsse sich zum Handeln bestimmen muß, ist ihm ein höheres Urtheilsvermögen nöthiger, als positive Kenntnisse, denn seine Unterfeldherren übernehmen einen großen Theil der Sorgen bei der Ausführung und gebieten über Menschen, die sich nach allen Richtungen frei bewegen können, während die zu einer Flotte gehörigen Schiffe sich mehr oder weniger nach dem herrschenden Winde richten müssen. Der Admiral darf also an die einzelnen Schiffskapitäne keine Forderung stellen, die sich mit den Wirkungen des bewegenden Elements nicht vereinbaren ließe, und er ist in dieser Beziehung sehr abhängig. Weil aber der Gegner zu Lande dieselbe Freiheit der Bewegung hat, so stehen ihm auch mehr Mittel zu Gebote, seine besondern Zwecke zu erreichen, wodurch die Kriegführung zu Lande ungleich schwieriger wird. Dem Admiral ist nautische Erfahrung nöthiger, als hervorstechende Geistesgaben; bei dem Feldherrn ist das Genie wichtiger als die Erfahrung. Es hat siegreiche Feldherren gegeben, die kaum 25 Jahr alt waren; aber Admirale von so jugendlichem Alter kennt die Geschichte nicht; sie mußten alle den mühsamen Weg der vieljährigen Diensterfahrung gehen. Der Kampf zur See ist kein langsames Abmessen der Kräfte, wie in Feldschlachten, sondern eine gleichzeitige Anwendung

aller Kräfte, ein Streben nach schneller Entscheidung. Die Zeit hat keinen so hohen Werth, es kommt deshalb auch wenig auf die Dauer des Widerstandes an, die zu einer bloßen Ehrensache wird, während in der Feldschlacht durch den Gewinn einiger Stunden die halbe Armee gerettet werden kann. Auf der See gibt es keine Brücken zu bauen, über welche der Rückzug gehen muß, man hat keine Parks in Sicherheit zu bringen. Den Gegner zu vernichten, oder der eigenen Vernichtung entgehen, das ist die Aufgabe. Die Mittel dazu sind die sogenannten Schiffsmanöver. Sie bestehen im Wesentlichen darin, daß man in dem Augenblicke, wo der Gegner eine volle Lage (Feuer aus allen Kanonen einer Schiffseite) erhalten soll, ihm die breite Seite zukehrt, wodurch natürlich die größte Wirkung hervorgebracht wird. Kann das angegriffene Schiff das Feuer nicht in demselben Augenblicke erwidern, so ist es vortheilhaft, dem Gegner die schmale Seite zuzukehren, damit der größere Theil der Kugeln durch die leeren Zwischenräume geht und ohne Wirkung bleibt. In der Regel bedient man sich der Kugeln (36r und 48r); die Kartätschen kommen nur gegen die Mannschaft auf dem Verdeck in Anwendung, sowohl gegen die Matrosen, als gegen die Schiffssoldaten. Haben die Kartätschen das Verdeck gesäubert, dann kann zum Entern geschritten und über Bord gestiegen werden. Vergl. Seeschlacht. Häfen und an der See gelegene Kolonialstädte werden durch Bombardement angegriffen; s. Seeartillerie. Meist führt eine zur Wegnahme eines Hafens oder einer Kolonie bestimmte Flotte auch ein kleines Corps Landungstruppen mit, das sie ausschiffen und die Schanzen, denen sie wegen zu seichten Wassers nicht beikommen kann, wegnehmen läßt. In seichtes Fahrwasser werden sonst auch Kanonenboote und Bombardiergoeletten geschickt, um das Bombardement zu vollziehen. Nach Zerstörung der Küstenbatterien fahren die Schiffe so nahe als möglich an die Küste und geben mit Kugeln lagenweise auf die Quais Feuer, um den Platz zur Kapitulation zu zwingen. Sehr wirksam im S. gegen feindliche Schiffe haben sich die Brander (s. d.) erwiesen, namentlich in dem griechischen Befreiungskampfe. Ueber die Kriegführung durch Kaperei s. Kaper. Bezüglich des Seerechts während eines S.es s. Kriegsrecht. — Der Seesoldat ist im Allgemeinen weniger Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt, als der Landsoldat. Er leitet selten Hunger und Durst, schläft des Nachts ruhig in seiner Hangematte, ist gegen die schlechte Witterung geschützt und führt überhaupt ein so regelmäßiges Leben, wie in der Garnison. In Krankheitsfällen, die überhaupt seltener sind, wird ihm die sorgsamste Pflege zu Theil, während bei dem Landsoldaten beinahe das Entgegengesetzte eintritt. Selbst in der Schlacht hat der Seesoldat weniger Gefahren zu überstehen, denn die Kanonenkugeln sind hauptsächlich gegen den Rumpf der Schiffe gerichtet, und gegen die Kartätschen schützt ihn zum Theil der hohe Rand des obern Decks; er läuft nicht Gefahr von den Pferdehufen zertreten, oder von den Kanonen zerfahren zu werden, wenn er verwundet auf dem Kampfplatze liegt. Das Handgemenge ist ein seltener Fall. Nur dem Ertrinken ist der Seesoldat mehr ausgesetzt, sowohl wenn er im Kampfe über Bord fällt, als wenn das Schiff in den Grund gebohrt wird, oder in Folge eines Sturmes untergeht. Aber die Gefahren der Seestürme sind durch dauerhaftere Bauart der Schiffe und durch geschicktere Handhabung derselben in neuerer Zeit sehr vermindert worden, während der Landkrieg einen weit blutigern und für den Einzelnen gefährlichern Charakter angenommen hat. Was endlich die Disciplin betrifft, so muß sie zur See viel strenger, als zu Lande gehandhabt werden, hauptsächlich aber unter den Matrosen, denn auf die Sicherheit und Präcision ihrer Handleistungen kommt eben so viel an, als auf die Handleistungen bei der Geschützbedienung vor dem Feinde; der geringste Verzug, die kleinste Nachlässigkeit in der Vollziehung der Befehle kann die nachtheiligsten Folgen haben.

Seekröte (Ichthyol.), s. v. a. Cottus scorpius *L.*

Seekrone (Zoophyt.), s. v. a. Cidaris Diadema *Cuv.*

Seeküste, s. v. a. Meeresufer.

Seekuh (Säugeth.), 1) s. v. a. Manatus australis *Tiles.*; — 2) s. v. a. Halicore cetacea *Ill.*, Dugnuz.

Seekuhfluß (Seekuh-Rivier), s. Orangefluß.

Seekuhohr (pharm. Zool.), auch Seekuhstein, s. v. a. Auris Ceti, Lapis Manati, s. Baläna, S. 223.

Seekukuk (Ichthyol.), s. v. a. Trigla Cuculus *L.*

Seel, Robert, Maler von Düsseldorf, um 1844 Schüler von Sohn, malt Bildnisse und Genrestücke.

Seelach, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kronach; 120 Einw.

Seeländer, Nikolaus, Kupferstecher und Medailleur von Erfurt, erlernte in seiner Jugend das Schlosserhandwerk, wurde 1718 Hofkupferstecher in Hannover, beschäftigte sich daneben mit der Numismatik und gab heraus: Zehn Schriften vom deutschen Münzwesen mittlerer Zeiten, Hannover 1743, mit 13 eigenhändig radirten Blättern, 4. S. † um 1750.

Seeläsgen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; Vorwerk; 160 Einw.

See läuft lang (Schifferspr.), wenn die Wellen der See lang sind; See läuft kurz, wenn sie kurze Wellen macht.

Seelager, s. Lager.

Seelamt (kathol. Kirchenw.), s. v. a. Seelmesse.

Seeland (Geogr.), 1) (Siælland), größte der dänischen Inseln, zwischen der Ostsee südl. und dem Kattegat nördl., von Schweden durch den Oere-Sund, von der Insel Samsöe durch

durch den Samsöe-Belt, von Fünen und Langeland durch den großen Belt, von Laaland durch den Smaaland-See getrennt, auf Korallen- u. Muschelbänken ruhend, mit einer starken Schicht Dammerde bedeckt, eben und nur wenig über den Meeresspiegel erhaben, wird im Südosten von Kalkstein- und Kreidefelsen umsäumt. Die Küsten sind sehr zerrissen, und in weiten Buchten dringt das Meer ein. An der Nordküste befinden sich der schmale und tief eindringende Raeskilde-Fjord mit dem Ise-Fjord östlich und dem Lamme-Fjord westlich, der Seierö-Fjord, der Nerelö-Fjord, der Saltbeck-Viig; auf der Westküste der Kallundborg-Fjord, der Stillinge-Fjord; auf der Ostküste die Kiöge-Bai. Bewässert wird die Insel durch viele kleine Flüsse u. große Seen. Die bedeutendsten Flüsse sind: auf der Ostküste die Pram-Aa; auf der Südwestküste die Naesby-Suns-Aa; auf der Westküste die Tude-Aa und die Halleby-Aa. Die bedeutendsten Seen sind: im Nordwesten der Fure-, Esrom-, Arre-See, im Westen der Liis-See. Das Klima ist feucht, das Land fast durchaus fruchtbar, und die Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Flächenraum: 127¼ □M., 1840: 485,500 Ew. Städte sind 16 auf der Insel. Auf der Ostküste liegt Kopenhagen, die Hauptstadt des Königreichs. — 2) Inselstift daselbst; umfaßt mit der gleichnam. Insel die Inseln Möen, Bogö, Omö, Aggersöe, Eegholm, Reersöe, Nexelöe, Samsöe, Seieröe, Hven, Saltholm und Bornholm; 143¾ □M., 1840: 488,670 Einw. Es ist in die Aemter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbeck, Soröe, Prästöe und Bornholm getheilt. Städte sind 17 im Stifte. Schulen sind in Kopenhagen außer der Universität und 3 Privat-Gelehrtenschulen, nebst 7 privilegirten bürgerlichen Realschulen, 65 öffentliche und 153 Privat-Bürgerschulen und 28 öffentliche Abend- und Sonntagsschulen; in den Aemtern 50 öffentliche und 65 Privat-Bürgerschulen in den Städten, und 603 öffentliche Schulen auf dem Lande. — Geschichtliches. Der erste König von S. war Skjold, der Sohn Odins und Gemahl der Gefion. Nach der nordischen Sage verdankt S. der letztern seine Entstehung, und von Beiden stammten die dänischen Könige ab. S. soll auch nach Einigen der Sitz des Herthadienstes gewesen seyn. — 3) Niederländische Provinz, s. v. a. Zeeland. — 4) (Neu-S.), s. Neu-Seeland. — 5) (Bernisches S.), schweiz. Landschaft, Kant. Bern, macht den nordwestlichen Theil desselben aus, erstreckt sich von dem untern Theil des Neuenburger-Sees bis an den Kanton Solothurn, liegt zwischen den Murten- und Bielerseen und der Aar und umfaßt die Oberämter Erlach, Aarberg, Nidau und Büren.

Seelandia, südamerik. Fort, am Ostende der Stadt Paramaribo im niederl. Guyana.

Seelappen (Ethnogr.), s. Lappen.

Seelaterne, s. v. a. Schiffslaterne.

Seelau, preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; 140 Einw. — b) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels; 110 Einw.

Seelauben (Ichthyol.), s. v. a. Lauben, Cyprinus Leuciscus *L.*

Seelaus (Krustac.), s. v. a. räuberische Wasserassel, Cymothoa Asilus *Fabr.*

Seelbach (Geogr.), 1) bad. Marktflecken, Mittelrheinkr., Amt Lahr; 630 Einw.; — 2) nassauische Dörfer: a) Amt Nassau; 340 Ew.; — b) Amt Runkel; 490 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) (Alten-S.), Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Siegen, 490 u. 220 Ew.; — b) Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; 120 u. 250 Einw.

Seelbad (Seelenbad, Kirchenw.), in der katholischen Kirche Stiftungen, wonach arme Leute unentgeltlich für die Seele des verstorbenen Stifters an gewissen Tagen, besonders den 4 Weihfesten, gebadet wurden.

Seelburg (Selburg, Geogr.), 1) europ.-russ. Oberhauptmannschaft, Gouv. Kurland, grenzt nördl. an die Düna, östlich an das Gouv. Witebsk, westlich an die mitausche Oberhauptmannschaft, südwestlich und südlich an Litthauen. Das Land hat viele Waldungen, Sümpfe, Flüsse, Bäche und Seen. Der größte Fluß ist die Düna, welche die Grenze gegen Livland bildet. Sie nimmt folgende Bäche und Flüsse auf: den aus einem See kommenden Salonai-, den aus dem Lautzen-See kommenden Lautzen-, den Lurtra-Fluß, der sich mit dem durch mehre Seen fließenden Dweten-Bach vereinigt, den Eglon-Bach, den Robesch-Fluß und den Sezze-Bach. An der südwestlichen Grenze strömt eine Strecke lang die Memel, in welche der sich mit dem Salwe- und Wehsil- vereinigende Sussei-Bach fließt. Der größte See ist der Saucken-See. Er ist 4 Werste lang und 4 Werste breit und soll durch einen Erdfall entstanden seyn; er ist reich an Kaulbarschen. Von den übrigen Seen sind noch zu bemerken: der Swenten-See, mit einer Insel, der See bei Pixtern, Smitten, Medbun, Schönhaiden und der an der südlichen Grenze befindliche Rhitza-See, der zum Theil hierher gehört. Die Oberhauptmannschaft S. theilt sich in die Hauptmannschaften Friedrichstadt (mit der gleichnam. Stadt) und Illuxt (mit dem gleichnam. Flecken). Hauptstadt: Jakobstadt, Hauptsitz der Bärenführer. — 2) (Alt-S., lettisch Schaspils), Flecken das., an der Düna, mit einem Schlosse, sonst Sitz eines Bisthums.

Seeldorf (Sella), österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Oberpulsgau; 130 Einw.

Seele (griech., ψυχή, lat. anima, Philos.), I. das mit einem organischen Körper verbundene und für diesen das belebende und zur Thätigkeit anregende Wesen, das Princip und der Träger des geistigen Lebens. In dem Begriffe der S. liegt der Ausspruch, daß eine Gruppe mannichfacher Erscheinungen um einer innern Verwandtschaft willen auf einen eigenthümlichen Erklärungsgrund zurückweise, durch welchen sie sich als ein in sich Zusammengehöriges von andern Kreisen der Erscheinungen unterscheidet. Indeß

wird dies nicht allgemein angenommen, und es gibt eine philosophische Ansicht (Materialismus), welche dem geistigen Leben jede selbstständige Bedeutung abspricht und es nur als Ausdruck gewisser Bewegungen der Bestandtheile des leiblichen Organismus begreifen zu können wähnt, und welche versucht, in der Zusammensetzung des Körpers den Erklärungsgrund für die Erscheinungen des Seelenlebens zu finden. Wie weit diese Theorie bei einer ins Einzelne gehenden Untersuchung kommen und was sie leisten würde, wenn sie es unternehmen wollte, auf eine Begründung und Erklärung der geistigen Phänomene einzugehen, darüber läßt sich mit Sicherheit nicht urtheilen, weil die Materialisten sich wohl gehütet haben, sich auf die Bearbeitung einer Psychologie einzulassen. Auf den ersten Blick aber fällt in die Augen, daß Alles, was physikalischen Massen als solchen oder was dem lebendigen Körper als etwas Zusammengesetztem begegnen kann — die Gesammtheit der Bestimmungen der Ausdehnung, Bewegung, Mischung — durchaus unvergleichbar ist mit der Natur des Bewußtseyns, das in den verschiedenartigsten geistigsten Ereignissen gemeinsam vorkommt. Die körperlichen Erscheinungen sind vergänglich und wechselnd; dasselbe gilt nun zwar auch von vielen geistigen Phänomenen, welche sich zeigen und rasch wieder verschwinden, aber doch bietet das Seelenleben Bleibendes und zeigt Erscheinungen, die fortdauern, auch wenn die körperlichen Ursachen, die sie hervorgerufen haben könnten, lange wieder verschwunden sind — wie will man nun aus dem Vergänglichen das Bleibende deduciren, wenn beides als eins und dasselbe angenommen wird? Oder glaubt man das Selbstbewußtseyn, woran der klare Ausspruch eines Gegensatzes zu den veränderlichen Erscheinungen des Körpers liegt, erklären zu können aus Affektionen der Nerven? Und will man das Gedächtniß, welches Empfangenes aufbewahrt, wenn der ursprüngliche Eindruck, den die sinnliche Anschauung erlitten hat, längst vorüber ist, auch zurückführen auf innere Zustände eines Nerven und von diesem verlangen, daß, weil er die Empfindung vermittelt, vielleicht auch selbst empfindet, er nun auch merken soll? Wenn Geistiges nnd Körperliches Eins seyn sollen — woher der so oft ins Bewußtseyn tretende Zwiespalt zwischen Körper und Geist, woher der Kampf derselben mit einander? Und mag es dem Materialismus gelingen, die Empfindungen, Leidenschaften, Affekte u. s. w. allein auf den körperlichen Organismus zurückzuführen, — von diesem Punkt an ist noch ein gar weiter Schritt bis zur Erklärung der sogenannten Vernunftideen, die nunvollends gar nichts Körperliches mehr an sich tragen. Hierbei wird es ihm schwerlich gelingen, in der beliebten centralen Hirnfaser den Erklärungsgrund zu finden und diese als das Substrat des geistigen Lebens zu demonstriren. Die materialistische Erklärung des Zustandekommens der Seelenthätigkeiten macht sich vor allen Dingen zweier wissenschaftlicher Fehler schuldig. Erstens nämlich greift sie sogleich nach entfernten Ursachen, denn sie unterläßt den Versuch, in das geistige Leben, wie es uns im Bewußtseyn offenbar wird, inneren Zusammenhang zu bringen und dasselbe aus ihm selbst zu erklären; zweitens stützt sie sich auf Thatsachen, die entweder keine sind, oder auf solche, die ihr nicht viel helfen. Denn von den allgemeinen, nicht allzubestimmten Begriffen der Nerven bis zur präcisen Angabe der zu einem bestimmten Fühlen, Vorstellen od. Wollen erforderlichen Spannung, Aufregung, Erschütterung des Nervensystems oder gewisser Partien desselben liegt eine gewaltige, erfahrungsleere, von tiefem Dunkel umhüllte Kluft, welche nur eine sehr kühne Phantasie auszufüllen wird unternehmen wollen. Es ist demnach eine kecke Phrase, aber auch nur eine Phrase, wenn es bei Friedrich (Allgem. Diagnostik der psychischen Krankheiten, 2. Aufl., S. 313) heißt: „Es ist stets dieselbe Kraft, die im Magen die Speisen verzehrt, in der Leber die Galle absondert, im Gehirn denkt". Dies kann nur Der sagen, dem es eben beliebt, kurzweg jede Veränderung oder Bewegnng im Gehirn Denken zu nennen. Zur Beurtheilung der materialistischen Auffassung des Seelenlebens ist es übrigens von Wichtigkeit, zu wissen, daß die Versuche, die einzelnen Theile des Gehirnes auf die bekanntesten geistigen Verrichtungen zu beziehen, unsichere Hypothesen geblieben sind, welche durch die öfter beobachtete Thatsache schon widerlegt werden, daß sich voller Gebrauch der Geisteskräfte mit einem fast gänzlich zerstörten Gehirn zusammengefunden hat, so wie umgekehrt die betreffenden Organe, denen man sonst eine bestimmte Funktion zuschreiben zu müssen glaubte, vorhanden waren, ohne daß die Funktion beobachtet wurde. Die Einheit der S. oder vielmehr die Einheit des Bewußtseyns steht endlich der materialistischen Ansicht am schroffsten entgegen. Wie sehr man nun auch geneigt seyn möchte, einzelne geistige Verrichtungen an die Thätigkeiten einzelner Hirnfasern oder noch kleinerer Hirnelemente zu knüpfen, immer würde man über dieser körperlichen Organisation noch einen höheren Schlußpunkt suchen müssen, den man nur in der Annahme eines untheilbaren, bevorzugten Elementes finden könnte. Damit aber treibt diese Ansicht über sich selbst hinaus, denn sie wird nun noch ein Mal zu erklären haben, wie die ganze Mannichfaltigkeit der Körpertheile sich in eine Welt der Organe für dieses individuelle Princip umgestalten kann und auf welche Weise eine gegenseitige Wechselwirkung zwischen ihnen zu Stande kommt. Einem unbefangenen Sinn empfehlen sich endlich die materialistischen Ansichten wenig dadurch, daß sie jedes ausgebildete Seelenleben nur als ein prekäres Phänomen betrachten können, das nach der Auflösung der Kombination der Körpertheilchen in das allgemeine dumpfe Leben der Materie zurücksinkt. Eine zweite Ansicht faßt die S. als eine einzige Kraft auf, deren verschiedene Aeußerungen die einzelnen geistigen Phänomene seyen. Der vorherrschende Begriff ist ihr nicht der des Zusammenwirkens mehrer Vermögen, sondern der der Entfaltung, Entwickelung der einen Urkraft, welche

in dieser Entwickelung sich selbst bereichere und diesen allmälig anwachsenden innern Reichthum allmälig zum Bewußtseyn bringe. Unter Voraussetzung dieser Ansicht wird die Psychologie eine Art pragmatischer Geschichtserzählung von dem, was in der menschlichen S. nach dem Gesetz ihrer immanenten Entwickelung vorgeht. Die Wissenschaft besteht in der Nachweisung des Entwickelungsprozesses, den die S. ihrem Wesen nach durchläuft und in welchem sie das, was der Möglichkeit nach in ihr liegt, zur Wirklichkeit des Bewußtseyns bringt. Abgesehen von den metaphysischen Schwierigkeiten und den Widersprüchen, die an dem Begriffe einer solchen Urkraft haften, zeigt sich auch diese Ansicht als ganz unbrauchbar zur Erklärung und Begründung der geistigen Phänomene, wie sie die Erfahrung bietet. Gäbe es nämlich wirklich eine solche, durch ein immanentes Entwickelungsgesetz gleichmäßig bestimmte Evolution des geistigen Lebens, so müßten die Produkte dieser Entwickelung überall gleich ausfallen — wider die Erfahrung, daß die geistige Entwickelung nicht nur bei verschiedenen Individuen einen sehr verschiedenen Verlauf nimmt, sondern daß auch jedes Individuum für sich einer fortwährenden Oscillation seiner geistigen Zustände ausgesetzt ist. Sieht man aber auch auf den spekulativen Gehalt jener Hypothese, so hat sie das ungereimte Verfahren, aus leeren Möglichkeiten das Wirkliche abzuleiten, mit der vorigen gemein, während der Widersinn, daß das Wesen einer einzigen Kraft durch eine unbestimmte Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Wirkungen aufgefaßt werden soll, bei ihr nur um so deutlicher zu Tage liegt. Wird vollends diese Ansicht dahin gesteigert, daß das geistige Leben der Individuen nur als Modifikation eines einzigen, sich in diesen Individuen entwickelnden allgemeinen Geistes aufgefaßt wird, so verschwindet jede Möglichkeit, sich dem Verständniß der individuellen Thatsachen des geistigen Lebens auch nur entfernt zu nähern. Welcher Art diese Kraft sey, mag sie nun als etwas in dem einzelnen Menschen Selbstständiges aufgefaßt oder als ein Ausfluß einer allgemeinen Urkraft (nach der pantheistischen Weltansicht) angesehen werden, darüber fehlen alle sicheren Untersuchungen, und es stellen sich, da Begriffe fehlen, höchstens Worte zur rechten Zeit ein. In ihrer Konsequenz führt diese Annahme entweder zu dem Materialismus mit all seinen Schwierigkeiten und Widersprüchen oder zu einem Spiritualismus und Idealismus, der zwischen S. und Leib jede Verbindung aufhebt und den Dualismus — als totale Verschiedenheit des leiblichen und geistigen Lebens gedacht — auf die Spitze treibt oder gar zu der seltsamen Ansicht sich verirrt, daß die gesammte Welt der Erscheinungen nur in so fern existire, als sie gedacht werde. Diese Auffassung des Seelenlebens herrscht in allen den neuern Systemen, welche mit der spinozistischen Richtung zusammenhängen, also in der schellingschen und hegelschen Schule (obwohl die letztere an die Seelenvermögen des Aristoteles anknüpft) und auch bei Fichte. Als die am weitesten verbreitete und am längsten festgehaltene Ansicht von dem geistigen Leben erscheint die Lehre von den Seelenvermögen, welche in dem, was wir S. nennen, dem geistigen Leben einen selbstständigen Mittelpunkt gibt und in dem, obwohl von ihr selbst als unbekannt vorausgesetzten eigenthümlichen Wesen der S. den einzigen Real- und Erklärungsgrund der allgemeinen geistigen Phänomene findet. Die gemeine Ansicht, aus dem allgemeinen Sprachgebrauche erkennbar, weiß jedoch noch nichts von Seelenvermögen; sie spricht nur von Anlagen, Fähigkeiten und Kräften der S.; sie denkt die S. im Gegensatz zum Leibe als das Innere zum Aeußeren, als das Edlere, als das wahre Wesen des Menschen, als das Bleibende neben dem Veränderlichen und Vergänglichen, als den höchsten Vereinigungspunkt von Leben und Thätigkeit. Gleich dem Körper soll die S. zwar an sich als Einheit, zugleich aber auch als eine gegliederte Vielheit ineinander greifender, bald mit, bald gegen einander wirkender Kräfte gedacht werden. Diese letzteren sollen eben so wohl thätig, als unthätig seyn können, und werden im letzteren Falle Fähigkeiten genannt, die mit dem Schulbegriff der Vermögen zusammenfallen. Andrerseits sind die Kräfte der S. nicht so, wie sie sind, ursprünglich gegeben, sondern der Entwickelung und dem Wachsthum unterworfen. Noch unentwickelt, nur dem Keime nach vorhanden, werden sie Anlagen genannt. Von diesen Kräften, Fähigkeiten und Anlagen ist also die S. die Trägerin und Besitzerin, die reale Einheit. Jedes Einzelne ist ihr zufällig, in ihrer Gesammtheit aber offenbart sich ihre Thätigkeit. Vernunft, Verstand, Urtheilskraft, Sinn, Gedächtniß, Einbildungskraft (Phantasie), Wille (s. die einzelnen Art.) sind die sprachlichen Bezeichnungen für die einzelnen Kräfte. Diese vulgäre Ansicht von dem Leben und der Thätigkeit der S. hat nun in den philosophischen Systemen, die auf ihr fußen, eine ins Einzelne gehende Ausbildung und Bearbeitung erfahren, von der eine kurze historische Uebersicht hier nicht umgangen werden kann. Aus Seelenkräften sind, auf dem Wege gesteigerter logischer Abstraktion, Seelenvermögen geworden, und als Urheber der in ein System gebrachten Seelenvermögen ist Aristoteles zu betrachten, mit dessen allgemeinem metaphysischen Begriffssystem diese Lehre genau zusammenhängt. Die S. ist ihm der Anfang, das Wesen, die Ursache, der Zweck des Lebendigen — das Lebensprincip oder die erste Thätigkeit des organischen Naturkörpers. Sie hat Vermögen (δυνάμεις), die auch Theile der S. (μόρια τῆς ψυχῆς) genannt werden, sich aber zur Thätigkeit dieser selbst nur verhalten, wie die Möglichkeit oder Fähigkeit zur Wirklichkeit (Gegensatz zwischen δύναμις und ἐνέργεια oder ἐντελέχεια). Es werden fünf Vermögen aufgezählt: das Ernährungsvermögen (θρεπτικόν), das Empfindungs- (αἰσθητικόν), Begehrungs- (ὀρεκτικόν), Ortsveränderungs- (κινητικόν κατὰ τοπόν) und Denkvermögen (διανοητικόν). Nur im Menschen kommen alle diese Vermögen vereinigt vor. Ueberall aber

wo sich in einem Thier eins derselben findet, da sind auch alle diejenigen vorhanden, die in der vorstehenden Aufzählung ihm der Reihe nach vorhergehen. Das Ernährungsvermögen ist das erste und allgemeinste, durch welches alle organische Körper Leben erhalten. Durch das Empfindungsvermögen nimmt die Seele nur die Form, nicht die Materie des außer ihr vorhandenen Empfindbaren auf, und zwar nur durch die fünf Sinne, von denen nur das Gefühl allen Thieren gemein ist. Jeder Sinn empfindet nicht nur etwas, sondern auch, daß er empfindet; er ist also, nach dem heutigen psychologischen Sprachgebrauch, sein eigner innerer Sinn. Wo das Empfindungsvermögen vorkommt, da findet sich auch das Begehrungsvermögen. Dieses ist nämlich theils **Begierde** (ἐπιθυμία), theils **Affekt** (θυμός), theils **Wille** (βούλησις). Wo nun Empfindung ist, da ist auch Lust und Schmerz, Angenehmes und Unangenehmes; wo aber dieses, da ist auch Begierde, denn diese ist das Begehren des Angenehmen. Zwischen dem Empfindungs- und dem Denkvermögen steht die **Phantasie**, und zwar in der Weise, daß es ohne sie kein Denken gibt, sie selbst aber ohne den Sinn auch nicht vorhanden wäre. Doch ist sie kein besonderes Vermögen, sondern eine von der Wirkung der Sinne zurückgelassene Bewegung. Noch weniger als die Phantasie ist das **Gedächtniß** ein besondres Vermögen, denn es gehört der Phantasie zu. Unmittelbar kann nur Erinnerung an Empfindbares Statt haben; Erinnerung an Gedachtes ist nie ohne Bilder (φαντάσματα), daher mittelbar. Uebrigens ist die Erinnerung theils unwillkürlich, theils absichtlich. Das Denk- und Erkenntnißvermögen heißt auch νοῦς, was bald durch **Verstand**, bald durch **Vernunft** übersetzt werden muß, da diese beiden Vermögen bei Aristoteles nicht getrennt werden. Das Denkvermögen ist selbstständig, wie der Sinn, den es voraussetzt; da es aber für jede Art von Gedankenformen der Dinge geschickt seyn muß, bevor es wirklich zum Denken kommt, so ist es nur als Vermögen, als Fähigkeit (δυνάμει) vorhanden und besitzt kein körperliches Organ. Der Sinn gibt der Phantasie, diese dem Denkvermögen den Stoff; doch sind Gedanken (νοητὰ εἴδη), obgleich nicht ohne Phantasiebilder (φαντάσματα), doch von diesen sowohl, als von den sinnlichen Wahrnehmungen verschieden. Der Sinn erkennt die Formen des Empfindbaren, das Denkvermögen die Formen der Formen, die Natur der Dinge selbst; es ist daher theils thätig, als Ersteres mit den übrigen Vermögen der S. und des Leibes verbunden und daher vergänglich, als Letzteres trennbar und unsterblich. Noch unterscheidet Aristoteles theoretischen und praktischen νοῦς. Die Schlüsse des Erstern bezwecken Erkenntniß, die des Letztern gehen auf eine Handlung. Mittelst der Phantasie nimmt der νοῦς das Künftige wahr, um Entschlüsse fassen zu können. Ueberhaupt nimmt die Phantasie in Beziehung auf ihn im Menschen dieselbe Stelle ein, wie der Sinn in den Thieren. Vom Ortsveränderungsvermögen sagt Aristoteles, daß es weder in dem Ernährungs-, noch in dem Empfindungs-, noch in dem Denkvermögen allein seinen Sitz habe, auch sey es nicht ein Begehren, dem durch die Bewegung unaufhörlich Folge geleistet werde. Zweierlei scheine vorzüglich Ortsveränderung zu veranlassen: Begierde und praktische Vernunft. — In der Geschichte der neuern Philosophie erhält erst mit und durch **Wolff** die Lehre von den Seelenvermögen eine erneute Aufmerksamkeit und Fortbildung, was weder bei Descartes, noch bei Locke, noch bei Leibnitz ihr widerfahren war, da statt der Seelenvermögen bei dem Erstgenannten Aktion und Passion, bei dem Andern Sensation und Reflexion, bei dem Dritten die Vorstellungskraft als psychologische Erklärungsprincipien in den Vordergrund treten. Nicht das Belebte überhaupt, auch nicht alles Beseelte, sondern nur die menschliche Seele ist das Objekt der empirischen Psychologie Wolffs, welche nur anzugeben hat, wie viel und welche Vermögen die S. besitzt, was diese aber eigentlich sind und wie sie der S. inwohnen, zu erklären, der rationalen Psychologie überläßt. Die S. ist ihm das Wesen, das in uns sich seiner und andrer Dinge außer uns bewußt ist. **Vermögen** (facultates) heißen die aktiven Potenzen derselben.

Zunächst nun besitzen wir ein **Erkenntnißvermögen**, so fern es uns möglich ist, ein Ding zu erkennen. Der untere Theil desselben ist derjenige, durch den wir dunkle und verworrene Vorstellungen und Begriffe erwerben; der obere Theil aber der, durch welchen wir deutliche Vorstellungen und Begriffe erhalten. Zu dem ersteren gehört 1) das **Empfindungsvermögen** oder der Sinn, wodurch wir äußere Gegenstände, die in unseren Sinnesorganen Veränderungen hervorbringen, diesen Veränderungen entsprechend wahrnehmen; 2) die **Einbildungskraft** (imaginatio), das Vermögen, Vorstellungen von sinnlichen oder abwesenden Dingen hervorzubringen; 3) das **Dichtungsvermögen** (f. fingendi), welches durch Trennung und Verbindung von Bildern der Einbildungskraft das Bild eines niemals sinnlich wahrgenommenen Gegenstandes hervorbringt; 4) das **Gedächtniß**, das Vermögen reproduzirte Vorstellungen (mithin auch die durch sie vorgestellten Dinge) als solche, die wir schon einmal gehabt haben, wieder zu erkennen. Vom Reproduktionsvermögen wird aber bemerkt, daß es nicht dem Gedächtniß, sondern der Einbildungskraft zukomme. Das Unvermögen, reproducirte Vorstellungen wieder zu erkennen, heißt Vergessenheit. — Zum obern Erkenntnißvermögen wird gerechnet: 1) die **Aufmerksamkeit u. Reflexion**, erstere als das Vermögen, wodurch bewirkt wird, daß in einer zusammengesetzten Vorstellung ein Theil eine größere Klarheit hat, als alle übrigen; letztere als das Vermögen, seine Aufmerksamkeit allmählig nach Willkür auf die einzelnen Theile einer Vorstellung zu richten; 2) der **Verstand** im weitern Sinne (intellectus), als das Vermögen, die Dinge deutlich vorzustellen. Drei Verstandesoperationen werden unterschieden, zuvor jedoch

noch ein Abstraktionsvermögen als dasjenige genannt, vermöge dessen wir die Theile einer Vorstellung als abgesondert von ihr betrachten. Durch die erste Operation des Verstandes, das Begreifen, werden nun die Merkmale eines Dinges als unter sich und von den Dingen, denen sie angehören, verschieden vorgestellt. Das Vermögen, Vieles in Einem zu unterscheiden, heißt Scharfsinn; Tiefsinn aber das Vermögen, deutliche Vorstellungen in einfachere und immer einfachere aufzulösen. Die zweite Verstandesoperation ist das Urtheilen; die dritte das Schließen. Der Vernunft (ratio) geschieht erst Erwähnung in dem Kapitel von den natürlichen Anlagen und Fertigkeiten des Verstandes (de dispostitonibus naturalibus et habitibus intellectus), fast in Gesellschaft des Witzes (ingenium), der kurz zuvor als die Leichtigkeit in der Auffassung der Aehnlichkeiten der Dinge bezeichnet worden ist. Doch wird die Vernunft weder als Anlage noch als Fertigkeit, sondern als das Vermögen, den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten zu durchschauen, erklärt. Gefolgert wird, daß wir mittelst des Schließens durch die Vernnnft erkennen, auch der Satz aufgestellt, daß von der Vernunft kein Irrthum ausgehe.

So weit die Lehre vom Erkenntnißvermögen. Die zweite Hälfte des Werks nimmt das Begehrungsvermögen ein, von dem man jedoch eine allgemeine Definition vermißt. Nur das wird einleitend bemerkt, daß das Begehren aus Erkenntniß entstehe, und zwar durch Stufenübergänge. Zuerst nämlich entstehe aus der Erkenntniß Lust und Unlust (voluptas ac taedium), daraus ferner die Beurtheilung des Guten und Bösen, und hieraus resultire endlich Begehren und Verabscheuen. Die Lust wird nämlich erklärt als die anschauliche Erkenntniß einer wahren oder auch nur scheinbaren Vollkommenheit, woraus sich von selbst ergibt, was Unlust ist. Dasjenige, woran wir Lust empfinden, gefällt, was uns Unlust macht, mißfällt; jenes heißt auch das Schöne, dieses das Häßliche. Was uns und unsern Zustand vollkommner macht, ist ein Gut, was unvollkommner, ein Uebel. Das Begehren im Allgemeinen ist nun die Zuneigung der Seele zu einem für ein Gut gehaltenen Objekt, das Verabscheuen die Abneigung der Seele vor einem für ein Uebel gehaltenen Objekt. Sinnliches Begehren oder Verabscheuen entsteht aus der verworrenen Vorstellung eines Gutes oder Uebels, vernünftiges aus der deutlichen. Hierauf beruht nun die Theilung des Begehrungsvermögens in ein unteres und ein oberes. Ohne daß hier aber unter der erstern Rubrik, nach Analogie zum Erkenntnißvermögen, weiter speciellere Vermögen aufgezählt würden, ist bloß noch von den Affekten die Rede, die als heftigere sinnliche Begehrungen oder Verabscheuungen der S. bezeichnet werden, welche mit starken Graden von Lust und Unlust verbunden sind, wo denn nun, wie bereits oben erwähnt, Leidenschaften und Gemüthsbewegungen neben einander aufgezählt werden. Mitten unter ihnen wird merkwürdiger Weise die Begierde selbst (cupiditas) mit aufgeführt und als praegustus voluptatis vel gaudii ex bono absente, quod nobis praesens esse mallemus, definirt; des Triebes dagegen finden wir keine Erwähnung gethan. Das rationale Begehren heißt auch Wille u. Nichtwille (voluntas et noluntas), womit jedoch zugleich das Vermögen zu wollen od. nicht zu wollen bezeichnet wird. Der Akt desselben heißt das Wollen u. Nichtwollen (volitio et nolitio). Nichtwollen darf jedoch nicht mit Unterlassen des Wollens oder Nichtwollens verwechselt werden, welches auf Gleichgültigkeit gegen beides letztere beruht. Zureichende Gründe zu Willenshandlungen heißen Motive; ohne solche gibt es kein Wollen. Sie bestehen in der deutlichen Vorstellung eines guten Wollens oder bösen Nichtwollens, so daß, so oft wir etwas wollen, wir es uns als ein Gut, so oft wir etwas nicht wollen, wir es uns als ein Uebel vorstellen. Zwischen sinnlichem und vernünftigem Begehren kann Einstimmung und Widerstreit seyn. Beides findet dann zwischen dem untern und obern Theil (pars) des Begehrungsvermögens Statt. — Zu allen diesen Vermögen kommt endlich noch das der Freiheit der Seele, vermöge dessen sie aus mehren Arten des Wollens durch Selbstbestimmung (sponte) das wählt, was ihr gefällt. Die Freiheit besteht aber nicht in dem Vermögen, sich ohne oder gegen Motive zu bestimmen; die Motive üben aber keinen Zwang aus, sondern verhüten nur die Herrschaft des bloßen Zufalls. Der Wille selbst kann nie gezwungen werden, sondern wird immer nur durch Motive bestimmt. Um nun in diese Vielheit eine Einheit zu bringen, setzt Wolff das Wesen der S. in die Vorstellungskraft und sucht mit Hülfe der aristotelischen Distinktion zwischen δύναμις (potentia) und ἐνέργεια (actus) die Vielheit der Seelenvermögen mit der Einfachheit der S. zu vereinigen. Bei Kant finden wir im Ganzen die wolff'schen Seelenvermögen wieder, zwar mit mancherlei Veränderungen, besonders in der Erklärung ihres Zusammenhangs, doch mit im Wesentlichen unveränderter Grundlage. Die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten seiner Lehre von den Seelenvermögen möchten etwa folgende seyn. Zuvörderst wird von dem Erkenntniß- und Begehrungsvermögen unterschieden das Gefühl der Lust und Unlust, als das Mittelglied zwischen Beiden, und bemerkt, daß alle Seelenvermögen od. Seelenfähigkeiten auf diese drei zurückgeführt werden können, die sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten lassen. Was sodann das Erkenntnißvermögen insbesondere betrifft, so gehören zu ihm Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft (s. die betreffenden Art.). In Absicht auf Gefühle und Begehrungen ist Kant in der Erörterung der sie hervorbringenden Vermögen weit kürzer. Die Absonderung der Gefühle der Lust und Unlust von den Begehrungen hatte bei ihm doch nicht die Annahme eines allgemeinen Gefühlvermögens, einer spätern Erfindung, zur Folge. Man kann, sagt er, die Gefühle der Lust und Unlust durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unsers Zustandes auf das Gefühl macht. Was unmittelbar mich antreibt,

meinen Zustand zu verlassen, ist mir unangenehm, was ebenso mich antreibt, ihn zu erhalten, ist mir angenehm. Das Gefühl soll hiernach auf den Antrieb, als auf Begehren und Verabscheuen zurückgeführt werden, und sein Bewußtseyn wird durch den innern Sinn vermittelt. Nur die ästhetische Urtheilskraft wird in dieser Sphäre als ein besonderes Vermögen, Dinge nach einer Regel, aber nicht nach Begriffen zu beurtheilen, hervorgehoben u. von dem Erkenntnißvermögen als etwas Eigenthümliches getrennt. Hinsichtlich des Begehrungsvermögens endlich bestreitet Kant mit vollem Rechte den Unterscheidungsgrund zwischen dem untern und obern, welcher davon hergenommen ist, daß die Vorstellungen, die mit dem Gefühl der Lust verbunden sind, in den Sinnen oder dem Verstande ihren Ursprung haben, indem er bemerkt, daß es bei den Bestimmungsgründen des Begehrens durch Angenehmes durchaus nicht auf den Ursprung der Vorstellung des letztern, sondern nur darauf ankomme, wie viel und großes Vergnügen eine solche auf die längste Zeit verschaffe. Das obere Begehrungsvermögen ist ihm aber allein die praktische Vernunft.

Der Mangel an psychologischer Einheit u. das viele Unvollendete und Schwankende in der Kant'schen Lehre von der Seele und ihren Vermögen blieb nicht unbemerkt u. nun war Fries bemüht, in einer durchgreifenderen Weise, obwohl immer wieder mit Beibehaltung der Seelenvermögen, diesem Mangel abzuhelfen. Bei ihm finden wir zuerst ausführlichere Erörterungen über Begriff und Eintheilung der Seelenvermögen überhaupt, welche dann zur Feststellung der wirklich anzunehmenden Vermögen der Seele gebraucht werden. Den Begriff des Vermögens unterscheidet Fries von dem der Kraft dadurch, daß er diesen letzteren als das Prädikat der Substanz ansieht, wodurch sie schlechthin als Ursache gedacht werde, Vermögen aber als das Prädikat eines Subjektes, abgesehen davon, ob ihm die Wirkung schlechthin zukomme, oder nur unter gewissen Bedingungen, ob dieses Subjekt als Substanz oder nur als Accidenz eines Anderen existire. Von den Vermögen werden dann eine Reihe allgemeiner Gesetze aufgeführt, und ausgesprochen, daß zur Erklärung der mannichfaltigen inneren Erscheinungen eine Mehrheit von Vermögen nothwendig sey. Da nun die Bestimmung der Vermögen immer von einzelnen Begebenheiten, einzeln wahrgenommenen inneren Thätigkeiten ausgeht, so entstehen sehr mannichfaltige einzelne Vermögen, welche anfangs nach sehr beschränkten Gesetzen der Wirksamkeit gedacht werden müssen, bis die Abstraktion daraus allgemeinere ableitet. Dann müssen Grundvermögen und abgeleitete Vermögen unterschieden werden. Die Ergebnisse der von Fries angestellten Untersuchungen sind nun weiter folgende: Der Geist des Menschen (von der Seele ist überall nicht die Rede) wird bezeichnet als ein lebendes, vernünftiges und sinnliches Wesen. In Bezug auf die Grundvermögen des Geistes und die Hauptstufen seiner Ausbildung bemerkt Fries Folgendes: Drei Anlagen sind zu unterscheiden: 1) die zur Erkenntniß, d. i. zur Vorstellung des Daseyns der Dinge; 2) die des Herzens oder Gemüthes, welche uns das Interesse gibt in den Vorstellungen vom Werthe der Dinge; 3) die Thatkraft, wodurch unser Geist vernünftige Willkür wird und die eine doppelte ist, a) ein Vermögen, den Körper willkürlich zu bewegen, und b) die Kraft der Selbstbeherrschung, welche er den Verstand nennt. Die Hauptstufen der Ausbildung des Geistes sind Sinn, Gewohnheit und Verstand. Der Sinn regt an, die Gewohnheit bestimmt die Gesetze des unteren Gedankenlaufes, der Verstand den oberen Gedankenlauf der Selbstausbildung nach Zwecken. Die Kraft des Verstandes greift leitend in die sinnlichen Anregungen und den unteren Gedankengang der Anschauungen, Einbildungen, Lustgefühle und Geschicklichkeiten ein und unterwirft diese durch die Aufmerksamkeit den selbstgesetzten Zwecken unseres Lebens. In der Erkenntniß gehört dem Verstand die Reflexion und das Denken, für Herz und Trieb aber der Geschmack und das Gewissen. Für die Thatkraft ist der Verstand der Charakter der Willkür, deren verständige Entschließungen die willkürliche Handlung des Menschen über den thierischen Instinkt erhebt. Durch den Verstand erhält der Mensch Bildungs- und Vervollkommnungsfähigkeit. — Unter den neueren Psychologen ist es vorzüglich Beneke, der sich der Lehre von den Seelenvermögen angenommen und sie, in gewisser Beziehung wenigstens, zu retten gesucht hat. Allein nach der scharfen und einschneidenden Kritik, mit der Herbart diese seit Aristoteles geltende Theorie bekämpft hat, wird es schwerlich gelingen, ihr wieder die Zahl von Anhängern zu gewinnen, welche sie vor diesem Denker besaß. Vor allen Dingen ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Theorie von den Seelenvermögen nur den Werth einer Hypothese hat, da als Thatsache der inneren Erfahrung weder die Existenz der Seele, noch die verschiedenen Vermögen derselben ausgegeben werden können. Die Unbrauchbarkeit dieser Hypothese zur Erklärung der psychischen Phänomene, ja ihr Widersinn erhellt bei genauerer Prüfung leicht. Denn 1) auf die Frage: welches sind denn die verschiedenen Vermögen der Seele? lauten die Antworten sehr verschieden. Mit überwiegender Uebereinstimmung werden nun zwar das Vorstellungs-, Gefühls- und Begehrungsvermögen angeführt. Aber Kräfte, deren Wesen durch den allgemeinen Begriff des Vorstellens, Fühlens und Begehrens bezeichnet seyn soll, sind offenbar ganz untauglich, um aus ihnen die individuell bestimmten geistigen Zustände abzuleiten, die wir in uns wahrnehmen. Das Bedürfniß, sich der Erklärung dieser individuellen Zustände wenigstens einigermaßen zu nähern, führte daher zu den oben angegebenen Unterscheidungen der Sinnlichkeit, des Gedächtnisses, der Phantasie u. s. w., in welchen Unterscheidungen sich sogleich verräth, daß die Annahme jener sogenannten Hauptvermögen auf einer leeren Abstraktion beruht. 2) Gesetzt, die Seele

hätte ursprünglich mehre Kräfte mit verschiedenartigen Funktionen, so müßte jede derselben in jedem Augenblicke wirken, was in ihrem Wesen liegt. Hierzu paßt nun nicht der Wechsel und die Veränderlichkeit der geistigen Zustände; und deshalb spricht man nicht sowohl von aktiven Kräften der Seele, als vielmehr von bloßen Vermögen, d. h. von Kräften, die möglicher Weise wirken können. Aber damit verwandelt sich das, was als Realgrund der psychischen Phänomene aufgestellt wurde, in eine an sich ganz leere Möglichkeit, welche als solche gar nichts erklärt. 3) Indem man diese Lücke durch die Berufung auf ein verschiedenartiges Zusammenwirken der verschiedenen Vermögen auszufüllen sucht, fehlt jede Angabe eines Gesetzes, nach welchem ein Vermögen bald so, bald anders, bald hemmend, bald fördernd auf das andere einwirkt. Und doch führt eine genaue Analyse des Begriffs der einzelnen Seelenvermögen und eine unbefangene Beobachtung der psychischen Erfahrung gar bald zu der Ueberzeugung, daß ohne Annahme einer Beziehung, ja einer Verwandtschaft derselben unter einander gar nicht auszukommen ist. Und da muß es denn aufs Höchste befremden, daß dieser ihrer innigen Verwandtschaft ungeachtet zwischen ihnen der heftigste Zwiespalt herrscht. Man lese, was darüber Herbart sagt (Psychologie als Wissensch., Bd. 1, S. 23): „Die Seelenvermögen scheinen in einem wahren bellum omnium contra omnes begriffen zu seyn. Die Einbildungskraft, sich selbst überlassen, erschafft Phantome, aber die Sinne zerstören sie; doch manchmal auch lassen sie sich von jener bethören, so daß wohl gar Gespenster mit Augen gesehen werden. Starkes Gedächtniß findet sich bei schwachem Verstande und umgekehrt. Die Ausbildung des Einen läßt Nachtheil besorgen für das Andere. Noch weniger Frieden hält der Verstand mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug und erblickt einfache Gesetze, wo die Sinne lauter Unordnung sehen. Nicht besser vertragen sich Verstand und Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beide dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wußte nur die Regel, sie erst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit. Aber die Vernunft erscheint: sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen u. s. w." Was setzt denn aber nun Herbart an die Stelle der vor ihm bekannten und von ihm bekämpften Ansichten über Seele und Seelenleben? Hat er sich begnügt, lange Geglaubtes als Irrthum nachgewiesen zu haben, oder ist es ihm gelungen, etwas Besseres an die Stelle desselben zu setzen. Die Mannichfaltigkeit des Scheins, lehrt Herbart in seiner Metaphysik, weist hin auf eine Mannichfaltigkeit und Vielheit des Seyns; hinter der Erscheinungswelt liegt eine Vielheit von realen Wesen, welche als die Realgründe der Erscheinungen zu betrachten sind. Die Qualität dieser Realen ist uns unbekannt; wir wissen nur, daß sie schlechthin einfach, von gänzlich positiver Qualität, unabhängig von allem Andern, untheilbar, daher unräumlich und unveränderlich sind. An sich völlig beziehungslos gegen einander können sie doch in Beziehungen gerathen, in denen der eventuelle Gegensatz ihrer Qualitäten sie nicht mehr gleichgültig gegen einander bestehen läßt, sondern zur Wechselwirkung drängt. Unveränderlich aber ihrer Natur nach können sie nichts leiden oder thun, als gegen jede drohende Störung sich selbst erhalten. Wie aber die Weise des Angriffs wechselt, so die Selbsterhaltung. Werden diese allgemeinen metaphysischen Grundsätze auf das Seelenleben angewendet, so müssen wir, gedrängt von der erfahrungsmäßigen Einheit des Bewußtseyns, ein Reales annehmen, welches als das Substrat der psychischen Phänomene anzusehen ist. Diese Grundlage des geistigen Lebens nun ist eben die Seele, ein selbstständiges, durch seine eigene Qualität bestimmtes, von andern Realen verschiedenes Wesen. Sie ist mit dem Körper, der ebenfalls ein System realer Wesen ist, in Verbindung, und ist doch ewig ein Anderes als der Körper; denn nie werden reale Wesen unter einander sich irgendwie zu einem Neuen vermischen. Ihr Sitz ist am glücklichsten Orte der körperlichen Organisation, in ewiger Wechselwirkung mit allen sie berührenden Theilen, doch ist er nicht nothwendig fest im Gehirn; in der Gegend der varolischen Brücke (des Uebergangs des Rückenmarks zum Gehirn) nimmt Herbart den Sitz der Seele an (während Andere z. B. die Hirnventrikeln und die Zirbeldrüse als den Ort angeben, wo die Seele zu suchen sey). In der Wechselwirkung zwischen ihr und dem Körper ist keine Schwierigkeit; es ist Wirkung von Substanz zu Substanz, und wie die Theile des Körpers sich berühren, geht eine Reihe von Veränderungen von außen nach innen, von innen nach außen. Wie aber die Seele vorstellt u. s. w., das wird ihr nicht von außen gegeben; alle äußeren Einflüsse sind vielmehr nur Reize, auf welche sie durch Selbsterhaltungen antwortet, die nur in ihrer Natur möglich sind. Die Wechselwirkung ist nicht auf Empfindung und Bewegung beschränkt, auch die Gestaltbildung des Körpers kann von der Seele mit bedingt werden, denn die äußeren Zustände der realen Wesen richten sich nach den inneren, in hohem Maße also auch nach denen der Seele, die am meisten Zusammenhänge mit allen Theilen des Körpers durch die regelmäßige Verbreitung des Nervensystems besitzt. Trotzdem Allen bleibt doch die Seele ihrem Wesen nach unabhängig vom Körper; durch ihre Unveränderlichkeit als Substanz ist ihr Unsterblichkeit, durch das Gesetz der Trägheit ewiger Besitz früherer Erinnerungen gesichert. Wie aber die einzelnen Seelen in die einzelnen Körper gelangen, ob zwischen Seele und Seele ein Unterschied sey oder nicht u. s. w.? darüber läßt uns Herbart im Dunkeln. Desto sorgfältiger und genauer sind die Aufschlüsse, die wir durch seine Psychologie über das sich äußernde Leben der Seele, über die geistigen Zustände erhalten. Die Thatsachen des geistigen Lebens, so mannichfaltig und verschieden sie sich auch zeigen, ordnet auch Herbart Behufs einer übersichtlichen Darstel-

lung unter die drei Begriffe des Vorstellens, Fühlens und Strebens. Dieses sind die allgemeinsten Abstrakta dessen, was wir in uns wahrnehmen. Durch den Begriff der Vorstellungen bezeichnet man die Gesammtheit dessen, was sich ohne nähere Bestimmung als Inhalt des Bewußtseyns auffassen läßt, während sich die Gefühle als Zustände (vorzugsweise der Lust und Unlust), die Begehrungen als eine innere Regsamkeit ankündigen, die auf Erreichung oder Abwendung des Gefühlten oder Vorgestellten gerichtet ist. Diese Begriffe verrathen schon durch ihre Unbestimmtheit, daß sie nur schwankende, vielfältig in einander laufende Umrisse bezeichnen. Und in der That treten diese drei Hauptklassen des geistig Wahrnehmbaren nicht so isolirt und von einander unabhängig auf, als es nach jener Eintheilung scheinen könnte. Die Vorstellungen (metaphysisch betrachtet die Selbsterhaltungen der Seele gegen die anderen Realen, mit denen sie im Organismus vereinigt ist) bilden die Grundlage des Seelenlebens. Jede Vorstellung für sich ist als ein selbstständiger Zustand der Seele und damit allerdings eine unbestimmt große Anzahl solcher Zustände anzunehmen. Wie aber vereinigt sich dies mit der behaupteten Einheit der Seele, die doch als strenge Einfachheit des Wesens zu denken ist? Wenn man, wie geschehen, die Vorstellungen als Zustände der Seele bezeichnet und, von den sinnlichen wenigstens, welche für alle übrigen die Grundlage bilden, sagen kann, daß die Seele unter Vermittelung der Sinnesorgane durch äußere Ursachen in diese Zustände versetzt werde, so ist damit keine ursprüngliche Vielheit der Seele behauptet. Die hervorgerufenen Zustände dauern, nach dem Grundsatz der Beharrung (dem Gesetz der Trägheit), so lange fort, als sie nicht durch hinzukommende innere oder äußere Ursachen aufgehoben oder modificirt werden. Die Art und Weise der Einwirkung der Außendinge auf die Seele, die Bedingungen der Hervorbringung einer Seele sind theils physiologische, theils metaphysische Probleme und können nur im wissenschaftlichen Zusammenhang erörtert werden. Einmal angenommen aber, daß die Mannichfaltigkeit des Verhältnisses der Einen Seele zu den äußeren Ursachen ihrer einfachen Vorstellungen eine eben so mannichfaltige Beschaffenheit der letzteren begründe, hat die Frage, wie mit der Einheit der Seele die Mannichfaltigkeit ihres inneren Geschehens vereinbar sey, im Allgemeinen keine Schwierigkeiten mehr. Ein und dieselbe Zahl kann unendlich viele Verhältnisse eingehen, und immer ist dann der Exponent dieses Verhältnisses ein anderer. Mit solchen Exponenten mögen die Vorstellungen, mit dem gemeinschaftlichen Grundmaß derselben die Seele verglichen werden. Will man noch mehr Vergleichungen, so möge man dies Vorstellen nicht als Kräfte, sondern als Bewegungen ansehen. Die Thatsachen der wechselnden Aufmerksamkeit und des Verschwindens der Vorstellungen aus dem Bewußtseyn, so wie ihre Wiederkehr in dasselbe, zeigen deutlich, daß sie, obwohl selbst nur Zustände der Seele, doch wiederum ihre verschiedenen Zustände haben können. Es sind dies die Zustände der Freiheit und der Hemmung der Vorstellungen. Frei ist eine Vorstellung dann, wenn gleichzeitig nicht andere von entgegengesetzter Qualität, sondern nur von gleicher oder disparater Beschaffenheit vorgestellt werden. Die durch das Zusammentreffen entgegengesetzter Vorstellungen eintretende Beschränkung der ungehinderten Bewegung, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, heißt Hemmung. Die Vorstellungen heben einander gegenseitig nicht auf, sondern wenn Vorstellungen aus dem Bewußtseyn verschwinden, so existiren sie fort in der Form des Strebens, indem in der verschwindenden Vorstellung ein Widerstreben gegen die Hemmung und ein Bestreben entsteht, sich derselben zu entledigen. Unter diesen Umständen wird nun allerdings die Vorstellung zu einer Kraft; sie hört aber sogleich auf, Kraft zu seyn, sobald die Hemmung überwunden ist. Zu unterscheiden aber ist ein bewußtes und ein unbewußtes Streben. Auf welche Weise nun aus den Vorstellungen sich Gefühle und Begehrungen entwickeln, kann hier nicht erörtert werden (vgl. Vorstellung, Gefühl, Begehren). Die Begriffe von der Freiheit und Hemmung, dem Gleichgewicht und den Bewegungen, dem Streben und Widerstreben der Vorstellungen, in möglichster Individualität entwickelt, müssen die Stelle der Lehre von den abstrakten Vorstellungs-, Gefühls- und Begehrungsvermögen allein einnehmen; Association (s. d.) und Reproduktion sind die Schlüssel, durch welche sich die Zugänge zum Innern des Geistes eröffnen. Die Association ist Folge der Einheit der Seele, vermöge welcher alle Zustände der letztern, so weit als es ihre Gegensätze zulassen, sich vereinigen u. unter allen Umständen Verbindungen eingehen. Die Reproduktion (Wiedererzeugung gehabter Vorstellungen) stützt sich theils unmittelbar auf die Association, theils auf die Begriffe von der Freiheit und Hemmung der Vorstellungen. Im Allgemeinen nun beruht der Schein der Seelenvermögen auf Verbindungen, Anhäufungen der Vorstellungen im Großen, die Herbart Vorstellungsmassen nennt, die mehr oder weniger ausgebildet, aus Reihen und Reihen von Reihen zusammengewebt sind; an die Stelle der Thätigkeit der Vermögen treten dann die Bewegungen und Umbildungen dieser Vorstellungsmassen. Nun dürfen wir der Seele Gedächtniß zuschreiben, in sofern und in soweit, als sie Vorstellungen besitzt, die noch die Merkmale ihrer ersten Entstehungen an sich tragen und nach derselben zeitlichen Ordnung, in der sie entstanden sind, im gedächtnißmäßigen Gedankenlauf der Erinnerung in das Bewußtseyn, aus dem sie verdrängt waren, zurückkehren. Phantasie hat die Seele in soweit, als sie Vorstellungen besitzt, an denen die Merkmale ihrer ersten sinnlichen Entstehung erloschen sind, die nach sämmtlichen Associationsgesetzen die mannichfaltigsten Verbindungen eingegangen haben, die sie zu eben so mannichfaltigen Re-

produktionen befähigen. **Verstand** kommt der Seele zu, sofern in ihr Massen von Vorstellungen sich befinden, deren Verknüpfungen, von allen Zufälligkeiten ihres Zusammenhangs unabhängig, ganz der Beschaffenheit ihres Inhalts angemessen und daher den Verhältnissen der Dinge entsprechend sind. Unsere Seele besitzt **Willen**, so weit sie Vorstellungsmassen hat, deren Inhalt das Gewollte darstellt und deren Streben über andere Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen eine entschiedene Herrschaft ausübt. Die S. ist **vernünftig**, wenn die sittliche Einsicht der Kern und Mittelpunkt der alle andern beherrschenden Vorstellungsmasse geworden ist; der Mensch als Naturwesen heißt vernünftig, sofern in der physischen Organisation desselben Einrichtungen getroffen sind, welche die Entwickelung der sittlichen Einsicht und die Gelangung derselben zur Macht möglich machen, nicht aber, wie bei den Thieren, verhindern. Mit den momentanen Wahrnehmungen endlich besitzt die Seele **Sinnlichkeit**. Die Vervollkommnung der S. (oder des Geistes) endlich besteht nicht in einer Umbildung ihres Wesens, sondern in der Läuterung und Reinigung, in der allmäligen Vermehrung und Regelung, in dem zweckmäßigen, wohlgeordneten und von den sittlichen Ideen beherrschten Ineinandergreifen der **Vorstellungen** u. **Vorstellungsmassen** (vergl. Drobisch, Psychologie §. 145 ff.).

II. **Ansichten des Alterthums.** Was die Alten (allenfalls mit Ausschluß der christlichen Kirchenväter) über S. und deren Wesen gedacht und geglaubt haben, ist mit Ausnahme der aristotelischen, oben angedeuteten Ansichten ohne besondern philosophischen Werth und hat hauptsächlich nur ein kulturhistorisches Interesse. Die **Indier** unterschieden den reinen, von allem Sinnlichen freien, aus der Gottheit stammenden Geist und ein vom Sinnlichen abhängiges, von Leidenschaften getrübtes, der Verirrung fähiges, als Gefühl und Gemüth sich offenbarendes Wesen, die Seele. Der Geist hat seinen Hauptsitz im Gehirn, die Seele im Herzen. Dieselbe ist mit dem Körper durch eine unendlich feine, materielle Hülle verbunden, welche Buth-atma heißt; der Geist wurde Nara genannt. Aus diesem göttlichen Funken im Menschen entsteht die vernünftige, denkende Seele (Dschiw-Atma), die eine Manifestation des großen Urgeistes ist, zu dem sie nach dem Ableben des Körpers wieder zurückkehrt, im Fall er nicht neuer Wiedergeburten unterworfen ist. Die **persischen Feueranbeter** rechnen die von Ormuzd erschaffene Seele zur himmlischen Welt der Fervers, und wenn der Körper im Mutterleibe sich gebildet hatte, so kam eine solche Seelenkraft hernieder, um ihn zu beleben. Die **Aegypter** glaubten, daß S.n von dem großen Weltschöpfer aus seinem Athem in Verbindung mit Feuer geschaffen seyen. Dies waren göttliche Seelen, die zwischen Mond und Erde ihren Wohnsitz hatten. Sie wurden Dämonen zur Führung anvertraut; in Verbindung mit dem Körper vergessen sie ihren göttlichen Ursprung, werden befleckt und müssen durch Wanderung geläutert werden. Bei den **Griechen** ist die Anschauungsweise der homerischen Zeit eine ganz sinnliche. Die Seele erschien als ein leichtes, schwebendes, dem Leib wie ein Schatten folgendes Wesen, die beim Sterben den Körper entweder durch die Wunde oder durch den Mund verließ und mit leisem Rauschen in den Hades hinabstieg. **Pherecydes**, der jonischen Schule angehörig, hielt die Seele für ein unvergängliches Wesen; dem **Pythagoras** war sie ein Ausfluß aus dem Centralfeuer und bestand aus warmem und kaltem Aether; auch **Heraklit** hielt sie für einen Theil des Feuerelementes und erklärte die trockenste S. für die beste. Die Atomisten (Leucipp und Demokrit) sahen in der S. ein Aggregat runder Feueratome, von denen Leben und Bewegung herrührt; die Bilder, als Ausflüsse der Gegenstände, drückten sich den Sinnen ein, und so empfand und dachte die S. **Empedocles** stellte die Meinung auf, daß die S. eine Vereinigung aller vier Elemente sey und ihren Sitz im Blute habe. Dem **Socrates** war die S. etwas Göttliches und unsterblich; auch behauptete er eine Präexistenz derselben. **Plato** erklärt sie als den Grund alles Lebens, als die letzte Ursache aller Veränderungen, als eine selbstständige Kraft, der Unsichtbarkeit, Erkenntniß und bewußte Wirksamkeit nach Zwecken zukommt. In Bezug auf ihre Verbindung mit dem Körper trennte er das Vernünftige (*λογιστικόν*) u. das Unvernünftige (*ἀλογιστικόν*), welches letztere entsteht mit der Einkerkerung der S. in den Körper. Ueber **Aristoteles** s. oben. **Epikur** gab der S. körperliche Natur und hielt sie für einen besonders feinen Körper. Sie besteht nach ihm aus Wärme, Hauch, Luft und einem besondern Stoff, von dem das Empfinden abhängt, und ist nicht unsterblich, sondern vergeht mit dem Körper durch die Trennung ihrer Atome. Die **Stoiker** lehrten, daß die S. ein Theil des Weltgeistes sey, aus 8 Theilen bestehe und vergänglich sey. Die **Neuplatoniker** schieden zwei S.n in dem Menschen; bei **Plotin** ist die eine, die Naturseele, auf die Materie gerichtet und an das Fatum gebunden, die andere, die göttliche, ist frei und vermag den Menschen selbst frei zu machen. In den Ansichten über die Bestimmung der S. weichen die Neuplatoniker von einander ab. Die Meinungen der **christlichen Kirchenväter** anlangend, so streiften manche nahe an die materialistische Ansicht; **Augustin** aber bemühte sich, die Immaterialität der S. darzuthun und sie als einfach zu demonstriren. **Origenes**, **Gregorius von Nissa** u. A. hielten in der griechischen Kirche ebenfalls (besonders gegen Methodius) die Immaterialität der S. fest. Die Frage nach dem Ursprung der S. wurde verschieden beantwortet: sie wurde von Gott abgeleitet, ohne daß man jedoch geneigt war, eine Emanation anzunehmen; gegen Präexistenz und Seelenwanderung aber sprachen sich die Kirchenväter entschieden aus. Ueber die Verbindung der S. mit dem Körper galten zwei besondere Meinungen: entweder nahm man an, die S. werde durch die Zeugung mit fortgepflanzt (s. **Tradutianismus**) oder, sie werde

unmittelbar von Gott nach der Empfängniß geschaffen. Jenes glaubte **Tertullian**, dieses **Hieronymus**.

Seele (in andrer Bed.), 1) bei der Stukkaturarbeit, der aus dem Groben gearbeitete Kern der Figuren, aus Gyps, Sand und Kalk, oder aus Kalk und Ziegelmehl, der nachher noch einen feiner gearbeiteten Ueberzug aus Gyps erhält;— 2) S. **der Geschützröhre**, der hohle Raum, in welchen das Pulver und das Geschoß geladen wird. Bei den Kanonenröhren ist sie ihrer ganzen Länge nach von gleicher Weite und nur an den Enden abgerundet, bei den Haubitz- und Mörserröhren dagegen unterscheidet man den vordern, weitern Theil, in welchen das Geschoß geladen wird oder den **Flug**, die allmälige Verengung dieses Raumes, auf welcher das Geschoß aufruht, oder das **Lager**, und den hintern engen Theil, welcher das Pulver aufnimmt, oder die **Kammer**. — 3) s. **Medaille**; — 4) die dünne, zellige Haut im Kiele der Federn von Gänsen u. s. w.;— 5) der dunkelrothe, feste Faden, der mitten durch die Krappwurzeln geht; — 6) bei Häringen, die lange, silberfarbene Blase, welche sich im Innern am Rücken derselben hinzieht; — 7) s. **Rakete**; — 8) (Web.), s. **Schütze**; — 9) (Mus.), s. **Stimmstock**.

Seele (Biogr.), **Johann Baptist**, Maler, Sohn eines Korporals aus Bolfach im Fürstenbergischen, erregte schon als Knabe durch seine Arbeiten Aufsehen. Dem Fürsten von Fürstenberg empfohlen, fand er Gelegenheit, auf der hohen Karlsschule in Stuttgart sein Talent weiter auszubilden; allein als einige Zöglinge, wie Koch, aus dem Institute entflohen, wurde auch er, als des Komplottes theilhaftig, aus dem Institute verwiesen und nach Donaueschingen gebracht; hier malte S. mehre Porträte, bis er zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder nach Stuttgart ging, wo er nun vielseitige Aufträge erhielt und besonders Bildnisse und militärische Genrestücke malte, bis er vom damaligen Kurfürsten, nachherigen König Friedrich von Würtemberg, der an S.'s Gemälden großes Gefallen fand, zum Hofmaler und Galleriedirektor ernannt wurde. Er † 1814 am Schlagflusse, kaum 42 Jahre alt. Seine meisten Werke bestehen in Schlachtstücken, die sich durch lebendige Darstellung und durch scharfe Auffassung des Nationellen auszeichnen. In der Residenz zu Stuttgart ist ein ganzer Saal mit Bildern von ihm, welche lauter militärische Scenen, besonders Heldenthaten der würtembergischen Truppen in den Feldzügen 1806 und 1809 vorstellen. Unter seinen historischen Darstellungen rühmte man besonders ein großes Altarbild, welches Christus am Kreuze vorstellt, und ein großes Gemälde mit der Traumdeutung Josephs. Mehre seiner Werke sind in Nachbildungen bekannt, die jedenfalls einen Künstler von Talent und Energie kund geben, dessen Bilder theilweise selbst für die Geschichte seiner Zeit von Interesse sind.

Seeleier (Ichthyol.), s. v. a. Trigla Lyra *L.*

Seeleim, wird auf folgende Weise bereitet. Man löst in 4 Gallonen Steinkohlennaphtha 453 Grammen zerschnittenes Kautschuk auf, welche Auflösung nach 10—12 Tagen erfolgt, setzt dann jedem Gewichttheile der Flüssigkeit 2 Theile Gummi- oder Tafellack zu und erwärmt das Ganze unter stetem Umrühren in einem eisernen, unten mit einem Ablaßhahn versehenen Gefäße. Hat sich die Masse vereinigt, so gießt man sie auf Steinplatten aus und zerbricht sie nach erfolgter Abkühlung in Stücke, die man beim Gebrauch bis auf 96° R. erwärmt und mit einem Pinsel aufstreicht. Ist die Schicht fest geworden, so erwärmt man sie durch Auflegen bis zu 48° R. erwärmter Eisenplatten, überstreicht beide Flächen nochmals mit Leim und vereinigt sie dann durch Pressen. Ein größerer Zusatz von Gummilack macht den Leim dauerhafter gegen den Wechsel der Temperatur, mehr Naphtha oder Kautschuk macht ihn geschmeidiger und biegsamer.

Seelen (Geogr.), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. **Wolfstein**; 330 Einw.

Seelen (Biogr.), J. G. **von**, Philolog, 1687 zu Asel geboren, studirte Theologie, ward dann Lehrer am Gymnasium zu Stade, 1713 Rektor in **Flensburg**, 1718 in Lübeck, wo er 1762 †. Schrieb: Athenae Lubecenses, Lübeck 1719—22, 4 Thle.; — Selectorum literariorum specimina, 1724; — Bibliotheca Lubecensis, Lübeck 1725 —31, 12 Bde.; — Philocalia epistolica, das. 1728; — Meditationes exegeticae, das. 1730 —32, 2 Thle., u. A.

Seelen (Ichthyol.), 1) s. v. a. Lauben, Cyprinus Leuciscus *L.*; — 2) s. v. a. Blauфölchen, Salmo lavaretus *L.*

Seelenadel, die Erhabenheit des geistigen Menschen, die sich durch Weisheit und Sittlichkeit beurkundet.

Seelenangst, s. **Angst**.

Seelenarzt, 1) s. v. a. Psychiater, s. **Seelenheilkunde**; — 2) der Geistliche, als Beichtvater, indem er die Seele von ihren moralischen Fehlern zu befreien strebt. Daher **Seelenarznei**, s. v. a. ascetische Schriften.

Seelenbad, s. v. a. Seelbad.

Seelenberg, nass. Dorf, Amt **Usingen**; 200 Einw.

Seelenfähigkeiten, s. v. a. Seelenkräfte, s. **Seele**.

Seelenfeld, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. **Minden**; 180 Einw.

Seelenfunktionen, s. v. a. Seelenkräfte, s. **Seele**.

Seelengeschichte, s. v. a. Psychologie.

Seelengröße, s. **Großmuth**.

Seelenhäuser, s. **Beguinen**.

Seelenheilkunde (Psychiatrie), umfaßt im weitesten Sinne Alles, was zur Herstellung der gestörten Seelenharmonie dient und hat demnach auch eine moralische Seite, indem sie alle pädagogische und überhaupt alle Zucht- und Korrektionsmittel in sich begreift, die zur Entfernung böser Neigungen und zur Erweckung des moralischen Sinnes dienen; im engern Sinne aber versteht man darunter die Behandlung von Seelenstörungen. Wir betrachten die S. hier in diesem letzteren Sinne. Die S. hat im Laufe der Zeiten allen Wechsel erfahren, dem nur je die ärztlichen Theorien überhaupt unterworfen

gewesen sind. Aderlässe sind verschwendet worden durch die große Anzahl Derer, die das Steigen des Bluts in das Gehirn als Hauptursache der Seelenstörungen angenommen haben. Die Humoralpathologen wollten durch die Kraft der Abführmittel die schwarze Galle, die ihnen für die Quelle aller Krankheiten galt, herausbefördern und der Empirismus hat diese beiden Mittel und noch überdies die Anwendung von Sturzbädern, kalten Bädern ꝛc. wiederholt vorgeschrieben, ja man hat gerathen, die Kranken zu schlagen, sie mit schweren Ketten zu belasten, sie durch Leiden aller Art zu bändigen zu suchen. Erst die neuere Zeit hat zu rationelleren Hülfsmitteln gegriffen, obgleich auch jetzt noch die S. ein Feld ist, das ungeheuern Raum zur Bearbeitung bietet. Leider betrachtet der große Haufe der Aerzte den Psychiater fast nur als einen Philosophen, der nicht mehr so recht eigentlich zu den Medicinern gehöre, und die S. für ein unfruchtbares Gebiet, auf dem sich wenig Erfolge gewinnen ließen. Die Behandlung der Seelenstörungen hat sich noch wenig über ein empirisches Verfahren erhoben, so daß man bis jetzt weniger von einer allgemeinen Therapie, als von den verschiedenen Methoden der Behandlung dieser Krankheiten reden kann. Und selbst diese Methoden sind nicht so sehr durch die Sicherheit des Erfolgs festgestellt, daß man nicht die Klage eines englischen Statistikers (W. Farr) für begründet anerkennen müßte, es habe sich die Zahl der Heilungen nicht in einem angemessenen Verhältnisse zu den neuerlich auf das Studium der Seelenstörungen und ihre Bekämpfung verwendeten Anstrengungen vermehrt. Man theilt die Behandlung der Seelenstörungen in physische und psychische.

Die **physische** oder **somatische Behandlung** beruht fast noch weniger als die psychische auf festen Grundsätzen. Ein für die Literatur unseres Gegenstandes wichtiges Werk (**Schneiders** Materia medica der psychischen Krankheiten) liefert den Beweis, daß fast kein Mittel in dem ganzen Arzneivorrathe existirt, dem nicht in irgend einem Falle von Seelenstörung die Genesung zugeschrieben worden wäre, woraus wenigstens das erhellt, daß man bei der Wahl der Mittel sich nach allen und den entgegengesetztesten Seiten hingewendet hat. Auch diejenigen Aerzte aber, welche bei der Behandlung dieser Krankheiten von einer bestimmten pathologischen Grundansicht ausgehen und daher einer bestimmten Klasse von Arzneimitteln (den antiphlogistischen, sedativen, ableitenden ꝛc.) vorzugsweise Vertrauen schenken, sehen sich doch oft genöthigt, entweder diese Kollektivbegriffe ungebührlich auszudehnen, oder zu andern entgegengesetzten Verfahrungsweisen hinüberzuschwanken, oder endlich durch die sogenannte exspektative Methode der Naturkraft freies Spiel zu geben, damit sie das vollbringen könne, was der Kunst mißlang, wenn sie nicht ein der rohen Empirie angehöriges Verfahren befolgen, nach welchem jedem Aufgenommenen ohne Unterschied die Kopfhaare abgeschoren, ein Bad verordnet, Blutegel an die Stirn oder an den After gesetzt, jeden dritten Tag Abführungen gegeben werden ꝛc. Ziemlich allgemein ist anerkannt, daß sich den Seelenstörungen zu Grunde liegende physische Krankheitszustände niemals als aktiv- oder sthenisch-entzündliche verhalten und daher die Anwendung eines umfassenden antiphlogistischen Heilapparates nicht vertragen. Namentlich hat die Mehrzahl der Beobachtungen selbst in den Fällen, wo (wie bei heftiger Manie) aktive Blutkongestionen zum Gehirne und allgemeine Plethora fast augenscheinlich waren, die Nutzlosigkeit und sogar der Nachtheil reichlicher allgemeiner Blutentziehungen erwiesen, indem sie gewöhnlich momentane Verschlimmerung der Symptome nach sich ziehen oder bei wirklichem augenblicklichen Nachlaß derselben doch eine baldige stärkere Exacerbation nicht verhüten, und, wenn sie wiederholt werden, den Uebergang in Blödsinn zu befördern, wenigstens die Lysis der Krankheit zu hemmen scheinen. **Pinel** schon gab als Resultat einer umfassenden Beobachtung an: daß ohne Aderlaß sehr viele Kranke genasen und nach demselben die meisten ungeheilt blieben. Es wird daher von der Mehrzahl der Aerzte für rathsam gehalten, daß man sich, um jenen heftigen Kongestionen und dem nachtheiligen Einflusse offenbarer Plethora zu begegnen, selbst in der Manie und beim Ausbruche der Krankheit mit mäßigem Aderlasse und mit, dem bedrohten Theile nahe gebrachten, örtlichen Blutentleerungen, mit kühlendem Verhalten, kalten Fomentationen und ableitenden Mitteln begnüge. Nach einem zuverlässigen Mittel, die bei allen Seelenstörungen mit Exaltation vorwaltende überaus große Nervenerregung herabzustimmen, hat man bis jetzt vergeblich gesucht, denn das zu diesem Zweck oft angewendete Opium soll zwar in manchen Fällen der Erwartung völlig entsprochen haben, wird jedoch der weit häufigeren ungünstigeren Erfahrungen wegen von Vielen als ein gefährliches Mittel betrachtet, während die kleineren Gaben desselben, so wie die milderen, weniger das Gefäßsystem erregenden Narkotika entweder gar keinen hinreichenden, oder einen der Erwartung entgegengesetzten Erfolg hatten. Nur eins unter den narkotischen Mitteln soll den großen Ruhm, den es sich erworben, stets bewährt haben, die Digitalis. Da sie zugleich das Gefäßsystem und die Sensibilität herabstimmt, so paßt sie vorzugsweise in der Manie und den sich ihr nähernden Wahnsinnsformen (besonders bei beschleunigtem und entwickeltem Pulse, warmer, zum Schweiße geneigter Haut, zitternden Händen, glänzenden Augen), und man kann sie vielleicht, als das einzige dieser Krankheitsform angemessene und ziemlich sichere Hypnotikum bezeichnen. Auch die Digitalis fordert aber die Rücksicht auf den Zustand der ersten Wege, und daß für die Beseitigung der Obstruktionen fortwährend gesorgt werde. Man gibt sie am besten in Verbindung mit kühlenden Salzen (Nitrum), in kleinen und steigenden, aber je größeren, um so seltneren Gaben, die von den meisten Aerzten nicht über 4 bis 5 Gran erhöht wurden; denn eine zu anhaltende und zu reichliche Anwendung ist wegen der Neigung dieses Mittels, Kongestionen nach den Kopfblutgefäßen hervor-

zurufen, die Herzthätigkeit zu lähmen, und wegen der nachtheiligen Wirkung auf die Verdauung nicht räthlich. Diesem Mittel zunächst wird von vielen Irrenärzten die Blausäure, besonders in der mildern Form des Kirschlorbeerwassers gestellt, welches zur Mäßigung der erhöheten Sensibilität in den irretablen Organen empfohlen und bald in Verbindung mit Bilsenkrautextrakt, bald mit Digitalis angewendet worden ist; sie empfiehlt sich indessen auch bei den Zuständen mit Depression, dem sogenannten Status atrabilaris, der Unterleibsplethora, in der Melancholia Hypochondriaca, besonders in Verbindung mit auflösenden Salzen und Extrakten. Bei fast allen Seelenstörungen sind die bedeutenden Anomalien in den Funktionen der Verdauungsorgane der Aufmerksamkeit des Arztes hauptsächlich werth, und zwar sind es zunächst die Verstimmung der splanchnischen Nerven, durch Appetitlosigkeit und Heißhunger sich beurkundend, die Neigung zur Saburra, und die Trägheit des Motus peristalticus, welche der Beobachtung entgegentreten. Die Umstimmung der Vitalität der splanchnischen Nervenplexus, die Entfernung der gastrischen Unreinigkeiten und die Beförderung der peristaltischen Bewegung des Darmkanals sind daher die Aufgaben, welche sich an die Beobachtung jener Erscheinungen knüpfen. Kein Arzneimittel entspricht den letztern vollständiger, als der Brechweinstein, der deshalb nicht mit Unrecht von Friedrich das souveräne Mittel für die Geisteskrankheiten genannt worden ist. Mit dem größten Nutzen bedient man sich seiner, in großer und voller Gabe, als Emeticum und in gebrochener und steigender Gabe, als Nausösum und Catharticum. In kleinen und steigenden Gaben gereicht, verbindet man den Brechweinstein meist mit den sogenannten auflösenden Salzen und Extrakten, die schon in früherer Zeit durch Muzel und Andere einen großen Ruf in der Behandlung der Melancholia hypochondriaca erlangten; oder, wenn ein zu großer Torpor der Intestinalnerven der Wirkung im Wege steht, mit den mehr reizenden und drastischen Mitteln (als Senna, Jalapa, Helleborus, Gratiola). Oft ist der Torpor des Darmkanals so groß, daß er nur durch interponirte kräftige Gaben von Kalomel und Jalappenwurzel zu überwinden ist. Es scheint jedoch, daß man unter allen Umständen eine zu anhaltende und zu große Schwächung des Darmkanals vermeiden müsse, wogegen bei dauernder und gemäßigter Anwendung jener Mittel mit der Herstellung der natürlichen Verdauungsfunktionen und unter der Regulirung der psychischen Thätigkeiten sehr kopiöse, fekulente, fast kritisch scheinende Darmausleerungen einzutreten pflegen. Eben so sehr hat man sich vor Ueberreizung des Darmkanals zu hüten, welche bei der oftmals fast lähmungsartigen Unempfindlichkeit dieses Organs die fortgesetzte Anwendung der heißen Purgirmittel (Aloe, Colocynthides, und das Krotonöl innerlich gegeben) herbeiführen kann. Zuweilen wieder erscheint der Zustand der Verdauungsorgane eine gelind tonisirende Einwirkung zu fordern; in andern Fällen hat man die Molimina oder Haemorrhoides (durch wiederholte örtliche Blutentziehungen oder durch Schwefelmittel), in andern die Unthätigkeit der Leberfunktionen (durch Belladonna oder Konium und kleine Gaben Kalomel, unterstützt von passenden Unktionen) zu berücksichtigen, in allen Fällen aber die meist gehemmte Blutcirkulation in den Abdominalgefäßen wieder herzustellen. Zuweilen gibt sich jener Zustand von Krampf kund, welcher die Funktionen der Brustorgane hemmt und eine ungleiche Vertheilung der Blutmasse verursacht. Man erkennt ihn, besonders bei zarten und sensibeln Individuen, an den plötzlich eintretenden krampfartigen Aufregungen, die nicht von Kongestionen begleitet sind, an den mehr der Extase sich nähernden psychischen Erscheinungen, an dem vorübergehend kleinen und unterdrückten Pulse, dem häufig gelassenen wasserhellen Urine. Diesem Zustande wird man, da er oft den therapeutischen Bemühungen anhaltend im Wege steht, durch Antispasmodika begegnen müssen, vornehmlich jedoch aus der Klasse der kühleren. Es eignet sich hierzu besonders die Kohlensäure und die Brechwurzel in kleinen Gaben; größere Vorsicht erfordern das Bilsenkraut und das Opium, welchem man als Korrigens kleine Gaben Digitalis wird beifügen müssen, so wie die übrigen heißeren Narcotica. Wenn im Allgemeinen die China und die übrigen tonischen Mittel hier und da mit großem Nachdrucke für die Behandlung der Seelenstörungen empfohlen wurden, so ging man theils von der Ansicht aus, daß das Uebel in einer Schwäche des Nervensystems beruhe, und daß selbst der höchsten Aufregung allemal ein gefährlicher Zustand von Erschöpfung folgen werde, den man verbergen müsse (Willis), theils von der Beobachtung, daß diese Schwäche wirklich zuweilen eintritt und dem Leben Gefahr bringt; theils endlich von der Voraussetzung, daß einige Formen (Wahnwitz und beginnender Blödsinn) in einer Atonie der Hirnfasern begründet seyen. Was die erstere Ansicht betrifft, so ist sie längst durch die Erfahrung verworfen worden, daß die Tonika nicht allein so lange die Gefäßaufregung fortdauert, sondern auch so lange die Hirnirritation besteht, sich durchaus nachtheilig beweisen; dagegen sind diese Mittel bei einer wirklich eingetretenen Erschöpfung nicht nur nützlich, vornehmlich in Verbindung mit gelinden Reizmitteln, sondern sogar unentbehrlich, und man hat sie in solchen Fällen, sofern mit dem Eintritte jenes Zustandes die Neurose nachließ, die vollkommene Genesung herbeiführen sehen. Gewissen Formen und Erscheinungen der psychischen Störung hat man endlich gewisse Arzneimittel als spezifisch wirksam entgegengesetzt. So ist der Kampher als ein Mittel empfohlen worden, welches den Seelenstörungen und namentlich der Manie, insbesondere jener mit Satyriasis und Nymphomanie verbundenen, und der Manie der Wöchnerinnen spezifisch entspreche. Dieser Arzneistoff wurde schon von Auenbrugger und in Verbindung mit Essig von Locher im Wahnsinne und in der Manie angewendet. Die Versuche des letztern Arztes ließen es aber zweifelhaft, ob der Erfolg

dem Kampher, od. dem späterhin allgemein gegebenen Essig zuzuschreiben, oder ob er gar von beiden unabhängig sey. Einige Aerzte haben den Kampher in sehr dreisten Gaben (Kannier zu 3 B., Simmons zu 3 j. u. bis zum Eintritt eigenthümlicher epileptischer Konvulsionen) gegeben. Gewiß laden die vielen Berichte über die günstigen Wirkungen dieses Mittels gegen die Seelenstörungen zu erneuerten Versuchen ein. Da aber die Neueren sich entschieden haben, den Kampher für ein erhitzendes, nicht, wie die Aeltern, für ein kühlendes Mittel zu halten, so wird dessen Anwendung stets eine gewisse Vorsicht erfordern. Offenbar nützlich sind abendliche kleine Gaben zur Mäßigung des Geschlechtsreizes bei Onanisten. Unter den vielen therapeutischen Verfahrungsweisen, welche, wie es bei allen schwer zu bekämpfenden Krankheiten zu geschehen pflegt, in Bezug auf die Seelenstörungen ausgezeichnetes Lob davon getragen haben, weil sie einige Male Nutzen geschafft hatten, ist auch noch die Erregung des Speichelflusses zu nennen. Es sind aber diese ihre günstigen Beobachtungen im Ganzen selten, und der Erfolg hat oft die Erwartungen getäuscht, so daß man ohne sehr bestimmte Indikationen nicht leicht dazu greifen wird.

Unter den äußeren Mitteln werden seit langer Zeit die Bäder obenan gestellt. Zunächst die einfachen lauen Bäder, als beruhigende, das peripherische Nervensystem ansprechende, die Haut öffnende Mittel, besonders wo die Funktion der letztern gestört ist; daher in Verbindung mit Reibungen des Körpers. Sodann in Verbindung mit kalten Fomentationen (welche, anhaltend Stunden lang angewendet, bei Kongestionen zum Encephalon mit vorwaltender Karoditenpulsation, zu den ausgezeichnetsten Mitteln gehören), Regendouchen und Uebergießungen auf den Kopf, als förderlich zur Mäßigung der Kongestionen zu diesem Theile. Die kalten Uebergießungen haben, wie bemerkt, sogar lange Zeit eine große Rolle in der Behandlung dieser Krankheiten gespielt, sind aber meist so unmäßig angewendet worden, daß Andere mit Recht vor ihrem Mißbrauche und vor dem Nachtheile gewarnt haben, welchen der darauf folgende vermehrte Blutandrang zum Kopfe nach sich ziehe, der leicht die Ursache von Desorganisationen im Encephalon und von Blödsinn werden kann. Als Axiom ist daher aufzustellen: daß man sich mit der Anwendung dieses Mittels jedesmal nach dem nächsten Erfolge richten müsse. Die plötzlichen Submersionen oder Ueberraschungsbäder, so wie die Tropfdouche, gehören jetzt fast zu den obsoleten Mitteln, weniger die Stromdouche, die, auch von kräftiger psychischer Einwirkung, besonders als psychisches benutzt wird. Neuerlich hat man versucht, die Einwirkung des kalten Wassers auf die durch warme Umhüllung geöffnete Haut, nach Priesnitz's Methode, zu benutzen, um ein sehr schlaffes und erstorbenes Haut- und Kapillarsystem dadurch zu tonisiren und zu beleben; die fernere Erfahrung muß jedoch erst entscheiden, ob auf diese Weise dynamische Störungen, wie sie den psychischen Depravationen zum Grunde liegen, geheilt, und ob nicht dadurch bedenkliche Leiden der Brustorgane hervorgerufen werden können, deren Gefahr bei diesen Krankheiten der Arzt nicht aus den Augen verlieren darf. Als Derivantia sind warme und reizende Fußbäder von großem Nutzen; bei wirklichem Leberleiden will man auch die salpetersauren mit Erfolg angewendet haben. Exutoria sind stets als nützlich betrachtet worden, und neben den Blasenpflastern und Haarseilen hat sich, als das kräftigste, von Autenrieths Brechweinsteinssalbe einen Namen erworben: ein Mittel jedoch, welches zu den gefährlichen zu rechnen ist, wenn es, wie gewöhnlich, auf die Kopfhaut angewendet wird, da es nicht allein leicht tiefere, das Periosteum ergreifende Entzündungen hervorruft, welche die Reizung von den äußeren Theilen auf die inneren Häute fortpflanzen, sondern auch durch die Erkältung, zu welcher das Inflammationsstadium sehr geneigt macht, schon den Tod durch Schlagfluß herbeigerufen haben soll (Amelung). Bei Krankheiten, welche, wie die in Rede stehenden, tief in die Oekonomie des Körpers eingreifen, darf die Diät nicht als etwas Gleichgültiges betrachtet werden. Man hat oftmals allein die Wiederherstellung der Kräfte durch angemessene Nahrung die Genesung herbeiführen sehen; in andern Fällen wurde derselbe Zweck durch eine allmählige Herabstimmung des Kraftmaßes mittelst angemessener Diät, wenn nicht erreicht, doch sichtlich begünstigt. Indessen ist es bei chronischen Krankheiten von sehr unbestimmter und oft langer Dauer nicht ohne Schwierigkeit, den diätetischen Vorschriften eine fortgesetzte Geltung zu verschaffen, und überdies pflegen die späteren Stadien von weniger hervorstehenden Krankheitserscheinungen aus der reproduktiven Sphäre begleitet zu seyn, als die früheren. Diese letzteren sind es daher hauptsächlich, bei welchen eine sorgfältigere Rücksicht auf die dargereichten Nahrungsmittel erforderlich ist. Im Allgemeinen muß man stets die Neigung der Geisteskranken zum Speisegenuß eher befriedigen, als durch Nichtbefriedigung unterdrücken wollen; denn man will beobachtet haben, daß die Genesung viel eher bei reichlicher, als bei sparsamer Nahrung erfolgt. In den milderen Graden des Irreseyns muß immer die Bewegung um so reichlicher seyn, je mehr die Nahrung ist, und es bedarf keiner Erwähnung, daß diese den angewendeten Arzneien entsprechend seyn muß. Eine reizende und erhitzende Diät wird aber im Allgemeinen nicht anwendbar, und eine milde und leicht nährende vorzuziehen seyn.

Die psychische Behandlung hat entweder einen kurativen oder einen palliativen Zweck. Im ersten Falle beruht sie auf dem durch die neuen Forschungen so ziemlich festgestellten Grundsatze: daß die Seelenstörung eine v. leiblichen Krankheitszuständen unabhängige Anomalie der Intelligenz oder des Gemüthes sey. In dieser Hinsicht geht sie darauf aus, den Geist oder das Gemüth des Kranken durch direkten Angriff, sey es mit Güte oder mit Gewalt, zu seiner Norm zurückzuführen und die Ansichten

und Urtheile, die Neigungen und den Willen des Kranken zu unterjochen u. jenem des Arztes unterzuordnen. Solchen Zweck sucht sie zu erreichen theils durch Belehrung (Unterweisung und logisches Raisonnement), theils durch Erziehung mittelst Beispiel, Gewöhnung, Beschäftigung (man hat, in der Voraussetzung, daß eine mangelhafte Erziehung die Grundlage der Seelenstörung sey, von einer „Rückerziehung" gesprochen), theils durch Zwang, moralischen sowohl, als physischen. Man hat diesen Zwang auszuüben gesucht, sowohl durch die Erweckung angenehmer Empfindungen (durch Belohnung und Lob), als auch, und dies hauptsächlich, durch die Erweckung widriger (Demüthigung, Furcht, Strafe, körperlicher Schmerz). Es hat sich sogar eine psychiatrische Schule gebildet, welche von dem mehr physiologischen Grundsatze ausging: daß die Krankheit der Psyche eine Nervenkrankheit sey, die durch die kräftige Erregung des Nervensystems getheilt werden müsse, und zwar mittelst starker Reize auf dasselbe, von denen die unangenehmen und schmerzhaften am meisten für die Erreichung dieses Zweckes geeignet seyen. Diese unter dem Namen der „indirekt psychischen Methode" bekannt gewordene Schule hat eine Menge von Zwangs-, ja wirklichen Marterinstrumenten theils sich angeeignet, theils erfunden (Drehstuhl, Drehbett, das hohle Rad, das Zwangsstehen, den Zwangsschrank, den Sack, u. s. w.), welche sämmtlich einen höchst unangenehmen Eindruck auf den Kranken machen und zum Theil sogar gefährliche Folgen für ihn haben können. Mit ihrer Anwendung verbindet sie, ebenfalls zum Zwecke der unangenehmen Erregung, die kalten Sturzbäder, die Douche, die Ekelkur, wiederholte Brechmittel, Einreibung des Ungt. tart. stib., Entziehung der Speisen 2c., Mittel, welche eine zu eingreifende Wirkung schon auf den gesunden Organismus haben, als daß sie anders, als auf dringendes Erfordern des körperlichen Krankheitszustandes in Gebrauch gezogen werden dürften, wie man denn selbst in einer Korrektionsanstalt ihre Anwendung schwerlich billigen würde. Lauret stellt in seiner „Abhandlung über die moralische Behandlung der Seelenstörungen" den Satz auf, daß wenigstens gewisse Fälle dieser Krankheit, welche ohne Komplikation mit leiblichen Krankheitserscheinungen bestehen, als bloße Irrthums- oder reine Verstandeskrankheiten zu betrachten und durch eine Art von Einschüchterung, zum Theil mit den oben angeführten Zwangsmitteln, zu bewältigen seyen, eine Art von Dressur, die, selbst wenn sie gelingt, schwerlich den Namen einer Heilung wird vindiciren können. Das beste Hülfsmittel, welches die Therapie der Seelenstörungen der psychischen Methode zu verdanken hat, ist ohne Zweifel die Beschäftigung der Gestörten. Bei einer Klasse von Krankheiten, die nicht nur der Mehrzahl nach zu den äußerst langwierigen gehört, sondern welche zugleich, zufolge ihrer Natur, den Kranken zu verkehrten, ihm selbst und Andern nachtheiligen Thätigkeitsäußerungen verleiten, ist es sehr wichtig, den Kraftäußerungen eine bestimmte, unschädliche und zweckmäßige Richtung anzuweisen durch geregelte und nützliche Thätigkeit. Man gewinnt aber dadurch nicht nur negativ, durch Ablenkung von schädlichen Richtungen, sondern auch positiv, indem man eines Theils das Sensorium an die normalen Reize, welche die Außenwelt bietet, und an eine richtige und gemäßigte Reaktion auf dieselben gewöhnt, und indem man andern Theils Gelegenheit findet, die Regulirung der organischen Funktionen durch heilsame Körperbewegung zu unterstützen. Letzteres gilt besonders bei allen den Krankheitszuständen, welche auf einer zu trägen Blutcirkulation beruhen und gegen welche daher eine starke Bewegung, die den Oxydationsprozeß des Blutes in den Lungen fördert, sehr nützlich ist. Doch auch mit diesem Mittel muß man vorsichtig seyn, sobald ein entgegengesetzter Krankheitszustand es untersagt. Die an Manie Leidenden befinden sich nach starker Körperarbeit gewöhnlich schlechter. Im Allgemeinen aber lehrt die Beobachtung (und nur seltene Fälle werden eine Ausnahme von dieser Regel machen), daß eine aufgedrungene Thätigkeit die Heilung der Gestörten nicht fördert und daß der Wiedereintritt der Genesung, ja schon der Nachlaß der Krankheit den gesunden Thätigkeitstrieb von selbst mit sich führt, den man alsdann nur zu leiten hat. Viele Aerzte wollen, daß der Kranke jedesmal anders, als der Gesunde gewohnt war, beschäftigt werde. Der Satz mag gelten: nur möge man den Kranken nicht erbittern, indem man verlangt, was seine Kräfte übersteigt, was man nicht mit Güte von ihm gewinnen kann, was seine Neigung, eingewurzeltes Standesvorurtheil 2c. zurückweist. Dies hieße nicht mit der Krankheit, sondern mit dem Kranken Krieg führen. — In sofern die psychische Behandlung einen palliativen Zweck hat, nämlich die Beruhigung und Neutralisirung der psychischen Krankheitssymptome, findet sie eine viel ausgedehntere und allgemeinere Anwendung. In dieser Beziehung sucht sie theils die Gestörten von krankhaften Richtungen der Psyche abzuleiten, theils die excessive Heftigkeit der psychischen Funktionen in diesen Richtungen zu mäßigen. Jene Ableitung geschieht durch Erweckung des Vertrauens, welches den Arzt, den Wärter in den Stand setzt, eine gewisse wohlthätige Herrschaft über den Kranken auszuüben, ihn zu begütigen, zu lenken; nicht minder durch Zerstreuung, Unterhaltung, Beschäftigung. Die Mäßigung der Symptome wird erreicht durch Beschränkung. Nur in Bezug auf letztere ist noch ein Wort zu sagen. Man bedient sich, um die Kranken von schädlichen Handlungen abzuhalten, verschiedener Beschränkungsmittel, von denen die Isolirung (mit oder ohne Entziehung des erregenden Lichtes), das Kamisol oder der Zwangsgürtel und der neuerlich konstruirte englische Zwangsstuhl die wirksamsten, die am wenigsten schädlichen und jetzt die gebräuchlichsten sind. Unter vielen Umständen ist es fast unmöglich, ihrer zu entbehren. Dennoch hat sich in neuerer Zeit eine Stimme mit Nachdruck gegen sie erhoben. John Hill (A lecture on management of lunatic asylum's, London 1839), von der Ueberzeugung aus-

gehend, daß die Bequemlichkeit der Aufseher und Wärter von diesen Mitteln einen übermäßigen und schädlichen Gebrauch mache, behauptet, daß sie ganz zu entbehren und durch Aufsicht zu ersetzen seyen. Er selbst will den Versuch mit dem größten Erfolge gemacht haben; Andere sollen ihm mit gleichem Glücke gefolgt seyn. Wer indessen nur einigermaßen mit der praktischen Behandlung der Seelenstörungen vertraut ist, muß nicht nur dem Zweifel an so glänzenden Erfolgen solcher Versuche Raum lassen, sondern sogar den Versuch selbst in solchem Umfange für unzuläßig halten. Nur in letzterer Hinsicht sey bemerkt, daß die wirksame Beschränkung der Tobsucht nicht bloß den Kranken unschädlich macht, sondern auch nachhaltig das Nervensystem beruhigt, indem sie rascher und sicherer, als es auf andere Weise möglich ist, die gewaltsamen Bewegungen hemmt, welche die nachtheiligen Kongestionen zum Kopfe befördern. Uebrigens haben neuere Nachrichten jene glänzenden Erfolge der gänzlichen Beseitigung aller Beschränkungsmittel in einigen englischen Irrenanstalten nicht bestätigt; ihnen zufolge ist man auch dort wieder zu einem gemäßigten Gebrauche derselben zurückgekehrt. Vgl. Irrenanstalten. Die Prophylaxis der Seelenstörungen ist ebenfalls in die physische und psychische getheilt worden. Jene umfaßt die Verhütung und Bekämpfung aller der Krankheitszustände, welche erfahrungsmäßig das sensorielle Nervensystem in Mitleidenschaft versetzen können, so wie die Entfernung ihrer Ursachen. Die psychische Prophylaxis aber oder die Seelendiätetik gehört in das Gebiet der Erziehung und Moral.

Schließlich müssen wir noch eines Umstandes erwähnen, der nicht ohne Grund unter den Beweisen für die Mangelhaftigkeit der heutigen Psychiatrie aufgeführt worden ist: der Unsicherheit der Heilungen. Rückfälle dieser Krankheiten sind so häufig, daß ein Genesener fast nur mit mißtrauischen Blicken und als bedroht von neuen Anfällen angesehen wird, von den Laien, wie selbst von den Aerzten. Nach W. Farrs Zusammenstellung kommen auf 100 Aufnahmen in Irrenanstalten 15,5, und auf 100 Genesungen 20,5 Recidive. Und auch diese Berechnung erscheint noch ganz unzuverläßig, wenn man bedenkt, daß hierbei nur die Wiederaufnahme von Kranken nicht, alle Wiedererkrankungen in die Rechnung fallen könnten, und daß die Sicherheit vor Recidiven bei Lebzeiten des Genesenen dem Urtheile durchaus entzogen ist. Die Ursachen dieser Erscheinung werden von den Anhängern der verschiedenen Schulen verschieden angegeben. Vgl. Seelenstörungen.

Literatur: Weickard, Philosophischer Arzt, Frankfurt 1782, 3 Bde.; — Chiarugi, Della pazzia, Florenz 1793; — Arnold, On insanity, lunacy or madness, London 1798; — Crichton, On mental derangement, das. 1798; — Hoffbauer, Untersuchung über die Krankheiten der Seele, Hannover 1802—3; — Reil, Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen, Halle 1803; — Halloran, An inquiry into the causes producing the extraordinary addition of the number of insane together etc., Lond. 1806; — Haslam, Practical observations on the insanity etc., das. 1813; — Heinroth, Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens &c. und ihrer Behandlung, Leipz. 1818; — einzelne Schriften von Esquirol, Pariset, Nasse, Jacobi, Amelung, Bird, Friedrich, K. Hohnbaum u. A.

Seelenholz (Bot.), s. v. a. gemeine Heckenkirsche, Lonicera Xylosteum *L.*

Seelenkräfte, s. Seele.

Seelenkrankheiten (Med.), s. v. a. Geisteskrankheiten, s. Seelenstörungen, Manie, Wahnsinn &c.

Seelenkunde, s. v. a. Psychologie.

Seelenleben, s. Seele.

Seelenlehre, s. v. a. Seelenkunde.

Seelenleiden, s. v. a. Seelenstörungen.

Seelenmesse, s. Messe.

Seelenorgan, (Physiol.), das Gehirn, als Träger des psychischen Lebens, vgl. Seele.

Seelenruhe, 1) Abwesenheit aller Affekte und Leidenschaften, welche die Seele in heftige Bewegung setzen und dadurch beunruhigen; — 2) s. v. a. Zufriedenheit der Seele. Vgl. M. Enk, Eudoxia oder die Quellen der S., Wien 1824.

Seelenschlaf, s. v. a. Psychopannychie.

Seelensdorf, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Havelland; 130 Einw.

Seelensitz, s. Seele.

Seelenstörungen, die hauptsächlich durch Heinroth eingeführte Bezeichnung der Krankheiten mit dem Symptome der Anomalie der psychischen Funktionen, also eigentlich nur einer Gruppe von Uebelseynsformen, synonym gebraucht mit Geisteskrankheiten, Morbi animi, Morbi mentis. Treffend ist jene Bezeichnung, in sofern sie der Wortbildung nach alle Formen der psychischen Abnormitäten umfaßt; angefochten wird aber dieselbe nicht ohne Grund (von Neumann), in sofern manche Störung der Seelenthätigkeit, z. B. die im Affekte, in der Betäubung, in der Schlaftrunkenheit, dem Rausche &c. in der That nicht in den Begriff der psychischen Krankheitszustände fallen. Da indessen diese Bezeichnung noch am besten von allen den Umfang des Begriffs umfaßt, während alle übrigen nicht allgemein genug sind, sondern nur besondern Abtheilungen und Formen dieses Krankheitsgenus zukommen, so wird man für jetzt eben so wenig Bedenken tragen dürfen, den Ausdruck ausschließlich auf die sämmtlichen Krankheiten mit dem hervorragenden Symptome psychischer Abnormität anzuwenden, als man jemals Anstand genommen hat, die Krankheiten der Verdauungsorgane „Störungen der Verdauung" zu nennen, wenn gleich manche Störung der letztern nur eine Passio im Gegensatze von Morbus ist. Andere, wenigstens nicht glücklicher bezeichnende Synonyme sind: Seelenkrankheit (nach Benecke, Ideler), der Hypothese angehörig, daß die hier gemeinten Störungen ausschließlich in krankhafter Alteration der Seele selbst beruhen, Krankheiten der Person (nach Heinroth)

u. Persönlichkeitskrankheiten (nach von Ritgen), Bezeichnungen, die zu unmittelbar auf einer kunstgerechten Entwickelung der ihnen zum Grunde liegenden psychischen Begriffe beruhen, als daß sie eine allgemeine Einführung hoffen dürften, endlich psychische Krankheiten (nach Amelung, Bird, Friedrich). Das Wesen der S. ist, was ihr Name sagt: Störung der normalen Thätigkeiten der Seele, Abweichungen der Gefühls- u. Denkthätigkeit von der Norm. Es gibt aber erfahrungsmäßig zwei Arten solcher Abweichungen von der Norm, von denen die eine auch bei gesunden Menschen angetroffen wird, die andere dagegen dem Begriffe der Krankheit angehört. Ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal beider hat man bisher nicht aufzufinden vermocht, weshalb man sich mit der erfahrungsmäßigen Gewißheit begnügen muß, daß es Fälle gibt, in welchen die Anomalien der physischen Thätigkeiten wirklich krankhaft sind. Der einfachste Beweis, daß solche Fälle als krankhafte von jenen andern abzusondern sind, liegt in der Thatsache, daß Menschen, die im vollkommenen Besitz ihrer gesunden psychischen Thätigkeiten sind, plötzlich durch den Einfluß schädlicher Potenzen dieses Besitzes für einige Zeit völlig beraubt und durch die Beseitigung jenes feindlichen Einflusses wieder zur normalen psychischen Thätigkeit zurückgeführt werden können. Schon eine mäßige Uebung läßt in den meisten Fällen die Existenz der krankhaften psychischen Anomalie erkennen, in vielen Fällen ist dagegen diese Erkenntniß so schwierig, daß man sich schon glücklich schätzen muß, wenn man nur zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit gelangt. Wir haben es hier nur mit den krankhaft-psychischen Anomalien, den S. κατ' ἐξοχήν, zu thun, und zwar legen wir dabei J. W. Hagens treffliche Abhandlung in Wagners „Handwörterbuch der Physiologie" (Braunschweig 1850, 2. Bd.) zu Grunde. Noch bis auf die neueste Zeit dauern die Kontroversen über das Wesen und den Sitz der psychischen Krankheiten fort, Kontroversen, die man sich zum größten Theile erspart haben würde, wenn man nur immer den unumstößlichen Satz festgehalten hätte, daß die psychischen Symptome die pathognomischen Merkmale der Seelenkrankheiten sind; denn es ist kein Mensch im Stande, aus einem körperlichen Befund eine Seelenkrankheit zu diagnosticiren, ja selbst bei der Frage, ob eine psychische Krankheit simulirt sey oder nicht, reicht das Daseyn einiger somatisch krankhafter Merkmale nicht hin, das wirkliche Daseyn jener zu konstatiren. Wenn es nun in der Medicin überhaupt überall die Hauptsache ist, die charakteristischen Merkmale einer Krankheit und danach das Genus und die Species zu bestimmen, so muß es in der Seelenheilkunde ebenfalls die Hauptsache seyn, daß man die psychischen Symptome der Seelenkrankheiten genau kennt. Krankheitssymptome sind aber Abweichungen von der Norm der Lebensäußerungen, u. um sie gehörig zu erheben, muß man nicht nur sie selbst sorgfältig ermitteln, sondern auch die Thätigkeiten im gesunden Zustande kennen. Das eben ist der große Nutzen der Physiologie für die Pathologie, daß sie durch tiefes Eindringen in die verschiedenen Aeußerungsformen des gesunden Lebens uns die Mittel und Wege zeigt, auch das Verhalten des kranken Lebens in seinen mannichfaltigen Formen genauer kennen zu lernen, und so namentlich die Diagnostik erweitert und bereichert. Es ist also auch bei den Seelenkrankheiten unumgänglich nothwendig, Psychologie und Physiologie zu kultiviren. Das Erstere scheint sich so sehr von selbst zu verstehen, daß eine ausdrückliche Hinweisung darauf fast als überflüssig erscheint, und doch hat es Aerzte gegeben, welche sie für die Psychiatrie nicht für nöthig gehalten haben, weil man es hier im Grunde doch nur mit somatischen Krankheiten zu thun habe. Die Physiologie aber ist nothwendig nicht nur, weil jede Psychologie ohne Physiologie mangelhaft u. ohne gehörige Basis ist, sondern auch des ätiologischen Momentes wegen. Beide, Psychologie und Physiologie, wurden nun zwar schon lange auf die Pathologie der psychischen Krankheiten angewendet, aber sehr häufig falsch, indem man aus gewissen Thatsachen derselben allgemeine, abstrakte Resultate zog, um aus ihnen das Wesen der psychischen Krankheiten synthetisch zu konstruiren, ein Mißbrauch, der auch in den somatischen Krankheiten häufig genug mit der Physiologie getrieben wird. Indem wir in Folgendem zuerst über die psychischen Krankheiten im Allgemeinen sprechen, um einige Andeutungen daran zu knüpfen, wie sich zur Erzielung günstiger Resultate die psychiatrische Fortsetzung zu verhalten habe, kommt es vor Allem darauf an, zu bestimmen, welcher Theil, welche Sphäre der Gesammtindividualität das vorzugsweise Leidende, der Mittelpunkt der pathognomischen Symptome sey. Schon seit lange stehen sich hierüber in der Medicin zwei Hauptansichten entgegen. Die älteste derselben und diejenige, welche noch jetzt die meisten Anhänger zählt, leitet die psychischen Krankheiten von einer Störung im leiblichen Leben her. Obgleich nun auch hier die Meinungen wieder verschieden sind, und die Einen annehmen, jede psychische Störung werde nur durch das Gehirn, Andere, durch das Gehirn und die Ganglien vermittelt, und wieder Andere, es könnten auch andere Theile des Organismus außer dem Nervensysteme unmittelbar krankmachend auf die Seele wirken, so fassen wir sie doch alle zusammen unter der Benennung „somatische Theorie" und behandeln sie mit einander, da es uns für unsern Zweck nicht auf jene Unterschiede ankommt. Die Masse der Thatsachen, welche nach und nach zur Erhärtung dieser Theorie aufgehäuft wurden, ist sehr groß, und hat ihren unläugbaren Werth; aber man würdigte sie unrichtig und vergaß, ihnen durch Berücksichtigung anderer gleichberechtigter Thatsachen ihre rechte Stellung anzuweisen, so daß das, was sich in vielen Fällen erwies, fälschlich von allen vorausgesetzt wurde und somit auch diese in der einseitigen Theorie falsch erklärt wurden. Was man dieser Ansicht mit Recht vorwirft, ist Folgendes. Die Pathologie weist unzählig viele Fälle nach, wo nicht bloß geringe, sondern auch bedeutende

organische Veränderungen in den verschiedensten Theilen des Gehirns und des Nervensystems und in andern Organen des Körpers vorkommen, ohne daß physische Krankheit, ja selbst ohne daß merkliche Störungen des eigentlichen Seelenlebens an dem Kranken beobachtet worden wären und selbst da, wo beide zusammen vorkommen, konnte man bis jetzt noch keine konstante Uebereinstimmung zwischen der Beschaffenheit der organischen Abnormitäten und den Formen der Seelenstörung nachweisen. Ein Vibriren der Hirnhälften, zu welchem man oft seine Zuflucht genommen hat, könnte höchstens den Mangel von Blödsinn erklären; wenn aber die kranke Hirnhälfte nicht bloß passiv darnieder liegt, sondern ihre Abnormität eine aktive, ein Zustand der Gereiztheit ist, so läßt sich schlechterdings nicht einsehen, wie die Seele bei dieser Verrücktheit der kranken Hirnhälfte dennoch vollkommen gesund bleiben könne. Eine Lunge kann für die andere athmen, aber ich werde mich nur dann nicht krank fühlen, wenn die letztere zerstört, komprimirt, verschrumpft ist, wohl aber spüre ich sie, wenn sie entzündet ist und immer noch frische Tuberkel in ihr entstehen. Andererseits kommen aber auch psychische Krankheiten vor, ohne alle vorhergegangene oder wenigstens gleichzeitig entstehende nachweisbare Kenntniß des physischen Lebens. Man sagt wohl hierauf, unsere Hülfsmittel seyen noch nicht von der Art, daß man die feinsten Abnormitäten entdecken könne, oder, sie könnten während des Sterbens verschwunden seyn, und in der That ist dies bei den eigentlichen Nervenkrankheiten oft der Fall, indessen kann man es nicht auf die psychischen Krankheiten anwenden; denn grobe, wirklich sinnfällige Abnormitäten im Gehirn oder den Nerven bringen allemal krankhafte Veränderungen in den Funktionen der Nerven hervor, und wenn man daher bei der Sektion Nervenkranker häufig nichts Abnormes findet, so hat die Annahme, daß eben doch die Nervensubstanz krankhaft verändert gewesen seyn möge, in jener Erfahrung eine bedeutende Stütze. Bei den psychischen Krankheiten ist dies jedoch nicht der Fall; es kommen die bedeutendsten Abnormitäten vor ohne psychische Störung, und da somit das Vorhandenseyn materieller Krankheitsprodukte diese durchaus nicht immer zur Folge hat, so kann man auch nicht die Analogie darauf gründen wollen, daß bei jeder psychischen Krankheit eine Abnormität der Gehirnsubstanz nothwendig Statt finden müsse. Ein der somatischen Theorie entschieden anhängender Irrenarzt gesteht, indem er den Einfluß früherer Kopfverletzungen auf Erzeugung von Wahnsinn bespricht, selbst, daß er keinen Fall kenne, wo die Seelenstörung unmittelbar auf eine Kopfverletzung gefolgt wäre. Was ferner die Fälle betrifft, wo psychische und somatische Krankheit in einem Individuum zugleich vorkommen, so würde man wohl einen übereilten Schluß machen, wenn man ohne Weiteres die letzteren überall für den Grund der ersteren halten wollte. Wenn man erwägt, daß, wie erwähnt, so häufig somatische Störungen, selbst des Gehirns, ohne psychische und diese ohne jene vorkommen; daß ferner, wie die somatische Ansicht selbst anerkennt, das gleichzeitige Stattfinden von psychischen und somatischen Krankheiten gar oft für eine bloße Komplikation zu erklären ist, daß endlich, wie ebenfalls erwiesen ist, daß somatische Leiden in sehr vielen Fällen eine bloße Folge des psychischen ist, so fällt schon hierdurch alle Nöthigung,, einen konstanten Kausalnexus in der Art anzunehmen, daß das psychische Leiden immer nur die nothwendige Wirkung eines physischen sey, völlig hinweg. Eben so sind die Gründe, die man von den entfernteren und näheren Ursachen hernehmen möchte, durchaus unzureichend. Wenn die psychischen Ursachen zunächst nur auf und durch Physisches wirken, so ist die Frage natürlich, warum denn nun nicht physische, sondern gerade psychische Krankheiten daraus entstehen? Was aber die psychischen anlangt, so sind diese, obgleich die statistischen Angaben je nach den Ansichten der Beobachter höchst verschieden sind, doch unzweifelhaft, mindestens eben so zahlreich, als jene (hier noch abgesehen von dem meist stattfindenden Zusammenwirken beider). Die somatische Theorie hilft sich hier durch die Behauptung, die psychischen Ursachen bewirkten Seelenkrankheiten bloß dadurch, daß sie eine physische Störung setzten, deren Reflex erst das psychische Leiden sey. Aber auch hier bleibt der Umstand ein Räthsel, warum es nicht bei der physischen Krankheit bleibt? Außerdem ist diese Erklärung eine bloß theoretische und steht mit der Erfahrung im Widerspruch. Die häufigsten psychischen Ursachen der Seelenkrankheit, sagt man, seyen der Hochmuth und die Liebe (obwohl sich hieran noch deuten ließe); gerade diese aber erzeugen höchst selten physische Krankheiten, vorausgesetzt, daß die Liebe eine reine und nicht schon eine aus krankhaft physischem Reiz entstandene Verliebtheit ist, und schwerlich ist man je im Stande gewesen, eine in Folge von solcher Liebe und von Hochmuth entstandene psychische Krankheit aus einer vorläufig bewirkten körperlichen abzuleiten. Viel häufiger als die genannten Leidenschaften wirken der Zorn, Aerger, Schrecken, Furcht, Freude auf den Körper; aber eben diese erzeugen auch viel seltener psychische Krankheiten und meist nur physische. Ja es kann sogar ein ziemlich gültiges Gesetz angenommen werden, daß, wenn Leidenschaften und Gemüthsbewegungen recht stark auf den Körper wirken, nicht leicht Seelenkrankheit entsteht, und daß gerade, wenn sie dies nicht thun (falls anders das Individuum nicht apathisch oder torpid ist), um so eher die Erzeugung einer Seelenkrankheit zu befürchten steht. Endlich ist auch gegen die somatische Theorie noch die Thierpathologie anzuführen. Wären die psychischen Krankheiten wirklich bloß Symptome eines körperlichen Leidens, so müßten die Thiere fast eben so oft psychische Krankheiten zeigen, als der Mensch. Was sich von diesen Analoges bei ihnen zeigt, ist aber immer nur entweder sogenannte Dummheit (Blödsinn) oder beruht mehr oder weniger auf Hirnentzündung, ist also nur ein sympathisch-psychisches Leiden, wovon später zu reden.

Die eigentliche Melancholie, Wahnsinn, fixe Idee, Verrücktheit findet sich aber nicht; denn daß es Hunde gegeben hat, welche aus Treue über den Verlust ihres Herrn gestorben sind, wird wohl kein Beweis seyn sollen, daß dieselben seelenkrank waren. Auch hilft es wenig, anzuführen, daß Thiere der Einwirkung psychischer Ursachen seltener ausgesetzt seyen, denn der Theorie nach wirken diese ja doch nur physisch, und was ihnen an Zahl beim Thiere etwa abginge, könnte somit füglich durch physische Ursachen ersetzt werden. Alle unsere bisherigen Gründe waren nur der Pathologie entnommen. Ein Hauptgewicht legt aber zuletzt noch die Psycho-Physiologie und eine auf sie gestützte Diagnostik in die Wagschale. Alle psychischen Thätigkeiten sind zunächst nur das eigentliche Produkt einer selbstständigen Sphäre des Organismus und sie können daher nicht aus Etwas begriffen werden, was außerhalb dieser Sphäre liegt. Das Gehirn und das Nervensystem für sich allein hat nur den physischen Theil beim Empfinden und Bewegen, und zum Theil noch die Regulirung der Ernährung zum Geschäft, aber die Seele ist etwas Anderes, als diese Nerventhätigkeit. Die somatische Theorie, welche beides vermengt, wird daher niemals im Stande seyn, genügende Unterschiede zu machen zwischen der Lähmung und dem Blödsinn, den Konvulsionen und der Raserei, den Sinnesstörungen und dem Wahnsinn. Daran scheitert auch ein neuer Versuch, die Seelenstörung als Cerebralirritation zu bezeichnen. Es ist gar keine Frage, daß man, so gut wie eine Spinalirritation, auch eine Cerebralirritation annehmen könne; aber, wenn in dieser die S. besteht, so ist die Frage die, was denn hernach das Kopfweh, die Sinnestäuschungen, der Schwindel, die Schlafsucht, die Schlaflosigkeit und die vom Gehirne ausgehenden Konvulsionen sind? Diese sind doch wohl die eigentlichen Analoga der Spinalirritation, dagegen es als willkürliche physiologische Voraussetzung erscheint, das Gehirn mit der Seele zu identificiren, demselben allein alle psychische Thätigkeit und nichts als psychische Thätigkeit zuzuschreiben, und dann hiernach freilich eine Identität von Cerebralirritation und S. herauszubringen. Auch liegt hier jene irrthümliche Auseinanderreißung des Gehirns u. Rückenmarkslebens und Einsperrung der Seele ins Gehirn zu Grunde. In der Therapie muß endlich die somatische Theorie stets versucht seyn, zu viel auf Arzneimittel zu halten, während doch die Erfahrung der neuern Zeit unwidersprechlich lehrt, daß mit Arzneien im Grunde gegen die S.en selbst wenig geleistet werde, sondern daß die psychische Behandlung (worunter man aber ja nicht eine bloß moralische oder gar demonstrativ-dialektische zu verstehen hat) nebst der Regulirung der ganzen Lebensweise als die Hauptsache zu betrachten und die pharmaceutischen Mittel großentheils nur beihülfsweise zu gebrauchen seyen. Solche oder wenigstens ähnliche Betrachtungen haben schon früher, doch deutlicher erst in diesem Jahrhundert, auf den Gedanken geführt, den Grund und Sitz des psychischen Erkrankens in der Seele selbst zu suchen. Die ersten Versuche gingen aber leider neben dem Ziele vorbei; man gerieth ins Extrem, leugnete den Einfluß der physischen Vorgänge auf die psychischen Krankheiten ganz und gar, und was die Hauptsache, man faßte die Seele mehr nur im Allgemeinen und selbst nur in ihren höhern Thätigkeiten auf. Im Gegensatze zu der somatischen Theorie glaubte man nun bei der Erklärung der psychischen Krankheiten gar keine Naturnothwendigkeit zulassen zu dürfen, und leitete dieselben aus einer freiwillig eingegangenen Unfreiheit ab, welche dann natürlich identisch war mit einer Hingabe an das Böse. Diese Ansicht konnte sich in ihrer Uebertriebenheit nicht lange halten. Denn einmal kann das physische Moment als Ursache von Seelenkrankheiten durchaus nicht abgeleugnet werden, und dann auch ist psychisches Erkranken nicht identisch mit Sündigen. Denn wenn auch jede Sünde, jedes Laster eine Abnormität der Seele ist, so ist doch nicht jede Seelenabnormität eine Sünde. Sehr viele Seelenkranke können keiner erheblichen moralischen, wenn auch nur inneren, Verschuldung bezüchtigt werden, und die größten Bösewichter werden nicht psychisch krank. Die Therapie konnte diese Ansicht nicht konsequent durchführen, weil sie dieselben ganz auf moralische Besserung und Strafen hätte gründen müssen und in die gerichtliche Psychologie brachte sie durch das Schwankende des Begriffs der Unfreiheit und die Unmöglichkeit, zwischen der Unfreiheit des Verbrechers und des Kranken gehörig zu unterscheiden, Haltlosigkeit. Eben so wenig wie in der Sünde sind die Seelenkrankheiten bloß in der Leidenschaftlichkeit begründet, obgleich die Leidenschaften wichtige Ursachen und später Symptome derselben werden können. Der Kampf dieser beiden Ansichten diente, wie überall, dazu, die Wahrheit selbst zu fördern. Die durch denselben sich herausstellende Ueberzeugung, daß beide ungenügend seyen, führte zu anderweitigen Theorien. Man suchte jene theils gegenseitig zu ergänzen und äußerlich zu verbinden, theils durch den an und für sich richtigen, aber unrichtig gedeuteten und angewandten Grundsatz der Einheit des Menschen aufzuheben. Ohne uns jedoch mit einer ausführlicheren Darstellung dieser Ansichten zu befassen, wenden wir uns sogleich zu den Bestrebungen der neuern Zeit. In diesen macht sich vorwiegend der Gedanke geltend, daß die psychischen Krankheiten Krankheiten der Seele selbst sind, daß sie aber nicht in den geistigen, sondern in niedrigen Sphären derselben ihren Sitz haben. Und weil diese Seelensphäre den Charakter der Unfreiheit, des Mangels des freien Willens trägt, so nennt man die psychische Krankheit wohl auch ein unfreiwilliges Irreseyn. Diese Ansichten sind bisher mehr nur allgemeine geblieben, und die Hauptarbeit, der specielle Nachweis im Empirischen, die Anwendung auf das Einzelne ist noch übrig. Es kann nicht fehlen, daß sich dabei noch mancherlei Differenzen herausstellen werden. Unser Gewährsmann sagt darüber Folgendes: In der Sphäre des

Geistes (wir bemerken, daß uns der Geist nicht etwas von der Seele Abgesondertes, sondern nur eine Sphäre desselben ist) können die Seelenkrankheiten ihren Sitz nicht haben, und die alte Behauptung, daß der Geist nicht erkranken könne, hat in diesem Sinne ihre volle Richtigkeit. Eine Abnormität desselben als Vernunft gestaltet sich nämlich nur als Wahn oder als Grübelei, mag nun die Ursache in einem sündhaften Leben oder in andern Einflüssen liegen; die Abnormität des geistigen Gefühles als Ueberspannung, Mysticismus oder als Gewissens- und Gottlosigkeit und die des Willens als Sünde und Laster. Alle diese Abnormitäten können nun zwar Ursachen, und theilweise selbst Symptome der Seelenkrankheiten werden, sie sind es aber nicht immer, denn selbst der Wahn ist kein charakteristisches Symptom, indem er einerseits ohne Seelenkrankheit häufig genug vorkommt, andererseits sehr viele Irre sich zu Zeiten ihres Krankseyns und der Falschheit ihrer Gedanken deutlich bewußt sind, sie aber nicht loswerden können. Viele Irre sind sehr gewissenhaft und gut. Steigen wir eine Stufe tiefer herab zu der von uns sogenannten Verstandessphäre. Auch in dieser ist schon der Sitz des psychischen Erkrankens gesucht worden, aber ebenfalls mit Unrecht. Denn eine abnorme Thätigkeit des Verstandes ist noch weiter nichts als Dummheit, Vorurtheil, Aberwitz, Leichtgläubigkeit; die Regelwidrigkeiten der Gefühle bestehen in allzu großer Heftigkeit, Empfindlichkeit, Rohheit, Stumpfheit, die der Willkür in Eigensinn, Tollkühnheit, Herrschsucht, Willensschwäche, Unentschlossenheit, die des Gemüthes (Fühlens und Wollens) in allzu heftigen oder gar zu geringen Gemüthsbewegungen und vor Allem in den Leidenschaften. Die hier aufgezählten Zustände und Eigenschaften kommen allerdings noch weit häufiger, als die der geistigen Sphäre den Seelenkrankheiten zu; dessen ungeachtet machen sie diese immer noch nicht aus. Sie können auch bei gesundem (wenn auch nicht normalem) Seelenleben bestehen, und führen an und für sich durchaus nicht nothwendig zur Seelenkrankheit. Wir sind somit angewiesen, den eigentlichen Herd der psychischen Krankheit noch eine Stufe tiefer, also in der sinnlichen Sphäre des Seelenlebens zu suchen. Um nun einen gehörigen Standpunkt zu gewinnen, müssen wir uns vor Allem verständigen, welche Erscheinungen der Sinnlichkeit eigentlich als krankhafte gelten sollen. Wir werden am leichtesten zu einer klaren Einsicht gelangen durch eine Analogie von den physischen Krankheiten. Bei einer Menge von Nervenzufällen bemerken wir, daß der Sitz der Krankheit nicht ursprünglich das Nervensystem, sondern ein anderes System oder Organ ist, die Nervenhäute, das Blut, die Leber, Geschwülste aller Art. Die Symptome, welche sich hier als Schmerz, Zuckung, Lähmung u. s. f. kund geben, sind bloße Erscheinungen des Mitleidens, und die an sich gesunden Nerven wirken nur so, wie sie in Bezug auf den fremden Reiz ihrer Natur nach wirken müssen. Von solchen Nervenleiden unterscheiden wir aber wohl die eigentlichen Nervenkrankheiten, solche, die in einem Krankseyn des Hirns und Nervensystems selbst beruhen, als idiopathische. Dasselbe Verhältniß findet nun auch bei den Affektionen der Sinnlichkeit Statt. Es ist keineswegs immer auf eine Seelenkrankheit zu schließen, wenn wir scheinbar normwidrige Erscheinungen in der sinnlichen Seele bemerken. Bei Krankheiten des Körpers und namentlich des Gehirns und des Nervensystems ist derselbe nämlich eben so wenig immer selbst krank, als im obigen Beispiele das Nervensystem, sondern sie wirkt ihren Gesetzen gemäß so, wie sie bei einem solchen physischen Zustande wirken muß. Allerdings treten dabei oft auffallende, ungewohnte Erscheinungen auf, aber die Seele wirkt in ihnen immer noch normal, und das Produkt erscheint nur normwidrig entweder wegen seiner Ungewöhnlichkeit oder Lästigkeit oder weil der eine Faktor abnorm ist. Die S.en dieser Art nennen wir sympathische oder symptomatische (auf eine Unterscheidung beider können wir kein Gewicht legen), da das eigentliche Krankseyn nicht die Seele betrifft. Die idiopathischen S.en aber sind die eigentlichen Seelenkrankheiten. Hier ist die Sinnlichkeit selbst krank; das Charakteristische derselben ist daher, daß Bewußtsein, Vorstellungsvermögen, sinnliches Gefühl und Trieb sich auf gewöhnliche, normale, äußere oder innere Reize anders verhalten, als im gewöhnlichen Zustande. Der Faktor, welcher an dem normwidrigen psychischen Produkte schuld ist, ist hier die Seele selbst. „Die Seele kann ja nicht krank werden“, höre ich, und so hört man überhaupt die Somatiker reden, wenn sie nicht Materialisten sind. Ich sehe aber in diesem Einwurfe nichts als eine Behauptung, die auf willkürlichen philosophischen Satzungen beruht, denn ein empirischer Beweis desselben ist noch nie geliefert worden. Alles, was man sagen konnte, war, die Seele sey göttlichen Ursprungs, aber der Leib ist es sicherlich nicht weniger, und dann: die Seele könne nicht krank werden, weil sie sonst sterben müsse, sie sey aber bekanntlich unsterblich. Abgesehen von der in die medicinische Wissenschaft nicht streng gehörigen Frage von der Unsterblichkeit ist es jedoch noch gar nicht bewiesen, daß die Möglichkeit des Erkrankens absolut die Nothwendigkeit des Sterbens nach sich ziehe. Stirbt der Leib etwa deßhalb, weil er erkranken kann? aber es sterben Leute, die ihr Leben lang nicht krank waren. Oder wird er krank, weil er stirbt? Aber es gibt eine Menge Krankheiten, die immer wiederkehren dürften und doch an sich nie den Tod zur Folge haben würden, wenn des Menschen Lebenszeit nicht ohnehin auswürde. Das Sterben ist ja doch sicherlich nicht die nothwendige Folge vom Krankseyn, sondern auf dieses folgt noch viel häufiger Gesundheit. Und wenn ich nun auch wirklich auf die Unsterblichkeit eingehe, und behaupte, die Seele sterbe trotz ihres Krankseyns nicht, sondern jede Seele genese wieder von ihrer Krankheit, es sey nun schon während des Lebens oder im Sterben (im gewöhnlichen Sinne), wer will mir dann da etwas erwidern? Doch wohl nicht dies, daß sie nun vom kranken Körper befreit

sey, denn das ist eben der Fragepunkt, und ich kann sagen, die Seele metamorphosire sich im Tode selbst, und streife das Abnorme ab. Oder es ist die Definition von Krankheit, die entgegenstehen soll? Aber eine Definition von Krankheit, welche die Seele von den Krankheiten ausschließt, ist eben selbst schon bloß von den leiblichen Krankheiten abstrahirt, und nicht gültig. Also glauben wir und setzen: die Seele kann krank werden.

Sowie bloß die sympathischen Nervenleiden leicht in idiopathische übergehen und manche Formen gleich von Anfang an zwischen beiden schwanken und gewissermaßen beides zugleich sind, so giebt es auch in den S. solche Uebergänge. Wenn wir also im Folgenden der Darstellung wegen die einzelnen Arten unter diese zwei Gruppen austheilen, so darf man dabei nie vergessen, daß dieselben in der Natur nicht immer so streng auseinander gehalten sind, und daß in der Wirklichkeit manche Form nahe an die andere hinstreicht oder gar in sie übergeht. Eine der gewöhnlichsten S. ist der Schmerz, eine andere die Bewußtlosigkeit, eine dritte der Schwindel, der unserer Ansicht nach auf eine Irradiation der durch drehende Muskelbewegung entstehenden Sensation im Gehirn beruht. In der Sphäre des Vorstellungsvermögens haben wir außer den Folgen der Blindheit, Taubheit, Anästhesie und der Gedächtnißschwäche besonders folgende Störungen zu bemerken: Die Sinnestäuschungen, worunter wir nur diejenige Art verstehen, welche auf krankhafter Thätigkeit der Sinnesnerven beruht und darin besteht, daß das Produkt dieser krankhaften Sinnesthätigkeit dem Patienten so erscheint, als wäre die Empfindung durch die Affektion des Sinnes von einem reellen äußeren Gegenstande erzeugt. Wir nennen diese Art Sinnestäuschungen Hallucinationen und suchen ihre Ursache entweder in einem bloß physischen Reiz, welcher an den Ursprungsstellen der Sinnesnerven im Gehirn einwirkend excentrische Empfindungen zur Folge hat und das Individuum zur Ausmalung der Empfindung in eine Vorstellung bestimmt, wobei es dann auf die nähern Umstände ankommen wird, besonders auf den Seelen- und Bildungszustand des Individuums, ob dasselbe solche Wahrnehmungen für objective oder für subjective hält, oder nur in einer starken krankhaften Erregbarkeit des Gehirns zu excentrischen Sensationen, einer Art Krampfdisposition desselben, wobei irgend ein Vorstellungsbild mit dieser gerade so zusammentrifft, daß es sie als Reiz zum Ausbruch und hiermit sogleich ein vollständiges, äußerlich erscheinendes Bild zu Wege bringt, so wie bei Konvulsibilität, beim Veitstanz und dergl. eine leise indentirte Bewegung sogleich Ursache werden kann, daß gerade diese Muskelpartie krampfhaft ergriffen wird. Das Delirium unterscheidet sich von den Sinnestäuschungen dadurch, daß bei diesen wirkliche Affection der Sinnesthätigkeit, wenn auch excentrische, subjective statthat, während im Delirium die innere reproduktive Thätigkeit des Gehirns, die Erzeugung der Hirnbilder vorherrscht. Nicht die Sinnestäuschung, sondern das Delirium ist daher ein Träumen im Wachen. Meistens zwar werden die äußeren Gegenstände dabei undeutlich oder gar nicht percipirt und im Ganzen findet desto weniger Delirium Statt, jemehr die peripherischen Nerven noch wirksam sind, daher hydrocephalische Kinder, sobald sie aufhören zu erbrechen, anfangen zu deliriren. Aber die äußern Sinne können dabei auch offen seyn und Vorstellungen gewähren, und der Kranke wird nur durch seine inneren Traumgedanken so beherrscht, daß er sich benimmt, als ob jene gar nicht existirten. Hier also ist jenes Prädominiren von Traumideen, das dem Individuum die Möglichkeit benimmt, sich mit der Außenwelt in das entsprechende Verhältniß zu setzen. Das Delirium können wir daher bezeichnen als Traumleben, welches nicht durch Schlaf, sondern durch Krankheiten herbeigeführt ist, diese Krankheiten müssen natürlich einen Gehirnzustand setzen, welcher dem beim gewöhnlichen Traum ähnlich ist. Sie sind: Hirnentzündungen, Typhen, exanthematische und manche andere Fieber, Säuferwahnsinn, zuweilen auch Hysterie und das Stadium nach dem epileptischen Anfall. Auch die Vergiftung durch Narkotika und die höhern Grade des Rausches kann man hierher rechnen. Wie der Traum, so kann auch das Delirium in entsprechende Handlung übergehen, wovon das laute Delirium der Anfang ist. Die Symptome des Deliriums, seine psychischen Erscheinungen können, einzeln genommen dieselben seyn, wie beim Wahnsinn; dies beweist aber nicht, daß ihre Ursache der Krankheitsprozeß derselbe sey, denn auch in andern Krankheiten können physiologische Funktionen in ganz ähnlicher Weise abweichen, obwohl die veranlassende Ursache eine andere ist. Ich erinnere nur an die oft höchst schwierige Unterscheidung, ob Kopfsymptome von Plethora oder vom Blutleeren des Gehirns, von wahrer Kongestion oder von sympathischer Reizung herkommen. Dem Delirium nahe steht der Stupor in denselben und ähnlichen Krankheiten, aber er ist schon kein Traum mehr, und auch wohl zu unterscheiden von Sopor; er ist weder Schlaf, noch Bewußtlosigkeit, sondern nur ein auf Herabstimmung des Gehirnlebens beruhender Mangel an Hirnbildern und dadurch an lebhaften Vorstellungsassociationen; er ist akut, was die physisch bedingte hohe Gedächtnißschwäche chronisch ist. Zu dem krankhaften Traumleben aus krankhaftem Schlaf entstehend gehört der Alp, eine krankhafte Vergrößerung von abnormen Empfindungen im Schlaf in der Traumvorstellung, und der Somnambulismus, der nicht ein gewöhnlicher intensiver Traum ist, sondern auch eine, wohl schon in dem vorausgehenden Schlaf erzeugte außergewöhnliche Umstimmung im physischen Leben voraussetzt und mit sich führt.

In der Gefühlsregion haben wir vorerst als die gewöhnlichen Erscheinungen zu erwähnen die mannichfaltigen Gefühle des Uebelbe-

findens bei den verschiedenen Krankheiten. Speciell hervorzuheben sind besonders folgende: die abwechselnden Gefühle und Launen der Hypochondrischen und Hysterischen, sowie noch manche andere Regelwidrigkeiten der Gefühle, welche aus verschiedenen Körperstimmungen hervorgehen, z. B. der Mißmuth der Trunkfälligen u. s. f. Affektionen der Seele durch die Geschlechtssphäre, wohin die Sexualmanie, als Nymphomanie und Satyriasis und die verschiedenen Gelüste und Triebe in der Pubertäts- und Schwangerschaftsperiode, der Eß-, Stehl-, Brandstiftungstrieb und andere gehören. Bei allen diesen Trieben sind die Individuen einem von körperlichen Zuständen entstehenden heftigen Gefühl und Verlangen unterworfen, welches mit solcher Stärke auf die Seele wirkt, daß diese die größte Unruhe und Qual erleidet, so lange jene nicht befriedigt sind. Was endlich die sympathischen Störungen des Triebes und Bewegungsdranges anlangt, so gehören einige der soeben angeführten Formen zugleich auch hieher; ferner die Erscheinungen bei Hydrophobischen, welche um sich beißen, indem sie selbst Hunde zu seyn glauben. Da das Wuthgift eine besondere Beziehung zu den Schling- und Kauwerkzeugen hat, welche durch dasselbe in Krampf versetzt werden, so mag bei gelinderer Reizung in deren Nerven die Seele selbst zum Zähneknirschen und Beißen angeregt werden, und dieser Trieb, in Verbindung mit der ohnehin anhaltenden Vorstellung des Hundes, welcher durch seinen Biß Ursache des Zustandes war, kann wohl hie und da die Vorstellung erzeugen, selbst ein beißender Hund zu seyn. Zum Theil gehört zu den sympathischen Störungen des Triebes auch die trunkfällige Rohheit und Wildheit. Wir müssen zu ihnen aber noch ein Paar besondere Formen nehmen, die von jeher viel Schwierigkeit in der Erklärung gemacht haben, nämlich den Veitstanz und die Katalepsie, und die vielfachen Variationen, in welchen dieselben auftreten. Veitstanz und Katalepsie verhalten sich ähnlich, wie Konvulsionen und Starrkrampf. Beim Veitstanze (sowohl partiellen, als allgemeinen) ist ein heftiger psychischer Reiz zur Thätigkeitsäußerung in mehren oder vielen, gewissen Muskelpartien vorstehenden, Nervenorganen vorhanden, welche es aber nicht zur wirklichen Krampfbewegung bringt, sondern rückwärts auf die Seele, auf den Bewegungsdrang wirkt, und diesen unwiderstehlich zur wirklichen Ausführung jener Bewegungen hinreißt. Die Willkür ist hierdurch theils ganz ausgeschlossen, theils begibt sie sich von selbst mit in den Strudel hinein. So entsteht jenes wunderliche Gemisch von willkürlicher und unwillkürlicher Bewegung. Wie beim Veitstanze mehre Muskelpartien abwechselnd wirken, so sind bei der Katalepsie eine Anzahl von Muskeln in fortwährender ununterbrochener Thätigkeit begriffen. Die Katalepsie ist nicht Lähmung, sie ist aber auch nicht Starrkrampf, denn die Muskelkontraction, in welcher der Patient plötzlich befangen bleibt, hatte in ihrer Entstehung einen psychischen Grund, die Muskeln sind nicht starr, sondern biegsam, und die Glieder lassen sich mechanisch leicht in eine andere Lage bringen. In der Katalepsie wie im Starrkrampfe hat irgend eine Krankheitsursache die gesammte motorische Nerventhätigkeit afficirt, aber bei der erstern ist das Resultat nicht tonischer Krampf, sondern auch hier wirkt die Nervenreizung rückwärts auf die Seele und zwingt sie, sich auf diese Muskelkontraktion zu koncentriren und darin zu verharren. Diese Gefangengebung an die Nerventhätigkeit ist auch die Ursache, weßhalb, wenn man die Glieder in eine andere Lage versetzt, die Nerven auch diese Modification in ihrer Thätigkeit auf die Seele übertragen, und sie zwingen, wiederum in dieser neuen Thätigkeit zu verharren. Natürlich muß durch die Krankheitsursache immer das Gehirn selbst in einen Zustand versetzt seyn, in welchem es für kein anderes Wirken fähig ist; das Vorstellungsvermögen ist während desselben vermuthlich auf eine einzige Vorstellung beschränkt. Alle diese Krankheitsformen sind Mischlings- und Zwitterformen von psychischen und physischen Krankheiten und bringen es daher, wie alle diese in der Natur, selten zu voller Ausbildung. Sie abortiren als solche meistens im Keim, oder schlagen in andere Formen um, entweder in Epilepsie, Konvulsionen und Starrkrampf, oder in Manie und Monomanie, mit welchen sie denn auch öfters komplicirt sind. Das Stadium maniacum post epilepsiam ist ebenfalls eine sympathische S., und bildet den Uebergang von der Epilepsie zur Tobsucht. Zu der Klasse dieser S.en können wir endlich auch noch den Kretinismus rechnen, wenn derselbe nicht sowohl angeboren, als erworben ist. Denn bei dem ganz und gar angeborenen, gleich vom Anfang an sich deutlich zeigenden, ist, so wie bei der Hirnarmuth, die Seele selbst schon kümmerlich entwickelt, und wird also nicht erst vom Körper aus gestört. Der erworbene Kretinismus dagegen, der sich erst im zweiten, dritten Jahre, ja selbst noch später zeigt, ist eine Entartung des Menschen, welche erst durch äußere, zwar noch unbekannte, aber doch im Zusammenwirken von Lebensweise, Erziehung, Boden und Klima begründete Ursachen erzeugt wird, wenn dabei auch allerdings eine gewisse Anlage mit ins Spiel kommt. Die verminderte Lebensenergie des Gehirns hat minder lebhafte Wahrnehmungen und Vorstellungen, stumpfere Gefühle, trägere Bewegung, (natürlich Alles relativ) und damit zusammenhängende Störung der höheren Verrichtungen, so wie mehr oder minder frühen Tod zur Folge. Das Gehirn wird zum Hemmniß für die Weiterentwickelung der Seele, weil es dieser nicht willfährig genug Stoff zur Uebung bietet.

Bisher haben wir diejenigen sympathischen Störungen der Sinnlichkeit aufgeführt, deren Ursache im Physischen liegt. Es ist aber augenscheinlich, daß auch die höhern Seelensphären ähnliche Wirkungen müssen ausüben können. Hierher kann man die Ekstase zählen, wo durch Begeisterung und Exaltation der Phantasie das Vorstellungsvermögen und sinnliche Gefühl so sehr in Anspruch genommen werden, daß der Mensch gar nichts mehr von der Au-

ßenwelt weiß. Niedrige Grade hiervon sind die Vertiefung und die damit zusammenhängende Zerstreuung. Zu große Nachgiebigkeit des Willens läßt leicht die sinnlichen Gefühle und Triebe, so, wie ein träumerisches Wesen, Vegetiren in Vorstellungen, aufkommen, so daß dieselben zuletzt zu großer Gewalt gelangen und eine gewisse Herrschaft über den Geist ausüben. Furcht, Schrecken, Freude, Zorn, kurz alle Gemüthsbewegungen in höheren Graden bewirken eine momentane sogenannte Sinnesverwirrung, nämlich ein Stokken im freien Fluß der Vorstellungen, ein Unvermögen gehöriger Wahrnehmungen, und zuweilen völligen Mangel des gegenständlichen Bewußtseins, der Besonnenheit, wo sie nicht durch physische Wirkung völlige Bewußtlosigkeit zur Folge haben.

Der wesentliche Unterschied der idiopathischen S., der eigentlichen Seelenkrankheiten, von den sympathischen besteht darin, daß bei diesen die Sinnlichkeit selbst noch gesund ist, und den physischen und moralischen, wenn gleich abnormen, Einflüssen gemäß, also normal wirkt, bei den Seelenkrankheiten aber selbst krank ist, u. in Bezug auf jene Einflüsse nicht mehr wirkt, wie sie wirken sollte. Bei jenen verschwindet die Störung, sobald jene Einflüsse verschwunden sind, bei dieser können jene Einflüsse zwar als Ursachen gewirkt haben, sie können aber wieder verschwinden, ohne daß die S. verschwindet. Wie bei den körperlichen Krankheiten die Lebensthätigkeiten eines Organes oder Systems eine falsche, einseitige Richtung nehmen, und dadurch zu einander in ein falsches Verhältniß kommen, so auch die einzelnen sinnlichen Seelenthätigkeiten in den Seelenkrankheiten. Geistige sowohl als körperliche Einwirkungen bringen dann in diesen nicht mehr die gewohnten Erscheinungen hervor, es entstehen andere Vorstellungen, andere Gefühle, andere Triebe, als man nach Beschaffenheit des Reizes erwarten sollte. Der Ausdruck Verrücktheit ist daher sehr bezeichnend; diese untern Seelenkräfte sind nämlich in ihrer Richtung sowohl nach oben als nach unten verrückt. Dieses Wort erinnert uns so lebhaft an eine ähnliche Erscheinung im mechanisch-physischen Leben, daß wir die Analogie weiter verfolgen müssen. Wir meinen die Luxationen. Auch bei ihnen ist ein Glied des Körpers unwillkürlich in eine falsche Lage zu den übrigen Körpern gekommen, indem es aus seiner normalen Stellung verrückt ist. Der Kranke mag wollen soviel er will, er kann doch nur das Glied in einer einzigen Richtung halten; auch hat er die Herrschaft über die umliegenden Muskeln, die durch den ausgewichenen Gelenkkopf gespannt werden, verloren, und diese ziehen nun für sich in der falschen Richtung fort, ohne auf die Einwirkung seines Willens zu merken. Aehnlich ist nun ein Theil der Seelenthätigkeiten aus seinem gewohnten Zusammenhange mit den übrigen gewissen, und gleichsam in einer Richtung festgekeilt, so daß der Wille nicht im Stande ist, irgend etwas daran zu ändern. Indeß muß man sich natürlich hüten, die Analogie allzuweit auszudehnen. Zwei Zustände in verschiedenen Systemen können innerlich ein und dasselbe seyn, aber je eben nach der Verschiedenheit der Systeme geben sie doch ein anderes Produkt. Dem luxirten Arm kann der Kranke nur wegen mechanischer räumlicher Hemmung nicht gebrauchen, und der verrückte Theil verhält sich hier zur Seele und zum übrigen Organismus mehr passiv, als aktiv, er ist ruhig. Bei der Seelenkrankheit hingegen ist der verrückte Theil fortwährend auch aktiv thätig, er handelt, und während bei der Luxation die Seele den verrückten Theil nicht bewegen kann, kann sie ihn hier in seiner falsch gerichteten Beweglichkeit nicht hemmen. In dieser Beziehung stünde die psychische Krankheit dem Krampfe näher, in welchem der Bewegungsnerve für sich thätig ist, ohne daß die Seele ihn in seiner Thätigkeit hindern kann. Aber auch hier ist noch ein Unterschied. Bei der durch den Krampf erzeugten Bewegung ist die Seele gar nicht bethätigt, wenn man nicht etwa ihr fruchtloses Bestreben, denselben aufzuheben, hieher zählen will; bei der psychischen Krankheit aber ist derjenige Theil der Seelenthätigkeiten, welcher nicht selbst abnorm ist, dennoch mit betheiligt; denn der Irre mag denken, reden oder thun, was er will, so muß er doch wollen; er könnte keinen Satz aussprechen, sey e enoch so unsinnig, keinen Entschluß, keine Plän fassen, wenn nicht Verstand und Vernunft bereitwillig sich zum Dienste seines Wahnes hergeben, und wenn nicht der Wille seinen Trieben folgte und Nachdruck gäbe. Die abnorme Seelenthätigkeit ist also nicht so stark, wie verhältnißmäßig die Nerventhätigkeit beim Krampfe, da isie ein Mitwirken anderer Kräfte nicht ausschl eßt, sie ist aber stark genug, um die Seele zu zwingen, nur für den Wahn thätig zu seyn. Und dies ist wieder ein Hauptpunkt bei der Bestimmung des Begriffs der Seelenkrankheit. So wie nämlich bei chronischen Krankheiten ein Organ oder das Blut oder die Nerven lange schon von ihrer normalen Beschaffenheit abgewichen seyn können, ehe es zur förmlichen Krankheit kommt, so kann auch irgendwie eine Abnormität in Vorstellungen, sinnlichem Gefühl und Trieb erzeugt worden seyn, ohne daß doch sogleich psychische Krankheit entstünde. Zum Begriff der körperlichen Krankheit gehört nämlich, daß der übrige Organismus in eine Art Mitleidenschaft gezogen werde, die es ihm unmöglich macht, die zur eigentlichen Erhaltung nöthigen Lebenszwecke gehörig zu verfolgen. So entsteht auch die Seelenkrankheit erst dann, wenn durch das Leiden der Sinnlichkeit auch die übrigen Seelenthätigkeiten in solche Unordnung und Disharmonie gesetzt werden, daß ihre Zwecke sowohl unter sich, als mit den Handlungen zu ihrer Erreichung im Widerspruch stehen (hierbei noch ganz abgesehen von allenfallsigen Bestrebungen der Naturheilkraft). Das Mitleiden der Seele erstreckt sich natürlich auf einen größern oder kleinern Kreis. Es kann somit Aberwitz, Irrthum, Wahn, Leidenschaft, Bosheit, Laster, entweder einzeln oder zugleich, die Folge seyn. Eben in dieser völligen Ansprucnahme der ganzen Seele von ihrem abnorm gewordenen Theile ist nun noch ein anderer Umstand gegründet, in welchem eigentlich

das charakteristische Merkmal aller Seelenkrankheit besteht, der nämlich, daß der Kranke sich nicht für krank hält. Bei körperlichen Krankheiten ist dies niemals der Fall, außer da, wo das Bewußtseyn völlig erloschen ist, wie z. B. während einer Ohnmacht, od. eines epileptischen Anfalles. Ein Lungensüchtiger kann sich über die Bedeutung seines Uebels täuschen, aber daß er krank ist, weiß er doch. Der Seelenkranke hält sich aber für gescheidt und glaubt in Allem Recht zu haben. Worin liegt nun der Grund, daß er seinen Irrthum nicht einsehen kann? daß er gar nicht wahrnimmt, daß in seinem Seelenorganismus etwas aus den Fugen gegangen ist? Schwäche des Verstandes oder der Vernunft ist es nicht; denn die Irren sind zum Theil sehr witzig und scharfsinnig, eben so wenig das sinnliche Bewußtseyn, denn der Kranke ist seiner Sinne mächtig, liegt nicht bewußtlos. Es muß also das höhere, das Selbstbewußtseyn, das Leidende seyn, aber auch dieses ist nicht im Ganzen abnorm, weil sonst der Kranke von seinem eigenen Gedankengange nichts wissen würde und unmöglich irgend einen Entschluß fassen könnte. Sein Selbstbewußtseyn ist also lediglich in Bezug auf die abnorm gewordene Seelenthätigkeit unfähig geworden und in nichts Anderem, als in dieser kann auch der Grund davon liegen. Sollen wir nämlich irgend etwas als falsch erkennen, so ist die erste Bedingung dazu die, daß es uns unmöglich sey, auch eine andere Vorstellung als die, die wir gerade von der Sache haben, in uns zu bilden, und der Zweifel an die Richtigkeit einer Idee kann so lange nicht aufkommen, als sich nicht in unserm Innern eine andere ihr zur Seite stellt. Eben dadurch nun, daß sich in dem psychisch Kranken irgend eine Vorstellungsweise oder Anschauungsweise krankhaft fixirt hat, ist jede andere ähnlichen Inhaltes ausgeschlossen, und folglich auch ein Zweifel an der Richtigkeit der ersteren und somit auch ein Erkennen des Irrthums völlig unmöglich geworden. Ein ganz ähnliches Verhältniß findet im Traume Statt. Wir sind hier oft genöthigt, innerlich etwas anzuschauen, was für den Verstand die größte Ungereimtheit ist, und wir haben selbst ein dunkles Gefühl von dieser; und doch halten wir das Angeschaute für möglich und wirklich. Der Grund davon ist, daß wir nicht im Stande sind, eine andere Vorstellung des Gegenstandes von gleicher oder stärkerer Lebhaftigkeit und Dauer in uns hervorzurufen, wodurch dann dem Bewußtseyn, die eben vorhandene Vorstellung als die einzig mögliche und somit nothwendige und wirkliche erscheint. Jene Fälle, wo wir im Traume selbst denken, daß wir träumen, u. daß das, was wir uns vorstellen, doch unmöglich so seyn könne, stehen schon dem Erwachen nahe u. wir werden immer finden, daß sich dabei die richtige Vorstellung in einem Kampfe gegen die übermächtige, sich aufdringende Traumvorstellung befindet. So wie nun im Traum an dem Ueberwiegen der innern Vorstellungen hauptsächlich der Mangel äußere Sinnesempfindungen schuld ist, so ist bei der psychischen Krankheit eine krankhafte Beschaffenheit der Sinnlichkeit selbst schuld. Die abnormen Vorstellungsschemen, Gefühle u. Bestrebungen drängen sich der Seele ununterbrochen mit Gewalt auf, so daß kein Zweifel, kein Bewußtseyn des Irrthums, kein Gedanke an Unrecht aufkommen kann. Die Augenblicke, wo der Kranke sich als Gestörten fühlt, steht mit jenem oben besprochenen Halbträumen in gleicher Kategorie, und sind daher oft, wie dort das Zeichen des Erwachens, so hier das Zeichen der psychischen Genesung. Was nun die verschiedenen Formen der S. anbetrifft, so, hat man wohl auch gesagt, gäbe es nur eine psychische Krankheit, und das, was man Formen nenne, sey nichts Anderes, als die verschiedenen Stadien derselben. Im gewöhnlichen Verlaufe nämlich fängt allerdings die S. meist mit Melancholie an, geht in Wahnsinn über, erreicht ihre Akme in der Tollheit und geht dann entweder denselben Weg wieder rückwärts in Genesung oder durch Narrheit in Blödsinn über. Aber sie kann auf jeden dieser einzelnen Stadien mehr oder weniger, selbst das ganze Leben lang stehen bleiben; einzelne hinwiederum können so kurz seyn, daß sie fast verschwinden, u. scheinbar ein Sprung geschehen zu seyn scheint; u. so geschieht es denn, daß sehr oft nur ein, höchstens zwei obiger Stadien den ganzen Verlauf der Krankheit ausfüllen u. die ganze Krankheitsform ausmachen. Es wird auf die Gemüthsart, das Temperament, die geistige Richtung des Individuums u. mancherlei andere Umstände ankommen, in welcher Richtung die Krankheit beharrt, und welches der sinnlichen Vermögen von Anfang an u. in die Länge vorzugsweise ergriffen ist. Wir unterscheiden nach diesen 3 Hauptformen von Seelenkrankheiten, nämlich: Krankheiten des *Vorstellungsvermögens*, des *sinnlichen Gefühles*, des *Triebes u. Bewegungsdranges*. Besondere Krankheiten des sinnlichen Bewußtseyns gibt es nicht, weil dieses von seiner Funktion nicht anders abweichen kann, als durch Bewußtlosigkeit, und man sich nicht anders sinnlich bewußt werden kann, als Empfindungen. Indem wir nun die einzelnen Formen nach dieser Eintheilung durchgehen, bemerken wir vorher, daß dieselbe keineswegs erschöpfend seyn soll, was überhaupt mit keiner Eintheilung je der Fall seyn wird. Denn im Psychischen herrscht schon zu viel die Einheit vor, als daß wohl je eine Seelenkraft ohne gleichzeitiges Leiden einer andern erkranken könnte. Die verschiedenen Formen nehmen daher eine an der andern Theil, u. unsere Kassifikation hat deshalb auch nur zum Zweck, unsere Bemerkungen in einer gewissen Reihenfolge an die hervorragendsten Verschiedenheiten in den Erscheinungen anzuknüpfen. *Krankheiten des Vorstellungsvermögens.* Wenn sich ein gewisser Kreis von Vorstellungen immer u. anhaltend aufdrängt, ohne daß man den Grund hiervon weder in öfterer Wiederholung ensprechender Wahrnehmungen, noch in den jeweiligen Verstandesbeschäftigungen, noch in freiwilliger Anstrengung der Phantasie, noch in der Anregung von Vorstellungen durch sinnliche, ihnen den Inhalt gebende Gefühle finden kann, so ist das Individuum, in welchem solches Statt hat, dem *Wahnsinn nahe*. Werden aber die aus solchen Vorstellungen ge=

bildeten Urtheile und Schlüsse nicht mehr für bloß subjektive erkannt, sondern für objektiv begründet gehalten, so ist der Wahnsinn da. Der Irrthum des Wahnsinnigen unterscheidet sich somit dadurch v. dem des Gesunden, daß bei diesem die Verstandesoperation, es sey aus welchen Gründen es wolle, nur zu schnell fertig ist, ehe noch die ganze Materie vielseitig betrachtet worden ist, und daß ein solcher Irrthum nach gehöriger Widerlegung bloß noch durch Eigensinn oder Trägheit festgehalten werden kann. Beim Wahnsinn hingegen wird der Irrthum des Verstandes durch die abnorme Funktion des Vorstellungsvermögens veranlaßt. Indem eines oder mehre Vorstellungsschemata vorherrschen, werden dieselben auf die meisten übrigen Vorstellungen, wenn diese nur irgendwie passen, angewendet, und eine und dieselbe Totalvorstellung reproduzirt sich so bei der geringsten Gelegenheit immer wieder. So verliert die Kette der Associationen für das Individuum den Charakter der Zufälligkeit, Subjektivität u. Möglichkeit, und verursacht durch die beharrliche Wiederkehr den Schein für den Verstand, als ob die Dinge auch in der Wirklichkeit so verbunden wären, und damit auch den Schein der Nothwendigkeit für die Vernunft, welche in dem fortwährenden Beisammenseyn gewisser Vorstellungen zuletzt einen Kausalnexus findet. Das Individuum ist daher genöthigt, so und so zu denken, und wenn es auch zuweilen durch Belehrnng seinen Irrthum erkennt, so kommt dieser leicht wieder nicht gerade wegen Eigensinns, sondern wegen jenes Zwanges der Synthese im Vorstellungsvermögen. Der gesunde Irrende kann noch freiwillig zweifeln, der kranke nicht. Dieser Zustand im Vorstellungsvermögen ist auch Ursache der großen Unaufmerksamkeit auf die Außenwelt, der Träumerei und der hieraus entstehenden Illusionen. Es versteht sich übrigens, daß die Vorstellungen bei ihrer öfteren Wiederkehr nicht bloß Vorstellungen bleiben, sondern durch ihr stetes Wirken auf den Verstand u. ihre Gestaltung zu urtheilen in der Folge zugleich als Gedanken auftreten. Man theilt den Wahnsinn in einen fixen u. vagen. Beim ersten hat sich der Kranke in einem einzigen speciellen beschränkten Irrthum festgerannt, und in Bezug auf Vorstellungen, die wenig Verwandtschaft mit demselben haben, kann er ganz richtig urtheilen. Wenn solche Individuen sich für Fürsten, Gott u. s. w. halten, oder glauben, sie seyen von Glas, so braucht man nicht gerade zwei Persönlichkeiten in ihnen anzunehmen, sondern nur eine halsstarrige Verknüpfung des Gedankens des Ich mit dem speciellen Wahngedanken. Der vage Wahnsinn wird meistens für ein ungeregeltes Spiel der Einbildungskraft oder der Phantasie erklärt. Einen Theil der Fälle, die man für solchen ausgegeben hat, darf man aber nicht hieher, sondern muß sie zur krankhaften Schwatzhaftigkeit rechnen. Der eigentliche vage Wahnsinn besteht aber darin, daß entweder das krankhaft vorherrschende Vorstellungsschema von sehr weitem Umfang ist oder daß sich mehre solche vorfinden. Die aufmerksame Beobachtung wird nämlich bei solchen Kranken kein bloßes unbestimmtes Spiel von Phantasiebildern finden, sondern immer einen rothen Faden entdecken, an den sich alle auch oft scheinbar unzusammenhängende Ideen anreihen, allgemeine Vorstellungsschemata, die zwar keinen einzelnen bestimmt ausgesprochenen und vorherrschenden Irrthum bewirken, die aber einzelne Vorstellungen zwingen, sich gerade in dieser oder jener sonderbaren Weise zu gruppiren, wodurch die Zahl einzelner Irrthümer natürlich größer wird. Wenn der Wahnsinn mit großer Neigung zu Verstandesübung verbunden ist, und die fixe Idee durch viel Aufwand von Dialektik vertheidigt wird, so nennt man dies Wahnwitz. Die Krankheiten des sinnlichen Gefühls sind folgende: vorherrschende Lustgefühle der Heiterkeit, Fröhlichkeit, Aufgelegtheit, Rüstigkeit, Behaglichkeit ohne entsprechenden physischen oder gemüthlichen Grund, führen, wenn sie im Gemüthe einen gegen andere Einflüsse anhaltend sich abschließenden Zustand bewirken, zur Narrheit. Je nachdem Freude, Wonne, Eitelkeit, Hochmuth das Vorherrschende wird, entstehen verschiedene Formen der Narrheit (s. d.). Düsterkeit, Unaufgelegtheit, Angst, Schwächegefühl und Unbehaglichkeit, wenn sie in ähnlicher Weise konstante Veränderungen im Gemüth hervorbringen, machen die Melancholie (s. d.) aus. Ein Gemisch von beiden ist die Erotomanie, als verliebte Narrheit und Melancholie. Wie bei der Liebe sowohl Hoffnung u. Freude, als Besorgniß und Gram vorherrschen kann, so nimmt die krankhafte Verliebtheit bald den Charakter der Narrheit, bald der Melancholie an. Bei Beiden ist aber der Grund der Verliebtheit das psychisch sinnliche Gefühl von Schwanken zwischen Lust u. Schmerz, welches sonst im Gefolge der Liebe aufzutreten pflegt. Von der Nymphomanie u. Satyriasis unterscheidet sie sich deutlich durch ihren höheren Charakter und ihr Freiseyn von Geschlechtsempfindungen. Oft ist die Verliebtheit auch die Grundlage religiösen Wahnsinns.

Wenn der Aeußerungstrieb und Bewegungsdrang in irgend einer Weise abnorm excedirt, und zugleich auch den Willen zwingt in der entsprechenden Weise zu wirken, so ist ein solches Individuum toll. Die Tollheit hat aber verschiedene Formen. Der Irre macht entweder fortwährend Bewegungen mit den Armen, mit dem Kopfe, oder er läuft bis zur völligen Ermattung herum, was man schlechthin Bewegungstollheit nennen könnte. Oder er gefällt sich im Gestikuliren und Deklamiren, od. der Bewegungsdrang beschränkt sich aufs Sprechen als krankhafte Schwatzhaftigkeit oder Zungentollheit. Der Grund des Schwazzens ist hier nicht etwa ein übergroßer Reichthum an Ideen, sondern alle Gedanken werden, wie sie vorkommen, übereilt ausgesprochen, ohne ausgebildet und gesichtet zu werden, wodurch Widerspruch, Zusammenhangslosigkeit, und so der Schein vagirender Einbildungskraft erzeugt wird. Wird endlich nicht bloß der Wille, sondern auch das Gemüth in Mitleidenschaft gezogen, u. erhält so der auswärts strebende Drang durch krankhaften, vermeintlich begründeten

Aerger und Zorn, der aber dem Individuum als ein nothwendiger, auf wirkliche Objekte sich beziehender erscheint, so entsteht die **Tobsucht** od. **Raserei**, welche sich speciell als Zerstörungswuth, Mordsucht u. s. f. gestalten kann. Hieher gehören auch manche bizarre Triebe, z. B. Einen zu beißen, oder irgend einen sonderbaren Streich zu machen, eine Art psychischer Schwindel; vielleicht auch der Sammeltrieb und manche Fälle von Stehlsucht. In allen Fällen dieser Klasse ist für den Kranken keine Möglichkeit vorhanden, den kranken Trieben zu widerstehen, weil er nichts hat, das er ihnen entgegen setzen könnte. Er hat die **Besonnenheit** verloren, d. h. das Vermögen, die Lage, in welche man sich durch eine Handlung versetzt, mit seiner gegenwärtigen Lage und deren Forderungen zu vergleichen, und durch den Gedanken an die Unzweckmäßigkeit sich von derselben abhalten zu lassen. Die Besonnenheit geht dem Kranken aber verloren, weil der krankhafte Trieb sein ganzes Vorstellungsvermögen beherrscht, keine andern dahin bezüglichen Vorstellungen aufkommen läßt, u. dadurch alle Reflexion, allen Zweifel, ob die Handlung auch passend sey, unmöglich macht. Zum Schlusse wiederholen wir noch einmal, daß die Krankheiten der einzelnen Vermögen nicht so abgegrenzt und unabhängig von einander in der Natur erscheinen, als sie hier dargestellt sind. Höchstens der fixe Wahn und die Zungentollheit stehen vielleicht manchmal für sich da. Sonst aber ist der Wahnsinn immer mit Narrheit, oder Melancholie, oder Tobsucht verbunden; damit es zur rechten Melancholie und Narrheit komme, muß den krankhaften Gemüthszuständen immer ein objektiver Grund angedichtet werden, und ebenso muß sich der Rasende immer ein gedachtes Objekt seines Zornes bilden. Denn auch im normalen Leben ist eine Vorstellung selten etwas anhaltend, ohne Gefühl zu erregen, kein Gemüthszustand und kein Handeln kommt vor ohne eine gedachte Ursache und Grund, und so äfft denn auch das kranke Leben diese Eigenschaft des gesunden nach und bildet vermöge dieses innigen Zusammenhangs seiner Aeußerungen eine Art Uebereinstimmung mit sich selbst. In diesem Betracht kann denn auch von sogenannten **Monomanien** nur in sofern die Rede seyn, als sich der Wahnsinn, die Melancholie, die Raserei fixe Objekte gebildet haben, die den Scheingrund ihrer Handlungen abgeben. Nicht aber darf hieraus gefolgert werden, es sey ein einzelner Trieb krank bei Gesundseyn aller übrigen Seelenkräfte. Denn wenn das gesammte Seelenleben gesund ist, so kann sich unmöglich ein Mordtrieb, Stehltrieb, Liebeswuth u. s. f. entwickeln. Eine Mania sine delirio, d. h. ohne krankhaftes Mitleiden des Erkenntnißvermögens kann es aber vollends nicht geben, da ein Bestreben, etwas zu beschädigen oder zu zerstören, nicht möglich ist, ohne ein Denken dieses Zweckes, und Verstand und Vernunft jedenfalls abnorm wirken, mögen sie nur dem krankhaft gebildeten Zwecke des Handelns einen falschen Grund unterschieben, oder das Motiviren desselben ganz unterlassen. Es handelt sich dabei natürlich nur um den Zustand im Momente des Raptus maniacus, nicht um die Zeit unmittelbar vor und nach demselben; vergl. **Manie**.

Ehe wir zu dem Blödsinn, den wir als eine Ausgangsform der verschiedenen übrigen psychischen Krankheiten annehmen, übergehen, ist es nöthig, noch Einiges über die **Aetiologie** der psychischen Krankheiten überhaupt zu sagen. Wir haben gesehen, daß Seelenkrankheit, eben ihrer Unfreiwilligkeit wegen, nicht in den höheren Seelenvermögen begründet seyn kann (wenn auch diese eine veranlassende Ursache abgeben mögen). Es ist daher festzuhalten, daß das Centrum, von dem alle Symptome der psychischen Krankheit ausgehen und abzuleiten sind, die **Sinnlichkeit** sey. Was wirkt aber in ihr eine so ausschließliche, auffallende Thätigkeit, die den Willen mit sich fortreißt? Es fällt Einem hiebei sogleich die **Gewohnheit** ein. Langes Beschäftigen mit gewissen Vorstellungen, Hingabe an Gefühle und Triebe wird oft beschuldigt. Diese Zustände können aber Jahre lang, ja das ganze Leben hindurch bestehen, ohne daß Seelenkrankheit daraus wird. Wir können oft irgend einen Gedanken, der uns viel zu schaffen gemacht hat, lange Zeit nicht mehr los werden, aber dies ist noch nicht Seelenkrankheit; diese wird erst vorhanden seyn, wenn uns das stete Wiederkehren des Gedankens nicht mehr ärgert, und er uns entweder im Innern fortwährend in Anspruch nimmt und jede andere Beschäftigung unmöglich macht, oder wenn wir ihn in anhaltenden Reden ohne alle Rücksicht auf Andere nach Außen kund geben. Es kann ein Mensch langen, heftigen Kummer in sich nähren und darüber physisch zu Grunde gehen und doch entsteht keine Melancholie; diese findet erst Statt, wenn er selbst bei verschwundener Ursache seines Kummers diesen nicht mehr aufzuheben vermag, oder wenn dieser selbst bei neuer Ursache zu größerem Kummer unverändert bleibt. Man sieht also, daß die Gewohnheit oder das längere Hegen von Gedanken oder Gefühlen durchaus noch nicht zur Erzeugung von Seelenkrankheit hinreicht, noch ganz abgesehen von jenen Fällen, wo z. B. langer Kummer zwar in solche endete, aber in lustige. Wir werden also die Gewohnheit nur zum Theil als Ursache betrachten dürfen, und zwar als disponirende, zu der noch etwas Anderes, den Ausschlag Gebendes, hinzukommen muß. Sey nun diese Disposition erblich oder erworben, so ist sie doch immer eine habituelle Stimmung, eine Hinneigung zu excessiven Richtungen. Erworben kann sie aber auf verschiedenen Wegen werden, durch psychische falsche Lebensweise oder durch körperlich krankhafte Zustände, wenn diese von so langer Dauer sind, daß sie eine anhaltende Verstimmung in der Seele hervorzubringen vermögen. Aus dem Vorherrschen einzelner Vorstellungsweisen, Gefühle und Triebe, welche, den äußern Umständen unangemessen, sich immer wieder aufdrängen, weil sie in der Gesammtbeschaffenheit des Individuums begründet sind, entsteht nun leicht eine gewisse Haltlosigkeit des Charakters, ein Sichgehenlassen in ihnen. Man würde aber Unrecht thun, wenn man dies sogleich und immer auf Rechnung eines schlechten

oder auch nur schwachen Charakters schreiben wollte. Denn dergleichen psychische Anfechtungen beziehen sich meistens nicht einmal auf Handlungen, die etwa trotz der Stimme des Gewissens ausgeführt würden, sondern es ist nur ein unwillkürliches Hinreißen in gewisse Vorstellungskreise, ein Schwelgen in Gefühlen, selbst unangenehmer Art, ein Kitzel zu übereiltem Sprechen, oder zu plötzlichen sonderbaren Streichen, eine Art psychischer Schwindel. Außer diesen Momenten sind die Leute, anstatt die Stimme des Gewissens zu verachten, oft sogar ängstlich, machen sich über ihre, oft selbst unbedeutenden Fehler Vorwürfe und sind unzufrieden mit sich selbst; aber die öftere Wiederholung und der Sieg, den diese Phantasien und Gefühlsschwelgereien stets davon tragen, gibt ihnen durch Gewohnheit eine furchtbare Stärke. Das ist der dunkle, aber noch vielmehr zu erforschende Anfang der psychischen Anlage zur Seelenkrankheit. Wird diese Disposition, deren erster Keim übrigens in der bei weitern größeren Anzahl der Fälle ererbt ist, nun durch hinzutretende Ursachen gesteigert, so bildet sie die Anfänge der sich entwickelnden Krankheit. Eine körperliche Verstimmung oder eine Bewegung des Gemüthes, eine geistige Ueberspannung u. s. f. gibt den so reizbaren sinnlichen Gefühlen (nach dem Gesetz, daß jede Krankheitsursache sich vorzugsweise auf den „schwachen Theil" wirkt) neue Anregung, und unterhält sie andauernd, und es associiren sich bestimmte Vorstellungen, die sich schon früher in ähnlichen Stimmungen einfanden, nun desto fester mit ihnen. Beide werden nun immer reproducirt, der Mensch hängt ihnen nach, und kann ihrer nicht mehr los werden. Sie verfolgen ihn Tag und Nacht, er ist für nichts Anderes mehr empfänglich und fühlt, daß sein Inneres in Disharmonie und er nicht mehr Herr über sich selbst ist. Dies erhöht seine Qual, ein ungeheuerer Seelenschmerz bemächtigt sich seiner, alles Aeußere berührt ihn unangenehm, er flieht die Menschen und wird mißtrauisch gegen sie, weil er glaubt, man kenne seinen Zustand und verachte ihn deshalb, vielleicht auch, weil er sich jetzt schon allerlei Einbildungen schafft. So trägt er einen Stachel in sich herum, der bei der geringsten Berührung den Schmerz erneuert. Dieser Zustand kann ungemein, bei vielen Menschen Jahre lang dauern, wenn auch mit Unterbrechung, ohne Wahnsinn herbeizuführen. Immer ist hier noch das Bewußtseyn da, daß es nicht recht stehe; entweder weiß der Mensch entschieden, daß er krank ist, oder er weiß doch, daß sein Zustand ein anderer seyn sollte, er kann ihn noch mit dem normalen vergleichen, und ist im Stande, wo es noch darauf ankommt, sich selbst zu beherrschen. Soll es zur Seelenkrankheit kommen, so muß dies unmöglich werden, die abnorme Richtung im Seelenleben muß sich so fixiren, daß das Individuum sich nicht einmal mehr die Möglichkeit denken kann, daß andere Gedanken, andere Bestrebungen, als die er hegt, die richtigen seyn könnten. Es läßt sich dies Verhältniß, wenn auch das Gleichniß auf den ersten Anblick bizarr erscheinen mag, doch wieder sehr gut an der Verrenkung der Glieder anschaulich machen. Damit z. B. eine äußere Gewalt Verrenkung des Oberarms bewirke, muß dessen Lage in diesem Augenblick dazu disponirt, er muß stark erhoben seyn, so daß sein Kopf nur mit einer geringen Fläche die Gelenkfläche noch berührt. Drückt in diesem Augenblick eine starke Gewalt die Hand od. den Vorderarm aufwärts, so rutscht der Kopf vollends aus dem Gelenk u. wird sogleich durch die Muskeln in der falschen Richtung festgehalten, so daß seine willkürliche Bewegung aufgehoben ist. Ganz ähnlich ist es nun in unserem Falle, wie denn auch die Volkssprache von Einem, der schon lange ein wunderlicher Mensch war, wenn er wahnsinnig wird, ganz bezeichnend sagt: „jetzt ist er vollends übergeschnappt". Die höchste Aufregung des Gemüthes und der Phantasie in der einmal gegebenen abnormen Richtung wirkt fortwährend auch auf die Centralnervenorgane, und diese wirken dann durch ihre Stimmungen mittelst der Sinnlichkeit wieder auf jene zurück. Kommt nun in diesem Moment der höchsten Spannung irgend eine Ursache hinzu, welche diese abnorme Stimmung des Nervensystems bleibend erhöht, so wird dasselbe in der einmal eingeschlagenen abnormen Lebensstimmung fixirt, und hiermit ist zugleich die Seelenthätigkeit, so wie sie im Augenblick des Eintritts der Nervenaffektion war, für immer festgebannt. Es bleiben die in der letzten Zeit gewohnten Vorstellungen, Gefühle und Triebe permanent, und die Seele kann keine andere an ihre Stelle setzen, weil der neue Nervenzustand keinen anderen entspricht und nur für jene, welche schon mit ihm zusammen gewöhnt sind, die entsprechenden Hirnbilder, Hirnstimmungen und Bewegungstendenzen mit Leichtigkeit darbietet. Hiedurch ist die Seele gezwungen, ihren dermaligen Gesammtzustand für den rechten zu nehmen, und man kann nun wohl auch sagen, sie habe ihr sonstiges empirisches Ich vergessen. Ihr Selbstgefühl und ihr Selbstbewußtseyn ist nur von ihrem jetzigen Zustande ausgefüllt, sie lebt sich in ihn hinein, und bestärkt dadurch ebensowohl sich selbst in den gewohnten Vorstellungen, Gefühlen und Trieben, als auch das Nervensystem in den entsprechendsten Stimmungen, wie sich die Fliege im Spinnennetze immer mehr verwickelt, oder wie die Muskeln, die luxirten Knochen, je länger sie uneingerichtet bleiben, nun immer mehr in der falschen Richtung sich feststemmen. Die Gelegenheitsursachen verlangen also, wie man sieht, eine sehr starke Disposition im Psychischen, außerdem bringen sie nie Seelenkrankheit hervor. Daraus ist es zu erklären, warum die in den Handbüchern gewöhnlich aufgeführten Ursachen doch eigentlich so selten psychische Krankheit zur Folge haben. Eine Menge Dinge, starke Gemüthsbewegungen, ein Rausch, starkes Trinken überhaupt, ein lebhaft ängstlicher Traum, große Hitze, Unterdrückung von Blutflüssen, Ausschlägen und Geschwüren, Anomalien des Geschlechtslebens und noch vieles andere kann Gelegenheitsursache werden, und der Laie schreibt diesen gewöhnlich allein die Erzeugung zu, indem das vorherige Benehmen des Kranken entweder

übersehen, oder mehr als ein freiwilliges eigensinniges und dergl. angesehen wurde. Aber, wo keine bedeutende psychische Disposition da ist, da bewirken diese Ursachen, auch wenn sie das Nervensystem treffen, eben nur körperliche Leiden, Kongestionen, Verstimmungen, Kopfschmerz, wohl auch Hirn- u. Hirnhautentzündungen oder Neuralgien (namentlich des Unterleibes), Hysterie, Epilepsie, Somnambulismus, Veitstanz. Gerade je intensiver anfänglich die körperlichen Leiden auftreten, desto schwerer entsteht im Ganzen psychische Krankheit, besonders wenn die dabei Statt findende Nervenstimmung mit der psychischen Disposition nicht harmonirt; denn durch die Stärke und Ungewohntheit des körperlichen Krankheitsgefühles wird der Mensch aufgerüttelt aus seinem Traume und objektivirt sich seine Empfindungen und Gefühle, während er beim psychischen Erkranken sie mit seiner Subjektivität vermischt und verwirrt. Auch braucht die zur Gelegenheitsursache werdende Affektion des Nervensystems nicht gerade sichtliche Veränderung hervorzubringen, sondern nur eine dynamische zu seyn, wie bei der Hysterie u. der Epilepsie. Aber sie kann auch allerdings in Kongestionen und dergleichen bestehen. Jedenfalls muß sie aber der in der Disposition gegebenen Stimmung genau entsprechen, wenn psychische Krankheit entstehen soll. Soll z. B. ein durch einseitige Beschäftigung und Ueberspannung der Phantasie habituell gewordener Vorstellungsgang zum Wahnsinn vollendet werden, so muß die körperliche Ursache das Gehirn gerade in die Stimmung versetzen, in welcher es von der Außenwelt mehr oder weniger abgezogen, seine Thätigkeit auf Erzeugung von inneren Hirnbildern verwendet, die dann den beherrschenden Vorstellungen entsprechend ausfallen, mit der größten Leichtigkeit und viel geläufiger als andere wiederkehren und dadurch die Vorstellungen selbst fixiren helfen. Eine solche Umstimmung des Gehirns verräth sich sehr häufig durch subjektive Sinnesempfindungen, Hallucinationen. Eine gedrückte Gemüthsstimmung verlangt, um zur wirklichen Melancholie zu werden, daß sich ein Nervenzustand bilde, in welchem das Gehirn einförmig, nur auf einen kleinen Kreis von Vorstellungen reagirt und eine habituelle Angst, Niedergeschlagenheit und qualvolle Unruhe entsteht, welche das Gemüth nicht mehr aus dem Zustande, in dem es befangen ist, heraustreten und kein anderes Selbstgefühl mehr aufkommen läßt. Eine Tobsucht entsteht aus irgend einer nervenaufregender Ursache nur, wenn schon vorher heftiger Ingrimm, der sich nicht entlud, da war, Zorn, Aerger, qualvolle Eifersucht, oder auch, wenn schon durch vorhandenes Seelenleiden schon länger ein fixer Wahn und ein Gefühl der Unruhe vorhanden war, das den Aeußerungstrieb in lebhafte Spannung versetzt. Die Seele und die Nervenstimmung halten sich gleichsam gegenseitig fest umklammert, und so enthält nicht allein in Beziehung auf die Entstehung, sondern auch auf die Fortdauer der Krankheit der eine Faktor immer Stoff oder Zunder für den andern, und ist Ursache, warum sich die Seele aus ihrer Befangenheit nicht heraus zu reißen vermag. Der Irre ist somit ganz irr, nach Leib und Seele; in seinem Leibe herrscht nicht nur eine Wahnseele, sondern die Seele hat auch einen Wahnleib, so daß der Kranke nicht mehr zu sich selbst kommen kann, und in diesem Sinne kann man die psychische Krankheit allerdings auch eine Krankheit der Persönlichkeit nennen.

Ein Umstand könnte auf den ersten Anblick gegen die hier dargelegte Ansicht zu sprechen scheinen. Es kommt nämlich gar nicht selten vor, daß das Irreseyn einen ganz andern Inhalt hat, als man nach der psychischen Ursache und dem jüngsten Verhalten der Person erwarten sollte. Die Fälle zwar, daß heftige Freude psychische Krankheit mit niedergedrückter Stimmung hervorrief, sind höchst selten, und möchten sich fast darauf reduciren, daß dieselbe durch Ueberreizung des Gehirns Blödsinn oder nahe daran grenzende Zustände herbeiführte. Desto häufiger aber ist die Erfahrung, daß aus deprimirenden Gemüthsbewegungen lustiger Wahnsinn entstand. Wie stimmt dies mit der von uns aufgestellten Pathogenie zusammen? Recht gut. Denn in diesen Fällen tritt die psychische Krankheit in dieser Form nie plötzlich gleich nach der Gemüthsbewegung auf; es geht immer ein Stadium stillen Brütens über den Schmerz, eine Zeit des Verzweifelns voraus, der Betroffene gibt sich rückhaltslos seinem Kummer hin. Nach und nach wird ihm aber der Gram selbst zur Lust, er versinkt tiefer in Träumereien, und nun erwachen, indem die Seele ihrer Qual durch die Flucht ins Reich der Phantasie sich zu entziehen strebt, in ihr Bilder von Glück, wie sie früher in ihren Neigungen und Wünschen vorhanden waren, sie malen sich dieselben lebhaft aus, fühlt sich in ihnen, und der Kontrast dieses Wohlseyns mit dem eben verlassenen Zustande des Jammers gibt diesen Gefühlen und Vorstellungen um so größere Intensität; wird nun irgend eine Ursache, oft durch die Gemüthsaufregung selbst, das ohnehin schon höchst gespannte Nervensystem in eine Erschütterung versetzt, die eine bleibende entsprechende Verstimmung hinterläßt, so kann sich lustiger od. heftiger Wahnsinn gestalten.

Ueber den **Verlauf** der Seelenkrankheiten ist schon oben Einiges bemerkt worden. Welche specielle Form dieselbe annimmt, wie lange sie dauert, was zur Genesung beiträgt u. s. f. wird Alles durch besondere Umstände bedingt, auf deren Erörterung wir hier nicht näher eingehen können. Wir betrachten daher nur zwei uns am meisten interessirende Punkte, nämlich die Periodicität derselben und ihre Heilung oder Milderung durch Auftreten anderer Krankheiten. Reine lucida intervalla sind bekanntermaßen höchst selten. Wo aber wirklich eine Intermission oder sogar eine Art Periodicität eintritt, da beweist dies keineswegs, daß die Krankheit lediglich ihren Sitz im leiblichen Leben habe. Es tritt nur der eine Faktor, die physische Verstimmung des Nervensystems, auf eine Zeitlang zurück, aber sowohl in ihm, als auch in der Seele bleibt die ganze Disposition zurück, ähnlich wie bei der Epilepsie, wo das Individuum in den

Intervallen auch scheinbar gesund ist. Die Seele ist aber dabei keineswegs ganz in der Ordnung, sie hat noch keinen Halt, und nur der Kontrast gegen den früheren Zustand der Befangenheit, die Reflexion und einige Selbstbeherrschung geben ihr den Anschein, als ob sie völlig zur Norm zurückgekehrt wäre. Mit dem Wiedereintritt der leiblichen Verstimmung erwachen aber unwiderstehlich alle Vorstellungen, Gefühle und Triebe wieder, die schon so lange mit derselben innig verkettet waren, und die Gewohnheit macht hier ihre Rechte geltend und reißt die Seele mit Gewalt in den Strudel. Wie bei Nervenkrankheiten aller Art der allergeringste Reiz den Paroxysmus zum Ausbruche bringt, weil eben das Nervensystem einmal in diesem abnormen Zuge ist, so ruft irgend ein psychischer oder physischer Einfluß, der nur eine Erinnerung an den psychisch kranken Zustand enthält, den Paroxysmus desselben hervor. Die Erscheinung, daß eine psychische Krankheit manchmal verschwindet, wenn eine körperliche Krankheit sich einstellt oder stärker hervortritt, hat einen ähnlichen Grund wie die Entstehung psychischer Krankheit aus der Metastase einer solchen. Durch das plötzliche Verschwinden oder wenigstens Innehalten eines körperlichen Krankheitsprozesses wird der daran gewöhnte Organismus in einen plötzlichen ungewohnten Zustand versetzt, welcher auch im Nervensysteme sich reflektirt und in diesem eine Erschütterung oder Umstimmung hervorruft. Daraus können allerlei Nervenkrankheiten entstehen, psychische Krankheit aber nur, wenn in der Seele eine bedeutende dazu passende Disposition vorhanden ist. So kann denn auch umgekehrt das Auftreten einer physischen Krankheit, oder das plötzliche schnellere Fortschreiten derselben eben dadurch, daß es dem Organismus ungewohnt ist, eine Umstimmung des Nervensystems hervorrufen, welche der Seele erlaubt, sich wieder frei zu entfalten. So hat man manche Beispiele, daß mit dem Sistiren der Phthisis sich psychische Krankheit entwickelte, welche wieder abnahm, sobald die Phthisis wie er zunahm, namentlich im Stadium der Erweichung. Dahin gehört das Wiedererscheinen von Blutflüssen, Hautkrankheiten, zuweilen auch das Fettwerden. Es ist aber klar, daß, wenn solche Krankheiten eine günstige Wirkung auf das Psychische haben sollen, die Seelenkrankheit nicht zu tief gewurzelt seyn darf, und daß das Nervensystem noch mehr oder weniger für eine Umstimmung durch organische Vorgänge empfänglich seyn muß. Sehr häufig sind solche heilsame Metastasen aber nur ein Zeichen, daß das Nervensystem auf irgend eine andere Weise zur Norm zurückgekehrt ist, wodurch auch im übrigen Organismus der gewohnte frühere Zustand wieder hergestellt wird. Wenn die psychische Krankheit in Genesung übergeht, so ist sie zugleich selbst Ursache, daß die Seele nicht erst wieder in den Zustand leidenhafter Disposition, in welcher sie im Beginn des Erkrankens war, sondern mehr oder weniger auf anderem Wege zur Norm zurückkehrt. Mit der Zunahme der Krankheit und in ihr waren nämlich alle gewöhnlichen Beziehungen der Persönlichkeit zur Welt nach und nach verschwunden, und der Irre hatte sich eine ganz andere Anschauungs- und Gefühlsweise angewöhnt. Ist nun die Krankheit vom Grund aus gehoben, so ist er zugleich von der ganzen durch sie bedingten Gedankenwelt losgerissen und in den Zustand vor aller Disposition zurück versetzt. Ist dies nicht der Fall, bleibt eine gewisse Reizbarkeit und gedrückte Stimmung zurück, wie sie kurz vor dem Ausbruche der Krankheit war, so sind immer Rückfälle zu befürchten. Oft verwischt sich sogar bei langer Dauer des Leidens die ursprüngliche deutlich ausgesprochene Nervenverstimmung bis auf einen gewissen Grad, und es bleibt keine andere psychische Abnormität mehr zurück, als eine fixe Idee mit sonst völliger körperlicher Gesundheit. Hier scheint eine abnorme Vorstellungsrichtung sich mit dem Gesammtgefühl und Selbstbewußtseyn so innig verflochten zu haben, daß sie nun einen integrirenden Bestandtheil des ganzen Seelenlebens ausmacht, der bis zum Tode bleibt. Diese Fälle sind unheilbar. Nimmt die Seelenkrankheit nicht einen dieser Ausgänge, oder führen nicht andere entweder bloß mit ihr komplicirte oder mit ihr in ursächlichem Zusammenhange stehende Krankheiten einen frühern Tod herbei, so endigt sie durch zunehmende Albernheit und Fatuität in Blödsinn. Der Blödsinn erscheint zwar zuweilen (wenn er nicht angeboren ist, wovon wir aber hier nicht reden) als primäre Form, der Kranke ist vom Anfang an mehr stupid, aber entweder ist er dann eigentlich nur symptomatische Störung (Ueberbleibsel von Apoplexie, Nervenfiebern), oder er ist mit zeitweiser Aufregung und Tobsucht wenigstens eine Zeitlang verbunden. Diese Art ist meistens auf einer starken angebornen Anlage begründet. Ueberwiegend häufiger ist der Blödsinn aber der Ausgang der übrigen Formen. Die Schuld kann nun hier allerdings ein Zustand des Gehirns tragen, aber man ziehe daraus gar nicht den Schluß, daß ein solcher Gehirnzustand nur die einzige Ursache sowohl des Blödsinns, als der demselben vorhergegangenen Krankheit sey. Allerdings verhält sich der Blödsinn zu den Seelenkrankheiten, deren Residuum und Produkt er ist, ohngefähr so wie die Lähmung zu vorausgegangenen Krankheiten der Nervenorgane. Aber gerade auch hierdurch ist auch sein Unterschied von derselben angedeutet und der Meinung widerlegt, er sey ein bloßes physisches Leiden, Lähmung des Gehirns durch Ueberreiz oder organische im Verlauf der Krankheit entstandene plastische Produkte. Denn hierdurch sind bloß die bei Irren allerdings häufig vorkommenden Apoplexien, Exsudate, Erweichungen und Verhärtungen, aber nicht der Unterschied zwischen den aus ihnen entstehenden Lähmungen und dem Blödsinn erklärt. Diese pathologischen Veränderungen können zwar Ursache von Blödsinn werden, aber sie sind so häufig auch vorhanden, ohne daß psychische Krankheit vorhergegangen, oder daß überhaupt nur eine beträchtliche Störung der Intelligenz eingetreten wäre; andererseits sind viele Irre gelähmt, ohne daß ihre psychische Aufregung nach-

ließe, und wieder andere sind völlig blödsinnig, ohne irgend ein psychisches Symptom von Gehirnlähmung, ohne daß man bei der Sektion eine erhebliche Veränderung im Gehirn fände, die man ohne Vorurtheil mit dem Blödsinn in nothwendigen Kausalzusammenhang bringen könnte. Wir müssen daher für die Erzeugung des Blödsinns aus psychischer Krankheit auch der Seele einen Antheil zukommen lassen, den wir in Folgendem finden. Durch ein intensives Irreseyn wird das gesammte Seelenleben mehr und mehr und zuletzt allein in den Dienst eines einzigen Gedankens, Gefühles oder Triebes gezogen, und dadurch jeder andern Anregung unzugänglich. Beides, der Mangel einer vielseitigen, mannichfaltigen Thätigkeit, und der Zwang zu fortgesetztem eintönigem Wirken muß eine völlige Erschlaffung und Ermattung zur Folge haben; denn auch einen völlig Gesunden kann man, wenn man ihn lange Zeit in solche Verhältnisse setzt, dem Blödsinn nahe bringen und vielleicht beruht hierauf zum Theil die Erzeugung von Blödsinn durch plötzlichen Schrecken. Jeweilige tobsüchtige Aufregung ist dabei nicht ausgeschlossen. So hat man denn auch mit Recht die Ursache desjenigen Blödsinns, welcher aus Onanie entsteht, nicht bloß in die Schwächung der Gehirnthätigkeit, sondern auch in den engen Ideenkreis gesetzt, in welchem starke Onanisten sich bewegen. Sie leben in steter phantastischer Erinnerung wollüstiger Bilder, und da ihr Seelenleben ganz und gar nur auf die Geschlechtslust gerichtet, für andere Eindrücke aber in höhern Graden sehr wenig empfänglich ist, so müssen ihre höhern intellektuellen Vermögen aus Mangel an Uebung und mehrseitiger Ausbildung nach und nach verkümmern und einsinken. Vgl. Seelenheilkunde.

In neuerer Zeit hat man auch die statistischen Uebersichten zu Hülfe genommen, um durch ihre Ergebnisse das Verständniß der S. aufzuklären. Freilich ist die Feststellung der Thatsachen noch sehr mangelhaft; der Ueberblick ist unsicher, muß sich auf Schätzungen beschränken oder reicht wohl gar nicht einmal über die Irrenanstalten hinaus, welche letztern meist nur Fragmente des Krankheitsverlaufes beherrschen, oder es sind pathologische Begriffe zum Grunde gelegt, deren Gebrauch willkürlich und schwankend ist. Wenn aber auch die Wahrheiten, die man hier zu erwarten hat, auch zum Theil nur approximativ, zum Theil nur vorläufig angenommen sind, so darf man sie immer hier nicht ganz übersehen. Die sehr umfängliche Zusammenstellung, die sich in Riecke's Uebersetzung von Quetelets Schrift „Ueber den Menschen", Stuttg. 1838, theils von der Feder dieses Schriftstellers, theils von der des Uebersetzers findet, verdient die größte Beachtung. Nur einige Punkte mögen hier hervorgehoben und theilweise ergänzt werden. Das Verhältniß der Zahl der Geisteskranken zur Bevölkerung schwankt, so weit man den Berechnungen trauen kann, zwischen 1 : 551 (Norwegen) und 1 : 1000 (Frankreich); nach Millingen (Aphorismes on Insanity, 1840) ist es jedoch für die nordamerikanischen Vereinsstaaten auf 1 : 262 berechnet. Der Satz, welchen Fuchs als Resultat seiner Forschungen, gegen Esquirol, aufstellt, daß der Wahnsinn kein Kind der Civilisation, selten zwar bei Wilden, häufiger aber unter den halbgebildeten Nationen als in den civilisirtesten Ländern sey, enthält gewiß viel Wahres. Doch gehört der Wahnsinn zu den Krankheiten, und die Häufigkeit dieser, zugleich aber auch ihre technische und wissenschaftliche Beachtung steigt mit der Civilisation und mit der Anhäufung ihrer nachtheiligen und wohlthätigen Wirkungen, deren Einfluß auf das Nervenleben der Organismen seit lange anerkannt ist. Jene Häufigkeit steigt namentlich in Bezug auf die Nervenkrankheiten und fällt mit der Macht und der Mannichfaltigkeit der Interessen und Begierden, die das Einzelleben und das Gesammtleben in Bewegung setzen und mit welcher der Grad der Kraftspannung, so wie die Gefahr der Ueberspannung stets gleichen Schritt hält. Die Häufigkeit ist im Verhältniß zum Geschlecht verschieden in verschiedenen Ländern, ließ sich jedoch bisher nur nach den Beständen der Irrenhäuser berechnen, eine Basis, die aus naheliegenden Gründen höchst trügerisch ist. Zufolge derselben verhält sich in Deutschland die Zahl der männlichen zu der der weiblichen Irren ungefähr wie 4 : 3, fast eben so in England; in Frankreich fast wie 1 : 2. Was über das Verhalten der Jahreszeiten zur Begünstigung des Irreseyns aufgestellt ist, hat wenig Anspruch auf allgemeine Geltung, weil die Daten nur die Aufnahme in die Anstalten, nicht die Erkrankungen und beide gewöhnlich nur bei der Krankheitsform Manie zusammenfallen. Am häufigsten tritt das Irreseyn zwischen dem 30. und 50. Lebensjahre ein, vor- und rückwärts entsprechen sich die Perioden nach Maßgabe ihrer gleichen Entfernung von diesem Lebensalter. In den wärmern Ländern scheint die Manie die vorherrschende Form zu seyn, in den kältern die Melancholie. Vielleicht nehmen die Krankheiten mit Irreseyn dort einen raschern Verlauf, steigen leichter zur höchsten Entwickelung, u. sind daher geneigter zu schleunigen Entscheidungen, führen aber auch schleuniger Degenerationen der sensibeln Organe herbei; vielleicht ist mehr die den wärmern Klimaten eigenthümliche Erregbarkeit des Gefäß- u. Nervensystems von Einfluß. Im Durchschnitt genasen bisher 40 von 100 an Irreseyn Leidenden und 60 blieben bis zum Tode gestört. Die durchschnittliche Sterblichkeit der Irrenhäuser ist wie 1 : 10; sie ist am größten beim Blödsinn, am geringsten bei der Melancholie; am stärksten im ersten Jahre der Krankheit.

Seelent, holst. Dorf, Gut Lammershagen; 230 Einw.

Seelenverkäufer, 1) (Zettelverkäufer), in Holland Personen, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienst für die Kolonien anzuwerben suchten, dieselben bis zur Abfahrt der Schiffe unterhielten und sich dann von dem Solde derselben bezahlt machten. Sie bekamen bei der Abfahrt einen Schuldbrief (Transportzettel) auf 150 Gulden, welche, wenn der Verkaufte am Leben blieb, diesem vom Lohn abgezogen u. dem S. ausgezahlt wurden. Mit diesen Transport-

zetteln wurde ein förmlicher Handel getrieben, indem die S. sie wieder an Kapitalisten für einen niedrigern Preis absetzten, wogegen diese das Risiko des möglichen Verlustes übernahmen. Dasselbe geschah mit den sogenannten Monatszetteln, wo nämlich ein Angeworbener seinen Verwandten in Europa versprach, sich jährlich ein paar Gulden von seinem Solde abziehen und das Geld jenen auszahlen zu lassen. Die S. gebrauchten allerlei Kunstgriffe, ja sie wandten selbst Gewalt an, um besonders unerfahrene junge Leute, Handwerksbursche, Studenten und dgl. Fremde zu dieser Absicht in Weinhäuser, Bordells rc. zu locken, wo sie dann durch Einsperrung, Prügel, wohl auch durch ihnen statt des Trinkwassers gebotenes Salzwasser „mürbe gemacht", in einigen Handgriffen geübt wurden, bis sie dann als gediente Soldaten den Abgeordneten der Kompagnien vorgestellt werden konnten. Etwaige Reklamationen wurden überhört oder als die Ausbrüche der Reue nach eingegangenen Engagements betrachtet. So niedrig und schlecht auch dies Gewerbe seyn mochte, es fand doch Nachahmung im Großen, wenigstens gleicht der Menschenhandel, der zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges nach Amerika getrieben wurde, der Seelenverkäuferei aufs Haar, und selbst in neuester Zeit ist der Unfug, wenn auch mit schweren Strafen bedroht, noch nicht ganz abgekommen, wenn er auch in etwas milderer Form ausgeübt werden mag. Belege sind das noch heute übliche Matrosenpressen u. die jüngsten Werbungen für Brasilien, bei welchen letztern die Noth der Schlachtopfer den S.n die Mühe ersparen, Gewalt u. List in Anwendung zu bringen. — 2) Der einen Menschen für Geld in die Gewalt eines andern gibt, z. B. geraubte Kinder an Seiltänzer verkauft.

Seelenvermögen, s. Seele.

Seelenverrichtungen, s. Animalische Aktionen und Seele.

Seelenwanderung (Religionsgesch. und Philosoph.). Die Annahme, daß die Seele, bevor sie den menschlichen Körper belebe, schon in andern Körpern gewohnt habe und daß sie nach dem Tode des Menschen wiederum in einen neuen Organismus eingehe, um diesem als belebendes Princip zu dienen, ist uralt und bildete nicht bloß in verschiedenen religiösen Systemen des Alterthums einen wichtigen Glaubensartikel, sondern wurde auch von Philosophen ausgesprochen und vertheidigt. In der indischen Religion (s. d.) steigt von Brahma aus in zusammenhängender Verkettung die Stufenleiter der Wesen hinab bis zu den Thieren und Pflanzen. Es ist dies nach der indischen Vorstellungsweise ein trauriges Herabsinken von der vollkommenen Seligkeit des göttlichen Wesens in diese unselige Welt der Verderbniß und des Bösen, aus welchem Zustande die Geschöpfe überhaupt und die Menschen insbesondere in mancherlei Wanderungen der Seele durch verschiedene Gestalten immer tiefer herabsinken oder durch innere Reinigung ihres ganzen Wesens zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurückkehren können. Vergehungen müssen durch künftige Verstoßung der Seele in Thierleiber, wodurch sie auf eine tiefere Staffel der großen Wesenleiter herabsinkt, gebüßt werden. Wenn ein Brahmanenlehrling, sagt das Gesetz, wenn auch mit Recht, seinen Lehrer tadelt, so wird er als Esel wiedergeboren, wenn er ihn fälschlich verleumdet, als Hund, wenn er sich seines Gutes ohne Erlaubniß bedient, als kleiner Wurm, wenn er ihm sein Verdienst beneidet, als ein größeres Insekt. Der Einfluß dieses Glaubens auf das sittliche Gefühl ist kein heilsamer; dasselbe wird dadurch irre geleitet; dagegen gibt der Gedanke an das Wiederemporklimmen auf höhere Stufen Antrieb zum Streben nach Läuterung und Vervollkommnung. Bei den Aegyptern fand sich der Glaube an die S. ebenfalls, jedoch war er weder so ausgebildet, noch so tief in die Volksreligion eingedrungen. Man nahm an, daß die Seele nach dem Tode des Leibes durch alle Thiere des Landes und des Meeres und durch alle Vögel wandere, nach 3000 Jahren aber wieder in einen Menschenleib komme. Wahrscheinlich von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die S., und zuerst sollen Pythagoras und sein Lehrer Pherecides diese Ansicht unter ihre philosophischen Lehren aufgenommen haben; jener dachte sich dieselbe als einen Läuterungsprozeß. Metenopsychosis, Seelenwechsel, und Metensomatosis, Körperwechsel, sind die griechischen Bezeichnungen für S. Die spätern Pythagoräer lehrten, daß der Geist, von den Fesseln des Körpers befreit, in das Reich der Verstorbenen eingehe, daselbst längere oder kürzere Zeit verweile und dann wieder andere menschliche oder thierische Körper belebe, bis er geläutert und würdig sey, zum Urquell des Lebens wieder zurückzukehren. Empedocles behauptete eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper. Eine Präexistenz der Seele voraussetzend, verknüpfte die pythagoräische Schule damit moralische Folgerungen und lehrte namentlich, daß nur durch ein sittlich-gutes Leben die Seele den Rückweg zur Gottheit sich offen erhalte, dagegen durch Unsittlichkeit immer tiefer herabsinke. In den griechischen Mysterien lehrte man, daß die Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde in eine Menge Gewänder (Leidenschaften und sinnliche Begierden) eingekleidet werde, die sie eins nach dem andern wieder abwerfen müsse, ehe sie zurückkehren könne. Als Führer der Seelen, die sie zu ihrer ursprünglichen Heimath zurückgeleiten, erscheint Dionysus oder Bacchus, der sie von der Persephone aus dem Schattenreich, wo sie einer Läuterung unterworfen worden waren, wieder auf der Erde empfing, wo sie nun durch Erkenntniß und That die Heroenwürde erstreben. Gelegenheit zur Reinigung boten die Mysterien. Pindar, orphischen Lehren sich anschließend, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel auf der Insel der Seligen anlangen. Plato spricht es geradezu aus, daß die Seelen vor ihrem Erscheinen im Menschen schon einmal dagewesen seyen (Präexistenz) und, wenn sie zum zweiten Male kamen, sich Körper aussuchten, die ihrer Beschaffenheit am angemessensten wären (so z. B., meint er,

würden grausame Tyrannen in Wölfe, fleißige Menschen in Ameisen übergehen u. dgl.). Zu den Göttern durften sie nach seiner Ansicht nur dann zurückkehren, wenn gar nichts Sinnliches und Irdisches ihnen mehr anklebe. Die schlechten Seelen läßt er noch zur Strafe als abschreckende Gespenster eine Zeit lang um die Gräber wandern, ehe sie den Aufenthalt in einem neuen Körper nehmen dürften. Bis zur völligen Rückkehr in den Schoos der Gottheit verfließt nach Plato's Ansicht ein Zeitraum von 10,000 Jahren. Die Neuplatoniker erweiterten diese mystischen Ansichten noch mehr; Plotin unterscheidet eine Wanderung der Seelen aus unsichtbaren ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern waren es Cicero und Virgil, die sich auf diese Lehre bezogen. Die Juden zur Zeit Christi glaubten ziemlich allgemein an die S.; die Talmudisten nahmen an, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl von Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gebe, bisweilen auch zur Strafe in Thierkörper versetzt, am Tage der Auferstehung aber alle gereinigt seyn und in den Leibern der Gerechten im gelobten Lande aufleben würden. In der christlichen Kirche lehrten nur die Gnostiker und Manichäer eine S.; das kirchliche Dogma aber nahm sie nicht an, und die Kirchenväter sowohl, als die späteren Kirchenlehrer haben gegen diesen Glauben angekämpft. In der Religion der alten Germanen, besonders der Skandinavier, finden sich Spuren und Andeutungen, die auf den Glauben an eine S. hinweisen, doch ist dieser von der indisch-ägyptisch-griechischen Ansicht verschieden. Bei den celtischen Druiden, bei den Scythen und Hyperboräern, bei den wilden Amerikanern, bei den Negern in Afrika findet sich ebenfalls dieser Glaube. Einen Beweis für die S. gibt es nicht, und einer Widerlegung dieser Ansicht bedarf es nicht. Sie ist entstanden jedenfalls aus dem Bedürfniß, eine ewige Fortdauer der Seele anzunehmen, und aus den damit zusammenhängenden Fragen nach der Art und Weise dieses Fortlebens. Der christliche Glaube mehr, als philosophische Forschungen, weist auf die Unsterblichkeit der Seele hin; aber nur ein träumerischer Mysticismus kann den Versuch machen, über das Leben des Geistes nach dem Tode des Körpers Aufschlüsse geben zu wollen. Vgl. Schlosser, Ueber die Seelenwanderung, Leipz. 1781.

Seelenweiber, s. Beguinen.

Seelenz (Secherlies), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Stöcken; 370 Einw.

Seeleopard (Säugeth.), s. v. a. Phoca leopardina *James*..

Seelerche (Ornith.), s. v. a. Halsbandregenpfeifer, Charadrius Hiaticula *L.*

Seeleuchte, s. v. a. Schiffslaterne.

Seelesen (Zelazno), preuß. Pfarrdf., Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 120 Einw.

Seeleute, s. Schiffsvolk.

Seelfeld, österr. Marktflecken, Unterösterreich, Ldgr. Kadolz, an der Pulka; gegen 600 Einw.

Seelfingen, bad. Dorf, Seekreis, Amt Ueberlingen; 150 Einw.

Seelfrau, s. v. a. Leichenfrau.

Seelgenstadt, würtemberg. Weiler, Jartkreis, Oberamt Krailsheim; 120 Einw.

Seelgeräth, 1) jedes Vermächtniß, das man zum Heil seiner Seele gemacht hat; — 2) die Begräbnißgebühren, die an die Geistlichen entrichtet werden.

Seelgut, bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; gegen 500 Einw.

Seelhaus, Versorgungsanstalt für alte, arme Personen. Der Vorsteher derselben heißt Seelvater.

Seelhausen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; Filialkirche, Vorwerk; 150 Einw.

Seelibde, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Filialkirche, Erbpachtvorwerk; 230 Einw.

Seelicht (Phys.), das Leuchten des Meeres, s. Meer.

Seelig, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Hollfeld; 140 Einw.

Seeligenfeld, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Königsberg; 320 Einw.

Seeliger, See, s. v. a. Seliger.

Seeligmann, Johann Michael, Zeichner und Kupferstecher zu Nürnberg, arbeitete um 1740—1762, und hatte auch eine Kunsthandlung, in welcher zahlreiche Blätter erschienen. Er stach Bildnisse, historische Darstellungen, naturhistorische und anatomische Blätter u. a. Zu den letztern gehört eine Sammlung von seltenen Vögeln, Kopien nach Catesby's und Edwards Werk, die um 1749—76 erschienen, aber erst nach dem Tode des Künstlers vollendet wurden. S. † vor 1764.

Seeligstadt (Seligstadt), königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Amt Stolpen; 600 Einw.

Seelilie (Zoophyt.), Echinodermengattung, s. v. a. Encrinus *Cuv.*

Seelilien (Radiat.), s. v. a. Stylastriten oder Crinoidea, s. Radiata.

Seeling, Vertiefung, die ein festgelaufenes Schiff im Grund des Wassers zurückläßt.

Seelingstadt (Seeligstadt), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 280 Einw.

Seelingstädt (Geogr.), königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Zwickau, Amt Werdau; 350 Ew.; — b) Kr. Leipzig, Amt Grimma; 360 Einw.

Seelinse (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Wasserlinse, Lemna *L.*

Seelisberg, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Uri, in fruchtbarem Wiesengelände, am westl. Gestade des Vierwaldstädter-Sees, auf einem Berge, dem schwyzischen Dorf Brunnen gegenüber, oberhalb des Rütli; 550 Einw. In diesem kleinen Alpenthal, welches seinen Namen von dem darin befindlichen Seelissee hat, waren früher mehre Edelsitze, von denen der von Beroldingen noch jetzt vorhanden ist. Ein schmaler Bergpfad führt ihre Bauern dahin.

Seeliß (Geogr.), 1) (Dersoliß), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Rummelsburg; 120 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochliß; 110 E.

Seelkirk, Alexander, s. v. a. Selkirk, s. Defoe und Robinson (Lit.).

Seelnonnen, s. v. a. Beguinen.

Seeloch, 1) (Wasserb.), eine bedeutende Vertiefung im Watt, so daß darin Ebbe und Fluth bewirkt wird; — 2) (Spor.), das Loch, durch welches das Mundstück derjenigen Reitstange, die deshalb Seelochstange heißt, um den Zapfen herumgebogen wird.

Seelöcher, s. Debisfelde.

Seelöwe (Säugeth.), 1) s. v. a. Otaria jubata *Pér.*; — 2) s. v. a. Phoca leonina *L.*; Stemmatopus proboscideus *Pér.*

Seelöwe (Herald.), Ungeheuer, dessen Vordertheil aus einem Löwen, das Hintertheil aus einem geschuppten, über dem Haupt gekrümmten Fischschwanze besteht.

Seelöweninsel, s. Falklandinseln.

Seelohe, Ebene im Fichtelgebirge (s. d.).

Seelow (Geogr.), 1) preuß. Städtchen, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Lebus, am Oderbruch; 2 Kirchen, 4 Jahrmärkte, Pferdemärkte; 1920 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Greifenhagen; 240 Einw.

Seelscheid, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Köln, Kr. Sieg; kath. Pfarrei; 120 Einw.

Seelsorger, s. v. a. Seelenhirt, Geistlicher.

Seelstorf, mecklenb.=schwer. Dorf, wendischer Kr., Amt Dobbertin; 170 Einw.

Seelunge (Mollusk.), Schneckengattung, s. v. a. Thetys; vgl. Seefeige.

Seemacht, 1) die Menge Kriegsschiffe, die ein Staat besitzt; — 2) Staat, welcher bedeutende Kriegsflotten hat; die Staaten ersten Ranges sind: England, Rußland, die Vereinigten Staaten Nordamerika's, Frankreich; — 3) Staaten, die eine größere Macht zur See, als zu Lande besitzen, wie ehemals Venedig, Genua und Holland.

Seemäuse (Ichthyol.), s. v. a. die lederartigen, viereckigen, mit 4 fadenartigen Anhängen versehenen Eier der Rochen, s. Rajacei und Plagiostomi.

Seemaid (Säugeth.), s. v. a. Dugnuz, Halicore cetacea *Ill.*

Seemandel (Mollusk.), Blasenschneckenart, s. v. a. Bulla aperta *L.*

Seemangold (Bot.), s. v. v. Beta maritima *L.*

Seemann, der, welcher die Schifffahrt versteht oder auf einem Schiffe dient.

Seemann (Biogr.), 1) Isaak, Porträtmaler von Danzig, ging um 1700 nach England und malte daselbst zahlreiche Bildnisse; † um 1730. Mehre seiner Werke wurden gestochen. — 2) Enoch, Maler, Sohn des Vorigen, 1694 geboren, begleitete seinen Vater nach London, wo er ebenfalls viele Werke hinterließ, meist Bildnisse und alte Köpfe in B. Denners mühsamer Weise. Mehre seiner Bilder wurden gestochen.

Seemannschaft, 1) die Seesoldaten; — 2) s. v. a. Schiffsvolk.

Seemannsfuß, s. v. a. Seefuß.

Seemannshausen, bayer. Dorf, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Eggenfelden; 100 Ew.

Seemanöver, s. Seekrieg und Seeschlacht.

Seemanschette (Zoophyt.), s. v. a. Neptunusmanschette, Retepora cellulosa *Ehrenb.*

Seemaus (Annelid.), s. v. a. Seeraupe, Halithea aculeata *Savign.*

Seemeile, Meile, die bei den Seeleuten fast aller europäischen Völker in Gebrauch ist, werden 60 auf einen Grad des Aequators gerechnet. Drei dieser S.n machen eine englische und französische S.

Seemen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Osterode; 320 E.

Seeminister, s. Minister.

Seemönch (Säugeth.), s. v. a. Pelagius monachus *Cuv.*

Seemörser (Schiffsw.), s. Mörser.

Seemöve (Ornith.), s. v. a. Bürgermeister, Larus glaucus *L.*

Seemoosschnecke (Mollusk.), Gasteropodengatt., s. v. a. Scyllaea *L.*

Seemummelblume (Bot.), s. v. a. weiße Seerose, Nymphaea alba *L.*

Seemurrer (Ichthyol.), s. v. a. Knurrhahn, Cottus Scorpius *L.*

Seemuschelkalk (Geognos.), s. v. a. Cerithienkalk, s. Grobkalkformation.

Seen (Geogr.), schweiz. Pfarrdorf, Kanton Zürich; 1500 Einw.

Seen (Biogr.), Johann, Maler zu Basel, um 1775 geboren, gehört zu den wenigen Malern seines Vaterlandes, die in klarer Auffassung Lob verdienen. Er malte historische Darstellungen, Genrebilder und Porträte, Werke, welche solchen von viel gepriesenen Künstlern vorzuziehen sind.

Seena, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Eckartsberga; 110 Einw.

Seenelke (Bot.), s. v. a. Grasnelke, Armeria vulgaris *Willd.*

Seenessel (Zoophyt.), Polypengattung, s. v. a. Actinia, Meernessel (s. d.).

Seenetz (Zoophyt.), s. v. a. Neptunusmanschette, Retepora cellulosa *Ehrenb.*

Seengen, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Aargau, Bez. Lenzburg; unweit das Schloß Hallweil; 1440 Einw.

Seenheim, bayer. Dorf, R.=B. Mittelfranken, Landger. Uffenheim; 200 Einw.

Seennie, Fluß, s. v. a. Sienna.

Seenuß (Mollusk.), s. v. a. Bastard=Arche, Arca antiquata *L.*, s. Archenmuschel.

Seenymphe 1) (Myth.), s. v. a. Nereide; — 2) (Mollusk.), s. v. a. Nautilus Pompilius *L.*, Schiffsboot.

Seeoffiziere, Offiziere, welche den Dienst und die Leitung eines Schiffes zu besorgen haben, sie sind den Offizieren und Unteroffizieren des Landheeres fast gleich, ihr Sold ist jedoch höher. Sie bestehen in England u. fast bei allen übrigen Nationen, wo sie nur anders benannt werden, aus dem Kapitän, mehren Lieutenants,

den Midshipmen oder Seekadetten, auf diesen folgen die Mates oder Steuerleute, der Boatswain (Hochbootsmann) mit seinen Mates und die Quarter-Masters. Dem Boatswain ist noch ein Gehülfe zum Verschicken beigegeben, der Threeman. Der Schiffsschreiber, Zahl- und Proviantmeister heißt Parser, nächst ihm hat der Steward mit seinen Mates die Aufsicht über die Getränke; das Geschütz und die Munition hat der Gunner mit seinen Quarter-Gunners und Bedienten zu beaufsichtigen, die sich auch bei den übrigen Unterbedienten finden; dem Sargeon oder Schiffschirurg, dem Oberzimmermann, Segelmacher, Koch, Büchsenmacher und Zeugschmied.

Seeohr (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Haliotis *L.*

Seeohren (Gasterop.), s. v. a. Halictidä, Unterabtheilung der Schildkiemer, s. Scutibranchia.

Seeoktant (Astron.), Sternbild der südlichen Hemisphäre, von la Caille eingesetzt.

Seeon (Nieder-S.), bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldg. Trostberg; Mineralbad; 180 Einw.

Seeorange (Zoophyt.), s. v. a. Alcyonium bursa.

Seeotter (Säugeth.), s. v. a. Meerotter, Enhydris marina *Flemm.*

Seepack, bei dem Häringsfischer, die Häringe in dem Zustande, wie er sie sogleich auf dem Schiffe in die Tonnen packt; sie setzen sich in diesen Tonnen noch sehr zusammen und müssen, wenn sie auf dem Lande angekommen sind, nochmals umgepackt und zusammengepreßt werden. Die Tonne S. hält ohngefähr 5/8 Tonnen; eine Tonne S. wird für 16, von aufgepackten Häringen für 12 Tonnen gerechnet.

Seepapagei (Ornith.), s. v. a. Papageitaucher, Mormon Fratercula *Temm.*

Seepaß, s. Schiffspapiere.

Seepfau, 1) (Ornith.), s. v. a. Königsvogel, Grus (Psophia) Pavonia *L.*; — 2) (Zoophyt.), s. v. a. gemeine Seeblase, Physalia Caravella *E.*

Seepferd, 1) (Säugeth.), s. v. a. Wallroß, Trichechus Rosmarus *L.* — 2) (Ichthyol.), a) Fischgattung, s. v. a. Syngnathus *L.*; — b) Fischgattung, s. v. a. Hippocampus *Cuv.*

Seepferdchen (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Equula *Cuv.*

Seepferdfüße (Anat.), s. v. a. Hippocampusfüße.

Seepferdszähne (pharm. Zool.), s. v. a. Wallroßzähne, Dentes Equi marini, s. Trichechus Rosmarus *L.*

Seepflaume (Bot.), s. v. a. Nostoc pruniforme *L.*

Seepilz (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Pilzkoralle, Fungia *Lam.*

Seepocke (Mollusk.), Acephalengattung, s. v. a. Meereichel, Balanus *L.*, *Brug.*

Seepocken (Krustac.), s. v. a. Meereicheln, s. d. u. Balanodea.

Seepomeranze (Zoophyt.), s. v. a. Alcyonium lyncurium.

Seepräfekt (Seeindentant), der oberste Beamte in großen Kriegshäfen, dem die Aufsicht über das Seewesen übergeben ist.

Seeprotest, s. Verklarung.

Seep-Schors (Bot.), s. v. a. Seifenschelfe, Inga saponaria.

Seepuppe (Bot.), s. v. a. gelbe Seerose, Nuphar luteum *Sm.*

Seequallen (Radiat.), s. v. a. Acalepha oder Quallen (s. d.).

Seer (Geogr.), Landstrich, s. v. a. Bellad Ser.

Seer (Biogr.), Maler in Landau, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, malte Bildnisse in Oel und Pastell.

Seer (Handelsw.), ostindisches Handels-Gold- und Silbergewicht, das auch zum Abwägen der Früchte und der Flüssigkeiten gebraucht wird; s. Bombay, Kalkutta, Ceylon, Madras, Pondichery, Surate rc.

Seerabe 1) (Ornith.), s. v. a. Carbo Cormoran *Meyer.* — 2) (Ichthyol.), s. v. a. Sciaena (Corvina) nigra *Gmel.*

Seerachen (Ornith.), s. v. a. gemeiner Säger, Mergus Merganser *L.*

Seeräuber (Korsaren, Piraten, Sittengesch.), Personen, welche den Seeraub als Gewerbe betreiben; s. Seeraub.

Seeräuberkrieg, 1) (illyrischer Krieg), 229—228 v. Chr. zwischen Römern und Illyriern, s. Illyrien (Gesch.); — 2) (isaurischer Krieg), s. Isauria und Pompejus.

Seeräuberküste (a. Geogr.), s. Lestarum regio.

Seeräumte (Seew.), s. v. a. Räumte.

Seerasiere, s. Rasiere.

See rastet (Schiffersp.), wenn die See still ist.

Seeratze (Ichthyl.), s. v. a. Chimaera monstrosa *L.*

Seeraub, der auf offener See an Schiffen durch andere Schiffe (Raubschiffe, Piratenschiffe) vorkommende Raub. Auf dem S. steht fast überall unbedingt der Tod. Man knüpft die Mannschaft oder wenigstens die Führer eines überwiesenen Raubschiffes an den Mast auf. Seeräuber sind, wie schon Cicero sagt, Jedermanns Feinde, und nach dem Völkerrechte ist einem Jeden gestattet, solche zu verfolgen und zu vertilgen; indessen dürfen sie nur im Gefechte oder Streite getödtet werden. Nach altenglischen Gesetzen wird der von einem Unterthan begangene S. für eine Art Verrath angesehen, der natürlichen Unterthanenpflicht zuwider, und nur von einem Fremden begangen, für ein todeswürdiges Vergehen; seit Erlassung des Gesetzes wegen Verrath ist solcher auch bei Unterthanen des Landes bloß das Letztere. Ehemals wurde ein Vergehen dieser Art nur vor das Admiralitätsgericht gebracht, welches dabei nach den bürgerlichen Gesetzen verfuhr; da es sich jedoch nicht mit den Freiheiten der englischen Nation vertrug, daß einem das Leben genommen werden konnte, ohne von seines Gleichen gerichtet worden zu seyn, so wurde zu dem Ende ein anderes Gerichtsverfahren angeordnet und dabei der jetzt bestehende Gebrauch eingeführt. Es ist früher vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob die Algierer und andere afrikanische

Raubstaaten als Seeräuber zu betrachten seyen; so verwerflich ihr Benehmen indessen bei vielen Gelegenheiten gewesen ist und so feindlich sie sich gegen die Menschheit bewiesen haben, so hat man dieselben, als unter einer wirklichen Regierung stehend, doch nicht als Seeräuber betrachtet, und einige Mächte haben mit denselben sogar Verträge abgeschlossen. Da Seeräuber kein Recht haben, zu erobern oder etwas zu nehmen, das Anderen gehört, so wird durch eine Wegnahme durch dieselben kein Eigenthümer seines Eigenthumsrechtes verlustig. Früher war es in England gesetzlich, daß das durch Seeräuber Geraubte zurückgegeben werden mußte, wenn es sich innerhalb des Reiches befand, die Besitzer mochten Engländer oder Fremde seyn. Jeder Fremde aber, der sich auf dieses Gesetz bezog, mußte nachweisen, daß zur Zeit der Wegnahme sein Souverän und der des Räubers in gegenseitiger guter Freundschaft miteinander standen, indem man annahm, daß zwischen den Unterthanen zweier Länder, die im Kriege sind, kein S. begangen werden könnte. Man rechnet zum S. oder zum Raub auf dem Meere auch noch andere dahin gehörige Vergehen. So versteht man in Großbritannien auch darunter, wenn ein eingeborner englischer Unterthan gegen einen anderen englischen Unterthan auf offenem Meere eine Feindseligkeit unter fremder Flagge oder unter dem Vorwande, von einer anderen Macht dazu beauftragt zu seyn, begeht, während sie, gegen einen Fremden vollführt, nur für eine kriegerische Handlung gelten würde; ebenso, wenn ein Befehlshaber zur See oder ein anderer Seemann seine Treue bricht und mit einem Schiffe oder Boote, mit Geschütz, Munition oder Gütern auf und davon geht oder solche freiwillig einem Seeräuber in die Hände spielt, oder wenn Jemand den Befehlshaber eines Schiffes angreift, um ihn an der Vertheidigung desselben und am Fechten zu verhindern, oder ihn in Gewahrsam zu bringen sucht, oder Veranlassung gibt oder zu geben versucht, um am Bord eines Schiffes einen Aufstand zu erregen. Jeder, der sich eines solchen Vergehens schuldig macht, soll als Seeräuber, Verräther und Räuber gerichtet werden und die Todesstrafe erleiden, er sey nun der Anstifter oder der Mitschuldige, der die Seeräuber ausgeschickt, vor der Handlung selbst dazu angetrieben, sie nach dem Raube bei sich gesehen und sowohl sie, als ihre Sachen verborgen hat; auch ist ausdrücklich befohlen, den Anstiftern und Rädelsführern den Genuß des geistlichen Zuspruches zu verweigern. Desgleichen ist der Verkehr und Handel mit anerkannten Seeräubern, so wie die Lieferung von Mundvorrath oder Munition an solche, das Ausrüsten eines Schiffes zu solchem Behufe, so wie alles Berathen, Zusammentreten, in Verbindungstehen oder Unterhandeln mit Seeräubern verboten. Auch das gewaltsame Besteigen eines Kauffahrtheischiffes, selbst ohne solches zu nehmen oder wegzuführen, das Vernichten oder unnöthige Ueber-Bord-werfen, von Waaren soll für S. angesehen werden. Mitschuldige beim S. sind, wie es in den Verordnungen des Königs Wilhelm angegeben ist, als Anstifter und Rädelsführer zu betrachten, und alle überführten Seeräuber sollen die Todesstrafe ohne Genuß des geistlichen Zuspruches erleiden. Um den Muth bei der Vertheidigung eines Handelsschiffes gegen Seeräuber anzufeuern, ist verordnet, daß die verwundeten Offiziere und Seeleute und die Wittwen Derjenigen, die im Gefecht geblieben sind, eine unter dieselben zu vertheilende Belohnung oder Prämie erhalten sollen, bis zu dem Betrag eines Fünfzigtheiles des geretteten Werthes der Schiffsladung; die verwundeten Schiffsleute haben Anspruch auf ein Jahrgeld im Greenwich-Hospital. Die erste dieser Verordnungen bestimmt zugleich, daß ein Seesoldat oder Subalternoffizier, der zu fechten sich weigert, wenn es ihm der Kapitän befiehlt, oder durch seine Aeußerung die anderen, bei der Vertheidigung des Schiffes Angestellten entmuthigt, seines sämmtlichen Soldes oder Lohnes und alles Dessen, was er sonst auf dem Schiffe besaß, verlustig seyn soll; auch soll er festgenommen werden und sechs Monate Gefängnißstrafe bei harter Arbeit erleiden. Den Offizieren u. dem Schiffsvolke eines Kriegsschiffes, welches dazu beiträgt, daß ein mit Seeräubern bemanntes Schiff oder Boot genommen, versenkt, verbrannt oder sonst auf eine Weise zerstört wurde, soll für einen jeden während des Angriffes gefangenen oder erlegten Seeräuber 20 Pf. St., und für jeden Mann, der nicht gefangen oder getödtet worden und sich nach der Wegnahme und nach dem Angriffe auf dem Raubschiffe noch am Leben befindet, 5 Pf. St. bezahlt werden. In derselben Verordnung ist bestimmt, daß Schiffe und anderes von den Seeräubern genommenes Eigenthum, von welchem erwiesen wird, daß es den Unterthanen Sr. großbritannischen Majestät angehört, denselben gegen eine Vergütung als eine Art Baargeld wieder ausgeliefert werde; diese Vergütung soll an Geld in dem achten Theile des wahren Werthes bestehen. — Wohl zu unterscheiden vom S. ist die Kaperei (s. d.) oder der privilegirte S.

Geschichtliches. Zu allen Zeiten ist der S. als Gewerbe betrieben und von kühnen, starken Seevölkern ausgeübt worden. In dem heroischen Zeitalter achtete man ihn sogar für ehrenvoll (Latrocinium maris gloriae habeatur. Justin. XIV., 3). In der Odyssee scheut sich Menelaus keineswegs, seinen Gästen, die seine Kostbarkeiten bewunderten, zu sagen, daß er solche auf seinen Seezügen geraubt habe (Od. IV, 90), und die griechischen Fürsten erwarben sich auf diese Weise große Reichthümer (Goguet, Orig. of Laws, Bd. 1, 383). Das Vorwiegende der Seeräuberei in jenen früheren Zeitaltern läßt sich vielleicht durch die vielen kleinen Potentaten erklären, welche damals die Länder beherrschten und durch die unter denselben fortdauernden Kriege. Es wurden dadurch ungezähmte und räuberische Gewohnheiten verbreitet und erhalten, und man kann füglich annehmen, daß Menschen, welche stets gerüstet und vorbereitet seyn mußten, sich vor den Angriffen An-

derer zu sichern, die Gründe nicht immer sehr streng erwogen haben, nach welchen sie selbst gegen Andere Angriffe unternahmen. Je mehr indessen die Griechen geläuterte Regierungsgrundsätze erwarben, wie solches zuerst in Athen, Korinth u. A. der Fall war, und diese Staaten durch eine Seemacht unterstützt wurden, desto mehr wurde der S. als ein Hauptverbrechen betrachtet. Obgleich aber demselben Einhalt gethan wurde, konnte er doch niemals gänzlich unterdrückt werden. Namentlich waren die Anwohner der kleinasiatischen und griechischen Küste, auch die Inseln im Archipel durch ihre kühnen Seezüge und Seeräubereien berüchtigt. Cilicien war zu jeder Zeit ein Schlupfwinkel der Seeräuber der alten Welt, und nachdem die Kriegsmacht zu Wasser in Athen, Rhodus ꝛc. in Verfall kam, welche sie noch im Zaume gehalten hatte, nahmen diese so an Anzahl und Kühnheit zu, daß sie selbst Rom anzugreifen sich nicht scheuten; Pompejus rückte deshalb mit einer großen Flotte und Armee gegen sie aus, mit Vollmachten, wie sie noch keinem römischen Feldherrn verliehen worden waren, s. Seeräuberkriege. Auch während des Mittelalters, in welchem sich jeder Edelmann für einen unabhängigen Fürsten hielt, der Jeden mit Krieg überziehen konnte, wurde das Handwerk des S.s ungescheut betrieben. Die Normannen unternahmen Seeraubzüge in die fernsten Gegenden. Der Hansabund erhielt seine Entstehung hauptsächlich in der Absicht, die Handelsschiffe auf der Ostsee zu beschützen, welches Meer zu jener Zeit von Seeräubern wimmelte. Doch konnte der Mißbrauch in Europa niemals gänzlich und früher, als mit Aufhebung des Faustrechts und Feudalwesens vertilgt werden. In etwas späterer Zeit waren einige kleinere westindische Inseln der Zufluchtsort der als Vitalianer und Flibustier (s. d.) bekannten Seeräuber, doch sind dieselben fast alle aus diesen Verstecken vertrieben worden. In den Gewässern der Insel Sumatra und auch in anderen Theilen der indischen Meere gehören Seeräuber jetzt noch zu den nicht seltenen Erscheinungen. Auch in Griechenland lebte der S. in neuerer Zeit wieder auf.

Seeraupe (Annelid.), s. v. a. Halithea aculeata *Savign.*

Seerbeny-Jass, sehr hohe asiat. Insel im persischen Meerbusen, an der Küste von Arabien.

Seerdhuna, Reich, s. v. a. Sirdhana.

Seerecht (Rechtsw.). Das S. wird bald als Theil des Handelsrechtes, bald als Theil des Völkerrechtes betrachtet und ist im Grund genommen ein Ausfluß beider, da es diejenigen Rechtsregeln begreift, welche in Bezug auf Schifffahrt und Seehandel zwischen Privatpersonen sowohl, als zwischen Völkern und Staaten Geltung haben. Soweit diese Rechtsnormen nur den Privatverkehr des Seehandels berühren, gehören sie als Theil des Handelsrechtes zu dem Privatrechte, soweit sie den Verkehr und die Interessen seehandeltreibender Staaten betreffen, zu dem Völkerrecht. In ersterer Beziehung ist das Rechtsverhältniß des Kaufmanns zum Schiffskapitän, des Kapitäns zum Schiffsherrn, der Schiffsleute zum Kapitän von Wichtigkeit und was sonst auf die Uebernahme, den Transport und die Ueberlieferung der Waaren Bezug hat; in letzterer Beziehung sind die Gesetze über den Verkehr der Schiffe verschiedener Staaten untereinander, über das Strandrecht, das Kaperrecht, das Hafenrecht u. A., von Bedeutung. Die Literatur über das S. ist daher eine europäische, und der deutsche Einfluß darunter der höchste. Das älteste bekannte S. ist das der Insel Rhodus, mehre Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung entstanden. Das rhodische S. zeichnete sich oft vortheilhaft vor andern aus, so daß es in die Gesetzbücher mehrer Völker überging. Vor allen wurde es Theil des römischen Rechtes. Kaiser Tiberius Claudius nahm es unter die römischen Gesetze mit auf. Ob das ganze S. oder nur ein Theil und welcher adoptirt wurde, ist zweifelhaft. In dem Corpus juris findet sich nur ein einziger Abschnitt des rhodischen S.s mit aufgenommen, das Kapitel über den „Seewurf". Wenn nämlich bei ausgebrochenem Seesturm zur Rettung des Schiffes Waaren über Bord geworfen werden müssen, so soll der Verlust von den Eigenthümern der noch übrigen geretteten Waaren nach Verhältniß ihres Werthes gedeckt werden. Ob die in der neueren Zeit bekannt gewordene Sammlung der rhodischen Seegesetze (Jus navale Rhodiorum, Basel 1561), die aus drei Theilen besteht, dieselbe ist, welche die Römer brauchten, ist ungewiß, und die Regeln über den Seewurf weichen gerade von dem in Justinians Rechtsbüchern aufgenommenen Fragment ab. Wahrscheinlich ist daher, daß diese Sammlung erst aus dem Mittelalter stammt. — Der erste neuere Kodex des S.es wurde wahrscheinlich zu Amalfi in Italien zusammengetragen. Derselbe soll unter dem Namen der „Tabula amalphitana" bekannt gewesen seyn. Wenn indessen eine solche Sammlung wirklich bestanden hat, so ist es allerdings sonderbar, daß sie nie herausgegeben wurde, selbst nicht einmal Bruchstücke aus derselben, und so wird es mehr als wahrscheinlich, daß er größtentheils aus den Anordnungen bestanden habe, die von dem römischen Gesetze aufgenommen waren, das bekanntlich seinen Einfluß in Unteritalien länger behauptet hat, als irgend wo anders. Aber außer Amalfi machten sich Venedig, Marseille, Pisa, Genua, Barcellona, Valencia und andere Städte am mittelländischen Meere früh berühmt durch den ausgebreiteten Flor ihres Handels und ihrer Schifffahrt. Bei dem Mangel aller gewissen Nachrichten über diesen Gegenstand ist es am vernünftigsten, zu glauben, daß ihre Seegesetze von denen der Römer entlehnt waren, jedoch mit solchen Veränderungen und Bestimmungen, die den besondern Verhältnissen und Absichten eines jeden Staates am meisten zusagten. Gewiß ist, daß mehre einander widerstreitende Anordnungen gemacht wurden, die eine große Verwirrung und Unwissenheit hervorbrachten, und die daraus entstehenden Unannehmlichkeiten trugen wahrscheinlich nicht wenig zur Annahme des Consolato del mare bei, über

dessen Ursprung ebenfalls nichts Gewisses nachgewiesen werden kann. Azuni (Droit maritime de l'Europe, 1. Thl., S. 418—439), oder vielmehr Jorio (Codice Ferdinando, aus dessen Werk ein großer Theil der Schrift Azunis wörtlich übersetzt ist), behauptet in einer sehr gründlichen Abhandlung, daß den Pisanern der Ruhm gebühre, wenn nicht das Ganze, doch wenigstens den größten Theil des Consolato del mare gesammelt zu haben. Auf der andern Seite hat Antonio Capmany in seinem gelehrten und trefflichen Werke über den Handel von Barcellona (Antiguo Comercio de Barcellona) zu beweisen gesucht, daß das Consolato in Barcellona zusammengetragen sey, um den von dieser Stadt schon seit 1268 angestellten Handelskonsuln bei ihren Entscheidungen zur Richtschnur zu dienen. Gewiß ist es indessen, daß das Consolato in Barcellona zuerst 1502 gedruckt wurde und daß die frühern italienischen und französischen Ausgaben Uebersetzungen aus den katalonischen waren. Azuni hat hinlänglich bewiesen, daß die Pisaner bereits in einer sehr entfernten Periode eine Sammlung von Seegesetzen hatten und daß verschiedene Anordnungen darin wesentlich dieselben mit denen im Consolato sind. Es scheint aber nicht, daß die Barcelloneser von den Anordnungen der Pisaner Kenntniß hatten, noch daß die Aehnlichkeit zwischen beiden Gesetzen mehr als bloßer Zufall sey. Pardessus scheint sehr geneigt, wenn sich nur hinlängliche Gründe dazu gefunden hätten, den Ruhm, die Wiege des Consolato gewesen zu seyn, der Stadt Marseille zuzuwenden; doch gesteht er selbst, daß ein solcher Anspruch sich nicht vertheidigen lasse und schließt sich, obgleich ungern, der Meinung Capmanys an. „Obgleich Franzose", sagt er, „obgleich von Gesinnungen der Dankbarkeit angetrieben, Alles geltend zu machen, was sich zu Gunsten Marseilles anführen läßt, muß ich doch freimüthig gestehen, daß die Wahrscheinlichkeit für Barcellona ist". Aber welchem Ort auch die Ehre, das Consolato hervorgebracht zu haben, gebühren möge, so ist es doch kein Zweifel, daß man in Bezug auf das Alter sehr übertrieben hat. In der Vorrede zu den verschiedenen Ausgaben wird behauptet, daß es als eine Sammlung von Seegesetzen zuerst vom heiligen Stuhle 1075 und dann von den Königen von Frankreich und andern Potentaten zu verschiedenen Zeiten, zwischen 1075 und 1270 angenommen, unterschrieben und bekannt gemacht worden sey. Es ist aber von Capmany, Azuni und Pardessus auf die klarste und überzeugendste Weise dargethan worden, daß die Umstände, deren in jener Vorrede gedacht ist, unmöglich Statt finden konnten, und daß sie daher nicht die geringste Aufmerksamkeit verdienen. Das Wahrscheinlichste an der Sache ist wohl, daß jene Gesetze gegen das Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts zusammengetragen und allmählig eingeführt wurden. Und ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, ihres Mangels an Bestimmtheit und Klarheit, wirkte die Uebereinstimmung der meisten ihrer Regeln mit den anerkannten Grundsätzen der Gerechtigkeit, so wie ihre Brauchbarkeit, ohne irgend eine vorherige Uebereinkunft dahin, daß sie von allen Völkern, welche die Länder des Mittelmeeres bewohnten, angenommen wurden. Noch gegenwärtig steht das Consolato del mare in hohem Ansehen. — Als eine Sammlung von Seegesetzen, die nächstdem am berühmtesten, aber vielleicht von größerm Alterthum ist, verdient zunächst die sogenannte Rôle des Jugements d'Oleron Erwähnung. Die Meinung über deren Ursprung ist aber so getheilt, als über den Ursprung des Consolato. Die herrschende Ansicht in England war früher, daß dieselbe auf Befehl der Königin Eleonore, Gemahlin Heinrichs II., in ihrer Eigenschaft als Herzogin von Guienne, gesammelt und später von ihrem Sohne Richard I. bei seiner Zurückkunft vom heiligen Lande erweitert und verbessert worden seyen; aber man räumt jetzt ein, daß diese Angabe auf keinem sichern Grund beruhe. Die wahrscheinlichste Theorie ist die, daß sie eine Sammlung von Regeln und Usancen sind, die in den vornehmsten franz. Häfen am atlantischen Meere, als Bordeaux, Rochelle, St. Malo und and. befolgt wurden. Sie enthalten wirklich Regeln, die bei Verhandlungen über Schifffahrts-Angelegenheiten, sie mögen Statt finden, wo sie wollen, wesentlich nothwendig sind. Allein die Beziehungen in der Rolle beweisen hinlänglich, daß sie franz. Ursprungs ist. Der Umstand, daß zur Zeit, als die Sammlung von Oleron veranstaltet wurde, die Könige von England große Besitzungen in Frankreich hatten, mußte die Einführung dieser Gesetze in England natürlich sehr erleichtern, und sie haben lange Zeit einen hohen Grad von Ansehen genossen. „Ich nenne sie die Gesetze von Oleron", sagt ein großer Rechtsgelehrter (Sir Leollue Jenkins, in einer Adresse an die fünf Häfen), „nicht, als ob sie nicht englisch genug wären, da sie längst den Usancen und Statuten unserer Admiralität einverleibt worden, sondern ihrer großen Unparteilichkeit, ihrer Gründlichkeit und ihrer allgemeinen Anwendbarkeit wegen, wodurch sie unter diesem mehr, als unter einem andern Namen überall angenommen worden und bekannt sind". Malloy hat sich indessen vielleicht richtiger über die Gesetze von Oleron ausgedrückt, wenn er sagt, daß sie niemals eine andere oder größere Wirksamkeit erlangten, als früher die von Rhodus, d. h. daß sie wegen ihrer Richtigkeit und Billigkeit geachtet und in dringenden Fällen in Anwendung gebracht würden. — Eine Sammlung von Seegesetzen, zu Wisby auf der Insel Gothland im baltischen Meere herausgegeben, hat lange Zeit im Norden in großem Ruf gestanden. Der Zeitpunkt, wann sie veranstaltet, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Doch ist sie im Vergleich mit den vorigen neuern Ursprungs. Einige Juristen des Nordens haben allerdings behauptet, das S. von Wisby sey älter, als die Rolle des Oleron und letztere nur dem erstern nachgeschrieben; es ist aber wiederholt bewiesen worden, daß kein Schatten von Wahrscheinlichkeit für diese Angabe vorhanden sey. Die Gesetze von Wisby sind schwerlich älter, als das

Ende des 14. oder der Anfang des 15. Jahrhunderts, und offenbar aus dem Consolato del mare, der Rolle von Oleron und aus andern damals gebräuchlichen Gesetzbüchern zusammengetragen. — Das vollkommenste Lehrgebäude des S.s aber, das je erschienen, ist das in den berühmten „Ordonnances de la marine" enthaltene, welches unter Ludwig XIV. von Frankreich 1681 ans Licht trat. Dieser vortreffliche Kodex wurde unter der Leitung Colberts durch Männer von Talent und großer Gelehrsamkeit ausgearbeitet, und zwar nach sorgfältiger Prüfung der alten Seegesetze Frankreichs und anderer Länder und unter Berathung mit dem Parlament, der Admiralität und den Handelskammern der verschiedenen Städte. Es vereinigt Alles, was nur irgend die Erfahrungen und die Weisheit von Jahrhunderten, sowohl im römischen Rechte, als in den Institutionen der neuern seehandeltreibenden Völker Europa's, als das Vorzüglichste anerkannt hatten. In der Vorrede in seiner Abhandlung über Schifffahrtsgesetze, sagt Lord Tenterden: „Wenn dem Leser die öftere Verweisung auf diese Ordonnanz mißfallen sollte, sey es mir erlaubt, ihn daran zu erinnern, daß es Beziehungen auf den Marine-Kodex eines großen handeltreibenden Volkes sind, das jenen Gesetzen einen bedeutenden Theil seines öffentlichen Wohlstandes zuschreibt, eine Sammlung, veranstaltet unter der Regierung eines staatsklugen Fürsten, unter dem Einflusse eines einsichtsvollen und aufgeklärten Ministers, von fleißigen und gelehrten Männern, welche die anerkanntesten Grundsätze der damals bestehenden Seegesetze auswählten: kurz, eine Sammlung, die in Rücksicht auf Stoff, Lehrweise u. Schreibart eine der vollendetsten Sammlungen der Gesetzgebung ist, die jemals erschienen". Die Ordonnanz von 1681 wurde 1760 mit einem umständlichen, mit Fleiß u. Mühe ausgearbeiteten Kommentar von Valin in 2 Thl., 4., herausgegeben. Lord Mansfield verdankte dem sorgfältigen Studium dieses Kommentars keinen geringen Theil seiner vorzüglichen Kenntniß der Grundsätze des S.s. Derjenige Theil des „Code de commerce", welcher vom Seewesen, Assekuranz rc. handelt, ist der Ordonnanz von 1681 nachgeschrieben, und die wenigen Veränderungen, die darin gemacht worden, sind nicht immer gerade Verbesserungen zu nennen. Man findet sie im Code de commerce, Buch II, Tit. I — VIII, IX, X, XI, Art. 109 — 409. Tit. XII — XIV handelt vom Seewurfe und dem Beitrage von Verjährungen und Fällen, wo der Kläger nicht mehr gehört und ohne weitere Untersuchung abgewiesen wird (fins de non-recevoir). — Außer den bereits erwähnten Sammlungen haben die Lübecker, Hamburger und Bremer eigene statutarische Seegesetze, worunter das hamburgische das merkwürdigste und in neueren Zeiten das am meisten beachtetste geblieben ist. Bei dem ausgedehnten Handel der Städte des mächtigen Städtebundes konnte es nicht fehlen, daß sich nicht auch hier gewisse seerechtliche Gewohnheiten bilden und einzeln wirkliche Vorschriften erfolgten, wie sie zum Theil in den Hansa-Recessen enthalten sind. Gesammelt wurden sie zuerst 1591, aber bald revidirt und 1614 unter dem Titel: „Der ehrbaren Hansestädte Schiffsordnung und S., deren sich ihre Bürger, sonderlich die Schiffsrheder, Befrachter und Schiffer zu verhalten, von neuem gebessert und unter gewisse Titel ausgetheilt", herausgegeben, gedruckt unter andern in Engelbrechts „Corp. jur. naut." und bei Pardessus. — Spanien hatte außer einem ganz alten, einzelne Materien betreffenden, und einigen dürftigen Bestimmungen in den Statuten einzelner Städte, wie in denen von Burgos und Sevilla, bis ins 18. Jahrhundert kein allgemeines Seegesetz. Im J. 1737 erhielt Bilbao ein Handelsgesetzbuch: „Ordenanzas de la illustre universidad y casa de contratacion de la M. N. y. M. L. villa de Bilbao", in welchem ein ziemlich vollständiges, der franz. Ordonnance de la marine nachgebildetes S. enthalten war. Dieses Gesetz erhielt in Spanien bald großes Ansehen und wurde durch königliche Verordnung 1827 für ganz Spanien zum Gesetz erklärt. Unter dem 30. Mai 1829 wurde indessen das neue Handelsgesetzbuch für ganz Spanien: Codigo de commercio, decretado, sancionado y promulgado en 30. de mayo 1829, publicirt, welches im 3. Buche das S. enthält. — Italien hat außer dem für Venedig unter dem 20. Sept. 1786 durch ein Dekret des Staates publicirten „Codice per la Veneta mercantile marina" kein S., sondern nur Verordnungen über einzelne Materien. Hauptnorm für die Entscheidung seerechtlicher Streitigkeiten war das „Consolato del mare". Jetzt gilt in dem größten Theile Italiens das franz. Recht. — In Holland beachtet man außer den Gesetzen der spanischen Könige für die Niederlande das wisbysche S. Zwar wurde 1826 ein „Wetboek van Koophandel" publicirt, welches im 2. Buche das S. enthält, doch hat dieses noch keine praktische Geltung erhalten. — Rußland stand mit der Hansa in so engen Verbindungen, daß sich wohl annehmen läßt, daß hier meist hanseatische Gewohnheiten gelten, zu denen 1720 eine allgemeine Verordnung Peters I. kam. Im J. 1781 wurde das jetzige russische S., welches weit unvollkommener, als die oben angeführten S.e ist, von Katharina I. publicirt; es führt den Titel: „Russisch-kaiserliche Ordnung der Handels-Schifffahrt auf Flüssen, Seen und Meeren", deutsch von Arndt. Dazu kommen einzelne Ukasen und das Ansehen der Präjudikate. — Das schwedische S., „Sveriges rikes Sjölay", ist von Karl XI. 1667 erlassen. Es zeichnet sich durch Deutlichkeit, und was das Strandrecht und andere Punkte betrifft, durch Billigkeit aus. Vollständig ist es nur, wenn man sämmtliche spätere Verordnungen hinzunimmt, die in Flintbergs „Anmärkningar till sveriges rikes Sjölay" (3. Ausg., Stockholm 1815) und in Fredenbergs „Fortsattning Till Jung Mänads slutuc af främl Herr Commerceräadet J. A. Flintberg Anmärkningar till sveriges rikes Sjölay" (Stockh. 1822) gesammelt sind. Eine deutsche Uebersetzung ist von Dr. Hagemeister 1796 in Greifswalde erschienen. — Das erste dänische Seegesetz ist von 1561. Es wurde 1572 und 1642 einer Revision unterworfen. Das jetzt geltende dänische S. ist

von 1683 und im 4. Buche der Gesetze Christian V. „Danske Low" enthalten. Einen in historischer und juristischer Hinsicht sehr gründlichen Kommentar hat Herr Brorson, Advokat bei dem höchsten Gerichte in Kopenhagen, 1797 geliefert. — In Portugal gibt es keine amtliche Sammlung von Seegesetzen, sondern alle sind in den Sammlungen der andern Gesetze zerstreut. Das vorzüglichste Werk über diesen Gegenstand ist das zu Lissabon 1812 in 7 Theilen erschienene: Principios de dereito mercantil e leys de marinha por Posè da Silva Lisboa, dessen 6. Theil vom eigentlichen S. handelt. — Preußen erhielt das erste vollständige S. im J. 1727. Vorher existirten einzelne Verordnungen, neben denen, wenigstens theilweise (z. B. danziger Willkür, 1597) das hanseatische S. Gesetzeskraft hatte. Das jetzt geltende S. befindet sich im allgem. Landrecht (Buch 2, Tit. 8, Absch. 11 und 12). Es ist eines der umständlichsten S.e, die vorhanden sind und wird auch in Rußland, so weit das russische S. nicht ausreicht, benutzt. Es stammt größtentheils aus dem alten preuß. S.e von 1727. — Oesterreich erhielt sein erstes S. durch Maria Theresia, welche es am 25. April 1774 unter dem Titel: „Editto politico di navigazioni mercantile austriaca" publiciren ließ, zuletzt mit den einzelnen spätern Verordnungen gedruckt zu Triest. In Venedig galt jedoch: Il Codice per la Veneta mercantile marina, Venedig 1786. Das erste hamburgische S. ist unter dem Titel: Schiprecht, schon in dem Statute von 1276 enthalten. Bei der großen Dürftigkeit desselben aber wurde es später wohl aus den allgemeinen Seegewohnheiten ergänzt. Verbindende Kraft hatten natürlich auch die Beschlüsse der Hansa. Das jetzt geltende S. befindet sich im 2. Theile des Statutes von 1603. — Lübeck und Bremen, wie Hamburg vorzügliche Glieder der Hansa, richteten sich gleichfalls nach deren Gewohnheiten und Beschlüssen. Lübeck hat jedoch ein altes Seegesetz (das lübische S.) von 1299, revidirt 1519 und in das lübische Stadtrecht mit aufgenommen. Das jetzt geltende S. bildet den 6. Theil des Statutes von 1586. Ein bremisches S. von 1433 (in de Port, Specimen de cura ampl. senatus Bremens. circa rem nauticam, Göttingen 1780) ist zu dürftig, um wesentlich in Betracht zu kommen. — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika fehlt es noch an einem Gesetzbuche über das S. Gesetze über die Registrirung, die Pässe, das Strandrecht und das Prisenverfahren sind enthalten in den „Laws of de United States of America". Man beobachtet meist das englische Recht, zu welchem dann die Präjudikate der amerikanischen Gerichte kommen. — Von Seiten Englands selbst ist ebensowenig ein Kodex des S.s amtlich erschienen. Die daselbst herrschenden Gesetze und Gebräuche in Bezug auf das See- u. Schifffahrtswesen sind hauptsächlich auf das Herkommen, auf die Principien, die in den bürgerlichen Gesetzen, den Sammlungen von Oleron und Wisby und in den Werken ausgezeichneter Rechtsgelehrten aufgestellt sind, so wie auf Präjudikate begründet. Ein Gesetz, auf diese Art gebildet, muß sich stets in einem Zustande fortschreitender Vervollkommnung befunden haben, und obgleich noch wesentlicher Verbesserungen fähig, stimmt es doch gegenwärtig vielleicht genauer, als irgend ein anderes System, mit jenen überall anerkannten Grundsätzen der Gerechtigkeit und allgemeiner Bequemlichkeit überein, nach welchen die Angelegenheiten der Handel und Schifffahrt treibenden Klasse geordnet werden sollten. Die Entscheidungen des Lord Mansfield trugen viel dazu bei, die Grundsätze des englischen S.s festzustellen und dasselbe der Vollkommenheit näher zu bringen, so wie es dem Lord Stowell ebenfalls viel in dieser Hinsicht zu verdanken hat. Die Entscheidungen des letztern betreffen meistens Fragen in Prisensachen, die während des letzten Krieges aus den streitenden Ansprüchen der Kriegführenden u. Neutralen entstanden. Aber die Grundsätze und Lehren, die er im Laufe dieser Untersuchung entwickelte, werfen ein helles und bestimmtes Licht auf die meisten Zweige des S.s. Die Abhandlung von den Gesetzen in Bezug auf Kauffahrteischiffe und Seeleute von Lord Tenterden (Charles Abbot), vormaligem ersten Richter der Kings Bench, gereicht den Talenten, der Gelehrsamkeit und Freisinnigkeit des edlen Verfassers zur höchsten Ehre. Sie gibt in einer kurzen Darstellung eine klare und deutliche Uebersicht der wichtigsten Zweige des engl. S.s und kann mit gleicher Leichtigkeit und gleichem Vortheile vom Kaufmann wie vom Rechtsgelehrten benutzt werden. Alle diese Bemerkungen beziehen sich vornehmlich auf die Grundsätze oder Hauptlehren des engl. S.s. Diese sind indessen durch gesetzliche Verordnungen bedeutend modificirt worden, und die übermäßige Vermehrung von Parlamentsakten, wodurch andere Akten zum Theil ausgesetzt, widerrufen, oder verändert wurden, stürzte das Handels- und Seerecht in England oft in eine unauflösliche Verwirrung, zum großen Nachtheil des öffentlichen Besten. Keiner, der nicht mit dem Gegenstande vertraut ist, kann einen Begriff davon haben, bis zu welchem Umfange dieser Mißbrauch getrieben wurde. Von der Revolution bis 1786 wurden einige hundert Akten erlassen, die entweder eine Verminderung oder Vermehrung oder sonstige Veränderung in denjenigen Zöllen, Rückzöllen und Prämien geboten, die früher bestanden hatten. Hierdurch wurden die Zollgesetze so verworren und undeutlich gemacht, daß unter 50 Kaufleuten kaum einer angeben konnte, wie viel irgend ein Artikel an Zoll zu entrichten habe, oder auf welche Weise die Ein- oder Ausklarirung eines Schiffes bewerkstelligt werden müsse. Und doch war die Macht der Gewohnheit so groß, daß dieser ungeheure Mißbrauch sich noch 50 Jahre durchschleppen konnte, nachdem er bereits als unerträglich verschrieen worden war. Pitt hatte das Verdienst zuerst, einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Auf seine Vorstellung wurden alle die verschiedenen Zölle, die 1787 bestanden, zurückgenommen und neue an ihre Stelle gesetzt, die in den meisten Fällen Aequivalente der alten waren. Das Haus der Gemeinen, indem es diese Maßregel ausführte, hatte nicht weniger als 3000

Resolutionen zu erlassen. Die Verordnungen wegen Ein- und Ausklarirung wurden ebenfalls vereinfacht.

Die völkerrechtlichen Bestimmungen über S. beruhen auf den zwischen den machthabenden Staaten abgeschlossenen Verträgen. Die wirkliche Seemacht ist es hier natürlich, welche die Satzungen für das S. diktirt. Als Beleg dient die engl. Navigationsakte von 1657, welche zunächst die Holländer, sodann aber auch ganz Deutschland sehr hart traf. Wie vortheilhaft sie auch für die englische Seemacht war, so war sie doch nur aus dem selbstsüchtigtn Merkantilsystem entsprungen und nur durch Aufhebung derselben im Jahr 1850 ist es möglich geworden, einen Streit zwischen England und dem übrigen Europa im Fall eines Seekrieges zu schlichten. Ihr hatte es der nicht engl. überseeische Handel zu verdanken, daß er in der Blüthe erstickt wurde und kein nicht englisches Handelsschiff Kolonialwaaren aus den Kolonien nach England einführen oder nach britischen Kolonien einführen durfte. Die Unterdrückung aller Handelsfreiheit und der Handelsegoismus Großbritanniens war nie schroffer und offenbarer ausgesprochen worden. England ging aber noch weiter, indem es in Kriegsfällen das Recht verlangte, selbst mit neutralen Schiffen feindliches Schiffsgut wegnehmen zu dürfen. Ihm entgegen schlossen die übrigen Seemächte 1780 ein Kaufbündniß, dem es jedoch ebensowenig, als den Machtsprüchen Napoleons gelang, die britische Anmaßung zu unterdrücken. Der oberste Grundsatz für die freie Schifffahrt dagegen ist der zuerst in Frankreich, später von den übrigen Seemächten angenommene und in neuerer Zeit besonders von den nordamerik. Freistaaten vertheidigte Satz: „frei Schiff, frei Gut", oder, was fast dasselbe bedeutet: „die Flagge deckt die Waare". Für die Handhabung des S.s sind oft bisweilen Gerichte niedergesetzt, welche den Namen Admiralitäts- oder Prisengerichte führen. — Das Privat-S. hat hauptsächlich die eben gedachten Rechtsbeziehungen zum Gegenstande, insbesondere aber auch die Seeassekuranz, die Bodmerei u. Haverei. Unter Bodmerei versteht man einen Vertrag, wornach Jemand auf den Werth eines Schiffes mittelst Schiffslast ein Darlehen hingibt und dafür die Gefahr der Seereise übernimmt, so daß mit dem Untergang des Schiffes und der Waare der Gläubiger seiner Forderung verlustig geht. Haverei (Avarie) dagegen bedeutet entweder den Schaden, welchen ein Schiff mit Ladung auf einer Seereise erleidet, oder die auf Schiff und Ladung für eine Seereise nothwendigen außerordentlichen Auslagen und Kosten. Man unterscheidet große und kleine Haverei. Zur ersten rechnet man allen Schaden, welcher durch Maßregeln zur Abwendung einer gemeinsamen Seegefahr entsteht; der letztere begreift den Schaden, welcher entweder dem Schiffe allein, oder der Ladung allein zugefügt wird. Endlich kommen als besonderes Recht die bereits oben erwähnten Normen über den Seewurf hier in Betracht. — Literatur: Surland, Grundsätze des europäischen S.s, Hannover 1750; — Cancrin, Abhandlung vom S.e, Halle 1801; — Jacobsen, S. des Friedens und Krieges, Altona 1815; — Meno Pöhls, Darstellung des S.s nach gemeinem und hamburgischem Rechte und nach den Gesetzen der vorzüglichsten handelnden Staaten Europa's und Amerika's, Hamburg 1830—33, 4 Thle. (3. Bd. der Darstellung des Handelsrechtes desselben Verfassers); — A. Mirus, Das S. und die Flußschifffahrt nach den preuß. Gesetzen, mit Rücksicht auf die wichtigsten fremden Gesetzgebungen systematisch bearbeitet, Leipzig 1839; 2 Bde.; — Das franz. S., frei übersetzt nach der 4. Aufl. von Pardessus „Cours de droit commercial", mit Noten begleitet von A. Schiebe, Bremen 1840; — G. Abbot (Lord Tenterden), A treatise of the law relative to merchant-ships and seamen, London 1840; — Holt, A system of the shipping-and navigation-laws of Great Britain and of the laws relative to merchant-ships and seamen, and maritime contracts, das. 1820, 2 Bde.; — Boulay Paty, Cours de droit commercial maritime, d'après les principes et suivant l'ordre du code de commerce, Rennes und Paris 1821—1823, 4 Bde.; — A. Beaussant, Code maritime ou lois de la marine marchande, administratives, de commerce, civiles et pénales, réunies, coordonnées et expliquées, Paris 1839—1840, 2 Bde.

Seereiher (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Heniochus *Cuv.*

Seereisen, Reisen zur See, s. Reisen.

Seeren, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 390 Einw.

Seeresede (Zoophyt.), s. v. a. Prymnoa lepadifera *Lamour.*

Seeresen (Dzerzendno), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 140 Einw.

Seerig, Wilhelm, Mediciner, erst Prosektor, dann Professor an der Universität und an der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Breslau, seit 1836 Medicinalrath, Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik. Schrieb: De fungi durae matris origine et diagnosi, Breslau 1826; — Ueber angeborne Verwachsung der Finger und Zehen und Ueberzahl derselben, das. 1827; — Anatomische Demonstrationen, das. 1830—32, 2 Hefte; — Armamentarium chirurgicum, das. 1835—38, 2 Bde.; — De pseudarthrin, Königsb. 1838.

Seerinde (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Flustra *L.*

Seerobbe (Säugeth.), s. v. a. gemeiner Seehund, Phoca vitulina *L.*

See rollt (Schifferspr.), wenn die Wellen gegen ein flaches Ufer anlaufen.

Seeroman (Lit.), s. Roman.

Seerose (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Nymphaea *L.*; — 2) s. v. a. Nuphar luteum *Sm.*

Seerosen-Blattkäfer (Entom.), s. v. a. Gallruca nymphaeae *Gyll.*

Seershausen, hannöv. Dorf, Landdr. Lüneburg, A. Meinersen; 37 Häuser.

Seerunen, s. Runen.

Sees, Stadt, s. v. a. Seez.

Seesalz, s. v. a. Meersalz, vgl. Steinsalz.

Seesalzbäder, s. Bad (Med.).

Seesbach, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach; 490 Einw.

Seescheide (Mollusk.), Ascidia *L.*, Gattung der Acephala tunicata *Cuv.*, der Ordnung der Muschelkracken und der Zunft der armlosen Muschelkracken nach Oken. Charakter: Gestielt oder ungestielt. Der Mantel und dessen Hülle knorpelig, oft sehr dick, sackförmig, überall geschlossen, außer an zwei unter einander stehenden Mündungen, welche den Röhren der Muscheln entsprechen, nämlich die eine, tiefere, zum Durchgang des Wassers, die andere zum Austritt der Exkremente. Ihre Kiemen bilden einen großen Sack, in dessen Tiefe sich der Mund befindet. Neben diesem die Masse vom Eingeweide. Die Hülle ist viel weiter als der Mantel, dieser ist faserig und gefäßreich. Sie stehen entweder auf einem langen Stiele oder sitzen unmittelbar fest, an Felsen, Holzwerk und dergl. im Meere, und haben keine freie Ortsbewegung. Manche gleichen einer Wurst an Gestalt, zumal wenn sie aufgetrieben sind, andere einem Ei an einem Stiele u. s. w. Man kann sie essen, und sie finden sich in allen Meeren. Savigny (Memoires sur les Animaux sans Vertibres, Bd. II, Paris 1816) hat nach seinen und Cuviers Beobachtungen die linnéische Gattung Ascidia in vier Untergattungen: Cynthia, Phallusia, Clavelina und Boltenia, getheilt. Da die wichtigsten Arten der drei ersten schon an den betreffenden Stellen von uns beschrieben worden sind, so führen wir hier nur noch die von Boltenia an: Boltenia *Savign.* Körper gestielt; Hülle lederartig; beide Oeffnungen mit 4 Strahlen; Kiemenhöhle faltig. Von 6 Arten bekannteste: 1) B. orifera *Savign.*, T. 1, F. 1, Ascidia globifera *Lam.*, Ascidia pedunculata *Brug.*, Vorticella orifera *L.*, Animal planta *Edwards Birds*, 356. Körper kugelrund, etwas eiförmig, bräunlich grau, dicht steif behaart, die Mündungen vierspaltig, etwas weit von einander entfernt; der Körper steht auf einem etwa 1 Fuß langen, schwachen, rauhborstigen, verschieden gebogenen Stiele, mittelst dessen er am Felsen festsitzt. Im nördlichen, zumal amerikanischen Ocean. — 2) B. fusiformis *Sav.*, Ascidia clavata *Shaw*, misc. Zool., Bd. V, T. 154, Vorticella Bolteni *L.* Mit langem, verschieden gebogenem, rauhem Stiel, eiförmiggestrecktem Körper und entfernt von einander, seitwärts stehenden Oeffnungen. — 3) B. reniformis *Mack Leay*, in Linn. Transact., XIV, S. 111, T. 18. Etwas rauh, mit fast nierenförmigem Körper, die Mündungen etwas hervorstehend, der Stiel am Ende stehend. In den nördlichen amerikanischen Meeren.

Seescheiden (Mollusk.), s. v. a. Ascidiä, Unterabtheilung der Manteltierfamilie der Tunikata. Der Körper besteht aus 3 ineinander steckenden Blasen, nämlich der äußeren Hülle, dem Mantel, worin der Bauchsack und die Mund- oder Kiemenhöhle liegen. Der Mantel hängt nur an den 2 einander nie entgegengesetzten (Mund- u. After-)Oeffnungen mit dem Körper zusammen und ist mit oder ohne Stiel stets angewachsen. In allen Meeren. Einige eßbar. a) Einfache S.: Boltenia, Cynthia, Clavalina, Phallasia. — b) Zusammengesetzte S.: Viele kleine Thiere stecken in einer gemeinschaftlichen Hülle (Ascidienstock) in Gruppen vertheilt; die beiden Leibesöffnungen meist mit blumenblattähnlichen Lappen umgeben (daher sonst zu den Alcyonien gestellt): Botryllus, Diazona. Vgl. Tunicata.

Seescheere (Ornith.), s. v. a. Scheerenschnäbler, Rhynchops nigra *L.*

Seeschildkröte (Amphib.), Schildkrötengatt., s. v. a. Caretta *Merr.*

Seeschildkröten (Amphib.), s. v. a. Chelonä, Familie der Testudinata. Zehen unbeweglich und durch Haut zu Ruderfüßen flossenförmig verbunden, Schild wenig gewölbt, zu klein, um Kopf und Gliedmaßen darunter zurückzuziehen. Nur in den Tropenmeeren; vergraben die Eier in den Sand, die auskriechenden Jungen wandern sogleich dem Meere zu: Chelonia, Sphargis. Das Weitere s. Testudinata.

Seeschlacht (Combat naval), ein Gefecht mehrer (über 4—6) Kriegsschiffe gegen einander; kämpfen weniger Schiffe gegen einander, so heißt es Seegefecht. Die Seetaktik bezweckt bekanntlich nicht Gewinnen von Terrain, sondern hauptsächlich die Eroberung oder Vernichtung der feindlichen Schiffe, nämlich der taktischen Einheiten auf der See. Die Mittel, diesen Zweck durchzuführen, oder selbst der Vernichtung zu entgehen, bestehen erst in den verschiedenen Manövers, dann in dem Geschützfeuer. Lassen sich feindliche Schiffe in ein Gefecht ein, so werden auf beiden Seiten alle Hängematten aufgerollt und auf das Deck gebracht, wo aus ihnen eine Art Brustwehr und eine solche auch auf den Masten in dem Finkennetze gebildet, auch sie um das vornehmste Tauwerk geschnürt werden, damit dasselbe nicht von Flintenkugeln leide. Hierauf werden die Rahen durch Ketten befestigt, um sie gegen Abschießen zu sichern, von den Hauptsegeln und Tauen ein Vorrath bereit gelegt. Der Schiffszimmermann mit Gehülfen begibt sich in den Raum, um vorzubereiten, daß die entstandenen Lecke sogleich durch Schmierpfropfen geschlossen werden; die Kanonen werden losgemacht und, so wie die Munition, revidirt und an Ort und Stelle gebracht; die Krautlaterne und bei Nacht die Schlachtlaterne werden angesteckt, die Signallaterne bereit gehalten. Sind sich die Schiffe auf Kanonenschußweite nahe gekommen, so wird die Trommel gerührt und ein Signal mit der Pfeife ruft Jeden auf seinen Posten. Die Luken nach dem Innern des Schiffs werden geschlossen, damit sich Niemand dem Gefecht entzieht, nur die nach der Pulverkammer bleibt offen, um die Munition daraus zu reichen. Die Seesoldaten nehmen ihre Stellung auf Verdeck, Back und Hütte ein und erhalten Munition und Handgranaten; der Kapitän hat seinen Posten auf der Hütte, um das ganze Schiff übersehen zu können; die Lieutenants und Seekadetten gehen längs den Batterien auf und ab, der Konstabler beaufsichtigt die Munition. Ist man sich bis auf

Gewehrschuß nahe gekommen, so beginnt das Kanonen- und Flintenfeuer. Die Geschütze werden hierbei auf den Punkt, wo das feindliche Schiff das Wasser berührt, und noch etwas tiefer, um ihm Grundschüsse zu geben, und etwas höher, auf das Schiff über dem Wasser, auch nach den Masten, Rahen und Segeln gerichtet. Die Verwundeten werden auf der Kuhbrücke verbunden. Werden die Geschütze gut bedient, so üben sie eine zerstörende Wirkung aus und bei längerer Dauer des Gefechts kann es nicht fehlen, daß entweder einige Schiffe in die Luft fliegen, oder daß sie durch den Verlust ihrer Maste, oder durch den Ruin ihres Takelwerks, oder durch erhaltene gefährliche Lecke entweder kampfunfähig geworden, oder nicht mehr im Stande sind, die See zu halten. In diesem Augenblick tritt die Entscheidung ein. Hat das im Nachtheil befindliche Schiff sich noch nicht für überwunden bekannt, „seine Flagge gestrichen", d. h. sie vom Maste herabgelassen, so legen sich die Schiffe so nahe wie möglich an die feindlichen, ein Kartätschenhagel reinigt das obere Deck und die Mannschaft bedient sich zur Vorbereitung und Ausführung des Enterns der Enterhaken. Das feindliche Schiff wird dadurch an seinen Gegner befestigt, dieser dringt in dasselbe ein, der Kampf mit blanken Waffen beginnt und endet gewöhnlich mit der Besiegung der Schiffsmannschaft und der Eroberung des Schiffes. Der Sieger nimmt sogleich davon Besitz und übernimmt das Kommando, bis der Admiral oder Flottenkommandeur einen andern Befehlshaber ernennt. Die Besatzung des überwundenen Schiffs wird kriegsgefangen auf das diesseitige gebracht, die Flaggen des Siegers über der des Besiegten aufgepflanzt. Nicht immer entscheidet die Größe des Schiffs den Sieg, öfter die größere Thätigkeit und Entschlossenheit der Mannschaft und besonders die Geistesgegenwart des Kapitäns. Zuweilen aber entreißen Zufälle, wie in Brandgerathen und Sinken des Schiffs, Auffliegen der Pulverkammer den schon sicheren Sieg; durch Entern sind oft selbst Linienschiffe von Fregatten genommen worden. Nach dem Treffen sucht man den erlitteren Schaden möglichst auszubessern. Man reinigt das Geschütz und befestigt es an seiner Stelle, bringt die Munition in die Pulverkammer zurück, scheuert das Deck, bessert die Segel und Rahen aus oder ersetzt sie durch neue ꝛc. Bei einer eigentlichen S., die im Grunde nur aus mehren Einzelgefechten besteht, kommt dies Alles wieder vor. Die Schlachtordnung besteht entweder nur aus einer Linie, oder es stehen zwei, ja manchmal drei Linien hinter einander. Im letzten Falle erhält die erste die Benennung „Linie auf dem Winde", die mittlere wird „Linie des Centrums", die dritte „Linie unter dem Winde" genannt. Die Schlachtordnung selbst ist entweder parallel, oder der Feind wird in der Mitte durchbrochen, oder derselbe wird auf den Flügeln umgangen und zwischen zwei Feuer genommen. Die Richtung des Windes und die Stellung der feindlichen Flotte bestimmen die Wahl der Schlachtordnung. Zur Seite der Flotte, doch außerhalb des Kanonenschusses, legen sich die Repetirschiffe und Brander, noch weiter zurück die Transport-, Proviant- und Krankenschiffe, oft von einigen Fregatten gedeckt. Ankert der Feind in einem Hafen, wie bei Abukir oder Navarin, so ist die Disposition noch einfacher. Die angreifende Flotte dringt in den Hafen, so gut es angeht, marschirt nach einem oder beiden Flügeln oder nach der Mitte auf, jedes Schiff nimmt an dem Kampfe Antheil, und ist die Schlacht im Gange, so hören alle Mannövers auf; das Admiralschiff spielt die Rolle eines jeden andern Flottenschiffes und die Befehle, welche durch Signale gegeben werden können, beziehen sich dann meist nur auf die Reserve, ferner auf Einstellung des Feuers, auf das Entern oder den Rückzug. Wie bei einem Landkriege den Armeen Vortruppen vorangehen, so bilden auf der See die Fregatten die Vorhut. Sie segeln ihrer Flotte auf eine Entfernung von 5 bis 10 Landmeilen voraus, um die verschiedenen Verhältnisse zu erkennen. Treffen sie auf einzelne Schiffe, oder auf die vorausgesendeten Wachtschiffe des Feindes, dann wird der Kampf nicht abgewiesen, vielmehr ist ein solcher deshalb vorgeschrieben, um bestimmte Nachrichten über die feindliche Hauptmacht zu erhalten. Nehmen sie aber die letztere selbst wahr, so suchen sie sich soviel wie möglich zu nähern, um die Anzahl der feindlichen Schiffe, deren Größe u. die Formation zur Schlacht zu erkennen. Glauben sie hierüber vergewissert zu seyn, so treten sie den Rückzug an und setzen, um ihrem Admiral die Möglichkeit zu verschaffen, seine Disposition zur Schlacht treffen zu können, alle Segel bei. Die Fregatten befinden sich in der Schlacht entweder im zweiten Treffen, oder auf den Flügeln, oder in der Reserve. Haben die zur Rekognoscirung ausgesendeten Späheschiffe ihrem Admirale die nothwendigen Nachrichten gebracht, so gibt derselbe Befehl, zur Schlacht sich fertig zu machen und sich in Schlachtordnung aufzustellen. Die Schlachtordnungen der Alten, welche das Schießpulver nicht kannten, waren natürlich wesentlich verschieden von denen der Neueren. Wollten die Alten eine S. liefern, so wurden zuerst alle Lebensmittel und überflüssigen Geräthschaften von den Kriegsschiffen entfernt (Polyb., I, 60; Livius XXII, 14), dann sah man darauf, daß man die Strömungen des Meeres für sich (daher ῥοδίω χρᾶσθαι), ferner, daß man die Winde nicht gegen sich hatte (Diodor XIII, 39; Livius XXVIII, 30). Sobald man der feindlichen Flotte ansichtig ward, wurden die größeren Segel eingerefft oder ganz abgenommen (καταιρεῖν τὰ ἱστία) und, um dem Winde nicht so viel Einfluß auf die Bewegung der Schiffe zu lassen, die Masten niedergelassen (Polyb. I, 61; Liv. XXXVI, 44), darauf die Losung gegeben (Polyb. XVI, 1) und die Schlachtordnung hergestellt (Thucydides II, 83; Liv. XXXVII, 29). Diese war den Umständen gemäß verschieden. Man stellte nämlich die Vordertheile alle gegen den Feind gekehrt (αντι φρώρους ἱστάναι) oder die Schiffschnäbel gegen die Borde der feindlichen Schiffe gerichtet; bald stellte man sie in einer Linie auf (ἐν μέτωπῳ, μετωπηδὸν, Polyb. XVI, 2; Herodot VII, 109; Thucydides II,

90), was das Gewöhnlichste war und zwar die besten und stärksten Schiffe auf die Flügel (Diod. XI, 18; XX, 50), das Admiralschiff auf den rechten Flügel; bald bildete man zwei getrennte Linien, wie Flügel (Diod. XIII, 39, 45, 98; Liv. XXXVI, 44), bald ein Mitteltreffen mit zwei Flügeln (Thur. I, 48); bald stellte man alle Schiffe in zwei Treffen, von welchen das letztere die Reserve bildete (Hirt. 14); bald stellte man die Treffen näher, bald weiter auseinander, beobachtete jedoch, daß der Zwischenraum nie so beträchtlich war, um dem Feinde ein Durchbrechen unmöglich zu machen. Sehr oft stellte man die Schiffe in einen halben, gegen den Feind konvexen Mond auf (μηνοειδὴς στόλος), und an den beiden Hörnern befanden sich die besten Schiffe, das Admiralschiff in der Mitte; bald war in dieser Stellung die konkave Seite dem Feinde zugekehrt. Auch stellte man die Schiffe in Form eines V (forceps, ἐπικαμπὴς), oder in einer runden Figur auf (κύκλος, ovalis acies). Diese Aufstellung und ihr Angriff wird von Thucydides (II, 83) beschrieben. War die feindliche Flotte überlegen, so suchte man dem Feinde den Vortheil der Stellung zu entziehen. In dieser Absicht vermied man, so viel möglich, die hohe See und stellte die Flotte in Buchten auf (Thuc. II, 86), wo man mit Vortheil schlagen und durch ein Vorgebirg oder einen Hafen den Rücken frei erhalten, die feindliche Flotte dagegen an der Entwicklung ihrer Streitkräfte hindern konnte. Durch diese Vorsicht schlug Themistocles die Perser bei Salamis (Corn., Them. 4; Plutarch, Them., 12; Herodot VIII, 84; Diod. XI, 15, 18), so wie die Peloponneser die Athener in dem Meerbusen von Naupactus (Thuc. II, 90, 92). War die Aufstellung vollendet, dann erhoben die Ruderer die Handruder und man erwartete, da nun alle Schiffe schlagfertig waren (bei Plutarch ἐνήρεις, bei Cäsar naves instructae et paratae), das Zeichen zum Angriff. Ehe bei den Griechen eine S. ihren Anfang nahm, beobachtete der Admiral alle günstigen Vorbedeutungen, brachte den Göttern Opfer und sprach Gebete (Plut., Them. 13; Diod. XX, 50). Darauf fuhr er in einem leichten Fahrzeuge von Schiff zu Schiff und ermahnte die Soldaten zur Tapferkeit (Diod. XIII, 15; Thuc. II, 84). War dieses geschehen, dann gab man das Zeichen zum Angriff dadurch, daß auf dem Admiralschiffe ein vergoldeter Schild oder ein rothes Tuch aufgesteckt wurde (Thuc. I, 49; Diod. XIII, 77; XX, 51). So lange dieses Zeichen unverändert hing, dauerte das Gefecht fort, und aus Leo (Taktik) geht hervor, daß die verschiedenen, mit diesem Zeichen vorgenommenen Bewegungen den einzelnen Abtheilungen die Befehle des Admirals andeuteten. Livius (XXXVII, 24) belegt dieses mit einem Beispiele. Mit dem Zeichen zum Angriffe ertönte auf jedem Schiffe, dem Admiralschiffe zuerst, die Schiffstrompete (πολεμικὸν, Polyb. III, 96; Silius XIV, 371) und die Soldaten erhoben ihren Schlachtgesang zu Ehren des Mars und Apollo (Diod. XIII, 15, 77; Thuc. I, 50). Der Kampf begann mit dem Admiralschiffe (Diod. XI, 15, 18). Im Anfange des Gefechtes bedienten die Soldaten sich ihrer Wurfgeschosse, die Ruderer manövrirten mit den Schiffen, machten verschiedene Bewegungen und forderten die Feinde dadurch gleichsam heraus. Manchmal aber unterblieb dieses, die Schiffe gingen sogleich auf einander los; man suchte durch die schwereren Schiffe die feindliche Schlachtordnung zu durchbrechen (Thuc. II, 89), dem Feinde aber durch Abbrechen der Ruder (detergere remos, ἀνακόπτειν κώπας oder παρασύρειν τοὺς ταρσοὺς od. διέκπλους, Liv. XXXVI, 44; Cäsar, de bello civ. I, 58; Herod. VI, 2; Thuc. I, 49; Arrian II, 20; Pollux I, 10) Schaden zuzufügen und dann, um dieses Manöver von Neuem zu wiederholen, wieder rückwärts zu rudern (ἐπὶ πρύμναν κρούεσθαι od. ἀνακρούεσθαι, das französische Wort scier, was man bei Segelschiffen „über Steuer streichen" nennt), oder mit Sicheln, welche an langen Stangen angebracht waren, die Taue abzukappen, was auch bei den Römern geschah, oder den Feind zu umgehen. Bald aber trieb man die Schiffe aneinander, um sie durch die Stöße mit den Schiffschnäbeln gegen das Vorder- oder Hintertheil oder gegen die Seiten (πλαγίους παραβάλλειν), welche letzteren die gefährlichsten waren, zu zertrümmern und kampfunfähig zu machen (Diod. XIII, 16, 40; Polyb. XVI, 2; Curt. IV, 4). Waren die Schiffe einander so nahe gekommen, daß Schiff gegen Schiff focht, dann wurde der Kampf der Seesoldaten auf dem Decke mit Schwert und Wurfgeschoß, wie auf dem Lande, handgemein (Herod. VIII, 90; Diod. XIII, 10, 16, 46; Thuc. I, 49). Man zog die feindlichen Schiffe mit Ketten und Haken an sich, bediente sich der Raben u. s. w. zum Entern, drang darüber in die feindlichen Schiffe ein und kämpfte ganz wie auf dem Lande (Thuc. IV, 25; Diod. XIII, 10, 46, 90; Thuc. VII, 70; Liv. XXXVI, 44, XXX, 10). Wurden Schiffe erobert, so hing man diese, waren sie aber unbrauchbar gemacht, ihre Wracke (ναυάγια) an die Hintertheile der siegreichen und führte sie als Siegeszeichen mit sich hinweg (Diod. XIII, 47; Thuc. I, 50; II, 92; IV, 14). Die Römer folgten denselben Grundsätzen und Einiges, was von diesen bemerkt wird, gilt wahrscheinlich auch von den Griechen und den andern Völkern. Man schlug sich nie während eines Sturmes, sondern nur bei ruhiger See (Liv. XXV, 27; Lucan, Phars. III, 522), gewöhnlich in der Nähe des Landes; daher kam es darauf an, Ebbe und Fluth zu beobachten. Vor der S. stellte man besonders mit Hühnern Auspicien an, beobachtete auch andere Vorbedeutungen; man brachte auf dem Admiralschiffe den Göttern Opfer und that Gelübde. Eine auf dem Admiralschiffe aufgesteckte rothe Fahne war das Zeichen zum wirklichen Kampfe und, nachdem die Schiffstrompete ertönt war, erhoben die Soldaten ein Kriegsgeschrei und wurden handgemein. Man bediente sich bei den Römern zur Zerstörung der feindlichen Schiffe der Brander, oder man warf brennendes Geschoß (Dio L, 34) oder mit brennbaren Materien angefüllte Gefäße in die feindlichen Schiffe (Dio XXXIX, 32; L, 29, 34). Andere stellten auf den Vordertheilen der Schiffe an langen Stan-

gen befestigte, mit glühenden Kohlen angefüllte Gefäße auf, um damit anzuzünden (Livius XXXVII, 11); Andere spritzten aus hohlen Röhren griechisches Feuer auf die feindlichen Schiffe und steckten solche dadurch in Brand. Die siegreiche Flotte behängte die Vordertheile der Schiffe mit Lorbeer und ließ die Siegesmusik ertönen (Dio Cass. XLI, 5). In ähnlicher Weise wurden die S.en das ganze Mittelalter hindurch geführt, bis die Anwendung der Geschütze die Kriegführung zur See auf ein ganz anderes Princip brachte. Um ihr Geschütz brauchen zu können, stellten sich die Flotten einander parallel gegenüber in Schlachtordnung. Zur Zeit der französisch-niederländischen Kriege (zu Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts) wurde schon mehr manövrirt. Die Flotten suchten sich einander zu überflügeln und die stärkere bemühte sich auf diese Art, die schwächere zwischen zwei Feuer zu bringen. In dem Seetreffen bei la Hogue 1692 waren 9 französische Schiffe genöthigt, sieben Stunden lang nach zwei verschiedenen Seiten hin Feuer zu geben, und das Admiralschiff des Marquis von Tourville lag auf diese Art zwischen 6 englischen Schiffen, die ein fürchterliches Feuer auf ihn machten, auch 5 Brander gegen ihn schickten, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Auch suchte man um diese Zeit die feindliche Schlachtordnung zu durchbrechen. Dieses auszuführen ging auf ein bestimmtes Signal eine bestimmte Anzahl von Schiffen schnell aus der Linie heraus, mit vollen Segeln quer durch die feindliche Schlachtordnung durch, legte auf der andern Seite wieder bei und gab dem Feinde vielleicht 3 Lagen, ehe dieser, auf ein solches Ereigniß unvorbereitet und seiner Geschütze sich zu bedienen augenblicklich nicht im Stande, zu antworten vermochte. Der niederländische Admiral Ruyter soll der Erfinder dieses Manövers gewesen seyn. Er selbst führte es 1666 bei Dünkirchen aus, wo er die englische Flotte unter Admiral Monk durchbrach. Dieses Manöver hat sich bis auf die neueste Zeit bewährt. Ihm verdankte Nelson den Sieg von Trafalgar. Richtige Aufstellung und Instruktion der Reserve sichert gegen das Durchbrechen am besten. Ein kleines Bild einer S. mag das Zusammentreffen der französischen Flotte unter dem Grafen von Toulouse und der vereinigten holländisch = englischen Flotte unter Admiral Rook am 24. Aug. 1704 an der Küste von Malaga liefern. Die Franzosen zählten 108 Segel mit etwa 2000 Kanonen und erwarteten die heransegelnden Verbündeten. Diese an Schiffen eben so stark, als ihre Gegner, führten 3250 Kanonen. Um 10 Uhr begann der Kampf. Bereits 3 Stunden schleuderten 5000 Kanonen Vernichtung sich entgegen, die beschädigten Schiffe wurden von den Galeeren an das Schlepptau genommen und durch andere aus der 2. und 3. Linie ersetzt. Die französische Linie ward durchbrochen, das Meer vom Blute geröthet; auf den Verdecken lagen Todte und abgerissene Glieder in zahlreichen Haufen. Der über den Gewässern ausgebreitete Pulverdampf erlaubte kaum, die Schiffe zu erkennen. Die geregelte Schlacht hatte aufgehört, die Schiffe bekämpften sich einzeln oder in Gruppen, und zwischen denselben sah man untertauchende Boote, Torpillen &c., die einen Feuerregen auf die feindlichen Schiffe gossen und die Wirkung erhöhten, welche die an den Wänden der Schiffe hängen bleibenden Wasserraketen hervorbrachten. Die Fahrzeuge gruppirten sich um die Admiralschiffe; die Soldaten aller Nationen erfüllten streng ihre Pflicht. Eine der englischen Bomben traf das französische Admiralschiff von 88 Kanonen, durchschlug zwei Verdecke und zündete im Hintertheil des Schiffes. 5000 Flintenpatronen drohten Feuer zu fangen und das Schiff auseinander zu sprengen; ein Theil hatte sich bereits entzündet und sowohl den Admiral, als mehre zum Löschen herbeigeeilte Offiziere zu Boden geworfen. Der Admiral wurde verwundet, mehre Offiziere getödtet. Die Mannschaft, mit jedem Augenblick das Auffliegen des Schiffes befürchtend, verweigerten ihre Hülfe. Während dieses im Getümmel der Schlacht und unter dem schrecklichsten Feuer der Artillerie sich zutrug, wurden die gesund gebliebenen Offiziere, die sich rücksichtslos in die Flammen warfen, von den Matrosen unterstützt, des Feuers dadurch Meister, daß die übrigen Patronen, so wie die nahe liegende Munition über Bord geworfen wurden. Während dieses Herganges schleuderten die Gegner ihre Kugeln in das Chaos der Verwirrung. Ein Schiff von 58 Kanonen brannte an drei Orten und hatte beinahe seine ganze Mannschaft verloren. Dicht neben dem Schiffe des Großadmirals focht der Vainqueur von 88 Kanonen mit 3 feindlichen Schiffen, jedes zu 70 Kanonen, jener zählte 100 Todte und Verwundete, hatte im lebendigen Werk 40 Kugeln, in seinen Wänden überhaupt 150 Schuß, und jeder Mast war durch 2 bis 3 Kugeln getroffen. Die Schlacht endete um 7 Uhr Abends zum Vortheile der Verbündeten, deren Verlust bedeutend war. — Sogenannte parallele Schlachten gibt es jetzt selten mehr auf der See. Der franz. Admiral Villeneuve formirte sich 1805 mit seiner 23 Segel starken Flotte in einem Halbkreis, also nach alter Art. Nelson, der nicht allein vom Winde, sondern auch durch die Erfahrenheit seiner Mannschaft besser unterstützt wurde, als sein Gegner, segelte mit seinen 27 Schiffen in zwei Kolonnen auf die feindliche Schlachtlinie los. Villeneuve eröffnete auf der größten Schußweite das Feuer, und unter diesem Feuer gingen die Spitzen der beiden englischen Kolonnen durch die feindliche Linie und segelten hinter der Fronte der letzteren weg, während der andere Theil vor der Fronte aufmarschirte. Bis so weit ließ der englische Admiral das Feuer unbeantwortet. Jetzt aber begann es und hatte den Ruin der französisch = spanischen Flotte zur Folge. Die zweite Angriffsweise, das Umgehen, wandte Nelson bei Abukir an, wo er die auf der Rhede von Alexandria in einem Halbkreise vor Anker liegende feindliche Flotte auf einem Flügel so nahe umging, daß die Schiffe sich beinahe berührten. Während Nelson im Rücken der Franzosen 6 Schiffe vor Anker gehen ließ und während ein Schiff auf der nahen

Küste sich festfuhr, verblieben zum Gefechte in der Fronte nur 7 Schiffe. Das englische Feuer erhielt aber dadurch eine relative Ueberlegenheit, daß es von zwei Seiten kommend, sich koncentrirte, während das Feuer der Franzosen, nach zwei entgegengesetzten Seiten vertheilt, geschwächt wurde. Da nun die Kriegsschiffe in einer Schlachtordnung auf eine Entfernung von 900' (Kabellänge) auseinander stehen, so kann auf kurzen Schußweiten das neben liegende Schiff seinen im Kampfe begriffenen Nachbar wenig oder gar nicht unterstützen. War also Nelson in der Fronte um die Hälfte schwächer, so glich sich dieses durch die Angriffsart nicht nur allein aus, sondern jedes angegriffene französische Schiff hatte es mit zwei englischen aufzunehmen, was die Niederlage der Franzosen unter dem tapfern Brucy vollendete. Steht ein Schiff zwischen zwei Feuern, so wird es, da es auf jeder Seite nur die Hälfte seiner Geschütze ins Feuer bringen kann, während das gegenüberliegende Schiff, bei der Annahme, daß beide Theile gleich stark bewaffnet sind, mit einer doppelt so großen Anzahl schießen kann, in der Regel den Sieg nicht davon tragen. Indeß kann es sich ereignen, daß ein so angegriffenes Schiff dennoch Sieger bleibt. Ein Beispiel liefert in dem Seetreffen bei den Antillen 1782 das Schiff Cäsar, Kapitän von Martigni, und das franz. Admiralschiff (Stadt Paris), die sich lange gegen mehre englische Schiffe vertheidigten. Ein anderes Beispiel ereignete sich 1828 auf dem schwarzen Meere. Hier wurde der Merkurius, ein kleines russisches Kriegsschiff von 18 Kanonen, von zwei türkischen Linienschiffen ersten Ranges angegriffen. Diese legten sich auf die beiden Seiten des russischen Schiffes und beschossen es mit 180 Kanonen mehre Stunden lang. In diesem Kampfe ging eines der türkischen Schiffe zu Grunde, das andere, übel zugerichtet, ergriff die Flucht. Der Grund dieser seltenen Erscheinung ist wohl nur im Folgenden zu suchen. Der Merkurius war wahrscheinlich nur eine Korvette, die 15' über dem Wasserspiegel steht; ein Linienschiff aber mit seiner lothrechten Höhe von 50' geht 30' über dem Wasserspiegel. Es ist also erwiesen, daß auf eine nahe Entfernung, wo die Schiffe beinahe Bord an Bord liegen, nur die Batterien auf dem Unterdeck der türkischen Schiffe benutzt werden konnten, während die Geschütze weiter nach oben müssig bleiben mußten. Sie konnten nämlich ihre Geschütze nicht so tief richten, um das russische Schiff von nur wenig Bord im Rumpf zu treffen. So verschieden die Gefechtsverhältnisse zu Lande und zur See in ihren Elementen und in dem Hauptcharakter sind, eben so verschieden ist das Resultat des Kampfes, sowohl in der Zeit, als in dem Raume und in dem Ruin des Materials und der Kriegsmittel. Die Schlachten auf der See dauern nicht so lange, als Landschlachten und die besiegte Flotte ist gewöhnlich größtentheils ruinirt, vernichtet (Abukir, Trafalgar, Navarin), während dieses von einer geschlagenen Landarmee nicht gilt, wenn gleich deren Verluste nicht selten ziemlich beträchtlich sind. Der Sieg auf dem Lande kostet in der Regel bedeutende Opfer, ein Sieg zur See wird viel wohlfeiler erkauft. Ist der Sieg errungen, so muß er möglichst kräftig benutzt, die Schiffe, die sich nicht ergeben wollten, müssen in den Grund gebohrt, in Brand gesteckt oder wenigstens für lange Zeit dienstunfähig gemacht werden. Die geschlagene Flotte aber muß sich beeifern, möglichst viel Schiffe zu retten, die beschädigten hingegen aus dem Bereich des feindlichen Feuers zu entfernen, anderen, die großen Verlust erlitten haben, frische Mannschaft senden, die Schiffe, die noch nicht im Feuer waren, an die gefährlichsten Punkte schicken rc. Der **Rückzug** geschieht meist in der Gestalt eines Halbmondes.

Seeschlagbaum, s. v. a. Seebaum.

Seeschlange (Zool.), der Name eines Thieres, dessen Existenz entweder völlig fabelhaft, oder wenigstens noch nicht völlig ermittelt worden ist. Schon die ältern Schriftsteller, wie **Pantoppidan**, **Olaus Magnus**, **Egede**, erzählen, daß man an der Ostküste Nordamerika's, so wie an der Norwegens im Meere Thiere finde, die Seeschlangen (auch Seeteufel) genannt und von den Fischern und Seefahrern, welche sie gesehen hätten, als sehr lang (100—600 Fuß) und verhältnißmäßig stark und dick beschrieben würden. Die Naturforscher gaben indeß nicht nicht viel auf diese Sagen, theils, weil man die Angaben der Fischer für übertrieben hielt, theils, weil Thiere dieser Art, die man gefangen hatte, sich als Rochen oder sehr große Haie auswiesen. Um die Jahre 1817—19 wurden die Nachrichten aber so übereinstimmend und das Zeugniß ganzer Einwohnerschaften von Städten bekräftigte es, daß man nicht mehr an der wirklichen Existenz der S. im nördlichen atlantischen Ocean völlig zweifeln kann. Namentlich wurde sie 1817 in Ostersun, Krogoen, Stenosoen, Sorsund, Soroe, am Nordkap in Norwegen und in Amerika am Kap Once, Marble Grad und bei Boston gesehen. Sie wird als sehr lang geschildert, von der Stärke einer Tonne, in starken Schlängelungen nach Art des Aals schwimmend und ingleichen sich theilweise über das Wasser erhebend, wobei aber ihr kleiner Kopf fast immer unter dem Wasser bleibe. Die Färbung wird als grau oder graubraun angegeben. Man bemerkte, daß sie sich bei warmem Wetter gern sonne. Flossen soll man gar nicht an ihr sehen. Während in neuerer Zeit die Nachrichten von S.n im nordatlantischen Ocean schweigen, wollen einige Schiffer dieses Thier an den ostindischen Küsten bemerkt haben, sie beschreiben aber die Haut derselben als bunt und schillernd.

Seeschlangen (Amphib.), s. v. a. Hydrina, Abtheilung der giftigen großmäuligen Schlangen (Eurystoma venenosa). Schwanz stark zusammengedrückt (**Ruderschwanz**); Gift- und derbe Zähne im Oberkiefer, Körper überall mit kleinen Schuppen, nur der Kopf mit Schildern, Nasenlöcher mit einer Klappe von innen verschließbar. Sehr giftige Schlangen der Südsee: Pelamys, Hydrophis, Platurus. S. **Venenosa**.

Seeschnecke (Ichthyol.), s. v. a. Cyclopterus Liparis *Artedi.*

Seeschnepfe (Ornith.), 1) s. v. a. grünfüßiger Wasserläufer, Scolopax (Totanus) Glottis *L.*; — 2) s. v. a. Austerdieb, Haematopus ostralegus *L.*

See-schu (chin. Lit.), s. King.

Seeschulen, s. v. a. Schifffahrtsschulen, vgl. Navigationsschulen u. Seeakademien.

Seeschwämme (?Zoophyt.), s. v. a. Amorphozoa *de Blainville*, vielgestaltige, weiche, festsitzende, faserig-filzige und von Gallertmasse durchdrungene oder strauchartig gestaltete, kalkige Meerkörper mit vielen Poren auf der Oberfläche. Die Stellung dieser Körper ist immer noch problematisch. Nachdem sie wiederholt dem Pflanzenreiche einverleibt worden waren, sind sie von Link und Ehrenberg wieder aus demselben verwiesen worden, aber ihre Aufnahme in das Thierreich ist dennoch nur noch provisorisch und bedingt. Neuerlichst erinnerte Reichenbach daran, daß die Textur dieser Wesen die auffallendste Aehnlichkeit mit jener der Cocons des medicinischen Blutegels haben und stellte dabei die Vermuthung auf, daß die Spongien namentlich die Wiege der Anneliden seyn möchten. Oken, der die sämmtlichen S. früher den Thieren zuzählte, bringt sie neuerlich als Holzmoose zu den Pflanzen, eben so K. Vogt. Als Gattungen werden aufgeführt: Siphonia (Halirrhoa, Hippalimus, Jerea, Chenendopora, Choanites, Polypothecia), Scyphia (Spongites, Alcyonites, Ventriculites, Verticillites, Coscinopora, Ocellaria, Guettardia, Geodia), Manon, Tragos (Pleurostoma, Rubula), Achilleum (Turonia, Mamillipora, Lymnorea), Spongia (Corallorhiza, Rhizocorallium, Nubecularia), Spongilla, Codium und die gänzlich ausgestorbenen Cnemidium, Myrmecium, Coeloptychium, sodann Corallina, Flabellaria (Halimeda), Acetabularia. Nach Bau und andern Eigenthümlichkeiten zerfallen diese Gattungen in zwei Abtheilungen, die der Spongier und die der Korallinen. Die Letztern sind gegliederte moos- und flechtenartige, meist dichte Stämmchen mit einer Kalkrinde voll feiner Poren, in denen aber noch keine Polypen gesehen worden sind. Jung sind sie nach Schweigger grün u. weich und bestehen aus einem Zellgewebe, welches erst später Kalkerde aufnimmt und davon umgeben wird. Die Glieder sind keilförmig oder fingernagelförmig, oder auch fächerförmig mit welligem Rande und ordnen sich entweder zu ästigen Stämmchen, oder sind durch Fäden verbunden, oder bleiben einfach. Die Farben sind weiß und nur Flabellaria pavonia hat braune, koncentrische Zeichnungen. Die Größe dieser Korallinen erhebt sich nicht über wenige Zoll. — Die Spongien sind die eigentlichen Amorphogoen, indem ihre Gestalten teller-, schüssel-, ohr-, trichter-, birn-, kugel-, keulen- und walzenförmig sind, die nur selten (Scyphia) ästig werden und ihre bedeutendste Größe in dem armlangen Pfeifenschwamm (Spongia fistularis) erreichen. Die Farben dieser Körper sind in der Regel Nuancen von Braun. Sie bestehen aus einem filzigen, selten gitterförmigen (Scyphia) Gewebe horniger, durcheinander gebogener, oft anastomisirender, manchmal an den Kreuzungen Knoten bildender Fäden, in welchem wenigstens bei den lebenden Arten Spikeln (Spicula), beiderseits zugespitzte Nadeln, die bald aus Kieselerde, bald aus Kalkerde bestehen, sich vorfinden. Das Gewebe ist von kleinern Poren durchbohrt, zwischen denen regelmäßig oder unregelmäßig vertheilt, größere, meist runde, selten sternförmige Oeffnungen erscheinen, deren Ränder oft über die übrige Oberfläche hervorragen. An ihnen bemerkt man die einzige, diesen Geschöpfen eigenthümliche Bewegung, indem aus ihnen das von den kleinern Poren aufgenommene Wasser im Strahl ausströmt. Zu gewissen Zeiten werden aus ihnen mit dem Wasser kleine runde, oder ovale Keimkörner ausgestoßen, die sich mittelst eines Ueberzugs von Wimpern sehr lebhaft bewegen, umherschwimmen, endlich sich festsetzen und wieder zu Schwämmen heranwachsen. Namentlich bei den Spongiaarten ist dieses Gewebe von schlüpfriger Gallertmasse durchdrungen, welche außer dem Wasser schnell in Fäulniß übergeht.— Alle hierher gehörigen Körper leben nur im Wasser und zwar überwiegend im Meerwasser, in welchem nach ihrem Vorkommen zu schließen, auch die fossilen Arten gelebt haben. Nur die Gattung Spongilla (Süßwasserschwämme) ist den süßen und zwar stagnirenden oder langsam fließenden Gewässern eigen. Bis auf wenige nordische Arten (Spongia infundibiliformis) finden sich alle S. nur in den gemäßigten und wärmern Meeren, auf welche auch sämmtliche fossile Arten beschränkt gewesen sind. Lamarck führt 140 lebende Arten auf, die Zahl der fossilen Species aber wie die der Individuen ist eine viel größere. Aus den ältern Bildungen sind nur Coscinopora placenta (? eine Scyphia) u. Receptaculites (? ein Manon) aus der devonischen Grauwacke bekannt. Das Kohlen- und das Zechsteingebirge scheint der S. zu entbehren und die Trias hat nur eine Spongia in den bunten Mergeln des bunten Sandsteins. Die größte Entwickelung der S. fällt in das Ende der Juraepoche und in das der Kreideepoche, wo Siphonien, Cnemidien, Myrmecien, Scyphien, Achilleen, Spongien und die Gattungen Manon und Tragos oft ganze Schichten zusammensetzen. Am bedeutendsten entwickelt zeigt sich die Gattung Tragos in der Juragruppe, Manon in der Kreidegruppe, welcher auch das Geschlecht Cöloptychium ausschließlich angehört. Alle diese Gattungen leben fort in den folgenden Perioden, doch findet sich in tertiären Bildungen nur eine einzige Scyphia. Unter den lebenden Arten ist Corallina officinales (Wurmmoos, Muscus corallinus) früher pulverisirt und als niederschlagendes Mittel gebraucht worden und die Badeschwämme (Spongia), die auch der Cellepora spongites (Schwammstein) zum Wohnsitz dienen, sind seit ältester Zeit im Handel, vorzugsweise zum Zweck des Waschens, dann aber auch wegen des aus dem Meerwasser aufgenommenen Jodgehalts als Mittel gegen den Kropf.

Seeschwalbe, I. (Ornith.), Schwimmvögelgattung, s. v. a. Sterna *L.*; — II. (Ichthyol.), s. v. a. Trigla Hirundo *L.*

Seeschwamm (Zoophyt.), s. v. a. Spongia *L.*

Seese, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Kalar; 220 Einw.

Seesen (Geogr.), 1) braunschw. Amt, Kr. Gandersheim, 6¾ □M. mit 11,500 Einw.; — 2) Amtsstadt daselbst, an der kleinen Schildau und dem Harze; 2 Kirchen, altes und neues Schloß, Rittergut, Domäne, jüd. Erziehungsinstitut von Jakobson, 1801 gestiftet, Hospital, Schwefelquelle mit Badeanstalt; Kamelot= und Lederfabrikation, Eisenwaaren; 2800 Einw.

Seeshaupt, bayer. Dorf, R.=B. Oberbayern, Ldgr. Weilheim, am Stahrenbergersee; 240 Einw.

See=Sicht=Berg, s. Neusüdwales.

Seesimse (Bot.), s. v. a. Scirpus palustris *L.*

Seesitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Priesnitz; 170 Einw.

Seesken, preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Oletzko, 200 und 250 Einw.

Seesoldaten, s. Marine, Schiffsvolk und Seekrieg.

Seeskorbut, s. Skorbut.

Seeskorpion (Ichthyol.), s. v. a. Knurrhahn, Cottus scorpius *L.*

Seesonne (Zoophyt.), s. v. a. Medusenhaupt, Encrinus Caput Medusae *Lam.*

Seespecht (Ornith.), s. v. a. gemeiner Eisvogel, Alcedo Ispida *L.*

Seespinne, I. (Krustac.), Krabbengattung, s. v. a. Maja *Lam.*; — II. (Zoophyt.), s. v. a. Octopus vulgaris *Lam.*

Seestadel, österr.=böhm. Stadt, Kr. Saaz, Herrsch. Neundorf; Armeninstitut; hat seinen Namen von dem ausgetrockneten Kummersee; 800 Einw.

Seestädt, holstein. Dorf, bei Rendsburg. Hier Gefecht zwischen den Dänen und Aliirten unter Walmoden den 20. Dec. 1813.

Seestall (Seesthal), bayer. Dorf, R.=B. Schwaben und Neub., Ldgr. Buchloe; 260 Ew.

Seesteine, Bernsteine aus dem Meere.

Seester, holstein. Dorf, Klosterger. Untersee; 150 Einw.

Seesterandeich, holstein. Dorf, Klostergericht Untersee; 150 Einw.

Seestermühe, holstein. adel. Gut; 230 Ew.

Seestern (Zoophyt.), Asterias *L.*, Gattung der Echinodermata Asteroidea *Cuv.*, der Ordnung der Sternwürmer und der Zunft der Meersterne nach Oken. Charakter: Vom Mittelpunkt bis zum Rand auf der Unterseite in fünf Furchen gespalten, wodurch mehr oder minder lange Strahlen entstehen. Bei einigen bildet die obere Seite nur ein Fünfeck, bei andern eine mittlere, in Strahlen endigende Fläche, bei noch andern besteht das ganze Thier nur aus Strahlen. Unten an den Furchen befinden sich Reihen von Löchern, zum Durchgang der Füße. Auch die Oberseite ist zu deren Durchgang fein durchbohrt, doch sind sie da kürzer. Vom Magen gehen verästelte Blinddärmchen ab. In jedem Strahl befinden sich zwei Eierstöcke, die sich ihrer Eier mit vielen Bewegungen des Thieres entledigen. Ueberhaupt machen sie mit ihren Strahlen viele Wendungen und Biegungen, und scheinen sich manchmal mit dem einen oder dem andern förmlich umzusehen, daher denn auch hieraus Ehrenberg geschlossen, daß der linsenförmige Punkt am Ende jeden Strahls ein Auge sey. Jeder Strahl zeigt übrigens längs seiner Mitte eine Reihe wie eine Wirbelsäule an einander liegender Kalkstücke, die die Bewegungen derselben erleichtern und auch sonst noch auf mancherlei Art ausgebildet sind. Sie haben in der Mitte eine Rinne, lassen sich aber sehr gut mit den Armen der folgenden Geschlechter vergleichen, so daß man sagen könnte, der S. sey eine ungestielte oder freie Seelilie, deren Arme nur einen umgeschlagenen Hautsaum besäßen. Sie regeneriren ihre verletzten Strahlen, wenn auch nicht ganz in derselben Größe. Merkwürdig ist aber, daß auch ein jeder einzelne, jedoch ganze Strahl, an seiner abgeschnittenen Basis vier kleine neue treibt, um damit wieder zum ganzen Seestern zu werden. Diese Fähigkeit macht sie in der That den Zoophyten angehörend. Obwohl sie, wenn man ihnen einen Strahl abschneidet, keine besondern Zeichen von Empfindung wahrnehmen lassen, so zeigen sie sich doch im Ganzen sehr reizbar und beweglich, auch fühlt man ihre Kontraktion, wenn man sie zwischen den Fingern hält. Sie nähren sich von Seegewürmen, kleinen Krebschen und Muscheln. Ihre Farbe ist verschieden; zumal die Oberseite ist oft schön roth, blau, orange, violett, braun oder gelb; die Unterseite blaß. — Die alte linnéische Gattung Asterias umfaßte sehr zahlreiche Arten; wir geben sie hier in der Beschränkung, welche ihr Müller und Troschel (System der Asteriden, Braunschw. 1842) gegeben und beschreiben nur die wichtigsten Arten: 1) A. tesselata *L.*, flach, fünfseitig, auf beiden Seiten gewürfelt, die Würfelchen etwas körnig, der Rand gegliedert. Variirt mit konvexen, je warzenförmigen Würfeltäfelchen, auch mit Spitzen. In allen Meeren. Zool. dan., T. 92; Seba, 111, T. 6, F. 5—10. — 2) A. rubens *L.*, meist mit fünf lanzettförmigen, kurz gestachelten Strahlen. Sehr gemein um ganz Europa, an den französischen Küsten oft so häufig, daß er zur Düngung der Felder dient. Seba III, 5, 3. — 3) A. aurantiaca *L.*, mit breiter Scheibe und 5—6lanzettförmigen Strahlen; die Oberseite mit kleinen, abgestutzten Kalkzäpfchen und Spitzchen dicht besetzt; der Strahlenrand rundum mit damensteinförmigen Gliedern eingefaßt; auf der Unterseite mit Stacheln. Die schönste und größte europäische Art. Obenher orangeroth. Zool. dan., III, T. 83; Link, T. V, VI, VIII. — 4) A. Johnstoni *Delle Chiaje*, Mem., T. XVIII, F. 4. Mit kleinen Randstacheln; von kaum 2 Zoll Durchmesser. Im Mittelmeer. — 5) A. pentacantha *D.*, *Ch.*, Mem., T. XVIII, F. 3. Hat scharfe Ränder, die Scheibe oben sternförmige Stäbchen, die Strahlen oben ohne Randstacheln, und unten mit 5 strahlig gestellten und vielen röhrigen=Wärzchen besetzt. Bei Neapel. Die beiden letzten Arten führt La=

mark nur als Varietäten von A. aurantiaca *L.* an.

Seesterne (Radiat.), s. v. a. Asterodea, Familie der Stachelhäuter oder Echinodermen. Körper flach, scheibenförmig, in 5—25 einfache oder verästelte Arme getheilt, ungestielt, frei; die Schalenstücke bilden kein einfaches Gehäuse, sondern liegen mehr schuppenförmig übereinander u. sind der mannigfaltigsten Bewegung fähig. Unten nur eine centrale Oeffnung für den zahnlosen Mund u. den After zugleich. Respirationsorgane fehlen. Die Reproduktionskraft in Ergänzung verlorner Strahlen ist groß. Gattungen: Asterias, Ophiura, Euryale (Asterophytum, Gorgonocephalus), Comatula (Decacnemos). S. Stachelhäuter.

Seestichling (Ichthyol.), 1) großer, s. v. a. Gasterosteus Spinochia *L.*; — 2) kleiner, s. v. a. Gasterosteus pungitius *L.*

Seestrandsbeifuß (Bot.), s. v. a. Artemisia maritima *L.*

Seestrick (Zoophyt.), s. v. a. Plexaura viminalis *Ehrenberg.*

Seestrom (Geogr.), 1) s. v. a. Golfstrom; — 2) s. v. a. Meerströmung, s. Meer.

Seestücke (Mal.), Gemälde, die das Meer, Häfen, Seegefechte u. dgl. darstellen.

Seestuhl, das am großen Mast angebundene, unten mit schwerem Gewichte versehene Gerüst, auf welches sich der Astronom, der auf der See Beobachtungen anstellen will, setzt, um dabei nicht durch das Schwanken des Schiffes gestört zu werden.

Seesturz, derjenige Schade an Gütern, welcher auf der See, entweder im Sturm oder auch anderweitig, entsteht, sobald dieselben von selbst ins Meer stürzen und verloren gehen. Nicht mit Seewurf zu verwechseln.

Seetaktik, die Wissenschaft, wie Kriegsflotten in einer Seeschlacht aufgestellt, Angriff und Vertheidigung mit Vortheil betrieben werden, oder wie ein einzelnes Schiff bei der Verfolgung und Flucht segeln soll.

Seetang, gemeiner (Bot.), s. v. a. Fucus vesiculosus *L.*

Seetanne (Zoophyt.), s. v. a. Gorgonia Abies *L.*, Antipathes cupressus *Lamour.*, s. Stachelgorgonie.

Seetanz, s. Tanz.

Seetaube (Ornith.), 1) s. v. a. Gryllumme, Colymbus (Uria) Grylle *L.*; — 2) s. v. a. Zwergtaucher, Cepphus minor *Cuv.*

Seetaucher (Ornith.), Schwimmvögelgattung, s. v. a. Colymbus *L.*

Seetaufe (Sittengesch.), Procedur, welche die Matrosen eines den Aequator passirenden Schiffes mit denjenigen Passagieren vornehmen, welche den Aequator noch nie überschritten haben. Unter allerlei Ceremonien und Späßen werden die betreffenden Passagiere auf dem Verdecke zusammengestellt und unter dem Jubel der Matrosen mit Seewasser überschüttet, wofür diese dann auf Kosten der Getauften sich lustig machen. Eine ausführliche Beschreibung einer S. ist in Miltens „Weltkunde" (1835, 2. Heft) enthalten.

Seetausendbein, s. v. a. Nereide.

Seeteufel (Ichthyol.), 1) Armflossergattung, s. v. a. Lophius *L.*; — 2) s. v. a. Raja cornuta.

Seethaler, Vater und Sohn, Silber- und Goldarbeiter in Augsburg, durch zahlreiche, getriebene Bildwerke und Prachtgefäße rühmlich bekannt. Ihre Hauptarbeiten fallen in die ersten Decennien des 19. Jahrh. L. Rugendas stach 1817 das silberne Reiterbild des Marschalls Fürsten von Wrede, welches der Kaufmannsstand von Augsburg durch die S. fertigen ließ.

Seethen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 200 Einw.

S. E. et O., Abkürzung für Salvo errore et omissione, Irrthum und Auslassung vorbehalten. Man schreibt gewöhnlich diese vier Buchstaben an das Ende einer Konto-Korrente, um dadurch anzudeuten, daß wenn irgend in dieser Rechnung etwas fehlerhaft oder gar ausgelassen sey, man dieses nachzutragen oder zu ändern sich vorbehalte.

Seetonne, s. Baake.

Seetraube (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Coccoloba *L.*

Seetrauben (Meertrauben, Cephalop.), s. v. a. die an einem kleinen Stiele zusammensitzenden und so ein traubiges Ansehen erhaltenden Eier der Loliginengattung Sepia.

Seetrichter (Zoophyt.), s. v. a. Explanaria infundibulum *Lam.*, Turbinaria cupula *Ehrenberg* (s. d.).

Seetrift (Epaves de mer), Alles, was das Meer treibt oder an die Küsten wirft.

Seetriftig Gut, alles Gut, was frei in der See treibt, aufgefischt oder ans Land getrieben wird.

Seetriumph, s. Triumph.

Seetulpe (Mollusk.), Acephalengattung, s. v. a. Meereichel, Balanus *Brug.*

Seetz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; Gut; 110 Einw.

Seetzen, Ulrich Jaspar, berühmter Reisender und Naturforscher, Sohn eines Landmanns, wurde 1787 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever geboren. Nachdem er 1785—88 zu Göttingen Medicin, besonders aber Natur- und Kameralwissenschaften, studirt hatte, machte er mehre Reisen durch Deutschland und Holland und setzte dann sein lange gehegtes Projekt, eine Reise in den Orient und nach Afrika zu unternehmen, durch die Hülfe vornehmer Protektoren ins Werk. In der Absicht, von Arabien aus das Innere Afrika's zu besuchen, reiste er am 13. Juni 1802 von Jever ab, fuhr von Wien aus die Donau hinunter, überstieg alsdann den Hämus und kam im December 1802 in Konstantinopel an. Nachdem er hier ein halbes Jahr verweilt hatte, machte er sich auf den Weg nach Smyrna und gelangte am 23. Nov. 1803 nach Aleppo, wo er länger als ein Jahr blieb. Da er in der letzten Zeit Unterricht in der arabischen Sprache genommen hatte, konnte er, als er am 9. April 1805 mit einer Handelskaravane nach Damask gekommen war, von

dort am 1. Mai ohne Dollmetscher in orientalischer Kleidung, unter dem Namen Musa, die Reise nach Syrien und Palästina antreten. Ebenso unternahm er im Juni 1805 Entdekkungsreisen im Libanon und Antilibanon und durchwanderte, als arabischer Schach vom Mittelstande gekleidet, die östlichen Gegenden des Hermon, Jordan und des todten Meers, wo ihm mancherlei Entdeckungen gelangen. Von Jerusalem, das er am 7. April besuchte, begab er sich nach Acre. Hier brachte er bis zum Schlusse des Jahres zu. Um den 10. April 1807 beim Sinai einzutreffen, mußte er eine zwölftägige Wanderung durch die Wüste machen. Nun reiste er über Suez nach Kairo, wo er während eines zweijährigen Aufenthaltes eine werthvolle Sammlung von 1574 Handschriften, 3536 Alterthümern u. vielen Fünden aus dem Pflanzenreiche, Thierreiche und der Mineralogie veranstaltete, die nach Gotha gekommen ist. Mitelägypten durchreiste er im Mai 1808. Damit er Mekka, Medina und die von den Wahabiten bewohnten Gegenden betreten konnte, trat er zum mohammedanischen Glauben über; er untersuchte 1809 auf der Reise nach Suez den alten Verbindungskanal zwischen dem rothen Meere und dem Nile, ging dann zu Schiffe nach Dschidda und von da nach Mekka, reiste hierauf über Dschidda nach Medina, wo er einen Plan von der Ansicht der Stadt und deren Umgegend, so wie einen Grundriß von dem heiligen Tempel nebst einigen Ansichten von der Grabkapelle Mohammeds entwarf, alsdann nach Mekka zurückkam und auch hier den Plan der Stadt, der heiligen Moschee, eine Karte von der Nachbarschaft der Stadt und 16 Ansichten der Moschee, so wie einzelner Theile derselben, entwarf. Im März des Jahres 1810 machte er sich auf den Weg nach Jemen, besuchte Aden und ging auf dem Küstenwege, der bisher noch von keinem Europäer betreten worden war, nach Mokka, von wo aus er am 17. Nov. 1810 nach Europa an Bernhard von Lindenau in Gotha schrieb. Seitdem hörte man Nichts wieder von ihm, bis man vier Jahre später erfuhr, daß er auf der Reise zum Imam von Sana, der in Mokka S.'s Effekten hatte mit Beschlag belegen lassen, nahe bei Taes im Okt. 1811 eines plötzlichen Todes gestorben sey. Sein verloren geglaubtes Tagebuch besitzt der Professor Kruse in Dorpat.

Seeu, Martin, Maler von Römerswalen, Zeitgenosse des F. Floris, dessen Kunstrichtung auf ihn Einfluß hatte, lebte in Middelburg, wo man viele Werke von seiner Hand sah, historische Darstellungen und Genrebilder, welche meist Wechsler und Geizige vorstellen. S. † zu Middelburg 1574.

Seeuhren, s. Chronometer.

Seeusancen, s. v. a. Seebrauch.

Seeve, Nebenfluß der Elbe, entspringt im hannöv. Fürstenthum Lüneburg, mündet unter Haarburg.

Seeven (Kloster-S.), s. v. a. Zeven.

Seevergem, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Gent; 1420 Einw.

Seevermählung (Gesch.), ehemals die jährliche Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere; s. Doge u. Venedig.

Seewärts, nach der See zu, im Gegensatz von landwärts.

Seewalchen (Seewalla, Seewolla), ober-österr. Dorf, Hausruckkr., Distr. Kammer; 350 Einw.

Seewald, Franz, Pseudonym für Riesch 2).

Seewalde (Zybultowo), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Vorwerk; 110 Einw.

Seewangen, bad. Dorf, Seekreis, Amt Bonndorf; 100 Einw.

Seewasser, s. v. a. Meerwasser.

Seewechsel (Cambio marino), 1) Name des Bodmereibriefes; — 2) ein wirklicher Wechsel, der entweder gewissermaßen die Stelle eines Bodmereibriefes vertritt oder auch neben einem solchen ertheilt wird. In dem ersten Falle zieht der Schiffer auf seinen Rheder für den Betrag aufgenommener Gelder an die Ordre seines Korrespondenten und verschreibt für die richtige Zahlung des Wechsels sein Schiff und sonstiges Unterpfand ganz in der Art und Weise des Bodmereibriefes; gleiche Bewandtniß hat es mit der etwaigen Prämie. Die zweite Art des Seewechsels ist dagegen die Tratte eines Darleihers auf den Rheder eines Schiffers zum Betrag seines Darlehens an diesen, aber ohne Zuschlag einer Prämie. Wird diese Tratte bei Ankunft des Schiffes ausgewechselt, so erlischt der daneben bestehende Bodmereibrief und der Anspruch auf die darin verschriebene Prämie. Wo ein derartiger S. vorkommt, kann mithin der Bodmereibrief nur als für den Nothfall berechnet betrachtet werden. Ein S. oder Cambio marino in der ersteren Form kann versichert werden.

Seewedel (Zoophyt.), s. v. a. Gorgonia Flabellum *L.*

Seeweib (Ichthyol.), s. v. a. Labrus vetula *Bl.*, 293, eine mit L. variegatus *Gmel.* zusammenfallende Art.

Seeweibchen (Säugeth.), s. v. a. Seekuh, Manatus australis *Tilesius*.

Seeweinbeere (Pomol.), ungarische Traubensorte; Blatt hellgrün, glänzend, wollig, getheilt; Blattstiel roth; Beere grünlich, gedrängt saftreich; Rebe niedrig.

Seeweine, 1) am Genfer- und Bodensee wachsende Weine; — 2) Weine, welche nicht nur den Seetransport vertragen, sondern auch dadurch verbessert werden.

Seewen (Geogr.), 1) berühmter schweiz. Bade- und Molkenkurort, Kant. Schwyz, am Fuße des Urmiberges; — 2) Pfarrdorf das., Kant. Solothurn, Bez. Dornach, um eine steil abfallende Bergecke, worauf die neue, schöne Kirche steht, gebaut. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts stand hier ein See, der den Seebach bildete, aber durch einen 100 Klafter langen Stollen durch den Fels in die Birs abgeleitet ist.

Seewerkalk (Geognos.), nach v. Morlot und Studer, in der Westschweiz als Parallelgebilde der weißen Kreide. Wenig mächtig mit Ananchytes ovata, Inoceramus Cuvieri und andern großen Inoceramen; s. Kreidegruppe.

Seewermuth (Bot.), s. v. a. Artemisia maritima *L.*

Seewiesen, ausgedehnte Felder von schwimmendem Seetang (Fucus natans), von denen die Stellen des Meeres, wo sie gefunden werden, ein wiesenartiges Ansehen erhalten. Die größte Seewiese (Mar de Sargazo) liegt fast im Meridian der azorischen Inseln Cuervo und Flores zwischen dem 25. und 26. Breitengrade, die zweite südöstlicher um die Inseln des grünen Vorgebirges herum, eine dritte kleinere 50 Meilen östlich von den Bahamainseln zwischen 22. und 25.° nördl. Br. Auf der Stelle der erstgenannten Wiese glaubte man die fabelhafte Atlantis versunken.

Seewiesner Gericht, österr.-böhm. Gericht, Kr. Prachin, königl. Waldhwozd; 950 Einw.

Seewinde, s. Winde.

Seewis, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Graubündten, Bez. Schiers; 890 Einw.

Seewissenschaften, alle jene Wissenschaften, deren ein Seemann bedarf. Dahin gehören die Schiffsbaukunst, die Steuermannskunst oder Schifffahrtskunde, die Seetaktik mit der Signalkunst und die Seefortifikation.

Seewolf (Ichthyol.), 1) Anarrhichas *L.*, Gattung der Acanthopterygii Gobioidei *Cuv.*, der Ordnung der Stummelflosser und der Zunft der Quappen nach Oken. Charakter: Körper glatt und schleimig, ohne Brustflossen; Pflugschaar, Gaumenknochen und Kinnladen mit dicken Knochenhöckern besetzt, die oben kleine Schmelzzähne haben; vordere Zähne länger und kegelförmig. Einzige Art: A. lupus *L.*, Seewolf, Seekatze, Klippfisch. Ein schädlicher und kecker Raubfisch, welcher selbst gefangen noch wüthend um sich beißt und die Fischer verwundet. Dunkelbraun, ins Oelgrüne; mit schwärzlichen bindenförmigen Flecken, wird 4, aber auch 6 bis 7 Fuß lang. Bewohnt den ganzen nördlichen Ocean, bis zum Kanal herab. Am wichtigsten ist er für Island. Sein Fleisch schmeckt wie Aal, und läßt sich einsalzen. Er nährt sich von Krebsen und Muscheln, wozu ihm sein kräftiges Gebiß behülflich ist. Steller sah, wie einer ein ihm hingehaltenes Messer zerbiß. Aus der Haut kocht man Fischleim, oder bedient sich ihrer als Chagrin; die Galle benutzt man als Seife. Bloch, T. 74; — Cuv. u. Val. 342; — Anarrh. minor Olafsen, Reise nach Island, T. 50, scheint nur Varietät zu seyn. — 2) S. v. a. Seeteufel, Lophius piscatarius *L.*

Seewrjuga, s. v. a. Sewrjuge.

Seewurf, 1) s. v. a. Seetrift; — 2) das Ueberbordwerfen der Schiffsladung; je nachdem die Erleichterung des Schiffes nothwendig ist, geschieht dies mit einem Theile oder mit der ganzen Ladung. Bei assekurirten Schiffen wird der Schaden ersetzt. Der S. fällt in die Avarie grosse. Nicht zu verwechseln mit Seesturz.

Seez (Geogr.), 1) ital. Flecken, Königr. Sardinien, Savoyen, nordöstlich von Moutiers, an der Isère; 1620 Einw.; — 2) (Sees), franz. Stadt, Depart. Orne, Bez. Alençon, an der Orne; Bischofssitz, großes und ein kleines geistl. Seminar, Kathedrale, Collège, Fabriken für Spitzen, Tuch, Serge und Musselin, Gerberei, Kalikotfabrik; 4480 Einw. — 3) schweiz. Fluß, Kant. St. Gallen, fließt in einem Bogen von Süden nach Norden in den Wallen-See.

Seezenia (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Sapindaceae Zygophylleae *Rchb.* Zwei Arten: S. africana *R. Br.* und S. orientalis *Decaisn.* Sträucher in Südafrika und Arabien.

Sefakin (Sefekim), asiat. Stadt, Arabien, Jemen, westlich von Sana.

Sefer (Sepher), 1) (hebr.), Buch; — 2) (türk.), Monat, s. v. a. Sepher.

Seferli-Odassi, Abtheilung der türkischen Hofhaltung, s. Türkisches Reich.

Seffin, asiat.-türk. Flecken, Paschalik Bagdad, in der syrischen Wüste, rechts am Euphrat, östlich von Aleppo.

Seffern, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Bitburg, Hauptort der gleichnamig. Bürgermeisterei; Kapelle; 330 Einw.

Sefferweich, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Bitburg; 210 Einw.

Sefidschamegian (Religionsgesch.), s. Hakemiten.

Sefid-Rud, asiat. Fluß, Persien, entspringt in den Gebirgen von Kurdistan, geht nach der Provinz Aderbeidschan, bildet den berühmten Paß von Rudbar, und nach Ghilan, nimmt den Fluß Sedsched auf und mündet in das kaspische Meer; der Mardos der Alten.

Sefström, Nils Gabriel, schwedischer Chemiker, geb. 1787 in Helsingland, war der Sohn eines Predigers, bekam seine Vorbildung in Hernösaed und Upsala, widmete sich auf der Universität Stockholm der Chemie unter dem berühmten Berzelius, wurde 1813 Doktor der Medicin und Lehrer der Chemie und Naturgeschichte bei der Kriegsakademie, so wie 1818 Professor an der Artillerieschule zu Mariaberg. Bei der Errichtung der praktischen Bergschule zu Fahlun 1819 ward ihm die Direktion derselben übertragen; auch wußte er derselben im Auslande sogar, besonders in Rußland, einen guten Ruf zu schaffen. Der Entwurf einer neuen Apothekertaxe, 1819 mit Berzelius u. A. gemacht, fand eine sehr üble Aufnahme. Seit 1838 war S. adjungirtes Mitglied des Bergkollegiums, so wie Vorsteher des Mineralienkabinets und der Probirkammer desselben. Unter seinen Arbeiten, die man zum Theil in den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften und in sonstigen Gesellschaftsschriften trifft, ist besonders hervorzuheben seine Abhandlung über das neue Metall Vanadium, welches er im Stangeneisen, das aus dem Taberg in Smaland gewonnen worden war, gefunden hatte, und eine spätere Abhandlung über die Entstehung der Sandhügel und über die Zerstreuung der Gerölle in Ebenen. Im J. 1815 ward S. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, 1833 Mitglied der

Societät der Wissenschaften zu Upsala geworden.

Sefter, Fruchtmaß in Marburg, 4 S. = 1 Maße, deren 16 auf das Malter, 4 auf die Mölte zu 103,784 Liter gehen.

Seftigen (Geogr.), 1) schweiz. Amt, Kant. Bern, erstreckt sich im Süden von Bern westwärts der Aar bis an das Stockhorn, ist daher sehr bergig, hat aber doch viele fruchtbare Ländereien, schöne Wiesen und starke Viehzucht, so wie gute Obstzucht und große Waldungen; enthält die Pfarreien Belp am Belpberge (3300 Fuß hoch), wo der Amtssitz ist, Gerzensee, Kirchdorf, Gurzelen, Wattenweil, Thurnen, Rüggisberg und Zimmerwald; außerdem das Dorf Neuenegg, wo 1798 ein Gefecht zwischen den Franzosen und den (siegreichen) Bernern vorfiel. Das Amt hat 16,500 Einw. — 2) Großes Dorf daselbst, auf einer Anhöhe, in fruchtbarem Gelände.

Sega (Geogr.), 1) latein. Name des Flusses Sieg; — 2) (Punta di S.), ital. Vorgebirg, an der Südostküste von Malta.

Segadaeus, portug. Flecken, Prov. Beira, nordöstlich von Aveiro.

Segahghy, hinterindische Stadt, Reich Birma, Pegu, nordwestlich von Xagun.

Segal (Geogr.), 1) französ. Insel im atlantischen Ocean, an der Westküste von Frankreich, Depart. Finistère; — 2) (St. S.), Dorf das., Bez. Chateaulin; 1320 Einw.

Segala (Biogr.), 1) Francesco, Bildhauer von Padua, Lebensverhältnisse unbekannt, gehört zu den vorzüglichsten Künstlern seiner Zeit. Es finden sich noch mehre Werke von ihm, z. B. im St. Antonio di Padua (Conca dell' acqua santa) eine kleine Statue der heil. Katharina; über dem Taufstein der St. Marcuskirche zu Venedig eine 4 Fuß hohe Statue des Täufers Johannes; in den Nischen des Absatzes der Treppe, die zum Kollegium des herzoglichen Palastes führt, zwei Statuetten. — 2) Giovanni, Maler von Venedig, Schüler von P. della Vecchia, wählte aber den Paolo Veronese und den Tizian zum Vorbilde; lieferte in seiner früheren Zeit schätzbare Bilder, worunter namentlich eine Verkündigung in der Schule della Carità zu Venedig gerühmt wird. Später wurde er lässiger und verfiel in eine leichtfertige Manier, welche ihn seines Ansehens beraubte und in Elend stürzte. S. † 1720 im 57. Jahre.

Segalas d'Etchepare, Pierre Salomon, französ. Mediciner, der sich besonders um die Lithotritie verdient machte, 1792 zu St. Palais im Depart. Niederpyrenäen geboren, Arzt, Professor der Physiologie und Pathologie zu Paris. Schrieb: Experiens sur l'absorption, Paris 1822; — Traité des retentions d'urine et des maladies, qu'elles produisent, das. 1828; — Essai sur la gravelle et la pierre, das. 1835 f., 2 Thle., 2. Ausg. 1839.

Segalauni (a. Geogr.), s. v. a. Segellauni.

Segale (ital., Bot.), s. v. a. gemeiner Roggen, Secale cereale *L.*

Segalen, bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt St. Blasien; 120 Einw.

Segamengiura, nordafrik. Flecken, Tripoli, am Golf von Sidre.

Segan (Sagan, Judenth.), 1) der einem Vorgesetzten, Beamten am nächsten steht; — 2) besonders der Vikarius des hohen Priesters, der ihn unterstützte und vertrat, wenn derselbe an einem Festtage unrein war.

Seganka, asiat.-russ. Ort, Gouv. Jakutsk, am gleichnam. Flusse, der bei Olensk in das Eismeer fällt.

Segara Wedi-Bai, asiat. Einbucht, an der südwestlichen Küste der ostindischen Insel Java.

Segarelli, Gerhard, Stifter der Sekte der Apostoliker, im 13. Jahrh. zu Parma geboren, war von niederer Herkunft, hielt sich für einen der Apostel, behauptete, mit Christus Aehnlichkeit und mit dem heil. Franciskus Umgang gehabt zu haben und sammelte Anhänger um sich. Verhaftet, stellte er sich wahnsinnig und wurde freigelassen; da er jedoch seinen Unfug wieder anfing, wurde er 1300 abermals verhaftet und zum Feuertode verurtheilt. Vgl. Apostelorden.

Segarres (span., Waarenk.), s. v. a. Cigarren.

Segasamunclum (a. Geogr.), Ort der Autrigones in Hispania Tarrac.; jetzt St. Maria de Ribarcdonda.

Segasmala (a. Geogr.), Stadt in Aethiopien (Plin. VI, 29, 35).

Sege (Segegarn), große Fischwate, bis 150 Ellen lang und 12 Ellen breit.

Segé, Alexander, Landschaftsmaler, bildete sich in Paris, unternahm dann mehre Reisen in Frankreich, nach Italien, nach Korsika 2c. Seine Gemälde stellen Gegenden aus den genannten Ländern dar.

Segeberg (Geogr.), 1) holstein. Amt, 10½ □M. mit 14,000 Einw.; — 2) Hauptort das., Stadt zwischen der Trave und dem Segeberger See, an dem Kalkberge (Alberg, sonst mit dem festen Schlosse Siegesberg); Pfarrei, Schullehrerseminar, Spital, Armenhaus, Tabaks- und Cigarrenfabrik, Wollenspinnereien, 4 Jahrmärkte, Kalkstein- und Gypsbrüche; 3300 Einw.

Segeda Augurina (a. Geogr.), bedeutende Stadt in Hispania Bätica, zwischen dem Bätis und der Küste im innern Lande, die man für St. Jago della Higuera bei Jaen hält (Plin. III, 1, 3).

Segedem, afrik. Ort, Sahara, südlich vom Murzuk, am Felsgebirge.

Segedin (Geogr.), s. v. a. Szegedin.

Segedunum (a. Geogr.), 1) s. v. a. Segodunum 1); — 2) Kastell in Britannien, am östlichen Theil des großen Walls, beim jetzigen Dorf Cousins Haus.

Segel, ein an den Masten eines Schiffes und an dessen Bord durch Taue befestigtes ausgespanntes grobes Stück Leinwand, welches dazu

dient, den Wind aufzufangen und mit seiner Hülfe das Fahrzeug schnell fort zu bewegen. Nur dadurch wird die Schifffahrt auf der offenen See möglich, indem man sich auf großen Schiffen nicht so, wie auf den Booten und Kähnen, der Ruder bedienen kann. Bei kleineren Fahrzeugen unterstützen die S. die Schnelligkeit der Bewegung durch Ruder. Es ist demnach die Menge der so sinnreich berechneten und angeordneten Theile des Schiffsgebäudes und seiner Zurüstung keineswegs vermögend, dem Fahrzeuge eine bestimmte Bewegung zu geben; diese Bewegung erhält es erst durch die S., welche mit eben so viel Scharfsinn und Ueberlegung als jene eingerichtet, nach richtigen Verhältnissen und Grundsätzen bestimmt und in allerlei Größen und Formen überall angebracht sind, um ja — scheint es — nicht den leisesten Hauch des Windes unbenutzt vorbeigehen zu lassen, und desto eher an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Das ganze Heer der S., welche an allen Masten und Stegen, in vier Etagen über und neben einander geschwellt stehen, bieten dem Winde eine erstaunliche, nach jeder Richtung zu wendende Fläche dar und liegen im schönsten Gleichgewicht. Die einzelne Breite des Segeltuches, deren mehre an einander genäht das S. bilden, heißt das **Kleid**, der mittlere Theil des S.s aber, welcher durch den Wind angeschwellt und durch den **Bauchgurt** befestigt wird, der **Bauch**, die hervorragenden oberen Ecken, durch welche Taue gezogen werden, aber **Hörner**. **Bonit** (**Bonet**, **Drabbler**, **Drabblet**) heißt das Stück Segeltuch, welches an das Fock und Besahnsegel angeheftet wird, um es zu verlängern, das aber sogleich abzunehmen ist. Sind deren 2, so wird das obere **Sturmbonit**, das untere das **untere Bonit** genannt. Am Rande sind die S. mit einer eingenähten **Leine** (**Leik**), an der sich besondere Schleifen (**Lägel**) befinden, eingefaßt, damit die nöthigen Taue an ihnen befestigt werden können. Die Größe der S. ist jedoch nicht bei allen Nationen nach eben denselben Grundsätzen bestimmt, welches theils von der verschiedenen Bauart der Schiffe, theils daher rührt, daß man oft einen schlechten Segler durch größere S. nachzuhelfen sucht. Einige glauben, man könne deren nie genug, andere hingegen, man könne ihrer leicht zu viel haben, und für beide Meinungen lassen sich Gründe anführen. Die S. theilen sich nach ihrer Form: 1) in **Rahsegel** (auf der Oberelbe auch Ropen- oder Raub-S.), vermittelst der **Rahenbunder** und **Stockbindsel** an einen wagrechten Baum befestigt, der horizontal oder schief, aber durch die Brassen nach der Richtung des Windes gestellt wird. Der untere Theil des S.s wird durch die **Schoten** rückwärts gezogen und dadurch angespannt, daß er den Wind fängt, zu welchem Zweck es unten mehr oder weniger ausgeschnitten ist, um einen Busen zu bilden. Ist der Wind schwach, so schiebt man zu beiden Seiten **Spiere** an die äußeren Enden der Rahen und befestigt daran die rechteckigen **Lee-** oder **Beisegel**, die aber an dem Aufsatz der Masten (**Stengen**) die Gestalt eines Trapez, unten breiter als oben, bekommen. Auch auf größeren Fahrzeugen, welche auf Flüssen gehen, werden oft Rahsegel geführt, so wie sich auch eine andere Art derselben auf Evern, Luppern und andern kleinen Seeschiffen befindet; meistens hängen sie mit dem dritten Theile ihrer Länge am Maste und haben eine längere Seite, die an der Leeseite des Schiffes fest gemacht wird; 2) in **Ruthensegel**, wie sie auf Schiffen des Mittelmeeres von Galeeren, Schebecken, Pincken, Tartanen &c. geführt werden; sie sind an einer schrägen, sehr geneigten Rahe und gewöhnlich lateinische S., d. h. dreieckig. Früher fand man sie auch auf größeren Schiffen am Besahnmast; 3) in **Sprietsegel**; sie sind viereckig und werden durch eine sie diagonal ausspannende Stange (das **Spriet**) im Winde gehalten und sowohl auf kleineren Seeschiffen, als auch auf Flußkähnen geführt; 4) das **Gaffelsegel**; es ist dasselbe unten breiter, als oben, an eine starke, mit dem einen ausgeschnittenen Ende am Mast befestigte Stange (die **Gaffel**) gebunden und wird unten vermittelst einer Schote angespannt. Befindet sich am untern Ende ein zweiter, mit der einen Spitze an den Mast befestigter Baum, so heißen sie **Baumsegel**; **Gieksegel** aber, wenn der Baum vielleicht um das Doppelte länger, als die Gaffel ist. Das **Gaffelsegel** befindet sich am hinteren (Besahn-) Mast, obgleich auch bei Kauffahrern ein Sprietsegel an die Stelle früherer Ruthensegel getreten ist. Das größte S. einer Brigg am großen Maste ist ein Gieksegel und führt besonders den Namen des **Briggsegels**. Auch findet man Gieksegel auf den kleineren Schnellseglern an Kuttern, Schaluppen, Schmaken. 5) Das **Stagsegel**, ein dreieckiges S., ist an den Stagen und Leitern eines großen Schiffes befestigt; die untere freie Ecke wird durch ein Tau in den Wind gestellt und fest gehalten. Der Klüver, welcher von dem Vordermast nach dem Klüverbaum gespannt, mit der einen Spitze seiner unteren Seite an demselben fest ist, gehört nach Form u. Gebrauch gleichfalls in die Reihe der **Stagsegel**. Die vordersten Stagsegel auf kleineren Seeschiffen, deren Hals an einem Baum, dem **Jagerstock**, ausgeholt wird, heißen **Jagers**. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer kleiner S., die wir hier nicht nennen wollen, indem wir uns auf die vorzüglichsten beschränken, deren man sich auf den meisten Kriegsfahrzeugen bedient; wir fangen beim großen Mast an und finden a) das **große Segel**, es ist oben und unten 32 Ellen breit, 17 hoch und hält überhaupt 544 Ellen. Es hat 2 Reihen **Rahen**, um es nach Erforderniß **kleiner** zu machen, und ist übrigens nicht das **größte** S., sondern hat diesen Namen wohl allein vom großen Maste und der großen Rahe, wo seine Stelle ist; b) das **große Marssegel**, oben 21, unten 32 Ellen breit und 25 Ellen hoch; seine ganze Fläche beträgt 652 Ellen und hat 3 Reihen Rahen; c) das **große Bramsegel** hat oben 15, unten 21 Ellen Breite, 11 Höhe und 189 Ellen Fläche, es hat keine Rahen; d) das **große Oberbramsegel**; da man dies S. selten

braucht, so fehlt uns — wie auch bei mehren andern — die Angabe der Größe, obgleich man sie leicht durch die Höhe der Bramstange und die Länge der Bramrahe berechnen könnte; e) das große Stagsegel ist, wie die meisten S. dieser Art, dreieckig, also oben spitz, unten 20 Ellen breit und 19 hoch, im Ganzen 190 Ellen groß; f) das große Stengestagsegel ist 17 Ellen breit und 18 hoch, die vordere Ecke ist größtentheils gegen den Mast abgestumpft, oder vielmehr hat man es von dieser Ecke abwärts verlängert, um ihr eine größere Fläche zu geben; diese kürzere Seite, welche der Sprung genannt wird und $\frac{1}{3}$ der Höhe beträgt, bringt den Flächenraum auf 214 Ellen; g) der Flieger führt an einem Leiter, welcher ein in der Richtung des Steges gespanntes Tau ist, über obigen Segel herab; h) das große Bramstengestagsegel, welches kleiner als der Flieger ist, da es bloß 13 Ellen Breite, 14 Ellen Höhe und überhaupt nur 91 Ellen Fläche hat; i) der Flieger über obiges S. ist kleiner und wird seltener gebraucht; k) die großen Leisegel oder Seitensegel, sie hängen zu beiden Seiten des großen S.s an den Spieren der großen Rahe, ihre Breite ist oben 9, unten $11\frac{1}{3}$, die Höhe 19 und die ganze Fläche $199\frac{1}{3}$; l) das große Marsleisegel hängt gleich über den vorhergehenden, ist zu beiden Seiten des großen Marssegels an Rahen befestigt, welche an den beiden Noken der großen Marserahe angehängt sind; sie haben oben $5\frac{1}{2}$, unten 9 und in der Höhe $26\frac{1}{2}$ Ellen und jedes mißt überhaupt $192\frac{1}{4}$ Ellen; m) das große Bramleisegel, an der großen Bramrahe zu beiden Seiten des großen Bramsegels angebracht; n) die großen Wassersegel sind mehre S., die unter dem großen Leisegel zu beiden Seiten des Schiffes angehängt sind, werden aber nur bei ganz stillem Wetter beigehängt, denn sonst tauchen sie ins Wasser — daher auch ihr Name — und verzögern die Fahrt des Schiffes; o) der Focksegel, oder bloß Fock, von dem der Vormast seinen Namen hat, ist unten und oben 30 Ellen breit, 16 Ellen hoch und hält überhaupt 480 Ellen Flächenmaß; er ist mit 2 Reihen Rahen versehen; p) das Vor-Marssegel ist oben 18, unten 29 Ellen breit, $22\frac{1}{2}$ Ellen hoch und hält 529 Quadrat-Ellen: q) das Vor-Bramsegel, oben 13, unten 19 Ellen breit, $9\frac{1}{2}$ Ellen hoch, im Ganzen $152\frac{1}{2}$ Ellen; r) das Vor-Oberbramsegel wird eben so selten gebraucht, als das große Bramsegel und ist etwas kleiner, als dieses; s) das Vorstagsegel oder auch Sturmfock genannt, weil es im Sturme oft von allen S.n ganz allein beigesetzt wird, es ist 16 Ellen breit, 17 Ellen tief und hält überhaupt 136 Ellen; t) das Vorstengestagsegel, 15 Ellen breit und 16 Ellen tief, die ganze Größe 120 Ellen; u) der Vor-Flieger, ein Stegsegel, das etwas kleiner, als das Vorige ist; v) das Vorbramstengestagsegel od. Klüver; letztern Namen führt dieses S. nur dann, wenn es nicht am Vorbramstängesteg, sondern an einem Leiter von der Vorbramseling herabfährt; es ist 14 Ellen breit und $24\frac{1}{2}$ Ellen hoch, hält überhaupt $171\frac{1}{2}$ Ellen; w) die Blinde, ein S. an der Blindenrahe am Bugspriet, ist oben und unten 21 Ellen breit und 9 Ellen hoch und hält eine Fläche von 189 Ellen; x) die Schiebblinde, an der Schiebblindenrahe am Klüferbaum, ist oben 15, unten 21 Ellen breit und 14 Ellen hoch, überhaupt 25 Ellen groß. Zum Vorwärtsbringen tragen diese beiden letzten S. wenig bei, wohl aber zum Wenden und Abfallen. y) Die Fockleisegel hängen an Spieren zu beiden Seiten des Focks, und haben gleiche Größe, wie die große Leisegel; z) die Vormarsleisegel sind an den beiden Noken der Vormarserahe mit Leirahen aufgehängt u. sind so groß, wie das große Marsleisegel; aa) die Vorbramleisegel an beiden Seiten des Vorbramsegels; bb) die Vorwassersegel hängen unter den Fockleisegeln; cc) das Besansegel oder Besan, ein Ruthensegel, oben und unten 23 Ellen breit; die Höhe vorne am Mast ist 24 und hinten am Ruthen Nok 36, und in Allem 690 Ellen groß; dd) das Kreuzsegel, dessen Breite beträgt oben 15, unten 21, die Tiefe 13 und die ganze Größe 243 Ellen; ee) das Kreuzbramsegel hat in der holländischen Sprache den seltsamen Namen „Gretchen Vandyk", ist oben 9, unten 15 Ellen breit, aber nur 6 Fuß hoch und 72 Ellen groß; ff) das Besanstagsegel, auch Affe genannt, hat gewöhnlich einen Sprung und ist 17 Ellen breit 18 tief und 153 Ellen groß; gg) das Kreuzstengestagsegel wird selten gebraucht und ist verhältnißmäßig kleiner, als das vorige; hh) das Kreuzflieger- oder Oberkreuzbramstengestagsegel ist kleiner und wird noch seltener gebraucht, als das vorhergehende; ii) das Kreuzleisegel hängt wie die andern Marsleisegel an den beiden Noken der Kreuzrahe an den Seiten des Kreuzsegels; kk) das Kreuzgaffelsegel, über dem Besan an der Kreuzstänge, wird nur höchst selten beigesetzt; ll) der Brodwinner oder Treiber, ein Leisegel, welches an einer Rahe an die Nok der Besansruthe gehängt und vermittelst einer Stange oder Spier, welche über die Seitengallerie hinausliegt, ausgespannt wird; und endlich mm) das Wassersegel, ein S., welches man noch an der Spier des Brodwinners aussetzt. Dieß sind die S. eines fregattisch gebauten Kriegsschiffes; man sucht die Bewegung und Richtung derselben beständig zu vervollkommnen. Auf den kleinen Schiffen kommen auch noch andere S. vor, z. B. die Breitfocke, ein viereckiges Rahsegel, auf Jachten und ähnlichen Fahrzeugen über dem großen Giekſegel; ferner die Fliegenkloppe, das Drouil 2c. Die S. werden aufgehißt, indem man sie mittelst eines Flaschenzuges und Taues vom Deck auf den Mast bringt und dort befestigt; man spannt sie auf (setzt sie bei), indem die Schoten in einen Winkel zurückgezogen werden; entschlägt sie (braßt sie voll), indem man sie nach dem Winde richtet, mit dem man abfahren will; zieht sie wieder ein (geit sie auf, beschlägt sie), indem man sie

mit Hülfe der Geitauen, so wie der Bauch- und Stockgordinge zusammenzieht, damit die Leute sie vollends fest machen (einbinden) können, und streicht sie (schlägt sie ab), indem man sie sammt den Rahen von den Masten abnimmt. Der englische Kapitän Cowan hat die Verfertigung der S. für Schiffe von allen Größen verbessert und dafür ein Patent erhalten. — Geschichtliches. Die ältesten S., welche Icarus erfunden haben soll, bestanden aus einer Art von Matten, die aus Blättern geflochten waren, später aus Thierhäuten und noch später aus ordentlichen Zeuchen von Leinen oder Hanf. Ihre Farbe war gewöhnlich weiß (Ovid, Her. II, 12; Plutarch, Thes. 17), doch hatte das Schiff, auf welchem Theseus nach Kreta fuhr, schwarze S., (Paus. I, 22; Catullus XIV, 61), auch führte man nach Plinius (XIX, 1) bunte S. Die S. (*φώσονες*, *ἄρμενα*, vela, tumices) wurden von den Alten eben so an den Rahen und mittelst dieser an den Masten geführt, wie heut zu Tage, und man lernte bald die Kunst, sie nach dem Winde auszuhalten. Anfangs hatte ein Schiff nur ein S., später aber setzte man diesem mehre bei. Sie bestanden, wie jetzt noch, aus mehren zusammengenähten Stücken, deren Länge die Tiefe, deren Anzahl die Breite des S.s bestimmte. Sie waren an den Rändern eingefaßt, was man heut zu Tage Leik nennt, und schon die Alten kannten die Kunst, sie einzureffen und ganz einzunehmen. Welcher S., ob der sogenannten Sprietsegel oder der Baumsegel, die Alten sich bedienten, kann nicht ermittelt werden, so viel ist indeß bekannt, daß sie an einem Maste nur eine Rahe, somit nur ein S. führten. An einem Schiffe befanden sich (gewöhnlich) folgende S,: 1) das Haupt- oder große S. (*ακάτιον*, acatus, acation), welches an dem eigentlichen Maste und zwar unterhalb des Marses (Mastkorbs) geführt wurde; 2) das am Vordertheile des Schiffes angebrachte kleine S. (*δόλων*, dolon, auch lampacus), welches nur bei günstigem Winde und, wie wir aus Livius (XXXVI, 44) wissen, oft nur allein geführt wurde; 3) das am Hintertheile des Schiffes befindliche S. (*ἐπίδρομος*, epidromus), das der Größe nach das zweite war, wahrscheinlich aber an keinem Maste, sondern an einer andern Vorrichtung geführt wurde; 4) das obere S. (nicht Bramsegel, wie Einige meinen, denn die Alten führten an ihren Masten keine Stengen) oben an dem Maste (*ἀρτίμον*, artimon, auch supparum oder siparum, Lucan V, 49), wahrscheinlich ein Wimpel, welches häufig mit dem Dolon verwechselt wird und nach Einigen zur Unterstützung des Dolon angebracht gewesen seyn soll. Bekanntlich fuhren die Alten in Bezug auf die technischen Mittel, deren man sich bediente, auf dreifache Art: mit den Handrudern allein, mit S.n allein und mit Handrudern u. S.n zugleich. Die Handruder brauchte man allein, wenn die See ganz ruhig war, oder wenn Windstille herrschte, oder wenn man gegen den Wind hielt, oder bei einem Sturme, endlich auch, wenn man sich einem Hafen näherte. Der S. allein bediente man sich, wenn keiner der erst gegebenen Umstände obwaltete, manchmal zur Erleichterung der Ruderer (Statius IV, 218), manchmal auch bei Nacht, und zwar geschah dies auf dreifache Art: War der Wind günstig, aber nicht zu stark, dann wurden die S. ganz aufgezogen; war er stärker, als man zu einer ordentlichen Fahrt bedurfte, dann wurden die S. entweder zur Hälfte heruntergelassen oder zur Hälfte eingerefft; strich der Wind von einer Seite in schiefer Richtung, dann wurde das S. nach der Richtung des Windes ausgehalten (*ὑφιέναι τῆς κεραίας* oder *ὑποστέλλειν*, submittere antennas). Wehte ein günstiger Wind, ohne die S. zu füllen, dann bediente man sich der S. und Handruder zugleich (*ἱστιοκώπῃ παρ' πλους ταῖς τέ κώπαις καὶ τοῖς ἱστίοις*, remigio veloque navigare). Dies geschah auch, wenn man die Fahrt beschleunigen wollte. Ueberhaupt mußte man sich der Ruder schon aus dem Grunde häufiger bedienen, weil die Alten die Kunst, den Wind ganz aufzufangen, nicht verstanden, was ihnen auch deshalb nicht möglich war, weil sie wenig S. führten. Lederne S. hatte man auf Borneo, während die Chinesen sie von gespaltenem Rohr machten, das wie die Theile eines Fächers aneinander gereiht wurde.

Segel (bot. Term.), s. v. a. Flügel, Alae.

Segelbalken, der Verdecksbalken, welcher in der großen Breite des Seeschiffes liegt und dieselbe durch seine Länge bezeichnet, s. Mast.

Segelbaum, 1) (Schiffb.), s. v. a. Mast; — 2) (Bot.), s. v. a. Sadebaum, Juniperus Sabina *L.*

Segelducht, s. Duchten.

Segeletz, preuß. Pfarrdorf, Provinz Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; 330 Einw.

Segelfalter (Entom.), auch Segelvogel, Tagfalterart, s. v. a. Papilio Podalirius *L.*

Segelfisch (Ichthyol.), 1) Fischgattung, s. v. a. Istiophorus *Lacép.*; — 2) Fischgattung, s. v. a. Pteraclis *Gron.*

Segelfock, s. v. a. Leesegel.

Segelgarn, s. Garn.

Segelgießer, die hölzerne Wasserschaufel, womit der Schiffer die trocken und schlaff gewordenen Segel begießt.

Segelhorst, kurhess. Dorf, Provinz Niederhessen, Kr. Rinteln, Amt Oldendorf, Papiermühle; 390 Einw. Hier 1633 Treffen zwischen den Kaiserlichen und den Schweden.

Segelkalliko, eine grobe, starke Art Kattun, die man in Ostindien zu Segeltuch verwendet.

Segelkleid, die einzelnen Abtheilungen der Segel; sie hängen von der Breite des Segeltuches, so wie von starker und sehr dicht gewebter Hanfleinwand, aus welcher dasselbe besteht, ab.

Segelkoje, 1) der zum Aufbewahren des vorräthigen Segelwerkes bestimmte Raum des Schiffes; — 2) s. v. a. Kombüse.

Segallauni (Segovellauni, a. Geogr.), Volk in Gallia Narbon., zwischen den Vocontiern u. Allobrogern, also in der Gegend von Valence (Ptol. II, 10,12).

Segelleinwand, s. v. a. Segeltuch.

Segellinie, Linie in Gestalt eines vom Winde gespannten Segels.

Segelmacher, s. v. a. Segelmeister.

Segelmaschine, s. v. a. Ruder und Schiffziehmaschine.

Segelmeister, auf den größeren Schiffen derjenige Matrose, welcher die Besorgung und Ausbesserung des Segelwerkes unter sich hat.

Segelmessa (Geogr.), s. v. a. Sedschelmessa.

Segeln (Thierarzneik.), s. v. a. Drehkrankheit.

Segelnadeln, die zum Nähen der Segel dienenden großen Nadeln, sie werden nach Nummern von Nr. 1—17 verkauft. Am häufigsten werden jedoch die von Nr. 1—8 verwendet; die holländischen sind die besten.

Segelocum (a. Geogr.), Stadt in Britannia Romana an der Straße von Lindum nach Eburacum; j. Littleborough.

Segelpressen (Technol.), s. Presse.

Segelqualle (Zoophyt.), Quallengatt., s. v. a. Velella *Lam.*

Segelrad, **Segelwindmühle**, s. Windmühle.

Segelseiten, bei liegenden Kohlenmeilern die beiden längeren Seiten des Oblongs.

Segelsem, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Oudenaarde; 1710 Einw.

Segelspinne (Arachnid.), s. v. a. gemeine Kreuzspinne, Epeira Diadema *L.*, *Fabr.*

Segelstange (Schiffsw.), 1) s. v. a. Rahe; — 2) s. v. a. Ruthe des Ankers.

Segelstange (Entom.) s. v. a. Segelfalter, Papilio Podalirius.

Segelstein (Min.), alter Name für Magneteisenerz (s. d.)

Segelstreichen, 1) s. Segel; — 2) Herablassen der obersten Flagge oder des Toppsegels, findet als Begrüßung statt vor einem begegnenden größeren Schiffe, einem Kastell, in dessen Schußweite es kommt.

Segelträger (Ichthyol.), s. v. a. Segelfisch, Istiophorus *Lacép.*

Segeltuch (Segelleinwand, Waarenk.), aus starkem, gut gedrehtem, häufig aus gezwirntem Garne, dicht und fest geschlagenes Gewebe, welches nur zu Segeln auf großen und kleinen Schiffen gebraucht wird; es wird meistentheils aus reinem hänfenen Garne, oft aber auch aus heedenem oder Werggarne, mit Hanf und Flachs vermengt, fast in allen Ländern, wo die Leinenfabrikation betrieben wird, besonders aber in Holland, Frankreich, Rußland, Polen, Galizien, Schottland, Irland und in vielen Gegenden Deutschlands verfertigt. Das holländische Segeltuch, das meistens in Norddeutschland gemacht wird, schätzt man wegen seiner Güte und Dauerhaftigkeit am meisten, es soll noch einmal so lange halten, als das russische, und deßhalb wird es auch unter allen Leinengattungen dieser Art am besten bezahlt. Man hat davon folgende Gattungen: das beste und schwerste ist der sog. holländische Kanefaß, dann folgt das Kareltuch, bei welchem man Karrel op Karrel, Kareldoek und Klaverdoek unterscheidet; bei diesen ist Kette und Einschlag ebenfalls aus gehecheltem Hanf. Alle diese Sorten sind mit K bezeichnet in Stükken von 50 brab. Ell. Länge und werden nach dem Stücke verkauft. Gewöhnliches weißes Segeltuch, bei welchem die Kette von Hanf, der Einschlag von Heede ist, kömmt in folgenden Sorten: beste Breite, Zeichen AA $1^3/_8$ Ell. br.; zweite Breite, Zeichen C $1^1/_4$ Ell. br.; ordinäre Breite, Zeichen A B, B, C D $1^1/_8$ Ellen breit, in Stücken von 50 Ellen Länge. Graues S., die Kette von Hanf und der Schuß von Heede, in Stücken von 60 Ell. Länge und $1^1/_4$ bis $1^5/_8$ Ell. Breite. Von diesem S. geht vieles über Amsterdam und Rotterdam nach England, Nordamerika und den Nordseehäfen. Gent und Cortryk liefern eine Menge ungebleichtes S., halb aus Heede, halb aus Flachs, welches nach Spanien, Portugal und den Kolonieen geht, wo es unter dem Namen Gantes bekannt ist; es wird nur zu kleinen Segeln benutzt, da es nicht so dicht, als das russische und holländische ist. In Frankreich verfertigt man eine große Menge S. in verschiedenen Departements, die gangbarsten Sorten sind: Noyales, Quatre fils, Bouloires bourbées, Beauforts, Pertes, Polledavis, Locrenan, Olonnes Gros trait; außer denselben gibt es noch folgende Gattungen: die Bonnets aus den Depart. des Lotes und der Garonne, zu Agen und in den umliegenden Orten aus gutem Hanf in Stücken von 50 Stab Länge verfertigt, wegen ihrer Dauerhaftigkeit in allen französischen und spanischen Häfen sehr gesucht; Meslis oder Toiles larges à voiles, eine aus lauter Hanf 28 pariser Zoll breite Waare, welche aus Rennes, Dep. Ille u. Vilaine, bezogen wird. In denselben Dep. werden mehre Sorten hanfenes S. verfertigt, als die Peltres, die Rontelettes fortes u. die Rontelettes fines, deren Kette aus 16 Aufzuglängen jede zu 40 Faden besteht. Die Vergis oder Trest sind hanfene Segeltücher aus dem Dep. der Somme, zu Vergis verfertigt; man unterscheidet davon stärkere und schwächere; diese Waare ist leicht und wird nur zu Segeln auf Fischerböten, Waarenlichtern, Schaluppen, zum Bespannen der Windmühlenflügel gebraucht. Unter dem Namen Cotonnine wird in Frankreich ein S. aus Hanf und Baumwolle, welches zu Segeln auf Galeeren, Schebecken und andern kleinen Fahrzeugen mit lateinischen Segeln dient und unter dem Namen Cotonnines de Marseille stark nach Italien und der Levante geht; man unterscheidet dabei Cotonnines à 3 fils, die schwerste Art; Cotonnine double ist leichter und Cotonnine simple die leichteste Art. In England, Schottland und Irland wird unter dem Namen Canvas sail duk, Sail Cloth S. verfertigt, zu welchem der rohe Hanf aus den Ostseehäfen geholt wird; allein das Garn wird nicht fest und drall gesponnen, und soll leichter verstocken und weniger biegsam seyn, als das russische. Für die engl. königl. Marine muß jedes Stück 38 Yards lang und 24 englische Zoll breit seyn und heißt Bolt; jeder Bolten wird mit einer Zahl bemerkt, welche die Güte desselben nach dem Gewichte anzeigt. Russisches S. wird wegen seiner billigen Preise und seiner Dauerhaftigkeit von allen seefahrenden Nationen gekauft. In Lübeck, Hamburg und in der Nähe dieser Städte macht man viel gutes S.

aus starkem flächsenem Werggarne zum Handel nach Holland, Spanien und England, im Preise von 20—30 Banko Mark. Auch in Ostfriesland und Pommern sind starke Segeltuchfabriken, welche eine sehr starke und dichte Waare, theils ganz aus Flachs, theils aus Heede und Hanf in den Handel bringen. Sächsisches S., aus Flachsheede und Hanf, zum Theil auch ganz aus Flachs und Heede, ist meistens gering und nicht dicht genug, um auf großen Schiffen verbraucht zu werden. Aus Galizien gehen sehr viele ordinäre Segelleinen nach Danzig, Elbing und Memel. Im krainer Gebirge, zu Bischoffsleck und Krainburg, machen die Landleute sehr gutes hanfenes S., welches sie nach Triest verkaufen. In Aegypten macht man jetzt ebenfalls S., halb aus Flachs, halb aus Hanf, welches nach Livorno, Marseille und in die Häfen der Levante verkauft wird. Aus Bengalen und anderen Gegenden Ostindiens kommt zuweilen durch die Engländer und Franzosen für den Handel mit den afrikanischen Küsten ein starkes baumwollenes Zeuch, welches man Toiles à voiles nennt. Eine ähnliche Art von S. wird auf den Philippinen aus dem Manillahanf verfertigt, wovon die gangbarste Sorte unter dem Namen Ylocos häufig nach Südamerika kommt und in allen indischen Meeren verbraucht wird. Zu kleinen Schaluppen, Kahn-, Ever- und Bramsegeln gebraucht man auch die starken polnischen und westphälischen Leinen, besonders die Löwentlinnen u. andere deutsche Leinen.

Segeltuchtennen (Feldtennen), in einigen Gegenden, besonders in Holstein, unbedeckte, im Freien festgeschlagene, mit Segeltuch belegte Dreschtennen, worauf Oelfrüchte von Pferden ausgedroschen werden.

Segelvogel (Entom.), s. v. a. Segelfalter, Papilio Podalirius *L.*

Segelwerk, sämmtliche Segel und die dazu gehörigen Theile eines Schiffes, als Taue, Rahen 2c.

Segelzeuche, das nach oben schmal oder spitzig zulaufende Stück Segeltuch, welches man häufig an den Seiten eines Schiffes angebracht findet.

Segen (Rel.), 1) das Versprechen, die Ankündigung oder Anwünschung eines Gutes, bes. der göttlichen Gnade, im Allgemeinen oder auch bei einem einzelnen Vorhaben. Die hebräischen Patriarchen betrachteten die Ertheilung des S.s als eine feierliche Handlung, durch welche der Segnende in einer gewissen Begeisterung die künftigen Schicksale vorher verkündigte, auch wohl den Sohn, dem der S. ertheilt wurde, zum Familienhaupte erklärte, weshalb der älteste Sohn der eigentlichen Ehefrau dazu gewählt wurde; fromme Männer ertheilten jedoch auch Andern den S. Bei dem von Moses eingerichteten Gottesdienste ertheilte der Priester der Versammlung den S., wobei die Segensformel gebraucht wurde, welche 4. Mos. 6, 23, als von Gott angeordnet, bezeichnet wird. Später ertheilte man gewöhnlich dem Volke jedes Mal nach dem Morgen- und Abendopfer den S., was mit Aufhebung der Hände geschah, welche der Priester vorher waschen und reinigen mußte, und zwar erhob der Hohepriester die Hände so hoch als die Schultern, der gemeine Priester etwas höher; der Priester mußte auf einem etwas erhöhten Orte stehen und den Fingern eine besondere Stellung gegeben werden. Das Volk mußte den S. stehend empfangen, und zwar mußten wenigstens 10 Personen versammelt seyn. Wurde der S. Einzelnen ertheilt, so geschah dies unter Auflegung der Hand. Dieser Gebrauch wurde auch von Jesus und den Aposteln beobachtet, und so ist das Sprechen des S.s aus dem jüdischen in den christlichen Gottesdienst übergegangen, wobei meist die 4. Mos. 6, 24 angegebene Segensformel gebraucht wird, welche am Schlusse des Gottesdienstes von dem Geistlichen auf der Kanzel oder am Altar gegen die Gemeinde, die sich erhoben hat, gesungen oder gesprochen wird, indem er mit der Hand ein Kreuz schlägt. Bei besondern Gelegenheiten, z. B. bei Trauungen, Taufen u. dergl., werden statt der mosaischen Segensformel auch andere Worte gebraucht. In der katholischen Kirche wird der S. (Benediktion) nach der Messe gesprochen. Jährlich ertheilt der Papst den S. 3 Mal unter großen Feierlichkeiten. Auch ist die Einsegnung gewisser Personen und Sachen gebräuchlich, so die Einsegnung der Wöchnerinnen, der Aebte bei ihrer Einführung, der Nonnen bei ihrer Einkleidung u. s. w., des Osterlamms, des Brods, des Weins, der Schiffe, der Kriegsfahnen, der Häuser und Wohnungen u. s. w. Die gewöhnlichen Ritus dabei sind, nebst Gebeten, das Zeichen des Kreuzes, die Besprengung mit Weihwasser, die Räucherung, bei den bischöfl. meist auch die Salbung mit Oel und Chrisma. Mit einigen Benediktionen ist auch ein Exorcismus verbunden. — 2) S. v. a. Gebet oder Gebetsformel, z. B. Morgen- und Abend-S.; — 3) (Zaubersegen), Formel, welche hergesagt wird und wobei man zugleich das Zeichen des Kreuzes macht, um dadurch vermeintlich übernatürliche Wirkungen hervorzubringen. So hat man Blutsegen, wodurch das Blut einer Wunde gestillt werden sollte, wobei die Formel: Sanguis mane in venis, sicut Christus pro te in poenis; sanguis mane fixus, sicut Christus crucifixus; Waffensegen, wodurch man den Waffen ihre Kraft zu beschädigen nehmen will; Feuersegen 2c. Dergleichen Segensprecher gab es sonst besonders in Spanien und Italien, doch beschäftigen sich auch anderwärts sogenannte kluge Weiber, Zigeuner u. s. w. damit. — 4) Die Vermehrung des zeitl. Vermögens, das Gedeihen, der gute Fortgang eines Unternehmens, besonders insofern man annimmt, daß es durch Gottes Wirkung geschieht; — 5) beim Fischfang s. v. a. der gemachte Fang; — 6) (Strandsegen), Dasjenige, was durch Verunglücken eines Schiffes als Strandgut geborgen wird. Ehemals wurde an manchen Küstenplätzen sogar auf den Kanzeln um einen derartigen Segen gebeten, mit welchem aber auch jetzt noch immerhin Mißbrauch getrieben wird, obschon das Strandrecht nicht mehr in seiner ehemaligen Härte besteht, s. Strandrecht.

Segenbaum (Bot.), s. v. a. Sadebaum, Juniperus Sabina *L.*

Segendorf, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Koblenz, Kr. Neuwied, an der Wied, mit dem fürstl. Jagd= und Lustschlosse Monrepos, den Höfen Jägerhaus, Hahnhof, Lemgesbof, und Rothhausen (mit Thiergarten) 370 E.

Segenhoc, austral. Ort, Neuholland, Durkam, an einem der Quellflüsse des Hunters, im nordwestl. Theile des Landes.

Segensprechen (Abergl.), s. Blutsegen, Feuerversprechen, Waffensegen; vgl. Segen 3).

Segenthin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Schlawe; 200 Einw.

Segerin, Erzbischof von Köln.

Segert, s. Seeger.

Seges (bot. Term.), das Saatfeld und die Saat, sowohl ein mit Getreidearten bestelltes Land, als auch die Saatpflanzen selbst.

Segesama (a. Geogr.) Stadt der Murbogi oder Turmodigi in Hispania Tarracon.; noch jetzt Sasamo (Polyb. XXXIV, 3).

Segessera (a. Geogr.), Stadt der Lingoner in Gallia belgica, jetzt Suzannecourt, nach And. Bar sur Aube.

Segesta (Segeste, Akaste), Geliebte des Crinisus.

Segesta (a. Geogr.) 1) Stadt an der Nordküste von Sicilien, früher Egesta oder Aegeste genannt, deren Einwohner bald Acestäi, bald Segestani heißen. Der gewöhnlichen Sage nach war die Stadt von Trojanern an ein paar kleinen Flüssen gegründet, auf welche die Namen des Scamander und Simois übertragen wurden. Die Römer führten sie auf Aeneas zurück. Als nicht griechische Stadt hatte sie fortwährend mit den griech. Pflanzstädten der Insel, namentlich mit Selinus zu kämpfen und wurde dadurch auch die Veranlassung der Unternehmung der Athener gegen Syrakus (s. Pelopon n. Krieg). Agathocles beraubte sie aller ihrer Einwohner, verpflanzte Ueberläufer dahin und nannte sie Dikäopolis. Nach seinem Tode erhielt sie mit dem Rest der alten Einwohner auch ihren Namen wieder, den die Römer nun in S. verwandelten. Die Stadt, im Besitz eines Hafens und Stapelplatzes, gelangte durch Handel und Verkehr zu großer Blüthe. In ihrer Nähe befanden sich warme und trinkbare Mineralquellen, Aquae Segestanae. Jetzt finden sich von S. noch Ueberreste eines Theaters, eines Tempels u. s. w. — 2) Küstenstadt in Carnia; — 3) s. Siscia.

Segestan, späterer Name für Drangiana, nachmals Sigan, jetzt Sedschestan.

Segestani (a. Geogr.), 1) die Einwohner der Stadt Segesta; — 2) kriegerisches, zum Perserreiche gehöriges Volk Asiens.

Segeste, hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Amt Bilderlahe, 42 Häuser.

Segestes, Cheruskerfürst, bekannt durch seine Feindschaft mit dem von den deutschen Nationalen so hochgestellten Hermann, der ihm die Tochter Thusnelda entführt hatte, und durch seine Ergebenheit gegen die Römer. Umsonst rieth er den letztern im J. 9 n. Chr., vor den Absichten Hermanns auf der Hut zu seyn; von seinem eignen Stamme dazu genöthigt, mußte er sogar an dem gegen Varus ausgeführten Schlage sich betheiligen. Als er später von Hermann in seiner Burg umschlossen wurde, entsetzte ihn 14 n. Chr. der römische Feldherr Germanicus. Er erhielt einen freien Aufenthalt in Gallien, lieferte aber auch seinen Sohn Siegmund und Hermanns Gattin Thusnelda in römische Hände.

Segestica, s. Segida.

Segestria (röm. Ant.), Decken, Matten von Stroh.

Segestria (Arachnid.), nach Latreille, Gatt. der Arachnides Pulmonariae Araneides *Latr.*, der Ordn. der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Spinnen nach Oken, unter Aranea *L.* Charakter: Vier Augen in einer Reihe vorn, hinten zwei, hinter den äußersten. Unter mehren Arten bekannteste: 1) S. senoculata *Latr.*, *Walck.*, Kellerspinne. Mit schwarzbraunem Bruststück, der Bauch grünlichbraun punktirt und mit einer Reihe dunkler Querflecken über die Mitte. Die Füße hellbraun, schwarz geringelt. Sechs Linien lang; in Mauerlöchern, unter Steinen, in einem weißen Rohre versteckt. Weben sich in den Mauern lange cylindrische Röhren, aus denen sie das vorderste Fußpaar strecken. Divergirende Fäden am Eingang dienen zum Fang der Insekten. Sind an ihren 6 Augen leicht kenntlich. Sie ist sehr muthig und beißt, auch hat sie ein zähes Leben. Hahn, 1, F. 2. — 2) S. florentina *Rossi.* Ziemlich groß, schwarz, mit grünen Tasterscheeren; das Geschlechtsorgan hat eine eikegelförmige, am Ende sehr spitzige Gestalt, tritt völlig heraus und ist von rother Farbe. In Italien und Südfrankreich. Hahn, T. 1, F. 1.

Segestria (Bot.), nach Fries, Flechtengatt., s. v. a. Sphaeromphale *Rchb.*

Segestus, s. v. a. Aegestus, s. Acestes.

Segesvar, Stadt, s. v. a. Schäsburg.

Segetalis (bot. Term.), saatfeldbewohnend, auf Saatfeldern oder unter der Saat wachsend, Plantae segetales, Saatfeldpflanzen, z. B. Centaurea, Cyanus, Papaver Rhoeas und Lychnis Githago.

Segeten, bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Waldshut; 400 Einw.

Segetia (röm. Relig.), altrömische, schon unter Numa verehrte Saatgöttin, deren Namen unter dem Dache zu nennen die Religion verbot. Ihre Bildsäule stand auf dem Circus Maximus.

Seggau, Stadt, s. v. a. Seckau.

Segge (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Riedgras, Carex *L.* — Seggen, auch Wurzelgräser, 7. Zunft der 4. Klasse des okenschen Pflanzensystems, einen Theil der Cariceae anderer Systeme enthaltend. Allgem. Charakter: Blüthen ein= oder zweihäusig in walzigen Ursachen; Same dreieckig, mit zwei oder drei Narben, umgeben von einer krugförmigen Hülle, vielleicht durch die verwachsenen Blumenblättchen gebildet. Meist ausdauernde Grä=

ser auf den nassen Wiesen von Mitteleuropa. Hauptgattungen: Carex, Vignea, Scleria.

Seggehorn, oldenb. Dorf, Kr. Neuenburg, Amt Varel; 200 Einw.

Seggenwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Caricis, s. Carex arenaria *L.*

Seggerde, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Gardelegen, an der Aller; Rittergut; 270 Einw.

Seggera (a. Geogr.), Ort der Provinz Afrika; jetzt Jumah.

Seggi (Foggi), der 21. (nach And. der 25.) König von Dänemark, erschlug seinen Bruder Berich (Rorik), heirathete dessen Wittwe und schwang sich auf den Thron. Er ward von Amblet (Hamlet), dessen Vater Orandel (nach And. S.'s Bruder und Vorgänger auf dem Thron) ebenfalls erschlagen und mit dem ganzen königl. Hofe verbrannt.

Seggo (a. Geogr.), Ort im Innern von Byzacium in der Nähe des heut. Kissor.

Seghalien, Inselland, s. v. a. Tarakai.

Seghava, afrikan. Stadt, Darfur (s. d.).

Seghban (türk.), Reiterei, die jeder Pascha zu stellen hat und die meist zur Bewachung der Bagage dient.

Seghers (Biogr.), 1) Geraart, Historienmaler, geboren zu Antwerpen 1589, Schüler des H. van Baalen und A. Jansens, malte anfangs in der üblichen Weise des Landes Landschaften mit historischer, meist biblischer Staffage, ging aber dann nach Rom und verfiel durch seine dortigen Studien in ein mehr idealisches Bestreben, wodurch seine Köpfe oft etwas leer wurden. Von Italien aus scheint sich der Künstler nach Spanien begeben zu haben, wo er am Hofe arbeitete und unter dem Titel eines Hofbedienten erschien. Nach einiger Zeit kehrte er wieder in das Vaterland zurück, um sein weiteres Glück zu versuchen, welches ihm aber anfangs wenig günstig war, weil seine dunkle Färbung den hellen Bildern eines Rubens gegenüber nicht gefiel. S. sah sich daher genöthigt, seine italienische Manier mit jener des Rubens auszugleichen. Er † 1651. Seine Werke sind sehr zahlreich. Man findet deren in den Museen und Kirchen seines Vaterlandes und auch in auswärtigen Gallerien. In der Gallerie des Belvedere in Wien ist eine Landschaft mit Hagar und Ismael, denen der Engel die Quelle zeigt; eine andere Landschaft mit der am Brunnen ruhenden heil. Familie; eine dritte mit Maria, welche das Kind auf dem Schooße hält, dem Johannes einen Vogel reicht, und ein ähnliches Bild, wo Joseph dem Kinde auf dem Schooße einen Apfel reicht und Engel Früchte pflücken. Im Museum zu Berlin ist der Besuch Christi bei Maria und Martha, durch lebensvolle Köpfe ausgezeichnet, weniger bedeutend in Kraft der Farbe. Im Museum des Louvre sieht man seine Entzückung des heil. Franz in Cigoli's Manier. — 2) Daniel, Blumenmaler, Bruder des Vorigen, 1590 zu Antwerpen geboren und von J. Breughel unterrichtet, trat jung in den Jesuitenorden, weshalb viele seiner Bilder die Legende der Heiligen verherrlichen, welche in Blumenkränzen erscheinen. Diese Scenen sind aber meist von andern Meistern nach S.' Bestimmung gemalt. Selbst Rubens bediente sich zuweilen S.s Kunst, und wenn S. die Bilder desselben mit Guirlanden umgab, erhielten sie sogar noch höhern Werth. S. besuchte auch Rom und machte daselbst zahlreiche Studien nach Kunstwerken jeder Art; besonders aber richtete er sein Augenmerk auf die lieblichen Kinder Florens, die er mit einer Meisterschaft und mit einer Sorgfalt in der Farbengebung behandelte, wie wenige Künstler seines Faches. Daher prangen seine rothen Rosen noch immer in ursprünglicher Frische, während jene eines de Heem, vom Huysum, der Rachel Ruysch u. A. sich theilweise verändert haben; auch die übrigen Blumen der Kränze und Bouquets dieses Meisters erscheinen in wunderbarer Frische. Meist winden sich diese Blumen um Scenen aus der heiligen Geschichte und Legende, öfter um Skulpturenreliefs mit solchen Darstellungen; auf andern Gemälden erscheinen Blumen zu Bouquets vereinigt und in Vasen gesammelt. Auf den Blättern und Kelchen sitzen Insekten in unübertrefflicher Wahrheit. Kaiser, Könige und Fürsten trachteten nach Werken des Meisters. Bisweilen gingen sie als Geschenke seines Ordens, wofür reiche Spenden flossen. Der Prinz und die Prinzessin von Oranien übermachten dem Künstler für zwei Blumenvasen mit Bouquets eine goldene Palette, einen emaillirten Rosenkranz und ein goldenes, pfundschweres Krucifix. Ueberdies erhielt er einen Geleitsbrief durch ganz Holland, um die Interessen des Hauses Oranien zu besorgen. S. † 1660. In der Jesuitenkirche zu Antwerpen war eine Maria mit dem Kinde von Rubens, welche S. mit einer großen Guirlande umgeben hatte, ein Hauptwerk beider Meister. Im Museum zu Amsterdam ist von ihm eine große von Engeln getragene Guirlande mit St. Ignaz, von E. Schut gemalt. Im Museum zu Brüssel sieht man eine ähnliche Guirlande mit dem Bilde der heil. Jungfrau. Auch das Museum im Haag bewahrt von S. einen Blumenkranz, in welchem Maria mit dem Kinde erscheint. Alle diese Gemälde gehören zu den Hauptwerken des Meisters, an welche sich jene des Belvedere in Wien reihen. Daselbst ist der berühmte Blumenaltar, ein 3 Fuß 1 Zoll hohes Blumenstück. Auf einem andern Gemälde des Belvedere steht, grau in Grau gemalt, die Maria mit dem Kinde in einer von Blumen umgebenen Nische. Ein drittes zeigt im Blumenkranz ein Relief mit Maria, dem Kinde und St. Anna ebenfalls grau in Grau. Ein anderes Gemälde enthält im Blumenkranze die von van Dyck in Grau gemalte heil. Familie. Dann sieht man daselbst auch eine von Engeln gehaltene Blumenguirlande, welche ein von E. Schut gemaltes Bild der Maria mit dem segnenden Kinde einschließt, das größte der genannten Werke. Im Museum zu Berlin sind zwei Blumengewinde mit Reliefdarstellungen des E. Quellinus. Auch in der Pinakothek zu München ist ein von einem Blumenkranze umgebenes Basrelief, welches spielende Kinder vorstellt. In der Gallerie zu

Dresden ist auf ähnliche Weise Maria mit dem Kinde in einer Nische vorgestellt, welche ein Blumenkranz umgibt. — 3) Hendrik, Maler von Antwerpen, um 1780 geboren und an der Akademie daselbst gebildet, malte Bildnisse und Genrebilder. — 4) Cornel, Maler zu Antwerpen, geboren um 1810, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt, lieferte Genrestücke und Bildnisse, auch einige Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Außerdem haben wir von S. einige geistreich radirte Blätter. — 5) Ludwig, Maler zu Antwerpen, ein mit dem Vorigen gleichzeitiger, junger Künstler, ist durch verschiedene historische und volksthümliche Kompositionen bekannt, die theils in Zeichnung blieben, theils in Oel ausgeführt sind.

Seghevitschi, europ.-russ. Flecken, Gouv. Grodno, Kr. Novogrodek.

Segida (a. Geogr.), 1) Stadt der Arevaker in Hispania Tarrac., welche die Ursache des ersten celtiberischen Krieges wurde; — 2) Stadt in Hispania Baetica, mit dem Beinamen Restituta Julia (Plin. III, 1, 3).

Segienses (a. Geogr.), Völkersch. in Hispania Tarracon. (Plin. III, 3, 4.).

Segimer (Biogr.), 1) Cheruskerfürst, Vater des Arminius und Segestes, war nach Einigen bei dem Siege über Varus, nach Andern erlebte er ihn nicht mehr; — 2) Cheruskerhäuptling, Bruder des Segestes, mußte sich 15 v. Chr. mit seinem Sohne Sesilhach, der den Leichnam des Varus beschimpft hatte, dem röm. Feldherrn Sertinius ergeben u. wurde in Rom im Triumph aufgeführt.

Segimund, s. v. a. Sigismund.

Segisa (a. Geogr.), Stadt der Bastitaner in Hispania Tarracon., jetzt Ensegni (Ptol. II, 6, 61.).

Segisama (a. Geogr.), Stadt in Hispania Tarracon., mit dem Beinamen Julia, nach Harduni jetzt Sierra d'Occa.

Segisamo, s. Segesama.

Segkoritz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Skal; 200 Einw.

Segler (Seew.), Schiff mit Rücksicht darauf, ob es langsam oder schnell segelt; es hängt dies theils von der schmalen oder breiten, flachen oder hohen Bauart ab, daher gewöhnlich: das Schiff ist ein Schnellsegler oder es ist ein langsamer Segler.

Segler, 1) (Ornith.), Schwalbengatt., s. v. a. Cypselus *Ill.*; — 2) (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Papilio Podalirius *L.*

Segler (Thierarzneik.), die an der Drehkrankheit leidenden Schafe.

Seglien, franz. Dorf, Depart. Morbihan, Bez. Pontivy; 2100 Einw.

Segmen (türk.), s. Mahmud.

Segment, s. v. a. Segmentum.

Segmenta (lat., Abschnitte), 1) (röm. Ant.), Kopfzeug der römischen Damen; — 2) (Bauk.), die kleinern, im Anstrich angebrachten Verzierungen (Opera segmentata), welche theils rund, theils eckig waren; daher S. scutulata, trigona etc.; — 3) (zool. Term.), die Ringel des Hinterleibes der Insekten, s. Entomologie.

Segmentum, 1) (zool. Term.), s. Segmenta 3); — 2) (bot. Term.), der Abschnitt, der Zipfel eines tief getheilten Theiles, z. B. des Perigons bei Iris-Arten; hauptsächlich aber jede der besondern Blattscheiben eines geschnittenen Blattes (s. Sectus), die jedoch häufig auch schon als wirkliche Theilblätter oder Blättchen (Foliola) betrachtet werden; vgl. —sectus.

Segna (Geogr.), Stadt, s. v. a. Zeng.

Segna (Biogr.), Nicola di, Maler von Siena, blühte zu Anfang des 14. Jahrhunderts; Lebensverhältnisse unbekannt. Von ihm sind noch vier Bruchstücke eines Altars vorhanden, welche vier Heilige vorstellen, in der Gallerie zu Siena aufbewahrt. S. lebte noch um 1308.

Segnelay, s. v. a. Seignelay.

Segner (Biogr.), Johann Andreas von, berühmter Mathematiker, 1704 in Preßburg geboren, widmete sich hier und zu Debreczin den Naturwissenschaften und der Mathematik, seit 1725 auch der Medicin zu Jena und ward 1731 praktischer Arzt zu Debreczin. Durch Teichmeyers Vermittelung nach Jena zurückgekehrt, ward er 1733 außerordentlicher Professor daselbst, 1735 Professor der Naturwissenschaft und der Mathematik zu Göttingen, ging 1755 nach Halle und † daselbst als geheimer Rath 1777. Schrieb: Cursus mathem., 1.—4. Part., Gött. 1739; — Einleitung in die Naturlehre, das. 1746; — Elementa analyseos finitorum, Halle 1758; — Elementa analyseos infinitorum, das. 1761—63, 2 Bde.; — Astronomische Vorlesungen, das. 1775—76, 2 Bde.

Segner (Schiffsw.), Art Schiff, s. Bodensee.

Segners Wasserrad, s. Barkers Wassermühle.

Segnes, Berg, s. Dödi.

Segni (a. Geogr.), german. Völkerschaft in Gallia Belgica, zwischen den Trevirern u. Eburonen, nach Reichard in der Gegend von Sougnez, nach Ukert in der Gegend von Sinei oder Signei, an der Grenze von Namur.

Segni (n. Geogr.), ital. Stadt, Kirchenstaat, Deleg. Frosinone, auf einem gleichn. Berge; Bischofssitz, schöne Kathedrale, 3 Pfarrkirchen, 3 Klöster; 3510 Einw.; Vaterstadt von 4 Päpsten: Vitalianus, Innocenz III., Gregor IX. und Alexander IV.

Segnir, Erzbischof von Köln.

Segnitia (Segnities, lat.), Langsamkeit, Trägheit.

Segnitia alvi (Med.), die Trägheit des Stuhls.

Segnitia virium (Med.), Kraftlosigkeit.

Segnitz, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Ochsenfurt, am Main; Schiffmühle, Mainüberfahrt, Weinhandel; 660 Einw.

Segno (Geogr.), Stadt, s. v. a. Zeng.

Segno (ital., Mus.), s. v. a. Zeichen, s. Dal segno.

Sego (Geogr.), 1) afrik. Stadt, Nigritien, Bambara, am Djoliba, südwestl. von Timbuktu; Erdmauern; 30,000 Einw.; — 2) europ.-russ. See, Gouv. Olonez, nordwestl. vom Onega-See, fließt nordöstl. in den Wigo-See,

Sego (angew. Bot.), s. v. a. Sago.

Segobodium (a. Geogr.), Stadt der Sequaner in Gallia Belgica, jetzt Seveux an der Saone.

Segobriga (a. Geogr.), 1) Hauptstadt der Celtiberer in Hispania Tarracon., südwestl. von Cäsaraugusta, in einer Gegend, wo man vortreffliches Marienglas fand; in der Gegend von Priego zu suchen; — 2) Stadt der Edetaner in Hispania Tarracon.; jetzt Segorbe.

Segobrigii, s. Segoreii.

Segodunum (a. Geogr.), 1) Hauptstadt der Ruteni in Gallia Aquitania; jetzt Podez; — 2) Stadt des südlichen Germanien, wahrscheinlich im Lande der Hermunduren, nach Wilh. das heutige Würzburg, nach Andern das Bergschloß Burg-Sinn am gleichn. Flusse.

Segojana, afrik. Ort, auf der Südspitze, im Lande der Beetjuanen, nördlich von Reyners-Bergen.

Segol (Gramm.), hebräisches Vokalzeichen (∵), unserm kurzen e entsprechend.

Segona, neulat. Name für die Saone.

Segonax, brit. Fürst zu Cäsars Zeit, griff mit Cassivellaun das röm. Lager an, ward aber zurückgeschlagen und mußte sich dem Cäsar ergeben.

Segonet, Stadt, s. Tigre.

Segontia (a. Geogr.), Stadt der Celtiberer in Hispania Tarracon.; jetzt Rueda; — 2) s. Saguntia; — 3) Stadt der Varuler in Hispania Tarracon. (Seg. Paramica).

Segontiaci (a. Geogr.), Volk im südlichsten Theile von Britannien, mit der Hauptstadt Segontium, von der sich noch Ueberreste bei Carnarvon am Flüßchen Segont finden.

Segonzac (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Charente, Bez. Cognac; starker Weinbau, vorzüglich Branntweinbrennerei (Champagna-de-Cognac), Ackerbau-Gesellschaften; 2630 Ew.; — 2) Dorf das., Dep. Corrèze, Kant. Ayen; 800 Einw.

Segonzano, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Trient, Ldgr. Cambra, am Avisio; Schloß der Freiherrn von Prato; berühmt durch den Angriff der Franzosen im J. 1796.

Segora (a. Geogr.), Ort der Pictones in Gallia Aquitania, am linken Ufer des Liger; jetzt Bressuire oder (nach Reichard) Samur.

Segorbe (Segorve), span. Stadt, Prov. Valencia, nordwestl. bei Murviedro, in einem fruchtbaren Thale, am Palencia; Bischofssitz, Kathedrale, bischöfl. Palast, geistl. Seminar, Hospital und Hospiz, Töpferei, Papiermühle, Branntweinbrennerei, in der fruchtbaren Umgegend Getreidebau, Oliven, Früchte, Seide, Marmorbrüche; 2610 Einw.

Segoreii (a. Geogr.), ligurisches Volk in derselben Gegend, wo die Phocäer Massilia gründeten.

Segosa (a. Geogr.), Stadt der Tarbeller in Gallia Aquitania; jetzt Escourse.

Segovellauni (a. Geogr.), s. Segellauni.

Segovia (a. Geogr.), 1) Stadt der Arevaker in Hispania Tarracon., an der Straße von Emerita nach Cäsaraugusta, noch jetzt unter dem alten Namen vorhanden; — 2) Ort in Bätica (Hispania), am Flumen Silicense, in der Nähe von Sacili oder dem heutigen Perabad.

Segovia (n. Geogr.), 1) span. Provinz, Theil von Alt-Kastilien, grenzt im Norden an die Provinzen Valladolid, Burgos und Soria, im Osten an Guadalaxara, im Süden an Madrid und Toledo und im Westen an Avila, und hat einen Flächenraum von $163,_{12}$ (nach Andern 172) □M., mit 134,850 (nach Andern 221,000) Einw. Die Provinz ist im Osten und Süden gebirgig durch die Sierra de Guadarrama, worin das berühmte Defilé Somosierra ist, und durch die Sierra de Avllon u. wird von den Flüssen Douro, Tajo, Eresma, Xarama, Riaza, Duraton, Cega, Piron, Alberche ꝛc. bewässert. Das Klima ist mild, aber auf den Gebirgen rauh. Der fruchtbare Boden trägt Getreide (Weizen, Gerste, Hafer), Hülsenfrüchte (Erbsen), Oelgewächse, Wein, Holz, Krapp, Flachs, Hanf, Früchte, Johannisbrod- und Kastanienbäume; die Wälder enthalten Eichen, Buchen und Nadelholz. Bedeutend ist die Schafzucht. Die Gebirge enthalten Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Marmor, Jaspis ꝛc., aber man benutzt die Metalle nicht oder nur wenig. Man bereitet Potasche und unterhält Tuchwebereien, Töpfereien, Seifensiedereien, Gerbereien ꝛc. Hier die Villas: Avilon, am Grado; Cuellar, 2000 Einw.; St. Maria de Nieva, 2600 Einw.; Martinmuñuz, 2400 Einw.; Montejo, 2000 Einw. — 2) Hauptstadt der Prov., auf einem 600' hohen Felsen zwischen 2 Thälern, gegen Norden (worin die Eresma fließt) und gegen Süden (worin der Clamores fließt), am Nordabhange der Sierra de Guadarrama. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und hat die Gestalt eines Schiffes. Sie ist mit Thürmen und Zinnen umgeben, hat 24 Kirchen, 24 Klöster (sonst), ein Findelhaus, mehre Hospitäler, Artillerie-Kadettenschule, bischöfl. Seminar, königl. Münze (mit künstlicher Maschinerie) ꝛc. Die Kathedrale ist ein Gemisch von gothischer und maurischer Bauart und hat einen prachtvollen Hochaltar mit einer großen silbernen Marienstatue. Gegenüber liegt auf steilem Felsen der maurische Alcazar mit dem merkwürdigen Königssaale, einst die Residenz der maurischen und kastilischen Könige, jetzt zu der erwähnten Artillerieschule dienend. In der Nähe der Stadt ist eine 3000 Schritt lange und an einer Stelle 200 Fuß hohe röm. Wasserleitung von 159 Bogen, unter Kaiser Trajan erbaut, eines der festesten, prächtigsten und am besten erhaltenen Denkmale des Alterthums. Sie fängt 3 franz. Meilen von S. an, an den Bergen von Fonfria, an der Quelle des Rio Frio, führt das Wasser auf einem Umwege durch das Gebirg los Hojos bis in die Nähe von San Ildefonso, wo dann erst die Reihe der merkwürdigen Bogen beginnt, die das Wasser bis zur S. Sebastianskirche führen. Zu den Zeiten der Mauren war S. so blühend, daß seine Tuchfabriken allein 60,000 Arbeiter beschäftigten. Jetzt unterhalten die 13,000 (nach Andern nur 10,000) Einw. 1 Feintuch-, 1 Fayence- und 1 Schrotfabrik, Zeuchweberei, Färberei, Woll-

wäscherei (Segoviawolle) und 1 Papiermühle, außerdem Glas-, Gold- und Silberwaarenfabriken. — 3) (S. la nueva), mittelamerikan. Stadt, Staat Nicaragua, nördlich von Leon; 600 Einw., meist Indianer. — 4) S. v. a. Neu-Segovia, s. Manila.

Segovia (Biogr.), 1) Fr. Juan de, Mönch des Hieronymitenordens in Guadalupe, in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts als Goldschmied berühmt, fertigte Kelche, Kustodien, Krucifixe, Reliquienkästen, Salzfässer. S. † 1487. — 2) Juan de, Maler, arbeitete um 1650 zu Madrid, malte Marinen mit Schiffen und Figuren, Bilder, welche die Paläste zu Madrid zierten und geschmackvoll behandelt, nur in den Figuren nicht sehr korrekt sind.

Segoviana (Waarenk.), mehre feine Sorten spanischer Wolle.

Segovias (Waarenk.), Art gedruckter Köperflanelle, s. Flanelle.

Segoviatuch (Drap Segovie, Waarenk.), feines Wollentuch, welches in den niederländischen Fabriken zu Eupen, Montjoie, Stolberg rc. $^{9}/_{8}$ Stab breit gefertigt wird; es ist eine Art doppelt Halbtuch und wird zu Damenmänteln und Sommerröcken getragen.

Segovienne (Segovia-Etannier), feines Wollenzeuch aus spanischer Wolle, welches die englischen Manufakturen $^{3}/_{4}$ Yard breit, 45 Yards lang, in verschiedenen Sorten liefern.

Segovii, s. Seguvii.

Segrais, Jean Regnault de, französischer Dichter, 1624 zu Caen geboren, studirte bei den Jesuiten, lebte 30 Jahre ohne öffentliches Amt in Paris und zog sich dann in seine Vaterstadt zurück, wo er 1701 †, seit 1662 Mitglied der franz. Akademie. In seinen „Eclogues", Amst. 1723, 12., machte er einen nicht unglücklichen Versuch, die antike Schäferpoesie mit der romantischen zu verschmelzen; sein „Athis, poëme pastoral", versuchte dasselbe mit der bukolischen und epischen Poesie. Seine Uebersetzungen des Virgil sind vergessen. Unter seinen prosaischen Schriften nennen wir nur die „Nouvelles françaises", Par. 1722, 2 Bde., und den Roman „La Princesse de Cleves", das. 1768, 4 Bde. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Paris 1755, 2 Bde., 12.

Segre (Geogr.), 1) franz. Stadt und Hauptort des gleichnam. Bezirks, Dep. Maine-Loire, in einer fruchtbaren Gegend am Oudon; Civil-Tribunal, Branntweinbrennerei, Färberei, Gerberei, Getreide-, Hanfbau, Fabrik für Leinwand, Handel mit Vieh; 2200 Einw.; — 2) (sonst Sicoris), span. Fluß, Katalonien, entspringt in den Pyrenäen, im franz. Depart. Ost-Pyrenäen, im Defilé von Perja, auf der spanischen Grenze; fließt in einem sehr gekrümmten Lauf gegen Südwesten, nimmt den Belira (bei Urget), Esera, Cinca, die 3 Noguera (aragonesa, pelleresa, ribargozana) rc. auf und mündet nach einem Lauf von 26½ Meilen bei Mequinenza in Katalonien in den Ebro, links.

Segregatä (Bot.), nach Reichenbach, Gruppe der Synanthereae *Rchb.* u. A.

Segregation (v. Lat.), Absonderung, Trennung.

Segregatores (lat., Kirchengesch.), diejenige kirchliche Partei, welche die Meinung des Nestorius über die Natur Christi vertheidigte, indem sie die menschliche und göttliche Natur Jesu trennte; von der chalcedonischen Kirchenversammlung verdammt; vgl. Nestorianer.

Segregatorium (lat.), Absonderungs- oder Scheidungswerkzeug für verschiedene Flüssigkeiten, s. Separatorium.

Segregatus (bot. Term.), abgesondert, getrennt, ist wenig gebräuchlich, außer in der 5. Ordnung der 19. linnéschen Klasse (Polygamia segregata), wo nämlich die einzelnen Blüthen oder auch kleinere Köpfchen in dem Blüthenkopfe von einem Cyklus von Deckblättchen (einer eignen Hülle) umgeben und dadurch von einander gesondert sind.

Ségrie, franz. Dorf, Dep. Sarthe, Bez. Mamers; 1780 Einw.

Segseg, afrik. Reich, Haussa (s. d.).

Segua, Fluß in Portugal.

Seguacatum (a. Geogr.), Stadt der Narisci in Germanien, beim jetzigen Waldmünster.

Seguam, eine Insel der Aleuten (s. d.), nordöstl. von Amla.

Segue (Siegue, ital., es folgt, Mus.), wird oft am Ende einer Notenseite gebraucht, um anzudeuten, was auf der andern Seite folgt, z. B. s. Allegro, d. i. es folgt das Allegro rc.

Segued, Fürst von Abyssinien im 17. Jahrhundert, besonders berühmt durch seinen Uebertritt von der griechischen zur römischen Kirche (1626), gab aber, durch die Tyrannei der Jesuiten veranlaßt, dem Volke seine Glaubensfreiheit wieder.

Seguenza, Stadt, s. v. a. Siguenza.

Seguidilla (span., Metr.), spanische Versart, die aus 4 Versen besteht, in denen gewöhnlich 5- und 7-sylbige assonirende Zeilen abwechseln. Man verbindet damit oft noch einen Anhang von 3 Zeilen (Estribillo), in dem sich der erste und letzte Vers reimen.

Seguier (Biogr.), alte, schon seit dem 14. Jahrhund. im Staatsdienste sich hervorthuende Familie Frankreichs, deren Glieder zuerst am Parlamente zu Toulouse als Richter und Advokaten, dann seit der Mitte des 15. Jahrh. am Parlamente zu Paris fungirten. Merkwürdig sind: 1) Pierre, großer Gesetzkundiger, geb. 1504 zu Paris, erst gewöhnlicher Parlamentsadvokat, 1535 von Franz I. zum Generaladvokaten der Cour des aides gemacht, dann Kanzler der Königin Eleonore, unter Heinrich II. Generaladvokat, 1554 Präsident am Parlamente zu Paris, † 1580. Seine sechs Söhne gelangten sämmtlich zu hohen Staatsämtern. — 2) Antoin, 5. Sohn des Vorigen, geb. 1552 zu Paris, Generaladvokat und seit 1597 Vicepräsident am Parlament zu Paris, nahm sich warm der gallikanischen Kirche gegen die römische Kurie an, wurde 1598 als Gesandter nach Venedig geschickt und † 1626. Sein Vermögen hatte er den Armen vermacht. — 3) Pierre, Neffe des Vorigen, geb. am 28. Mai 1588, kam nach seines

Oheims Ableben als Vicepräsident ans Parlament, ward von Ludwig XIII. zum Pair und Herzog von Villemor erhoben, wurde 1633 Siegelbewahrer, 1635 Kanzler, ergriff während der Unruhen der Fronde die Partei des Hofes, kam deßhalb außer Amt, erhielt 1652 von Ludwig XIV. die Siegel wieder zurück und blieb in seiner Stellung bis zu seinem Tode am 28. Jan. 1672. Von seinen beiden Töchtern, den einzigen Kindern, welche er hatte, vermählte sich die eine erst dem Herzoge von Coislin, hernach dem Marquis von Laval, und die andere erst dem Herzog von Sully, dann dem Prinzen Heinrich von Bourbon, Herzog v. Verneuil. Im J. 1844 veröffentlichte die historische Gesellschaft von Frankreich das „Diaire ou Iournal da chancelier S. en Normandie", 1639—40. — 4) Jean François, guter Münzkenner und Botaniker, 1705 zu Nismes geboren, durchreiste mit Maffei einen großen Theil Europa's und übersetzte dessen Memoiren in's Französische, Haag 1740. Er † 1754. Schrieb: Bibliotheca botanica, Haag 1740; — Plantae, Verona 1745—54; — Inscriptionum antiquarum indes absolutissimus, Paris 1749. Nach ihm ist die Pflanzengattung Seguiera benannt. — 5) Antoine Louis, aus einer andern, noch jetzt bestehenden und von Nicol S. im 15. Jahrh. gegründeten Linie, war am 1. Dec. 1726 zu Paris geb. Gute Anlagen, besonders aber sein überaus starkes Gedächtniß, so wie die Gunst Ludwigs XIV. gaben ihm beim Parlamente ein hohes Ansehen; er wurde bei demselben Generaladvokat und zeichnete sich durch seine Beredsamkeit aus. Da er sich seit 1770 herbeiließ, heftig gegen die neuen philosophischen und politischen Ideen zu Felde zu ziehen, zog er sich vielfachen Haß beim Volke zu. Umsonst bemühte er sich für die Aussöhnung des Parlaments mit dem Hofe und gab deshalb, als der Kanzler Maupeou ein neues Parlament errichtete, 1771 seine Stelle auf, trat jedoch wieder in dieselbe ein, nachdem 1774 die alte Ordnung wieder eingeführt war. Beim Ausbruch der Revolution zog er sich nach Tournai zurück, wo er auch am 25. Jan. 1792 †. — 6) Antoine Jean Matthieu, des Vorigen Sohn, ist als erster Präsident der Cour royale zu Paris und als Vicepräsident der Pairskammer bekannt geworden. Er war am 21. Sept. 1768 zu Paris geb., brachte die Zeit der ersten franz. Revolution theils im Auslande zu, theils lebte er, nach dem Sturze Robespierres, zurückgezogen in Montpellier. Nachdem er im J. 1800 von Napoleon zum Regierungskommissär der Tribunale und 1802 zum Präsidenten des Appellhofes ernannt worden war, kam er 1810, nach Einführung der neuen Gerichtsordnung, als Präsident an die Cour imperiale nach Paris. Seine Ergebenheit gegen Napoleon erwarb ihm den Baronstitel. Eine gleiche Ergebenheit suchte er aber auch nach Napoleons Falle gegen die Bourbons bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen. Daher erhielt er nach der zweiten Restauration von Ludwig XVIII. die Präsidentenstelle am obersten Gerichtshofe zurück und wurde im August 1815 zum Pair ernannt. Gewohnt, sich immer gerade dem Herrscher treu zu zeigen, welcher die Macht in den Händen hatte, wandte er nach der Julirevolution 1830 seine Ergebenheit der Familie Orleans zu, weshalb er sowohl sein Amt, als auch die Pairswürde behauptete. Schmeichlerreden und Unterthänigkeit haben ihm unter Ludwig Philipp's Regierung die Gunst des Monarchen fortwährend erhalten.

Seguiera (Bot.), nach Linné, Gatt. der Phytolaceae *Spach.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch fünfblättrig bleibend; Krone fehlt; Staubfäden zahlreich, im Fruchtboden eingefügt; Fruchtknoten zusammengedrückt, mit kurzem Griffel; Kapsel länglich, einfächerig, einsamig, geflügelt. Zwei Arten, stachelige Sträucher: 1) S. americana *L.* Blüthen weiß, in Endtrauben, unangenehm riechend. In Südamerika. *Jacq.*, Omer., 170. — 2) S. asiatica *Lour.* In Cochinchina.

Seguinère, la, franz. Dorf, Dep. Maine Loire, Bez. Beaupreau, an der Maine; 1350 E.

Seguiro, Lopez, Portugiese, der 1509 Sumatra (s. d.) entdeckte.

Segundo, Fluß in Patagonien.

Seguntia, s. v. a. Saguntia.

Segur (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Aveyron, Bez. Milhau, am Viaur; 1530 Einw.; — 2) Dorf das., Dep. Cantal, Bez. Murat; 1330 Einw.; — 3) Dorf das., Dep. Corrèze, Bez. Brives; Antimonium-Grube; 680 Einw.

Segur (Geneal. u. Biogr.), altfranz. Familie in Poitou, die schon 388 das gleichnamige Schloß besaß. Sie theilte sich frühzeitig in 3 Linien: S.-Pardaillan, protestantisch, erlosch mit Jacques de S.; S.-Bouzeln, protestantisch; erlosch 1824 mit Henri Philipp de S., der sich selbst entleibte; S.-Ponchat et Fouguerolles. Merkwürdig sind: 1) Henri François, Graf von, genannt le beau S., aus der Familie S.-Ponchat und Urenkel Daniel S.'s, des Stifters derselben, wurde 1689 geb. Er trat in das Regiment seines Vaters, ward 1706 Kapitän und bald darauf Oberst und Brigadier desselben, diente in Spanien, an der Mosel und Maas, in Italien und Lothringen, ward 1742 Befehlshaber eines in Deutschland operirenden Armeecorps, mit dem er, in Linz eingeschlossen, kapituliren mußte. Im J. 1744 focht er in Flandern, führte 1745 Karl VII. ein neues Hülfscorps zu, schlug die Oesterreicher bei Lichtenau, erlitt aber bei Pfaffenhofen eine Niederlage, focht 1746 an der Sambre, belagerte Garleroi, befehligte die Kavallerie bei Lawfeld und † als Kommandant in Metz 1751. Sein Sohn — 2) Philipp Henri, Marquis von S., geb. 1724, wurde in den Kriegen Ludwigs XV. nach und nach General, bekam später den Oberbefehl eines Armeecorps in der Franche-Comté und erhielt unter Ludwig XVI. 1780 das Ministerium des Krieges. In dieser Stellung war er für eine bessere Ausbildung der Offiziere besorgt, schuf die leichte Artillerie und einen Generalstab und zeigte sich höchst uneigennützig. Nachdem er 1783 zum Marschall ernannt worden war, legte er aus Abscheu vor den Hofkabalen und aus Mißbilligung der bisher befolgten Politik seine Ministerstelle nieder. Die Revolutionszeit beraubte ihn zwar seines kleinen

Vermögens und brachte ihn ins Gefängniß, schonte aber sein Leben. Von Napoleon, der ihn hochachtete, erhielt er eine Pension. Bei seinem Tode am 8. Okt. 1801 hinterblieben ihm zwei Söhne. Der ältere — 3) Louis Philippe, Graf von S. d'Aguesseau, geb. am 10. Dec. 1753 zu Paris, wurde sehr streng erzogen, verschaffte sich eine gute wissenschaftliche Ausbildung und ehelichte später die Tochter des Kanzlers d'Aguesseau. Wider seinen Willen bestimmte ihn sein Vater für die militärische Laufbahn. Er wurde Befehlshaber von einem Regiment Dragoner, schloß sich im amerikanischen Freiheitskampfe an seinen Verwandten Lafayette an und stand in näherem Umgange mit Washington. Nach Frankreich zurückgekehrt ging er 1783 als Gesandter nach Petersburg, wo er den britischen Einfluß zu paralysiren suchte, 1787 einen für Frankreich vortheilhaften Handelsvertrag abschloß und die Gunst der Kaiserin Katharina erwarb, die er auf ihrer Reise nach der Krim begleitete. Beim Beginn der Revolution kam er nach Frankreich zurück, wurde Mitglied der Nationalversammlung und Maréchal-de-Camp, sollte alsdann Frankreich als Gesandter beim Papste vertreten, wurde aber von diesem nicht angenommen und ging 1792 als französischer Botschafter an den preußischen Hof, wo er der beabsichtigten Kriegserklärung entgegenarbeiten sollte. Mit der Hinrichtung des Königs schied er aus dem Staatsdienste. Obschon er während der Schreckensherrschaft sein sehr bedeutendes Vermögen einbüßte, wanderte er dennoch nicht aus, sondern lebte zurückgezogen zu Châtenay bei Sceaux, wo er sich und seine Angehörigen durch schriftstellerische Beschäftigung ernährte. Nachdem er zuerst Lustspiele gefertigt hatte, wandte er sich später der Geschichte zu. Während des Konsulats war er Glied des gesetzgebenden Körpers, dann des Staatsraths und 1803 des Instituts. Napoleon machte ihn später zum Grafen und zum Oberceremonienmeister, sowie 1813 zum Senator und zum außerordentlichen Kommissär der 18. Militärdivision. Ludwig XVIII. verlieh ihm bei der ersten Restauration die Pairswürde; weil jedoch S. in den hundert Tagen wieder zu Napoleon übertrat, erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer erst 1818 wieder. Hier huldigte S. einem lauen Liberalismus. † am 27. August 1830. Schrieb: Théatre de l'hermitage, Par. 1798, 2 Bde.; — Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric Guillaume II., das. 1800, 3 Bde.; — Contes, fables, chansons et vers, das. 1801; — Histoire universelle ancienne et moderne, das. 1817, 44 Bde.; später 1821 in 10 Bde. und ö.; — Galerie morale et politique, Par. 1817; — Les quatre âges de la vie, das. 1819; — Romances et chansons (Fortsetz. der Contes etc.), das. 1819; — Mémoires, ou souvenirs et anecdotes, das. 1825—26, 3 Bde.; — Oeuvres complètes, das. 1824—30, 33 Bde. — Sein Bruder — 4) Josephe Alexandre, Vicomte de S., als Lustspiel- und Operndichter bekannt. Er war 1756 zu Paris geb., wurde 1788 Maréchal-de-Camp, büßte durch die Revolution, welche er in seinen Versen anfeindete, das Vermögen ein, wurde gefangen gesetzt und mußte daher vom Ertrage seiner schriftstellerischen Thätigkeit leben, wollte aber trotzdem, gleich den übrigen Feinden der neuen Ideen, Frankreich nicht verlassen und beschloß seine Tage zu Bagnères am 27. Juli 1805. Unter seinen ersten literarischen Arbeiten sind nennenswerth: Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos (eine geglückte Nachahmung), Par. 1790; — La femme jalouse, das. 1791. — Von den vielen Lustspielen, die er schrieb, verdient hervorgehoben zu werden: Le retour du mari. — Sehr oft aufgelegt wurde seine letzte Arbeit: Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social etc., Par. 1803, 2 Bde. — Seine Oeuvres diverses kamen 1819 heraus. — 5) Octave, Graf von S., ältester Sohn von S. 3), geb. 1778, besuchte die polytechnische Schule, wurde Offizier und endete als solcher in den letzten Feldzügen Napoleons. Schrieb die beiden Romane: Ethelinde et Belinde und La flore des jeunes personnes. Sein ältester Sohn wurde das Haupt der Familie S. und erhielt die Pairswürde. — 6) Philippe Paul, Graf von S., Geschichtschreiber des russischen Feldzugs, Bruder des Vorigen, ward am 4. Nov. 1780 geb. Nachdem er die erste Erziehung in England genossen hatte, bildete er sich im Schooße seiner Familie zu Châtenay weiter, ging nach der Revolution des 18. Brumaire in das Heer und machte Moreau's Feldzug in Bayern mit. Macdonalds Operationen in Graubündten, denen er ebenfalls beiwohnte, beschrieb er unter dem Titel: Campagne du général Macdonald dans les Grisons (Par. 1802). Im J. 1802 vom ersten Konsul in den besondern Generalstab aufgenommen, mußte er für die Bewachung des Generalquartiers und Napoleons Sorge tragen. Er besichtigte 1804 die Befestigungen am Kanal la Manche, trat 1805 mit Mack wegen der Uebergabe von Ulm in Unterhandlung und fungirte im Feldzuge von 1806 als Eskadronchef. Im polnischen Feldzuge verrichtete er Adjutantendienste, gerieth bei Nazielsk in russische Gefangenschaft, von der er durch den tilsiter Frieden wieder befreit wurde, und that sich hierauf in Spanien als Major eines Husarenregiments hervor. Die kühne Erstürmung der gut befestigten Höhen bei Somo Sierra mit 90 polnischen Lanziers trug ihm zwar den Rang eines Obersten, aber auch viele Wunden ein, so daß er, um sich heilen zu lassen, nach Frankreich geschafft werden mußte. Da er 1812 den Maréchal-de-Logis machte und als Brigadegeneral zu dem Gefolge Napoleons gehörte, konnte er am besten unter allen Offizieren den Gang der Ereignisse ins Auge fassen. Im J. 1813 wurde er Gouverneur der Pagen, hatte beim Beginn des Feldzugs von 1814 die Organisirung des fünften Regiments der Ehrengarden zu besorgen und erhielt nach Napoleons Absetzung von Ludwig XVIII. den Befehl über die Kavallerie, welche aus den Resten der alten Garde geschaffen worden war. Weil er während der hundert Tage wieder Napoleon angehangen hatte und Generalstabschef des zur Deckung des

Rheins beorderten Armeecorps gewesen war, zog er sich nach der zweiten Restauration ins Privatleben zurück und arbeitete an seiner „Histoire de Napoléon et de la grande armee pendant 1812“ (Paris 1824, 2 Bde., u. ö.; deutsch von Kottenkamp, Mannh. 1835), ein Werk, welches sich durch künstlerische Darstellung und philosophische Anschauungsweise gleich auszeichnet, aber von dem nur von dem militärischen Standpunkte ausgehenden General Gourgaud in dem „Examen critique“ (das. 1825) stark angegriffen wurde. Im J. 1830 war S. unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen worden; nach der Julirevolution trat er wieder in den aktiven Dienst ein, wurde 1831 Generallieutenant und erhielt die Pairswürde. Außer den schon erwähnten Werken schrieb er: Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand, das. 1829, 2 Bde, eine Arbeit, welche ihr einziges Verdienst fast nur in einer guten Darstellungsweise hat; — Histoire de Charles VIII, das. 1835, 3 Bde., größtentheils aus den Papieren von S.'s Vater gezogen.

Segura (Geogr.), 1) Sierra de S.), span. Gebirgskette, in den Prov. Chinchilla, Granada und Jaen; geht von Südwesten gegen Nordosten und stößt im Norden an die Sierra Alcarz, im Osten an die Sierra Sagra, im Süden an die Sierra Castril; bei den Alten Orospeda; — 2) Fluß das., entspringt in der gleichnamigen Gebirgskette, auf der Grenze von Granada; fließt bis Elche nordöstl., dann südöstl., dann gegen Süden durch die Prov. Murcia, wendet sich gegen Norden durch die Prov. Alicante und mündet bei Guardamar, südwestl. von Alicante in östl. Lauf in das mittelländ. Meer. Nebenflüsse: Mundo, Quibar, Sangonera ꝛc. — 3) Flecken das., Prov. Aragonien, nordwestl. von Montalban; 860 Ew.; — 4) Flecken das., Prov. Guipuscoa, nordöstl. bei Vittoria; 950 Einw.; — 5) portugies. Flecken, Pro. Beira, nordöstl. von Rosmaninhal, am Eljas; Kastell, Hospiz; 990 Einw.; — 6) (S.-de-la-Sierra), Flecken das., östlich von Alcaraz; 4100 E.; — 7) (S.-de-Leon), Flecken das., südöstl. bei Xerez-de-los-Caballeros; festes Schloß, Wollweberei, Holzhandel; 4000 Einw.

Segura (Biogr.), 1) Antonio de, Maler u. Architekt von S. Miguel de la Cogolta, von Philipp II. im Escurial beschäftigt, gründete durch eine Kopie von Tizians Apotheose Karl V., welche in das Kloster von Yuste kam, seinen Ruf und verschaffte sich die Stelle eines Oberaufsehers der Kunstunternehmungen in Madrid, wo er einige Bilder für den Alcazar, für den Pardo und für andere k. Gebäude malte und 1605 †. — 2) Juan de, Goldschmied, hatte um 1650 in Sevilla den Ruf eines tüchtigen Künstlers, fertigte mehre Kirchengeräthe und auch eine kleine Statue der heiligen Jungfrau, womit 1668 die große Custodia von Juan d' Arfe geziert wurde. Auch noch einige andere Stücke an dieser berühmten Monstranze rühren von S. her.

Seguret, franz. Dorf, Dep. Vaucluse, Bez. Orange; 1000 Einw.

Segurilla, span. Gebirgsflecken, nördl. von Talavera-de-la-Reyna; 850 Einw.

Segusiani (a. Geogr), Völkerschaft in Gallia Lugdun., zwischen den Vellavern und Allobrogern, von denen sie der Rhodanus trennte, im S., den Sequanern im O., den Aeduern im N. und den Arvernern im W. Zu Cäsars Zeiten waren sie noch von den Aeduern abhängig, seit Augustus aber selbstständig. Die Hauptstadt der ganzen Prov. Lugdunum lag in ihrem Gebiet.

Segusini (a. Geogr.), Alpenvolk, zum Reiche des Cottius gehörig, nach Ptolem. auf den grajischen Alpen wohnend (Ptol. III, 1, 40).

Segusio (a. Geogr.), Stadt der Segusini, an der von Islediolanum über die cottischen Alpen nach Gallien führenden Straße, Residenz des Cottius, später röm. Municipium; jetzt Susa oder Suse mit einem alten Triumphbogen (Plin. III, 17, 21).

Segustero (a. Geogr.), Stadt der Voconier in Gallia Narbon., jetzt Sisteron.

Seguvii (a. Geogr.), Alpenvolk, zum Reiche des Cottius in Gallien gehörig, zwischen Oult und Susa.

Segwin, Land, s. v. a. Sikkim.

Sehau, kurdisches Fürstenthum in der asiat. Türkei, Paschalik Bagdad, an der persischen Grenze.

Sehaxe (Phys.), s. Gesicht.

Sehe (Anat.), gemeine Bezeichnung der Pupille (s. d.).

Sehen (Phys.), s. Gesicht.

Seher, 1) s. v. a. Prophet; — 2) in höherer Schreibart s. v. a. Dichter; — 3) beim Wild s. v. a. Augen.

Seherin von Prevorst, s. Prevorst, Seherin von.

Sehestadt, oldenb. Dorf, Kr. Neuenburg, Amt Rastede; 430 Einw.

Sehested, schleswigsches Dorf, südwestl. von Friedrichsort.

Sehesten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 340 E.

Sehesten mit Wysmisli, preuß. Vorwerk und Amtssitz, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 190 Einw.

Sehfeld, s. Gesicht.

Sehhügel (Tyalami nervorum opticorum, Anat.), s. Gehirn.

Sehim, das unter Sultan Mahmud kreirte türkische Papiergeld, welches aber in technischer Beziehung so schlecht verfertigt ward, daß es zu sehr bedeutenden Beträgen nachgemacht wurde und dadurch dergestalt um seinen Kredit kam, daß dieser nur durch Zwangsmaßregeln der Regierung aufrecht erhalten werden konnte. Das jetzige Papiergeld dieser Art soll etwas vorsichtiger und besser eingerichtet seyn. Auch ist S. der Name gewisser türkischer Schatzanweisungen, von welchen eine ältere Art mit 8 Proc. per anno verzinst wird.

Sehima (Bot.), nach Forskal, Pflanzengatt. Art: S. ischaemoides *Forsk.*, s. v. a. Jschaemum Sehima.

Sehkreis, s. v. a. Gesichtskreis, s. Gesicht.

Sehl, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Koblenz, Kr. Kochem, an der Mosel; mit der ehemaligen Abtei Eberhof und dem Hofe Sehlhof 250 Einw.

Sehlehre, s. v. a. Optik.

Sehlem (Geogr.), 1) hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Amt Bilderlahn; 80 Häuser; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. Wittlich; kath. Pfarrei; 480 Einw.; Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.

Sehlen (Geogr.), 1) kurheß. Dorf, Pr. Oberhessen, Kr. Frankenberg, Amt Rosenthal; 280 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stralsund, Kr. Rügen; 230 Einw.

Sehlendorf, holstein. Dorf, Gut Futterkamp; 120 Einw.

Sehlie (Amphib.), s. v. a. gescheckte Glanzschleiche, Scincus variegatus *Daud.*

Sehlingen, s. Groß sehlingen u. Kleinsehlingen.

Sehlinie (Kollimationslinie), s. Gesicht und Meßkunst.

Sehlis (Sehlitz), königl. sächs. Dorf, Kr. u. Amt Leipzig; 160 Einw.

Sehloch, 1) (Foramen opticum, Anat.), s. Auge; — 2) in einem Theerofen das obere Loch, unter dem eine Röhre angebracht ist, durch die der Theer abläuft.

Sehma, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Grünhain; 3 Mühlen, Zainhammer, Flachsbau, Klöppelei und Ausnäherei, geringe Silbergrube, Klöppelzwirnfabrik, Bleiche, Zwirnmühle, Spinnschule; 970 Einw.

Sehmensch, s. v. a. Augenmensch.

Sehmheißgleicher (Hüttenw.), Art der Gleicher.

Sehmsdorf, holstein. Dorf, Amt Rethwisch; 140 Einw.

Sehnder, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Lüneburg, Amt Ilter; 73 Häuser.

Sehndorf (Geogr.), 1) (Morawansky), österr.=böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrschaft Pardulitz; 220 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. Saarburg; 260 Einw.

Sehne, 1) Schnur, Band, womit etwas ausgedehnt oder gespannt wird, besonders — 2) die Bogensehne, s. Bogen; — 3) (Anat.), s. v. a. Flechse; — 4) Band von runder Form; — 5) (Math.), s. Chorda 4).

Sehnen, sich, s. Sehnsucht.

Sehnenbänderspanner (Anat.), s. Schenkelmuskeln.

Sehnenbeifügung (Anat.), s. Syntenose.

Sehnenbinde (Anat.), s. Halswirbel. — S. des Oberarms, s. Oberarmbinde. — S. des Schenkels, s. Fascia.

Sehnendurchfäule (Thierarzneik.), s. Durchfäule.

Sehnendurchschneidung, s. Tenontotomie.

Sehnenfeigwarzen (Med.), s. Feigwarzen.

Sehnenflocke (Bot.), Fadenpilzgatt., s. v. a. Chordostylium *Tode.*

Sehnenhaube (Anat.), s. Kopfmuskelbinden.

Sehnenhaut (Anat.), s. Aponeurose.

Sehnenhüpfen (Sehnenspringen, Subsultus tendinum, Med.), konvulsivisches, sichtbares, schmerzloses, von Zeit zu Zeit wiederkehrendes Zucken der Muskeln, deren Sehnen unter der Haut liegen; in der Regel von wenig Bedeutung, in Fieberkrankheiten aber häufig dem Tode vorangehend.

Sehnenklapp (Thierarzneik.), bei Pferden die Aufschwellung an den Beugeflechsen der Hufbeine der Vorderfüße, zwischen dem Knie= und Fesselgelenk. Kennzeichen. Man sieht und fühlt an gedachten Flechsen eine einfache oder mehr knotige Geschwulst (auch mehre), die, frisch entstanden, sehr warm und schmerzhaft ist und auffallendes Schonen des Fußes und bedeutendes Lahmgehen verursacht, außerdem aber mehr Blödegehen und Krummführen des Fußes und leichtes Anstoßen bedingt. — Ursachen: Starke Anstrengungen der Thiere, besonders auf schlechtem Boden, Ausdehnungen und Quetschungen der Beugeflechsen. — Behandlung: Zu Anfang des Uebels kalte zertheilende Bähungen und Waschungen aus kaltem Wasser mit Bleiextrakt und Essig. Später setze man noch etwas Branntwein hinzu und wende nach einigen Tagen eine Salbe aus schwarzer Seife 2 Loth, Kampher und Terpentinöl von jedem 1 Quentchen an, wovon man täglich 2mal, so viel als eine Haselnuß groß, einreibt (zuvor aber jedesmal die Stelle mit lauem Wasser und Seife abwäscht) und 14 Tage lang damit fortfährt. Veraltete Uebel dieser Art erfordern tüchtige Einreibungen einer scharfen Salbe aus: Loröl 2 Loth, grauer Quecksilbersalbe 1 Loth, Terpentinöl ½ Loth, Spanischfliegenpulver 2 Quentchen, Euphorbientinktur 1½ Quentchen. Diese Salbe wird in 3 gleiche Theile getheilt und so 3 Abende hinter einander eingerieben. Ist bedeutende Anschwellung eingetreten, so wendet man nun die Mittel an, als wenn der S. bloß neu entstanden wäre. In hartnäckigen Fällen ist das Glüheisen, in Strichen und Punkten angewendet, nothwendig.

Sehnenknöchelchen (Anat.), s. Schambeine.

Sehnenligamente (Anat.), s. Anatomie.

Sehnenscheiden (Anat.), s. Anatomie.

Sehnentang (Bot.), Algengatt., s. v. a. Chordaria *Lyngb.*

Sehnerv (Anat.), s. Gehirnnerven.

Sehnervenbett (Sehnervenhügel, Sehnervenknollen, Sehnervenwurzel, Anat.), s. v. a. Sehhügel, s. Gehirn.

Sehnige Ausbreitung (Anat.), s. Aponeurose.

Sehnige Binde (Anat.), s. v. a. Sehnenbinde.

Sehnige Fasern des Herzens (Anat.), s. Herz.

Sehnige Haut (Anat.), s. Aponeurose.

Sehnige Hirnschädeldecke (Anat.), s. v. a. aponeurotische Haube.

Sehniger Mittelpunkt des Zwerchfelles (Anat.), s. Zwerchfell.

Sehniger Ring der Pfanne (Anat.), s. Schenkelgelenk.

Sehnrath, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.=B. Köln, Kr. Bergheim; 210 Einw.

Sehnsucht (Psych.), das gespannte oder gesteigerte Verlangen nach einem noch nicht erreichbaren Gegenstande, verbunden mit einem Gefühl von Schmerz, bei dem Gedanken, denselben noch entbehren zu müssen, und von Lust, bei dem Gedanken an seinen Werth und an die Möglichkeit, ihn früher oder später zu erreichen. Eine Art der S. ist auch das Heimweh (s. d.).

Sehorgan (Anat.), beide Augen, in ihrer organischen Verbindung mit dem Gehirn.

Sehorsch, österr. = böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Gratzen; 120 Einw.

Sehradiß (Sehradice), österr.=mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Gut Wasilsko; 520 Einw.

Sehrlenz (Zdirec), österr. = böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Frauenthal; 140 Einw.

Sehub (Zehub), österr=böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Zleb; 190 Einw.

Sehungsbogen, 1) s. v. a. Dämmerungskreis, s. Dämmerung; — 2) s. v. a. Austrittsbogen; — 3) (S. eines Sterns, Arcus visionis), geringste Tiefe der Sonne unter dem Horizonte, bei welcher der Stern sichtbar ist. Nach Keppler ist der S. für Venus 5°, für Jupiter und Merkur 10°, für Saturn 11°, für Mars 11° 30′, für die Fixsterne 1. Größe 12°, für die 2. Größe 13°, für die 3. Größe 14°, für die 4. Größe 15°, für die 5. Größe 16°, für die 6. Größe 17°, für die kleinsten Sterne 18°; doch ist eine ganz feste Bestimmung wegen der verschiedenen Güte der Augen und der veränderlichen Beschaffenheit der Luft nicht möglich.

Sehura, ostind. Stadt, Bengalen, Prov. Agra.

Sehuschiß (Geogr.), 1) österr.=böhm. Herrschaft, Kr. Czaslau; Fideikommißherrschaft des Grafen von Thun = Hohenstein, 15,874 Joch 518 □Kl. Areal mit 9230 Einw.; — 2) (Zehussice), Dorf das., Kirche und 2 Schlösser; 890 Einw.

Sehwan, Stadt, s. v. a. Sehwun.

Sehwinkel (Phys.), s. Gesicht.

Sehwun, asiat. Ort, Vorderindien, Sind, am Indus, nördlich von Hydrabad.

Sei (Schih, Scheh, Tane), chinesisches Getreidemaß, zerfällt in 2 Hwo oder 10 Tow. oder 10 Teu à 10 Schnig oder Schni à 10 Ho à 10 Tscho, Scho oder Gho. Es soll = 122,43 Liter seyn.

Sciada (Serra de S.), südamerik. Gebirg, Brasilien, in den Provinzen Matto Grosso und Goyaz.

Seiano, ital. Dorf, Königr. und Prov. Neapel; vorzüglich Oel, Wein u. Früchte; 1530 E.

Seibelsdorf (Geogr.), 1) bayer. Marktflecken, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Stadtsteinach; 300 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Kirchhain, Amt Neustadt; Rittergut; 340 Einw.

Seibersbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Kreuznach; evangelische Mutterkirche, Eisenhammer Wittigshammer; 550 Einw.

Seibersdorf (Geogr.), 1) österr.=böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Landskron; 400 Einw.; — 2) österr.=mähr. Dörfer: a) (Wüst=S., Zybridowice), Kr. Olmütz, Herrsch. Ullersdorf; Mühle und Oelpresse; 600 Einw.; — b) (Hohen=S., Zybridowice), das., Herrsch. Goldenstein; 510 Einw.; — c) (Haucowice), das., Herrsch. Sternberg; bedeutender Flachsbau; 250 Einw.; — 3) österr.=steierm. Dörfer: a) Kr. Grätz, Bez. Reittenau; 260 Einw.; — b) das., Bez. Straß; 200 Einw.; — c) Kr. Marburg, Bez. Obermureck; 240 Einw.; — 4) (Zybrzedowice), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Rybnik; Schloß, Vorwerk; 110 Einw.

Seibertz, Engelbert, Maler, 1813 zu Brilon im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg geboren, bildete sich seit 1832 zu München, malt Bildnisse und Genrestücke, die sich eben so sehr durch charakteristische Auffassung, als treffliche Behandlung auszeichnen. Im J. 1841 fand der Künstler in Prag eine würdige Anstellung.

Seibis, reuß. Dorf, Fürstenth. Lobenstein=Ebersdorf; 160 Einw.

Seibling (Ichthyol.), s. v. a. Säbling, Salmo salvelinus *L.*

Seibold, Christian, Maler von Mainz, war in der Kunst sein eigener Lehrer, brachte es aber dennoch zum Rufe. Er malte Bildnisse, an denen der Fleiß zu bewundern ist, welche aber außerdem nur als Kostümstücke noch einiges Interesse haben. Als eines seiner besten Bilder ist das Porträt des Meisters im Museum des Louvre zu betrachten, dann die angeblichen Bildnisse seiner Tochter und seines Sohnes in der Gallerie zu Wien. Auch in der Gallerie zu Dresden ist das eigene Porträt des Meisters, und die Brustbilder eines Mannes und einer bejahrten Frau. S. wurde 1749 kaiserlicher Hofmaler in Wien und † daselbst 1768 im 71. Jahre.

Seiboldsdorf (Freien=S., Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.=B. Niederbayern, Ldgr. Vilsbiburg; 3 Schlösser, meist verfallen, Patrimonialgericht II. des Grafen von Seiboldsdorf; 180 Einw.; — 2) R.=B. Schwaben und Neub., Ldgr. Neuburg; 120 Einw.

Seiboldsried, bayer. Dorf, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Regen; 150 Einw.

Seibouse, afrik. Fluß, Algier, Mündung bei Bona in das mittelländische Meer.

Seibranz, würtemberg. Dorf, Donaukreis, Oberamt Leutkirch; 250 Einw.

Seicentisten, s. Italienische Literatur.

Seichau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Jauer; Schloß, kathol. Pfarrkirche, evangel. Kirche, 2 Vorwerke; 1000 Ew.

Seichblume (Bot.), s. v. a. gemeiner Löwenzahn, Leontodon Taraxacum *L.*

Seiche (franz., Mollusk.), Cephalopodengatt., s. v. a. Dintenfisch, Sepia *L.*

Seiche, 1) s. v. a. Urin; — 2) (Bergb.), ein kleiner Bach, ein rinnendes Wasser.

Seiche (Geogr.), franz. Fluß, Depart. Ille und Vilaine, läuft von Osten nach Westen und mündet in die Vilaine, rechts.

Seiches (franz.), periodische Strömungen auf dem Genfersee, die von plötzlichen Veränderungen des atmosphärischen Drucks herrühren; s. Genfersee.

Seiches (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Maine-Loire, Bez. Baugé, links an der Loire; Mineralquelle; 1630 Einw.; Hauptort des gleichn. Kantons.

Seicht, 1) vom Gebirge, nicht hoch oder nur sehr allmählig sich erhebend; — 2) vom Gewässer, nicht tief; — 3) von Gefäßen, im Verhältniß zu ihrem Umfange nicht tief; — 4) von wissenschaftlichen Kenntnissen oder Arbeiten, nicht gründlich.

Seichten (Hohlgründe), in Gebirgen, schmale Gründe, durch Flüsse, versiegte Bäche, Erdfälle und Einstürze entstanden; andere S. haben einen weitern Umfang und sind ausgespülte Becken, wo sich dann das Wasser ansammelt, das meist bis zur Sommerhitze kleine Bäche macht, nach der Austrocknung aber eine gute Vegetation zur Folge hat.

Seichwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Schloß, kath. Pfarrei, 3 Vorwerke, 2 Mühlen; 520 Einw.

Seid (altnord.), Weissagekunst bei den nordischen Göttern; s. Weissage und Zauberei.

Seïd (arab.), Abkömmlinge des Propheten Mohammed. Unterscheiden sich durch das Tragen grüner Kleider und Turbans von den übrigen Mohammedanern.

Seida, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Frauenstein; 310 Einw.

Seidau, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 2010 Einw.

Seidberendur (nord. Rel.), Zauberer, s. Sveothaufdi.

Seide, 1) das Gespinnst der Seidenraupe, Rohseide, s. Seidenfalter; — 2) aus seidenen Fäden gewebte oder gewirkte Stoffe; — 3) s. v. a. Nähseide; — 4) seidenähnliches Produkt aus der Rinde des großen Maulbeerbaums; — 5) Produkt, das von anderen Raupengattungen in Europa, Asien und Amerika gewonnen wird. Die hauptsächlichsten Gattungen sind: a) die Schlehenraupenseide von der in Oesterreich auf Schlehen oder Schwarzdornstauden lebenden Schlehenraupe oder dem kleineren Nachtpfauenauge (Phalaena pavonia minor und Bombyx carpini), auf welche zuerst Heeger in Berchtoldsdorf bei Wien aufmerksam machte. Beim Einspinnen lassen sich diese Raupen so leiten, daß sie fassonirte Stoffe, auch Namenszüge und Figuren zu Stande bringen, indem man mit Weingeist auf das Gewebe zeichnet, wonach die Raupen solche Stellen vermeiden. Wäre man im Stande, den firnißartigen Stoff, welcher die Fäden zusammenklebt, zu entfernen, so könnte man wohl eine brauchbare Seide gewinnen. Später wollte man auch eine ähnliche Entdeckung an der Elsenraupe (Finea punctata sea podilla) in Bayern, so wie im nordamerikanischen Staate Connecticut gemacht haben. — b) Japanische S., nicht die von der wahren Seidenraupe, sondern von der Phalaena noctua serici, welche vom Professor Thunberg beobachtet und beschrieben wurde; — c) Waldseide aus Brasilien (Seda silvestre), von einer besondern Schmetterlingspuppe. Die Wilden nehmen die Cocons von den Blattecken vieler Pflanzen, auf denen sich diese Raupen aufhalten, ab, und bedienen sich der Seide, welche theils gelb, theils roth, theils aber auch ganz weiß ist, um ihre Bogensehnen daraus zu machen; häufig werden auch Hängematten aus diesem Stoffe verfertigt. — d) Mexikanische Raupenseide; es gibt in Mexiko und andern Theilen Amerika's verschiedene einheimische Raupen, welche ein seidenähnliches Gespinnst liefern. Diese Thiere sind jedoch von Entomologen noch nicht genau untersucht und bestimmt worden. Sie leben alle in Gesellschaft und spinnen zusammen. Von der einen Art dieser Raupe kommt die S. der Misteca und der Umgegend von Tehuantepec, welche schon zu Montezuma's Zeiten ein Gegenstand des Handels war und noch jetzt im Süden des Staates Oaxaca zu Tüchern, Shawls, Leibbinden u. dergl. verwebt wird. Der Stoff fühlt sich rauh an, gleich einigen Seidenstoffen Ostindiens, welche ebenfalls das Produkt eines von der ächten Seidenraupe verschiedenen Thieres sind. Die zweite Art dieser Raupen hängt ihr Gespinnst hauptsächlich an die Zweige des Erdbeerbaumes. Diese s. g. Capallos de Madronio sind 6—8 Zoll lange, 5 Zoll weite Säcke, sehr weiß und aus verschiedenen Lagen gebildet, welche man leicht von einander trennen kann, und von denen die innersten sehr dünn u. durchscheinend sind. Sie sind so dicht gewebt, daß sie dem chinesischen Papiere gleichen und man die einzelnen Fäden nur schwer unterscheidet. Auf die inneren dieser Lagen kann man schreiben, ohne daß sie zuvor irgend einer Zubereitung bedürfen. Die alten Mexikaner verstanden es, mehre dieser Lagen zusammen zu kleben und auf diese Weise ein dickes, weißes und glänzendes Papier herzustellen. Sie zu Seidenstoffen zu benutzen, dürfte schwieriger seyn, dabei dem Gespinnste viele Raupen zusammen wirken, mithin die Fäden sich mannichfaltig durchkreuzen und verschlingen. Nur die Bearbeitung nach Art der Floretseide könnte hier von Erfolg seyn. Der gleiche Fall tritt mit dem Gespinnste einer dritten Art ein. Auch sie arbeitet in Gesellschaft von 50 und mehr Individuen, und ihr Gespinnst ist ebenfalls ein großer Sack von 10—12 Zoll Länge und 6 Zoll Durchmesser. Die unzählbaren Fäden, welche ihn bilden, hängen nur wenig zusammen; das Gewebe ist ganz locker, aber in der Zusammenhäufung der einzelnen Fäden ist keinerlei Art von Regelmäßigkeit bemerkbar, weshalb das Abwickeln derselben ganz unthunlich zu seyn scheint. Auf andere Art ließen sich aber diese gelbbräunlichen Fäden sicher zu Nutzen machen. Das lose Gespinnst umschließt einen dichten Sack, dessen Gewebe dem der vorigen Art ähnlich ist, aber nicht aus Lagen besteht. — e) Spin-

nenseide aus Brasilien. Es gibt in diesem Lande Spinnen, welche große weiße Ballen einer herrlichen Seide liefern. Versuche mit der Anwendung der Gewebe unserer europäischen Spinnen, welche man früher anstellte, haben den Erwartungen nicht entsprochen. — f) Die Muschelseide, ein feines, seidenartig braunes oder grünlich braunes Material, das nicht von einer Raupe, sondern von der im adriatischen Meere lebenden Seiden- oder Steckmuschel (Pinna maritima seu nobilis) büschelförmig zur Schale heraushängt und wahrscheinlich der Byssus der Alten ist. Man findet diese Muscheln ziemlich häufig an den Küsten von Neapel, besonders Kalabrien, dann Dalmatien und Istrien, und sammelt die S., die dem Thiere zur Befestigung im Meeresgrunde dient, indem man sie mit der Hauptmuskel abschneidet. Sie wird dann, wie es schon seit langer Zeit bei Tarent und andern Orten geschieht, gereinigt, gekrämpelt, gesponnen und zu Merinos und dergleichen Stoffen verwebt, oder noch häufiger dreifädig gezwirnt und zum Stricken von Handschuhen und Strümpfen verwendet, die viel wärmer halten, als die seidenen, aber theuer zu stehen kommen. Ehemals wurde dieses Material nach Neapel verkauft, jetzt wird es in Dalmatien selbst verarbeitet. Vergl. Seidenfalter, S. 795.

Seide (Geogr.), 1) (Seyde oder Zytowiecko), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kröben; kathol. Pfarrei; 470 Einw.; — 2) Land, s. v. a. Said.

Seïde, eigentlich Zaid, Sklave Mohammeds, einer der Ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er zunächst seine Freiheit erhielt. Seitdem Mohammeds treuester Schüler, ward er von diesem zum Sohn angenommen, und mit Zeinab, der Tochter einer Tante des Propheten, vermählt. Bald aber wurde der Prophet selbst von den Reizen der schönen Verwandtin so sehr entzündet, daß S. sie ihm abtreten mußte und zwar zufolge eines Kapitels des Korans, das Mohammed zu diesem Zwecke geschrieben. Dennoch blieb S. dem Propheten blind ergeben. Voltaire hat in seinem Trauerspiel „Mahomet“ S.'s Glaubensschwärmerei so trefflich geschildert, daß der Name S. in Frankreich sprüchwörtlich für einen Fanatiker gebraucht wird.

Seide, kleine (Bot.), s. v. a. Quendel-Flachsseide, Cuscuta Epithymum *Sm.*

Seidel (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 330 Einw.; — 2) Berg, s. v. a. Seidelhorn.

Seidel (Biogr.), 1) Ferdinand, Hofkomponist des Erzbischofs von Salzburg und ausgezeichneter Violinspieler, geb. 1705 zu Falkenberg, wurde von Rosetti in Wien im Violinspiel unterrichtet, stand 1732 mit seinem Bruder in der Kapelle des Grafen Zerotin in Falkenberg, erhielt aber bald darauf eine Anstellung in der Kapelle des Erzbischofs von Salzburg, wo er in der Folge wochenweise in der Direktion der ansehnlichen Kapelle mit dem Kapellmeister Eberlin und den beiden Hofkomponisten Christelli und Leopold Mozart wechselte. Todesjahr unbekannt. Er schrieb viele Sinfonien, Konzerte und Solo's für die Violine, die in jener Zeit zu den schwersten ihrer Art gehörten. — 2) Friedrich Ludwig, Komponist, zuletzt kgl. preuß. Kapellmeister zu Berlin, um 1760 geboren, vom Kapellmeister Reichardt in der Musik gebildet, bekleidete um 1792 eine Zeit lang die Organistenstelle an der Marienkirche zu Berlin, entsagte aber später dem Kirchendienste und fungirte unter Ifflands Intendanz als Musikdirektor (demnächst Kapellmeister) der königl. Oper zu Berlin. Er † den 7. Mai 1831; schrieb vorzüglich Psalmen, Hymnen, Motetten, Lieder, einige Melodramen und Singspiele. — 3) Franz Wilhelm, genannt Schweigger-S., Chemiker, 1795 zu Weißenfels geboren, war erst Apotheker, wurde vom Professor Schweigger adoptirt, 1822 Assistent am chemischen Laboratorium, 1827 Professor der Medicin zu Halle, 1829 Direktor einer pharmaceutischen Lehranstalt; † 1838. Gab heraus: Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, Leipzig 1820. — Er war Mitredakteur des „Handwörterbuchs der Chemie“ seit 1837, des „Journals für praktische Chemie“ seit 1834, des „Journals für Chemie und Physik“ von Schweigger seit Bd. 45 (1825), Hauptredakteur desselben vom Bd. 55, 1829—36. — 4) Max Johann, Schauspieler, um 1795 in Tyrol geboren, betrat jung die Bühne und spielte eine Zeit lang bei reisenden Gesellschaften Liebhaber und Bonvivants, ging aber dann zum Fache des Komikers über und ward 1820 in Weimar engagirt, wo er sich bald zum Liebling des Publikums machte. — 5) Doris, geborne Meyer, Gattin des Vorigen, um 1800 in Bremen geboren, betrat daselbst die Bühne und fand 1822 Engagement in Weimar, wo sie mit Beifall erst tragische, sentimentale und muntere Liebhaberinnen, später Anstandsdamen, Frauen 2c. spielte. — 6) Franz, Landschaftsmaler, 1818 zu München geboren, besuchte die Universität seiner Vaterstadt, entschied sich aber dann für die Malerei. Seine Bilder bieten viele Schönheiten und beurkunden ein fleißiges Naturstudium. — 7) August, Landschaftsmaler, Bruder des Vorigen, geboren zu München 1820, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt, malte Landschaften mit Staffage von Figuren und Thieren, deren mehre durch die alljährlichen Verloosungen verbreitet wurden. S.s Gemälde sind mit großer technischer Meisterschaft behandelt und auch in der Färbung von Bedeutung. — 8) Gustav, Zeichner und Kupferstecher zu Berlin, war daselbst Schüler der Akademie und von 1840 an besonders des Professors Buchhorn. S. zeichnet schöne Porträte in Kreide und Stiftmanier, so wie in Aquarell, fertigte auch viele andere Zeichnungen in Kreide, deren er einige gestochen hat. Bei seinen Arbeiten in Kupfer bedient er sich der Radirnadel und des Grabstichels.

Seidel (Bot.), s. v. a. gemeiner Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*

Seidel (Seitel), 1) böhmisches Fruchtmaß, 16 = 1 Maßel oder 192 = 1 Strich; — 2) Flüssigkeitsmaß, und zwar in Böhmen das Viertel der Pinte, bei den wiener Maßen auch Pfiff ge-

nannt, das Viertel der Maß von 1,415 Liter; in Ansbach unter den alten Maßen, à 2 Schoppen, u. die Hälfte der Maß von 1,352 Liter. In Nürnberg, ebenfalls bei den alten Maßen, die Hälfte des Schoppens; 128 Visirseidel oder 136 Schenkseidel = 1 Eimer.

Seidelbast (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Daphne *L.* — **Gemeiner S.**, s. v. a. Daphne Mezereum *L.*

Seidelbastbitter, s. v. a. Daphnin.

Seidelbastsamen (pharm. Bot.), s. v. a. Purgirkörner, Semen Gnidii, s. Daphne Gnidium *L.*

Seidel-Ghazy (Sidi-Ghazi), asiat.-türk. Flecken, Anatolien, südöstlich bei Eski-Scheher; warme Quellen.

Seidelhorn, Berg, s. v. a. Siedelhorn.

Seideln (Bot.), Pflanzenfamilie, s. v. a. Thymeleaceä.

Seideln, s. v. a. Fesseln.

Seidelsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Dinkelsbühl; 160 Einw.

Seidenaffe (Säugeth.), Affengattung, s. v. a. Hapale *Ill.*

Seidenapfel (Pomol.), kleiner Tafelapfel, nach Oken und Dierbach zu den bunten Elsenäpfeln (Mala ariaria) gehörig, von Gestalt des Borsdorfer, hat eine fast weiße, auf der Sonnenseite karmoisinstreifige, grünlich punktirte Schale, veilchenartigen Geruch und weißes, saftiges, weinsäuerlich schmeckendes Fleisch. Reift schon im August, dauert nur 3 Wochen. Pom. Franc., T. 36, F. 64.

Seidenband (seidene Bänder), s. Band.

Seidenbau (angew. Zool.), s. Seidenfalter.

Seidenbaumwollenbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Bombax *L.*

Seidenberg, preuß. Städtchen, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lauban, an der böhmischen Grenze, mit Rentamt, Nebenzollamt, Post, Spital, 4 Jahrmärkten, Tuchmacherei und Weberei, gehört dem Grafen von Einsiedel und hat 1320 Einw.

Seidenbiene (Entom.), Bienengattung, s. v. a. Colletes *Latr.*

Seidenbleiche, s. Seidenfalter.

Seidenbüch (Glashütte bei Schlierbach), großh. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldgr. Fürth; 170 Einw.

Seidenblumen, 1) aus Atlas und Taffet künstlich gefertigte Blumen, s. Italienische Blumen. — 2) s. v. a. Coconsblumen.

Seidencocon, s. Seidenfalter.

Seidendruck, das Bedrucken der rohen Seide mit verschiedenen Farben und verschiedenen Mustern. Das Verfahren ist im Allgemeinen dasselbe, wie bei der Wollendruckerei (s. d.); man druckt entweder Tafelfarben auf und befestigt dieselben mittelst Wasserdämpfen, oder man druckt verschiedene Mordans auf und färbt in einer Flotte aus. Ist die Waare mit Beizen bedruckt worden, so muß sie nach dem Trocknen vor dem Ausfärben einer Reinigung unterworfen werden. Diese besteht in einer Behandlung mit Schmack und Kleie bei 35° einige Minuten lang, dann wird gewaschen; für Karmoisin, Purpur und Roth wird ein Kleienbad ohne Schmack angewendet. Ist das Verdickungsmittel dadurch entfernt, so wird die Waare noch ein zweites und drittes Mal in einem solchen Bade behandelt. Aechtes Roth, Purpur, Braun, Violet, Schwarz, wird durch Krapp erzeugt, eben so wie auf Kattun, nur setzt man ¼ des Gewichtes Schmack hinzu. Nach dem Ausfärben in Krapp wird in einem Kleienbade gereinigt. Die Mordans bestehen in holzessigsaurem und essigsaurem Eisenoxyd, holzessigsaurer und essigsaurer Thonerde, Alaun, Kupfervitriol, essigsaurem Zinnchlorür zu Orange, salzsaurem Eisenoxydul, salzsaurem Zinnoxydul, salpetersaurem Kupferoxyd. Auch das Mandariniren, eine topische Färbung durch Scheidewasser, was eine schöne gelbe Farbe gibt, wo aber die Stellen, welche nicht gelb werden sollen, mit einer Reserve bedeckt werden und das Zeuch dann mit Wasser und Scheidewasser ausgewaschen wird, gehört hierher.

Seidendrucker, Handwerker, die auf seidene Zeuche drucken; sie unterscheiden sich nur in der Wahl der Farben von den Kattundruckern.

Seidene Hüte, s. Hut.

Seidene Locken, s. Haarlocken.

Seidene Schnur, s. Todesstrafe.

Seidene Strümpfe, s. Strumpf.

Seidene Zeuche, s. Seidenzeuche.

Seidenfabrik, s. v. a. Seidenmanufaktur.

Seidenfärber, s. Färbekunst.

Seidenfalter (Entom.), auch Seidenspinner, Bombyx *Fabr.*, Gattung der Lepidoptera nocturna Bombycodea *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken, unter Phalaena *L.* Charakter: Flügel in der Ruhe dachförmig liegend, einfarbig, die obern nach Außen sichelförmig ausgeschweift und zugespitzt, die untern in der Ruhe über sie herausragend. Die Verpuppung geschieht über der Erde, in einem dichten, mit lockeren Seidenfäden vielfach umwundenen Gespinnste. Die Raupen sind glatt, oben gewölbt, nach vorn höckerig, hinten mit einem kleinen Horn. Einzige Art: B. mori *L.*, *Fabr.*, Seidenspinner, Seidenraupe, Seidenwurm, Seidenmotte, Maulbeerspinner. Weißlich mit 2—3 dunkeln Querstreifen, zwischen welchen ein bräunlicher Halbmond auf den Vorderflügeln; ³/₄ Z. lang, 1³/₄ Z. breit. Die auf dem weißen Maulbeerbaume, Morus alba *L.*, lebende Raupe ist erwachsen kreideweiß mit braunen Zeichnungen, zumal wie ein V über dem Rücken, dessen vordere Halsringel höckerig aufgetrieben sind. Es läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen, ob man China, ob Indien oder Tübet als ursprüngliches Vaterland des Seidenspinners anzusehen hat. Der weiße Maulbeerbaum ist in Asien sehr weit verbreitet und wächst schon in Persien wild. Höchst wahrscheinlich ist Ostasien und besonders China die eigentliche Hei-

math. Aber auch auf den seidenreichen japanischen Inseln nimmt der gedachte Baum den ersten Rang ein, und mithin könnte die Seidenraupe auch von dort stammen. Ueber ihre Verpflanzung in die übrigen Welttheile werden weiter unten die nöthigen Bemerkungen folgen. Die Seidenraupe ist außerordentlich gefräßig und dabei sehr empfindlich gegen Kälte, Nässe und Wind; zu ihrem Gedeihen gehört warme, trockene, heitere Luft und Ruhe. Die Eier müssen in einer Temperatur von 18–20°R. erhalten werden; in gemäßigten Klimaten kann man sie mit gehöriger Vorsicht durchwintern, ohne eine zu frühe Entwickelung derselben befürchten zu müssen. Die Belebung derselben kann durch künstliche Mittel sowohl beschleunigt, als verzögert werden, um dieselbe in Uebereinstimmung mit der Periode zu bringen, wo die natürliche Nahrung des Insektes im Ueberfluß vorhanden ist. In 8–10 Tagen bringt die Natur die Brütung zu Stande, indem ein kleines, schwarzes Räupchen hervorkommt, welches sogleich nach den vorher hingelegten Maulbeerblättern kriecht. Zeigt die Raupe Abneigung gegen Futter, so deutet dies Uebelbefinden an, wahrscheinlich als Folge des Druckes, der für den Körper zu eng gewordenen Haut. Gegen das Ende des dritten Tages, nachdem die Raupe zum ersten Male die Nahrung verweigert, erscheint sie aus diesem Grunde, im Vergleich ihres körperlichen Volumens, sehr abgefallen; ein Umstand, wodurch ihr die mühevolle Operation, ihre Haut zu durchbrechen, sehr erleichtert wird. Um diese Häutung zu erleichtern, wirft die Raupe eine Art von Materie aus, die sich zwischen ihrem Körper und der Haut bildet, die Oberfläche derselben schlüpfrig macht und bewirkt, daß sie sich leichter ablöst. Zugleich wirft das Insekt Spuren eines seidenartigen Stoffes aus, die sich an die Stelle, wo es sich befindet, anhängen und dazu dienen, die absterbende Haut festzuhalten. Die Raupe bleibt eine Zeit lang unbeweglich liegen, um sich gleichsam von ihrer anstrengenden Arbeit zu erholen; dann befreit sie durch Reiben gegen die faserige Substanz, mit der sie umgeben ist, den Kopf von seiner schuppigen Hautbedeckung, durchbricht die dünne, dem Kopf zunächst liegende Haut, befreit die Füße und den übrigen Körper von der Haut, die an den klebenden Fasern auf dem Boden haften bleibt. Die Häutung ist so vollständig, daß die ganze Umgebung des Körpers abgestreift wird. Zuweilen erfolgt jedoch die Häutung nicht vollständig, bleibt in ringförmigen Gürteln um den Leib, engt diesen sehr ein, so daß in Folge des Druckes eine Anschwellung und Entzündung den Tod der Raupe herbeiführt. Ist aber die Häutung vollständig erfolgt, so sieht die Raupe wieder gesund und kräftig aus und fällt mit erneuertem und erhöhtem Appetit über die Maulbeerblätter her. Allein nach fünf Tagen tritt ein neues Uebelbefinden ein, dem eine zweite Häutung unter gleichen Umständen wie die erste folgt, und wiederum nach fünf Tagen tritt die 3. Krankheit und Häutung ein. Nach dem letzten Abstreifen der Haut verschlingt die Raupe ihr Futter am gierigsten, ihre Größe nimmt zu, und sie erlangt in den folgenden 10 Tagen eine Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll. Sie ist nun ausgewachsen und die Eigenthümlichkeit ihres Baues ist nun besser wahrzunehmen, als bei den frühern Stadien ihres Raupenlebens. Hat die Raupe ihr Wachsthum vollendet, so vermindert sich ihr Verlangen nach Nahrung; sie beginnt alsdann den Cocon zu bauen, indem sie dünne Fäden in verschiedenen Richtungen ausspannt, welche ihrer künftigen Wohnung als Stütze dienen und das äußere offene Netzwerk, die Floretseide bilden; bald aber beginnt sie ihre regelmäßige Arbeit und baut ihr eierförmiges Gehäuse, in dessen Mitte sie selbst sich befindet. Indem sie Seidenmaterial, das sich in flüssiger Gestalt in ihrem Körper befindet, herauszieht, scheint es nur aus einem einzelnen Faden zu bestehen; doch besteht es aus einem zweifachen, der aus zwei sehr feinen Fäden, die sie aus den Oeffnungen ihres Doppelröhrenmundes spinnt, gedreht ist. Diese Fäden werden vermittelst zweier Haken, die im Maule der Raupe befindlich sind, vereinigt. Während sie spinnt, bleibt sie in dem durch ihre Arbeit verdunkelten Aufenthalt und gebraucht Maul und Vorderfüße, um den Fäden die erforderliche Richtung zu geben und sie zu befestigen. Nach Verlauf des 3. oder 4. Tages hat die Raupe ihre Arbeit vollendet und ihren Cocon gebildet, der etwa die Größe eines Taubeneies hat. In diesem Zustande der Verpuppung bleibt sie, je nachdem das Klima oder die Temperatur ist, 15—30 Tage, worauf sie den Cocon durchbohrt und als Schmetterling von weißlichgrauer Farbe erscheint. Es erfolgt eine Begattung, das Weibchen legt Eier, und männliche und weibliche Schmetterlinge sterben dann sogleich. — Außer dieser allgemein zur Seidenzucht benutzten Raupengattung gibt es noch zwei Spielarten, die auch besonders gezogen werden. Die eine ist eine kleine Raupengattung, die sich nur dreimal häutet, und deren Lebensdauer etwas kürzer ist, als die der gewöhnlichen Seidenraupe. Die zweite Spielart wird größer, als die gemeine Seidenraupe, sonst sind wenig wesentliche Unterscheidungszeichen vorhanden.

Der Seidenbau, die Seidenkultur oder Seidenzucht erfordert von Seiten des Seidenzüchters, während ihrer kurzen Dauer, einen hohen Grad von Aufmerksamkeit, und auch, wo diese Statt findet, kann ohne Hülfe der Erfahrung kaum ein glücklicher Erfolg erwartet werden. Dieses gilt ganz besonders von der europäischen Seidenzucht, auf welche die stets wechselnde Atmosphäre nachtheilig einwirkt. Ein einziger Fehlgriff in der Behandlung kann die übelsten Folgen nach sich ziehen, und der Mangel an Aufmerksamkeit kann alle vorhergehenden Bemühungen nutzlos machen. Die erste Rücksicht, welche man bei einer beginnenden Seidenzucht zu nehmen hat, besteht in der Wahl der Eier (Grains). In den folgenden Jahren werden diese von der eigenen Brut geliefert. Wenn die Eier aus entfernten Gegenden kommen, so ist die größte Aufmerksamkeit nöthig, um das zu frühe Ausbrüten zu verhüten. Wenn man die Eier in die durch Oefen erwärm-

ten Räume legt, deren Temperatur auf 18—20° R. gebracht ist, so ist es wichtig, bei dem Wärmegrade auch die Temperatur zu berücksichtigen, in der die Eier den Winter zugebracht haben, um sowohl einer zu frühen, als auch einer zu späten Belebung vorzubeugen. Die **Grains** haben, wenn sie der aus der Puppe (Cocon) gekrochene Schmetterling gelegt hat, eine weiße Farbe, werden aber nach und nach gelb, röthlich, bräunlich und zuletzt bläulichgrau. Zu einem Loth Grains oder Eier, aus welchen 20—24,000 Würmer entstehen, gehören 100—120 Schmetterlinge und zwar 60—70 weibliche und 40—60 männliche, welche man durch die Cocons sich durchbeißen läßt und wovon jedes Weibchen 300—350 Eier legt. Gute Eier müssen eine asch= oder bläulichgraue Farbe haben und einen klaren klebrigen Saft enthalten. Wenn man gute Eier hat, so schreitet man, sobald die Maulbeerbäume **kleine Blätter getrieben haben**, was Ende April oder Anfangs Mai der Fall ist, zum Ausbrüten des Samens, was in einem geheizten Zimmer bei einer völlig gleichmäßigen Wärme von 15—18° R. vorgenommen wird und 7—8 Tage dauert. In unserm Klima muß künstliche Wärme angewandt werden, wenn die Seidenkultur gedeihen soll, und jeder Versuch, dieselbe ganz im Freien zu unternehmen u. die Thiere zu acclimatisiren, kann nach den jetzigen Erfahrungen nicht im großen Maßstabe ausgeführt werden. Gibt die Farbe der Eier das Zeichen der beginnenden Belebung (man kann mit Hülfe eines Vergrößerungsglases die innerhalb des Eies gebildeten Räupchen wahrnehmen), so deckt man einen Streifen Papier oder Musselin, welchen man überall durchlöchert und mit Maulbeerblättern belegt, auf die Eier, damit die ausgebrüteten Raupen instinktmäßig durch die Löcher kriechen, um zu den Maulbeerblättern zu gelangen. Sind die Blätter mit Raupen bedeckt, so trägt man sie auf Weidengeflechten in das zu ihrem fernern Aufenthalt bestimmte Zimmer. Die **Zimmer**, in welchen die Seidenwürmer gezogen werden, worin sie leben und arbeiten sollen, können mit der Fronte gegen die Sonnenseite gerichtet und mit Fenstern versehen seyn, sie müssen aber jedenfalls so eingerichtet werden, daß entweder durch Windklappen in den Fenstern, oder durch Oeffnungen in der Decke und unten am Boden fortwährend nach Willkür frische Luft eingelassen und die vorhandene also von den thierischen Ausdünstungen gereinigt werden kann; eben so müssen bei schlechtem Wetter diese Oeffnungen verschlossen werden können. Es ist indessen gut, immer eine oder einige Oeffnungen unten am Boden u. oben an der Decke zu haben, die selbst bei schlechtem Wetter aufbleiben und je nachdem der Wind auf diese oder jene Oeffnungen steht, dann jene oder diese zu öffnen. Die Fenster der Zimmer dürften mit Vorhängen versehen seyn, um die Zimmer nach Willkür gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, oder Licht einzulassen; denn die sehr große Sonnenhitze, durch Fensterscheiben geleitet, ist den Würmern weniger gedeihlich, als eine mittlere Temperatur von 16—18° R. Es ist indessen das Licht nicht unbedingt nöthig, als nur beim Reinigen der Würmer; denn dieselben sind durch die Kultur gleichsam schon von ihrem natürlichen Zustande entfernt, und man kann sich des künstlichen Lichtes beim Füttern und Reinigen, überhaupt bei der Pflege der Seidenwürmer bedienen, und also selbst dunkle Zimmer und Böden zu ihrer Zucht benutzen; nur müssen obige Bedingungen, wegen des nöthigen Reinigens der Luft in den Zimmern erfüllt und darauf gesehen werden, daß die Zimmer weder dunstig, noch stockig, noch voller Ungeziefer, als Mäuse, Ratten und Wanzen und dergl. seyen, und bei den Böden ist zu beobachten, daß sie dicht seyen, damit weder grober Staub, noch Regen, noch Sperlinge hinkommen können. In dunkeln, von der Sonnenseite abgelegenen Räumen, wenn nur Oefen daselbst sind, läßt sich eine weit gleichmäßigere Temperatur erhalten, als wenn die Zimmer fortwährend der Sonne ausgesetzt sind; deshalb müssen auf der Sonnenseite jedesmal Vorhänge angebracht werden. Die Sonnenseite hat indessen bei anhaltend guter Witterung den Vortheil, daß man bei gehöriger Sorgfalt, welche auf das Oeffnen und Schließen der Luftzüge verwendet werden muß, gar nicht zu heizen braucht. Bei schlechtem, kaltem, naßkaltem und stürmischem Wetter ist alle starke Zugluft in den Zimmern zu verhüten, obgleich auch dann darauf gesehen werden muß, daß die durch die Ausdünstung der Würmer verdorbene Luft durch Oeffnungen ausgelassen und durch frische Luft ersetzt werden könne. Muß man die Fenster schließen, so öffne man, je nachdem es nöthig ist, die Thür nach der Flur zu; denn eine fortwährend frische Luft und Erneuerung derselben ist eine Hauptbedingniß zum Gedeihen der Seidenwürmerzucht; nur muß dennoch der den Würmern nöthige Wärmegrad erhalten werden. Es soll nicht gut seyn, Raupen verschiedenen Alters zusammen zu setzen, weil die Verwandlungen zu verschiedenen Zeiten geschehen würden und es nicht möglich wäre, jeder Raupensorte mit Regelmäßigkeit die erforderliche Nahrung zu reichen. Die **Maulbeerblätter**, welche man den eben erst ausgekrochenen Raupen gibt, müssen jung und zart seyn, auch in kleine Stücke zerpflückt und gleichmäßig vertheilt werden, damit die Raupen sich nicht unnützerweise auf eine Stelle zusammendrängen. Bei feuchtem Wetter enthalten die Blätter weniger Nahrungsstoff, und man muß diesen Ausfall durch eine größere Quantität ersetzen. Gleichfalls kann man dieselbe verringern, wenn die Blätter ungewöhnlich trocken sind, weil sie in diesem Falle nahrhafter sind. Die Erfahrung des Seidenbauers bekundet sich hauptsächlich aus einem richtigen Verhältniß des Seidengewichtes zu den verbrauchten Maulbeerblättern, indem dieses beweist, daß er, deren Gehalt an Nahrungsstoff richtig anerkennend, das richtige Maß derselben den Raupen gereicht hat. Die Blätter dürfen, wie bemerkt, weder naß gefüttert, noch sandig oder stark bestäubt den Raupen vorgelegt werden. Fehlerhaft und den Würmern nachtheilig ist es auch, wenn die Blätter zu lange in Säcken dicht verpackt gewesen und dadurch warm geworden sind; sie

müssen daher alsbald auseinander gelegt werden. Man muß bei sehr warmer Witterung die Blätter nicht zu lange vorräthig pflücken lassen, weil sie welk werden und dann nicht so gern von den Würmern gefressen werden, als wenn sie solche frisch erhalten. Um sie frisch zu erhalten, sind sie, auf Hürden oder leinene Tücher gelegt, in Kellern aufzubewahren, doch so, daß Mäuse, Ratten und Katzen sie nicht verunreinigen können. Man empfiehlt mancherlei Vorrichtungen mit den Bäumen, um bei anhaltend regnerischem Wetter trockne Blätter für die Raupen zu haben; allein solche Vorrichtungen sind zum Theil unzulänglich, zum Theil auch kostspielig und mühsam. Die einfachste Art, trockne Blätter zu erhalten, besteht darin, daß man die Blätter zwar bei nassem Wetter pflücken lassen muß, wenn solches nämlich anhält, daß man sie aber nicht in große Säcke zusammenstopft, um sie zu transportiren, sondern lieber in kleinen Quantitäten in Körben herantragen oder karren läßt; demnächst müssen diese Blätter auf einer reinen Flur, Tenne, auf Böden, oder in luftigen Zimmern ausgebreitet und dort getrocknet werden, um sie alsdann zu füttern. Dies ist das sicherste Verfahren, was sogar jeder Landmann bei der Grünfütterung für großes Vieh kennt und daher am leichtesten für ihn ausführbar ist, weil es seinen Ansichten und Kenntnissen am besten entspricht. Obgleich bei einer regelmäßigen Seidenwürmerzucht der Fall wohl kaum eintritt, daß man an Maulbeerblättern Mangel hätte — die Zucht darf nämlich nicht eher beginnen, als hinlängliches Futter vorhanden ist — so hat man sich doch schon häufig umgesehen, um Surrogate der Maulbeerblätter aufzufinden. Man hat besonders die Blätter des Kopfsalats, Lactuca sativa *L.* dazu vorgeschlagen. Diejenigen aber, welche ihre Raupen eine Zeit lang mit Salat fütterten, gestehen selbst ein, daß die Würmer darnach Durchfall erhielten, und das läßt sich auch denken; denn das Salatblatt gegen ein Maulbeerblatt ist viel zu weichlich u. zu wässerig, als daß es den Raupen sehr zuträglich seyn könnte; obwohl nicht zu leugnen ist, daß, wenn man den ganz jungen Raupen solche Blätter gibt, die noch keine Maulbeerblätter genossen hatten, sich die Natur vielleicht eher daran gewöhnt, wogegen diejenigen, welche schon an Maulbeerblätter gewöhnt sind, doch diese jenen vorziehen. Außerdem haben Einige die Blätter von Acer tartaricum *L.*, Andere die des Himbeerstrauchs, Rubus Idaeus *L.*, besonders der Varietät mit weißen Früchten, noch Andere den Leindotter, Myagrum sativum *L.*, Camelina sativa *Cr.* vorgeschlagen. Keins dieser Surrogate vermag aber die Maulbeerblätter zu ersetzen; das zuletzt genannte ist nach Suckow u. Bonafous noch das zweckmäßigste. Die Raupen müssen in der Regel täglich 4 Mahlzeiten erhalten, obwohl man ihnen auch als Ausnahme dazwischen Nahrung reicht, wenn sich ihr Appetit sehr steigert. Sehr vortheilhaft ist es, wie gesagt, die Blätter für die jungen Raupen zu zerreißen oder zu zerschneiden, weil auf diese Weise mehr Raupen an einer Blätterquantität theilnehmen können, während zugleich diese frisch geschnittenen Stückchen den Kräften der eben ausgebrüteten Räupchen besser zusagen. Gäbe man diesen ganze Blätter, so würden viel mehr erforderlich seyn, und sie würden vor dem gänzlichen Verbrauch welk, unbrauchbar und mithin verschwendet seyn; denn die Raupen verlassen sogleich die älteren Blätter und wenden sich zu den frischen. Dieses hat eine Vorrichtung veranlaßt, deren sich mehre Seidenbauer bedienen; sie besteht in mehren mit Draht bezogenen Gestellen, die über einander gestellt werden. Man streut in das über den Raupen befindliche Gestell frische Blätter, die Raupen schlüpfen alsbald durch den Draht, um zu dem neuen Futter zu gelangen, worauf man die untere Schicht wegnehmen kann, um den Unrath zu beseitigen, ohne die Raupen zu berühren, was ihnen stets nachtheilig ist. Das Bretergerüst, auf dem man die Raupen zieht, besteht aus mehren Paaren von Stützen, die mit so vielen horizontalen Stäben verbunden sind, als der Raum erfordert; die Entfernung zwischen den Stützen beträgt 6 Fuß. Diese sind mit ihren Enden an dem Fußboden und der Decke befestigt. Auf die Querstäbe legt man Weidengeflechte, Bretchen oder Decken. Einige wenige Weidengeflechte reichen hin, so lange die Würmer jung sind, aber man braucht mehr, je größer sie werden, damit sie nicht an einander liegen. Die Papierstücke werden von den Weidengeflechten weggezogen, um einen freieren Durchzug der Luft hervorzubringen, wenn die Raupen groß genug geworden sind, um nicht durch die leeren Zwischenräume zu fallen. Nach der zweiten Häutung sind sie ½ Zoll lang und können dann aus einem kleinen Zimmer in ein größeres gebracht werden. Sie müssen bei dieser Gelegenheit von der Streu gut gereinigt, auf frische Blätter gelegt und alle 6 Stunden mit neuen, in Stücke zerschnittenen versehen werden. Um ihr Bett zu machen oder zu wechseln, legt man ein mit Blättern bestreutes Netz auf das Weidengeflecht, worauf die Würmer dahin kriechen, so daß man sie mit dem Netze abheben, das Weidengeflecht reinigen und die kranken von den gesunden mit der Hand wegnehmen kann. Dann legt man sie wieder mit dem Netze nieder, oder bringt sie von Neuem auf das Weidengeflecht. Man hat außerdem noch mehre zweckmäßige Apparate zur Aufbewahrung der Seidenraupen, die zu beschreiben hier jedoch zu weit führen würde. — Sobald die Raupe zu erkennen gibt, daß der Augenblick des Einspinnens nahe sey, muß man zu diesem Behufe kleine Büschelchen v. Haide, Ginster, Stroh, oder sonst biegsamem, weichem Buschwerk aufrecht auf den Bretern oder Horden in Zwischenreihen von 15 Zoll reihenweise aufstellen. Diese Reihen werden bogenförmig umgebogen, so daß sie kleine Lauben oder Gänge bilden. In diesen Lauben fängt nun das Geschöpf an, seinen Cocon zu bauen; indem es seinen Faden in verschiedenen Richtungen auswirft und das äußere offene Netzwerk bildet, schreitet es später zur regelmäßigen Bildung des Cocons. Es dürfen die Zwischenräume der Lauben nicht zu eng seyn, weil es sich sonst oft ereignet, daß die

Raupen aus Mangel an Raum, an einer Wohnung zu zweien bauen und einen Cocon bilden, welcher nicht zum Abwickeln der Seide geeignet ist. Den trägen Raupen muß geholfen werden, damit sie die geeignete Stätte finden, und diejenigen, welche noch die mindeste Neigung zum Fressen zeigen, müssen Nahrung erhalten; denn so lange sie noch Futter begehren, werden sie sich nicht einspinnen. Zeigen sie wenig Spinnlust und keine Neigung zum Fressen, so erhöhet man die Temperatur, wodurch sie zum Spinnen ermuntert werden. Nach einer drei- bis viertägigen Arbeit haben die Raupen ihre Cocons beendigt, die nun eingesammelt werden, damit nicht die Puppe Zeit hat, sich als Schmetterling auszubilden und den Cocon zu durchbrechen, der dadurch unbrauchbar würde. Nur die feinsten werden für die Samenwürmer aufbewahrt, um aus ihnen Schmetterlinge sich entfalten zu lassen, die wieder Eier zur nächsten Zucht legen.

Die Cocons haben meist eine weiße od. schwefelgelbe, dottergelbe, auch röthliche Farbe und sind eiförmig gestaltet, bald größer, bald kleiner, im Durchschnitt 1 Zoll lang und 1/2 Zoll dick. Zuerst müssen die Cocons von dem Gespinnst, in welchem sie hängen, oder von der äußern Flockseide gereinigt werden, die man besonders sammelt; die Cocons selbst theilt man in mehre Sorten, welche theils und vorzüglich durch die Farbe, theils durch die Festigkeit, theils durch die größere oder geringere Vollkommenheit des Gespinnstes, durch das Gefühl, das äußere Ansehen u. s. w. bestimmt werden. Gewöhnlich sondert man zuerst die gelben von den weißen und von beiden wieder die festen und die lockern, die doppelten, die atlasartigen, die fleckigen und löcherigen ab. Die löcherigen dienen nach der Tödtung der Puppen bloß zur Floretseide; die fleckigen brauchen keine Tödtung mehr und lassen sich wohlgetrocknet noch haspeln; die doppelten dienen am besten zur Fortpflanzung, können aber auch nach dem Tödten der Puppen zum Abwinden verwendet werden. Will man sich den nöthigen Wurmsamen selbst erziehen, so sucht man dazu aus den gewonnenen Cocons vornehmlich diejenigen aus, welche von lebhafter Farbe, fest, ringelartig und gröblich gestaltet sind, oder man nimmt dazu die doppelten. Die Falter schlafen nach 20 Tagen aus, immer des Nachts und des Morgen, und bedürfen während ihres kurzen Lebens keiner besonderen Pflege. Sie sterben etwa 15 Tage nach dem Auskriechen, in welche Zeit die Paarung und das Eierlegen der Weibchen fällt. Die übrigen Cocons, welche zum Gewinn der Seide verwendet werden sollen und nicht sogleich abgehaspelt werden, muß man sobald als möglich gegen das Durchbeißen der Puppen dadurch verwahren, daß man diese in ihnen tödtet. Je nach der Beschaffenheit des Klima's kann man diesen Zweck durch die alleinige Einwirkung der Sonnenstrahlen erreichen. In diesem Fall setzt man die Cocons an einem ruhigen wolkenlosen Tage gegen die Mittagszeit den sengenden Sonnenstrahlen aus, und darauf legt man sie in dichtes Tuch, am besten schwarzes, weil dieses die Sonnenstrahlen mehr einsaugt. Nachdem man dieses Verfahren einige Tage wiederholt hat, ist das Insekt gewöhnlich getödtet. In den gemäßigten Klimaten muß man sich künstlicher Mittel bedienen, die in Ofenhitze und Dämpfen bestehen. Am häufigsten bedient man sich der Ofenhitze, obwohl die Tödtung durch Dampf mittelst eines passenden Apparates schneller und sicherer erfolgt. Wenn man sich der Oefen bedient, so legt man die Cocons in lange, schmale Körbe und füllt diese so weit damit an, daß nur 1 Zoll hoher Raum bleibt, der dazu dient, um Papier und dann eine Tuchbedeckung über die Cocons zu legen. Man setzt die Körbe in die Oefen, welche etwa die Hitze eines Backofens haben, worin eben gebacken worden ist, läßt sie eine Stunde in denselben, worauf die Puppen getödtet sind. Man nimmt nun die Körbe aus dem Ofen, setzt sie aufeinander und wickelt sie in wollene Tücher oder Decken. Diese letzteren werden, wenn das Backen gehörig vollzogen ist, durchgehends feucht; ist dieses nicht der Fall, so war die Hitze zu stark oder zu schwach, und die Cocons wurden zu stark gedörrt, im zweiten Falle ist die Flüssigkeit, welche die Puppe enthält, nicht genugsam von der Hitze durchdrungen und das Insekt nicht getödtet. Bei der Tödtung durch Dampf nimmt man ein großes hölzernes Gefäß, worein man kochendes Wasser zu 2 Fuß Höhe gießt. Ueber das Gefäß legt man ein Flechtwerk von Weiden, etwa 1 Zoll von der Wasserfläche entfernt, darüber ein grobes, loses Gewebe, welches den Dampf durchdringen läßt, und breitet darauf die Cocons aus, die man wieder mit leichtem Tuche bedeckt, damit die Hitze nicht zu schnell verfliegt. Ist das Wasser erkaltet, so daß es keine Dämpfe mehr entwikkelt, so muß es durch anderes kochendes ersetzt werden, wenn nicht etwa die Vorrichtung von unten erhitzt werden kann. Nach etwa 2stündiger Einwirkung der Dämpfe kann man annehmen, daß die Puppen getödtet sind; man nimmt die Cocons ab, deckt sie sorgfältig zu und läßt sie langsam abkühlen. Es ist auch vorgeschlagen worden, sich als Mittel zur künstlichen Hitze des Weingeistes zu bedienen, der bei einem weit geringeren Hitzegrad mehr Dämpfe entwickelt, als das Wasser. Zweckmäßig wird man einen gewöhnlichen Obstdörrofen benutzen, in welchem man leicht eine Temperatur von 50—55° R. hervorbringen kann. Nach gemachten Erfahrungen genügt halbstündige Einwirkung dieser Temperatur zur vollständigen Tödtung. Bei dieser Methode wird der Cocon selbst nicht spröde, denn die zum Theil von den Puppen ausgehende natürliche Feuchtigkeit läßt keine vollkommene Austrocknung des Cocons zu, ein Zerplatzen der Puppe ist aber auch nicht zu befürchten. In Italien hat man besondere Tödtungskammern, etwa in der Größe einer halben Kubikruthe. Der mit Platten belegte Boden wird unterhalb geheizt und unterhält einen kleinen Wasserkessel, der, sobald die Hitze sich steigert, seinen Inhalt verdunsten läßt, so daß ein zu starkes Austrocknen der Cocons nicht vorkommt. In diesen Raum werden auf besondere Gestelle in flachen Körben

die Cocons gestellt. Ein an der Thüre sichtbarer Thermometer gibt die Wärmegrade an und in ein kleines Schiebfach, das in die Kammer hineinreicht, werden Doppelcocons gethan; wenn diese letzteren, welche man ja leicht von Zeit zu Zeit untersuchen kann, der Hitze erlegen sind, kann man dann die Körbe wieder herausnehmen und durch andere mit noch ungetödteten, angefüllte ersetzen. Dieses Geschäft wird durch einen bis auf's Hemd entkleideten Mann besorgt. In großartigen Etablissements gibt es für diesen Zweck eine sehr sinnreiche Vorrichtung. Die Gestelle für die Körbe mit den zu tödtenden Cocons sind in Form eines Waggons, der so gebaut ist, daß je die hälftige Abtheilung die Tödtungskammer vollkommen ausfüllt und sich dicht an die Wände anschließt; dieser Waggon läuft auf einer Eisenbahn. Wenn die eine in die Kammer eingeschobene Abtheilung des Waggons eine genügende Zeit in dem erhitzten Raume war und die außerhalb der Kammer stehende Abtheilung mit frischen Körben ungetödteter Cocons besetzt ist, schiebt man den Wagen in der Art auf den Schienen vorwärts, daß die getödteten Cocons herauskommen und den noch grünen Platz machen. Die Körbe mit getödteten werden abgenommen, und während des Tödtungsprozesses der zweiten Abtheilung wird die erste wieder neu mit grünen Cocons versehen und die alte Manipulation wiederholt. Als ein sehr zweckmäßiges nnd das Haspeln besonders begünstigendes Tödtungsverfahren wird folgendes empfohlen. Man lasse die Cocons in dem Tödtungsraume eine Viertelstunde bei trockner, durch Heizung hervorgebrachter Wärme von 40° R. Dann unterhalte man eine Stunde lang durch Oeffnung eines Dampfrohrs eine Temperatur von 48° R. Dann schließe man das Dampfrohr und steigere die schnell abnehmende Wärme durch Heizung bis auf 46° R. Ist dieser Wärmegrad erreicht, so nehme man die noch heißen Cocons in den Körben heraus und lasse sie unter wollenen Decken noch eine Stunde lang dämpfen, um dadurch jede Spur von Leben in den Puppen zu ertödten. Alle die seither beschriebenen Tödtungsarten lassen sich von jedem kleinen Züchter wenigstens in ähnlicher Weise ausführen. Eine Bratkachel oder ein kleiner Backofen läßt sich mit Vortheil benützen, wenn man nur die Rücksichten auf Temperatur und Feuchtigkeit gehörig beachtet. Alsbald nach dem Tödten breite man die Cocons aus in Schichten von 2—3 Zoll, um sie gehörig austrocknen zu lassen. In den ersten 8—14 Tagen ist täglich ein Umwenden der Cocons nöthig, um der Feuchtigkeit und Schimmelbildung entgegenzuwirken. Getödtete und vollkommen getrocknete Cocons kann man, wenn die Puppen innen gesund waren, lange Zeit, ja sogar für das nächste Jahr aufbewahren, wobei jedoch immer noch ein Gewichtsverlust sich herausstellt. Sind aber in den Cocons zerplatzte Puppen od. zerflossene, verfaulte Raupen enthalten, so bilden sich gerne Maden, welche die Cocons anfressen und sie zum Abhaspeln untauglich machen, es ist daher ein längeres Aufbewahren durchaus nicht anzurathen. Man theilt die getödteten Cocons nach ihrer Qualität in verschiedene Klassen und zwar 1) gute Cocons, worunter die am vollkommensten ausgebildeten und fleckenlosen verstanden werden; 2) zugespitzte Cocons, deren Enden zugespitzt sind; sie liefern beim Abwickeln wenig Seide, indem sie an der Spitze, wo der Faden schwach ist, reißen, weshalb man sie nicht abwickeln kann, weil dieser an der spitzen Seite stets reißt; 3) Cocalons, welche breiter als die gewöhnlichen Cocons sind, aber eben auch nicht mehr Seide geben, da sie loser gesponnen sind. Man sondert sie von den andern, weil sie beim Abwickeln in kälteres Wasser getaucht werden müssen, damit sie sich nicht verwirren. 4) Doppelte Cocons oder Duprions, deren Fäden durcheinander laufen und deshalb nur mühsam, zuweilen gar nicht abzuwickeln sind; 5) Soufflons, deren Gespinnst so lose ist, daß es ganz durchsichtig und kaum abwickelbar ist; 6) durchlöcherte Cocons, deren Fäden zerrissen sind; 7) gute Choquettes, bei denen das Insekt im Cocon gestorben ist, bevor es sein Werk beendigt hat, und deren Seide nicht stark und glänzend ist, auch beim Abwickeln oft abreißt; 8) schlechte Choquettes, oder beschädigte, befleckte und verdorbene Cocons, die nur schmutzige, schlechte Seide liefern; 9) kalcinirte Cocons, in denen die Raupen von einer eigenthümlichen Krankheit befallen sind, die jedoch der Güte der Seide nicht schadet.

Die getödteten Cocons werden entweder im Ganzen verkauft oder in Gegenden, wo die Seidenkultur im größern Maßstabe betrieben wird, die Seide davon abgewunden. Rücksichtlich der Versendung möchte Folgendes zu beobachten seyn. Es ist nicht nur nothwendig, daß schon bei der Ernte selbst ein Sortiren nach Farben und Qualität Statt finde, auch ein Absondern der Doppelcocons, welche sich durch ihre Größe, Schwere und durch das unregelmäßige Gespinnst auf der Oberfläche, so wie namentlich durch die größere Widerstandsfähigkeit ihrer Wandungen gegen die Fingereindrücke vor den einfachen Cocons zu erkennen geben, ist sehr wünschenswerth; denn da solche Doppelcocons nicht leicht abgehaspelt werden können, so muß jede Coconsendung, welche noch viele solche doppelte enthält, niedriger taxirt werden, als wenn die Cocons auserlesen sind. Da nun die Mühe des Sortirens von der Haspelanstalt auch wieder in Berechnung gezogen werden muß, und da bei Vermischung der beschmutzten Cocons mit guten leicht eine Verderbniß der letzteren und dadurch offenbarer Schaden entsteht, so wird jeder Züchter wohl einsehen, wie wichtig ein vorläufiges Sortiren für die Verwerthung der Seidenernte ist. Dieses erste Sortiren dient vorzugsweise zum Vortheile des Coconsverkäufers, um seine Waare in möglichst günstigem Lichte zu Markt bringen zu können, es genügt aber nicht ganz, denn es muß in der Haspelei nach dem Tödten oder unmittelbar vor dem Abgeben der Cocons an die einzelnen Spinnerinnen ein nochmaliges strengeres Sortiren vorgenommen werden. Das Auskriechen der Schmetterlinge erfolgt in etwa 14—21 Tagen, die Ablieferung der Co=

cons muß also vom Beginn des Spinnens an gerechnet, innerhalb dieser Zeit erfolgen. Co- conspartien, bei welchen das Auskriechen schon begonnen, wodurch die noch ganzen Cocons auch beschmutzt werden, oder Cocons, welche dem Zeitpunkt des Durchbruchs der Schmetterlinge sehr nahe sind und eben deswegen beim Abhaspeln Löcher bekommen und sich daher nicht mehr abwickeln lassen, können nur niedrig taxirt werden. Mit jedem Tage geht bei den ungetödteten Cocons eine Gewichtsverminderung vor sich, und da die grünen (ungetödteten) Cocons nach dem Gewicht gekauft werden, so wird die Gewichtsmenge um so günstiger für den Züchter sich herausstellen, je früher die Ablieferung geschah. Wenn Cocons in größeren Partien und längere Zeit ungetödtet auf einander liegen, wodurch also der Luftzutritt zu den einzelnen gehemmt ist, sind sie einer Selbsterhitzung ausgesetzt, welche auf den Gummi, der die einzelnen Fadengänge mit einander verbindet, so wie auf die Seide selbst sehr ungünstig wirkt. Auch wird durch die gesteigerte Wärme die Entwickelung und das Auskriechen der Schmetterlinge befördert. Der Züchter soll also die aus den Spinngerüsten genommenen Cocons in Schichten nur von etwa 2 Zoll Höhe, gehörig geschützt vor Ungeziefer (Mäusen, Ratten), auflegen und bei einer größeren Zucht, wo das Einspinnen sich etwas in die Länge zieht, lieber in mehren Sendungen die Cocons an die Haspelei abliefern. Die Versendung selbst geschehe mit möglichst rascher Gelegenheit, per Eisenbahn, Eilwagen, so daß das beim Transport unvermeidliche Zusammenliegen größerer Partien möglichst kurze Zeit dauere. Als zweckmäßigste Behälter für die Verpackung möchten für größere Quantitäten Körbe (am besten cylinderische, oben mit einem Deckel verschlossene) zu empfehlen seyn, da bei diesen ein Zutritt der Luft viel eher möglich ist, als in Kisten und Fässern, in welchen fast immer eine Selbsterhitzung eintritt. Will man durch Dazwischenlegen von Papier die Coconsmasse in einzelne Schichten abscheiden, so kann dies nur günstig seyn. Um das wegen der Abnutzung der oberflächlichen Fadenschichten nachtheilige Rütteln der Cocons zu vermeiden, muß man möglichst fest, aber doch ohne Druck für die Cocons, verpacken, und ein Transportmittel wählen, das das Rütteln nicht zu sehr veranlaßt. Man benutze also keinen Leiterwagen, der schnell fährt. Eben dieses Rüttelns wegen sollte das Abzupfen der Flockseide von dem Cocon nicht so vollständig geschehen, denn durch einen Anhang von Flockseide wird der brauchbare Theil des Cocons während des Transportes gegen Abreibung geschützt. Die oben angedeuteten Rücksichten dürfen nicht mehr alle so ängstlich beobachtet werden, wenn die Puppen in den Cocons bereits getödtet sind. Durch das Tödten erfolgt aber ein Gewichtsverlust, der je nach der Art des Tödtens sehr bedeutend ist, allein es wird diesem Verlust z. B. bei der hohenheimer Abhaspelungsanstalt in so fern Rechnung getragen, als man solche Cocons nicht mehr nach dem Gewicht, sondern nach einem dem Gewicht der grünen Cocons entsprechenden Maße kauft. Dieses Tödten der Cocons ist aber wieder von großer Bedeutung für die Brauchbarkeit u. Ergiebigkeit derselben beim Abhaspeln; deshalb kaufen auch die meisten Haspeleien oder Filanden womöglich nur grüne Cocons und nehmen das Geschäft des Tödtens selbst vor, um eines guten Resultates sicher zu seyn. — Von einem Loth Wurmsamen, den man zur Zucht verwendet, soll man ungefähr 50—60 Pfd. Cocons erhalten, den Verlust eingerechnet, den man bei den Häutungen und beim Einspinnen durch die todten Raupen erleidet. Wenn 40 Loth Wurmsamen zur Zucht genommen werden, so enthalten diese wenigstens 800,000 Eier. Von diesen können beim Ausbrüten etwa 100,000 gar nicht auskommen, und es bleiben folglich bis zur ersten Häutung nur 700,000 Raupen, die nur 1—3 Linien lang sind. Bis zur zweiten Häutung mögen abermals 100,000 zu Grunde gehen, und es bleiben somit nur 600,000 Raupen von 4—6 Linien Länge u. wovon 4000 auf einen Quadratfuß gehen, übrig. Bis zur dritten Häutung kann man wieder einen Verlust von 100,000 annehmen, die übrig gebliebenen 500,000 Raupen haben schon eine Größe von 8—10 Linien erreicht, wobei nur 2000 auf den Quadratfuß gehen. Bei der vierten Häutung dürften noch 400,000 am Leben seyn, die 1—3 Zoll groß sind, und wovon 100 einen Quadratfuß einnehmen. Zum Einspinnen kommen von der ganzen Anzahl nur etwa 300,000 Stück, die nun gegen 3½ Zoll lang u. 4 Linien dick sind. Drei davon wiegen ein Loth. Die Zahl der erhaltenen Cocons läßt sich auf 2—300,000 annehmen, welche 8—10 Centner wiegen. Auf ein Pfund gehen im frischen Zustande 2—300 Cocons. Von reichlich gefütterten Raupen wiegen gewöhnlich 2 ein Loth, folglich werden dieselben bis zu ihrem vollendeten Wachsthum fast 12,000 Mal schwerer, als sie anfänglich waren. Da sie dies Gewicht bei guter Pflege in 21 Tagen erreichen, so nehmen sie täglich um 570 mal an ihrem ersten Gewichte zu.

Krankheiten der Seidenwürmer. Da die Zucht derselben in Deutschland, so wie in ganz Europa, nur eine künstliche seyn kann, so ist es nicht möglich, bei den Seidenwürmern, als bei verweichlichten und durch die lange Kultur geschwächten Thieren, jede Krankheit zu vermeiden. Sorgt man für die dem Leben der Seidenwürmer angemessene Temperatur, für reine Luft in den Zimmern — wobei künstliche und chemische Luftreinigungen durchaus zu meiden sind, — gibt man immer die rechte Nahrung zu rechter Zeit und stört man die Häutungen nicht, so wird vielen Krankheiten vorgebeugt werden. Die Mittel zur Beseitigung der Krankheiten der Seidenwürmer darf man aber nicht in den Apotheken suchen, sondern sie liegen in der Beseitigung der Ursachen, welche die Krankheiten hervorbringen, und die Ursachen sind wieder in der Art und Beschaffenheit ihrer Nahrung, der Atmosphäre, worin sie leben müssen, und in andern Umständen zu suchen; hilft man ihnen ab, so heilt man die Krankheit oder man verhütet sie bei denen, die noch nicht davon ergriffen sind. Die Krankheiten der Seidenwürmer, welche am häufigsten vorkommen und am besten

beobachtet worden sind, sind folgende: 1) Die **Gelbsucht**, la jaunisse, gibt sich gewissermaßen durch ihren Namen zu erkennen; sie pflegt in der Regel erst in der 5. Lebensperiode zu entstehen, und ist nun um so mehr empfindlich, als gerade kurz vor dem Einspinnen die Würmer die meiste Mühe und Futter gekostet haben, und man den Ertrag dafür erwartete. Diese Krankheit zeigt sich in einem Gelbwerden und Anschwellen des Körpers der Raupen; zuerst beginnt das Gelbwerden um die Luftöffnungen (Stigma) und verbreitet sich von dort über die einzelnen Einschnitte (Glieder) des Körpers, so daß daselbst ordentlich kleine Wulste entstehen; am gelbsten (schwefel- selbst orangegelb) werden sie dicht über den Füßen und am Bauche. Die Füße erscheinen, wegen der Anschwellung des Körpers, kürzer, die Thierchen sind unbehülflicher, fressen nicht mehr, sterben gewöhnlich schon mit dem 3. Tage ihrer Krankheit, ohne einen Cocon zu machen, und gehen dann sehr leicht in Fäulniß über. Die Ursache dieser Krankheit scheint in der Fütterung mit zu nassen, wässerigen und zu saftreichen Blättern, bei eintretender naßkalter Witterung, ihren Grund zu haben. Die Heilung der Würmer an und für sich ist weder sicher, noch rathsam; man entferne, so bald als möglich, die kranken und bereits gestorbenen von den gesunden Würmern, gebe den übrigen die Blätter gut abgetrocknet, und lieber etwas angewelkt, verschaffe sich Blätter von Bäumen, die auf Sandboden stehen, wenn sie bisher Blätter von solchen Bäumen erhielten, die auf sehr fettem Boden standen. Bei feuchtkalter Luft suche man durch Ofenwärme eine bessere und den Würmern günstigere Temperatur herzustellen; halte die Hürden sowohl vom Unrathe der Würmer, als von etwa faulenden Blättern, welche mit dem Unrathe vermischt sind, frei und reinlich und verändere überhaupt bei den Gesunden die Pflege und Diät, so kann es nicht fehlen, den rechten Fleck zu treffen und die Krankheit bei den übrigen Würmern zu verhüten. — 2) Die **Fettsucht**, das **Fettwerden** (la grasserie) hat mit der Gelbsucht sehr viel Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Fettsucht schon während der Häutungen zeigt, und daß nur der Körper, nicht aber der eigentliche Kopf anschwillt, und dieser daher gegen den Körper im Mißverhältniß steht. Die Würmer spinnen ebenfalls nicht, bleiben bleich und gleichsam schmierig, sterben indessen, obgleich sie erst noch fressen, dennoch. Diese Krankheit entsteht aus ähnlichen Ursachen, kann als Wassersucht beurtheilt werden, und das bei der Gelbsucht ausgesprochene diätetische Verfahren dürfte auch hier zweckmäßig seyn. — 3) Die **Starrsucht**, **Steifwerden** (la muscardine), ist eine in den südlichen Ländern Europa's der Seidenwürmerzucht oft sehr nachtheilige Krankheit; die daran leidenden Raupen werden anfangs röthlich, gleichzeitig langsamer, sogar ganz starr, dann aber sterben sie in jedem Alter. Zuweilen ergreift sie der Tod erst beim Spinnen der Cocons. Nur erst nach dem Tode charakterisiren sich die Muskardins durch Festwerden ihres Körpers, der mit einem dem Schimmel ähnlichen Wesen überzogen ist. **Nysten** hat durch Versuche dargethan, daß diese Krankheit ansteckend, aber nicht erblich ist, weßhalb, sobald sie eintritt, alle andern gesunden Würmer aus aller Gemeinschaft mit den Kranken und mit ihrem Lager u. s. w. gelassen werden müssen, und sogar eine Trennung der Gesunden von den Kranken nöthig ist. — 4) Auch der **Durchfall** (le diarrhée), welcher nach dem Genusse viel wässerigen Futters, Salats und üppiger Maulbeerblätter, bei feuchtkalter Luft, nach plötzlicher Abwechselung der Temperatur entsteht, und sich durch sehr weiches Misten zu erkennen gibt, wodurch die andern Würmer und auch Blätter beschmutzt werden, befällt die Seidenwürmer. Dieses Uebel ist durch Beseitigung der gedachten Ursachen und durch eine entgegengesetzte Diät und gehörige Reinlichkeit und Temperatur bald gehoben. — 5) Unter **trägen Würmern** (les passis) versteht man die im Wachsthum zurückgebliebenen, die ohne Kraft sind. Es sind gemeinhin die zuletzt aus den Samen gekommenen, und bleiben gegen die zuerst ausgekommenen immer zurück; deshalb muß man sie allein mit zartern Blättern füttern, und man wird ihnen auf diese Art und dadurch nachhelfen können, daß man sie einer wärmern Temperatur aussetzt. Am meisten entstehen indessen solche träge Würmer, wenn die Grains zu sehr durch Hitze getrieben, also die Würmer zu schnell ausgebrütet sind. Dieß ist also ebenfalls zu beachten. — 6) Unter **kurzen Würmern** (vers courts) versteht man solche, die zwar bis zur Reife gediehen sind, nun aber fortwährend herum kriechen, um ihren Cocon zu machen und keinen schicklichen Platz dazu finden. Sie lassen allenthalben von ihrer Seide, werden schmutzig gelb, schrumpfen zusammen, werden immer kürzer und verpuppen sich ohne Cocon. Diese Würmer sind ursprünglich nicht krank, es fehlt ihnen nur an einem schicklichen Platz, und diesen muß man ihnen verschaffen, wenn nicht alle diese Würmer für den Seidenbauer verloren gehen sollen. Diesem zu entsprechen, muß man diese Würmer in Hobelspäne oder in Papierdüten legen, wo sie einen schicklichen Ort, ihren Cocon zu machen, finden, den sie nun auch bald beginnen werden. Es versteht sich von selbst, daß die schon zusammengeschrumpften Würmer dazu nicht mehr taugen, sondern die gedachte Fürsorge muß geschehen, sobald die Würmer an mehren Stellen-anlegten, sie wieder verließen und umherirren. — 7) Man trifft noch **weichfaule** oder **weiche Würmer** (Vers morts-flats ou morts-blancs) an. Sie kommen in jedem Alter vor und werden in der Regel erst dann bemerkt, wenn sie schon todt sind. Dieß trifft nicht selten die Würmer, welche in ihren Häutungen gestört, oder späterhin auf irgend eine Art gequetscht werden. Sie sind sogleich sammt dem, was sie beschmutzt haben, wegzuwerfen, und sind ganz breiig, weich und stinkend. Vergl. Dr. Nysten, Recherches sur les maladies des vers à soie, Paris 1808; — **Dutrochet**, in Annal. des sc. nat., Bd. IX, S. 1, 1838.

Medicinisches, Chemisches. Sonst wa-

ren sowohl die Seidenraupen, Bombyx, Bombyces, als auch das Gespinnst oder die Seidencocons, Folliculi Bombycis s. Serici, Sericum s. Sericum crudum, officinell. Die getrockneten und gepulverten Seidenraupen legte man auf den kahl geschornen Kopf, um den Schwindel zu vertreiben. Unter Schnupftabak gemengt und geschnupft, soll das Pulver das Nasenbluten stillen. — Aus den Gespinnsten bereitete man durch trockene Destillation die früherhin so berühmten englischen Tropfen, Guttulae anglicae, welche mit dem Hirschhorngeiste ziemlich übereinstimmen. Auch die seidenen Stoffe haben in der Medicin ihre Bedeutung, vorzüglich zur Verfertigung des englischen Heftpflasters, des Wachs- und Gesundheitstaffet und anderer Gegenstände. — Mulder in Rotterdam (s. Pogg., Ann. XXXVI, S. 394 — 636, und Pharm. Centralb. 1836, S. 534—541) hat die Seide einer sehr genauen Untersuchung unterworfen und gefunden, daß sie in 100 Theilen besteht aus:

	Gelbe Seide.	Weiße Seide.
Seidenfaserstoff	53,37	54,04
Gallerte	20,66	19,08
Eiweißstoff	24,43	25,47
Wachsstoff	1,39	1,11
Farbstoff	0,05	0,00
Fettstoff und Harz	0,10	0,30

Nach Roard, welcher die Seide früher analysirt hatte, besteht dieselbe aus Seidenstoff oder Seidensubstanz (Mulders Seidenfaserstoff in Verbindung mit verhärtetem Eiweißstoff, welcher Stoff bisher mit der Hornsubstanz für gleich gehalten wurde); ferner aus 23—24 Procent eines leimartigen Stoffes oder Seidengummi (Gallerte mit einem Antheil Eiweiß), Wachs und in der gelben Seide auch aus einem harzigen Farbstoff. Nach Ure bestehen 100 Theile gebleichte Seide aus:

Kohlenstoff	50,69
Wasserstoff	3,94
Sauerstoff	34,04
Stickstoff	11,13
	99,80.

In China und den angrenzenden Ländern benutzt man die Seidenwürmer als wohlschmeckende Speise u. verkauft sie zu diesem Behufe getrocknet.

In Ostindien gibt es außer der Seidenraupe von Bombyx mori noch mehre von anderen Schmetterlingen, deren Cocons verbraucht werden. Außer der gewöhnlichen Seidenzucht in den Häusern hat man dort auch eine im Freien; ja von einer Art liest man gar die Cocons von den Bäumen in der Wildniß. Die vorzüglichsten ostindischen Seidenraupen sind: 1) die gemeine von Bombyx Mori; in Assam lebt sie auf dem Lorbeer- und Schambakkabaume (Michelia), die man als Gebüsche neben den Häusern zieht, um die Raupe in freier Luft vor Vögeln und Insekten zu schützen. Die Mazantrury Muga lebt auf dem Adalcurybaume und erzeugt eine feine weiße Seide, Mugaseide genannt; diese Letztere ist stärker, als die gewöhnliche Maulbeerbaumraupenseide und gilt an Ort und Stelle 120 Rupien pr. Ctr. Da der vierte Theil der Ländereien dazu benutzt wird, so liefert Nieder-Assam allein gegen 2000 Centner Seide; man vermuthet, daß diese Raupe erst nach Ostindien verpflanzt worden ist. 2) Die Tusseh-Seidenraupe von Saturnia Paphia *L.*, in Assam Kutkuri Muga genannt, unter den in Ostindien einheimischen die gemeinste. Da das Männchen des Schmetterlings vor der Begattung davon fliegt, glauben die Hindus, daß dieselbe sich nicht zur häuslichen Zucht eigne; allein unter ein Moskitonetz gesperrt, begatten sie sich bald, worauf das Weibchen mehre 1000 Eier legt, aus denen nach Verfluß von 10 Tagen die Räupchen auskriechen. Die Einwohner unterscheiden 2 Varietäten, den Bughy und die Jaroo. Die Raupe lebt wild auf dem gemeinen Judendorn (Ziziphus jububa *Mill.*), von welchem man jährlich Millionen von Cocons sammelt und nach den Seidenkontoren bei Kalkutta, z. B. nach Thania-Kali bringt; am meisten blüht jedoch diese Fabrikation zu Bhagelpur. In den übrigen Provinzen, z. B. in Jangypur, werden auch die Raupen vom Judendorn gesammelt u. auf den Assambaum (Terminalia alata *Roxb.*) und den Bombyx heptaphyllum neben den Häusern versetzt, wo man sie bei Tage vor den Krähen und bei Nacht vor den Fledermäusen schützt. Die Tussehseide wird für geringer gehalten, als die Seide von Bombyx mori. Das meiste Seidengewebe, welches selbst in Bengalen von Europäern getragen wird, ist aus Tussehseide gefertigt. 3) Die Eria-Seidenraupe oder der Arrindy arria von Phalaena Cynthia *Drury*, stammt ursprünglich aus Assam, ist aber von den Menschen in einem großen Theile Vorderindiens verbreitet worden, am meisten in Dinajpur und Rangpur. Sie ist so produktiv, daß sie in einem einzigen Jahre zuweilen 12 Ernten gibt. Sie wächst sehr schnell und wird am meisten mit den Blättern des gemeinen Wunderbaumes (Ricinus communis) ernährt. Sie ist völlig zum Hausthiere geworden. Es ist noch nicht gelungen, ihre Seide, welche Arrindy-Seide heißt, abzuhaspeln, und sie muß deßwegen nach Art der Baumwolle versponnen werden, woher es kommt, daß die daraus verfertigten Zeuche wegen der dicken Fäden grob und locker aussehen. Allein das grobe Ansehen verschwindet nach mehrmaligem Waschen wenigstens zum Theil, und diese Seide ist von so unglaublicher Dauer, daß ein Arrindykleid selten von einem Menschen abgetragen wird. In ganz Assam tragen die Einwohner aller Klassen blos Arrindykleider. Früher wurde aus Assam viel solcher Seide nach Tübet verführt, die schlechte Verwaltung der letzten eingebornen Fürsten hat aber diesen Handel zerstört. 4) Die Joree-Seidenraupe oder Dromuga von Bombyx Fic. religiosae *Helfer* lebt in Assam auf dem Pipulbaume (Ficus religiosa); ihr Cocon besteht aus sehr feinen, schön glänzenden Fäden, fühlt sich sehr sanft an und unterscheidet sich sehr von dem der Maulbeerbaumraupe. 5) Die Silhet-Seidenraupe, von Saturnia silhetica *Helfer*, eines Schmetterlings, der mit ausgespannten Flügeln 108 Linien in der Breite mißt, lebt auf dem Cassiagebirge in Silhet und Dakka, wo ihre großen Cocons versponnen werden. 6) Die Assam-Seidenraupe von

Saturnia assamensis *Helfer*, die Seide ihres gelbbraunen Cocons ist in Assam stark im Gebrauche, noch eine andere Saturnia, nämlich 7) S. trifenestra, lebt auf dem Soombaume in Assam. In China gibt es Eichbaumseidenraupen, welche im Gebirge heimisch sind und ein kälteres Klima als die Maulbeerbaumraupen verlangen. Die ausgekrochene Seidenraupe lebt von den Blättern des Baumes, der ihr eigenthümlich ist. Vgl. Seide 5).

Behandlung der Rohseide. Das Abwinden oder Abhaspeln der rohen Seide von den Cocons geschieht mit Hülfe des Seidenhaspels, der im Jahr 1272 von einem Italiener, Namens Borghesano zu Bologna, später aber, namentlich vor 80 Jahren durch den französischen Mechaniker Vaucanson bedeutend verbessert wurde. Ehe das Abwinden geschehen kann, muß man die Cocons in heißes Wasser werfen, welches die harzigen Theile auflöst, durch welche die Fäden mit einander vereinigt sind. Die durch das Abwinden gewonnene Seide wird in Strähnen nach anderen Ländern verführt und dann weiter auf Spulen gewunden, wobei der Faden einen gewissen Draht erhält, damit die Fäden inniger vereinigt werden, als dieß durch den bloßen Leim bisher geschehen ist. Alsdann werden 2—3 Fäden zusammengedreht und auf neue Spulen gewickelt, worauf der Faden schon hinlängliche Stärke hat, um vom Weber weiter verarbeitet zu werden. Das auf dem Cocon befindliche Gewirre oder die Floretseide wird zuerst, da sie nicht abgehaspelt werden kann, so heruntergenommen, kardätscht und gekämmt und dann am Rade versponnen. Sobald alle Floretseide abgenommen ist und sich der feste Faden auf den Cocons zeigt, sucht man die Enden der Fäden, nimmt mehre zusammen, führt sie durch das Auge oder die runde Oeffnung eines Drahtes und knüpft sie an einen Flügel des Haspels, der insbesondere der Seidenhaspel genannt wird. In Piemont, wo vortreffliche Seide producirt wird, haspelt man die Seide mittelst einer eigenen Seidenhaspel ab, und diese Art ist auch in vielen andern Ländern eingeführt worden. Die Cocons werden in einen mit heißem Wasser gefüllten Kessel gethan, der etwa 18 Zoll lang u. 6 Zoll tief ist, und in einem Heerd von Backsteinen steht, so daß man ein gelindes Kohlenfeuer darunter unterhalten kann. Auf einem hölzernen Haspelgerüste ist die zum Abwinden der Seite bestimmte Haspel angebracht und in Verbindung mit dieser der zum Abwinden der Seide bestimmte Fadenhalter oder das Oehr, durch welches der Faden auf die Haspel geleitet und welcher durch das Räderwerk abwechselnd hin und her gerückt wird; unmittelbar über dem Kessel ist eine eiserne Stange angebracht, die zwei Oehre besitzt, durch welche die Fäden nach dem Fadenhalter zu geleitet sind. Bei dem Abhaspeln dürfen die Fäden nicht einzeln aufgewunden werden, weil sie sonst für die Seidenweberei ganz unbrauchbar seyn würden. Deßhalb werden die Fadenenden verschiedener Cocons vereinigt aufgewickelt, und wenn ein Faden reißt oder konsumirt ist, wird derselbe gleich durch einen neuen ersetzt. So können durch Anheften neuer Cocons die Strähne auf der Haspel so stark gemacht werden, als man will. Bei der Haspel ist eine Frau angestellt, welche, wenn die Cocons so lange im Wasser geweicht haben, daß der Leim sich löst, mit einem Wisch von Birkenreiß oder Reißstroh von etwa 6 Zoll Länge, der wie ein abgenutzter Besen stumpf abgeschnitten ist, die Cocons bürstet oder peitscht, wodurch die losen Fäden (Flockseide, Floretseide) sich an den Wisch hängen; diese streicht sie von dem Wische ab und zieht dann die Cocons, an denen immer viel lose Seide hängt, zwischen den Fingern durch, bis die Fäden rein kommen. Wenn die Seide auf diese Art vollkommen gereinigt ist, fädelt die Frau, wenn sie feine Seide aufhaspeln will, 4—5 Fäden durch jedes der Löcher in der dünnen Eisenschiene, dreht die zwei zusammengesetzten Fäden, zu deren jedem, wie gesagt, vier und mehr Cocons gehören, einige und zwanzig mal jeden um sich selber, damit die vier Fäden sich besser vereinigen und der entstehende Seidenfaden rund und nicht platt wird, und steckt dann die beiden Enden der Hauptfäden durch die am Fadenhalter angebrachten Oehre, worauf sie auf einem der Haspelflügel befestigt werden. Da es zur Bearbeitung guter Seide nöthig ist, daß der Faden, bevor er auf die Flügel der Haspel kommt, seine Wärme und Klebrigkeit verloren hat, so sind die Piemonteser gesetzlich verpflichtet, zwischen der Welle der Haspel und den Lenköhren einen Abstand von 38 pariser Zoll zu lassen; auch muß der Laufsteg bei Strafe durch Räderwerk und nicht durch eine Schnur ohne Ende bewegt werden, da, wenn diese schlaff wird, der Laufsteg oder Degen stille steht und die Fäden nicht mehr regelmäßig neben einander aufgehaspelt werden, sondern übereinander zu liegen kommen und zusammenbacken, während dies beim Räderwerk unmöglich ist. Wenn die Strähne ganz trocken sind, wird die Weife vom Gerüst genommen, und die Strähne lassen sich, indem man zwei von den Flügeln, die mit Charnieren versehen sind, niederlegt, abnehmen, worauf man sie mit etwas zusammengedrehter Flockseide zu Gebinden zusammenschnürt. Obgleich nach obiger Beschreibung diese Arbeit sehr einfach erscheint, so gehört doch viel Akuratesse dazu, einen gleichförmigen Faden abzuhaspeln, so daß man gewöhnlich nicht angeben kann, wie viel einzelne Cocons zu einem Faden genommen sind, und sich unbestimmt ausdrückt: Seide von 3—4 oder $^{3}/_{4}$, von 4—5 oder $^{4}/_{5}$ und 5—6 oder $^{5}/_{6}$ Cocons; bei stärkerer Seide können sogar mehre Fäden auf und ab fehlen, und man sagt daher Seide von 12—15, 15—20 Fäden; nur bei einem von zwei Cocons abgehaspelten Faden läßt sich bestimmt angeben, wie viel Cocons dazu beigetragen haben. Auch ist es nöthig, daß das Wasser im Kessel eine gewisse Temperatur habe; ist es zu heiß, so bekommt der Faden keinen Kern, ist es zu kalt, so vereinigen sich die Fadenenden nicht gut und bilden eine rauhe Seide. An den Fäden läßt sich daher erkennen, ob das Wasser die nöthige Temperatur habe. Das häufige Reißen zeigt an, daß es zu heiß, und ein verwirrtes

wolliges Ansehen, daß es zu kalt ist. Beim Abhaspeln hat die Frau immer eine Schale kaltes Wasser neben sich stehen, in welches sie die Finger taucht und womit sie den eisernen Fadenhalter besprengt, damit die Faden nicht durch die Hitze desselben verbrannt werden; auch wird auf diese Weise die Temperatur des Wassers im Kessel gemildert, wenn sie dem Siedepunkt nahe ist. Je weniger Fleiß und Sorgfalt man dem Abhaspeln widmet, desto geringer fällt die Seide aus, mögen die Cocons noch so gut seyn, und dies ist auch die Ursache, daß mehre Sorten der levantiner, griechischen u. sicilianischen Seide, die sonst vortrefflich seyn könnten, wenig Werth haben. Die Hasplerin darf übrigens nicht warten, bis der Faden vom Cocon abgelaufen ist, ehe sie einen andern anlegt, weil dieser gegen das Ende immer feiner wird; dieser Umstand muß wohl beachtet und der Faden, wo es erforderlich ist, abgebrochen werden, damit er überall von gleicher Dicke ist. Die abnehmende Stärke der Coconfäden verhält sich etwa so, daß man, um einen gleichmäßig gehaspelten Faden zu erhalten, die letzte Hälfte des einen und die erste Hälfte des andern Cocons zusammennimmt, oder aber, daß drei neue Cocons und zwei halb gewundene in einen Faden vereinigt, dasselbe Resultat geben würden, als vier neu angefangene Cocons. Man darf die Cocons nicht ganz bis zu Ende abwinden, weil mit denselben die Hülse der Puppe hervorkommt und die Seide verunreinigt. Sobald der Cocon beinahe abgewunden ist, steigt er im Wasser in die Höhe und man sieht die Puppe durchscheinen. Die Hülsen machen das Wasser unrein, weßhalb dasselbe durch reines ersetzt werden muß, um schöne und glänzende Seide zu erhalten. Die kurzen, nicht gehaspelten Fäden, die Fäden durchbrochener oder sonst schadhafter Cocons werden wie Wolle gekämmt und wie Flachs versponnen.

Das Zwirnen der Seide. Alle von den Cocons abgehaspelte Seide, welche den Namen rohe Seide führt, muß, bevor sie zum Weben anwendbar ist, entweder in Single (einfache Seide), Tramseide (Einschlagseide) oder Organsinseide (Kettenseide) verwandelt werden, um dadurch dem Gespinnst die nothwendige Festigkeit zu geben. Die Single oder einfache Seide ist am leichtesten herzustellen, und alle Seide, die zu Tram oder Organsin bestimmt ist, muß zuvor zu einfacher Seide verarbeitet werden. Die Tramseite, welche gewöhnlich beim Weben zum Einschlag verwendet wird, entsteht aus der Vereinigung mehrer Fäden der einfachen Seide; die Organsin aber, welche man zum Aufzug oder zur Kette benutzt, wird auf komplicirterem Wege hergestellt. Um nämlich aus der rohen Seide Organsinseide zu bereiten, ist die erste Operation, die Seide von den Strähnen auf Spulen oder Bobinen in diagonale Linien zu bringen, so daß die Enden der Fäden sich leicht finden lassen, wenn sie abreißen. Die gespulte Seide wird sodann nach ihren verschiedenen Eigenschaften sortirt, worauf die einfachen Fäden auf einer Mühle gesponnen oder gezwirnt werden, um darauf, zu zwei oder noch mehr Fäden vereinigt (dublirt), auf andere Spulen gebracht zu werden.

Das Winden der Seide auf Bobinen geschieht vermittelst einer Windemaschine oder Weife. Die Strähne der rohen Seide werden auf einen Haspel gebracht, der, um eine große Anzahl von Strähnen aufnehmen zu können, eine bedeutende Länge hat. Er besteht aus 4 Stäben, die in einer Axe befestigt zusammenlaufen, so daß er eine Art von doppeltem Rade mit 8 Speichen bildet. Diese stehen in der Richtung gegen einander, daß vier immer einen rechten Winkel bilden und sie den vier Speichen, parallel dem korrespondirenden Theil des Rades, gegenüber stehen. Diese parallelen Speichen sind wieder durch Riemenbänder verbunden, so daß sie eine Art Laternenrad bilden, und vermittelst dieser Bänder kann der eigentliche Umfang des Rades dahin abgeändert werden, daß er genau den Umfang des Seidensträhnes erhält, den man darauf anbringen will. Die von Holz verfertigten Spulen haben eine dünne Axe, und diese befindet sich zwischen zwei runden Scheiben, welche die Umdrehung der Spulen bewirken und ein leichtes Ein- und Ausbringen derselben gestatten. An einem leichten Stabe befindet sich, jeder Bobine gegenüber, ein Glasauge oder ein Drahtöhr, durch welches das Ende des Fadens von der auf dem Haspel befindlichen Seide geleitet und an der Bobine befestigt wird. Das Ganze wird durch ein Rad an einem aufrechten Schafte in Bewegung gesetzt, der mit einem anderen Rade in Verbindung steht. Dieses theilt seine Umbrehung den an der Maschine angebrachten Rädern oder Scheiben mit, und die Scheiben der Bobinen, welche auf derselben ruhen, werden durch die Friktion, welche aus ihrem eigenen Gewicht sich erzeugt, herumgedreht und nehmen durch diese Bewegung die auf dem Haspel befindliche Seide auf. Die Bewegung des Legers, jener Stange, welche durch ihre Augen die Fäden zu den Bobinen leitet, bewirkt eine gleichförmige Vertheilung der Seide auf die Bobinen. Es ist bei diesem Geschäfte eine ununterbrochene Aufsicht von dazu angestellten Kindern nöthig, welche die etwa abgerissenen Fäden wieder anlegen und, wenn die Strähne zu Ende gehen, wieder neue auf den Haspel bringen. Sind die Bobinen voll, so werden sie abgenommen, leere an ihren Platz gestellt und in der Arbeit auf die erwähnte Weise fortgefahren. Während neue Strähne auf den Haspel gebracht, oder die vollen Bobinen durch andere ersetzt werden, erleidet die Bewegung der noch nicht leeren Haspel und der gleichfalls nicht vollen Bobinen keinen Aufenthalt, da in dieser Beziehung eines von dem anderen ganz unabhängig ist. Um die auf Bobinen gewundenen Fäden zu dubliren und zu zwirnen, dienen eigene Zwirnmaschinen, Zwirnmühlen genannt. Diese sind von verschiedener Konstruktion, jedoch bleibt das wirkende Princip dasselbe, indem zwei oder mehre Fäden mit einander parallel unter schwacher Drehung auf eine Spule gewunden werden. Diese Spulen sind auf einzelne Spindeln gesteckt, welche oben einen gebogenen Draht, der Flieger ge-

nannt, tragen, dessen äußerste Enden ein Auge haben, durch welches der Faden geleitet wird. Das niedrigere Auge nämlich befindet sich der Mitte der Bobine gegenüber, das obere aber genau über dem Mittelpunkt derselben und einige Zoll höher, als das obere Ende der Spindel. Der Faden der Bobine wird durch diese beiden Augen und noch durch ein drittes Drahtauge gefädelt, welches in einem ovalen Gestell befestigt ist. Auf jeder Spindel befindet sich eine Spule, und das darin befindliche Loch ist der kegelförmigen Gestalt der Letzteren angepaßt; doch muß sich die Spule für sich herumdrehen können. Gerade über der Spule wird auf jeder Spindel ein Stück Holz festgesteckt, an welchem sich ein kleines Pflöckchen befindet, das sich in eine Versenkung der Spindel schiebt, so daß das Holz sich mit derselben umdrehen muß. An diesem Stückchen Holz sind die Flügel befestigt, deren Enden die Oehre bilden. Da der Faden von der Spule aus durch beide Flügelöhre geht, so muß er beim Umdrehen der Spindel eine Drehung, den Draht, erhalten. Zugleich dreht er, wenn man an dem Ende zieht, welches durch das obere Oehr gebildet ist, die Spule und windet sich von derselben ab. Je nachdem sich die Flügel mehr oder weniger oft umdrehen, während eine gewisse Länge des Fadens abgewunden wird, bekommt der Faden auch mehr oder weniger Drehung. Solches richtet sich nach dem Verhältnisse des Rades zu dem Getriebe, und statt deren lassen sich andere einsetzen, wenn man eine andere Art von Seide spinnen will, wie es die Verschiedenheit der Fabrikate erfordert. Die Seide ist nun Single, u. der einzige Unterschied zwischen der Bearbeitung dieser und der Organsinseide besteht außer dem schon erwähnten Stärkegrade darin, daß sie in entgegengesetzter Richtung gedreht und der Maschinerie dazu eine gleichfalls entgegengesetzte Richtung gegeben werden muß. Organsin ist gleich einem Tau gedreht, worin einzelne Stränge in entgegengesetzter Richtung von dem durch diese gebildeten Ganzen gedreht werden. Dagegen ist Single und Tramseide nur nach einer Seite hin gedreht, gleich Schnüren oder dem einzelnen Theile eines Seiles. In den Seidenmühlen wendet man zwei verschiedene Maschinen an, wovon die eine die Seide zur Organsinseide vorbereitet, die zweite solche vollendet, indem die gedrehte Seide zu zwei bis drei und mehr Fäden zusammengewickelt oder dublirt und in einem Faden vereinigt auf andere Spulen gebracht wird. Die Anzahl der zu vereinigenden Faden richtet sich nach der Dicke, die man der Organsinseide geben will; doch ist es nothwendig, diese Fäden genau nach ihrer Qualität zu sortiren, weil ihre Gleichartigkeit ein nothwendiges Erforderniß ist. Man bedient sich dazu einer Maschine, die der so eben beschriebenen sehr ähnlich ist. Anstatt die Seide, wie bei dem früheren Verfahren, von den Bobinen auf den Haspel zu bringen, bringt man sie gewöhnlich gleich auf andere Bobinen. Beim Dubliren werden diese Maschinen der Windemaschine gegenüber gestellt, wo sie die Stelle der Weife einnehmen und, nach der Zahl der einzelnen Strähne, woraus die Organsinseide bestehen soll, zu zwei, drei oder mehr in einer Reihe stehen. Die mit mehrfachen Fäden angefüllten Bobinen werden noch einmal zu der Zwirnmaschine gebracht und auf derselben gezwirnt. Das Verfahren dabei ist dem zuerst beschriebenen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß Spindel und Flieger eine verkehrte Bewegung erhalten. Bei diesem Verfahren wird die nun in Organsinseide verwandelte Seide, statt auf Bobinen, auf den Haspel gebracht, und nachdem sie auf demselben in Stränge gebunden, wird sie abgenommen und zum Verbrauch oder Verkauf verwendet. Der Grad der Festigkeit, den man der Seide durch das Zwirnen gibt, richtet sich nach dem Fabrikat, welches daraus gefertigt werden soll, und hängt von dem relativen Umfange des Rades und des Getriebes der Zwirnmaschine ab. Die so gezwirnte Seide heißt harte Seide und muß durch Kochen von dem Gummi befreit werden, welcher sie hart macht und das Annehmen der Farbe verhindert. Die Seide wird 4 Stunden im Wasser gekocht, dem man einen Zusatz von Seife, etwa $\frac{1}{3}$ des Seidengewichtes gibt. Dieser Zusatz der Seife befördert die Auflösung des Gummi's und macht die Seide weich und glänzend. Nach dem Kochen wird die Seide in reinem Wasser ausgespült, um die zurückgebliebene Seife daraus zu entfernen. Früher diente der Gummi dazu, die Fäden der Seide, wie sie ursprünglich vom Cocon abgewunden sind, zu vereinigen und an einander zu befestigen, dieses ist nun durch das Zwirnen vollkommen erreicht. Der Gummi würde von jetzt an unnützer und fremdartiger Bestandtheil seyn, mithin die Schönheit und Weichheit ihres Gewebes benachtheiligen. Nähme man aber das Kochen vor dem Zwirnen vor, so würde man im glücklichsten Falle nur eine wollige, zur Verarbeitung ganz untaugliche Masse erhalten. Die gewaschene und sodann getrocknete Seide hat allerdings an Gewicht sehr verloren, aber sie hat an Volumen zugenommen und einen Glanz und eine Weichheit erhalten, die ihre hauptsächlichste und charakteristische Schönheit ausmachen. Die Kunst, die Seide zu drehen oder zu zwirnen, wurde zuerst in Bologna erfunden und in Italien lange geheim gehalten. Der Engländer John Lombe setzte sein Leben aufs Spiel, um sich in Piemont eine genaue Kenntniß dieser sinnreichen Maschine zu verschaffen; bei seiner Rückkehr legte er in Derby eine Seidenmühle an, von wo sich dieser Industriezweig weiter ausbreitete und nach Frankreich, Deutschland u. der Schweiz verpflanzte, wo früher die Seide mühsam durch Händearbeit gesponnen wurde. Gegenwärtig steht die Technik in der Zwirnerei und Dreherei der Seide (das sog. Filiren) auf einer ziemlich hohen Stufe. Die französische mit starker Vordrehung und schwächerer Nachdrehung ist die zuverlässigste. Die Engländer, welche ausländische Grezzen beziehen, sind wie in aller Maschinentechnik hierin auch sehr weit vorgeschritten. In Oesterreich ist namentlich durch Anton Chwalla in Wien Großes geleistet, und er steht vielleicht im ersten Range, was konstante Filirung und richtige Zählung

betrifft. Im Allgemeinen ist aber noch Manches zu wünschen. Was die Italiener Seta torta od. Filatojata nennen, wird nach jetzigem Sprachgebrauch als gedrehte od. filirte Seide bezeichnet.

Die gekochte Seide, welche der rohen Seide gegenüber steht, unterscheidet man in ganz gekochte, tout cuite, und halb gekochte, dami cuite oder souple. Erstere wird durch vollständiges Kochen von allen der Seide beiwohnenden Unreinigkeiten gesäubert und der Seide die Sprödigkeit genommen, wobei nach Maßgabe der Farbe die Seide mehr oder weniger (bei den feinen Farben am meisten) am Gewicht verliert, der Stoff aber an Dauer, Sauberkeit und Glanz gewinnt, weshalb auch ehedem und bis etwa vor 15 Jahren keine andere Behandlung der Organsin und Trame angewendet wurde. Bei der halbgekochten begnügt man sich, die Seide nur von den größeren Unreinigkeiten zu befreien und geschmeidig zu machen, daher der französische Ausdruck souple. Um dem Gewebe nicht allen Glanz zu rauben, wird gewöhnlich diese Procedur nur bei der Trame angewendet; indeß haben alle damit gewebten Zeuche in der Regel ein schillerndes Ansehen, da die halbgekochte Seide die Farbe weniger annimmt und bei ganz gleicher Färbung ein glanzloses, stumpfes Ansehen behält. Selten wird daher auch die Organsinseide oder der Aufzug so behandelt; geschieht es dennoch, so gibt es schlechte, unscheinbare Waare, wie denn überhaupt die halbgekochte Seide weniger dauerhaft in der Farbe und dem Fleckigwerden weit mehr ausgesetzt ist. Nur bei solchen Zeuchen, welche einseitig (à une face) sind, wie z. B. Atlasse, oder bei anderen ähnlichen Stoffen, wo die Kette die ganze Oberfläche der rechten Seite bildet und vollständig deckt, kann die halbgekochte Seide zur Trame ohne Nachtheil angewendet werden. Bei der weiteren Verarbeitung der Seide unterscheidet man folgende Arten: Organsine, ital. Osajo, ist, wie bereits bemerkt, diejenige Gattung gezwirnter Seide, welche man beim Weben vorzüglich zur Kette gebraucht; man nimmt dazu gewöhnlich die von den feineren Cocons abgehaspelte rohe Seide von mehrfachen Fäden und zwirnt die Doppelfäden auf Maschinen. Die Feinheit wird nach dem Gewicht bestimmt, je nachdem eine bestimmte Anzahl zusammengezwirnter Fäden schwerer oder leichter ist. In Piemont und überhaupt in Oberitalien, wo eine große Menge Seide in den Handel nach Frankreich, Holland, England und Deutschland bereitet wird, nimmt der Probirer (Assagiatore) aus dem Ballen Seide 4 Bund, von denen jeder 4 Strähne hat, mißt von jedem Strang 400 pariser Stab oder 475 Metres auf einer dazu besonders eingerichteten Haspel von einem pariser Stab im Umfang, und wiegt das Abgemessene auf einer Goldwage, deren Wagschale mit Assen (denari, deniers) belegt wird. Sind alle 4 Proben gewogen, so addirt man sie, theilt sie wieder durch vier und nimmt den Mitteldurchschnitt als die Feinheit des Ballens an; je weniger diese 400 Stab wiegen, desto schöner und besser sind die darin enthaltenen Fäden. Die Anzahl der Denari wird entweder durch Nummern oder durch den vorgesetzten Buchstaben D angegeben. Da es auch Seide gibt, deren Fäden zwar fein, aber von geringer Güte sind, so gibt man der Organsine noch verschiedene Beinamen, theils nach den Orten, wo sie zubereitet wird, theils nach ihrer Qualität: Orsoglio ist die erste und beste Gattung, die wieder in fünf Sorten unterschieden wird; nämlich Orsoglio ordinario, gefärbt aber nicht dublirt; Orsoglio fino oder F-Sorte, dublirt und von verschiedenen Preisen, nach der bunten oder nach der schwarzen Farbe; Orsoglio A, dublirt und zu verschiedenen Preisen, nachdem sie stark oder schwach gebraucht wird; Orsoglio B, die feinste und theurer, als die vorige; Orsoglio verde oder grün gefärbte. Andere Sorten von Organsine aus Mailand, Piemont, Bergamo, Bologne, Turin, Brescia, Bassano, Parma &c. werden in feine und superfeine, prima, seconda, terza Qualità, unterschieden. Früher gab man dieser italienischen Organsine vor jeder anderen den Vorzug und schätzte besonders die von Bologna in kleinen Strähnen und die sogenannte Luzienseide, die zweimal über die Mühle geht und zu den schönsten Stoffen dient; allein gegenwärtig sind Seidenmühlen auch in der Schweiz, Oesterreich, Frankreich und England, welche die rohe Seide eben so gut zur Organsine verarbeiten. Görz und Wien in Oesterreich; Zürich, Uri, Zug, Thurgau in der Schweiz; Derby, Sheffield, Congleton, Macclesfield in England; Avignon, Montpellier, Marseille, Tours, Lyon, Crest, Valence, Romans, Aubenais &c. in Frankreich bereiten einen großen Theil ihres Bedarfes selbst. — Pelseide, Pelo, ist eine Art geringerer Organsine, die zu halbseidenen Zeuchen verbraucht wird; Pelo d'oro ist gelbe und Pelo d'argento weiße Spinnseide; sie machen die dritte Sorte der zubereiteten Seide aus, sind der ordinären Orsoglio im Preise gleich und werden zu Tressen verbraucht. Die Contrapelo ist links gedreht und dient zu Gold- und Silberspitzen. Die verschiedenen Sorten werden mit S und einer Zahl bezeichnet, so daß $^1/_8$ die gröbste und $^7/_8$ die feinste andeutet. Pelo friso, die fünfte Sorte, ist ganz locker dublirt und dient ebenfalls zu reichen Spitzen; die Sorten derselben sind mit C D E bezeichnet. — Tramseide, Trame, welche zum Einschlag genommen wird, unterscheidet sich von der Organsinseide, daß man dazu die stärkere oder gröbere rohe Seide nimmt und daß nicht so viel Fäden zusammengedreht und diese nicht so stark gezwirnt werden. Im Piemontesischen, welches die beste liefert, unterscheidet man die Feinheit derselben nach der nämlichen Eintheilung des Gewichtes der Fäden von 400 Stab Länge; da die Fäden jedoch stärker sind, so fängt die feinste Sorte erst mit D 26—28 an; außerdem bezeichnet man sie nach den Orten, wo sie bereitet wird, als mailänder, turiner, veroneser, bessaner, bresciander &c. 1., 2. und 3. Qualität. — Tord- oder Torsseide nennt man in Frankreich eine geringe Sorte der Organsine oder gedrehten Seide, welche ungefärbt schwerer von der eigentlichen Organsine zu unterscheiden ist; sie besteht aus 4 Fäden, von diesen sind aber nicht zwei und zwei abgesondert auf der Mühle

gedreht, sondern nur einmal auf dem Rade gesponnen. Man nennt sie daher auch Tord sans filet, und sie darf nicht zu ganzseidenen oder reichen Stoffen genommen werden. Bei Geweben, welche im Stücke gefärbt werden, zeigt sich die betrügliche Einmischung derselben erst nach der Farbe. Unter der Benennung Soies torses versteht man aber auch eine Art dicker und öfter gedrehter oder gezwirnter Seide, die man am meisten zum Brochiren der Brocate und anderer schweren Stoffe, zu Crepinen und Franzen an Tapeten, Teppichen, Schärpen, Handschuhen rc. nimmt. — Clochepied nennt man in Frankreich eine aus weißer ostindischer Seide bereitete Organsine, die aus 3 Fäden besteht, nämlich erst aus 2 besonders zusammengedrehten Fäden und dann aus einem ungedrehten Faden zusammengezwirnt; man gebraucht diese Seide besonders zu Gaze und Flor. — Plattseide nennt man eine ungezwirnte und so zubereitete Seide, welche gefärbt zu ausgenähter Tapetenarbeit, zu Stickereien und ähnlichen Arbeiten dienen kann. — Bundseide, Soie en bottes, besteht aus Organsine, Trame und anderen Arten, welche nach der Zubereitung in Bunde zusammengelegt wird, die aus viereckigen, etwa 1 Fuß langen und 2 Zoll dicken, etwa 2 Pfd. schweren Paketen bestehen; auf die nämliche Art wird auch die Plattseide zusammengelegt. — Moschseide, Soie en moche, ist eine ungefärbte, noch nicht gehörig zubereitete Seide, die in 1½ Fuß langen Paketen, jedes 6 Pfd. schwer, in den Handel kommt; in der Mitte ist sie in Form gewundener Säulen, auf 4 Finger breit an beiden Enden abgebunden oder in Knoten geschlungen. — Dockseide, Soie en écheveau, heißt die gehaspelte und zum Färben völlig vorgerichtete Seide; mehrere andere Sorten führen auch diesen Namen, wenn man sie zweitheilig zusammenlegt, dann zusammenrollt und an einem Ende in Knoten schlingt. — Nähseide wird, wie die Organsine, auf der Zwirnmühle von 3 bis 8 doppelten Fäden zusammengedreht; man dublirt gleich Anfangs 2 bis 4 einfache Fäden zusammen, spinnt diese auf dem zweiten oder dritten Stock der Zwirnmühle, dublirt hierauf wieder zwei doppelte oder vierfache Fäden zusammen und zwirnt diese ziemlich stark auf dem untersten Stockwerk der Mühle. Diese zum Nähen und Sticken erforderliche Seide wird theils von einzelnen Arbeitern in mehren Manufakturstädten bereitet und gefärbt, kommt aber auch häufig noch gezwirnt und ungefärbt aus verschiedenen Städten Italiens in den Handel; so liefern Turin, Neapel, Mailand, Como, Verona nicht nur rohe ungefärbte Nähseide in langen Bunden, wie sie vom Haspel kommt, sondern auch gefärbt in allen Farben in kleinen Strähnen, 16 auf 1 Loth und in Päckchen von ¼ Pfd. — Cuserino, die vierte Art der zubereiteten Seide, ist wie die Nähseide dublirt, aber feiner und zu Spitzenarbeiten bestimmt, wozu man jetzt aber auch scharf gedrehte Grenadine verwendet. Die gröbste Cuserino ist mit C gezeichnet; C F feiner, als die vorige; U wieder etwas feiner, Z noch feiner, und diese 4 Sorten sind auf der Karte um 3 bis 4 Lire verschieden. Cuserino A ist noch feiner, als Z; B wieder feiner und so auch stufenweise C und D, so daß D die feinste ist und die vier letzteren von den ersten Sorten um 6 Lire im Preise verschieden sind. — Unter Fantasieseide, Floretseide, Flockseide, Tresenseide, versteht man überhaupt den Ausschuß oder Abfall der guten Seide, und man nimmt dazu nicht nur das äußere, rauhe Gespinnst und das innere Häutchen der Cocons, sondern auch die beschädigten, durchfressenen, verwirrten Cocons selbst, wodurch mehre Sorten der Floretseide entstehen. Die geringste unter allen besteht aus dem losen Gewebe, das die Raupe an die Reiser des Spinnbettes anhängt, um dadurch den Cocon und sich zu befestigen; es ist lose, wollenartig, hat wenig Gummi und erhält den Beinamen Wattseide, Werkseide, Spinnwebe, wird größtentheils zur Unterlage ausgestopfter Röcke, Bettdecken und als Watte auch in Italien zum Kalfatern der Schiffe gebraucht; dasjenige, was davon kardätscht und auf dem Spinnrade gesponnen wird, gibt ein geringes Garn, welches nur zum Einschlag bei einigen groben Zeuchen, zu ordinären Strümpfen, zu Handschuhen und zu dem geringen Floretband genommen wird. Eine bessere Sorte entsteht aus den Fäden, die den Cocon unter dieser Wattseide umgeben und die der Arbeiter ablöst, wenn er beim Abhaspeln den reinen Faden sucht; man unterscheidet davon 2 Arten, nämlich diejenige, welche der Haspler lang gezogen und nicht sonderlich verwirrt hat, Côte de soie, und diejenige, die mehr verwirrt ist, Frison, welche er um die Finger wickelt; die erstere erhält eine besondere Zurichtung durch Kochen mit Seife und Auswaschen im Flußwasser, worauf sie kardätscht, gesponnen und in feine, mittlere und grobe Floretseide sortirt wird, wovon das Garn der feinen und mittleren zu Nähseide, zum Einschlag bei mehren ganz und halbseidenen Zeuchen, zu Band, zu gewirkten und gestrickten Strümpfen, das grobe aber zum Einschlag bei ordinären Zeuchen und nur zu schlechten Strümpfen und Handschuhen dient. Die zweite Art Frison, oder die sehr verwirrten Fäden, wird nicht gekocht, sondern nur gut getrocknet, mit einem Holze gepocht, kardätscht, gesponnen und wie die grobe Côte verbraucht. Die beste Floretseide erhält man von den Cocons, welche der Wurm nicht gut zugesponnen hat und die entweder zu fest oder zu locker sind, so wie von denen, welche durchbissen, zerlöchert oder sonst beschädigt sind und daher beim Abhaspeln keinen ganzen Faden geben; sie werden in lauwarmem Wasser so lange mit Füßen getreten, bis man die Seide leicht mit den Fingern auseinander ziehen kann, worauf man sie im Flußwasser abwäscht und trocknet, aber nicht auseinander zerrt, sondern in einem reinen Sacke von grober Leinwand mit dünnen Stöcken schlägt; dann kann die Seide davon gekämmt, gesponnen und zu Strümpfen, zu Nähseide, zu Bändern und zu verschiedenen Seidenzeuchen verbraucht werden. Das aus den fehlerhaften Cocons erhaltene Garn heißt Galletami und das aus den durchbissenen Cocons heißt Galete reale, Galette jaune. Eine geringe Sorte Floretseide liefert die innere Hülse der

Cocons, die nach dem Abhaspeln übrig bleibt, das Ansehen eines Häutchens hat und erst, nachdem der Gummi und Schleim durch längeres Einweichen aufgelöst ist, in lauwarmem Wasser häufig getreten, dann an die Sonne gestellt und hierauf im Flußwasser rein gewaschen, getrocknet und wie die anderen Arten gesponnen wird; man nennt diese Hülsen in Piemont Moresche, in Mailand Strusi, in Frankreich Cardette oder Crescentin; das Gekämmte davon Stamm, Stame, und das daraus gesponnene Garn Crescentingarn; was sich dabei nicht kämmen läßt, nennt man Schappe (ital. Chiape, franz. Chappes); man läßt es weichen oder faulen, dann kämmen und ein Garn daraus spinnen, welches übel riecht. Bei der Verarbeitung der rohen Seide zu Organsin und Trame, gibt es mehre Abfälle und verwirrte Fäden, die man zu Floretseide benutzt und in Italien Strazza, franz. Estrasse, nennt; sie dienen zu schlechtem Garn, Watte zum Kalfatern, welches auch der Fall ist mit den Abgängen beim Kämmen der Floretseide, die man Stumpen, Seidenwerg, Pettenazzi, nennt. — Spinnerknöpfe, Grimelli, Bouchons sind die Abfälle beim Spinnen des gekämmten Floret, aus welchen das sogenannte Knöpfgarn gemacht wird. Die aus dem Abfall der Doppelcocons beim Vorbereiten derselben zur Nähseide erhaltene Flockseide heißt Fattone, Costa di doppione, Rondelette und kommt meist gefärbt vor. Disgiri nennt man in Piemont die durch Verdrehen der Fäden entstandenen Abfälle. In der Levante nennt man allgemein Strazzi di setta diejenigen Cocons, welche nicht zum Abhaspeln gebraucht werden; sie gehen in großen Ballen nach Holland, dem südlichen Frankreich und nach der Schweiz, wo gute Floretseide daraus gemacht wird. — Die im Handel vorkommenden Hauptsorten der Seide sind nach den verschiedenen Ländern, wo sie gewonnen werden, wie folgt zu unterscheiden. Die chinesische Seide ist zum Theil von vorzüglicher Qualität und wird am stärksten in den Provinzen Tsche-kiang, Kiang-nam, Hupe und Sü-tschuang gezogen. Sie ist größtentheils weiß, von festem Faden und nimmt glänzendere Farben an, als die bengalische; man unterscheidet sie gewöhnlich in 1., 2., 3. Sorte und Kantonseide, welche in der Regel um 25 Procent geringer, als die ganz weiße Nankingseide ist; die von Dessie in Knäueln und die Böeliasse A, B, C, D und E sind noch geringer. Was die Nankingseide betrifft, so rührt diese von einer besonderen Art der Seidenraupe her und ist jetzt schon in Südfrankreich und anderen europäischen Ländern eingeführt. Sie gibt dauerhafte Zeuche und braucht beim Entschälen weniger Seife, als die gewöhnliche. Eine besondere Art ist die silbergraue aus der Provinz Schan-tung, welche äußerst glänzend und sehr weich ist und ihre natürliche Farbe, die man sorgfältig zu erhalten sucht, durch Waschen nicht verliert. Viele chinesische Seide, namentlich die weiße, ist ungleich gesponnen, verarbeitet sich aber roh vortrefflich und kann sehr leicht in einem Bade aus Flußwasser bei einer Hitze von 60° mit einem Zusatze von etwas kohlensaurer Soda gereinigt werden. Aus der rohen, die sehr nervös ist, verfertigt man Gaze, Blonden, Flor, Tüll &c., aus der gesottenen macht man in England schöne weiße Strümpfe und Flore. Man unterscheidet von der Nankingseide 1., 2., 3. Qualität und eine Extrasorte heißt in Frankreich Avantagée; zuweilen bezeichnet man auch eine feine chinesische Sorte mit dem Namen Tanny oder Tani, worunter eigentlich sonst die beste Sorte der bengalischen Seide verstanden wurde. Die Chinesen verstehen es sehr gut, ihren schönen Sorten gelber Seide beim Abhaspeln die fremden, wenigstens die gröbsten färbenden Theile zu benehmen, indem sie wahrscheinlich ein Absonderungsmittel in das Becken werfen und die Fäden weiter an der Sonne bleichen. Die Seide von Japan und den molukkischen Inseln kommt in Qualität der chinesischen gleich. So bedeutend das Erzeugniß ist, so kommt sie doch wenig im Handel vor, weil sie größtentheils im Lande selbst verbraucht wird. Tunkin und Cochinchina haben ebenfalls bedeutende Seidenkultur, die Holländer kaufen davon viel für den Handel mit Japan, sie kommt ebenfalls äußerst selten nach Europa. Fast die ganze Ausfuhr der rohen chinesischen Seide geht nach England, nur die vereinigten Staaten erhalten einige 100 Ballen. Man unterscheidet hauptsächlich 2 Sorten, die Tsatlee- und die Taysaam Seide, wovon die erste die feinere ist. Shanghay ist der Hauptmarkt für Seide, sie wird nach dem Pekul von 100 Katti gekauft. — Ostindische oder bengalische Seide; die meiste wird in Bengalen gezogen, besonders in der Gegend von Kassim-Bozar in der Nähe von Murschidabad, in den vormaligen Besitzungen des Moguls. Der Hauptmarkt ist die genannte Stadt, wo sie in außerordentlicher Menge theils für Europa, theils für Indien selbst und für Japan verkauft wird. Sie ist gelb, ziemlich leicht und geht größtentheils nach England. Man theilt sie in 6 Sorten, nämlich: Aggouedbunder als die beste, Chestabunder, Sawaudbunder, Assorcebunder, Sauxbunder und Maugbunder als die schlechteste; diese sind wieder in Ansehung der Güte unter sich sehr verschieden und erhalten für den europäischen Handel ganz andere Namen. Außer von Bengalen kommt auch viel rohe Seide von Tata, Cambeya, Breach, Surate, Comercolly, Rodnagor &c. nach Europa, und man zog ehedem gewöhnlich die von den Franzosen gebrachte indische Seide derjenigen vor, welche die Holländer in den Handel brachten, weil jene sich besser spinnen läßt und nicht so viel Abfall leidet. In früherer Zeit erhielt man die bengalische Seide größtentheils roh und kunstlos von den Cocons abgehaspelt, und sie wurde meistens von den Holländern aufgekauft; allein seitdem England im Besitz Bengalens ist, erhält Europa die meiste Seide durch die engl.-ostind. Kompagnie, welche in Indien die italienische Art des Abhaspelns eingeführt hat, wodurch das Produkt einen ungleich höheren Werth erhielt. Man zieht die Raupen im Freien oder auch in offe-

nen Dachkammern und hält das Jahr hindurch 3 Ernten, wovon die beste im November fällt. Die jährliche Ausfuhr in Kalkutta wird auf 7,690,000 Company Rupees (C. R.) angegeben. Die Produktion hat an Quantität um 261 Procent, an Werth um 490 Procent zugenommen. Die Preise sind für ein Faktorei Seer in C. R. Die Engländer kaufen wohl zwei Drittel der Ausfuhr, das Uebrige die Dänen, Franzosen und Holländer, letztere besonders für ihren Handel nach Japan und Deutschland. Der französische Reisende Lamarc Piquot hat kürzlich in den Wäldern Bengalens einige Cocons der Bombyx Paphia gefunden und nachher von den Einwohnern erfahren, daß sie dieselben in den Monaten Oktober und November einsammeln und daraus eine Art Seide gewinnen, die solider und ausgiebiger ist als jene, welche wir von der Seidenraupe erzielen. William Roxburn hatte schon früher die nämliche Beobachtung gemacht und die Akklimatisirung dieses Insektes im mittäglichen Europa als leicht ausführbar dargestellt. Piquot brachte dasselbe nun nach Isle de Bourbon, wo das Thierchen bald einheimisch wurde und schon jetzt den Einwohnern unfehlbare Vortheile schafft. Die Behandlung der Cocons ist die nämliche, wie bei den Seidenwürmern, nur muß die Puppe vor dem Abspulen längere Zeit im warmen Wasser liegen und darf nicht im Backofen, sondern muß im Wasser getödtet werden. — Die persische Seide, besonders aus der Provinz Ghilan, von Rescht, Fumen und Lahidschan. Die feinste Seide, Milani genannt, kommt v. dem Dorfe Milane, welches in der Umgebung der Stadt Tebris (Tauris) gelegen ist. In Europa erhält man sie in ziemlicher Menge, theils durch den ostindischen Handel über Bender-Abassi, theils über Smyrna, Aleppo und Konstantinopel, in der neuern Zeit aber am häufigsten durch den russischen Handel über Astrachan und Kisljar und auch neuerlich über Trapezunt. Die Seide ist ein Hauptprodukt Persiens, die Qualität natürlich sehr verschieden. Die Legisseide aus Ghilan ist die feinste, weiß und gelb, man schätzt sie der chinesischen gleich; auf diese folgt die Seide von Schirwan und Eriwan, dann die von Astrabad; dies ist die geringste und wird am wenigsten ausgeführt. In Persien selbst unterscheidet man von der rohen Seide folgende Arten: Hayla, die beste, die aber nicht in den Handel gebracht wird, weil die Fabrikanten in Schiras und Ispahan sie zurückbehalten; Sanduka, die beste der im Handel vorkommenden Sorten; Miane, eine Mittelqualität und Kaschanska, die ordinäre. Unter der persischen Seide findet sich viele weiße und sehr gute, die aber in der Regel schlecht abgewunden ist. Die Strähne sind meistens ½ Elle lang und die Ballen enthalten Seide von der ersten, zweiten und dritten Qualität. Die genannten Hauptgattungen werden aber in dem auswärtigen Handel wieder eingetheilt in folgende Sorten: 1) Scherbassi, Serbassi, auch Sourbasse, aus der Provinz Ghilan, die feinste Sorte; sie ist am stärksten gesucht und wird sehr hoch bezahlt, ist roh und unzubereitet, hat aber einen sehr zarten und weichen Faden, meistens von gelber, selten von weißer oder silbergrauer Farbe. Aus Smyrna erhält man sie in Ballen von 20 Batnams, jeden zu 6 Oka oder zu 16½ preußischen Pfunden. 2) Ardassine ist die zweite Hauptgattung der persischen Seide, die der Scherbassi wenig nachgibt, ebenfalls häufig nach Frankreich geht und theils zu verschiedenen Seidenzeuchen gebraucht, theils gefärbt und zugerichtet nach der Schweiz und Deutschland wieder ausgeführt wird; sie ist meist gelb, und der Faden ist sehr fein und äußerst glänzend. Sie kommt in kurzen, dünnen Matzen von 2 Fuß Länge und 1 Pfund schwer, mit grobem, schlechtem Bund umwunden, vor. Ablaque oder Perlseide, die perlfarbene Ardassine, sie ist zur Nähseide sehr schön, wird aber wenig gebraucht, weil sie beim Abwinden kein warmes Wasser verträgt. Finastre oder Frize ist die geringste Qualität oder der Ausschuß der Ardassine. Legis oder Legirseide wird für eine gröbere Sorte Scherbassi gehalten, u. unterschieden in Legis Bourine u. Legis Burme. 3) Legis Ardasse ist die dritte und gröbste Sorte, die jedoch nicht mit der Ardasse oder der Ardassine verwechselt werden darf. Die Legisseide, deren Matzen 2 Fuß lang und 2—3 Pfd. schwer sind, geht meistens über Marseille nach Frankreich, wo die feinen Sorten zu Trame für verschiedene Seidenzeuche und Bandarten, die gröbern zu Nähseide und Posamentirarbeiten vorgerichtet werden. Ardasse ist eine der geringern Sorten, stark und etwas ungleich, geht aber häufig nach Italien und Frankreich, in Matzen von 4 Fuß Länge und 1 Pfund schwer; man verarbeitet sie meistens als Nähseide und Strickseide und sendet sie gefärbt nach Deutschland und dem nördlichen Europa. Außer den bis jetzt angeführten gibt es noch einige andere, jedoch seltener vorkommende Arten persischer Seide. Der größte Hauptmarkt dieses für Persien so lukrativen Ausfuhrartikels ist Rescht, die Hauptstadt der Provinz Masanderan. Früher war der Hauptstapelplatz Ardebil, von wo sie nach Aleppo, Smyrna und Konstantinopel verschickt wurde. Die meiste persische Seide geht über Konstantinopel nach England, eine Partie nach Rußland, eine kleinere Quantität nach Bagdad und fast eben so viel nach verschiedenen Theilen Persiens. Die Ghilanseide, von welcher jährlich über 11,000 Ctr. ausgeführt werden, gilt nach der Brussa für die beste in ganz Westasien und wird namentlich von den russischen Fabrikanten sehr gesucht. Die Karawanen legen die über Abgründe und steile Anhöhen führende Route von Rescht über Tebris nach Trapezunt in 50—60 Tagen zurück. — Levantiner oder levantische Seide aus der asiatischen Türkei, namentlich Kleinasien und Syrien, roh und in Matassen, unter vielerlei Benennungen. Wir bemerken folgende, für den Handel wichtige Sorten: Alepposeide, diejenige Sorte, welche von den Europäern zu Aleppo gekauft und über Alexandrette ausgeführt wird; es werden darunter, außer der persischen Scherbassi, Bourme und Ardasse, vorzüglich die weiße Seide von Aleppo oder Ha-

leb, von Barut, von Tripoli, Antiochien, Bailan, Pajasse und Mona, so wie die weiße arabische oder Beduinenseide verstanden. Die barutiner oder Seide von Barut ist entweder weiß oder citronengelb; die weiße Sorte geht nach Livorno und Marseille, wird zu Organsine und Trame bereitet und dient zu schweren Zeuchen, Borten und Tressen; die gelbe geht nach den Küsten der Berberei. Die Tripoline und Kastravane sind zwei gute, weiße, syrische Sorten, welche meistens roh nach Marseille, Livorno und Genua gehen und zu Borten und Tressen verarbeitet werden. Die arabische oder Beduinenseide ist vorzüglich schön, glänzend weiß und findet ihre Verwendung meist in Syrien. Die Pajasse oder Bojasseide ist schwer, silberfarben und kömmt aus der Gegend von Aleppo; Satalia, eine weiße Sorte von dem Orte gleiches Namens in Kleinasien. Aus Sayde oder Saïda in Syrien erhält man außer den angeführten Arten von Aleppo noch eine sehr schöne Sorte unter dem Namen Chouf, Chouffette, welche feiner ist als die tripoliner, eine schöne, glänzende Farbe annimmt, der sicilianischen beinahe gleichkommt und in Frankreich zu verschiedenen Seidenzeuchen verarbeitet wird. Der Hauptmarkt der levantiner Seide ist Smyrna, welches der Stapelplatz der meisten Seidensorten aus Vorderasien, Natolien, Karamanien, den Inseln ꝛc. ist. Nächst den bereits angeführten Sorten ist die Seide von Brussa (in Natolien) die vorzüglichste; sie ist weiß, sehr fein und geschmeidig, wird der persischen Ardassine gleich geschätzt, und es werden damit nicht nur die zahlreichen Seidenmanufakturen in Kleinasien, in Konstantinopel und auf der Insel Skio versorgt, sondern auch dieselbe nach Aleppo, Damask, Tunis und Algier verführt. Gewöhnlich senden die Franzosen und Engländer selbst ihre Faktoren zum Einkauf der nöthigen Seide nach Brussa. Karmoisinseide ist eine der schönsten Sorten, welche aus Damask und Diarbekir nach Smyrna gebracht wird und alle französische und italienische Karmoisinseide übertrifft. Die Nachbarschaft von Nikomedien, Nicäa, die Gegend zwischen dem Olymp und dem Meer von Marmora ist mit weißen Maulbeerbäumen bedeckt, und die dortige große Seidenzucht wird mit Sorgfalt und Einsicht betrieben. In Konstantinopel ist beträchtlicher Seidenhandel mit rohen Seiden aus Natolien, aus der Bulgarei und aus Adrianopel; die beiden letzten Sorten sind schön, weiß und fein und kommen der Seide von Brussa sehr nahe; sie werden in der Hauptstadt selbst zu verschiedenen Zeuchen, zu elastischen Frauenhemden ꝛc. verarbeitet. Alle die levantischen Seiden sind weiß und geschätzt, aber schwer und sehr mit Gummi überladen, zum Theil auch ungleich gesponnen. Ozanam hat die Behauptung aufgestellt, daß die sogen. orientalische Seide, wozu die levantische und persische gerechnet wird, nicht das Gespinnst einer Raupe, sondern die Frucht eines Strauches sey, der dieselbe in Samenkapseln, wie ohngefähr die Baumwollenstaude, liefere. Man spinnt und mengt sie mit thierischer Seide und verfertigt daraus Stoffe, welche man für Seidenzeuche verkauft. Auch im afrikanischen Königreich Loango soll man aus den Fasern der Blätter einer Palmenart ein Spinnmaterial verfertigen, welches so weiß und fein wie Seide ist und gesponnen zu Sammet, Atlas, Damast und andern Stoffen verwebt wird. Diese Pflanzenseiden sollen aber nicht nach Europa kommen. Wir lassen daher die ganze Angabe dahin gestellt seyn, bis wir uns von der Richtigkeit derselben überzeugt haben werden, und lassen bis dahin alle orientalische Seide für das Produkt der Raupen gelten. — In Salonichi wird größtentheils die Seide aus Thessalien verkauft, wo der Kanton von Zagara, der aus 24 Dörfern besteht, das Meiste hervorbringt. Man zieht dort die Würmer in Kammern, die von allen Seiten offen sind, und die Seide würde von ausgezeichneter Güte seyn, wenn man mehr Sorgfalt auf ihre Behandlung, hauptsächlich auf die Auswahl der Blätter und Cocons verwendete. Zagara allein liefert jährlich 25,000 Oka Seide; ein Theil derselben wird im Lande selbst verarbeitet oder nach Skio und Adrianopel verkauft. Die Moreaseide ist gelb, etwas feiner, als die von den Inseln, würde aber noch weit besser seyn und könnte der messiner gleichkommen, wenn man dem Anbau des Maulbeerbaumes so wie dem Abhaspeln der Cocons mehr Sorgfalt widmete. Die Blätter des wilden Maulbeerbaumes, mit welchen man die Raupe, ohne auf die Zeit, noch auf das Wetter zu achten, ernährt, machen die Cocons sehr gummig. Die Moreoten glauben, daß nur siedendes Wasser diese klebrigen Theile auflösen könne, und nur verhärtete und gewöhnte Hände können die Arbeit des Abhaspelns im heißen Wasser aushalten; sie sehen nicht ein, daß zu heißes Wasser den Leim verdichtet, das Ausdehnen und Abwinden der Cocons erschwert und den Faden kräuselt und frisirt. Zudem sind ihre Haspeln schlecht eingerichtet und ungleich; man erhält nur 7—8 Pfund Seide aus 100 Pf. guten Cocons. Trotz dieser Behandlung hat man in diesen Gegenden vor der letzten Revolution jährlich im Durchschnitt 40,000 Oken roher Seide erzeugt, welche sich gut zu Trame verarbeiten läßt. Die Seide von den griechischen Inseln, türkische Inselseide, kommt auch besonders noch unter dem Namen levantische Seide vor. Man unterscheidet davon folgende Sorten. Cypriotte, cyprische Seide, von der gleichnamigen Insel, kommt, da man die Kultur der Maulbeerbäume vernachlässigt, nicht mehr so viel vor, als früher; dessen ungeachtet ist die Zucht der Seidenwürmer in einigen Theilen der Insel noch ziemlich beträchtlich und der Handel mit roher Seide noch ziemlich bedeutend. Der Hauptmarkt dieses Artikels ist zu Famagosta, von wo jährlich 2000 Ballen, jeder zu 300 Pf. ausgeführt werden. Es befindet sich darunter weiße, gold- und schwefelgelbe und orangegelbe Seide, welche der Landmann ganz roh und ungereinigt zu Markte bringt, und welche der Kommissär für Rechnung seines Kommittenten reinigen läßt. Die feinste ist die weiße u. wird in der Gegend von Famagosta u.

Karpasso gewonnen; die schwefel= und lichtgelbe wird um Cithera und die dunkelgelbe um Paso herum erzeugt. Chiische Seide, in kleinen Matzen von 1/2 Pfund, von der Insel Skio, wo die Seidenkultur eine fast allgemeine Beschäftigung der Einwohner, besonders der Frauenzimmer ist; sie wird für sehr gut gehalten, kommt aber selten in den auswärtigen Handel, da auf der Insel selbst viel Seidenzeuche, als Sammet, Damast, Brokat ꝛc. verfertigt und nach Asien, Aegypten, den afrikanischen Küsten abgesetzt werden. Tinische Seide, von der Insel Tino, deren vorzüglichstes Produkt sie ist, und welche hier in guter Qualität und großer Menge gewonnen wird. Die Seide von Thermia, Tino u. Zea oder Ceos hält man für die vorzüglichste im ganzen Archipel. In Quantität kommt sie der kalabreser gleich. Diejenige von Andros, Caristo und Volo ist stark, ungleich und überhaupt gering, und wird zu halbseidenen Zeuchen und Tapeten verwendet. Die Seide von Samos wird vorzüglich geschätzt. Auch die Inseln Kandia und Stanchio liefern etwas Seide; früher war die Seidenzucht bedeutender auf diesen Inseln, man hat aber die Kultur der Maulbeerbäume bei dem Druck der Sklaverei fast ganz vernachlässigt, was wohl auch auf den meisten andern Inseln der Fall seyn mag. — Von den eigentlich europäischen Sorten, wenn gleich davon nicht so viel erzeugt wird, als in China, Ostindien und Persien, sind zu erwähnen: die italienische Seide, kömmt in großer Menge und in außerordentlich verschiedener Qualität vor, zum Theil ist sie von vorzüglicher Güte und wird von den meisten europäischen Manufakturen, da sie ihnen unentbehrlich ist, gesucht. Der Anbau des Maulbeerbaumes findet zwar nicht in vielen Gegenden Statt, und es haben die Hälfte der Anhöhen bis zum Gipfel der Apenninen, ein beträchtlicher Landstrich in Oberitalien, ein großer Theil des Genuesischen, die Küste längs der Meere, der Campagna di Roma, die Maremma um Siena, die Sandgegenden um Livorno, Pisa, ein großer Theil des Königreiches Neapel, keinen Seidenbau, dagegen aber ist derselbe und der Seidenhandel um so wichtiger im Piemontesischen, Mailändischen u. Parmesanischen, in den Gegenden von Bergamo, Brescia, Vicenza, Verona, Reggio, Modena, in der Romagna und Marca Anconitana, in einigen Gegenden von Toskana, vom Königreich Neapel, besonders in Kalabrien und in einigen Gegenden der Insel Sicilien. Piemont liefert eine Menge Seide und diese von vorzüglicher Güte, es ist gewissermassen das Hauptmagazin derselben für die französischen Seidenmanufakturen, welche diese Seide nicht entbehren können, auch immer den größten Theil derselben erhalten. Seitdem Piemont mit Frankreich vereinigt ward, ist die Ausfuhr dieser Seide nach andern Ländern sehr eingeschränkt worden. Vor der französischen Revolution gingen jährlich für 6—7 Mill. Livres piemontesischer Seide nach Nimes, Lyon, Grenoble und überhaupt ins südliche Frankreich; viele wird auch im Lande selbst verbraucht, und das Uebrige geht nach Basel, Zürich, Aargau in der Schweiz, so wie in das nördliche Deutschland. Die piemontesische Organsine ist unter allen Arten die beste und feinste, hat einen schönen Glanz und die vortrefflichste Zurichtung. Die feinste Sorte ist die zu 16 Deniers Gewicht, und von dieser gehen die geringsten Sorten bis zu 60 Deniers. Auch aus dem ehemaligen Montferrat, der Gegend um Alessandria della Poglia und dem Lomellinischen wird sehr viele und gute Seide ausgeführt. Rohe Nähseide wird in dieser Gegend sehr gut aus den Doppioni oder doppelten Cocons gemacht. In Güte folgt auf diese Seide die bergamische, Bergamasco, welche sehr schön ist, glänzend und egal ausfällt und gewöhnlich in Ballen von 60 Pfd. versandt wird. Auf der jährlichen bekannten Messe im August werden die Preise der im Lande gewonnenen Seide für das ganze folgende Jahr bestimmt. Die Gesammtausfuhr der hier und in der Umgegend auf mehr als 100 Mühlen versponnenen Seide beträgt im Durchschnitt jährlich 1 Million Pfund, wovon die Engländer das Meiste bekommen. Die brescianer Organsin= und Tramseide geht hauptsächlich nach Frankreich und der Schweiz, sie ist geringer als die vorhergehende Sorte. Für den Einkauf der anderen Sorten von Vicenza, Modena, Reggio und Verona ist die Messe von Reggio, welche im April fällt und 4 Wochen dauert, sehr wichtig und überhaupt eine der bedeutendsten Oberitaliens. Die parmesaner Seide ist etwas grob, und wird daher meistens auch nur zu Trame versponnen. Das Herzogthum Parma liefert jährlich 6—700,000 Pfund. Der Markt der rohen sowohl als gesponnenen Seide ist Piacenza, auf der ebenfalls im Monat April fallenden Messe. Die mailänder Seide ist ebenfalls etwas geringer, als die von Bergamo, und wird deßhalb mehr zu Trame, als zu Organsine verbraucht. Die rohe Waare wird gewöhnlich in Ballen von 100 oder 200 Pfd., die gefärbte Waare in Karten von 2 Pfd. 10—12 Loth verkauft. Die genuesische Seide von gelber Farbe ist nicht ausgezeichnet, dagegen wird die schöne natürlich=weiße, vornehmlich in der Gegend von Novi gewonnen, wegen ihrer Feinheit, ihres glatten Fadens und ihrer glänzenden Farbe sehr geschätzt; sie vertritt gewissermaßen die Stelle der chinesischen Nankingseide, die zu manchen Zeuchen unentbehrlich ist, und wird daher fast nur von Engländern und Franzosen für ihre Spitzen= und Gazemanufakturen gekauft. Bantine ist eine rohe genueser Sorte von mittlerer Größe, welche man der zweiten Sorte der kalabreser gleich achten kann. Man bereitet im Genuesischen überdieß sehr viel sicilianische Seide zu mancherlei Gebrauch, unter andern zu einfacher und doppelter Trame, die man ihrer Güte und schönen Zurichtung wegen in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, den übrigen Arten der italienischen Trame vorzieht. Ueberhaupt treibt Genua einen ausgebreiteten, wichtigen Handel mit allen Sorten italienischer und levantiner Seide, die es überall aufkauft und große Niederlagen davon hält. Nizza und Umgegend erzeugen jährlich cirka 200,000 Pfd. gute Seide,

die meistens roh nach Frankreich ausgeführt wird. Die mantuaner Seide ist von geringer Qualität, und die dortige Tramseide, Tramo di Castiglione, ist größtentheils grob und weniger werth, als die brescianer. Die istrianer Seide ist eine schöne Seide, die in Qualität der Brussa gleich kommt, sie häufig sogar übertrifft. Die friauler Seide wird in Udine auf 7 Filatorien gesponnen, ist besser als die von Verona, Vicenza und Rovigo, aber geringer als die von Belluno und Val Sugana, welche vornehmlich nach Wien geht. Die römische Seide aus dem Kirchenstaate, vornehmlich aus der Mark Ankona (Seta della Marca), aus Bologna, Udine, wo besonders die von Fossombrone sich durch Glanz und Schönheit vor allen anderen auszeichnet, aus Pesaro, Romagna ꝛc. Die von Fossombrone taugt vornehmlich zu reichen Arbeiten und zu Posamentirerwaaren. In Rom unterscheidet man die beste Sorte, alla reale, von der geringeren, mit dem Zusatz alla romana; die ankonitaner Seta della Marca ist nicht sehr ausgezeichnet; die bologneser dagegen ist sehr schön, fein und gut, und wird der von Bergamo gleich geachtet; sie gibt eine vortreffliche Organsine in 1., 2. und 3. Qualität, und die daraus gefertigte Luzienseide wird mit unter die besten gerechnet. Die neapolitanische Seide aus dem Königreich Neapel wird in sehr bedeutender Menge in den drei Kalabrien und in der Terra di Lavoro gewonnen und kommt im Allgemeinen fest und roh, besonders die kalabresische, aus Reggio, Cosenza, Amantea, Belmonte, Belvedere, Cirella, Piane, Monte-Leone ꝛc., wo sie auch auf großen Haspeln abgewunden wird. Hauptsächlich sind es die Weiber, welche in der Pflege der Seidenwürmer unermüdlich sind, obwohl der Gewinn wegen der hohen Abgaben sehr gering ausfällt. In Rücksicht auf diese Abgaben unterscheidet man diese Sorten in Seta franca und Seta schiava, in Ansehung der Güte aber nach den Erzeugungsgegenden. Die Seide von Terra di Lavoro wird gesucht, weil sie feiner und leichter ist, als die kalabreser, dabei flockiger ausfällt, weniger Ausschuß bei der Zubereitung derselben zum Färben gibt und die Farben besser annimmt; man macht daraus eine recht gute Trame, welche ausgeführt wird. Die Organsine ist gewöhnlich nicht fein genug und zu unrein, weßhalb sie auch meistens nur in den inländischen Manufakturen verarbeitet wird; roh ist sie unter dem Namen Payanne bekannt. Die Seide, welche man zu Sorrento und in der Umgegend von Neapel gewinnt, ist besser als die vorige. Die salerner Seide von Principata cit. ist in Qualität der Seide von Terra di Lavoro gleich; geringer, ungleicher und stärker als diese letztere aber ist im Allgemeinen die kalabreser, welche gegen Anfang August, also ohngefähr 6 Wochen später, als die aus der Gegend von Neapel, zu Markte kommt und von welcher man folgende Sorten hat: Cosenza, Seta di Appalto, Seta Cirelle, Seta delle Piane, Appalto di Costa, Marine, Monteleone, Sambutelli, Reggio, Belmonte, Belvedere. Zu der Seta Appalto u. Cirelle rechnet man diejenigen, welche um Belvedere, Luzzi, Fageano, Malvito, Torana, Cavalerizze, Reggio in Kalabrien fällt, die nicht mehr übers Kreuz oder halbe Kreuz, sondern wie man es dort nennt, tratte a citrelli gehaspelt ist. Sie wird zu feiner Trame, hübscher Pelseide verwendet. In Ansehung ihrer Feinheit ist sie wieder in mehre Sorten getheilt. Zur Seta della Piane, welche übers runde Kreuz gehaspelt ist, so wie auch die Appalto di Costa, rechnet man die von Monteleone, Guardavalle, Badulato, Striano, Girace, Sorrento, Girafalco ꝛc. Die Sorte von Reggio ist die beste; man verwendet hier noch den meisten Fleiß auf das Abhaspeln; sie geht größtentheils nach England, wo man sie zu Strümpfen ꝛc. verarbeitet. Die Seide von Monteleone ist nur als Nähseide brauchbar, wozu in Neapel sehr viele bereitet wird, die dann häufig nach Cadix und Lissabon geht. Die Seta Marina, welche noch wohlfeiler ist, dient zu Fransen, Band- und Livreetressen; die Tratta di Costa ist zu ordinärer Tramseide brauchbar. Die unter dem Namen Calabresa vorkommenden Sorten, welche man über Genua und Livorno erhält, sind gelb von Farbe, in kleinen Matzen von 6 Unzen und mit den Buchstaben M. M. B., O. O. B., O. B. V., V. und M. unterschieden; die feinste mit M bezeichnete ist von Reggio. Im Königreich Neapel wird jährlich 1 Million Pfd. Seide erzeugt, wovon ²/₃ in den Manufakturen des Landes verbraucht, das Uebrige den fremden überlassen wird. Alle im ganzen Lande gewonnene Seide muß, zur Verhütung der heimlichen Ausfuhr, wegen der Abgaben, nach Neapel gebracht und darf nur von dort ausgeführt werden; doch hat die Regierung ihre Absicht dadurch nicht erreicht; denn der Schleichhandel mit Seide hat seitdem noch zugenommen. Man erhält daher die durch Schleichhandel ausgeführte Seide zu Livorno, Genua und Marseille immer früher, als diejenige, welche auf geradem Wege durch das Zollamt zu Neapel expedirt wird, da man hier erst auf den sogen. Permesso della Spedizione per extra warten muß. In Sicilien wurde die Seidenkultur durch König Roger I. zu Palermo 1148 eingeführt, als er nach Eroberung der Städte Korinth, Athen und Theben siegreich aus Griechenland zurückkam. Den besten Fortgang hatte dieser neue Industriezweig zu Messina, in deren Gebiet die Anpflanzung der Maulbeerbäume sehr schnell zunahm, so wie sich die größten Pflanzungen davon noch jetzt in dieser Gegend finden, auch liefert diese Stadt überhaupt in Sicilien die meiste Seide, wie die meisten Seidenwaaren. Der Seidenwurm ist in Sicilien gewöhnlich nach 40 Tagen vollkommen und so weit, daß er sich einspinnen kann. An manchen Orten findet daher auch eine doppelte Zucht in einem Jahr Statt. Die Cocons (hier Buffali) sind rauh und grob, geben eine grobe, starke Seide; man hat aber auch Cocons, die eine feine, zarte Seide liefern und von Würmern kommen, welche mit weißen Maulbeerblättern aufgezogen sind. Der grobe Faden der Seide rührt auch großentheils von der Art des Abhaspelns her, welches hier nicht von Weibern, sondern von Männern

geschieht. Zu Messina hat man in neuerer Zeit durch Piemonteser eine bessere Methode eingeführt, nach welcher man einen Theil der Seide abhaspeln läßt, die aber doch nur etwa 24000 Pfd. beträgt. Die Jahrmärkte, wohin von den Einwohnern der Insel die gehaspelte Seide zum Verkauf gebracht wird, sind zu Patti, Naso, Majo, S. Steffano di Camastro, Novara, S. Agate, S. Angiolo, Giojosa und Saponara, der vornehmste Markt unter allen ist aber zu Jaci-Reale, welcher di St. Venere genannt wird, und vom 11. bis zu Ende des Juli dauert. Die in der Gegend der Meerenge von Messina gehaspelte Seide darf aber nicht auf jene, sondern allein nach Messina gebracht werden. Dies ist auch die feinste in ganz Sicilien, die übrige ist weit gröber. Auf dem Markte zu Jaci-Reale unterscheidet man die rohe Waare in Seide vom ersten Faden, Filo primo oder Greggia; vom zweiten Faden, Filo seconde oder Trame; und vom dritten Faden, Filo terza oder Orsojo; eine jede dieser Hauptsorten hat wieder verschiedene Nebensorten. In Catania hat man doch in neueren Zeiten durch Arbeiter aus Messina das Abhaspeln und dadurch auch die Seide verbessert, so daß diese jetzt wirklich feiner und von größerer Güte ist, als die übrige. Am meisten Seide liefern überhaupt die Gegenden um Messina, Catania, Milazzo und Castro-Reale. Die rohe unverarbeitete Seide darf nur von Messina und Palermo ausgeführt werden. In beiden Städten sind eigene dazu niedergesetzte Kollegien, Consolati genannt. Die jährliche Ausfuhr Siciliens wird auf 1 Million Pfund angegeben. Früher theilten sich in den Handel damit größtentheils die Livorneser, Florentiner, Genueser und Luccheser, welche große Quantitäten davon meistens in Messina aufkauften und sie theils selbst verarbeiteten, theils auch einen beträchtlichen Zwischenhandel damit nach anderen italienischen Ländern, nach Frankreich, England, Deutschland und der Schweiz trieben; in der neueren Zeit beziehen jedoch die Engländer und Franzosen die sicilianische Seide aus der ersten Hand und haben zu diesem Behufe ihre Kommissionäre in Messina so gut wie die Genueser, die ihre früheren Vortheile beim Ausfuhrzoll nicht mehr genießen. Die messiner Seide wird sowohl roh, als gesponnen ausgeführt, wovon erstere gelblich und grob erscheint, da sie etwas nachlässig abgehaspelt wird. Man theilt sie in Organsino primo filo, secondo filo und Greggia; jede derselben unterscheidet man aber wieder in mehre Sorten nach der verschiedenen Güte, welche man außen auf dem Ballen auf folgende Art mit Buchstaben bezeichnet: M. ist die geringste; M. B.; M. B. O.; O. B. O.; O. B. sind die mittleren und O. B. V.; A. u. A. V. M. die feinsten. Die gesponnene Seide wird ebenfalls mit Buchstaben bezeichnet und zwar mit P. F. M., d. h. primo filo mezzette oder erster Faden von der Mezzettaseide; V. M. d. h. vantaggiate mezzette od. bessere und O. B. V., ordinarie buone vantaggiate oder ordinäre gute, bessere Sorte; O. O. B. V. d. h. ordinarie ottime buone vantaggiate oder beste der ordinären guten Sorten; O. B. ordinarie buone oder gut ordinäre; O. ordinarie oder die geringere Sorte; O. M. ordinarie mediocri oder ordinär mittel, mit geringerer Seide vermischt. Außerdem hat man in Messina noch andere Sorten, als die unter dem Namen Luzienseide bekannte appretirte Organsine, die gedreht und zweimal über die Mühle gegangen ist; Furia, Mezzo, Mezzetta, a la Francese sind Beinamen der gesponnenen Seide; unter Pelote versteht man auch die rohen unzugerichteten Sorten. Etwas geringer ist die palermitaner, die, wie die messiner, nach ihrer Feinheit mit Buchstaben bezeichnet wird. Sie wird größtentheils roh, wie sie vom Haspel kommt, ausgeführt. Die besten Sorten der sicilianischen Seide werden zu eigentlichen Stoffen oder zu broschirten Zeuchen, zu Bordirungen und allen solchen Geweben verbraucht, die eine vorzügliche Festigkeit erfordern, die geringeren aber zu Nähseide, zu Borten und Tressen. — Die spanische Seide kommt der italienischen am nächsten; am stärksten ist die Kultur derselben in den südlichen Provinzen, besonders in Granada, Valencia, Murcia, außerdem in der Sierra Morena in Aragonien, Gallicien, auf der Insel Mallorka ꝛc. Die Kultur könnte noch weit beträchtlicher seyn, wenn sie nicht von der Regierung durch Abgaben, Ausfuhrverbote ꝛc. erschwert würde. Die Ausfuhr wird nur gestattet, wenn die Seide mäßig im Preise ist, geschieht aber dennoch heimlich. In Valencia macht sie das wichtigste und einträglichste Produkt aus, welches fast alle Einwohner beschäftigt, die aber in den ersten und wichtigsten Operationen bei der Behandlung derselben sehr zurückgeblieben sind, und trotz aller Aufmunterung von Seiten der Regierung, auf ihrer alten Methode, besonders beim Abhaspeln, beharren. Die in Piemont übliche Methode ist hier gar nicht bekannt. Bei den Cocons macht man keine Auswahl, und daher kommt es, daß die rohe Seide von Valencia, welche der besten italienischen gleichkommen könnte, stark, grob, hart und fett ausfällt, sich schwerer spinnen läßt und die Farben nicht gut annimmt. Die Provinz erzeugt jährlich $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Seide. Die rohe Seide von Murcia und Aragonien, welche zusammen ohngefähr $\frac{1}{8}$ von dem erzeugen, was Valencia gewinnt, ist noch geringer, härter und unreiner, sie geht meistens nach England, Frankreich und Deutschland und wird über Carthagena ausgeführt. Die Seide von Gallicien und Estremadura kommt selten zur Ausfuhr, ist von gleicher Qualität, wie die von Murcia. Die beste Sorte der spanischen Seide wird in Granada gewonnen, vorzüglich aber in dem südlichen Theile der Sierra Nevada und den Alpujarras; sie hat eine vorzügliche Festigkeit und Feinheit, ist deßhalb auch theurer. Die Abkömmlinge der alten Mauren betreiben hier die Seidenzucht, die durch die heitere Luft und gute Nahrung des schwarzen Maulbeerbaumes bedeutend gefördert wird. Sie kommt unter dem Namen Granada- oder Granadinseide in den Handel. Das jährliche Erzeugniß wird auf 150,000 Pfd. angegeben,

wovon die Hälfte ausgeführt, das Uebrige in Granada zu verschiedenen Zeuchen verarbeitet wird. Die majorkische Seide gehört zu der Mittelgattung der spanischen Seide; auf der Insel Majorka oder Mallorka hat die Seidenkultur und die Anpflanzung der Maulbeerbäume in der neueren Zeit sehr zugenommen, indessen ist sie verhältnißmäßig nicht sehr beträchtlich; das Meiste der rohen Seide wird nach Marseille und Genua ausgeführt, wo die besseren Sorten zu Zeuchen und Band, die ordinären zu Nähseide verbraucht werden. — Die portugiesische Seide kömmt der spanischen in Qualität ziemlich gleich, der Anbau hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben und die bedeutendsten Anpflanzungen von Maulbeerbäumen in den Provinzen Entre Minho e Douro und Tras os Montes lassen einen vortheilhaften Aufschwung der Seidenkultur erwarten. Ausgeführt wird noch nichts, da das Produkt bei weitem nicht für die inländischen Fabriken zureicht. — Die französische Seide steht zwar der levantischen sehr nach, dient aber doch bei gehöriger Zubereitung zu schönen Stoffen, wie Sammet und Atlas. Die Gewinnung derselben ist sehr ausgebreitet und beträchtlich, für die vielen Seidenmanufakturen im Lande bei Weitem aber nicht hinlänglich, daher man jährlich eine große Menge aus fast allen Seidenbau treibenden Ländern beziehen muß. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts führten die Päpste den Seidenbau zuerst in Avignon und Venaissin ein, von wo er sich nach und nach weiter im südlichen Frankreich ausbreitete. In 20 Departements des südlichen Frankreichs sind Maulbeerpflanzungen, und die Bewohner der meisten finden ihren größten Reichthum in der Seidenzucht; sie liefern im Durchschnitt jährlich 2 Millionen Kilogramme rohe Seide, für die vielen Seidenmanufakturen im Lande aber bei Weitem nicht hinreichend, da Lyon allein an 600000 Kilogramm gesponnener Seide verbraucht. Die Kultur kam erst wieder im Jahre 1808 in Aufschwung. Die rohe Seide aus dem ehemaligen Vivarais, der Dauphiné, aus Languedoc und aus der Provence gibt eine vortreffliche Organsine und eine bessere Trame, als die ausländischen Sorten, da sie in Ansehung des Glanzes nur von der levantischen, in Ansehung der Festigkeit, Weiße u. des Scheines nur von der chinesischen übertroffen wird. Mit der Bearbeitung beschäftigt sich der ganze südliche Theil des Reiches, so wie auch viele Städte im Innern. Die beste französische Seide fällt in den Departements der Isère und der Drome, sie wird auf den früher durch Vaucanson und jetzt durch Neuere verbesserten Spinnmühlen zu Valence, Romans, Montelimart, Grenoble, Vienne gesponnen. Die aus dem ehemaligen Languedoc gebildeten Departements liefern eine Menge gute Seide in der Gegend um Vivarais, Aubenas, Tournon; vorzüglich aber in den Departements der Ardeche, des Var, Gard und Herault, der oberen Garonne, des Tarn, wovon die beste Sorte, die von den schönsten Cocons abgehaspelt wird, zu Organsine, die zweite und meiste zu Trame, die dritte und schlechteste zu Nähseide dient. Man spinnt jetzt in Gard Grezzen aus 2 Coconfäden von $4^1/_2$ D Feinheit und dennoch egal und rein. André Brousky in Saint Selve hat eine Methode erfunden, die Seidenwürmer zu bestimmen, nur weiß zu spinnen. Ausgezeichnet schön und gesucht ist die Seide von Salernes und Roquemaure, welche größtentheils zu Organsine verwendet wird. In den Departements der Rhonemündungen und der Vaucluse wird um Aix, Orange, Arles, Carpentras, Hieres ꝛc. viele und vortreffliche Seide gewonnen; besonders reich an Seide sind die Gegenden von Venaissin und Avignon. Die Seide des ehemaligen Tourraine, jetzt Departement der Indre und Loire, rechnet man zu der besten in Frankreich und schätzt sie der piemontesischen an Güte, Leichtigkeit und Stärke gleich; fast alle Seide für die bedeutenden Seidenmanufakturen in Tours wird in den umliegenden Gegenden dieser Stadt von den Bauern in ihren Häusern gewonnen; Alt und Jung beschäftigt sich mit der Pflege des Insektes und mit dem Abhaspeln der Cocons, welche meistens weiß sind. In den Departements des Cher, der Rhone, der Ain, des Allier, des Puy de Dome ist die Seidenkultur nicht sehr beträchtlich, jedoch findet man viele Seidenmühlen, deren Anzahl in ganz Frankreich auf 1500 angegeben werden kann, und die in der neueren Zeit sehr vervollkommnet worden sind, so daß man aus der französischen Seide eben so gute Organsine bereitet, als aus der levanteschen und andern ausländischen Sorten, wodurch der Preis dieser letztern, ausgenommen der chinesischen, sehr gesunken ist. Vor etwa zehn Jahren brachte ein Herr Perrotet eine neue Art Maulbeerbaum nach Frankreich, dessen Blätter 4- bis 5mal größer sind, als das schönste Laub der gewöhnlichen Maulbeerbäume, und der sich durch Steckreiser außerordentlich leicht fortpflanzt. Dieser Maulbeerbaum, welcher den Namen Multicaulis führt, wird vorzüglich in China benutzt, und man sucht dessen Anbau in Frankreich zu erweitern. Auf der gegen Ende Juli in Beaucaire Statt findenden großen Messe werden gewöhnlich die Preise der Seide für Südfrankreich aufs ganze Jahr regulirt; man kauft dort nicht allein Cocons und rohe Seide, sondern auch gesponnene und gezwirnte, wovon man jede Hauptsorte nach dem Orte ihrer Erzeugung mit 1., 2. und 3. Qualität unterscheidet. Unter Grège, Graize, oder Grèze versteht man Matassen oder Grezseide; Chiques nennt man nicht nicht nur die fehlerhaften Cocons, in denen die Puppe vor der Zeit gestorben ist, sondern auch die daraus gezogene Floretseide, welche zu Nähseide verarbeitet wird. Die Seidenabfälle heißen in aufgekratztem Zustande Barbes. Frankreich liefert gegenwärtig auch die feine Floretseide, die man jetzt gewöhnlich mit dem Namen Fantaisie bezeichnet, in hoher Vollkommenheit und verwendet sie zu Stoffen und Vermischung mit Seide, Wolle und Baumwolle. Doch ist sie immer noch theurer, als das englische und schweizer Fabrikat gleicher Art. In Nimes wird die beste Fantaisie gesponnen. Montfrin

à la croisade, Vernezobre u. Ners sind Mittelsorten roher Seiden, die man zu Trame und ordinärer Organsine verarbeitet. Die beim Abhaspeln der Cocons bleibenden Nebensorten heißen Côtes, Bassinas, Estras oder Strasses; letztere ist die gröbste. In der Schweiz ist keine Seidenkultur außer im Kanton Tessin; desto bedeutender aber sind die Seidenmühlen in den Kantons Zürich, Bern, Aarau, Zug, Gersau, Luzern, wo viele rohe italienische Seide zu Trame, Organsin und Nähseide verarbeitet wird, die theils in inländischen Fabriken, theils nach Frankreich, Deutschland und dem nördlichen Europa verkauft wird. Die gangbarsten Sorten sind Trame für das Gewebe der Hals- und Schnupftücher; Galettseide oder feine Floretseide, insbesondere zum Einschlag für die Ras de St. Maur und Ras de St. Cyr; Straßseide oder ordinäre Floretseide, welche zu Westenzeuchen, Cordelieren und ähnlichen Geweben dient; Cressentine für die Bandmanufakturen. Luzern arbeitet besonders in Floretseide, mit deren Spinnen überhaupt sich in der Schweiz bei 100,000 Menschen beschäftigen, u. worin man es so weit gebracht hat, daß 60000 Stab Länge auf 1 Pfd. gehen; dieses feine glänzende Garn heißt Sambatella; ein weißes glänzendes Garn, aus in Seife gesottener Strazza gesponnen, heißt Fantaisie, und ein ähnliches aus Crescentinstamm Fiorettino; die geringste Sorte aus Schappen nennt man Florette. In den südlichen Thälern des Kantons Tessin ist die Seidenzucht ziemlich ausgebreitet, man gewinnt bei Bellinzona, Lugano, Locarno und der Umgegend eine Seide, welche sogar der mailänder vorgezogen wird. — Tyrolische Seide aus den 3 südlichen Kreisen Tyrols, dem rovereder, trienter und botzener, die zusammen 3,220,200 Pfund Cocons (wovon 974600 auf den rovereder, 2,144,250 auf den trienter und 101,350 Pfund auf den botzener kommen) und an roher Seide bei 375,650 leichte Pfund liefern. Der Seide von Roveredo, Ala, Riva, Arco, Stenico und Mori gibt man den Vorzug vor derjenigen, welche bei Trient gewonnen wird. Nach Dr. Staffler beträgt der Gewinn an Rohseide 430,000 Pfund, mit einem Geldwerth von 3,655,000 Fl., mit Einschluß der Halbseide, Doppioni und Abfallseide aber 3,885,480 Fl. — Küstenländische Seide, namentlich aus dem görzer Kreise und aus Istrien. In frühern Zeiten betrug die jährliche Erzeugung an Cocons 230,000 Pfund, im Jahre 1822 die Erzeugung an Rohseide nur 11,891 Pfund im görzer Kreise, dann 31,500 Pfund Cocons im istrier Kreise, woraus 4500 Pfund Rohseide gewonnen wurden. Die istrische Seide, welche bereits im Handel vorkommt, ist von guter Qualität und übertrifft selbst manche levantische Sorten. — Ungarische Seide, aus Ungarn und den Militärgrenzen, betrug 1836 nur 155,351 Pfund, 1837 schon 261,535 Pfund und 1841 bereits 856,070 Pfund Cocons, woraus 61,800 Pfund wiener Gewicht Rohseide abgewunden wurden. — Rußland erzeugt nur in den südlichen Gouvernements und an dem Kaukasus Seide, wo man erst in neuerer Zeit den Seidenbau zu betreiben angefangen hat, nachdem der Widerwille dagegen besiegt war. Die kaukasische soll sich besser, als die persische verarbeiten lassen. Vortheilhaft bekannt ist in Rußland die Anlage der Brüder Maydufeeff bei Kislar. — Im Innern Deutschlands ist der Seidenbau nur durch große Sorgfalt auf künstlichem Wege möglich, aber trotz den ihm entgegenstehenden Hindernissen, welche das völlige Aufgeben dieses Industriezweiges in Sachsen und Braunschweig zur Folge hatte, hat er sich während der letzten 50 Jahre im Ganzen wieder gehoben. In Preußen setzte die Regierung unter Friedrich dem Großen Prämien darauf aus, und in den Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg und Pommern werden einige Tausend Pfund reine Seide gewonnen, eine viel zu geringe Menge zur Zahl der Maulbeerbäume, die in jenen Provinzen 3 Millionen betragen soll. Auch in Sachsen scheinen die gemachten Versuche mit der Seidenzucht ohne bedeutenden oder ohne Nutzen bringenden Erfolg zu bleiben. Einige Gegenden in Rheinbayern u. in Baden scheinen hierin glücklicher gewesen zu seyn; man erzielt dort jährlich 500 Ctr. recht gute Seide, die zu Trame verarbeitet wird. — In neuester Zeit sind in Nordamerika, namentlich in Ohio und Pennsylvanien, Versuche mit der Einführung der Seidenraupe gemacht worden, die sehr gute Resultate geliefert haben. Namentlich zeichnet sich die rohe Seide durch eine blendende Weiße aus, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von der italienischen und französischen; auch sollen die Cocons bedeutend schwerer seyn. — In Mexiko wurde wenige Jahre nach der Eroberung von Tenochtitlan, in Folge der Bemühungen des Cortez, der regelmäßige Anbau des Maulbeerbaumes und die Zucht der ächten Seidenraupe eingeführt, und schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts war dort der weiße chinesische Maulbeerbaum häufig angepflanzt. In mehren Provinzen wurde bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts viel Seide gezogen. Hauptsächlich waren es die Dominikaner, welche die Indier im Seidenbau unterrichteten und sie zu demselben ermunterten. Allein durch den Druck, welchen die spanischen Beamten ausübten, wurden die Indianer veranlaßt, in einer und derselben Nacht alle Maulbeerbäume niederzuhauen und so den ganzen Industriezweig zu vernichten. Seit der Revolution hat man sich besonders in Oajaca bemüht, die Seidenkultur wieder in Aufnahme zu bringen, und Maulbeerbäume sind zu dem Ende an verschiedenen Orten neu wieder gepflanzt worden, bis jetzt haben aber diese Bemühungen noch kein nennenswerthes Resultat geliefert.

Im Seidenhandel ist vorzüglich die Eigenschaft der rohen Seide zu berücksichtigen, vermöge welcher sie die Feuchtigkeit der Luft so sehr absorbirt, daß sie durch längere Aufbewahrung an einem feuchten Orte 10 Proc. an Gewicht zunehmen kann. Diese Eigenschaft hat beim Verkaufe zu manchen Betrügereien Veranlassung gegeben. In Frankreich gehört daher unter die Vorsichtsmaßregeln beim Seideneinkaufe die so-

genannte Bedingung (Kondition). Die Seide bedingen heißt, derselben die Feuchtigkeit entziehen, die sie aus der Atmosphäre aufgenommen hat. In Piemont besteht schon seit langer Zeit eine Anstalt zur Ausmittelung der in der Seide enthaltenen Feuchtigkeit. In Lyon fand die Einführung derselben um 1789 Statt. Man wiegt das Nettogewicht der Seide, wenn sie auf die Anstalt gebracht wird, öffnet dann die Strähne und legt sie in aus Gittern bestehende Kästen auf Gestelle, die gleichfalls Gitter sind; die Kästen werden hierauf von dem Käufer und Verkäufer versiegelt. Man läßt darin die Seide 24 Stunden einer Wärme von 18 — 20° R. ausgesetzt, worauf man sie herausnimmt und abermals wiegt. Wenn die Seide mehr als 2 Proc. an Gewicht verloren hat, bringt man sie neuerdings auf 24 Stunden in den Kasten und bemerkt auf einer eigenen Urkunde das Nettogewicht und den Abgang, wonach dann der Kauf geschlossen wird. Indessen gehen bei diesen Proben nicht die betrügerischen Zusätze der Seide verloren. Solche Verfälschungen entstehen, wenn man die Puppen in den Becken zerdrückt, wenn man Salz, Gummi, Stärkmehl, thierischen Leim mit Alaun, Zucker oder braunen Syrup mit in das Wasserbecken bringt, oder gar Wallrath in Potasche auflößt u. eine Abkochung von Veilchenwurzel zusetzt. Um diese Zusätze zu entfernen, muß das Entschälen vorgenommen werden. In Wien pflegen die Seidenhändler Abnehmern, die sie kennen und auf deren Redlichkeit sie sich verlassen können, die Seidenballen aus feuchten Magazinen unter der Bedingung zu übergeben, daß letztere sie uneröffnet an einem trockenen Orte in ihrer Wohnung mehre Tage liegen lassen, wonach dann erst das Abwiegen der Seidenballen und die Bestimmung des Gewichts erfolgt. Das Gewicht der Ballen, welche aus Italien nach Wien gehen, ist nach der Gegend, wo die Seide gewonnen wird, verschieden. So wiegt z. B. ein Ballen aus Turin 180, aus Mailand und Bergamo 117, aus Triest, Roveredo, Udine und andern Orten ungefähr 100 Pfund. Die Ballen haben eine doppelte Emballage. Die erste ist ein leinener Sack, welcher die Strähne umschließt, hierauf kommt die äußere Verpackung, welche aus gröberer Leinwand, Wachsleinwand, Rohrmatten, die alle mit Stricken und Schnüren gut umwunden sind, besteht.

Geschichte des Seidenbaues. Die Kunst, den Seidenwurm zu ziehen, die von demselben gewonnenen Fäden abzuwickeln und zu den verschiedenen Gegenständen zu verarbeiten, die man daraus verfertigt, scheint zuerst von den Chinesen getrieben worden zu seyn. Virgil ist der erste Schriftsteller der Römer, der dem Anschein nach auf die Erzeugung der Seide in China anspielt, u. die dabei gebrauchten Ausdrücke beweisen, wie wenig zu der Zeit über die wahre Beschaffenheit der Seide zu Rom bekannt geworden war. Die Natur hat in China Wälder von weißen Maulbeerbäumen gepflanzt, und Jahrhunderte durch mögen da die Menschen auf denselben die Seidengespinnste sich gesammelt u., wie aus der Baumwolle, unbehülflich Seide verfertigt haben. So blieb Alles lange in wildem Zustande. Erst unter dem chinesischen Kaiser Hoang-ti entstand für die Seide eine neue Epoche, nämlich die Pflege u. Hausbewohnung der Seidenraupe oder die eigentliche Seidenzucht. Die Geschichte von China sagt darüber, daß 700 Jahre vor Abraham, 2700 Jahre vor Anfang der christlichen Zeitrechnung, der Kaiser Hoang-ti, der mehr als 100 Jahre regierte, den Chinesen Häuser, Wagen, Schiffe u. Schrotmühlen bauen lehrte u. sonst noch viel Nützliches verrichtete, seine Gemahlin Silingchi bewogen habe, den Seidenwürmern Aufmerksamkeit zu widmen und damit verschiedene Versuche zu mehrer Benutzung anzustellen. Der Kaiser fügte dieser Veredung den Grund bei, damit auch durch sie, die Kaiserin, das Glück des Volkes befördert werden könne. Sie nahm daher die Würmer von den Bäumen und suchte sie mit ihren Weibern in den kaiserlichen Gemächern sorgfältig zu pflegen, sie reichlich mit den abgenommenen Blättern des Maulbeerbaumes zu füttern und reinlich zu halten. Es zeigte sich bald, daß sich die Seidenraupen in den Gemächern weit besser, als im Freien machten; denn sie hatten immer von ihren Feinden, den Vögeln, Schlangen, Spinnen rc., wie auch von den Einflüssen der Witterung zu leiden. Man erhielt in den Gemächern nicht nur mehr Cocons, sondern auch bessere Seidenfäden. Man ließ demnach selbst auch die Eier in den Stuben ausbrüten, und so ergab sich die Eintheilung der wilden und der Hausseidenzucht, aber auch der auffallende Vorzug der letztern. Bei den nachfolgenden Kaiserinnen findet man gleiche Bemühungen für Seidenzucht. Sie wurde bald eine Hauptbeschäftigung derselben, und im kaiserlichen Palaste waren dazu mehre Zimmer eingerichtet. So ging in China vom Hofe aus die Seidenzucht allgemein in die Hände des weiblichen Geschlechts über und gewann nach und nach solchen Aufschwung, daß sie zu einer Hauptquelle des Reichthums wurde, und China das Land der unerschöpflichen Seide hieß. Die Kaiserinnen blieben aber nicht bloß bei der Seidenzucht stehen, sondern betrieben auch das Abhaspeln der Cocons, so wie das Weben der Seide. Schon die oben erwähnte Schöpferin der Seidenzucht, die Kaiserin Siling-chi, lehrte ihren Weibern Zeuche davon machen, auch Blumen und Thiere darauf sticken. Bald waren der Kaiser, die Prinzen, die Hofbedienten, Mandarinen, Gelehrten, überhaupt alle Wohlhabenden in Atlas oder Damast gekleidet. Dies erhöhte die Seidenzucht und Weberei ungemein, und dazu kam noch, daß die Seide eine bis zur Stunde feststehende Kleiderordnung, einen scharf bezeichneten Unterschied der Stände hervorbrachte, indem allgemein die höhern Stände die Seide sich aneigneten und den untern Klassen und den Landleuten das Tuch und die Baumwolle überließen. Bald gewann auch der Handel ins Ausland neues Leben, denn China sendete die Seidenzeuche in alle Länder Asiens und in der Folge auch nach Europa. Die serischen Kaufleute durchzogen mit diesen Seidenzeuchen zuerst selbst fast die ganze Breite Asiens. Man

rechnete 243 Tage für die Karavanen vom chinesischen Meere bis an die syrische Küste. Der hohe Preis der Waare trug recht gut die Transportkosten. So kamen die Zeuche auf die Märkte, besonders zu Nisibis im alten Mesopotamien, und in die Hände der Haupthandelsleute der alten Welt, der Phönicier. Diese wußten sie dann nach Osteuropa zu bringen. Griechenland und in diesem besonders der Peloponnes (das heutige Morea), zeichneten sich schon in frühen Zeiten durch die Zucht der Seidenwürmer aus; denn die Griechen lernten die Seide schon zu den Zeiten der Kreuzzüge Alexanders nach Persien und Indien kennen, und Aristoteles macht schon 350 v. Chr. auf die Seide aufmerksam. Bis zum 12. Jahrhundert war Griechenland das einzige europäische Land, in welchem beide Künste, sowohl die Zucht, als das Weben, eingeführt waren. Plinius hat eine deutliche Beschreibung gegeben, wie der Seidenwurm die Seide hervorbringe (Hist. Nat., Buch XI, Kap. 17.). Die Zeit, wann Rom zuerst mit diesem Erzeugnisse bekannt wurde, läßt sich nicht genau angeben, doch ist anzunehmen, daß es in den Zeiten des Pompejus und Julius Cäsar geschehen sey; der letztere zeigte sogar schon einen Ueberfluß von seidenen Gewändern in einem der prächtigen Schauspiele, die er veranstaltete, um das römische Volk zu versöhnen und zu belustigen. Der Preis der Seide, nach Rom gestellt, muß anfangs außerordentlich hoch gewesen seyn, erwägt man die große Entfernung und die Schwierigkeit der Verbindung mit China, daß der Weg, den die Karavanen nehmen mußten, durch Persien ging und der Einkaufspreis in China selbst sehr hoch gestellt wurde; man kann annehmen, daß das Pfund Seide zuweilen mit einem Pfund Gold aufgewogen werden mußte! Im Anfang trugen nur wenige Frauen von Ansehen, Rang und großem Reichthum Seide; beim Antritt der Regierung des Kaisers Tiberius wurde ein Gesetz erlassen, „daß kein Mann sich durch das Tragen seidener Kleider herabwürdigen solle." (Tacitus, Annal., Band XI, Kap. 33.). Doch der üppige Heliogabalus verwarf das Gesetz und war der erste der römischen Kaiser, welcher einen Anzug bloß von Seide trug. Nachdem das Beispiel einmal gegeben worden, wurde das Tragen seidener Kleider unter reichen römischen Bürgern allgemein und verbreitete sich auch in die Provinzen. So wie sich die Nachfrage vermehrte, wurden Anstalten getroffen, mehr Seide einzuführen, und es scheint, als wenn der Preis der Seide, von der Regierungszeit Aurelians an gerechnet, nach und nach gefallen sey. Daß Letzteres wirklich der Fall gewesen seyn muß, geht aus den Angaben des Ammianus Marcellinus hervor, denn zu dessen Zeiten (im Jahre 370) wurde Seide allgemein getragen, selbst von den untersten Volksklassen Roms. In Persien, Indien und Arabien vermehrte sich der Seidenhandel immer mehr, besonders da in Osteuropa der Luxus immer mehr um sich griff. Kein Gesetz konnte mehr dagegen Einhalt thun. Unter Justinian I. stand man daher im oströmischen Reiche zwischen den Jahren 527 — 565 ganz von dem Verbote ab, und unter dem Einflusse der übelberüchtigten Theodora, des Kaisers Gemahlin, erhielt ein Wechsler, Namens Petrus Bersames, sogar das Recht des Seidenhandels als ein Monopol. Schon kam die Seide selbst, und nicht mehr bloß Zeuche, aus China durch Persien, vorzüglich über die Städte Samarkand und Bochara, in die phönicischen Städte Tyrus und Berytus. Hier wurde sie verarbeitet und in das Abendland versendet. Das Monopol des Bersames verkümmerte in den genannten Städten bald den Gewinn der Seidenarbeiter, wie den Handel. Die meisten Seidenarbeiter wanderten nach Persien aus und errichteten nun da ihre Werkstätten. Unterdessen hatte sich mit dem Wohlstande und Luxus des griechischen Hofes, der Hauptstadt u. anderer großer Städte der Bedarf der Seide ungeheuer gesteigert u. daher der Handel damit jetzt auch Persien bereichert. Dieses erregte immer mehr Justinians Eifersucht über diesen Handels- und Industriezweig und auch sein Trachten, ihn seinem eigenen Reiche zu verschaffen. Als ersten Schritt dazu lud er die Könige von Aethiopien und Abyssinien durch eine eigene Gesandtschaft ein, den Seidenhandel sich anzueignen, indem sie die Seide unmittelbar aus Indien ziehen und sie auf dem Nil nach Alexandrien gehen lassen könnten. Die Gesandtschaft setzte ihnen die großen Vortheile davon auseinander, sie zugleich ermahnend, wie sie als christliche Fürsten nicht gestatten dürften, daß des Kaisers heidnische Feinde sich länger auf Kosten seiner Unterthanen bereicherten. Diese Aufforderung hatte jedoch nicht den mindesten Erfolg, und der unumschränkte Beherrscher des großen oströmischen Reichs fand keinen Weg, den Seidenhandel seinen Unterthanen zuzuwenden. Was alle Mühe hierüber nicht vermochte, das bewirkte jetzt ein unerwarteter Zufall. Er gab der ganzen Sache eine andere Gestalt und gründete die Produktion, Fabrikation und den Handel mit Seide in Europa. Es erschienen nämlich 2 christliche Mönche in Konstantinopel, die dem Kaiser die Kunst des Seidenbaues, welche sie auf ihren Missionsreisen in China erlernt hatten, anboten. Der Kaiser war auf das Freudigste davon überrascht und beschenkte sie sehr reichlich. Doch scheinen die Mönche nur den Samen des Maulbeerbaumes bei sich gehabt zu haben, wähnend, daß, wenn die Bäume etwas heranwüchsen, die Raupen sich von selbst, wie in China, darauf einfinden würden. Sie hatten sich aber betrogen und mußten daher wieder, ermuntert durch des Kaisers große Versprechungen, nach China zurück, um die Seidenwürmer selbst zu holen, obgleich in China die Todesstrafe über den verhängt war, welcher die Eier außer die Grenzen des Reiches brachte. Dennoch kamen die Mönche zu Anfang des Jahres 555 glücklich zurück; die Wurmeier hatten sie in ihren hohlen Wanderstöcken verborgen. Nun war alles zum Seidenbau Erforderliche vorhanden. Die Eier wurden nach dem Berichte der byzantinischen Schriftsteller, sobald die Blätter an den Maulbeerbäumen erschienen, durch die Wärme im Miste belebt und dann die

ausgekrochenen Würmer mit den Maulbeerblättern genährt. Auch hier in Griechenland waren es die Frauen, die das Geschäft der Seidenzucht mit ihrem Gesinde u. ihren Kindern übernahmen und bald den Seidenbau, so wie die Behandlung der Seide allgemein im Lande verbreiteten und hoben. Schon unter Justinians Nachfolger, Justin II., erklärten die Gesandten aus Sogdiana, daß die griechische Seide der chinesischen nicht nachstehe. Portugal und Spanien verdanken, so wie vieles Andere, auch die Seidenkultur und Fabrikation den kunstfleißigen Arabern. Schon vor Karl dem Großen (768) waren sie die Lehrer der Franken in der Weberei, und den vornehmsten Seidenhandel hatte die Messe zu Bagdad. Italien empfing die Seidenweberei (und wahrscheinlich mit ihr zugleich den Seidenbau) aus Griechenland unter dem normännischen Könige von Sicilien und Neapel, Roger I., erst im Jahre 1146. Dieser hatte erfahren, daß der griechische Kaiser, Manuel I. Comnenus, ein Bündniß wider ihn mit dem deutschen König Konrad III. unterhandle. Um der Gefahr zuvorzukommen, schickte er Gesandte nach Konstantinopel. Sie sollten zugleich um die Hand einer Tochter des kaiserlichen Hauses für ihn werben. Manuel ließ die Boten in den Kerker werfen. Da zog Roger Heer und Flotte zusammen, eroberte Korfu, Cephalonien, Athen und andere Städte und Inseln Griechenlands, führte, außer anderer Beute, mehre Tausend Gefangene nach Sicilien und ließ durch sie seinen Unterthanen die Seidenfabrikation lehren; letztere zeigten sich so gelehrig, daß 20 Jahre später schon die sicilian. Seidenzeuche den griechischen nicht mehr nachstanden. In Unter-Italien wurde der Seidenbau und die Seidenverarbeitung am Ende des 13. oder 14. Jahrhunderts eingeführt; es scheint, daß Lucca dieselbe am frühesten besaß; von da wurde sie nach der Plünderung dieser Stadt im Jahre 1314 durch die Zerstreuung der Arbeiter weiter umher verbreitet. Die Bologneser allein aber wußten die Seide zu spinnen, und selbst bis ins 16. Jahrhundert mußten die Modener ihre Seide dort spinnen lassen. In Ober-Italien, namentlich in der Lombardei, wurden erst im 16. Jahrhundert Maulbeerbäume gepflanzt. Besonders förderte Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen und Piemont, ums Jahr 1550 nebst dem Oelbau die Seidengewinnung und Verarbeitung, und jetzt sind es fast alle Länder Italiens, darunter Mailand und Piemont vorzüglich, welche den Seidenfabriken in Italien, Frankreich, England und Deutschland ihren Stoff in großen Massen liefern. Gekannt und beliebt waren seidene Zeuche der morgenländischen, später der italienischen Fabriken; im Mittelalter auch im übrigen Europa. Selbst Karl der Große, so einfach er auch sonst in seiner Kleidung war, trug über sein linnen Wams und Unterkleid eine seidene Leibbinde. Wie kostbar noch lange Zeit seidene Zeuche waren, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß einst Kaiser Karl V. bei einer Musterung der Armee im Jahre 1547 seinen kleinen, mit Sammet überzogenen Hut abnahm, damit er vom Regen nicht naß würde. In Frankreich entstanden oder hoben sich Seidenbau und Fabrikation erst unter Heinrich IV., der beide mit großem Eifer betrieb, trotz den Widersprüchen Sully's. Noch mehr hob sich Beides unter Ludwig XIV. und der 19jährigen Verwaltung Colberts, von 1664—83. Seit 14 Jahren hat sich in Frankreich eine Gesellschaft zur Beförderung der Seidenzucht gebildet, welche jedes Jahr einen Bericht über den Zustand und die Ergebnisse der Seidenzucht herausgibt. Die Gesellschaft wurde gestiftet, um die neuern und rationellen Methoden von Seidenzucht auszubreiten, welche sich im Norden von Frankreich gebildet hatten, als Camille Beauvais anfing, diese Industrie nördlich von Paris einzuführen. Man mußte bei dem ungünstigen Klima durch Kunst und genaue Beobachtung ersetzen, was die Natur nicht freiwillig gab. Im Jahre 1835 wurde die Seidenproduktion des Landes etwa auf eine Million Kilogramme geschätzt, und nach den neuesten Berichten des Ministeriums des Ackerbaues beläuft sie sich jetzt auf nahe an 2 Millionen Kilogramme. Die Jury bei der letzten Industrieausstellung schlägt in ihrem Bericht den Werth der in Frankreich in einem guten Jahre erzeugten Cocons auf 120 Mill. Franken an, das Spinnen und Drehen gibt ihnen einen neuen Werth von 40 Millionen. Dazu hat man im Jahre 1849 noch 2,408,000 Kilogramme fremde Seide, zu einem Werth von 97 Millionen Franken eingeführt, und dafür für 180 Millionen seidene Stoffe und für 10 Millionen rohe Seide ausgeführt. Man sieht daraus, wie viel die französische Seidenzucht noch zu thun hat, bis sie das Bedürfniß der einheimischen Fabriken befriedigen kann. Die Seidenzucht gedeiht nur da recht, wo sie viel getrieben wird, weil sich dann Alles in die Hand arbeitet und die Bevölkerung im Allgemeinen an die Handhabungen gewöhnt ist. Viele Departements bringen große Opfer, um diese Industrie bei sich einzuführen, errichten öffentliche Pflanzschulen für Maulbeerbäume, setzen Preise auf Anpflanzungen, auf die Lieferung der meisten und besten Cocons 2c. aus, und vor Allem errichten sie öffentliche Spinnanstalten, welche die Cocons aufkaufen, damit Jeder sicher ist, seinen Ertrag in Geld verwandeln zu können. In Algier hat die Regierung eine Spinnerei errichtet, welche alle Cocons, die man ihr bringt, um 2 Franken das Pfund kauft, und der Erfolg war hinreichend günstig, indem über 9000 Pfund Cocons gebracht wurden. Der Unterschied, den die zweckmäßige Behandlung jedes Details vom Pflanzen des Maulbeerbaumes bis zum Spinnen der Seide macht, ist so groß, daß ein mittelmäßiger Seidenzüchter das Doppelte von einem schlechten und ein guter das Doppelte von einem mittelmäßigen bei übrigens gleichen Umständen erlangt, und das große Verdienst der Gesellschaft für Beförderung der Seidenzucht ist, daß sie die Aufmerksamkeit nach und nach auf jede Manipulation der Erziehung, auf jedes Werkzeug, das gebraucht wird, auf jede Methode der Anwendung leitet, die Erfahrungen bekannt macht, Versuche hervorruft und den Erfolg öffentlich

anzeigt. **England** bemerkte mit großer Eifersucht die ungeheuren Maulbeerbaumpflanzungen in Frankreich, die heranwachsende Produktion der Seide und die dadurch sich immer mehr vermehrenden Seidenfabriken. König Jakob suchte daher mit ernstlicher Sorge den Seidenbau auch in England einzuführen. Dem zu Folge wurde im Jahre 1608 die Pflanzung von Maulbeerbäumen vom Throne herab aufs Nachdrücklichste empfohlen, jedoch, wie die Geschichte sagt, ohne allen Erfolg. Erst 1820 nahm die Sache eine andere Wendung, da man durch kleinere Versuche zu beweisen suchte, daß in England die Maulbeerbäume eben so gut fortkommen, als in Frankreich, und daß dies auch mit den Seidenraupen der Fall sey. Mit der Herstellung der Seidenfabrikation ging es aber schon frühzeitig besser; man holte dazu die rohe Seide aus Italien. Schon 1629 nahmen die Seidenfabriken in London so sehr überhand, daß man die Seidenarbeiten der Stadt u. Umgegend in Zünfte eintheilen mußte. Im J. 1661 betrug die Zahl ihrer Glieder schon 40,000. Am meisten aber trug zur Emporbringung der Seidenfabrikation in England der 1685 in Frankreich ergangene Widerruf des Ediktes von Nantes bei. Die geschicktesten Seidenarbeiter strömten nun nach England. Dazu kam nun noch 1719 die Erfindung neuer Zubereitungsmaschinen, die zuerst bei einer Seidenmanufaktur in Derby in Anwendung kamen. Die englischen Fabriken hoben sich nun immer mehr, so daß im Jahre 1750 die Einfuhr roher Seide bereits 232,355 Pfund betrug. Im Jahre 1830 aber wurden im Ganzen 3,771,969 Pfund eingeführt.

In **Deutschland** kann man drei verschiedene Epochen der Zeit der Einführung der Seidenzucht zählen. Die beiden ersten gehören aber unter die verunglückten. Der erste Versuch soll im Jahre 1798 in Rothenburg a. d. Tauber vom Doktor **Liebauf** gemacht worden seyn. Aehnliche Versuche wurden dann auch in Würzburg, Hochheim, Dresden und Stuttgart gemacht. Doch entsprachen dieselben nicht den gehegten Erwartungen. Auch in Bayern hatte die Nachbarschaft von Italien um diese Zeit einen Reiz für diesen Erwerbszweig hervorgebracht. Es entstanden zuerst nur kleine Versuche, 1669 aber ein großer. Eine zahlreiche Gesellschaft von den bedeutendsten Familien in München bildete sich dazu und schoß viele Tausend Gulden zusammen. Mit Lucas von Uffeln aus Italien ging sie auf 10 Jahre einen Vertrag ein, daß er mit dieser Summe Maulbeerbäume u. Würmereier aus Italien kommen lasse und ein Seidenhaus am Anger erbaue, damit der Seidenbau, so wie die Seidenfabrikation sogleich im Großen betrieben und dann im ganzen Lande verbreitet werden könne. Bald aber gab es dabei schreckliche Prozesse. Uffeln wurde sogar ins Gefängniß geworfen, aber später unschuldig befunden und entlassen. Mit beträchtlichem Verluste mußte die Gesellschaft sich auflösen und ihren großen Plan gescheitert sehen. Es war nun Allen der Muth benommen, für die Seidenzucht etwas Weiteres zu thun. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachte erst wieder die Lust zur Einführung des Seidenbaues in Deutschland, und hiermit bildete sich die zweite Epoche. Friedrich der Große, welcher zufällig auf seinen Feldzügen eine Seidenanstalt bei Torgau in Sachsen sah u. durch die aus Frankreich nach dem Widerruf des Edikts von Nantes ausgewanderten und in Berlin angesiedelten Seidenarbeiter auf diesen Gegenstand noch mehr aufmerksam gemacht wurde, gab den Hauptanstoß zum Wiederaufleben des Seidenbaues in Deutschland. Er legte große Maulbeerplantagen an, stellte große Gebäude her, ließ einen Unterricht über Behandlung der Maulbeerbäume, dann der Seidenwürmer, gratis vertheilen, und setzte für Die, welche sich mit der Seidenzucht beschäftigten, beträchtliche Preise aus. Nach einem genauen Verzeichniß wurden im Jahre 1774 in den Provinzen Magdeburg, Pommern und Halberstadt 6849, in Kur- und Neumark 6315, zusammen also 13,164 Pfund rohe Seide gewonnen. Der Ertrag stieg noch unter der Verwaltung des Staatsministers von Herzberg, der sich des Seidenbaues und der Anpflanzung von Maulbeerbäumen sehr thätig annahm, so daß man im Jahre 1782 schon 3 Mill. laubbare Maulbeerbäume zählte. Im Jahre 1784 erhielten 60 Personen, die entweder zum ersten Male Seide gebaut, oder eine vorzüglich große Menge von Seide gewonnen hatten, Prämien. Es wurden in diesem Jahre 14,000 Pfund Seide erzeugt. Von 1744—55 pflanzte Sachsen 35,678 Maulbeerbäume, die im Jahre 1753 schon 150 Pfund Seide lieferten. Ein Gleiches geschah in der Grafschaft Hanau, in Würtemberg, in Anspach u. Baireuth, und durch den Fürsten Liechtenstein auf seinen Gütern in Oesterreich. Am kräftigsten wirkte dafür Karl Theodor in der Rheinpfalz. Er ließ über 80,000 Stück Maulbeerbäume pflanzen, was auch im Herzogthum Zweibrücken u. der Nachbarschaft bald Nachahmung fand. Durch Belohnung Augusts, dann durch strenge Befehle, wurden die Bauern zum Seidenbau getrieben, große Gebäude dafür aufgeführt u. Alles zum Emporbringen des Seidenbaues aufgeboten. Als Karl Theodor 1777 nach Bayern kam, brachte er diesen hohen Sinn für die Seidenzucht auch mit. Vermöge Verordnung vom 20. Decbr. 1781 entstand in München eine eigene Seidenzuchtdirektion und zufolge weiterer Verordnung vom 26. Januar 1783 wurde sie in eine General-Seidenzuchtdirektion umgewandelt und zu ihrer Wirkungssphäre anfangs 6000, später noch mehre Tausend Gulden aus der Staatskasse bezahlt. Daran reihte sich auch eine große Aktiengesellschaft. Bedeutende Maulbeerbaumgärten wurden in München, Landshut, Egelkofen und Arnsdorf, später auch zu Straubing und Burghausen, angelegt, auf allen Spaziergängen, Remparts und Straßen Maulbeerbäume gepflanzt, ein Seidenhaus und Filatorium mit großen Kosten gebaut, viele Beamte angestellt, Seidenfabriken errichtet, ja die größten Summen Geldes dafür verwendet. Leider hatte diese zweite Seidenbauepoche, zur Zufriedenheit der Kaufleute, die wegen der erhöhten Mauth auf Seidenwaaren sehr dagegen aufgebracht waren, bald das nämliche traurige

Ende, wie oben bereits von der ersten Epoche und von der Seidengesellschaft im Jahre 1669 erzählt ist. Die General-Seidendirektion wurde schon durch die Verordnung vom 20. Juni 1787 wieder sehr beschränkt, endlich ganz aufgehoben. Die Aktiengesellschaft ging nach einem Verluste von mehren Tausend Gulden wieder auseinander. Auch die Maulbeerbaumgärten verschwanden wieder, und nach u. nach wurden die Maulbeerbäume auf den Straßen, Remparts und Spaziergängen wieder umgehauen. So ging es den Maulbeerbäumen und der Seidenzucht in allen Gegenden Deutschlands, und so endete die zweite Epoche des Seidenbaues daselbst. Man konnte bei so allgemeiner Pflanzung der Maulbeerbäume, die schon Millionen betrugen, allerdings die Hoffnung fassen, daß Deutschland seinen ganzen Bedarf an Seide selbst gewinnen werde. Allein während in Frankreich und Italien das Seidengewebe immer höher stieg, ging in Deutschland jede Anstalt dazu wieder zu Grunde. Die französischen Revolutionskriege gaben den gepflanzten Maulbeerbäumen den letzten Stoß, d. i. sie wurden in Deutschland alle umgehauen, und der Seidenbau wurde ganz vergessen, so daß kaum eine Spur mehr davon übrig blieb. Das Traurigste dabei war, daß damit nicht auch der Gebrauch der Seide abnahm, vielmehr in dem Maße sich vergrößerte, daß von der niedrigsten Magd bis zu den höchsten Ständen sich Alles mit Seide kleidet, ja die Häuser, Kirchen, Paläste von seidenen Stoffen strotzen u. somit Deutschlands Bedarf an Seide aus dem Auslande eine bedeutende Summe kostet. Um 1821 begann die dritte Epoche für den Seidenbau in Deutschland. Es wurden namentlich in Bayern (zuerst im Unterdonaukreise) und in Preußen (bei Berlin durch Botzani) wieder große Versuche gemacht, die bald Nachahmung und Theilnahme fanden, so daß jetzt in den meisten Staaten Deutschlands der Anfang mit dem Seidenbau gemacht worden ist. Da die etwa im Jahre 1821 begonnene Periode der Seidenzucht noch immer in ihrer Entwickelung begriffen ist, so enthalten wir uns, hier eine vollständige Schilderung des jetzigen Zustandes zu entwerfen.

Literatur. Aus der großen Masse der Lehrbücher und Anweisungen nennen wir nur die vorzüglichsten: v. Hazzi, Lehrbuch des Seidenbaues, München 1826; — Zinken, genannt Somer, Anweisung zum Seidenbau, Braunschw. 1829; — v. Türk, Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, Leipz. 1835, 2. Aufl.; — Derselbe, Neueste Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues, das. 1837; — Derselbe, Anweisung zur Erziehung und Pflege der Maulbeerbäume, das. 1841, 4. Aufl.; — A. v. Zieten, Anweisung zum Seidenbau, Stuttg. 1831; — Putsche, Allgemeine Encyklopädie der gesammten Haus- und Landwirthschaft, Leipzig 1818, Bd. VI, S. 517 ff., Bd. VII, S. 494 ff. (zum Theil von uns benutzt); — Der Seidenraupenwärter, Wien 1840; — Kamm, Theoretisch-praktische Anleitung zur Maulbeerbaum- und Seidenzucht, Marktbreit 1839; — Kraus Wranitzky, Anleitung zur praktischen Seidenkultur, Frankf. 1840; — Rennülow, Seidenzucht u. Maulbeerbaum, Berl. 1840; — Verri, Die Kunst der Maulbeerbaumzucht, Trier 1841; — v. Carlowitz, Der Anbau des Maulbeerbaumes und die Seidenzucht, Leipzig 1842; — v. Türk u. Löbe, Mittheilungen über Seidenbau, das. 1843; — Reisinger, Anleitung zur Anpflanzung des Maulbeerbaumes, Salzburg 1843; — Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen, Stuttg. 1844; — Hoffmann, Handbuch der Seidenerzeugung, Würzburg 1844; — Der Seidenbau in Sachsen und den angrenzenden Ländern, Leipzig 1844. — Von den ältern französischen Werken ist besonders zu nennen: Sauvages, Sur l'éducation des vers à soye, Nismes 1763, 4. — Als die beste italienische Anleitung gilt: Dandolo, Del arte di governare i bachi da Seta, Mailand 1819, 3. Ausg., 8., 532, 2 Taf.

Seidenfedern, s. Federn.

Seidenfelbel, s. Felbel.

Seidenfelbelhüte, s. Hut.

Seidenfilatorium, s. v. a. Seidenzwirnmühle.

Seidenfilzkraut (Bot.), s. v. a. gemeine Flachsseide, Cuscuta europaea *L.*

Seidenfliege (Entom.), Dipterengattung, s. v. a. Sericomyia *Meig.*

Seidenfutteral (Entom.), s. v. a. Tinea (Phycis) argyrella *Fabr.*

Seidenfutterale (Entomol.), nach Oken, die Gespinnste mehrer Schabenraupen u. unterscheidet nach der Form Hakenfutterale, Mantelfutterale und Hörnerfutterale, s. Microlepidoptera.

Seidenglänzend (bot. Term.), auch seidenhaarig, s. v. a. Sericeus.

Seidengras (Bot.), s. v. a. Yucca filamentosa *L.*

Seidenhähnchen (Entomol.), s. v. a. grüner Fallkäfer, s. v. a. Cryptocephalus sericeus *Fabr.*

Seidenhandel, der Handel mit roher Seide oder auch mit seidenen Waaren.

Seidenhase (Säugeth.), s. v. a. angorisches Kaninchen, s. Lepus Cuniculus angorensis *L.*

Seidenhaspel (Seidenwinde), s. Seidenfalter.

Seidenhemdchen (Pomol.), auch rother Taffetapfel, s. Schlotteräpfel Nr. 7.

Seidenhuhn (Ornith.), s. v. a. Gallus domesticus lanatus *Cuv.*

Seidenhund (Säugeth.), Hundevarietät, s. v. a. Canis familiaris extrarius *L.*

Seidenhut, s. Hut.

Seidenkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Cebrio *Oliv.*

Seidenköpfchen (Bot.), Moosgattung, s. v. a. Pleuridium *Brid.*

Seidenkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Cuscutae, s. Cuscuta europaea *L.*

Seidenkukuk (Ornith.), Vögelgattung s. v. a. Couroncu, Trogon *L.*

Seidenkultur, s. Seidenfalter.

Seidenlinde (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Muntingia.

Seidenlocken, s. Haarlocken.

Seidenmalerei, die Kunst, auf Seidenzeuche zu malen, wozu man sich der feinsten Saftfarben, die mit dem feinsten Gummi-Tragant, auch wohl mit etwas Kandiszucker in weichem filtrirten Flußwasser angerieben werden.

Seidenmanufaktur, die Anstalt, in welcher im Großen die rohe Seide theils zu Nähseide, theils zu allerlei gewebten Zeuchen zugerichtet wird, was auf dem Seidenweberstuhle geschieht. Das Weben der Seide ist nicht wesentlich vom Weben der Wolle, Baumwolle und des Flachses verschieden, so wie überhaupt dasselbe sich fast stets gleich bleibt, weshalb wir, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die bei der Baumwollenweberei gemachten allgemeinen Bemerkungen hinweisen. Der wesentliche Unterschied liegt in den Webestühlen selbst, die theils nach der Beschaffenheit des Materials eine größere oder geringere Stärke u. Festigkeit besitzen, theils nach der Eigenthümlichkeit des darzustellenden Gewebes selbst eine mehr oder weniger zusammengesetzte mechanische Einrichtung haben. Bei der Seide zeigt sich das Weben in seiner größten Mannichfaltigkeit u. seiner ganzen Kunst, indem aus Seide die verschiedenartigsten Gewebe in der vollkommensten Schönheit dargestellt werden. Das zur Seidenweberei angewendete Schiffchen ist dem in der Wollenweberei gebräuchlichen ähnlich, nur viel kleiner und zarter; es besteht aus Buchsbaumholz, hat eine Länge von 4—6 Zoll und ist an jedem Ende zugespitzt. Da die Seide von der in dem Schiffchen befestigten Spule sich leicht abwickeln muß, so ist beim Wickeln derselben darauf zu achten; gewöhnlich wird sie in Gestalt doppelter Kegel gewickelt. Beim Anspannen der Kette ist eine ganz besondere Sorgfalt auf die gleiche Anspannung der Fäden zu verwenden, weil davon die Vollkommenheit des Gewebes mit abhängig ist. Man kann sich einen Begriff von der erforderlichen Sorgsamkeit des Webers in diesem Theile seiner Arbeit machen, wenn man bedenkt, daß ein Stück feinen Seidenzeuches von 20 Zoll Breite oft über 8000 Kettenfäden hat, wovon jeder die richtige Lage haben muß, wenn Verwirrung vermieden werden soll. Einen der wichtigsten Gegenstände der Seidenweberei bilden die gemusterten Stoffe, weshalb wir die Stühle zum Weben derselben und die Muster- oder Bildweberei so speziell betrachten, als es der Raum nur erlaubt. Die gemusterten, façonnirten, dessinirten oder figurirten Zeuche, Bildgewebe sind solche, welche eine Zeichnung, ein Muster oder Dessin in Folge eigenthümlicher Verschlingung von Ketten- und Eintragfäden, mit oder ohne Farbenverschiedenheit darbieten. Es gehören aber nicht dazu die ausschließlich durch Farbenverschiedenheit, wenn auch schon beim Weben, erzeugten Abänderungen der Stoffe, und ebenso wenig diejenigen, welche durch das Einweben dickerer oder aus fremdartigem Materiale bestehender Fäden hervorgehen, in so fern dabei die Art der Fädenverschlingung unverändert die eines glatten oder geköperten Zeuches bleibt. Der Begriff eines Musters setzt im Allgemeinen eine Verschiedenheit des Ansehens zwischen diesem, und den dasselbe umgebenden Theilen der Zeuchfläche voraus. Letztere nennt man den Grund oder Boden, und das Muster wird, im Gegensatz des Grundes, die Figur genannt. Die Figur ist entweder eine gleichmäßig auf der ganzen Oberfläche des Zeuches vertheilte Zeichnung, oder sie ist in einem bestimmt umschriebenen Raume angeordnet (Bordure od. Einfassung, Mittelstück, Eckstück 2c.). Stoffe dieser letzteren Art nennt man abgepaßte, und Beispiele hiervon sind: Tafeltücher, Servietten, Hand- und Halstücher, Teppiche, Stuhlüberzüge und dergleichen. Der Grund, welcher oft einen viel größeren, manchmal aber auch einen kleineren Theil der Fläche einnimmt, als die Figur, ist entweder leinwandartig oder gazeartig, geköpert oder atlasartig, und heißt hiernach Leinwand-, Taffet-, Gaze-, Köper-, Atlasgrund. Das Muster selbst bietet innerhalb seines Umfanges entweder eine geköperte oder atlasartig gewebte Fläche dar, od. besteht überhaupt aus größtentheils frei (flott) liegenden Ketten- oder Eintragfäden, welche nur an verschiedentlich vertheilten einzelnen Punkten, durch rechtwinklig darüber laufende Eintrag- od. Kettenfäden niedergehalten oder befestigt sind. Das Flottliegen begründet ganz besonders das Sichtbarwerden der Zeichnung und deren Glanz, in so fern das Material solchen besitzt. Ein starkes Flottliegen der Fäden heißt Lizere, und zwar Kett- oder Schußlizere, je nachdem es sich an Ketten- oder Einschußfäden darbietet. Die Fäden, durch welche die Lizerefäden niedergehalten (abgebunden, eingebunden) werden, nennt man Bundfäden, die Punkte, an welchen sie binden, heißen Bindungen. Jederzeit muß die Fädenverbindung eines Musters eine freiere, schönere, entsprechendere seyn, als jene des Grundes, oder letzterer wenigstens nicht nachstehen, weil sonst das Muster nicht, wie es soll, hervortreten, sich vorzugsweise bemerkbar machen würde. Daher kommen wohl geköperte Muster im Köpergrunde, oder Atlasmuster im Atlasgrund vor, ferner Atlasmuster im Taffetgrund 2c., nicht aber taffet- oder leinwandartige oder gerebte Muster im Köper od. Atlasgrund u.s.w. In manchen Fällen sind gemusterte Zeuche ohne eigentlichen Grund, indem das Muster mit seinen, in Ansehung der Fadenverbindung von einander abweichenden Theilen, die ganze Fläche ausfüllt; doch kommen Muster dieser Art nicht in der feineren oder höheren Bildweberei vor, weil hier gerade am meisten der Zweck ist, das Muster durch den Kontrast mit einem davon sehr verschiedenen, weniger das Auge auf sich ziehenden, Grunde zu heben. Man bedient sich in dieser Absicht sehr oft des Mittels, im Muster so viel als möglich nur feine, glänzende, lebhaft farbige, sogar aus ganz anderem Stoffe (als den Grund) bestehende Fäden sehen zu lassen. Eigenthümliche Arten von Mustern sind endlich die gitterartig durchbroche-

nen, welche durch die verschiedene Größe, Gestalt und Stellung ihrer Löcher eine Zeichnung bilden, und jene, welche durch das regelmäßige Zusammenweben zweier auf einander liegender Zeuche hervorgebracht werden. Näher betrachtet entstehen Muster in den Geweben, mit Ausschluß der sammetartigen, auf folgende Arten: 1) durch bestimmte regelmäßige, aber auf verschiedenen Theilen der Fläche verschiedene, Verschlingung der nämlichen Kette und des nämlichen Eintrages, welche zugleich das Grundgewebe und überhaupt den Zeuch bilden, so daß man das Muster nicht wegnehmen könnte, ohne den Zusammenhang des Zeuches aufzuheben; 2) durch Einweben besonderer, nur zum Muster gehöriger, vom Grundgewebe ganz unabhängiger, und oft in mehren verschiedenen Farben angewendeter Einschlagfäden, brochirte Stoffe und auf dem Webstuhl gestickte Stoffe; 3) durch Anwendung besonderer, ausschließlich für das Muster bestimmter, in das für sich bestehende Grundgewebe eingeschalteter Kettenfäden: aufgelegte oder aufgeschweifte Muster; 4) durch Hervorbringung gitterartiger Oeffnungen mittelst der dem Gazestuhl eigenthümlichen Vorrichtung, entweder im Gazegrund selbst oder im Leinwandgrund, durchbrochene Stoffe.

Der Ausführung eines Musters auf dem Webstuhl muß jederzeit die Verfertigung einer auf Papier gemachten Zeichnung vorhergehen. Diese Zeichnung, die Patrone, aus welcher dann der Weber die specielle Anordnung des Stuhles ableitet, muß über den Lauf oder die Lage eines jeden Ketten- und Eintragfadens bestimmten Aufschluß geben, und in der That eine genaue vergrößerte Abbildung des gewebten Stoffes darstellen. Zu diesem Behufe bedient man sich des auf eigenthümliche Weise eingerichteten Patronen-, Muster- oder Tupf-Papieres oder der Carta rigata, welches, durch Abdruck einer gestochenen Kupferplatte, mit engstehenden Parallellinien in zwei sich rechtwinklig kreuzenden Richtungen bedeckt ist. Die Linien sind von zweierlei Art, starke und feine. Die starken sind in Abständen von $^1/_2$, $^5/_8$ oder $^3/_4$ Zoll angebracht, so daß sie die Papierfläche in lauter Quadrate theilen, welche das angegebene Maß zur Seitenlänge haben. Man nennt ein solches Quadrat eine Dizaine (verderbt Scheine). Die feinen Linien liegen gleichmäßig vertheilt zwischen den starken, und theilen den Raum der Dizaine, sowohl der Breite, als der Länge nach, in eine Anzahl gleicher Theile. Die starken Linien haben keinen anderen Zweck, als das Abzählen der schmalen Räume zwischen den Linien zu erleichtern. Wenn man einen Bogen Patronenpapier so vor sich hinlegt, daß ein System der Linien vertikal, das andere horizontal läuft, so werden die von den Vertikallinien gebildeten schmalen, streifenförmigen Zwischenräume als Fäden oder Theile der Zugkette angesehen, und die Zwischenräume der Horizontallinien als Fäden oder Theile des Eintrages. Erstere nennt man Korden, letztere Fache, Schlußfache, Latzen. Jedes aus der Durchkreuzung beider Liniensysteme entstehende kleine Viereck (Auge, Bundauge) zeigt mithin die Stelle an, wo ein Faden oder Theil der Kette und ein Faden oder Theil des Einschlages einander decken. Es handelt sich, um in einem solchen Liniennetz ein Muster darzustellen, nur darum, daß man die Punkte anzeige, wo auf der rechten Seite des Gewebes die Kette und folglich auch jene, wo der Eintrag oben liegt. Da es jedoch hierbei nur auf die Unterscheidung beider ankommt, so begnügt man sich entweder, die Kette allein, od. den Eintrag zu bezeichnen, sey es durch einen Punkt, oder bei gewissen Gelegenheiten durch ein Kreuz in jedem betreffenden Viereck, sey es durch Ausmalen der Farbe mittelst des Pinsels. Das Letztere wird im Besonderen dann nothwendig, wenn das Muster mehre Farben enthält, die man naturgetreu in die Patrone einträgt. Ob man die Kettenaugen oder die Schußaugen bezeichnet, ist dem Wesen nach gleichgültig; doch findet man in manchen Fällen das Eine, in manchen Fällen das Andere bequemer, füllt aber am öftersten die ersteren aus. Die Eintragung des Musters in das Patronenpapier oder die Verfertigung der Patrone heißt das Patroniren, Absetzen, Mustersaussetzen. Dabei gibt man entweder das Lizere mit allen seinen Bindungen vollständig an, oder man bezeichnet die Lizerefäden als gänzlich flott liegend, indem man die Bindungen unberücksichtigt läßt. Letzteres findet namentlich in den Fällen Statt, wo die Bindungen nach einem regelmäßigen Schema, wie Köper oder Atlas, angebracht sind, und nicht durch die nämliche Vorrichtung des Stuhles gearbeitet werden, welche das Muster selbst hervorbringt. Das Absetzen der Muster auf die Patrone geschieht entweder nach einer vorliegenden Zeuchprobe (Absetzen nach dem Stoffe) oder nach einem Entwurfe, einer Zeichnung (Absetzen nach dem Dessin). Im ersten Falle ist die Arbeit am leichtesten, weil sie nichts erfordert, als ein genaues Nachzählen und Untersuchen der Fäden im Gewebe, damit man deren Lage auf der Patrone wiedergeben kann. Im zweiten Fall ist sowohl eine gründliche Kenntniß der Stuhleinrichtungen u. dessen, was sie leisten können, als auch Geschmack, Fertigkeit im Zeichnen, gleich wie die Fähigkeit erforderlich, den Effekt des Musters voraus zu beurtheilen, und man verfährt hier wieder nach Umständen auf doppelte Weise. Bei einfachen Mustern nämlich zeichnet man mit Bleistift sogleich auf das Patronenpapier und füllt dann ohne Weiteres die Augen gehörig aus. Künstlichere Muster werden dagegen zuerst auf anderes starkes Papier gezeichnet, manchmal mit Bleistift oder schwarzer Kreide schraffirt, manchmal mit Tusche angelegt, nöthigenfalls mit Farben ausgemalt, welches man das Skizziren oder Entwerfen nennt; dann durch parallele Längen- und Querlinien in die nöthige Anzahl Korden und Schlußfache getheilt, das Eintheilen der Skizze genannt, endlich nach Anweisung des dadurch entstandenen Netzes in die Patrone selbst übertragen od. kopirt. Jede einzelne Korde, oder jedes einzelne Schußfach in dem Patronenpapier bezeichnet nicht immer einen einzigen Ketten- oder Einschußfaden, vielmehr sehr oft einen zwei-, drei- oder mehrfachen Faden,

weil viele gemusterte Stoffe mit doppelten oder mehrfachen Fäden, theils in der Kette, theils im Einschlage, theils in beiden gearbeitet werden. Man gebraucht daher, um allgemein zu sprechen, am angemessensten den Ausdruck Theil (Kettentheil, Schußtheil) statt Faden. In der Patrone drückt demnach jede Korde einen Kettentheil und jedes Schußfach einen Schußtheil aus. Je nachdem nun die Theile der Kette an Fadenzahl, Feinheit und Dichtheit der Anordnungen den Schußtheilen gleich sind oder nicht, befinden sich im Gewebe, auf einem bestimmten Raume der Breite, entweder eben so viel oder mehr od. weniger Kettentheile, als auf einem gleich großen Raum der Länge Schußtheile enthalten sind. Da nun die Patrone ein getreues Abbild des Gewebes seyn soll, und namentlich alle Dimensionen und Verhältnisse auf derselben unverändert erscheinen müssen, um eine Beurtheilung derselben möglich zu machen, so ist es durchaus nöthig, den obigen Umstand in der Patrone ebenfalls zu beobachten. Dies wird durch eine angemessene Eintheilung der Dizainen nach Länge und Breite erreicht. **Beim Weben gemusterter Stoffe, bei welchen das Muster durch Kette u. Eintrag des Zeuches selbst gebildet wird,** erscheint der Einschlag meistentheils in so mannichfachen Verflechtungen mit der Kette, daß, um in entsprechender Weise die für alle Einschlagfäden nöthige verschiedene Fachbildung zu bewirken, die Anzahl der Tritte erheblich gesteigert werden muß. Ja bei zahllosen (größeren) Mustern würde eine so beträchtliche Menge der Tritte erforderlich seyn, daß der Raum für dieselben im Stuhle mangeln, oder wenigstens ihre Regierung die größten Schwierigkeiten haben würde. Man setzt dann an die Stelle der Tritte eine andere Vorrichtung, um die Erzeugung des zur Fortbildung nöthigen Faches in der gehörigen Abwechselung entweder durch Ziehen von Menschenhand oder mittelst eines Mechanismus zu bewirken. Dieser Apparat wird im Allgemeinen der Zug genannt. Es zerfallen sonach die Mustergewebe in 2 Hauptgattungen: in **Fuß- oder getretene Arbeit,** welche mittelst Schäften und Tritten gewebt wird und nur einfachere, kleine Muster begreift, und in **Zug- oder gezogene Arbeit,** bei welcher in der Ausdehnung der Muster und in der Feinheit ihrer Zeichnung die äußersten Grenzen erreicht werden können.

A. Bei der **Fußarbeit** werden die Muster immer klein, d. h. sie erstrecken sich über eine nicht bedeutende Anzahl v. Ketten- u. Eintragfäden, und wiederholen sich nicht nur in der Länge des Stückes, sondern bei Zeuchen von einiger Breite auch in dessen Breite mehr oder weniger oft. Die Gesammtheit der Kettenfäden in der Breitenausdehnung des Musters nennt man bei getrennter, wie bei gezogener Arbeit, **Chemin,** u. daher 1. 2..... Cheminfaden 2c.; die Gesammtheit der Schußfäden in der Länge oder Höhe des Musters: **Tour,** daher 1. 2.... Schuß der Tour. Die Wiederholungen der Figur in Länge und Breite heißen **Rapport.** Die Haupttheile des Webestuhls sind hier die nämlichen, welche sich an dem Stuhle zu leinwandartigen Zeuchen finden. Die einzigen Verschiedenheiten, worin zugleich die Mittel zur Hervorbringung und Abänderung der Muster liegen, bestehen a) in der größern Anzahl der Schäfte; b) in der Art, die Kettenfäden durch die Augen der Schäfte zu ziehen, oder einzupassiren; c) in der größern Anzahl der Tritte oder Schemel; d) in der abweichenden Verbindungsart der Schäfte mit den Tritten und e) in der Ordnung, welche beim Treten der Letzteren beobachtet wird. Zur richtigen Bestimmung der für ein gegebenes Muster nöthigen Schäftenanzahl gibt es folgenden einzigen Grundsatz: Man gebraucht so viele Schäfte als Kettenfäden im Zeuche vorkommen, welche in ihrer Lage zwischen den Eintragfäden von einander verschieden sind; denn alle jene Fäden, welche einerlei Lage haben, mithin immer gemeinschaftlich in das Unterfach oder in das Oberfach gehen, können in einem einzigen Schafte vereinigt werden. Wenn man hiernach ausmitteln will, wie viel Schäfte zur Ausführung irgend eines Musters erforderlich sind, so hat man das letztere natürlicher Weise nur bis an jene Stelle der Breite zu betrachten, wo es anfängt sich zu wiederholen, weil die Wiederholungen selbst durch die nämlichen Schäfte hervorgebracht werden können. Gesetzt, man habe diesen Anfangspunkt der Wiederholung oder des Rapportes aufgefunden, wobei der Anfangspunkt des Musters selbst keineswegs willkürlich angenommen werden kann, sondern meist durch die Natur desselben auf eine sehr einfache Weise bestimmt wird, so würde man in keinem Falle mehr Schäfte nöthig haben, als das Muster bis an jene Stelle, also in dem ganzen Chemin, Kettenfäden begreift. Denn hat jeder Kettenfaden seinen eigenen Schaft, so läßt er sich vor jedem Einschuß beliebig in das Ober- oder Unterfach bringen, und mehr ist nicht nöthig. In den allermeisten Fällen aber ist man im Stande, die Anzahl der Schäfte noch weiter zu verringern, wenn man untersucht, ob das Muster sich der Breite nach in mehre Theile, von welchen einige wiederholt darin vorkommen, zerlegen läßt. Daß das Muster nicht ganz u. gar aus mehren, unmittelbar nach einander folgenden, völlig gleichen Theilen bestehen könne, ist klar, weil dieser Umstand, wenn er sich darböte, ein Beweis wäre, daß der Anfangspunkt der Wiederholung nicht richtig bestimmt wurde. Sobald die Anzahl der Schäfte ausgemittelt u. festgesetzt ist, unterliegt das **Einpassiren der Kette** in dieselben keiner Schwierigkeit. Es geschieht für jeden Theil des Musters bloß in die dazu gehörigen Schäfte, und zwar so, daß vom ersten Schafte eines Theiles angefangen, die Fäden einzeln in der Ordnung bis zum letzten Schafte durchgezogen werden, welches man **Geradedurcheinziehen** nennt. Als der erste Schaft pflegt hierbei derjenige angesehen zu werden, welcher der hinterste, am weitesten von der Lade entfernte ist; doch ändert es in der Sache nichts, wenn man das Umgekehrte gelten läßt, in so fern nur, wie sich von selbst versteht, die Anschnürung der Schäfte an die Tritte damit in Einklang gesetzt wird. Wiederholt sich ein Theil des Musters mehre Male ohne

zwischen liegende andere Theile, so geschieht auch das Einpassiren eben so oft nach der nämlichen Ordnung in die zu diesem Theile gehörigen Schäfte mit Uebergehung der übrigen, welches man satz- oder häuschenweise Passiren nennt. Stehen zwei gleiche Theile im Muster verkehrt neben einander, so muß das Einreihen in verkehrter Ordnung geschehen, indem man einmal beim ersten, ein anderes Mal beim letzten Schafte anfängt, Vor- und Zurückpassiren, Hin- und Her-Einpassiren, spitzeinziehen, Pointe machen, pointiren, pointirte Passage genannt. Die Anzahl der zu einem Muster erforderlichen Tritte kann eine größere seyn, als die Zahl der Eintragfäden ist, welche eben dieses Muster, d. h. dessen ganze Tour, begreift; in sehr vielen Fällen reicht man aber mit einer geringern Zahl aus. Man geht, um die Menge der Tritte zu finden, genau eben so zu Werke, wie bei Bestimmung der Schäfteanzahl, nur daß jetzt die Eintragfäden, statt der Kettenfäden, in Betracht gezogen werden. Man realisirt nämlich das Muster nach der Längeneinrichtung des Zeuchstückes, nachdem man auch hier den Anfangspunkt der Wiederholung festgesetzt hat. Ist die Anzahl der Elemente und die Art, wie sie zu einem Ganzen vereinigt sind, gefunden, so ergibt sich ohne Weiteres die Anzahl der Tritte, welche für jedes der Elemente so viel beträgt, als dieses Element Einschlagfäden enthält. Alle Wiederholungen eines Elementes, in gerader oder umgekehrter Stellung, werden mittelst der nämlichen Tritte gebildet. Die Zahl der Tritte ist, wie man hieraus sieht, von jener der Schäfte eigentlich unabhängig, obwohl beide oft mit einander übereinstimmen. Weil jedoch sehr lange und dabei schmale Muster wenig Gefälliges haben, und durch den Raum im Stuhle, so wie durch die Rücksicht auf Bequemlichkeit beim Arbeiten für die Anzahl der Tritte sowohl, als für die Anzahl der Schäfte eine ziemlich enge Grenze gesetzt ist, so kann die eine von der anderen nicht gar sehr verschieden seyn. Anschnürung, Schnürung, d. h. Verbindung der Schäfte mit den Tritten, unterscheidet man in die reine und in die stehende. Erstere ist so beschaffen, daß zu jedem Schusse alle Schäfte bewegt werden, nämlich die des Oberfaches hinauf, die des Unterfaches hinab; letztere bewirkt nur die Hebung des Oberfaches, läßt aber das Unterfach in der Lage, welche die Kette in ruhigem Zustande einnimmt; bei Stoffen, welche viele Schäfte erfordern, bedient man sich manchmal dieses Verfahrens, um das Treten zu erleichtern; die reine Schnürung ist jedoch bei Weitem am meisten im Gebrauch. In der Regel müssen alle Schäfte beim Fachmachen der Kette durch das Treten eines einzigen Trittes in Bewegung gesetzt werden. Man darf daher nur vom Anfange bis zum Ende des Musters den Gang eines Eintragfadens unter und über der Kette verfolgen, um daraus abzuleiten, welche Schäfte für diesen Einschuß zum Oberfach, und welche zum Unterfach gehören. Nimmt man dabei an, daß, wie es gewöhnlich der Fall ist, die rechte Seite des Stoffes auf dem Stuhle unten sey, so ergibt sich von selbst, daß jedesmal, wenn auf der rechten Seite der Einschuß auf der Kette liegt, der betreffende Kettenfaden ins Oberfach gehört, also dessen Schaft gehoben werden muß. Man setzt daher in den Zettel an die entsprechende Stelle einen Punkt, vorausgesetzt, daß die aufgehenden Schäfte die Punkte erhalten sollen. Aus dem bisher Vorgekommenen folgt von selbst, daß man den Fadenlauf in den Wiederholungen der Mustertheile nicht zu untersuchen braucht, indem er dort der nämliche ist, wie in dem schon einmal vorgekommenen Theile. Es würde uns zu weit führen, und mindestens Abbildungen von Mustern erfordern, wollten wir das Gesagte durch Beispiele erläutern, wir müssen uns daher mit den gemachten Andeutungen begnügen.

B. Gezogene Arbeit. Wenn ein Muster, abgesehen von den darin vorkommenden Wiederholungen, sich über eine beträchtliche Zahl von Eintragfäden erstreckt, so erfordert es nach dem Vorhergehenden eine große Anzahl Tritte, gleich wie seine Ausdehnung über viele Kettenfäden eine verhältnißmäßige Vermehrung der Schäfte nöthig macht. Die Menge der Tritte wird eher ein unüberwindliches Hinderniß für die Darstellung des Musters durch die Fußarbeit, als die Menge der Schäfte; denn man kann wohl für letztere im Nothfall durch Verlängerung des Stuhles den erforderlichen Raum gewinnen, nicht aber für die Tritte, da man mit diesen auf die, den Umständen nach, auf einmal festgesetzte Breite des Stuhles beschränkt ist, und überdies die Möglichkeit verschwindet, mit den Füßen alle Tritte bequem zu erreichen, wenn sie einen zu großen Raum einnehmen. Hierin liegt der Grund, weshalb der Zug öfters Anwendung findet, während man noch die Schäfte ganz in der Weise beibehält, wie für die Fußarbeit. Es wird dann jeder Schaft mittelst einer an seiner obersten Leiste befestigten Schnur oder Korde aufgehangen und durch dieselbe in die Höhe gezogen, wenn er in das Oberfach gehen soll. Man hat auf solche Weise zuweilen 60—100 Schäfte in einem Stuhle angebracht. Allein eine so große Anzahl führt mehre Nachtheile mit sich, die vielen Schäfte nehmen einen bedeutenden Raum ein, sind schwer zu bewegen, machen, indem sie bei ihrer sehr ungleichen Entfernung vom Brustbaum die Kettenfäden eben so ungleich hoch aufheben, ein unreines Fach, und endlich kommen oft so wenig Kettenfäden in einen Schaft, daß schon deswegen die ganze Einrichtung eine überflüssige, das Einpassiren ungemein erschwerende Weitläufigkeit darbietet. Aus allen diesen Gründen wird bei den Zugstühlen in der Regel unter Beseitigung der Schäfte eine gänzlich veränderte Anordnung der Litzen angewendet, welche man den Harnisch nennt. Die Litzen, im Ganzen so viel als Fäden in der Kette sich befinden, sind nämlich in mehren (8, 10, 12, 16 rc.) parallelen, quer über die Kette laufenden Reihen angebracht, und weder oben noch unten durch Leisten verbunden. Am untern Ende einer jeden Litze hängt vielmehr ein 8—12 Zoll langes Stück von starkem Eisendraht, gegossenem oder zu Draht gezogenem Blei, welches etwa $^1/_2$ Loth schwer ist und als Gewicht dient,

um die Litze anzuspannen und sie nach geschehener Hebung herunter zu ziehen, wenn sie sich selbst überlassen wird. Die Harnischlitzen bestehen entweder aus zwei übereinander hängenden Zwirnschleifen, von welchen die obere, die Oberlitze, zum Durchgange des Kettenfadens dient, und die untere, die Unterlitze, das Blei trägt, oder eben so aus einem obern und einem untern Theile, zwischen welchen beiden aber ein gläsernes Auge, ein sogenanntes Maillon, zum Durchziehen des Kettenfadens, angebracht ist. Die mit dem Zuge gewebten Muster sind sehr gewöhnlich nicht aus einfachen, sondern, sowohl in Kette als Einschlag, aus mehrfachen Fäden gearbeitet, d. h. jeder Punkt der Figur ist ein kleines Quadrat, welches einige auf einander folgende Kettenfäden und einige auf einander folgende Eintragfäden an der Stelle ihrer Durchkreuzungen bilden. In so fern sind z. B. 4, 5 oder 8 Kettenfäden, so viel, als man gewöhnlich zusammen zu nehmen pflegt, in Bezug auf die Zeichnung des Musters, wie ein etwas breiter Faden anzusehen, weil sie jederzeit mit einander durch den Zug gehoben werden. Man nennt sie einen Theil der Kette. Die 4, 5 oder 8 Litzen, welche einem Theil angehören, heißen zusammengenommen ein Säckchen. Jedes Säckchen, oder, wo das Muster mit einfachen Fäden gearbeitet wird, jede einzelne Litze ist am obern Ende an einen dünnen Bindfaden geknüpft, und alle diese Bindfäden, Heber, Aufheber, Aufholer, Arkaden genannt, gehen einzeln senkrecht durch ein wagrecht im Stuhle liegendes Bret, das Harnisch- oder Löcherbret, in welchem zu diesem Behuf die nöthige Anzahl kleiner Löcher vertheilt und in so vielen Reihen, als Litzenreihen vorhanden sind, angebracht ist. Oberhalb des Harnischbretes werden an die Heber etwas stärkere Schnüre, die Korden, nach folgender Regel angebunden: Alle Heber, deren Kettentheile in dem Muster gleiche Lage haben, deren Litzen also nie anders, als gemeinschaftlich, gehoben werden dürfen, kommen vereinigt an eine Korde, und der Korden sind dann halb so viel, als der Heber oder Kettentheile. Dabei bringt es die Stellung der Hälften des Musters mit sich, daß der erste und letzte Heber, der zweite und der vorletzte, der dritte von der linken Seite und der dritte von der rechten Seite rc. zusammen gehören. Wiederholt sich ein nicht aus gleichen Elementen bestehendes Muster 2, 3, 4, 10mal in der Breite des Stoffes, so bindet man die 2, 3, 4, 10 Heber der gleichen Kettentheile an eine gemeinschaftliche Korde, wodurch die Zahl der Korden nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{10}$ von der Anzahl der Heber beträgt. Kommt auf derselben Linie der Zugbreite ein symmetrisches Muster 2, 3, 4, 10mal vor, so ergeben sich je 4, 6, 8, 20 Heber für jede Korde. Man sieht hieraus, daß die Korden bei dem Zuge genau die nämliche Bedeutung haben, wie die Schäfte bei der Fußarbeit, und daß ihre Anzahl nach den nämlichen Regeln gefunden wird. Es ist natürlich, daß die Heber — da oft mehre derselben von entfernten Löchern des Harnischbretes nach einer gemeinschaftlichen Korde laufen müssen — oberhalb jenes Bretes in verschiedener Richtung und verschiedenem Grade schräg gespannt seyn können; die Löcher des Bretes aber bewirken ihre schon erwähnte reihenweise Austheilung und ihre parallele Richtung unterhalb, wo jeder Heber die gerade Verlängerung einer Litze oder eines Säckchens bildet. Wie bei der Fußarbeit jeder Tritt mehre Schäfte aufhebt, um das zu einem bestimmten Einschußfaden erforderliche Fach der Kette zu erzeugen, so ist es bei dem Zuge nothwendig, für jeden Einschuß verschiedene Korden zu ziehen, um durch dieselben, mittelst der Heber und Litzen, alle die Fäden der Kette zu heben, welche jetzt eben das Oberfach bilden sollen. Alle nicht zum Oberfach gehörigen Kettenfäden bleiben in ihrer natürlichen Lage, in welcher sie das Unterfach bilden. Es findet also, im Vergleiche mit der Fußarbeit, der Unterschied Statt, daß bloß Hebung und kein Hinabziehen des Faches eintritt. Das Fach fällt demnach nur halb so hoch aus, als es seyn würde, wenn beide Abtheilungen der Kette sich bewegten, und man ist wegen dieses Umstandes genöthigt, schmale und niedrige Schützen anzuwenden, auch den Stuhl ziemlich lang zu machen, damit die Hebung ohne Gefahr für die Kettenfäden, doch bedeutend genug seyn kann. Durch den Zug werden die zur Figur gehörigen Kettenfäden aufgehoben, und der Einschlagfaden legt sich also unter dieselben. Hieraus geht von selbst hervor, daß die rechte Seite des Zeuches unten entsteht, wenn der Einschlag in der Figur flott liegen soll; dagegen oben, wenn die Kette Figur macht, doch innerhalb des Umrisses der Figur flott liegt. Würden aber stets alle Kettenfäden innerhalb des Umrisses der Figur gehoben, und jedesmal alle Kettenfäden des Grundes liegen gelassen, so entstände weder in der Figur, noch im Grunde eine Bindung und das Gewebe hätte keinen Zusammenhang. Es ist klar, daß aus dieser Ursache sowohl ein kleiner Theil der Figurfäden im Unterfach bleiben, als auch ein kleiner Theil der Grundfäden zu der größern Anzahl der Figurfäden in das Oberfach gehen muß. Dieser Zweck läßt sich auf zweierlei Weise erreichen, wobei in Betrachtung kommt, daß die Bindungen, um so wenig als möglich bemerkbar zu seyn, aus einfachen Fäden bestehen müssen. Nach der ersten Methode werden die Bindungen durch den Zug selbst hervorgebracht, indem man vor jedem Einschusse die eben jetzt zu den Bindungen erforderlichen Figurfäden unten liegen, dagegen aber die Bundfäden des Grundes mit in die Höhe ziehen, also das Fach ganz und gar durch den Zug allein bilden läßt. Obwohl dieses Verfahren den Anschein hat, als ob es das natürliche und einfache sey, so bietet es doch in dem Falle eine Unbequemlichkeit dar, wo das Muster aus kleinen isolirten und ziemlich weit von einander entfernten Figuren besteht und der Grund einen sehr großen Theil der Fläche einnimmt. Denn es sind dann unter den Hebern viele, welche fast jedesmal oder in sehr kurzen Zwischenräumen wiederholt, durch ihre Korden aufgezogen werden müssen; und bei der Einfachheit des Grundes, der eine große Menge übereinstimmend liegender Fäden enthält, kommen sehr viele Heber an eine Korde, was in mehr als einer Bezie-

hung nachtheilig ist und gerne vermieden wird. Zu diesen Nachtheilen gehört z. B., daß der Zug erschwert wird, und daß Heber, die an sehr verschiedenen Punkten (in der Mitte und an den Enden) des Harnisches sich befinden, wegen ihres ungleich schrägeren Laufes durch eine gemeinschaftliche Korde auf ungleiche Höhe gehoben werden, also ein unreines Fach erzeugen. Bei solchen Gelegenheiten endlich, wo der Zug die Kette in mehrfädigen Theilen hebt, ist die in Rede stehende Methode ganz untauglich, sofern zur Hervorbringung der Bindungen die Kettenfäden einzeln ein unabhängiges Spiel haben müssen. — Die zweite Methode, welcher alle die genannten Mängel nicht anhängen, besteht darin, die Bindungen in Grund und Figur durch Schäfte zu erzeugen, welche unabhängig von dem Harnisch wirken, ihren Platz zwischen dem Harnisch und der Lade haben und mit Tritten, wie bei der Fußarbeit, versehen sind. Um die für diesen Fall zu treffende Anordnung an einem bestimmten Beispiele zu zeigen, soll angenommen werden, es sey (wie es sehr häufig, namentlich immer beim Damast vorkommt) der Grund und die Figur fünf- oder achtbändiger Atlas, in der Art jedoch, daß auf der einen Seite des Stoffes in der Figur die Kette, in dem Grunde der Einschlag flott liegt, mithin auf der andern Seite das Entgegengesetzte Statt findet. Die ganze Kette ist hierzu in die 5 oder 8 Schäfte, Faden um Faden, so eingezogen, als wenn glatter Atlas gewebt werden sollte; jeder Faden liegt also in einer Litze eines Schaftes. Die Litzen der Schäfte haben aber lange Schleifen, d. h. ihre Schlingen, durch welche die Kettenfäden gehen, sind so hoch oder so lang, daß sie das Heben des Fadens durch den Zug frei gestatten. Jeder Kettenfaden liegt, wenn er nicht gehoben ist, auf dem untern Ende der Schleife, erreicht aber durch die Hebung sehr nahe das obere Ende derselben. Unter dieser Voraussetzung ist das Folgende leicht verständlich. Von den Tritten (deren 5 oder 8, überhaupt so viel, als Schäfte vorhanden sind) zieht jeder 1 Schaft in die Höhe, 1 herunter, und läßt die übrigen 3 oder 6 unbewegt an ihrem Platze. In dem Zettel bezeichnet der Weber diese Schnürung (rabattirende Schnürung) dadurch, daß er die zu hebenden Schäfte mit einem Punkte, die herabziehenden mit einem Kreuze bemerkt. Nachdem nun durch den Zug alle innerhalb der Grenzen der Figur fallenden Kettenfäden, ohne Rücksicht auf Bindungen, gehoben, dagegen alle übrigen, welche für den bevorstehenden Einschuß Grundfäden darstellen, liegen gelassen sind, so wird durch das Treten eines Schemels $^1/_5$ oder $^1/_8$ der Kette gehoben und $^1/_5$ oder $^1/_8$ niedergezogen. In sofern der hinaufgehende Schaft auch eine Anzahl Fäden enthält, welche, als zur Figur gehörig, bereits durch den Zug gehoben sind, so wirkt er auf diese wegen der langen Schleifen in den Litzen jetzt nicht mehr; er hebt also in der That nur $^1/_5$ oder $^1/_8$ der nach unten liegenden Grundfäden. Was den hinabgehenden Schaft betrifft, so wirkt dieser auf den Theil seiner Kettenfäden, welcher, als zum Grunde gehörig, ohnehin unten liegt, jetzt nicht ein; aber er zieht von den schon emporgegangenen Figurfäden $^1/_5$ oder $^1/_8$ wieder herunter. Grund und Figur bilden demnach Atlas, aber auf die schon oben angedeutete entgegengesetzte Weise. Nachdem einmal gezogen und ein Tritt getreten ist, kann ein Faden eingeschossen werden. Wird das Muster durch einfache Einschußfäden gewebt, welches jedoch nur dann der Fall zu seyn pflegt, wenn auch die Kette aus einfachen Fäden besteht, so folgt auf das Einschießen sogleich nicht nur das Treten des folgenden Schemels, wonach mit der Lade angeschlagen wird, sondern auch ein neuer Figurzug, der andere Kettenfäden hebt, während die bisher oben gewesenen durch die Bleie ihrer Litzen sinken, sobald die Korden nachgelassen werden. In sofern aber die Kette aus mehrfädigen Theilen besteht, ist dieses auch mit dem Eintrage der Fall, und man schießt daher mehre Fäden ein, während die Figurhebung unverändert bleibt, wie sie beim ersten Einschußfaden war. Der Zweck hierbei ist, diese mehrfädigen Theile des Einschlages von derselben Breite zu erhalten, welche den 4-, 5- od. 8fädigen Theilen der Kette eigen ist, so daß die Punkte, aus welchen man sich das Muster wie eine Art Mosaik zusammengesetzt vorstellen kann, eine quadratische Gestalt erhalten. Sind Ketten- und Einschußfäden von gleicher Dicke, so ist auch die Zahl der unter einer Figurhebung eingeschossenen Fäden gleich der Zahl von Kettenfäden in einem Säckchen des Harnisches; geringer dagegen ist sie, wenn der Einschuß eine größere Dicke hat, als die Kette. Diese gleichsam zusammengehörigen Eintragfäden legen sich, wie aus dem Gesagten hervorgeht, im Allgemeinen alle unter dieselben Figurfäden der Kette, stimmen aber, genau untersucht, doch nicht völlig mit einander überein, weil jeder von ihnen durch andere Kettenfäden auf der untern Seite des Zeuches abgebunden wird. Erst nachdem auf die beschriebene Weise 2, 3, 4, 5 — 8 Schußfäden, jeder mit einem andern Tritte, eingebracht sind, findet eine neue verschiedene Figurhebung durch den Zug Statt, unter welcher wieder eben so viele Schußfäden eingelegt werden. Die 5 oder 8 Tritte wechseln hierbei in ihrer natürlichen Aufeinanderfolge ab, indem zu jedem einzelnen Schußfaden ein neuer Tritt getreten wird, ohne Rücksicht auf die Zeitpunkte, wo der Zug von Neuem eine Hebung in der Figur hervorbringt. Es ist oben vorläufig nur im Allgemeinen angegeben worden, daß die Fachbildung mittelst des Zuges bewirkt wird, indem man mehre bestimmte Korden auf einmal anzieht.

Das Mittel, diese Bewegung der Korden hervorzubringen, ist nicht in allen Fällen das nämliche; und hierdurch entstehen mehrerlei Arten des Stuhles zu gezogener Arbeit, auf welche sämmtlich das Bisherige im Allgemeinen seine Anwendung findet, und von den man die gebräuchlichsten folgendermaßen klassificiren kann. Es geschieht nämlich das Aufziehen der Korden: 1) durch Ziehen mit der Hand an Schnüren, eigentlicher Zugstuhl, der wieder ein Kegel- und Zampelstuhl seyn kann, wovon aber der erstere ganz außer Gebrauch gekommen ist; —

2) durch eine mechanische Vorrichtung, die Hebe-, Muster- oder Dessinmaschine, die mittelst eines einzigen Trittes in Bewegung gesetzt wird; hierzu gehören der Trommelstuhl, die Leinwandmaschine, der Jacquardstuhl; — 3) durch mehre Tritte, mittelst sogenannter Hochkämme und Wellen, wozu der Wellenstuhl gehört, welcher bei der Bortenweberei (s. d.) angewendet wird.

Unter allen den genannten Arten ist jetzt keine so allgemein im Gebrauch, als die Jacquardmaschine, welche, wie es scheint, in nicht langer Zeit alle übrigen gänzlich verdrängen wird. Wir beschreiben sie daher nur allein und lassen die Beschreibung der übrigen weg, da sie uns zu weit führen und zur Verdeutlichung viel Abbildungen erfordern würde. Der von Jacquard, einem praktischen Weber in Lyon, erfundene, und nach ihm benannte Mechanismus ersetzt die Zugschnüre, indem das Heben und Senken der Kettenfäden vermittelst einer endlosen Reihe verschiedentlich durchbrochener Pappenblätter bewirkt wird. Der Mechanismus, welcher als ein besonderer Apparat oben am Webstuhl befestigt ist, liefert die schönsten Erzeugnisse der Weberei durch Menschen von ganz gewöhnlicher Geschicklichkeit, weil die Schwierigkeit dabei nicht viel größer ist, als zur Anfertigung glatter Stoffe. Das Heben und Senken aller derjenigen Fäden, die zur Bildung des Musters bestimmt sind, wird in der zur Bildung der Figur erforderlichen Ordnung durch die eigenthümliche Einrichtung des Apparates verrichtet. Dieser besteht aus einem Rahmen, worin senkrechtstehende, oben hakenförmig gebogene Drähte sich bewegen, an denen mehre Enden der Schnüre zur Trennung der Kettenfäden befestigt sind. Diese senkrecht stehenden Drähte sind mit wagrecht liegenden Querdrähten oder Nadeln verbunden, durch die sie verschoben werden können. Mit dem Fußtritt steht ein parallelepipedisch geformtes Holz in Verbindung, das beim Auftreten desselben gegen die vordern Spitzen der wagrechten Nadeln anschlägt, wodurch diejenigen, welche getroffen werden, die senkrechten Drahthaken aus ihrer Stellung nach der andern Seite hervorschieben. Auf jenem parallelepipedischen Holzstücke hängt aber ein System an einander gereihter Musterpappen, in welche runde Löcher geschlagen sind, und zwar in einer Ordnung, welche durch das zu fabricirende Muster bedingt wird. Es bewegt sich nämlich das parallelepipedische Holzstück beim Treten der Fußschemel um seine Axe, wobei die Seite, die oben war, gegen die Spitze der Nadeln zu stehen kommt und dieselben vorschiebt; da aber das erwähnte Holzstück mit den durchlöcherten Musterpappen umgeben ist und diese so durchlöchert sind, wie es das verlangte Muster erheischt, so wird ein theilweises, aber ungleiches Verstellen der senkrechten Haken bewirkt, indem die auf die Löcher der Pappe kommenden wagrechten Nadeln eine andere Stellung erhalten, als die, welche von der Pappe getroffen werden. Da nun ein Hebewerk in die vorstehenden Haken eingreift und sie erhebt, während die andern liegen bleiben, so kann dadurch das Heben und Trennen der Kettenfäden nach dem in der Pappe enthaltenen Muster veranlaßt werden. Die Löcher in den Pappstreifen sind geordnet und zwar so, daß sie die Reihenfolge im Erheben des Geschirres bewirken, wie sich dadurch das Muster ergibt, welches man zu weben beabsichtigt. Es müssen daher so viele Pappstreifen vorhanden seyn, als Einschlagfäden erforderlich sind, um das Muster zu bilden. Diese Anzahl der Pappstreifen ist bei einem komplicirten Muster sehr bedeutend; sie sind an ihren äußersten Enden oder Seitenecken alle durch Fäden mit einander verbunden, daß sie gleichsam eine fortlaufende Kette bilden, deren vollkommene Umdrehung das Muster ausmacht, welches die fortgesetzte Arbeit des Webstuhls bis zum Ende der Aufzugsfäden wiederholt. Die Jacquardmaschine besteht aus einem hölzernen Gestell, welches aus zwei senkrecht stehenden Pfosten mit zwei Querhölzern gebildet wird und oben am Webestuhl befestigt wird. Dieses Gestell enthält den eigentlichen Apparat, der das nöthige Heben und Senken der Kettenfäden bewirkt. Es handelt sich also zunächst darum, zu zeigen, nach welcher eigenthümlichen Einrichtung verschiedene Drähte nach einem vorgelegten Muster, dem durchlöcherten Pappstreifen, gehoben und gesenkt werden, denn dann darf man nur die einzelnen Kettenfäden des gewöhnlichen Webstuhls mit diesen Drähten sich verbunden denken, um daraus das dem Muster entsprechende Heben der Kettenfäden und das Bilden des gemusterten Gewebes zu entlehnen. Am Gestelle ist der viereckige Rahmen, das Chassis, so aufgehängt, daß demselben um zwei feste Punkte, wo zwei Spitzen eingreifen, eine freie Bewegung um diese Punkte als Axe gestattet ist. An diesem Rahmen oder Chassis ist ein besonders gekrümmtes Eisen befestigt und zwar mit dem einen Ende an der obern Querlatte des Rahmens. Der Rahmen trägt ein viereckiges Holzstück, welches an den Enden mit zwei Zapfen versehen ist, um die es sich drehen kann. Dieses Holzstück ist an den vier Seitenflächen mit runden Löchern versehen, die an Zahl und Lage den Spitzen von später zu erwähnenden Nadeln entsprechen. Auf jeder Seite sind Zähne angebracht, welche dazu dienen, die entsprechenden Löcher, die in den schon erwähnten Musterpappen angebracht sind, aufzunehmen. Diese Musterpappen, welche nach einem Muster durchlöcherte Pappblätter sind, bilden eine Kette ohne Ende, welche um das oben erwähnte Holzstück läuft. Dieses Letztere hat an dem einen Ende vier Stifte, über welche nach dem Willen des Webers, der eine Schnur anzieht, während der Rahmen sich bewegt, Haken greifen, die an Hebeln angebracht sind. Diese Hebel haben am Gestell oder Rahmen ihren Drehungspunkt, während ihre andern Enden mit der über eine Rolle laufenden Schnur verbunden sind; sie bewirken eine regelmäßig aufeinander folgende Umdrehung des Holzstückes, indem die Haken der Hebel so in die Zapfen desselben nach einander eingreifen, daß jeder ein Viertel der Umdrehung des Holzstückes bewirkt. Die Genauigkeit dieser Bewegung wird noch durch ein anderes Holzstück gesichert, das wie ein verkehrtes T aus-

sieht, und das vermittelst einer Springfeder gegen die beiden obersten Pfeiler des Holzstückes drückt. Ungefähr in der Mitte des Gestelles ist ein Querbalken, der sich vermittelst eines Hebels in vertikaler Richtung in Fugen bewegt und das Heben desselben im Gestelle veranlaßt. Ein gekrümmtes Eisen ist durch eine Schraube an den zuletzt genannten Querbalken befestigt, und veranlaßt bei der auf- und absteigenden Bewegung dieses Balkens den Rahmen, sich im Gestelle um die Drehpunkte zu bewegen, also sich bald dem Gestelle mit dem untern Theile, der das viereckige Holzstück trägt, zu nähern, bald sich davon zu entfernen. Die Geschirre des Webestuhls sind an Hebehaken befestigt, welche perpendikulär durch die Augen einer gleichen Anzahl Nadeln laufen, welche reihenweise horizontal im Gestelle liegen. Von diesen Hebehaken und Nadeln sind an der Maschine nicht weniger als 400, und zwar 50 in jeder der 8 Reihen. Die obern Enden der Hebehaken sind hakenförmig gekrümmt, das untere Ende ist eben so gekrümmt, wie das obere, und trägt hölzerne Riegel, wodurch sie an ihrem respektiven Orte zurückgehalten werden und das Verwickeln verhindern. Am untern Ende der Haken sind Schnüre angebracht, welche durch die entsprechenden Löcher einer Platte laufen und mit den Geschirren vereinigt sind, so daß die Hebung der Nadeln das Heben der Kettenfäden zur Folge hat. Jede dieser horizontalen Nadeln läuft durch ein Auge einer vertikal liegenden Nadel. Diese horizontalen Nadeln werden durch Spiralfedern an dem Ende, wo das viereckige Holzstück mit dem umgelegten Musterpappen sich befindet, vorgetrieben. Sie können aber durch einen Druck gegen ihre Spitzen, der die Kraft der Spiralfedern überwindet, zurückgeschoben werden, obwohl, sobald dieser Druck aufhört, die Kraft der Spiralfedern sie wieder hervordrückt. An dem Querbalken, der sich vermittelst eines Hebels in vertikaler Richtung in Fugen bewegt, ist ein anderes Stück befestigt, welches Ansätze hat, die in der Zahl den Hebehaken gleichkommen, so daß jeder Ansatz einen Hebehaken aufnehmen kann. Es wird dieser Querbalken durch einen Hebel, der mit den Tretschemeln des Webestuhles verbunden ist, gehoben und gesenkt. Die Länge der Hebehaken ist so angepaßt, daß wenn der Querbalken gesenkt ist, die Ansätze oder Hebebarren so unter die gekrümmten Arme der Hebehaken greifen, daß sie diese heben, wenn der Querbalken wieder gehoben wird. Die Hebebarren, welche beinahe die Gestalt abgestumpfter Messerklingen haben, neigen deshalb ihren breitern Theil etwas außer der perpendikulären Linie, damit ihre niedrigen Ecken beim Herunterfallen nicht gegen die gekrümmten äußersten Ecken der Hebehaken schlagen, während durch ihren fortwährenden Druck die flachen Theile der Barren mit jenen Krümmungen in Berührung kommen und die Haken etwas gegen die Spiralfedern zurückdrängen. Diese zwingen in dem Augenblicke, wo sie von dem Drucke befreit sind, die Haken in ihre vertikale Richtung zurück; daraus folgt, daß sie an den Hebebarren mit der aufrechten Bewegung des Hebebalkens schweben oder hängen. Es handelt sich aber darum, nicht alle, sondern jedesmal nur die Muster entsprechenden Hebehaken zu heben, damit auch nur die damit verbundenen Kettenfäden gehoben werden. Dieses wird durch Zurückdrängen der horizontalliegenden Nadeln bewirkt, durch deren Augen die Hebehaken hindurchgehen; denn dadurch werden die horizontalen Hebehaken zurückgetrieben, so daß dieselben von den Ansätzen nicht ergriffen, also auch nicht gehoben werden. Denkt man sich alle horizontalen Nadeln durch die Wirkung der Spiralfedern vorgetrieben und den Querbalken durch den Hebel niederbewegt, so greifen alle Ansätze des mit dem Querbalken verbundenen Stückes unter die Haken der vertikalen Nadeln, und wenn dann der Querbalken durch den Hebel wieder emporgehoben wird, folgen alle vertikalen Nadeln dieser Bewegung und werden ebenfalls gehoben, mithin werden auch alle damit verbundenen Kettenfäden gehoben; denkt man sich alle horizontalen Nadeln an ihren Spitzen gegen das viereckige Holzstück zurückgedrängt, wobei die Kraft der Spiralfedern zu überwinden ist, so wird beim Absteigen des Querbalkens kein Stück der vertikalen Nadeln von den Ansätzen des mit dem Querbalken verbundenen Stückes ergreifen, weil die Haken zurückgeneigt sind, und es wird auch beim Aufsteigen des Querbalkens keiner der vertikalen Haken, mithin auch kein mit diesem Haken verbundener Kettenfaden des Webestuhles gehoben. Um also die Kettenfäden dem Muster entsprechend zu heben, ist es bei jedem Einschußfaden nöthig, alle diejenigen horizontalen Nadeln zurückzuschieben, durch deren Augen gerade diejenigen vertikalen Nadeln gehen, welche mit denjenigen Kettenfäden verbunden sind, die bei diesem Eintrage nicht gehoben werden sollen; dagegen müssen alle diejenigen horizontalen Nadeln nicht zurückgeschoben werden, durch deren Augen die vertikalen Nadeln gehen, welche mit denjenigen Kettenfäden verbunden sind, die bei diesem Eintrage gehoben werden sollen. Um dieses Zurückschieben der Nadeln in bestimmter Ordnung und entsprechender Zahl zu bewirken, dienen die Musterpappen, welche als ein endloses Band um das vierkantige Holzstück laufen; wenn nämlich der Rahmen vertikal herabhängt, so liegt die Musterpappe gegen die Nadelenden und läßt alle diejenigen horizontalen Nadeln in Ruhe, deren Enden mit den Löchern der Musterpappen korrespondiren, wogegen aber alle horizontalen Nadeln, deren Enden keine entsprechenden Löcher in der Musterpappe finden, zurückgedrängt werden. Der Nutzen der Musterpappen ist daher klar. Sie sind nur theilweise durchlöchert, und zwar so, daß sie das beabsichtigte Muster vermittelst des partiellen Einflusses, den sie ausüben, indem sie das Zurückschieben der horizontalen Nadeln bewirken, bilden. Ihre regelmäßige Stellung muß dem Muster entsprechen, damit sie die Reihenfolge im Erheben der Kettenfäden so bewirken, wie es das Muster erfordert, das man zu weben beabsichtigt. Es ist deshalb nothwendig, so viele Musterpappen zu haben, als Einschlagfäden erforderlich sind, um das Muster zu bil-

den; diese Anzahl ist bei einem komplizirten Muster sehr bedeutend. Die regelmäßig aufeinanderfolgenden Umdrehungen des viereckigen Holzstückes mit den umgelegten Musterpappen bewirkt der Hebel, dessen Haken einen der vier Zapfen des Holzstückes ergreift, wenn dasselbe mit dem Rahmen bewegt wird.

Der jacquardsche Webstuhl hat sich durch eine bedeutende Ersparniß an Zeit und Mühe ungemein wohlthätig erwiesen, doch bedarf der Weber immer einige Zeit und Uebung, wenn er anfängt, sich dieses sehr sinnreichen Apparates zu bedienen, ehe er so weit mit demselben vertraut wird, daß er sich desselben mit befriedigender Schnelligkeit der Förderung seiner Arbeit bedienen kann. Hat er diese Schwierigkeit überwunden, so entschädigt die Erleichterung, welche aus dem erwähnten Apparate erwächst, ihn mehr als reichlich für die Mühe, und Niemand würde denselben freiwillig wieder aufgeben. Zahlreiche, oft nur unwesentliche Einzelheiten betreffende, oft auch sehr komplizirte Veränderungen des Jacquard-Mechanismus müssen wir hier übergehen. Nähere Erwähnung verdient, daß man neuerlich den glücklichen Versuch gemacht hat, die Federn der Nadeln, von welchen öfters einzelne ihre Elasticität verlieren und dann die ihnen zugehörigen Platinen in falscher Stellung stehen lassen, zu beseitigen, so wie die Höhe der Maschine durch eine modificirte Hebevorrichtung zu vermindern, was für niedrig gebaute Werkstätten von Nutzen ist. Zu dem ersten Behufe wird die einer jeden Platine zugehörige Korde, nicht in diese selbst, sondern in einen mit ihr verbundenen zweiten aufrechten Draht eingehängt, der durch die Bleigewichte an den Litzen einen solchen Zug auf die Platine ausübt, daß Letztere von selbst ihre Nadel vorwärts schiebt, und sich in die zur Hebung erforderliche Richtung stellt. Um den zweiten Zweck zu erreichen, bewirkt man die Hebung der Platinen nicht durch Messer von oben, sondern mittelst eiserner Schienen, auf welche die untern Enden der Platinen sich stützen.

Eine besondere Auseinandersetzung erfordert die Verfertigung der nach Anweisung des Dessins durchlöcherten Karten od. Pappen, wozu man sich einer Schneid- u. einer Lochmaschine bedient. Die Karten- oder Pappen-Schneidemaschine ist entweder eine Kreisscheere mit mehren Scheibenpaaren, wodurch ein ganzer Pappbogen auf einmal in lauter Streifen von gehöriger Breite zerschnitten wird, oder eine einfache große, am Arbeitstische befestigte Scheere mit geraden Blättern, womit ein Streifen nach dem andern von dem Bogen in vorbestimmter Breite abgeschnitten wird. Die Kartenloch-, Pappenschlag-, Ausschlag-, Stech- oder Vorstech- und Dessinirungsmaschinen sind von verschiedener Art und können in sehr kleinen Webereien entbehrt werden, wo man entweder die Pappen gar nicht selbst ausschlägt oder locht, oder sich dazu eines einfachen, langsam wirkenden Apparates bedient, indem man die Karten zwischen zwei eiserne Platten legt, welche, mit den Flächen des Jaquard-Prisma übreinstimmend, alle Löcher enthalten und dann — mit Uebergehung der in der Karte nicht auszuschlagenden — die nöthigen Löcher einzeln nach einander mittelst des Locheisens und Hammers aus freier Hand bilden. Unter den Stechmaschinen sind drei Arten als gegenwärtig gebräuchlich anzuführen. Die erste bildet ein Klavier, mit so viel Tasten, als meistens Platinenreihen am Jacquard, folglich Löcherreihen in den Pappen vorkommen, nämlich 10. Diese Tasten stehen durch einen Mechanismus mit eben so viel senkrechten stählernen Loch- oder Ausschlageisen auf folgende Weise in Verbindung. Die Locheisen sind in einer Reihe neben einander unter einem eisernen Kloben aufgestellt, der durch Treten eines Fußschemels niedergezogen werden kann und sich nachher durch ein Gegengewicht von selbst wieder erhebt. Unter dem Locheisen liegt die Pappe oder Karte, welche von dem Eisen durchstochen oder, eigentlicher zu sprechen, durch Herausschneiden runder Scheiben durchlöchert wird, in so fern der niedergehende Kloben die Eisen vor sich hertreibt. So lange aber die Klaviatur unberührt bleibt, erreicht der Kloben bei seinem Niedergange die Locheisen nicht, und diese bleiben daher auch an ihrem natürlichen Platze, wirken nicht auf die Pappe. Drückt man jedoch eine Taste nieder, so schiebt deren Mechanismus ein horizontales Eisenstück zwischen den Kopf des betreffenden Locheisens und den obern Quertheil des Klobens hinein, so daß beim darauffolgenden Herunterziehen des Klobens letzterer auch das Eisen niedertreibt, welches ein Loch in die Pappe macht. Gleiche Anordnung ist für alle 10 Tasten und Locheisen getroffen. Spielt man daher mit den Fingern auf der Klaviatur dergestalt, daß bei jedem Aufsetzen der Hände die Tasten gedrückt werden, deren Eisen die Karte durchstechen sollen, so wird beim sogleich nachher vorgenommenen Treten des Schemels eine entsprechende Anzahl von Löchern gleichzeitig gebildet. Diese Löcher stehen an den gehörigen Punkten in einer Reihe, welche quer über die Pappe läuft. Von den 10 Längereihen der Löcher wird also das erste Loch aller 10 Reihen zuerst vorgenommen, dann das zweite aller 10 Reihen, hierauf das dritte ꝛc. Würde man bei jeder solcher Querreihe alle Tasten greifen, so würde auch jede Reihe vollständig werden, d. h. aus 10 Löchern bestehen. Man greift aber jedesmal nur eben die Tasten, für welche in der vor den Augen des Arbeiters senkrecht ausgebreiteten Patrone ein ausgefülltes Viereck enthalten ist. Es werden also beim Anfange die ersten 10 Vierecke in der obersten Reihe der Patrone ins Auge gefaßt. Hier bemerkt man 4 leere, 2 volle, 2 leere, 2 volle Vierecke; man greift demnach die 5., 6., 9. und 10. Taste, und tritt sodann auf. Auf diese Weise durchgeht man die Horizontalreihe 1 der Patrone, von 10 zu 10 Quadraten, vom Anfang bis zu Ende, wodurch die erste Karte gelocht wird. Die zweite Horizontalreihe gibt eben so die Anweisung zu Verfertigung der zweiten Karte ꝛc. Nach jedem Treten des Schemels rückt die Pappe um so viel in ihrer Längenrichtung unter dem Locheisen fort, daß die nächste Abtheilung von Löchern gehörig ne-

ben der vorhergehenden zu stehen kommt. Hätte etwa der Jacquard nur 8 Platinenreihen, so würde die 9. und 10. Taste ungebraucht bleiben, und man faßte jedesmal nur 8 Vierecke der Patrone zusammen ins Auge. Um bei diesem Ablesen der Patrone Irrungen zu vermeiden, muß sie entweder auf solches Papier gezeichnet seyn, worauf nach je 10 oder 8 Korden eine stärkere Linie folgt, überhaupt, daß Dizainetheilung (rücksichtlich der Korden) mit der reihenweisen Anordnung der Platinen im Jacquard übereinstimmt; oder es müssen, wenn dies nicht der Fall sein sollte, nachträglich von 8 zu 8 oder von 10 zu 10 sehr sichtbare Hülfslinien gezogen werden. Die zweite Art der Stechmaschinen hat mit der eben beschriebenen große Aehnlichkeit, weicht aber von derselben darin ab, daß anstatt der Tasten senkrecht gespannte Schnüre angebracht sind, welche man, indem man mit den Fingern zwischen dieselben hineingreift, anzieht. Die Pappe kann hier horizontal niedergelegt oder senkrecht aufgespannt seyn. Der Druck auf die Locheisen wird durch Drehen einer Kurbel hervorgebracht. Die dritte Art ist zur schnellsten Herstellung der Musterpappen für große Fabriken berechnet, bildet alle in einer Pappe nöthigen Löcher auf einmal, hat aber einen sehr zusammengesetzten Bau und muß von 2 Personen bedient werden. Durch die Verbindung dieser Maschine mit einem Jacquard entsteht die Kartenkopirmaschine, mittelst welcher in sehr kurzer Zeit die zu einem Muster vorhandenen Pappen kopirt und wieder kopirt werden können, wenn das nämliche Muster auf zwei oder mehren Stühlen zugleich gewebt werden soll. Dieses Kopiren erfordert nämlich viel weniger Zeit, als das Ausschlagen auf der Schlagmaschine.

Das Weben broschirter oder gestickter Stoffe. Wenn bei einem gemusterten Zeuche, in welchem der Einschuß Figur macht, d. h. auf der rechten Seite innerhalb der Grenzen der Zeichnung flott liegt, die nämlichen Einschußfäden zugleich dienen müssen, um das Grundgewebe zu binden, so kann dieser Umstand in gewissem Sinne eine Unvollkommenheit genannt werden, weil er es unmöglich macht, die Figur als völlig selbständig und so erscheinen zu lassen, daß sie mit dem umgebenden Grunde nichts gemein hat. Sind Kette und Eintrag-Fäden von einerlei Farbe und Art, so ist es noch am wenigsten störend, daß Theile der Figur bildenden Eintragfäden, wenn gleich in geringem Maße, auch im Grunde zu sehen sind. Erfordert aber der Zweck, daß die Figur auf dem Grunde ansprechender hervortrete und aus besonders dicken, oder aus eigenthümlich und auffallend gefärbten, oder wohl gar aus ganz verschiedenartigen Fäden bestehe, so ist es oft unzulässig, daß Theile dieser Fäden auch im Grunde erscheinen, weil dadurch der malerische Effekt beeinträchtigt wird. Man nehme, um hierüber eine klare Vorstellung zu erlangen, z. B. an, bei einem Muster, welches in Figur und Grund atlasartig ist, sey die Kette weiß, der Eintrag roth. Unter dieser Voraussetzung wird die Figur zwar im Ganzen roth erscheinen, aber mit kleinen weißen Pünktchen durchsäet, welche von den sichtbaren Theilchen der Kette, den sog. Bindungen entstehen; der Grund wird im Ganzen genommen weiß seyn, aber ähnliche Pünktchen von rother Farbe enthalten. Nicht selten, z. B. bei Damast, läßt man sich dieß gefallen. Soll aber das Muster etwa aus dicken, rothen Fäden bestehen, und dagegen der Grund ein feines, klares, weißes Gewebe darstellen, so darf offenbar von den Figurschußfäden in dem Grunde gar nichts zum Vorschein kommen. Gleiches gilt für den Fall, daß die Figur durch einen Einschuß von Lahn, geplättetem Drahte, Chenille und dergl. erzeugt werden soll, und überhaupt jedesmal, wenn man wünscht, daß das Muster sich so sehr als möglich vor dem Grunde auszeichne. Für solche Fälle wird also außer dem Einschusse für das Grundgewebe (Grundschuß) noch ein besonderer, nur in der Figur zum Vorschein kommender Einschuß (Figurschuß) erfordert. Man nennt diese Stoffe, welche auf solche Weise gewebt sind, broschirte Stoffe, das Einschießen der Figurfäden Broschiren, und den Figurschuß selbst auch Broschirschuß. Es werden beim Broschiren zweierlei Verfahrungsarten angewendet. Nach der ersten läuft jeder Figurschuß, gleich dem Grundschusse, durch die ganze Kettenbreite, liegt aber bloß in der Figur sichtbar auf der rechten Seite, dagegen außerhalb der Figur überall auf der linken Seite, und zwar entweder ganz und gar flott, oder ebenfalls durch einzelne Kettenfäden (Recompagnage) an wenigen Punkten gebunden: Lanciren, lancirte Stoffe. Nach der zweiten Methode geht der Figurschuß nur in der Figur hin, kehrt also an den Rändern derselben um, und läßt auch auf der linken Seite die Grundstellen durchaus unbedeckt; eigentliches Broschiren, broschirte Stoffe im engeren Sinne. In diesem Falle erhält natürlich, sofern auf einer Linie der Zeuchbreite mehre isolirte Figuren neben einander stehen, jede derselben ihren eigenen Einschuß, der ausschließlich in dieser einzelnen Figur hingeht und wiederkehrt. Das Broschiren ist mühsamer und zeitraubender, als das Lanciren; es hat aber vor diesem gewisse Vorzüge, welche in manchen Fällen überwiegend sind. Beim Lanciren fällt der Stoff durch die nutzlos auf der Rückseite liegenden Figurschußtheile schwer aus; die Rückseite selbst ist eben durch den dort sichtbaren Figurschuß unansehnlich, und wenn das Grundgewebe dünn, zart und locker ist, so stört der hinten liegende Grundschuß sogar auf der rechten Seite, weil er durchscheint. Diesem Uebel hilft man zwar gewöhnlich dadurch ab, daß man die gänzlich flott liegenden Figurschußtheile der Rückseite an dem fertigen Stoffe mit der Scheere oder mit einer Art Scheermaschine herausschneidet; aber diese Arbeit des Herausschneidens verursacht Kosten, und das ausgeschnittene Schußmaterial ist rein verloren, zugleich bleiben die Endchen der abgeschnittenen Fäden rings um die Figurränder hervorragend stehen u. machen die Rückseite rauh, haarig, und manchmal kann es dann sogar geschehen, daß einige Figurfäden, da sie nun gar

keine andere Befestigung, als durch die Bindungen der Figur haben, sich im Gebrauch des Stoffes nach und nach herausziehen. Beim Broschiren bleibt dagegen der Raum des Grundes auf der Rückseite völlig rein und glatt, man bedarf des Ausschneidens nicht, erspart bedeutend am Materiale, woraus der Figurschuß besteht und hat das Losgehen der Figurfäden nicht zu fürchten. Besonders für die Fälle, wo die isolirt stehenden Figuren, der Zeuchbreite nach, weit auseinander stehen, und der Figurschuß aus theurem Material gebildet ist, empfiehlt sich das Broschiren vorzugsweise vor dem Lanciren; doch wird ersteres auch öfters bei ziemlich nahe zusammenstehenden Figuren angewendet, wenn die Kostbarkeit des Stoffes es gestattet, die vermehrte Arbeit daran zu wenden. Beim Broschiren wie beim Lanciren werden die Figurfäden abwechselnd mit den Grundfäden eingeschossen; auch ist man nicht auf einfarbigen Figurschuß beschränkt, vielmehr gehört es fast zur Regel, daß man Figurfäden von verschiedenen Farben in bestimmter Reihenfolge nacheinander einschießt. In den zwischen einzelnen Figuren liegenden leeren Streifen, wo reiner Grund über die ganze Zeuchbreite hergeht, wird nur Grundschuß eingetragen. Der Figurschuß ist lockerer, weicher, oft auch dicker, überhaupt deckender, als der Grundschuß, und letzterer verschwindet daher in der Figur ganz und gar für das Auge, weil die Figurfäden sich so aneinander drängen, daß sie ihn verbergen. Ebenso fallen die kleinen, von einzelnen auf dem Figurenschuß liegenden Kettenfäden erzeugten Bindungen in der Figur wenig auf, und will man sie so vollkommen als möglich verbergen, so bringt man zu Bindung der Schuß-Lizere in der Figur, in regelmäßigen Abständen eigene, sehr feine, besonders aufgebäumte, mit besonderen Schäften versehene Kettenfäden, sog. Liage oder Liagefäden an und läßt dagegen die Grundkette gar nicht in der Figur binden. Die Hebung der Kettenfäden für den Figurschuß erfolgt durch den Zug, weßhalb die rechte Seite des Stoffes auf dem Stuhle unten liegt, das Fach für den Grundschuß durch Schäfte und Tritte. Beim Lanciren bedarf man wenigstens zwei Schützen, einen für den Grund, einen für die Figur; ist letztere mehrfarbig, so erfordert natürlich jede Farbe eine eigene Schütze. Dabei kann, wenn die Anzahl der Schützen nicht über 3 beträgt (die zum Grund mit eingerechnet) mit der Schnellschütze gewebt werden, indem man sich der Doppellade bedient. Beim Broschiren ist eine Schütze für den Grundschuß nöthig, und außerdem für jede Farbe der Figur eine solche Anzahl kleiner Broschir-Schützen, daß jede der neben einander stehenden Figuren seine eigene hat. Käme z. B. die Figur auf der nämlichen Linie der Zeuchbreite 6 Mal vor, und enthielte sie 4 Farben, so wären 24 Broschirschützen erforderlich, die beim Einschließen in jeder einzelnen Figur regelmäßig gewechselt werden. Die Broschirschützen können in den meisten Fällen nur Handschützen, sog. Stockschützen, seyn; doch gibt es zum Broschiren einfarbiger Muster auch Apparate, die sich auf das Princip der Schnellschütze gründen und entweder aus Schußspulen, ohne Schütze an der Lade angebracht, bestehen und Broschirlade genannt werden, oder von der Lade unabhängig sind.

Die auf dem Webestuhl in sogenannter Plattstichmanier gestickten Stoffe, in der Regel Musselin, worin die Stickerei durch dickere Baumwollfäden gebildet wird, stimmen mit den broschirten darin überein, daß, unabhängig von dem Grundgewebe, ein besonderer Einschußfaden in Zickzacklinien flottliegend angebracht wird; aber das hierbei angewendete Mittel ist wesentlich verschieden und wieder ein doppeltes. Am gebräuchlichsten ist der sog. Nadelstuhl, auf welchem die Stickerei so verfertigt wird, daß sie ganz auf der rechten Seite des Zeuches liegt, mit alleiniger Ausnahme der (kaum bemerkbaren) Bindungen, durch welche die Stickfäden im Gewebe festgehalten werden. Die rechte Seite des Zeuches ist beim Weben oben. Auf einem Kettenbaum ist wie gewöhnlich die Grundkette aufgebäumt; auf einem zweiten Baum befinden sich die Stickfäden, welche man aber dennoch nicht für Kettenfäden ansehen darf, weil sie in der That durch die Verarbeitung quer über die Grundkette zu liegen kommen. Jeder Stickfaden geht auf seinem Wege nach der Lade (Sticklade, Stickschlag) oberhalb des Ladendeckels hervor, also nicht durch das Rietblatt, und ist dann durch das Oehr am untern Ende einer senkrechten 3—4 Zoll langen, stählernen Nadel eingefädelt. Sämmtliche Nadeln sind unmittelbar vor der Lade, in einer Reihe stehend, angebracht und an einer hölzernen Leiste, Nadelstab, befestigt. Der Nadelstab hat seine Lage etwas weiter oben, als der Lagendeckel, parallel mit demselben, und ist mit der Lade so verbunden, daß er sich sowohl auf und ab, als rechts und links, innerhalb vorgeschriebener Grenzen, mit der Hand schieben läßt. Sind zwei Nadelstäbe vorhanden, so können sie die Seitenschiebungen gemeinschaftlich oder entgegengesetzt machen; ist der Maßstab erhoben, so befinden sich die Stickfäden oberhalb der Kette. Wenn nun durch Treten das gewöhnliche Fach für das leinwandartige Grundgewebe gemacht wird, so senkt man gleich nachher den Nadelstab nieder, wodurch die Nadeln zwischen den Fäden des Oberfaches hinabgehen und die Stickfäden in das Unterfach kommen. Sodann wird eingeschossen, der Nadelstab wieder gehoben, mit der Lade angeschlagen, und man schießt (ohne den Nadelstab zu gebrauchen) wieder ein oder mehre Male ein, wobei also die Stickfäden oben und ungebunden auf dem Gewebe liegen bleiben. Bevor man hierauf die Nadeln von Neuem senkt, wird der Nadelstab seitwärts, z. B. von der Rechten gegen die Linke, um ein bestimmtes Maß verschoben, es ziehen sich dadurch die Stickfäden eben so weit quer auf dem Gewebe hin, und wenn sie dann durch die Nadeln ins Unterfach gebracht werden, bindet sie der eine darüber eingeschossene Einschlagfaden fest. Diese Bindung durch den Eintrag ist der einzige Umstand, worin die Stickfäden mit den Kettenfäden Aehnlichkeit haben und der sie von den Figurfäden in broschirten Geweben unter-

scheidet. In dem Fortgange der Arbeit wird der Nadelstab vor jeder neuen Senkung seitwärts geschoben (abwechselnd rechts und links) und bleibt jedesmal nur so lange unten, bis ein Schußfaden eingetragen ist. Die Gestalt des Musters hängt ab: a) von der Größe der Seitenschiebung des Nadelstabes, welche durch einen damit verbundenen zweiarmigen Hebel, Nadelführer, und ein durchbrochenes Musterblatt von Messingblech — in dessen Oeffnungen das obere Ende des Nadelführers eingreift — regelmäßig variirt wird, weil dadurch die Stickfäden bald über mehr, bald über weniger Kettenfäden quer hinliegen; b) von der Kombination dieser Schiebungen, ihrer Richtung und ihrer Größe nach, hinsichtlich zweier zusammengehöriger Nadeln, insofern man mit 2 Nadelstäben arbeitet; c) von der größeren oder geringeren Anzahl Schußfäden, welche nach einer Senkung der Nadeln und vor der nächstfolgenden Senkung eingetragen werden. Ist diese Zahl stellenweise groß, und schneidet man nachher die dadurch entstehenden langen, stark schräg laufenden Theile der Stickfäden heraus, so erhält man isolirt stehende kleine Figuren; finden solche Unterbrechungen nicht Statt, schießt man vielmehr nach jeder Senkung der Nadeln nur einmal, oder stellenweise 4—6 mal ein, so bildet die Stickerei Längenstreifen in dem Zeuche, deren Breite von der Größe der Nadelstab-Schiebungen und deren Entfernung von einander durch die Stellung der Nadeln (oder Nadelpaare) bedingt wird. Die zweite Vorrichtung zum Sticken ist die, ebenfalls an der Lade des Stuhles angebrachte, Plattstichmaschine, welche nach Art einer Broschirlade arbeitet und auch eine ähnliche Konstruktion hat, indem sie mit kleinen, eigenthümlich gestalteten Schützen versehen ist, auf deren Spulen die Stickfäden aufgewickelt sind, die dadurch zum wahren Broschirschuß werden, zumal sie in dem Stoffe wirklich durch die Kette und nicht durch den Eintrag gebunden werden. Durch eine Jacquardmaschine und den Harnisch, oder mittelst Schäften und eines einzigen, auf besondere Art wirkenden Trittes, werden aus der Kette die gehörigen Fäden gehoben, worauf die Schützen in die Kette eingesenkt und durch ihre auf einen kleinen Raum beschränkte Schiebung die sämmtlichen Stickfäden in das gebildete Fach, also unterhalb der gehobenen Fäden, von links nach rechts eingezogen werden. Dann läßt man sogleich die Schützen wieder in die Höhe steigen und führt sie durch die Schiebung von rechts nach links an ihren ersten Platz zurück, wodurch in derselben Richtung die Stickfäden sich nur oberhalb der Kette ausstrecken. Es findet sonach ein wirkliches Umwickeln der gehobenen Kettenabtheilungen Statt, und es liegt abwechselnd ein Faden der Broschirung oben und einer unten, wodurch die Stickerei auf beide Flächen des Zeuches gleich und recht wird. Daß auch hier mit den Stickfäden abwechselnd Grundschuß eingetragen werden muß, versteht sich von selbst.

Weben der Stoffe mit aufgeschweiften Mustern. Die oben angestellten Betrachtungen, um für gewisse Fälle, wo ein Muster durch verschiedenfarbigen Eintrag gebildet werden soll, die Nothwendigkeit des Broschirens zu zeigen, lassen sich auch in Bezug auf die Kette anstellen, wenn diese die Figur machen muß, und so gelangt man zur Erkenntniß, daß es hier ein ähnliches Mittel geben müsse. Dieses besteht in dem Ausschweifen oder Auflegen der Figur mittelst einer besonderen farbigen Kette, der Figurkette, im Gegensatz der Grundkette, welche für sich gescheert und auf einem besonderen Kettenbaum so aufgebäumt werden muß, daß sie nahe unter der Grundkette liegt und in dem Rietblatte sich mit derselben vereinigt. Man zieht nämlich in jedes Rohr des Blattes 1, 2 oder 4 Grundkettenfäden nebst 2 oder mehren Fäden der Figurenkette. Das Fach der Grundkette wird durch Schäfte und Tritte hervorgebracht, wie es nöthig ist, um das gewöhnliche Grundgewebe zu erzeugen; die Hebung der Figurkettenfäden geschieht bei einfachen Mustern durch Schäfte und Tritte (Fußarbeit), bei größeren oder zusammengesetzteren durch den Zug, mittelst einer der schon bekannten Vorrichtungen. Die Figurkette bleibt so lange im Unterfach und es wird so lange nur Grund gewebt, als keine Figur — die sich oben auf dem Zeuche bildet — erscheinen soll, wenn nämlich Streifen von reinem Grunde quer über den Zug gehen. Kommt dann der Weber an die Figur, so wird das Oberfach gebildet: a) aus der Hälfte der Grundkette, sofern der Grund leinwandartig ist; b) aus jenen Fäden der Figurkette, welche zur Figurenbildung oben liegen müssen. Es wird also nun zugleich gezogen und getreten, oder es werden zwei Tritte auf einmal getreten, einer von den der Grundkette angehörigen und einer von jenen der Figurkette, so nämlich letztere mit Schäften arbeitet. Da stets ein und derselbe Figurfaden während mehrer Einschüsse im Oberfach bleibt, so wird er nicht von jedem 2. Schußfaden, sondern viel seltener abgebunden oder bedeckt, mit einem Worte: die Figur ist kein leinwandartiges Gewebe, wenn gleich der Grund ein solches darstellt; in Ersterer liegt vielmehr der größte Theil der Figurkette frei und unter ihr bildet sich fort und fort der Leinwandgrund. Regelmäßig wird das Ausschweifen dann angewendet, wenn das Muster nicht aus kleinen ausgeschweiften Figuren besteht, sondern ununterbrochen oder wenig unterbrochene Längenstreifen im Zeuche bildet. Daß man demgemäß auch die Figurkette nur in entsprechenden streifen- oder büschelartigen Abtheilungen, von gleicher oder verschiedener Farbe scheert, zwischen welchen beim Aufbäumen und Einpassiren die gehörigen leeren Räume gelassen werden, geht aus der Natur der Sache hervor. Die auf der Rückseite los (ungebunden) liegen bleibenden Portionen der Figurkette werden, wenn sie von einigermaßen bedeutender Länge sind, auf dem fertigen Zeuche ausgeschnitten, wie jene des Figurschusses bei broschirten Mustern. Enthält das ausgeschweifte Muster mehre Farben, so wird jede Farbe der Kette für sich gescheert und auf einen besonderen Baum gebracht. In der Reihe, wo die Kettenfäden durch das Rietblatt gehen, müssen dann die verschiedenen Farben mit einander und mit den Grundfäden gehörig abwechseln.

Insofern durch das Ausschweifen ein ähnlicher Erfolg gewonnen werden kann, wie durch das Broschiren (insbesondere das Lanciren), nämlich eine Figur aus Fäden, von denen der Grund nichts enthält, konkurriren beide Arten von Figurirung mit einander. Es bleibt zwar manchmal der Willkür überlassen, ob man die Figur durch Ketten- oder Einschußfäden bilden will, in den meisten Fällen wird aber die Wahl dadurch bestimmt, daß man danach trachtet, so wenig Material als möglich durch das Ausschneiden aufzuopfern. Muster, welche aus figurirten, ziemlich weit von einander stehenden Längenstreifen bestehen, werden daher am zweckmäßigsten durch Ausschweifen dargestellt, weil man, wenn man sie broschiren wollte, allen Figurschuß, der auf der linken Seite nutzlos von einem Streifen zum anderen läuft, verlieren würde. Figurirte Querstreifen oder zerstreute kleine Figuren, die in der Breitenrichtung näher beisammen stehen, als nach der Länge des Zeuches, eignen sich dagegen vorzugsweise und oft ausschließlich zum Broschiren.

Nicht selten verbindet man das Ausschweifen einer Figur mit der Figurbildung durch den Einschuß in die Grundkette selbst, so daß einige Theile der Zeichnung durch die Figurkette, andere durch das Flottliegen des Einschusses über die Grundkette sich bilden. Dieses Verfahren gewährt den doppelten Vortheil, daß man zweifarbige Muster erhält, ohne in der Figurkette mehr als eine Farbe zu haben, und daß, durch die Abwechselung in der Richtung der Fäden, ein angenehmes Spiel mit dem Glanz der Figur entsteht.

In Betreff der sammetartigen Zeuche s. Sammet und Sammetstuhl. Wir bemerken darüber nur noch folgendes Nähere über den Einschuß. Von den drei Schußfäden, welche zwischen je auf einander folgenden Nadelfachen liegen, pflegt man den ersten und dritten fein, den mittleren hingegen etwas stark zu nehmen, damit die Pole, die oberhalb dieses Fadens hingeht, durch denselben etwas mehr gekrümmt wird, was dem Festhalten des Flors im Gewebe günstig ist. Bei ungerissenem Sammet wird oft in das Nadelfach statt der Nadel ein dicker, z. B. baumwollener Einschußfaden gelegt, der darin bleibt und also beständig die über ihm gebildeten Maschenreihen ausfüllt, wodurch dieselben beim Anfühlen als feste Rippen sich darstellen, daher gerippter Sammet. Nicht selten läßt man, namentlich bei gezogenem Sammet, von dort drei oder vier Schußfäden, welche auf jede Nadel kommen, nur einen einzigen zwischen je zwei Maschenreihen offen liegen, und bringt dagegen die übrigen Maschenreihen verborgen an. Die Maschen selbst enthalten dann ein mehr breites Ansehen, indem die Punkte, wo ihre Enden auf dem Grunde aufstehen, um zwei oder drei Eintragfäden von einander entfernt sind. Zu diesem Zwecke muß die Pole so lang im Oberfach verweilen, bis 2 oder 3 Mal in die abwechselnden Fächer der Grundkette eingeschossen ist; dann schlägt man die Nadel ein, welche auf jene Einschußfäden zu liegen kommt, bringt die Pole für den folgenden Einschuß ins Unterfach und fährt so fort.

Gemusterter oder façonirter Sammet kann auf folgende Weise hergestellt werden: a) durch Flor von verschiedenen Farben, von welchen eine den Grund, die übrigen aber beliebige Zeichnungen darstellen; b) durch ungleiche Länge des Flores an verschiedenen Stellen, indem man dünnere und dickere Nadeln anwendet; c) durch theilweises Schneiden der Sammetmaschen, so daß der geschnittene Flor im ungeschnittenen, oder dieser in jenem Dessin bildet; d) durch bloß theilweise Besetzung des Grundes mit Flor, wobei die Figur aus (geschnittenem oder ungeschnittenem) Sammet von einem atlasartigen oder anders gewebten, oft selbst ebenfalls gemusterten Grunde umgeben ist. In diesem Falle dienen zum Weben des Grundes die schon bekannten Mittel, und die Kette desselben ist entweder, wenn die Figur in Längenstreifen fortläuft, mit keiner Pole versehen, oder die Polfäden werden überall, wo sie nicht Sammet bilden dürfen, in den Grund eingewebt, zuweilen auf der Rückseite flott liegen gelassen und dort nachher ausgeschnitten. e) Durch Verbindung mehrer der vorstehenden Methoden. Eine nähere Erläuterung erfordert nur noch die Dessinirung mit verschiedenen Farben, Sammet in Sammet. Dazu hat man folgende zwei Mittel: 1) eine vorausgehende, theilweise Färbung der Polkette; dieselbe wird hierzu auf gewöhnliche Weise flammirt (chinirt), nur mit gehöriger Rücksicht auf den Umstand, daß die Pole in bedeutenden und für jeden besonderen Fall genau zu bestimmenden Graden sich einarbeiten, wonach jede gefärbte Stelle auf dem Sammet oder Felbel viel weniger Länge einnimmt, als sie in der unverarbeiteten Pole gehabt hat, wogegen die Breite vor und nach der Bearbeitung gleich ist. Daß man auch bei Sammet das Bedrucken der Kette anwenden könne, versteht sich von selbst. Man hat sogar zuweilen kunstvolle Gemälde auf der Polkette mit dem Pinsel ausgeführt, die, wenn alle Längendimensionen genau im richtigen Verhältnisse aus einander gezogen sind, im fertigen Sammet ganz tadellos erscheinen. 2) Das gewöhnliche Mittel, um farbigen Sammet in Sammet zu dessiniren, ist die Anwendung einer mehrfarbigen Pole. Mit einer Pole, die nur in verschiedenen Theilen der Breite von anderen Farben ist, läßt sich auch nichts Anderes, als einfarbige Längenstreifen in Flor erzeugen. Sollen eigentliche Zeichnungen, wie Arabesken, Rosetten, Blumen, Wappen ꝛc., ja selbst Landschaften, Menschen- und Thierfiguren ausgeführt werden, so bedarf man dazu nicht nur einer größern Anzahl Farben, sondern man muß auch im Stande seyn, diese Farben in ihrer Versetzung gegen einander willkürlich wechseln, kurz jeden Punkt des Flores, jede Masche oder Noppe, gerade in der nöthigen Farbe erscheinen zu lassen. Man denke sich zu diesem Behufe statt jedes einzelnen Polfadens so viele verschiedene Fäden gesetzt, als Farben in der Zeichnung vorkommen, z. B. einen grauen, einen schwarzen und einen blauen, wenn etwa der Grund grau, die Figur theils blau, theils schwarz vorgeschrieben ist. Der

Leinwandgrund wird aus seiner Kette und seinem Einschusse mittelst Schäfter und Tritten wie gewöhnlich gewebt; die Hebung der Polfäden im Nadelfache dagegen geschieht durch die Jacquardmaschine, oder, wenn das Muster sehr einfach und nicht groß ist, allenfalls auch durch Fußarbeit. In jedem Punkte der Figur und des Sammetgrundes wird aber von den 3 verschiedenfarbigen Fäden, welche dicht neben einander liegen, nur derjenige gehoben, dessen Farbe im Flor erscheinen soll, während die übrigen ebenso mit der Grundkette vereinigt bleiben, wie es mit der ganzen Polkette in den Grundfachen, den Fachen für den Einschuß, der Fall ist. Hiernach ergibt sich von selbst, wie man bei zwei oder bei mehr als 3 Farben zu verfahren hat. Man vereinigt öfters in der Pole je 6 verschiedene Fäden, von welchen jeder wieder doppelt ist, d. h. aus zwei neben einander liegenden gleichfarbigen Fäden besteht, um das Grundgewebe besser durch den Flor zu decken. Die Anzahl Farben in einem ganzen Muster kann aber viel größer seyn, als 6; denn jeder zusammengesetzte Polfaden braucht nur diejenigen Farben zu enthalten, welche auf dem von ihm zu erzeugenden Längenstriche des Flors vorkommen, und in anderen Theilen der Pole können deshalb ganz andere Farben zusammengestellt seyn. Da nach Beschaffenheit des Musters jeder (doppelte) Polfaden eine verschiedene Anzahl von Noppen zu bilden hat, also in verschiedenem Maße sich einwebt, so muß auch ein jeder, unabhängig von allen anderen, auf einer Spule sich befinden, und der Stuhl hat daher anstatt des Polkettenbaumes eine Spulenleiter, wie der Posamentirstuhl. Nur bei sehr einfachen, aus wenigen Farben bestehenden Mustern, welche von der Art sind, daß alle Fäden einer Farbe gleichmäßig eingewebt werden, wird die Pole aufgebäumt, aber auf so viele Bäume, als Farben.

Maschinenwebstühle sind zwar neuerlich auch bei der Seidenweberei angewendet, allein mit einem weit geringeren Vortheil, als bei anderen Stoffen, weil die Ersparung an Arbeitslohn gering ist. Bei der Baumwollen-, Wollen- und Leineweberei ist ein Mensch im Stande, mehre Stühle zu beaufsichtigen; bei der Seidenweberei ist dies aber nicht der Fall, indem sie wegen der Feinheit ihres Materials, welches zu leicht reißt, stete Aufmerksamkeit erfordert. Auch muß zu viel Zeit und Arbeit angewendet werden, um alle Rauhheiten und Unebenheiten der Kettenfäden zu entfernen, während dessen das eigentliche Weben aufhören muß. Die Ersparung an Kraft, welche durch wirkliche mechanische Stühle erfolgt, ist daher von gar keiner wesentlichen Wichtigkeit. Vgl. K. Hartmann, Technologie. — Ueber die Band- und Bortenweberei s. diese Artt.

Geschichte der Seidenweberei. Im südlichen Asien ist das Weben der seidenen Zeuche uralt und daher selbst in gemusterten, geblümten und reichen Zeuchen, ungeachtet der einfachen, zum Theil rohen Werkzeuge, womit man sie verfertigt, in gewisser Rücksicht zur Vollkommenheit gebracht. Europa zieht fortdauernd eine Menge chinesischer und indischer seidener Stoffe und Zeuche, so wie manches andere Gewebe aus jenen Ländern, theils der Güte und theils der Wohlfeilheit wegen. In China ist die Provinz Nanking ein Hauptsitz der Seidenmanufakturen, welche sich hier in großer Menge befinden, da der Hof und die Vornehmsten des Reiches alle Seidenwaaren zu ihrem Luxus aus denselben erhalten. Unter den europäischen Seidenmanufakturen sind unstreitig verschiedene in Griechenland und den türkischen Ländern die ältesten, jetzt aber von geringer Bedeutung, wenn gleich manche durch einen starken inländischen Absatz beträchtlich. Von Griechenland aus ging die Seidenweberei zuerst nach Italien über, wo sie nach und nach zu großem Flor kam und in manchen Gegenden noch ist. Dieser fing besonders mit der Eroberung von Konstantinopel an, wo die Künste nach Italien flohen und unter dem Schutze der Mediceer in Florenz blühten. Neapel, Messina, Florenz, Genua, Lucca, Mailand ꝛc. zeichnen sich heute noch durch beträchtliche Manufakturen aus, deren Produkte einen sehr beträchtlichen Absatz nach vielen europäischen Ländern, nach der Türkei und der Levante haben. Der Handel der Italiener mit Seidenwaaren in Griechenland und der ganzen Türkei ist fortwährend sehr beträchtlich, und keine andere europäische Nation hat ihnen bis jetzt diesen Zweig der Industrie entreißen können, obgleich er in manchen italienischen Städten nicht mehr so blühend ist, wie vormals. Obgleich die Regierungen, hauptsächlich in Piemont, Alles gethan haben, was sie zum Besten der Seidenmanufaktur thun konnten, so fehlte es doch früher gegen das Ende des 18. Jahrhunderts an Ermunterung und Unterstützung von Seiten der Regierung und an Freiheit des Gewerbes. Durch die Verbesserung des Webestuhles sind die hier verfertigten Strümpfe z. B. eben so gut, wie die französischen. Die Privilegien der Hauptstadt beschränkten aber die Privilegien der Weberei, die in allen Provinzen ausgebreitet seyn sollte, mit wenigen Ausnahmen auf jene. Vornehmlich zeichneten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts u. in dem ersten Decennium des jetzigen die Seidenfabriken zu Turin, Como, Mailand und Vicenza aus, indem Turin besonders schwere Stoffe von edler Qualität, als Gros de Tours, Gros de Naples, Damaste ꝛc., Vicenza aber dergleichen aus gröberen Stoffen, als Ras de St. Maure, Moerins ꝛc., lieferte, während Como seine Leistungen mehr auf leichte Waarengattungen, vornehmlich auf leichte Taffete richtete, welche lange unter dem Namen der comoser Taffete in großen Massen nach dem Norden verkauft wurden. Die „Austria“ berichtet Anfangs 1850 über den Stand der Seidenstoff- und Bandfabrikation in der Lombardei Ende 1847, daß Bergamo, Brescia, Cremona im Laufe der Zeiten die Arbeiten eingestellt haben, daß hingegen

Mailand	1863	incl.	649	Jacquard
Como	2372	=	207	=
Monsa	9	=	—	=
Pavia	24	=	9	=
die Lombardei also zusammen . . .	4268	incl.	865	Jaquardstühle

beschäftigt, auf denen man besonders in Mailand einfache und gemusterte Stoffe, Sammete, Seidentapeten, Kirchenparamente, Schleier und Felbel verfertigt und wodurch cirka 7250 Personen Beschäftigung finden. In **Frankreich** führten zuerst die Päpste, und zwar im Komitat Venaissin gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, die Zucht der Seidenwürmer und allmählig auch die Verfertigung von Seidenzeuchen ein. Anfangs machte man dort einen leichten Seidenstoff, Doucette genannt, und darauf Damast, dessen Gebrauch die Genueser in Europa eingeführt hatten, indem sie eine Menge Damast aus der Levante, insonderheit von Damaskus dahin brachten. König Ludwig XI. und Karl VIII. zogen Griechen, Italiener, besonders Genueser und Florentiner mit vielen Privilegien nach Frankreich, die sich in Tours niederließen. König Heinrich IV. unterstützte den neuen Industriezweig ebenfalls. Im 17. Jahrhundert wurden die Seidenmanufakturen in Frankreich schon zahlreich und vervollkommneten sich sehr. Der Kardinal Richelieu unter Ludwig XIII. und Colbert unter Ludwig XIV. unterstützten und vermehrten sie ungemein, besonders zu Paris, Lyon und Tours. Lyon und Avignon wetteiferten mit einander; die Färberei ward sehr verbessert, die Muster wurden weit gewählter und schöner, bis 1722 und 1723 die Pest, welche in Lyon allein über 30,000 Menschen wegraffte, und übermäßige Abgaben die dortigen Manufakturen in Verfall brachte. In der Folge aber zog ein großer Theil der Arbeiter von Avignon nach Lyon und legte hier den Grund zu den nachmaligen schönen, zahlreichen Manufakturen, so daß ersteres von der Zeit an sehr zurückblieb, obwohl immer noch ein beträchtliches Gewerbe in mehren Arten der Seidenmanufakturen behielt. In neuerer Zeit begegnen wir in Lyon der Seidenwaarenfabrikation in ihrer höchst künstlerischen Entwickelung und größten Ausdehnung. Was Lyon in glatten Artikeln liefert, liefert es gut, was es aber in gemusterten leistet, ist noch an keinem Orte der Welt übertroffen, und könnte man auch wo anders die Qualität erreichen, was den Geschmack, die Eleganz und die Originalität, die in den Mustern herrschen, anlangt, hat diese ohne das Vorbild dortiger Fabrikate, mit den äußersten Ausnahmen, noch Niemand erreicht. Hierzu trug besonders die Erfindung des **Jacquardstuhles** bei; der Erfinder dieses schönen Mechanismus war ursprünglich ein unbekannter Weber, der nie an automatische Maschinen gedacht hatte, bis er bei dem Frieden von Amiens eine Gelegenheit erhielt, in einer englischen Zeitung das Ausbieten einer Belohnung von Seiten der englischen Gesellschaft der Künste für Den zu lesen, welcher durch Maschinerie ein Netz weben werde. Da erwachten augenblicklich seine schlummernden Fähigkeiten, u. er brachte wirklich ein Netz durch eine Maschine zu Stande; da er aber bei dem damaligen Zustande seines Vaterlandes keine Ermunterung finden konnte, legte er es eine Zeit lang bei Seite und gab es endlich gar einem Freunde als eine Sache von keiner besonderen Bedeutung. Das Netz kam indeß auf irgend eine Weise in die Hände einer öffentlichen Behörde und wurde nach Paris gesendet. Nach einer ziemlich langen Zeit, als Jacquard gar nicht mehr an seine Erfindung dachte, ließ ihn der Präfekt des Departements zu sich kommen und sagte: „Sie haben sich mit der Aufgabe beschäftigt, mittelst einer Maschine ein Netz zu machen?" Er erinnerte sich nicht sogleich daran, bis man ihm endlich seine Probe vorlegte. Der Präfekt forderte ihn auf, die Maschine zu bauen, welche zu diesem Resultate geführt habe, und Jacquard erbat sich drei Wochen Zeit dazu. Nach Verlauf derselben kam er mit seiner Maschine und ersuchte den Präfekten, mit dem Fuße auf einen Theil der Maschine zu treten, wodurch eine neue Masche zu dem Netze hinzugefügt wurde. Dies wurde nach Paris geschickt, und Napoleon befahl in seiner gewöhnlichen willkürlichen Weise, den Verfertiger dieser Maschine fest zu nehmen und nach Paris zu bringen. Er wurde sogleich einem Gendsdarmen übergeben und durfte nicht einmal nach Hause gehen, um sich mit Reisebedürfnissen zu versehen. In der Hauptstadt brachte man ihn in das Conservatoire des Arts und befahl ihm, hier die Maschine in Gegenwart von Aufsehern zu bauen, was er auch that. Als er Bonaparte und Carnot vorgestellt wurde, fuhr ihn der letztere mit den merkwürdigen Worten an: „Sind Sie der Mann, der das thun zu können behauptet, was Gott unmöglich ist, einen Knoten in einen ausgespannten Faden zu machen?" Jacquard zeigte, wie seine Maschine arbeite. Später forderte man ihn auf, einen Stuhl zu untersuchen, an dem 20 bis 30,000 Francs verschwendet worden waren, um damit Fabrikate für Bonapartes Gebrauch zu machen. (Es war ein Stuhl, Shawls für Josephine zu weben). Er unternahm es, mit einem sehr einfachen Mechanismus das zu bewirken, was man mit einem sehr zusammengesetzten nicht hatte zu Stande bringen können; er nahm als Muster ein Maschinenmodell von Vaucanson und brachte den berühmten Jacquardstuhl hervor. Belohnt mit einem Jahrgehalte von 1000 Kronen kehrte er in seine Vaterstadt zurück, fand aber die größten Schwierigkeiten, seine Maschine unter den Seidenwebern einzuführen und kam dreimal in Gefahr, ermordet zu werden. Der Rath der Sachverständigen (Conseil des Prud 'hommes), die officiellen Beobachter des Handels, ließ seinen Stuhl auf öffentlichem Markte zerbrechen, verkaufte das Eisen und Holz davon und zeigte ihn als Gegenstand des allgemeinen Hasses an. Erst als die Franzosen die Stärke der ausländischen Konkurrenz zu fühlen anfingen, nahmen sie ihre Zuflucht zu dieser bewundernswerthen Maschine ihres Landsmannes, und seitdem haben sie sich überzeugt, daß sie die einzige Stütze, der einzige Schutz ihres Geschäftes ist. Der **Stabstuhl** war eine schweizerische Erfindung und wurde von zwei Brüdern in die Nachbarschaft von St. Etienne gebracht. Auch sie sahen sich von den Bandwebern verfolgt und zur höchsten Noth gebracht. Der letzte von ihnen starb vor ungefähr 10 Jahren im Hospitale, ein Opfer der Ver-

folgung u. Vernachlässigung, obgleich sein Stuhl in den letzten Jahren ein Lieblingsmechanismus geworden u. fast allgemein selbst unter den Webern des Bezirks gebräuchlich ist, wo er so lange ein Gegenstand der Verwünschung war. — Das Seidengeschäft Frankreichs steht im Nachtheile mit dem Baue der Maschinen, wegen des so verderblichen Prohibitivsystems, wonach es einen Einfuhrzoll von 15 bis 33 Proc. geben muß, um den inländischen Maschinenbauer zu schützen, der dagegen für das geschützte Eisen 150 Proc. per Centner mehr zahlen muß, als er für das englische geben würde. Ebenso ist es mit dem Holze. Die französischen Städte haben drückende Abgaben, welche vorzugsweise auf die Arbeiter fallen, wegen der Auflagen auf Lebensmittel, Getränke u. Feuermaterial. Deshalb wanderten die Weber von Lyon u. St. Etienne nach den Vergen aus, zum großen Nachtheile des Geschäftes. Viele einsichtsvolle Fabrikanten in diesen Städten hegen auch große Besorgnisse über die Fortschritte, welche die Seidenmanufaktur bei den Vorzügen der englischen Maschinerie und des englischen Handels in England macht. Die ganze Zahl der Stühle in Lyon betrug 1832 25,000, wovon sich die eine Hälfte innerhalb, die andere außerhalb der Mauern befand. Die Einfuhr englischer Seidenwaaren hat sich zwischen den Jahren 1808 und 1830 um das Sechsfache vermehrt, indem sie in dem ersten Jahre 119,570 Frcs., in dem letzten 643,720 Frcs. an Werth betrug. Sie bestand größtentheils in Bändern und Tüchern, die nicht orientalischen Ursprungs, sondern in England gewebt waren. In Produktion von Mustern für Seidenwaaren stehen die Franzosen offenbar im Vortheil gegen die Engländer, gewiß aber nicht, sobald die Zeichnung auf den Stuhl übertragen ist. Die Art und Weise, wie der Geschmack in Lyon gepflegt wird, verdient besonders Untersuchung u. Nachahmung. Unter den Webern in jener Stadt widmen die Kinder und Jedermann, der bei der Erfindung neuer Muster sich betheiligt, Allem, was entweder der Form oder der Farbe nach schön ist, große Aufmerksamkeit. Man sieht Weber bei ihrer sonntägigen Muße Blumen pflücken und sie in allerhand Gruppirungen zusammenstellen. Fortwährend machen sie ihre Prinzipale auf neue Zeichnungen aufmerksam und sind so die Quelle eleganter Muster. Es dürfte kaum ein bedeutendes Haus in Lyon geben, das nicht einen Kompagnon hätte, der seine Stellung seiner Geschicklichkeit als Künstler verdankt. Der französische Fabrikant glaubt mit Recht, daß sein Muster das vorzüglichste Element seines Glückes im Geschäfte ist, denn die beste Arbeit des Webers ist mit den verbesserten Jacquardstühlen eine höchst einfache Sache. Er besucht deshalb die Schulen und wählt sich den Knaben aus, der sich durch Geschmack und Erfindung am besten für ihn zu eignen scheint. Er nimmt ihn in sein Haus, gibt ihm freien Tisch und eine kleine Besoldung, die mit der Zeit steigt. Nach drei oder vier Jahren, wenn sich der junge Künstler ausgezeichnet, erhält er das Doppelte oder Dreifache der Summe, und ist sein Ruf begründet, so kann er des Antrags, als Theilnehmer in das Geschäft einzutreten, gewiß seyn. Dies ist die gewöhnliche Geschichte vieler Schulknaben in Lyon. Der franz. Weber selbst, der 12 bis 18 Sgr. des Tages verdient, ist stolz auf seine Zeichnenkunst; er besieht mehre hundert Muster, die er besitzt, spricht sich über das Verdienst eines jeden aus und irrt selten, wenn er den Erfolg einer neuen Art vorhersagt. Hierdurch wird der Geist der französischen Seidenweber erhoben und gebildet und nicht in Branntweinhäusern verdummt, wie es bei den englischen so häufig der Fall ist. Bei Blumenmustern sind die französischen Zeichnungen ganz frei von Unpaßlichkeiten, da sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit von der Natur entlehnt werden. Sie verbreiten Geschmack über die ganze Welt, im Verhältniß zur Größe ihrer Ausfuhr, die sich auf 110 Mill. Frcs. an Werth beläuft. In der Schule zu Lyon können Sammlungen von Seidenfabrikaten studirt werden, die über eine Periode von 2000 Jahren hinausgehen und wobei Erklärungen über die Art gegeben werden, wie jedes Muster hervorgebracht wurde, von den rohen Seidenstoffen der ägyptischen Mumien, bis zu den gemusterten Geweben des letzten Jahres. Die Zahl der Seidenwebestühle in ganz Frankreich schätzt man auf etwa 80,000, worauf in der Regel jährlich für mehr als 250 Millionen Francs gefertigt wird, wovon reichlich die Hälfte zur Ausfuhr kommt. Im übrigen Frankreich begegnen wir der Seidenwaarenmanufaktur hauptsächlich noch in Paris, Nimes und Avignon (letzteres seit lange schon berühmt wegen seiner Marceline und Florence), so wie in minderer Ausdehnung im Departement Indre und Loire (Tours, St. Symphorien), Haut-Rhin (Guebwiller). — Die Schweiz leistet in den von ihr gepflegten Zweigen der Seidenwaarenfabrikation (meist glatte Stoffe und Bänder) ebenso Vorzügliches, wie Frankreich in seiner Art. Die Kantone Zürich und auch Basel sind der Hauptsitz dieser Fabrikation, die sich durch ihre Solidität und Billigkeit auf allen Märkten der Welt den wohlverdienten Ruf erwarben. Auf circa 30,000 Stühlen verarbeitet man hier jährlich etwa $^3/_4$ Mill. Kilogr. Seide, und es finden fast 60,000 Menschen gut lohnende Beschäftigung bei einem Industriezweige, der gestützt durch Kenntnisse, Fleiß und Geschicklichkeit, ungeachtet aller auswärtigen Konkurrenz in voller Blüthe steht und sich immer mehr ausdehnt. — Nach Frankreich und der Schweiz finden wir die Seidenfabriken in unbedeutender Ausdehnung in Deutschland. In Annaberg hat Lyon die einzige ebenbürtige Konkurrenz in Bezug auf qulitative Leistungen; außer Lyon ist es noch nirgends als hier gelungen, die Fabrikation reichfaçonnirter Stoffe (in cuit, souple und tr. gr. nr.) mit so glänzendem Erfolge nachhaltig zu betreiben; nirgends konnte aber auch der Grundsatz, nur edles, schönes und solides Fabrikat zu liefern, noch fester gehalten werden, als hier. Möchte überall im deutschen Vaterlande, im ganzen deutschen Fabrikstande dieser Grundsatz unverbrüchliche Geltung erlangen, möchte

man sich entschließen können, mit Außerachtlassung des momentanen Vortheils, auch etwas um der Sache selbst willen zu thun: man würde dann den leider manchmal nur zu wohl begründeten Klagen über schlechtes und immer schlechter werdendes Fabrikat nimmer begegnen. Da wir eben in Sachsen, so mögen hier Frankenberg (glatte, façonnirte Artikel, schöne Möbelstoffe), Penig, Lößnitz (dieses meist Tücher) noch Erwähnung finden. Die sächsischen Seidenfabriken mögen zusammen cirka 300—400 Stühle beschäftigen, die fast sämmtlich in geschlossenen Etablissements arbeiten. Von den preuß. Manufakturorten ist Krefeld einer der wichtigsten, im Bereiche der dort hauptsächlich angefertigten Arten von Seidenwaaren auch der bedeutendste. Seine schwarzen Lustrinen sind ihrer Farbe und ihres Glanzes wegen höchst beliebt, seine Glacé's, Rayes, Quadrillés, überhaupt alle dortigen Lustrinenartikel werden wegen ihrer verhältnißmäßigen Billigkeit und Schönheit überall in Deutschland, Holland, Schweden, Dänemark und Amerika verlangt, in Massen konsumirt, und eine größere Produktion von Sammeten, besonders von mittleren Qualitäten, hat kein Land, keine Provinz aufzuweisen; selbst Frankreich und England sind ihm darin Abnehmer. Die Anzahl der in Krefeld und nächster Nähe bestehenden Etablissements oder vielmehr Komtore — man hat hier wie in der Schweiz nur Hausindustrie —, die sich mit Seidenwaaren beschäftigen, beträgt über hundert, die Anzahl der Stühle cirka an 6—7000, zu denen Rheidt, Viersen, Gladbach, Mühlhausen, Süchteln, Geldern rc. noch ihren Kontingent stellen. Elberfeld, so bedeutend es in halbseidenen Artikeln fabricirt, hat in Bezug auf ganz seidene Stoffe, Krefeld gegenüber, nur eine sekundäre Bedeutung, liefert dagegen für Männer und Frauen außerordentlich viel. Langenberg bei Elberfeld arbeitet hauptsächlich in Schwarz, wobei es auch leider Tramen von 90—94 Loth, wenn auch nicht regelmäßig verwendet. Das Thema dieses Artikels erheischt die Erwähnung Berlins. Wird hier auch von manchem Hause recht Schönes, Anerkennungswerthes und Solides geliefert, so muß sich doch der Blick eines Jeden trüben, der ein Interesse für das Seidenwaarenfach, für einen Industriezweig hegt, dessen Aufgabe es ist, den edelsten, im Fache der langen Waaren bekannten Rohstoff, die Seide, zu verarbeiten, wenn er sieht, in welcher Verarbeitung hier im Allgemeinen dieser Rohstoff als Fabrikat in den Handel eingeführt wird. Das Losungswort ist hier nicht bloß „billig" (das will man ja überall), sondern „billiger, als irgendwo anders", und da sich hier nicht Verhältnisse vereinen, welche eine namhaft billigere Herstellung (bei gleicher Güte) als in Krefeld oder sonst wo in Deutschland und der Schweiz gestatten, so kann nur durch Herabdrücken der Qualität, durch unaufhaltsamen Fortschritt im Reduciren der Breiten, durch gesteigerte Erschwerung der Tramen, der niedrige Preis ermöglicht werden. Seit Mitte der 30er Jahre bis 1850 ist die anfänglich besonders für den deutschen Markt übliche Breite der Kleiderstoffe von 28/29 auf 22 und 21" zurückgegangen, die Trame färbt man bis zu 80 Loth und darüber (aus einem Pfund roher Seide) aus, und es gebührt Berlin der zweifelhafte Ruhm, den Impuls dazu gegeben zu haben. Es konnte dies nicht ohne Einfluß seyn auf die Fabrikation der Schweiz und Krefeld; sie folgten bis zu einer gewissen Grenzlinie, die sie aber nicht überschritten; lieber ließen sie manchen Artikel ganz fallen, mußten ihn fallen lassen, besonders die Schweiz, die für den Anfang des Zollvereins noch mit einem Eingangszoll von 110 Thlr. zu kämpfen hatte. Gleissen bei Frankfurt a. d. O. besitzt ein bedeutendes Etablissements, das, wenn auch nicht ganz frei von den Einwirkungen des berliner Prinzips, doch auch bereits sehr Schönes in Stoffen tr. souple und cuit selbst in hellen Farben leistet. Die Fabrikate von Züllichau verdienen alle Anerkennung. Innerhalb der Grenzen des Zollvereins begegnen wir der Seidenfabrikation noch in Augsburg, das darin allerdings nicht ganz auf der Höhe steht, die nöthig ist, um den gerechten Anforderungen des Geschmackes der Jetztzeit an dieses Fach allenthalben zu genügen. Baireuth liefert Brokatstoffe, Zweibrücken vorzügliche Plüsche; Bielefeld besitzt seit einigen Jahren eine Seidenfabrik, die sich besonders der Herstellung glatter Stoffe von schwarzer Farbe widmet und ihrem Grundsatz, nur Gutes herstellen zu wollen, getreu, auch gute und solide Waare liefert. Oesterreich hat höchst bedeutende und wichtige Seidenwebereien, deren Erzeugnisse, obgleich in Appretur und Geschmack mehr auf das große Reich berechnet, doch auch in einigen Artikeln zur Ausfuhr kommen, in Betrag von etwa 2¼ Mill. Gulden. Die Gesammtzahl der in Wien arbeitenden Seidenfabrikanten betrug 1846 180 und beschäftigte 4100 Gesellen, 5000 Arbeiterinnen und 860 Lehrlinge, zusammen also etwa 10,000 Arbeitende, welche Zahl sich bei günstigen Umständen um einige Tausende vermehrt, bei ungünstigen sich um eben so viel vermindert. Sie erzeugen jährlich beiläufig 37,000 Ellen Sammet, 20,000 Ellen Felbel, 563,000 Ellen schwere Stoffe, 3300 Ellen ächte und 18,240 Ellen unächte Goldstoffe, 1,760,000 Ellen Taffet, 87,700 Ellen Atlas, 4940 Ellen Krepp, 264,690 Ellen Kleider- u. 57,200 Ellen Möbelstoff, 51,960 Ellen Petinet, 847,200 Ellen Gazestreifen, 79,000 Stück Binden, 2000 St. Schärpen, 5800 Stück Schleier, 888,000 Stück Tücher, 1,200,000 Stück Bänder, was sich zum Verkaufspreis aus erster Hand auf etwa 8 Mill. Gulden berechnet. Außerdem verarbeiten noch 7 bis 800 Fabrikanten in Mischungen mit anderen Stoffen gedrehte oder offene Seide, so daß die Gesammtverarbeitung in Seide zu Wien den Werth von 12 Mill. Gulden erreicht hat, und bei gutem Geschäfte noch weiter reichen dürfte. In Italien wird etwa für 6,700,000 Gulden, in den übrigen Provinzen für etwa 800,000 Gulden Seidenfabrikat erzeugt, so daß die Gesammterzeugung des Reiches an Fabrikaten gegenwärtig etwa 20½ Mill. Gulden beträgt. In Wien, wie auch in Krefeld sind in den letzten Jahren sehr gelungene Versuche in der Grenadin-

Weberei gemacht worden. — Die Seidenfabrikation wurde schon im 15. Jahrhundert in England betrieben, und schon 2 Jahrhunderte früher sind daselbst seidene Kleider von angesehenen Personen getragen worden. Vor der Zeit der Königin Elisabeth scheinen aber die S.en daselbst keinen Fortgang gehabt zu haben, doch trug die lange friedliche Regierung derselben und die Einwanderung von Flamändern, die durch die Unruhen in den Niederlanden vertrieben wurden, viel dazu bei, daß sich auch in England das Gewerbe der Seidenweber hob. Die londoner Seidenspinner vereinigten sich 1562 zu einer Genossenschaft, welche 1692 inkorporirt wurde. Obgleich durch die bürgerlichen Kriege zerstört, wurde deren Zustand doch so blühend, daß die Einleitung zu dem 1666 erlassenen Gesetze angibt, daß nicht weniger als 40,000 Personen damals damit beschäftigt gewesen. Es ist jedoch hierbei wichtig zu bemerken, daß, obgleich die Einfuhr französischer und anderer fremden Seidenwaaren von Zeit zu Zeit verboten wurde, namentlich während der Regierung Jacobs I. und Karls I., während des Protektorats und während der Regierung Karls II., man doch das Verbot nicht strenge hielt und im Allgemeinen genommen die Einfuhr so gut wie frei war. Eine sehr starke Anregung, wenn auch nicht so bedeutend, als man solche gewöhnlich geschildert hat, erhielt die englische S. 1685 durch den Widerruf des Edikts von Nantes. Durch diese rücksichtslose Maßregel vertrieb Ludwig XIV. mehre Hunderttausende seiner geschicktesten und fleißigsten Unterthanen und nöthigte dieselben, in fremden Ländern einen Zufluchtsort zu suchen; 50,000 derselben kamen nach England. Die, welche Seidenweber gewesen waren, fingen ihr Gewerbe zu Spitalfield bei London wieder an und führten mehre neue Zweige ihrer Kunst ein. Zu der Zeit, als die französischen Flüchtlinge nach England kamen, war die Einfuhr fremder Seidenwaaren frei, und nach den Registern des Zollhauses wurden in dem Zeitraume von 1685—1692, als gerade die britischen S.en am meisten aufblühten, jährlich für 6 bis 700,000 Pfd. St. fremde Seidenwaaren eingeführt. Doch blieb dieser Zustand nicht lange derselbe. Die französischen Flüchtlinge, welche mit den Künsten des Monopolismus eben so bekannt gewesen zu seyn scheinen, wie mit denen der Seidenspinnerei und Seidenweberei, erlangten ein Patent, welches dieselben ermächtigte, gewisse seidene Zeuche, Lustrine und à la mode genannt, die damals in großem Begehr standen, allein verfertigen zu dürfen. Doch damit waren sie noch nicht zufrieden, denn 1697 wurden ihrem Anliegen gemäß, durch Parlamentsakte die Einfuhr aller französischen und fremden Seidenwaaren untersagt, und 1701 wurde das Verbot auch auf ostindische und chinesische Seidenzeuche ausgedehnt. Diese Thatsachen beweisen die Grundlosigkeit der so allgemein verbreiteten Meinung, daß England die Einführung und Errichtung seiner S.en der Maßregel der Einfuhrverbote zu danken habe. So wenig ist dies der Fall, daß vielmehr zahlreiche Parlamentsakten und andere offizielle Aktenstücke beweisen, daß die S. alle vorkommenden Schwierigkeiten überwunden und sich befestigt hatte, lange ehe die Behelfe des Monopolismus für solche in Bewegung gesetzt worden, d. h. ehe die Seidenmanufakturisten glaubten, Zeitverordnungen und Bemühungen von Beamten für den Absatz ihrer Waaren mehr vertrauen zu müssen, als der eigenen Geschicklichkeit und ihrem Kunstgenie. Das Jahr 1719 brachte in der Geschichte der britischen S. einen wichtigen Zeitabschnitt hervor. Einem Herrn Lombe und seinem Bruder wurde ein Patent verliehen für die von ihm zu Derby errichtete Seidenmühle oder Spinnmaschine, für welche derselbe die Modelle sich heimlich aus Italien verschafft hatte. Nach Ablauf des Patents verweigerte das Parlament dessen, von Sir Thomas Lombe nachgesuchte Erneuerung, vergütete aber demselben wegen der dem Lande durch Einführung dieser Maschine geleisteten Dienste 14,000 Pfd. Sterling, denn man war der Meinung, durch diese Maschine der Einfuhr der gesponnenen Seide überhoben zu seyn, welche man früher stets aus Italien einzubringen pflegte. Anstatt aber dadurch die gehofften Vortheile zu erlangen, ist es nur zu gewiß, daß die Einführung von Seidenmühlen oder Spinnmaschinen für Seide sich als eines der größten Hindernisse zur Ausbreitung der S. in England gezeigt hat. Diese Maschinen würden nämlich nicht haben erbaut werden können, ohne daß eine drückende Abgabe auf Organsin- oder Kettenseide gelegt wurde; der Umstand, daß solche nun einmal vorhanden und mit einem großen Aufwande an Kapital erbaut worden waren, wurde länger als ein Jahrh. hindurch als ein triftiger Beweggrund angesehen, mit hohen Abgaben auf die Seide fortzufahren. Von diesem Zeitpunkt an bis 1824 bietet die Geschichte der S. in England wenig mehr zu betrachten dar, als eine Reihe von Beschwerden der Seidenweber wegen der Einfuhr fremder Seidenwaaren, so wie ohnmächtige Versuche von Seiten des Parlaments, letztere zu verbieten; ferner Zusammenrottirungen und Gewaltthätigkeiten der Arbeiter u. s. w. Von 1824 ab hob sich die englische Seidenfabrikation immer mehr, und man schätzt jetzt die Fabriken auf 290, welche etwa 30,000 Arbeiter beschäftigen und für 10 Mill. Pfund Sterling Waare erzeugen sollen, wovon für 2 Mill. ausgeführt werden soll.

Seidenmaschine (Seidenmühle), s. Seidenfalter und Seidenmanufaktur.

Seidenmaus (Säugeth.), Mäusegattung, s. v. a. Habrocoma *Waterh.*

Seidenmoos (Bot.), s. v. a. Hypnum splendens *Hedw.*

Seidenmotte (Entom.), s. v. a. Seidenfalter (s. d.), Bombyx Mori *Fabr.* — Wilde Seidenmotte, s. v. a. Saturnia vestiaria *Schenk.*

Seidenmuschel (Mollusk.), s. v. a. Pinna nobilis *L.*

Seidenpapier, s. Papier.

Seidenpflanze (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Asclepias *L.*

Seidenpflanzengewächse (Bot.), Pflanzenfamilie, s. v. a. Asclepiadeen (s. d.).

Seidenpudel (Säugeth.), s. v. a. Seidenhund, Canis familiaris extrarius *L.*

Seidenraupe (Entom.), s. v. a. Bombyx Mori *Fabr.*, s. Seidenfalter.

Seidenrheder, s. v. a. Seidenmaschine.

Seidenrolle, auf eine hölzerne Rolle gesponnene Seide.

Seidenrock (Pomol.), in Baden s. v. a. Seidenhemdchen.

Seidenroth, kurhess. Dorf, Prov. Hanau, Kr. Schlüchtern, Amt Steinau, 310 Einw.

Seidensäure (Seidenwurmsäure, Chem.), von Chaussier in den Seidenraupen während ihrer Metamorphose beobachtet, kann auch durch Destillation der rohen Seide mit verdünnter Schwefelsäure erhalten werden. Sie riecht scharf, durchdringend, reagirt sauer, schmeckt scharf und schwach sauer, mischt sich mit Wasser, gibt mit reinen und erdigen Alkalien lösliche Salze, trübt auch Eisen-, Quecksilber-, Silber- und Kupfersalze nicht.

Seidenschmetterling (Entom.), s. v. a. Seidenfalter (s. d.), Bombyx Mori *Fabr.*

Seidenschwanz (Geogr.), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Klein-Skal; 340 Einw.

Seidenschwanz (Ornith.), Ampelis *L.*, Gatt. der Passeres dentirostres *Cuv.*, der Ordn. der Zahnschnäbler und der Zunft der Schnäpper nach Oken. Allgem. Charakter: Schnabel niedergedrückt, kurz, ziemlich breit, leicht gebogen; Nasenlöcher unter Federn versteckt, nur im Alter die Nasengruben bisweilen nackt. Dumme, gesellige, meistens von Beeren und saftigen Früchten lebende, wohlschmeckende Vögel; 24 Arten, welche wir nach Cuvier in folgenden Untergattungen beschreiben: I. Querula *Vieill.*, Schnabel ziemlich stark, spitzig; leben auch noch von Insekten. Sind in Amerika zu Hause, fliegen truppweise in den Gehölzen umher und heißen in der Heimath nach ihrem Geschrei Piauhau: 1) A. (Q.) rubricollis *Vieill.*, Muscicapa rubricollis *Gm.*, gemeiner Piauhau. Schwarz, beim Männchen mit prächtig purpurrother Kehle. Vieillot, Gal. 115. — 2) A. (Q.) rubra *Vieill.*, Le Cotenga rouge *Vaillant*, Ois. d' Am., Taf. 25, 26. Purpurroth, Schwingen und Schwanz beim Männchen schwarz; Kopf- und Brustfedern geschlitzt. Die größte Art, von der Größe des Raben. — 3) A. (Q.) cinerea *Vieill.*, grauer Cotinga. Obenher dunkel-aschgrau, untenher heller; Flügel erreichen kaum den Schwanz. Enl. 699. — 4) A. (Q.) scutata *Temm.*, Coracias scutata *Lath.*, Pie à gorge ensanglantée *Az.*, Kropfzuser. Schwarz, Unterhals, Seiten desselben und Querbrust scharlachroth. Kehle schlaff, die rothen Federn bilden im Affekt einen Halskragen. Temm. Col. 40. — II. Cotinga *Cuv.*, Schmuckvögel, eigentliche Cotinga, Zuser. Schnabel etwas schwächer. Nähren sich von Beeren und saftigen Früchten, doch auch von Insekten. Halten sich in den feuchten Gegenden von Amerika auf und zeichnen sich meistens durch den Purpur- und Azurglanz aus, der das Gefieder der Männchen zur Zeit der Liebe schmückt. Den übrigen Theil des Jahres sind beide Geschlechter nur braun oder grau: 5) A. (C.) carnifex *L.*, L'Ouette, Kardinal. Scheitel, Bürzel, Bauch, Schwanz scharlachroth, letzterer schwarz gesäumt, alles Uebrige schwarz. Die vierte Schwungfeder des Flügels zurückgezogen, verkürzt, wie verhornt. Enl. 378. — 6) A. (C.) Pompadora *L.*, rother Schmuckvogel, franz. Pompadour. Schön hellroth mit weißen Schwingen. Die großen Deckfedern haben steife Bärte und sind wie ein Dach in spitzem Winkel nach zwei Seiten gestellt. Enl. 279. — 7) A. Cotinga *L.*, Cotinga coerulea *Cuv.*, blauer Schmuckvogel, le Cordon bleu, Kirva. Kinn, Kehle, Mitte des Bauchs und der Brust dunkel violet, ein breites Querband auf der letztern, so wie alle Obertheile prächtig glänzend-ultramarinblau; Flügel und Schwanz schwarz. Enl. 186. 188. — 8) A. (C.) Cayana *L.* Schön blau, Hals unten violet, Schwanz und einige Schwungfedern schwarz. Enl. 624. — 9) A. (C.) purpurea *Licht.* Ganzes Gefieder schwärzlich purpurfarben, Schwungfedern weiß mit schwarzen Spitzen. Weibchen und junger Vogel aschgrau. — 10) A. (C.) cucullata *Temm.*, Col., 363. Kopf, Hals und Brust tief schwarz, der übrige Körper rein gelb, Rücken braun, Schwingen und Schwanzfedern eigentlich schwarz, aber schön grün gesäumt, was bloß sichtbar ist. — 11) A. (C.) melanocephala *Pr. M.* Kopf schwarz, Körper zeisiggrün, Bauch gelbgrün mit schwärzlich grauen Querwellen. Brasilien. — III. Tersina *Vieill.*: 12) A. (T.) tersa *Gmel.*, *Temm.*, Pl. Col., 5; s. Tersina. — IV. Ceblepyris *Cuv.*, Raupenfresser. 6 Arten, 13—18, s. Ceblepyris. — V. Bombycilla *Briss.*, eigentliche Seidenschwänze. Kopf mit einem Federbusch geziert; Schnabel an der Wurzel breit, mit einer Kerbe vor der schwach gebogenen Spitze des Oberkiefers; vor der Spitze des Unterkiefers ein leichter Ausschnitt; Bartborsten kurz. Leben Sommers in den nördlichen Polargegenden und ziehen Winters südlicher: 19) A. (Bomb.) Garrulus *L.*, gemeiner Seidenschwanz, franz. Jaseur de Bohème, engl. Waxwing. Röthlichgrau; Kehle und ein Streif durch das Auge schwarz; Bauch weißlich; Schwanz schwarz mit gelber Spitze; Flügel schwarz, weiß und gelb gefleckt. An den Spitzen der hintersten Schwungfedern, bei recht alten Männchen selbst an den Spitzen der Schwanzfedern, stehen scharlachrothe Hornplättchen. Länge 8 bis $8^3/_4$ Zoll. Ein prächtiger Vogel, der den hohen Norden Euroap's u. Sibirien bis zur Lena bewohnt, und sich während der Brutzeit von weichen, geflügelten Insekten nährt, die er großentheils wie ein Fliegenschnäpper aus der Luft fängt. Im Winter kommt er schaarenweis, zuweilen in ungeheurer Menge, nach Deutschland und nährt sich von Beeren, vorzüglich von Vogel-, Wachholder-, Faulbaum- und Weißdornbeeren. Sein Gesang ist sehr gering. Er hält sich im Käfig recht gut, allein man bekommt ihn wegen seiner Faulheit und ungeheuern Gefräßigkeit leicht satt. Gibt man ihm Vogel- und Wachholderbeeren, so sucht er, wenn er nichts mehr in der Krippe findet, aus seinem Miste die

unverdauten Stücken heraus. Will man einen recht ungeheuern Gestank haben, so braucht man nur einen S. mit bloßen Wachholderbeeren zu füttern, den Mist 3—4 Zoll hoch werden zu lassen und ihn dann umzuwühlen. Ofenwärme ist ihm lästig. Am besten paßt er sich in einen großen, im Freien stehenden Käfig, woselbst er sich wirklich prächtig ausnimmt, während des Sommers mit Gerstenschrot, wovon man die Spelzen abgesiebt und dem man Milch beigemischt hat, mit Brod u. s. w. gefüttert wird, im Winter aber Beeren bekommt. Des Sommers bei warmem Wetter keucht er, die Kälte des Winters ist ihm dagegen nicht zuwider, so lange sie nicht sehr heftig ist. In Jahren, wo es viele Vogelbeeren gibt, kann man den S., da er nicht scheu ist, anfangs sehr leicht von den Bäumen herabschießen. Auf dem Heimzuge im Februar und März ist er auch in Gärten und Feldgehölzen, auf Bäumen nicht schwer zu beschleichen. Man ladet mit Schrot Nr. 5 und 6. Er fängt sich leicht in Dohnen, Sprenkeln, auf dem Vogelheerde, und gibt eine wohlschmeckende Speise. Pl. enl., 261; Bechstein III, 410, T. 6. — 20) A. (B.) americana *Wils.*, Bombycilla Cedrorum *Vieillot*, Gal. 118, engl. Cedar-bird. Voriger Art sehr ähnlich, aber fast um die Hälfte kleiner, auch ist der Federbusch steifer und spitzer. Das Schwarz am Kopfe bis zum Schnabelwinkel weiß eingefaßt; Schwingen und Bürzel, nebst Oberseite des Schwanzes hellschieferblau; Bauch unten gelb; Steiß weiß. Kehlfedern liegen knapp an. In Nordamerika. — 21) A. (B.) phoenicoptera *Temm.*, Col. 450. Federbusch länger und getheilter, als beim gemeinen S., einige Federn schwarz; Vorderkopf rostgelb, eben so die Steißfedern; Enden des Schwanzes und der kleinen Flügeldeckfedern roth. Japan. — VI. Procenias Hoffmansegg, Hämmerling. Drei Arten, 22—25, s. Procnias *Hoffm.* und Casmarhynchos *Temm.* — VII. Gymnoderes, *Geoffr.* 26) A. (G.) nudicollis *Geoffr.*, gemeiner Kahlhals, s. Gymnoderes.

Seidenspinner (Entom.), s. v. a. Seidenfalter (s. d.).

Seidenspitzen, s. v. a. Blonden.

Seidensticker (Biogr.), 1) Johann Anton Ludwig, Rechtsgelehrter, 1766 zu St. Andreasberg auf dem Oberharz geboren, ward 1797 Privatdocent der Universität und Vicesyndikus der Stadt Göttingen, 1804 weimarischer Hofrath und Professor der Rechte zu Jena, 1816 Oberjustizrath zu Hannover, wo er 1817 †. Schrieb: Commentatio de jure emigrandi, Gött. 1788; — Entwurf systematischer Pandekten, das. 1790; — Beiträge zum Reichsstaatsrecht, das. 1795; — Elementa juris civilis Romanorum, das. 1796; — Corpus juris civilis in chrestomathiam contractum, das. 1798; — Juristische Elemente, das. 1802; — Specimen doctrinae de jure monetae chartaceae, Jena 1806; — Entwurf eines Systems des Pandektenrechts, das. 1808; — Kritische Literatur des gesammten napoleonischen Rechts, Tüb. 1811. — 2) Georg Friedrich Karl Theodor, geb. 1797 zu Göttingen, frequentirte bis zum 12. Jahre das Gymnasium seiner Geburtsstadt, zog alsdann mit seinen Aeltern nach Moringen, wo sein Vater Kantonmaire wurde, und trat, um später durch die Militärpflichtigkeit nicht in seinem Studium gehemmt zu werden, 1811 in das erste westphälische Husarenregiment ein. Nachdem er dem russischen und sächsischen Feldzuge beigewohnt hatte, avancirte er 1813 zum Lieutenant der Garde-Chevauxlegers, fiel aber in die Hände der Oesterreicher, machte in österreichischen Diensten die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und ließ sich nach erfolgtem Frieden auskleiden. So kam er, kaum 18 Jahre alt, um seine Studien fortzusetzen, wieder zurück nach Göttingen. Hier genoß er etwa noch anderthalb Jahre Privatunterricht, darauf studirte er 3 Jahre auf der Universität Mathematik. Weil er keine angemessene Stellung finden konnte, ertheilte er in Göttingen einige Zeit Privatunterricht und arbeitete dann bis 1822 bei dem dortigen Advokaten Eggeling. Von Neuem bezog er jetzt die Universität, um sich 2 Jahre lang dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, wurde Advokat und erwarb sich in dieser Stellung in jeder Beziehung die Achtung und Zuneigung aller derer, welche ihn kennen lernten. An den göttinger Unruhen im J. 1831 nahm S. lebhaften Antheil. Deßhalb wurde er auch zum Befehlshaber der neu errichteten Bürgergarde ernannt, wollte sich bei Besetzung der Stadt durch Truppen flüchten, fiel jedoch in die Gewalt seiner Feinde und kam nach Celle ins Gefängniß. Hier ward ihm der Prozeß gemacht, in Folge dessen er 1836 zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde. Dies Erkenntniß fand 1838 seine Bestätigung in zweiter und 1840 in dritter Instanz. Seine Frau und die 5 noch unerzogenen Kinder erhielten unterdessen Unterstützung von S.s Freunden, besonders von Itzstein. Da schlug für S. endlich im Okt. 1845 nach 14jähriger Kerkerqual die Stunde der Erlösung, indem er die Freiheit erlangte unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandern wolle. Dieß geschah. Er schiffte sich im Nov. 1845 nach der neuen Welt ein, wurde dort bei seiner Ankunft mit großen Ehren empfangen und fand bald eine angemessene Stellung.

Seidenstickerei, 1) die Kunst mit Anwendung sowohl bunter offener, als auch gezwirnter Seide allerlei Figuren zu sticken; — 2) die auf diese Art verfertigten Arbeiten.

Seidenstücker, Johann Heinrich Philipp, Schulmann, 1766 zu Haynrode im Schwarzburgschen geboren, ward 1796 Gymnasialdirektor zu Lippstadt, 1809 Rektor zu Soest; † 1817. Schrieb: Leitfaden für den ersten Unterricht in der hebräischen Sprache, Helmst. 1791; — Ueber Schulinspektion ꝛc., Lippst. 1797; — Deklamatorisches Lesebuch; Dortm. 1807, 4. Aufl., Hamm 1836; — Ueber Methode und Geist des Schulunterrichts, Soest 1810; — Elementarbuch zur Erlernung der franz. Sprache, das. 1811, 8. Aufl., Hamm 1833, 2. Abth., das. 1814, 6. Aufl., das. 1839; — Elementarbuch zur Erlernung der latein. Sprache, Dortm. 1814, 6. Aufl., Hamm 1836; — Vorschlag zur zweckmä-

ßigen Einrichtung der Schulexamen, 2. Aufl. 1815; — Anfangsbuch zur Erlernung der griech. Sprache, Dortm. 1816, 3. Aufl., Hamm 1831, 2. Abth., das. 1825.

Seidentraube (Pomol.), 1) gelbe, s. v. a. früher Leipziger (s. d.); — 2) grüne, Kl. 2, Ordn. 2, Rang 1, nach Fintelmann. Gute Traubensorte, die sich von der gelben S. oder dem frühen Leipziger durch kahle Endspitzen, weißlich grüne, mehr einfache, als dichte Trauben, etwas spätere Reife und langstielige, längliche Blätter unterscheidet. Kultur und Schnitt wie beim frühen Leipziger.

Seidenvögel (Ornithol.), s. v. a. Ampelidä, Abtheilung der beerenfressenden Kegelschnäbler. Nasenlöcher unter Federn versteckt, nur im Alter die Nasengruben zuweilen nackt, Schnabel am Grunde sehr breit. Dumme, gesellige, nur von Beeren und saftigen Früchten lebende, wohlschmeckende Vögel: Rupicola, Ampelis, Bombycilla, Procnius, Gymnocephalus; s. Passeres.

Seidenvögelchen (Ornith.), s. v. a. Trochilus holosericeus *Sh.*

Seidenvolz (Bot.), Faserpilzgatt., s. v. a. Byssus *L.*

Seidenwaaren. Dieser in den verschiedensten Arten erscheinende, fast ausschließlich zur Deckung des Luxusbedarfs dienende Artikel wird entweder unvermischt, in Ganzseide, oder vermischt mit Baumwolle, Leinen, Wolle, in neuerer Zeit sogar mit Glasfäden (zu Möbelüberzügen und Tapeten) hergestellt. Die reinseidenen Stoffe sind entweder a) in ganz gekochter Seide (tout cuit) gefertigt, indem sowohl die zur Kette (chaine) als zum Schuß (trame) zu verwendende Seide bei dem Färben durch vollständiges Auskochen von allen ihr beiwohnenden Unreinigkeiten, dem sog. Gummi, gesäubert und dem Faden die Sprödigkeit genommen wird, wobei nach Maßgabe der Farbe mehr oder weniger (bei Blau, Raymond und einigen andern am meisten) am Gewicht verloren geht, der Stoff aber an Dauer, Sauberkeit und Glanz gewinnt, weshalb auch früher eine andere Behandlung der Seide fast gar nicht angewendet wurde; b) in halbausgekochter Seide (souple). Hierbei begnügt man sich, die Seide nur von den gröbsten Unreinigkeiten zu befreien und geschmeidig zu machen. Um Stoffe, zu denen derartige Seide verwendet werden soll, den tout cuit fabricirten ähnlichen zu halten, wird nur der Einschlag Souple genommen; die Kette aber wird von solcher Seide nur zu ganz billigen (meist ordinären, gestreiften) Kleiderstoffen oder theilweise zu Florence und Marceline in Anwendung gebracht. In allen übrigen Stoffen aber verwendet man in der Regel als Kettseide nur tout cuit. Die trame souple fabricirten Stoffe haben die Eigenthümlichkeit, daß sie, mehr als die andern, dem Beschlagen ausgesetzt sind. Unter Letzterem versteht man die sich in Folge langen Lagerns oder von Temperatureinflüssen (nach längerer Kälte plötzlich eintretende Wärme, in deren Folge Feuchtigkeit auf das Zeuch niedergeschlagen wird) auf der Oberfläche des Stoffs bildende weiße, schimmelige Decke, die sich jedoch verwischen und durch Einwirkung der Wärme oft gänzlich beseitigen läßt. c) Dunstschwarz (gros noir). Bei dieser für den Einschlag angewendeten Färbung wird die Seide mit der, mit Kohlenstaub u. a. versetzten schwarzen Farbe dergestalt gesättigt, daß sie das Gewicht derselben bedeutend erhöht. Am weitesten ist man damit in Berlin gegangen, wo man theilweise leider eine Force darin sucht, statt der Herstellung edler Fabrikate, nur billige Waare (und folgerichtig allemal schlechtere) anzufertigen, indem man vorzugsweise dort die Tramen bis auf 80 und mehr Loth und Pfund Seide erschwert. Da der Faden durch diesen ungehörigen Zusatz anschwillt, gibt er dem Stoff eine scheinbare Stärke und Dicke, verleiht dem nicht atlasartig gewebten aber auch ein todtes, manchmal baumwollenähnliches Ansehen, greift nicht selten die Farbe oder Kette an und erzeugt so Flecken. Am besten verwendbar ist der Einschlag von gros noir Seiden bei einseitig (à une face) gearbeiteten Artikeln (à Satin de Chine, Satin), d. h. bei solchen, wo die Kette die ganze rechte Seite des Stoffs bildet und vollständig deckt und die Trame somit dessen Ansehen nur wenig benachtheiligt, durch den stärkern Griff ihn aber verkäuflicher macht. d) Rohe Seide (Soie écrue) wird bei der Seidenwaarenfabrikation verhältnißmäßig nur sehr wenig gebraucht, und verwendet man sie theilweise lediglich zu den Foulards (auch Bast genannt), zu Kleidern, Taschentüchern, Vorhängen und wie die Mode in letzter Zeit wollte, auch zu Beinkleidern und Westen. Die ächten Baste sind ostindischen Ursprungs, aber auch in Lyon, Elberfeld und Wien hat man deren Herstellung mit vielem Erfolg versucht, besonders hat die Fabrikation von Taschentüchern, seitdem der stereotype ostindische Geschmack den Konsumenten nicht mehr genügt, in England und Elberfeld, die sich mehr dem Lagergeschmack fügten, eine bedeutende Ausdehnung erlangt. e) Floretseide (Soie Fantaisie, Filoselle, engl. spun silk), die ordinärste, aus Abfällen bestehende Seide. Man hat diese in den letzten Jahren besonders zur Fabrikation der, den Namen der Foulards fälschlich tragenden gestreiften und karrirten Stoffe, zu Kleidern, Echarpes, Fichus und Taschentüchern benutzt, und namentlich Kleiderstoffe von Fantaisie in Paris und Scherpen und Tücher in Lyon in Massen fabricirt. Der Mangel an Solidität, da man die Kette aus rechter Seide zu dünnfädig nahm, hat aber diese aus Floretseide gefertigten Stoffe nunmehr in Mißkredit gebracht, und thut die Mode noch das Ihrige dazu, sie ganz wieder zu verdrängen. Zur Zeit wird die Floretseide viel in Verbindung mit Baumwolle und Wolle verwendet. — Die aus Seide hergestellten Stoffe gehen zum Theil in dem Zustande, wie sie aus der Fabrikation hervorgehen, nur gereinigt von den auf der Oberfläche oft hervortretenden Fasern (genoppt) in den Handel über, oder sie unterliegen noch der, den verschiedenen Stoffen nach ihrer Eigenthümlichkeit oder durch das Verlangen der Konsumenten nöthigen Zurichtung. Diese besteht: 1) in der warmen Presse, die dem Stoff wohl etwas von seinem

natürlichen Glanze nimmt, ihm aber Weichheit und glatte, geschlossene Lage gibt, bei Florence, Gros de Nâples, Lustrine oft angewandt wird; 2) in der Appretur, wodurch die Waare durch Zusatz von Gummi u. s. w. griffiger und theilweise glänzender und mancher Artikel, wie leichter Atlas, erst zur Erfüllung seiner Bestimmung geeigneter gemacht wird. Hier möchte auch das Moiriren und Gauffriren zu erwähnen seyn. Das Moiriren (Moiré) bezweckt, einer Seite, selten beiden Seiten der Waare das bekannte gewässerte Muster zu geben, indem man die Waare, nach geschehener nöthiger Vorbereitung, an beiden Enden zusammennimmt und so doppelt durch zwei, einen kalten und einen erwärmten Cylinder streng durchgehen läßt und auf diese Weise durch den dadurch auf die Waare ausgeübten Druck das sogen. Wasser erhält. Hierbei ist zu bemerken, daß nur die Stoffe oder die Stellen sich wässern lassen, die gros de nâples-artig gearbeitet sind, indem atlasartig gearbeitete Stoffe das Moiré nicht annehmen. Werden die zum Moiriren verwendeten Walzen so bearbeitet, daß nur in Muster oder Streifen geformte Theile derselben die Waare berühren, u. diese alsdann nur theilweise gewässert erscheint, so entsteht das Moiré à réserve. Das Gauffriren oder Frappiren (gauffre, frappé) geschieht durch Musterformen oder Walzen, die so gearbeitet sind, daß sich bei Anwendung auf der Oberfläche des Stoffs ein vollständiges Muster, durch Pressung herausgedrückt, erhöht darstellt; doch findet auch das umgekehrte Verfahren Statt, z. B. bei den gepreßten Sammeten (Velours gauffre), indem bei diesen die Druckformen erhaben sind, und mithin das Vließ, die Poile, niedergedrückt wird und vertieftes Muster erhält. Gauffré und Frappé kommt fast ausschließlich nur bei Putzstoffen vor. Die seidenen Stoffe sind entweder glatte, od. gemusterte.

I. Glatte Seidenzeuche (uni). Die Herstellung der glatt gearbeiteten S. geschieht durch die einfachste, die rechtwinklige Verkreuzung der Kette und Schußfäden mit einander, oder, um den für Nichtkenner faßlichsten Vergleich zu brauchen, nach Art der einfachen Leinwand. Hierher gehören die Florence, Marcelinette, Marceline, die Gros de Nâples, Lustrine, Taffetas, Gros de Florence, Gros Varié und Gros d'Orléans, Gros du Rhin, Gros Favori, Gros de Berlin und Poult de Soie, Gros grain, Gros de Londres, Gros de Tours. Die Florence, bis vor kurzer Zeit nur tout cuit fabricirt, kommen jetzt auch in chaine souple im Handel vor und finden nur zu Futter und Damenputz Verwendung. Die gegenwärtig gangbarsten Breiten sind 12″ ($^1/_3$), 15″ ($^{17}/_{48}$), 16″ ($^3/_8$), seltener 13, 14, 20. Derselbe Artikel, in schwerer Qualität hergestellt, trägt alsdann die Namen Marcelinette, Marceline, und sind diese außer in obigen Breiten besonders in 22, 23 und 24″ gesucht. Sie werden wie die Florence verwendet u. hat ihre frühere Beliebtheit zu Kleidern fast gänzlich aufgehört. War sonst der Hauptsitz der Fabrikation der Florence und Marceline Avignon, so ist es gegenwärtig die Schweiz, besonders die Gegend am Züricher-See, die durch Preiswürdigkeit und Schönheit ihres Fabrikats das Geschäft so an sich gefesselt hat, daß man sie in diesem Artikel beinahe unentbehrlich nennen könnte. Frankreich deckt unter dem Schutze seiner Prohibitivzölle nur noch den eignen Bedarf. Gros de Nâples in 14 bis 16″ sind Artikel für Putz und theilweise für Futter; in tr. noir und tr. souple ist der Bedarf sehr gering; hingegen werden sie in tr. cuit stark verbraucht, und behauptet das schweizer Fabrikat den ersten Rang. In 22—24″ tr. nr. und tr. sple. sind die Gros de Nâples durch die so allgemein beliebt gewordenen Lustrine verdrängt. Lustrine, Taffetas, Gros de Florence in 20—42$^1/_2$″ (zu Kleidern), ja sogar bis 90″ (zu Tüchern), in Schwarz, in Couleur gewöhnlich nur in 22—24″ angefertigt, sind seit lange schon herrschende Artikel im Seidenwaarengeschäft, nur hat ihre Herstellungsweise gegen früher nicht unwesentliche Verbesserungen erfahren und wird besonders die sonst übliche, ziemlich starke Appretur nicht mehr angewandt. In ganz Schwarz ist der Verbrauch darin außerordentlich groß, eben so in Bunt, da, besonders seit die Mode den Verbrauch couleurglatter Stoffe beschränkte, bei diesem Artikel u. A. alle die Veränderungen Anwendung finden, die, ohne daß man sich bei der Anfertigung der Jacquardmaschine bediente, einen Seidenstoff doch in die Reihe der gemusterten stellen. Die verschiedenen Veränderungen, in denen Lustrines vorkommen, sind: Changeant, schillernd, Zusammenstellung zweier bunten Farben, oder schwarzer cuit-Kette mit farbigem souple- oder cuit-Einschlag. In den schillernden Stoffen macht man den Unterschied, daß man die mit weißer Kette gewebten, zur nähern Unterscheidung von den changeant mit farbiger Kette gewebten, Glacé nennt. Eine andere Art der changeants sind die Caméléon, einfarbige Kette mit aus zwei andern Farben gedrehtem Einschlag, eine kostspielige und schwierige Fabrikation, da dem geübtesten Arbeiter es fast unmöglich wird, selbst in der schwersten Qualität die Schußstreifen ganz zu vermeiden. Wird eine zweifarbige Kette so gescheert, daß bei dem Einschlagen des einfarbigen Schusses die beiden Farben wechselsweise oben zu liegen kommen, so bildet dies eine fernere Unterart des Changeant, das Camayeux. Da dasselbe fast größere Schwierigkeiten in der Fabrikation bietet, wie das Caméléon, so findet es nur bei schwerern Stoffen, wie bei Poult de Soie, erfolgreiche Anwendung. Auch das Epinglé (quer-gerippt) wird in der Lustrine angebracht, ohne derselben ganz allein eigen zu seyn, und es bildet sich, wenn in beliebigen, in der Regel aber immer sehr engen Zwischenräumen die gewöhnliche Trame durch einen auffallend starken Faden unterbrochen wird; es gibt dies einen für Kleider unpraktischen, für Putz aber mehrfach verwendeten Artikel. — Rayé (gestreift), wobei der Streifen dadurch hergestellt wird, daß in die Kette zwei und mehr Farben neben einander gescheert und einfarbig eingeschlagen werden. Cadrillé (karrirt), zu dessen Herstellung die Kette wie für

Rayé gescheert, der Schuß aber in den Farben und Entfernungen so gewechselt wird, wie es die Herstellung des Musters erfordert. Rayé Satiné, Cadrillé Satiné, worin die Streifen, statt wie bei den vorhergehenden glatt, in Atlas in der Kette, in Levantine (einfach geköpert) im Schuß erscheinen. Cannelé; um dieses zu erlangen, werden Fäden mit und über der Kette des Grundstoffs gescheert, in beliebigen, engen Entfernungen vom Schuß mit erfaßt und befestigt, und geben so ein, wie von unterbrochenen Atlasstreifen gebildetes Muster. Noch kommen die Lustrine auch chiné oder jaspé vor. Um dies zu erlangen, wird die Kette gescheert, in gewissen Entfernungen durchschossen, in beliebigem ein- oder mehrfarbigem Muster bedruckt und dann erst wird die Waare fertig gewebt. Das Chiné und Jaspé ist jedoch eben so wie Rayé, Cadrillé rc. bei den Lustrinen nicht ausschließlich, sondern nur am häufigsten angewendet, und werden auch andere Stoffe (Poult de Soie, Satin de Chine, Satin) in dieser Weise gearbeitet. In den schwarzen Changeant- und Glacé-Lustrinen behauptet die Schweiz in Bezug auf Preiswürdigkeit und gelungene Anfertigung wieder den Vorzug vor der deutschen und französischen Fabrikation, dagegen steht Krefeld und Umgegend unübertroffen da in Bezug auf die schöne Farbe und den Glanz seiner schwarzen Lustrinen. Auch in Changeant hat Krefeld bedeutende Fortschritte gemacht und ist der Schweiz ein scharfer Konkurrent. Auch Frankreich liefert in Lustrinen vorzüglich schöne Waare, doch ist es von der schweizer und rheinischen Fabrikation in Bezug auf Billigkeit seines Fabrikats bedeutend überflügelt. Das Rayé und Cadrillé, mit und ohne Atlas, in billigern und mittleren, d. i. in den gangbarsten Qualitäten, liefert Krefeld und Umgebung (ganz besonders) in höchster Vollkommenheit. Auf deutschen Märkten ist es ohne Konkurrenz hierin; Amerika, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen, Dänemark, Rußland und Polen sind ihm starke Abnehmer. In Frankreich verwendet man selbst zu den geringsten Qualitäten der Taffete und Lustrinen die besten Organsins und Tramen; letztere werden, um den erhöhten Lustre zu erhalten, nur mäßig gereckt. Für Lustrinen verwendet man doppelte Ketten von 1200 Blatt à 4 doppelte Fäden im Riet bis zu 2100 Fäden. Die Qualitäten bildet man durch die Titer der Seide. — Gros d'Orléans, Gros Varie, Gros Favori, Gros du Rhin, Benennungen für fast ein und denselben Stoff, der in 23 und 24", selten in 30 und 32" in tr. nr. und tr. souple, theilweise auch tr. cuit vorkommt. Sie zeichnen sich vor den, zu der Kategorie der Lustrinen und Taffete gehörigen Stoffen durch eine stärkere, von den, zu den Gros de Berlin gehörigen, durch eine schwächere Rippe, vor allen aber durch eine größere Solidität im Tragen aus. Die Schweiz liefert auch hierin das Preiswürdigste und in Folge der größern Eingeübtheit der Arbeiter auf glatte Artikel, besonders was farbige Waare betrifft, Besseres, als die rheinische Fabrikation (die jedoch in diesem Artikel in Schwarz auch sehr Schönes leistet) u. als Frankreich. — Gros de Berlin, Poult de Soie, Gros grains, Gros de Londres, Gros de Tours; die Herstellung geschieht auf dieselbe Weise, wie bei den Gros d'Orléans, Lustrine und Gros de Naples, nur bringt der verstärkte Einschlag und stärkere Kette, ein markirteres Bild, ein mehr schnürchenartiges Aussehen hervor. Die Fabrikation des erstern Artikels in 20—24" tr. noir hat Berlin seit längeren Jahren schon fast ganz an sich gerissen, indem es, treu dem dort einfach festgehaltenen System, die Waare immer schmäler, den Schuß in der Färbung immer schwerer zu machen, somit freilich auch billiger lieferte, als die Schweiz. Dadurch hat der Artikel aber auch unendlich an Beliebtheit und Verbreitung verloren, und der Hauptkonsum beschränkt sich auf Rußland, Polen und die ärmeren Landgegenden Deutschlands. Poult de Soie, eine bessere Sorte der Gros de Berlin in 22" in tr. nr. und helle Farben in tr. souple und tr. cuit, die von der Schweiz sehr schön geliefert werden, wird unter dem Schutze der jetzigen Mode wieder mehr als bisher gekauft, denn nur Rußland u. Polen waren längere Zeit die einzigen Gegenden, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit darin kauften. Was Lyon darin liefert, ist zwar sehr schön, für die Hauptabnehmer (Rußland, Polen, Deutschland) aber zu theuer, dagegen hat Krefeld diesen Artikel, besonders in Changeant, mit Erfolg in die Hand genommen, nur kann es sogenannte feine Farben, wie weiß, rosa, hellblau, wie in andern glatten Artikeln, so auch in diesem noch bei weitem nicht befriedigend liefern. Gros grain, Gros de Londres, Gros de Tours sind Artikel, in denen verhältnißmäßig wenig umgeht, da ihnen, vermöge der aus der Eigenthümlichkeit des Stoffs hervorgehenden Härte, die für Kleider jetzt allgemein verlangte Geschmeidigkeit abgeht, und sie seltner zu Kleidern, sondern mehr zu Westen, Binden rc. verwandt werden. Vermöge ihrer Schwere aber geben sie das schönste Moiré und wird diese Tracht durch die Mode begünstigt, so sind Krefeld, Annaberg, und Lyon in Schwarz, in Farbig letzteres als bester Lieferant, stark darin beschäftigt. — Zu den glatten S. gehören noch die geköperten u. atlasartig (immer einseitig) gearbeiteteten Zeuche, wie Serge, Côtefine, Grosse Côte, Levantine, Satin Cahore, Satin Luxor, Satin russe (Satin turc), Satin de Chine, Satin Ottoman; Serge, glatter Artikel mit abgesetztem Köper, ein Futterstoff für Männerkleidung, hat durch die Anwendung wollener Stoffe für diesen Zweck, bedeutend gelitten. Sie wird gegenwärtig nur in Schwarz, 20", 23—24", tr. nr., souple und cuit hergestellt, weniger in Weiß, Gelb, Grau, Ponceau, Karmoisin, erstere drei Farben zu Aermelfutter, letztere beiden für Uniformen rc. Dunkle Farben sind nicht mehr gangbar und Versuche, dieselben in 24" für Roben einzuführen, sind eben nur Versuche geblieben. Eine Sersche in solcher Bearbeitung, daß der Köper, die schräge Rippe, zusammengedrängt erscheint, nennt man Côtefine; Grosse Côte aber, wenn derselbe offner u. breiter auseinander liegt, als bei der gewöhnlichen Sersche. Die Fabrikation dieses Artikels ist in der Schweiz ganz zu Hause, auch

Krefeld liefert viel, Frankreich weniger darin. Levantine, 4schäftig gearbeiteter Köperstoff in 14—16″, in tr. noir einfarbig, in souple oder cuit meistens changeant, früher sehr viel fabricirt, ist gegenwärtig als Artikel für den großen Konsum ziemlich dem Verschwinden nahe. Obgleich in guter Qualität, höchst solid im Tragen, ist er für Roben wegen Mangel rechten Glanzes durch den Satin de Chine verdrängt und wird nur hin u. wieder 23, 24″, in schwerer Waare, schwarz, auch changeant angefertigt, wo man ihm dann die (nicht allgemein angenommenen) Namen Satin Lahore, Satin Luxor beilegt. Krefeld und die Schweiz theilen sich fast allein in Anfertigung des geringen Quantums, das jetzt der Markt noch braucht. Satin russe, Satin turc, Satin de Chine, Satin Ottoman wird 5schäftig gearbeitet und erhält vermöge des sich dadurch bildenden enggeschlossenen Köpers ein atlasähnliches Aussehen, das zu erhöhen manchmal auch Appretur angewandt wird. Es bezeichnen obige vier Namen gegenwärtig einen und denselben Artikel, nur daß man in der Regel mit den beiden erstern die Breiten von 14—16″, mit den letztern die in 20, 24 bis 27″ belegt. Die schmalen Breiten in tr. noir, jetzt selten in souple, verwendet man zu Putz und Futter, die Breiten von 20—24 und 27″ hauptsächlich in tr. noir, auch souple u. cuit zu Kleidern, Mänteln ꝛc.; die schwarzen, in billiger Qualität, ersetzen gegenwärtig zum Theil die Sersche. Das schöne, reiche Aussehen, die Weichheit und Haltbarkeit dieses Stoffes erhalten ihn fortwährend in besonderer Beliebtheit, u. sind Deutschland, Rußland, Polen und Amerika besonders starke Konsumenten dieses in der Schweiz, ganz vorzüglich in Gleissen u. am Rhein, weniger edel auch in Berlin angefertigten Artikels. — Atlas, Satin, 8schäftig gearbeitet, findet unter den vielen Seidenzeuchen wohl die allseitigste Verwendung. Man fertigt denselben in 15—18″ zu Putz und Kleidern, in 18—21″ zu Westen, Binden ꝛc., in 22″ zu Kleidern, Mänteln, Mantillen, in 26—40″ zu Halstüchern, selten noch größere Breiten, wie 56—60″, die für specielle Modezwecke manchmal angefertigt werden. Das Eigenthümliche des Atlasses besteht in dem außerordentlichen Glanz, den zu erhöhen oft noch verschiedene Arten der Appretur angewendet werden. Die leichten Qualitäten, die glänzendsten in der Regel liefert für Putz in allen Farben Lyon, man kann behaupten einzig und allein so schön und in solch tadelloser Vollkommenheit, daß bis jetzt noch kein Fabrikort ernstlich mit ihm zu konkurriren unternehmen konnte. Schwerere Qualitäten zu Kleidern, Westen und Kravatten liefert neben Lyon, auch Krefeld, Annaberg, Gleissen, Berlin, Frankenberg. Was die Schweiz in diesem Artikel liefert, steht vielfach hinter den Erzeugnissen genannter Orte zurück. Rollatlas (Satin sans apprêt) nennt man die bessern Sorten der Atlasse, die, weil sie ohne Appretur gelassen, an den Enden sich von selbst zusammenrollen. Man fertigte sie früher nur in ganz schweren und aus den feinsten Seiden zu Kleidern, Westen, in Lyon, Krefeld und Berlin; gegenwärtig versteht man aber recht gut, die Rollatlasse auch trame gros noir und in mittlern Qualitäten herzustellen (über ältere Verhältnisse vergl. Satin). Den Uebergang von den glatten zu den gemusterten Stoffen bilden die Armuren, ein Stoff, dessen glatte Oberfläche durch einen hervortretenden Köper oder andere kleine Effekte unterbrochen wird, der jedoch ein eigentliches Muster nicht bildet; technisch ausgedrückt: durch Schnürungen der Kämme hergestellte kleine Grunddessins. In 19—21″, meistens in ganz Schwarz, tr. gr. noir, angefertigt, gegenwärtig fast nur zu Westen verwendet, kommen die Armuren unter den Namen Drap de soie, Côte Satiné, Ras de Comtesse, Ras de St. Maure, Serge de Rome, Velours Ottoman, Royal vor, indem jedes dieser kleinen die Armure bildenden Müsterchen in der Regel eine andere Benennung erhält. Auch kommen die Armuren in 22″ in tr. nr. souple und cuit uni und changeant, zu Kleidern und Mänteln vor. Hierin hat die Mode noch so manchen Namen geliefert, als: Batavienne oder Gros d'Algèr, Cros de Chypre, Gros de Malte, Cros d'Afrique, Gros d'Arabie, Gros de Russie, Louisienne, Philippine, Helénienne, Venetienne u. s. w. Regelmäßige Abnehmer für diesen Artikel bleiben immer noch Rußland und Polen, da ihn andere Gegenden in der Regel nur dann kaufen, wenn ihn die herrschende Mode in Aufnahme bringt. Das schönste in Armuren liefert, wenn auch nur in kleinen Quantitäten, Lyon. Die Schweiz ist schon mehr darin beschäftigt, ebenso Krefeld, welche beide Fabrikbezirke solid, schön und preiswerth darin arbeiten; die ordinären liefert Berlin.

II. Gemusterte Seidenzeuche, Façonnés. Hierunter begreift man sämmtliche Stoffe, die zur Herstellung der in denselben angebrachten Muster mit Hülfe der Jacquardmaschine gewebt werden. Diese Muster stellen, theils Farbe auf Farbe, theils bunt, bestimmte Gegenstände, wie Blumen, Ranken ꝛc., sehr häufig auch Gegenstände, der Phantasie des Zeichners entsprungen, dar. Ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, ihre Art und der Geschmack, in dem sie gemacht werden, von der Mode so abhängig, daß es nicht möglich ist, eine nähere Bezeichnung dafür zu geben. Nur die Art, wie sie hergestellt werden, hat einige Benennungen festgestellt. — Façonné (im weitern Sinne) begreift sämmtliche Stoffe, deren in Atlas erscheinendes Muster von der Kette gebildet wird; die Muster, die der Schuß macht, erscheinen laventine- oder serscheartig, der Grund ist gros de naples-artig. Die Unterarten der Façonnés sind Damas, Broché, Lancé. Im Damas (Damast), stellt sich das Muster, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Façonnés, gros de naples-artig, der Fond (Grund) des Stoffs atlas- oder satin de chine-artig gearbeitet dar; der Stoff selbst wird ebensowohl einseitig, als zweiseitig hergestellt, auch ist es in dieser Arbeit, worin die meisten seidenen Möbelstoffe, besonders in Lyon, Paris und in Wien, in recht anerkennenswerther Weise auch in Frankenberg ꝛc. gefertigt werden. Der Damast war es auch, bei dem man die ersten Versuche anstellte, die Seide theilweise durch Glasfäden zu ersetzen, wodurch

ein Fabrikat von bewunderswerther Schönheit und prächtigem Glanz erzielt wurde. — Lisére ist ähnlich wie Damas, das Muster wird aber blos durch einfache Kette und einfachen Schuß unten und oben liegend erzeugt. Es kommt daher nicht in bunten Farben, sondern nur einfarbig oder changeant vor. — Broché; zu reichen, vielfarbigen, sehr komplicirten Mustern, zu deren Erzeugung die einfache Kette nicht genügt, bedarf es mehrer Ketten, die, übereinander gescheert, ihre Verbindung durch den gewöhnlichen Schuß erlangen. In dieser Art erscheinen seit einigen Jahren wieder die Pompadours, ein in buntem Broché ausgeführter, von Lyon und Annaberg gelieferter, von der Walachei und Griechenland meistens gekaufter Stoff. Das eigentliche Broschiren aber geschieht mittelst der Broschirlade durch einzelne Spulen, welche nur um gewisse Kettenfäden herumlaufen und nicht über die ganze Breite des Zeuchs, um dadurch gestreute Muster zu erzeugen; s. Seidenmanufaktur. In schweren broschirten Stoffen arbeiten die Franzosen viel und benutzen dazu jetzt häufig die Fantaisie sublime (Nr. 80), welche der Trame tout cuit an Glanz fast gar nicht nachsteht, aber viel besser deckt und schwer macht. — Lancé. Bei dieser Fabrikationsweise werden zur Erzeugung der (meistens mehrfarbigen) Muster, im Gegensatz zu Broché, nicht mehre Ketten übereinander gescheert, sondern es werden in den, durch das Muster bedingten Entfernungen und Farben die Fäden eingeschossen und das von diesen auf der Rückseite Liegengebliebene, zur Vermeidung des Durchscheinens (bei leichten Stoffen), in der Regel weggeschnitten. Diese Methode ist jedoch für große Muster nicht, nur für kleine, weit auseinanderstehende Dessins im gros de naplesartigem Grunde anzuwenden, auch haben Mode und Mangel an Solidität das Lancé aus der Reihe der Kleiderstoffe so ziemlich verdrängt, mit Ausnahme Frankreichs und Wiens, wo noch sehr schöne Waare in diesem Genre gemacht wird. Man arbeitet in Lyon Changeants façonnés $^5/_4$ Elle breit zu $2^2/_3$ Thlr. die Elle. Sie sind mit doppelten Ketten und Lizèrefiguren und erfordern häufig 1600 bis 2000 Jacquardmaschinen. Sämmtliche Façonnés, soweit sie für Kleider und Mäntel bestimmt sind, werden in Frankreich am häufigsten in 17, 18 und 21″, in Deutschland 22″ in tr. nr. tr. souple und cuit angefertigt. In höchster und bis jetzt noch unübertroffener Vollkommenheit liefern sie Lyon und Annaberg; ersteres zeichnet sich durch die Schwere, Güte und, was das Muster betrifft, auch durch die Neuheit seiner Artikel aus; z. B. leistet es viel in schweren Stoffen mit Gros de Tour-Grund, mit Atlas- und Lizèrefiguren in façonnirten Stoffen mit Lizère-Grund. In Tafetas changeants façonnés ist das Rheinland billiger. Vortrefflich arbeitet Wien hauptsächlich auch in schweren damastartigen Möbelzeuchen (Lambas). Annaberg (Röhling und Comp.) ist allerdings immer noch genöthigt, sich der von Lyon diktirten Mode zu fügen, verbindet aber mit der Güte auch die verhältnißmäßige Billigkeit. In seinen gemusterten Artikeln mit Moiré aber ist es bis jetzt ohne ebenbürtige Konkurrenz. Das Rheinland ist in qualitativer Hinsicht nicht so stark in façonnirten ganzseidenen Artikeln, bis auf das, was es hierin für Westenstoffe (Etaffes pour gilets) in 18 bis 21″ liefert und worin besonders Krefeld Vorzügliches auf den Markt bringt; ebenso liefert Elberfeld in Shawls, Kravatten, Tüchern und broschirten Waaren viel Schönes. Auch Berlin arbeitet in façonnirten Westen, Herrenhalstüchern und Schlipsen (Cravattes und Cravattes longs) in ordinären Qualitäten bedeutend, wo hingegen es in fassonnirten Kleiderstoffen sehr wenig und fast ohne Ausnahme nur in tr. noir liefert. — Brocat, Drap d'or, Goldstoffe, mit Gold- oder Silberfäden, durchwirkte façonnirte Zeuche, früher für Westen, Hauben, Möbelüberzüge und jetzt noch für Kirchenornate verwandt, wurden in Lyon, Tours, Paris, Genua, Florenz, Venedig, Wien, Baireuth, Augsburg gefertigt und früher auch von Ostindien und China eingeführt. Gegenwärtig bringt der Kreislauf der Mode nur selten etwas in Westenstoffen mit unächten Gold- oder Silberfäden durchwirkt (Gilets lancé d'or, lancé d'argent) für Ball- und Trauungswesten, die von Lyon sehr schön, auch von Krefeld und Berlin geliefert werden. — Am Schluß dieses Artikels möge mehrer kunstreichen Gewebe Erwähnung geschehen, wo Bildnisse, die sich besonders durch Treue der wiederzugebenden Porträts auszeichnen, und Schriftzüge hervorgebracht werden. Von Lyon, Berlin, Frankenberg, Penig sind schöne Exemplare bekannt

III. **Seidene Gaze** (Gaze de Soie), **Krepp, Tüll** (Crêpe, Tulle), leichte, durchsichtige Putz- und theilweise Ballkleiderstoffe. Die Gazen sind einfache, locker gehaltene Gewebe, von denen sich der Tüll dadurch unterscheidet, daß die Verschlingungen der Fäden in Maschen (Mailles) auf Strumpf-, Potinet- oder Bobinetstühlen geschehen. Mit Ausnahme weniger Sorten werden vorstehende Artikel sämmtlich appretirt, um ihnen das nöthige Ansehen und den Halt zu geben. Die Hauptorte, wo sie fabricirt werden, sind Lyon und Paris, in Deutschland Wien. Die sonst sehr geschätzte italienische Fabrikation in Crêpe hat gegenwärtig alle Bedeutung verloren. — Gaze de Paris in allen Breiten und Farben wird hauptsächlich zu Schleiern (Voiles) verwandt. Gaze Donna Maria, weniger durchsichtig, als Gazen in der Regel sind, aber von reichem und glänzendem Aussehen, für Schleier, Ballkleider und Putz, auch für Echarpes, gewöhnlich 21—26″ breit. — Gaze Iris oder Crêpe Lisse zu Putz gewöhnlich 26—30″ breit. Diese Gaze bildet den Grundstoff für die jetzt gangbarsten Sorten des Krepp. Das diesen Stoff von den Gazen unterscheidende rauhe, kleingewölkte Ansehen, wird häufig nur durch eine Maschine eingepreßt und ist die in vielen Waarenlexiken beschriebene Herstellungsmethode des Crêpe (Gewebe von rechts und links moulinirten Fäden in Wasser aufgelöst). Die Krepps kommen in der Breite schmalen Bandes bis circa 30″ breit in allen Farben vor, in 9 oder 18 Stab

die gewöhnlichen Sorten, in circa 24 Stab Länge die bessern (Crêpe aërophane). — Tulle illusion oder Tulle zephire, $^3/_4$—$^6/_4$ Ellen (30—60") breit und Bandbreit (Tulle bande illusion), ordinärste, aber sehr gangbare Art der Tülle, trägt in schwerer Qualität den Namen Tulle Robin (Petinet), $^4/_4$—$^8/_4$ Ellen breit; besondere Erwähnung mag hier der bedeutende Konsum finden, der im sächsischen Erzgebirge für Stickereien hierin Statt findet. Wenn man auch in Sachsen (in Plauen rc.) den Artikel selbst zu machen suchte, so mußte die Fabrikation doch wieder aufgegeben werden, da sie in der Zollgesetzgebung keine Unterstützung fand und das Ausland zu weit voraus war, um es ohne große Opfer einholen zu können. — Noch einige andere, aber weniger gangbare Arten des Tüll sind Tulle philogramme, Tulle Bruxelles, Tulle française, Tulle filet, Tulle façonné, Tulle damassé. Beide letztere bezeichnen denselben gemusterten Tüll, nur gilt in der Regel die erste Benennung den kleinern, letztere den größern Dessins. Diese Sorten werden außer zu Putz, wenn sonst es die herrschende Mode nicht verbietet, zu Schleiern, Tüchern, Langshawls und Shawls verwendet. — Grénadine, von der dazu verwandten eigenthümlichen Seide so genannt, ein gazeartiger, wird er aber sehr schwer gemacht, fast gar nicht durchsichtiger Artikel, erfreute sich in den letzten Jahren eines ziemlichen Absatzes für Schleier, Tücher und Shawls, auch zu Kleidern, einfarbig, chinirt, gemustert, gedruckt, auch mit Goldfäden durchwirkt. Lyon und Paris lieferten ihn sehr schön, doch haben auch in Krefeld angestellte Versuche ein sehr befriedigendes Resultat gegeben. — Seit die neuere Mühlenbaukunst ein egaleres, feineres Beuteltuch als das münchenbernsdorfer uud eisenberger wollene Fabrikat für die Getreidemühlen nöthig macht, fertigt man das Beuteltuch in Frankreich u. der Schweiz aus Seide nach feststehenden Nummern und Breiten unter dem Namen seidene Müllergaze (Gaze à bluteau), bis zu 120 Riet par. Zoll.

IV. Seidene Strümpfe (Bas de Soie) und Handschuhe (Gants). Die Fabrikation der erstern hat, da sie nicht von der Mode begünstigt wird, bedeutend an Ausdehnung verloren, wo hingegen die der Handschuhe zu Anfang der 40er Jahre für einige Zeit einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen hatte. Ihren Hauptsitz hat dieselbe in Grenoble (Gard-Dep.) und für Deutschland noch besonders in Chemnitz, Limbach, Hohenstein und Umgegend (Sachsen); s. Strümpfe. — V. Ein eigenthümlicher Artikel des Seidenwaarenfaches ist der Sammet (velours). Viel wird auch gemacht in façonnirten, gestreiften, karrirten und gepreßten Sammeten für Westen, und auch hierin, wenn es sich um Billigkeit und verhältnißmäßige Schönheit handelt, ist Krefeld von großer Bedeutung, wenn auch Lyon, das immer das Neueste, Geschmackvollste u. Edelste, wenn auch theuer, liefert, doch den ersten Platz einnimmt. Zu Möbeln und Vorhängen für Putzzimmer fertigt man in allen dafür dienlichen Farben des Velours d'Utrecht, einen Sammt mit außerordentlich hoher, dicker Decke und baumwollenem Einschlag in Lyon, im Sommedepartement, besonders in Amiens, in Berlin, am Rhein, aber mit baumwollener Poile, wo man den Artikel auch Plüsch nennt, entweder ganz glatt oder mit eingepreßten Mustern, ein Artikel von höchster Eleganz. Zu den Sammeten sind noch die Plüsche (Peluche) u. Felbel zu rechnen; deren Herstellung ist dieselbe, wie die der Sammete; die Trame immer Baumwolle, die Decke bedeutend langhaariger, die nachdem die Waare vom Stuhl gekommen, umgebügelt wird, eine Art der Zurichtung, die der Waare ein reiches, glänzendes Aussehen gibt und das Durchschimmern des Grundes, das bei Sammeten, leichter und halbschwerer Qualität, unvermeidlich, verhindert. Schwere Waare in Schwarz, 16"—18" fertigt man in Lyon und dem ganzen Rhonedepartement und in dem von Puy-de-Dôme zu Herrenhuten; im Zollverein arbeitet in diesem Artikel am vorzüglichsten Zweibrücken (Simon Knorr). Die leichtern, in Schwarz (zu Hüten) und Bunt, die nur zu Damenputz, Kleider- und Mänteldekoration verwendbar sind, liefert Berlin, Krefeld, auch Reichenau bei Zittau (Apelt) schön und preiswerth; façonnirt werden sie in erwähnenswerther Quantität, aber nur dann gemacht, wenn durch die herrschende Mode Veranlassung dafür geboten ist, da Péluche façonné ein stehender Artikel allerdings nicht ist.

Seidenwatte, s. Watte.

Seidenweber (Seidenwirker), zünftige Handwerker, welche allerlei gewebte seidene Zeuche verfertigen. Sie arbeiten theils auf eigenen Stühlen, theils in Fabriken und sind dann auf die Verfertigung eines gewissen Artikels eingeübt. Die Geschichte dieser Arbeiter s. Seidenmanufaktur.

Seidenwickelmaschine, s. Seidenfalter.

Seidenwinde, s. v. a. Seidenhaspel.

Seidenwirker, s. v. a. Seidenweber.

Seidenwirkerschnure, Art dünner Bindfaden, wie er zu Korden und Latzen der Seidenweberstühle gebraucht wird.

Seidenwollenbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Bombax *L.*

Seidenwürmerahorn (Bot.), s. v. a. Acer tataricum *L.*, s. Ahorn.

Seidenwürmerkrankheit, s. Seidenfalter.

Seidenwurm (Entom.), s. v. a. Seidenraupe, Bombyx Mori *L.*, s. Seidenfalter.

Seidenzeuche, s. Seidenwaaren.

Seidenzucht, s. Seidenfalter.

Seidenzwirnmühle (Seidenmühle, Filatorium), s. Seidenfalter.

Seider (Ichthyol.), s. v. a. Jesen oder Aland, Cyprinus jeses *L.*

Seiderzell, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Feuchtwang; 100 Einw.

Seid Gazi, Ort, s. v. a. Prymnesia.

Seidewinkel (wend. Zidz'in), preuß. Amtsdorf, Prov. Schlesien, Kr. Hoyerswerda; 240 Einw.

Seidewitz (Geogr.), 1) königl. sächs. Dörfer: a) s. Ober- u. Nieder-S.; — b) Kr. Leipzig, Amt Kolditz; 130 Einw. — 2) sachs.-meining. Dorf, V.-A. Kamburg; 120 Einw.

Seidfeld, preuß. Bauerschaft, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Arnsberg; 150 Einw.

Seidichen, s. Saida.

Seidingstadt, sachs.-meining. Pfarrdorf, V.-A. Hildburghausen; schönes Jagdschloß, Mühle, bedeutender Sandsteinbruch; 270 Einw. Oestlich vom Dorf die Burgruine Straufhain, sonst Residenz der alten Grafen von Henneberg. Sie wurde früher Castrum Struphe oder Strauf genannt und im Bauernkriege 1525 bis auf einen viereckigen Thurm zerstört.

Seidl (Biogr.), 1) Andreas, Maler, geb. zu München 1760, war in seiner frühern Jugend Schüler des Hofbaumeisters Lespilier, widmete sich aber dann der Malerei und genoß an der Akademie sieben Jahre den Unterricht des Professors Oefele. In Rom, wohin er sich 1781 mit Unterstützung des Kurfürsten begab, erhielt er den Preis der Akademie von St. Luca, wurde Mitglied dieser Anstalt, so wie der Akademien von Parma und Bologna, und 1788 nach München zurückgekehrt, ernannte ihn der Kurfürst zum Hofmaler. In dieser Eigenschaft malte er mehre Bilder für den Hof, Bildnisse und historische Darstellungen. Im Jahre 1796 wurde er an Oefele's Stelle zum Professor an der Akademie ernannt, als welcher er mehre Jahre wirkte, ohne jedoch zum Umschwunge der Kunst beitragen zu können. S. gehört noch der älteren Schule an, deren Grenzen er wenig überschritt, obgleich der Künstler erst 1836 †. Guido Reni scheint sein Vorbild gewesen zu seyn. S. malte viele Bilder, meist historischen und religiösen Inhalts. Einige derselben gehören zu den besten Erzeugnissen der früheren Periode. Unter den Bildern mythologischen Inhalts rühmte man besonders das Urtheil des Paris, wobei ihm nach der Weise seiner Zeit antike Bildwerke zum Vorbilde dienten. In den Kirchen zu Altenfrauenhofen, zu Haidhausen bei München u. s. w. sind Fresken und Altarbilder von ihm. An der Hauptseite des alten Galleriegebäudes gegen den Hofgarten malte er 41 mythologische Darstellungen und Scenen aus der alten römischen Geschichte in Helldunkel auf nassen Kalk, welche aber dem Untergange entgegen gehen. Einige derselben führte er auch in Oel aus. Wir haben von S. auch mehre radirte Blätter und Lithographien für die lith. Anstalt der Feiertagsschule in München ausgeführt. — 2) Michael, Landwirth, 1770 zu Liebschitz in Böhmen, wo sein Vater Landbaumeister war, geboren, lernte die Landwirthschaft zu Zasnuck, wurde später Wirthschaftsrath, wendete sich aber nach dem Tode seines Principals nach Prag, wo er 1827 Sekretär der ökonomischen Gesellschaft wurde und 1842 †. Er redigirte die neuen Schriften der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen, Prag 1835 ff. — 3) Johann Gabriel, österreichischer Lyriker, geb. am 20. Juni 1804 zu Wien, verfertigte schon in seiner Jugend leidliche Gedichte. Er sollte nach dem Wunsche seines Vaters, eines Hof- und Gerichtsadvokaten, Jurisprudenz studiren, gerieth aber durch den Tod desselben in eine dürftige Lage und lieferte nun verschiedene poetische Produkte. Nachdem er sein Studium beendet hatte, ward er 1829 als Lehrer in Wien angestellt, erhielt 1829 eine Professur am Gymnasium zu Cilly in Untersteiermark und wurde 1840 Kustos des Münz- und Antikenkabinets zu Wien. Er ist sehr produktiv, so daß er beinahe alle in Deutschland erscheinenden Taschenbücher mit seinen Erzeugnissen versehen hat. An den bessern seiner Gedichte ist eine fließende, wohlklingende Sprache, Naivetät, guter Versbau, Ungekünsteltheit, Natürlichkeit und ein ungetrübter Frohsinn zu rühmen. Auch im Genre der Ballade und Romanze ist S. aufgetreten. Er hat in dieser Beziehung manches Ersprießliche geleistet, wenn auch die sonst rührende Innigkeit öfters in Weichlichkeit und der humoristische Ton in Spielerei übergeht. Weniger glücklich war er in der Novelle und Erzählung, da ihm die Gabe der Erfindung und die Kraft zum Gestalten des Stoffs abgeht. Sogar das Drama hat er nicht unversucht gelassen. Am besten gelang ihm das Dramolet: „Das Veilchen". Gute Aufnahme fand auch die Bearbeitung von Scribe's „Maurer und Schlosser", welche sich auf allen österreichischen Bühnen einheimisch gemacht hat. Die Anregung, welche er durch Hebels allemannische Gedichte erhielt, ist nicht ohne Nutzen geblieben; S.s Gedichte in österreichischer Mundart gehören zu den bessern ihrer Gattung. Eine Bearbeitung der achten Sektion des „Malerischen und romantischen Deutschlands" erschien unter dem Titel: „Wanderungen durch Tyrol". Außer seinen Forschungen über die österreichischen Alterthümer, von ihm in österreichischen Journalen der Oeffentlichkeit anheimgegeben, schrieb er: Dichtungen, Wien 1826—28, 3 Bde.; — Erzählungen, das. 1828, 3 Bde.; — Aurora (Taschenbuch, bis in die neueste Zeit fortgesetzt), das. 1828; — Flinserln, östreichischi G'stanz'ln, G'sang'ln und G'schicht'ln, das. 1828—30, 3 Hefte; — Bifolien, das. 1836; 3. Aufl., 1843; — Episoden aus dem Roman des Lebens, das. 1839; — Pentameron, das. 1843; — Gedichte in niederösterreichischer Mundart, Wien 1844.

Seidler (Biogr.), 1) Johann Friedrich August, Philolog, geb. am 16. April 1779 zu Osterfeld bei Zeitz, besuchte die neuenburger Domschule, studirte seit 1798 zu Wittenberg Theologie, Philologie und Philosophie und betrieb seit 1803 das gleiche Studium zu Leipzig, wo ihn Professor Hermann für ein tieferes Eingehen in die metrischen Gesetze der griechischen Tragödie gewann. Alsdann verbrachte er ein Paar Jahre zu Leipzig als Hauslehrer, erhielt 1809 die dritte Lehrerstelle an der dasigen Nikolaischule und wurde 1817 ordentlicher Professor der griechischen Literatur, so wie Mitdirektor des philologischen Seminars zu Halle. Aus Familienrücksichten 1824 genöthigt, diese Stellung zu verlassen, lebte er eine Zeit lang als Privatgelehrter zu Lindenau bei Leipzig, begab sich dann nach Eisenberg, wohnte hierauf in einem Landhause zu Krossen bei Weißenfels und siedelte zuletzt 1846 wieder nach Leipzig über. Hier wurde er im genannten Jahre bei Begründung der Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen. Schrieb: De versibus

dochmiacis, Leipzig 1811, 2 Bde.; — Ausgabe von Euripides, enthaltend die Troades, Electra und Iphigenia in Tauride, das. 1812—13. — 2) Ferdinand August, Violinvirtuos, 1780 zu Wien geboren, 1816 Konzertmeister zu Berlin, wo er 1840 †. — 3) Karoline, geb. Wranitzki, Sängerin, Gattin des Vorigen, geb. zu Wien um 1790, Tochter des Kapellmeisters Wranitzki, wurde von demselben für die Bühne gebildet, die sie in Wien mit dem besten Erfolge betrat. Nach kurzem Wirken in Preßburg, Pesth und anderen österreichischen Provinzialtheatern gastirte sie 1815 mit großem Beifall am Hoftheater zu Berlin und ist seitdem dessen Mitglied. Eine reizende Bühnengestalt und eine volle und sehr umfangreiche Stimme, viel Geläufigkeit und ein fein gebildeter Vortrag zeichneten sie aus. Sie hat neuerdings die Bühne verlassen. — 4) Luise Karoline Sophie, Malerin, 1792 zu Jena geboren und an der Akademie in München gebildet, machte ernste Studien in der Historienmalerei, welche sie dann in Rom und Florenz fortsetzte, wo sie 1820 einige Werke Raphael's und Perugino's kopirte. Später wurde sie Hofmalerin des Großherzogs von Weimar, wo sie noch als Aufseherin der großh. Gallerie lebt. Ihre Werke sind zahlreich; darunter findet man neben den trefflichen Kopien nach älteren Meistern ähnliche Bildnisse in Oel und Pastelstiften. Einen anderen Theil bilden die historischen und romantischen Darstellungen, wovon einige mit großem Beifalle erwähnt wurden, wie der Ritter von Toggenburg und die Nonne; Ulysses, an den Sirenen vorbeischiffend, ein großes Gemälde von 1839; St. Elisabeth, Brod unter die Armen vertheilend, ein liebliches Bild, welches auch durch den Steindruck bekannt ist, u. s. w. Wir verdanken ihr auch ein Unterrichtswerk unter dem Titel: Köpfe aus Gemälden vorzüglicher Meister, nach sorgfältig auf den Originalen durchgezeichneten Umrissen, zum Gebrauch für Zeichenschüler, lith. von J. J. Schmeller, Weimar 1836, Imp.-Fol.

Seidlia (Bot.), nach Opiz, Pflanzengattung. Arten: 1) S. atrovirens *Opiz*, s. v. a. Holoschoenus atrovirens. — 2) S. sylvatica *Opiz*, s. v. a. Scirpus sylvaticus.

Seidlitz (Geogr.), preußische Kolonien: a) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Landsberg; 710 Einw. — b) Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Oppeln; 140 Einw.

Seidlitz (Biogr.), 1) Johann Georg, Edelsteinschneider und Medailleur, blühte um 1699—1711 in Wien, lebte noch 1730. Eines seiner schönsten Werke ist der Medaillon auf die Einnahme der Festung Landau durch den römischen König 1702, gest. in der „Numism. hist.", S. 191. Dann haben wir von ihm auch einen Medaillon mit dem Bildnisse der römischen Königin Amalia Wilhelmina. — 2) Friedrich Wilhelm von, s. Seydlitz; — 3) Julius, Pseudonym für Julius Zeitteles.

Seidlitzer Bitterwasser, s. Bitterwasser.

Seidlitzer Salz, s. v. a. schwefelsaure Magnesia.

Seidlitz-Pulver, s. v. a. Sedlitz-Powder.

Seidmannsdorf, sachs.-koburg. Dorf, Fürstenth. Koburg, A. Sonnefeld; 140 Einw.

Seidnitz (Seitnitz), königl. sächs. Dorf, Kr. u. A. Dresden; 250 Einw.

Seidschütz, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz; Bittersalzbrunnen, von dem jährlich ½ Million Krüge versendet werden; 250 E.

Seidschützer Salz, s. Bittersalz, vgl. Bilin.

Seidul (Insikra), europ.-türk. Fluß, Bulgarien, Sandschak Widdin, fließt von Süden nach Norden und mündet bei Rahova in die Donau.

Seidwitz, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Pegnitz; 258 Einw.

Seierö, dänische Insel, nordwestlich von Seeland, von Nordwesten (Geiben) gegen Südosten (Knoben) 1¼ Meile lang gestreckt und ¼ Meile breit, mit dem Kirchdorf Seiersöby (55° 52′ 55″ nördl. Br. und 28° 49′ 15″ östl. L.) und dem Orte Kongstrup; 250 Einw.

Seif, Könige von Jemen, um 210 u. seit 579.

Seifartsdorf (Seyfartsdorf), sachs.-altenburg. Dorf, A. Eisenberg; 230 Einw.

Seife, s. Seifensiederei.

Seife, Bécoeur's, s. v. a. Seife, konservirende.

Seife, durchscheinende, s. Seifensiederei IV. 12).

Seife, gefüllte, s. Seifensiederei III.

Seife, geschliffene, s. Seifensiederei III.

Seife, grüne, s. Seifensiederei IV. 6).

Seife, konservirende (Bécoeur's Seife), besteht aus 100 Th. gewöhnlicher Hausseife, 100 Th. arseniger Säure, 36 Th. gereinigter Potasche, 15 Th. Kampher, 12 Th. gebranntem Kalk. Man läßt die Seife mit Hülfe von etwas Wasser in der Wärme zergehen, setzt dann die Potasche und den Kalk hinzu, und nach und nach die arsenige Säure, zuletzt nach dem Erkalten das Kampherpulver. Diese Seife gibt ein treffliches Mittel, ausgestopfte Thiere gegen die Zerstörung durch Insekten zu schützen. Beim Gebrauch verdünnt man diese Seife mit Wasser und trägt sie mit Hülfe des Pinsels auf.

Seife, marmorirte, s. Seifensiederei IV. 1).

Seife, marseiller, s. Seifensiederei IV. 1).

Seife, medicinische (Sapo medicatus), wird in den Apotheken auf folgende Weise zubereitet: Man nimmt Provenceröl und frisches Schweinefett, von jedem 12 Unzen, schmilzt es bei gelinder Wärme in einem Porzellangefäße zusammen und mischt allmählig 14 Unzen frisch bereitete Aetznatronlauge hinzu. Dies Gemenge wird einer Temperatur von etwa 50° C. während etwa 4 Stunden ausgesetzt, zeitweilig umgerührt und nach und nach etwas Wasser zugesetzt, bis die Masse gleichartig erscheint und zu erhärten anfängt. Man läßt nun das Gefäß etwa 3 Tage an einem mäßig warmen Orte stehen, bis die Seife vollkommen erhärtet ist,

nimmt sie dann heraus, schneidet sie in kleine Stücken und löst sie unter beständigem Rühren mit Hülfe der Wärme des Dampfbades in der doppelten Menge destillirten Wassers auf, setzt noch 3 Unzen Aetznatronlauge hinzu, erwärmt unter öfterem Umrühren abermals während drei Stunden und fügt dieser Seifenlösung eine Kochsalzsolution aus 6 Unzen Kochsalz in 18 Unzen destillirtem Wasser bereitet, bei. Jetzt erhöht man unter stetem Rühren die Temperatur bis auf etwa 100° C., um die Scheidung der Seife zu beschleunigen, und läßt, nachdem dies geschehen ist, erkalten. Die erkaltete, auf der Lauge schwimmende Seife wird alsdann abgenommen, mit destillirtem Wasser abgewaschen, zwischen Leinwand gepreßt, getrocknet, in Pulver verwandelt und aufbewahrt. Die so erhaltene Seife bildet ein weißes Pulver von mildem Geschmack, und löst sich vollkommen in Weingeist.

Seife, schwarze, s. Seifensiederei IV. 6).

Seife, spanische, s. v. a. Seife, marseiller.

Seife, venetianische, s. v. a. Seife, marseiller.

Seif Ed-din, s. Arabische Literatur.

Seifen, 1) (Geognos.), s. v. a. Seifengebirge (s. d.); — 2) (Min.), nach Oken, s. v. a. Brenzsalze, die 3. Ordnung der Wassermineralien oder Salze, auflösliche oder verbrennliche Stoffe, die eingetheilt werden in A. Mineral- oder Erdseifen, Schwefellebern u. Laugenseifen. a) Erdseifen: 1. Zunft: Kieselschwefelleber. 2. Zunft: Thonschwefelleber. 3. Z.: Talkschwefelleber. 4. Zunft: Kalkschwefelleber. (hepar sulphuris calcareum) und Kalkphosphorleber (hepar phosphoris calcareum). — b) Klassenseifen: 5. Zunft: Salzseifen, Laugenschwefellebern (Potasche, Schwefelleber, Ammon, flüssige Schwefelleber). 6. Z.: Brenzseifen — Fettseifen: Fett und Laugen [α) Sodenseife — harte Seife, Fett und Soda; venetianische Seife, Baumöl und Soda; ᵝ) Potaschenseife — weiche oder grüne S., Talg und Potasche; γ) Ammonseife — Linimentum volatile]: 7. Zunft: Erzseifen — Pflaster: Verbindungen von Fett und Metallkalchen, kaum auflöslich: Bleipflaster, Emplastrum diachylon, Bleikalch und Baumöl. — B. Elementenseifen: 8. Zunft: Wasserseifen — Schleime [ ) Pflanzenschleime — Salep, Walwurz, Eibisch, Leinsamen, Quittenkerne; Gummi, arab., Kirschgummi, Traganth; Thierschleim oder Rotz, Speichel, Magensaft. β) Pflanzengallert — von Tangen, Fruchtgallert oder Pectin, Thiergallert oder Leim, Hirschhorngallert, Hausenblase. γ) Pflanzeneiweiß, Thiereiweiß, Eier. δ) Gerinnbare Lymphe, Blut, Milch. ε) Harnstoff, Harn. ζ) Galle]. 9. Zunft: Luftseifen — Zucker [α) Rohrzucker, Traubenzucker, Schleimzucker, Syrup, Manna, Bärendreck. β) Milchzucker, Oelzucker, Honig, Meth. γ) Pflanzensaft, Wein, Bier]. 10. Zunft: Feuerseifen oder Extrakte: laugenartige organische, meist bittere und betäubende Stoffe: Nicht flüchtige. 1) Bittere: Aloe, Coloquinthen, Rhabarber, Chinin, Cinchonin. 2) Scharfe: Piperin, Asparagin, Emetin, Veratrin. 3) Giftige: Morphin, Narcotin, Strychnin, Solanin, Picrotoxin. 4) Flüchtige: Nikotin, Konin. 5) Thierische, Odorin, Olanin, Krystallin.

Seifen, 1) s. Spielkarten; — 2) (seifenen, fälschlich seufen), einen Seifen oder ein Wassergerinne über aufgearbeitete Dammerde so leiten, daß dadurch unhaltige Theile fortgespült, schwerere aber, insbesondere zinn- und goldhaltige, so wie edle Steine sichtbar werden und da bleiben; diese klaubt der Seifner dann aus.

Seifen (Seiffen), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, A. Freiberg; bedeutender Handel mit Material- und Holzwaaren; 1100 Einw.

Seifen, saure, nach den ältern Chemikern Produkte, welche der Einwirkung koncentrirter Säuren (besonders Schwefelsäure) auf Oele und feste Fette entstehen. Es sind Gemenge von Oelsüß, Elain-, Margarin-, Stearinsäure und eigenthümliche Verbindungen der angewandten Säuren mit zum Theil verändertem Fett.

Seifenarbeiter, s. v. a. Seifner, s. Seifen 2).

Seifenbach (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Starkenbach; Glasschleferei, Mühle und Bretsäge; 380 Einw.; — 2) s. Ober- und Niederseifenbach.

Seifenbad, 1) s. Bad (Med.); — 2) warmes Wasser, worin weiße Seife aufgelöst ist.

Seifenbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sapindus *L.* — Gemeiner Seifenbaum, s. v. a. Sapindus Saponaria *L.*

Seifenberg (Geogn.), jeder Berg, der in seiner Dammerde oder an seinem Fuße Geschiebe von zinn- oder goldhaltigem Gesteine hat; s. Seifengebirge.

Seifenberg (Geogr.), s. Riesengebirg.

Seifenblase, s. Farben und Luftblase.

Seifenerde (Min.), s. v. a. Speckstein.

Seifenerze, nicht nur wirkliche gold- und zinnhaltige Erze, sondern auch Schörl, Aquamarin, Topas, Opal u. a. Steine, die man in Seifenwerken gewinnt.

Seifenessenz, 1) die mit wohlriechenden Oelen gemengte, weiße und marmorirte marseiller Seife; — 2) s. v. a. Seifenspiritus.

Seifenfisch (Ichthyol.), Rhypticus *Cuv.*, Gattung der Acanthopterygii Percoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Bärsche nach Oken. Charakter: Dornen an den Deckelstücken klein; Schuppen klein und in einer dicken Epidermis versteckt; nur eine Rückenflosse. Zwei Arten: 1) R. saponaceus *Cuv.*, Anthias saponaceus *Bl.*, Le savonnier. Violetschwarz; Haut weich, mit einem seifigen und klebrigen Schaum überzogen. Im ganzen atlantischen Meere, vorzüglich am heißen Amerika; wird nicht gegessen. Parra, Havanna, T. 24, F. 2. — 2) R. arenatus, *Cuv.* et *Val.*, III, T. 46. Erdbraun. Ebendaselbst.

Seifenformen, s. Seifensiederei.

Seifengabel, ein schmales Bretchen mit Löchern und spannenlangen Zähnen, das dem

Seifner zugleich wie ein Sieb und wie ein Rechen dient, um das Grobe vom Kleinen zu sondern.

Seifengebirge (Geogn.), auch Seifen, Seifenwerke, alle Sand-, Geschiebe- oder Lehmablagerungen, welche Metallkörner oder Edelsteine enthalten, die aus dem Boden durch den Aufbereitungsprozeß des Ausseifens (Auswaschens) gewonnen werden. Die meisten Seifengebirge, die oft eine hügelige Oberfläche zeigen, gehören der Diluvialperiode, einige der Alluvialperiode an. Je nach ihrer Mineralführung werden unterschieden: a) Diamantseifen, von denen die ältesten die ostindischen (Golkonda) sind. Sie waren schon den Alten bekannt und bestehen aus einem lockern Konglomerat, das aus Bruchstücken verschiedener Quarzabänderungen (Hornstein, gemeiner Quarz, Chalcedon, Jaspis, Karneol u. Brauneisenstein) zu einer Sandsteinbreccie zusammengesetzt ist und ein thoniges Bindemittel besitzt. Die Lage dieses Konglomerats ist nur wenige Fuß mächtig und befindet sich mehr oder minder tief unter der Erdoberfläche, nicht selten bedeckt von mächtigen Sandsteinschichten, deren geologisches Alter aber noch unermittelt ist. Auf Borneo kommen nach Horner in einer mächtigen Lage rothen Thons mit Quarzgeschieben oder Syonit- oder Diorittrümmern, häufiger nach v. Kessel in Mergellagern mit Quarzbrocken („bleigraue Erdmasse mit weißen Steinen"), deren Mächtigkeit aber nur einige Fuß beträgt. Neben Resten der noch lebenden Ostrea cardium finden sich auch Magneteisen, Gold- und Platinschüppchen, Iridium- und Osmiumkörnchen. In Brasilien liegen die seit dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bekannten Seifen, namentlich in der Gegend von Tejuco. Die Diamanten, begleitet von Quarzgeschieben, Eisenglanz, Eisenglimmer, Brauneisenstein, Jaspis, Chalcedon, Disthen, Chrysoberyll, Anatos, gediegenem Golde und Platin, liegen in einem Trümmergestein von Quarzbrocken, Thonschiefer, Talkschiefer und Brauneisenstein, durch eisenschüssigen Thon zusammengebacken. Im Ural finden sich die Diamanten (1829 durch A. v. Humboldt entdeckt) in einem lehmartigen Goldsande, der hauptsächlich durch Würfel von Brauneisenstein, durch Umwandlung aus Eisenkies entstanden, und durch Quarzkrystalle charakterisirt ist. Endlich in der Provinz Konstantine in Afrika erscheint er im goldführenden Sande des Flusses Gumel. — b) Edelsteinseifen in Brasilien, Peru, Chili. Hierher gehört auch das Pyropenlager von Meronetz im böhmischen Mittelgebirge. — c) Goldseifen, auf Borneo, am Altai, am Ural, in Afrika (Manica, Monomotapa, Schabun, Fazoglu, Bouré 2c.), in Amerika (Brasilien, Kolumbia, Mexiko, Georgia, Karolina, Kalifornien), aber auch in Ungarn, Deutschland, der Schweiz, Spanien 2c. In der Regel kommt mit dem Gold auch Platin, Irid, Pallad, Magneteisenerz oder Eisenglanz in Körnern vor. Diese Ablagerungen sind höchst wahrscheinlich durch Verwitterung von Zusammenschwemmung von Gesteinen, die von goldhaltigen Gängen durchsetzt wurden, entstanden, wenigstens deutet darauf, daß in Kalifornien die Quarzgänge der Gebirgsarten vorzugsweise Gold führen, was schon die alten spanischen Goldsucher wußten. Die Zeit der Entstehung dieser Ablagerungen ist noch wenig festgestellt, doch dürften nur wenige über die Diluvialperiode hinaufreichen. In den goldsandhaltigen Flußbetten, z. B. im Rheinthal (zwischen Basel und Mannheim), im Schwarzathal 2c. findet noch fortwährend ein Transport des Seifengebirges Statt. Nach Murchison ist das Goldsandvorkommen am Ural mit Mammuthknochen verbunden, also der Diluvialperiode gehörig. Die dortigen Goldablagerungen finden sich bei den Zuflüssen der Ströme, aber sie sind nicht von diesen Gewässern herbeigeführt, da sie aus Gras, Geröllen und eckigen Fragmenten der angrenzenden Gesteine bestehen, so daß sie Verwitterungsprodukte der benachbart anstehenden Gesteine zu seyn scheinen; vgl. Gold. — d) Platinseifen, in Kolumbien, Brasilien, am Ural (seit 1822 entdeckt); vgl. Platin. — e) Zinnseifen im sächsisch-böhmischen Erzgebirge, in Cornwell, Mexiko, Chili, auf Malakka (vgl. Granit); s. Zinn.

Seifengeist, s. v. a. Seifenspiritus.

Seifengeschwulst (Med.), Speckgeschwulst, deren Masse mehr der Seife, als dem Speck ähnelt; s. Balggeschwulst.

Seifengestein, beim Seifner, der zugutegemachte Zinnstein, welcher meist über 50 Proc. gibt.

Seifengold, s. Seifengebirge.

Seifengraupen (Min.), s. v. a. die Zinngraupen, die auf Seifenwerken gewonnen werden, s. Zinnstein.

Seifengrund, s. Riesengebirg.

Seifenkäfer (Entom.), s. v. a. Chlaenius saponarius *Bon.*

Seifenkampherliniment, s. Opodeldoc.

Seifenkasten, s. Seifensiederei.

Seifenkessel, s. Seifensiederei.

Seifenklystier, s. Klystier.

Seifenkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Saponaria *L.* — Falsches S., s. v. a. Lychnis vespertina *Sibth.* — Wildes S., s. v. a. Silene inflata *Sm.*

Seifenkrautsatzmehl (Chemie), von Trommsdorff entdeckt, durch Auskochen der Seifenkrautwurzel und Kraut (Saponaria officinalis), Verdampfen des Auszugs bis auf $^1/_5$, wo sich unreines Satzmehl ablagert, welches durch wiederholtes Behandeln mit kaltem und wenig heißem Wasser gereinigt wird, zu erhalten. Eine weißgelbe, lockere, leicht zerreibliche, nicht krystallinische, geschmack- und geruchlose, an der Zunge klebende Masse, unlöslich in kaltem und in 700 Th. heißem Wasser mit gelber Farbe löslich; die Lösung liefert beim Verdampfen unverändertes Satzmehl. Säuren entfärben die Lösung, Alkalien färben sie grünlichgelb; Metallsatze, Gallustinktur und Leimlösung fällen sie nicht, aber Eisensalze fällen sie dunkelbraun. Jod färbt sie grün, dann blau. Säuren

in Alkalien lösen es in der Hitze auf. In Aether und Oelen ist es unlöslich. In der Hitze wird es zerstört. Salpetersäure liefert damit keine Oxalsäure, sondern Kohlenstickstoffsäure.

Seifenkrautwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Saponariae albae, s. Lychnis vespertina *Sibth.*

Seifenkugel, ein kugelförmiges Stück wohlriechender Seife, wird aus zerkleinerter Seife mit wohlriechendem Oel, Veilwurzpulver und zerfallenem Natron bereitet, ist theils weiß, theils durch verschiedene Farben marmorirt, auch braun, roth ꝛc.

Seifenlauge (Meisterlauge), s. Seifensiederei.

Seifenlehne, Berg im Riesengebirg.

Seifenleim, s. Seifensiederei IV.

Seifenlocke (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Cantua *Juss.*

Seifennuß (Bot.), s. v. a. gemeiner Seifenbaum, Sapindus saponaria *L.*

Seifenöl, das stinkende Oel, das sich aus dem Rückstande nach dem Seifensieden gewinnen läßt.

Seifenpflaster (Emplastrum saponatum), besteht aus einer Mischung von 3 Pfund einfachem Bleipflaster, ½ Pfund gelbem Wachs und 8 Loth Oelseifenpulver. Wird als zertheilendes Pflaster angewendet.

Seifenprobe, diejenige Probe, welche der Färber vornimmt, um die Haltbarkeit gewisser gelber, grüner und rother Farben zu Zeuchen im Seifenwasser zu prüfen.

Seifenpulver, das aus gewöhnlicher leichter Seife bereitete und durch ein Sieb geschlagene Pulver, welches man zum Waschen des Gesichtes und der Hände oder zum Rasiren benutzt. Es ist ihm gewöhnlich noch Violen- und Kardemomwurzel zugesetzt und ein Zusatz von etwas Lavendel-, Bergamot-, Citronen-, Anisöl gegeben.

Seifenramsel (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Monnina.

Seifenschelfe (Bot.), s. v. a. Inga saponaria.

Seifensieder, Handwerker, welche das Sieden der Seife so wie das Verfertigen der Talg-, Wachs-, Stearin- u. Wallrathkerzen als zünftiges Gewerbe betreiben und ihr Arbeitsprodukt im Einzelnen, wie im Ganzen verkaufen können. An den meisten Orten lernen die Lehrlinge 6 Jahre, wenn sie 100 Thlr. Lehrgeld bezahlen aber bloß 3 Jahre; jeder wandernde Gehülfe erhält ein Geschenk. Ihr Meisterstück besteht im Anfertigen von einem Sud Seife, der während desselben marmorirt wird.

Seifensiederasche, die bei Verfertigung der Seife gebrauchte, ausgelaugte Asche; sie ist ein gutes Düngungsmittel, wird auch zu Aschcapellen so wie in Salpeterhütten gebraucht.

Seifensiederei. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter Seife das Erzeugniß, welches aus der Einwirkung des Kali's oder Natrons auf die Fette hervorgeht. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat übrigens diesen Begriff auf alle entsprechende Verbindungen mit den basischen Metalloxyden überhaupt ausgedehnt, so daß man in der Chemie von Baryt-, Bittererde-, Eisen-, Kupfer-, Quecksilber- u. s. w. Seife spricht. Neben den Seifen im engern Sinne, denen der Alkalien also, sind von allen diesen in dem Gewerbwesen nur die Kalkseife in der Stearinfabrikation (s. d.) und hauptsächlich die Bleiseife für die Heilkunde, wo sie Pflaster genannt wird, von Interesse.

I. Geschichtliches. Die Kenntniß der Seife ist so alt, wie die Geschichte; daß übrigens im alten Testament von Seife die Rede sey, ist ein Irrthum, wohl durch Luthers Uebersetzung veranlaßt, denn wenn es daselbst Jeremias 2, 22 heißt: „denn wenn du dich gleich mit Lauge wüschest und nehmest viel Seife dazu" u. Maleachi 3, 2, „denn er ist wie das Feuer eines Goldschmiedes und wie die Seife der Wäscher", so steht im hebräischen Text nur borith (vegetabilisches Laugensalz, Potasche) u. nethes (mineralisches Laugensalz, Soda), womit in keinem Falle Seife gemeint ist. Mit Bestimmtheit und namentlich führt dagegen Plinius die Seife an, die er für eine gallische Entdeckung erklärt und von der er bemerkt, daß sie am besten in Deutschland angefertigt werde. Er unterscheidet bereits harte und weiche Seife und kennt ihre Bereitung aus Buchenasche und Ziegentalg. Ebenso bestimmt redet Galen von der Seife, auch Paulus Aeginata und Aetius. Homer beschreibt in seiner Odyssee genau und umständlich, was Nausikaa zum Waschen an den Fluß mitgenommen, ohne die Seife zu erwähnen, welche ihm also wohl unbekannt war.

II. Materialien der S. Die Fette, von denen die Seifensieder Gebrauch machen, sind theils flüssige, ölartige, wie das Oliven-, Hanf-, Rüb-, Leinöl, der Thran, so wie in seltenen Fällen das Mohn-, Buch-, Nuß- und Mandelöl; theils feste, wie der Talg, das Kokusnuß- und Palmöl, so wie bisweilen das Schweineschmalz, Illipeöl und die Galambutter. Die Talgsorten werden am besten ausgelassen, doch kann auch roher Talg gebraucht werden, eine Läuterung ist nicht nothwendig. Wo man, wie fast überall, das Seifensieden und Lichterziehen gemeinschaftlich betreibt, ist es zweckmäßig, die festeren Sorten für die Lichter zurückzuhalten und die weicheren zu versieden. Für die nördlichen Länder ist der Talg das vornehmste Fett für die Seifensieder. Das Schweineschmalz gibt eine weiche Seife, welche im Wasser sehr schnell zergeht; aus diesem Grunde und auch wegen seines höheren Preises wird es seltener und stets vorher ausgelassen benutzt. Das Hanföl benutzt man vorzüglich in Rußland zur Seife. Das Olivenöl, welches für die Seifenerzeugung in sehr grßer Masse verwendet wird, ist für die südlichen Gegenden das, was der Talg für die nördlichen.

1) Das Palmöl, aus der Frucht einer Palmenart gewonnen, ist ein Bodenerzeugniß der afrikanischen Tropen, welches von der Westküste dieses Landes nach Europa gebracht wird u. gegenwärtig durch seine umfassende Anwendung in der Seifensiederei einen sehr wichtigen Handelsartikel ausmacht. Wenn auch von frühern Zeiten her bekannt, so war es doch mehr unter die merkwürdigen Seltenheiten, als unter die

gewerblich wichtigen Stoffe zu rechnen, eine Stelle, die ihm vermöge einer bemerkenswerthen Verknüpfung der Umstände erst durch das ruhmwürdigste Ereigniß der neuesten britischen Geschichte — die Unterdrückung des Sklavenhandels — angewiesen wurde. Seitdem nämlich dieser Handel durch die Anstrengungen der Engländer, wenn auch nicht gehoben, doch bis auf wenige gewagte Unternehmungen eingeschränkt worden, sind die Eingeborenen jener Küstenstriche gezwungen, ihre außerafrikanischen Bedürfnisse, anstatt wie ehemals mit Menschen, nunmehr mit einem nützlichen Landeserzeugnisse, mit Palmöl, zu bezahlen. So lagen sonst an der Bony-Mündung (einem Nigerarme) gegen 200 Sklavenschiffe, welche durch die strenge Blokade der Engländer verschwunden sind, um einer Ausfuhr von Palmöl Platz zu machen, die von diesem einzigen Punkte aus im Jahre 20,000 Tonnen betrug. Der größte Verbrauch ist in England, nämlich 200mal so groß, als in Frankreich, wo das Palmöl nur $^1/_2$ Proc. der verseiften Fette ausmacht. So wie das Palmöl im Handel vorkommt, befindet es sich stets in demjenigen Zustande, worin man die gewöhnlichen Fette ranzig nennt, d. h. es enthält alsdann freie, fette Säure, anstatt daß diese durchweg an Glyceryloxyd gebunden sind. Die Menge dieser freien Säuren wächst mit dem Alter, wobei gleichzeitig der Schmelzpunkt steigt. Pelouze und Boudet fanden im frischen Palmöl $^1/_3$; in solchem, welches bei 30° schmolz, die Hälfte; in einem andern, welches bei 36° schmolz, $^4/_5$ seines Gewichtes. Bei ganz altem Palmöle fand Stenhouse den Schmelzpunkt bei 37°. Ferner ergab sich, daß dieses Pflanzenfett freie Oelsäure, eine eigenthümliche fette Säure, die Palmitinsäure, ebenfalls in freiem Zustande, freies Glyceryloxydhydrat und einige Procente Palmitin enthält. Letzteres kann durch Pressen des Palmöls bei 10 bis 12°, und ein zweites Mal bei ungefähr 24°, im Großen als eine wachsartige, weiße Masse erhalten werden, woraus man eine Art Stearinkerzen gießt, während das abgeflossene, gelbe Oel zu Seife verarbeitet wird. — Bleichen des Palmöls. Der gelbrothe Farbstoff des Palmöls wird während der Verseifung nicht zerstört, so daß die aus Palmöle gesottene Seife eine gelbe Farbe zeigt. Nimmt man aber bleichende Mittel zu Hülfe, so erhält man ein wenig gefärbtes Oel und daraus weiße Seife. Das Bleichen des Palmöls ist daher für den Seifensieder von Wichtigkeit und kann auf sehr verschiedenen Wegen, aber auch mit sehr verschiedenem Erfolge bewerkstelligt werden. Bis jetzt hat man den Farbestoff durch die Einwirkung von Eistor, Sauerstoff, starken Säuren und endlich durch Wärme und Licht allein versucht. Nach Davidson soll man das Palmöl in einem mit Blei gefütterten eisernen Kessel schmelzen und alsdann demselben 6 bis 11 Proc. Bleichkalk zusetzen, den man vorher mit 12 Theilen Wasser zerrührt hat. Wenn das Gemenge gehörig durchgearbeitet und kalt geworden ist, so schneidet man die Masse in kleine Stücke, welche 2 bis 3 Wochen der Luft ausgesetzt bleiben. Während dessen bewirkt das aus dem Bleichkalk durch die Kohlensäure der Luft ausgeschiedene Chlorgas eine langsame Bleichung. Zuletzt scheidet man den Kalk durch Zusatz von Schwefelsäure ab, und das klare Oel schwimmt über dem schweren, zu Boden liegenden schwefelsaurem Kalk. Die Schwefelsäure entwickelt den Rest des Chlors und vollendet die Entfärbung. Gegen die Anwendung des Chlors läßt sich nur einwenden, daß dadurch das Palmöl selbst in der Wärme angegriffen wird, insofern dieses Gas die Palmitinsäure leicht zerlegt und dabei zum Theil an die Stelle ihres Wasserstoffes tritt. Jeder Ueberschuß von Chlor muß also der Güte des Fettes schaden. Gerade so, wie der Schleim beim Läutern des Rüböls, läßt sich auch der Farbestoff des Palmöls durch Schwefelsäure zerstören, welche zu 4 Procent mit dem geschmolzenen Oele verarbeitet werden muß. Die Anwendung des Sauerstoffs zum Bleichen rührt von Michaëlis her. Er mischt zerschmolzenes Palmöl mit $^1/_{16}$ feingeriebenem Braunsteine, setzt dem Gemenge die Hälfte des Gewichts kochendes Wasser zu und läßt $^1/_{32}$ vom Gewichte des Oels an concentrirter Schwefelsäure zulaufen und unter stetem Umrühren erkalten. Das erstarrte Fett ist grünlich, wird aber nach einiger Zeit an Luft nud Licht weiß. Das zweckmäßigste Verfahren ist, mit der Einwirkung der Hitze diejenige der Luft und des Lichtes zu verbinden. Zu diesem Endzwecke sind mehre viereckige, sehr große, aber flache Kasten und Behälter nöthig, welche von bloßem Holze, oder noch besser mit Blei gefüttert seyn können. Sie sind 12 Zoll tief und über dem Boden mit einer schlangenförmigen Bleiröhre versehen, die mit einem Dampfkessel in Verbindung steht. In diese Behälter, welche unbedeckt im Freien stehen, oder doch nach Belieben dem freien Zutritte von Licht und Luft müssen eröffnet werden können, bringt man, nachdem sie 8 Zoll hoch mit Wasser gefüllt sind, so viel Palmöl, daß dieses, nach dem Eintritte des Dampfes geschmolzen, eine höchstens 2 Zoll hohe Schicht bildet. Der Dampfstrom muß so geleitet werden, daß die Temperatur möglichst gleichmäßig auf 100° C. bleibt. Nach 10 bis 15 Stunden ist die Entfärbung vollendet, ein Zeitraum, dessen Länge sehr von dem Einflusse des Sonnenscheins abhängt. Payen fand, daß die Entfärbung in den Behältern selbst dann noch ungestört fortgehe, wenn die Behälter mit Glas u. Rahmen, aber so bedeckt werden, daß der freie Luftzug fortdauert. Es ist wahrscheinlich, daß das Palmöl mit großem Vortheile, vor seiner Versendung, unter der afrikanischen Sonne gebleicht werden könnte. Selbst nach der gelungensten Bleiche behält das Oel eine schwache, gelbliche Färbung, welche nach dem Erstarren als ein schmutziges Weiß hervortritt, aber in der Seife nicht mehr bemerklich ist. Die vollkommenste, rascheste, aber auch kostspieligste Entfärbung ist von Watt angegeben worden, der sich des doppeltchromsauren Kali's und starker Mineralsäuren bedient. Das watt'sche Verfahren beruht sonach auf einer Oxydation des Farbestoffs durch Chromsäure. Es beginnt damit, daß man das rohe Palmöl vorerst durch Schmelzen und ruhi-

ges Stehen von den Unreinigkeiten trennt, die sich absetzen. Das klar abgelassene Oel wird hierauf in hölzernen Gefäßen mit einer koncentrirten Lösung von 25 Pfund doppeltchromsaurem Kali, 8 Pfund Vitriolöl und ungefähr 50 Pfd. starker Salzsäure auf die Tonne (20 Ctr.), vermengt und wohl umgerührt. Anstatt der Salzsäure kann man mit gleichem Vortheile Kochsalz nehmen und den Zusatz von Schwefelsäure entsprechend vermehren. Schon nach einigen Minuten, wenn man das Ganze gehörig durchgearbeitet hat, gibt sich der Vorgang durch die blaßgrüne Farbe des Oels und das Erscheinen eines dicken Schaumes an der Oberfläche als beendigt zu erkennen. Aus der Farbe erkalteter Proben läßt sich ersehen, ob hinreichend Bleichmittel zugesetzt waren od. nicht. Der chemische Verlauf dieser Art zu bleichen ist leicht zu übersehen. Die Schwefelsäure bemächtigt sich nämlich des Kali's und setzt die Chromsäure in Freiheit, welche die Hälfte ihres Sauerstoffs zur Zerstörung des Farbestoffs hergibt und sich in Chromoxyd verwandelt. Die Salzsäure dient dazu, um mit diesem grünen Oxyd eine lösliche Verbindung, das Chromchlorid, zu bilden. Das gebleichte Oel muß noch von der wässerigen Lösung des Chromchlorids u. s. w. (und des schwefelsauren Natrons, wenn Kochsalz angewendet wurde) getrennt werden. Sie scheidet sich als die schwerere Flüssigkeit von dem Oele, welches obenauf schwimmt, wenn das Gemenge ½ Stunde lang ruhig in der Wärme stehen bleibt. Das abgeschöpfte Fett endlich wird in einem zweiten Gefäße mit Wasser ausgewaschen, welches man durch einen Dampfstrom zum Sieden erhitzt. Zum Bleichen der obigen Menge, also 20 Ctr., sind nur 5 Minuten nöthig. Es würde überflüssig seyn, das Palmöl auf eine so kostspielige Weise zu bleichen, wenn es als Zusatz zu der ohnehin gelben Harzseife benutzt wird. Nur für ganz weiße Seife möchte das Verfahren lohnend seyn.

Ferner werden zur S. gebraucht: 2) Das Illipeöl; 3) die Galambutter. Wichtiger als die beiden eben beschriebenen Pflanzenfette ist das 4) Kokosnußöl oder der Kokostalg. 5) Endlich wird das beim Auspressen der Stearinsäure abfallende Gemenge von Oelsäure mit etwas Stearin- und Margarinsäure auf Seife benutzt, deren Darstellung meist einen Nebenbetrieb der Stearinfabriken ausmacht, und um so leichter, als dabei gleichsam ein Vorsprung gewonnen ist; denn es handelt sich hier nicht mehr um eine Zersetzung des Fettes, sondern nur um eine Sättigung des bereits freien Säurehydrats durch Alkali. Der Talg, das Oliven-, Palm- und Kokusnuß-Oel, die Oelsäure geben harte Seifen, Thran und Samenöle Schmierseifen.

6) Die Lauge. Neben den Fetten sind noch die Alkalien Rohstoffe für die S., und zwar in doppelter Beziehung wichtig: einmal als wirklicher Bestandtheil der fertigen Seife, dann aber auch als derjenige Stoff, auf dessen chemischer Wirksamkeit diejenige Umwandlung der Fette beruht, welche der Seifenbildung vorangehen muß. Der Handel liefert nun dem Seifensieder nur Asche, Potasche, Soda, worin die Alkalien an Kohlensäure gebunden sind. In dieser Verbindung vermag aber weder das Kali, noch das Natron so zu wirken, wie es der Seifensieder voraussetzt; seinem Zwecke entsprechen nicht die Salze, sondern nur die Hydrate des Kali's und Natrons, welche stets als Auflösung unter dem Namen Lauge oder Aetzlauge von verschiedener Stärke verwendet werden. Es ist mithin das Aetzendmachen der Alkalien (d. h. die Umwandlung der kohlensauren Alkalien in Hydrate) oder die Laugenbereitung ein höchst wichtiges Geschäft, welches der Seifensieder mittelst des gelöschten Kalkes oder Kalkhydrats bewerkstelliget. Durch einen einfachen Austausch tritt nämlich die Kohlensäure an den Kalk, während das Alkali das Hydratwasser desselben aufnimmt und sich dadurch in eine Verbindung von höchst eingreifender chemischer Thätigkeit verwandelt, wodurch fast alle Materien organischen Ursprungs in viele andere zersetzt werden. Dies ist, was der Ausdruck „ätzend" bezeichnet. Man hat beobachtet, daß sehr koncentrirte Aetzlauge dem kohlensauren Kalk die Säure entzieht, so daß Kalkhydrat und kohlensaures Alkali, also das Gegentheil von dem entsteht, was der Zweck des Seifensieders ist. Es erklärt sich daraus die wichtige Erfahrung, daß kohlensaures Kali, in 4 Theilen Wasser gelöst, mit Kalk behandelt gar nicht, in 5 u. 8 Theilen Wasser noch unvollständig und erst dann vollkommen ätzend wird, wenn es in mehr als 10 Theilen Wasser gelöst war. Am besten und schnellsten erreicht man diesen Zweck, wenn man 2 Theile gebrannten Kalk mit 6 Theilen warmen Wasser löscht (in Hydrat verwandelt) und nach und nach zu einer kochenden Auflösung von 3 Theilen kohlensaurem Kali und 12 Theilen Wasser hinzufügt. Wenn die, durch Absetzen des kohlensauren Kali's klar gewordene Flüssigkeit, nicht mehr mit Säuren aufbraust, noch Kalkwasser trübt, so ist dies ein Beweis, daß alle Kohlensäure an den Kalk übergegangen und die Lauge vollkommen ätzend geworden ist. Bei kohlensaurem Natron, welches leichter ätzend wird, hat man nur halb so viel Wasser nöthig. Auch in der Kälte können kohlensaure Alkalien mit Kalk ätzend gemacht werden, weil aber hierbei die Unterstützung des Vorgangs durch Wärme fehlt, so muß man mehr Kalk und verdünntere Auflösungen anwenden und beide viel längere Zeit auf einander wirken lassen. Auf diesem Wege können also nur schwächere Laugen bis zu 10° oder 12° Br., aber mit Ersparniß von Brennstoff erhalten werden. Der Zeitverlust kommt dagegen nicht in Anschlag, weil man die Einwirkung der Stoffe füglich sich selbst überlassen kann. Während der Theorie nach auf 100 Th. kohlensaures Kali 53 Th., auf eben so viel kohlensaures Natron 40, 5 Th. gebrannter Kalk ausreichen mußten, so muß man in der Praxis für Soda wenigstens 50 Th., für Potasche 60 bis 80 Th. und für Asche 8 bis 10 Th. Kalk nehmen. Die Seifensieder verschaffen sich die Aetzlauge bis jetzt nur auf die letztere Art: durch Digestion in der Kälte, theils weil nach dem üblichen Verfahren des Siedens starke Laugen nicht anwend-

bar sind, theils weil man (wenigstens in nördlichen Ländern) sich ursprünglich nur der Asche bediente — welche kochend behandelt, zu viel fremde Salze an die Lauge abgeben würde — und dadurch einmal auf das Sieden mit kalt bereiteter Lauge eingeübt ist. Die Handgriffe sind dabei die folgenden: Bei dem Einkaufe und Sammeln der Asche hat man darauf zu sehen, daß sich nur Holzasche und keine andere, am wenigsten Torfasche, darunter befindet, welche nicht allein kein kohlensaures Alkali enthält, sondern noch obendrein durch ihren oft beträchtlichen Gehalt an Gyps schadet. Dieser vertauscht nämlich mit dem kohlensauren Alkali die Säuren, so daß kohlensaurer Kalk, und für die Laugenbildung nutzloses schwefelsaures Kali entsteht. Man will gefunden haben, daß manche Torfaschen auf diese Art ihr dreifaches Gewicht Holzasche verderben können. In jeder gewöhnlichen Asche sind viele halbgebrannte Kohlen und Holztheile enthalten, welche an die Lauge färbende, brenzliche Stoffe abgeben und deßhalb durch Absieben entfernt werden müssen. Die abgesiebte Asche wird auf einem mit Steinen geplatteten Boden mit Wasser oder schwachen Laugen (wie sie nebenbei abfallen) angefeuchtet, gut durchgeknetet und so lange liegen lassen, bis alle Aschentheile gleichmäßig durchdrungen sind. Alsdann schöpft man den Haufen in der Mitte aus, so daß eine Grube entsteht. In dieser Grube wird der Kalk gelöscht, und wenn er zerfallen ist, von allen Seiten mit Asche bedeckt, um nachher beides, Asche und Kalk, gleichförmig durcheinander zu mengen. Zum Auslaugen des Gemenges dienen hölzerne, oder besser gußeiserne Fässer mit einem falschen durchlöcherten Boden, welcher mit Stroh bedeckt wird, und einem Hahn zum Ablassen. In diese „Aescher" wird das Gemenge so gleichmäßig als möglich mit einem starken Spaten, dem Setzeisen, eingefüllt (das Einstellen), mit Stroh, Besenreißig oder Korbgeflecht bedeckt und mit so viel Wasser versehen, als für die Einwirkung des Kalkes nothwendig ist (Eintranken). Damit die Luft aus den Zwischenräumen entweichen kann, läßt man den Hahn vorerst offen und gibt das Wasser (oder die schwache Lauge) nur so allmählig hinzu, daß es langsam niedersinkt. So wie die Lauge aus dem Hahn abzufließen droht, schließt man den Hahn und füllt den Rest nach. Man sagt dann „der Aescher steht" u. bezeichnet damit die Periode, in welcher das Aetzendwerden der Lauge vor sich geht. Den andern Tag, oder nach 24 Stunden, kann der Aescher „gezogen" werden; zuerst läuft die stärkste Lauge ab, die Feuerlauge mit 20 bis 25° B. Kali; ein zweiter Aufguß liefert die Abrichtelauge mit 8 bis 10° B. Kali, ein dritter die schwache Lauge von 3 bis 4° B. Kali. Die nachfolgenden Flüssigkeiten sind ganz schwache Lauge und werden zum Eintränken der Aescher benutzt. Die Behandlung der Potasche ist einfacher und besteht darin, daß die trockne Potasche, mit dem gelöschten Kalke gemengt, in den Aeschern eingetränkt wird. Trocken geht das Mengen leichter und sicherer von Statten. Beim Ziehen läuft die Lauge nicht so gern klar durch, auch bricht oft der Kalk durch Stroh und Siebboden. Deshalb verarbeitet man die Potasche gern mit Zusatz von Holzasche, wodurch diesem Uebelstande begegnet wird. In diesem Falle können entweder beide, oder auch die Asche für sich mit Kalk gemengt werden, wo dann die Potasche obenauf in den Aescher kommt, oder in der Eintränklauge gelöst wird. Das Sodasalz wird auf gleiche Weise behandelt, aber nie mit Aschenzusatz. Am besten ist es, dieselbe über dem Kalke in den Aescher einzusetzen. Das Aetzendmachen durch Anrühren der Potaschen- oder Sodalösung mit Kalkmilch ist darum unbequem, weil sich der kohlensaure Kalk, der sehr fein vertheilt bleibt, nur äußerst langsam absetzt. Die Laugenbereitung aus Asche verschwindet in demselben Maße aus der S., als der Holzmangel größer und die Soda verbreiteter wird. Auch ist es gewiß, daß die Darstellung der Lauge durch Kochen aus der Soda, wo man mit wenig fremden Salzen zu thun hat, dem Seifensieder insofern Vortheil bringen muß, als er dadurch in Stand gesetzt wird, sich diejenigen starken Laugen, welche neuerdings z. B. beim Verseifen des Kokosnußöls so häufig gebraucht werden, unmittelbar, anstatt durch Eindampfen der schwächeren, zu verschaffen. Krystallisirte oder gar rohe Soda anzuwenden, ist nicht rathsam, weil beide bei geringem Natrongehalte viele Kosten durch Transport u. s. w. verursachen und die letztere zu viel Schwefelnatron enthält, welches erst künstlich beseitigt werden muß. Ein wesentlicher Uebelstand der kalten Laugenbereitung liegt darin, daß man mit dem Kalkzusatze, der unmöglich im Voraus genau bestimmt werden kann, nicht gut ab- und zugeben kann. Daher kommt es denn, daß man bald mit einem Ueberflusse („man steht zu hoch im Kalke") bald mit dem Gegentheil („man steht zu tief im Kalke") zu kämpfen hat. Das Erstere bringt keinen großen Nachtheil, wenn aber die Lauge noch kohlensauer abläuft, so bleibt nichts übrig, als dieselbe nochmals über den Kalk zu gießen. Die Aetzlauge der Seifensieder aus Asche oder Potasche enthält etwas schwefelsaures Kali, besonders aber Chlorkalium, auch etwas Kieselsäure in Lösung, welche letztere zwar nicht in der Kälte, aber beim Kochen mit dem Kalke verbunden niederfällt. Die Soda, besonders die aus Seepflanzen, theilt der Lauge einen Kochsalz- und Schwefelnatriumgehalt mit. Bei der kalten Laugenbereitung wird, besonders von den schwächeren Laugen, Kalkhydrat aufgelöst, welches, seiner geringen Löslichkeit ungeachtet, in der großen Menge Flüssigkeit nicht verschwindend ist ($\frac{1}{800}$ bis $\frac{1}{700}$ des Wassers) und beim Sieden etwas Seife zu unlöslicher Kalkseife verwandelt und dadurch verdirbt. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die Aetzlaugen, besonders die koncentrirten, beim Sieden das Eisen angreifen und eisenhaltig werden. — Prüfung der Lauge. Der Seifensieder kann nur dann beim Auslaugen der Aescher und beim Versieden des Fettes richtig urtheilen und mit Sicherheit verfahren, wenn er jeden Augenblick im Stande

ist, sich Kenntniß von der Stärke (dem Gehalte an Kali- oder Natronhydrat) seiner Laugen zu verschaffen. Er bedient sich dazu eines ziemlich unsicheren, aber leicht zu handhabenden Mittels, der beaumé'schen (an anderen Orten auch der stoppani'schen, in Frankreich der gay-lussac'schen u. s. w.) Senkwage. Bei einer solchen (nämlich für Flüssigkeiten, welche schwerer als Wasser sind) ist der Zwischenraum zwischen dem Punkte, bis zu welchem das Instrument in reines Wasser einsinkt — dem Nullpunkte — und dem Punkte, bis zu welchem dasselbe in eine Lösung von 1 Th. Kochsalz in 9 Th. Wasser einsinkt, in 10 gleiche Theile oder Grade getheilt. Diese Eintheilung ist auf der weiteren Länge der Spindel fortgesetzt. Die Anzeigen einer solchen Senkwage stehen mit der chemischen Beschaffenheit einer Flüssigkeit in keinem Zusammenhang, und da die Eintheilung in Grade eine ganz willkürliche ist, so kann man damit mittelbar nichts Anderes, als die Dichtigkeit verschiedener Flüssigkeiten gegen einander vergleichen. Wenn daher die Senkwage in einem Zuckersyrup und in einer Lauge gleich tief einsinkt, so kann man daraus nur entnehmen, daß beide von gleicher Dichtigkeit sind. Weil abr einmal ausgemittelt ist, welchem spec. Gew. die beaumé'schen Grade und welchem Kali- oder Natrongehalte die spec. Gew. verschiedener Laugen entsprechen, so kann diese Senkwage allerdings zur mittelbaren Auffindung des Alkaligehalts einer Lauge mit Hülfe der Tabellen dienen. Eine Lauge von 18° B. z. B. hat ein spec. Gew. = 1,138, welchem ein Gehalt von 15,3 Proc. Kali oder 12,8 Proc. Natron entspricht, aber unter der bestimmten Voraussetzung, daß die Lauge keine anderen Stoffe und Salze enthält, welche ebenfalls auf die Senkwage wirken. Dies ist bei den Laugen der Seifensieder niemals der Fall, so daß die Angaben der beaumé'schen Senkwage, was den Alkaligehalt betrifft, entweder nur annähernd oder ganz unbestimmt ist. Nichts desto weniger sind sie dem Gewerbsmann von mehrfachem Vortheil und unentbehrlich. Zunächst kann er damit die abnehmende Stärke der aus dem Aescher ablaufenden Flüssigkeiten recht gut verfolgen und einen hinreichend sichern Schluß aus der Grädigkeit ziehen, wenn eine gleichzeitige Probe mit Säure die Abwesenheit der Kohlensäure beweist. Aber auch beim Seifensieden selbst gewährt die Prüfung der Lauge mit der Senkwage, mit der individuellen Erfahrung des Arbeiters zusammengehalten, einen Anhaltspunkt, insofern derselbe nämlich weiß, daß die Lauge, aus der und der Soda- oder Potaschen-Sorte für den jedesmaligen Zweck so und so viel Grade zeigen muß. Eine veraltete und sehr mangelhafte Probe ist die Tragbarkeit einer Lauge; man untersucht dabei, ob in der Lauge ein Ei oder ein Stück feste Seife nicht mehr untersinkt, sondern schwimmt, wozu natürlich eine gewisse Dichtigkeit gehört. Man erfährt also daraus nicht, welches die jedesmalige Dichtigkeit verschiedener Laugen ist, sondern nur, ob eine Lauge eben nur diesen bestimmten Grad der Dichtigkeit besitzt oder nicht. Mit anderen Worten, schwache Laugen können auf diese Art gar nicht geprüft werden.

III. **Theorie der Seifenbildung.** Eine klare Einsicht in den Vorgang der Seifenbildung, also auch eine richtige Erklärung dieses merkwürdigen Prozesses, kann nur aus der vollkommenen Kenntniß der näheren und entfernteren Bestandtheile der Fette, so wie ihrer Verbindungsweise hervorgehen. Die Frage über die Theorie der Seifenbildung und die Frage über das, was die Chemiker die Konstitution der Fette nennen, fallen also zusammen. Alles, was man bis jetzt darüber weiß, verdanken wir einer denkwürdigen, von Chevreul vom Jahre 1813 bis 1823 fortgesetzten Untersuchung, deren Ergebnisse von demselben in seinen „Recherches chimiques sur les corps gras etc., Paris 1823" bekannt gemacht wurden. Sie sind durch die neueren Forschungen in wenigen Fällen berichtigt, in vielen dagegen erweitert und durch Thatsachen sowohl, als durch Betrachtungsweisen vervollständigt worden, welche die mächtigen Fortschritte der Wissenschaft ins Leben seitdem gerufen haben. Diese Forschungen haben nun zusammengenommen erwiesen, daß die Fette, wie Talg, Schmalz, Baumöl u. s. w. Gemenge sind von Materien zweierlei Art, welche, einzeln genommen, ganz und gar die Eigenschaft der Fette selbst besitzen. Sie unterscheiden sich am meisten durch ihren Aggregatzustand bei gewöhnlicher Temperatur. Diejenigen, welche fest und hart erscheinen, sind von Chevreul Stearin (Talgstoff), das Flüssige dagegen Olein (Oelstoff) genannt worden. Die Konsistenz eines Fettes hängt daher von dem Vorwiegen des einen oder anderen dieser Gemengtheile ab, so daß die Oele ihre Flüssigkeit dem Uebermaße von Olein, die Talgarten ihre Festigkeit dem des Stearins oder Margarins verdanken. Pelouze und Boudet haben beobachtet, daß das Olein aus Olivenöl, Haselnußöl, Menschen- und Schweinefett u. s. w. durch verschiedene Löslichkeit, so wie durch verschiedenes Verhalten gegen die Untersalpetersäure, sehr von dem Olein aus Lein-, Nuß-, Mohn-, Hanföl-, Kakaobutter u. s. w. abweicht. Es gibt demnach von den Stoffen, welche der Gattungsname Olein unter sich begreift, mehre bestimmt verschiedene Arten, welche in den genannten Fetten immer ein und dasselbe Margarin und Stearin aufgelöst enthalten. Ebenso haben diese Forscher gezeigt, daß das, was man wohl für verschiedene Arten von Stearin oder Margarin anzusehen geneigt war, vielmehr Verbindungen in festen Verhältnissen des Oleins mit Stearin oder Margarin sind, wie in der Kakaobutter und dem Olivenöl. Im Betreff des erst neuerdings untersuchten Kokos- und Palmfettes ist schon angemerkt worden, daß ihre Stearine, wegen ihrer abweichenden Zusammensetzung, durch die Bezeichnung: Kocin und Palmitin unterschieden werden. Was nun die Natur dieser näheren Bestandtheile des Stearins, des Margarins und des Oleins betrifft, welche, theils nur mit einander gemengt, theils chemisch gebunden, die Fette bilden, so hat man — gestützt auf die bei ihrer Zersetzung

beobachteten Thatsachen und die Aehnlichkeit ihres Verhaltens mit anderen wohlbekannten Verbindungen — den Schluß gezogen, daß sie wahre Salze oder Verbindungen einer Base mit einer Säure sind. Die Base ist in der großen Mehrzahl der Fette dieselbe, nämlich das Oxyd eines zusammengesetzten Radikals, das Glyceryloxyd ($C_6 H_{14} O_5$ oder $2 C_3 H_4 O + 3 H_2 O$), die damit verbundenen Säuren aber sehr verschieden. Während das Glyceryloxyd, ein im Hydratzustande im Wasser löslicher, farbloser, süßschmeckender Körper (Oelsüß), nichts von der Natur der Fette hat, so finden sich die physikalischen Eigenschaften dieser Körper in den sogenannten fetten Säuren wieder. Dieselben sind bei gewöhnlicher Temperatur flüssig, wenn sie aus einem flüssigen Bestandtheile (z. B. einem Olein), aber fest, wenn sie aus einem festen (z. B. einem Stearin), entsprungen sind. So bildet das Glyceryloxyd, mit der Stearinsäure verbunden, das Stearin, mit der Margarinsäure, das Margarin, mit der Oelsäure das Olein des Baumöls, mit der Palmitinsäure das Palmitin, mit der Kokostalgsäure das Kocin u. s. w., Verbindungen, welche stets die Beschaffenheit eines Fettes, nicht die des Glyceryloxyds besitzen. Die basischen Metalloxyde, die Alkalien, Erden u. s. w. bewirken bei Gegenwart von Wasser eine rasche Zersetzung dieser Verbindungen, wobei sie die Säure an sich ziehen und das ausgeschiedene Glyceryloxyd dem Wasser zuweisen. Das neben dem Glyceryloxydhydrat entstandene Salz — aus der fetten Säure und dem Metalloxyd — ist eine Seife in der weiteren wissenschaftlichen Bedeutung des Wortes. Wird ein natürliches Fett gerade so behandelt, so geht dieselbe Zersetzung seiner Gemengtheile vor sich, als ob diese einzeln genommen würden; es entstehen eben so viel Salze des Metalloxyds mit den vorhandenen fetten Säuren, welche zusammen ein Gemisch bilden. Ein solches wird z. B. im Großen erhalten, wenn man Fette mit Kali oder Natron (Kalk) behandelt, und heißt dann **Seife** in der engeren, praktischen Bedeutung des Wortes. Der Vorgang der Verseifung eines Fettes ist also übersichtlich folgender:



Wenn man also Olivenöl hinreichend lange mit Bleioxyd und Wasser kocht, so erhält man eine Bleiseife, das **Bleipflaster**, welche im Wasser unlöslich, über einer Auflösung von Glycerin im Wasser schwimmt. Man hat in der That das Auftreten des Glycerins zuerst bei dem Pflasterkochen beobachtet, weil dabei kein anderer im Wasser löslicher Stoff auftritt, der seine Gegenwart maskirt. — Einige der fetten Säuren sind flüchtig, verdampfbar, wie z. B. **Chevreul** in der Butter und dem Thrane beobachtet hat. Solche Säuren sind die Ursache des Geruchs **einiger** Seifen, indem sie sich durch fortschreitende Zersetzung ihrer Salze langsam verflüchtigen. Derselbe Chemiker hat dargethan, daß die Seifenbildung von dem Zutritte der Luft ganz und gar unabhängig ist und daß das Gewicht der Verseifungsprodukte das des angewandten Fettes stets um etwas übertrifft. So erhielt derselbe aus 100 Theilen

	Stearin.	Olein.
Margarinsäure	78,0	20,08
Oelsäure	18,4	75,92
Glycerin	8,5	9,80
	104,9	105,80.

Dieser Mehrbetrag von 4,9 und 5,8 Proc., auf die Elementarbestandtheile der Verseifungsprodukte zurückgeführt, ist Sauer- und Wasserstoff in demselben Verhältniß, wie in dem Wasser. Wirklich werden die fetten Säuren und das Glyceryloxyd, welche in dem Fette wasserfrei enthalten sind, bei der Abscheidung und Trennung stets als Hydrate erhalten. In dem Palmöl und Kokostalg finden sich die fetten Säuren aus den Glycerylverbindungen zum großen Theil schon durch freiwillige Zersetzung, das Ranzigwerden, abgeschieden; hier hat also die Seifenbildung einen Vorsprung, und die Alkalien, nicht mehr in der Nothwendigkeit, eine Glycerylverbindung erst zu zersetzen, können einfach mit der bereits frei vorhandenen Säure zu Seife zusammentreten. Nur für die geringe Menge des unverändert gebliebenen Palmitins und Kokos bleibt die Einwirkung des Alkali's dieselbe. Man begreift daraus, warum die Verseifung des Palm- und Kokosfettes so sehr viel leichter und rascher von Statten geht, als die der meisten anderen Fette. — Ganz anders verhält es sich mit dem **Harz** (Kolophonium), denn insofern seine chemische Beschaffenheit von derjenigen der Fette sehr abweicht, kann auch die Einwirkung der Alkalien nicht dieselbe seyn. Das käufliche Kolophonium ist ein Gemenge von viel Pininsäure mit wenig Sylvinsäure und Kolopholsäure, ein Gemenge, welches sich daher vermöge des Charakters seiner Bestandtheile, als eine schwache Säure verhält. Die Verseifung ist also in diesem Falle eine uneigentliche, eine bloße Sättigung des Alkali's mit den Harzsäuren, deren Produkt sich in gewerblicher Beziehung den Seifen ähnlich verhält. Die Darstellung dieses Produktes ist noch leichter und einfacher, als die Verseifung der sauren Pflanzenfette.

So weit bis jetzt v. Alkalien die Rede war, sind nur ätzendes Kali und Natron darunter verstanden. Es ist übrigens bekannt, daß auch mit kohlensauren, sogar doppeltkohlensauren Alkalien die Verseifung möglich ist; sie geht aber in diesem Falle so langsam und unvollkommen von Statten, daß die Ausübung im Großen davon keinen Nutzen ziehen kann. Diese Möglichkeit beruht darauf, daß z. B. aufgelöstes kohlensaures Kali, mit Fett zum Sieden gebracht, die Hälfte des Kali's zur Seifenbildung hergibt, während die andere Hälfte doppeltkohlensaures Salz wird. Dieses letztere wird durch fortgesetztes Kochen, wenn hinreichend Fett vorhanden, unaufhörlich unter Entweichen von Kohlensäure

zersetzt, aber so schwierig, daß man kaum auf diese Weise eine vollkommene Seife erhalten kann. Nur zur Verseifung (Sättigung) des Harzes im Großen sind kohlensaure Alkalien eben so anwendbar, als ätzende. Ein Ueberschuß von Alkali befördert die Verseifung und wird in der Praxis um so lieber angewendet, weil man sich seiner ohne Schwierigkeit wieder entledigen kann. Ueberhaupt darf man sich nicht vorstellen, als ob die Zersetzung der Fette und die Seifenbildung mit einem Male und so rasch und entschieden vor sich ginge, wie die Zersetzung gewöhnlicher Salze. Im Gegentheil durchläuft die Seifenbildung von dem ersten Zusammenmischen des Fettes mit dem Alkali an, — wobei ein milchartiges, trübes (emulsionartiges) Gemenge entsteht — bis zum Auftreten der fertigen Seife, also bis zu dem Punkte, wo alles Alkali vollkommen mit fetter Säure gesättigt ist, mehre Zwischenstufen in einem längern Zeitraum. Es entstehen anfangs saure Salze mit den Fettsäuren, welche das übrige Fett in Auflösung und Vertheilung erhalten, bis dieses Gelegenheit gefunden hat, ebenfalls Alkali aufzunehmen, und die sauren Salze endlich in neutrale, d. h. fertige Seife übergehen. Dieses Verhalten läßt sich deutlich ersehen, wenn man ein Fett mit halb so viel Alkali versiedet, als eigentlich erforderlich wäre; es wird zuletzt alles Oel aufgelöst, aber die Lösung trübt sich beim Erkalten und scheidet, mit Wasser verdünnt und gekocht, unverseiftes Fett ab, welches nur durch das gebildete stearin- (margarin- u. s. w) saure Alkali in der Flüssigkeit gebunden war.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß die gewöhnlichen Seifen Gemenge sind aus den Verbindungen der fetten oder Harz-Säuren mit Kali oder Natron. Die Wahl der Basis ist aber keineswegs gleichgültig. Die Kaliseifen sind nämlich in gewissem Grade das, was man bei gewöhnlichen Salzen zerfließlich nennt, d. h. sie trocknen, als Lösungen an die Luft gestellt, nicht aus, sondern halten so viel Wasser zurück, daß sie damit eine schmierige, weiche Gallerte bilden. Umgekehrt ziehen künstlich getrocknete Kaliseifen so viel Wasser an, bis sie zur Gallerte erweicht sind. Solche Seifen nennt der Seifensieder „Schmierseifen", im Gegensatz zu den Natronseifen, welche „feste Seifen" heißen. Diese letztern halten weder so viel Wasser zurück, noch ziehen sie so viel an, um zu erweichen, sondern erhärten an der Luft mit einem gewissen Wassergehalt zu einer vollkommen festen Masse, welche nur schwierig Eindrücke mit dem Finger annimmt. Die Zerfließlichkeit der ersten Art Seife rührt von der gleichen Eigenschaft des stearin-, margarin- und ölsauren Kali's her, so wie die Seifen der zweiten Art ihre Eigenschaft den entsprechenden Salzen des Natrons verdanken. Das Harz, gleichviel ob mit Natron oder Kali gesotten, bildet für sich stets eine Schmierseife. Die Schmierseifen werden aus Thran und trocknenden Samenölen, die festen Seifen aus nicht trocknenden Pflanzenfetten und Oelen oder Talg dargestellt. Käufliche Seife jeder Art enthält eine beträchtliche, nach dem Feuchtigkeitszustand der Luft veränderliche Menge Wasser, welches theils chemisch gebunden, zum größern Theil aber bloß aufgesaugt darin enthalten ist. Die festen Seifen gewinnen an Härte durch das Austrocknen, so daß sie zuletzt gepulvert werden können. Die Kaliseifen vermögen die Natronsalze, z. B. das Kochsalz, oder schwefelsaure Natron, zu zersetzen, indem das Kali, als die stärkere Basis, die stärkere (Mineral-) Säure an sich zieht und die fette Säure dem Natron überläßt. Man erhält also Chlorkalium oder schwefelsaures Kali und eine Natronseife. Dieser mittelbare Weg, feste (Natron-) Seife darzustellen, wird in der That in Deutschland benutzt.

Das Verhalten fertiger Seifen gegen Lösungsmittel ist von besonderem Interesse und von ganz entschiedener Wichtigkeit für die Ausübung. In Alkohol und heißem Wasser lösen sich die Seifen vollkommen. Die wässerige Lösung ist dickflüssiger, schleimiger, als die alkoholische, aber beide erstarren, bei einem gewissen Koncentrationsgrad, zu Gallerte; eine solche ist der mit Weingeist und Seife bereitete Opodeldok. — Man hat stets gefunden, daß die Kaliseifen in Wasser leichter löslich sind, als die Natronseifen. Dies läßt sich besser an den reinen fettsauren Salzen, als an der Seife beobachten. Das talgsaure Natron erleidet mit 10 Th. Wasser zusammengebracht, kaum eine Veränderung, während das talgsaure Kali damit zu einem dicken Schleim zergeht. Oelsaures Natron ist in 10 Th. Wasser löslich, ölsaures Kali schon in 4 Th. und bildet selbst mit 2 Th. eine Gallerte; margarinsaures Kali gibt mit 10 Th. Wasser einen durchsichtigen, zähen Schleim. Man sieht außerdem daraus, daß die Salze der Oelsäure löslicher sind, als die der Talg- (u. Margarin-) Säure mit derselben Basis, so daß die Weichheit oder Härte einer Seife nicht allein von der Wahl der Base, sondern auch von dem Vorwalten der Oel- oder Talgsäure abhängt. Die oben, als zur Schmierseife dienend bezeichneten Fette sind gerade durch ihren hohen Oelsäure- (Olein-) Gehalt ausgezeichnet. Von kaltem Wasser werden die öl-, margarin- und stearinsauren Alkalien — also auch die käuflichen Seifen — nie ohne Zersetzung aufgelöst. Diese Erscheinung beruht darin, daß die neutralen Salze in Alkali zerfallen, welches gelöst bleibt, und in ein saures Salz, welches sich ausscheidet. Dieselbe Zersetzung tritt ein, wenn heiße Lösungen von Seife, besonders verdünnte, erkalten. Chevreul hat diese Zersetzung bei dem talgsauren Kali aufs Genaueste erforscht, und die Ergebnisse seiner Beobachtungen sind sehr geeignet, das Verhalten der Seifen im Allgemeinen zu veranschaulichen. Wenn eine Lösung von neutral talgsaurem Kali (St + 2 Ko) erkaltet, so bleibt $^1/_4$ seines Kaligehaltes in Auflösung, während ein Gemenge von neutral und saurem, talgsaurem Kali abgeschieden wird. Läßt man dasselbe Salz mit 5000 Th. kaltem Wasser zergehen, so fällt allein saures, talgsaures Salz St, Ko, aq in perlmutterglänzenden, feinen Schuppen nieder und die Hälfte des Kali's bleibt ungelöst, denn:

aus		werden	
1 Aeq. neutral talgsaurem Kali = und	1 Aeq. Talgsäure, 1 Aeq. Kali, 1 Aeq. Kali,	1 Aeq. saures talgsaures Kali = und	1 Aeq. Talgsäure, 1 Aeq. Kali, 1 Aeq. Wasser, 1 Aeq. Kali,
2 Aeq. Wasser =	1 Aeq. Wasser, 1 Aeq. Wasser,	1 Aeq. Kalihydrat =	1 Aeq. Kali, 1 Aeq. Wasser,

Dieses Verhalten ist dem neutral öl- und margarinsaurem Kali und Natron gemein und die Ursache, warum die Seife beim Gebrauch, selbst mit dem reinsten Wasser, eine weißliche, trübe Flüssigkeit gibt (Seifenbrühe); nur auf dem Freiwerden von etwas Aetzkali beruht die laugenartige Beschaffenheit der Seifenbrühe, nur darauf gründet sich die Möglichkeit, fettige Unreinigkeiten in Wasser zu entfernen, welches der Zweck alles Waschens mit Seife ist.

Jede fertige Seife, so wie sie aus dem Kessel kommt und nachher verkauft wird, ist eine mehr oder weniger koncentrirte Lösung von Seife in Wasser, welche nach dem Erkalten und wenn sie starrgeworden, ganz ähnliche Zersetzungserscheinungen zeigt. In der That sieht man bei den gewöhnlichen Seifen in einer mehr durchscheinenden Grundmasse, wenig durchsichtige, seidenglänzende, höchst feine Krystallfäden hervortreten. Diese Verschiedenheit bezeichnen die Seifensieder durch die Ausdrücke „Kern und Fluß", welchen übrigens noch eine andere Bedeutung zukommt, wovon weiter unten.

Für den Seifensieder ist das physikalische Verhalten der Seifen gegen verschiedene Salzlösungen, wie des Kochsalzes, schwefelsauren, kohlensauren Natrons, der entsprechenden Kaliverbindungen, des Salmiaks u. A. darum so überaus wichtig, weil daran, wenn auch nicht die Bildung, aber doch die Abscheidung aller fremdartigen Stoffe, also die Reinigung der festen Seifen, so wie die Ertheilung eines bestimmten Wassergehaltes abhängt. In der Ausübung ist es stets die Kochsalzlösung, welche diesen wichtigen Dienst leistet.

Wenn man zerschnittene Seife in eine bei gewöhnlicher Temperatur gesättigte Kochsalzlösung bringt, so findet schlechterdings keine Einwirkung Statt. Die Seifenstücke, weit entfernt, sich zu lösen oder aufzuweichen, schwimmen obenauf, ohne auch nur benetzt zu werden; die Salzlösung läuft von der Oberfläche ab, wie Oel vom Eis. Selbst nach längerm Einweichen ist der Erfolg kein anderer, als ob man die Seife in Quecksilber getaucht hätte; ihre Härte nimmt eher zu, als daß Erweichen eintritt. Bringt man die Salzlösung zum Sieden, so erweicht die Seife durch die Wärme zu einer gallertartigen, oder vielmehr dicken und zähen Masse, die in der Salzlösung noch eben so unauflöslich, von derselben scharf abgeschieden bleibt, und sich höchstens in Flocken trennt, welche an der Oberfläche schwimmen. Diese Flocken erhärten nach dem Herausnehmen und erkalten wieder zu fester Seife. Ist die Kochsalzlösung nicht gesättigt, sondern von einer gewissen Verdünnung, so machen sich Seife und Salz in der siedenden Flüssigkeit einander das Wasser in der Art streitig, daß keins von beiden einen entschiedenen Sieg davon trägt. Das Wasser wird zum Theil von der Seife aufgenommen, zum Theil verbleibt es bei dem Kochsalz, so daß man auf der nunmehr koncentrirteren Kochsalzlösung eine Seifenlösung schwimmen sieht, welche sich weder damit mischt, noch darin auflöst, sondern noch immer eine getrennte Masse bildet. Nur wenn der Kochsalzgehalt einer Flüssigkeit unter $^1/_{400}$ beträgt, ist seine Wirkung hinreichend vermindert, um die Auflösung der Seife nicht mehr zu verhindern. Läßt man eine solche Lösung längere Zeit sieden, so treten nach und nach in dem Maß, als das Wasser verdunstet, folgende Erscheinungen ein: Anfangs nimmt die Flüssigkeit unter ruhigem Sieden eine dünnschaumige Beschaffenheit an. Allmählig wird die Seifenmasse und der Schaum zäher, bis man endlich an der Art, wie eine ausgehobene Probe vom Rührscheit abfließt, bemerkt, daß die Seifenlösung, obgleich noch sehr weich und flüssig, doch schon von der Salzlösung geschieden ist. In diesem Zeitpunkt ist also die Salzlösung schon so weit koncentrirt, daß die Seife nicht mehr gelöst bleiben kann. Man sieht deutlich, wie das Rührscheit von einer Flüssigkeit (Kochsalzlösung) benetzt ist, über welche die Seifenlösung in flachen Klumpen oder Flocken hinabgleitet, ohne daran anzuhaften oder theilweise hängen zu bleiben. Von nun an wird die Seifenlösung fortwährend dicker, weil die Salzlösung derselben um so mehr Wasser entzieht, als sie selbst durch Verdampfung verliert. Die Salzlösung sammelt sich mehr und mehr am Boden des Gefäßes; die obenauf schwimmende Seife siedet in immer größern Schaumblasen, welche stets zäher werdend, allmählig dem von unten aufsteigenden Dampf den Durchgang erschweren. Die Oberfläche theilt sich nun in mehre, durch tiefe Furchen getrennte Felder, welche nicht frisch und weich, wie der Schaum in den Furchen, sondern gleichsam als trockene Platten erscheinen, welche vom Dampf zur Seite gedrückt, sich langsam über und untereinander schieben. Diese Art zu sieden und Blasen zu werfen, bezeichnet der Seifensieder nacheinander, mit den Ausdrücken „Zachsieden" u. „Plattenbilden". Alsbald ist dem Dampf das Entweichen durch die zähe Masse so erschwert, daß er sich mit Gewalt, wie aus Kratern, Bahn bricht und (besonders bei bedecktem Kessel) ein eigenthümliches Geräusch („Pfeifen") verursacht. Endlich naht sich der Zeitpunkt, wo die Anziehung der Seife zu ihrem noch rückständigen Wassergehalt so groß geworden ist, daß sie dem Bestreben des Kochsalzes, ihr auch diesen streitig zu machen, vollkommen widersteht. Es kommen also Seife und Salz, in Bezug auf ihre Anziehung, mit einander ins Gleichgewicht. Dieser Zustand gibt sich daran zu erkennen, daß die Seife, bisher immer schaumig und aufgetrieben, plötzlich sinkt, indem der Schaum zu rundlichen, massiven, durch die Salzlösung von einander getrennten Körnern zusammmenfällt, welche scharf von dieser geschieden sind. In diesem Zustande

(„Kern") steigt die Masse selbst bei dem heftigsten Feuer nicht mehr, man sieht nur, wie die Salzlösung von unten her von Zeit zu Zeit heftig, unter starkem Aufbrodeln, über den Kern herauf geworfen wird und wieder zurücksinkt, das „Aufpoltern", „Aufschmeißen". Wird die Seife im Verlauf eines solchen Siedens zum Erkalten herausgenommen, so erstarrt sie zu einer Masse, deren Weichheit jedesmal dem gerade Statt findenden Wassergehalte entspricht; im Zustande des Kerns dagegen erhält man Seife von der Härte der käuflichen. Eine Seife, deren Wassergehalt über den der Kernseife hinaus erhöht worden, heißt im Gegensatz zu dieser geschliffene Seife, wenn dem Kern im Kessel selbst, durch Unterrühren von aufgegossenem Wasser (verdünnten Laugen) oder durch nachträgliche Behandlung über einer verdünnten Salzlösung noch Wasser hinzugefügt worden. Sie heißt dagegen gefüllte Seife, wenn das Einrühren in den Kern erst nach dem Ausschöpfen, also unmittelbar vor dem Erstarren geschieht. Nicht alle Seifen scheiden sich mit gleicher Leichtigkeit durch Kochsalz aus ihren Lösungen. So z. B. bedarf es für die Kokosölseife ungleich mehr, als für Talgseifen, weil sich die erstern noch in Kochsalzlösungen auflösen, worin die letztern längst getrennt obenauf schwimmen. Harzseife verhält sich gegen Kochsalz, wie Fettseife. Aehnliche Erscheinungen wie Kochsalz, aber sämmtlich in schwächerm Grade, bringen Chlorkalium (sehr schwach), kohlensaure Alkalien, schwefelsaures Natron (ebenfalls sehr schwach), essigsaures Kali, auch Salmiak hervor. In schwächern Aetzlaugen ist die Seife vollkommen löslich, in stärkern dagegen, oder wenn die Koncentration mit dem Sieden zunimmt, scheidet sie sich in ähnlicher Weise ab, wie aus Kochsalzlösungen. Deshalb pflegen die Seifensieder, besonders im Anfang, nur schwächere Lauge zu nehmen, weil stärkere Lauge durch das Ausscheiden der Seife eine gehörige Berührung beider unmöglich macht und dadurch eine beträchtliche Verzögerung der Seifenbildung verursacht. Da das Glycerin in seinem Verhalten gegen Salzlösungen und Laugen nichts mit der Seife gemein hat, sondern sich jederzeit darin mit Leichtigkeit löst, so hat man durch Behandlung mit Kochsalz, welche das Aussalzen heißt, ein gutes Mittel, diesen und andere verunreinigende Stoffe von der Seife zu trennen. Es ist vollkommen unmöglich, während des Seifensiedens die Erden und Metalloxyde gänzlich fern zu halten. Diese zersetzen dann jedesmal einen kleinen Theil der Seife, indem sie dem Alkali die fette Säure entziehen, um sich damit zu verbinden. So wird mit der Lauge stets etwas Kalk und Bittererde unter den Sud gebracht, auch werden die Wände der Siedekessel hinreichend angegriffen, um der Seife einen sichtbaren Eisen- oder Kupfergehalt zu ertheilen. Kalk-, Bittererde-, Eisen- und Kupfer-Seife sind in Wasser nicht auflöslich, und erweichen durch die Wärme ungleich langsamer, als die entsprechenden Alkaliverbindungen. In der heißen Seife dagegen sind sie durch die ganze Masse hindurch aufs feinste zertheilt und so gut wie aufgelöst. Weil nun die Kupfer- und Eisenseifen die eigenthümliche Farbe der Salze dieser Metalle besitzen, so erscheint die Seife dadurch gleichförmig blau oder grünlich gefärbt. Zum Theil rührt diese Farbe auch daher, daß sich aus den schwefelhaltigen Laugen (insbesondere der Sodalauge) Schwefel-Eisen oder -Kupfer bildet. Läßt man eine solche fertige Seife rasch erkalten, so zeigt sie auf dem Schnitte eine gleichförmige Färbung, etwa wie nasser Schiefer. Bei langsamem Erkalten dagegen scheiden sich die Erd- und Metallseifen aus der Masse aus und sammeln sich an einzelnen Stellen mit einer gewissen Regelmäßigkeit, so daß die fertige Seife auf dem Schnitt ein marmorartiges Ansehn hat. Man sieht alsdann in weißem Grund gefärbte Adern hinziehen, welche bei raschem Erkalten zahlreich und klein, bei langsamerem größer und mehr vereinzelt erscheinen. Bei übertrieben rascher Abkühlung entsteht ein granitartiges Ansehn. Am meisten trägt das Schwefeleisen zur Färbung der Adern bei; daher kommt es denn, daß die bläuliche Farbe, soweit sie davon herrührt, an der Luft durch Oxydation des Schwefeleisens schnell verschwindet und nur die rothgelbe Färbung der wirklichen Eisenseife zurückbleibt. Es erhellt aus dem Gesagten von selbst, daß die als Marmorirung abgeschiedenen Stoffe nur darum in der Seife schweben bleiben, weil diese zu dickflüssig ist. Will man daher die Marmorirung ganz beseitigen, d. h. weiße Seife darstellen, so muß man derselben einen so großen Wassergehalt ertheilen, daß es jenen Stoffen möglich wird, sich aus der im Kessel flüssig erhaltenen Seife vollkommen abzusetzen. Dieser größere Wassergehalt wird aber nicht mehr abgeschieden, sondern mit der Seife verkauft. Dies ist nun die Ursache, warum man im Handel ein so großes Gewicht auf die marmorirte Beschaffenheit legt; denn sie beweist dem Abnehmer mit Sicherheit, daß der Wassergehalt der Seife über einen gewissen Grad nicht hinausgehen kann, der bei der weißen Seife beträchtlich überschritten wird. Indessen darf man nicht vergessen, daß man in neuerer Zeit gelernt hat, auch solche Seifen, welche viel mehr Wasser enthalten, als eigentliche Kernseife, durch Einrühren von Mineralfarben in einem gewissen Zeitpunkte der Erhärtung eine beliebige Marmorirung (künstlichen Marmor) zu ertheilen. Es versteht sich von selbst, daß nur bei festen Seifen, nie bei Schmierseifen von Mormorirung die Rede seyn kann.

IV. Betrieb des Seifensiedens. Die gewerbmäßige Erzeugung der wichtigsten Seifensorten mag nunmehr in einer Anzahl Beispiele zeigen, welchen Gebrauch die Ausübung von den erläuterten Grundsätzen zu machen weiß.

1) Die marseiller (venetianische) oder Baumölseife. Die Verseifung des Baumöls durch Aetznatronlaugen bildet in den südeuropäischen Ländern (im südlichen Frankreich, Ober-Italien u. s. w.) und nordafrikanischen Küstenstrichen, also in der Heimath des Oelbaums, einen ausgedehnten und blühenden Gewerbszweig.

Was das Baumöl betrifft, so hängt die Brauchbarkeit der verschiedenen Sorten von ihrem Gefärbtseyn und ihrem Gehalte an jenem festen Fettstoff ab, welche Pelouze und Boudet als eine Verbindung von Olein mit Stearin erkannten. Je heller von Farbe und je reicher an diesem Stearin, also je leichter das Oel in der Kälte gesteht, um so höher seine Güte. Die Provencer-Oele nehmen den ersten Rang ein. Die feinsten zu Speiseöl anwendbaren Sorten sind für die S. zu kostbar, dagegen ist das nachgepreßte Oel durch Wohlfeilheit und größeren Stearingehalt vorzugsweise geeignet. Zuweilen setzt man eine kleine Menge Samenöl zu, um der Seife mehr Weichheit, einen „zarten Schnitt" zu ertheilen. Die Laugen, aus Kalk mit Soda dargestellt, sind von dreierlei Stärke, die stärkste zeigt 20—25°, die mittlere 10—15° und die schwächere 4—5° am Aräometer. Alle drei werden gesondert in gemauerten Cisternen vorräthig gehalten. Früher, als man ausschließlich mit natürlicher Soda arbeitete, ging deren Kochsalzgehalt von selbst in die Lauge über; da die Gegenwart dieses Salzes aber im Anfange des Siedens sehr störend, und nur in den spätern Laugezusätzen nothwendig ist, so erwächst daraus ein Uebelstand, der bei künstlicher Soda nicht Statt findet. Man wählt nämlich für jene Laugen eine reine, für diese eine kochsalzhaltige Soda, welche besonders zu diesem Zwecke verfertigt wird. Die Quantität Seife, welche auf einmal in Arbeit genommen wird, heißt ein „Sud" und wird in zwei Kesseln zugleich angefangen, aber in einem einzigen beendigt.

Der Boden und der untere Theil des Kessels ist von Gußeisen oder Kupfer. Die Wände desselben sind durch Mauerwerk fortgesetzt, welches aus Backsteinen mit Puzzolanerde (einem wasserdichten Mörtel) aufgeführt und mit derselben überzogen ist. Der obere Theil, der nicht mehr vom Feuer getroffen wird und die Bestimmung hat, der steigenden Seife Raum zu gewähren, erweitert sich kegelförmig und heißt der Sturz. Der Feuerraum ist durch einen Rost vom Aschenfall getrennt. Das Feuer geht, nachdem es den Kessel getroffen hat, durch einen Kanal in einem halben Umgang um die Wand in die Esse. Von dem tiefsten Punkte des Bodens aus geht ein Rohr mit einem Hahn zum Ablassen der (Unter-) Lauge. Der ganze Kessel wird so unter den Fußboden der Werkstätte aus Dielen, Stein- oder Eisenplatten versenkt, daß das Mauerwerk des Sturzes nur noch als eine halb mannshohe Brüstung darüber hervorragt, vor welcher die Arbeiter stehen. Die Kessel sind hinreichend geräumig, um 240 Ctr. fertige Seife fassen zu können. Sehr oft ist der Sturz nur eine Art Bottich ohne Boden, aus Dauben zusammengefügt, welche unten in den Kesselrand wasserdicht eingelassen sind. Die Einrichtung ist eben so zweckmäßig und noch wohlfeiler. Von dem Versuche, den Kessel mit einem zweiten als Mantel zu umgeben und den Zwischenraum zur Dampfheizung zu benutzen, ist man wieder zurückgekommen, weil man lieber einigermaßen Gefahr des Anbrennens laufen, als den Vortheil eines stürmischen Aufsiedens entbehren will. Dieses letztere ist wegen seiner mechanischen Wirkung gleichsam als Rührapparat anzusehen und kann allein durch freies Feuer hervorgebracht werden.

Ein Sud, zu welchem gewöhnlich 120, 140—160 Ctr. Oel genommen werden, durchläuft nach einander 3 Perioden: das Vorsieden (empatage), das Aussalzen (relargage) und das Klarsieden (coction), wozu bei der marmorartigen Seife noch das Marmoriren (madrage) hinzukommt. Das Vorsieden geschieht mit einer Lauge von 8—11°, welche aus schwächerer und stärkerer kochsalzfreier Lauge in den Kessel gemischt wird. Sobald sie den Siedepunkt erreicht hat, läßt man sämmtliches Oel auf einmal nachlaufen und sucht die Verbindung durch Umrühren zu befördern. Es entsteht eine emulsionartige, schmutzig-weißliche Masse; erscheint diese zu dünnflüssig, was von einem Uebermaß von Lauge herrührt, so sticht man noch Oel hinzu; im Gegenfall, wenn Oel ungebunden auf der Oberfläche schwimmt, sticht man Lauge nach. Nach einiger Zeit steigt die durch das kalte Oel gesunkene Temperatur wieder bis zum Aufwallen, und die Masse kommt in ruhiges Sieden, wobei sie nach und nach durch das Verdampfen des Wassers dickflüssiger und zäher wird. Diese erste Einwirkung des Oels und Alkali's kann nur dann hinreichend rasch und vollkommen erfolgen, wenn die Seife in der Lauge aufgelöst bleibt. Ein Ueberschuß von Lauge zu 8—11° kann aber leicht das Gegentheil bewirken; alsdann muß man so lange ganz schwache Lauge zustechen und umrühren, bis keine Ausscheidung mehr sichtbar ist. Es wird also auch während des Vorsiedens die Seifenmasse, in so fern sie in der Lauge gelöst ist, unmittelbar mit der metallenen Wand des Kessels in Berührung seyn. Daher kommt es denn, daß dieselbe, wenn sie nach einiger Zeit mehr Konsistenz erlangt hat, leicht an dem Kesselboden anhängt, sich dort überhitzt und anbrennt. Dieses Anbrennen macht sich durch einen schwärzlichen Rauch (von den Provençalen tabaco genannt) bemerklich, der hier und da mit dem Dampf entweicht und ein Zeichen ist, daß man schleunigst den Uebelstand durch Verminderung des Feuers und Zustechen von einigen Eimern der stärksten Lauge verbessern muß. Dadurch wird ein schwaches Ausscheiden der Seife von der Lauge bewirkt und die Berührung der erstern mit der Metallfläche unterbrochen. Bei dem gewöhnlichen Gange, wenn solche Zufälle nicht eintreten, siedet die Seife schaumig, bis zur Kesselbrüstung steigend, aber regelmäßig und sonst ruhig. Gegen Ende setzt man, wegen der künftigen Marmorirung, eine geeignete Menge (6—8 Pfund) Eisenvitriol zu, welcher sogleich von der Lauge gefällt wird und theils Schwefeleisen, theils Eisenseife bildet. Sobald die Seifenmasse vollkommen gleichförmig erscheint und die gehörige Konsistenz hat, d. h. aus dem Zustand eines emulsionartigen Gemenges, mehr in den einer, freilich noch unvollkommenen, Seife übergegangen ist (prendre nature), löscht man das Feuer und schreitet zum Aussalzen. Die Lauge, welche bis jetzt zuge-

stochen worden, hat nämlich ihr Alkali an das Oel abgegeben, und ist nur noch als Wasser, wovon erst ein kleiner Theil verdampft ist, in dem Kessel enthalten. Wollte man daher ohne Weiteres fortfahren, so würde die stärkere Lauge, welche nunmehr erforderlich, sogleich von jenem Uebermaß an Wasser ganz verdünnt werden und ihre Wirkung verfehlen. Man ist daher gezwungen, sich dieses Wassers zu entledigen, was aber nicht durch Einkochen, sondern mittelst Kochsalzes, oder vielmehr der schon erwähnten kochsalzhaltigen Lauge geschieht. Während nämlich ein Arbeiter dieselbe nach und nach eimerweise auf die Seife gießt, ist ein anderer damit beschäftigt, beides durch Umrühren in die gehörige Berührung zu bringen, bis die Seife, in der Kochsalzlösung unlöslich geworden, anfängt zu gerinnen und sich in Flocken abzuscheiden (rompre lapate). Nach 3 Stunden Ruhe hat sich die Seife so weit getrennt, daß man die unten befindliche Lauge (Unterlauge) ablassen kann. Sie muß dem Maße nach doppelt so viel betragen, als die angewendete Menge Kochsalzlauge. Von nun an, wo die Seife zum Behuf des Klarsiedens in einen Kessel zusammengeschöpft wird, läßt man die Seife mit der Lauge nur noch in Gegenwart von so viel Kochsalz sieden, daß sie deutlich ausgeschieden bleibt, denn im Gegentheil würde die nunmehr sehr zähe Masse unfehlbar anhängen. Nachdem das Feuer wieder in Gang gekommen, gibt man in jeden Kessel 1000 Maß (872 Quart) eines Gemenges von reiner und kochsalzhaltiger Lauge von 8—20° und fährt fort zu sieden. Während dessen rühren die Arbeiter in dem Sud, besonders an der Oberfläche, theils um die weitere Aufnahme von Aetznatron zu beschleunigen, theils um das Uebersteigen zu verhüten. Während das Aetznatron beim Vorsieden sehr rasch, auch zu Anfang des Klarsiedens noch lebhaft gebunden wird (le savon mange bien), so wird es doch nach der Hand immer schwerer und schwerer, der Seife das noch fehlende Natron einzuverleiben, je näher man zu Ende kommt. Das weitere Aufnehmen hängt nun hauptsächlich von der Koncentration der Lauge (Kochsalzlösung) im Kessel ab; ist diese zu stark, so ist auch die Seife zu dicht und trocken. Um daher die richtige Beschaffenheit, d. i. das richtige Verhältniß in dem Wassergehalt der Seife und Lauge zu erhalten, ist es nöthig, den Kochsalzgehalt im Kessel eine gewisse Grenze nicht übersteigen zu lassen. Wenn daher nach hinreichendem Sieden der Aetznatrongehalt der Lauge an die Seife übergegangen ist, wenn die Lauge nicht mehr ätzend erscheint und auf der Zunge keine brennende Empfindung (den Stich, das Stechen) mehr hervorbringt, so läßt man dieselbe, so weit sie sich am Boden befindet, aus dem Kessel ab, um sie durch eine neue Portion (diesmal aber 1250 Maß = 1090 Quart) derselben Laugenmischung zu ersetzen. Der weitere Verlauf ist nun nichts weiter, als eine 4-, 5-, bis 6malige Wiederholung der nämlichen Maßregel des Ablassens und Nachstechens, während dessen die Seife stets konsistenter wird und der Alkaligehalt der Lauge stets langsamer verschwindet. Zuletzt ist dieses gar nicht mehr der Fall, die Lauge behält ihren vollen Stich und die Seife, nunmehr ihrer Vollendung und höchsten Konsistenz nahe, fängt an, anstatt ruhig zu sieden, vielmehr heftig aufzupoltern. Kurz darauf sieht man die bisher noch schaumige Masse zu rundlichen Körnern zusammensinken. Die Seife ist „im Kern" und das Klarsieden beendigt. Der Kern, mit dem Daumen in der hohlen Hand plattgedrückt, muß sich zu einer festen, zerbröckelbaren Platte ausbreiten und aufkrümmen. Der Oelgeruch ist alsdann größtentheils geschwunden. Vom letzten Laugenzusatz an gerechnet, verlaufen, je nach der Beschaffenheit des Oels und der Witterung, 10, 12, auch 18 Stunden, worauf man das Feuer auslöscht. Bis dahin zeigt der Kern, vermöge des Eisen- und Schwefelgehaltes der Soda, so wie des zugefügten Eisenvitriols, eine gleichförmige Schieferfarbe, welche also aus Schwefeleisen und Eisenseife besteht. Diese letztern sollen aber nicht gleich- und feinvertheilt bleiben, sondern adernartig als Marmorirung hervortreten. Es handelt sich aber vorerst darum, der Seife die hierzu geeignete Konsistenz zu geben, welche bereits etwas überschritten ist und von der Stärke der Unterlauge abhängt. Zu dem Ende bleibt der Inhalt des Kessels $1/2$ Stunde in Ruhe, bis sich die Unterlauge angesammelt hat, welche abgelassen wird. Es beginnt nun eine mühsame Operation: einige Arbeiter steigen auf quer über den Kessel gelegte Breter und bearbeiten die Masse mit Krücken, während andere in abgemessenen Zwischenräumen die Oberfläche mit schwacher Lauge besprengen. Die Bewegung der Rührer muß so ausgeführt werden, daß dadurch die am Boden befindlichen Seifentheile an die Oberfläche gehoben werden und umgekehrt, theils um alle Theile gleichmäßig mit Lauge zu tränken, theils um die färbenden Theile, die sich während der Ruhe mehr nach unten begeben haben, wieder der ganzen Masse gleichförmig einzuverleiben. Während dessen vereinigen und öffnen sich die rundlichen Körner (der Kern) zu einer gleichmäßigen, zusammenhängenden, zähen Masse. Sobald nun der Sudmeister an gewissen äußern Merkmalen die richtige Konsistenz der Masse erkennt, welche sehr von der Stärke der hineingearbeiteten Lauge abhängt, so läßt er dieselbe in die Formen überschöpfen, worin sie (bei obiger Quantität) nach 8—10 Tagen zu marmorirter Seife erkaltet ist. An der Luft verändert sich die Farbe des Mormors, hellt auf, so daß ein isabellfarbiger Ueberzug über der bläulich marmorirten Masse entsteht. Bei dem Erkalten scheidet sich am Boden der Form stets noch eine Schicht Lauge ab. Diese Formen sind hölzerne Kasten mit beweglichen Wänden, die leicht auseinander genommen und leicht zusammengekeilt werden können. Die erkaltete Seife wird vor dem Verkauf in kleine Balken, sogenannte Riegel, zerschnitten. Nach Boutet geben im mittlern Durchschnitte 200 Th. Baumöl 155—158 Th. Seife. Beim Sieden der weißen Seife ist das anfängliche Verfahren im Ganzen dasselbe, bis auf den Zusatz von Eisenvitriol, welcher natür-

lich unterbleibt. Gegen Ende aber treten gewisse Abweichungen ein, welche eine Abscheidung der zufällig gebildeten Eisenverbindungen und des Unreinen überhaupt durch Absitzenlassen bezwecken. Zu dem Ende muß die fertige Seife auf einen solchen Grad erweicht und flüssig gemacht werden, daß die Ueberwucht des spec. Gewichts der Eisenverbindungen über das der Seifenmasse sich geltend machen kann, welches Flüssigmachen theils durch Hineinarbeitung von Lauge, theils durch die Wärme geschieht. Nach hinreichender Ruhe ist die Seife rein und von der bekannten gelblich-weißen Farbe, doch braucht man die Vorsicht, sie beim Ueberschöpfen durch Siebe in die Form laufen zu lassen, um etwaige Unreinigkeiten zurückzuhalten. Nachdem alle weiße Seife ausgeschöpft ist, bleibt stets ein Antheil zurück, der durch den Absatz dunkel gefärbt ist. Er beträgt mehr als $^1/_3$ der ganzen Masse, und kann zum Marmoriren gebraucht werden. Man sieht leicht, daß die französische Oelseife zur Klasse der gefüllten Seifen gehört, also stets mit einem größern Wassergehalt in die Form kommt, als dem Kern entspricht. Bei der marmorirten Oelseife ist dieser Wasserüberschuß bis auf einen bestimmten Grad beschränkt, der nicht überschritten werden kann, ohne daß sich die Marmorirung absetzt. Bei der weißen Oelseife dagegen liegt dieses ganz in der Willkür des Sudmeisters; er kann der Seife so viel Wasser einverleiben, als sie verträgt, ohne ihre Festigkeit zu verlieren.

2) Talgseife. Das ursprüngliche deutsche Verfahren, feste (Natron-) Seife aus Talg zu sieden, ist darum interessant und merkwürdig, weil dabei durch gewisse sinnreiche Kunstgriffe, welche aus sehr alten Erfahrungen entsprungen, von der neuern Theorie als wissenschaftlich wohl begründet erfunden und erklärt wurden, möglich gemacht wird, selbst aus unreinem Material, nämlich rohem Talg und Aschlauge, also sogar mit Kalilauge, eine nichtsdestoweniger sehr reine und vollkommen feste Kernseife zu erzeugen. Man siedet zuerst eine unvollkommene Kaliseife, welche im weitern Verlauf des Siedens zugleich in Natronseife verwandelt und zugleich bis zur Sättigung mit Alkali versehen wird, worauf man die entstandene neutrale Natronseife zum Kern siedet.

Die Kennzeichen der fortschreitenden Seifenbildung, so wie sie den verschiedenen Zuständen entsprechen, sind hierbei so sicher, daß wenigstens früher Niemand daran dachte, mit vorher abgewogenen Verhältnissen zu arbeiten. Es genügte, je nach der Anzeige der Proben, die mangelhafte Beschaffenheit durch Zusatz von Fett oder Lauge zu verbessern, bis das richtige Ansehen eintrat. Die Asche wird ganz so mit Kalk behandelt, wie bereits oben beschrieben worden, und das Sieden mit einem Einsatz von so viel Talg, als man nach dem Raume des Kessels verseifen (fortbringen) zu können glaubt, und mit Feuerlauge (20°) begonnen. Der geschmolzene Talg geht sogleich eine milchartige Mischung mit der Lauge ein, worin beide Bestandtheile, obgleich noch keineswegs in vollkommener chemischer Verbindung, dennoch nicht von einander unterschieden werden können. Bei fortgesetztem Sieden wird diese Masse, der Seifenleim, nach und nach durchscheinender, klarer und dickflüssiger, weshalb man mit dem Feuer, wegen des Anbrennens, vorsichtig zu Werke gehen muß. Der fertige, gare Leim ist eine höchst gleichförmige, schwachgefärbte, krystallhelle, durchsichtige Auflösung von Kaliseife in dem Wasser der zugesetzten Lauge (oder, wenn nicht alles Kali gebunden worden, in schwacher Lauge), ganz von dem Ansehen und Beschaffenheit eines dicken Zuckersyrups. Es versteht sich von selbst, daß diese Durchsichtigkeit nicht eintreten kann, so lange noch unverseiftes Fett vorhanden ist, welches sich dann in der Masse in feinen Tröpfchen zertheilt und die Ursache des milchigen Ansehens ist. Eben diese Trübung gibt ein sicheres Kennzeichen ab, daß noch Feuerlauge zugesetzt und mit dem Sieden fortgefahren werden muß, doch ist es rathsam, um Täuschung zu vermeiden, einige Tropfen von dem Leim in reinem Regenwasser zu lösen. Es könnte nämlich das trübe Ansehen möglicher Weise auch von einem Uebermaße von Lauge, also von mangelhafter Auflösung, oder davon herrühren, daß die Seife, wie die Kunstsprache sich ausdrückt, übertrieben ist. In dem Wasser wird die Lauge verdünnt, wodurch die Uebertreibung unwirksam wird und die wahre Beschaffenheit des Leimes zum Vorschein kommt. Enthält die Lauge freien Kalk, steht man zu hoch im Kalk, so kann die Trübung auch davon herrühren, verschwindet jedoch in diesem Falle durch Hinzufügen von etwas kohlensaurem Alkali. Wenn also die milchige Beschaffenheit in der Auflösung selbst dann noch bleibt, so ist ein Mangel an Alkali gewiß und ein weiteres Sieden nothwendig. Das nachträgliche Zusetzen von Lauge bis zum Verschwinden des milchigen Ansehens, wird das Abrichten, die dazu dienliche schwächere Lauge die Abrichtelauge genannt. Wenn endlich der Seifenleim gehörig klar geworden, in einem zusammenhängenden Strahle (nicht in Tropfen) dick vom Spatel fließt, sich um denselben wickeln läßt und, auf einen kalten Stein gebracht, zu einer dichten Gallerte erstarrt, so schreitet man zum Aussalzen, d. h. man wirft Kochsalz in den Kessel (vorheriges Auflösen ist nicht nothwendig) und läßt dieses so lange mit dem Seifenleim sieden, bis es Zeit gewonnen hat, sich aufzulösen und auf denselben einzuwirken. Der Leim, in der kochsalzhaltigen Flüssigkeit unlöslich geworden, gerinnt zu einer weißlichen, aus kleinen Flocken bestehenden Masse, welche dem gekochten Gries ähnlich sieht und beim Herausnehmen mit dem Rührscheite die Salzlösung aus den Zwischenräumen gehen läßt. Nach einiger Ruhe setzt sich die Unterlauge daraus ab und kann aus dem Kessel abgelassen werden. Ist dieser nicht mit einem Ablaßrohre u. Hahne versehen, wie in den meisten deutschen S.en, so schöpft man die Seife einstweilen in den nebenstehenden Kühlbottich und entfernt alsdann die Unterlauge. Der Zweck des Aussalzens ist mehrfach. Zunächst eine chemische Zersetzung des Leimes, denn Kaliseife und Chlornatrium tauschen ihre Bestandtheile aus und

geben Natronseife und Chlorkalium. Dieses bewirkt mit dem überschüssigen Kochsalz die Ausscheidung der Natronseife und die Bildung der Unterlauge. Bei dieser Trennung werden die überschüssige Lauge, alle fremden Salze aus der Asche und alle Unreinigkeiten, welche besonders aus der Einwirkung der Lauge auf die Membranen des rohen Talges entspringen, von der Unterlauge aufgenommen. Das Aussalzen ist mithin zu gleicher Zeit ein Auswaschen der Seife, wodurch diese selbst dann ganz rein erhalten werden kann, wenn es die Rohstoffe nicht waren.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß man aus Asche, der fremden Salze wegen, keine starken Laugen erzeugen kann; diese sind in der That so verdünnt, daß schwerlich ein Kessel groß genug seyn würde, um auf einmal so viel Flüssigkeit zu fassen, als der Menge Kali entspricht, welche zur Verseifung eines gewöhnlichen Talgeinsatzes gehört. Es hat daher das Aussalzen den weitern, sehr wichtigen Zweck (ähnlich wie beim Sieden der Oelseife), die Seife von einer Wassermasse zu befreien, welche die spätern Laugenzusätze bis zur Unwirksamkeit verdünnen würde. Noch verdient bemerkt zu werden, daß viele Seifensieder viel eher aussalzen, als der Leim die Gare hat. Wenn auch dadurch die Seife nicht verdorben wird, in so fern dieselbe nachher ohnehin noch mit Alkali nachgesotten werden muß, also Gelegenheit findet, das Fehlende aufzunehmen, so ist dieses doch um deswillen nachtheilig, weil ein unvollkommener Leim sich auch nur unvollkommen aussalzt, schmierig bleibt und die Unterlauge, ganz dem Zwecke zuwider, zum großen Theil zurückhält. Nach gehöriger Abscheidung der Unterlauge kommt die geronnene Seife mit Abrichtelauge in den reingeschöpften Kessel zurück und wird zum Sieden erhitzt. Nach einiger Zeit löst sie sich in dieser schwächern Lauge vollkommen wieder auf und bildet einen Leim, gerade so wie das erste Mal, nur mit dem Unterschiede, daß er nunmehr größtentheils aus Natronseife besteht. Während dessen begünstigt durch die leimige Beschaffenheit, findet weitere Bindung von Kali Statt, welche man, durch Zugießen von Lauge, von Zeit zu Zeit zu befördern sucht. Man fährt also mit dem Abrichten fort, bis die Seife allmählig mit Alkali gesättigt ist. Ehe man diesen Punkt erreicht, ist ein wiederholtes Aussalzen und Abrichten nothwendig, und zwar um so öfter, je unreiner die Materialien und je schwächer die Lauge waren. Früher, wo man meist rohen Talg anwendete, reichte man kaum mit 5maligem Umsieden und Aussalzen aus; sonst ist eine 2malige Operation hinreichend. Der Seifensieder nennt dieses: auf einem, auf dem zweiten, auf dem fünften Wasser u. s. w. gesotten. Das Sieden auf dem zweiten, dritten Wasser geht gerade, wie das des ersten Wassers vor sich, nur daß man weniger Kochsalz nöthig hat, weil natürlich später nie mehr so viel Kaliseife zu zersetzen ist, wie im Anfange. Nach dem letzten Wasser, welches also das zweite bis sechste seyn kann, oder allgemein, wenn die ausgesalzene Seife gehörig rein und fest ist, wird dieselbe klar gesotten, d. h. auf den richtigen Wassergehalt gebracht. Es treten dann dieselben Erscheinungen ein, wie sie bereits beschrieben worden, indem die Kochsalzlösung, durch das fortwährende Einkochen mehr und mehr koncentrirt, der Seife mehr Wasser entzieht. Diese siedet zuerst weich, schaumig, in kleinen Blasen, hochaufsteigend, oder, wie man sagt, zach, bis später die schaumige Oberfläche große glänzende Blasen bildet, die Erscheinung des Siedens in Platten eintritt un das Pfeifen unter der Breterbedeckung des Kessels deutlich vernehmbar ist. Endlich, wenn der Schaum zusammensinkt, die Seife aufpoltert und im Kern siedet, wenn beim Drücken mit dem Daumen (dem Drucknehmen) ein zusammenhängender, sich biegender, glänzender Span entsteht, der weder spröde (strozig), noch schmierig ist, wenn die Lauge keinen Stich (brennenden, ätzenden Alkaligeschmack) mehr hat, oder doch nur schwach „anfällt", so läßt man das Feuer ausgehen und schöpft die Seife von der Unterlauge weg zum Verkühlen in die Kühlbütte. (In den deutschen Werkstätten ist der Kessel in der Regel nicht mit einem Ablaßrohre versehen. Soll die Unterlauge entfernt werden, so schöpft man die Seife so lange aus dem Kessel in einen nebenstehenden Bottich, die Kühlbütte, bis jener entleert ist. Diese Kühlbütte ist so neben den Kessel gestellt, daß die Seife beim etwaigen Uebersteigen durch einen Randeinschnitt in jene und nicht auf den Boden abfließt.) Von der Kühlbütte aus wird die noch flüssige Masse in die bereitstehende Form übertragen, über deren Boden eine Leinwand gebreitet wird, um der Lauge, die sich noch abscheidet, das Abziehen zu erleichtern. Um die Vereinigung des Kernes zu einer zusammenhängenden Seifenmasse und das Aussickern der Unterlauge zu befördern, ist es nothwendig, die Seife vor dem völligen Erstarren mit einem eisernen Stabe umzurühren (zu kerben, zu schlagen). Dadurch, daß man dieses mit einer gewissen Regelmäßigkeit und nach gewissen Richtungen ausführt, entstehen in der Marmorirung, welche sich bei der deutschen Kernseife von selbst, ohne weiteres Zuthun, ausbildet, dem entsprechende Muster, Mandeln, Blumen u. s. w. genannt.

Bei den Formen kommt es vorzugsweise darauf an, die Einrichtung so zu treffen, daß zugleich ein hinreichend dichter Schluß erfolgt, also keine Seife auslaufen kann und die einzelnen Theile doch leicht und rasch können auseinander genommen werden. Der Boden ist aus zwei Lagen Dielen zusammengefügt; in der obern sind ringsum 4 Nuten eingeschnitten, in welche die Wände mit ihren Falzen eingeschoben werden. Wenn alle Theile aufgestellt sind, so hat man nur nöthig, Riegel, mit Schrauben versehen, in die vorspringenden Theile der Längswände, welche zu dem Ende doppelt mit Balken verstärkt sind, einzuschieben und die Muttern anzuziehen, um das Ganze zu einem festen Kasten zu schließen. Wenn der Boden inwendig mit einem Tuche bedeckt ist, so kann durch dasselbe keine Seife, sondern nur die Unterlauge durchdringen, um durch die

im Boden eingebohrten Löcher abzuziehen. Die deutschen Seifensieder unterscheiden das, was sich in der erstarrten Seife krystallinisch in der nichtkrystallinischen Grundmasse beim Marmoriren abscheidet, ebenfalls durch „Kern und Fluß", Ausdrücke, die häufig gegen einander verwechselt werden, so daß der Eine Kern nennt, was der Andere Fluß, und umgekehrt.

So wie es im Vorhergehenden beschrieben worden, heißt das Verfahren, Talgkernseife zu machen, das Sieden auf Leim, in so fern dabei zwischen und vor dem Aussalzen die Masse immer vollständig (zu Leim) gelöst wird. Es hat dies allerdings den Vortheil, daß die Einwirkung der Lauge erleichtert wird, aber auch den großen Nachtheil, daß durch das leichte Anbrennen und durch das Durchsieden der Seife mit den vorhandenen Unreinigkeiten leicht eine Mißfarbe und ein übler Geruch entsteht. Dem begegnen viele Seifensieder durch das sogenannte „Sieden auf den Kern", wobei stets mit der Lauge etwas Salz in den Kessel gegeben wird, also die Seife keinen wahren Leim bildet, sondern schwach von der Lauge, die alsdann gut kaustisch seyn muß, getrennt bleibt und somit weder anbrennen, noch mit dem Schmutze zusammensieden kann. Wenn die Seife zu zach siedet, so fügt man noch Salz, wenn zu spröde oder aufpolternd, schwache Lauge hinzu, um in der richtigen Mitte zwischen einem völligen Aussalzen und der leimigen Beschaffenheit zu bleiben. Die nichtmarmorirte, glattweiße Seife, welche an vielen Orten mehr an der Tagesordnung ist, als die marmorirte, wird in der Hauptsache nach demselben Verfahren gesotten; anstatt aber das Gefärbte, den Fluß, wie in Frankreich, durch Absitzenlassen zu entfernen, erhält man in Deutschland die weiße Talgseife dadurch, daß man einfach die Ausscheidung des Flusses in Adern und Gruppen durch rascheres Abkühlen zu verhindern sucht. Er bleibt alsdann an der Seife frei und gleichmäßig vertheilt und bewirkt dadurch einen Stich ins Graue. Natürlich bleiben alle Zusätze, welche man bei der marmorirten Seife hie und da anwendet, um den natürlichen Fluß durch künstlichen zu vermehren, in diesem Falle ganz weg. Man erhält nach gemachten Erfahrungen aus 100 Pfd. Talg, 150 bis 155 Pfd. vollkommene Kernseife, frisch vom Schnitte weg gewogen, und wenn andere Seifensieder mehr, sogar 200 Pfd., erhielten, so liegt dies darin, daß sie durch die Konkurrenz mit schlechteren Sorten gezwungen sind, ihre Kernseife zu schleifen. Eine wirkliche Kernseife wird in der That jetzt selten verkauft, und was man so nennt, sind immer in geringem Grade geschliffene Seifen. Gegenwärtig ist man von der Anwendung des rohen Talges, als einer unnöthigen und nutzlosen Erschwerung des Siedens, ganz zurückgekommen und wendet nur ausgelassenen an. Die Membranen, welche während des Siedens in Leim übergehen, zersetzten sich mit einem Antheile Kali, welcher alsdann erspart wird. Auch weiß man in guten Siedereien nichts mehr von dem berüchtigten Gestanke, welcher sonst, aus den Unreinigkeiten des Talges entwickelt, die Werkstätten und ihre Umgebung verpestete. Seitdem ferner der Holzmangel immer fühlbarer, also die reine Holzasche seltener geworden, seitdem die Sodagewinnung aus Kochsalz einen so großen Aufschwung genommen hat, und der Seehandel die fremdländischen Fette, das Palm- und Kokosöl meist zu demselben und oft geringeren Preisen, als die des Talges liefert, ist das ursprüngliche Verfahren, Talg mit Aschenlauge zu versieden, immer mehr in den Hintergrund getreten und droht, gänzlich in Vergessenheit zu gerathen.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß das Sieden des Talges mit einer Lauge aus Potasche ungleich mehr Sicherheit und einen viel rascheren Erfolg gewähren muß, weil man weder gezwungen ist, so schwache Lauge zu machen, noch so ungewiß über den wirklichen Alkaligehalt, wie bei der Asche wegen ihres großen Gehaltes an fremden Salzen bleibt. Wenn nun auch reine Potasche zu hoch im Preise steht, um für sich gebraucht werden zu können, so gewährt doch die Anwendung einer Lauge aus Asche, mit Zusatz von Potasche, schon dadurch großen Vorschub, daß größere Talgeinsätze können in Arbeit genommen werden. Das Sieden geschieht gerade so, wie mit Aschenlauge, nur daß man weniger oft aussalzen muß. Noch leichter, rascher und bequemer ist der Sud mit Aetzlauge aus Sodasalz, wobei ein Ansatz von 8 bis 10 Ctr. Talg ohne besondere Schwierigkeiten auf einem Wasser fertig gemacht werden kann. Auch hat man weniger Kochsalz nöthig, theils weil die kalcinirte Soda in der Regel etwas von diesem Salze enthält, theils weil diejenige Menge, welche in den vorhergehenden Fällen zur chemischen Zersetzung der Kaliseife aufging, nunmehr gewonnen wird. Eine andere nicht ganz verschwindende Ersparniß entspringt aus dem geringen Aequivalente des Natrons, also daraus, daß 2 Th. Natronhydrat eben so viel fette Säuren zu binden vermögen, als 3 Th. Kalihydrat. Alle unmittelbar aus Natronlauge gesottenen Seifen (also nicht alle, welche Natron enthalten) heißen (in Deutschland) schlechtweg „Sodaseifen". — Die weiße Talgseife der Engländer, besonders die berühmte Windsorseife, sind solche Sodaseifen, welche nicht selten aus der Soda der Seepflanzen gesotten werden.

3) Kokosnußölseife. Das Kokosnußöl, seit 1829 oder 1830 zuerst in Massen in Deutschland eingeführt, ist seitdem rasch in Aufnahme gekommen. So wie sein Ursprung und seine Zusammensetzung, so ist auch sein Verhalten bei der Verseifung eigenthümlich und verschieden von Talg und Oel. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Kokosnußölseife nur mit ganz koncentrirten Kochsalzlösungen vollkommen ausgesalzen werden kann. Schwächere Kochsalzlösungen, worin die Kokosnußölseife ziemlich löslich ist, wirken dagegen sehr mangelhaft. Da eine solche Seife mithin nur mit einem übertriebenen Aufwande von Kochsalz kann ausgesalzen werden und dann mit einem entsprechend geringen Wassergehalte, d. h. so außerordentlich hart abgeschieden wird, daß sie nicht zerschnitten werden kann, so muß man auf die

Anwendung dieses Mittels im Großen gänzlich verzichten. Aus demselben Grunde würde ein eigentliches Klarsieden zum Kerne bei der Kokosnußölseife ganz und gar zweckwidrig und sehr schwierig seyn. Während ferner z. B. Talg, mit ganz starken Laugen behandelt, obenauf schwimmt und alsdann kaum oder gar nicht verseift werden kann, so findet bei Kokosnußöl gerade das Gegentheil Statt. Es bildet nicht gern jenes milchartige Gemisch mit schwachen Laugen, wodurch sonst die Verseifung eingeleitet wird, sondern schwimmt als klares Fett obenauf; erst wenn durch fortgesetztes Sieden die Lauge eine bestimmte Stärke erreicht hat, tritt die Verseifung fast plötzlich ein und verläuft ungemein rasch. Darum bedienen sich die Seifensieder nur starker Sodalaugen, und zwar solcher von wenigstens 20°, und ersetzen die Reinigung der Seife durch Aussalzen in der Art, daß sie nur möglichst reine und ganz ätzende Laugen verwenden, und einen Ueberschuß so viel wie möglich vermeiden. Reine Kokosnußölseife erhärtet immer viel zu rasch, um eine deutliche Ausbildung von Kern und Fluß zu zeigen, ist deshalb einer natürlichen Marmorirung nicht fähig; sie ist sehr weiß, alabasterartig durchscheinend, vorzüglich leicht und gut schäumend, aber von einem unangenehmen Geruche. Es ist bis jetzt kein Mittel bekannt geworden, um der Seife denselben zu benehmen; doch scheinen manche Seifensieder im Besitz eines solchen zu seyn. Ein sehr wichtiger Umstand ist die Fähigkeit der Kokosnußölseife, unbeschadet ihrer Konsistenz, ungleich mehr Wasser in sich aufzunehmen, als Talgseife irgend fähig ist. Sie ist mithin in viel höherem Grade zum Schleifen und Füllen geeignet, eine Eigenschaft, welche einem unrechtlichen Betriebe und Handel nicht wenig Vorschub leistet. An und für sich gibt das Kokosnußöl keine höhere Ausbeute an wirklicher Seife, als der Talg; dieselbe kann jedoch leicht um $1/3$ und mehr durch Wasser oder Lauge vermehrt werden. Auf gleiche Art behandelt, oder mit demselben Wassergehalte, würde die gewöhnliche Seife so weich seyn, daß man mit Leichtigkeit den Daumen hineindrücken könnte, während die Kokosseife weder durch mangelhaften Zusammenhang ihrer Theile, noch durch Weichheit, oder ihr Ansehen überhaupt, ihre trügerische Beschaffenheit verräth.

Auffallend und nicht ganz erklärt ist die Beobachtung der Seifensieder, wonach Kokosöl um so schwieriger verseifbar wird, je weiter seine ranzige Beschaffenheit gediehen ist. In der Regel wird das Kokosöl als Zusatz (zu Talg u. s. w.) und nicht für sich verseift, um daraus schnell erhärtende und sehr wasserhaltige Seifen zu erzeugen, welche aus bloßem Talg nicht herzustellen sind. Es ist sogar möglich, mittelst Kokosnußöl und Talg, ohne alles Sieden, durch bloße Erwärmung bis zum Schmelzen des Fettes, mit starken Laugen und durch fleißiges Umrühren eine Seife in wenigen Stunden, ohne Salz und beinahe ohne Feuer, in sehr großen Massen herzustellen; eine solche gerührte Seife ist zwar von ziemlich gutem Ansehen, gesteht auch in der Form, so daß sie zerschnitten werden kann, und zwar — da die Verdunstung im Kessel sehr gering ist, fast mit dem ganzen Wassergehalt der Lauge — enthält aber auch alle fremden Salze und ist frisch, weniger eine feste Seife, als vielmehr ein sehr steifer Brei, welcher leicht tiefe Eindrücke in den Daumen annimmt und, zwischen den Fingern gequetscht, schmierig wird. Nur nach längerem Austrocknen, wobei starke Auswitterung von fremden Salzen Statt findet, erhält sie die Konsistenz gewöhnlicher Seife. Je geringer der Zusatz von Kokosöl bei einer Seife, desto mehr verschwindet der Geruch desselben, um so schwieriger ist aber auch das Sieden jener wohlfeilen, schnell erhärtenden Seifen, welche mit einem übertriebenen Wassergehalte das Ansehen gewöhnlicher richtiger Talgseifen verbinden. Bei gleichen Theilen Kokosöl und Talg z. B. ist der Geruch von dem der Talgseife nicht mehr verschieden. Man siedet so lange, bis eine Probe, unter dem Daumen gedrückt, die gehörige Konsistenz zeigt. Unter denselben Umständen würde der Talg gar nicht verseifbar seyn, aber die Verseifung beginnt mit dem Kokosöle, welches gleichsam zum Einleiten des Vorganges dient, worauf dann die des Talges leicht durch die bereits gebildete Kokosseife vermittelt wird. Sehr häufig sind die verschiedenen Kokosseifen, welche also unter die gefüllten Seifen gehören, künstlich marmorirt. Eine solche Marmorirung beruht nicht auf Bildung von Kern und Fluß, und ist nur ein ganz einfaches mechanisches Färben, welches in folgender Weise geschieht: Man rührt die blaue oder rothe Farbe (Bolus z. B.) in einen zurückgebliebenen Theil der Seife, oder besser in etwas besonders vorhandene reine Kokosseife, so daß eine gleichmäßig blaue oder rothe Masse entsteht. Diese schöpft man nun abwechselnd mit der ungefärbten so in die Form, daß Schichten von ungleicher Dicke entstehen, welche durch Umrühren u. s. w. leicht geflammt und geadert werden können. Es versteht sich von selbst, daß einer Marmorirung der Art nicht die Bedeutung der natürlichen, wie bei der andern Seife unterlegt werden kann.

4) Die **Palmölseife** wird fast ganz so gesotten, wie Talgseife mit Sodalauge. Sie ist von einem starken, angemessenen Geruche und gelber Farbe, wenn das Oel ungebleicht, dagegen schwach riechend und weiß, wenn es gebleicht war. Das Palmöl wird am häufigsten als Zusatz zur folgenden, der

5) **Harzseife** gebraucht. Das Kolophonium verbindet sich bei der Siedehitze, wo es vollkommen flüssig ist, leicht und viel rascher, als die Fette mit den Alkalien. Diese Verbindung, oder uneigentlich Verseifung, gelingt fast eben so leicht mit kohlensaurem, als mit ätzendem Natron und erheischt weder besondere Umstände, noch Vorsichtsmaßregeln. Die Seife scheidet sich bei Ueberschuß von kohlensaurem Salz, oder bei Gegenwart von Kochsalz, an der Oberfläche als eine weiche, dicke, schleimige, braune Masse ab, welche stark nach Harz riecht und 15,8 Proc. trocknes Natron enthält. Der Wassergehalt dieser Seife, obgleich nicht mehr

als 27 bis 30 Proc. betragend, ist nichts desto weniger hinreichend, dieselbe schmierig und dickflüssig zu machen, eine Beschaffenheit, welche bei längerem Liegen in der Luft nicht verschwindet. Die Anziehung der Seife zum Wasser ist nämlich so groß, daß sie nicht allein ihr Wasser nicht verliert, sondern sogar zerfließt, wenn sie künstlich zu einer harten Masse ausgetrocknet war. Ein Theil des Harzes scheint indessen in verändertem Zustande in der Unterlauge gelöst zu bleiben, wie man aus der braunen, starken Färbung schließen muß. So wenig die Harzseife demnach für sich brauchbar ist, ein so treffliches und vollkommen festes Produkt entsteht aus der Verbindung derselben mit Talg und Palmölseife in einem gewissen Verhaltniß. Das Harz darf nämlich nicht mehr als $\frac{1}{3}$ des Fettes betragen; schon bei gleichen Theilen macht das Harz seine Eigenschaft geltend, und es entsteht eine schlechte, zu weiche Seife. Das beste Verfahren besteht darin, Beides, Harz und Fett, für sich zu verseifen, die Harzseife alsdann mit der Fettseife im Kessel zu vereinigen, darin eine Zeit lang durchzusieden, bis alles gleichförmig geworden, und dann das Gemenge auszusalzen und in die Form zu bringen. Die beiden Seifen erst in der Form zu vermengen, wie auch wohl geschieht, ist weniger rathsam. In England und Amerika, woher die Harzseife stammt, pflegt man der Fett- (Palmöl-) Seife das Harz mit dem letzten Laugenzusatze, also noch vor dem Ende des Sudes, als grobes Pulver zuzusetzen, und dann das Gemenge so lange mit dem nöthigen weiteren Laugensalze durchzusieden, bis alles Harz gebunden ist. Man erkennt diesen Zustand daran, daß bei gehöriger Konsistenz, eine erkaltete Probe beim Waschen der Hände keinen harzartigen Ueberzug mehr zurückläßt. Der Sud endigt damit, daß man die fertige, von der Unterlauge getrennte Seife so weit mit schwacher Lauge schleift, daß sich die Unreinigkeiten — woran das käufliche Kolophon sehr reich ist — absetzen können, und alsdann vorsichtig in die Form schöpft. Die Harzseife hat eine ins Bräunliche fallende, bei Anwendung von Palmöl — was natürlich leicht gebleicht zu werden braucht — eine dem gelben Wachse gleiche Farbe, ist vollkommen fest, etwas rauh anzufühlen, stark durchscheinend. Sie schäumt sehr gut, behält aber stets den Geruch nach Harz. Wegen des geringen Preises des Harzes ist eine solche Seife ein wohlfeiles und — wenigstens für grobe Wäsche, wo man den Geruch nicht ansieht — sehr brauchbares Produkt.

6) Schmierseife (grüne oder schwarze Seife). Was man im gewöhnlichen Leben Schmierseife nennt, ist im Grunde weniger eine Seife, als vielmehr eine mehr oder weniger unreine Auflösung von Kaliölseife in Lauge, welche bei gewöhnlicher Temperatur eine durchsichtige, schmierige Gallerte bildet. Wollte man eine solche Seife aussalzen, so würde die weiche Kaliseife bei dieser Gelegenheit vom Kochsalze in eine feste Natronseife verwandelt werden, was man nicht beabsichtigt. Man muß also auf dieses Mittel der Reinigung verzichten und wendet, um eine solche entbehrlicher zu machen, niemals Aschenlauge, sondern die viel reinere Lauge aus Potasche an, welche nach der Stärke in verschiedenen Behältern zur Hand seyn muß. Die geringhaltige oder „Verbindungslauge" muß vollkommen kaustisch seyn, was bei den stärkern, den „Sprengellaugen" weder möglich — in so fern sie kalt bereitet — noch erwünscht ist. Die Erfahrung hat nämlich die Seifensieder gelehrt, daß das Sieden leichter ist, wenn die Laugen noch etwas kohlensauer sind. — Unter den Oelen verwendet man Hanf-, Lein-, Leindotter-, auch Mohnöl, welche zu den trocknenden gehören und bei 0° noch nicht erstarren; ferner die verschiedenen Rapsöle und Thrane, welche im Gegentheile nicht trocknen und bei 0° zum Theil erstarren. Die Ersteren geben eine weichere, Letztere eine feste Seife; man pflegt daher die Oele nach der Jahreszeit, für den Winter mehr trocknende und umgekehrt, zu vermischen, so wie es der Stand der Marktpreise gerade möglich macht. Der Sud der Schmierseife beginnt mit der geringen Lauge von 9—11° bei mäßigem Feuer, wobei die Masse so lange erhalten wird, bis eine vollkommene Verbindung eingetreten ist, d. h. bis von dem Rührscheite eine kleberige, zähe Flüssigkeit in Fäden abläuft, welche glänzend aussehen muß und, wenn auch etwas trübe, doch nicht das Ansehen von einer durch Salz geschiedenen Seife besitzen soll. Sobald sich diese Beschaffenheit deutlich zu erkennen gibt, wird das Klarsieden, unter allmähligem Zusatze der stärkern Lauge, eingeleitet. Man fährt mit diesem Zusatze in gleichmäßigen Zwischenräumen so lange fort, bis die Seife aus dem Zustande eines trüblichen, unvollkommenen Gemenges, zu dem eines klaren, durchsichtigen Leimes übergegangen ist. Je nach Umständen, wenn z. B. bei zu großer Verdünntheit die Zähigkeit und Klarheit des Leimes zu lange ausbleibt, sucht man mit der stärksten Lauge nachzuhelfen. Mit dem Klarsieden ist zwar die chemische Verbindung der Bestandtheile vollendet, was man mittelst einer eigenthümlichen Probe erkennt — aber der Seife fehlt noch der richtige Wassergehalt, um verkäuflich zu seyn. Diese Proben sind zwar empirisch, aber nichtsdestoweniger sehr scharf und dabei eigenthümlich. Der Seifensieder schließt nämlich aus der Anwesenheit und dem Umfange der Trübung in einem erkalteten Tropfen, ob die chemische Siedung erreicht ist u. woran es fehlt. Wenn nämlich, wo möglich aus der Mitte des Kessels und frei von Schaum, mit dem Löffel eine Probe geholt und davon ein Tropfen, etwa von der Größe eines Groschenstückes, auf eine reine, ungefärbte (Spiegel-) Glasplatte gebracht wird und dieser Tropfen erkaltet, so können mehre Fälle eintreten; entweder bleibt der Tropfen ganz klar, in diesem Falle hat die Seife die richtige Gare; oder er zeigt nur an dem Umfange einen grauen Streifen, welches Mangel an Lauge beweist, und zwar einen größern, wenn der Streifen breit, einen kleinern, wenn er schmal ist. Ist dieser Mangel ungewöhnlich groß, so ist dieser Streifen nicht allein sehr breit, sondern auch die Probe schmierig und flüssig. Das Gegentheil

muß natürlich eintreten, wenn man den richtigen Zusatz an Lauge überschritten hat, wenn die Seife übertrieben ist. Dieses gibt sich leicht durch den Stich und durch eine graue Haut zu erkennen, welche die ganze Probe überzieht, anstatt nur einen Ring zu bilden. Die Seife verhält sich dann mit einem Worte ausgesalzen; sie ist kornig, matt und schiebt sich naß von dem Glase herunter (glasig in der Kunstsprache). Von da an, wo die Seife anfängt, klar im Leime zu sieden, folglich während des Blätterns, und bis zu Ende, ist es gerathen, den Verlauf fortwährend durch Probenehmen zu verfolgen. Das Blättern ist nämlich die Entfernung des überschüssigen Wassers durch Abdampfen, in so fern schon aus schon erwähnten Gründen hier mit Aussalzen nicht beizukommen ist. Die Seife wird bei verstärktem Feuer im Steigen erhalten und das Entweichen des Dampfes dadurch befördert, daß man den Schaum fleißig mit dem Rührscheite peitscht (wehrt). Für einen raschen Ersatz der feuchten Luft über dem Kessel durch trockne findet man selten in den Werkstätten gesorgt, so sehr auch dadurch Brennstoff erspart wird, und so leicht solche Einrichtungen auch anzubringen sind.

In dem Maße, als die Verdampfung fortschreitet, wird die Seifenmasse natürlich dickflüssiger, dunkler an Farben und weniger geneigt, Schaum zu bilden. Zuletzt vermindert sich der Schaum so sehr, daß sich die Seife senkt und die Blasen so sehr an Größe zunehmen, daß sie in förmliche Platten übergehen, welche sich an der Oberfläche unter und über einander schieben. Dieses ist, was der Seifensieder das „Blättern" nennt; von dem dabei entstehenden Geräusche sagt derselbe „die Seife spricht." In diesem Zeitpunkte ist die Seife zwar eigentlich fertig, doch hütet man sich, eher auszuschöpfen, als bis man eine nochmalige Probe genommen hat. Erst, wenn diese gar keinen trüben Ring mehr zeigt, oder wenn derselbe nur nach längerem Erkalten schmal und scharf zum Vorschein kommt, kann man sicher seyn, daß die Verhältnisse im Kessel richtig stehen. Es gehört indessen zur richtigen Würdigung dieser Probe einige Erfahrung, weil nach allzu langem Stehenlassen durch die Einwirkung der Luftfeuchtigkeit auf so geringe Seifenmenge Erscheinungen hervorgerufen werden, welche keine ähnlichen Schlüsse mehr zulassen, als die beschriebenen. So z. B. wächst jener Ring allmählig über die ganze Probe weg, um endlich, noch später, wieder von selbst zu verschwinden. Immerhin muß die Masse nach dem völligen Erkalten dick, aber nicht flüssig seyn. Sobald die Proben genügen, wird das Feuer gelöscht, die Seife zum Abkühlen noch einige Zeit in dem Kessel gelassen und dann in kleine Fässer zum Versenden geschöpft. Zur Schmierseife für den Winter, welche sonst leicht dick oder knollig wird, ist es zweckmäßiger, bei dem Klarsieden mehr starke Lauge, als von derjenigen anzuwenden, welche noch einen Antheil kohlensaures Kali enthält.

In Rußland siedet man die Schmierseife nach Kurrer vom Anfange bis zu Ende mit einer und derselben Lauge, welche ³/₄ ätzendes und ¹/₄ kohlensaures Kali enthält. Man setzt die Hälfte dieser Lauge, welche auf 10° B. gebracht wird, zu dem Lein-, Raps- oder Hanföle im Kessel. Die andere Hälfte befindet sich in einem seitwärts von dem Kessel angebrachten Gefäße mit einem Hahne, und man läßt sie daraus während des weiteren Siedens ununterbrochen, aber in einem so dünnen Strahle nachlaufen, daß die Seife dadurch nicht aus dem Kochen kommt. Wenn die Seife als klarer Leim vom Rührscheite läuft und sich zwischen den Fingern ziehen läßt, also einen gewissen Grad von Zähigkeit erlangt hat, so wird dieselbe als fertig betrachtet. Dieses Verfahren, welches immer unsicher ist und kein sehr gleichmäßiges Produkt liefern kann, ist wohl nur für solche Gegenden zu empfehlen, wo es so sehr an geschickten Händen fehlt, wie in Rußland.

Einige Oele, wie z. B. das Hanföl, geben der Schmierseife von Natur eine schön grüne Färbung, welche sehr beliebt und dadurch gleichsam nothwendig geworden ist. Man sucht deswegen den übrigen Seifen, welche gelb sind, diese Färbung durch Zusatz von etwas Indigo zu ertheilen. Da sich aber der Indigo weder in Seife, noch in Lauge auflöst, so ist es nothwendig, denselben sehr fein zu pulvern; aber selbst dann noch hat das gleichmäßige Färben damit seine Schwierigkeiten, weil das Indigopulver schwer benetzbar ist und sich leicht absetzt. Das gewöhnliche Verfahren besteht darin, daß man den fein gemahlenen Indigo eine Zeit lang mit etwas Wasser sieden läßt, bis er gleichmäßig benetzt ist, und ihn dann der Seife zusetzt; oder, daß man eine Auflösung von Indigo in Vitriolöl mit Kalk fällt und den Niederschlag als Färbungsmittel benutzt. Auch das Schwarzfärben der Schmierseife ist gebräuchlich und wird durch tintenartige Flüssigkeiten, nämlich durch Abkochung von Galläpfeln, welche man mit einer Lösung von Eisenvitriol versetzt, hervorgebracht. Zuweilen gibt man der Schmierseife durch Zusatz von etwas Talg zu dem Oele ein sogenanntes Korn. Die Seife behält alsdann ihre Beschaffenheit, zeigt aber kleinkörnige Ausscheidungen oder Krystallisationen, wahrscheinlich von stearinsauren oder margarinsauren Salzen. Es gelingt dieses Korngeben nur bei gewissen Wärmegraden, ungefähr zwischen 9° und 15°, also nicht in der wärmeren Jahreszeit, und ist eine bloße Gewohnheit, die keinem nützlichen Zweck entspricht. Man hat dieses überflüssige Verfahren sogar auf eine, der Güte der Seife zuwiderlaufende Weise nachzuahmen gesucht. So z. B. vemittelst gelöschten Kalkes, wobei eine Kalkseife entsteht, oder gar durch Einmengung von Stärke u. s. w. Alle Schmierseifen reagiren stark alkalisch und besitzen einen durchdringenden widrigen Geruch, der indessen nach der Natur des benutzten Fettes sehr verschiedenartig seyn kann. Am stärksten tritt dieser bei den Thranseifen hervor und rührt alsdann von dem delphinsauren und phocensauren Kali her, welche sich bei der Verseifung bilden.

Die Schmierseife wird zwar auch im gewöhnlichen Leben zum Reinigen der gröberen Wäsche

u. dergl. benutzt, ist aber hauptsächlich als unentbehrliches und ausgezeichnetes Reinigungsmittel in den Leinwandbleichereien von Wichtigkeit. Man sieht leicht, welcher wichtige Unterschied zwischen den Schmierseifen und den gewöhnlichen Seifen liegt, indem die Natur der Ersteren eine Beseitigung der fremden Stoffe, der überschüssigen Lauge und Unreinigkeiten, welche bei den andern Seifen so einfach und vollkommen durch das Aussalzen erreicht werden kann, unmöglich macht. Die Schmierseifen sind folglich mit allem derartigen behaftet, so weit es nicht durch die Geschicklichkeit des Seifensieders von vorn herein abgehalten wird. Auch ist bei denselben eine ähnliche Gewähr für für einen bestimmten Wassergehalt, wie bei den sogenannten Kernseifen, um so weniger zu erwarten, als sie viel hygroskopischer, d. i. viel abhängiger von dem Feuchtigkeitszustande der Luft sind. Die Schmierseifen trocknen nämlich darin, selbst nach längerem Aufenthalt, niemals zu einer festen Masse aus.

Der Kampf des soliden, auf rechtmäßigem Erwerb gegründeten Betriebes mit den prahlerisch angekündigten, auf bloßer Täuschung (zuweilen aus Unkunde, oft aus Absicht) beruhenden Erzeugnissen einer leichtfertigen Industrie, dieser Kampf, der neben manchen andern Gewerben auch besonders die Seifensiederei in der jetzigen Zeit niederdrückt, hat zu einigen hierher gehörigen Erfindungen Veranlassung gegeben, welche nicht sowohl als Beweise des nützlichen Fortschrittes, sondern vielmehr als Beispiele des Irrweges eine nähere Erörterung verdienen, in welchen sich dieser wichtige Zweig verwickelt hat. Dahin gehört zunächst

7) Knochenseife, worunter man ein Gemenge v. irgend einer gewöhnlichen Seife, z. B. Talg-, Harz-, Palmölseife, mit durch Aetzlauge aufgelockerter, gelöster und zum Theil zersetzter thierischer Gallerte oder Knochen versteht; solche Gemenge sind immer so behandelt, daß sie feste Seifen bilden. Was die Seifen aus Knochen (welche im Durchschnitt aus 56 bis 60 Procent erdigen Theilen und 40 bis 44 Procent thierischer Materie bestehen) betrifft, so sind zwei Wege ihrer Bereitung bekannt geworden. Nach dem einen behandelt man die Knochen, die ganz bleiben können, mit koncentrirter Salzsäure, welche den phosphorsauren und kohlensauren Kalk auflöst, hingegen die thierische Gallerte als eine stark durchscheinende Masse, von der Gestalt der Knochen, zurückläßt. Sie werden durch wiederholtes Waschen von der Salzsäure vollkommen befreit und dann bei der Verseifung eines der genannten Fette zugesetzt. Viel gewöhnlicher bedient man sich des andern Weges, welcher ein unter dem Namen „Liverpool-Armenseife" jetzt häufig angebotenes Produkt von noch geringerem wirklichen Werth, als das Vorige, liefert. Der Unterschied liegt darin, daß der Seife die ganze Masse der Knochen und nicht bloß die Gallerte einverleibt wird. Zu dem Ende erweicht man die vorher zerschlagenen Knochen mit starker Aetzlauge, durch Uebergießen in einem eisernen Gefäße. Die Wirkung ist die umgekehrte, wie im vorherigen Falle: die Lauge löst die Gallerte auf u. läßt die erdigen Theile als ein Pulver zurück, so daß nach 14 Tagen bis 3 Wochen, in der Wärme noch schneller, die Knochen mürbe und zerreiblich sind. Man läßt nun das fein geriebene Gemeng eine Stunde lang in dem Kessel sieden, um mit dieser ätzenden Flüssigkeit das Fett, z. B. das Kokosnußöl gerade so zu verseifen, wie mit gewöhnlicher Lauge. Während des Siedens wird die Gallerte theils als Leim in der Flüssigkeit aufgelöst, zum Theil unter Entwickelung von Ammoniak zersetzt. Diese Zersetzung ist für den Zweck des Knochensiedens vollkommen gleichgültig, weil es sich hierbei ganz allein darum handelt, einer gewöhnlichen, eigentlichen Seife so viel von einer Substanz (gleichviel ob und wie weit diese zersetzt wird) wie die Knochen oder deren Gallerte zuzusetzen (einer Substanz, die beträchtlich wohlfeiler ist als die Fette) als thunlich ist, ohne daß die Seife aufhört, fest zu seyn und bei dem Gebrauche gut zu schäumen. Eine solche Knochenseife zeigt nichts von dem, was man Kern und Fluß nennt, erscheint auf dem Schnitte von dunkelbrauner Farbe, aber nicht durchscheinend wie die Harzseife. Sie ist von einem höchst widerwärtigen, durchdringenden Leimgeruche, löst sich (bis auf die erdigen Theile) und zwar sehr leicht in heißem Wasser, und schäumt gut. Wird aber eine solche Lösung mit einer hinreichenden Menge von reinem Kochsalz versetzt, so wird nur die eigentliche Fettseife mit der gewöhnlichen Farbe abgeschieden, während alle leimigen Theile in der dunkelbraunen, gefärbten Unterlauge theils gelöst, theils als flokkiger Niederschlag zurückbleiben. Es geht daraus hervor, daß man eine solche Seife nicht durch Aussalzen darstellen kann, und warum sie am leichtesten aus Kokosnußöl erzeugt wird. Die englischen Patentträger pflegen das Aufweichen der Knochen in der Lauge durch Zermalmen zwischen Reibungswalzen zu unterstützen. Ganz in ähnlicher Weise hat man Patente auf die sogenannte Verseifung von Eingeweiden der Schlachtthiere und ähnlichen Abfällen, überhaupt z. B. Häuten, Sehnen, Klauen u. s. w. genommen. Auch hat man wohlfeile Fische jeder Art als Material für eine ähnliche S. angepriesen. Bei diesem ist zu berücksichtigen, daß der natürliche Fettgehalt der Seife zu Gute kommt. Uebrigens sind derartige Seifen schon viel länger bekannt, als die darauf bezüglichen Patente, wodurch sie neuerdings in Anregung gebracht wurden; denn schon Hermbstädt erwähnt jener Seife aus Fischen und einer ähnlichen aus abgängiger Scheerwolle.

8) Bimstein-, Sand- und Kieselseife. Eine andere Klasse dieser Erfindungen bilden die Seifen, welche gewisse reinigende Mineralstoffe, wie z. B. Kieselerde, Thon- oder Walkererde u. dergl. eingemengt erhalten. Natürlich erleidet die Festigkeit einer Seife durch Einmengung dieser übrigens rein mechanisch wirkenden Mittel, welche nichts weniger als chemisch damit verbunden sind, keinen Abbruch; der Werth (Preis) dagegen eine beträchtliche Verminderung, in so fern ein großer Theil der wahren

Seife durch ein Mittel von ähnlicher, aber schwächerer Wirkung ersetzt wird, dessen Preis im Verhältnisse zu dem der Fette kaum in Betracht kommt. Zwei derartige Produkte, welche im Handel unter dem Namen Sandseife (Sand soap) und Bimssteinseife (Savon-ponce), die erste englischen, die zweite französischen Ursprungs vorkommen, sind von Karmarsch untersucht worden. Nach dem Auflösen in Weingeist hinterließ die Sandseife 74,4 Procent eines Sandes von dem Korne des gewöhnlichen Streusandes. Drei Sorten Bimssteinseife gaben bei derselben Behandlung nach einander die erste 19,7, die zweite 22,9 und die dritte 26,2 Procent eines weißen oder röthlichweißen scharfen Pulvers, welches entweder, aus der Benennung zu schließen, gemahlener und geschlämmter Bimsstein, oder vielleicht auch Quarzmehl (Feuersteinmehl) überhaupt gewesen ist. Etwas abweichend davon ist die Art, wie Sheridan und später Dunn die Kieselerde der Seife einverleiben. Diese erzeugen nämlich durch Kochen von gewöhnlichem Feuersteine — der zuerst durch Glühen und Ablöschen mürbe gemacht und dann naß gemahlen wird — in ätzender Natron- oder Kalilauge eine Kieselerdelösung (eine Art Kieselfeuchtigkeit oder Wasserglas). Diese Masse wird irgend einer gewöhnlichen Seife, welche man unterdessen bis zum Ausschöpfen gar gesotten hat, durch bloßes Einrühren beigemengt und das Gemisch alsdann wie gewöhnlich in die Form gebracht und ausgeschnitten. Es ist bei diesem Verfahren die bekannte Erfahrung nicht zu übersehen, daß sich das Quarzpulver nur äußerst schwierig und sehr langsam in siedender Kalilauge auflöst, indem die eigentliche Temperatur der Bindung der Kieselerde durch Kali bekanntlich die Glühhitze ist. Eine Ausnahme davon machen die amorphen Quarzarten, z. B. der gepulverte Opal, welche nach Fuchs sehr leicht in jener Flüssigkeit gelöst werden. Bei Vernachlässigung dieser Thatsachen wird daher ein Seifensieder anstatt Kieselerdeseife vielmehr — weil die erzeugte Flüssigkeit nur unbedeutend Kieselerde aufnimmt und also größtentheils Aetzlauge bleibt — nur eine und zwar auf plumpe Weise gefüllte Seife erhalten, zu welcher Klasse diese Erzeugnisse ohnehin immer mehr oder weniger gerechnet werden müssen. Girardin hat eine solche Seife — sie heißen in England Silica soap — untersucht. Sie enthielt Harz und Palmöl, mit Natron verseift, löste sich im Wasser gut und unter starkem Schaum auf, die Auflösung ließ aber einen Bodensatz von Kieselmehl fallen, wovon die Asche, mit Salzsäure ausgezogen, 19 Procent hinterließ. Um die Kieselerde in völliger Auflösung unter die Seife zu bringen, müßte man sich Kieselfeuchtigkeit oder Wasserglas auf die gewöhnliche Weise bereiten. Bei der sheridanschen Seife wird übrigens das Aufgelöste mit dem Unaufgelösten zusammen zu gleichen Theilen, oder etwas mehr, unter die Seife gerührt, so daß dieselbe offenbar den größten Theil dieses Stoffes nur mechanisch eingemengt enthält. In gleicher Absicht, aber dem Zwecke viel entsprechender, mengt man nach Howitt gepulverten Speckstein und Porzellanerde oder nach Davis Pfeifenthon, am besten aber Walkererde unter die fertig gesottene Seife. Es wäre eine schätzenswerthe Eigenschaft, wenn solche Seifen, wie angegeben wird, zur See gebraucht werden könnten.

9) Chlorseife. Schließlich verdient ein von England ausgegangenes Fabrikat, die sogenannte Chlorseife, welche aus Frankreich unter dem Namen Savon chlorure Eingang gefunden hat, Erwähnung. Dieses Fabrikat soll die Idee einer Verbindung der reinigenden Eigenschaften der Seife mit den bleichenden gewisser Chlorverbindungen verwirklichen. Die von dem Erfinder angegebene Methode widerstreitet aber so sehr allen chemischen Grundsätzen, daß das Erzeugniß derselben nichts weniger ist, als das beabsichtigte. Es sollen nämlich darnach die Oele oder Fette, anstatt mit gewöhnlicher Aetzlauge, mit einer Auflösung von Chlorkalk oder der entsprechenden Natron- (javellischer) Lauge, oder Kaliverbindung verseift, oder auch fertige Seife in einer solchen Auflösung aufgeweicht werden. Was den Bleichkalk betrifft, so ist es einleuchtend, daß dadurch der größte Theil der nutzbaren Alkaliseife in nutzlose Kalkseife verwandelt wird. Was die andern Bleichverbindungen betrifft, so können auf die fragliche Art höchstens Seifen erhalten werden, welchen etwas v dem Bleichsalze beigemengt ist, was aber sicherlich beim Waschen von keiner erheblichen Wirkung seyn kann. Nach einem andern Vorschlage sollen die Fette, selbst mit Chlor behandelt, gleichsam vor der Verseifung damit gesättigt werden. Diesen Punkt anlangend, so ist bekannt, daß dieselben, bei zu starker Einwirkung, dadurch unter Entstehung von Salzsäuren zersetzt werden. Bei schwächerer Einwirkung wird eine Entfärbung des Oeles vor sich gehen; niemals aber kann das Chlor so in die Seife übergehen, daß es darin noch eine Bleichung zu bewerkstelligen vermöchte. Es sind mit einem Worte diese Chlorseifen nicht viel mehr, als unverständige Neuerungen.

10) Toilettseife. Die Toilettseifen sind der Hauptsache nach nichts anderes, als gewöhnliche Seifen, welche je nach dem Gebrauch mit verschiedenen wohlriechenden Oelen und mancherlei Formverzierungen versehen werden. Die Grundlage der verschiedenen Artikel dieser Industrie, worin die Franzosen eine entschiedene Ueberlegenheit über die andern Nationen besitzen, sind theils einige der schon erwähnten Seifen, theils andere, welche besonders für diesen Zweck gesotten werden und für jeden andern zu kostspielig sind, im Allgemeinen die folgenden: Baumölseife, Talgseife, Palmölseife, so wie Seife aus Schweinefett und Mandelöl. Die Verseifung des Schweinefetts, welches eine sehr weiße Seife, und zwar von der Klasse der gerührten liefert, wird, wie schon daraus hervorgeht, nicht durch Sieden, sondern bei einer Temperatur von 65° mit einer Lauge von 36° B. ohne alles Aussalzen bereitet.

11) Transparente Seife. Es ist schon in der Einleitung angeführt worden, daß die

Seifen sich in Weingeist weit leichter und vollkommener auflösen, als in Wasser. Während koncentrirte wässerige Lösungen von Seifen nach dem Erkalten durch theilweises Krystallisiren undurchsichtig werden, so ist dieses mit den entsprechenden weingeistigen Lösungen nicht der Fall. Es wird dann bei der Verfertigung der Transparentseife, welche früher ein tiefes Geheimniß war, Gebrauch gemacht. Um solche darzustellen, löst man in einem Darrofen vollkommen getrocknete, gewöhnliche Seife in heißem Weingeist auf. Es wird natürlich alles Fremdartige, was nicht eigentlich Seife ist, ungelöst bleiben, und muß um so mehr entfernt werden, weil es nicht wie in der gewöhnlichen Seife von einer undurchsichtigen Masse eingehüllt wird. Dies kann entweder durch Absitzenlassen, oder auch mittelst eines Filters in einem Trichter geschehen, den man von Außen durch heißes Wasser warm hält. Von der erhaltenen Auflösung wird soviel Weingeist abdestillirt, bis das Zurückgebliebene nach dem Erkalten in Blechformen zu erstarren vermag. Solche durchsichtige Seifen sind in der Regel zu hart und schwer schäumend.

12) Schaumseife. Die sogenannten Schaumseifen sind nur eine besondere Form der Toilettseifen, in welche jede von den Angeführten, mit Ausnahme der aus Schweinefett, gebracht werden kann. Um diese hervorzubringen, peitscht man eine Auflösung dieser Seifen mit ungefähr ⅓—⅕ Wasser so lange mit einem Rührapparat, bis der entstandene Schaum auf die doppelte Höhe der Lösung gestiegen ist, worauf man sie in die Formen ausgießt. Es ist eine auffallende Thatsache, die sich übrigens mit dem ersten Blick auf die Neuerungen in der Seifensiederei zu erkennen gibt, daß diese bei weitem mehr (nicht gerade sehr dankenswerthe) Spekulationen auf die Mischung der Bestandtheile der Seife, als eigentliche Fortschritte und Verbesserungen insbesondere der Operation des Siedens, sind; nichts destoweniger ist es sehr wahrscheinlich, daß gerade diese Operation noch namhafter Vereinfachung und Verbesserung fähig ist. Diese können zweierlei, entweder mehr chemischer Art, also z. B. auf Anwendung von ganz koncentrirten Laugen gegründet seyn, oder sie können mehr den physikalischen Theil betreffen. Was diesen letzten Punkt anlangt, so hat man allerdings in England Versuche im Großen gemacht, welche im höchsten Grade Beachtung verdienen. Es ist nämlich an und für sich wahrscheinlich, daß die Verseifung bei einer Temperatur, welche über den Siedepunkt gewöhnlicher Laugen hinausgeht, ohne übrigens den Grad zu erreichen, bei welchem die fetten Säuren oder Seifen wirklich zersetzt werden, ungleich rascher erfolgt. Diese Bedingungen könnten leicht in einem gewöhnlichen Dampfkessel erfüllt werden, welcher erhöhten Druck gestattet; nur würde sich jeder Seifensieder v. Fach gegen die Unmöglichkeit der Beobachtung der Seifen während des Sudes sträuben. Nichts destoweniger sollen solche Versuche in England, der Heimath aller Dampfwirkungen, nach Schönbein nicht allein gelungen, sondern auch bereits mit Patent versehen und nach sehr großem Maßstabe ausgeführten Siedereien zu Grunde gelegt worden seyn. Es soll durch dieses Sieden mit erhöhtem Druck gelingen, einen Sud von mehren Tagen nach gewöhnlicher Art, nunmehr in zwei bis drei Stunden zu vollenden. Wie aber die Patentträger sich von jenem hochwichtigen Punkte, nämlich der fortwährenden Beobachtung in Untersuchung der Seife, unabhängig gemacht haben, und wie der Seife der richtige Wassergehalt ertheilt wird, ist zur Zeit nicht bekannt geworden.

Den ersten Punkt, nämlich die Benutzung ganz starker Lauge anlangend, also eine Seifenbildung, wobei das Fett mit solchen Laugen weniger gesotten, als vielmehr zusammengeschmolzen wird, so sind neue Versuche, wenn auch angestellt, doch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt, wenn man nicht die Verfertigung der bereits erwähnten gerührten, kokosölhaltigen Seifen hierher zählen will, welche durch Digestion in der Wärme mit stärkeren Laugen gemacht werden, ohne übrigens ein sonderlich preiswürdiges Produkt zu liefern. Es gibt wenig Dinge, denen im praktischen Leben eine unrichtigere Beurtheilung widerfährt, als dem wahren Werthe, oder was dasselbe ist, dem richtigen Preise einer Seife. Der Werth einer Seife ist aber nichts Anderes, als die Menge trockener Seife (der trockenen Verbindung des Alkali's mit den fetten Säuern) und kann sehr leicht ausgemittelt werden. Es genügt zu dem Ende eine vorher in dünne Späne geschnittene und gewogene Probe, so lange der Wärme eines Trockenofens auszusetzen, bis sie nichts mehr am Gewicht verliert. Das Weggegangene ist das hygroskopische Wasser, das Zurückgebliebene die trockene Seife. Diese letztere behält zwar immer das chemisch gebundene oder Hydratwasser zurück, aber seine Menge ist bei dem hohen Aequivalent der Seifenverbindungen so gering, daß es in der Praxis nicht in Betracht kommt. (Es ist vielleicht nicht als überflüssig zu bemerken, daß die Seifensieder unter Hydratwasser uneigentlich die ganze Wassermenge zu begreifen pflegen, welche eine kunstgerecht gesottene Seife nach dem Erkalten zurückzuhalten vermag.) Viel größere Täuschungen werden natürlich aus dem Gehalte an überschüssigem Alkali, Kochsalz und dergl. hervorgehen, welcher allen Nichtkernseifen, besonders den gefüllten und gerührten eigenthümlich ist. Diese Beimengungen geben sich zwar schon durch die Beschaffenheit der Seife zu erkennen, können aber genau und der Menge nach nur durch eine umständliche chemische Analyse bestimmt werden. Ueberhaupt fehlt es bis jetzt gänzlich an einer Probe, welche kurzer Hand und mit hinreichender Annäherung den Gehalt einer Seife an den trocknen Kali und Natronverbindungen der fetten Säuren zu erkennen gibt und dabei auch von weniger geschickten Händen ausgeübt werden kann. Die eigentliche Analyse der Seife ist übrigens von sehr einfachem Gange. Man bestimmt den Wassergehalt durch Trocknen, die fetten Säuren dadurch, daß man sie mit Schwefel- oder Salzsäure abscheidet, auswäscht,

schmilzt und wägt; den Alkaligehalt endlich findet man durch Einäschern. Es ist bei solchen Analysen nicht zu übersehen, daß man bei der Zerlegung sowohl die fetten Säuren, wie das Alkali, als Hydrate erhält, und daß folglich in beiden Fällen das Hydratwasser abgezogen werden muß. Dem Abnehmer darf es übrigens nicht genügen, eine Seife empfangen zu haben, deren Gehalt an trockenem, fettsaurem Alkali dem entrichteten Preise entspricht; denn es muß die verkaufte Waare auch eine zweite Bedingung des Werthes erfüllen. Die Aufgabe, welche nämlich der Seifensieder in dieser Hinsicht zu lösen hat, besteht darin, eine Seife zu liefern, von welcher während des Gebrauchs nicht mehr aufgelöst oder aufgeschwemmt wird, als gerade der Zweck, z. B. das Einseifen eines Stückes Wäsche, oder der Handfläche, erheischt. Im Gegentheil wird die Seife viel rascher bei dem Waschen verschwinden, als sie an Verhältniß zu der damit geförderten Arbeit thun sollte. Dies Verhalten ist in der Haushaltung und bei den Wäscherinnen wohl bekannt, auch hängt davon der Verbrauch der Seife bei weitem mehr ab, als von der größeren oder geringeren Verunreinigung der Wäsche u. s. w. Ist der Wassergehalt einer Seife zu groß, oder ist der Zusammenhang ihrer Theile durch ein Uebermaß von hineingearbeiteter Lauge oder Kochsalz zu gering, was bei der gefüllten, geschliffenen und gerührten Seife so oft der Fall ist, so wird jenes allzuschnelle Zergehen die Folge seyn. Umgekehrt, wenn eine Seife z. B. zu stark ausgetrocknet ist, wird man zu oft und auf eine ermüdende Weise auf dem benetzten Zeuche hin- und herreiben müssen, um hinreichend Seife abzulösen. Die richtige Mitte zwischen beiden hält, vermöge ihres richtigen Wassergehaltes und ihrer Festigkeit, eigentlich nur die Kernseife. Zu trockne Seifen lassen sich leicht durch Aufbewahrung an feuchten Orten verbessern, umgekehrt, zu wasserhaltige. Doch werden letztere keineswegs durch Austrocknen von den fremden Salzen befreit und bleiben mit allen davon herrührenden Uebelständen behaftet. Die Kernseife ist also der eigentlich normale Zustand, in welchem Seifen verkauft werden sollten; wenn man übrigens wasserhaltigere Seifen verkauft, oder zu machen genöthigt ist, wie bei der Kokosnußölseife, so ist dieses natürlich an und für sich keine absichtliche Täuschung, wenn nur der größere Wassergehalt bei dem Preise berücksichtigt wird. Aehnliches gilt für die erwähnte Knochen-, Walkererde-, Kieselerdeseife, die man nicht geradezu Verfälschungen nennen kann, die aber, wie die vorigen, einem betrügerischen Verkehre ein allzuweites Feld bieten. Wo die Seifensieder aber über ihren wahren Vortheil und ihre Pflichten gleich aufgeklärt sind, haben solche Erzeugnisse auch keinen Bestand und nur beschränkten Eingang. Was so eben über das allzurasche Zergehen der Seife angeführt wurde, hat natürlich keinen Bezug auf die Fälle, wo man die zu reinigenden Gegenstände mit Seifenlösung kocht, wie z. B. beim Bleichen und Färben; diese Betrachtungen dürfen also nicht auf die Schmierseifen ausgedehnt werden.

Literatur: Hermbstädt, die Wissenschaft des Seifensieders, Berlin 1803; — Stiegel, Anweisung zum Seifensieden, Regensb. und Leipz. 1817; — Chevreul, Recherches chim. sur le corps gras d'origine animal, Par. 1823; — Schubert, technische Chemie, 3 Thle.; — Tancre, Handbuch der Schwarzseifensiederei, Stettin 1830; — Greve, Fabrikation der verschiedenen Seifenarten, Hamburg 1832—33, 2 Bde.; — Lemke, Der europäische Seifenfabrikant, Nürnb. 1835; — Die Kunst des Seifensiedens und Lichtziehens, Weim. 1837; — A. Hofmeister, Fabrikation der weichen Seife, Leipz. 1842; — Hartmann, Allgemeine und spezielle Technologie, Leipz. 1850, 2 Bde.

Seifensiederfluß, die braune Unterlauge, welche nach dem Aussalzen der Seife unter der letzteren steht und Chlorkalium, Chlornatrium, etwas freies Alkali, fettsaure Alkali, Oelsüß enthält. Man verwendet sie in der Alaunsiederei oder, nach dem Abdampfen zum Trocknen und Kalciniren der Salzmasse, in Glashütten.

Seifensiederlaugen, die rohe, koncentrirte Kali- (oder auch Natron) Lauge, welche zur Darstellung der Seife angewendet wird.

Seifenspiere (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Quillaja *Mol.*

Seifenspiritus, (Seifengeist, Spiritus saponatus), eine Auflösung von Oelseife in Weingeist, in verschiedenen Verhältnissen; so z. B. 1 Pfund spanische Seife, 3 Pfd. Weingeist und 1 Pfd. Rosenwasser, werden mit Hülfe der Wärme gelöst und filtrirt, dient als äußerliches Arzneimittel.

Seifenstein (Min.), Varietät des Specksteins (s. d.).

Seifenstiefeln, große Stiefel mit hölzernen Schuhen, die die Seifner in den Seifenwerken anziehen.

Seifenstoff, s. v. a. Saponin.

Seifenwäsche, s. v. a. Seifenwerk.

Seifenwasser, 1) Wasser, worin Seife aufgelöst ist; — 2) (natürliche, Aquae thermales sapontaae), s. Minerelwasser.

Seifenweiß, vom Tuch, wenn es mit Seife gewaschen, dann aber in der Walkmühle mit Seife und Weizenmehl gewalkt und zuletzt noch mit Kreide und Stärke getreten worden ist.

Seifenwerk 1) Geognof.), s. v. a. Seifengebirge; — 2) eine aus nicht zusammenhängenden Erz-, Gang- und Bergarten bestehende Erdlage, die verliehen ist u. vom Seifner gebaut wird.

Seifenwurz (Bot.), s. v. a. gemeines Seifenkraut, Saponaria officinalis *L.*

Seifenwurzel (pharm. Bot.), 1) ägyptische, spanische oder levantische, s. v. a. Radix Saponariae aegyptiacea, hispanicae s. levanticae, s. Gypsophila Struthium *L.*, vergl. auch Leontice Leontopetalum *L.*; — 2) orientalische, s. v. a. Ischkar, s. Leontice Leontopetalum *L.*; — 3) rothe, s. v. a. Radix Saponariae rubrae, s. Saponaria officinalis *L.*; — 4) weiße, s. v. a. Radix Saponariae albae, — s. Lychnis vespertina *Sibth.*

Seifenzinn, s. Seifengebirge.

Seifenzäpfchen (Suppositorium), s. Stuhlzäpfchen.

Seiferdau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Schweidnitz; Filialkirche, Freischoltisei; 500 Einw.

Seiferitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Hinterglauchau; 200 Einw.

Seifersbach (Seiffersbach), königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Frankenberg; 550 Einw.

Seiferschau (Seifershau), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Hirschberg; evangel. und kath. Pfarrkirche, 2 Mahl= und Walkmühlen; 1050 Einw.

Seifersdorf (Geogr.), 1) (Seiersdorf, Sigfridi villa), österr.=böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrschaft Lämberg; Haupterwerb: Spinnerei und Weberei; 1640 Einw.; — 2) österr.=schles. Dorf, Kr. Troppau, Stadtgebiet Bennesch; 620 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Glatz; Vorwerk; 430 E.; — b) das., Kr. Guhrau; 2 Freischoltiseien; 340 Einw.; — c) das., Kr. Ohlau; Schloß, Vorwerk; 240 E.; — d) (Nieder=Langen=S.) das., Kr. Reichenbach; Schloß, kath. Pfarrei, 2 Vorwerke; 910 Einw.; — e) (Ober=Langen=S.), das., Kr. Reichenbach; Vorwerk; 290 Einw; — f) das., Kr. Schweidnitz; 3 Lehngüter; 410 Einw.; — g) das., Kr. Wohlau; Vorwerk; 330 E.; — h) das., R.=B. Liegnitz, Kr. Bunzlau; evang. und kath. Pfarrkirche, Kalksteinbruch; 1130 Einw.; — i) (Mittel=, Nieder= und Ober=S.), das., Kr. Freistadt; Schloß, 4 Vorwerke; 540 Einw.; — k) das., Kr. Goldberg=Haynau; Schloß, Vorwerk; 250 Einw.; — l) das., Kr. Liegnitz; Schloß, Vorwerk Soege; 640 E.; — m) (Nieder=S.), das., Kr. Rothenburg; 1040 Einw.; — n) das., Kr. Schönau; Schloß; 660 Einw.; — o) das., R.=B. Oppeln, Kr. Falkenberg; Eisenerzförderung; 280 Einw.; — p) (S. bei Grottkau), das., Kr. Grottkau; Vorwerk; 410 Einw.; — q) (S. bei Ottmachau), das.; Vorwerk, Scholtisei, 550 Einw.; — r) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Sorau; Jägerhaus; 560 Einw.; — 4) königl. sächsische Dörfer: a) Kreis u. Amt Dresden; Schloß, Spinnerei, Weberei, berühmte Brauerei; gräfl. brühlsches Rittergut in dem malerischen seifersdorfer Thal an der Röder; 610 Einw.; — b) Kr. Dresden, Amt Dippoldiswalde; 620 Einw.; — c) Kr. Dresden, Amt Freiberg; 580 Einw.; — d) Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 220 Einw.; — e) das., Amt Nossen; 160 Einw.; — f) Kr. Zwickau, Amt Stollberg; 200 Einw.; — g) s. Oberseifersdorf und Topfseifersdorf.

Seifersholz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 240 Einw.

Seifert, Philipp, Mediciner, zu Greifswald geboren, ward 1829 Privatdocent, dann Professor seiner Wissenschaft daselbst. Schrieb: Ueber die französische Methode, den Blasenstein ohne den Blasenschnitt zu entfernen, Greifswald 1826; — Ueber die Natur und Behandlung des Scharlachfiebers, das. 1827; — Die Bronchiopneumonie der Neugebornen, Berlin 1837.

Seiferts, bayer. Dorf, R.=B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Hilders; 500 Einw.

Seifertshain, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Grimma; 240 Einw.

Seifertshausen, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Niederhessen, Kr. u. Amt Rotenburg; 510 E.

Seifertshofen (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.=B. Schwaben, Ldgr. Roggenburg; 200 E.; — 2) würtemberg. Dorf, Jaxtkreis, Ober=Amt Gaildorf; 130 Einw.

Seifertsmühl, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; 110 Einw.

Seiffarth, Madame, deutsche Malerin zu London, malt Genrebilder und Landschaften mit Staffage. Auf der londoner Kunstausstellung von 1839 rühmte man besonders das Gemälde mit einem Mädchen, welches mit der Dienerin aus der Kirche kommt, und dann eine Ansicht des charlottenburger Schloßgartens mit preußischem Militär.

Seiffen, s. Seifen.

Seiffert (Biogr.), 1) Johann Karl, Maler aus Posen, um 1776 geboren und auf Reisen in Frankreich, Italien und England gebildet, malte Bildnisse in Oel und Pastell, auch historische Darstellungen und Landschaften, ging 1808 als Militär nach Spanien und ist seitdem verschollen. — 2) Karl, Maler aus Grünberg in Schlesien, um 1812 geboren und an der Akademie in Berlin gebildet, unternahm später Reisen nach Tyrol und in die Schweiz. Seine Bilder aus der Schweiz schildern die großartige Gebirgsnatur mit ihren Alpen, Thälern und Seen. In Tyrol malte er auch einige Ansichten von Schlössern, Klöstern und Kirchen. S. ist jetzt in Berlin thätig.

Seiffhennersdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; Kirche, Steuer= und Zollamt, 3 Schulen, 6 Fabriken, Garn= und Flachshandlungen, Spinnereien, Bleichen; 5580 Einw.

Seifner, 1) der Besitzer eines Seifenwerkes; — 2) die Bergleute, welche in den Seifenwerken arbeiten; sie thun dies nicht schichtweise, sondern von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, Sonnabends nur bis Mittag.

Seifner Waaren, hölzernes Geräth, hauptsächlich Spielzeug, welches von Leipzig u. Nürnberg aus stark nach Amerika geführt wird.

Seifriedshausen (Geogr.), 1) ehemals Reichsherrschaft in Schwaben, 1½ □M. mit 5500 Einw.; Hauptort: Ziemethausen; — 2) bayer. Marktflecken, R.=B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Ursberg, an der Zusam; dem Fürsten Oettingen=Wallerstein gehörig; 1700 E.

Seifrodau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Wohlau; Vorwerk; 360 E.

Seigaß (Seugast), bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Vilseck; 220 Ew.

Seige (a. Geogr.), bedeutende Stadt Pisidiens am südlichen Abhange des Taurus, und zwar an dem Theile des Gebirgs, wo es die Flüsse Eurymedon und Cestrus durchbrechen, um sich einen Weg ins pamphylische Meer zu bahnen, mit einer Citadelle auf einer Anhöhe,

worin sich ein Tempel der Juno befand. Als der mächtigste und kriegerischste der kleinen Freistaaten Pisidiens, sollte sie eine Kolonie der Lacedämonier seyn und führte daher auf ihren Münzen den Beinamen „Lacedämon". Bei dem kriegerischen Geiste ihrer Bewohner konnte sie ein Heer von 20,000 M. ins Feld stellen und wußte stets ihre Freiheit zu bewahren, so daß sie noch im 5. Jahrhundert einen Schwarm Gothen tapfer zurückschlug. In ihrer Nähe befand sich ein zur Stadt gehöriges Thal mitten im höchsten Gebirge, welches eine äußerst üppige Vegetation hatte, selbst Wein und Oel erzeugte, und namentlich Styraxgummi und die wohlriechende Salbe Iris in großer Menge hervorbrachte (Plin. XII, 25, 55).

Seiger (Bergb.), s. v. a. Senkrecht, s. Schacht und Bergbau.

Seiger, 1) s. v. a. Seiher; — 2) (Salzw.), s. v. a. Bornmeister; — 3) bei den Wasserwagen das an einem Faden befestigte Bleiloth, welches die senkrechte Linie anzeigt; — 4) s. Uhr; — 5) S. und Zusammensetzungen, die sich hier nicht finden, s. Saiger rc.

Seigerabtreiber, Arbeiter, der das durch das Saigern erhaltene Werk oder silberhaltige Blei auf dem Treibherde abzutreiben hat.

Seigeranrichter, s. v. a. Seigerhüttenanrichter.

Seigerbätzler (Kleinschichtler), in Seigerhütten der Handlanger der Werkleute, hat keine ordentlichen Schichten.

Seigerblech, 1) das große, stark geschiente Blech, das man zu jeder Seite des Seigerofens neben die aufrechtgestellten Seigerstücke aufstellt, um die Kohlen beisammen zu halten; — 2) s. Pumpen.

Seigerblei, reines Frischblei, welches man zum Frischen des Saigerkupfers nimmt.

Seigerdarrnadeln, die Abgänge von der Seigerarbeit.

Seigerdarrofen, auf Flammenfeuer eingerichtet, dient zum Austreiben des Silbers, das etwa noch in den Kienstöcken geblieben, die Seigerdörner od. Seigerdarrnadeln bleiben dann zurück und enthalten, außer dem Kupfer u. $^1/_7$ bis $^1/_5$ Blei, gewöhnlich etwas Arsenik, Eisen, Kobalt und Nickel.

Seigerer Stoß, bildet sich da, wo man mit dem Bau nicht weiterrücken darf, das Erz aber, um den möglichsten Gewinn zu haben, glatt und seiger abarbeitet.

Seigerfallender Gang, der keine Donlage werfende Gang; er wird rechtfallend angenommen, und wenn man nach Norden sieht, so wird sein Hängendes zur Linken, sein Liegendes zur Rechten angenommen.

Seigerförste, s. Tagewerk.

Seigergänge, Gänge, die von 75—90° fallen, sie sind meist edler, als andere.

Seigergestänge, s. Kunstgestänge.

Seigerhüttenanrichter, derjenige Beamte, der die Seigerarbeit beschickt, d. h. die Mengung des Kupfers mit Blei anordnet und die Seigerarbeiter beaufsichtigt und anstellt.

Seigerklüfte, die edlen Klüfte, welche den Seigergängen zufallen.

Seigerlinie (Marksch.), eine senkrechte Linie.

Seigern, 1) (Marksch.), nach der Bleiwage untersuchen oder senkrecht herunter messen; — 2) sich beim Wiegen des Geldes einer falschen Wage bedienen; — 3) s. v. a. Saigern.

Seigerriß, eine Profilzeichnung der Gebirgsschichten; sie zeigt deren Entfernung von einander zwischen senkrechten Linien, und deren Teufe nach ihrer Seigerteufe.

Seigerstoß, wenn an der Markscheide, oder einem anderen angegebenen Punkte nicht weiter aufgefahren werden darf, bis dahin aber das Erz von oben herein weggehauen wird.

Seigerteufe, die senkrechte Teufe eines Punktes in der Grube, jedoch nicht von dem senkrechten darüber am Tage befindlichen Punkte, sondern vom Mundloch des Förderungsschachtes; die S. bezieht sich demnach stets auf die Seehöhe des fraglichen Punktes und der Schachtmündung.

Seigertshausen, kurhess. Filialdorf, Prov. Oberhessen, Kr. Ziegenhain, Amt Neukirchen; 540 Einw.

Seigerwasser, s. Hungerquellen.

Seigestein (Min.), s. v. a. Filtrirsandstein und ähnliche Bildungen.

Seigle (franz., Bot.), Getreidegattung, s. v. a. Roggen, Secale *L.* — S. ergoté (pharm. Bot.), s. v. a. Mutterkorn, Secale cornutum, s. Secale.

Seign, Marktflecken, s. v. a. Sign.

Seigne, ital. Paß in den Alpen, Königreich Sardinien, zwischen Aosta und Savoyen, eine furchtbare Felsschlucht.

Seigne, Col de la, ital. Berg, Sardinien, Piemont, 7578' hoch, schließt die Thäler Allée blanche, Entreves, Ferrex und Venis im Südwesten; über denselben führt der kürzeste, aber sehr steile und gefährliche Weg von Genf nach Turin (5 Tagereisen). Vom C. d. l. S. hat man eine der erhabensten Ansichten des Montblanc und des Thals Allée blanche, wo selbst im hohen Sommer der Schnee nicht schmilzt.

Seignelay, franz. Stadt, Depart. Yonne, Bez. Auxerre, links vom Serain; Wollspinnerei, Tuch- und Wolldeckenfabrik, Tuch- und Wollzeuchhandel, Wein; 1530 Einw.; Hauptort des gleichnamigen Kantons.

Seignettesalz, s. v. a. natronhaltiger Weinstein (Tartarus natronatus), s. Weinsteinsaure- und Natronsalze.

Seigneur (franz., v. lat. Senior, d. i. der Aeltere), in Frankreich ehemals Derjenige, welcher als Lehn- od. freies Allod ein erbliches Territorium od. wenigstens die hohe od. niedere Gerichtsbarkeit (Seigneur justicier) darüber besaß. Ein solches Territorium nannte man Seigneurerie, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, Seigneuriage. Später verstand man unter dem letzteren Worte besonders das königl. Münzrecht. Gegenwärtig bedient man sich des Titels nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzöge, Erzbischöfe werden mit Monseigneur titulirt. Die Verkürzung von S. ist Sire, gnädiger Herr, welches Wort früher ebenfalls eine

weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Noch bis zur Julirevolution erhielten in Frankreich auch die Minister und Großwürdenträger den Titel S. — Grand S. heißt im gesellschaftlichen Leben Derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen.

Seigneurgens, Ernest, Maler zu Paris, jetzt lebender Künstler, malt Genrebilder, meist Scenen aus dem Volksleben.

Seih, Rückstände vom Bierbrauen.

Seihan (Geogr.), 1) Fluß, s. v. a. Seihun; — 2) s. v. a. Sehau.

Seihbottich (Klärbottich), Kufe, welche über den gewöhnlichen, zum Ablassen der Flüssigkeit mit einem Zapfen oder Hahn versehenen Boden noch einen andern siebförmig durchlöcherten Boden enthält, auf welchen reingewaschenes Stroh gelegt wird. Wenn man beim Bierbrauen die Würze aus dem Maischbehälter darauf gießt, so sickert sie klar hindurch, die Trebern aber bleiben auf dem Stroh liegen.

Seihe (Seiher), 1) Werkzeug zum Trennen flüssiger Stoffe von allerlei darunter befindlichen festen Theilen; entweder ein Durchschlag, oder Flechtwerk von Korbmacherarbeit, fein durchlöcherte Blechsiebe, gitterförmige Drahtgeflechte und Drahtgewebe, wollene, baumwollene und leinene Zeuche, ungeleimtes Papier (Fließpapier), Schwamm, Strohlagen, Sand, Erde, zerstoßenes Glas rc.; — 2) das Grobe selbst, was man auf irgend eine Art von der Flüssigkeit abscheidet; — 3) das durchlöcherte Blech, welches bei Röhrenleitungen, Springbrunnen rc. den Durchfluß des Wassers gestattet, aber den Zutritt von Unreinigkeiten hindert.

Seiheblech, s. Pumpen.

Seihen, flüssige Stoffe von den darunter befindlichen festen Theilen trennen.

Seiher, s. v. a. Seihe 1).

Seihestroh, das unten auf dem Boden des Maischbottichs liegende Stroh.

Seihetuch, 1) (Colatorium), leinenes oder wollenes Tuch zum Filtriren gröberer Substanzen; hat es eine kegelförmige, spitzige Form, so heißt es Spitzbeutel (Manica Hippocratis); — 2) s. Milch.

Seihfaß, ein hölzernes Gefäß mit einem siebähnlich durchlöcherten Boden.

Seihkorb (Hopfenkorb), Geflecht, wodurch man den Hopfen vom Biere scheidet.

Seihpumpe, Vorrichtung, die das Wasser nicht nur hebt, sondern dabei, um es zu reinigen, es durch ein Gemenge von Kohlenstaub und Quarzsand leitet.

Seihun (Adana, sonst Pyramus), asiat.-türk. Fluß, entspringt im Taurus bei Kaisarich im Ejalet Karaman als Tschakedsu, fließt gegen Süden durch das Sandschak Adana in das mittelländische Meer (den Meerbusen von Scanderum).

Seihwagen, ein großer, mit Geflecht umkleideter Leiterwagen, zu Malz, Trebern, Sägespänen, zu klarem Holze und Kohlen.

Seijo, span. Dorf, Königreich Galicien, südöstlich von Ferrol, südlich an der Ferrol-Bucht; Hafen; 970 Einw.

Seiks, Volk, s. v. a. Sikhs.

Seil (Technol.), 1) der aus mehren dünnen Theilen zusammengedrehte runde Strick, welcher stärker als eine Leine, aber schwächer als ein Tau ist. Es ist gewöhnlich aus Hanf, mitunter auch aus Bast bereitet und hält um so fester, aus je mehr einzelnen Theilen es zusammengedreht ist und je lockerer diese Theile mit einander verbunden sind; denn je straffer ein S. gedreht ist, desto leichter zerspringt es, weil dann immer nur ein Theil der einzelnen Fasern und Fäden die Last tragen hilft. Um dem S. besonders im Wasser und in der freien Luft mehr Haltbarkeit zu geben, überschmiert man es mit einer Schmiere oder mit Theer. Mehr oder weniger zusammengedrehte dünne S.e bilden ein Tau u. diese, so wie die erstern werden von den Seilern oder, wie man sie in den deutschen Seestädten nennt, von den Repschlägern in Menge verfertigt, in England aber auch sehr viel auf Maschinen mehrfacher Konstruktion von Cartwright, Fothergill, Curr, Chapman rc. Man nennt diese Stricke Patenttaue und sie haben manche Vorzüge vor den mit der Hand gemachten. Der Artikel wird am stärksten an solchen Orten, wo Schifffahrt ist, gemacht und gehandelt. Man gebraucht ihn da sehr häufig bei Ausrüstung der Fahrzeuge, zum Betakeln der Schiffe, zum Emballiren und Binden der Waarenkolli und bei hundert andern Gelegenheiten. Die Stricke und Taue, vorzüglich die Ankertaue, die im Wasser dienen sollen, werden aus gutem Hanf oft hundert und auch wohl mehr Klaftern lang, armsdick, auch wohl noch stärker gesponnen und gedreht, und hernach der bessern Dauer wegen mit Theer getränkt. Sie werden unter verschiedenen Benennungen als Schimannsgarn, Hüsing und Merlinen nach Centnern oder Schiffspfunden verkauft. Diejenigen Sorten werden am meisten geschätzt, welche aus gutem, festem, livländischem oder kurischem Hanf gemacht sind. Sie werden im Wasser nicht steif, hart und spröde, sind daher nicht unbequem zu handthieren, sondern bleiben weich und geschmeidig. Auch die alten abgenutzten Taue u. Stükken von Stricken machen noch einen Handelszweig aus. Man zupft sie aus einander und verwendet sie zum Kalfatern der Schiffe. Auf den philippinischen Inseln macht man häufig Stricke und Taue aus Manilahanf, so wie von dem schwarzen Gamati oder Gumutti; in Westindien von Kokosfasern (coir rope), woraus die Brasilianer Tauwerk von Kairo gemacht haben; so auch von einigen ostindischen Hanfarten. Zu Kalw im Würtembergischen ist eine Fabrik von gewebten S.en. In Marseille werden aus dem spanischen Esparto, der dazu roh eingeführt wird, Stricke und Kabeltaue verfertigt. Nach Versuchen von Muschenbroek trägt ein gut gearbeitetes S. bei einem Durchmesser von 6 Linien rhn. 190 Pfund, von 8 Linien 330 Pfund, von 10 Linien 540 Pfund, von 12 Linien 750 Pfund, von 16 Linien 1030 Pfund

von 20 Linien 2080 Pfund, von 24 Linien 3000 Pfund. — 2) Ein starkes Bindemittel, daher sagt man auch Strohseil, und im Bergbau nennt man die Ketten eiserne S.e; — 3) s. v. a. Haspel- und Göpelseil, daher auch zu Seile schicken oder zu Seile bringen, einen Gegenstand mittelst des Haspels oder Göpels aus der Grube ziehen; Seil auflegen oder auftragen, das Haspelseil um den Rundbaum wickeln und die Arbeit des Ausförderns beginnen; — 4) s. v. a. Zugseil, auch wenn dies aus starken Lederriemen besteht; — 5) früher Längenmaß in Danzig = 10 Ruthen oder 150 Fuß, in Böhmen bei Aeckern und Wäldern 52, bei Weinland 64 Ellen.

Seil (Geogr.), Insel der Hebriden, Schottland, Grafschaft Argyle.

Seil, geknötetes, das von den Bleiarbeitern beim Decken der Dächer benutzte, starke Seil, in welches 8—12 Schleifen geknüpft sind; indem der Arbeiter Steigbügel angeschnallt hat, welche mit Haken versehen sind, kann er an diesem Seile sicher emporsteigen.

Seilan (Geogr.), 1) Insel, s. v. a. Ceylon; — 2) asiat. Gebirg, Persien, Prov. Aserbeidschan.

Seiland, norweg. Insel, Finnmarken, nahe an der Nordküste, durch den Soröe-Sund von der Insel Soröe getrennt; hat viele Gletscher.

Seilartig-gedreht (bot. Term.), s. v. a. Tortilis, Tortus.

Seil aus! Zuruf an den Leithund, sobald er auf das Hängeseil tritt, damit er es verlassen soll.

Seilbrücke, s. Brücken.

Seile (Bot.), s. v. a. Seilweide, Salix viminalis und S. caprea *L.*

Seileisen, s. v. a. Scheerenglied.

Seilelse (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Ventilago.

Seilen, in Gebirgsforsten Holzstämme an einem starken Tau herablassen. Man schlägt ein Lotteisen mit einem großen Ring in die Mitte des Baumstamms, bringt das Seil durch den Ring, schlingt es um einen stehen gebliebenen Baum, bringt den Stamm auf den Abhang und läßt ihn dann langsam herab.

Seiler (Technol.), zünftige Handwerker, welche sich mit dem Anfertigen von Tauen, Seilen, Leinen, Strängen, Stricken, Bindfaden, Gurten und Netzen aus Hanf, so wie der Pechfackeln beschäftigen. Außerdem treiben sie noch Handel mit Flachs, Hanf, Oel, Theer, Pech rc., so wie sie in kleinern Städten auch die Koncession zum Handel mit Materialwaaren, getrockneten und frischen Fischen, Schnaps rc. haben. Ihre Lehrlinge lernen 3, sonst 5 Jahre, müssen wandern und machen zum Meisterstück mehre Arten von Seilen und einen Gurt. Das erste Element, was der Seiler bereitet, ist der Faden, aus mehren Fäden bildet er die Litze, aus mehren Litzen erst sein Fabrikat. Im Allgemeinen heißt das Strickwerk unter ½ Zoll Durchmesser Leine; bis 1½ Zoll Tau; Strickwerk, das nach einem Ende dünner wird, wird meist Strang genannt. Das Spinnen des Fadens geschieht meist auf dem Seilerrade, mittelst einer oder mehrer Spindeln, welche ein mit der Hand gedrehtes Schwungrad bewegt, das auf der Drehbahn, einem Gange im Freien, bisweilen auch unter einem leichten Dache aufgestellt ist; in Seestädten, wo besonders Taue verfertigt werden, heißen solche Drehbahnen Reperbahnen, u. jeder Seiler, Repschläger, hat seine eigene Bahn neben den andern. Der S. zieht auf dieser Bahn beim Spinnen den Hanf mit der Hand aus einem größern Bunde, was er vor sich trägt, heraus und verlängert den Faden durch Rückwärtsschreiten auf derselben. Hierbei kommt es darauf an, daß das Rad stets mit gleicher Geschwindigkeit gedreht werde, der S. gleichmäßig zurückgeht und dabei den Flachs so herauszieht, daß die Fasern ihrer ganzen Länge nach, nicht gebogen und verwirrt, und recht scharf neben einander gelegt in die Fäden kommen. Verlängert sich der Faden, so hängt man ihn über die sogenannten Stützen, wovon die letzte, woran der Faden leicht befestigt wird, der Nachhalter heißt. Zwei Fäden spinnt der S. zusammen, indem er sie beide am Nachhalter mit der linken Hand faßt und, indem das Rad entgegengesetzt und sehr schnell umgedreht wird, nach dem Vorderrade oder dem Schwungrad zuschreitet. Neuerdings spinnt man mit Maschinen, doch sind diese wohl noch zu kostbar, um Eingang zu finden. In den Arsenalen der Marine sind sie aber völlig eingeführt. Die Einrichtung ist im Allgemeinen folgende. Auf einer doppelten Eisenbahn gehen zwei Spinnmaschinen, die weiter nichts thun, als die Haken, deren sie 5—15 haben, umzudrehen, wechselsweise vor und zurück, wenn die eine hingeht, kommt die andere zurück; die Spinner stehen still, eine gleiche Zahl an jedem Ende der Bahn. Sie hängen in die Haken der Maschine Flachs, die nun beide rückwärts gehen, bis an die beiden Enden der Bahn, um den Faden zu spinnen, wozu die S. immer Flachs aus einem Bunde ziehen, oder aber, was vortheilhafter ist, den Flachs in vorher durch eine eigene Maschine gebildeten Bändern, worin die Fasern alle der Länge nach liegen, abwickeln. Sobald die Maschinen am Ende angekommen, stehen sie still; man reißt nun die Fäden vom Flachse ab und befestigt sie an ein Windezeug, das sie, während die Maschine wieder zurückgeht, aufwickelt; zugleich aber werden auch neue Fäden an die auf der Rückseite der Maschine befindlichen Haken angeheftet, so daß sie im Zurückgehen den alten Faden aufwickeln und einen neuen spinnen. Durch diese Methode wird die Arbeit sehr gefördert, der Faden gleichmäßiger und fester. Das Drehen der Fäden nennt man ihnen Draht geben; der Faden muß, wenn er gut seyn soll, keinen Knoten enthalten, sondern glatt seyn; wenn man ihn aufdreht, müssen die Fasern gleichmäßig an einander liegen. Je schwächer man die Faden macht, desto gleichmäßiger wird die Lage jeder Faser, desto gleichartiger auch die Spannung durch und durch. Man gibt ihnen, wenn sie schon ausgesponnen sind, den Nachdraht, Nachspund, indem man sie am Ende der Bahn befestigt und sie nun mit

den zu spinnenden Fäden umdrehen läßt. Es darf ein Faden nicht mehr Draht bekommen, als der andere, was man daran erkennt, daß sie alle gleich lang sind. Man gibt ihnen da, wo sehr genau verfahren wird, etwas mehr Draht, als sie in der Litze behalten sollen, weil sie einen Theil desselben wieder verlieren, wenn man sie in entgegengesetzter Richtung zur Litze zusammendreht. Die Dicke der Fäden zu größern Seilen muß etwa höchstens eine Linie betragen, und die Windung der Faser nicht größer werden, als daß sie den Querdurchschnitt in einen Winkel von 55° legt, sonst leidet die Haltbarkeit der Faser im hohen Grade. Dreht sich ein fertiger Faden mit einiger Gewalt auf, so hat er zu viel Draht. Die Fäden werden nun zu Litzen zusammengedreht, was ebenfalls auf dem Schwungrade geschieht, und zwar in entgegengesetzter Richtung, als die Drehung der Fäden geht; auch hier darf ein zu gewaltsames Drehen nicht Statt finden. Das Maximum der Verkürzung des Fadens ist $^1/_4$, das Minimum $^1/_6$. Sind sie fertig, so reibt man sie mit nassen Tüchern, wodurch sie glatt werden und leichter ihre Form behalten.

Zum Anfertigen des **Bindfadens**, der schärfer als die Litzen gedreht werden muß, befestigt man die Schnüre an einem Ende an die Spindeln des Vorderrades, am anderen an dem Hinterrade, das kleiner, sonst aber dem Vorderrade gleich ist und auf Rädern steht. Man dreht beide Räder zugleich, und beim Verkürzen der Fäden fährt man mit dem Hinterrade nach. Diese Arbeit nennt man das **Runddrehen**. Der fertige Bindfaden wird naß gemacht, stark ausgespannt, mit Pferdehaaren oder Wolle gerieben und so gespannt getrocknet. — Die Seile dreht man aus drei oder mehr Litzen in entgegengesetzter Richtung zusammen, was auf dem sogenannten **Stangengeschirr** geschieht. Es besteht aus drei oder vier Spindeln, die aus einem eisernen Kasten herausstehen. Innerhalb desselben haben sie Getriebe, und in der Mitte dieser Getriebe in alle zugleich eingreifend bewegt sich ein Stirnrad, das mit einer Kurbel gedreht wird. An diese Spindeln hängt man das eine Ende der Litzen, jedes für sich, die andern Enden zusammen an einen Nachhalter. Man dreht nun die Kurbel, welche den Haken bewegt. Zwischen die Litzen wird ein Konus gelegt (die Leere), der so viele Einschnitte (Rämmel) hat, als Litzen zum Seile kommen; die Einschnitte laufen nach dem Rade auf der Leere zusammen, wodurch die vier Litzen nur allmählig einander genähert werden. Beim fortgesetzten Umdrehen rückt die Leere immer weiter zurück. Bei Seilen, welche aus mehr als einer Litze bestehen, muß, um die innere Höhlung zu schließen, in der ganzen Länge eine sogen. **Füllschnur** (eine gerade Litze) eingelegt werden, die man dann durch ein in der Längenaxe der Leere gebohrtes Loch gehen läßt. Man gibt dieser Füllschnur gewöhnlich weniger gutes Material und weniger Draht, auch legt man sie so ein, daß sie sich beim Zusammendrehen des Seiles wieder aufdreht, wodurch sie weich und biegsam bleibt; gibt man ihr eine entgegengesetzte Drehung, oder läßt man sie sich nur mit dem Seile zusammendrehen, so reißt sie bald ab, weil sie dann mit ihrer Länge, also unter ungünstigern Umständen als die andern Litzen, sich dreht.

Die stärkern Taue macht man auf dem sogenannten **Klappergeschirr**. Es besteht aus Haken, die in ein zirkelförmiges Bret gesetzt werden, und durch diese eine Drehung um den Mittelpunkt der Scheibe erhalten. An jeden Haken kommt eine Litze, diese alle insgesammt werden mit dem andern Ende an den einen Haken des Schlittens gehängt, der ebenfalls drehbar ist; der Schlitten schiebt sich an der Erde fort, wenn sich das Tau verkürzt. Um den Schlitten zu entbehren, der Raum einnimmt, sind mehre künstliche Vorrichtungen vorgeschlagen worden. Vor dem Zusammendrehen der Litzen zum Seile muß man darauf achten, ob sie alle gleich lang sind; ist dies nicht der Fall, so muß die kürzere, da sie aus gleich langen Fäden bereitet werden, mehr Draht erhalten haben, als die andern, und die Spannung im Seile wird daher ungleich, seine Tragkraft geringer seyn. Man hilft sich entweder durch Dehnen der kürzern Litze, oder indem man beim Zusammendrehen des Seiles dieser Litze eine stärkere, entgegengesetzte Drehung gibt; doch sind dies immer nur Palliativmittel und ein solches Seil wird nur wenig Brauchbarkeit haben. Man hat in England deshalb eine andere Vorrichtung eingeführt, wodurch man die 3 und 4 Haken, an welchen die Litzen auf der Drehmaschine befestigt werden, mehr oder weniger in der Richtung der Seilerbahn herausschieben und so die eine Litze schlaffer, die andern gespannter eindrehen kann; alle Haken haben dieselbe Umdrehungsgeschwindigkeit und spannen die Litzen nun im umgekehrten Verhältniß des erhaltenen Drahtes. Um ein Seil zu untersuchen, sieht man zuerst, ob es nicht zu stark gedreht sey; die Art, wie dies geschieht, ist bekanntlich, daß man den Umfang des Seiles und den Abstand zweier Umgänge derselben Litze nach der Axe des Taues genau mißt. Konstruirt man aus diesen beiden Linien ein rechtwinkeliges Dreieck, so daß sie die Katheten bilden, so gibt das Verhältniß der gefundenen Hypothenuse zu der Kathete, welche aus dem Abstande der beiden Umgänge der Litze entnommen ist, das Verhältniß der ganzen Länge der Litze zu der, welche sie im Tau hat; es darf letztere nur $^1/_6$, höchstens $^1/_4$ kürzer seyn, als diese. Das Tau muß sich nicht leicht aufdrehen lassen, es darf keine Knoten haben, muß ganz gleichmäßig gedreht seyn, Farbe und Geruch des guten Hanfes zeigen, es dürfen keine Fasern vorstehen und eben so wenig holzige Schäben darin seyn; die Litzen selbst müssen gleiche Stärke haben. Will man ein Tau durch Zerreißen probiren, so muß man an einem als gut anerkannten erst die Normalbelastung ermitteln.

Um die fertigen Taue vor dem Verstocken zu bewahren, wurden sie früher in Theer eingelegt, wovon sie eine gewisse Menge aufsogen, und dann getrocknet. Das Theeren erfüllt zwar diesen Zweck ziemlich gut, allein es macht die

Taue mit der Zeit brüchig, an heißen Tagen klebrig und die darin enthaltene Säure zerstört die Faser u. s. w.; man ging daher wiederholt davon ab und versuchte bald Ochsenblut, bald andere, oft sehr zusammengesetzte Mischungen, welche alle dieselben Uebelstände herbeiführten. Um zu sehen, ob ein Tau gehörig in Theer getränkt sey, gilt in England die Vorschrift, ein Stück davon abzuwägen und es bei mittlerer Temperatur 6 Stunden lang in Wasser zu tauchen; nimmt es in dieser Zeit mehr als 23 Procent an Gewicht zu, so ist es nicht gehörig gesättigt. Eben so muß das Stück, in Wasser bis 40° R. erhitzt, keinen Theer an das Wasser abgeben. Phomium lenax, der neuseeländische Flachs, der jetzt mit so sehr gutem Erfolge bei der Marine angewendet wird, muß, wenn er getheert werden soll, erst durch Einlegen in eine schwache Lauge von dem die Faser bedeckenden Gummi befreit werden, wie dies die Aufnahme des Theers von der Faser hindert. Auch unser Flachs hat einen, wenn auch nicht so starken Gummiüberzug; es ist daher wahrscheinlich, daß für zu theerende Taue jene vorhergehende Operation von Nutzen seyn würde.

Erst in neuerer Zeit kam man nach einer in Asien bereits sehr lange üblichen Methode auf das Gerben der Taue und fand, daß sie sich nicht allein so besser konservirten, als die getheerten, und nicht spröde dadurch wurden, sondern daß sie auch eine bei Weitem größere Tragkraft erhielten. Dies hat sich bei erneuerten Versuchen überall bestätigt. Es gibt verschiedene Methoden, das Gerben zu verrichten. Entweder man legt das trockne Tau, oder auch schon das Garn, 21 Tage in einen Loheaufguß von 10 Pfund Wasser auf 3 Pfund Eichenrinde und läßt es dann trocknen, oder man taucht es zuvor in Fischthran, läßt es trocknen und bringt es dann warm in den Loheaufguß, oder man taucht es erst in eine schwache Leimauflösung, die auf 60° R. erwärmt ist, läßt es halb trocken werden und bringt es dann 48 Stunden in einen Loheaufguß. In Woolwich hat man auch Versuche gemacht, Taue mit einer Auflösung von Kaoutschuk in Steinkohlentheer zu tränken. Der Erfolg war günstig. Die eisernen Taue verdrängen bei der Marine täglich mehr die immer unzuverlässigen hanfenen; beim Bergbau sind noch neuerlich die Drahtseile in Anwendung gekommen. Vgl. **Wölfer**, Das Seilerhandwerk nach seinem ganzen Umfange, Weim. 1837.

Seiler (Biogr.), 1) **Georg Friedrich**, Theolog und Volksschriftsteller, geboren am 24. Oktober 1733 zu Kreussen bei Baireuth, war der Sohn armer Aeltern, die vom Töpferhandwerk lebten. Er widmete sich zu Baireuth und Erlangen dem Studium der Theologie, ward 1761 Diakonus zu Neustadt an der Haide und 1764 Diakonus zu Koburg. Wegen der Sensation, die seine Schrift: „Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums" (Kob. 1769; 10. Aufl., 1779) machte, erhielt er von der ansbachischen Regierung 1770 einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie zu Erlangen, wurde hier 1772 Universitätsprediger, im folgenden Jahre geh. Kirchenrath, so wie erster Konsistorialrath im Konsistorium zu Baireuth und endlich 1788 Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums. † am 13. Mai 1807. Er schrieb viele Methodenbücher, Katechismen, Fibeln, ABC- und Lesebücher, welche in und außer Franken und auf Befehl des Bischofs im Würzburgischen zu Schulbüchern gemacht wurden. Sonst haben wir außer einem Bibelauszuge mit Anmerkungen und einer Schullehrerbibel von ihm: Geschichte der geoffenbarten Religion, Erlang. 1772; — Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts (kritische Zeitschrift), 1776—1800; — Erbauungsbuch, Erlang. 1782, 2 Bde.; — Religion der Unmündigen, das. 1772; — Lesebuch für den Bürger und Landmann, u. A. m. — 2) **Burkhard Wilhelm**, Arzt, geb. am 11. April 1779 zu Erlangen, Sohn des Vorigen, studirte seit 1796 in seiner Vaterstadt und erhielt 1799 die medicinische Doktorwürde. Um den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, unternahm er eine Reise durch Deutschland und einen großen Theil Frankreichs, wobei er in Würzburg, Wien und Berlin längere Zeit verblieb. Nachdem er schon 1802 Prosektor an der Universität Wittenberg geworden war, wurde ihm daselbst 1804 die Professur der Chirurgie und Staatsarzneikunde, 1809 aber das Kreisamtsphysikat und einige andere Stellen zu Theil. Bei der Verlegung der Universität von Wittenberg nach Halle schlug er eine ihm dort angetragene Professur aus, nahm dagegen das Direktorium und die Professur der medicinisch-chirurgischen Akademie in Dresden an und erhielt im folgenden Jahre auch die Stelle als Direktor der dortigen Thierarzneischule. Als 1824 das Sanitätskollegium aufgehoben wurde, hatte er von nun an auch die Obliegenheiten dieser Behörde zu besorgen. Dadurch bekam er Sitz und Stimme in der Regierung. Am 27. Sept. 1843 ereilte ihn auf der Rückkehr aus dem Bade Gastein zu Freiburg der Tod. In jeder seiner Stellungen hatte er sich die Achtung des Publikums zu erwerben gewußt; sein Ruf überdauerte sein Leben. Schrieb: Anatomiae corporis humani senilis specimen, Erlangen 1800 (Inauguraldissertation); — Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie, Dresd. 1825, Heft 1; — Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen, das. 1833, u. A. m. — 3) S. v. a. Sailer.

Seilerbahn, s. v. a. Drehbahn, s. **Seiler**.

Seilergeschirr (**Stranggeschirr**), die Maschine, mittelst deren stärkere Seile zusammengedreht werden.

Seilerhaken, Haken, womit man eine gesprungene Göpelkette zusammenflickt, hat die Gestalt eines S, s. **Kolbenglied**.

Seiler-Klebsame (Bot.), s. v. a. Pittosporum Filaria *Dec.*

Seilerndorf (Geogr.), 1) unteröſterr. Dorf, Ldgr. **Litschau**; herrschaftliches Schloß; 250

Einw.; — 2) (Seilerow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Kralitz; 130 Einw.

Seilern und Aspang (Geneal.), alte Familie, die aus St. Gallen in der Schweiz stammt, von dort nach Nürnberg kam und daselbst als patricisches Geschlecht bestand, siedelte sich 1430 in der Pfalz, später in Oesterreich an. Ihre Mitglieder wurden 1684 Reichsritter, 1693 Freiherren und 1713 Reichsgrafen; sie besitzen das Erblandküchenmeisteramt in Kärnthen. Wappen: Quadrirt, im 1. Feld ein schwarzer Adler in Gold, im 2. und 3. 2 silberne Schwerter mit goldnen Griffen übers Kreuz gelegt, in Roth, Mittelschild ein goldner Löwe in Blau, Schildhalter rechts ein schwarzer Adler, links ein goldner Löwe. Senior: Graf August, geb. 1792, k. k. Kämmerer.

Seilershausen (Sailershausen), bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aschaff., Ldgr. Haßfurt; 150 Einw.

Seilerwaaren, von Stricken und Bindfaden geschlungene oder gewirkte Netze, Jagdtaschen oder Hängematten, Kober, Feuereimer, Spritzenschläuche, Abstreichmatten etc., abgesehen von andern Artikeln, mit denen die Seiler wohl handeln, sie aber nicht selbst fertigen.

Seilfischerei, s. Angelfischerei, vgl. Fischerei.

Seilgewächs (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Uvaria *L.*

Seilhac, franz. Flecken, Depart. Corrèze, Bez. Tulle; 1620 Ew.; Hauptort des gleichnam. Kantons.

Seilhofen, naff. Dorf, Amt Herborn; 170 Einw.

Seilhaken, s. v. a. Scheerenglied.

Seilkorb, s. v. a. Göpelkorb.

Seilkraut (Bot.), s. v. a. gemeiner Bärlapp, Lycopodium clavatum *L.*

Seilkreuz (Herald.), s. Kreuz.

Seillans, franz. Flecken, Depart. Var, Bez. Draguignan; viel Oliven und Olivenöl; 2260 Einw.

Seille (Geogr.), 1) franz. Nebenfluß der Saone links, entspringt im Depart. Jura, fließt südwestl.; 21 L. Lauf und 9 L. schiffbar von Louhans an; Nebenfluß: Solman; — 2) (la grande S.), franz. Nebenfluß eines Arms der Mosel, entsteht im Depart. Meurthe, fließt westlich, nordwestlich und nördlich; 23 L. Lauf; die kleine S. mündet in diese S. rechts.

Seiller, Johann Georg und Dietaegen, Zeichner, Maler und Kupferstecher von Schaffhausen, Vater und Sohn, sind nach ihren Lebensverhältnissen unbekannt. Der Vater war Schüler von Ph. Kilian und der geschicktere. Er arbeitete um 1680—1700 mit dem Grabstichel und in schwarzer Manier. Von beiden finden sich zahlreiche Bildnisse, worunter einige Schwarzkunstblätter in die frühere Zeit der Erfindung dieser Manier hinaufreichen. Der Sohn arbeitete noch um 1740, ist aber von geringerer Bedeutung. Ihre Blätter zu scheiden ist nicht möglich.

Seilles, belg. Dorf, Prov. Lüttich, Bez. Huy; 720 Einw.

Seillotenberg, würtemberg. Dorf, Jaxtkr., Oberamt Gerabronn; 110 Einw.

Seilmacher, s. v. a. Segelmacher.

Seil nehmen, vom Hirsch, wenn er über das Zeug fallen will, zu kurz springt und mit den Hinterläufen im Gemäsche hängen bleibt.

Seil ohne Ende, Seil, dessen beide Enden vereinigt sind und das über 2 Räder oder Rollen läuft, wodurch die Bewegung des einen dem andern mitgetheilt wird.

Seilrad, das Rad, welches in seinem Kranze eine Vertiefung oder Spur hat, um ein Seil darum zu schlingen und dadurch die bewegende Kraft auf andere Theile zu leiten. Dient statt des Rades eine Scheibe, so heißt diese Seilscheibe, s. Göpel.

Seilradhaspel, s. Haspel.

Seiltänzer (Sittengesch.), gymnastische Künstler, die besonders auf dem scharf angespannten Seile mit und ohne Balancirstange tanzen u. s. w. Schon die Griechen kannten dergleichen Künstler, ausgebildeter aber war die Kunst der S. bei den Römern. Letztere unterschieden Funambuli, die auf starken Seilen tanzten, Neurobatae, die auf Darmsaiten tanzten und die auch Viatores aërei, Aërobatae (Lufttänzer) genannt wurden, weil sie bei der Dünne der Seile in der Entfernung in der freien Luft zu tanzen schienen. Sie zeigten ihre Künste besonders bei den säkularischen Spielen. Zu ihrer Sicherheit ließ der Kaiser Aurelius Kissen unter die Seile legen, auch spannte man Netze darunter aus. Selbst Elephanten hatte man zum Seiltanzen abgerichtet; ja unter Nero versuchte ein römischer Ritter auf einem Elephanten über das Seil weg zu reiten. Später kamen von Indien und Aegypten aus, nachdem sie ganz Asien durchzogen hatten, solche S. auch nach Konstantinopel, und im Mittelalter kamen zuweilen indische, persische, morgenländische Gaukler dieser Art vor. In neuerer Zeit zeichneten sich die Italiener in dieser Kunst aus; namentlich waren die Chiarini's berühmt, die sich (unrichtig) Akrobaten nannten, während sich andere frühere als Equilibristen bezeichneten. Auch Franconi und Furioso zu Paris excellirten darin. Unter den Deutschen war es Wilhelm Kolter, der die Kunst zu einem staunenswerthen Grade der Vollkommenheit brachte. Er wagte zuerst die „Ascension", d. h. er stieg auf einem scharf gespannten Seile auf einen Thurm oder ein anderes hohes Haus, Vogelstange und dgl. Eine besondere Berühmtheit erlangte er durch das Wagstück, das er während des Kongresses zu Aachen ausführte. Ein englischer S. hatte das hohe Thurmseil bestiegen und riß durch seine Kühnheit das Publikum zur Bewunderung hin. Dies werde nimmermehr ein Deutscher wagen, lautete die allgemeine Stimme. Da kommt plötzlich ein Pilger von der Höhe des Thurms herab, dem bewunderten Engländer entgegen. Dieser, die Gefahr erkennend, fordert trotzig, der Fremde solle weichen, zurückkehren nach der Höhe. Der Pilger weigert sich und schreitet mit kühnem Schritte vor. Da verläßt den Engländer der Muth; er bittet um sein Leben,

das dem Schwindelnden schon verloren dünkt, und der Pilger gebietet ihm, sich zu bücken, schwingt sich in tollkühnem Sprunge über ihn hinweg und erreicht glücklich sein Ziel. Der Pilger war Wilhelm Kolter. Viele Andere haben dem noch heute bewunderten Künstler das Wagstück der Ascension nachgemacht; wir nennen nur Rudolf **Knie**, der dabei verunglückt seyn soll, Jul. **Stark** und vor Allen Kolters Schüler, **Weitzmann**. Auch mit Bürden, z. B. Menschen, beladen hat man in neuester Zeit das Thurmseil bestiegen, ja man hat es sogar ohne Balancirstange mit Glück versucht. Auch das **Seilschwingen** auf dem schlappen, an zwei Punkten befestigten und in schaukelnde Bewegung gesetzten **Voltigirseil** gehört hierher.

Seiltänzer (Uhrm.), Doppelzirkel, mit dem die Weite der Uhrplatten gemessen wird; das eine Paar seiner Schenkel ist etwas auswärts gebogen.

Seiltrumm, die beiden Enden eines um ein Rad, eine Rolle 2c. geschlagenen Seiles.

Seil und Kloben, s. v. a. Flaschenzug.

Seilweide (Bot.), 1) s. v. a. Bandweide, Salix viminalis *L.*; — 2) s. v. a. Salweide, Salix caprea *L.*

Seim (Sem, Geogr.), europ.-russ. Fluß, Nebenfluß des Desna, Gouv. **Kursk**, fließt westl. vorüber an Kursk, Lgow, Rilsk, Pontiol und mündet südöstl. bei Sosnitza.

Seim, 1) s. v. a. Schleim, besonders Gersten- und Graupen-S.; — 2) s. v. a. Honigseim.

Seime (Jagdw.), eine dünne Leine.

Seimatosporium (Bot.), nach **Corda**, Pilzgatt., s. v. a. Sciniatosporium *Rchb.*

Seimenler, europ.-türk. Ort, **Rumelien**, Sandschak **Wisa**, südöstl. von Tschorlu.

Seimen Pascha (türk.), hoher Offizier der türkischen Infanterie, etwa unserm Generallieutenant entsprechend.

Seimhonig, s. **Honig**.

Sein (Grammat.), persönliches Fürwort, s. **Pronomen.**

Sein (Geogr.), 1) franz. Insel, an der Westküste von Frankreich, im atlant. Ocean, Depart. Finistère, Bez. **Quimper**, gegenüber der Landspitze Raz, 3/4 St. lang, 1/4 St. breit, von Sandbänken umgeben, ohne Baum und Strauch, von ungefähr 450 Fischern bewohnt, welche Nachkommen der Briten, gastfreundlich und friedlich sind, ihre Insel lieben und auch etwas Gerste bauen; Leuchtthurm: 48° 2′ 40″ n. Br. u. 7° 12′ 18″ w. L.; — 2) asiat. Gebirg, zum Himalaya (s. d.) gehörig.

Seinbrief, der schriftliche Vertrag, welchen die Rheder und Schiffer mehrer Kauffahrteischiffe einer- und der Admiralität andererseits abschließen, wonach sie sich zu einem Schutz- und Trutzbündnisse gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigen und mit einander segeln.

Seine (Geogr.), 1) **Fluß** im nordöstlichen Frankreich. Die Quelle der S. ist noch immer ungewiß; sie entspringt in einem Dorfe von Burgund, 6 Meilen nordwestlich von Dijon, Depart. Côte d'Or, Bez. Semur, allein die Geographen sind über den Namen des Orts nicht einig. Sie kommt plötzlich aus der Oeffnung einer bewaldeten Anhöhe zum Vorschein und bildet sofort einen kleinen Bach, welcher ehemals mit seiner ganzen Wassermasse durch die Küche eines Klosters floß. Bevor die S. also zu ihrem europäischen Rufe gelangte, mußte sie, wie die Kaiserin Katharina von Rußland, anfangs als Küchenmagd dienen. Nachdem die S. als unbedeutender Fluß Burgund und die Champagne durchschnitten hat, nimmt sie bei Montereau die Yonne (Icauna bei Julius Cäsar) auf; indessen wird sie erst bei Nogent zu einem schiffbaren Strom. Bei der Brücke von Charenton nimmt sie die Marne auf. Bei ihrem Eintritt in Paris empfängt sie die Brücke von Austerlitz; bald aber findet sie sich zwischen hoch aufgemauerten Quais eingeengt, bis sie, mit dem Tribut aller unterirdischen Kloaken der Stadt und Vorstädte bereichert, durch die Bogen der schönen Jenabrücke zum Thor hinauszieht und sich in unzähligen Krümmungen lange fortwindet. Dicht oberhalb Pontoise bei Conflans, einem alten Landungsplatze der Römer (wie Koblenz aus Confluens gebildet), mündet die aus den Ardennen herabkommende **Oise**, die römische Isara. Weiterhin liefern links die **Epte** und **Andelle**, rechts die **Eure** ihre beträchtlichen Zuflüsse an die S., welche mit so verstärkten Kräften stolz und siegreich durch die Triumphbogen einer prächtigen steinernen Brücke in die alte Hauptstadt der Normandie einzieht. Von hier an ist die S. ein tiefer, breiter, mächtiger Strom, mit Dampfschiffen, Remorqueurs, Kauf- und Küstenfahrern aller Nationen belebt. Bei Quillebeuf hat ihre Oberfläche eine Breite von anderthalb Stunden. Wenn man um die Ecke bei Quillebeuf biegt, spürt man bereits leise die Einwirkung und Nähe des Meeres, und so oft die Fluth eintritt, kann man hier ein wunderbares Phänomen beobachten, welches übrigens nicht bloß der S. eigenthümlich ist, sondern sich bei der Mündung aller Flüsse wiederholt, die sich in das Aermelmeer oder in den atlantischen Ocean ergießen. Um die Zeit der steigenden Fluth nämlich, wenn das Meer wieder an den Strom zurückeilt und ihn von Neuem bedeckt, werden die Gewässer der S., welche den Augenblick zuvor noch so ruhig abflossen, plötzlich gewaltsam zurückgedrängt. In diesem ungleichen Kampfe muß der Fluß nachgeben, weichen und die Flucht ergreifen. Diese Unterwerfung hemmt aber das Nachrücken des Feindes nicht; die Fluth steigt und steigt, bald ist das Flußbett erobert, und der fliehende Strom, welcher an seine Quelle zurückkehren zu wollen scheint, verwüstet auf seinem Rückzuge seine lachenden Ufer. Zweimal täglich läßt das Meer die Flüsse auf diese Weise seine unwiderstehliche Gewalt fühlen; zweimal täglich sehen die Bewohner von Rouen und Elbeuf ihren eben noch so munter dahinfließenden Strom in wilder Unordnung 40 Meilen weit von seiner Mündung zurückkommen und ihnen anzeigen, daß das Meer gestiegen ist. Die Schiffer nennen diese merkwürdige Erscheinung **la Barre**; der Dichter **Bernardin de Saint-Pierre** erzählt, wie ihm die Barre auf einer Reise nach seiner Vaterstadt Havre beinahe das Leben ge-

kostet hätte. Die schreckliche Barre, welche den keckſten Schiffern Angst verursacht, erhält einen noch höheren Grad von zerstörender Kraft, wenn sie weit bis in das Flußbett der S. vordringt, wo die Ufer näher zusammentreten und die nöthige Tiefe des Fahrwassers fehlt, welches für die kubische Ausdehnung der Wassermasse zu eingeschränkt ist. Die Fluth steigt dann gegen den Strom auf, drängt und treibt Alles vor sich her, was ihr unterwegs begegnet, zerwühlt und zerstört die sich ihr entgegenstemmenden Landzungen, überschwemmt links und rechts die Wiesen, verschlingt die alten Inseln und bildet neue und verursacht dem armen Landmann Bestürzung, dessen Besitzthum sie vernichtet, überall Schrecken und Verheerung verbreitend. Um die Zeit des Voll= und Neumondes und während der ganzen Dauer der Tag= und Nachtgleiche ist die Barre am gefährlichsten. Die Schifffahrt von Quillebeuf nach Havre wird nicht ohne Gefahr bewerkstelligt; entzückend und majestätisch aber ist das Gemälde, welches die Natur auf der ganzen Fahrt vor dem Auge ausbreitet. Der kleine Flecken Quillebeuf hat ein nebelgraues, kaltes Aussehen und erinnert fast an die Ufer der Themse. Hier, wie dort, fährt man zwischen ganzen Flotten von Kaufmannsschiffen hindurch und passirt vor einer Schaar von Remorqueurs vorüber, welche, dem Strom und Wetter trotzend, die beladenen Fahrzeuge die S. hinaufziehen. Diese Remorqueurs kommen von Havre und schleppen an einem Taue Schiffe hinter sich her, welche dreimal so groß sind, als sie selbst. Zwischen Quillebeuf und Havre gleicht die S. gegenwärtig fast einer Eisenbahn, wo die Dampfer zu gewissen Stunden hin= und hergehen und der Dienst eben so pünktlich besorgt wird, wie bei der Eilpost. Wegen der gefahrvollen S.=Schifffahrt ist es strenge Vorschrift, einen Piloten nach Quillebeuf mitzunehmen, welcher die Felsenriffe und Sandbänke genau kennt. Die Pilotenschaft in Quillebeuf besteht aus 99 Mann, welche Zahl nie auf 100 gestiegen ist, weil es ein alter Brauch verbietet, den die Einwohner, trotz der Aufhebung der Zunftrechte, heilig halten und beobachten. Hinter Quillebeuf wird das Schauspiel immer großartiger; je nachdem die Nähe des Meeres heranrückt, erweitert sich die S. und breitet sich zu einem fast unermeßlichen Strome aus. Nähert man sich dem Meere, so unterscheidet man deutlich den Strich von gelbem und blauem Wasser, welcher die S. und das Meer trennt, und fühlt bereits die heftige Aufrüttelung, welche die entgegengesetzte Bewegung des Flusses und des Meeres hervorbringt. Der Augenblick, wo die S. mit ihren sämmtlichen Gewässern sich ins Meer ergießt, ist der traurigste, feierlichste und komischste während der ganzen Ueberfahrt nach Havre. Auf der Stelle angelangt, wo die größte Breite des Flusses ist, u. wo die Wellen von einer Seite her eindringen, von der andern Seite zurückdrängen, weiß man nicht mehr, welche von den beiden verborgenen Kräften, die uns schütteln und aus dem Gleichgewicht bringen, die Ueberhand bekommen wird. Man ist wie verlassen von der Erde, deren Unermeßlichkeit vor der Unermeßlichkeit des Meeres zu fliehen scheint. Der ganze Raum des Schiffes wird zum Spital eingerichtet, während die dünnen Breterwände desselben von dem Andrang der Wogen in ihren Fugen erkrachen und stöhnen. Die Viertelstunde der Ueberfahrt auf dem Meere ist für die Kranken im untern Raume abscheulich, da der menschliche Körper alle Schwankungen des Schiffes spürt. Die wenigsten Passagiere sind im Stande, das prachtvolle Naturpanorama um sich her zu betrachten. Links in weiter Ferne dämmert ein grüner, mit Laubholz bewachsener Berg herüber, dessen Abhänge mit rothen Fabrikgebäuden besäet sind. Das ist die Küste von Grace, an welcher Harfleur liegt. Vor uns in jenem blauen Horizont, welcher immer höher aufsteigt und sich mit dem blauen Himmel vereint, entfaltet eine ganze Flotte ihre majestätischen Segel, welche bald düster und traurig, bald weiß und glänzend erscheinen, je nachdem die Sonne sie beleuchtet oder nicht. Hinter uns verwischt sich Alles und flieht, so weit das Auge reicht; kein Land, keine Küste ist mehr sichtbar; Wasser, nichts als Wasser. Jene schlanke, graziöse Pyramide endlich, welche wir zu unserer Rechten erblicken, die aus dem Wasser emporgewachsen scheint und sich aus dem Thalgrunde einer kleinen Bucht zwischen zwei im saftigsten Grün schimmernden Höhen gen Himmel erhebt, ist der Kirchthurm von Honfleur; jene an den Fuß des Thurmes hingelagerten Häuser sind die Gerbereien, Zuckersiedereien und Waschanstalten von Harfleur, welches früher ein prächtiger Hafen und lange Zeit die Perle der Normandie war, um deren Besitz sich Franzosen und Engländer fortwährend stritten, bis die Stadt sich eine halbe Meile weit zurückzog. Gegenwärtig hat sie keinen Hafen mehr. Heu und Binsen wachsen da, wo sonst ihre Schiffe mit buntbewimpelten Masten standen. Der Lauf der S. beträgt mit den Krümmungen des Flusses 182 Lieues, davon sind 43 L. flößbar und 139 L. (von Méry unterhalb Troyes an) schiffbar. Von Méry im Depart. Aube bis zum Einfluß des Aube ist der Fluß in ein neues geregeltes Bett geleitet, Kanal=Sauvage genannt; um die Brücken in Paris zu vermeiden, ist der Seine=Seine=Kanal gebaut worden. Der Schifffahrt sind außer dem Triebsand an der Flußmündung und der Barre auch die Untiefen bei Quillebeuf, Caudobec, la Mailleraye und Bardouville gefährlich. Der Fluß ist einer der fischreichsten in Frankreich. Er fließt aus dem Depart. Côte d'Or nördlich in das Depart. Aube, wendet sich nordwestl., dann westsüdwestlich in das Dep. S.=Marne, dann nordwestl. u. in das Depart. Seine=Oise, durchfließt das Depart. Seine an (und durch) Paris und St. Denis vorüber, ferner das Dep. Eure, wendet sich westl. in das Dep. Seine inférieure, das er zum Theil von den Departements Eure u. Calvados scheidet, und mündet in der oben beschriebenen 3 Lieues breiten Mündung vor Havre in den Kanal. Nebenflüsse sind: Ource, Aube, Yères, Marne, Oise, Epte, Andelle rechts, Yonne, Essonne, Orge, Eure, Rille, Loing, 2c. links. Der Loing=Kanal verbindet die

obere S. mit der Loire; durch den Bourgogne-Kanal zwischen der Yonne und Saone wird die S. mit der Rhone verbunden; der St. Quentin-Kanal verbindet die Oise, S., Somme u. Schelde; der Ourcq-Kanal mündet in den Seine-Seine-Kanal. Das Flußgebiet der S. wird auf 2140 □M. berechnet. Sie ist der wichtigste Fluß für Frankreich; durch sie hat Paris Antheil an dem Seehandel, und dieser würde noch bedeutender seyn, wenn der Plan, mittelst großer Kanäle die Schifffahrt zu vergrößern und Paris zu einer Art von Seehafen zu machen, ausgeführt würde. Jetzt haben zwei Eisenbahnen an beiden Ufern diesen Plan vereitelt. Nach der S. sind mehre franz. Departements benannt. — 2) Departement das., ein Theil der ehemal. Landschaft Isle de France, ganz eingeschlossen von dem Dep. Seine-Oise, das kleinste, aber durch die darin liegende Hauptstadt der Republik volkreichste und wichtigste Dep. Frankreichs, mit einem Flächenraum von 8,64 □M. (47,500 Hektaren) und einer Bevölkerung von (Ende 1846) 1,364,470 Seelen. Das Land ist meist eben; der Montmartre und St. Chaumont sind die einzigen Höhen, welche den mittlern Theil des Dep., das Seine-Thal, beherrschen. Die S. durchströmt es und nimmt hier die Marne auf, deren Lauf durch den Kanal von St. Maure abgekürzt wird; außerdem ist zu bemerken der Kanal des Ourcq, von dessen Bassin bei Paris (la Vilette) ein Kanal bei St. Denis (Kanal St. Denis), einer in Paris selbst (St. Martin) in die S. geht. Flüsse sind ferner: die Bièvre und der Crould. Der Boden ist zwar leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau sehr ertragreich. Produkte sind: Getreide, Wein (sehr mittelmäßiger), Hülsenfrüchte, Obst, Gemüse, ansehnliche Blumenzucht; die gewöhnlichen Hausthiere, sächsische und englische Schafe, Tübet-Ziegen, Wild, doch Alles bei Weitem nicht hinreichend, da ein großer Theil des fruchtbaren Bodens mit Städten, Dörfern, Lusthäusern &c. bedeckt ist; Stein- und Gypsbrüche. Die Hauptstadt Paris ist der Mittelpunkt einer sehr lebhaften und vielartigen Industrie und eines bedeutenden Handels. Eintheilung: in die Bezirke Paris, St. Denis u. Sceaux u. in 20 Kantone. Hauptstadt: Paris. — 3) (Seine u. Marne), Departement das., gebildet aus den Theilen Brie-Française, Gartinais-Français u. einiger Ortschaften von Valois in der ehemaligen Landschaft Isle de France u. der Brie-Champenoise, grenzt im Norden an das Dep. Oise, im Nordosten an das Dep. Aisne, im Osten an Marne und Aube, im Südosten an Yonne, im Südwesten an Loiret und im Westen an Seine und Oise und hat einen Flächenraum von 107,27 □M. (588,575 Hektaren), und eine Bevölkerung von (Ende 1846) 340,210 Seelen. Das Land ist ziemlich eben, nur hie da etwas hügelig, namentlich stehen im Süden niedrige Felsberge. Die Flüsse des Depts. sind die Seine mit den Nebenflüssen Vouzie, Yonne, Loing, Ecolle; die Marne mit dem Ourcq, Morin &c.; die Kanäle: Loing, Ourcq, Provins. Das Klima ist angenehm und gesund. Produkte sind: Getreide, Obst, Hanf, mittelmäßiger Wein, Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Wild; wichtig sind die Steinbrüche, in denen namentlich Mühlsteine bearbeitet werden; Mineralquellen. Die Einwohner unterhalten Fabriken für Indienne, Schnupftücher, Hüte, Porzellan, Fayence, Töpferwaaren, Glas (besonders schöne und große Kugeln und Cylinder), Leder, Papier, Bleichereien, Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Früchten, Erzeugnissen der Viehzucht (besonders Fromages de Brie), Vieh, Holz &c. Eintheilung: in die Bezirke Melun, Provins, Fontainebleau, Coulommiers und Meaux, 29 Kantone und 555 Gemeinden. Hauptstadt: Melun. — 4) (Seine und Oise), Departement daselbst, ebenfalls aus Theilen von Isle de France und aus dem Gartinais im ehemaligen Orleanais gebildet, grenzt im Norden an das Depart. Oise, im Osten an Seine-Marne, im Süden an Loiret, im Westen an Eure-Loire und im Nordwesten an Eure, umschließt das Depart. S. und hat einen Flächenraum von 102,12 □M. (560,337 Hektaren) und mit einer Bevölkerung von (Ende 1846) 474,960 Seelen. Das Land ist wenig hügelig. Die Nebenflüsse der Seine in diesem Depart. sind: Essonne mit der Juine, Orge, Yères, Oise, Guiry, Maudre, Vaucouleurs und Epte. Das Klima ist gemäßigt und sehr gesund, der Boden sandig und nicht sehr fruchtbar. Die Produkte sind: Getreide, Wein, viele u. gute Kirschen, Aepfel, Birnen, woraus Cider gemacht wird, Holz; Wild, viele Pferde und Schafe (die Schafzucht ist sehr verbessert worden, zu Rambouillet ist eine große Merinoschäferei), Fische, Bienen. Die Einwohner unterhalten, außer Acker-, Obst- und Weinbau und Viehzucht, Fabriken für Tuch, Piqué, Strumpfwaaren, Posamentierwaaren, Blonden, Gaze, Tüll, Eisen- u. Stahlwaaren, Waffen, Lichter, Seife, Leim, Tabak, Glas, Spinnereien für Wolle, Baumwolle, Hanf, Papiermühlen, Zuckerraffinerien, Salpetersiedereien, Brauereien, Gerbereien, Fabriken chemischer Produkte, Kohlengräberei &c. und treiben lebhaften Handel. In diesem Departement liegen ehemals königliche Lustschlösser zu Versailles, St. Cloud, St. Germain in Laye, Meudon und Rambouillet, so wie die Wasserleitungen von Marly und Buc. Eintheilung: in die Bezirke Versailles, Nantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil und Etampes, 36 Kantone und 688 Gemeinden. Hauptstadt: Versailles. — 5) (Seine inférieure, Nieder-Seine), Departement daselbst, aus den Landschaften Caux, Bray und zum Theil aus Roumois und Vexin-Vermond in der Ober-Normandie gebildet, grenzt im Nordosten an das Depart. Somme, im Osten an Oise, im Süden an Eure, im Südwesten an Calvados und stößt übrigens an den Kanal; hat einen Flächenraum von 109,75 □M. (603,463 Hektaren) und eine Bevölkerung von (Ende 1846) 757,990 Seelen. Die Küstenlänge von Treport bis Havre beträgt 32 Lieues, ohne bedeutende Buchten und Vorsprünge. Das Kap Hève, der westlichste Punkt, bildet eine Landspitze. Das Land besteht aus fruchtbaren Thälern und bewaldeten Hügeln (die Waldun-

gen bedecken an 84,140 Hektaren) und gehört zu den reichsten, gewerbfleißigsten und mit wenig Ausnahmen am besten bebauten Theilen Frankreichs. Außer der Seine fließen in das Meer: Brele, Yères, Arques, Scia, Sanne, Durdent; andere Flüsse sind: Andelle, Epte, Eaulne, Béthune rc. Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und gewährt reichliche Getreideernten. Im Innern ist das Land weidereich. Produkte sind: Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse, Weberkarden, viel Obst, Holz; Pferde, Esel, Hornvieh, Schafe, Schweine, viel Geflügel, Fische, Bienen; Eisen, Mineralwasser. Außer Acker- und Obstbau und Viehzucht unterhalten die Einwohner Fabriken für Tücher aller Art, wollene und baumwollene Zeuche (letztere nennt man im Allgemeinen Rouenneries), Indienne, Schnupftücher, Leinwand (die vorzüglichste ist die von Fécamp), Sammet, Strumpfwaaren, Spitzen, Fischnetze, Thonpfeifen, Wachsleinwand, Leim, chemische Produkte, Tabak, Seife, Oel, Schreibfedern, Fayence, Tafelglas, Leder, Papier, Bleichereien, Färbereien, Seilereien, Brauereien, Branntweinbrennereien, Zuckerraffinerien. Wichtig sind ferner: Seefischerei, Schiffbau, Schifffahrt und Handel, welcher durch 5 Seehäfen und die schiffbare Seine sehr gefördert wird. Eintheilung: in die Bezirke Rouen, Dieppe, Havre, Neufchatel und Yvetot, 50 Kantone und 757 Gemeinden. Hauptstadt: Rouen.

Seine, St. (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Nièvre, Bez. Nevers, an der Cressonne; Eisenhämmer; 650 Ew.; — 2) (S.-en-Montagne), Flecken das., Depart. Côte d'Or, Bez. Dijon, in einem Thal, in pittoresker Lage; schöne Kirche der alten Abtei mit Fresko-Gemälden; 1900 Ew.; — 3) (S.-sur-Vingeanne), Dorf das.; feine Eisenwaaren, Eisengießerei; 1150 Einw.; — 4) s. v. a. Seyne.

Seine-Port (St.-Port), franz. Dorf, Depart. Seine-Marne, rechts an der Seine; schönes Schloß; 620 Einw.

Seingalt, Johann Jakob de, s. v. a. Casanova.

Seinne, asiat. Ort, Hinterindien, Birma, Ova, am Moingag, nordöstl. von Amarapura.

Seinsfeld, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Wittlich; kath. Pfarrei, Schloß; 160 Einw.; Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens.

Seinsheim (Markt-S., Geogr.), bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Hohenlandsberg, in der Nähe des Kehlsees; Schloß, Mühle, Alabastersteinbruch; 600 Einw.

Seinsheim (Geneal. u. Biogr.), alte fränkische Familie, hieß früher Erkinger, aus denen sich im 14. Jahrhundert die Familie Schwarzenberg ausschied, die andere Linie nannte sich S. Sie ist seit 1570 in Bayern begütert und ward 1580 in den Freiherrn-, 1705 in den Reichsgrafenstand erhoben. Theilt sich in eine ältere und jüngere Linie; letztere, die sich S. von Weng schrieb, ist seit 1834 mit Adam Friedrich Joseph, geb. 1774, im Mannsstamm erloschen und besteht nur noch in dessen Schwester, der Gräfin Maria von Hegnenberg-Dur. Chef der älteren Linie ist Graf Maximilian Joseph Erkinger, 1810 geboren, k. bayer. Kämmerer. Wappen: Silber und Blau, 6mal der Länge nach gestreift. Besonders merkwürdig sind: 1) Karl August, Graf von, bayerischer Finanzminister, wurde am 17. Febr. 1784 zu München geboren. Er studirte zu Landshut und Göttingen, kam, nachdem er 1808 in bayerischen Staatsdienst getreten war, 1808 als Kreisregierungsrath nach Trient, erhielt 1809 eine gleiche Stelle zu Straubing, 1810 zu Salzburg, 1817 zu München, wurde 1824 Regierungsdirektor, gelangte 1825 in die Deputirtenkammer, empfing 1832 das Generalkommissariat, die Präsidentur des Isarkreises und die Mitgliedschaft im Staatsrathe und ward im April 1840 bayerischer Finanzminister. Als solcher strebte er, wo er nur konnte, auf die Vereinfachung des Geschäftsgangs. In dem Vertrauen des Königs Ludwig, den er 1839 auf einer Reise nach Italien begleitet, stand er sehr hoch. Die Ständeversammlung machte ihn 1840 in der zweiten Kammer zu ihrem Präsidenten. Beim Sturze des jesuitischen Ministeriums, den die spanische Tänzerin und Maitresse des Königs Ludwig, Lola Montez, durch ihren unbegrenzten Einfluß auf den König im Febr. 1847 bewerkstelligte, fiel auch S. Doch ward er immerhin mit einer Staatsrathsstelle entschädigt. S. gehört der ultramontanen, jesuitischen Partei in Bayern an, zu deren Vortheil er bei jeder günstigen Gelegenheit wirkte und sprach. Seine Thätigkeit in der Kammer geht fast einzig in dieser Richtung auf. Er war für Bayern um so gefährlicher und nachtheiliger, als er mit seiner Gesinnung das Gepräge der größten Offenheit und Ueberzeugung, so wie eine gewinnende, feingeschliffene Milde verband und in der Gunst des bayerischen Königs bloß durch dessen Maitresse, die spanische Tänzerin, übertroffen und gestürzt wurde. — 2) August Karl, Graf von, Maler, königlich bayerischer Kämmerer und Reichsrath, Bruder des Vorigen, 1789 zu München geboren, fand an dem berühmten Georg von Dillis einen Erzieher und Jugendfreund, der seine angeborne Neigung zur Zeichenkunst nur noch mehr weckte und unterstützte. Nachdem er 1811 an der Universität in Landshut die Jurisprudenz absolvirt und im folgenden Jahre durch die Konkursprüfung alle Bedingnisse zum Staatsdienste erfüllt hatte, widmete er sich ausschließlich der Malerei und besuchte zu diesem Zweck 1813—16 die Akademie der Künste in München, wo er sich unter Leitung des P. von Langer in der Oelmalerei ausbildete. Im Frühjahre 1816 reiste er mit seinem Bruder nach Italien, wo der Umgang mit den dort lebenden ausgezeichnetsten deutschen Künstlern großen Einfluß auf seine Kunstrichtung hatte. In Rom fertigte S. einen großen Karton zu einem Altarbild, welches Maria mit dem Jesuskinde in einer Glorie von Engeln und von den 14 Nothhelfern umgeben vorstellt. Diese schöne Komposition führte er in Oel aus und seit 1822 sieht man sie auf dem Altare der Kirche in Grünbach, dem Gute seines Bruders. Auch in der Freskomalerei versuchte er sich in Rom. Nach Mün-

chen zurückgekehrt, malte er neben der Skizze zu dem genannten Altarbilde vier andere Bilder, wovon eines die heil. Jungfrau als Kind von Engeln umgeben, ein anderes die heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde vorstellt. Dann arbeitete er auch an den allegorischen Transparentgemälden, welche 1824 bei der Jubelfeier des Königs Maximilian aufgestellt waren und in einem Prachtwerke in lithographirten Umrissen erschienen. In demselben Jahre ernannte ihn die Akademie der Künste in München zum Ehrenmitgliede. Hierauf vollendete er das Altarbild in der Pfarrkirche zu Vohburg an der Donau, wovon die Skizze auf der Ausstellung von 1823 zu sehen war. Gleichzeitig stellte er auch einige Genrebilder aus, eine Frau mit dem Kinde auf dem Arme in einer Landschaft und das Bildniß eines Bauernmädchens aus der Gegend v. Starnberg. Ein späteres Gemälde stellt die Flucht nach Aegypten vor. Im Jahre 1839 malte er ein Denkbild auf die Erneuerung der Gelübde des Ordens der Nonnen bei Wiedererrichtung des Klosters Frauen-Chiemsee 1838. Ein anderes Gemälde stellt den Herzog und Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein dar, nachgebildet seinem Grabmale in der Klosterkirche von Seligenstadt bei Landshut.

Seinstedt, braunschw. Dorf, Kr. Wolfenbüttel; 270 Einw.

Seinzki, Berg in den Karpathen (s. d.).

Seipel, Johann Christian, Maler von Bremen, 1821 geboren und in Berlin gebildet, malt Landschaften und Seestücke, die in Färbung und Behandlung große Vorzüge besitzen.

Seipp, Formschneider zu Wien, Schüler des Professors B. Höfel, gehört zu den besten Xylographen unserer Zeit. Es finden sich mehre schöne Formschnitte von seiner Hand, die aber bisher meist in Illustrationen für religiöse und belletristische Werke bestehen.

Seipud, russ. Gewicht, 10 Pud oder 400 Pfund.

Seipusch, österr.-galiz. Ort, wadowicer Kr., an der Sola, südöstlich von Biala.

Seir Abonaid, asiat. kleine Insel, im persischen Meerbusen, nahe an der nordöstlichen Küste von Arabien.

Seiram, asiat. Stadt, Turkestan, Khanat Khokand, nordöstlich von Otrar.

Seiraphoros (griech., heiltragend), 1) das Pferd, welches nicht am Joch, sondern an der Leine zog (Handpferd); bei Viergespannen gingen die Seiraphoroi an beiden Seiten; — 2) mit einer Schlinge bewaffnet.

Seirath (a. Geogr.), Ort bei Bethel oder Gilgal, wo man eine steinerne Säule fand.

Seiri, 1) (a. Geogr.), Name des Nils; — 2) (n. Geogr.), afrikan. Ort, Tripolis, auf dem Plateau von Barka, südöstlich von Tolometa.

Seiridium (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Klettenspore, Klettenstaub, Gattung der Uredinei Torulacei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamei Mycetes *L.* Charakter: Sporen länglich-eiförmig, durch kurze, dünne, helle Zwischenglieder verbunden, auf einer Unterlage. Einzige Art: S. marginatum *Nees*, Syst. 22, Fig. 19. Schwarze Häufchen auf abgestorbenen Rosenzweigen bildend; selten.

Seirolle (Pomol.), Feigensorte, s. Ficus Carica *L.*

Seisachtheia (griech. σεισάχθεια), eigentlich Abschüttelung der Last, eine der Maßregeln, welche Solon mit Einführung der neuen Verfassung verband und welche darauf berechnet war, die ärmeren Bürger von einem Theile der drückenden Schuldenlast zu befreien. Es ist unter dieser S. jedoch nicht eine Aufhebung und Vernichtung aller Schuldforderungen zu verstehen, sondern nur eine Ermäßigung derselben in Verbindung mit einer ihr entsprechenden Erhöhung des Geldwerthes bei Zins- und Kapitalzahlung, indem Solon die Münzen einschmelzen und aus 73 Drachmen deren 100 prägen ließ, die aber nicht weniger, als die alten schweren gelten sollten. Zugleich auch wurde das alte harte Schuldrecht aufgehoben, durch welches die persönliche Freiheit bis zum Herabsinken in Knechtschaft gefährdet worden war.

Seisenberg, österreich.-illyr. Marktflecken, Kr. Neustädtl, an der Gurk; Schloß, Eisenhammer; 750 Einw.

Seisichthon (griech.), Erderschütterer, Beiname des Poseidon.

Seisingen (Schiffsw.), s. Kabelaar.

Seiskär, europ.-russ. Insel, im finnischen Meerbusen, vor dem kronstädter Meerbusen, bewohnt, mit einem Leuchtthurm.

Seislas (Ciaslas), König von Dalmatien im 9. Jahrh., benutzte die Schwäche des orientalischen Reichs, um sich unabhängig zu machen, stieß seinen Vater Rodoslas vom Thron, ward aber in einem Kriege gegen die Ungarn um 860 gefangen und verstümmelt in die Save geworfen.

Seissan, franz. Flecken, Depart. Gers, Bez. Auch, am Gers; 590 Einw.

Seißer Schichten (Geognos.), nach Wissmann, der graue Kalkstein, rothe Schieferthon und Sandstein der Seißer-Alp bei Brixen, welche gewöhnlich dem Muschelkalk und dem bunten Sandstein parallelisirt werden, ohne daß noch sichere Bestimmungen dafür vorlägen.

Seissins, franz. Dorf, Depart. Isère, Bez. Grenoble, am Drac; in der Gegend Marmorblöcke; 730 Einw.

Seißla (Seußla), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Ziegenrück; 100 Ew.

Seistan (Geogr.), s. v. a. Sedschestan.

Seisura (Ornith.), nach Vigors u. Horsfield, Gatt. der Passeres dentirostres *Cuv.*, der Ordn. der Zahnschnäbler und der Zunft der Schnapper nach Oken. Einzige Art: S. volitans *Vig.*, Turdus volitans *Lath.*, in Neuholland, wo dieser Vogel einheimisch ist, Dishwasher. Oben schwarz, unten weiß; Schwingen braun.

Seitan, europ.-türk. Vorgebirg, am schwarzen Meere, Rumelien, Sandschak Kirkilissa, nordwestl. von Aktepol.

Seite, 1) s. v. a. Fläche, in welcher Bedeutung man von einer Vorder-, einer Hinter-S. spricht; — 2) der Uebergang der hintern und der vordern Fläche eines Körpertheils, z. B. Seiten des Kopfs, des Halses rc.; — 3)

die Uebergangsfläche der Rücken- und der Vorderfläche des Rumpfs und — 4) in noch engerm Sinne der Brust; — 5) (Math.), S. eines Dreiecks, s. Dreieck; — 6) S. einer geradlinigen Figur, s. Figur; — 7) S. eines Polyeders, s. Seitenlinien; — 8) S. einer Gleichung, s. Gleichung; — 9) S. einer Polygonalzahl, s. Polygonalzahlen; — 10) s. v. a. Blattseite oder Pagina; — 11) (Herald.), Heroldsfigur, entsteht, wenn der äußere Theil eines Schildes eine andere Tinktur erhält, als das Uebrige; es gibt eine rechte und linke S.; — 12) (bot. Term.), s. v. a. Latus. — Seitenkeimig, s. v. a. Monocotyleus. — Seitennervig, s. v. a. Laterinervis. — Seitenständig, s. v. a. Lateralis. — Seitenweibig, s. v. a. Pleurogynus. — Seitenwendig, s. v. a. Peritropus. — Seitenwurzelig, s. v. a. Pleurorhizus. — -seitig (als Anhängesylbe), s. v. a. -gonus.

Seïte (Storjunkare, lapp. Myth.), Gottheiten, welche die Fruchtbarkeit der Felder und der Heerden befördern sollten, mit Vogelfüßen abgebildet.

Seitenäste (Rami laterales, Anat.), Aeste von Gefäßen ꝛc., die vom Stamme oder größern Aesten seitwärts abgehen, im Gegensatz von Endästen, in die sie sich zuletzt spalten.

Seitenaltäre, s. v. a. Nebenaltäre.

Seitenarterie, s. Armarterie.

Seitenarterie des Kreuzbeins, s. Beckenarterie.

Seitenasseln (Krustac.), nach Oken, die 2. Zunft der Asseln, Leib derb, hornig, lang, meist zusammengedrückt, mit Kiefern; 7 Fußpaare mit Klauen nebst kiemenartigen Schwanzfüßen; Oberkiefer mit einem Taster und meist 4 Fühler (Amphipoden); 1. Sippschaft, Schwimmasseln: Branchipus, Artemia, Apseneles; 2. Sippschaft, Springasseln: Gammarus, Talitrus, Orchestia, Amphithoe, Corophium; 3. Sippschaft, dickköpfige Asseln: Phrosyne, Phronema. S. Crustacea.

Seitenbänder (Anat.), s. Bänder. — S. der Leber, s. Leber.

Seitenbanden (Weber.), s. Canale.

Seitenbeckenbein (Anat.), das Darmbein, s. Becken.

Seitenbein (Anat.), s. v. a. Scheitelbein, s. Schädelknochen.

Seitenbeistoß (Tischler.), s. v. a. Beistoß.

Seitenberg, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Habelschwerd; Meßkapelle, Schloß, 2 Wasser-, 1 Oel- und 1 Papiermühle, Kalkbrennerei; 720 Einw.

Seitenbewegung, 1) bei einer geradlinigen Bewegung, die durch 2 in verschiedener, doch nicht entgegengesetzter Richtung gleichzeitig einwirkende Kräfte bewirkt wird, diejenige Bewegung, die erfolgen würde, wenn eine von beiden Kräften allein gewirkt hätte; — 2) (Mus.), s. Bewegung.

Seitenblätter, s. Geschirr.

Seitenblätterpilz (Bot.), Blätterpilzgatt., s. v. a. Pleurotus *Fr.*

Seitenbleche, 1) Eisenbänder unterhalb des Mittelbuges und oberhalb des Schwanzes an den Wänden der Lafette; — 2) starke breite Eisenbleche im Pochwerke, womit man das Innere der Pochkisten bekleidet, damit die Pochwände nicht von Erzstücken beschädigt werden.

Seitenbruch (Chir.), s. v. a. Hernia lateralis.

Seitendorf (Geogr.), 1) österr.-mähr. Dörfer: a) (Ziwotice), Kr. Prerau, Herrsch. Neu-Titschein; 630 Einw.; — b) (Ziwotice), das., Herrsch. Fulnek; Beschälstation, 3 Meierhöfe, Branntweinbrennerei, Tuchwalke, 2 Mühlen, Graupenstampfe und Oelmühlen; 800 Einw.; — 2) österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, Herrsch. Hennersdorf; 350 Einw.; — 3) preuß. Dörfer, Prov. Schlesien: a) (Sebotendorf), R.-B. Breslau, Kr. Frankenstein; kath. Pfarrei, Vorwerk; 620 Einw; — b) R.-B. Breslau, Kr. Habelschwerd; Freirichterei, Krankenhaus, Kalkbrennerei, 2 Tropfsteinhöhlen (Salzhöhlen); 360 Einw.; — c) R.-B. Breslau, Kr. Waldenburg; kath. Pfarrei, Schloß, Vorwerk, Krankenhaus; dabei der Reichenberg und die Quarkstuben; Ruinen der Burg Schnallenstein, 1428 von den Hussiten zerstört; 1070 Einw.; — d) R.-B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; Vorwerk; 450 Einw.; — e) (Mittel-, Nieder- und Ober-S.), das., Kr. Schönau; kath. Pfarrei, Schloß, 2 Vorwerke, evang. Kirche, Bethaus; 950 Ew.; — 4) (Seitgendorf), königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; kath. Pfarrei; liefert viel Linnen, Nanking, Hecheln, Obst u. s. w.; 2070 Einw.

Seitendruck (Phys.), jeder Druck von der Seite, dem Druck von oben entgegengesetzt; s. Druck.

Seitenebene, s. Prisma.

Seitenfaçade, s. Façade.

Seitenfalter (Amphib.), s. v. a. Ptychopleurä, s. d. und Squamata.

Seitenfläche, 1) jede der Ebenen, die ein Vieleck einschließen, aber nicht Grund- oder Erdflächen sind; — 2) (Anat.), s. Becken; — 3) (bot. Term.), s. v. a. Facies lateralis.

Seitenfleck, ein aufgesticktes Lederstückchen über einen Riß an der Seite des Oberleders am Schuh.

Seitenfontanellen, s. Fontanellen.

Seitenfrüchtige Konferven (Bot.), Confervaceae Ectocarpeae *Endl.*, Gruppe der Familie der Konferven, diejenigen Arten enthaltend, deren Früchte seitlich, selten endständig gestellt sind. Gattungen: Chantransia *Dec.*, *Fr.*, Ectocarpus *Lyngb.*, Bulbochaete *Ag.*

Seitenfutter (Unterstämm), das schmale Stück dünnen Leders, das man inwendig an beide Ränder des Stiefelschuhes, so wie in das Oberleder des Schuhes näht, damit die Brandsohle desto haltbarer angenäht werden kann.

Seitengallerie, 1) (Schiffb.), s. Gallerie; — 2) (Kriegsbauk.), bei Minen, s. v. a. Nebengänge.

Seitengebäude, ein an das Vordergebäude stoßender Theil des Hintergebäudes, in sofern nämlich derselbe frei an einen Platz oder Weg stößt, da man außerdem den mit dem Hauptge-

bäude zusammenhängende Theil Seitenflügel nennt.

Seitengewehr, im Allgemeinen Benennung einer Waffe, welche theils an einem Riemen über die Schulter gehangen, theils an einem solchen um den Leib geschnallt, aber stets an der Seite getragen wird. Je nach Form und Zweck erhielt sie wieder speciellere Benennungen, wie Degen, Säbel, Schwert rc. Das eigentliche S. der Infanterie als Waffe hat theils durch die Vervollkommnung des Schießgewehrs, theils durch das Bayonnet, namentlich aber auch durch die jetzige Fechtart, wo man die Infanterie mehr zu Bewegungen in Massen, als zum Handgefecht verwendet, seine eigentliche Bestimmung und seinen Werth verloren, und die Zeiten, wo die berühmte spanische Infanterie mit dem Degen in der Faust zum Angriff schritt, oder die deutschen Landsknechte mit ihren großen Schwertern den Kampf entschieden, sind längst vorüber. Heut zu Tage sind die Infanterieseitengewehre bei vielen Armeen nichts als eine lästige Zierde, bei manchen ganz abgeschafft und bei einigen in Faschinenmesser, als nützliches Handwerkszeug auf Bivouaks, umgewandelt worden. Als sehr zweckmäßig gab man in einigen Armeen den mit Büchsen bewaffneten Jägern ein S. in Form eines Bayonnets, das im Nothfall auf die Büchse geschraubt werden kann.

Seitengiebel, der Giebel eines Daches zu beiden Seiten des Gebäudes.

Seitenhain, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Pirna; 130 Einw.

Seitenhaken (Hüttenw.), Eisen, womit man die Bleche in dem Pochtrog befestigt.

Seitenhammer, vierkantiger Schlägel an kurzem Stiele, womit die Seitenwände der Kessel aus dem Groben gearbeitet werden.

Seitenkamm, s. Kamm.

Seitenkanäle, in Gegenden, die entwässert werden sollen, Kanäle, die das Wasser in den Hauptkanal führen.

Seitenkante, 1) s. Prisma; — 2) S. eines Polyeders, s. v. a. Seitenlinie 1); — 3) s. v. a. Randkante.

Seitenkiemer (Mollusk.), s. v. a. Inferobranchia (Hypobranchia), Unterfamilie der Gasteropodenfamilie der Heterobranchia. Gehäuse napfförmig oder fehlend; Kiemen blattförmig, nur an einer oder an beiden Seiten zwischen Mantel und Sohle. Zwitter. Meer- und Süßwasserbewohner: Ancylus, Phyllidia.

Seitenkiemer (Mollusk.), Gasteropodengatt., s. v. a. Flankenschnecke, Pleurobranchus *Cuv.*

Seitenkraft (Phys.), s. Parallelogramm der Kräfte.

Seitenlage, die Lage beim Ruhen oder Schlafen auf einer der beiden Seiten des Körpers, der Rückenlage entgegengesetzt.

Seitenlage des Kopfs, s. Geburt.

Seitenlangtenne, s. Scheuer.

Seitenleinen, s. Vogelherd.

Seitenlier, in Salinen jede der beiden Seitenwände an einem Siedherde; das 3. Lier ist das Rücklier.

Seitenlinie, 1) (Math.), S. eines Polyeders, die Durchschnittslinie je zweier Seitenflächen; — 2) (Ichthyol.), Linea lateralis, bei den Fischen eine meist mehr oder weniger gekrümmte und oft durch Färbung und Beschuppung ausgezeichnete, den Körpertheilen entlang laufende Linie, in welcher vorzugsweise die Drüsen liegen, die den ganzen Körper des Fisches mit Schleim überziehen; s. Ichthyologie; — 3) s. Genealogie.

Seitenmauer, s. Mauer.

Seitenpatrouillen, diejenigen Patrouillen, welche von der Avantgarde mit besonderen Aufträgen rechts oder links gesendet werden und sich auf bezeichneten Punkten wieder mit ihr vereinigen, s. Patrouille.

Seitenpforten (Schiffsb.), s. Stückpforten.

Seitenplatten (Amphib.), auch Rippenplatten, Scutella costalia, am Schilde der Schildkröten die Platten, welche auf den Rippen liegen; s. Testudinata.

Seitenrangen, s. Range.

Seitenriefen (bot. Term.), s. v. a. Juga lateralia.

Seitenroda, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Kahla; 300 Einw.

Seitenrolle (Bauk.), Art Kragsteine, die ganz von gleicher Stärke und an der Seite mit Schnecken verziert sind, besonders am Hauptgesims über einer Thür angebracht.

Seitenschirm, ein außerhalb des Jagens zum Abtritte für den Jäger angebrachter Schirm.

Seitenschlägel (Kupferschm.), s. v. a. Seitenhammer.

Seitenschmerz, s. v. a. Pleurodyne.

Seitenschnecken (Gasterop.), nach Oken, die 2. Zunft der eintheiligen Schnecken, charakterisirt durch kleine Kiemenblättchen oder Falten an den Seiten des Leibes. 1. Sippschaft, Faltenkiemer: Actäon, Dermatobranchus, Placobranchus; 2. S. Flankenkiemer: Pleurobranchus, Umbrella, Ancylus; 3. S. Kreiskiemer: Phyllidia, Chiton, Patella, s. Mollusca.

Seitenschnitt (Chir.), s. Steinschnitt.

Seitenschritt, s. Schritt.

Seitenschwelle, s. Rammen.

Seitenschwimmer (Ichthyol.), s. v. a. Schollen, s. Pleuronectä.

Seitenschwimmer (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Scholle, Pleuronectes *L.*

Seitenstarrkrampf (Med.), s. Tetanus.

Seitenstechen (Seitenstich, Med.), im Allgemeinen Schmerz in der Gegend der Rippen von einer inneren Ursache, entweder als Andeutung einer Brustfellentzündung oder auch Lungenentzündung, oder auch in Folge einer rheumatischen Affektion der Muskeln der Brust (s. Pleurodyne), oft auch nur, und dann vorübergehend, von stockenden Blähungen. Gewöhnlich aber versteht man unter S., namentlich wenn noch das Wort entzündlich beigefügt wird, die Entzündung des Brustfelles, Inflam-

matio Pleurae, Pleuritis, Pleuresis, und ist dann der Schmerz entweder das erste Symptom, welcher dann stechend u. auf eine kleine Stelle beschränkt ist, seltener mehr ausgebreitet, reißend, oder die Krankheit beginnt ohne wahrnehmbare Lokalaffektion mit Fieber, es tritt gewöhnlich nicht sehr heftiger, aber mehre Stunden anhaltender und in bleibende Hitze übergehender Frost ein, während dessen sich heftiges S. einstellt, welches durch Bewegung der entzündeten Stelle durch Niesen, Husten, tiefes Einathmen 2c. vermehrt wird. Dabei stellt sich ein kurzer, meist trockener, oft aber auch mit etwas schaumigem und schleimigem Auswurf versehener Husten ein und die Gefäßreizung spricht sich durch häufigen, schnellen, härtlichen Puls aus. Nicht allgemein richtig ist die Annahme, daß zugleich mit der Entzündung die Bildung eines Extravasates beginne; doch kann dasselbe außerordentlich rasch zu Stande kommen, und es sind daher oft schon sehr bald, selbst nach einer Stunde, die Zeichen desselben vorhanden; gewöhnlich entwickeln sich die Symptome der Ausschwitzung erst später u. ist dieselbe oft als Ausgang der Entzündung zu betrachten. Diese selbst und das Fieber dauern 4—7 Tage und ihre Ausgänge sind folgende. Es kann Genesung eintreten unter kritischen Schweißen und kritischem Urin, oft auch unter Nasenbluten, selten verliert sich die Entzündung allmählig ohne kritische Ausscheidungen. Als eine Pseudokrise ist, nach Schönlein, die Bildung eines pleuritischen Extravasates zu betrachten. Erfolgt die Ausschwitzung, so läßt gewöhnlich der Seitenstich nach und die Hitze und Reizung des Pulses verschwinden, doch dauern sie oft auch fort und der Schmerz befällt eine andere Stelle, indem Ausschwitzung und Entzündung in verschiedenen Theilen der Pleura zugleich bestehen und die Entzündung oft immer neue Theile des Brustfelles befällt. Statt des stechenden Schmerzes stellt sich gewöhnlich ein Gefühl von Druck und Beengung ein. Untersucht man öfters mit dem Stethoskop, so erkennt man, daß an der leidenden Stelle das Respirationsgeräusch immer undeutlicher wird und am Ende ganz verschwindet, wogegen auf der gesunden Seite der Brust sich das kindliche Respirationsgeräusch einstellt; man erkennt in manchen Fällen die Egophonie und Bronchophonie, welche aber ebenfalls verschwinden, wenn das Extravasat zunimmt. Die Perkussion ergibt einen sehr matten Ton, und die Hand nimmt nicht mehr die gewöhnliche Vibration wahr, wenn der Kranke spricht. Ist das Extravasat bedeutend, dehnt es am Ende den Brustkasten aus, so bekommt dieser auf der einen Seite einen größeren Umfang, als auf der andern (Habitus des frischen Empyems); doch ist bei der Mensuration stets zu berücksichtigen, daß auch bei gesunden Individuen die rechte Brusthälfte einen größeren Umfang hat, als die linke. Bei der Inspiration dehnt sich jetzt der Brustkasten auf der leidenden Seite nicht aus. Ist das Extravasat bedeutend, so wird durch dasselbe Zwerchfell, Leber, Milz 2c. mehr nach unten in die Bauchhöhle gedrängt, so daß man den Rand des einen oder andern dieser Organe fühlen kann. Das Zwerchfell wird oft in dem Grade herabgedrängt, daß man am Rande des osteologischen Thorax eine Furche bemerkt, welche durch die Berührung zweier konvexer Körper, der oberen Fläche der Leber und des vorgeschobenen Zwerchfelles, gebildet wird (Stokes). Die Respiration ist jetzt beengt, der Kranke kann nur auf der leidenden Seite liegen, auf der die Ausschwitzung Statt hatte. Dauert die Krankheit länger, so schwellen Füße u. Augenlider ödematös an, der Urin wird sparsam, braun und trübe, es bildet sich oft allgemeine Wassersucht aus; nicht selten tritt auch zu starkem und lange dauerndem pleuritischen Erguß bittrer Geschmack und andere gallichte Zufälle, welche nach Entfernung des Extravasates wieder verschwinden. Bei bedeutendem pleuritischen Erguß auf der linken Seite wird das Herz aus seiner Lage gedrängt; man hört seine Schläge nicht mehr in der linken Brusthöhle, sondern unter dem Brustbein oder auf der rechten Seite des Thorax. Oft wird auch das Mittelfell verschoben, so daß die Mattheit des Tones bei der Perkussion über die Medianlinie hinausreicht. Die Interkostalräume sind bei beginnender Pleuritis, selbst bei starkem Extravasat, unverändert und deutlich ausgesprochen und werden erst in spätern Stadien glatt und ausgeglichen. Es ist schwer, am Lebenden zu unterscheiden, ob die in die Brusthöhle ergossene Flüssigkeit ein rein seröses Fluidum, ob sie mit Blut gemengtes Wasser (hämorrhagische Pleuritis), oder ob sie Eiter (Empyema) ist. Zuweilen soll man im Stande seyn, die vielseitige Beschaffenheit des Exsudates aus folgenden Erscheinungen zu erkennen: Statt daß zu einer gewissen Zeit, wie beim serösen Exsudat, die Symptome, welche die Reizung im Körper anzeigen, nachlassen und nur die physikalischen Zeichen des Extravasates nebst einem gewissen Grade von Beengung und den allgemeinen Zeichen eines beginnenden Hydrops zurückbleiben, flammt von Neuem eine Fieberhitze auf, die Wangen werden oft sehr roth, der Puls äußerst zuckend, es stellen sich Schweiße ein, die nicht erleichtern, der Kranke hustet viel, er ist sehr unruhig, phantasirt und seine Kräfte sinken schnell. Nimmt das pleuritische Extravasat ab, so vermindern sich die hydropischen Zufälle, das Athmen wird leichter, die Egophonie erscheint von Neuem und verschwindet sodann wieder, der Ton bei der Perkussion wird stärker und das Respirationsgeräusch stellt sich wieder ein, dabei vermehrter Urinabgang u. Schweiße. Die Zeit der Aufsaugung währt zwischen einem Monat und mehren Jahren; in letzterem Falle ist die lange Zeit zusammengedrückt gewesene Lunge nicht mehr im Stande, sich auszudehnen; sie bleibt, unzugänglich für die Luft, im hintern Theile der Brusthöhle liegen; die Perkussion liefert hier einen matten Ton und die Brustwandung sinkt bedeutend ein, so daß der Brustkasten auf der Seite, auf der sich das Extravasat befand, bedeutend kleiner ist, als auf der gesunden (Habitus des resorbirten Empyems). Außerdem kann der pleuritische Erguß sich durch die Bronchien entleeren, was zu der Annahme führen kann, es sey eine Vomica geplatzt; oder er durch-

bohrt die Brustwandung und bahnt sich einen Weg nach außen, in welchem Falle ein schmerzhaftes Oedem entsteht, welches sich in eine zugespitzte fluktuirende Geschwulst umwandelt. Ein andrer, schwer zu erkennender Ausgang der Pleuritis ist der in plastische Ausschwitzung. Sind die Verwachsungen zwischen Lunge und Brustwandung bedeutender, so lassen sie sich zuweilen diagnosticiren. Es entsteht dann mehr oder weniger Engbrüstigkeit, der Ton bei der Perkussion ist um etwas matter, als auf der gesunden Seite, und das Respirationsgeräusch weniger deutlich, als ob es in größerer Entfernung wahrgenommen würde. Sind bei Pleuritis sicca, welche ohne Extravasatbildung verläuft, die beiden Blätter des Brustfelles uneben geworden, so hört man das Geräusch der auf- und absteigenden Reibung. — Brand ist ein sehr seltner Ausgang dieser Entzündung u. kommt nur in Gemeinschaft mit Lungenbrand vor; der Tod erfolgt meist durch Bildung eines bedeutenden Extravasates vermöge Erstickung oder durch Erschöpfung der Kräfte des Kranken.

Der Verlauf der Krankheit kann akut und chronisch seyn. Bei der chronischen Form fehlen die Fiebersymptome entweder ganz, oder sind nur zu gewissen Zeiten, des Abends, in geringem Grade vorhanden; der Schmerz fehlt auch und das Bild der Krankheit wird mehr das der Brustwassersucht. Die physikalischen Zeichen beider Krankheiten sind dieselben. Tritt Resorption des Extravasates ein, so kehrt wegen längeren Bestehens desselben die verloren gegangene Elasticität der Lunge äußerst langsam oder gar nicht zurück. Ist die Krankheit mit Entzündung der Lunge komplicirt, was nicht selten der Fall ist, so sind die Symptome gemischt (Pleuroperipneumonia). Beide Krankheiten werden dann in ihrer Entwicklung durch einander beschränkt, die Verbindung beider gilt deshalb für weniger gefährlich, als jede für sich allein.

Pathologisch-anatomischer Charakter der Krankheit. Akute Pleuritis ergreift meist eine, selten beide Pleuren, beschränkt sich zuweilen auf eine Stelle; sie ist oft selbstständig als traumatische oder rheumatische Entzündung oder angeregt durch Entzündung der Lungen, Kavernen, Krebs derselben, oder eine Theilerscheinung einer über mehre seröse Häute ausgebreiteten Exsudation (Herzbeutel, Bauchfell), welche aus gemeinschaftlicher Ursache entsteht (putride Infektion). Die häufigen Adhäsionen zwischen Lungen- und Rippenfell beweisen, daß leichte Exsudate auf der Pleura häufig sind und ohne bedeutende Erscheinungen verlaufen. Das Exsudat ist auf die freie Fläche und zuweilen auch in das Gewebe der Pleura selbst gesetzt, wodurch diese getrübt und verdickt wird. Menge u. Beschaffenheit desselben sind sehr verschieden, gewöhnlich finden sich 1—2 Pfd. seröser Flüssigkeit im Cavum u. auf der Pleura dickere od. dünnere Faserstoffflocken oder Membranen, bald ist die Masse des geronnenen Faserstoffes vorwiegend, bald ist das Exsudat mehr gallertartig, zuweilen ist es rein serös. Der seröse Antheil wird oft resorbirt, während der feste zu Bindegewebe und Gefäßen organisirt und Adhäsionen, Pseudomembranen ꝛc. bildet. Zuweilen bleibt der flüssige Theil und wird dann von den Pseudomembranen umschlossen, nicht selten schließen die letztern, auf kleine Stellen beschränkt, erstern sackartig ein. Nicht selten tritt Eiterbildung ein, Empyema, besonders bei Skrophulösen, Tuberkulösen und Kachektischen. Durch Zersetzung des Eiters entsteht Jauche, was durch Zutritt von Luft durch die perforirten Brustwände oder Bronchien sehr begünstigt wird. Hämorrhagische Exsudate werden bei Tuberkulose und allen Zuständen, die eine chronische Blutüberfüllung der Pleura veranlassen, und bei Entzündung älterer pleuritischer Pseudomembranen beobachtet. Das Exsudat kann entfernt werden: durch sofortige oder später eintretende Resorption, durch Entleerung nach außen, vermittelt durch Perforation der Brustwand oder Kommunikation mit den Bronchien; selten ist Perforation des Zwerchfelles und Entleerung in die Bauchhöhle. Chronische Pleuritis beruht in einer langsam vor sich gehenden Metamorphose der Exsudate und in oft recidiven Entzündungen der Pleura selbst, oder der durch frühere Entzündungen gesetzten Pseudomembranen. Als Produkte derselben sind anzusehen: massenhafte Pseudomembranen, die schichtweise gelagert 4—12‴ im Durchmesser haben können; enorme Mengen seröser Exsudate, welche, in einzelnen Pausen gesetzt, 8—12 Pfund betragen können. Zuweilen zerfallen die Pseudomembranen zu Eiter; die Eiterung setzt sich auf die Brustwände oder auf die Lunge fort und als Folge entsteht Perforation der Brustwand oder der Bronchien. Die Lunge wird bei Pleuritis verschiedenartig betheiligt; sie ist gleichzeitig entzündet oder nur ihre äußere Schicht infiltrirt; durch das Extravasat wird sie komprimirt, dehnt sich aber, nach zeitiger Resorption des Extravasates, wieder aus und wird wieder lufthaltig. Bleibendes, großes Extravasat schiebt sie nach oben und hinten, sie wird fest, blutleer, lederartig, der Thorax wird durch das Exsudat erweitert, die Interkostalräume werden ausgeglichen, das Zwerchfell wird herab- und das Herz auf die Seite gedrängt. Wird das Exsudat resorbirt und kann sich die komprimirte Lunge nicht wieder ausdehnen, so sinkt der Thorax zusammen, plattet sich ab, die Rippen lagern sich aneinander, die erschlafften oder gelähmten Interkostalmuskeln schwinden, die betroffene Thoraxhälfte verkleinert sich; am meisten ist die Gegend der 6.—8. Rippe abgeflacht oder selbst ausgehöhlt. Die Brustwirbelsäule verliert dadurch ihre Stütze und weicht nach der gesunden Seite hin aus, während sich zur Ausgleichung in den Lendenwirbeln eine Krümmung nach der entgegengesetzten Seite entwickelt. Ist die Pleuritis bedingt durch eine Brustwunde, durch den Durchbruch einer tuberkulösen Kaverne ꝛc., so tritt Luft in das Cavum pleurae und man findet dieselbe dann in den obern Theilen des letztern, das Exsudat in den tiefern, Pyopneumothorax.

Diagnose. Die Krankheit kann verwechselt werden mit Pneumonie. Sie unterscheidet sich von derselben durch den lebhaftern, stechenden Schmerz, der gewöhnlich nur bei tieferem Ein-

athmen entsteht und unter der Brustwandung seinen Sitz hat. Bei Lungenentzündung erregt schon ganz kurzes Einathmen Husten u. Schmerz. Bei letzterer ist das Gefühl der Bewegung größer, der Kranke fühlt, daß in der Lunge selbst ein Hinderniß des Athmens liegt, während er bemerkt, daß er bei Pleuritis vollständig zu athmen im Stande wäre, wenn der Schmerz dies zuließe. Dann ist bei Pneumonie der charakteristische Auswurf vorhanden; die physikalischen Zeichen beider Krankheiten sind verschieden. Mit Rheumatismus der Zwischenrippenmuskeln (Pleurodynia [s. d.], Pleuritis spuria). Hier wird der Schmerz gewöhnlich nur bei einer vollständigen Bewegung des Thorax wahrgenommen, ist nicht stechend, mehr oberflächlich; Husten und Fieber fehlen; es sind rheumatische Schmerzen in andern Körpertheilen vorhanden, die physikalischen Symptome fehlen. Bei Entzündung der Leber sitzt der Schmerz tiefer, es fehlt der Husten, die Ergebnisse der Auskultation und Perkussion; dagegen sind galligte Zufälle vorhanden u. s. w.

Veranlassung zur Pleuritis geben: Erkältung (es ist dies die hauptsächlichste Veranlassung); Unterdrückung von Hautausschlägen, Geschwüren, Durchfällen, Schleimflüssen, Blutflüssen; Fieber mit entzündlichem Charakter, Krankheiten der Lunge, namentlich Entzündung, welche sich weiter ausbreitet; mechanische Verletzungen, ein Rippenbruch.

Vorhersage. Brustfellentzündung ist im Allgemeinen selten gefährlich; die Gefahr wird übrigens bedingt durch die Größe des Extravasates, durch seine Beschaffenheit und durch die Konstitution des ergriffenen Individuums.

Behandlung. Es ist hier der entzündungswidrige Heilapparat in Gebrauch zu ziehen; doch brauchen die Aderlässe nicht so stark zu seyn und nicht so oft wiederholt zu werden, als bei der Lungenentzündung, indem hier niemals eine so große Menge Blutes in den Krankheitsprozeß verwickelt ist; ihre Stelle können oft Blutegel oder Schröpfköpfe vertreten. Ferner ableitende Mittel, welche die Haut und den Darmkanal anregen, Brechweinstein in kleinen und großen Gaben, Kalomel in großen Dosen, Blasenpflaster, Senfteige. Besondern Nutzen gegen die Schmerzen leisten schmerzstillende Salben, warme feuchte Umschläge ꝛc. Sind die Schmerzen das Hauptsymptom, hat das Fieber keinen entzündlichen Charakter, oder ist derselbe durch Blutentziehungen ꝛc. gebrochen, so ist der innerliche Gebrauch des Opiums oft vom entschiedensten Vortheil. Zur Entfernung des pleuritischen Ergusses gibt man Kalomel mit Digitalis, setzt Blasenpflaster, Schröpfköpfe, läßt Jodsalbe einreiben ꝛc. Oft gelingt es, auf diese Weise selbst bedeutende Extravasate zur Resorption zu bringen. Jedenfalls versuche man dieselbe, ehe man zur Operation schreitet. Der Versuch, die Resorption zu bewirken, gewährt folgende Vortheile: 1) die Gefahr, welche die Operation selbst mit sich bringt, wird umgangen. Allerdings ist dieselbe jetzt weniger bedeutend, als früher, indessen ist dieser Punkt doch immer mit in Anschlag zu bringen. — 2) Verwachsungen werden leichter verhütet, als bei der Operation. Bei Erguß von seröser Flüssigkeit zwischen die beiden Blätter werden diese von einander entfernt gehalten und der plastische Prozeß gewinnt, während die Resorption vor sich geht, Zeit zum Erlöschen, während im Gegentheil durch die Operation wieder beide Theile einander genähert werden und die frische plastische Lymphe, welche auf ihnen liegt, sie leicht vereinigen kann. — 3) Die Gefahr der Eiterbildung auf der Pleura, welche von der Operation zu fürchten ist, wird umgangen. Doch ist nach den jetzigen Operationsmethoden dieser Zufall weniger zu fürchten; tritt er ein, so tödtet er die Kranken fast immer. — Dagegen hat die Operation folgende für sie sprechende Vortheile: 1) das ergossene Fluidum wird auch in den Fällen durch dieselbe entleert, in welchen der Versuch der Resorption fehl schlägt. — 2) Besteht bedeutendes Extravasat längere Zeit, so wird die Lunge verdichtet und unwegsam; dies wird durch die Operation verhütet. — 3) Man beabsichtigt zuweilen, Verwachsungen zwischen den beiden Pleuren zu bilden, um bei fortdauernder Tendenz zur Wasserbildung die absondernden Flächen zu entfernen. — 4) Das Fieber wird durch die Operation gemäßigt und oft allein durch sie die Heilung möglich gemacht, wenn das Extravasat Eiter ist. — 5) Sie kann der allgemeinen sekundären Wassersucht vorbeugen, welche sich gern zu einem lange bestehenden pleuritischen Erguß gesellt. Dagegen ist sie unzureichend, wenn im Extravasat sich größere Eiterflocken befinden. Man soll deshalb die Operation dann vornehmen, wenn das Extravasat in Eiter besteht und in den Fällen von serösem Exsudat, wenn dasselbe so beträchtlich ist, daß es Verdichtung der Lunge herbeiführen könnte, oder wenn die Resorption nicht zu erwarten steht, dagegen aber das Allgemein- und Lokalbefinden der Art ist, daß nach vorgenommener Operation eine Heilung noch erwartet werden kann; endlich, wenn auch keine Rettung des Kranken mehr möglich ist, die Erstickungsgefahr aber einen solchen Grad erreicht hat, daß dem Kranken eine augenblickliche Erleiterung verschafft werden muß. Man wählt zur Paracentese der Brust eine Stelle, an der man mit Sicherheit pleuritisches Extravasat annehmen kann und an welcher keine Verwachsungen Statt haben, daher da, wo die Perkussion einen durchaus matten Ton gibt und durchaus kein Respirationsgeräusch wahrzunehmen ist. Man bedient sich am besten des Troikarts von Schuh und Skoda zu derselben, um das Eindringen von Luft in die Brusthöhle zu vermeiden.

Literatur. Stokes, Abhandl. über die Diagn. u. Behandl. d. Brustkrankheiten, deutsch von van dem Busch, Bremen 1838; — v. Rotteck, Ueber einige Brustkrankheiten, Freiburg 1839; — Die Lehrb. der spec. Path. u. Ther. von Richter, Canstadt, Schönlein, Baumgärtner u. A. m., die Werke über pathologische Anat. von Rokitansky, Beck, Förster u. A.

Seitenstetten (Geogr.), unteröstерr. Orte: 1) Marktflecken, Land ob dem Wienerwalde,

Landger. **Burg Enns**, über der **Ybbs** an der Urla; Benediktinerstift, Gymnasium, Bibliothek, Naturaliensammlung; gegen 1800 Einw.; — 2) Dorf das.; gegen 1000 Einw.

Seitenstich, s. v. a. Seitenstechen.

Seitenstreifraupen (Entomol.), die Raupen der Tagschmetterlinggattung Colias.

Seitenstück, 1) (Mal.), s. v. a. Nebenstück; — 2) s. **Böttcher**; — 3) (Bleiarb.), die 2 Stücken, aus welchen die Röhrenform besteht.

Seitenthal, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. **Eschenbach**; 1 Walk- und 2 Mahlmühlen; 100 Einw.

Seitenthür, s. **Thür**.

Seitentonnen (Bergb.), starke Breter, die man in dem Förderschachte an die Einstriche nagelt, um die Kübel in ihrer Bahn zu halten.

Seitentrempel, s. **Stückpforten** und **Trempel**.

Seitentrupps (**Seitendeckung**), die von einer Avantgarde abgesendeten Plänklerabtheilungen von 12—15 Mann, die sich von den Seitenpatrouillen im Wesentlichen darin unterscheiden, daß sie die Seiten der Avantgarde oder einer in der Nähe des Feindes marschirenden Kolonne gegen jede Beunruhigung unmittelbar schützen sollen, weshalb sie ganz in der Nähe bleiben. Die größte Entfernung ist Kartätschen- oder Kanonenschußweite. Sie werden eben sowohl von der Infanterie, wie von der Kavalerie gegeben, marschiren gewöhnlich mit einer starken Flankeurlinie, deren Rotten mit Abständen von 50 bis 100 Schritten einander folgen, und durchsuchen alle in der Nähe liegenden Schlupfwinkel. Durch diese Anordnung wird jede Gefahr beseitigt, welche durch die größere Entfernung der Seitenpatrouille entstehen könnte; doch müssen sie durch kleine, die Flankeurlinie bisweilen überschreitende Patrouillen mit den größeren, sich freier bewegenden Seitenpatrouillen in sicht- oder hörbarer Verbindung zu bleiben suchen.

Seitenvertheidigung, die Vertheidigung eines Festungswerks, wo dasselbe nicht nur durch das eigene Feuer, sondern auch durch das eines andern daneben liegenden Werks vertheidigt wird.

Seitenverwandte, **Seitenverwandtschaft**, s. **Verwandtschaft**.

Seitenwände, s. **Theater**.

Seitenwehr (Jagdw.), s. v. a. Wehrflügel.

Seitenwenden, Deich, welcher hinter dem Hauptdeich angelegt ist.

Seitenwind, s. **Wind**.

Seitenwinkel, s. **Stereometrie**.

Seitenwolle, s. **Wolle**.

Seitenzähne (Konchif.), s. v. a. Schloßleisten am Schlosse der Muscheln, s. **Conchifera** und **Mollusca**.

Seitenzähnige Eidechsen (Amphib.), Lacertae pleurodontes, Eidechsen, deren Zähne nicht dem oberen Rande der Kiefer eingewachsen, sondern der Innenseite derselben angewachsen sind. Es gehören hierher die Dendrophilengattungen Basiliscus, Chamäleopsis, Iguana, Anolius, Chlamydosaurus und die Humivagengattungen Doryphorus, Tropidurus, Phrynosoma. Bei **Wagler** bilden die Pleurodontes immer die 2. Division der Tribus I (Cyclura, Hypsilophus, Metopoceros, Amblyrrhynchus, Basiliscus, Oedicoryphus, Dactyloa, Draconura, Norops, Polychrus, Ophryoessa, Enyalius, Hypsibatus, Otocryptis) und Tribus II (Lyrocephalus, Gonyocephalus, Brachylophus, Physignathus, Lophura, Chlamydosaurus, Calotes, Semiaphorus, Draco) der zweiten Lacertenfamilie (Pachyglossä), der dritten Familie der Autarchoglossä (Lacerta, Zootoca, Podarcis, Aspistis, Zonurus, Psammurus, Ablepharus, Gymnophthalmus, Lepidosoma, Chirocolus, Chamösaura, Tachydromus, Cercosaura, Gerrhonotus, Gerrhosaurus, Saurophis, Bipes, Ophiosaurus, Anguis, Ophiodis, Pygodactylus, Pygopus, Zygnis, Seps, Lygosoma, Sphänops, Scincus, Euprepis, Gongylus, Cyclodus, Trachysaurus) und der vierten Familie der Thecoglossä (Heloderma, Hydrosaurus, Polydädalus, Psammosaurus). S. **Sauria** u. **Squamata**.

Seitenzahlen, s. **Buchdruckerkunst**.

Seitenzungenarterie, s. **Kopfarterie**.

Seiterndorf, unteröstr. Dorf, Land ob dem Wienerwalde, Ldgr. **Leiben**; 180 Einw.

Seitersdorf, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. **Gunzenhausen**; 140 Einw.

Seithwedd Saidi (**Seithin Saidi**, d. i. siebengestaltig, mit 7 Wegen, brit. Myth.), König von Dyved (Süd-Wales), Vater der Creirwy, wird mit Saturn verglichen. Sein Sohn **Seithenin**, der Trunkenbold, ließ einst im Rausche das Meer durch die Dämme, wodurch ein Landstrich mit 16 volkreichen Städten versenkt wurde.

Seitingen, würtemb. Dorf, Schwarzwaldkreis, OA. **Tuttlingen**; 820 Einw.

Seitlege, Fluß, s. v. a. Setledsch.

Seitler, **Ludwig**, Maler und Lithograph, 1812 zu Wien geboren und an der Akademie daselbst gebildet, begab sich nach München, wo er später einige Zeit die Akademie besuchte und auch in der Lithographie sich übte. Seine Werke bestehen in Bildnissen und figürlichen Darstellungen.

Seitlich (bot. Term.), s. v. a. Lateralis.

Seitliche Scheitelkanten (Min.), s. **Rhombisches Krystallsystem** B. 2).

Seitliche Schild- und Zungenbänder (Anat.), s. **Kehlkopf**.

Seitnitz, s. **Seidnitz**.

Seitonji (preuß. Myth.), die unterste Klasse der Priester, deren es einen oder mehre in jedem Dorfe gab. Sie ward sehr gefürchtet, stand aber nicht in gleicher Achtung, wie die übrigen Priester.

Seitova, russ. Flecken, Gouv. **Orenburg**, rechts an der Sakmara.

Seitsch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. **Guhrau**, kath. Pfarrdorf, Freischoltisei, 7 Windmühlen; 800 Einw.

Seitschen, s. **Großseitschen** und **Kleinseitschen**.

Seitun, Stadt, s. v. a. Zeituni.

Seitwärtsdreher (Anat.), s. Tetanus.

Seitwärts gekehrt (bot. Term.), s. v. a. abgewendet, Aversus.

Seitwann, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Guben, Vorwerk, Fährhaus; 250 Einw.

Seitwenden, s. v. a. Seitenwenden.

Seitz (Geogr.), österreich.=steier. Herrschaftsbezirk, Kr. Cilli, umfaßt 26 Gemeinden mit 2450 Einw.

Seitz (Biogr.), 1) J. Christian, Chiliast, gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Baireuthschen geboren, verkündigte die Nähe des tausendjährigen Reiches, das 1750 anheben sollte, und ward deshalb und anderer schwärmerischen Ansichten wegen vor das Konsistorium in Baireuth gestellt. Nachdem er darauf eine Zeit lang Prinzenerzieher gewesen war, lebte er seit 1720 in Franken und Schwaben, dann in England und Holland; † um 1740. Schrieb: Das melchisedeckische Priesterthum, Amsterd. 1727; — Kirchengeschichte des neuen Testaments 2c. — 2) Johann, Goldschmied und Maler von Prag, arbeitete in verschiedenen Städten Deutschlands und in andern Ländern, einer der ausgezeichnetsten Künstler seines Fachs. Seine Thier= und Blumenstücke fanden großen Beifall. Lebte noch 1809 als Mobilienschätzmeister der k. Landtafel in Prag. — 3) Johann Baptist, Kupferstecher, 1786 zu München geboren, stach schon als Knabe von 12 Jahren verschiedene Heiligenbilder, besuchte die Akademie, erlernte aber dann die Uhrmacherei. Nebenbei übte er sich jedoch immer auch im Graviren u. Stechen, studirte Geometrie und Architektur und fand endlich durch A. v. Riedel im k. topographischen Bureau zu München eine geeignete Anstellung, anfangs als Dessinateur und dann als Kupferstecher im topographischen Fache, in welchem er ausgezeichnete Arbeiten lieferte. S. war in Bayern auch der erste, welcher Normalschriften für die Schulen im Stiche darstellte. Seine Musterschriften sind in ganz Deutschland bekannt, besonders seine kalligraphischen Uebersichtsblätter aller Alphabete der üblichsten europäischen Sprachen, seine Geschäftstableaux u. s. w., die sich durch Schönheit de Charaktere und Reinheit des Stiches, die Tableaux auch durch die geschmackvollen Ornamente auszeichnen. Im Fache der Mechanik leistete S. auch in seinen letzten Jahren noch Ausgezeichnetes. Er fertigte einige 7—8 Zoll hohe mechanische Figuren und ein Pferd, welche täuschend die natürlichen Bewegungen nachahmen. Ein Werk anderer Art, in welchem S. zugleich seine Kenntnisse in der Vermessungskunst und in der Architektur beurkundete, ist seine topoplastische Darstellung der Stadt München, welche er im 700theiligen Maßstabe auf einem Raume von ungefähr 22 Fuß ins Gevierte im Auftrage des Königs Ludwig I. ausführte. Dieses bewunderungswürdige Hochrelief gewährt einen Ueberblick über die ganze Stadt mit ihren Plätzen, Straßen, Kirchen, Palästen, Instituten, Monumenten, Häusern, Thoren, Gärten u. s. w. und stellt alle diese Bauten in genauen kleinen Modellen von Birnbaumholz dar. — 4) Alexander Maximilian, Historienmaler, Sohn des Vorigen, 1811 zu München geboren, besuchte schon als Knabe von 12 Jahren die Akademie, wo er bald zu den vorzüglichsten Zöglingen gezählt wurde, und als Cornelius nach München gekommen war, schloß er sich an diesen Meister mit ganzer Seele an. Zu seinen frühern Bildern in Oel gehört eine biblische Darstellung, wie Joseph von den Brüdern verkauft wird. Prof. H. v. Heß wählte ihn neben J. Schraudolph, J. Binder u. A. als Gehülfen bei Ausschmückung der Allerheiligenkirche in München. Von S. komponirt sind hier die Sakramente der Taufe, Firmung, Beichte und Ehe, wovon die Kartons 1832 auf der Kunstausstellung in München zu sehen waren. Nach Vollendung der Malereien in der Allerheiligenkirche begab sich S. nach Italien, um in Rom seine Studien fortzusetzen, wo er noch gegenwärtig lebt und zu den ausgezeichnetsten Künstlern der neuen religiösen Schule gezählt wird. Seine Bilder sind von großer Innigkeit, in wahrhaft religiösem Sinne behandelt. Die Formen sprechen durch ungewöhnliche Lieblichkeit und Milde an. Die Zahl seiner Werke ist bereits bedeutend, da solche nicht allein in Italien, sondern auch in England und Deutschland zu finden sind. Viele seiner Kompositionen sind bisher nur in Zeichnung vorhanden, theils in Aquarell, theils in Kreide und Tusch, oder mit dem Stifte ausgeführt. Zu seinen neuesten Werken gehören die kleinen Fresken in der Kapelle der Villa Torlonia zu Frascati, welche der Künstler 1846 begann. — 5) Ernst, Maler, 1816 zu Arìach in Kärnthen geboren und zu Pesth in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, besuchte seit 1836 die Akademie zu München. Er malt Bildnisse u. Genrebilder. — 6) Franz, Zeichner und Maler, Bruder von S. 4), 1818 zu München geboren, besuchte die Akademie in München, ist durch Bilder in Aquarell und namentlich durch Kompositionen bekannt, in welchen, nach E. Neureuthers Vorgang, das fröhliche Spiel der Arabeske mit Scenen sich verbindet. Nach seinen Zeichnungen wurden von ihm selbst und andern Künstlern viele radirte und lithographirte Blätter veröffentlicht. — 7) Joseph, Graveur und Ciseleur, geboren zu München 1820, Sohn von S. 3), liefert äußerst geschmackvolle Ciselierarbeiten. Im Graviren von Wappen, Arabesken, Ornamenten u. s. w. kommen ihm wenige gleich. — 8) Karl, Zeichner und Kupferstecher, Bruder des Vorigen, 1824 zu München geboren und nach dem Beispiele seines Vaters für das topographische Fach herangebildet; ist im k. topographischen Bureau angestellt, benutzt aber seine übrige Zeit auch für andere Arbeiten. Diese bestehen in Aquarellbildern, in Stift= und Federzeichnungen, in Landschaften und Arabesken, in Kupfer und Stahl radirt.

Seitzdorf (Sitsche), österr.=steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Gonowitz; 320 Einw.

Seitze (Seutze), österreich.=steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Ober=Lichtenwald; 170 Ew.

Seitzenhahn, nass. Dorf, A. Wehen, mit Stabhammer; 200 Einw.

Seiweiler, bayer. Dorf, R.=B. Pfalz, Kanton Neuhornbach; 200 Einw.

Seix, franz. Stadt, Dep. Arriège, Bez. St. Girons, am Sarlat; Kupfer= und Silberbergwerke, Marmorbrüche; 3910 Einw.

Seixo, portug. Flecken, Prov. Beira, südl. von Viseu.

Seizains, Gattung mittelfeiner französischer, im Stück gefärbter Wollentücher, welche in den Fabriken der Departements des Ardèche, der Aude, des Gard, der oberen Garonne, des Gerault 2c., hauptsächlich zu Carcassonne, Alby, Lodeve, Toulouse 2c., aus inländischer, zum Theil mit spanischer Wolle vermischt, für den Handel nach der Türkei, Aegypten und Persien verfertigt werden. Nach alter Regel mußte die Kette dieses Tuches 1600 Fäden (daher der Name seize cents) enthalten, vom Stuhle 2,23 Meter, nach der Walke 1,19 Meter innerhalb der Sahlleisten, welche weiß und schwarz sind, breit seyn; nur fehlerfreie wurden gestempelt.

Seja (ind. Myth.), s. v. a. Ananden.

Sejab, s. Mohammedanische Religion.

Sejalbo (San=Berismo=de=S.), span. Flecken, Galicien, südöstl. von Orense; 680 E.

Sejan, einer der größten Orgelspieler Frankreichs im vorigen Jahrhundert, war Organist an der Kirche S. Sulpice zu Paris und † daselbst zu Anfang dieses Jahrhunderts. Er komponirte auch Vieles für die Orgel, wovon mehre herrliche Werke gedruckt, aber in Deutschland wenig bekannt worden sind.

Sejanisches Pferd, s. Sejus 3).

Sejanus (Biogr. und röm. Gesch.), 1) L. Aelius, Günstling des Kaisers Tiberius, Sohn des Sejus Strabo, aus Volsinii in Etrurien gebürtig, dem älischen Geschlechte nicht ursprünglich angehörig, sondern in dasselbe aufgenommen. Seinem Vater, der unter Augustus Praefectus Praetorio war, im Anfange der Regierung des Tiberius beigegeben, wußte er sich die Gunst des neuen Kaisers bald in dem Grade zu erwerben, daß ihm dieser die Würde eines Praefectus Praet. allein übertrug. Tacitus schildert S. als einen Mann von starkem Körperbau und verwegenem Unternehmungsgeiste, der seine eigenen Fehler zu verbergen, Andere anzuklagen, zu rechter Zeit zu schmeicheln, seinen Stolz und seine Herrschsucht unter einer bescheidenen Miene zu verstecken suchte. Den Kaiser hatte er ganz in seiner Gewalt, so daß er, der gegen jeden Andern immer versteckt handelte, gegen ihn die größte Offenherzigkeit bewies. Als Drusus vom Kaiser nach Pannonien geschickt wurde, um den Aufruhr der Legionen zu dämpfen, begleitete ihn S. als Oberaufseher. Nachher stieg er immer mehr in seinem Ansehen bei dem Kaiser und da seine ehrsüchtigen Absichten jetzt schon zu keimen anfingen, so benutzte er dieses, um das Haus des Germanicus zu unterdrücken u. diesen bei dem schon mißtrauischen Kaiser immer mehr anzuschwärzen. Bald hernach wurde seine Tochter mit dem jungen Drusus, dem Brudersohne des Germanicus, vermählt — eine Herabsetzung des claudischen Geschlechts und eine Erhebung des S., welche das Volk mit Kummer und Betrübniß erfüllte. Der Kaiser hatte schon lange den S. öffentlich für seinen Liebling erklärt, und der knechtische Senat fing nach und nach auch an, ihm mit übertriebener Ehrfurcht zu begegnen. Er bewilligte ihm sogar eine Bildsäule im Theater des Pompejus, welches vor Kurzem abgebrannt und durch Tiber wieder aufgebaut worden war, weil dieser den S. als den Mann darstellte, dessen Sorgfalt und Wachsamkeit die weitere Verbreitung des Feuers verhindert hätte. Jetzt, wo er im eigentlichen Sinn die zweite Person nach dem Kaiser war, fing er ernstlich an, auf die Ausführung seiner Entwürfe, die Erlangung der höchsten Gewalt selbst, zu denken. Zu dem Ende suchte er sich bei den prätorianischen Kohorten beliebt zu machen und beredete den Kaiser, da sie vorher in der Stadt und in den benachbarten Orten zerstreut gewesen waren, sie in einem gemeinschaftlichen Lager zu versammeln. In der That gelang es ihm nur zu gut, die Prätorianer auf seine Seite zu bringen; und auch im Senat schuf er sich bald eine ansehnliche Partei. Indessen mußten noch mancherlei Hindernisse aus dem Wege geräumt werden und besonders waren ihm der Sohn des Kaisers Drusus und die Kinder des Germanicus hinderlich. Zunächst suchte er den Drusus unschädlich zu machen, der seine Entwürfe durchschaute und selbst öffentlich ihm seinen Haß zeigte. Es gelang ihm, seine Gemahlin Livia zu verführen und sie zur Ermordung des Drusus zu bereden, indem er ihr versprach, sie, wenn er die höchste Gewalt in Händen haben würde, auf den Kaiserthron zu erheben. Um sie von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen desto mehr zu überzeugen, schied er sich von seiner Gemahlin Apicata. Dem Drusus wurde ein langsames Gift beigebracht, woran er starb. Nun bemühte er sich, die Söhne des Germanicus, welche vom Kaiser zu seinen Erben erklärt waren, auf ähnliche Art aus dem Wege zu schaffen. Da ihm aber hier die Wachsamkeit ihrer Mutter, der Agrippina, hinderlich war, so suchte er diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er sowohl die Livia, die Mutter des Tiber, als auch diesen selbst, durch Verleumdungen und falsche Vorspiegelungen gegen sie zu erbittern suchte. Mehre vornehme Römer, die Freunde u. Stützen des Hauses des Germanicus waren, wurden auf seinen Antrieb hingerichtet. Sodann wagte er es, bei dem Kaiser um die Hand der Livia, der Wittwe des Drusus, anzuhalten; aber dieser Versuch mißlang, da es demselben doch bedenklich schien, einem Mann aus dem Ritterstande eine Gemahlin aus der kaiserlichen Familie zu geben. S. ließ also diesen Gedanken fahren; um jedoch zu verhindern, daß Tiber aus der Menge von Personen, die täglich ihm (dem S.) den Hof machten, um sich in seiner Gunst einzuschmeicheln, nicht noch mehr Verdacht schöpfen möchte, beredete er ihn, daß er Rom verlassen und sich an einen angenehmen und ruhigern Ort begeben möchte. Diese Absicht

erreichte er wirklich, indem Tiber im 12. Jahre seiner Regierung Rom verließ und sich nach der Insel Capreä begab. Während dieser Reise hatte S. das Glück, ihn aus einer großen Lebensgefahr zu retten, und dies erwarb ihm das völlige Vertrauen desselben in dem Grade wieder, daß er von nun an allen seinen Anschlägen blindlings folgte. Und nun erreichte er auch, daß Agrippina und ihr ältester Sohn, Nero, verbannt, der jüngere Sohn Drusus aber ins Gefängniß geworfen wurde. Als nach 4 Jahren alle drei gestorben waren, war S. dem endlichen Gelingen seiner Entwürfe so nahe, daß er kaum noch an der glücklichen Ausführung zweifeln durfte. Alles war ihm ergeben und buhlte um seine Gunst, da die Besetzung aller Staatsämter, ja die ganze Regierung von ihm allein abhing. Er wurde mehr geehrt und gefürchtet als Tiberius selbst, und der Senat verordnete die jährliche Feier seines Geburtstages und die Anbetung seiner Bildsäulen, die in allen Gegenden der Stadt errichtet waren. Aber gerade jetzt faßte Tiber den ersten Argwohn gegen ihn, wozu ein Brief, der ihm nach Capreä geschickt wurde und in welchem der ganze Plan des Günstlings entwickelt war, die Veranlassung gegeben haben soll. Indessen war er klug genug, einzusehen, daß es zu spät sey, gegen S. öffentlich zu verfahren; er verbarg also seinen Verdacht und suchte ihn von Capreä zu entfernen, indem er ihn zum Konsul ernannte. S. sah dies als die größte Ehre an, reiste nach Rom ab und fuhr fort, sich hier vergöttern zu lassen, so daß eine Senatsverordnung sowohl ihm als dem Kaiser das Konsulat auf 5 Jahre bestätigte, und sein Name in allen Aufschriften dem kaiserlichen beigefügt wurde. Indessen fing der Senat nach und nach an zu merken, daß der Kaiser weniger mit seinem Günstling zufrieden sey, dem er schlechterdings die Rückkehr nach Capreä verweigerte, wogegen er den jungen Caligula bei jeder Gelegenheit hervorzog. Jetzt sah S. wohl, daß er entdeckt sey, und machte sich nun die heftigsten Vorwürfe, daß er zu lange gezögert und nicht früher schon so manche Gelegenheit benutzt habe, sich der Person des Tiber zu bemächtigen. So wie dieser gewahr ward, daß die Partei des S. abnahm, so fingen auch seine Briefe an, bestimmter zu werden. Als der entscheidende Streich geschehen sollte, sprengte er, um den Günstling einzuschläfern, aus, daß er ihn mit der tribunischen Gewalt bekleiden lassen und daß er deswegen Briefe in den Senat senden würde. Aber diese Briefe enthielten seine Anklage. Der Ueberbringer, Servius Sertorius Macro, war heimlich von ihm zum Praefectus Praetorio an S.' Stelle ernannt worden. Er kam des Nachts in Rom an und eröffnete die Befehle des Kaisers sogleich dem einen Konsul, der nicht zu S.' Anhängern gehörte, damit er des Morgens früh den Senat versammeln könnte. Als Macro im Palast mit dem S. zusammen kam, flüsterte er ihm zu, daß seine Briefe vom Kaiser den Senat ersuchten, ihm die tribunische Gewalt zu ertheilen. S., voller Freude darüber, nahm nun seinen Sitz in der Senatsversammlung ein, und während der Zeit versammelte Macro die prätorianischen Kohorten, stellte sich ihnen als ihren künftigen Befehlshaber vor, versprach ihnen ein ansehnliches Geschenk vom Kaiser und schickte sie dann in ihr Lager außerhalb der Stadt. Nun überreichte er im Senat die Briefe des Kaisers an die Konsuln, und eilte dann zu den Prätorianern zurück, um allen Verwirrungen vorzubeugen. Die Briefe des Kaisers betrafen erstlich die Hinrichtung von zweien der vertrautesten Freunde S.' und dann die Anklage des S. selbst. Niemand wagte es, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen, und der Konsul befahl, ihn ins Gefängniß zu führen. Auf dem Wege mußte er den äußersten Hohn des erbitterten Pöbels ertragen, der zugleich alle seine Bildsäulen umstürzte. Die Verurtheilung zum Tode erfolgte noch an dem nämlichen Tage (im Jahr 31 n. Chr.). Sein Leichnam wurde dem Pöbel preisgegeben u. gräßlich gemißhandelt. — 2) Lucius S., wahrscheinlich Freigelassener des Vorigen und durch die Gunst desselben zur Prätur erhoben, wurde, obgleich er an den Floralien zum Hohne des Kahlkopfs Tiberius die sämmtlichen Feierlichkeiten durch Kahlköpfige hatte verrichten und am Abend noch den Zuschauern durch 5000 geschorne Sklaven hatte heimleuchten lassen, nach dem Sturze seines Gönners von Tiberius verschont.

Sejland, Insel an der Nordküste von Norwegen, Finnmarken, durch den Vangsund vom Festland geschieden, südlich von der Hammerfest-Insel. An der Nordwestküste die großen Buchten Skrefjord, Gyfjord, Vinsund.

Sejour (franz.), 1) Wohnplatz, Aufenthalt an einem Orte; — 2) Rast- oder Ruhetag. Daher Sejourniren, sich irgendwo aufhalten, verweilen.

Sejugis (lat.), sechsspännig. — Sejuges, das eherne, vergoldete Sechsgespann, das in Rom auf dem Kapitol stand.

Sejugus (bot. Term.), sechspaarig, z. B. Folium sejugum, ein gefiedertes, mit sechs Paar Blättchen versehenes Blatt.

Sejunctus (bot. Term.), getrennt, geschieden, s. v. a. Disjunctus.

Sejungiren (v. Lat.), absondern, trennen; daher Sejunktion, Absonderung, Trennung.

Sejus, Seja Gens, römisches Geschlecht, aus welchem zu bemerken sind: 1) Marcus S., curulischer Aedil im J. 74, als welcher er bei eingetretener Theuerung dem Volke den Modius um ein As verkaufte; wahrscheinlich befreundet mit Cicero, Varro und Atticus. — 2) Marcus S., wahrscheinlich Sohn des Vorigen, Ankläger des M. Saufejus, Genossen des Milo (im J. 52 v. Chr.). — 3) Cnejus S., Besitzer eines Pferdes aus Argos, das von den Rossen des Thraciers Diomed stammen sollte, ward durch M. Antonius im J. 44 v. Chr. zum Tode verurtheilt und elend ums Leben gebracht, und da auch alle späteren Besitzer jenes Pferdes (Dolabella, Cassius und Antonius selbst) eines gewaltsamen Todes starben, so entstand ein Sprichwort: Ille homo habet equum Sejanum (dieser Mensch hat das sejanische Pferd), und wurde

von denen gebraucht, die besonderes Unglück hatten. — 4) S. Tubero, Legat des Germanicus. — 5) S. Fuscianus, Mitschüler des M. Antoninus und von diesem besonders geliebt.

Sekakul (Bot.), in Aegypten und Syrien, s. v. a. Pastinaca Sekakul *Russ.*

Sekarang (Chagaraga), ostindische Stadt, Insel Java, holländ. Besitz und Hauptort des gleichn. Distrikts, nordöstl. von Rembang; 6000 Einw. Der Distrikt liegt am Fluß Samangi.

Sekbach, bad. Fluß, Unterrheinkreis, nimmt die Kernau auf, fällt in die Jaxt.

Sekel, 1) (hebr., gr. Didrachmon), hebräisches Gewicht, besonders für edle Metalle. Der S. zu Mose's Zeiten, von dem man einen heiligen (mosaischen) und einen gemeinen unterschied, war weniger schwer, als der nach dem babylonischen Exil. Der mosaische hatte 20 Gerah und war wohl nur $1/4$ oder $1/5$, der gemeine $1/10$ des späteren S.s. Die seit Simon geprägten S., von Luther durch Silberlinge übersetzt, hatten auf der einen Seite den rauchenden Mannakrug und die Worte „S. Israels", auf der andern die grünende Ruthe Aarons und die Worte „das heilige Jerusalem". Indeß wird die Aechtheit dieser zahlreich vorhandenen Münzen, so wie des königlichen S.s, der 3 Drachmen gegolten haben soll, bestritten, da der S. nur Rechnungsmünze gewesen sey. Vgl. Drachmen. — 2) In Holstein, eine Zahnsichel, womit in der Marsch das Korn geschnitten wird.

Sekela (a. Geogr.), Stadt Judäa's, im Gebiete des Stammes Simeon, die früher der Philistäerstadt Gath unterworfen war und erst unter David mit dem israelitischen Reiche vereinigt wurde. Sie ist südlich oder südwestlich von Jerusalem zu suchen, scheint aber jetzt spurlos verschwunden.

Sekelaven, Volk auf Madagaskar (s. d.).

Seken (ind. Myth.), s. v. a. Ananden.

Sekenim, s. Hebräer.

Sekerice, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Dikomur; 330 Einw.

Sekerschitz (Sekerice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Dikomur; 290 Einw.

Sekf, die jährlichen Feste in der Sintoreligion.

Sekhi, europ.-russ. Flecken, Gouv. Volhynien, Kr. Rowno, in den Sümpfen von Pinsk.

Sekika (Bot.), nach Medicus und Mönch, Pflanzengattung. Art: S. sarmentosa *Mönch*, s. v. a. Saxifraga sarmentosa *L.*

Sekinasiso, asiat. Flecken, Japan, Insel Nipon.

Sekisju, asiat. Fürstenthum, Japan, Insel Nipon.

Seklaren (Sakalaren), Volk, s. Madagaskar.

Sekler, Volksstamm, s. v. a. Szekler.

Sekludiren (v. Lat.), ausschließen; daher Seklusion, Ausschließung, und Seklusionsakte, Ausschließungsurkunde, z. B. vom Thron.

Sekoma (griech.), 1) Maß; — 2) Gewicht, besonders im Gegensatz zu der Waare in der Wagschale.

Sekos (griech.), 1) Stall; — 2) Kapelle, eingeschlossener, abgesonderter Ort für Götter und Grabstätten.

Sekova, österr.-galiz. Dorf, Kr. Jaslo, am Flusse Roppa; Leinwandbleiche, Papiermühle.

Sekra (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Cinclidotus *P. B.*

Sekran, österr.-böhm. Dörfer: a) (Unter-S., Dolegssy Sekiran), Kr. Pilsen, Herrschaft Chotieschau; 130 Einw.; — b) (Ober-S., Wyssy Sekiran), das.; 120 Einw.

Sekret (v. Lat.), 1) sonst das Siegel eines regierenden Herrn; — 2) s. v. a. Abtritt.

Sekretär (v. Lat. Secretarius), im Allgemeinen Einer, der die geheimsten Angelegenheiten eines Andern besorgt, besonders ein Beamter, der bei höhern Behörden die Ausfertigungen besorgt und kontrasignirt, auch Titel für verschiedene Beamte, besonders wenn sie viel Schreibereien zu besorgen haben. In neuester Zeit hat man die Benennung S. durch Schriftführer zu ersetzen gesucht. Im Gegensatz zu den Privat-S.en, welche vornehme, besonders fürstliche Personen halten, werden dergleichen öffentlich angestellte Beamte zuweilen Geheim-S.e genannt. Vergl. Staatssekretär.

Sekretär (Tischl.), ein mit senkrecht in die Höhe stehender Klappe versehener Schreibtisch zum Aufschlagen. Er ist gewöhnlich zum Schreiben eingerichtet u. hat in diesem Falle eine vorzuziehende Vorrichtung mit Dinten- und Sandfaß u. Federmagazin. Die Schreibfächer sind an den beiden Seiten angebracht, zwischen ihnen befindet sich ein Behälter, um größere Gegenstände darin aufzuheben, so wie in diesen mehre Geheimfächer, die nur vom Besitzer geöffnet werden können. Das Ganze wird durch obige Klappe geschlossen. Am unteren Theile des Sekretärs sind gewöhnlich noch mehre, gewöhnlich drei, Schubfächer, um Wäsche etc. darin verschließen zu können; oben im Aufsatz ist ebenfalls ein größeres Schubfach angebracht; vergl. Pult und Kommode.

Sekretär (Ornith.), Raubvögelgattung, s. v. a. Serpentarius *Cuv.*, s. Falco.

Sekretariat, das Amt und die Stelle eines Sekretärs.

Sekretbuch, 1) s. v. a. Geheimbuch; — 2) s. v. a. Vermögeninventur.

Sekretion (v. Lat.), Absonderung; daher Sekretionsorgane, Absonderungswerkzeuge, s. Absonderung VI.

Sekretiren (v. Lat.), geheim halten, verbergen; daher Sekretist, Geheimnißbewahrer, Sonderling.

Sekreton, ein mittelfeiner ostindischer weißer Kattun aus den französischen Kolonien.

Sekretorisch (v. Lat.), absondernd.

Sekretschuß, bei den alten Stückgießereien ein Zusatz von $1\frac{1}{2}$ Pfd. Quecksilber, $1\frac{1}{4}$ Pfd. Salpeter, 6 Unzen Salzammoniak und 2 Unzen Schwefel.

Sekkak, s. Arabien (Gesch.).

Sekt (Weinh.), gewisse Sorten starke spanische Weine, hauptsächlich der Xeres, ein weißer, magenstärkender, etwas bitterer Wein, der in Sevilla gebaut wird; ferner der Peralta oder sogen. spanische S., ebenfalls ein weißer Wein, so wie endlich der Malaga=, Kanarien= und Palm=S. Die beiden letzten sind nebst dem Peralta die süßesten und lieblichsten von Geschmack. Sie werden insgesammt nach Botta von 40 Arobas verkauft. Die Städte Cadix, Malaga, Dünkirchen, Amsterdam und Hamburg treiben mit diesen Sorten einen wichtigen Handel nach verschiedenen Gegenden. Ein Boot solcher Weine hält gewöhnlich 130 hamburger Stübchen. In Schiffsladungen rechnet man gewöhnlich 4 Boot auf eine Last.

Sekte (v. lat. Secta), im Allgemeinen eine Gesellschaft von Menschen, die einerlei Lehren und Meinungen haben, daher ursprünglich von den philosophischen Schulen gebraucht, welche durch Verschiedenheit ihrer Principien und Methoden sich bildeten, später aber und noch im gegenwärtigen Sprachgebrauch vorzugsweise eine kirchliche Partei, welche in Lehre und Kultus von der herrschenden Kirche abweicht und sich entweder innerhalb dieser befindet, wie z. B. die Pietisten (s. d.) in der protestantischen, oder außerhalb derselben und von ihr ausgeschlossen ein eigenes kirchliches Leben bildet. Unter allen Religionen der gebildeten Welt gab und gibt es S.n. Unter den Juden sondern sich die Verächter des Talmud, die Karäer, von den Verehrern desselben, den rabbinischen Juden, und von beiden die Samaritaner und in praktischer Hinsicht die Chasiden ab. Der Islamismus hat außer den beiden großen Hauptparteien, den Sunniten und Schiiten, noch eine Menge kleinere S.n, z. B. die Jeziden, Wahabiten, Ismaeliten, Nossairier 2c. erzeugt; s. Mohammedanische Sekten. Eben so mannichfaltig, aber wenig gekannt, sind die S.n der heidnischen Religionen des östlichen Asiens. In China bestehen neben einander die Religionen des Fo oder des Buddha, des Laot=tse oder Taot=tse, des Kon=fu=tse und der Lamaismus, welcher letztere sich nicht nur unter den tatarischen und mongolischen Völkerschaften verschieden gestaltet hat, sondern auch nach seinen Hauptsitzen in den tübetan. und birman. Lamaismus zerfällt. Unter den Verehrern des Brahma in Ostindien ist die Verschiedenheit der Meinungen und Gebräuche so groß, daß man nicht weiß, welche Partei für die orthodoxe zu halten ist. Ein Gemisch christlicher und mohammedan. Lehrmeinung und Sitte ist die Religion der Drusen; mit oriental. Phantasien vermengt findet man Elemente des Judenthums u. Christenthums bei den Zabiern. Zu den merkwürdigsten S.n, die aus dem Schooße der christlichen Kirche hervorgingen, gehören zunächst diejenigen, welche dem Christenthume entweder jüdisch=, oder heidnisch=spekulative Elemente beimischten. Unter jenen nennen wir die Nazarener und Ebioniten, unter diesen die lange Reihe der Gnostiker und der Manichäer mit den ihnen zum Theil verwandten Priscillianisten, Paulicianern, Katharern und Bagomilen. Mehr praktisch=ascetische, in Bezug auf Leben, Disciplin und Verfassung abweichende S.n bildeten die Montanisten, Novatianer, Donatisten und Meletianer. Auch die Audianer (s. Anthropomorphismus) und Messalianer gehören hierher. Eine reiche Quelle der Sektenbildung wurde das Dogma von der Trinität und von den beiden Naturen Christi. Noch im 2. Jahrhundert traten die Monarchianer unter Praxeas auf, dem dann Nötus, Sabellius und Paul von Samosata folgten. Die volle Gottheit Christi leugneten im 4. Jahrhundert die Arianer und Semiarianer, während Apollinaris der Jüngere keine vollständige Menschennatur in Jesu anerkennen wollte. Nicht minder zahlreiche S.n entstanden in Folge des Streits über die Art der Vereinigung der zwei Naturen in Christo. Nächst den Nestorianern, aus deren Ueberresten die syrischen Christen und die Thomaschristen hervorgingen, erwähnen wir nur die vielverzweigten Monophysiten, die in den Jakobiten, Armeniern und Kopten fortleben, so wie die Monotheleten, welche die S. der Maroniten bildeten. Die Adoptianer waren eben so wenig eine eigentliche, kirchlich abgesonderte S., als die Pelagianer und Semipelagianer und die ihnen entgegenstehenden Prädestinatianer. Die während des Mittelalters im Abendlande auftauchenden Katharer, zu denen auch die meisten Albigenser gehörten, bekämpften die sittliche Verderbniß der Hierarchie und des ganzen Kirchenwesens, hegten aber dabei manichäische Irrthümer. Auf rein biblischem Standpunkte standen die Waldenser, während die Anhänger des Arnold von Brescia u. die Stedinger mehr einen politischen Charakter hatten. Eine neue Gattung von S.n bildeten im 13. Jahrhundert die von den Päpsten verworfenen strengern Franciskaner, die Fraticellen, Spiritualen und Bizochen, d. h. Bettelsackträger. Dergleichen meist apokalyptische Schwärmer schlossen sich auch an die Tertiarer der Bettelorden an und gingen in die Brüderschaften der Begharden, Beguinen und Lollharden über. Der 1260 entstandene Orden der Apostelbrüder artete in eine unruhige S. aus und einen noch weit schlimmern Ruf hatten die Brüder und Schwestern des freien Geistes u. deren Ueberreste, die Adamianer. Andere ebenfalls von der Kirche nicht anerkannte Brüderschaften im 14. Jahrhundert zeichneten sich mehr durch selbst erwählte Bußübungen und Ungehorsam gegen die Kirchengesetze aus, wie die Flagellanten u. Kreuzbrüder. Durch Eifer für biblisches Christenthum und Widerspruch gegen die schreienden Mißbräuche des Papstthums, arbeiteten Wicliffe mit seinen Anhängern in England und in Böhmen die Hussiten, zu denen die Parteien der Calixtiner oder Utraquisten, der Horebiten, Waisen oder Taboriten und die von diesen abstammenden böhmischen Brüder gehören, der Reformation des 16. Jahrhunderts vor. Die protestantischen Kirchen, so wie die griechische, gelten zwar dem Katholiken ebenfalls als S.n; doch bezeichnet der historische Sprachgebrauch mit dieser Benennung nur die kleinen Parteien, die, außer

den größern durch den westphälischen Frieden anerkannten Kirchen abgesonderte Religionsgesellschaften bilden. Dergleichen hat der Katholicismus, mit Ausnahme der neuerdings entstandenen Partei der Deutschkatholiken, in seinem Schooße nicht aufkommen lassen. Einzelne Sektirer, d. h. Irrlehrer, die Sektenstifter werden wollten, bezwang die Inquisition und die Thätigkeit der Jesuiten. Die Anhänger Jansens, Molina's und des Quietismus blieben, ungeachtet ihrer abweichenden Ansichten von einigen Lehren, rechtgläubige Katholiken, und die Jansenisten, obschon sie in den Niederlanden eigene Gemeinden und Geistliche haben, sind keineswegs als eine besondere S. anzusehen, da sie die Herrschaft des Papstes anerkennen, alle katholischen Gebräuche beobachten und nur den Lehrsatz von der Unfehlbarkeit des Papstes in Zweifel ziehen. Einige von ihnen ausgehende oder durch ihren Streit hervorgerufene Parteien in Frankreich, wie die Appellanten, Konvulsionairs &c. hatten nur ein vorübergehendes Daseyn. Die russisch-griechische Kirche, obwohl über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit sich einig, hat doch die S.n der Raskolniken und der von ihnen ausgegangenen Philipponen, der Duchoborzen und der unpopischen Russen. Zum Theil bedeutend sind die S.n, die dem Protestantismus theils nur durch Verwerfung des Papstthums und durch den einfachern Gottesdienst, theils auch wegen ihrer Entstehung aus seinem Schooße verwandt sind. Zu den ersten gehören die Anabaptisten od. Wiedertäufer, die Unitarier, die Socinianer und die Schwenkfeldianer. In der reformirten Kirche erzeugte die Abweichung Calvins von der freien Ansicht Zwingli's über das Kirchenregiment zunächst nur kleine Verschiedenheiten der Verfassung. Zu einer kirchlichen Trennung der Remonstranten von den altgläubigen Calvinisten gab der dogmatische Streit über die Prädestination zwischen Gomar (s. Gomaristen) und Arminius Anlaß. Aus den Remonstranten gingen die Rheinsburger hervor. Eine politische Merkwürdigkeit erhielten die Reformirten in Frankreich, die im 16. und 17. Jahrh. unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzerische S. verfolgt wurden und durch dieses Schicksal bis zum Fanatismus getrieben beinahe selbst eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des Glaubens genommen hätten. In der englischen Kirche entstand gegen das Ende des 17. Jahrhunderts eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Fassung der Lehren von der Dreifaltigkeit, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sakramenten Latitudinarier genannt wurden, sich jedoch keineswegs kirchlich absonderten, wie die unter dem Namen Presbyterianer, Puritaner, Kongregationalisten, Nonkonformisten, Independenten in Großbritannien bekannten Dissenters. Ueberhaupt war England das Mutterland der meisten neuern S.n, wie der Quäker, der Methodisten, der Sandemanianer oder Glassiten, der Nonjurors oder Jakobiten, der Puseyiten &c. Weniger erheblich sind die schottischen Seceders. Aeußerst zahlreich sind die S.n, die auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika im 18. u. 19. Jahrh. entstanden, von denen wir nur die Schütter-Quäker, die Dunkers, die Shakers u. die Mormonen erwähnen. Bedeutender sind die Herrnhuter und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jerusalems, die beide auf dem Gebiete der protestantischen Kirche entstanden sind. Ein verfehlter Versuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war die während der ersten franz. Revolution zu Paris entstandene und wieder erloschene kirchliche Gesellschaft der Theophilanthropen, denen 1830 die Philalethen in Kiel folgten. Denselben Weg des Naturalismus gingen in Böhmen die Abrahmiten. Christlicher war die 1802 zu Delft gestiftete, aber ganz untergegangene protestantische S., die sich Christo sacrum nannte. Außer diesen eigenthümlich gestalteten Religionsgesellschaften sind noch eine Menge theologische und schwärmerische Parteien im 17. und 18. Jahrh. mit Sektennamen belegt worden, obwohl ihre Anhänger keine kirchlich abgesonderten S.n bildeten. Die vorzüglichsten unter ihnen sind die von einem Jean de Labadie gestifteten Labadisten, die Böhmisten oder Gichtelianer, die ihnen verwandten Philadelphier oder Engelsbrüder in England, welche Johanne Leade gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach böhmistischen Phantasien zu einer vorübergehenden theosophischen Partei vereinigte, die Dippelianer, welche den Gichtelianern ähnlich, doch mehr der Alchemie ergeben waren, die Pietisten, die ihnen verwandten Läsare oder Leser im nördlichen Schweden, so wie die Momiers in Genf und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliasten. Billig begreift man alle diese Parteien und die theosophisch-mystische Schule Lavaters, so wie die jetzt in Schwaben und in der Schweiz ansehnliche chiliastische Schule Jung Stillings unter dem Namen Separatisten. Die Pöschelianer in Oesterreich und ähnliche Schwärmer in Sachsen, die Kloosianer, welche in der neuesten Zeit entstanden, wurden durch obrigkeitliche Gewalt schnell wieder unterdrückt. Die kommunistischen S.n der Neuzeit, wie die Ikaristen, sind nur uneigentlich hierher zu rechnen. Vergl. Grégoire, Histoire des sectes religieuses depuis le commencement du siècle dernier jusqu'à l'époque actuelle. 2. Aufl. Par. 1828, 4 Bde.

Sekte der Gott nicht Fürchtenden (Secta non timentium deum), die Anhänger Kaiser Friedrichs II. in Deutschland, weil sie nicht mehr Ehrfurcht vor dem den Hohenstaufen feindlich gegenüberstehenden Papste hatten. Vgl. J. Chr. Harenberg, De secta non timentium deum, Braunschweig 1756.

Sekter-See, s. Spirdingsee.

Sektion (Leichenöffnung, Sectio cadaveris, Med.), die methodische Zerlegung eines menschlichen oder thierischen Leichnams, vorzüglich um die innern Höhlen offen zu legen, damit man die in ihnen enthaltenen Organe betrachten und untersuchen kann. Die S. wird zu verschiedenen Zwecken vorgenommen. Die gerichtlich-

medicinische oder legale S. ist Haupttheil und Schlußstein einer vollständigen Obduktion. Ueber die Bedingungen, unter denen sie Statt findet, so wie über die dabei zu beobachtenden Formalitäten s. Obduktion. Wir fügen nur noch Folgendes zur Ergänzung hinzu. Der Grundsatz, daß ein in Fäulniß übergegangener Leichnam nicht Gegenstand einer S. seyn könne, theils, weil die eigentliche Beschaffenheit der Theile durch die Fäulniß zu sehr verändert sey, theils, weil die S. nicht ohne Nachtheil und Gefahr für die Gesundheit der Obducenten vorgenommen werden könne, daß es also den gerichtlichen Medicinalpersonen in solchen Fällen gestattet sey, die Obduktion zu verweigern, darf nur in beschränktem Maße gelten. Ist der ganze Leichnam in völlige Fäulniß übergegangen, so findet freilich keine Obduktion mehr Statt; anfangende oder sich nur auf einzelne Theile erstreckende Fäulniß dagegen kann die Obduktion nicht hindern. D. M. R. Wildberg (Anweisung zur gerichtlichen Zergliederung menschlicher Leichname, Berlin 1817, S. 100) hat vollständige Obduktionsapparate beschrieben, die zweckmäßig Alles in sich vereinigen, was zu einer Obduktion von Instrumenten und Geräthschaften nöthig werden kann. Die Kästchen mit einem solchen Obduktionsapparate enthalten: 1) eine englische Handsäge, 2) eine Bogensäge, 3) eine kleine Bürste, 4) einen lang und stumpf zugespitzten Federkiel, 5) einen Hebel, 6) einen Meißel, 7) und 8) eine gewöhnliche und eine krumme Knochenscheere, 9) und 10) eine gerade und eine krumme Scheere, 11) eine Haarzange, 12) und 13) einfache und doppelte Haken, 14) Sonden von Stahl und Silber, 15) einen männlichen und einen weiblichen Katheder, 16) gerade und krumme Blasenröhren, 17) — 21) Bistouri, Knorpelmesser, Incisionsmesser, Skalpelle, Lanzetten, 22) eine kleine zinnerne Spritze, 23) einen Knopfmesser, 24) einen messingenen Zollstab, 25) einen Schwere- und Längemesser, 26) eine Wage mit gläsernen Schalen und vollständigem Medicinal- und Civilgewicht, 27) ein Mensurirglas, 28) eine Tafel rothgeglühtes Kupferblech, 29) 2 — 3 krumme Nadeln und gewichsten Zwirn, 30) einen guten feinen Waschschwamm, 31) Flaschen mit Salmiakspiritus und Essig, 32) ein Mikroskop oder eine Lupe. Mende will diesen Apparat noch durch eine Rippenzange, einen Hammer, ein Bartmesser und einige größere Gläser, theils mit enger, theils mit weiter Oeffnung und eingeriebenen Stöpseln, zur Aufbewahrung von Theilen und Flüssigkeiten, die einer nähern chemischen Untersuchung bedürfen, vervollständigt wissen. Ein Rhachitom wird künftig auch nicht fehlen dürfen (vgl. Henke, Lehrb. der gerichtlichen Medicin, 11. Aufl., Berl. 1845). Das technische Verfahren bei der S. ist im Allgemeinen folgendes. Der Leichnam wird vollständig entkleidet und auf den Rücken so gelegt, daß er vom vollen Tageslicht getroffen wird. Nachdem die äußere Besichtigung vollendet ist, beginnt man gewöhnlich mit der Eröffnung: a) des Kopfes. Man erhöht denselben durch ein unter den Nacken geschobenes Holzstück, scheert die Haare ab und führt einen Längenschnitt von der Spina occipitalis externa über den Scheitel hinweg bis zur Nasenwurzel, mit dem sich ein Querschnitt, der von einem Ohr zum andern geführt wird, kreuzt. Die auf diese Weise gebildeten 4 Lappen werden mit den Schläfemuskeln vom Knochen lospräparirt und nach unten zurückgeschlagen. Ein Zirkelschnitt, welcher zwischen den Arcus superciliares und den Tubera frontalia hindurchgeht und sich in gleicher Höhe um den ganzen Schädel herumzieht, und die Säge entfernen den obern Theil desselben. Letztere ist mit Vorsicht anzuwenden, namentlich wenn sie durch die Diploë zur innern Knochentafel gedrungen ist, damit die Hirnhäute nicht verletzt werden. Sind die Knochen ringsum durchsägt, so hebt man mit einem Elevatorium die Calva auf und zieht sie von der harten Hirnhaut los. Ist dies geschehen und hat man die Schädeldecke selbst untersucht, so schreitet man zur Betrachtung der Gehirnhäute und des Gehirns. Die Dura mater zeigt sich zunächst, sie wird, nachdem der in ihrer Mitte von vorne nach hinten verlaufende Sinus longitudinalis superior geöffnet worden ist, durch einen Zirkelschnitt getrennt und nach hinten zurückgelegt. Man sieht jetzt die beiden Hemisphären des großen Gehirns, von der Arachnoidea und Pia mater bedeckt. Man trägt hierauf die Halbkugeln des großen Gehirns durch horizontale Schnitte bis auf die Höhe des Hirnbalkens ab, untersucht die Gehirnhöhlen und die benachbarten Organe, hebt aber das große Gehirn von vorne nach hinten in die Höhe, zerschneidet die von demselben ausgehenden Nerven, Blutgefäße &c. und nimmt das kleine Gehirn aus der Schädelhöhle. Dann untersucht man die Grundfläche des Schädels nach Abtrennung der harten Hirnhaut. — b) Eröffnung der Brusthöhle. Ein Längenschnitt vom obern Rande des Manubrium sterni bis zum Schwertfortsatz wird mit zwei obern, queren, über den Schlüsselbeinen hin sich erstreckenden und zwei untern schiefen über die Knorpel der falschen Rippen laufenden Schnitten verbunden. Man trennt dann die Haut und die Muskeln von den Knochen, legt sie zurück, durchschneidet die Knorpel der Schlüsselbeine und die Rippenknorpel zunächst den Rippen, trennt das Brustbein von den Mittelfellen los und schlägt es nach oben oder unten zurück, nimmt es auch wohl ganz heraus, nachdem es vom Zwerchfelle getrennt worden. Nachdem auf diese Weise die vordere Wand der Brusthöhle größtentheils entfernt worden ist, wird der Herzbeutel geöffnet, die Menge des in ihm enthaltenen Serums mit einer Spritze ausgesogen und gemessen, worauf man das Herz herausnimmt und seine Substanzhöhlen, Klappen, Löcher, das in ihr enthaltene Blut &c. untersucht. Hierauf schreitet man zur Untersuchung der Lungen. — c) Eröffnung der Unterleibshöhle. Der über das Brustbein verlaufende Schnitt wird nach unten verlängert, links um den Nabel herumgeführt und bis oberhalb der Schambeinvereinigung fortgesetzt, worauf von der Nabelgegend aus zwei Schnitte nach den Lendengegenden geführt werden. So werden 4 Lappen gebildet, welche man zurückschlägt. Man betrachtet hierauf die Netze,

zieht die Därme da, wo sie unter dem Quergrimmdarmgekröse hervorkommen, vor, fühlt sie, allmählig fortschreitend, bis zur Grimmdarmklappe, durch, untersucht das Gekröse, unterbindet diesen Theil des Darmkanales oben und unten doppelt, schneidet zwischen den Unterbindungsfäden durch, trennt das Gekröse und nimmt das Ganze heraus. Aehnlich verfährt man mit dem Dickdarm, nachdem der Mastdarm unterbunden worden. Man untersucht hierauf die Leber nebst Gallenblase und Pfortader, Milz, Pancreas 2c. Liegt der Verdacht einer Vergiftung vor, so wird der Inhalt des Magens und Zwölffingerdarms, diese Eingeweide selbst, auch wohl ein größeres Stück des Darmkanales, nebst der Leber, in gerichtlich zu versiegelnden Gefäßen zur weitern chemischen Untersuchung aufbewahrt. Will man die im Becken liegenden Organe untersuchen, so werden dieselben durch einen von außen um die ganze untere Apertur des kleinen Beckens geführten Schnitt in ihren Verbindungen losgetrennt und herausgenommen. Behufs der — d) Untersuchung der Mundhöhle durchschneidet man die beiden Backen von den Mundwinkeln nach hinten und unten bis zum Hals, durchsägt die untere Kinnlade an beiden Seiten und zieht sie herab, schneidet sie auch wohl heraus, wenn zugleich der Hals untersucht werden soll. Bei der — e) Untersuchung des Halses führt man einen Längenschnitt vom Kinn bis zum Brustbein, präparirt die Haut nebst den breiten Halsmuskeln, ohne die Drosselader zu verletzen, los und schlägt sie zurück. Die Drosseladern unterbindet man darauf oben am Winkel der Kinnlade und unten oberhalb der Mitte des Schlüsselbeines und schneidet zwischen den Ligaturen durch. Man trennt dann den Kopfnicker vom Brust- und Schlüsselbein, und präparirt ihn los, worauf man zur Art. carotis, der innern Drosselvene, dem Nerv. sympathicus und vagus gelangt. Die Luftröhre kann in ihren Knorpeln, nachdem die Schilddrüse entfernt ist, gespalten und ihre innere Fläche besichtigt, die Speiseröhre nebst der Zunge herabgezogen, nach Durchschneidung des Schlundkopfes lospräparirt und geöffnet werden. Ueber die — f) Eröffnung der Rückenmarkshöhle s. Rhachitom. — Nicht gerichtliche S.en, welche man anstellt, um Ursachen, Produkte 2c. von während des Lebens Statt gehabten Krankheitsprozessen an der Leiche zu sehen (pathologische S.en), werden im Allgemeinen auf die oben beschriebene Weise ausgeführt. Mit Unrecht beschränkt man sie auf diejenige Körperhöhle, welche im Leben der hauptsächliche Sitz der Krankheit gewesen; oft findet man auch in den übrigen Höhlen überraschende Resultate. Diesen mit Sorgfalt angestellten S.en verdankt die Wissenschaft höchst wesentliche Aufschlüsse und kann das Vornehmen derselben gar nicht genug empfohlen werden. Ueber die anatomische S. s. Anatomie, über die Zergliederung lebender Thiere s. Vivisektion. — Geschichtliches. Wer die erste S. eines Leichnams gemacht habe, berichtet die Geschichte der Medicin nicht. Hippocrates scheint das Innere des Menschen nicht gekannt zu haben; bei Aristoteles ist die Kenntniß der Anatomie schon wahrscheinlicher. Erasistratus und besonders Herophilus haben viele menschliche Leichname, letzterer sogar die Körper lebender Verbrecher geöffnet. Mit dem Verfall der Wissenschaften kamen die Vorurtheile von der Unverletzlichkeit eines Todten zur Herrschaft und erst Mondini de Luzzi, Professor zu Bologna, secirte 1315 wieder öffentlich zwei weibliche Leichname. Die gerichtlichen S.en wurden durch die 1532 von Kaiser Karl V. publicirte peinliche Halsgerichtsordnung gesetzlich eingeführt.

Sektion (Kriegsw.), in den meisten Armeen die kleinste taktische Unterabtheilung, welche von einem Offizier befehligt wird, z. B. der 4. Theil einer Infanteriekompagnie, einer Schwadron, eine Abtheilung von 2 Geschützen, bei der Kavalerie und Artillerie ist jedoch die Benennung „Zug" gebräuchlicher. Bei der preußischen Infanterie ist die Kompagnie in zwei Züge (Pelotons), der Zug in 5 S.en zu 5 Rotten abgetheilt. Eine preußische Sektionskolonne hat demnach nur 5 Mann in Front, während z. B. eine sächsische ungefähr 15 Mann in Front haben würde, was der Breite gewöhnlicher Chausseen gleich kommt. Im freien Felde bedient man sich aber lieber der Pelotons- und Divisionskolonnen, welche bei der obigen Stärke 30 und 60 Mann in Front haben würden, und deshalb mehr Angriffs- und Vertheidigungsfähigkeit besitzen.

Sektion (Gesch.), zur Zeit des Direktoriums Abtheilungen der Bürgerschaft von Paris, das 48 dieser S.en hatte.

Sektionsabmarsch, s. Abmarsch.

Sektionsbericht, s. Obductio legalis.

Sektionslinien (Med.), die linearen Richtungen, in denen bei einer Sektion die Schnitte durch die äußere Haut kunstmäßig geschehen.

Sekujani, europ.-türk. Bezirk, im östlichen Theile der großen Walachei, zwischen Brasowa, Jalomitza, Buseo, an Siebenbürgen grenzend, wohin der Bozauer-Paß führt. Im Norden ist der Bezirk gebirgig und waldig, im Süden hat er zahlreiche Weinberge und Salzgruben. Hauptort: Waleni, Marktflecken, mit Zollamt und dem Salzwerk Slanikul, das eine jährliche Ausbeute von 200,000 Ctr. Salz liefert.

Sekular... (v. Lat.), s. v. a. Säkular...

Sekularabnahme, s. Ekliptik.

Sekundär (v. Lat.), 1) einem Ersten nachstehend, oder auch diesem beigefügt; vgl. Primär; — 2) (Geognos. u. Min.), d. i. zweitmalig oder nachfolgend, bildet den Gegensatz zu primär oder ursprünglich. Daher sind sekundäre Bildungen alle Fossilien, welche aus den Zerstörungsprodukten schon vorhanden gewesener Fossilien entstanden sind; eine sekundäre Lagerstätte ist die Lagerstätte, welche ein Fossil einnimmt, nachdem es von seiner ersten oder primären Lagerstätte durch Naturereignisse entfernt worden ist, wie die Trümmerstücke eines Konglomerats oder einer Breccie, die Pyropen und Kreidenpetrefakten des Pyropenlagers von Meronitz, die Clymenien, Goniatiten u. Orthoceratiten der devonischen Schiefer des Thüringer-Waldes 2c.

Sekundäre Bogen, s. Regenbogen.

Sekundäre Säule, s. Galvanismus.

Sekundärgebirge (Geognos.), auch Flötzgebirge, Flötzformationen (zuerst von Lehmann) genannt, sind sämmtliche Gesteinsgruppen vom Zechstein an bis zur Kreidegruppe. Den Namen Flötzgebirge, der eigentlich allen Sedimentbildungen zukommen müßte, tragen sie nach der Voraussetzung, daß ihre Gemengtheile durch Wasser zusammengeführt, zusammengeflötzt seyen. Diese Gemengtheile, Produkte aus der Zerstörung älterer Gesteine, befinden sich hier auf sekundärer Lagerstätte und daher der Name sekundäres Gebirge. S. Geognosie und Geologie.

Sekundanr, s. Secunda 1).

Sekundant, 1) s. Zweikampf; — 2) der die Sache eines Andern vertheidigt oder befördert; — 3) das Schiff, welches in Gefechten den hohen Flaggenoffizieren beigeordnet ist.

Sekunde, 1) der 60. Theil einer Minute, hält 60 Tertien; — 2) bei Gradeintheilungen der 60. Theil einer Minute; Zeichen: "; — 3) (Fechtk.), s. v. a. Second, s. Fechtkunst; — 4) (Bergb.), übliches Langenmaß, s. Lachter; — 5) (Mus.), ein dissonirendes Intervall von 2 Stufen (secundus tonus — der zweite Ton), das in der praktischen Musik in 3 verschiedenen Größen oder Gattungen gebraucht wird, nämlich als klein, groß und übermäßig (s. Intervall). Die kleine S. ist das kleinste diatonische Intervall, das in der Praxis vorkommt, oder der sogen. große Halbton, der in der Dur-Tonleiter aufwärts zwischen der 3. u. 4. und zwischen der 7. u. 8. Stufe, in der Moll-Tonleiter aufwärts zwischen der 2. u 3. und zwischen der 7. u. 8. Stufe liegt und dessen Verhältniß immer 15 : 16 ist. Die große S, z. B. c—d, d—e, besteht aus einem kleinen und großen Halbton, ist dasselbe, was man gewöhnlich ganzen Ton nennt, und kommt in der diatonischen Tonleiter 5mal vor. Ihr ursprüngliches arithmetisches Verhältniß ist verschieden, da in keiner Tonleiter der Temperatur wegen der ganze Ton durchweg in einerlei Größe ausgeübt werden kann, sondern große und kleine ganze Töne unterschieden werden müssen. Das Verhältniß des großen ganzen Tones ist 8 : 9, das des kleinen ganzen Tones 9 : 10. Der nächste Grund dieser Verschiedenheit des äußeren Größenverhältnisses der großen S. liegt in der Theilung der großen Terz, welche bekanntlich aus 2 ganzen Tönen oder großen S.n besteht, zwischen denen aber nicht gleiche harmonische Differenzen Statt finden können. Dieses ergibt sich, wenn man die große Terz harmonisch theilt (s. Theilung der Verhältnisse), denn in diesem Falle bekommt der erste ganze Ton das Verhältniß von 8 : 9 und der zweite 9 : 10, und es besteht also zwischen beiden der Unterschied von 80 : 81 oder einem syntonischen Komma. Die übermäßige S., wie z. B. c—dis, f—gis u. s. w., besteht aus einem ganzen und einem kleinen halben Ton; ihr Verhältniß ist 64 : 75. Was nun die Ausübung dieser 3 Arten der S. hinsichtlich ihres Größenverhältnisses betrifft, so kommt wegen des herrschenden temperirten Tonsystems die kleine S. zunächst in dem angegebenen reinen Verhältnisse nur zwischen e—f, fis—g, h—c vor; zwischen c des, d—es, g—as hat sie die Größe von 243 : 256; zwischen dis—e, f—ges und ais—h die Größe von 128 : 135; bei a—b 483 : 512; bei cis—d 2048 : 2187, bei gis—a 4096 : 4347. Die große S. findet sich in dem reinen Verhältnisse von 9 : 10 nur zwischen d—e; g—a wird in dem Verhältnisse von 144 : 161; a—h in dem von 161 — 180; fis—gis oder ges—as und h—cis in dem von 3645 : 4096 und alle übrigen in dem reinen Verhältnisse von 8 : 9 ausgeübt. Von den übermäßigen S.n enthalten c—dis, d—eis, f—gis, g—ais und b—cis das etwas größere Verhältniß von 27 : 32; es—a das kleinere von 135 : 161 und es—fis wie as—h und des—e das von 1024 : 1215. Bei Berechnung der aliquoten Töne (s. d.) ist die S. das erste Intervall, das als ein dissonirendes hervortritt. Hieraus haben manche Theoretiker den Schluß gezogen, daß alle Dissonanzen ihren Grund in der S. haben müßten (s. Dissonanz). Doch ist dagegen zu bemerken, daß, wenn die S. in einem Zusammenklange erscheint, nicht die S. selbst, sondern der Grundton derselben das eigentlich dissonirende Ende des Intervalls ist, denn außerdem wäre ja kein Grund vorhanden, das Intervall vorzubereiten und aufzulösen, was aber jenes Verhältnisses wegen geschehen muß; auch würde dann kein Unterschied zwischen S. u. None Statt finden, bei welch letzterer das obere Ende des Intervalls gegen den Grundton dissonirt, und bei welcher auch deshalb das obere Ende vorherliegen und aufgelöst werden muß. Die Auflösung der S. geschieht allemal um eine Stufe abwärts in die Tonika. Ungewöhnliche Auflösungen sind die Umkehrungen der Auflösungen der Septime, denn die S. ist, weil das untere Ende des Intervalls dissonirt, immer nichts anderes, als eine umgekehrte Septime. Die übermäßige S. entsteht aus der verminderten Septime und ist bei derselben sowohl das obere als das untere Ende dissonirend. Bei der Auflösung kann das obere Ende entweder liegen bleiben, oder einen Grad über sich gehen, während das untere Ende jedesmal eine Stufe abwärts geht.

Sekundenakkord, die dritte Umkehrung des Septakkordes, bei welcher die Septime in den Baß zu stehen kommt, zu der nun die übrigen Töne des Akkordes, welche keine anderen als die des Dreiklangs der Tonika sind, sich wie 2, 4 und 6 verhalten und deshalb dem Akkord auch wohl den Namen Sekundquartenoder Sekundquartsextenakkord geben. So viele Septimenakkorde es gibt, so viel S.e muß es auch geben. Der S. kann enthalten: 1) die große S. in Begleitung der übermäßigen Quarte und großen Sexte, und dies sowohl in der Dur- als Molltonleiter auf der 4. Stufe (f g h d, d e gis h); — 2) die große S. in Begleitung der reinen 4 und kleinen 6, und dies in der Durtonart auf der 6. Stufe der Leiter (a h d f) und ist der Molltonart entweder auf dem Grundtone, oder auf der 5. Stufe der Leiter (e fis a c); — 3) die große 2 mit der reinen 4 und großen 6, und

zwar in der Durtonart auf dem Grundtone und die 2. und 5. Stufe, in der Molltonart auf der 3., 4. und kleinen 7. Stufe der Leiter; — 4) die übermäßige 2 in Begleitung der übermäßigen 4 und großen 6, auf der kleinen 6. Stufe der Leiter einer Molltonart (f gis h d). Dieser Akkord ist aber weiter nichts, als die 4. Umkehrung des kleinen Nonenakkordes mit ausgelassenem Grundtone; — 5) die kleine 2 in Begleitung der reinen 4 und kleinen 6, in der Durtonart nämlich auf der 3. und 7. Stufe der Leiter (e f a c, h c e g), und in der Molltonart auf der 2. und 5. Stufe; — 6) die kleine 2 mit der reinen 4 und großen 6, auf der 2. Stufe der Leiter einer Molltonart; — 7) die kleine 2 mit der verminderten 4 und kleinen 6, nämlich, jedoch nur auch hier, auf der großen Septime der Molltonleiter. Wie im Septakkord, so lösen sich auch beim S. die einzelnen Intervalle auf. Der Grundton (die Septime des Septakkords) geht eine Stufe abwärts, die Sekunde (der Grundton des Septakkords), bleibt liegen; die Quarte (die Terz des Septakkords) geht eine Stufe aufwärts, und die Sexte (die Quinte des Septakkords) geht eine Stufe abwärts. Auf diese Weise löst sich der S. in einen Sextenakkord auf, und es ist dies die regelmäßige Auflösung des S.s. Doch werden durch Trugschlüsse auch häufige Ausnahmen hervorgerufen, so daß sich der S. auch in einen Dreiklang, in einen Septakkord oder, wiewohl sehr selten, in einen Quartsextenakkord auflöst. Der S. mit übermäßiger Sekunde ist, wie schon oben bemerkt wurde, die 4. Umkehrung des kleinen Nonenakkordes mit ausgelassenem Grundton und muß demgemäß auch aufgelöst werden. Beziffert wird der S. in der sogenannten Generalbaßschrift auf folgende Weise: 2 oder $\begin{smallmatrix}4\\2\end{smallmatrix}$ oder $\begin{smallmatrix}6\\4\\2\end{smallmatrix}$. Wird eins von diesen Intervallen erhöht oder erniedrigt, so muß dies in der Bezifferung bezeichnet werden.

Sekundenbogen (Math.), der Bogen, welcher einem Winkel von einer Sekunde entspricht, s. Kreis.

Sekundenfuge, s. Fuge.

Sekundenpendel, s. Pendel.

Sekundenuhr, s. Uhr.

Sekundenwinkel, s. Kreis.

Sekundenzähler, s. Astronomische Uhren.

Sekundiren (v. Lat.), 1) s. Zweikampf; — 2) Jemand bei seinem Vorhaben unterstützen, ihn vertheidigen; — 3) s. Tirailliren; — 4) (Mus.), zu einer Melodie oder einer Hauptstimme eine zweite Stimme spielen oder singen, die natürlich tiefer liegt, als jene.

Sekundogenitur (v. Lat.), das als Zweiter Geborenseyn, der Primogenitur entgegengesetzt.

Sekundquarten- u. Sekundquartsextenakkord, s. Sekundenakkord.

Sekundquintenakkord, eigentlich der Sekundenakkord mit zugefügter Quinte. Wie bei allen Sekundakkorden ist auch bei allen Arten des S.s der eigentliche dissonirende Ton das unterste Ende des wesentlichen Intervalles (der Sekunde) u. also in der Grundstimme enthalten. Derselbe muß daher auch überall vorbereitet u. eine Stufe abwärts aufgelöst werden. In der Praxis wird der S. in 5 verschiedenen Tonzusammenstellungen gebraucht: 1) ohne Verbindung mit irgend einem andern Intervalle, bloß mit Verdoppelung der Quinte oder des oberen Endes der Sekunde, in welchem Falle die Sekunde groß und die Quinte rein ist und der Akkord hauptsächlich in gebundenen Sätzen zur Aufhaltung des Sextaakkordes dient; — 2) mit 2, 5 und 4, in welchem Falle ebenfalls die 2, 4 und 5 rein sind und der Akkord in der gebundenen Schreibart hauptsächlich zur Aufhaltung des Quintsextenakkordes dient; 3) mit 2, 5 und 3, in welchem Falle die 2 meist klein, die 5 rein und die 3 groß ist, und der Akkord zur Aufhaltung des Terzquartenakkordes in gebundenem Style gebraucht wird; — 4) mit 2, 5 und 6, in welchem Falle die 2 wieder groß ist, und der Akkord vorkommt, wenn die 4 des gewöhnlichen Sekundenakkordes durch die 5 aufgehalten werden soll; — 5) mit 2, 5 und 7, in welchem Falle der Akkord ebenfalls zur Aufhaltung des gewöhnlichen Sekundenakkords und insbesondere zur Aufhaltung des 6. gebraucht wird. Bei der Bezifferung des S.s müssen alle Intervalle bezeichnet werden; nur statt $\begin{smallmatrix}5\\3\\2\end{smallmatrix}$ kann man abgekürzt $\begin{smallmatrix}5\\2\end{smallmatrix}$ schreiben.

Sekuriren (v. Lat.), sichern, sicher stellen.

Sekuristen, Partei der Konvulsionäre in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, hielten die sogen. großen Hülfen (Secours), d. i. die schmerzhaften Gefühle, die man, um die Liebe zu erhöhen und recht fromm zu seyn, durch Schläge, feurige Kohlen, Geißelungen ꝛc. erwecken ließ, für recht und gut. Ihre Gegner nannten sich Anti-Sekuristen.

Sekurität (v. Lat.), Sicherheit, Sorglosigkeit.

Sekuritätsprotest, Sicherheitsprotest, s. Wechselprotest.

Sel (Geogr.), 1) (le S.), franz. Dorf, Dep. Ille-Vilaine, Bez. Redon; 640 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons; — 2 (Sal), eine der kapverdischen Inseln, nordwestlich von Buonavista, gebirgig (der Pik Martinez ist 1340′ hoch); im Süden ist der Boden salzhaltig; unbewohnt.

Sela (hebr.), ein in den Psalmen häufig vorkommendes Wort, wird von den Chaldäern mit: allezeit, immer, von Ewigkeit zu Ewigkeit, übersetzt; die Griechen gebrauchen dafür das Wort Diapsalma, das eine Veränderung der Melodie, einen Wechsel im Vortrage bedeutet; doch paßt diese Erklärung nur so lange, als S. in der Mitte des Textes vorkommt. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß das Wort S. von dem hebr. Verbum Salal, d. h. erheben, erhöhen, abstamme. Demnach ist es wohl ein Zuruf an die Instrumentisten unter den Leviten gewesen, daß sie jetzt, nachdem der Gesang (oder auch nur ein Haupttheil desselben) vollendet war

ihr Ritornell od. Zwischenspiel, das zum Schluß gewöhnliche Instrumentenspiel in einem erhöhten Tonmaße anstimmen sollten, um die Erhebung der Gemüther zu Gott zu vollenden.

Sela (a. Geogr.), 1) s. Petra 3); — 2) kleiner Fluß an der Westküste Messeniens.

Selache (Ichthyol.), nach Cuvier, Untergattung von Squalus *L.* (s. d.).

Selachusa (a. Geogr.), Insel am Vorgebirg Spiräum (Plin., H. N. IV, 12, 37).

Selacier (Ichthyol.), s. v. a. Haien, s. Plagiostomi.

Seladon, 1) gewöhnlicher Name der Helden in den französischen Schäferspielen des 17. und 18. Jahrh., die meist in maigrünen Kleidern einhergehend dargestellt wurden; — 2) Pseudonym für Georg Greflinger.

Seladon (Entom.), Nachtfalterart, s. v. a. Diana, Eichbaummotte, Noctua Orion *Fabr.*

Seladongrün, Art Hellgrün, ins Hellgraue und Helblaue spielend. Um auf Zeuchen diese Farben hervorzubringen, gibt man denselben erst einen hellgelben Grund und zieht sie dann durch die Blauküpe.

Selaer (Selar), Vincent, Maler, wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, nach seinen Lebensverhältnissen unbekannt. In der Gallerie zu Schleißheim ist ein Gemälde von seiner Hand, welches in halblebensgroßen Figuren Christus vorstellt, wie er die Kleinen zu sich ruft.

Selagineä (Bot.), nach Jussieu, Selagineen, natürliche dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch frei, bleibend, einer Blüthenscheide ähnlich oder röhrig, 3—5zähnig oder theilig, zuweilen 2blätterig. Blume unterweibig, röhrig; Saum 4—5spaltig, meist ungleich, 1= oder 2lippig, auch tellerförmig. Staubgefäße 4, 2mächtig, oder seltner 2; Antheren 1fächerig, in einer Längsritze aufspringend. Eierstock 2fächerig; Fächer 1eiig, mit hängenden Eichen. Griffel endständig, mit ganzer Narbe. Frucht trocken, 1= oder 2fächerig, 1= oder 2samig; die Fächer bleiben verbunden oder die Frucht zerfällt bei der Reife in 2 Nüßchen. Samen eiweißhaltig. Keim axenständig, gerade, stielrund, mit oberständigem Würzelchen. Kleine Sträucher oder Kräuter. Blätter wechselständig od. die untersten gegenständig, einfach, ganzrandig, gezähnt od. eingeschnitten, ohne Nebenblätter. Blüthen zwitterig, meist unregelmäßig, in gipfelständigen, deckblätterigen Aehren, seltner in Trugdolden. Die Familie enthält 7 Gattungen (Selago, Hebenstreitia u. s. w. mit ungefähr 50 Arten, sämmtlich auf dem Kap wachsend.

Selaginella (Bot.), nach Springer, Bärläppchen, Gattung der Lycopodineae *Swartz*, Cryptogamia Filices *L.* Charakter: Antheridien einfächerig. Oophoridien 3—4knöpfig. Zarte, zierliche Pflänzchen, mit ziemlich breiten, schön grün gefärbten, öfters röthlich oder bräunlich verfärbten Blättern. 3 deutsche Arten: 1) S. denticulata *L.* An schattigen und sonnigen Orten im Süden. Dill., Hist. musc., Taf. 66, Fig. 1, a. — 2) S. helvetica *L.* Durch die ganze Alpenkette verbreitet, besonders auf Kalkgrund, selten über 3000 Fuß hoch. Bildet oft große, schöne, grüne Polster. Schkuhr, Crypt., Taf. 165. — 3) S. selaginoides *L.* Auf kurz begrasten oder bemoosten Alpentriften, besonders auf Kalkgrund. Die Fruchtäste verfärben sich in allen Theilen ins Gelbe und kontrastiren dadurch auffallend mit dem schönen Grün der sterilen Aeste. Schkuhr, Crypt., Taf. 165. — Die Gattung ist der Typus der Selaginelleae *Rchb.* (s. d.).

Selaginelleä (Bot.), Gruppe der Lycopodiaceae *Rchb.*

Selaginis Herba (pharm. Bot.), s. Lycopodium Selago *L.*

Selagit (Geognos.), s. v. a. Paulitfels (s. d.).

Selaginites (foss. Bot.), nach Brongniart (Prodrome, S. 84; Endlicher, Gen. plant., S. 70), ausgestorbenes Lycopodiaceengeschlecht mit dichotomen Strünken, schuppigen, vielreihigen, an der Basis verbreiterten und kaum Narben hinterlassenden Blättern. Die zwei Species, S. patens und S. erectus *Brongn.*, stammen aus dem Kohlenschiefer.

Selago (Bot.), nach Linné, Fadenmülle bei Oken, Gattung der Personatae Rhinantheae *Rchb.*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Kelch 4spaltig. Korolle mit schlanker Röhre und 5spaltigem, fast gleichem Rande. 2 nackte Samen im bleibenden Kelche. Schönblühende Zierpflanzen mit tellerförmigen Blumen und in 2 Nüßchen zerfallenden Früchten, meistens Sträucher auf dem Kap; am bekanntesten sind: 1) S. corymbosa *L.* Stengel 1—2 Fuß hoch, ästig; Aeste dicht, mit linien=fadenförmigen, gebüschelten Blättern besetzt. Blumen weiß, in ästigen, doldentraubigen Endrispen. Commel, Hort. 2, Taf. 40. — 2) S fasciculata *L.* 3—5 Fuß hoch. Blätter zahlreich, länglich=verkehrt=eirund, nach oben gesägt, herablaufend, fast zollang. Blumenähren wohlriechend, hellblau, in dichten End=Doldentrauben. Bot. Cab. 1423. — 3) S. polygaloides *L.* Stengel etwa 2 Fuß hoch. Blätter linienförmig, am Rande zurückgerollt, spitz, dachziegelig. Blumen lillafarbig, in gebüschelten Endähren. — 4) S. spuria *L.* Zweijährig. Stengel einfach, staudig. Blätter abwechselnd, linienförmig, gedrängt stehend. Blumenähren schlank, gebüschelt, violet, endständig. Bot. Cab. 391. — Diese Zierpflanzen werden bei 4—6 Grad Wärme durchwintert, in lockere Laub= und Mistbeeterde gepflanzt, im Winter wenig begossen und durch Samen oder Stecklinge im Mistbeete vermehrt. Bei den Galliern galt die Pflanze für ein Mittel gegen alles Verderbniß u. tödtliche Krankheiten, der Rauch davon besonders gegen Augenübel. Sie mußte ohne Messer in den rechten Rockärmel des weißgekleideten, barfußen Sammlers verstohlener Weise gesammelt werden, nachdem zuvor ein Opfer von Brod und Wein gebracht worden war. — Die Gattung ist der Typus der Selagineae *Juss.* (s. d.).

Selagua, nordamerik. Dorf, Mexiko, Staat Talisko, am großen Ocean, südöstlich von dem Hafen von Guatlan; zwei Häfen; 19° 6′ nördl. Breite und 106° 48′ 15″ westl. Länge.

Selah (Ras-S.), asiat. Kap, Arabien, im arabischen Meerbusen.

Selairskaia, russ. Ort, Gouv. Orenburg, nordöstl. von Orenburg.

Selam, 1) s. Mohammedanische Religion; — 2) s. v. a. Blumensprache.

Selambina (a. Geogr.), Stadt an der Küste von Hispania Baetica, zwischen Sex und Abdera; das heut. Salabreña (Ptol. II, 4, 7).

Selame, asiat.-pers. Ort, Prov. Khorassan, westlich von Ghurian.

Selameh, asiat. kleine Insel, in der Meerenge von Ormus, an der arabischen Küste, vor dem Kap Mussendom.

Selamesch Adel Bedr ed-din, Bruder des ägyptischen Sultans Bareke-Khan, war 1280 auf kurze Zeit selbst Sultan von Aegypten.

Sel ammoniac (franz., Min.), s. v. a. Salmiak (s. d.).

Selampura (a. Geogr.), Stadt im nordwestlichsten Theile von India extra Gangem (Ptol. VII, 2, 22).

Selan Div, Insel, s. v. a. Ceylon.

Selandria (Entom.), nach Fabricius, Untergattung von Tenthredo *L.*

Selang, ostind. Insel, Molukken, südlich von Batchian.

Selangang, ostind. Ort, Philippinen, auf der Westküste der Insel Mindanao, an der Illano-Bai.

Selangi (Staatsw.), s. Nepaul.

Selangis, ostind. Fluß, auf Sumatra, Nebenfluß des Moesie, rechts.

Selaniki, Stadt, s. v. a. Salonichi.

Selanz, s. v. a. Klagenfurt.

Selarguis, ital. Dorf, Insel Sardinien, nordöstlich von Cagliari; Weinbau; 1820 Einw.

Selartar, nordamerikan. Fluß, Vereinigte Staaten, Oregon Gebiet, mündet in den Oregon oder Columbia.

Selas (a. Geogr.), Fluß im westlichen Messenien zwischen dem Vorgebirg Cyparissium und Pylas, jetzt Longovardho (Ptol. III, 14).

Selas (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengattung. Art: S. lanceolatum *Spr.*, s. v. a. Jambolifera pedunculata *L.*

Selasia, s. Sellasia.

Selati (Waarenk.), die 3. Sorte des arab. Kaffee's.

Selau (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Caslau; 710 E. — 2) (Zeliw), Prämonstratenserstift das., mit 8 Häusern, Kirche, Kapellen u. Bibliothek, 1/4 vom Dorf S. entfernt; Fundgruben von Krystallen, Achaten, Topasen u. andern edlen Steinen; besitzt eine Herrschaft von 18,579 Joch 23 4/6 □Kl. Areal mit 7440 Einw., u. wurde 1139 von Sobeslaw I. gestiftet.

Selauteck (Selautky), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Plumenau; 400 Einw.

Selawa (russ., Ichthyol.), s. v. a. Alben, Cyprinus alburnus *L.*

Selb..., s. Selbst...

Selb (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberfranken, 3 □Meilen mit 10,000 Einw.; — 2) Hauptstadt daselbst, am gleichnam. Fluß, der an der böhm. Grenze entspringt und in die Eger fällt; Schloß, Eisenwerke; 2000 E.

Selb (Biogr.), 1) Karl, Maler, Sohn eines wenig bemittelten Landmanns zu Stockach in Tyrol, 1774 geboren, erlernte die Malerei von einem gewöhnlichen Maler, bis er 1799 die Akademie in Düsseldorf besuchen konnte. Nach seiner Rückkehr malte er mehre Kirchen in Fresko aus; später ging er nach München, mußte aber bei der 1809 erfolgten Insurrektion nach Tyrol zurückkehren, wo er von dieser Zeit an wieder für Kirchen arbeitete, sowohl in Fresko als in Oel. — 2) Joseph, Maler und Lithograph, Bruder des Vorigen, 1784 zu Stockach in Tyrol geboren, ging in seinem 15. Jahre mit seinem Bruder nach Düsseldorf, mußte aber nach 2 Jahren mit ihm in die Heimath zurückkehren, um ihm bei seinen Arbeiten in Kirchen hülfreiche Hand zu leisten. Nach Vollendung derselben begaben sich beide Künstler nach München. Nach dem 1809 erfolgten Ausbruch der Insurrektion in Tyrol blieb er ohne Unterstützung und gelangte somit in hülflose Lage. In dieser wendete er sich an den Inspektor Michael Mettenleiter, welcher ihn ermunterte, im Graviren auf Stein sich zu üben, was ihm so gut gelang, daß S. bei der Steuerkatasterkommission in München angestellt wurde. Diese Anstalt hatte schon frühe die neu erfundene Kunst der Lithographie für sich in Anspruch genommen, und S. ist einer derjenigen Künstler, der um die Vervollkommnung derselben nicht geringe Verdienste sich erwarb. Seine Kenntnisse im Drucke wurden selbst vom Auslande her anerkannt. S. hatte 1816 die lithographische Anstalt des Kunsthändlers Zeller übernommen u. 4 Jahre später vereinigte er sich mit dem Galleriedirektor Mannlich zur Fortsetzung der von Strixner und Piloty begonnenen Herausgabe des k. Gallerienwerkes. Gleiche Thätigkeit weihte er auch dem Unternehmen der cottaschen artistischen Anstalt, welche die weitere Fortsetzung des genannten Werkes übernahm, so wie die Herausgabe des herzoglich leuchtenbergschen Gallerienwerkes. S. † 1832. Wir haben von ihm mehre lithographirte Blätter, von denen die früheren jetzt zu den Inkunabeln der Lithographie gehören. — 3) August, Lithograph, Sohn des Vorigen, geb. zu München 1813, erlernte die Anfangsgründe der Kunst unter Leitung seines Vaters, besuchte dann zur weiteren Ausbildung die Akademie der Künste, nahm schon frühe an den lithographischen Arbeiten des Vaters Theil und lieferte mehre Blätter, die zu den besten ihrer Art gehören.

Selba (Selve), kleine illyr. Insel, im adriatischen Meer, istrian. Kreis, südöstl. von der Insel Osero; 44° 22′ 31″ nördl. Br. und 32° 21′ 38″ östl. Länge.

Selbander, zu Zweien, Zwei zusammen.

Selbeck, lippesch. Hof, Lippe-Detmold, Amt Brake; 130 Einw.

Selbecke (Geogr.) 1) preuß. Weiler, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen; 110 Einw.; — 2) s. Rönkhausen; — 3) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; 150 Einw.

Selbelang, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Havelland; 2 Güter, Vorwerk Lindholz; 240 Einw.

Selben, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg; Kr. Delitzsch; Rittergut; 230 Einw.

Selbig (Geogr.), bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Waldkirch; 190 Einw.

Selbig (Lit.), Elisabeth, Pseudonym für Charlotte von Ahlefeld.

Selbiger, Ludwig von, s. Steinhart (Heinr. Christoph).

Selbisberg, schweiz. Dorf, Kant. Basel-Landschaft, Bez. Liestal; 320 Einw.

Selbit (Min.), s. v. a. Grausilber (s. d.).

Selbitz (Geogr.), 1) bayer. Marktflecken, R.-B. Oberfranken, Landger. Naila, am gleichnamigen Fluß, der auf dem Fichtelgebirg entspringt und in die Saale fällt; Schloß u. Schloßruine; Mühle, Baumwoll- und Wollenmanufakturen; 1160 Einw.; — 2) österr. Dorf, Unterösterreich, Landger. Rottenbach; 100 Einw. — 3) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; 400 Einw.

Selböe (Geogr.), 1) norweg. Insel, an der Westküste, Söndre-Bergenhuus-Amt, nordwestl. vom Gelte-Fjord und bei Skogöe; — 2) Insel das., südöstl. von der Insel Holtern; — 3) (Sälböe), Kirchspiel das., Söndre-Throndhjems-Amt, südöstl. von Throndhjem und südöstl. am gleichnam. See, in der gleichn. Vogtei; Kupfergruben; 3300 Einw.

Selborne (Selbourn), brit. Kirchspiel, England, Grafsch. Southampton, nordöstl. von Winchester; 960 Einw.

Selbstachtung (Mor.), Anerkennung und Hochachtung des eigenen sittlichen Werthes.

Selbstaufziehung der Uhren, s. Uhr.

Selbstausstürzung, bei Erzförderung- und bei Wasserhebemaschinen eine Vorrichtung, durch welche der gefüllte Kübel oder Eimer ohne Zuthun eines Menschen ausgestürzt wird.

Selbstbefleckung, s. Onanie.

Selbstbefreiung (Rechtsw.), Begriff des Kriminalrechts, bezeichnet die rechtswidrige, mit Strafe bedrohte Handlung, wodurch ein in dem Gewahrsam öffentlicher Behörden befindlicher Gefangner der Haft sich entzieht. Es wird aber unterschieden, ob die Befreiung aus einem Sicherungsgefängniß, oder aus dem Strafgefängniß geschieht. Im erstern Fall war die Strafe nach römischem Recht willkürliche Freiheitsstrafe bis zur Todesstrafe, die Befreiung aus der Strafhaft dagegen zog bloß Schärfung der Strafe als Disciplinarstrafe nach sich. An und für sich erscheint es unsinnig, die S., wenn sie ohne Anzeigen eines sonstigen Verbrechens, wie Betrug, Drohung, Gewalt an der Person geschieht, als Verbrechen kriminell zu bestrafen. Deshalb war es auch schon früher in der Wissenschaft gangbare Ansicht, daß die einfache, ohne Komplott mit Andern geschehene S. keiner Strafe unterliege, insbesondere, wenn sich Jemand befreite, der unschuldig eingekerkert war. Disciplinarmaßregeln gegen den wieder eingebrachten Gefangenen, der sich durch die Flucht befreit hatte, blieben freilich auch dann nicht ausgeschlossen, wenn man überhaupt eine kriminelle Bestrafung ausschloß. Dieser Ansicht sind auch die neuern Praktiker, und nach deren Vorgang die neue Strafgesetzgebung gefolgt. Schon das preußische Landrecht kennt die kriminelle Bestrafung der S. nicht; ebenso der französische Strafkodex, welcher nur die bei der S. etwa konkurrirende äußere Gewalt bestraft. Das österreichische, bayerische, badische, würtembergische, sächsische und thüringische Strafgesetzbuch setzt für die S. an sich keine Strafe fest, sie bestraft jedoch Komplottanten, die in gemeinsamer Gewaltthat sich aus der Haft befreiten, oder solche, die bei einer Befreiung mitwirkten, oder endlich die damit verknüpfte Gewalt an Personen und Sachen, wenn der sich Befreiende solche angewandt hat.

Selbstbeherrschung (Psychol. u. Moral), die Herrschaft über unser eigenes Selbst durch uns selbst. In dieser Definition ist offen die Schwierigkeit ausgesprochen, welche psychologisch der Begriff der Selbstbeherrschung bietet. Es entsteht nämlich die Frage: was ist in unserem eigenen Ich das Herrschende und das Beherrschte? ist beides identisch? und wenn dies der Fall ist, wie ist das möglich? und wenn nicht, wie ist die scheinbare Identität zu erklären? Es weist also auch dieser Begriff hin auf das Problem des Ichs und des Selbstbewußtseyns (s. d.). Eine Beobachtung des geistigen Lebens führt bald zu dem Anerkennen der Thatsache, daß sich ein vorherrschender Kreis von Vorstellungen in einem jeden Individuum ganz von selbst ausbildet. Natürliche Anlagen, die Einflüsse unserer Umgebungen, Beschäftigungen, Erholungen, Gewohnheiten, die aus diesen sich bildenden Neigungen, Meinungen, Vorurtheile, Ueberzeugungen bringen in dem Menschen diesen vorherrschenden Gedankenkreis hervor. Diese Thatsache weist darauf hin, daß auch die Selbstbeherrschung ihren Sitz in solchen in einander verwachsenen und gleichsam fest gewordenen Vorstellungsreihen hat, welche vermöge ihrer inneren Stärke sich gegen den Andrang anderer Vorstellungen behaupten oder sich gegen alle Hindernisse immer wieder siegreich heraufarbeiten. Die S. ist ein willkürlicher Akt, während die Herrschaft des gewohnten Gedankenkreises unwillkürlich sich geltend macht; die S. soll oft gegen den gewohnten und durch seine Gewohnheit mächtigen Gedankenkreis auftreten, damit der Mensch frei werde und sich selbst, d. h. sein besseres Ich finde und behaupte. Psychologisch genommen ist es jedoch formell derselbe Vorgang, ob die Leidenschaften und Begierden herrschen und den Menschen unfrei machen, oder ob die S. ihn gegen Leidenschaften und Begierden kämpfen heißt. Die Verschiedenheit ist eine materielle. Bei der S. nämlich ist der Inhalt des herrschenden Vorstellungskreises ein anderer. Das sittliche Wollen, d. h. der nach den sittlichen Ideen, die das Wesen der Vernunft ausmachen, sich bestimmende und dieselben festhaltende Wille ist es, der die S. ausübt und wo sie ihren Sitz hat. Wer sich selbst beherrscht, der bekämpft die Sinnlichkeit mit ihren Begierden, Affekten und Lei-

denschaften, der bekämpft überhaupt die bösen Regungen in sich durch die Kraft eines festen, sittlich guten Willens. S. Wille.

Selbstbeobachtung (Psychol.), die absichtliche, auf uns selbst, auf unser eigenes Innere gerichtete Aufmerksamkeit. Wenn wir nicht sehen und hören, was um uns vorgeht, aber gleichwohl, weit entfernt von gedankenlosem Hinbrüten, in uns vertieft sind, unsere Aufmerksamkeit nach innen gerichtet haben, dann geschieht innerlich etwas, was wir, der Aehnlichkeit mit der äußern sinnlichen Wahrnehmung halber, innere Wahrnehmung nennen. Die Vorstellungen ziehen hier entweder in gedächtnißmäßigem Lauf, oder in der freieren Bewegung des Phantasirens an uns, wie an einem ihnen gegenüberstehenden, Gedankenschau haltenden Zuschauer vorüber; oder dieser Zuschauer verhält sich wohl auch weniger ruhig, sondern greift in den Zug ein, einzelnen Bildern Stillstand gebietend, andere schon entwichene wieder zurückführend. In dieser größeren Selbstthätigkeit erscheint der Zuschauer beweglich vor einer ruhenden Gedankenreihe, und es findet etwas Statt, was dem Beobachten äußerer Erscheinungen analog ist. Nur befindet sich hier beschauendes Subjekt und beschautes Objekt beides in unserm eigenen einen Selbst beisammen, das sich hiernach innerlich gespalten zu haben scheint. Wir müssen jedoch auch hier, wie bei der äußern Wahrnehmung, dreierlei genau unterscheiden, nämlich die Perception, die Aufmerksamkeit und die Apperception. Bei der äußeren Wahrnehmung ist nun die erst genannte die von außen gegebene Empfindung, die andern gehören aber ganz dem Vorstellen; bei der innern Wahrnehmung ist dagegen Alles von innen her gegeben; aber es ist ein Unterschied zu machen zwischen der nach innen gekehrten Aufmerksamkeit und der S e l b s t b e o b a c h t u n g. Es können uns Stunden im wachen Traume des Phantasirens vergehen, aber wir werden uns dessen erst hinterher und gewöhnlich ziemlich unvollkommen bewußt; eben so ist es mit den Vertiefungen des Dichtens und Denkens. Die Außenwelt ist während dessen so gut wie nicht für uns vorhanden, aber es ist auch nichts weniger als S., nichts weniger als Beschauung der eigenen Geistesthätigkeit; wir sind hier nicht die Zuschauer, sondern die Mitspieler, und Alles kommt nur zu leicht in Konfusion, wenn wir es versuchen, die Bühne zu verlassen und uns derselben als Zuschauer gegenüber zu stellen. Hier kommt es nur darauf an, den Unterschied der im Augenblick sich ihrer unbewußt und doch mit der höchsten Klarheit des Vorgestellten verbundenen ungestörten geistigen Vertiefung und der ihr Objekt selbst störenden absichtlichen S., die, mit Hartnäckigkeit fortgesetzt, zu einer wahren Selbstpeinigung werden kann, scharf aufzufassen. Die absichtlose S. ist aber immer keine Beobachtung gegenwärtigen geistigen Vorgangs, sondern nur eine nachkommende, eine Erinnerung und die absichtliche, die also durch Willenskraft zu erreichen strebt, was ungesucht nicht Statt hat, ist im Grunde ein fortgesetztes Mißlingen: denn stets kommt die Beobachtung später als das Geschehen und stört noch obendrein den natürlichen Verlauf des inneren Lebens. Die Thätigkeit, wodurch die S. geschieht, hat ihren Sitz in solchen Vorstellungen und Vorstellungskreisen, welche, unter sich gleichsam zu einer kompakten Masse verschmolzen, selbstständig anderen Vorstellungsreihen gegenüberstehen, aber doch so viel Berührungspunkte mit ihnen haben, daß durch sie Reproduktionen von Vorstellungen aus den beobachteten oder zu beobachtenden Reihen Statt finden können. Die absichtliche Selbstbeobachtung ist ein Akt der Thätigkeit des Willens, der die Aufmerksamkeit auf des Menschen eignes inneres Leben richtet (nach D r o b i s c h, Psychol.).

Selbstbestimmbarkeit, s. I r r i t a b i l i t ä t.

Selbstbestimmung, die Thätigkeit eines Menschen, sofern der Bestimmungsgrund in ihm selbst liegt.

Selbstbetrug, 1) Betrug, welchen man an sich selbst begeht, besonders — 2) Täuschung, die man an sich selbst begeht dadurch, daß man falsche Urtheile über seine Empfindungen, Handlungsweise u. s. w., fällt und sich daher für besser oder schlechter hält, als man wirklich ist.

Selbstbewegung, vermeintliche Eigenschaft mancher sehr fein zertheilter Körper, namentlich des Gummigutts, wenn sie mit Wasser in Berührung kommen, wahrscheinlich nur Folge der Adhäsion und Wärmewirkung, vielleicht auch des Lichts. Zuweilen wirkt auch die ungleiche Wärme der Umgebungen, zumal des Experimentators selbst, anscheinend eigenthümliche Bewegungen; hierher gehören zum Theil Schäfers, Campetti's, Ritters, Wirths u. a. Pendel- und Wünschelruthenversuche.

Selbstbewegungsmaschine, 1) Maschine, welche solche Wirkungen hervorbringt, wozu sonst Menschenhände erfordert werden, z. B. Spinn-, Weber- Prägemaschine; — 2) s. v. a. Automaten; — 3) s. v. a. Perpetuum mobile.

Selbstbewußtseyn (Psychol.). Es ist Thatsache der inneren Erfahrung, daß Jeder sein gesammtes Vorstellen, Fühlen und Begehren sich selbst als dem Träger dieser Zustände und Thätigkeiten zuschreibt. Dieses Verhältniß des eigenen Wissens zu dem, was der Einzelne in sich findet, bezeichnet die Sprache durch den Begriff des S.s (oder, nach dem philosophischen Ausdruck, der I c h h e i t), und das Bewußtseyn im Allgemeinen ist S., wenn der Wissende von all den inneren Zuständen und wechselnden Ereignissen als von seinen eigenen weiß. Es leuchtet ein, daß durch das in der Seele als dem streng einheitlichen Substrat des geistigen Lebens immer wiederholte Empfinden, Denken, Wollen und Handeln, welches immer wieder auf dasselbe Vorausgesetzte, als auf die Basis des geistigen Lebens hinweist und mit diesem Vorausgesetzten sowohl, als unter sich verschmilzt, sich eine aus unbestimmbar vielen, in einander verwebten Reihen bestehende Komplexion bildet, unter deren Merkmalen das E m p f i n d e n, D e n k e n u. s. w. selbst die charakteristischen und am meisten

sten hervorragenden sind. Die dritte Person, in welcher das Kind von sich selbst spricht, bezeichnet diese Komplexion, die den Komplexionen (Verwebungen von Vorstellungen u. s. w.), welche in der Auffassung äußerer Dinge entstehen, sehr ähnlich ist. Demnach bezeichnet diese Komplexion nicht bloß ein Ding, sondern eine Person, d. h. ein Ding, welchem Vorstellungen von anderen Dingen und eine durch diese bestimmte innere Regsamkeit inne wohnen: etwas, was sich da einstellen wird, wo namentlich bei der Auffassung des Bewegten und Lebendigen Veranlassung vorhanden ist, die bloßen Beschaffenheiten, die Bilder der Dinge zu denken als inwohnend anderen Dingen und als deren Bewegungen bestimmend. Jedem nun sämmtliche Bestandtheile jener Komplexion, die das eigene Subjekt bezeichnen, auf ein und dasselbe Vorstellende, Fühlende, Wollende hinweisen, d. h. es immer wieder als dasselbe Vorausgesetzte reproduciren, entsteht dadurch zugleich der Begriff des Selbst, der nicht im Geringsten an die Selbstauffassung gebunden ist, sondern überall eine Stelle findet, wo mehre von verschiedenen Punkten auslaufende Vorstellungsreihen sich in einem Punkte kreuzen und dieses Sich kreuzen von einer dritten Vorstellungsmasse appercipirt wird. Kommt nun irgendwie eine Vorstellungsreihe hinzu, welche das Selbst der Person appercipirt, dergestalt, daß in ihr die Person und das Selbst schon liegt, so verwandelt sich die dritte Person in die erste, das Subjekt findet sich selbst und es entsteht jene scheinbare Identität des Subjekts und Objekts, welche psychologisch genommen unvermeidlich ist, obwohl sie in der Selbstauffassung nicht streng festgehalten wird. Vergl. Ich, S. 372 ff.

Selbstbildung (Automathie), die Bildung, die sich Einer entweder ganz, oder doch zum Theil selbst, ohne fremde Hülfe gibt.

Selbstbiographie, s. v. a. Autobiographie, s. Lebensbeschreibung.

Selbstdispensiren (Med.), s. Dispensiren.

Selbstentzündung (Physiol.), der Vorgang, bei welchem sich ein entzündlicher Körper, ohne mit einem schon entzündeten in Berührung zu kommen, mit Lichterscheinung entzündet und verbrennt. Die S. beruht stets auf einem chem. Prozeß, durch den Zusammentritt zweier Körper vermittelt, von denen der eine zum andern vorher in einer solchen elektrischen Spannung sich befand, daß schon durch eine geringe Anregung die Ausgleichung unter Feuererscheinung (s. Elektricität), oder wenigstens unter Glühen (Selbsterglühen) erfolgt, was bei gleichzeitiger Anwesenheit eines leicht entzündlichen Körpers die S. hervorruft. Am einfachsten stellt sich die S. an gewissen anorganischen Körpern oder Mischungen dar, welche entweder bei Ausschluß von Sauerstoff oder dieses Element in größerer Quantität enthaltenden Körpern in ihrem bisherigen Zustande verharren, oder sofort mit Feuererscheinung sich oxydiren (verbrennen), sobald sie mit Sauerstoff auf irgend eine Art in Berührung kommen, z. B. der Luft oder gar nur dem Wasser ausgesetzt werden. Hierher gehören die sogenannten Pyrophore (s. d.), der Phosphor, das Phosphorwasserstoffgas, das Kalium u. s. w., welche sich sämmtlich, der atmosphärischen Luft ausgesetzt, letzteres sogar im Wasser, von selbst entzünden. Bei den gewöhnlichen Schnellfeuerzeugen geschieht die S. durch Berührung von chlorsaurem Kali mit Schwefelsäure, bei den Reibfeuerzeugen durch Reiben einer phosphorhaltigen Zündmasse. Die erwähnte elektrische Spannung kann aber auch eine thermo-elektrische seyn, d. h. es kann sich ein an sich leicht brennbarer organischer Körper, namentlich Fett, Oel, Heu, Stroh, Dünger und dergl., unter gewissen Umständen, namentlich wenn eine Masse derselben übereinander gehäuft ist, oder wenn Oel mit Hanf vermischt wird, in Folge eines sich hier bildenden Zersetzungs-, oder allmähligen Oxydationsprozesses, wenn die dabei nothwendig entwickelte Wärme nicht fortwährend abgeleitet wird, sondern sich in der Masse jener Körper immer mehr anhäuft, endlich dermaßen erhitzen, daß es nur eines plötzlichen Zutritts atmosphärischer (sauerstoffhaltiger) Luft (z. B. eines Windzugs) bedarf, um jenen innern Vorgang in förmliche Entzündung übergehen zu lassen. Auch feine Kohle, wie zur Pulverbereitung, und andere Körper entzünden sich von selbst. Erfahrung und Nachforschung hat gezeigt, daß bereits viele Feuersbrünste auf diese Art entstanden sind. Ueber die S. menschlicher Körper s. Selbstverbrennung.

Selbsterhaltungssystem, s. Kriminalrechtstheorie.

Selbsterhitzung des Futters (Landw.), geschieht folgendermaßen: Man stellt 3 breterne, gewöhnlich 4eckige Bottiche, wovon jeder so viel Raum enthält, als Siede für 1 Tag erforderlich ist, an einem trocknen, warmen, luftreinen Orte auf hölzernen oder steinernen Unterlagen auf. Dann füllt man den 1. Bottich mit Siede und Spreu oder Häckel so hoch an, als zur Fütterung eines Tages nöthig ist. Dieses Futter wird mit kaltem Salzwasser mäßig angefeuchtet, fest getreten und mit einem Deckel bedeckt. Allmählig entwickelt sich darin Wärme, und bei weder zu warmer, noch zu kalter Witterung ist die Gährung am 3. Tage vollendet und das Futter zur Verabreichung reif. Den 2. Tag wird der 2. Bottich, den 3. Tag der 3. auf diese Weise vorbereitet. Am 4. Tag nach geschehener Fütterung wird der 1. Bottich wieder auf obige Weise angelegt und mit den übrigen nach gleicher Ordnung verfahren. Um einer nachtheiligen Gährung, die bei zu großer Wärme entstehen würde, vorzubeugen, ist es rathsam, der Luft durch Oeffnen der Fenster und Thüren freien Zutritt zu verschaffen. Sollen dem Futter Hackfrüchte, Kleie, Schrot u. s. w. beigefügt werden, so ist es nicht gut, sie der S. zu unterwerfen, da besonders Hackfrüchte weit eher als Siede in Gährung übergehen und bis zur Zeit der Fütterung den Grad der Fäulniß erreicht haben würden. Besser ist es daher, jene Futtermittel für sich einer 24stündigen Gährung zu unter-

werfen und sie dann dem selbsterhitzten Futter beizumengen. Bei dessen Bereitung ist vorzüglich darauf zu sehen, daß nur reines, gutes und eingebrachtes Futter dazu verwendet werde. In der Regel wird das Rindvieh mit selbsterhitztem Futter gefüttert, doch ist es auch den Schafen gedeihlich. Die Vortheile der S. bestehen darin, daß dadurch die Nahrungstheile des Futters besser aufgelöst und das harte Futter weicher und zur Verdauung geschickter gemacht wird. Auch ist die S. wohlfeiler, als das Aufbrühen, indem das Holz erspart wird. Besonders in futterarmen Jahren empfiehlt sich die S. sehr.

Selbsterkältung, s. Kälte.

Selbsterkenntniß (Psychol. u. Moral), die Erforschung unsrer selbst, unsres eignen Innern mit allen seinen mannichfachen, bleibenden und vergänglichen Zuständen, die Kenntniß unseres Wesens mit seinen Mängeln und Vorzügen, die Ergründung der Gesetze, auf denen unser ganzes geistiges Leben beruht. Die S., in theoretischer Hinsicht von größtem Interesse, weil sie das, was uns gewiß zunächst liegt, unser eigenes Innere, uns aufschließt, wird in sittlich praktischer Beziehung zur Pflicht gemacht, weil nur durch sie es möglich ist, ein Bewußtseyn unserer Mängel und Fehler zu erlangen, ohne welches eine sittliche Besserung nicht möglich ist. Die S. gilt als der Weisheit Anfang, und als bedeutsames Mahnungswort standen über dem Eingang zum Apollotempel in Delphi die Worte: *Γνῶθι σεαυτόν* („Erkenne dich selbst!"). Erreicht wird die S. nicht ohne eine genaue, oft wiederholte Selbstbeobachtung (s. d.).

Selbsterniedrigung, s. Herablassung.

Selbstgefälligkeit, das übertriebene Wohlgefallen, welches man sich und seinen Vorzügen widmet, ist stets in Verbindung mit der Eitelkeit.

Selbstgefühl, die lebhafte deutliche Erkenntniß seines eignen, besonders des moralischen Zustandes und der wirklichen Vorzüge, welche man besitzt.

Selbstgenügsamkeit, 1) die Fertigkeit, mit sich selbst und dem, was und wie man ist, so zufrieden zu seyn, daß man eine fernere Vervollkommnung seiner selbst und seiner Werke für unnöthig hält; — 2) die Fertigkeit, sich zufrieden und glücklich zu fühlen durch das, was man selbst ist, ohne dazu äußerer Glücksumstände oder doch nicht des Umgangs oder der Gunst Anderer zu bedürfen.

Selbstgespräch, s. v. a. Monolog.

Selbstglaube, s. v. a. Eigenglaube.

Selbstheil (Bot.), s. v. a. gemeine Brunelle, Prunella vulgaris *L.*

Selbstherrschaft, s. v. a. Autokratie.

Selbstherrscher aller Reußen, Titel, den Iwan I., Großfürst von Rußland, nach 1473 annahm und den alle folgenden Czaren und Kaiser von Rußland führten; s. Russisches Reich.

Selbsthülfe (Rechtsw. u. Staatsr.). Jeder geordnete Staat fordert Unterwerfung unter das Gesetz und die staatliche Autorität. Jede Ueberschreitung des Gesetzes und Verletzung der gesetzlichen Autoritäten ist S. Der ganze moderne Rechtsstaat beruht daher im Grund genommen auf der Negation der S. und auf der gegenseitigen und allgemeinen Anerkennung, daß für die Verletzung eines Rechtsgebietes eine entscheidende, mit exekutiver Gewalt ausgerüstete Behörde besteht. S. im großen Ganzen ist Revolution, wenn sie ein gesammtes Volk unternimmt, Krieg, wenn sie von Staaten gegen Staaten geübt wird. Man spricht deshalb von einer S. der Privatpersonen mit Hintansetzung des staatlichen Rechtszustandes und diese ist Gegenstand des Privatrechts, oder, falls diese als Verbrechen einer Strafe unterliegt, Gegenstand des Strafrechts. Man spricht aber weiter von der S. der Völker gegen die Regierungen und der Völker gegen Völker und diese ist Gegenstand des Völkerrechts.

I. Privatrechtliche S. Wenn nach der Lehre der rechtgläubigen Staatsphilosophie der Zweck des Staates in der allgemeinen Rechtsordnung liegt, so hängt die Existenz des Staates von zweierlei Dingen ab, einmal, daß der Staat gewisse Behörden mit der Macht ausrüstet, den Rechtszustand zu erhalten und zu schützen, und dann, daß diese Behörden von der Staatsgesellschaft u. allen ihren Mitgliedern als staatliche Autoritäten anerkannt werden, denen strenger Gehorsam zu leisten ist. So wie nun jede dieser eingesetzten Staatsbehörden ihren bestimmten Wirkungskreis erhält, der verschiedene Rechtsgebiete zugleich oder eines allein umfaßt, so ist auch jeder Staatsangehörige in Bezug auf die Rechtsverletzungen, die ihm von Dritten zugefügt werden, darauf gewiesen, Schutz bei der betreffenden Behörde zu suchen. Schützt er sich selbst, so hört er damit auf, Staatsgewalt oder Rechtsschutz im Staate anzuerkennen, er vergißt, daß die zwingende Gewalt nicht bei ihm selbst, sondern bei dem Staat ruht, und daß nur durch die Unterwerfung Aller unter einen Willen ein Rechtszustand für Alle wie für jeden Einzelnen möglich ist. In sofern haben die von Welcker im Staatslexikon angegriffenen Rechtsgelehrten des Despotismus, wie z. B. Feuerbach, vollkommen Recht, wenn sie das verbrecherische Merkmal der S. in der Anmaßung einer vom Staat durch seine Behörden auszuübenden Gewalt finden. Denn der strenge Rechtsstaat als solcher, wie ihn die Doktrinärs des liberalen Staatsrechts gleichfalls zu vertheidigen suchen, ist eben nur ein organisches, in allen seinen Theilen durchgeführtes und wohlgegliedertes Schema der Staatsgewalten, eine Kette von staatlich zusammengeschmiedeten Rechtsgebieten, die das einzelne Individuum ohne obrigkeitliche Gewalt nicht zu durchbrechen vermag, wenn es sich eben keiner S. schuldig machen will. Denn vom moralischen Standpunkt aus läßt sich die S. an sich, und wenn sie nicht statt der Vertheidigung den Angriff unternimmt, keineswegs verwerfen; sie wird im Staat und in dem staatlichen Zusammenleben erst dann verwerflich, wenn sie gegen gewisse Staatsformen, über welche hinaus der

Rechtsstaat nun einmal nicht gelangen kann, verstößt. Daß gerade die S. bei den Deutschen ein so verschrieenes Institut ist, rührt weniger von der enormen Achtung vor den Gesetzen, wie man sie wohl dem Deutschen mit Auszeichnung zuschreibt, als von den Eindrücken der lange und wohl geführten Polizeifuchtel her, unter welcher die Deutschen sich ihres Rechtsbewußtseyns zu erfreuen hatten. Denn so gesteht selbst der berührte Artikel im Staatslexikon am Ende indirekt zu, daß, je freier der Staat, desto freier das Individuum, desto weniger abscheulich die S. Denn in Bezug auf das englische Recht werden dort die im Kommentar von Blakstone aufgeführten Fälle der erlaubten Selbstvertheidigung zusammengestellt, namentlich: 1) S. und gegenseitige Vertheidigung; 2) Zurücknahme oder Wiederabnahme; 3) Besitznahme; 4) Entfernung des Nachtheiligen und Störenden; 5) Pfändung; 6) Einziehung. Alle deutschen Strafgesetzbücher beginnen dagegen das Kapitel der S.: Wer mit Uebergehung der richterlichen Hülfe ein wirkliches oder vermeintliches Recht eigenmächtig verfolgt 2c., woraus klar hervorgeht, daß das juristische Merkmal der S. gerade in der Mißachtung der Befugnisse und der Machtgebiete der Staatsbehörden zu finden ist. Freilich ist immer der Zusatz gemacht, daß die S. da straflos sey, wo das Gesetz sie besonders zulasse; allein diese Fälle sind es, außer den oben sub 3 und 5 gedachten britischen Ausnahmen, sonst keiner, wenn es nicht auf die wirkliche Nothwehr hinausläuft, die überhaupt die Strafbarkeit aufhebt.

Schon im römischen Recht war die S. verboten, und ein besonderes kaiserliches Dekret (das Dekret des Kaisers Marcus, decretum divi Marci) verordnet, daß Jeder, welcher mit Umgehung richterlicher Hülfe einen Anspruch mit Gewalt eigenmächtig verfolgt, des Anspruches, wenn er begründet war, verlustig gehe, wenn er unbegründet war, doppelte Entschädigung leisten solle. Die deutschen Reichsgesetze haben diese gesetzliche Bestimmung ausdrücklich aufrecht erhalten, in der Praxis wird ihre Anwendung bisweilen bezweifelt. Das deutsche Recht hat in seiner Fortbildung hieran wenig geändert, nur führt dasselbe das Recht der Pfändung als einen besondern Ausnahmefall der erlaubten S. ein. Es ist dies ein Mittel zum Schutz im Besitz, und bedeutet die Befugniß, bei widerrechtlichen Beschädigungen seines Grundstückes, namentlich Besitzstörungen, die schädliche Sache oder irgend eine der Person des Beschädigers zugehörige Sache wegzunehmen, um sich wegen Ersatz des Schadens oder gegen weitere Beschädigung und Störung zu sichern. Nur in diesem Fall und zum Schutz im Besitz ist deutschrechtlich die S. erlaubt. So lange das gemeine Recht noch gehandhabt wurde, nahm man es jedoch mit den Fällen der S., die als Vergehen peinlich zu bestrafen, nicht so genau; es wurde wenigstens stets das Vorhandenseyn einer gewaltsamen Abwehr oder eines gewaltthätigen Angriffs vorausgesetzt. Seit dem Fortgang der neuesten Strafgesetzgebung aber ist die S. ohne Weiteres verpönt worden, weil man sie fast allenthalben mehr aus dem Gesichtspunkt eines unerlaubten Excesses gegen die öffentliche Ordnung, als aus dem Gesichtspunkt des beleidigten Privatrechts ansah. Daher kommt es, daß selbst die einfache S. in allen neuen Strafgesetzbüchern mit Strafe belegt ist. So nach preuß. Landrecht mit Geldbuße, oder, wenn Gewalt dabei vorkommt, mit 2—6 Monaten Gefängniß; nach dem bayerischen Strafrecht mit Geldbuße bis zu 100 Gulden oder Gefängniß bis 1 Monat; nach sächsischem Recht mit Geldstrafe oder Gefängniß bis 6 Wochen; eben so im thüringischen Strafgesetzbuch. Eine ausgezeichnete Art der S. ist der Zweikampf, das Duell (s. d.).

II. S. im innern Staatsrecht. Als solche gelten alle Auflehnungen gegen die obrigkeitliche Gewalt, um irgend einen Zweck zu erreichen, der auf gesetzlichem Wege nicht erreicht werden kann; so die einfache Widersetzung, Landfriedensbruch, Aufruhr und was sonst noch hier einschlägt. Die Privatperson steht hier nicht der Privatperson, sondern der Staatsbehörde und ihren Willensvollstreckern gegenüber, und die letztere ist es, welcher die Beleidigung oder Rechtsverletzung widerfährt. Dergleichen S.n sind freilich am meisten verpönt und mit harter Strafe bedroht. Ist aber der Druck der Herrschaft so stark, daß der Nothstand allgemein wird und die Rechtsbegriffe in der Hand der Gewalthaber sich so verkehren, daß man im Recht nur Unrecht und nur im Unrecht Recht finden kann, dann kann ein Volk allein sich selbst helfen und durch gewaltsamen Ausbruch seines selbstherrlichen Willens sich Luft, Athem und Freiheit verschaffen. Das ist die S. der Geschichte, die Revolution. Ihr gegenüber hat die herrschende Macht die Staatsstreiche u. Belagerungszustände, ebenfalls weiter nichts, als ein Stück S. zum Nutzen der Staatswohlpartei, des Völkerglücks.

III. Völkerrechtliche S. Je civilisirter der Staat, desto verpönter die S. der Individuen gegen einander oder gegen obrigkeitliche Anordnungen. Die fortschreitende Civilisation hat es aber noch nicht hindern können, daß die civilisirten Staaten, welche die S. in ihrem eigenen Schooße so sehr verdammen und mit Strafe ahnden, unter einander kein anderes Gesellschaftssystem kennen, als das der S. Macht gibt Stärke und Stärke schafft Recht. Darin beruht die erste Rechtsregel des Staatenverkehrs. Der Sperling frißt das Insekt, den Sperling der Falke, den Falken der Aar und den Aar tödtet der Jäger. Im Verkehr der Individuen ist S. die Ausnahme, im Verkehr der Staaten die Regel. Der Krieg ist weiter nichts, als ein Akt der S., die privilegirte Menschenschlächterei zu Zwecken des Staatswohls, die oft gar nichts mit dem Staatswohl gemein haben, aber desto mehr mit dem Staatsruin. Da für den Staatenverkehr die zwingende Macht fehlt — denn nicht alle Staaten sind so glücklich, wie die deutschen Bundesstaaten, in dem Bundestag und Bundesschiedsgericht eine gemein-

schaftliche Exekutive zu haben, — so existirt eben die S. nicht als S., sie wird mit den Titeln: „nationale Interessen", „nationale Ehre", „das Wohl des Vaterlandes", „der beleidigte Nationalstolz", „die Sicherheit des Staates", „wohlbegründete Erbschaftsansprüche" ꝛc. abgespeist, und das liebe Volk, welches das nöthige Kanonenfutter liefert, schmeichelt sich, in einer Wolke von begeisternder Selbsttäuschung für die heiligsten Interessen der Menschheit das Blut seiner Söhne geopfert zu haben, wenn auch im Grund die Dynastie und deren Interessen den Angelpunkt des Ganzen bildet. Gefälliger, als der Krieg selbst, sind die kleinern und unschädlichern Arten der völkerrechtlichen S., z. B. die Mobilisirung der Armee, die Blokaden mitten im Frieden, bewaffnete Bündnisse, vor Allem aber die beliebten zwei Maßregeln der Retorsion und der Repressalie. Die beiden letztern unterscheiden sich von einander, wie Verwahrung und Genugthuung. Retorsion ist die Maßregel eines Staates, womit die nach Vertrag und Völkerrecht erlaubte, jedoch in besonderm Fall nachtheilige Maßregel eines auswärtigen Staates durch eine gleiche Anordnung ausgeglichen wird, um größere Nachtheile zu verhüten. Es ist also nur die Wahrung des eigenen Interesses. Wenn z. B. ein auswärtiger Staat den Zoll auf die Einfuhr gewisser Produkte des Inlandes erhöht, so wird der diesseitige Staat seiner Seits eine Erhöhung der auf gewisse Produkte des Auslandes gesetzten Zölle eintreten lassen; oder, wenn in einem Staat eine Erbschaft, die einem Ausländer zufällt, mit einer bedeutenden Erhebungssteuer gesetzlich belegt wird (Abzugsgeld), so wird der auswärtige Staat sich nicht nehmen lassen, dieselbe Abgabe gesetzlich einzuführen. Solche Maßregeln der Unterdrückung und Beeinträchtigung der Ausländer führen in der Regel zu Verträgen der betreffenden Staaten unter einander, worin gegen derartige Beeinträchtigungen gegenseitige Garantien gegeben werden. So z. B. wenn ein Staat die gerichtlichen Erkenntnisse eines Nachbarstaates durch seine Gerichte nicht vollstrecken läßt, wozu er allerdings nicht verpflichtet ist, wäre es Retorsion, wenn auf gleiche Weise der betreffende Staat die Erkenntnisse jenes Nachbarstaates in seinem Bereich zu vollziehen verbietet. Beide Staaten, um sich beiderseits in günstigere Lage zu versetzen, schließen daher einen Vertrag ab, wonach jedem die Hülfsvollstreckung seiner Erkenntnisse ausdrücklich zugesagt und garantirt wird. Praktisch wird die Maßregel überhaupt nur in Bezug auf den Unterschied zwischen Einheimischen u. Fremden, wenigstens hauptsächlich in dieser Hinsicht. Denn je mehr die Grundsätze der einzelnen Staaten in Bezug auf die rechtliche Behandlung der Ausländer von einander abweichen, wie z. B. hinsichtlich des Gastrechts, der religiösen Duldung, der politischen Rechte, der Vermögensrechte und and., desto mehr wird die Anordnung des einen Staates Grund zur Retorsion eines andern Staates geben und umgekehrt. Repressalien dagegen nennt man dasjenige Verfahren eines Staates, wodurch er sich gegen Völkerrecht oder Vertrag widerfahrene Unbill eines auswärtigen Staates durch in der Regel gewaltsame Anwendung eines gleichen Verfahrens Genugthuung verschafft. So war schon Athen zu Repressalien geschickt, wenn es den Verwandten eines im Ausland getödteten Atheniensers erlaubte, den Angehörigen dieses Staates dafür festzunehmen und so lange gefangen zu halten, bis ihnen Genugthuung geworden. Am stärksten in Anwendung von Repressalien ist unbestritten von jeher England gewesen, vornehmlich gestützt auf seine Seemacht. Zur Beschlagnahme fremder Handelsschiffe, der Durchsuchung fremder Schiffe, der Jagd nach solchen, hat sich in neuerer Zeit auch die Blokade gesellt, die z. B. in der neuesten Zeit gegen Griechenland wegen seiner unbedeutenden Rechtsverletzungen in auffallender Weise angewandt wurde, hier natürlich nicht ohne Absicht gegen den Einfluß auswärtiger, namentlich russischer Politik auf die griechischen Angelegenheiten.

Selbstlauter, s. v. a. Vokal.

Selbstliebe (Moral), die Liebe des Menschen zu sich selbst und die daraus hervorgehende Sorge zunächst für sich und sein leibliches und geistiges Wohl, von der Natur aus eingepflanzt und in sofern nicht zu unterdrücken, sondern durch Vernunft und Sittengesetz zu regeln, in ihrer Ausartung aber, wo sie als Egoismus (s. d.) und Selbstsucht erscheint und den Menschen gleichgültig gegen das Wohl und Wehe Anderer macht, unbedingt verwerflich.

Selbstmeister (Salinenw.), s. v. a. Pfänner.

Selbstmord (Suicidium, Moral), die mit bewußter Absicht vollbrachte gewaltsame Zerstörung des eigenen Lebens, sey es durch plötzlichen gewaltsamen Tod, sey es durch lange vorher ausgeübte Unterlassung der für Erhaltung des Lebens nothwendigen Sorge. Bei der Liebe zum Leben, die in des Menschen Natur liegt, bei dem Triebe der Selbsterhaltung, der sich so mächtig zeigt, daß der, welcher den unvermeidlichen Tod vor Augen sieht, noch auf Mittel sinnt, sein Leben zu erhalten und, wenn Alles vergeblich ist, doch bis zum letzten Athemzuge die Hoffnung nicht aufgeben mag, bei all den Banden, die den Menschen an dieses irdische Daseyn fesseln, wie ist es möglich, daß Jemand mit eigener Hand seinen Lebensfaden zerreißen und vor der Zeit den Weg dahin wandeln mag, von wo es keine Wiederkehr gibt? Ist denn das Leben ein so gar geringes Gut und seine Bedeutung so gar klein, daß man es wegwirft, gleich einem Dinge, dessen man überdrüssig ist? Gewiß nicht! Es muß weit gekommen seyn mit dem, der mit ruhiger Ueberlegung, bei vollkommen zurechnungsfähigem Zustande seines Innern die frevelnde Hand an sich selbst legt, um ein Daseyn abzukürzen, das aus irgend welchen Gründen ihm unerträglich scheint. Denn nicht von jenen ist hier zunächst die Rede, bei denen entweder Wahnsinn den Geist verdunkelt, oder bei denen unverschuldetes gehäuftes Mißgeschick, unerträglicher Schmerz, überhaupt Zustände, welche bewältigend und übermächtig auf den Entschluß des Menschen einwirken und ihn der vollen Freiheit des Handelns berauben, den S.

herbeigeführt haben. Die Handlungsweise solcher Unglücklichen unterliegt zunächst gar nicht der sittlichen Beurtheilung, weil sie nicht zurechnungsfähig sind, außer in sofern, als gefragt werden muß, in wie weit sie selbst durch ihre Schuld die Umstände herbeigeführt haben, in denen der Antrieb zum S. lag. Wer ein leichtsinniges, lasterhaftes, verbrecherisches Leben, um den quälenden Vorwürfen seines Gewissens oder dem verschuldeten Unglück zu entgehen, durch S. endigt, der endigt eben auf unwürdige Weise sein unwürdiges Daseyn — er war ein Verbrecher im Leben, er ist ein Verbrecher im Tode. Wer aus Muthlosigkeit und Schwäche, weil er über ihn gekommenes Unglück nicht abwenden oder ertragen zu können glaubt, dabei aber mit vollem Bewußtseyn und mit freiem Entschluß sich selbst den Tod gibt, der mag am Ende Mitleid erregen, aber seine Handlungsweise ist unsittlich. Denn nicht das ist die Pflicht des Menschen, daß er voreilig und feig sich vor dem Geschicke zurückzieht, sondern daß er im Vertrauen auf sich selbst und auf die sittliche Kraft des Rechten und Guten den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens aufnimmt. Der religiöse Glaube und das sittliche Gesetz weist darauf hin, daß dieses irdische Leben eine nothwendige Vorbedingung ist zu dem höheren Leben, zu welchem der Mensch berufen ist. Wem freilich solcher Glaube fehlt, dem fehlt natürlich auch die daraus hervorgehende Ueberzeugung von der Pflicht, das Leben zu erhalten und zu ertragen, bis die höhere Macht es abkürzt, oder, wenn es aufgegeben werden muß, es nur dann aufzugeben, wo es um sittlicher Zwecke willen nothwendig ist. Es pochen die, welche von einer sittlichen Bestimmung des irdischen Daseyns und von einer höheren Macht, die die Menschen lenkt, nichts wissen wollen, gar gern auf die dem Menschen inwohnende Kraft u. weisen darauf hin, daß seine Bestimmung ihr Ende hier erreiche — nun wohlan! Für sie wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß es eine Feigheit ist, von seiner Kraft keinen Gebrauch zu machen, wenn die Anwendung derselben nothwendig ist. Es ist viel davon die Rede gewesen, ob der Mensch ein Recht habe, sich selbst das Leben zu nehmen, oder nicht. Die Beweise für die eine und für die andere Ansicht sind schlecht genug ausgefallen, und es verlohnt sich nicht der Mühe, sie hier anzuführen. Die Frage ist überhaupt ganz müßig. Es gibt gar Vieles, wozu man ein Recht hat und was zu thun doch ganz unsittlich ist. — Von dem S. unterscheidet man und zwar mit Recht den **freiwilligen Tod**, welchen der Mensch wählt, um seine sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Hier ist zu einer Beurtheilung der Handlung eine genaue Prüfung des einzelnen Falles nothwendig, und oft ist es in solchen Fällen gar schwer, sich billigend oder tadelnd auszusprechen. Wenn der Römer Cato sich in sein Schwert stürzt, um Roms Freiheit nicht zu überleben, so kann man das Gefühl, von dem er beseelt war, billigen — nicht aber, daß er sich selbst den Tod gab. Es war vielmehr Pflicht, auszuharren im Kampfe gegen seinen siegreichen Gegner und, so viel in seinen Kräften lag, seinem Vaterlande zu nützen. Und wenn es sich ziemt, für das Wohl des Vaterlandes und zum Besten der Menschheit zu sterben, so gibt es Fälle, wo es sich nicht minder ziemt, für dieselben Zwecke zu leben und das Leben zu ertragen, auch wenn es schwer fällt. Wenn dagegen Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach (1386), um seinen für ihre Freiheit kämpfenden Landsleuten eine Gasse zu machen, freiwillig in die Spieße der Feinde sich stürzt, so wird er mit Recht gepriesen, als ein Mann, dem des Vaterlandes Unabhängigkeit höher stand, als das Leben, und sein freiwilliger Tod ist eine edle Handlung. Und Socrates, der den Giftbecher trinkt, und Huß, der lieber auf dem Scheiterhaufen stirbt, ehe er einen Widerruf thut, geben ein schönes Beispiel sittlich-kräftiger Gesinnung. Es ist Pflicht, um der Wahrheit willen zu sterben, und es ist feig, die Ueberzeugung aufzuopfern der Lust zum Leben. Zwischen diesen Männern und ihrer Handlungsweise und dem leichtsinnigen Selbstmörder — welch ungeheure Kluft! Vgl. **Osiander**, Ueber den Selbstmord, Hannover 1813; — **Heyfelder**, Der Selbstmord in arzneigerichtlicher und medicinisch-polizeilicher Beziehung, Berl. 1828; — **Stäudlin**, Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmord, Göttingen 1824.

Selbstprüfung, s. **Prüfung**.

Selbstrache, s. **Selbsthülfe**.

Selbstschätzung, s. v. a. Selbstachtung.

Selbstschuldner (Rechtsw.), Person, welche einer andern eine Summe schuldig ist, im Gegensatz zum Bürgen.

Selbstschuß, ein pistolenartiges Gewehr mit einem Lauf oder mehrläufig, an einen Körnungsplatz oder auf einen Paß so gelegt, daß das Raubthier es selbst abdrückt und durch den Schuß sich verwundet oder tödtet. Keine gesunde Jagdpolizei wird solche Selbstschüsse im Freien jemals dulden, da, abgesehen von leichter Beschädigung der Hunde durch dieselben, auch sehr leicht im Walde herumgehende Menschen dadurch verletzt werden können, und eine solche Verletzung auch da, wo das Begehen eines Waldes oder Walddistriktes verboten ist, eine so mörderische Verwundung als Strafe nicht verhängt ist und in civilisirten Ländern als solche nicht ausgesprochen werden kann. In Gärten und Zäunen gehören die Selbstschüsse ohnehin zu dem sehr strafbaren Unfug.

Selbstständig, 1) für sich bestehend, zu seiner Begreiflichkeit keines andern Dinges bedürfend; daher **selbstständige Zahlen**, s. v. a. Kardinalzahlen, **selbstständige Wörter**, s. v. a. Hauptwörter; — 2) nach eigenen Grundsätzen handelnd und darin begründet; — 3) den Grund seines Seyns nur in sich selbst habend (Gott); — 4) von Menschen, die ihr eigenes Geschäft betreiben, ihren eigenen Haushalt haben oder sich doch selbst ihren Unterhalt verdienen; von der bürgerlichen Selbstständigkeit hängt der Genuß der politischen Rechte mit ab; — 5) s. v. a. mündig.

Selbstsucht, s. v. a. Egoismus.

Selbsttäuschung, s. Täuschung.

Selbstthätigkeit, s. v. a. Spontaneität.

Selbstunterricht, s. Unterricht.

Selbstverbrennung (Inundium spontaneum, Combustio spontanea, Empresmus, Physiol.), nach der gewöhnlichen Ansicht ein besonderer, im menschlichen Körper vorkommender Entzündungs- und Verbrennungsprozeß, durch welchen meist schneller Tod und bald gänzliche, bald theilweise Zerstörung des Leichnames herbeigeführt wird. Das Vorkommen dieses Prozesses ward früher vielfach in Abrede gestellt, sollte jedoch durch neuere Beobachtungen vollständig außer Zweifel gesetzt seyn. Man berief sich auf ähnliche Erscheinungen an anorganischen Körpern, z. B. Wolle, Heu, Stroh, und wollte den Prozeß der S. selbst an Thieren gesehen haben. Am häufigsten sollen S.en vorgekommen seyn in Frankreich, seltener in Italien, Dänemark, England, Nordamerika, Rußland, am seltensten in Deutschland. Ueber die näheren Verhältnisse, unter denen sie Statt hatten, führte man Folgendes an: Meist betraf die S. Individuen weiblichen Geschlechtes, sehr selten Männer und Individuen unter dem 50. Jahre; die Subjekte waren fettleibig (nach A. Meckel ist weniger Fettleibigkeit, als vielmehr eine durch das häufige Branntweintrinken entstandene Hydrokarbonisirung der Substanz des Körpers und die dadurch bewirkte fettartige Beschaffenheit desselben an der S. Schuld). In der Mehrzahl der Fälle waren die verbrannten Subjekte dem Gebrauche der Spirituosen ergeben; bei Einigen soll weniger der Genuß, als der äußere Gebrauch geistiger Flüssigkeiten, als Einreibung u. s. f., Anlaß zur S. gegeben haben. Die Individuen führten eine unthätige, sitzende Lebensweise. Die meisten Fälle von S. kamen im Winter und bei strenger Kälte vor; fast immer waren die betreffenden Individuen allein im Zimmer. Nur in einem im „Bulletin de la faculté de médecin de Paris“ (1820, Nr. 10) mitgetheilten Falle erlitten zwei Personen, eine bejahrte Frau und ihr ebenfalls bejahrtes Dienstmädchen, in demselben Zimmer gleichzeitig die in Rede stehende Todesart. Ein neuerer Fall, in welchem Mann und Frau, beide Trunkenbolde, gleichzeitig in demselben Zimmer an S. starben, wird von Jolly (Journal de connaissances méd.-chir., 4. Jahrgang, Nr. 7) berichtet. Der Verbrennungsprozeß scheint immer schnell und ohne Vorboten ausgebrochen zu seyn, so daß die davon ergriffenen Personen nicht Zeit hatten, zu rufen oder Hülfe zu suchen; gewöhnlich waren wenig Stunden hinreichend, den Körper einzuäschern. Traf man die Körper noch brennend, so sah man, daß die S. theils mit, theils ohne Flamme erfolgte; sie war von bläulicher Farbe, lebhaft bewegt und wich bei der Annäherung von Menschen zurück. Aufgegossenes Wasser verstärkte sie bisweilen. Es entwickelte sich während der S. ein äußerst widerwärtiger Geruch; die Räume, in denen sie Statt fand, waren mit dickem, stinkendem Qualme erfüllt, die Wände mit schwarzem Ruße oder mit einer klebrigen, zottigen, höchst übelriechenden Substanz überzogen; der Körper war in einen formlosen Haufen von Asche oder Kohle verwandelt, der Rumpf fast immer vollkommen zerstört, die einzigen, noch erkennbaren Theile bestanden in Stücken des Kopfes, namentlich der Schädeldecke und des Gehirns, und in einzelnen Theilen der Extremitäten; die in der Nähe des verbrannten Körpers befindlichen Gegenstände waren meist unversehrt, oder doch nur wenig beschädigt, die Kleider des Verbrannten theilweise vom Feuer zerstört, oft aber auch an Stellen wohl erhalten, unter welchen der Körper zu Kohle verbrannt war. Den Grund dieser Erscheinung suchte man darin, daß die S. ohne Flamme, als innerer Verkohlungsprozeß vor sich ging. Meist war Feuer, glühende Kohlen, ein Licht &c. in der Nähe der Selbstverbrannten vorhanden gewesen, in einigen Fällen war keine derartige äußere Ursache der S. zugegen. Adolf Hencke spricht sich in seinem Lehrbuch der gerichtl. Med. (11. Aufl., Berl. 1845, §. 490 u. f. f.) folgendermaßen über die S. aus: Die Selbstentzündung oder S. des menschlichen Körpers ist in früheren Zeiten für fabelhaft gehalten, in neueren Zeiten aber durch wiederholte, glaubwürdige Beobachtungen unbefangener Naturforscher außer allen Zweifel gesetzt worden. Es verdient aber diese, im Ganzen zum Glück seltene und noch räthselhafte Todesart um so mehr die Aufmerksamkeit der gerichtlichen Aerzte, da einerseits bei Verkennung derselben die Angehörigen der auf eine solche Weise verunglückten Person in den falschen Verdacht eines Mordes gerathen, und andrerseits Verbrecher, unter Vorschützung jener Todesart, einen vollbrachten Mord zu verhehlen suchen könnten. Was wir von der S. als Thatsache, nach Vergleichung der darüber gesammelten Thatsachen, wissen, ist, daß bejahrte Personen, vorzüglich weiblichen Geschlechts, besonders wenn sie dem Trunk ergeben, dabei sehr fett waren und eine körperlich unthätige Lebensart führten, plötzlich von einem Feuer ergriffen wurden, welches binnen kurzer Zeit den größten Theil des Körpers verbrannte und zerstörte, so daß meist nur Ueberreste der Gliedmaßen und des Schädels gefunden wurden. Der eigentliche Vorgang bei der S. ist noch unerklärt. Die ältern Naturforscher haben die Verbrennung hauptsächlich dem im Uebermaß genossenen Weingeist zugeschrieben, der alle Theile des Körpers durchdringe. Kopp hat aus der Anhäufung von brennbaren Gasen im Zellgewebe und in den Höhlen des Körpers aus der Einwirkung der Elektricität die S. abgeleitet. Andere Erklärungen haben neuerlich Pfeiffer, Nasse u. Hünefeld versucht. In zweifelhaften gerichtlichen Fällen von S. würde vorzüglich die Beschaffenheit der Flamme — die in mehren Fällen weniger geistartig befunden wurde und mit Wasser nicht gelöscht werden konnte — die Nichtverbreitung des Feuers auf nahe, sonst leicht entzündliche und leicht verbrennliche Gegenstände, und die Vergleichung der übrigen Umstände mit den in Fällen von S. beobachteten Erscheinungen, die Be-

trachtung der Lebensweise, Körperbeschaffenheit des Verunglückten u. s. f. Aufschluß geben müssen. Dies waren die allgemein angenommenen Ansichten über den Prozeß der S., als durch das tragische Ende der Gräfin Görlitz zu Darmstadt 1847 die Augen des ärztlichen Publikums von Neuem auf denselben gerichtet wurden und sich eine Diskussion über denselben erhob, in welcher die bisher geltend gewesenen Meinungen angegriffen und ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen wurden. Der görlitzsche Prozeß sollte „Veranlassung geben zu wissenschaftlichen Erörterungen von höchster Wichtigkeit über ein bisher noch sehr dunkles Gebiet der gerichtlichen Medicin, über die sogenannte S.; er sollte die Arena werden, auf der sich Tradition einerseits, und Ueberzeugung von der ewigen Wahrheit und Unwandelbarkeit richtig erkannter Naturgesetze andrerseits wieder einmal feindlich begegneten. Dieser Kampf ist nicht neu, es ist der alte oftmals gekämpfte, zwischen nüchterner, exakter Beobachtung und überschwenglich-naturphilosophischer Intuition, die es verschmäht, auf das Gebiet des Realen herabzusteigen, um nicht um liebevoll gehegte Täuschungen ärmer zu werden. Wir glauben uns aber nicht zu täuschen, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß die alte Schule in dem Kampfe, dessen Schilderung der Zweck gegenwärtiger Zeilen und der durch den Fall Görlitz und die in Folge dessen zur Diskussion gebrachte Frage von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der sogenannten S. veranlaßt wurde — wenn wir, sagen wir, die Ansicht aussprechen, daß in diesem Kampfe die alte Schule abermals eine Position verloren hat." Vgl. Prof. Dr. v. Gorup-Besanez, Zur Frage über die S. des menschlichen Körpers, in K. K. Schmidts Jahrb. d. ges. Med. 1850, Nr. 12.

Die Mehrzahl der Experten, mit Ausnahme eines, des Dr. Graff, der jedoch bald seine Ansicht aufgab, mit ihnen die Professoren Liebig u. Bischoff verwarfen die Selbstentzündung u. S. als nicht möglich aus folgenden Gründen: 1) weil sie dieselbe nicht für historisch erwiesen erachteten; 2) weil dieselbe den bekannten und anerkannten Wahrheiten und Gesetzen der Entzündung und Verbrennung widerspricht; 3) weil ihre Entwicklung und Entstehung ebenso mit bekannten Gesetzen der Möglichkeit und Fortdauer des menschlichen Lebens im gesunden und kranken Zustande unvereinbar ist. Es erschienen verschiedene, unten angeführte Werke, zunächst ein Schriftchen von Liebig, welcher die in demselben ausgesprochene Meinung schon früher (Ann. der Chem. u. Pharm., B. L, S. 331, 1844) vertreten hatte. Liebig leugnet zunächst mit Bestimmtheit, daß die S. auch nur historisch hinlänglich erwiesen sey. Die Idee der S. sey zu einer Zeit entstanden, wo man über das Wesen und die Ursache der Verbrennung eine ganz falsche Vorstellung gehabt habe. Gemeinschaftlich kommen den für S.en gehaltenen Fällen folgende Umstände zu: 1) sie ereigneten sich im Winter, 2) an Branntweintrinkern im Zustande der Trunkenheit, 3) in Ländern, wo die Zimmer durch offene Kamine und Kohlenpfannen geheizt werden; wo das Heizen mittelst Oefen geschieht, sind S.en äußerst selten. 4) Es ist niemals Jemand während der Verbrennung zugegen gewesen. 5) Keiner von den Aerzten, welche die Fälle gesammelt haben, hat die Verbrennung selbst beobachtet. 6) Wie viel Brennmaterial vorhanden war, ist unbekannt geblieben; 7) ebenso, wie viel Zeit verflossen, wo die Verbrennung begann, bis zu dem Augenblicke, wo man den verbrannten Körper fand. Endlich seyen die Fälle nicht durch gebildete Aerzte verbürgt, sondern meist von ununterrichteten, in der Beobachtung nicht geübten Personen beobachtet worden und tragen den Stempel der Unglaubwürdigkeit an sich. Zunächst greift Liebig die in der Literatur der S. — es sind deren einige 40 — angeführten Fälle der S. an. Es gibt historische Beweise für ein Ereigniß, sagt er, daß z. B. Jemand da oder dort verbrannt gefunden worden ist, es gibt aber keine historischen Beweise für die Wahrheit der Meinung, daß die Person von selbst verbrannt sey, daß es einen krankhaften Zustand des menschlichen Körpers gebe, in Folge dessen derselbe die Verbrennlichkeit eines Strohbesens erhält. Um eine solche Meinung für wahr anzuerkennen, müssen vor Allem die Gründe, worauf sie sich stützt, und die Thatsachen genau ermittelt seyn, an die sich diese Gründe knüpfen. Es müßte nicht bloß die Möglichkeit bewiesen werden, daß ein Stück Fleisch in dem angegebenen Grade verbrennlich werden kann, sondern es muß bewiesen werden, daß eine solche Verbrennung von dem Fleische aus Statt fand; was die andre Meinung betrifft, so muß dargethan werden, daß ein krankhafter Zustand, wie er vorausgesetzt wird, wirklich besteht, und daß die Personen, welche verbrannt sind, sich in diesem krankhaften Zustande wirklich befunden haben, was Alles nicht geschehen ist. Wenn die Vertheidiger der Theorie der S. sagen, daß es nicht ihre Sache sey, die S.en zu erklären, und überhaupt die Naturwissenschaften so Manches nicht erklären können, so vergessen sie, daß Niemand die Wahrheit der Todesfälle durch Verbrennung bezweifelt, und es sey falsch, wenn sie sagen, daß sie den Fall nicht erklären wollen, denn sie erklären ihn wirklich, indem sie behaupten, der Körper sey von selbst ohne äußeres Zuthun verbrannt. Um ein Ereigniß zu erklären, welches man nicht versteht, wird eine Ursache zu Hülfe genommen, die man auch nicht versteht. Anstatt also einfach zu sagen, der vorliegende Fall sey wegen Mangel an genügenden Anhaltepunkten nicht erklärbar, behauptet man, dieser Mangel sey ein Beweis, daß S. Statt gefunden habe, die man zwar nicht zu erklären vermöchte, welche aber dennoch wahr sey, weil seit hundert und mehr Jahren ähnliche Fälle auf gleiche Weise erklärt worden seyen. —

Als ein Hauptgrund für die S. wird angeführt, daß in der Mehrzahl der vorgekommenen Fälle die Zerstörung des Körpers durch Feuer in einem Grade Statt gefunden habe, daß sich nicht annehmen lasse, es sey so viel Brennmaterial außerhalb vorhanden gewesen, um sie zu bewerkstelligen. Dies ist aber eine sehr unsichere Voraussetzung, denn das Feuer, als die Ursache des Todes, hat be-

kanntlich das Eigene, daß es den Stoff, der es nährt, verzehrt, so daß also letzterer nicht wie ein Messer, womit ein Mensch getödtet wird, unverändert zurückbleibt. Das, was gewirkt hat, verschwindet, indem es sich selbst verzehrt. Gegen die Ansicht, daß sich im Körper durch Krankheit ein Zustand erzeugen könne, in welchem er ein brennbares Gas entwickle, welches durch äußere Veranlassung sich entzünde, führt Liebig an, man habe Gasentwicklung im Zellgewebe ꝛc. nur an Leichnamen, und zwar in sehr aufgetriebenen und angeschwollenen beobachtet; sodann entweiche das Gas nicht durch die Haut, sondern man müsse vorher einen Schnitt durch Haut und Zellgewebe machen; dann brenne zwar das Gas, der Körper aber nicht. Uebrigens habe man bei Selbstverbrannten nie einen durch Luftarten aufgetriebenen Zustand wahrgenommen, sondern sie waren vollkommen gesund. Nehme man an, daß sich im Körper selbstentzündliches Phosphorwasserstoffgas erzeuge, so lasse sich dagegen sagen, daß dasselbe die Selbstentzündlichkeit verliert, wenn es mit Holzkohle, Gyps, Papier ꝛc. in Berührung kommt, und daß seine Gegenwart im menschlichen Körper nie, weder bei Gesunden, noch bei Kranken, nicht einmal bei Leichen während der Fäulniß, nachgewiesen worden sey. Es sey überhaupt in hohem Grade giftig, so giftig wie Arsenik, und seine Gegenwart im lebenden Körper mit dem Leben durchaus unverträglich. — Wieder Andre schreiben die Leichtverbrennlichkeit des menschlichen Körpers einem ungewöhnlichen Fettgehalte oder dem Umstande zu, daß derselbe in Folge von Branntweingenuß wie mit Spiritus getränkt sey und deshalb brenne, wie ein Licht oder eine Weingeistlampe, wenn er nur von Außen angesteckt werde. Darauf entgegnet Liebig: man könne eine schwerverbrennliche Substanz nicht leichtverbrennlich machen durch eine leichtverbrennliche, sondern nur dadurch, daß man die Ursache entfernt, wodurch sie schwerverbrennlich wird, oder dadurch, daß man ihre Oberfläche und damit den Zutritt der Luft vergrößert, welche zur Verbrennung unumgänglich nothwendig ist. Tränkt man einen Schwamm oder Papierschnitzel mit Branntwein oder starkem Weingeist und zündet diesen an, so werden Schwamm und Papierschnitzel dadurch nicht verbrennlicher, als sie an sich waren. Der Branntwein brennt ab, und wenn er verbrannt ist, so entzünden sich vielleicht die Papierschnitzel, aber sie brennen jedenfalls nicht früher, als bis der Branntwein verbrannt ist, und nicht besser, als wenn sie nicht mit Branntwein getränkt wären. Der Schwamm brennt nicht. Wirft man ein Stück Fleisch in siedendes Fett und zündet dies an, so brennt das Fett, das Fleisch aber nicht, es entzündet sich nicht und fährt nicht fort zu brennen, wenn das Fett verbrannt ist, es wird nicht leichter entzündlich durch das Fett. Daß ein Strohbesen leicht verbrennt, weiß Jedermann; die Ursache seiner Leichtentzündlichkeit ist seine Lockerheit, weil jeder Halm mit Luft umgeben ist; wenn aber das Stroh zu Häckſel zerschnitten ist, so ist es schwerverbrennlich. Gießt man auf einen Pudding Branntwein und zündet ihn an, so brennt der Branntwein, aber der Pudding nicht. Die Gegenwart von Branntwein oder ein übermäßiger Fettgehalt können dem menschlichen Körper eine Leichtverbrennlichkeit nicht geben, die er an sich nicht besitzt; um den Körper in einem solchen Zustande zu verbrennen, gehört stets ein Feuer von außen dazu, welches fortfährt, auf den Körper zu wirken, wenn der Branntwein oder das Fett verzehrt ist. Der Wassergehalt thierischer Substanzen, welcher im frischen Zustande im Fleisch und den weichen Körpertheilen 75, im Blute 80 % beträgt, macht sie in hohem Grade schwerverbrennlich. Wasser kann auch durch das heftigste Feuer nicht über 80 ° R., seinen Siedepunkt, erhitzt werden; diese Temperatur ist aber lange nicht hoch genug, um die thierische Substanz zu entflammen, Fett bedarf dazu 350°. Alle Substanzen, deren Entzündungstemperatur höher liegt, als 80°, werden schwerverbrennlich, wenn sie im porösen Zustande mit Wasser getränkt werden. So lange Wasser zugegen ist, kann deshalb auch der Fettgehalt den Körper nicht leichtverbrennlich machen, denn so lange der Körper Wasser enthält, entzündet sich das Fett nicht, weil es einen höhern Hitzegrad braucht; es schmilzt und fließt aus, und wenn die dem Feuer ausgesetzten Theile des Körpers ihr Wasser durch Verdampfen verloren haben, so würden sich diese Theile entzünden u. in Flammen ausbrechen, auch wenn kein Fett zugegen wäre. Endlich setzt sich im lebenden Körper dem Anzünden und Brennen desselben ein Umstand entgegen, der in der Leiche fehlt; es ist dies die Cirkulation des Blutes. In einem Stücke Fleisch, auf welches Feuer einwirkt, bleibt die Flüssigkeit, mit welcher es getränkt ist, an ihrem Platze, bis sie verdampft; aber im lebenden Körper fließt durch alle, selbst seine feinsten Theilchen ein Blutstrom, welcher macht, daß die von außen erhitzten flüssigen Theile unaufhörlich hinweg bewegt und durch weniger erhitzte verdrängt werden. Ist die Einwirkung des Feuers von außen sehr heftig, so tritt vom Blute aus eine Gegenwirkung ein, welche in einem Ausfließen von Wasser nach der stark erhitzten Stelle hin besteht; die Haut löst sich ab, es entsteht eine mit Wasser gefüllte Blase, eine Brandblase. So lange dieser Blutstrom dauert, kann wohl der Körper durch äußere Hitze verletzt werden, aber er kann nicht brennen und nicht eher verbraunt oder verkohlt werden, als bis die Blutbewegung aufhört, d. h. wenn er todt ist.

Ein Reisender, Brydone, erzählt, er habe ein Frauenzimmer gekannt, deren Haare so elektrisch gewesen seyen, daß man Funken sah, so oft man sie kämmte; eine andre Thatsache ist die, daß ein amerikanischer Senator, Namens Dayton, beim Ausziehen seiner Strümpfe von Wolle oder Seide elektrische Funken wahrnahm. Ueber die Wahrheit dieser Thatsachen will Liebig keineswegs streiten, aber der Gebrauch, der davon von den Anhängern der S. gemacht wird, erscheine zum Mindesten abgeschmackt. Denn die Eigenschaft der Haare oder Seide, durch Reiben elektrisch zu werden, ge=

hört nicht dem menschlichen Körper, sondern einer jeden Perücke oder jedem Strumpfe an; die Elektricität kommt nicht aus dem Innern des Körpers hervor; denn das abgeschnittene Haar oder der ausgezogene Strumpf besitzt sie ebenfalls; der Körper ist im Gegentheil das größte Hinderniß für ihre Wahrnehmung, und nur in seltenen Fällen ist die Haut so trocken und von der Beschaffenheit, daß die Haare oder die Seide beim Reiben elektrisch werden, obwohl sie die Haut berühren. Nie ist diese Eigenschaft der Elektricitätsentwicklung an dem Körper eines Verbrannten, weder vor, noch nach dem Tode, wahrgenommen, niemals ist mit einem solchen Funken das Haar, oder ein Strumpf, oder die Bekleidung angezündet worden. Strubel bemüht sich, auf Brydone's Thatsache gestützt, einen Erklärungsversuch der S. zu geben und entwickelt folgende Theorie. Wird in einem menschlichen Körper die Elektricitätsentwicklung so gesteigert, oder die Elektricität so angehäuft und kondensirt, daß sie sich in elektrischen Funken nach außen entladet, so kann S. eintreten, und zwar aus folgenden Gründen: Die elektrischen, den Körper nach allen Richtungen durcheilenden Funken müssen nicht nur nach physikalischen Gesetzen das Wasser, das $\frac{4}{5}$ vom Körper ausmacht, in größrer oder geringerer Quantität zerlegen, sondern sie müssen auch die aus der Zerlegung hervorgehenden Elementarbestandtheile desselben, sein Wasser- und Sauerstoffgas, entzünden, mag dies durch den mechanischen Druck der Elektricität, oder durch die chemische Wirkung geschehen. Sauerstoffgas aber mit Wasserstoffgas zusammengebracht und entzündet, ein Verhältniß also, wie es sich in dem gegebenen Falle vorfindet, entwickelt den höchsten Wärmegrad, in dem der Diamant mit Leichtigkeit verflüchtigt werden kann. Nach dieser Erklärungsart der S. versteht sich das, was man bisher für das Wunderbarste gehalten hat, ganz von selbst, nämlich die außerordentliche Schnelligkeit, in der sie von Statten geht, und man kann sich nur über das Gegentheil wundern. Diese Theorie stützt sich, nach Liebig, auf eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Elektricitätsanhäufung und Erzeugung, den Bedingungen der Funkenbildung und der Wasserzersetzung durch Elektricität. Wird das Wasser durch dieselbe zerlegt, so entsteht kein Funke, und wenn ein Funke die Bestandtheile entzündet, so bildet sich Wasser und es kann keine Zerlegung in seine Bestandtheile Statt haben. Aber auch angenommen, es geschähe, wie Strubel will, so würde der Körper durch die Entzündung der Bestandtheile des Wassers in weniger als einer Sekunde, wie eine mit Schießpulver geladene Bombe, in 1000 von Theilen mit einem Knalle zerplatzen und auseinander fahren müssen. Und doch würde der Körper sich nicht entzünden können, trotz der hohen Temperatur, weil aller Sauerstoff von dem Wasserstoff sofort in Beschlag genommen wird, und kein freigewordener Sauerstoff übrig bleibt, um den Körper zu verbrennen. Die außerordentliche Schnelligkeit bei S. ist nach Liebig überhaupt eine bloße Erfindung; in den Fällen, wo man menschliche Körper todt und verbrannt gefunden habe, wisse man über die Art der Verbrennung nicht das Geringste. Dasselbe gelte von der Beschaffenheit der Flamme, welche selbst durch Wasser nicht löschbar seyn soll.

Nach Liebig ergibt sich der schlagendste Beweis der Unbekanntschaft mit den gewöhnlichen Verbrennungsgesetzen und der Unfähigkeit, die vorkommenden Fälle der S. zu erklären, daraus, daß die Vertheidiger derselben auf unbedeutende Umstände, welche gar nicht in Betracht kommen, das größte Gewicht legen, während die wichtigsten als gar nicht existirend von ihnen angesehen werden. Dies sey namentlich der Fall mit dem Dampf, Rauch und Geruch, der die Räume erfüllt, in denen man Verbrannte findet, und dem schmierigen, braunen, fettigen Absatz, welcher Möbel, Fensterscheiben, Spiegel rc. überzieht, den man als besondere Eigenthümlichkeit und als Merkzeichen der S. ansieht. Dieser Absatz ist ein dünner Niederschlag von Theer oder Ruß, und unter den Produkten, welche animalische Substanzen liefern, befindet sich noch eine Schwefelverbindung, welche Bleianstriche und Metallfarben braun färbt oder schwärzt. Diese Produkte bilden sich, wenn Feuer auf verbrennliche Körper einwirkt, welche nicht brennen, und sind ein unwiderleglicher Beweis, daß die Theile, welche sie liefern, nicht gebrannt haben; denn hätten sie gebrannt, und wäre hinreichend Luft vorhanden gewesen, so hätte sich kein Absatz auf Gläsern rc. gebildet. Es liegt in der Natur der Sache, bemerkt Liebig, daß Jemand, welcher in seinem Leben zuweilen Rosenwasser gerochen hat, und der eine Erinnerung davon hat, wie es riecht, in vielen Fällen im Stande seyn wird, Rosenwasser vom kölnischen Wasser zu unterscheiden; aber daß es möglich sey, an dem Geruch, der ein Zimmer erfüllt, zu erkennen, ob er von einer S. herrührt oder nicht, oder daß der Ueberzug auf Möbeln oder Holz von einem von selbst verbrannten menschlichen Körper stammt, und nicht von Leder, Papier, Holz, Haaren, Kleidern, welche alle mit verbrannt sind, und zwar ohne daß der Riechende jemals in einem gleichen Falle sein Geruchsorgan oder Gesicht mit der Eigenthümlichkeit dieser Gerüche oder Absätze bekannt gemacht oder eine Erinnerung davon hat, das gehe über Alles, was man einem Verständigen zu glauben nur zumuthen könne. Es sey geradezu eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes. Die Anhänger der S. betrachten es endlich auch noch als eine Eigenthümlichkeit derselben, daß man, wenn sie Statt hat, niemals Hülferuf vernimmt, offenbar, weil die davon Betroffenen todt sind, ehe sie verbrennen. Dies, meint Liebig, sey genau so, wie wenn man als eine Eigenthümlichkeit des Diebstahles durch Einbruch den Umstand bezeichnen wollte, daß die Hausbewohner, welche bestohlen werden, das Geräusch nicht hörten, welches die Diebe machen, um in das Haus zu kommen.

Wir haben hier im Wesentlichen die in Liebigs Schriftchen niedergelegten Ansichten wiedergegeben; er schließt dasselbe mit folgenden Wor-

ten: „Die gerichtliche Medicin darf, selbst wenn die Selbstverbrennungstheorie wahr wäre, was sie nicht ist, in ein so einfaches und durch die Erfahrung gerechtfertigtes Verfahren nicht eher eingreifen, als bis alle andern wahrscheinlichen Ursachen der Entstehung des Feuers ausgeschlossen sind, und wenn sie dies dennoch thut, so schließt sie ihre Berechtigung aus und nimmt Theil an der Schuld des Thäters, sie nimmt die That in Schutz, indem sie die Untersuchung auf Abwege lenkt. Der Arzt, der in solchen Fällen zu einem Urtheile aufgefordert wird, kann nach Pflicht und Gewissen nur sagen, in welchem Zustande er die Leiche fand, ob die Verletzung durch das Feuer, vor oder nach dem Tode Statt gefunden, ob der Tod eine Folge des Feuers allein war, oder aber vor der Einwirkung des Feuers durch andere Ursachen herbeigeführt worden ist. In keinem Falle ist es ihm gestattet, etwas, was er nicht gesehen, durch Fälle zu erklären, die er ebenfalls nicht gesehen hat, oder durch eine Theorie, die ihm unerklärlich ist."

Diese gewichtigen Gründe können nicht durch die gegnerischer Seits vorgebrachten Meinungen entkräftigt werden, um so weniger, als im Lager der Anhänger der S. selbst Zwiespalt herrscht. Der eine Theil erklärt 45 in der Literatur aufgezeichnete Thatsachen als Fälle von S., während der andere von diesen 45 Fällen nur 3 als solche gelten lassen will, welche der Kritik Stich halten und bei welchen eine natürliche Erklärung sich nicht darbietet. Unberücksichtigt lassen dabei die Bekenner der S., daß die große Mehrzahl der erwähnten Fälle Individuen betrifft, welche dem Gebrauche der Spirituosen ergeben waren, daß die Verbrennung im Rausche, des Nachts und im Winter geschah; daß fast bei Allen Feuer in der Nähe war; daß, mit Ausnahme von 2 Fällen totaler und von 4 theilweiser S., wobei der Betroffne am Leben blieb, niemals weder ein Mann von entschiedner wissenschaftlicher Autorität, noch überhaupt ein Mensch gegenwärtig gewesen ist; daß der eine Fall von einer Kammerfrau und einem Unbekannten, der zweite Fall ebenfalls von einem Unbekannten, welche noch während des Brandes hinzukamen, wahrgenommen und erzählt wird; daß die 4 überlieferten Fälle partieller S. ebenfalls nicht im Geringsten den Anforderungen einer nur gewöhnlichen Kritik entsprechen; daß die Mehrzahl der erzählten Fälle sich in einem Zeitalter ereignete, wo die Rechtspflege eine sehr mangelhafte und die straflose Verübung von Verbrechen dadurch sehr erleichtert war, in einem Zeitalter, das noch Hexenprozesse mit ihren glaubwürdigen Zeugen ꝛc. aufzuweisen hat. Auch mindert sich von Tag zu Tag die Zahl der Anhänger der S., da es Thorheit ist, eine sich darbietende vollkommen ausreichende Erklärung einer Thatsache von der Hand zu weisen und zu einer mit den bekannten Naturgesetzen im Widerspruch stehenden zu greifen. Wenn bei Gelegenheit des Prozesses der Gräfin Görlitz Dr. Graff sagt (im Inspektionsprotokoll, welches unmittelbar nach dem Eindringen in das Haus, einige Stunden nach erfolgtem Tod der Gräfin, aufgenommen wurde): „Erwägt man, 1) daß die Verstorbene sich noch in völliger körperlicher Kraft befand; 2) daß sie noch Abends in voller Gesundheit von ihrer Dienerschaft gesehen worden war; 3) daß sie nicht zu Bette lag, sondern in der Nähe ihres Schreibpultes beschäftigt gewesen seyn muß; 4) daß, obgleich also die Möglichkeit bestand, bei einem Brande von außen sich entweder selbst Hülfe zu leisten, oder wenigstens um Hülfe zu rufen, ein Hülferuf durchaus nicht vernommen wurde, auch eben so wenig, obgleich nahe dem Fenster, irgend ein Zeichen, welches auf Hülfesuchen hindeutete; 5) daß die Verbrennung und Verkohlung aber nach Ausweis der vorliegenden Thatsachen am Kopfe im höchsten Grade Statt fand, und das weite Offenstehen des Mundes, mit vorgestreckter Zunge, einen Mangel an Luft und drohende Erstickungsgefahr zu erkennen gibt — so liegt jedenfalls eine große Wahrscheinlichkeit vor, daß hier der so seltne Fall einer sogenannten S. Statt gefunden haben möge, denn nur unter dieser Voraussetzung läßt sich erklären, warum das Hülferufen oder Suchen sogleich unmöglich geworden, welches, falls ein Licht auf dem Schreibpulte die Haare oder den Kopfputz ergriffen haben sollte, zuverlässig Statt gefunden haben würde" — so wird diese Ansicht vollständig theils durch das Schriftchen Liebigs, theils durch das von Bischoff widerlegt. Wir fassen uns in Bezug auf letzteres kürzer und erwähnen nur die Ansicht Bischoffs, daß er es in dem vorliegenden Fall für möglich und wahrscheinlich hielt, daß der Körper allein durch die vorhandne sichtbar wirkende Ursache des Brandes, nämlich durch den brennenden Sekretär in den Zustand der Verbrennung gesetzt wurde, in welchem man denselben fand. Er führt für diese Ansicht folgende Umstände an: 1) daß die Temperatur und Wärmemenge, welche durch den brennenden Sekretär entwickelt wurde, hinreichend war, den Statt gefundnen Grad der Verbrennung herbeizuführen, 2) daß die Zeit, während welcher der Brand des Sekretärs auf die Leiche einwirken konnte, zur Hervorbringung der genannten Wirkung genügend erschien, 3) daß die Lage der Leiche deren Verbrennung in hohem Grad begünstigte, 4) daß die Form der Verbrennung der Annahme entsprach, daß dieselbe in der Lage, in welcher die Leiche gefunden wurde, Statt hatte; 5) endlich, daß eine ausdrücklich zu diesem Zweck in Gießen angestellte und den bei der Verbrennung der Gräfin vorhandnen Umständen möglichst angepaßte Verbrennung des Kopfes einer menschlichen Leiche dargethan hat, daß die vorgefundene Verbrennung vollkommen durch das Brennmaterial des Sekretärs und in der erwähnten Lage der Leiche herbeigeführt werden konnte, zumal wenn noch auf dessen Inhalt von Papier, Behältern von Schmucksachen und andern Gegenständen Rücksicht genommen wird. Am Schlusse seiner Abhandlung theilt Prof. Bischoff noch einige Versuche mit, die angestellt wurden, um die Frage zu beantworten, ob, wenn der thierische Körper mit Dämpfen brennbarer Stoffe, wie Alkohol, Aether ꝛc., imprägnirt ist, bei Annäherung eines brennenden Körpers eine Flamme entstehen könne, wobei er bemerkt, daß

solche Stoffe, in das Blut übergeführt, mit reißender Schnelligkeit wieder entfernt werden. Einem lebendigen Hunde wurde eine geringe Menge Aether in die Schenkelvene eingespritzt. Brachte man einen brennenden Fidibus an die Nase des Thieres, so entstand beim Ausathmen augenblicklich eine Flamme, die beim Einathmen erlosch, beim Ausathmen sich wieder anzünden ließ u. s. w. Auch Weingeist, in großer Menge ins Blut gebracht, wird durch die Lunge ausgeschieden, ohne sich entzünden zu lassen. Einem Hunde ward Spiritus von 92° in die Schenkelvene gespritzt, ohne daß die ausgeathmete Luft bei Vorhalten einer Flamme brannte.

Als Gegner der liebigschen Ansicht ist neuerdings **Ebers** in Breslau aufgetreten und theilt derselbe 3 Fälle mit, in welchen S. Statt gehabt haben soll. Doch gibt er selbst zu, daß dieselben als entschiedne Beweise nicht volle Gültigkeit beanspruchen können, da besonders hinsichtlich der Ermittlung des Thatbestandes Manches zu wünschen übrig bleibe. Nur die Behauptung Liebigs, Niemand habe einen Menschen brennen sehen, wird durch dieselben widerlegt. Daß bei der Gräfin Görlitz eine S. nicht Statt gefunden habe, hält auch Ebers für ausgemacht; die Möglichkeit der S. scheint ihm aber durch Liebigs Schrift, selbst in Bezug auf die chemische Ursache derselben, nicht widerlegt zu seyn. Ebers sagt von Liebig, er habe Alles gesagt, was sich zur Negative der S. sagen läßt, den Beweis der Unmöglichkeit aber nicht geführt, auch könne er ihn noch nicht führen. Ebers' Ansicht schließt sich Dr. **Lion** zu Breslau an, welcher die Worte Marchands anführt: „Thatsachen, deren Erklärung uns unmöglich erscheint, können uns zwar mit Staunen erfüllen, gehören aber nicht unter die Wunder", und die Orfila's: „Der menschliche Körper kann verbrennen, einige seiner Theile können in Asche verwandelt werden durch eine Ursache, die nicht leicht zu errathen ist, und die man bis jetzt einem eigenthümlichen Zustand des Organismus zugeschrieben hat. Diese mit dem Namen S. bezeichnete Erscheinung muß trotz ihrer Unerklärbarkeit angenommen werden". Und weiter sagt er: „Das Feld der Naturwissenschaften ist so unendlich und bis jetzt unerforscht, daß wir uns nicht anmaßen können, zu sagen, daß etwas unmöglich ist, selbst wenn wir es mit den bis jetzt anerkannten Naturgesetzen nicht in Einklang bringen können. Vieles wissen wir heute, was vor 50 Jahren vielleicht unglaublich, unmöglich schien, und dies kann wieder in 50 Jahren mit Erscheinungen der Fall seyn, die wir heute nach dem Stande der Naturwissenschaften nicht erklären können".

Literatur (vgl. über dieselbe Hencke's „Lehrbuch der ger. Med."): Just. **Liebig**, Zur Beurtheilung d. S. des menschl. Körpers, Heidelb. 1850; — F. L. **Winckler**, Kann die sog. S. des menschl. Körpers nach den dabei auftretenden Produkten von d. Verbrenn. durch d. bek. Veranlassungen herbeigef. unterschieden werden? Darmst. 1850; — **Graff**, Die Todesart der halbverbrannt gefundnen Gräfin Görlitz, med.-ger. Verh. nebst e. Anhang (Separatabdruck aus Hencke's Zeitschr. f. St.-A.-K.), Erlang. 1850; — **Bischoff**, Zus. u. Bemerk. zu d. Abhandl. des Med.-Dir. Graff zu Darmst. über d. Todesart der Gräfin Görlitz, mit bes. Hinbl. auf d. Lehre v. d. S., in Hencke's Zeitschrift f. St.-A.-K., H. 3, 1850; — **Friedreich**, V. d. S. des menschl. Körpers, in den Blätt. f. ger. Anthropologie, Erlangen, 5 H.; — Dr. **Strubel**, Die S. des menschl. Körpers u. s. w., Gießen 1848; — M. R. Dr. **Ebers**, in Günsb. Zeitschr. 1, 4, 1850; — Dr. **Lion**, in Wochenschr. f. d. ges. Heilk. v. Casper, 18., 1851.

Selbstverbrennung der Hinduwittwen, s. Suttich.

Selbstverlag, s. Buchhandel.

Selbstverleugnung, 1) die Hintansetzung gegenwärtiger Annehmlichkeiten, um eine größere und wesentlichere Wohlfahrt zu erlangen; — 2) die Unterdrückung seiner Begierden und Ansichten, um eine gewisse Absicht auszuführen.

Selbstverstümmelung (Rechtsw.), Begriff des Kriminalrechts. Aus demselben Grund, warum der Selbstmord — natürlich als Versuch od. für die Theilnehmer — einer Strafe nicht unterliegt, ist auch die S. an sich, wenn sie nicht in besonderer Absicht geschah, von Strafe befreit. Unter S. ist jede Körperverletzung von erheblichen Folgen zu verstehen, die sich Jemand selbst zufügt. Man mag moralisch gegen diese Handlung mancherlei und mit Recht einwenden, vom Standpunkte des Rechtes aus betrachtet enthält dieselbe kein strafbares Vergehen, so lange sie nicht einer gewissen verbrecherischen Absicht zum Deckmantel dient. So ist z. B. die S. nach neuerem Strafrecht mit Strafe bedroht, wenn sich Jemand durch sie zur Erfüllung einer staatsbürgerlichen Pflicht, z. B. zu Verrichtung des Militärdienstes, wissentlich und absichtlich untauglich macht.

Selbstvertheidigung, 1) s. Nothwehr; — 2) (Rechtsw.), s. Vertheidigung.

Selbstvertrauen, die Ueberzeugung, mit seinen eigenen Kräften und Geschicklichkeiten irgend etwas ausführen zu können.

Selbstwendung, s. Wendung (Geburtsh.).

Selbstwirkender Webstuhl, s. Webestuhl.

Selbstzünder, s. Pyrophor.

Selbstzufriedenheit, s. Zufriedenheit.

Selburg (Geogr.), s. v. a. Seelburg.

Selby, brit. Stadt, England, West-Riding der Grafschaft York, südl. von York, an der schiffbaren Ouse; Segeltuch- und Eisenwaarenfabrik, Gerbereien, Schiffbau, Spinnerei, Handel; Ruinen einer alten Abtei; Geburtsort Heinrichs I.; 4500 Einw.

Selca (a. Geogr.), Ort in Paphlagonien (Ptol. V, 4, 5).

Selcaneck, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrsch. Brandeis; 230 Einw.

Selce romano (ital., Geognos.), s. v. a. Lava vom Capo di Bove oder Nephelindolerit, s. d. u. Lava.

Selchenbach (Nieder- und Ober-S.), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kusel; 320 Einw.

Selchow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Czarnikau, 350 Einw.; — 2) (Dürren=S.), Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Königsberg; 290 Einw.; — 3) das., Kr. Sternberg; 280 Einw.; — 4) das., R.=B. Potsdam, Kr. Teltow; Gut; 260 Einw.; — 5) R.=B. Frankfurt, Kr. Greifenhagen; 2 Vorwerke, Försterei; 620 Einw.; — 6) (Hohen=S.), Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Randow; 390 Ew.

Selchow (Biogr.), Johann Heinrich Christoph von, Rechtsgelehrter, 1732 zu Wernigerode geboren, studirte zu Göttingen, ward daselbst Professor der Rechte, kam 1782 in gleicher Eigenschaft nach Marburg, wo er als Kanzler der Universität 1795 †. Schrieb: Elementa juris germanici privati hodierni, Marb. 1757; 2. Aufl., 1795; — Institutiones jurisprudentiae german., Gött. 1757; 8. Aufl., 1795; — Elementa juris publici germanici, das. 1769; — Einleitung in den Reichshofrathsprozeß, Lemgo 1778—81, 3 Bde., u. A. — Gab heraus: Juristische Bibliothek, Gött. 1764—82, 5 Bde.; — Magazin für der Deutschen Rechte u. Geschichte, das. 1779—83; — Rechtsfälle, das. 1782—86, 4 Bde.; — Neue Rechtsfälle, Frankf. a. M. 1787—89, 3 Bde., u. A.

Selchowerhammer (Bussenhammer), preuß. Dorf, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 270 Einw.

Selchowersee (Wochensee), preuß. Landsee, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Teltow; 1 Meile lang.

Selde, s. Etzels Hofhaltung.

Selden, Johann, Rechtsgelehrter, 1584 zu Salvington in England geb., machte sich durch die in seiner Schrift „De jure naturali et gentium juxta disciplinam Hebraeorum", Lond. 1640, Fol., Straßb. 1665, 4., enthaltene Ausführung des Satzes, daß das Natur= und Völkerrecht mit Hülfe der mosaischen Schriften aus dem Leben der Menschen im Paradiese abzuleiten sey, bekannt; † 1634.

Seldendorf, s. Seltendorf.

Sel digestiv de Sylvius (franz., Min.), nach Beudant, s. v. a. Sylvin (s. d.).

Sel dromi, europ.=türk. Insel, im ägäischen Meer.

Seldschucken (Gesch.), die türkischen Horden, welche, zuerst im Dienste der Ghasnawiden, endlich ganz Vorderasien sich unterwarfen. Ein türkischer Häuptling, Seldschuk ben Dakak, der nach Einigen von dem Schah von Turan, Afrasiab, nach Andern von der jungfräulichen Mutter Alankarah abstammte, war wegen eines Einbruchs in den Harem seines Fürsten aus Turkestan verbannt worden. Von vielen seiner Freunde begleitet, ging er über den Jaxartes, fand bei Mahmud von Ghasna ein Asyl und trat zum Islam über. Bald verband er sich jedoch mit andern turkomannischen Horden gegen Mahmud und unter dessen Nachfolger wurde der Thron der Ghasnawiden gestürzt. Die siegreichen Turkomannen wählten nun Seldschuks Enkel, Togrul Bey, 1008 zum Sultan, der so Stifter der seldschuckischen Dynastie ward, die bis 1192 in Persien regierte. Außer der Hauptdynastie in Bagdad bildeten sich aber noch mehre andere, wie in Kerman (1039—1187), Aleppo (1079—1117), Damask (1096—1154) und Ikonium (seit 1075); das letztere Sultanat war der Schrecken Konstantinopels und der Abscheu des Abendlandes und erhielt sich unter wechselnden Schicksalen bis 1308, wo es von den Mongolen verschlungen wurde. Doch bald erhob es sich wieder und Osman ward als Heerführer der Stifter einer neuen Dynastie, der osmanischen.

Seldschuckische Aera, s. Aere.

Seldul, Fluß in Bulgarien.

Sele (a. Geogr.), Stadt im Innern von Susiana; nach Richard jetzt Salahieh.

Sele (n. Geogr.), 1) (der Silaris der Alten), ital. Fluß, Königreich Neapel; erhält sein Wasser von einer ausgedehnten Gebirgskette, welche zum größten Theil in der Provinz Principato citeriore und zum kleinern Theil in der Basilicata gelegen ist. Vier Hauptflüsse kann man an ihm unterscheiden, in welche viele Nebenflüßchen sich ergießen. Einige derselben kommen von der langen Gebirgskette her, welche sich von Rusco bis Carmine di Avigliano und dann bis zu den Monti di Sirino in der Nähe von Lagonegro erstreckt, und andere strömen von den Nebenzweigen des Gebirgs herab. Der erste Hauptfluß, welcher von seinem Ursprung an den Namen S. hat, entspringt aus einer sehr reichen Quelle in der Nähe der Gemeinde Caposele am Abhang des Berges Paflagone. Das Thal desselben ist bis zu dem Zusammenfluß mit dem Tanagro zwischen hohen Bergen eingeschlossen, läuft von Norden nach Süden und hat ein gemäßigtes Klima. Drei große Bergbäche, welche aus der Gegend von Muro, Avigliano und Tito kommen, bilden den zweiten Hauptfluß, welcher den Namen Pintano hat und diesen in den Namen Bianco ändert nach dem Zusammenflusse des andern großen Bergbaches Landro, welcher aus der Nähe von Pietrafesa kommt. Auch die Thäler dieser Bergbäche werden von hohen Gebirgen eingeengt; zugleich zeigt der Lauf derselben den Zug der Gebirge, welche, von Rusco und Caposele ausgehend, sich gegen Osten erstrecken bis zur Spitze Carmine di Avigliano, dann sich gegen Südwesten zum tyrrhenischen Meere wenden. Der Fluß Tanagro, welcher auf der westlichen Abdachung der Monti di Sirino entspringt, ist der längste unter den 4 Hauptflüssen, welche den S. bilden. Sein Thal, das von Südosten nach Nordwesten läuft und den Namen Valle di Diano hat, bildet eine Ebene in einer Länge von 20 Miglien von Casalnuovo bis zum Monte Soreone und in einer Breite von 3 Miglien. Zwischen diesem Thal und dem tyrrhenischen Meere lagert sich eine weite Gebirgsgegend, deren äußerste Spitze im Westen die Punta di Licosa bildet. Da, wo diese Gebirgsgegend die größte Breite hat, ist sie von dem Thal des Calore durchschnitten, welcher der letzte von den 4 Hauptflüssen des S. ist. Von der Höhe derselben fließen viele Flüßchen ins Meer, von denen die bedeutendsten sind: die

Noce, der Busento, der Trivento, der Lambro und Alento. In einer Entfernung von 12 Miglien vom Meere breitet sich das Thal des S. in eine weite Ebene aus, in welcher der S. die nördliche Seite der Berge bespült. Nachdem der S. den Calore aufgenommen hat, durchschneidet er die andere ausgedehnte Ebene, welche zwischen der Mündung des Solofrone und der Stadt Salerno am Ufer des Meeres sich hinzieht. Diese beiden Ebenen enthalten einen Flächenraum von 120 □Miglien. Die ganze Gegend, welche am Ufer des Meeres durch ihr Klima der Vegetation höchst günstig wäre und zum größten Theil bewässert werden kann, ist dem verpesteten Einfluß der stehenden Wasser ausgesetzt. Der südliche Theil zwischen dem Solofrone und S., wo ehemals die berühmte Stadt Pästum blühte, ist jetzt eine von Einwohnern entblößte Einöde. Längs des Meeresufers sieht man ausgedehnte Sümpfe, und das klare Wasser des Flüßchens Capo di Fiume, welches die Ruinen von Pästum bespült, verwandelt die niedern Felder, die es durchschneidet, in Sümpfe. Die nächsten Gemeinden sind die Capaccia, Eredita und Ogliastro; sie liegen sämmtlich auf den Bergen und haben eine Bevölkerung von nicht ganz 4000 Seelen. Der andere Theil der Ebene zwischen dem S. und dem Tusciano ist gleichfalls entvölkert; längs des Meeresufers hinter der Düne breiten sich Sümpfe aus und verpesten die Luft; auch andere niedere Theile sind versumpft, obgleich man ihnen leicht einen Ablauf in die Flüsse und das Meer geben könnte. In diesem Theile befindet sich bloß die Gemeinde von Eboli, an dem Fuß eines kleinen Hügels, mit etwa 5000 Einwohnern. Aus denselben Gründen ist auch der nördliche Theil der Ebene zwischen dem Tusciano und Forno entvölkert; in der Nähe des Meeres versumpfen die Flüßchen Asa, Vicentino und Forno. Diese, so wie der Tusciano haben im Sommer wenig Wasser, so daß sie nicht die Kraft haben, ihre Mündung ins Meer offen zu erhalten, wenn die großen Wellen des Golfs von Salerno sich am Ufer brechen, darum breiten sie ihr weniges Wasser auf den nahen Feldern aus. In der Nähe des Flüßchens Vicentino blühte ehemals die bevölkerte Stadt Picenza, die Hauptstadt der Picentiner. Jetzt sieht man nur in einer Entfernung von 8—10 Miglien vom Meer auf den Hügeln viele kleine Dörfer, welche zusammen gegen 6000 Seelen zählen und zum größten Theil zum Distrikt von Montecorvino gehören. Das Flußgebiet des S. hat zur südwestlichen Grenze das Meeresufer in einer Ausdehnung von 130 Miglien, von der Punta di Campo-nella bis Sapri. Die Stadt Salerno ist sehr günstig gelegen, um den Stapelplatz dieser weiten Gegend zu bilden, welche mit Salerno durch das Meer eine leichte Kommunikation hat. Die Straße nach Kalabrien, die über la Cava und Salerno führt, und die Straße der beiden Principati, welche bei Avellino von der Straße nach Puglien abgeht, verbinden die fruchtbarsten Gegenden der beiden Flußgebiete des S. und des Volturno. — 2) Europ.-russ. Ort, Gouv. Livland, auf einer Landzunge an der Nordküste der Insel Oesel; nach ihm heißt die Meerenge zwischen Oesel und Dago Selesund.

Selecta (sc. classis, lat.), auf Gelehrtenschulen diejenige Klasse, in welcher die ausgezeichnetsten Schüler der ersten sitzen und zur Universität vorbereitet werden; sie heißen Selektaner. Häufig ist jedoch diese Klasse die Prima und es gibt dann gar keine S.

Selecti (röm. Ant.), 1) Soldaten, welche die Konsuln aus der Armee zu einer kühnen That auswählten; — 2) Ritter, die ihres großen Vermögens wegen zu Richtern gewählt waren; — 3) s. v. a. Consentes.

Self, Fluß, s. v. a. Schelif.

Selefiten, s. Mohammedanische Sekten.

Selefkeh (Selefkieh), asiat. türk. Stadt, Kleinasien, Sandsch. Itschil, an der südöstl. Küste; besteht nur aus Hütten, hat einen kleinen Hafen an der Mündung des Göcksu; in der Nähe die Ruinen von Seleucia.

Selehof (Rechtsw.), s. Dinghof.

Selekt (v. Lat.), ausgewählt, ausgelesen.

Selektaner, s. Selecta.

Selemi, ostindische Goldmünze von Akbar, = 1 Dukaten.

Selema, asiat. Dorf, ostindische Inseln, Amboinen, Insel Ceram, an der Saway-Bai.

Selemnus (Myth.), achäischer Jüngling, der aus Liebe zur Nymphe Aegyra, welche ihn nach Verlust seiner Schönheit vergaß, starb und in den Fluß S. in Achaja verwandelt wurde, der die Kraft besaß, daß die sich darin Badenden die Liebe vergaßen.

Selen (Selenium, Selène, Zeichen Se, Chemie), von σεληνη (Mond), um die Aehnlichkeit seiner Eigenschaften mit dem Tellur (von Tellus, Erde), wofür jenes anfangs gehalten wurde, anzudeuten, ein dem Schwefel am nächsten stehender Grundstoff, von Berzelius 1817 in dem rothen Schwefelschlamm der Schwefelsäurefabrik zu Gripsholm entdeckt, findet sich nur sparsam in der Natur, aber nie isolirt (vgl. indessen den Art. Nilolit); in Mexiko mit Silber und andern Metallen, in Schweden vormals mit Kupfer und Silber im Eukairit, in Norwegen mit Tellur und Wismuth, in Siebenbürgen mit Tellur und Gold, am Harz mit Blei, Kupfer und Quecksilber, zu Kraslitz und Lukawit und an andern Orten mit Kupfer u. Eisen im Schwefelkies, zu Schlackenwalde in Böhmen im Tellurkies, auf den liparischen Inseln mit Schwefel und Salmiak, zu Rheinbreitenbach in der Kupferblüthe. Als Bestandtheil der meisten Schwefelkiese geht es aus diesen in den daraus gewonnenen Schwefel und die Schwefelsäure über.

Darstellung. a) Aus dem Selenschlamme der gripsholmer Schwefelsäurefabrik. Dieser röthliche Bodensatz besteht aus S., Schwefel, Arsenik, Zink, Zinn, Blei, Eisen, Kupfer und Quecksilber. Man mengt ihn nach dem Trocknen mit Salpetersalzsäure zu einem Brei, den man gelinde erwärmt, und wenn er hierbei Rettiggeruch entwickelt, mit mehr Salpetersalzsäure versetzt, fügt nach 48 Stunden, wo die rothe Farbe in die grünlichgelbe des unreinen

Schwefels übergegangen und alles S. gelöst ist, Wasser hinzu, fällt hierauf das Bleioxyd durch Schwefelsäure, filtrirt, wäscht lange aus, und leitet durch das dunkelgelbe, mit dem Waschwasser gemischte Filtrat Hydrothiongas, welches ein Gemeng von Selenschwefel und von Schwefel-Kupfer, -Quecksilber, -Zinn und -Arsenik fällt, während Eisen und Zink gelöst bleiben. Man behandelt den ausgewaschenen und ausgedrückten schmutziggelben Niederschlag mit koncentrirter Salpetersalzsäure, bis das ungelöst Bleibende die gelbe Farbe des Schwefels angenommen hat, dekantirt die Lösung, verjagt aus ihr durch Abdampfen die meiste überschüssige Säure, mischt den, aus seleniger Säure, schwefelsaurem Kupferoxyd, Chlorzinn, Chlorquecksilber und wenig Arseniksäure bestehenden Rückstand mit kleinen Antheilen von Kalilauge, welche das Kupfer-, Zinn- und Quecksilberoxyd niederschlägt, dampft die filtrirte alkalische Flüssigkeit zur Trockne ab, glüht den Rückstand im Platintiegel, um noch eine Schur Quecksilber zu verjagen, pulvert den Rückstand rasch in einem warmen Mörser, mengt ihn mit einer wenigstens gleichen Menge von Salmiak und erhitzt das feine Gemeng in einer Glasretorte allmählig, bis aller Salmiak verflüchtigt ist, oder auch stärker. Durch das entweichende Wasser und Ammoniak wird etwas S. in die Vorlage übergerissen; aber das meiste sublimirt sich im obern Theil der Retorte, oder bleibt bei schwächerem Erhitzen der Salzmasse beigemengt. Man löst diese in Wasser, wäscht das S. auf dem Filter gut aus und destillirt es nach dem Trocknen in einer Glasretorte. — b) Aus Selenblei. Man befreit das gepulverte Erz durch Digestion mit verdünnter Salzsäure von beigemengtem Kalk- und Eisenspath, mengt es nach dem Waschen und Trocknen innig mit gleich viel geglühtem Weinstein und glüht es mäßig eine Stunde lang im irdenen Tiegel, mit grobem Kohlenpulver bedeckt. Man zerreibt die erkaltete Masse schnell in einer warmen Reibschale, bringt das Pulver auf ein Filter, übergießt es mit gut ausgekochtem, kochendem Wasser und wäscht es so lange, als sich das Wasser noch färbt; hierbei muß das Filter immer ganz mit Wasser gefüllt seyn, damit das Selenkalium nicht mit der Luft in Berührung kommt. Das rothbraune Filtrat, in flachen Schalen der Luft ausgesetzt, bedeckt sich mit einer rothschwarzen Kruste von S., die man öfters zerstört, bis sie sich nicht wieder bildet und die Flüssigkeit entfärbt ist. Man wäscht das niedergeschlagene S. auf einem Filter und befreit es durch Destillation von einer kleinen Menge beigemischtem Selenmetall. — c) Aus den Selenmetallen überhaupt gewinnt man es, indem aus diesen wässerige Selensäure dargestellt, diese mit Kali gesättigt, abgedampft, der Rückstand mit gleich viel Salmiak gemengt u. das S. aus einer Retorte sublimirt wird. — d) Aus dem kraslitzer Vitriolöl wird es auf die Weise erhalten, daß man dieses mit der doppelten Menge Wasser verdünnt, den entstandenen rothen Niederschlag durch Abgießen und Auswaschen von der Schwefelsäure befreit und nach dem Trocknen daraus das S. abdestillirt. — Am Harz auf der Wilhelmhütte wird jetzt das S. aus selenhaltigen Silbererzen im Großen gewonnen und in Form kleiner federspuldicker Cylinder oder in der Gestalt kleiner Medaillons des Entdeckers in den Handel gebracht.

Eigenschaften. Das S. hat ein spec. Gew. von 4,3 bis 4,32; es ist spröde, wie Glas, nicht hart, leicht zu ritzen und zu pulvern. Nach raschem Erkalten der geschmolzenen Masse von metallglänzender rothbrauner Oberfläche und muscheligem, dunkel bleigrauem, glänzendem Bruche, nach sehr langsamem Erkalten von körniger, bleigrauer Oberfläche und feinkörnigem, mattem Bruche. Aus flüssiger seleniger Säure durch verdünnte schwefelige Säure bei großer Verdünnung kalt im Tageslicht niedergeschlagen, bildet es ein goldgelbes Häutchen; in minder vertheiltem Zustande, aus einer nicht zu verdünnten Lösung gefällt, erscheint es als scharlachrothes Pulver, welches sich beim Erwärmen der Flüssigkeit zu einem erst dunkelrothen, dann rothschwarzen dichtern Pulver vereinigt. Das nach dem Schmelzen erstarrte S. liefert beim Zerreiben ein dunkelrothes Pulver, welches da, wo es unter dem Pistill zusammenbäckt und Politur annimmt, grau und metallglänzend wird. In dünnen Lagen ist es mit rubinrother Farbe durchscheinend. Es wird in der Wärme weich, bei 100° halb, bei wenig höherer Temperatur ganz flüssig, bleibt beim Erkalten lange weich, läßt sich kneten und in lange durchsichtige Fäden ziehen; noch unter der Glühhitze (etwas unter 700°) kommt es zum Sieden; die Farbe des Dampfes ist dunkler gelb, als die des Chlorgases, heller gelb, als die des Schwefeldampfes, und verdichtet sich in engen Gefäßen zu metallischglänzenden Tropfen, in weiten zu scharlachrothen Blumen; an der Luft zu einem rothen Nebel, der keinen merklichen Geruch besitzt; ist die Hitze so hoch gestiegen, daß eine Oxydation Statt findet, dann tritt ein starker Rettiggeruch hervor. Das S. leitet schlecht die Wärme, nicht die Elektricität, wird aber durch Reiben elektrisch. Es löst sich in Aetzkalilauge auf, nicht in Salzsäure; von Salpetersäure und Königswasser wird es langsam gelöst und in selenige Säure verwandelt. Auch von fetten Oelen wird es gelöst, nicht von ätherischen. In koncentrirter wasserhaltiger Schwefelsäure löst es sich mit schön grüner Farbe, und zwar ohne Zersetzung der Säure und ohne Oxydation des S.s. Von Wasser wird es daraus wieder mit rother Farbe niedergeschlagen. Diese Löslichkeit erklärt, warum es bisweilen in der käuflichen Schwefelsäure enthalten ist.

Verbindungen des S.s. a) Mit Sauerstoff. Das S. hat eine schwächere Verwandtschaft zum Sauerstoff, als der Schwefel; beim gelinden Erhitzen an der Luft verdampft es unverändert, und nur beim stärkeren, z. B. durch Berührung mit einer Flamme, verbrennt es, wenigstens zum Theil, an der Luft mit röthlichblauer, im Sauerstoffgase mit unten weißer, oben blaugrüner Flamme zu Oxyd und seleniger Säure. Es sind drei Oxydationsstufen des S.s bekannt: Selenoxyd, selenige Säure und Selensäure.

1) Selenoxyd, SeO, bildet sich neben etwas seleniger Säure beim Verbrennen des S.s in der Luft oder im Sauerstoffgase, oder beim Erhitzen des Selenschwefels mit Salpetersalzsäure, deren Gehalt an Salpetersäure zur Oxydation des Schwefelselens nicht hinreichend ist. Man erhält das Selenoxydgas im mit Sauerstoffgas gemengten Zustande durch Verbrennen des S.s in einem mit Sauerstoffgas gefüllten Gefäße und Hinwegnehmen der zugleich gebildeten selenigen Säure durch Schütteln mit Wasser. Das Selenoxyd ist ein farbloses Gas, von durchdringendem Rettiggeruch, wird von Wasser und Aetzlaugen nur wenig absorbirt, ertheilt diesen seinen Geruch, aber keinen Geschmack; röthet nicht Lackmus; die wässerige Lösung wird durch Schwefelwasserstoff nicht gefällt.

2) Selenige Säure, SeO_2, entsteht beim Verbrennen des S.s in der Luft oder im Sauerstoffgase, neben dem Oxyd, so wie bei der Behandlung des S.s mit Salpetersäure oder Salpetersalzsäure oder mit Schwefelsäure u. Braunstein. Zur Darstellung der selenigen Säure erhitzt man S. in einer Kugelröhre stark und leitet Sauerstoffgas über dasselbe, wobei die Säure sublimirt. Oder man löst das S. in erwärmter Salpetersäure oder Salpetersalzsäure auf und erhitzt die Flüssigkeit in einer Retorte, wo zuerst Salpetersäure und Salzsäure überdestilliren u. später sich die selenige Säure sublimirt.

Die selenige Säure sublimirt in weißen, oft zolllangen, vierseitigen Nadeln von besonderem Glanze, oder bei zu großer Wärme der Stelle, wo sie sich verdichtet, als eine dichte durchscheinende weiße Masse; bei gewöhnlichem Luftdruck ist sie nicht schmelzbar, sie bäckt nur etwas zusammen; bis nahe zum Siedepunkt des Vitriolöls erhitzt, verdampft sie und bildet einen wie Chlorgas gefärbten Dampf; sie schmeckt rein sauer, hinterher brennend, hat in Dampfgestalt einen stechenden Geruch. In Wasser ist die Säure leicht löslich und wird beinahe in allen Portionen von siedend heißem Wasser aufgelöst. Eine heiß gesättigte Auflösung schießt beim schnellen Abkühlen in kleinen Körnern an; bei weniger schneller Abkühlung bildet sie streifige Prismen von wasserhaltiger seleniger Säure. Sie löst sich auch leicht in Alkohol auf. Die selenige Säure wird sowohl auf nassem, als auf trockenem Wege sehr leicht reducirt. Wäscht man eine Auflösung von seleniger Säure mit Salzsäure, so findet keine Zersetzung Statt. Setzt man aber in diese Auflösung ein Stück Zink oder blankes Eisen, so erhält dieses augenblicklich eine Kupferfarbe, und S. wird allmählig in rothen, braunen oder schwarzgrauen Flocken niedergeschlagen, je nachdem der Niederschlag in höheren oder niedrigeren Wärmegraden geschah. Schweflige Säure od. schwefligsaures Alkali fällt aus der mit einer Säure versetzten Auflösung von seleniger Säure das S. in der Kälte und im Dunkeln sehr langsam, in der Wärme oder im Sonnenlichte aber rasch in rothen oder rothschwarzen Flocken. Schwefelwasserstoff zersetzt sich mit seleniger Säure in Selenschwefel und Wasser.

Die selenige Säure ist eine ziemlich starke Säure, sie treibt die Salpetersäure und Salzsäure aus ihren Verbindungen, wird aber durch weniger flüchtige Säuren, z. B. durch Schwefelsäure, Borsäure u. s. w., ausgetrieben. Mit den Salzbasen vereinigt sie sich zu den selenigsauren Salzen, Seleniites. Ihre Affinität zu den Salzbasen ist beträchtlich, jedoch scheint sie immer der Schwefelsäure, in den meisten Fällen auch der Salz- und Salpetersäure nachzustehen. Es sind ein-, zwei- und vierfachsaure und nur wenige basische selenigsaure Salze bekannt. Die einfach-selenigsauren Alkalien reagiren immer alkalisch, sie zeigen keinen der Säure eigenthümlichen, sondern einen rein salzigen Geschmack. Die zweifach-selenigsauren Salze (die sich jedoch bei Blei-, Kupfer- und Silberoxyd und bei Quecksilberoxydul nicht hervorbringen lassen) reagiren sauer. Vereinigt man ein Alkali mit so viel seleniger Säure, daß die Flüssigkeit sich gegen Pflanzenfarben neutral verhält, so liefert sie beim Abdampfen Krystalle von zweifach-selenigsaurem Alkali und behält das einfach-saure, mit alkalischer Reaktion gelöst. Vierfach-selenigsaure Salze kommen nur bei den Alkalien vor. In der Hitze lassen manche selenigsaure Metalloxyde alle Säure fahren, andere, wie das Bleisalz, einen Theil, andere gar keine. Die selenigsauren Salze entwickeln beim Glühen mit Kohle, ohne Verpuffung, Kohlenoxyd- und kohlensaures Gas, und werden entweder unter Entwickelung von wenig Selendampf in Selenmetalle verwandelt, wie bei den fixen Alkalien und vielen Metalloxyden, oder sie entwickeln alles S. und lassen Metalloxyd, wie bei den Erden, zurück. In der innern Löthrohrflamme auf Kohle mit Phosphorsalz oder kohlensaurem Natron geschmolzen, geben die selenigsauren Salze den Rettiggeruch. Die durch Schmelzen mit kohlensaurem Natron erhaltene Masse färbt Silberblech bei Wasserzusatz auf dieselbe Weise, wie die mit schwefelsauren Salzen erhaltene Masse. Werden die selenigsauren Salze mit Salmiak in einer Glasröhre oder Retorte geglüht, so sublimirt S. Ihre Auflösung mit Wasser oder Salzsäure gibt mit schwefeliger Säure in der Kälte einen rothen, in der Wärme einen grauen Niederschlag von S. Ihre Auflösung in Säuren setzt auf Zink erst kupferrothes, dann braunes u. schwarzes S. ab. Mit wässeriger Salzsäure versetzt, geben sie mit Schwefelwasserstoff in der Kälte einen gelben, in der Wärme einen gelbrothen Niederschlag von Selenschwefel. Leitet man durch die wässerige Lösung des selenigsauren Ammoniaks, Kalis oder Natrons Hydrothiongas, so entsteht derselbe rothgelbe Niederschlag, der aber schwarzbraun wird, weil das gebildete Einfach-Schwefelmetall (oder Einfach-Hydrothion-Alkali) den Schwefel daraus aufnimmt und sich in Fünffach-Schwefelmetall (hydrothionigsaures Alkali) verwandelt. Diese Verbindung wird bei längerem Durchleiten von Hydrothiongas, unter Fällung von fast selenfreiem Schwefel, in Hydrothion-Schwefelmetall (oder Zweifach-Hydrothion-Alkali) verwandelt. Borax-, Phosphor- oder Schwefelsäure treiben in

der Hitze die selenige Säure aus ihren Salzen aus. Salzsäure ist ohne Wirkung.

3) **Selensäure**, SeO_3, bildet sich nur auf trockenem Wege, indem man S. oder ein Selenmetall, oder auch selenigsaures Kali oder Natron mit Salpetersäure verbrennt. Das S. muß hierbei vollkommen frei von Schwefel seyn, indem Selensäure und Schwefelsäure, so wie ihre Salze nicht geschieden werden können. Man vermischt sehr genau 1 Th. S. mit 3 Th. Salpeter und läßt das Gemenge nach und nach in kleinen Antheilen in einem erhitzten Tiegel verpuffen. Das zurückbleibende selensaure Kali wird in Wasser gelöst und die Auflösung so lange mit salpetersaurem Bleioxyd vermischt, als noch ein Niederschlag entsteht, welcher, gewaschen und in Wasser zertheilt, durch Schwefelwasserstoffgas zerlegt wird; die vom Schwefelblei getrennte Flüssigkeit wird zur Entfernung des Schwefelwasserstoffgases gekocht und die Säure alsdann durch Abdampfen koncentrirt. Ist die Temperatur beim Abdampfen bis auf + 280° gestiegen, dann hat die Säure den höchsten Grad von Koncentration erlangt, den sie ohne Zersetzung erlangen kann. Setzt man das Abdampfen noch weiter fort, so steigt die Temperatur bis auf + 290°, und alsdann verwandelt sich die Säure sehr rasch in selenige Säure und in Sauerstoffgas. Bei dem obigen Koncentrationsgrade ist das spec. Gewicht der Selensäure 2,60. Sie besitzt die Konsistenz der Schwefelsäure, ist farblos, sauer und ätzend wie diese. Mit Wasser erhitzt sie sich eben so stark wie die Schwefelsäure, und aus der Luft zieht sie allmählig Feuchtigkeit an. Im wasserfreien Zustande ist sie unbekannt, bei 2,6 spec. Gew. enthält sie ungefähr 16 Procent Wasser; sie zerfällt beim Kochen mit Salzsäure in Chlorgas und selenige Säure, und ihr Gemisch mit Salzsäure löst Gold und Platin auf. Die wasserhaltige Selensäure löst in der Wärme Kupfer und Gold, nicht aber Platin, unter Bildung von seleniger Säure, dagegen Zink und Eisen, unter Bildung von Wasserstoffgas. Sie wird weder durch schwefelige Säure, noch durch Hydrothionsäure zersetzt; mit Wasser erhitzt sich die koncentrirte Säure so stark wie Vitriolöl. Mit Salzbasen bildet die Selensäure Salze, welche mit den schwefelsauren, chromsauren und mangansauren Salzen isomorph sind. Die selensauren Salze halten meist die Glühhitze ohne Zersetzung aus; auf glühenden Kohlen verpuffen sie mit Selengeruch, meistens ein Selenmetall zurücklassend. Vor dem Löthrohr mit Phosphorsalz oder kohlensaurem Natron zeigen die selensauren Salze dieselben Verhältnisse wie die selenigsauren. Sie werden durch Wasserstoffgas bei viel schwächerer Glühhitze zu Selenmetall reducirt, als die schwefelsauren Salze zu Schwefelmetall. Durch Erhitzen mit Salmiak werden sie unter Abscheidung des S.s zersetzt; sie liefern beim Kochen mit Salzsäure selenige Säure und Chlor (wodurch sie vermögend werden, Gold zu lösen und Indigotinktur zu entfärben), so daß sie jetzt durch schwefelige Säure oder Schwefelwasserstoff (welche S. und Schwefelselen abscheiden), und nicht mehr durch salzsauren Baryt fällbar sind. Alle einfach-selensauren Salze lösen sich in Wasser; nur das Baryt-, Strontion-, Kalk- und Bleisalz lösen sich nicht oder schwer in Wasser und verdünnter Salpetersäure. Die gelösten Salze geben daher mit Barytsalzen einen in Säuren unlöslichen Niederschlag.

b) **S. und Wasserstoff.** Das S. verbindet sich mit Wasserstoff nur in einem Verhältnisse zu

4) **Selenwasserstoff** (**Hydroselen**, **Hydroselensäure**, **Wasserstoff-Selenid**), HSe. Man erhält den Selenwasserstoff durch Uebergießen von Selenkalium oder Seleneisen mit wässeriger Salzsäure und Auffangen des sich beim Erhitzen entwickelnden Gases über Quecksilber. Es ist ein farbloses Gas, riecht anfangs dem Schwefelwasserstoff ähnlich, dann verursacht es Trockenheit und eine stechende, zusammenziehende und schmerzhafte Empfindung in allen Theilen der Schleimhaut der Nase, die das Gas berührte; durch eine erbsengroße Blase des Gases werden die Augen entzündet, der Geruchsinn durch mehre Stunden aufgehoben und häufig ein anhaltender Schnupfen oder trockener peinlicher Husten hervorgebracht. Wasser absorbirt das Hydroselengas reichlicher, als Hydrothiongas. Das damit gesättigte Wasser ist farblos, riecht schwach und schmeckt hepatisch, es röthet Lackmus und färbt die Haut anhaltend rothbraun. Der Luft ausgesetzt, trübt und röthet es sich v. oben nach unten und läßt, unter gänzlicher Zersetzung, das S. in rothen Flocken fallen. Es zersetzt sich mit den meisten in Säuren gelösten schweren Metalloxyden zu Wasser und Selenmetallen, welche mit brauner oder schwarzer Farbe niederfallen; mit den Salzen des Ceriums, Mangans und Zinks gibt das Hydroselenwasser fleischrothe Niederschläge von Selenmetallhydrat oder Hydroselen-Metalloxyd. Mit Salzbasen bildet Selenwasserstoff die hydroselensauren Salze, s. **Selenmetalle**.

5) **S. und Phosphor.** Beide Stoffe sind bei der Schmelzhitze des Phosphors nach allen Verhältnissen mischbar. Phosphor mit viel S. verbunden stellt eine dunkelbraune glänzende, leicht schmelzbare Masse von muscheligem Bruche dar; aus einer Verbindung mit überschüssigem Phosphor entwickelt sich dieser bei der Destillation, mit wenig S. verbunden, in rothen durchscheinenden Tropfen, die nach dem Erkalten bräunlichgelbe Farbe und krystallinisches Gefüge erhalten. Erwärmtem Wasser theilt das S. etwas Selenwasserstoff mit; in erhitztem Kalihydrat löst er sich zu Selenkalium oder Selenwasserstoff-Kali und zu phosphorsaurem Kali auf.

6) **S. und Schwefel** lassen sich in allen Verhältnissen zusammenschmelzen. Man erhält S_2Se°. (seleniges Sulphid, **Berzelius**), wenn 1 At. S. und 2 At. Schwefel zusammengeschmolzen werden, oder wenn in eine Lösung der selenigen Säure ein Strom Schwefelwasserstoffgas geleitet wird. Die Flüssigkeit trübt sich, wird citronengelb und endlich senkt sich sehr langsam ein anfangs citronengelber, bald pomeranzenfarben werdender Niederschlag. Durch

Zusatz von Salzsäure und durch Erhitzen der Flüssigkeit geschieht die Fällung schneller unter Bildung eines feuerrothen elastischen Körpers. Dieses Schwefelselen wird bei 100° weich und schmilzt einige Grade über 100°; bei noch höherer Temperatur kocht es und geht als eine, nach dem Erstarren durchsichtige pomeranzengelbe Materie über. Beim Verbrennen an der Luft erzeugt sich vorzüglich schwefelige Säure, dann Selenoxyd; bei unvollkommenem Luftzutritt verdampft zugleich unverbranntes S. Salpetersäure zersetzt den Selenschwefel nur schwierig, Salpetersalzsäure leicht. Mit wenig kalter Kalilauge übergossen, wird Schwefel aufgenommen und schwefelhaltiges S. bleibt zurück; mehr Kalilauge löst sämmtlichen Schwefel und läßt reines S. zurück.

7) Selensulphid, S_3S, erhält man durch Zusammenschmelzen von 1 At. S. und 3 At. Schwefel. Diese Verbindung ist im geschmolzenen Zustand schwarz, viel weniger flüchtig, als Schwefel, und läßt sich unverändert überdestilliren. Nach dem Erkalten ist sie vollkommen durchsichtig und gelbroth. Sie bleibt eine Zeit lang weich und elastisch, erhärtet dann, wird undurchsichtig und ziegelroth. Von Aetzkali wird sie ohne Rückstand gelöst, wenn Kali im Ueberschuß vorhanden ist, im entgegengesetzten Falle bleibt S. zurück.

S. u. Chlor vereinigen sich in mehren Verhältnissen, von welchen das — 8) Superchlorür, $SeCl_2$, am genauesten gekannt ist. S., über welches man Chlorgas leitet, zerfließt anfangs unter Erhitzung zu einer braunen Flüssigkeit, die dann durch mehr Chlor in eine weiße feste Masse, das Selensuperchlorür, verwandelt wird. Beim Erhitzen verflüchtigt es sich in gelben Dämpfen, ohne vorher zu schmelzen; die Dämpfe legen sich an kältere Körper in kleinen weißen Krystallen an, die sich bei weiterem Sublimiren in eine dichte, beim Erkalten rissig werdende Masse vereinigen. Mit Wasser bildet es unter Wärmeentwickelung und schwachem Aufbrausen eine wasserhelle Lösung von Salzsäure und seleniger Säure.

9) Selenchlorür, Se_2Cl. Wenn das trokkene Selensuperchlorür mit mehr S. versetzt wird, so verbinden sich beide beim Erwärmen zu einer dunkelgelben, durchscheinenden Flüssigkeit, welche destillirt werden kann, aber weniger leicht flüchtig ist, als das Superchlorür. Sie ist schwerer, als Wasser, zersetzt sich in demselben langsam und bildet Salzsäure, selenige Säure und S. Die Verbindungen von S. mit Brom und Fluor s. Brom- und Fluorselen.

Selenäisches Gebirg (a. Geogr.), s. v. a. Mondgebirg.

Selenäthyl (Selenwasserstoffäther), nach Löwig eben so dargestellt, wie das Schwefeläthyl und hat gleiche Eigenschaften; es brennt unter Absatz von Selen und Rettiggeruch.

Selenaldin, eine künstliche organische Base, von Liebig u. Wöhler entdeckt, entsteht analog dem Thialdin durch Einleiten von Selenwasserstoffgas in eine mäßig koncentrirte Lösung von Aldehyd-Ammoniak. Es bildet kleine farblose Krystalle, welche wahrscheinlich isomorph mit dem Thialdin sind, aber an der Luft schnell zersetzt und gelb werden, einen schwachen unangenehmen Geruch haben, sich in Wasser etwas, in Alkohol und Aether leicht lösen.

Selenarsin, s. Kakodylselenit.

Selenblei (Min.), s. v. a. Selenbleiglanz (s. d.).

Selenbleiglanz (Min.), Species der Glanzgattung Bleiglanz (s. d.).

Selenbleikupfer (Min.), s. v. a. Selenkupferbleiglanz (s. d.).

Selenbleispath (Min.), auch selenigsaures Bleioxyd, ein prismatischer Bleibaryt, erscheint nur in kugeligen traubigen Partien von faserigem Bruche und deutlicher Spaltbarkeit nach einer Richtung, H. = 3,0 — 5,0, G. unbekannt, schwefelgelb mit farblosem Strich, fett- bis glasglänzend. Nach Karsten selenigsaures Bleioxyd mit ganz wenig Kupferoxyd. Im Schiefergebirge auf Friedrichsglück bei Eisfeld.

Selenbrom, s. Bromselen.

Selenchlorid, s. Selen 9).

Selenchlorür, s. Selen 8) und 9).

Selendi, asiat.-türk. Flecken, Anatolien, nordöstl. von Smyrna.

Selene (griech.), 1) Mond; — 2) mondförmiger Kuchen, Weizenbrod; — 3) (Med.), ein weißer Nagelfleck.

Selene, 1) (Mythol.), s. Luna; — 2) (Gesch.), Gemahlin des syrischen Königs Antiochus, hielt sich nach ihres Gemahls Tode noch eine Zeit lang auf dem Thron, s. Syrien (Gesch.).

Selene, I. (Entom.), s. v. a. Argynnis Selene *L.*, s. Perlmutterfalter; — II. (Ichthyol.), nach Lacépède, Untergatt. von Zeus *L.* Typus: Zeus Selene *Lacép.* Mondfisch in Südamerika.

Selenfluor, s. Fluorselen.

Selenga, asiat.-russ. Fluß, Sibirien, Gouv. Irkutsk, entsteht in der Mongolei, im Khalka-Lande, durch Zusammenfluß einiger Quellflüsse, fließt gegen Osten, dringt in Rußland ein und fließt in den Baikal-See; er ist schiffbar von seinem Eintritt in das russische Reich an.

Selenginsk, asiat.-russ. Kreisstadt, Gouv. Irkutsk, rechts am Selenga, südöstl. am Gusinoe-See; Stationsort für den Handel nach China in Kiächta; Militärwaisenhaus; 2600 Einw.; in der Nähe Salzquellen.

Selengiskier, Volksstamm in der Mongolei (s. d.).

Selenia (Bot.), nach Nuttall, Gattung der Tetradynamae Septatae *Rchb.* Art: S. aurea *Nutt.* Einjährige Pflanze in Nordamerika, am Arkansasfluß.

Seleniasis (griech., Med.), die Mondsucht.

Seleniate, s. v. a. Selensaure Salze.

Selenide, nach Berzelius, die Verbindungen des Selens mit elektronegativen Metallen B. Selenantimon.

Sélénides (franz., Min.), nach Beudant, Mineralklasse, nach Ampère Familie der Gazolyte.

Selenige Säure, s. Selen 2).

Selenigsaure Magnesia (Chem.), 1) neutrale, verhält sich wie das Kalksalz; — 2) saure, bildet eine weiche, teigige, an der Luft Feuchtigkeit anziehende Masse.

Selenigsaurer Baryt (Chem.), 1) neutraler, ist ein weißes Pulver, welches sich nicht in Wasser, aber in seleniger Säure, Salzsäure und Salpetersäure auflöst. Es schmilzt noch nicht bei der Temperatur des schmelzenden Glases und besteht aus: $BaO + SeO_2$. — 2) Saurer, wird durch Auflösen von kohlensaurem Baryt in seleniger Säure und Abdampfen als eine körnige Masse erhalten, die nur langsam vom Wasser wieder aufgenommen wird. $BaO + 2\,SeO_2$.

Selenigsaurer Kalk (Chem.), 1) neutraler, schlägt sich nieder, wenn man kohlensauren Kalk mit seleniger Säure sättigt, und bildet ein weißes, zartes, sehr schwer lösliches Pulver, schmilzt im Glühen und greift dabei das Glas sehr stark an. $CaO + SeO_2$. — 2) Saurer, durch Auflösen des vorigen in seleniger Säure erhalten, schießt beim Verdunsten in kleinen luftbeständigen Prismen an. Durch Aetzammoniak, so wie durch Glühen verliert er die Hälfte der Säure. $CaO + 2\,SeO_2$.

Selenigsaure Salze, s. Selen 2).

Selenigsaures Ammoniumoxyd (Chem.), 1) neutrales, nach Berzelius, durch Auflösen der Säure in überschüssigem Ammoniakliquor u. Verdunsten bei gelinder Wärme erhalten, ist ein hygroskopisches Salz. $NH_4O + SeO_2$. — 2) Zweifachsaures, bildet sich aus dem vorigen durch längeres Stehen der Lösung, u. setzt sich als strahlige Krystallmasse ab, die sich an der Luft nicht verändert. $NH_4O + 2\,SeO_2$. — 3) Vierfachsaures, erhält man beim Abdampfen des vorigen in der Wärme als eine nicht krystallinische, sehr hygroskopische Masse. $NH_4O + 4\,SeO_2$.

Selenigsaures Bleioxyd (Min.), nach Karsten, s. v. a. Selenbleispath (s. d.).

Selenigsaures Eisenoxyd (Chem.), 1) neutrales, erhält man durch doppelte Zersetzung als weißen, pulverigen, beim Trocknen gelblich werdenden Niederschlag. $Fe_2O_3 + 3\,SeO_2$. — 2) Saures, entsteht durch Auflösen von Eisen in einer Mischung von seleniger Säure und Salpetersäure; beim Verdunsten schießen blättrige pistazіengrüne Krystalle an. $Fe_2O_3 + 6\,SeO_2$. — 3) Basisches, bildet sich durch Behandeln des vorigen Salzes mit Ammoniak, und ist ein gelbes Pulver.

Selenigsaures Eisenoxydul. Eisen löst sich in seleniger Säure nicht auf, reducirt aber letztere und überzieht sich mit einer kupferähnlichen Haut von Selen. Durch doppelte Wahlverwandtschaft erhält man die Verbindung als einen weißen Niederschlag, der sich an der Luft höher oxydirt. $FeO + SeO_2$.

Selenigsaures (Selensaures) Goldoxyd, scheint zu existiren, da nach Mitscherlich die Selensäure Gold auflöst, indem ein Theil zu seleniger Säure reducirt wird.

Selenigsaures Kali (Chem.), 1) neutrales, trocknet zur weißen, rauhen Salzmasse ein, schmilzt im Glühen ohne Zersetzung, wird an der Luft ein wenig feucht, löst sich in fast allen Verhältnissen in Wasser, nicht in Alkohol und besteht aus: $KO + SeO_2$. — 2) Zweifachsaures, bildet federartige Krystalle, wird ebenfalls feucht an der Luft, gibt bei fortgesetztem Glühen die Hälfte der Säure ab, löst sich leicht in Wasser, auch etwas in Alkohol. $KO + 2\,SeO_2$. — 3) Vierfachsaures, ist sehr zerfließlich. $KO + 4\,SeO_2$.

Selenigsaures Manganoxydul, ein weißes, unlösliches Pulver, welches leicht schmilzt, ohne bei Abschluß der Luft zersetzt zu werden; geschieht das Erhitzen bei Luftzutritt, so oxydirt sich die Base höher und die Säure entweicht. In Glas geschmolzen, bekommt dieses eine Menge Blasen. $MnO + SeO_2$. In freier seleniger Säure löst es sich zu saurem Salze auf.

Selenigsaures Natron (Chem.), 1) neutrales, bildet kleine Krystallkörner, verändert sich nicht an der Luft, wenn es völlig eingetrocknet ist, löst sich sehr leicht in Wasser, nicht in Alkohol und besteht aus $NaO + SeO_2$. — 2) Zweifachsaures, bildet kleine sternförmige Gruppirungen, ist gleichfalls luftbeständig und löst sich leicht in Wasser, verliert in der Hitze erst Wasser, schmilzt dann und läßt im Glühen die Hälfte der Säure fahren. $NaO + 2\,SeO_2$. — 3) Vierfachsaures, bildet strahlige luftbeständige Krystalle. $NaO + 4\,SeO_2$.

Selenigsaures Quecksilberoxyd. Das neutrale Salz ist ein weißes, in Wasser schwerlösliches Pulver. Das saure erhält man durch Auflösen des Oxyds in seleniger Säure, bis sich neutrales Salz auszuscheiden anfängt, und Abdampfen in großen, wasserhaltigen, auch in Alkohol etwas löslichen Krystallen. Durch Alkalien wird es nicht vollständig zersetzt.

Selenigsaures Quecksilberoxydul, ein weißes, unlösliches Pulver, welches von Alkalien vollständig zerlegt wird. $Hg_2O + SeO_2$.

Selenigsaures Selenchlorid mit schwefelsaurem Schwefelchlorid (selenigsaures Selensuperchlorür mit schwefelsaurem Schwefelsuperchlorid), entsteht nach H. Rose, wenn man zu Selenchlorid (Selensuperchlorür) wasserfreie Schwefelsäure leitet und das Ganze luftdicht verschlossen in einem erwärmten Zimmer stehen läßt, und wird rein erhalten, wenn man die syrupartige Masse erst gelinde erhitzt, um alle freie Schwefelsäure zu entfernen, und dann destillirt; sie erstarrt dann in der Vorlage zu einer festen weißen, wachsähnlichen Masse. Die Verbindung siedet bei 187°, zieht an der Luft schnell Feuchtigkeit an, zerfließt und riecht nach Salzsaure, löst sich vollständig in Wasser, und besteht aus: $S(SeCl_2 + SeO_2) + 2\,S(Cl_3 + 5SO_3)$.

Selenigsaures Silberoxyd, ein weißes, in kochendem Wasser etwas lösliches Pulver. $AgO + SeO_3$.

Selenigsaures Zinkoxyd, ein in Wasser unlösliches, weißes Krystallmehl. In der Hitze gibt es Wasser aus, schmilzt und verwandelt sich durch Glühen in ein basisches Salz. Es

löst sich in freier seleniger Säure und bei Abdampfen dieser Solution bleibt ein saures Salz von gummiartigem Ansehen.

Selenigsaure Thonerde (Chem.), 1) neutrale, erhält man durch Fällen von Chloralumnium mit selenigsaurem Ammoniak als weißes unlösliches Pulver, welches durch Glühen erst sein Wasser, dann die Säure verliert. — 2) Saure, durch Auflösen des vorigen Salzes oder des Hydrats der Erde in seleniger Säure bereitet, trocknet zu einer gummiähnlichen Masse ein.

Selenigsaure Yttererde, bildet einen weißen käsigen, in überschüssiger Säure unlöslichen Niederschlag. $YO + SeO_2$.

Selenigsaure Zirkonerde, ein weißer, in überschüssiger seleniger Säure auflöslicher Niederschlag. $ZS_2O_3 + 3\,SeO_2$.

Selenilte, s. v. a. selenigsaure Salze.

Selenik, europ.-türk. Ort, Serbien, Distr. Semendria, westl. von Semendria.

Seleniosis (griech., Med.), Mondsucht, s. Nachtwandeln.

Selenit (Min.), s. v. a. blätteriger Gyps oder Gypsspath, s. Gyps.

Seleniten, Mondbewohner, s. Mond.

Selenium (lat.), s. Selen.

Selenkobaltblei (Min.), s. v. a. Selenbleiglanz (s. d.).

Selenkupfer (Min.), s. v. a. Selenkupferglanz (s. d.).

Selenkupferblei (Min.), s. v. a. Selenkupferbleiglanz (s. d.).

Selenkupferbleiglanz (Min.), Varietät des Selenbleiglanzes, s. Bleiglanz.

Selenkupferglanz (Min.), nach Berzelius, 64 Kupfer und 40 Selen, aus dem Kirchspiel Tryserum in Schweden und von Lerbach am Harz, s. Kupferglanz.

Selenmetalle. Das Selen verbindet sich als elektronegativer Körper mit den Metallen, die gegen dasselbe elektropositiv sind. Man erhält sie durch unmittelbares Zusammenschmelzen, wobei oft eine Feuererscheinung erfolgt, die jedoch nicht so lebhaft ist, wie bei der Verbindung des Schwefels mit denselben Metallen; oder durch Fällung der meisten in Säuren gelösten schweren Metalloxyde mittelst des Hydroselens, oder eines gelösten Selen-Alkalimetalls; oder durch Erhitzen von Selen mit reinen oder kohlensauren Metalloxyden, wobei ein Theil des Selens in selenige Säure verwandelt wird, und endlich durch Glühen der selenig- oder selensauren Salze mit Wasserstoff oder Kohle. Die S. sind den Schwefelmetallen ähnlich. Die Selenalkalimetalle sind roth, und bei Ueberschuß von Selen dunkelrothbraun, vom Geruch und Geschmack der Schwefel-Alkalimetalle. Die übrigen S. sind meistens dunkel gefärbt und metallglänzend, und meistens schmelzbarer, als die in ihnen enthaltenen Metalle. Beim Glühen an der Luft verbrennt ihr Selen langsam mit röthlichblauer Flamme und Rettiggeruch. In Salpetersäure lösen sie sich schwieriger, als die reinen Metalle, Selenquecksilber fast gar nicht. Chlor zersetzt sie in der Hitze in Chlorselen und in Chlormetall.

Selenmercaptan (Chem.), Mercaptan, worin der Schwefel durch Selen ersetzt ist — erhielt Siemens, als er Auflösungen vom Kaliumselenhydrat ($K\,Se + H\,Se$) und ätherschwefelsaurem Kalk destillirte. Das rohe Destillat wurde mit Chlorkalcium entwässert u. fractionirt destillirt, wobei zuerst S. und später Selenäthyl überging. Das S. riecht ähnlich wie die Kakodylverbindungen, ist farblos, dünnflüssig, unlöslich in Wasser, siedet weit unter 100°, brennt mit hellblauer Farbe, vereinigt sich mit Quecksilberoxyd mit Heftigkeit zu einem gelben, leicht schmelzbaren Körper, wird aus der geistigen Lösung durch Quecksilberchlorid gelb gefällt und besteht aus: $C_4\,H_5\,S + H\,S$.

Selenmolybdän (Min.), Species des Molybdänglanzes (s. d.).

Selenmolybdänglanz (Min.), s. v. a. Selenmolybdän (s. d.).

Selennak, asiat.-russ. Fluß, Sibirien, Prov. Jakutsk, mündet in die Indighirka, links.

Selenocarpäa (Bot.), nach Decandolle, Pflanzengattung. Arten unter Aubrietia *Adans.*

Selenoganie (v. Griech., Med.), s. v. a. Seleniosis.

Selenographie (v. Griech.), Lehre vom Mond.

Selenogyna (Bot.), nach Cassini, Untergatt. von Eriscephalus *L.*

Selenolabium (v. Griech.), s. v. a. Lunarium.

Selenopolis (griech., d. i. Mondstadt), neuerer Name für Lüneburg.

Selenops (Arachnid.), nach Dufour, Gatt. der Arachnides pulmonariae Araneides *Latr.*, der Ordnung der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Spinnen nach Oken, unter Aranea *L.* Charakter: Kinnladen gerade, spitz ausgehend; sechs Augen stehen nach vorn, eine Querreihe bildend, die zwei andern stehen dahinter; Füße lang. Einzige europäische Art: S. homalosoma *Dufour*, Ann. des sc. phys., V, LXIX, 4. Vier Linien lang, Leib sehr platt, grauröthlich mit aschfarbigen Flecken u. schwarzen Ringeln an den Füßen. In Spanien, bewohnt Felsen und fliegt sehr schnell. Am Senegal, auf dem Kap und auf Isle de France finden sich noch mehre Arten.

Selenosporium (Bot.), nach Corda, Mondspore, Gattung der Uredinei Phragmidiacei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen spindelförmig, mit Querwänden, gefärbt oder ungefärbt, auf einer meist fleischigen, eingesenkten oder hervortretenden Unterlage. Von 6 deutschen Arten sind zu erwähnen: 1) S. Equiseti *Corda*. An faulenden, unterirdischen Stengeln der Equiseten rundliche, fleischrothe Flecken bildend. Corda, Icon., II, 7, Taf. IX, Fig. 32. — 2) S. Hippocastani *Corda*. An alten Früchten der Roßkastanie. Corda, Taf. IX, Fig. 31.

Selenotopographie (v. Griech.), die Topographie des Mondes, seiner Flecken, Meere Berge ꝛc., s. Mond.

Selenoxyd, s. Selen 1).

Selenpalladium (Min.), nach Glocker, ein galenischer Lamprochalcit, dessen Selbstständigkeit aber noch zweifelhaft ist. Sehr kleine sechsseitige Tafeln von der Farbe des Platins, in Gold und Selenbleiglanz eingewachsen. Tilkerode.

Selenphosphor, s. Selen 5).

Selenquecksilber (Min.), s. Zinnober.

Selenquecksilberblei (Min.), s. v. a. Selenquecksilberglanz (s. d.).

Selenquecksilberbleiglanz (Min.), Varietät des Selenbleiglanzes, s. Bleiglanz.

Selenquecksilberkupfer (Min.), nach Zinken, dodekaëdrischer Distomglanz, = Cu, Hg, Se, S. Dicht und manchem Fahlerz ähnlich. Tilkerode am Herz. — Bleiisches S. ist nach Zinken ein Gemenge des Vorigen mit Selenblei.

Selenquecksilberzink (Min.), s. v. a. Culebrit (s. d.).

Selensäure, s. Selen 3).

Selensalze, nach Berzelius, die Verbindungen der elektropositiven Selenmetalle (z. B. Selenkalium) mit elektronegativen Selenmetallen (z. B. Selenantimon), in welchen also das Selen dieselbe Rolle spielt wie der Sauerstoff in den Sauerstoffsalzen.

Selensaure Magnesia, gleicht in jeder Hinsicht der schwefelsauren Magnesia.

Selensaurer Baryt, dem schwefelsauren Baryt ähnlich und ebenso unlöslich wie dieser. Von Schwefelsäure wird er nicht vollständig zersetzt. Durch Kochen mit Salzsäure verwandelt er sich in selenigsauren Baryt und löst sich auf. In einem Strome von Wasserstoffgas wird er unter Feuererscheinung in Selenbaryum verwandelt. Zusammensetzung $Ba\,O + Se\,O_3$.

Selensaurer Kalk, verhält sich dem Ansehen, Krystallform, Löslichkeit und Wassergehalt nach, wie der schwefelsaure Kalk.

Selensaure Salze, s. Selen 3).

Selensaures Bleioxyd, gleicht dem schwefelsauren Salze.

Selensaures Eisenoxyd, ist sowohl in seinen neutralen als basischen Verbindungen dem schwefelsauren Salze sehr ähnlich.

Selensaures Eisenoxydul, bildet sich beim Auflösen von Eisen in verdünnter Selensäure und stimmt ganz mit dem schwefelsauren Salze überein.

Selensaures Goldoxyd (Chem.), s. Gold, G. 36).

Selensaures Kali, wird erhalten, wenn man 1 Th. Selen mit 2 Th. Salpeter verpufft, die Masse im Wasser löst und die Lösung krystallisiren läßt. Es gleicht ganz dem schwefelsauren Kali und enthält ebenfalls kein Krystallwasser. $KO + Se\,O_3$.

Selensaures Natron, wie das Kalisalz mittelst salpetersaurem Natron erhalten, gleicht vollkommen dem schwefelsauren Natron. $Na\,O + SeO_3 + 10\,HO$.

Selensaures Nickeloxyd, krystallisirt in quadratischen Pyramiden und ist wie das schwefelsaure Salz zusammengesetzt. $Ni\,O + Se\,O_3 + 7\,HO$.

Selensaures Silberoxyd, kommt ganz mit dem schwefelsauren Salze überein. $Ag\,O + Se\,O_3$. — Mit Ammoniak entsteht $Ag\,O + Se\,O_3 + 2\,N\,H_3$, dessen Ammoniak aber in der Luft wieder entweicht.

Selensaures Zinkoxyd, gleicht ganz dem schwefelsauren Salze in Form und Zusammensetzung, wenn es unter + 20° krystallisirt ist; über 20° schießt es in einer andern Gestalt an und enthält dann, statt 7, nur 3 At. Wasser.

Selensaure Thonerde, verhält sich ganz so wie das schwefelsaure Salz, und bildet auch unter denselben Umständen die analogen basischen Salze.

Selenschwefel (Min.), nach Stromeier, eine Verbindung von Schwefel und Selen nebst einer Spur von Schwefelarsenik. Auf der Insel Volcano.

Selenschwefelquecksilber (Min.), s. v. a. Merkurglanz (s. d.).

Selensi, asiat. Ort, Japan, Insel Nipon, an der südwestl. Küste.

Selensilber (Min.), s. v. a. Selensilberglanz (s. d.).

Selensilberglanz (Min.), Species des Silberglanzes (s. d.).

Selensulphide, s. Selen 6) und 7).

Selentis (a. Geogr.), westlichster Distrikt von Cilicia Aspera, der von der Stadt Selinus seinen Namen hatte (Ptol. V, 8).

Selenusia (Selenuntes, a. Geogr.), zwei Ergießungen der See auf der Nordseite des Kayster in Lydien, ganz nahe bei dem ephesinischen Artemistempel, welchem auch der Ertrag des reichen Fischfanges in ihnen gehörte. Der Name der beiden Seen kommt daher wohl von Selene (Artemis ist Mondgöttin) her.

Selenverbindungen (Min.), nach v. Leonhardt die 9. Gruppe der Mineralien, nach Rose die 2. Ordnung jeder Mineralklasse.

Selenwasserstoff, s. Selen 4).

Selenwasserstoffäther, s. v. a. Selenäthyl.

Selenwismuth (Min.), nach Berzelius, ein dirhomboëdrischer Bleiglanz (Bi, Te, Se) von Tellemarken in Norwegen; derb, dem Tetradymit ähnlich.

Seleboreia (a. Geogr.), Ort im Süden von Armenia major (Ptol. V, 7, 3).

Selepitani (a. Geogr.), Volk in Illyrien, 167 von den Römern unterworfen.

Selepkoi, europ.-türk. Ort, Rumelien, Thracien, Sandschak Galipolis, nahe an der südöstlichen Küste des Busens von Enos, östl. von dieser Stadt.

Seleroni, Giovanni, Bildhauer zu Venedig, jetzt lebender Künstler, welcher für Kirchen und Paläste arbeitet. Es finden sich Statuen und Basreliefs von seiner Hand. Blühte um 1846.

Selesee (Silesen), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 340 E.

Selestadt, franz. Stadt, s. v. a. Schelestadt.

Sele-Sund, Meerenge an der russ. Küste

im baltischen Meere, zwischen den Inseln Dagöe und Oesel.

Selet, schwed. Ort, Norrbotten, westl. von Lulea.

Seletitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrsch. Postelberg; 130 Einw.

Seleucia (a. Geogr.), Name mehrer, meist von Seleucus I. gegründeter Städte, von denen zu merken sind: 1) S. am Tigris, genauer an einem vom Euphrat links in südöstlicher Richtung abgezweigten Arm oder Kanal, welcher einen Theil des Hauptstromes in den von S. östlich fließenden Tigris ableitete. Diese Lage der Stadt auf einer schmalen Landenge zwischen den hier auf ungefähr 16 Stunden einander genahten Doppelströmen, Tigris und Euphrat, welche erst von hier aus eine bedeutende Flußschifffahrt zulassen, und jenen zwei Kanälen brachte S. mit einer der ältesten und wichtigsten Welthandelsstraßen in Verbindung. Dieselbe vermittelte den Austausch von Natur- und Kunstprodukten zwischen dem wegen seiner zahlreichen und thätigen Anwohner produktenbedürftigsten Meere, dem mittelländischen, und den produktenreichsten Ländern, den indischen. Hierin ist die eine Ursache ihrer nachherigen Blüthe und Größe zu suchen, die andere lag in der außerordentlichen, durch das Austreten der Gewässer und den nachhelfenden Menschenfleiß noch gesteigerten Fruchtbarkeit ihrer Umgegend an Feld-, Garten- und Baumfrüchten. Sie war mit Mauern umgürtet, welche, in Gestalt eines die Flügel ausbreitenden Adlers angelegt, die Stadt in Verbindung mit der Wasserwehr unter Anderem zu einem siebenjährigen Widerstand gegen die Parther befähigten, und umschloß eine sehr gemischte Bevölkerung. Die Grundlage derselben bildeten natürlich in nicht geringer Anzahl Babylonier, ein kunstfertiges, aber genußsüchtiges Geschlecht von einem noch stark orientalischen Typus. Diese hatte Seleucus theils durch seinen Machtspruch, theils durch die ihm eigene Ueberredungsgabe vorzüglich aus Babylon in seine neue Stiftung übergesiedelt. Zu diesen Asiaten kamen wahrscheinlich damals schon gewerbs- und handelsthätige Juden, von Seleucus überhaupt bei Stiftung und Bevorrechtung seiner Städte sehr begünstigt und angelockt durch die kommerciell so günstige Lage S.'s. Ihre Menge wurde jedoch durch spätere Einwanderungen aus dem zahlreich von ihnen bewohnten Mesopotamien, Babylon und Babylonien und vielleicht auch durch palästinische und syrische Heeresgefolgschaften der Seleuciden so bedeutend vermehrt, daß einmal bei einem vereinten Anfall der griech. und syrischen Stadtbewohner 50,000 Juden erschlagen worden seyn sollen, der Rest aber habe sich in die nachbarliche Partherresidenz Ctesiphon hinübergerettet. Den herrschenden Bestandtheil der Seleucenser bildeten endlich viele Griechen und Macedonier, diese unter Seleucus I. noch der Kern der syrischen Heere, jene von Alexander dem Großen an aus dem europäischen und asiatischen Griechenland nach den obern, nun unter europäischen Scepter gekommenen Gegenden strömend. Zu diesen Hauptbestandtheilen der Bevölkerung mögen sich auch noch Leute anderer Nationalitäten, wie Armenier, Araber, und später Römer des Handels wegen, und Parther in Folge der politischen Verbindung gesellt haben, wiewohl die Letzteren sich S. nicht aufdrängen durften. Ueber die Gesammtbevölkerung dieser Stadt haben wir zwei bestimmte Angaben, die eine von Plinius aus Titus' Tagen, welcher die Bevölkerung zu 600,000, die andere von Rufus, der sie unter M. Aurelius und L. Verus zu 400,000 Menschen angibt. Das Herabsinken der Bevölkerung auf eine der zwei letzteren Zahlen läßt sich in Folge von Kriegen, z. B. mit Trajan, wohl denken, kaum aber auf 40,000 M., wie die gewöhnliche Lesart bei Eutrop. VIII, 5, 6, lautet. Die genannten vier Nationalitäten genossen das den Bewohnern der syr.-macedonischen Reichsstädte ertheilte Bürgerrecht auch in S., und hiebei mag es den übrigen zur Auflage gemacht worden seyn, sich der Sprache und Sitte der griech. Civität anzuschließen, wodurch die von Seleucus mit Recht eifrig gewünschte Verschmelzung des Verschiedenen allein möglich wurde. Wie in Antiochia, so war auch wohl in S. die Bevölkerung in eine Anzahl von Tribus getheilt, wie dort, so wohnten vielleicht auch hier die Orientalen gesondert von den Europäern. In diesem also zusammengesetzten Gemeinwesen herrschte viel Streit, einerseits zwischen verschiedenen Nationalitäten und andererseits zwischen dem aristokratischen Elemente, welches durch den nach Vermögen oder Einsicht gewählten Senat der Dreihundert repräsentirt wurde, und dem demokratischen, und jedes derselben suchte und fand abwechselnd bei den Herrschern, d. h. den Seleuciden und sodann den Arsaciden Hülfe. Diese politischen Gegensätze scheinen die Kraft der Nachkommen jener europäischen Ansiedler, besonders macedonischer Nationalität, lange Zeit in heilsamer Spannung gegenüber dem entnervenden Einfluß des Reichthums und der Ueppigkeit, wie auch der orientalen Despotie erhalten zu haben. Die Bürger bewahrten sich Energie, und so entfaltete sich in Politik, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel ein reges Leben, und während in Griechenland von macedonischen Fürsten die demokratische Freiheit häufig bekämpft wurde, wurde sie in S. in ihrer Entwickelung von den Seleuciden wenig gehemmt. Den Handel in S. anlangend, so war derselbe höchst bedeutend, u. es wurden dem dortigen Markte für den Tausch der vier Weltgegenden mittelst der alten Wasserstraße der mesopot. Doppelströme aus Armenien u. den angrenzenden Ländern abwärts, sowie von den Uferlandschaften des persischen Meerbusens und des indischen Oceans, namentlich durch die Araber aus Gerrha Räucherwerk, Perlen, Edelsteine u. s. w., desgleichen von den Zwischenlagern zu Teredon und später Charax in Messene den Tigris aufwärts zugeführt. Noch zahlreicher liefen die Strahlen des im alten Asien überhaupt vorherrschenden Landhandels im Brennpunkte S. zusammen, um von dort aus wiederum nach allen Seiten auseinander zu gehen. So bewegten sich von Osten auf der großen königl. Karawanenstraße syrische, indische, parthische und andere östl. Produkte heran, um hier in der üppigen Stadt

oder am benachbarten Partherhofe zu Ctesiphon umgesetzt oder mit den mannichfaltigen einheimischen Produkten des griechisch-babylonischen Kunstfleißes durch armenische oder andere Waarenführer östlich zu den Aorsern am Tanais zum Weitervertrieb nach den verschiedenen Häfen des schwarzen Meeres gebracht zu werden. Noch führten zwei Handelsstraßen von S. aus durch Mesopotamien nach Syrien u. der dortigen Mittelmeerküste hin; die eine lief längs des Tigris über Nisibis, die andere, auf der den arabischen Skeniten ein Waarenzoll erlegt werden mußte, längs des Euphrat über Circesium nach Carrä und Zeugma. Von hier aus wurden endlich die Waaren über Hierapolis und, sofort nach Antiochia am Orontes oder nach dessen Seehafen S. gebracht, und von da nach Korinth, Delos und andern Handelsplätzen des Westens vertrieben. Wie der Handel, so ist jedenfalls auch die Kunst in S. bedeutend gepflegt worden, wenn sie auch, besonders in den Bauwerken, mehr prunkend als geschmackvoll gewesen seyn mag. Beredsamkeit, das Drama, die Philosophie wurden ebenfalls geschätzt und gepflegt, besonders war die Beredsamkeit bei dem verhältnißmäßig regen und freien politischen Leben schwer zu entbehren. — Geschichtliches. S., ursprünglich Residenz von Seleucus I. und seinen Nachfolgern, später Sitz des Satrapen von Babylonien oder eines königlichen Hofbeamten, kam während der Bürgerkriege zwischen den Seleuciden in die Gewalt von Arsaces VI. Mithridates I. S.'s Größe u. Blüthe wurden aber erst durch die Angriffe der Römer auf das Partherreich geschwächt und vernichtet. Den Anfang machte Trajan, der S. besetzte und nach ausgebrochener Empörung theilweise einäscherte (116 n. Chr.); vollständiger wurde sie zerstört bei dem parthischen Feldzuge des L. Verus (162 n. Chr.); aber trotzdem erhob sie sich in der christlichen Zeit wieder zu einer gewissen Blüthe. Schon im ersten Jahrh. der christl. Zeitrechnung werden zwei Bischöfe von S. angeführt; im zweiten ist die Stadt Metropolitensitz, und im dritten Jahrh. unabhängig geworden von Antiochia, übte sie fortan im Sassanidenreiche die oberste geistliche Gewalt; und auch als die Patriarchen später ihren Wohnsitz nach Bagdad verlegten, erhielten sie ihre Weihe zu S. und behielten auch den Titel „Patriarch von S. und Ctesiphon" bei. — 2) S. Pieria oder S. am Meere, ebenfalls von Seleucus I. gegründet (300 v. Chr.), war seiner Lage auf dem südl. Ausläufer des Pieriaberges wegen eine für Waffengewalt undurchdringliche Feste. Ihr vorzüglicher Hafen war zur Aufnahme von Kriegsschiffen besonders geeignet, wurde aber meist von Handelsschiffen benutzt. Ihre Lage zwischen Phönicien, Cypern und Cilicien war für den Handel ungemein günstig, und die mancherlei Produkte des nahen und fernen Asiens, sowie die Ergebnisse der verschiedenen am Mittelmeere gelegenen Landschaften wurden hierher geschafft und sodann weiter befördert. Die Stadt war mit schönen Gebäuden und Tempeln geschmückt; ihre Lage, ihr Klima und ihr Boden zeichnete sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus. S. machte sich in dem Bruderkrieg zwischen Antiochus VIII. und IX. unabhängig (im J. 109 oder 108 v. Chr.), und behauptete diese ihre Freiheit 14 Jahre lang gegen Tigranes, den Eroberer Syriens, und wurde von Pompejus geschützt und begünstigt. Unter den Trümmern S.'s sind zu bemerken: die aus ungeheuren Grundstücken bestehenden Umfangsmauern des Hafens, sowie die Reste eines großen, in die See hinausgeführten Molo u. der eine Stunde lang in den Kalkfelsen zum Theil als Tunnel eingebrochene Weg nach S.; von der eigentlichen Stadt sieht man nur aufgehäufte Mauertrümmer. Merkwürdig ist die in der Insel Mussa (Pieriaberg) eingehauene Nekropole (Todtenstadt), mit unzähligen Katakomben und einzelnen Grabkammern, worin zum Theil noch schön verzierte Sarkophage sich finden. — 3) S. ad Belum, westlich von Apamea, dem heutigen Gebirge Nossairieh, vielleicht jetzt Sebjun. — 4) S. in der Nähe des nordpalästinischen Sees Samochonitis. — 5) S., an der Nordgrenze von Pisidien, das eiserne genannt, wahrscheinlich wegen der Nähe von Eisenbergwerken. — 6) S. in Pamphylien, zwischen Side und der Mündung des Eurymedon. — 7) S. super Calycadeum (oberhalb des Flusses Calycadeus), früher zu dem rauhen Cilicien, seit dem 4. Jahrh. zu Isaurien gerechnet, von Seleucus I. angelegt und mit den Bewohnern von mehren Ortschaften bevölkert. Sie wetteiferte in Lage, Klima, Produktenreichthum mit ihrer Nachbarin Tarsus und war wegen ihrer jährlich gefeierten Olympien und ihres Orakeltempels des sarpedonischen Apollo viel besucht. Wahrscheinlich von Augustus an schon Freistadt, behielt sie auch in der Folgezeit ihre Freiheit. S. ist der Geburtsort mehrer ausgezeichneter Männer, z. B. der Peripatetiker Athenäus und Xenarchus und des Sophisten Alexander. Im Mittelalter fand bei ihr Friedrich I. Barbarossa in den Fluthen des Seleph seinen Tod. Jetzt heißt sie Selefkeh. — 9) S. in Elymais am Hedypson; jetzt Abi Zard. — 10) S., beträchtliche Stadt in Margiana, von Alexander dem Großen erbaut und Alexandria genannt, von den Barbaren zerstört und von Antiochus I., dem Sohn von Seleucus I., unter dem Namen S. wieder hergestellt. — 11) S. in Karien, gewöhnlich Tralles genannt. Vergl. Pauly's Realencyklop., Art. Seleucien.

Seleucianer, s. Seleucus 17).

Seleuciden (a. Gesch.), Herrscherfamilie von Syrien, durch Seleucus I. Nikator nach der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) gestiftet; s. Seleucus, Antiochus und Syrien.

Seleucidische Aera, s. Aera 2) u. Chronologie.

Seleucidische Münzen (Syrische Münzen), Münzen von Gold und Silber, von den Seleuciden geprägt, größtentheils mit dem Gepräge der Könige, ihrer Namen und Regierungsjahre.

Seleucis (a. Geogr.), 1) die beste Landschaft Syriens, wegen ihrer vier größten Städte Antiochia, Seleucia, Laodicea, Apamea auch Tetrapolis genannt und um ihrer zahlreichen Bevölkerung willen in 4 Satrapien getheilt. Süd-

lich grenzte sie an Cölesyrien; — 2) S. wollte Seleucus I. das auf seine Veranstaltung beschiffte kaspische Meer benannt wissen; — 3) S., ein Theil von Kappadocien; — 4) Seleucides, Vögel, die im Tempel des sarped. Apollo zu Seleucia in Cilicien nisteten und Vertilger von Heuschrecken waren, daher die Bewohner des gegenüberliegenden syrischen Küstenstriches zur Zeit solch einer Landplage den auf dem Berge Cesius verehrten Zeus um deren Sendung anflehten.

Seleucobelos (a. Geogr.), s. v. a. Seleucia 3).

Seleucus (a. Geogr.), Berg in Gallia Narbon., im Gebiet der Tricorii, wo Magnetius zum zweiten Male geschlagen wurde, jetzt Mont Saleon.

Seleucus (Biogr.), I. Fürsten: A. König von Aegypten: 1) s. v. a. S Cybiosactes [s. S. 10)]. — B. König des bosporanischen Reichs: 2) S., Sohn des Spartacus, regierte 431—427 v. Chr. — C. Könige von Syrien: 3) S. I. Nikator (auch Nikanor), Sohn des Antiochus, Heerführer unter dem macedonischen Könige Philipp II., und der Laodice, geb. im J. 353 v. Chr. Aus seiner Jugendzeit ist uns, außer einigen Sagen, die ihn zu einem Sohne des Apollo machen, nichts bekannt. In dem asiatischen Feldzug Alexanders wird er dreimal erwähnt: beim Uebergang über den Hydaspes und dem Kampfe gegen Porus, wo er erst den Kern des leichten macedonischen Fußvolks, später das schwere Fußvolk befehligte; bei dem Feste, womit Alexander seine und seiner Freunde Vermählung beging, und wo S. als Verlobter Apama's, der Tochter des Baktriers Spitamenes, erscheint; zu Babylon, wo er als Abgeordneter über den Zustand des kranken Alexander bei den Magiern ein Traumorakel einholt. Nach dem Tode des großen macedonischen Königs wurde S. durch die Gunst des Reichsverwesers Perdikkas Anführer der Reiterei der Bundesgenossen, stellte sich aber trotzdem mit an die Spitze einer Verschwörung gegen denselben, und erhielt nach dessen Tode (321) bei der neuen Vertheilung des Reichs die Statthalterschaft über Babylonien. Im J. 318 verband er sich mit Python, dem Satrapen von Medina, zur gegenseitigen Unterstützung in dem Streben nach Unabhängigkeit vom macedonischen Königthum, welches Eumenes in Asien zu schützen unternommen hatte, u. neigte sich in dem Kampfe zwischen diesem und Antigonus auf die Seite des letzteren. Als Antigonus in demselben Jahre mit Heeresmacht erschien, übertrug er dem S. die Satrapie von Susiana und die Belagerung von Susa; nachdem aber (im Winter 317—16) Eumenes besiegt worden war, nahm Antigonus dem S. die Statthalterschaft von Susiana wieder ab und verlangte von ihm sogar Rechenschaft über seine Verwaltung. Dadurch entstand Spannung zwischen den seitherigen Freunden und Verbündeten, u. S., geheime Nachstellungen fürchtend, flüchtete sich mit 50 Reitern nach Aegypten, wo er vom König Ptolemäus aufs freundlichste aufgenommen wurde. Hier bemühte er sich, ein Bündniß der übrigen Satrapen, insbesondere des Kassander u. Lysimachus, gegen den sie alle bedrohenden Antigonus zu Stande zu bringen, u. lud auch den ägyptischen König dazu ein. Er erreichte seinen Zweck ohne viele Mühe, und als Antigonus den an ihn gestellten Forderungen zu entsprechen sich nicht geneigt zeigte, so begann im J. 315 der Kampf, der lange Jahre hindurch fortdauerte u. an dem S. einen ruhmvollen Antheil nahm. Er war Anführer einer ägyptischen Flotte in den Gewässern von Rhodus, Erythrä, Cypern, Lemnus, Kos, u. wurde, auch da er Flüchtling war, immer als eine Hauptperson im Kampfe betrachtet; er war es, der Ptolemäus zu dem wohlberechneten Angriffe auf Demetrius veranlaßte, der mit dem Siege bei Gaza und den darauf folgenden Eroberungen in Phönicien gekrönt wurde. Bloß mit 800 Mann zu Fuß und 200 zu Pferd von seinem Bundesgenossen Ptolemäus zur Wiedereroberung Babyloniens ausgerüstet, gewann er durch seinen Muth, seine Kriegskunst, so wie durch seine Popularität Burg und Landschaft wieder und besiegte auch den zu Antigonus haltenden Satrapen Nikanor von Medien und dessen Verbündete in der Nähe des Tigris, trug so die Gewalt seines Gegners in den oberen Provinzen auf sich selbst über und konnte weder durch einen raschen Zug des Demetrius nach Babylon, noch auch durch einen Angriff des Antigonus selbst, den er, obgleich von seinen Verbündeten Preis gegeben, siegreich zurückschlug, auf die Dauer darin gestört werden, und erscheint darnach wieder als der ungefährdete Beherrscher jener weiten Länderstrecke. Als nun Antigonus den Königstitel annahm, that S. ein Gleiches (306 v. Chr.) und verlangte, schon früher von den Barbaren als König geehrt, nun auch gleiche Anerkennung von den Griechen und Macedoniern. Und dies konnte er mit um so größerem Rechte thun, als er in den letzten Jahren, unbekümmert um die Kämpfe im Westen, seine Herrschaft nach dem fernen Osten (nach Afghanistan und Turkistan) und den Schrecken seines Namens bis nach Indien hin ausgebreitet hatte. Mit Sandrocottus, dem Beherrscher Indiens zwischen Ganges und Indus, schloß er einen Friedensvertrag, bestätigte ihn im Besitz der Pentapotamia (des Fünfstromlandes) und des Landes am rechten Indusufer, schloß mit ihm Freundschaft und Verschwägerung und sicherte sich auf diese Weise im Rücken. Hierauf begann der letzte Kampf gegen Antigonus, welchen S. besonders durch seine Elephanten in der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) siegreich für sich und seine Verbündeten entschied. Durch diese Schlacht gewann S. zwar an Ruhm, Macht und Land (Syrien, Armenien, Mesopotamien, ein Theil von Kappadocien und Cilicien kam zu seinem Reiche hinzu), ging aber damit nur neuen Verwicklungen mit Ptolemäus I., Demetrius und Lysimachus entgegen. Doch kämpfte er gegen alle siegreich, und im Sommer des J. 281 unterlag ihm als der Letzte seiner Gegner Lysimachus auf der Ebene von Koros in Phrygien am Hellespont. Was er sich oft gewünscht hatte — in seiner macedonischen Heimath, fern von Königsglanz und Herrschersorgen, seine Tage zu be-

schließen — war ihm nicht vergönnt; er fiel an einem zwischen Hellespont und Lysimachia gelegenen Orte Argos durch die Mörderhand des Ptolemäus Ceraunus, seines Schützlings (280 v. Chr.). Sein Leichnam wurde zu Seleucia am Meere in einem Grabtempel beigesetzt. Vermählt war er zweimal: in erster Ehe mit der oben erwähnten Apama, die ihm den Thronerben Antiochus I. gebar, und nach deren Tod mit der 17jährigen Stratonice, der Tochter des Demetrius Poliorcetes. 31 Jahre hat er (vom J. 312 angerechnet) regiert und um die von ihm beherrschten Länder sich die größten Verdienste erworben. Was des S. Charakter anlangt, so bezeugen die Schriftsteller, die von ihm reden, mit seltener Uebereinstimmung, daß er unter allen Nachfolgern Alexanders der gottesfürchtigste, gerechteste, größte, an Gesinnung königlichste gewesen sey. Ehrgeizig, herrschsüchtig, ländergierig war er, wie alle Feldherren aus Alexanders Heer, aber fern lag ihm Hinterlist und treuloser Verrath. Gewinnend war sein Benehmen, mit beharrlicher Kraft verfolgte er seine Pläne und seine Energie wuchs mit den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Persönlichen Muth u. furchtlose Tapferkeit zeigte er bis in sein höchstes Lebensalter und verband damit Wachsamkeit und vorsichtige Besonnenheit. Der Vereinigung dieser Eigenschaften und seinem Glücke verdankte er, daß er ein Reich gründen konnte, welches von der Mitte Phrygiens bis in die Nachbarschaft des Indus und von der Nordküste Kleinasiens bis in den Süden von Palästina reichte, nach Besiegung des Lysimachus aber die ganze Monarchie Alexanders des Großen mit Ausnahme Aegyptens und der europäischen Gebietstheile umfaßte. In der Einigung der bunten, in den mannichfaltigsten Beziehungen einander widerstrebenden Völkermassen, welche diese Länderstrecken bewohnten, und in der Verwaltung dieses aus so verschiedenartigen Bestandtheilen bestehenden Reiches zeigte S. ein staatsmännisches Talent, welches der größten Bewunderung werth ist. Sein Zweck war ein doppelter: erstens wollte er seine ausgedehnte Herrschaft bei seiner Familie erhalten, und zweitens bestrebte er sich, die ihm unterworfenen Länder und Völker durch Wohlstand und Bildung zu heben. Hierzu war ein Hauptmittel die Anlegung von Städten mit vorherrschend griechisch-macedonischer Bevölkerung. Ueber alle Theile des Reiches, namentlich Kleinasien, Kleinarmenien, Syrien, Phönicien, Mesopotamien, Medien, Parthien, Arachosien, Sogdiana erstreckte sich diese Gründung von Städten, deren er 75 angelegt haben soll. Sie bekamen griechische Namen und deuteten an, daß hellenische Kunst, Sitte und Literatur im Orient herrschend werden und denselben neu beleben sollte. Und in der That für die Blüthe griechischer Kunst trugen S. und manche seiner Nachfolger vorzügliche Sorge, wenn auch nicht vermieden wurde, daß dieselbe, oft mehr prunkend als schön in ihren Leistungen, auf Abwege gerieth. Mit der Kunst wurde die Wissenschaft in hohem Grade begünstigt. In Bezug auf den religiösen Kultus ehrte S. zwar hauptsächlich den griechisch-macedonischen Glauben, berücksichtigte jedoch auch die religiösen Ansichten der von ihm beherrschten Barbaren. — 4) S. II. Pogon, mit dem Beinamen Callinicus bezeichnet, älterer Sohn von Antiochus II. Theos, König von Syrien, folgte seinem Vater im J. 246 v. Chr. in der Regierung. Die Vergiftung seines Vaters durch seine Mutter Laodice und ein von ihr eingeleiteter Betrug hatte ihn auf den Thron erhoben, aber der Fluch dieser bösen That verfolgte ihn durch sein ganzes Leben. Seine Stiefmutter Berenice, die Tochter des Ptolemäus Philadelphus, welche sein Vater nach Verstoßung der Laodice geheirathet hatte, hatte einen Sohn geboren, und dieser nebst seiner Mutter wurden nun mit ihren ägyptischen Anhängern, jener zu Antiochia, diese zu Daphne ermordet. Diese Schändlichkeiten von Mutter und Sohn brachten über das Seleucidenreich innere Empörung und zugleich einen schweren Krieg mit Ptolemäus III. Evergetes I. von Aegypten, dem Bruder der gemordeten Berenice: Ptolemäus bemächtigte sich Syriens und Ciliciens, ja drang bis nach Babylon und den Tigris vor und S. hatte sich aus Syrien und Mesopotamien nach Kleinasien zurückziehen müssen, wo er Streitkräfte sammelte. Die Heirath mit Laodice, der Tochter seines Oheims Andromachus, verschaffte ihm an diesem so wie an dessen Vater Achäus eifrige Verfechter seiner Sache und auch Lemnus, Byzanz und Rhodus scheinen ihm beigestanden zu haben, u. im Seleucidenreiche selbst erwachte, in Folge der vielen Unglücksfälle, welche sie betroffen, die alte Anhänglichkeit an die Dynastie von Neuem und wurde noch stärker, als ein Seesturm eine von S. ausgerüstete bedeutende Flotte gänzlich vernichtete. Auch zu Land von Ptolemäus besiegt, mußte er bei seinem 14jährigen Bruder Antiochus Hierax um Hülfe bitten und für dieselbe ihm die Herrschaft über Kleinasien jenseit des Taurus abtreten. Die nächste Folge dieses Bruderbundes war ein Waffenstillstand auf 10 Jahre, den der König von Aegypten schloß, die weitere Folge aber ein Bruderkrieg, da Antiochus mit dem ihm gegebenen Theil des Reiches nicht zufrieden war u. S. auch nicht einmal diesen ihm gönnen mochte. Bald mischte sich in den Streit der Brüder ihr Schwager Mithridates von Pontus als Bundesgenosse des Antiochus und brachte, von gallischen Völkern unterstützt, dem S. bei Ancyra in Galatien eine bedeutende Niederlage bei. Zwischen den Brüdern war nun eine Zeit lang Ruhe, und S., ohne auf einen Heirathsantrag seiner Vatersschwester Stratonice einzugehen, wendete sich gegen das junge Partherreich, um dieses und die übrigen verlorenen Gebietstheile bis nach Baktrien hin an seine Dynastie zu bringen. Aber er wurde geschlagen und mußte, zumal da Stratonice aus Rache wegen Verschmähung ihres Heirathsantrages einen Aufstand in und um Antiochia erregt hatte, zurückkehren. Der Aufstand wurde zwar schnell unterdrückt, und die Urheberin desselben mußte mit dem Leben büßen; allein jetzt brach ein neuer Kampf aus mit Antiochus Hierax, der sich durch Erpressungen in Großphrygien neue Hülfsmittel verschafft hatte.

Antiochus wurde mehrmals geschlagen und flüchtete sich nach Aegypten zum Ptolemäus, ohne daß er jedoch Ruhe fand (s. Antiochus). Noch einmal mußte S. in den Kampf ziehen, als Attalus I. von Pergamus im Bunde mit Aegypten die syrische Herrschaft in Kleinasien zu vernichten drohte; aber auf der Flucht aus einem unglücklichen Treffen verlor er durch einen Sturz vom Pferde das Leben (im J. 225 v. Chr.). Ihm folgte — 5) S. III. Ceraunus (der Blitz, welchen Beinamen er vom Heere wegen seiner Raschheit im Handeln erhielt). Er zog in Begleitung seines Vetters Achäus über den Taurus, um in Kleinasien dem pergamen. Reiche das verlorne Seleucidenerbe wieder abzugewinnen; aber er wurde hier in Phrygien nach kaum zweijähriger Regierung von einem gewissen Nikanor u. einem Gallier Apaturius aus dem Wege geräumt, auf Anstiften seiner Umgebung. — 6) S. IV. Philopator, Sohn von Antiochus III. und der Laodice, einer Tochter des Mithridates IV. von Pontus, u. älterer Bruder des Antiochus IV. Im unglücklichen Römerkriege seines Vaters, welcher den früher im Osten gemachten Versuch der Wiederherstellung des alten Seleucidenreiches jetzt auch im Westen wiederholte, hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten seine diplomatische u. militärische Thätigkeit entfaltet, u. wurde später von Antiochus, als derselbe seinen verzweifelten Plünderungszug gegen persische Tempel antrat, als Reichsverweser in Syrien zurückgelassen. Als sein Vater 186 †, gelangte er selbst auf den Thron. Das syrische Reich war an Gebiet, an Land- und Seemacht, Staatsschatz und Ansehen durch den Römerkrieg und den darauf folgenden Friedensschluß ungemein geschwächt worden, sah noch weiterer Schwächungen durch die an Rom innerhalb zwölf Jahren zu leistenden Zahlungen entgegen und hatte zudem Armenien durch Abfall eingebüßt. Aus diesen Gründen hatte S. eine schwere Aufgabe während seiner Regierung zu lösen, wollte er die noch übrige Selbstständigkeit seines Reiches behaupten. Es gelang ihm, sich wieder zum Herrn von Palästina zu machen; er knüpfte freundschaftliche Verhältnisse mit anderen Staaten an, die gleichfalls von römischer Habsucht bedroht waren, und stellte eine ansehnliche Streitmacht zum Schutze seines Reiches her. Durch alles dieses erregte er den Verdacht der Römer, daß er nach Unabhängigkeit von ihrem Joche strebe, und sie verlangten, daß er seinen Sohn Demetrius nach Rom als Geißel schicken solle. Da wurde S. nach 12jähriger Regierung von Heliodor ermordet. — 7) S. II., Sohn von Demetrius II. Nikator und der Cleopatra, älteren Tochter des ägypt. Königs Ptolemäus VI. Philom., wurde, kaum auf den Thron gestiegen, von seiner Mutter, entweder aus Furcht, oder aus gekränkter Herrschsucht, weil er ohne ihr Gut heißen das Diadem angenommen, durch einen Pfeilschuß getödtet, hatte aber an seinem Bruder u. Nachfolger Antiochus Grypus einen Rächer. — 8) S. VI. Epiphanes Nikator, Sohn von Antiochus VIII. Grypus und der Tryphäna, einer Tochter von Ptolemäus VII., bestieg, von vier Brüdern der älteste, den nach seines Vaters Tode von einem gewissen Heraclea usurpirten Thron, eroberte die meisten zum Reichsantheil seines Oheims Antiochus IX. Cyzicenus gehörigen syrischen Städte, schlug diesen, der ihm aus Antiochia entgegengerückt war, zwang ihn zum Selbstmord u. bekam so das ganze noch übrige Reich mit Antiochia in seine Gewalt. Doch Antiochus IX. erhielt einen Rächer an seinem Sohn Antiochus X. Eusebes Philopator. Dieser drängte nämlich den S. nach Cilicien hinüber, wo derselbe, bei Mopsvestia besiegt, durch eigene oder durch fremde Hand den Tod fand. — 9) S., Sohn des Antiochus VII. Sidetes. — 10) S. Cybiosactes, Sohn von Antiochus X. Eusebes und der Ptolemäerin Selene, und Bruder des Antiochus XIII. Asiaticus. — II. Gelehrte: 11) S., aus Alexandria, griechischer Grammatiker, welcher in Rom lehrte (114—100 v. Chr.) und von seinen homerischen Forschungen den Namen *Ὁμηρικός* führte. Von seinen zahlreichen Schriften hat sich nichts mehr vollständig erhalten. Die auf Homer bezüglichen scheinen Kritik, Grammatik und Metrik umfaßt zu haben. Außerdem sind Spuren der Thätigkeit des S. erhalten in Bezug auf Hesiod, Aristophanes, Aeschylus, Sophocles u. s. w. Von andern Schriften nennt Suidas ein *Ὑπόμνημα τῶν Σολωνος ἀξόνων*, dann *Περὶ τῶν ψευδῶς πεπιστευμένων*, ferner: *Περὶ τῶν παρ' Ἀλεξανδρεῦς, παροιμιῶν*; — *Περὶ τῆς ἐν συνωνύμοις διαφορᾶς*; — zwei Bücher: *Γλῶσσαι*; — *Περὶ ἑλληνισμοῦ* u. s. w. — 12) S., Grammatiker, Tisch- und Studiengenosse des Kaisers Tiberius (Sueton, Tib. 56); schrieb: *Ἀσπαλιευτικά* in 4 Büchern u. *Παρθικά* in 2 Büchern. — 13) S. aus Tarsus, bei Athen. I, S. 13, Kap. VII, S. 320 a, als Verfasser eines prosaischen Werkes über die Fische, genannt (*Ἁλιευτικὸς*). — 14) S., Sohn des Geschichtschreibers Mnesiptolemus bei Athen., XV, S. 697 d. — 15) S., Mathematiker, aus Babylon, nach Andern aus Erythrä, lebte kurz vor Chr. Er nahm das All als unendlich an und suchte die Bewegung der Erde um die Sonne und um ihre Axe zu beweisen. — 16) S., Magier u. Astronom bei Vespasian. — 17) Christlicher Häretiker aus Galatia, von ungewisser Zeit, theilte mit einem gewissen Hermias die Ansicht, Gott sey ein körperliches Wesen und habe das All aus der Materie erschaffen, die Seelen aber seyen von Engeln aus Feuer und Luft erschaffen. Christus habe seinen Körper in der Sonne abgelegt, könne daher nicht leiblich zur Rechten Gottes sitzen. Die Auferstehung finde nur als Uebergang der Seelen in neugeborne Menschen Statt. Die Wassertaufe verwarf er, weil nach Marc. 1, 8 Johannes des Täufers Nachfolger mit Geist und Feuer taufen sollten. Seine Anhänger hießen Seleucianer. — III. Bildender Künstler: 18) S., Edelsteinschneider, von welchem sich noch eine Gemme findet, einen kleinen Kopf des Silen in Karneol vorstellend.

Seleyel, el, asiat. Flecken, Arabien, Nedsched, im Waddy-el-Duaker.

Selgassus, s. Sagalassus.

Selge (a. Geogr.), 1) von Amyclärn gegründeter Freistaat in Pisidien; — 2) Stadt

das., mit dem Kastell Lesbedion, nördl. von Perga, am südl. Abhang des Taurus; das bei S. liegende Thal war fruchtbar an Wein und Oliven, Styrax und Iris, dessen Bereitung zu Rauchwerk und Salben viele tausend Menschen beschäftigte. Die Bewohner hielten sich gegen Antiochus den Gr. tapfer und behielten auch unter der röm. Herrschaft ihre republikanische Verfassung, bezahlten aber ein Schutzgeld nach Rom. Hier 398 n. Chr. Niederlage des Empörers Tribigild durch die Selgenser unter Valentin. Im 5. Jahrh. machte ein Haufe Gothen einen Zug in das Gebiet von S.

Sel gemme (franz., Min.), s. v. a. Steinsalz (s. d.).

Selgersdorf, preuß. Dorf, Rheinprov., Kr. Jülich; kath. Pfarrei; 210 Einw.

Selgia, s. Seltia.

Selgusä (a. Geogr.), Volk an der Westküste von Britannia Barbara im östlichern Theile von Galloway und in Dumfriesshire (Ptol. II, 3, 8).

Selhein (Selheim), J., Landschaftsmaler, lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., wahrscheinlich in Paris. Beauvarlet stach nach ihm zwei große Landschaften unter dem Titel: Ruris deliciae u. Reliquiae Danaum.

Selia (a. Geogr.), Stadt in Hisp. Baet. bei Illiberis (Ptol. II, 4, 11).

Seliban (Zelibow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Protiwin; 120 Einw.

Selibra (lat.), die Hälfte einer Libra.

Selicharowka, Seeabfluß, s. Seliger.

Selig, s. Seligkeit.

— **selig** (Gramm.), Bildungssylbe vieler Adjektiva und mit angehängter Endsylbe „keit" (—seligkeit) vieler Substantiva, welche das im Stammwort Angedeutete als in großer Menge, in vorzüglichem Grade ꝛc. vorhanden angibt, z. B. glückselig, Glückseligkeit, mühselig, Mühseligkeit ꝛc.; stammt von dem altdeutschen sal, Fülle.

Selige (Kirchenw.), s. Beatae.

Seligenfeld, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; Vorwerk; 240 Einw.

Seliginseln, s. v. a. Inseln der Seligen.

Seligenporten, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Neumarkt; früher ein Cistercienserkloster; 230 Einw.

Seligenstadt (Geogr.), 1) bayer. Orte: a) Selingasstadt, Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Hipoltstein; 170 Einw.; — b) Weiler, R.-B. Unterfranken u. Aschaff.; Besitzung des Juliusspitals in Würzburg; 110 Einw.; — 2) großh. hess. Landgericht, Prov. Starkenburg; 8000 Einw.; — 3) Stadt das., am Main; Landgerichtssitz; Schifffahrt, Weinbau; 2630 Einw. In dem ehemaligen Benediktinerkloster ist angeblich das Grab Eginhards und Emma's.

Seligenthal (Geogr.), 1) kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. u. Amt Schmalkalden, an der Schmalkalde; Hof Atzerode, 3 Drahthämmer; 1170 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Sieg; 150 Einw.

Seliger (Seligero), europ.-russ. See, Gouv. Twer, Kr. Otschakow, an der nordwestl. Grenze des Gouvernements, hat eine Länge von 37 Wersten und eine Breite von 6½ Wersten. Von seiner nördl. Seite führt ein Kanal zu dem Wassergebiete der Newa, aber der Abfluß des Sees (Selicharowka) geht zur Wolga.

Seligeria (Bot.), nach Bruch u. Schimper, Gatt. der Bryaceae Dicranoideae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Haube seitlich geschlitzt, nur die halbe Büchse deckend. Peristom regelmäßig, trocken zurückgeschlagen. 4 deutsche Arten: 1) S. calcarea *Hedw.* Auf der Insel Rügen auf Stubbenkammer, wo sie große Flächen der Kreidefelsen überzieht. Bruch und Sch., Bryol. eur., Taf. 1. — 2) S. pusilla *Hedw.* Auf schattigen, feuchten Orten, besonders auf Kalkgrund. Bruch u. Sch., Taf. 1. — 3) S. recurvata *Hoffm.* Auf Granit, Sandstein, Kalk u. s. w. in der Berg- und subalpinen Region. Bruch u. Sch., Taf. 3. — 4) S. tristicha *Web.* et *M.* Eine ausgezeichnete Art, die durch die genau 3reihigen, straff aufrechten Blätter leicht kenntlich ist. Auf feuchten Kalkfelsen in den Alpen, dem bayerischen Oberlande und dem Harz. Bruch u. Sch., Taf 2. — Die Gattung ist der Typus der Seligeriaceae *Rabenh.* (s. d.).]

Seligeriaceä (Bot.), nach Rabenhorst, Untergruppe der Bryaceae *Rchb.*, s. Musci frondosi.

Seligkeit (Philos. u. Theol.), eigentlich eine Menge, Fülle von glücklichen Ereignissen, nach dem Sprachgebrauch aber ein unbeschränktes absolutes Glück, wie es in seiner höchsten Potenz nur als eine Eigenschaft Gottes angenommen werden kann. Doch spricht man auch, im geringeren Grade, von der S. der Tugendhaften und Frommen, worunter man jene höhere Selbstzufriedenheit, jene himmlische Gemüthsruhe, jenen heiligen Frieden versteht, deren der Tugendhafte durch seinen Glauben und seine Sittlichkeit theilhaftig wird. Ueber die S. der Frommen nach dem Tode (ewige S.) s. Unsterblichkeit.

Seligkeitsthaler, s. Katechismusthaler.

Seligmachender Glaube, s. Glaube.

Seligmacher, Christus, als Heiland der Welt.

Seligsprechung, s. v. a. Beatifikation.

Seligstadt, s. Seeligstadt.

Seliktar Aga (türk.), Titel und Würde eines Pagen der ersten Kammer des Sultans, der den Säbel (Selik) desselben trägt.

Selim (Biogr.), 1) S. I., der Scharfe, der Wilde der Henker, Sultan der Osmanen, geb. 1467, stieß am 25 April 1512 vermittelst der Janitscharen seinen siechen und bejahrten Vater vom Thron und war es wahrscheinlich auch, auf dessen Anstiften derselbe kurz darauf am 26. Mai mit Gift aus der Welt geschafft wurde. Ueberhaupt mußte ein Jeder sterben, auf den S. den Verdacht warf, daß er ihm schädlich od. gar gefährlich werden könne. Daher schaffte er auch fünf Neffen und zwei Brüder aus dem Wege. Sonst führte er eine kräftige Regierung. Er zügelte den Schah von Persien, brach 1514

die Macht des Sultans der Mameluken, bemächtigte sich Kurdistans, eroberte 1516 Syrien, nahm 1517 Aegypten und machte sich auch Mekka unterthänig. Er war der Begründer einer geregelten Flotte, der Erbauer des Arsenals in Pera und der Verbesserer der eroberten Länder. Der hochfahrende Sinn der Janitscharen ward von ihm gleichfalls gezüchtigt. Im Begriffe, Persien mit Heeresmacht zu überziehen, † er am 22. Sept. 1520 an einer pestartigen Beule, als er von Konstantinopel nach Adrianopel zog. Er war ein guter Feldherr, sorgte für verbesserte Einrichtungen der von ihm besessenen Länder, war äußerst thätig, aber auch äußerst grausam. Doch bei aller seiner Grausamkeit war er leidenschaftlich der Poesie zugethan und protegirte die Dichter und Gelehrten. — 2) S. II. Enkel des Vorigen, Sohn Solimans II. und Roxolanens, war 1522 geboren und gelangte nach seines Vaters Hinscheiden, der am 6. Sept. 1566 vor Szigeth endete, zur Herrschaft. Unter allen Sultanen war er der erste, welcher, sich allein den Freuden seines Harems überlassend, dem Großwessir den Oberbefehl des Heeres und die Zügel der Herrschaft überließ. Unter seiner Regierung wurde 1568 mit Ungarn ein achtjähriger Waffenstillstand und im folgenden Jahre einer mit Persien geschlossen, so wie 1571 die Insel Cypern erobert. Aus der Niederlage, welche am 8. Okt. 1571 der Admiral Ali bei Lepanto erlitt, verstanden die feindlichen Christen nicht Nutzen zu ziehen, während der umsichtige Großwessir Sokolli fortwährend für die Sicherheit des Reichs die größte Sorgfalt an den Tag legte. Der in der Moldau und Walachei geführte Krieg hatte wenig Bedeutung; S. † während desselben am 12. Dec. 1574. Sein Nachfolger war sein Sohn Murad III. — 3) S. III., der Sohn Mustapha's III., geb. am 23. Dec. 1761, lebte, während sein Bruder Abdul-Hamid seit seines Vaters Tode regierte, im Serail unter den Frauen und Eunuchen. Doch führte er deswegen keineswegs eine bloß sinnliche Lebensart, sondern studirte nicht nur den Koran, sondern auch die türkische Geschichte und nahm sich vor, einst das türkische Reich zu reformiren und wieder herzustellen. Er trat in Verkehr mit ergrauten, klugen Staatsmännern, unter Andern auch 1786 mit dem in Konstantinopel lebenden französischen Gesandten, dem Grafen Choiseul, und schickte selbst seinen Vertrauten, Isaak Bey, nach Frankreich, damit er sich in Kenntniß von der dortigen Verwaltung setze. Als Abdul-Hamid am 7. Febr. 1789 mit Tod abgegangen war, folgte ihm S. Dieser Wechsel der Herrschaft fiel gerade in die Zeit, zu welcher Rußland und Oesterreich Krieg mit der Pforte führten und ihr empfindliche Niederlagen beibrachten. S. war daher erst entschlossen, selbst den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, wurde jedoch von diesem Vorhaben durch den Divan abgebracht. Die Vorgänge im Westen Europa's kamen der Pforte indeß zu Statten, und so geschah es, daß für sie der Friede mit Oesterreich 1791 keine wesentlichen Verluste enthielt. Um so nachtheiliger fiel jedoch der Friedensschluß mit Rußland 1792 aus. Schon glaubte S. genug Muße zu haben, um seine Entwürfe für die Ordnung im Innern des Reichs ins Werk zu setzen, da auch die Länder Syrien und Aegypten, welche sich 1786 zu empören angefangen hatten, nunmehr unterworfen waren; allein ein Ausbruch des Aufstandes in der europäischen Türkei, erregt von Paßwan Oglu, beunruhigte ihn von Neuem und nahm erst sein Ende, als der Anstifter der Empörung 1803 Pascha von Widdin geworden war. Gleichzeitig hatte Napoleon Aegypten besetzt; S. trat daher der russisch-englischen Koalition gegen die französische Republik bei. Nachdem S. am 25. Juni 1802 mit Frankreich Frieden geschlossen hatte, verwendete er angelegentlich seine Sorgfalt auf die Staatsverwaltung und stellte das Heer auf den europäischen Kriegsfuß (Nizam-Dschedid genannt). Aber gerade hierdurch erregte er Unzufriedenheit und gab die Ursache zu Aufständen. Besonders drohend war der serbische Aufstand. Dazu kam noch 1807 ein Krieg mit Rußland, welches bedeutende Vortheile errang, und mit Großbritannien. Als endlich S. sein neues Heersystem unter den alten Truppen einführen wollte, kam der längst gehegte Haß zum Ausbruch. Während die wüthenden Janitscharen am 28. Mai 1807 in einer Anzahl von 15,000 Mann in die Vorstadt Pera eindrangen und das Zeughaus in Beschlag nahmen, empörte sich auch das Volk der Hauptstadt. An die Spitze der Aufständischen, die Alle nichts Geringeres, als S.s Abdankung verlangten, stellte sich der Mufti. Umsonst versuchte S. durch Nachgiebigkeit die Gefahr abzuwenden; er richtete damit so wenig aus, wie mit der Strenge, womit er die unzufriedenen Staatsbeamten hinrichten ließ; denn der Mufti und die Ulema's machten im Serail selbst S.s Absetzung bekannt, worauf am 29. Mai S.s Neffe Mustapha IV., der Sohn Abdul-Hamids, den Thron bestieg. S., in einen Kiosk des Serails gefangen gesetzt, aber mild behandelt, gab sich nun der Dichtkunst und der Erziehung seines Neffen Mahmud hin. Da drang am 28. Juli 1808 Mustapha Bairaktar, der Pascha von Rustschuk, ein warmer Anhänger S.s und seiner Verbesserungen, mit Heeresmacht in Konstantinopel ein, um S. wieder auf den Thron zu setzen. Mustapha war bestürzt und erbat sich Bedenkzeit. Mustapha Bairaktar gewährte ihm dieselbe unter der Bedingung, daß er unterdeß S. kein Leid zufüge. Dessen ungeachtet wurde aber S. nach des Mufti Eingebung im Gefängniß erdolcht. Mustapha Bairaktar drang nun weiter vor, stieß den jetzigen Sultan vom Thron, setzte ihn gefangen und ließ die Mörder und Feinde S.s mit dem Leben büßen. Die Regierung erhielt nun Mustapha's Bruder Mahmud II. Mit vieler Pracht wurde S. bestattet.

Selimbria, Fluß, s. v. a. Silivria.

Selimeh, afrik. Oase, im Westen von Nubien, durch welche die Karawanen-Straße von Kairo nach Kobla führt, klein, am Fuße hoher Felsen.

Selim-Gherai, Tatarkhan, s. Gherai.

Selimi, indische Goldmünze, $\frac{1}{2}$ Adel-Guttel oder $4\frac{1}{2}$ Rupien = $\frac{1}{2}$ Dukaten.

Selimno (Selimnia, Islamdj), europ.=türk. Stadt, Bulgarien, am Südabhange des Balkans und links am Islamdj; Wollweberei, gute Karabinerfabrik, Rosenessenz, beträchtliche Messe im Juni; 20,000 Einw.

Selim Schah, s. v. a. Dschihanghir.

Selimskaja, schmales, aber dichtes, leinwandartig gewebtes Baumwollenzeuch in blauen, rothen, grünen oder andern einfachen Farben, eine Art fester Nanking oder Kitaik, welches durch den Karawanenhandel der Tataren aus der kleinen Bucharei nach den südlichen und östl. Provinzen Rußlands kommt und in Packen von 10 Stück, das Stück von 8—10 Aeschinen Länge, ½ Aeschine breit, verkauft wird. Die russischen Fabriken in Moskau, Astrachan ꝛc. liefern jetzt dieses Zeuch ebenfalls.

Selimskörner (Waarenk.), s. v. a. Mohrenpfeffer, s. Piper.

Selimur, s. Mohammedanische Religion.

Selinde, weiblicher Name, die Leuchtende, Glänzende.

Seling (Selung), indische Silbermünze, besonders in Siam, hat die Gestalt eines Larin, als Gepräge ein Herz und einen Ring; etwa 4⅟₂ Groschen.

Selinga, Fluß, s. v. a. Selenga.

Selingam, Stadt, s. v. a. Selangan.

Selinger, franz. Insel im Rhein, Depart. Niederrhein, dem Fort Vauban gegenüber, hatte sonst eine Schanze.

Selinna, weiblicher Vorname, die Seelengute, das Seelenmädchen.

Selino (Geogr.), 1) südwestlichster Theil der europ.=türk. Insel Kandia; gebirgig; — 2) Stadt das.; Hafen, Fort und Rhede, festes Schloß, Ausfuhr von Oel, Früchten, Seide, Wachs und Honig; — 3) Vorgebirg das.

Selinoides (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Peucedanum *L.*

Selinon (Bot.), nach Adanson, Pflanzengatt., s. v. a. Apium graveolens *L.*

Selintan (Ichthyol.), s. v. a. Doppelkerbe, Ambassis Commersonii.

Selinti, asiat.=türk. Kap, Kleinasien, Sandsch. Itschil; 36° 10' 55" nördl. Br. und 50° 1' 15" östl. Länge.

Selinum (Bot.), nach Linné, Gatt. der Umbellatae Angeliceae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Von 11 Arten, ausdauernden Kräutern in Europa und Asien, ist zu nennen: S. Carvifolia *L.* In Europa.

Selinunt, Ruinen von, eine ungeheure Masse von Ruinen auf der südlichen Küste der Insel Sicilien, Prov. Trapani, ungefähr 10 englische Meilen östlich vom Kap Granitola, zwischen den kleinen Flüssen Maduini und Bilici (dem Crimisus und Hypsa der Alten), mitten in einer einsamen, verödeten Gegend. Es sind die traurigen Ueberreste der einst so herrlichen Stadt Selinus oder Selinuntum, die vor mehr als 2400 Jahren von einer griechischen Kolonie von Megara gegründet wurde. Auf den ersten Blick ist S. weit entfernt, den großen Erinnerungen zu entsprechen: es bietet ein weit ausgedehntes Terrain, bedeckt mit verfallenen Mauern, Bruchstücken von Säulen, Kornischen und Architraven, in deren Mitte sich ein großer Thurm und zwei oder drei elende Hütten erheben, die dem Guarda Costa und seiner Familie zur Wohnung dienen. Bei näherer Untersuchung der Ruinen findet man jedoch die Spuren selinuntischer Pracht. Die Ringmauer der Stadt ist an mehren Theilen gut erhalten; man sieht die Ueberreste des nördlichen und des westlichen Thores. Fünf Tempel waren im Innern der Stadt, und drei standen außerhalb der Mauern. Zwei von den Tempeln des Innern sind klein und haben einige Aehnlichkeit mit den Monumenten von Pompeji; sie schreiben sich ohne Zweifel aus den Zeiten der Römer her; die drei andern sind groß und in edeln Verhältnissen. Auf dem höchsten Punkte eines Engpasses erbaut, gleichsam um als Symbol zu dienen für den Schutz der Götter, den die Selinuntier für ihre Stadt forderten, schauen sie nach Osten und stehen in symmetrischer Reihe neben einander. Sie sind von altdorischer Ordnung; ihre Architektur, groß in der Auffassung, war es eben so in der Ausführung; sie erbauten ihre Monumente nicht aus Steinen, sondern aus Bruchfelsen, deren Anblick den Aberglauben der Sicilianer erklärt, welche die Aufführung dieser Gebäude einem Riesengeschlecht zuschreiben. Das Volk, das den Tempeln seiner Götter ein so erhabenes Siegel aufzudrücken verstand, mußte ein edelsinniges und hochherziges Volk seyn. Es mußte Empfänglichkeit besitzen, sich für einen großen Gedanken zu enthusiasmiren, Fähigkeit, das zu begreifen, was ein hochbegabter Geist vorschlug, und Geneigtheit zu Opfern für die Ausführung. Oft ist ein großes Denkmal der Ausdruck einer großen Nationaleigenschaft, und wie die gothischen Kirchen des Mittelalters für den Glauben der Zeit sprechen, in der sie gebaut wurden, eben so rufen die Tempel von S. die ungeheure moralische Entwickelung ins Gedächtniß, welche die alte Sittigung den Völkern griechischen Ursprungs verlieh. Die heiligen Gebäude S.s stürzten über ihren Göttern zusammen, aber ihre Trümmer bedecken den Boden, und man sieht hier, wie Reihen riesenhafter Säulen fielen, ohne zu zerbersten, und den Boden in der Reihe und auf der Stelle bedecken, die sie aufgerichtet inne hatten. Ohne Zweifel wurden sie durch ein furchtbares Erdbeben, dessen Zeitpunkt man nicht kennt, umgestürzt. Vielleicht traf dieses Unglück die Stadt in den Zeiten ihres größten Wohlstandes. Die bewegliche Natur des leichten und sandigen Bodens, auf welchem S. stand, mußte gleichfalls zum Verfall seiner Tempel das Ihrige beitragen. Man entdeckt da und dort der Erde gleich die Grundlagen von Häusern mit Schwellen, die aus ungeheuern Bruchsteinen gebildet waren und auf Straßen gingen, deren Spuren man noch erkennt. Die großen Gebäude scheinen im Mittelalter das nämliche Schicksal gehabt zu haben, wie der Tempel von Segesta; man erkennt hier Ziegelsteintrümmer, die nicht von Tempeln herrühren können; sie gehörten ohne Zweifel ephemeren Feuerstellen an, die von einer ungebildeten Bevölkerung errichtet wurden. Der Gesammtan=

blick der Reste von S. bietet ein trauriges und düsteres Gemälde; ihren hellen Farben nach möchte man sie für zu einem Bau bestimmte Materialien halten, sähe man sie nicht bunt unter einander aufgehäuft und mit Lianen, Erdbeerbäumen und kleinen Fächerpalmen bedeckt, die hier in verschwenderischer Menge wachsen, und um derentwillen Virgil der Stadt S. den Namen Palmosa — die Palmenreiche — gab. Uebrigens sieht man hier keine Bäume, nur eine sehr niedrige, aber dichte Vegetation, die in unermeßlicher Mannichfaltigkeit der Farbentöne von einander absticht, eine brennende und vollkommen ruhige Atmosphäre, einen dunkelblauen Himmel, ein lasurblaues Meer, sogar noch mehr, als das von Neapel, ockerfarbiges Erdreich und kalcinirten Felsen, worauf man Tausende smaragdgrüner Eidechsen dahinschlüpfen sieht; alles dies macht aus S. eine prachtvolle Scene von Verwüstung, das Grab der glänzenden Vergangenheit, die noch einige Strahlen auf die Gegenwart zurückwirft. Und um wie viel trauriger muß diese Gegend seyn während der 4 Monate der Malaria, wo alle lebenden Wesen, mit Ausnahme nur des Guarda Costa, aus diesem verpesteten Bezirke fliehen! Dann ist sie die Behausung des Todes, und der Mensch entfernt sich von einem Orte, wo die Gefahr unter der Gestalt trauriger, aber dabei süßer und angenehmer Eindrücke sich ihm zeigt, sich einschmeichelt. Dieser Aufenthalt, wo die Aria cattiva herrscht, trägt den Schein des Friedens und der Heiterkeit, die Luft ist voll Klarheit und Wohlgeruch, kein äußeres Zeichen läßt ihren schrecklichen Einfluß ahnen. Die schlechte Luft, eine Folge der Moräste, die einst den Namen Gonusa führten, hatte schon in alter Zeit zu S. ansteckende Krankheiten verursacht. Empedocles setzte dieser Geißel mittelst zweier Kanäle ein Ziel. Die dankbaren Selinuntier erwiesen diesem Philosophen göttliche Ehren. Wenn man durch das nördliche Thor aus S. heraustritt, so bemerkt man fast vergrabene Trümmer, die man für einen ehemaligen Tempel und ein Theater hält, dessen Bühne gegen die Mauern der Stadt gekehrt war. Auf dieser Seite befinden sich ebenfalls zerfallene Gräber — die letzten Spuren einer kriegerischen und mächtigen Nation. Geht man dann durch ein Thal mit Wiesen und Feldern, die durch einen kleinen Bach bewässert werden, und steigt die entgegengesetzte Seite hinauf, so gelangt man zu den drei äußern Tempeln. Sie liegen eine Meile von der Stadt auf einem in sanftem Abhang gegen das Meer herabziehenden Sandhügel. Ihre Vorderseiten kehren sich nach Osten. Auch diese prachtvollen Gebäude sind zerstört, wie die in der Stadt. Sie hatten kolossale Dimensionen, mehr noch in ihren einzelnen Theilen, als in ihrer Gesammtheit. Die Bruchstücke von Kornischen und Säulen, womit der Boden bedeckt ist, scheinen gebrochene Felsstücke zu seyn. Der erste und größte der drei Tempel ist von dorischer Ordnung, mit glatten Säulen; bloß die Winkelsäulen waren kannelirt; er besaß deren eine doppelte Reihe um die Cella, wovon 8 in der Breite und 16 in der Länge. Die Schäfte ruhten unmittelbar, und ohne besondere Unterlagen, auf der fünften und letzten Stufe. Ein einziger blieb stehen, man nannte ihn das Werk der Titanen; er spiegelt sich hellgelb auf dem Meere und auf dem Küstensand ab. Dies war unzweifelhaft der Tempel des Jupiter, eines Gottes, dessen Kultus zu S. mit großer Pracht gefeiert ward. Auf seine heiligen Vorhöfe vielleicht flüchteten sich die unglücklichen Selinuntier, die Hannibal, um sie zu ermorden oder als Sklaven zu verkaufen, damals fortschleppen ließ, wo er den Syrakusanern, die sich für sie verwendeten, jene berühmte und grausame Antwort gab: „Diejenigen, die ihre Unabhängigkeit nicht zu vertheidigen wissen, verdienen als Sklaven behandelt zu werden, und die Götter, aufgebracht wider die Bewohner von S., zogen ihre Hand von ihnen ab." Der zweite Tempel, in dem man eine Art Forum zu öffentlichen Versammlungen sehen wollte, steht dem vorhergehenden parallel. Er ist 40 Schritte davon entfernt und war von einem Portikus von 36 kannelirten Säulen, deren jede aus einem einzigen Stück bestand, umgeben. Hinter dem Säulengang zeigten vier andere Säulen den Eingang zur Cella an; drei Stufen bildeten die Grundlage dieses Tempels, der unter denen, die außerhalb der Ringmauern der Stadt liegen, der Zeit nach der schönste und neueste war. Der letztere äußere Tempel liegt dem Meere am nächsten. Sein Portikus bestand aus 38 dorischen kannelirten Säulen, er hatte vor und hinter der Cella vier Säulen und zwei Pilaster; man steigt über neun Stufen in den Säulengang hinauf. Der Raum, den diese drei Gebäude einnahmen, die sich gegenwärtig nicht mehr viel über die Bodenfläche erheben, ist mit Steinen, Pflanzen und Gebüschen angefüllt. Ziegen, auf diesen prachtvollen Trümmern stehend, und ein Hirte mit einem langen Karabiner sind das Einzige, was der Landschaft Leben gibt; allein diese völlige Oede hat einen unaussprechlichen Reiz. Die Vergangenheit ruft hier zu viele Erinnerungen hervor, als daß die Seele des Zuschauers sich nicht damit begnügen sollte; jedes Geräusch wäre nur eine peinliche Dissonanz. Das Ufer bildet am Fuße des Hügels von S. eine kleine, gegenwärtig sehr versandete Bucht; im Alterthum diente sie der Stadt als Hafen; man erkennt noch die Mauern des Dammes und verschiedene Spuren von Treppen. Das Material, woraus die Säulen und übrigen Gebäude bestehen, ist ein feinkörniger, sehr harter Stein, der einen Ton gibt, wenn man mit dem Hammer daran schlägt. Er ward aus einem naheliegenden Steinbruche bei einem Orte, Campo Bello genannt, gewonnen, wo noch viele Massen, nur theilweise von Felsen getrennt, zu sehen sind, so daß es aussieht, als wäre die Arbeit plötzlich unterbrochen worden.

Selinuntia (a. Geogr.), das Gebiet von Selinus (Polyb. I, 39).

Selinus (griech. Mythol.), Sohn des Poseidon, König von Aegialos, Vater der Helike.

Selinus (a. Geogr.), 1) Fluß in der elischen Landschaft Triphylia bei Scillus, fällt westlich von Olympia in den Alpheus; jetzt Fluß von Krestena; — 2) Fluß in Achaja zwischen Aegium

und Helice, entspringt auf dem Erymanthus und strömt in nördlicher Richtung; jetzt Fluß von Vostitza; — 3) Stadt in Oberägypten oder Thebais am östlichen Ufer des Nils; jetzt Scheikh-el-Hardy; — 4) (Selinunt), bedeutende Stadt der Insel Sicilien, von Doriern aus Megara 100 Jahre nach der Gründung der Mutterstadt, also um 626 auf einem Hügel der Südküste an der Westseite eines gleichnamigen Flüßchens, das seinen Namen von dem vielen, an seinem Ufer wachsenden Eppich hatte, der daher auch das Symbol der Stadt war, in einer palmenreichen Gegend gegründet. Die bald zu großer Blüthe gelangte Stadt wurde im Jahre 409 v. Chr. von den Karthagern erobert, geplündert und größtentheils zerstört, jedoch noch in demselben Jahre zum Theil wieder hergestellt, so daß sie unter karthaginiensischer Herrschaft als sehr herabgekommene Mittelstadt noch fünf Menschenalter hindurch fort vegetirte, aber im Jahre 249 wurde sie von ihnen ganz vernichtet und die Einwohner nach Lilybäum verpflanzt. Obgleich sie nun zu Strabo's Zeiten noch verödet war, so muß sie doch später wieder hergestellt worden seyn, da sie die Saracenen im Jahre 827 zum dritten Male zerstörten. Die Umgegend lieferte trefflichen Weizen, eine als Arzneimittel gebrauchte Erdart und gute Kreide. In der Nähe befanden sich auch salzige Mineralquellen (τὰ Σελινούντια ὕδατα), welche später Aquae Labodae, Labodes oder Larodae, Larodes hießen, an der Straße von Lilybäum nach Agrigentum lagen und jetzt die Heilquellen von Sciacca heißen. Von der Stadt selbst haben sich bei Castelvetrano noch imposante Ueberreste erhalten; s. Selinunt, Ruinen von. — 5) Seestadt Ciliciens in dem nach ihr benannten Distrikte Selontis, auf einem steilen, größtentheils vom Meere umflossenen Felsen, 25 geogr. M. von der Westspitze Cyperns. In ihr † im Jahre 117 der Kaiser Trajan, weshalb sie auch eine Zeit lang Trajanopolis hieß. Sie heißt noch jetzt Selonti. — 6) Hafenplatz an der Küste von Marmarica, westlich von Parätonium. — 7) Flüßchen an der Südküste Siciliens bei der gleichnamigen Stadt der heutigen Madiuni. — 8) Nebenflüßchen des Caicus in Mysien, das die Stadt Pergamum durchfließt.

Seliquastrum (röm. Ant.), Art Stuhl oder Sitz für Weiber, ganz einfach und ohne Verzierungen.

Selis (griech.), s. Linea.

Selisberra, schweiz. Ort, Kant. Uri, nordwestlich von Altorf, am Vierwaldstädter-See.

Selis-do-Mato, portugies. Flecken, Prov. Estremadura; südwestl. von Alcobaça; 550 E.

Selishorowa, europ.-russ. Ort, Gouv. Twer, südöstl. von Ostaschkow.

Selit, Volksstamm, s. Mat.

Selitrenoigorodok, russ. Ort, Gouv. Astrachan, nördlich von der Stadt Astrachan.

Selitza (Geogr.), 1) griech. Flecken, Morea, südöstl. von Kalamata; — 2) europ.-türk. Flecken, Rumelien, südöstl. bei Monastir.

Selium, s. Sellium.

Selinuk, der celtische Baldrian, s. Baldrian.

Selivria, Stadt, s. v. a. Silivri.

Selka, sachsen-altenb. Dorf, Amt Altenburg; 250 Einw.

Selke, kleiner Fluß des Unterharzes, nimmt aus dem güntersberger Teiche im Herzogthum Anhalt-Bernburg seinen Ursprung, treibt eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke und fällt bei Rothendorf im kroppenstädter Kreise des preußischen Herzogthums Sachsen in die Bode. Die S. bildet in ihrem obern Laufe von Güntersberg bis zu dem Dorfe Meisdorf im mansfelder Gebirgskreise des preußischen Herzogthums Sachsen das 6 Stunden lange, liebliche Selkethal, das von waldbegrenzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, bald bis 300 Schritte sich erweiternd, bald bis auf 40 sich verengend, in immer neuem Wechsel die entzückendsten Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethales sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, das Hüttenwerk Mägdesprung und Alexisbad, wo der Selkebrunnen sich befindet.

Selkebrunnen, s. Alexisbad.

Selkirk (Geogr.), 1) brit. Grafschaft, Schottland, grenzt im Norden an die Grafschaft Edinburgh, im Nordosten, Osten und Südosten an die Grafschaft Roxburgh, im Süden und Südwesten an die Grafschaft Dumfries, im Westen und Nordwesten an die Grafschaft Peebles und hat einen Flächenraum von 12 ⅓ □Meilen und 1831: 6830, 1841: 7990 Einw. in 3 Marktflecken und 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland; das Cheviot-Gebirg im Süden sendet seine Zweige ins Land, mit schmalen Thälern. Spitzen: Blackhouse, 2220' hoch, Windlestrawlaw, 2300 oder 2154' hoch. Das Land neigt sich zur Nordsee, wohin auch der Tweed mit den Nebenflüssen Etterick und Yarrow sich ergießt. Das Klima ist rauh und der Boden nicht sehr fruchtbar. Ehemals fast lauter Wald, war die Grafschaft gewissermaßen nichts weiter, als ein Park für das Wild der Könige von Schottland, wo man nur diejenigen Menschen antraf, welche als Hirten desselben aufgestellt waren. Die Wälder sind verschwunden, der Menschen aber sind nicht viel geworden (s. oben). Mit den Wäldern ist auch das Wild verschwunden; zahlreiche Heerden von Kühen, Schafen, mitunter auch von kleinen schottischen Pferden sieht man auf den Abhängen der wellenförmigen Oberfläche weiden; ein friedlicher Hirtenstand hütet dieselben, und die schottischen Balladen beschäftigen sich gern mit den Bewohnern dieser Grafschaft. Die Schafe von der S.- und Cheviotrace sind berühmt wegen ihrer feinen, langen Wolle, und diese, nebst Hammeln und Lämmern, bildet den Hauptausfuhrartikel der Provinz. Da diese ziemlich hoch gelegen ist, also nicht zu den mildesten Theilen von Schottland gehört, ist der Ackerbau fast ganz allein auf etwas Hafer und Kartoffeln beschränkt. Die Industrie ist unbedeutend. — 2) Marktflecken und Hauptort daselbst, rechts am Etterick, der unweit davon in den Tweed fällt; Rathhaus, Wollspinnerei, Strumpf- und Zwirnbandweberei; 2800 Einw. Der Ort, der ehemals Sele-Chyrch hieß, hat erst in der neuesten Zeit ein

mehr städtisches Ansehen erlangt und bessere Häuser, ein Rathhaus und gepflasterte Straßen bekommen. In dem Kirchspiel des Orts (in Foulshiels) ist der berühmte Reisende Mungo Park geboren. S. erhielt, wegen der Tapferkeit seiner Bewohner, von Jakob IV. den Titel eines königlichen Marktfleckens. Die Bürger standen nämlich dem König in der Schlacht von Flodden getreulich bei und vergossen ihr Blut für denselben, besonders sollen die Schuster sich ausgezeichnet haben, aber auch alle auf dem Platze geblieben seyn. Die Innung der Weber bewahrt noch jetzt auf das Sorgfältigste eine Fahne, welche ihre Ahnen im wildesten Schlachtgewühl den Engländern abgenommen haben. Ein Theil des sogenannten Etterick, eines waldigen Gebirges nächst der Stadt, wurde dieser von König Jakob geschenkt, um sie für die bewiesene Treue zu belohnen.

Selkirk (Biogr.), Alexander, s. Defoe und Robinson (Lit.).

Sell (Geogr.), norweg. Ort, Christiansamt, am Lougen, südöstl. von Vage.

Sell (Sittengesch.), Aufbewahrungsort der Lade bei mehren Handwerkern.

Sella (röm. Antiq.), allgemeine Bezeichnung für jede Art von Stühlen, von der Sella curulis an bis zu der zum täglichen Gebrauch dienenden S. herab. Die Form derselben ist ganz verschieden, wie aus den pompejanischen Wandgemälden ersichtlich ist. Besonders groß war die Verschiedenheit in Bezug auf die Form der Füße und der Lehnen. Die Gestelle waren von Holz, Metall u. s. w., oft kostbar plattirt und eingelegt.

Sella (Geogr.), 1) österr.-steierm. Dörfer: a) Kr. Cilli, Bez. Drachenberg; 160 Einw.; — b) Kr. Marburg, Bez. Thurnisch; 130 E.; — 2) (Zella), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hoyerswerda; 120 E.; — 3) lachsreicher span. Fluß, Prov. Oviedo, fließt anfangs nördlich und dann nordöstlich in den Meerbusen von Biscaya; — 4) Flecken das., nordöstl. von Alicante; 1710 Einw.

Sella arcuata (röm. Ant.), Stuhl mit bogenförmiger Lehne, besonders in den Häusern der Landleute.

Sella balnearis (röm. Ant.), ausgehöhlter Sitz in Bädern, damit das auf den Badenden gegossene Wasser sich darin sammelte.

Sella curulis (röm. Staatsalterth.), Insignie der curulischen Magistrate, ein in der Form sehr einfacher Sitz ohne Rücken- und Armlehne, auf 4 gekrümmten Füßen ruhend, welche wie bei einem Sägebock gekreuzt waren, ursprünglich aus Elfenbein, später aus Metall oder Marmor bestehend und mit kunstreichen und kostbaren Verzierungen geschmückt. Die Ableitung des Beiwortes curulis ist unsicher. Die curulischen Beamten bedienten sich dieser Sella bei allen öffentlichen Handlungen; auch in die Provinzen und auf Feldzüge wurde sie mitgenommen. Der Senat übersandte die S. c. an fremde Könige. Nach dem Tode angesehener Männer, welche bei Lebzeiten die S. c. gehabt hatten, blieb deren Sella auf ihrem Platze im Theater stehen; ja es wurde diese Ehre sogar solchen verwilligt, die sie im Leben nicht gehabt hatten.

Sella gestatoria (röm. Ant.), Tragsessel, worin man sich von seinen Sklaven (Sellarii) tragen ließ.

Sella imperatoria s. castrensis (röm. Ant.), der Stuhl des Feldherrn im Lager, worauf er sitzend Gericht hielt, später der Thron (Sella regia).

Sellamines, franz. Dorf, Depart. Puy-de-Dome, Bez. Issoire; beträchtliche Gerbereien, Kohlengruben, Wollzeuchfabrik.

Sella obstetricaria s. puerpera (Geburtsh.), Entbindungsstuhl.

Sella regia, s. Thron.

Sellarii (röm. Ant.), 1) Verfertiger der Stühle; — 2) s. Sella gestatoria; — 3) seit Tiberius Diejenigen, die nach seiner eigenen Erfindung in einem Zimmer beisammen sich schänden mußten; vgl. Spintria.

Sellasia (a. Geogr.), Stadt in Lacedämon, nördlich von Sparta am Flusse Oenus, berühmt als Schauplatz der Schlacht, welche im Jahre 221 v. Chr. Cleomenes III. von Sparta dem Antigonus Doson lieferte und wodurch das Schicksal von Sparta entschieden wurde (Polyb. II, 65).

Sella stercoraria, s. Johanna 28).

Sella turcica (Anat.), s. v. a. Türkensattel.

Sellay (Schillay), brit. Insel, Hebriden, westl. bei Harris; weidereich.

Sellbach, oldenburg. Dorf, Fürstenthum Birkenfeld, Amt Nohfelden; 390 Einw.

Selle (Geogr.), 1) ital. Fluß, Königreich Neapel, Prov. Principato-citer.; entspringt in den Apenninen bei Caposele und mündet auf der Westseite in den Meerbusen von Salerno; Nebenfluß: Calire; — 2) franz. Nebenfluß des Lot rechts, entspringt im Depart. Cantal und mündet im Depart. Lot; mit den Nebenflüssen Rance, Veyre, Barbezou und Drousou; — 3) Nebenfluß der Schelde rechts, entspringt im Depart. Aisne und mündet im Depart. Nord, gegenüber Denain; — 4) (Saddle-Island), eine der Süd-Orkney-Inseln, im atlant. Ocean, 60° 37′ 50″ südl. Br. und 47° 13′ 0″ westl. Länge.

Selle (Biogr.), 1) einer der gelehrtesten Musiker und gründlichsten Kontrapunktisten, geb. am 23. März 1599 zu Zörbig in Sachsen, war bis 1624 Rektor zu Wesselbur in Dithmarsen, bis 1636 in Heide, von da bis 1641 Kantor zu Itzehoe, von wo er als Stadtkantor, Kanonikus ministerialis und Musikdirektor nach Hamburg berufen wurde, wo er den 2. Juli 1663 †. Er schrieb: Monophonia harmonico-latina; viele Kirchenkoncerte, geistliche Lieder, worunter namentlich seine Melodien zu Rists „Seelenlust“ sich auszeichnen; Pastorelles, Canons, Motetten u. s. w. — 2) Christian Gottlieb, Physiolog und Philosoph, 1748 zu Stettin geboren, studirte zu Göttingen und Halle, prakticirte dann zu Berlin, begleitete die Landgräfin von Hessen-Darmstadt nach St. Petersburg und wurde Leibarzt des Fürstbischofs von Ermeland, später Leibarzt Friedrichs II. und der beiden folgenden

Regenten, Oberaufseher der Charité zu Berlin, 1795 k. preuß. geheimer Rath und 1797 Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften; † 1800. Schrieb: Rudimenta pyretologiae methodicae, Berl. 1773, 3. Aufl. 1788; — Urbegriffe von der Beschaffenheit, dem Ursprunge und Endzwecke der Natur, das. 1776; — Einleitung in das Studium der Natur- und Arzneigelahrtheit, das. 1777, 2. Ausg. 1778; — Philosophische Gespräche, das. 1780, 2 Thle.; — Medicina clinica, 1781, 8. Aufl. 1801; — Neue Beiträge für Natur- und Arzneiwissenschaft, das. 1782—86, 3 Thle.; — Grundsätze der reinen Philosophie, das. 1788; — De la realité et della idéalité des objets de nos connaissances, das. 1791, und A.

Sella (Fisch.), Art Fischernetz.

Selle, la (Geogr.), 1) (S.-Craonaise), franz. Dorf, Depart. Mayenne, Bez. Chateau-Gontier; 1570 E.; — 2) (S.-en-Coglais), Dorf das., Dep. Ille-Vilaine, Bez. Fougères; 1000 Einw.; — 3) (S.-Guénaud), Dorf das., Dep. Indre-Loire, Bez. Loches; 820 Einw.; — 4) (S.-St.-Cyr), Dorf das., Dep. Yonne, Bez. Joigny; 1060 Einw.

Selleis (a. Geogr.), 1) Fluß bei Sicyon; — 2) Fluß in Elis, an welchem das homerische Ephyra lag, entspringt auf dem Gebirg Pholoë; — 3) schon von Homer genannter westlicher Nebenfluß des Rhidius in Mysien (Troas), der von Arisbe her in ihn fällt (Il. 11, 558).

Sellen (Geogr.), preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe an der Wipper; 160 Einw.; — b) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 160 und 120 Ew.; — c) Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Steinfurt; 620 Einw.

Sellen (Biogr.), Gustav, s. v. a. Alvensleben.

Sellendorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; 210 E.

Sellenholz (Bot.), s. v. a. gemeine Heckenkirsche, Lonicera Xylosteum *L.*

Sellenzeug, s. v. a. Sielzeug.

Sellera, span. Flecken, nordöstlich von Vich, am Ter; reiche Blei- und Kupferminen; 580 E.

Sellerbach, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Saarbrück, Hauptort der gleichnam. Bürgermeisterei; 130 Einw.

Sellerhausen, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Leipzig; 370 Einw.

Sellerie (Bot.), auch Eppich, Apium *L.*, Gattung der Umbelliferae Ammieae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Rand des Kelches verwischt, Blumenblätter rundlich, ganz, Stempelpolster plattgedrückt. Frucht rundlich, 2knotig; Früchtchen mit 5 fädlichen, gleichen Riefen, die seitenständigen randend, Thälchen 1striemig. Fruchthalter ungetheilt. Eiweiß höckerig, konvex, auf der Fugenseite ziemlich flach. Von 8 Arten ist allein wichtig: A. graveolens *L.*, gemeiner S., Eppich; franz. Ache adorant, Celeri, Celeri rave, engl. Celery, Smallage, ital. Appio, schwed. Sellerie. In ganz Europa, an Wassergräben und Bächen, besonders häufig auf Kalkboden; 2jährig. Kahl. Blätter gefiedert, die obern 3zählig; Blättchen keilig, an der Spitze eingeschnitten und gezähnt. Wurzel bei der wilden Pflanze spindelförmig, ästig, bei der kultivirten rundlich, fleischig, Blüthe weiß, klein. Kultivirte Spielarten: a) Stengelsellerie, Ap. dulce *Mill.*, Blattstiele fleischig, lang; Wurzel spindelförmig, ästig. Bloß die Stengel werden benutzt. — 1) Weißer Stengelsellerie, mit sehr fleischiger, langer, weißer Wurzel. — 2) Rother Stengelsellerie, mit ähnlicher, röthlicher Wurzel. — 3) Krausblätteriger Stengelsellerie. — b) Knollensellerie, Ap. rapaceum *Mill.*, Wurzel knollenartig, fleischig, selten ästig. Blattstiele dünn, kurz. Bloß die Wurzel wird benutzt. — 4) Weißer Knollensellerie. Mit weißer Wurzel. — 5) Rother Knollensellerie. Mit rothgeaderter Wurzel. — Kultur u. Gebrauch. Der S. verlangt kräftigen Boden und im Sommer sehr viel Wasser, sowie eine möglichst frühe Aussaat. Die Kultur des Stengel- oder Kraut-S.s wird auf verschiedene Weise betrieben. Der Same desselben wird sehr zeitig im Frühjahre gesäet und die Aussaat einige Male wiederholt, um den ganzen Sommer über mit jungen Blättern versorgt zu seyn. Die erste Aussaat kann man zu Anfang März auf ein geringes Mistbeet machen, die 2. 14 Tage oder 3 Wochen später ins freie Land, in einen leichten Boden, auf ein gut gegen die Sonne gelegenes, am besten der Morgensonne, aber nicht der Baumtraufe ausgesetztes Beet; die 3. zu Ende April oder Anfange Mai's in feuchten Boden. Die auf ein Mistbeet gemachte Aussaat muß bei trockener Witterung oft begossen werden; sie pflegt dann binnen 3—4 Wochen völlig aufzugehen, wonach das Unkraut sorgfältig zu entfernen ist. Sind die Pflanzen etwas herangewachsen, so versetzt man sie in ein gutes Land, etwa ½ Fuß weit von einander. Viele säen auch gleich den S. im März oder Anfangs April auf seinen Standort, in ein fettes, zweckmäßig schon im Herbst gedüngtes Land und ziehen die zu dicht stehenden Pflanzen aus. Man kann den S. zum Gebrauch Winter und Frühjahr über unverrückt stehen lassen, bis er in Stengel schießt und man wieder jungen S. hat, dann zieht man ihn aus und wirft ihn auf den Unkrauthaufen. Braucht man aber den Platz, wo er steht, nicht zu andern Zwecken, so lasse man ihn zum Samentragen stehen, binde Strohseile um das Beet herum und schneide den Samen ab, wenn er in den meisten Dolden reif ist. Von den reifsten und zuerst abgeschnittenen Samen behalte man den eigenen Bedarf zurück, den übrigen kann man an die Branntweinbrenner verkaufen, welche ihn in Betracht seines Gehaltes an gewürzhaftem ätherischen Oele bei der Branntwein- und Liqueurbereitung anzuwenden wissen. Die gewöhnliche Benutzung des Kraut-S.s bei uns ist die, daß man das Kraut abschneidet, um Salate und Suppen damit zu würzen. Noch vortheilhafter aber, als bei der vorher beschriebenen einfachen Kultur, wird die Verwendung des Kraut-S.s, wenn man ihn bleicht. In Frankreich werden Blattstiele und Herz (junge unausgebil-

bete Blätter) in gebleichtem Zustande rein gewaschen und mit abgebrühten Scheiben des Kopf-S.'s vermischt, als Salat verspeist. In England ißt man sie rein gewaschen, nach Entfernung aller grünen Spitzen und alten Stengel, zu Brod und Käse mit ein wenig Salz beim Thee und Frühstück. Sie sollen auf diese Weise sehr delikat seyn, nicht das Geringste mehr von herbem Selleriegeschmack haben, vielmehr ihr Geschmack am meisten Aehnlichkeit mit einer zarten Radies oder einer feinen Nuß zeigen. Schauer's Angaben über die Kultur des gebleichten S.'s sind folgende: Den Samen läßt man gewöhnlich aus Frankreich kommen, weil mau glaubt, daß er bei uns leichter ausarte u. benutzt im Frühlinge, sobald es die Witterung erlaubt, die warmen Umschläge der Mistbeete zur Aussaat. Sind die Pflänzchen groß genug, so setzt man dieselben auf gut gedüngtes und gegrabenes Land in der Entfernung von 1 Fuß ins Gevierte. Bei trockener Witterung müssen die Pflanzen stark bewässert werden; kann man sie mit Mistjauche gießen, so werden sie um so üppiger wachsen. Im August sind die Pflanzen gewöhnlich stark genug, um sie zum Gebrauche vorzubereiten, welches dadurch geschieht, daß man sie bis aufs Herz entblättert, und eine Strohkappe darauf setzt; auf diese Weise erreichen die Blattstiele, schön gebleicht, eine Länge von 1—1½ Fuß (nach desselben Angabe lagern einige Gemüsegärten den gewöhnlichen Kopf-S. im Herbste in tiefe, runde Gruben ein, so daß noch 2 Fuß oberhalb Raum bleibt, und bedecken bei eintretender Kälte die Gruben oben über mit frischem Pferdedünger, und so treiben die Köpfe ebenfalls schön gebleichte Stengel). In England ist nach Ed. Otto die Kultur des gebleichten S. folgende: die Aussaat geschieht gewöhnlich Anfangs April auf ein nur mäßig warmes Beet. Der Boden kann nahrhaft, darf aber nicht zu schwer seyn, und erfordert eine trockene Unterlage. Nachdem die Pflanzen stark genug zum Auspflanzen sind, bringt man sie auf ein Beet und pflanzt sie 5—6 Zoll entfernt von einander. Sind die Pflanzen nun auch hier zu einer Höhe von 8—12 Zoll herangewachsen, so werden sie zum Bleichen in beliebige lange Gruben gesetzt. Diese Gruben werden schmal und 6 Zoll bis 1 Fuß tief ausgegraben; jeder Graben oder Grube liegt 2½—3 Fuß von einander entfernt, damit genug Erde vorhanden ist, die Selleriestauden bis zu einer Höhe von 2 Fuß und darüber anhäufen oder damit bedecken zu können. Die aus den Gruben ausgeworfene Erde setzt man auf die Zwischenräume derselben und bringt den Dünger, jedoch nur in geringer Quantität und nicht zu frisch in die Gruben, damit der S. keinen üblen Geschmack annimmt. In diese Gruben pflanzt man nun die S.-Pflanzen 4—6 Zoll von einander, und sobald sie zu wachsen beginnen, häuft man sie von allen Seiten und zwar alle 10—14 Tage mit der auf der Seite liegenden und aus den Gruben ausgeworfenen Erde an, und setzt dieses Anhäufen bis Ende Herbst fort, so daß am Ende die Zwischenräume der Gruben und die Grubenbänke hergestellt werden, und gegen 3—4 Fuß hoch liegen. Die Pflanzen sind nun zum Gebrauch geeignet. Die Stengel, so wie das innere Herz, die Blätter der Staude sind ganz weiß, und durch das Anhäufen der Erde gebleicht. In diesen Gruben bleiben die Pflanzen den Winter über im Freien stehen; man kann sie jedoch auch herausnehmen und in Sand einschlagen, oder auch mit Stroh und Laub bei eintretender Kälte bedecken. Gewöhnlich halten sich solche kultivirte Stauden bis zum Mai. In der größten Vollkommenheit gedeiht dieser S. in Lancashire, wo gebleichte Stengel von 4—6 Zoll Länge und 8 Pfund Schwere vorkommen sollen. Wir fügen endlich hierzu noch folgende neueste englische Anweisung (von Dyson) über die Kultur des gebleichten S. (Berl. Gartenzeit. III, 148). Um einen ausgezeichneten S.-Ertrag zu erhalten, säe man die Samen gegen Ende März in ein Mistbeet von mäßiger Wärme in eine leichte Düngererde und versetze sie, wenn sie 4 oder 6 Blätter getrieben haben, in ein kaltes Beet in derselben Düngererde, die, etwa 4 Zoll tief, auf eine harte oder festgetretene Oberfläche gelegt worden. Man lasse die Pflanzen 5 oder 6 Zoll von einander abstehen, um der Wurzel und Pflanze Raum genug zu geben, Kraft zu bekommen, ehe sie zuletzt noch in die Gräben gepflanzt wird. Man gestattet ihnen bei Tage Sonne und Luft, bei Nacht Schutz. Bei der fernern Kultur sind noch folgende Punkte nothwendig zu beobachten, um S. zu ziehen, der mit dem von Lancashire zu wetteifern vermöge. 1) Man bereite sich den Dünger zu Anfange Winters, und zwar, wo thunlich, aus ⅔ guter Moorerde und ⅓ gut zersetztem Dünger aus einem alten Mistbeete, oder, wenn die Moorerde mager ist, aus gleichen Theilen beider; man werfe beides zusammen auf, kehre sie 2 Mal um und verbinde sie gehörig mit einander. Beim letzten Umkehren, kurz ehe die Gräben damit gefüllt werden, füge man, in Gegenden, wo guter fruchtbarer Magnesia-Kalk zu bekommen ist, auf einen Wagen voll Dünger ein paar Scheffel voll davon zu, welches durch Entbindung von Ammoniak den Pflanzen sehr zuträglich ist. An Orten, wo Moorerde (welche den Vorzug vor jeder andern verdient) oder Torf nicht zu haben ist, mögen Rasenschollen mit einem Theile Lauberde, deren Stelle vertreten, wozu noch ein Drittel Mist gefügt wird. — 2) Um den S. sehr groß zu ziehen, ist ganz wesentlich, das beständige Anhäufen zu vermeiden. Das Bleichen kann, während die Pflanzen im kräftigen Wachsthume sind, in 3 Wochen vollendet werden; aber, wenn sie beinahe zu wachsen aufgehört haben, wird es längere Zeit erfordern; daher lasse man sie, wenn Zeit und Umstände es gebieten, auf einmal 28—38 Zoll hoch anhäufen, dafür sorgend, daß die Pflanzen nicht feucht, und der Boden mäßig trokken sey. 3 oder 4 Wochen, nachdem die Pflanzen in die Gräben gesetzt worden sind, wird nöthig seyn, zu reinigen und zu jäten; bei dieser Gelegenheit schneide man alle abweichenden Blätter und Stengel weg, sammele das Uebrige in der Hand, binde einen Baststreifen oder gedrehten Hanffaden um jede Wurzel, genau an den

Vereinigungspunkte der Blätter und Blattstiele nicht zu dicht, doch dicht genug, um sie in gehörig aufrechter Stellung zu erhalten, und so daß für die folgenden Schößlinge aus der Mitte noch Raum bleibt; diese werden schnell treiben und es in wenigen Wochen nöthig machen, den ersten Binsenstreifen wegzuschneiden und ihn durch einen längern zu ersetzen; der zweite wird in der Folge erweitert oder erneut werden müssen, um dem zunehmenden Umfange der Pflanzen Raum zu geben. — 3) Nachdem man die Reihen zum letzten Pflanzen 5 Fuß von einander ausgesteckt hat, mache man einen $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten und 1 Fuß tiefen Graben, indem man die Erde in der Mitte anhäuft und gegen den Graben zu abschüssig macht, um dadurch das Regenwasser zu den Wurzeln zu leiten. Den Graben fülle man ganz und gar bis oben, d. h. 12—13 Zoll tief, mit dem oben erwähnten Dünger, und sorge dafür, daß er ziemlich locker liege, und so weit es zu vermeiden ist, trete man ihn nie mit einem Fuße an. In der Mitte der Reihe des Düngers setze man die Stauden der Pflanzen, mit einem Ballen von Erde, an jeder ein, ordne die unzähligen Fasern sorgfältig, und gebe ihnen durch einen leichten Druck eine aufrechte Stellung, 15 Zoll in den Reihen von einander abstehend; wenn dies geschehen, begieße man sie mäßig mit weichem Wasser oder wenn ein Blatt schlaff herabhängt, oder ein merkliches Stocken des Wachsthums Statt findet, so kann man überzeugt seyn, daß die Arbeit stümperhaft gemacht ist. In kurzer Zeit werden sich die Fasern in Menge in, durch und über die ganze Masse des Düngers drängen, indem sie die nöthige Nahrung für die Pflanzen daraus ziehen, die, wenn sie reichlich damit versehen werden, in stolzer Ueppigkeit hervorschießen. Bei genauer Beobachtung wird man 3—4 Wochen nach dem letzten Pflanzen in den Gräben gewahr werden, daß sich von jeder Wurzel viele kleine Fasern entwickelt haben und über die Oberfläche des Düngers hinstreichen, um noch mehr Nahrung zu suchen. Deshalb nähere man sich der Pflanze mit der Hacke nur bis auf einen Fuß, und jäte, wo es nöthig ist, mit der Hand; ist dies geschehen, so bedecke man diese jungen und zarten Fasern bis dicht an den Stamm der Pflanze, etwa 2 Zoll hoch, mit Dünger oder anderer leichter Erde, um sie zu nähren und gegen zu heftige Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen; nicht zu vergessen, daß dies das einzige Aufhäufeln ist, welches bis zuletzt, wo es zum Bleichen geschieht, in Anwendung kommt. In diesen 3 Abschnitten sind die Hauptregeln enthalten, welche zur Erzeugung großen S.s befolgt werden müssen. Schnecken u. Würmer sind sehr geneigt, das Ansehen des S., der stets rein und so fleckenlos wie eine Lilie auf den Tisch kommen sollte, zu beeinträchtigen und zu verderben. Um ihr Herannahen zu verhüten, streue man etwas vorräthige Holzasche oder gepulverte Holzkohle auf jede Seite der Reihen oder Gräben. Was das geeignetste Erdreich anlangt, so bemerkt der Verfasser, der entschieden beste S. (Staude), den er je habe ernten sehen, von 16 Pfund Gewicht, sey auf Sandboden, mit einer Unterlage v. sehr lockerem, grobem Sande gezogen. Unter den zum Bleichen zu ziehenden Varietäten empfiehlt er vor allen andern eine neue, welche er die lachsfarbige nennt, deren Same aber bis jetzt noch nicht in Samenhandlungen zu haben ist, indem sie alle andern an Größe, Wohlgeschmack, Kräuse und Zierlichkeit des Wuchses übertrifft. Ihre Blattstengel nehmen, ehe sie gebleicht werden, eine grüne Farbe an. Sie eignet sich am besten für den Gebrauch vom Juli bis Ende Oktober; um diese Zeit unterliegt sie (in England) der Strenge der Witterung. Im November folgt die fleischfarbige Sorte, welche sehr kräftig, erst um diese Zeit vollkommen ausgewachsen und wahrscheinlich die härteste aller bekannten Varietäten ist. — Nach Vogel enthalten die Blätter des S. ein ätherisches Oel vom Geruch des S., ein fettes schmieriges Oel, unverkennbare Spuren von Schwefel, Bassorin, in Alkohol löslichen Extraktivstoff, gummige Theile, 1 Proc. Mannazucker, salpetersauren und salzsauren Kali. — II. Knollen-S., verlangt einen tiefen, fruchtbaren, frischen, durch häufiges Begießen immer feucht erhaltenen Boden. Man säet den Samen im Frühjahr so zeitig, als nur möglich, sehr dünne und hackt ihn nur sehr flach ein. Er liegt 8—10 Wochen in der Erde, ehe er keimt, daher es gut ist, das Beet stets etwas feucht zu halten, wenn es die Witterung irgend erlaubt. Man kann ihn auch auf ein Mistbeet säen, um recht früh Pflanzen zu haben; aber, wenn man diese nicht früh genug an die freie Luft gewöhnt und gleichsam wieder abhärtet, so bleiben sie nachher, wenn sie ins Land gepflanzt werden, auch wieder zurück. Besser ist, den Samen dünn auf ein warm gelegenes Beet zu säen, welches man allenfalls in kalten Nächten etwas bedecken kann. Man kann auch die Aussaat schon zeitig in einen mit Erde gefüllten Blumentopf machen, diesen in die Stube setzen und die Erde feucht erhalten, auch sie zuweilen umrühren. Wenn hierin der Same gekeimt hat, säet man ihn flach auf ein warm gelegenes Beet und erhält hiervon früh gute Pflanzen. Oft glückt es auch, wenn man den Samen im Herbste auf ein nur reines, eben gehacktes, nicht frisch gegrabenes Land säet, im Frühjahre hiervon zeitig schöne Pflanzen zu bekommen. Sobald die jungen Pflanzen zur erforderlichen Größe erwachsen sind, werden sie verpflanzt, nachdem zuvor die langen Blätter und Wurzeln etwas abgeschnitten sind. Das Land dazu muß im Herbste zuvor gut gedüngt und tief gegraben werden; denn je fetter und lockerer es ist, um so schöner und größer werden dann auch die Knollen. In etwas feuchtem Boden wachsen die Pflanzen vorzüglich gut, in minder feuchtem ist durch Begießen nachzuhelfen. Jede Pflanze ist mindestens 1 Fuß weit von der andern, etwas tief in Furchen zu setzen, um die Feuchtigkeit besser darin zu halten, jedoch so, daß die Herzblätter frei von Erde bleiben. Sind sie nun festgewachsen, so wird ihr weiteres Wachsthum sehr dadurch befördert, daß man die Erde nachher oft um die Pflanzen auflockert und an dieselben anhäuft, wodurch die Furchen nach und nach ganz wieder zugezogen werden, wobei aber Vorsicht nöthig ist, keine Erde ins Herz der

Pflanze zu bringen und die Knollen nicht zu verletzen, indem sie sonst nicht groß werden. Dies Behäufeln wird so lange fortgesetzt, als es die Größe der Pflanzen erlaubt. Zum Wintergebrauche gräbt man, wenn starker Frost kommt, so viele Wurzeln auf, als man gebraucht, bis die Erde wieder aufthaut; die übrigen läßt man ruhig im Lande stehen, denn der Frost schadet ihnen nichts. Ist aber das Land allzu naß, so muß man freilich alle aufgraben, da sie sonst im Lande leicht verfaulen würden. Die aufgegrabenen Wurzeln schlägt man im Keller in Sand, nachdem vorher das Kraut bis auf einige Zolle abgeschnitten ist, oder bewahrt sie in trocken liegenden Gruben. Man kann auch die Zucht des S. unter Ersparniß von Arbeit und Boden mit der der Frühkartoffeln verbinden. Wenn die Kartoffeln behackt sind, so ist die Furche für den S. schon dadurch gebildet, man gräbt mit einem schmalen Spaten die gehörige Quantität guten Dünger in eine Furche um die andere ein, denn sonst würden die Pflanzen zu dicht stehen, und pflanzt den S. wie gewöhnlich. Oefters kultivirt man auch den S., ohne ihn zu verpflanzen, oder verpflanzt bloß diejenigen Pflanzen, welche man wegen zu dichten Stehens auszieht. Um das frühere und kräftigere Aufkommen des Samens zu befördern, hat man empfohlen, je 2—3 Körner in die Mitte eines Balls zu stecken, den man aus 2—3 Schafkothhügeln zusammengeknetet hat. Bei der übrigen Kultur soll man dann folgendermaßen verfahren: man legt diese von Schafmist umhüllten Körner in Abständen von ½ Fuß in tief gegrabenes, vorjährig gedüngtes Erdreich und zwar in eine 4 Finger tief gemachte und nicht wieder ausgefüllte, 1 Fuß breite Grube, was die Feuchtigkeit des Samens befördert. Erst, wenn sich die Pflanzen aus der Tiefe erheben, vermische man Gartenerde mit gelöschtem Kalk und fülle damit die Oeffnung bis zur Beetesgleiche um den Stock. Durch dies Verfahren soll man außerordentlich große Knollen erhalten, so daß selbst die Nebenwurzeln bis ⅛ Pfund schwer werden. Sehr dick sollen auch S.-Wurzeln werden, wenn man Mitte Oktober alle Blätter, bis auf die 3 Innern, wegnimmt. Der verschiedenartige Dünger soll den S.-Wurzeln folgende Eigenschaften ertheilen: in Schweinedünger gezogen, sollen sie einen aromatischen Geruch und Geschmack erhalten, aber etwas trocken werden; in Kuhdünger einen eben solchen Geruch, aber etwas schlechtern Geschmack; in Menschendünger sollen sie sehr klein, sehr trocken und von wenig Geschmack werden; in Schafdünger sehr groß, sehr zart, aber von wenig Geschmack; in Pferdedünger groß, saftig und geschmackvoller, als in den beiden vorigen Düngerarten. Zum Samentragen verwahrt man gern einige der schönsten und besten Wurzeln im Keller, pflanzt sie im Frühling gegen 2 Fuß weit von einander ins Land, und verfährt dann mit ihnen eben so, wie mit der Petersilie, von der diese Pflanzen entfernt stehen müssen, um Ausartung zu vermeiden. Der Same behält 3 Jahre seine Keimfähigkeit. Ueber Treiben des S. s. Mistbeettreiberei. — Zur Samenzucht wählt man von dem Knollensellerie die größten überwinterten Knollen und bringt sie, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, auf ein sonniges Land. Die Samenpflanzen des Stengelsselleries läßt man ohne Behäufelung frei aufwachsen und schützt sie im Winter gegen Frost. Der Samen wird im September gesammelt und kann 3 Jahre keimfähig aufbewahrt werden. — Der Gehalt theils an gewürzhaftem, ätherischem Oele, theils an Zucker (zum Theil gewöhnlichen kristallisirbarem Zucker, zum Theil Mannazucker), macht die S.-Wurzeln zu einer angenehmen Speise. Ihre gewöhnlichste Verwendung ist zum Salat, wozu man sie rein abputzt, mit Wasser und ein wenig Salz weich, doch nicht zu weich kocht, erkaltet in Scheiben schneidet und mit Essig und Oel anrichtet. Außerdem ißt man auch die Wurzeln in Suppen, in Mischungen von Eingebacktem mit allerlei süßen Gerichten, z. B. in der Julienne. Rumohr führt auch folgende Zubereitungen an: die Knollen des S. ausgehöhlt, mit einem Gebäckſel von zartem Fleisch und feinen Würzen gefüllt, mit etwas Butter in eine Schüssel geordnet, endlich im Rohr oder in der Tortenpfanne ausgebacken mit weißer Sauçe. Noch besser, in starker Fleischbrühe allgemach eingesotten, in brauner Sauçe. Ferner: S. in kleinen Schnittchen, vergoldet und mit andern Kleinigkeiten in Schmalz oder Oel ausgebacken. Der Genuß des S. soll Nieren und Zeugungstheile einigermaßen reizen. Um den Mannazucker, wovon der Saft ungefähr 7 Proc. enthält, darzustellen, preßt man die Wurzeln aus, bringt den sehr zähen Saft zum Sieden, schäumt die Flüssigkeit ab, wobei ihre Zähigkeit verschwindet, filtrirt sie dann durch Knochenkohle (in Körnern), dämpft sie schnell zur Syrupskonsistenz ab, und überläßt sie dann sich selbst an einem kühlen Orte. Sie gesteht beim Erkalten zu einer strahlig-krystall. Masse, welche, einem langsam zunehmenden Drucke ausgesetzt, den Mannazucker in weißen Krystallen liefert, die durch nochmaliges Pressen nach zuvoriger Befruchtung noch reiner erhalten werden können. — Die wilde Pflanze hat einen weit kräftigern, aber unangenehmern Geruch und Geschmack. Früher sammelte man davon Radix, Herba et Semen Apii s. A. graveolentis s sativi s. palustris s. hortensis s. officinarum s. dulcis s. Paludapii s. Eleoselini s. Hydroselini (*Σέλινον ἕλειον Hipp.*, *Ἐλειοσέλινον Diosc.*). Die Wurzel gehörte zu den 5 großen eröffnenden Wurzeln, Radices quinque aperientes majores, und die Samen zu den 4 kleinern erhitzenden Samen, Semina quatuor calida minora. Jetzt sind sie obsolet. Schkuhr, Taf. 78. Apium Petroselinum *L.*, s. v. a. Petroselinum sativum *Hoffm.*

Sellerlewasser, über gestoßenen Selleriesamen abgezogener Branntwein und Liqueur.

Selleris, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; 130 Einw.

Sellero (ital., Bot.), s. v. a. gemeiner Sellerie, Apium graveolens *L.*, s. Sellerie.

Selles (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Haute-Saone, Bez. Lure, am schiffbaren Coney;

Schiffbau; 1030 Einw.; — 2) (S.=St.=Denis), Dorf das., Depart. Loire=Cher, Bez. Romorantin; Märkte; 1860 Einw.; — 3) (S.=sur=Cher), Stadt das.; Schloß, Hospital, Weinbau, Wollenweberei, Feuersteinbruch, Zuckerfabrik; 4250 Einw.; — 4) Fluß, s. Nord.

Sellesen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Spremberg; 150 Ew.

Selletä (a. Geogr.), Völkerschaft Thraciens im Distrikte Selletike, zwischen dem Hämus und dem Fl. Panysus (Plin. IV, 11, 18).

Selleth (Biogr.), 1) James, Maler, 1774 zu London geboren, malte Bildnisse, Blumen und Früchte; † 1840. — 2) Mlle., Malerin zu London, vielleicht Tochter des Vorigen, malt sehr schöne Blumen= und Fruchtstücke.

Selletitz (Geogr.), 1) österr.=mähr. Allodialherrschaft, Kr. Znaim; 4915 Joch, 1190 □Kl. Areal; mit 5 Orten und 1710 Einw.; dem Grafen von Chorinsky gehörig; — 2) (Zeletice), Dorf das.; Schloß; 410 Einw.

Sellhof, preuß. Honnschaft, Rheinprovinz, R.=B. Köln, Kr Sieg; 610 Einw.

Sellia, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Calabria=ulter II., nordöstlich v. Catanzaro, rechts am Simmari, auf einem hohen Felsen; 960 Einw.

Sellier, Louis, Kupferstecher, 1757 zu Paris geboren, lieferte Blätter für die große „Description de l'Egypte", welche als Frucht der franz. Expedition nach Aegypten auf Kosten Napoleons erschien. Auch für das Prachtwerk des „Musée royal des peintures" 2c., für Mazoi's „Ruines de Pompeji", für Gau's „Monumens de la Nubie", für Cailliaud's „Reise in die Oasis von Theben", für das Krönungswerk Karls X., für Dokt. Boisserée's Prachtwerk über den Dom in Köln, für die Sammlung von Vorbildern für Fabrikanten und Handwerker, welche die königl. preuß. Regierung von 1821—1830 herausgab, hat S. Blätter gestochen. Die letzteren gehören zu den schönsten des Werkes. Auch einzelne Blätter kommen von ihm vor. S. † um 1835.

Selliera (Bot.), nach Cavanilles, Pflanzengattung. Art: S. radicans *Cav.*, s. v. a. Goodenia radicans *Pers.*

Sellières, franz. Flecken, Depart. Jura, Bez. Lons=le=Saulnier; bedeutender Handel mit Getreide, Zugpferden, Wirthschaftsgeräthen; 1900 Einw.

Selliguea (Bot.), nach Bory, Gattung der Polypodiaceae Nudae *Rchb.* Arten ausländisch.

Sellin (Geogr.), 1) holst. Dorf, Gut Nixdorf; 270 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Rummelsburg; 160 Ew.; — b) das., R.=B. Stettin, Kr. Usedom; 140 Einw.; — c) das., R.=B. Stralsund, Kr. Rügen; 180 Ew.; — d) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Königsberg; 380 Einw.

Sellisternium (röm. Ant.), Gastmahl, wobei man nach Art der Weiber auf Sesseln saß, besonders den Göttern zu Ehren gegeben.

Sellj, Nikodim, eigentlich Adam Burchard S., Historiker, in Tondern geboren, studirte auf mehren deutschen Universitäten, ging 1722 nach Petersburg, wurde daselbst Lehrer in mehren geistlichen Schulen, war eine Zeit lang Sekretär beim Grafen Lestocque, trat 1744 zur griechischen Kirche über und erhielt den Namen Nestor, 1746 als Mönch den Namen Nikodim; † 1746. Schrieb: Schediasma literarium de scriptoribus, qui historiam politico-ecclesiasticum rossiae scriptis illustrarum, Reval 1736, russ., Moskau 1815; — De Rossorum Hierarchia, übersetzt im 1. Thle. der „Geschichte der russ. Hierarchie".

Selln, österr.=steierm. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Tüffer; 130 Einw.

Sellner, Joseph, Mitglied der k. k. Hofkapelle zu Wien und Professor der Hoboe am früheren Konservatorium der Musik zu Wien, ist zu Landau am 13. Mai 1787 geboren, erhielt in früher Jugend einigen mittelmäßigen Unterricht auf der Flöte und erlernte dann für sich die Violine, Trompete, Horn und die Klarinette. Nachdem er als Trompeter bei einem österreich. Kavallerie=Regiment den Feldzug von 1805 mitgemacht und 1808, in welchem Jahre er seine Entlassung aus dem Militärdienste nahm, zu seiner weiteren, musik. Ausbildung einige Zeit zu Prag verweilt hatte, ging er als Kapellmeister auf die Güter eines Grafen in Ungarn, erlernte hier noch die Hoboe, die bald sein Lieblingsinstrument wurde und auf welcher er sich 1811 schon öffentlich im Theater zu Pesth hören lassen konnte. Im Jahr 1813 folgte er dem Rufe K. M. von Webers als erster Hoboist im Orchester des Theaters zu Prag, genoß hier noch den Unterricht Tomascheks in der Komposition, und wurde dann, als er nach Verlauf von 3 Jahren eine Reise nach Italien antreten wollte, zu Wien am k.k. Hofoperntheater als 1. Hoboist angestellt, 1822 zum Mitglied der Hofkapelle und endlich zum Professor der Hoboe am neu errichteten und erst 1848 eingegangenen Konservatorium, das aber jetzt wieder ins Leben treten soll, ernannt. Als Virtuos leistete S. Ausgezeichnetes; er hat die Stellung der Klappen auf der Hoboe bedeutend vervollkommnet und sich dadurch nicht allein in den Stand gesetzt, Schwierigkeiten zu besiegen, die man früher für unausführbar hielt, sondern auch, was die Hauptsache ist, die vollkommenste Gleichheit des Tons erzielt. Auch als Lehrer hat er sich viele Verdienste erworben. Als Komponist schrieb er für das Konservatorium eine Hoboeschule, außerdem mehre Konzerte, Rondo's, Polonaisen, Variationen u. s. w. für Hoboe mit Orchesterbegleitung, mehre Stücke für Harmoniemusik, für Guitarre und andere Instrumente.

Sellnow (Geogr.), preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Fürstenthum, mit Kathen unweit der Pesante; 210 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; 570 Einw.

Sellnowo, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 350 Einw.

Sellnrod, großherz. hess. Pfarrdorf, Prov. Oberhessen, Kr. Grünberg, Ldgr. Ulrichstein; 750 Einw.

Sello, österr.-steierm. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Wöllan; 120 Einw.

Selloa (Bot.), I. nach Humboldt u. Bonpland, Gattung der Compositae Amphicarpanthae *Rchb.* 2 Arten: 1) S. linearis *Dec.* In Montevideo. — 2) S. plantaginea *H. B.* In Mexiko. Beide ausdauernd. — II. Nach Sprengel, Pflanzengattung. Arten unter Denneckia und Gymnosperma.

Sellöe, norweg. Kirchspiel auf der Südküste der Insel Statland, an der Westküste von Norwegen, nördlich im Nordre-Bergenhuus-Amt.

Sellöen, norweg. Insel, Stift Bergen, an der Südwestküste der Insel Statland; 2800 E.

Selloi (griech. Rel.), Name der Priester bei dem Heiligthum des Zeus in Dodona, die auch Helloi genannt werden. Sie sollen nach Eustathius (zu Hom. Il. XVI, 233) auf der Erde schlafend prophetische Träume von Zeus erwartet und im Allgemeinen einfach und streng gelebt haben. Später sollen Weiber und zwar 3 Priesterinnen die Orakelsprüche verkündigt oder die erfolgten Zeichen gedeutet haben. S. Dodona.

Selloi (Geogr.), Insel, s. v. a. Sellöen.

Selloutze, österr.-steierm. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Buchstein; 310 Einw.

Sellow, Fr., Botaniker, aus Potsdam, ward von Joseph Bank und Bourke Lambert 1816 nach Brasilien geschickt, reiste dann daselbst mit dem Prinzen Max von Neuwied und ward 1831 beim Baden ermordet. Nach ihm ist die Pflanzengattung Sellowia benannt.

Sellowia (Bot.), nach Roth, Gattung der Portulacaceae Paronychieae *Rchb.*, Pentandria Monogynia *L.* Einzige Art: S. uliginosa *Roth.* In Ostindien.

Selleriespappel (Bot.), s. v. a. Malva Alcea *L.*

Sellstedt, hannöv. Dorf, Landdrostei Stade, Herzogthum Bremen, Amt Beverstedt; 54 Häuser.

Sellularius (lat.), der eine Verrichtung oder Arbeit hat, wobei man sitzt; daher hießen die Handwerker Sellularii und ein Handwerk, das man sitzend betrieb, Ars sellularia.

Sellus (a. Geogr.), hoher Berg in Hispania tarracon., jetzt Kap Salon.

Sellye (Geogr.), 1) ungar. Flecken, neutraer Gespannsch., rechts an der Waag; Schloß; 1630 Einw.; — 2) Marktflecken das., Enklave der schämegher Gespannschaft in der baranyer Gespannschaft, südlich von Kaposrar; 1050 Einw.

Selm (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdinghausen, kathol. Pfarrei; 750 Einw.

Selm (Gesch.), s. Persien.

Selma (griech. Ant.), 1) Verdeck des Schiffs; — 2) Ort, wo der Steuermann mit den Ruderern saß.

Selma (Lit.), im Ossian vorkommender weiblicher Name, auch jetzt noch gebräuchlich.

Selma (Biogr.), Fernando, Kupferstecher, 1748 zu Madrid geboren, an der Akademie daselbst und zu Paris gebildet, kehrte später nach Madrid zurück, wo er durch mehre Blätter den Ruf eines ausgezeichneten Stechers sich erwarb. Sie kommen selten einzeln vor, da sie für das span. Gallerienwerk „Coleccion de las estampas grabados à beril de los cuadros pertenacientes al Rey de España“, 1792—1794, 2 Lfgn., ausgeführt sind. S. war Professor an der Akademie von S. Fernando und † um 1810.

Selman Sawadschi, s. Persische Literatur.

Selmas (Dilman), pers. Stadt, Prov. Aserbeidschan, nordwestlich vom Urmia-See und nordwestlich von Tebris; 2000 Einw.

Selmecz Banya (Geogr.), s. v. a. Schemnitz.

Selmitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim Herrschaft Pardubitz; 230 Einw.

Selmnitz (Sölmnitz, Geogr.), reuß. Dorf, Herrschaft Gera; Rittergut; 200 Einw.

Selmnitz (Biogr.), Eduard von, Fechtmeister, 1791 zu Leipzig geboren, trat 1803 in sächs. Militärdienste, machte alle Feldzüge von 1806—1814 mit, ward 1815 Hauptmann und blieb bis 1818 mit seinem Regiment in Frankreich. Hier vervollkommnete er sich im Stoßfechten und kam durch den Bâton und Fleau, 2 hölzerne Fechtwerkzeuge, auf die Idee, auch für das Bayonnetfechten eigene Werkzeuge einzuführen. Schon 1820 wurden die geübtesten Fechter der sächs. Infanterie unter seinem Befehl zu Dresden geübt, S. selbst ward im folgenden Jahre zur leichten Infanterie versetzt und 1833 das Bayonnettfechten in der sächs. Armee förmlich eingeführt. S. nahm bald darauf seinen Abschied und † zu Dresden 1836. Schrieb: Anleitung zum Stoßfechten, Dresden 1821; — Die Bayonnetfechtkunst, das. 1825, n. Aufl., Berlin 1832.

Selmo (ital., Zoophyt.), s. v. a. Ophiura echinata *Lam.*

Selmsdorf, mecklenburg-strelitzer Dorf, Fürstenthum Ratzeburg, Amt Schönberg; 620 Einw.

Selnith (Zelenice), österr.-böhm. Dörfer, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Bilin; 320 Einw.

Selo (russ.), kleiner Ort, Flecken, auch als Zusatz zu andern Ortsnamen.

Selomith (Salomith, bibl. Gesch.), 1) Tochter von Dibri, ward von einem Aegypter in der Nacht, ohne zu wissen, daß es ihr Mann nicht sey, geschwängert. Als ihr Mann den Aegypter darüber zur Rede setzte und noch üble Behandlung von diesem erfuhr, erschlug Moses, der dazu kam, den Aegypter. Da nun S. von ihrem Manne verstoßen wurde, entstand ein heftiger Streit zwischen ihm und den Brüdern der Frau. Moses wollte den Vermittler machen, ward aber von dem Manne der S. schnöde behandelt. Der von S. geborene Sohn wurde beim Auszuge in die Wüste wegen Gotteslästerung gesteinigt. — 2) Tochter des judäischen Königs Zerubabel.

Selommes, franz. Dorf, Depart. Loire-Cher, Bez. Vendôme; 730 Einw.

Seloncourt, franz. Dorf, Depart. Doubs, Bez. Montbéliard; Eisengeräthfabr.; 930 E.

Solongey, franz. Stadt, Depart. Cote=d'Or, Bez. Dijon, an einem Bergabhang, an dem die Venelle fließt; schöne goth. Kirche, Weinbau, Wollspinnerei, Gerberei, Hutfabrik, Merinoschafzucht; 1650 Einw.

Seloni, span. Stadt, Katalonien, Prov. Barcelona, am Pordera, nordwestlich von Barcelona.

Selosund (Geogr.), s. Dagoe.

Selothnik, russ. Gewicht, 96 S. = 1 Pfd.

Selous, H. K., Maler zu London, um 1812 geboren und an der Akademie daselbst gebildet, ist schon einige Jahre vortheilhaft bekannt, sowohl durch Zeichnungen, als durch Gemälde. Der Inhalt seiner Werke ist theils der Geschichte Englands und den vaterländischen Dichtern entlehnt, theils gehören sie dem Genre an. So fertigte er Umrisse zu Shakespeare's Sturm, die auf 12 Blättern gestochen mit erklärendem Text in 4 Sprachen 1836 zu London erschienen, Nov.=4. S. ist auch einer derjenigen Künstler, welche 1843 zur Ausschmückung des Palastes von Westminster konkurrirten. 11 Kartons der Fresken dazu wurden als preiswürdig befunden und darunter ist auch jener von S. Diese Kompositionen erschienen in 11 lithographirten Blättern, unter dem Titel: The Prize Cartoons, London 1844, gr. Fol. Für den londoner Kunstverein 1845 lieferte er Illustrationen zu Bunyans „Pilgrimage Progress", 22 Blätter mit Umrissen von E. Rolls gestochen, London 1844, Quer=Fol.

Selow, mecklenb.=schwer. Dorf, wendischer Kreis, Amt Schwaan; 300 Einw.

Selowitz (Geogr.), 1) österr.=mähr. Allodialherrschaft, Kr. Brünn; Größe: 4 □Meilen; 14,100 Einw.; gehört dem Erzherzog Karl; — 2) (Zydlowice), Marktflecken das., an der Schwarzach; Amt, Schloß, Kapelle, Pfarrkirche und 5 Jahrmärkte; 1200 Einw.; — 3) (Klein=S., Relowice Male, Zelowice), Kr. Znaim, Herrsch. Bochtitz; Mühle, 250 Einw.

Selpulen, wendischer Stamm in der Uckermark und Niederlausitz, um 1070 vom Markgrafen Gero von Nordsachsen besiegt.

Selrain, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Wilten; besteht aus verschiedenen Weilern und Höfen; Bad; 870 Einw.

Sels, E., Maler, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, malte historische Darstellungen, die sich durch Korrektheit der Zeichnung und durch gefällige Färbung empfehlen.

Selsate, belg. Gemeinde, Prov. Ost=Flandern, nördlich von Gent; 3100 Einw.

Selscheid, luxemb. Dorf, Distr. Diekirch, Kanton Wilz, Friedensgericht Wilz; 150 Ew.

Selsea (Selsay, Geogr.), 1) brit. Halbinsel mit gleichnam. Vorgebirge, England, Grafschaft Sussex; liefert viel eßbare Herzmuscheln, die ein Leckergericht für die Londoner sind; — 2) ehemals Stadt mit Bisthum auf derselben, ging bei einem Sturme mit einem Theil der Halbinsel unter; — 3) Kirchdorf das., südlich von Chichester, auf dem gleichnam. Vorgebirge im Kanal; 820 Einw.

Selsileh, afrik. Gebirg, Oberägypten, von Westen nach Osten ziehend.

Selsen (Geogr.), 1) lippische Bauernschaft, Lippe=Detmold, Amt Varenholz; 170 Einw.; — 2) (Zeliwsko), österr.=mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Gut Swolowa; 160 Einw.

Selseningken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 120 Einw.

Selsingen, hannöv. Pfarrdf., Landdr. Stade, Herzogthum Bremen, Amt Zeren; 83 Häuser.

Selsö, dän. Kirchspiel, Seeland, am Röskildefjord, nördl. von Röskilde.

Selstein, Spitze der rhätischen Alpen in Tyrol, 9100 Fuß hoch.

Selsten, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Heinsberg; 400 Einw.

Selten (Groß= und Klein=S.), preuß. Dörfer, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Sagan; 450 und 190 Einw.

Seltendorf (Söldendorf), sachsen=meining. Dorf, V.=A. Sonneberg; 110 Einw.

Selteneck, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, O.=Amt Mergentheim. Auf dem Bergvorsprunge über der Tauber Ruinen der Burg S.

Seltenheim, österr.=illyr. Edelsitz mit Bezirk, Kr. Klagenfurt, mit dem Bez. Annabüchl vereinigt; 4 Gemeinden; 1450 Einw.

Selteri (Suelteri, a. Geogr.), Völkerschaft an der Südküste Galliens (Plin. III, 5).

Selters (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Nidda, Ldgr. Ortenberg; 380 Einw.; — 2) nassau. Amt, grenzt an die preuß. Prov. Niederrhein, hat 3½ □Meilen Areal und in 43 Gemeinden 11,300 Einw., meist kathol. Konfession; — 3) (Ober=S.), Hauptort das.; Eisenhammer; 850 Einw.; — 4) (Nieder=S.), nassau. Dorf, Amt Weilburg; in einem angenehmen, von dem Emsbache bewässerten Thale; 1000 Einw. In der Nähe befindet sich die Mineralquelle, die das wohlbekannte Selterserwasser, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Selzerwasser genannt, liefert. Dasselbe steigt hell und klar, stark perlend und schäumend, mit starkem Brausen und lebhafter Gasentwickelung aus vier in einem Brunnen gefaßten Quellen empor, welche in der Stunde 50,000 Kubikfuß Wasser liefern. Wegen seines hervorstechenden Gehaltes an freier Kohlensäure, Kochsalz und kohlensaurem Natron zu den alkalisch=salinischen Säuerlingen gehörig, wirkt es gelind reizend auf alle Ab= und Aussonderungen, besonders aber auflösend auf die Schleimhäute, das Drüsen= und Lymphsystem, und wird deshalb bei chronischen Krankheiten der Lungen und der Schleimhaut, der Respirationsorgane, Leiden der Urinwerkzeuge, Stockungen in den Unterleibsorganen, auch in entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, wenn die Gefäßaufregung vorüber ist oder das Fieber einen schleichenden oder fauligen Charakter angenommen hat, mit günstigem Erfolge angewendet. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Moselwein und Zucker vermischt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimaten und Jahreszeiten empfohlen. Es enthält:

Chlornatrium	16,2855
Kohlensaures Natron	5,8553
Schwefelsaures Natron	0,2488
Phosphorsaures Natron	0,2748
Kohlensaure Kalkerde	1,8672
„ Magnesia	1,5953
Kohlensaures Eisenoxydul	0,1540
Kohlensäure	15,5714.

Durch mittelbare Erzeugung des Chlornatriums und des schwefelsauren Natrons und durch Anwendung von doppeltsaurem Natron, werden nahe 14,5 Gr. Kohlensäure in das Wasser gebracht, also fast die in dem natürlichen Wasser enthaltene Menge. Diese berühmte Quelle, von welcher jetzt jährlich mehr als 1½ Mill. Krüge nach allen Gegenden der Erde versendet werden und von der der Staat 80,000 Gulden Einkünfte bezieht, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entdeckt, im 30jährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer erneuerten Auffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts für 2 Fl. 20 Kr. verpachtet war. Seit 1803 ist sie nassauisches Kammergut. An der Quelle selbst wird das Wasser nur wenig getrunken. Vergl. Fenner von Fenneberg, S. und seine Heilkräfte, Darmst. 1824. Ein künstliches Selterserwasser wird nach Döbereiner auf folgende Weise bereitet: zu 1000 Kubikzoll Brunnenwasser werden 3325 Gran geruchlose Salzsäure von 1,06 spec. Gewicht gemischt, dann 39,7 Gran kohlensaure Magnesia, 95 Gran kohlensaurer Kalk, 1440 Gran doppelt kohlensaures Natron zugesetzt, in einer verschlossenen Flasche umgeschüttelt und kühl aufbewahrt.

Seltia (a. Geogr.), Stadt im Süden von Armenia major, etwas nordwestlich von Thespia und dem See Thespitis (Ptol. V, 13, 19).

Seltinghof, europ.-russ. Ort, Gouv. Livland, östlich von Wenden.

Seltium (a. Geogr.), Ort Lusitaniens, nördlich von Scalabis, nach Reichard vielleicht Viseu, nach Cortés Ceice und nach Lapie Séijo.

Seltsch (Geogr.), österr.-böhm. Besitzungen: 1) (Selc), Gut, Kr. Saaz, hält 1360 Joch, 1480 □Kl. Areal; dazu gehört das gleichnam. Dorf mit Pfarrkirche, Synagoge, Schloß, Meierhof, Mühle und 500 Einw.; — 2) (Zeltsch), Allodialherrschaft, Kr. Tabor, 21,923 Joch, 1285 □Kl. Areal und 7350 Einw.; darin das gleichnam. Dorf mit Schloß, Amthaus, Mühle, Ziegelei und 690 Einw.

Seltschau (Geogr.), österr.-böhm. Orte: 1) (Sedlcany), Stadt, Kr. Beraun, Herrschaft Chlumetz, 6½ Meilen von Prag; 1420 Ew.; — 2) (Selcan), Dorf, Kr. Pilsen, Herrschaft Nebilau; 130 Einw.

Seltz (Geogr.), s. v. a. Selz.

Seltzam (Biogr.), 1) Martin, Formschneider, 1750 in Nürnberg geboren, hatte als Künstler Ruf. Seine Formschnitte, deren sich in Büchern finden, gehören zu den besseren Arbeiten seiner Zeit; er schnitt auch Wappen; † um 1810. — 2) Melchior, Maler um 1795 zu Wien geboren und an der Akademie das. gebildet, malt architektonische Darstellungen, die großes Lob verdienen.

Selua, afrik. Ort, Nubien, am Nil.

Selumiel (Selamiel), Sohn des Zurisadai, Oberhaupts des Stammes Simeon, zog an der Spitze von 950,300 streitbaren Männern aus Aegypten und opferte als Haupt seines Stammes in der Stiftshütte.

Selune, franz. Fluß, Depart. Manche; entsteht aus Bächen im Bez. Mortain, fließt anfangs westlich, dann nördlich und wieder westlich und nordwestlich in die Bai von Mant-St.-Michel im Kanal. Nebenfluß: Beuvron links, Sée rechts.

Seluschen (Selluſche), österr.-steierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Schachenthurn; 120 Einw.

Selva (Geogr.), 1) span. Flecken, nordwestlich von Tarragona, in einer fruchtbaren Ebene, Töpferei, Oelmühlen, Branntweinbrennerei; 4250 Ew.; — 2) (S.-de-Mar), Flecken das., nordöstlich von Eiguieres, am Golf von Leon; 790 Einw.; — 3) Flecken auf der Insel Majorka (Mallorka), südöstlich von Alcudia, in der Nähe von schneereichen Bergen, hat aber nur Cisternen-Wasser; 3630 E.; — 4) (S.-Francisco-de-la-S.), südamerikan. Stadt, Staat Chili, östlich von Copiapo und am Flusse Copiapo; — 5) Insel, s. Zara; — 6) österr.-ital. Gemeindedorf, Gouv. Venedig, Prov. Belluno, Distr. Pieve di Cadore, am Berge Pelluco und am Flusse Fiorentina; Gemeindevorstand; Pfarrei, Zollamt; mit dem Dorf Pescul; — 7) S. di Progno, Gemeindedorf das., Prov. Verona, Distr. Badia Calavena, von den Bergen Garzo und Campo fontana begrenzt, im Gebirge; Gemeindevorstand, Pfarrei; mit den Dörfern Campo fontana, Giazza, S. Bartolomeo della Montagne.

Selva (Biogr.), Giovanni Antonio, Architekt zu Venedig, machte seine Studien in Rom, trat als ausübender Künstler zuerst in Venedig auf, wo er die Stelle eines Professors der Architektur an der Akademie der Künste bekleidet und auch die Oberaufsicht über die öffentlichen Gebäude und Gärten führt. S. ist der Erbauer der Kirche in Possagno, einem Dorfe in der Nähe von Venedig; zeichnete auch viele interessante Gebäude und Monumente Venedigs und veranstaltete mit L. Cicognara und A. Diedo ein Werk darüber unter dem Titel: Fabriche e Monumenti cospicui di Venezia, 2. Aufl., Venedig 1840, 2 Bde., Text, 8., mit 259 Kupfer, Fol.

Selva (Waarenk.), weißer span. Wein von vorzüglicher Güte, aus Katalonien.

Selvatica, Paolo, Medailleur von Ferrara, gehört zu den berühmtesten Künstlern in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, stand lange Zeit im Dienste des Herzogs Alfonso II. von Este in Modena, dann folgte er dem Herzog Cesare d'Este nach Ferrara und die letztere Zeit verlebte er am Hofe Manuccio's I. in Parma, wo er um 1606 †. Seine Medaille mit dem Bildnisse des Giovanni de Medici, mit der Le-

gende: Propugnatori Italiae im Revers, gehört zu den besten Arbeiten dieser Art.

Selvazzano dentro e S. fuori, österr.-ital. Gemeinde nebst Villa, Gouvern. Venedig, Prov. und Distr. Padua, von dem rugan. Gebirge und dem Flusse Bacchiglione begrenzt; Gemeindedeputation, Pfarrkirche, Oratorium, Seidenfabrik.

Selve, la (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Aveyron, Bez. Rhodez; 2850 Einw.; — 2) (St.-S.), Dorf das., Depart. Gironde, Bez. Bordeaux; 1080 Einw.

Selves (Biogr.), s. v. a. Seve.

Selvi (Geogr.), europ.-türk. Flecken, Bulgarien, südöstl. von Nikopoli, links am Rusita.

Selvi (Biogr.), Antonio, Medailleur von Venedig, Schüler von M. S. Benzi und einer der tüchtigsten ital. Künstler des 18. Jahrhunderts, hielt sich längere Zeit in England auf, kam aber später wieder ins Vaterland zurück, wo er um 1750 thätig war. Wir haben von ihm eine Medaille mit dem Bildnisse des Galileo Galilei, eine mit dem Porträte des Grafen Giuseppe Ginanni, in dessen „Opere postume", Venedig 1755, gestochen, 2c.

Sel volatile (franz., Mineral.), s. v. a. Salmiak (s. d.).

Selwa, europ.-russ. Ort, Gouv. Grodno, westlich von Slonien.

Selwethen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-Bez. Königsberg, Kr. Labiau; 110 Einw.

Selxen, hannöv. Dorf, Landd. Hannover, Calenberg, Amt Hameln; 31 Häuser.

Selyk (Kis- und Nagy-S., Klein- und Groß-Schelken, Seike-Mike und Seike-Mare), 2 österr.-siebenbürg. Marktflecken, mediascher Stuhl, zwischen hohen Gebirgen, von Sachsen, Walachen und Neubauern bewohnt.

Selymbria (Selybria, a. Geogr.), bedeutende Stadt Thraciens, an der Propontis östlich von Heraclea Perinthus und westlich von Konstantinopel am Anfange der von Anastasius Dicorus zum Schutze Konstantinopels quer durch ganz Thracien von hier bis Scylla am Pontus Eux. gezogenen Mauer. Sie war eine noch früher als Byzanz angelegte Pflanzstadt der Megarer und hatte ihren Namen wohl von ihrem Stifter Selys und dem thrac. Worte Bria, Stadt. Sie hatte erst mit den umwohnenden Thrakern, dann mit den Macedoniern viel zu kämpfen, bis sie endlich dem König Philipp in die Hände fiel und nun zu einer unbedeutenden Stadt herabsank. Der Gemahlin des Kaisers Arcadius zu Ehren führte sie eine lange Zeit den Namen Eudoxiupolis, der jedoch dem alten Namen bald wieder Platz machte, so daß die Stadt noch jetzt Selivria heißt.

Selz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Besitzungen: a) (Sedletz), Gut, Kr. Rakonitz, mit 129 Joch 696 □Kl. Areal, der Hauptpfarrkirche zu Prag gehörig; darin das gleichnam. Dorf; 150 Einw.; — b) (Sellitz), Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Enzowan; Kapelle; 180 Ew.; — c) (Selze), Kr. Prachin, Herrsch. Libigitz; Mühle und Brettsäge; 190 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Dammin; 160 Einw.; — 3) franz. Stadt, Depart. Niederrhein, Bez. Weißenburg, am Einfluß der Selzbach in den Rhein; Brauerei, Nagelschmiede, Orgelfabr., Baumwollmützenfabr., Zucker- und Oelfabr., Handel mit Hanf, Flachs, Bauholz; vorzüglich Mineralquellen, deren Wasser versendet wird; Goldwäsche; 2180 Einw. Hier 803 Vertrag Karls des Großen mit den Sachsen, wonach diese das Christenthum annahmen.

Selzü, europ.-russ. Ort, Gouv. Terer, nordwestlich von Bjshezk.

Selzaberg, österr.-steierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Wurmberg; gegen 400 Einw.

Selzbach, Fluß, entspringt am Donnersberg in Rheinbayern, mündet bei Freitveinheim in den Rhein.

Selze, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrschaft Gratzen; 190 Einw.

Selzen, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Rheinhessen, Kr. Mainz, Friedensger. Oppenheim; 720 Einw.

Selzer, Architekt zu Eisenach, bekleidet daselbst die Stelle eines Bauraths, gehört zu den tüchtigsten jetzt lebenden Meistern seines Faches. Nach seinem Plan wurde die Wartburg restaurirt.

Sem (bibl. Gesch.), ältester Sohn Noahs, der mit in der Arche war und wegen seiner Pietät von dem Vater gesegnet wurde; nach diesem Segen sollte aus seinem Stamme der Messias geboren und in demselben der Dienst des Jehova erhalten werden. Er † 600 Jahre alt (1846 v. Chr.) und seine Nachkommen (Semiten) bewohnten das vordere Asien. Noch erzählen die jüdischen Traditionen mancherlei von S. So soll er z. B. auf dem Berge Tabor eine Schule gehabt und seine Nachkommen darin in der Religion unterrichtet haben, dem Moses die von demselben später bekannt gemachten und eingeführten gottesdienstlichen Ceremonien übergeben, Adams Leichnam, den ihm sein Vater zur Verwahrung übergeben hatte, auf dem Berg Kalvaria begraben haben 2c.

Sem (Som, Dsom, Choë, d. i. Gotteskraft, ägypt. Myth.), einer von den 12 Göttern der 2. Ordnung, mit dem griechischen Heracles indentificirt, Regierer des Sonnenjahres, der Jahresgott und das Sonnenjahr selbst. Doch hielten ihn die Aegyptier auch für einen der Halbgötter, welche 1700 Jahre vor Amasis über Aegypten regierten. Zunächst dachten sie sich ihn als Abstrahlung des Amun, als die Gotteskraft sichtbar in der nach Ueberwindung des winterlichen Dunkels neu aufsteigenden Frühlingsonne; sie erschien ihnen wieder im Zeichen des Widders und hatte nun das ganze Jahr gewonnen, fuhr im Sonnenschiff um die Welt und mußte mit allen Thieren des Thierkreises kämpfen. Bei diesem Kampf gingen ihm einst die Pfeile aus, auf sein Gebet ließ Amun Steine regnen, die er als Waffen gegen seine Feinde brauchte. Als diese winterliche, machtlose Sonne heißt er Semphocrates (die Sonne nach dem Wintersolstitium hieß der lahme Harpocrates).

Sem (Geogr.), 1) franz. Dorf, Departement Arriège, Bez. Foix; dabei die ergiebigste Eisenmine in den Pyrenäen; 310 Einw.; — 2) afrik. Vorgebirg, Tripolis, auch Kap Razat genannt; — 3) europ.-russ. Fluß, Gouv. Kursk, wird von 3 kleinen Flüßchen gebildet, fließt von Osten nach Westen und mündet im Gouvernement Tschernigov in die Desna, links.

Sem., auf Recepten Abbreviatur für Semen od. Seminis.

Semadrek, Insel, s. v. a. Samotraki.

Semainier (d. i. Wöchner, Techn.), bei dem Théâtre français derjenige Sociétaire, welcher die Regie, Inspektion und obere Beaufsichtigung des ganzen Bühnengeschäfts für die Dauer einer Woche führt. Auch in Wien hat früher diese Einrichtung Statt gefunden.

Semaja (Semajas, bibl. Gesch.), 1) S., Prophet, der den Rehabeam warnte, mit einer Heeresmacht gegen Jerobeam zu ziehen; soll auch eine Geschichte des Rehabeam geschrieben haben; — 2) S., Sohn des Delaja, falscher Prophet zur Zeit des Nehemia, ließ sich von Saneballat und den andern Feinden des Nehemia bestechen, den Nehemia in den Tempel zu flüchten, um dann desto leichter gegen ihn und den angefangenen Bau der Stadt handeln zu können; — 3) S., lebte zu Babylon und suchte den Propheten Jeremias, der von Jerusalem aus den babylon. Juden Weissagungen zuschickte, bei denselben verdächtig zu machen; auch dem Zephanja und andern Priestern gegenüber suchte er den Jeremias als wahnsinnig darzustellen. — 4) Mehre andere biblische Personen, größtentheils Leviten.

Semamith (hebr., Amphib.), wahrscheinlich s. v. a. Geckotte, Platydactylus murorum *Cuv.*

Semana, Waldgebirg im Innern Germaniens, gleichsüdlich von Melibocus M., wahrsch. eine Bezeichnung des Harzes und Thüringerwaldes.

Semancelho, südamerikan. Ort, Kaiserth. Brasilien, Prov. Para, an der linken Seite des Araguaya, nördl. von Almeida.

Semangelof (hebr. Myth.), einer der drei Engel, die Gott der dem Adam entlaufenen Lilith nachsendete, um sie zur Rückkehr zu bewegen; die beiden andern hießen Senoi und Sensenoi.

Semanthini (a. Geogr.), Volk im Lande der Sinä östlich von dem nach ihm benannten semanthinischen Gebirge, welches nach Ptol. von den Quellen des Aspithra nordwestlich bis zu denen des Serus sich hinaufzieht; vielleicht das Grenzgebirg zwischen der chinesischen Provinz Yunnan und den Ländern Mien und Laotschua (Ptol. VI, 3, 4).

Semao, Insel, s. v. a. Simao.

Semaphor (v. Griech.), Zeichenträger, Fernschreiber.

Semarang, Provinz, s. v. a. Samarang.

Semargla (slav. Myth.), eine von den Russen in Kiew hochverehrte Göttin, den Winter personificirend.

Semarillaria (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Pflanzengattung. Arten unter Paullinia.

Se-ma-then (chines. Lit.), s. v. a. Sse-matsien.

Semavat Evi, s. v. a. Olympus.

Semawil, s. Arabische Literatur.

Se-ma-yem, chinesischer Kaiser, s. v. a. Wuti.

Semb, norwegisches Kirchspiel, Grafschaft Jarlsberg, auf der Südküste, nordw. von Tonsberg, 2810 Einw.

Semba, afrik. Stadt, Ober-Guinea, auf der Sierra-Leona-Küste, nordöstlich von Freetown.

Sembach (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Winnweiler; Relaisstation; 850 Einw.; — 2) Stadt, s. v. a. Sempach.

Sembden (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Scirpus *L.*

Sembella, 1) altrömische silberne Scheidemünze, die Hälfte der Libella, etwa $^{1}/_{2}$ Xr. oder $1^{1}/_{5}$ Pfennig; — 2) Münze des Mittelalters, $1^{1}/_{5}$ meißn. Pfennig.

Sembin, europ.-russ. Ort, Gouv. Minsk, nordwestl. von Borissow.

Semblançay, franz. Dorf, Dep. Indre-Loire, Bez. Tours; 690 Einw.

Semblis (Entom.), nach Fabricius, Schlammfliege, Neuropterengattung. Arten theils unter Perla *Geoffr.*, theils unter Sialis *Latr.*.

Semblodea (Entomol.), Schlammfliegen, Wasserfliegen, Unterfamilie der langhörnigen (Longicornia) Neuropterenfamilie der Plattflügler oder Planipennia. Flügel klein und schmal, Fühler borstenförmig, lang, Kopf schief nach vorn gerichtet, nicht rüsselförmig. Larven mit Kiemen, beständig im Wasser, mehr oder weniger wurmförmig: Sialis; s. Neuroptera.

Sembobitis (a. Geogr.), Hauptstadt der Sembritä, auf einer Insel des Nil gelegen (Plin. VI, 30, 35).

Sembritä (Semberritä, a. Geogr.), Völkerschaft Aethiopiens in der Landsch. Tenesis, d. h. wohl in der Gegend von Adula, ursprünglich Aegypter, die sich, unter Psammetich flüchtend, in Aethiopien niedergelassen hatten (Plin. VI, 30, 35.)

Sembten, preuß. Dorf, Provinz Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; mit Vorwerk Gessing; 260 Einw.

Semd, großh. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Dieburg, Ldgr. Umstadt; 1150 E.

Semeca, Joh., s. Corpus juris.

Semecarpus (Bot.), nach Linné Sohn, Dintenbaum, Herzfrucht, Gattung der Terebinthaceae Anacardieae *Dec.*, Pentandria Trigynia *L.* Charakter: Blüthen polygamisch. Kelch 5spaltig; Blumenkrone 5blättrig; Blumenblätter länglich. Staubfäden sämmtlich mit Staubbeuteln. Eine krugförmige, fleischige Scheibe im Grunde der Blume trägt den eirunden Fruchtknoten mit 3 keulenförmigen Griffeln. Die herzförmig-eirunde, nußartige Karyopse sitzt der vergrößerten Scheibe auf. Von 8 Arten ostindischen Bäumen sind die merkwürdigsten: 1) S. Anacardium *L.*, ostindischer

Dint., Malaccanußbaum. In dürren, gebirgigen Gegenden. Blätter verkehrt=eiförmig=länglich oder eliptisch=länglich, unterseits auf den Nerven und Adern flaumig=schärflich. Früher wurden diese schwarzen Nüsse als ostindische Elephantenläuse, Malaccanüsse, Acajounüsse, Anacardium orientale, Fabae de Malacca, Fructus Semecarpi, Semen Anacardii orientalis, gebraucht. Sie sind geruchlos und enthalten einen anfangs blaß milchfarbigen, später schwarzen, harzigen, ätzend=scharfen Saft, welcher die Haut röthet, Blasen erzeugt und oft auch heftige Entzündung erregt. Er wurde sonst zum Wegätzen von Muttermälern gebraucht; in Indien benutzt man ihn als unvertilgbare Dinte auf Leinwand, Kattun und seidene Stoffe. Vom Volke werden die Nüsse als Amulete gegen Zahnschmerzen u. s. w. getragen. Die Samenkerne sind ölig, mild und wohlschmeckend. Der fleischige Fruchtboden wird gewöhnlich gebraten gegessen und schmeckt dann apfelartig; frisch ist er herb und etwas scharf; grün gibt er Vogelleim. Das Holz ist weich und unbrauchbar, besonders, weil es so viel scharfen Saft enthält, daß es ohne Gefahr nicht bearbeitet werden kann. Hayne, Arzn. I, Taf. 1. — 2) S. Cassuvium *Spr.* Auf den Molucken, Westindien. Blätter lanzettlich, an beiden Enden zugespitzt, ganz glatt. Fruchtboden niedergedrückt, kreiselförmig, fleischig. Besitzt dieselben Eigenschaften wie vorige Art und wird ebenso benutzt. Die jungen Blätter sind eßbar; die älteren haben aber einen scharfen Saft, der an der Luft bläulich und später schwarz wird. Rumph, Amb., I, Taf. 70.

Semechnitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 450 Einw.

Semed, asiat. Stadt, Arabien, Oman, westl. von Maskat.

Semeika (Schemäka), russ. Großfürst, s. Chemaika.

Semeikino, europ.=russ. Ort; Gouv. Kaluga, südl. von Jaroslawey.

Semeiographie (v. Griech., Mus.), die Notirungskunst, welche in sich begreift: Kenntniß der Liniensysteme, der verschiedenen Schlüssel, der verschiedenen Noten selbst, der Pausen, Versetzungszeichen, Bogen, Punkte, Striche, Vortrags= und andere musikalische Zeichen, und endlich auch der musik. Orthographie oder Rechtschreibung; s. die einzelnen Art. und Notenschrift und Notensystem. Von Manchen wird die S. auch Semiotik genannt. Eine eigene Art der musik. S. ist die Ziffernschrift (s. d.).

Semeionitis (Bot.), nach Schott, Gattung der Leguminosae *Schott.* Art: S. floribunda *Schott*, Baum in Brasilien.

Semeiosis (v. Griech.), Bezeichnung, Vorandeutung.

Semel absolutus (lat., Rechtsw.), Beklagter, der schon einmal wegen einer gegen ihn erhobenen Klage freigesprochen worden ist.

Semele (gr. Mythol.), Tochter des Cadmus und der Harmonia in Theben, Schwester der Ino, Agaue, Autonoë und des Polydorus, Geliebte des Zeus, mit welchem sie den Dionysus zeugte. Eifersucht bewog die Here, in Gestalt der Amme Beroe der S. zu nahen, welche sich nun verleiten ließ, den Zeus zu bitten, er möchte doch in derselben Gestalt wie zur Here zu ihr kommen. Da Zeus feierlich zugesagt hatte, die Bitte, welche S. thun würde, nicht abzuschlagen, kam er in seiner Majestät auf einem Wagen unter Blitz und Donner, und so ward S. von der Glut seiner Blitze verzehrt. Sterbend gebiert sie ein unzeitiges, erst sechs Monate altes Kind, den Dionysus, welchen Zeus aus den Flammen rettet, in seine Hüfte einnähet und bis zur Reife dort groß zieht. Pausanias erzählt, daß Actäon sie geliebt habe, und damit er sich nicht mit ihr vermähle, habe Artemis ihn von seinen eignen Hunden zerreißen lassen. Unter den Einwohnern von Brasiä in Lakonien ging folgende Sage: Nachdem S. den Dionysus geboren, habe Cadmus sie mit dem Kinde zur Strafe in einen Kasten eingesperrt und in's Meer geworfen; der Kasten sey mit ihrer Leiche dann bei Brasiä ans Land getrieben, wo sie begraben, Dionysus aber auferzogen worden sey. Nach ihrem Tode ward sie durch ihren Sohn aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt.

Semele (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Hipparchia Semele *Ochsenh.*

Semelé, Jean Baptiste Pierre, Baron de, franz. General, 1773 geboren, ward früh Soldat, machte alle Feldzüge der Revolution mit, ward 1804 Oberst eines Infanterieregiments und 1807 auf dem Schlachtfeld von Eylau Brigadegeneral. In Spanien zeichnete er sich in der Schlacht von Cumans aus, wurde 1810 Chef vom Generalstab des ersten Corps und zwar bei der Belagerung von Cadix. Als Divisionsgeneral stand er vor Gibraltar, focht 1810 bei Obrigue gegen Ballesteros, diente 1813 bei Zuchy in Deutschland, ward 1814 Generalinspektor der Infanterie von der 19. Militärdivision und 1815 Kommandant von Straßburg. Nach der zweiten Restauration auf halben Sold gesetzt, privatisirte er bis zur Julirevolution, ward dann wieder angestellt und erhielt im Okt. 1833 das Kommando über ein Observationscorps an der span. Grenze.

Semelin (Min.), s. v. a. Titanit vom Laacher=See bei Andernach, s. Titanit.

Semelkowitz (Semelkowice), österr.=böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrsch. Obristwy; 180 Einw.

Semellitani (a. Geogr.), Völkerschaft im Innern Siciliens (Plin. III, 8, 14).

Semempsis, fabelhafter König von Aegypten, soll 18 Jahre regiert haben.

Semen (bot. Term.), der Same, das nach der Befruchtung zur vollkommenen Ausbildung gelangte, mit der Anlage zu einer neuen Pflanze (d. h. mit einem Keime) versehene Pflanzenei, das unmittelbare und allgemeinste Fortpflanzungsorgan phanerogamischer Pflanzen. Vergl. Pflanzenanatomie, S. 887 f.

Semen, Semina (pharm. Bot.), Samen. In der pharmaceutischen Botanik werden mit diesen Namen nicht blos Samen, d. h. die im Fruchtknoten als Eichen befindlich gewesenen

und mit der Frucht zur Reife gelangten Organe, aus denen das neue Gewächs hervorkeimt, bezeichnet, sondern häufig auch Früchte, wie z. B. die sämmtlichen Früchte der officinellen Doldengewächse u. s. w. Nach dem pharmaceutischen System von Brandes gehören die Semina zu der 18. Kl. (Fruticosa) der Cruda. Alle hier nicht aufgeführten Semina suche man im Texte mit voranstehendem Genitiv der Benennung, z. B. Papaveris albi Semen.

Semen canariense (pharm. Bot.), s. v. a. Kanariensamen, s. Phalaris canariensis.

Semencines (Waarenk.), die kleinsten Oliven.

Semendria (Smederowo, Sent-Andriya, Semendra, Geogr.), 1) europ.-türk. Distrikt, Serbien, an der Donau, zwischen Bosnien, der kleinen Walachei, Bulgarien, Ungarn, Novibazar und Kruschevacz. S. ist sehr gebirgig durch Verzweigungen des Medwednik-, Subor-, Han-, Omolte-, Peczka-, Golubinian- und Haiduczki-Gebirges. In die Donau, an der Nordgrenze, fallen die Drinna, an der Westgrenze die Timek, an der Ostgrenze die Kolubare mit Ljig und Turia, die Morava und West-Morava, Levazka, Lepenicza, Serenize links, Besara rechts, endlich die Mlava. Der Distrikt S. enthält 51 Ortschaften. — 2) Hauptstadt und Festung daselbst, an der Mündung des Westarms der Morava (Jessowa) in die Donau, so daß den Ort auf der einen Seite die Jessowa, auf der andern die Donau bespült. Die Festungswerke bilden ein ungleichseitiges Dreieck mit 21 Thürmen; ein 24 Fuß breiter Graben umgibt die Stadt von der Landseite. Im Jahre 1821 wurden die Werke sehr verstärkt. S. war ehemals Residenz der serbischen Könige und ist jetzt Sitz des serbischen Senats und eines Erzbischofs, der den Titel Primas von Serbien führt. Die Umgegend ist romantisch; auf dem ungarischen Donauufer wechseln Wälder und weite Wiesenstrecken, die von den Tscherdaken (den Grenzwächtern) besetzt sind, lieblich mit einander ab, während die serbische Seite als eine völlige Wildniß damit auffallend kontrastirt. Hier liegt ein ungeheurer Reichthum an Eichen- und Fichtenwaldung; nur einzelne Fischerhütten unterbrechen die Einöden. Jenseits der Donau sieht man die volkreichsten Ortschaften des Banats, Werschitz und Deutsch-Orawitza, die sich an die Grenze lehnen und den Eingang zum Engthale von Varadja bilden. „So wandert man" sagt Wimmer „im Angesicht der civilisirten Welt in der Wildniß fort, bis man bei einer Biegung des Stromes durch den Anblick der Ruinen eines prächtigen Orts, wie durch eine Luftspiegelung überrascht wird. Es sind die Mauern von S. Die Festung liegt auf der Stelle, wo einst das römische Castrum Vinceja gelegen. Der Erbauer des heutigen S.s war Georg Brankowitsch, durch dessen Schuld und Verrath die Schlacht auf dem Amselfelde und mit ihr die serbische Nationalität verloren ging. Er war unter türkischer Hoheit Regent von Serbien. Die Festung ist in besserm Zustande, als Belgrad; die Stadt ist offen und sieht freundlicher aus, als die obere Stadt Belgrads, aber sie erscheint als ärmlich gegen den stattlichen Festungsbau. Mehr als einmal ward sie ein Raub der Flammen. Der Ort ist sowohl für den Handel, der hier lebhaft betrieben wird, als auch für die Vertheidigung des Landes trefflich gelegen. Hart an der Festung passirt man die Jessowa, kommt dann durch hohe Eichenwälder zur Morava, geht über den Fluß und hat dann noch 2 Stunden bis Posharewatz. Die Weinberge sind eine wahre Zierde dieser Gegend und liegen an der Süd- und Südwestseite amphitheatralisch um die Stadt; berühmt sind die weißen Weine von S. Die ganze Gegend von S. ostwärts ist jetzt flach und sumpfig. Die Stadt zählt etwa 12,000 Einw. Hier 1411 Sieg der Türken über die Ungarn. Im Jahre 1805 wurde in S. der Woiwode Gjuscha Wulitschewitsch von den Türken erschlagen, worauf die Serben die Stadt angriffen, sie bombardirten und einnahmen.

Semenische (Semeinische) Kosaken, s. Kosaken.

Semennoud, Stadt, s. Garbi.

Semenowskaja, europ.-russ. Dorf, Gouv. Moskau, Kr. Sarpuchow; eisenhaltige Quellen.

Semenow (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Nischnei-Nowgorod, grenzt nördlich an das Gouv. Kostroma, östlich an den Kreis Makarjew, südlich an die Wolga, welche den Kreis von dem von Nischnei-Nowgorod trennt, und westlich an den Kreis Balachna. Das Land wird von der Wolga, der Uinga und dem Kerschenetz bewässert, ist mitunter sumpfig und hat Waldungen. Die Einwohner (etwa 100 000) sind zum Theil Altgläubige und beschäftigen sich viel mit Drechseln und Kohlenbrennen. — 2) Kreisstadt daselbst, an der Sachtenka (Sochtonka); Holzwaarenverfertigung, etwas Handel; 1 80 Einw.

Semenow (Biogr.), Fedor Alexejewitsch, ein wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß in der Astronomie bekannter russischer Bauer, ist der Sohn eines anfangs wohlhabenden Viehhändlers in Kursk, ward früh verheirathet, um von unnützen Beschäftigungen, wie der Vater hauptsächlich das Studium der Mathematik nannte, die der junge S. aus Anitschkows Lehrbuch kennen gelernt und seitdem mit Leidenschaft betrieben hatte, abgezogen zu werden. Aber auch nach seiner Heirath und während er an dem Handel seines Vaters Theil nahm, vertiefte er sich in seine gelehrten Studien, ohne sich um die Unannehmlichkeiten, Spöttereien, ja Verfolgungen zu kümmern, die er sich dadurch zuzog. Polewoi, der diese Epoche von S.s Leben in den „Otetschestwennyja Sapiski" beschrieben, war der Erste, der das Publikum mit dem kursker Mathematiker bekannt machte und die Aufmerksamkeit gebildeter Männer auf ihn lenkte. Ohne eine einzige fremde Sprache zu kennen und obwohl er nur nothdürftig schreiben und lesen konnte, beschäftigte sich doch S. mit allen Theilen der physikalisch-mathematischen Wissenschaften. Er verschaffte sich zu diesem Zwecke alle in russischer Sprache existirenden Handbücher der Mathematik, Physik, Chemie und Astronomie.

Giese's Chemie und die Werke Platon Gamaleja's kamen nicht von seinem Studirtisch; zu gleicher Zeit machte er mit selbst angefertigten Instrumenten verschiedene Experimente und war außer sich vor Entzücken, als es ihm mit seinen geringen Mitteln gelang, eine schöne, große Elektrisirmaschine zu Stande zu bringen. In allen diesen Studien hatte er keinen andern Lehrmeister, als sich selbst. Es gab Niemanden, mit dem er sich über wissenschaftliche Gegenstände berathen oder auch nur unterhalten konnte. Polewoi, der damals in Kursk lebte, war selbst noch ein Jüngling, der sich mühsam durch eigene Anstrengungen einen Weg bahnte; indessen theilte er dem wißbegierigen S. manches ihm Fremde mit, und dieser fühlte sich nie glücklicher, als wenn er irgend eine neue Entdeckung oder wissenschaftliche Beobachtung kennen lernte. In seinem Kopfe bildeten sich dann sogleich neue Ideen, neue Zusammenstellungen. Nach dem Tode seines Vaters gab er seinen Handel, mit dem es ohnehin schlecht ging, auf, um sich in der Nähe von Kursk auf einer Meierei niederzulassen, wo er sich der Bienenzucht widmete. Familiensorgen zogen ihn bisweilen von den Wissenschaften ab, aber immer blieben diese seine Hauptbeschäftigung; der Broderwerb kam erst nachher. Sein vorzüglicher Trost waren die Fortschritte, die er in der Astronomie machte, für die er endlich eine ausschließliche Leidenschaft gefaßt hatte. Mehre darauf bezügliche Aufsätze ließ er in dem „Moskauer Telegraph" abdrucken und kam deshalb einige Mal nach Moskau, wo er mit dem Professor der Astronomie an der dortigen Universität, Perewoschtschikow, bekannt wurde. Dieser gelehrte und wohlhabende Mann ließ den Kenntnissen und ungewöhnlichen Fähigkeiten S.s alle Gerechtigkeit widerfahren, gab ihm die Mittel an die Hand, seine Bestrebungen fortzusetzen, indem er ihn mit Instrumenten und astronomischen Tabellen versah, und unterhielt mit ihm einen beständigen Briefwechsel. Von nun an war der Ruf des fleißigen Mathematikers gesichert, und sein Wirkungskreis wurde immer größer. In ganz Rußland ward sein Name genannt, und Viele nahmen Antheil an seinem Schicksal. Jeder gebildete Reisende, welcher durch Kursk kommt, hält es für seine Pflicht, den gelehrten Bauer zu besuchen, und keiner scheidet von ihm, ohne mehr gefunden zu haben, als er erwartet hatte.

Semenowka, europ.-russ. Fluß, Gouv. Woronesch, südöstl. von Pawlowsk.

Semenow-Rudnew, Damaskin, berühmter russischer Philolog, Erzbischof von Sewsk und später von Nischei-Nowgorod, ward im Januar 1737 zu Moskau geboren. Er suchte sich zuerst auf mehren russischen Lehranstalten zu bilden, dann besuchte er einige Jahre die Universität Göttingen. Nach seiner Rückkehr nach Rußland wurde er Präfekt und erhielt bald hernach das Rektorat der slawisch-griechisch-lateinischen Akademie zu Moskau. † am 30. Dec. 1795. Er verwandte großen Fleiß auf die Verbreitung und Purificirung der russischen Literatur und gab unter Anderm Lossonow's (3 Bde.) und des Metropoliten Platon's Werke (9 Bde.) heraus. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften u. Abhandlungen wurde 1847 zu Moskau veranstaltet.

Semenowskoi, asiat.-russ. kleine Insel, Gouv. Jakutsk, südwestl. von Kotelnoi.

Semensis, König, s. Semempsis.

Sementelle, italienische Nudelwaare, wie Samenkörner geformt.

Sementi (Semenza), Giovanni Giacomo, Maler, geb. zu Bologna 1580, Nachahmer des Guido Reni, malte in Rom mehre Altarbilder und in Ara-Cöli daselbst neben anderen Meistern in Fresko. Sein Hauptwerk ist das Bild des heil. Sebastian in St. Michele zu Bologna. Im Belvedere zu Wien ist von ihm die Vermählung der heil. Katharina.

Sementinae (röm. Relig.), römisches Saatfest, waren Feriae conceptivae, welche der Pontifex, je wenn die Saat vollendet war, ansagte; die Zeit vom Herbstäquinoctium bis zur Bruma und im ersten Frühling war die geeignetste zur Saat. Sie wurden der Ceres und Tellus für das Gedeihen der Saat gebracht, oder am ersten Tage der Ceres als Tellus, und sieben Tage später der Proserpina als Vorsteherin der Früchte. Daß sie Feriae publ. waren, geht aus Varro hervor, wonach Stadtleute jedes Standes im Tellustempel zusammen kamen. Bei diesem Feste, wobei der Pflugstier bekränzt, der Pflug zum Zeichen der Ruhe aufgehängt und Gesinde und Hausthiere reichlich mit Speise und Getränke versehen wurden, opferte man den Feldbaugöttern Kuchen und trächtige Schweine.

Sementron, franz. Dorf, Depart. Yonne, Bez. Auxerre; 530 Einw.

Semer (bibl. Geogr.), Berg in Samaria, worauf König Amri die Stadt Samaria erbaute. Am S. Niederlage Jerobeams durch Abia.

Semering (Geogr.), österr.-steierm. Dörfer: 1) (Klein-S.), Kr. Gratz, Bez. Gutenberg; 330 Einw.; — 2) Kr. Bruck, Bez. Neuberg, 140 Einw.

Semerone, nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Arkansas; entspringt im Felsengebirge und verliert sich im Sande.

Semerow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schiefelbein; Mutterkirche; 150 Einw.

Semersacke, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Gent; 860 Einw.

Semerville, Zeichner und Lithograph, arbeitete um 1830 in Paris, zeichnete und lithographirte verschiedene Ansichten, z. B. die Ansichten von Algier, Tripolis, Bona und Palme, 1830, quer Fol.

Semeschitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Bischof-Teinitz; Mühle mit Brettsäge; 200 Einw.

Semester (lat. Semestre), 1) Zeit von einem halben Monat (Semimensis, Semestrium); — 2) Zeit von 6 Monaten (sex mensis); — 3) auf Universitäten ein halbjähriger Kursus. Man unterscheidet Sommer- und Winter-S., zwischen denen die Oster- und Michaelisferien als Grenzen liegen.

Semestria concilia principum (röm. Ant.), Staatsrath von gewöhnlich 60,

halbjährig wechselnden oder nur in den 6 Wintermonaten sich versammelnden vornehmen Römern, mit denen die Kaiser vor der Beschlußfassung verhandelten. Die unter dem Kaiser Marc Aurel gefällten Aussprüche dieses Raths wurden als S. Divi Marci gesammelt.

Semestris (lat.), sechsmonatlich, halbjährlich; daher Semestris libri (Semestria), bei den Römern Bücher, worin die Vorfallenheiten eines halben Jahres aufgezeichnet waren.

Semetitz (Zemetice), österr.=böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Merklin; Mühle; 240 Einw.

Semga, russ. Fluß, Gouv. Archangel, mündet in den Mesen (Mezen), rechts.

Semgallen (latein. Semigallia), der südöstliche Theil des ehemaligen Herzogthums Kurland, zwischen Litthauen und dem übrigen Kurland, von welchem es ungefähr durch die Bulterana getrennt wird; war ehemals ein Bisthum, dessen Sitz zu Seelburg war; zerfiel in 3 Oberhauptmannschaften: Mitau, Seelburg, Nerften und Dünaburg. Hauptort: Mitau. Jetzt bildet S. den östlichen Theil der Statthalterschaft Mitau.

Semi (lat.), halb, klein, nur in Zusammensetzungen, besonders in der Botanik.

Semi (bot. Term.), als Vorsylben bei Wörtern aus der lateinischen Sprache, halb=, um anzudeuten, daß das Prädikat, auf welches Verhältniß sich dasselbe auch beziehen mag, nur zur Hälfte gelten soll. Die wichtigern Zusammensetzungen, besonders diejenigen, welche sich nicht von selbst erklären, sind von uns angegeben worden.

Semiadhaerens (bot. Term.), u. Semiadnatus, halb angewachsen, von einem Kelche, Perigon oder Eierstocke, bei deren Verwachsung der obere Theil des letztern frei bleibt, z. B. bei Santalum, Samolus u. Mitella.

Semiamplexicaulis (bot. Term.), halbstengelumfassend, wenn der (angewachsene oder freie) Blattgrund den Stengel oder Ast nicht in seiner ganzen Dicke umgibt, z. B. die oberen Stengelblätter von Crepis biennis u. Hieracium longifolium.

Semiamplexus (bot. Term.), halbumfassend, von Blättern in der Knospenlage; sogleich bedeutend mit Obvolutus.

Semiarianer (Halbarianer, Kirchengesch.), Sekte im 4. Jahrhundert, die nicht, wie die Arianer, Gleichheit, sondern nur Aehnlichkeit Jesu mit Gott annahmen, gestiftet von Basilius, Bischof von Ancyra.

Semibenzidam (von semi, halb, in Bezug auf den Kohlenstoffgehalt, das halbe Aeq. des Benzidams, Chem.), erhielt Zinin, als er die geistige Lösung des Binitrobenzids mit Schwefelammonium behandelte, u. dann die Flüssigkeit destillirte, als einen harzigen, gelbbraunen Körper. Es löst sich nicht in Wasser, schwer in Alkohol und Aether mit gelber Farbe, die Auflösungen zersetzen sich bald und scheiden ein grünes Pulver ab; verhält sich wie eine Base. Seine Zusammensetzung ist nicht vollständig ermittelt; man fand 6 Aeq. C. und 4 Aeq. H.

Semibifidus (bot. Term.) halbzweispaltig, halbgespalten, ein ziemlich unbestimmter Ausdruck, unter welchem man die Spaltung eines Theiles bis zur Mitte oder auch eine Spaltung, welche tiefer, als beim Ausgerandeten (s. Smarginatus) und weniger tief als beim Gespaltenen (s. Sissus) geht, zu verstehen scheint. Im ersten Falle ist aber der Ausdruck bifidus schon hinreichend, im zweiten Falle würde „profunde emarginatus", tief ausgerandet, die Sache genügend bezeichnen.

Semibrevis (lat., Mus.), s. Geltung der Noten u. Mensuralmusik.

Semicanalis (lat., Anat.), s. v. a. Sulcus.

Semicapsula (bot. Term.), Halbkapsel, Samenbehältniß, in dem der Samen auf dem Rücken zur Hälfte oder kaum so tief, mit einer eigenen Bedeckung frei umkleidet ist, z. B. bei einigen Malven.

Semich (Semiech, Zemech), österr.=böhm. Dorf, Kreis Saaz, Herrschaft Neuschloß; 260 Einw.

Semichau, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, A Stolpen; 110 Einw.

Semichuth (hebr., Ant.), bei den Juden die Ceremonien, wenn einer zum Rabbi gemacht wird. Der oberste Rabbi des Orts verkündet in der Synagoge die Ernennung des Erwählten zum Rabbi, fordert die Anwesenden und alle Anderen zur gehörigen Ehrenerweisung auf und händigt dem neuen Rabbi ein schriftliches Dokument über seine Erhebung ein.

Semicirculares canales labyrinthi (Anat.), Bogengänge des Labyrinths, s. Ohr.

Semicirculus (Math.), Halbkreis, s. Kreis.

Semicolligati pedes (lat., Ornithol.), s. v. a. halbgeheftete Füße, an denen nur die zwei äußern Zehen verbunden sind, s. Pedes und Ornithologie.

Semicongius, ein halber Congius (s. d.).

Semicordatus (bot. Term.), halbherzförmig, der Hälfte eines der Länge nach gespaltenen herzförmigen Theiles ähnlich, z. B. die Nebenblätter von Orobus variegatus u. Crataegus monogyna. — Basisemicordatus, am Grunde halbherzförmig, wird aber von einem ungleichhälftigen Blatte gesagt, welches nur auf einer Seite seiner Basis einen gerundeten Lappen besitzt, wie bei Begonia maculata, B. nitida u. Tilia grandiflora zum Theil.

Semicroma (pl. semicrome, Mus.), wörtlich halbes Achttheil, ital. Name der Sechzehntheilnote.

Semicupium (lat.), Halbbad, s. Bad.

Semicylindricus (bot. Term.), halbwalzig, einer durch ihre Mitte gespaltenen Walze ähnlich, z. B. der Schaft von Convallaria majalis und Allium ursinum. Wird ziemlich einerlei mit Semiteres, halbstielrund, genommen.

Semida, Insel, zu den Aleuten (s. d.) gehörig.

Semidaur, Land s. Kandahar.

Semidecurrens (bot. Term.), halb-herablaufend, wenn die beiden Ränder eines herablaufenden Blattes (s. Decurrens) nicht bis zum zunächst tiefer stehenden Blatte hinabreichen, z. B. die mittleren Stengelblätter von Verbascum phlomoides.

Semidei (Myth.), vergötterte Helden, später sogar die göttlich gesprochenen römischen Kaiser, vgl. Divus.

Semidiapente (Mus.), verminderte Quinte.

Semidiatessaron (Mus.), verminderte Quarte.

Semiditono (Mus.), kleine Terz.

Semiduliten (Kirchengesch.), s. v. a. Barsanier.

Semiech (Semich, Zemech, Zemechy), österr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Gut Minkowitz; 280 Einw.

Semiflosculosus (bot. Term.), bandblüthig, zungenblüthig, auch geschweift, von einem Blüthenkörbchen (s. Calathidium), welches aus lauter band- oder zungenförmigen Blüthen (s. Ligulatus) besteht, wie bei den Cichoraceen, (Cichorium, Scorzonera, Hieracium etc.); wird auch durch Ligulatus und Ligulatiflorus ausgedrückt.

Semifrutex (bot. Term.), Halbstrauch, eine ausdauernde Pflanze, welche einen höheren, strauchartigen Stengel treibt, der aber nicht holzartig und im Winter beständig ist, sondern im Herbste zurückgeht und bis auf die Wurzel abstirbt, wie z. B. bei vielen Solidago- und Asterarten.

Semifusa (Mus.), lateinischer Name der Achtelnote.

Semigermanicae gentes (a. Geogr.), halbdeutsche Völker, die Völkerschaften an und auf dem Peninus mons.

Semiglobosus (bot. Term.), halbkugelig, einerlei mit Hemisphaericus, aber weniger häufig im Gebrauche.

Semiiarsk, asiat.-russ. Fort, Gouv. Omsk, rechts am Irtysch, 50° 53′ 13″ n. Br. und 75° 59′ 58″ ö. L.

Semiinferus (bot. Term.), halbunterständig, von einem Kelche, Perigon oder Eierstock, einerlei mit Semiadnatus, halbangewachsen.

Semikarakopskaia, russ. Flecken, donisches Kosakenland, rechts am Don, nordöstlich von Novo-Tscherkask.

Semikolon (Strichpunkt, Gramm.), Interpunktionszeichen (;), soll eigentlich in längeren Sätzen den Vordersatz vom Nachsatz scheiden, wird aber auch häufig anstatt eines Punktes gebraucht. Die Griechen hatten für Kolon und S. nur ein Zeichen, den Punkt; nur setzten sie ihn, wenn er die Stelle unseres S. vertrat, oben an die Linie.

Semil (Geogr.), 1) österreich.-böhm. Allodialherrschaft, Kr. Bunzlau; 23,768 Joch 543 □ Kl. Areal und 28,300 Einw.; dem Fürsten von Rohan-Guemene gehörig: — 2) Stadt das., an der Iser; Pfarrkirche, Schloß, Kapelle und Jahrmarkt; 1720 Einw.

Semi l'argent (franz.), s. Argentan.

Semilibra, eine halbe Libra.

Semilla de Alfalfa, an der Westküste von Afrika eine Art Luzernesamen, der von Valparaiso exportirt und pr. Fanega von 200 Pfund spanisch zu 5 bis 6 Pfund verkauft wird.

Semilocularis (bot. Term.), auch Semiloculatus, halbfächerig, wenn eine Frucht mit unvollständigen Längsscheidewänden versehen ist, die nicht bis in die Achse derselben reichen, also keine völlig geschlossenen Fächer bilden, z. B. die Kapsel von Papaver und Asarum.

Semiloculus (bot. Term.), das Halbfach, eine durch zwei unvollständige Scheidewände gebildete, gegen die Achse der Frucht nicht geschlossene Abtheilung der Fruchthöhle, wie bei Papaver.

Semilor (Semid'or, Similor), Name einer goldähnlichen Legierung aus Kupfer und Zink, die sich vom Messing nur durch geringeren Zinkgehalt unterscheidet.

Semilorica (röm. Ant.), Halbpanzer, der nur die Brust bedeckte (daher auch Pectorale), kam zu Alexanders des Gr. Zeit auf.

Semilow, s. v. a. Semil.

Semilunare ganglion (Anat.), das Sonnengeflecht.

Semilunare os (Anat.), s. v. a. halbmondförmiger Knochen.

Semilunaris cavitas radii (Anat.), der halbmondförmige Ausschnitt der Speiche.

Semilunaris incisura maxillae inferioris (Anat.), der halbmondförmige Ausschnitt des Unterkiefers.

Semilunaris incisura scapulae (Anat.), der halbmondförmige Einschnitt des Schulterblattes.

Semilunaris membrana conjunctra (Anat.), die halbmondförmige Falte der Bindehaut.

Semilunaris (bot. Term.), auch Semilunatus, halbmondförmig, gleichbedeutend mit Lunatus und Lunulatus.

Semimas (Physiol.), Halbmann, s. Kastrat und Eunuch.

Semimembranosus musculus (Anatomie), s. v. a. halbhäutiger Muskel.

Semimetalla (Chem.), Halbmetalle.

Semiminima (Mus.), s. Geltung der Noten u. Mensuralmusik.

Semin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz; Kirche, Schloß; 580 Einw.

Semina (a. Geogr.), Stadt im Innern von Parthien (Ptol. VI, 5, 13).

Semina carminativa (pharm. Bot.), s. Quatuor semina calida majora.

Semina frigida (pharm. Bot.), s. Quatuor semina frigida majora und minora.

Seminales canaliculi (Anat.), Samenröhrchen, s. Hoden.

Seminalis (bot. Term.), dem Samen angehörig: Epidermis seminalis, die Samenoberhaut, die äußerste, der Oberhaut der übrigen Pflanze entsprechende Zellenschicht der Samenhülle; Folium seminale, das Samenblatt,

der bei der Keimung über dem Boden hervorgetretene Samenlappen, besonders wenn er dünn und den gewöhnlichen Blättern ähnlich erscheint; Funiculus Eseminalis, der Samenstrang, einerlei mit Funiculis umbilicalis, Nabelschnur oder Nabelstrang.

Seminalis aura (Physiol.), Samenduft, s. Sperma.

Seminaphtalidam (Chem.), eine neue organische Base, erhielt Zinin, als er eine Auflösung von Nitronaphthales in mit Ammoniak gesättigtem Weingeist mit Schwefelwasserstoff behandelte, die Flüssigkeit kochte, vom ausgeschiedenen Schwefel abfiltrirte, mit Wasser versetzte, wieder aufkochte, und heiß filtrirte; die ausgeschiedenen Krystalle wurden durch Umkrystallisiren gereinigt. Es bildet gelbe, in's Kupferrothe spielende, fast metallglänzende Nadeln, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol und Aether; die Lösungen sind bräunlich rothgelb, verändern sich schnell an der Luft und werden trübe und braun; bei 100° erleidet es noch keine Veränderung, bei 160° schmilzt es und sublimirt ein wenig, über 200° kocht es und zersetzt sich zum Theil. Zusammensetzung C_{10} H_5 N.

Seminar (vom lat. Seminarium, Pflanzschule, Baumschule), eine Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für junge Gelehrte, besonders Lehrer. Die S. sind theils theologische, theils pädagogische im weitern Sinn. Die ersteren umfassen wieder homiletische, exegetische, historische, katechetische u. Pastoral- oder Predigerseminarien (s. d.); die pädagogischen begreifen die philologischen und die Schullehrerseminare unter sich. Die bischöflichen Schulen, Bildungsstätten des katholischen Klerus, sind die ersten, die seit dem 9. Jahrh. unter dem Namen S.e bekannt geworden sind, und sie bestehen noch in den meisten katholischen Ländern als solche in den Klöstern und in der unmittelbaren Nähe der Bischöfe, besonders in Spanien, Italien und Oesterreich; viele andere gingen in Fakultätsschulen und Universitäten über. Eine besondere Berühmtheit erlangten später die S.e der Jesuiten, Bildungs- und Vorbereitungsorte für junge Ordensaspiranten. Die protestantischen Schullehrerseminare, die das wichtigste Moment in der Verbesserung des Volksschulwesens geworden sind, entstanden in der Mitte des 18. Jahrh., und zwar war es der Oberkonsistorialrath Joh. Jul. Hecker, der 1748 die von ihm gestiftete Realschule zu Berlin zu einer Bildungsanstalt für Volksschullehrer einrichtete; er erlebte die Freude, daß seine Privatanstalt in ein öffentliches Institut, ein Landschullehrer- und Küsterseminarium verwandelt wurde und 1817 ward es mit seinen Emolumenten nach Potsdam vertagt, wo es unter der Leitung des Prediger Striez fortblühte. Nächstdem wurde 1768 zu Karlsruhe ein Landschullehrerseminar errichtet. Besonders aber lebte seit der Wirksamkeit Rochows für Landschulen diese Idee immer mehr auf. Im J. 1776 wurde ein S. zu Minden durch den Minister von der Rode, in demselben Jahre eines zu Meiningen, das 1827 mit dem zu Hildburghausen vereinigt ward, 1778 zu Halberstadt von dem Domkapitel und 1779 von dem Pastor Herbing ein Privat.-S. errichtet, wozu 1786 auch das zu Wesel kam, wo schon seit 1687 unter dem Namen Contubernium eine Bildungsanstalt für Schullehrer bestanden hatte. Das weimarische S., 1784 gestiftet, verdankt Herder seine Einrichtung. Von nun an fanden die S.e immer allgemeinere Aufnahme, so daß schon vor 1796 in größeren und kleineren Staaten, in Gotha, Dessau, Hohenlohe, Hessen-Kassel, Detmold, Nassau, Hannover, Sachsen, Dänemark rc. ähnliche Institute entstanden. Der Glanzpunkt in der Geschichte der S.e ist jedoch Preußen, welches bis 1806 schon 6 S.e, 1826 28, 1831 34 Hauptseminare besaß, der großen Anzahl Hülfs- oder kleinerer S.e nicht zu gedenken. Gegenwärtig ist die Zahl der S.e in Deutschland zu einer enormen Höhe gestiegen. Auch in der Schweiz gibt es in mehreren Kantonen treffliche Schullehrerseminare u. Schullehrerschulen, und selbst Amerika schreitet in dieser Beziehung rüstig voran. Nur Frankreich und England leiden noch großen Mangel an tüchtigen Lehrerbildungsanstalten. Ueber Wesen und Einrichtung der Schullehrerseminare, so wie über die Anforderungen, welche das Bedürfniß einer fortgeschrittenen Zeit an dergleichen Anstalten stellt, um sie nicht zu bloßen Abrichtungsanstalten werden zu lassen, s. den Art. Lehrerbildung. — Die philologischen S.e sind auf Universitäten zu dem Zwecke gegründet, um denen, die Philologie studiren, Gelegenheit zu geben, unter der Leitung eines besonders mit der Direktion beauftragten Professors auf eine eingehende und selbstständige Weise mit der Kunst, Autoren zu interpretiren, bekannt zu machen. Die Zahl der Theilnehmer ist gewöhnlich an den Orten bestimmt, wo (wie z. B. in Leipzig) Stipendien mit der Aufnahme verbunden sind. Der, welcher eintreten will, hat eine Arbeit zu liefern über einen Autor oder eine betreffende Stelle desselben, und von dieser Arbeit hängt es ab, ob er für fähig zur Theilnahme erklärt wird. Die Thätigkeit der Seminaristen beschränkt sich auf Erklärung des zur Lektüre ausgewählten Schriftstellers und zwar in der Weise, daß die Pflicht des Interpretirens allemal Einen trifft, dem dann die Uebrigen opponiren. Der Nutzen dieser Einrichtung besonders für die, welche sich dem Lehramt widmen wollen, liegt auf der Hand, namentlich wenn die Leitung des S.s tüchtigen Kräften anvertraut ist. Wo eine etwas freiere Einrichtung herrscht, ist es den Mitgliedern des S.s überlassen, sich selbst aus dem Bereiche der Alterthumswissenschaft einen Gegenstand zu wählen, dem sie vorzugsweise ihre Thätigkeit widmen wollen. Es werden dann von den einzelnen Seminaristen Abhandlungen ausgearbeitet, diese cirkuliren bei den Uebrigen, und hierauf findet in Gegenwart des Dirigenten eine Debatte über die betreffende Arbeit Statt, deren Leitung nächst dem Direktor hauptsächlich dem von dem Verfasser gewählten Opponenten obliegt. Die philologischen S.e und die mit ihnen in Verbindung stehenden philologischen Gesellschaften sind an solchen Universitäten, wo ein tüchtiger Philolog

ihre Leitung hat (z. B. früher in Leipzig G. Hermann, in Berlin jetzt Böckh) die eigentlichen Pflanzschulen für die Ansichten dieser Männer geworden, indem die um sie versammelten Studenten nach und nach ihre Anhänger wurden und ihre Schule bildeten. A. H. Francke war der Erste, der die Forderung aufstellte, daß die künftigen Lehrer an höheren Schulen und S.en zu ächten Pädagogen gebildet werden sollten. Auf seinen Antrieb wurde zu Halle ein S. der Humaniora errichtet, dessen erster Lehrer und Vorsteher der berühmte Schulmann Cellarius war; s. Philologie. Die Idee eines pädagogischen S.s hatte sich auch ganz besonders in der franckeschen Stiftung entwickelt und trat durch Niemeyer in volles Leben, so wie auch in Heidelberg neben dem philologischen ein pädagogisches S. besteht.

Seminara, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Calabria-ult. I., südöstl. von Palmi, auf der Ebene Piana; Abtei unirter Griechen, Obstbau; fertigt das beste Oel in Kalabrien; 4300 Einw.; führt den Titel eines Herzogthums; litt sehr durch Erdbeben 1783, wobei gegen 4000 Menschen ums Leben kamen. Der Ort wurde auf einer andern Stelle wieder aufgebaut.

Seminario romano, s. Rom.

Seminarist, 1) Schüler eines Seminars; — 2) s. Missionen.

Seminarium (lat.), s. Seminar.

Seminarschule, s. v. a. Schullehrerseminar, s. Seminar.

Seminatio (bot. Term.), das Aussäen von Pflanzen, das von diesen selbst ausgeht.

Seminervosus musculus (Anat.), s. v. a. Semitendinosus musculus.

Seminethus (a. Geogr.), alte, verschwundene Stadt Kariens an der Stelle des später entstandenen Antiochia (Plin. V, 29, 29).

Semingr, König von Norwegen, s. v. a. Sämingr.

Semini (Biogr.), 1) Antonio, Maler, um 1485 in Genua geboren und von L. Brea zugleich mit Teramo Piaggia unterrichtet, der sich später mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten verband. In Genua ist im Palaste Pallaricini ein Bild der Cleopatra von ihm. In seiner späteren Zeit näherte er sich mehr der modernen Schule. Lanzi rühmt von ihm eine Geburt Christi in S. Domenico zu Savona, in welcher S. nicht blos mit Perino, sondern selbst mit Raphael wetteifere. Die Familie Riari daselbst hatte mehre Bilder, in welchen nach Fiorillo's Bemerkung sich der Künstler selbst übertroffen haben soll. Mehre seiner Werke führte er in Gemeinschaft mit Teramo aus, so daß beide Künstler ihre Namen darauf setzten. S. † nach 1547. — 2) Andrea und Ottavio, Maler von Genua, Söhne des Vorigen, standen anfangs unter Leitung des Vaters und hielten sich gleich diesem an Perino del Vaga, gingen aber dann nach Rom, wo sie die Werke Raphael's und die Antike studirten, und seitdem dem Geschmacke der römischen Schule huldigten. In Genua und später in Mailand arbeiteten sie Vieles theils gemeinschaftlich, theils jeder für sich, im Style Raphaels, aber ohne ihn zu erreichen. Andrea's, des Jüngeren, Bildern gebrach es an dem, was die Italiener Morbidezza nennen, u. selbst Zeichnungsfehler ließ er sich zu Schulden kommen, sogar in seiner Geburt Christi in S. Francesco zu Genua, welche zu seinen Hauptbildern gehörte. Ehedem sah man von ihm und seinem Bruder ziemlich viele Werke in Genua, wie die Geschichten aus dem Leben des Täufers im Palaste des Adamo Centurione u. a. In Mailand sah man im Palaste des Herzogs von Terranuova das Gastmahl der Götter bei der Hochzeit der Psyche, welche von Lomazzo außerordentlich gerühmt wird. Größere Verdienste hatte Ottavio, dessen Sabinerraub an der Façade des Palastes Doria von C. Procaccini für Raphael's Arbeit angesehen wurde. Auch an anderen Häusern sah man ähnliche Freskobilder von ihm, die aber nach und nach zu Grunde gingen; in den Kirchen hielten sich diese Bilder länger. So sieht man in der Kapelle des heil. Hieronymus in St. Angelo zu Mailand Darstellungen aus dem Leben dieses Heiligen von ihm. In den Freskobildern hatte er eine meisterhafte Färbung. In der letzteren Zeit seines Lebens gründete er in Genua mit L. Cambiaso eine Zeichnungsschule, worin das Studium nach dem Nackten eifrig betrieben wurde. Er † daselbst 1604, Andrea 1578 im 68. Jahre.

Seminiferi ductus (Anat.), s. v. a. Seminales canaliculi.

Seminionowka, europ.-russ. Flecken, Gouv. Tschernigow, nördl. von Sosnitza.

Seminium (bot. Term.), die Kornhülle, ein von Link eingeführter Ausdruck für die Karyopse (s. Cariopsis) mit dünnem Gehäuse bei Gräsern.

Seminium (Physiol.), 1) Samen zur Zeugung lebendiger Geschöpfe; — 2) Art der Thiere, in sofern man auf die Fortpflanzung oder die Begattung Rücksicht nimmt (Race).

Seminium morbi (Med.), die vorbereitende Ursache einer Krankheit.

Seminolen, nordamerikan. Indianervolk, von St. Florida, eine interessante wilde Bevölkerung, welche ihren heimathlichen Boden jetzt schon gegen die dritte der mächtigen Nationen vertheidigt, die nach einander Florida besessen, und jeden Fuß breit Landes nur mit der Leiche eines Kriegers bedeckt dem Feinde überläßt. Zur Zeit der Entdeckung durch die Spanier war das Land von den Yamesses, Polarches und Calasus bewohnt. Diese aber wurden von einem Theile der Muscogis oder Crihks vernichtet, die ihr Vaterland verlassen hatten und sich in Florida niederließen. Sie wurden von den übrigen Indianern S. oder Flüchtlinge genannt, wuchsen bald zu einer mächtigen Nation heran und verstärkten sich aus den Unzufriedenen der übrigen Stämme. Die Muscogis selbst stammen wahrscheinlich aus Mexiko, denn alte Leute versichern oft, ihre Väter hätten einst ein Land bewohnt, von dessen Bergen herab man zwei Meere übersehen habe. Da sie den Spaniern sich nicht unterwerfen wollten, zogen sie

an den Mississippi, von wo sie durch die Franzosen verdrängt wurden. Die Yamesses sollten sehr dunkelfarbig gewesen seyn, und Manche glauben, der Stamm der Ocklawahaw bestehe aus ihren Nachkommen. Nach indianischen Traditionen sollte der große Sumpf Ockefanoke von außerordentlich schönen Wesen bewohnt seyn, welche die S. „Töchter der Sonne" nannten, und Einige glaubten, die unglücklichen Reste der Yamesses hätten sich dort verborgen; aber die amerikanischen Truppen drangen im J. 1838 bis ins Innerste dieser Sümpfe vor und fanden sie gänzlich unbewohnt. Nach den spanischen Geschichtschreibern war die Bevölkerung von Florida ehemals so dicht, wie die von Mexiko, und bekanntlich stammt auch die mächtige Nation der Schanis (Shawnees) aus diesem Lande. Die S. haben sich muthvoll der Spanier und Engländer erwehrt und bis jetzt auch allen Versuchen der Amerikaner widerstanden, sie auf das rechte Ufer des Mississippi zu versetzen; jetzt noch nach einem mehrjährigen Vertilgungskriege wollten die unglücklichen, zerstreuten, ihrer Anführer beraubten Reste des Stammes lieber nackt in den Wäldern leben, sich wie wilde Thiere jagen lassen und nur von Maniok und wilden Früchten leben, als die Gebeine ihrer Väter verlassen. Man darf sich indeß von dem Mitleiden für diesen heldenmüthigen Stamm nicht verführen lassen, ihnen besondere Tugenden anzudichten, womit einige seynwollende Philosophen den Wilden geschmückt haben. Der Seminole ist ein treuloser Barbar, der im Blute schwelgt, und für den das Geschrei des am Pfahle angebundenen Opfers eine süße Musik ist. Wie andere Wilde, kennt er kein Mitleiden, und der Skalp eines jungen Mädchens ist für ihn eine so glorreiche Trophäe, als der eines Kriegers. Frühzeitig bildet sich der Knabe zum Krieger aus, denn Krieg und Jagd ist des Mannes einziges Geschäft. Kein Wunder, daß sie stolz und tapfer sind. Als der General Jackson die Mikasoki-Indianer besiegt hatte, trat ihr erster Häuptling Neomaltha vor ihn und sagte: „Du bist ein großer Krieger, aber deine Vorgänger waren nur alte Weiber. Laß mich unter Qualen sterben, denn wenn du mein Gefangener wärest, so möchte ich gerne sehen, wie weit dein Muth geht." Als man ihm sagte, daß er nicht nur das Leben, sondern auch noch Ländereien erhalten sollte, rief er aus: „Führt mich weg, weit weg, denn da ich die verhaßten Weißen nicht mehr bekämpfen kann, so will ich sie auch nicht mehr sehen." Die Mikasokis waren ein Volk von Republikanern, und ihr Name bedeutet „ohne erbliche Häuptlinge". Die S., so wie die andern südlichen Indianer, haben schwarze Sklaven, welche mit ihren Frauen die Arbeiten des Ackerbaues theilen; sie werden im Allgemeinen mit Milde behandelt, und man läßt sie treiben, was ihnen beliebt, wenn nur die Erndte eingebracht wird. Diese Neger bewohnen meist kleine Dörfer neben denen ihrer Herren, sind gekleidet und genährt, wie sie, und begleiten sie gewöhnlich in den Krieg, wo sie sich durch ihre Grausamkeit auszeichnen, selbst unter den Wilden, die doch die Grausamkeit weit genug treiben, aber doch nicht die satanische Freude an den Qualen Anderer haben. Merkwürdig ist es, daß unter diesen im Kriege so barbarischen Indianern strenge Gesetze herrschen, daß z. B. der Ehebruch mit dem Verlust der Ohren und der Nase bestraft wird, und der Mord, selbst der unfreiwillige, mit dem Tode. Weder Trunkenheit, noch der Stand eines Häuptlings retten den Schuldigen. Die Belustigungen der S. bestehen in Tanz und Ballspiel; ihr Kriegertanz gleicht dem der andern Nationen, sie haben aber auch noch den Schweintanz, den Hirsch-, Alligator-, Opposumtanz u. s. w., wobei sie das Geschrei u. die Bewegungen dieser Thiere nachahmen. Der merkwürdigste dieser Tänze ist der des grünen Mais, eine Art Opfergabe von den Erstlingen der Früchte, die sie einer unbekannten Göttin darbringen. Die Weiber werden selten zu den Tänzen der Männer zugelassen, manchmal vereinigen sich jedoch sämmtliche Individuen beider Geschlechter einander gegenüber in zwei Linien, fassen sich bei der Hand und schreiten vor- und rückwärts, wobei sie eine ernste, monotone Melodie singen. Die Seminolinnen, so wie überhaupt die Mikasokis, sind im Allgemeinen von einem angenehmern Aeußern, als die übrigen Indianerinnen. Einige Töchter von Häuptlingen, die Sklaven haben und ihre Zeit nachlässig auf Matten ausgestreckt zubringen, können sogar für hübsch gelten. Sie sind gewöhnlich mit 12 bis 13 Jahren mannbar, mit 25 aber stehen sie schon auf der Neige ihres Lebens. Ihre Kleidung besteht in einem langen Rock, der mit kleinen Perlen und Flittergold gestickt ist, in Mokassins oder reich verzierten Lederschuhen und in einem Stück Zeuch oder Tuch, das sie um den Körper schlingen und das auch den Kopf bedeckt. Die Männer tragen gewöhnlich ein Jagdhemd aus Zeuch oder Rehhäuten, lange Lederstrümpfe nebst Mokassins, und hüllen sich in eine Decke ein. Um den Kopf schlagen sie ein rothes Tuch. Ein Skalpmesser und eine lange Büchse tragen sie stets bei sich. Im Kriege sind sie meist nackt und bemalt, bedienen sich dann des Bogens und vergifteter Pfeile, u. der Tomahawk ist stets in ihrer Hand. Manchmal machen sie sich Schilde aus Alligatorhäuten, die keine Kugel durchlassen; gewöhnlich rasiren sie sich auch den Kopf und lassen nur den charakteristischen Schopf stehen. Um die Schilderung des Indianers in Florida zu vollenden, müssen wir noch Einiges über die von ihnen bewohnten Wälder sagen. Die Ufer des Meeres sind mit schlanken Palmen bedeckt; dann kommen Wälder von riesenhaften Fichten, welche zu einer Höhe von 150 Fuß emporschießen und das schönste Schiffbauholz bieten, das man sehen kann. Hinter diesen wechselt plötzlich die Scene; dichte Wälder von tausenderlei Holzarten bieten dem Auge nichts, als ein monotones Grün dar. Hier breitet die Magnolia ihre Blätter wie ungeheure Spateln aus, während die Luft von ihren mächtigen, herrlich weißen Blüthen mit Duft erfüllt ist; denn hier ist die Magnolia nicht mehr ein Busch, wie in unsern

europäischen Gewächshäusern, sondern ein Waldbaum, der fast mit unsern hundertjährigen Eichen wetteifern kann; er ist untermischt mit Steineichen, Sassafras, Katalpas, Lorbeerbäumen, Cedern, Gummibäumen, unter denen heraus sich die prächtige grüne Eiche bemerklich macht, deren immerdauerndes Blätterwerk allen Jahreszeiten den steten Anblick des Sommers gibt; allenthalben blendet der Kornelkirschbaum den Blick durch seinen Silberglanz; die Azalea entfaltet ihre Blumenkrone wie ein zierlicher Schmetterling, und der Sumach breitet seinen prächtigen Scharlachbüschel aus. Alle diese mannichfaltigen Bäume sind mit zahllosen Lianen durchschlungen; wilde Reben, Klematiden u. Konvolveln schwingen sich, bizarre Festons bildend, keck hinauf an die höchsten Spitzen und bilden eine fast undurchdringliche Masse. Lange, moosähnliche Schmarotzerpflanzen, die von allen Zweigen herabhängen, und die man auf den ersten Anblick für Schlamm nehmen könnte, den ein Fluß nach ungewöhnlicher Anschwellung zurückgelassen, verbreiten über das Ganze eine seltsame Melancholie, die auf die Seele einen eigenthümlichen Eindruck macht, denn alle diese Pflanzen bilden oft eine so dichte Masse, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, und die untern Räume zu einer ewigen Dunkelheit verurtheilt sind; dann zerstört die außerordentliche Feuchtigkeit rasch die jungen Schößlinge, und bald sinken auch die Riesen der Wälder, einer über den andern hin, untergraben von der unsichtbaren, aber unablässigen Macht dieses verborgenen Feindes. Ueberall jedoch, wo die Luft frei durchziehen kann, ist die Mannichfaltigkeit der tausenderlei Blumen u. Blüthen, die den Boden bedecken, bewundernswerth. Eben so unmöglich, wie den Luxus der Vegetation in diesen weiten Gegenden zu schildern, ist die Schilderung der Myriaden von Thieren, die sie bevölkern. Die Nacht und der Schlummer des Reisenden ist unterbrochen von dem Geheul des Wolfes und des Panthers, von dem Gebell des Krokodills und dem Gelärm der riesenhaften Frösche. Sobald der Tag erscheint, fliehen diese Bewohner der Finsterniß und werden ersetzt durch zahllose Vögel, deren Gefieder eben so glänzend, als ihr Gesang entzückend ist. Dazwischen hinein bildet die Klapperschlange, deren Anblick alle diese Thiere mit Schrecken bezaubert, einen widerlichen Kontrast. Zahllose Schildkröten durchziehen in allen Richtungen dies stets feuchte Land und werden eine Beute des weißköpfigen Adlers, der zu ihrem Fang sein hohes Nest verläßt, unterhalb dessen der stupide Geier sich aufhält und mit feiger Geduld abwartet, welche Reste ihm der König der Lüfte übrig lassen will. Wenn die Sonne die Mitte ihres Laufes erreicht hat, nöthigt die erstickende Hitze die ganze Natur zum Schlaf und zur Ruhe, dann erscheint Alles todt; der Lärm und die Bewegung des Morgens verwandeln sich in Stille und Schweigen, und wenn die Schatten der Nacht abermals ihre Schleier über die dichten Wälder ausbreiten, dann durchziehen die Myriaden von Feuerfliegen die Luft in allen Richtungen und erzeugen jeden Abend eine Beleuchtung, hundertmal schöner, als in unsern Städten mit aller Kunst und allem Aufwand.

Seminowskoi, Lustschloß, s. v. a. Semonowski.

Semiobolus, ein halber Obolus.

Semiologie, (v. Griech.) s. v. a. Semiotik.

Semiometer (v. Griech.), s. v. a. Halbmesser.

Semiona, (a. Geogr.) Stadt der Genauni in Rhätien, nach Reichard das heut. Seana (Paul. Diac. Long. V, 32).

Semionotus, (foss. Ichtyol.), nach Agassiz, homocerces Ganoidengeschlecht aus der Familie der Lepidoiden, Kopf verlängert, Bürstenzähne, Rückenflosse vor den Bauchflossen beginnend und bis über die Afterflosse reichend, Brustflossen mittelmäßig, Bauchflossen klein, Afterflosse verlängert und zugespitzt, Schwanzflosse gabelig, oberer Lappen größer. Die Strahlen desselben sind alle auf dem letzten Schwanzwirbel befestigt oder unter sich parallel. Die Schuppen verlängern sich nur auf den äußeren Strahlen des oberen Lappens. Auf den äußeren vorderen Strahlen der Flossen noch kleine Strahlen. Aus dem Lias. — S. leptocephalus *Ag.* (Poiss. foss. II, C, Fig. 3). Aus dem Lias von Zell bei Boll. — S. Bergeri *Ag.* (das., Taf. 26, Fig. 2 u. 3) im Liassandstein von Koburg.

Semionowskaia-Krepost (St. Simeon), russ.-nordamerikan. Fort am Kap St. Elias.

Semiophorus (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbenes Ktenoidengeschlecht aus der Familie der Squami pennes. Rückenflosse sehr hoch und lang, Afterflosse kürzer, Bauchflossen sehr verlängert, Profil sehr steil. Zwei Arten: S. velicans u. S. velifer *Ag.*, vom Monte Bolca.

Semiotik (v. Griech.), 1) (Med.) s. Zeichenlehre; — 2) (Mus.), s. Semeiographie.

Semiotisch (v. Griech.), 1) anzeigend; — 2) die Semiotik betreffend.

Semiovatus (bot. Term.), halbeirund, von Gestalt einer halben, der Länge nach getheilten Eilinie, wie die Nebenblätter von Medicago sativa, oder auch eine halbe körperliche Eiform darstellend, wie die Halbfrüchte bei einem Theil der Cencianella-Arten, und dann eigentlich Semioviformis, halbeiförmig; vergl. Ovatus und Oviformis.

Semipalatinsk, asiat.-russ. Stadt und Festung, Gouvernement Omsk, rechts am Irtysch; Handelsverkehr mit Buchara, Taschkend, Kaschgar und den Kirghisen; 50° 24′ 23″ n. Br. u. 97° 55′ 33″ ö. L.

Semipalatnaja, Stadt, s. Tscharysch.

Semipalmati pedes (lat., Ornithol.), s. v. a. halbe Schwimmfüße, an denen die Zehen nur zur Hälfte durch die Schwimmhaut verbunden sind, s. Pedes u. Ornithologie.

Semipelagianer (Kirchengesch.), Ketzer des 5. Jahrhunderts, in Frankreich entstanden, vermittelten zwischen dem Augustinismus und dem strengen Pelagianismus in so fern, als sie die durch die Sünde des ersten Menschen geschwächte, aber nicht aufgehobene menschliche Freiheit neben der göttlichen Gnade annahmen

Der **Semipelagianismus** ward durch einige Mönche zu Massilia (Cassianus, Faustus, Vincentius, Gennadius) verbreitet, welche lehrten: von Adam sey zwar eine gewisse moralische Schwäche und Neigung zur Sünde, sowie der Tod des Leibes auf alle Menschen übergegangen, wiewohl nicht als Strafe für Adams Sünde; aber der Mensch habe immer noch einen freien Willen und könne die Besserung aus eigener Kraft wenigstens in sich anfangen, bedürfe aber dann der Gnade, um darin fortzuschreiten. Dieses System, auf der Synode zu Arelate (472) und Lugdunum (475) zur öffentlichen Lehre erhoben, wurde allmählig unter mancherlei Modifikationen in der lateinischen Kirche allgemeinherrschend, obwohl es vom Pelagianismus nicht wesentlich verschieden ist. Vergl. J. Geffcken, Historia Semipelagianismi antiquissima, Göttingen 1826; — G. F. Wiggers, Commentatt. III de Jo. Cassiano, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur, Rostock 1824; — Derselbe, Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus, 2. Thl., Kap. 16, 63.

Semipellucidus (bot. Term.), halbdurchsichtig, od. durchschimmernd, was die Lichtstrahlen nur unvollkommen hindurchläßt.

Semipennati musculi (Anat.), halbgefiederte Muskeln.

Semipes (lat.), 1) halber Fuß, sowohl beim Messen räumlicher Gegenstände, als in der Metrik; — 2) der an einem Fuß verstümmelt ist.

Semipinnatus (bot. Term.), halbgefiedert, wenn ein Blatt an seinem untern Theile gefiedert und weiter hinauf nur fiederspaltig ist, wie bei Sorbus hybrida, oder wenn die Abschnitte eines fiederschnittigen Blattes noch vermittelst ihrer Scheibe mit der Blattspindel zusammenhängen.

Semipite, früher die kleinste Rechnungsmünze in Frankreich, eine halbe Pite.

Semiplena probatio (Rechtsw.), halbvoller, unzulänglicher Beweis.

Semiplenus (bot. Term.), halbgefüllt, wenn eine Blüthe zwar eine Vermehrung der Blätterkreise der Korolle zeigt, aber doch noch einen großen Theil der unveränderten Staubgefäße und das Pistill besitzt; ist zum Theil auch übereinstimmend mit Multiplicatus, vermehrt oder voll.

Semipuella (lat.), Halbmädchen, mythisches Wesen, das halb Mädchen, halb Vogel oder Fisch seyn soll, z. B. die Sirenen, Sphinx 2c.

Semir, s. Arabische Literatur.

Semiradiatus (bot. Term.), halbgestrahlt, wenn ein Blüthenkörbchen (s. Calathidium) nur nach einer Seite hin in seinem Rande zungenförmige Blüthen trägt, z. B. bei Siegesbekia.

Semirama (Samirama, ind. Myth.), Name der Parwadi im Skanda Purana.

Semiramidis Mons (a. Geogr.), hoher, oben abgerundeter Berg Karamaniens unweit der Küste, an der schmalsten Stelle des Sinus Persicus, dem Vorgebirge Asabo in Arabien gegenüber an der Grenze von Gedrosien, der nach Marcian seiner Gestalt wegen den Namen Strogylus führte und wahrscheinlich der heutige Djebel Schemil ist.

Semiramis (a. Gesch.), berühmte, aber sagenhafte Königin von Assyrien, war die Tochter der Derketo, einer syrischen Göttin, die von einem Jüngling, der ihr opferte, in Askalon eine Tochter gebar, aus Scham aber den Geliebten tödtete, das Kind aussetzte und sich ins Meer stürzte und nun halb Fisch halb Weib wurde. Das Kind wurde nun, wie die Sage erzählt, von Tauben genährt, die zuerst Milch, dann, als es wuchs, Käse in den Schnäbeln herzutragen, und es unter ihren Flügeln wärmen, bis es Hirten finden und ihrem Herrn Simmias bringen, der es Semiramis nennt (der syrische Name der Taube). Das Mädchen wuchs zu außerordentlicher Schönheit heran, und Onnes, Statthalter von Syrien, der sie sah, als er die königlichen Heerden musterte, nahm sie zum Weib, und zeugte mit ihr zwei Söhne, Hyapates und Hydaspes. Als Onnes mit in den Krieg gegen Oxyartes von Baktra zog, ließ er sie, von Sehnsucht getrieben, ins Lager zu sich kommen, für welche Reise sie ein Kleid wählte, das ihr Geschlecht zweifelhaft machte, und ihr so gut stand, daß es von da an bei Medern und Persern in Gebrauch kam. Hier rieth sie, während die schwächere, aber gut vertheidigte Seite der Stadt umsonst belagert wurde, die wegen ihrer natürlichen Festigkeit weniger beschützte Burg anzugreifen, erstieg selbst die Mauer und veranlaßte dadurch die Einnahme der Stadt. König Ninus, von Bewunderung und Liebe hingerissen, suchte erst durch Ueberredung, dann indem er mit Augenausstechen drohte, dem Onnes seine Frau abzudringen, heirathete sie, während Jener sich erhenkte, und zeugte mit ihr den Ninyas. Nach anderer Nachricht dagegen ist sie Tochter oder Mutter des Ninus, verbindet sich unwissentlich ihm und heirathet ihn dann, woher bei den Persern und Medern die Sitte die Mutter zu heirathen abgeleitet wird. Nach dem Tode des Ninus übernahm sie die Regierung und errichtete einen großen Grabhügel. Nach Andern kam sie als eine durch Schönheit berühmte Frau, als Buhlerin oder Sklavin an den Hof, fesselte den Ninus so, daß er ihr auf fünf Tage die Herrschaft überließ, was sie dazu benutzte, ihn tödten zu lassen und sich zur Königin zu erheben. Als Königin begann sie große Werke und baute Babylon in einem Jahr. Von ihr rühren her die Mauern aus gebrannten Backsteinen (im Umfang 360 oder 365 Stadien), die Brücke über den Euphrat, die Uferdämme (Her. 1, 184), die beiden Paläste an den Enden der Brücke mit Jagden und andern Kunstbildern (Semiramis den Panther, Ninus den Löwen tödtend u. s. w.), der beide verbindende unterirdische Gang, der Wasserbehälter zur Ableitung des Euphrat, der Tempel des Belus, mit massiven Bildern des Zeus, der Hera und Rhea, ehernem Tisch, massiven Pokalen, ein Obelisk, 130' lang, 25' breit und dick, in den armenischen Bergen gebrochen. Auch die hängenden Gärten werden ihr zugeschrieben. Auf ihren Zügen durch verschiedene Länder hinterließ sie ähnliche Werke; so in Me-

dien Parke, Lustschlösser, Wasserleitungen in Ecbatana, Straßen durch Felsengebirge gebrochen, Monumente und Inschriften in Felsen u. s. w. Sie dringt nach Persis, dann nach Aegypten, Libyen, Aethiopien bis zum Orakel des Ammon vor, und zieht endlich mit ungeheurem Heere nach Indien gegen Stabrobates, baut daselbst eine Brücke und im Bette des Flusses Paläste, siegt zuerst, wird aber dann geschlagen und entkommt nur mit 20 Mann. Ninyas stellt ihr nun nach dem Leben und sie verschwindet in Gestalt einer Taube in einem Alter von 62 Jahren, im 24. ihrer Herrschaft. Nach andern Nachrichten will sie ihren Sohn zur Blutschande verleiten und wird deswegen von ihm getödtet. Auch wird erzählt, daß sie nach Ninus nicht mehr geheirathet, sondern die schönsten aus ihren Soldaten zum Liebesgenuß sich ausgewählt, aber jedesmal habe tödten oder gar lebendig begraben lassen. Geschichtlich genommen, fiele S. etwa ins 13. Jahrh. v. Chr.; doch zerfließt bei näherer Forschung ihre geschichtliche Bedeutung in Nichts. „S. ist eines jener Wesen, mit denen die Phantasie völlig frei schaltete. Bald kommt sie als mächtige Herrscherin und Zauberin vor, bald als verführerische Buhlerin, die ihre Liebhaber tödtet; ursprünglich ist sie eine syrische Göttin, wahrscheinlich dieselbe, welche zu Askalon als Astarte oder himmlische Venus verehrt wurde, der die Taube heilig war. Hier haben wir, wie es in der Darstellung der ältesten Geschichte nicht selten vorkommt, eine Gottheit, die besonders bei der Stiftung der Reiche und Städte als thätig gedacht und später in einen Menschen umgedeutet wird, ein sicherer Beweis, daß wir uns nicht auf historischem Boden befinden" (Löbell, Gesch. I, S. 149).

Semiramis (Waarenk.), ein geschmeidiger, glänzender und leichter Seidenstoff, einfarbig mit kleinen erhabenen Mustern, welche durch die stärkeren Grosnoiretrame hervorgebracht werden.

Semiramis des Nordens, 1) s. Margarethe; — 2) s. v. a. Katharina II. von Rußland.

Semiramismauer, s. v. a. Medische Mauer.

Semirectangula (Math.), natürliche Spirallinie, s. Spirallinie.

Semiru, ostind. Vulkan, Insel Java (s. d.).

Semirus (a. Geogr.), kleiner Fluß in Bruttium, der in den Sinus Scylacius mündete (Plin. III, 10, 15).

Semis (lat.), 1) die Hälfte v. etwas; — 2) die Hälfte eines As (s. d.).

Semisagittatus (bot. Term.), halbpfeilförmig, nur mit einem einzigen schief nach unten gerichteten, spitzen Zipfel am Grunde versehen, und dadurch die Hälfte eines pfeilförmigen oder auch nur am Grunde pfeilförmigen Blattes (s. Sagittatus) darstellend, z. B. die Nebenblätter von Lathyrus sylvestris und Orobus vernus.

Semisat, Simasat, asiat.-türk. Stadt, Kleinasien, östl. von Marasch, rechts am Euphrat.

Semiseptatus (bot. Term.), halbkammerig, oder halbquerfächerig, mit unvollständigen Querscheidewänden versehen.

Semisernoi, berühmtes russ. Kloster, Gouvernement Kasan, bei Kasan, mit einem wunderthätigen Marienbilde.

Semisextilschein (Astron.), s. Aspekten.

Semisopotschnoi, eine der russ. Aleuten-Inseln.

Semispatha (lat.), Schwert, das kleiner als ein Spatha ist, s. Schwert.

Semispinalis (Semispinatus) musculus (Anat.), Halbdornmuskel, s. Halsmuskeln und Rückenmuskeln.

Semissales usurae (Semisses usurae, röm. Rechtsw.), Zinsen, deren Summe monatlich $\frac{1}{200}$ des Kapitals betrug, d. i. 6 Procent.

Semissis (Semis, röm. Alterth.), = 6 Unciae oder $\frac{1}{2}$ As, bezeichnet durch S und als Typus einerseits den Kopf des Jupiter, daneben das S tragend, andererseits einen Schiffsschnabel, über welchem ein S war. Als Goldmünze beträgt der S. einen halben Solidus (s. d.).

Semisuperus (bot. Term.), halboberständig, bezeichnet ganz dasselbe wie Semiinferus und Semiadnatus.

Semita (lat.), 1) eigentlich Fußweg, schmaler Pfad in Wäldern und auf Feldern, in Städten die Quer- und Verbindungsgassen, die nur von Fußgängern begangen werden; — 2) in Weinbergen der von Süden nach Norden gehende Weg, der gewöhnlich kleiner und schmäler war, als die Hauptwege. Die Räume zwischen 2 Semitae hießen Paginae; — 3) Manier Jemandes, die ein Anderer nachahmt.

Semitatrices (röm. Relig.), Schutzgötter der Fußsteige und Wege.

Semite (Waarenk.), Art feiner Kattun, der besonders auf den griechischen Inseln verfertigt wird.

Semitecolo, Nicolo, Maler von Venedig, einer der ältesten Künstler dieser Stadt, der im 14. Jahrhunderte arbeitete, nicht ohne Einfluß der byzantinischen Kunst. In seinen Werken offenbart sich eine schlichte Anmuth, die den Werken der griechischen Meister fremd ist. In der Gallerie der Akadamie zu Venedig ist von ihm eine Krönung Mariä durch die Dreieinigkeit, sowie ein reiches Altarbild auf Holz. In der Bibliothek des Kapitels zu Padua sind Darstellungen aus dem Leben des hl. Sebastian von ihm mit noch älteren Darstellungen auf der Rückseite. Das eine dieser Bilder trägt die Jahrzahl 1367.

Semiten (a. Gesch.), im engern Sinne diejenigen Völker, welche von Sem, dem ältesten Sohne Noahs abstammten und im vordern Asien wohnten. Nach der Geschlechtstafel 1. Mos. 10. gehörten dazu die Elamiter (im südwestl. Persien), Assyrer, Chaldäer, Syrer, Hebräer, Lydier nebst ihren Zweigen. Später wurde es Gesammtname einer Menge Völker, die einem gemeinsamen, dem semitischen Sprachstamme (s. Semitische Sprachen) angehörten. Demnach gehören die Phönicier und Araber, die in der Bibel zu den Hamiten gerechnet werden, zu den S., wogegen die Westperser, Assyrer

und Lydier einem andern Stamme zuzurechnen sind.

Semitendinosus musculus (Anat.), s. v. a. Halbflechsiger Muskel.

Semiteres (bot. Term.), halbstielrund, was überhaupt auf dem Querdurchschnitte eine halbe Kreislinie als Umgrenzung der Schnittfläche gibt, wobei die entgegengesetzte Seite flach, wie bei den Blättern von Messembryanthemum barbatum, od. rinnig vertieft seyn kann, wie bei den Blättern von Allium sphaerocephalum und Allium oleraceum.

Semitertiana febris (Med.), s. v. a. Hemitritaeus.

Semitestes (lat., Rechtsw.), halbgültige, verdächtige Zeugen.

Semitische Sprachen, ein Hauptstamm der alt-asiatischen Sprachen, gesprochen von dem semitischen Stamm, umfaßte ursprünglich die Gebiete östlich vom Euphrat bis an die Küsten des mittelländischen Meeres und Arabien, ward aber durch die Kolonien der Phönicier und die Eroberungszüge der Araber weit nach Westen hin verbreitet. Es herrschen in den s.n S. dieselben phonetischen Gesetze, in welchen namentlich das Vorherrschen rauher Kehllaute zu beachten ist, dieselben Grundelemente der Wörter, die fast durchgängig aus dreibuchstabigen Wurzeln bestehen, dasselbe konsequent durchgeführte grammatische System, worin namentlich die Starrheit des konsonantischen Elements und die Flüssigkeit des vokalischen hervortritt, sowie dasselbe orthographische System, nach welchem nur die Konsonanten, als die eigentliche Basis des Wortes, geschrieben, die Vokale nebenbei bloß angedeutet oder meist ganz in der Schrift weggelassen werden. Dadurch steht dieser Sprachstamm eigenthümlich und wesentlich verschieden von den ihn nach allen Seiten hin begrenzenden indogermanischen Sprachen da. Alle bisherigen Versuche, beide Sprachstämme auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, haben noch kein überzeugendes Resultat herbeizuführen vermocht, wogegen die altägyptische Sprache vielfach verwandt mit den s.n S. erscheint. Der semitische Sprachstamm theilt sich im Allgemeinen in drei Hauptzweige: das Aramäische, das im Alterthume in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen wurde und wieder in das Westaramäische oder Syrische und in das Ostaramäische oder Chaldäische zerfällt, wohin auch noch die Dialekte der Samaritaner, Sabier und die Inschriften von Palmyra gehören; das Kanaanitische in Palästina und Phönicien, wozu das Hebräische und das daraus gebildete Neuhebräische oder die Sprache des Talmud und der Rabbinen (s. Rabbinische Sprache), das aber schon wieder mit dem Aramäischen gemischt ist, und das Phönicische gehören, und das Arabische des nördlichen Arabiens, welches durch Mohammed und den Koran die herrschende Sprache der mohammedan. Reiche wurde, und woraus sich verschiedene Dialekte bildeten, wie das Syrische, Aegyptische und der vielfach verderbte Dialekt in den Barbareskenstaaten und in Marokko; auch die Sprache der Bewohner von Malta ist hierher zu rechnen. Von den südlichen arab. Dialekten ist erst in neuerer Zeit durch Inschriften der himjaritische wieder entdeckt worden, welcher den Uebergang zu der äthiopischen Sprache bildet. Eine scharfsinnige Entwickelung ihres Unterschiedes und ihrer Gleichheit gibt J. Fürst in seiner „Chaldäischen Formenlehre", Leipzig 1836. Die einzelnen Sprachen s. unter den betreffenden Artikeln; vgl. Alterthum, S. 321, Asiatische Sprachen und Sprache.

Semitonium (Mus.), mit deutscher Endung auch bloß Semiton, der halbe Ton, bezeichnet sowohl die eine als die andere Hälfte eines in 2 Theile getheilten ganzen Tones; die größere Hälfte heißt S. majus, d. i. großer halber Ton; die kleinere S. minus, kleiner halber Ton.

Semitonium fictum (Mus.), der gebildete Halbton, kommt nur in älteren theoretischen Werken vor und bezeichnet denjenigen großen halben Ton, welcher durch die Versetzung der Haupttonarten C dur oder A moll auf andern Stufen der Tonleiter zum Vorschein kommt. In diesem Falle muß nämlich, um z. B. die große Septime oder reine Quarte zu erhalten, der eine oder andere Ton bald durch ein Kreuz erhöht, bald durch ein b erniedrigt werden.

Semitonium modi (Mus.), Halbton des Modus, der unterhalbe Ton einer Tonart oder die große Septime einer Tonika.

Semitonium naturale (Mus.), natürlicher Halbton, bei den älteren Tonlehrern derjenige große halbe Ton, bei welchem, sowie in der Tonleiter C dur, kein Ton durch ein Versetzungszeichen geändert worden war.

Semitsch, russ. Insel, Aleuten, östlich bei der Insel Attak.

Semitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Semice), Pfarrdorf, Kr. Kaurzim, Herrsch. Brandeis; 580 E.; — 2) Kr. Prachin, Stadt Pisek; 410 Einw.

Semiuncia (lat.), 1) $^1/_2$ Unze; — 2) römisches Gewicht, $^1/_{24}$ des As.

Semivalvatus (bot. Term.), auch Semivalvis, halbklappig, wenn eine Frucht sich nur bis gegen die Mitte in ihre Klappen trennt; Semiquadrivalvis, halbvierklappig, z. B. die Kapsel von Dianthus und Nicotiana; Semisexvalvis, halbsechsklappig, z. B. die Kapsel von Silene, wird jedoch durch „Apice quadrisexvalvis etc. an der Spitze 4- — 6klappig u. s. w. ausgedrückt.

Semiverticillatus (bot. Term.), halbquirlig od. halbwirtelig, wenn gleichnamige Theile aus einer gemeinschaftlichen Axe in gleicher Höhe neben einander entspringen, aber keinen geschlossenen Kreis bilden, sondern die Axe auf einer Seite leer lassen, z. B. die borstenförmigen (sogen.) Blättchen an den Quirlästchen von Chara pulchella *Wallr.* Dieser Ausdruck wird auch sehr häufig (unrichtiger Weise) für Theile gebraucht, welche in einem Büschel aus einem einzigen Punkte entspringen, aber um die Axe sich ausbreiten, daß es den Anschein einer halbwirteligen Stellung gewinnt, z. B. die Aeste in der Rispe von Avena sativa und vieler andern Gräser, die Blüthen-

stiele in der Traube bei Rumex-Arten, die in winkelständigen Trugdolden stehenden Blüthen von Melissa officinalis.

Semivir, 1) (Physiol.), s. v. a. Semimas; — 2) (Myth. u. Astron.), s. v. a. Centaur.

Semivocales (Gramm.), s. v. a. Halbvokale.

Semivocalia (röm. Ant.), Feldzeichen mit Instrumenten, zum Unterschiede von den Vocalia, die nur mit der Stimme gegeben wurden.

Semizona (röm. Ant.), das Gürtelband, womit der Morgenanzug der röm. Frauen zusammengehalten wurde. Die Verfertiger hießen Semizonarii.

Semizus (a. Geogr.), Ort der Landschaft Melitene in Armenia minor.

Semler (Biogr.), 1) Johann Salomo, Theolog des 18. Jahrh., wurde am 18. Dec. 1725 zu Saalfeld geboren. Sein Geist wurde in seiner Kindheit von dem pietistischen Unwesen, welches am Hofe des letzten Fürsten von Saalfeld herrschte, gänzlich berückt, zumal sein Vater, Archidiakonus in Saalfeld, nicht das Mindeste beitrug, ihn davor zu wahren. Doch erholte sich S. von der frömmelnden Richtung, als er 1742 die Universität Halle bezog und durch den Umgang mit Jakob Baumgarten, dem er bei der Herausgabe der Welthistorie behülflich war, einer freisinnigern Ansicht zugethan wurde. Schon jetzt machte er sich selbst dem Auslande bekannt, indem er die Aechtheit einiger Stellen des Neuen Testaments, welche von Whiston angegriffen worden waren, zu vertheidigen versuchte. Nachdem er 1749 seinen Wohnsitz in Koburg aufgeschlagen und dort den Professortitel erhalten hatte, besorgte er im folgenden Jahre die Herausgabe der „Koburger Zeitung", und machte sich durch die von ihm herrührenden Aufsätze so vortheilhaft bekannt, daß ihm die Aufgabe zu Theil wurde, eine Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Würtemberg mit seinen Vasallen zu verfertigen. Bald erging auch an ihn ein Ruf als Professor der Geschichte und Poesie in Altdorf, allein bereits 1751 nahm er eine theologische Professur in Halle an, wo er durch seine dogmatischen, hermeneutischen und kirchengeschichtl. Vorlesungen den ungemeinsten Beifall seiner Zuhörer einerntete. Im J. 1757 wurde er, nach dem Hintritte Baumgartens, Direktor des theologischen Seminars. Obschon er dem Minister von Zedlitz darin zu Willen gewesen war, daß er 1777 aus dem Fonds des theologischen Seminars zur Uebung der Seminaristen eine philanthropische Erziehungsanstalt begründete, so wurde er doch zwei Jahre nachher durch denselben Minister seiner Stellung entkleidet. Hat man ihm schon deswegen Mangel an Takt gegen Höherstehende Schuld gegeben, so ging ihm ausgemachtermaßen eine systematische philosophische Bildung und gute Darstellungsgabe völlig ab. Daher erhebt er sich in seinen Schriften nie mals zur Höhe eines übersichtlichen Standpunkts; nur feine Bemerkungen und scharfsinnige Notizen lassen in ihm den Denker erblicken. Jedoch genügten damals die Resultate einer gründlichen Geschichtsforschung, um eine Menge Vorurtheile, die sich im Laufe der Zeit festgesetzt hatten, für immer abzuthun. Aber Widersprüche ließen sich auf diese Weise nicht vermeiden. Seine Feinde benutzten dieselben, zumal als S. 1788 das preußische Religionsedikt vertheidigte, um ihn der Falschheit und Heuchelei zu beschuldigen. Dadurch wurden ihm die letzten Jahre des Lebens getrübt. Er † am 14. März 1791. Er hat ein großes Verdienst um die Geschichte und die Interpretation des Textes der Bibel, bewies auf dem Wege der geschichtlichen Kritik den menschlichen Ursprung vieler Glaubenssätze, wirkte für religiöse Toleranz und kämpfte mit Unerschrockenheit und Freimuth gegen die kopfhängenden Pietesten. Freilich war er auch ein unerbittlicher Feind des Naturalismus der wolfenbüttelschen Fragmente, sowie der bahrdtschen und basedowschen Schule. Schr.: De daemoniacis, Halle 1760; 4. Aufl., 1779; — Umständliche Untersuchung der dämonischen Laute, Halle 1762; — Selecta capita historiae ecclesiasticae, das. 1767—69, 3 Bde.; — Commentationes historiae de antiquo Christianorum statu (unvollendet), Halle 1771—72, 2 Bde.; — Abhandlung von der Untersuchung des Kanons, das. 1771—75, 4 Bde.; — Apparatus ad liberalem Vet. Test. interpretationem, das. 1773; — Versuch christlicher Jahrbücher oder ausführliche Tabelle über die Kirchengeschichte bis aufs Jahr 1500, das. 1783—86, 2 Bde.; — Observationes novae, quibus historia Christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur, das. 1784. — Vergl. Lebensbeschreibung S.s, von ihm selbst gefertigt, Halle 1781—82, 2 Bde. — 2) Christian August, Kunstschriftsteller, 1767 zu Weißenfels geboren, studirte erst die Rechte, dann Theologie, ward 1791 Lehrer am Pädagogium zu Halle, gab jedoch 1799 diese Stelle auf, ging nach Dresden, wo er 1800 Sekretär der öffentlichen Bibliothek und 1804 Unterinspektor des Antikenkabinets wurde. Er † als Bibliothekar 1805. Schrieb: Versuch über die regelmäßigen Gärten, Leipzig 1794; — Ueber die höchste Vollkommenheit in der Landschaftsmalerei, das. 1800; — Ideen zu einer Gartenlogik, das. 1803; — Ideen zu allegorischer Zimmerverzierung, das. 1806; — Ueber die kombinatorische Methode, Dresden 1811, 2. Aufl. 1822; — Antipericles, das. 1816. — 3) Heinrich, Maler, 1822 zu Koburg geboren, studirte seit 1844 zu München, malt Bildnisse und Genrebilder.

Semlianoi Saëtschik (russ. Säugeth.), s. v. a. Zwergpfeifhase, Lagomys pusillus.

Semlianok, Kreis und Stadt, s. v. a. Semljansk.

Semlin (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. Preußen (West-Preuß.), R.-B. Danzig: a) Kr. Karthaus, an der Radaune, mit dem Erbpachtvorwerk Neu-S. und mehren Anbauten; 130 Einw. — b) (Groß-S.), Kr. Stargard; Vorwerk; 150 Einw. — 2) (Zemlin, Zimum), ungar. Militär Kommunitäts- und Grenzstadt, Syrmien, peterwardeiner Regimentsbezirk der slavonischen Militärgrenze, an dem Zusammenflusse der Save mit der Donau, Belgrad gegenüber. S. besteht aus der innern Stadt u. der Vorstadt Franzensthal. Das Innere der Stadt

hat einige gebaute Straßen mit massiven Gebäuden, und einige ansehnliche Gotteshäuser; das Westende ist in die von der hohen Ebene steil zur Donau abfallenden Lehmwände eingeschnitten und hat kleine, niedrige, mit Schindeln gedeckte Häuser, meist ungepflasterte und schmutzige Gassen. Auch der am östlichen Ende der Stadt befindliche große Marktplatz ist ungepflastert. Am Nordende der Stadt zieht sich am Bergabhange hin ein aus vielen kleinen Häusern oder Hütten bestehender Stadttheil, von seinen frühern Bewohnern der Zigeunerberg (Ziganka) genannt. Hier sieht man einen kleinen einzeln stehenden Hügel hervorragen, welcher mit den Trümmern der Burg des Feldherrn Johann von Hunyad bedeckt ist (s. unten). Am entgegengesetzten Ende der Stadt liegt die Kontumazanstalt, die bedeutendste der ganzen Grenze, aus einem großen viereckigen Lokale bestehend u. mit einer 12 F. hohen Mauer umgeben. S. ist im Ganzen weder schön, noch ansprechend; auch das lebendige Treiben fehlt, welches ein so wichtiger Punkt erwarten ließe. Es ist hier eine Haupt- und Mädchenschule, ein deutsches Theater, das von wandernden Truppen besetzt wird, und ein Spital; auch hat S. ein Grenz-Militär-Kommando, Kontumaz, Ober-Dreißigst-, dann Salzamt. Uebrigens ist S. der Hauptübergang aus dem gebildeten Europa in das osmanische Reich und der Hauptberührungspunkt beider Theile. Den Kern der Einwohner, die ungefähr 10,200 betragen, bilden die serbischen Kaufleute, die von dem lebhaften Durchfuhrhandel leben, dann die österr. Beamten und das Militär, und endlich die türkischen und griechischen Handelsleute, welche sich hier in Menge niedergelassen haben. Wichtiger Handel wird aus und nach der Türkei mit Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hasenbälgen, Lämmerfellen und Pfeifenköpfen getrieben; Ausfuhrartikel sind Tücher, Porzellan, Glas 2c. S. ist eine Station der Dampfschiffe. Die serbische Sprache ist in S. vorherrschend, aber die deutsche beinahe eben so verbreitet. Der architektonischen Schönheit entbehrt S. fast ganz. Die wenigen Kirchen der Stadt und Kontumaz sind sämmtlich in dem stereotypen neugriech. Styl erbaut, doch bieten ihre steifen, weiß angestrichenen Thürme, mit der vergoldeten oder grünen Kupferkuppel, dem Auge einige Punkte dar, auf dem es gern ruht. Der Blick nach Osten und Nordosten in die Walachei, nach Zentha und Peterwardein, ist flach und traurig. Eben so nordwärts, wo sich Mohatsch, das Eugen von Savoyen und Karl von Lothringen einen Theil ihrer Lorbeeren raubte, dem bewaffneten Auge zeigt. Südwestwärts aber, der Save entlang, hebt sich das Land höher und höher zu holzreichen Bergen, die fern der dunkelblaue, doppelgipfelige Hvalla krönt. S., das 1739 angelegt wurde, als Belgrad von den Türken erobert worden war, liegt, vermöge des einen Ellbogen bildenden Laufs des Stromes, dem Anscheine nach jenseits, aber in der Wirklichkeit wie Belgrad auf dem rechten Ufer der Donau, die hier wahrhaft kaiserlich ist und gewiß manche Flotte tragen könnte, aber auf dieser Seite ganz todt erscheint, und erhebt sich in sanften Terrassen bis zu dem erwähnten Zigeunerberge, auf welchem die Veste des Johann von Hunyad, des frommen und demüthigen Vertheidigers des Kreuzes, einst thronte. Geringe Reste dicker Mauern, aus Feldsteinen zusammengesetzt, in Form eines Quadrats und von 4 kleinen Thürmen flankirt, sind die wenigen Ueberbleibsel dieser ehrmals von den Türken mit Recht gehaßten Veste. Von hier aus kämpfte der kühne Sohn kaiserlicher Liebe mit Kastriota Skanderbeg siegreich gegen die Türken, bis der Woiwode der Walachen, Drakul, ihn verrätherisch gefangen nahm. Wieder befreit und bis zu seines Königs Mündigkeit das Scepter als Gubernator selbstherrschend in seiner Hand führend, gab er, sich an dem Verräther rächend, den Walachen von hier aus einen neuen Herrscher, erwarb dem Reiche Ungarn die Moldau zurück, verheerte Serbien und schmiedete, selbst in seiner zweiten 3monatlichen Gefangenschaft, stets neue Pläne, die Türken ganz aus Europa zu vertreiben, die nur am Verrath, an der Lauheit der christlichen Höfe und den Ränken seiner Neider scheiterten. Eine neue, erst kürzlich errichtete und zur Vertheidigung vorbereitete Mauer umgibt den ganzen Berg, der die Bergruine des unsterblichen Helden trägt, und den die Straße Syrmiens durchschneidet; sie senkt sich mit ihm hinunter zur Save, wo sie sich an die Mauer der Kontumaz anschließt.

Semljanoi Gorod (Geogr.), s. Moskau.

Semljansk (Semlänsk, Sämlensk, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreisstadt, Gouv. Woronesch, grenzt nördlich an das Gouv. Orel, nordöstl. an den Kr. Sadonsk, östl. an den Kr. Woronesch, südl. an den Kr. Nischnediewitzk u. westlich an das Gouv. Kursk. Das Land wird von dem Olym, der nach dem Gouv. Orel fließt, und im Osten eine Strecke weit von dem Don bewässert; andere Flüsse sind: die Watuga und die Semljänka. — 2) Kreisstadt das., südlich von Sadonsk, an der Semljänka; Fabriken; 2500 Einw.

Semlow, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Franzburg; Mutterkirche; 230 Einw.

Semlowitz, österr.-böhm. Dörfer: 1) (Hoch- od. Hohen-S., Groß-S., Samniowice), Pfarrdorf, Kr. Klattau, Herrsch. Bischof-Teinitz; 380 Einw.; — 2) (Klein-S.), das., Gut Stockau; Mühle; 210 Einw.

Semmel, das bekannte Gebäck aus weißem Weizenmehl, das in den verschiedenen Gegenden eine andere Form erhält und in Reihen von je 2 oder 4 Stück an einander gereiht wird. Das erste und letzte Stück wird dann Ort (Eck)-S. genannt. Backen der S. n. a) Man mengt in einem kleinen Backtroge, der Semmelbeute, 1 Nößel Milch oder Wasser mit $\frac{1}{4}$ Nößel guter Weißbier-Oberhefen und so viel Weizenmehl, daß ein ordentlicher Teig entsteht, bildet Brödchen daraus, läßt sie aufgehen und im Backofen backen. Man kann dem Teige Zucker und ein wenig Salz zumischen. b) Man bereitet zuerst ein sogenanntes Hefenstück, indem man gute Oberhefen mit lauwar-

mem Wasser anrührt und dann feines Weizenmehl einmengt. Den lockern Teig läßt man, mit Mehl bestreut, 2 Stunden gähren, gießt hierauf lauliches Wasser oder Milch zu dem Hefenteige, mischt ihn damit und knetet so viel Mehl hinein, daß der Teig weder wässerig, noch ganz so dicht als Brodteig ist. Nun formt man S. aus dem Teige, bringt sie in eine erwärmte Backstube oder in ein verschlossenes Behältniß über dem Ofen, läßt sie aufgehen, wozu etwa $\frac{1}{2}$ Stunde Zeit gehört, und schiebt sie dann in den Ofen, der etwas heißer als zum Brodbacken seyn muß. Nach einer $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ St. sind die S.n gar. — Geriebene S.n für verschiedene Küchenzwecke. Altbackene S. wird auf einem Reibeisen gerieben und dann durch einen Durchschlag getrieben. Was nicht durchgeht, thut man auf einen blechenen Teller und läßt es in der noch warmen Röhre trocknen und im Mörser zerstoßen. So ist sie gut zum Auspaniren der Formen, zum Paniren von Kotelets und Kroquets. Man kann sie auch hierzu in einer Schachtel aufbewahren. Zu Semmelklößchen muß sie aber immer frisch gerieben angewendet werden. Geröstete S. für Suppen u. dgl. Man röstet die in Würfel oder Scheiben zerschnittene S., entweder ohne oder mit Butter, im Tiegel über dem Feuer, oder auf dem Rost über glühenden Kohlen, oder im Bratofen schön gelb, unter Vorsicht gegen das Anbrennen. — Semmelklöße, s. Kloß. — Semmelmuß. Geriebene S. in Rahm geweicht, $\frac{1}{4}$ Pfd. gestoßene Mandeln, eben so viel Zucker, eben so viel Butter u. 1 Eidotter dazu gerührt; das Rühren 1 Stunde fortgesetzt; nun so viel eingeweichte S. zugesetzt, bis es dick genug ist, zuletzt ganz fein geschnittene Citronenschale beigefügt und in einer gut mit Butter ausgestrichenen Tortenpfanne gebakken. — Semmelscheiben mit Eierteig. a) Kälberbraten mit etwas Niere recht fein gehackt, nach Gefallen Eier und Rahm, Petersilie und Semmelkrumen zugesetzt und die Masse so dick gemacht, daß man sie auf S.-Scheiben schmieren kann, welche dann in heißer ausgeschmolzener Butter gebacken werden. Man muß die Seite, auf welche der Teig gestrichen ist, unten in die Butter legen, sonst wird die Semmel zu fett. b) Die Semmelscheiben in einem Teige aus Wein, Mehl und Eiern umgewendet, in heißer Butter gebacken, stark mit Zucker bestreuet und mit einer glühenden Schaufel glacirt. Hierzu eine Sauce von Mandeln, großen und kleinen Rosinen, Citronat, Wein u. gehackter Citronenschale, auf welche man die Semmelscheiben legt.

Semmelausbäcker, s. Schieber.

Semmeljunge, s. Riesengebirg.

Semmelklöße, s. Kloß.

Semmelkoch, s. v. a. Semmelmuß, s. Semmel.

Semmelmehl, 1) s. v. a. Weizenmehl; — 2) die Sorte Weizenmehl, die zwischen dem feinern Mundmehl und dem gröbern Pohlmehle liegt; — 3) geriebene Semmel.

Semmelmilch, Milch, mit Semmelschnitten, Mandeln, Rosinen, Zucker, die als kalte Schale genossen wird.

Semmelmuß, s. Semmel.

Semmelpastete. Man höhlt Semmeln aus, thut Pastetenfülle hinein und bäckt die Semmeln.

Semmelpilz (Bot.), s. v. a. zusammenfließender Löcherpilz, Polyporus confluens *Alb.* et *Schw.*

Semmelsberg (Ober- und Nieder-S.) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, A. Meißen; 230 Einw.

Semmelschieber (Bäcker.), s. Schieber.

Semmelsuppe, s. Suppe.

Semmelwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Jauer; Landgut Gehege; 270 Einw.

Semmenoud, Ort, s. Garbi.

Semmerin, mecklenb.-schwer. Dorf, Kr. Mecklenburg, A. Grabow; 130 Einw.

Semmering (Semering, Sömmering, Semring), Berg auf der Grenze zwischen Niederösterreich (Land unter der Ens) und Steiermark, 4416 Fuß hoch, besteht aus Glimmerschiefer und ist reich an seltenen Pflanzen. Der Berg ist hauptsächlich deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil der hauptsächlichste Verbindungsweg der österreichischen Erblande mit den jenseits der Alpen liegenden Provinzen des Kaiserstaates denselben überschreitet. Wahrscheinlich ist der S. eine schon sehr alte Völkerpassage, und war vielleicht schon zu den Zeiten der Römer ein Durchgangsthor aus dem binnenländischen Noricum in das norische Donauuferland (Oesterreich) hinüber. Das Hauptthal von Steiermark, das Murthal von Bruck bis Radkersburg, das gewissermaßen den Centralkanal und die vornehmste Pulsader des Landes bildet, geht von Norden nach Süden und sendet einen Zweigkanal, das sogenannte Mürzthal, in der Richtung nach Nordosten aus. Aller Verkehr, der in dem besagten steierschen Hauptkanal pulsirt und einen Ausweg nach Norden zur Donau hin suchte, mußte nothwendig im Mürzthal hinaufgehen u. über den S. hinüber einen Ausweg zu der hier nahe herzutretenden Donauebene suchen. Es gab aus dem Innern von Steiermark weder ein geläufigeres und bequemeres Thal, als das der Mürz, noch einen niedrigeren Gebirgspaß, als den S. Schon im 14. Jahrhundert baute ein steierischer Herzog für die Reisenden über den S., mitten in der Wildniß des Hochgebirges ein Hospiz, aus dem das jetzige stattliche Dorf Spital auf der steierschen Seite des Passes entstanden ist. Die Saumwege, die im Mittelalter hier vorüberführten und die noch heutiges Tages existiren und als Fußwege benutzt werden, mögen in ziemlich geraden Linien die Alpenschwelle überschritten haben. Später fing man an, den Weg mit Kunst zu pflegen und umzugestalten. Die ersten Spuren einer solchen Pflege mögen sehr alt seyn. Eine ordentliche Fahrstraße ließ jedoch erst Kaiser Karl VI., der so viel für öffentliche Bauwerke seiner Monarchie that, ausführen; sie war 1728 vollendet. Dort, wo sie auf ihrem höchsten Punkte die Grenze von Steiermark überschreitet, errichteten die Stände des Landes ein Denkmal, um dadurch den Dank für die ihrem Lande gewordene Wohlthat auszusprechen. Diese Straße, welche zum

Theil noch existirt, nennt man die alte S.=Straße. Im Vergleiche mit dem frühern Wege, welcher alljährlich Opfer an Menschenleben und an Gütern kostete, war allerdings durch dieselbe viel gewonnen, doch konnte sie in unserem Jahrhunderte den Forderungen, welche die fortgeschrittene Kunst des Straßenbaues an solche Werke macht, nicht mehr genügen, da sie nicht weniger als 13 Zoll Neigung hatte, daher auf der steilen, gegen Oesterreich gekehrten Senkung des Berges auf jedes Zugpferd 2 Vorspannpferde erheischte. Sie wurde deshalb in neuerer Zeit aufgehoben und durch einen andern Straßenzug ersetzt, den man die neue S.=Straße nennt. Derselbe ist 8300 Klafter lang, wovon 5000 Klafter auf die österreichische Seite fallen. Der höchste Punkt ist mit der alten Straße gleich, 3140 Fuß über der Meeresfläche. Auf der ganzen Strecke, von Schottwien an bis zur Ausmündung in Steiermark, ist die Straße in 60 größeren und kleineren Krümmungen geführt. Der großen Wendungen zählt man von Schottwien bis auf den Gipfel des Berges 7, die wahrhaft großartig angelegt sind. In der ganzen Linie mißt die Straße 5° 4' Breite, bei den Krümmungen, je nachdem es nöthig war, 6° 4' auch 7°, bei den großen Wendungen selbst 10°, so daß die Distanz bei denselben von dem Straßenrande an beiden Seiten der Wendung 27° beträgt. Die Steigung der Straße beträgt meist $2\frac{3}{4}$—3 Zoll auf die Kurrentklafter, ist also so sanft, daß man in einer Kalesche mit 4 Personen zweispännig im Trabe die ganze Straße auf und ab befahren kann. Der wichtigste Theil des Baues ist die sogenannte Mortenbrücke, etwas unterhalb des höchsten Punktes, ein kühnes, Bewunderung erregendes Bauwerk. Die Höhe des Brückenbogens ist 10° $2\frac{1}{2}$ Fuß, die Spannung des Bogens 12°; schlank und doch kräftig wirft sich die schöne Wölbung über das Geklüfte, als ein herrlicher Sieg der Kunst. Kaum war jedoch die neue S.=Straße 1840 vollendet, so dachte man an eine Eisenbahn über den S.; im August 1842 wurde schon entschieden die Absicht zu ihrer Ausführung gefaßt und kundgegeben, und 1843 nahm man schon einige Arbeiten in Angriff, freilich einstweilen nur mit geringen Mitteln und Kräften und mit Unterbrechungen. Im Jahre 1848 wurde die Arbeiterzahl bedeutend vermehrt, und erst mit dem Frühling 1850 ist das ganze Bauunternehmen in einem solchen raschen Fortschritt begriffen, daß wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Bahnstrecke werden vollendet sehen, die wegen der ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Terrainverhältnisse darbieten, zu den größten und verdienstlichsten Unternehmungen unseres Jahrhunderts gehört, durch die aber auch die vollständige Verbindung der Nord= und Ostsee mit dem adriatischen Meere auf dem Schienenwege hergestellt seyn wird. Wie die neue S.=Straße die steilere Linie der alten Saumwege verwarf, und weiter im Zickzack ausholend, sich einen eigenen Weg suchte, so mußte auch die Eisenbahn wieder die neue Straßenlinie verwerfen und noch weiter ausholend, auf noch größern Umwegen zu der Höhe des Berges sich erheben.

Von der österreichischen Seite her hatte die Bestimmung der rechten Erhebungslinie größere Schwierigkeiten, als von der steierschen. Denn die ganze Masse des nördlichen Steiermark liegt schon an und für sich etwas höher, als das nieder=österreichische Donauuferland. Die Gebirgsmassen fallen daher gegen Oesterreich oder gegen die Donau etwas schroffer und rascher ab, als gegen Steiermark, das mehr einem Hochplateau gleicht. Man konnte sich deshalb aus dem Innern Steiermarks langsamer und bequemer gegen den S. erheben, als von österreichischer Seite her. Mürzzuschlag, derjenige Punkt auf steierscher Seite, der von dem Höhenrücken ungefähr eben so weit entfernt ist, wie Glocknitz auf österreichischer Seite, liegt schon 350 Klafter hoch, d. h. also beinahe 800 Fuß höher als Glocknitz. Während der ersten Stunde von Glocknitz aus bis zu den Postort Schottwien, geht die Eisenbahn noch mit der Straße parallel. Doch schwebt sie hier schon ziemlich hoch über der Straße, und hat also schon einige weit ausgreifende Schwenkungen zur Seite gemacht, um sich auf eine solche Höhe zu erheben. Bei Schottwien beginnen die Hauptarbeiten und die größern Schwierigkeiten, die sich bis zum Gipfel hinauf immer mehr steigern. Hier bei Schottwien, dem eigentlichen Fuße des zu erklimmenden Rückens, kommt ein Thaleinschnitt ziemlich direkt von der Höhe des Kammes herunter. Zugleich aber mündet hier auch ein anderer Gebirgseinschnitt von der Seite herein, der sogenannte Adlitzgraben, der sich auf Umwegen etwas allmähliger von der Höhe herabläßt. Die alten Saumwege und Straßen ersteigen von Schottwien aus in dem bezeichneten Einschnitt direkt die Höhe. Die Eisenbahn, die ihnen dies nicht nachmachen kann, biegt in dem Adlitzgraben ab. Da sie aber bei Schottwien schon eine ziemliche Höhe erreicht hat, so geht sie nicht in der Tiefe des versteckten Thalgrundes fort, sondern vielmehr längs der Wände des Thales, und zwar an der nördlichen Böschung, ungefähr in der Mitte zwischen dem Thalboden, wo die wilden Gewässer fließen, und dem höchsten Rücken der Bergmauer, wo zerklüftete Felsengipfel in Ruinen liegen. Mit dem ungefähr 3 Stunden langen Adlitzgraben erhebt sich die Eisenbahn etwa auf eine Höhe von nicht ganz 450 Klaftern. Hier verliert sich das Thal, und seine unten so schroff einander gegenüberstehenden Wände verschmelzen hier mit der Hauptmasse des Gebirgs. Es ist daher der Eisenbahn möglich, in diesem Hintergrunde des Thales sich leise herumzubiegen, sich auf die andere Seite des Grundes zu schwingen und so diejenigen Bergwände zu erreichen, welche den eigentlichen nördlichen Abfall des Gebirges bilden. Da wo der Adlitzgraben selber endigt, ist das Gebirge bedeutend höher als der S. selbst. Um nun diesen bequemsten Uebergang des ganzen Rückens zu erreichen, dreht sich die Bahn herum und läuft wieder rückwärts längs der besagten Anhöhe hin, beständig sich etwas erhebend, bis sie dann den besagten niedrigsten Uebergangspunkt erreicht, der von der Natur so eng und knapp bezeichnet ist, daß hier alle Wege: Eisenbahn,

Straßen, Saum- und Fußpfade zusammentreffen. Auf der andern Seite des S., wo, wie schon erwähnt, das Terrain einen schwächern Abfall und geringere Schwierigkeiten darbietet, bleiben nun diese Wege mehr an einander. Die Eisenbahn führt zwar überall auch hier größere Winkel und Schlängelungen aus; allein sie hält sich doch immer mehr in der Nähe der alten Straßen, kehrt zu der Richtung derselben zurück und kreuzt sich mit ihnen mehre Male, so wie sie denn auch mit ihnen auf demselben Punkte in Mürzzuschlag eintrifft. Nirgends führt sie aber eine so außerordentliche Schwenkung aus, wie im Adlitzgraben. Hier bieten sich in der That auch die meisten Schwierigkeiten für den Bau dar. Die Abhänge des Adlitzgrabens und der ferner zu passirenden Bergeinschnitte darf man sich nicht glatt denken, wie etwa die Abhänge eines Festungs- oder Flußdammes; sie sind vielmehr äußerst mannichfaltig gestaltet. Bald ist die Böschung schroffer, bald geneigter, bald fällt sie in ganz steilen Felsenwänden ab. Auch darf man sich den Adlitzgraben nicht als einen einzigen einfachen Bergeinschnitt vorstellen. Es ist vielmehr ein Komplex von solchen Einschnitten, zwar mit einem Hauptkanal, aber mit vielen Nebeneinschnitten und Ausläufern. Diese Nebeneinschnitte müssen eben so wie das Ganze oft umgangen oder überbrückt, oder, wo dies zweckmäßiger ist, in Tunnels durchbohrt werden. Eben so mannichfaltig wie die Formen, die man zu ebenen hat, sind auch die Stoffe, in denen gearbeitet werden muß. Zuweilen ist es fester Felsen, der eine sichere Grundlage darbietet und einfache Durchbohrungen möglich macht; häufig aber begegnet man großen Zusammenschüttungen von Steinbrocken, die erst beseitigt oder befestigt werden müssen. Auch die Felsen, selbst wenn sie sich massenhaft darbieten, sind oft eine sehr lockere und unzuverlässige Materie, an der man nicht rütteln kann, ohne einen Anstoß befürchten zu müssen. Es werden daher Unterbaue und Auswölbungen nöthig, und dies sogar sehr häufig, da die meisten Felsen aus Talk, einer sehr bröcklichen Steinart bestehen. Auch kommen alle Wegformen und alle bei Chausseen denkbaren Fälle auf einem kleinen Raum zugleich vor. Bald ziehen sich die Schienen in langem Zickzack, dem Auge weit sichtbar, längs der Wände hin; bald bohren sie sich in die Felsen ein und verschwinden unter der Erde. Gleich darauf, wo sie aus dem hohen Tunnel hervortreten, springen sie, beinahe so frei wie Fäden der Spinne, in die Luft hinaus, und setzen auf dünnen Brückenbogen über einen Abgrund, um bald wieder in einem Tunnel zu verschwinden. Dann aber schneiden sie auch nur halb in die Felsenwand ein und laufen wie auf einer Terrasse hin. Zuweilen hat man eine ganze Felsenwand von der Bahnlinie bis zur Höhe niedergeebnet, so daß es dann aussieht, als seyen die Kanten der Berge abgehobelt. Unter den Viadukten ist einer von 24 Klaftern (144 Fuß) Höhe, unter den Tunnels, deren es 20 sind, einer von 750 Klaftern (etwa einer englischen Meile gleich) Länge. Manche Bergwände hat man von unten herauf bis zur Wegebasis, 30 Klafter hoch, flicken, mauern und befestigen müssen. Gletscher, Lawinen und Schneeabfälle kommen hier nicht vor, stören also den Bau nicht. Da, wo der Adlitzgraben sich mit dem schottwiener Thal verbindet, entsteht ein schroff auslaufendes Felsenvorgebirge, auf dessen Gipfel die alte Burg Klam steht, welcher Namen übrigens auf die ganze verschränkte Gegend des Thalausganges angewendet wird. Hier läuft die Bahn schon hoch oben auf versteckten Bergterrassen, so daß sie von unten nicht wahrgenommen werden kann. Doch trifft man auch hier überall auf Spuren von Nebenarbeiten, die auf sie abzielen. Hier und da zeigt sich ein großer Kalkofen, oder ein Steinbruch, oder eine Stelle, wo man angebrochen, geschürft und gearbeitet hat, um gute Bausteine aufzufinden. Die ganze Gegend ist zum Zweck der Eisenbahn gleichsam durchwühlt, und obwohl sie selbst sich als ein schmaler Faden von 4 oder 5 Klafter Breite darstellt, so macht sie sich doch in diesen Wildnissen ziemlich breit, und schlägt mit ihren Vor- und Nebenarbeiten, mit ihren Steinbrüchen, mit den hohen Stütz- und Schutzmauern, mit den langen Brückenpfeilern, mit den Felsabschnitten zur Seite, wie ein wucherndes Gewächs tiefe und weite Wurzeln in die Thäler. Ein bedeutendes Stück der Bahn zieht sich an der sogenannten Weinzettelwand, einem hohen Gebirgsabhang hin. Oben sieht man den Rücken des Gebirges, der theils mit Tannen besetzt ist, theils mächtige kahle Felskolosse zeigt. Unten verliert sich sein Fuß in wilden Felsschluchten voll von Klüften und Bergspitzen. Zwischen beiden in der Mitte streckt sich die Bahn hin. An dieser an und für sich prachtvollen Stelle ist die Bahnführung mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, auf welche man einigermaßen aus den großen Haufen von Steinsplittern schließen kann, die man in die Tiefe hat rollen lassen, wo die großen und kleinen Splitter oft in ungeheuren Massen aufgehäuft liegen. Nach der Weinzettelwand beschreibt die Bahn einige Bogen und kommt an der **Spießwand** wieder zum Vorschein; nach der Spießwand zieht sie sich an der sogenannten **Bollerswand** und dann an der **kalten Rinne** hin, und so läuft der Bahnstreifen rings an den Bergen herum wie in einem Amphitheater. Da wo lange und von allen Seiten unzugängliche Felsen in einem Tunnel durchbohrt werden mußten, hat man zuweilen einen provisorischen Hülfsweg rings um die Wände herum angelegt. Ein solcher Hülfsweg geht z. B. an der schroffen Bollerswand auf einer sehr weiten Strecke herum, auswärts von dem Eingang des begonnenen Tunnels bis zu seinem Ausgang. Solche provisorische Hülfswege sind oft an und für sich schon ziemlich bedeutende Arbeiten. Manche derselben werden nach Vollendung der Bahn überflüssig werden, manche aber auch bestehen bleiben, um später noch bei Reperaturen, Bahnbesichtigungen ꝛc. benutzt werden zu können. Eben so werden auch wohl später die Seitenausläufer eines Tunnels, durch die man beim Bau das losgebrochene Material herausgefördert hat, die Nebenschachte und Nebenstollen,

stehen bleiben und in gutem Stand erhalten werden, theils um in Zukunft bequem nach jenem Theil des Tunnels, der ja durch allerlei, freilich nicht zu erwartende Vorfälle verstopft oder verschüttet werden kann, gelangen zu können, theils um eine freie Cirkulation frischer Luft stets in ihm rege zu erhalten. Hier und da sind auch provisorische Hülfseisenbahnen ausgeführt, auf denen Baumaterialien und andere Bedürfnisse schnell transportirt werden können. Auch Wasserleitungen sind angelegt, um, der Kalkbereitung oder anderer Zwecke wegen, nach allen Punkten der Bahn Wasser zu führen. Einige der schwierigsten Arbeiten veranlaßte die Wendung der Bahn in dem innersten und obersten Winkel des Adlitzgrabens, da, wo sie sich krümmt, um von Neuem in geraderer Richtung ihren Lauf auf den S. selbst zurückzuwenden, von dem sie sich hier immer mehr zu entfernen schien. Und hier in diesem innersten Winkel sind auch die Naturansichten und die Blicke auf die untern Partieen und Gegenden am schönsten. Ganz im Hintergrunde, noch etwas höher als der Punkt, auf dem die Bahn die erwähnte Hauptkrümmung vollführt, liegt die schöne Racksalpe, von höhern Gebirgen umgeben. Nach vorn und unten aber erscheint hier noch einmal das längst verloren geglaubte Schloß Klam auf dem Gipfel seines Felsens. Darüber hinaus aber hat die Aussicht sich mächtig geweitet, und man blickt über drei, vier hinter einander sich erhebende Bergreihen hin, bis an die Grenze von Ungarn hinaus. In dem besagten innersten Winkel beträgt die Ansteigung der Bahn, nach dem Ausdruck der Ingenieure, $1/_{40}$, d. h. sie hebt sich auf 40 Klftr. Distanz um eine Klafter Höhe. Und zugleich führt sie bei einer solchen Ansteigung zuweilen einen sehr engen Bogen aus. Sie dreht sich mitunter auf einem Bogen, der nur 100 Klafter Radius hat, was die engste Krümmung ist, die man bisher auf Eisenbahnen ohne Furcht des Mißlingens auszuführen gewagt hat. Man hat aber auch einen Preis von 20,000 Dukaten ausgeboten, eine Lokomotive zu konstruiren, die mit der größtmöglichen Sicherheit und Energie, und mit dem kleinstmöglichen Aufwand an Kraft und Feuerungsmaterial eine solche schräge Böschung sich hinauf und hinabschwingen, und dabei zugleich den besagten kurzen Bogen gut ausführen könne. Im Hintergrunde des Adlitzgrabens setzt die Bahn auf einem Viadukt und einer Brücke (deren mehr als ein Dutzend vorkommen) über das Thal, wobei viele Schwierigkeiten zusammentreffen. Diese Brücke muß auf einem von Natur ziemlich unsichern Talksteingrunde erbaut werden; sie muß von einem Ufer zum andern ein wenig bergan steigen, und zu gleicher Zeit läßt es sich nicht vermeiden, daß sie nicht einen großen Bogen schlage, um schon unterwegs in die Richtung einzuleiten, welche die Bahn auf der andern Seite nehmen soll. Bei einer solchen Kombinirung von Schwierigkeiten werden eine Menge Rücksichten nöthig, die man sonst nicht zu nehmen brauchte. Sogar das Mehr des Drucks muß berechnet werden, das die über den Viadukt im Bogen hingeschleuderten Wagenzüge in Folge der in Wirksamkeit gesetzten Centrifugalkraft nach außen üben, und es muß die Stärke der Seitenwände des Viadukts danach bestimmt werden. An einer Stelle eines solchen gekrümmten Viadukts war daher der Aufbau starker Seitenpfeiler nöthig geworden. Um die Pfeiler der Brücke auf gehörig soliden Unterbau zu stellen, hat man schachtartig tiefe Löcher graben müssen, die obwohl nur ein Sandkorn im Ganzen, als ein nicht geringes Werk für sich erscheinen. Hier findet sich aber kein fester Felsen, sondern der trügerische Talkstein, der in lockeren Schichten auf einander gehäuft ist. Das Schlimmste dabei ist, daß durch das Eindringen des Wassers in die Zwischenlagen der Schichten der Talk erweicht und dann eine thonartige schmierige Masse bildet, die sich oft weit ausdehnt und das Verschieben und Abrutschen der Schichten erleichtert. Es ist leicht denkbar, wie schwierig es ist, wenn durch solche lose verbundene Schichten, besonders wenn sie sehr schräg liegen, oder gar gesenkt stehen, ein Tunnel gebohrt werden muß. Die Tunnelmauern werden dann an solchen Stellen besonders stark, und um ihre Solidität zu erhöhen, ganz rund gebaut; man legt auch von unten her noch sogenannte Gegengewölbe an, so daß dieser Tunnel vollständig einer Tonne gleicht. So viel als möglich aber schneidet man die überhängenden Talkmassen ganz weg, und läßt dann statt des Tunnels einen Felseinschnitt entstehen. Der schlechte Talk ist übrigens nicht die einzige vorkommende Masse. Ein großer Theil der zu durchschneidenden Felsenpartieen besteht vielmehr aus dem in Oesterreich sogenannten Zellenkalk, der ein sehr festes, auch zu Brücken- und Gewölbebauten sehr diensames Material ist; er gehört zu den Grauwackenbildungen und gibt überall, wo er vorkommt, sehr solide Unterlagen, Wände und Decken; die größte und kostspieligste Arbeit auf der ganzen Eisenbahnstrecke ist aber der S.-Haupttunnel auf der Höhe des Berges. Da wo die Straße über den S. geht, hat derselbe eine Meereshöhe von 511 Klaftern (etwa die Höhe der Brockenspitze). Die Eisenbahn wird aber diese Höhe nicht völlig überschreiten. Auf einem Punkte von 465 Klaftern angelangt, durchbricht sie vielmehr diese Scheidewand in dem erwähnten Tunnel von 750 Klaftern Länge, und bleibt also 46 Klafter unter jenem Rücken. Auch geht sie nicht gerade unter der Straße und unter dem niedrigsten Einsattlungspunkt hinweg, vielmehr bleibt sie etwas westlich von dieser unter einem etwas höheren Punkt des Passes, wo aber der Tunnel wegen einer hier eintretenden Schmälerung der Wand etwas leichter aufgeführt werden konnte. Aus diesem Haupttunnel, der gleichsam als das schwierigste und bedeutendste Werk die ganze Reihe der Arbeiten krönt, sind nicht weniger als 4 Mill. Kubikfuß Erde und Steine herauszuschaffen, und wird derselbe mit der gehörigen Ausmauerung der Wände $1^1/_2$ Mill. Gulden kosten. Wegen der unzuverlässigen und lockern Beschaffenheit des Gesteins muß hier sehr vorsichtig verfahren werden. Sobald etwas weggesprengt ist, müssen die dicken Balkengerüste

als provisorische Stützen des Gewölbes weiter vorgeschoben werden. Alles muß ausgemauert werden, und diese Ausmauerung folgt der Wegsprengung auf dem Fuße. Es ist ein höchst mühevolles Geschäft; jeder Platz zum Arbeiten, zum Hängen und Sprengen ist so eng und knapp, daß die Leute mit dem Hammer kaum ordentlich ausholen können. Oft hat Einer tagelang in einer dunklen, feuchten, nur von seinem Grubenlicht schwach erleuchteten Nische zu arbeiten. Jeder Steinbröckel, der weggeschafft werden soll, muß mühsam durch alle die Balkenzellen des Gerüstes hindurchgeschafft werden, und jeder Ziegel, der oben befestigt werden soll, muß sich eben so mühsam durch das Balkenlabyrinth hindurch und hinaufwinden, bis er endlich zum Festsitzen gelangt. Stückchen für Stückchen, wie Mosaik, findet sich Alles zusammen, und doch muß Alles wie aus einem Guß gemacht seyn. Neben dem S.-Haupttunnel ist der **Wolfsbergstunnel** der größte und wird als die merkwürdigste **bergmännische** Arbeit am ganzen S. betrachtet. Oben auf dem höchsten Höhenpunkte steht eine hölzerne Pyramide, unter welcher die Tunnellinie hinwegstreicht, u. von welcher man auf die steierische Seite hinabsieht. — Die ganze Bahnstrecke von Glocknitz bis Mürzzuschlag ist in 13 Strecken abgetheilt, die verschiedenen Bauunternehmern gegen eine gewisse von der Regierung zu zahlende Summe zur Ausführung übergeben sind. Diese Bauunternehmer (8 bis 10 an der Zahl, da einige von ihnen mehre der 13 Bahnstrecken zugleich übernommen haben), sind zum Theil Italiener, größtentheils aber Deutsche, Leute von Kredit und Kapital, die, in Aussicht auf den zu hoffenden Gewinn, ihr Kapital in die Schanze schlagen, und die auch zugleich schon mit Architekten, Ingenieuren und Arbeitern in Verbindung stehen, wissen, wo man solche bekommen kann, und auch schon über eine gute Anzahl solcher Leute disponiren können, weil sie immer irgendwo mit Ausführung solcher großen Arbeiten beschäftigt sind. Diese Bauunternehmer, denen, wie man gesagt, Geld und Menschenkräfte zu Gebote stehen, erleichtern der Regierung die Herbeischaffung von beiden, und können beides oft billiger stellen als die Regierung selbst. Jeder der Bauunternehmer hat längs der von ihm übernommenen Strecke nicht nur seine Arbeiter, die er nach Belieben anstellt und entläßt, sondern auch seine Arbeiter-Inspektoren und Ingenieure, die ihm und für die er der Regierung verantwortlich ist. Natürlich hat der Staat auch noch seine eigenen Beamten und Ingenieure längs der Bahn angestellt, und es ist natürlich, daß der das Ganze leitende Ober-Ingenieur ein solcher Beamter ist. Die Kosten der Bahn sind auf 8 Mill. Gulden veranschlagt, werden sich aber wohl bis auf 10 Mill. erheben. Die Zahl der S.-Arbeiter belief sich im Sommer 1850 auf 16,000, die sich, um ein Obdach zu haben, Hütten bauten, die natürlich in solcher Zahl vorhanden sind, daß sie ganzen Dörfern gleichen. Als im Laufe dieses Jahres die Cholera in diesen Hüttendörfern ausbrach, schmolz die Zahl ihrer Bewohner auf 8000 zusammen, gegenwärtig beträgt sie wieder 14,000. Die S.-Eisenbahn, wovon die Strecke von Glocknitz nach Peyerbach und Eichberg versuchsweise befahren worden ist, wird bei ihrer Vollendung von ungeheurer Wichtigkeit für den Verkehr des Nordens und Südens Deutschlands seyn. Wenn sie, und dann auch die Karstbahn fertig ist, dann wird man sagen können, daß keine Alpen mehr die Ufer der Adria von denen des deutschen Meeres trennen.

Semmerow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, Kr. **Fürstenthum**, an der Persante; 140 Ew.

Semmerstedt, braunschw. Pfarrdorf, Kr. u. A. **Wolfenbüttel**; 440 Einw.

Semmes Mahte, s. **Lettische Mythologie**.

Semnai Theai (gr. Myth.), in Athen Name der Erinnyen.

Semnan, asiat. Stadt, Persien, nordwestl. in Khorassan, östlich von Teheran, auf der südl. Straße von hier nach Danghon.

Semnegertens, nach Einigen s. v. a. Psammenit.

Semneh, afrik. Dorf, **Nubien**, im Waddy el-Hadschar, links am Nil; dabei auf einem steilen Felsen die Ueberreste eines schönen Schlosses; 21° 29′ 32″ nördl. Breite und 48° 37″ östl. Länge.

Semni, s. **Sanni**.

Semninische Kosaken, s. **Kosaken**.

Semnon, Häuptling der Lygier, unterwarf sich, von Probus besiegt, dem Kaiser.

Semnones (**Sennones**, a. Geogr.), germanische Völkerschaft, das mächtigste Volk suevischen Stammes, wohnte östlich neben den Cheruskern, nördlich von den Silingern und Marsingern, westlich von den Manimern und Burgundiern, südöstl. von den Longobarden zwischen den Flüssen **Viadus** (Oder) u. **Albis** (Elbe) in einem weit ausgedehnten, etwa in 100 Gaue zerfallenden Gebiete, in welchem sich auch ein heiliger Hain befand, wo feierliche Zusammenkünfte von Abgeordneten sämmtlicher suevischen Stämme Statt fanden u. Menschenopfer dargebracht wurden. Man suchte diesen Hain zwischen der Elster u. Spree bei Finsterwalde oder Sonnenwalde, in welcher Gegend drei große germanische Opferplätze gefunden worden sind. Vergl. **Altdeutsche Völker**, S. 248.

Semnon Heorte (griech. Ant.), s. v. a. Eumenideia.

Semnopithecus (Säugeth.), nach **Fr. Cuvier**, **Schlankaffe**, Gatt. der Quadrumana *Cuv.*, der Ordnung der Nagelthiere und der Zunft der Affen nach **Oken**, unter Simia *L.* **Charakter**: Kopf langbehaart; Vorderhand ohne Daumen; Glieder lang, schlank; Schwanz sehr lang, schlaff; Hinterbacken schwielich; Backentaschen mangeln; der fünfte untere Backenzahn hat fünf Höcker; Magen faltig und getheilt. Diese Affen bewohnen alle das warme Asien und die Sundinseln, 22 Arten: 1) S. melalophos *Raffl.*, der **Simpai**. Lebhaft rothbraun, die Haare an der Stirn bilden einen Kamm, in dem sich die Haare von einem Mittelpunkt aus, der zwischen den Augen liegt, strahlenförmig verbreiten, während andere ihnen von

den Wangen entgegenkommen. Die Haare an der Stirn sind unten schwarz, wodurch ein schwarzer Streif entsteht, der bis zu den Ohren läuft. Die untern Theile und das Innere der Glieder blaß ockergelb, das Gesicht blau, Lippen und Kinn fleischfarbig, Augenbrauen, Ohren u. Gesäßschwielen schwarz. Körperlänge 1 Fuß, 7 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 8 Zoll. Bewohnt sowohl die ebenen als bergigen Wälder von Sumatra. Wagner, Suppl. zu Schreber. — 2) S. rubicundus *Müll.*, der dunkelrothbraune Schlankaffe, Kalakio oder Kalasie bei den Einwohnern. Dem Simpai ähnlich, aber die Farbe einfärbig dunkelbraunroth, die Hände schwärzlich, oder schwarz mit Roth gemischt; die Haare an der Stirn sind länger als beim Simpai und bilden aufstehend eine hohe Pyramide über die Scheitel, der Backenbart dagegen ist kurz; Gesicht und Ohren blaulich, schwarz, Lippen und untere Lade blaulich fleischfarbig; die Haare auf dem Rücken sind auch länger und dichter als beim Simpai. Körperlänge 1 Fuß, 11 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 2 Zoll. In den Bergwäldern der Ostküste Borneo's. Müller, Nieuwe Zoogth. van Borneo, Taf. 9. — 3) S. flavimanus *Less.*, der gelbhändige Schlankaffe. Unterscheidet sich vom Simpai nur durch die Farbe. Die obern Theile mehr braunroth, die untern weiß, ein Schopf langer grauer Haare fängt auf der Stirn an und ist am Hinterhaupt besonders stark, die Seiten des Kopfes sind goldgelbröthlich. Schwanz unten und an der Spitze braunroth; Glieder äußerlich ockergelb, inwendig weiß. Diese Art variirt so sehr, daß man kaum zwei Exemplare von gleicher Farbe antrifft. Von der Größe des S. melalophos. Sumatra. Lesson, Cent. Zool., Taf. 40. — 4) S. chrysomelas *Müll.*, der goldschwarze Schlankaffe. Glänzend schwarz am Körper und Schwanz, die Glieder an der innern Seite und der Bauch ockergelb; das Weibchen braungelb, schwarz gemischt und gefleckt, auf dem Kopf und Nacken viele schwarze Haare. Beim ganz jungen Thiere sind die obern Theile, Rücken, Stirn und Vorderarme schwärzlich, das Uebrige wie am Weibchen. Körperlänge 1 Fuß, 4 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 9 Zoll. Auf der Südküste Borneo's und um Pontianak. Müller, Verhand. mamm. Taf. 10, mas et fam, Taf. 11, junior. — 5) S. comatus *Fisch.*, Presbytis mitrata *Eschholz*, der Siliri, Krub. Scheitel, Nacken, Schultern, Arme, Schenkel und Schwanz oben schwärzlichgrau, Hinterrücken aschgrau, an den Seiten dunkler, alle innern Theile schmutzigweiß; Hände weißgrau, Schwanz unten weiß, Gesicht und Hände inwendig schwarz; die Haare an der Stirn lang, einen Kamm bildend. Das ganz junge Thier ist weiß, nur am Rücken und auf dem Schwanz graulich; Körperlänge 1 Fuß, 8 Zoll; Schwanzlänge 1 Fuß, 11 Zoll. Nach Müller nur in Java, nach Lesson auch in Sincapore und Penang. Wagner, Suppl. zu Schreber, Taf. 24, A. — 6) S. frontatus *Müll.*, Dziran gang goenong der Malaien, Sampälan der Dajakker, der Schlankaffe mit gekrönter Stirn. Der Körper sehr schlank und schön gebaut. Die Farbe ist im Allgemeinen rauchschwarz, an den Vorderarmen und Unterschenkeln dunkler, an den untern Theilen heller, an Kehle und Brust gelblich grau, auf der Stirn ein weißer Fleck. Die Haare an der Stirn bilden einen hohen aber schmalen Kamm, wie eine Art von Krone, sie verbreiten sich gegen die Ohren, lassen aber die Stirn im mittlern Theile frei. Körperlänge 1 Fuß, 7 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 3½ Zoll. In den Bergwäldern der Südküste Borneo's. Müller, Verhand. Zoogth., Taf. 8. — 7) S. maurus *Fisch.*, der Mohren-Schlankaffe. Ganz schwarz und gleicht in etwas einem halbgeschornen schwarzen Spitz. Das ganze Gesicht liegt in einem Kreise von auf- und abwärts gerichteten Haaren; die untern und hintern Theile des Körpers sind dagegen kurz und wenig behaart. Körperlänge 2 Fuß; Schwanzlänge 2 Fuß, 6 Zoll. Semn. Pyrrhus ist nur eine braungelbe Varietät; auch der Mohraffe ist in der Jugend braungelb. Bewohnt Java und Tenasserim. Schreber, Taf. 22, B. — 8) S. cristatus *Schinz.*, S. pruinosus *Desm.*, le Chingkau *Raffles*, der bereifte Schlankaffe. Gleicht sehr dem Mohraffen und vertritt seine Stelle in Sumatra und Borneo. Farbe schwärzlich, die Haare an den obern Theilen mit graulichen Spitzen, daher er wie bereift aussieht; unten ist er weißlich. Oft ist er auch schwarz und dann vom Mohraffen nicht zu unterscheiden. Körperlänge 2 Fuß; Schwanzlänge 2 Fuß, 6 Zoll. Er soll auch auf dem festen Land Indiens vorkommen. — 9) S. sumatranus *Müll.*, der sumatranische Schlankaffe. Dunkel graubraun, rothbraun überlaufen, Füße und Schwanzrücken schwarz, untere Theile weißlich. Von der Größe des S. chrysomelas. Vertritt in Sumatra die Stelle des chrysomelas. — 10) S. siamensis *Müll.*, der siamesische Schlankaffe. Obere Theile graubraun, Hände dunkelbraunschwarz, welche Farbe allmählig in die Farbe der obern Theile übergeht; untere Theile gelblich; die Stirnhaare heller graubraun, der Schwanz schwarzbraun, der Backenbart gelblich. An der innern Seite der Schenkel ein hellerer Streifen, der sehr gegen die dunklere Farbe absticht. In Siam, woher Diard denselben brachte. Von der Größe des S. cristatus und ihm auch sehr nahe verwandt. — 11) S. leucomystax *Müll.*, der weißschnauzige Schlankaffe. Die Hauptfarbe glänzend graubrau mit etwas Purpurschimmer, die Hände dunkel schwarzbraun. Die Haarkrone am Kopf ist nicht bedeutend lang, die Farbe gelbbraun, die Lippen weiß behaart; der Pelz seidenartig weich. Die Augenbraunen sind stark entwickelt. Von der Größe des S. cucullatus. In Siam und Malakka. — 12) S. leucoprymnus *Otto*, der weißsteißige Schlankaffe, Broad toothed baboon *Penn.*; Guenon à face pourple *Buff.* Schwärzlich, Kehle weißgrau, Hinterbacken, Lippen und Schwanz weißlich. Die Haare am Munde bilden einen Schnurbart, welcher sich wie Flügel zu beiden Seiten ausdehnt. Die Ohren sind durch diesen Backenbart bedeckt, der Schwanz hat eine Quaste. Körperlänge 1 Fuß, 3 Zoll;

Schwanzlänge 1 Fuß, 9 Zoll. Auf Ceylon. Otto, Nov. act. acad. Caes. Bd. XII, Taf. 46. — 13) S. jubatus *Wagn.*, der bemähnte Schlankaffe. Der ganze Körper einfarbig, glänzend schwarz und dicht behaart. Stirne und Wangen sind mit sehr langen Haaren besetzt, welche nach hinten und seitwärts sich richten und eine lange Mähne bilden, wie eine schlichthaarige Perrücke; die Haare um den Hals richten sich auch nach hinten, sind aber kürzer. Diese Mähne hat eine leicht bräunlichgelbe Farbe, besonders hell ist sie an Wangen und Kinn. Ueber die Stirne geht ein Querstreif starrer, schwarzer, auf und vorwärts gewendeter Haare. Das Gesicht und die Lippen sind ebenfalls mit starren schwarzen Haaren bedeckt; Gesicht Ohren und Hände schwarz. Die Gesäßschwielen weißgelb, die Eckzähne sehr groß. Körperlänge 1 Fuß, 8 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 5½ Zoll. In Ostindien. — 14) S. cucullatus Bellanger, der Kapuzen-Schlankaffe. Ganz schwarzbraun, um den Kopf eine Mütze von fahlgrauröthlichen Haaren, welche das schwarze Gesicht umhüllen; die Extremitäten dunkler, die Ohren sind sichtbar und mit borstigen schwarzen Haaren bedeckt. Körperlänge 1 Fuß, 10 Zoll; Schwanzlänge 1 Fuß, 8 Zoll. In den indischen Gatesgebirgen. Belanger, Atlas, Taf. 1. — 15) S. albogularis *Sikes*, der weißkehlige Schlankaffe. Pelz oben gelb und schwarz, unten weiß, schwarz gemischt, Kehle weiß, Glieder schwarz; Schwanz schwarz; Eckzähne sehr stark. In Ostindien. — 16) S. albocinereus *Desm.*, der weißgraue Schlankaffe. Pelz graubraun, die Behaarung länger und dunkler an den Seiten, den Vorderarmen und den Extremitäten, wo sie schwärzlich wird; untere Theile des Körpers, Vorderkopf und Schwanz aschgrau; Gesicht schwarz. Ein kleiner Backenbart reicht bis zum Mundwinkel. Vorn an der Stirn stehen einige längere schwarze Haare und bilden die Augenbrauen. Die Haare des Schnurrbarts weißlich; der Bart kurz und schwach. Der Schwanz sehr lang, am Ende ohne Quaste. Der Daum der Vorderhand hat einen Nagel, ist aber sehr kurz. Körperlänge 2 Fuß, 8 Zoll. In Malakka. Desmarest, Zool. de la Bonite, Taf. I. — 17) S. Entellus *Dufresne*, der Entellus. Weißgelblich-grau; die mit langen, schwarzen, steifen, vorwärts gerichteten Haaren besetzten und die Augen beschützenden Augenbrauen, das schwarzviolette Gesicht und der weißliche Bart geben diesem Affen ein sehr charakteristisches Ansehen. Der Schwanz ist ganz außerordentlich lang und steif. Körperlänge 2 Fuß, 10 Zoll. Er ist in Bengalen sehr häufig und ein unverschämtes Thier. Da er von den Braminen verehrt wird, so kommt er ohne Scheu in die Häuser und nimmt den Bewohnern im eigentlichen Sinne den Bissen vom Munde weg. Schreber, Fortsetz., Taf. XIII, B. — 18) S. Nemaeus *Cuv.*, Simia nemaeus *L.*, Pygathrix nemaeus *Geoff.*, Lascopyga nemaea *Ill.*, le Douc *Buff.*, der Duk. Man hat diesen schönen Affen auch Kleideraffe genannt, weil seine Färbung so aussieht, als ob er in verschiedene Farben gekleidet wäre. Er ist unstreitig der bunteste Affe. Der Pelz ist weich, gut und gleichmäßig behaart. Die Farbe, welche Scheitel, Nacken, und Oberarme bedeckt, ist schön rein aschgrau, die Haare sind weißlich und schwarz geringelt; über die Stirne läuft eine schwarze Binde und von den Schultern über den Oberarm, gegen die Achsel, eine andere schwarze Binde, welche an der Oberbrust mit der von der andern Seite kommenden sich vereinigt und ein Halsband bildet; Vorderarme und Handwurzel weiß, die Finger dagegen ganz schwarz; die Haare an den Kopfseiten sind lang und bilden eine weiße Einfassung des Kinns, die sich bis auf den Hals erstreckt und bis zum schwarzen Halsband reicht; an der Schwanzwurzel steht ein breiter, weißer Fleck und auch der Schwanz ist weiß. Die Oberschenkel sind ganz schwarz, die Unterschenkel und Fußwurzeln dunkel rostroth, die Zehen wieder schwarz. Alle diese Farben sind rein und scharf geschieden. Körperlänge 2 Fuß; Schwanzlänge 1 Fuß, 8 Zoll. Ueber die Lebensart dieses Affen weiß man nichts. Cochinchina, nach Lesson auch Malakka. Schreber, Taf. 24. — 19.) S. nasicus *Cuv.*, Simia rostrata *Blumenb.*, Proboscis Monkey *Penn.*, Nasique *Cuv.*, der langnasige Schlankaffe oder Kahau. Der sonderbare monströse Nasenbau unterscheidet diesen Affen sogleich von allen andern Arten. Kopf und Hinterhals kastanienbraunroth, der Rücken und die Seiten sind fahlgelb, rothbraun überlaufen; an der Schwanzwurzel ist wie beim Duk ein breiter weißer Fleck; Schwanz weiß, Extremitäten röthlichgelb, ebenso die untern Theile. Das Gesicht schwarz; die Nase verlängert sich beim alten Thiere in einen Rüssel. Sie ragt über die Oberlippe vor, ist in der Mitte fast zollbreit, u. spitzt sich nach unten zu, sich etwas nach innen umbiegend, so daß die weiten Nasenlöcher nach unten stehen. Beim jungen Thiere ist die Nase ebenfalls vorstehend, aber an der Spitze ganz nach oben gebogen und runzelig, wie wenn man sie rückwärts gedrückt hätte. Körperlänge 1 Fuß, 11 Zoll, Schwanzlänge 2 Fuß, 3 Zoll. Das Vaterland ist Borneo u. nicht Cochinchina. Er bewohnt, wie der Orang-Utang, waldige Ebenen und ist in seinen Bewegungen langsamer als seine Gattungsverwandten. Wird er überfallen, so verbirgt er sich in dichtem Gesträuche am Boden, besonders in den auf Borneo häufig wachsenden Gebüschen der Nipa (Nipa fruticans) und des Rotangs. Die Dajakker stellen ihm fleißig nach, da sie sein Fleisch sehr gern essen. Er ist unzähmbar und frißt in der Gefangenschaft nichts. Schreber, Taf. 10, B, 10, C. — 20) S. Dussumieri *Cuv.*, der graubraune Schlankaffe. Körper graulichbraun; Kopf, Hals, Seiten und Hinterleib fahl; Schwanz u. Beine braun, auf den Vorderarmen und den vier Händen in Rothbraun übergehend. Bewohnt die Küste Malabar. Archives du Mus., Bd. II, Taf. 2. — 21) S. nobilis *Gray*, der hellrothe Schlankaffe. Hellroth einfarbig, ohne Streif an den Schultern. In Ostindien. — 22) S. nigrimanus *Geoffr.*, der schwarzhändige Schlankaffe. Die langen Kopfhaare bilden auch bei dieser Art einen zusam-

mengedrückten Schopf. Die obern Theile des Körpers, das Aeußere der Vorderarme und Schenkel aschgrau, hellbräunlich überlaufen; der größte Theil der innern Schenkel weiß; die vier Hände und der ganze Schwanz schwarz. Auf Java. — **Backer** und **Durang** entdeckten 1837 in den tertiären Bildungen der Siwalikberge das Bruchstück eines Oberkiefers (überhaupt der erste fossile Affenrest), der in diese Gattung gehört u. auf ein Thier von der Größe des Orang-Utang schließen läßt. Ebendort fanden **Cantley** und **Falconer** ein Sprungbein, das dem von S. Entellus gleicht.

Semnotheoi (a. Gesch.), in den alten Schriftstellern mit den **Eubages** neben den gallischen Barden erwähnt, sollen die Stammtafeldichter (gallisch seannactai), die Eubages aber Propheten oder Schüler der Barden gewesen seyn.

Semnukss, s. **Lettische Mythologie**.

Semnum, s. **Semuncla**.

Semo (**Semo Sancus**, Myth.), s. **Hercules** u. Deus Fidius.

Semöen u. **S.-Hongfoß**, norweg. Fluß und Wasserfall, Stift Aggerhuus, Amt **Buskerud**.

Semola di Storace, im italienischen u. levantischen Handel der Satz oder Abschaum, welcher beim Läutern des Storax gesammelt und besonders verkauft wird.

Semolei, s. v. a. Franco 10).

Semones (röm. Relig.), s. v. a. Genii, Dämonen, welchen die Römer die Sorge und Aufsicht über menschliche Verrichtungen u. dgl. zuschrieben. Zu ihnen rechnete man Pan, Faunus, Fatua, Bona Dea, Silvan, Pomona, Flora, Terminus, Pales, Hymenäus, Vacuna u. s. w., ferner alle Nymphen als Vorsteherinnen über einzelne Theile der Erde, Flußgötter, die Richter der Unterwelt, kurz alle Gottheiten, durch deren Einwirkung die menschlichen Handlungen gedeihlichen Erfolg haben.

Semonia (röm. Relig.), römische Göttin wahrscheinlich der Saat, die bei der Hinrichtung eines römischen Bürgers mit einem zweijährigen Schöps gesühnt werden mußte.

Semonitz, österreich.-böhm. Kirchdorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. **Horienowes**; 340 Einw.

Semonowski (**Seminoffsky**), europ.-russ. kaiserl. Lustschloß, Gouvern. u. Kr. **Moskau**. Davon hat das zweite russische Garderegiment (das **semenowskische**) seinen Namen, weil Peter der Große es hier bildete.

Semonville, **Charles Louis Huguet**, **Marquis** de S., franz. Staatsmann, geboren 1759 zu Paris, ward 1777 Parlamentsrath, 1790 Gesandter zu Genua, 1791 zu Turin. Des Royalismus beschuldigt, wurde er 1792 nach Korsika verbannt, wo er Bonaparte kennen lernte, ging 1793 als Gesandter nach Konstantinopel, ward aber mit Maret von den Oesterreichern gefangen und in Kufstein gefangen gesetzt und erst 1795 ausgewechselt. Im Jahre 1805 ward er Senator des Reichs, Botschafter in Holland, 1815 Pair und Großreferendär, bewirkte während der Julitage 1830 zu St. Cloud die Entlassung Polignacs, aber zu spät.

Semonvillea (Bot.), nach **Gay**, Gattung der Phytolacceae *Gay*. Zwei Arten: 1) S. fenestrata *Fenzl*. Auf dem Kap. — 2) S. punctata *Gay*. Am Senegal.

Semosat (a. Geogr.), s. v. a. Samosata.

Semowit, s. v. a. Ziemowit.

Semoy (**Semois**), belg. Fluß, Prov. **Luxemburg**, entspringt nordwestlich von Arlon, fließt gegen Westen nach Frankreich und mündet bei Monthermé in die Maas, rechts.

Semp (Bot.), s. v. a. gemeiner Senf, Sinapis alba *L.*

Sempach, ehemals (bis 1798) eine schweiz. Stadt, jetzt ein offener Ort, im Kant. **Luzern**, südöstlich von Sursee, am südöstlichen Ende des **gleichnam. Sees**, der 1530' über dem Meere liegt, 2 Stunden lang und ½ Stunde breit ist; über 1000 Einw. An den Namen des Ortes knüpft sich die Erinnerung an den am 9. Juli 1386 an dem nordöstlich gelegenen Bergabhange von den Eidgenossen über den österreich. Adel erfochtenen **Sieg**, wodurch der Schweizerbund gerettet wurde. Die Bedrückungen der österreichischen Vögte, die Erhöhung der Zölle und die dadurch bewirkte Hemmung des Handelsverkehrs, brachten einen offenen Krieg zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge Leopold III. von Oesterreich zum Ausbruch. Die Kriegserklärung erfolgte in den ersten Tagen des Aprils, worauf sogleich die Feindseligkeiten begannen. Anfang Juni zog Herzog Leopold aus seinen Erblanden ein wohlgerüstetes Heer von 25,000 M. bei Baden zusammen. Seine Besitzungen und die seiner Verbündeten, welche die eidgenössischen Länder vom Wallersee bis zum Entlibach umschlossen, deuteten auf 3 Angriffsrichtungen hin, nämlich aus dem Aargau gegen Luzern, die Limmat entlang gegen Zürich und von der Linth gegen das Glarnerthal. Um diese vortheilhafte Lage zu benutzen und die Streitkräfte der Eidgenossen zu zersplittern, wurde in dem österreichischen Kriegsrathe folgender Plan entworfen. Das Gros des Heeres sollte unter Johann von Bornstetten am Zusammenfluß der Reuß und der Limmat lagern, Zürich beunruhigen und dessen Mannschaft abhalten, ins Feld zu ziehen. Eine zweite Heeresabtheilung, unter Leopold III. selbst, mit den Fürsten, Rittern und ihren Knechten, sollte sich rasch den Aargau herauf gegen S. bewegen und nach Eroberung dieser Stadt, Luzern, die Vormauer der Waldstädter, nehmen. Ein drittes Corps unter den Grafen von Neuenburg und Thierstein wurde bei Büren und Nidau aufgestellt, um Bern und Solothurn zu bedrohen. Eine vierte Abtheilung unter dem Grafen von Werthenberg und Montfort stand bei Rapperswyl. Sobald die Eidgenossen von diesem Plane Kunde erhielten, sammelten sich diejenigen, welchen nicht die Deckung ihrer eigenen Landesgrenzen aufgetragen war, in der Gegend von Luzern. Unterdessen zog Herzog Leopold mit 6000 Mann, worunter 4000 geharnischte Ritter zu Pferde, von Baden über die Reuß nach Sursee. Schwere Büchsen, deren die Chroniken bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erwähnen, folgten zur Belagerung von S. Am Abend

des 8. Juli traf die Vorhut der Oesterreicher unter dem Markgrafen von Hochberg vor S. ein und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern; er erhielt die Antwort: die Besatzung sey entschlossen, ihre Mauern aufs Aeußerste zu vertheidigen. Am 9. Juli Morgens um 9 Uhr bezog Herzog Leopold ein Lager in der Ebene, oberhalb der Stadt S., im Angesichte der Eidgenossen, welche die Anhöhen von Adelteil besetzt hatten; ihre Stellung erstreckte sich bis an den sempacher See und sperrte die Straße von Luzern; ihren Rücken deckte ein Wald, das Maggerholz genannt. Bei dem Anblicke der kleinen feindlichen Schaar verlangten die Ritter ungestüm, ohne das Fußvolk abzuwarten, die Schweizerbauern zu bekämpfen. Daher ließ der Herzog den Adel absitzen, die Pferde zurückführen, und ordnete seine 4000 schwergeharnischten Ritter in ein längliches volles Viereck, dessen Lanzen bis vom vierten Gliede hervorragten und das somit eine undurchdringliche Mauer bildete. Unter dem Herzoge befehligten ein Graf von Würtemberg und Johann von Ochsenstein; Friedrich von Zollern war mit dem Fußvolk, unter dem sich viele Armbrustschützen befanden, noch zurück. Die Eidgenossen zählten nicht mehr als 400 Luzerner, 900 aus den drei Waldstädten und 100 Glarner, Zuger und Entlibacher. Der Schultheiß von Luzern, Petermann von Gundelfingen, befehligte sie; unter ihm standen an der Spitze der einzelnen Banner die Hauptleute Konrad von Attinghausen, Landammann von Uri, Johann Spielmatter und Arnold von Winkelried aus Unterwalden und Arnold von Reding von Schwyz. Ihre Waffen waren zweihändige Schwerter, Spieße, Morgensterne und Streitäxte; einige hatten Brustharnische, andere statt der Schilde ein kleines Bret um den Arm gebunden. Nach altem Gebrauche fielen sie vor dem Kampfe auf die Kniee und verrichteten ihr Gebet. Dann wurde von den Hauptleuten bekannt gemacht, daß diejenigen Eidgenossen, welche nicht Muth und Kraft fühlten, wenigstens gegen vier Feinde zu kämpfen, sich zurückziehen könnten. Einige Hundert Entlibacher, die nicht zu dem Schlachthaufen gehörten, entwichen nach dem Walde, wo sie unentschlossen Halt machten. Als die Ritter abgesessen waren, erachteten die Eidgenossen, daß der Augenblick gekommen sey, die vom Walde bedeckte Höhe zu verlassen und zum Angriffe in die Ebene zu rücken. In dieser Absicht ordneten sie die Mannschaft keilförmig. Gundelfingen, das Hauptbanner in der einen, die Streitaxt in der andern Hand, mit zwei der beherztesten Kämpfer, bildeten das erste Glied; das zweite bestand aus 5, das dritte aus 7 Mann und so fort, dergestalt, daß jedes Glied des Vordern rechts und links nur von Gutbewaffneten überragte. Es war Mittag, als diese Schaar festgeschlossen und unter lautem Kriegesruf gegen den Feind stürzte und seinen Anfall gegen den rechten Flügel der feindlichen Phalanx richtete. Von diesem wurden sie empfangen mit vorgehaltenen Lanzen gleich einem Walde von eisernen Stacheln. Umsonst kämpften die Eidgenossen, sich einen Weg zu bahnen. Die Ritter bogen sich von beiden Flügeln vor, wie zu einem halben Monde, um beide Seiten des Keils zu umfassen. Vergebens hieben die Morgensterne der Eidgenossen auf die Speere; sie zerschmetterten wohl einige, die aber von hinten wieder ersetzt wurden. Ungebrochen stand die eiserne Schaar; 60 Eidgenossen lagen blutend am Boden, unter ihnen die Hauptmannschaft von Luzern, und nach einem 2stündigen Gefechte schien sich der Sieg auf Oesterreichs Seite zu neigen. Aus dieser verzweiflungsvollen Lage rettete Arnold von Winkelried seine Landsleute. Unerschrocken trat er an die Spitze vor und unter dem Rufe: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen! Treue, liebe Eidgenossen, tragt Sorge für mein Weib und Kind!" umfaßte er mit beiden Armen der Speere, soviel er konnte, begrub dieselben in seine Brust und drückte sie im Fallen mit sich zu Boden. Ueber seinem Leichnam drangen jetzt die Eidgenossen vor und brachen mit ihren kurzen Waffen eine Oeffnung in die Feinde. Von diesem Augenblicke an wandte sich das Glück. Die Ritter, schwerfällig in ihren Rüstungen, ermüdet von dem ungewohnten Fußkampfe, preßten ihre Schlachtordnung zusammen, um die Lücke auszufüllen und zwar mit solcher Heftigkeit, daß viele in ihren Harnischen erstickten. Panzer und Schienen krachten unter den Schlägen der Morgensterne. Drei Mal sank das Hauptbanner Oesterreichs, eben so oft ward es wieder erhoben, bis endlich der Herzog Leopold sich hochherzig aufopfernd, herbei drang und den Tod mitten im stärksten Handgemenge fand. In diesem Augenblicke wurden die Eidgenossen durch die Entlibacher verstärkt, welche sich nach dem Walde zurückgezogen hatten; auch findet man angegeben, daß die Besatzung von S. einen Ausfall wagte und durch einen Angriff in die rechte Flanke des Feindes dessen Niederlage entscheiden half. Als die Schlachtordnung gebrochen und der Herzog von Oesterreich gefallen war, riefen die Ritter nach ihren Pferden; allein die Knechte hatten sich auf dieselben geschwungen und waren damit entflohen. Somit blieb ihnen kein anderes Heil, als ihr Leben theuer zu verkaufen. Schrecklich wüthete der Tod unter der entmuthigten Schaar. Viele hundert Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte aus Schwaben, Burgund, Elsaß, Tyrol, Breisgau, Thurgau und Aargau kamen um das Leben; auch die Lehnsleute des Bischofs von Basel wurden hart mitgenommen. Was dem Morden entrann, flüchtete sich zu der Nachhut, mit welcher der Graf von Zollern den Rückzug deckte. 2000 feindliche Leichen lagen auf dem Schlachtfelde und unter diesen 676 von Adel und 350 gekrönte Helme. Der glänzende Sieg kostete den Eidgenossen nicht mehr als 200 der Ihrigen; sie erbeuteten das feindliche Lager und beunruhigten den fliehenden Feind nicht weiter. Graf Zollern vereinigte sich bei Esch am Hallwylersee mit einem Theil des bretstetterschen Corps. Als am Tage nach der Schlacht eine fliehende Partei in Sursee noch ereilt und erschlagen worden war, bewilligten die Eidgenossen einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Herzog Leopold von Oesterreich mit 60 der um ihn gefallenen Fürsten und Freiherren

ward in dem Kloster zu Königsfeldern beigesetzt. Drei Tage lang verweilten die Sieger auf der Wahlstatt, worauf sie mit 15 eroberten Fahnen in ihre Heimath zurückkehrten. Die auf dem mit 4 Kreuzen bezeichneten Schlachtfelde stehende Kapelle reicht vermuthlich ins 15. Jahrhundert hinauf, ist aber seither wieder erneuert worden. Sie soll auf der Stelle erbaut seyn, wo man Herzog Leopolds Leiche fand. Ihr Inneres ist ganz übermalt. Auf der einen Seite sind die Namen und Wappenschilde der erschlagenen Edeln und die Namen der gefallenen Eidgenossen. Auf der andern Seite ist ein neues Schlachtgemälde und eine sinnreiche Beschreibung angebracht. Alljährlich ist am Sonntag nach Ulrich (4. Juli) in der Schlachtkapelle Kirchweihe und am folgenden Tage die sempacher Jahrszeit. wird dabei eine Predigt gehalten und ein Hochamt gesungen. Die Namen der von beiden Seiten Gefallenen werden verkündet und mehre Messen gelesen. Der Sempacherbrief vom Jahre 1393 kann als das erste Kriegsreglement der Schweizer angesehen werden. — Von S. führt die Straße am östlichen Ufer des Sees über Eich und Schenken an der auf einer Landspitze mit schöner Aussicht gelegenen Kapelle Mariazell vorbei nach Sursee.

Sempacher Brief, s. Schweiz (Gesch.).

Sempacher See, s. Luzern.

Sempad, Sohn Leo's III., bis 1298 König von Armenien (s. d.).

Sempel (Weber), s. v. a. Zampel.

Semper (lat.), immer, allezeit; damit zusammengesetzt: S. aliquid haeret, es bleibt immer etwas hängen; S. idem, immer derselbe, immer sich gleich.

Semper (Biogr.), Gottfried, Architekt, Professor und Direktor der königl. Bauakademie zu Dresden, 1803 in Altona geboren, ward zu Hamburg in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, bildete sich dann zu Berlin, Dresden und München weiter aus, verweilte einige Zeit in Italien, namentlich in Rom, dann in Athen und machte hier höchst merkwürdige Entdeckungen, besonders auch in Bezug auf den farbigen Schmuck der griechischen Tempel. Seine Erfahrungen und Ansichten darüber legte er in der Schrift „Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten", Altona 1834, nieder. Später, bereits als Professor der Architektur in Dresden, wohin er 1834 an Thürmers Stelle berufen wurde, dehnte er seine Forschungen noch weiter aus, und die Resultate derselben liegen uns in einem zweiten Werke vor: Die Anwendung der Farben in der Architektur und Plastik, I. Heft: Dorisch-griechische Kunst, in 6 Tafeln mit Farben, Dresden 1836, gr. Fol. Er dekorirte das Antikenkabinet in Dresden nach seiner Theorie über die Verbindung der plastischen Kunst mit der Architektur und mit hervorhebender Farbe. Dann fertigte er den Plan zum neuen Schauspielhause, welches an der Stelle des 1754 erbauten Opernhauses sich erhebt und eines der schönsten Gebäuden dieser Art ist, wobei aber der Künstler den Kreis seiner strengen klassischen Studien überschreiten mußte. Dies ist auch mit der von S. erbauten Synagoge der Fall, an welcher er byzantinische und im Inneren selbst maurische Formen anwendete. Nach seinem Plane entstand ferner das neue Frauenhospital, welches von 1837—1838 erbaut wurde. Nach dem 1843 erfolgten großen Brand von Hamburg war S. unter der Zahl der Architekten, welche für den Plan der neuen Nikolaikirche konkurirten; doch trug sein Plan nicht den Sieg davon. S. vertheidigte das Princip, aus welchem derselbe hervorgegangen, in einer kleinen geistreichen Schrift „Ueber den Bau evangelischer Kirchen", worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß Spitzbogenstyl wegen der Raumverhältnisse, die er fordert, den Bedürfnissen des evangelischen, wesentlich durch die Predigt eingenommenen Gottesdienstes, nicht gemäß sey, daß er sich mit der Einrichtung von Emporen nicht vertrage und daß dieser Styl fälschlich als der ausschließlich deutsch-nationale bezeichnet werde. In letzter Zeit beschäftigte ihn der Plan zum neuen Museum in Dresden, wozu er 1845 vom Ministerium den Auftrag erhielt.

Semper Augustus (Perpetuus Augustus, lat.), Titel der römischen Kaiser seit Diocletian oder Maximian, Andeutung seiner ununterbrochenen Regierung, seines niemaligen Zurückkehrens in den Privatstand; die Deutschen übersetzten es fälschlich durch: alle Zeit Mehrer des Reichs.

Semperfreie Leute (schöppenbare reichsfreie Leute), nach Einigen s. v. a. Sendbarfreie, nach Andern im deutschen Mittelalter solche Freie, welche der allgemeinen Unterdrückung durch das Lehnwesen unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern entgangen, immer frei geblieben und nie einem Grafen, Voigte oder Herzoge unterwürfig gewesen waren. Sie waren deshalb besonders angesehen und als Edelinge zu Kriegs- und Ritterdiensten, zu Beisitzern bei Gerichten ꝛc. vor Allen befähigt. Da mit der Zeit dieser Freien immer weniger wurden, so gab dieses Prädikat bedeutende Auszeichnung. Die unmittelbaren Reichsfreiherren und die Herren von Limpurg nebst den Grafen Schafgotsch vornehmlich führten dasselbe. Beim Sendgerichte standen sie unmittelbar nur unter dem Bischofe. Das sächsische Landrecht sagt von ihnen (Buch 1, Art. 2): „ein jeglich Christen Mann, der ist pflichtig den Send zu besuchen dreimal im Jahr, so er zu seinen Jahren kommen in dem Bisthum, da er eingesessen ist. Freiheit ist aber hieran dreierlei. Schöppenbare Leute, die sollen der Bischöfe Send besuchen; die pfleghafte der Thumpröbste, die Landsassen der Erzpriester". Daß die Sempermannen oder Semperleute, welche befähigt waren, in den Sendgerichten als Schöppen zu sitzen, dazu gehört haben, ist unwahrscheinlich.

Sempervirens (bot. Term.), immergrün, wenn Pflanzen zu allen Jahreszeiten belaubt sind, indem die abgefallenen Blätter fortwährend durch neue ersetzt werden, so daß es scheint, als blieben die Blätter immer vorhanden z. B. der Epheu, die Tanne, der Buchs-, der Ei-

tronen- und Pomeranzenbaum. Da hier die Blätter selbst im Herbste nicht wie bei den andern (blattwechselnden) Bäumen abfallen, sondern bis zum folgenden Frühlinge und oft noch länger dauern, so werden sie selbst auch „immergrün" genannt.

Sempervivá (Bot.), natürliche Pflanzenfamilie nach Jussieu, s. v. a. Crassulaceae *Dec.*

Sempervivum] (Bot.), nach Linné, Hauswurz, Hauslaub, Gattung der Corniculatae Crassulaceae *Rchb.*, Dodecandria Dodecagynia *L.* Charakter: Kelch 6—20-theilig; 6—20längliche, spitze Kronblätter. Doppelt so viel Staubgefäße als Kronblätter. Kapseln vielsamig, 6—20. Von 50 Arten, ausdauernden Kräutern und Sträuchern mit fleischigen Blättern, sind folgende Arten, meistens als Ziersträucher, bemerkenswerth: 1) S. arachnoideum *L.*, übersponnene H. In Italien, der Schweiz, auf Alpen. Blätter oval-länglich, abstehend, in zierliche Rosetten gehäuft, von einer Spitze zur andern mit weißgrauen, wollenartigen Haaren spinngewebeartig überzogen. Aus der Mitte der Rosette kommt ein 4—8 Zoll hoher, beblätterter, behaarter, oben doldenartig getheilter Stengel, mit 8—9blättrigen, purpur- oder rosenrothen Blumen gekrönt. Bot. Mag. 68. — 2) S. arboreum *L.*, baumartige H. In Südeuropa, im Orient, Nordafrika. Stengel fast baumartig, ästig; Blätter keilförmig, kahl, gewimpert, an der Spitze der Aeste abstehend-rosettig; Rispe schlaff; Blumenblätter 9—11. Wird schon seit langen Zeiten in Deutschland in Gewächshäusern und Zimmern kultivirt, wo sie jedoch nur sehr selten blüht. Sie besitzt dieselben Eigenschaften wie S. tectorum *L.*, und ist das Ἀείζωον τὸ μέγα des Dioscorides. Bot. Reg. 99. — 3) S. aureum *Smith*, goldgelbe H. Auf den kanarischen Inseln. Blätter spatelförmig, stumpf, blau- oder graugrün, in kelch- oder rasenförmigen, dichten Rosetten auf sehr kurzem Stengel. Aus der Rosette erhebt sich der Stengel mit einer reichblumigen Rispe goldgelber, traubenständiger Blumen. — 4) S. caespitosum *Sm.*, rasenbildende H. Auf den kanarischen Inseln. Der Stengel treibt unterhalb der Blätter-Rosette mehrere medergebogene, beblätterte Zweige. Blätter linienlanzettförmig, 1—2 Zoll lang, gewimpert, mit kurzen, linienförmigen, grünen Strichen unregelmäßig gezeichnet. Blumen zierlich, 7—8blättrig, goldgelb, in doldentraubiger End-Afterdolde. Bot. Cab. 1515. — 5) Funkii *Koch*, funksche H. Auf Alpen. Blumen rosenroth, purpurn gestreift. — 6) S. globiferum *L.*, kugelknospige H. In Rußland, der Schweiz, Oesterreich, Deutschland, an Felsen. Blätter eirund, gewimpert, anliegend, einwärtsgebogen, in dichten, kugeligen Rosetten. Zwischen denselben entspringen fadenförmige Fortsätze mit kugelförmigen Pflänzchen, welche sich mit zunehmendem Wachsthum gegen die Erde neigen und daselbst wurzeln. Blumen ochergelb-weiß, doldentraubig. Bot. Mag. 507. — 7) S. hirtum L., rauchblüthige H. In Thüringen, Kärnthen, an Mauern. Mit kugelförmigen Fortsätzen wie bei der vorigen Art. Blätter in Rosetten, fast gewimpert, am Stengel lanzettförmig, dachziegelig. Blumen mit 6 gefranst-zerrissenen, purpurröthlichen oder gelblichen Kronblättern. Dec., Pl. grass., Taf. 107. — 8) S. monanthum *Ait.*, einblumige H. Auf den kanarischen Inseln. Stengel niederliegend, kurz, zart, dicht beblättert. Blätter klein, saftig, keulenförmig, am Gipfel in einer zierlichen Rosette, aus deren Mitte die nackten, einblumigen Schäfte hervorkommen. Blumen klein, gelbröthlich. Bot. Mag. 93. — 9) S. montanum L., Berg-H. In Mitteleuropa an Bergen und Felsen. Blätter behaart, abstehend, dachziegelig in Rosetten gehäuft, aus denen Fortsätze hervortreiben. Stengel 5—8 Zoll hoch, mit zahlreichen, hellrothen, großen, 9—12 blättrigen Blumen. Jaq., Austr. 5, App., Taf. 41. — 10) S. tectorum *L.*, gemeine Hauswurz, gemeines Hauslaub, Dach-Hauswurzel, Hauslauch, Dachlauch, Donnerbartkraut, Donnerkraut, Donnergrün, Wunderbarkraut. Ursprüglich auf Felsen der Alpen und Voralpen Mittel-Europa's, jetzt auf Mauern, Stroh- und Ziegeldächern bis weit nach Norden angepflanzt und verwildert. Blätter der Rosetten länglich-verkehrt-eiförmig, plötzlich in eine Stachelspitze zugeschweift, dunkel grasgrün, am Rande gewimpert. Blumenblätter sternförmig ausgebreitet, lanzettlich, am Grunde nicht verwachsen; Nektarschuppen hypogynisch, drüsenförmig. In der Heilkunde gebräuchlich sind die Blätter, Herba s. Folia Sempervivi s. Sempervivi tectorum s. majoris s. Sedi majoris, Herba barbae Jovis, Herba tectorum. Sie schmecken frisch schwach säuerlich, etwas herb und salzig, wirken kühlend und besänftigend und wurden deshalb, besonders der ausgepreßte Saft derselben, gegen fieberhafte und entzündliche Zustände, bei Ruhren, Blutflüssen, Blasenkrankheiten, auch bei Skorbut und äußerlich bei Wunden, Geschwüren, Verbrennungen, besonders aber gegen Hühneraugen, zu deren Erweichung sie auch in der That besonders günstig wirken, angewendet. Ihre Benutzung als Speise dürfte selten Statt finden. Die weite Verbreitung des Gewächses mag in der alten Sage, daß es den Blitz ableite, seinen Grund haben (Donnerkraut). Vielleicht stand auch die Verordnung Karls des Großen, daß die Hauswurz (Barba Jovis) auf den Gebäuden anzupflanzen sey, mit dieser Sage in Verbindung. Hayne, Arzneig., 6, Taf. 14. — 11) S. urbicum *Horn*, städtische H. Auf den kanarischen Inseln, an Stadtmauern. Stengel strauchartig, von den abgefallenen Blättern mit gewürfelten Narben versehen. Blätter spatelförmig, glänzend, knorplig-gewimpert, am Grunde 4kantig-geschmälert, grün, an der Spitze roth gerändert, 4 Zoll lang. Blumen zahlreich, gelb. Bot. Reg. 1741. Diesen Pflanzen schadet wie allen Saftpflanzen viele Nässe. Die strauchartigen sterben oft nach der Blüthe ab und können durch Stecklinge und Samen, die übrigen leicht durch Nebensprossen vermehrt werden. Der feine Samen wird nur mit etwas Stauberde bedeckt. Die perennirenden Arten finden auf Schutt, altem Gemäuer und Felsenanlagen einen angemessenen Stand-

ort. Die Gattung ist der Typus der Sempervivae *Juss.* (s. d.).

Semphocrates (Semphucrates), 1) (ägypt. Myth.), s. v. a. Sem; — 2) alter König von Aegypten.

Semphorim (a. Geogr.), Stadt in Galiläa (Joseph., Antiq. XIV, 24).

Sempione, Berg, s. v. a. Simplon.

Sempiterne (Waarenk.), spanischer Name einer Gattung feiner Serschе, welche aus den englischen und französischen Manufakturen in bunten Farbensortiment nach Spanien geht; der eigentliche Name ist Perpetuan oder Perpetuelle.

Sempiternelle (Waarenk.), die gröbere und stärkere Art der Sempiterne oder Perpetuans.

Semplice (Biogr.), Kapuciner von Verona, erlernte von Brusasorci die Malerei, malte für seine Ordenskirche (del Redentore) in Venedig einige Bilder. Ein Bild des heil. Felix wurde 1712 in Kupfer gestochen. S. † 1654 in hohem Alter.

Semplice (Mus.), s. v. a. Simplice.

Semplin, Gespannschaft und Stadt, s. v. a. Zemplin.

Sempre (ital., Mus.), immer, allzeit, fortwährend; S. piano, s. v. a. fortwährend schwach; S. forte, s. v. a. fortwährend stark, u. s. w.

Sempronia (röm. Frauenname), 1) Tochter von S. Tuditanus, Mutter des Redners Hortensius; — 2) S., ebenfalls aus der Familie der Tuditani, Mutter der Fulvia, Gemahlin des P. Clodius, in zweiter Ehe des C. Curio, in dritter des M. Antonius; — 3) S., Schwester der Gracchen und Gemahlin des Scipio Aemilianus, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte und zu dessen Ermordung sie, angestiftet von ihrer Mutter Cornelia, mitgewirkt haben soll; — 4) S., Mutter des D. Junius Brutus, eines von Cäsars Mördern, Mitwisserin der catilinarischen Verschwörung, eine schöne und gebildete, aber ausschweifende und leichtfertige Frau, deren Ruf befleckt war; — 5) S., Mutter der Publicia Flaminica.

Sempronia Lex (römisch. Antiq.), 1) Gesetz des Volkstribuns M. Sempronius (im J. 191 v. Chr.) de foenore, welches bestimmte, daß die römischen Gesetze in Betreff der Schulden und des Wuchers nicht bloß auf die römischen Bürger, sondern auch auf die Latiner und Bundesgenossen sich erstrecken sollten; — 2) Gesetzvorschläge der Tribunen Tiberius u. Cajus Sempronius Gracchus; s. Agrariae leges, S. 522, und Gracchus, S. 602, 605, 607, 609.

Sempronia via (a. Geogr.), s. Via.

Sempronii forum (a. Geogr.), Municipalstadt in Umbrien, an der Via Flaminia, nicht weit von ad Octavum.

Sempronius, Gens Sempronia, bedeutendes römisches Geschlecht, das in seinem ältesten Zweige, den Atratini, als patricisch erscheint, während die späteren Familien plebejisch waren. Zu merken sind: I. S. Atratini und zwar: 1) A. S. Atr., Konsul im J. 497 v. Chr. und zum zweiten Male 491 v. Chr., vier Jahre später Custos urbis, im J. 482 Interrex oder Dictator, ein Mann von milder, zur Vermittlung geeigneter Denkungsweise. — 2) Aul. S. At., einer der 3 ersten im J. 444 gewählten Kriegstribunen, mit konsularischer Gewalt. — 3) Caj. S. Atrat., kämpfte unglücklich gegen die Volsker (331,423) und ward deswegen im folgenden Jahre vor dem Tribun L. Hortensius angeklagt, von vier andern Tribunen aber in Schutz genommen, zwei Jahre später aber von Neuem belangt und zu einer Geldbuße von 15,000 Pfd. Erz verurtheilt. — 4) A. S. Atrat., Magister equitum des Dictators T. Quinitius Cincinnatus im Krieg gegen die Pränestiner (380 v. Chr.). — 5) Luc. S. Atrat., Freund des Cicero, von Cölius i. J. 56, mehrmals de ambitu angeklagt. — 6) Luc. S. Atrat., Sohn des Vorigen, Ankläger des Cölius in demselben Jahre, wo dieser seinen Vater zum zweiten Male belangte, in späterer Zeit Praefectus classis des Triumvirs Antonius und Konsul i. J. 34 v. Chr., dann Anhänger des Octavian und Statthalter von Afrika; er nahm sich in hohem Alter aus Ueberdruß und von körperlichen Leiden gepeinigt selbst das Leben. — II. S. Sophi: 7) Publius Sempr. S., vielleicht 311 v. Chr. Volkstribun, 304 Konsul, zog zuerst mit einem Heere gegen Samnium, später aber ins Land der Aequer und wurde im J. 300 v. Chr. nach Annahme der von ihm empfohlenen Lex Ogulnia zum Pontifex gewählt, erhielt im folgenden Jahre die Censur und gründete zwei neue Tribus. Im J. 296, nach Ausbruch des Krieges gegen die vereinigten Samniten, Etrusker, Umbrier und Gallier wurde ihm der Oberbefehl in der Stadt übertragen. — III. S. Tuditani: 8) Publ. S. Tud., Kriegstribun in der Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.), schlug sich aus einem der beiden römischen Lager an der Spitze von 600 Mann mitten durch die Feinde und gelangte glücklich in das andere Lager und von da nach Canusium. Als Censor im J. 209 strafte er die Sünden von Cannä, ward im J. 205 als Prokonsul nach Griechenland geschickt und schloß den Frieden mit Philipp ab, führte als Konsul des J. 204 den Kampf mit Hannibal in Bruttium und siegte über denselben im Gebiete von Kroton. Im J. 201 ging er als Gesandter zu dem Könige Ptolemäus nach Aegypten. — 9) Cajus S. Tuditanus, Quästor im J. 145 v. Chr., Prätor 132, kämpfte in seiner Provinz Illyrien gegen die Japyden zuerst unglücklich, trug aber dann einen Sieg davon, der ihm die Ehre des Triumphes verschaffte. Er ist auch Verfasser eines Geschichtswerkes unter dem Titel Commentarii (Plin., H. N. XIII, 13). — IV. S. Bläsi: 10) Caj. S. Bl., Konsul des J. 203 v. Chr., führte mit seinem Amtsgenossen Cäpio eine Flotte von 260 Schiffen an die Küste von Afrika, wo sie an vielen Stellen landeten, Städte einnahmen und das Land verheerten. Auf der Heimfahrt verloren sie durch einen Sturm mehr als 150 Schiffe (bei Palinurum). Zum zweiten Mal war er Konsul im J. 244 zur Zeit des Kampfes gegen Hamilcar Barcas in Sicilien. — 11) S. Bl., im J. 217 v. Chr. Quästor des Konsuls Cn. Servilius Geminus,

fand in Afrika mit 1000 Mann von dem Heere den Tod. — 12) Publ. S. Bl., Volkstribun des J. 191, sprach gegen die Verwilligung des Triumphes an den Konsul Nasica. — 13) Caj. S. Bl., plebej. Aedile im J. 187, Prätor 184 v. Chr., 170 mit Sextus Jul. Cäsar Gesandter, um den Abderiten ihre Freiheit wiederzugeben. — V. S. Gracchi: s. Gracchus. — VI. S. Longi: 14) Tib. S. Longus, Konsul i. J. 218, erhielt Afrika zur Provinz und segelte zunächst nach Sicilien, wo er sich zu einem Zuge gegen Karthago rüstete. Nach der Niederlage des Publ. Scipio am Ticinus ward er zu dessen Unterstützung nach Oberitalien berufen, ließ sich, dem Rathe des verwundeten Scipio entgegen, in die Schlacht an der Trebia ein und wurde gänzlich besiegt. Im J. 215 trug er über Hanno einen Sieg bei Grumentum davon; † im J. 210. — 15) Tib. S. Longus, Sohn des Vorigen, Volkstribun im J. 200 v. Chr., im J. 198 curulischer Aedile, im J. 196 Prätor mit der Provinz Sardinien, Konsul im J. 194 mit Scipio Afrikanus, kämpfte als solcher gegen die Bojer, und nahm im folgenden Jahre als konsularischer Legate am Kriege des Konsuls L. Corn. Merula gegen die Bojer und im J. 191 am Kriege des Konsuls M. Acilius Glabrio gegen Antiochus und die Aetolier Theil. † im J. 174 an einer Seuche. — VII. S. Rutili: 16) Caj. S. Rutilus, Volkstribun im J. 189 v. Chr., mit seinem Amtsgenossen Publius S. Gracchus Ankläger des M. Acilius Glabrio. — 17) Marc. S. Rutilus, im J. 92 von Cäsar dem Legaten Labienus beigegeben (Cäs., B. G. VII, 80). — VIII. Aselliones: 18) Publ. S. Asellio, Verfasser einer Geschichte Roms, in welcher der Krieg mit Numantia, an welchem er selbst als Kriegstribun Antheil genommen hatte, besonders berücksichtigt war. Das Werk wird unter dem Titel: Rerum Romanarum oder Historiarum oder Rerum gestarum Libri angeführt und bestand mindestens aus 14 Büchern. S. die Fragmente bei Krause, Hist. Rom. Fragm., S. 216. — 19) Aul. S. Asellio, Prätor Urbanus im J. 89, erregte in den Gläubigern, gegen welche er die Schuldner in Schutz nahm, solche Erbitterung, daß sie, während er an einem Tempel am Forum opferte, auf ihn eindrangen, ihn zur Flucht nöthigten und in einem Gasthause, wo er sich versteckt hatte, ermordeten. — IX. S. Rufi: 20) Caj. S. Rufus, von Cicero mehrmals erwähnt aus Anlaß eines Streites mit dem Wechsler Vestarius. — 21) S. Rufus, Freund des jüngern Plinius. — 22) S. Rufus, Eunuche Caracalla's, von Geburt ein Spanier, der als des Kaisers Günstling den Senat tyrannisirte.

Sempronius (n. Geogr.), nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Cayuga; 1840: 1300 Einw.

Sempronius mons (a. Geogr.), s. v. a. Simplon.

Sempst, belg. Dorf, Prov. Süd-Brabant, Bez. Brüssel; Brauereien, Wachholderdestillation, Handel mit Flachs und Hanf; 2300 Einw.

Sempt, bayer. Fluß, R.-B. Oberbayern, mündet bei Moosburg in die Isar.

Sempte, s. Schintau.

Semriach, österr.-steier. Pfarrdorf, Kr. Gratz, Bez. Peckau; Markt, Spital, 3 Mühlen; 320 Einw.

Semritz (Zemsko), preuß. Pfarrdorf, Prov. Posen, Kr. Birnbaum; 400 Einw.

Semsales, schweiz. Dorf, Kant. Freiburg, Bez. Chatel; Glashütte; 620 Einw.

Semsen, asiat. Ort, Persien, Prov. Trakadschem, nördl. von Kaschan.

Semsen (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Scirpus L.

Semt, s. v. a. Sempt.

Semtiesch (Semtes), österr.-böhmisches Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Sehuschitz; 560 Einw.

Semtsch (Semc), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Gut Triblitz; 160 Einw.

Semtschitz (Semcice), österr.-böhmisches Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Dobrawitz; 280 Einw.

Semulocensis (a. Geogr.), Stadt im südl. Deutschland, nach Einigen jetzt Ulm, nach Andern Beuren oder Sigmaringen.

Semum (Phys.), s. v. a. Samum.

Semuncia, Gewicht, s. Semiuncia.

Semuncla (a. Geogr.), Ort in Lusitanien zwischen Grumentum und Nerulum, etwas westl. von Francavilla am Fl. Sinno.

Semur (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Côte d'Or; 31⅓ □M., 175,000 Einw.; — 2) Hauptstadt desselben, in pittoresker Lage auf einem Granitfelsen, von 3 Seiten von dem Armançon umflossen; schöne goth. Kirche, öffentliche Bibliothek, botanischer Garten, Gesellschaft für den Ackerbau, Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, mechan. Holzsägemühle, beträchtliche Gerbereien, Tuchmanufaktur, Handel mit Getreide, Wolle, Flachs, vorzüglich Honig; 4350 Einw.; dabei die Ruinen von Alesia. — 3) (S.-en-Brionnais), Stadt das., Depart. Saone-Loire, Bez. Charolles; schöne goth. Kirche; Weinbau; 1620 Einw.

Semussac, franz. Dorf, Dep. Charente-inférieure, Bez. Saintes; 860 Einw.

Semzoff, Iwan, russ. Architekt, studirte mit Unterstützung Peter des Großen in Holland und Italien, baute nach seiner Rückkehr viele Kirchen, Paläste und Häuser in St. Petersburg und Moskau. In der ersteren Stadt ist neben anderen die St. Simeonskirche sein Werk. Er † 1743.

Sen (Hebr.), eigentlich Zahn, besonders aber ein kahler, spitziger Felsen, der die Gestalt eines Zahnes hatte.

Sen (Ton, nord. Myth.), eines der Fässer, in welche die Zwerge Fialar und Galar Quasirs Blut rinnen ließen, woraus sie den Dichtermeth brauten. Man hat S. durch Wein gedeutet, weil in der Sprache der Osjeten am Kaukasus Sfan Wein heißt.

Sen, 1) (Senni, Zeni, chinesisch Tsian, holl. Pitjes, gewöhnlich Käsch), Name gewisser in Eisen und Kupfer ausgeprägter Scheidemünzen

in Japan, von welchen durchschnittlich 100 auf ein Monme in Silber gehen; — 2) (Sex), Längenmaß in Siam, 4 S. = 1 Job, 25 Job = 1 Röneng zu 2000 franz. Toisen, 1 S. = 20 Brua zu 2 Ken, 1 Ken zu 2 Sok.

Sena (a. Geogr.), 1) Stadt in Umbrien, von den gallischen Senones gegründet, an der Mündung des Flüßchens S. zwischen den Flüssen Pisaurus und Aesis, welche die Römer im J. 471 d. St. zuerst unter allen celtischen Städten zu einer römischen Kolonie erhoben, berühmt durch den Sieg über Hasdrubal; jetzt Sinigaglia. — 2) S., mit dem Beinamen Julia, erst später als römische Kolonie vorkommende Stadt Etruriens an der von Clusium nach Florentia führenden Straße, die vorher entweder noch gar nicht existirte, oder nur ein unbedeutender, zum Gebiete von Volaterrä gehöriger Ort war; und von der auch unter römischer Herrschaft wenig die Rede ist; jetzt Siena. — 3) Flüßchen in Umbrien. — 4) Insel des Oceanus Atlanticus vor der Küste der Osismii in der Nordwestspitze Galliens mit einem Orakel, welchem neun Jungfrauen als Priesterinnen vorstanden, welche zugleich als große Zauberinnen galten; das heutige Sain an der Küste der Bretagne.

Sena (n. Geogr.), 1) span. Flecken, nordwestl. von Leon; 170 Einw.; — 2) Flecken das., nördl. von Cervera; 250 Einw.; — 3) afrikan. Stadt, s. v. a. Senna.

Senaa (bibl. Gesch.), jüdische Familie, deren Glieder nach ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft sich am Fischthor in Jerusalem anbauten.

Senac, Jean Baptiste, Mediciner, 1693 zu Lombez in Gascogne geboren, war Protestant, trat aber zur katholischen Kirche über und wurde Jesuit. Er war Arzt des Marschalls von Sachsen, den er von einer schweren Krankheit herstellte und auf seinen Feldzügen begleitete. Im Jahr 1752 ward er Leibarzt des Königs und erhielt bald einen großen Einfluß am Hofe Ludwigs XV., der ihn zu seinem Staats- und geheimen Rath ernannte. Später erhielt er den Titel als Oberaufseher über die Mineralquellen und † als Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1770. Schrieb: Traité des causes accidents et de la cure de la peste, Paris 1744; — Traité de la structure du coeur, 1748, 2 Bde., 3. Aufl. 1783, deutsch, 1787; — De recondita febrium natura et curatione, 1759.

Senacia (Bot.), nach Lamarck, Pflanzengattung. Arten unter Celastrus *L.* und Maytenus *Mol.*

Senaculum (röm. Antiq.), 1) ein Platz am Komitium neben der Gräcostasis, wo die Senatoren in der ältesten Zeit gewöhnlich verweilten; später bezeichnete S. Versammlungssaal des Senats, und Festus gibt aus der ältesten Zeit drei dazu bestimmte Plätze an: an der Stelle des späteren Concordientempels, an der Porta Capena und am Tempel der Bellona. — 2) (S. mulierum), Versammlungsort der Frauen auf dem quirinalischen Berg, seit Heliogabalus. Die Frauen gaben hier Gesetze über Konvenienzen hinsichtlich der Tracht, der Rangordnungen &c.

Sena de la Thebaide, s. Cassia.

Senaewins-Archipel, australische Inselgruppe, Karolinen-Inseln, zur Gruppe Littak gehörig.

Senafe, afrik. Bergkette, Habesch, die auch Sena genannt wird und nahe an der Ostgrenze von Habesch hinstreicht.

Senagen (Januk, Dschanaka, ind. Myth.), König aus dem Geschlechte der Sonnenkinder, Sohn des Pragapunen, zwischen dem 2. und 3. Weltalter. Ein Gefäß mit Blut, das der Tyrann Ravana von heiligen Büßern als Tribut verlangte, ward, da es eine schreckliche Hungersnoth in Lanka (Ceylon), hervorbrachte, von Ravana in dem Reiche des S. vergraben; dieser fand es und in demselben ein schönes Kind, das er Sita (Siddha) nannte und in welchem er eine Verkörperung der Göttin Lakschmi erkannte; sie ward später mit Rama, einer Verkörperung ihres Gatten, des Wischnu, vermählt.

Senaji, pers. Dichter.

Senaillé, Jean Baptiste, einer der größten Violinvirtuosen seiner Zeit, war 1688 geboren, bereiste 1712 Italien, wo er einige Zeit in Modena engagirt war, und schlug endlich seinen bleibenden Wohnsitz in Paris auf, wo er 1730 †. Er schrieb 5 Bücher Violinsolos, die für Meisterwerke ihrer Art galten.

Sénancour, Etienne Pierre de, Vorläufer der französischen romantischen Schule, wurde 1770 zu Paris geboren, wanderte aber schon frühzeitig nach der Schweiz aus, wo er sein sentimentales Werk, die Expektorationen eines gemüthlichen Atheisten, unter dem Titel: Rêveries sur la nature primitive de l'homme, sur ses sensations etc. (1799; 3. Aufl., 1833) verfertigte. Nachdem er unter der Konsulatsregierung zurückgekehrt war, bethätigte er sich als Mitarbeiter am „Constitutionel" und an andern derartigen periodischen Schriften. Der psychologische Roman: Obermann, lettres (1799; 4. Aufl., Par. 1840) ging seiner Zeit fast spurlos vorüber, ist aber durch Georges Sand und Sainte-Beuve wieder ans Tageslicht gezogen worden. Sonst schrieb er unter Andern: De l'amour selon les lois primordiales et selon les convenances des sociétés modernes, Par. 1806; 3., sehr veränderte Ausgabe, 1829; — Libres méditations d'un solitaire inconnu sur divers objets de la morale religieuse, das. 1819; 2. Aufl., 1830; — Isabelle, lettres, das. 1833. Seiner Dürftigkeit halber mußte er bisweilen als Brodliterat arbeiten, und lieferte daher auch Sachen, welche der Mehrzahl seiner übrigen Schriften nicht an die Seite gestellt zu werden verdienen.

Senanfu, asiat. Stadt, Kaiserthum China, Prov. Kuei-tscheu, nordöstl. von Kueiyang, am Ukiang.

Sénantes, franz. Dorf, Dep. Oise, Bez. Beauvais; 1250 Einw.

Senapa (ital., Bot.), s. v. a. gemeiner Senf, Sinapis alba *L.*

Senapea (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung. Einzige Art: S. guianensis *Aubl.* Strauch in Guyana.

Senardines (Waarenk.), Art Seidenzeuch.

Senarica, ital. Dorf, Königr. Neapel, Prov.

Abruzzo-ulter., südwestl. von Teramo, links am Vomano, auf einem Felsen; Weinbau; 2500 Einw., die sich Adel nennen, keine Abgaben zahlen und ihre Beamten selbst wählen, aber dem Könige Lehnsdienste leisten.

Senarius (lat.), 1) etwas, was aus 6 Theilen, Gliedern ꝛc. besteht; daher bes. — 2) Vers, der aus 6 jambischen Füßen od. 3 Dipodien (daher griech. Trimeter) besteht:

⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ ⏓

z. B. furorne cae | cus an rapit | vis acrior.

Am reinsten enthält die Jamben der lyrische S. bei Catullus, während er bei Horaz sich mehr dem dramat. S. nähert, welcher wieder entweder tragisch ist, wo in den ungleichen (1. 5. 9. Stelle) der Spondeus statt des Jambus erlaubt ist:

⏓ – ⏑ – | ⏓ – ⏑ – | ⏓ – ⏑ ⏓

seltener andere Auflösungen, oder komisch, welcher größere Freiheiten im Auflösen der Jamben (selbst zu Daktylen und Anapästen), z. B. ⏑ ⏓⏓ ⏑ – od. ⏓ – ⏑ ⏑ ⏑ – ꝛc., und in der Cäsur genießt, nur in der letzten Stelle erhält er sich gewöhnlich rein. Der satyrische S. hält die Mitte zwischen den beiden dramatischen. Er wurde namentlich von den Fabeldichtern alter und neuer Zeit, bei den Römern von Phädrus angewendet.

Senarius mons, s. Serviten.

Senarpont, franz. Dorf, Dep. Somme, Bez. Amiens; 720 Einw.

Senary, europ.-türk. Ort, Serbien, Distr. Semendria, an der Drina, Isvornik gegenüber.

Senas, franz. Dorf, Depart. Bouches-du-Rhône, Bez. Arles; 930 Einw.

Senat (v. lat. Senatus), 1) (Staatsalterth). Es ist eine von allen freien Staaten des Alterthums von den Gesetzgebern festgehaltene Norm, der Volksversammlung als ein mäßigendes und konservatives Institut einen Rath der Alten (γερουσία, βουλή, senatus) gegenüber zu stellen. So war es in Sparta, so in Athen, so in Rom und in Karthago. I. Bei den Griechen ist nur die Geschichte und Einrichtung des Raths (βουλή) von Athen zu übersehen. Hier war er von Solon gebildet und aus 400 (je 100 aus jeder der 4 alten Phylen), wahrscheinlich durch Wahl zu ernennender Bürger gebildet. Seit Clisthenes bestand er aus 500, indem aus jeder der 10 Phylen 50, aber nur aus den 3 obersten Bürgerklassen durchs Loos gewählt wurden. Erst nach der Schlacht bei Platää scheint der Census in dieser Beziehung aufgehoben worden zu seyn, so daß jeder unbescholtene athenische Bürger nach zurückgelegtem 30. Lebensjahre wählbar war. Als gegen Ende des 4. Jahrhunderts zwei neue Phylen errichtet wurden, stieg die Zahl der Senatoren auf 600, und erst unter Hadrian wurden es wieder 500. Die Mitglieder des Raths bezogen einen Sold (1 Drachme für jeden Rathstag) und waren wieder wählbar. Zum Eintritt in den Rath war eine Prüfung (δοκιμασία) erforderlich, welche sich auf die moralische und bürgerliche Tüchtigkeit erstreckte. Beim Antritt des Amts mußte ein Amtseid geleistet werden, der sich auf gewissenhafte Erfüllung der Pflichten bezog. Verübte ein Rathsmann während seiner Amtszeit Verbrechen, so wurde er ausgestoßen. Nach Verlauf der Amtsdauer mußte der Rath Rechenschaft ablegen, und zwar zunächst über die Verwaltung der Finanzen. Während der Dauer des Amtsjahres waren die Senatoren frei vom Kriegsdienst und hatten im Theater einen besonderen Ehrenplatz. Das Rathhaus, wo sich der Senat täglich versammelte (mit Ausnahme der Festtage) und in der Regel öffentliche Sitzungen hielt, hieß Buleuterium (βουλευτήριον) und stand auf dem Markt. Geschäfte. Der Rath hat die Initiative für die berathende Gewalt, welche die Gesammtheit der Bürger ausübt; er ist Vermittler zwischen der Volksgemeinde u. denen, die mit ihr zu verhandeln haben. An ihn gehen zunächst die Berichte der Feldherren, der Gesandten, er ertheilt fremden Gesandten Audienz und führt sie bei der Volksversammlung ein, vor die er zugleich mit seinem Gutachten (προβούλευμα) überhaupt nur bringt, was er für geeignet hält. Zur Erleichterung des Geschäftsganges war der ganze Rath in 10 Sektionen (zu je 50) getheilt, die nach einander in einer alljährlich durchs Loos neu zu bestimmenden Ordnung den aktiven Dienst, die Πρυτανεία, verwalteten. Jede Prytanie dauerte 35 oder 36, in einem Schaltjahre (von 384 Tagen) 38 oder 39 Tage; die Mitglieder einer Prytanie hießen Prytanen. Ursprünglich führten sie auch mit ihrem Präsidenten den Vorsitz in der Volksversammlung; aber dies hörte seit Euclides auf. Der Vorsitz ging auf sogenannte Proedroi über (9 an der Zahl), die wahrscheinlich von dem Präsidenten der Prytanen für jede Volksversammlung aus jeder der 9 übrigen nicht die Prytanie führenden Sektionen ausgeloost worden sind. Außer dem Zusammenhang mit der Volksversammlung, ist die Thätigkeit der Bule überall eine verwaltende. Er beaufsichtigt das gesammte Finanzwesen, leitet die Prüfung der Behörden und ward zuweilen unter besonderen Umständen mit außerordentlicher Vollmacht ausgerüstet. Seine eigenen innerhalb seiner Befugniß gefaßten Beschlüsse galten sonst nur für das laufende Rathsjahr. Ueber die Gerusia der Spartaner siehe Lycurgus u. Sparta. — II. Ueber den römischen Senat, s. Rom, Staatsalterthümer, S. 161, 165, 168. — 2) (Staatsw.), in manchen neuern Staaten eine der höchsten Behörden. Ueber den russischen Senat siehe Russisches Reich, über den der ehemaligen Republik Polen siehe Polen. Der Senat conservateur (Erhaltungssenat) in der Verfassung des republikanischen Frankreich vom J. VIII. (15. Dec. 1799) war eine der konstitutionellen Gewalten, welche auf die Befestigung des Ganzen und die Erhaltung des Gleichgewichts unter den übrigen Auktoritäten berechnet war. Die Idee war dem künstlichen Verfassungsentwurfe Sieyes' entlehnt; Bonaparte jedoch, der nach der Revolution vom 18. Brumaire sich sogleich als erster Konsul der Verfassungsangelegenheit bemächtigte, suchte

dieselbe möglichst zu verkümmern. Der S. bestand zuerst aus 80 lebenslänglichen Mitgliedern, die das 40. Lebensjahr zurück gelegt haben mußten. Der erste Konsul, das Tribunat und der gesetzgebende Körper hatten das Recht, Kandidaten vorzuschlagen, aus denen sich der S. durch eigene Wahl ergänzte; das erste Mal ernannte die Konstitution selbst 60 Senatoren. Der Beruf des S. war, ungesetzliche Neurungen und die Uebergriffe der Gewalten zu verhindern, nothwendige Verfassungsreformen einzuleiten, die Konsuln zu ernennen, die Mitglieder des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers aus den von den Departements eingesendeten Wahllisten zu erwählen. Jeder Senator erhielt einen jährlichen Gehalt von 25,000, später von 30,000 Francs. Sehr bald verwandelte sich jedoch der S. in ein Werkzeug für die Plane des ersten Konsuls. Bereits am 4. August 1802 bestätigte er ein ihm von Bonaparte zugefertigtes Gesetz, nach welchem die Würde des ersten Konsuls in eine lebenslängliche verwandelt und mit der Machtfülle eines souveränen Gebieters bekleidet wurde. Zugleich trat Bonaparte als Konsul an die Spitze des S. und empfing den Treueid jedes Mitgliedes. Die Zahl der Senatoren sollte sich künftighin auf 120 belaufen können; in seinem Schooße wurden zwei Kommissionen gebildet, von denen die eine die individuelle Freiheit, die andere die Freiheit der Presse überwachen sollte. Durch einen Senatus-Konsult vom 4. Januar 1803 errichtete man, unter dem Namen von Senatoreien, 32 Sinekuren, die mit einem Schlosse und 25 — 30,000 Francs ausgestattet waren und welche Bonaparte nach Gutdünken an Senatoren verlieh. Ein anderer Senatus-Konsult vom 18. Mai 1804, erklärte endlich den ersten Konsul zum erblichen Kaiser der Franzosen. Seitdem besaß der S. nur die Eigenschaft einer Art von Staatsrath, der die Befehle des Herrschers sanktionirte, und nach 1814 vollendete er seine Erniedrigung dadurch, daß er die Entthronung des Kaisers, vor dem er bisher in knechtischer Demuth gezittert, aussprach. Außer den kaiserlichen Prinzen und Reichswürdenträgern bestand der S. damals aus 316 Mitgliedern. Mit der Restauration der Bourbons wurde er aufgelöst; die Charte Ludwigs XVIII. setzte an seine Stelle die Kammer der Pairs. — 3) In den Städten des Mittelalters und der neuen Zeit das Plenum des Magistrats; — 4) Versammlung eines hohen obrigkeitlichen Kollegiums. Die preußischen Oberlandsgerichte zerfallen z. B. in mehre Senate.

Senator (v. Lat.), 1) Mitglied des römischen Senats; — 2) im 13. und 14. Jahrhundert ein Volksführer in Rom; — 3) jetzt hohe obrigkeitliche Person in Rom, die sonst jährlich vom Papste ernannt wurde und unter welcher drei Richter standen. Von seinem richterlichen Ausspruche appellirte man in bestimmten Fällen an das Appellationsgericht und von da nach Befinden wieder an den S. Jetzt besteht der röm. S. noch in derselben Form, ist jedoch bloße Staatsbehörde, welche die wöchentlichen Fleischpreise ausschreibt und keine Schuldstreitigkeiten entscheidet; — 4) im ehemaligen Polen hohe Staatsbeamte, siehe Polen (Geogr.); — 5) in manchen Ländern, z. B. in Frankreich unter dem Kaiserreich, in Rußland ꝛc. Mitglied einer der höchsten Staatsbehörde, des Senats oder Reichsrathes; — 6) Mitglied eines Rathskollegiums.

Senatoris ordo, Senatorenstand, s. Senat 1).

Senatsbeschluß, s. v. a. Senatus consultum.

Senatus (lat.), 1) s. v. a. Senat; — 2) Versammlung des Senats.

Senatus auctoritas (lat.), Beschluß des Senats bei einkommender Protestation.

Senatus consultum (röm. Alterth.), bezeichnet einen vollgültigen Senatsbeschluß, während Auctoritas ein Beschluß ist, welchem an seiner Geltung irgend etwas fehlt, welcher aber gleichwohl schriftlich abgefaßt worden ist. Wenn also ein S. c. durch gesetzliche Intercession gehindert worden war, oder wenn eine andere Formalität mangelte, z. B. in Beziehung auf Ort und Zeit oder Art der Zusammenberufung, oder auf die gesetzlich nothwendige Zahl der anwesenden Mitglieder (infrequentia Senatus), so wurde nur eine Sen. auctoritas niedergeschrieben. Die zur Gültigkeit eines Beschlusses erforderliche Anzahl von anwesenden Senatoren (Senatus frequens) war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Im S. c. de Bachanal. war die Anwesenheit von 100 Mitgliedern vorgeschrieben, dagegen wurden in andern Fällen 150 Senatoren verlangt, und in der Lex Cornelia sogar 200 Senatoren, eine Neuerung, die großen Widerstand erregte. Gewiß wurde diese Bestimmung nicht immer beobachtet, und ein S. c. auch bei Senatus infrequens abgefaßt, wenn nicht ein Mitglied Interesse dabei hatte, den Beschluß zu verhindern, und Zählung des Senats forderte. Augustus gebot anfangs daß 400 Senatoren zugegen seyn müßten, allein er verminderte diese Zahl selbst wieder, Konstantinus verlangte die Anwesenheit von 50 Mitgliedern. Daß aber zu allen Zeiten auch bei Infrequentia Senatus verhandelt wurde, versteht sich von selbst. Die Auctoritas Sen. konnte in dringenden Fällen als Grundlage zu einer nochmaligen Relation dienen, um nun ein S. c. daraus zu bewirken. Noch ist zu bemerken der Ausdruck Decretum Senatus, welcher den Beschluß als solchen in Bezug auf den Inhalt desselben bezeichnet, wo es heißt, daß ein S. c. mehre Decreta in sich enthalten könne, z. B. S. c. tacitum wird niedergeschrieben von den Senatoren selbst, ohne Scribae und Censuales. Der vorsitzende Magistrat hatte das Cons. nach der Entlassung des Senats abzufassen. Das Protokoll lag dabei zu Grunde und mehre Senatoren waren dabei behülflich. Die Namen derjelben wurden dem S. c. vorangesetzt mit der Formel Sribendo adfuerunt. Ebenfalls war der Tag u. oft der Ort des Beschlusses angegeben. Der eigentliche Anfang des S. c. war gewöhnlich mit den Worten gefaßt: quod verba fecit Cos. de ea re, quid fieri placeret de ea re, ita censuerunt (oder consuluerunt). Auch heißt

es: quod verba facta sunt. Die Formel des Beschlusses ist sehr mannichfaltig: Senatui placere oder videri, oder curae fore, senatum velle et aequum censere, oder existimare, oder arbitrari, oder judicare. Wenn der Senat etwas billigte, so hieß es: eos recte atque ordine videri fecisse, umgekehrt aber: Senatui non placere, und die Drohung, wer den S. c. zuwider handeln würde: contra rempubl. facturum, si quis aliter fecisset. Bei Aufträgen an die Magistraten war die gewöhnliche Formel: uti e republica fideque sua esse videbitur oder quod commodo reip. fieri possit, und auch wenn der Befehl bestimmt gefaßt war, hieß es doch höflich: si iis videretur. Nach Vollendung des Beschlusses sollen die Tribunen als Zeichen der Gutheißung ihr T. darunter gesetzt haben. Die S. consulta (oft auf Stein oder Erz eingegraben) wurden in das Staatsarchiv gebracht, zuerst in den Tempel der Ceres, (unter Obhut der Aedilen), später in das Aerarium Saturn. unter Obhut der Quästoren. Dieses geschah unter den Kaisern zehn Tage nach gefaßtem Beschluß. Weil die abgefaßten Beschlüsse dem Senat nicht wieder vorgelegt zu werden brauchten und weil ursprünglich eine bestimmte Zeit nicht vorgeschrieben war, binnen welcher das S. c. in das Aerarium gebracht werden müsse, so kamen schon frühzeitig vielfache Fälschungen und Unterschleife vor, welche der Konsul in seinem Hause vornehmen mochte. Darum war Cato als Quästor sehr vorsichtig, wenn er die S. consulta in das Archiv aufnahm. Daß diese Vorsicht höchst nothwendig war, sehen wir aus Cicero, welcher von der Unverschämtheit in Fälschung und völliger Unterschiebung erdichteter Senatsbeschlüsse mehrmals spricht. Volle Geltung hatten die S. consulta nur in Angelegenheiten der Verwaltung, der Kriegführung, der auswärtigen Verhältnisse; in privatrechtlicher Beziehung hatten die einseitigen Senatsbeschlüsse keine Gesetzeskraft. Gegen Ende der Republik entwickelte sich aus dem Oberaufsichtsrecht des Senats, wonach er allenthalben eingreifen und Dekrete erlassen konnte, eine allgemeine legislative Gewalt, welche auch, wiewohl nach langen Zweifeln, endlich anerkannt wurde. — Die Namen der S. consulta rühren seit Augustus entweder von den Konsuln her, oder auch von dem, was die Veranlassung dazu gab. Die wichtigsten S. consulta sind folgende: 1) S. c. Acilianum, unter Hadrian, über Baupolizei, Ergänzung des S. c. Claudian. desselben Inhalts. 2) S. c. Apronianum, unter Trajan, nach welchem den Municipalstädten die Fideikommisse restituirt wurden, da sie früher nicht als Erben eingesetzt werden konnten. 3) S. c. Articuleianum, unter Trajan, über fideikommissarisch bestimmte Manumissionen. 4) S. c. Calvisianum, Nachtrag zur Lex Jul. et Pap. Popp. 5) S. c. Claudianum (von Kaiser Claudius), verordnete, daß wenn eine Freie mit einem fremden Sklaven im Kontubernium lebe, diese mit ihrem ganzen Vermögen dem Herrn des Sklaven angehören solle. Gab der Herr zu dem Kontub. seine Einwilligung, so blieb die Frau zwar frei, aber die Kinder, welche sie gebar, wurden Sklaven (was Hadrian abänderte). 6) S. c. Dasumianum, sicherte die fideikommissarischen Manumissionen. 7) S. c. Juncianum, unter Commodus, hatte ähnlichen Zweck. 8) S. c. Largianum, unter Claudius, verlieh den Kindern des Freilassers Erbrecht an dem Vermögen des Freigelassenen. 9) S. c. Libonianum (16 n. Chr.), Ergänzung der Lex Cornelia testamentaria, nämlich, daß das Legat ungültig sey, si quis quum alterius testamentum vel codicillos scriberet legatum sibi sua manu scripserit. 10) S. c. Macedonianum, unter Vespasian, verbot alle Geldbarlehen an einen filius familias. 11) S. c. Neronianum, a) gab Legaten volle Gültigkeit, auch wenn sie mit Formfehlern gefaßt waren. b) Ein anderes vervollständigte das S. c. Silanianum. c) Nachtrag zur Lex Jul. et Pap. Popp. 12) S. c. Orphitianum unter M. Aurel, gab den Kindern Ansprüche auf die Erbschaft ihrer Mutter vor deren Agnaten und Geschwistern. 13) S. c. Pegasianum, unter Vespasian, erlaubte den Erben bei dem Auszahlen der Fideikommisse analog der Lex Falcidia ein Viertel der Erbschaft abzuziehen. 14) S. c. Persicianum Ergänzung der Lex Jul. et Pap. Popp. 15) S. c. Plancianum gebot, daß wenn Jemand, um das Gesetz zu umgehen, Fideikommisse an Unfähige zu zahlen versprochen hatte, demselben weder die falcidische Quart, noch Ansprüche auf die etwaigen Caduca zu Gute kommen sollten. Ein anderes S. c. Planc. verordnete, daß die geschiedene Frau, wenn sie etwa schwanger wäre, 30 Tage nach der Scheidung dem Manne Anzeige machen müsse. 16) S. c. Rubrianum, unter Trajan, sicherte die fideikommiss. Manumissionen. 17) S. c. Sabinianum, gab den aus drei Brüdern Adoptirten im Falle einer Enterbung ohne Querula inoff. Anspruch auf ein Viertheil der Erbschaft. 18) S. c. Silanianum, unter Augustus, bestätigte die Bestimmung der Lex Corn. de sicar., daß nach der Ermordung eines Herrn durch einen oder mehre seiner Sklaven, alle Sklaven desselben gefoltert, und wenn der Thäter nicht entdeckt würde, sämmtlich hingerichtet werden sollten (weil sie dem Herrn hätten helfen sollen). 19) S. c. Tertullianum, unter Hadrian, gab der Mutter nähere Rechte auf die Erbschaft ihrer Kinder (zum Schaden der Agnaten). 20) S. c. Trebellianum, unter Nero, berechtigte den Fideikommissar zu allen Erbschaftsklagen wie den Erben. 21) S. c. Turpillianum, unter Nero, (wahrsch. identisch mit lex Petronia) Ergänzung der Lex Remmia gegen Calumnia, Praevaricatio u. Tergiversatio der Ankläger. 22) S. c. Velleianum, unter Claudius, verbot alle weibliche Bürgschaft. 23) S. c. Vitrasianum, sicherte die fideikommiss. Manumission. 24) S. c. Volusianum, erklärte für Vis privata, wenn sich Mehre vereinigen in litem, ut quidquid ex condemnatione in rem ipsius redactum fuerit, inter eos communicaretur.

Senatus decretum (lat.), 1) Beschluß des Senats über laufende Gegenstände; — 2) s. Senatus consultum.

Senatus populusque romanus

(lat.), abgekürzt: S. P. Q. R., der Senat und das römische Volk, d. i. der ganze römische Staat; auf Fahnen und Feldzeichen, Denkmälern 2c.

Sénave, J. A. de, Maler, um 1755 zu Loo geboren, besuchte auf Kosten eines Gönners, des Kanonikus der Abtei daselbst, die von der Kaiserin Maria Theresia errichtete Akademie zu Ypern und die Kunstakademie in Brügge und ging dann nach Paris, wo man den Künstler bald mit Lob erhob. Seine Bilder wurden von Kennern und Liebhabern gesucht, weil sie sich durch originelle Auffassung, durch Korrektheit der Zeichnung und durch naturgetreue Färbung empfehlen. Es vereinigte sich in ihnen Alles, was man damals von einem Gemälde forderte. Im Vaterlande sind seine Bilder nicht oft zu finden, da dieselben in Frankreich guten Absatz fanden. In der Kirche zu Loo sind die sieben Werke der Barmherzigkeit von ihm gemalt, die Akademie zu Ypern besitzt eines seiner letzteren Gemälde, welche Rubens mit seinen Schülern im Atelier vorstellt, lauter Bildnisse nach vorhandenen Originalgemälden. S. † um 1825.

Senawan (Zanguina), pers. Stadt, Prov. Irak-Adschemi, südöstl. von Hamadan, auf der Straße von hier nach Ispahan.

Senbarn, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensb., Landger. Oberviechtach; Hammerwerk; 200 Einw.

Senberedschki (Kriegsw.), s. Persien (Geogr.).

Senble (Waarenk.), ein älteres leichtes, damastartig geblümtes Zeuch, von feinem Kammgarn, aus den französischen Manufakturen, $^1/_2$ Stab breit, welches wie der Droguet gewebt, zwischen den großen glänzenden Blumen kleine zerstreute Punkte, die durch die Kette gebildet werden, enthält. Die englischen Manufakturen liefern S. unter den Namen Florets, Maskarets und Diamantino, nach Maßgabe der Muster 15 bis 18 Zoll breit.

Senecis, südamerikan. Indianerstamm, in Peru.

Send (heilige Send), s. Sendgerichte.

Send (ind. Lit.), s. v. a. Zend.

Sendbann, der Distrikt, in dem ein Bischof das Sendgericht halten konnte.

Sendbar
Sendbarfreie } s. Sendgerichte.

Sendbrief, 1) ehemals Schrift, die an Jemand gesendet wurde; Brief; — 2) s. v. a. Sendschreiben.

Sende, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Wiedenbrück; 1160 Einw.

Sendelbach (Geogr.), 1) bad. Weiler, Mittelrheinkr., Amt Oberkirch; 100 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Hersbruck; 100 Einw.; — b) Unterfranken und Aschaff., Ldgr. Baunach; 130 Einw.; — c) das., Herrschaftsger. Rothenfels; Mainüberfahrt und Schiffbau; 390 Einw.

Sendeltaffet, s. v. a. Zindeltaffet.

Senden (Geogr.), 1) bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Herrschaftsger. Weißenhorn; Oelmühle; 360 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdinghausen, Hauptort der gleichnam. Bürgermeisterei; Oehlmühlen, 4 Ziegeleien; 830 Einw.; — 3) preuß. Bauerschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdinghausen; 140 Einw.

Senden (Bot.), auch Samengräser, 10. Zunft der 4. Kl. des okenschen Pflanzensystems. Allgemeiner Charakter: Meist 2häusige Aehren mit 3 Kelch- und 3 Blumenspelzen, woran 3 Staubfäden mit einfachen Beuteln; dreifächerige Kapsel, die aber häufig einfächerig wird und nur einsamig ist. Es sind Pflanzen ziemlich wie die Riedgräser, mit fast knotenlosen Halmen in schmalen Scheidenblättern; die Blüthen meist getrennt in kätzchenartigen Aehren, gewöhnlich in einen kümmerlichen, dreizähligen Kelch und eine solche Blume geschieden, aber noch von spelzenartigen Schuppen umgeben; 3 Staubfäden, den Blumenschuppen gegenüber; der Samen verkehrt, der Keim unten, außer dem Eiweiß, dem Nabel gegenüber. Die meisten wachsen nur in wärmeren Ländern. Eintheilung: a) Zweihäusig; Kapsel dreifächerig. Gattung: Restio. — b) Einhäusig. Gattungen: Eriocaulon, Hyphydra.

Sendenhorst (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Beckum; Hauptort derselben gleichnam. Bürgermeisterei; Schloß, 6 Kirchen und Kapellen, 3 Kram und Viehmärkte; 1470 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Beckum; 190 Einw.

Senderow, Distrikt und Ort, s. v. a. Semendria.

Senderut, Fluß, s. v. a. Sendrut.

Sendfällig, der sich wegen eines kirchlichen Vergehens vor dem Sendgerichte stellen mußte.

Sendfeld, s. Winnenberg.

Sendgeld, 1) die wegen Haltung des Sendgerichts und zum Unterhalt der Sendrichter erforderlichen Kosten; — 2) die ehemals in Bezug auf das Sendgericht zu entrichtenden Abgaben, wofür später die Entrichtung des Sendkorns (s. d.) eingeführt wurde.

Sendgerichte (Send, Heilige Send, Synodus), nicht zu verwechseln mit den Centgerichten, sonst in Deutschland sehr gewöhnliche geistliche Gerichte, welche von den Archidiakonen oder den von ihnen beauftragten Sendrichtern oder Sendschöppen (Sendherren), in ihren Sprengeln (Sendbann) gehalten wurden und sich über alle strafbaren Handlungen, besonders in Bezug auf die Sonntagsfeier erstreckten (Sendrügen). Vor dem S. mußten sich bei Vermeidung des Banns Alle stellen, die in dem Bezirke angesessen waren. Die Wenigen, die dabei ausgenommen waren, hießen Sendbarfreie oder Semperfreie. Sendbare (homines synodales) wurden dagegen Diejenigen genannt, die Alles, was gegen die Kirchenordnung verstieß, anmerken und dem S. dann zur Untersuchung und Bestrafung anzeigen mußten. Sie mußten Leute von unsträflichem Leben seyn und wurden über die Reliquien der Heiligen vereidigt, die Wahrheit zu

reden. Die großen Mißbräuche, welche bei den S.n einrissen, waren Ursache, daß sie nach u. nach abgeschafft wurden, besonders da nach der Reformation die protestantischen Fürsten das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, sich selbst beilegten.

Sendgrafen, s. Missi regii.

Sendherr, s. v. a. Sendrichter, s. Sendgerichte.

Sendi (a. Geogr.), s. v. a. Sinder.

Sendica Scythia (a. Geogr.), Gegend des europäischen Sarmatien, oberhalb der Chorsonesus Taurica (Plin. IV, 12, 26).

Sendim (Sindim), portug. Flecken, Prov. Beira, südöstl. von Lamego; 1000 Einw.

Sendit, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Schloß, Vorwerk; 170 Einw.

Sendivogius, Michael, s. Alchemie.

Sendkorn, hier und da eine Entrichtung in Korn von den Pfarrkindern an den Geistlichen, für die Haltung eines Sendgerichts.

Sendleute, s. v. a. Sendschöppen, s. Sendgerichte.

Sendling (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Unter-S.), Pfrdf., R.-B. Oberbayern, Ldgr. München; Schlößchen; 370 E. Am 25. Sept. 1705 hier Niederlage der im Aufstand gegen Oesterreich begriffenen Bauern, wobei 3000 Mann von ihnen auf dem Platze blieben. Der Heldentod des Schmieds von Kochel und seiner Söhne ist von Lindenschmitt an der Kirche des Dorfes in einem Freskobilde dargestellt. — 2) (Mittel-S.), Kirchdorf das., Ldgr. München; Schlößchen; 260 Einw.; — 3) (Ober-S.) das., Ldgr. München; 100 Einw.; — 4) das., Ldgr. Wasserburg; 120 Einw.

Sendomir (Sendomierz), Gouv. und Stadt, s. v. a. Sandomir.

Sendpflichtig, der geistlichen Gerichtsbarkeit eines gewissen Orts oder einer Gegend unterworfen. Die sendpflichtigen Leute heißen auch Sendverwandte.

Sendrasch (Sendraz), österr.-böhm. Df., Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 170 E.

Sendraschitz (Sendrazice, Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Kaurzim, Herrsch. Kolin; 470 Einw.; — 2) Kr. Königgrätz, Herrsch. Horeniowes; 500 Einw.

Sendrichter, s. Sendgerichte.

Sendrowen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 240 Einw.

Sendrüge, die bei dem Sendgericht angebrachte Klage.

Sendrut, asiat. Fluß, Persien, entspringt auf dem Serdekuh in der Prov. Irak Adschemi, bewässert durch abgeleitete Kanäle die Gärten von Ispahan, wird ziemlich groß, aber durch mehre Ableitungen so schwach, daß er sich in der Ebene von Kachani verliert. Sein Lauf beträgt 70 Meilen.

Sendschan (Geogr.), 1) asiat. Beglerbegschaft, Persien, Prov. Irak Adschemi, von den Schahsewend bewohnt; — 2) Hauptstadt das.; mehre Moscheen, Bäder; 15,000 Einw.; vielleicht das alte Tigranocerta. Eine andere Stadt hier ist Sultania (Sultanieh).

Sendschöppen, s. Sendgerichte.

Sendschreiben, 1) s. v. a. Brief; — 2) Schreiben, das an Mehre gerichtet od. in mehren Exemplaren für verschiedene Personen abgefaßt ist, vgl. Cirkular; — 3) Titel für kleine Druckwerke, die in Form eines Briefes an bekannte oder auch unbekannte Personen veröffentlicht werden.

Sendtnera (Bot.), nach Endlicher, Gatt. der Jungermanniaceae Ptilidieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci hepatici *L.* Charakter: Blüthendecke ist nicht verwachsen, drei- bis sechseckig, tief vierspaltig. Einzige Art: S. Sauteriana *Hüben.* Bildet dichte, braungrüne, öfters große Rasen auf Bergen.

Sendverwandte, s. Sendpflichtig.

Sendziewojewo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Posen, Kr. Wreschen; 180 Einw.

Sendzinko, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Buk; Vorwerk; 220 Einw.

Sendzino, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Buk; 240 Einw.

Séné (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Morbihan, Bez. Vannes; 1710 Einw.

Séné (franz., Bot.), s. v. a. Samenkassie, Cassia Senna *Lam.*, Faux S., s. v. a. baumartiger Blasenstrauch, Colutea arborescens *L.* — S. batard, s. v. a. Skorpions-Kronwicke, Coronilla Emerus *L.*

Senebier, Jean, verdienter Naturforscher und Bibliograph, im Mai 1742 zu Genf geboren, war der Sohn eines Kaufmannes, der ihn für den Handelsstand bestimmte und ihm nur ungern die Erlaubniß zum Studiren ertheilte. Ohne den theologischen Kursus vollendet zu haben, ward er 1765 an einer der Kirchen seiner Vaterstadt angestellt, ging bald darauf nach Paris, um von dem Schauspieler Brizard Unterricht in der Deklamation zu nehmen, u. gab nach seiner Rückkehr „Contes moraux" in Marmontels Geschmack heraus, ohne damit Beifall zu finden. Auf den Rath seines Freundes Bonnet versuchte er die Lösung der von der harlemer Akademie gestellten Preisfrage „Ueber naturwissenschaftliche Beobachtungen" und erhielt mit seiner Arbeit das Accessit. Dann übersetzte er mehre Schriften seines Freundes Spallanzani u. arbeitete für die „Encyclopédie methodique" die Pflanzenphysiologie aus. Seit 1769 Prediger zu Chancy, ward er 1773 Oberbibliothekar der Stadt Genf. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 in seine Vaterstadt zurück, wo er den 22. Juli 1809 †. Hauptschriften: Essai sur l'art d'observer et de faire expériences, Genf 1775, 2 Bde., 2. Aufl. 1802, 3 Bde.; — Memoires physico-chimiques sur l'influence de la lumière solaire pour modifier les êtres de trois regnes de la nature, Genf 1782, 3 Bde.; — Physiologie végétal, das. 1800, 5 Bde.; — Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés, das. 1807, 3 Bde.; — Météorologie pratique, das. 1810.

Senebiera (Bot.), nach Poiret, Gattung der Tetradynamae septatae *Rchb.*, Tetradyna-

mia Siliculosa *L.* Charakter: Kelch abstehend; Schötchen zusammengedrückt, zweifächerig, zweisamig, an der Scheidewand eingezogen, geschlossen bleibend. Embryo rückenwurzelig; Samenlappen fast doppelt zusammengelegt. Von 9 Arten, meistens einjährigen Kräutern in Europa und Amerika, ist als Arzneipflanze bemerkenswerth: S. Coronopus *Poir.*, Schweinskresse, Raben- oder Krähenfuß, Schlangenzwang, Herzgras. In Europa, auf Triften, Hutungen, sandigen und feuchten Plätzen; ein- und zweijährig. Blätter tief fiedertheilig, mit ganzen oder an der Vorderseite eingeschnitten fiederspaltigen Lappen. Blüthen sehr kurz gestielt; Schötchen fast nierenförmig, spitzlich, runzelig, am Rande kammartig gezackt. Das Kraut war früher als Herba Coronopi s. Nasturtii sylvestris s. verrucosi s. Herba Verucarii officinell. Es hat einen scharf kressenartigen Geruch und Geschmack und machte, zu Asche gebrannt, nebst andern Dingen, auch einen Bestandtheil eines früher sehr berühmten Geheim- und Heilmittels gegen Blasenstein aus. Es wirkt im frischen Zustand etwas reizend u. antiskorbutisch. Schkuhr, Taf. 181.

Seneca (röm. Literat.), 1) M. Annäus S., der Rhetor, geb. in Corduba in Spanien, kam unter Augustus nach Rom, hörte das. die Vorträge der gefeiertsten Römer, kehrte dann nach Spanien zurück, heirathete die Helvia, mit der er drei Söhne zeugte, und lebte bis kurz vor des Tiberius Ende. Wir besitzen von ihm eine in seinen späteren Lebensjahren veranstaltete Sammlung von Schulreden, in welchen über bestimmte Themata die von den namhaftesten Rhetoren gegebenen Ausführungen, Ansichten u. s. f. als Muster zusammengestellt sind. Zuerst stellte S. die Controversiae zusammen in 10 Büchern, von denen aber jetzt nur noch I, II, VII, VIII, X vorhanden sind; außerdem haben wir noch einen Auszug aus dem Ganzen (Epitome od. Excerpta ex Controvers. libris). Die zweite Sammlung: Suasoriae, nach den Controv. gemacht, scheint ebenfalls nicht mehr vollständig. Der Styl ahmt möglichst die Schreibweise Cicero's nach und ist rein und klassisch. In neuerer Zeit hat sich auch eine Spur einer von S. abgefaßten Geschichte der Bürgerkriege gefunden. Ausgaben: Nic. Faber, Par. 1587, 1598; — Schott, Paris 1607, 1613; — J. Fr. Gronovius, Leyden 1649; endlich die zu Amsterdam veranstaltete Ausgabe (1672). — 2) Lucius Annäus S., der Philosoph, Sohn des Vorigen, bald nach Christi Geburt zu Corduba in Spanien geboren, kam frühzeitig nach Rom, wo ihn das Studium der Rhetorik und Philosophie beschäftigte. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich dem Staatsdienst und erhielt die Quästur, ward aber im ersten Jahr der Regierung des Claudius in Folge eines Prozesses, in welchen ihn Messalina verwickelte, nach Korsika ins Exil geschickt. Nach 8 Jahren wieder nach Rom zurückgerufen, stieg er bis zur Würde eines Prätor (49 n. Chr.) und Konsuls (58 n. Chr.) empor. Agrippina vertraute ihm die Erziehung und Leitung ihres Sohnes Nero an. Doch war er hierin nicht glücklich; seine Tugenden, seine Festigkeit, oder auch, wie man behauptet hat, sein Streben nach Reichthümern stürzte ihn ins Unglück. Er ward der Theilnahme an der Verschwörung des Piso beschuldigt und zum Tode bestimmt, den er sich selbst wählen konnte. So ließ er sich denn die Adern öffnen und starb als Stoiker mit Ruhe und Gleichmuth. Man hat seinen Charakter vielfach angegriffen und ihm Eitelkeit, Ruhmsucht, Schmeichelei, Kriecherei, Sucht nach Reichthümern u. s. w. vorgeworfen, ohne jedoch diesen Tadel recht begründen zu können. Der streng moralische Inhalt seiner Schriften steht einigermaßen jenen Annahmen entgegen. Nach Cicero erscheint Lucius S. als der bedeutendste philosophische Schriftsteller der Römer; seine Werke sind zahlreich u. gehören sämmtlich mehr od. weniger der stoischen Philosophie an. Schr.: De ira, in 3 Büchern, deren Abfassung Lipsius noch unter Caligula verlegt; — De consolatione ad Helviam matrem liber, eine Trostschrift an seine Mutter, vom korsischen Exil aus geschrieben, mit 12 dem Text voranstehenden Epigrammen, deren Aechtheit zweifelhaft ist; — De consolatione ad Polybium liber, ebenfalls von Korsika aus geschrieben an Polybius, den Freigelassenen des Claudius, um ihn über den Verlust seines Bruders zu trösten; — De Consolatione ad Mariam, nach dem Exil an eine Freundin geschrieben, welche einen Sohn verloren hatte; — De providentia liber s. quare bonis viris mala accidant, cum sit providentia. S. beantwortet diese Frage nach der Lehre der Stoa und empfiehlt als letztes Auskunftsmittel den Selbstmord; — De animi tranquilitate ad Serenum, über die Mittel, zu innerer Ruhe zu gelangen; — De constantia sapientis s. quod in sapientem non cadit injuria, gewissermaßen eine Fortsetzung und Ergänzung der vorhergehenden; — De clementia, an den Nero, im 2. Jahre seiner Regierung geschrieben; wir besitzen nur das erste und den Anfang des zweiten Buches; — De brevitate vitae ad Paulinum liber unus, über die gute Anwendung der Zeit; — De vita beata ad Gallionem, eine der vorzüglichsten Schriften S.'s, muthmaßlich in seinen letzten Lebensjahren abgefaßt und zum Theil eine Selbstvertheidigung enthaltend; — De otio aut secessu sapientis; — De beneficiis libri VII ad Aebucium liberalem, in den letzten Lebensjahren abgefaßt; — Epistolae ad Lucilium, 124 Briefe oder freiere Mittheilungen über philosophische Gegenstände verschiedener Art, ein Hauptwerk des S., von ansprechender, glänzender und gedankenreicher Darstellung, und deswegen zu jeder Zeit viel gelesen und bewundert; — Ludus de morte Caesaris (*Ἀποκολοκύντωσις*), eine bittere, zum Theil etwas unwürdige Satyre auf den Kaiser Claudius, ohne viel Geschmack und Witz; — Quaestionum Naturalium libri VII, an den Lucilius Junior, über verschiedene Naturerscheinungen (Feuer, Blitz, Donner, Wasser, Hagel, Schnee, Eis, über die Winde, Erdbeben, Kometen ꝛc.) vom Standpunkte der Stoa geschrieben und meist

aus den Schriften älterer Stoiker, aber auch aus Aristoteles und Theophrastus geschöpft, und im Mittelalter lange Zeit als Hauptquelle der Physik benutzt. Von andern Schriften S.'s sind nur noch Bruchstücke bekannt, z. B. De terrae motu, De superstitione, De officiis, Moralium libri, De India, De ritu et sacris Aegyptiorum etc.. Von den Poesien des S. haben sich einige Epigramme erhalten, die aber zum Theil nicht als ächt anerkannt werden. Ueber die unter dem Namen Seneca's angeführten 10 Tragödien, s. Römische Literatur, S. 54. Ausgaben: Editio princeps, Neap. 1475; — Erasmus, Basel 1515, 1519, 1557; — A. Muret und Jmm. Geuter, Heidelb. 1594; — A. Schott u. J. Lipsius, ebendas. 1604; — J. Fr. Gronov, Leyden 1649, 1658; — F. E. Ruhkopf, Leipzig 1797; — K. R. Fickert, Leipz. 1842. — Ausgaben der 10 Tragödien: Editio princeps, Ferrara 1484; J. Lipsius, Heidelb. 1589; — Geuter, ebendas. 1604; — Scriverius, Leyden 1621; — J. Fr. Gronov, ebendas. 1681; — F. H. Bothe, Lpz. 1819 u. Halberstadt 1822. S. zeigt in seinen Werken überall eine lebhafte Einbildungskraft, ein richtiges, gebildetes Urtheil, ein edles Gefühl, eine kräftige Seele und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Seine Grundsätze sind stoisch erhaben und rein moralisch, die Darstellung kräftig und beredt, stets durchdrungen von dem Geiste reiner Sittlichkeit, aber auch nicht frei von dem rhetorisch-deklamatorischen Charakter, der in dem Geist jener Zeit lag und der Natur entfremdet war. S. hatte den Geist seiner Zeit, wie Wenige, erfaßt, u. darum ist sein Einfluß auf die Mit- u. Nachwelt so bedeutend, seine Wirksamkeit auf Styl und Geschmack in der Literatur fast der eines Cicero in der früheren klassischen Periode gleich. Es enthalten seine Schriften einen Schatz von Wahrheiten und Lehren, die, unmittelbar aus dem Leben geschöpft, über alle Verhältnisse und Situationen des Lebens mit großer Wahrheit sich verbreiten und durch die anziehendsten Schilderungen ergreifen. Der Vortrag ist bisweilen etwas gesucht und spielend, dabei voll von Antithesen, wie es der deklamatorisch-rhetorische Geist seines Zeitalters mit sich brachte, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß S. als Spanier in dem bilderreichen, und dadurch oft schwülstigen Vortrage die Fehler seiner Nation nicht ganz zu vermeiden wußte. In dieser Hinsicht fanden S.'s Schriften schon im Alterthume einen Tadel, der bei Manchen selbst auf den Inhalt sich erstreckte, wogegen indeß Andere den Philosophen zu vertheidigen suchten. In neueren Zeiten scheint der Beifall, den S.'s Schriften, namentlich bei vielen gebildeten Franzosen, fanden, und die Nachahmung, die sich in ihren Schriften zeigt, mit durch die Art des Vortrags und der Darstellung veranlaßt worden zu seyn. Als Philosoph ist S. kein reiner Stoiker, sondern mehr ein eklektischer Stoiker zu nennen, da er von der älteren Lehre des Zeno in manchen Punkten abweicht, namentlich in dem dialektischen u. rationellen Theile der Philosophie, auf welchen er ohnehin wenig Gewicht legt, ja er verräth bisweilen eine Tendenz, den Stoicismus und Epikureismus in höherer Einheit zu vermitteln. Hauptheil und Mittelpunkt der gesammten Philosophie ist ihm die Moral, und hierin folgt er ganz, mit wenigen Ausnahmen, der Lehre der älteren Stoiker. Denn die Philosophie ist ihm überhaupt Streben nach Weisheit und sittlicher Vollkommenheit, und hat demnach nur Werth in ihrer beständigen Beziehung aufs Leben und in der unmittelbaren Anwendung darauf, damit das Gemüth ruhig und fest werde gegen alle Stürme der Leidenschaften, bei inneren wie bei äußeren Uebeln. In dieser edlen, rein moralischen Tendenz, welche in vielen Stellen eine auffallende Aehnlichkeit mit Sprüchen des neuen Testaments darbietet, ist auch wohl der Grund der Tradition zu suchen, welche den S. zu einem Christen macht u. ihn in innige Verbindung mit dem Apostel Paulus setzt, oder doch wenigstens Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Christen dem S. zuschreibt. Vgl. Bähr, Geschichte der röm. Lit., § 311.

Seneca (Geogr.), 1) nordamerikan. See, V. St., Staat New-York, westl. vom See Cayuga; er nimmt westl. den Abfluß des Cenoked-Sees auf und fließt durch den gleichnam. Fluß nordöstl. in den Oswego-See; — 2) Kanal das., längs des gleichnam. Flusses; beginnt nordöstl. im S.-See und mündet in den Great-Kanal; — 3) Grafsch. das.; 1820: 17,730, 1830: 21,030, 1840: 24,880 Einw.; Hauptorte: Ovid und Waterloo; — 4) Ort das., Grafsch. Ontario, westl. am gleichnam. See; 1820: 4800, 1846: 7070 Einw.; — 5) Fort das., Staat Ohio, am Sendusky, südwestl. von Norwalk; — 6) Senecas, Indianervolk das., zu den Irokesen gehörig.

Senegai (Senece), Antoine Bouderon de, franz. Dichter, 1643 zu Macon geboren, arbeitete eine Zeitlang in gerichtlichen Geschäften, floh aber in Folge eines Duells nach Madrid, ward nach seiner Rückkehr nach Frankreich Kammerdiener bei der Gemahlin Ludwigs XIV., trat nach deren Tode 1685 in die Dienste der Herzogin von Angoulême und als auch diese 1713 mit Tod abging, kehrte er in seine Provinz zurück, wo er 1737 †. Unter seinen Gedichten sind besonders die Epigramme schätzbar. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Paris 1777. Seine „Mémoires du Cardinal de Retz", Köln 1718, 3 Bde., u. ö., wurden ins Deutsche übersetzt, Jena 1798, 3 Thle. Eine Gesammtausgabe seiner Werke, von Auger besorgt, erschien zu Paris 1811.

Senecaöl (Min.), in Nordamerika, s. v. a. Erdöl (s. d.).

Senecey-le-Grand, franz. Flecken, Depart. Saône-Loire, Bez. Chalons-sur-Saône; Handel mit Getreide und Wein; 2440 Einw.

Sénéchas, franz. Dorf, Depart. Gard, Bez. Alais; 1580 Einw.

Senecillis (Bot.), nach Gärtner, Gatt. der Compositae homoianthae *Rchb.* Einzige Art: S. glauca *Gaert.* Ausdauerndes Kraut in Sibirien.

Senecio (a. Gesch. u. Lit.), 1) Herennius S., Geschichtschreiber zu Ende des 1. Jahrh. n.

Chr. unter Domitianus; von Carus Mettius angeklagt, weil er des Helvidius Priscus Leben beschrieben hatte, wurde er selbst hingerichtet und sein Buch auf öffentlichem Markt verbrannt; — 2) Tullius S., vornehmer Römer, Vertrauter des Nero, nahm Theil an der Verschwörung gegen den Kaiser, ward aber von Natalis verrathen und nannte gegen das Versprechen der Ungestraftheit mehre seiner Mitverschworenen, theilte indeß deren Strafe; — 3) Sosius S., vertrauter Freund des jüngeren Plinius und besonders von Trajanus geachtet, 99, 102 und 107 Konsul; — 4) Grandio S., Redner, welcher Alles sehr groß liebte; er sprach in prächtigen Worten und langen Perioden, Kleidung u. Tischgeschirr, Sklaven u. s. w. mußten sehr groß seyn, selbst seine Geliebte war von sehr langer Statur und seine Gastmähler mußten lange dauern.

Senecio (Bot.), nach Linné, Kreuzkraut, Kreuzwurz, Gatt. der Compositae homoiantiae *Rchb.*, Syngenesia Superflua *L.* Charakter: Körbchen gleichehig, aus röhrigen Zwitterblüthen bestehend, oder ungleichehig, mit weiblichen zungenförmigen Randblüthen. Hüllkelch walzig oder kegelig, aus 1reihigen, gleichlangen Blättchen oder nackt. Blüthenlager nackt. Früchte stielrundlich oder furchig-kantig. Samenkrone haarig, die der randständigen Achänen oft hinfällig. Schenkel des Griffels abgestutzt und nur an der Spitze pinselhaarig. Diese Gatt. ist nach der Umgrenzung Decandolle's eine der artenreichsten, indem sie 600 Arten umfaßt, jedoch noch gar nicht gehörig gesichtet und geordnet. Es sind einjährige oder ausdauernde Kräuter und Sträucher, welche in den meisten Gegenden der Erde sehr häufig angetroffen werden und von denen folgende als Arznei- und Zierpflanzen bekannt sind: 1) S. alpinus *Scop.*, Alpen-Kr. In der Schweiz, Bayern, Oesterreich, Kärnthen, auf Alpenwiesen; ausdauernd. Stengel krautartig, eckig. Blätter gestielt, herzförmig, spitz, gezähnt oder eingeschnitten; Blattstiel nackt oder fiederförmig mit Blattanhängseln versehen. Blumen gelb, gestrahlt, in einer zusammengesetzten, lockern Doldentraube. — 2) S. aurantiacus *Less.*, pomeranzenfarbiges Kr. In Frankreich, Italien Schweiz, Sibirien, auf Bergwiesen; ausdauernd. Glattlich oder weißfilzig. Stengel gestreift, bis 10 Zoll hoch. Blätter ausgeschweift-gezähnt oder ganzrandig; Wurzelblätter kurz gestielt, eirund, stumpf, die untern Stengelblätter verkehrt-eirund, die obern lanzettförmig, unten fast linienförmig. Blumen gestrahlt, pomeranzenfarbig, zu 4—8 in einer einfachen Doldentraube. — 3) S. aureus *L.*, goldblüthiges Kr. In Nordamerika, in schattigen und felsigen Wäldern; ausdauernd. Kahl; Stengel gestreift. Wurzelblätter gestielt, herzförmig, fast kreisrund oder eiförmig, gezähnt, Stengelblätter fiederspaltig, gezähnt, mit lanzettlichen Endlappen. Blüthenstielchen 5—7, boldenständig, 3mal länger als die Blüthenkörbchen; Hüllkelch eiförmig, ungefähr fünfzehnblätterig. Die Nordamerikaner schätzen die wohlriechenden Wurzelfasern und das Kraut in den Fällen, wo in Europa die Arnica gebraucht wird, wie bei Quetschungen, mit Blut unterlaufenen Stellen, überhaupt bei Blutaustretungen und Zufällen, welche durch Fallen und Stoßen bewirkt worden sind. — 4) S. Balsamita *Mhlbrg.*, mergenblattartiges Kr. In Nordamerika, in Felsenwäldern; ausdauernd. Stengel krautartig, am Grunde zottig, Wurzelblätter gestielt, oval oder länglich, gezähnt-gesägt, fast zottig; Stengelblätter leierförmig oder fiedertheilig, mit gezähnten Lappen, von denen der endständige lanzettlich ist. Blüthenstiele 10, doldenständig, länger als die Blüthenkörbchen; Hüllkörbchen eiförmig. Wird in Nordamerika wie die vorige Art gebraucht. — 5) S. Cineraria *Dec.*, S. acanthifolius *Kost.*, aschenpflanzenartiges Kr., Seestrands-Kr. Längs dem mittelländischen Meere, an felsigen und steinigen Orten. Stengel 3—5 Fuß hoch, ästig, weißfilzig. Blätter halbgefiedert, gestielt, mit stumpfen, fast dreilappigen Lappen, in der Jugend auf beiden Flächen weißfilzig. Blumen gelb, gestrahlt, in zusammengesetzter, rispenförmiger Doldentraube. In Aegypten wendet man eine Abkochung der Blätter und Blüthenkörbchen bei Unterleibsstockungen und Verhärtungen, Nieren- und Blasensteinen, unterdrückter Menstruation und überhaupt gegen Krankheiten des Uterinsystems an. — 6) S. cruentus *Dec.*, Cineraria cruenta *Mass.* (s. d.). — 7) S. Doria *L.*, Doria-Kr. In Südeuropa, im Orient, an den Ufern der Bäche und Flüsse; ausdauernd; Stengel gestreift. Blätter gezähnt, dicklich, fast graugrünlich, die wurzelständigen gestielt, oval-länglich, die stengelständigen halbstengelumfassend, länglich-lanzettlich, die obersten sehr klein, eiförmig, spitz. Doldentraube zusammengesetzt, schlaff, fast rispig. Die frischen Blätter werden auf Wunden und Geschwüre aufgelegt. Jacq., Fl. austr., Taf. 185. — 8) S. Doronicum *L.*, gemswurzartiges Kr. In Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Italien, in Gebirgswaldungen; ausdauernd. Wurzel dick, knollig, zaserig. Stengel bis 2 Fuß hoch, ein bis dreiblumig. Wurzelblätter gestielt, eirund, rundlich oder lanzettförmig, gesägt, dicklich, unten zottig; Stengelblätter ansitzend, kleiner, lanzettförmig. Blumen groß, hoch pomeranzenfarbig, mit 12—15 abstehenden Strahlblümchen und glattlichem Kelche. Die Blüthenkörbchen werden von den Alpenbewohnern besonders bei asthmatischen Beschwerden gebraucht. Jacq., Austr. app., Taf. 45. — 9) S. elegans *L.*, zierliches Kr. In Südafrika; einjährig. Stengel einfach oder armästig. Blüthenstiele nackt; Außenkelch des Hüllkelchs fehlend. Strahlblüthen purpurroth. Volkamer, Norimb., Taf. 225. — 10) S. Fuchsii *Gmel.*, Fuchs-Kreuzkr. In Deutschland, Schweiz, Oberitalien, Südfrankreich. Blätter elliptisch, oft alle gestielt, mit geradem Spitzchen der Sägezähne; Deckblätter linealisch-borstlich; Außenkelch meist dreiblättrig; Strahlblüthen meist 5. Wird ganz so wie S. saracenicus *L.* angewendet. Rchb., Iconogr., Taf. 293. — 11) S. glastifolusi *L. fil.*, waidblättriges Kr. Am

Kap.; strauchartig. Glatt; Stengel unten staudig, 4—6 Fuß hoch. Blätter lanzettförmig, langgespitzt, grob gesägt, die untern mit der Basis herablaufend, am Grunde geschmälert, die obern halbstengelumfassend. Blumen groß, in End-Doldentrauben, mit rosa-lillafarbigen Strahlblümchen und gelber Scheibe. Bot. Reg. 1342. — 12) S. Heritieri *Dec.*, Cineraria lanata *L'Her.* (s. d.). — 13) S. Jacobaea *L.*, Jakobs-Kr. In Europa, Sibirien, auf Wiesen, Dämmen, trocknen Reinen, unbebauten Plätzen; zweijährig. Wurzel abgebissen; Stengel doldentraubig-ästig. Untere Blätter gestielt, leierförmig; Stengelblätter mittelst eines vieltheiligen Oerchen stengelumfassend, leierförmig-fiederspaltig; Hüllkelch fast glockenförmig. Sonst war das unangenehm scharf und bitter schmeckende Kraut, Herba Jacobaea als tonisches Mittel gegen Bräune und Ruhr, so wie gegen chronischen Husten und äußerlich als ein zertheilendes u. erweichendes Heilmittel, doch nie sehr häufig in Anwendung. Schkhr., Taf. 267. — 14) S. Jacquinianus *Rchb.*, Jacquins Kr., S. nemorensis *L.* In Europa, ausdauernd. Blätter elliptisch-lanzettlich oder lanzettlich, mit geradem Spitzchen der Sägezähne; die obern sitzend; Deckblätter lanzett-linealisch; Außenkelch meist 5blätterig; Strahlblüthen meist 5. Wird ganz wie S. saracenicus *L.* angewendet. Rchb., Icon., Taf. 294, Fig. 467. — 15) S. macrophyllus *Bieb.*, großblätteriges Kr. Am Kaukasus; ausdauernd. Stengel 4—5 F. hoch, zottig, gefurcht am Ende mit großen Sträußen gelber, gestrahlter, doldentraubiger Blumen. Blätter groß, knorpelig gezähnt, die jüngern unten zottig-weichhaarig; Stengelblätter länglich-lanzettförmig, etwas herablaufend. — 16) S. nigrescens *Hook.*, schwärzliches Kr. In Chili, auf Felsen am Meeresufer, ausdauernd. Kahl; Stengel stielrund, ästig; Blätter oval, stengelumfassend, eingeschnitten, gelappt. Rispe fast doldentraubig; Blüthenstiele kaum mit Deckblättern versehen; Hüllkelch glockenförmig; Strahlenblüthchen ungefähr 13. In Chili gebraucht man die ganze Pflanze gegen Wechselfieber im Aufgusse beim Eintritte der Hitze, um diese zu mäßigen. Nülgue, Feuill. obs., 2, Taf. 44. — 17) S. obovatus *Mhlbrg.*, halbeiförmiges Kr. In Nordamerika, in felsigen Gegenden; ausdauernd. Stengel krautig, fast weichhaarig, gerillt. Die jungen Blätter fast spinnenwebig, später kahl, die wurzelständigen verkehrt-eirund-länglich, gesägt, die stengelständigen fiederspaltig, gezähnt. Blüthenstiele 8—10, doldenständig; Hüllkelch glockenförmig; Strahlblüthchen etwa 10. Wird in Amerika ganz wie S. aureus *L.* benutzt. — 18) S. palustris *Dec.*, Cineraria palustris *L.* (s. d.). — 19) S. populifolius *Dec.*, pappelblättriges Kr. Strauch auf den kanarischen Inseln. Stengel oben weißfilzig, ästig. Blätter gestielt, herzförmig eirund, eckig, gezähnelt, im Alter oben glatt, dunkelgrün, unten schneeweiß-filzig, den Silberpappelblättern ähnlich, aber kleiner. Blumen doldentraubig, mit ungefähr 10 violett-purpurrothen Strahlblümchen. — 20) S. pseudo elegans *Less.*, Garten-Kr. Am Kap; häufig in Gärten kultivirt. Stengel bis 2 Fuß hoch, sehr ästig. Blätter wechselständig, stengelumfassend-geöhrt, am Rande zurückgerollt, die untern Blätter in einem Blattstiel zusammengezogen, fiedertheilig, die obern lineal-länglich, fiederspaltig; die obersten über der eingeschnittenen Basis ganz. Körbchen ansehnlich, lockerdoldentraubig gestellt; Hüllkelch walzig; Strahlblüthen purpurroth; Scheibe gelb. — 21) S. purpureus *L.*, purpurrothes Kr. Am Kap, an grasigen Orten; ausdauernd. Stengel staudig, oben krautartig, etwas klebrig. Blätter leierförmig oder halbgefiedert, behaart, mit länglichen, stumpfen oder spitzen, unregelmäßig oder schwielig gezähnten Lappen, die obern lanzettförmig, die obersten halb stengelumfassend, am Grunde gezähnt. Blumen ungestrahlt, purpurroth, in zusammengesetzten Enddoldentrauben. Jacq., Ic. rar., 3, Taf. 580. — 22) S. saracenicus *L.*, saracenisches Kr., heidnisch Kreuz- oder Wundkraut, Heilkraut, großes Wundkraut. In Europa, Sibirien, an Flußufern und feuchten, schattigen Stellen. Blätter länglich-lanzettlich, mit vorwärtsgekrümmtem Spitzchen der Sägezähne, die obern sitzend; Deckblätter lanzett-linealisch. Außenkelch 5blätterig; Strahlblüthen meist 7—8. Das Kraut, Herba Consolidae saracenicae, wurde früher als ein vorzügliches Wundkraut sehr geschätzt; man gab es aber auch bei Stockungen im Unterleibe und um die Harnabsonderung zu befördern. Unter den deutschen Landleuten führt sie mehre ähnliche Namen mit der gemeinen Goldruthe, Solidago Virga aurea *L.*, u. wird mit ihr häufig verwechselt. Rchb., Iconogr., Taf. 295, Fig. 468. — 23) S. speciosus *Willd.*, prächtiges Kr. In China; ausdauernd. Krautartig, glatt. Stengel gestreift, an 6 Zoll hoch. Wurzelblätter gestielt, 3 Zoll lang, ungleich gezähnt, gewimpert, unten purpurroth, behaart. Blumen zu 3—4 endständig, purpurroth, mit 10 Linien langen Strahlblümchen. Bot. Cab. 1113. — 24) S. viscosus *L.*, klebriges Kr. In Europa, an Mauern; einjährig. Stengel $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Blätter zerschlissen. Blumen gelb, mit zurückgerolltem Strahl. Schkhr., Taf. 267. — 25) S. vulgaris *L.*, gemeines Kr., Gold- oder Grindkraut, Baldriß- oder Baldgreiskraut, Kreuzwurz- oder Grindwurzkraut. In Europa, Asien, Nordafrika, Amerika; einjährig. Stengel $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, kahl. Blätter kahl oder spinnenwebig-wollig, fiederspaltig, die untern in den Blattstiel verschmälert, die obern am Grunde geöhrelt und stengelumfassend, die Zipfel entfernt, ungleich-spitz-gezähnt. Körbchen klein, ungestrahlt, in etwas gedrungenen Ebensträußen; Hüllkelch kegelig, die Blättchen an der Spitze brandfleckig. Diese Pflanze findet sich in jeder europäischen Kolonie. Sie ist oft ein höchst lästiges Unkraut in Gärten und Feldern. Die Blüthenkörbchen sind ein Lieblingsfutter der Kanarienvögel und mehrerer anderer Singvögel, weshalb sie in Leipzig sogar zu Markte gebracht werden. Das Kraut war schon seit alten Zeiten (Ἠριγερον *Diosc.*) als Herba Senecionis s. Erigeri s. Cardunculi gebräuchlich. Es ist trocken

ganz geruch- und fast geschmacklos, frisch schmeckt es aber bitterlich und etwas salzig. Man gebrauchte es als ein erweichendes und zertheilendes Mittel, vorzüglich um die Eiterung bei Wunden zu befördern, aber auch gegen Kolik, durch Würmer erzeugte Unterleibsschmerzen und zur Beförderung der Menstruation. In neuerer Zeit wurde ein Eßlöffel ausgepreßten Saftes zur Verhütung hysterischer Zuckungen, vor dem Eintritte derselben gereicht, empfohlen. Hayne, Arzneig., 8., Taf. 10. — Die Gattung ist der Typus der Senecionideä (s. d.).

Senecionideä (Bot.), nach Decandolle, Reichenbach u. A., Untergruppe der Compositae Amphigynanthae.

Senecionis Herba (pharm. Bot.), s. Senecio vulgaris *L.* — Senecionis caerulei Herba, s. v. a. Altmannskraut, s. Erigeron acre *L.*

Senecterre (Geogr.), franz. Dorf, Dep. Puy-de-Dôme, Bezirk Issoire; Mineralquelle; 1300 Einw.

Senecterre (Fromage de Saint Nectaire), kleine Käse in Auvergne, die ihrer Delikatesse wegen bis nach Paris und weiter verfahren werden. Die besten liefert Lamagne.

Senectus (Senecta, lat.), das Greisenalter. S. decrepita, das höchste Greisenalter.

Senectus (röm. Mythol.), röm. Personifikation, wurde als Tochter des Erebus und der Nacht zu den Höllengeistern gezählt, der auch (Virgil., Aen. VI, 273) im Vorhofe des Tartarus bei den Luctus und Morbi ihr Wohnsitz angewiesen wird. Nach Arrian sollen ihr die Gaditaner einen Tempel geweiht haben.

Senedec, Fluß, s. v. a. Senegal.

Senefelder (Biogr.), 1) Alois, der Erfinder des Steindrucks, war der Sohn eines Schauspielers und am 6. Nov. 1771 geb. Er sollte nach seines Vaters Willen Jurisprudenz studiren, wurde aber nach dessen Tod 1791 Schauspieler und verließ nach Verlauf von zwei Jahren auch dieses Fach wieder, um sich als Schriftsteller zu versuchen. In dieser Zeit schrieb er das kleine Schauspiel: „Der Mädchenkenner.“ Später fiel es ihm ein, eine Druckerei zu errichten. Weil er jedoch dazu nicht das nöthige Geld besaß, so dachte er über die Art und Weise nach, auf welche man billiger drucken könne. Sein Nachdenken gab ihm zuerst die vertiefte, sodann die erhöhte Manier des Steindrucks an die Hand. Wiederum verhinderte ihn Geldmangel an der weiteren Verfolgung seiner Erfindung. Mit Glück versuchte er auf diese Weise auch Noten zu drucken; allein, da spätere Versuche ziemlich fehlschlugen, so büßten Diejenigen, welche ihm Geld vorgeschossen hatten, viel ein und brachten S.s Erfindung in Mißkredit. Trotzdem blieb S. unverzagt. Auf alle mögliche Art suchte er die Erfindung zu verbessern, zu vervollkommnen und ihr die vielfachste Anwendung zu geben. So setzte er endlich eine chemische Steindruckerei ins Werk. Dadurch, daß er seine beiden Brüder, Theobald und Georg, mit an dem Geschäft Theil nehmen ließ, und den Hofmusikus Gleißner dafür zu gewinnen wußte, wurde dasselbe schon großartiger. Dazu kam, daß ihm der Kurfürst von Bayern 1799 ein Privilegium auf 15 Jahre verlieh. Nachdem nun der Musikverleger André in Offenbach mit ihm und seinen Brüdern in Verbindung getreten war und für die Erfindung 2000 Thaler bezahlt hatte, siedelten die beiden Brüder S. und Gleißner nach Offenbach über. Weil man aber in Wien, Paris, London und Berlin ebenfalls das Privilegium erwerben wollte, unternahm S. zu dem Zweck eine Reise nach London. Einem Bruder André's lehrte er gleichfalls die Handgriffe des Steindrucks, doch bald veruneinigte er sich mit ihm und ging nun 1800 mit seinen Brüdern nach Wien. Obschon ihm hier der kaiserliche Hofagent seine Protektion zusagte, so gab er doch zu gleicher Zeit die Erklärung ab, daß das Privilegium nur auf den Namen des Erfinders ausgestellt werden könne und verstimmte dadurch S.s Brüder dergestalt, daß sie, um dort den Steindruck zu betreiben, zurück nach München gingen. S. dagegen blieb in Wien und ging mit dem Hofagenten Hartl einen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn ein. Eine zur Prüfung des Steindrucks in Wien versammelte Kommission ertheilte den auf Papier und Kattun vorgelegten Proben die Lobsprüche ihrer vollkommenen Befriedigung. Da sich unterdessen auch Gleißner nach Wien gewandt hatte, so legte man sich jetzt wieder mit verdoppeltem Eifer auf den Notendruck. Allein der Gewinn reichte nicht zur Deckung der Kosten hin. S. gab daher das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien ab und ging, um sich in Zukunft bloß noch mit Kattundruckerei zu beschäftigen, mit den Gebrüdern Faber in Sankt-Pölten, den Besitzern einer Kattundruckerei, einen annehmbaren Vertrag ein. Die Nachricht, daß seine Brüder in München sich sehr gut ständen, bestimmte ihn jedoch, 1806 dem Wunsche des Hof- und Centralbibliothekars, Freiherrn Christoph von Aretin, welcher ihn und Gleißner in München haben wollte, nachzukommen und die Empfehlungen und Vorschüsse des genannten Bibliothekars, der Steindruckerei nach Kräften zu Nutzen zu machen. Bald kam S. auch in eine Lage, die ihn der Sorge für seinen Lebensunterhalt enthob und ihm erlaubte, seine ganze Thätigkeit auf die Vervollkommnung seiner Erfindung zu richten. Er bekam nämlich 1809 die Aufsicht über die für Landkarten bestimmte königliche Steindruckerei, welche bisher unter der Leitung Utzschneiders gestanden hatte, erhielt einen Jahrgehalt auf Lebenszeit für sich und Gleißner und empfing den Titel eines königlichen Inspektors der Lithographie. Zu gleicher Zeit ward ihm verstattet, in Verbindung mit Aretin seine eigene Druckerei zu besorgen. Im J. 1826 gelang ihm der Druck farbiger Blätter (Mosaikdruck) die den Oelgemälden ähnlich sind, und 1833 machte er die Erfindung, dergleichen auf Stein angebrachte Oelgemälde auf Leinwand zu drucken. S. † am 26. Febr. 1834 zu München. Genannt zu werden verdient sein „Lehrbuch der Lithographie“, München 1819. — 2) Theobald und Georg, Lithographen und Brüder des Vorigen, ersterer 1777 in Hanau geboren, waren in ihrer Jugend Schauspieler, bis sie endlich Alois S. in die Geheim-

nisse der Lithographie einweihte. Anfangs arbeiteten sie mit Alois in München, dann errichteten sie bei Gombart in Augsburg eine Druckerei, die aber bald wieder einging. Als Alois nach Offenbach sich begab, um die lithographische Anstalt des Hofrath André zu etabliren, übertrug ihnen dieser die Leitung seiner Druckerei in München, sie nahmen jedoch ebenfalls bei Hofrath André in Offenbach Dienste. Später ließ sich Theobald in Regensburg nieder, und dann gingen sie nach Wien, wo Alois S. um ein Privilegium nachsuchte. Von Wien nach München zurückgekehrt (1801), beschäftigten sich die Brüder S. wieder hauptsächlich mit Notendruck, bis sie endlich 1804 durch die Mittheilung des lithographischen Verfahrens an die Feiertagsschule in München sich ein besseres Loos bereiteten. Im Jahre 1808 errichtete Theobald S. die lithographische Druckerei der k. Stiftungs-Administration ein, welche 1809 unter die Direktion des Vorstandes der Ministerial-Stiftungs-Sektion gestellt, in zwei Offizinen getheilt wurde, die eine zur Erzeugung von Kunstprodukten für den öffentlichen Kultus und den Unterricht, die andere dem laufenden Geschäfte bestimmt. Jetzt wurde Theobald S. als Inspektor der genannten lithographischen Anstalt angestellt, wobei er zuerst den Ueberdruck zum Zwecke der Vervielfältigung amtlicher Ausschreibungen anwendete. Theobald lebt noch in München, Georg † 1824 im 49. Jahre. Er war als Graveur im k. Ministerium angestellt. Das Hauptwerk des Theobald S. ist das Turnierbuch des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, welches Hans Ostendorfer auf Pergament malte, auf der k. Hofbibliothek zu München. S. zeichnete die Darstellungen mit der Feder auf Stein, mit der genauesten Nachahmung der Schriften, auch die Farben, die Gold- und Silberverzierungen wurden genau gegeben. Dieses Prachtwerk erschien von 1820 an in Heften, mit Erklärung von Direktor von Schlichtegroll und Kiefhaber, Qu.-Fol. — 3) Klemens, Lithograph, Bruder der Vorigen, war anfangs ebenfalls Schauspieler. Er besaß unter allen Männern dieses Namens im Zeichnen die meiste Uebung, besonders im Fache der Landschaft. Er zeichnete Landschaften mit der Feder auf Stein. Eine solche ist in der Sammlung der Musterblätter zum Lehrbuche der Lithographie von Alois S. Später wurde er im k. Ministerium des Aeußeren als Sekretär angestellt und † zu München 1833 im 45. Jahre. — 4) Heinrich, Lithograph, 1813 zu München geboren, Sohn von S. 1), besuchte die Akademie der Künste in München, lag auch einige Zeit in Berlin den Studien ob und ließ sich dann in München als ausübender Künstler nieder. Seine Verhältnisse gestalteten sich aber nicht glücklich, und selbst dann lebte er noch in beschränkten Umständen, als ihm das Recht zur Errichtung einer lithographischen Anstalt eingeräumt wurde. S. † 1845 mit Hinterlassung einer dürftigen Wittwe und unmündiger Kinder.

Seneffe (Senef), belg. Dorf (Marktflecken), Prov. Hennegau, Bez. Charleroi, an der Haine, prächtiges Schloß mit Bibliothek, Gemäldegallerie und Park, Brauerei, Gerberei, Töpferei und Glasfabrik; 2860 Einw. Hier am 17. August 1674 Sieg der Franzosen unter dem Prinzen Condé über die Holländer unter dem Prinzen von Oranien.

Senega (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Polygala *L.*

Senegaextrakt (Extractum Senegae, Pharm.), aus der Senegawurzel durch Ausziehen mit Weingeist und Wasser und Abdampfen bereitet, glänzend schwarzbraun, wie die Senegawurzel gebraucht.

Senegae Radix (pharm. Bot.), s. v. a. Senega-Wurzel; s. Polygala Senega *L.*

Senegaglia (Geogr.), s. v. a. Sinigaglia.

Senega-Kreuzblume (Bot.), s. v. a. Polygala Senega *L.*

Senegal (Geogr.), 1) westl. afrikan. Fluß, Senegambien. Dieser merkwürdige Fluß (dessen verschiedene, aus völliger Unkenntniß der Reisenden, die nur Gehörtes berichteten, hervorgegangenen Namen hier übergangen sind), entspringt auf dem Hochlande der Mandingoterrasse, wo auch Niger und Gambia ihren Ursprung haben. Man bezeichnet ihre Quellflüsse als bedeutend, wie den Boding, Kokora und Falehmé; letzterer soll der größere seyn, er mündet bei Tafalisgar (Tafalisga), wovon östlich die äußerste europäische Niederlassung, das Fort St. Pierre, gegründet ist. Schon diese Zuströmungen machen, wie sich nach der, wenn auch mangelhaft bekannten Beschaffenheit des Landes erwarten läßt, mehrfache Stromschnellen u. Fälle, deren letzterer der Feluhkatarakt (oder Fulahkatarakt) genannt wird. Die Hauptrichtung des Stromes ist von Südwesten nach Nordosten mit vielen Krümmungen, sobald er das Flachland erreicht hat; sein Lauf ist langsam, er überschwemmt häufig das umliegende Land und bildet in der Nähe verschiedene Seen, viele Sandbänke und Inseln, welche letzteren zum Theil sehr fruchtbar und stark bewohnt sind. Gegen die Mündung hin theilt er sich in mehre Arme, die sich bald wieder vereinigen, bald wieder trennen, so daß dem Strome die Kraft fehlt, die Sandbarren zu bewältigen, welche seine Mündungen so gefährlich für Seefahrer machen; hat das Schiff diese Hindernisse überwunden, dann findet es hinreichend Wasser bis 60 Lieues aufwärts bei gewöhnlichem Wasserstand, bei hohem Wasser aber etwa 200 Lieues aufwärts. Die Franzosen, die ersten Europäer, welche an diesem Fluß und in dieser Gegend sich niederließen, besitzen den Fluß aufwärts, außer dem Fort St. Louis auf der gleichnamigen Flußinsel an der Flußmündung, Niederlassungen in Dagana, Bakel, Mukanna oder Fort St. Charles, Kegnu und rechts am Falehmé zu Sansanding in Satadu. Vgl. Senegambien. — 2) (Inseln des S.), mehre Inseln im Ausfluß des Senegal, darunter die oben erwähnte Insel S. (St. Louis, Ludwigsinsel), 1150 Toisen lang, flach, sandig, ungesund, mit franz. Fort und 6000 negerartigen Einw.; ferner Balayhe, Safal, Bokos, Sor, mit Indigo- und Baumwollenpflanzungen. — 3) Landschaft in Senegambien (s. d.).

Senegalakazie (Bot.), s. v. a. Acacia Senegal *Willd.*

Senegalgummi (pharm. Bot.), s. v. a. Gummi senegalicum, s. Gummi arabicum, 2).

Senegalist (Ornith.). s. v. a. Fringilla senegalla *L.*

Senegalkompagnie, französische, eine Privat-Handelsgesellschaft, die bis 1664 den Namen Gesellschaft des grünen Vorgebirgs führte, durch mehre Hände ging und besonders Sklavenhandel trieb, bis sie 1719 mit der indischen Gesellschaft vereinigt wurde und mit ihr unterging.

Senegalli (Ornith.), s. v. a. Fringilla senegalla *L.*

Senegalvogel (Ornith.), s. v. a. Braunvogel, Scopus Umbretta *Briss.*

Senegambien (Westnigritien), afrikanisches Land an der Westküste am atlant. Ocean, grenzt gegen Osten an Nigritien, gegen Süden an Oberguinea, gegen Westen an das atlantische Meer und gegen Norden an die Sahara. Man schätzt die Größe desselben auf 18,000 (die Angaben schwanken indeß zwischen 16—30,000) □M. An den Küsten ist der Boden eben und gut bewässert; im Innern findet man Gebirge, die sich am meisten erheben, wo die Flüsse Senegal, Gambia, Rio-Grande und Jolibu entspringen, Gebirge, die man auf den Karten unter dem Namen Konggebirge findet, und in deren Gegend die Jallonka-Wildniß ist, eine waldige Hochebene, welche Mungo-Park auf seiner ersten Reise durchwanderte und daselbst in 5 Tagereisen keinen Menschen antraf. Nach Caillié bedeutet in der Mandingo-Sprache Kong Gebirge. Das Gebirg Sierra Leone, von den vielen daselbst sich aufhaltenden Löwen so genannt, zieht sich in einem Halbzirkel um S. herum und trennt es von Guinea. Das grüne Vorgebirg (Cap verd), von seinen ewig grünenden Bäumen so genannt, bildet die westlichste Spitze von Afrika. — Gewässer. Der Senegal und Gambia sind die Hauptströme, von welchen das Land den Namen erhalten hat. Der erstere entspringt, nach Molliens Untersuchung, aus 3 Bassins in dem Staate Fouta d'Jallon und heißt in der Poulen-Sprache Baleo und in der Mandingo-Sprache Bafing und ist bis zu den Wasserfällen schiffbar, nimmt den Kokoro und Falehme auf, bildet nach seiner Mündung zu mehre Arme, die bedeutende Inseln einschließen, ist 9—12 Meilen von seinem Ausflusse stromaufwärts 1200—1800 F. breit und fällt in einer Breite von ½ Meile ins atlantische Meer. Die Mündung ist durch eine Barre oder Sandbank gesperrt, an welcher zur Regenzeit die Wellen eine furchtbare Brandung erregen und oft die Einfahrt unmöglich machen. In der trockenen Jahreszeit können Schiffe, die nicht mehr als 10 F. Wasser brauchen, über die Bank fahren. Der Gambia entspringt in demselben Lande Fouta d'Jallon, in der Nähe von der Quelle des Rio-Grande oder Comba und fällt in einer Breite von 4 Meilen in das atlantischen Meer. Auch der Casamanza, der St. Domingo oder Cacher, der Geba, der Rio-Grande, welcher in dem obern Theile seines Laufes Comba heißt, und der Nunez sind ansehnliche Flüsse, welche gleichfalls in den atlantischen Ocean münden. Der Joliba (Niger) entspringt innerhalb der Grenzen S.s, in dem südlichen Theil desselben, in der Landschaft Kuranko oder eigentlich in der Landschaft Kissi, südlich von Kuranko, und geht hierauf, durch den Tankisso verstärkt, nach Nigritien über. Auch gibt es 2 große Seen, nämlich den Cayor auf der rechten Seite des Senegal und den N'gher oder Paniéfoul, auf dem linken Ufer des Senegal, im Lande Ualo oder Wallo. Letzterer ist 7 Meilen lang und über 4 Meilen breit und hat den Taué zum Abflusse. — Das Klima ist das tropische mit einer trockenen und regnerischen Jahreszeit und sehr heiß. Sehr beschwerlich sind die Tornados, Orkane aus Südosten, die von heftigen Gewittern begleitet sind und große Verwüstungen anrichten. Sie kündigen die nahende Regenzeit an. — Die Produkte sind so ziemlich dieselben, wie in Nigritien; auch gibt es Gummi, Mastix, Ebenholz, große Waldungen, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Bataten, Maniok oder Kassave, Baobab- oder Kalebassenbäume (die Riesen des Pflanzenreiches), Fächer- und andere Palmenarten; Gold, Kupfer, Eisen, Magnetstein, Blei, Marmor, Ambra, Salz rc. — Die Einwohner bestehen aus Negern von verschiedenen Völkerschaften (als: Poulen oder Fulier, Mandigo's, Jalofs, welche 3 am meisten verbreitet sind, ferner Serreren, Felups, Serawullis, Balanten, Papels, Djalonke's, Biafaren), aus Mauren und Europäern, die hier einige Niederlassungen haben. Die Einwohner sind theils Mohammedaner, theils Fetischanbeter. Die mohammedanischen Priester heißen hier Marabuts und bilden eine besondere Klasse der Mauren. Sie sind Ausleger des Korans, Aerzte, Kaufleute und auch Regenten. Die Jalofer und Mandingo's zeichnen sich in der Industrie am meisten aus. Man treibt einigen Ackerbau und Viehzucht, webt Zeuche mit regelmäßigen Zeichnungen und vielfachen Farben, und verfertigt Töpfe und Schmiedearbeiten, auch Lederwaaren und zierliche Goldbijouterien. Der Sklavenhandel wird, so sehr auch die Briten ihn zu verhindern suchen, noch immer fortgesetzt. Von auswärtigen Nationen handeln Engländer, Franzosen, Dänen und Nordamerikaner hierher. Die wichtigsten Produkte der Ausfuhr sind Gummi, in welchem die Franzosen den Haupthandel haben, und Palmöl, das hauptsächlich von den Engländern ausgeführt wird. Außer diesen Artikeln tauscht man hier, wie in Guinea, Goldstaub, Elfenbein, Wachs, Häute, Felle, Baumwolle, Straußfedern, Ambra rc., und die europäischen Einfuhrwaaren sind ebenfalls die in Guinea eingeführten. Der Handel der Franzosen am Senegal hat in der neuesten Zeit bedeutend zugenommen; es gehen jährlich gegen 50 Schiffe dahin, und die Aus- und Einfuhr soll fast auf 11 Mill. Francs gestiegen seyn. Beim Handel in diesen Gegenden braucht man selten Geld, dafür haben sich die Bewohner hier eine ideale Münze erdacht, worin man die Handelsgeschäfte abschließt. Vom Senegal bis zum Kap Mesurado nennt man diese Rechnungsmünze

Barre und spricht daher von Barrenhandel, indem man unter diesen Barren Stangen Eisen versteht. Der gewöhnliche Werth der Barren ist 5 franz. Francs. Die Gummi liefernden Mauren zahlt man gewöhnlich mit Stücken indischen Guinees oder Guineas, einem baumwollenen Zeuche, $^{1}/_{2}$ Elle breit und 7—8 Ellen lang. In der Stadt Kacheo wird der Handel nur durch Tausch geführt. Was die Maße und Gewichte anbelangt, so bedienen sich die Europäer, welche hier Handel treiben, dabei ihrer vaterländischen. Ausnahme macht das Goldgewicht: die Unze, getheilt in 16 Theile oder Ake. Dieses Ake oder Aki wiegt 24 alte pariser Grän, die Unze also 384 alte pariser Grän oder $^{2}/_{3}$ alte pariser Unzen Marktgewicht. Das Gummi wird nach dem Kantar (eine Art Bottich) verkauft; er wird in 5 Gamellen eingetheilt und sein Gewicht in 2000 Pfd. altes pariser Marktgewicht. — Die Einwohner haben sich in viele kleine, theils monarchische, theils republikanische Staaten getheilt, und an den Küsten haben die Europäer einige Besitzungen. Inländische Staaten sind: 1) Die Lande der Fulier oder Poulen (dasselbe Volk, welches in Nigritien unter dem Namen Fellata's vorkommt), auf beiden Seiten des Senegal und an den Quellen des Gambia, in verschiedenen Abtheilungen. Darin Gumel, die Residenz des Regenten der Senegal-Fulier, liegt an einem Arme des Senegal. Die senegalischen Inseln: Morfil und Bilbas, wo sich viele Elephanten aufhalten. Der Staat Foutatoro, östlich von Burb-Jalof, eines der größten Reiche in diesem Theile von Afrika, dessen Regent Almany heißt, und dessen Einwohner Mohammedaner sind und (nach Mollien) 2 Millionen betragen, mit der Hauptstadt Sedo von 6000 Einwohnern; Kasson, am Senegal, gut bevölkert und wohl angebaut, mit vielen Ortschaften, unter einem mohammedanischen Könige, dessen Residenz Kuniakari ist; Ludamar, ein sandiges, von Fulieren bewohntes, aber unter einem maurischen Herrscher stehendes Land, mit der Hauptstadt Benaum; Kaarta, südlich von Kasson, mit der Hauptstadt Kemmoo; Fuladu, ein gebirgiges Land, am obern Senegal; der Staat Fouta d'Jallon, sehr gebirgig und mit den Quellen der Flüsse Senegal, Gambia, Rio-Grande und Falehme. Die Hauptstadt heißt Timbo und hat eine Moschee, 3 Forts und 9000 Einwohner. Baby, eine andere Stadt mit 5000 Einwohnern. Westlich von Fouta d'Jallon liegt das gleichfalls von Fuliern bewohnte Land Iranké, von hohen Gebirgen durchschnitten, worunter das Lantegur-Gebirge. Der Hauptreichthum der Einwohner besteht in der starken Viehzucht. — 2) Das Land der Jalofer oder Dschalofer, eines mächtigen Volkes zwischen den Flüssen Senegal und Gambia. Darin: Hoval oder Ualo, auch Wallo, vom Meere bis gegen die Insel Morfil, unter einem Beherrscher, der Brak genannt wird, mit der Insel Bifesche und vielen französischen Niederlassungen für den Ackerbau, die jetzt in 4 Kantons eingetheilt sind, worunter der Kanton von Dagana, nach dem Negerdorfe gl. N. so genannt, der entfernteste und mit einem militärischen Posten versehen ist und 24 M. oberhalb St. Louis liegt; Hikarkar, Residenz des Burb-Jalof oder Kaisers von Jalof. Nach Neuern ist Warkhogf oder Warkor die Residenz des Burb; Ghigis, gegenwärtige Hauptstadt des Staates Kayor, der sich an der Küste bis zum grünen Vorgebirge hinzieht, ziemlich mächtig ist, und dessen Regent den Titel Damel führt; Ghiakau, Residenz des Regenten von der Landschaft Sin, worin auch Dschoal (Joal), ein altes franz. Komptoir, nebst einem großen, stark bevölkerten Negerdorfe liegt. Mollien nennt als Hauptort Quamkeore. Die Einwohner dieser Landschaft Sin, so wie von dem angrenzenden Baol, sind Serreren. — 3) Das Reich Galam od. Kajaaga, von Serawullis od. Serracolets bewohnt, die unter einem Könige stehen, der von den Regenten der kleinen Staaten, woraus das Land besteht, erwählt wird. Hier hatten die Franzosen sonst ein Fort, St. Joseph genannt, das aber jetzt zerstört ist. An der Stelle desselben ist 1825, bei dem Dorfe Makana, von den Franzosen ein Komptor errichtet worden, das St. Charles heißt und der Mittelpunkt vieler Handelsgeschäfte ist. Oberhalb des Dorfes Bakel, auf dem linken Ufer des Senegal, 62 Meilen in gerader Linie von St. Louis, ist die 1818 gegründete französische Handelsniederlassung Bakel oder Baquelle, mit einem Fort. — 4) Die Lande der Mandigoer, am Gambia und am Falehme. Darin folgende Staaten: a) Bambuk, dessen westliche Grenze der Falehme macht. Das Gebirg Tabaura zieht sich durch dieses Land, welches sehr goldreich ist. Das meiste Gold findet sich in der Nähe des Natacon, eines Berges, unweit des Dorfes gl. N., am linken Ufer des Rio d'oro. Dieses Reich besteht aus drei von einander unabhängigen Staaten: Bambuk, Salaba u. Konkudu, wovon der Beherrscher des erstern der mächtigste ist; — b) das Reich Bondu, westlich von Bambuk, zum Theil von Fuliern bewohnt. Es steht unter der Regierung eines Königs, dessen Hauptstadt (nach neuern Reisenden) Boolibany heißt, am Fuße einer kahlen Bergkette u. mit 1500—1800 Einw.; — c) Dentilia; vom Falehme durchströmt; — d) Manding, westlich von Bambarra in Nigritien, vom Joliba durchströmt und sehr gebirgig, darin die Stadt Kamalia, in einem engen Felsenth.; — e) Salum, am Küstenflusse gl. N., 900 □M. groß, mit 300,000 Einw. Die Hauptstadt und Residenz des Königs ist Cahone, am Salumflusse, 12 M. vom Meere; — f) Barra, westlich von Salum, mit 200,000 Einw. Darin: Albreda, Stadt mit 7000 Einw., am Gambia, wo die Franzosen ein Handlungs-Komptoir haben; — g) Yany, darin: Pisania, Drf. am Gambia, sonst mit einer englischen Faktorei, ist aber jetzt zerstört; — h) das Reich der Wulli, darin die Stadt Medina, ungefähr 250 engl. Meilen von der Küste entfernt, mit 250 Häusern und 1500 Einw. Barraconda, Stadt mit Pallisaden und Dornhecken umgeben, hat 1500 Einw. und liegt nördlich vom Gambia, der in dieser Gegend einen Wasserfall macht. — 5) Die am obern Joliba und dessen Nebenflüssen gelegenen Länder, als: a) Kuranko, mit der

Hauptstadt **Kolakonka**, wo, oder eigentlich in dem südlicher gelegenen Lande Kissi, der Joliba entspringt; — b) **Kissi**, Gebirgsland und von unzähligen Bächen durchschnitten; — c) nördlich von Kuranko liegt **Sulimana** (bei Laing Land der **Soolima's**), mit der Hauptstadt **Falaba**, am Flusse Fala, mit einer Pallisaden-Mauer und mit Graben umgeben und mit 6000 Ew.; — d) **Baleya**, von Djalonke's bewohnt, grenzt westlich an Fouta d'Jallon und südlich an Sangaran, vom Joliba durchflossen und sehr fruchtbar; — e) **Amana**, östl. von Baleya gelegen, vom Joliba durchflossen und von Djalonke's bewohnt, mit dem Dorfe **Couroussa**, wo Caillié zuerst den Joliba erblickte, der hier 900 F. br. ist; — f) **Bouré**, nördl. von Anana, und von Djalonke's bewohnt, wird vom **Tankisso**, einem Nebenflusse des Joliba, durchflossen u. ist äußerst goldreich; — g) **Kankan**, nördlich von Sangaran und von dem **Milo**, einem Nebenflusse des Joliba, bewässert, mit der Stadt **Kankan** am Milo, mit 6000 Ew.; — h) **Sangaran** (bei Laing Land der **Sangora's**), südlich von Kankan, grenzt auch an Kuranko u. breitet sich an beiden Seiten des Joliba aus; — i) **Ouassoulo** (**Wassulo**), zwischen Kankan und Bambarra, ein sehr fruchtbares, von Fula's, die lauter Hirten sind, bewohntes Land, welches der **Sarano**, ein Nebenfluß des Joliba, bewässert. Der Häuptling wohnt in dem Dorfe **Sigala**; — k) **Toron**, $1\frac{1}{2}$ Tagereisen südöstl. von Kankan, von heidnischen Negern bewohnt, die mit großer Sorgfalt Ackerbau treiben u. Eisengeräthe verfertigen. — 6) Die **Bissagos**- od. **Bijuga-Inseln**, welche unweit der Mündung der Flüsse Geba und Rio Grande liegen u. von den rohen, kriegerischen Bijuga's bewohnt sind. Sie bilden einen Archipel von 16 Inseln, die fruchtbar u. von einer Sandbank umgeben sind. **Formosa** und **Kazegut** gehören zu den wichtigsten derselben. — **Europäische Besitzungen in S.** 1) Die **Briten** besitzen Faktoreien an der an Gummi reichen Küste von **Portandik**, welche man gewöhnlich zur **Sahara** rechnet, und die Insel **James**, mit dem Fort gleichen Namens, im Flusse Gambia. Auf der in der Mündung des Gambia liegenden Insel **St. Maria** haben die Briten die befestigte Stadt **Bathurst**, mit 2000 Einw. angelegt. Der Ort ist der wichtigste Handelsplatz am Gambia. Auf der 5 Meilen langen und 3 Meilen breiten Insel **Bulam** oder **Bulama**, welche an der Nordseite der Mündung des Rio Grande liegt, versuchten die Briten eine Kolonie anzulegen, gaben sie aber wieder auf; doch wird jetzt auf's Neue von ihnen eine Kolonie gegründet. — 2) Die **Franzosen** haben die Insel **St. Louis** od. **Insel des Senegal** in der Mündung dieses Flusses, klein, flach und sandig, aber jetzt ganz angebaut, mit Stadt und Fort **St. Louis**, wo der Gouverneur seinen Sitz hat, und wo nebst den dazu gehörigen Inseln **Babaghé**, **Safal** und **Gheber**, die gleichfalls vom Flusse Senegal gebildet werden, (1825) 10,300 Menschen lebten; und die Insel **Goree**, von den Eingebornen, **Bir** genannt, auf der Südseite des grünen Vorgebirgs, die aus einem niedrigen und einem hohen, schroff aus dem Meere emporsteigenden Theile besteht und eine $^2/_3$ der Insel einnehmende Stadt, mit einem Fort, einem Hafen und 5830 E. enthielt. Im J. 1841 hingegen zählte man in diesen französischen Besitzungen 19,078 Menschen, worunter 225 Weiße, 80 Angestellte, 734 Soldaten, 9395 freie Farbige und 10,283 Sklaven. — 3) Die **Portugiesen** haben die Stadt **Kachao** oder **Kaschau**, an der Mündung des Domingoflusses, mit einigen Festungswerken, einem Hafen und 500 Einw.; die Insel **Bissao** und mehre Etablissements vom St. Domingo- bis zum Nunezflusse, worunter **Geba**, am gleichnamigen Flusse.

Senegapflanze (Bot.), s. v. a. Senega-Kreuzblume, Polygala Senega *L.*

Senegasyrup (Syrupus Senegae, Pharm.), aus einem Absud der Senegawurzel mit Zucker bereitet, gelblich von Farbe.

Senegawurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radia Senegae, s. Polygala Senega *L.*

Seneghe (**Senegui**), ital. Dorf, Insel Sardinien, **Sassari**, bei S.-Lussurgiu; Kupfer-, Blei- und Eisenminen; 1930 Einw.

Senegin (Chem.), 1) der von L. **Gmelin** so benannte, eigenthümliche kratzende Bestandtheil der Senegawurzel (von Polygala Senega, auch P. virginiana genannt) **Polygalasäure** nach **Quevenne**, **Polygalin** und **Isolusin** nach **Peschier**, kratzender Extraktirstoff nach **Pfaff**, von **Gehlen** sowohl in P. Senega als auch in P. amara entdeckt, später auch von **Peschier** in P. Chamaebuxus gefunden, von **Dulong**, **Femulle**, **Trommsdorff**, am vollständigsten aber von **Quevenne** untersucht u. zuerst rein dargestellt, wird nach letzterem erhalten, wenn man den wässerigen Auszug der Senegawurzel mit Bleizucker fällt, die von dem Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit durch Schwefelwasserstoff vom Blei befreit, verdampft, das geistige Extrakt, nachdem es vorher mit Aether behandelt wurde, in Wasser löst und mit Bleiessig fällt. Der so erhaltene Niederschlag liefert, nach dem Auswaschen, Zersetzen mit Schwefelwasserstoff und Behandeln des verdampften Filtrats mit Alkohol, das S. im reinen Zustande. Es ist ein weißes Pulver, geruchlos, anfangs fast geschmacklos, später jedoch sehr scharf, im Schlunde kratzend und zusammenziehend, an der Luft unveränderlich, erregt als Pulver Nießen, ist nicht flüchtig, zersetzt sich aber erst bei 200°, löst sich in kaltem Wasser langsam, in heißem leichter, die Lösung schäumt beim Schütteln (soll schwach sauer reagiren), auch in Alkohol, nicht in Aether, Essigsäure, Oelen. Es zersetzt die kohlensauren Alkalien nicht, löst sich leicht in ätzenden, ohne sie zu neutralisiren. Ein sehr charakteristisches Unterscheidungszeichen des S. von dem ähnlichen Sapaim bietet das Verhalten zur Salzsäure dar. Zusammensetzung: $C_{22}\ H_{18}\ O_{11}$. — 2) Nach **Buchholz**, außer dem vorigen, auch der kratzende Stoff der Seifenwurzel (von Japonaria officinalis), weil er beide für identisch hielt. Da aber diese beiden Körper bei aller

62*

Aehnlichkeit doch mehre von einander verschiedene Eigenschaften besitzen, so ist es vorläufig angemessener, jeden derselben besonders zu behandeln und zu benennen, daher denjenigen der Senega und anderer Polygala-Arten mit S. und denjenigen der Seifenwurzel verwandter Cargophyllaceen u. s. w. mit Saponin zu bezeichnen.

Senegin, modificirtes (modificirte Polygalsäure, Chem.), ein Zersetzungsprodukt des Senegins durch Salzsäure, wird nach Quevenne gewonnen, wenn man Senegin bei gewöhnl. Temperatur mit 30 Theilen Salzsäure anrührt, wodurch es zu einer grünen, gallertartigen Masse aufquillt (während unter denselben Umständen das ähnliche Saponin nicht gallertartig aufquillt, sondern sich auflöst, aber beim Erwärmen oder auch beim Stehen eine weiße, saure Substanz fallen läßt, diese mit Wasser wäscht, in Alkohol auflöst und die Solution verdunstet). Es ist gelblichweiß, schmeckt scharf bitter, löst sich nicht in Wasser, wohl aber in Alkohol, die Lösung reagirt sauer, wird von Gerbesäure und den meisten Metallsalzen gefällt, von Wasser gallertartig coagulirt.

Senelosa, franz. Vorgebirg, Insel Korsika, der südwestlichen Küste, südlich vom Golf de Velineo.

Senembi (Amphib.), in Brasilien s. v. a. gemeine Kammeidechse, Jguana tuberculata *Laur.*

Senenois, ehemaliges französ. Gouvernement, in der Champagne (s. d.).

Senepuxentbai, nordamerik. Bai, V. St., Staat Maryland (s. d.).

Senerchia, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Principato-citer., nordöstlich von Campona; 1470 Einw.

Senergues, franz. Dorf, Dep. Aveyron, Bez. Rhodez; 1540 Einw.

Senes (lat., Plur. von Senex), Greise.

Senes (Geogr.), span. Flecken, nordöstlich von Almeria; 700 Einw.

Senes ad coëmtiones (röm. Ant.), Greise, mit welchen sich Weiber, die Familiengottesdienste übernehmen und sich gern davon befreien wollten, zum Schein verehlichten und so die Sacra auf diese übertrugen.

Seneschall (Seneschallus, Staatsw.), vom altgermanischen Senne, Sende (d. i. Heerde Vieh) und Schalk (Aufseher), ursprünglich ein Aufseher über die Viehheerden, später an den Höfen Derjenige, dem die Besorgung der Tafel und somit auch die oberste Aufsicht über die Heerden und endlich über das ganze Hauswesen übertragen war. Unter den Merovingern bildete sich der Begriff weiter aus und das Wort wurde nunmehr besonders in Frankreich heimisch, während ein solcher Beamter in Italien Scalco, in England Steward, in Deutschland Truchseß (Dapifer) hieß. In noch späterer Zeit ward aus dem S. in Frankreich ein königlicher Beamter, dem auch richterliche Funktionen anvertraut waren, und in den einzelnen Provinzen gab es S.e, welche die oberste Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten und an der Spitze der Ritterschaft standen; ihre Gerichtsbezirke hießen Sénéchaussées. Der jedesmalige S. am Hofe des Königs führte den Titel Groß-S. Auch an den Höfen der Lehnsfürsten in Frankreich gab es S.e.

Seneschitz (Seneshitze), österr.-steier. Dorf u. Gemeinde, Kr. Marburg, Bez. Großsonntag; 180 Einw.

Senes coëmtiales (röm. Ant.), Sklaven, die wegen ihres Alters in größeren Partien verkauft oder besseren als Zugabe mitgegeben wurden.

Senesino (Biogr.), 1) Ferdinando, s. Tenducci; — 2) Francesco, s. Bernardi 10).

Senetar (Senotarow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Raitz; 580 Einw.

Senetin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Roth-Janowitz; 190 Einw.

Senetz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Gut Petrowitz; 430 Einw.

Sénevé (franz., Bot.), s. v. a. Feldsenf, Sinapis arvensis *L.*

Senewiten, s. Mohammedanische Sekten.

Senex (lat.), Greis.

Senex (Säugeth.), s. v. a. Macacus Silenus *L.* (Simia Senex *Erxl.*).

Senez, franz. Kantons- und Gebirgsstadt, Depart. Basses-Alpes, nordwestlich von Castellane, an der Asse, zwischen Bergen; Seidenspinnerei; 860 Einw. — Geschichtliches. S. ist das Sanitium (Civitas Saniciensium) der Alten. Es war schon im 5. Jahrhundert Sitz eines Bisthums und gehörte zum Theil dem Bischof, zum Theil später den Grafen von Carcés. Die Bischöfe wünschten schon lange wegen der Unbedeutendheit des Ortes und der unfreundlichen Lage desselben eine Verlegung des Bisthum von hier nach Castellane.

Senf (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sinapis *L.*; — Schwarzer S. (pharm. Bot.), s. v. a. Semen Sinapis; s. Sinapis nigra *L.*; — Weißer S., s. Sinapis alba *L.*; — Wilder S., s. v. a. gebräuchliche Rauke, Sisymbrium officinale *Scop.*, und Ackerrettig, Raphanus Raphanistrum *L.*

Senf (Mostrich, franz. Moutarde, engl. Mustard, Waarenk. u. Hausw.), pikante Speise zu Rind- und anderem Fleisch genossen, auch anderen Speisen, wie der Senfsauce (s. Sauce) beigemischt, aus den Körnern von Sinapis alba *L.* bereitet, die zu diesem Zwecke auf kleinen Handmühlen (Senfmühlen) fein gemahlen und zwischen Reibsteinen mit Most oder Essig und verschiedenen gewürzhaften Substanzen, auch wohl mit Meerrettig zusammengerieben werden, so daß sie einen dickflüssigen Brei bilden, der dann in irdenen, porzellanenen oder gläsernen Fläschchen mit weiter Oeffnung oder in kleinen Fäßchen versendet wird. Besondere Berühmtheit in der Senffabrikation haben einige düsseldorfer Häuser erworben, welche vorzüglich sauren S. liefern, während der französische mit Zucker angemacht u. also süß, auch nicht so fein gerieben ist. Den meisten bringt man aus Oesterreich, Mähren,

Frankreich, besonders von Dijon und Chalons, u. aus Frankfurt a. d. O. Der kremser in Oesterreich ist vorzüglich im Rufe, sowie auch der französische von Dijon und Bourgogne und Chalons in Champagne, die häufig an die fürstlichen Höfe in Deutschland u. Italien verschickt werden. Sie haben einen viel feineren und angenehmeren Geschmack, als die anderen Arten. Der frankfurter kommt in kleinen Fäßchen zu Markte, die etwas mehr als eine berliner Bouteille enthalten. Der österreichische und mährische wird eimerweise gehandelt. Der Mostrich muß frisch, beißend, dick und darf nicht dumpfig von Geschmack seyn. Der englische S., aus schwarzem Senfsamen, dem die Schale genommen ist, bereitet, wird bloß zu Mehl gerieben, in Blasen, Gläsern oder hölzernen Büchsen verkauft, beim Gebrauch mit warmen Wasser oder Fleischbrühe angefeuchtet und umgerührt; doch kommt jetzt auch angemachter engl. S. direkt von England in hellblauen, etwa 1 Pfund haltenden Flaschen in den Handel.

Senf (Biogr.), **Karl Friedrich**, Mediciner, 1776 zu Halle geboren, seit 1808 außerordentlicher Professor der Medicin und Direktor der Entbindungsanstalt in Halle, wo er 1816 †. Schrieb: Lehrbuch für Hebammen, Halle 1812, mit Kpfn.; — Ueber das Verhältniß der Hebammen zum Staate, das. 1812; — Ueber die Wirkungen der Schwefelleber in der häutigen Bräune und verschiedenen anderen Krankheiten, das. 1816.

Senfbirne (Pomol.), nach **Metzger** zu der Abtheilung der Straßenbäume gehörig. Frucht klein, rauh, dauert bis November. Wird im Odenwalde und bei Großbottwar in Würtemberg, wo sie allgemein verbreitet ist, zum Mosten, Dörren und zur Latwergebereitung allgemein verwendet. Der Baum erreicht eine bedeutende Größe, ist sehr fruchtbar und gedeiht auf den höchsten Höhen des Odenwaldes sehr gut.

Senfel (Senfl), **Ludwig**, einer der trefflichsten und berühmtesten Tonsetzer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wurde wahrscheinlich in den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts zu Zürich geboren, obgleich der berühmte Gelehrte Simon Minervius in einem Briefe an einen münchener Patrizier, Bartholomäus Schrenck, gerichtet, versichert, er sey zu Basel geboren. Nach Lipowskys Mittheilungen lernte S. in seiner Vaterstadt singen und kam dann als Chorknabe nach Wien an den Hof des Kaisers Maximilian I. (vielleicht um 1493), wo er in der Musik weitere Ausbildung erhielt u. von dem berühmten Kontrapunktisten Heinrich Isaak, Kapellmeister des Kaisers u. Schüler Josquin's, Anleitung in der Komposition empfing. Schon während dieser Lehrjahre zeichnete sich S. rühmlichst aus, was auch aus Folgendem schon hervorgeht. Der schon oben erwähnte Simon Minervius suchte den Isaak zu bereden, die Oden des Horaz in Musik zu setzen. Letzterer erwiderte ihm, er habe in seiner Jugend schon einen Versuch gemacht, allein die Musik wieder liegen lassen. Indessen werde er dieselbe gelegentlich wieder hervorsuchen; doch wäre es ihm lieber, wenn sich ein Anderer dieser Arbeit unterzöge, der nicht nur des Dichters Geist auffassen, sondern auch mit seiner Kunst und seinem berühmten Namen solch ein Werk schmücken könnte. Mit dieser Rede deutete er auf seinen Schüler S., der in der Folge auch wirklich die Oden des Horaz und einige Lieder des Lukull für 8 Stimmen in Musik setzte, welche 1554 zu Nürnberg gedruckt erschienen. Letzterem Werke ist anstatt der Vorrede der angeführte Brief von Minervius an B. Schrenck vorgedruckt, der auch diese Nachrichten enthält. Nach dem Tode Maximilians I. gab sich Wilhelm IV., Herzog von Bayern, alle Mühe, den nun schon berühmten S. in seine Dienste zu bekommen. Dieser folgte gern und willig diesem Rufe und erfreute sich nicht allein der Hochachtung, sondern auch der Freundschaft des Herzogs. Nach Lipowsky starb der auch durch seinen einnehmenden Charakter ausgezeichnete Tonsetzer um das Jahr 1555; andere Schriftsteller, z. B. Forkel, setzen sein Todesjahr zwischen 1540 u. 1550. S.s Ruf als höchst bedeutender und fruchtbarer Tonsetzer war überall hin verbreitet; seine Werke für die Kirche, wie für das Haus liebte Jeder, dem überhaupt die Musik lieb und theuer war, und freudig nannte das dankbare Zeitalter diesen Künstler: in Musica totius Germaniae nunc principem, den vorzüglichsten Musiker von ganz Deutschland. Vgl. Sebald Heyden, De arte canendi, Nürnberg 1540. Was uns S., auch ohne Rücksicht auf dessen außergewöhnliche musik. Wissenschaft insbesondere wichtig macht, ist die Achtung und Freundschaft Luthers, deren er sich bis an dessen Tod zu erfreuen hatte. Luther war von der Kraft des in S.s Kompositionen herrschenden Ausdrucks so eingenommen, daß er ihm sogar bisweilen um dieses Talents willen beneidete, wie man aus verschiedenen Stellen seiner Tischreden ersehen kann, worin er S.s erwähnt. Ein anderer Beweis von Luthers Hochachtung ist das 1530 von Koburg aus an S. gerichtete, in lateinischer Sprache verabfaßte Schreiben, welches köstliche Dokument bekannter zu seyn verdiente, als es der Fall ist, und welches Forkel in seinem Musikalmanach von 1784 mitheilt. Er bittet ihn darin um die Bearbeitung des Liedes „In pace in id ipsum dormiam etc“. Nach Mathesius („Leben Luthers“, Nürnberg 1588, Fol., 1590 u. 91) hat sich Luther auch eine Komposition über die Worte des 118. Psalm's: „Non moriar, sed vivam et narrabo opera domini“ von seinem Freund S. aus. Auf jeden Fall erhielt er von ihm beide Texte komponirt, wie Mathesius weiterhin ausdrücklich bemerkt: „Mein guter Freund Senfli, der mir durch den Pfarrner zu Bruck viel lieblicher Psalm zugeschicket, willfahret mit Freuden Dr. Luthern und schickt ihm die schöne Moteten, das non moriar u. Respons: „in pace in id ipsum“ 2c. Von S.s Werken ist im Vergleich zu anderen Meistern nur sehr wenig auf uns gekommen. Das Meiste, was er schuf, ist in verschiedenen Sammlungen niedergelegt, welche im 16. Jahrhundert gedruckt wurden. Manche seiner Kompositionen ruhen seit Jahrhunderten in sauberen Abschriften in einigen großen

Bibliotheken, namentlich auf der münchener, u. nur wenig Hefte übergab er selbst der Oeffentlichkeit; z. B. „Deutsche Lieder" mit 4 Stimmen, Nürnb. 1536; — „Magnificat 8 tonorum", 1537; — Kollektionen, Psalmen, das. 1542. u. s. w. In Glarean's Dodecachord findet sich ein vierstimmiger Satz in der lydischen Tonart über die Worte: „Deus in adjutorium meum intende etc." und ein dreistimmiger Kanon; in Jak. Paix Orgeltabulatur der geistliche Gesang: „Vita in ligno", und der weltliche „Ich armes Mägdlein klag mich &c." in Desselben Sammlung alter Fugen.

Senfessig, ein aus zerkleinerten Hollunderblüthen, Selleriewurzel, Körbelkraut, Boragenkraut, Schnittlauch, Estragon, Knoblauchzwiebeln und Weinessig bereiteter feiner Tafelessig.

Senff (Biogr.), 1) Adolf, Maler von Halle, studirte gegen seine Neigung Theologie und wurde dann Lehrer an der Bürgerschule in Leipzig. Im J. 1810 folgte er dem berühmten Maler Gerhard von Kügelchen als Erzieher von dessen Kindern nach Dresden und fand dadurch Gelegenheit, seiner Neigung zur Malerei folgen zu können. Schon 1811 sah man auf der dresdner Kunstausstellung Bilder von ihm, besonders schöne Porträte in Pastell und Oel, die bereits ein entschiedenes Talent zur Malerei aussprachen, welches Kügelchen mit aller Sorgfalt pflegte. Hierauf malte er mehre historische Darstellungen, worunter auch einige Kopien nach Werken der dresdner Gallerie. In Rom, wohin er sich um 1820 begab, wurde er bald zu den vorzüglichsten deutschen Künstlern gezählt und seine Bescheidenheit gewann ihm die Liebe Thorwaldsen's, mit dem er in einem Hause wohnte und dessen Rath er sich bei seinen Arbeiten vorzüglich bediente. Die schöne, lebensgroße Madonna als Himmelskönigin von Engeln umgeben, welche er 1821 für den Gutsbesitzer Ridolphi zu Schwarzen malte, war ganz nach Thorwaldsens Angabe entworfen und ausgeführt. Dieser Kunstfreund erwarb auch einen schlafenden Christus, den S. noch in Dresden malte. Seine Kopien einiger Meisterwerke Raphael's, wie der Madonna von Foligno in der Größe des Originals, die berühmte Grablegung in der Gallerie Borghese und der Madonna dell' Impannata aus dem Palazzo Pitti in Florenz, gehören zu den schönsten nach diesem Meister. Um dieselbe Zeit malte er neben einer eigenen Komposition für den Domherrn v. Ampach, Christus und die Kananäerin darstellend, auch Bildnisse, worunter jene von Thorwaldsen u. von Rudolphi zu den früheren gehören. Die Zahl der Werke, welche S. in Rom ausführte, ist sehr bedeutend, da er die größte Zeit seines Lebens daselbst zubrachte. In der späteren Zeit widmete er sich nicht mehr ausschließlich der Historienmalerei. Zu seinen Werken aus dem Gebiet des Genre gehören mehre italienische Volksscenen, Charakterköpfe und Kostümstücke, die in verschiedenen Besitz über gingen. Dann malte er auch Stillleben und treffliche Blumenstücke. Seine Blumen sind öfters in etrurische Vasen und Schalen gesammelt, die auf Marmortafeln neben Früchten stehen. Die Blumen- und Genrestücke sind es vornehmlich, welche dem Künstler in der späteren Zeit einen rühmlichen Namen erworben haben. S. war noch 1846 in Rom thätig. — 2) Karl August, Maler und Kupferstecher, Bruder des Vorigen, um 1770 in Halle geboren und in Dresden gebildet, malte Bildnisse und Landschaften, so wie einige Genrestücke, radirte in Kupfer und arbeitete in Punktir- und Aquatintamanier. Im Jahre 1803 wurde er als Universitätskupferstecher nach Dorpat berufen.

Senfft von Pilsach, Christ. Friedrich Ludwig, Graf, Staatsmann, 1774 zu Oberschmon in Thüringen geboren, ward 1796 Justizrath, 1801 kurfürstl. sächs. geh. Referendar, 1806 Gesandter zu Paris und Kabinetsminister und Staatssekretär in Dresden, 1811 Graf. Im J. 1813 folgte er dem Könige von Sachsen nach Regensburg, Linz und Prag, wo er ein Verständniß mit Oesterreich einleitete. Als Napoleon deshalb seine Entsetzung forderte, nahm er seinen Abschied, ging nach Grätz und trat als Geheimerath und Kämmerer in österreichische Staatsdienste, nahm jedoch 1815 seine Entlassung und lebte seit 1817 zu Paris, wo er 1819 zur katholischen Kirche übertrat. Im J. 1825 ging er als kaiserl. außerordentlicher Botschafter nach Turin, warb 1831 um die Prinzessin Maria Anna für den König von Ungarn, wurde 1832 österreichischer Gesandter in Florenz, 1836 im Haag, 1839 bei der Konferenz in London, dann außerordentlicher Gesandter in München.

Senfgurken, s. Gurken.

Senfkohl (Bot.), 1) s. v. a. schwarzer Senf, Sinapis nigra *L.* — 2) s. v. a. Eruca sativa *Lam.*

Senfkornorden, geheimer mystisch-religiöser Orden, von Zinzendorf im Anfang des 18. Jahrh. zur Verbindung der Menschen mit Gott und dem Erlöser, Erzielung einer vorsichtigen, doch ehrlichen und aufrichtigen Handlungsweise, Ebenung der Wege des Herrn, Verhinderung aller Neuerungen in Lehren und Gebräuchen der Kirche gestiftet. Ordenszeichen: ein goldner Ring mit der Schrift: „Unser keiner lebt ihm selber," und ein an den Ecken grünemaillirtes Kreuz mit dem Bild eines Senfkorns in der Mitte und der Umschrift: Quod fuit ante nihil, an einer goldenen, halb aus geschlossenen, halb aus offenen Senfkörnern gebildeten Kette, oder an grünem Band bei Weltlichen, an weißem, mit grüner Einfassung bei Geistlichen. Gleicher Rang für alle Mitglieder war Hauptgrundsatz und für den Fall einer Versammlung in der Kapelle der Gnadenstadt sollte ein purpurner Kaftan mit einem Silberkreuz auf dessen rechter Seite als Ordenstracht dienen.

Senfkraut (Bot.), s. v. a. gemeines Barbenkraut, Barbarea vulgaris *R. Br.*

Senfl, Komponist, s. Senfel.

Senfmolken, s. Molken.

Senföl (Chem.), 1) ätherisches (Schwefelcyom-Allyl), wird aus den Samen von Sinapis nigra *L.* durch Destillation mit Wasser erhalten. Man befeuchtet die zerstoßenen, durch Pressen möglichst von fetten Oelen befreiten

Samen mit kaltem Wasser und destillirt erst nach vorhergegangener mehrstündiger Maceration in der Kälte, da das Oel durch den Einfluß des Wassers aus den Samen, ähnlich wie das Bittermandelöl aus den bitteren Mandeln, erst erzeugt wird und nicht fertig gebildet darin vorhanden ist. Das mit dem Wasser überdestillirende Oel ist gelblich, von 1,038 spec. Gew. Durch Rektifikation für sich oder mit Wasser wird es farblos erhalten von 1,015 spec. Gew. Seine Dampfdichte ist 3,4; es kocht bei 143° (Dumas u. Pelouze). Nach Robiquet und Bussy erhält man durch mehrstündiges Erhitzen des S.s für sich bis zu 100° eine geringe Menge eines sehr flüssigen, farblosen, schwach ätherartig riechenden Oeles, was sich nicht mit Wasser mischt, demselben aber seinen süßlichen Geschmack ertheilt. Auf freiem Feuer beginnt nach denselben Chemikern das Oel bei 110° zu sieden. Sein Kochpunkt steigt allmählig bis 255°. Von nun an verändert sich der Siedepunkt nicht merklich, es geht ein farbloses Oel von 1,015 spec. Gew. uber. Der zuerst abdestillirte Theil für sich erhitzt, beginnt schon bei 90° zu sieden, bis zu 130° geht ein starkgefärbtes Oel von 0,986 spec. Gew. über; das erst zwischen 130 und 155 destillirende ist farblos und von 1,009 spec. Gew. In 100 Theile Wasser lösen sich 2 Theile Oel. Alkohol und Aether lösen es sehr leicht, durch Wasserzusatz wird es daraus abgeschieden. Phosphor und Schwefel lösen sich in dem Oele in bedeutender Menge beim Erwärmen und scheiden sich beim Erkalten daraus krystallinisch ab. Es absorbirt Chlor unter Bildung von Salzsäure. Mit Kalium erwärmt, bildet sich unter Explosion Schwefelkalium und Schwefelcyankalium. Mit Kalilauge gekocht, entwickelt sich Ammoniak und Schwefelkalium, Schwefelcyankalium. Mit Kalilauge gekocht, entwickelt sich Ammoniak und Schwefelkalium, Schwefelcyankalium und ein nicht näher untersuchter Körper bildet sich gleichzeitig (Dumas, Pelouze). Mit Ammoniak entsteht ein eigenthümlicher Körper (s. Thiosinammin). Mit Salpetersäure entstehen nach Löwig ebenfalls eigenthümliche Produkte (s. Nitrosinapylharz und Nitrosinapylsäure). Durch Behandlung des S.s mit frischgefälltem Bleioxyd in der Wärme wird ihm aller Schwefel entzogen und man bekommt nach Simon abermals eine besondere Substanz (s. Sinapolin). Dumas und Pelouze haben das Oel zuerst analysirt, allein über 10,30 Proc. Sauerstoff mit in Rechnung gebracht, den es, wie Löwig zuerst zeigte, nicht enthält. Werden diese 10,30 Proc. Sauerstoff als Schwefel berechnet, so stimmen die Analysen von Dumas und Pelouze, Löwig und Weidmann, Varrentrapp u. Will sehr gut mit einander überein und geben für das Oel folgende Formel: $C_8\ H_5\ WS_2$. Ganz dieselbe Zusammensetzung und dasselbe Verhalten zeigt nach Hubatka das Meerrettigöl. — 2) S., fettes, durch Pressen des gepulverten Samens erhalten, gehört zu den nichttrocknenden Oelen. Der schwarze Senf gibt nur 18 Proc.; das Oel ist bräunlichgelb, von mildem Geschmack, schwachem Senfgeruch 0,917 spec. Gew., erstarrt bei — 17,5°. Der weiße Senf gibt 36 Proc.; das Oel ist goldgelb, von eigenthümlichem scharfem Nebengeschmack, 0,914 spec. Gew., erstarrt bei — 16,25°. Außer diesem Oele enthält der weiße Senf noch ein eigenthümliches, bei 120° schmelzbares, krystallinisches, durch Kali nicht verseifbares Fett, welches von Salpetersäure in eine harzige, durch Behandlung mit Kali zinnoberroth werdende Masse verwandelt wird.

Senfölammoniak, s. Thiosinammin.

Senfpflaster (Sinapismus, Pharm.), wird am vortheilhaftesten dadurch bereitet, daß man gepulverten schwarzen Senfsamen mit so viel heißem Wasser zusammenrührt, daß eine teigartige Masse entsteht, welche, auf Leinwand messerrückendick gestrichen, als flüchtiges Reizmittel aufgelegt wird.

Senfrauke (Bot.), s. v. a. Senfkohl, Eruca sativa *Lam.*

Senfsäure (Chem.). Mengt man nach E. Simon gepulverten weißen Senfsamen mit etwas Wasser, läßt einige Zeit stehen (um die Schärfe und Säure zu entwickeln), extrahirt dann mit Aether, verdunstet die ätherische Lösung zum Extrakt und stellt dieses an die Luft, so schießt Erucin an. Behandelt man aber das (scharfe und saure) ätherische Extrakt mit Wasser, verdampft die wässerige Lösung vorsichtig, zieht den Abdampfrückstand mit Aether aus, verdunstet den Aether und läßt aus Alkohol krystallisiren, so erhält man einen sauren Körper, den Simon S. nennt. Diese Säure röthet Eisenoxydsalze, ist nicht flüssig, färbt Alkalien nicht gelb. Aus dem Sulphosinapisin läßt sich diese Säure weder durch Säuren noch durch Alkalien erzeugen; aber die wässerige Lösung des Sulphosinapisins (aus weißem Senf) wird durch die galvanische Säule unter Wasserzersetzung sauer. Durch Destillation des scharfen Senfextrakts erhält man neben Schwefelwasserstoff, schwefliger Säure und Ammoniak auch eine Säure, welche Eisenoxydsalze röthet (Schwefelblausäure?). Ueber die Natur dieser Säuren herrscht noch viel Dunkelheit.

Senfsamen, schwarzer (pharm. Bot.), s. v. a. Semen Sinapis, Sinapis nigra *L.*

Senftenberg (Geogr.), 1) österreich. Besitzungen: a) (Zamberk), Allodialherrschaft, Böhmen, Kr. Königgrätz, mit 25,473 Joch 505 □Klafter Areal und 14,900 Einw.; Besitzung des Freiherrn von Senftenberg; — b) Stadt das., Hauptort der Herrschaft S.; Pfarrkirche, Schloß mit Kapelle und Garten, Spital, 3 Jahrmärkte, treibt Leinen- und Wollweberei; gegen 3000 Einw.; — c) Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, unweit der Donau, hinter Krems, mit Schloß, Pfarrei und Landgericht; 780 Einw.; — 2) preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau, an der schwarzen Elster und Wolschinka, mit Weinbergshäusern, Schloß, deutscher und wendischer Kirche, Gerichtsamt, Untersteueramt, Post, Landgestüte, 5 Jahr- und 2 Wochenmärkte; 1450 Einw.

Senftenbergamt, österr. Amt, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Gföhl, mit 11 zerstreuten Häusern im Gföhlerwald nächst dem Gremsflusse

Senftenburg, österr. Burgruine, Tyrol, Kr. Bruneck, Landger. Sterzing; bei Sterzing.

Senftenhütte (alte Hütte), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Angermünde; 270 Einw.

Senftleben (Zenklew), österreich.=mähr. Kirchdorf, Kr. Prerau, Herrsch. Neu=Titschein; 780 Einw.

Senfweißling (Entom.), s. v. a. Pontia Sinapis *Ochsenh.*

Seng (Ho=Schang), Name der Buddha=priester bei den Chinesen.

Seng (Geogr.), Stadt, s. v. a. Zeng.

Seng (Biogr.), Jakob Christoph, Maler und Radirer, geb. zu Nürnberg 1727, Schüler von J. W. Brasch, malte Bildnisse, Landschaften, Konversations= und Jagdstücke und Stillleben. Aehnliche Dinge scheint er auch radirt zu haben, † zu Nürnberg 1796.

Sengach, würtemberg. Weiler, Neckarkr., O.=Amt Maulbronn; über 100 Einw.

Sengana (Geogr.), 1) Insel vor der Mündung des Nun (s. d.); — 2) afrik. Küstenfluß, Benin, nordwestl. vom Kap Formosa.

Sengelaub, Peter, Maler und Architekt zu Koburg, baute 1597 das Regierungshaus der genannten Stadt u. 1601 das mit Statuen und Gemälden gezierte Gymnasium daselbst.

Sengele (Ichthyol.), in Schwaben s. v. a. Bartgrundel, Schmerle, Cobitis barbatula *L.*

Sengemaschine (Web.), s. v. a. Kareimaschine.

Sengen, 1) überhaupt etwas auf der Oberfläche und nur in geringem Grade verbrennen; — 2) (Weber.), s. v. a. Kareien; — 3) (Schiffb.), ein Schiff am Boden, wo schadhafte Stellen sind, etwas verkohlen, damit der Schade nicht um sich greife, die Risse sich besser zeigen und die Würmer sterben; — 4) (Hutm.), die längsten Haare eines noch nicht fertigen Hutes mit entzündetem Stroh abbrennen; — 5) (Hausw.), die kleinen Federn von geschlachteten Gänsen dadurch entfernen, daß man die Gans kurze Zeit über ein flammendes Feuer hält; — 6) bei Schweinen, besonders wilden Schweinen, die Borsten und Haare mit glühendem Eisen abbrennen.; — 7) gewebten Stoffen von Wolle od. Baumwolle durch Hinziehen über eine Flamme von Steinkohlengas oder Weingeist, oder über glühendes Metall den Flaum von feinen Härchen wegbrennen und sie glatt machen.

Sengenkraut (Bot.), s. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis *L.*

Sengenthal, bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Neumarkt, am Ludwigskanal; 120 Einw.

Sengerblümchen (Bot.), s. v. a. scharfer Hahnenfuß, Ranunculus acris *L.*

Sengghedzong, asiat. Ort, Tübet, südöstl. vom See Palte.

Senghian (Sengkan), Stadt, s. v. a. Sendschan.

Sengilejew, Kreis und Stadt, s. v. a. Singilejew.

Sengkafen (Senghafen), bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberpfalz und Regensb., Landger. Stadtamhof; 240 Einw.

Seng Kiaschi, Stadt, s. Samkassa.

Senglea, Theil von La Valetta, s. Malta.

Seng=Miaotse (Geogr.), s. v. a. Miaotse.

Sengo (Ornith.), s. v. a. Honigkukuk, Cuculus indicator *L.*

Sengoren, Volk, s. v. a. Sangoren.

Senguerd, Arnold, philosophischer Schriftsteller, 1610 zu Amsterdam geboren, studirte zu Leyden und Franecker, wurde in Utrecht Professor der Mathematik und Physik, 1648 in Amsterdam Professor der Philosophie; † 1667. Schrieb: Introductiones ad physicam, Amsterdam 1666; — Exercitationes physicae, das. 1652; — Idea metaphysica, das. 1647; — Collegium physicum, das. 1652; — Collegium ethicum, das. 1651.

Sengumara Brama (ind. Myth.), einer der ältesten Weisen und Fürsten des Menschengeschlechts; lebte zur Zeit eines Enkels des Urvaters aller Gebornen, zur Zeit des Königs Druwen, dem er seine einzige Tochter Brawibamey zur Gattin gab.

Sengun, asiat. Ort, Persien, Prov. Khorasan, östlich von Terschis.

Seng=Wan=Man (chines. Myth.), die höchste Gottheit der Chinesen, welche aus nichts besteht, aus nichts geschaffen worden ist, nichts thut noch denkt, doch nicht ohne große göttliche Eigenschaften gedacht wird, als da sind: Unbegreiflichkeit, Allwissenheit, Gerechtigkeit. Er sitzt im obersten Himmel und schaut mit unveränderlicher Ruhe herab auf das Treiben der Menschen. Er selbst erscheint nirgends abgebildet, weil man sich keine Vorstellung von ihm machen kann.

Sengwarden, oldenb. Pfarrdorf, Herrsch. und Ldgr. Kniphausen; 400 Einw.

Sengwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Neisse; 200 E.

Senhabim (hebr., angew. Zool.), s. v. a. Elfenbein.

Senheim, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.=B. Koblenz, Kr. Zell, an der Mosel, Hauptort der gleichnam. Bürgermeisterei; 740 E.

Seni (Biogr.), Johann Baptista, eigentlich Zemo, Italiener, Hofastrolog in Wallensteins Diensten, war vor der Ermordung Wallensteins in dessen Zimmer und wurde verhaftet und streng verhört, ohne daß man etwas erfahren konnte, was den Friedländer verdächtig machte. In einem Verzeichniß des Hofstaats des Herzogs von 1633 wird er sogleich nach den Kammerherren genannt; 6 Leute und 4 Pferde waren ihm zugetheilt.

Seni (Senni, Münzw.), in Japan die gemeine Scheidemünze von Messing, Eisen oder Kupfer, rund, mit einem 4eckigen Loche, etwa $^2/_3$ Pfennig, 60 S. = 1 Mas. Sie werden gewöhnlich auf Schnüre gereiht und so verwechselt.

Senia (a. Geogr.), römische Kolonie in Liburnien an der Küste und an der Straße von Aquileja nach Siscia, mit einem Hafen, noch jetzt Segna oder Zeng (Plin. III, 21, 25).

Seniavine, austral. Inselgruppe, im Karolinen=Archipel, 1828 entdeckt.

Senibek, Talarenkhan in Kasan von 1476 bis 1480, wo er nach Rußland fliehen mußte.

Senichki, europ.-ruff. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Swinzjani.

Seniculus (Säugeth.), f. v. a. Mycetes ursinus *Geoffr.*, Mycetes Seniculus *Ill.*, f. Brüllaffe.

Senier, St., franz. Dorf, Depart. Manche, Bez. Arranches; Papiermühlen; 930 Einw.

Senig, österreich.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Großsonntag; 120 Einw.

Seniga, ital. Flecken, Lombardei, Prov. Brescia, südl. von Brescia, am Oglio; Gemeinde-Vorstand, Pfarrkirche, 3 Aushülfskirchen, Kapelle; 1830 Einw.

Senigaglia, Stadt, f. v. a. Sinigaglia.

Senik, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Gut Zdechowitz; 130 Einw.

Senilis (lat.), auf das Greisenalter sich beziehend.

Sening, österreich. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Landger. Streitdorf; 330 Einw.

Seninka, österreich.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Wisowitz; 360 Einw.

Senio, ital. Fluß, Kirchenstaat, Deleg. Ravenna, entspringt in den Apenninen, fließt von Südwesten nach Nordosten und mündet in Florenz in den Po di Primaria, rechts; Lauf 42 ital. Meilen. Am S. Gefecht am 2. Febr. 1797 zwischen den päpstlichen Truppen und den (siegenden) Franzosen.

Seniofrid, Sohn Miro's, Grafen von Barcellona, nach dessen Tode 826 er mit seinen Brüdern theilte und Barcellona erhielt; † 867.

Senior (lat.), 1) der Aeltere, Gegensatz von Junior; — 2) der Aelteste, f. Lehn; — 3) der Aelteste einer Familie, in so fern er ein Seniorat besitzt; — 4) ein alter, dienstunfähiger Pfarrer, in Bezug auf seinen Amtsvertreter; — 5) der Vorsteher einer Gesellschaft oder Verbindung, besonders der Vorsteher einer Landsmannschaft auf Universitäten; der zweite Vorsteher heißt Subsenior oder Konsenior.

Seniorat (Rechtsw.), die Successionsordnung, nach welcher Güter auf den Familienältesten ohne Rücksicht auf Linien- und Gradesnähe, sondern bloß in Hinsicht des physischen Alters fallen. Der jüngere Sohn wird daher von der väterlichen Immobilienverlassenschaft durch den ältesten Agnaten der Familie ausgeschlossen. Das S. befindet sich gewöhnlich nur bei solchen Gütern vor, die den Geschlechtsältesten wegen Vertretung der Familienrechte angewiesen sind. Die Ausübung der den Gliedern einer adeligen Familie zustehenden gemeinschaftlichen Rechte, die Erfüllung der ihr obliegenden Verbindlichkeiten, die Besorgung der gemeinschaftlichen Geschäfte wurden einem Familiengliede übertragen, welches man Familiendirektor, sowie das ihm übertragene Amt Familiendirektorium nannte. Da dieses Familiendirektorium genaue Kenntnisse der Familienverhältnisse und Rechte voraussetzte und hiermit Vorzug und Ehre verbunden ist, so hielt man den Geschlechtsältesten für den Geeignetsten, woher es denn kam, daß man das Familiendirektorium das S. (jus senii), und Den, der das Direktorium führte, Senior domus, Familien- oder Geschlechtsältesten nannte. So lange man in Gemeinschaft der Güter und Ländereien blieb, hatten die succedirenden Brüder das gemeinschaftliche Eigenthum, Besitz, Administration und Fruchtbeziehung; aber oft wurde auch dem ältesten Bruder die Ausübung dieser gemeinschaftlichen Rechte überlassen, während die jüngern Glieder nur bestimmte Revenuen aus dem Familiengute bezogen. Als aber später die Güter und Ländereien getheilt wurden, gewisse Rechte aber gar nicht getheilt werden konnten, oder über ihre Theilung man nicht übereinkam und die alte Gemeinschaft in Rücksicht des künftigen Successionsrechts noch immer beibehalten wurde, so blieb auch die Ausübung dieser gemeinschaftlichen Linien- oder Familienrechte in den Händen des Seniors; vgl. Majorat.

Senioratsgüter, solche Stammgüter, die allemal der Aelteste des ganzen Stammes, der Senior der Familie, erbt, ohne Rücksicht auf Linie oder Grad, seiner Verwandtschaft zum letzten Besitzer.

Senioratsorden (herzoglich sächsischer S.), sächsischer Hausorden, gestiftet 1732 von Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Meiningen als Senior der sächsischen Häuser. Ordenszeichen: ein 8spitziges goldenes Kreuz, weiß emaillirt, an den Spitzen goldene Kügelchen, zwischen den vier Winkeln Sachsens Wappen unter dem Fürstenhut in Form eines Herzens; auf dem Avers die Buchstaben F. W., auf dem Revers die Worte: Amicitiae et Virtuti, an rothem Band um den Hals. Erlosch schon 1754.

Senis, de, Beiname einiger alter Künstler von Siena, z. B. Lippo Memmi, Simone de Martino u. a., vergl. Siena (Biogr.).

Senischin, europ.-türk. Ort, Rumelien, südöstlich von Philippopel.

Senise, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Basilicata, bei Chiaromonto; 2300 E.

Senites (Bot.), nach Adanson, Untergattung von Zeugites *Schreb.*

Senitz (Geogr.), 1) österreich.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Podebrad; 180 Ew.; — 2) österr.-mähr. Dörfer: a) (Klein-S., Senice Mala), Kr. Olmütz, olmützer Metropolitan-Kapitular-Privat-Güter; Kapelle, 2 Mühlen, Oelpresse; 480 Einw.; — b) (Senica), Kr. Hradisch, Gut Brunnow; 660 E.; — c) (Groß-S., Serice Hruba), Pfarrdorf, Kr. Olmütz, olmützer Metropolitan-Kapitular-Privat-Güter; 950 Einw.; — 3) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptsch; Freischoltisei; 520 Einw.

Senium (lat.), f. v. a. Senectus.

Senium (a. Geogr.), Ort Obermösiens am rechten Ufer des Danubius.

Senjari (Novoc-S.), europ.-ruff. Flecken, Gouv. Poltawa, bei Kobylaki; 4000 Einw.

Senjawin, austral. Insel, Karolinen-Archipel.

Senjenöe, große gebirgische Insel an der Nordwestküste von Norwegen, Nordlands-Amt, durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt. An der Westküste befinden sich die Buchten Selfjord, Syfjard, Torskenfjord (daran der Kirchort Torsken), Bengfjord, Medfjord (daran der gleichnamige Kirchort),

Ojefjord, Valfjord. Nach der Insel ist eine Vogtei benannt mit 3000 Einw.

Senk (Biogr.), 1) **Karl Ludwig**, Schauspieler, geb. um 1795, besuchte Schulpforta, sah sich aber durch Verhältnisse genöthigt, zum Theater überzugehen, das er mit günstigem Erfolge bei reisenden Gesellschaften betrat. Um 1820 kam er nach Hannover und kam von hier an das braunschweigische Hoftheater, wo er sich noch befindet. S. spielte früher Liebhaber und Helden, zu denen ihn Natur und Talent gleichmäßig befähigten, ging aber später in das Fach der Väter und Charakterrollen über. Geistreiche Auffassung, fleißiges Studium und feste sichere Gestaltung der aufgefaßten Charaktere, zeichnen seine Leistungen aus. — 2) **Karoline**, geb. **Schönhut**, Gattin des Vorig., seit 1816 Mitglied des Hoftheaters in Hannover, folgte ihrem Gatten nach Braunschweig, kehrte jedoch bald zurück und ward 1828 wieder in Hannover engagirt. Sie spielte früher mit großem Erfolge Liebhaberinnen, besonders tragische, und wirkt noch jetzt als Anstandsdame und Mutter. In chargirten Charakterrollen ist sie eine treffliche, scharf zeichnende Darstellerin.

Senkblei (Schiffsw.), ein abgekürzter Kegel von Blei von 6—30 Pfund Schwere, dessen Fuß 1—2 Zoll tief ausgehöhlt und mit Talg ausgeschmiert ist, dient dazu, um die Tiefe des Wassers und die Beschaffenheit des Ankergrundes zu erforschen (auspeilen). Das **schwere** oder **Tiefloth** hängt an einer über 100 Faden langen Leine (Lothleine), und wiegt 40 und mehr Pfund. Das **Mittelloth** hat bei 20 bis 40 Pfd. Schwere, eine bis 100 Faden lange Leine; für das **Handloth**, das 6—9 Pfund wiegt, ist die Lothlinie nur etwa 30 Faden lang und auf jeden einzelnen Faden durch einen besondern Knoten bezeichnet. Die alten Griechen kannten das S. (Lotis, Katapirates) nicht, sondern sie bedienten sich langer Stangen zur Untersuchung des Meeres; doch gegen Christi Geburt brauchten sie es schon und die Römer lernten es bald von ihnen kennen, von welchen es dann die übrigen mit ihnen in Verbindung stehenden Völker erhielten.

Senkbohrer (Uhrm.), s. v. a. Frisirbohrer.

Senkdamm (Wasserb.), s. v. a. Senkschlacht.

Senke, 1) (Fisch.), s. v. a. Senkgarn; — 2) (Wasserb.), s. v. a. Sinkung; — 3) (Schmied.), s. v. a. Gesenke; — 4) (Weinb.), die Handlung des Senkens; — 5) (**Sinke**), eine niedrige, morastige Gegend.

Senkeisen, s. v. a. Gesenke.

Senkel, 1) s. v. a. Senkblei; — 2) eine kleine Eisenklammer, um Latten ꝛc. damit zusammenzuhalten; der Metallurg befestigt damit z. B. das Gerippe des Treibhutes an die Bleche; — 3) der gabelige Nagel, womit das Kalfaterwerg an die zu verstopfenden Fugen gehalten wird; — 4) (Wasserb.), die dünnen Eisenhaken, um die Fugen eines Wassergerinnes damit zusammen zu heften; — 5) s. v. a. Schlickfänger; — 6) s. v. a. Nestel; — 7) (Fisch.), s. v. a. Gesenke.

Senkelblech, dünnes Eisenblech, woraus man die Hülsen oder Pfeifen der Schnürsenkel macht.

Senkelboden, in Westphalen der Boden, welcher wenig Thon, selten Kalk, aber viel feinkörnigen Sand hat; er fließt beim Regen leicht zusammen, und wird beim Trocknen hart wie eine Tenne.

Senkelholz (Hüttenw.), ein armlanger Stiel mit einer hölzernen Stampfe, um nach dem Waschen des Erzes den Schlich in den Waschfässern derb zu stoßen.

Senkelkiel (Bergb.), s. v. a. Anstеckkiel.

Senkelnadel, s. v. a. Schnürnadel.

Senkelschnur, s. v. a. Bleiloth.

Senken, 1) machen, daß etwas nach und nach in die Tiefe geht; — 2) (Bergb.), s. v. a. Absinken; — 3) im Brunnenloche die Erde unterm Kranze der Mauer mit dem **Senkspaten** hinwegnehmen, so daß die Mauer tiefer hinabsinken muß; in der nämlichen Weise baute man auch die Uferthürme oder Schächte am Tunnel in London; vgl. **Sinkwerk**; — 3) sich s., sich in die Tiefe bewegen, vorzüglich von **Gebäuden**, wenn sie wegen Mangel eines guten Grundes, auf allen oder nur auf einer Seite in die Erde sinken; oder auch, wenn sich das Gebäude überhaupt zusammendrückt, was natürlich nur bei hölzernen geschehen kann, wenn das Holz morsch geworden ist. Jede neue Mauer senkt sich etwas, und es ist daher von Vortheil, wenn größere Gebäude nicht in einem Jahre aufgeführt werden. — 5) (Garten- und Weinb.), s. **Ablegen**.

Senkenberg (Biogr.), 1) **Heinrich Christoph, Freiherr von**, Rechtsgelehrter, geb. zu Frankfurt a. M., wurde 1735 Professor der Rechte zu Göttingen, 1738 Regierungsrath in Gießen, 1749 nassau-oranischer Geh. Justizrath zu Frankfurt a. M., ging 1750 nach Wien, ward dort in den Adelstand erhoben und † 1768. Schr. u. A.: Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora, Frankfurt 1734—42, 6 Bde.; — Corpus juris feudalis german., Gieß. 1740; — Corpus juris germanici publici, Frankf. 1760—65, 2 Bde; — De jure primarum precum regum Germaniae, das. 1789. — 2) **Johann Christian**, Sohn des Vorigen, geb. 1717 zu Frankfurt a. M., prakticirte in seiner Geburtsstadt als Arzt und † 1772 durch den Fall von einem Balken des nach ihm benannten und von ihm erbauten Stiftes (**senkenbergische Stiftung, senkenbergisches Institut**). Sonst gründete er eine Bibliothek u. ein Bürgerhospital mit anatomischem Theater, botanischem Garten u. chemischem Laboratorium. Zur Verlängerung seines Andenkens trat 1817 die **senkenbergische naturforschende Gesellschaft** ins Leben, welche ein gehaltreiches, von Rüppel namentlich vervollständigtes Museum besitzt. — 3) **Renatus Karl, Freiherr von**, Bruder des Vorigen, Rechtsgelehrter, wurde 1751 zu Wien geboren. Er studirte in Wien, Göttingen und Straßburg, reiste gegen 1773 nach Rom, trat daselbst unter dem Namen **Polydorus Remäus** der Gesellschaft der Arkadier bei, wurde nach seiner Rückkunft in Gießen Regierungsrath,

kam, weil er während des bayrischen Erbfolgekriegs aus der Hinterlassenschaft seines Vaters an Bayern eine schriftliche Urkunde ausgehändigt hatte, ins Gefängniß und wurde aus Oesterreich ausgewiesen, zog sich 1784 aus dem Staatsdienste ins Privatleben zurück und verbrachte die übrige Zeit seines Lebens mit Schriftstellerei. Bei seinem Tode 1800 vermachte er der Universitätsbibliothek Gießen seine 15,000 Bände starke Bibliothek, 10,000 Gulden und ein schönes Haus. Besonders bekannt wurde er als Schriftsteller durch die Fortsetzung von Häberlins „Deutsche Reichsgeschichte", Bd. 21—27, Frankf. 1798 fg.

Senkenbergia (Bot.), nach der Wetterauischen Flora, Pflanzengattung. Art: S. ruderalis *Fl. Wett.*, s. v. a. Lepidium ruderale *L.*

Senkende (Weinb.), s. v. a. Senker.

Senker, 1) (Gärtn. und Weinb.), Zweig, der abgesenkt werden kann oder abgesenkt worden ist, s. Ablegen; — 2) (Fisch.), s. v. a. Senkgarn und Gesenke.

Senkerde (Wasserb.), die Erde, womit die Buschlagen, Senklagen, bei einem Reiswerk beschwert und diese sodann auf den Grund versenkt werden.

Senkfäustel, ein langgestielter, 1/2 Ctnr. schwerer Eisenhammer.

Senkgarn, ein viereckiges Fischernetz, auf jeder Seite etwa 3 Ellen lang. Es wird an zwei kreuzweise übereinander gelegte Reife, die sich durch die Schwere des Garns etwas krümmen, befestigt und ausgespannt. Man hängt es an eine Ruthe, welche etwas stärker ist, als die einer gewöhnlichen Angel.

Senkhaken, der eiserne Haken, den der Leinweber in die 5. (letzte) Schiene der Kette hakt, und woran er mittelst des Riemens das (hölzerne) Gegengewicht hängt, damit die nach den Schäften geneigten Schienen nicht herabsinken.

Senkhammer (Gesenkhammer, Hufschmidt), Hammer mit Furchen in seiner Hauptbahn, um dadurch Rinnen in das gehämmerte Eisen zu schlagen.

Senkholz (Floßw.), Scheite, die beim Flößen zu viel Wasser einsaugen, wodurch sie schwerer werden und untersinken.

Sen-kia-schi, Stadt, s. Samkassa.

Senkkasten, s. Brücke.

Senkkettige Tapeten, s. v. a. Hautelissetapeten.

Senkknecht, hölzerner Haken, womit die Reben beim Senken in der Erde befestigt werden.

Senkkolben, 1) der Bohrer oder die Spindel, womit der Schlosser Löcher ausweitet, die einen Schraubenkopf, eine Vernietung 2c. mit aufnehmen sollen; — 2) ein abgestutzter eiserner Kegel mit Kerben und andern Einschnitten an der Seite, um damit die Innenwände eines rund ausgehöhlten Eisens zu bereiben.

Senkkorb (Bergb.), ein Korb von Eisendraht oder Holz; er kommt unter die Schlungröhre des Kunstgezeuges, um den Unrath abzuhalten.

Senkkribbe, ein Einbau ins Wasser, bestehend aus 4 großen, länglich 4eckigen, auf einander eingesenkten, und mit einander verbundenen Stücken (Senkstücken), die man mit kleineren Senkstücken näher verwahrt.

Senklage (Deichb.), s. v. a. Schwibblage.

Senkler (Senkblech), 1) s. v. a. Nestler; — 2) s. Blech.

Senkofen, s. v. a. Stürzofen.

Senkow (Geogr.), 1) (Dassikabat, Semichau), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Saaz; Herrsch. Zitolib; Potascheſiederei; 290 Einw.; — 2) europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. Poltawa, grenzt nördlich und östlich an das Gouv. Charkow, südlich an den Kr. Poltawa, westlich an den Kr. Mirgorod und nordwestlich an den Kr. Gadätsch; hat keinen bedeutenden Fluß; — 3) Kreisstadt daselbst, an der Gruna.

Senkowo, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Samter; 310 Einw.

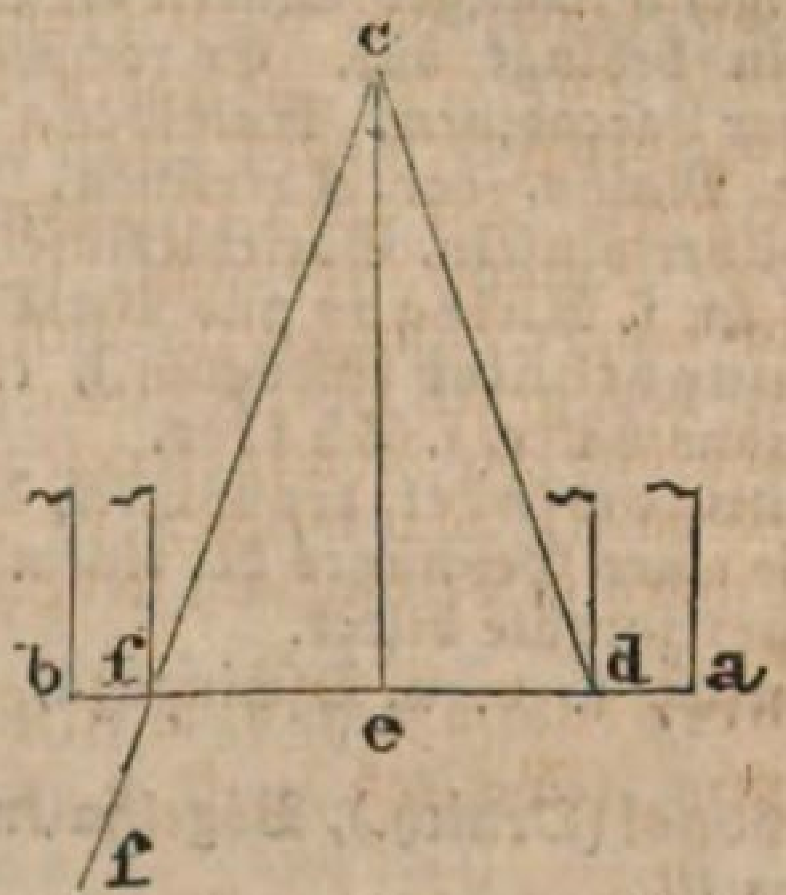
Senkrecht, 1) (Math.), von einer Linie, die mit einer andern Linie oder Fläche einen Perpendikel bildet; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Perpendicularis.

Senkrechte Batterien, s. v. a. direkte Batterien, s. Batterie.

Senkrechte Flossen (Ichthyol.), wegen ihrer Stellung sämmtliche Flossen der Fische mit Ausnahme der Glieder- (Brust- und Bauch-) Flossen; s. Ichthyologie.

Senkrechte Linie, s. Perpendikel.

Senkrechte Linien auf dem Felde ziehen, Operation, die bei Lagerstätten, Tracirungen der Verschanzungen u. s. w. häufig vorkommt, so daß es nöthig ist, sie ohne künstliche Instrumente, bloß vermittelst einer Meßkette oder einer eingetheilten Schnur zu verrichten. In a b (s. Fig.) der gegebenen Linie steckt man Absteckestäbe,



in c den Kettenstab, an dem das eine Ende der Kette befestigt ist. Man spanne nun die Kette von c bis f so aus, daß a b unter einem spitzen Winkel, der nach a zu liegt, geschnitten wird, lasse an der ausgespannten Schnur einen Stab in die Vertikalebene a b einrichten, bringe die Länge von c f nach d und theile nun die Basis des erhaltenen gleichschenkeligen Dreiecks in 2 Theile und ziehe von c nach dem Theilungspunkt e eine Linie, so wird man in dieser Linie den gesuchten Perpendikel erhalten.

Senkrechte Quellen, s. Mineralquellen.

Senkrechter Cylinder, s. Cylinder.

Senkrechte Wasservögel (Ornith.), nach Oken, s. v. a. Langhälse (Pelikane, Taucher-

artige, Enten, Gänse, Schwäne), s. Palmipedes.

Senkreußen, größere Art Fischreußen, die in Seen, Teichen, Flüssen, an den Stellen eingesenkt werden, wo man mit Netzen nicht hin kann.

Senkrücken (Pferdek.), s. v. a. Hohler Rücken.

Senkschlacht, ein aus Reisbündeln, Würsten ꝛc. bestehender Damm, den man ins Wasser gesenkt hat.

Senkschuß (Depressionsschuß), Schuß, bei welchem sich die Axe des Geschützrohres nach dem Ziele hin unterwärts neigt.

Senkspaten, s. Senken 3).

Senkstock, 1) Amboß mit allerlei Vertiefungen, worin der Klempner den Draht in bestimmte Formen schlägt; — 2) Weinstock, von dem Senker gemacht werden.

Senkstrich, 1) (Math.), eine gerade, auf eine andere senkrecht gezogene Linie; — 2) (Bauk.), s. Axstrich.

Senkstück (Wasserb.), 5—7 Ruthen lange, aus Buschwerk, Pfählen oder schweren Rasenstücken gemachte Werke, die in den Grund gesenkt werden, um einen Einbau (Senkwerk, Senkkribbe, Senkschacht) zu machen.

Senkung, 1) s. Abhang; — 2) (Metr.), s. v. a. Thesis, vergl. Arsis.

Senkung der Magnetnadel, s. Magnetismus.

Senkung des Bodens (Geognos.), s. Vulkane und Vulkanität.

Senkungsfelder (Geognos.), nach Darwin, jene große Strecke des Meeresbodens in der Südsee und im stillen Meere, deren (wie er annimmt) allmäliges Sinken die Bildung der Ringinseln bedingt hat. Er rechnet hierzu die Striche der Laccadiven, Maldiven, Lagos und Savo de Malha, der Karolinen, Marschallinseln, Gilbertsinseln, Societätsinseln und niedern Inseln, s. Vulkane und Vulkanität.

Senkungsthäler (Geognos.), eine Art der Dislokationsthäler, s. Thäler.

Senkungswinkel, der Winkel, der die Richtungslinie eines Geschützes bei einem Senkschuß mit der Horizontale bildet.

Senkusa, s. v. a. Dschinguza, s. Birma (Gesch.).

Senkvogel (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Ereunetes *Ill.*

Senkwage, s. v. a. Aräometer.

Senkwasch (v. franz. vache, Kuh, Wasserb.), große, mit Steinen angefüllte Bündel von Reißholz, die bisweilen bei Senkwerken und Grundwasen gebraucht werden.

Senkwasen, s. v. a. Grundwasen.

Senkwerk, 1) s. v. a. Senkkribbe; — 2) (Brunnenw.), s. v. a. Sinkwerk.

Senkwörste, Sorte der Faschinen, werden 20—30 Fuß lang und 9—10 Zoll dick, man füllt sie mit Sand oder Kies und bindet sie von Fuß zu Fuß ihrer Länge nach mit gedrehten Winden.

Senkzeit, die Zeit, in welcher Pflanzen am besten gesenkt werden.

Senlis (Geogr.), franz. Stadt (Hauptort eines gleichnam. Bezirks, mit 24 □M. und 80,000 Einw.), Dep. Oise, in angenehmer Gegend, an der Nonette, hat alte Mauern, Schloß, sehr alte gothische Kathedrale (mit dem höchsten Thurme Frankreichs), Benediktinerkloster (früher mit einer Erziehungsanstalt für Adelige), einige Hospitäler; Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, Feuergewehrfabrik, Handel mit Getreide, Mehl, Wolle, Bauholz, Cichorien-, Buntpapier- und Crinolinefabrik; 5320 Einw. S. hieß im Alterthum Augustomagus. Hier 1493 Vergleich (oder Friede) zwischen Karl VIII., König von Frankreich, und Kaiser Maximilian.

Senlis (Waarenk.), s. Lavalsche Leinen.

Senn (Sennhirt), s. Alpenwirthschaft.

Senn (Biogr.), 1) Johann, Maler und Kupferstecher von Liestall im Kanton Basel, um 1770 geboren, lieferte viele Zeichnungen in Aquarell, welche meist dem Gebiete des Genre angehören. Den geringeren Theil machen die Landschaften aus. S. arbeitete noch um 1824. — 2) N., Zeichner und Lithograph in Bern, Zeitgenosse des Vorigen, befaßte sich mit dem Unterrichte, gab heraus: Erster Unterricht im Zeichnen für Volksschulen, 100 lith. Blätter, Zürich, gr. 4. und 8.

Senna (Geogr.), 1) (Sena), afrikan. Stadt, an der Ostküste, Sofala, eine portugies. Niederlassung, rechts am Zambeze, dessen Ueberschwemmungen die Stadt ausgesetzt ist, mit einem starken Fort, steht unter einem Befehlshaber, der alle die kleinen portugies. Niederlassungen am Zambeze verwaltet und dem Gouverneur von Mozambique untergeordnet ist; 2000 Einw.; — 2) pers. Stadt, Prov. Irak-Adschemi, Distr. Ardelan; nordwestl. von Hamadan, in einem Straßenknotenpunkte.

Senna (Bot.), nach Miller und Roxburgh, Pflanzengatt., Arten unter Cassia.

Sennaar (a. Geogr.), 1) theils zu Mesopotamien, theils zu Babylonien gehörige Gegend zwischen dem Tigris und Euphrat, wohin der babylonische Thurmbau gesetzt wird; — 2) das südliche der beiden Reiche, die aus Meroe entstanden. Die Stadt S. wurde mit der Zeit Mittelpunkt einer ausgebreiteten Herrschaft.

Sennaar (Fungi, n. Geogr.), afrikan. Negerreich, welches den südlichen Theil von Nubien begreift und seine Macht an dem Nil hin nordwärts bis an die Grenzen von Mahaß ausgebreitet hatte, aber jetzt dem Vicekönig von Aegypten unterworfen ist, indem der frühere mohammedanische König oder Melik eine geringe Pension erhält. Es ist das Land der Konfluenz, wo die beiden Nilarme zusammentreffen; es liegt nämlich an den beiden, den Nil bildenden Flüssen Bahr el Abiad (weißer Fluß) und Bahr el Azrek (blauer Fluß), grenzt gegen Norden an Halfai (Halfaya), gegen Osten an Abyssinien, gegen Süden an Fassokl (Fazoglo) und gegen Westen an Kordofan und ist 75 Meilen lang und 20 Meilen breit. S., das sich zu beiden Seiten des blauen Flusses ausdehnt, ist, wie Kordofan, eine weite Savannen-Ebene, gebildet durch Alluvionen der beiden Flüsse, welche sie einschließen. Erst bei der Stadt S. erheben sich im Innern des Landes zwei mächtige Gebirgsgruppen, der Dschebel el Szegati (der zertrümmerte Berg) und der Dschebel el Moje (Berg des Wassers), die aus Granit und por-

phyrartigem Granit bestehen, während die zwischen diesen beiden Berggruppen liegende Ebene mit Schieferhügeln erfüllt ist, welche Eisen- und auch Silbererze führen. Bei S. finden sich wieder die ersten Adansonien, ganz in derselben Breite, wie in Kordofan, die Delebb-Palme jedoch entschieden gepflanzt, Mimosen-Arten in großer Anzahl, Tamarinden u. s. w. In Beziehung auf die Thierwelt ist die Umgebung von S. sehr interessant. Hier findet man den Gedenko, eine Art fliegenden Hundes, den Girrd, einen sehr großen Affen mit hundsähnlichem Kopfe, den Gecko, den Klippspringer, eine Menge der interessantesten Sumpf- und Wasservögel, u. andern: Ciconia ephippiorhyncha. Der Gesammteindruck des ganzen Landes aber ist um so trauriger, als man nur eine weite, theils unfruchtbare, theils mit Gras und Mimosen bewachsene Ebene vor sich sieht, und die oben erwähnten zwei Berge die ersten sind, die man von Chardum aus in einer Entfernung von 10—11 Tagereisen zu sehen bekommt. Dieselbe Beschaffenheit des Landes dauert von S. aufwärts bis Roserres, eine Strecke von 10—12 Tagereisen. Alles Ebene, entweder Savanna, oder Mimosenwald, oder eine Art Wüste, mit kümmerlichem Mimosengebüsch bedeckt, der nur Wasser und die Hand des Menschen mangeln, um ihren Staub schnell in Kulturboden umzugestalten. Bei Um-Durmann erheben sich am rechten Ufer des blauen Flusses zwei, nahe an 1000′ über die Ebene, oder gegen 3000′ über das Meer, ansteigende, ganz isolirt in der weiten Fläche stehende Berge, der Okelmi und Kebuß. Beide bestehen aus Quarzfels, der Kupfererze enthält. Das Land um Roserres, den Hauptort des gleichnam. Landes, am rechten Ufer des blauen Flusses, unter 12° 3′ nördliche Breite, ist hügelig und von tiefen Regenbächen durchschnitten. Im Bette des blauen Flusses sieht man Granit zu Tage gehen, der das Grundgebirg der ganzen Umgebung darstellt. Die thebaische Palme bildet hier, wie nie zuvor ausgedehnte Waldungen, die jedoch auf das rechte, bewohnte Stromufer beschränkt sind, wo diese Palme ausschließlich mit Adansonien herrscht, während auf dem linken Ufer ein undurchdringlicher Urwald von Mimosen, Adansonien mit Schlingpflanzen steht, bevölkert von Löwen, Elephanten, Antilopen, Affen, deren Gebrüll, Geschrei und Pfeifen in der Stille der Tropennächte diesen Wäldern einen eigenen Zauber gibt. Die Ebene, welche bisher nur ganz sanft anstieg, fängt südlich von Roserres an, sich stark zu heben; das Land wird immer hügeliger, westlich zeigen sich auf den weiten Savannen des Innern viele zerstreute und bedeutend ausgedehnte, aber wohl nicht 4000′ absolut hohe, ganz isolirte Berge, die sich in den weiten Ebenen gegen den weißen Fluß verlieren; während im Osten die abyssinischen Berge immer näher rücken und sich zu einer zusammenhängenden, mächtigen Gebirgsgruppe sammeln, deren Berge, je weiter östlich liegend, desto höher ansteigen. Verfolgt man den Lauf des blauen Flusses aufwärts, so betritt man in dem Lande Fassokl, zwischen 12° und 11° nördl. Breite, das eigentliche Hochland des alten Aethiopiens. Die auf der Westseite in den Savannen vereinzelt stehenden Berge vereinigen sich zu umfangreichern Gruppen, nähern sich einander so, daß man den Charakter ihrer Isolirtheit nicht mehr so deutlich wahrnimmt, und konstituiren endlich nach und nach ein zusammenhängendes Gebirgsland, welches den westlichen Ausläufer des großen Gebirgsstockes von Abyssinien bildet. Die östlichen hohen Berge nähern sich dem Strome immer mehr, bis endlich sein Bett eine Gebirgsschlucht wird, durch welche der majestätische Strom noch immer so groß wie die Donau in Unter-Oesterreich seine dunkeln Fluthen wälzt. Ganz Fassokl und das ganze südlich daran grenzende Land Berta besteht aus Granit, Gneiß, Glimmerschiefer &c., überhaupt aus denjenigen Massengesteinen, welche die Centralalpenkette des südlichen Deutschlands zusammensetzen. Am Berge Fassokl ergießt sich der Tumat auf dem linken Ufer in den blauen Fluß, so daß der schöne, über 4000′ absolut hohe Berg gleichsam das Vorgebirg bildet. Der Tumat führt während der trockenen Jahreszeit in Fassokl an der Oberfläche kein Wasser, denn es versickert daselbst in dem tiefen Sande seines Bettes; im Dar el Berta, wo sein Bett größtentheils felsig ist, enthält er hingegen zu jeder Jahreszeit fließendes Wasser. Der Tumat kommt aus Süden und entsteht aus dem Zusammenfluß der Bergströme in den unzähligen Thälern und Schluchten zwischen Singe und Fadassi, ungefähr unter 9° 40′ nördliche Breite, so daß die Länge seines Laufs höchstens 20 deutsche Meilen zu betragen scheint. Etwa 12—15 Meilen aufwärts von der Mündung des Tumat vereinigt sich mit dem blauen Flusse, ebenfalls an der linken Seite, der Jebuß, der von Süden herkommt, nachdem er anfangs von Osten nach Westen geflossen ist. Auch dieser Fluß, an dessen Ufern Fadassi liegt, kann höchstens 25 Meilen lang seyn. Südlich von Fassokl befindet sich Dar el Berta, welches aus einer Menge kleiner, unabhängiger Negerstaaten besteht, von denen jeder mehre Gebirge und Stücke der dazwischen liegenden Ebenen in sich faßt, die außerordentlich stark bevölkert sind. Auf der westlichen Seite des Tumat ist der nördlichste dieser Staaten Köly, dann folgt, weiter gegen Süden, Obi, ein sehr ausgedehntes Gebirgsland, und zwischen diesem und dem Tumat der Dschebel Kassan, wo sich Goldwäschen befinden. Diese beiden Staaten berühren im Süden Schongollo, welches der größte und am stärksten bevölkerte Theil von ganz Berta ist. Es stößt auf der Südseite mit den Ländern der Gallas zusammen und verläuft sich gegen Westen mit dem Dschebel Tul in die Ebenen der Dinkas. Dieser Berg Tul, welcher ohngefähr unter 10½° nördliche Breite liegt, ist wegen seines Goldreichthums berühmt. Das Innere von Schongollo bildet eine hügelige Hochebene, das Plateau Beschori, aber über ihr allgemeines Niveau erheben sich viele, durch malerische Formen ausgezeichnete Granit-Pyramiden, so der Gewesch, der Singe und der Pulchibia, von deren Gipfeln man gegen Süden zuerst noch

eine Masse von Bergen, dann jenseits derselben die weiten Ebenen des Galla-Landes, gegen Osten und Südosten dagegen nur hohes Gebirg erblickt, das in einzelnen Spitzen wohl eine absolute Höhe von 9000′ erreichen mag. Der nördlichste Theil des zwischen dem Tumat, dem blauen Flusse und dem Jebuß liegenden Landes gehört zu Fassokl. Er ist durchaus Gebirgsland, in welchem Gneiß und Schiefer herrschen, und in dessen Bereich Goldwäschen am Tumat und am Chor Adi, sowie auch Quarzlager gefunden werden, welche Brauneisenstein und Brauneisenocker und gediegen Gold führen. Südlicher folgen mehre kleine Negerstaaten, wie der des Gebirges Ackaro, des Dschebel Fabauo, des Dschebel Fadoga und endlich das Land Kamamil, welches südlich wieder mit Schongollo zusammenstößt. Dieser ganze Landstrich besitzt sehr viele Goldwäschen, unter denen die des Chor (oder Regenbachs) Akontosch in Fadoga die reichsten sind. Das ganze Dar el Berta ist also durchaus ein Gebirgsland, und zwar der westliche Ausläufer des Hochlands vom südlichen Abyssinien und der Gallas, deren Wohnsitze auf der Ostseite des Jebuß beginnen. Es besteht, wie gesagt, aus Granit, Gneiß, Glimmer- und anderm Schiefer, mit goldführenden Alluvionen. Seine Berge übersteigen nicht die absolute Höhe von 7000′, seine Plateaux hingegen erheben sich bis nahe an 3000′ über die Meeresfläche. Es wird von 3 bedeutenden Flüssen, dem Tumat, Dschumbo und Jebuß, und einer sehr großen Anzahl von Bergbächen und Regenströmen mit tiefen Schluchten durchschnitten. Die regelmäßigen tropischen Regen, die Menge der Bäche, die Flüsse, die durch die höhere Lage gemilderte Hitze 2c. bedingen in der Pflanzen- und Thierwelt eine Entwickelung, die dem Lande alle jene imponirende Schönheit gibt, welche dem Tropenlande eigen ist, in dessen glänzender Farbenpracht man jedoch jenes Gemüthliche vermißt, was das Herz beim Anblick unserer Buchen- und Tannenwälder, unserer bunten Wiesen in innig frohe Stimmung versetzt. Das Gebirgsland Berta erstreckt sich südlich bis Fadassi, unter $9^2/_3$° nördliche Breite. Dann liegt, so weit unsere Kenntniß reicht, ebenes Land vor, das von Galla-Völkern bewohnt wird. Im Alluvium dieser Ebenen gewinnt man wieder, wie in Kordofan, Raseneisenstein. Mehr östlich erstreckt sich das Gebirgsland ohne Zweifel weiter gegen Süden. S. und Roserres bilden auch die Ostseite des Stromgebietes des blauen Flusses, der bis nach Roserres für beladene Segelbarken, besonders in der Zeit seines hohen Wasserstandes, schiffbar ist. Die Länder an der Ostseite tragen ganz den Charakter derjenigen, welche an der Westseite liegen. Bei Abu-Haras mündet der Rahad und bei Saba-Deleb der Dender, zwei bedeutende, aus Abyssinien kommende Flüsse, in ihn. Zwischen beiden liegt die schöne Dschesira el Dschesireh, d. h. Insel der Inseln, in deren Wäldern bereits das zweihörnige Nashorn gar nicht selten angetroffen wird. Auf dieser Dschesira liegt auch die große Stadt el Attisch, der gegenwärtige Hauptstapelplatz des Handels zwischen S. und dem Sudan mit Abyssinien, und auf dem rechten Ufer das Gebiet Kalabat. Bei Rosserres, an der Insel Meck el Leli, d. h. König der Nacht, hat der blaue Fluß eine bedeutende Katarakte oder Schellal, die jedoch bei hohem Wasserstande auch mit beladenen Barken passirt werden kann. Die Länder bilden ebenes Savannenland mit isolirten Berggruppen, wie z. B. Ras el Fil, d. h. Vorgebirg des Elephanten, welches an der großen Straße liegt, auf der man nach Abyssinien heraufsteigt. Mit dem Negerlande Abu Ramla, so benannt von dem gleichnamigen hohen Berge, beginnt auf der Ostseite des blauen Flusses das äthiopische Hochland, in dessen südlicher Verlängerung, Fassokl gerade gegenüber, das schöne, freundliche Gebirgsland der Gunnuß-Neger belegen ist, auf dessen Ost- und Südseite Gallavölker wohnen. Bei Famagat, am östlichen Ufer, drängt sich der blaue Fluß zwischen den Bergen Famagat und Fassokl durch einen sehr pittoresken, eine deutsche Meile langen, tiefen Engpaß, Schellal von Fassokl genannt. Von da bis in die Nähe des Fallowud ist das Strombett felsenfrei und schiffbar; weiter hinauf jedoch sollen bedeutende Katarakten und darunter wirkliche Wasserfälle seyn. Wie Darfur und Kordofan, so ist auch S. eine hinab gegen Norden leitende Stufe vor Hochafrika, deutlich bezeichnet durch seine Lage als Mesopotamien der beiden Nilarme, die dahin aus Fassokl und dem Lande der Schilluks durch Katarakten brechen. Während der Charakter der Oase in den von Sand und Felszügen umgebenen Ländern Kordofan und Darfur erscheint, zeigt sich in S. der des fruchtbaren Stromthales. Nur so weit der Einfluß des Stroms reicht, ist fruchtbare Erde, weiterhin erstrecken sich Grasebenen, dann Sandflächen. Nach dem Schwanken der Herrschaft wurde der Name bald umfassender, bald enger gebraucht. Die Bildung der Oberfläche bezeichnet als wahre Grenze im Norden den von Osten nach Westen hinziehenden Felsgrat, durch welchen der vereinigte Nilstrom in Stromschnellen hinabdrängt, und wo herauf von Nubien der Paß nach der höhern Terrasse S. sich findet, gegen Süden die Schongolloländer (Kolla), gegen Westen das Oasenland Kordofan, im Nordwesten die Wüste; nur nach Osten hin läßt sie sich so bestimmt nicht angeben. Eine Hochebene wenigstens 4000 Fuß über dem Meere, meist unbebaut, das Auge durch ihr ewiges Einerlei ermüdend, nur von grünen Inseln aus Akazien, Nebka, zuweilen auch Dattelpalmen, deren Früchte nicht reifen, unterbrochen, am Nil dagegen Kalkfelsen, oft wunderlich durchbrochen und porös, oft fest zusammengepreßt und den Strom beengend, am Bahr el Aprek auch üppige Wälder von Akazien, Nebka, Heglyg, von Schlingpflanzen durchwunden, so daß man sich kaum einen Pfad zum Durchschlüpfen bahnen kann, dann wieder herrliche Kornfelder, erfrischt von dem überströmenden Flusse, auf dessen Wellen die kostbaren Hölzer des obern Afrika (Ebenholz, Eisenholz, Gajak u. A.) in Menge hergeschwemmt werden: so stellt sich S. dem Reisenden dar. Dieselben Scenen widerholen sich im

Kleinen an den Nebenflüssen der Nilströme. Wahdys strömen von Westen her zum Nil. Sand, Thon und Kiesel im Norden, mit Alabaster, Marmor und Steinsalz vermischt, fette, wasserreiche Dammerde im Süden bilden den Boden. Der Strom wächst vom Mai bis August an und bedeckt seine vielen Inseln; es wehen dann die Winde von Norden, Nordwesten und Westen, die kühlere und gesunde Jahreszeit bildend; im Sommer weht oft mehre Tage der Samum aus Nordwesten oder der Khamsin von Süden her, wovon jener durch die feinen Sandwolken der lybischen Wüste und seine Hitze das Pflanzenleben erstickt, die Atmosphäre trübt und die Menschen durch Verschließung der Poren krank macht. Im Frühlinge stoßen die Ostwinde, die Nordost- und Südwest-Winde mächtige Wetterwolken vor sich her, die in tagelangen Gewittern und Regenströmen von 3 zu 3 Tagen wiederkehren. Die Temperatur wechselt, wahrscheinlich durch die schnellen Niederschläge im Zusammenwirken des nahen Hochlands mit der Tiefterrasse, häufig und stark. Von 31° R. sinkt der Thermometer Abends nicht selten auf 15° R., an heißen Tagen steigt er auf 39° R. (Januar bis Mai); der natürliche Frühling nimmt die nächsten Monate nach der Ueberschwemmung ein. Im August, wo die Felder sich begrünen, fängt die glühende Sonne an, auf die stehen gebliebenen Wasser zu wirken; giftige Ausdünstungen verpesten die Atmosphäre; die Einwohner wandern auf die Felshöhen der Wüste in reinere Luft. Im April ist Alles verdorrt und wüstenähnlich; die Luftspiegelung zaubert das Bild der Einöde vor die Augen. Während im Herbst die intermittirenden Fieber, die in Wuth übergehen, viele Menschen wegraffen, herrscht in der trocknen Zeit die Ruhr. Sonst sind noch die Blattern, die Rötheln, der Wurm an den Beinen, der Brand, die Siphylis in mehren Formen, das Aufschwellen (der Kinder), der Aussatz, der Krebs und viele andere Uebel dort zu fürchten. — Außer den unfruchtbaren Mimosen (Akazien) u. andern genannten Pflanzen bringt das Land Citronenbäume in Menge, mehrerlei Gummibäume (der **arabische** Gummi heißt in Aegypten **Sennâri**), fruchtbare Tamarinden (man macht Brod daraus), den Wahbet el Ayn (seine linsenähnliche Frucht dient gegen Augenleiden), den Sesam (sein Oel gibt mit Spiga celtica eine aromatische Mischung), Palmen, Sykomoren, den Baobab hervor. Mehre Farb- und Räucherhölzer, auch Bauholz wachsen. Das Eisenholz, Ebenholz, Gajac wird hergeflößt. Man baut Durra in 20 Arten, Mais, Tabak, auch Gerste, Weizen, Baumwolle, mehre ägyptische Hülsenfrüchte, Zwiebeln, Gurken und andere Küchengewächse. Als Hausthiere trifft man herrschend das Pferd, das Kameel, den Ochsen, den Esel, den Büffel (alte zum Lasttragen und Reiten gebraucht), Schafe mit kurzen Seidehaaren, Ziegen, Katzen, Hunde, auch Tauben; die im Süden unbekannten Schweine fangen hier an. In den Wäldern streichen die Bestien der Kolla, auch der Elephant, das Rhinoceros, die Giraffe (nach **Caillaud** und **Mengin**), im Nil leben Krokodile und Flußpferde nebst vielen Schalthieren, die Ibis am Ufer, Affen, Papageien und viele andere Vögel, worunter wilde Hühner, bevölkern die Dickichte, Strauße laufen durch die Sandflächen. Eine den Kameelen tödliche Wespe kommt in der Regenzeit an die Flüsse.

S. ist ein in seiner jetzigen Gestalt durch die **Fungi** (**Schilluk**) gegründetes Königreich, das auch über Burum, Fassokl und andere im Süden seine Macht erstreckt. Seit 1822 ist der **Melik** (König) auf ¼ seines ehemaligen Gebietes (zu dem Schendy und andere gehörten) beschränkt und Vasall Aegyptens. Ein **Kadi** verwaltet die Justiz nach Willkür; des Mörders Strafe bestimmt die Familie seines Opfers. Dem König gehört das Land; die Abgaben sind wie in Darfur. Scheikhs beaufsichtigen die Dörfer, Beamte stehen über ihnen. Die Truppen waren früher 25,000 Mann stark, zum Theil Neger. In Burum wohnen die Krieger auf ihren Lehen. Der Ackerbau ist dem in Darfur gleich. Die Frauen verfertigen schöne Matten und Strohgeflechte. Man macht geringe Eisenarbeiten, auch die Tischlerei ist gering. Bessere Arbeiten liefern die Drechsler, Seiler und Weber. Die Häuser sind spitzige Kegel aus einer Kreismauer und einem Dache. Auf die vielen Thiere der Kolla stellt man Jagden an, aber eben so auch auf die Neger in Berta im Schillukslande u. s. w. Der Haupthandel geht durch Karawanen (**Gellabs**) nach Aegypten; er führt dieselben Artikel, wie Kordofan, aus und bringt aus Fassokl und Saybeh Gold, Honig, Häute, Sesam, Sandalen, Straußfedern, aus Habesch Gold, Pferde, Sklaven, bunte Gewebe, Mokka-Kaffee, Elfenbeinarbeiten, Schmuckwaaren, vom Bahrel Abiad Gummi 2c., von Kordofan Goldstaub, Eisen, Sklaven, von Schendy und Berber Datteln und Getreide, aus Aegypten Gewebe aus Leinwand und Baumwolle, Zucker, Reis, Pfeffer, Messing, Messer 2c. Während der König von S., wie der chinesische Kaiser, einmal während seiner Regierung mit eigener Hand einen Acker bestellt, wodurch sein Volk am Nil als ackerbauendes bezeichnet ist, leben die Beduinen unter ihren **Scheikhs** (**Dschehalin** nennt man sie als Abkömmlinge des Propheten) oder **Meks** von der Kameelzucht. Im Mai wandern sie aus dem feuchten Süden in den trockenen Norden der nubischen Wüsten, im September kehren sie zurück. Dann ist auch die Zeit des Kameelhandels. Die abhängigen Provinzen (wie **Fassokl**, **Burum**, **Denka**, **Schilluk**, **Berta**, **el Aice** u. a.) haben ihre eigenen **Meks** (Vicekönige) und zahlen Tribut. **Schendy** ist von S. und damit auch von Aegypten, doch nicht sehr abhängig. Der **Melik** (König) führt den Titel **Nimr** (Tiger); die Herrschaft erbt sich auch in weiblicher Linie fort. Dort wurde Ismail Pascha vom abgesetzten König verbrannt. Einige hundert Reiter sind die Kriegsmacht. Die Justiz ist gut. Baumwollenarbeiten, Silber- und Eisengeräthe (Messer, Säbel 2c.), Gerberei, Sandalen, Riemen, Sättel und Kameelgeschirr, Lederflaschen und andere schöne Strohgeflechte und Matten, Töpferei und einiges Andere machen die Gewerbe aus. Am wich-

tigsten ist der Handel. Die Stadt Shendy ist das große Emporium des Sklavenhandels. Nach Burckhardt und Caillaud wohnen hier Kaufleute aus S., Kordofan, Darfur, Dongola. Vom Sudan, von Habesch, Nubien, Aegypten, dem rothen Meere fließt der Handel hier zusammen. Die Hauptstadt von S. heißt Senaar Medinet el Fungi (13° 36′ 51″ nördl. Br. und 51° 24′ 34″ L. nach Caillaud), am Westufer des Bahr-el-Azrek. Die runden Stroh- und Lehmhütten liegen auf einem großen, mit alten Trümmern bedeckten Raume zerstreut. In der Mitte erhebt sich der 4 Stockwerke hohe, zerfallende Königspalast aus Backsteinen und eine Moschee. Im J. 1822 hatte die Stadt etwa 9000 Einw. In der Ebene umher liegen stattliche Dörfer. — Der abhängige Staat Halfay abwärts am Nil hat die Stadt Halfay (etwa 4000 Einw.), zwischen den 2 Nilarmen, durch die Schaykya heruntergebracht; in der Nähe am blauen Fluß die Ruinen von Sobah. Ein großer Theil von S. wird nomadisch bewohnt. — Der Hauptort der Habendoa in Taka ist Gos-Redschab am Atbara, mit wichtigen Denkmälern in der Nähe; der der Hammadeh ist Atbara am Fluß gleich. Namens. Die Südländer, welche von S. wenigstens früher abhingen, habende folgende Orte: a) in Berta liegen: Abkulgi, am Tumat (in der Landschaft Kamamyl), mit Goldwäschereien, Adassi, Sitz des Melik von Fassokl, Fardassi und Singue am Yabus in Darfoke; — b) in den Schilluk-, Denka-, Scheibon- und Fertit-Ländern sind keine Städte bekannt. Nur Tuggula ist die Hauptstadt einer Landschaft gleichne Namens.

Sennaaufguß (Infusum sennae compositum, Aqua laxativa Viennensis, wiener Tränkchen), nach ältern Vorschriften ein Aufguß von Sennesblättern, Weinsteinsalz, Manna, Glaubersalz, Koriander oder Pomeranzenschalen; jetzt aus ½ Unze Sennesblätter, mit 4 Unzen heißem Wasser aufgegossen und der Mischung zugesetztem ½ Seignettesalz, 6 Drachmen Manna, 1 Drachme Citronenölzucker bereitet, welches auf zweimal, oder alle Stunden zu 1 Eßlöffel voll genommen wird, um den Darmkanal von daselbst befindlichen Unreinigkeiten zu befreien.

Sennabris (a. Geogr.), Ort in der Ebene von Galiläa.

Sennacherib, s. v. a. Sanherib.

Sennae Folia (pharm. Bot.), Senna, Herba Sennae, Folia orientalia, Folia alexandrina, Senna, Senne, Sennesblätter, Sennetblätter, franz. Feuilles de séné, engl. Senna leaves, ital. Foglie di sena. Man versteht unter diesem Namen die Blättchen der gefiederten Blätter mehrer Arten der Gattung Cassia *L.* (s. d.). Die Hauptsorten im Handel sind: 1) ächte oder Alexandria-Senna, Senna alexandrina, franz. Séné de la palte, engl. turkey senna, ital. Senna d'Alessandria oder d'appalto. Sie stammt meist von der lanzettblättrigen Kassie, Cassia lanceolata *Forsk.*, die in Dongola und Nubien wächst und arabisch Suna gebeli, d. i. wilde Senna heißt. Die 6—15 Linien langen und 4 Linien breiten Fiederblätter sind oval zugespitzt, kurzgestielt, ganzrandig, fast lederartig, etwas steifer und weniger bitterlich, als die der verkehrt-eiblättrigen Kassie; das Vergrößerungsglas zeigt, besonders bei jüngern Blättern, kurze, weiße Häärchen. Unter sie gemengt findet man die Blätter der verkehrt-eiförmigen Kassie, Cassia obovata *Hayne*, die arabisch Suna belledy, d. i. Steuersenna, heißt. Die Pforte hat nämlich den Handel damit zum Monopole des ägyptischen Pascha gemacht, der ihr dafür eine Steuer zu zahlen verpflichtet ist. Aus dem Worte belledy ist der franz. Name der ganzen Sorte Palte entstanden. Der Strauch wächst in Oberägypten und Nubien, aufrecht, mehrästig oder einfach, wird bis 1½ Fuß hoch und trägt abwechselnd stehende 4—6 paarig gefiederte Blätter. Die 6—12 Linien langen und 3—5 Linien breiten Fiederblätter verkehrt-eiförmig, kurz zugespitzt mit kurzen Stachelspitzen, drüsig gestielt, ganzrandig, ziemlich steif, wie die vorigen oben blaßgelblich-grün, unten mehr graugrün, riechen schwach eigenthümlich und schmecken süßbitterlich, schleimig. Auch sie sind mit mikroskopisch sichtbaren Häärchen besetzt. Manche darunter sind zurückgedrückt, so daß sie umgekehrt herzförmig erscheinen; es sind wahrscheinlich die ältern; manche Botaniker halten sie für die Blättchen einer besondern Art, die sie die abgestumpfte Kassie, C. obtusata *Hochst.* nennen. Ferner findet man die Blätter des Argel-Hundswürgers, Cynachum Argel *Delil.*, darunter, welche dick und grünlichgrau sind und bitterlich zusammenziehend schmecken. Der arabische Stamm der Ababdahs, welche in Oberägypten zwischen dem Nil und dem rothen Meere wohnen, sammeln die lanzettförmige (7—8000 Ctr.) und verkehrt-eiförmige (5—600 Ctr.) Senna in ihrem Thale Bischarieh, indem sie zu Ende der Regenzeit, Juni bis Anfang September, die Sträucher abschneiden und an der Sonne trocknen. Sie führen sie auf Kameelen nach Assuan und bringen zugleich 2000—2400 Ctr. Argelblätter mit, die sie jedoch ober- und unterhalb Assuan ernten. Ein zweiter Stapelplatz ist Esne, nördlich von Assuan; dorthin bringen die Karawanen aus Sennaar (von dem Namen dieses Landes stammt wahrscheinlich das Wort Senna ab) 2000 Ctr. der ersten und 800 Ctr. der zweiten Art. Auf dem Nile geht die Waare von Assuan und Esne in die allgemeine Niederlage nach Bulak bei Kairo, wohin auch durch die Suez-Karawanen 12—1500 Ctr. der zweiten Art kommen. In Bulak werden die Blätter von den Stielen gelöst, die Arten gemengt, in Tuchballen, franz. Sardes, von 8—10 Ctr. gepackt und über Alexandrien versendet. — 2) Tripolis-Senna, Senna tripolitana, besteht fast ganz aus lanzettförmigen; nur wenig verkehrt-eiblättrige ist darunter und nie Argel. Diese Sorte ist dünner, heller, grün und zerbrechlicher als Alexandria, was vermuthlich von verschiedenem Vaterlande herrührt. Karawanen bringen sie in großer Menge nach Tripolis, von wo sie in Schilfballen von 200 Pfund über See geht. —

— 3) **Aleppo-Senna**, Senna aleppensis, eine früher aus dem Handel verschwundene, seit einigen Jahren aber wieder erschienene Sorte, die in ungleich großen Ballen von Cypern nach Triest kommt. Wahrscheinlich sind es die Blätter der oben angeführten Cassien, nur daß der verschiedene Standort (vermuthlich stammen sie aus der Gegend zwischen Aleppo und Damaskus her) folgende Unterschiede begründet: sie sind länger, blasser, wie welk erscheinend, Geruch der lanzettförmigen, kraut-, nicht sennaartig, Geschmack wenig sennaartig, mehr krautartig, herbe, nicht so eigenthümlich süßschleimig; Geruch und Geschmack bei den verkehrt-eiförmigen, nicht sennaartig, wenig oder gar nicht behaart. Es befinden sich gar keine Argelblätter darunter und weniger Staub als bei Alexandria und Tripolis. Die Sorte empfiehlt sich wegen ihrer Wohlfeilheit. — Da die 3 beschriebenen Sorten gewöhnlich noch mit den Blattstielen, Hülsen u. s. w. vermengt (in sortis) nach Europa kommen, so werden sie entweder schon in den Seestädten, z. B. in Marseille, oder in letzter Hand sortirt, wobei folgende **Nebensorten** entstehen: a) **reine Senna** senna electa, franz. séné grabelé, engl. garbled senna, ital. sena intiera oder in foglia; es ist die, welche man durch Schwingen von Staub, Sand, Hülsen, Bruchstücken u. Argelblätter gereinigt hat; — b) **kleine Senna**, senna parva, franz. petit séné oder grabeau de séné, engl. garble of senna, ital. sena rotta, minuta, parva oder garbello de sena, ist der Abfall von jener Reinigung; — c) **Senna-Stiele**, stipites sennae, sind die Blattstiele, die man bei der Reinigung erhält; hat man Alexandria, so kommen auch die Argelblätter dazu, die sich, weil sie schwerer sind, beim Schwingen ebenfalls absondern; — d) **Senna-Bälglein** folliculi sennae, franz. follicules de séné, engl. senna pods, ital. folliculi di sena, sind die bei der Reinigung gewonnenen Hülsen; sie sind mehr oder weniger gekrümmt, papierartig, zähe, im Geruch und Geschmack den Blättern ähnlich und enthalten in jedem der 4—10 Fächer, die durch Querwände von einander getrennt sind, ein Samenkorn. Die alexandriner sind schmutzig grün, wenig gekrümmt, bis 2 Zoll lang, bis 1 Zoll breit, glatt und breit gedrückt; die tripolitaner fahlgelblichgrün, wenig oder nicht gekrümmt und kleiner; die ostindischen schwärzlich, nicht zugespitzt, wie die Vorigen, sehr gekrümmt, schmaler und jeder Same hat eine häutige rauhe Fläche. — 4) **Ostindische, arabische** oder **Mokka-Senna**, Senna ostindica (besser indica orientalis), franz. Séné de l'Inde. Sie war schon 1819 in Europa, wurde aber erst seit 1821 bekannter. Sie stammt von der in Arabien wachsenden spitzblättrigen Cassie, Cassia acutifolia *Dec.* Die 12—24 Linien langen, 2—5 Linien breiten, also linienlanzettförmigen Fiederblätter sind schön gelblichgrün, lang zugespitzt, glatt, dünn, pergamentartig zähe, daher mit wenig Bruch, riechen süßlich und schmecken schwach bitterlich, aber stark schleimig. Nur die jüngern zeigen unter dem Glase feine Härchen. Sie wachsen in Arabien, werden aus dem arabischen und persischen Meerbusen, z. B. vom Hafen Dschehan, nach Ostindien gebracht, da wahrscheinlich umgepackt und dabei sortirt und in Kisten oder Ballen von 100—200 Pfd. nach Europa gesendet. Man findet darunter weder Stiele noch Hülsen, noch Argelblätter; nur sind einige fast eiförmige, 2 Zoll lange Blätter beigemengt. Sie sind so fest gepackt, daß sie beim Oeffnen des Ballens gleichsam aufquellen. Die ehemals als **italienische Sorte** von der verkehrt-eiblättrigen Art ist aus dem Handel verschwunden; sie wurde in Italien und Südfrankreich gewonnen. — Statt der in Europa offizinellen Senna dient in Jamaika Cassia portaregalis *Bancr.*, eine Art, welche erst dorthin verpflanzt worden ist und von Cassia oborata *Hayne* nicht verschieden zu seyn scheint; in Nordamerika wird Cassia marylandica *L.* in den Offizinen häufig gebraucht und deshalb auch kultivirt. Seit mehren Jahren kommen auch kleine Sendungen derselben unter dem Namen: Folia Sennae americanae s. marylandicae, **amerikanische** oder **maryländische Senna**, nach Europa. Sie wirkt aber etwas schwächer, als die afrikanischen Sorten. In Westindien benutzt man ferner Cassia emarginata *L.*; in Brasilien Cassia cathartica *Mart.*, dort Senna da lampo genannt; in Kolumbien Tephrosia senna *Kunth*; auf Java Cassia alata *L.*; in Ostindien Anagyris foetida *L.*, deren frische Blätter stinken, Cerbera odallam *Hamilt.*, Globularia alypum *L.*, Cneorum tricoccon *L.* — **Verfälschungen** kommen bei der kleinen Senna vor mit den Blättern des myrtenblättrigen Gerberstrauchs, Coriaria myrtifolia *L.*, der in Südfrankreich und Spanien wächst; mit denen des baumartigen Blasenstrauchs, Colutea arborescens *L.*, in Italien Sena falsa oder de poveri genannt; der gemeinen Stechpalme, Ilex aquifolium *L.*; des Buchsbaums, Buxus sempervirens *L.* und des Lorbeerbaums, Laurus nobilis. **Lebensgefährlich** darunter sind die vom Gerberstrauch, welche sich dadurch von der Senna unterscheiden, daß sie 3 Hauptrippen haben, dagegen die Senna nur eine, ferner, daß die Mittelrippe selbst in die hervorragende Spitze ausgeht, was bei der Senna nicht der Fall ist. Sie sind auch beträchtlich dicker, brechen leicht, sind mehr grau, als grün, und schmecken scharf zusammenziehend. Die vom Blasenstrauche sind viel dünner, zarter, grüner, ohne Spitze und schmecken sehr unangenehm bitter. Ostindische Senna findet man verfälscht mit den Blättern von Coronilla emerus *L.* und der Periploca graeca *L.* — **Gebrauch.** Die Sennesblätter besitzen einen eigenthümlichen, nur geringen, aber widrigen, süßen Geruch und einen widrig-bitterlichen, etwas reizenden, schleimigen und stark ekelerregenden Geschmack. Sie wirken drastisch-purgirend und werden sehr häufig als Purgirmittel da angewendet, wo man vorzüglich reizende anwenden darf. Sie kommen auch zu verschiedenen Zusammensetzungen und werden in Pulver- und Latwergenform, doch häufiger im Aufgusse gegeben. Schon seit den Zeiten der

arabischen Aerzte sind die Sennesblätter als Heilmittel bekannt. Die Sennesbälglein wirken schwächer und unter ihnen sind die alexandriner die besten, die ostindischen hingegegen ganz zu verwerfen. Vergl. Folliculi Sennae. — Die Sennesblätter sind von Bouillon, Lagrange, Braconnot, Lassaigne und Feneuille untersucht worden. Die beiden letzteren entdeckten den Sennastoff oder Kathartin in der alexandrinischen Sorte. Es ist ein bitterer, drastisch-purgirender Extraktivstoff; außer diesem enthalten sie einen gelben Farbenstoff, ferner ein fettes und ein ätherisches Oel, Gummi, Kalk- und Kalisalze.

Sennal (Ichthyol.), in Trankebar s. v. a. indischer Baumkletterer, Anabas scandens *Cuv.*, s. Kletterbarsch.

Sennalatwerge (Electuarium e senna, Elect. lenitivum, Pharm.), aus dem kolirten und bis auf 12 Unzen abgedampften Dekokt von 8 Unzen Feigen, 16 Unzen Zucker, 8 Unzen Tamarindenmus, 4½ Unzen gepulverten Sennesblättern, ½ Unze Sternanis bereitet und als gelind abführendes Mittel thee- oder eßlöffelweise angewendet.

Sennamar, Architekt, stand im 5. Jahrh. n. Chr. im Dienste des arab. Königs Alaouvar, für den er die Schlösser Sedir und Chavarnak baute. Diese, sicher fabelhaften Gebäude, zählten die Araber unter die Weltwunder, und damit S. keinen Uebelwollenden den Schlußstein verrathen konnte, ließ ihn der Fürst in eine tiefe Grube stürzen.

Sennara (ind. Rel.), die geheiligte, die Braminen-Schnur. Den 3 obern Kasten der Indier als Auszeichnung eigen, besteht dieselbe aus einer gewissen Anzahl Fäden, aus der Baumwolle einer besondern Staude. Ihre Länge ist nahe bei drei Ellen; so hängt sie über der linken Schulter um den Leib. Die Braminen tragen die stärkste, die Kschetrias eine dünnere, die Waisyas eine ganz dünne Schnur, woran man die Kasten erkennt. Büßende oder heilige Braminen tragen statt derselben häufig eine Schlangenhaut.

Sennastoff, s. Sennae Folia.

Sennasyrup (Syrupus sennae, Pharm.), wird aus einem von 4 Unzen Sennesblättern, ½ Unze Anis mit 2 Pfund heißem Wasser bereitetem Aufguß, in dessen 20 Unzen betragender Mischung 3 Pfund Zucker aufgelöst werden, dargestellt.

Sennates (a. Geogr.), Völkerschaft in Gallia Aquitania, in der Nähe der Pictonen (Plin. IV, 19, 33.).

Sennatinktur (Tinctura sennae, Pharm.), aus 3 Unzen Sennesblättern, Kümmel, Kardomomen, von jedem eine Drachme, großen Rosinen 4 Unzen, 3 Pfund Spiritus mittelst Digestion bereitet.

Senndörfchen, s. Alpenwirthschaft.

Senne, 1) in der Schweiz Rindviehheerde; — 2) der Weideplatz des Viehes; s. Alpenwirthschaft; — 3) s. v. a. Gestüte; — 4) s. v. a. Sehne; — 5) (Sienne), schwache Leine am Jagdzeug.

Senne (Geogr.), 1) preuß. Bauernschaften, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Bielefeld: a) S. I. (brackwerder S.), bildet mit dem Bauerhofe Edingloh, der vererbpachteten Domäne Grünewald, den Bauerhöfen Nieder-Gossel, Ramsbrock und Scherpel eine Gemeinde mit 1700 Einw.; — b) S. II. (herper S.), bildet mit den Bauerhöfen Freitag und Linnenbrügger eine Gemeinde mit 950 Ew. — 2) (Sennerhalde, Sennerwald, Sintfild, Sende), waldige Bergstrecke, Fürstenth. Lippe-Detmold, erstreckt sich von Paderborn durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Rietberg, bis nach Münster und Osnabrück, jetzt zum großen Theil angebaut. In derselben großes, halbwildes Gestüt, das nur von einer Seite, nach den Feldern zu, eingezäunt, nach der paderborner Heide zu aber offen ist. Die Pferde, die sich rudelweise zusammenhalten, werden im Winter, wenn hoher Schnee liegt, mit geschnittenen Bohnen, Wicken und Häckerling gefüttert. Sie kommen deshalb des Abends gegen 10—12 Uhr in die Ställe des fürstlichen Jagdschlosses Lopshorn und bleiben in denselben bis Morgens 10 Uhr. Sobald die Füllen von den Stuten lassen, werden sie ebenfalls in die Ställe gebracht, wo sie 2 Jahre bleiben müssen; nur die Hengstfüllen werden abgesondert und nach Barenholz bei Rinteln gebracht. Das sonst aus 200 Mutterstuten bestehende Gestüt ist in neuerer Zeit beträchtlich vermindert worden. Im Mai werden die Stuten belegt; sie tragen etwa 51 Wochen. Füllt eine Stute, so verbirgt sie sich 24 Stunden im Dickigt; außerdem kommt es höchst selten vor, daß sich ein Pferd von den Rudeln trennt oder sich verirrt. Die von Sennerhengsten und Sennerstuten abstammenden Pferde (Senner) werden mit einer Rose und dem Namenszuge des Fürsten von Lippe gezeichnet. Es sind sehr robuste Thiere, die aber erst im 7. Jahre ausgewachsen sind. Im J. 1640 wurden auf der S. die Schweden von dem kaiserl. General Hatzfeld geschlagen. — 3) Belg. Fluß, entspringt im Hennegau, südöstl. von Soignies, fließt von Norden nach Süden, geht durch Brüssel, mündet in der Prov. Antwerpen, nordwestl. von Mecheln, in die Dyle und bildet mit dieser und der Nethe die Rupel.

Senne, falsche (Bot.), s. v. a. Skorpions-Kronwicke, Coronilla Emerus *L.*

Sennecey-le-Grand, franz. Flecken, Dep. Saone-Loire, Bez. Chalons-sur-Saone; Hochöfen, Eisengießereien, Fabriken für Dampfmaschinen u. dgl.; 3640 Einw.

Sennefelder, s. Senefelder.

Sennehülsen (pharm. Bot.), s. v. a. Sennesbälge, Folliculi Sennae, s. d. und Sennae Folia.

Sennen (Geogr.), 1) europ.-russ. Ort, Gouv. Livland, südöstl. von Werro; — 2) Stadt, s. v. a. Sennheim.

Sennenkassie (Bot.), s. v. a. Samenkassie, Cassia Senna *L.*

Sennerbad, würtemberg. Badhaus, Donaukreis, Oberamt Ravensburg; 7 Einw. Die dasige Quelle enthält etwas kohlensauren und schwefelsauren Kalk und wird hauptsächlich gegen rheumatische und Hautkrankheiten von den Bewohnern der Umgegend gebraucht.

Sennerei, s. Alpenwirthschaft.

Sennerhaide (Sennerwald), s. v. a. Senne 2).

Sennerpferde, s. Senne 2).

Sennert (Biogr.), 1) Daniel, Arzt, wurde am 25. Dec. 1572 zu Breslau geboren, wo sein Vater Schuhmacher war. Er studirte seit 1593 zu Wittenberg Philosophie und Medicin, ging dann nach Leipzig, Jena, Frankfurt a. d. O. und 1601 nach Berlin. Von letzterem Orte kehrte er jedoch bald wieder nach Wittenberg zurück, ward daselbst Doktor der Medicin und ein Jahr nachher Professor in der medicinischen Fakultät. Er war der Erste, welcher auf dieser Universität die Chemie einführte und erwarb sich sowohl großen Ruhm durch seine Werke, wie durch seine Praxis. Er † zu Wittenberg am 21. Juli 1637 an der Pest. Die Kühnheit, mit welcher er den Alten zu widersprechen wagte, erweckte ihm viele Widersacher; allein nichts wurde von ihm übler aufgenommen, als seine Meinung von dem Ursprunge der Seelen. Er glaubte nämlich, daß der Same aller lebendigen Wesen beseelt sey und daß die Seele dieses Samens die einzelnen Glieder des Körpers hervorbringe. Man beschuldigte ihn der Gotteslästerung und der Ruchlosigkeit, weil er lehrte, daß die Seele der Thiere nicht materiell sey; denn man glaubte, es sey dies eben so viel, als wenn er gelehrt hätte, daß sie auch unsterblich sey, wie die Seele des Menschen. Nach ihm ist die Seele der Thiere überhaupt von eben der Art, wie die menschliche. Der Unterschied ihres Schicksals in Ansehung der Dauer fließt nicht aus dem Unterschiede ihrer Eigenschaften her, sondern aus dem Wohlgefallen des obersten Herren. Indeß getraute sich S. nicht zu sagen, daß die Seele der Thiere nach dem Tode desjenigen Subjekts, welches sie lebendig gemacht hatte, noch bestehe. Er hatte eine ziemlich seltsame Meinung über die Ursache der Metalle und Mineralien, indem er die Bildung derselben geistigen Wesen zueignete. Diese Geister, deren Wohnung ihm unbekannt ist und die nur an gewissen Orten sich aufhalten, begeben sich in die Bergwerke und Steinbrüche und bringen daselbst die verschiedenen Arten Fossilien hervor. S. hat sehr viel geschrieben, u. A.: De generatione viventium. — Seine gesammten Werke kamen sehr oft heraus, zuletzt Lyon 1676. Vergl. Vita Sennerti in limine Operum. — 2) Andreas, berühmter Philolog, Sohn des Vorigen, 1606 zu Wittenberg geboren, † 1689. Schr.: Chaldaismus et Syriasmus, Wittenb. 1650, n. Aufl. 1666; — De cabbala maxime Hebraeorum, das. 1655; — Centuria canonum philologicorum, das. 1657; — Arabismus s. praecepta linguae arabicae, das. 1658; — Schediasma de linguis orientalibus, das. 1681. — In seiner „Dissertatio de punctorum vocalium hebraicorum neque cum literis neque cum verbo Dei scripto coaevitate“, 2. Ausg. 1680, behauptete er schon den späteren Ursprung der hebräischen Vokalpunkte.

Sennesbälge (pharm. Bot.), s. v. a. Folliculi Sennae, s. d. u. Sennae Folia.

Sennesblätter (pharm. Bot.), s. v. a. Sennae folia. — Deutsche oder falsche Sennesblätter, s. v. a. Folia Coluteae; s. Colutea arborescens *L.*

Sennesblätterbitter, s. v. a. Kathartin.

Sennesblätterstrauch, falscher (Bot.), s. v. a. gemeiner Blasenstrauch, Colutea arborescens *L.*

Sennesblasenbaum (Bot.), s. v. a. gemeiner Blasenstrauch, Colutea arborescens *L.*

Sennesschoten (pharm. Bot.), s. v. a. Sennesbälge, Folliculi Sennae, s. d. u. Sennae Folia.

Sennetz (Sennec), österr.-böhm. Dorf, Kr. und Herrsch. Pilsen; 170 Einw.

Sennewitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkreis; an der Götsche, Schenkhaus und Häuslerwohnung (der tolle Hund und die einzelne Schenke Dreckente); 130 Einw.

Sennfeld, 1) bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Adelsheim, im Odenwalde; Schloß, Eisenhammer; gegen 1100 Einw.; — 2) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken, Landger. Schweinfurt; Mineralquelle, Torflager, großer Weiher; Gemüsebau; 820 Einw.; ehemals Reichsdorf unter würzburg. Schutz, kam 1802 an Bayern.

Sennheim (Cernay), franz. Stadt, Depart. Oberrhein, Bez. Belford; Kattunfabriken; 3500 Einw.

Sennhütte, s. Alpenwirthschaft.

Sennjen, Insel, s. v. a. Senjen.

Sennkäse, s. Käse.

Sennlich, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklenburg; 650 Einw.

Sennoi (a. Geogr.), Volk an der Ostküste von Taprobane (Ptol. VII, 4, 9.).

Sennoje (Sennoi, Senno, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Mohilew, grenzt nördlich und nordwestlich an das Gouv. Witebsk, östlich und südöstlich an den Kr. Orscha, südlich an den Kr. Kopüß und westlich an den Kr. Minsk. Der Kr. wird von der Ulla, mehren andern Flüssen und vielen Seen bewässert; Hanf- und Flachsbau; — 2) Kreisstadt daselbst, südwestlich von Witebsk, am gleichnam. See; 1600 Einw., darunter viele Juden.

Sennone, s. v. a. Sannone.

Sennones, Vicomte de, Kunstliebhaber, Zeichner und Radirer, bereiste Frankreich, Italien, die Schweiz und Spanien und zeichnete überall die interessantesten Ansichten und Gegenden. Seine Zeichnungen belaufen sich auf 400, wovon er einen großen Theil selbst in Kupfer radirte. Das Werk war auf 30 Lieferungen berechnet, wovon bis 1822 fünf erschienen waren.

Sennora in Pace, Punta, ital. Vorgebirg, Insel Sicilien, Intendantur Siragosa, an der Ostküste, südwestl. von Siragosa.

Sennsburg, Ernst Philipp, Freiherr von, Staatsmann, 1752 zu Lamerstäd bei Bamberg geboren, war nach vollendeten Studien erst beim Reichshofrathe zu Wien, dann als Regie-

rungsrath zu Bruchsal, beim Anfall dieses Landestheils an Baden erst als geh. Referendar, dann bei der Mediatisirung der Häuser Leiningen und Fürstenberg in bad. Diensten angestellt, wurde 1811 wirklicher badischer Staatsrath, 1813 Freiherr und Finanzminister, 1817 Minister des Innern; †.... Schrieb: Praktische Anleitung zur Schätzung ganzer Herrschaften, einzelner Städte und Dörfer, Karlsr. 1806; — Beiträge zur Purificirung der deutschen Bundesakte, das. 1821; — Pragmatische Untersuchung des Ursprungs und der Ausbildung alter Abgaben und neuer Steuern, Erlangen 1823.

Sennthum (Semter), in Schwaben, eine Heerde Kühe, 24 bis 30 Stück unter einem Hirten.

Senntnen, s. Alpenwirthschaft.

Sennwald, schweiz. Pfarrdorf (Kreisort), Kant. St. Gallen, Bez. Werdenberg, südöstlich von St. Gallen, zwischen dem Appenzeller-Gebirge und dem Rhein, auf einer Anhöhe, in schönen fruchtbaren Umgebungen; Ackerbau, Viehzucht; 2730 Einw. In dem Thurme der alten Kirche ist in einem Sarge mit Glasdeckel der unverweste Leichnam des 1596 von seinem Vetter Ulrich Georg ermordeten Freiherrn Johann Philipp von Hohensax zu sehen. Diese Unverweslichkeit gab dem Leichnam (des reformirt gestorbenen Freiherrn) ein solches Ansehen, daß er am 5. März 1741 von den katholischen Bewohnern des jenseitigen Rheinufers als eine Reliquie geraubt wurde. Die Sache gelangte bis vor die österreich. Oberbehörde in Innsbruck, worauf der Leichnam wieder abgeliefert werden mußte; indeß fehlten bei der Rückgabe zwei Finger und Einiges von der Bekleidung. Von S. an lassen sich der Kamor u. Hohenkasten in 3 Stunden ersteigen. Im nahen Walde sind das Bad und die Trümmer des alten Schlosses Forsteck. Das neue Schloß gleichen Namens liegt an der Straße nach Salez. Gegenüber liegt Feldkirch an der Ill, wohin bei Haag eine Fähre über den Rhein führt. Auch trifft hier die Poststraße aus dem Toggenburg nach Feldkirch oder Chur mit derjenigen aus dem Rheinthal zusammmen.

Senogallia (a. Geogr.), s. v. a. Sena.

Senohrab (Senohraby), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrsch. Kammerburg; 160 Einw.

Senohrad, österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, Herrsch. Krumau; Mühle; 380 Einw.

Senoi (hebr. Myth.), s. Semangelof.

Senomagus (a. Geogr.), Stadt der Cavari in Gallia Narbon. an der von Avenio nördlich am linken Ufer des Rhodanus nach Valentia hinaufführenden Straße, nach Reichard vielleicht la Palude.

Senomat, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Rakonitz; 2 Kirchen; bildet ein der Stadt Rakonitz gehöriges Gut; 880 Einw.

Senona (a. Geogr.), s. v. a. Lugdunensis quarta.

Senonches, franz. Flecken, Depart. Eure-Loire, Bez. Dreux, in einem Thale, am Ursprung des Blaise; Fabriken für hydraulische u. Dampfmaschinen; 1980 Einw.

Senones (a. Geogr.), mächtiges und angesehenes Volk in Gallia Lugdunensis, dessen Wohnsitze nördlich an die Parisii, mit denen sie zu Cäsars Zeiten in der engsten Verbindung standen, westlich an die Carnutes, südlich an die Aeduer und östlich an die Lingones und Mandubii grenzten, so daß wir sie im südlichern Theile von Isle de France u. im nordwestl. der Champagne zu suchen haben, wo ihnen die Städte Agendicum, als ihre Hauptstadt auch schlechthin S. oder Civ. Senonum (j. Sens) genannt. Condate (Montereau sur Yonne), Vellaunodunum (Beaune), Melodunum (Melun), Ariaca (Arcis sur Aube), Corabilium (Corbeille), Autissiodorum (Auxerre), Aquä Segeste (Fontainebleau) u. s. w. gehörten. Von hier aus unternahm ein Theil des Volks, ums Jahr 400 v. Ch., einen Zug nach Oberitalien, wo sie sich, da sie das meiste Land schon von andern celtischen Stämmen besetzt fanden, ziemlich weit am adriatischen Meere hinabziehen mußten, und sich mit Verdrängung der Umbrer zwischen den Flüssen Utis und Aesis (zwischen Ravenna und Ancona) niederließen, wo sie die Stadt Sena (Gallica) gründeten. Hier kamen sie bald mit den Römern in feindliche Berührung, und wurden durch das unkluge Benehmen derselben in der Sache der Clusiner im Jahre 390 zu jenem Streifzuge gegen Rom selbst veranlaßt, der die Zerstörung dieser Stadt zur Folge hatte. Von nun an finden wir sie in beständigem Kampfe mit den Römern, bis sie endlich im Jahre 283 vom Konsul Dolabella völlig geschlagen und fast gänzlich vernichtet wurden. Der Rest derselben scheint sich an die (nach Norikum zu den Tauriskern ausgewanderten) Ueberreste der Bojer angeschlossen zu haben, da später von ihnen in Italien nicht weiter die Rede ist.

Senones (n. Geogr.), franz. Orte: 1) Flekken im Depart. Vogesen, Bez. St.-Dié, Baumwollenzeuchweberei; Fabriken für Leinwand, Bleichereien, Fayence, Drahtzug; 2800 Einw.; — 2) Dorf daselbst, Depart. Mayenne, Bez. Chateau-Gontier; 530 Einw.

Senonois, französischer Wein, meist rother Art, der früher sehr im Rufe war. Heinrich IV. gebrauchte ihn zu seinem Tischtrank. Durch Verwahrlosung der Weinbergsbesitzer hat sich sein Ruf seitdem sehr vermindert; es gibt aber doch etliche Distrikte, wo er heut noch von vortrefflicher Güte gewonnen wird. Die bessern Sorten verführt man von Sens aus auf dem Yonnefluß weit und breit.

Se non è vero, è ben trovato (ital.), Sprüchwort: wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden.

Senonges, franz. Dorf, Dep. Vogesen, Bez. Minecourt; 530 Einw.

Senorbi, ital. Dorf, Insel Sardinien, nordöstl. von Cagliari; 1160 Einw.

Senoschat (Senozat), österr.-böhm. Marktflecken, Kr. Czaslau, Herrsch. Selau; Pfarrei; starker Flachsbau und Flachshandel; 750 Einw.

Senosetsch, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr Adelsberg, an der Wien-Triester Poststraße-

mit Kirche, Schloß, Schloßruine und Bezirk; steht an der Stelle des römischen Anesila.

Sénouire, franz. Fluß, Dep. Haute-Loire, mündet rechts in den Allier.

Senoux, St., franz. Dorf, Dep. Ille-Vilaine, Bez. Redon; 1150 Einw.

Senovo (Senou), österreich.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Reichenburg; 180 Einw.

Senowitza, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Erlachstein; 120 Einw.

Senozat, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Bechin; 180 Einw.

Senra (Bot.), nach Cavanilles, Pflanzengattung. Art: S. incana *Cav.*, s. v. a. Serraea incana *Cav.*

Senräa (Bot.), nach Willdenow, Pflanzengattung. Art: S. incana *Willd.*, s. v. a. Serraea incana *Cav.*

Sens (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Yonne; 25 □M., 60,000 Einw. Außer S. hier noch: Pont sur Yonne, Stadt, 1600 E.; Sergines, Marktflecken, 1500 Einw.; — 2) Hauptstadt des Bezirks, rechts an der Yonne, unterhalb des Einflusses der Vanne, eine schöne und sehr alte Stadt, sonst eine starke Festung, deren Mauern noch jetzt von Bedeutung sind; die Substruktionen sind von so gewaltigen Steinen, daß es zu verwundern ist, wie man in früherer Zeit, wo die Mechanik noch keine großen Fortschritte gemacht hatte, im Stande war, solche Massen zu bewegen. An mehren Stellen sieht man eine in die Mauern eingesenkte Art von Bildhauerarbeit, mit Schnitzwerk verzierte Arkaden, in der Art, wie die Römer dergleichen zu bauen pflegten, so daß man, vielleicht nicht ohne Grund, behauptet, ein Theil dieser Mauern rühre von den Römern selbst her. Ueberhaupt findet sich Manches in der Gegend, was diese Meinung unterstützt; mehre alte Straßen, Spuren eines Amphitheaters, viele Gräber, von denen der Ort Quarré les Tombes seinen Namen hat, häufig aufgefundene Münzen, Waffen 2c. liefern Beweise von einem dauernden Aufenthalt der Römer in dieser Gegend. Die Stadt, welche Sitz eines Erzbischofs, einer Unterpräfektur, eines Civil- und eines Handelstribunals, so wie einer Ackerbaugesellschaft ist, ist freundlich und regelmäßig gebaut; die Chaussee von Dijon nach Paris führt durch die Hauptstraße; die beiden Thore an den Enden derselben sind in schönem Style gebaut und gleichen beinahe Triumphbogen. Die Esplanade, ein großer, schöner Platz, an welchem das Theater steht, ist mit 2 Reihen von Bäumen umgeben. Das schönste Gebäude ist die Kathedrale; sie hat 3 große Pforten und 2 Glockenthürme, im Innern 3 Schiffe, ist sehr groß und geräumig, reich verziert, und enthält viele Reliquien und andere Merkwürdigkeiten, darunter das Meßgewand von Thomas Becket und ein Gemälde, welches seinen Tod darstellt, so wie das Monument des Dauphins, Sohnes Ludwigs XV., und seiner Gemahlin. Auch das Rathhaus, das Gymnasium 2c. sind bemerkenswerthe Gebäude. S. hat 14 Kirchen, mehre Hospitäler, großes Seminar, Collège, öffentliche Bibliothek, Museum, Knopf-, Messer- und vorzüglich Rasirmesserfabriken, Fabriken in Baumwolle, Wolle, Seide, Leinwand, Wasseruhren, Gerbereien, Handel mit Wein, Getreide, vorzüglichem Leder, Korbflechtwaaren 2c.; 10,000 Einw. Dabei röm. Alterthümer des alten Agendicum. Hier am 17. Sept. 1477 Waffenstillstand zwischen Prinz Maximilian (künft. Kaiser) und Ludwig XI. — 3) Dorf daselbst, Dep. Ill-Vilaine, Bez. Rennes; 1410 Einw. — 4) Dorf daselbst, Depart. Saone-Loire, Bez. Louhans; 810 E. — 5) S.-Beaujeu, Dorf das., Dep. Cher, Bez. Sancerre; Eisenminen; über 1100 Ew.

Sensal, s. v. a. Makler.

Sensaophis, alter König von Aegypten.

Sensarie (Courtage), Maklergebühr, sowohl für Waaren- als Wechselmakler, s. Makler.

Sensation (v. Lat.), 1) Gefühl; — 2) Eindruck, Aufsehen.

Sensaun, afrik. Stadt, Kaiserth. Marokko, Reich Fez, südl. von Tetuan.

Sensburg (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, zwischen Lötzen, Johannisburg und dem R.-B. Königsberg, hat 22,46 □M. Areal, 2 Städte, 215 Dörfer und Vorwerk mit 37,450 Einw., ist sandig und eben, hat viele Waldungen, Seen, wenig fruchtbares Land, hält 7857 Pferde, 15,257 St. Rindvieh, 38,750 Schafe, 350 Ziegen und 10,530 Schweine. — 2) Kreisstadt darin, zwischen 2 Seen; Pfarrei, Kreisamt, Kreisgericht, Untersteueramt, Oberförsterei; 2350 Ew.

Senschack (Sentshag), österr.-steier. Dorf, Kreis Marburg, Bez. Großsonntag; 130 Einw.

Sensch eid, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Adenau; 110 Einw.

Sense (Technol.), Werkzeug, womit man Getreide und Gras abhaut; das Material dazu ist Rohstahl, den man nach seiner Güte in zwei Sorten abtheilt, indem man die mehr eisenartigen Stücke zum Rücken, die besseren zur Schneide der Sensen bestimmt. Beide Sorten werden durch Zusammenschweißen mehrer Stangen und nachfolgendes Ausstrecken gegerbt, endlich aber in vierkantige Stäbe geschmiedet, welche man in Längen von ohngefähr 2 Fuß abhaut. Die Stäbe der schlechteren Sorte haben 10 bis 11 Linien, jene der besseren nur 6—7 Linien im Quadrat. Man schweißt zwei und zwei Stäbe (von jeder Gattung einen) platt auf einander u. arbeitet daraus unter dem Wasserhammer Stangen (sog. Knüttel), deren Länge über 2 Fuß beträgt bei 1 bis 1½ Zoll Breite u. 3 bis 4 Linien Dicke. Die Knüttel werden unter dem Breithammer, welcher 60 Pfd. wiegt und ungefähr 300 Mal in einer Minute schlägt, zur rohen Sensenform geschmiedet; diese wird dann unter einem kleineren und schneller gehenden Hammer, dem Polirhammer, der nur 30 Pfd. wiegt und gegen 400 Schläge in der Minute macht, weiter ausgebildet und mit dem Handhammer (Fausthammer) vollendet. Nachdem die Schneide mit der Scheere beschnitten ist, schreitet man zum Härten, zu welchem Behufe die S.n in einem durch zwei Blasebälge angefachten Essenfeuer

von Holzkohlen gelbroth glühend gemacht und in geschmolzenen Talg getaucht werden. Letzterer befindet sich in einem 5 Fuß langen u. 2 Fuß breiten Tröge, der in einem Gefäße mit Wasser steht. In der Esse ist der eigentliche Feuerraum vor der Form mit einem länglichen Kasten von Ziegeln überbaut, dessen Länge 3 Fuß, dessen Breite und Höhe 1 Fuß beträgt und der auf allen Seiten geschlossen ist, ausgenommen die schmale Vorderseite, in welcher ein die ganze Höhe einnehmender Spalt angebracht ist. Man schiebt durch diesen 6 bis 8 S.n zugleich ein, welche auf solche Weise von dem zusammengehaltenen Feuer gleichmäßiger erhitzt und vor dem Zutritt der Luft geschützt werden. Sowohl beim Erhitzen, als beim Ablöschen in Talg wird die Schneide nach oben gehalten. Die gehärteten S.n reinigt man vom Anhängenden durch Abkratzen mit einem Stück Baumrinde, worauf sie kurze Zeit in die Flamme des Feuers gehalten, rasch in einen Haufen Kohlenlösche gesteckt und plötzlich (mit hauender Bewegung) in kaltes Wasser eingesenkt werden. Durch diese letztere Behandlung (das Abklatschen) springt der größte Theil des Glühspanes ab, u. was davon noch sitzen bleibt, wird mit einem schneidigen Werkzeuge (Stabstahl) abgekratzt. Nun werden die S.n blau angelassen, indem man sie entweder über einem Kohlenfeuer erhitzt, oder mit heißem Sande, der auf einer von unten geheizten Eisenplatte sich befindet, bestreut. Um sie ferner von den durch das Härten entstandenen Krümmungen zu befreien, wie auch die Dichtigkeit und Zähigkeit des Stahles zu vermehren, werden sie kalt unter einem sehr kleinen, aber sehr schnell gehenden Schwanzhammer, dem Klöpperhammer, überschlagen, welche Arbeit man das Klöppern nennt. Den Schluß macht das Richten mit einem 2—3 Pfund schweren Handhammer und das Anschleifen der Schneide auf einem großen, vom Wasser umgedrehten Schleifsteine, welches in einigen Sekunden geschehen ist. Beim Härten, beim Abklatschen u. besonders beim Klöppern, springen manche Stücke, wenn der Stahl nicht von ganz guter Beschaffenheit ist. Die S. muß hinlängliche Beschaffenheit besitzen, um eine dauerhafte Schneide anzunehmen, und sie muß zugleich in solchem Grade zäh und dehnbar seyn, daß ihre Schneide durch Hämmern auf einem kleinen Amboße (das sog. Dängeln) sich dünn austreiben läßt, denn bekanntlich ist dies die gewöhnliche Methode, die Schneide zum Schärfen mittelst eines Handwetzsteines vorzubereiten. Die Größe u. Gestalt der S.n unterliegt in verschiedenen Gegenden mancherlei Abweichungen. Schönes, glattes Ansehen und heller Klang beim Anschlagen werden als Kennzeichen der Güte betrachtet, außerdem schätzt man geringes Gewicht bei gehöriger Steifheit. An der rechten Seite der nun fertigen Klinge ist ein Oehr angebracht, in das der Stiel (Sensenbaum, Sensenwurf) befestigt wird, der an seinem äußeren Ende einen Quergriff hat und mit der linken Hand gefaßt wird; in der Mitte des Stieles ist ein aufrechtstehendes Stück Holz, häufig in Hakenform, das mit der rechten Hand gefaßt wird. Jetzt ist der Sensenwurf oft an der Stelle, wo der Arm der Sense an dem Wurf festgemacht ist, mit dünnem Eisenblech eingefaßt, der Knopf am Ende des Armes hinweggenommen u. die S. wie man sie wünscht, darauf gepaßt. Diese Lage wird angemerkt, durch den Arm der S. u. durch den ganzen Sensenwurf 2 Löcher gebohrt und das Ganze mit 2 Schrauben und 2 Muttern befestigt, die oberhalb zu stehen kommen. Soll die S. so eingerichtet seyn, daß sie mehr oder weniger Gras nehmen kann, so wird das 2. Loch an dem Wurf, wo sonst der Knopf ist, 2—3mal so breit gemacht und nebst der zweiten Schraube noch an der linken Seite von oben herab, eine keilförmige, eiserne Schraube eingeschraubt, damit der Arm der S. nicht durch den Druck auf die linke Seite weichen kann. Die Getreidesensen sind etwas größer, als die Grassensen, auch so eingerichtet, daß das Sensengerüste darauf befestigt werden kann. Dieses Gerüst (Bockzeug, Hakenzeug) besteht aus hölzernen Stäben, die wie die Sensenklinge gebogen, durch Draht mit einander verbunden u. auf dem Sensenstiele befestigt sind; es dient dazu, die losgehauenen Halme zusammen zu halten und geregelt in Schwaden zu legen. Im Handel unterscheidet man die S.n in große, ächte Siebenstern, Doppel-, Fisch- und Pokalsensen, und große, ächte, gute, ordinäre Sorte; in kleine, ächte Siebenstern, Doppel- Fisch-, Pokal- u. kleine, gute, ordinäre Sorte, und verkauft sie nach 100 Stück. Die kärntner S. mit dem Zeichen  werden in 6-, $5\frac{1}{2}$-, 5-, $4\frac{1}{2}$-, 4- und $3\frac{1}{2}$spännige unterschieden, die eisernen in 6 u. 2spännige. Das Gegentheil von steierschen S.n sind weiße S.n, besonders die märkischen. Diese schätzt man nicht so hoch, als jene. Steiermark allein hat 30 Fabriken für Sensenschmieden. Uebrigens trifft man auch in vielen andern Provinzen Sensenschmieden an. Unter den märkischen sind die plettenberger S.n trefflich; ihre Zeichen sind Krone, einfacher u. doppelter Wolf; sie sind blau und weiß. Die S.n deutscher Fabrik werden zu vielen Tausenden in andere Länder, in die fernsten Gegenden, besonders auf der Donau nach der Walachei, nach Taman, der Tatarei, nach Cirkassien ꝛc. verfahren. Als Waffe erhielt die gerade gemachte S. eine besondere Berühmtheit in den polnischen Insurrektionskriegen von 1794 und 1831, wo die Bauern damit als Sensenmänner kämpften; auch 1848 sah man mit S.n bewaffnete Volkswehren, nicht nur in Polen, sondern auch in Deutschland. Obgleich gefürchtet, steht die S. doch der Pike an Zweckmäßigkeit weit nach. Die S. ist auch Attribut des (abgebildeten) Todes, der daher auch Sensenmann heißt, u. des Saturnus, um damit die Vergänglichkeit alles Zeitlichen, das wie abgehauenes Gras verschwindet, anzudeuten.

Sense (Geogr.), schweiz. Fluß, Kant. Freiburg, bildet sich aus der kalten u. warmen S., fließt nördlich und westlich, an der Grenze von Bern, und mündet bei Loupen in die Sane.

Sense (Ichthyol.), auch Sensenfisch, Fischgattung, s. v. a. Gymnetrus *Bl.*

Sensée-Kanal, franz. Kanal, Depart. Nord; beginnt rechts in der Scarpe, südwestl. von Douay, geht bis zur Scheide gegen Süden, dann gegen Osten gerichtet, bis in die Schelde links bei Bouchain, 6½ Lieues lang.

Senfeld, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Türmitz; 100 Einw.

Sensemitz (Sezenice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Teplitz; 190 Einw.

Senseneisen, schmales Stabeisen, wie es zur Verfertigung der Sensenklingen gebraucht wird.

Sensenfabrik, würtemb. Weiler, Schwarzwaldkr., O.-A. Neuenburg; 60 Einw. Hier eine großartige Sensenfabrik, welche jährlich über 80,000 Stück Sensen, Sicheln und Strohmesser liefert.

Sensengerüst, die an die Kornsensen festgemachten Holzrippen, an welche sich das Getreide beim Hauen lehnt, so daß es sanfter sinkt und weniger Körner fallen läßt; s. Sense.

Sensenhammer, Hammer, auf welchem Sensen, Sichelklingen und ähnliche Werkzeuge verfertigt werden. Die zu der Zunft der Grob- u. Waffenschmiede gehörigen Sensenschmiede arbeiten in diesen Hämmern. Die vorzüglichsten dieser Hämmer sind in Steiermark.

Sensenmänner, **Sensenmann**, s. Sense.

Sensenoi (hebr. Myth.), s. Semangelof.

Sensenstein, ein zweieckiger Schleifstein zum Wetzen der Sensen.

Sensentag, Tag, an dem die Fröhner mit der Sense Arbeit zu leisten haben.

Sensenträger, s. v. a. Sensenmänner, s. Sense.

Sensenwagen, s. Sichelwagen und Streitwagen.

Sensheim, Stadt, s. v. a. Seinsheim.

Sensibel (v. Lat.), 1) mit Gefühl begabt; — 2) durch Gefühl wahrnehmbar.

Sensibilität (v. Lat., Physiol.), im Allgemeinen die Fähigkeit zu empfinden, besonders aber die innerlich reale Nerventhätigkeit, wie sie sich in ihrem ganzen Umfange im lebenden, thierischen Organismus äußerlich real offenbart. Sie ist lediglich eine Eigenthümlichkeit des thierischen Lebens, denn wenn wir auch den Pflanzen Reaktionen nach Einwirkung von Reizen, also Reizbarkeit (s. d.) zugestehen müssen, so fehlen ihnen doch die Erforderniße der S., nämlich das Daseyn von Organen, die einen Eindruck empfangen können (Sinnesorgane), und solcher, die ihn bis zur Seele oder bis zum Seelenorgan fortleiten (Nerven und Seele), gänzlich, welcher Mangel ihre Unterordnung unter das Thierreich bestimmt. Wo aber, wie auf der Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich bei den Zoophyten, weder die Gegenwart noch die Abwesenheit von S. nachgewiesen werden kann, da ist auch eine sichere Klassifikation nicht denkbar. Als direkt der S. dienstbar oder ausschließend S. besitzend, kann nur die Klasse der Empfindungsnerven betrachtet werden, während die Bewegungsnerven meist ihre Funktion als eine Folge der durch jene erzeugten Empfindungen ausüben, dadurch aber das Daseyn der S., welche ohne sie nur ein subjektives Gefühl seyn würde, wie es z. B. in manchen Fällen von Starrkrampf oder Scheintod sich denken läßt, zur objektiven Anschauung bringen. Ohne Mitwirkung des Willens geschieht dies weniger bemerkbar durch die Sympathie und die Reflexbewegungen. Die alleinige und deshalb etwas mysteriös erscheinende Beziehung der S. zum Nervensystem hat jedoch der Auffassung ihrer Stellung zu andern Kräften vielfache Schwierigkeiten bereitet, indem die früheren Physiologen ihr bald einen zu hohen, bald zu niedrigen Rang unter den Lebensverrichtungen anwiesen, was theils die einseitige Richtung im Anschließen an herrschende philosophische Systeme, theils der Mangel an physiologischen Kenntnissen und an Schärfe in Scheidung der Begriffe von Nervenkraft, Reizbarkeit und S. verschuldete. So fand Boerhave in ihr nur das Princip der stets sich erneuernden Herzthätigkeit, Fr. Hoffmann das des fortdauernden Lebens, während Haller ihr eine mehr seinen Begriffen von der ihr gegenüberstehenden Irritabilität angepaßte Bedeutung unterlegte, Brown sie als eine nur Erregungen vermittelnde Thätigkeit, u. Schäffer, de Haen, Platner u. A. sie wieder als Ursache aller von der Reizbarkeit nicht bedingten Verrichtungen des Organismus betrachteten. Gegenwärtig steht sie als eine dem Nervensystem inwohnende Kraft in der Reihe der übrigen Kräfte, in denen sie in mannichfaltige Verbindungen und Wechselwirkungen tritt, und vermittelt durch ihre Thätigkeit den Zusammenhang der Seele eines Organismus mit der Außenwelt. Mit der Reproduktion und Irritabilität bildet sie jene Dreiheit, in der das Leben als ein in sich abgeschlossenes, als organisches Ganze sich darstellt. Störungen ihrer eigenen Verrichtungen durch Exaltation, Depression oder Alteration werden theils sympathisch durch Störungen in andern Funktionen und dadurch bewirkte Nervenaffektion, theils idiopathisch durch Erkrankung der Nerven selbst hervorgerufen und stellen dann entweder die sogenannten nervösen Symptome oder die Nervenkrankheiten selbst dar. Vgl. Nerven.

Sensibilität der Pflanzen (Pflanzenphysiol.), s. Botanik, S. 397 f.

Sensible Nervensphäre, s. Nervenäther.

Sensibles Leben, s. Leben.

Sensificiren (v. Lat.), zum Gegenstand der Anschauung machen, versinnlichen.

Sensii, s. Sinsii.

Sensio (lat.), Empfindung, Wahrnehmung eines Sinneseindrucks.

Sensitiv (v. Lat.), 1) s. v. a. sinnlich; — 2) s. v. a. empfindlich, im hohen Grade empfindlich; namentlich nennt man die Weiber Sensitiven.

Sensitive (Bot.), s. v. a. schamhafte Sinnpflanze, Mimosa pudica *L.*

Sensju, asiat. Provinz, Japan, Insel Nipon.

Senslau (mit Schweizerhof), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 150 Einw.

Sensoria organa (Anat.), s. Sinnesorgane.

Sensorielles Organ (Physiol.), ein zu einer besondern Aeußerung der Sensibilität organisirter Körpertheil.

Sensorium (lat.), 1) Organ, wodurch man etwas wahrnimmt, Sinneswerkzeug; — 2) (S. commune), das allgemeine Sinneswerkzeug des Menschen, das Gehirn, besonders der Empfindungspunkt darin, wo sich die Nervenfäden der Sinneswerkzeuge endigen.

Senst, anhalt-bernb. Dorf, Amt Koswig; Domäne, die mit dem kobbesdorfer Gut ein Ganzes ausmacht; 320 Einw.

Sensualismus (Philos.), diejenige philosophische Ansicht, welche behauptet, daß alle unsere Kenntniß nur aus der Erfahrung stamme, resp. nur durch die sinnlichen Empfindungen vermittelt werde. Die Entstehung und Entwickelung des S. s. Philosophie, S. 945.

Sensualität (v. Lat.), Sinnlichkeit.

Sensu angustiori (lat., Log.), im engern Sinn.

Sensu bono (lat.), in gutem Sinn, guter Bedeutung.

Sensuel (v. Franz.), sinnlich.

Sensu latiori (lat.), in weiterer Bedeutung.

Sensu malo (lat.), in schlechtem Sinn, schlechter Bedeutung.

Sensus (lat.), 1) Empfindung, Sinn, Gefühl; — 2) Bedeutung, Sinn eines Worts; — 3) Gedanke, den man vorträgt, Satz, Periode.

Sensus communis (lat.), 1) allgemeines Menschengefühl; — 2) gemeiner, natürlicher Menschenverstand; — 3) Gemeinsinn, Gemeingeist.

Sensus externi (lat.), die äußeren Sinne.

Sensus internus (lat.), das Bewußtseyn, Geistesthätigkeit überhaupt.

Sensus spiritualis (lat., Theol.), s. Geistlicher Verstand der heil. Schrift.

Sensu strictiori (lat.), s. v. a. Sensu angustiori.

Sensweiler, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Bernkastel; 260 Einw.

Sent (Uhrm.), auf der Stellscheibe schwedischer Uhren s. v. a. langsam.

Senta (a. Geogr.), Ort in Dalmatien mit einer Höhle, aus welcher beim Hineinwerfen irgend eines Gegenstandes ein heftiger Wirbelwind aufstieg (Plin. II, 45, 44).

Senta (a. Geogr.), s. v. a. Zentha.

Sentainen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 110 Einw.

Sente, s. Alpenwirthschaft.

Sentein, franz. Dorf, Depart. Arriège, Bez. St.-Girons, links am Lizard; Schiefer- und Marmorbrüche; 1250 Einw.

Senten (Schiffb.), die dünnen Latten oder Schergänge, die man am Schiff vom Vor- bis zum Hintersteven in bestimmter Weite von einanderlauf die Innhölzer nagelt, um den Stoof (d. h. die Ausbauchung) der Seitenplanken darnach ordnen zu können. Die S. des Weits (Herzsente) folgt dem Belauf der größten Weite des Schiffes; die S. der Schneidungen oder des Scharfs (Flur-S.) ist die untere, welche auf beiden Steven auf der Höhe der Schneidung endigt und im Hauptspann in der Gegend des Tops der Bauchstücke läuft; zwischen beiden liegen die Zwischensenten, die Topsente aber in der Höhe des Schanddeckels, und an Back und Schanze oft noch die S. der Verzäunung oder Verzierung.

Sentenac, franz. Dorf, Dep. Arriège, Bez. St.-Girons; 1050 Einw.

Sentenhart, badisches Pfarrdorf, Seekreis, Amt Mößkirch; 260 Einw.

Sententia (lat.), 1) Meinung; — 2) Urtheil.

Sententia absolutoria (Rechtsw.), s. v. a. Entbindungsurtheil.

Sententia conditionalis, s. v. a. Bedingliches Urtheil.

Sententia declaratoria, s. Declaratio sententiae.

Sententia definitiva u. decisiva, s. v. a. Endurtheil.

Sententia interlocutoria, s. v. a. Beiurtheil.

Sententia locationis in concursum locatoria, s. Konkurs.

Sententia paritoria, s. v. a. Gelobungsurtheil.

Sententia reformatoria, s. Appellation.

Sententia undae, s. Ordalien.

Sententiös (v. Lat.), gedanken- und sinnreich, aber kurz und in einzelnen Sätzen.

Sententionarier (Kirchengesch.), die Scholastiker des 12. Jahrhunderts, die Anhänger des Petrus Lombardus waren, von dessen Buch „Sententiae“, wovon er selbst den Namen Magister sententiarum erhielt.

Sententioniren (Rechtsw.), aburtheilen, ein Urtheil abfassen; daher Sententionant, der Verfasser eines Urtheils.

Sentenz (v. Lat.), 1) Urtheil; — 2) Denkspruch.

Sentheim, franz. Dorf, Dep. Oberrhein, Bez. Belfort; Baumwollespinnerei, Baumwolleweberei.

Sentholz, s. Kiel.

Sentia (röm. Relig.), röm. Personifikation, die Göttin, welche den Kindern richtige Urtheile und Ansichten einflößt.

Sentia lex (röm. Rechtsw.), s. v. a. Aelia Sentia lex, s. Sentius 3).

Sentianum (a. Geogr.), Ort der apulischen Landsch. Daunia, zwischen Equus Tuticus und Balejanum; nach Mannert jetzt Bisaccio, nach Lapie bei Sauri.

Sentice (a. Geogr.), Ort der Vaccäer in Hispania Tarrac., in der Gegend von los Santos (Ptol. II, 6, 50).

Sentides (a. Geogr.), Volk im S. von Marmarica (Ptol. IV, 5, 21).

Senties, Pierre Athasie Théodore, Maler, 1801 zu Paris geboren und von Baron Gros unterrichtet, trug 1823 den Preis für die beste halbe Figur davon, erhielt 2 Jahre nachher auch jenen der historischen Komposition. Von dieser Zeit sah man auf den Salons mehre schöne Bilder von ihm, meist historische Scenen und Porträte. Unter ersteren ist ein großes Altarblatt mit der Auferstehung Christi in der Kathedrale zu Valence; kleinere Kompositionen sind im Privatbesitze. S. zeichnete auch viele Porträte mit dem Stifte auf Bristolpapier. Er hält in Paris ein Atelier für Schüler.

Sentii (a. Geogr.), Völkerschaft in Gallia Narbon., zwischen den Alpen, den Quellen des Rhodanus und der Isara und dem Lacus Lemanus mit der Stadt Dinia, wahrscheinlich in der Gegend von Senez (Ptol. II, 10, 19).

Sentiment (franz.), 1) Empfindung, Gefühl; — 2) Gesinnung, Meinung, Urtheil; — 3) breites, gewöhnlich sammtnes, vorn von einem goldenen Schlosse zusammengehaltenes Halstuch vornehmer Damen.

Sentimental, **Sentimentalität** (Psychol. u. Aesth.), die weiche Stimmung des Gemüths, in welcher der Mensch es liebt, nicht bloß mit Empfindung, sondern oft auch mit Empfindsamkeit die Verhältnisse des Lebens und der Natur anzuschauen, in welcher er mit einer gewissen Vorliebe überall das aufsucht, was vorzugsweise das Gefühl zu berühren geeignet ist, ja in welcher er eine gefühlsmäßige Auffassung auch dahinein trägt, wo objektiv eigentlich keine Veranlassung dazu vorliegt — diese Stimmung nennt man Sentimentalität, diese Art und Weise aufzufassen ist sentimental. In der Kunst heißt sentimental die Darstellung, in welcher selbstbewußte Empfindung hervortritt mit der wirklichen oder scheinbaren Absicht, das Selbstbewußte daran erkennbar zu machen. Die unbefangene Sorglosigkeit, die dem Naiven eigenthümlich ist, fehlt dem Sentimentalen gänzlich; es ist sich seiner bewußt und verbindet sich leicht mit philosophischer Auffassung und tieferer Weltansicht. Die sentimentale Darstellung nimmt immer die Richtung nach dem Höheren über das Wirkliche hinaus; sie erscheint deshalb oft mehr gemacht, als wirklich, mehr Kunst, als Natur, mehr ein Streben nach einem Gegenstande, als dieser Gegenstand selbst zu seyn. Mit dieser Eigenthümlichkeit hängt zusammen das Pathetische, Feierliche und Rührende des Ausdrucks, was dem Sentimentalen angemessen ist; es pflegt sich besonders zu gefallen im Erhabenen und Großen. Weil das Subjektive in der selbstbewußten Empfindung vorherrscht, so wird es dem sentimentalen Künstler schwer, seine Figuren gehörig zu objektiviren und sich selbst aus dem Spiel zu lassen. Er ist in großer Gefahr, Gefühlsmassen, Leidenschaften und Affekte in kolossalen Bildern und Antithesen zu häufen und dabei die andern Erfordernisse einer schönen Darstellung zu übersehen. Unnatur und Unwahrheit der Empfindung sowohl, wie des Ausdrucks bezeichnet die Ausartung des Sentimentalen.

Sentinum (a. Geogr.), feste Stadt Umbriens, nicht weit vom Flusse Aesis, durch Octavianus im Bürgerkriege belagert, jetzt Ruinen bei Sassoferrato (Polyb. II, 19).

Sentinus, s. Vitumnus.

Sentipac, mexikan. Stadt, Staat Xalisco, am großen Ocean.

Sentis (Geogr.), Berg und Kanton, s. v. a. Säntis.

Sentis (Bot.), nach Commerson, Pflanzengattung, s. v. a. Scutia *Comm.*

Sentista, europ.-türk. Ort, Bosnien, Sandschak Teavrik, am Fuße des Zamora-Gebirgs.

Sentitz (Semtice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Eichhorn; 330 Einw.

Sentius, römischer Geschlechtsname. Zu bemerken sind: 1) Cajus S. Saturninus, aus der Präfektur Atina, Prätor in Rom um das J. 89 v. Chr., kämpfte in seiner Provinz Macedonien zuerst unglücklich gegen die Thracier, war aber später siegreich und vertrieb den mit großer Macht eingefallenen König Sothimus. — 2) Cajus S. Saturninus, 19 v. Chr. Konsul mit Octavianus, verwaltete zuerst das Konsulat allein mit einer Strenge, die man nicht mehr gewohnt war, verfolgte die betrügerischen Zollpächter, bestrafte Erpressungen und brachte öffentliche Gelder wieder in den Schatz. Nach mehren Jahren ward er Prokonsul in Syrien und verwaltete diese Provinz vom J. 10—6 v. Chr. Später wurde er als Legatus Augusti nach Deutschland gesendet und nahm auch noch in den Jahren 3 und 4 n. Chr. an den germanischen Feldzügen des Tiberius Theil. — 3) Cajus S. Saturn., Konsul im J. 3 n. Chr., mit seinem Amtsgenossen Catus Urheber der Lex Aelia Sentia. — 4) Curj. S. Saturn., wahrscheinlich Bruder des Vorigen und im J. 19 n. Chr. nach dem Tode des Germanicus als einer der Legaten desselben über Syrien gesetzt und dem Piso entgegengestellt, der ihm die Provinz streitig machen wollte und deshalb sich in einen Kampf einließ, in welchem er unterlag.

Sentken, preuß. Dorf, Provinz Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 120 Einw.

Sentrup, hannöv. Bauerschaft, Landdr. Osnabrück, Amt Iburg; 69 H.

Sentscha, europ.-russ. Flecken, Gouv. Poltawa, Kr. Lokhvitza.

Sentspiker, s. Spiker.

Sentzich, franz. Dorf, Depart. Mosel, Bez. Thionville, links an der Mosel; Oelmühle; 820 Einw.

Senuc, franz. Dorf, Depart. Ardennen, Bez. Vouziers, rechts an der Aisne; Hochofen; 660 Einw.

Senus (a. Geogr.), 1) Fluß an der Westküste von Hibernia im Gebiete der Auteri, wahrscheinlich der Newport-Busen; — 2) Fluß im Lande der Sinä, der zwischen Rabana und dem Südhorn südl. vom Ambastus in den Sinus Magnus mündete, wahrsch. der heut. Saigon oder Sauag.

Senus (Biogr.), Willem van, Kupferstecher, um 1770 in Holland geboren, arbeitete in Amsterdam, meist für Buchhändler, lieferte aber theilweise vorzügliche Arbeiten; † um 1830.

Senus (bot. Term.), je sechs, zu sechsen oder sechsständig: Folia sena, sechsständige Blätter, wenn sechs Blätter in einen Winkel gestellt sind, z. B. bei Cencianella augustifolia, bei Galium Aparine und G. uliginosum zum Theil.

Senz (Senzig), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; 180 E.

Senza (ital.), ohne; in der Mus. in mancherlei Zusammenstellungen gebraucht, z. B. s. Fagotti, s. Corni, s. Tromboni, s. v. a. ohne Fagott, Hörner, Posaune, d. h. wenn der Fagott mit dem Basse, die Trompeten mit den Hörnern, die Singstimmen mit den Posaunen auf einer Zeile zusammengeschrieben sind, und man bloß den Baß, die Trompeten u. die Singstimmen ohne Begleitung der andern Instrumente anwenden will. — S. organo, s. v. a. ohne Orgel, wenn die Orgel schweigen und bloß Violoncell und Contrabaß den Baß vortragen sollen; s. Ornamenti, s. v. a. ohne Verzierungen; s. Repetizione od. s. Replica, s. v. a. ohne Wiederholung; s. Sordini, s. v. a. ohne Dämpfer; s. Tempo, s. v. a. ohne Zeitmaß, gleichbedeutend mit a piacere.

Senza protesto (ital.), ohne Widerspruch, ohne Widerrede.

Senzke, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Westhavelland; 240 Einw.

Seoda, asiat. Stadt, Japan, Insel Nipon, an einer Bucht, südöstlich von Nagoja.

Seo de Urgel (Geogr.), s. v. a. Urgel.

Seogung (Staatsw.), in Japan der zweite weltliche Kaiser, s. Japan.

Seon, schweiz. Dorf, Kant. Aargau, Bez. Lenzburg, links an der Aar; 1500 Einw.

Seonitza, europ.-türk. Flecken, Bosnien, Herzegovina, südöstlich von Travnik.

Sepalum (bot. Term.), das Kelchblatt, ein Blatt eines getrenntblättrigen Kelches. — -sepalus, als Anhängesylben, -blättrig, vom Kelche, daher eigentlich -kelchblättrig; calyx di-, tri-, penta-, polysepalus, ein zwei-, drei-, fünf-, vielblättriger Kelch.

Separabel (v. Lat.), trennbar.

Separabiles (Gramm.), s. Präpositionen.

Separat (v. Lat.), abgesondert, geschieden, getrennt, besonders, unterschieden.

Separatfrieden, ein abgesonderter Friede, den eine einzelne Macht ohne Theilnahme ihrer Verbündeten mit einer andern abschließt.

Separati (Solitarii), Wiedertäuferpartei im 17. Jahrh., deren Glieder sich ganz dem Irdischen entzogen.

Separatim (lat.), besonders, abgesondert.

Separation (v. lat. Separatio), Absonderung, Trennung, besonders 1) (S. a toro et mensa), Scheidung von Tisch und Bett, s. Heirath; — 2) (Gemeinheitstheilung), Theilung der Gemeindegüter, hat zum Zweck, die Grundstücke, sie mögen in Aecker, Wiesen, Hutungen oder Holz bestehen, von den darauf haftenden Berechtigungen Anderer zu befreien und wo möglich die Besitzungen der einzelnen Besitzer möglichst zusammen zu legen. Die Gemeinheitstheilungen können sich erstrecken: auf die Aufhebung von Koppelhutungen, auf das Ausscheiden der Domänen und Rittergüter aus der Gemeinheit mit den Besitzern bäuerlicher Grundstücke und Zusammenlegung der Grundstücke der Erstern. In der Aufhebung der Gemeinheit zwischen einzelnen Klassen einer Gemeinde, als Bauern, Kossäthen und Anbauer oder Büdner; oder auch, daß einzelne Besitzer von Bauer- oder Kossäthengütern ihren Besitzstand der Gemeinheit entziehen und für die Folge solchen ohne alle Beschränkung benutzen können. Diese letztere Art der Theilungen ist es eigentlich, welche gewöhnlich specielle S. od. Gemeinheitstheilung genannt wird.

Separationsrecht (Rechtsw.), das Recht gewisser Gläubiger, bei einem Konkurs im Voraus befriedigt zu werden, ohne die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abzuwarten und zu den Kosten beizutragen. Es sind dies die, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande der Masse erweisen können (Vindikanten), die Ehefrau hinsichtlich ihres in natura vorhandenen Eingebrachten, die Gläubiger einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, die, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben u. s. w. Vgl. Konkurs.

Separatismus, s. Separatisten 2).

Separatisten (v. Lat., Rechtsw.), *1) bei* einem Konkurse diejenigen Gläubiger, die ihr noch wirklich vorhandenes Eigenthum zurückfordern und dasselbe von dem übrigen Vermögen des Gemeinschuldners abgesondert wissen wollen; — 2) Gläubiger, welche die ihnen zuständige Forderung aus einem gewissen Theile des Vermögens des Schuldners bezahlt haben wollen und deshalb auf Trennung dieses Vermögentheils antragen, s. Konkurs; — 3) (Kirchengesch.), eigentlich Name der Brownisten (s. d.) in England, welche sich von der Kirche trennten, dann aber — 4) aller Derer, die wegen Nichtachtung des öffentlichen Gottesdienstes sich demselben entweder aus eingebildeter größerer Heiligkeit, oder wegen schwärmerischer Meinungen, oder aus Eigensinn entzogen und sich aus der kirchlichen Gemeinschaft entfernten. Schon bald nach der Reformation während der pietistischen Streitigkeiten zeigten sich mehre S., wie die buttlerische Rotte (s. d.), B. Ez. Meth, E. Stiefel, Daut, J. J. Haug, Römeling, Rosenbach, die Swedenborgianer u. v. A. Durch Bibel- und Traktatengesellschaften genährt, ist der Separatismus namentlich in neuester Zeit hervorgetreten, besonders in der Schweiz (Momiers, Wildenspucher &c.), in Würtemberg (die Gemeinde Kornthal), in Schwarzenau im Witgensteinschen, im Hannöverschen, in Lilienthal und Großbergen, gegen die man oft polizeiliche Maßregeln ergreifen mußte. Auch kann man hierher den Versuch rechnen, den mehre Hyperorthodoxe machten, den Rationalisten zuzumuthen, aus der Kirche auszutreten und so S. zu werden, während Andere umgekehrt die Kirche verließen und nach ihrer Weise in Konventikeln, Betstunden u. s. w. gottesdienstliche Versammlungen hielten. Sehr häufig sind Separatistengesellschaften in England und Nord-

amerika. In der reformirten Kirche sind als S. bekannt: die brüggeler Rotte, die Hattemisten oder Verschooristen, Harmonisten u. A.; in der katholischen die Anhänger des A. Boueignon und des de la Mothe Guion. Vgl. W. Schulz Ueber den Separatismus, Weilburg 1835.

Separatkonto, s. Konto.

Separatorium (Scheidetrichter, Pharm.), Gefäß zur Scheidung mit einander unvermischbarer Gegenstände, ist gewöhnlich oben zu verstopfen und läuft unten in eine sehr lange, allmählig enger werdende Spitze aus. Nachdem man das S. vorher mit Wasser angefeuchtet hat, gießt man, indem die untere Oeffnung mit dem Finger zugehalten wird, von oben z. B. das Wasser mit dem Oel hinein und wartet so lange, bis das Wasser sich vermöge seiner Schwere von dem Oel abgesondert hat. Ist dies geschehen, so wird der Finger von der Mündung der Röhre des Trichters ein wenig entfernt, damit das Wasser, welches unter dem leichtern Oel steht, ablaufen kann, worauf man das übrig gebliebene Oel in ein anderes Gefäß ablaufen läßt.

Separi (a. Geogr.), Bewohner einer Insel vor der Küste Liburniens (Plin. III, 22, 26).

Separiren (v. Lat.), 1) überhaupt s. v. a. trennen; besonders — 2) eine Kompagniehandlung aufheben, jedoch so, daß ein oder beide Kompagnons den Handel für sich fortbetreiben; — 3) (Jagdw.), bei Prunkjagden, in denen mehre Thiere zusammen sind, die Thiere von einander sondern, so daß nur Füchse, Schweine, Dammhirsche, Rothwild auf einmal zum Treiben kommen. Es geschieht durch vorgespannte Seile, durch welche die kleineren Thiere durchkriechen, während die größeren mit den Geweihen hängen bleiben; gelingt es, da es schwierig ist, nicht, so fängt man die Thiere im lichten Holz und bringt sie besonders zu Schuß. Vgl. Treibjagd.

Sepaux, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Yonne, Bez. Joigny, in einem engen Thal; 700 Einw.

Sepedogenesis (griech., Med.), 1) Erzeugung von Fäulniß; — 2) Brandgeschwür.

Sepedon, I. (Amphib.), nach Merrem, Schlangengattung. Arten unter Vipera. — II. (Entom.), nach Latreille und Meigen, Gattung der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, Bacha *Fabr.* Charakter: Untergesicht senkrecht herabgehend, nackt; Stirn breit; Fühler vorgestreckt, länger als der Kopf; Hinterleib fünfringelig, nackt, verlängert. Als Typus mehrer Arten kann gelten: S. sphegeus *Latr.*

Sepedoniei (Bot.), nach Fries, Gruppe der Mucedinei *Fr.* (s. d.).

Sepedonium (Bot.), nach Link, Brandschimmel, Schwammrost, Faulschimmel, Gattung der Mucedinei Sepedoniei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken zart, ästig, verwickelt, mit Querwänden, verschwindend; Sporen hervortretend, einfach, kugelig, nackt, in der Mitte der Unterlage gehäuft. Zwei deutsche Arten: 1) S. caseorum *Lk.* An altem holländischem u. schweizer Käse, seltener an unserm Kuhkäse. Desmaz., Mém., T. 3, F. 1. — 2) S. mycophilum *Lk.* Auf kranken Pilzen, gelbe Flecken bildend, endlich den Pilz durchdringend und zerstörend. Corda, Icon. IV, 7, T. 3, F. 23. — Die Gattung ist der Typus der Sepedoniei *Fr.* (s. d.).

Sepeh Salar (pers.), der oberste Feldherr, der zum jedesmaligen Kriege gewählt wird.

Sepekau (Sepekow), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Tabor, Herrsch. Mühlhausen; 860 Einw.

Sepel (Zepel), holst. Dorf, Patrimonialger. Rehmten; am Plöner-See; 120 E.

Sepelaci (a. Geogr.), Ort der Edetaner in Hispania Tarrac., nach Reichard j. Burriana in der Gegend von Villa Real.

Sepelius, Johann, Maler, lebte im 17. Jahrhunderte in Bayern. In St. Emmeran zu Regensburg sind zwei Altarblätter von ihm, das eine St. Wolfgang, wie er dem Kaiser Heinrich seine Erhebung prophezeit, von 1658, das andere die Marter des heil. Dionys vorstellend, von 1663. In der Gallerie zu Schleißheim ist ein Bild der Cleopatra, wie sie sich um die Gunst des Julius Cäsar bewirbt, mit dem Namen des Meisters bezeichnet.

Sepeloci (a. Geogr.), s. v. a. Sepelaci.

Sepes (bot. Term.), der Zaun, eine aus lebendigem Gesträuche bestehende Einfassung von Feldern, Gärten u. A. Davon: Sepicola, Sepincola, zaunbewohnend, in od. an Zäunen wachsend; Plantae sepicolae, Zaunpflanzen.

Sepetiva, südamerik. Fluß, Brasilien, Prov. Matto Grosso, mündet in den Paraguay, rechts.

Sephar (bibl. Geogr.), Grenzdistrikt der Joktaniden nebst Gebirg, Mesa gegenüber.

Sepharad (arab.), 1) Grenze; — 2) in Assyrien Ort, wo Juden im Exil lebten.

Sephariten, 1) (türk. Rel.), Sekte der Mohammedaner, die zwar die geistigen Eigenschaften Gottes nicht läugnen, ihn aber unter sichtbarer Gestalt denken, welche so aus körperlichen und geistigen Substanzen gemischt sey, daß sie weder einer Veränderung, noch einer Verwesung ausgesetzt sey; Gegner der Montazaliten.; vgl. Mohammedanische Sekten; — 2) (bib. Geogr.), s. Sepher 3).

Sepharvaim (bibl. Gesch.), einer der Völkerstämme, welche Salmanassar an die Stelle der weggeführten Juden nach Samaria schickte.

Sephatja (bibl. Gesch.), 1) Sohn von Mächa, war unter der Regierung Davids Erster des Stammes Simeon; — 2) Sohn des Hottil, von dessen Nachkommen 372 aus dem babylonischen Exil wieder zurückkehrten.

Sephela (bibl. Geogr.), eigentlich eine Ebene, besonders das flache Land nördlich und westlich von Eleutheropolis, wo der Makkabäer Simon die Stadt Adida befestigte.

Sephen (Ichthyol.), s. v. a. Chagrin-Rochen, (s. d.), Raja Sephen.

Sepher, 1) (türk.), der dritte Monat des türkischen Jahres; — 2) (hebr.), s. v. a. Sefer; —

3) (Sephar, a. Geogr.), Stadt oder Berg in Arabia felix, deren Bewohner Sephariten hießen.

Sephet (Sapheta, bibl. Geogr.), Stadt in Galiläa, auf einem Berge, rechts von Naphthali, wo im 13. Jahrh. eine Akademie gestiftet wurde, in welcher Juden in der hebräischen Sprache und dem mosaischen Gesetz unterrichtet wurden; dieselbe gelangte bald zu ebenso großem Ansehen, als die alte zu Tiberias.

Sephiroth (jüd.), 1) eigentlich die Herrlichkeiten; — 2) bei den Kabbalisten der geheimste Theil ihrer Wissenschaft. Sie zählen 10 S. und stellen sie in 10 koncentrischen Kreisen, oder auch in dem Bilde eines Baumes dar, sie heißen: Krone, Weisheit, Verstand, Macht (Ernst), Barmherzigkeit, (Pracht), Schönheit, Reiz, (Ewigkeit), Ruhm, Grund, Königreich nach den Eigenschaften des göttlichen Wesens, durch die in ewiger Verbindung die Welt geschaffen, erhalten und regiert ward. Außerdem wird noch mit jeder S. ein Name Gottes, eines der Erzengel, der Planeten, eines menschlichen Gliedes und eines der 10 Gebote verbunden (z. B. Schönheit — Gott der Stärke — Malachim — Mars — Galle — Du sollst nicht tödten). S. ist einer der unveränderlichsten Theile der Kabbala. Die Juden glauben in den S. den Schlüssel zur Auffindung des Steins der Weisen verborgen.

Sephoris (a. Geogr.), s. Cäsaria.

Sephres, alter König von Aegypten.

Sephton, brit. Kirchspiel, England, Grafschaft Lancaster, nördlich von Liverpool; 3550 Einw.

Sepia (a. Geogr.), Berg Arkadien bei Pheneus nahe an der achäischen Grenze.

Sepia (Mollusk.), nach Lamark, Dintenfisch, Dintenschnecke, fr. Seiche, Gatt. der Cephalopoda *Cuv.*, der Ordn. der schneckenartigen Kracken und der Zunft der Armkracken nach Oken. Charakter: Rückenplatte oval, porös; Hautlappen schmal, abgerundet, seitlich; Ende der längern Arme lanzettlich; Dintensack von der Leber getrennt. Die Weintrauben ähnlichen Eier sitzen mit einem kleinen Stiele zusammen und heißen Meertrauben; wichtigste Arten: 1) S. officinalis *L.*, gemeiner Dintenfisch, Kuttelfisch, Sprutt, Seekatze, Saiche, Blackfish. Haut weißlich, rothpunktirt, glatt; 1½ Fuß. In allen europäischen Meeren, besonders an den holländischen und adriatischen Küsten. Officinell sind die Rückenschalen oder Rückenplatten, Ossa s. Tegmina Sepiae, weißes Fischbein (wobei nicht an ein dem Walfischbeine ähnliches Material zu denken ist), Black- Kuttel- oder Dintenfischbein, Meerschaum, nicht mit dem eben so genannten Talkfossile zu verwechseln. Man findet diese Rückenschalen häufig auf dem Mittelmeere schwimmend, indem die gestorbenen weichen Thiere bald verfaulen. Sie sind 5—10 Zoll lang, 1½—3 Zoll breit, länglich-oval, auf beiden Seiten gewölbt, doch flacher auf dem obern festen Theile, als auf der zelligen oder porösen Unterseite. Der obere feste Theil besteht aus 2—3 papierdicken, hornartig-durchscheinenden Lamellen, welche an einem oder an beiden Enden über die Unterseite etwas hervorragen und mehr oder weniger durch kleine Grübchen und flache Höckerchen, rauch u. chagrinartig, auf der Außenseite und überdies auch mit ovalen, erhabenen Ringen, ähnlich den Jahresringen am Holze, versehen sind. Der untere, in der Mitte am stärksten gewölbte Theil besteht gleichfalls aus übereinander liegenden, dünnen leichten, lockern und porösen Lamellen, welche durch dicht und gedrängt stehende Zellen verbunden sind. Diese Sepienknochen sind weiß, spröde, leicht zerbrechlich, geruchlos oder nach Seewasser riechend, salzig schmeckend, und schwimmen auf dem Wasser. Sie enthalten kohlensauren Kalk, leimartig-häutige Theile und anhängend Kochsalz. Nach John bestehen 100 Theile

	des weichen Theils.	des festern äußern Theils.
aus: thierischer, in Wasser löslicher Materie mit Kochsalz . .	7,0	7,0
Gallertartigem Membran, in Kali löslich	4,0	9,0
Kohlensaurem Kalk mit einer Spur von Phosphorsäure	85,0	80,0
Wasser mit Spuren von Talkerde .	4,0	4,0
	100,0	100,0

Man gebraucht das Sepienbein als Absorbens, und zwar fein gepulvert oder auch gebrannt zu Zahnpulvern und gegen den Kropf. In technischer Beziehung dient es als Polirmittel. Die kleinere Sorte der Sepienknochen soll von der Sepia elegans *Blainv.* herstammen. In Italien genießen die Aermern die nicht sehr schmackhaften, etwas hartes Fleisch besitzenden Sepien. Aus dem braunen, im sogenannten Dintenbeutel befindlichen Safte bereitet man die bekannte, schöne, braune Malerfarbe, Sepia genannt. Früher nahm man allgemein an, daß die vorzügliche schwarze Tusche der Chinesen damit gleichfalls bereitet werde, doch soll dieses nicht der Fall seyn. Seba, III, 3, F. 1—4, und Rondelet, 298. Eine sehr ausführliche Naturgeschichte und Anatomie dieser Art s. in Brandt und Ratzeburg, Medic. Zoologie, Bd. II, T. XXXI, F. 1. — 2) S. elegans *Blainv.*, zierlicher Dintenfisch. Oberhaut des Körpers glatt; die Säume oder Flossen stoßen am hintern Körperende nicht zusammen, sind am vordern Ende schmal, auch am hintern Ende nicht sehr breit. In dem Meere bei Sicilien, wahrscheinlich auch in andern Theilen des mittelländischen Meeres. Brandt und Ratzeburg, II, Taf. XXXI, Fig. 2 und 3. — 3) S. tuberculata *Lam.* Klein, Schale spatelförmig; überall auf der Oberseite mit kegelförmigen Knötchen dicht besetzt. In dem indischen Meere. Lamark, Mém. de la Soc. d' l'hist. nat., Taf. I, Fig. 1, a u. b. — Die linnéische Gatt. Sepia hatte einen viel größern Umfang und umfaßte die jetzigen Gattungen Octopus *Lam.*, Argonauta *L. Lam.*, Bellerophon *Cuv.*, Loligo *Lam.*, Onychotheutis *Lichtenst.*, Sepiola *Leach*, Chondrosepia *Leuckardt* und Sepia *Lam.* — Die einzige fossile ächte Sepia ist S. hastiformis *Rüppell* (Abbild. und Beschr. einiger neuen Verst. Tab. 3. Fig. 2.), eine der gewöhnlichen Sepienknochen ähnliche Platte von Solenhofen.

S. parisiensis d'Orbigny ist Baloptera belemnitoides *Blainv.*, S. Cuvieri *d'Orb.* ist Baloptera Cuvieri *Blainv.* und S. Blainvillei *Deshayes* ist Baloptera *Desh.*

Sepiadä (Cephalop.), s. v. a. Loligina (s. d.).

Sepiae rostra (foss. Cephalop.), s. v. a. Rhyncholithus (s. d.).

Sepias (a. Geogr.), Vorgebirge der thessal. Landschaft Magnesia, die der Insel Sciathus gegenüberliegende Südspitze Thessaliens, historisch berühmt durch die Vernichtung der persischen Flotte (Herod. VII, 183. 188).

Sepiazeichnung, Zeichnungen in brauner getuschter Manier, mit Sepia (s. d.), entworfen. Die bekanntesten in Norddeutschland hat Zink in Dresden geliefert. Die Umrisse dazu sind radirt und das Sepia dann eingetragen.

Sepidium (Entom.), nach Fabricius, Käfergattung, s. v. a. Trachynotus *Latr.*

Sepie (Mollusk.), Cephalopodengattung, s. v. a. Sepia *L.*, *Lam.*

Sepien (Cephalop.), s. v. a. Loligina (s. d.).

Sepienexkremente (foss. Ichthyol.), s. v. a. Kololithen (s. d.).

Sepienko, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kostin; 140 Einw.

Sepienkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Convolvuli majoris, s. Convolvulus Sepium *L.*

Sepienschnäbel (foss. Cephalop.), s. v. a. Rhyncholithus (s. d.).

Sepimentum (bot. Term.), Diaphragma, Querwand, Quermembran in einer Röhre, welche von Außen an den an diese Querwände sich ansetzenden Stellen gegliedert ist.

Sepino (Supino), ital. Stadt, Königreich Neapel, Prov. Molise (Sannio), nordwestlich von Campolasso, am Tamaro, ehemals Sitz eines Bischofs, Kathedrale, Pfarr- und Klosterkirchen, Tuch- und Papierfabriken; Mineralquellen; 3500 Einw. In der Nähe die Trümmer des alten sabinischen Sepinum (Säpinum).

Sepinum (a. Geogr.), Ort in Samnium an der Straße von Bovianum nach Aquilonia, jetzt Sipicciano.

Sepiola (Mollusk.), nach Leach, Gattung der Cephalopoda *Cuv.*, der Ordnung der schneckenartigen Kracken und der Zunft der Armkracken nach Oken, unter Sepia *L.* Charakter: Rückenplatte degenförmig, hornig; Hautlappen abgerundet, seitlich. Unter mehren Arten bekannteste: S. vulgaris *Leach*, Loligo Sepiola *Lam.*, Sepiola Rondeletii *Risso.* Leib kurz, stumpf; Hautlappen kreisförmig; 3 Zoll lang. Mittelmeer. Blainv., Malac., II, F. 3.

Sepiostaria (foss. Cephalop.), nach Voltz und de Blainville, s. v. a. Sepia.

Sepiostera (foss. Cephalop.), nach Deshayes, s. v. a. Belosepia (Beloptera).

Sepiotheutis (Mollusk.), nach Blainville, Cephalopodengattung, s. v. a. Chondrosepia *Leuckardt.* Nach d'Orbigny und Victet finden sich Reste dieser Gattung im Lias von Deutschland und vielleicht gehört Loligo Schübleri hierher.

Sepita, südamerikan. Flecken, Republik Neu-Granada, Depart. Boyaca, Prov. Pamplona, am Sogamoso; Handel mit Brasilienholz.

Sepiussa (a. Geogr.), Insel an der karischen Küste im ceramischen Meerbusen (Plin. H. N. V, 31, 134).

Sepkul, europ.-russ. Rittergut, Gouv. Livland, Kr. Riga; 1799 mit einem Fonds von 10,000 Albertusthalern gestiftete Armenschule.

Seplasium (lat.), Salbe, Wohlriechendes, daher Seplasiarius, sonst ein auf dem Markte herumgehender Arzneihändler, jetzt ein mit Droguereien Handel Treibender (Droguist).

Sepno, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kosten; 140 Einw.

Seponiren (v. Lat.), 1) bei Seite stellen, legen; — 2) zum späteren Gebrauch zurücklegen; — 3) entfernen; — 4) exiliren.

Sepontia Paramica (a. Geogr.), Stadt der Vaccäer in Hispan. Tarrac., westlich von Lacobriga (Ptel. II, 6, 50).

Sepora, eine der Sunda-Inseln (s. d.).

Sepothen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß-Holland; 180 Einw.

Sepoys, s. v. a. Seapoys.

Sepp, Johann Christian, Kupferstecher, arbeitete erst in Göttingen und ging dann nach Amsterdam, wo er seinen Familiennamen Schmidt in S. umtauschte. Er radirte viele naturhistorische Darstellungen, welche illuminirt erschienen. Zu seinen Hauptwerken gehören: Beschouwing der Wonderen Gots in de minstgeachtete Schepzelen of Nederlandshe Jnsecten, Amsterdam 1762, 25 Bl.; — Nederlandsche Vogelen, das. 1770, gr. Fol.; — Flora Batava naar het leven geteekend, gegraveerden, gecoulerd door en onder Opzicht van J. C. S. en Zoon, en beschreeven door Jan Kops, Lief. 1—22, das. 1800—1806, gr. 4.

Seppa (ital., Mollusk.), s. v. a. gemeiner Dintenfisch, Sepia officinalis *L.*

Seppau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Schloß, Vorwerk; 170 Einw.

Seppenhofen, bad. Dorf, Seekr., Amt Neustadt; 370 Einw.

Seppenrade, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdinghausen; kath. Pfarrei; 500 Einw.

Seppius, Lesius, Kampaner von niedriger Geburt. Als seine Mutter die Haruspices wegen ihres Sohnes fragte, sagten sie ihr, die höchste Magistratswürde in Capua werde ohne Hoffnung (d. h. zu einer Zeit, wo keine Hoffnung für Rettung mehr war) auf ihn kommen. Als 211 Capua belagert wurde und keiner von den Vornehmen die höchste Magistratswürde begleiten wollte, nahm sich S. der verlassenen Vaterstadt an und wurde Medixtutius.

Seppois le Bas, franz. Dorf mit Markt, Depart. Oberrhein, Bez. Altkirch; Hammerwerke; 810 Einw.

Seprös, ungar. Dorf, arader Gesp., am Töz; 1280 Einw.

Seps (Amphib.), nach Daudin, Aalschleiche, Gattung der Saurii Scincoidei *Cuv.*,

der Ordnung der Eidechsen und der Zunft der Schleichen nach Oken, unter Scincus *Daud.* Charakter: Ganz von glatten und glänzenden Ziegelschuppen umgeben, so daß sie aussehen, als wenn sie mit Oel überzogen wären; Tafeln auf dem Kopfe; vier kurze, fast unbrauchbare Füße; sehr lang und schlank, wie Blindschleichen; Schwanz lang und spitzig. Können ihren Leib wickeln wie Schlangen, auch kriechen sie ohne Hülfe der Füße, welche kaum den Boden erreichen. Zwei europäische und zahlreiche außereuropäische Arten; wichtigste: 1) S. chalcidica *Cuv.*, Lacerta chalcides *L.*, Erzeidechse, in Italien Cecella und Cicigna. Grau mit 4 braunen Längsstreifen; 1 Fuß lang. Gebiert lebendige Junge, nährt sich von Spinnen und kleinen Schnecken. Auf Wiesen in Südeuropa. Daudin, IV, 333, T. 57. — 2) S. striata *Daud.*, Zygnis striata *Fitz.* Aehnlich der Vorigen, aber mit 8—9 braunen Längsstreifen; halben Fuß lang. An den sandigen Seeufern Südfrankreichs. Nach Sauvage kroch eine von einem Huhne verschluckte zweimal wieder lebendig aus dem Mastdarm hervor, wie Regenwürmer bei den Enten. Lacépède, II, 182. — 3) S. serpens *Cuv.*, Anguis quadrupes *L.*, Lacerta serpens *Gmel.* Wurmförmig, silbergrau, mit vielen braunen Längsstreifen und stumpfem Schwanze. In Ostindien. Bloch, Berlin. naturf. Fr., II., T. 2. — 4) S. anguinea *Cuv.*, Mono dactylus anguineus *Merr.*, Lacerta monodactyla *Lacép.*, Lac. anguinea *L.*, Schlangeneidechse, Slang-Hagedis auf dem Kap. Gegen anderthalb Fuß lang, mit 12 Schildern auf dem Kopfe; Schuppen sämmtlich gekielt und zugespitzt. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Seba, II, T. LXXVIII., F. 7 und 8.

Sepsi (Geogr.), 1) S.-Szek, österr.-siebenbürg. Hauptstuhl im Lande der Szekler, welcher unter dem Namen Harom-Szek (d. i. drei Stühle) mitbegriffen wird u. in 2 Bezirke abgetheilt wird, nämlich in den Altfluß- u. den Feketrügyfluß-Bezirk. Der Altfluß-Bezirk hat seine Lage zwischen 45° 47, — 46° 5' nördl. Br. u. 42° 17' 30" — 43° 34' östl. L., ganz im Alt-Hauptflußgebiete, in dessen rechts- u. links-uferigen Gegenden der Feketrügyfluß-Bezirk zwischen 55° 31' 30" — 45° 54' 30" n. Br. u. 43° 23' 30" — 43° 48' östl. L., mit 2 Orten im bodzaer Segmental-, mit 19 Orten im Alt-Hauptflußgebiete, in linksuferigen Gegenden, nämlich in dem Filialgebiete des Feketrügyflusses. Der ganze Stuhl enthält $15\frac{1}{4}$ □M. Flächenraum, 2 Marktflecken, 34 Dörfer und 4 Prädien. — 2) S.-Szent-György, Dorf das.; katholische, reformirte und griechisch-nichtunirte Kirche, 2 Sauerbrunnen, Postamt; 2400 Einw. — 3) S.-Martonos, Dorf daselbst; katholische und griechisch-nichtunirte Kirche; 670 Einw. — 4) (Moldowa, Moldau), ungarischer Marktflecken, abaujvarer Gesp., in einer Ebene.

Sepsch (Ober-S., Ober-Repsch), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Gut Teinitz, 220 Einw.

Sepsis (griech.), die Fäulniß.

Sepsis (Entom.), nach Fallen, Schwingfliege, Gattung der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordnung der Mücken und der Zunft der Lippenmücken nach Oken, Tephritis *Fabr.* Charakter: Endglied verlängert; Fühlerborsten an der Wurzel nackt; Kopf kugelig; Mund mit Knebelborsten; Hinterleib 4 ringelig, fast walzenförmig, am Grunde dünner, glänzend; Flügel aufrecht, immer vibrirend. Unter 16 europäischen Arten gemeinste: 1) S. punctum *Fall.* Rückenschild schwarz; Hinterleib goldgrün; Untergesicht und Beine rothgelb; Flügel mit schwarzem Punkte; 2 Linien lang. — 2) S. fulgens *Hsg.* Glänzend schwarz; Untergesicht, vordere Hüfte und Schienen rothgelb; $1\frac{1}{2}$ Linie lang.

Septa (v. Lat., das Umzäunte), 1) eigentlich alle durch eine Mauer oder ein Gehege eingeschlossenen Orte; — 2) der für die Komitien (s. d.) auf dem Campus Martius bereitete Raum, der früher Ovile hieß. In alter Zeit waren die Gehege aus Brettern gemacht und befanden sich für die Tribut- und Kuriatkomitien auf dem Forum, bis die Tributkomitien auch auf den Campus Martius verlegt wurden. Hier waren die S. nahe bei der Villa publica, wo Cäsar die großartigen, das ganze Volk aufnehmenden S. marmorea zu errichten begann, die Agrippa vollendete. Nach dem großen Brande unter Titus wurden die S. von Hadrian wieder hergestellt. Zu ihnen gehörte das daneben liegende große Diribitorium (wo die Suffragien gezählt wurden). — 3) S. Agrippiana, eines von den Prachtgebäuden auf dem Campus Agrippae. — 4) S. Trigaria, Platz in der 9. Region in Rom, wo die Pferde zugeritten und verkauft wurden.

Septachord, siebensaitig, nämlich Tonsystem, s. Griechisches Tonsystem.

Septala (Biogr.), 1) (Septalius, Settala), Lucio, Mediciner, 1556 zu Mailand geboren, studirte zu Pavia und ward daselbst Professor, legte später seine Stelle nieder und privatisirte, bis er 1628 Protophysikus zu Mailand wurde; † 1633. Einige halten ihn für den Erfinder der Mikroskope. Schrieb: Comment. in Hippocratem de aëre, aquis et locis, Köln 1590, Fol., Frankfurt 1645; — Rationum et cautionum medicarum libri IX, Padua 1628, Dortrecht 1650; — De peste, Mailand 1622; — De naeviis corporis, das. 1655. — 2) Lanfranc, Ordensgeneral der Augustiner (s. d.).

Septana febris (Med.), siebentägiges Fieber, s. Fieber.

Septangulum (lat.), Siebeneck, daher Septangularis, siebeneckig.

Septaria (Geognos.), Septarien, kugelige oder auch anders geformte Massen von Mergel, Thoneisenstein 2c., deren ursprünglicher Wassergehalt bei der Austrocknung im Fortgange der Festwerdung der Thonschicht, in der sie liegen, ausgeschieden worden ist, wodurch sie im Innern mannigfach zerrissen und zerklüftet sind. Diese Klüfte sind meist von Kalkspathkrystallen und Kalkspathadern erfüllt. Die sogenannten Ludus Helmontii, L. Paracelsi sind würfelähnliche Mergelmassen, die im Innern sechs vierflächige Spitzen, wie sechs Oktaeder-

hälften, zeigen. Letztere besonders in England, Massachusetts ꝛc.

Septaria, I. (Mollusk.), 1) nach Férussac, Gasteropodengattung, s. v. a. Navicella *Lam.*; — 2) nach Rumph und Lamark, Acephalengattung, s. v. a. Teredo gigantea *Schröt.*; — II. (Bot.), s. v. a. Septoria *Fr.*

Septarienthon (Geognos.), eine in Norddeutschland weit verbreitete Thonbildung mit vielen Septarien und den sogenannten sternberger Kuchen (versteinerungsreichen Konkretionen), welche den Petrefakten zufolge dem Londonthone zu entsprechen scheint. Man fand sie erst neuerlich bei Königsberg, Berlin und Magdeburg auf. Beyrich erklärt die Bildung für älter, nämlich für eocän.

Septas (Bot.), I. nach Linné, Gattung der Corniculatae Crassulaceae *Rchb.*, Heptandria Heptagynia *L.* 3 Arten, auf dem Kap, ausdauernd. 1) S. capensis *L.*; — 2) S. globifera *Sims.*; — 3) S. trichotoma *Lam.* — II. Nach Loureiro, Pflanzengattung. Art: S. repens *Lour.*, s. v. a. Thunbergia repens *Pers.*

Septatus (bot. Term.), kammerig, querfächerig oder querwändig, was im Innern durch eine oder mehre Querscheidewände in übereinanderstehende Fächer abgetheilt ist, z. B. die Hülse von Cassia Fistula, die Karpelle von Tribulus, die Blätter von Juncus sylvaticus, der Thallus von Scytosiphon. Wird oft durch den Zusatz Transverse näher bezeichnet, auch öfters mit Loculosus verwechselt.

Septe (a. Geogr.), die Meerenge von Gibraltar, s. Septem fratres.

Septem (lat.), sieben.

Septem- (bot. Term.), als Vorsylben von Wörtern aus der lat. Sprache, sieben-, z. B. Septem nervius, siebennervig.

Septem Aquae (a. Geogr.), Ort im Gebiete der Sabiner in der Nähe von Reate und der Rosea rura. Die sieben Wasser selbst waren eine schon zu den Zeiten der Aborigines berühmte Naturmerkwürdigkeit.

Septem Arae (a. Geogr.), Ort in Lusitanien, nach Lapie jetzt Arronches.

Septem atria (röm. Antiq.), 7 große Wasserbehälter in der 3. Region von Rom, von denen jedes 7 Thüren hatte.

September (Chron.), der 9. Monat des gregorianischen Kalenders, von 30 Tagen, der 7. des alten römischen Jahres, erhielt von Karl dem Großen den Namen Herbstmonat, weil in ihm (gewöhnlich den 23.) der Herbst seinen Anfang nimmt. Wildmonat heißt er, weil während desselben der Hirsch auf die Brunft geht; auch Hartmonat und Obstmonat ist er genannt worden. Den 29. fällt das Michaelisfest. Der S. ist gewöhnlich einer der schönsten Monate des Jahres, der vorzüglich zu heiterer Witterung geneigt ist; die Temperatur vermindert sich schon bedeutend schneller, als im August; im Mittel ist die Temperatur 2,7 Grad niederer; die Morgen werden auffallend kühler; die Nebel häufiger; in rauhen Gegenden geschieht es nicht selten, daß schon gegen Ende des Monats die Vegetation durch Reifen leidet. Im Mittel ist die Temperatur:

Gegenden.	Grade n. R.	Gegenden.	Grade n. R.
Mannheim	+ 12,96	Erfurt	+ 12,17
Würzburg	+ 12,72	Fulda	+ 12,02
Karlsruhe	+ 12,32	Berlin	+ 11,66
Stuttgart	+ 12,17	Lüneburg	+ 11,01
Frankfurt	+ 12,18	Hamburg	+ 11,09
Trier	+ 12,71	Kuxhafen	+ 11,61
Jena	+ 11,81	Danzig	+ 10,06
Wien	+ 13,14	auf der schwäb. Alp	+ 8,87
München	+ 12,01	auf dem Preißenberg	+ 9,74
Regensburg . . .	+ 12,00	auf dem Gotthardt	+ 4,02
Augsburg	+ 11,17		

Die Temperaturerniedrigung ist gewöhnlich anfangs weniger bedeutend; verhältnißmäßig schneller nimmt sie gegen die Mitte und Ende des Monats ab; sie vermindert sich im ganzen Monat gegen $4^1/_2$ Grad. Die monatlichen Veränderungen des Barometers betragen im S. im südlichen Deutschland im Mittel 7—8, im nördl. 9 bis 9,5 par. Linien; im Mittel ist der Barometer in Deutschland 0,3 bis 0,8 Linien höher, als das jährliche Mittel. Die Hygrometer aus organischen Stoffen stehen im Mittel dem Punkt ihrer größten Feuchtigkeit näher, als im August; der Thaupunkt liegt in den Nachmittagsstunden im südlichen Deutschland gewöhnlich 7—8° R. unter der Lufttemperatur. Die Größe der wässerigen Ausdünstung ist geringer, als im August; sie beträgt im Mittel im südlichen Deutschland in 24 Stunden im Schatten 1 Linie, im Sonnenschein 2,9 par. Linien. Die atmosphärische Elektricität der untern Luftschichten stimmt im Mittel ziemlich überein mit der im vorigen Monat; sie wird gewöhnlich mit Verminderung der Lufttemperatur etwas stärker; die Elektricität der atmosphärischen Niederschläge ist dagegen bedeutend schwächer. Die Gewitter werden auffallend seltner. Die Regenmenge ist auch bedeutend geringer, als im August. Die im ganzen Monat fallende Regenmenge beträgt im Mittel:

in Erfurt	6,02	par.	Linien	Höhe	od.	72	par. Kubikzoll auf die Fläche eines par. □Schuhs.
= Regensburg . .	24,18	=	=	=	=	290	
= Stuttgart . . .	31,40	=	=	=	=	377	
= Tübingen . . .	26,48	=	=	=	=	417	
= Augsburg . . .	40,82	=	=	=	=	489	
auf der schwäb. Alp	40,17	=	=	=	=	482	

Die vorherrschende Windrichtung ist zwar noch in den meisten Gegenden westlich, jedoch sind die Westwinde im Allgemeinen weniger häufig, als in den vorhergehenden zwei Monaten; sie wechseln häufiger mit Ostwinden ab, welche uns vorzüglich heitere Witterung bringen. Im Mittel beträgt in diesem Monat die Zahl

der	in Stuttgart.	in Augsburg.	in Wien.	in Hamburg.	in Kuxhafen.
heitern Tage . .	12,0	11,8	10,7	10,6	4,8
trüben Tage . . .	7,8	10,3	8,9	4,9	4,9
gemischten Tage	10,2	7,9	10,4	14,5	20,3
Regentage	10,6	10,4	7,0	9,3	4,5
Nebeltage	4,0	5,5	2,1	2,9	1,3

Viele Pflanzen sind im S. schon im Ableben begriffen; die Zahl der noch neu aufblühenden Arten ist gewöhnlich bedeutend geringer, als im vorigen Monat; manche der später im August

blühenden Pflanzen verlängern ihre Blüthezeit auch noch in diesem Monat; in Wäldern u. auf sandigen Bodenarten blüht nicht selten das Heidekraut, die Erica vulgaris, auf Wiesen die Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, in Gärten blühen die Herbstrosen, Alcea rosa, Dahlien u. mehre Arten der Gattungen Aster, Solidago, Tagetes, Zinnia ꝛc.; gegen Ende des Monats entwickelt der Epheu an sonnigen Mauern und Felsen seine Blüthen; die meisten Obstarten, Wallnüsse, Kastanien reifen, auch frühe Weintraubenarten zeitigen schon zu Ende dieses Monats; in frühen Jahrgängen nimmt im südlichen Deutschland die Weinlese schon gegen Ende S.s ihren Anfang. Der Landwirth beschäftigt sich noch eben so häufig mit der Ernte, als auch schon mit der neuen Winterungsaussaat. Die durch die reine Brache zubereiteten Roggenäcker werden vorzugsweise zuerst in den Saatbeeten gepflügt; demnächst folgen die mit Krautdüngung versehenen, z. B. der Kleefelder, endlich die mit behäufelten Früchten bestellt gewesenen Aecker. Vor und während des Saatpflügens ist es die höchste Zeit, die sorgsamste Mühe und Achtsamkeit auf den sichern Abzug des Wassers von den Aeckern zu verwenden. In den letzten Tagen des Monats beginnt auch die Kartoffelernte, wozu trockene Witterung abzuwarten. Die Grummeternte, welche in manchen Jahren nicht im August beendet werden konnte, erfordert jetzt noch mehr Sorgfalt, weil die Tage kürzer werden und die Wiesenfläche in der Regel feuchter ist, die abgehauenen Gräser also nicht so vollständig austrocknen. Die Luzerne gibt nur noch einen vierten Schnitt, und die neuen Kleefelder bieten eine treffliche Weide für Rindvieh. Vgl. Gartenkalender. Bei zweischürigen Schäfereien wird die zweite Wollschur verrichtet; das Brackvieh wird ausgeworfen und zum Schlachten auf bessere Weiden getrieben. Zu Michaeli werden die Schweine in die Waldmast gebracht oder aufgestellt. Für die Bienen in den Haidegegenden ist noch reichliche Tracht; wo sich jetzt Drohnen blicken lassen, da kann man auf Weisellosigkeit schließen. Nun ist es Zeit, seinen Bienenstand in völlige Ordnung zu bringen. In diesen Monat fallen die Vorbereitungen zur Herbstfischerei in den Teichen; es sind demnach Gräben zu heben, Fischhälter anzuspannen, Fischgefäße, Waden ꝛc. in Stand zu setzen. Bei der wilden Fischerei ist dies der letzte Monat, wo man den Aal fangen kann; der Krebsfang hört auf. — In forstwirthschaftlicher Beziehung. Ende des Monats reifen die Samen der meisten Waldbäume (im Anfange des Monats und Ende Augusts schon der der Birke, der Weißtanne) und können gesammelt werden. Auch die Früchte des Holzbirnbaumes, der Traubenkirsche, des Haselstrauchs, so wie die Samen des Eichenbaumes, der Besenpfrieme und mehrer Sträucher fallen ab. Die Einsammlung der Waldstreu fällt in diesen und den künftigen Monat. Die Köhlerei geht zu Ende, und die Verarbeiten zu den Herbstkulturen beginnen. Die Holzauszeichnungen in den, zum Hieb bestimmten Distrikten werden, wenn nicht früher schon erledigt, vorgenommen. Die Baumschulen sind zu reinigen und die in Pflanzungen ausgegangenen Stämmchen zu ersetzen. Die Waldpflanzungen überhaupt, besonders die Lärchenpflanzungen, nehmen ihren Anfang. Wenn die Mast gerathen, so sind die Schweinsbuchten in Stand zu setzen. Die Distrikte, in welchen der Schweineinschlag Statt findet, dürfen, so wie die Eicheln und Bucheln abzufallen anfangen, mit dem Rindviehe nicht mehr betrieben werden; auf Köhler- und Hirtenfeuer ist genaue Aufsicht nothwendig. In Gebirgen, wo Bienenweide Statt findet, hört dieselbe auf. Das Stockroden hat seinen Fortgang. Vogelbeeren sind zum Vogelfange zu sammeln; auch können Hagebutten, Preußelbeeren und andere kleine Waldfrüchte zu verschiedenen Zwecken gesammelt werden. — In Beziehung auf Jagd. Feisthirsche suchen die Thiere auf und treten in der ersten Hälfte des Monats in die Brunft; der Hirsch sucht seinen alten Brunftplan. Die Damhirsche brunften zuerst in der Mitte des Oktobers bis zur Hälfte des Novembers. Vertheiltes Rothwild zieht sich nach den großen Waldungen. Der eintretenden Hirschbrunft wegen wird in den Hinterbergen Ruhe gehalten. Das Damwildpret fängt an, feist zu werden; die Damschaufler sind am feistesten. Die Rehböcke halten sich in Dickichten verborgen. Die Wildschweine gehen unter Eichen, Buchen und wilde Obstbäume; starke Bachen rollen bisweilen zum zweiten Mal, frischen aber weniger Junge, als im Frühjahre. Der Hase hält sich bei feuchtem Wetter in Hecken und Gesträuchen, bei trockenem in Haferstoppeln auf, er hört auf zu rammeln — zu setzen. Die Wölfe, wo es deren noch gibt, ziehen sich truppenweis zusammen. Füchse streifen weit umher und jagen die Junge von sich, welche sich einen neuen Wohnort suchen. Marder und Iltisse gehen nach den Dörfern, und der Dachs in Feld und Gärten. Mit dem ersten S. geht die Mittel- und Niederjagd auf; eigentlich wird angenommen, daß von Jacobi bis Martini Hasen, von Bartholomäi bis Lichtmeß Hühner und Enten, von Laurenzi bis Thomä Dächse u. dgl. erlegt werden. Brunfthirsche können bis Mitte des Monats gebirscht werden, Schmalthiere und Kälber länger. Damschaufler und Rehböcke können geschossen werden, wenn sie des Abends auf's Geäse und des Morgens wieder zurückgehen. Von diesem Monate an werden die Fischotter geschossen und mit Netzen und Eisen gefangen, so wie auch die Biber. Dem Dachse sucht man des Nachts mit Hunden beizukommen. Das große Federwild sucht seinen Winteraufenthalt; der Trappe steht auf Saatfeldern; man fährt und reitet darauf zum Schießen an. Der Fasan steht, wie im Frühling, in Feldhecken, Brüchen ꝛc. Die Wildgans kommt an und die gefleckte Meerschwalbe zieht durch. Der Vogelsteller muß von Egidi bis nach der zweiten Hälfte des Oktobers täglich auf dem Vogelheerde sich einfinden; die Dohnen- und Schneußvögel ziehen jetzt am stärksten, und der Fang ist am ergiebigsten

wenn es viele Beeren gibt und starke und kalte Frühnebel fallen. Der Lerchenstrich nimmt vierzehn Tage vor Michaeli seinen Anfang; anfänglich werden die Lerchen in Nachtgarnen gefangen, und wenn sie in größeren Schaaren kommen, auch in Taggarnen. Vierzehn Tage vor und eben so lange nach Michaeli ist der Finkenstrich; wird der Herd auf's Feld gemacht, so fängt man mit guten Lockvögeln, nebst den gemeinen Finken, auch Bergfinken, Goldammer, Kernbeißer, Grünlinge, Hänflinge, Stieglitze ꝛc. Die Haselhühner haben sich in Ketten zusammengezogen, gehen zu Ende dieses Monats nach der Pfeife und werden in tiefen und hohen Laubwaldungen, wo viele Brom- und Heidelbeeren sind, am zahlreichsten angetroffen; sie fliegen auch nach den Vogelbeeren und fangen sich in Dohnen.

Septemberbirne (Pomol.), große, gelbe, fein grau punktirte, auf der Sonnenseite braungefleckte Birne, welche Mitte September reift und sich höchstens 6 Wochen hält.

Septemberpflaume (Pomol.), kleine, blaue, seicht gerinnte, fein bestaubte Pflaume mit gelbem, wohlschmeckendem Fleische, welche Ende September reift.

Septembertage (Gesch.), in der französischen Revolutionsgeschichte die Schreckenstage vom 2.—10. und vom 14.—17. Sept. 1792, wo auf Anstiften Robespierres, Dantons, Marats und anderer Schreckensmänner von dem wüthenden Pöbel die Gefangenen in den Gefängnissen ermordet wurden; daher: septembrisiren, dergleichen Greuelscenen verüben, und Septembriseurs, diese Mörder. Vgl. Französische Revolution.

Septem contra Thebas (gr. Myth.), die Sieben gegen Theben. Auf den unglücklichen Oedipus folgten in der Herrschaft über Theben seine beiden Söhne Eteocles und Polynices, welche übereingekommen waren, daß jeder von ihnen abwechselnd ein Jahr lang die Regierung führen sollte. Die beiden Brüder geriethen aber bald in Streit; Polynices mußte Theben verlassen und ging nach Argos zu Adrastus, der ihm seine Tochter Argeia zur Frau gab und ihn wieder in sein väterliches Erbe einzusetzen versprach. So entstand der Krieg der Sieben gegen Theben. Der Seher Amphiaraus hatte zwar geweissagt, daß alle Theilnehmer des Zuges, außer Adrastus, umkommen würden, aber trotzdem kam der Zug zu Stande. Die sieben Anführer waren: 1) Adrastus, 2) Polynices, 3) Tydeus von Kalydon, 4) Amphiaraus von Argos, 5) Kapaneus, der Astynome von Argos, 6) Hippomedon von Argos, 7) Parthenopäus aus Arkadien. Diese zogen mit ihrem Gefolge gegen Theben. Zuerst kamen sie nach Nemea. Hypsipyle, eine Dienerin des in Nemea herrschenden Lycurgus, zeigte den Durstenden eine Quelle und ließ unterdessen den Sohn ihres Herrn, Opheltes, ohne Aufsicht, der nun von einer Schlange getödtet wurde. Die Helden erschlugen die Schlange, begruben den Knaben und stifteten ihm zu Ehren die nemeischen Spiele. Auf dem Cithäron angekommen, schickten sie den Tydeus ab, daß er den Eteocles auffordern solle, dem Vertrage gemäß dem Polynices die Herrschaft abzutreten. Eteocles schlug es ab, und die Argirer rückten vor die Mauern Thebens und belagerten die sieben Thore. Tiresias, der Weissager, verkündete, daß die Thebaner siegen würden, wenn sich Menöceus, Kreons Sohn, dem Tode weihe. Dies geschah, und es entstand ein heftiger Kampf, in dem die Thebaner hart bedrängt wurden. Als aber ein Blitzstrahl des Zeus den die Mauer ersteigenden Kapaneus traf, wandte sich das Glück. Eteocles und Polynices tödteten sich gegenseitig im Zweikampfe, und somit hatte der Streit ein Ende. Die argirischen Führer waren geblieben bis auf Adrastus, den sein schnelles Roß Areion rettete. Er entkam nach Athen, wo er um Hülfe bat, damit er die Todten vor Theben könne begraben lassen. Theseus gewährte die Hülfe, Theben ward erobert und die Todten wurde bestattet.

Septem dormientes (lat.), die Siebenschläfer.

Septème, franz. Dorf mit Markt, Depart. Isère, Bez. Vienne, links am Véga; Eisen- und Stahlfabriken; 1290 Einw.

Septèmes, franz. Dorf, Depart. Rhonemündungen, Bez. Aix, in einer Gebirgsschlucht, am Fuß eines nackten Berges, worauf die Kirche steht; Schloß mit sehr alten Wasserleitungen; Fabrik chemischer Produkte; 630 Einw.

Septem Fratres (die sieben Brüder, a. Geogr.), Berggruppe im nördlichen Theile von Mauritania Tingitana, durch eine Landzunge mit dem Vorgebirge Abyla verbunden, an der schmalsten Stelle des Fretum Gaditanum. Einer dieser Berge führte den Namen Elephas, wahrscheinlich wegen der vielen Elephanten, die sich dort befinden sollten. Jetzt heißen diese Berge die Affenberge (Mela I, 5, 5).

Septemiaci (a. Geogr.), Ort an der östlichen Fortsetzung der Donaustraße von Vindonissa nach Reginum und zwar am südlichen Ufer des Danubius. Aber alle an dieser Straße erscheinenden Orte gehören jedenfalls auf das linke Donauufer; S. ist höchst wahrscheinlich das heutige Vaihingen.

Septem Maria (a. Geogr.), die an den Mündungen des Padus durch das häufige Austreten des Flusses gebildeten Seen oder Lagunen, durch welche man gewöhnlich von Ravenna nach Altinum schiffte (Plin. III, 16, 20.).

Septempeda (a. Geogr.), römisches Municipium im Innern von Picenum, an der Straße von Auxinum nach Urbs Salvia; jetzt San Severino, am Flusse Potenza.

Septem sapientes (lat.), die sieben Weisen (s. d.).

Septem stellae (lat.), s. v. a. Septentriones.

Septemviraltafel, s. Pesth.

Septemviri (Siebenmänner, lat.), Kollegium von 7 Männern.

Septemviri ebulones (röm. Antiq.), Kollegium von 7 Priestern (vor Sulla waren

es bloß 3), welche die Gastmähler zu Ehren der Götter veranstalteten. Sie gehörten zu den höhern Priesterkollegien, was sich daraus schließen läßt, daß sie die Toga praetexta hatten und daß August, Tiber, Nero Epulones waren.

Septenaria (röm. Ant.), s. Wasserleitungen.

Septenarius versus (Quadratus versus, Poet.), Vers, der 7 Versfüße hat, bei den Römern besonders von den Komikern gebraucht; nur im 9. Fuß wurde der Jambus festgehalten. Vgl. Tetrameter.

Septenatus (bot. Term.), siebenzählig, aus 7 gleichnamigen Theilen bestehend: Folium septenatum, ein siebenzähliges Blatt, ein gefingertes, aus 7 Theilblättern bestehendes Blatt, z. B. bei Aesculus Hippocastanum.

Septena (v. lat. Septena), siebentägiges Fasten und Geißeln (Septena minor) als Klosterstrafe, bei Todsünden (S. major) auf 7 Jahre ausgedehnt. Letztere ward jedoch mit dem 2. und folgenden Jahren gelinder und fand nur während 4 Wochentagen Statt. Innocentius I. verwandelte diese Strafen in die Quadragena (Poenitentia Innocentii I.).

Septennalität (v. Lat.), Siebenjährigkeit, ursprünglich die 7jährige Dauer des britischen Unterhauses rücksichtlich seiner Zusammensetzung, dann auch zuweilen die Frage über die kürzere oder längere Dauer repräsentativer Versammlungen überhaupt. Früher hing in England die Erneuerung des Unterhauses durch Wahlen von dem Gutdünken der Könige ab; nachdem aber Karl I. von 1629—40 ganz ohne Parlament regiert hatte, brachte das Parlament eine Akte, die Triennialbill, zu Stande, nach welcher der König gehalten seyn sollte, alle 3 Jahre ein neues Parlament zu versammeln. Die Akte, von Karl I. am 16. Febr. 1641 bestätigt, kam aber nicht zur Anwendung, weil das Parlament am 3. Mai eine Bill erzwang, in welcher sich der König des Rechts begab, die Sitzung aus eigener Machtvollkommenheit aufzuheben. Nach Cromwells Tode wurde das von ihm gesprengte sogenannte lange Parlament durch die Generale wieder eingesetzt und führte 1660 die Restauration der Stuarts durch. Erst am 8. Mai 1668 versammelte Karl II. ein neues Parlament, das vermöge der Triennialbill Karls I. mit der Sizzung von 1664 hätte auseinander gehen sollen. Nach Karls II. Wunsch wurde aber die Bill im März 1664 aufgehoben und das Parlament blieb jetzt 18 Jahre, bis zum Januar 1679, ohne Erneuerung. Erst nach der Revolution von 1690 brachte man 1694 eine neue Triennialbill durch, die Wilhelm II. bestätigte. Dieselbe blieb aber nur bis 1716 in Kraft, wo der Minister Rob. Walpole, um die Krone zu befestigen und seine Regierungsgewalt zu stärken, auf die 7jährige Dauer der Parlamente antrug. Nach heftigen Debatten siegte die Hofpartei, und Georg I. bestätigte am 7. Juli 1716 die noch gegenwärtig in Kraft stehende Septennalitätsbill. Da indeß die Krone auch das Recht behielt, das Parlament nach Gutdünken aufzulösen, außerdem jeder Thronwechsel die Auflösung mit sich führt, so hat nur selten ein Parlament seine höchste gesetzliche Dauer erlebt. Die Septennalitätsbill in der Verbindung mit dem Auflösungsrechte wurde oft als ein Hülfsmittel für den ministeriellen Despotismus angefeindet, so von Bolingbroke 1734, von Fox 1783 im Parlament selbst, u. seit Einführung der Reformbill ist es ein Hauptbestreben der Radikalen u. Chartisten, statt der S. die jährliche Erneuerung der Parlamente einzuführen. — Auch in Frankreich verursachte die Septennalitätsfrage während der Restauration große Aufregung u. heftige Kämpfe. Die Konstitution von 1795 hatte die jährliche Erneuerung zum 3. Theil, die Konstitution von 1799 die jährliche Erneuerung zum 5. Theil zum Gesetz erhoben; durch Art. 37 der Charte Ludwigs XVIII. war die theilweise 5jährige Erneuerung beibehalten worden. Das Ministerium Villele, das 1820 ans Ruder trat, wollte jedoch die durch die jährlichen Wahlen hervorgebrachte Aufregung vermeiden und sich zugleich für längere Zeit die Majorität der 2. Kammer sichern und brachte deshalb mehre Jahre hindurch die Einführung der S. zur Sprache; erst 1824 legte aber der Minister Corbiere der sehr günstig gestimmten Kammer einen Gesetzentwurf vor, durch welchen die theilweise Erneuerung der Kammer aufgehoben und an deren Stelle eine Integralerneuerung von 7 zu 7 Jahren eingeführt wurde. Trotz des Widerspruchs der Pairs und der Liberalen der zweiten Kammer ging der Vorschlag durch und erhielt schon am 9. Mai 1824 Gesetzeskraft. Doch hatte die Maßregel keineswegs den erwarteten Erfolg, denn schon im folgenden Jahre erlebte Villele eine entschiedene Niederlage in den Verhandlungen über die Rentenreduktion. — Auch in den deutschen Kammern ist die S. oft Gegenstand langer und hitziger Verhandlungen gewesen.

Septennium (lat.), das Alter von 7 Jahren; doch unterscheidet man auch ein zweites, drittes etc. S.; s. Stufenjahre; daher septennal, siebenjährig.

Septentrio (Septemtrio, lat.), 1) (Septentriones), eigentlich 7 Ochsen, wegen der Aehnlichkeit die 7 Sterne am Nordpol, sonst der große Bär, Wagen, auch S. major, zum Unterschied von S. minor, der kleine Bär, Wagen; — 2) mitternächtliche Gegend, Nord; — 3) der Nordwind; — 4) (Alchem.), das Scheidewasser.

Septenus (bot. Term.), 1) je sieben zu sieben, z. B. die Fiederblättchen bei Pistacie Therebinthus, die Theilblätter bei Aesculus Hippocastanum; — 2) siebenständig, wenn sieben gleichnamige Theile, z. B. Blätter, in einem Wirbel stehen.

Septessis, s. As.

Sept et le va (Spielw.), s. Pharao.

Septett (Septetto, Septuor, Mus.), ein siebenstimmiges Tonstück, entweder für Instrumente oder Singstimmen.

Septeuil, franz. Dorf, Depart. Seine-Oise, Bezirk Mantes; schönes Schloß mit Park, Mützenfabrikation, Kalköfen; 1180 Einw.

Septfonds, franz. Flecken, Depart. Tarn-

Garonne, Bez. Montauban; Strohhutfabrik; 1100 Einw.

Septfontaines (Geogr.), 1) s. Siebenborn und Siebenbrunnen; — 2) belg. Dorf, Prov. Luxemburg, an der Eischen; Fayencefabrikation; 610 Einw.

Sept-Frères, westind. Inselgruppe, nördlich von Hayti, vor der Monte-Christi-Bai.

Septianae arae (a. Geogr.), s. v. a. Augusti lucus.

Septica (sc. remedia, lat., Med.), alte Bezeichnung von Mitteln, welche durch ihre Schärfe organische Substanzen zerstören u. daher Fäulniß derselben zur Folge haben, z. B. Aetzmittel.

Septiciana libra (röm. Ant.), das von 12 auf 8½ Unzen herabgesetzte Pfund.

Septicidus (bot. Term.), wandspaltig, scheidewandspaltig, wenn beim Aufspringen einer klappigen, mehrfächerigen Fruchthülle die Trennung so geschieht, daß jede Scheidewand in 2 Platten gespalten wird und so die geschlossenen Fächer sich von einander trennen, z. B. bei der Kapsel von Aristolochia und Colchicum.

Septicollis (lat.), was sieben Hügel hat oder auf sieben Hügeln erbaut ist, z. B. Rom.

Septicus (bot. Term.), faulend oder auf faulenden Substanzen vorkommend.

Septidi (franz.), im ehemaligen franz. republikanischen Kalender der 7. Tag einer Dekade.

Septiduum (lat.), siebentägige Frist; S. duplicatum, eine doppelt 7tägige, 14tägige Frist.

Septier, Maß, s. v. a. Setier.

Septifer (bot. Term.), scheidewandtragend, s. v. a. Septiger.

Septifolii Radix (pharm. Bot.), s. Tormentilla erecta *L.*

Septifragus (bot. Term.), wandabreißend, oder scheidewand-abreißend, wenn beim Aufspringen einer fächerigen Fruchthülle die Scheidewände von den Klappen losreißen und in der Axe der Frucht verbunden bleiben, z. B. bei der Kapsel von Erica, Elatine und Cobäa.

Septiger (bot. Term.), scheidewandtragend, wenn bei einem fachspaltigen Aufspringen (s. Loculicidus) die Klappen auf ihrer Mitte mit der Scheidewand verbunden bleiben, z. B. an der Kapsel von Evonymus, Tulipa und Iris.

Sept-Iles (Geogr.), 1) franz. Gruppe kleiner Inseln, an der Küste des Depart. Côtes du Nord, Bez. Lannion, im Kanal, besteht aus 6 Eilanden und einem Felsen; Fort und Leuchtthurm; — 2) (Toujou), kleine ostind. Inselgruppe, Sunda-Archipel, östlich von Sumatra.

Septillion, s. Trillion.

Septima (lat.), 1) (sc. classis), die 7. Klasse, gewöhnlich die unterste Klasse einer Schule; die Schüler derselben heißen Septimaner, der Lehrer Septimus; — 2) (Mus.), s. Septime.

Septimana (lat.), Woche. S. media jejuniorum paschalium, die dritte Fastenwoche; S. mediana jejuniorum paschalium, die vierte Fastenwoche; S. in albis, weiße Woche, s. Osterwoche.

Septimanca (a. Geogr.), Stadt der Vaccäer in Hispania Tarrac.; jetzt Simancas.

Septimania, 1) (Septimanien, mittl. Geogr.), Landstrich in Gallia Narbonnensis prima, welcher den Westgothen noch von ihren franz. Besitzungen blieb, nachdem sie von den Franken aus dem größten Theil derselben vertrieben worden waren. Der Name S. kommt von den 7 vorzüglichen Städten, woraus das Land bestand. Es hieß auch Gothien, von den Gothen und begriff ganz Languedoc, außer den alten Diöcesen von Toulouse und Alba und denen von Usez und Vivers. Pipin der Kurze vereinigte es nach der Eroberung mit den fränk. Landen; Karl der Große trennte es 778 davon und machte es zu einem Theil von Aquitanien; Ludwig der Fr. erhob 817 S. und die spanische Mark zu einem Herzogthum, das er 817 dem Bera, einem Westgothen von Geburt, und seit 801 Grafen von Barcelona, übergab. Nachdem Bera, der Felonie angeklagt, 820 abgesetzt worden war, wurde Bernhard I., Sohn des Herzogs Wilhelm von Toulouse, Herzog und zugleich Gouverneur der Prinzen; diese haßten ihn jedoch und brachten es beim Kaiser dahin, daß Bernhard 832 seiner Würde entsetzt ward, worauf S. dem Herzog Berengar von Toulouse gegeben wurde. Als sich aber Bernhard, der einstweilen in Burgund lebte, gegen die aufrührerischen Pläne der Söhne Ludwigs erklärte, rief ihn der Kaiser zurück, gab ihm 833 S. wieder und setzte ihn 835 auch als Herzog von Toulouse ein. Karl der Kahle nahm ihm 840 Toulouse wieder, weil er sich mit dem jüngern Pipin in Verbindung eingelassen haben sollte, und ließ ihn, der Felonie angeklagt, 844 hinrichten. Ihm folgte in S. Sunifred als Markgraf von S., seit 829 Graf von Girona und Neapel, welchen Titel seine Nachfolger ebenfalls führten. Um 848 folgte ihm Aledran, der Barcelona und Ampuria an den Herzog Wilhelm II. von Toulouse verlor, letzterem 852 Odalrich (Udalrich), der bis 857 regierte. Unter seinem Nachfolger Hunifred (Wifred) nahmen und plünderten die Normanen 857 Narbonne. Als der Markgraf 863 Toulouse einnahm und den Grafen Raimund vertrieb, wurde er 864 abgesetzt, und Karl der Kahle trennte nun S. von der span. Mark, die fortan Barcelona hieß, während Ersteres den Namen S. behielt. Markgraf wurde Bernhard II., der, seit 867 auch Graf von Poitiers, 877 sich gegen Karl empörte und, sich auch dessen Sohne, Ludwig dem Stammler, nicht unterwerfend, sich 878 der Städte Bourges und Berri bemächtigte, 878 aber vom Koncil zu Troyes exkommunicirt wurde und nach Macon floh, welche Grafschaft ihm Herzog Boso von Provence geschenkt hatte. In S. folgte ihm Bernhard III., Graf von Auvergne, den Ludwig zum Vormund seines einzigen Sohnes ernannte. Er blieb 886 gegen Boso von Provence und ihm folgte sein Sohn Wilhelm der Fromme in S. und Auvergne. Nach dessen kinderlosem Tode 918 fiel S. an den Grafen von Toulouse. — 2) Die Stadt Arles (s. d.).

Septimatrus (röm. Ant.), am 7. Tage

nach den Iden eines Monats gefeiertes Fest, vielleicht s. v. a. Quinquatrus, die am 7. Tage nach der Märzidus der Minerva gefeiert wurden.

Septime, 1) (Mus.), der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone, ein dissonirendes Intervall, das in 3 verschiedenen Größen in der praktischen Musik vorkommt, nämlich als kleine, große und verminderte S. Die kleine S. heißt auch Hauptseptime und besteht aus 4 ganzen und 2 halben Tönen; z. B. g — f, d — c, c — b ꝛc.; ihr reines Verhältniß ist 5 : 9, das aber bei dem herrschenden temperirten Tonsystem nur zwischen e — d vorkommt. Hier ist sie ein umgekehrter kleiner ganzer Ton, außerdem ein umgekehrter großer halber Ton mit dem Verhältnisse 9 : 16. Ausnahmen davon sind die S.n h—a, die in dem Verhältnisse von 90 : 161, a—g, die in dem von 161 : 288 und cis—h und gis—fis, welche in dem von 2048 : 3643 stehen. Die kleine S. kommt in jeder Tonleiter 5 Mal vor, nur die 1. und 4. Stufe der Dur= und die 3. und 6. Stufe der Molltonleiter haben keine kleine S. Die große S., auch Leitton genannt, besteht aus 5 ganzen und einem großen halben Ton, z. B. c—h, g—fis; ihr reines Verhältniß, das in unserm temperirten Tonsystem nur zwischen c—h, f—e und g—fis besteht, ist 8 : 15; die S.n e—dis, ges—f, h—ais stehen in dem Verhältnisse von 135 : 256; zwischen des—c, es—d und as—g besteht das Verhältniß von 128 : 243; zwischen b—a das von 256 : 483, zwischen d—cis das von 2187 : 4096, und zwischen a—gis das von 4347 : 8192. Die verminderte S., die in der Molltonart vorkommt, wenn zu dem unterhalben Tone die kleine Sexte genommen wird, besteht aus 3 ganzen und 3 großen halben Tönen, und steht in dem Verhältnisse von 16 : 27, wird aber im temperirten Tonsysteme so ausgeübt: zwischen cis—b, dis—c, gis—f und ais—g, in dem Verhältnisse von 16 : 27, zwischen a — ges in dem Verhältnisse von 161 : 270 und zwischen e — des, fis — es und h — as in dem von 1215 : 2048. Die S. ist unstreitig das wichtigste Intervall in der musik. Harmonie, der Wendepunkt der Akkorde und wieder das einzige Mittel, durch welches diese sich zu einer unzertrennlichen Kette von harmonischen Zusammenklängen vereinen lassen. Doch herrschen noch verschiedene Ansichten über die eigentliche Natur der S. Manche verlangen, daß jede S., sie komme nun vor, auf welcher Stufe der Tonleiter sie wolle, als Dissonanz in jeder fugenartigen oder gebundenen Schreibart im Auftakte vorbereitet, in der Thesis gebunden erscheinen und im folgenden Auftakte wieder aufgelöst werden müsse. Dies hat zwar seine Richtigkeit im Allgemeinen, jedoch darf die Hauptseptime auch in der strengsten Schreibart ohne Vorbereitung auftreten, wenn nur die Oktave ihres Grundtons oder dieser Grundton selbst vorliegt, welche Bedingung in der freien Schreibart ebenfalls ganz wegfällt, da in derselben die S. überall unvorbereitet eintreten darf. Nur die große und verminderte S. bedürfen einer Vorbereitung, haben aber in der freien Schreibart das voraus, daß sie nicht gebunden zu seyn brauchen. Die Auflösung der S. geschieht in der Regel eine Stufe abwärts. Die große S. kann sich als Leitton auch eine Stufe aufwärts auflösen. Näheres darüber s. Septimenakkord. — 2) (Spielw.), s. Piket.

Septimenakkord (Mus.), der Akkord, der aus Grundton, Terz, Quinte und Septime besteht. Die auf den Tönen einer Durtonleiter zu bildenden leitereigenen S.e bestehen a) aus Grundton, großer Terz, reiner Quinte und kleiner Septime. Er hat seinen Sitz auf der 5. Stufe und man nennt diesen S. Hauptseptimenakkord oder Dominantseptimenakkord, weil derselbe alle andern S.e gewissermaßen an sich zieht, und diese erst durch ihn zur tonischen Harmonie gelangen, er sich auch durch den Klang vor allen andern auszeichnet und freier sich behandeln läßt; — b) aus Grundton, großer Terz, reiner Quinte und großer Septime. Dieser S., der auf der 1. und 4. Stufe der Durtonleiter seinen Sitz hat, heißt großer S.; — c) aus Grundton, kleiner Terz, reiner Quinte und kleiner Septime. Dieser S. befindet sich auf der 2., 3. und 6. Stufe u. wird Mollseptimenakkord genannt; — d) aus Grundton, kleiner Terz, kleiner Quinte und kleiner Septime. Derselbe sitzt auf der 7. Stufe und wird kleiner S. genannt. Die leitereigenen S.e der Molltonleiter sind theils dieselben, die in der Durtonleiter zu finden sind, theils neue. Der S. der 2. Stufe gehört unter d; der der 4. Stufe unter c; der der 5. Stufe unter a; und der der 6. unter b. Neu würden also seyn der S. der 1., 3. und 7. Stufe. Der S. der 1. Stufe besteht aus dem Molldreiklange und großer Septime; der S. der 3. Stufe enthält den sogenannten übermäßigen Dreiklang und die große Septime; der S. der 7. Stufe besteht aus dem kleinen Dreiklang und aus der verminderten Septime. Erstere zwei neue S.e der Molltonleiter treten nur als Zusammenklänge auf, in denen die Septime mehr Durchgang ist; Letzterer tritt unter dem Namen verminderter S. auf, ist aber eigentlich kein S., sondern der kleine Nonenakkord mit weggelassenem Grundtone. Wir besitzen also im Ganzen 1 Hauptseptimenharmonie und 3 Nebenseptimenharmonien. Wenn man vom Hauptseptimenakkord die Quinte um einen halben Ton erniedrigt, oder im kleinen S. die 2. Stufe in Moll die Terz einen halben Ton erhöht, so entsteht eine neue, in der praktischen Musik häufig vorkommende Septharmonie, die man gewöhnlich hartverminderten S. nennt; z. B.

a
f
dis
h.

Die regelmäßige Auflösung der S.e ist in den Dreiklang der Oberquarte oder der Unterquinte, so daß die Septime eine Stufe abwärts in die Terz, die Quinte eine Stufe abwärts (doch kann sie auch eine Stufe hinauftreten), die Terz eine Stufe aufwärts geht und der Grundton eine Quarte steigt oder eine Quinte fällt. Außerdem kann im S. die Septime als dissonirendes Intervall sich noch auflösen: 1) wenn der Baß eine Sekunde steigt oder eine Septime fällt, in die Quinte; 2) wenn der Baß auf seiner Stufe liegen bleibt, in die Sexte; 3) wenn der Baß

eine Terz fällt oder Sexte steigt, in die Oktave, wobei aber die Septime selbst nicht in den äußern Stimmen seyn darf, weil sonst sogenannte verdeckte Oktaven entstehen würden, die nicht zulässig sind; 4) in die übermäßige Quart, 5) in eine andere Septime, 6) in die verminderte Quinte und 7) in die übermäßige Sexte. Die 4 letzten Auflösungsarten sind jedoch minder regelmäßig und im Grunde nur Freiheiten, welche sich die moderne Schreibart ohne irgend eine andere Entschuldigung nimmt, als mit der Vorausnahme einer durchgehenden Note. Durch Umkehrung des S.s entstehen der Quintsexten-, der Terzquartsexten- und der Sekundquartsextenakkord (Sekundenakkord), s. d. A. Beziffert wird der S. in der Generalbaßschrift durch 7; vgl. Bezifferung.

Septimer (Septmer), Gebirgsstadt in den schweiz. Alpen, Kant. Graubündten, zwischen den Thälern Oberhalbstein und Bregaglia, nordöstl. von Splügen. Darüber führt ein Hauptpaß nach Italien, der schon zur Römerzeit benutzt wurde. Auf der Höhe von 7360' steht ein Wirthshaus. Jetzt hat er durch die Straßen über den Splügen und Bernhardin viel verloren.

Septimestris partus (lat.), siebenmonatliche Geburt.

Septimia, s. Siscia.

Septimia tribus (röm. Ant.), s. Tribus.

Septimiana aqua (röm. Ant.), s. Wasserleitungen.

Septimiana porta (röm. Topogr.), Thor Roms.

Septiminicia (a. Geogr.), Ort im Innern von Byzacium.

Septimius, Septimia gens, römisches Geschlecht, aus dem zu erwähnen sind: 1) Lucius S., Tribunus milit. unter Pompejus im Seeräuberkriege, kam später mit Gabinius nach Aegypten und ward nach der Wiedereinsetzung des Auletes zu dessen Schutze zurückgelassen, diente nach des Königs Tode unter dem Sohne desselben und ermordete 48 v. Chr. den Pompejus, als dieser in Aegypten an das Land stieg; — 2) Titus (?) S., Freund des Horaz und wahrscheinlich selbst Dichter; — 3) Aulus S. Serenus, römischer Lyriker, Zeitgenosse des Terentianus Maurus. Er dichtete Opuscula ruralia oder Opuscula ruris, wovon wir noch den Anfang kennen, und Falisca (nach einem Landgute im Faliscischen so genannt), von welchem Gedicht wir ebenfalls noch einige Verse haben. Vergl. Wernsdorf, Poett. Latt. minn., Bd. II, S. 247 ff.; — 4) S. Severus, Schriftsteller im 4. Jahrh. n. Chr. Wir besitzen von ihm eine Schrift: Ephemerides belli Trojani, nach seinem eigenen Geständniß eine Uebersetzung des Dictis Cretensis (s. d.); — 5) Luc. S. Severus, röm. Kaiser, s. Severus; — 6) S. Publius, Architekt, wird von Vitruvius unter denjenigen Meistern erwähnt, die über ihre Kunst geschrieben haben. Von ihm waren zwei Bücher über Architektur bekannt.

Septimole (Septole, Mus.), eine taktische Figur, die Zergliederung einer Note in 7, statt 4 kleinere, z. B. eines Viertels in 7 Sechszehntel, statt in 4. Die zu einer S. gehörigen Noten werden zusammengestrichen, gewöhnlich mit einem Bogen und einer 7 versehen und erhalten im Vortrage ganz gleiche Geltung.

Septimontium (röm. Ant.), das Fest der 7 Hügel, ein Fest in Rom, das zum Andenken der Einschließung des siebenten Hügels in die Ringmauern der Stadt eingesetzt wurde. Es wurde im December gefeiert und nicht bloß von den Bewohnern der Stadt, sondern auch von den Landleuten begangen. Auf jedem der sieben Hügel wurden Opfer gebracht, und man machte sich gegenseitig kleine Geschenke.

Septimunicia (a. Geogr.), s. v. a. Septiminicia.

Septinerviae Radix (pharm. Bot.), s. Plantago major *L.*

Septinlöpen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen; 130 Einw.

Septiremis (röm. Ant.), Schiff mit 7 Verdecken.

Septisch (im Griech.), faulend, Fäulniß bewirkend.

Septische Säure, früher zuweilen die Salpetersäure, weil sie aus faulenden, stickstoffhaltigen Materien entsteht.

Sept Isles, franz. Inseln, s. Sieben Inseln.

Septizonium (röm. Ant.), eine Art großer, viereckiger Gebäude in Rom, aus mehren (gewöhnlich 7), terassenförmig über einander sich erhebenden Stockwerken bestehend, so daß jedes mit einer Reihe Säulen umgeben war. In jedem Stockwerk waren die Säulen etwas zurückgezogen, so daß rings herum ein freier Gang sich befand; die Säulen aber wurden immer kleiner. Inwendig waren Säle. Die Bestimmung dieser Gebäude ist nicht bekannt; vielleicht waren es große Prachtgebäude. Ein vom Kaiser Septimius Severus angelegtes S. war zu seinem und seiner Familie Grabmal bestimmt und lag an der Via Appia in der 12. Region. Ein anderes Gebäude dieser Art befand sich in der 3. Region bei den Bädern des Titus, und das dritte S. in der 10. Region am Fuße des palatinischen Berges.

Sept leva, s. v. a. Sept et le va, s. Pharao (Spielw.).

Septmoncel, franz. Flecken, Dep. Jura, Bez. St. Claude, im Jura; vorzüglicher Käse, Strumpffabrikation, große Fabrik künstlerischer Steine; 1300 Einw.

Septole (Mus.), s. v. a. Septimole.

Septon (Chem.), wurde von Mitchill der Stickstoff genannt, unstreitig deshalb, weil Körper, welche denselben enthalten, in der Regel leicht in Fäulniß übergehen.

Septonema (Bot.), nach Corda, Theilfaden, Gattung der Uredinei Torulacei *Rchb.*, *Rabh.*; Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken aufrecht, gestielt oder stiellos oder auf einer körnigen Unterlage, aus querwandigen Sporen zusammengesetzt und in diese bald zerfallend. Von 3 deutschen Arten erwähnen wir: S. virescens *Corda.* Auf trocknen Stengeln der

Doldenpflanzen. Corda, Jcon., II., 9., T. IX., F. 45.

Septonia (a. Geogr.), Kastell des römischen Britannien im Gebiete der Belgä im südlicheren Theile der Westküste; j. Shepton-Wallet.

Septopyra (griech.), das Faulfieber.

Septoria (Bot.), nach Fries, Fächersperling, Gattung der Tubercularei Stilbosporei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen spindelförmig, durchscheinend, mit Scheidewand, in einen Kern zusammengeballt, später mit dem Schleim rankenförmig hervorbrechend. Von 3 deutschen Arten, wichtigste: S. Ulmi *Fr.*, Stilbospora Uredo *Dec.* Auf Ulmenblättern. Sporen walzenförmig, gekrümmt, an den Enden zugespitzt, 3—5 theilig; Ranken weißlich. Grev., T. 112.

Septosporium (Bot.), nach Corda, Gatt. der Mucorini Rhacodiei *Rchb.*, *Rabh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken aufrecht, mit wenigen Querwänden. Sporen heterogen, zellig, mit einem Stielchen ansitzend; Stielchen mit Querwänden. Zwei deutsche Arten: 1) S. atrum *Corda.* Auf trocknen, modernden Pflanzenstengeln. Sturm III., T. 17. — 2) S. bulbotrichum *Corda.* Auf faulendem Holze der Hainbuche. Corda, Jcon., I., T. III., F. 176.

Septotrichum (Bot.), nach Corda, Theilflocke, Gatt. der Byssacei Phylleriacei *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken mit Querwänden versehen. Wir führen nur eine Form an: S. atriplicinum *Corda.* Auf den Blättern der Gartenmelde.

Septuagesima (Kirchw.), 70 Tage vor Ostern, während welchen mehre ältere Kirchen ihre vierzigtägigen Fasten, die sogenannte Quadragesimalzeit (s. Quadragesima), begingen. Weil sie nämlich an 3 Tagen der Woche, am Sonntag, Donnerstag und Sonnabend, von dem Fasten dispensirten, so mußten sie, um mit den 40 Tagen auszukommen, einige Wochen früher beginnen, d. i. gleich mit dem Montage vor dem jetzt sogenannten Sonntag S. Doch herrschte nicht in allen Kirchen diese Gewohnheit; in vielen dauerte die Quadragesimalzeit beiläufig 60 Tage lang, indem bloß am Sonnabend und Sonntag dispensirt wurde, daher Sexagesima. Noch andere Kirchen endlich dispensirten nur am Sonntage, und die Quadragesimalzeit fiel nun in die 50 Tage vor Ostern, daher Quinquagesima. Letztere Gewohnheit hat die römisch-katholische Kirche, nach der Anordnung Gregors d. Gr., wie man glaubt, beibehalten und fängt ihre Quadragesimalfeste zwar nicht gleich mit dem 50. Tage vor Ostern, aber doch innerhalb dieser 50 Tage, nämlich mit der Aschermittwoche an. Daher die noch heut zu Tage in dem kirchl. Kalender gebräuchlichen Benennungen der Sonntage S., Sexagesima und Quinquagesima, weil diese Sonntage in die Zeit der 70., 60. und 50. Tage vor Ostern fallen.

Septuaginta (lat., d. i. die Siebzig, bibl. Lit.), gewöhnliche Bezeichnung der den sogenannten „siebzig Dolmetschern" zugeschriebenen griechischen Uebersetzung des alten Testaments. Ueber die Entstehung derselben weiß die Sage Folgendes zu berichten: Demetrius Philaretes, der Bibliothekar des Königs Ptolemäus Philadelphus von Aegypten, soll diesen König bewogen haben, sich eine Abschrift des alttestamentlichen Kodex zu verschaffen. Es sey daher ein Jude, Namens Aristeas nach Jerusalem geschickt worden, um sich von dem Hohenpriester einen hebräischen Kodex und zugleich 72 Gelehrte zum Uebersetzen desselben in das Griechische zu erbitten. Diese Bitte sey erfüllt worden, und es hätten 72 Gelehrte dem Demetrius die Uebersetzung in die Feder diktirt. Im Wesentlichen dasselbe berichtet Josephus von der Entstehung der S. Philo dagegen erzählt nur ganz im Allgemeinen, es seyen Juden zur Uebersetzung des alten Testaments aus Palästina herbeigeholt worden und diese hätten, ganz unabhängig von einander, eine in allen Punkten genau übereinstimmende Uebersetzung des alten Testaments zu Stande gebracht. Die christl. Kirchenväter variiren diese Sagen über die Entstehung der S. So berichtet Justinus Martyr, daß 72 Juden, jeder in ein besonderes Gemach eingeschlossen, 72 aufs Genaueste übereinstimmende Uebersetzungen geliefert hätten. Nach Epiphanius sollen allemal zwei Uebersetzer in einem Zimmer gewesen seyn und einem Schnellschreiber die Uebersetzung diktirt haben. Das Sagenhafte aller dieser Angaben liegt auf der Hand. Vermuthlich ist die S. in Folge davon entstanden, daß die Juden, besonders die ägyptischen, das alte Testament in der Ursprache nicht mehr zu lesen vermochten und daher einer griechischen Uebersetzung desselben bedurften. Die Angabe von 72 Uebersetzern deutet wohl nur eine runde Zahl mehrer Verfasser an, welche die Uebersetzung ausarbeiteten. Wann dieß aber geschehen und wie lange an der Uebersetzung gearbeitet worden sey, läßt sich nicht mehr bestimmen. — Was den Werth der S. betrifft, so ist derselbe nach den einzelnen Büchern ein verschiedener; manche Bücher sind gut, manche weniger gut übertragen. Am besten ist der Pentateuch übersetzt, am mangelhaftesten das Buch Daniel. Das Buch Hiob und die Sprichwörter weisen nur einzelne Fehler auf. Unter den Propheten sind Jesaias und mehre kleine, nicht besonders gut, übersetzt; dasselbe gilt auch von den Psalmen. Die Uebersetzung des Predigers Salomo ist zu wörtlich gehalten. Dieser verschiedenartige Charakter der Uebersetzung scheint die Vermuthung, daß sie von mehren Verfassern herrühre, zu bestätigen. Nach dem Talmud sollen es nur fünf Verfasser gewesen seyn. Der sprachliche Ausdruck der Uebersetzung weist auf Aegypten als Entstehungsort hin. Sie erlangte frühzeitig großes Ansehen und ward selbst in den Synagogen neben dem hebräischen Texte gebraucht. Dieses Ansehen verdankte sie besonders den Sagen über ihre Entstehung und dem dadurch hervorgerufenen Glauben an ihre göttliche Inspiration. Die Kirchenväter waren von letzterer so fest überzeugt, daß sie die Uebersetzung dem Originale gleichstellten. Es wurden zahlreiche Abschriften davon genommen. Da sich aber in Folge davon sehr viele Fehler einschlichen, so unterzog sich Ori-

genes der Mühe, den griechischen Text mit dem hebräischen zu vergleichen und kritisch zu verbessern. Das Werk, worin er diese Vergleichungen und Verbesserungen gegeben hat, ist die bekannte Hexapla, die ihren Namen davon hat, daß sie den alttestamentlichen Text in 6 nebeneinander gestellten Rubriken gab, nämlich 1) den hebräischen Urtext mit hebräischen Buchstaben; 2) denselben mit griechischen Buchstaben; 3) die Uebersetzung des Aquila; 4) die des Symmachus; 5) die der siebzig Dolmetscher, und 6) die des Theodotion. Fehlten in der S. einzelne Worte oder Sätze, so ergänzte Origenes das Fehlende aus der Uebersetzung des Theodotion, bezeichnete es aber mit einem Asteriscus (※); fand sich im Texte Ueberflüssiges, so ließ er es zwar stehen, bezeichnete es aber mit dem Obolos (÷). Von diesem umfassenden Werke des Origenes sind leider nur Fragmente erhalten. Außerdem verfaßte derselbe Gelehrte auch noch eine Tetrapla, welche ebenfalls den Text der S. mit den Uebersetzungen des Symmachus, Aquila und Theodotion gab, aber ebenfalls nicht mehr vorhanden ist. Nach Origenes beschäftigten sich noch andere Kirchenväter mit der kritischen Verbesserung der S., so unter Andern Lucianus, Hesychius, Basilius. Im Ganzen nützten aber diese Bemühungen nicht viel, sondern hatten nur noch größere Verunstaltungen des Textes zur Folge, weil man die Zeichen des Origenes wegließ. Der am meisten gebrauchte Text erhielt den Namen ἡ κοινή (der gewöhnliche Text). In unserer jetzigen S. ist keine Recension ganz rein erhalten. Da die christliche Kirche in ihrer Polemik gegen die Juden durch die S. oft den Sieg über sie davon trug, so wurden die Juden mißtrauisch gegen die einst so hochverehrte S., und dies Mißtrauen steigerte sich endlich zum förmlichen Haß, so daß man an dem Tage, an dem die Uebersetzung gefertigt seyn sollte, einen Fasttag feierte und sie verfluchte. Die beiden Hauptcodices sind der Cod. Vaticanus und Alexandrinus, die aber sehr von einander abweichen. Vergl. Bibel, S. 840. Von den zahlreich vorhandenen Ausgaben nennen wir folgende: Vened. 1518, Fol., Baf. 1550; — von Reinoccius, Leipz. 1730; — von J. Breitinger, Zür. 1720—32, 4 Bde., 4.; — von J. E. Grabe, Orf. 1707—20, 4 Thle., Fol. (von einem Andern fortgesetzt); — von R. Holmes, das. 1798—1817, 2 Bde. (unvollendet); — von Lambertus Bosius, 2 Bde.; Franecker 1709, 4.; — L. van Eß u. A. — Einzeln: Daniel (aus der Tetrapla des Origenes), Rom 1772, Fol., Utr. 1775. — Hülfsmittel zum Verständniß der Sprache der S. sind: Tromms „Concordantiae graecae in LXX", Amsterd. 1718, 2 Bde., Fol.; — J. Chr. Biel, Novus thesaurus phil. etc., Haag 1779—80, 3 Bde. (herausgegeben von Mutzenbecher), Supplemente dazu von Schleußner (1784), Bretschneider (1805), Kreißig Schneeberg 1809 ff., 6 Thle.); — Schleußner, Novus thesaurus philol., Leipz. 1820 f. — Ein Specimen einer neuen Clavis zur S. gab E. G. A. Böckel, Leipz. 1820. Vergl. J. Vossius, De LXX interpretibus, Haag 1661; — E. Schotanus, De auctoritate LXX, Franecker 1663; — J. F. Fischer, Prolusiones de versionibus graec. V. T., Leipz. 1772.

Septum (a. Geogr.), s. v. a. Septa.

Septum (lat.), 1) (Anat.), Scheidewand in einem organischen Theile. S. cordis, s. Herz; S. lucidum, pellucidum, die markige Scheidewand des Gehirns; S. scroti, Scheidewand des Hodens; S. transversum, das Zwerchfell; — 2) (bot.) Term.), Kammer, derjenige Theil einer röhrigen Höhlung, welcher zwischen zwei Querwänden liegt.

Septunx (röm. Ant.), 7 Unciä oder der 7. Theil des römischen As.

Septuplinervius (bot. Term.), siebenfach- oder siebenfältig-benervt.

Septuplum (lat.), das Siebenfache.

Septussis (röm. Ant.), s. As.

Sepulcri violatio (röm. Rechtsalterth.), jede dolose Verletzung der Begräbnisse und der Leichen, z. B. Zerstören oder Beschädigen des Grabes durch Wegnahme einzelner Stücke, Verletzen des Monuments, Benutzung des Grabmals zu andern Zwecken, namentlich als Wohnung, Verkaufen desselben zu anderem Behuf, Herausreißen der Leichen aus dem Grabe, Berauben und Mißhandeln derselben, unberechtigtes Begraben eines Leichnams in eine fremde Grabstätte, Verhindern des Begräbnisses u. s. w. Gegen dieses Vergehen gab es eine Sep. violati actio, und der Schuldige wurde in eine angemessene Geldstrafe verurtheilt (quantum ob eam remvidebitur). Klagte der Betheiligte nicht, so war eine Actio popularis gestattet. Unter den Kaisern wurde S. v. ein Crimen extraordinarium und nach Befinden sehr hart bestraft (z. B. mit Deportation, ja sogar — seit Justinian — mit dem Tode).

Sepulcrum (lat.), s. Grab; — 2) s. v. a. Incastraturae.

Sepultur (v. lat. Sepultura), Begräbniß, Beerdigung, Leichenbestattung.

Sepultura asinina s. canina, s. Strafe.

Sepulturrecht (Kirchenr.), Recht der Verfügung und Anordnung bei Begräbnissen, wozu auch die Gerichtsbarkeit über die Kirchhöfe und die Anstellung verpflichteter Todtengräber gehört, war früher Anhang der bischöflichen Rechte, kam aber später an die Konsistorien.

Sepulveda (Geogr.), 1) span. Flecken, nordöstlich Ciudad-Rodrigo, links am Veltes; — 2) Flecken daselbst, nordöstl. von Segovia, am Fuß des Orospeda, am Zusammenfluß des Duraton und Castillo; Gerbereien, beträchtlicher Schafhandel; 1700 Einw.

Sepulveda (Biogr.), Johannes Genisius, spanischer Scholastiker, geb. 1491 zu Pozu Blanco, studirte zu Cordova, Alcala und Bologna, wo er Ephorus collegii hispanici wurde und durch den Fürsten Albertus Pius Carpi, der ihn in sein Haus aufnahm, mit den berühmtesten Gelehrten jener Zeit in Verbindung trat. Nach 22jährigem Aufenthalt in Italien kehrte er nach Spanien zurück, wo er 1538 von Karl V. zum Hofhistoriographen ernannt wurde und sich bald in Valladolid, bald in Cordova, Madrid und anderen Orten aufhielt, bis er 1557 ein

Kanonikat in Salamanca erhielt. Er † 1572. Sein Verdienst um die Philosophie bestand in der Verbreitung der klassischen Literatur in seinem Vaterlande und in der Bekämpfung des damaligen Scholasticismus; hauptsächlich beschäftigte er sich mit Aristoteles, den er aus dem Grundtext übersetzte und erklärte; auch den Kommentar des Alex. Aphrodisius übersetzte er (Rom 1572). Er widerstrebte las Casas' Antrag wegen Milderung des Schicksals der amerikanischen Indianer; doch wurde die Schrift, welche er in dieser Angelegenheit herausgeben wollte, unterdrückt. Schriften: De vita et rebus gestis Aegidii (aus J. Garzons Materialien gesammelt), Rom 1521, Fol., Bologna 1522 und 1559; — Descriptio collegii Hispanorum Bononiensis, spanisch von A. Vela, Toledo 1556, italienisch von F. Stephan, herausgegeben von J. Rossi, Murcia 1590; — Democrates, Rom 1585, spanisch von A. Barba, Sevilla 1541, 4.; — Apologia pro libro de justis belli causis contra Indos suscepti, Rom 1550; — De ritu nuptiarum et dispensatione, das. 1531, 4.; — De fato et bibero arbitrio (gegen Luther), das. 1526, 4.; — Antapologia pro Alberto Pio (gegen Erasmus), das. 1532; — De correctione anni et mensium Romanorum, Venedig 1546. Diese und mehre andere, darunter auch 7 Bücher Briefe und die Schrift: De rebus gestis Caroli V., sind gesammelt in seinen Werken, Köln 1602, 4.

Seppret, franz. Dorf, Dep. Deux-Sèvres, Bez. Melle; 1080 Einw.

Septyra (a. Geogr.), Bergschloß Ciliciens am Amanus (Cic. ad div. XV, 4).

Sepyrus (a. Geogr.), Berg in India extra Gangem.

Sepze, Stadt, s. v. a. Schebsche.

Sepzi-Szent-György (Geogr.), s. v. a. Sepsi 2).

Seq. (lat.), Abkürzung für Sequens, der Folgende; seqq., s. v. a. Sequentes, die Folgenden.

Sequana (a. Geogr.), einer der Hauptflüsse Galliens, der seine Quellen auf den Alpen hat, parallel mit dem Rhenus in norstwestl. Richtung die Provinz Gallia Lugdun. durchfließt, rechts die Matrona (Marne) und Esia (Oise) mit der Axona (Aisne), links aber den Incaunus (Yonne) als Nebenflüsse in sich aufnimmt, die Mauern von Butetia bespült, noch etwas weiter schiffbar ist als der Liger und die Garumma, und Britannien gegenüber nicht weit von Castra Constantia in den atlantischen Ocean fällt.

Sequani (a. Geogr.), Völkerschaft celtischen Stammes in Gallia Belgica, welche der Jurassus Mons von den Helvetiern und der Arar von den Aeduern, im Süden aber der Rhodanus von der Prov. Narbon. schied, während im Norden die Lingones ihre Nachbarn waren. Ihr Gebiet (im südlichen Elsaß, der ehemaligen Franche Comté und Bourgogne), das später bei der neuen Eintheilung des Reiches eine eigene Provinz unter dem Namen Maxima Sequanorum bildete und welches der Arar und Dübis durchströmten, während die Sequana selbst, von der sie ihren Namen hatten, nur an der nordwestl. Grenze ihres Gebiets entsprang, war nach Cäs. (B. Gall. I, 31) der gesegnetste Landstrich Galliens und enthielt die Hauptstadt Vesontio (Besançon) nebst mehren kleineren Städten, wie Epamantadurum (Mandeure mit Ruinen), Magetobria (Moigte de Broie oder Madebroie), Segobodium (Seveux), Luxovium (Luxeuil), Dittatium (Ruinen auf dem Hügel Vieux Seurre) u. s. w. Sie waren ein mächtiges Volk unter eigenen Königen (Cäs., B. Gall. 1, 3) und Todfeinde der Aeduer und schlossen sich daher lieber an die Germanen an. Ihre Hauptgottheit war der Minnus, den die Römer mit ihrem Merkur indentificirten. Später lieferten sie besonders eine Menge eingesalzenes Schweinefleisch nach Rom.

Sequaréma (Sagoarema), südamerikan. Flecken, Brasilien, östlich von Rio Janeiro, östlich am gleichnam. See, am atlant. Meere; Fischerei.

Sequatchee, nordamerikan. Fluß, Ver.-St., Staat Tennessee, fließt von Nordwesten nach Südosten und mündet in den Tennessee, rechts.

Sequeira, Domingos Antonio de, Maler, Professor und Präsident der Akademie zu Lissabon, 1768 geboren, besuchte schon als 13jähriger Knabe die Kunstschule der genannten Stadt, an welcher er die meisten Preise gewann. F. de Setubal wählte ihn schon als Schüler der Akademie zum Gehülfen bei seinen Arbeiten im Palaste Joao Ferreira's. Durch Vermittelung der Herren Marialva erhielt er eine königliche Pension zur Fortsetzung seiner Studien in Italien und so kam er 1788 nach Rom, wo Antonio Carallucci sein Meister wurde. Im J. 1791 erhielt er den ersten Preis der Akademie von S. Luca und bei seiner 1794 erfolgten Abreise von Rom ernannte ihn diese Akademie zum Ehrenmitgliede. In Lissabon wurden ihm zahlreiche Aufträge zu Theil, so wie für Kirchen, als für Paläste, wo man Darstellungen aus der heiligen und profanen Geschichte und Schlachtbilder von ihm findet. Im neuen Palaste de Nostra Senhora zu Ajuda sind die meisten Malereien von S. und Vieira, wo letzterer einen gefährlichen Nebenbuhler an ihm hatte. Auch im k. Palaste zu Mafra und im Kloster de Laveinas sind Bilder von ihm. Im J. 1802 ernannte ihn der Prinzregent zum ersten Kammermaler, in welcher Eigenschaft er zahlreiche Gemälde für den Hof ausführte. Ein Hauptwerk S.'s ist der im Spital sterbende Camoens, dann eine Flucht in Aegypten von 1824 u. A. Er machte auch die Zeichnungen zu dem kostbaren Silberservice, welches die portugiesische Nation als Zeichen ihrer Dankbarkeit dem Lord Wellington verehrte. Von ihm ist ferner der Plan zum Monumente, welches 1820 auf dem sogenannten Rocio-Platz in Lissabon errichtet wurde. Ueberhaupt wurde er bei allen öffentlichen Unternehmungen zu Rathe gezogen, und wenn ein bedeutendes Werk ausgeführt werden sollte, so mußte S. den Entwurf prüfen, oder selbst die Zeichnung machen. Unter seinen Schülern machten sich Joaquin Gregorio Rato und Antonio Faustino einen Namen. S. † 1837 als Präsident der Akademie zu Lissabon. Wir haben von ihm auch radirte Blätter.

Sequela (lat.), Folge.

Sequelae jus (Rechtsw.), s. Gefolg.

Sequela publica (Rechtsw.), Landfolge, s. Frohnden.

Sequela territorialis (Rechtsw.), s. Frohnden.

Sequence (franz.), 1) s. v. a. Sequenz; — 2) Betrügerei der Pharaobankiers, indem sie die Karten so legen, daß alle von den Pointeurs gesetzte Blätter im Anfang der Taille verlieren.

Sequens (lat.), s. Sq.

Sequenz (v. Lat.), 1) Sequentia, Sequentiale, Kirchenw.), Gesang, unter dem der Meßner die Monstranz vor dem Altar umdreht und den Vers anstimmt: Ecce panis angelorum ꝛc. (siehe das Brod der Engel ꝛc.); — 2) (Prosa), in der alten röm. Kirche, der lat. Hymnus, den der Chor in der Messe nach dem Requiem absang, in ungebundener Rede gedichtet. Notker soll zuerst die S.en eingeführt und Robert, König von Frankreich, mehre noch gebräuchliche aufgesetzt haben. Zu einer solchen S. wurde auch der bekannte Hymnus Dies irae gebraucht; — 3) das Evangelium ohne Eingang; — 4) Hymne, die sonst beim katholischen Ritus nach dem Graduale oder der Vesper gesungen wurde. Jetzt bedient man sich bloß 3 S.en zur Osteroktav, zur Pfingstoktav und zum Frohnleichnamsfest; — 5) (Mus.), jede Fortsetzung eines melodischen oder harmonischen oder melodisch harmonischen Motivs, einer festen, sich wiederholenden Form. Vorzugsweise werden jedoch mit S. jede gleichmäßig fortschreitende Akkordreihe, und zu allernächst die Ketten von Septimen- oder Nonen-, oder Septimen- und Nonen-Akkorden bezeichnet, in denen der Dominantakkord nicht in seinen tonischen Dreiklang, sondern in einen neuen, aus diesem entstehenden Dominantakkord aufgelöst und dieses Motiv beliebig weiter fortgeführt wird. Manche Theoretiker nennen auch die Sextareihen S.n, namentlich geschieht dies von denen, die nach dem logierschen Systeme ihre Theoreme aufstellen. — 6) (Spielw.), eine Folge von wenigstens 3 Blättern in der nämlichen Farbe nach dem Range, den ihnen das Spiel giebt; — 7) s. Piket; — 8) Spiel mit einer (gewöhnlich deutschen) Karte von 32 Blättern, welches von 2 bis 9 Personen gespielt werden kann. Wenn die Spieler ihre Plätze, um welche nicht gezogen wird, eingenommen haben und der Geber bestimmt worden ist, bekommt jeder der Spielenden 3 Karten in 3 Würfen; nach einem jedesmaligen Wurfe wird ein Blatt herumgeschlagen und auf den Tisch gelegt. Der Erste und nach ihm jeder der Folgenden legt eine seiner Karten auf den Tisch und nimmt dafür eine der darauf liegenden in sein Spiel. Hat einer der Spielenden drei gleiche Karten zusammengebracht, so sagt er: „ich passe" oder „ich bleibe" und hört auf zu tauschen. Dieser Kartentausch geht fort, bis Alle passen, und es steht dann dem Letzten frei, aus den auf dem Tische liegenden Karten zu nehmen, was ihm beliebt, worauf sämmtliche Theilnehmer ihr Spiel aufzeigen. Der Zweck, welchen jeder Spielende beabsichtigt, ist, 3 gleiche Karten, entweder ein Gedrittes, als 3 Däuser, 3 Könige ꝛc. (Kunststück), oder drei Blätter von gleicher Farbe zu bekommen. Wenn diese 3 Blätter 3 auf einander folgende sind, z. B. Daus, König, Ober, Unter u. s. w., so werden sie S. genannt. Die S. übersticht die Gedritten und die gleichen Farben, die vom Dause ist die höchste (Groß-S.) und macht das Spiel aus, nach ihr die vom Könige u. s. w. Die Gedritten überstechen die gleichen Farben; 3 Däuser ist das Höchste, nach ihm 3 Könige u. s. w. Bei den 3 Blättern von gleicher Farbe haben die den Vorzug, welche zusammen die meisten Augen zählen. Das Daus zählt 11, der König, der Ober und der Unter 10, die übrigen Blätter zählen nach ihrer Benennung. Wenn mehre der Spielenden geblieben sind und die letzten nicht 3 gleiche Karten zusammengebracht haben, so überstechen 2 Däuser 2 Karten von gleichen Farben, von welchen die am meisten zählenden die weniger zählenden überstechen. Jeder Theilnehmer erlegt zu Anfange des Spiels eine durch Uebereinkunft bestimmte Summe. Nach jedem Spiele wird demjenigen, dessen Karten von allen andern überstochen werden, ein Strich mit Kreide vorgezeichnet. Es wird auch wohl zu Anfange des Spiels ein Kreis, Hölle genannt, auf den Tisch gezeichnet, von welchem nach jedem Spielenden zu ein langer Strich ausgeht. Auf den untersten derselben setzt jeder Spieler seinen Einsatz, oder irgend eine beliebige Marke und rückt sie, wenn er die niedrigsten Karten hat, auf den zweiten, dann in gleichem Falle auf den dritten und zuletzt in den Kreis hinein. Von dieser Art, den Verlust der Spiele zu bezeichnen, wird dieses Spiel auch Höllefahren genannt. Wer 3 Striche hat oder in die Hölle gefahren ist, hat seinen Anspruch auf den Gewinn verloren und darf nicht mehr mitspielen. Derjenige von den 2 zuletzt Spielenden, der seinen Mitspieler übersticht, gewinnt sämmtliche Einsätze. Dieses Spiel wird auch ohne S. gespielt und erhält dann gewöhnlich den Namen Kommra. Wenn keine Blätter auf den Tisch gelegt werden, so gibt jeder der Spielenden der Reihe nach seinem Nachbar eine verdeckte Karte, wofür er von ihm eine andere erhält. Diese Art wird Mischeln genannt.

Sequeros, span. Flecken, Prov. Salamanca, nordwestl. von Bejar; Weberei; 750 E.

Sequester, 1) (röm. Alterth.), Name der Mittelsperson, welche bei Bestechung des Volks und der Gerichte behülflich ist. Während die Divisores das verheißene Geld austheilten, oder auch das ganze Geschäft gleichsam in Akkord übernahmen und während die Interpretes im Namen des Bestechenden mit den zu Bestechenden oder mit den Divisoren unterhandelten und Geld versprachen, so dienten die Sequesters (Sequestri) als Mittelspersonen, bei denen die Bestechenden das später auszuzahlende Geld deponirten, waren also gleichsam Bürgen zur Sicherheit beider Theile. Die Natur dieses Geschäfts brachte es mit sich, daß angesehene Männer zu S. genommen wurden, etwa Freunde des Bestechenden, deren Name den zu Bestechenden hinlängliche Bürgschaft leistete. — 2) (Rechtsw.), s. Sequestration.

Sequester (Biogr.), Vibius, römischer Geograph, nach Einigen zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr., nach Andern im 5., 6. oder 7. Jahrh.; schrieb: De fluminibus, fontibus, lacubus, nemoribus, paludibus, montibus, gentibus, zuerst herausgegeben mit Solinus, Pos. 1512, Fol., dann von Fr. Hessel, Rotterd. 1712, von Oberlin, Straßb. 1778. K. Th. Gronovs Anmerkungen dazu in „Varia geographica", Leyden 1739.

Sequestration, 1) (röm. Ant.), die Deponirung des zu Bestechungen bestimmten Geldes, s. Sequester 1); — 2) (Rechtsw.), eine besondere Art von Depositum, die darin besteht, daß die Aufbewahrung einer Sache u. nach Umständen auch die Verwaltung einem unparteiischen Dritten unter der Bedingung anvertraut wird, dieselbe, wenn der Grund der S. aufhört, Demjenigen herauszugeben, welchem sie vom Richter zuerkannt wird. Die S. geschieht in der Regel nach Uebereinkunft der streitenden Theile, doch kann sie nöthigenfalls auch vom Richter wider den Willen derselben erkannt werden; nur die erstere ist eigentlich als Vertrag zu betrachten. Sehr häufig nimmt die S. die Natur eines andern Vertrags an, besonders dann, wenn dem Sequester auch die Verwaltung oder die Benuzzung der Sache übertragen wird. Hiernach richtet sich dann auch die aus der S. entstehende Klage. Liegt der S. ein reines Depositum zum Grunde, so entsteht daraus die Actio depositi sequestraria, kommt ein Pacht oder eine Miethe oder ein Mandatum dabei vor, so findet die Actio locati conducti und mandati sequestraria Statt. Die Haupteintheilungen der S.en können hergenommen werden aus dem Grunde, aus welchem der Richter sie verhängt, und in dieser Rücksicht erscheinen sie bald als Sicherungs-, bald als Exekutionsmittel, oder aus der Art der S., und hier werden sie bald mit und bald ohne Administration verfügt. Dem Gegenstande nach sind sie über Sachen oder Personen verhängt, bei jenen sind es universelle, wenn sie sich über das gesammte Vermögen, oder partikuläre, wenn sie sich nur auf einen Theil desselben erstrecken. Als Exekutionsmittel werden S.en verhängt, nicht um den Gläubiger sicher zu stellen, sondern um ihn zu bezahlen, weshalb sie immer mit einer Administration verbunden sind und eine fruchtbringende Sache und ein rechtskräftiges Urtheil voraussetzen. Aus den Früchten soll der Gläubiger befriedigt, die Sache dem Schuldner erhalten werden. Die S. richtet sich nach den Grundsätzen von Verwaltungen fremder Güter; in außerordentlichen Fällen muß der Sequester die Genehmigung des Gläubigers und Schuldners, oder Verhaltungsbefehle des Gerichts, das die S. verhängte, einholen, ferner muß er jährlich Rechnung ablegen. In Ermangelung näherer Verabredung hat er nur den natürlichen, nicht den rechtlichen Besitz. Er kann sein Amt aus triftigen Gründen niederlegen. Als Sicherungsmittel kommen S.en vor: a) bei der Aufsicht über eine Frauensperson, von deren Schwangerschaft Klage auf Ehescheidung, Beweis des Ehebruchs, Succession u. s. w. abhängen; — b) bei Reklamirung von Kindern, wenn die Parteien von bescholtenem Rufe sind; — c) wenn sich Mehre um eine Braut streiten; — d) bei erkannten Konkursen zur Vermeidung der Verschleuderung des Vermögens von Seiten des Gemeinschuldners; — e) wenn zu befürchten ist, daß der Besitzer mit der streitigen Sache die Flucht ergreife, oder während des Rechtsstreites sie verschwinden werde, daß die Parteien wegen des Besitzes einer Sache in gegenseitige Gewaltthätigkeiten ausbrechen 2c.; — f) bei dem Vermögen der Wahn- und Blödsinnigen, der Verschwender, Minderjähriger und bei Erbschaften, wenn die Erben abwesend oder unbekannt sind. Außer diesen Fällen gibt es noch andere, bei denen kein besonderes Gesetz zum Grunde liegt, sondern nur die Anwendung allgemeiner Grundsätze über provisorische Verfügungen zur Abwendung einer Gefahr entscheidet. Die Zurückgabe erfolgt nach der dem Sequester zum voraus ertheilten Instruktion, sonst nach vorgängiger Bestimmung des Richters. Die Kosten der S. trägt, wenn sie als Exekutionsmittel verhängt war, allemal der Sequestrat, d. h. Derjenige, dessen Sachen sequestrirt werden; kommt sie aber als Sicherungsmittel vor, so trägt der Impetrat oder Sequestrat die Kosten, wenn sie durch sein Verschulden nothwendig wurde, im entgegengesetzten Falle der Impetrant, weil er die S. beantragte und allein Vortheil von der verfügten S. hat. Doch kann aus Gründen die Kostengeltung auch von ihm abgewendet werden.

Sequestrationstraktat (Gesch.), 1713 zwischen dem Administrator von Holstein und Preußen geschlossener Vertrag, wonach Preußen Stettin und Wismar besetzte, um zu verhindern, daß Holstein von russ. Truppen besetzt werde.

Sequialtera (Orgelb.), s. v. a. Sesquialter.

Sequillo, span. Fluß, Königr. Leon, Prov. Valladolid, fließt südwestlich und mündet bei Zamora in den Valderaduey, links.

Sequin (Biogr.), Gerard, Zeichner und Maler zu Paris, um 1815 geboren, fertigte Zeichnungen zur Illustration von Andachtswerken, wie zum „Livre d'heures complet", zur französischen Uebersetzung der „Imitatio Christi" von Thomas a Kempis 1839 2c.

Sequin (Münzw.), der türkische Name für Zechine; daher S.-Tondueli, S.-Mahbub.

Sequitur (lat.), es folgt, es ergibt sich.

Ser (a. Geogr.), s. Seria.

Ser (Seer, Omana, Djulfar, n. Geogr.), asiat. Stadt, Arabien, Hauptstadt des gleichn. Staates [Bellad S., s. Bellad 14)], nordwestlich von Maskat, am persischen Meerbusen, an der Mündung des gleichnam. Flusses; guter Hafen, Schifffahrt und Handel.

Ser., Abkürzung des röm. Namens Sergius.

Ser (Gewichtsk.), s. v. a. Seer.

Sera (lat.), Querriegel, zum Verschließen eines Thors.

Sera (a. Geogr.), Hauptstadt des Landes Serica und ein Haupthandelsplatz der Serer (überhaupt aber der entfernteste Punkt des Handels mit dem östlichen Asien) und daher der Endpunkt aller geogr. Kenntnisse der Alten im

Nordosten der Erde, am Gebirge Ottorocorras und der östlichen Quelle des Bautisus, nach Mannert IV, S. 501, entweder Singan in der Provinz Schensi, od. Honan am Hoangho, nach Heeren, Ideen I, 2, S. 668, aber Peking selbst.

Sera (n. Geogr.), 1) Stadt, s. Serah; — 2) portugies. See, Prov. Algarbien.

Sera Agassi (türk.), Hofbeamter, der die Aufsicht über die Zimmer des Sultans führt.

Serabi, s. Serapion 6) und 7).

Serac, 1) (Nahrungszw.), in der Schweiz Art weißer Molkenkäse, der in parallelepidische Formen gepreßt wird und beim Trocknen an den Rändern Risse bekommt; — 2) (Geol.), in den schweizer Hochgebirgen eine in gleichen Formen sich bildende Schnee- und Eismasse, wenn der Schnee in Lawinen eine Zeit lang gelegen hat.

Seraca (a. Geogr.), Stadt im Süden des asiat. Sarmatien (Ptol. V, 9, 28).

Serach, würtemberg. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Eßlingen; Schloß; 130 Einw.

Seracolet, Volk, s. Galam.

Serafa (Säugeth.), nach Rüppell, im innern Afrika, s. v. a. Camelopardalis Giraffa *L.* Nach Albert dem Großen (13. Jahrh.) heißt sie Seraphe.

Serafin, Pedro, Maler und Dichter, genannt Griego, arbeitete um 1563 in der Kathedrale zu Tarragona. Sein Werk sind die Bilder der Orgelflügel, die zu den besten der Kirche gehören.

Serafini (Biogr.), 1) Serafino de, Maler von Modena, blühte in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, arbeitete in Modena, zu Bologna und in Ferrara, doch scheint sich sehr wenig von ihm erhalten zu haben. Vedriani (Raccolta dei Pittori etc., Modena 1662, S. 21) erwähnt im Dome zu Modena ein Gemälde mit mehren Figuren von ihm, wo die Hauptabtheilung die Krönung der heil. Jungfrau vorstellt. — 2) Marc. Antonio, Maler von Verona, blühte um 1550, einer der berühmtesten Meister seiner Zeit, von dem sich aber wenig erhalten zu haben scheint. Pozzo nennt ein Bild von 1551 in der Kirche S. Vitale.

Serafins, alte englische Wollenzeuche, auf weißem Grunde mit mehrfarbigen Blumen so gedruckt, daß die Muster erhaben erscheinen, in Stücken von $37^1/_2$ Yard Länge, 36 Zoll breit; man kaufte sie gewöhnlich weiß und vergütete das Druckerlohn vor einigen 20 Jahren in 3 Farben für etwa $^1/_2$ Schilling per Elle.

Seraglio (ital.), s. v. a. Serai.

Serah (bibl. Gesch.), 1) (Zara), Reguels Sohn, Esaus Enkel. — 2) S., Sohn des Juda und der Thamar, Zwillingsbruder des Perez. Bei seiner Geburt kam seine Hand zuerst zum Vorschein, die Wehmutter band ein rothes Band um dieselbe und sagte: dieser sey der Erstgeborne; allein das Kind zog seine Hand wieder zurück und Perez wurde zuerst geboren. — 3) S., äthiopischer König, griff 937 (941) den jüdischen König Assa mit einem großen Heer an, ward aber im Thal Zephala besiegt.

Serah (Geogr.), ostind. Stadt, Prsdtsch. Madras, Prov. Mysore, nördl. v. Serinzapatam, liegt 2230 Fuß hoch, mit Mauern und Fort; Schifffahrt, Handel mit Kernen von Kokosnüssen (Kopra); 3000 (nach Andern 20,000) Einw.

Serai (gewöhnlich unrichtig Serail, türk.), 1) überhaupt ein großes Gebäude, z. B. Karawan-S.; — 2) Palast, so mehre in Konstantinopel, z. B. S. Ibrahim Pascha, S. Janitscheri Agassi, Heiwan-S. rc.; besonders — 3) die Residenz des Sultans in Konstantinopel, wo das alte (Eski-S.) und neue S. ist, s. Konstantinopel; der Platz vor demselben heißt S.-Meidan; — 4) allgemeine Benennung der Zimmer für die türkischen Frauen, s. v. a. Harem.

Serai (Geogr.), 1) europ.-türk. Stadt, Rumelien, Sandschak Wisa, nordwestlich von Konstantinopel; — 2) Hauptstadt der goldenen Horde, später der Kaptschaktataren, an der Wolga, wurde 1395 von Tamerlan zerstört, s. Sarai.

Serai-Agalar, s. Agha.

Seraidar Agassii (türk.), der im Serai befehligende höchste Offizier.

Serail, s. v. a. Serai.

Serail-Mastix (pharm. Bot.), s. Pistacia Lentiscus *L.*

Serails (Serailtücher), aus feinem Garn nur locker gewebte und ganz leicht gewalkte Tücher aus feiner zweischüriger Wolle mit hellblau und weißen Sahlleisten, gewöhnlich im Stück gefärbt. Dieser Artikel geht in Menge nach der Türkei, nach Aegypten und der Berberei, in Ballen von 12 Stück von lauter hellen Farben und wird dort zu Frauenkleidern gebraucht. Die französischen Manufakturen im südlichen Frankreich hatten sonst über Marseille einen bedeutenden Absatz in diesen $^9/_4$ Stab breiten Tüchern nach der Levante; mit ihnen konkurrirten bald die niederländischen und preußischen Fabriken zu Verviers, Aachen, Burtscheid, Montjoie, welche dieselben eben so gut, $^9/_4$ brabanter Ellen breit, in Stücken von 25 — 30 Ellen Länge liefern. Mehre sächsische und preußische Fabriken in der Lausitz und Schlesien haben diese Art dünnes Halbtuch sehr gut nachgemacht und über Wien und Triest sich einen bedeutenden Absatz zu verschaffen gewußt.

Serailseife, Toilettseife, s. Seifensiederei.

Serain (Geogr.), 1) franz. Fluß, entspringt bei dem Dorfe Beurey im Depart. Côte d'Or, Bez. Braune, fließt nordwestlich und mündet bei dem Dorfe Bonnard, südöstlich von Joigny, in die Yonne, rechts; — 2) le S. (le Serrin), Dorf mit Markt daselbst, Depart. Indre-Loire, Bez. Tours; 230 Einw.

Serainchamps, belg. Stadt, Prov. Namur, Bez. Dinant; 580 Einw.

Seraing, belg. Flecken, Prov. und Bez. Lüttich, rechts an der Maas, einst die Sommerresidenz des Bischofs von Lüttich, mit prachtvollem Schloß und vielen Lusthäusern der Lütticher; Steinkohlen- und Alaunwerke, Glashütte, Krystallfabrik in der ehemaligen Abtei Val Saint Lambert; besonders merkwürdig wegen der großen, von John Cockerill (s. d.) gegründeten Maschinenbauanstalten; 4800 Einw.

Seraires, Volk, s. v. a. Serreren.

Seraja (Saraja, bibl. Gesch.), 1) S., Name des Schreibers Davids; — 2) S., letzter Hoherpriester vor dem babylonischen Exil, ward von Nebukadnezar durch Nebusaraden nach Riblath geführt und 588 v. Chr. nebst 70 vornehmen Jerusalemiten hingerichtet. Sein Sohn Jozedek wurde gefangen nach Babylon geführt. — 3) S., vornehmer Jude, welcher mit Esra aus der babylon. Gefangenschaft zurückkehrte; — 4) S., Sohn des Neya, Baruchs Bruder, wurde 595 an der Spitze einer Gesandtschaft von Zedekias nach Babylon zum Nebukadnezar gesendet, um demselben Tribut und Geschenke zu überbringen. Jeremias gab ihm einen Brief mit, welchen er den dortigen Gefangenen vorlesen sollte und welcher eine Weissagung über den Untergang Babylons enthielt. Nach der Vorlesung sollte er den Brief an einen Stein binden und in den Euphrat werfen, zum Zeichen, daß so wie der Brief untertauchte, so auch die Stadt untergehen und sich nicht wieder erheben würde.

Serajewo, Stadt, s. v. a. Bosna 2).

Seraji, Mahrattenfürst, s. Dekan (Gesch.).

Serakhs, asiat. Stadt, Persien, Prov. Khorassan, nordöstlich von Mescheb, rechts am Wüstenfluß Tedschend.

Serambus, Bildhauer von Aegina, wird von Pausanias erwähnt, der ihm die Statue des olympischen Siegers Agiades beilegt.

Seram, Insel, s. v. a. Ceram.

Serampei, ostind. Landschaft, im Innern von Sumatra, nordwestlich von Sungei-Tenang und südöstlich von Menang-Kabau, zum Theil gebirgig, mit warmen Quellen, neben denen Rauchsäulen aufsteigen. Die Produkte sind Reis, Kokosnüsse und Kassia im Ueberfluß. Die Bevölkerung bewohnt einige durch Holzbau befestigte Dörfer.

Serampur (Serampore, Frederiksnagor), ostind. Stadt, bis 1845 dänisch, jetzt britisch, Prsdtsch. Kalkutta, Prov. Bengalen, an der westl. Seite des Hugly, 6 Stunden nördlich von Kalkutta, seit 1799 Centralpunkt aller Baptisten-Missionen in Indien. Als damals die brit. Regierung den Missionarien keinen Niederlassungsort gestattete, fanden sie hier freundliche Aufnahme, wodurch hier, wie früher zu Tranquebar, dem Christenthum der Weg zu den indischen Völkern zuerst gebahnt wurde. Die ersten Missionäre waren Dr. W. Carey, Dr. Marschmann und Prediger Ward. Von hier gingen bereits über 20 Missionsstationen aus; hier wurde die Bibel in mehr als 25 Sprachen des Orients übersetzt und verbreitet und durch die grammatische und lexikographische Bearbeitung dieser Sprachen der Weg zu zahlreichen Völkern geöffnet. Von hier gingen die ersten umfassendern Versuche zur Anlegung von Volksschulen aus. Die hiesige Gesellschaft hat zuerst Schulen für Hindu-Töchter errichtet und Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zur Bildung tauglicher Hindu-Jünglinge für das Predigtamt angelegt. Dr. Carey war zugleich Professor der Sanskrit-, Bengali- und Mahratta-Sprache im Kollegium des Forts William, Dr. Marschmann war Aufseher über Privatschulen, Verfasser einiger chinesischer Schriften etc. und Vorstand einer Akademie; Ward war Direktor der großartigen Druckerei und bekannt durch seine Schriften über die Gebräuche der Hindus etc. Um das Jahr 1816 waren in und um S. 92 Schulen mit 7188 Hindu-Kindern, und die Missionsgemeinde bestand aus 116 Seelen bekehrter Hindus und Mohammedaner. Bis zum Jahre 1821 wurden 1407 Hindus getauft; in diesem Jahre erhielten in dem Hindu-Kollegium 54 Studirende (10 Hindu-Jünglinge aus der Brahmanenkaste, 3 Garrow-Jünglinge, die übrigen Söhne eingeborner Christen) wissenschaftlichen Unterricht; auch wurde bis dahin das neue Testament in 34 orientalischen Sprachen übersetzt und gedruckt. In S. erhielten in Töchterschulen 230 kleine Mädchen christlichen Unterricht. S. hat ein Observatorium, lebhafte Industrie und bedeutenden Handel mit Europa und China.

Seran (Geogr.), 1) ostind. Stadt, Khanavar, im Himalaya, links am Setledsch, nordöstlich von Rampur; — 2) europ.-türk. Flecken, Albanien, Sandschak Janina, nordwestlich von Kunidscha.

Serancolin (Min.), Marmorart, isabellenfarbig, roth und achatfarbig; in Frankreich.

Serandiva, Insel, s. v. a. Taprobane.

Seranga, s. Kaoutschouk.

Serangä, s. Sirangä.

Serangani, Inselgruppe, s. Magindanao.

Serangeli, Giovacchino, Historienmaler, geb. zu Mailand um 1778, besuchte die dortige Akademie und ging dann nach Paris, wo ihn David unter seine Schüler aufnahm und wo er mehre Gemälde ausführte, theilweise in lebensgroßen Figuren, worin sich ein entschiedener Verehrer der davidschen Schule kund gibt, deren Principien er aber in der Folge sich entäußerte. Zu seinen frühern Werken gehört eine Flucht nach Aegypten und der Tod der Euridice; dann malte er Orpheus, wie er bei den Göttern des Orcus um die Gattin fleht. Ein zweites Bild, welches er mit diesem 1804 zur Ausstellung brachte, stellt die Geburt der Venus dar, ein drittes die Charitas Romana. Dann malte er 1806 ein großes Altarbild mit Christus am Kreuze für eine Kirche in Lyon. Diese Werke lenkten die Aufmerksamkeit Napoleons auf ihn, der ihn ein Prunkgemälde in lebensgroßen Figuren übertrug, welches den Herrscher vorstellt, wie er etliche Tage vor seiner Krönung die Abgeordneten der Armee anredet. Früher als diese Gemälde fertigte er die Zeichnungen zur didotschen Prachtausgabe Racine's, welche 1805 zu Paris erschien. Um 1812 begab sich S. in sein Vaterland zurück und fand hier durch den Grafen Sommariva in Como Beschäftigung. In der Villa des Grafen sieht man ein Deckenbild von S., welches Amor und Psyche vorstellt. Später wurde S. Professor an der Akademie in Mailand, wo er ebenfalls zahlreiche Bilder in Oel ausführte. Seinen Figuren gebricht es oft an Natürlichkeit, und bei seinem Streben nach Lebendigkeit der Darstellung verfiel er nicht selten in Uebertreibung. Als sein bestes Werk erklärte man 1822 den Raub der Polyxena, wel-

ches aber nur als Inbegriff von S.'s Fehlern und Vorzügen zu betrachten ist. Dann findet man auch in Kirchen Bilder von ihm. Eines seiner bessern ist der Tod des heil. Severus im Dome zu Ravenna. Seine Genrebilder sind theilweise von größerer Bedeutung, als seine historischen Arbeiten. S. ist Mitglied mehrer italienischen Akademien, korrespondirendes Mitglied des französischen Institutes, Professor der Akademie in Mailand und jener von S. Luca in Rom.

Serangion (griech. Topogr.), Ort in Athen (s. d.).

Seranicomagus (a. Geogr.), Ort der Santanos in Gallia Aquitania, östlich von Mediolanum, an der Straße von da nach Augustoritum.

Serans, schönes franz. Schloß, Depart. Maine-Loire, Bez. Angers.

Seraufang, afrik. Stadt, Senegambien, Mandingo, in Waldungen, am obern Lauf des Kokora.

Serantes, span. Berg, in Biscaya.

Serauusa (a. Geogr.), Stadt im Innern von Pontus Polemoniacus, südöstlich von Comana Pontica.

Serapeion (Topogr.), 1) der Serapistempel in Athen (s. d.); — 2) (Serapeum), Serapistempel in Rom, von Caracalla auf dem Capitolium errichtet; — 3) Tempel des Serapis in Unterägypten, auf der Ostseite des Nils, um den sich dann ein Flecken bildet, s. Serapium.

Serapes, in Mexiko wollene Decken zum Umschlagen und zum darunter Schlafen. Sie sind im englischen Handel allgemein unter dem Namen Blanquets bekannt. Diese S., sammt den leichten Hosen und dem Manta-Hemde, die einzige Kleidung eines großen Theils der männlichen Bevölkerung Mexiko's, sind ein Artikel von außerordentlichem Begehr, und es erklärt sich dadurch leicht das frühzeitige Bestreben, diese Decken vorzugsweise im Lande zu machen. Man trifft die Serape-Fabrikation daher in mehren Gegenden Mexiko's an, und sogar bei einem Indianerstamm im Norden von Mexiko, bei den Navagoes. Sie sollen sich dazu einfacher Webstühle bedienen, doch wird auch vieles aus freier Hand und mit Aufwand vieler Mühe und Zeit gethan, um jene Decken recht schön auszuschmükken, so daß man Decken sieht, die mit 100 Dollar das Stück bezahlt wurden. Die Navagoes sind halbcivilisirt, aber keine Christen. Freilich ist es nicht zu verwundern, daß ihre Fabrikation theuer kommt, wenn man weiß, daß sie, um sich rothe Fäden zu verschaffen, für ihre Fabrikation rothes Tuch kaufen und die Fäden herausziehen, welche sie dann wieder einwirken oder zum Stikken verwenden. Sie wirken übrigens jene S. so fest, daß auch beim stärksten Regenwetter kein Wasser hindurchgeht. Da das Gold in Mexiko kein Gegenstand großer Bedeutung ist, und dasselbe sehr leicht verdient wird, weil man alle Waaren für den Preis, welchen sie in den vereinigten Staaten kosten, mit 300 Proc. Aufschlag in Mexiko kalkulirt, so ist es erklärlich, wie jene Hausindustrie der Navagoes solche Preise erzielen kann, wobei wir inzwischen dahin gestellt lassen wollen, ob jene Urfabrikanten mehr dabei verdienen, als die Wirkerinnen der Kaschmirshawls, das Stück für 10,000 Fres. in Asien. Der Hauptmarkt dafür ist Guadalaxara. Wie man überhaupt die Stickerei auf Kleidern liebt, so auch bei diesen Decken, in deren Verzierung sich oft viel Kunst und Geschmack kund gibt.

Seraph, 1) einer der Seraphim (s. d.); — 2) Engel, besonders der höhern Ordnung; — 3) (Herald.), der Engelskopf, wenn er nicht mehr als zwei Flügel hat.

Seraphi, Münze, s. v. a. Asfarafi.

Seraphiel (mohamm. Rel.), Engel, der am jüngsten Gericht von Gott ausgesendet und dreimal mit einer Posaune blasen wird, damit die Seelen der Verstorbenen sich ihre vorigen Leiber suchen sollen. Auf das erste Blasen werden sie die Gebeine sammeln, auf das zweite, 40 Jahre später, bekommen die Knochen Fleisch u. Adern, auf das dritte kommen die Seelen wieder in die vollständigen Leiber, werden nach Jerusalem getrieben und schwimmen daselbst im Schweiße, bis nach 40 Jahren Gabriel sie zum Gericht führt.

Seraphim (bibl. Myth.), eigentlich die großen himmmlischen Wesen, welche den Thron Jehova's umgeben und Loblieder auf denselben singen. Man dachte sich dieselben mit 6 Flügeln, wovon 2 das Gesicht, 2 die Füße bedeckten, 2 aber zum Fliegen dienten. Sie bilden gleichsam den Hofstaat der Gottheit.

Seraphim (foss. Ichthyol.), Benennung, mit welcher die schottischen Bergleute die im Old-red gefundenen fossilen Reste von Pterygotus *Agassiz* bezeichnen.

Seraphine, weiblicher Vorname, die einem Seraph Aehnliche, d. i. Himmlische.

Seraphinenorden, der älteste und erste schwedische Orden, auch das blaue Band genannt, gestiftet von Magnus I., König von Schweden, im 13. Jahrhundert, ward von Karl IX. bei Verbreitung der Reformation in diesem Königreiche aufgehoben, von Friedrich I aber, mit dem Schwert- und Nordsternorden zugleich am 28. April 1748 wieder erneuert. Eine abermalige Erneuerung der Statuten fand am 9. Juli 1814 durch König Karl XIII. Statt. Er wird an einem himmelblauen Bande von der Rechten zur Linken und ein in Silber gestickter Stern auf der linken Brust getragen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, achtspitzigen Kreuze mit einem hellblauen Mittelschilde, auf welchem die drei Kronen des schwedischen Wappens, ein Christuskreuz und die Buchstaben J. H. S. (Jesus Hominum Salvator) stehen. Auf der Rückseite befinden sich die Buchstaben F. R. S. (Fridericus Rex Sueciae). Es gibt nur eine Klasse Ritter, von welchen der jedesmalige König Herr und Meister des Ordens und die Prinzen des Hauses geborene Ritter sind. Die Zahl derselben darf im Inlande nicht 24 übersteigen, ist im Auslande aber unbestimmt. Ein Schwede kann den Orden nur erhalten, wenn er bereits im Besitze des Schwert- oder Nordsternordens ist, muß auch außerdem den Rang eines Generallieutenants haben. Der

Ritterschlag erfolgt stets am 28. April, dem Geburtstage des Königs Friedrich I. Das Gallakleid aus weißem Atlas erinnert an die Nationaltracht Schwedens.

Seraphini, Münze, s. v. a. Zerimabut.

Seraphische Brüder (Seraphischer Orden), s. v. a. Franciskanerorden. Daher seraphische Regel, die Regel der Franciskaner, und seraphischer Vater, der heilige Franz von Assissi.

Seraphs (Gasterop.), nach Montfort, s. v. a. Terebellum (s. d.).

Serapias (Bot.), nach Linné, Zungenrage, nach Oken, Gattung der Ophrydeae *Lindl.*, Gynandria Monandria *L.* Charakter: Blüthe etwas rachenförmig; die 2 obern Blumenblätter kelchartig, mit den Kelchblättern aufgerichtet, alle zugespitzt; Lippe groß, hohl, ohne Sporn, knieförmig, 3lappig; Mittellappen zugespitzt, nach unten gebrochen; Kapsel nicht gedreht; Pollenmassen gestielt auf einer Drüse in einem Säckchen. Von 21 Arten, ausdauernden Kräutern in Europa und Amerika, ist am bekanntesten: S. Lingua *L.* In Südeuropa, auf Kalkhügeln. Blätter zungenförmig. Blüthen überhängend, länger als die Deckblätter, rostfarbig; Lippe 3lappig; Mittellappen lanzettförmig verlängert, am Grunde haarlos. Zwei Knollen, wovon der eine gestielt. Bot. Cab., 655.

Serapilli (a. Geogr.), Völkerschaft Pannoniens, am Dravus (Plin. III, 25, 28).

Serapin-Gummi (pharm. Bot.), s. v. a. Gummi Serapinum; s. Sagapenum.

Serapinum (pharm. Bot.), auch Serapium, s. v. a. Sagapenum.

Serapio, 1) röm. Gesch.), s. Scipio 16); — 2) (gr. Literat.), tragischer Dichter, von dem bei Stobäus noch einige Verse erhalten sind; — 3) S. aus Alexandria, Gründer der empirischen Schule in der Medicin, oft bei Schriftstellern, namentlich bei Galenus angeführt; — 4) S. aus Antiochia, Geograph, vermuthlich Zeitgenosse des Eratosthenes, gegen den er schrieb; — 5) Aelius S., aus Alexandria, Rhetor im zweiten Jahrh. n. Chr., schrieb nach Suidas: *Περὶ τῶν ἐν ταῖς μελέταις ἁμαρτανομένων*, 7 Bücher *ἀκροάσεων*, einen Panegyricus auf Hadrian, eine *τέχνη ῥητορική* u. s. w.

Serapion (a. Topogr.), s. v. a. Serapeion.

Serapion (Biogr.), I. Fürst: 1) Sohn Mederichs, Bruder des Alemannenkönigs Chnodomar, hieß anfangs Agenarich, focht 357 in der Schlacht bei Straßburg. — II. Heilige u. Geistliche: 2) S., Bischof von Antiochia seit 190, † 218, wird als vorzüglicher Schriftsteller gerühmt. Er widerlegte in seinen Schriften, wovon ein Fragment bei Eusebius (Hist. eccl. VI, 10), bes. die Irrthümer des Montanus und in dem Evangelium Petri. — 3) S. Sindonites, Aegypter, in der Mitte des 4. Jahrh., machte große Reisen, um Proselyten der christlichen Religion zu machen. Einst verkaufte er sich, um einer Frau aus Geldverlegenheit zu helfen, an eine umherziehende Schauspielerbande auf einige Zeit. Während seines Aufenthaltes bei ihnen bekehrte er sie zum Christenthum; eben so bekehrte er einen Manichäer, dem er sich später verkauft hatte, von seinen Irrthümern. Zuletzt ging er in die Wüste zurück u. † im 60. Jahre zu Anfang des 5. Jahrh. Den Namen Sindonites bekam er, weil er nichts besitzen wollte, als ein Stück Leinwand, seine Blöße zu bedecken. Von ihm gab Hoffmann seinen Serapionsbrüdern den Namen. — 4) Bischof zu Thunis in Aegypten in der Mitte des 4. Jahrh., war zuerst Mönch, dann Vertrauter des Athanasius, der seine Schriften vor ihrer Veröffentlichung dem Urtheil des S. zu unterwerfen pflegte. Im J. 348 besuchte er die Kirchenversammlung von Sardika und vertheidigte den Athanasius; auch war er unter der Gesandtschaft, welche 355 an Constantius geschickt wurde, um den von Neuem in Ungnade gefallenen Athanasius zu rechtfertigen. Er wurde jedoch wegen dieses Eifers für seinen Freund selbst exilirt und † 358. Er stand in großer Achtung wegen seiner großen Beredsamkeit und Frömmigkeit. Von seinen Schriften ist nur das Buch gegen die Manichäer übrig, wovon die lateinische Uebersetzung des Turcianus in Canisius „Lecct. antiq." (Bd. 5, S. 11 ff.) und im 5. Band der „Bibliotheca patrum". — 5) S., Bischof von Heraclea, war seit Anfang des 4. Jahrh. Diakonus des Chrysostomus in Konstantinopel. Er brachte die Geistlichkeit dadurch gegen sich auf, daß er dem Chrysostomus, der eine Reformation mit ihnen vornehmen wollte, in ihrer Gegenwart sagte, nur durch die größte Strenge und Züchtigungen könne eine Besserung bei ihnen bewirkt werden. — III. Gelehrte: 6) Johann S., der Aeltere, Sohn des S. (arabisch Jahia Ebn Serabi, bekannt als Janus Damascenus), aus Damask, Arzt und Lehrer der Medicin zu Bagdad in der 1. Hälfte des 9. Jahrh., hinterließ ein in syrischer Sprache verfaßtes Werk, das von Musa Bena-Ibrahim ins Arabische übersetzt wurde und den Zweck hatte, die Grundsätze der griechischen Aerzte zu sammeln und sie mit neuen Lehren und Methoden zu verbinden, lateinisch von Gerhard von Cremona: Breviarium, Vened. 1479, 1497, 1503 und 1530. Das angefügte Werk: Liber aggregatus in medicinis simplicibus ex translatione Simonis Januensis, interprete Abrahamo Judaeo ist unächt. Die Uebersetzung von Andreas Alpagus (Venedig 1530 und 1550 u. m. zuletzt 1569, Fol.) führt den Titel: Practica. Albanus Iceinus, der den Verfasser zuerst Janus Damascenus nennt, gab in seiner lateinischen Ausgabe ihm den Titel: Medicinae therapeuticae libri VII, Basel 1543, Fol. — 7) S., der Jüngere, arab. Ebn Serabi, arabischer Arzt zu Ende des 10. Jahrh. Sein kompilatorisches Werk über die Arzneimittellehre erschien lateinisch unter dem Titel: Serapionis aggregatoris de simplicibus commentarii, Abrahamo juniori et Simeone Januensi interpretibus, cur. Ottone Brunfels, Straßb. 1531, Fol., Venedig 1550, Basel 1569, Fol. Eine andere Uebersetzung von Nicolaus Mutonus, Vened. 1551, Fol., ist mehr ein eigenes Werk des Uebersetzers. — IV. Bildende Künstler: 8) S., antiker Theatermaler, dessen Lebenszeit nicht genau bestimmt werden kann, lebte zur Zeit, als die

Stenographie bereits als eine besondere Kunst angesehen wurde, nach Ol. 90.

Serapion (Sagengesch.), einer der Siebenschläfer (s. d.).

Serapionis Gummi (pharm. Bot.), s. v. a. Gummi arabicum (s. d.).

Serapionis Promontorium (a. Geogr.), Vorgebirg in Aethiopien am Sinus Barbaricus zwischen den Emporien, Essina und Tonice.

Serapionowschtschina, s. Raskolniken.

Serapis, 1) (bei den Griechen Sarapis, ägypt. Religion), der Gott der abgeschiedenen Seelen, im Gebiete des Naturlebens gedeutet als die unterirdische Sonne und, sofern Tod und Krankheit in das Gebiet des Herrschers der Unterwelt gehören, um Heilung angerufen und von Manchem für Asclepius gehalten. Im griechisch-römischen Kultus trat er an die Stelle des Osiris neben Isis und wurde Universalgott. Im römischen Reiche verbreitete sich sein Kultus außerordentlich, so daß der Staat sogar dagegen einschritt; dagegen wurde er in Aegypten, besonders nur im Unterlande, wo der Verkehr mit den Abendländern am lebendigsten war, verehrt. Obwohl erst seit der ptolemäischen Zeit zu Ehren gekommen, war der S. doch dem altägyptischen Götterkreise keineswegs ganz fremd. Abgebildet wurde er in späterer Zeit mit einem, dem Zeus ähnlichen Gesicht, bärtig und gelockt, mit langem Gewand, neben ihm war ein von einer Schlange umschlungenes Thier mit Hunds-, Löwen- oder Wolfskopf. — 2) (Gesch.), alter König von Aegypten.

Serapisinsel, s. v. a. Chelonitis.

Serapium (v. Arab.), s. Syrup.

Serapium (a. Geogr.), Flecken in Unterägypten an dem großen, nach dem arab. Meerbusen geführten Kanal und den bittern Seen, an der Straße von Heroopolis über Arsinoë nach Clysma, einen um einen Serapistempel hier entstandener und durch seine Lage an der Hauptstraße bedeutend gewordener Ort, von dem sich noch Ruinen in der Nähe der bittern Seen finden.

Serappen (Zerappe), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen; 130 Einw.

Serarud, asiat. Fluß, in Persien.

Serasch (pers. Myth.), einer der mächtigsten Genien des Ormuzd, König der Erde und Ordner aller Dinge auf derselben, aber keiner der sieben Amschaspands, sondern nur Gehülfe des einen, des Ardibeheschet.

Sera-Siar, s. v. a. Tissu-Limbu.

Serasin, brit.-ostind. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Berar.

Seraskier, nach der alten türkischen Heerverfassung der Oberbefehlshaber der zu einem Feldzuge bestimmten, gesammten Streitkräfte, mithin so viel als Général en Chef. Er wurde stets aus den Pascha's von 2 und 3 Roßschweifen gewählt.

Seraspere (a. Geogr.), Ort im Südosten von Armenia Minor, nahe am Euphrat (Ptol. V, 7, 12).

Serassaner (Ethn.), s. v. a. Serressaner.

Serasses (Sarasses), weiße Baumwollenzeuche aus Bengalen und von der Küste Koromandel, welche früher von Cambaya nach Europa kamen.

Serassi, Giuseppe, einer der berühmtesten Orgelbaumeister in der letzten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wurde geb. zu Bergamo 1750, lag, bevor er in die Lehre trat, mehren wissenschaftlichen und musikalischen Studien ob und erlernte dann bei seinem Vater, der auch, wie sein Großvater, tüchtiger Meister im Orgelbau war, diese Kunst, welche er durch mancherlei Erfindungen noch weiter ausbildete. In der Kirche S. Alessandro in Colonna zu Bergamo, seinem beständigen Wohnorte, baute er z. B. 2 einander gegenüberstehende Orgeln mit 2 Tastaturen, 84 Registern (30 Instrumental- und 54 Ripienstimmen) und 3854 Pfeifen, welche mittelst einer unterirdischen Maschine mit Leichtigkeit von einem einzigen Organisten gespielt werden konnten, und zwar entweder beide zu gleicher Zeit oder eine allein nach beliebiger Wahl. Auch konnte jedes einzelne Werk, so wie auch beide zugleich registrirt werden, obschon ein Werk von dem andern 55 Ellen entfernt war. Für diese Erfindung wurde er 1782 vom Senat zu Venedig auf 15 Jahre von allen Abgaben freigesprochen. Eine zweite erhebliche Erfindung brachte er an der 1792 in der großherzogl. Kirche zu Colorno erbauten grandiosen Orgel von 44 Instrumental- und 30 Ripienstimmen (im Ganzen also 82 Registern) und 3144 Pfeifen an, indem er mittelst einer eigenen Vorrichtung auch das geringste Zittern der Töne entfernte. Seine neueste Erfindung legte er dar an einer im J. 1813 in der Thomaskirche zu Mailand erbauten Orgel, wo eine Maschine, die mit den Füßen getreten wird, eine Täuschung hervorbringt, als spiele man mit 4 Händen oder höre ein zweites Orgelwerk. An der Ausführung eines von ihm entworfenen Planes zur Erbauung einer Orgel in der Kathedrale zu Piacenza, welche vielleicht das größte Orgelwerk der Welt geworden wäre, hinderte ihn sein 1817 erfolgter Tod. Sein Sohn Carlo, geb. 1780 zu Bergamo, errichtete 1808 das Riesenwerk von 86 Stimmen in der Kirche von Como und erfreute sich in der Folge eines ähnlichen glänzenden Rufes, wie sein Vater.

Seratkuly (türk.), sonst Art türkischer Miliz, die zum Theil aus Infanterie, theils aus einer Art stehender Grenzkavalerie an der siebenbürgisch-kroatischen Grenze bestand. Erstere, die von den Paschas geworben und bezahlt wurde, war nach den Janitscharen die geschätzteste.

Seravalle, Stadt, s. v. a. Serravalle.

Seravezzo (Geogr.), 1) kleiner ital. Fluß, Toskana, Compartimento Pisa, mündet ins mittelländische Meer; — 2) Flecken daran, Prov. Florenz, nördlich von Pietrosanto; großherzogl. Schloß, Kirche und Brüche von weißem Bildhauer-Marmor.

Serawaddy, hinterind. Fluß, Nebenfluß des Hauptarms des Irawaddy, welcher dessen Delta bildet.

Serawulli, Volk, s. Galam.

Serba, sachs.-altenb. Pfarrdorf, A. Eisenberg; Rittergut; 330 Einw.

Serbagh, asiat. Ort, Turan, Khunduz, südlich von Khulm.

Serbak, Fluß, s. v. a. Murghab.

Serban (Biogr.), Woiwoden der Walachei: 1) S. I. Bessaraba, 1610 eingesetzt; — 2) S. II. Kantakuzenos, 1679—88; s. Walachei (Gesch.).

Serbar, eine in Oesterreich verfertigte Art Musselin; s. Serbattes.

Serbattes (Serbettes), feine ostindische Musseline mit goldenen Leistenbändern, 2 Cobid breit und 40 Cobid lang; sie wurden früher durch die Holländer aus Dakka nach Europa gebracht, kommen aber jetzt nicht mehr im Handel vor; nur den Namen Serbars lieferte später die Musselinweberei zu Schwanenstadt in Oesterreich, eine der ostindischen nachgemachte Sorte halbdichter Musseline, $^3/_4$ wiener Ellen breit, in Stücken von 24 Ellen Länge von verschiedener Feinheit.

Serbelloni (Biogr.), 1) Gabriel, Graf, span. General, aus einem altadeligen italienischen Geschlechte zu Mailand 1508 geboren, erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, zeigte frühzeitig eine besondere Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften und widmete sich deshalb vorzugsweise dem Studium der Artillerie und Befestigungskunst. Seine ersten Kriegsdienste leistete er unter seinem Vetter, dem Grafen von Marignano, befand sich im Schlosse Lenk, welches Herzog Franz II. von Mailand vergeblich belagerte, und dann beim Entsatz des von den Franzosen belagerten Schlosses Lans in Piemont. Hierauf trat er in die Dienste Kaiser Karls V. und wohnte im Kriege gegen Frankreich 1544 der Belagerung von St. Dizier bei, wo er dem Feldzeugmeister, Grafen von Marignano, beigegeben war, folgte dann dem Kaiser nach Sachsen, versah im schmalkaldischen Krieg den Dienst als Feldzeugmeister und leistete in der Schlacht bei Mühlberg (den 24. April 1547) wesentliche Dienste. Im J. 1549 verließ er Deutschland, um unter dem Herzog Cosmus von Florenz gegen die Sieneser zu fechten, und leitete die Belagerung von Siena, welches nach hartnäckiger Vertheidigung im April 1555 kapitulirte. Der König von Spanien, Philipp II., in dessen Interesse besonders der Krieg gegen die Republik Siena geführt worden, machte dem General S. ansehnliche Geschenke und der Herzog Cosmus von Florenz ernannte ihn zum General seiner Truppen. In dieser Eigenschaft durchreiste er Toskana und ließ die wichtigsten Städte und Schlösser befestigen. Als der nahe Verwandte des Herzogs Cosmus, Johann Angelus von Medicis, im Dec. 1559 als Pius IV. zum Papst erwählt worden war, berief er S. nach Rom und gab ihm den Oberbefehl über das päpstliche Heer. S. befestigte die Engelsburg in Rom, Ancona und mehre andere Schlösser des Kirchenstaats und ward zum Ritter des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem, so wie zum Prior dieses Ordens in Ungarn ernannt. Auf Ansuchen Philipps II. sendete der Papst S. nach Malta, wo derselbe die Festungswerke verbesserte, vermehrte und den ersten Grund zu der neuen Stadt legte. Nach dem Tode Pius IV. trat S. in die Dienste Philipps II. und ließ die meisten im Königreich Neapel nur irgend haltbaren Plätze befestigen. 2 Jahre darauf (1567) folgte er dem Herzog von Alba auf seinem Zuge nach den Niederlanden als Befehlshaber sämmtlicher Artillerie, mit dem besonderen Auftrage, der Armee voran zu gehen und für Ausbesserung der Straßen zu sorgen, was beim Uebergange über die Alpen Savoyens mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. Er soll zu diesem Zweck eine besondere Pionnierkompagnie errichtet haben, auch wurde unter seiner speciellen Aufsicht vom Ingenieur Franz Pianotto die Citadelle von Antwerpen erbaut. Aus den Niederlanden zurückberufen, wurde S. bei dem Kriege Spaniens und der italienischen Seemächte gegen die durch Eroberung der Insel Cypern mächtig gewordenen Türken, welche sich im mittelländischen Meere ausbreiteten, einstimmig zum Generalfeldzeugmeister auf der gegen die Türken agirenden Flotte ernannt. Nach der Schlacht von Lepanto (7. Oktbr. 1571), zu deren glücklichem Ausgange er durch seine geschickten Manövers gegen das Centrum der Türken wesentlich mitwirkte, erhielt er von Don Juan d'Austria nebst andern werthvollen Geschenken auch zwei den Türken abgenommene große Kanonen. Nachdem Don Juan Tunis erobert (1573) und den Vetter des vertriebenen Königs Amida, Mehemed, zum Vicekönig daselbst ernannt hatte, ließ er zwischen der Stadt und Festung Goletta durch S. ein Fort von 7 Bastionen aufwerfen, damit im Nothfall jeder Ort den andern unterstützen könnte. Zum Oberbefehlshaber über alle 3 Plätze ernannte er vor seiner Abfahrt nach Messina S., dem er 3000 Mann italienisches Fußvolk und 600 Spanier nebst einer wohlberittenen Schwadron Reiter und einer großen Anzahl Schanzgräber hinterließ. Doch schon 1574 erschien eine türkische Flotte mit 40,000 Mann Landungstruppen unter Sinan Pascha vor Tunis und griff gleichzeitig Tunis und Goletta an, um die Aufmerksamkeit der christlichen Macht zu theilen. S., überzeugt, daß Tunis nicht zu behaupten sey, gab die Stadt auf und zog sich in das neuerbaute Fort zurück, zu dessen Vertheidigung er die kräftigsten Anstalten traf. Nach mehren Angriffen der Türken fiel zuerst (23. Aug.) Goletta, wo der Spanier Porto Carero befehligte. Gleich darauf führte Sinan seine Armee vor das Fort, wo S. befehligte, und traf Anstalten zu einer ernsthaften Belagerung. Nach vierzehn abgeschlagenen Stürmen und nachdem die nur noch 1000 Mann starke Besatzung sich noch täglich durch Krankheiten verminderte, auch keine Hoffnung auf Entsatz vorhanden war, übergab S. den halbzerstörten Platz am 12. Septbr. und wurde als Gefangener nach Konstantinopel gebracht, aber im folgenden Jahre durch Vermittelung des Papstes Gregor XIII. gegen 37

bei Lepanto gefangenen türkischen Offiziere ausgewechselt. In seine Vaterstadt Mailand zurückgekehrt, wo eben die Pest ausgebrochen war und der Gouverneur der Stadt sich nach Vigevano zurückgezogen hatte, wurde S. an dessen Stelle zum Befehlshaber ernannt und traf die zweckmäßigsten Anstalten. Im J. 1577 mußte er auf Philipps II. Befehl mit 3000 M. Fußvolk und 300 Pferden, welche er im mailändischen Gebiet organisirt, zur Verstärkung des Heeres des Don Juan nach den Niederlanden marschiren; hier wohnte er dem Treffen bei Gemblours bei (28. Jan. 1578) und erhielt dann den Auftrag, die Citadelle von Namur zu erbauen. Nach einer Krankheit von einigen Monaten, während welcher Zeit Don Juan gestorben war, ward er dem Heere des Prinzen v. Parma, Alexander Farnese, zugetheilt, dessen treuester Rathgeber er bei der Belagerung von Mastricht, zu dessen Eroberung er wesentlich beitrug, war. Dieß war seine letzte Waffenthat; nach Beendigung des Feldzugs von 1579 kehrte er in sein Vaterland zurück, erhielt zwar den Oberbefehl über die nach Portugal bestimmten spanischen Truppen und traf bereits alle Anstalten zum Aufbruch, wurde jedoch abermals krank und † am 1. Jan. 1580 zu Mailand. — 2) Johann Baptista, aus derselben Familie, trat sehr jung in die Dienste Kaiser Karls VI., erhielt 1745 als Generalfeldwachtmeister ein Kürassierregiment und half als Feldmarschalllieutenant dem Fürsten Lichtenstein 1746 die Schlacht bei Piacenza zu Gunsten der Deutschen gegen die Franzosen durch einen heftigen Kavalerieangriff entscheiden. Auch im 7jährigen Kriege zeichnete er sich aus, trug viel zum Siege bei Kollin bei, wo er schwer verwundet ward, ward 1761 Feldmarschall und führte ein Corps der Reichsarmee, doch ohne Erfolg, gegen Prinz Heinrich von Preußen. Später ward er zum Kommandanten von Mailand ernannt u. † das. 1778.

Serben, 1) im weitern Sinne die Bewohner Serbiens jenseit des Hämus und die Stämme, welche ganz Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, die Gegend von Antivari, österreichisch Albanien, Ragusa, Dalmatien, türk. u. österr. Kroatien, Slavonien, Syrmien, fast das ganze bacser Komitat, die Gegend bis St. André oberhalb Ofen u. einen großen Theil des Banats bewohnen, einer der edelsten slavischen Stämme, etwa 5 Mill. Menschen, welche die serbische Sprache (s. d.) reden, s. Serbien; — 2) die Bewohner Serbiens (s. d.).

Serbes (a. Geogr.), kleiner Fluß an der Nordküste von Mauritania (Cäsar.), der westlich von Rusuccurum mündete, entweder der heut. Massafran oder (wohl richtiger) der Isser (Ptol. IV, 2, 7).

Serbettes, s. v. a. Serbattes.

Serbi oder **Sirbi** (a. Geogr.), Volk im asiatischen Sarmatien, nach Ptol. zwischen dem Rha und dem ceraunischen Gebirge oberhalb der Diduri und unterhalb der Vali, nach Plin. aber am östlichen Ufer der Mäotis zwischen den Vali und Arrechi (Ptol. V, 9, 21).

Serbian (Mtn.), s. v. a. Miloschin (s. d.).

Serbien (Servien, türk. Serf-Vilajeti), Fürstenthum (sonst Königreich) in der europ. Türkei. Dieses schöne und mit Recht berühmte Land liegt zwischen 43° 20′ und 44° 50′ nördl. Breite und 37°—40° 10′ östl. Länge in den Bergen des südöstl. Europa's. Es breitet sich im Süden der Donau und der Save auf beiden Seiten des Morawaflusses aus und wird von unzähligen Thälern und Schluchten durchschnitten. Noch vor wenigen Jahren war beinahe das ganze Land mit Wald bedeckt, der nur an einzelnen Stellen gelichtet erschien, wo freundliche Dörfer, von einem Kranze riesenhafter Eichen umgeben, aus der grünen Nacht hervorsahen. Hier haben sich, geschützt durch unwegsame Gebirge und undurchdringliches Dickicht, die Reste eines großen Volks erhalten, welches einst von der Donau bis zum Archipel, vom schwarzen Meere bis zum adriatischen herrschte. Die Donau im Norden, Bulgarien im Osten, Bosnien im Westen und Albanien im Süden, liegt S. an der Grenze des civilisirten Europa's, von dem es nur der Hauptstrom des Kontinents trennt. Nach den neueren Traktaten bilden die Save vom Einfluß der Drina bis Belgrad und die Donau von Belgrad bis Orsowa die Nordgrenze, die Donau vom Orsowa bis zum Einfluß des Timok und den Timok aufwärts bis Gurgussowatz, dann 1¼ geogr. M. nordwestlich von Nitsch, beim Dorfe Draschewaz die Ostgrenze; das Gebirg Belo Bedo, das Dorf Rudnitza, dann über dem Fluß Ibar, der Fluß Raschka, der östl. von Novibasar in den Ibar geht, bis zu den Bergen Golja und Jawor westl. von Novibasar die Südgrenze; das Gebirg Natibor und Iwiza bis zur Drina und diesen Fluß hinab bis zu seiner Mündung die Westgrenze. Im Norden stößt das Land an die österreichische Militärgrenze, im Osten an die Moldau und Bulgarien, im Süden an Rumelien, Macedonien und Albanien und im Westen an Bosnien. Die Größe des Landes mag ungefähr 1000 □ M. betragen. Durch den Frieden von Adrianopel sind die davon getrennten 6 Distrikte wieder zurückgegeben worden. An der Südgrenze zieht sich die Hauptkette des türkischen Gebirges (Zamora, Argentaro, Perserin, Schartag, Egrisu) hin. S. ist Hochland, dessen Boden von dem südlichen Hochgebirge an, wahrscheinlich durch mehre vom Westen nach Osten laufende Bergreihen, zum Donauthale abfällt. Die Waldgebirge S.s sind noch wenig bekannt. Man kann sie in zwei Hauptzweige theilen; der erste beginnt von dem großen bosnischen herzegowinischen Waldgebirge und geht zwischen Herzegowina und Albanien nach S. Dort theilt er sich in zwei Haupttheile. Der eine geht links um den Lim und die Drina, der andere rechts um S. herum nach Bulgarien. Der linke Theil heißt zu Anfang Jawor, dann Mutschani, Okruglitza, Natibor. Die vom Jawor rechts sich theilenden Zweige heißen Golja (bei Sjenitza), Brwenik, Jelitza und Owtschar und stoßen zuletzt an die Morawa. Weit

über den Quellen der Morawa verzweigt sich der Metjednik, der sich rechts in den Zweig Soschitza mit dem an die Morawa dem Owtschar gegenüber sich anlehnenden Felsberg Kablar, und links in das Gebirg Jablanik theilt. Zwischen der Liv und Kolubara ist der Maljena. Gegen Osten bis Topola läuft das Gebirg Suwobor. Dieses bildet rechts gegen Süden das Gebirg Rudnik und die Waldgebirge Kotlenik und Gleditschka, der linke Zweig führt die Namen Klijeschtewitza, Kosmaja und Awala und geht gegen Norden bis Belgrad. Der nach Sokol zu gehende Hauptttheil heißt Metjenik, der sich links die Drina hinab unter den Namen Boranja und Gutschew verzweigt, rechts gegen die Save und den Jadar Losnitza zugeht. Aeste dieser Gebirge sind: Srebrnitza, Schara und Golesch, Zreagora (der alte Orbelus), das alte Waldgebirg, der große Balkan (Hämus). Zwischen dem Ibar und der Nischawa ist das Ljubotingebirg; an den Ibar stößt das Kopaonikgebirg, dem Dorfe Potumir gegenüber und gegen die Morawa senkt sich das Stanitzagebirg herab, und bei Kruschewatz beginnt das Jastrebazgebirg. Der zweite Hauptzweig kommt von Bulgarien und geht zwischen Nisch und den Quellen des bulgarischen Timok nach S. über. Ein Theil desselben ist das Gebirg Moßna mit dem hohen Berge Rtanj, das Waldgebirg der Haiduken, Golubinja ꝛc. Einzelne Aeste sind in diesem Gebiete Zrec Wr (d. h. der schwarze Gipfel) zwischen der Morawa und Ressawa, Am zwischen der Ressawa und Mlawa, die Berge von Omolj zwischen der Mlawa und dem Pek, die Gebirge von Pek zwischen dem Pek und dem Poretsch. Das Land ist voll Schluchten, Thäler, Tiefebenen, die durch Päße vertheidigt, und Berge, die die nur den Kundigen zugänglich sind. Nach der Donau zu verlieren sich die Berge fast ganz; nur im Osten treten sie unmittelbar an sie hinan, und wie der Rhein, so hat auch die Donau hier den niedrigen Felsenzug, der die siebenbürgisch-banatischen Gebirge mit den serbischen verbindet, durchbrochen. Davon zeugt die Stromenge unterhalb Golubaz, die Felsenbank (Tachtali) 2 Meilen unterhalb Dobra, und eine halbe St. weiter der nur 200 Schritt breite Engpaß Demirkapi (das eiserne Thor), durch welchen der Strom tobend hindurchbraust, um sich jenseits desselben wie ein See auszubreiten, der die Insel und das Städtchen Poretsch umschließt, so wie oberhalb der Stromengen die Insel Moldawa. Weiter hinab zwischen Orsowa und Kladowa ist noch eine Enge. Eichen, Buchen, Weißbuchen, Haselstauden, Linden, Feldahorn, Birken ꝛc. sind in Menge vorhanden, namentlich Kiefern und Tannen, auf den Bergen, die sich nach Bosnien und Herzegowina zu erstrecken. Aus allen Wäldern fließen unzählige Bäche und Flüsse, die sich hier und da in Waldbäche und reißende Ströme verwandeln. Zwischen den Flüssen und Bächen gibt es herrliche Aussichten und wahrhaft paradisische Gegenden, die kein Maler herrlicher aussinnen könnte. Kein Land Europa's hat wohl so viel Anziehendes, als S. Der Baumschlag der Eichen, besonders in der Schumadra, welche die lieblichen Berge und Thäler bedecken, die von den schönen Gesängen des Volkes wiederhallen, die tiefen Gebirgsschluchten mit rauschenden Bächen, die schönen Felder, die zierlichen Häuser, die Heerden in den Wäldern, die Mühlen an den Gewässern, die reinen Sitten, die kräftigen Hirtengestalten, dies Alles macht auf den Fremden einen besondern Eindruck. Es gibt zwischen den Bergen an Gewässern viele Auen und Wiesen. Ebenen gibt es wenige; dergleichen sind die längs der Drina und Save, die Matschwa genannt, die längs der Morawa, die der Krajna zwischen der Donau und dem Pimok Kossowokolje, d. h. das Amselfeld. Zum Theil ist die Save, und, wo diese aufhört, die mächtige Donau der nördliche Grenzwächter des Landes, der seine Produkte nach dem schwarzen Meere bringt. Der Strom der Donau ist hier zu seiner vollen Macht gelangt; er strömt nach der Aufnahme der Drave, Theiß und Save in voller Majestät dem eisernen Thore zu, wo er, eingeengt zwischen Felsen, mit Blitzesschnelle die kundigen Schiffer durchführt. Nur Höhlenwohnungen konnte sich hier der Mensch verschaffen, um den Paß zu vertheidigen, welchen früher Römer, dann Türken öfters mit eisernen Ketten gesperrt hielten, die noch im Zeughause von Wien sichtbar sind.

Die vorzüglichsten Flüsse S.s sind: 1) die Drina, die, in Herzegowina entspringend, von Süden nach Norden fließt, den Lim und Jadar aufnimmt und der Ratscha gegenüber in die Save fließt; 2) der Lim, der unterhalb Wischegrad in die Drina fließt; 3) die Sawa (oder Save, Sau), die unterhalb Schabatz und oberhalb Belgrad Inseln hat; 4) die Donau, die nach Aufnahme der Sawa gegen Osten bis Rschawa (Orschowa) fließt, sich dann gegen Süden wendet, bis Radojewatz, wo sie den Timok aufnimmt und S. verläßt (bei Rschawa 500 Klafter breit). In ihr liegen hier mehre Inseln, die zu S. gehören, theils bewohnt, theils unbewohnt; 5) der Timok, der S. von Bulgarien trennt, hat zwei Quellen, den großen und den kleinen Timok; 6) die Morawa, der größte Fluß S.s. Es gibt deren 4, nämlich: a) die westliche oder bosnische Morawa, die Hauptmorawa; b) die südliche oder serbische Morawa, auch Ibar genannt; c) die Morawa, die bei Wranga fließt; d) die östliche oder bulgarische Morawa, Binsch-Morawa genannt. Der beliebteste Uebergangspunkt über die serbische Morawa ist bei Jassika. Nach der Morawa nennen wir noch: die Kolubara, welche auf dem Metjenik entspringt und in der Richtung von Süden nach Norden fließt; den Jadar, der im Waldgebirge von Soko entspringt; die Mlawa, die von Schagubitza im Waldgebirge der Haiduken kommt; die Sassawitza in der Matschwa, einen Flußarm der Sawa; die Ressawa, im Distrikt von Tjuprija; die Kutinowa, beim Dorfe Slatowa entspringend; den Pek, der aus dem Waldgebirge gleichen Namens kommt; die Gru-

scha, die im Waldgebirge von Rudnik entspringt; die Poretschka rijeka. — Das Land ist leicht zu vertheidigen; und daher war es von jeher geeignet, eine Vormauer gegen die Türken zu bilden, — es ist ein Land voll natürlicher Festungen. Die Gebirge sind mit großen Waldungen bedeckt; der Boden ist fruchtbar und bedarf nur an sehr wenigen Stellen einer besseren Bewässerung. Die Berge und Abhänge sind, wo sie den Pflug verschmähen, der Hacke günstig und lassen die Rebe trefflich gedeihen. Die Waldungen bilden einen Nationalschatz, und die kahlen Hochwiesen prangen im Teppiche würziger Kräuter, dereinst Nahrung feinwolliger Schafe, die hier ein zweites Spanien für ihr seidenes Vließ finden werden. Das Innere der Berge ist reich an Metallen, die nur der fördernden Hand warten. Ein Land, das dem Bergbau günstig ist, ist auch der Industrie günstig. Eine Landplage sind die Golubazer-Mücken (s. d.).

Um das alte S. zu übersehen, wie es in seiner Blüthe war, müßte man seinen Standpunkt in der Mitte des hohen Gebirgs nehmen, welches von den Alpen nach dem schwarzen Meere fortzieht und mit seinen Abhängen, mit den Flüssen und Bächen, die es aussendet, mit den Thalgeländen, die es dadurch bildet, das ganze Gebiet zwischen der Donau auf der einen, dem adriatischen Meere und dem Archipel auf der andern Seite erfüllt. Hier am Schartag hatten die alten serbischen Könige ihren Hauptsitz. Es ist die Schara Planina, das bunte Waldgebirg der serbischen Länder; aus Schara Planina haben die Türken Schartag gebildet. Hier, in Pristina, schlug Neeman, der Stifter des Serbenreichs, seinen Königssitz auf; von da aus hat er, haben seine Nachfolger ihre Herrschaft nach allen Seiten ausgebreitet. Sie herrschten an der Küste des adriatischen Meeres und nannten sich davon Romerski. An der Donau und Save, in Albanien und Macedonien, bis tief in Griechenland hinein, war ihre Oberherrschaft anerkannt; in jenen Gegenden aber blieben ihre Wohnsitze. Hoch am Rücken des Gebirges, in Ipek, war seit dem 13. Jahrhundert das serbische Erzbisthum und Patriarchat. Da baute ein König von der Beute, die er bei den Griechen gemacht, das Kloster Delschani, vielleicht das einzige von allen serbischen Klöstern, welches ungeplündert geblieben. Um Stephan Duschan zu begrüßen, stieg Kantakuzenos das Gebirg hinan und traf den mächtigen Serben in einem schönen Lustort unweit Pristina. Derselbe liegt schön auf der hohen Ebene Kossowo, auf welcher das Schicksal von S. zweimal (1389 und 1449) ausgefochten worden ist. Wahrscheinlich ist von hier der Name Rascien für S. ausgegangen. Schon die Römer fanden in dieser Landschaft tapfere, freie, musikliebende, übrigens im wilden Naturzustande beharrende Völker, und vielleicht ist der Name der Serben, dessen Stamm Srbl ist, und der daher auf Srbler lautet, mit dem der Triballer in Verbindung zu bringen. Gegenwärtig ist der Name S. nur dem nordwestlichen Gebirgsabhange, von dessen Höhe an bis zu der breiten Markung gegen Oesterreich, welche die Donau und Save bilden, vom Einfluß der Drina bis zum Einfluß des Timok, eigen geblieben. Durch den tiefen Einschnitt, in welchem die beiden Morawen einander entgegenfließen, wird dies ganze Gebiet in zwei Theile getheilt. Den südlichen kennen wir nur wenig; doch wissen wir, daß auf der Höhe des Gebirges sich weite Ebenen ausbreiten. Bald sind sie dürr und öde, fast ohne Bebauung, geringes Weideland, zu den Evolutionen der türkischen Reiterei und ihren Uebungen sehr geeignet, wie bei Sjenitza, bald aber sind sie von anmuthigen Hügeln umfaßt, von Bächen bewässert und fruchtbar, worin Kossowopolje, dessen Ortschaften den größten Theil des Sandschakats Wutschetern (Wolfsdorn) ausmachen. Von diesen weiten Hochebenen aus steigt man auf dem Wege von Sjenitza, sobald man an einem großen Bache, welcher der Raschka zufließt, angelangt ist, in dem Thale desselben 3 Stunden lang nieder; von Kossowa aber, gleich hinter Mitrowitz, in die tiefen Schluchten von Banjska, worauf sich der Weg erst wieder zu freien Gebirgsaussichten erhebt und dann mit der Raschka niedersenkt; so gelangt man von beiden Seiten nach Novibasar. Hier hat das Land Waldungen von hartem Holze; man sieht ackerbauende Dörfer um ihre Kirchen her. In der Stadt kreuzen sich die Straßen von Rumelien, Albanien, S. und Bosnien. Noch im 17. Jahrhundert hatten die ragusanischen Kaufleute ihre eigene Kirche hier. Monte Albano fand hier das Eisen wohlfeiler, als an irgend einem andern Orte der Welt. Es war immer ein wichtiger Handelsplatz. Von hier sinkt das Gebirg in jäherm Abfall. Zwischen hohen Ufern sucht der reißende Ibar das Morawathal. Das ganze Land von Sjenitza bis zur Ibarmündung wird von den entfernter Wohnenden unter den Namen Stariwla zusammengefaßt, vielleicht weil sich in diesen Gegenden die christliche Bevölkerung, die bekanntlich, welchen Stammes sie auch sey, von den Mohammedanern mit dem Namen Wla, Walach bezeichnet wird, etwa unter dem Kneesen Isak, länger hielt, als anderswo. Gewiß sind alle Einwohner, die von Novibasar und Wutschetern, von Leskowatz und Nisch abhängen, wahre Serben, diese Orte selbst etwa ausgenommen, in welche nach der Auswanderung des Patriarchen von Ipek mit 37,000 Familien Albanesen nachrückten. Doch erst an der Morawa beginnt das eigentliche S. In diesem unterscheiden sich uns sowohl geographisch, als historisch vier Theile: 1) die Bezirke Uschitza und Sokol gehören dem Bergzuge an, an dessen Fuße auf bosnischer Seite die Drina fließt. Das Gebirg ist höher hinauf kahler Fels und niedriges Gebüsch, tiefer herab Kieferwaldung. Die Einwohner haben herzegowinische Sprache, Tracht und Sitte; sie führen das Kienholz, das man statt der Kerzen brennt, in Saumlasten herab, um Wein dafür einzutauschen. In den Bergen von Uschitza entspringen die Bäche,

welche die obere Morawa bilden. Der Fluß durchsetzt gewaltsam die Gebirge Kebler und Owtscher; nur mit Mühe und Gefahr kann man an seinem Bette reisen. Erst bei Tschakschak erweitert sich das Thal, und man säet den Kukurutz; von hier an wird die Ebene immer breiter; sie bildet den Bezirk Poschega. Schon im 10. Jahrhundert finden wir diese Ebene angebaut. Später hat der heilige Sawa eben hier, in dem leichter anzubauenden Thale, in der Mitte des Gebirgs, Witsch zu seinem Sitz gegründet, wo er den König krönte. Drei Viertelstunden von Karanowatz sieht man noch die Ruinen des Klosters, eine Kirche mit runden Bögen und den Spuren von Heiligenbildern an den Säulen, umher Wohnungen für die Mönche und Nebengebäude für den königl. Hof. — 2) Weiter nach der Donau nnd Save hin, zwischen der Morawa und Kolumbara, erstreckt sich das mittlere Land, welches durch den Gesammtnamen Schumadia (von Schuma, der der Wald, also die Waldgegend) unterschieden wird. Da die Morawa nur einen Einschnitt in die Berge macht, so erheben sich jenseits derselben die Höhen von allen Seiten aufs Neue. Auf dem Wege von Nisch nach Belgrad steigt man von Kjupria eine Bergstraße aufwärts, die, so wie man Jagodina erreicht hat, durch einen unabsehlichen Wald von Eichen und Buchen bis gegen Batotschina führt. Hier erst hat man eine freie Aussicht in das Land, das sich nunmehr tiefer und tiefer senkt. Dieser Bergzug reicht bis nach Rudnik und umfaßt die drei wichtigen Bezirke: Rudnik, Kragujewatz und Jagodina, die den höhern Theil der Schumadia bilden. Rudnik, dessen Name von Ruda (das Erz) herkommt, hatte einst bedeutende Bergwerke; noch sieht man ungeheure Haufen von Schlacken. Man unterscheidet die Kneeschinen Zornagora, Katscher und Morawa. Kragujewatz liegt fast in der Mitte des Landes; nach allen Grenzen können von hier aus die Befehle in 2 Tagen gebracht werden; daher war hier, seit die Serben sich zuerst gegen die Türken erhoben, immer der Sitz der Gewalt; auch Fürst Milosch hatte hier seinen Sitz. Es enthält die Kneeschinen Gruscha, Jesenitza, Lepenitza, wie die Flüsse dieses Namens nach verschiedenen Seiten von der Höhe der Morawa zufließen. Jagodina enthält die Kneeschinen Lewatsch und Temnitsch. In dem niedern Hügellande, in welches die Höhen von hier aus sich allmählich abdachen, unterscheidet man die Bezirke Smederowo (Semendria), Grozka und Belgrad, die gleichfalls zur Schumadia gerechnet werden. Das Land ist fruchtbar und besonders Smederowo durch eine treffliche weiße Traube ausgezeichnet, die sich vielleicht seit den Pflanzungen des Kaisers Probus auf dem Mons aureus rein erhalten hat. Von jenem Zweibrücken, welches um das Jahr 1720 deutsche Bauern anlegten, findet man keine Spur mehr. — 3) In dem Lande jenseits der Morawa, zwischen diesem Fluß und der Donau, ist der merkwürdige Punkt, in welchem sich die Karpathen den von den Alpen ausgehenden Bergzügen, dem Hämus, nähern. Diese Verbindung mußte die Donau durchbrechen. Ihr Bett ist Felsen, und bei niederm Wasserstande sieht man so hohe Klippen hervorragen, daß es die Sage nicht unglaublich gefunden hat, ein kühner Jäger sey, von Klippe zu Klippe setzend, an das jenseitige Ufer gelangt. Man kennt die unsäglichen Schwierigkeiten, welche beide Demirkapis oder eiserne Thore, oberhalb und vorzüglich unterhalb Poretsch, der Schifffahrt flußaufwärts entgegensetzen. Die Ufer sind steile Felsenwände, an denen oft nur der Gehorsam und die Unermüdlichkeit römischer Arbeiter einen Weg zu bahnen vermocht hat. Sowohl auf der serbischen Seite, wie auf der entgegengesetzten, ist ein hohes, wildes Gebirg, in welchem man noch heutzutage Bären jagt. Man hatte hier früher in dem Bezirke Pascharewatz so berühmte Bergwerke, wie bei Rudnik. Gegen die Ufer der untern Donau, den Timok, die Morawa hin senken sich die Berge und bilden fruchtbare, anmuthige Landschaften. Zu dem Paschalik Belgrad gehören eigentlich nur 2 Bezirke: Poscharewatz, der größte des ganzen Landes, worin man nach Höhen oder Flüssen und Quellen die Kneeschinen Mlawa, Pek, Swischt, Stieg, Retschka, Omolje und Pranitschewo unterscheidet, und Ressawa an der Morawa, ein Bezirk, der auf die Reste altserbischer Herrlichkeit, welche er in den Klöstern Rawanitze und Manasia bewahrt, stolz ist; auch hat er die meisten nationalen Namen aufbewahrt und zeichnet sich durch eine weichere Mundart aus. Die Serben besitzen jedoch durch den Traktat von Akjerman auch die drei Landschaften: Kliutsch, Kraina und Tzernareka, welche durch den Timok von Bulgarien getrennt werden. Hier sind die meisten Reste des klassischen Alterthums. Die Ufer der Donau sind mit den Trümmern der römischen Städte und Kastelle, welche seit Trajan hier angelegt und von Justinian so sorgfältig erneuert wurden, bedeckt. Trotzdem sind die Römer aus der Erinnerung des Volkes fast verschwunden; die Sage hat diese Trümmer mit nationalen Erinnerungen in Verbindung gesetzt. — 4) Die beiden Bezirke jenseits der Kolubara haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den übermorawischen. Der größere ist Waljwa, nächst Poscharewatz der größte in ganz S.; man rechnet, daß er allein 10,000 Mann ins Feld stellen könne; der kleinere Schabatz. An dem Bergrücken Zer ist die Kneeschina Potzerina. Von hier war der alte Nationalheld Milosch Obilitsch gebürtig, der in der Schlacht bei Kossowo seinen Tod fand. Noch zeigt man im Dorfe Dworischte die Ställe seiner Pferde. Gegen die Save hinunter dacht sich das Land zu fruchtbaren Ebenen ab, Posawina und besonders Matschwa, welche die reichste von allen ist und den schönsten Weizen hervorbringt. Eine der ältesten Ansiedelungen in dieser Gegend mag Leschniza seyn, deren schon Konstantinos Porphyrogeneta gedenkt. Unmittelbar daran stoßen die bosnischen Bezirke Jadar und Radjewina. — Diese vier Landestheile haben dadurch eine gewisse Absonderung, daß jeder

aus Berg und Thal besteht und Alles hervorbringt, dessen er bedarf. Zusammen aber gehören sie wieder zu einem größern Ganzen, das nur durch Einigkeit im Innern einem äußern Feinde zu wiederstehen vermag. Die Einwohner unterscheiden nur das Hochland und das Tiefland. Oft überwintern die Hirten der hohen Gebirge ihr Vieh in den letztern. Sonst war die Meinung, unten sey man reicher, oben freier; doch ist die Befreiung des Ganzen zuerst von dem Niederlande ausgegangen.

Das **Klima** S.s ist mild, doch nicht ganz so mild, als es seine geographische Lage mit sich brächte, was wohl der hohen Lage, der starken Bewässerung, hauptsächlich aber den ungeheuern Waldungen, zugeschrieben werden muß; denn die östliche Lage scheint hier keinen so großen Unterschied zu rechtfertigen, insofern das östlichere Konstantinopel unter gleicher Lage noch milder ist. — Die **Hauptprodukte** sind: alle Getreidearten, besonders Weizen, Korn, Kukurutz, Hanf und Reis; Tabak, Obst, besonders Wein gedeihen vortrefflich; außer in der flachen und sumpfigen **Matschera**. Die weißen Trauben von Semendria sind berühmt. Hier und da sieht man süße Melonen und Feigen; Kastanien, Wall- und Haselnüsse in Menge, treffliche Aepfel und Pflaumen. Blumen und Kräuter, vorzüglich Rosen, Basilikum und Sanduhrkraut sind häufig. Die Wälder liefern sehr viel Wildpret, unter Anderm auch Wölfe und Bären, deren man jährlich 60—100 schießt. Vortrefflich ist das Rindvieh, ferner Pferde, Schweine, Fische, Bienen, viele Raubvögel, besonders Falken und Kukuks, die für den Heiduken prophetisch sind. Die Maulbeerzucht und der Seidenbau nehmen zu. Die Gebirge sind reich an Metallen, doch wurde der Bergbau lange, bis auf die Zeiten Miloschs, ganz vernachlässigt. Der Bergbau liefert Steinkohlen, Braunkohlen, Silber, Kupfer, Eisen, Magnetstein, Blei; auch gibt es Schwefel- und andere Mineralquellen. S. führt jährlich sehr viel Borstenvieh, auch Rinder, Häute, Talg, Wachs, Käse und dgl. aus. Schweine sind der Hauptartikel. Dagegen führt S., außer einigen Fabrikaten, noch sehr wenig ein, und würden sich geschickte Handwerker im Lande selbst niederlassen, so würden sie sicherlich gedeihen und dem Lande große Dienste leisten. Weiteres s. unten.

Die **Bevölkerung** S.s besteht aus eigentlichen **Serben** (Serbier, Serblier, auch **Raizen** und **Razen** [vom Fluße **Rasza**] genannt), **Walachen**, besonders im Osten, und **Bulgaren**. Ehemals lebten in den 6 Festungen des Landes auch etwa 9000 **Türken**. Die Bevölkerung ist wesentlich eine ländliche; ihre Zahl wird auf höchstens 900,000—1 000,000 angegeben und ist durch zahlreiche Einwanderer, die nach der Befreiung den Sitzen ihrer Vorfahren wieder zuströmten, um mehr als auf das Doppelte gestiegen. Die wenigen Städte sind **Belgrad**, wo die Türken die Festungswerke besetzt halten, **Semendria**, **Kragujewatz**, **Usitscha**, **Passarowitz**, **Krischewatz**, **Schabatz**, **Novibasar**, **Pristina** u. **Kossowa** auf dem Amselfelde. Keine dieser Städte hat etwas Ausgezeichnetes. Belgrad, die „weiße Stadt", der Schauplatz von Eugens schönsten Siegen, ist ein schmutziges Nest, aus Holzbuden und Lehmhütten bestehend, selbst die Residenz des türkischen Pascha's ist ein einstöckiges Gebäude aus Lehm und Fachwerk, mit dem Aussehen einer Pächterwohnung. **Kragujewatz**, die zweite Hauptstadt, ist ein Ort von 300 Häusern, welche von Holz und Fachwerk in orientalischem Geschmack erbaut und meistens mit bunten Farben verziert sind. Die dortige Kirche, in der die Inthronisationen der Fürsten Statt finden, ist von Milosch neu erbaut und mit derselben zwiebelähnlichen Kuppel versehen, die der Stolz der serbischen Architektur ist und durch den altgebräuchlichen Beschlag von blankem Blech an Sonderbarkeit noch gewinnt. An den Thurmspitzen liebt dieser Geschmack dicke, im Feuer vergoldete Knöpfe und monströse Kreuze mit doppelten Querbalken. Die Liebhaberei des Volkes für bunte Farben begünstigt den einzigen Kunstzweig, der in S. überhaupt in Blüthe steht. Die serbischen Maler sind sehr zahlreich, fast jedes Dorf hat einen oder zwei, und wenn sie auch im Ganzen ihre Kunst handwerksmäßig betreiben, so haben sie doch aus frühern Zeiten manches Geheimniß der Farbenbereitung beibehalten, namentlich das Recept eines äußerst feurigen Blau und eines feinen Roth, die an Lebhaftigkeit und Reinheit der Farbenpracht alter Byzantiner ganz gleich kommen sollen. Auf die Handwerke haben deutsche Einwanderer Einfluß geübt, die zu verschiedenen Zeiten gekommen und gewöhnlich schon in der nächsten Generation zu Serben geworden sind. Für den Verkehr hat die Regierung bis jetzt wenig gethan; die Landstraßen befinden sich in einem ursprünglichen Zustande, und von Posten gibt es bloß reitende. Die Sicherheit der Straßen ist im Vergleich zu den Nachbarländern bedeutend zu nennen; mit Räubern wird ein summarischer Prozeß gemacht, der nicht länger dauert, als das Laden und Abfeuern einer Pistole. Der Landbau wird durch die Fruchtbarkeit des Landes begünstigt, die in den Flußthälern der Morawa, Save, Drina und Matscha ungemein groß ist. Kaum der zehnte Theil des Bodens wird bebaut, zwei Dritttheile der Oberfläche sind mit prächtigem Eichenwäldern bedeckt. Die Viehzucht, die wichtiger, als der Ackerbau ist, liefert Rinder, Pferde, Schafe und Schweine. Von einer Benutzung des Rindviehs zur Milchwirthschaft weiß der Serbe nichts; der ganze Gebrauch, den er von dieser Thiergattung macht, besteht außer der Ausfuhr in der Verwendung als Zugvieh. Den sehr beliebten Käse gewinnt er von den Schafen, deren Wolle ihm den Stoff zu seiner Kleidung gibt. Die Pferde gehören der tatarischen Race an, sind klein, oft unansehnlich, aber von guten Verhältnissen und eben so rasch, als ausdauernd. Das Borstenvieh ist die zahlreichste Thiergattung von denen, welche Pflege finden. In den eichelreichen Waldungen der Schumadia und Matschwa werden Millionen von Schweinen gezüchtet, von denen alljährlich an 200,000 Stück allein nach Oesterreich gehen

und einen äußerst ergiebigen Handelsartikel bilden. Da die Kosten der Zucht sehr gering sind, so machen die Schweinezüchter einen schönen Gewinn, der ihnen bald zur Wohlhabenheit verhilft, so daß die einflußreichsten Männer in S. dieser Gilde angehört und dadurch sich ihr Vermögen und die Mittel ihrer spätern Macht gesammelt haben. Die Metallschätze der Gebirge sind wenig benutzt; bei Nowa-Berda sind Silbergruben, in Urana Eisenhämmer mit Sichel- nnd Waffenfabriken verbunden. An Steinkohlen und besonders an Salz leidet S. Mangel und muß das letztere Erzeugniß vom Ausland, aus der Walachei, beziehen. Die Lebensweise der Serben ist eine sehr einfache und in ihrem genügsamen, nüchternen Charakter begründet. Hülsenfrüchte, Zwiebeln, Milch, Käse, Eier und Nibowitza, das beliebte Getränk, sein Alles, was eine serbische Mahlzeit bringt, um die Gäste zu befriedigen. Fleischgerichte, unter denen Schweinefleisch die Hauptrolle spielt, werden für Festtage und besondere Feierlichkeiten aufgespart. Auch Wein fehlt nirgends, besonders in den Donaugegenden, wo der Weinbau noch aus den Zeiten der Römerbesetzung Daciens herstammen soll. Berühmt ist der schwarze Wein von Negotin. Man rechnet ungefähr 5 Mill. Menschen, welche die serbische Sprache reden, zu den Südslaven gehören und sich in der neuern Zeit selbst Illyrier nennen. Davon sind etwa 3 Mill. griechischer Religion, nämlich etwa 1 Mill. im eigentlichen S., 1 Mill. in Ungarn und in der österreich. Militärgrenze und 1 Mill. in Bosnien, der Herzegowina, Montenegro u. Dalmatien. Von den übrigen 2 Mill. sind ²/₃ Moslems in Bosnien und ¹/₃ katholischer Konfession in Slavonien, Dalmatien, Kroatien und Bosnien. Nach einer etwas abweichenden Annahme beträgt die Zahl sämmtlicher Individuen des serbischen Volksstammes 5,294,000; davon kommen auf Ungarn mit der banater Grenze etwa 542,000, auf Slavonien mit der slavonischen Grenze 738,000, auf Kroatien mit dem Grenzgebiete 629,000, auf Krain 40,000, auf Istrien mit dem ungarischen Küstenlande 254,000, auf Dalmatien 391,000, also auf ganz Oesterreich 2,594,000 Individuen; der Rest wohnt in der Türkei, u. ein kleiner Theil (100,000) in Rußland.

Der Geist des serbischen Volkes im Allgemeinen ist rein, edel u. sittig. In ganz Europa kann man nicht sicherer reisen, als bei den Serben. Die Serben sind ein schöner Volksstamm, schlank, breitschultrig, kräftig, in allen Gliedern proportionirt. Die Gesichtszüge sind dem europäischen Geschmack wegen der vorspringenden Backenknochen und des mehr spitzen als runden Vorderhaupts nicht ganz entsprechend, verrathen aber Kraft u. werden durch die dunkelglühenden Augen gehoben. Die Frauen sind v. starkem, gesundem Körperbau, nicht idealisch schön, aber die Feinheit der Züge durch lange Dauer der Blüthe ersetzend, sind sie Mütter vieler Kinder. Spinnen und Weben ist der Hausfrau Hauptsorge. Der Serbe ist zärtlich u. liebevoll gegen seine Familie. Die Frau zollt dem Mann durch über die Brust gekreuzte Hände Ehre. Die Tracht der Männer ist sehr malerisch, die Hauptbestandtheile sind ein mit Strickereien verziertes Hemd, eine mit Schnüren verzierte Weste, worüber ein orientalischer Halbmantel und ein bis auf die Knie reichender Leibrock mit offenen Aermeln od. ein verbrämter Tuchkaftan getragen wird, endlich leinene Beinkleider, an die sich unten Topanken oder Bandschuhe anschließen. Die Waffen, Handschar u. Pistolen, ruhen in einem um die Hüften geschlagenen Tuche, welches ein Ledergurt bedeckt. Auf dem Kopfe tragen beide Geschlechter den Fez. Zierlicher und bildender noch, als die Tracht der Männer, ist die Frauentracht: ein schneeweißes, mit Gold u. Silber besetztes Kopftuch auf den glattgescheitelten Haaren, Schürze von bunter Wolle, roth und fransenreich, ein Ueberkleid ohne Aermel von weißem Tuch, nebst blauer Schnurbekleidung, Socken und Sandalen. In den Städten ist die Kleidung zierlicher und reicher. Hier sieht man Shawls, bunte Mützen, Jacken ohne Aermel mit Goldtressen, Dolmans, Pelze 2c. Die Geistlichen tragen langes Haar in zwei Zöpfen, ein langes faltenreiches Ueberkleid und einen schwarzseidenen Leibrock, ein sammtenes Baret und einen langen Bart. Hohe Vaterlandsliebe und Achtung vor dem Gesetz sind die schönsten Züge des serbischen Charakters. Seit den Kämpfen dieses Jahrhunderts sind die Serben außerordentlich kriegerisch geworden, und ihre Tapferkeit gibt ihnen ein Selbstgefühl, welches nicht minder in ihrer Wohlhabenheit u. Genügsamkeit wurzelt. Dabei sind sie gastfrei, treue Freunde und von den bildsamsten Anlagen. Mißtrauen und Arglist, von denen sie nicht freigesprochen werden können, sind schlimme Erbtheile einer langen Knechtschaft und dürften so lange nicht verschwinden, als die Serben in ihrem Verkehr mit übermächtigen Nachbarn auf das angewiesen sind, was man als Diplomatie bei den Mächtigen lobend hervorzuheben, bei den Völkern dagegen als eine Schattenseite des Nationalcharakters zu verdammen pflegt. Die Serben lieben geistige Getränke, ohne Säufer zu seyn; Betrunkene sieht man selten. Sie sind als Südslaven lebhaft, voll Feuer und raschen Blutes, lieben Musik und Gesang; das National-Heldenthum und die Liebe sind der Inhalt ihrer geistreichen Volkslieder. Die serbische Sprache ist als eine slavische ursprünglich eine schwer klingende, eckige und für ein zartes Ohr wehthuende Sprache. Die Grundsprache wird durch das Anhäufen der Konsonanten widrig, und es ist entsetzlich, wenn ganze Sätze ohne einen einzigen Vokal ins Ohr geworfen werden. Diese Anomalie wurde allmählig gemildert, und die serb. Sprache ist jetzt eine der schönsten, wohlklingendsten und sangreichsten. Mit dieser schönen Sprache gewinnt, wie Wimmer sagt, der muntere, geistvolle Serbe schnell das Herz; sein lebendiger Geist, seine Fröhlichkeit, sein leichtes Blut machen ihn zum guten Gesellschafter, seine Nationalschicksale zum bescheidenen Lehrling des Gebildeten. Da die christliche Religion in dem türkischen Reiche kaum geduldet wurde, so durfte bis vor wenigen Jahren in S. weder eine Kirche, noch ein Kloster ohne besondere Erlaubniß neu errichtet oder wieder hergestellt werden. Diese Erlaubniß

war jedoch schwer zu erhalten und kostete auch viel Geld, indem man z. B. zur Errichtung eines neuen Klosters vom Sultan, vom Wessir, vom Kardi und vom Musselim legitimirt seyn mußte. Groß ist die Zahl der Klöster. Wegen Mangel an Kirchen gehen die Leute oft in ein Kloster, um dort zu beichten und das Abendmahl zu genießen. Die Klöster waren vor Milosch die eigentlichen Säulen und Wächter der christlichen Religion in S.; sie sind Versammlungspunkte des Volks für religiöse und weltliche Zwecke. Die serbischen Klöster hatten Dörfer u. Ländereien; diese wurden ihnen oft von den Türken genommen. Die Klosterunterthanen verrichten gewisse Dienste für die Mönche und geben ihnen den Zehnten. Die Mönche in S. sind ohne Bildung, wie das Volk; die gelehrtesten sind die, welche gut lesen können. Sie haben eine schöne Tracht, etwa wie die griech. Mönche, reiten auf guten Pferden u. tragen Waffen, wenn sie aufs Sammeln ausgehen. Die Mönche stehen in S. höher, als die Priester, weil sie reicher u. besser gekleidet sind, und weil sie die Kirchenregeln besser verstehen. Die Priester haben mehre Dörfer zu versehen. Beichthören ist immer Sache der Mönche. Den Bischöfen zahlt das Volk eine Rauchfangsteuer; sonst beziehen sie viel von den Priestern. Der serbische Aberglaube ist groß; man glaubt an Hexen, an gute und böse Wilen (Berggeister); s. unten. Ueberhaupt sind bei dem unverdorbenen Naturvolke der Serben die religiösen Gefühle eben so roh und derb, aber auch eben so tief und innig, wie die Gefühle gegenseitiger Zuneigung, ausgeprägt. Das griechische Christenthum besteht unter ihnen, wie unter den meisten Anhängern dieses Glaubensbekenntnisses, freilich in wenig mehr, als in äußern Förmlichkeiten: in Fasten, Gebeten, Bekreuzungen u. Heiligenverehrung; dabei herrscht aber eine wahrhaft religiöse Sinnesart, die von einem eigenthümlichen, mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsenen Naturgefühl durchdrungen ist; vergl. unten.

Ursache und Folge der den Serben eigenthümlichen Neigung zur Abgeschlossenheit ist ein Gefühl geschwisterlichen Zusammenhanges, das in dieser Art sich nirgends, als bei den Serben findet. Der Bruder ist stolz auf den Besitz einer Schwester, die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin; Mutter und Schwestern klagen um ihn und pflegen sein Grab. An einigen Orten hat sich der sonderbare Gebrauch erhalten, wenn von zwei Brüdern, deren Geburtstag in denselben Monat fällt, der eine stirbt, den Ueberlebenden an den Todten zu fesseln, bis er einen fremden Jüngling rufen läßt, ihn an Bruders Statt annimmt u. so von dem Gestorbenen gelöst wird. Niemand feiert seinen Namens- oder Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen, dessen Tag es mit Fest u. Schmaus begeht. Eheliche Verbindungen werden durch die Hausväter beider Theile abgemacht; durch eine Art von Kauf wird ein so nützliches Mitglied der Haushaltung, wie ein erwachsenes Mädchen ist, von einer Familie an die andern verabfolgt. Der Bruder überantwortet die Braut dem feierlichen Zuge, der sie nach dem fremden Hause abzuholen gekommen ist; hier wird sie von Schwester oder Schwägerin empfangen. Ein Kind schmücken, mit dem Spinnrocken die Wände berühren, mit Brod, Wein u. Wasser unter dem Arm und in den Händen an den Tisch treten, den sie zu besorgen haben wird — das sind die symbolischen Ceremonien, mit denen sie in die neue Gemeinschaft hinübergeht. Der Mund, der wenig und nur Gutes reden soll, ist ihr durch ein Stück Zucker gefesselt. Noch ist sie fremd; noch ein Jahr lang heißt sie Braut. Durch einen von der Sitte gebotenen Ausdruck fortwährender Verschämtheit ist sie selbst von ihrem Gatten getrennt. Indessen ist es doch ein Bund, der von Jahr zu Jahr enger wird. Sehr eigenthümlich sind die Hochzeitgebräuche; eine Hauptrolle spielt dabei der Herold (Tschautsch), ein Spaßmacher. Auch ist bei den Serben der Mädchenraub üblich. Ueberhaupt haben sich bei ihnen mit dem alten Glauben auch die alten Sitten und Gewohnheiten am reinsten erhalten; selbst die uralten Erinnerungen des slavischen Heidenthums sind durch die Zeit noch nicht verwischt worden und blicken in sprechenden Zügen aus dem dünnen Schleier christlicher Ceremonien hervor. Städte und von Mauern umschlossene Orte gibt es nur wenige; die S. wohnen in Dörfern, die meist über einen weiten Flächenraum zerstreut sind, weil die Höfe einzeln entfernt von einander stehen. Das Familienleben ist ganz dem in der Militärgrenze ähnlich und wird dort auf patriarchalische Einfachheit gebaut. Das Haupt der Familie heißt Starjeschin, und es wird bei der Wahl desselben nicht sowohl auf das Alter, als auf geistige Vorzüge gesehen. Die Familienglieder bleiben so lange als möglich zusammen, indem sich die jungen Familien neben den älteren anbauen. Der Starjeschin vertheilt die Arbeit, und sein Wille ist oberstes Gesetz. Die Männer sorgen für den Schutz und die äußern Bedürfnisse der Familie, die Frauen dagegen durch Kochen, Backen, Spinnen, Weben für die innern. Das Weib, nach orientalischer Anschauung nur die erste Sklavin des Mannes, hat auch bei den Serben nur eine dienende Rolle. Früher wuschen die Frauen selbst den Fremden die Füße, jetzt bieten sie denselben das Waschwasser vor der Mahlzeit. An der Tafel dürfen sie nicht sitzen, sondern bedienen bloß die Gäste. Unterwürfigkeit, Häuslichkeit, unermüdlicher Fleiß u. Eingezogenheit sind ihre Vorzüge. Früher war man darauf bedacht, die jungen Leute so frühzeitig als möglich zu verheirathen, weil sie dadurch dem Kriegsdienst enthoben wurden. Seitdem die alte Einrichtung aufgehört hat und Jeder, ob verheirathet oder unverheirathet, gleiche Wehrpflicht erfüllen muß, ist diese schädliche Sitte abgekommen, u. die allzufrühen Heirathen werden vermieden. Für die Mädchen besteht das 15., für den Jüngling das 18. bis 20. Jahr als gesetzliche Zeit zur Verheirathung. Vgl. Quitzmann, in den deutschen Briefen aus dem Orient. Das Haus des S. ist ein v. Lehmwänden eingefaßter, mit Lindenbast und Gras oder Moos be-

deckter viereckiger Raum, in dessen Mitte sich der Herd befindet und aus dem der Rauch durch die Thüre oder durch eine Oeffnung im Dache abzieht. An das ursprüngliche Gebäude sind auf allen Seiten Kammern angebaut, deren jede von einer besondern Familie bewohnt wird, denn wenn die Söhne sich verheirathen, so verlassen sie das älterliche Haus nicht, sondern beziehen in demselben eine dieser Kammern, und so bleiben auch nach dem Tode der Aeltern die Brüder bei einander, bis zu große Vermehrung der Familie die Trennung gebietet. Da die Familie so eng in sich abgeschlossen ist, so sind auch alle Glieder derselben durch die innigste Zuneigung verbunden und betrachten sich nicht als Einzelwesen, sondern als Theile eines Ganzen. Durch ihre Abgeschlossenheit wird die Außenwelt ihnen fremd, aber auch das Aufkommen jeder Regung der Selbstsucht verhindert. Die Gefühle der Zuneigung, die durch keine feindlichen Reibungen getrübt sind, gehen auf die Nachbarn und selbst auf Fremde über, mit denen der Zufall sie in Berührung bringt. Der Fremde, der dem Serben auf der Straße begegnet, wird von ihm als Bruder begrüßt; nähert er sich auf seiner Wanderung einem Hause, so tritt der Hausherr ihm an der Schwelle entgegen u. bittet, es sich bei ihm gefallen zu lassen. Die Frauen u. Kinder küssen dem Eintretenden die Hand; ein großer Tisch wird mit dem Besten beschwert, was das Haus vermag. Eine besondere Art der Verbindung, welche, obwohl außerhalb der Familie, sich derselben doch zunächst anschließt, ist die Verbrüderung. Im Namen des heil. Johannes verbinden Freunde oder Freundinnen sich zu wechselseitiger Treue und Hülfe für das ganze Leben; bei den Griechen und christlichen Albanesen, wo derselbe Gebrauch herrscht, ist damit zugleich eine kirchliche Einsegnung verbunden, die man indessen in S. nicht kennt. Am sichersten meint man den zu wählen, von dem man etwa einmal geträumt hat, in irgend einer Noth ihn um Hülfe gebeten zu haben. Die Verbundenen nennen sich Brüder in Gott, Wahlbrüder, Pobratini. In Alt-Orschowa und Negotin pflegt man am 2. Montag nach Ostern des Morgens den Rasen auf den Gräbern zu erneuern; hier kommen nachmittags die jungen Leute zusammen und flechten grüne Kränze; je zwei Jünglinge und zwei Mädchen verbinden sich dann mit einander, indem sie sich durch diese Kränze küssen und sie zuletzt tauschen. Ihre Verbindung gilt jedoch, da sie noch jung sind, nur bis auf das nächste Jahr; alsdann kommen sie wieder und je nachdem sie einander kennen gelernt, erneuen oder lösen sie den Bund. Eine Gemeinschaft von größerm Umfang, in welche auf ähnliche Weise das Familienleben aufgeht, wie in diesem das individuelle, bildet das Zusammenleben in dem Dorfe. Dieses hat theils eine bürgerliche, theils eine geistliche Bedeutung, die erstere, indem das Dorf seine Aeltesten (Kmeten) und seinen Ortsvorsteher (Serskiknees) wählt u. dadurch einen mittelbaren Antheil an der Gemeindeverwaltung nimmt, so wie es auf der andern Seite auch zu gemeinschaftlicher Leistung der Poresa u. vor Allem des Blutgeldes verpflichtet ist. Merkwürdig ist, daß, sobald das letztere einmal erlegt war, der Verschulder, der Mörder, ungescheut zurückkehren durfte, ohne daß ein Anspruch auf Bestrafung gegen ihn erhoben werden konnte. Die geistliche Bedeutung der Dorfgemeinschaft liegt in der gemeinsamen Verehrung eines und desselben Heiligen. An dessen Festtag versammelt man sich auf einem geräumigen Platze; die Geistlichen erscheinen und weihen Wasser und Oel; unter ihrer Anführung zieht man mit Kreuzen und Bildern durch die Felder und an einigen Orten von Haus zu Haus. Die doppelte Gemeinschaft erweitert sich. Mehre Dörfer, unter einem Oberknees (Baschknees, Oborknees) vereinigt, bilden einen Kreis, Kneeschina, und in dieser Gemeinschaft hängen sie mit der Regierung zusammen. Nicht so streng geschlossen, aber wirksamer, ist die geistliche Verbindung, in der mehre Gemeinden mit dem Kloster stehen, das ihnen zunächst liegt. Es ist üblich geworden, daß man die Beichte, welche von allen kirchlichen Handlungen am meisten den Geistlichen in Ansehen zu erhalten und ihm Einwirkung auf die Laien zu verschaffen vermag, ausschließlich bei den Mönchen ablegt. An gewissen Tagen versammelt man sich hierzu in den versteckten Schlupfwinkeln des Waldgebirges, wo die Klöster einsam liegen. Auf Beichte und Kommunion des Morgens — oft ist man schon am Abend zuvor gekommen und hat die Nacht beim Feuer zugebracht — folgt nachmittags Berathung der Aeltesten, Spiel und Tanz der Jugend, Markt und Verkehr. Haben die Kneesen die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Kloster in baulichem Stand erhalten werde, so üben sie auch das Recht, den Vorsteher, sey er Archimandrit oder Igumen, aus den Möchen zu wählen. Bei Weitem geringeres Ansehen, als die Mönche, obwohl auch diese nicht tiefer auf die Gesinnung des Volks einzuwirken vermochten, hat die weltliche Geistlichkeit. Die Popen kauften unter der türkischen Herrschaft ihr Amt von dem griechischen Bischof und wurden von demselben wie Knechte behandelt. Sie hatten kein anderes Geschäft, als etwa bei Taufe, Trauung und Todesfällen aus dem Ritual zu beten und aus dem Kalender die Festtage anzugeben; oft waren sie ohne Kirche. Ihre Rente, die Gebühr, die sie für ihre Pfarrhandlungen empfingen, ernährte sie nicht; ein Glück, wenn sie in ihrem Dorfe zugleich ihr Erbgut hatten, welches sie wie die Andern bestellten; sonst erging es ihnen übel genug. Frei vom priesterlichen Einfluß, verbindet die religiöse Sinnesweise des Serben den Glauben an eine allwaltende Vorsehung, den das Christenthum ihn gelehrt hat, mit einer Art von Naturverehrung, deren Gebräuche sich vielleicht aus der ältesten Zeit des Heidenthums erhalten haben. Im Winter, kurz vor den Fasten, begeht man das große Todtenfest, wo Jeder das Andenken seiner Verstorbenen feiert; sobald aber der Palmsonntag kommt, gedenkt man des erneuerten Lebens. Den Sonnabend zuvor versammeln sich die Mädchen auf einer Anhöhe und singen Lieder von der Erweckung des Lazarus; am Sonntag, früh vor Sonnenaufgang, ver-

sammeln sie sich an dem Orte, wo sie Wasser schöpfen; hier tanzen sie ihren Reigen und singen ein Lied, wie das Wasser trübe werde vom Geweihe des Hirsches und klar von seinem Auge. Frei von Eis und geschmolzenem Schnee, ist das Wasser der erste Bote des verjüngten Jahres. Am Vorabend des Georgitages suchen die Frauen schon junge Blumen und Kräuter; sie fangen das Wasser auf, das von dem Mühlrade abgespült worden, werfen jene hinein und lassen beide die Nacht über stehen, um sich des Morgens darin zu baden. Dies halten sie für sehr vortheilhaft für ihre Gesundheit. Bald kommt Pfingsten, das Fest der Kralitze. 10—15 Jungfrauen versammeln sich hierzu, eine den Fahnenträger, eine andere den König, eine dritte, verschleiert, die Königin Kralitze vorstellend, von einer Hofdame bedient; so ziehen sie durch das Dorf und verweilen tanzend und singend vor jedem Haus. Der Inhalt der meisten ihrer Lieder, die sich auf Vermählung, Liebeswahl, glückliches Beisammenseyn, Freude an den Kindern beziehen; der Refrain aller Verse (Veljo, ein Wort, das man für den Namen einer altslavischen Liebesgottheit hält); das ihren Umzug begleitende Lied von den Wilen, die unter dem wachsenden Fruchtbaume tanzen, und von Radischa, der, vor ihnen her den Thau von den Blumen trocknend, um eine der Wilen wirbt: „Bei seiner Mutter in der Kühle sitzend, solle sie am goldenen Rocken Seide spinnen"; — Alles athmet frische Frühlingsluft, verhüllte, sittige Liebesregung, genährt von dem Mitgefühl der jetzt in ihrer Blüthe stehenden Natur. Mit der Jahresentwicklung schreitet man weiter. Das St. Johannisfest wird für so groß gehalten, daß man glaubt, die Sonne bleibe an demselben dreimal vor Ehrfurcht stehen. Den Vorabend begehen die Hirten, indem sie Birkenrinden zu Fackeln binden und mit den brennenden zuerst die Hürden der Schafe, die Umzäunung, innerhalb deren die Ochsen stehen, umschreiten und alsdann auf die Berge steigen, um sie dort, ihre Spiele treibend, verbrennen zu lassen. Zweierlei ist für die Ernte zu fürchten: allzugroße Dürre und heftige Ungewitter. Fast unverhohlen tritt hier eine Art heidnischer Vorstellungen hervor. Bei anhaltendem Mangel an Regen wird ein Mädchen, unbekleidet, mit Gras, Krautern und Blumen dergestalt umwunden, daß man selbst von ihrem Gesichte beinahe nichts sieht. Sie ist gleichsam ein wandelndes Gras und zieht von Haus zu Haus; sie heißt die Dodola. Symbolisch gießt die Hausfrau einen Eimer Wasser über sie aus; ihre Begleiterinnen singen ein Gebet um Regen. Dieser kann nun auch nicht ausbleiben, und ein Lied ist ausdrücklich darauf berechnet, daß die Wolken den Zug übereilen und vor ihm her Reben und Korn benetzen. Während man auf diese Weise um Regen bittet, hat man auf der andern Seite die Ungewitter den größten Heiligen anheim gestellt. Elias, der im feurigen Wagen gen Himmel fuhr, ist hier zu einer Art von Donnergott geworden: er heißt der Donnerer; die feurige Maria sendet die Blitze; Panteilemon beherrscht die Stürme. Die Tage, die der Verehrung dieser Heiligen besonders gewidmet sind, fallen zwischen den 20. und 28. Juli. Hierauf ist man in Feld und Garten beschäftigt, die Frucht, die das Jahr getragen hat, einzubringen; wird es Winter, so denkt man an das künftige Jahr. Am Abend von St. Barbara kocht man allerlei Getreidearten in einem Topf und läßt ihn die Nacht über am Feuer stehen; am andern Morgen sieht man nach, auf welcher Seite des Gefäßes die gekochte Masse höher emporgetrieben worden ist: nach dieser hin beackert man das brachliegende Feld. Auf diese Weise fühlt das Volk sich abhängig von den Gewalten der Natur. Noch schwört man sogar bei Sonne und Erde: „Tako mi Sunza! Tako mi Semlje! (So mir Sonne! So mir Erde!) ist eine sehr gewöhnliche Betheuerung. Dabei zweifelt man aber nicht, daß Alles von Gott unmittelbar abhängt; nicht leicht fängt man eine Arbeit anders, als im Namen Gottes an. Man würde es für eine Sünde halten, etwas zu versprechen, ohne den Zusatz: „wenn Gott will!" Die Sprache selbst hat in diesem Sinne sich ausgebildet, und man bemerkt in derselben eine der sonderbarsten Auslassungen. Den Reisenden fragt man z. B. nicht: „wo willst Du hin, wenn es Gott gefällt?", sondern man sagt nur: „wenn es Gott gefällt", und läßt die eigentliche Frage ganz weg. Wenn man das dreimalige Gebet des Tages hält: Früh, bei Tisch und bei Nacht, so bedient man sich nicht herkömmlicher Formeln; man gedenkt selbst bei Tisch nicht etwa des Gedeihens der Speise, sondern ein Jeder sucht dem höchsten Wesen sein Anliegen, seinen besondern Wunsch in eigenen Worten vorzutragen. Der Trinkspruch der Serben lautet: „zum Ruhme Gottes;" bei keinem Weingelag dürfte Jemand wagen, oben an zu sitzen, der nicht ein schönes Gebet zu sprechen wüßte. Immer glaubt man, unter besonderer Protektion seines Heiligen zu stehen. Zu dem Feste des Hauspatrons ladet man mit den Worten ein: „Auch Euer Haus ist Gottes, wir bitten Euch zu Abend zu kommen; was der Heilige gebracht hat, werden wir nicht verbergen." Am Christabend, wenn die Arbeiten gethan sind, geht der Hausvater in das Holz und holt sich eine gerade junge Eiche. Diese bringt er mit dem Gruß: „Guten Abend und glückselige Weihnachten" in das Haus. Man antwortet ihm: „Gott verleihe sie Dir, Du Glücklicher und Ehrenreicher!" und überschüttet ihn mit Getreide. Dann legt man den Baum, den man Badajak nennt, in die Kohlen. Am Morgen, den man mit Pistolenschüssen begrüßt, erscheint der für jedes Haus schon im Voraus bestimmte Besucher; aus einem Handschuh wirft er Getreide durch die Thür und ruft: „Christ ist geboren!" Wer getroffen worden, antwortet: „In Wahrheit, er ist geboren!" darauf tritt Jener näher, und indem er mit der Schürzange auf den noch in Kohlen liegenden Badajak schlägt, daß die Funken umhersprühen, ruft er aus: „Wie viel Funken, so viel Rinder, Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine, Bienenstöcke; so viel Glück und Segen!" Die Hausfrau verhüllt den Besucher; den Badajak trägt man in den Baumgarten. In die Kirche geht man

nicht; zur Mahlzeit aber stellt sich ein Jeder mit der brennenden Wachskerze in der Hand ein. Diese haltend, betet man, und man küßt einander mit den Worten: „Gottes Frieden! Christ ist in Wahrheit geboren, wir beten ihn an!" Gleichsam um die enge Vereinigung aller Glieder des Hauses anzuzeigen, sammelt der Hausvater die Kerzen noch brennend, klebt sie aneinander, steckt sie in eine Schüssel, die man eben, mit der Tschetznitza und allerlei Getreide angefüllt, hereingebracht hat, und löscht sie mit Körnern aus. Die Tschetznitza ist ein ungesäuerter Laib Brod in herkömmlicher Form; wer, wenn man sie bricht, das Stück Geld bekommt, das hineingeknetet worden, für den hofft man vor allen Andern auf ein glückliches Jahr. Der Tisch wird nicht abgeräumt, noch die Stube gekehrt; es ist ein dreitägiger Freitisch für Jedermann, der da kömmt. Bis Neujahr bleibt der Gruß: „Christ ist geboren!" und der Gegengruß: „In Wahrheit, er ist geboren!"

Es läßt sich denken, daß ein Volk auf der Bildungsstufe der Serben von dem Glauben an bezaubernde Mächte erfüllt ist. Am meisten ist die Phantasie geschäftig gewesen, sich plötzlichen Tod zu erklären. Man glaubt an Wjeschtizen, Hexen, die ihren Körper verlassen; feurig fliegen sie daher, kommen zu dem Schlafenden, öffnen ihm mit dem Zauberstabe die linke Brust, nehmen das Herz heraus und fressen es. Doch kann der Beschädigte, da die Brust sich wieder schließt, noch so lange leben, als ihm die sein Herz verzehrende Hexe zugedacht hat. Vornehmlich Kindern sind diese gefährlich. Erwachsenen droht der Vampyr, Wukodlak. Ein bösartiger Mensch kann im Grabe lebendig werden, durch die kleinste Oeffnung hervorgehen und, indem er sich dem Schlafenden fast unsichtbar nähert, ihm die Lebenskraft entziehen, so daß dieser von Stunde an dahinwelkt. Auch die Pest denkt man sich persönlich. Frauengestalten, in weißem Schleier, tragen die Krankheit von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, und viele Pestkranke verschwören sich hoch und theuer, solche gesehen, ja mit ihnen gesprochen zu haben. Diese Frauen sind die Pest. Gott sendet sie, wenn die Sünden zu groß geworden, aus fremden Lande. Das eigentliche Gebilde serbischer Phantasie, und nur etwa den Walküren des Nordens vergleichbar, bleiben indessen die Wilen. Schnell und schön, die Haare im Winde flatternd, hat man sie gesehen; in tiefen Waldungen, an den Flüssen wohnen sie. Man weiß nicht recht, ob man sie für unsterblich halten oder ihnen die Möglichkeit des Todes zugestehen soll; aber sie sind mächtiger, als die Menschen, und wissen die Zukunft. Es gibt Menschen, die mit ihnen umgehen können, schon bei der Geburt waren sie bezeichnet; sie wissen mehr, als andere Leute. Diejenigen, welche die zwölf Schulen durchgemacht haben, werden auf Wersinokolo von ihnen eingeweiht; dann können sie Wetter machen und Wolken führen. Auch die Helden der Nation finden wir mit der Wile verbrüdert; Andere aber müssen sie meiden. Sollte man auf den Platz gerathen, wo sie unsichtbar tanzen od. essen, so hat man ihren Zorn zu befürchten. Von den Schülern, welche sie weihen, ist ihnen der Zwölfte verfallen, u. gleich bei der Weihe behalten sie ihn.

Alle Gedanken, alle Worte des Serben sind Poesie, so wie sein ganzes Thun poetisch ist. Mit Recht hält daher das Volk seine Lieder, die in allen Thälern des Gebirges, in allen Dörfern der Ebene gesungen werden, für natürliche Erzeugnisse, deren Urhebern es nicht nachfragt, weil sie in der That ihren wahren Ursprung in dem Gefühle haben, das Allen gemeinschaftlich ist und nur zufällig hier oder da zuerst sein Wort gefunden hat. Auch von den jüngsten dieser Lieder weiß Niemand den Dichter anzugeben, und dieser selbst vermeidet, in schöner Scham, dafür zu gelten. In dem Gebirge findet sich die Gusla, die serbische Geige, mit welcher man das Lied begleitet, in jedem Hause. Wenn man in den Winterabenden sich um das Feuer sammelt, und die Weiber spinnen, stimmt der den Gesang an, der es am besten versteht. Die Greise, welche erwachsene Söhne haben, und sich den angestrengten Arbeiten entziehen dürfen, tragen die Lieder ihren Enkeln vor, die sich mit Freuden diesem Eindruck hingeben, durch welchen ihnen zuerst das vielfarbige Leben der Welt eröffnet wird. Selbst dem Igumen des Klosters ist es keine Schande, zur Gusla zu singen. Es ist indeß fast mehr ein Sagen, als ein Singen; der eintönige Klang des Instruments, das nur eine Saite hat, fällt erst zu Ende des Verses ein. In dem Gebirge, wo die Menschen einfacher, größer, wilder sind, hört man das Heldenlied unveränderlich in seinen 5 Trochäen mit dem bestimmten Einschnitt nach dem zweiten Fuße, fast jeder Vers mit geschlossenem Sinne; je tiefer man kommt, nach der Donau und Save hinunter, je enger beisammen das Dorf, je geschmeidiger, freundlicher und auch kleiner der Menschenschlag wird, desto mehr verschwindet die Gusla, und es tritt, vornehmlich zum Tanz, das Liebeslied hervor, gelenker und fleißiger, indem es den Daktylus auf mannichfaltige Weise dem Trochäus hinzufügt, in seiner Art nicht minder volksthümlich. In den großen Versammlungen herrscht das Heldenlied; in den Wirthshäusern bildet es die vornehmste Unterhaltung, und derjenige singt, der die Gusla zuerst ergriffen hat oder ihr die schönsten Töne zu entlocken weiß. Bei den Festen, bei den Zusammenkünften an den Klöstern treten diejenigen hervor, welche sich dem Gesange ausschließlich gewidmet haben: in S., wie in dem alten Griechenland und Deutschland, die Blinden; zuweilen, wie Philipp Wischnitsch aus Bosnien, von außerordentlichem Talent. Sie versammeln ihren Kreis um sich und rühren ihn oft zu Thränen. Den Unterschied der Religion überwindet die Poesie; sie verknüpft den ganzen Stamm, sie lebt in dem gesammten Volke. Die Berge, auf denen der Knabe das Vieh weidet, die Ebenen, wo man das Getreide mäht, die Wälder, durch welche der Reisende seinen Weg nimmt, erschallen von Gesang, er begleitet alle Geschäfte; überall ist die Poesie das Bild des Lebens. Das serbische Lied führt uns zunächst in das Haus ein; ein durchgehender Zug ist die Vergleichung der verschie-

denen Neigungen. Erhebt sich alsdann das Gedicht dazu, das Heldenthum zu preisen, so ist dieses allerdings kein anderes, als ein räuberisches, das sich gegen die Türken richtet. Gleich dem Leben, wird auch die Geschichte von der Poesie ergriffen und durch das Lied erst in ein bleibendes Besitzthum des Volkes verwandelt. Aeltere Zeiten sind vergessen; die Erinnerung haftet an dem letzten Glanz des Volkes und seinem Untergange. In einigen großen Liederkreisen werden diese beiden Momente geschildert; vor Allen ragt hier Stephan Duschan hervor. Ein zweiter Kreis, die Lasavitza, schildert, wie das Land in die Hände der Türken gerieth. Wie die Geschichte, so gedenkt auch das Gedicht des innern Zwiespaltes und des Verrathes, der an diesem Unglück schuld war; zugleich aber liegt ein schmerzliches Gefühl der Unvermeidlichkeit in dem Ganzen. Alle diese Sagen treten uns nicht in zusammenhängender Aufeinanderfolge entgegen, sondern in Liedern, deren jedes seinen eigenen Mittelpunkt hat, die nie von dem bewußten Geist eines einzigen Dichters nachgebildet und vereinigt worden sind, obwohl in allen ein Ton, ein Sinn, eine einzige, zugleich tiefpoetische und volksthümliche Weltansicht waltet. Der ältesten Räuber hat man nicht vergessen; den Ukoken, in sofern sie wider die Türken gekämpft haben, — denn von ihren Seefahrten findet man nichts — sind einige Lieder gewidmet; bis zu den Siegen der Montenegriner begleitet das Lied die Geschichte. Auch der letzten Erhebung des Volkes hat es sich sofort bemächtigt.

Das staatliche Leben S.s. S. bildet einen halbsouveränen, der Pforte unterworfenen, erblichen Vasallenstaat, welcher durch einen Fürsten regiert wird; der jetzige (seit 1842) ist Alexander Georgewitsch, Sohn Czerny Georgs. Er verhandelt unmittelbar mit der Pforte, hält einen beglaubigten Agenten beim Divan, stellt auf Verlangen ein Kontingent von 12,000 Mann, zahlt einen jährlichen Tribut von 2,300,000 türk. Piastern an die Pforte und bezieht eine Civilliste von 200,000 Gulden Konv.-Münze. Der Pascha von Belgrad hält mit ungefähr 5000 Türken Belgrad besetzt, ohne Einfluß auf die Verwaltung zu üben. Die Hauptstadt ist Belgrad, aber der Fürst residirt in Kragujewatz, wo sich auch die Nationalversammlung versammelt und der Sitz der Centralbehörden ist. Bei einem so bildsamen Charakter eines Volkes, wie das der Serben, welches mit dem Schwerte seine Freiheit errang, ist es natürlich, daß auch die staatliche Entwickelung rasch vor sich geht, sobald erst einmal ein Grund für dieselbe gelegt ist. Von einem Staate S. nach neuern Begriffen ist jedoch eigentlich erst seit dem Regierungsantritt des jetzigen Fürsten zu reden, denn was während der Regierung des Fürsten Michael geschehen, war ihm abgerungen und aufgenöthigt von der jetzt herrschenden Partei. Das aber, was in den 9 Jahren seit Alexanders Regierungsantritt geschehen, ist fast unglaublich. Unter Milosch glich das Fürstenthum einem einzigen großen Grundbesitze, denn der Fürst sah sich als Erbe des Landes und Volkes an, dem er das türkische Joch nur abgenommen hatte, um darüber selbst verfügen zu können. Da nämlich bei der türkischen Eroberung des Landes das Eigenthumsrecht der Rajas (christliche Unterthanen) für verloren erklärt wurde, und dies Jahrhunderte lang durchgeführt worden war, betrachtete Milosch auch, nachdem er sich zum Fürsten erhoben sah, alles Land als sein Eigenthum und gewissermaßen in den Händen der Besitzer nur als Lehen, die weder verkauft, noch an Seitenverwandte vermacht werden durften. Außerdem hatte er durch List und Gewalt allen Handelsverkehr und hauptsächlich den Handel mit Borstenvieh, den wichtigsten Nahrungszweig des ganzen Landes und sowohl Czerny Georgs, als auch sein Gewerbe vor Ergreifung der Waffen gegen die Türken, an sich gerissen und so alle materielle Gewalt neben dem Einfluß eines ungeheuern Reichthums in seine Hände bekommen. Vermöge dieses und des Andenkens an seine großen Verdienste bei dem Kampfe um das Recht und die Freiheit ihrer Väter führte er die Ordnung eines großen Besitzstandes in das Fürstenthum ein und genoß dadurch so lange die Fülle der Macht, bis blutige Ungerechtigkeiten das kriegerisch tüchtige Volk der Serben einen neuen Schritt auf der Bahn seiner Entwickelung gewaltsam thun ließen (s. unten: Geschichte). Der jetzige Fürst ist der Sohn jenes Helden, der einen bedeutenden Kreis der Poesie des Landes ausfüllt, der eine Personifikation der Tugenden und Fehler des gesammten Volkes war. Fürst Alexander, während des für S. entscheidenden Feldzugs von 1806 geboren, verbindet eine hervorragende Körpergröße mit schlankem Wuchse, der edelsten Proportion und einer körperliche Stärke verrathenden Muskelfülle, welche durch den gemessensten Gebrauch der Gliedmaßen und den jederzeit nur gerade der Nothwendigkeit angepaßten Aufwand der Kraftanstrengung auf das Angenehmste hervorgehoben wird. Das Antlitz zeigt eine seltene Offenheit, eine Heiterkeit, Milde und Sanftmuth, die einen ungemein wohlthätigen Eindruck auf Jedermann hervorruft. Der Hauptzug in dem Charakter des Fürsten ist eine innere Zufriedenheit und Fröhlichkeit, welche sich in stets gutem Muthe, einer gewissen Zuversicht und einem hohen Gottvertrauen ausspricht.

Die serbische Verfassung von 1838, welche die Grundlage der jetzigen Staatseinrichtung bildet, hat von den konstitutionellen Grundsätzen der Neuzeit wenig in sich aufgenommen und ist doch oder vielmehr eben darum den Bildungszuständen des Landes vollkommen angemessen. Die Inthronisation der serbischen Fürsten findet in der Kirche von Kragujewatz Statt, nach einem Ritual, das noch aus den Zeiten des mittelalterlichen Reichs stammt. Der Staatssekretär liest unter freiem Himmel die Verfassungsurkunde vor, und der neue Fürst bekräftigt sie mit seinem Schwur und seiner eigenhändigen Namensunterschrift. Dann geht es im feierlichen Zuge in die Kirche, wo die Verfassungsurkunde an den Stufen des Altars nieder-

gelegt wird. Der Metropolit legt Fürst und Volk die Unverletzlichkeit der Verfassung ans Herz, der Fürst hört stehend und setzt sich nach der Beendigung der Rede auf seinen Stuhl, wo ihm die Aeltesten des Landes einen kostbar ciselirten Säbel und auf einer Schüssel Brod und Salz überreichen. Der Fürst gürtet aufstehend den Säbel um seine Hüften, dann bricht er das Brod und ißt ein Stück davon in Salz getaucht. Der Metropolit kredenzt ihm einen Becher mit weißem Wein, den der Inthronisirte leert und dreimal im Kreise schwingt, womit die Ceremonie zu Ende ist. Die Verfassung stellt neben den Fürsten einen mit konsultativen Vollmachten versehenen Senat, der sich so aus sich selbst ergänzt, daß er dem Fürsten Kandidaten vorschlägt, unter denen dieser seine Wahl trifft. Eine Volksvertretung findet sich nur in der Skuptschina oder Volksversammlung, die aber nur in außerordentlichen Fällen berufen wird. Früher war jeder wehrhafte Serbe zum Erscheinen befugt, jetzt ist die Mitgliedschaft auf die Vorsteher der Gemeinden, Bezirke und Kreise beschränkt. Der Kreishauptleute oder Natschalniks gibt es 17, der Bezirksvorsteher oder Kapitani 62; zu diesen treten noch die Kmeten oder Oberältesten der Gemeinden. Die Hauptleute der Kreise und Bezirke bekleiden eigentlich militärische Aemter, doch steht ihnen auch die Handhabung der Polizei und die Ausübung der Exekutivgewalt zu. Die richterliche Gewalt stuft sich in drei Instanzen ab. Die Friedensgerichte der Bezirke, von einem Richter und zwei Beisitzern gebildet, sind die erste Instanz, die Appellationsgerichte, deren jeder Kreis eins hat, die zweite, der vor einigen Jahren in Belgrad errichtete Kassationshof die dritte. Mit dem Recht selbst hat man experimentirt. Da die Sammlung und Ordnung der bestehenden Rechtsgebräuche und Gewohnheiten, was der angemessenste Weg, um zu einem festen Recht zu gelangen, gewesen seyn würde, den serbischen Gesetzgebern zu viel Mühe machte, so half man sich kurzweg mit Annahme eines fremden Rechts. Raditschewitsch, nach gründlichen Vorstudien als Diurnist in einer österreichischen Kanzlei von Fürst Milosch zum Minister der Justiz und der Gnaden erhoben, wollte römisches Recht einführen und ließ einen der zahlreichen Winkeladvokaten, die ihm gefolgt waren, in Belgrad über die Pandekten lesen. Die Regierung von 1842 kam auf das Recht zurück, das nach einer Bearbeitung des Gelehrten Davidowitsch früher schon einige Zeit gegolten hatte. Es ist dies die Gesetzgebung der französischen Code'n, also auch ein verkapptes römisches Recht und serbischen Zuständen fremd, allein wegen seiner Klarheit und des damit in Verbindung gesetzten mündlichen Verfahrens vor dem deutsch-römischen weit vorzuziehen. Hat man sich, wie gesagt wird, zu einer Scheidung von Civilsachen und Kriminalsachen noch nicht emporschwingen können, so ist das immer besser, als wenn Jahre lang darüber gestritten wird, unter welche Kompetenz ein bestimmter Fall gehört. — Das Finanzwesen Serbiens hat die einfachen Grundzüge, die im Orient überhaupt vorherrschen. Die Hauptabgabe ist eine Familiensteuer, die so berechnet ist, daß jedes Familienhaupt 20 Piaster oder 5 Thaler jährlich bezahlt. Die Umlage der Gesammtsumme auf die Einzelnen erfolgt in den Gemeinden durch die Gemeindeältesten, die mit den Vermögensverhältnissen der Einwohner genau bekannt sind. Die erhobene Steuersumme wird von den Kmeten an die Kapitani, von diesen an die Natschalniks weiter befördert und von den letztern an die Staatskasse abgeliefert. Die Erhebung dieser Steuer nach einem bestimmten Kataster, womit Milosch mehrmals den Versuch machte, scheiterte immer an dem Widerwillen des Volks. Außerdem gibt es noch Aus- und Einfuhrzölle und eine Gewerbesteuer. Die Gesammtsumme der Einnahmen mag $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden rhein. betragen, 200,000 Gulden nimmt der türkische Tribut weg, der Rest wird für die Civilliste des Fürsten, den Militäretat und die Budgets der verschiedenen Ministerien verausgabt. — Die Militärverfassung ist halb russisch, halb altserbisch mit Akkomodationen an die Einrichtungen der benachbarten Militärgrenze. In frühern Zeiten kannte man nur ein allgemeines Aufgebot, das bald ganz, bald zur Hälfte oder zu zwei Dritttheilen ins Feld rückte, wobei Jeder sich selbst kleidete und bewaffnete, die Zurückbleibenden die Felder und die Zufuhren besorgten. Obgleich diese Miliz in den Revolutionskriegen sich trefflich bewährt hatte, so wollte Milosch doch ein stehendes Heer nach russischem Zuschnitt haben. Fünf Regimenter, russisch uniformirt und eingeübt, sollten die Stärke des regelmäßigen Heeres auf 20,000 bringen. Nur ein Regiment, nicht ganz 4000 Mann stark, trat ins Leben, und bei diesem war Alles russisch, selbst Kommando und Signale. Ein Gardecorps von 500 Mann und 160 Gardekosaken waren zur persönlichen Sicherheit des Fürsten erforderlich. Diesen Elitetruppen ließ Wutschitsch bei der Revolution von 1839 die Uniform ausziehen und schickte sie nach Hause. Das übrige regelmäßige Militär hat die jetzige Regierung beibehalten, aber die Idee der Volksbewaffnung wieder aufgenommen. Jeder Serbe ist vom 18. bis 50. Jahr militärpflichtig und muß sich im Fall eines Krieges selbst kleiden, Munition liefert die Regierung, Proviant die besetzte Gegend. Die Natschalniks fungiren als Obristen, die Kapitani als Hauptleute, die Panduren als Unteroffiziere, die andern Chargen ernennt das Kriegsministerium im Einverständniß mit dem Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. S. ist so in den Stand gesetzt, mit seinem ersten Aufgebot 60,000 Mann in das Feld zu stellen, mit 6 Geschützen, zu deren Bedienung eigene Artilleriebataillone vorhanden sind. Diese Macht, die aus kriegerischen und abgehärteten Männern besteht, kann im Nothfall auf 150,000 Mann gebracht werden und reicht zur Vertheidigung des mit Wäldern bedeckten und bergigen Landes vollkommen hin. — Die serbische Geistlichkeit hat als Oberhaupt einen Metropoliten in Belgrad, dem die drei Bischöfe von Schabatz, Uschitza und Negotin unter-

geordnet sind. Die Anzahl der niedern Geistlichen wird auf 600 angegeben, darunter 130 Mönche (Kalogerie). Die alten serbischen Fürsten zeichneten sich durch ihre Frömmigkeit aus; zwei derselben starben im Geruch der Heiligkeit in Klöstern am Berge Athos; ein dritter soll ein Kloster in S. gestiftet haben; jetzt hat das Land deren nicht mehr als 30. Von der Unduldsamkeit der Geistlichkeit gegen Katholiken weiß die serbische Geschichte viel zu erzählen; schwere Unglücksfälle wurden dadurch herbeigeführt, daß die Serben sich eher mit den Türken vertragen konnten, als mit den katholischen Magyaren. Der jetzigen Geistlichkeit gibt Quitzmann das Zeugniß, daß sie im Verkehr mit dem Abendlande sich abgeschliffen habe und tolerant sey. Von allen Schulen, welche in früherer Zeit mit den Klöstern verbunden waren, besteht gegenwärtig noch eine einzige, um durch Einübung des Rituale und Psalters für den Nachwuchs der Priesterschaft Sorge zu tragen. So lange die alten Klosterschulen existirten, stand der Unterricht auf der niedrigsten Stufe. Lesen und Schreiben waren die einzigen Kenntnisse, welche die Schüler darin erwarben, deshalb hieß Jeder, der diese Fertigkeiten sich angeeignet hatte, ein Diak (Diakonus). Die Schüler wurden von den Mönchen wie Handwerkslehrlinge zu Handdienstleistungen in Haus und Feld gebraucht. Den frühern Bildungsstand zeigt am besten die Thatsache, daß Wutschitsch, der Kriegsminister Kara Georgiewitschs, nicht lesen und schreiben kann. Nach der ersten Revolution wandten Prota Nenadowitsch, Philippowitsch und später Jugowitsch dem Volksunterricht ihre Sorgfalt zu. Man errichtete in den Bezirksorten Elementarschulen, in Belgrad wurde eine höhere Schule gegründet, an der Jugowitsch, früher Professor an dem österreichischen Gymnasium zu Karlowitz, und zwei andere Lehrer über Mathematik, Geschichte und Rechtswissenschaft Vorträge hielten. Mit der Katastrophe von 1813 fielen diese neuen Schöpfungen zusammen, und Milosch that so wenig als möglich zur Wiederherstellung. Die wenigen Anstalten, die er, durch die öffentliche Meinung gezwungen, einrichtete, wie das Gymnasium zu Kragujewatz, ließ er absichtlich wieder verfallen. Die russische Regierung unterstützte ihn hierin; als Petroniewitsch 1830—1831 in diplomatischer Sendung in Petersburg verweilte und einige Druckerpressen anzukaufen suchte, machte man ihm „aus religiösen Gründen" Schwierigkeiten. Man überließ ihm zuletzt nur eine Presse und gegen dreifache Bezahlung. Der jetzige Kultusminister Ilia Garasanin hat sich viele Verdienste um die Volksbildung erworben. Als Vorbereitungsanstalten für höhere Bildung bestehen 4 Halbgymnasien, auf welchen Geschichte, Erdkunde, Lateinisch u. Griechisch gelehrt wird, und das Gymnasium in Belgrad, von Kragujewatz dorthin verlegt, an dem 1847 sieben Professoren Unterricht ertheilten. Damit verbindet sich als höchste Lehranstalt des Landes ein Lyceum, für philosophische und juristische Studien bestimmt und mit 9 Professoren besetzt. In der Philosophie sind besonders die eigentliche Philosophie, mathematische und naturwissenschaftliche Fächer, als Vorbereitung für das Studium der Medicin, vertreten, in der Rechtswissenschaft dagegen Staatsrecht, Civil- und Kriminalprozeß u. die staatswirthschaftlichen Fächer. Vor der Bewegung von 1848 studirten auf mehren deutschen Hochschulen Serben, so namentlich 1847 in Heidelberg ein Sohn des Ministers Petroniewitsch. Die Bevölkerung unterstützt die Bemühungen ihrer Regierung mit Eifer; freiwillige Beiträge zur Gründung neuer Lehranstalten werden dem Ministerium des Kultus fortwährend zur Verfügung gestellt. — S. bietet außerordentlich viele Alterthümer dar, die an die frühere Macht und Größe des serbischen Reichs erinnern, namentlich sehr viele Ruinen alter Festungen, besonders an den Flüssen, und Klöster. — In S. sind 2 Hauptstraßen, nämlich die von Belgrad längs der Save hinauf bis Schabatz, von da über die Matschwa gegen die Drina hinauf nach Bosnien; die andere Hauptstraße geht von Belgrad über Grotzka nach Asan Pascha Palanka, Jagodina, Tjupria, Paratjin und Nisch nach Macedonien. In neuerer Zeit sind herrliche Straßen angelegt worden, z. B. von Belgrad nach Kragujewatz (22 Stunden lang), von dem letztern Orte nach Waljewo, von Tjupria nach Tschatschak, von Tschatschak nach Uschitze, von Jassika nach Tschatschak, von Tostenik bis Karanowitz. — Eintheilung. Früher wurde S. in Sandschaks eingetheilt. Diese Eintheilung wurde in neuern Zeiten aufgehoben, und das Land zerfällt jetzt in 17 Kreise oder Nahien, mit je einem Kreishauptmann (Okruzny Natschalnik) an ihrer Spitze, die ihrerseits wieder in Bezirke (Kneeschinen) zerfallen, deren es im Ganzen 62 gibt, welchen Kapitani vorstehen, und die aus mehren Gemeinden und Dörfern unter ihren Kmeten (Ortsältesten) bestehen. Außer der politischen Eintheilung gibt es noch alte volksthümliche Eintheilungen in größere Stücke, z. B. alles Land, wo die Städte Prischtina, Wutschitri, Mitrowitza, Banjska liegen, heißt Kossowo; die Gegend, in der Prisren, Petj u. Djakowitza liegen, heißt Metoija; alles Land zwischen der Drina und Kolubara hieß Stara Matschwa; alles Land zwischen der Morawa und dem Timok: Branitschewo; das Landstück zwischen der Morawa und Kolubara: Schumadia; das Stück zwischen dem Ibar und Lim im Distrikt Uschitza: Stari Wla. Im Lande zählt man nur noch 10 Städte, da die übrigen alle zu Dörfern und Flecken herabgesunken sind.

Rechnungsverhältnisse: Rechnungsart, Münzen &c., im Allgemeinen wie Konstantinopel, s. d. u. Smyrna. Als Rechnungsmünze wird zuweilen „ein serbischer Piaster" angenommen, worunter man dann gewöhnlich zwei türkische Piaster begreift. In S. kursiren fast alle europäischen Gold- und Silbermünzen, doch sind die österreichischen die beliebtesten. Bemerkenswerth ist übrigens, daß hier zu Lande zwei sehr von einander abwei-

chende Geldkurse bestehen: der sogenannte Kontributionskurs (Steuerkurs) und der Platzkurs oder gewöhnliche (türkische) Geldkurs. Nach dem erstern wird der österreichische Dukaten zu 24, der Thaler (nämlich der österr. Konventions- oder Species-Thaler von 2 Gulden Konventionsgeld) zu 10 Piastern berechnet, und so auch verhältnißmäßig die übrigen kleinen österr. und andern auswärtigen, so wie die türkischen guten Gold- und Silbermünzen. Es besteht dieser Kurs schon seit mehr als 20 Jahren und ist von der serbischen Regierung eingeführt, welche danach die Kontribution erhebt und ihre Rechnung führt. Nach dem andern oder dem Platzkurse wird der österr. Dukaten zu 56, der Thaler (Konventionsthaler) zu 24, der Zwanziger (das Kopfstück von 20 Kreuzern) zu 4 Piastern angenommen, so daß hiernach 240 Piaster dieser Art, so auch 100 Piaster des Kontributions- oder Steuerkurses auf die köln. Mark fein Silber gehen und sich also der Steuerkurs zum Platzkurse wie 100 zu 240 oder wie 5 zu 12 verhält. Nach dem Platzkurse werden in ganz Serbien alle Handelsgeschäfte vollzogen; auf dem Lande aber werden Ochsen, Kühe und Schweine nach dem Kontributionskurse gekauft. **Papiergeld.** Im Januar 1849 machte der Patriarch von Serbien bekannt, daß vom 1. desselben Monats an die **National-Assignaten**, auch in Noten von 10 und 15 Gulden erscheinen würden und daß diese Assignaten gleich den kursirenden Staatsmünzen betrachtet und angenommen werden sollten. In einer Bekanntmachung von Wien heißt es: „Die serbischen Assignaten werden, laut einer in Semlin erfolgten Kundmachung, von der Regierung al pari eingelöst. — **Maße und Gewichte.** **Längenmaß** ist die türkische **Arschin.** Man rechnet dieselbe hier in der Praxis = $2^1/_4$ wiener Fuß (wonach sie = 0,71125 Meter = 315,3 par. Linien wäre). Das **Feldmaß** heißt **Danoranja** (Morgen) u. begreift angebl. 1000 wiener Quadrat-Klaftern oder $^5/_8$ wiener Joch = 35,97 franz. Aren. **Getreide** wird nach dem **Gewicht** verkauft, und zwar der Preis für 100 Oken bestimmt. **Flüssigkeiten** werden gleichfalls nach dem Gewicht, nämlich nach der **Oka** (Ocka) verkauft, welche man an räumlichem Inhalt = $1^1/_4$ wiener Maß rechnet, mithin = 1,769 Liter = 89,175 paris. Kubikzoll. In **Belgrad** verkauft man den Branntwein nach dem ungarischen Eimer von 64 ungar. Halben; s **Pesth.** **Gewicht.** Als Einheit desselben hat man v. den türkischen Gewichten allein die **Oka** (Ocka) beibehalten; s. **Konstantinopel.** Dieselbe wird in 4 Litra zu 100 Drammen (Drachmen) eingetheilt, hat also (wie in der ganzen Türkei) 400 Drammen. Der **Tovar** hat 100 Oken. In der Praxis rechnet man hier stets die Oka = $2^1/_4$ wiener Pfund, wie dies auch in denjenigen Theilen der österreichischen Militärgrenze geschieht, wo die Oka gebräuchlich ist; vergl. den Art. **Militärgrenze.** — In Belgrad wird gewaschene Schafwolle nach dem wiener Pfunde verkauft. Die Preise der meisten Gewichtsarten im Großhandel verstehen sich für 100 Oken. — **Handelsanstalt in Belgrad.** Die serbische Handelskompagnie hat den Zweck, in Verbindung mit den angesehensten Kaufleuten in den Grenzstädten Serbiens und Oesterreichs: in Semlin, Pancsowa, Temeswar u. s. w., den Activ- und Passivhandel Serbiens mit mehr Nachdruck als bisher zu betreiben.

Geschichte. I. Von der ältesten Zeit bis zur Regierung des neemanschen Hauses (bis 1165). Im Alterthum bewohnten **Scythen** oder kriegerische **Barbaren** diese Gegend, welche von den **Griechen** zu Thracien, doch auch zu Scythien gerechnet wurde. Später wohnten hier die **Bessen, Skordisker, Dardanier** und **Traballer**, die von 29—5 v. Chr. von den **Römern** unterworfen wurden. Unter diesen bildete S. einen Theil des **alten Illyriens**, das die Römer ihrer Herrschaft unterworfen hatten; der besondere Name der Provinz war **Mösien**; **Belgrad** gehörte zu Nieder-Pannonien. Das Land wurde jedoch nur mit Mühe unter röm. Botmäßigkeit gehalten. Später fügten sich die Einwohner der Uebermacht, und es entstand eine Reihe von Städten an den Ufern der Donau und Morawa, die zu Wohlstand und Gedeihen kamen. Die Bevölkerung behauptete ihre Nationalität, ihre Bildsamkeit und Aufgewecktheit, und ihr kriegerischer Muth brachte sie zu Ansehen bei den Römern. Während der großen Völkerwanderung überzogen die **Hunnen, Ostgothen** und **Longobarden** nach einander dieses Land; nach der Auswanderung derselben brachte es der byzantinische Kaiser Justinian 550 unter seine Herrschaft. Seinen Nachfolgern entrissen es die **Avaren**, die es zur Einöde machten. Um 623 wanderte ein slavischer Volksstamm, die **Serbier** (**Serbli**), ein Zweig der Sarmaten, dem der Kaiser Heraklius Wohnsitze in Macedonien angewiesen hatte, dort ein; von ihnen erhielt das Land den Namen S., das damals auch **Bosnien** mit in sich begriff. Sie erkannten die Oberhoheit der oströmischen Kaiser an, und Heraklius ließ sie 640 durch röm. Priester zum Christenthum bekehren. Ihr Oberhaupt hieß **Groß-** oder **Ober-Schupan** (oder **Zupaw**), später **Zaar** oder **Krol** (**Korol, Kral, König**). Volkshäupter über gewisse Bezirke waren die **Schupane**, später in veränderten Verhältnissen auch die **Bane, Bojaren** und **Woiwoden.** Die Serbier machten sich bald unabhängig vom byzant. Reiche. Basilius der Macedonier unterwarf 863 zwar S. wieder den Byzantinern und führte die griech. Religionslehre ein, konnte aber die Serbier nicht gegen die Anfälle der Bulgaren schützen. Diese überfielen S. im J. 870, aber der Groß-Schupan **Wlastimir** leistete ihnen heldenmüthigen Widerstand, zwang sie nach 3jährigem Kampfe zum Rückzuge und wurde als König anerkannt. Auch seine 3 Söhne, **Muntimir, Stroimir** und **Goinik**, besiegten die Bulgaren. Ersterer verjagte hierauf seine Brüder und regierte allein. Unter seinem Neffen und Nachfolger (seit 897) **Peter, Sohn Goiniks**, erlangten die **Bulgaren** die Oberherrschaft in S. Der Bulgarenkönig Simeon ließ Peter, der ein Anhänger

der Byzantiner war, 917 listigerweise gefangen nehmen und setzte an seine Stelle den Paul Brankowitsch; auch diesen setzte er 920 aus derselben Ursache ab und ernannte an seiner Statt den Zacharias Pribeslawitsch. Da auch dieser sich zu den Byzantinern neigte, so überzog ihn der Bulgarenkönig 923 ebenfalls mit Krieg; Zacharias leistete Widerstand bis 924, wo die Bulgaren das Land eroberten und in eine Einöde verwandelten. Tziaslaw Klominirowitsch befreite S. 934 vom bulgarischen Joche, baute die zerstörten Städte wieder auf und brachte das Land wieder in Aufnahme; doch behaupteten die Bulgaren bald wieder die Oberherrlichkeit. Als aber im Jahre 1018 das Reich der Bulgaren durch die Griechen zertrümmert wurde, fing die Wichtigkeit der serbischen Fürsten zu steigen an. S. gehorchte nun anfangs den byzantinischen Kaisern; da diese aber sich durch ihre Bedrückungen verhaßt machten, so wurden die serbischen Fürsten ihre Gegner. Nun begann die Heldenperiode des serbischen Volkes. Stephan Dobroslaw (bei den griechischen Schriftstellern Boistlaw genannt) stellte 1040 die Unabhängigkeit S.s her und blieb im ruhigen Besitz des Reiches. Nach seinem Tode erhielt dasselbe seine zweite Gemahlin, die Prinzessin Neda (Dominica) von Bulgarien unter der Mitregentschaft des ältesten Sohnes Goislaws, nachher der 2. Sohn, Michael. Dieser machte einen vergeblichen Versuch, Bulgarien zu erobern, aber die Eroberung von Durazzo gelang ihm. Um Schutz gegen die Normannen zu erhalten, wollte er zur röm. Kirche übertreten, aber seine Absicht wurde durch die Streitigkeiten der Geistlichkeit vereitelt. Ihm folgte sein Sohn Bodin (1080—1090), der mit Alexius Comnenus um 1085—1090) in Krieg gerieth und gefangen wurde; sein Nachfolger Wulkan schloß 1094 Frieden mit dem Kaiser. Ihm folgte 1105 Stephan Wulkan, und diesem 1122 sein Vetter Urosch I., der von 1127—1129 mit den Ungarn gegen die Griechen verbündet war. Seitdem waren die serbischen Fürsten oft Bundesgenossen der Ungarn. Uroschs ältester Sohn, Tschudomil, der nach 1130 zur Herrschaft gelangte, hatte mit seinem Schwager Belusch um dieselbe zu kämpfen und trat um 1138 Bosnien an den ungar. Prinzen Ladislaw ab. Von 1151—1156 führten die Serbier Kriege mit dem byzantinischen Kaiser Manuel, dem jedoch S. eine Zeit lang lehnbar blieb. Die folgenden Fürsten, Urosch II. (bis 1156), Belus (bis 1162) und Techmyl (bis 1165), nahmen alle eine feindliche Stellung gegen die byzantinischen Kaiser ein. Der letzte wurde gefangen genommen und abgesetzt, und nun wurde Stephan Neeman zum Fürsten von S. ernannt.

II. Von der Erhebung des neemanschen Hauses bis zur Eroberung S.s durch die Türken (1165—1459). Nachdem Stephan Neeman 1169 Bosnien erobert hatte, machte er den Versuch, sich unabhängig von den Byzantinern zu machen, mußte sich aber 1172 ihnen unterwerfen. Er besiegte 1180 den Fürsten von Zenta, eroberte 1186 Nissa und ein bedeutendes Ländergebiet, erbaute viele Klöster und Kirchen, verjagte die ketzerischen Katharer aus seinem Lande und ging 1195 ins Kloster. Stephan I., der mit seinem Bruder Wulkan in Streit gerieth, 1202 vertrieben, aber bald wieder eingesetzt wurde, schwang sich zur königlichen Würde empor, ließ sich 1217 als König krönen, richtete 12 Bisthümer in S. ein und † 1224. Sein Nachfolger Rodislaw war blödsinnig und mußte deshalb 1230 der Regierung entsagen. Sein Bruder und Nachfolger Wladislaw † 1237, ohne Kinder zu hinterlassen. Stephan Urosch II., der große König, wurde 1241 von den Mongolen bedrängt, welche über Bosnien und einem Theil von S. verheerend nach der Bulgarei zogen. Er hatte seinem Sohn Dragutin versprochen, ihm noch bei seinen Lebzeiten die Regierung abzutreten, wurde indeß 1272 durch denselben vom Throne gestoßen, nachdem Stephan II. bei Gatzko Schlacht und Leben verloren hatte. Dragutin trat jedoch 1275 aus Reue über diese That die Regierung an seinen jüngern Bruder Milutin unter der Bedingung ab, daß derselbe sie nach seinem Tode an seinen Sohn Wladislaw geben solle; er selbst behielt nur das Banat Machow für sich. Milutin besiegte in den Jahren 1276—1278 die Rebellen Dorman und Kudelin, war glücklich gegen die Byzantiner, eroberte Skupi, Sletowa und Pijanatz, fiel 1283 abermals in das byzantin. Gebiet ein und eroberte die Distrikte von Strumium und Sersk. Sein natürlicher Sohn Stephan wollte ihm die Krone entreißen, wurde aber besiegt und geblendet. Milutin ließ, als 1317 sein Bruder Dragutin gestorben war, dessen Sohn Wladislaw gefangen nehmen und nahm dessen Länder in Besitz. Deshalb gerieth der König von Ungarn, Karobert, mit ihm in Krieg und nahm ihm das Banat Machow. Sein Sohn und Nachfolger (seit 1321) Stephan Urosch III. besiegte 1330 den Bulgarenfürsten Michael. Im J. 1335 empörte sich sein Sohn Stephan Duschan gegen ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn 1336 auf den Rath der Bojaren ermorden. Stephan Duschan war der größte unter allen serbischen Fürsten. Unter ihm erhob sich S. zu einer Macht, welche S., Bosnien und Albanien in sich begriff und selbst in Macedonien Fuß faßte. Und diese Macht schien im 14. Jahrhundert in jenem Theile Europa's die herrschende werden zu wollen, wenn sie sich nicht an dem Fanatismus und der Ueberlegenheit der Türken gebrochen hätte. Stephan Duschan eroberte von 1336 an eine byzantinische Provinz nach der andern, nahm sogar (nachdem er in einem Kriege von 1342—1345 fast ganz Macedonien erobert hatte), den Titel eines Kaisers an, ließ sich als solcher und seinen Sohn Urosch als König krönen und organisirte sein Reich mit einem Geiste, der hingereicht hätte, den Orient Europa's vor der Schmach des türkischen Joches zu bewahren, wäre er Einem Herrscher zu Theil geworden. Die Gesetze Duschans sind noch immer in gutem Andenken bei den Serben und in der That Muster innerer Verwaltung. In seinem 1349 gegebenen Gesetzbuch sicherte er

die Freiheit, das Leben und Eigenthum aller Staatsmitglieder. Die Wissenschaften und den Handel begünstigte er, das Reich theilte er in Statthalterschaften, die er mächtigen Bojaren anvertraute. Von 1348—1350 führte er meist glückliche Kriege gegen die Byzantiner. Sein Sohn Urosch V., der ihm 1356 folgte, erhob sich nicht zu den Ideen des Vaters, willigte in die Vertheilung des Landes unter Fürsten oder Kneesen und brach dadurch die Macht der Serben für immer. Als seine Statthalter sich gegen ihn empörten, wollte Nicephorus, welcher die Wittwe des Duschan geheirathet hatte, die Unruhen benutzen, um S. zu erobern, wurde aber geschlagen und blieb. Urosch war das Spiel seiner Statthalter, die sich beinahe völlig unabhängig machten und überdies die Türken nach Europa lockten. Bei diesen Unruhen gingen viele Länder verloren, so 1359 das Banat Machow und 1362 die Herzegowina. Urosch V. wurde 1367 auf der Flucht aus der Gefangenschaft, in welche er im Kampfe gegen 9 der rebellischen Statthalter gerathen war, ermordet. Mit ihm erlosch das neemansche Haus, und der Woiwode Wukaschin bestieg den Thron von S.; er kämpfte mit den Griechen gegen die Türken, eroberte 1369 Thessalonich, verlor aber 1371 am Tänarus Schlacht und Leben. Von seinen Söhnen folgte ihm keiner in der Regierung, sondern der Knees Lasar (Lazar) kam auf den Thron und wurde der Stifter eines neuen Regentenhauses. Doch bekam er nicht das ganze serbische Reich, sondern mußte sich die meisten Gebiete erst erobern. Im J. 1376 ließ er sich zum Kaiser krönen, machte aber von diesem Titel keinen Gebrauch. Die Türken bedrohten ihn 1386; er schloß mit ihnen Frieden und erklärte sich für ihren Vasallen, um mit ihrer Hülfe das Banat Machow von Ungarn zurück zu gewinnen. Da ihn jedoch seine Unterwürfigkeit bald reute, so vereinigte er sich mit den benachbarten christlichen Fürsten und zog gegen die Türken zu Felde, verlor aber am 15. Juni 1389 die Schlacht auf dem Amselfelde, auf der Hochebene von Pristina, unweit Kossowopolje, an der macedonischen Grenze, und Ein Tag vernichtete sein großes Reich für immer. Es war ein Tag, dem der Burgunder bei Murten ähnlich. Der sämmtliche serbische Landesadel fand auf den Feldern von Kossowa sein Grab. Der gefangene Lasar ward im Zelte des Siegers, Murads II., enthauptet, aber dieser selbst von einem gefangenen Serben getödtet. Nun regierten in S. noch einige Fürsten mit dem Titel Despoten, unter türkischer Hoheit, mit der Verpflichtung, den Türken Tribut zu bezahlen und Heeresfolge zu leisten, fort; da jedoch nicht Entartung des Volkes, sondern die Herrschsucht seiner Großen es war, die das Reich durch Zerstückelung geschwächt und S.s Macht der Vernichtung preis gegeben hatte, so war nur das politische, nicht das Nationalleben vernichtet, und S.s Volk blieb trotz des auf ihm lastenden türk. Jochs lebendig und stark. Lasars Sohn, Stephan, erhielt die Regierung als ein Vasall der Türken und mußte das Land mit seinem Schwager Wuk Brankowitsch theilen. In der Schlacht bei Arkyra 1402 rettete er Soliman, den Sohn des Sultans Bajazet und erhielt dafür den Titel eines Despoten und die Zusicherung der Herrschaft S.s in den alten Grenzen. Er hatte 1408 die Angriffe seines Bruders Wuk zu bekämpfen, der einen Theil des Landes verlangte. Nach Stephans Tode (1425) folgte ihm sein Neffe Georg Brankowitsch, dessen Tochter Maria mit Sultan Murad II. vermählt war. Er schloß ein Bündniß mit den Ungarn, ließ Belgrad von ihnen besetzen und zeigte sich geneigt, das türk. Joch abzuschütteln. Aber Sultan Murad besiegte nnd vertrieb ihn; indessen erhielt er durch die Siege Johannes Hunyads und durch den Frieden von Szegedin 1440 sein Land zurück. Nun trat er feindlich gegen die Ungarn auf, als diese unglücklich gegen die Türken kämpften und wurde deshalb von dem Sultan in der Regierung S.s bestätigt, aber von den Ungarn gefangen, die ihn indeß bald wieder frei ließen. Sein 2. Sohn Lasar (Lazar), der nach seines Vaters Tode (1457) seine Mutter vergiftete und seine Brüder verjagte, um zur Regierung zu gelangen, † schon 1458. Im J. 1459 brach die türk. Rache, für die unmächtigen Versuche, das türk. Joch abzuwerfen, fürchterlich herein. Sultan Mohammed II. überschwemmte das Land, eine Menge der angesehensten Familien wurde völlig ausgerottet, andere flüchteten sich nach Ungarn, und das Land wurde nun in eine türk. Provinz verwandelt, nachdem man 200,000 Menschen in die Gefangenschaft geschleppt hatte. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß, wie im griech. Reiche, die Fürsten auch hier der latein. Kirche sich anschließen wollten, um mit dem Papste und den christl. Fürsten des Abendlandes in ein näheres Bündniß zu treten, daß aber die Bojaren des Landes sich widersetzten und es lieber mit den Türken, als dem Papste hielten. So auch durch innern Hader zerrissen, sank Alles unter der fremden Macht, manche Familien aber nahmen freiwillig oder gezwungen den Islam an; doch war dies in Bosnien in einem viel größern Umfange der Fall.

III. S. unter türk. Hoheit von 1459 bis auf die neueste Zeit. Wie es unmittelbar nach der Eroberung in S. stand, läßt sich eher denken, als mit einiger Sicherheit angeben: eine wilde Soldateska hauste darin nach Gefallen. Indeß mußte wohl nach und nach ein geordneter Zustand eintreten, der freilich fürs Erste die Unterdrückung zur Regel machte. Abgesehen von einer Steuer an Menschen, da jährlich eine gewisse Anzahl Knaben an die aus Christenkindern rekrutirten Janitscharen eine Zeit lang abgegeben werden mußte, und Getreidelieferungen an den Pascha von Belgrad, der gleich nach der Eroberung als Statthalter des Landes eingesetzt wurde, ward das ganze Land an die türk. Soldaten, Spahi, vertheilt (die Serbier nannten sie mit einer ihnen eigenthümlichen Endung Spaija). Diese Spaija mußten die Kopfsteuer (slavisch Glawniza, türk. Kharatsch) und den Zehnten erheben und an den Pascha abliefern, wobei, da die Art der

Einsammlung, so wie das Verhältniß der Spaija zum Pascha nicht gehörig festgesetzt war, die Spaija freilich sich nicht schlecht stehen mochten. Ob diese Einrichtung ursprünglich aus einer fast allgemeinen Besetzung des Landes und Einquartierung der Truppen hervorging, oder ob die Spaija anfänglich nur zur Eintreibung der Steuern ausgesendet wurden, läßt sich wohl nicht mehr ermitteln, doch ist das Letztere wahrscheinlich, indem auch in S., wie in allen eroberten Provinzen, einzelne Dörfer als kaiserliche Domänen (Mukada oder Jeminluk) zurückbehalten wurden. Mit der Zeit wurde das Verhältniß zwischen den herrschenden Türken und den Unterworfenen wohl dadurch besser, daß zu Spaijas allmählig moslemitisch gewordene Beys aus Bosnien und der Herzegowina genommen wurden, die also geborene Serbier waren, gleiche Sprache mit dem Volke redeten und nur nach türkischem Gesetz durch ihre Religion dem herrschenden Volke zugezählt wurden. Diese Einrichtung und die daraus hervorgehende Erleichterung hatten die Serbier einigen ihrer Landsleute zu danken, die Moslems wurden und zu den höchsten Würden des Reichs, selbst zu der eines Großwessirs, emporstiegen. Wenn ein Spaija in ein Dorf kam, um die Kopfsteuer und den Zehnten zu erheben, so mußte er auf Kosten des Dorfes unterhalten werden; mancher Spaija mochte daher wohl fast das ganze Jahr im Dorfe bleiben, wo er jedenfalls die höchste Gewalt ausübte; aber wenn die Regierung in Konstantinopel oder der Pascha gnädig gestimmt war, so wurde dies als ein Mißbrauch abgestellt. Die regelmäßigen Steuern waren sehr mäßig und wurden es dadurch noch mehr, daß man sich über den Zehnten gewöhnlich abfand. Wäre die Einrichtung der Spaijas geblieben und allmählig verbessert worden, so wäre wohl nie eine serbische Revolution ausgebrochen. Einzelne Dörfer waren viel ungünstiger gestellt, aus welcher Veranlassung, ist nicht mehr zu ermitteln. Ihr Vorstand hieß Tschibuktschija und sollte den Neunten einsammeln. Der Name ist seltsam genug: Tschibuktschi heißt ein Pfeifenträger, und da dies ein Hofamt, sowohl in Konstantinopel, als bei jedem Pascha ist, so waren dies wahrscheinlich Verleihungen an einzelne Günstlinge, um so mehr, als die Bewohner eines Dorfes für den Tschibuktschi auch arbeiten mußten, anfangs bloß Sonntags, später auch an andern Tagen. Die Last eines solchen Dorfes war um so schwerer, als der Tschibuktschi gar häufig sich ein Haus in demselben baute und es nicht mehr verließ, so daß er zu einem wahren Frohnvogt für seinen eigenen Beutel wurde. Dies betraf indeß anfangs nur einige Dörfer, und die Mehrzahl des Volkes war von diesem Drucke frei. Ein ärgeres Uebel war die Rechtsverwaltung. In jedem Distriktshauptort saß ein Kadi und ihm zur Seite ein Musellim oder Polizeiverwalter. Der Kadi richtete nach dem Koran und war meist ein geborener Türke, der Musellim aber, der an manchen Orten auch den slavischen Namen Woiwoda führte, war gewöhnlich ein zum Moslem gewordener Serbe. Da keiner von Beiden eine Besoldung hatte, so lebten sie von Geldstrafen und Bestechungen. Zu welchen schreienden Mißbräuchen dies führen mußte, läßt sich leicht denken. Geldstrafen bildeten auch das Haupteinkommen des Pascha's; fiel ein Mord vor, so wurde nicht dem Mörder nachgeforscht, sondern das Dorf oder auch mehre Dörfer, in deren Nähe er vorfiel, mußten 1000 Piaster Strafe zahlen. Für eine außereheliche Geburt mußte gleichfalls gezahlt werden (wahrscheinlich weil der Kharatsch nur von Verehelichten erhoben wurde), und dem Wohlhabenden, bei dem man Geld vermuthete, konnte jeden Augenblick eine Geldstrafe auferlegt werden, indem man ihn beschuldigte, er habe Uebeles gegen einen Türken ausgesagt. Wie so den türkischen Behörden ein breiter Weg zu Erpressungen offen stand, so fehlte es auch an andern Bedrückungen nicht. Der christliche Serbe unterschied sich schon durch seine Kleidung von dem Moslem, durfte, wenn er einem Türken begegnete, nicht zu Pferde sitzen bleiben, keinen Säbel tragen, mußte, wenn er in die Stadt kam oder einem Türken begegnete, Flinte und Messer ablegen und die Pistolen mit einem Mantel bedecken, ja ein Türke konnte einen Serben ohne Weiteres von der Straße wegnehmen, Knechtsdienste in seinem Hause verrichten lassen, und wenn er ihn bei dieser Gelegenheit prügelte, galt vor Gericht keine Klage. Die natürliche Folge war, daß die Serben sich nicht in Städten und Festungen aufhielten, eben so wenig in der Nähe von Heerstraßen; die Türken dagegen mieden klüglich einsame Landpartien, weil sie sehr häufig erschlagen wurden, und wenn kein Leichnam aufgefunden wurde, Niemand darnach fragte, wenn sich aber ein Leichnam fand, mit Bezahlung des Blutgeldes Alles abgemacht war. Diese Zustände machten Manchem ein ruhiges Leben so gut wie unmöglich; sie flüchteten sich in die Wälder und wurden Haiduken, d. h. Räuber. Vielleicht bedeutet Haiduk, wie das polnische Haidamak, einen Waldläufer, einen, der sich in die Wälder flüchtete. Die Haiduken waren lange aus den vornehmsten serbischen Familien, traten häufig in venetianische Dienste u. vertheidigten die Besitzungen der Venetianer in Dalmatien gegen die Türken. Natürlich aber sanken die Haiduken, wenn auch ihre Feindseligkeiten hauptsächlich gegen die Türken gerichtet waren, oft genug zu gemeinen Räubern herab, gegen die das Volk in Masse aufgeboten wurde; in jedem Gebiete eines Kneesen oder einheimischen Distriktsvorstehers gab es früher einige Panduren oder öffentliche Sicherheitswächter, die meist mit Türken verbunden gegen die Haiduken auszogen, und viele dieser letztern kamen bei dem Pascha um Pardon ein, wurden Panduren und machten nun auf ihre ehemaligen Genossen Jagd. Immer war aber die Existenz der Haiduken ein fortwährendes Zeugniß gegen die Willkürherrschaft der Türken. So wie die Herrschaft der Osmanen in Europa sich befestigte, zogen sie die Zügel immer straffer an

und übten immer schwerern und grausamern Druck. Im 16. Jahrhundert waren die Serben, gleich den Griechen, zu der beklagenswerthesten Sklaverei herabgesunken; mehrfache Aufstände, von der Verzweiflung ohne Hoffnung des Erfolgs unternommen, vermehrten nur das Maß der Leiden. So tief das Gefühl der Vaterlandsliebe bei allen slavischen Stämmen gewurzelt ist, wußten doch viele Tausende in ihrer Noth keine andere Rettung, als daß sie, nachdem Ungarn von dem türkischen Joche befreit war, Habe und Gut verließen und nach dem christlichen Nachbarlande hinüberflohen. Im Jahre 1690 führte der Patriarch Arsenius 17,000 serbische Familien nach Ungarn. Im J. 1737 erfolgte auf Betrieb des Patriarchen Iwanowitsch eine andere Auswanderung, die aber den Türken vor der Zeit verrathen und von ihnen auf türkische Weise verhindert wurde. Sie fielen über die Fliehenden her, erschlugen einen großen Theil und führten den Rest in die Sklaverei; nur Wenige entkamen. Damals wurde die Gegend um Ipek, den alten Sitz des serbischen Patriarchats auf dem westlichen Abhange des hohen Gebirges, welches die Wasserscheide zwischen dem adriatischen u. dem schwarzen Meere bildet, ganz entvölkert. In den verlassenen Sitzen der Serben haben seitdem Arnauten sich angesiedelt. Ein sehr bedeutender Theil des serbischen Volksstammes hat, um sich den unerträglichen Bedrückungen der Türken zu entziehen, wie bereits erwähnt, die christliche Religion verleugnet und den Islam angenommen. Besonders war dies in jenen Gegenden der Fall, die den Grenzen gegen Oesterreich und gegen das einst venetianische Dalmatien zunächst lagen, weil diese durch die zahlreichen türkischen Besatzungen das härteste Ungemach erfuhren. Auf diese Weise ist beinahe ganz Bosnien mit der Herzegowina mohammedanisch geworden, obwohl auch hier viele christliche Gemeinden unter dem Druck ihrer zu dem fremden Glauben übergetretenen Landsleute zerstreut sind. Der im Gebirgslande wohnende Theil des Serbenstammes ist unter allem Ungemach dem Christenthum treu geblieben. Es war ein Glück für die Serben, daß die Türken ihr Land stets nur militärisch besetzten, und daß sie nie das Landbesitzthum ansprachen, woran sie auch die Religion hinderte. Nur als Militär, nicht als Volk, waren sie in S. eingedrungen. Die Slaven haben so die Eigenthümlichkeiten ihres Charakters, ihre Sprachen und ihre Sitten gerettet, und eben so bewahrte auch die unterjochte serbische Nation ihre Religion (wenigstens der Mehrzahl nach), ihre schöne Sprache und die herzerhebende Erinnerung an ihre Heldenzeit. In ihren Gesängen lebt noch der Geist des Volkes, und groß ist bei ihnen die Gewalt des Nationalgesangs; jeder Bauer hinter seinem Pfluge, jedes Kind auf der Höhe bei seinen Schafen singt vom Kaiser Duschan und Knees Lasar. Diese Gesänge bewahrten das Bewußtseyn der Volkskraft, und das Volk konnte kein Sklave seyn, dessen Helden in seinen Liedern leben. Die Religion, die in dem heutigen S. nicht, wie in Bosnien, viele Abtrünnige zählte, hielt das Band der Nation fest zusammen und stellte sie dem Eroberer schroff entgegen, so schroff, daß an ein Verschmelzen gar nicht zu denken war. — Durch den Frieden v. Passarowitz (1718) kam ganz S. mit dem Banat und dem größten Theil von Bosnien an Oesterreich, aber der Uebermuth der österreichischen Offiziere und Beamten erstickte die Sympathien für die christliche Herrschaft, und in dem für Karl VI. so unglücklichen Kriege von 1738 trugen die Serben sogar wesentlich zur Wiederherstellung des türkischen Regiments bei. Dieses lohnte ihre Anhänglichkeit so schlecht, daß zur Zeit des von Katharina II. und Joseph II. unternommenen Kriegs die Serben sich für Oesterreich erhoben. In diesen Kämpfen machte sich der Held des spätern Aufstandes zuerst durch eine wilde That bekannt. Als der Aufstand mißlungen war, flüchtete ein Greis mit seinem Sohne der Save zu. Doch an dem Grenzstrom fühlte sich der alte Mann von Heimweh ergriffen und erklärte, daß er seine Berge nicht verlassen könne und sich den Türken unterwerfen wolle. Nachdem der Sohn vergebens Bitten und Beschwörungen erschöpft hatte, zog er seine Pistolen hervor. „Soll ich es erleben“, rief er aus, „daß mein Vater von den Türken zu Tode gemartert wird?“ Mit diesen Worten schoß er den Alten nieder, vertheilte seine ganze Habe an die Begleiter und floh auf das österreichische Gebiet. Von dieser That schreibt sich der später so berühmt gewordene Name des Jünglings her, der fortan der schwarze Georg hieß, Czerny (Tscherni) Georg bei den Serben, Kara Georg bei den Türken. Die Unruhen, welche 12 Jahre später wegen Bedrückungen der Janitscharen gegen christliche und türkische Einwohner ausbrachen, führten Czerny Georg, der es bei den Oesterreichern bis zum Feldwebel gebracht hatte, in sein Vaterland zurück. Die Schumadia, der mittlere Landstrich zwischen der Moldawa u. der Kolubara, wurde der Herd des Aufstandes. Eine Reihe glücklicher Gefechte, das erste bei Sibnitza, und wie alle spätern von Serben und Spahis (Spaijas, der angesessenen türkischen Lehnsmiliz) gemeinschaftlich geschlagen, befreite das Land von den Janitscharen. Nachdem diese Dränger geflohen waren, kam der Statthalter von Bosnien, Bekir Pascha, den Serben zur Unterstützung, wie er sagte; allein diese wollten von einem so zweideutigen Bundesgenossen gegen geschlagene Feinde nichts wissen. Bekir Pascha mußte unverrichteter Dinge über die Grenze zurückgehen, und am 12. Dec. 1806 schloß die Erstürmung von Belgrad die erste Periode des serbischen Unabhängigkeitskriegs auf eine glänzende Weise. Um diese Zeit begannen die russischen Ränke. Im Begriff, mit der Türkei Krieg zu beginnen, versprach Rußland, die Serben zu schützen, wenn diese seine Oberherrschaft anerkennen würden. Dessen weigerte sich das freie Volk und schlug in den Feldzügen von 1809 und 1810 die von Osten und Westen über die Morawa und Drina vordringenden Türken fast ohne russische Unterstützung zurück. Die nordische Diplomatie hatte inzwischen im Lande selbst festen Fuß gefaßt. Eine aristokratische Partei,

deren Wunsch auf ähnliche Unterthanenverhältnisse sich richtete, wie sie in den Donaufürstenthümern auf den Gütern der Bojaren bestehen, lieh den Einflüsterungen des russischen Agenten Rodofinikin ein geneigtes Ohr. Diese Partei spaltete sich in eine russische und eine türkische Fraktion, erstere von den Hospodaren Jakob Nenadowitsch, Milan Obrenowitsch, älterm Bruder des Milosch, und Peter Dobrinjaz, letztere von dem belgrader Metropoliten Leonti, einem Griechen von Geburt, geleitet, war aber gegen Czerny Georg einig. Die Beschränkungen seiner Gewalt, welche die Aristokraten auf der Volksversammlung (Skupschtina) von 1810 durchsetzten, machten den Kriegsfürsten aufmerksam. Auf der Volksversammlung von 1811 gewann er mit Hülfe der kleinen Häuptlinge oder Woiwoden die Oberhand u. wurde mit der höchsten Exekutivgewalt bekleidet. Mit der Niederlage der Aristokraten verschwand Rodofinikin, um durch einen andern Agenten, Neboda, ersetzt zu werden, der das System änderte. Wenn Rodofinikin bei den Hospodaren intriguirt hatte, so wirkte Neboda auf Czerny Georg direkt ein und verlangte, daß derselbe die türkischen Anträge, S. unter eigenen Fürsten gleich der Moldau und Walachei zu konstituiren, zurückweise. Dies war das Unglück des Betrogenen. Rußland hatte ihm zugesagt, daß es bei den Friedensunterhandlungen die Forderungen S.s zu seinen eigenen machen werde; als aber der Friede von Bucharest, russischer Seits durch die heranziehenden französischen Heermassen wesentlich beschleunigt, abgeschlossen war, fanden sich in diesem Vertrag nur die nichtssagenden Stipulationen für S.: allgemeine Amnestie, eigene innere Verwaltung, Tributpflichtigkeit und Uebergabe der Festungen an den Sultan. Die türkische Auslegung dieser Bestimmungen ließ nicht auf sich warten. Anstatt der Amnestie gewährten die Türken Auswanderung aller Mißvergnügten, zu den Festungen forderten sie alle Waffen und Kriegsvorräthe; außerdem verlangten sie Aufnahme der vertriebenen Osmanli und Wiedereinsetzung in den alten Besitz. Drei türkische Heere, die unter dem Oberbefehlshaber Khurschid Pascha auf drei Seiten über Donau, Morawa und Drina in das Land brachen, unterstützten diese Interpretation. Es wird behauptet, daß die Serben vollkommen widerstandsfähig gewesen seyen, daß aber türkische Tücke ihre Kraft gebrochen habe. Sieben ummauerte Festungen und vierzig Schanzen standen zur Verfügung der Serben, 150 Geschütze mit hinreichendem Schießbedarf waren in ihren Händen, zu den 20,000 schlagfertigen Kriegern ihres Heeres kam noch eine Reserve, die sich in der Schumadia sammelte. In diesem Mittelpunkte des Landes wollte der schwarze Georg alle Truppen sammeln, aber zu seinem Unglück ließ er sich (durch russische Rathgeber?) bestimmen, seine Kräfte zu vereinzeln, und so wurden sie von den Türken nach einander aufgerieben. Als dies geschehen war, redete man Czerny Georg ein, nur gegen seine Person richte sich der Haß der Feinde, entferne er sich, so werde sein Vaterland die besten Bedingungen erhalten. Durch diese Vorstellung getäuscht, ging er auf österreichisches Gebiet; diese Flucht entmuthigte die tapfersten Streiter, Alles floh, den Türken stand das Land offen. Ein letztes Häuflein Landesvertheidiger zog sich an der Drawe hinunter, Jakob Nenadowitsch sah sie und kam vom österreichischen Gebiet zu ihnen, um den Anführer zum Uebertritt auf den neutralen Boden aufzufordern. „Bruder", antwortete Milosch Obrenowitsch, „ich will nicht mit leeren Händen nach Deutschland, daß die Türken meine alte Mutter, mein Weib und meine Kinder in die Sklaverei führen und verkaufen. Ich will in meinen Bezirk gehen, wo das Volk noch bei einander ist. Es ist so viel Volks in meinen Schlachten umgekommen, daß es nicht mehr als billig ist, wenn auch ich mit dem Volke umkomme". Allerdings waren die Leute in seinem Bezirk noch bei einander, aber bei dem Heranrücken der Türken liefen sie davon, und da sich in mehren andern Bezirken dasselbe wiederholte, so blieb Milosch nichts Anderes übrig, als die Waffen niederzulegen. Die Türken nahmen ihn gut auf, und Milosch ließ sich dazu gebrauchen, zur Unterdrückung mehrer Aufstände mitzuwirken, die bald nachher durch die Grausamkeit der Türken entzündet wurden. Das Sengen und Brennen, das Köpfen und Spießen der Unterdrücker erweckte ihn nicht, sein Patriotismus trat erst wieder hervor, als seine persönliche Sicherheit bedroht wurde. Er war bei dem Pascha von Belgrad, als die Köpfe von ehemaligen Waffengefährten eingebracht wurden. Da rief ihm einer aus dem Gefolge des Paschas zu: „Hast du die Köpfe gesehen, Knees? Jetzt ist die Reihe an dir". „Gut, gut", antwortete Milosch, „der Kopf, den ich trage, ist längst nicht mehr mein". In den nächsten Tagen verschaffte er sich vom Pascha, der ihn vergebens zurückzuhalten suchte, Urlaub, eilte in die Berge und erregte einen neuen Krieg. Von seinem Gehöft, das bei Rudnik im wildesten Waldgebirge liegt, ging er am Palmsonntage von 1815 nach Takowo, wo seine Anhänger in der Kirche seiner harrten. Mit der Kriegsfahne der Serben trat er mitten unter sie und sagte: „Hier bin ich, und jetzt habt ihr den Krieg". Der Unabhängigkeitskrieg, der von diesem Tage datirt, ist, wie alle orientalische Kämpfe, an den merkwürdigsten Wechselfällen überaus reich. Bei den Völkern des Ostens schwellen die Heerhaufen nach glücklichen Erfolgen plötzlich zu vielen Tausenden an, und nach einer Niederlage steht der Anführer allein neben der verlassenen Fahne. Einmal verzweifelte Milosch so gänzlich, daß er ohne das Zureden seiner Frau aus dem Lande gegangen seyn würde; ein zweites Mal kehrte er nach einer heißen Schlacht an der Morawa mit einem einzigen Begleiter heim. Nicht daß die Andern etwa Alle gefallen wären, sie hatten sich versteckt. Beide Male war Milosch bald darauf wieder an der Spitze großer Heerhaufen; in dem letzten Falle vergingen ein paar Wochen, und die Türken, bei Ertari bis zur Vernichtung

geschlagen, hatten das ganze Land bis auf zwei Schanzen geräumt. Ein glänzender Sieg, auf der Ebene der Matschwa über die unter Ali Pascha aus Bosnien eingedrungenen Türken erfochten, entschied die Unabhängigkeit S.s. Die Türken unterhandelten, und diesen Zeitpunkt wählte Czerny Georg zur Rückkehr. Fast auf der Schwelle des Landes empfing ihn der Tod; Mörder, von Milosch ausgesandt, lauerten ihm auf und tödteten ihn mit Säbel und Pistole; sein Kopf — wie die serbische Sage wissen will, von der abgezogenen Haut begleitet — kam nach Konstantinopel, um dort als Siegeszeichen zu prangen. Milosch erreichte mit dieser Schandthat seinen doppelten Zweck. Von seinem Nebenbuhler befreit, wurde er am 6. Nov. 1817 zu Belgrad in einer großen Versammlung aller Kneesen und der vornehmsten Geistlichen des Landes zum erblichen Fürsten ausgerufen, u. der Divan erkannte ihn als solchen an. Der Abschluß des wirklichen Friedens verzögerte sich noch lange, da S. in die zwischen Rußland und der Pforte entstehenden Verwickelungen hineingezogen wurde. Der türkisch-russische Vertrag von Akjerman verbürgte den Serben kostbare Vortheile: freie Wahl ihrer Oberhäupter, unabhängige Gerichtsbarkeit, vollkommen freie innere Verwaltung, eigene Erhebung der Steuern bei festbestimmtem Tribute. Dem Vertrage von Akjerman folgte der russisch-türkische Krieg, den die Serber mit Begeisterung begrüßten, weil sie gegründete Hoffnung hatten, Bosnien und die Herzegowina für sich zu gewinnen. Aber ein serbisches Reich von der Donau bis an das adriatische Meer war nicht nach russischem Geschmack, daher erhielt Milosch die strenge Weisung, sich darauf zu beschränken, dem türkischen Heere in Bosnien den Durchmarsch durch S. zu verbieten, wodurch er den Russen die rechte Flanke deckte. Das beruhigende Opiat, wodurch das Schwert des kriegerischen Fürsten in der Scheide gehalten wurde, war das Versprechen der erblichen Fürstenwürde. Bei dem Abschluß des Friedens von Adrianopel vergaß die russische Diplomatie dieses Versprechen; dieser Vertrag verwies die Serben einfach auf die Bestimmungen von Akjerman, und nun war an Milosch die Reihe, seinen Bundesgenossen zu überlisten. Durch Bestechung verschaffte er sich im August 1830 in Konstantinopel einen Berat (Lehnsbrief), der ihn als erblichen Fürsten der Serben bestätigte. Die beiden Hattischerifs vom 6. Juni und 4. December 1834 erledigten die letzten mit der Pforte noch obschwebenden Differenzen, und von dieser Seite ganz sicher, Seitens Rußlands wenigstens gegen öffentliche Feindseligkeit geschützt, konnte Milosch an Befestigung seiner Herrschaft denken. Die Art, wie er dabei verfuhr, war die türkische. Gestützt auf seine Momken (bewaffnete Begleiter, der Name kommt von Momak, was Bursche bedeutet), regierte er auf die willkürlichste Weise, behandelte jede Klage als Aufruhr und ließ viele Köpfe abschlagen. Einst wurden auf seinen Befehl 200 Häuser armer Leute in der Savestraße von Belgrad niedergebrannt, weil Milosch den Platz brauchte, um Zollgebäude und Waarenbazars einzurichten. Im Jahre 1835 riefen seine Willkürlichkeiten einen Aufstand hervor, den zu besiegen ihm unmöglich war, da die beiden angesehensten Serben, Abram Petroniewitsch und Thomas Wutschitsch zu den Theilnehmern gehörten. Diese arbeiteten die Verfassung (Ustaw) vom 3. Febr. 1835 aus, welche von einer Volksversammlung angenommen und von Milosch bestätigt wurde. Das petersburger Kabinet protestirte gegen diese Verfassung und präsentirte eine andere; Milosch wollte weder diese noch jene und intriguirte bei der Pforte um Aufrechthaltung seiner Machtvollkommenheit. Der Divan folgte englischem Rath; so entstand durch einen Hattischerif das organische Statut von 1838, das weder die Volkswünsche, noch den Fürsten irgend befriedigte. Die welthistorische Volksversammlung, welche die Verfassung von 1835 zum konstitutionellen Faktor der Gesetzgebung machte, verschwand gänzlich, und an ihre Stelle trat ein Senat, dem die Rechte beigelegt wurden, die Höhe der Steuern zu bestimmen, die Besoldungen des Militärs und der Beamten festzusetzen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Milosch beschwor diese Verfassung, aber er hielt sie nicht. Im Vertrauen auf seinen Bruder Jephrem, der als Präsident des Senats fungirte, führte er die alte Wirthschaft fort, indem er sich seiner Feinde entledigen zu können hoffte. Der gefährlichste derselben war Wutschitsch, und gerade diesem war auf keine Weise beizukommen. „Was trägst du dich immer wie ein Heiduk?" fragte ihn einst der Fürst, „warum nicht die Tracht meiner andern Minister und Senatoren?" „Hoheit", war Wutschitschs Antwort, „ich bin furchtsam, darum trage ich immer Messer und Pistolen". Dieser glücklichen Furchtsamkeit verdankte er, daß die Momken des Fürsten niemals wagten, den bewaffneten Riesen anzutasten. Die Konstitutionellen, in S. Ustavo-Branitelji oder Vertheidiger der Verfassung genannt, waren im Senat zahlreich genug, um eine gefährliche Opposition zu machen. Auf ihren Antrieb verlangte der Senat eine Rechnungsablage über Landesgelder, die Milosch nicht geben konnte, da er das Meiste für seine mit Harem und anderm orientalischen Luxus ausgestattete Hofhaltung in Kragujewatz verwendet hatte. Der Senat bestand nachdrücklich auf seiner Forderung, daß Milosch sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als durch einen Umsturz der Verfassung. Von Belgrad aus, wo er den Senat durch Unterhandlungen zu hintergehen suchte, befahl er seinen Garden in Kragujewatz, gegen den Senat zu marschiren. Die 400 Fußsoldaten und 200 Reiter mit 4 Geschützen brachen wirklich auf, allein in der Nähe von Belgrad, bei dem Kloster Rakowitsch, empfing sie Wutschitsch an der Spitze so zahlreicher Milizen, daß sie ohne Widerstand die Waffen streckten. Eine mit der Untersuchung dieser Vorfälle beauftragte Kommissinn des Senats ermittelte leicht, daß Milosch Alles angezettelt habe, um der Verfassung ledig zu seyn,

und man verlangte nun von ihm die Niederlegung seiner Würde. Am 13. Juni 1839 unterzeichnete er die Abdankungsurkunde, am 15. verließ er mit seinem Sohn Michael das Land. Der älteste Sohn Milan, zu dessen Gunsten der Vater entsagt hatte, blieb zurück, starb aber schon am 8. Juli an der Auszehrung. Nach dem Tode Milans ernannte die Pforte dessen jüngern Bruder Michael zum Nachfolger, setzte ihm aber eine Regentschaft zur Seite, gebildet von Jephrem Obrenowitsch, Petroniewitsch und Wutschitsch. Vier Parteien bekämpften sich jetzt. Im Senat ging die überwiegende Meinung dahin, die gewaltthätigen Obrenowitsche ganz zu entfernen und den Sohn des Czerny Georg zu berufen, eine zweite Partei bildete sich um Jephrem, der schon früher ehrgeizige Absichten verfolgt hatte, eine dritte um den vertriebenen Milosch, eine vierte um Michael. Wutschitsch und Petroniewitsch, die für den Sohn des schwarzen Georgs waren, hatten die drei andern Parteien gegen sich und sollten gestürzt werden. Also sprengte Jephrem aus, er werde zur Rückkehr des Fürsten Milosch gern die Hand bieten, aber die beiden andern Regenten seyen ihm entgegen. Um sie zu entfernen, brachte man die lächerliche Anklage vor, der geflüchtete Fürst habe 13 Millionen Piaster im Schatz zurückgelassen, und diese seyen bis auf 5 Millionen verschwunden. Von den beiden wurde verlangt, daß sie Rechnung ablegen sollten über Gelder, die nie vorhanden gewesen waren, und da sie dies natürlich nicht konnten, wuchs die künstlich erzeugte Gährung bis zu einem Aufstande. Im April 1840 mußten Wutschitsch und Petroniewitsch in die türkische Citadelle von Belgrad flüchten. Milosch bereitete sich bereits zur Rückkehr, als ihm die überraschende Anzeige wurde, daß das petersburger Kabinet seine Abdankung als endgültig betrachte, und daher von ihm keine Rede mehr seyn könne. Rußland unterstützte den jungen Michael, der die Lehren des Konsuls Waschtschenko so vollständig befolgte, daß S. als eine russische Statthalterei gelten konnte. Dem ehrgeizigen Jephrem ließ man den Schein der Macht, was den besondern Vortheil hatte, daß sich gewaltsame und verhaßte Maßregeln als von ihm ausgehend darstellen und Michael eine nothdürftige Popularität erhalten ließen. Bei dieser diplomatischen Taktik hatte man ohne die beiden Vertriebenen und ohne Oesterreich und die Pforte gerechnet. Die beiden Serben agirten mit einer Schlauheit, die ihnen gewiß die vollste Anerkennung der europäischen Diplomatie erworben hat. Die Pforte nahm sich ihrer kräftigst an, besonders seitdem Izzet Mehmed Pascha Großwessir geworden war; Oesterreich unterstützte sie in der Meinung, daß sie den alten Milosch zurückrufen würden. General Hauer, als österreichischer Save-Regulator in officieller Thätigkeit, hatte die geheime Mission, die Russen aus Belgrad und S. hinauskomplimentiren zu helfen; Hussein Pascha von Widdin und Kiamil Pascha von Belgrad arbeiteten auf dasselbe Ziel hin. Die serbische Regierung beförderte ihrerseits durch tyrannische Maßregeln, Verfolgungen, Rechtsverletzungen, erhöhte Steuern die gegen sie gerichteten Pläne. Auch sie glaubte, wie Oesterreich, daß es sich bloß um die Rückkehr des alten Fürsten handle, und wurde in dieser falschen Meinung noch mehr bestärkt, als bei einem belgrader Handelsmann Peter Milaikowitsch eine versiegelte Schrift gefunden wurde, die das Bestehen einer Verschwörung zu Miloschs Gunsten beurkundete. Wutschitsch und Petroniewitsch, auf Veranlassung der Pforte amnestirt, hatten die Schrift dorthin geschafft und entdecken lassen. Fürst Michael machte sich vollends verhaßt durch Besteuerung der Eichelmast, die der Serbe in seinen prächtigen Wäldern reichlich findet und für seine Schweineheerden, die seinen Hauptreichthum ausmachen, nothwendig braucht. Ein eben angekommener türkischer Bevollmächtigter, Schekib Effendi, billigte alle Beschwerden der Unzufriedenen, ein türkisches Truppencorps rückte hart an die Grenze. Noch immer glaubte Fürst Michael sammt seinen russischen Rathgebern an eine Bewegung, die von Milosch ausgehe, und stellte deshalb Mitglieder der patriotischen Partei an die Spitze der unruhigsten Bezirke und eines Theils der Truppen. So war den Patrioten ihre Arbeit halb gethan. Der Bezirk von Kragujewaz gab das Signal, in wenigen Tagen war ganz S. alarmirt. Fürst Michael eilte mit seinen Truppen nach Kragujewaz, Haufen von Landleuten verstärkten sein Heer, aber kaum zeigte sich Wutschitsch, so fielen die Anhänger der Regierung massenweise ab. Noch zweimal stellte sich der Fürst zur Schlacht, und jedesmal wiederholte sich dasselbe Schauspiel eines allgemeinen Abfalles. Am 6. und 7. September 1842 trat Fürst Michael mit seinem Gefolge auf österreichisches Gebiet über. Fürst Milosch jubelte, als er in Wien die Nachricht von dieser Revolution erhielt, und hatte doch keine Ursache dazu. Die Volksversammlung, die am 14. September bei Belgrad zusammentrat, enttäuschte alle Die, welche die Aufständischen mit der Partei des Vertriebenen identificirt hatten. Kaum wurde sein Name genannt, als die gesammte Versammlung rief: „Wir wollen keine Obrenowitsche mehr, der Sohn unsers Befreiers Czerny Georg sey unser Fürst". Der zweite Sohn des schwarzen Georg, Alexander Karageorgiewitsch, wurde einstimmig zum Fürsten erwählt. Gegen diese Wahl traten nicht bloß Oesterreich und Rußland, sondern auch England und Frankreich auf, obgleich sich die Pforte jede Einmischung verbat und die Proteste von bloßen Handelskonsuln nicht beachten zu können erklärte. England und Frankreich zogen sich bald von dieser Angelegenheit zurück, wenigstens öffentlich, Oesterreich, obgleich überlistet, ließ sich zuletzt einen Zustand der Dinge gefallen, der für Rußland nachtheilig war. Um so entschiedener trat der „weiße Czar" der Revolution entgegen. Die Wahl Alexanders sey eine ungesetzliche, durch Unordnung und Gewaltthat zu Stande gebrachte, erklärten seine Bevollmächtigten, und wenn sie nicht annullirt werde, müsse Rußland interveniren. Seine Diplomatie fand trotz ihres rauhen

Tons nicht die Opposition, die sie erwartet hatte, der Divan fügte sich nach einer Zeit, die gerade lang genug war, um den äußern Schein zu bewahren, und in S. waren es gerade die beiden Männer, deren Verbannung Rußland forderte, die für seine Vorschläge sprachen. In einer Volksversammlung zu Toptschidere (16. Juni 1843), die gegen die russische Anmaßung tobte, sprach Wutschitsch: „Aus welchen Gründen wollt ihr euch in den Willen eures Oberherrn und Rußlands, die es beide mit euch gut meinen, nicht fügen? Ihr bleibt doch das freie serbische Volk, das sich seine Freiheit selbst erkämpft hat. Ihr wählt aus Rücksicht für die Milde des Oberherrn und für die Freundschaft des Schutzherrn von Neuem, wen ihr wollt, und wen könnte eure Wahl sonst treffen, als den Karageorgiewitsch? Wir beide Verbannte wollen in das Exil gehen, bis ihr uns wieder ruft, was doch in kurzer Zeit geschehen wird. Was schadet es einem frisch aufgrünenden Walde, wenn zwei Bäume aus ihm abgehauen werden?" Der Mann, der so sprechen konnte, mußte seines Volks ganz sicher seyn. Die Serben verstanden die Diplomatie, die er ihnen so offen anempfahl, und handelten danach. Vergebens ließ Rußland, indem es seinen Kandidaten Michael zurückzog, für den alten Milosch alle Minen springen; vergebens verschwendete Fürst Lieven seine besten Worte wie seine schärfsten Drohungen; vergebens ließ der Obrenowitsch einen großen Theil seiner Schätze in serbische Taschen zurückfließen: die Serben blieben bei ihrem Entschluß. Jetzt reichte die russische Diplomatie mit einer plötzlichen Schwenkung der patriotischen Partei die Hand u. äußerte eine lebhafte Befriedigung, als die Skuptschina von Toptschidere, von 2800 Stimmberechtigten besucht, Alexander Karageorgiewitsch einstimmig in seiner fürstlichen Würde bestätigte (27. Juni 1843). Fürst Lieven, der dieser Versammlung in Gesellschaft des Konsuls Waschtschenko persönlich beiwohnte, gab nun die Versicherung, gegen eine „gesetzliche" Wahl des Erkorenen habe sein Herr nie etwas gehabt, nur darauf müsse er bestehen, daß die beiden Revolutionsmänner das Land verließen. Am 13. August gingen Wutschitsch und Petroniewitsch freiwillig nach Widdin in die Verbannung, und sofort ließ es sich der neue russische Konsul Danielewski angelegen seyn, den Fürsten gegen sie einzunehmen, um ihre Rückkehr unmöglich zu machen. Karageorgiewitsch war indessen nicht so undankbar, den beiden Männern das Vaterland zu verbieten, und die Pforte bekräftigte ihn in dieser Stimmung. Ein Aufstand, von dem ehemaligen Minister Rajewitsch unternommen, war die Veranlassung zu ihrer Rückkehr. Wie es scheint, waren Anhänger Rußlands in dieses Unternehmen verwickelt, deren Begnadigung der Fürst nicht anders zugeben zu dürfen erklärte, als wenn die Volksstimmung durch die Heimkehr der Verbannten besänftigt werde. Der russische Konsul gab die verlangte Zusicherung, das petersburger Kabinet beharrte indessen noch auf seiner Politik der Rache, bis Wutschitsch und Petroniewitsch mit einer Berufung an die andern Großmächte drohten. Nach einer andern Version (Allgemeine Zeitung von 1844, Nr. 250) hätte der russische Gesandte in Konstantinopel die Fortdauer der Verbannung Beider seinem österreich. Amtsgenossen mit den Worten angezeigt, sein Hof freue sich, dem wiener Kabinet diesen Dienst erzeigt zu haben, worauf das letztere erwidert habe, Oesterreich befinde sich nicht in der Lage, von diesem Exil irgendwie berührt zu werden. Welche dieser Darstellungen auch die richtige seyn mag, Petroniewitsch und Wutschitsch kehrten zurück, unter Glockengeläute und Kanonendonner, bei dem Scheine kolossaler Freudenfeuer, zu denen die patriotischen Serben das Material meilenweit herbeigeschleppt hatten. Die von Rußland gestellte Bedingung, daß die Zurückgekehrten kein öffentliches Amt erhalten sollten, wurde noch in demselben Jahre aufgehoben. Am 4. Oktober 1844 überfielen 34 Aufrührer, unter einem gewissen Jowanowitsch, als Husaren vermummt, vom österreichischen Gebiet aus das Städtchen Schabatz und proklamirten die Familie Obrenowitsch. Sie hatten auf eine allgemeine Volkserhebung gerechnet; statt dessen rotteten sich die Landleute zusammen und erschlugen oder fingen die Eingedrungenen bis auf den letzten Mann. Die Untersuchung führte auf den ehemaligen Ministerialsekretär Milosch Bogitschewitsch als Anstifter zurück, der mit dem russischen Konsulat in sehr naher Verbindung stand. So erklärt sich, daß diese diplomatische Behörde schwieg, als die beiden kräftigsten serbischen Staatsmänner in ihre Ministerien wieder eingesetzt wurden. Mit dem Tage, an dem Wutschitsch und Petroniewitsch ihre Sessel im Ministerium wieder einnahmen, begann die Herrschaft der Ruhe. Daß die ehrgeizigen Parteiführer ihrem Spiel entsagten, daß sogar die Obrenowitsche keinen Restaurationsversuch mehr wagten, ist das stärkste Anerkenntniß, daß S. dem Gährungsprozeß eines werdenden Staats entrückt und in die Reihe der fertigen Organisationen getreten sey. In den Jahren 1845, 1846 und 1847 wurde der gedeihliche Fortschritt des innern Staatslebens nie für die kürzeste Zeit unterbrochen. Die Staatslenker konnten ihre Reformen zur Ausführung bringen, S. verwandelte sich in diesen wenigen Jahren so, daß Alles, was frühere Schriftsteller, z. B. Cyprian Robert im Jahre 1843, über dieses Land geschrieben haben, als antiquirt erscheint. Die Stürme des Jahres 1848 berührten die inneren Verhältnisse gar nicht, aber auf die äußere Stellung S.s übten sie den entschiedensten Einfluß. Die österreich. Südslaven zogen aus eigenem Interesse das Nachbarland mit den tapfern Kriegern in ihre Bewegung, an den Ostgrenzen der Civilisation wurde der Versuch der Bildung einer neuen, dem Kulturleben angehörenden Staatengruppe gemacht. Welch ein unermeßlicher Gewinn für Europa und insbesondere für Deutschland, wenn dieser Versuch geglückt wäre, wenn unirte südslavische Provinzen, S., Bosnien, die Herzegowina, sich an Ungarn und durch dieses an das

als Föderativstaat konstituirte Oesterreich angeschlossen hätten! Dem türkischen Reich wären dann Elemente der Schwächung entzogen worden, die Rußland nur zu geschickt zu benutzen weiß, und die Westslaven hätten die selbstständige Organisation gefunden, deren sie dringend bedürfen, wenn sie nicht aus Spielbällen die Opfer ihres mächtigen Schutzherrn werden sollen. Es ist anders gekommen, der unselige Racenkrieg zwischen Magyaren und Slaven hat die letzteren ganz auf die Seite ihres natürlichen Feindes gedrängt, und die jetzige centralisirende Richtung Oesterreichs verdammt dieses nach Osten hin zu derselben Unthätigkeit, die Rußland früher in den Donaugebieten so mächtig gemacht hat. Hier ist unter den gegenwärtigen Umständen für Oesterreich eine Pandorabüchse, deren Deckel es nicht lüften darf, ohne bösen Geistern die Freiheit zu geben, und so muß man zuwarten, bis Rußland das verschlossene Gefäß, in dem es genau Bescheid weiß, zu sprengen beliebt. Ob die serbischen Staatsmänner die Unterstützung, die sie den österreichischen Slaven während des Krieges geleistet haben, gern oder unwillig gewährten, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Genug, sie wurde gewährt; Serben aus dem Fürstenthum kämpften unter Stephan Petrowitsch Knicanin gegen die Magyaren und erhöhten die Greuel des Krieges in den untern Donaugegenden nicht wenig. In dieser Kriegszeit spielt eine merkwürdige Episode, die fast gar keine Beachtung gefunden hat. Fürst Milosch, der in diesen Wirren im Trüben zu fischen meint, wurde von Dr. Ludwig Gaj nach Agram gelockt, dort in ein Gefängniß geworfen und so lange festgehalten, bis die Südslaven alle ihre Verabredungen getroffen hatten. Daß Gaj hierbei nicht auf Oesterreichs Antrieb handelte, ist klar, denn in diesem Fall war es eine unnütze Mühe, den alten Obrenowitsch, der von Wien kam, erst nach Agram zu locken. Für S. hat der Krieg, im Namen der heiligen Slawa und unter russischen Auspicien geführt, den Nachtheil gehabt, daß eine blind patriotische Partei, die sich zumeist aus der Jugend rekrutirt, dadurch zum Uebergewicht gelangt ist. Krieg gegen den Islam im Namen des orthodoxen Christenthums ist das Feldgeschrei, in Belgrad wird von russischen Offizieren und Beamten offen das Thema von Unterwerfung unter russisches Scepter verhandelt, der russische Konsul bringt Trinksprüche aus auf die Vereinigung S.s mit dem großen Slavenreiche. Aber das ist nicht das Ziel der serbischen Staatsmänner; seitdem die russischen Sympathien im Lande laut geworden sind, suchen sie in der Stille ihre alten Verbindungen mit Konstantinopel hervor und beginnen wieder das Schaukelspiel, in dem sie seit langer Zeit Uebung haben. Diese „Schweinehändler-Aristokratie", welche die gesammte europäische Diplomatie hinters Licht geführt hat, ist für die Pläne Rußlands kein ungefährlicher Gegner. Da die Persönlichkeiten dieser Männer so bedeutend sind, so mag am Schluß der geschichtlichen Darstellung die Schilderung folgen, die in den Grenzboten" von 1850 von ihnen entworfen wird. Wutschitsch ist die ächte, serbische Volksfigur, ein Riese mit der Natur eines wilden Raubthieres, und ein schlauer, schlauer Teufel; er ist S.s populärster Held, ein unüberwundener Feldherr, der Mann, der die Dynastie Obrenowitsch gestürzt hat, und einer der zähesten Diplomaten des Südens. Den Mangel jeglicher Schulbildung ersetzt bei ihm die ungeheure Lebenskraft, die große Lehrmeisterin Erfahrugn und lange Uebung in den schwierigsten Geschäften. Mit welcher Liebe das Volk an Wutschitsch hängt, ist kaum zu glauben. Er geht stets im einfachen Nationalkleide der gemeinen Serben' stets mit Säbel, Messer und Pistolen bewaffnet. So schon unter Milosch Obrenowitsch (aus Gründen!) und jetzt wieder unter Fürst Alexander, der sich nur zu oft dem einstigen Diktator und Gründer seines Throns nachzugeben genöthigt sieht und den greisen Wolf erträgt. S.s Premier, der weise Minister Abram Petroniewitsch, ist der langjährige Lenker des schaukelnden serbischen Staatsschiffs. Eine griechische Physiognomie, dunkler Teint, lang gezogene Nase, ausdrucksvoll, funkelnde Augen, mächtige schwarze Augenbrauen und ein zierliches, fein gestutztes Bärtchen. Die Tracht ist französisch, nur der Leibrock slavisch verschnürt, und die Kopfbedeckung der nothwendige rothe Fez. Er ist der eigentliche Faiseur der serbischen Politik, ein Mann von viel Verstand und zäher Schlauheit, Feind aller unnützen dramatischen Aktionen von Pfählen, Erschießen und Kopfabschneiden, der alte Fuchs gegenüber dem Wolf Wutschitsch. Nächst diesem ein Liebling des Volks. Abrams Verdienste um S.s Organisation, seine bedeutende Thätigkeit sind auch außer S. bekannt. Wenige dürften wissen, daß der Staatsmann neben der Feder auch das Schwert geführt hat. Schon unter Milosch Obrenowitsch Mitglied des großen Senats, war er einer der ersten Unzufriedenen; er insurgirte mit dem Knees Mileta die Gegend von Jagodina und führte 1835 einen hellen Haufen Aufständischer gegen den Konak des Milosch. Ueber Petroniewitsch kniet mit vorgebeugtem Haupt und gefalteten Händen andächtig betend ein silberhaariger Greis. Die Gestalt hat etwas aristokratisch Ehrwürdiges, unbezahlbar für einen deutschen Maler, eine seltsame Mischung zwischen Geistlich und Weltlich. Das fahle, milde Antlitz begrenzt schlicht nach dem Nacken zurückgekämmtes langes Silberhaar u. ein lang herabwallender weißer Bart. Das Kleid, ein fast bis an die Knöchel reichender, gelbseidener Talar, mit einer rothen Binde umgürtet, darüber ein dunkler Ueberwurf, mit Pelz verbrämt, vorn offen und mit weiten Aermeln. Die Kopfbedeckung und die Stütze des hochbejahrten Greises, ein rothes Käppchen und ein silberbeschlagener Krückstock mit goldenen Troddeln, liegen neben dem Pult des Beters. Der Greis ist Prota Nenadowitsch, der priesterliche Held. Im Befreiungskampfe warf er das Meßgewand und die Kutte des Protopopen fort und griff zum Schwert; sein Name ist berühmt und gefeiert in zahlreichen Heldengesängen. Sein Vater Alexa war von den Türken er-

schlagen; der Sterbende hatte, wie das Lied erzählt, den Bruder Jakob beschworen, ihn zu rächen. An seiner Seite focht Prota, ihm folgte er in die Verbannung. Jetzt ist Renadowitsch serbischer Staatsrath und der angesehene Sippe des Fürsten Alexander Karageorgiewitsch, dem seine Tochter vermählt ist. Der vierte in der Reihe ist **Ilia Garasanin**, der Kultusminister, der jüngste von Allen, markirt durch eine scharfe Römernase und scharfen Blick, der Mund von einem starken, dunkeln Schnurrbarte überschattet. Unter dem Rock blitzt auf rothem Bande ein brillantenbesetztes Ordenszeichen, der „Ightihar". Garasanin läßt es sich angelegen seyn, dem Fürstenthum Lehrer und wissenschaftlich gebildete Beamte zu schaffen; er sendet auf Regierungskosten junge Serben zur Ausbildung nach Wien, Prag, Berlin, Paris und London, hat das verrottete Gymnasium von Kragujewatz nach Belgrad übertragen und völlig reformirt; Bibliotheken, Museen und sogar unscheinbare Ackerbauschulen treten durch seinen Eifer ins Leben. Die Familie Garasanin ist alt und eine der angesehensten im Lande. — Vgl. **Leopold Ranke**, Die serbische Revolution, Berlin 1829; — S.s Freiheitskrieg und Milosch von **Ch. v. Sor**, aus dem Franz., Leipzig 1845; — S., seine europ. Beziehungen und die orientalische Frage von **L. v. Szafraniec Bystrzonowski**, aus dem Franz., das. 1845; — **Cyprian Robert**, Die Slaven der Türkei (ein Buch, das mehr verwirrt, als belehrt); — **Quitzmann**, Deutsche Briefe aus dem Orient; — 2 vortreffliche Aufsätze in den Grenzboten von 1850, Nr. 11 und 30.

Serbinum (a. Geogr.), Stadt im Innern von Pannonia Inferior, nach Reichard das heutige Szeverin (Ptol. II, 16, 6).

Serbische Literatur. Die ältesten Ueberreste der altserbischen Literatur sind in der slavischen Kirchensprache abgefaßt und reichen bis an das 13. Jahrh. Zu ihnen gehört das auf dem Berge Athos in Handschrift befindliche Geschlechtsregister „Rodoslaw" von Daniel, Erzbischof der Serben, der als Zeitgenosse die Geschichte der serbischen Könige von 1272—1336 erzählt. Von dem serbischen Czaren Stephan Duschan dem Großen (1336—56) hat man ein, bisher nur aus verfälschten Handschriften bekanntes, erst 1845 im illyrischen „Kolo" veröffentlichtes Gesetzbuch, das zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte große Beachtung verdient. Außerdem existiren aus jener frühen Zeit noch einige Kirchenbücher, von denen auch die mit glagolitischen Zügen geschriebenen dem illyrisch-serbischen Stamme angehören. Die türkische Herrschaft vernichtete auf lange Zeit jeden Fortschritt. Der letzte Despot, **Georg Brankowitsch**, regte zuerst durch seine „Geschichte Serbiens" die Liebe zur vaterländischen Literatur wieder an. Er schließt gewissermaßen die Vorperiode der s.n L., für die eine neue Aera mit dem Bestreben begann, das Kirchenslavische und die serbische Volkssprache zu schreiben und die letztere zur Schriftsprache zu erheben. Letzteres unternahm zuerst Dosithei **Oberadowitsch** 1739—1811), fand aber nur getheilten Beifall, so daß eine solche Anarchie in der s.n L. entstand, daß von den etwa 400 seit 1750 erschienenen serbischen Werken nur ein geringer Theil im wirklichen Kirchenslavisch abgefaßt ist, die übrigen aber in den verschiedensten Stufen und Orthographien zwischen beiden schwanken. Dieser Sprachmengerei stellten sich Demetrius **Dawidowitsch**, der 1814—22 eine serbische Zeitung und einen serbischen Almanach herausgab, und Wuk **Stefanowitsch** kräftig entgegen; besonders ist der letztere als der eigentliche Schöpfer der neueren s.n L. zu betrachten.

Den Reigen der **schönwissenschaftlichen** Literatur der Serben führen die **Volksgesänge**, die mit ihrer rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orientalische Gluth und griechische Plastik wunderbar vereinen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türkischen Herrscher war, noch andere stammen aus neuerer Zeit. Die **Heldenlieder**, welche man nach dem altslavischen Kriegsgotte Tawor auch „Taworien" zu nennen pflegt, haben alle einen historischen Grund und eine besonders große Rolle spielt in ihnen der Held Marko Kreljewitsch. Sie werden in Serbien fast ausschließlich von Blinden gedichtet, die unter sich in Erfindung wunderbarer Mährchen, Helden- und Räubergeschichten wetteifern, an der Hand eines jungen Burschen, der gewöhnlich der eigene Sohn oder Verwandte des Sängers ist, von Dorf zu Dorf ziehen und unter dem Schatten eines Baumes oder einer Kirche unter Begleitung der Gusla entweder ältere, schon im Munde des Volks lebende, oder neugedichtete Lieder singen. Von ihnen lernen sie auch junge Bursche, die sie dann weiter verbreiten, und so pflanzen sich die Gesänge unverändert im Munde des Volkes fort. Das Versmaß der serbischen Heldenlieder sind fünffüßige Trochäen mit einer Cäsur nach dem zweiten Fuße. Von der künstlichen Verschränkung des Periodenbaues unserer Dichterzeilen weiß die neuere Dichtkunst der Serben nichts. Je älter die Lieder sind, desto einfacher, schmuckloser und geläuterter ist der Styl. Die der Montenegriner zeichnen sich durch lakonische Kürze und Ernst aus, sind aber auch unbeholfener im Ausdruck, als die übrigen. Neben den Heldenliedern treten besonders die Liebes- und Frauenlieder hervor. Die **Liebeslieder**, oft geistreich und scherzhaft, dann auch muthwillig, sprechen den Charakter des Volks vollkommen aus und sind daher zu einem Hauptbestandtheile der Volkslieder geworden. Die **Frauenlieder** (Kolo's), die meist von Mädchen und Frauen gedichtet sind, werden von jungen Leuten beim Volkstanz (Kolo) gesungen. Will man ein Lied anstimmen, so muß gewöhnlich der den Tanz begleitende Dudelsack schweigen, und man singt ohne alle musikalische Begleitung das Lied, Zeile für Zeile, zwischen Burschen und Mädchen abwechselnd, im Chor. Bisweilen bilden diese Doppelchöre auch bloß Mädchen. Man singt sie auch am Spinnrocken, auf dem Felde, bei festlichen Anlässen, Hochzeiten und im häuslichen Kreise. Hirten auf dem Felde begleiten sie bisweilen mit der Doppelflöte, die mohamme-

danischen Sänger in den Städten mit der Tambura, einem lautenähnlichen Instrumente. Das Versmaß der kleinen Lieder besteht meist aus Trochäen und Daktylen und seine Aehnlichkeit mit den Rhythmen anakreontischer Oden ist merkwürdig. Eines dieser Frauenlieder lautet nach der talvjschen Uebersetzung:

Ach! mein kühler Wasserquell!
Ach! meine Rose, rosenroth!
Was doch blühtest du so früh auf?
Sollt' ich dich brechen, o Rose mein?
Habe keinen, dem ich dich gäb'!
Pflückt' ich dich für mein Mütterlein:
Mütterlein ruht im Grabe tief!
Bräch' ich dich für die Schwester gern:
Schwester ging mit dem fremden Gemahl!
Bräch' ich dich für den Bruder wohl:
Fort in den Krieg der Bruder zog!
Bräch' ich dich, ach! für meinen Freund:
Ach, der Freund ist weit und fern,
Ueber drei grüne Gebirge weit!
Ueber drei kühle Gewässer breit!

Die erste Aufzeichnung der serbischen Volkslieder geschah durch Wuk Stefanowitsch in der „Sammlung serbischer Volkslieder", Wien 1814—1815, 2 Bde., Leipzig 1823, 3 Bde., deutsch v. Talvj, Halle 1825—26, 2 Thle. Eine Sammlung serbischer Hochzeitslieder gab Wessely, Pesth 1826; „Serbische Lieder" P. v. Götze, Petersb. 1827, serbische Volkslieder u. Heldenmährchen gab auch W. Gerhard unter dem Titel: Wila, Leipzig 1828, 2 Thle. Vgl. Serbien (Geogr.). Andere historische Lieder, die schon der Kunstpoesie angehören, sind von Wikentje Rakitsch (König Neomanitsch I., Opfer Abrahams), von Gawriel Kowagewitsch (Knees Lazar, Judith), von Michalje Wilkowitsch (Erinnerungen an Milize, Lazars Gemahlin), von Milowan Widakowitsch (Tobija), von Soriza (Die Morgenröthe), von Abram Brankowitsch (Die Schlacht bei Navarin). Eine aus an einander gereihten Heldenliedern bestehende Schilderung der serbischen Revolutionskriege ist Simeon Milutinowitsch' „Serbianka" (Leipz. 1827, 4 Bdchn.). Neuere Lyriker sind Jowan Patschitsch und Jowan Doschenowitsch, M. Widakowitsch (Duftende Lilien der keuschen Liebe, Ofen 1812; Ljubomir im Elysium, das. 1814—23, 3 Bde.), der talentvollste aber unstreitig Lucyan Muckschii, Erzbischof von Karsowitz, durch den überhaupt eine frische und kräftige Literaturbewegung ins Leben gerufen wurde. Satyren lieferten Messarowitsch (Der Sorgenbrecher), J. Raitsch (Kampf des Drachen mit dem Adler, Wien 1789), S. Merkail (Erschütterung des Alphabets, gegen Wuk Stefanowitsch). Das Drama wurde von Mehren bearbeitet, die Tragödie von J. Raitsch (Tod des Czar Verosch V., Ofen 1798), von J. Popowitsch (Swatislaw und Milzwa), M. Obilitsch (Schlacht am Amselfeld), von S. Milutinowitsch (Dika Zviogorska); das Schauspiel von A. Stoikowitsch (Grisides und Natalie, Ofen 1801), von A. Josephowitsch (Die tapfern Schützen), die Komödie von J. Raitsch (Fernando und Jarika, Der Specht), M. Widakowitsch (Die Czarin Kassia und der travestirte Oktavian, Der einsame Jüngling). Im Roman und der Erzählung thaten sich S. Ilitsch (Erbin), Raitsch und Widakowitsch hervor. Fabeln hat man von Wuitsch. Dem Taschenbuch „Danica" von Wuk Stefanowitsch folgten die Taschenbücher von Spiridion Jowitsch, Pavlowitsch, Nikolitsch und Vozarowitsch. Reich ist die s. L. an Uebersetzungen. Die Fabeln des Aesop wurden von Obradowitsch (Leipz. 1788), Stücke aus Ovid von A. Mrahowitsch, die Ars poetica des Horaz v. M. Sevetitsch und von Hadschitsch (Wien 1827), Geßners Daphnis und Idyllen von P. Matitsch, Thomsons Jahreszeiten von E. Arsitsch, Lustspiele von Goldoni von Jankowitsch übersetzt 2c.

Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur stehen die historischen Werke oben an. Von geschichtlichen Werken bemerken wir: P. Kongelaz' „Allgemeine Weltgeschichte", Raitsch' „Geschichte von Serbien u. Bosnien" (Wien 1793), „Geschichte slavischer Völker" (4 Bde., das. 1792—95), P. Julinaz' „Einleitung zur Geschichte des slavisch-serbischen Volks" (Venedig 1765), Reschkowitsch' „Geschichte des slavisch-bulgarischen Volks" (Ofen 1801), G. Magaraschewitsch' „Wichtigste Ereignisse in Europa von 1809—21". Noch ist für die slavische Geschichte wichtig die serbische Zeitschrift, welche Ljitopis seit 1825 herausgibt. Altserbische Urkunden sind zum großen Theil noch gar nicht edirt; als Chronist des 14. Jahrh. ist unter andern der Metropolit Daniel berühmt. Auch ausländische Geschichte schrieben serbische Gelehrte, so Graf Tukulja (Die Römer in Spanien), Terlaitsch (Numa Pompilius); bemerkenswerth ist auch Solaritsch' Versuch: Die Römer abgeleitet von den Slaven, Ofen 1818. Daran schließen sich eine nicht unbedeutende Anzahl Biographien, als: Lebensbeschreibung großer Männer von Jowanowitsch; das Leben G. Castriota's v. Popowitsch; Leben des Fürsten Milosch von Wuk Steph. Karatschitsch u. des E. Obradowitsch Leben und Ereignisse, eine Selbstbiographie. Nicht unbearbeitet blieb auch die Geographie; wir nennen nur: Solaritsch' Geographie, Venedig 1804, und Schlüssel zur Geographie; W. Bulitsch, Allgemeine Erdbeschreibung; J. Wuitsch, Neueste Erdbeschreibung; J. Popowitsch, Geographisch-statistischer Ueberblick Europa's; Brankowitsch, Charakteristik der Völker. Nicht ohne Interesse für vaterländische Geographie ist J. Wuitsch' Reise in Serbien. Sehr vernachlässigt sind dagegen Naturgeschichte (von der vielleicht außer P. Kongelaz' Naturgeschichte, Ofen 1811, und Wuitsch' Uebersetzung von Raffs Naturgeschichte sich kaum etwas Namhaftes aufführen lassen wird), und Mathematik u. Physik; Mrasowitsch schrieb ein Lehrbuch über Mathematik und Lasitsch zur Physik. Mehr scheint das Gebiet der Oekonomie bearbeitet; hier schrieb Mrasowitsch über Feldbau und Haushalt, Marinowitsch über Bienenzucht; Athanaskowitsch über Seidenbau; Balitsch über Weinbau, 2c. Medicinische Schriften sind Steitsch' „Makrobiotik", Hedschitsch' „Lehrbuch der Gesundheit", Beritsch, Ueber Schutzblattern; auch hat Betschkereki Hufelands Makrobiotik auf vaterländischen Boden verpflanzt. Zur Jurisprudenz übergehend, bemerken wir hauptsächlich auch die Vernachlässigung der alten Urkun-

den aus dem 14. Jahrh. unter König Lazar, besonders Kaiser Duschans Gesetz vom J. 1349; zwar hat letzteres Raitsch im 4. Theile seiner Geschichte Serbiens S. 242 ff. abdrucken lassen, doch zu wenig kritisch, so daß es wenigstens nicht wohl zur Erkennung der Sprache damaliger Zeit benutzt werden kann. Aber auch außerdem läßt sich kaum ein wichtiges Werk aus neuerer Zeit über juristische Gegenstände anführen (E. Gjurgorewitsch, Erbschaftsrecht). Die theologischen Disciplinen sind ebenfalls vernachlässigt worden. Neben der alten Bibelübersetzung wollte Wuk Stefanowitsch zur Verbreitung der Volkssprache und besonders für das Volk eine neue veranstalten; allein in Wien wurde der Druck nicht erlaubt, und in Petersburg, wo sie 1824 erschien, wurden von der Revisionsbehörde eine solche Menge kirchliche Ausdrücke eingeschoben, daß des Uebersetzers Zweck ganz verfehlt und die Bibel für das Volk eben so wenig les- und genießbar wurde, wie vorher. Philosophen haben sich nicht bloß begnügt, Fremdes durch Uebersetzung sich zu eigen zu machen, wie Zimmermanns Buch über die Einsamkeit, übersetzt von P. Sotaritsch, Cicero über die Pflichten von P. Stoikowitsch u. A., sondern die Serben besitzen auch Originalwerke, wie N. Schimitsch' „Logik", G. Betschkereki's „Philosophie" &c., besonders in der Moralphilosophie, wie Obradowitsch' „Ethik", Venedig 1803; Sammlung von Sittenlehren, Wien 1793; Bojadschi's „Sittenlehre", Lasarewitsch' „Moralphilosophie", M. Ischnatowitsch' „Erster Unterricht in der Sittenlehre," u. A., und in der Pädagogik, wie St. Raitsch, Die Mängel in der Erziehung, L. Beritsch, Pädagogik und Methodik, P. Sotaritsch, Ueber Erziehung zur Menschenliebe, Venedig 1809 u. s. w. J. Rukoslaw übersetzte des Plutarchus Erziehungslehre. Im ästhetischen Fach ward weniger geleistet, doch erfreut hier schon ein Anfang: A. Mrasowitsch, Anleitung zur serbischen Rhetorik, Ofen 1821. Zur Kenntniß der serbischen Literaturgeschichte dient L. Boitsch, Erinnerungen an die berühmten slavonisch-serbischen Literatoren, und P. Sotaritsch, Verzeichniß slavonisch-serbischer Schriftsteller, Venedig 1810. Von Journalen sind außer den oben genannten Unterhaltungsblättern noch die von D. Dawidowitsch und Fruschitsch herausgegebene serbische Zeitung von 1813—21, und die in 17 Jahrgängen bestehende von St. Nowakowitsch zu nennen. Vom Sinn der serbischen Gelehrten für Linguistik zeugen eine deutsche Grammatik für Serbien von St. Wujanowski, Wien 1773, eine slavische von Mrasowitsch, eine griechische von J. Sachariewitsch, eine ungarische von Petrowitsch (Wien 1796), eine italienische von W. Lustina, eine französische von Wuitsch. Vgl. Serbische Sprache.

Serbische Musik, s. Türkische Musik.

Serbisches Gebirg, die Gebirge, welche Serbien durchziehen und mit dem Balkan und den dinarischen Alpen zusammenhängen, unter den Namen Slatowa, Hsiduka &c.

Serbische Sprache. Die s. S. bildet mit der kroatischen und wendischen eine der vier Hauptmundarten der slavischen Sprache, die illyrische, und wird den ostslavischen Dialekten zugezählt. Sie nähert sich mehr dem Russischen, als dem Böhmischen und Polnischen, und übertrifft all ihre Schwestersprachen an melodischem Klang und Weichheit, was sie zum Theil dem Einflusse der italienischen und griechischen Sprache verdankt; auch ist der spätere Einfluß des Türkischen unverkennbar. Dennoch hat sie ihren ächt slavischen Charakter bewahrt, wie sie denn mit den übrigen s.n S.n die vollkommene Deklination und Konjugation und freie Wortfügung gemein hat; selbst das Eingehen in die altklassischen Redeweisen und Versmaße ist ihr leicht. Gesprochen wird sie in der Herzegowina, in Montenegro, Bosnien, Dalmatien, Slavonien, dem östlichen Kroatien und dem eigentlichen Serbien von mehr als $5^1/_4$ Millionen Menschen. Zur Schriftsprache hat sie sich erst im 18. Jahrh. erhoben; denn die älteren serbischen Sprachüberreste sind sämmtlich in dem Kirchenslavisch oder in einem Gemisch desselben mit der serbischen Volkssprache abgefaßt, aus dem aber das gegenseitige Verhältniß beider nicht mehr herauszufinden ist. Wuk Stefanowitsch unterscheidet in der s.n S. drei Dialekte: den herzegowinischen in der Herzegowina, in Montenegro, Bosnien, Dalmatien, Kroatien, dem obern Theil Serbiens; den ressawer (razawischen) in Branitschewo, bis an den Timok, in Ressawa, im parakiner Distrikt bis Nissa, Levatsch, Jemniki; den syrmischen in Syrmien, der Batschka, im temesvarer Banat, in Serbien zwischen der Trave, Donau und Morawa. Die Serben bedienen sich des slavischen Alphabets mit nur weniger Abweichung, z. B. mit der Beifügung des romanischen j und Zusammenziehung doppelter Buchstaben in einen. Die Substantiva gehen nach 4, die Adjektiva nach 2 Deklinationen. Der Dualis ist ausgestorben, dafür sind noch der Instrumentalis und Lokativus vorhanden. Das Adjektiv wird gesteigert im Komparativ durch eine Anhängsylbe (gewöhnlich ji), der Superlativ durch eine vor den Komparativ gesetzte Sylbe (naj) gebildet. Das Verbum wird in 3 Konjugationen flektirt; es mangelt ihm der Konjunktivus, der durch Umschreibung gegeben wird, und ein Passivum, das durch ein besonderes Participium umschrieben wird. Die Tempora sind: Präsens, Futurum, Imperfektum (Praeteritum iterativum) und Präteritum. Von den Präpositionen regieren einige den Genitiv, andere den Dativ oder Akkusativ, andere den Akkusativ und Lokativ, auch den Akkusativ und Instrumentalis, endlich andere den Genitiv und Instrumentalis. Pronomina, Adverbia, Konjunktionen und Interjektionen sind ebenfalls vorhanden. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Ottsche nasch, hoisi na nebesech, da sie sväti imje tvoje, d. i. Vater unser, welcher bist im Himmel, daß geheiligt sey dein Name. Grammatisch ist die s. S. noch nicht so durchgreifend behandelt, als ihre übrigen slavischen Schwestern. Grammatiken liefer- ten Steph. Wujanowski, Wien 1773, und

Wuk Stefanowitsch, das. 1814, deutsch von J. Grimm, Leipz. 1824; Wörterbücher erschienen Wien 1790, Ofen 1814, von Wuk Stefanowitsch, Wien 1818. Vgl. Schaffarik, Serbische Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart, Pesth 1833.

Serbitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Türmitz; 140 Einw.; — 2) sächs.-altenburg. Df., Amt Altenburg; 280 E.

Serbli (Ethnogr.), s. v. a. Serben.

Serbonis Lacus, s. Sirbenis.

Serbora, Bai, s. Sierra Leone.

Sercha, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Schloß; 300 E.; ein Theil des Dorfes heißt Grund.

Serchelles, Stadt, s. Tlemsan.

Serchio, ital. Fluß, Lucca, entspringt in den Apenninen, in Modena, fließt südlich durch eine toskanische Enclave und mündet in der toskan. Prov. Pisa in das mittelländ. Meer, nördlich von der Mündung des Arno, nachdem er links den Lima aufgenommen hat.

Sercq (Serk), brit. kleine Insel, im Kanal, östlich von Guernsey u. nordwestl. von der kleinen Insel Herm; um dieselbe liegen Klippen u. kleine Inseln. Die Einwohner (300) nähren sich von Rindvieh- und Schafzucht u. Wollstrickerei.

Serda (Biogr.), Jacques Emile, Landschaftsmaler zu Paris, jetzt lebender Künstler. Es finden sich von ihm verschiedene Ansichten, meist solche von Städten und andern Ortschaften.

Serda (Bot.), nach Adanson, Pilzgattung, s. v. a. Daedalea *Pers.*

Serdar (türk.), s. Janitscharen.

Serdekuh, asiat. Gebirg, Persien, Prov. Irak; darauf entspringt der Sendrud; es ist der Parachaothras der Alten.

Serden-Guetschdes (türk.), d. i. Leute, die auf ihren Kopf verzichten, Soldaten der türk. Armee, die bei gefährlichen Gelegenheiten besonders in Anspruch genommen werden.

Serdhuna, Reich, s. v. a. Sirdhana.

Serdica (Sardica, a. Geogr.), Name einer früher zu Thracien gerechneten, im dritten Jahrh. aber zu Dacia inferior geschlagenen und zur Hauptstadt gemachten Stadt Ober-Mösiens, in einer fruchtbaren Ebene an der Vereinigung der Quellen des Oescus und an der Heerstraße von Naissus nach Philippopolis zwischen Meldia und Burburaca. Von den Zeiten des Aurelianus an führt sie auf ihren Münzen den Beinamen Ulpia, vermuthlich weil nach dem Aufgeben Daciens der Name dieser dacischen Stadt auf sie übergetragen, vielleicht auch deren Einwohner in sie übergesiedelt wurden. Der Kaiser Maximianus war in ihrer Nähe geboren; Attila zerstörte die Stadt, die jedoch bald wiederhergestellt wurde und im Mittelalter den Namen Triaditza führt (Ptol. III, 11, 12; Eutrop. IX. 14, 22).

Serdintritt, s. v. a. Taffettritt.

Serdoba, europ.-russ. Fluß, Gouv. Saratow, Nebenfluß des Khoper, links.

Serdobol (Serdowola), europ.-russische Stadt, Großfürstenthum Finnland, Gouv. Wiborg, Kr. Norra-Kexholm, nördlich am Ladoga-See; Handel mit Pelzwerk, Hanf und Flachs; 900 Einw.; sonst Hauptstadt eines gleichnam. Kreises (mit $124^7/_{10}$ □Meilen und 40,000 Einw.).

Serdobsk (Serdowsk, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Saratow, grenzt nördlich an das Gouv. Pensa, östlich an den Kr. Petrowsk, südlich an den Kr. Atkarsk, südwestlich an den Kr. Balaschow und westlich an das Gouv. Tambow; ist flach, hat Waldungen, ist zum Ackerbau geeignet und wird vom Khoper und seinem Zuflusse Serdoba bewässert. Die Einwohner sind Russen, Tataren und Mordwinen. — 2) Kreisstadt daselbst, an beiden Ufern der Serdoba, ist im Jahre 1780 aus dem Dorfe Serdoba entstanden, hat 4 Kirchen, Ackerbau und Viehzucht und 2500 Einw.

Serdra (pers.), der Oberpriester, welcher die Leitung über die geistlichen Angelegenheiten hat.

Serdshir, asiat. Hochebene, Persien, Prov. Farsistan.

Sere, See, s. v. a. Lukh.

Serebränsk, Slobode, s. Kungu.

Serebriakow, Gawriel Iwanowitsch, Maler zu St. Petersburg, machte sich durch seine Schlachtbilder Ruf, wurde 1774 Mitglied der k. russischen Akademie, welche ihn später unter ihre Räthe zählte, † um 1804.

Sered, österr.-galiz. Fluß, entspringt bei Markopol im Kr. Zloczow, berührt Markopol, Zalosce, Tarnopol, Mikulince, Strusow, Trembowla, Budzanow, Czortkow und Ulaszkowce und mündet bei Chotym in den Dniestr.

Sereg, Insel, s. v. a. Sark.

Seregellyes, ungar. Dorf, stuhlweißenburger Gesp.; Kastell mit engl. Garten; 2350 Einw.

Seregipe (Geogr.). s. v. a. Sergipe.

Seregni, Vincenzo, Architekt und Bildhauer zu Mailand, fertigte zahlreiche Pläne zu Gebäuden, die in Mailand und auswärts zur Ausführung kamen. Zu Mailand baute er die Kirche Degli Angeli, die Börse u. s. w. Einem Ruf nach Rom als Baumeister der St. Peterskirche folgte er nicht. † zu Mailand 1594 im 85. Jahre.

Seregno, österr.-ital. Flecken, Lombardei, nördlich von Mailand; 3300 Einw. Hier 1277 Schlacht zwischen den Torrianern und Viscontis, welche den letztern die Oberherrschaft des Herzogthums Mailand sicherte.

Seregowsk, europ.-russ. Flecken, Gouv. Wologda, am Wym; Saline (mit 130,000—280,000 Pud Ertrag), Sägemühlen, Barkenbau, Gagatschneidereien.

Sereithac, franz. Dorf, Dep. Ober-Vienne, Bez. Limoges; 2150 Einw.

Serem, portug. Flecken, Prov. Beira, nordöstlich von Aveiro, am Couto, links; 280 Einw.

Seremiaxen (ind. Myth.), s. Hajagriva.

Seren (a. Geogr.), Stadt in Aethiopien (Plin. VI, 29, 35).

Serena (a. Geogr.), der erste Ort Ober-Pannoniens, wenn man auf der Hauptstraße

aus Italien Unter-Pannonien passirt hatte; nach Reichard am Flusse Karaszicza, nach Lapie aber Moszlavina.

Serena (n. Geogr.), span. Stadt, Prov. Estremadura, an der Suja; 1800 Einw.

Serena (Biogr.), 1) S., Tochter des Honorius, schöne und gelehrte Frau, ward von ihrem Oheim Theodosius an Kindesstatt angenommen und seinem Feldherrn Stilicho zur Gemahlin gegeben. Zwei ihrer Töchter verheirathete sie an ihren Vetter Honorius. Bei der Belagerung Roms durch die Gothen 408 eines strafbaren Einverständnisses mit dem feindlichen Anführer Alarich beschuldigt, ward sie hingerichtet. — 2) S., Gemahlin des Kaisers Diocletian, war lange ohne Wissen ihres Gemahls Christin u. soll endlich durch ihn zum Tode verurtheilt worden seyn. Sie machte sich besonders um eine gewisse Susanna, die sich des Kaisers Sohn ergeben sollte, sehr verdient, indem sie, statt dieselbe, wie ihr befohlen war, ins Gefängniß werfen zu lassen, sie zu sich nahm und, nachdem sie enthauptet worden, prächtig begraben ließ. — 3) S., Märtyrerin, in Corduba oder Spoleto geboren, lebte zu Metz, verheirathete sich zwar, blieb aber doch Jungfrau.

Serenade (franz. Serenata, ital. Notturno), eine Abendmusik, Nachtmusik, ein Ständchen, aufgeführt im Freien unter Jemandes Fenster und entstanden und noch heimisch vorzüglich in den südlichen Ländern, z. B. Spanien u. Italien. Die S. steht hauptsächlich im Dienste der Minne, der Liebe und Galanterie, obgleich sie auch in andern Fällen als Ehrenbezeigung und Glückwunsch angewendet u. unter dem Fenster einer zu ehrenden Person dargebracht wird. Nach diesen besondern Umständen und Verhältnissen der Personen bestimmt sich auch ihr Charakter. Sie ist im Allgemeinen eine heitere, leichte Gattung von sowohl Vokalmusik als auch Instrumentalmusik. Erstere wird gewöhnlich durch ein einfaches Saiteninstrument, eine Guitarre, Laute, Mandoline, Zither, Harfe ꝛc. begleitet, letztere entweder durch ein, oder durch mehre Instrumente ausgeführt. Doch wählt man dazu vornehmlich Blasinstrumente, die nicht zu schreiend sind, z. B. Flöten, Klarinetten, Hörner und Fagotte. In nördlichen Ländern ist die S. seltener gebraucht, auch fast nur als Koncertstück in Anwendung gebracht worden. In dieser Beziehung zeichnen sich Winters S.n und das Notturno von Spohr aus.

Serenator (röm. Relig.), der den Himmel aufheitert, Beiname des Jupiter.

Serendib (Serendiv), Insel, s. v. a. Ceylon.

Serenianus, Feldherr des Valens, stand 365 zur Zeit der Usurpation des Procopius mit der kaiserl. Reiterei in Bithynien, ward von Marcellus in Cyzicus belagert, floh, als sich die Stadt nicht mehr halten konnte, nach Lydien, ward aber ergriffen und niedergehauen.

Serenissimus (lat.), der Durchlauchtigste, Seine Durchlaucht. Ad Serenissimum, an den durchlauchtigsten Fürsten oder Landesherrn.

Serenitas (lat.), 1) Heiterkeit, Ruhe des Wetters; — 2) Durchlauchtigkeit, Titel der Kaiser und Könige.

Serent, franz. Flecken, Depart. Morbihan, Bez. Ploermel; 2900 Einw.

Serenthen (Villa-Formosa), südamerik. Flecken, Brasilien, Prov. Pernambuco, südöstlich von Racife, unweit der Mündung des gleich n. Flusses; Zuckerrohrbau.

Serentscher, s. Ungarische Weine.

Serenus (a. Gesch. u. Lit.), 1) s. Amulius; — 2) Almäus, Befehlshaber der Leibwache des Nero, Freund des Seneca, theilte mit dem Kaiser zum Schein die Liebe zu einer Sklavin, Acta, und machte ihr Nero's Geschenke in seinem Namen. — 3) Aul. Septimius S., römischer Dichter zu Ende des 1. Jahrh. n. Chr., zu Leptis in Afrika geb., studirte zu Rom die Rechte. Seine „Opuscula ruraria“ in Werndorffs „Poett. Latt. min.“. Man legt ihm die sonst dem Virgil zugeschriebenen kleinen Gedichte Moretum und Copa bei. — 4) Quintus S. Samonicus, Verfasser eines noch vorhandenen, in lateinischen Hexametern geschriebenen Gedichtes De medicina, welches eine Darstellung der Heilmittel für die verschiedenen Krankheiten der Menschen enthält. Es ist nicht ganz sicher, ob der Verfasser der Arzt S. ist, der unter Severus und Caracalla lebte und den der Letztere hinrichten ließ, oder sein Sohn, der Lehrer des jüngeren Gordianus. Das Gedicht wurde im Mittelalter besonders fleißig gelesen. Ausgaben: Richard Keuchen, Amsterd. 1662, 1706; J. G. Ackermann, Leipz. 1786; P. Burmann in den Poett. Latt. Minn. II, S. 185 ff.; L. Baudet, Paris 1845, mit französischer Uebersetzung. — 5) Aelius S., Grammatiker aus Athen, der nicht vor dem 2. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb einen Auszug der Schrift des Philon: *Περὶ πόλεων καὶ τίνες ἐφ' ἑκάστης ἔνδοξοι.* — 6) S., Mathematiker aus Antissa, vermuthlich im 1. Jahrh. n. Chr. lebend, schrieb zwei Bücher über Kegelschnitte; herausgeg. von E. Halley, Oxf. 1710.

Seres (a. Geogr.), s. Serica.

Seres (n. Geogr.), 1) europ.-türk. Sandschak, Macedonien, liegt im untern Gebiete der Struma (Strymon); der Golf des Strymon, von Orphano oder Contessa bis Cavala, bildet die Südgrenze, die Cercine- und Tschengilberge die Nordgrenze. Die Goldberge, der Pangäus im Osten und die Betschikberge im Westen machen den ganzen Sandschak zu einem Thalbecken oder Kesselthale, in dessen Mitte der Takinossee oder der Cercine die Gewässer des Strymon und seiner Zuflüsse sammelt. Der Strymon oder die Struma kommt aus den Skomiusbergen und bewässert das alte Schlachtfeld von Philippi. Dieses Kesselthal bildet mehre Ebenen, die wahrscheinlich einst von Gewässern, deren Ueberbleibsel der Cercine ist, bedeckt waren. Hier liegt Filiba, das alte Philippi, jetzt ein elendes Dorf, unweit des Karasu und Nestos, mit bedeutenden Ueberresten alter Gebäude und eines Amphitheaters. Die chalcidische Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Salonichi und dem von Contessa erstreckt sich mit drei Erdzun-

gen ins Meer, wovon die östlichste den berühmten Hagion-Oros oder Monte-Santo, den Athos der Alten (über 6000′ hoch), enthält. Nördlich vom alten Philippi, dessen Umgebung einen traurigen Anstrich hat u. in dessen Sumpfebenen die fernen Berge düster hereinschauen, liegt die feste Stadt Drama, deren Statthalter den Titel eines Kapidschi-Baschi oder Großpförtners führt. — 2) (Syrus, einst Serra), Hauptstadt daselbst, östlich von der Struma, nördlich vom See Cercine (einst Takinos genannt), groß und gut gebaut, mit 30,000 Einw., wovon bei Weitem die meisten Griechen sind. S. war von den ältesten Zeiten her die Hauptstadt der Umgegend, und als solche ward sie von Philipp erobert und sammt ihrem Gebiete seinem Lande einverleibt. Sie enthält schöne Paläste in orientalischem Styl, sehr geräumige, großartige Bauwerke und sehr hübsche Landhäuser und Gärten zieren die Umgebung. Die Straßen sind reinlich und ziemlich regelmäßig. Die Stadt ist einer der ersten Handels- und Fabrikplätze der europ. Türkei und der Hauptstapelplatz für ganz Macedonien. Von dem hiesigen Markte werden jährlich an 50,000 Ballen Baumwolle nach Oesterreich und Frankreich gesendet. Baumwollen-, Wollen- und Leinwandzeuche zu Hand- und Badetüchern, so wie Tabak werden in Menge hier fabricirt und nach Wien, Triest und Venedig ausgeführt, und die Kattundruckereien gehen sehr lebhaft. Das Thal, in welchem S. liegt, ist sehr fruchtbar und bringt Baumwolle (gegen 70,000 Ballen), Getreide, Tabak und Reis hervor, und in den Gärten um die Stadt her wachsen gute Gemüse, herrliches Obst und namentlich Kürbisse, aus denen niedliche Wasserflaschen gefertigt werden. Indeß herrschen in dem Thale, im hohen Sommer, so verpestete Ausdünstungen, daß beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft auf dem Egrisu-Dagh, wo sich seit mehren Jahren eine eigene Stadt gebildet hat, den Sommeraufenthalt nimmt. Die hauptsächlichsten Gebäude der Stadt sind: das Schloß oder die Citadelle mit schönen Anlagen zum Lustwandeln (Hissarardi genannt), 10 Moscheen, viele griech. Kirchen, mehre Bäder, Khane und Stiftungen. Doch hat die Stadt nur eine Quelle, das übrige Wasser wird durch Kanäle hergeleitet. Ein griech. Erzbischof hat hier seinen Sitz. Auf den Bergen bei der Stadt sind die Felsen Aja-Kiossi, mit herrlicher Aussicht, und Kerdek-Kiossi, wegen seiner gabelförmigen Gestalt merkwürdig. Zwischen den Gabeln des letztern ist eine Felsenkluft von 600′ Tiefe und 5′ Breite.

Serestus, s. v. a. Sergestus.

Sereth (Geogr.), 1) österreich.-galiz. und türk. Fluß, entspringt auf den Karpathen in Galizien, Kr. Czernowitz (Bukowina), durchläuft von seinem Ursprunge bis zu seinem Austritte aus der Bukowina in die Moldau, deren Hauptfluß er ist, etwa 15 Meilen, fließt parallel mit dem Pruth von Nordwesten nach Südosten, weiterhin von Norden nach Süden nach der Walachei u. Bulgarien und mündet nach einem Laufe von 75 Meilen zwischen Brailow und Galacz schiffbar in die Donau, links. Flößbar wird er schon unterhalb des Dorfes Schipot, schiffbar bei Kolionesti. Nebenflüsse: Sutschawa (mündet bei Fonteschi), Moldava, Bistritz, Totrus, Putna, Buzeo rechts, Birlat und Sogurlovi links. Am S. erlitten die Walachen am 15. Okt. 1600 eine Niederlage durch die Polen. — 2) (Kleiner S.), Fluß daselbst, entspringt bei Banilla in der Bukowina und mündet bei Tomeschtie in den großen S.; — 3) galiz. landesfürstl. Stadt, Kr. Czernowitz, an dem rechten Ufer des gleichnam. Flusses, wo derselbe in die Moldau übergeht, wahrscheinlich die älteste Stadt des Kreises, hat 3 griech. Kirchen und eine Synagoge, Postamt; 4000 Einw., Moldauer, Deutsche und Juden.

Seretium (a. Geogr.), feste Stadt Dalmatiens, in einem waldigen Thale des innern Landes, vielleicht das heutige Sorich (Dio Cass. LVI. 12).

Seretz (Seeretz), oldenburg. Dorf, Fürstenthum Lübeck, Amt Schwartau, an einem kleinen See; herrschaftl. Erbpachts- und Kornmühle; 140 Einw.

Serey-aux-Forges, franz. Dorf, Depart. Meurthe, Bez. Toul; Alabasterbruch, Hochofen.

Serfaus, österr. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Ried; 2 Kirchen; 740 Einw.

Serfidsche (Serfidsje, Serfia), europ.-türk. Flecken, Albanien, Sandschak Toli Monastir, an der Ostseite des Indschekara; großer Markt im Sommer; 3000 Einw.

Serfo (Serfanto, Serfino), griech. Insel, im ägäischen Meer, südlich von Therma, ein dürrer Fels, nur zur Viehzucht geeignet, weidereich. Die Einwohner, etwa 600, im gleichn. Flecken auf der Südostküste, an einer Bucht, die als Hafen dient, treiben Saffranbau, Viehzucht, Fischerei. Nordöstlich davon die kleine, unbewohnte Insel S.-Pulo.

Serfoa, Insel, s. v. a. Serfo.

Serf Wilajeti (Geogr.), s. v. a. Serbien.

Sergacz, Kreis und Stadt, s. v. a. Sergatsch.

Sergan, europ.-türk. Ort, Rumelien, Sandschak Wisa, nördlich von Wisa.

Sergardi, Ludwig, latinisirt Quintus Sectanus, italien. Dichter, 1660 zu Siena geboren, erhielt eine gute Erziehung, studirte zu Rom die Rechte, beschäftigte sich aber mehr mit der Dichtkunst. Durch seine Schrift De veterum philosophia zog er sich viele Verfolgungen zu, so daß er sich nach dem Tode des Papstes Alexander VIII., seines Gönners, zurückzog und ganz den Studien lebte. In Folge mehrer literarischer Fehden verließ er Rom und begab sich nach Spoleto, wo er 1726 †. Vorzüglichste Schriften: Satyrae in Philoctenum (gegen Gravina), 1694, 4. Aufl. 1700, herausg. von P. Giamelli, Lucca 1783, ital. von Capellari, Palermo 1707, von Missirini, Pisa 1820, 2 Bde.; — Satire di Settano tradotte in terza rima, Zürich (Florenz) 1760.

Serga-Nucus, ostind. Berg, im Himalaya, Prov. Gurwal; 22,906 engl. Fuß hoch; 30° 59′ 25″ n. Br. und 96° 45′ 20″ ö. L.

Sergatsch (Sergatz, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Nischnei-Nowgorod, grenzt nördl. an den Kreis Wassil, östl. an das

Gouv. Simbirsk, südl. an den Kreis Lukojanow und westl. an die Kreise Knäginin und Arsamas, wird von der Piana durchflossen, die von Süden nach Westen sich wendet, ihre Richtung nach dem Kreise Knäginin zu nimmt und dann das Land von Westen nach Osten durchfließt. Die Waldungen sind unbedeutend und befinden sich in einem traurigen Zustande. Der Kreis hat 2 Gerbereien und 140,000 Einw. — 2) Kreisstadt daselbst, an der Sergatschka, welche in die Piana fließt; mehre Fabriken, Landbau; 2000 (nach Andern 3000 oder nur 1200) Einw.

Serge (Waarenk.), s. Sersche.

Sergeant (Sergent, Ordinum structor, Campi ductor, bei den Griechen Agonistos), Unteroffiziersgrad zwischen dem Feldwebel und Korporal, in den meisten Armeen nur bei der Infanterie gebräuchlich. Meist ist der S., deren mindestens vier bei einer Kompagnie, mehren Korporalschaften oder Visitationen vorgesetzt und um deswillen von verschiedenem Werthe und Einflusse. Einem der S.en ist gewöhnlich die Aufsicht auf die vorräthigen Montur-, Armatur- und Ausrüstungsgegenstände, welche bei der Kompagnie auf der Rüstkammer oder in den Verschlägen aufbewahrt, und wohin die von beurlaubten, kranken oder im Untersuchungsarrest befindlichen Soldaten zurückgelassenen Dinge dieser Art gebracht werden, speciell anvertraut, und dieser ward sonst Kammersergeant genannt; einer der übrigen S.en aber hat, wenn es in einer Armee keine Fouriere oder deren Geschäfte besorgende, anders genannte Individuen gibt und kein Korporal die Verpflegungsliste führt, sich mit dem Rechnungswesen zu beschäftigen. Auch haben die S.en die Reinlichkeit der Zimmer- und Küchenrequisiten zu überwachen, den Austausch der unbrauchbar gewordenen Utensilien zu besorgen, die Empfänge von Holz, Licht, Stroh u. dergl. zu bethätigen und die Menage zu führen. In der Regel werden die befähigtsten Korporale den Dienstältern für die Beförderung zum S.en vorgezogen und aus den S.en die Feldwebel ergänzt. Daher auch im französischen Heere die Benennung Sergeantmajor statt Feldwebel. Der Sergent-fourier der Franzosen ist ein höherer Grad der Fouriere (s. d.). Sergent de bataille war vordem eine sehr bedeutende Charge bei den Franzosen, gleichbedeutend mit dem spätern Inspecteur, weshalb unter Andern der nachherige Marschall, Herzog von Navailles, 1646 als Oberst Sergent de bataille zu werden verlangte. Früher, noch unter Franz I., gab es für dieselbe Dienstverrichtung Sergents de Bande, so wie Sergents généraux de bataille, ebenfalls Generaloffiziere von sehr hohem Range. Nach dem, was wir von ihren Dienstgeschäften wissen, bestanden sie in jenen Funktionen, welche dem spätern Major général oblagen; daraus geht hervor, daß er der Chef des Generalstabes war, obgleich ein solcher, dem Worte nach, bei den Franzosen damals noch nicht bestand. Unter der Bedeutung der heutigen französischen Maréchaux de camp waren jene früher ebenfalls auch bei den deutschen und spanischen Truppen üblich, und zwar für jede Waffengattung deren besondere. Sergents d'armes endlich bildeten als sehr Bevorzugte die Leibwache der Könige von Frankreich, von 1165—1500. Es gibt Armeen, und dahin gehört die spanische, in welchen die S.en der höchste Grad von Unteroffizieren sind. Ihr Verhältniß zur Truppe und ihr Einfluß auf diese spricht sich in dem Worte Granja aus. Auch in England ist der S. der im Range am höchsten stehende Unteroffizier.

Sergeant at law (engl.), s. Barrister.

Sergeeff, Iwan, Zeichner und Maler von St. Petersburg, um 1760 geboren und an der Akademie der genannten Stadt gebildet, widmete sich der Landschafts- und Architekturmalerei und begleitete die k. russische außerordentliche Gesandschaft nach Konstantinopel, um Ansichten der Stadt und ihrer Gebäude und andere Vorfälle bei der hohen Pforte zu zeichnen. Diese Gesandschaftsreise beschrieb der Kollegienassessor von Steiner, St. Petersburg 1793, 3 Thle. Die Kupfer dieses Prachtwerkes sind nach S.s Zeichnungen gestochen.

Sergell, Johann Tobias, berühmter schwed. Bildhauer, den 8. Sept. 1736 in Stockholm geboren, wurde von l'Archeveque unterrichtet und ging später zur weiteren Ausbildung nach Paris und von da nach Rom, wo S. 12 Jahre verweilte und verschiedene Werke ausführte, die ihm den Ruf eines der vorzüglichsten Künstler erwarben. In Rom fertigte er eine gepriesene Statue des liegenden Faun in Marmor, der in mehr als halber Lebensgröße erscheint, jetzt im Museum zu Stockholm, eine Wiederholung in Frankreich. Ein anderes berühmtes Werk ist sein Diomedes mit dem geraubten Palladium in Marmor, beinahe lebensgroß und ebenfalls im genannten Museum aufgestellt. In Rom modellirte er auch eine große Gruppe von Amor und Psyche, welche in Stockholm für den Palast Haga in Marmor ausgeführt, für das berühmteste Werk des Meisters gehalten wurde, später in der unteren Gallerie des Museums aufgestellt, wo man außer den genannten Bildwerken noch mehre andere von seiner Hand sieht, nämlich die Gruppe von Mars und Venus, die neben jener mit Amor in den Reisewerken von E. M. Arndt, Eck und Acerbi des höchsten Lobes gewürdigt werden. In jenem Museum ist von S. auch eine Statue des Othryades und eine kolossale Gruppe, welche die Geschichte vorstellt, wie sie dem Kanzler Oxenstjerna die Thaten Gustav Adolfs erzählt, ferner die 12 F. hohe Gypsstatue Gustavs III., welche die Stadt Stockholm 1796 wegen des von diesem Monarchen erfochtenen Sieges im Seetreffen bei Swerycksfind modelliren und dann in Erz gießen ließ, und endlich zwei von S. in Rom gefertigte Kopien des farnesischen Hercules und des Germanicus und 21 Skizzen in gebranntem Thon. Auch im Privatbesitz sind einige Bildwerke dieses Meisters, namentlich ähnliche Büsten. Eines der frühesten Werke S.s, welches er 1780 nach seiner Rückkehr aus Italien ausführte, ist das Grabmal des Königs Gustav Wasa. S. gehört unter die Zahl der wenigen Künstler, welche sich von dem damals

herrschenden üblen Geschmacke in der Bildnerei zum Studium der Natur und der Antike wendeten, und verdient daher unter den neueren Bildnern als einer der Wiederhersteller des guten Geschmackes eine ausgezeichnete Stelle. In ihm war Alles vereinigt, was einen Künstler groß machen kann, doch war er nicht im Stande, sich völlig von Manier frei zu machen, in welcher sein erster Unterricht und die Kunstweise, der S. vor seiner Ankunft in Rom huldigte, seinen sonst so reinen plastischen Sinn gefangen hielt. Er besaß lebhafte Einbildungskraft und große Meisterschaft der Darstellung, welche ihn aber gerade verleitete, das edle Maß zu überschreiten. Sein Styl ist ernst, die Formen sind bestimmt und in manchen seiner Werke schön, doch gelang es ihm nicht, in seinen Gestalten ein streng charakteristisch aufgefaßtes Individuum vorzuführen. Darum findet das Kennerauge selbst in seinen besten Schöpfungen immer nur eine meisterhaft vorgetragene akademische Figur, während Andere durch die glückliche Auffassung des Ganzen und durch den meisterhaften Vortrag zum höchsten Lobe gestimmt werden. Sein Talent wurde in Schweden allgemein anerkannt, und namentlich hatte er an König Gustav III. einen warmen Beschützer. S. liebte diesen Fürsten als seinen Freund und empfand den unzeitigen Tod desselben so tief, daß er von der Stunde an in Schwermuth verfiel und mit der Lust zum Leben auch jene zur Kunst verlor. Im J. 1811 heiterte sich der Sinn des Künstlers wieder auf, und man glaubte schon ihn wieder vollkommen dem Vaterlande zurückgegeben zu sehen, als er den 26. Febr. 1813 †. S. war erster Bildhauer des Königs, Professor der Akademie zu Stockholm, Ritter des Wasaordens, Mitglied der Akademie zu Paris, Kopenhagen, Wien und Berlin. Göthe war sein berühmtester Schüler. Mariane d'Ehrenström gab 1826 einen Lebensumriß des Meisters in französischer Sprache heraus.

Sergenkraut (Bot.), s. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis *L.*

Sergent (**Sergeant**), **François**, Zeichner und Kupferstecher, 1756 zu Chartres geboren und von A. de St. Aubin unterrichtet, arbeitete mit der Nadel und in Lavismanier; † um 1810.

Sergentium (a. Geogr.), Stadt im Innern von Sicilien, südlich von Centuripa u. westl. von Catana; wahrscheinl. nicht verschieden von Ergetium und nach Reichard das heutige Artesina Monte (?).

Sergesta, schwed. Ort, **Gefleberg**, westl. von Söderhamm, an der Ljusne.

Sergestus, Begleiter des Aeneas, mythischer Stammvater der Gens Sergia zu Rom.

Sergette (franz., Waarenk.), schmale wollene Sersche aus verschiedenen französischen Manufakturen, gewöhnlich weiß oder grau, $^5/_8$ oder $^1/_2$ Stab breit; auch gibt man diesen Namen einem geköperten, tuchartigen Droguet aus mehren Manufakturen von Poitou.

Sergeys, **Frederik**, Bildhauer von Löwen, war daselbst Schüler von Frank und gehört jetzt zu den besten belgischen Künstlern seines Faches. Man verdankt ihm mehre schöne kleine Bildwerke in Alabaster, Marmor und Gyps, bestehend in Figuren und Basreliefs. Zu den letzteren gehören Bilder von Christus und Maria in Medaillons.

Sergia, Römerin, aus dem patricischen Geschlecht der Sergier, wurde 329 als Giftmischerin angeklagt, behauptete, die bei ihr gefundenen Mischungen seyen nützliche Arzneimittel und gab ihren Genossinnen, als der Magistrat sie aufforderte, davon zu genießen, den Rath, zu trinken und zu sterben, was auch geschah. Dies war das erste Gericht zu Rom wegen Giftmischerei. Vergl. Veneficium.

Sergianer, s. **Sergius** 15).

Sergia tribus (röm. Ant.), s. **Tribus**.

Sergi-Emini (türk.), Schatzmeister der Flotte.

Sergiewsk, russ. Stadt, Gouv. Orenburg., Kr. **Buguruslan**, an der Grenze des Gouv. Simbirsk, am Einfluß des Surgut in den Sok, rechts, 1703 erbaut. Die ersten Gebäude waren von Eichenholz, von einer Schutzmauer mit 14 Thürmen u. 5 Thoren umgeben. Im J. 1704 ward auf Befehl Peters des Großen die ganze hölzerne Mauer abgerissen und nach dem Terek gebracht. Statt ihrer führte man einen 6 Sashen hohen Erdwall auf, wobei 4000 Menschen beschäftigt waren. Um die Stadt zu bevölkern, wurden 215 Familien aus den Städten Jeruklinsk, Taninsk, Bilärsk, Stard- und Nowd-Schenimsk, Sainsk, Menselinsk, Arsk, Malmüsch und Alat angesiedelt, von den simbirskischen Ansiedlern ein Ataman und 2 Kasaken, und aus dem Kreise von Samara 100 Menschen. Bei den Schwefelquellen nicht weit von der Stadt baute man eine besondere Mauer von Eichenholz, die mit 2 Thürmen versehen wurde. Nach der Schwefel-Sawode beorderte man 15 Menschen aus Simbirsk und versetzte Dragoner und Reiter an den Sok, um den umliegenden Boden zu bepflanzen. Die Zahl der Einwohner belief sich auf 1280. Die 7 Werste von S. liegenden **Heilquellen** kommen aus einem Berge, laufen 8 bis 10 Sashen auf der Oberfläche und fließen in einen See, der den Namen **Schwefel-See** (**Osero-Sernoje**) hat. Die Anhöhe des Felsens besteht aus Kalksteingeröllen, Sand und Thon, zum Theil aus Kalk- und Alabasterblöcken, welche auch Krystalle enthalten. In den Kalkblöcken findet man oft Eisenoxyd und Schwefel, und zwar in Gestalt eines feinen Pulvers. An den Seiten findet man Quarz. Das Wasser der Quelle ist sehr rein und klar, obgleich es während seines Laufes einen hellgelben Niederschlag zurückläßt. Der Geschmack ist etwas bitter und der Geruch wie faule Eier. Das Wasser befördert die Verdauung und Ausdünstung und ist heilsam bei Blutspeien, Menstruationsbeschwerden, Schwindsucht, Vollblütigkeit, Rheumatismus, Skropheln, Scharbock, chronischen Hautkrankheiten, Syphilis u. s. w. Die Gegend wurde durch die thätige Beihülfe des Grafen Suchtelen verschönert und mit Wohnungen für die Badegäste versehen. Der Kaiser befördert ebenfalls diese wohlthätige Anstalt. Im J. 1832 wurden die Quellen von 870 und im J. 1837 von etwa 380 Personen besucht.

Sergilus (Bot.), nach Gärtner, Pflanzengattung. Art: S. scoparius *Gaertn.*, s. v. a. Baccharis scoparia *Sw.*

Sergines, franz. Dorf (Flecken), Depart. Yonne, Bez. Sens; Wollzeuchfabr., Weinhandel; 1370 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons.

Serginskoi (Nischnei- und Werkhnoi-S.), zwei russ. Flecken, Gouv. Perm, östlich von Krasno-Ufimsk, am Serga; 3000 Einw.

Sergio, Berg, s. Ragusa, S. 405.

Sergiopolis (a. Geogr.), stark befestigtes Kastell der syr. Landschaft Chalybonitis am Euphrat, südl. von Sura, entstanden aus einem Kloster des heil. Sergius.

Sergioten, s. Sergius 18).

Sergipe- (Seregipe-, Sergype-) del-Rey (Geogr.), 1) wasserarme südamerikan. Provinz, an der Südostküste von Brasilien, grenzt nördlich an die Prov. Alagoas, nordwestl. an Pernambuco, südwestl. und südl. an Bahia. Die Nordgrenze bildet der Rio-S.-Francisco; umfaßt 810 (nach Andern 856) □M. Das Land steigt allmählig, ohne hohe Gebirge, nur mit wenig ansehnlichen Höhen an; solche Berge sind: Itabajanna (mit einem See) und Serras da Tabanga und Negra. Flüsse: Francisco, Rio Codindiba mit Sergipe. Das Land ist nur an den Küsten angebaut; die Wälder haben schönes Holz. Andere Produkte sind: Vanille, Ipecacuanha, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Rindvieh, Leder, Seesalz, Felskrystall; 270,000 Einw. Man hat fossile Knochen von Riesenthieren gefunden. Die Einwohner treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel. S. war früher ein Theil der Provinz Bahia. Außer S. hier noch die Städte: Itabajanna, am Berg gl. Namens; Logarto, Flintensteinbruch. — 2) (Cidade-de-S.-Christovao), Hauptstadt das., unweit der Mündung des Vazabarris, über den eine schöne Brücke führt, in einer fruchtbaren Gegend, 4 Meilen vom Meere und 15 M. südlich vom San Francisco, hat einen Hafen, Zuckersiedereien, eine Tabaksfabrik, Gerbereien und, nach Schäffer, 36,000 (nach Andern nur 9000 oder auch 20,000) Einw., welche Verkehr mit den westlich liegenden Bergwerksdistrikten und bedeutenden Küstenhandel treiben.

Sergitten, preuß. Dorf, Pr. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 170 E.

Sergius, Sergia gens (röm. Gesch.), röm. patricisches Geschlecht, welches die Sage in Zusammenhang mit Sergestus, dem Gefährten des Aeneas, gebracht hat. Bemerkenswerth sind: 1) Lucius S. Fidenas, Konsul im J. 437 v. Chr., lieferte den mit den Vejentern verbündeten Fidenaten eine glückliche Schlacht und erhielt daher seinen Beinamen. Von 430—394 war er noch viermal Tribunus milit. consul. potestate. — 2) M. S. Fidenas, Tribunus milit. consul. potestate im J. 404 und 402 v. Chr. Weil durch seine Schuld und durch die seines Amtsgenossen und Feindes Virginius das römische Lager vor Veji von Etruskern erobert worden war, mußten die Tribunen vor der Zeit ihr Amt niederlegen, und die genannten Zwei wurden im folgenden Jahre vor ein Volksgericht gestellt und zu einer Geldstrafe verurtheilt. — 3) L. S. Fidenas, war im J. 394 der Stadt einer der Gesandten, die ein Weihgeschenk nach Delphi brachten. — 4) Marcus S., als Kriegstribun von Scipio Africanus Major nach Rhegium gesandt (205 v. Chr.), gerieth in einen Konflikt mit dem Proprätor Q. Pleminius und wurde von diesem zu Tode gemartert. — 5) Marc. S. Silus, Urgroßvater des Catilina, berühmter Krieger zur Zeit des 2. punischen Krieges, ein tüchtiger Haudegen, der Götz von Berlichingen des Alterthums. In seinem 2. Feldzuge verlor er die rechte Hand und ließ sich nun eine eiserne machen (Plin., H. N. VII, 29). In der Schlacht bei Cannä zeichnete er sich so aus, daß er allein eine Verdienstkrone empfing. Der Senat ließ ihm eine Statue setzen, auf welcher er zu Pferde abgebildet war. — 6) M. S. Silus, Sohn des Vorigen, ließ als Quästor Denare schlagen, die an seinen Vater erinnerten; 168 Legat des Konsuls Aemilius Paulus im Kriege gegen Perseus, Befehlshaber der samnitischen Reiterei. — 7) S. Paulus, Prokonsul von Cypern und Cilicien unter Tiberius; soll, durch den Apostel Paulus bekehrt, das Christenthum angenommen haben. — 8) S., 541 Statthalter in Afrika, machte sich durch Stolz und Habsucht verhaßt und wurde 544 deshalb zurückgerufen, 561 als Verschwörer hingerichtet. — 9) S., byzantinischer Statthalter von Sicilien 719, ließ Tiber als Kaiser ausrufen, floh aber, von Leo III. bekriegt, zu den Longobarden. — 10) Lucius S. Catilina, der berühmteste des Geschlechts, s. Catilina.

Sergius (Biogr.), I. Fürsten: A. Herzöge von Neapel: 1) S. I., vornehmer Neapolitaner, 843 gewählt, † nach 860. — 2) S. II., Sohn Gregors, reg. 872—74; — 3) S. III., 982; — 4) S. IV., reg. bis 1040; — 5) S. V., Sohn Johanns V., reg. 1064—71; — 6) S. VI., Sohn von Satimale, reg. 1071—90; — 7) S. VII., der letzte souveräne Herzog von Neapel bis 1131; s. Neapel (Gesch.). — B. Herzöge von Amalfi: 8) S. I., vornehmer Amalfitaner, reg. 952—59; — 9) S. V., Sohn von Johannes, reg. 1004—17; — 10) S. VI., reg. 1069—74. — II. Päpste: 11) S. I., aus Antiochia in Syrien gebürtig, Sohn des Tiberius, zu Palermo erzogen, war Priester in Rom und wurde nach Klemens Tod am 6. Dec. 687 zum Papst gewählt. Sein eigentlicher Name soll Bocca di Porco (Schweinrüssel) gewesen seyn; da er sich desselben geschämt, habe er den Namen S. angenommen, seit welcher Zeit es Sitte geworden, daß die Päpste nach ihrer Wahl den Namen änderten. Von ihm rührt die Einrichtung her, bei der Messe das Agnus Dei abzusingen. Er † den 9. Dec. 701. Von ihm ist das Sendschreiben an den englischen Abt Karlfrid: De Beda Romam transmittendo (in W. Malmesburiensis „De gestis regum Angl.," Bd. 1, S. 11). — 12) S. II., Nachfolger Gregors IV., seit 844, hieß eigentlich Petrus, welchen Namen er aus Ehrerbietung vor dem Apostel Petrus ablegte. Da S. ohne Wissen des Lothar gewählt war, schickte derselbe eine Armee mit

seinem Sohne Ludwig nach Italien; doch holten ihn die Römer ehrerbietig ein und leisteten ihm den Eid der Treue, worauf er die Wahl bestätigte. S. † den 12. April 847. — 13) S. III., war schon als Diakonus ein höchst lasterhafter Mensch u. wollte sich bereits 890 auf den päpstlichen Thron drängen; die Klerisei wählte jedoch den Formosus. Erst 906, besonders durch seine Freundschaft mit Albrecht, Markgrafen von Toskana, gelang es ihm. Er wüthete nun selbst gegen den Leichnam des Formosus und suchte alle seine Handlungen und Verfügungen umzustoßen, ließ die unter ihm geschehenen Ordinationen nicht gelten, † aber 910, worauf sein mit der Marozia erzeugter Sohn als Johann IX. folgte. — 14) S. IV., war Bischof von Alba, als er den 21. August 1009 zum Papst gewählt wurde. Er † schon den 13. Mai 1012. Auch ihm schreibt man die erste Namensänderung der Päpste zu, da er Bocca di Porco geheißen haben soll. — III. Patriarchen von Konstantinopel: 15) S. I., Syrer, ein kluger u. listiger Mann, wurde 608 des Thomas Nachfolger. Er war im Geheimen ein Anhänger der Monotheleten, gab sich jedoch 629 als solchen öffentlich zu erkennen und veranlaßte Viele zur Billigung seiner Glaubensansicht und zur Verbreitung derselben in seinem Patriarchat. Er † 639 und wurde auf der 4. ökumenischen Kirchenversammlung förmlich verdammt. Von ihm erhielten die Monotheleten (s. d.) den Namen Sergianer. Drei von ihm vorhandene Briefe stehen in Labbe's „Conciliorum collectio maxima", 6. Theil. — 16) S. II., seit 993 Nachfolger des Sisinnius, war als Feind der römischen Kirche bekannt und trug immer mehr zur Spaltung der römischen und griechischen Kirche bei; † 1019. — IV. Bischöfe und Geistliche: 17) S., römischer Bischof im 6. Jahrhundert, weigerte sich, die Beschlüsse der konstantinopolitanischen Synode zu unterschreiben, u. sollte deshalb durch den Protospatherius des Justinianus, Zacharias, nach Konstantinopel geschafft werden; doch wurde S. von den Römern geschützt. Er taufte den Angelsachsenkönig Codoald, der nach Rom gekommen war, den Kunibert zu besuchen. — 18) S., Lehrer der Paulicianer (s. d.), den Einige als einen Unmenschen und Frevler beschreiben; seine Glaubenspartei (Sergioten) ertheilte einigen seiner Briefe eine ebenso große Auctorität, als denen des N. T. — 19) (Pseudabbas), Mönch zu Konstantinopel im 7. Jahrh., soll sich aus seinem Kloster entfernt haben, oder, weil er sich zu dem Arianismus neigte, aus demselben verjagt worden seyn. Er ging nach Arabien u. wurde daselbst mit Mohammed bekannt, welcher durch S.' Vermittelung die Wittwe seines verstorbenen Herrn bekommen und sich seiner Gelehrsamkeit bei Abfassung des Korans bedient, ihn darauf aber ermordet haben soll. Wegen dieses seines Umgangs mit dem Haupte der Ungläubigen heißt er bei den Griechen gewöhnlich der verfluchte Mönch. — 20) S. Tychikos, Syrer von Geburt, lebte zu Ende des 8. und zu Anfang des 9. Jahrhunderts und war das Haupt der Manichäer, von denen er sich als Heiliger anbeten ließ. Im J. 812 wurde er auf einem Berge in Kappadocien erschlagen. — 21) S. Confessor, Konstantinopolitaner von vornehmer Geburt, lebte im 9. Jahrh., schrieb eine Geschichte der politischen und kirchlichen Ereignisse von Konstantin Kopronymus bis Michael (821); wurde als ein Vertheidiger des Bilderdienstes mit seiner Familie exilirt. — 22) S. Risius, Erzbischof von Damascus, bekannt als Herausgeber der Psalmen Davids in syrischer und arabischer Sprache (1610), auch Uebersetzer des Pentateuch aus dem Syrischen in das Lateinische.

Sergna, Stadt, s. v. a. Isernio.

Serguntia (a. Geogr.), Stadt der Arevaker in Hispania Tarrac. am Durius (Strabo III, S. 162).

Sergy (Cergy), franz. Dorf, Dep. Seine-Oise, Bez. Pontoise, an der Oise, rechts; 1180 Einw.

Sergype, Provinz u. Stadt, s. v. a. Sergipe.

Seria (a. Geogr.), mit dem Beinamen Fama Julia, Stadt der Turdetaner in Hispania Baetica, östlich von der Mündung des Anas und nördlich von Bätis.

Seria (röm. Antiq.), Gefäß zur Aufbewahrung des Weins (Colum. XII, 18); s. Dolium.

Serialaria (Zoophyt.), nach Lamark, Gattung der Bryozoa Vesicularina *Milne, Edw.*, *Ehrenb.*, der Zunft der infusorienartigen Polypen nach Oken. Charakter: Stämmchen zart, ästig, hohlröhrig, mit cylindrischen, parallelstehenden, reihenweise zusammenhängenden Zellen, die entweder in einzelnen Bündeln, oder in zusammenhängender Spirale stehen. Unter 12 Arten bekannteste: S. lendigera *Lam.*, Sertularia lendigera *L.* Sehr verästelt, ausgebreitet; Aestchen fadenförmig, gegliedert; etwas dichotomisch; Zellenhaufen gesondert; Zellen selbst abnehmend kürzer. Kleiner, zarter, haarförmig-feiner Polyp in den europäischen Meeren. Ellis, Cor., Taf. XV, B. b).

Seriama (Ornith.), s. v. a. Bastardkranich, Dicholophus cristatus *Ill.*

Seriana (Val-S., Geogr.), ital.-österr. Thal, Lombardei, Prov. Bergamo, scheidet sich nördl. durch sehr hohe Berge vom Veltlin, erweitert sich südlich in die Ebene von Bergamo u. wird vom Serio bewässert. Die Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit Tuchweberei und Eisenfabrikation.

Seriana (Bot.), nach Schumacher, Taumelknippe, nach Oken, Gattung der Sapindaceae *Juss.*, Octandria Trigynia *L.* Charakter: Kelch 4—5blättrig, die beiden äußern Blätter kleiner. Blumenkrone 5blättrig, jedes Blumenblatt über dem Grunde mit einer Schuppe versehen. Drüsen 2 od. 4. Staubgefäße 8, Griffel 3. Flügelfrüchte 3, der Länge nach mit einander verwachsen, am Grunde geflügelt. Von 45 Arten, windend-kletternden und rankenden Sträuchern meistens in Amerika, sind folgende besonders bemerkenswerth: 1) S. letalis *St. Hil.* In Brasilien, in den Urwäldern. Blätter doppelt-

3zählig; Blättchen elliptisch-lanzettlich, zugespitzt, etwas gezähnt, ganz kahl; Blattstiele nackt; Trauben weichhaarig. Besitzt einen harzigen, bittern, narkotisch-giftigen Saft, dessen sich die Eingeborenen zum Betäuben der Fische bedienen. Man schreibt diesem Strauche u. der Paullinia australis *St. Hil.* zu, daß der giftige Honig der Lecheguanawespen von ihnen herrühre. — 2) S. mexicana *Willd.*, Paullinia mexicana *L.* In Mexiko. Stengel stachelig. Blätter doppelt-3zählig; Blättchen verkehrt-eiförmig, gezähnt oder oft ausgerandet; Blattstiele fast geflügelt. Blüthentrauben zusammengesetzt; Früchte mit zugerundeten, etwas verbreiterten Flügeln. Wird in Mexiko gegen Gicht, veraltete Syphilis und andere Kacherien und eingewurzelte Krankheiten mit Vortheil angewendet. Schum., Act. soc. nat. hafn., 3, Theil 2, Seite 124, Taf. 11, Fig. 3. — 3) S. noxia *St. Hil.* In Brasilien. Scheint dieselben Eigenschaften wie S. letalis *St. Hil.* zu haben. — 4) S. triternata *Willd.* In Westindien und dem nahen Festlande von Südamerika. Blätter 3mal-3zählig; Blättchen eiförmig, stumpf, ausgeschweift; Blattstiele geflügelt. Trauben rispig; Früchte mit rundlichen, verbreiterten Flügeln. Die Blätter und jungen Zweige, in welchen ein harziger, rother Extraktivstoff, ein scharfer Stoff und ein braunrothes Harz enthalten sind, gebraucht man ähnlich wie die Sassaparille zu Ptisanen gegen Syphilis und verschiedene inveterirte Krankheiten, aber auch zum Betäuben der Fische, um sie sodann fangen zu können. Jacq., Obs., Taf. 62, Fig. 11.

Seriane (a. Geogr.), Ort der syrischen Landschaft Chalybonitis, durch eine über Chalcis und Beroa führende Straße mit Dolicha verbunden.

Serianteriae (Serganteriae, neulat.), in den normannischen Gesetzen Lehngüter, mit denen Frohndienste verbunden sind.

Seriaskaja (russ.), s. v. a. Grauwerk.

Seriate, ital.-österr. Flecken, Lombardei, Prov. und Distr. Bergamo, am Serio, links; 1410 Einw.

Seriatopora (Zoophyt.), nach Lamark, Reihenkorall, Gatt. der Phytocorallia Milleporina *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Polypen nach Oken. Charakter: Steinig, mit dünnen, cylindrischen Aesten; die Zellen durchbohrt, wie im Umkreise gewimpert, seitlich in Quer- oder Längsreihen stehend. Unter 6 Arten bekannteste: S. subulata *Lam.*, Madrepora seriata *Pall.*, le buisson épineux, Dornbusch. Rasenförmig-halbkugelig, sehr verästelt, rauh ausgespreizt, die Aeste pfriemenförmig zulaufend; die Sterne in Längsreihen, mit hervorstehendem gewimperten Rande. Einen halben Fuß lang. Vom ostindischen bis zum rothen Meere. Ehrenberg bemerkt, daß ein kleiner Krebs, Pagurus coralliophilos, indem er sich in den Endspitzen einnistet, daran wahre Gallen, wie die Insekten an den Pflanzen erzeugt. Solander und Ellis, Taf. 31, F. 1 u. 2. — Die fossilen Arten S. subcompressa *v. Hagenow*, S. annulata *v. Hag.*, S. verticillata *Goldf.*, S. striatopunctata, trochlearis, echinata *v. Hag.*, S. (Cricopora) coliformis *Michelin*, S. articulata *v. Hag.*, S. spiralis *Goldf.*, S. clavata *Goldf.* u. S. constricta *v. Hag.* gehören insgesammt der Kreide an.

Serica (a. Geogr.), das von den Seres bewohnte Land im Osten Asiens, das nach Ptolem. gegen Westen an Scythia extra Imaum, gegen Norden und Osten an das unbekannte Land, gegen Osten an das Gebiet der Sinä und gegen Süden an Indien grenzte, also den östlichen Theil der kleinen Bucharei, die Kotschotei und einen Theil des nordwestlichen China umfaßte. Es wurde nicht vor dem ersten christlichen Jahrhundert bekannt und daher erst von Plin. (VI, 17, 20) und Ptol. (VI, 16) genauer beschrieben, obgleich man von dem Volke der Seres schon weit früher Nachrichten hatte. Der erste Schriftsteller, der die Serer erwähnt, ist Ktesias; seit Mela aber sind sie weithin bekannt. Als Gebirge des Landes werden erwähnt: die Annibi und Auxacii Montes (Theile des Altai), mitten im Lande aber fanden sich die Asmiraei Montes (der westlichere Theil des da-urischen Gebirgs) und nach der Südgrenze hin die Casii Montes (jetzt Khara, in der Wüste Gobi) mit einem südlichen, sich nach dem Fluß Bautisus (jetzt Hoang-ho) hin ziehenden Nebenzweige, Namens Thagurus (dem südlichen Theile des mongol. Gebirgs, der sich vom Hoang-ho gegen Norden heraufzieht) und jenseits dieses Stromes der Ottorocorras, der östlichste Zweig der Emodi Montes. Flüsse: Im nördlichern Theile der Occhardes (wahrscheinlich der Selenga) und im südlichern der nach dem Lande der Sinä hinabströmende Bautes oder Bautisus (jetzt Hoang-ho); außerdem Psitaras, Lambari, Lanos, Atianos, wahrscheinlich lauter Küstenflüsse. S. hatte herrliches u. sehr beständiges Klima und Ueberfluß an Vieh, Bäumen und Früchten aller Art; sein wichtigstes Produkt aber war die Seide, welche die Einwohner zu den kostbarsten Stoffen verwebten, mit welchen sie einen sehr einträglichen und weit ausgedehnten Handel trieben. Außer diesem Hauptprodukte lieferte das Land auch eine große Menge Edelsteine aller Art, so wie Eisen, das für besser, als das parthische galt, und Felle. Die Seres (nach Paus. VI, 26, 2), eine Mischung von Scythen und Indiern, nach Andern ein rein scythischer Stamm, waren gleich ihren Nachkommen, den heutigen Chinesen, ein sanftes, gerechtes, mäßiges, Ruhe und Gemächlichkeit liebendes, den Krieg verabscheuendes und dabei völlig isolirt dastehendes Volk, das selbst bei seinem Handel allen nähern Umgang mit andern Völkern vermied. Die Alten berichten uns nämlich über den seltsamen Handelsverkehr der Serer mit den Scythen Folgendes: Sie kamen mit ihren Waaren, deren Preis sie vorher auf die Ballen geschrieben hatten, an einen bestimmten Ort in der Wüste, legten dieselben hier ab und entfernten sich wieder. Nun kamen die scythischen Kaufleute, legten die ihnen angemessen scheinende Kaufsumme dazu und traten darauf gleichfalls ab, worauf sich die Serer wieder näherten und, wenn ihnen die beigelegte Summe genügte, sie statt der Waaren in Empfang, außerdem aber letztere wieder mit zurücknahmen. Später mag dies wohl anders

geworden seyn. Uebrigens werden sie uns als Leute von ungewöhnlicher Größe, rothem Haar, blauen Augen und rauher Stimme geschildert, die fast nichts von Krankheiten und Körpergebrechen wissen und daher ein sehr hohes Alter erreichen. Ihre Waffen waren Bogen u. Pfeile. Als einzelne Stämme der Serer werden genannt: die Annibi, im äußersten Norden, an dem nach ihnen benannten Gebirge; die Sizyges, zwischen den vorigen und dem auxacischen Gebirge; die Damnä, südlich von den vorigen; die Piala, noch weiter gegen Süden bis zum Flusse Oechardes; die Oechardä, um diesen Strom her, und weiter südöstlich bis zu dem casischen Gebirge die Issedones; südlich von diesem Gebirge aber, zwischen ihm und dem Bautisus, die Asparacä und Batä, und im äußersten Süden, zwischen den Quellflüssen des Bautisus und am nördlichen Abhange des Ottorocorras, die Ottorocorrä, dann weiter nordöstlich zu beiden Seiten des Bautisus und östlich neben dem Gebirge Thagurus, als östliche Nachbarn der Asparacä, die Ithaguri (richtiger wohl Thaguri), und nördlich von ihnen als östliche Nachbarn der Issedones die Throani, und zwischen dem Bautisus und Oechardes östlich neben den Sizyges die Rhabannä oder Rhabannäi, und westlich vom Oechardes, östlich neben den Annibi die Garinäi. Endlich werden erwähnt die Sesatä, wahrscheinlich in den südlichsten oder südöstlichsten Strichen des Landes wohnhaft, kleine Leute mit breiter Stirn und eingedrückter Nase (also ein mongolischer Volksstamm), welche jährlich mit Weibern und Kindern an die Grenzen der Sinä kommen, um dort ihre Feste zu feiern, und wenn sie wieder ins Innere ihres Landes zurückkehren, das Schilfrohr, das sie als Streu benutzt haben, zurücklassen, welches dann die Sinä sorgfältig sammeln und Malabathron (Betel) daraus verfertigen, das sie nach Indien verkaufen. S. besaß zwar nicht viele, aber sehr große und reiche Städte. Folgende sind die wichtigsten: Sera, die Hauptstadt des ganzen Volks, Issedon, Throana, am östlichen Abhange der Asmiraei Montes, und an der östlichsten Quelle des Oechardes, Asmiräa, an demselben Quellflusse des Oechardes, etwas nordwestlich von der vorigen, Asparaca, unweit der westlichsten Quelle des Bautisus, am linken Ufer desselben, und Ottorocorra.

Serica (Entom.), nach Mac Leay, Käfergatt., s. v. a. Omaloplia *Meg.*

Sericaria (Entom.), nach Latreille, Nachtfaltergatt., s. v. a. Liparis *Ochsenh.*

Sericeus (bot. Term.), seidenhaarig, seidenglänzend, mit feinen, festanliegenden Haaren dicht überzogen, wodurch ein seideähnlicher Glanz entsteht, z. B. die untere Fläche der Blätter von Alchemilla alpina und Potentilla anserina.

Sericin, s. v. a. Myristin.

Sericinäther, s. Myristinsaures Aethyloxyd.

Sericinsäure, s. Myristinsäure.

Sericocodon (Bot.), nach Endlicher, Untergattung von Symphyandra *Dec.*

Sericodon (Bot.), nach Decandolle, s. v. a. Sericocodon.

Sericomyia (Entom.), nach Meigen und Latreille, Seidenfliege, Gatt. der Diptera Athericera Syrphida *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Syrphus *Fabr.* Charakter: Fühler kürzer als der Kopf; Platte der Fühler halbkreisförmig. Unter mehren Arten ist zu bemerken: S. Lapponum *Meig.*, in den Wäldern Lapplands.

Sericophyllum (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Helipterum *Dec.*

Sericoris (Entom.), nach Latreille, Gattung der Lepidoptera nocturna *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken, zur Abtheilung der Wickler, Tortrices, gehörig. Charakter: Düster; Vorderflügel schmal, seidenglänzend, metallisch gefleckt; Hinterrand scharf abgeschnitten. Arten unbedeutend.

Sericostoma (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Neuroptera Plicipennia *Latr.*, der Ordnung der Bolde und der Zunft der Wasserbolde nach Oken, unter Phryganea *L.* Charakter: Unterflügel breiter als Oberflügel; Kinnladentaster kappenförmig, den Mund wie eine rundliche Schnauze bedeckend, dreigliederig, unten mit einem dichten, wolligen Ueberzug bekleidet. Einzige Art: in der Gegend von Aix und in der Levante entdeckt, noch nicht speciell bestimmt.

Sericulus (Ornith.), nach Lesson und Swainson, Sammetvogel, Gatt. der Passeres dentirostres *Cuv.*, der Ordnung der Dickschnäbler und der Zunft der Messerschnäbler nach Oken, unter Oriolus *L.* Charakter: Schnabel ziemlich kurz, vorn mit einem schwachen Zahn; Gefieder seidenartig, knapp; Zunge zerfasert; Fersen ziemlich lang; Schwanz ausgeschnitten, aus 12 Federn bestehend. Arten nicht zahlreich in den Wäldern von Neuholland und Neuguinea, von Insekten, Schnecken und Beeren lebend; bekannteste: S. regens *Less.*, S. chrysocephalus *Swains.*, Meliphaga regia *Lew.*, Oriolus regens *Cuv.*, Prinzregent, Regentvogel, engl. Kings-Honeysucker. Gegen 10 Zoll lang; Gefieder schwarz, seidenartig mit hochgelben Sammetfedern auf Kopf und Hals, nebst einem solchen Flecken auf den Flügeln; Weibchen ganz blaßbraun. Nicht selten, aber schwer zu erhalten, da er an den bewohnten Orten von den Kolonisten seiner Schönheit wegen weggefangen und theuer verkauft wird. In Port Jackson kostete noch vor Kurzem das Stück eine Guinee. Lewin, Birds n. Holl., T. 1; Lesson, Voyage de Duperrey, T. 20.

Sericum (pharm. Zool.), auch Sericum crudum, Folliculi Serici, Seidencocons, s. Seidenfalter.

Seridia (Bot.), I. nach Cassini, Pflanzengattung. Arten unter Centaurea *L.*; — II. nach Persoon, Untergattung von Calcitrapa *Vaill.*

Serie, s. Staatspapiere.

Serienlose, s. Staatspapiere.

Series (lat.), 1) Reihe; — 2) Stammbaum einer Familie; — 3) (bot. Term.), die Reihe, a) die linienweise Stellung gleichnamiger oder ungleichnamiger Theile; b) eine Hauptabtheilung des Pflanzenreichs in manchen Systemen. Davon -serialis, als Anhängesylben, -reihig, von Theilen, welche in Reihen über- oder nebeneinander stehen, z. B. Biserialis, zweireihig; Seriatim, reihenweise, in Reihen, z. B. Seriatim connatus, reihenweise verwachsen, wie die Sporenbehälter in den Fruchthäufchen bei Marattia; Seriatus, gereihet.

Serieux (franz.), ernsthaft, ernst.

Sérifontaine, franz. Dorf, Depart. Oise, Bez. Beauvais; Zink-, Messing- und Kupferblechfabrik.

Serigan, austral. Insel, zu den Marianen gehörig.

Sérignac (Geogr.), 1) franz. Dorf, mit Markt, Depart. Lot-Garonne, Bez. Agen; 910 Einw.; — 2) Dorf mit Markt das., Depart. Tarn-Garonne, Bez. Castel-Sarvasin; 1190 Einw.

Sérignan (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Hérault, Bez. Béziers; Branntweinbrennerei, Weinhandel; 2140 Einw.; — 2) Flecken das., Depart. Vaucluse, Bez. Orange; Seidenspinnerei; 1210 Einw.

Sérigny, franz. Dorf mit Markt, Depart. Saone-Loire, Bez. Louhans; 420 Einw.

Serigrostis (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengattung, s. v. a. Mühlenbergia capillaris *Trin.*

Serik, asiat. Stadt, Persien, Prov. Kerman, Moghestan, unweit der Küste, an der Straße von Ormus; Fort.

Serikow, europ.-russ. Ort, Gouv. Poltawa, nördlich von Poltawa.

Sérillac, franz. Dorf, Depart. Corrège, Bez. Brives; 1230 Einw.

Serimnir (nord. Myth.), s. v. a. Sährimner, s. Sägur.

Serimum (a. Geogr.), Stadt im Innern des europäischen Sarmatien, an Borysthenes (Ptol. III, 5, 28).

Serin (Topogr.), s. Lyon.

Serin (Biogr.), Jan, Maler von Gent, Schüler des E. Quellinus und zu seiner Zeit ein Meister von Ruf, malte viele Altarbilder, deren man in den Kirchen zu Gent und in Tournay findet. In der St. Martinskirche der genannten Stadt ist das Altarbild mit der Geschichte des Kirchenheiligen von ihm. Im J. 1698 ließ sich S. im Haag nieder, wo er nach einiger Zeit †.

Serin (franz., Ornith.), s. v. a. Girlitz, Fringilla Serinus *L.* — S. des Canaries, s. v. a. Kanarienvogel, Fringilla Canaria *L.* — S. de Mozambique, s. v. a. Fringilla ictera *Cuv.*

Serinagur (Geogr.), 1) (Serinaghur), brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Kalkutta, Prov. Gherwal (Gurwal), im Thale des Alakananda, das 2 Stunden lang, 1 Stunde breit und sehr heiß ist. Die Berge umher sind hoch und waldleer, und der Aufenthalt in S. sehr ungesund. S., die alte Hauptstadt von Gherwal, erst seit etwa 300 Jahren erbaut, hat einen großen Bazar, eine Münze und Handel mit Landesprodukten. Ehemals war die Stadt der wichtigste Stapelplatz für den Handel diesseits der Schneekette und der Hochpässe, und ist noch jetzt bedeutend wegen des Pilgerdurchgangs, wie der Ruinen ihrer Paläste und ihrer Tempel. Die meisten Einwohner von S., deren Zahl überhaupt 3000 beträgt, sollen Kolonisten aus dem Tieflande, aus dem Duab, Rohilkhund und Audh seyn, meist Hindus, wenig Muselmänner. Im Jahre 1803 richtete ein Erdbeben große Verwüstungen an. — 2) Stadt, s. v. a. Kaschmir.

Serinda (a. Geogr.), ein von Indiern bewohntes Land, aus welchem zu Justinians Zeiten zwei Mönche den Seidenbau nach Europa brachten, vielleicht s. v. a. Serica.

Serinda (Mus.), Instrument der Hindus, nach Art unserer Geigen erbaut, nur etwas schmaler und länger, das mit 3 Saiten bezogen ist, welche mit einem Bogen gespielt werden.

Serinde, Distrikt, s. v. a. Sirhind.

Serinette, eigentlich Vogelorgel, kleine Orgel zum Abrichten von Singvögeln, namentlich der Kanarienvögel (Serins), s. Drehorgel.

Seringam (Seringham), brit.-ostind. Flußinsel, Prsdsch. Madras, Prov. Karnatik; darauf zwei berühmte Hindu-Tempel.

Seringapatam (Seringapatnam, Sri Ranga [d. i. ein Epitheton des Vischnu] Patana [d. i. Stadt], Geogr.), 1) brit.-ostind. Distrikt, Präsidentsch. Madras, Prov. Mysore (Meissur, Maheswara); 1½ □M.; — 2) feste Hauptstadt von Mysore, auf einer Insel im Cavery, einst Residenz der Sultane Hyder Ali und Tippo Saib von 1760—1799. Kanäle führen das Wasser des Cavery weit in das Land. Das herrliche Grün, in welchem dadurch die Felder und Gärten in diesem Thale prangen, bilden einen erfreulichen Kontrast mit der Beschaffenheit der übrigen Gegend. S. besteht aus der Festung und der schwarzen Stadt (Pettah, Petah). Die Festungswerke haben ungefähr 3 (engl.) Meilen im Umfange. Sehr interessant ist noch der alte Palast (Loll- oder Laul-Bang genannt) im sogenannten Königsgarten am östlichen Ende der Insel, obgleich er in Trümmern liegt. Die Wände der weiten Gallerien und Gemächer sind mit Chunam glänzendweiß überzogen, so wie mit Blumenmalereien und Vergoldungen, welche die schönsten Tapeten Englands weit übertreffen. Die Stadt, welche vor der Eroberung durch die Briten 140,000 Einwohner hatte, zählt jetzt nur noch 32,000 (nach Andern 20,000); sie hat viele Paläste, glänzende Moscheen mit hohen Minarets, kolossale Trümmer umher, 2—3stöckige Häuser und meist mohammedanische Bewohner. Es ist ein Fieberland sowohl für die Eingeborenen, als für die Ansiedler; die Stadt ist so ungesund, daß sie fast alle Briten verlassen haben. S. liegt etwa 1000 Fuß niedriger, als seine nächsten Umgebungen, weshalb bei aller Kühlung dieses Thals doch zur Sommerzeit hier eine gesteigerte Hitze herrscht. Die schweren,

mit giftigen Miasmen geschwängerten Wolken bleiben hier am dauerndsten; es ist ein beständiger Dunstnebel. Die nicht sehr bedeutenden Manufakturen und Gewerbe beschäftigen sich mit baumwollenen Geweben, mit Lederbereitung, Glaswaarenverfertigung, Töpferei; auch werden allerlei Waffen und Gewehre verfertigt. Die Ausfuhr besteht in baumwollenen Zeuchen verschiedener Art, Leder, Vieh, Elephantenzähnen, Häuten, Reis, Sandelholz, Betel, Kokosnüssen, Opium, Oel, Zucker, Kardamomen und einigen andern Gewürzen. — Rechnungsverhältnisse. Die neueren Gold- und Silbermünzen für das britische Ostindien sind bekanntlich die seit Anfangs Juli 1835 für das britische Ostindien in bedeutender Menge und nach einem festen Münzfuße geprägten Gold- und Silbermünzen, nämlich die Gold-Rupien oder Mohurs zu 15 Silber-Rupien, und die Silber-Rupien, die den Namen „Kompagnie-Rupien" führen. Da diese Münzen in Ostindien immer mehr in Umlauf kommen, so werden sie die frühern Prägungen, wie die vorhin angeführten Gold- und Silbermünzen, allmählig ganz verdrängen, und in dem britischen Ostindien endlich auch eine allgemeine, gleichmäßige Rechnungsweise herbeiführen. — Die Kursverhältnisse sind bei den hier vorfallenden Wechselgeschäften ziemlich dieselben, wie in Kalkutta (s. d.) und Madras. — Maße und Gewichte von Mysore: Maßsystem Tippo Saibs für den ganzen ehemaligen Staat Mysore. Während der Unabhängigkeit des Sultanats Mysore ordnete Tippo Saib ein Maß- und Gewichtssystem an, welches für seinen ganzen Staat galt und allgemein angenommen wurde. Nichtsdestoweniger blieben durch das ganze Land Unterschiede, vorzüglich im Getreide- und Feldmaße, herrschend. Jenes System besteht wesentlich im Folgenden: Längenmaß. Das Gjuhdschah (Gujah) oder Göß (Guz) ist = $38\frac{1}{2}$ englische Zoll = 0,97788 Meter = 433,491 paris. Lin. Wegen des für Zeuche und Bauholz üblichen Maßes s. unten. — Wegemaß. Das Hardari (Hardary) oder Cos hat 6000 Gjuhdschahs oder 19'250 engl. Fuß = 3,85 oder $3\frac{17}{20}$ gewöhnliche londner Meilen = 5,8673 Kilometer. Vier solche Hardaris (Hardaries) machen das Gavehda (Gavada) oder die Tagereise aus. Das gewöhnlich übliche Hardari jedoch ist um ein Viertel geringer, als jenes gesetzliche, und also nur = 4500 Gjuhdschahs = $14'437\frac{1}{2}$ engl. Fuß = 2,8875 oder $2\frac{71}{80}$ gewöhnliche londner Meilen = 4,4005 Kilometer. — Getreidemaß. Dasselbe ruht auf dem Gewicht, und zwar auf dem Pöcka-Sihr (s. weiter unten das Gewicht). Man bildet diesen Pöcka-Sihr (Pucca Seer) als Maß durch Mengung gleicher Quantitäten von 9 Getreidearten (nämlich: Reis, Weizen, Weodso, Tovary, Hessava, Avary, Cawlay und Elius), von welcher Mengung das Gewicht eines Pöcka-Sihr genommen und in ein Gefäß gethan wird, welches gehäuft genau diese Quantität enthält. Hieraus wird nun das gesammte Getreidemaß mit seiner nachfolgenden Eintheilung abgeleitet: Das Kändaka (Candaca) oder Kändi (Candy) hat 20 Kolagahs (Colagahs, Colagas) zu 16 Pöcka-Sihrs oder Sultanin-Pöcka-Sihrs à 16 Tschatacks (Chattacks). An räumlichem Inhalt begreift der Pöcka-Sihr $74\frac{13}{16}$ engl. Kub.-Zoll = 1,2259 Liter = 61,8 paris. Kub.-Zoll, das Kolagah 1197 engl. Kub.-Zoll = 19,614 Liter = 988,8 paris. Kub.-Zoll, das Kändaka also 23'940 engl. Kub.-Zoll = 3,923 Hektoliter = 19'776 paris. Kub.-Zoll. — An Gewicht beträgt nach der obigen Grundlage das Kändaka oder Kändi (von 320 Pöcka-Sihrs) $679\frac{11}{16}$ oder 679,6875 engl. Pfund avoirdupois = 308,299 Kilogramm. — Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft, die Milch nach dem vorstehenden Getreidemaße. — Gewicht. 1) Kötscha- oder Leichtgewicht. Der Kötscha-Sihr (Cutcha Seer) oder kleine Sihr ist dem Gewicht von 24 Sultanin- oder Mysore-Rupien gleich, daher = 4248 engl. Troy-Grän = 0,60686 engl. Pfund avoirdupois = 275,26 Gramm = 5727,1 holl. As. Das Kändi (Candy) oder Behrjua (Barua) hat 20 Mahnds (Maunds) zu 8 Pänsch-Sihrs (Pansh Seers, Panch Seers) à 5 Kötscha-Sihrs à 8 Pollöms (Pollums). Demnach der Mahnd = 24,274 engl. Pfund avoirdupois = 11,011 Kilogramm, das Kändi = 485,49 engl. Pfund avoirdupois = 220,21 Kilogramm. 2) Pöcka- oder Schwergewicht. Der Pöcka-Sihr (Pucka-Seer) oder große Sihr ist das Gewicht von 84 Sultanin- oder Mysore-Rupien = $3\frac{1}{2}$ Kötscha-Sihrs = 14'868 englische Troy-Grän = 2,124 engl. Pfund avoirdupois = 0,9634 Kilogramm. Die Benutzung dieses Gewichts für das Getreidemaß s. oben. — Zeuche und Bauholz werden gewöhnlich nach dem Cubit oder der Elle des Käufers gemessen, welche man = 18 engl. Zoll annehmen kann, also dem bengalischen Cubit gleich (s. Kalkutta), = $\frac{1}{2}$ engl. Yard = 0,45719 Meter = 202,671 par. Lin. — Geschichtlich wurde S. besonders merkwürdig durch die Eroberung durch die Briten 1799. In den ersten Tagen des Juni 1798 wurde eine Proklamation des Gouverneurs von Isle de France in Bengalen in Umlauf gesetzt, welche unter Anderm unverhohlen besagte, daß Tippo nur der Ankunft der französischen Unterstützungen warte, um den Briten den Krieg zu erklären, deren Vertreibung aus Indien sein glühendstes Verlangen sey. Jetzt beschloß der Generalgouverneur Marquis von Wellesley (Bruder des Herzogs von Wellington) Krieg, den er jedoch erst erklärte, nachdem er seine Rüstungen beendet hatte. Am 22. Februar 1799 erfolgte diese Kriegserklärung von Seite Englands. Die karnatische Armee belief sich mit Einschluß der Subsidientruppen von Hyderabad, nebst 3000 Mann von des Nizam eigener Infanterie, auf 30,000 Mann. Ferner marschirten mit dieser Armee 6000 Mann Reiterei des Nizam. Die sämmtliche Reiterei wurde von Mir-Allum, einem General des Nizam, befehligt. Das Kommando, welches der Obrist Wellesley (jetzt Herzog von Wellington) in diesem Heere bekleidete, war bedeu-

tend; es bestand aus der gesammten Infanterie des Nizam, welche mit Einschluß seines eigenen Corps, des 33. Regiments, 11 Bataillone ausmachte. Am 4. März betrat die Armee unter dem General Harris des Sultans Gebiet. Während dieselbe auf dem östlichen Grenzlande vorrückte, drang die Armee der Westküsten, 6400 Mann stark, unter dem General Stuart gleichfalls gegen S. vor, mit der Bestimmung, seine Operationen mit denen des Generals Harris zu verbinden. Unter unbedeutenden Vorpostengefechten rückte die vereinigte Armee am 5. April endlich in ihre letzte Position zur Belagerung von S. Das Lager wurde der westlichen Fronte des Forts gegenüber in einer Entfernung von 3500 Schritten aufgeschlagen. Der rechte Flügel stand auf einem beherrschenden Boden, der linke war durch eine Wasserleitung und den Fluß Cavery gedeckt. Der Kanal vertrat vermöge seiner Wendungen an vielen Punkten die Stelle einer Verschanzung. Das Lager war stark, sicher und reichlich mit gutem Wasser versehen. Außer diesen Vortheilen befanden sich noch fünf große Hügel, geschmückt mit dem gefiederten Kakao, der hohen schlanken Areca und dem zierlichen Bambus, innerhalb der Linien. Aller dieser Vorzüge ungeachtet zeigte die Erfahrung, daß die Stellung theilweise der Belästigung der feindlichen Vorposten, vorzüglich den feindlichen Raketen, ausgesetzt war. Nach Zurücktreibung der feindlichen Vorposten gewann General Harris schon am folgenden Tage eine neue Postenlinie, welche sich zwei englische Meilen lang von dem Flusse zur Linken bis an das Dorf Sultaniet zur Rechten ausdehnte und nur 1800 Schritte von der Stadt entfernt war. S. liegt, wie oben erwähnt, auf einer Insel, die von dem Flusse Cavery gebildet wird. Von dem felsigen Ufer zurückgewiesen, theilt sich dieser Fluß hier in mehre breite Arme, deren Strömung bis zu ihrer Wiedervereinigung, 3 engl. Meilen unterhalb des Trennungspunktes, sehr langsam und sanft ist. Die Stadt ist an dem Trennungspunkte des Flusses erbaut, und die Arme bespülen die Mauern an diesem Punkte. Die Insel, welche einen nackten und öden Anblick gewährt, hält unterhalb der Stadt etwa eine engl. Meile in der Breite. Die Festungswerke sind nach der alten indischen Methode angelegt und die Hindernisse auf eine plumpe Weise auf einander gehäuft. Vorzüglich an der südwestlichen Fronte erheben sich Mauern über Mauern in vervielfältigender Behinderung über einander. Mehre Bastionen haben eine viereckige Gestalt, und nur wenige sind nach dem europäischen System erbaut. Die Mauern, welche die Kurtinen zwischen ihnen bilden, sind nach indischer Bauart ungewöhnlich lang und hoch. General Harris wählte die nordwestliche Fronte zum Angriffspunkt, der Fluß war zu dieser Jahreszeit seicht, das Flußbett breit und mit Felsenblöcken angefüllt. Am Morgen des 30. April eröffnete eine Breschebatterie ihr Feuer auf die angegriffene Bastion und setzte dasselbe am folgenden Tage fort. Mit Sonnenaufgang des 2. Mai begann eine andere Batterie die Beschießung der Kurtinen zur Rechten der Bastion. Diese, so wie die übrigen Batterien, donnerten ohne Unterbrechung fort und verfehlten ihre Wirkung auf die Mauern nicht. In der Stadt flog ein Raketenmagazin in die Luft, und die verderblichen Feuerpfeile stiegen hoch an dem verdüsterten Himmel empor, während der schwere Eisenregen der Batterien ohne Unterlaß auf die erschütterten Mauern niederschlug. In Kurzem war eine praktikable Bresche in den Hauptwall gelegt, noch am Abende desselben Tages wurden Sturmleitern, Faschinen u. andere nöthige Materialien in die Transcheen gesendet, und mit Sonnenaufgang des nächsten Morgens waren die zum Sturm bestimmten Bataillone bereits in den Laufgräben verborgen. Die Anzahl dieser ausgewählten Schaar betrug 4300 Mann, wovon 2500 Mann aus Europäern, die übrigen aus Eingebornen bestanden. Zu ihrem Führer war der Generalmajor Baird ernannt. Die Angriffszeit ward sehr passend gewählt; es waren jene schwülen Nachmittagsstunden, welche im Orient allgemein einer tiefen Ruhe geweiht sind, in welchen die Abspannung am größten ist, und in denen die Eingeborenen sich nach dem Genusse ihres Mittagsmahles dem Schlafe oder der Erholung überlassen. Gebadet im Schweiß und athemlos lagen die Männer aus dem fernen Norden und Westen, gebräunt von der sengenden Sonne über ihrem Haupte, auf dem Boden und harrten mit Ungeduld des Signals zum Angriff. Plötzlich ward die schauerliche Stille in den Laufgräben durch die Stimme Bairds unterbrochen, welcher mit gezogenem Degen aus den Transcheen aufsprang und seine kühne Schaar mit den einfachen Worten: „Auf, meine braven Kriegsgefährten, folgt mir, und beweist euch des Namens britischer Krieger werth!" zum Umsturze eines Königreichs aufrief. Dieser Schaar schlossen sich die Kolonnen unter den Obristen Scherbrocke und Dunlop unmittelbar an. Die Bresche wurde nach einem kurzen Kampfe mit einigen muthigen Mysorern, die sich den Briten sogleich entgegen warfen, in 6 Minuten erstiegen. Ein tapferer Sergeant der Freiwilligen, Namens Graham, pflanzte zuerst eine brittische Fahne dort auf, ward aber gleich darauf durch eine Kugel niedergestreckt. Der breite Raum der Bresche füllte sich bald mit Truppen an. Sobald diese in hinreichender Zahl versammelt waren, schwenkten sie links und rechts und trieben den Feind, vorzüglich zur Rechten, in wildem Schrecken vor sich her. Einige der Flüchtlinge bewirkten dadurch ihr Entkommen, daß sie die langen Binden ihrer Turbane abrollten und sich mittelst derselben von den hohen Mauern des südwestlichen Bastionswinkels hinabließen. Viele dieser Unglücklichen, denen es an hinreichender Gewandtheit und Entschlossenheit gebrach, wurden in dem Felsenbette des Grabens zerschmettert. Die linke Kolonne unter dem Obristen Dunlop fand indessen lebhaften Widerstand. Der Feind setzte sich hinter den Traversen, welche er erbaut hatte, fest und vertheidigte dieselben mit solcher Hartnäckigkeit,

daß er mehrmals das Vordringen der Kolonne aufhielt. Auch würden diese Hindernisse nicht so leicht besiegt worden seyn, wenn es nicht einer Abtheilung des 12. britischen Regiments gelungen wäre, den Graben zwischen dem äußern und innern Walle zu überschreiten. Ein schmaler Streif Landes, zum Uebergang für die Arbeitsleute bestimmt, ward glücklicherweise entdeckt und der Wall erstiegen. Die Abtheilung drang auf demselben vor, nahm die vom Feinde besetzten Traversen in der Flanke und reinigte sie durch ihr Feuer von demselben. Hier hatte der Sultan bis auf den letzten Augenblick persönlich gefochten und, nach dem Zeugnisse seiner Umgebung, gleich einem gemeinen Soldaten mit einer solchen Ruhe und einem solchen Erfolge über die Traversen gefeuert, daß er eine große Anzahl der Stürmenden in den Staub niederstreckte. Als aber die Briten auf allen Punkten die Oberhand gewannen, die Truppenabtheilung des Angriffs zur Rechten in ihrer rothen Bekleidung über dem östlichen Thore sichtbar ward, die entmuthigten Mysorer den Kampf in allen Werken aufgaben und überall ihre Posten verließen — da zog sich Tippo längs des nördlichen Walles zurück. Hier bestieg er, über Müdigkeit und Schmerzen in einer früher empfangenen Beinverletzung klagend, eines seiner Streitpferde, auf das er zufällig stieß, und ritt langsam, in welcher Absicht kann Niemand sagen, nicht, wie er leicht hätte thun können, aus der Stadt, sondern nach einer Brücke, welche über den innern Graben und mittelst eines gewölbten Thorwegs nach der Stadt führte. So wie er in diesen Thorweg hineinritt, wurde er durch eine Musketenkugel verwundet; der Thorweg aber, gegen welchen die Briten von beiden Seiten herandrangen, war bereits mit Flüchtlingen sowohl von innen, als von außen angefüllt und stopfte sich so schnell, daß der Sultan sich nicht mehr durch die Menge Bahn machen konnte. Das Kreuzfeuer der Briten verwandelte die zusammengedrängte Menschenmasse bald in einen Haufen Sterbender und Todter, und auch des Sultans Pferd sank unter ihm zusammen. Seine Begleiter befreiten ihn aus dem Sattel und hoben ihn auf seinen Palankin, der zur Hand war; allein dies war auch der letzte Dienst, welchen sie ihm zu leisten vermochten. Seine Entfernung war unmöglich. In wenigen Minuten drangen die britischen Soldaten in den Thorweg. Einer derselben, angezogen durch den Glanz der goldenen Schnalle, welche des Sultans Degengehäng schloß, griff nach demselben. Der Sultan, die letzte Kraft, welche ihm übrig blieb, sammelnd, führte einen Hieb nach dem Soldaten u. verwundete denselben in das Knie. Da zog sich der Mann einige Schritte zurück, legte sein Gewehr an und schoß, ruhig zielend, den Sultan durch die Schläfe, nicht ahnend, daß es der gefürchtete, unbeugsame König sey, welcher entseelt auf den Tragsessel zurücksank. In dem leidenschaftlichen Gewirre der Plünderung ward der Leichnam aus dem Palankin geworfen und lag eine Zeit lang unter einem Haufen Erschlagener verborgen. Während der Sultan auf solche Weise, in der Ueberzeugung, daß sein Königreich für ihn verloren sey, das Schicksal, das er wahrscheinlich begehrte, herausforderte, war der Palast mit Verwirrung u. Schrecken erfüllt. General Baird, welcher früher 3 Jahre lang als ein gefesselter Gefangener eine elende Hütte in dieser Stadt bewohnt hatte, stand jetzt als Sieger vor den Thoren des Palastes. Nach einer angstvollen Unterredung zwischen dem Killedar u. dem Major Allan wurde der mit Bewaffneten angefüllte Palast übergeben, die Thore öffneten sich, und die jungen Prinzen, der eine 17, der andere 15 Jahre alt, traten dem schwerbeleidigten Sieger entgegen. Sie nahten sich ihm zitternd, sie kannten das Unrecht, das er erlitten; sie wußten, daß mehre Europäer, die während der Belagerung in die Hände ihres Vaters fielen, auf grausame Weise zum Tode gemartert worden waren, allein als ihr Auge den Blicken des Generals begegnete, wurde der brave Mann tief von dem Anblicke gerührt. In Folge der Nachweisungen, welche Baird in dem Palast empfangen hatte, begab er sich augenblicklich nach dem nördlichen Thor, um den Sultan aufzusuchen. Das düstere Thorgewölbe war mit Erschlagenen angefüllt, und in dem Dunkel, welches daselbst herrschte, war es schwer, die Züge der Getödteten zu unterscheiden. Ein Leichnam um den andern wurde hervorgezogen und untersucht, aber vergeblich. Endlich zündete man Fackeln an, bei deren Schein man den Sultan unter einem Haufen Erschlagener entdeckte. Sein Turban, seine Bekleidung, sein Schwert, sein Degengehäng, Alles war verschwunden, weder Waffen, noch Schmuck — nichts war dem Könige geblieben; gleichwohl ward er von Vielen erkannt, denn um seinen rechten Arm war das Armband gewunden, welches er nie von sich zu legen pflegte. Der Talisman enthielt, in schöngeblümten Seidenstoff eingewickelt, ein Amulet von dünnem silberfarbenen Metall, nebst einigen Zetteln mit magischen arabischen und persischen Schriftzeichen, deren Inhalt, wenn noch ein Zweifel gewaltet hätte, die Identität des Sultans hinreichend bewiesen haben würde. Ungeachtet dreier Wunden, welche man, außer dem Schusse durch die Schläfe, an seinem Körper entdeckte, waren die Gesichtszüge des Königs nicht entstellt und trugen den Ausdruck einer ernsten Ruhe. Die Augen waren offen und der Körper noch so warm, daß Obrist Wellesley und Major Allan einen Augenblick lang glaubten, der Sultan müsse noch am Leben seyn; allein die Erwartung bewährte sich nicht. Ueber 8000 Mann seiner Truppen waren in dem Kampfe gefallen. Vorzüglich in der Hauptmoschee und um dieselbe herum war das Blutbad fürchterlich gewesen; denn hier hatten die ächten Muselmänner, die weder fliehen, noch sich ergeben wollten, einen verzweifelten Widerstand geleistet. Mit Beendigung der Feindseligkeiten hörten auch alle Gewaltthätigkeiten auf, und nur eine geringe Zahl Einwohner kam bei dem Sturme ums Leben. Diejenigen Frauen, welche nicht ge-

flohen waren, versammelten sich zitternd und in ihre Schleier gehüllt auf den öffentlichen Plätzen und fanden den besten Schutz in ihrer hülflosen und mitleiderregenden Lage. Am Morgen des 15. Mai wurde dem Obristen Wellesley das permanente Kommando der eroberten Festung übertragen. Während des Angriffs war er mit dem Befehl über die Reserve beauftragt gewesen. Der Rang sowohl, als der Ruf und das Alter des Generals Baird, vor Allem aber der Umstand, daß derselbe lange Zeit als ein Gefangener in den Kerkern der Stadt geschmachtet hatte, verliehen diesem Offizier gerechte Ansprüche auf die Ehre, die stürmenden Truppen zu führen. Sobald Obrist Wellesley das Kommando des Platzes übernommen hatte, war er strenge bemüht, die Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen. Einige Plünderer ließ er nach der ganzen Strenge der Gesetze bestrafen; sofort begab er sich in die Wohnungen der angesehensten Einwohner und erweckte bald allgemeines Vertrauen im Volke. Diejenigen Personen, welche aus der Stadt geflohen waren, kehrten zurück, und schon 3 Tage nach dem Sturme waren die Hauptstraßen und der Bazar mit einer geschäftigen Menge angefüllt, welche diesen Plätzen das Ansehen eines Jahrmarktes verlieh. Der Leichnam Tippo's wurde nach dem Palaste gebracht. Den nächsten Morgen nach der Einnahme der Stadt erschien Abdul Khalik, der zweite Sohn des Sultans, in dem Palaste und ergab sich den Siegern als Kriegsgefangener. Er verlangte die Ueberreste seines Vaters zu sehen, verrieth aber nur wenig Rührung beim Anblick derselben. Nicht so die jüngern Prinzen; diese schienen tief ergriffen und zeigten einen lebhaften Schmerz. Tippo wurde mit den gewöhnlichen Ceremonien und allem unter den Umständen möglichen Pompe begraben. Vier Flankenkompagnien europäischer Truppen begleiteten den Zug als eine Ehrenwache, und von Minute zu Minute wurde das Geschütz abgefeuert. 5000 Rupien wurden in den Straßen auf dem Wege nach dem Begräbnißplatz als eine milde Schenkung an die Fakirs und Armen vertheilt; der Kanzi sang die gewöhnlichen Verse aus dem Koran, und die Begleiter des Zuges gaben die Antworten mit lauter Stimme. Die Straßen waren mit Einwohnern angefüllt, von denen viele sich ehrfurchtsvoll vor dem Sarge auf die Erde niederwarfen. So wurde Tippo in ein königliches Grab gelegt und an der Seite seines Vaters zur Ruhe bestattet. Die Besatzung von S. bestand während der Belagerung aus 22,000 M.; 287 Stücke Geschütz waren auf den Wällen aufgepflanzt, gegen 700 Stücke wurden in den Zeughäusern gefunden. Auch befanden sich in der Stadt 2 Stückgießereien und 11 Gewehrfabriken. Der Verlust der Briten während der Belagerung und bei dem Sturm bestand in 1400 Mann Todten und Verwundeten, darunter 67 Offiziere.

Seringham, Insel, s. v. a. Seringam.

Seringhausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; 130 E.

Seringia (Bot.), 1) nach Gay, Gattung der Geraniaceae Byttneriaceae *Rchb.* Einzige Art: S. platyphylla *Gay.* Strauch in Neuholland. — 2) Nach Sprengel, Pflanzengattung. Art: S. ovata *Spr.*, s. v. a. Ptelidium ovatum *Poir.*

Serinhaem (Serinhehem), s. v. a. Santarem (in Brasilien).

Serinia (Geogr.), europ.-türk. Flecken, Bosnien, südöstlich von Trawnik.

Serinia (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengattung. Art: S. caespitosa *Raf.*, s. v. a. Krigia dichotoma *Nutt.*

Serinkie (russ.), d. i. die kleinen Grauen, Volksbenennung der Platindukaten, s. Dukaten.

Serino, ital. Stadt, Neapel, Prov. Principato ulter., südöstlich von Avellino, Hauptstadt des gleichn. Bezirks, am Fluß Sabato; 10 Kirchen, Weberei in Seide und Wolle, Getreide-, Wein- und Seidenbau; 8000 Einwohner; Ruinen aus der Römerzeit (der Stadt Sabatia).

Serinpale, afrik. Ort, Senegambien, an dem nördl. Mündungsarm des Gambia.

Serinus (Ornith.), s. v. a. Girlitz, Fringilla Serinus *L.*

Serio (a. Geogr.), s. Sirio.

Serio (n. Geogr.), 1) österreich.-ital. Fluß, Lombardei, entspringt an der nördlichen, bergigen Seite der Provinz Bergamo, in den Gebirgen gegen das Veltlin, aus einem kleinen See bei Barbillino, geht durch das Thal Seriana (das von ihm den Namen hat), mündet bei Montodine unterhalb Crema in die Adda, links, und dient vorzüglich zur Flößung des Holzes; — 2) sonst Departement des Königreichs Italien; 74 □M., 289,000 Einw.; — 3) Hauptstadt daselbst.

Serio (Biogr.), Luigi, einer der berühmtesten italienischen Improvisatoren, entzückte durch hohen Geistesschwung, Natürlichkeit und seltene Kunst der Zusammenstellung verschiedener Gegenstände und Stoffe; † zu Neapel 1799.

Seriocarpus (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Gattung der Compositae Asteroideae *Nees.* Von 4 Arten — ausdauernden Kräutern in Nordamerika — bekannteste: 1) S. conyzoides *Nees*; — 2) S. solidagineus *Nees.*

Seriola (Ichthyol.), nach Cuvier, Grünzling, Gattung der Acanthopterygii Scomberoidei *Cuv.*, der Ordn. der Brustflosser und der Zunft der Thunne nach Oken. Charakter: Zwei Rückenflossen; Strahlen der ersten durch Haut verbunden; vor dem After eine kleine Flosse mit zwei Strahlen. Zwei europäische und einige außereuropäische Arten; bekannteste: 1) S. cosmopolita *Cuv.*, Scomber chloris *Bl.* Grüngelb, Schwanz- und Brustflossen roth. Merkwürdig durch seine weite Verbreitung in beiden Weltmeeren. Bloch, 339. — 2) S. lactaria *Cuv.*, Scomber lactarius *Bl.*, Milchfisch, Peche-lait bei den Bewohnern von Pondichery. Spannenlang, silberglänzend, oben grünlich mit gelblichen Flossen und einem schwarzen Tupfen am Deckel. Bei Pondichery, wo

er seiner ungemeinen Schmackhaftigkeit wegen häufig gefangen wird. Cuv., Val., IX, 238, T. 261. — 3) S. Dumerilii *Risso*, Trachurus aliciolus *Rafin.* Silbergrau, auf dem Rücken amethystblau schillernd, an den Seiten und nach dem Bauche hin goldig; Afterflosse verlängert; Schwanzflosse gabelig. Im Mittelmeer.

Seriola (Bot.), nach Linné, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalis *L.* Von 6 Arten, in Europa, Afrika und Amerika einheimisch, nennen wir: 1) S. laevigata *L.* In Sicilien, Nordafrika; ausdauernd. — 2) S. taraxacifolia *Salzm.* In Korsika; einjährig.

Serioso (ital., Musik), ernst, männlich, fest und bestimmt, eine in der Musik gebrauchte Vortragsbezeichnung, die eine besondere Kräftigkeit und Entschiedenheit des Spiels, ein mehr langsames als schnelles Tempo und ein deutliches Hervorheben der Accentnoten verlangt. — Opera seriosa, s. Oper.

Seripala (a. Geogr.), Stadt im Südwesten von India intra Gangem, am Namadus (Ptol. VII, 1, 31).

Seriphium (Bot.), nach Linné, Gattung der Compositae Amphigynanthae *Rchb.*, Syngenesia Necessaria *L.* Von 14 Arten, Sträuchern auf dem Kap, nennen wir: 1) S. cinereum *L.*; — 2) S. fuscum *L.*; — 3) S. plumosum *L.*; — 4) S. vermiculatum *Dec.*

Seriphus (a. Geogr.), eine der cykladischen Inseln, zwischen Cythnus und Siphnus, zwölf M. im Umfang, nebst Stadt und Hafen. In den alten Sagen spielt die Insel eine Rolle als der Ort, wo Danae und Perseus, von Acrisius in einem Kasten ausgesetzt, landeten, wo Perseus erzogen wurde und später mittelst des Gorgonenhauptes die Bewohner in Stein verwandelte. Zuerst soll Seriphus von den Enkeln des Aeolus, Polydectes und Dictys, angebaut worden seyn. Später kolonisirten es die Jonier von Athen aus. Am zweiten Perserkriege nahmen die Seriphier thätigen Antheil, sie waren nebst den Siphniern und Meliern die einzigen Insulaner, welche den Persern den geforderten Tribut verweigerten. Auf der zwar unfruchtbaren, aber metallreichen Insel herrschte eine Zeit lang ziemlicher Wohlstand, es sind auch noch Spuren eines lebhaft betriebenen Bergbaues vorhanden, der aber frühzeitig wieder gesunken seyn muß, da bei den alten Schriftstellern die Seriphier ihrer Armuth und Unbedeutsamkeit wegen fortwährend nur als Zielscheibe des Spottes erscheinen. Als Merkwürdigkeit derselben werden nur die stummen Frösche erwähnt. Jetzt Serfo.

Serippo (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica (Plin. III, 1,3).

Seris (Geogr.), Indianer, s. Sonora.

Seris (Bot.), 1. nach Lessing, Gattung der Compositae Mutisiaceae *Less.* 3 ausdauernde Arten in Brasilien. — 2) Nach Willdenow, Pflanzengattung. Art: S. onoseroides *Willd.*, s. v. a. Isotypus onoseroides *H. B.*

Serisabis (a. Geogr.), Stadt des Distrikts Ariaca im Südwesten von India intra Gangem, am Flusse Nanaguna (Ptol. VII, 1,82).

Serischnik, europ.-türk. Flecken, Bulgarien, Sandschak Sofia, nordwestlich von Sofia.

Seris Herba (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Endiviae, s. Cichorium Endivia *L.* — Seris sativae Herba, s. v. a. wildes Wegwartenkraut, s. Cichorium Intybus *L.*

Serissa (Bot.), nach Commerson, Stück-Esser nach Oken, Gattung der Rubiaceae *Juss.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch mit verkehrt-eiförmiger Röhre und 5-, selten 4spaltigem Rande, dessen kurze Lappen bisweilen durch einige Zähnchen unterbrochen sind. Korolle trichterförmig, in der Röhre rauhhaarig, mit 5-, selten 4lappigem Rande. Staubgefäße 5, seltner 4, mit linienförmigen, herausragenden Antheren. Griffel eingeschlossen; Narbe 2spaltig. Beere fast kugelig, 2fächerig, 2samig, mit dem Kelchrande gekrönt. Einzige Art: S. foetida *Comm.* Strauch in Japan, China, Cochinchina. Glatt, ästig, 2—3 Fuß hoch; Aeste entgegengesetzt, weißlich. Blätter entgegengesetzt, fast stiellos, klein, in den Achseln oft gebüschelt, eirund, dunkelgrün, beim Reiben übelriechend. Blumen fast gebüschelt, endständig, fast ansitzend, weiß. In Südasien gebraucht man die bittere und zusammenziehende Wurzel gegen Durchfälle, Ruhren, Schleim- und Blutflüsse, aber auch äußerlich zu Augenwassern und gegen Geschwüre. Der Strauch wird auch in Gärten kultivirt. Er wird in fette, mit etwas Flußsand gemischte Lauberde gepflanzt, bei 6—10 Grad durchwintert und im Sommer bei warmer Witterung ins Freie gestellt. Vermehrung durch Stecklinge. Lam., III., T. 151, F. 3.

Serk, Bezirk und Dorf, s. v. a. Serke.

Serka, afrikan. Fluß, Algier, Nebenfluß des Wad-Iddi-Zieg, links.

Serkamisch, asiat. Ort, Tatarei, Thian-Schan-Nantu, nördlich von Khaschgar.

Serkars, Provinz der nördlichen, ostind. Provinz, s. v. a. Circars.

Serke (Serk, Geogr.), 1) ungar. Bezirk, gömörer Gesp.; $12^3/_4$ □M., mit dem Marktflecken Rima-Szecs (mit berühmten Viehmärkten); — 2) Pfarrdorf daselbst, bei Rima-Szombath, am rechten Ufer des Rima-Flusses, an einem Berge, auf welchem ehemals das Schloß S. stand; 990 Einw.

Serkendorf (Sergendorf), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Lichtenfels; 100 E.

Serkenrode, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Meschede, Hauptort der gleichn. Bürgermeisterei; Kapelle, mit dem Hofe Steinsiepen; 290 Einw.

Serki-Serai, asiat.-türk. Stadt, Begscheher, südwestlich von Konieh.

Serkowitz, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Dresden; 350 Einw.

Serle, austral. Inselgruppe, niedrige Inseln, westl. von der Insel Minerva, ziemlich hoch, aber klein.

Serles (Searles), eine der Pomotu-Inseln, 3 Lieues lang u. $1^1/_2$ L. breit; unbewohnt,

aber höher, als die benachbarten Inseln. Nordwestspitze 18° 18′ 48″ s. Br. und 139° 18′ 16″ w. L., Südostspitze 18° 23′ 22″ s. Br. und 139° 13′ 26″ w. L.

Serley, franz. Dorf, Depart. Saône-Loire, Bez. Louhans; 1100 Einw.

Serlio, Sebastiano, Architekt von Bologna, einer derjenigen Künstler, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Lehrer und Stimmführer galten, lebte 1511 und 1514 zu Pesaro, anscheinlich mit der Perspektivmalerei beschäftigt, war Schüler des B. Peruzzi und hatte sich das vollste Vertrauen des Meisters erworben, so daß ihn dieser bei seinem Tode zum Erben seiner Zeichnungen und Handschriften einsetzte. Im J. 1541 wurde er von Franz I. nach Frankreich berufen, um die im gothischen Style konstruirten Theile des Palastes in Fontainebleau durch andere im italienischen Style zu ersetzen. S. legte dem Monarchen einen Plan vor, wahrscheinlich gleichzeitig mit Pierre Lescot, dessen Projekt später genehmigt wurde, da der Sage nach S. zu Gunsten desselben auf seinen Entwurf verzichtete. Dagegen übertrug ihm der König die Neubauten, die er am alten Schlosse in Fontainebleau vornehmen ließ, wo sich von jetzt an eine ganze Kunstwelt gestaltete. Allein auch dieses Gebäude hat so große Veränderungen erlitten, daß man kaum mit einiger Gewißheit unterscheiden kann, was dem S. angehört. Dagegen zeugt sein „Lehrbuch der Architektur“ v. seiner Thätigkeit. Die 2. Ausgabe dieses großen Werkes erschien zu Venedig 1551, Fol.; die 3. ist die beste u. vollständigste, Venedig 1560—75, 7 Thle., deutsch, Basel 1609, mit Holzschn., Fol. S. lebte lange in Fontainebleau, endlich aber wurde sein Aufenthalt das. gefährdet, da nach der 1560 erfolgten Thronbesteigung Karls IX. ein Bürgerkrieg ausbrach, der das Land verwüstete. Der Künstler ging nach Lyon, wo er aber in solche Dürftigkeit gerieth, daß er einen Theil seiner Zeichnungen verkaufen mußte, die dann 1575 bei der zu Frankfurt veranstalteten Ausgabe des siebenten Theiles der Architektur S.'s benutzt wurden. Nach hergestellter Ruhe begab sich S. wieder nach Fontainebleau zurück und † daselbst um 1568.

Serm, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. und Kr. Düsseldorf; am Rhein; 460 Einw.

Sermaise, franz. Flecken, Depart. Loiret, Bez. Pithiviers; 760 Einw.

Sermaize, franz. Stadt, Depart. Marne, Bez. Vitry-le-François, an der Saulx; salinisch-eisenhaltige Mineralquelle, Hochöfen; 1800 Einw.

Sermanicomagus (a. Geogr.), Ort im Gebiete der Santones in Gallia Aquitania, vermuthlich das heut. Chermes.

Sermano, franz. Dorf, Korsika, Bez. Corte; Bezirksort; 260 Einw.

Sermatta, ostind. Insel, Sunda-Archipel, zwischen Timor und Timor-Laut, 8° 10′ s. Br. u. 146° 50′ ö. L.

Sermech, asiat. Paß, Iran, Beludschistan, Mekran, führt durch die Gebirge zwischen Mekran und Kohistan.

Sermentisson, franz. Dorf, Depart. Puy-de-Dôme, Bez. Thiers; 1180 Einw.

Sermento, österr.-ital. Dorf, Gubern. Venedig, Prov. Padua, westlich von Padua.

Sermerieu, franz. Dorf, Depart. Isère, Bez. la-Tour-du-Pin; 1160 Einw.

Sermesok, Insel an der Südspitze von Grönland, nordwestl. vom Kap Farewell.

Sermide, österr.-ital. Flecken, Lombardei, Prov. Mantua, südöstlich von Mantua, am Po, links, Hauptort des gleichn. Distrikts; Distrikts-Kommissariat, Prätur, Gemeinde-Deputation, Steuereinnehmerei, Postamt, Pfarrkirche, Aushülfskirche, Lederfabrik, Färberei, etwa 24 Mahlmühlen, Meiereien; 5000 Einw.

Sermin, großer, aber öder asiat.-türk. Flecken, Syrien, südwestlich von Aleppo; die wenigen Bewohner sind Kurden und Araber.

Sermione, österr.-ital. Dorf, Lombardei, Prov. Brescia, südöstlich von Brescia, südl. in der gleichn. Halbinsel im Garda-See; Fort, Hafen, Mineralquelle; 800 Einw. Die Halbinsel hängt durch eine sehr schmale Landenge mit dem Festlande zusammen, besteht aus 3 Hügeln und enthält schöne Felder und Gärter. An der Spitze der Halbinsel blicken römische Ruinen, einst ein Besitz Catulls, der hier geboren war, in den See hinaus. Catulls Villa bildete ein Parallelogramm von 110 Klafter Länge und 50 Klafter Breite; der mittlere Theil der Vorderseite sprang mit einem rechten Winkel vor und hatte nur 25 Klafter Breite. Dieser Vorsprung lag auf einem Abhange gegen den See und wurde durch Pfeiler und Bogen getragen.

Sermitium (a. Geogr.), Ort im Westen von Korsika (Ptol. III, 2, 7).

Sermo (lat.), 1) das Reden, die Rede, die Unterhaltung; Sermones nannte Horaz seine Satyren, weil sie in leichtem Unterhaltungston geschrieben waren. — 2) Die Sprache im Allgemeinen, daher Sermo Latinus, die lateinische Sprache (s. d.).

Sermo (a. Geogr.), Stadt der Celtiberer in Hispania Tarrac., nach Fortés das heut. Muel, nach Lapie Mezalocha.

Sermocinatio (lat.), 1) Unterhaltung, Gespräch; — 2) rhetorische Figur, wo man eine nicht gegenwärtige Person (dadurch verschieden von der Prosopopöie) redend einführt, z. B. Cicero's Rede für den Milo (Kap. 34); kann nur im höchsten Pathos gebraucht werden. Verwandt ist die Ethopöie, durch welche man das Aeußere und die Sprache Anderer nachzuahmen sucht.

Sermon (v. Lat.), 1) Rede, Vortrag; — 2) s. v. a. Satyre; — 3) Leichenrede; — 4) eine langweilige trockene Predigt.

Sermoneta (Geogr.), ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Frosinone, auf einer schwer zugänglichen Höhe.

Sermoneta (Biogr.), Maler, s. v. a. Siciolante.

Sermoyer, franz. Dorf, Depart. Ain, Bez. Bourg, an der Seille, links; 1090 Einw.

Sermuga (a. Geogr.), Ort im Pontus Galaticus, am Iris und an der Straße von Tavium nach Cäsarea Mazaca (Ptol. V, 6, 9).

Sermund (m. Geogr.), Gau des alten Sachsenlandes, wahrscheinlich der Strich zwischen Saale und Mulde, wo sie sich in die Elbe ergießen; kam 964 an das Kloster Gernrode.

Sermusakoi, europ.-türk. Ort, Macedonien, Sandschak Salonichi, südöstlich von Seres.

Sermyle (a. Geogr.), Stadt in Macedonien auf der Landspitze Sithonia, wahrscheinlich von Philipp zerstört, da sie später nicht mehr erwähnt wird; jetzt Ormylia (Herod. VII, 121).

Serna (Geogr.), europ.-türk. Ort, Rumelien, Thracien, Sandschak Galipolis, nordöstl. von Ipsala.

Serna (Biogr.), Joseph de la, Conde de los Andes, spanischer General, 1770 zu Reraz de la Frontra in Spanien geboren, ward 1787 Lieutenant und vertheidigte 1790 Ceruta gegen die Marokkaner, avancirte 1799 zum Kapitän und machte bis 1802 die Kriege gegen Frankreich mit. Seit 1808 Oberst, focht er bei Tudela und Saragossa, gerieth 1811 in Gefangenschaft, entkam jedoch in Nancy und kehrte über Oesterreich und Malta in sein Vaterland zurück. Im J. 1815 wurde er Oberbefehlshaber des Heers in Oberperu, machte 1817 den ruhmvollen Rückzug von Mojo, ward 1821 Vicekönig, nach dem Abfalle des Generals Olañeta 1823 aber geschlagen, schwer verwundet und bei Arjacucho gefangen. Nach der Kapitulation 1825 kehrte er nach Europa zurück, wo er zum Grand von Spanien erhoben wurde. Im J. 1831 war er Generalkapitän von Granada und Jaën, † aber 1832 zu Cadix.

Sernacelhe, portug. Flecken, Prov. Beira, nördlich von Trancoso; Waisenhaus, Hospital, festes Schloß; 800 Einw.

Sernache, portug. Flecken, Prov. Beira, südl. von Coimbra.

Sernatingen, Dorf, s. Althohenfels.

Sernau, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ehrenhausen; 310 Einw.

Sernay, Stadt, s. v. a. Sennheim.

Serné, A., Zeichner und Maler zu Harlem, um 1775 geboren, machte sich als Landschaftsmaler einen Namen. Die meisten seiner Bilder stellen Gegenden um Harlem und Ansichten von Theilen dieser Stadt dar. Aehnlichen Inhalts sind auch seine Zeichnungen in Tusch. Er war noch um 1824 thätig.

Serneus, schweiz. Dorf, Kanton Graubündten, nahe an der Landquart, links; 300 Einw. In der Nähe in schönem Wiesengrunde das Serneuser-Bad, dessen Quelle viele Salze und hepatisches Gas enthält.

Sernewitz, s. Sörnewitz.

Sernfkonglomerat (Geognos.), ein rothes Konglomerat, zum rothen Alpensandstein gehörig, s. Melsformation.

Sernfschiefer (Geognos.), rothe Schiefer des rothen Alpenkalksteins, s. Melsformation.

Sernft, schweiz. Fluß, Glarus, Nebenfluß der Linth, rechts; ein wilder Waldbach, welcher dem Sernftthale (s. d.) den Namen gibt.

Sernftthal (Kleinthal), schweiz. Thal, im Süden des Kantons Glarus, von der Sernft durchflossen. Der Eingang führt durch einen 1 Stunde langen Gebirgsschlund zwischen dem Gandstock und Fässis; die Thalbreite beträgt nur eine Viertelstunde. Statt des frühern, nicht ungefährlichen Saumwegs ist in der neueren Zeit mit großen Kosten eine schöne Straße durch das S. angelegt worden. Oberhalb des Weilers Waag ist der Rückblick auf das Großthal sehr schön. Die Straße steigt nun ziemlich stark an. Etwas höher kommt man an dem in mehren prächtigen Fällen herabstürzenden Rübli- oder Hellbach vorüber. Vom jenseitigen Ufer der Sernft gewährt derselbe einen sehr schönen Anblick. Bald erreicht man das Dörfchen Engi, wo die an dem gegenüberliegenden Plattenberge gebrochenen Schieferplatten gebohrt, geschliffen und verpackt werden. Der Weg zum Schieferbruch führt über die Sernft durch Wiesen und Schutthalden $^1/_4$ St. ziemlich steil hinan. Die Lage des schwarzblauen Thonschiefers ist fast ganz eben, etwas nach Süden gesenkt. Die Platten lassen sich aber nicht, wie anderwärts, in beliebige, dünne Blätter spalten, sondern haben durchgehends eine bestimmte Dicke von $^1/_6$—$1^1/_2$ Zoll. Sie dienen zu Schreibtafeln, Tischplatten und zur Dachbedeckung und wurden früher bis nach Holland ausgeführt, finden aber jetzt meist nur noch in der nördlichen und östlichen Schweiz Absatz. Bemerkenswerth ist dieser Schiefer wegen der Menge von Fischabdrücken (sowohl von Meerfischen, als von Süßwasserfischen), auch findet man solche von Schlangen und Schildkröten, und in der neuesten Zeit wurde sogar der vollständige Abdruck eines Vogels gefunden. Den Ort Engi haben schon schwere Schicksale getroffen, ein Bergfall von der Alp Fittern her und Ueberschwemmungen der Sernft und des Mühlebachs richteten große Verheerungen an. Durch das hier sich öffnende Mühlethal führt ein Pfad über die Flumseralp nach Wallenstatt und Sargans. Das Pfarrdorf Matt hat eine schon im J. 1261 gestiftete Kirche. Hier sollen noch Nachkommen des Werner Stauffacher von Steinen, eines der Begründer der schweizerischen Freiheit, leben. Von Matt führt ein Pfad durch das Krauchthal über den Riesetengrat ins Weißtannenthal und nach Sargans, und ein anderer am Kärpfstock vorbei durch das Diesbacher-Thal ins Großthal nach dem Stachelbergerbad. Oberhalb Matt erweitert sich das S., und die hohen Felsstöcke, die Glarus von Graubündten trennen, stellen sich immer freier dar. In einer anmuthigen Alpengegend liegt Elm, der Hauptort des Thales und das höchste Dorf im Kanton, wo die Fahrstraße ihr Ende erreicht. Oestlich erheben sich kahle Felszacken. In einer derselben, die sich an die Tschingelspitze anschließt, ist eine durch den Fels hindurchgehende Höhle, das Martinsloch, durch welches die Sonne zweimal im Jahre, am 3., 4. und 5. März und am 14. und 15. Septbr., den Kirchthurm in Elm

bescheint. Es hat die Gestalt eines auf der Spitze stehenden Dreiecks und wird leicht für eine kleine Schneefläche oder ein Nebelwölkchen angesehen, wenn nicht der blaue Himmel durch dasselbe erblickt wird. Der Zugang zu demselben ist sehr gefährlich. Von Elm führt ein Gebirgspfad durch das Unterthal über den Raminins Weißtannenthal, und von da ein mühsamer Jägerweg in das Kalfeuserthal und nach Pfäffers; beschwerlich ist der am Martinsloch vorbei und über den Gletscher Sengias-Sut nach Flims und Ilanz oder nach Chur führende Flimser- oder Segnespaß. Nach dem Panixer- oder Bündtnerberg führt ein betriebener Saumweg über schöne Berggüter, die jedoch häufig durch Rüfenen (Sand- und Steingerölle, welche die Bergwasser herabführen) verheert werden. Ueberall sieht man große Haufen von Steinen, welche durch die unermüdlichen Bewohner nach solchen Unfällen aus den Matten und Gärten gesammelt worden sind. In der fruchtbaren Wichlenalp befinden sich etwa 10 Minuten rechts vom Wege, nahe am Fuße der südlich emporstehenden Felswand, mehre schwefel- und eisenhaltige Quellen, die zum Theil gefaßt sind und früher in einem Badehause benutzt wurden, das aber zu wiederholten Malen von Lauinen zerstört und seitdem nicht wieder hergestellt wurde. Von hier aus führt ein Pfad über die Frugmatt und das Richetligrätli nach Linththal und Stachelberg. Man überschreitet nun den Jäzbach und betritt die rauhe, mit Steintrümmern übersäete Jäzalp, wo aller Baumwuchs aufhört, und wo eine Sennhütte sich befindet, zu der man steil ansteigt; gegenüber stürzen einige schöne Wasserfälle von der Alp Ferbs herunter. Ueber den Wallenboden steigt man am Abhang einer Schutthalde nach dem Ringenkopf, einem Felsvorsprung, der an sich ungefährlich, bei Glatteis aber, das häufig nach Regen oder starkem Thau selbst im hohen Sommer sich bildet, am frühen Morgen nicht ohne Schwierigkeit zu passiren ist. Hier treten die Felsen näher zusammen und bilden den Jäzschlund oder die Gurglen. Zur Linken erblickt man eine steil ansteigende, meist mit Schnee angefüllte Schlucht oder Felsenrinne, die Crena Martin, über welche die von Fellers nach Einsiedeln Wallfahrtenden herüberzukommen pflegen. Mit schauderhafter Schnelligkeit gleitet man über diese Schneebahn hinunter, und wenn unterhalb der Gurglen der Schnee bereits weggeschmolzen ist, kann die Fahrt lebensgefährlich werden. An einem kleinen See vorbei gelangt man zum Hexeneck, und von da meist über Schnee auf die Höhe des Panixerpasses, 7462′ über dem Meere, welche die Glarner als Grenze gegen Graubündten ansprechen, während die Bündtner sie bis an den Ringenkopf ausdehnen. Zur Rechten (im Westen) erhebt sich der Hausstock, zur Linken (im Osten) der Vorab (oder Piz Mar), etwa eine Viertelstunde jenseits der Höhe machen die Führer auf der Risiplatte gewöhnlich einen kurzen Halt. Von hier aus führt der bequemere, aber eine gute halbe Stunde längere Weg über die Risi, eine ziemlich steile Schutthalde, und die Meer- oder Mar-Alp nach der Kreuzegg; der kürzere, aber beschwerlichere obere Weg geht über das Leiterli. Auf der Meeralp erblickt man zwischen dem Fluaska und der Risi einen Gletscher, auf den sich ein schöner Wasserfall herunterstürzt, und die mit glänzendem Firn bedeckte, tafelförmige Bergkuppe des Hausstocks. Auf schmalem Stege überschreitet man den Meeralpbach, der auf die ringsum von hohen Felswänden umgebene Panixer-Alp herunterstürzt, und in welchem bei dem Rückzuge der Russen unter Suwarow vom 5.—10. Oktbr. 1799 unzählige derselben den Tod fanden. Bei dem gehauenen Stein, einem offenbar nicht mit Pulver gesprengten, sondern mit dem Meißel geöffneten Felsenpaß, den die Tradition den Römern zuschreibt, findet man bei gefährlichem Unwetter in einer ärmlichen, unter dem Felsen angebrachten Hütte eine, wiewohl armselige, doch oft erwünschte Zuflucht. Ueber die Kreuzegg an der Lochhütte vorbei, wo eine vorzügliche Quelle fließt, durch die Emser-Alp und durch prächtigen, ebenfalls den Emsern zugehörigen Tannenwald quer durch das wilde Tobel des von der Ranaska-Alp abfließenden Bachs gelangt man in einer Stunde nach Panix, roman. Pignu. Ueber diesen beschwerlichen Paß wird jährlich viel Vieh nach Italien getrieben, dabei geht an den schwierigern Stellen ein Mann auf der Seite des Abhanges neben dem Vieh her, um demselben Muth einzuflößen. Von Panix führt der Weg nach Ilanz am linken Thalgehänge erst fast eben fort, dann durch schönen Wald nach dem am Bergabhang gelegenen Dorfe Ruwis, oberhalb dessen zu verschiedenen Zeiten auf silberhaltigen Bleiglanz gebaut wurde, der dort nestweise in Gneiß bricht. Bei Schnaus öffnet sich eine schöne Aussicht auf den Thalkessel von Ilanz. Der Weg von Panix nach Truns führt am rechten Thalgehänge nach Andest, wo sich eine schöne Aussicht auf die gegenüberliegenden Berghöhen und den untern Theil des Oberlandes entfaltet. Man steigt dann auf eine niedrigere Bergstufe herunter und über schöne Wiesen etwas ansteigend nach Brigels oder Breil, einem auf dem Rücken des zu einem weiten fruchtbaren Plateau sich ausbreitenden Kuhmatenbergs liegenden Dorfe. Das Schloß wird von der angesehenen Familie Latour oder Della Torre bewohnt. Nach Brigels wurde besonders früher häufig gewallfahrtet. Man findet hier gute Bergführer und vorzügliche Gemsjäger. Von hier führen gefährliche Jägerwege über den Kistengrat und die Limmernalp nach dem Linththal; im Herbste und Anfangs Winters führt der bedeutend kürzere Weg durch das Röbi-Tobel und das alsdann trockene Bett des Limmernbachs. In der Nähe ist auch das wildromantische, vom Flumbach durchströmte Frisalthal, in welches der schöne Frisal-Gletscher herabsteigt. Ein schlechter Fahrweg führt über Danis nach Truns; anmuthiger und beständig reiche Aussicht darbietend ist der Fußweg über Schlans. Ein besonders schöner Standpunkt findet sich bei den

malerischen Ruinen des alten Schlosses Schlans. Ehe man Trons erreicht, kommt man an der geschichtlich merkwürdigen St. Anna-Kapelle vorbei.

Sernin, St. (St.-Sernaln), franz. Flecken, Dep. Aveyron, Bez. St.-Affrique, auf einer Höhe an der Rance; Tuchweberei; 2380 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons.

Serninus Vicus (a. Geogr.), Ort in Gallia Cispadana, an der Straße von Aquileja nach Bononia, nordöstlich von Mutina, am Padus; jetzt Sermido.

Serno, anhalt-bernb. Dorf, Amt Koswig; Domänen, Vorwerk; 290 Einw.

Sernow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; 160 Einw.

Seroa, kleine ostind. Insel, Banda-Inseln, nordwestlich von Timor-Laut, wird noch zu den Gewürz-Inseln gerechnet.

Serock, russ.-poln. Stadt, Gouv. Plock, am Einfluß des Bug in den Narew; 1030 Einw.

Seroczyn, russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, südwestlich von Siedlec, an der Zwitter, rechts.

Serodine, Giovanni, Maler und Bildhauer, 1595 zu Ascona geboren, nahm anfangs den Caravaggio zum Vorbilde, suchte dann in Rom den Rubens nachzuahmen. In den Kirchen zu Rom und in der italienischen Schweiz findet man Altarbilder von ihm, so wie einige Bildwerke in Marmor. Er † 1638, angeblich an Gift.

Seröse Arterien (Serosae arteriae, Anat.), die feinsten Endigungen der Arterien, die nur noch Blutwasser aufnehmen.

Seröse Balggeschwulst (Chir.), s. v. a. Wasserbalggeschwulst, Cystis serosa, Hygroma.

Seröse Bräune, s. Bräune.

Seröse Haut (Med.), Membrana serosa (nur mit Unrecht spricht man von einem serösen Systeme [Systema serosum], da hier nur von isolirt vorkommenden, häutigen, andern Organen zur Befestigung und zum Schutz dienenden Gebilden die Rede ist), Haut, deren Substanz wesentlich der des Zellgewebes gleich ist, äußerst dünn, aber sehr dicht und elastisch, weich, geschmeidig, farblos, weißlich und durchsichtig; deshalb serös genannt, weil sie fast ganz aus einem Netze Blutwasser aushauchender und einsaugender Gefäße besteht. Diese Haut wird zur Bildung von vollkommen geschlossenen Höhlen verwendet, welche in Gestalt von Säcken oder Blasen im Körper zerstreut und an ihrer innern, freien Oberfläche sehr glatt, mit Oberhaut überzogen, von ausgehauchter, eiweißhaltiger Flüssigkeit oder serösem Dunste feucht und schlüpfrig und deshalb matt glänzend sind, während ihre äußere Oberfläche, durch Zellgewebe an benachbarte Theile geheftet, rauh erscheint. Diese serösen Höhlen haben weder Ein- noch Ausgänge; ihr Gewebe besteht, wie das Zellgewebe, aus durch einander gewirkten Fasern, welche weniger und kleinere Lücken oder Maschen bilden, indem ihre Bündel enger an einander liegen. Die innerste Schicht ist sehr dünn und dicht, ohne wahrnehmbare Gefäße und Poren; Einige halten sie für verdichtetes Zellgewebe, Andere für eine äußerst dünne Lage Hornsubstanz. Nach Einigen hat sie ein Oberhäutchen, Epithelium, d. h. eine verschieden dicke Lage, mit Kernen versehener, dicht an einander gefügter, verschieden geformter Zellen. An der äußern, rauhen, aus lockerem Zellgewebe bestehenden Schicht verlaufen zahlreiche, aber sehr kleine Blut- und Lymphgefäße, welche aus dem benachbarten Zellgewebe eintreten, ein Netz mit großen, länglichrunden Maschen bilden und die an der innern Oberfläche hervortretende Flüssigkeit aushauchen und einsaugen. Nerven sieht man zwar zu dem Zellgewebe der serösen Häute treten, doch konnten sie im Gewebe derselben noch nicht entdeckt werden. Im gesunden Zustande ist die seröse Haut unempfindlich und ohne sichtbare Lebensbewegung, besitzt aber sehr bedeutende Elasticität. Zuweilen treten seröse Häute an ihrer äußern Oberfläche mit fibrösen Häuten in Verbindung, man spricht dann von fibrös-serösen Häuten. Da die Verrichtungen der serösen Membranen an das Vorhandenseyn einer Flüssigkeit gebunden sind, so theilt man nach der verschiedenen Natur dieser Flüssigkeit und nach der Lage der von den serösen Membranen gebildeten Säcke dieselben in 2 Klassen. 1) Seröse Säcke im engern Sinne des Wortes, Visceralblasen, splanchnische seröse Membranen, vollkommen geschlossene Säcke, von welchen die Mehrzahl in den größern Höhlen des Körpers zwischen wichtige Organe gelagert ist, und zwar so, daß diese letztern zugleich mit dem Theile des Sackes, welcher an ihrer Oberfläche festhängt, in dessen Höhle hineingestülpt erscheinen. Man unterscheidet auf diese Weise einen äußern und innern Theil des Sackes; der innere bildet einen platten Ueberzug über das eingestülpte Organ, der äußere umgibt dasselbe nur locker und sieht mit seiner innern Fläche nach der Oberfläche desselben, während seine äußere Fläche an die benachbarten Theile angeheftet ist. Zwischen beiden Theilen des Sackes, welche ohne Unterbrechung in einander übergehen, bleibt die geschlossene, mit schlüpfrigen Wänden versehene Höhle, welche dem eingestülpten Organe freie Bewegung gestattet und in der seröse Flüssigkeit oder feuchter Dunst ausgehaucht wird. Der Nutzen dieser serösen Säcke ist folgender. Durch sie werden wichtige Organe locker aufgehangen und doch in ihrer Lage gehörig gesichert, so daß sich die dem Körper von außen mitgetheilten Stöße und Bewegungen nicht so leicht auf dieselben fortpflanzen können; auch verhindern sie, daß sich mehre in einer Höhle neben einander liegende Organe an einander reiben u. mit einander verwachsen Die Namen der serösen Säcke sind: a) Baufell, Peritonaeum; — b) Brustfelle, Pleurae; — c) Herzbeutel, Pericardium; — d) Spinnwebenhaut, Arachnoidea; — e) eigene Scheidenhaut des Hodens, Tunica vaginalis propria testiculi. — Die seröse Flüssigkeit ist im Allgemeinen farblos und klar, zuweilen zeigt sie unter dem Mikroskop ganz kleine Klümpchen, wenn sie sehr reich an festen Bestandtheilen ist; ihr Geschmack ist schwach salzig. Ihr specifisches Gewicht schwankt zwischen 1006 und

1024; es variirt in einer gewissen Regelmäßigkeit je nach den verschiedenen serösen Häuten, aus denen die Flüssigkeit stammt: 1006—1008 bei der Flüssigkeit von Gehirn und Rückenmark, 1012 bei Brustserum, 1013—1014 bei Flüssigkeit aus dem Herzbeutel, 1015—1018 bei Serum aus dem Bauchfelle, 1020—1024 bei Hydrocele. Die festen Bestandtheile betragen höchstens 10 Proc. Unter den organischen nimmt das Albumin die erste Stelle ein, unter den anorganischen die salzsauren Verbindungen, namentlich das Kochsalz; der Gehalt an Albumin nimmt im Allgemeinen in der nämlichen Reihe zu, wie das specifische Gewicht. Nach Berzelius kann man die seröse Flüssigkeit als ein Serum sanguinis betrachten, das ungefähr mit dem 7fachen Volum reinen Wassers verdünnt worden wäre; nur in seltenen Fällen ist sie hinsichtlich des Albumingehalts so koncentrirt gefunden worden, wie gewöhnliches Blutwasser. Mit dem Serum sanguinis verglichen ist im Allgemeinen der Kochsalzgehalt im Verhältniß zum Wasser der nämliche, wie in jenem, wenn auch der Albumingehalt noch so bedeutend verringert ist. — 2) Synovialsäcke, vollkommen geschlossene Blasen, mit einer dicken, eiweißreichen Flüssigkeit gefüllt (Synovia), aus derselben serösen Haut, wie jene, bestehend. Sie bilden elastische Polster und Verschiebung gestattende Unterlagen, welche dem Systeme der willkürlichen Bewegung, vorzüglich aber den Knochen und Bändern beigegeben sind. Ihre Lage ist zwischen Theilen, die an einander hin- und hergleiten, deren Bewegung durch sie begünstigt wird und deren Reibung an einander sie verhindern. Synovialsäcke kommen an 3 verschiedenen Punkten vor, zwischen den Gelenkenden der Knochen, an den Sehnen der Muskeln und unter der Haut. a) Gelenksynovialkapseln, Gelenkkapseln, Capsulae synoviales articulorum, befinden sich zwischen den an einander beweglichen Gelenkenden der Knochen und sind mit ihrer äußern Fläche nach beiden Enden hin an die überknorpelten Gelenkflächen der Knochen, nach den Seiten an die innere Fläche des fibrösen Kapselbandes angeheftet. Befinden sich Knorpel, Bänder oder Sehnen innerhalb des Gelenkes, so stülpen sich diese Kapseln, wie die serösen Säcke, nach innen um und bekleiden diese Theile. — b) Synovial- oder Schleimscheiden der Muskeln und Sehnen, überall geschlossene Kapseln, welche Synovia absondern und an Stellen liegen, wo Muskeln oder Sehnen an Knochen, Knorpeln, andern Muskeln ꝛc. hin- und hergleiten und sich an einander reiben würden. Es sind entweder einfache Säcke, die zwischen den sich reibenden Theilen liegen, oder Säcke, die sich an beiden Enden einwärts stülpen und so einen Kanal für die Sehne bilden. — c) Hautsynovialblasen, Schleimbeutel der Haut, Bursae mucosae s. synoviales subcutaneae, längliche, meist platte Blasen von verschiedener Größe, zuweilen in mehre Fächer getheilt, welche in den tiefern Schichten des Zellgewebes, zwischen der Haut und den Scheiden der Glieder liegen. Sie finden sich vorzüglich an den Stellen, wo sich die Haut über harte Vorsprünge hin- und herschiebt, und an der Streckseite von Gelenken, wo die Haut beim Beugen stark gespannt wird, z. B. am Olekranon, an der Kniescheibe, am Trochanter u. s. f. Der Inhalt der Synovialsäcke ꝛc. ist dem äußern Ansehen nach zum Theil verschieden vom Inhalte der eigentlichen serösen Häute; bald wasserhell, bald gelblicht oder röthlicht, dabei regelmäßig konsistenter, nämlich klebrig, fadenziehend; in der chemischen Zusammensetzung aber zeigt sich Uebereinstimmung. In der Synovia aus dem gesunden Gelenke eines Pferdes, von 1029 specifischem Gewicht, fand man Wasser 92,80, Eiweiß 6,40, nicht gerinnbare thierische Substanz mit kohlensaurem und salzsaurem Natron 0,60, phosphorsauren Kalk 0,15, Ammoniaksalz und phosphorsaures Natron Spuren. — Außer der Eintheilung, der wir folgten, hat man vorgeschlagen, nach der anatomischen Zusammensetzung 2 Arten von serösen Häuten anzunehmen: a) die ächten, welche an ihrer freien Fläche mit einem Pflasterepithelium überzogen sind; — b) die unächten (Membranae pseudoserosae), denen dieser Ueberzug fehlt. Zu den letztern gehören alle jene, welche bei der gewöhnlichen Eintheilung den größten Theil der 2. Klasse bilden, nämlich die Schleimbeutel der Muskeln, der Sehnen, der Haut.

Seröses System, s. Seröse Haut.

Seroglasinskaia, asiat.-russ. Stadt, Gouv. Astrachan, nordwestl. von Astrachan, am Ufer der Wolga, rechts.

Serohi (Geogr.), s. v. a. Saraway.

Serokomla, russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, südwestl. von Radzyn; 700 Einw.

Serola (ital., Ornith.), s. v. a. langschnäbeliger Säger, Mergus Serrator *L.*

Serolin (Chem.), nach Boudet, eine eigenthümliche Fettart, welche er im Blutserum fand und die demselben ausschließlich anzugehören scheint. Man erhält es durch Ausziehen des getrockneten Blutserums mit Aether, Abdampfen der äther. Lösung und Schütteln des Abdampfrückstandes mit kaltem Alkohol, um das anhängende Elain wegzunehmen. Das S. bildet eine feste, weiße Masse, die unter dem Mikroskope nichts Krystallinisches zeigt, schmilzt bei + 35°, löst sich nicht in Wasser, wenig in kaltem, etwas leichter in heißem Alkohol, leicht in Aether, wird durch Aetzkali nicht verseift. Zusammensetzung unbekannt.

Serolis (Krustac.), nach Leach, Gatt. der Crustacea Isopoda Oniscida *Latr.*, der Ordn. der Asseln und der Zunft der Sohlenasseln nach Oken. Charakter: Vier sehr deutliche borstige Augen, auf dem Scheitel auf Höckern stehend; Schwanz besteht nur aus 4 Stücken. Einzige Art: S. paradoxa *Leach*, Cymothoa paradoxa *Fabr.* Fühler stehen in zwei Linien und endigen in einen vielgliederigen Stiel.

Serolone (ital., Ornith.), s. v. a. Gänsesäger, Mergus Merganser *L.*

Seron (Gesch.), Feldherr des Antiochus Epiphanes und Unterstatthalter von Cölesyrien, ward 166 von Judas Maccabäus bei Beth Horon besiegt.

Seron (Geogr.), 1) ſpan. Flecken, nördlich von Almeria, am Almanzor, rechts am Fuß des gleichnam. Berges; 6100 Ew.; — 2) Flecken daſ., ſüdöſtlich von Soria, am Nagima, rechts, in einem Thal; 820 Einw.

Seron (Gewichtsk.), Gewicht bei den Negern, hat 1¼ Piſo oder 2 Quintos, 8 Piſos = 1 Benda à 64,119 Gramm.

Serondsje (Serond, Seronge, Serondſche), oſtind. Stadt, Sindhyah, Malwa, in fruchtbarer Ebene; Weberei.

Serone, ital. Flecken, Kirchenſtaat, öſtlich von Rom.

Serouen (Suronen), die Emballagen von ſüdamerikaniſchen Ochſenhäuten, worin aus Braſilien und andern ſüdamerikaniſchen Gegenden manche trockene Waare, als Cochenille, Indigo, Pfeffer ꝛc., verſendet werden.

Sérons, ſ. Bordeauxweine.

Serontſcha, vorderind. Ort, Dekan, nahe an der Oſtgrenze, am Fluſſe Pranhita.

Seroosker̃ke, niederländ. Gemeinde, Prov. Zeeland, Walchern, nördlich von Middelburg; 800 Einw.

Seropilly, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Madras, Prov. Karnatik, ſüdl. von Nellore, unweit des Meerbuſens von Bengalen.

Seropotamo, ital. Fluß, Neapel, Prov. Baſilicata, Nebenfluß des Sinno, links, fließt von Nordweſten nach Südoſten.

Serosae membranae (Anat.), ſ. v. a. Seröſe Häute.

Serosa vasa (Anat.), ſ. v. a. ſeröſe Gefäße, ſ. Lymphatiſche Gefäße.

Seroſch (perſ. Rel.), ſ. Seraſch.

Serosum systema (Anat.), ſeröſes Syſtem, ſ. Seröſe Haut.

Serota (a. Geogr.), Stadt Oberpannoniens am rechten Ufer des Dravus; wahrſcheinlich das heutige Veröcze oder Veronits.

Serotinus (bot. Term.), ſpätzeitig, verſpätet, was im Verhältniß zum gewöhnlichen Entwickelungsgange überhaupt oder im Vergleiche zu andern Pflanzentheilen ſpäter erſcheint oder ſich entfaltet, wie die erſt nach dem Ausſchlagen der Blätter blühenden Kätzchen mehrer Weiden (Salix retusa, S. herbacea), od. das erſt nach den Früchten ſich ausbildende Lager bei Calicium- und Lecidea-Arten, deren Lager unter der Oberfläche von entrindetem Holze wächſt. Der Gegenſatz von Praecox, frühzeitig.

Seroux d'Agincourt, Jean Baptiſte Louis Georges, verdienter Kunſtkenner der Antiquitäten des Mittelalters, wurde zu Beauvais am 5. April 1730 geb. Weil er gegen die kriegeriſche Laufbahn, für welche er urſprünglich beſtimmt war, einen unüberwindlichen Widerwillen hegte, übernahm er eine Staatspachtung und gelangte durch dieſelbe zu einem bedeutenden Vermögen, welches er größtentheils ſeinem Geſchmacke an der Kunſt zum Opfer brachte. Anfangs bloß mit der Sammlung, Ordnung und Interpretation von Antiquitäten aus Liebhaberei beſchäftigt, verwandelte ſich ſeine Neigung zur Erforſchung der Alterthümer durch die Zeit und durch die Verbindung mit einer Menge gelehrter Männer inner- und außerhalb Frankreichs ſpäter in ein gründliches Studium. Er machte 1777 Reiſen in England, Belgien, Holland und Deutſchland und lebte ſeit 1778 bis zum Ende ſeiner Tage in Italien, wo er beſonders mit Tiraboschi in genauere Verbindung trat. Sein Hauptſtreben ging dahin, die Kunſtgeſchichte vom 4. bis zum 16. Jahrh. zu erforſchen u. darzuſtellen. S. † zu Rom am 24. Sept. 1814. Schrieb: Histoire de l'art par les monuments depuis sa decadence en 4me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me (erſt nach ſeinem Tode vollendet), Par. 1810—23, Fol., 6 Bde. mit vielen Kupfern; — Récueil de fragments de sculpture antique en terre cuite, Paris 1814.

Serowitz (Geogr.), öſterr. Herrſchaften: 1) Böhmen, Kr. Tabor, umfaßt 8395 Joch 1470 □Kl. Areal, 11 Orte, 3360 Einw.; darin die gleichnam. Stadt mit Pfarrei, Schloß, Kapelle, Wollenſpinnerei und Spital; 1620 Ew.; — 2) Mähren, Kr. Znaim, mit 3359 Joch 122½ □Kl. Areal, 4 Orten und 1400 Einw.; darin das Dorf S. (Neu-S.) mit Schloß, Kapelle und 520 Einw.

Serpa (a. Geogr.), Ort in Hispania Baetica, im Gebiete der Turdetaner am Anas, der noch jetzt den alten Namen führt.

Serpa (n. Geogr.), 1) portug. Flecken, Prov. Alemtejo, ſüdöſtlich von Beja, unweit des Guadiana, links, in fruchtbarer Gegend; befeſtigt, Handel; 5600 Einw.; in der Nähe macht der Guadiana den Waſſerfall Salto de Lobas (Wolfsſprung); — 2) ſüdamerik. Stadt, Braſilien, Prov. Para, im braſilian. Guyana, auf der Nordküſte einer kleinen Inſel des Amazonenſtroms; Kakao-, Kaffee-, Baumwoll-, Tabak-, Saſſaparillebau, Fiſcherei.

Serpan (Groß- und Klein-S.), afrikan. Orte, auf der Goldküſte (ſ. d.).

Serpe (franz., Ichthyol.), 1) nach Lacépède, Fiſchgatt., ſ. v. a. Gasteropelecus *Bl.*; — 2) nach Riſſo, Fiſchgatt., ſ. v. a. Scopelus *Cuv.* — S. microstome, ſ. v. a. Microstoma angustidens *Cuv.*

Serpe (Bot.), ſ. v. a. Zwergkiefer, Pinus Pumilio *Haenk.*

Serpeisk, europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Kaluga, am Serpeika; Mühlſteinbrüche; 900 E.

Serpens (lat.), 1) kriechend; — 2) (Med.), weiterziehend von einem Theil auf den andern, von Hautleiden ꝛc.

Serpent (Geogr.), kleine Antillen-Inſel, im Jungfern-Archipel.

Serpent (Schlangenrohr, Muſ.), 1) ein mit dem Fagott verwandtes, faſt eben ſo altes Orcheſterinſtrument, das mit ſeinen gewaltigen tiefen Tönen beſonders in Militärmuſikchören eine paſſende und äußerſt wirkſame Stelle findet, weil es den Kontraviolon des allgemeinen Orcheſters erſetzt. Er beſteht aus einem 5—6 Fuß langen, ſchlangenförmig gewundenen Rohre, deſſen innere Höhlung oben 1¼ Zoll im Durchmeſſer hält, dann aber nach und nach bis zu 4″ Durchmeſſer ſich erweitert, und unten nicht, wie

viele andere Blasinstrumente, in einen Becher oder sogen. Stürze ausläuft. Das Rohr besteht entweder aus 2 ausgestochenen und zusammengeleimten Theilen von Holz, die mit Leder überzogen sind, oder ist aus starkem Messingblech zusammengesetzt und mit Holz überkleidet. Oben hat es 3 Tonlöcher für die linke Hand, unten 3 für die rechte Hand und darunter noch eine verschlossene Klappe für den Ton dis oder es, die mit dem kleinen Finger der rechten Hand traktirt wird. Am obern Ende befindet sich ein Sförmiges Rohr aus Messingblech, an welchem ein dem der Posaune ähnliches Mundstück von Messing, Horn oder Elfenbein befestigt ist. Der Umfang des S.s erstreckt sich jetzt mit Hülfe von 6 Hülfsklappen von Kontra-B bis 2gestrich. c. Außer jenen Hülfsklappen werden die Halbtöne theils durch Veränderung des Ansatzes, theils durch nur halbe Deckung der Tonlöcher hervorgebracht, wodurch aber begreiflich niemals ein schöner und reiner Ton entstehen kann. Deswegen spielt das Instrument jetzt auch keine bedeutende Rolle; doch sind seine unteren Töne, die übrigens auch noch zur Verstärkung der Baßstimme benutzt werden, noch immer kräftiger und wohllautender, als die des zu gleichem Zweck oft angewendeten Quartfagotts und der neuen Ophikleide. Der S. wurde von dem Kanonikus Edme Guillaume in Auxerre 1590 erfunden, von Regibo in Lille später verbessert. Die besten Schulen für denselben schrieben Hardi und Fröhlich. — 2) Eine Orgelstimme, ein Schnarrwerk, gewöhnlich zu 16′, auch 32′ disponirt, und zwar im Manual und Pedal, wird fast nur in größeren Orgeln zur Verstärkung des Subbasses angetroffen und erreicht den Ton des S.s nie vollkommen. Die Pfeifen sind gewöhnlich von Zinn, seltener von Holz.

Serpentaria (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Aristolochia *L.*

Serpentariae Radix (pharm. Bot.), s. Scorzonera hispanica und humilis *L.* — Serpentariae brasilianae Radix, s. v. a. Caincawurzel (s. d.). — Serpentariae indicae Radix, s. v. a. indianische Schlangenwurzel; s. Ophiorrhiza Mungos *L.* — Serpentariae minoris Radix, s. v. a. Aronswurzel; s. Arum maculatum *L.* — Serpentariae rubrae Radix, s. Polygonum Bistorta *L.* — Serpentariae virginianae Radix, s. v. a. virginische Schlangelwurzel; s. Aristolochia Serpentaria *L.* — Serpentariae vulgaris Radix, s. Polygonum Bistorta *L.*

Serpentarius (lat.), 1) Beiname des Aesculap, von dem Schlangenstabe; — 2) (Astron.), s. v. a. Ophiuchus.

Serpentarius (Ornith.), nach Cuvier, Raubvögelgatt., s. Falco.

Serpent à sonnette (franz., Amphib.), s. v. a. Klapperschlange, Crotalus *L.*

Serpente, eine Art französisches Papier mit dem Zeichen einer Schlange. Man gebraucht es zum Belegen der Eventails oder Fächer.

Serpente (Geogr.), Bocca di, s. Parial).

Serpentera (Serpentina), ital. Insel, im mittelländ. Meere, südöstlich von der Insel Sardinien, 39° 1′ n. Br. und 27° 18′ 30″ ö. L.; schwach bewohnt, reich an Schlangen.

Serpentes (Amphib.), s. v. a. Schlangen, s. Ophidii.

Serpentienen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 120 Einw.

Serpentin (Min. u. Geognos.), I. Kieselspathspecies aus der Ophiolithgattung Ophit, selbst auch Ophit und Ophiolith genannt, besteht (in einem Exemplar von Fahlun) aus 40,95 Kieselsäure, 40,64 Talkerde, 2,22 Eisenoxydul, 0,37 Thonerde, 3,42 Bitumen und Kohlensäure, 12,68 Wasser, oder (in einem Exemplar von Gullsjö nach Mosander) 42,34 Kieselsäure, 44,20 Talkerde, 12,38 Wasser, 0,89 Bitumen und Kohlensäure, oder (in einem Exemplar von Sahla nach Lychnell) 42,16 Kieselsäure, 42,26 Talkerde, 12,33 Wasser, 1,98 Eisenoxydul, 1,27 Bitumen und Kohlensäure, erscheint nie krystallisirt, sondern in derben oder eingesprengten Massen von dichter, selten faseriger oder körniger Textur und ohne Spur regelmäßiger Spaltbarkeit, auch in Pseudomorphosen nach Chrysolith-, Chondrodit- und Augitformen (Steadoid, Rensselaerit), H. = 3,5, G. = 2,5—2,6, hat einen muscheligen, splitterigen oder unebenen Bruch, ist von grüner oder grünlichgrauer Farbe, durchscheinend bis undurchsichtig, wenig fettglänzend, schimmernd bis matt, im Strich fettglänzend und etwas fettig im Anfühlen, brennt sich vor dem Lothrohr auf Kohle weiß und schmilzt an den dünnen Kanten schwierig zu Email, mit Borax zu grünlichem Glase, gibt im Kolben Wasser und wird schwarz. Varietäten: a) Edler S., gelblichweiß, weißlichgelb, schwefelgelb, zeisig-, öl-, lauch- bis schwärzlichgrün, durchscheinend, wenig glänzend oder schimmernd und zum Theil faserig; findet sich mit — b) dem gemeinen S., welcher dunkelgrün, leberbraun, bräunlichroth bis schwarz, häufig ungleichfarbig geadert, gefleckt oder punktirt, undurchsichtig und matt ist, auf Lagern im Gneiß und Glimmerschiefer mit körnigem Kalk oder als eigene Gebirgsmasse (Penig, Lettowitz, Fahlun, in Piemont, Korsika, in den Vogesen, Nordamerika). — c) Marmalith oder Mormolith, von weißer, ins Grüne geneigter Farbe, perlmutterartig glänzend, undurchsichtig und stängelig abgesondert, im S. von Hoboken in New-Jersey, Zöblitz ꝛc. — d) Pikrolith, welcher von grünlichweißer, oder grünlichgelber Farbe, glas- bis fettglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend, muschelig im Bruch und etwas härter und spröder als die vorigen ist, findet sich vorzugsweise auf Magneteisenlagern bei Taberg in Schweden, im S. bei Reichenstein in Schlesien, Mähren ꝛc. — e) Pytmotrop, grünlichweiß, ins Braune u. Graue, durchscheinend und unrein glasglänzend, bei Waldheim im Erzgebirge. — S. von Aker ist s. v. a. Pyrosklerit. — Serpentinsinter oder Getropfter S. ist s. v. a. Dermatin.

II. Serpentinfels, ein den Grünsteinen verwandtes, augitisches Gestein, auch Ophit u. Ophiolith genannt, besteht wahrscheinlich aus serpentinischer Grundmasse mit häufig eingemengtem und sehr fein eingesprengtem Magneteisenerz, dicht, zuweilen etwas schieferig, oft

porphyrartig durch Pyropen. Meist grünlich, oder auch röthlichgelb, grau, schwarz, geadert und geflammt. Oft schneidbar (besonders im frischen Zustande), fettig anzufühlen. Massig, knollig, kugelförmig, säulenförmig, plattenförmig, nach Delesse selbst schieferig (Vila Reta). Untergeordnete Gemengtheile sind außer Pyrop Schillerspath, Bronzit, Glimmer, Talk, Chlorit, Chromeisenerz, Arsenosiderit, Magnetkies und auf Gängen und Trümmern Talk, Chlorit, Pikrolith, Amianth, gemeiner Asbest, Magnesit, Hornstein, Chalcedon, Chrysopras. Man unterscheidet a) edlen S., nur in untergeordneten Massen im gemeinen S., im körnigen Kalkstein, im Glimmerschimmer 2c. auftretend und zwar ungemengt oder mit körnigem, dichten, späthigen Kalk (Ophikalcit) od. mit Quarz (Ophiquarzit) gemengt; — b) gemeinen S., in selbstständigen Gebirgsmassen vorkommend; — — c) specksteinartigen S. oder Serpentinit, dem gemeinen S. und dem körnigen Kalkstein untergeordnet. — Serpentino verde antico, schwärzlichgrün mit hellgrünen Lebradorkrystallen, wird für einen umgewandelten Melaphyr oder auch Aphanitporphyr gehalten, wie denn überhaupt das Gestein S., das dem Gebbro oft äußerst ähnlich ist, überall aus dem Mineral S. besteht. Es scheint dasselbe vielmehr (wie zuerst Breithaupt aussprach) gewöhnlich durch Umwandelung aus einem Grünstein, Eklopit oder selbst Granit hervorgegangen zu seyn, wofür zu sprechen scheint, daß Fallou und Müller im sächsischen Granulitgebiete beobachteten, wie die dortigen S.e im Granulit zwar noch ganz die Textur des Granulits zeigen, aber so völlig von Chloritgängen durchschwärmt sind, daß sie im Großen eine Art Breccie mit Chlorit als Bindemittel darstellen. Die einst granitischen Gänge sind zwar noch zu unterscheiden, aber ebenfalls von Chlorit durchzogen, bilden sie gleicher Weise Breccien und die einzelnen Granitfragmente befinden sich in so ungleichen Umwandlungsstufen, daß dadurch der Vorgang der allmähligen Metamorphose in S. vor Augen gelegt werden kann. — Wo der S. auftritt, thut er es in ziemlich großen Massen: in den Alpen am südlichen Abhange von Wallis, Graubündten, in den Umgebungen von Genua, im nördlichen Theile der Apenninen, in Steiermark, Salzburg, Ungarn, Mähren, Schlesien, Sachsen, im Fichtelgebirge, in den Vogesen, in England, Schottland, am Ural. Selten bildet er Gebirgszüge, häufiger einzelne Berge, oft mit kegelförmigen Kuppen, schroffen und nackten Felswänden. — Der S. wird, so lange er noch frisch und feucht ist, auf der Drehbank zu Mörsern, Reibschalen, Bechern, Leuchtern 2c. verarbeitet; in der Baukunst dient er zu Säulen, Kamineinfassungen, Gesimsen und zum Belegen der Fußböden, ferner zu Ofenplatten, Heerd- und Brandmauern 2c. Literatur: Erläuterungen zur Karte des Königreichs Sachsen, I, 35; II, 30, 112; V, 25, 70; — Freiesleben, Oryktographie, VI, 1; — Leonh. und Bronn, Jahrb. 1832, S. 239; 1833, S. 695; 1835, S. 720; 1836, S. 210; 1837, S. 700; 1838, S. 432, 529; 1844, S. 360; 1846, S. 257, 339, 726; 1847, S. 207; — Hogard, Système des Vosges; — Puton, Metamorphoses des roches des Vosges; — Delesse, in Jahrb., 1848, S. 658; — Zeitschr. der d. geol. Ges., 1850, IV.

Serpentindolomit (Min.), nach v. Holger, s. v. a. Gurhofian (s. d.).

Serpentine (Serpentine), ein altes Geschütz, welches bei einer Länge von 13 F. und einer Schwere von 43 Ctr. 24 Pfund Eisen schoß.

Serpentinel, kleines Geschützstück, das 14 Kaliber lang war und 19 Loth schoß.

Serpentinen, die schlangenförmigen Krümmungen der Flüsse und Kanäle.

Serpentinfels (Geognos.), s. Serpentin, II.

Serpentingesteine (Geognos.), Gesteine, die durch Serpentin charakterisirt sind, nämlich Serpentinfels u. Ophit, bilden nach Walchner die 5. Sippschaft der krystallinischen Gesteine.

Serpentini (lat., Kirchengesch.), s. v. a. Schlangenverehrer, s. Ophiten.

Serpentinindianer (Ethnogr.), s. v. a. Schlangenindianer.

Serpentininsel (Serpentinsel), s. v. a. Green Island.

Serpentinischer Gabbro (Geognos.), Varietät des Gabbro, s. d. u. Grünsteine.

Serpentinische Verse (Poet.), Schlangenverse, deren Anfang und Ende gleiche Worte enthalten.

Serpentinit (Geognos.), s. v. a. specksteinartiger Serpentin, s. Serpentin.

Serpentinopal (Min.), Varietät des Opals (s. d.).

Serpentino verde antico (ital., Kunstg.), wird für einen Aphanitporphyr (s. d.) gehalten, obwohl die eingewachsenen Krystalle Labrador sind. Schwärzlichgrün mit hellgrünen Labradorkrystallen.

Serpentinsinter (Min.), auch getropfter Serpentin, s. v. a. Dermatin (s. d.).

Serpentinsteatit (Min.), nach Haidinger, Steatitfamilie, pseudomorph, amorph, H. = 2,0—3,0, G. = 2,5—2,6, mit den Gattungen: Prismatischer S. (Serpentin, Pikrolith), Hemiprismatischer S. (Marmolith, Hydrophit, Rhodochrom, Rocklandit, Antigorit, Pyrosklerit, Chrysolit, Baltimorit, Metorit, Spedoit), Tetartoprismatischer S. (Pyrallolith, Retinalith, Choinkrit, Kymatin, Peponit, Prasilith).

Serpentinus (bot. Term.), geschlängelt, in Bogenlinien hin- und hergekrümmt; verwandt mit Flexuosus und gewöhnlich damit verwechselt.

Septentose, ein Lustfeuerwerkstück. Man füllt kleine dünne Schwärmerhülsen 2″ lang mit einem faulen Feuerwerkssatze, würgt jedoch diese Hülsen nur an einem Ende zu oder leimt sie zu, läßt sie aber vorne, wo das Feuer ausströmt, offen und ungewürgt. Der Unterschied ihrer Wirkung zwischen jener der Schwärmer besteht darin: Während die gewöhnlichen Schwärmer

n der Luft nach allen Richtungen herumfahren, fallen die S.n in Form einer Quaste ruhig zur Erde und bringen eine angenehme Wirkung hervor. Läßt man auch das hintere Ende der S. offen und ladet in jede eine kleine Leuchtkugel, die man leicht mit Papier überklebt, so fallen diese, wenn die S. abgebrannt ist, brennend heraus, was ebenfalls einen hübschen Effekt macht.

Serpentum Radix (pharm. Bot.), s. v. a. indianische Schlangenwurzel, s. Ophiorrhiza Mungos *L.*

Serperastrum (lat.), Instrument, das man den Kindern an die Kniee band, daß sie beim Gehen nicht zusammenfielen, oder das dazu dienen sollte, krumme Beine wieder gerade zu ziehen.

Serpho (Serphanto), Insel, s. v. a. Serfo.

Serpicula (Bot.), nach Linné, Gattung der Onagrea *Juss.*, Monoecia Tetandria *L.* Von 6 Arten, ausdauernden Kräutern in Ostindien und auf dem Kap, nennen wir: 1) S. repens *L.* Auf dem Kap. — 2) S. veronicaefolia *Willd.* Auf der Insel Bourbon.

Serpien (Zelpien), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Elbing; 240 Einw.

Serpigo (Med.), s. v. a. Flechte, s. Herpes.

Serpilio (ital., Bot.), s. v. a. gemeiner Kerbel, Scandix cerefolium *L.*

Serpillière (franz., Waarenk.), französische grobe und ziemlich dünne Packleinwand.

Serpina, österreich.-böhm. Morast, Kr. Saatz, 1 Meile lang, steht meist unter Wasser, wird trocken als Wiese benutzt; enthält viel Bittersalz.

Serpins, portug. Flecken, Prov. Beira, östlich von Coimbra; 660 Einw.

Serpolet (franz., Bot.), s. v. a. Feld-Quendel, Thymus Serpyllum *L.*

Serpotta, Jacopo, Bildhauer und Stukkatorer, arbeitete im 17. Jahrhunderte zu Palermo, wo man in den Kirchen Bildwerke von ihm findet.

Serpuchow (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Moskau, grenzt nördlich an den Kreis Podolsk, östlich an den Kr. Kolomna, südlich an das Gouv. Tula und westlich an das Gouv. Kaluga, und hat einen Flächenraum von 39¼ □M. mit 70,000 Einw. Das Land ist flach, hat Sümpfe, Seen und etwa 130 Flüsse und Bäche. Von den Flüssen sind bemerkenswerth: die Oka, als südlicher Grenzfluß, die hier unter andern die Lopasna und Nara aufnimmt. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Acker- und Gemüsebau. — 2) Kreisstadt das., nicht weit von der Mündung der Nara u. Serpeika in die Oka. Die Stadt wird in 3 Theile getheilt, nämlich in die Festung und in die 2 Ufer der Nara, hat 18 Kirchen, von denen 2 in der Festung sich befinden; die eine davon, eine Kathedrale, ward im Jahre 1396 erbaut; Segeltuchfabriken, Tuch, Gerberei, Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Seife, Honig, Wachs ꝛc.; 6000 Einw. — Geschichtliches. S. ist sehr alt und gehörte schon im J. 1328 zum Großfürstenthum Moskau; 1374 baute Fürst Wladimir Andrejewitsch hier ein Schloß von Eichenholz. Im J. 1382 wurde S. durch Tochtamysch erobert; 1408 bemächtigten sich die Tataren der Stadt.

Serpula, I. (Annelid.), nach Linné, Wurmröhre, fr. Tuyau de mer, Gatt. der Annelides Tubicolae (Röhrenwürmer) *Cuv.*, der Ordn. der Rothwürmer und der Zunft der Fußwürmer nach Oken. Charakter: Kiemen mit vielen Hauptstrahlen; neben dem Munde zwei fadenförmige Stiele (Tentakeln), deren einer trichterförmig zum Verschließen der Schale beim Zurückziehen des Thieres; Schale nicht spiral gewunden, frei oder angeheftet. Die Arten sind zahlreich, in allen Meeren; sie werden meist nur nach der Verschiedenheit der Röhren unterschieden; wichtigste: 1) S. vermicularis *Gmel.* Kiemen mit 9 Fäden; Röhre fast glatt, wenig gewunden, eckig. In allen europäischen Meeren. Müller, Zool. dan., Taf. 86, Fig. 7–9. — 2) S. contortuplicata *L.*, Darmröhre. Kiemen mit 30–34 Fäden; Röhren quergestreift-runzelig, mannigfaltig durch einander geschlungen, federkieldick. In den europäischen Meeren fast überall, an Steinen und Muscheln festsitzend. Ellis, lor., Taf. 38, Fig. 7—9. — 3) S. filograna *Lam.* Röhren haarförmig fein, in Büscheln; die Bündel gitterig verästelt. Im Mittelmeer; ähnliche Arten finden sich in den Meeren der heißen Zone. Seba, III, Taf. 100, F. 8—1. — II. (Mollusk.), nach Linné, Gatt. der Mollusca inferobranchia *Cuv.*, s. v. a. Vermetus *Adans.*, Vérmilia *Lam.* Typus: S. triquetra *L.* — Die äußerst zahlreichen fossilen Arten erscheinen schon in den ältesten petrefaktenführenden Bildungen und sind besonders häufig in der Jura oder Kreidegruppe. Leitmuschel aber ist nur die einzige S. coacervata in norddeutschen Serpulitenkalke. Vgl. Goldfuß, Petrefacta Germanica, 1, Düsseld. 1826—1833. — S. amphisbaena Goldf.; s. v. a. Gastrochaena amph. — III. (Zoophyt.), nach Linné, Infusoriengatt., s. v. a. Melicerta *Schrk.* Typus: S. ringens *L.*

Serpularia (Bot.), nach Fries, Untergattung von Licea *Schrad.*

Serpularia (foss. Gasterop.), nach Römer, s. v. a. Euomphalus.

Serpuleen (Ringelth.), Annelidenfamilie mit den Gattungen Serpula, Galeolaria, Vermilia.

Serpulit (Geognos.), nach A. Römer, s. v. a. Serpulitenkalk (s. d.).

Serpulites (foss. Anulat.), von den ältern Petrefaktologen aufgestelltes Geschlecht, dessen Arten sich unter Serpula und Dentalium vertheilen.

Serpulitenkalk (Geognos.), Serpulit, nach A. Römer eine Kalksteinbildung, welche in Westphalen bisweilen das oberste Glied der Juraformation bildet. Sie wird neben Serpula coacervata charakterisirt durch Cyrena, Nucula, Paludina, Melania, Nerita, Cypris, Lepidotus, Gyrodus und Megalosaurus und besteht (bei Wölksen am Dnister) von oben nach unten aus folgenden Schichten: a) blaugrauer Sandstein, 16′, — b) sandiger Mergelschiefer, 2′, — c) bläuli-

cher, brockeliger Mergel 2', — d) fester, kieseliger Mergel, 1', — e) bläulicher, weicher Mergel, 1', dünnegeschichteter Kalkstein mit zahlreichen Fragmenten von Serpula cracervata, zuweilen in Rogenstein und Sandstein übergehend, 2', — f) dichter, blauer Kalkstein, 4', — g) feinkörniger schiefriger Sandstein, 12' mächtig.

Serpulorbis (Gasterop.), nach Sassi, s. v. a. Vermetus.

Serpur, ostind. Stadt, Staat des Nizam, Prov. Berar.

Serpylli Herba et Flores (pharm. Bot.), s. Thymus Serpyllum *L.*

Serques, franz. Dorf, Dep. Pas-de-Calais, Bez. St.-Omer; 1000 Einw.

Serqueux, franz. Dorf, Dep. Seine-inefér., Bez. Neufchâtel; Thonerde; 480 Einw.

Serr, Jakob, Maler aus Rhodt im bayer. Rheinkreise, 1808 geboren u. an der Akademie in München gebildet, malt Genrebilder und ähnliche Porträte.

Serra (lat.), 1) Säge; — 2) Schlachtordnung oder Kampfart der Römer, wenn nämlich die Einen ohne Aufhören angriffen und die Andern sich zurückzogen und umgekehrt.

Serra, 1) (a. Geogr.), Stadt Syriens, auf der Tabula Peuting. erscheinend; — 2) (röm. Relig.), Heiliger oder Indigitaluonen des Tiber (Serr. zu Virg., Aen. VIII, 63).

Serra (portugies., Säge), Gebirgszug, Gebirg: 1) in Brasilien. Das brasilian. Gebirgssystem, welches nicht, wie man früher annahm, mit den Cordilleras zusammenhängt, sondern von ihnen durch die weiten Ebenen von Moros und Chiquitos getrennt ist, wird gegen Süden und Westen von dem Laplatastrome, den Flüssen Parana, Paraguay und Madeira, im Norden von der großen Ebene des Marannon begrenzt, erstreckt sich östlich bis zur Küste des atlantischen Oceans und bildet so ein großes Gebirgsland von herzförmiger Gestalt. Die allgemeine Richtung der Gebirgszüge geht von N. nach S., jedoch mit mancherlei Abweichungen ost- und westwärts und vielen, sie mit einander verbindenden Querästen. Zunächst der Küste erhebt sich die S. de Mar (Meergebirge), deren mittlere Erhöhung 3000 F. beträgt. Sie läuft vom Südufer des Flusses Francisco bis an das Nordufer der Laplata-Mündung, besteht aus Urgebirgsarten, fällt steil gegen die Küste ab und trägt in ihren Seidenzweigen und in verschiedenen Gegenden vielerlei Namen. Im Süden beginnt sie mit der Cuchilla Grande im Staate Uruguay; diese sendet gleich an der Küste 2 Nebenzweige, den einen westlich gegen Montevideo, den andern östlich gegen San Carlos, weiterhin scheidet ein Nebenast v. ihr, die S. de la Cruz, der die Flußthäler des Rio de Santa Lucia und Rio Nayo, so wie ein anderer, mehrfach verzweigter, die S. de Uruguay, das Gebiet des letztern Flusses von dem des Ybicuy trennt. Weiter nördlich läuft die S. dos Tapes von ihr östlich zum Patos-See, sie heißt nun Albardao, läuft dann als S. de Herval nach O. und hierauf bei den Quellen des Uruguay wieder nördlich, erhält in der Provinz San Paulo den Namen Cubatao, sendet ins Hochland westlich mehre Zweige (Serras Apacuranna, Dourada, Araastoiava und Araquara). Stets der Küste entlang laufend und Querzüge ins innere Land sendend, bildet sie im Nordosten von Rio Janeiro die S. dos Dracas (Orgelgebirge), welche den Namen von ihren steilen, Orgelpfeifen ähnlichen Spitzen hat und mannichfach durchschnitten ist. Weiter nördlich wird sie von mehren Flüssen durchbrochen, bildet mit ihren Zweigen die S.s do Pico, Guaraparv und de Perocao und endet am Südufer des Franciskо-Stroms. So bald man dieses Küstengebirg überstiegen hat, befindet man sich im brasilianischen Hochlande, welches sich von Osten nach Westen durch ganz Brasilien erstreckt, dessen mittlere Höhe 2500 F. beträgt, und das sich erst in den westlichen Theilen nach dem Rio Paraguay und Madeira hin nach und nach absenkt und dann in niedrigen, meist sumpfigen Ebenen sich verliert. Hier erhebt sich ein Labyrinth von Gebirgszweigen, deren bedeutendste, in meist geschlingeltem Zuge, von Süden nach Norden laufen, deren höchste Rücken jedoch nicht über 6000 F. aufsteigen. Zwischen ihnen und zwischen den, da und dort vorkommenden, langen Reihen zackiger Felsen verbreiten sich die sogenannten Coampos, flache Hochebenen von theilweise beträchtlicher Ausdehnung, häufig durch von Anschwemmungen bewirkte Erhöhung früherer Thäler gebildet, bald völlig flach, bald rundlich gewölbt. Sie sind nur mit hohen, dürren Gräsern bedeckt, von aller Hochwaldung entblößt und so den Winden und Sonnenstrahlen völlig bloßgestellt; nur hie und da zeigen sich Catinga oder Capon, d. h. Stellen mit einzelnen Bäumen und niedrigen Gesträuch. Sie werden durch tiefe, theilweise enge und schroffe Thäler getrennt, von deren Wasserreichthum üppige Waldungen und die Corgas, gewaltige an ihren Seitenwänden eingefurchte, Wasserrisse zeugen. Noch höher, als die Campos, liegen die Chapadas (Plattformem) auch Ita-Lebas (Plattberge) genannt. Im nordwestlichen Theile der Provinz Mattogrosso nimmt das Hochland einen etwas andern Charakter an, hier nämlich befinden sich die großen Compos dos Parecis, benannt von einem Indianerstamm, der sie bewohnte. Sie haben eine beträchtliche Ausdehnung, und indem sie sich in hohen und weitverlängerten Sandhügeln oder Betten lockeren Erdreichs erheben, haben sie Aehnlichkeit mit der hohlen See. Auf ihnen glaubt sich der Reisende ringsum von langgestreckten, entfernten Bergen umgeben; indem er auf einen derselben zugeht, steigt er einen breiten, leicht geneigten Abhang hinab, und nachdem er die tiefste Niederung durchschritten hat, muß er wiederum unmerklich ansteigen, bis er sich auf dem früher gesehenen Gipfel befindet, von wo aus sich ihm ganz derselbe Anblick darbietet. Indem wir nun die Bergketten dieses Hochlandes einzeln betrachten, beginnen wir mit der östlichsten derselben, welche von Eschwege, weil sie die

höchste aller ist, S. de Espinhaço (Rückgratsgebirg) genannt wurde. Ueber sie und die zu ihr gehörigen Serras s. Espinhaço. Die S. dos Vertrates (Wasserscheidegebirg) hat eine Höhe von 2800 bis 3500 F., thurmähnliche Kuppen von Sandstein oder magnetischem Eisenstein und, besonders an den nördlichen Abhängen, in den mit Letten erfüllten Thalmulden, mächtige Salpeter-Anhäufungen und besteht aus Granit, Gneiß, Syenit und Uebergangs-Gebirgsarten. In ihren nordöstlichsten Zweigen läuft sie bis zu der am meisten gegen Osten ausspringenden Küste Brasiliens, zwischen den Flüssen Parnahyba und Francisko; hier ist an den Quellen des Parnahybaflusses eine Hochebene, welche an das Sertao grenzt, eine unabsehbare Sandsteppe, die sich an die große Marannon-Ebene anschließt. Sie ist nicht so unwirthbar, als die Campos dos Parecis, aber ebenfalls wenig einladend zum Bewohnen und besteht theils aus hochliegendem Berglande mit Catinga, hie und da auch mit Farrenkraut bewachsen, zur Viehweide ziemlich tauglich, und in den bewässerten Thälern auch mit Hochwaldung, theils aus Flachland, dessen Boden aus festem Sande und aus Flugsand besteht, den der Wind in Wolken auftreibt. Hier ist zwar das Wasser selten, um solches zu finden aber darf man nur etliche Fuß tief graben; nur bei lange ausbleibendem Regen tritt wirklicher Wassermangel ein. Tiefere Gegenden aber sind wasserreich, ein fruchtbares Marsch- und Moorland, wo reiche Pflanzungen sich erheben. Von dem genannten Hochlande aus läuft nördlich die S. Hibiapala, meist mit Waldung bedeckt, gegen Osten die S. Cayriris und Jabitaca, mit ihren Nebenzweigen, der Serras d'Agua, Branca und d'Olho d'Agua von ansehnlicher Höhe, mit vielen Höhlen. In der Mitte zwischen beiden liegen die Serras Boa Nista und Borborema, die stärkste Gebirgsanhäufung der Ostecke Brasiliens, theils bloße kahle Felsen, theils mit Wald bedeckt uud weidereiche Chapadas enthaltend. Theile von diesem Gebirge sind die hohe S. Araripa, die Serras Cayriris velhos und novas, welche das Flußthal des Parnahyba im Süden und Norden begrenzen, do Campo grande, do Regente, Jaguaribe, do Ciara, dos Cocos, Borytama ꝛc. Gegen Südwesten läuft parallel mit der S. do Espinhaço, nebst ihr das Flußgebiet des Francisko einschließend, ein Gebirgszug, welcher von Norden nach Süden in seinen einzelnen Theilen folgende Namen führt. Serras Vermelha, Dois Irmaos, Piauhy, Gurgea, do Duros; von diesem aus geht ein Zweig nordwärts, dem Ostufer des Tocantin-Stromes entlang, welcher Chapada dos Mangabeiras und S. dos Covoados heißt, Serras Paranan, de Tabatinga, de Araras, dos Cristaes (Krystallgebirge) und Marcella, welche letztere sich mit der S. de Canastra verbindet. Wo die Serras de Araras und dos Cristaes zusammenstoßen (16° 10′ südl. Br.), da geht der Hauptzug des Wasserscheide-Gebirgs nach Westen, als Montes Pyreneos, die, so wie die S. Sejada, den mächtigsten Knotenpunkt des Gebirges bildet, und S. Escalvada, von welcher aus, an dem Westufer des Tocantins hin, bis wo sich dieser mit dem Araguez verbindet, die Cordilheira grande nördlich läuft. Der Hauptzug aber streicht als S. de Martha und Sejada, deren krystallreiche Gipfel bis über 3600 F. hoch sind, nach Südwesten fort, Nebenzweige gegen den Paranafluß aussendend; der bedeutendste von diesen läuft, vielfach verzweigt, südlich zwischen dem genannten Strome und dem Paraguay hin, bis nahe zu deren Zusammenfluß; seine Hauptnamen sind: Cordilleras de Amambay und weiter südlich de Maracayu. Der Hauptzug selbst wendet sich nördlich, unterm 14° südl. Br. theilt er sich in 2 Aeste, welche das Flußgebiet des Obingu einschließen, der westliche von ihnen erleidet bald wieder eine Theilung (13° 35′ südl. Br.), sein nördlicher Zweig läuft dem Ufer des Xingu entlang fort, der südliche Ast geht bis zum Xarayes-Sumpfe, zwischen den Flüssen Paraguay und Cuyaba, hin, unter dem Namen S. de Arapares und Cordilheira de San Joze, der mittlere durchzieht die Campos dos Parecis, und steigt an dem Westrande zur S. dos Parecis empor, an welche sich die niedrige Cordilheira Geral anschließt, die nebst ihrem Nebenzweige, der Cordilheira del Norte, einen Theil des Südrandes der weiten Ebenen des Marannon bildet, und von welcher nach Südwesten die nur etwa 2000 F. hohe, aber steile S. de Aguapehy ausläuft. — 2) In Portugal. Das größte und höchste Gebirg in Portugal ist die S. de Estrella, 7000 (nach andern Angaben nur 5200 F. hoch, deren Gipfel voller Felsen sind, auf welchen der Schnee ziemlich lange liegen bleibt. Sie dehnt sich zwischen dem Ursprunge des Mondego und des Zezere aus und endigt sich mit der hohen und zackigen S. de Cintra. Ein Zweig der S. de Estrella ist die S. d'Alcoba oder Bussaco, welche von der Vouga bis zum Mondego reicht. Eine andere aus Spanien kommende Bergkette ist die, welche in Portugal bei ihrem Eintritt Gerez heißt und nördlich von der Mündung der Vouga sich in dem atlantischen Meere endigt. Sie ist sehr wild und bietet, als S. de Santa Caterina, zum untern Duero auslaufend, in ihren Thälern und schmalen Ebenen die üppigsten Weinberge dar, welche den Oporto-Wein liefern. Zwischen dem Tejo und Guadiana ist die S. de Mamed, die sich bei Evora theilt und auf der einen Seite bis zum linken Tejoufer, Lissabon gegenüber, und auf der andern Seite bis nach Algarvien reicht, welches sie unter dem Namen S. de Monchique umgibt, wo sie noch eine Höhe von 3400 F. hat.

Serra (Orte), 1) ital. Dorf, Neapel, Prov. Calabria-citer., östlich von Cosenza; 1200 Einw.; — 2) S.-Capriola, Flecken das., Prov. Capitanata, nordwestlich von San-Severo; 4000 Einw.; — 3) S.-di-Falco, Flecken das., Insel Sicilien, westlich von Caltanisetta; — 4) S.-di-Sto.-Stefano-del-Bosko, Stadt das., Neapel, Prov. Calabria-ulter. II.; südöstlich von Monteleone, in einem Thal; unweit das Fort S.-Stefano

del=Bosko; 5000 Einw.; — 5) S.=Mezzana, Flecken das., Prov. Principato=citer., südöstlich von Castel=dell=Abate; 200 E.; — 6) S.=Momacesca, Flecken das., Prov. Abruzzo=citer., südöstlich von Mantipello; 1190 Einw.; — 7) S.=Petrona, Flecken das., Kirchenstaat, Deleg. Macerata; — 8) S.=S.=Chirico, Flecken das.; — 9) S.=la=di=Scopamene, franz. Flecken, Korsika, Bez. Sartène; 810 Einw.

Serra (Biogr.), 1) Giovanni Battista, Maler zu Modena, blühte in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, Meister des G. B. Bianchi. — 2) Cristoforo, Maler von Cesena, einer der besten Nachahmer des Quercino. Man findet in Kirchen Bilder von ihm, worunter jenes der heiligen Colomba in ihrer Kirche zu Rimini von Lanzi gerühmt wird. Blühte um 1660—80. — 3) Antonio da S. und Victorino Manoel da S., zwei berühmte portugiesische Architekturmaler. Ersterer, der Vater, auch Serra Velhe, genannt, malte in vielen Kirchen und Palästen von 1688—1720; sein Sohn Victorino Manoel genoß gleichen Ruf und † 1747 im 55. Jahre. Beide liegen zu Lissabon begraben. — 4) Miguel, geboren zu Tarragona 1653 floh als Knabe aus dem älterlichen Hause und kam nach Marseille, wo sich ein mittelmäßiger Maler seiner annahm. Nach zwei Jahren setzte er in Rom seine Studien fort, und erwarb sich den Ruf eines geschickten Künstlers. Nach 20jährigem Aufenthalte daselbst kehrte er nach Marseille zurück und erhielt so viele Aufträge, daß er kaum mehr im Stande war, sie zu erledigen, und er zu einem fabrikmäßigen Treiben verführt ward. In den Kirchen zu Marseille und Aix sind viele Bilder von ihm, worunter aber mehre nur das Verdienst einer glänzenden Färbung und großer Handfertigkeit besitzen. Zu seinen Hauptwerken zählt man die Marter des heiligen Petrus bei den Dominikanern zu Marseille und zwei Darstellungen der zu seiner Zeit in jener Stadt grassirenden Pest auf dem Rathhause daselbst. Im Museum zu Marseille waren ehedem 21 Bilder von Michel Serre, wie der Künstler in Frankreich genannt wurde. Vierzehn dieser Darstellungen sind dem Leben des heiligen Petrus entnommen. Im Jahre 1733 † S. in Marseille. — 5) Pablo, Bildhauer, 1749 zu Barcellona geboren, besuchte die Akademie zu Madrid und kehrte als Mitglied derselben nach Barcelona zurück, wo seine Hauptarbeiten zu suchen sind, Statuen und Altäre in la Merced, bei den Dominikanern und in der Kirche des heiligen Kajetan. Sein Werk sind auch die vier Statuen und das Basrelief am Portale des Klosters von Montserrate. † 1796. — 6) Antonio, Architekt zu Genua, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gehört zu den vorzüglichsten genuesischen Baukünstlern seiner Zeit, da er in Rom, so wie in anderen Städten Italiens ernste Studien gemacht hatte. S. huldigte der klassischen römischen Baukunst, und daher trug er fast überall die Formen derselben auf seine Bauten über. Sein Werk ist die Hauptkirche (Pieve) in St. Marino. S. lebte noch 1845.

Serra (ital., Ichthyol.), s. v. a. gemeine Sägefisch, Pristis antiquorum.

Serrababu, afrik. Stadt, Senegambien, Fuladu.

Serracines, span. Flecken, westlich von Guadalaxara, in der Ebene von Alcalade=Henares; 130 Einw.

Serraculai, Volk, s. Galam.

Serrada, span. Flecken, südlich von Valladolid; Weinbau, Branntweinbrennerei; 820 E.

Serradelle (angew. Bot.), Ornithopus sativus, Vogelfußklee, einjährige Pflanze, die schon seit langer Zeit in Portugal, jetzt auch in Belgien u. Deutschland, als Futterpflanze angebaut wird. Sie ist nicht so ergiebig, als der Klee oder die Luzerne, wächst aber lohnend auf solchem Boden, wo jene Futterpflanzen gar nicht oder doch nur kümmerlich fortkommen würden. Der für die S. passende Boden ist trockener Sand in bergiger Gegend, in Haideflächen, überall, wo der Buchweizen geräth. Die Aussaat muß nicht zu dünn und nicht zu dicht geschehen, die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens muß das Maß geben. Breitwürfig gesäet sind 5 — 6 Pfund per würt. Morgen erforderlich, in Reihen gesäet 4—5 Pfund genug. Letztere Art ist eine der vortheilhaftesten. In einem Klima, welches weniger mild ist, als das portugiesische, thut man wohl, im Frühjahr so zeitig als möglich zu säen. Der Same bleibt uneingeeggt. Um das Land dazu vorzubereiten, genügt bei leichtem Boden ein bloßes Umbrechen, bei schwererem Boden ist Umpflügen und Eggen erforderlich, aber ohne Walze. Als Weide lagert sich die Pflanze, schlägt Pfahlwurzeln, drückt sich in den Boden, verbreitet sich in der Runde, eine Menge Schößlinge in die Höhe treibend, welche abgefressen, gleich wieder aufschießen. Anderen Pflanzen beigesäet, erhöhet die S. die Nahrhaftigkeit der Weide. Für die Oertlichkeiten, welche an Trockenheit leiden, ist die S. besonders zu empfehlen. Man kann sie im März mit dem Sommergetreide aussäen und ein werthvolles Futter als Doppelernte gewinnen. Die S. ist eine der besten Nahrungspflanzen für das Rindvieh und ist dazu grün oder auch als Heu zu verwenden. Es gehört zu den Eigenschaften dieser Pflanze, daß sie den Boden wenig erschöpft, denselben in sofern aber verbessert, als sie das Aufkommen schädlicher Unkräuter verhindert, die Erde bedeckt, die Ausdünstung hemmt und die Feuchtigkeit zurückhält, indem sie den Boden ganz überzieht. Will man Heu von der S. machen, so muß man beim Kehren vorsichtig seyn und sich darauf beschränken, den Schwad zu wenden: denn beim Trocknen fallen die Blätter sehr leicht ab, und braucht man nicht Vorsicht, so läuft man Gefahr, die bloßen Stengel zu ernten. Die Hauptschwierigkeit, welche sich der Verbreitung des Anbaues der S. bis jetzt entgegen gestellt hat, ist der Gewinn des Samens. Im J. 1850 kostete derselbe in Brüssel 5 — 6 Franken pro Kilogramm und war selbst zu diesem enormen Preise nur in kleinen Quantitäten zu haben. Jetzt hat man auch das Räthsel gelöst, einheimischen Samen der S. zu gewinnen. Coppens, einer der größten

Landbesitzer in der antwerpener Kampine, hatte bemerkt, daß der Same nicht reifen konnte, weil die Pflanze, obschon sehr weitläufig gesäet, eine Krautmasse gebildet hatte, die weder Luft noch Sonne zuließ. Er bestellte nun die Saat in Reihen, abwechselnd eine um die andere mit der kleinen Pferdebohne, mit so viel Raum, daß Luft und Sonne freien Zugang hatten. Die S., indem sie sich an die Bohnenstengel lehnte, überwuchs diese sehr bald, obgleich dieselben über drei Fuß hoch waren. So gestützt kam die Pflanze bald zur Blüthe und gab eine reiche Ernte von vollkommen reifem Samen, dem von Portugal bezogenen gleich stehend. Von einem Felde von unbedeutender Größe hat Coppens mehre Centner Samen gewonnen. Uebrigens ist die Samenernte der S., eben so wie die des Buchweizens, nie ein vollständiger Ertrag, weil die Pflanze zu gleicher Zeit reifen, halb reifen Samen und auch noch Blüthen an der Spitze des Stengels trägt. Läßt man sie ungeschnitten stehen, so blüht sie, bis der Frost sie tödtet; der reife Same von der früheren Blüthe fällt ab und es bleibt an der Pflanze nur der noch grüne Same sitzen, der nichts werth ist. Man muß zur Samengewinnung die S. schneiden und dreschen zur Zeit, wenn der größte Theil der Körner reif ist und sich dabei leinener Tücher bedienen, gerade so wie bei der Rapsernte.

Serradifalco, Domenico lo Fasso Pietrosanta, Duca di, einer der ausgezeichnetsten Kunstverständigen des 19. Jahrhunderts, lebt in Palermo seit Jahren mit der Architektur beschäftigt, richtete besonderes Augenmerk auf die antiken Ueberreste Siciliens und auf die Bauwerke der normännischen Architektur. An der Revolution von 1848 betheiligt, floh er bei der Landung der Neapolitaner nach Malta. Die vielen Bemühungen und Aufopferungen S.s und die höchst interessanten Denkmale jenes Landes verkünden zwei Prachtwerke, wovon das eine als das Hauptwerk über die architektonischen Ueberreste Siciliens, das andere über den Dom von Monreale und andere normannische Kirchen zu betrachten ist. Das erste führt den Titel: Le Antiquità della Sicilia, Palermo 1834—1836, 4 Thle., Fol.; das andere: Del Duomo di Monreale e di altre Chiese Sicilie Normanne Ragionamento, das., 1838, gr. fol.

Serradilla, la, span. Flecken, südlich von Plasencia; Woll- und Leinweberei; 2400 E.

Serra d'Ossa, Einsiedler von, s. Brüder des Todes.

Serrä (a. Geogr.), Stadt Macedoniens aus späterer Zeit, unweit des Strymon und in der Nähe von Christopolis; das heutige Seres oder Serres an einem Nebenflüßchen des Strymon (Nicet. II, p. 241).

Serräa (Bot.), nach Sprengel, Gattung der Malvaceae *Cuv.*, Monadelphia Pentandria *L.* Art: S. incana *Cuv.* Strauch in Arabien.

Serraf, Name der Wechsler in der Türkei; sie bilden eine Korporation.

Serraggio, franz. Dorf, Korsika, Bez. Corte; 920 Einw.

Serralunga, ital. Dorf, Königreich Sardinien, Prov. Alessandria, westlich von Casal, an der Stura, links; 1230 Einw.

Serramanna, ital. Dorf, Insel Sardinien, nordwestlich von Cagliari, am Mannu, links; 2000 Einw.

Serran (franz., Ichthyol.), s. v. a. Serranus Cabrilla *Cuv.*

Serrana (Perlen-Insel, Geogr.), kleine Insel im Antillen-Meer, südwestl. von Jamaika.

Serrana (Ichthyol.), in Havannah s. v. a. gemeiner Ritterfisch, Eques americanus.

Serrani (Ichthyol.), nach Cuvier, Unterfamilie der Brustflosserfamilie der Percoiden: Mit 7 und mehr Kiemenstrahlen, Bauchflosser aus einem Stachel und 5 oder mehr weichen Strahlen gebildet. Beide Rückenflossen vereinigt (Dules, Pelatus, Serranus).

Serrania de Usupama und **S. de Ymataca**, südamerik. Gebirge, in Guyana (s. d.).

Serranilla, Gruppe v. Eilanden u. Klippen im Antillen-Meer, südwestlich v. Jamaika; Ostspitze 15°45'20" nördl. Br. u. 62°11'20" westl. L.

Serranillos, span. Flecken, südwestlich von Madrid; Sparteriesflechterei; 290 Einw.

Serranitas, Gebirg, s. v. a. Serantes.

Serrano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Otranto, südöstl. v. Lecce; 400 E.

Serranus, 1) Beiname in der Attilia Gens, s. Attilius; — 2) (röm. Liter.), Dichter aus der Zeit Nero's; — 3) armer epischer Dichter bei Juvenal (Sat. VII, 80).

Serranus (Ichthyol.), nach Cuvier, Seebarsch, Gattung der Acanthopterygii Percoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Bärsche nach Oken, unter Perca *L.* Charakter: Sieben Kiemenstrahlen, aber nur eine Rückenflosse; Vordeckel gezähnt; Kiemendeckel in eine oder mehre Spitzen ausgehend; Zähne hakenförmig. Wir beschreiben die wichtigsten der zahlreichen, sämmtlich im Meere lebenden Arten dieser Gattung in folgenden Untergattungen: I. Eigentliche Serranus *Cuv.*, Seebarsche, Sägebärsche nach Oken. Beide Kinnladen zeigen keine wahrnehmbaren Schuppen. 1) S. scriba *Cuv.*, Perca scriba *L.*, Le Serran écriture, Buchstabenfisch, (s. d.) — 2) S. Cabrilla *Cuv.*, Perca Cabrilla *L.*, Holocentrus virescens *Gmel.*, Labrus chanus *Gmel.*, Le Serran, Perche de mer, Canne, gemeiner Sägebarsch. Glänzend gelblich grau mit bläulichen Schatten; 3—4 hochrothe Bänder auf den Backen, 9—10 rothbraune Querbänder auf den Seiten, nebst einigen Längsbändern; Unterkiefer rosenroth. Selten bis 1 Fuß lang. Wird im ganzen Mittelmeere häufig gefangen, aber auch im atlantischen, und gilt für einen großen Leckerbissen. Küchenzubereitungen. a) Der Fisch wird ausgenommen, zerschnitten oder auch ganz gelassen, mit kaltem Flußwasser aufgesetzt, gesalzen und abgeschäumt, ein wenig Lorbeerblätter oder Pfefferkörner zugefügt; wenn er gar ist, wird er in eine Schüssel gelegt und geschmolzene Butter zu demselben herumgegeben. — b) Die Fische im Wasser und Salz gar gekocht; eine Sauce von Butter, etwas Mehl, ein paar Eidottern, Wein, Citronenscheiben und Zucker gemacht, mit Was-

ser auf dem Feuer abgerührt und über die Fische warm angerichtet. — c) Die Fische ausgenommen u. in ein Kasserol gelegt, Zwiebeln, Citronenscheiben, Petersilie, Lorbeerblätter, Basilicum, Gewürznelken, Pfeffer, Salz, 2 Gläser weißen Wein, ein wenig Weinessig und Wasser dazu gethan, so daß die Fische damit bedeckt sind, so gar und die Brühe eingekocht; dann die Fische abgeschält und in eine Schüssel gelegt. Hierauf frische Butter in ein Kasserol gethan, ein wenig Mehl, ein paar gehackte Sardellen, Kapern, eine kleine ganze Zwiebel u. Citronenschale dazu, mit Salz, Pfeffer und etwas Muskatnuß gewürzt, ein wenig Wasser und Weinessig dazu gegossen, die Sauce mit dem Löffel umgerührt, und, wenn die Butter geschmolzen und dicklich ist, die Citronenschale und Zwiebel herausgenommen und die Sauce über die Barsche warm angerichtet. Cuv., Val., II., 223, T. 29. — 3) S. hepatus *Cuv.*, Cabrus hepatus *L.*, Cabr. adriaticus *Gmel.*, Beutelbarsch, ital. Sacchetto. Kaum 4 Zoll lang, röthlich-grau mit fünf schwarzen Querbändern, unten mit goldgelben und hellblauen Strichen. Im Mittelmeer. Wird bei Venedig häufig gefangen u. gegessen. Bloch, Ausl. Fische, IV, T. 235. — II. Anthias *Bl.*, Röthling, fr. Barbier. Beide Kinnladen u. Schnauzenspitze mit sehr deutlichen Schuppen versehen: 4) S. Anthias *Cuv.*, Anthias sacer *Bl.*, Le Barbier de la Méditerranée, Canario. Ein schöner, etwa 6 Zoll langer Fisch des Mittelmeeres, der aber nur selten gegessen wird; er findet sich an felsigen Strändern, aber nirgends häufig. Schön rubinroth, in Gold und Silber schillernd, mit zwei gelben Binden auf dem Backen. Cuv., Val., II, 31. — 5) S. (Anthias) oculatus *C.* et *V.*, II, XXXII. Prächtig zinnoberroth mit pfirsichrothen Flossen. Bei Martinique. — III. Serranus, Merou, Seebärsche, deren Kinnladen keine Schuppen haben, oder, wo die untere wenigstens nur mit ganz kleinen besetzt ist: 6) S. Gigas *Cuv.*, Perca Gigas *Gmelin* et *Brünnich*, Le merou brun, Riesenbarsch. Wird 2—3 Fuß lang, 10, 20, ja gegen 60 Pfund schwer, gelblichroth, auf dem Rücken dunkler, mit braunen und graulichen Flecken bestreut; Augen sehr groß. Findet sich im Mittelmeer, aber nicht häufig, nähert sich im April u. Mai den provenzalischen Küsten und wird für sehr schmackhaft gehalten; sein Fleisch soll etwas Gewürzhaftes haben. Cuv., Val., II, 270, T. 31. — Die ausländischen Arten dieser Abtheilung sind außerordentlich zahlreich und zerfallen bei Bloch in mehre besondere Gattungen, nämlich Bodianus, Holocentrus, Epinephelus, Cephalopholis, Lutjanus. Wir führen nur die bekanntesten an: — 7) S. altivelis *Cuv.*, *Val.*, II, 35. Schön regelmäßig schwarz gefleckt oder getiegert, auch die bläulichen Flossen. Molukken. Er ist einer der von den Holländern sogenannten Jakob Evertsen. Vgl. Bodianus. — 8) S. guttatus *Cuv.*, s. Caesio guttatus *Comers.* — 9) S. Phaeton *Cuv.*, *Val.*, II, 34. Braun. Die beiden Mittelstrahlen der Schwanzflosse vereinigen sich in einem Faden, so lang als der Körper. Die fossilen Arten, S. microstomus, occipitali u. ventrabi, sind tertiär.

Serrapilli (a. Geogr.), Völkerschaft in Pannonien, wohnte mit den Serretes an den Ufern der Drave.

Serrara, ital. Dorf, Neapel, auf der Insel Ischia; 1000 Einw.

Serraria (Bot.), nach Römer u. Schultes, Pflanzengattung, s. v. a. Serruria *Salisb.*

Serrasalmo (Ichthyol.), nach Cuvier und Lacépèd., Sägenlachs, Sägensalm, Gatt. der Malacopterygii abdominates Salmonides *Cuv.*, der Ordnung der Bauchflosser und der Zunft der Lachse nach Oken, unter Characinus *Artedi.* Charakter: Körper zusammengedrückt, senkrecht hoch; Bauchkante schneidend, gesägt; Zähne dreieckig; schneidend; öfters ein liegender Stachel vor der Rückenflosse. Räuberische Fische in den Flüssen Südamerikas; sie verfolgen die Enten und selbst die badenden Menschen und nehmen ihnen mit ihren scharfschneidenden Zähnen die Haut weg. Arten ziemlich zahlreich, bekannteste: 1) S. rhomboides *Bl.*, Ausl. Fische VIII, 112, T. 383. Sieht wie eine Karausche, ist spannlang, fast halb so hoch; Leib voll kleiner Schuppen; gelblich silberglänzend, oben bräunlich, der Rand der hintern Schuppen schwärzlich. In Surinam. — 2) S. Piraga *Cuv.*, Mém. Mus., V, Taf. 28, F. 4. Gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, 6 Zoll hoch, mit einem abschüssigen Kopf und so scharfen Zähnen, daß daß sie auf einen Biß einem Menschen ein Stück Fleisch abreißen können, nach dem sie sehr gierig sind. Brasilien. Sie lieben besonders schlammigen Flußgrund und werden gern und oft gegessen. — 3) S. aureus *Spix*, XXIX. Das.

Serrastretta, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II., nordöstlich von Nicastro, in einem Thal; 3200 Einw.

Serrat (Ras-el-Munchicar), afrik. Kap, an der Küste von Tripolis, am mittelländ. Meer, südwestl. von Biserte; 37° 14′ 0″ nördl. Br. und 26° 48′ 45″ östl. Länge.

Serrata, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. I., nordöstl. von Palmi; 850 Einw.

Serrata sutura (Anat.), sägeförmige Naht, s. Nähte.

Serratae antennae (lat., Entomol.), gesägte Fühler, heißen die Antennen der Insekten, wenn die Glieder dreieckig sind und in ihrem Zusammenhang die Form eines Sägeblattes darstellen (Elater 2c.), s. Entomologie.

Serratella, span. Flecken, südwestlich von Peniscola; 350 Einw.

Serrati (Ornithol.), Sägeschnäbler, nach Goldfuß, s. v. a. die Klettervögelfamilie der Ramphastidä (s. d.).

Serrati musculi dorsi, pectoris (Anat.), s. v. a. Gesägte Muskeln, s. Muskeln.

Serrati nummi (lat., Numism.), Sägemünzen, seit der Kaiserzeit röm. Münzen, deren Rand wie eine Säge ausgezahnt war, was bei Silbermünzen deshalb geschah, um zu zeigen, daß sie nicht von Kupfer (s. Subaerati) wären; man sägte sie auch oft an, um die Späne wieder als Silber zu gewinnen; um dies zu vermeiden, auch desto sicherer zu gehen, weil

Falschmünzer oft kupferne Münzen mit einem silbernen Rand umzogen, so bohrte man in der Mitte ein Loch durch (perforati nummi). Bei Kupfermünzen galt die Auszahnung wohl nur als Zierrath. Die S. n. kommen besonders häufig vor unter den Denaren römischer Familien. Die ältesten S. sind die des Scipio Asiagenes vom Jahre 190 v. Chr., die letzten sind aus der Mitte des 7. Jahrh. der Stadt. Beliebt waren die Sägemünzen hauptsächlich bei den Deutschen, welche ihren Sold von den Römern gewöhnlich in solchen Münzen forderten. Solche in Deutschland gefundene Münzen hielten gemeine Leute oft für Sternschnuppen, daher Sternschossen. Vgl. G. W. Wedel, De nummis serratis, Jena 1692, 4., und J. G. Lieknecht, De serratis bigatisque nummis, Gießen 1730, 4.

Serrator (Ornith.), s. v. a. Meerrachen, Mergus S. *L.*

Serratschig (türk.), s. v. a. Seratkuly.

Serratula (Bot.), nach Linné, Scharte, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalis *L.* Charakter: Kelch fast eiförmig, dachziegelig, die äußern Schuppen kürzer als die innern, entweder spitz und unbewehrt, oder in ein feines, nicht stechendes Dörnchen auslaufend, die innern an der Spitze trockenhäutig. Fruchtboden fein gefranst. Früchte länglich, zusammengedrückt, glatt, eben; Samenkrone aus vielen Reihen etwas steifer, schärflicher, gelbbräunlicher, ungleicher Haare bestehend, die nicht am Grunde in einen Ring verwachsen sind. Von 35 Arten, meistens ausdauernden Kräutern in Europa, Asien und Amerika, sind folgende als Zier-, Arznei- und Farbepflanzen bekannt: 1) S. centauroides *L.*, flockenblumenartige Scharte. In Sibirien. Stengel $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, ästig. Blätter halbgefiedert, schärflich, die Einschnitte linien-lanzettförmig, ganz oder grobsägezähnig. Kelch halbkugelig, die äußern Schuppen angedrückt, oval-lanzettförmig, kurz, stachelspitzig. Blumen purpurroth. Gmel., Sib., 2, Nr. 38, T. 17. — 2) S. coronata *L.*, gekrönte Scharte. In Sibirien, Kaukasus, auf Wiesen. Stengel bis 8 Fuß hoch. Blätter ungepaart-gefiedert, fast 5jochig; Lappen oder Blättchen gesägt, mit der Basis zusammenlaufend. Blumen doldentraubig, blaßroth, gestrahlt; Kelche filzig, mit lanzettförmigen, fast stechenden Schuppen. — 3) S. tinctoria *L.*, färbende Scharte, Färberdistel. In Europa, auf Wiesen, in Hainen und an Zäunen. Blätter länglich, ganz oder fiederspaltig und geschlitzt, scharf gesägt. Blüthenkörbchen doldentraubig, durch Fehlschlagen 2häusig, Schuppen des Hüllkelchs eirund-lanzettlich, spitzig, angedrückt. Früher war das Kraut und die Wurzel, Herba et Radix Serratulae, officinell, wurden aber beide meistens nur äußerlich gegen Hämorrhoiden, bei Geschwülsten, aber auch gegen Brüche gebraucht. Mit den Blättern färbt man schön und dauerhaft gelb, mit Indigo vermischt schön grün und mit andern Verbindungen in andern Farben, weshalb die Scharte (sonderbarer Weise auch blaue Scharte genannt) in Thüringen, auf dem Harze und in Schlesien gesammelt wird und einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmacht. Schkuhr, T. 234.

Serratura (bot. Term.), der Sägezahn, ein einzelner Zacken des Randes eines gesägten Theiles, s. Serratus.

Serratus (bot. Term.), gesägt, sägezähnig, am Rande mit kurzen, gegen die Spitze gerichteten Zacken versehen, welche nach außen oder unten durch eine längere, konvexe, nach innen oder oben durch eine kürzere, ebenfalls konvexe oder auch vertiefte Bogenlinie begrenzt sind, und gespitzte Einschnitte zwischen sich haben, z. B. die Blätter von Prunus Cerasus und Prunus avium, Urtica dioica, Rosa centifolia, Tilia parvifolia.

Serraval, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Savoyen, Genua, südöstlich von Annecy; Gypsbruch; 1410 Einw.

Serravalle (Geogr.), 1) österr.-ital. Stadt, Lombardei, Prov. Treviso, Hauptort des gleichnam. Distrikts, nördl. von Treviso, am Mischio; Kathedrale, 28 Kirchen, Kaufhaus, Lombard, Woll- und Seidenweberei, lebhafter Handel mit Wein, Getreide und Honig; 5400 Einw.; — 2) ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Genua, südöstl. von Novi, am Scrivia, links; 2400 Einw.; — 3) Flecken das., Toskana, Prov. Florenz, südwestl. von Pistoja; — 4) S.-di-Sesia, Dorf das., Königr. Sardinien, Prov. Novara, südöstl. von Crevacuore, an der Sesia, rechts; 1080 Einw.

Serra versatilis (Chir.), s. Säge.

Serravezza, ital. Ort, Herzogth. Massa-Carrara, bei Carrara; 4 Stunden davon, unweit des Dorfes Lavigliani wurden 1840 im Berge Monte Corchia schöne Brüche entdeckt, die ganz dem carrarischen ähnlichen Marmor geben.

Serrawulli, Volk, s. Galam.

Serre (Geogr.), 1) ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato-citer., südöstl. von Campagna; 2400 Einw.; — 2) franz. Fluß, entspringt im Depart. Ardennes, Nebenfluß der Oise, links, mündet bei la Fère, im Depart. Aisne; — 3) S.-le-Grand, Flecken das., Depart. Drôme, Bez. Valence, an der Galaure, rechts, auf einem Berge; Tuchmanufaktur, Gerberei, Eisen- und Stahlfabrik, Ackerwerkzeugfabrik; 1740 Einw.; — 4) Flecken das., Depart. Doubs, Bez. Besançon; 460 Einw.

Serreiche (Bot.), s. v. a. burgundische Eiche, Quercus Cerris *Lam.*

Serrejon, span. Flecken, südöstl. von Plasencia, am Tajo; Woll- und Leinwandweberei; 770 Einw.

Serrenti, ital. Dorf, Insel Sardinien, nordwestl. von Cagliari; 1350 Einw.

Serrepolis (Serräpolis, a. Geogr.), Flecken an der Küste des eigentlichen Cilicien (Ptol. V, 8, 4.).

Serrere, la, franz. reichhaltige Eisenmine, Depart. Arriège, Bez. Foix, in den Pyrenäen.

Serreren, Volk, s. Baol.

Serres (Geogr.), 1) würtemberg. Dorf, Neckarkreis, Ober-Amt Maulbronn, 220 Einw.; — 2) franz. Stadt, Depart. Ober-Al-

ven, Bez. Gap, am Burch, rechts; Hut- und Leinwandfabrik, Gerbereien, Eisenwerke, Maulbeerbaumzucht; 1090 Einw. Dabei, in der Nähe des Dorfes La Batie Mont Saleon, die Ruinen der Römerstadt Mons Seleucus. — 3) Dorf das., Depart. Arriège, Bez. Foix; Eisen- und Stahlfabrik; 1790 Einw.; — 4) europ.-türk. Stadt, s. v. a. Sleres.

Serres (Biogr.), 1) **Dominique**, Seemaler, um 1730 geboren, in Paris gebildet, begab sich später nach England, wurde 1771 Professor an der Akademie in London, malte zahlreiche Seebilder, die theilweise von bedeutendem Umfange sind. Eines seiner früheren Bilder stellt die Rückkehr des Königs von einer Seereise dar mit einer Menge von gezierten Schiffen und ihrer Matrosen. Ein anderes Gemälde zeigt den Meerbusen von Gibraltar mit der ankernden englischen Flotte und den erbeuteten spanischen Kriegsschiffen. In einem dritten stellte er den Mediater dar, wie er 1782 zwei französische Schiffe erobert. Diese drei großen Bilder hat R. Pollard gestochen. Im Jahre 1797 zeichnete er zum Stiche von F. Jukes die Gefangennehmung des Sir Sidney Smith. Im Jahre 1804 erregte sein Panorama von Boulogne Bewunderung, welches damals Pandämonium genannt wurde. S. malte noch viele kleinere Seestücke, die solchen Beifall fanden, daß ihn der König, der Herzog von Clarence, und die Admiralität zu ihrem Seemaler ernannten. Mehre dieser Gemälde wurden gestochen, alle in großem Formate. Uebersetzte aus dem Französischen von Bougard, mit Zusätzen und Zeichnungen: The little Sea-torch or the guide for coasting Pilots, Fol., über 100 Ansichten von Landspitzen und Leuchtthürmen enthaltend. S. † um 1810. — 2) J. T., Maler und Kupferstecher, wahrscheinlich Sohn des Vorigen, lebte ebenfalls in London der Kunst. Er malte Ansichten von englischen Städten, Häfen u. s. w. Wir haben von ihm auch vier radirte Ansichten von Liverpool, die kolorirt erschienen, Royal-Querfolio. — 3) **Etienne Renard Augustin**, Mediciner, 1787 zu Clayrac im Depart. der Garonne geboren, seit 1812 Medecin-Inspektor und ordentlicher Arzt am Hospital de la Pitie, aggregirter Professor der Fakultät der Medecin, Chef der anatomischen Arbeiten zu Paris, 1813 Professor der Anatomie und Physiologie am Amphitheater der Civilhospitäler. Schrieb: Traité de la fièvre entéromésenterique, Paris 1813; — Des lois de l'ostéogénesie, das. 1815; — Essai sur l'anatomie et physiologie des dents, das. 1817; — Anatomie comparée du cerveau, das. 1824–27, 2 Bde.; — Recherches d'anatomie transcendaute et pathologique, das. 1832.

Serressaner (**Seressaner**, **Serassaner**, **Rothmäntel**), ein aus den Bewohnern der österr. Grenzländer errichtetes Freicorps. Die Benennung S. stammt von dem slavischen Worte Shereg, welches Truppe bedeutet, daher S. mit Soldat überhaupt, Dienstmann, gleichbedeutend seyn dürfte. Das Institut ist alt, vielleicht so alt, als die Organisirung der Grenzsoldaten selbst, und die S. dürften schon kurz nach dem Frieden von Karlowitz bestanden haben. Im spanischen Erbfolgekriege werden sie mit Ruhm genannt, in den spanischen Kriegen machten sie sich unter ihrem bekannten Oberst **Franz von Trenck**, sowohl durch Tapferkeit, als durch Grausamkeit furchtbar. In den Türkenkriegen war ihre Verwendung geeigneter. Jedes der 4 Karlstädter- u. der beiden Banat-Grenzinfanterieregimenter hat eine eigene Serressanertruppe in der Stärke von 100—200 Gemeinen. Die Zahl derselben mag gegenwärtig bei allen 6 Regimentern etwas mehr als 1200 Mann betragen. Außer diesen sind im Seebezirke des karlstädter Generalats und im illyrisch-banatischen Regiment kleinere S.-Abtheilungen aufgestellt. Der Dienst der S. ist der wichtigste u. gefahrvollste an der ganzen Grenze. Ihre Aufgabe ist, in dem fast durchaus bergigen und waldigen karlstädter und Banat-Generalatskordon Räuber u. Diebsgesindel in seinen Schlupfwinkeln aufzusuchen, Desserteurs aufzugreifen, den Gesundheitszustand im türkischen Gebiete zu erforschen und Komplotte zu Ueberfällen, Desertionen und Schwärzungen auszuspüren. Zu diesem Dienste eignen sich die S. ganz vorzüglich vermöge ihrer genauen Bekanntschaft sowohl mit dem Terrain des Kordons, wie mit den eigenthümlichen Verhältnissen der beiderseitigen Bewohner. Außerdem sind sie sichere Schützen und durch Muth, wie durch List und Verschlagenheit ausgezeichnet. Ihrer militärischen Verwendung nach sind sie ambulante Zwischenposten, welche bei Tag und Nacht patrouilliren, auch wohl nach Maßgabe einlangender Kundschaftsnachrichten über drohende Gefahren sich an bezeichneten Orten in den Hinterhalt legen. Außer Dienst sind die S. jederzeit verpflichtet, bei jedem Allarm bei der Hand zu seyn, um den ausrückenden Truppen als Wegweiser, Avantgarden und Seitenpatrouillen zu dienen. Da sie einen Vertrauensposten haben, so verfährt man bei ihrer Auswahl mit der größten Umsicht und nimmt nur Leute, die Grundbesitz haben u. eines tadellosen Rufs genießen. Dafür haben sie vor den andern Grenzsoldaten manche Vergünstigungen voraus, sind von den Staats- und Gemeindefrohnden, von gewissen Steuern befreit u. s. w. Ihre Bewaffnung besteht in Pistolen und Handjar, die im Gürtel getragen werden, ferner in einer langen, oft reich verzierten Flinte von eingelegter Arbeit, die auf der linken Achsel übergehängt getragen wird. Die Munition wird in einer angehängten ledernen Seitentasche verwahrt. Da die Feuerwaffen vom verschiedensten Kaliber sind, bezieht der S. sein Blei in Blöcken und gießt seine Kugeln selbst. Ein sicherer Schütze, ist er gleich ausgezeichnet in der Handhabung seines kurzen Handjar, den er mit beispielloser Gewandtheit selbst dem langen Reitersäbel seines Gegners entgegenzusetzen versteht. Die Bekleidung des Gemeinen besteht in einer Kappe von scharlachrothem Tuch, in einem Dolman von dunkelblauem Tuch mit scharlachrothen Aermelaufschlägen u. in weiten Beinkleidern von lichtblauem Tuch, welche vom Knie bis zum Knöchel das Bein eng umschließen. Darüber wird ein rother Man-

tel getragen, daher die Benennung **Rothmäntel**.

Serretes, s. Serota.

Serrey (Sieraje), russ.-poln. Stadt, Gouv. Augustowo, Kr. Seyny; mehre Kirchen, Synagoge, große Webereien; 1930 (nach Andern 2400) Einw.

Serrfeld, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Landger. Königshofen; 150 Einw.

Serri (a. Geogr.), Völkerschaft des asiat. Sarmatien, am Pontus (Mela I, 19, 14).

Serridslew, dän. Dorf, Jütland, Aalborg, südlich von Hiörring.

Serrière, schweiz. Dorf, Kant. Neuenburg, in der Nähe von Neuenburg, am See und am gleichn. Fluß, in einem tiefen Thale; besteht ganz aus Fabrikgebäuden, Eisen- und Kupferhämmern, Drahtzügen, Papier- und andern Mühlen, die zum Theil in Felsen gehauen sind; 380 Einw. Ueber das Thal baute Verthier eine steinerne Brücke, welche auf einem einzigen, 89 Fuß hohen Bogen ruht.

Serrières (Geogr.), 1) französ. Flecken, Dep. Ardèche, Bez. Tournon, an der Rhône, rechts; Weinbau, Wein- und Holzhandel; 2180 Einw.; — 2) S.-de-Briord, Dorf mit Markt das., Dep. Ain, Bez. Belley; 530 Einw.; — 3) ital. Dorf, Königr. Sardinien, Savoyen, südlich von Seyssel, an der Rhône, links; 1000 Einw.

Serrig, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Saarburg; Kapelle; 530 Einw.

Serris, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Bahar.

Serrium (a. Geogr.), Vorgebirge Thraciens, am ägäischen Meere, westlich von Maronea, der Insel Samothrace gegenüber, vielleicht das heut. Megri (Herod. VII, 59).

Serro (Cerro) di Pasco (Geogr.), s. Pasco.

Serro Frio, Bezirk und Gebirg, s. Minas Geraes.

Serro-Largo, südamerikan. Stadt, Brasilien, Prov. Rio-Grande-do-Sul.

Serronia (Bot.), nach Guillemin, Pflanzengattung. Art: S. Jaborandi *Guill.*, s. v. a. Ottonia Anisum *Spr.*

Serropalpus (Entom.), nach Hellwig, Beilkäfer, Gattung der Coleoptera heteromera Stenelytra Serropalpida *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Blattkäfer nach Oken, unter Dircaea *Fabr.* Charakter: Fühler dünn, aus länglichen, fast walzenförmigen Gliedern zusammengesetzt; Körper lang, schmal, von fester Konsistenz; Kinnladentaster stark sägezähnig; Halsschild so lang als breit; 4 Hinterfüße lang. Unter mehren Arten bekannteste: S. Striatus *Hellw.* Braun, seidenglänzend; Füße u. Fühler heller. In Deutschland, Frankreich, in altem Holze.

Serrorum Montes (a. Geogr.), steiles Gebirge, wahrscheinlich der an der Grenze der Wallachei und Siebenbürgens hinstreichende Zweig der Karpathen.

Serrulatus (bot. Term.), feingesägt, mit kleinen Sägezähnen versehen, z. B. die Blätter von Vaccinium Myrtillus und Arbutus alpina. Wird bisweilen auch durch minute serratus, kleingesägt, ausgedrückt.

Serrur, Henry Auguste César, franz. Maler, geb. zu Lambersart im Depart. Nord 1795, einer der besten Schüler Regnaults, gewann mehre Preise der Ecole royale des beaux-arts, und von 1819 an sah man auf den Salons in Paris mehre Werke von seiner Hand, die auf auswärtigen Ausstellungen, wie zu Lille, Duai, Cambrai u. s. w. mit Medaillen beehrt wurden. Im Museum zu Rennes ist eines seiner früheren Gemälde, welches in lebensgroßen Figuren die Beerdigung eines Israeliten durch Tobias vorstellt. In der Kathedrale zu Arras ist seit 1822 ein 16 Fuß hohes Altarbild mit St. Vaast, wie er einen Blinden heilt. Auch im Museum zu Valenciennes ist ein großes Bild, Camoens vorstellend, um 1822 im Auftrage des k. Ministeriums gemalt. Im J. 1827 malte er ein 8—10 Fuß großes Bild, welches unter dem Namen Brunehaut zur Ausstellung kam und 1830 noch keine feste Stelle hatte. Im Privatbesitze finden sich mehre Genrebilder und Porträte. Zu seinen Hauptwerken gehören jene des historischen Genres, doch auch im Bildnisse leistet er Vorzügliches. S. hält ein Atelier zum Unterrichte.

Serrure, Louis, Zeichner und Maler, bildete sich in Paris und ließ sich dann in Antwerpen nieder; malt Bildnisse und Genrebilder und ist einer der Zeichner für das „Album du Jubilée de Rubens en 1840", Antwerp. 1840, Roy.-Fol.

Serruria (Bot.), nach Salisbury, Gattung der Proteaceae *Salisb.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Fruchtboden erhaben, mit bleibenden Spreublättchen besetzt. Kelch 4spaltig, mit Brakteen unterstützt. Vier Nektarschuppen am Grunde des Fruchtknotens. Sehr kurz gestielte, bauchige Nuß. Immergrüne Ziersträucher von Südafrika; 52 Arten, von denen folgende am bemerkenswerthesten sind: 1) S. adscendens *R. Br.* Stengel gestreckt; Aeste dunkelroth. Blätter meistens doppelt, halbgefiedert, am Grunde gefiedert, 1—2 Zoll lang. Die besondern Blumenstiele graufilzig; die zusammengesetzten Blumenköpfchen kegelförmig, von der Größe einer Wallnuß, mit ei-lanzettförmigen Brakteen. — 2) S. Burmanni *R. Br.*, Protea Serruria *L.* Blätter doppelt halbgefiedert, kaum 2 Zoll lang, borstenförmig. Köpfchen doldentraubig, fast 10-blumig; Kelche gegipfelt seidenhaarig oder fast kahl. Burm., Afr., T. 99, F. 1. — 3) S. glomerata *R. Br.* Aeste purpurröthlich. Blätter doppelt halbgefiedert, zolllang. Blumenköpfe zusammengesetzt; die äußern Brakteen glatt, die innern fast seidenhaarig; Blüthen lillefarbig. Burm., Afr., T. 99, F. 2. — 4) S. pedunculata *R. Br.* Stengel bis 6 Fuß hoch; Aeste steif, filzig. Blätter 2—3fach halbgefiedert, 1½ Zoll lang, behaart-filzig. Köpfchen einfach, gestielt, endständig, kugelig, von der Größe einer Wallnuß; Brakteen breit, eirund, filzig-wollig; Kelch mit steifen, gelbröthlichen Haaren dicht bekleidet. Bot. Reg., 264. — 5) S. triternata *R. Br.* Stengel bis 6 Fuß hoch; Aeste dunkel-

roth. Blätter 3fach 3zählig, gefingert. Köpfchen kugelig, vielblumig, von der Größe einer Kirſche, doldentraubig-rispenſtändig; Brakteen und Blumenſtiele ſeidenhaarig. Bot. Rep. 447. — 6) S. villosa *R. Br.* Stengel 2 Fuß hoch; Aeſte rauhhaarig. Blätter faſt doppelt 3zählig; Köpfchen einfach, ſtiellos; Brakteen lanzettförmig, filzig; Kelchplatten gebartet.

Serrurier, Jean Mathieu Philibert, Graf, Pair und Marſchall von Frankreich, wurde den 8. December 1742 zu Laon im Departement de l'Aisne geboren. Schon im 12. Jahre Lieutenant im Milizbataillon ſeiner Vaterſtadt, fand er während der Revolution Gelegenheit, ſchnell zu avanciren, war aber doch erſt 1793, alſo nach einer 34jährigen Dienſtzeit, Bataillonschef. Von dieſem Zeitpunkt an aber verdankt er ſeine fernere Erhebung dem General Bonaparte, unter deſſen Augen er ſich in den italieniſchen Feldzügen 1795—96, namentlich in den Gefechten bei St. Michel und Mondovi, durch perſönliche Tapferkeit und militäriſches Talent hervorthat. Schon im Jahr 1795 war S. Diviſionsgeneral. Vom General en Chef mit der Blockade von Mantua beauftragt, unterzeichnete er die Kapitulation dieſes Platzes den 2. Febr. 1797 und wurde mit den eroberten Fahnen an das Direktorium nach Paris geſendet, welcher Miſſion Bonaparte ein Schreiben voll des ſchmeichelhafteſten Lobes für S. beifügte. Hierauf zum Kommandanten von Venedig ernannt, entwickelte er auf dieſem ſchwierigen Poſten große Umſicht und Energie. Im folgenden Jahre Gouverneur von Lucca, entwarf er für dieſe junge Republik einen Verwaltungsplan, der allgemeine Bewunderung erregte. Kurze Zeit darauf erhielt er indeß den Befehl einer Diviſion in der Armee von Scherer. In Folge der Verluſte, die dieſer General bei Verona erlitt, konnte S., in der Gegend von Peſchiera vom Feinde hart bedrängt, nur durch Muth und geſchicktes Manöveriren ſein Korps vom Untergange retten. Nicht ſo glücklich war er, als er am 28. April 1797 ſich mit ſeiner Diviſion in Verderio abermals iſolirt befand. Unbekannt mit dem Verluſt der Schlacht bei Caſſona, widerſtand er einige Zeit den überlegenen Streitkräften der ruſſiſch-öſterreichiſchen Heere, wurde aber zuletzt umzingelt und gezwungen, die Waffen zu ſtrecken. Suwarow empfing den gefangenen General mit Auszeichnung und erlaubte ihm auf ſein Ehrenwort, nach Paris zu gehen. Nach der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten verſammelte dieſer die früheren Gefährten ſeines Ruhms um ſeine Perſon, worunter auch S., deſſen er ſich in der Kataſtrophe des 18. Brumaire mit weſentlichem Nutzen zu bedienen wußte, und ernannte ihn ſpäter zum Präſidenten des Erhaltungsſenats. Im Jahr 1804 und während des Kaiſerreichs erlangte S. nach und nach den Grafentitel und Marſchallſtab, wurde Gouverneur der Invaliden und 1809 Kommandant der pariſer Nationalgarden. Nach der erſten Reſtauration 1814 erhielt er die Pairswürde, bei der zweiten 1816 verlor er aber ſeine Stelle als Gouverneur der Invaliden. S. † zu Paris den 22. December 1819.

Serſah, vorderind. Ort, Agra, nordweſtlich von Delhi.

Serſale, ital. Flecken, Prov. Calabria ulter II., nordöſtlich von Catanzaro; 2180 E.

Serſaliſia (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Sapotaceae *R. Br.*, Pentandria Monogynia *L.* 3 Arten, Bäume in Neuholland: S. laurifolia *Rich.*, obovata *R. Br.* und sericea *R. Br.*

Serſch (Bot.), ſ. v. a. Elsbeerbaum, Pyrus torminalis *Ehrh.*

Serſche (Sarſche, franz. Serge), im Allgemeinen mehre Arten ſeidener, halbſeidener, wollener und gemiſchter Gewebe mit geköpertem Grund, welche mit 3 oder 4 Schemeln und eben ſo viel Schäften gewebt werden, ſo daß ſich die Fäden des Einſchlages und der Kette nach der Diagonale durchkreuzen, wodurch auf der Oberfläche ſchiefliegende oder nach der Quere der Breite gehende Linien entſtehen. Die alte Fabrikation dieſes Artikels unterſcheidet folgende Arten. Die wollenen S.n ſind leichte, aber dauerhafte Zeuche, mit mehr oder weniger erſcheinendem Köper; man nimmt dazu gewöhnlich Kammgarn in der Kette und Streichgarn im Einſchlag, oft auch nur eines von dieſen beiden Geſpinnſten allein, locker oder feſtgedreht. Das Material, die Arbeit und Appretur verurſachen in dieſem Artikel eine außerordentliche Mannichfaltigkeit. Die meiſten Sorten erhalten etwas Walke, werden auf der rechten Seite mit einigen Trachten gerauht, nach dem Färben im Rahmen ausgeſpannt, dann mit einem Schnitt geſchoren und endlich in eine Preſſe geſetzt und warm kalandert. Kronſerſche hat feines Kammgarn in der Kette und ſtärkeres Streichgarn zum Einſchlag und heißt auch Kronraſch; Strichſerſche hat den Namen, weil der Zeuch gerauhet und nachher am Rahmen mit der Bürſte einigemal geſtrichen wird. Krämpelſerſche iſt aus ſchlechter und kurzer Wolle gemacht; Tuchſerſche iſt ein dem Halbtuch ähnliches Gewebe, ohne Köper, aber mit einer ſtarken warmen Preſſe; Serge de Berry, eine der gangbarſten und bekannteſten Sorten, wird von dem glatteſten und gleichſten Kameelgarn, häufig auch mit Kameelgarn vermiſcht, dicht gewebt und ſo, daß die Kette auf der rechten Seite iſt, dann auf dem Kalander appretirt; Serge de Nimes, mit der ähnlichen Appretur und ebenfalls aus dem beſten und feinſten, aber gezwirnten Kammgarn feſt und dicht gewebt, daß in dem Köper die Kette auf einer, und der Einſchlag auf der andern Seite eben liegt, folglich doppelt geköpert; Serge imperiale, ein feiner, geköperter, ſich durch ſeine Dauerhaftigkeit auszeichnender Zeuch, der auch unter dem Namen Perpetuan oder Sempiterne vorkommt; Serge d'Aumale, gewöhnlich eine leichte Sorte zu Unterfutter; Pinchinat Serge, von ordinärer Wolle, aber ſehr feſt und dicht geköpert. Die deutſchen Manufakturen in Berlin, Breslau, Erfurt, Braunſchweig, Oſterode, Göttingen, Großbertleff, Mühlhauſen, Eiſenach, Gera ꝛc. und einige böhmiſche Fabriken liefern dieſe Sorten in verſchiedener Feinheit. In Frankreich werden außerordentlich viel Serſchen von

verschiedener Güte verfertigt und hiernach unter mancherlei Beinamen, auch häufig nach dem Ort ihrer Fabrikation verkauft, als feine Serges drapées oder Façon de Londres, Façon d'Angleterre, eine dichte, tuchartige Sersche; Serges à poil, mit haariger, ungeschorener Oberfläche; Serges de la reine; Serges tramières; S. à deux envers; S. moyennes; S. communes; S. beiges, d. h. ungefärbte Sersche, und mehre andere. Die holländischen S.n werden sehr gut in Leyden und Utrecht gemacht. Die englischen Manufakturen in Wolle in Exeter, Somerset, Cornwallis liefern für den Handel nach Spanien, Portugal, Holland, Italien und Deutschland eine Menge wollener S.n mit verschiedenen Beinamen, die sich durch ihre Güte, Dauerhaftigkeit und schöne Appretur empfehlen. Die Verwendung der eigentlichen wollenen S. ist durch serschenartige Artikel, häufig unter Benutzung von baumwollener Kette, wie Orleans, Paramatta, Neapolitaines, Cassinets und durch rein wollene Merinos, Bombasins, Tibets, Circassiennes u. dgl., beschränkt worden. Seidene S. hat man in einfacher, halbdoppelter und doppelter Qualität; die Waare unterscheidet sich von andern Stoffen mit Köper dadurch, daß sie nicht appretirt wird und daß der abgesetzte Köper eine Art schiefliegender Rippe bildet; s. Seidenwaaren.

Sersebaum (Bot.), s. v. a. Elsbeerbaum, Pyrus torminalis *Ehrh.*

Sersheim, würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Vaihingen; 1100 Einw.

Sersuckers, s. Sirsarken.

Sert (Geogr.), 1) afrikan. wüster Küstenstrich, Tripolis, an der großen Syrte; — 2) asiat.-türk. Stadt, östl. von Diarbekir; 3000 E.

Serta (lat.), 1) zusammengereihte Dinge, besonders — 2) an einander gereihte Blumen, Guirlanden, Festons; — 3) Fruchtschnur; — 4) (S. lorica), Ketten-, Ringelharnisch, s. Harnisch.

Sertao (S. de Pernambuco), Landschaft, s. Serra (in Brasilien).

Serte (franz., Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Zärthe, Cyprinus Vimba.

Sertig, schweiz. schönes, wiesen- und alpenreiches Thal, Kant. Graubündten, das zwei Stunden thalwärts in zwei Armen dem Kuhalpen-Thal, in das Engadin hinüber, und dem Ducan, in das Stulser-Thal hinüber führt.

Sertilbahr, eins der Schlösser der Dardanellen (s. d.).

Sertorio, Domenico, Architekt, war meist in Lodi thätig, wo er die große Magdalenenkirche, den bischöflichen Palast u. andere Häuser baute. Er † gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

Sertorius, Quintus, berühmter Anhänger des Marius, nach dessen Tode Führer der gegen Rom kämpfenden Partei in Spanien, geb. zu Nursia im Sabinerlande aus einer ehrbaren Familie. Obwohl er ziemlich gewandt in Rechtssachen und nicht ohne Bedeutung als Redner, fühlte er sich doch durch eine glückliche Kriegsthat mehr zu dem Kriegerleben hingezogen, in welchem er sich reichen Ruhm zu erwerben hoffte. In den Kämpfen gegen die Cimbern u. Teutonen in Gallien (105 u. 102) zeichnete er sich sehr aus, und erwarb sich das Vertrauen des Marius. Als Befehlshaber einer Legion in Spanien erfocht er einen glänzenden Sieg und wurde deshalb Quästor von Gallien am Padus (91 v. Chr.), in welcher Stellung er sich ungemein thätig zeigte und sich den größten Gefahren bloßstellte. Das Volk erkannte dies auch an, aber trotzdem fiel er bei seiner Bewerbung um das Tribunat in Folge des Widerstandes von Sulla u. dessen Anhängern durch, daher schloß sich S. nun an die demokratische Partei an, ohne jedoch an dem Schreckenssystem des Marius und der andern Führer Theil zu nehmen. Vielmehr zürnte er denselben, predigte dem Cinna Mäßigung und ließ die 4000 Henkersknechte des Marius in ihrem Lager erschießen. Nach dem Tode des alten Marius (86 v. Chr.) eilte S., an Roms Rettung verzweifelnd, nach dem jenseitigen Spanien, zu dessen Statthalter er früher von seiner eigenen Partei ernannt worden war, und schickte sich an, seinen bedrängten Parteigenossen daselbst eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Sofort nach seiner Ankunft begann er die umfassendsten Anstalten zur Führung eines Krieges zu treffen; die Vornehmen des Landes gewann er durch freundliches Entgegenkommen, das Volk durch Erleichterung der Abgaben, und alle waffenfähigen Römer wurden bewaffnet. Der Kampf, der nun ausbrach, war einer der schwersten und furchtbarsten für Rom. Anfangs hatte S. Unglück. Sulla sandte den C. Aminius mit einem Heere nach Spanien ab, und dieses überströmte nach Ermordung des Julius Salinator, der mit einem Corps von 6000 Mann sich entgegengestellt hatte, unaufhaltsam die pyrenäische Halbinsel. S. mußte Neukarthago verlassen und entkam mit 300 Mann nach der Küste Afrika's. Hier aber überfielen ihn die Mauren; er mußte wieder abziehen und erreichte nur mit Mühe nach zehntägigem Kampfe gegen Wind und Wellen die spanische Küste oberhalb der Bätismündungen. Aber er fuhr wieder und zwar von seinen Verbündeten, cilicischen Seeräubern, gezwungen, nach Mauritanien hinüber, kämpfte gegen den Ascalis, der in Thronstreitigkeiten verwickelt war, besiegte denselben, sowie ein von Sulla gesendetes Hülfscorps und eroberte Tingis, wohin Ascalis geflohen war. Da geschah es, daß ihn die Lusitanier, der zahlreichste und kräftigste der iberischen Volksstämme, einluden, ihr Führer in dem Kampfe gegen Rom zu werden. S., in der Absicht in Spanien ein zweites Rom zu gründen, folgte dem Rufe, ließ in Mauritanien eine unbedeutende Schaar zurück, fuhr in der Nacht über und traf auf dem Berge Belon mit seinen neuen Verbündeten zusammen. Schnell bildete er sich ein Heer und unterwarf sich das angrenzende Iberien um so leichter, je größer die Bewunderung und die Zuneigung war, die er genoß. Schlau und erfindungsreich, groß u. kühn in seinen Entwürfen, tapfer und ausdauernd in deren Durchführung, machte S. schnell die überraschendsten Fortschritte und führte anfänglich im Besitz von nur 20 Städten, gegen mehr als 120,000 Mann und unzählige Städte einen

oft siegreichen Eroberungskrieg. Er unterwarf große Völkerschaften, besiegte den Legaten des Annius L. Cotta, in der Bucht von Mellaria, schlug den Proprätor von Bätica, Fusidius und den Statthalter in Hispania Tarracon., Domitius, tödtete den Legaten des Ch. Metellus Pius und brachte auch diesem selbst im Nordosten und Südwesten von Spanien empfindliche Niederlagen bei. Der Prokonsul L. Manilius mußte aus Gallia Narbon. mit 3 Legionen und 1500 Reitern den römischen Anführern zu Hülfe ziehen, und als er am Sicoris geschlagen worden war, eilte Carj. Pompejus mit 30,000 Fußsoldaten und 1000 Reitern aus Rom herbei, wogegen auch S. durch den Uebergang des Restes vom Heere des Lepidus unter dem Legaten Perperna verstärkt worden war. Mit dem J. 76 v. Chr. begann nun der denkwürdige Kampf zwischen Metellus, Pompejus und S. Der Letztere hatte seine Herrschaft in Folge seiner klugen Maßregeln und seiner Siege über einen großen Theil von Spanien ausgebreitet; er hatte sich ein wohlgeübtes, tapferes Heer geschaffen, die Barbaren ganz an sich gefesselt, aus ihnen eine bis in den Tod treue Leibwache sich gebildet, für die edle spanische Jugend eine Bildungsanstalt zu Osca gegründet und aus den zu ihm geflüchteten Römern und aus den span. Halbrömern einen Senat von 300 Mann ausgewählt, aus dem allein er die höheren Verwaltungs- und Kriegsämter besetzte. S., gerüstet und bei den Spaniern in größtem Ansehen stehend, unternahm den Kampf, noch voll Jugendfeuer und ein Meister im kleineren, durch die Beschaffenheit des span. Landes und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner bedingten Kriege, alle Gestalten annehmend, auf der Flucht alle Vortheile des Sieges genießend, auf ausharrende Geduld mehr vertrauend, als auf stürmisch unbesonnene Gewalt, oft allein herumschweifend nach einer Niederlage u. dann plötzlich wieder mit vielen Tausenden gleich einem rasch angeschwollenen Waldstrom auftretend und mit gleicher Schlauheit bald Römer, bald Spanier bekämpfend, ein großer Kriegführer und zwei Feldherrn, dem Pompejus und dem Metellus oft gewachsen, häufiger aber ihnen gegenüber Sieger. Zuerst zog Pompejus bei der Stadt Lauron, die er entsetzen wollte, den Kürzern gegen S. Die wichtigsten Ereignisse drängten sich übrigens 679 zusammen. Die Legaten des S., die Brüder Hirtulejus, erlitten bei Italica am Bätis unweit Sevilla und dann bei Segovia durch Metellus, die Unterfeldherrn Herennius u. Perperna aber bei Valentia am Turia (jetzt Guadalquivir) durch Pompejus empfindliche Niederlagen. S. selbst kämpfte bei Sucron zwischen Neukarthago u. dem Iberus mit Pompejus, u. war zwar siegreich, konnte aber wegen des Metellus Nähe seinen Sieg nicht verfolgen. Ein neuer Kampf fand zwischen den Trümmern Sagunts Statt und fiel ebenfalls günstig für S. aus. Hierauf zog er sich nach der festen Bergstadt Clunia zurück (im Lande der Arevaken, nördlich vom obern Lauf des Durius), um sein Heer wieder zu sammeln und dem Feinde neuen Verlust zu bereiten. Beides gelang, die römischen Heerführer mußten sich aus Mangel an Zufuhr, die ihnen die Feinde abgeschnitten, trennen, so daß Metellus nach Gallien zog, Pompejus bei den Vaccäern sein Winterquartier nahm. Beide verzweifelten, durch Waffengewalt den S. zu bezwingen, und Pompejus setzte einen Preis auf den Kopf des kühnen Gegners, der ein Bündniß mit Mithridates nicht zurückgewiesen hatte, welches ihm jedoch keine irgendwie erhebliche Hülfe brachte. Der Stern des S. begann zu erbleichen. Pompejus erhielt neue Streitkräfte von Rom, die Spanier, theils bestochen, theils erzürnt über erlittene Mißhandlungen, die man dem S. zuschob, fielen von diesem ab, es entstanden Empörungen und diese riefen Grausamkeiten bei dem sonst so milden Feldherrn empor. Einzelne Erfolge, die S. erreichte, hatten für ihn keinen Nutzen; zu einer großen Schlacht kam es nicht mehr; von Argwohn und Lebensüberdruß überwältigt, hatte er hierzu Zeit und Kraft verloren. Perperna, eifersüchtig, zettelte eine Verschwörung gegen S. an, als deren Opfer dieser zu Osca bei einem Gastmahle fiel. So endete dieser berühmte Parteiführer, ein gefährlicher Gegner Roms u. würdiger Nachfolger des großen Viriathus, er endete wie dieser durch den Verrath seiner eigenen Kampfgenossen, die jedoch für ihre Schandthat von den Römern keinen Lohn zu beanspruchen wagten. Vergl. Perperna.

Sertürner, Friedrich Wilhelm, Chemiker, Besitzer der westrumschen Apotheke zu Hameln, ward durch die Entdeckung des Morphiums u. der Mekonsäure im Opium bekannt; † 1841. Außer mehren Abhandlungen in Zeitschriften für Chemie und Physik schrieb er: Kurze Darstellung einiger Erfahrungen über Elementat, Attraktion, minder wichtige Säuren und Alkalien, Weinsäuren, Opium, Imponderabilien 2c., Götting. 1820; — Entdeckungen und Berichtigungen im Gebiete der Chemie u. Physik, oder Grundlinien eines umfassenden Lehrgebäudes der Chemie u. ihrer physikalischen Theile als Auszug und Vorbereitung zu seinem noch unvollendeten Universalsystem des Erlernten, das. 1821—22 und 1830, 1.—3. Bd., u. A.

Sertularia (Zoophyt.), nach Linné, Blasenpolyp, Blasenkoralline, Gattung der Zoocorallia polyactinia Sertularina *Ehrenb.*, der Zunft der infusorienartigen Polypen nach Oken. Charakter: Pflanzenartig, hornig, Stamm zart, hohl, einfach oder verästelt, auf beiden Seiten mit zahnförmigen Zellen u. Kelchen besetzt; die Polypenblasen von zweierlei Geschlecht. Die Sertularien haben sowohl in ihrer Anwurzelung als Verästelung so viel Aehnlichkeit mit den Pflanzen, daß man sich nicht wundern darf, wenn im Anfange des vorigen Jahrhunderts mehre Botaniker sie in ihren Schriften aufführten. Wie die Meerpflanzen mit ihren Wurzeln sich auf die Klippen kleben od. einnisteln, so klammern sich auch die Sertularien mit ihren Wurzeln, die nichts anderes sind, als der gewundene und kriechende Stamm, an den Unebenheiten und rauhen Stellen der Klippen, der Muschelschalen, der Tange und anderer Gegenstände an. Aus dieser Wurzel erheben sich nun an

verschiedenen Stellen fast senkrechte Stengel mit Aesten, die bei derselben Art auf die nämliche Art hervorsprossen, bald auf beiden Seiten wie eine Feder, bald gabelig, welche Gabelung sich bisweilen vielfältig wiederholt. Bald an den Spitzen, bald an den Seiten ragen die weichen Polypen hervor, die vollkommen einer Blüthe gleichen. Sie verlängern sich nach oben und gleichen einem Süßwasserpolypen, der von einer hornigen Röhre umgeben wäre, aus deren Seiten junge Polypen hervorträten. An dieser Stelle schwillt die Röhre zu einem Knopf oder Kelch an, in welchen sich der Polypenkopf zurückzieht; der Kelch entspricht mithin den Warzen der Hornkorallen. In dem Kranze von einfachen, wimperförmigen Fühlern liegt der Mund, der sich oft wie ein Blumengriffel verlängert. Die Polypenröhre zeigt durch die durchsichtige Hülle eine körnige Masse, und in ihrer Höhle eine ähnliche Masse in beständiger Bewegung, als wenn ihre Körner in einer Flüssigkeit, sowohl im Stamm als in den Aesten immer auf- u. abgetrieben würden, auch während die Polypen zurückgezogen sind. Ob dieses die Speise ist, welche, wie bei den Süßwasserpolypen, im Magen auf- und absteigt, oder ein besonderes Gefäß, wie das Rückengefäß der Raupen, ist noch nicht entschieden. Die Sertularien pflanzen sich durch Eier fort, die in Säcken eingeschlossen sind, welche gewöhnlich aus den Achseln der Zweige, bei einigen auch aus den Polypen selbst, und bei andern sogar aus dem Munde hervorzukommen pflegen, also außerhalb hängen, wie die Eiersäcke bei manchen krebsartigen Insekten. Das Meerwasser wimmelt von diesen Eiern: denn läßt man irgend einen harten Körper nur einige Tage liegen, so erscheint er schon mit einer Menge dieser Geschöpfe bedeckt. In Zeit von einem Monat werden sie einige Zoll hoch. Die Wiedererzeugung verlorener Theile kommt diesen wie allen Polypen in hohem Grade zu. Die im Frühjahr häufig wüthenden Stürme pflegen sie oft bis auf die Wurzeln auszureißen; kaum fängt aber die freundliche Jahreszeit und die Sommerwärme an, so erneuern sie sich sogleich wieder, wie die Bäume im Frühjahr ausschlagen und grünen. Sie lieben nur schattige und düstere Orte im Meere, wie Grotten und überhängende Klippen; nur wenige von den kleinern Arten kommen an sonnigen Stellen vor. Die kleineren sind meistens von weißer Farbe, und sehen dann wie Büschel von weißen Haaren aus. In Gläsern leben sie, ungeachtet der Erneuerung des Wassers, nur wenige Stunden, weil sie, trotz ihrer Zartheit, doch eine solche Masse Schleim von sich geben, daß das Wasser sehr bald verdirbt. Zuerst fallen die Polypen ab, dann fault die innere Röhre und es bleibt bloß die äußere übrig. Vergl. Cavolini, Memorie dei Polipi marini, S. 54. Wir beschreiben von den 50 Arten, die häufig in den europäischen und indischen Meeren vorkommen, nur die wichtigsten in folgenden drei Untergattungen:

I. Laomedea *Lamour.* Mit etwas gestielten, zerstreut stehenden Zellen; Fühler der Polypen etwas gewimpert: 1) S. Antipathes *L.* Mit rauhem, ästigem, gleichsam holzigem Stamme und gefiederten Zweigen; die kleineren borstig endigend, beide mit glockenförmigen, gestielten Zellen besetzt. Rothbraun; gegen 3 Zoll lang. An den Küsten v. Neuholland. Lamouroux, Pol. flex., Taf. 17, Fig. 1, a, B. — 2) S. laxa *Lamour.*, S. fruticosa *Esp.* Mit hohlem, etwas ästigem Stamme, glockenförmigen, abwechselnd entfernt von einander stehenden Zellen und abwechselnden Zweigen; Zellen röhrig, abgestutzt, gestielt; 6 Zoll hoch. Esper, Suppl. II, Taf. 34. — 3) S. reptans *Lamour.*, Campanularia reptans *Blainv.* Mit sehr zartem kriechendem, gegliedertem Stamme; an jedem Gelenk mit kurzen, abgestutzten, cylindrischen polypentragenden Verlängerungen; Polypenstiele klein, kurz, kegelförmig; die Kapseln halbelliptisch. In der Südsee. Lamouroux, Exposit. méthod. des Polypes, Taf. LXII, Fig. 4. — 4) S. articulata *Quoy* et *Gaim.* Stamm winkelig geknickt, in jedem Winkel ein gedrehter Stiel mit großer, langgestreckter, fast cylindrischer Zelle. In der Südsee. Voyage de l' Uranie, Taf. XCI, Fig. 5. — 5) S. prolifera *Meyen.* Stamm längs jeder Seite mit großen, dreieckigen, abwechselnden Zahnungen, jede oben einen dicken, cylindrischen, gegliederten Stiel mit glockenförmiger Zelle tragend. An den Küsten von Chili. Meyen, Reise um die Welt, T. XXX, III.

II. Dynamena *Lamouroux.* Mit ungestielten Zellen: 6) S. pectinata *Cuv.*, Dynam. pinaster *Lamour.* Mit einfach gefiedertem Stamme; die zahlreichen, fadenförmigen Fiedern abwechselnd; Zähnchen an der Spitze eingebogen, röhrig; Zellen eiförmig-vierkantig, an der Mündung mit vier Spitzen, abwechselnd oder entgegengesetzt stehend; Mund röhrig. Etwa 5 Zoll hoch, schwarzroth. Im ostindischen Ocean. Lamouroux, Expos. méth., Taf. VI, Fig. b, B. — 7) S. abietina *L.*, Meertanne. Gefiedert, mit abwechselnden Aesten, auch wohl doppelt gefiedert; Zähne (Kelche) einander fast gegenüber stehend, eiförmig-röhrig, mit eirunden Polypenblasen. Gewöhnlich bis einen halben Fuß lang, auf Muscheln, Steinen, Tangen sitzend. Gemein um Europa. Ist oft ganz mit kleinen Spirorbis bedeckt. Esper, Suppl., II, Taf. 1. — 8) S. millefolium *Lamour.* Mit schön gefiederten Zweigen; Fiedern kurz und zweireihig; die röhrigen Zähnchen etwas abwechselnd; Bläschen zweihörnig. Bei Neuholland. — 9) S. Lycopodium *Cuv.*, S. elongata *Lamour.* Mit zahlreichen, fadenförmigen, langen, flach gefiederten Ausläufern; die Fiedern wie schmale, am Ende proliferirende Federn; Zähne einander fast gegenüber stehend; Kelche klein, zahnförmig; Bläschen paarweise stehend, eiförmig, zweigezahnt. In den neuholländischen Meeren. Gleicht im äußern Ansehen einem Lycopodium. Lamouroux, Polyp. flex., Taf. V, Fig. 3. — 10) S. Polyzonias *Cuv.*, S. ericoides *Pall.*, Haidenkoralline. Klein, sparsam verästelt; die Aestchen etwas gebogen, mit abwechselnden, eiförmig-kegelförmigen Zähnchen; Bläschen umgekehrt-eiförmig u. quergefurcht. Um Europa; 1—2 Zoll hoch. Esper, Suppl., I, Taf. VI. — 11) S. argentea *Fleming*, englisch Squirreltail. Schwanzförmig-langgestreckt, mit mehrfach zu-

sammengesetzten Aestchen; Zähnchen fast gegenüberstehend, angedrückt, spitz; Bläschen eiförmig. Die Zellen glänzen schön. Häufig an den englischen und amerikanischen Küsten, auf Muscheln; etwa 8 Zoll hoch, schlank und von zierlichem Ansehen. Ellis, Cor., II, Fig. 4. — 12) S. cupressina *Flem.* Langgestreckt, mit zusammengesetzten Aesten; die Aestchen abwechselnd, getheilt; die Zähnchen einander fast gegenüberstehend, schief abgestutzt und etwas nach außen gerichtet; die Bläschen umgekehrt eiförmig mit zwei Spitzen. Unterscheidet sich von der vorigen Art durch ein mehr gerabgestrecktes Aussehen der Aestchen, ist mehr ausgebreitet und wird auch nicht ganz so groß. Um Europa, gemein auf Austern. Ellis, Taf. 111, Nr. 5, A, a. — 13) S. operculata *Lamour.*, S. usneoides *Pall.* Sehr verzweigt, wie buschig, mit haardünnen, langen, abwechselnden Aestchen; die gegenüberstehenden Zähnchen mit spitzer Ecke; die umgekehrt eiförmigen Blasen mit einem kurzen Deckel. Um Europa und Amerika. Esper, Pflanzenth., II, Taf. IV. — 14) S. rosacea *Lamour.* Abwechselnd ästig; die röhrigen abgestutzten Zähnchen einander gegenüberstehend; Bläschen birnförmig, mit sechs Spitzen gekrönt, einer halbgeschlossenen Blume gleichend. Im europäischen Ocean. Esper, II, Taf. XX. — 15) S. pumila *L.* Mit kleinen, zarten, einfachen und ästigen Stämmchen und gegenüberstehenden, zurückgebogenen zugespitzten Zähnchen; die Bläschen eiförmig, glatt, auf jedem Glied ein Paar stehend. Im europäischen Ocean, auf Seetang. Einige Zoll lang, sehr zart. Esper II, Taf. X. — 16) S. filicula *Lamour.* Mit in Zikzak gebogenen, zarten, ästig-gefiederten Stämmchen; Fiedern abwechselnd; Bläschen umgekehrt-eiförmig. Zwei Zoll hoch; an den Küsten von England. Solander u. Ellis, Taf. 17, Fig. c, u. C, 1. — 17) S. halecina *Lamour.*, Thoa halecina *Lamour.* Steif, ästig gefiedert; die abwechselnden Aestchen pfriemenförmig-borstig; die abwechselnden Zähnchen entfernt stehend, röhrig und gegliedert; die Bläschen eiförmig. Der Stamm ist unten aus verbundenen, gedrehten Röhrchen zusammengesetzt. Um Europa, steht häufig auf Austern, 6—8 Zoll hoch, steif u. sehr zerbrechlich. Gleicht in manchen Stücken sehr den Campanularien. Esper, Suppl., II, Taf. XXI. — 18) S. muricata *Lamour.* Steif, die Aeste wie mit kurzen Dornen gefiedert, unten in einander verbunden und wie gegliedert; die Zähnchen gestielt, aus den Gelenken entspringend; Zellen kugelig, über und über mit Dornen besetzt, gestielt. An den Küsten von Schottland. Esper II, XXX, 1. — 19) S. dives *Lamour.*, Podopyxis dives *Ehrenb.* Aufrecht, ästig, die Polypen kreiselförmig, mit starken Fühlern; die Stiele mit reichlichen kugelförmigen Jungen bedeckt; mit 10—12 etwas borstigen Fühlern. An der norwegischen Küste. — 20) S. conservaeformis *Esp.* Mit zarten, abwechselnd ästigen Ausläufern; die der borstenförmigen Aestchen rispenförmig ausgebreitet; Zähnchen undeutlich; Bläschen bauchig. In den europäischen Meeren. Esper II, Taf. XXXIII. — 21) S. rugosa *L.*, Clytia rugosa *Lamour.* Klein, die abwechselnden Zähnchen keulenförmig und quer, gerunzelt; die Bläschen eiförmig-bauchig, sehr runzelig, an der Mündung mit ein bis drei Zähnchen. Die braunen Kapseln sind tief quergefurcht oder wie geringelt, mit Spitzchen an jeder Rippe. Um Europa. Esper, Suppl., II, XI. — 22) S. quadridentala *Lamour.*, Tuliparia quadridentala *Blainv.* Ganz klein, kriechend; die Ausläufer einfach, gegliedert, knotig; die Zellen quirlförmig, vier zu vier gestellt, darunter eine einzelne, kugelige, quergefurchte, weibliche. Auf Fucus natans im afrikanischen Weltmeer. Lamouroux, Expos. method., Taf. V, Fig. g, G. — 23) S. tamarisca *L.* Abwechselnd ästig, mit gegenüberstehenden, die ganzen Stengel u. Aeste dicht besetzenden röhrigen, lang hervorstehenden, drei- oder vierzähnigen Zellen; die Eierstöcke eiförmig, abgestutzt, mit röhrigem Mund u. zwei Zähnen. Um Europa. Ellis, Cor., Taf. 1, Fig. 1, a, A.

III. Walkeria *Fleming.* Die Polypen mit acht gegliederten Fühlern: 24) S. spinosa *L.*, Laomedea spinosa *Lamour.* Zart, rispenförmig verzweigt, die Aestchen lang u. fadenförmig; die Seitenästchen am Ende dornig; die entfernt stehenden Zähnchen einseitig, abwechselnd und undeutlich; Zellen eiförmig. Der Stamm ist unten aus mehren in einander geflochtenen Röhren zusammengesetzt. Um Europa; 6 Zoll lang. Esper, II, Taf. XXVIII. — 25) S. ovifera *Flem.*, Clytia uva *Lamour.* Der sehr kleine, zarte Stamm einfach, kriechend; die Zähnchen undeutlich; die Zellen fast festsitzend, eiförmig, oben zugespitzt. Um Europa. Ellis, Taf. XV, Fig. C, D. — 26) S. cuscuta *Flem.* Sehr klein u. zart, mit einfachen, gegliederten Stielen, in deren Gelenken die länglichen Zellen paarweise gruppirt stehen. Die Aehnlichkeit mit der Flachsseide (Cuscuta *L.*), woher der Artname, ist nur sehr entfernt. Um Europa. Johnston, Nat. hist. of brit. Zoophyt., S. 252, Fleming, in „The Wernerian memoirs", Bd. IV, Taf. XV, Fig. 2.

Sertularina (Zoophyt.), Glockenpolypen, Unterfamilie der Thierkorallenfamilie der Wenigstrahligen oder Oligactinia. Polypenstock hornartig, pflanzenähnlich verästelt, Aeste mit becherförmigen Erweiterungen, worin sich die Polypen mit quirlförmigen Fühlern (bis 30) zurückziehen können. Durch Keimkapseln sich fortpflanzende Meerbewohner: Sertularia, Campanularia, Plumularia, Antennularia. S. Zoocorallia.

Sertulum (bot. Term.), das Sträußchen oder Schirmchen, ein wenig gebräuchlicher Ausdruck für die einfache Dolde, Umbella (s. d.), bei Gewächsen, die nicht zur Familie der Doldenpflanzen gehören, z. B. bei Primula und Androsace.

Serturnera (Bot.), nach Martius, Gatt. der Aizoideae Atripliceae *Rchb.* 3 Arten, ausdauernde Kräuter in Brasilien und Neugranada: S. glauca, iresinoides und luzulaeflora *Mart.*

Serunaych, ostind. Stadt, Sindhyeh, Agra.

Serubabel (Zorobabel), aus dem Geschlechte Daniels, Sohn des Sealthiel oder des Phadaja, Anführer und Oberhaupt der ersten, 536 v. Chr. aus dem Exil zurückkehrenden Ju-

den, legte den Grund zum neuen Tempel und schlug den Samaritanern die Bitte um Theilnahme an diesem Bau ab.

Serucha (Ichthyol.), in Sibirien s. v. a. Rothauge, Cyprinus rutilus *L.*

Serudsje, asiat.-türk. Stadt, Sandsch. Reha.

Serug, Sohn des Regu, soll der Erste gewesen seyn, der, als er sah, daß sich die Menschen Götzenbilder machten, durch welche die bösen Geister viele Wunder thaten, dagegen die Bilder solcher Menschen verehrte, die sich durch Tugend und vielfache, dem Menschengeschlecht erzeugte, Wohlthaten ausgezeichnet hätten. Daher hat man ihn als den Urheber der Todtenverehrung, des Götzendienstes und der Vielgötterei angesehen.

Serum (lat.), 1) die wässerigen Theile der geronnenen Milch, Molken; — 2) wässerige Substanz von andern Dingen, besonders von thierischen Körpern.

Serum lactis (lat.), s. Molken.

Serum lactis aluminosum (lat.), s. Alaunmolken.

Serum lactis martiatum (lat.), s. Eisenmolken.

Serum sanguinis (lat., Physiol.), Blutwasser, s. Blut.

Serväus, A., früher Begleiter des Germanicus, 18 n. Chr. Prätor über Commagene, 20 Mitankläger des Piso, ward aber 32 wegen Theilnahme an Sejans Verschwörung selbst angeklagt und hingerichtet.

Servais, St.- (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Aisne, Bez. Laon; 530 Einw.; — 2) belg. Dorf, Prov. und Bez. Namur; Porzellan- und Baumwollenmanufaktur.

Serval (Säugeth.), s. v. a. Felis Serval *L.*

Servan, Florentin, Maler zu Lyon, um 1815 geboren und in Paris gebildet, ging später nach Italien; malt Landschaften und Architektur mit Staffage, welche öfters der Geschichte des Mittelalters entnommen ist. Andere Bilder bieten Ansichten von Städten und anderen Ortschaften mit Figuren im Kostüme der Zeit des Meisters.

Servan, St.- (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Ille-Vilaine, Bez. St. Malo, an der Mündung der Rance in den Ocean; zwei geräumige Häfen (Kriegs- und Handelshafen), Fort, Fischerei, Küstenschifffahrt, Schiffbau, Brauerei, Handel; 10,260 Einw.; wird durch einen bei Ebbezeit trockenen Meeresarm oder Kanal von St. Malo getrennt; — 2) Dorf das., Dep. Morbihan, Bez. Ploermel, am Oust, rechts; 1260 Einw.

Servance, franz. Flecken, Dep. Ober-Saône, Bez. Lure, am Dignon; 4520 Einw.

Servandoni, Giovanni Nicolo Cav., Maler, Architekt, Dekorateur und Maschinist, nach der gewöhnlichen Annahme 1695 in Florenz geboren, während französische Schriftsteller, wie d'Argensville, in ihm den Sohn eines gemeinen Fuhrmannes von Lyon, Namens Servan, erkennen wollen und Watelet behauptet, er sey aus dem Ländchen Annis gebürtig. S. war schon als Knabe in Piacenza Schüler des berühmten Pannini, welcher auf seine spätere Kunstrichtung den entschiedensten Einfluß hatte. Wie dieser, so malte auch S. in seiner frühesten Zeit architektonische Ansichten und Ruinen antiker Gebäude in reicher landschaftlicher Umgebung, und diese Gemälde haben vor vielen anderen derartigen Werken den Vorzug großer Korrektheit in baulicher Hinsicht, da S. in Rom unter G. G. de Rossi genaue architektonische Studien machte. Dieses that er anfangs nur, um seinen Gemälden einen hohen Grad von Wahrheit zu verleihen, zuletzt aber führte ihn dies auf die Bühnenmalerei, welche ihm einen glänzenden Ruhm bereitete. Er konnte auf diese Weise auch seine Reiselust befriedigen, welche von jeher ihn eingenommen hatte. So ging er schon in jungen Jahren nach Portugal, um in Lissabon sein Glück zu versuchen. Er malte daselbst Dekorationen für die italienische Oper und lieferte auch mehre Entwürfe zu öffentlichen Festivitäten und Belustigungen. S. soll damit das Publikum bezaubert haben und mit dem Christusorden geziert, lassen ihn einige französische und italienische Schriftsteller 1724 den Schauplatz seines Ruhmes nach Paris versetzen. In Paris wurde ihm die Leitung der Operdekorationen anvertraut, und 1728 entwickelte er in „Orion" zum ersten Male den Zauber seiner Kunst, indem sich ganz Paris an die Mündungen des Nil, unter die Ruinen der Pyramiden versetzt glaubte. Man scheint erst damals die Täuschung kennen gelernt zu haben, welche die Perspektive in ihrer Anwendung auf Architektur und die genaue Berücksichtigung der Gesetze der Färbung und Beleuchtung zu bewirken im Stande ist. Auch nahm von diesem Augenblicke an das Schauspiel der Oper eine neue Richtung und während eines Zeitraumes von 18 Jahren führte er mehr als sechzig Operndekorationen aus, wodurch er alle seine Vorgänger in Schatten stellte. Zu seinen schönsten Kompositionen zählte man die des Palastes des Ninus, des Tempels der Minerva, der elysäischen Felder, des Palastes der Sonne und der Moschee Skanderbegs. Der Enthusiasmus, welchen diese Dekorationen bei den Beschauern erregten, war außerordentlich. Die höchste Stufe erreichte aber derselbe in der Oper „l'Empire de l'Amour", wo der Glanz der Farben und die Beleuchtung einen Effekt hervorbrachten, der nicht zu beschreiben war. Aus einer in der Mitte der Scene befindlichen Urne schienen Lichtstrahlen auszugehen, welche auf alle Dekorationen einen Glanz warfen, den das Auge kaum zu ertragen vermochte. Doch sind solche Blendwerke nicht das einzige Verdienst des Künstlers, welches er um die Dekorationsmalerei sich erwarb. Er richtete immer ein strenges Augenmerk auf die architektonische Wirklichkeit und machte nie einen Aufriß, bei welchen die Möglichkeit der Ausführung nicht durch den Plan hätte gerechtfertigt werden können. Im J. 1731 wurde S. von der Akademie der Malerei und Bildhauerei als Landschaftsmaler zu ihrem Mitgliede ernannt. Bei dieser Gelegenheit überreichte er ein Gemälde, welches in malerischer Anordnung einer

Tempel mit einigen Ruinen vorstellt, wahrscheinlich das Bild im Museum des Louvre, welches unter dem Namen „Reunion de ruines" im Kataloge angeführt ist. Im folgenden Jahre stellte S. sein Modell zum Portal von St. Sulpice aus und bald wurde der erste Stein dazu gelegt. Bei dieser Gelegenheit ertheilte ihm der Papst den Orden des h. Johann von Lateran und von dieser Zeit an nannte man den Künstler gewöhnlich den **Ritter S.** Bisher ging die Dekoration mit dem Schauspiele immer Hand in Hand, jetzt aber verfiel er auf den Gedanken, dem Publikum ein dramatisches Schauspiel bloß in Dekorationen zu geben. Im J. 1748 komponirte er nach Horaz 3. Ode seine Pandora. Die Eröffnung des Stückes begann mit dem Chaos nach der Idee des Dichters. Auf die Verwirrung folgte das Bild der Natur im goldenen Zeitalter, und diese Veränderungen dienten der Geschichte Pandorens zum Prolog. Ihr Aufenthalt im Olymp, die Hinwegführung aus dem Olymp durch Merkur, das Geschenk der berüchtigten Büchse und ihre Rückkehr auf die Erde bildeten eine Reihenfolge von glänzenden Scenen. Keine lebende Figur mischte sich in die Handlung, Alles war gemalt und mehre Reliefsfiguren von Göttern schienen in immerwährender Bewegung zu seyn. Diese große, über eine Stunde dauernde Darstellung endigte mit der Oeffnung der unglücksschwangeren Büchse und durch das Bild der daraus entstandenen Uebel. Auf ähnliche Weise stellte er auch die Geschichte von Hero und Leander, jene der Alceste, die Abentheuer des Ulysses und viele andere mythologische und historische Gegenstände dar. Das Hinabsteigen des Aeneas in die Unterwelt wurde allgemein bewundert. Dann wurde S.s Talent für öffentliche Feste in Anspruch genommen, wobei er pompöse Dekorationen anbrachte. Den ersten Anlaß hiezu bot ihm 1739 das zu Paris gefeierte Friedensfest, wo das Feuerwerk der Hauptmoment war. Bei dem Feste, welches bei der Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Infanten Don Filippo von Spanien veranstaltet wurde, übertraf er Alles, was man in dieser Art gesehen hatte. Im J. 1755 wurde S. an den sächsisch-polnischen Hof berufen, um die Dekorationen zur Oper „Aetius" zu malen. Sie wurden im höchsten Grade bewundert, und der König verlieh ihm den Titel eines Architekt-Dekorateur mit einem Gehalte von 20,000 Livres. Im J. 1749 ging S. nach London, um ein Feuerwerk anzuordnen und die nöthigen Dekorationen herzustellen. Dieses Fest erforderte einen Aufwand von 100,000 Pf. St. Auch nach Wien wurde der Künstler berufen, um bei der Vermählung des Kaisers mit der Infantin von Parma Festdekorationen anzubringen und das Feuerwerk zu leiten. Auch in Stuttgart war S., wo er eine Theaterdekoration herstellte, welche zu einem Triumphzuge dienen sollte, bei welchem 400 Pferde ihre Evolutionen machen konnten. Alle diese Werke hatten aber nur kurze Dauer, deren Ruhm vorüberging. Ein großes und bleibendes Denkmal ist aber sein Portal von St. Sulpice. Diese Kirche wurde 1646 nach den Plänen von Le Veau begonnen, aber von 1678 bis 1718 ruhte der Bau. In dem letzteren Jahre wurden unter Leitung des Generaldirektors Oppenord die Arbeiten wieder aufgenommen, und schon war man daran, nach dem alten barocken Plan fortzubauen, als S. mit seinem Modelle zum Portale erschien, welches ein ganzes Jahr zur öffentlichen Kritik ausgestellt blieb. Das Werk fand allgemeinen Beifall, da es imposant u. großartig, auch den Reiz der Neuheit hatte. S. zeigte an diesem Portale ein für die damalige Zeit seltenes Studium nach klassischen Vorbildern und einen ungewöhnlichen Sinn für Richtigkeit und Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Säulenordnungen, die hier isolirt nach nach ihrer wahren Bestimmung erscheinen. Merkwürdig ist seine dorische Ordnung, die in Säule und Gebälk eine Ahnung ächt griechischer Kunst zeigt. Das Portal von St. Sulpice erwarb dem Künstler das Lob eines ausgezeichneten Architekten und selbst von dem jetzigen architektonischen Standpunkt aus betrachtet, verdient S.'s Peristyl große Beachtung. Es wurde ihm daher allgemeine Bewunderung und Auszeichnung zu Theil. Sein Plan zu einem großen Platze, welcher die Place de Louis XV. zwischen den Tuilerien und den elisäischen Feldern werden, zu den öffentlichen Festen bestimmt, in seinen Gallerien 25,000 Menschen fassen sollte, mit 360 Säulen und 136 Arkaden, kam nicht zur Ausführung. Auch die Zeichnungen S.s zu einem großen Theater und zu einem Triumphbogen für die Porte de la Conference wurden nicht ausgeführt und ein gleiches Schicksal hatte sein Modell zu einer Kirche des Klosters der Grands-Augustins zu Paris. Selbst mehre der nach seinen Plänen geführten Bauten hatten nicht das günstigste Schicksal. Einige mußten weichen, andere sind durch Umänderungen und Modernisirung nicht mehr als S.'s Werk zu betrachten. Zu den Gebäuden dieser Art gehört die Pfarrkirche zu Coulange-le-Vineuse in Burgund, die Kapelle des Mr. de la Lire an der Rue neuve de Louxembourg, die Kapelle des Marschall von Richelieu zu Gennevillers, ein Landhaus im Dorfe Blaine bei Paris, das Theater im Schlosse Chambord, das Refektorium der Priester von St. Sulpice zu Vaugirard, die Stiege im Hotel d'Auvergne, die Hauptaltäre in der Kathedrale zu Sens und bei den Carthhäusern zu Lyon rc. S. stand im Rufe eines schlechten Oekonomen, der die Tafel liebte und gerne mit zahlreichen Freunden sie theilte. Die großen Summen, welche er verdiente, waren bald wieder verjubelt und er mußte zu wiederholten Malen ins Ausland gehen, um seiner Gläubiger los zu werden. Diterot sagt von ihm 1756, S. sey ein Mensch, den die Schätze von Peru nicht bereichern würden, er sey der Panurg von Rabelais, der 15,000 Mittel zum Erwerb und 30,000 zum Verschwenden kenne. In der letzten Zeit seines Lebens rettete ihn nur noch die Pension des Königs von Polen und Sachsen vor Dürftigkeit. Die Nachwelt hat den Stab über ihn gebrochen, ohne zu bedenken, daß er auf die folgende Periode großen Einfluß geübt habe. Er ist einer jener

genialen Künstler, welche ihrem Zeitalter vorauseilten u. die kommende Generation für eine einfachere, die weise Sparsamkeit der Alten nachahmende Verzierungsart empfänglicher machten. Wie sehr sein Geschmack für einfache, edle, architektonische Massen gebildet war, beweist sein Portal von St. Sulpice, welches in jener Zeit einzig dasteht. Daß sich aber S. bei allem Streben nach Einfachheit und Größe auch dennoch wieder einer zu üppigen Fülle hingegeben habe, bleibt ebenfalls wahr. Er konnte den Geschmack der Zeit nicht ganz verleugnen. S. † 1766 zu Paris, wie d'Argensville sagt, aus Langeweile, weil er nach gewonnenem Prozeß mit dem Pfarrer von St. Sulpice kein Geschäft mehr zu haben glaubte.

Servant, franz. Dorf, Dep. Puy-de-Dôme, Bez. Riom; 2160 Einw.

Servante (franz.), 1) Dienerin, Magd; — 2) Tisch, welcher aus 3 oder mehr runden, an einem Gestelle über einander angebrachten Tischblättern besteht, wovon zuweilen die beiden untern herumgedreht werden können. Man setzt auf denselben allerlei Dinge, welche man während des Essens in der Nähe und in Bereitschaft zu haben wünscht. Hat die S. eine viereckige Form und an den Ecken kleine Säulen, so nennt man sie Etagère; — 3) ganz kleine Tischchen, welche z. B. bei Frühstücken vor die einzelnen Personen gestellt werden, damit sie ihr Glas, ihre Tasse u. dgl. darauf setzen können; — 4) dreifüßiges Gestell, innen mit Blech beschlagen, über dessen Vertiefung ein Kohlbecken hängt, um darauf das Wasser im Theekessel heiß zu erhalten.

Servantine (Bot.), s. v. a. Knotenschnurfeige, s. Ficus Carica *L.*, 21.

Servants d'armes (franz.), bei den Maltesern die Waffenknechte der Ritter; vgl. Servientes.

Servatius, männlicher Name, Erhalter; davon das weibliche Servatia. Merkwürdig sind: 1) S. (Arvasius, Servaas), Heiliger im 4. Jahrh., war von vornehmer Geburt und der 10. und letzte Bischof von Tongern. Als Freund des Athanasius war er ein Gegner der Arianer, die er auf den Kirchenversammlungen zu Sardica, Köln 2c. heftig bekämpfte. † in hohem Alter zu Mastricht 384 oder 403. Auf sein Grab soll nie Schnee gefallen seyn, weshalb der ihm geweihte Tag (13. Mai), noch jetzt im Volksglauben eine Rolle spielt, indem nach Pancratius u. S. kein Frost mehr erwartet wird. — 2) S. I. und II., Bischöfe von Lüttich im 4. und 5. Jahrh.

Servator (lat.), 1) der etwas ihm Obliegendes erfüllt, beobachtet; — 2) Erretter, Erhalter, gewöhnlicher Beiname des Jupiter; — 3) (S. loci), Stellvertreter einer Magistratsperson, besonders in den Provinzen.

Servatrix (lat.), Beiname der Juno, auch der Minerva.

Serve, europ.-türk. Vorgebirg, s. v. a. Serves.

Servel, franz. Dorf, Dep. Côtes-du-Nord, Bez. Lannion; Hanfhandel; 1080 Einw.

Servelatwurst, s. Wurst.

Serven (Diener der heil. Jungfrau, U. L. F. von Montverd, Weißmäntel), Mönchsorden, 1257 zu Marseille unter St. Augustins Regel gestiftet, in durchaus weißer Tracht. War über Frankreich in 14 Klöstern verbreitet, wurde aber schon 1274 wieder aufgehoben und den Wilhelmiten einverleibt.

Serventi di Armi, s. v. a. Cavaliere servente.

Serverette, franz. Flecken, Dep. Lozère, Bez. Marvejols, am Zusammenfluß der Truyèrn und des Mezère; 930 Einw.

Serves (Serva-Burun), europ.-türk. Vorgebirg, Rumelien, Sandschak Kirk-Kilissa, am schwarzen Meer; 41° 39′ 0″ n. Br. u. 45° 46′ 40″ ö. L.

Servet, Michael, eigentl. Miguel Servede, ein Mann mit hellem Blick in der düstern Glaubensnacht, Gegner der Dreieinigkeit und gelehrter Arzt, war 1509 oder 1511 zu Villanueva in Aragonien geboren. Wiewohl er sich anfangs zu Toulouse auf das Rechtsstudium warf, betrieb er doch bald mit Vorliebe theologische Forschungen. Bereits 1523 sprach er ohne Scheu seine ketzerischen Ansichten über die Dreieinigkeit Gottes öffentlich aus. Weil ihm aber Frankreich nicht das geeignete Land zu seyn schien, um derartige Meinungen mit Erfolg zu verbreiten, ging er nach Deutschland und veröffentlichte hier sein Werk: De trinitatis erroribus (Straßb. 1531). Indeß fand er auch in Deutschland nicht die erwartete Aufnahme. Er kehrte also nach Frankreich zurück, verbrachte einige Zeit zu Lyon und begab sich dann, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, nach Paris. Da S. nicht ohne Ehrgeiz war, verwickelte er sich in Streitigkeiten mit den pariser Aerzten, ging daher zurück nach Lyon, wo er in der Druckerei der beiden Frillon mit Korrekturen beschäftigt wurde, u. folgte 1540 einer Einladung des Erzbischofs Pet. Palmier von Vienne, der eine Ehre darin suchte, Gelehrte in seinen Schutz zu nehmen. Doch bald bekam S. auch hier Händel. Calvin nämlich, mit dem er früher auf gutem Fuße gestanden hatte, denuncirte ihn als den Verfasser des Buches: Christianismi restitutio. Die Folge davon war S.'s Gefangensetzung. Als es ihm nun am 7. Apr. 1533 gelungen war, aus seinem Gefängnisse zu entfliehen, schlug er den Weg über Genf nach Neapel ein. Calvin unterließ nicht, die genfer Obrigkeit von der Ankunft seines Gegners in Kenntniß zu setzen. Nach seinem Eintreffen in Genf wurde S. deshalb in Haft genommen und unter der Anschuldigung der Gotteslästerung vor Gericht gestellt. Calvin, der S. im Gefängnisse mehre Besuche abstattete, suchte ihm einen Widerruf abzunöthigen. Allein S. blieb standhaft. Er behauptete nach wie vor, daß Jesus ein bloßer Mensch gewesen sey und nur Gottes Sohn als der in der Zeit geborne Mensch geheißen habe. Diese Standhaftigkeit war S.'s Verderben. Nachdem das genfer Gericht die Geistlichen in Basel, Zürich, Bern und, nach der Behauptung Einiger, auch die Obrigkeiten der protestantischen Kantone zu Rathe gezogen hatte, verurtheilte es S. als einen Gotteslästerer zum Feuertod. Die Exekution des Urtels ging

am 27. Okt. 1553 vor sich. Noch eine halbe Stunde lang blieb S. in den Flammen lebendig. Von den größten Qualen gepeinigt soll er deshalb noch ausgerufen haben: „Ich Unglücklicher! Wird die Flamme meinem Elende nicht ein Ende machen? Konnte man denn für die 200 Goldstücke, welche man mir abnahm, nicht Holz genug schaffen, mich schneller zu verzehren?“ Die größte Schuld an diesem Morde trägt jedenfalls Calvin, welcher die genfer Obrigkeit erst gegen S. aufreizte. Auch Melanchthon war unmenschlich genug, das Verfahren zu billigen. Ein wie scharfsinniger, beobachtender Kopf S. auch im Fache der Medicin war, geht daraus hervor, daß er im Widerspruche mit der zu seiner Zeit gewöhnlichen Annahme in seiner „Christianismi restitutio“ die Behauptung ausspricht, daß die sämmtliche Blutmasse vermittelst der Venen und der Lungenarterie durch die Lunge gehe. Vgl. Trechsel, Mich. S. und seine Vorgänger, Heidelb. 1839.

Servetianer, antitritanische Anhänger des Servet, namentlich in Spanien.

Servi (lat.), 1) Sklaven, s. Sklaverei; — 2) (Kirchenw.), s. Servus; — 3) (hebr. Gramm.), s. Accent.

Servi (Geogr.), griech. Insel an der Südküste von Morea.

Servi (Biogr.), 1) Constantino de, Architekt, Maler und Bildhauer von Florenz, aus einer ansehnlichen Familie, Schüler von Santo Titi und Nachahmer desselben, dann des F. Porbus. S. ist weniger als Maler, als durch seine florentiner Mosaiken in harten Steinen bekannt, welche Arbeiten durch ganz Europa gingen. Plastische Werke scheint er wenig hinterlassen zu haben. Im J. 1585 war der Künstler in Neapel, wo er mehre Gemälde ausführte und Pläne zu Gebäuden entwarf. Dann finden wir ihn auch in England, wo der Prinz von Wales ihm die Leitung verschiedener Bauten und die Konstruktion mehrer Maschinen übertrug. In Holland vertraute ihm der Graf vou Nassau die Leitung einiger Bauten der Generalstaaten an und noch in seiner späteren Zeit mußte er ihm von Florenz aus ein Modell zu einem hölzernem Gebäude nach dem Haag schicken. Auch Kaiser Rudolf II. bediente sich zu ähnlichen Zwecken S.'s Kunst, und zwar mit solcher Zufriedenheit, daß er ihm einen Adelsbrief ertheilte. Selbst nach Spanien wurde der Künstler berufen und 1609 verlangte ihn der Sophi von Persien. S. blieb ein Jahr in jenem Lande. Alle diese Reisen unternahm er mit Erlaubniß seines Fürsten, des Großherzogs Cosmus II. von Florenz, in dessen Diensten er stand. Er leitete die öffentlichen Kunstunternehmungen desselben und führte für ihn auch viele Zeichnungen und Mosaikarbeiten aus. S. † 1622 im 68. Jahre zu Lusignano, wo er in letzterer Zeit die Stelle eines herzoglichen Vikar begleitete. — 2) Giovanni, Maler, um 1795 zu Venedig geboren und an der Akademie daselbst gebildet, ging dann zur weiteren Ausbildung nach Rom, malte historische Darstellungen, besonders Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Einen anderen Theil machen die Darstellungen nach italienischen Dichtern aus. S. ist Mitglied der Akademie der Künste in Venedig.

Servia (Serfidsje), europ.-türk. Stadt, Rumelien, südwestlich von Salonichi.

Servian, franz. Stadt, Dep. Hérault, Bez. Béziers; Oliven, Mandeln, Weinbau; 2200 E.

Serviana actio (Rechtsw.), die Pfandklage des Verpachters gegen jeden Besitzer der verpfändeten Sache.

Servianus, Q. Julius S. Ursus, durch seine Gemahlin Paulina Schwager des Kaisers Hadrian, ward, weil er es getadelt hatte, daß der Kaiser nicht seinen Enkel S. Fuscus, sondern den Commodus zum Thronfolger bestimmte, 136 n. Chr., 90 Jahre alt, mit Fuscus hingerichtet.

Service (franz.), 1) der Dienst; — 2) verschiedene Geschirre, welche zu einem gewissen Gebrauch zusammengehören u. auf einerlei Art verfertigt sind. Zu einem Kaffee-S. gehört Kaffeekanne, Rahmkanne $1/2$, 1 oder 2 Dutzend Kaffeetassen; zuweilen rechnet man noch Zuckerdose und das Kaffeebret dazu; im weitern Sinne versteht man darunter: Kaffeelöffel, Kaffetisch, Kaffeetuch, eine große Schale zum Ausspülen der Kaffeetassen und einen Präsentirteller, auf welchem die Tassen herumgereicht werden. Zu einem Tafel-S., dessen Stärke meist von der Zahl der Personen abhängt, für welche das S. bestimmt ist, gehören mindestens 1 oder 2 Terrinen, 4—8 Schüsseln für Fleisch und Gemüse, 4—6 Bratenschüsseln, eben so viele Saucieren mit Tellern dazu, 2—4 Präsentirteller für Obst und Dessert, 2—4 Schüsseln für Fische, Krebse, Austern u. dgl., 2—3 Dutzend Suppenteller, 6—10 Dutzend Teller, 2—3 Dutzend Dessertteller. — 3) Was den in Kantonirung stehenden Soldaten von dem Quartierwirth gegeben werden muß, z. B. Beleuchtung, Feuermaterial zum Kochen, Salz rc. Statt dessen müssen in manchen Ländern, wie in Preußen, die Grundbesitzer, gewisse Abgaben (Servicegelder) an die Militärkassen entrichten, wovon theils die Kasernenausgaben bestritten, theils die Quartiergelder an die Offiziere bezahlt werden. — 4) S. Ballspiel.

Servien (Geogr.), s. v. a. Serbien.

Servientes (lat., d. i. Dienende), 1) die 3. Ordnung der Ordensbrüder bei den Johannitern; — 2) (S. armorum), die Waffenträger am päpstlichen Hofe, die unmittelbar in und vor der Thür des Gitters an der Kapelle Wache hielten; — 3) (Staatsw.), s. Ungarn.

Servières (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Corrèze, Bez. Tulle, an der Dordogne, links; kleines geistl. Seminar; 1400 Einw.; — 2) Dorf mit Markt das., Depart. Lozère, Bez. Mende; Wollzeuchfabrik; 590 Einw.

Servières (Biogr.), Eugénie Honorée Marguerite, geborene Charen, Malerin, 1786 zu Paris geboren und von Lethière unterrichtet, trat schon früh mit Bildern öffentlich auf, worunter 1808 die Darstellung der Hagar in der Wüste einer goldenen Medaille werth befunden wurde. Von dieser Zeit an sah man

mehre Bilder auf den Salons, welche meist dem romantischen Mittelalter entnommen sind. Im Museum zu Libourne sieht man das Gemälde mit Blanca von Kastilien, wie sie Gefangene befreit. Im Luxembourg das Bild der Inez de Castro von 1822 und in der Sammlung der Herzogin von Berry jenes der Valentine von Mailand. Der Herzog von Berwick kaufte ein Gemälde, welches 1817 mit einer goldenen Medaille beehrt wurde, Ludwig XIII. und Mlle. Lafayette vorstellend. Die Zahl ihrer Gemälde ist bedeutend. Sie hielt auch ein Atelier zum Unterrichte.

Serviès-en-Val, franz. Dorf, Depart. Aude, Bez. Carcassonne, am Alsou, links; bedeutender Markt für Schafe und Schweine und Ackerwerkzeuge; 180 Einw.

Servietten (v. Franz.), viereckige, gleichseitige und rechtwinkelige Tücher von feinem Zwillich oder leinenem Damast, welche bei Tische für jeden Mitspeisenden hingelegt werden, daß er sie auf den Schooß lege oder vor die Brust stecke, um sich nicht die Kleider zu beflecken und Hände und Mund damit abzuwischen. Die S. haben mit dem Tischtuche einerlei Muster, und beim Verkaufe werden nach Verhältniß der Größe des Tischtuches $^1/_2$—2 Dutzend S. gegeben, welche zusammen ein Gedeck ausmachen. Gewöhnlich werden die S. in vier Theile zusammengeschlagen und auf jeden Platz gelegt, oder sie werden in künstliche Figuren zusammengebrochen (Serviettenbrechen, Serviettenaufsetzen). Bisweilen werden sie auch zusammengerollt und in eine Art Kapsel oder Ring von Blech, Pappe, genähter oder gestickter Arbeit ꝛc. (Serviettenband, Serviettenring) gesteckt. Die Römer brauchten S. (Mantilia) schon vor dem Essen, indem sie sich vor der Mahlzeit wuschen; diese erhielten sie von dem Gastgeber; andere (Mappae), welche man während der Tafel brauchte, um sich Mund und Hände daran zu reinigen, wurden oft von den Gästen von Hause mitgebracht, jedoch auch bei der Tafel verabreicht. Bei vornehmen Leuten waren die S. wohl auch mit breiten Purpurstreifen besetzt. In England sind keine S. üblich, dagegen ist dort das Tischtuch so lang, daß es auf dem Schooße jedes Speisenden liegt und von ihm als Serviette benutzt werden kann.

Serviettenballen, s. Breslauer Ballen.

Serviettenkloß, s. Kloß, vergl. Pudding.

Serviettenpresse, eine mittelgroße Presse, so eingerichtet, daß die einmal oder einige Male gebrauchten Servietten und Tischtücher darin gepreßt und glatt gemacht werden können.

Servigny-lès-Naville, franz. Dorf, Depart. Mosel, Bez. Metz; Steinbruch; 500 Einw.

Servilbuchstaben (hebr. Gramm.), alle diejenigen Konsonanten, die zum Behuf der Konjugation und Flexion in hebr. Verben zugesetzt oder eingeschoben werden, im Gegensatz zu den Radikalbuchstaben, die den Stamm des Verbums ausmachen.

Servile, s. Servilismus.

Servile bellum (a. Gesch.), s. Sklavenkrieg.

Servilia, Name einiger berühmten römischen Frauen: 1) S., Tochter des 9. Servilius Cäpio und zuerst Gemahlin des M. Brutus, dem sie den durch Cäsars Ermordung berühmten M. Brutus gebar; später heirathete sie den Junius Silanus. Auch von Cäsar war sie geliebt worden, und deshalb glaubte man, daß M. Brutus Cäsars Sohn sey. — 2) S., jüngste Schwester der Vorigen und sehr ausschweifend, so daß sich ihr Gemahl Lucullus endlich von ihr scheiden ließ. — 3) S., älteste Tochter von S., Gemahlin des jüngern Lepidus, eine durch Sittenstrenge ausgezeichnete Frau. Um ihren Gemahl, der als ein Opfer der Rache seines Feindes Octavius gefallen war (31 v. Chr.), nicht überleben zu müssen, erstickte sie sich mit glühenden Kohlen. — 4) S., Tochter des Barea Soranus, geb. 45 v. Chr., Gemahlin des An. Pollio, nach dessen Vertreibung sie beschuldigt wurde, ihr Geschmeide verkauft und Magier befragt zu haben. Sie wurde zum Tode verurtheilt und erhielt die Erlaubniß, sich ihre Todesart selbst zu wählen.

Servilia lex (röm. Rechtsalterth.), 1) Gesetz des 9. Servilius Cäpio vom Jahr 186 v. Chr., durch welche die Senatoren ihre durch Cajus Gracchus ihnen entzogenen Rechte als Richter vollständig wieder erhielten. — 2) Gesetz des Servilius Glaucia aus dem Jahr 100 v. Chr., welches verbot, Magistratspersonen wegen Bedrückung und Bestechung anzuklagen, so lange sie im Amte waren, und befahl die Einsetzung von 450 Richtern, welche jährlich Klagen de repetundis untersuchen sollten. An die Stelle der Senatoren oder Bürger, welche de repetundis verurtheilt worden wären, sollten Latiner als Bürger aufgenommen werden.

Serviliana villa (a. Geogr.), Ort in Numidien, an der Straße von Cirta nach Hippo Regius; nach Lapie jetzt Gelats bou Seba.

Servilianus, s. Maximus.

Servilismus (v. lat. servus, Knecht), diejenige Gesinnung, die aus Furcht oder Eigennutz Höhergestellten und Mächtigen so ganz sich zu eigen gibt, daß die Würde des freien Mannes dabei verloren geht. Diejenigen, welche diese Gesinnung hegen oder kund geben, heißen Servile. Der S. ist schon im Privatleben das Zeichen eines niedrigen Charakters, noch verächtlicher und für das allgemeine Interesse und die allgemeine Sittlichkeit schädlicher wird er aber in den öffentlichen Verhältnissen, wo es darauf ankommt, Principe zu vertheidigen und zu bekämpfen, während der S. nur ein Princip kennt, das des Egoismus; denn der S. gehört nicht einer politischen Partei an, sondern jede Partei zählt gewöhnlich Anhänger, die mehr der Macht huldigen, als der Idee. Aus diesem Grunde bildet der S. auch nicht eigentlich den Gegensatz zum Liberalismus, wie der Sprachgebrauch bisher gewöhnlich angenommen hat, noch ist er gleichbedeutend mit Stabilismus, Konservatismus und Reaktion. Ins politische Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt, wo man im Gegensatze zu den Konstitutionellen oder Liberalen Diejenigen Servile

nannte, welche die unwürdige und blutige Politik Ferdinands VII. unterstützten.

Servilius, Servilia Gens, ursprünglich patricisches Geschlecht, aus Alba unter König Tullius nach Rom eingewandert und aus sehr alter Zeit stammend. Die jüngern Zweige sind zum Theil plebejisch. Die einzelnen Familien sind die Prisci, Structi, Ahalä, die Cäpiones, Gemini, Vatiä, Rulli, Cascä u. s. w. Zu merken sind: 1) Publius S. Priscus Structus, Konsul im J. 495 v. Chr., ein versöhnlicher und zur Vermittelung geneigter Charakter, der es dadurch mit beiden Parteien verdarb. — 2) Spurius S. Priscus Structus, Konsul im J. 476 v. Chr., ein Mann von festem Charakter und feurigem Gemüth, stürmte mit planloser Hitze den von den Vejentern besetzten Janiculus, wurde aber mit großem Verlust zurückgeschlagen und nur durch die Dazwischenkunft seines Amtsgenossen gerettet. Dafür wurde er nach Niederlegung seines Amtes von zwei Volkstribunen angeklagt, aber seine Kühnheit und das Zeugniß seines Kollegen retteten ihn. — 3) Cajus S. Structus Ahala, im J. 439 v. Chr. Magister equitum des Diktators Le Quinctius Cincinnatus; vollstreckte als solcher die Tödtung des Spurius Mälius. Dafür von dem Volkstribunen Spurius Mälius angeklagt, entzog er sich dem Urtheil durch freiwilliges Exil und mußte sich eine Konfiskation seines Vermögens gefallen lassen. — 4) Quintus S. Priscus Structus Fidenas, Diktator im J. 435 v. Chr., schlug als solcher die Etrusker, eroberte Fidenä und erwarb dadurch sich und seinen Nachkommen den Beinamen Fidenas. Zum zweiten Male wurde er Diktator im J. 418 v. Chr., von seinem Sohne dazu ernannt. Seiner ungestümen Tapferkeit erlagen die Aeduer und die Stadt Lavici, so daß er schon am 8. Tage sein Amt wieder niederlegen konnte. — 5) Cajus S. Atilla, Sohn des Vorigen, Tribunus milit. consul. potestate im J. 409 v. Chr., und zum zweiten Male 418 v. Chr. Als solcher blieb er auf Geheiß seines Vaters in der Stadt zurück, als der Kampf gegen die Aeduer ausgebrochen war, ernannte diesen zum Diktator u. wurde nun selbst von ihm zum Magister equitum gewählt. — 6) Cajus S. Structus Ahala, Tribunus militar. consulari potestate im J. 408 v. Chr., ein verständig konservativer Mann, wurde Magister equitum des Publius Cornelius, den er zum Diktator ernannt hatte. Zum zweiten Male im J. 407 v. Chr. und zum dritten Male im J. 402 zum Tribunus militar. gewählt, verfocht er bei jeder Gelegenheit das Ansehen des Senats gegen die Angriffe der Volkstribunen. — 7) Quintus S. Ahala, Konsul im J. 365 und zum zweiten Male 362 v. Chr. In seinem zweiten Konsulat ernannte er den Appius Claudius zum Diktator, da sein Kollege von den Hernikern erschlagen worden war. Zwei Jahre später wurde er selbst Diktator gegen die Gallier, denen er unter den Mauern Roms eine blutige, aber für die Römer siegreiche Schlacht lieferte. Die Ehre des Triumphes lehnte er ab. Im Jahr 353 v. Chr. war er Interrex. — 8) Quintus S. Ahala, im J. 351 v. Chr. Magister equitum des Diktators M. Fabius Ambustus, im J. 342 v. Chr. Konsul, der Letzte dieses Beinamens, von dem wir wissen; es tauchen nun andere Namen auf, und von der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. spielen die Gemini und Cäpiones die Hauptrolle. S. Cäpio. — 9) Publius S. Geminus, Konsul im J. 252 v. Chr., kämpfte als solcher im 1. punischen Kriege in Sicilien. Zum zweiten Male im J. 248 Konsul, setzte er mit seinem Amtsgenossen Cajus Aurelius Cotta den Krieg mit den Karthagern so erfolgreich fort, daß Karthalon Sicilien verließ. — 10) Cajus S. Geminus, erhielt im J. 219 v. Chr. vom Senat den Auftrag, mit C. Lutatius und T. Annius eine Kolonie nach Placentia zu führen; er ward von den Bojern gefangen genommen und 15 Jahre lang festgehalten. — 11) Cnejus S. Geminus, Konsul im J. 217 v. Chr., begab sich nach Antritt seines Amtes nach Ariminum, sandte von hier aus seinem Amtsgenossen Flaminius Truppen zu Hülfe, die aber zu spät kamen und aufgerieben wurden. Der neuernannte Diktator Fabius schickte ihn nach Rom, um von da aus die Verbindungen der Karthager zur See zu überwachen. Mit 100 Penteren verscheuchte er eine bei Pisa gelandete karthagische Flotte und machte bei Verfolgung derselben glückliche Streifzüge nach Sicilien und bis zur Insel Cercina. Im J. 216 befehligte er als Prokonsul in der Schlacht bei Cannä mit seinem bisherigen Kollegen M. Attilius Regulus das Mitteltreffen und fand mit ihm seinen Tod. — 12) Cajus S. Geminus, Sohn von S. 10), Volkstribun während der Gefangenschaft seines Vaters, und im J. 209 v. Chr. plebejischer, 208 curulischer Aedil. Prätor war er im J. 206 v. Chr. und erhielt als Provinz Sicilien. Im J. 203 v. Chr. wurde er Konsul Cnejus S. Cäpio und erhielt als Provinz Etrurien und Gallien, wo er seinen Vater und den Caj. Lutatius aus ihrer langjährigen Gefangenschaft befreite. Wahrscheinlich ist er auch derselbe S., der im J. 210 als Pontifex Maximus genannt wird. — 13) Marcus S. Pulex Geminus, Bruder des Vorigen, im J. 203 v. Chr. Magister equitum des Diktators Publius Sulpicius Gelba und im folgenden Jahre Konsul und Nachfolger seines Bruders in der Provinz Etrurien. Im J. 181 v. Chr. diente er unter L. Aemilius Paulus wider die Ligurer als Kriegstribun und zeigte sich als ein tapferer Kriegsheld. Pontifex Maximus war er im J. 170 v. Chr. — 14) Publius S. Vatia Isauricus, Enkel des Q. Metellus Macedonicus, Konsul im J. 79 v. Chr., führte im folgenden Jahre als Prokonsul den Krieg gegen die Isaurer und gegen die kleinasiatischen Seeräuber, unterwarf Cilicien, eroberte viele Städte der Lycier (z. B. Olympus, Phaselis und Corycus), überschritt als der erste Römer den Taurus, unterwarf die Isaurer, und nahm viele Anführer der Seeräuber gefangen. Drei Jahre kämpfte er fast immer siegreich, und als er nach fünfjähriger Führung des Imperium im J. 74 v. Chr. nach Rom zurückkehrte, erhielt er die Ehre des Triumphs und den Beinamen Isauricus. Im verränischen Prozeß war er

einer der Geschworenen; er unterstützte den manilischen Vorschlag, stimmte für die Bestrafung der Catilinarier, und bemühte sich für Cicero's Zurückberufung. Mit Lucullus, mit dem er sich verfeindet hatte, versöhnte er sich aus politischen Rücksichten. Im J. 54 trat er im Prozeß des M. Scaurus für den Angeklagten auf. † im J. 44 v. Chr. in hohem Alter. — 15) Publius S. Vatia Isauricus, Sohn des Vorigen, von seinem Vater streng erzogen; im Allgemeinen zur Partei der Optimaten gehörig, nahm er sich besonders den Cato Uticensis schon früh zum Vorbild. Als Prätor des J. 54 v. Chr. widersetzte er sich dem Triumphe des Cajus Pontinius; als Konsul im J. 48 schritt er nachdrücklich gegen den ehrgeizigen Prätor M. Cälius Rufus ein und wahrte Cäsars Interesse während dessen Abwesenheit. Im J. 46 v. Chr. hatte er die Verwaltung der Provinz Asien. Nach Cäsars Tode stellte er sich auf die Seite Cicero's gegen Antonius, doch gab es mancherlei Differenzen zwischen ihm und Cicero, dem er zu mild war. Zum zweiten Male war er im J. 41 Konsul. — 16) Publius S. Rullus, Volkstribun im J. 64 v. Chr., erneuerte als solcher die Streitigkeiten über die Ackervertheilung; s. Rullus. — 17) Publius S. Casca, von Anfang an zur Partei der Optimaten gehörig, Volkstribun im J. 43 v. Chr.; von M. Brutus in die Verschwörung gegen Cäsar gezogen, war er derjenige, welcher dem Diktator den ersten Stoß von hinten in den Nacken versetzte, so daß Cäsar sich umdrehte, mit dem Griffel ihn in den Arm stach und rief: Du schändlicher Casca, was machst Du? Nach der Ermordung Cäsars entfloh er, trat aber doch am Ende des Jahres sein Tribunat an. Im Sommer des J. 43 ließ ihn Oktavian durch den Volkstribun P. Titius anklagen und wegen ungesetzlicher Abwesenheit absetzen, außerdem als Mörder belangen und verurtheilen. — 18) Cajus S. Casca, ursprünglich dem Cäsar befreundet, spielte er bei dessen Ermordung eine weniger thätige Rolle, als der Vorige. — 19) S. Glaucia, Mitglied der im J. 161 nach Asien abgeordneten Gesandtschaft. — 20) Cajus S. Glaucia, Prätor im J. 100 v. Chr., Urheber mehrer Gesetze, welche die aristokratische Partei schwächen sollten. In Verbindung mit Marius und Saturninus suchte er dem Senat die ganze Macht zu entreißen und für sich das Konsulat zu erlangen. Um leichter zu seinem Ziele zu kommen, ließ er seinen Mitbewerber Memmius auf offenem Markte ermorden. Um der Strafe zu entgehen, bewaffnete er Pöbelhaufen und trieb sie zu offenem Aufruhr. Er wurde besiegt, von dem Volke aus seinem Zufluchtsort herausgerissen und erschlagen. — 21) Marcus S. Nonianus, Enkel des Senators Nonius, der von Antonius proskribirt wurde, von M. Servilius adoptirt und im J. 35 n. Chr. Konsul; † 60 n. Chr. Nachdem er lange Zeit als Rechtsgelehrter in Rom gelebt hatte, zog er sich von öffentlicher Thätigkeit zurück u. schrieb röm. Geschichte (Annalen). Es wird an ihm eine edle Gesinnung u. Gedankenreichthum gerühmt, doch tadelte man seine etwas schwulstige Darstellungsweise. Uns ist v. seinen Schriften nichts bekannt.

Servillen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 150 Einw.

Servilly, franz. Dorf, Depart. Allier, Bez. la-Palisse; 3 Märkte; 330 Einw.

Servin, franz. Dorf, Depart. Doubs, Bez. Baume-les-Dames; in der Nähe am Fuß des höhlenreichen Berges Grand-Rucher, auf einer Hochebene der kleine runde See Grand-Saz, von Felsen umgeben, mit einer schwimmenden Insel; 370 Einw.

Serviodurum (a. Geogr.), Ort in Vindelicien, am Fluß Isargus oder Isarus.

Serviren (v. Lat.), dienen, besonders 1) von Handlungsdienern, sich außer dem älterlichen Hause, in irgend einem Geschäfte in Kondition befinden; — 2) den Tisch decken und bei Tische aufwarten, s. Serviren einer Speisetafel; — 3) bei andern Gelegenheiten den Gästen Speisen und Getränke darreichen; — 4) beim Ballspiel, s. v. a. Service geben.

Serviren einer Speisetafel. Die allgemeinen wesentlichen Erfordernisse der guten Anordnung eines Gastmahls liegen darin, Einrichtungen der Art zu treffen, daß für das körperliche und geistige Wohlbefinden der Gäste möglichst vollständig in der ihrem Stande, Charakter und den Verhältnissen des Gastmahls selbst angemessensten Weise gesorgt sey, daß in diesen Einrichtungen höchste Reinlichkeit und Zierlichkeit, nirgends Ueberladung, weder vorwaltendes Streben nach Sparsamkeit, noch geschmackloser Prunk herrsche. Die Erfüllung dieser Erfordernisse bleibt natürlich ganz dem Takte des Hausherrn und der Hausfrau überlassen, weshalb wir uns begnügen, hier einige, für gewöhnliche Fälle brauchbare Regeln über das Aeußere der dabei zu treffenden Anordnungen zu geben. Die Hauptschüssel, sey sie ein wirkliches Gericht oder ein Schaugericht, nimmt stets die Mitte der Tafel ein; doch kann auch ein Tafelaufsatz oder zuweilen die Suppenterrine oder Abends ein großer Armleuchter mit brennenden Lichtern ihre Stelle vertreten. Abends läßt man die stärkste Beleuchtung hierauf fallen. In gleichen Entfernungen von der Hauptschüssel folgen die ihr in der Größe zunächst stehenden Schüsseln und um diese die kleinen Nebenschüsseln und Teller, auf solche Art, daß das Ganze in leicht übersehbare symmetrisch angeordnete Gruppen zerfällt. An vierseitigen Tafeln wird auf jede Person in der Regel wenigstens 2 Fuß Raum gerechnet; an runden Tischen kann man jedem Gaste 4 — 6 Zoll weniger Raum zuertheilen, weil hier die Rundung, besonders an kleinen Tischen größern Spielraum verstattet, doch ist auch hier die angegebene Entfernung von 2 Fuß sehr räthlich. Große Gastmähler werden bloß an rechteckigen oder länglich runden Tafeln gegeben, von denen erstere, wenn nicht sämmtliche Gäste daran Platz haben, noch 1 oder 2 Flügel erhalten können, wobei jedoch durch das Anschieben der Tafeln wieder mehre Plätze verloren gehen, daher es für den Raum vortheilhafter, aber allerdings sonst in der Regel nicht gern gesehen ist, zwei Tafeln gleichlaufend einander gegen=

über, mit einem Zwischenraum für die Bedienung zu stellen. An runden Tischen werden bloß freundschaftliche Familienessen oder kalte Essen gegeben. Das Verabreichen der Speisen muß im Allgemeinen auf dem Steigerungswege geschehen, so daß von dem einfachen, milden zu dem zusammengesetzten und mehr ausgesprochenen Geschmack geschritten werde, mit Rücksicht jedoch, daß nach dem kräftigsten Eingemachten, Gemüse von feinem, linderndem Geschmack zu präsentiren sind, um den überreizten Geschmacknerven neue Empfänglichkeit zu geben. Die Fische müssen vor den Brat n, unter diesen die einheimischen vor den Wildbraten, unter letztern die weißen vor den schwarzen kommen. Haben mehre süße Gerichte dem Braten zu folgen, so müssen die Mehlspeisen vor denselben kommen. Unter dem Backwerk geht das warme dem kalten, das weniger süße dem stark in Zucker gehaltenen vor, unter den Sulzen die undurchsichtigen den klaren, unter diesen die säuerlichen den geistigen vor. Bei größern Gastmählern müssen die Hauptschüsseln in mehre Gänge vertheilt werden, deren man gewöhnlich 4 macht, und in diesem Falle im 1. die Suppen, Gemüse und dazu gehörigen Fleischarten, im 2. Pasteten, Fische und andere Zwischenessen, im 3. Braten mit Beischüsseln, im 4. das Backwerk und den übrigen Nachtisch aufträgt. Bei bloß 3 Gängen wird der 2. Gang eingezogen und seine Fische zu den Braten, seine andern Schüsseln zum 1. Gange genommen. Bei 5 Gängen enthält der 1. die Suppen und kleinen Zwischenessen, der 2. die Gemüse mit Nebenschüsseln, der 3. die Pasteten, Fische und andere Zwischenessen, der 4. die Braten, der 5. den Nachtisch, welchen letztern man ebenfalls theilen kann, indem man zuerst die Crêmeschüsseln mit dem Backwerk, und zuletzt verschiedene Eisarten, Obstkörbe, Butter und Käse aufsetzt. — **Anordnung eines runden Tisches für kleine Gesellschaften.** a) **Besetzung mit warmen Speisen.** In die Mitte kommt die Hauptschüssel, oder eine große Torte, oder ein hoher Kuchen (Torte oder hoher Kuchen immer dann, wenn nur ein einziger aufgetragen werden soll), oder am Abende ein hoher Armleuchter, oder auch die Suppenterrine, letztere namentlich in dem Falle, wenn gleich anfangs 2 hohe Torten oder Kuchen aufgesetzt werden, die dann rechts und links davon ihren Platz erhalten. Gesetzt, eine hohe Torte, Tafelaufsatz oder dergleichen befinde sich in der Mitte, so werden im Kreise um dieselbe in gleichem Abstande gestellt: 1) die Suppenterrine, 2) das Fleisch, 3) die Pastete, 4) das Gemüse, so daß 1) u. 3), desgleichen 2) und 4) sich gegenüber stehen. Setzte man gleich anfangs 2 Torten auf, so würden diese die Stelle von 1) und 3) einnehmen, und die Suppenterrine in die Mitte kommen. Nachdem diese Schüsseln gebraucht sind, werden sie entweder sämmtlich, oder nur einige derselben weggenommen und dafür 2 Schüsseln Fisch in 1) und 3) und zweierlei Braten in 2) und 4) aufgetragen. Wird nur eine Schüssel Fisch und ein Braten gegeben, so weiset man beiden die Stellen 1) und 3) an und läßt die gebrauchten Schüsseln in 2) und 4) stehen, was auch mit der Pastetenschüssel in 3) geschieht, wenn kein Fisch aufgetragen würde. In einem Kreise um diese Hauptschüsseln (zwischen ihnen und den Gedecken) setzt man die Nebenschüsseln, so viel deren vorhanden sind, doch so, daß jedesmal zwei von ähnlicher Art einander gegenüber stehen, z. B. Scheiben von Schlackwurst und Schnitte von rohen Schinken. Kotteletten und Rindfleischrouladen; zweierlei Arten Salat; zweierlei Arten gekochtes Obst 2c. Den ringförmigen Raum zwischen Haupt- und Nebenschüsseln nehmen Salz-, Pfeffer-, Essig-, Oel- und andere Gefäße ein. Auch können hier bei Abendmahlzeiten, wofern sich in der Mitte kein Armleuchter befindet, die Leuchter in gleichen Abständen von einander stehen. Weinflaschen und Weingläser (beide mit kleinen Untersetztellern) erhalten ihre Stellen zwischen dem Kreise der Nebenschüsseln und dem Kreise der Gedecke, so daß vor jeden zwei Gedecken auf der einen Seite eine Flasche weißer, auf der andern Seite eine Flasche rother Wein gesetzt wird. Werden mehrerlei Arten Weine gegeben, so wird mit d n Gläsern ebenso gewechselt, wie bei den Speisen nach jedem Gerichte mit Tellern und Gabeln. In vielen großen Häusern werden keine leeren Gläser neben die Gedecke gestellt; sondern jedem Gaste durch den Bedienten mit rothem und weißem Weine gefüllte Gläser zur Auswahl angeboten. Nachdem die warmen Speisen verzehrt sind, werden alle Schüsseln, außer die etwa schon vorhandenen Torten oder Kuchen abgeräumt und der Nachtisch aufgetragen, dessen Anordnung auf verschiedene Weise geschehen kann. Wenn eine Torte die Mitte einnimmt, so kann man an die Stellen der Hauptschüsseln 1) und 3) zwei Obstkörbe, oder, wenn vielerlei Obst gegeben wurde (das dann in den Kreis der Nebenschüsseln zu stellen wäre), die mit Glasglocken bedeckten Teller für Butter und Käse, an die Stellen 2) und 4) die Crêmeteller stellen. Nimmt etwas Anderes die Mitte ein, so können an den Stellen 1) und 3) zwei Torten oder größere Kuchen; an den Stellen 2) und 4) die Crêmeschüsseln Platz finden. In letzterm Falle kommen in den Kreis der Nebenschüsseln und an die Stelle derselben 2 Obstkörbe in eine Linie mit den Torten oder Kuchen, Butter- und Käseteller in eine Linie mit den Crêmeschüsseln. Man kann auch 4 Obstkörbe an die Stelle der 4 Hauptschüsseln setzen und dann die 2 Crêmeschüsseln und Teller mit Butter und Käse in gleicher Linie mit den Obstkörben in den Kreis der Nebenschüsseln. Jedenfalls werden noch kleine Teller mit Konfekt, kleinem Backwerk, Bonbons 2c. in den Zwischenräumen zwischen den schon angeführten Stellvertretern der Nebenschusseln aufgestellt. — b) **Besetzung mit kalten Speisen.** Hier werden alle Schüsseln zugleich aufgesetzt. In die Mitte des Tisches kommt, wenn sich kein Armleuchter daselbst befindet, die Haupttorte, um sie herum die Hauptschüsseln mit Fleischspeisen, im äußern Kreise an den 4 Hauptpunkten 2 Schüsseln mit Butterbrod und trocknem Brod einander gegenüber, und die 2 Teller mit Butter und Käse, wieder einander gegenüber. Zwischen diesen 4 Schüs-

eln im äußern Kreise werden Teller mit kleinerem Backwerk, Gelées, Eis, Obst und dergleichen angebracht, jedesmal so, daß sich 2 gleiche oder ähnliche Arten einander gegenüber befinden, z. B. Erdbeeren und Stachelbeeren, 2 Teller mit Kirschen, Crême und Gelée ꝛc. — Anordnung einer einfachen vierseitigen Tafel. Diese wird sich sehr je nach der Breite und Länge der Tafel und Zahl der Gäste abändern müssen. Im Allgemeinen muß man sie in mehre Theile abtheilen, von denen gewissermaßen jeder ein Glied der ganzen Tafel bildet, so jedoch, daß in der Mitte der Tafel ein Tafelaufsatz, großer Kuchen, oder Abends ein Armleuchter den gemeinschaftlichen Hauptpunkt des Ganzen bildet. Nehmen wir beispielsweise für Besetzung mit warmen Speisen eine Tafel, für 36 Personen berechnet, an, so daß 16 an jeder langen, 2 an jeder schmalen Seite sitzen. In der Mitte der Tafel, die wir A nennen wollen, steht der Tafelaufsatz, den freien Raum rechts und links hiervon, bis zu den Gedecken an den schmalen Seiten 12 Fuß betragend, kann man nun entweder in 2 oder 3 gleiche Theile abtheilen. Im ersten Falle kommen die 2 Suppenterrinen (denn eine einzige reicht hier nicht aus) in die Mitte zwischen A und die Gedecke der schmalen Tafelseiseiten, 6 Fuß von beiden entfernt, die Gemüseschüsseln nahe an letztere. Im letztern Falle, wo man den freien Raum auf jeder Seite in 3 gleiche Theile theilt, kommt (auf jeder Seite) eine Supperterrine an die Grenze der ersten Abtheilung, eine Gemüseschüssel an die Grenze der zweiten; und an der Grenze der dritten, nahe an den Gedecken der schmalen Seite, kann man dann noch nöthigenfalls eine Schüssel Rindfleisch aufsetzen. Körbe mit zerschnittenem Brod, kleine Beischüsseln ꝛc. werden in zwei parallelen Reihen zwischen der Mittellinie der Tafel und den Gedecken an den Längsseiten aufgestellt. Auf gleiche Weise vertheilt man auch die Schüsseln der folgenden Gänge. Sollte man in einem der spätern Gänge nicht alle Hauptplätze der Mittellinie mit großen Schüsseln besetzen können, so läßt man 1 oder 2 aus dem vorigen Gange stehen. Die kleinen Nebenschüsseln in den zwei parallelen Nebenreihen aber werden bei jedem Gange weggenommen, da sie weitläufig oder enge stehen können, wofern es nur immer symmetrisch ist und so, daß sie von symmetrischer Lage, gleichartiger oder ähnlicher Beschaffenheit sind. So würde die Tafel im letzten Gange folgendermaßen besetzt werden können: In der Mittellinie der Tafel auf jeder Seite an die Grenze der ersten Abtheilung eine Torte, an die Grenze der zweiten eine Crêmeschüssel. An die 4 Enden der 2 parallelen Seitenreihen die mit Glasglocken bedeckten Käse- und Butterteller, Brodschnitte, Semmeln und dergleichen, diesen zunächst in denselben Reihen 4 Teller mit Bonbons, großen Traubenrosinen, Knackmandeln, dann 4 Obstkörbchen, dann 4 Teller mit Konfekt, welche letztere solchergestalt zunächst um die Mitte A stehen würden. — Diese Anordnung ist jedoch nur ein Beispiel und es muß der gebildeten Hausfrau überlassen bleiben, in jedem Falle zweckmäßige Abänderungen zu treffen. — Für Besetzung mit kalten Speisen findet ähnliche Anordnung Statt, als bei Besetzen des runden Tisches, nur werden die Nebenschüsseln in die geraden Reihen zu den Seiten der Längsmittellinie aufgestellt.

Servis, s. v. a. Service.

Servische Mauer, s. Rom.

Servische Verfassung, s. Servius 1).

Serviten (Diener der heiligen Jungfrau, Ordo servorum b. Mariae virginis, Brüder des Leidens unsers Herrn Jesu, Brüder des Ave Maria, Orden von Monte Senario), Bettelorden, gestiftet 1232 von Kaufleuten und mehren Rathsherren zu Florenz, auf dem Monte Senario, für äußerst strengen Wandel, lebten von Almosen, wurden St. Augustins Regel unterworfen, über andere Klöster verbreitet, 1254 von Alexander IV. und 1304 von Benedikt XI. bestätigt, von Martin V. mit den Privilegien der Bettelmönche beschenkt, besaßen in Italien, Polen, Ungarn, Frankreich in 27 Provinzen die schönsten Klöster. Im Jahre 1593 zog Bernhardin von Riccolini mit einigen Brüdern wieder in die alten Höhlen des Ursitzes, führte die ursprüngliche Regelstrenge wieder ein, kleidete sich mit seinen Genossen, die sich nun Einsiedler-S. (Eremitae montis Senario) nannten, schwarz an Rock und Skapulier und Kapuze. Die S. trugen lange Bärte und gingen barfuß auf Sandalen. Der Orden lebte nun in 2 Hauptnormen fort und blüht auch in deutschen Landen noch. Auch gab es von Juliani Falconiere gestiftete und 1424 bestätigte Tertiarier, die sich namentlich unter den Frauen sehr zahlreich auch über Deutschland verbreiteten, durch ihren hellblauen Sterne auf der weißen Sternbinde sich auszeichneten und 1617 in eine eigentliche Kongregation sich verwandelten. Die Servitinnen, unter gleicher Regel und und Kleidung wie die S., darum im Munde des Volks die schwarzen Schwestern genannt, entstanden unter dem Ordensgeneral Philipp Benizzi (Beniti, geb. 1223, † 1284 od. 1286, den Einige unrichtig unter den Stiftern nennen), und waren über Italien, Deutschland und die Niederlande sehr verbreitet. Die Ordensregeln wurden gedruckt, Venedig 1665. Vergl. P. Florentinus, Dialogus de origine ordinis Servorum in Jo. Lamii deliciis eruditor, 1. Bd., S. 1 ff.

Serviteur (franz.), 1) Diener; — 2) Verbeugung; — 3) (Tischl.), s. v. a. Servante.

Servitia (lat.), Herrendienste, Frohndienste.

Servitia communia u. minuta (Kirchengesch.), s. Annaten.

Servitium (a. Geogr.), Ort in Pannonien, nahe am Einfluß des Flusses Verbas in die Save. Der Präfekt der Flotte von Pannonia prima hatte hier sein Standquartier; j. Banialuka.

Servitors (engl.), s. Universitäten.

Servitus (lat.), 1) Sklaverei, Sklavenstand; — 2) s. Servituten.

Servituten (Dienstbarkeiten, Grundstücksdienstbarkeiten (Rechtsw.). Das

römische Recht unterscheidet dingliche und persönliche Rechte. Die ersteren sind diejenigen Rechte, die uns in Bezug und Verhältniß auf Sachen zustehen, und gegen jeden geltend gemacht werden können. Das vornehmlichste dingliche Recht ist das Eigenthum, oder das Recht der unbeschränkten Verfügung über eine Sache. Das volle Eigenthumsrecht kann aber dadurch beschränkt werden, daß die Ausübung gewisser Rechte an Dritte übergeht. Dies sind die dinglichen Rechte an fremden Sachen, wozu namentlich das Pfandrecht und die S. oder Dienstbarkeiten gerechnet werden. Das Charakteristische der Servitut ist nämlich, daß sie als Last an der Sache haftet. Man nannte das Recht ein Servitut (eigentlich Sklaverei, Dienstbarkeit) im Gegensatz zu der Libertät (Freiheit des Eigenthums). Diese Beschränkungen fremden Eigenthums kommen nun entweder einer dritten Person oder einer Sache zu gut. Servitut heißt daher, die einer Person als solcher oder als Eigenthümer einer gewissen Sache zukommende Befugniß, ein bestimmtes Eigenthumsrecht an einer fremden Sache auszuüben, wie z. B. das dem Besitzer eines Grundstücks zukommende Recht, über das benachbarte Grundstück zu gehen (Servitus itineris) oder zu fahren (Servitus viae). Aus dieser Begriffsbestimmung ergibt sich schon die gangbare Eintheilung der S. in dingliche (Servitutes praediorum) und persönliche (Servitutes personarum, Servitutes personales), je nachdem sie nämlich einem Grundstück — eigentlich dem Eigenthümer des Grundstücks — oder einer Person außer einem solchen dinglichen Verhältniß zukommen. Technisch wird dieser Unterschied auch mit Prädial- u. Personalservituten bezeichnet. Es ist dies die vornehmlichste Eintheilung; andere Unterscheidungen, wie in affirmative (Servitutes affirmativa, Servitutes in patiendo), die den Berechtigten zu einem positiven Handeln berechtigen, und negative (Servitutes negativa, Servitutes in non faciendo), die demselben ein Verbietungsrecht gegen den Eigenthümer der dienenden Sache gewähren, sind unwesentlicher. Das Grundstück, woran die Dienstbarkeit haftet, heißt das dienende, dasjenige, zu dessen Gunsten das Recht besteht, das herrschende Grundstück. S. werden nicht vermuthet, sie müssen im Zweifel nachgewiesen werden, sie sind untheilbar und können eben sowohl zum Vergnügen (Gartenwege, Spaziergänge 2c.) als zu einem wirklich rechtlichen Nutzen errichtet werden. Nach den Grundsätzen des römischen Rechts galt weiter der Satz, daß eine Servitut niemals in einer positiven Handlung für das berechtigte Subjekt, sondern nur in einer Unterlassung oder einem Leiden bestehen könne. Es konnte daher nicht vorkommen, daß auf einem Grundstück gewisse Lasten hafteten, welche den Besitzer zu einer bestimmten Leistung, wie z. B. Frohnen, Lehngelder, Erbzinsen, zwangen. Erst in der weitern Fortbildung des deutschen Rechts führte man derartige Rechte unter dem Namen Reallasten in die Rechtsordnung mit ein. Obschon sich diese von den eigentlichen S. des römischen Rechts streng unterscheiden, wandte man doch in gewohnter Vorliebe für das fremde Recht so viel als möglich die Grundsätze über S. auch für jene deutschrechtlichen Reallasten an, die im Grunde genommen nichts weniger als S. sind und fast ohne Ausnahme in größern Rechtsinstituten, wie die Lehnherrlichkeit, Grundherrlichkeit 2c. ihren Ursprung haben.

I. Real- od. Prädialservituten beziehen sich auf das Verhältniß von Grundstücken zu einander. Je nachdem das berechtigte oder herrschende Grundstück ein Gebäude oder Feldgrundstück ist, unterscheidet man die Gebäude- und ländlichen S. (Servitutes urbana und rustica). Solche S. sind für immer und unzertrennlich mit dem Grundstück selbst verbunden und gehen von Eigenthümer auf Eigenthümer über. Der Besitzer übt sie im Namen des Eigenthümers aus. Die Servitut derselben muß über das Bedürfniß des dienenden Grundstücks hinaus ausgeübt werden. Der Berechtigte darf sie nicht zu andern Zwecken oder zum Besten Dritter gebrauchen und hat bei der Ausübung möglichste Schonung des verpflichteten Grundstücks zu beobachten. Das römische Recht führt eine Menge einzelner S. auf, deren Zahl natürlich durch die Einzelbenennung in den Rechtsbüchern keineswegs geschlossen ist; denn ähnliche Benutzungs- und Gebrauchsrechte an fremden Sachen lassen sich wohl immer noch denken und thatsächlich ausüben. Es werden angeführt als Gebäudeservituten: a) die Servitutes oneris ferendi, d. h. das Recht, daß mein Gebäude auf dem Gemäuer des benachbarten ruhen darf; b) die Servitutes tigni immittendi oder das Recht, Baumaterial, wie z. B. Balken, Klammern u. s. w. in das Nachbargebäude einlegen zu dürfen; c) Servitutes stillicidii, das Recht des Tropfenfalles, fluminii, des Regengusses, oder protegendi d. h. ein Wetterdach zu haben; d) Servitutes altius tollendi, d. h. das Recht, ein Gebäude höher aufführen zu können, als der Nachbar, oder non tollendi, das Recht, dem Nachbar das Höherbauen zu verbieten; e) Servitutes luminis, d. h. das Recht, in der Wand des Nachbarhauses Fenster anlegen zu dürfen, oder Servitutes ne luminibus officiatur, d. h. das Recht, dem Nachbar einen Bau verbieten zu dürfen, wodurch das durch unsre Fenster einströmende Licht verdunkelt wird. — Ländliche S. Hier werden hauptsächlich drei als die vornehmsten angeführt, sämmtlich Wegeservituten, nämlich die Servitutes itineris oder das Recht, über ein fremdes Grundstück zu dem eigenen gehen und reiten zu dürfen; die Servitutes actus, oder das Recht, über fremde Grundstücke zu den eigenen Vieh treiben, auch wohl mit kleinen Wagen fahren zu dürfen, und endlich die Servitutes viae, welche die vorigen beiden mit in sich fassen, nämlich die volle Wegegerechtigkeit. Für die letztere ist im römischen Recht sogar die Breite vorgeschrieben, nämlich 8 Fuß, und bei Biegungen des Weges 16 Fuß. Als Wasserservituten kommen ebenfalls verschiedene Rechte vor. So das Recht, über fremde Grundstücke zur Bewässerung des eigenen Wasser leiten zu können,

entweder durch Rinnen, oder durch Kanäle, obschon das letztere ausdrücklich bedungen seyn muß und sich keineswegs von selbst versteht, ferner das Recht, Wasser vom eigenen Grundstück auf das fremde überleiten zu dürfen, so wie das Recht, sein Vieh zur Tränke auf das fremde Grundstück führen zu können (Servitutes pecoris ad aquam adpulsus). Von besonderer Bedeutung endlich sind die Weide- und Triftgerechtigkeiten (Servitutes pascendi und Servitutes actus), die das deutsche Recht besonders ausgebildet hat. Im römischen Recht wird im Allgemeinen das Jus pascendi, das Recht der Weide aufgeführt. Besondere Rechtsregeln darüber ermangeln. Im deutschen Recht kommt dasselbe in verschiedener Beziehung vor. Im Allgemeinen wird damit das Recht bezeichnet, sein Vieh fremde Grundstücke abweiden lassen zu können. Dies Recht kann nun entweder einem Grundstückbesitzer gegen den andern oder einer Korporation oder Gemeinde auf fremden Grundstücken, oder endlich dem Gutsherrn zustehen, und es kann auf einzelne Grundstücke oder einen ganzen Markungsverband, oder einen gewissen Ort von Grundstücken beschränkt oder erweitert werden. Sind es mehre Berechtigte zugleich, denen das Weiderecht zusteht, so bezeichnet man das Verhältniß mit dem Namen Koppelweide oder Koppelhuth. Sie kommt entweder in der Art vor, daß mehre Flurnachbarn zusammentreten und sich gegenseitig die Huth zusichern, oder daß mehre zusammen das Grundstück eines Dritten behuthen, oder daß ganze Gemeinden mit einer gemeinschaftlichen Heerde im gemeinsamen Flurbezirk die Huth ausüben. Das Huth- und Weiderecht findet seine Beschränkung durch die Kultur des Grundstücks, auf welchem dasselbe ausgeübt wird, weshalb manche Gesetze eine bestimmte Zeit, sogenannte offene Zeit, festsetzen, in welcher ohne Schaden für die Kultur der betreffenden Grundstücke die Huth auszuüben ist. Außerdem kann das Huthrecht auch auf gewisse Vieharten, auf eine bestimmte Stückzahl Vieh, oder auf eine gewisse Gattung von Grundstücken beschränkt seyn. Eine Ausdehnung des Huthrechts ist das Schäfereirecht. Dies wurde entweder aus der Grundherrlichkeit, oder aus dem Gemeindeverband vermöge des gutsherrlichen oder Markungsrechtes geltend gemacht und besteht in dem Recht, mit einer ganzen Schafheerde die Grundstücke eines Flurdistrikts beweiden zu dürfen. Ihm gegenüber steht das Pferchrecht, oder das Recht, eine Schafheerde durch Einpferchung auf seinem Grundstück zur Düngung lagern zu lassen.

II. Persönliche S. führt das römische Recht hauptsächlich drei auf: die Habitatio oder das Wohnungsrecht, den Usus oder das Gebrauchsrecht, u. den Ususfructus od. den Nießbrauch od. die Nutznießung. Unter dem Wohnungsrecht wird die Befugniß einer Person verstanden, ein fremdes Gebäude zu seiner Wohnung benutzen zu können. Es unterscheidet sich von der Miethe, d. h. dem gegen ein bestimmtes Miethgeld vertragsmäßig überlassenen Gebrauch einer Wohnung, eben durch das Miethgeld, und von den deutschrechtlichen Instituten dadurch, daß dieser auf den nothdürftigen Gebrauch beschränkt ist, während das eigentliche Wohnungsrecht den vollen Gebrauch gestattet. Der Usus überläßt einer Person die Benutzung einer Sache, ausschließlich des Fruchtbezugs. Derselbe ist nur persönlich und darf nicht an Andere übertragen werden. Er ist untheilbar, während der Ususfructus theilbar ist. Der Ususfructus endlich, Nießbrauch, ist das einer Person zustehende Recht, von einer Sache vollständigen Gebrauch und Nutzen ziehen zu können. Es ist also namentlich das Recht des Fruchtbezugs darin enthalten. Der Berechtigte heißt Usufruktuar, der Eigenthümer des dienenden Grundstücks Proprietar. Was die einzelnen Rechte des Usufruktuars oder Nutznießers betrifft, so hat derselbe den vollständigen Fruchtbezug, benutzt die Sache selbst mit allem Zubehör, Holzungen, Jagden, Fischereien, Bergwerke und was sonst zu dem Nutzungsobjekt gehört, hat dagegen aber auch die Verpflichtung, alle Lasten zu tragen, sowohl die öffentlichen Abgaben und Gefälle, als auch den zur Erhaltung der Sache erforderlichen Aufwand, wenn er auch zur förmlichen Verbesserung der Sache nicht verpflichtet ist. Alles was zur ordnungsgemäßen Erhaltung der Sache dient, wie z. B. Reparaturen an Gebäuden, Nachpflanzungen, ökonomische Vorrichtungen u. s. w., liegt ihm allein ob. Mit Beendigung des Nießbrauchsrechtes hat der Nutznießer die Sache in gutem Stande, wie er sie erhalten, an den Eigenthümer zurückzugeben. Seine Ansprüche gegen den Nutznießer sichert sich der Eigenthümer durch eine Kaution, welche der Nutznießer zu erlegen hat. Dagegen erwirbt der Nutznießer alle Früchte, sowohl die Feldfrüchte, als Thierjunge; sowohl Kapitalzinsen, als Gutsgefälle, er darf Alles mit dem Grundstück vornehmen, was ihm einen reicheren Ertrag erzeugt, bestehende Anlagen umändern, neue Anlagen errichten, ältere ganz eingehen lassen; er kann selbst die Ausübung seines Rechtes an Andere verkaufen oder verpachten, nur das Recht selbst nicht, weil dasselbe unzertrennlich mit seiner Person verknüpft ist. Der Nießbrauch kann an einer einzelnen Sache, an gewissen Gattungsgegenständen oder an einem ganzen Vermögen eingeräumt werden. Er entsteht entweder durch Testament oder Vertrag, oder ist endlich durch das Gesetz selbst schon angeordnet, wie z. B. der Ehemann vom Vermögen der Frau gesetzlichen Nießbrauch hat, oder der Vater am Vermögen des noch nicht selbstständig gewordenen Sohnes, und andere Fälle mehr. Durch Vertrag wird entweder das Recht der Servitut auf jemand übertragen, oder bei Veräußerungen des Eigenthums vorbehalten. Endlich wird auch durch Verjährung eine Servitut erworben, wenn der fehlerfreie Besitz eines solchen Rechtes einen gewissen Zeitraum von Jahren hindurch ungehindert ausgeübt worden ist. Servitute gehen verloren durch Nichtgebrauch, durch erlöschende Verjäh-

rung, durch Aufgeben des Rechts, durch Vertrag, durch den Untergang der Sache oder den Tod der Person. Dem Berechtigten steht auf Verfolgung seines Rechts eine besondere Klage zu, die sogenannte Konfessorienklage (Actio confessoria, Dienstbarkeitsklage, Vindicatio servitutis), womit auf Anerkennung des Rechts gegen jede Störung desselben geklagt wird, mag der Eigenthümer des dienenden Grundstücks oder irgend ein Dritter diese Störung verursacht haben. In Deutschland gilt für die Behandlung dieser Rechtsmaterie fast ausschließlich das römische Recht, durch das deutsche Recht selbst oder durch die neuere Gesetzgebung ist nur wenig daran geändert worden.

Servius, I. (röm. Gesch.), 1) **Servius Tullius**, der sechste römische König, an den sich die Gründung von Roms Verfassung und durch diese von Roms Größe knüpft, und dessen von 578—534 v. Chr. dauernde Regierung somit einen der wichtigsten und folgenreichsten Abschnitte der römischen Geschichte bezeichnet. **Geschichte des S. T.** „Die Geburt des S. T. war so wunderbar, als demüthig. Ocrisia, eine Magd der Gemahlin des Tarquinius Priscus, sah im Feuer des Heerdes, wo sie dem Hausgeist opferte, eine Erscheinung des Gottes: die Königin Tanaquil gebot ihr, sich als Braut geschmückt in der Kapelle einzuschließen. Sie ward von einem Gott schwanger; manche Römer nannten den Hausgeist, andere den Vulcan Vater des S." Nach anderer Sage war seine Mutter eine Sklavin aus Tarquinii, sein Vater ein Klient des Königs, er selbst als Kind im Sklavenstand. Wieder eine abweichende Erzählung gibt Dionysius: es habe zu Corniculum, einem der latinischen Orte nördlich vom Anio, ein sehr angesehener Mann gewohnt, des Namen sey ebenfalls Servius Tullius gewesen. Dieser sey bei der Einnahme der Stadt mit allen Waffenfähigen erschlagen, seine hochschwangere Wittwe aber mit den übrigen Gefangenen nach Rom weggeführt worden, wo sie wegen ihres vornehmen Standes der Königin zugetheilt worden sey, in deren Hause sie einen Knaben geboren habe. Einst als dieser als Kind in der Halle des Königshauses schlummerte, sah man sein Haupt von Feuer umgeben. Die Königin Tanaquil verbot die Flammen zu löschen, denn die etruskische Seherin erkannte darin den Geist seines Vaters und des Knaben Beruf zu hohen Dingen; als er erwachte, war die Erscheinung verschwunden. Von der Zeit an ward er wie ein königliches Kind erzogen. Eine vierte Sage berichtet: S. sey mit großem Anhange aus Etrurien ausgezogen, habe den Mons Caelius besetzt und dann seinen Namen Mastarna in den späteren Namen S. T. umgeändert und in Rom die Herrschaft behauptet. Als Jüngling galt S. in Rom für den tapfersten und besten seiner Altersgenossen; in einer fast verlorenen Schlacht warf er die Fahne unter die Feinde und reizte so die Soldaten zu kühnem Wagniß an; ruhmvoll führte er die Heere des alten Königs Tarquinius Priscus und ward von diesem zum Lohn zu seinem Schwiegersohne erwählt. In dieser Eigenschaft mochte es ihm gelingen, das Joch der Unterthanen zu erleichtern, und so hörten sie es mit Wohlgefallen, als verkündet wurde, daß der verwundete Tarquinius (s. d.) nicht tödtlich getroffen sey, und daß bis zu seiner Genesung dessen Schwiegersohn die Regierung führen würde. So herrschte S. mit königlicher Gewalt ohne Wahl; als aber der Tod des Tarquinius bekannt geworden war, wurde im Senat der Unwille darüber laut, daß S. ohne Wahl der Kurien das Imperium sich angeeignet habe; doch durch die Anhänglichkeit der großen Zahl des ärmeren Volkes und auch eines Theils des Adels behauptete er sich in seiner Herrschaft. Die Kurien verliehen ihm nun das Imperium und nachher huldigte der König zuerst der Hoheit der Centuria, indem er auch sie über seine Würde entscheiden ließ. Viele Einwohner von Rom wurden nur durch Ertheilung von Land **ansässige** Bürger und auch freigelassene Sklaven erhielten das Bürgerrecht; deshalb fand S. es nöthig, die Wohnplätze in der Stadt dadurch zu vermehren, daß man auch den quirinalischen und viminalischen Hügel in ihren Umkreis zog. Auf dem esquilinischen Hügel, in der Mitte neuangesiedelter Bewohner, baute sich der König seine eigene Wohnung, und es wird erzählt, daß er den Patriciern, welche wegen seiner Gesetze und Einrichtungen (s. u.: die Verfassung d. S. T.) auf ihn erbittert waren, nicht erlaubt habe, auf demselben Berge mit ihm zu wohnen. Die kriegerische Thätigkeit des S. T. wird von der Sage nicht sonderlich hervorgehoben. Livius erwähnt einen ruhmvollen Kampf gegen die Vejenter nur leicht hin, aber Dionysius erzählt von Siegen über die Etrusker, die sich hätten zum zweiten Male unterwerfen müssen. Nicht mit Romulus, sondern mit Numa ist S. zu vergleichen; seine großen Thaten waren Gesetze, und die Nachkommen, sagt Livius, nannten ihn als den Urheber aller bürgerlichen Rechte und Ordnungen, wie Numa den Stifter der religiösen Einrichtungen. Nachdem die Verfassung des S. ins Leben getreten war, machte er den Abgeordneten aller latinischen Städte, die er zu sich einlud, den Vorschlag eines Bündnisses, und als dieses geschlossen war, erbaute man in Rom, der größten und mächtigsten Bundesstadt, auf gemeinschaftliche Kosten einen Tempel der Diana, in welchem alljährlich Zusammenkünfte und gemeinsame Opfer sämmtliche Latiner vereinigen sollten. Der Tempel wurde auf dem aventinischen Berge erbaut, und noch nach 500 Jahren sah man die eherne Säule, auf welcher der Beschluß zur Errichtung dieses Bundesheiligthums geschrieben war. Mehre Tempel der Fortuna, welche S. baute, beweisen, daß er sich selbst für einen glücklichen Fürsten hielt. Aber auch sein Haus blieb, wie Livius sagt, nicht rein von tragischen Gräueln. Tarquinius Priscus hatte zwei Enkel hinterlassen, Lucius und Areus Tarquinius. S., dem selbst keine Söhne, sondern nur zwei Töchter geboren worden waren, hatte jene Enkel seines Schwiegervaters zu seinen Schwiegersöhnen erwählt. Die eine Tochter, die Gattin des Lucius Tarquinius, und der eine Schwiegersohn, Areus Tarquinius, waren kurz nach einander nicht ohne die Schuld

der überlebenden Gatten gestorben und Lucius Tarquinius hatte darauf seines Bruders Wittwe geheirathet. Diese, ein herrschsüchtiges und ehrgeiziges Weib, ließ ihrem Gemahl keine Ruhe bei Tag und Nacht, indem sie ihn antrieb, sich des Thrones zu bemächtigen. Lucius Tarquinius verschaffte sich zuerst mit leichter Mühe einen Anhang unter den Patriciern, und als die Verschwörung reif war, erschien er im Senat mit königlichen Insignien und ward von den Aufrührern als König begrüßt. Der alte König eilte unerschrocken in die Kurie, wo gerade Tarquinius die versammelten Senatoren anredete. Unter den Aeußerungen des heftigsten Zornes über solchen Verrath wollte er den Schwiegersohn von seinem Sitze verdrängen, und die Anhänger beider schaarten sich bereits, so daß ein Kampf drohte. Da faßte Tarquinius mit schnellem aber ruchlosem Entschluß den alten Schwiegervater um den Leib, eilte hinaus u. stürzte den schwachen Greis die steinernen Stufen hinab. Des Königs Leute flohen bestürzt auseinander; er selbst raffte sich auf und schleppte sich fort, um seine Wohnung zu erreichen, wurde aber unterwegs von Mördern, die Tarquinius ihm nachschickte, getödtet. „Inzwischen hatte Tullia die Botschaft vom Erfolg nicht erwarten können. Sie fuhr mitten durch den Tumult zur Kurie und begrüßte ihren Gemahl als König; ihm selbst war ihr Frohlocken gräßlich; er hieß sie umkehren. In einer Gasse, die von der Zeit an den Namen der **verruchten** (Vicus sceleratus) trug, lag die Leiche ihres Vaters vor ihr. Die Maulthiere wichen zurück, der Knecht hielt die Zügel an, sie gebot ihm, das Gespann über den Todten hinzutreiben: Blut bespritzte den Wagen und ihr Gewand. Tullia wagte es später einmal in den Tempel der Fortuna zu treten wo die Statue ihres Vaters aufgestellt war: diese barg ihr Antlitz den Blicken der Verruchten!" So berichtet die Sage über Herkunft und Ende des S. T. und „die ganze Geschichte bildete sich idealisch gräßlich aus, weil sie von Dichtern besungen ward, deren Lied statt Historie gilt." — **Die Verfassung des S. T.** Der Hauptzweck der servianischen Verfassung war, der von Tullus Hostilius und Ancus Marcius als unorganische Masse hinterlassenen Plebs politische Vollständigkeit zu verleihen und dem Eigenthum der Geburt gegenüber Geltung im Staate zu verschaffen, wobei die damit sich verbindenden militärischen und finanziellen Zwecke wenn auch als wichtige, doch nur sekundäre erscheinen. Die neue Organisation, durch welche diese Zwecke erreicht werden sollten, machte eine doppelte Gliederung der römischen Bevölkerung nöthig. Zunächst theilte S. T. das ganze römische Gebiet in **Regionen** und die innerhalb derselben wohnende Bevölkerung in eben so viele **Tribus**. Die Stadt selbst mit Ausschluß des Kapitols und des Aventinus, zerfiel in 4 Regionen: Suburana, Esquilina, Collina u. Palatina, denen 4 Tribus mit gleichen Namen entsprachen. Das ganze übrige Gebiet wurde in 26 Regionen und entsprechende Tribus getheilt, so daß die Gesammtzahl der Tribus urbanae und rusticae **dreißig** betrug; s. **Tribus**, wo auch über die übrigen Fragen über die **Tribusverfassung** Aufschluß zu erhalten ist. Die Organisation der Tribus war die eigentliche Gemeindeverfassung, welche S. dem römischen Volke gab. Ganz verschieden aber und ohne allen Zusammenhang mit ihr, war die vom Census oder der Vermögensschätzung abhängige Eintheilung sämmtlicher römischer Bürger in **Klassen**, nach welchen sich theils das Maß der Leistungen, zu welchen der Einzelne dem Staat in Bezug auf Steuer und Kriegsdienst verpflichtet war, theils die Stelle, welche er in der Volksversammlung einzunehmen hatte, bestimmte. Der äußeren Form nach war die Eintheilung ganz militärisch: das Volk wurde als Heer, Exercitus oder mit altem Ausdrucke als Classis, gedacht und zwar daher zunächst in 2 Hauptabtheilungen, **Reiterei** und **Fußvolk**, Equites u. Pedites, abgetheilt. Die letzteren zerfielen in 5 **Klassen** oder in **sechs**, wenn man den ärmern Theil der Bevölkerung, deren Vermögen unter dem Census der fünften Klasse war, auch als eine Klasse betrachten will. Nach der Klasse, welcher jeder angehörte, bestimmte sich die Höhe der zu leistenden Kriegssteuer, der persönliche Dienst und die Art der Bewaffnung; für den Zweck der Komitien aber war jede Klasse in eine Anzahl Centurien zur Hälfte aus Seniores, zur andern aus Juniores bestehend, getheilt, die eben so viele Stimmen oder Suffragia zählten; und auf gleiche Weise war die Ritterschaft in 18 solcher Centuren gegliedert. Ueber diese Organisation berichten Livius (I. 43) und Dionysius (IV, 16 u. VII. 59) in der Hauptsache übereinstimmend, und nur in Nebendingen abweichend, wie aus folgender Tabelle hervorgeht.

Livius.	Dionysius.
I. Kl. Census: 100,000 Aß.	I. Kl. Census: 100 Minen.
40 Cent. der Sen. } 40 Cent. der Jun. } 80 Cent. 2 Cent. der Werkleute (Fabri).	40 Cent. der Sen. } 40 Cent. der Jun. } 80 Cent.
II. Kl. Census: 75,000 Aß.	II. Kl. Census: 75 Minen.
10 Cent. der Sen. } 10 Cent. der Jun. } 20 Cent.	10 Cent. der Sen. } 10 Cent. der Jun. } 20 Cent. 2 Cent. der Werkleute (Fabri), 1 den Sen., 1 den Jun. beigeordnet.
III. Kl. Census: 50,000 Aß.	III. Kl. Census: 50 Minen.
10 Cent. der Sen. } 10 Cent. der Jun. } 20 Cent.	10 Cent. der Sen. } 10 Cent. der Jun. } 20 Cent.
IV. Kl. Census: 25,000 Aß.	IV. Kl. Census: 25 Minen.
10 Cent. der Sen. } 10 Cent. der Jun. } 20 Cent.	10 Cent. der Sen. } 10 Cent. der Jun. } 20 Cent. 2 Cent. Cornicines u. Tubicines (Hornbläser u. Trompeter).
V. Kl. Census: 11,000 Aß.	V. Kl. Census: $12\frac{1}{2}$ Minen.
15 Cent. der Sen. } 15 Cent. der Jun. } 30 Cent. 3 Cent. Accensi, Cornicines, Tubicines.	15 Cent. der Sen. } 15 Cent. der Jun. } 30 Cent.
VI. Kl.:	VI. Kl.:
1 Cent. der Capite censi (die Vermögenslosen, also nach Köpfen Geschätzten).	1 Cent. der Capite censi.

Livius erhält sonach, wenn man die 18 Rittercenturien hinzurechnet, 194 Centurien, und da hier bei der Abstimmung keine unbedingte Majorität sicher ist, so ist jedenfalls ein Irrthum bei ihm anzunehmen, da die Zahl 193 für die Centurie

nicht blos durch Dionysius, sondern auch durch Cicero feststeht. Was die Höhe des Census anlangt, so entsteht die Frage, ob man darunter den Vermögensstamm eines Jeden als Kapital, oder die jährlichen Einkünfte, als Zinsen, zu verstehen habe. Jedenfalls hat man sich für die erstere Annahme zu entscheiden, da ein Einkommen von solcher Höhe Allem, was sonst über den Werth des Geldes und den Vermögenszustand älterer Zeit bekannt ist, widersprechen würde. Sämmtliche in den fünf Klassen enthaltenen Bürger hießen Assidui, dem in der Folge das gleichbedeutende Locupletes (die vermögenden Steuerpflichtigen) entsprach. Ihnen standen entgegen die Proletarii, die Bestandtheile der letzten Centurie. Die erste Klasse heißt auch vorzugsweise und schlechthin Classis, und Alle, welche ihr nicht angehören, sind infra classem. Man hat aber diese Klasse keineswegs als nur aus Reichen bestehend zu denken; die Gewalt sollte hauptsächlich in die Hände der Wohlhabenden gelegt werden. Unter ihnen sind eben so wohl Patricier, als Plebejer gewesen. Daß die Verfassung des S. T. einen durchweg aristokratischen Charakter gehabt habe, ist in dem Art. Komitien nachgewiesen. Auch die Alten theilten diese Ansicht, und Cicero rühmt es als einen besonderen Vorzug der Einrichtungen des S., daß die Entscheidung bei der Abstimmung in den Händen der Besitzenden und nicht der Menge sey (Cic., Rep. II. §. 39). Wie lange die servische Verfassung sich unverändert erhalten haben möge, ist streitig; so viel aber steht fest, daß sie in dem ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts der Stadt eine große Umänderung erfahren hatte, indem die Tribus zur Grundlg. der Centurienverfassung gemacht worden war; s. darüber Komitien. — 2) Servius Clodius, römischer Ritter und Halbbruder des Luc. Papirius Pötus, durch Bildung und Gelehrsamkeit ausgezeichnet; — 3) s. Galba, Sulpitius, Maluginensis. — II. (röm. Literat.), 4) S. Claudius oder Clodius, röm. Grammatiker, der n. Sueton zugleich mit seinem Schwiegervater L. Aelius Stilo die grammatischen Studien in Rom zuerst in größerer Ausdehnung betrieb. Wegen eines angeblichen Diebstahls eines Werks seines Schwiegervaters soll er Rom verlassen und dann, an der Gicht leidend, seinem Leben selbst ein Ende gemacht haben. Von seinen Schriften sind nur wenige Bruchstücke in allgemeinen Aufschriften erhalten. — 5) S. Maurus Honoratus, röm. Grammatiker, lebte wahrscheinlich unter dem älteren Theodosius gegen das Ende des 4. Jahrhunderts nach Chr., und zwar zu Rom, wo er eine Schule der Rhetorik angelegt zu haben scheint. Uns ist S. hauptsächlich bekannt durch seinen Kommentar zu Virgil. Ueber die Aeneide, die Eclogen u. die Georgica sich erstreckend, bietet dieser Kommentar eine Masse v. seltenen antiquarischen, historischen und mythologischen Notizen, sowie zahlreiche Fragmente älterer Schriftsteller, so daß er eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des römischen und italischen Alterthums geworden ist. Ein Abdruck dieses Kommentars findet sich schon in der ältern Ausgabe des Virgil; und zum ersten Male besonders, ohne den Text des Virgil, zu Venedig, 1471. Den besten Abdruck gab Burmann in s. Ausg. des Virgil (Amsterdam, 1746), wonach auch der Sonderabdruck von H. A. Lion veranstaltet ist (Göttingen, 1826, 2 Bde). Dem S. werden noch einige kleinere Abhandlungen aus dem Gebiet der lateinischen Grammatik beigelegt, welche in der Sammlung von Putschke abgedruckt sind: In secundam Donati artem interpretatio; De ratione ultimarum Hyllabarum liber ad Aquilinum, und Ars de pedibus versuum s. centum metris.

Servoi (Säugeth), in Brasilien s. v. a. brasilische Beutelratte, Krabbenfresser, Didelphys cancrivora *L.*

Servolini, Benedetto, Maler, um 1803 zu Florenz geboren und an der Akademie das. gebildet, widmete sich mit Erfolg der Historienmalerei, wobei er im Allgemeinen der früheren florentinischen Schule nachzustreben suchte, ohne jedoch sich an die Strenge derselben zu binden. S. ist einer der vielen neueren Künstler, die dem französischen Geschmacke huldigen und nicht selten affektirt erscheinen. Eines seiner früheren Bilder, welches er 1828 zur Ausstellung in Florenz brachte, stellt Philipp II. dar, wie er die Königin im Gefängnisse seines Sohnes überrascht. Ein späteres sehr gelungenes Bild stellt die Francesca da Rimini dar, die Scene, welche Dante's Worte: La bocca ri baccio tutto tremante, bedingen. Im J. 1831 brachte S. ein Gemälde zur Ausstellung, welches unter den Arbeiten der jüngeren florentinischen Künstler die erste Stelle verdiente. Es stellt Maria Stuart zum Tode gehend dar, eine effektvolle Scene, mit warmem Gefühle aufgefaßt und in Form und Färbung glücklich durchgeführt. Er zeigt in allen unbestreitbares Talent zur historischen Komposition.

Servolo, San, österreich.-illyr. Dorf, Kr. Istria, Wein- und Oelbau, Salzschlämmereien; 600 Einw. Dabei die gleichnamige Burg, auf dem Karst bei Triest, nach Servolo, einem Einsiedler zur Römerzeit und Schutzheiligen von Triest, benannt. Im 14. Jahrhundert gehörte sie dem Geschlechte Ducaini, denen sie die Venetianer nahmen. Unter letzteren ward sie stark befestigt, 1509 aber vom Grafen Cristofor Frangipani für den Kaiser erobert, der sie später der Familie Pilazzi in Lehn gab. Sie ward ganz in ritterlicher Art erhalten, im 19. Jahrhundert jedoch durch Brand zerstört.

Servon, franz. Dorf, Dep. Ille-Vilaine, Bez. Rennes, an der Vilaine, rechts; 1150 Einwohner.

Servoz, ital. Dorf, Königr. Sardinien Savoyen, westlich von Chamouny, an der Arve, rechts; Schieferbrüche mit silberhaltigem Bleierz, Marmor &c.; 430 Einw.

Servum arbitrium (lat.), s. Freier Wille.

Servus (lat.), 1) dienstpflichtiger Mensch; — 2) Sklav; — 3) von Häusern, Grundstücken &c., mit einer Servitut beschwert; — 4) S. Dei, im Mittelalter jeder Mönch und fungirender Geistliche; — 5) Servi, die Heiligen; — 6) S. servorum Dei (Dei famulus famulorum), Knecht der Knechte Gottes, Titel der röm. Päpste, den

sich zuerst Gregor d. Gr. um den Stolz des Patriarchen Johann von Konstantinopel zu beschämen, in mehren Briefen beilegte.

Serwademana (ind. Myth.), s. v. a. Baraden 2).

Serwatty, ostind. Inselgruppe, Banda-Inseln, an die kleinen Sunda-Inseln grenzend, auch Sermatten genannt. Sie besteht aus den Inseln: Letti, Moa, Lacker, Luwang und Serwatta oder Sermatta, einer der größten dieser Inseln unter einem Eingeborenen, aber den Niederländern zinsbaren Fürsten.

Serwing, dicke, von alten Kabelgarnen geflochtene platte Taue, dicker als Platting; dienen zur Bekleidung der Ankertaue und ähnlicher Dinge.

Serwouter (Servout, Servouters u. Sherwouter), Pieter van, Kupferstecher, um 1575 zu Antwerpen geboren und unter unbekannten Verhältnissen gebildet. Man kennt ihn nur nach mehren Blättern, die er nach verschiedenen Meistern ausführte, und welche gegen 1630 hinreichen, im Geschmacke seines Zeitgenossen Londerseel behandelt.

Serwst, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde; 190 Ew.

Séry (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Ardennen, Bez. Rethel; 1040 Einw.; — 2) S.-lès-Mézières, Dorf das., Dep. Aisne, Bez. St. Quentin, südwestl. von Ribemont; hydraul. Flachsspinnerei; 900 Einw.

Seryauster (Mollusk.), s. v. a. Blattauster, Ostrea folium *L.*

Serz, Johann Georg, Zeichner und Kupferstecher, um 1808 in Nürnberg geboren und an der Kunstschule daselbst gebildet, stand unter der Leitung des Direktors A. Reindel. Wir haben von ihm mehre schätzbare Blätter, in der Weise seines Meisters behandelt, auch mehre Stahlstiche.

Sesa, span. Flecken, südöstl. von Huesca, Ackerbau; 620 Einw.

Sesach, nach Einigen Babylon, nach Andern eine heidnische Gottheit, die zu Babylon verehrt wurde, vielleicht die Mondgöttin.

Sesai (bibl. Gesch.), s. Thalmai.

Sesak (bibl. Gesch.), s. v. a. Sisak.

Sesam (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sesamum *L.*

Sesambeinchen (Ossa sesamoidea, Anat.), kleine Knochen, die außer nächster Verbindung mit dem Skelet stehen, haben eine plattrundliche Form und eine lockere Substanz, liegen in der Nähe von Gelenken, in den Enden von Flechsen. Die eigentlichen S. haben theils eine mehr bohnenförmige, theils eine erbsenförmige Gestalt. Sie bilden sich in dem Verhältniß mehr aus, als auch die Muskeln der Theile, zu denen sie gehören, sich kräftig entwickeln, sind daher bei Männern stärker als bei Weibern; bei Kindern findet sich kaum eine Spur davon, auch verknöchern sie am allerspätesten, und gewöhnlich erst, wenn das Wachsthum des Körpers beendigt ist. Man unterscheidet beständige u. unbeständige S. Zu den ersteren gehört ein Paar in Gelenken, zwischen dem hinteren Gliede der großen Zehe und ihrem Mittelfußknochen, es heftet sich an sie die Flechse des kurzen Beugers der großen Zehe; an die Zehe sind sie durch das gemeinschaftliche Kapselband geheftet, außerdem haben sie aber unter sich ein knorpeliges Querband; ferner ein Paar an der innern Seite des Daumens, zwischen seinem oberen Gliede und dem ersten Mittelhandknochen; es heftet sich an sie die Sehne des kurzen Beugers des Daumens. Die unbeständigen finden sich an andern Gelenken des Fingergliedes und auch an anderen Stellen des Körpers in Beugemuskeln. Bei den Säugethieren kommen sie auch vor, u. bei mehren zahlreicher als beim Menschen, so bei Hunden, Affen.

Sesameä (Bot.), 1) nach Decandolle, natürliche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch frei, 5theilig oder 5spaltig, ziemlich gleich, bleibend. Blume unterweibig, mit 5spaltigem, 2lippigem Saume und erweitertem oder bauchigem Schlunde. Staubgefäße 4, 2mächtig, mit dem Ansatz zu einem fünften. Antheren 2fächerig, in 2 parallelen Längsritzen aufspringend. Eierstock auf einer drüsigen Scheibe stehend, 2- oder 4- und 8fächerig; Fächer ein- bis vieleiig, mit aufsteigenden, seltner hängenden Eichen. Griffel endständig, mit 2- oder 4spaltiger Narbe. Frucht eine trockene Steinfrucht oder eine klappige Kapsel, oft weichstachelig oder stachelig, 2-, 4- oder 8fächerig, arm- oder vielsamig. Samen eiweißlos. Keim gerade, mit einem unterständigen, seltner oberständigen Würzelchen. Kräuter mit meist gegenständigen, einfachen, ganzen Blättern und zwitterigen, unregelmäßigen, einzeln in den Blattwinkeln stehenden Blüthen. Die 24 in 7—8 Gattungen vertheilten Arten dieser Familie sind sämmtlich in den Tropenländern einheimisch. Es sind bei ihnen schleimige Bestandtheile vorwaltend, daher kommen manche Arten in ihrem Vaterlande als erweichende, zertheilende und reizmindernde Heilmittel in Anwendung; mehre sind wegen ihrer ölreichen Samen für die Bewohner der Tropenländer von großer Wichtigkeit. — 2) Nach Jussieu, Gruppe der Bignoniaceae (s. d.). — 3) Nach Reichenbach, Untergruppe der Personatae Bignoniaceae; s. Bignoniaceae 2).

Sesame d'Allemagne (franz., Bot.), s. v. a. gemeiner Leindotter, Camelina sativa *Crantz.*

Sesamella (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung. Arten unter Reseda *L.*

Sesami vulgaris herba et semen (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Camelinae; s. Camelina sativa *Crantz.*

Sesamis (griech. Antiq.), eine Lieblingsspeise der Athener, bestehend aus gerösteten und zerstampften Körnern der orientalischen Schotenfrucht Sesamon, die mit Honig angemacht wurden. Dieses Gericht wurde besonders bei Hochzeiten den ankommenden Gästen geweiht.

Sesamöl, s. Sesamum.

Sesamopteris (Bot.), nach Endlicher, Pflanzengattung. Arten unter Sesamum.

Sesamsamen (pharm. Bot.), s. v. a. Semen Sesami, Sesamum orientale *L.*

Sesamum (Bot.), I. nach Linné, Sesam, Oel-Linge nach Oken, Gattung der Per-

sonatae Bignoniaceae *Rchb.*, Didynamia Angiospermia *L.* **Charakter:** Kelch 5theilig. Blumenkrone glockenförmig, 5spaltig, der unterste Zipfel länger, Kapsel 4furchig, 4fächerig. Von 11 **Arten**, meistens einjährigen ostindischen Kräutern, sind besonders merkwürdig: 1) S. indicum *L*, **indischer oder schwarzer Sesam.** Die untersten Blätter eiförmig, tief 3lappig, entfernt und scharf gesägt, die folgenden höherstehenden eirund-länglich, die obern lanzettlich, ganzrandig. Samen schwarz. Wird in Aegypten und Westindien kultivirt und hat dieselben Eigenschaften wie die folgenden Arten. Rumph, Amb., 5, Taf. 16, Fig. 1. — 2) S. malabaricum *Burm.*, **malabarischer S.** In Ostindien, besonders Malabar. Die untern Blätter eiförmig oder fast herz-eiförmig, grob gesägt, die obern kleiner, ei-länglich, ganzrandig oder mit einzelnen großen, stumpfen Zähnen am Rande. Hat dieselben Eigenschaften wie die folgende Art. Rheede, Hort. mal., 9, T. 55. — 3) S. orientale *L.*, **orientalischer S., weißer S.** Blätter eirund-länglich, ganz- u. fast ganzrandig, entgegengesetzt. Blumen und Samen weiß. Ist fast in allen Gegenden der heißen Zone, außerdem aber auch in China und Japan, in Aegypten u. s. w. kultivirt. Die eirunden, spitzigen, glänzenden Samen, Semen Sesami, Sisami s. Digitalis orientalis, **Sesam- oder Sisamsamen, ägyptischer oder alexandrinischer Oelsamen**, enthalten in reichlicher Menge ein süßes, fettes Oel, welches schon seit den ältesten Zeiten bei den Babyloniern und Aegyptiern sowohl an den Speisen, als auch als Heilmittel benutzt wurde. Das schlechtere dient zum Brennen. Man gebraucht es als Arznei in allen den Fällen, wo man überhaupt süße und fette Oele anwendet. Es kam früher auch häufig in den europäischen Officinen als Oleum Sesami s. Oleum Seminis Sesami, **Sesamöl, Gergelimöl**, Huile de Jugeoline, vor, was jetzt kaum noch der Fall ist, weil es vor andern guten und feinen Oelen keine besondern Vorzüge besitzt. Im Orient hält man es für ein vortreffliches Schönheitsmittel. Das Kraut wird in der Heimath als ein schleimiges, erweichendes und zertheilendes Mittel innerlich und äußerlich häufig gebraucht. Das Oel wird auf folgende Art gewonnen: Der Samen wird mit Stöcken ausgeschlagen und in Wasser gethan, worauf die Spreu oben aufschwimmt; der zu Boden gefallene Samen wird dann an der Sonne getrocknet und auf einer Mühle mit 2 Steinen gemahlen, wodurch eine Art Teig entsteht, welcher in Kugeln geknetet u. in Schüsseln oder Fässer gelegt wird, wo das Oel von selbst ausschwitzt und mit Löffeln abgeschöpft wird. — Der rohe Samen wird wie Fenchel auf Kuchen gestreut, oder geröstet mit Zucker und Reismehl zu Kuchen gebacken, welche jedoch brandig schmecken, aber von den Reisenden gern mitgenommen werden, weil sie bald sättigen. Die Chinesen geben sie den Kindbetterinnen und andern Genesenden, weil sie gut nähren. Die Pflanze riecht so stark, daß sie von keinem Thier, außer den Raupen gefressen wird. Rheede, Hort mal., 9, Taf. 54. — Die Gattung ist der Typus der Sesameae *Dec.* u. A. (s. d.). — II. Nach **Adanson**, Untergattung von Martynia *L.*

Sesamus (a. Geogr.), Stadt und griechische Kolonie in Kleinasien (Paphlagonien), später Amastris genannt; jetzt Samastro.

Sesanne, ital. Dorf, Königreich Sardinien, **Turin**, westlich von Pignerolo.

Sesa Plana, Berg, s. **Graubündten**, S. 725.

Sesban (Bot.), nach **Adanson**, Pflanzengattung, gebildet aus Aeschynomene *L.* und Sesbania *Pers.*

Sesbana (Bot.), nach **Aiton**, Pflanzengattung, s. v. a. Sesbania *Pers.*

Sesbania (Bot.), nach **Persoon**, **Schnurfrehme** nach **Oken**, Gattung der Papilionaceae Loteae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.* **Charakter:** Kelch fast gleich-5spaltig oder 5zähnig. Schmetterlingsblume; Fahne rundlich, zusammengelegt, kürzer als das am Grunde 2spaltige Schiffchen. Staubgefäße diadelphisch. Hülse verlängert, zusammengedrückt und walzenrundlich, mit Einschnürungen zwischen den Samen. Von 25 **Arten**, Kräutern und Sträuchern, meistens in Asien und Amerika, sind folgende als **Arzneipflanzen** zu erwähnen: 1) S. aegyptiaca *Pers.* In Mittelafrika, von Aegypten bis Senegambien; Ostindien. Strauchartig, kahl; Blätter gefiedert; Blättchen in 9—16 Paaren, länglich-linearisch, etwas stachelspitzig. Trauben vielblüthig; Hülsen walzenrundlich, aufgetrieben-knotig. Die länglichen Samen werden besonders bei Hämorrhoiden, Schleim- und Blutflüssen, um diese zu unterdrücken, angewendet. Alpin, Aegypt., Taf. 82. — 2) S. arborescens *Kostel.* In Ostindien. Baumartig, kahl. Blätter gefiedert; Blättchen in 12—15 Paaren, länglich-linealisch, stachelspitzig. Trauben 8—12blüthig, hängend; Hülsen stielrundlich, hängend. In Ostindien gebraucht man die Blätter gegen Unterleibsstockungen und mit Citronensaft gegen Anfälle von Manie, die Rinde und Samen dagegen bei zu starker Menstruation, die Blüthen gegen Schwämmchen und die Wurzel mit Kalmus und Ingwer gegen die Folgen des Bisses einer in Ostindien lebenden giftigen Schlangenart. Das Holz soll vorzügliche Kohlen zur Schießpulverbereitung liefern. Rheede, Hort. mal., 6, Taf. 27. — 3) S. cannabina *Retz.* In Malabar; einjährig. Hat zähe, feste Stengelfasern, die man wie Hanf benutzt. — 4) S. picta *Pers.*, Aeschynomene picta *Cav.* In Neuspanien, Mexiko, Westindien; einjährig. Krautartig, kahl. Blätter gefiedert; Blüthchen länglich-linealisch, stumpf, in 12 Paaren. Trauben vielblüthig, nickend; Blumenkrone 3mal länger als der Kelch; Hülsen fadenförmig, querfächerig. In ihrem Vaterlande benutzt man die Pflanze als gutes Mittel zu erweichenden Umschlägen. Cav., Taf. 314.

Sesbazar (bibl. Gesch.), von Cyrus eingesetzter Landpfleger der Juden, der im Auftrage des Königs den Tempelbau leitete, mit Serubabel für identisch gehalten.

Seschellen, Inseln, s. v. a. Sechellen.

Seschwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. **Breslau**; 200 Einw.

Sescuncia (Sescunx) röm. Münze, $1\frac{1}{2}$ Unzen; s. Uncia.

Sesecapa, Fluß, s. v. a. Lempa in ihrem frühern Lauf.

Sesecrienae Insulae (a. Geogr.), s. v. a. Heptanesia.

Sesel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Seseli *L.* — Kretischer S., s. v. a. gebräuchlicher Zirmet, Tordylium officinale *L.*

Seseleos massiliensis Semen (pharm. Bot.), s. v. a. Marseiller Seselsamen. S. Seseli tortuosum *L.* — S. pratensis Radix, s. Silaus pratensis *Bess.* — S. cretici Semen, s. v. a. Kretischer Seselsamen, s. Tordylium officinale *L.*

Seseli (Bot.), nach Linné, Sesel, Bergfenchel, Gattung der Umbellatae Seselineae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchsaum 5zähnig. Blumenblätter 5, verkehrt ei- oder herzförmig, mit eingeschlagener Vorspitze. Frucht oval oder länglich, mit fadenförmigen, dicken Riefen, von denen die seitlichen randend und oft noch etwas breiter sind; Thälchen einstriemig. Von 42 Arten, meistens ausdauernden Pflanzen in Europa, Asien und Amerika, sind besonders merkwürdig: 1) S. Hippomarathrum *L.*, Roßfenchel. In Süd- und Mitteleuropa, auf Bergen, an Felsen. Stengel oben ästig. Blätter 3fach gefiedert; Lappen schmal, graulichgrün. Dolden 12strahlig; Hüllchen aus einem halben Dutzend verwachsener Blättchen bestehend. Man hält diese Pflanze für das zweite Ἱππομάραθρον des Dioscorides, jedoch ohne große Gewißheit. Schkuhr, Taf. 75. — 2) S. tortuosum *L.*, gedrehter Sesel. In Südeuropa, auf sonnigen Bergen und Hügeln. Stengel starr, sehr ausgesperrt-ästig. Blätter doppelt-fiederschnittig, etwas starr; Abschnitte 3spaltig, Lappen linealisch, spitzlich, am Rande und Kiele schärflich. Dolden 5—10strahlig, ohne oder mit einer 1- oder 2blätterigen Hülle. Die ganze Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch und Geschmack. Man hat jedoch nur, wenn schon seit den ältesten Zeiten (bei Hippocrates und Dioscorides Σέσελι μασσαλεωτικὸν), die bitter-gewürzhaften Früchte, Semen Seseleos massiliensis s. Carvi caballini, massilischer oder marseiller Seselsamen, Roßkümmel, Pulsthabersamen, Bergseselsamen, meist in den Ländern, in denen die Pflanze wächst, angewendet. Man hielt sie für ein besonderes Gegengift des Wasserschierlings, Cicuta virosa *L.* In den übrigen Ländern Europa's sind sie früher auch bisweilen angewendet worden, sie haben aber vor andern gewürzhaften Samen von Doldengewächsen nichts voraus. Plenck., Taf. 212. — Die Gattung ist der Typus der Seselineae *Koch.*

Seselineä (Bot.), nach Koch, Gruppe der Umbelliferae *Juss.* (s. d.).

Seselkraut (Bot.), s. v. a. gebräuchliches Laserkraut, Laserpitium Siler *L.*

Seselsamen (pharm. Bot.), s. v. a. Semen Sileris, s. Laserpitium Siler *L.*

Sesena, span. Flecken, südöstl. von Madrid, auf einem salpeterreichen Boden, am Jurama, rechts; Salzquelle; 1210 Einw.

Seserinus (Ichthyol.), nach Cuvier, Gattung der Acanthopterygii Scomberoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Thunne nach Oken. Charakter: Körper zusammengedrückt; Schnauze stumpf; zwei kleine Bauchflossen oder vielmehr nur Spuren von Bauchflossen. Einzige Art: S. Rondeletii *Cuv.* Kleiner Fisch des mittelländischen Meeres. Rondelet, 257.

Seseseuze, el, s. v. a. Orion 2).

Sesia (Geogr.), 1) ital. Fluß, Königr. Sardinien, Nebenfluß des Po, links; entspringt südöstlich am Monte-Rosa, fließt südöstlich, und mündet nach einem Laufe von 20 Meilen in zwei Armen, davon der westliche östlich von Casal. Nebenfl.: Sessera und Cervo, rechts; hieß im Alterthum Sessites. An seinem obern Laufe liegt Borgo Sesia, in Piemont, nordöstl. von Jvrea. — 2) Von diesem Fluß gebildetes Thal (Val di S.), in den ponnenischen Alpen; $12\frac{1}{2}$ □M., 40,000 Einw.; viele Gold-, Eisen- und Kupferbergwerke, sonst große Armuth an Getreide. — 3) Ehemaliges Departement im Königreich Italien, mit 43 □M., 205,000 Einw. und der Hauptstadt Vercelli.

Sesia (Entom.), nach Fabricius und Ochsenheimer, Glasflügler, Gattung der Lepidoptera Crepuscularia *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Abendfalter oder Schwärmer nach Oken, unter Sphinx *L.* Charakter: Die Fühler spindelförmig, in der Mitte dicker, mit einem kleinen Schuppenbüschel am Ende. Der Leib lang gestreckt, am Ende bärtig, mit hochgefärbten Gürteln. Die Flügel schmal und lang, mit feinem leicht abfliegenden Staube, daher dann durchsichtig. Die Füße lang bedornt und behaart. Sie fliegen am Tage, im hellen Sonnenschein. Ihre Puppe liegt in einem Gewebe aus Erde oder zernagten Holzspänen, und ist an den Gelenken des Hinterleibes mit Stacheln besetzt. Die Raupen sind dünn behaart, gelblich oder weißlich, haben einen dicken dunkleren Kopf und gleichfarbigen Nackenschild; sie leben im Holz und Mark der Bäume und Stauden. Von den 30 europäischen Arten beschreiben wir nur die bekanntesten und führen die übrigen nur nach ihren Namen an:

A. Ohne sichtbaren Sauger; Weibchen ohne Haarbüschel am After: 1) S. apiformis *Ochsenh.*, Wespenschwärmer, Bienenschwärmer, Pappelschwärmer. Leib lang, wurmförmig, gelb mit schwarzen Ringen; Flügel glashell, mit braunen Adern und Rand. Im Sommer häufig an Baumstämmen, zumal allen Arten Pappeln, in deren Stämmen und Wurzeln die Raupe lebt. Sie ist weißlichgelb mit einer dunklern Rückenlinie und einem großen, schwarzbraunen Kopfe; zu ihrer Verwandlung braucht sie zwei Jahre. Der Schmetterling wird wie die übrigen Arten dieser Gattung und überhaupt wie die meisten, deren Raupen sich von Holz und Sumpfpflanzen nähren, in den Sammlungen sehr leicht ölig. Das Durchdringen des überflüssigen Fettes der Fettmasse, besonders bei den Männchen, scheint die Ursache davon zu sein. Eintauchen des verdorbenen Stückes in Naphta ist das beste und bis jetzt einzige Mittel zur

Rettung, doch leiden immer die Bedeckungen dabei. Vergl. Döbner in Germars Zeitschrift für die Entom. 1. Bd., 1. Heft, S. 174. Esper, II, XIV, Fig. 2; XXIX, cont. IV, Fig. 2, 3. — 2) S. Bembeciformis *Ochsenh.* In England und Belgien.

B. Mit langem Sauger; beide Geschlechter mit einem Haarbüschel am After: 3) S. asiliformis *Ochsenh.* Vorderflügel undurchsichtig, kaffeebraun, mit rostgelben Atomen bestreut, am Vorderrande ins Blaue spielend; Hinterflügel durchsichtig, mit dunklern Adern und einem mondförmigen Streifchen am Vorderrande. In Deutschland und Italien. Die Raupe lebt in den jungen Stämmen der italienischen Pappel, Populus dilatata *L.* Esper, II, XXIX. — 4) S. tipuliformis *Ochsenh.* Flügel glashell, die vordern schwarz gesäumt, mit schwarzer Querbinde, an der Spitze gelb; Hinterleib schwarz, am Ende bärtig, die Ringe gelb gesäumt. Vier Linien lang; ist im Mai und Juni allenthalben gemein und fliegt in den heißen Mittagsstunden um die Johannisbeersträucher. In dem Mark von diesen lebt ihre Raupe, welche weißlich und fein behaart ist. Sie hat einen braunen Kopf, zwei gleichfarbige Flecken hinter demselben und eine braune Rückenlinie. Esper, II, XV, 3; — De Geer, II, Taf. 2, Fig. 12. — 5) S. culiciformis *L.*, *Ochsenh.* Flügel durchsichtig; Vorder- und Außenrand und eine Mittelbinde der Vorderflügel schwarzbraun; Hinterleib schwarzblau mit röthlichgelbem Gürtel in der Mitte; 6 Linien lang, 11 Linien breit. Im März und April im Innern der Stämme von Aepfel- und Pflaumenbäumen schädlich. — 6) S. laphriaeformis *Ochsenh.* In der Gegend von Berlin. — 7) S. rhingiaeformis *Ochsenh.* In Italien, auch bei Leipzig. — 8) S. Tineiformis *L.*, *Ochsenh.* In Italien, Südfrankreich, Portugal. — 9) S. spheciformis *Ochsenh.* In Deutschland, Italien. — 10) S. scoliaeformis *Ochsenh.* In Stettin, Darmstadt. — 11) S. Hylaeiformis *Ochsenh.* In Süddeutschland, Riesengebirge, Leipzig. — 12) S. doryliformis *Ochsenh.* In Portugal. — 13) S. chrisidiformis *Ochsenh.* In Italien, Südfrankreich, Rheingegenden. — 14) S. prosopiformis *Ochsenh.* In Ungarn. — 15) S. ichneumoniformis *Tr.* In Süddeutschland, Italien, Sachsen. — 16) S. cynipiformis *Ochsenh.* In Oesterreich, Berlin, Leipzig. — 17) S. melliniformis *Ochsenh.* In Südfrankreich, Dresden. — 18) S. uroceriformis *Ochsenh.* In Ungarn. — 19) S. mutillaeformis *Ochsenh.* In Oesterreich, Ungarn, Dresden, Berlin. — 20) S. typhiaeformis *Ochsenh.* In Deutschland, Italien. — 21) S. formicaeformis *Ochsenh.* In Deutschland, Portugal, Frankreich. — 22) S. nomadaeformis *Ochsenh.* In Deutschland, Dresden. — 23) S. cephiformis *Ochsenh.* In der Umgegend von Wien, sehr selten. — 24) S. euceraeformis *Ochsenh.* — 25) S. masariformis *Ochsenh.* — 26) S. tenthrediniformis *Ochsenh.*, *Meig.* In Süddeutschland. — 27) S. philanthiformis *Ochsenh.*, S. muscaeformis *Meig.* In Deutschland, Frankreich. — 28) S. brosiformis *Ochsenh.* In Ungarn. — 29) S. andrenaeformis *Ochsenh.* In Ungarn. — 30) S. stomoxyformis *Ochsenh.* In Portugal, Spanien, Ungarn.

Sesidrud, Fluß, s. v. a. Sefidrud.

Sesini (deutsch Sechser), die kupfernen Sechsdinaristücke im Mailändischen, Modenesischen und Parma.

Sesjuli, europ.-russ. Ort, Gouv. Pskow, südwestlich von Cholm.

Seskär (Geogr.), 1) europ.-russische Insel im finnländ. Golf, zum Gouv. St. Petersburg gehörig; auf dem Nordwest-Ende eine Rhede und ein Leuchtthurm; 60° 2′ 7″ n. Br. und 46° 1′ 24″ ö. L.; — 2) schwed. kleine Insel, Norr-Botten, nördlich von Malören, im nördlichsten Theile des bottnischen Meerbusens.

Seskarön, schwed. Insel, s. v. a. Seskär 2).

Seslawek, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Rossitz; 330 Einw.

Sesleria (Bot.), nach Arduino, Elfengras nach Oken, Gattung der Gramina Bromea *Kunth*, Triandria Digynia *L.* Charakter: Trauben- oder rispenförmige Aehren mit einer scheiden- oder klappenförmigen Hülle; Aehrchen 3blüthig, untere Kelchspelze mit 3–5 Borsten, obere geschlitzt; Korn mit langem Griffel, in den Spelzen bleibend. Von 17 Arten, ausdauernden Gräsern meistens in Europa, ist am bekanntesten: S. coerulea *Arduin.*, blaues Elfengras. In Mitteleuropa, auf Weiden, besonders an Kalkbergen. Aehren länglich, mit 2 oder 3 ganzen und blauen Deckblättern; äußere Spelze groß, spitzig, innere 3zähnig. Zeigt feuchten, kalten und sauern Boden an, wo nach der Sage die Elfen ihre Tanzplätze haben, weshalb es auch Elf-Tanzer heißt. Arduin, Saggi, III, Taf. 6. — Die Gattung ist der Typus der Seslerieae *Koch.*

Seslerieä (Bot.), nach Koch, Gruppe der Gramineae *Juss.*

Sesma, span. Flecken, Navarra, südlich von Estrella; Mangel an Trinkwasser, Ackerbau; 1140 Einw.

Sesonchosis (Sesonches), Name mehrer ägypt. Könige: 1) S. I., der 1. König der 12. Dynastie; regierte um 3000 v. Chr.; — 2) S. II., s. Sesostris. — 3) (Scheschonk), in der Bibel angeblich Sisak, Begründer der 22. Dynastie. Namen und Nachrichten über sein Geschlecht fand Champollion im karnakschen Palaste in Theben.

Sesorthus (a. Gesch.), s. v. a. Tosorthras.

Sesostris (ägypt. Gesch.), Name des berühmtesten Königs unter den Pharaonen der 18. Dynastie, ja unter allen, die über Aegypten geherrscht haben, im Manetho und auf den Denkmalen auch Ramesses oder Ramses (der II. oder III.), im Diodor Sesoosis geheißen. Die Hieroglypheninschriften, die seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen sollten, finden sich nicht nur in seinem Königssitze zu Theben auf den Tempelwänden zu Luxor und Karnak, sondern auch auf vielen andern Denkmalen von den Ausflüssen des Nils bis nach Nubien hinein. Diodor gibt seine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte am ausführlichsten. Der Vater des S., erzählt er, ließ alle mit dem Sohne an demselben Tage ge-

borenen Knaben mit ihm erziehen, unterweisen und durch angestrengte Leibesübungen abhärten, damit der künftige König in ihnen treue, engverbundene Freunde, tapfere Mitstreiter, wohlunterrichtete Räthe finde. Als S. den Thron bestiegen hatte, unternahm er gewaltige Eroberungszüge zu Land und zu Wasser mit einer Macht von 600,000 Fußgängern, 24,000 Reitern, 27,000 Streitwagen und einer Flotte von 400 Schiffen, welche er auf dem rothen Meere ausrüsten ließ. Nachdem er zuerst Aethiopien unterworfen, bezwang er, ein Vorläufer Alexanders, ganz Asien bis an den Ganges, durchzog in Europa Thracien und kehrte von da nach einer neunjährigen Abwesenheit mit unermeßlicher Beute nach Aegypten zurück und mit unzähligen Gefangenen, die er zur Arbeit an den großen Bauwerken, die er errichten, und an den vielen Kanälen, die er graben ließ, verwendete. Wie sehr nun auch die außerordentliche Uebertreibung in den Angaben der Heereszahl und der durchzogenen und besiegten Länderstrecken in die Augen springt, ist es doch gewiß, daß Ramses-S. oder Ramses d. Gr., wie man ihn jetzt zu nennen pflegt, ein gewaltiger Kriegsfürst war, der über die Grenzen Aegyptens hinaus Eroberungen machte. Daß er über Aethiopien herrschte, kann nach den Denkmalen in Nubien, die seinen Namen tragen, gar nicht bezweifelt werden. An den Wänden des großen Palasttempels von Karnak, wo eine Reihe von Schlachtgemälden seine Thaten verherrlicht, sieht man ihn bald zu Fuß, bald auf dem Streitwagen kämpfen, bald im offenen Felde die Feinde in die Flucht treiben, bald die Mauern ihrer Festen stürmen. Herodot, Diodor und Strabo erzählen von Denksäulen, die S. in den Ländern der bezwungenen Völker zum Andenken seiner Siege über sie aufrichten ließ; und in der Nähe des alten Berytus (Beirut) in Syrien sind Basreliefs in den Felsen eingehauen entdeckt worden, die mit der höchsten Wahrscheinlichkeit auf diese Denkmäler zu deuten sind, da auf einem derselben Fragmente des Namens Ramses sich noch entziffern lassen. Wenn sich also die Züge des S. auch wohl nicht über den Euphrat hinaus erstreckt haben, so sind doch Eroberungen, die er in Vorderasien gemacht, als eine geschichtliche Thatsache außer Zweifel gestellt. In der Verwaltung Aegyptens selbst werden ihm wichtige Einrichtungen zugeschrieben. Er soll Aegypten in 36 Distrikte (Nomoi) und die Einwohner in bestimmte Klassen getheilt, ihnen Ländereien angewiesen und jeden nach seinem Vermögen besteuert haben. Von den oben erwähnten Bauten und Anlagen sind besonders hervorzuheben die Anlegung von Kanälen aus dem Nil von Memphis bis an das Mittelmeer; die Versetzung niedrig gelegener und den Nilüberschwemmungen ausgesetzter Städte auf Dämme, die Erbauung der 1500 Stadien langen Mauer von Pelusium bis Heliopolis. Nach allem, was von S. berichtet wird, bezeichnet dieser Herrscher, dessen Regierungszeit man jetzt von 1411—1345 v. Chr. anzusetzen pflegt, eine wichtige Periode in der Machtentwickelung Aegyptens nach außen und zweckmäßiger Einrichtungen im Innern.

Sesqui (lat.), 1½ von einem Maß enthaltend; daher Sesquicyathus, 1½ Cyathus; Sesquidigitus, 1½ Zoll; Sesquihora, 1½ Stunde; Sesquijugerum, 1½ Morgen; Sesquilibera, 1½ Pfund; Sesquimensis, 1½ Monat; Sesquimodius, 1½ Scheffel; Sesquiobolus, 1½ Obolus; Sesquipedalis, 1½ Fuß groß; auch bildlich gebraucht: Sesquipedalia verba (bei Horaz), hochtrabende Redensarten; Sesquiulisses, ein Mann, der noch einhalbmal so listig ist, als Ulysses, ꝛc.

Sesqui- (bot. Term.), als Vorsylben, anderthalb- oder anderthalbmal: sesquipedalis, anderthalb Fuß lang; sesquilongior, anderthalbmal so lang.

Sesqui altera (lat.), 1) Beiname eines Intervallenverhältnisses bei Berechnung der Intervalle; — 2) Name einer gemischten Orgelstimme, in welcher jede Taste nicht den ihr eigenthümlichen oder nach Maßgabe unseres Tonsystems ihr entsprechenden Ton angibt, sondern immer die Terz und Quinte von diesem, und zwar dergestalt, daß die Terz immer in einer noch höhern Oktave erklingt, als die Quinte, so daß also das Verhältniß von Quinte und Decime des eigentlichen Stammtones entsteht (vgl. Adlungs „Musica mech. org.“). Erklingt die Terz in derselben Oktave, in welcher die Quinte liegt, also tiefer, als diese, so will Adlung die Stimme Tertian genannt wissen. Dies ist die frühere Beschaffenheit des Registers S.; jetzt fehlt demselben die Quinte ganz, so daß nur die Terz erklingt und das S. als eine Terzstimme erscheint. Hinsichtlich des Geschlechts ist diese Stimme ein lieblich, nicht zu stark intonirtes, offenes Flötenregister, das, verschieden disponirt, sich meist über das ganze Manual erstreckt, zur Ausfüllung der Hauptstimmen dient und bei starker Registrirung von großer Wirkung seyn kann. Es wird fast nur bei stimmreichen Orgelwerken angewandt. — 3) Von den Alten in Verbindung mit andern Wörtern zu Taktbezeichnungen gebraucht; z. B. S. a. maggiore perfetta, s. v. a. Tripeltakt, in dem die Brevis 3 Semibreves galt, ohne daß sie einen Punkt bei sich hatte (s. Mensuralmusik). Diese Taktart wurde zu Anfang des Tonstückes auf dem Liniensysteme mit einem senkrecht durchstrichenen Zirkel und mit den demselben nachfolgenden Zahlen $\frac{3}{2}$ bezeichnet. — S. a. maggiore imperfetta, s. v. a. Tripeltakt, in welchem die Brevis ohne Punkt 2 Semibreves galt, mit dem Punkte aber 3 Semibreves (s. Mensuralmusik). Die Bezeichnung dafür war ein senkrecht durchstrichener Halbzirkel mit den Zahlen $\frac{3}{2}$. — . Sa. minore perfetta, s. v. a. Tripeltakt, in welchem die Semibrevis auch ohne Punkt 3 Minimas galt. Das Zeichen dafür war ein Kreis und daneben die Zahlen $\frac{3}{2}$. — S. a. minore imperfetta, s. v. a. derjenige Tripeltakt, in welchem die punktirte Semibrevis 3 Minimas, die unpunktirte nur 2 Minimas galt. Zeichen dafür: Halbzirkel mit den daneben stehenden Zahlen $\frac{3}{2}$.

Sesqui ottava (ital., Mus.), der $^9/_8$-Takt bei den Alten, den sie mit einem offenen Halbzirkel mit den daneben stehenden Zahlen $\frac{9}{8}$ bezeichneten.

Sesquioxyd (Chem.), im Allgemeinen eine Oxydationsstufe, die auf 1 At. Radikal 1½ At. Sauerstoff (d. h. um die Hälfte Sauerstoff mehr als im Oxydule), oder auf 2 At. Radikal 3 At. Sauerstoff enthält, z. B. das Eisenoxyd $= Fe_2O_3$. Dann bezeichnet dasselbe Wort aber auch noch bei einigen Metallen, die mehr als 2 salzfähige Basen haben, eine Oxydationsstufe, welche halbmal mehr Sauerstoff als das Oxyd enthält, z. B. Iridiumsesquioxyd $= Ir\ O_3$, während Iridiumoxyd $= Ir\ O_2$ ist, und in demselben Sinne ist dann auch das Wort Sesquioxydul zu verstehen, z. B. Iridiumsesquioxydul $= Ir_2\ O_3$, während Iridiumoxydul $= Ir\ O$ ist.

Sesquipedalisch (v. Lat.), 1) anderthalbschuhig; — 2) sehr lang, hochtrabend; s. Sesqui.

Sesquilicate of Manganese (Min.), nach Thomson, s. v. a. Kieselmanganerz, s. d. und Manganolith.

Sesqui tertia (lat., Mus.), dasjenige Intervallenverhältniß, wobei die kleinere Zahl in der größeren 1⅓mal enthalten ist; z. B. das Verhältniß der Quarte 4:3.

Sesrymnir (nord. Myth.), der schöne Saal in Freia's Wohnung Folkwang, in welchem sie die Hälfte der Helden der Erde zum Dienst der Liebe und zu allen Lebensfreuden um sich versammelt; hier oder in Walhalla ist sämmtlicher Einheriar Aufenthalt.

Sessa (Geogr.), 1) ital. Stadt, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, östlich von Gaeta; Bischofssitz, Kathedrale, Waisenhaus, Hospital; Ueberreste röm. Bauwerke, Wasserleitungen, Bäder, Theater rc.; 4000 Einw.; — 2) Flecken das., Prov. Principato-citer., nordwestlich von Il-Vallo; 730 Einw.; — 3) schweiz. Dorf, Kant. Tessin, Bez. Lugano; 600 Einw.

Sessa (Biogr.), 1) angeblicher Erfinder des Schachspiels, s. Sissa. — 2) Karl Borromäus Alexander, Schriftsteller, 1786 zu Breslau geboren, studirte zu Halle und Wien die Heilkunde, prakticirte in seiner Vaterstadt, † 1813 am Nervenfieber. Schrieb: mit K. W. Contessa: Makulatur, 1. Heft, Breslau 1811; — Der Luftschiffer, in Holtei's Jahrbücher deutscher Nachspiele, 3. Jahrg., das. 1824; — Unser Verkehr, Lustspiel, Berlin 1813, 4. Aufl., 1817. — 3) Niccolo, Maler in Neapel, bildete sich an der Akademie daselbst, dann in Rom und Florenz und gelangte zu dem Ruf eines der ersten Maler der neueren italienischen Schule. Er malt Bildnisse, historische Darstellungen und Genrebilder. Man findet von seinen Werken in öffentlichen Gebäuden und Palästen. In der Abtei Monte Cassino ist von ihm die Marter des heil. Bertarius und seiner Klosterbrüder. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehört sein Abzug des Königs Ladislaus aus Gaeta.

Sessana, österr.-illyr. Bezirk, Kr. Görz; 47 Dörfer mit 12,000 Einw.; darin das gleichnam. Dorf mit Post; 900 Einw.

Sessea (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Gattung der Personatae Bignoniaceae *Rchb.* 3 Arten, Bäume und Sträucher in Peru: 1) S. dependens *R. P.* Dient als erweichendes und schmerzenstillendes Heilmittel. R. u. P., Il. per., 2, Taf. 116. — 2) S. petiolaris *Spr.*; — 3) T. stipulata *R. P.* Wird ebenso gebraucht wie die erste Art. R. u. P., Il. per., 2, Taf. 115 b.

Sessel, 1) ein beweglicher Sitz, daher meist s. v. a. Stuhl; — 2) im engeren Sinne ein Sitz ohne Lehne. Im Mittelalter war es an einigen Orten Strafe der Felonie, einen solchen S. eine Strecke zu tragen (Sesseltragen); — 3) (Mühlenw.), hölzernes Gestelle, in welchem der Rumpf statt in der Rumpfleiter hängt.

Sesselkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Diapensia *L.*

Sessenbach, nass. Dorf, Amt Selters; 140 Einw.

Sessenhausen (Geogr.), 1) nass. Dorf, Amt Selters; am Saynbache; 370 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 120 Einw.

Sessenheim, franz. Dorf, Dep. Niederrhein, Bez. Straßburg, an der Zore, links; 1070 E.

Sessenreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kulmbach; 100 Einw.

Sessi (Biogr.), 1) Marianne, hochgefeierte Sängerin der neueren Zeit, geb. 1776 zu Rom, wurde unter ihres Vaters Aufsicht gebildet, kam 1792 nach Deutschland und erhielt 1793 ein Engagement bei der Opera seria zu Wien, wo sie sich im Jahr 1795 mit dem reichen Kaufmann Natorp verheirathete und nun den Namen S.-Natorp annahm. Im Jahr 1804 kehrte sie nach Italien zurück, blieb daselbst bis 1811 und ging dann nach London, von wo aus sich ihr Ruf fast über die ganze Erde verbreitete. Im Jahre 1816 kam sie abermals nach Deutschland, trat 1817 und 1818 besonders in Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg mit dem größten Beifall auf und ging dann über Kopenhagen nach Stockholm. Im Jahre 1835 kam sie zum dritten Male nach Deutschland, ging 1836 nach Berlin, wo sie eine Zeit lang Gesangunterricht ertheilte und dann nach Italien zurückkehrte, um ihr Leben in Ruhe zu beschließen. — 2) Imperatrice, Schwester der Vorigen, geb. 1784 zu Rom, erlangte unter ihren Schwestern den größten Ruf und ist auch gewöhnlich gemeint, wenn jetzt noch von einer großen S. gesprochen wird. Sie siedelte 1794 mit ihrem Vater nach Wien über, bildete sich hier und betrat 1804 daselbst zum ersten Male das Theater. Gleich beim ersten Versuch mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, ging sie bald darauf nach Venedig und bezauberte während des Karnevals 1805 das dasige Publikum so sehr, daß sie Triumphe feierte, wie noch keine Sängerin vor ihr. Von Venedig kam sie nach Florenz zu ihren Aeltern und † daselbst 1808. Seit 1805 war sie an den Bruder ihres Schwagers, den gewesenen k. k. Major v. Natorp, verheirathet. Im Ausdruck und in der Deklamation erreichte sie das Höchste, was bis dahin die Welt in der scenischen Gesangskunst gehört hatte; dabei war sie im Besitz einer wahrhaft jugendlich kräftigen, tief ins Herz dringenden Stimme, der zugleich das Schwierigste, was der Mensch durch seinen Gesang hervorbringen kann, zugemuthet werden konnte. — 3) Anna Maria, die dritte Schwester und ebenfalls eine der ge-

diegensten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1793 zu Rom, trat schon in ihrem 12. Jahre in Wien öffentlich auf, ging dann nach Bologna, bereiste mit ihrer Schwester Imperatrice mehre Städte Italiens, kehrte mit derselben nach Florenz zu den Aeltern zurück, setzte hier unter der Leitung ihrer kränkelnden Schwester das Gesangsstudium mit dem größten Eifer und dem besten Erfolge fort, ging dann nach dem Tode jener Schwester nach Neapel, wo sie unter der Leitung ihrer ältesten Schwester ihr Kunststudium vollendete und darauf sich entschloß, nach Wien zu gehen. In Wien, wohin sie 1811 kam, begann ihre eigentliche Carriere als Künstlerin; sie sang in der italienischen und deutschen Oper, verheirathete sich 1813 mit einem gewissen Neumann, nannte sich nun Neumann-S., trat 1814 öfters in Pesth auf, sang während des Kongresses zu Wien an der deutschen Oper, machte 1815 eine Reise durch Deutschland über München nach Karlsruhe, Frankfurt, Hannover, Hamburg und über Leipzig nach Wien zurück, war 1816 und 1817 beim großen Koncert und später beim Stadttheater zu Leipzig als erste Sängerin engagirt, verließ 1823 Leipzig wieder und kam nach einigen Reisen wieder nach Pesth, wo sie plötzlich ihre Stimme verlor und nun aus der Oeffentlichkeit zurücktrat. Sie eignete sich, bei der Leidenschaftlichkeit, mit der sie Alles, was ihrer Kunst angehörte, erfaßte und ausführte, vorzüglich für den großen Gesang, und in den Rollen als Julie in der „Vestalin", Amenaide, Clorinde, Edile und Elvira waren ihre Leistungen ausgezeichnet zu nennen. — 4) u. — 5) Vittoria und Karoline S., die 4. und 5. Schwester, von denen die erste sich in Wien, die andere in Neapel verheirathete, sind weniger bekannt. — 6) Maria Theresia S., rühmlichst bekannte Sängerin aus einer andern, der vorigen verwandten Familie, ward in Wien und dann in Italien gebildet, trat dann in Paris und London mit vielem Beifall auf und sang von 1835—1837 auf verschiedenen Theatern Italiens.

Sessia (Sesia, Myth.), römische Göttin des Säens, deren Bild auf einer Säule (S. columna) auf dem Circus maximus stand.

Sessia (Geogr.), Fluß, s. v. a. Sesia.

Sessile abdomen (lat., Entomol.), ein festsitzender Hinterleib, heißt das Abdomen der Insekten, wenn es mit seiner ganzen Breite an den Brustkasten festgewachsen ist; vgl. Entomologie.

Sessilis (bot. Term.), sitzend, ungestielt, oder stiellos, überhaupt ohne stielartigen Träger, der Gegensatz von Petiolatus, Pedunculatus, Stipitatus, gestielt, aber auch den Mangel aller sonstigen stielartigen, unterstützenden Theile bezeichnend, daher Folium sessile, ein Blatt ohne Blattstiel, welches noch nicht stengelumfassend, oder herablaufend ist, z. B. bei Rosmarinus officinalis und Veronica prostrata; ein Blüthenstand oder eine Blüthe ohne Blüthenstiel, z. B. die Dolden von Torilis nodosa, die Blüthen bei Lamium album und Marrubium vulgare; ein Staubbeutel ohne Staubfaden, z. B. bei Ceratophyllum und Arum; ein Eierstock ohne Stempelträger, z. B. bei Alyssum und Pisum; eine Narbe ohne Griffel, unmittelbar vom Eierstocke getragen, z. B. bei Berberis und bei Papaver.

Sessio (lat.), der Zustand des Sitzens, besonders das Sitzen zu Gericht (s. Session), der Ort, wo man sitzt, und bildlich das Verweilen an einem Ort.

Session (v. Lat.), Sitzung, die Zusammenkunft einer Behörde zu Verrichtung ihrer Geschäfte, wozu gewöhnlich eigene Tage (Sessionstage) anberaumt sind. In Schottland bezeichnet es ein Gericht, welches aus einem Präsidenten und 4 außerordentlichen Beisitzern besteht, in das äußere und innere Haus getheilt wird und jährlich 2 große Termine hält.

Sessites (a. Geogr.), Fluß, der an den Alpen bei den Kroatiern im Transpadanischen entsprang und seinen Lauf nach den Libiciern und den Raudiis campis, wo Marius die Cimbrer schlug, zunahm (Plin. III. 16).

Seßlach, bayer. Städtchen, R.-B. Oberfranken; Landgerichtssitz, Kapelle, Mühle, Spital, Getreide- und Obstbau; 600 Einw. In der Nähe das Schloß Geyersberg.

Seßlacken (Geogr.), 1) preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 220 Einw.; — 2) preuß. kölm. Gut, das.; 160 Einw.

Seßlehn, sonst jedes Lehn, das nicht mit Kriegsdiensten verdient wurde, so Hoflehn, Bauerlehn rc.

Seßlschreiber, Georg, Former und Gießer, zu Innsbruck, gehört zu den wichtigsten Meistern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er ist der erste Künstler, der am Grabmal des Kaisers Maximilian gearbeitet hat, und wahrscheinlich auch derjenige, der die Modelle zum Guſſe angefertigt, so wie er auch letzteren geleitet hat.

Sessola, Insel, s. Maura, Santa.

Sessone, Francesco, Zeichner und Kupferstecher, 1705 in Rom geboren und von Gir. Frezza unterrichtet, hatte als Künstler Ruf und war sogar Lehrer des Königs von Neapel im Radiren. Er arbeitete für die „Antichità d'Ercolano", 1757—67. Auch finden sich Bildnisse von ihm, wie jenes des genannten Königs, des Dichters L. Pulci, für dessen Gedichte: Il Morgante, Florenz 1732, rc.

Sessor (lat.), 1) der einen Sitz hat, sitzt; — 2) Ansitzer, besonders von Inselbewohnern; — 3) bei den Kampfspielen die Wettkämpfer zu Wagen und zu Pferde, so lange sie fahrend oder reitend die Rennbahn durchliefen; waren sie abgestiegen, um den Kampf zu Fuß fortzusetzen, so hießen sie Cursores.

Sessorium (lat.), 1) Sitz, Stuhl, Sessel; — 2) Wohnsitz; — 3) Ort in Rom, unweit des esquilinischen Thores, wobei auch das Palatium sessorianum oder die Basilica sessoriana.

Sestak (Seszták, Meriaß), Münze, s. Ungarn.

Seste, Getreidemaß in Siam, 100 Kalis oder 120 Pfund.

Sester, 1) ein Fruchtmaß in Marburg, s. Malter; — 2) in Baden gesetzlich das Maß für alle sackfähigen Dinge, für Erz und Kalk,

wo derselbe nicht in Klaftern aufgesetzt oder gewogen wird; auch außerdem der **Doppelsester**, welcher auch für alle größeren Quantitäten sackfähiger Dinge das Maß abgibt. Der S. enthält 15 Liter und 10 S. sind = 1 Malter oder 100 = 1 Zuber. Unterabtheilung des S.s ist das Meßlein à 10 Becher, welches das Zehntel des S.s darstellt. Unter dem **Sester-Molzermaß** wird dasjenige Getreidemaß verstanden, welches gestrichen den Antheil Getreide enthält, welchen der Müller für das Mahlen desselben tarifmäßig zu fordern hat. Es sind dabei nur solche Molzermaße gestattet, welche durch eine Aufschrift als solche bezeichnet sind und auf welchen zugleich derjenige Theil des S.s, den das Gemäß vorstellt, ausgedrückt ist, z. B. ¼ S. Eignet sich der Molzer einer größeren Quantität Getreide zum Messen mit dem allgemeinen Landesmaße, so ist auch dieses dabei anzuwenden. — 3) Getreidemaß in Basel; der große S. enthält dort 1630 par. Kubikzoll, der kleine halb so viel; 4 große oder 8 kleine S. machen einen dortigen Sack von 6520 par. Kubikzoll.

Sesterien, s. **Venedig** (Geogr.).

Sesternen (Buchdr.), s. **Duernen**.

Sestertien, s. Sestertius.

Sestertius (lat.), 1) (Numism.), röm. Münze, anfangs 2½ As, später 4 As = 2 Sgr. geltend. Für mehre tausend Sesterze (Sestertii) wird auch das Substantiv Sestertia, im Genit. Sestertiorum, gebraucht, so daß z. B. duo Sestertia heißt 2000 Sesterze. Eine Million Sesterze heißt regelmäßig Decies centena millia Sestertiorum (Sestertium) = zehnmal hunderttausend Sesterze, bisweilen auch bloß Decies centena, wobei millia sestertium zu ergänzen ist. Statt dessen wird aber gewöhnlich der abgekürzte Ausdruck Decies sestertium (meistens umgekehrt sestertium decies) gebraucht, z. B. Undecies sestertium = 1,100,000 Sesterze. In solchen Ausdrücken wird Sestertium als ein sächliches Substantiv im Singular behandelt u. deklinirt; z. B. in sestertio vicies egere = im Besitze von 2,000,000 Sesterzen arm seyn. S. wird durch das Zeichen HS. bezeichnet (eigentl. II Semis, 2½, nämlich As), welches Zeichen aber auch für Sestertia uud Sestertium gebraucht wird. Hieraus entsteht einige Zweideutigkeit, wenn die Zahlen nicht deklinirt werden; daher muß man immer sehen, welche Zahl in den Zusammenhang paßt. — 2) Maß, 2½ Fuß.

Sestetto (ital.), s. v. a. Sextett (s. d.).

Sestewitz, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt **Leipzig**; 110 Einw.

Sesthalf (d. i. Sechstehalber, holl.), eine ehemals geprägte holl. Silbermünze à 5½ Stüber.

Sestiaria (a. Geogr.), Stadt in Tingitana; — 2) (Camarum promontorium), Vorgebirg daselbst.

Sestinates, s. **Sestinum**.

Sestine, italienische und spanische Versart, welche aus sechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen mit verschränkten Reimen besteht, wobei der Vers in der Regel ein fünffüßiger Jambus ist. Zu dem äußern Baue derselben gehört jedoch nothwendig, daß bei jeder der sechs Strophen die sechs letzten Worte der 1. Strophe wiederholt werden, und zwar so, daß das letzte Wort des 6. Verses der ersten Strophe zum Schlußworte des 1. Verses der 2. Strophe gebraucht wird, die übrigen fünf Verse der 2. Strophe aber mit den letzten Wörtern der fünf ersten Verse der 1. Strophe ohne vorgeschriebene Ordnung endigen. In derselben Weise wird jede folgende Strophe stets nach der zunächst vorhergehenden gebildet, so daß endlich jedes der sechs Schlußwörter einmal das 1., das andere Mal das letzte Wort in einer Strophe gewesen ist und der letzte Vers der 6. Strophe, so wie der 1. Vers der 1. Strophe sich mit demselben Schlußworte endigt. In der dreizeiligen Strophe, womit die S. schließt, werden die 6 Schlußwörter noch einmal in derselben Ordnung gebraucht, welche sie in der 1. Strophe einnehmen, indem jeder Vers eines derselben in der Mitte und das andere am Ende enthält. Unter den Italienern hat vorzüglich Petrarca mehre meisterhafte Gedichte in dieser Versart geliefert; ihre Anwendung auf die deutsche Dichtkunst, die man hin und wieder versucht hat, läuft aber bloß auf eine frostige Künstelei hinaus.

Sestini, **Dominico**, Numismatiker, geb. am 10. Aug. 1750 zu Florenz, bildete sich im Kollegium seiner Vaterstadt und wollte anfangs Geistlicher werden, schied aber aus dem Trappistenkloster, in welches er zu dem Zwecke eingetreten war, bald wieder aus. Ein Codex des Virgil, den er 1774 zu Florenz erscheinen ließ, bewirkte, daß ihm noch im nämlichen Jahre der Fürst Biscaris den Auftrag ertheilte, sein Museum zu Catanea in Ordnung zu bringen. Hier fand S. Gelegenheit und Muße zum Studium der Münzkunde. Nachdem er von Sicilien nach Konstantinopel gegangen war, brachte er hier die später so geschätzte Münzsammlung des englischen Gesandten Sir Rob. Ainslie zu Stande, machte 1779 in Wien die Bekanntschaft Eckhels und reiste 1780 über Konstantinopel, wo er längere Zeit verblieb, nach Kleinasien. Hier wandte er seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Sammlung von Münzen, sondern dehnte sie auch auf die Topographie, Landessitten, Industrie und Naturprodukte aus. Daher empfehlen Genauigkeit und Vollständigkeit seine Reiseschriften, die in mehre Sprachen übersetzt wurden, noch heutzutage. Darauf besuchte er auch Deutschland. Längere Zeit verweilte er unter Anderm in Berlin, wo ihm der König einen Jahrgehalt zusicherte. Dann reiste er 1810 nach Paris. Die Stelle eines Antiquars und Bibliothekars der Großherzogin Elis. Bacciochi von Toskana behauptete er bloß bis zum Jahre 1814, wo er sie bei der Rückkunft des Großherzogs Ferdinand III. aufgeben mußte. Alsdann ordnete er das herderwarsche Museum, beschrieb die königliche Münzsammlung zu München und lieferte auch eine Beschreibung von dem Museum zu Triest und von der Münzsammlung des Königs Christian VIII. von Dänemark. Mittlerweile gab er 1818 die ausgezeichnete Abhandlung über die alten Stateren heraus, worauf er vom Großherzoge Ferdinand den Titel als königlicher Antiquar, eine Professur an der Universität zu Pisa

und einen Jahrgehalt erhielt. Nach seinem Tode, der zu Florenz am 8. Juni 1832 erfolgte, ließ der Großherzog Leopold II. von Toskana S.'s Bibliothek und Manuskripte ankaufen. Letztere enthalten auch das „Systema geographicum numismaticum" in 14 Foliobänden. Schr.: Lettere et dissertazioni numismatiche sopra alcune medagli rare della collezione Ainslianea etc., Livorno 1788—1805, 8 Bde.; — Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico, Leipz. 1796, 2 Bde.; 2. Aufl., Flor. 1821, 4.; — Lettere et dissertazioni numismatiche, Mailand 1813—20, 9 Bde.; — Beschreibung des herderwar'schen Museums, 1828—30, 7 Bde.; — Beschreibung der griechischen Medaillen der chaudoir'schen Sammlung, 1831.

Sestino (Geogr.), ital. Dorf und Vikariat, Toskana, Prov. Florenz, östlich von Borgo-S.-Sepolcro, jenseits des Tiberthales, an der Grenze von Urbino, in den Apenninen; ist sehr alt und hat mancherlei Reste der Vorzeit; hat als Gemeinde 2000 Einw.

Sestino (Münzw.), kleine Kupfermünze in Mailand und Mantua, der 6. Theil eines Soldo.

Sestino (Maß), s. v. a. Setier.

Sestinum (a. Geogr.), berühmtes Municipium der Römer in Umbrien, nahe an den Quellen des Pisaurus. Die Einwohner hießen Sestinates.

Sestius, s. Sextius.

Sestlin, s. Zestlin.

Sesto (Geogr.), 1) ital. Flecken, Toskana, nördl. von Florenz; — 2) Flecken das., Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, südöstlich von Venafro; 630 Einw.; — 3) (Sestu), Dorf das., Insel Sardinien, nördl. von Cagliari; 1170 Einw.; — 4) österr.-ital. Dorf, Lombardei, westlich von Cremona; 1430 Einw.; — 5) S.-Calende, Flecken das., nordwestlich von Mailand, westlich von Somma, am Lago-Maggiore; 1510 Einw.; — 6) S.-San-Giovanni, Flecken das., nordöstlich von Mailand; Weinbau und weidereiche Umgegend; 1640 Einw.

Sesto (Biogr.), 1) Marco, Medailleur von Venedig, einer der ersten Künstler seines Faches, welche nach dem Aufblühen der Kunst in Italien lebten. Lebensumstände unbekannt. Sein Name steht auf einer Denkmünze von 1393, welche auf der einen Seite ein bekränztes Bildniß zeigt, welches Cicognara (Storia della scultura I. 401) als jenes des Galba erklärt und die Medaille selbst als das älteste Denkmal dieser Art, da er 1363 liest. — 2) Cesare da, Maler, nach seiner Geburtsstadt Cesare da Milano genannt, einer der vorzüglichsten Schüler des Leonardo da Vinci, stand auch mit Raphael zu Rom im freundschaftlichen Verhältnisse, so wie mit Balthasar Peruzzi, der bei seinen Arbeiten in der Rocca d'Ostia S.'s Hülfe suchte; letzterer malte daselbst mit solcher Meisterschaft, daß Vasari seinen Bildern den Vorzug gab. Er † 1524. In der Kirche des h. Rochus zu Mailand war ehedem ein berühmtes Altargemälde von S., welches aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in den Besitz Melzi's überging, neben einer ganz raphaelischen h. Familie. In der Kathedrale zu Novara sind ebenfalls Werke von ihm, und in der Gallerie Manfrin zu Venedig sieht man zwei schöne Madonnenbilder. Im Museum (Studj) zu Neapel ist eine Anbetung der Könige, ein wohl erhaltenes Werk des Meisters, welches aus einer 1783 zu Messina eingestürzten Kirche kommt. Im Auslande sind seine Werke sehr selten. In der Gallerie des Belvedere zu Wien wird ihm das Bildniß eines Jünglings im schwarzen Oberkleide mit einem breitrandigen Hut beigelegt. Dann wird daselbst ein Bild der Herodias, wie sie dem Scharfrichter befiehlt, das Haupt des Täufers in eine Schale zu legen, dem Leonardo da Vinci oder dem C. da Sesto beigelegt. In der Gallerie des Museums zu Berlin wird die unter einem Bauwerke thronende Maria mit dem Kinde, rechts mit St. Paulus und der knieenden Stifterin, links mit dem lesenden St. Hieronymus, dem S. zugeschrieben, und in der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg in München gilt das Kniestück einer Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes als sein Werk.

Sestola, ital. Flecken, Modena, südlich von Modena; festes Schloß; 700 Einw.

Sestos (Geogr.), 1) afrik. Ort, Ober-Guinea, Pfefferküste, nordwestl. vom Kap Palmas; — 2) Fluß das.; mündet in den Ocean.

Sestra (Geogr.), 1) europ.-russ. Fluß, Gouv. Moskau und Twer, mündet in die Dubna, links; — 2) Fluß daselbst, Großfürstenthum Finnland, bildet die Grenze gegen das Gouv. St. Petersburg und mündet in den kronstädter Busen.

Sestrabeck, europ.-russ. Flecken, Gouv. und Kr. St. Petersburg, nordwestl. von St. Petersburg, an der Sestra, unterhalb der Mündung derselben in den kronstädter Meerbusen; merkwürdig durch die hier von Peter dem Großen im Jahre 1716 gegründete, hauptsächlich für die Flotte erbaute Gewehrfabrik, die 1758 und 1780 umgebaut und später vergrößert wurde. Man findet hier über 30 Schmieden und über 400 Arbeiter, die jährlich gegen 30,000 Stück Waffen, Anker und dgl. verfertigen. S. hat 1400 Einw.

Sestri (Geogr.), 1) S.-a-di-Levante, ital. Stadt, Königr. Sardinien, südöstlich von Chiavari, auf einer Halbinsel im Meerbusen von Genua; auf der Landspitze ein Kastell; gute Rhede, lebhafte Küstenschifffahrt, Marmorbrüche; 3590 Einw.; — 2) S.-a-di-Ponente, Flecken das., westlich von Genua, am Meerbusen von Genua; Kreide- und Alabasterbrüche, Seifensiedereien; 2400 Einw.

Sestria, Fluß, s. v. a. Sestra 1).

Sestrica, span. Flecken, nordöstl. von Calatayud, am Xalon, links; Töpferei, Knopffabrik, Oelmühlen; 1230 Einw.

Sestrieres, ital. Ort, Königr. Sardinien, Turin, nordwestl. von Pignerolo.

Sestronowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut Gillowey; 110 Einw.

Sestros (Geogr.), 1) Groß-S., afrik. Stadt, Ober-Guinea, auf der Pfefferküste, nordwestlich vom Kap Palmas; — 2) Klein-S., Stadt daselbst.

Sestruga, österr.-dalmat. Insel, Kr. Zara unweit Rivagn, 44° 10′ 45″ nördl. Br. und 32° 37′ 51″ östl. L.

Sestus (a. Geogr.), Stadt in Thracien am Hellespont, Abydus in Asien gegenüber. Beide Orte verewigte die Liebe der Hero und des Leander, welche Musäus besang; auch war hier die Brücke des Xerxes über die Meerenge geschlagen. Die Stadt war sehr fest und die Perser hatten sie nach der Schlacht bei Mycale besetzt (473 v. Chr.), und nur nach großer Anstrengung konnte sie Xanthippus mit seinen Athenern einnehmen. Zur Zeit der römischen Herrschaft schon sank S. in völlige Unbedeutendheit.

Sesuald, Erzieher Romoalds, Herzogs von Benevent. Als Kaiser Constans diese Stadt belagerte, schickte Romoald ihn zu seinem Vater Grimoald mit der Bitte um Hülfe. Grimoald schickte S. mit dem Versprechen zurück, kommen zu wollen. S. fiel jedoch in die Hände der Feinde, und nachdem der Kaiser von ihm den Anzug des Grimoald erfahren hatte, ließ er den S. an die Mauern der Stadt führen, um dem Herzoge zu sagen, daß sein Vater nicht käme, hoffend, daß so die Belagerten die Stadt übergeben würden. Als S. aber den Romoald zur muthigen Gegenwehr ermahnte, weil ein Heer zur Entsetzung heranzöge, wurde ihm der Kopf abgeschlagen und mit einer Maschine in die Stadt geschleudert. Romoald ließ ihn ehrenvoll begraben.

Sesubii (a. Geogr.), gallisches Volk, vielleicht s. v. a. Essuer.

Sesuvieä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Portulacaceae (s. d.).

Sesuvium (Bot.), nach Linné, Salat-Wäde nach Oken, Gattung der Aizoideae *Rchb.*, Icosandria Trigynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig, bleibend, Lappen inwendig gefärbt. Keine Korolle. 15—30 Staubgefäße an der Spitze der kurzen Kelchröhre eingefügt; 3—5 Narben, Kapsel 3-, selten 4- u. 5fächerig, rund umher aufspringend, vielfamig. Von 6 Arten, liegenden, saftigen Kräutern am Strande heißer Länder, mit ganzen Gegenblättern und inwendig rothen Blüthen, sind theils als Nahrungs-, theils als Zierpflanzen bekannt: 1) S. Portulacastrum *L.*, Meer-Portulak. In Neugranada, Mexiko; ausdauernd. Glatt; Blätter oval-länglich, etwas fleischig, glänzend, stiellos, Blumenstiele 1blumig. Die Blätter dieser Pflanze sind wohlschmeckend und werden sowohl gekocht, als auch roh zum Salat gegessen. Jacq., Amer, Taf. 95. — 2) S. repens *Willd.* In Ostindien; einjährig. Stengel mit dünnen Gelenken. Blätter spatelförmig, spitzig; Blüthen gestielt; Frucht schwarz. Diese Pflanze ist ein beliebtes Futter der Schafe und Ziegen. Sie wird vorzüglich zum Atsjar gebraucht, welches eine Appetit erregende Zugabe zum Fleisch ist. Zu diesem Zweck wird sie gekocht, an der Sonne getrocknet und nebst vielen andern Kräutern, Wurzeln und Blumen mit Salz und Essig eingemacht. Dieses Gemenge läßt sich lange aufbewahren. Auf Reisen braucht man die Pflanze auch als Gemüse, besonders die Soldaten; sie muß aber 3mal gekocht werden, weil sie sonst Durchfall bewirkt. Rumph, Amb., 6, Taf. 72, Fig. 1. — 3) S. revolutifolium *Ort.* In Südamerika, Cuba. Blätter eirund-länglich, fastgraugrün, am Rande zurückgerollt. Blumen ansitzend, mit zahlreichen Staubgefäßen und 5—6 Narben. Bot. Mag. 1701. Die Gattung ist der Typus der Sesuvieae *Rchb.*

Seswehen, europ.-russ. Ort, Gouv. Livland, südöstlich von Wenden.

Seta (lat.), 1) Haar, besonders — 2) Borsten; — 3) (bot. Term.), die Borste, a) ein dickes, steifes, aber eigentlich noch nicht erhärtetes und stechendes Haar, z. B. auf dem Eierstock von Papaver Argemone und P. hybridum; S. hypogyna, die unterweibige Borste, am Grunde des Pistills und der Staubgefäße bei Schoenus ferrugineus, Heleocharis palustris und andern Cyperaceen; — b) der dünne, meist verlängerte Stiel des Sporenbehälters bei Moosen und Lebermoosen.

Seta (Mythol.), Geliebte des Mars und von ihm Mutter des Bithys.

Setabicula (a. Geogr.), Stadt in Spanien, jetzt Alcira.

Setabis (a. Geogr.), 1) bekannter Fluß in Spanien, der unterhalb Valencia ins mittelländische Meer fiel. Der heutige Guadalquivir; — 2) Stadt am gedachten Flusse im tarraconensischen Spanien, nordwestlich von Valencia. Sie war eine lateinische Kolonie mit dem Beinamen Augusta und wird, aber unrichtig, für das heutige Xativa gehalten. Man verfertigte hier sehr feine Leinwand.

Setaceae antennae (lat., Entomol.), borstenförmige Fühler der Insekten, sind jene, deren Glieder allmählig in eine Spitze auslaufen (Locusta ꝛc.), s. Entomologie.

Setaceum (Chir.), Haarseil.

Setaceus (bot. Term.), auch Setiformis, borstenartig, borstenförmig, borstlich, einer Borste (s. Seta 3) ähnlich, z. B. die Blätter von Festuca ovina. Wird häufig mit Setosus verwechselt.

Seta equina (Annelid.), bei den ältern Zoologen s. v. a. Wasserfaden, Gordius *L.*

Setae Siliquae hirsutae (pharm. Bot.), s. v. a. Stizilobium, s. Mucuna pruriens *Dec.*

Setal, vorderind. Fluß, Kalkutta, fließt von Nordwesten nach Südosten, mündet rechts in den Hugly.

Setang, hinterind. beträchtlicher Fluß, Birma, Ava, mündet in den Golf von Martaban, östlich vom Irawaddy.

Setantier, s. Setantiorum portus.

Setantiorum portus (a. Geogr.), Bucht an der Westküste des nördlichen Englands bei der Mündung des Flusses Ribble unter Preston. Der Name kommt von dem kleinen unbekannten Volke der Setantier, einem Nebenzweige der Brigantes, her.

Se Tantong (pharm. Bot.), s. v. a. Kopfkampher, s. Dryobalanops Camphora *Colebr.*, unter Kampherölbaum, und unter Kampher, II.

Setarah (Geogr.), 1) Sittarah, ostind. kleiner Staat, Beidschapur, grenzt westlich an die West-Ghats; — 2) Hauptstadt das., südlich von Pumach, auf einem steilen Felsen, zu dem nur ein schmaler Weg führt; wurde 1818 von den Engländern genommen.

Setaria (Bot.), nach Beauvois, Pflanzengattung, Arten unter Panicum *L.*

Setatanda (Siatudanda, a. Geogr.), Ort im nördlichen Deutschland, im heutigen Westphalen, wahrscheinlich an der Ems, in der Gegend des Ortes Asenhaus.

Setchell, H., Kupferstecher zu London, um 1805 geboren und an der Akademie der genannten Stadt gebildet, lieferte viele schöne Stahlstiche in Almanachen und anderen illustrirten Werken.

Setechowitz (Zdechowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Eltschowitz; 120 Einw.

Seteia (a. Geogr.), Busen an der Westküste Englands, südlich von Setantiorum portus, unbezweifelt aber derjenige, welchen der Dee-Fluß bei seiner Mündung bildet.

Setelsis (a. Geogr.), Stadt in Spanien, vielleicht das heutige Solsona.

Setenil-de-las-Bodegas, span. Flecken, Prov. Sevilla, nördl. von Ronda; 2690 E.; hat in Felsen auf der Sierra de Ronda gehauene Häuser.

Seterana, asiat. Stadt, auf der Westküste der Sunda-Insel Timor; holländ. Besitz.

Setetto (ital.), s. v. a. Sextett.

Seth, 1) (bibl. Gesch.), zweiter Sohn Adams nd der Eva, Vater des Enos, † in einem Alter von 912 Jahren. Die Bibel erzählt von ihm nichts, als daß er Stammvater der Sethiten war, welche sich von den Nachkommen seines Bruders Kain (Kainiten) unterschieden und deshalb Kinder Gottes genannt wurden, aber endlich doch ausarteten. Die biblische Tradition gibt ihnen allen ein so hohes Alter, daß man über die Dauer eines solchen Jahres sehr ungewiß ist. Zu den Sethiten bis zu Noah gehörten Enos (lebte 905 Jahre), Kenan (910), Mahalaleel, (895) Jared (962), Henoch (365), Methusalah (969), Lamech (777), Noah (600). Das apokryphische Buch, die kleine Genesis, läßt ihn in seinem 40. Lebensjahre von den Engeln in den Himmel gehoben werden und daselbst Kunde von der Sündfluth und der Erlösung der Menschen durch Jesus erhalten, was er seinen Aeltern mittheilte, dann im 191. Jahre seine leibliche Schwester Azura (Orea) heirathen und seine Nachkommen in dem Land oberhalb Eden wohnen, bis sie von dem bösen Geist wegen ihres glücklichen Zustandes beneidet zur Vermählung mit den Töchtern der Menschen (Kainitinnen) verführt wurden. Eine gnostische Sekte, die Sethianer (s. d.), behauptete, Jesus sey S., der zum zweiten Mal auf die Erde herabgekommen sey. Auch Schriften legte man ihm bei, deren mehre zu haben sich schon die Sethianer rühmten; man nennt davon: die Astronomie, von einem Engel dem S. gegeben; ein andres Buch, welches über den Stern der Waisen aus Morgenland und deren Geschenke, die sie Jesus brachten, handelte. Ueberhaupt versicherten die Mohammedaner, Gott habe dem S. gegen 50 Bücher vom Himmel geschickt, von denen die Araber, Aethiopier und Samaritaner einige besitzen wollen. Auch die Mohammedaner glauben an seine göttliche Sendung, deren Bestätigung sie in dem Buch S.s fanden, und erzählen von ihm, er habe nach einem Besuch an Adams Grab sich in das glückliche Arabien gewendet und daselbst die Städte Medinat al Scheit (d. i. Sethsstadt) und Medina tal Jemen erbaut. Seine Nachkommen aber hielten sie für eine besondere Gattung von Wesen, zwischen Engeln und Menschen inne stehend, die mit den Riesen (Divis, Kainiten) in besonderem Krieg gelebt hätten. Den moralischen Unterschied zwischen Sethiten und Kainiten hat eine vernünftige Geschichtsforschung auf eine bloße, jetzt noch im Orient sich findende Verschiedenheit der Lebensweise übergetragen, wo sich Landbauer und Gewerbtreibende (Kainiten) von den einfach lebenden Nomadenvölkern (Sethiten) unterscheiden und sich selbst feindlich gegenüberstehen. — 2) (Aegyptische Myth.), S., d. i. Eselsfüllen, Benennung des Typhon (s. d.).

Seth (Geogr.), 1) schleswig. Dorf, südöstl. von Tondern; schöne Gärten; — 2) holst. Dorf, Graffch. Rantzau, südwestlich von Barmstedt, in der Ueberauergilde; 290 Einw.; — 3) Dorf das., Kirchspiel Sülfeld, Gut Borstel, mit einer Schule von 140 Kindern.

Seth (Sathi, Biogr.), Arzt des 12. Jahrh., s. Callisthenes.

Sethe, Christian Wilhelm Heinrich, Jurist, 1767 zu Kleve geboren, ward 1791 in Kleve, 1794 als Regierungsrath in Münster angestellt, 1804 Direktor des dortigen Kriminalsenats, 1811 franz. Rath in Düsseldorf, seit 1816 Präsident des Oberlandesgerichts zu Münster; †?. Schrieb: Urkundliche Entwickelung der Natur der Leibgewinngüter, Düsseldorf 1810; — Die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren in den preuß. Rheinprovinzen, Berlin 1820.

Sethenes, König von Aegypten.

Setheries (a. Geogr.), Fluß an der nordöstlichen Küste des Pontus Euxinus, den Plinius VI. Kr. 5, anführt, und welcher der heutige Fluß Kaportis zu seyn scheint.

Sethia (Bot.), nach Humboldt und Bonpland, Gattung der Violaceae Erythroxyleae *Rchb.* Von 5 Arten, Bäumen und Sträuchern in Ostindien, ist hervorzuheben: S. indica *Dec.*

Sethianer (Sethiten, Kirchengesch.), kirchliche (gnostische) Sekte des 2. Jahrhunderts, nach Andern von unbestimmter Zeit, nach ihren Meinungen über Seth und dessen Verhältniß zu Christus benannt, hielten den Seth für den Sohn eines weiblichen Aeonen, geschaffen statt des gemordeten Abel, ausgerüstet mit großer Geisteskraft zur Bestreitung der Mutter feindlicher Aeonen. Nach Einigen hielten sie Seth für den Urahn von Christus, nach Andern für Christus selbst, der zum zweiten Mal auf die Erde herabgekommen sey. Sie sollen auch Bücher von Seth, Abraham und Moses gehabt und denselben großes Ansehen beigelegt haben.

Sethim (Sithim, bibl. Ant.), kostbares Holz, woraus Moses Tische, Altäre und andere Geräthschaften der Stiftshütte machen ließ. Der Baum wächst nur in der Wüste Arabiens und ist dem Weißdorn an Farbe und Gestalt der

Blätter ähnlich, aber viel größer; die Aeste wachsen nicht hoch, die Blätter sind rund, oben grün, unten schwärzlich, und das Holz ist so hart u. fest, daß es nie verdirbt (daher auch in der Septuaginta durch unverwesliches Holz übersetzt).

Sethiten, 1) Nachkommen Seths; — 2) s. v. a. Sethianer.

Sethlans, etruskischer Gott, dem röm. Vulkan entsprechend, wurde besonders in Perusia verehrt.

Sethon (Sethos), ägyptischer König, dessen Regierung in die Zeit von 719—673 fällt, ursprünglich ein Priester des Hephästus (Phtah) zu Memphis. Gleich im Anfang seiner Herrschaft bedrohte der assyrische Eroberer Sanherib Aegypten mit einem großen Heere, wodurch S. in große Noth gerieth; denn er hatte die Kriegerkaste sehr geringschätzig und übel behandelt, und nun weigerte sie sich, ihm in den Streit zu folgen. Es tröstete ihn aber ein Traum, indem ihm der Gott erschien, ihm Muth einsprach und Hülfe verhieß. Im Vertrauen auf dieses Traumgesicht, bildete er sich ein Heer von Krämern, Handwerkern und müßigen Leuten und zog getrost den Feinden entgegen. Da kam über diese des Nachts ein Schwarm von Feldmäusen, welche ihre Köcher, Bogen und die Handhaben der Schilde zernagten, so daß sie sich auf die Flucht begeben mußten, wo viele ums Leben kamen. Daher hat, wie Herodot sagt, die Bildsäule des S. im Tempel zu Memphis eine Maus in der Hand. So berichtet die Sage. Daß diese aber hier auf dem Boden der Geschichte steht, wissen wir aus den jüdischen Jahrbüchern, welche dieselbe Begebenheit erwähnen. König Hiskia, von Sanherib aufs Aeußerste bedrängt, suchte Schutz und Bündniß bei Aegypten, und das assyrische Heer war bestimmt und bereit, in Aegypten einzubrechen, sobald es Jerusalem eingenommen hatte. Aber es ging, ehe es dieses vollbringen konnte, plötzlich zu Grunde, und merkwürdig genug schreiben Aegypter und Juden diesen Untergang einer durch ein Wunder bewirkten unmittelbaren göttlichen Hülfe zu.

Sethos, 1) König von Aegypten s. Sethon; — 2) S. Simeon, s. Simeon.

Sethraites Nomos (a. Geogr.), einer der 10 Distrikte Aegyptens, innerhalb des Delta, erstreckte sich im Osten von dem pelusischen Arm des Nils bis zu dem Kanal, der von Pelusium nach den Sümpfen führte. Als Hauptort wird Heraclea angegeben.

Setia (a. Geogr.), 1) Kolonie der Römer in Latium u. dem Lande der Volsker, welche einen guten Weinbau hatte. Se ist das heutige Sezza, wo man noch verschiedene Alterthümer findet. Die neuere Stadt aber kommt der alten bei Weitem nicht an Größe gleich. Die alte Stadt lag an einem Berg über der jetzigen hinaus; daher findet man auch daselbst noch die meisten Alterthümer. Von Rom aus führte zu ihr eine eigene Straße, welche nachher sich wieder mit der appischen vereinigte. Die Stadt lag nahe an den pontinischen Sümpfen und der Fluß Ufens ward bei ihr schiffbar. Unter den hier gefundenen Alterthümern ist besonders eine große Menge aufgehäufter Steine merkwürdig, welche die Einwohner den Saturnusthurm nennen. Nahe bei derselben befand sich auch eine Villa des Antonius, von welcher noch vier große Bogen stehen. — 2) Stadt der Baskonerim tarraconens. Spanien, jetzt Setenil.

Setia (n. Geogr.), 1) europ.-türk. Bezirk, auf der Insel Kandia; — 2) (Lasthi), Gebirg das., mit dem hohen Berg Diktäus; — 3) Hauptstadt des Bezirks, mit offener Rhede, einigem Handel und 1200 Einw. Vor der Rhede liegen die Inseln Sanizari (Gianissades).

Setia (Entom.), s. v. a. Sesia *Fabr.*

Setidava (a. Geogr.), Stadt der Burgundianer in Germanien, nördlich von der Quelle der Weichsel; jetzt Zydavo.

Setiamo, span. Stadt, Aragonien, Huesca, östlich von Huesca.

Setier, 1) altes französisches Maß für trockene Dinge, Korn rc., hält 7680 par. Kubikzoll; — 2) Flüssigkeitsmaß, hält 384 par. Kubikzoll, 8 berliner Quart; — 3) ähnliches Gemäß in der franz. Schweiz.

Setif, afrik. Stadt, Algerien, Prov. Konstantine, südwestl. von Konstantine, südlich von den Gebirgsstöcken Magrise und Baburah, in einer weiten, fruchtbaren Ebene und in sehr gesunder Gegend mit vorzüglichem Trinkwasser; ist die alte röm. Kolonie Sitifis colonia.

Setifer (bot. Term.), auch Setiger, borstentragend, mit einer Borste [s. Seta, 3)], gewöhnlich auf der Spitze versehen, z. B. die Blätter von Chenopodium setigerum.

Seti-Ganga, ostind. Fluß, Nepal, Nebenfluß des Tirsul-Ganga, rechts.

Setigera (Säugeth.), Borstenthiere, Schweine, Familie der Vielhufer oder Multungula. Haut mit Borsten, Beine mit 4 Zehen, von denen die zwei Seitenzehen (Afterzehen) höher stehen und nur die 2 mittleren auftreten. Zahnbau verschieden. Lieben Sumpfgegenden und wühlen mit ihrem Rüssel die Erde auf nach Nahrung, wozu fast alles Genießbare zu rechnen ist, wälzen sich gern in Sumpf und Koth und vermehren sich stark. Liefern vorzüglich Fleisch: Sus, Porcus, Dicotyles, Phacochörus. Weiteres s. Pachydermata.

Setina via (a. Geogr.), s. Via.

Setine (Setines), Stadt, s. v. a. Athen.

Setium (a. Geogr.), Vorgebirg in Gallia Narbonensis, das heutige Cette.

Setledsch (Setledsje, Sutludschit, im Sanskrit Satadru, im Lande selbst Shittudur), ostind. Fluß, einer der Flüsse des Fünfstromlands (Pendschab), ein Nebenfluß des Gharra (links), welcher dann in den Tschenab (Chenab) fließt, der sich mit dem Indus vereinigt. Er kommt aus dem hohen Alpensee Ravana Urada (Roman Urad) unter 31° nördl. Br., strömt zuerst nordwestlich, nimmt dann seinen Lauf nach Südwesten hinab zu dem Indusland. Sein oberes Thal ist rauh und wild, in Khunawar ist er begrenzt von Schneegebirgen; um Sugnem gedeihen in tief eingesenkten Thälern, deren Seitenwände 15,000 Fuß aufsteigen, Wein, Aprikosen, Aepfel, Nüsse; im Khunawardistrikte prangen seine Gestade von herrlichen

Obst= und Weingärten. Bei der Hauptstadt Rampur (31° 27′ nördl. Br.) beginnt der obere mittlere Lauf dieses Stromes, der bis dahin viele kleinere Gebirgsflüsse, z. B. den Leh, Spithi, in sich aufgenommen hat. Die Stadt Ludiana, unter 30° 55′ 30″ nördl. Br., liegt am Süduſer dieses Stromes, ihr gegenüber die erste Stadt der Sikhs, Fulur, von wo der Weg durch das Jallinderduab nordwestwärts zum Kavi auf der Straße nach Umritsir führt. Sein Wasser ist sehr kalt, da er so weit aus Schneeketten hervortritt. Seine mittlere Tiefe beträgt hier etwa 12 Fuß; er wandert viel in seinem Bette hin und her. Nach dem November wird der Strom so seicht, daß er meist durchgehbar wird; wie seine Sandbänke, so wechseln auch die Furthen. Das Südufer des Stromes ist von hier an aufwärts bis zu seinem Austritt aus den Bergketten vollkommen flach. Bei Hurri unter 31° 9′ 50″ nördl. Br. fließt der Beas (Bejas) in ihn. Vor ihrer Vereinigung hat jeder Fluß eine Breite von 200 Schritt; aber der S. führt mehr Wasser; vereint sind sie 275 Schritt breit mit einem hohen Ufer auf der Nordseite.

Setna=Fatma, asiat. Flecken, Arabien, Hedschas; Handel mit Früchten nach Mekka.

Seton (a. Geogr.), Hafen an der Küste des rauhen Ciliciens zwischen dem Vorgebirge Anemurium (Anemur) und der Stadt Kelanderis.

Setonda, kleine ostind. Insel, Sunda=Inseln, nördl. von der Insel Sumbava.

Setonius, Schotte, Alchemist, s. Alchemie.

Setophaga (Ornith.), nach Swainson, Gattung der sperlingsartigen Vögel. Arten unt. Muscicapa *Cuv.* Typus: M. ruticilla *Gmel.*

Setoso-hispidus (bot. Term.), borstig=steifhaarig oder steifborstig. Vergl. Hispidus.

Setosus (bot. Term.), borstig, mit Borsten [s. Seta 3) a)] besetzt, z. B. der Eierstock von Papaver Argemone und P. hybridum, oder aus Borsten bestehend, z. B. die Fruchtkrone bei Centaurea=Arten.

Setoura (Entom.), nach Leach, Insektengatt. Arten unter Lepisma.

Setovanitza, europ.=türk. Ort, Serbien, Kruschevacz, südöstl. von Kruschevacz, an der Ost=Morawa.

Setovia (a. Geogr.), 1) Ort im südlichen Deutschland, etwas südlich von der Quelle des Granflusses. — 2) Stadt in Germanien, im Lande der Quaden, auch Setuca, Setiva, Sevia genannt.

Setsch (Geogr.), 1) österr.=böhm. Orte: a) (Sec), Dorf, Kr. Chrudin, Herrschaft Leitomischel; Kapelle; 440 Einw.; — b) (Sec), Marktflecken, daselbst, Herrsch. Nassaberg; Pfarrei, Kapelle, Schloß; 1040 Einw.; — c) (Sece), Pfarrdorf, Kr. Klattau, Herrsch. Lukawitz; 360 Einw.; — d) (Sec), Dorf, Kr. Königgrätz, Gut Borowitz; 200 Einw.; — 2) (Secz), österr.=mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Boskowitz; 320 Einw.

Setsche, österr.=steierm. Dörfer: 1) Kr. Cilli, Bez. Drachenburg, 100 Einw.; — 2) das., Bez. Gonowitz; 120 Einw.

Setscheu, asiat. Stadt, China, Kuey=Tscheu, östl. von Kuey=yang, am Setscheuho, nahe an der östl. Grenze der Prov.; die umliegenden Berge liefern Quecksilber, Zinnober u. s. w.

Setschowa, österr.=steierm. Dörfer: 1) (Unter=S.), Kr. Cilli, Bez. Stermoll; 220 Einw.; — 2) (Ober=S., Gorni=S.), das.; 130 Einw.

Setschuen (Szü=tschuan, Sse=Tschuan), chinesische Provinz, im Westen von China, grenzt im Norden an die Prov. Schensi, im Osten an die Provinzen Hupe und Hunan, im Süden an die Provinzen Kuei=Tscheu und Yünnan und westlich an die Tatarei und Tübet, und hat einen Flächenraum von 10,425 (nach Andern 7758) □Meilen mit (1812) 21 (nach Andern 28 oder nur 8) Mill. Einw. Das Land ist gebirgig. Die Gebirgskette im Westen heißt zum Theil Siue=Ling und Yun=Ling, deren Bergkuppen weit über die Schneegrenze hinausragen, während am Fuße des Gebirges die Hitze beinahe unerträglich ist. Uebrigens ist die Luft sehr rein und das Wasser gesund. Der Kincha=Kiang durchfließt die Provinz von Südwesten gegen Nordosten und nimmt links den Min=Kiang und den Kia=Ling=Kiang auf. Das Land ist sehr furchtbar und gut bebaut. Die Produkte sind Zuckerrohr, Seide, Orangen, Citronen und vorzüglicher Rhabarber. Selbst die niedrigen Gebirge sind fruchtbar, weil sie durch Regen oder Schnee stets feucht erhalten werden. Um die giftigen Thiere zu vernichten, zündet man alle Jahre das Gras an. Auch die steilsten Gebirgsabhänge werden kultivirt und mit Tabak, Hirse und Mais bepflanzt. Bemerkenswerth ist die hier gezüchtete sehr kleine Race Pferde wegen ihrer großen Flüchtigkeit. Eingetheilt ist die Provinz in 11 Depart.: Chun Khing, Khuei=Tscheu, Kia=Ting, Lung=An, Ning=Yuan, Pao=Ning, Sia=Tscheu, Ta=Tscheu, Tsching=Tu, Tschung=Khing, Thung=Tschuan. Hauptstadt ist Tsching=Tu, Festung, groß, viele Kanäle und Brücken, sonst fürstl. Residenz, Handel. Andere Städte: Kueitscheu (Kweitscheu), Handel, viel Moschus; am Kincha; Tschongking, am Jantsekiang, der hier 36 Fälle macht, und am Kialin; Zuckerraffinerie, Bibliothek, Seidenbau; Suitscheu, am Mahu u. Kindsja, Handel, viel Papageien; Paonin, am Kialin; viel Edelsteine, Moschusthiere, Antilopen, Damhirsche; Schunkin, Seidenbau, auf dem Berge Nanemine Salzseen; Lonngan, große Festung, Handel; Liutscheu, am Kialin, der gesunden Luft und des Berges Pao wegen besucht; Kiating, mit mehr als 100,000 künstlichen Salzbrunnen in der Umgebung.

Settala (Biogr.), 1) s. v. a. Septala; — 2) (Septali), Manfredus, fingirter Name des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig=Bevern als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft. Er besaß ein kostbares Kunstkabinet und war Maler und Kunstdreher, beides mit Ruhm. Dies behauptet „Der Wunderliche in seinen wunderlichen Begebnissen“, Bevern 1678. Der Herzog beschrieb seine Kunstsammlung selbst und gab das Werk 1666 zu Tortona in italienischer Sprache her=

aus, welches dann auch ins Lateinische übersetzt wurde, und sehr selten vorkommt. † zu Mailand 1680.

Settau, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 170 Einw.

Sette (Geogr.), 1) afrikan. Küstenland, im Norden von Unter-Guinea, grenzt nördlich an Ober-Guinea, westl. an den atlant. Ocean, mit einer gleichnam. Stadt und gleichnam. Fluß, der in den Ocean fließt; — 2) Stadt, s. v. a. Cette.

Sette-Communi (Geogr.), s. Communi.

Settefrati, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, südöstl. von Sora; besteht aus zwei Dörfern; 3150 Einw.

Settegast, Joseph Anton, Historienmaler, am 18. Febr. 1813 zu Koblenz geb., besuchte früh das Gymnasium, ward aber nach seinem Wunsche 1828 der Leitung seines Oheims, des Malers und Professors Mosler in Düsseldorf, übergeben. Angeregt durch seine Lehrer Schadow, Mosler u. Wintergerst, wie auch durch die Bestrebungen der ganzen ihn umgebenden Künstlerwelt zu Düsseldorf, versuchte er sich früh schon in Kompositionen nach deutschen Dichtern, war aber darin nicht besond. glücklich. Allmählig entfremdete sich die Richtung der düsseld. Kunstschule seinem frommen Sinne, wofür das Schöne der ernsten religiösen Kunst in ihm aufging und hierin Ausgezeichnetes zu sehen und hervorzubringen sein heißester Wunsch ward. Seine Freunde, und an deren Spitze sein kunstliebender Vater, wiesen ihn 1831 an Veit, der damals als Direktor des städelschen Instituts von Rom nach Frankfurt gekommen war, und unter Leitung dieses geistreichen, originellen und selbstständigen Künstlers entfaltete sich sein reiches Gemüth und erhob sich aus dem Genre in den höchsten Kreis der religiösen Malerei. In dieser Richtung fortgehend, malte S. außer vielen Entwürfen und Versuchen zunächst eine kleine Madonna mit dem Kinde, welche einen schönen Anfang bezeichnete. Auch sein Christoph fällt in diese Zeit. Besonders aber muß seine heilige Barbara erwähnt werden, welche er 1834 als Altarblatt in die St. Barbarakirche nach Koblenz malte und die in Auffassung und Ausführung gelungen ist. Mit Brentano malte er darauf die Freskobilder in der Pfarrkirche zu Kamberg und machte hier den ersten Versuch in dieser Art der Malerei. Ein großes Bild des heiligen Lubentius führte er inzwischen für die Kirche zu Kobern a. d. Mosel auf Leinwand aus. Im Sommer 1837 malte er das schöne Freskobild in der Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein, die Kreuzerfindung darstellend. Seine eigenthümliche Tiefe der Auffassung zeigte sich auch in seinen Portraits, die sämmtlich von sprechendster Aehnlichkeit sind und das geistig sittliche Wesen der Gemalten in einer Allgemeinheit darstellen, so daß sie bleibenden Werth als Gemälde für jeden Freund der Kunst behalten werden. In Italien lebte S. vom Herbst 1838 bis zum Frühjahr 1843 und ergab sich in Genuß und Freude den Studien der alten italienischen Bilder, dann aber auch der Natur. Bis dahin sieht man seinen Bildern den Schüler von Veit an, von jetzt an tritt er selbstständig auf, was sich besonders an einer Empfängniß Mariä, die er in Rom für die Kirche in Kobern malte, noch mehr aber an einem Freskobilde in der Franciskanerkirche zu Düsseldorf (Max-Pfarre), welches er noch in Rom entwarf, zeigt. Die Kreuzigung in der Franciskaner-Kirche zu Düsseldorf zeigt noch mehr seine volle Herrschaft über Stoff und Form, und reiht ihn den großen Meistern der neuen religiösen Schule, Overbeck, Veit und Steinle, würdig an. Den Winter 1845—1846 brachte er mit Studien vieler größern Bilder in Frankfurt zu, wo er sich schon 1844 mit Dorothea Veit, der ältesten Tochter des Malers, vermählte.

Settel, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklenburg; Gut Ahn; 350 Einw.

Sette-Lagoas, südamerikan. Ort, Brasilien, Prov. Matto-Grosso, am Ursprung des Paraguay.

Settels, Rasenbekleidung steiler Deiche an der Außenseite.

Settenz (Setenice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Teplitz; Braunkohlenbrüche; 120 Einw.

Setterich, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Jülich; Hauptort der gleichnam. Bürgermeisterei; 630 Einw.

Setti, Ercole de', Maler und Kupferstecher von Modena, blühte um 1560—1593. In den Kirchen zu Modena sieht man Altarblätter von ihm, worin sich ein geistreicher Künstler offenbart, der mehr zum Großartigen als zum Anmuthigen sich neigt. Dann finden sich von ihm auch radirte Blätter, mit Hercules Septimius oder mit H. S. bezeichnet.

Settignano (Biogr.), 1) Desiderio da, Bildhauer, einer der bedeutendsten Nachfolger Donatello's, der von der Natur sogar mit noch höhern Gaben ausgestattet war, als der Meister. Seine Bilder, die selten sind, athmen Leben, u. besonders ansprechend sind seine Frauen- und Kindergestalten, deren Köpfe von großem Liebreiz sind. Sein Hauptwerk ist das Grabmal des Carlo Marsuppini in St. Croce zu Florenz. S. † 1485 im 28. Jahre und wurde bei den Serviten in Florenz begraben. — 2) Solosmeo da, Bildhauer von Florenz, Schüler von Andrea del Sarto u. Jacopo Sansovino, fertigte an dem Grabmale Julius' II. nach Michel Angelo's Modell eine Madonna mit dem Kinde; auch an dem Grabmale des Pietro de Medici arbeitete er. Todesjahr unbekannt.

Settignano (Waarenk.), Weinsorte aus Toskana.

Settimo (Geogr.), 1) ital. Dorf, Insel Sardinien, nordöstl. von Cagliari; 2310 Einw.; — 2) S.-Torinese, Dorf das., Königreich Sardinien, nordöstl. von Turin, am Po, links; 2330 Einw.; — 3) S.-Vittone, Stadt das., Div. Turin, nordwestl. von Ivrea; am Dora-Baltea, links; 1500 Einw.

Settingiano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria ulter. II., westl. von Catanzaro; Seidenraupenzucht; 1070 Einw.

Settle, brit. Stadt, England, West-Riding

der Grafsch. York, am Ribble, links, westl. von York; Viehmärkte; 1530 Einw.

Settlers, freie Neger in der afrikan. Kolonie Sierra Leone, waren vor dem amerikanischen Revolutionskriege in den südlichen Theilen der jetzigen nordamerikan. Vereinigten Staaten ansässig, wurden, da sie den Briten treu geblieben waren, nach der Beendigung des Krieges nach Kanada übergesiedelt und von dort, da sie das Klima nicht vertragen konnten, 1100 Köpfe stark nach Sierra Leone übergeführt. Hier wohnen sie in besondern Quartieren, die Settlers-Town genannt werden.

Settmershausen, hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Göttingen; 300 Einw.

Settrup, hannöv. Bauernschaft, Landdr. Osnabrück, Amt Fürstenau; 42 Häuser.

Setuacatum (a. Geogr.), Ort im südlichen Deutschland, der Mündung des Inn gegenüber, an der Grenze von Bayern und Böhmen.

Setubal (Geogr.), s. v. a. Setuval.

Setubal (Biogr.), 1) Francisco de, Maler von Valença do Minho, von Natur aus mit großem Talente begabt, wollte aber weder von einem Buche, noch von einem Lehrsystem der Kunst wissen, sondern zeichnete nur, was ihm in den Weg kam. In Lissabon, wohin er 1777 kam, fing er an, in Wasserfarben zu malen, und versuchte sich auch in Fresko. Werke dieser Art sieht man in Kirchen und Kapellen Lissabons, verschiedene andere Gemälde in den Palästen der Stadt; Joao Ferreira erwarb mehre Genrebilder, Landschaften, Fruchtstücke 2c. von ihm. † 1792 im 45. Jahre. — 2) Morgado de, Maler zu Lissabon, Schüler Vieira's, malte Thiere, Früchte, Stillleben u. andere Dinge, auch Bildnisse von Freunden, wie jenes des berühmten Schauspielers Antonio José de Paula. S. † 1809 im 60. Jahre.

Setubal (Waarenk.), s. Portugiesische Weine.

Setubalia (a. Geogr.), s. v. a. Cätobrix.

Setuca (a. Geogr.), Stadt, s. v. a. Segovia.

Setucis (a. Geogr.), Stadt in Gallia Belgica; jetzt Beaucourt oder Cayeux.

Setuia, s. Setovia 2).

Setula (bot. Term.), das Börstchen, eine kleine Borste. — Setulosus, kleinborstig, mit kurzen Borsten besetzt.

Setutanda (a. Geogr.), s. v. a. Setatanda.

Setuval (Setubal, von den Niederländern St. Ubes genannt, Geogr.), 1) portugies. Correiçao, Prov. Estremadura, Bez. Lissabon; 110,000 Einw.; — 2) Hauptstadt des Bezirks, südöstl. von Lissabon, an der Mündung des Sado in die gleichnam. Bai des atlant. Oceans, die einen weiten und tiefen Hafen bildet. Die Stadt hat alte Befestigung und ist durch mehre sie beherrschende Forts gedeckt, hat viele Kirchen und Klöster und zum Schutz des besuchten und mit einem Leuchtthurm versehenen Hafens schöne Quais, Arsenal, Hospital, Armenhaus 2c. Am bekanntesten ist S. wegen seines Seesalzes, das, von vorzüglicher Güte, in ungeheurer Menge (in 500 Gruben) hier gewonnen und besonders nach den Ländern an der Nord- und Ostsee (England, Holland, Schweden und Norwegen) zum Einsalzen der Häringe versandt wird, weil das nordische Seesalz wenig taugt und auch nur in geringen Quantitäten erzeugt werden kann. Ferner besitzt die Stadt guten Wein und vorzügliche Orangen, Fabriken für Decken aus Esparto, Lederfabriken, Fischerei, besonders von Sardellen, und führt Wein, Oel, Südfrüchte, Korkholz, Agrumen 2c. aus. Unter den 369 im Jahre 1844 abgegangenen Schiffen befanden sich 108 französische, 88 norwegische, 26 schwedische, 29 englische, 23 preußische, 19 belgische, 16 holländische, 15 amerikanische, 13 russische, 8 dänische und 5 hanseatische. Im Verwaltungsjahr 1847 belief sich die Zahl der in S. angelangten Schiffe auf 461 von 68,397 Tonnen, sämmtlich in Ballast, unter folgenden Flaggen:

Flagge:	Schiffe.
Englische	33
Französische	127
Russische	28
Niederländische	24
Belgische	13
Preußische	7
Dänische	18
Schwedische und norwegische	177
Spanische	2
Portugiesische	10
Nordamerikanische	6
Hanseatische	1
Hannöversche	14
Mecklenburger	1
Zusammen	461

Rechnungsverhältnisse, s. Lissabon. — S. hat 15,000 Einw. Es ist das alte Cätobrix. Dabei Ruinen einer alten Stadt Troja. S. litt durch das Erdbeben von 1755 großen Schaden.

Setvan, austral. Insel, Karolinen-Archipel (s. d.).

Setzangel, s. v. a. Hechtangel, s. Angel, S. 978.

Setzart (Mus.), s. v. a. Schreibart, s. Satz und Styl.

Setzbohle (Setzbret), s. Treppe.

Setzbord (Sitzgang), die bei hoher See auf den Bord eines kleinen Fahrzeuges gesetzte breite Diele, damit die Wellen nicht hineinschlagen.

Setzbret, 1) (Setzschiff, Buchdr.), das starke und harte 4eckige Bret, beiderseits mit ausgeschnittenen Leisten, worauf der Setzer die gesetzten Kolumnen zusammen in Ordnung bringt; — 2) (Bauw.), s. Treppe.

Setzbühne (Hüttenw.), der auf 3 Seiten mit erhabenen Leisten versehene Tisch, worauf die zu setzenden (waschenden) Erze erst aufgestochen und in Setzposten abgetheilt werden.

Setzdorf, österr.-schles. Pfarrdorf, Kr. Troppau, Amt Friedeberg; 3 Mahlmühlen, Schneidemühle, Garnbleichen, Potaschehütten, 17 Kalköfen; 1820 Einw.

Setze, an manchen Orten Platz, der mit Weinstöcken bepflanzt ist.

Setzeisen (Hüttenw.), großes, 4 Zoll breites, meißelförmiges Eisen mit gelochtem Stiele; man

zersetzt damit die zusammengeschmiedeten Theile durch Hammerschläge in Längsstücken. Ist das Eisen stumpf geworden, so härtet man es wieder, zu welchem Zweck es mit der Setzeisenzange in das Feuer gehalten wird.

Setzelbach, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. und Amt Hünfeld; 220 Einw.

Setzen, 1) (sich s.), von Menschen, in eine solche Lage kommen, wo der Hintere oder die Oberschenkel den Körper tragen, eben so — 2) von Thieren, wenn sie vorzüglich auf den Oberschenkeln der Hinterfüße ruhen; — 3) (Einen s.), Jemand en in einen gewissen Zustand, in gewisse Verhältnisse bringen; — 4) (sich s.), niedriger werden, besonders von Dingen, die eine ungewöhnl. Ausdehnung haben, oder aus einzelnen Theilen zusammengesetzt sind; so setzt sich eine Mauer, ein Gewölbe, ein neugebauter Deich, ein Straßenpflaster, der brennende Kohlenmeiler, eine Geschwulst; — 5) (sich s.), von flüssigen Körpern, wenn die darin enthaltenen Unreinigkeiten oder festen Körper zu Boden sinken; — 6) (sich s.), seinen bleibenden Aufenthalt an einem Orte nehmen; — 7) (sich s.), ein Geschäft auf eigene Rechnung unternehmen; — 8) (sich s., Kriegsw.), wenn ein getriebenes Corps Halt macht, sich in Ordnung stellt und dem Feind von Neuem die Spitze bietet; — 9) (Schriftsf.), die Lettern aus dem Schriftkasten nach Maßgabe eines Manuskriptes nehmen, und sie so zusammensetzen, daß mittelst des Druckes die im Manuskript enthaltene Schrift vervielfältigt werden kann, s. Buchdruckerkunst; — 10) (Hüttenw.), Erz oder Kohlen durch die Gicht oder auf sonstigen Wegen in den Schmelzofen bringen; — 11) gepochtes Erz mittelst Wasser sortiren; dies geschieht, indem man jenes in ein Drahtsieb bringt, im Waschbottich auf- und niederbewegt, wobei die schweren Theile durch das Sieb zu Grunde gehen; diese Arbeit verrichtet der Setzer; — 12) (Wasserb.), einen steilen Deich besoden od. mit Setteln belegen; — 13) (Tuchm.), das aus der Presse genommene Tuch ausgleichen und so legen, daß die bisher an den Seiten gewesenen Falze in die Mitte kommen, worauf es in die Stichpresse gebracht wird; — 14) einen Kur s., die Summe des ungefähren Werthes des Kures auf einen hölzernen Teller legen, an dessen Unterseite die Namen der Zeche schreiben u. den Teller in der Gesellschaft umhergeben; — 15) Erz setzt sich in die Teufe, d. h. dessen Gang erstreckt sich nach unten; — 16) sich mit Gläubigern s., s. v. a. akkordiren, ihnen so und so viel Procente bezahlen und dadurch den eigentlichen Bankerott abwenden; — 17) (Schifff.), das Schiff setzt sich, wenn es auf eine Sandbank oder sonst auf den Grund so geräth, daß es nicht sobald wieder los kann; — 18) (Bauw.), den Grundstein eines Gebäudes mittelst der Setzwage legen; — 19) (Forstw.), die Scheite in Klaftern zusammenstellen; — 20) (Forstw. und Gärtn.), junge Bäume, Sträuche ꝛc. in die Erde pflanzen; — 21) (Jagdw.), bei allem eßbaren Haarwild, mit Ausnahme des Schwarzwildes, s. v. a. gebären; — 22) (Spielw.), s. v. a. einsetzen, übersetzen ꝛc.

Setzen (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Siegen: a) (Nieder-S.); 170 Einw.; — b) (Ober-S.); 300 Einw; — 2) europ.-russ. Ort, Gouv. Kurland, östlich von Friedrichstadt.

Setzer, 1) s. Buchdruckerkunst; — 2) (Hüttenw.), s. Setzen 11); — 3) (Färber.), s. v. a. Drift; — 4) (Kriegsw., Setzkolben, le refouloir), ein an einer hölzernen Stange (Setzerstange) angebrachter hölzerner Cylinder, mit welchem entweder die Pulverladung mit der Kugel auf einmal, oder, wenn beide getrennt sind, jede getrennt in das Geschützrohr eingedrückt und angesetzt wird. Die Setzer der Feldgeschütze haben an dem einen Ende der Stange den Setzkolben als eigentlichen Setzer, an dem andern dagegen den Wischer; — 5) (baguette à refouler ou d'artifices), der Ladstock, mit welchem die Feuerwerker beim Schlagen der Raketen u. s. w. den Satz in diese Feuerwerkskörper eintreiben.

Setzerde, Rasenstücken, womit man den Deich ꝛc. besodet, damit er künftig grüne.

Setzerfaktor, s. Buchdruckerkunst.

Setzfäden, s. Vitriolfäden.

Setzfäustel (Bergb.), s. v. a. Senkfäustel.

Setzfaß, 1) der Bottich, worin das Setzen oder Siebwaschen des Erzes geschieht; — 2) auf Vitriolwerken das hölzerne Gefäß, worin man die gesottene Lauge aus der Kühlpfanne schlägt, damit der Vitriol an das Rohr, welches an die Wände des Fasses gelehnt ist, anschieße; doch dienen zu diesem Zwecke jetzt mehr die Wachsgefäße.

Setzgraben (Bergb.), kleine Erzstücke, welche in das Gestein eingesprengt sind.

Setzgraupen, 1) das durch Siebsetzen schon ziemlich gereinigte Erz, welches dann geröstet wird; — 2) Erzstückchen, die als leicht zu lösende Stückchen in der Bergart abgesondert vorkommen.

Setzhärten, die Arbeit, wodurch geschmiedetes Eisen eine harte Stahlhaut bekommt und doch inwendig geschmeidig bleibt.

Setzhaken, 1) (Hüttenw.), die großen Zangen, womit man die glühenden Stücke aus dem Ofen holt; — 2) (Forstw.), ein 14 Zoll langes Werkzeug zum Umschlagen schwerer Holzstämme, von Eisen, an einen Stiel befestigt, wofür oben ein Oehr angebracht ist. Unten läuft es spitz aus und bildet einen schwachen Bogen, hinten aber ist ein kurzer und stumpfer Widerhaken. Der Wirkung nach ist das Werkzeug ein Hebel; der stumpfe Widerhaken dient als Hypomochlium.

Setzhamen, größere Hamen ohne Gabeln; sie werden an das Ufer des Wassers angesetzt, dann stört man mit einer Stange, an der unten einige Stückchen Leder befestigt sind (man nennt sie Trampa), die Fische aus den Höhlen heraus, um sie in den Hamen zu jagen. An manchen Orten heißt S. ein Schauber, oder ein Hamen mit einer Gabel, um ihn damit an das Ufer zu setzen.

Setzhammer, ein einem gewöhnlichen Hammer ähnliches Werkzeug, das an seinem hölzernen Stiele gehalten und auf das Eisen gestellt wird, wonach man auf das obere Ende des Ko-

pfes Schläge mit dem Schmiedehammer führt. Das mit dem Eisen in Berührung kommende Ende ist entweder flach und rechtwinkelig gegen die Seiten gestellt (gerader S.), oder flach und schräg (schräger S.), oder von der Gestalt wie die Finne der Schmiedehämmer (runder S.). Der gerade S. erzeugt einen rechtwinkeligen Ansatz dort, wo er auf das Eisen gestellt wurde. Läßt man das Eisen über den Amboß hinausragen und stellt den S. so darauf, daß sein Rand mit dem Rande des Amboßes einerlei Lage hat, so wird das Eisen zwischen Amboß und S. gequetscht, verdünnt und der hinausragende Theil, welcher seine ursprüngliche Dicke behält, bildet einen doppelten Ansatz, nämlich zugleich auf der oberen und auf der unteren Fläche. Der schräge S. bringt, indem er schief auf dem Eisen steht und schief in dasselbe eindringt, einen spitzwinkeligen Ansatz hervor. Der runde S. macht einen rinnenförmigen Eindruck und taugt also zur Bildung rund ausgeschweifter Ansätze. Liegt dabei das Eisen nicht auf der Fläche des Amboßes, sondern auf einem im Loche desselben angebrachten Stöckchen, welches einerlei Gestalt mit dem abgerundeten Ende des S.s hat, so entstehen zwei gleiche rinnenartige Eindrücke einander gegenüber.

Setzhase, s. v. a. der weibliche Hase.

Setzholz, 1) das Holzstück, welches wie ein Göpelknecht dient, nämlich den Göpel vor dem Zurückgehen zu sichern; — 2) das Bremsholz des Pferdegöpels; — 3) s. v. a. Pflanzholz; — 4) s. v. a. Setzling.

Setzin, mecklenb.-schwer. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Schwerin; 220 Einw.

Setzingen, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Ulm; 400 Einw.

Setzkarpfen (Ichthyol.), s. v. a. Setzling.

Setzkasten, s. Vitriolwerk.

Setzkohlen, s. Holzkohlen.

Setzkolben, ein Kolben mit flachem Boden, der also ohne besondere Unterlage (Strohkranz u. s. w.) stehen kann.

Setzkompaß, der nach gemeiner Weise eingetheilte und zu tragende Kompaß im Gegensatz des Gruben- und Hängekompasses.

Setzküpe (Färber.), s. Indig.

Setzkunst, s. Komposition und Tonsetzkunst.

Setzlatte, s. v. a. Richtscheit.

Setzling (Ichthyol.), s. v. a. der gemeine Karpfen, Cyprinus Carpio *L.*, im ersten Jahre, auch Setzkarpfen.

Setzlinge, 1) junge Bäume, die fortgepflanzt werden können; — 2) abgeschnittene Zweige, die zur Vermehrung der Holzarten dienen. Die S. wurzeln, in die Erde gesteckt, neu ein, treiben aus den Knospen Zweige und werden zu selbstständigen Bäumen und Sträuchen. Diese Vermehrungsart ist bei Pappeln und Weiden die empfehlenswertheste. Auch andere Holzarten, als die genannten, lassen sich durch Stecklinge vermehren, wenn dazu besonders gute Zweige ausgesucht, bis auf ein oder zwei Augen eingestutzt und in frischen lockeren Boden, in nicht zu sonniger Lage, schief und mäßig tief eingesteckt werden; der Fortwuchs ist jedoch dabei nicht immer lebhaft. Die Regeln bestehen darin: Man stecke reife, nicht zu alte, aber doch auch nicht zu dünne Zweige mit schönen Knospen, wo möglich im Herbste oder Frühling, und setze sie anfangs mäßigem Lichteinflusse aus. Die obere Abschnittfläche wird verklebt und der Setzling nicht zu tief und etwas schief eingesetzt. Pappeln und Weiden bedürfen so vieler Sorgfalt nicht. Von den S.n werden unterschieden: Setzstangen und Setzreiser. Zu Setzstangen nimmt man frische, geradwüchsige, 8—10 Fuß lange und 2 Zoll starke Aststücke, welche schon zeitig im Frühjahre auf das bezeichnete Maßverhältniß angehauen, oben und unten schief zugestutzt und dann ausgeästet werden, wonach man sie alsbald einsetzt, und zwar in 2 Fuß tiefe Löcher, die man mit lockerer Erde ausfüllt und mit guter deckt. Diese Vermehrungsart findet meistens nur bei zu Kopfholz bestimmten Weiden Statt. Da die Setzstangen durch Vieh oder Wind u. s. w. Schaden leiden, so werden sie an Pfähle gebunden. Setzreiser werden genommen von gesunden und frohwüchsigen, höchstens 3jährigen Zweigen, welche man auf eine Länge von 15—30 Zoll so einstutzt, daß wenigstens $1^1/_2$ Zoll lang oben 1jähriges, unten aber an 1 Zoll lang 2- oder 3jähriges Holz stehen bleibt. Wo dies die Triebe nicht zulassen, werden 1jährige Seitenzweige bloß auf die bezeichnete Länge eingestutzt, und von 2- bis 3jährigen, in einem Winkel stehenden Hauptästen läßt man unten einige Zoll lang daran sitzen. Solche Reiser können zum Anwurzeln in eine Baumschule oder sogleich ins Freie gesetzt werden; im ersteren Falle werden an einem etwas schattigen Orte und in frischem lockeren Boden die Reiser in Furchen oder Gräben von 12 Zoll Tiefe in eine Reihe mit schiefer Richtung und auf 12—15 Zoll weite Entfernung von einander so eingesetzt, daß sie von der Spitze nur 2—3 Zoll über der Erde stehen. Gleichzeitig wird gute Erde nachgefüllt. Nach erfolgtem guten Ausschlage werden sie dann ins Freie gesetzt. Im zweiten Falle wird ein ähnliches Verfahren beobachtet, indem man sie in aufgegrabene Löcher oder in lockeren Sandboden auch ohne Weiteres schief einsetzt. — 3) S. Satz.

Setzlinie (Buchdr.), dünnes Blech, das vor die zuletzt gesetzte Zeile gesetzt wird, damit sie sich nicht verrücke.

Setzloch, 1) die obere Oeffnung eines Theerofens; — 2) bei Schmalöfen die Oeffnung, durch welche das Erz eingetragen wird.

Setzmaschine, 1) die Vorrichtung, durch welche beim Waschen des Erzes dasselbe immer umgerührt wird, damit sich der Schlich gehörig absondere; — 2) s. v. a. Siebwerk; — 3) (Buchdruck.), Maschine, durch welche ein leichteres und schnelleres Setzen statt des bisherigen Verfahrens bewirkt werden soll. Die ersten Versuche dieser Art wurden in England von Bellanche und W. Church unternommen, hatten aber nicht den erwünschten Erfolg. Dann nahmen Young und Delcambre in Frankreich die Idee auf und stellten wirklich eine S. her. Sie besteht aus 4 Haupttheilen, von denen der erste genau das Ansehen eines Klaviers und so viel Tasten

hat, als der gewöhnliche Setzkasten Fächer enthält. Jede einzelne Taste trägt eine Signatur, welche der Letter entspricht, zu der sie gehört, und hängt an ihrem hintern Ende mit einer vertikalen Zugstange zusammen, mittelst deren sich auf dem Obertheil der Maschine ein wagrechter Schieber hin- und herbewegt, sobald die Taste niedergedrückt wird. Den 2. Theil der Maschine bildet eine große Platte, auf welcher die eben genannten Schieber liegen. Links dicht neben jedem Schieber steht ein vertikaler Kanal, dessen Querschnitt mit dem liegenden Buchstaben übereinstimmt und der erst in einer Höhe anfängt, welche der Dicke des Buchstaben gleichkommt, so daß der Schieber, welcher etwas dünner ist, als der Buchstabe, ungehindert unter dem Kanale hin- und zurückgehen kann. Wird nun ein solcher Kanal so mit einer Säule von Buchstaben gefüllt, daß dieselbe alle mit dem Auge, dem geschnittenen Theile nach vorn und mit der Signatur nach links hingerichtet sind, so wird allemal vor dem Schieber ein Buchstabe liegen und durch den Druck desselben vorgeschoben werden. Sobald der Schieber aber zurückgeht, fällt ein neuer Buchstabe vor. Der ausgestoßene Buchstabe fällt in eine Rinne und gelangt durch diese, in der angegebenen Lage, auf den 3. Theil der Maschine, die Leitungsplatte. Die letztere ist von Kupfer und liegt unter einem Winkel von 45 Grad nach unten gesenkt, so daß die Buchstaben, der Einwirkung ihrer Schwere folgend, in ihrer einmal angenommenen Lage hinabgleiten. Diese Platte hat ebenfalls Rinnen, welche denen des Obertheils entsprechen und die sich nach und nach je zu zweien vereinigen, so daß am untern Ende der Platte nur noch ein Kanal ist. Da aber im Gleiten die leichtern Buchstaben langsamer sich bewegen, als die schweren, so haben die Erfinder die Ordnung getroffen, daß die leichteren Lettern, z. B. die Interpunktionszeichen, in der Mitte des Klaviers liegen, also den kürzesten Weg und in gerader Linie machen, während die schwereren, an den Enden liegend, einen weiteren Weg und in schräger Richtung machen müssen, wodurch die Schnelligkeiten so ausgeglichen werden, daß die Lettern in derselben Ordnung, in welche sie durch die Schieber ausgestoßen werden, an der untern Ausmündung der Platte ankommen. Von hier aus gelangen sie in den 4. Theil der Maschine, den Kanal, wo sie, da sie in dieser Richtung ankommen, mit dem Auge nach oben und mit der Signatur nach links hin, aus der geneigten in eine vertikale Stellung übergehen. Der Kanal hat 2 Wände, die genau so weit von einander abstehen, als die Höhe des Buchstaben, und einen Keil, der das Umfallen der Letter hindert. Dieser Keil wird durch ein excentrisches Rad, welches der Setzer vor dem Klavier mittelst eines Tritts und einer Kurbel in Bewegung setzt, bei jedem Tastenanschlage ein wenig zurückgezogen, damit der neue Buchstabe Platz findet, und so führt der Kanal den vollendeten Satz bis zum Platze des Gehülfen, welcher ihn stückweis herausnimmt, mit Spatien ausschließt und im Setzbret Zeilen und Kolumnen daraus bildet. Die Maschine ist einfach, gut konstruirt, dauerhaft, arbeitet pünktlich und ist nicht zu theuer. Man ist im Stande, mittelst derselben in einer Stunde über 6000 Lettern zu setzen, doch ist freilich noch ein zweiter Arbeiter erforderlich, der die Zeilen und Kolumnen formt, was mehr Zeit wegnimmt, als der Maschinensatz selbst. Kapitän Rosenborg erfand eine andere S., die in einer Stunde 10,800 Lettern setzt und in einer andern Ablegemaschine eben so viel ablegt, was die vorige nicht thut. Diese S. hat fast die Form eines Positivs und an ihm sitzen die Setzer oder Setzerinnen; das Positiv hat so viel Tasten, als Schriftzeichen, Spatien u. s. w. vorhanden sind, deren Bezeichnung in der natürlichen Reihe des Alphabets jede Taste trägt. Der Mechanismus einer jeden der letztern ist so eingerichtet, daß beim Niederdrücken derselben die Klappen einer Röhre, in welcher die zu dieser Taste gehörigen Schriftzeichen, das Auge nach rechts, die Signatur nach vorn gerichtet, aufgestapelt sind, geöffnet und einem einzigen dieser Schriftzeichen der Ausgang gestattet wird. Letzteres fällt nun, ohne seine Lage zu ändern, auf ein Laufband ohne Ende, das mit beträchtlicher Geschwindigkeit unter den sämmtlichen Röhren fort, von rechts nach links hin bewegt wird, und so die Lettern, in derselben Ordnung und Lage, wie sie auf dasselbe fielen, nach der linken Seite der Maschine bringt. Hier liegt das Receptakel, welches die Stelle des Winkelhakens der Setzer vertritt, in vertikaler Richtung und in demselben werden die Lettern, wie sie ankommen, durch die Maschine eine auf der andern aufgestapelt. An der vordern Seite des Klaviers befindet sich ein Zähler, welcher durch den Klang eines Glöckchens anzeigt, wenn eine Linie des Receptakels vollendet ist; dann dreht der Setzer eine kleine Kurbel, mittelst deren eine Schiene gegen die Augen der Lettern gedrückt und letztere mit ihrem Fuße auf den Boden des Receptakels geschoben werden. Sobald dies geschehen ist, drückt der Setzer einen Hebel, welcher den beweglichen Boden des Receptakels zur Seite schiebt und der oben erwähnten Schiene gestattet, die Letternzeile durch das Receptakel hindurch in einen dahinter stehenden Kasten hineinzuschieben. Dieser Kasten ist um ein Charnier beweglich und wird durch einen Gehülfen des Setzers in eine horizontale Lage gebracht, der zu Folge die Lettern jetzt mit dem Auge nach oben stehen. Der Gehülfe liest nun die Zeile, bringt sie auf das Setzbret, schließt sie aus und formirt daraus Kolumnen, während der Setzer eine neue Zeile setzt. Erleichternd ist hierbei, daß der Setzer Sylben, ja Wörter, in denen die Lettern nach ihrer natürlichen Reihe im Alphabete folgen, wie z. B.: Ei, ach, Ader, wie einen Akkord auf dem Klavier anschlagen kann, ohne der richtigen Folge im Satze zu schaden. Wie schnell die Maschine arbeiten kann, mag als Beispiel das Wort Accentuation beweisen. Für den gewöhnlichen Satz erfordert dies aus 12 Buchstaben bestehende Wort 24 Armbewegungen des Setzers; auf der Maschine schlägt der Setzer 3 Akkorde: Accentu, at, ion an, u. das Wort ist vollendet. Allerdings entsteht ein kleiner Zeitverlust in dem Falle, wenn z. B. auf g ein a folgt, indem das Laufband leer durch die Ma-

schine gehen muß, bis das gesetzte g hinter die Röhre für a gekommen ist. Doch ist dieser Verlust nicht in Rechnung zu bringen, da das Band mit großer Geschwindigkeit läuft. Die Ablegemaschine hat ebenfalls die Form eines Klaviers und für jedes Schriftzeichen, nach der Reihe des Alphabets, eine Taste, an welcher sich ein Hebel befindet, welcher beim Niederdrücken der Taste steigt. Außerdem aber bewegt die Taste noch einen kleinen Stößer, welcher bei jeder Hebung eine Rolle um so viel umdreht, wie die Länge einer Letter auf dem Umfange der Rolle beträgt. Ueber diese Rollen, deren natürlich so viel als Tasten sind, über einige Träger und über gleich viel Laufrollen am hintern Ende der Maschine gehen Laufbänder ohne Ende, deren jedes sich also beim Niederdrücken der zugehörigen Taste um die Länge eines Buchstaben von vorn nach hinten bewegt. Zur Linken der Klaviatur befindet sich der Ablegetisch, auf welchen die abzulegende Kolumne gestellt wird. Eine kleine Eisenbahn führt einen Wagen, der durch einen Handgriff regiert wird, über die ganze Tastatur. Auf diesen Wagen wird eine Zeile der Kolumne genommen, und nun fährt der Ablegende, nachdem er die Zeile gelesen und mit dem Zeigefinger der Linken die Taste des ersten Buchstaben niedergedrückt hat, den Wagen so lange von links nach rechts hin, bis ihn der Hebel, welcher beim Niederdrücken der Taste steigt, anhält. Die Bewegung einer Feder schiebt nun die ganze Linie so weit vor, bis der erste Buchstabe vom Wagen herab auf das unter demselben befindliche Laufband fällt. Jetzt läßt der Ablegende die Taste wieder in die Höhe schnellen, der Heber fällt, der Stößer tritt in Wirksamkeit, das Laufband und mit ihm die darauf liegende Letter wird fortgeschoben und es ist Platz für eine neue derselben Art. Unterdessen ist der Wagen wieder nach links geschoben, die Taste des nächsten Buchstaben wird niedergedrückt, der Wagen angefahren, der Buchstabe abgeworfen und so fort, bis die Zeile zu Ende ist, worauf eine neue vom Ablegetische abgenommen und mit ihr eben so verfahren wird. Ist ein Laufband mit Lettern gefüllt, oder die Arbeit zu Ende, so werden die Lettern mit einer eigenen Maschine, welche mit einem Male 100 oder mehr derselben aufnehmen kann, abgehoben und, da sie alle schon in der gehörigen Lage sind, unverändert in die zugehörigen Röhren der S. gebracht. Zu gleichem Zwecke erfand Gaubert sein Gerotyp, das ebenfalls aus einer Ablegemaschine und S. besteht. Gauberts S. stimmt im Wesentlichen mit den oben beschriebenen Maschinen, namentlich mit der rosenborgischen, überein. Den obern Theil bilden die Letternbehälter, welche jeder unten eine Klappe haben, die durch die zugehörige Taste des Klaviers geöffnet wird und nur einer einzigen Letter den Durchgang gestattet. Von hier aus gelangt die Letter in einen Kanal, alle Kanäle vereinigen sich unten in einen einzigen, und durch diesen kommen die Lettern in ihrer richtigen Lage und Folge auf die Form, welche unter dem Kanale steht. In Deutschland haben C. L. Tschulick, Gallaseck u. A. ähnliche Maschinen erfunden, von denen mehre in der Illustrirten Zeitung beschrieben sind. Bei allem Sinnreichen aber, das man an diesen Maschinen bewundern muß, u. obgleich der gewandte Setzer nach der gewöhnl. Weise höchstens 2000 Lettern in der Stunde setzen kann, die youngsche Maschine dagegen 16,000, die gaubertsche 86,000 (wobei jedoch das Lesen des Manuskripts nicht gerechnet ist), scheinen sich doch bedeutende Schwierigkeiten der praktischen Anwendung derselben entgegenzustellen, z. B. die, daß sie nur sehr schwierig 2 Schriftgattungen in Zusammenhang setzen können, dann ihre Kostspieligkeit und der Raum, den sie einnehmen; denn da man zu jeder Schriftgattung eine S. haben muß, so sind bei etwa 50 Schriftgattungen deren 50 nöthig.

Setzmeißel, s. Meißel.

Setzort (Bergb.), s. v. a. Brennort.

Setzpfanne, kleine Pfanne, die als ein Nebenpfännchen hinten in der Salzsiederpfanne angebracht wird, damit der Sand und Unrath sich hineinziehe.

Setzpfosten, bei Mühlengerinnen die kleinen Säulen zwischen den Griessäulen.

Setzrohr, bei Krummöfen die trichterförmige Erweiterung des Schachtes, durch welche das Erz eingetragen wird.

Setzscha, Stadt, s. v. a. Slawiansk.

Setzschäfer, Schäfer, der eigenthümliches Vieh unter der Heerde seines Herrn hält und dadurch den größten Theil seines Lohns empfängt.

Setzschiff, 1) s. v. a. Schiff des Buchdruckers; — 2) ein gleichsam verpachtetes Schiff.

Setzschiffer, in der Seeschifffahrt jeder Schiffer (Kapitän), der nicht zugleich Eigner des von ihm geführten Schiffes, sondern von einem Rheder oder einer Rhederei eingesetzt ist.

Setzschirm, s. v. a. Kaminschirm.

Setzschlich, feines Erz, das sich beim Siebsetzen auf dem Boden des Setzfasses gesammelt hat und das nun im Schlämmgraben gereinigt wird.

Setzsoden, 1) Rasenstücke zur Bekleidung eines Deiches; — 2) insbesondere die der untersten Reihe, die in eine Rinne eingesenkt werden, um sie fester zu legen.

Setzsohle, s. v. a. Saumschwelle.

Setzstäbe, zu rechten Winkeln vereinigte Eisenstäbe, die man beim Nivelliren benutzt.

Setzstange, eine eiserne Stange, womit Maurer die Steine fortbringen und zurechtsetzen.

Setzstempel, Hammer, womit die Schlösser an den Kunststangen verkeilt werden.

Setzstock, s. v. a. Ladestock.

Setzstück, 1) (Mus.), s. v. a. Krummbogen, s. d. und Horn u. Trompete; — 2) (Bäcker.), s. v. a. Hefenstück.

Setzstufe (Bauk.), s. v. a. Setzbret.

Setztartsche (Pavese), eine Schutzwaffe, die aus einem großen, breiten, nach unten mit einem Stachel versehenen Schilde bestand, der in die Erde gestoßen wurde, so daß ein Mann dahinter Schutz gegen die feindlichen Geschosse fand. Man wendete sie vorzugsweise bei Belagerungsarbeiten an und findet sie zu diesem Endzwecke noch in den Kriegen des Mittelalters.

Setzteich, s. Teich.

Setztröge (Hüttenw.), die Tröge, womit Erz und Kohlen in die Öfen geschüttet werden.

Setzwäsche (Bergb.), das Gebäude, worin das Siebsetzen des Erzes geschieht, s. Siebsetzen.

Setzwage, Instrument, um horizontale Flächen richtig zu stellen. Sie ist von Holz und hat die Gestalt eines umgekehrten T (⊥) von 1—1½ Zoll Dicke und 2½ Zoll Breite an jedem ihrer 3 Arme, wird auf der unteren schmalen Fläche genau rechtwinkelig gegen die breite Vorder- und Hinterfläche abgerichtet. Ferner macht man von unten her in der Bodenfläche einen Ausschnitt von der Gestalt eines ∩, der sich gerade unter dem senkrechten mittleren Theile befindet; zieht von der Mitte dieses Ausschnittes eine gegen die Bodenfläche senkrechte Linie hinauf, bezeichnet deren Enden durch tiefe Striche und hängt an dem oberen Endpunkte der Linie, den Faden eines Senkbleies an, dessen Gewicht in dem Ausschnitte spielt. Wird das Werkzeug in der bei der Erklärung angenommenen aufrechten Stellung, mit der untersten schmalen um 10—12 Zoll langen Fläche auf eine horizontale Ebene gesetzt, so deckt der Faden den Strich oberhalb des Ausschnittes. Dadurch also, daß dies nicht Statt findet, gibt sich jede Abweichung von der horizontalen Lage des Gegenstandes zu erkennen, wenn man die Prüfung mit der Senkwage in verschiedenen Richtungen vornimmt. Man kann auch ein 2 Fuß langes und 6 Zoll breites Bret genau rechtwinkelig zurichten, auf einer Fläche desselben die Breite durch eine entlang gezogene Linie halbiren, an einem Ende einen halbrunden Ausschnitt für das Senkblei machen und den Faden des letzteren in dem entgegengesetzten Endpunkt der Linie durch Einklemmung in einen kurzen Sägenschnitt befestigen. Setzt man das Bret mit der unteren schmalen Seite auf eine Fläche, welche wagrecht, oder hält man eine der langen Kanten seitwärts gegen eine solche, die vertikal seyn soll, so darf der Faden nicht von der Linie abweichen.

Setzweger (Schiffb.), die nächsten Weger über dem Verdeck.

Setzweller, s. v. a. Beutelwelle.

Setzzeit (Jagdw.), s. v. a. Grußzeit, Gebärzeit.

Setzzirkel, s. v. a. Bogenzirkel.

Seubelsdorf, bayer. Dörfer: 1) (Seibelsdorf an der Losnitz), R.-B. Oberfranken, Ldgr. Stadtsteinach; Markt, Schloß, Mühle; 300 Einw.; — 2) (Seibelsdorf), das., Ldgr. Lichtenfels; 180 Einw.

Seubersdorf (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Erlbach; 140 Ew.; — b) (Seibersdorf), Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Parsberg; 190 Einw.; — c) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Weißmain; 130 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: Prov. Preußen: a) (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 320 Einw.; — b) (Brzydowo), (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 440 Ew.; — c) (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 260 Einw.

Seubert, Friedrich, Maler, Professor des Freihandzeichnens an der königl. Kunst- und Gewerbsschule zu Stuttgart, um 1800 geboren, widmete sich der Malerei u. machte ernste Studien nach klassischen Vorbildern. Seine Zeichnungen nach solchen sind zahlreich und gaben die Veranlassung zu einem Werke für den Unterricht, unter dem Titel: Anleitung zum Figurenzeichnen aus den besten vorhandenen Materialien, 100 Blätter, Stuttgart 1833, gr. Fol.

Seubertsholz (Seuwersholz), bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Eichstädt; 300 Einw.

Seubertswalde (Siegfriedsmühle), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 530 Einw.

Seubirgshausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Münnerstadt; 280 Einw.

Seubottenreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Weidenberg; 110 Einw.

Seubtendorf (Seibtendorf), reuß. Dorf, R.-B. Gera; Kammergut; 310 Einw. Von dem Dorfe haben 32 Höfe das Gemeinderecht.

Seucejo, span. Ort, Andalusien, Prov. Sevilla, südlich von Osuna.

Seuche (lat. Cantagium, franzöf. Contagion, engl. Contagious disorder), der allgemeine Ausdruck für Epidemie, Endemie, Epizootie und Enzootie, das allgemeine, gleichartige einer gemeinschaftlichen Ursache unterliegende Erkranken einer großen Menschenzahl. In sofern dieselbe aus einem Zusammentreffen vieler gleichartiger Krankheiten zusammengesetzt ist, muß sie auch die Eigenthümlichkeiten und den Verlauf dieser besitzen, also bald plötzlich auftreten, bald sich allmählig ausbreiten, bald längere, bald kürzere Zeit zu ihrem Verlaufe bedürfen, bald gefahrlos, bald in hohem Grade tödtlich seyn. Eine Eigenthümlichkeit der S. ist es, daß sie sehr häufig einen Ansteckungsstoff erzeugt, der zu ihrer Ausbreitung kräftig mitwirkt (s. Ansteckung). Als das Ursächliche der S. sieht man schädliche Einflüsse an, die sich auf die Gesammtheit eines großen Theils des Menschengeschlechts erstrecken, also auffallende nachtheilige Veränderungen der Witterung, als große Nässe, kalte Sommer, harte Winter, ferner Mißwachs und Theurung, Ueberschwemmungen, verdorbene Nahrungsmittel und Getränke, Hungersnoth, Kriege &c. Daß auch kosmische und tellurische Ereignisse, wie die Erscheinung eines Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Meteorsteinfälle, Ausbrüche von Vulkanen, Erdbeben &c. von Einfluß auf Erzeugung der S.n seyen, ist eine Meinung vieler älterer und neuerer Aerzte, die sie aus dem Zusammenhange, der zwischen dem Leben des Weltorganismus und dem des Menschengeschlechts Statt findet, erklären; wie aber durch diese und ähnliche Einflüsse die Verschiedenartigkeit der Formen der S. bedingt werde, ist eine Frage, die die Wissenschaft noch unbeantwortet läßt. Nur so viel steht fest, daß die S.n die sonderbarsten und verschiedensten Krankheitsformen hervorgerufen haben und daß die meisten neuen Krankheiten, die im Laufe der Zeiten ent-

standen, denselben ihren Ursprung verdanken, so daß man fast behaupten könnte, daß alle Krankheiten ursprünglich aus S.n hervorgegangen und daß auch solche, die nur sporadisch vorkommen, gleichwohl Ueberbleibsel früher dagewesener S.n seyen. Die S.n haben auf die Entwickelung der Menschheit großen Einfluß und die Weltgeschichte hat daher den Ausbruch und Verlauf derselben als sehr beachtenswerthe Momente zu betrachten; ja die Erfahrung lehrt, daß die wichtigeren S.n immer bedeutungsvollen Zeitereignissen zuvorgingen oder sie begleiteten. Vergl. Epidemie. Die erste S., die wir aus den Geschichtschreibern genau kennen, ist die von Thucydides beschriebene Pest zu Athen (430 Jahre v. Chr.). Im J. 365 v. Chr. herrschte zu Rom eine bedeutende S., nach der ein Erdfall auf dem Forum entstand, in welchen sich M. Curtius stürzte. Im J. 163 v. Chr. wurde das Anthrax-Uebel nach Rom eingeführt, und unter Pompejus zeigten sich daselbst die ersten Spuren des Aussatzes, der aber damals nicht lange dauerte. Wichtiger dagegen und von großer Ausdehnung waren die S.n unter M. Antoninus (165 nach Chr.) und die 15 Jahre lang dauernde höchst ansteckende S. unter Valerian (250 n. Chr.), bei der unter den Christen zuerst die Gewohnheit aufkam, die Ihrigen durch schwarze Kleidung zu betrauern. Im J. 542 breitete sich von Aegypten über Antiochien eine S. aus, die ebenfalls 15 Jahre lang dauerte und manche Städte 3—4mal heimsuchte. Im J. 557 zeigte sich in Konstantinopel die erste eigentliche Pest, die Bubonenpest. Schon damals zeigten sich an Häusern, Thüren, Gefäßen, Kleidern jene in späterer Zeit so berüchtigt gewordenen Flecken (signacula), die jedem Versuche, sie abzuwaschen, widerstanden und als Vorläufer der Pest betrachtet wurden. Im J. 569 erschienen zum ersten Male die Pocken in Arabien. Im J. 896 verbreitete sich am Rheine eine Krankheit, in der man die ersten Spuren der Masern erblicken will. Im J. 923 wurden durch das heilige Feuer (s. d.) in Frankreich 40,000 Menschen unter großen Qualen hingerafft. Am Ende des 10. Jahrhunderts zeigten sich die Pocken in Europa; doch traten sie damals noch nicht mit ihrer spätern Heftigkeit auf. Im J. 1098 wüthete eine der tödtlichsten S.n zu Antiochien unter den Kreuzfahrern, an der vom September bis November 200,000 Europäer starben. Im J. 1172 verbreitete sich der durch die Kreuzfahrer eingeführte Aussatz mehr und mehr in Europa. Im J. 1250 kamen unter den Franzosen, die Ludwig IX. nach Aegypten geführt hatte, die ersten Spuren des Skorbuts vor. Im J. 1286 brachten die Mongolen bei ihrem letzten Einfalle in Ungarn und Polen den Weichselzopf dahin. Im J. 1348—1354 wurde Europa durch den schwarzen Tod (s. d.) entvölkert. Im J. 1373 war der Veitstanz in England und dann im übrigen Europa. Vom Jahre 1483 an herrschte das Schweißfieber in England. Im J. 1490 erstes Petechialfieber zu Granada; 1493 Anfang der Lustseuche; von 1565—1580 häufige Pestausbrüche in Deutschland, denen bösartige Hals- und Lungenentzündungen folgten. Im J. 1581 kommt die Kriebelkrankheit in Lüneburg vor, die von jetzt an eine Zeit lang sehr häufig erschien. Im J. 1612 erstes Erscheinen der englischen Krankheit. Im J. 1628 beobachteten die breslauer Aerzte die ersten Spuren des Scharlachs. Im J. 1638 Kriegstyphus in Deutschland, durch den 30jährigen Krieg herbeigeführt. Im J. 1652 beobachtete man zu Leipzig zuerst den Friesel. Im J. 1713 erschien die Pest zum letzten Male in Deutschland; dagegen griff in den amerikanischen Häfen das gelbe Fieber immer mehr um sich. Im J. 1721 war das gelbe Fieber zuerst in Europa und zwar in Lissabon. Faulfieber, Ruhren und Influenza häufig in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Im J. 1794 war das gelbe Fieber sehr allgemein über die Vereinigten Staaten verbreitet. Im J. 1801 wurde die ansteckende ägyptische Augenentzündung durch die Franzosen und Engländer nach Europa verpflanzt, wo sie unter den Truppen der Alliirten in den Jahren 1813 ff. sehr heftig war. Im J. 1814 gelbes Fieber sehr ausgebreitet an der spanischen Küste. Im J. 1812—1814 Kriegstyphus. Im J. 1817 Ausbruch der Cholera zu Yessore in Indien; über deren weitere Verbreitung s. Cholera. Auch die Thierarzneikunde kennt oft sehr verheerende S.n. Unter die dem Rindvieh gefährlichen S.n rechnet man vorzüglich die Rinderpest (Löserdürre), Zungenkrebs, Mundfäule, Lungenseuche, Milzbrand. Den Schafen ist vorzüglich die Pockenseuche, die bösartige Klauenseuche gefährlich; den Schweinen die Bräune 2c. S. oder Sieche nennen die Schäfer auch gewöhnlich das rothe Wasser und andere üble Zufälle, die von dem Genusse einiger Kräuter und Knospen bei der Waldhütung, überhaupt aber von nassen moorigen Weiden entstehen. Selbst das Pflanzenreich ist von S.n nicht verschont geblieben. Wir nennen hier nur die sehr verderbliche Kartoffelkrankheit und die in neuester Zeit (1851) bemerkte sogenannte Rebenseuche.

Seuchendorf (Seuckendorf), bayerisches Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Kadolzburg; 290 Einw.

Seudre, franz. Fluß, Dep. Charente-infér., mündet der Südspitze der Insel Oleron gegenüber, unterhalb Marennes, in den atlant. Ocean; hat einen Lauf von 15 Lieues und ist auf einige Meilen zur Fluthzeit schiffbar. Hier der Seudreswein, weißer und rother Franzwein.

Seudresweine, eine gute Art weißer und rother Franzweine, die in Saintogne gewonnen und häufig ausgeführt wird. Sie ist in bourdeauxer Gebinden, die 29 Veltes, jede zu 8 pariser Pintes halten. Die meisten S. gehen nach den Häfen in der Bretagne, nach Hamburg, Bremen, Lübeck und der Ostsee 2c.

Seu-d'Urgel, la-, span. Stadt, Prov. Lerida, südwestl. von Puycerda, am Fuß der Pyrenäen; Bischofssitz, Findelkinderhaus, zwei Hospitäler, Getreide- und Holzhandel; Ackerbau; 2650 Einw.

Seuffert (Biogr.), I. Gelehrte 2c.: 1) Johann Michael von, Staatsmann, geboren im Würzburgischen, ward 1810 Minister, 1817

Präsident des Hofgerichts und dann erster Appellationsgerichtspräsident, 1820 geheimer Staatsrath; als guter Redner der zweiten bayrischen Kammer, deren Vicepräsident er eine Zeit lang war, geschätzt. — 2) Johann Adam, Sohn des Vorigen, geb. 1793 zu Würzburg, ward 1815 Privatdocent der Rechte in Göttingen, seit 1816 in Würzburg, ward außerordentlicher Professor daselbst, Deputirter von Würzburg in der zweiten Kammer und Vicepräsident derselben, wo er stets frei und in entschieden liberalem Sinne, besonders für die Polen, sprach. Anfang 1833 ward er in Folge der allgemeinen Maßregeln gegen zu liberale Professoren seiner Professur enthoben und ging als Professor nach Zürich. Später kehrte er nach Bayern zurück und ward Oberappellationsgerichtsrath zu München. Im Jahr 1848 trat er in streng conservativem Sinne auf, erklärte sich aber nach dem Siege der Reaktion eben so entschieden gegen deren Uebergriffe. Er übersetzte den Alcäus metrisch (Würzburg 1811), gab eine Anthologie griechischer Dichter heraus und schrieb: Das Baurecht, die Reallasten und das Näherrecht, Würzburg 1819; — Civilistische Erörterungen, das. 1820; — Erläuterungen zu den Lehen des Erbrechts und der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, das. 1820. — Als Dichter führte er den Pseudonym Chordalis. — II. Berühmte Orgelbauerfamilie: 3) Johann Philipp, fürstl. würzburgischer Hoforgelbauer, geb. zu Gessenheim bei Karlstadt 1673, erlernte seine Kunst bei Hofmann in Würzburg, reiste dann nach Wien, später durch Böhmen, Ungarn und Polen und etablirte sich endlich zu Würzburg, wo er 1760 †. Er erbaute über 200 neue Orgeln. — 4) Joh. Ignaz, ältester Sohn des Vorigen, von diesem gebildet, reiste später als Orgelbauer in Frankreich und erwarb sich hier durch 30 neue Werke, welche er allein aufrichtete, einen glänzenden Namen. Später etablirte er sich zu Kirchweiler u. † hier 1809. — 5) Franz Ignaz, zweiter Sohn von S. 3), geb. zu Würzburg 1731, lernte beim Vater, bereiste später die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, wurde dann der Nachfolger seines Vaters zu Würzburg und † 1810 oder 1811. In und um Würzburg stehen an 40 Werke von ihm. — 6) Joh. Philipp, ältester Sohn des Vorigen, war der Nachfolger seines Vaters als Hoforgelbauer zu Würzburg und zu gleicher Zeit ein tüchtiger Contrabaßspieler.

Seuften (Seiften, Seyften), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Rosenberg; 120 Einw.

Seufzen (Phys.), unwillkührliche Modifikation der Respiration, wobei zwischen dem gewöhnlichen Athmen ein Athemzug mit tiefer Inspiration und Exspiration erscheint, der von einem eigenen Tone (Seufzer) begleitet ist, indem der Luftzug mehr oder weniger rasch durch die Stimmritze geht. Wird aber der Ton artikulirt, wobei ein Mittellaut zwischen A und E vernehmbar wird, so wird das S. zum Aechzen. Es setzt, wenn es nicht affektirt ist, das Gefühl der Bewegung des Athmens voraus, und da eine heftige Sehnsucht oder Sorge stets von diesem Gefühl begleitet ist, so seufzt man in dieser Stimmung unwillkürlich und erhält dadurch eine momentane Erleichterung. Große Ermattung veranlaßt ebenfalls S., als Ausdruck der Sehnsucht nach Ruhe. Häufig ist es auch Folge krankhafter Zustände der Lunge. So seufzen Engbrüstige auch bei niederen Graden von Brustbeklemmung und bei der geringsten körperlichen Anstrengung.

Seufzer 1) (Phisiol.), s. Seufzen; — 2) (Num.), die 1709 in Sachsen mit den Stempeln von 1701 bis 1703 von Karl XII. von Schweden geprägten 1-löthig feinen Sechser mit einem Werthe von 2 Pfennigen.

Seufzerbrücke, s. Venedig.

Seugendorf, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Kötzting; 180 Einw.

Seugne, franz. Fluß, Depart. Charente-infér., entspringt im Bez. Jonzac, nordöstl. von Montlieu, mündet in vier Armen südöstl. von Saintes in die Charente.

Seuheli-Par, vorderind. Felsengruppe und Insel, Lakkadiven, im Süden derselben.

Seui, ital. Dorf, Insel Sardinien, Intendantur Cagliari, nordöstl. von Isili; 1820 E.

Seuillet, franz. Dorf mit Markt, Depart. Allier, Bez. la-Palisse, in einem engen Thal; 580 Einw.

Seulbitz, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Münchberg, 190 Einw.

Seule, franz. Küstenfluß, Depart. Calvados, fließt von Süden nach Norden und mündet westlich von der Mündung der Orne in den Kanal.

Seulingen, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Grubenhagen, A. Duderstadt; 1300 Einw.

Seumara (a. Geogr.), feste Stadt in Iberien am Aragus, auf einer Anhöhe, 16 Stadien von Harmozika gelegen.

Seume, Johann Gottfried, deutscher Schriftsteller, Sohn eines Bauers zu Poserna bei Weißenfels, wurde am 29. Jan. 1763 geb. Da er schon frühzeitig seinen Vater verlor, so nahm sich seiner der Graf von Hohenthal-Knauthain an. Dieser brachte ihn auf die Gymnasien zu Borna und Weißenfels und ließ ihn zu Leipzig studiren. Vor dem Studium der Theologie, dem er sich widmen sollte, bekam er einen so starken Abscheu, daß er den Entschluß faßte, nach Paris zu gehen. Allein unterwegs ward er von Werbern aufgegriffen und als hessischer Soldat nach Amerika übergeschifft. Als er von Kanada, wo er bis zum Eintritte des Friedens gekämpft hatte, nach Deutschland zurückkam, fiel er wieder Werbern des Königs von Preußen in die Hände, denen er zweimal entfloh; jedesmal auf der Flucht wieder aufgegriffen, ward er nur auf dringende Fürbitten mit der Todesstrafe verschont. Nun verbürgte sich für ihn ein edelgesinnter Bürger mit einer Kaution von 80 Thalern, so daß S. auf einige Zeit Urlaub erhielt und sich nach Leipzig begeben konnte. Da er sich vorgenommen hatte, nicht in preußischen Kriegsdienst zu treten, sondern sich den Wissenschaften hin-

zugeben, bezahlte er seinem Bürgen die hinterlegte Summe von dem Honorar des Romans „Honorie Warren," den er 1788 in Leipzig übersetzte. Nachdem er Sekretär des russischen Generals Igelström geworden war, kam er 1793 nach Warschau und wurde hier als Offizier den Grenadieren zugesellt. Im Kriege Rußlands mit Polen gerieth er in polnische Gefangenschaft und wandte sich nach seiner Freilassung wieder nach Leipzig. Hier ertheilte er Unterricht in der englischen Sprache und schrieb seine Werke über die neuesten Ereignisse in Rußland und Polen. Dann ward er in der Druckerei seines Freundes Göschen zu Grimma als Korrektor angestellt. Um sich von dieser eintönigen, geisttödtenden Arbeit wieder zu erholen, unternahm er eine neunmonatliche Reise nach Oesterreich, Italien, der Schweiz und Frankreich. Eine gleiche Reise zu Fuß, wie die vorige, machte er 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland nach Schweden. Beide Reisen hat er durch eine Beschreibung verherrlicht. Er † nach einer langwierigen Krankheit zu Teplitz am 13. Juni 1810. Ohne gerade der Welt und ihren Freuden abgestorben zu seyn, bewahrte S. doch sein ganzes Leben hindurch v. seiner ersten unglücklichen Liebe u. seinen Lebenserfahrungen her eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt, die als tiefer sittlicher Ernst auch in seinen Schriften wieder zu finden ist und diesen einen hohen Werth verleiht. Auch eine glühende Begeisterung für Freiheit und Vaterland hat er in seinen Werken niedergelegt. Sonst lassen sich an seinen Gedichten wegen Vernachlässigung der Form u. nicht gehöriger Durchdringung des Stoffs manche Ausstellungen machen. Sein Charakter war einer der ehrenwerthesten. Obschon arm, wußte er mit seltener Resignation zu entbehren. Vom Unglück getroffen, unterlag er doch niemals der schweren Wucht des Mißgeschicks. Eine von ihm angefangene Selbstbiographie hat Clodius (Leipz. 1813) vollendet. Schrieb: Wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794, Leipz. 1796; — Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland, Zür. 1797; — Obolen, 1797, 2 Bde.; — Gedichte, Leipz. 1801; 4. Aufl., 1821; — Spaziergang nach Syrakus, Braunschweig und Leipzig 1802, 3 Bde.; 4. Aufl., 1815—17; — Mein Sommer im J. 1805, Hamb. 1806; 2. Aufl., 1815; — Sämmtliche Werke, Leipz. 1826—27, 2 Bde.; in 1 Bd., herausgegeben von Adolph Wagner, Leipz. 1835; neue Aufl. 1837.

Seupahn, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, A. Kolditz; 170 Einw.

Seupel, Johann Adam, Maler und Kupferstecher zu Straßburg, bildete sich selbst zum Künstler, malte viele Bildnisse in Pastell und stach deren in Kupfer; † 1714 im 54. Jahre. Seine besseren Arbeiten sind sehr fein gestochen, so daß einige das Ansehen von Blättern in schwarzer Manier haben.

Seuri (a. Geogr.), s. v. a. Seburri.

Seurre (Geogr.), franz. alte Stadt, Depart. Côte-d'Or, Bez. Beaume, an der Saône, links, über die eine Brücke führt; Hut-, Nägel-, Oel-, Weinessigfabr., Handel mit Getreide, Hanf, Gerste, Mais, Stroh, Wein; 3510 Einw.

Seurre (Biogr.), 1) Bernard Gabriel, Bildhauer, geb. zu Paris 1795, Schüler von Cartellier, gewann 1818 beim Konkurs des Instituts den großen Preis der Skulptur, der ihn in den Stand setzte, seine weiteren Studien in Rom zu vollenden. Man verdankt diesem Meister eine ziemliche Anzahl schöner Bildwerke, die er theilweise im Auftrag des Ministeriums ausführte. In Trianon ist von S. die Statue einer Badenden, 1824 vollendet. Im J. 1827 fertigte er für die Kirche der Sorbonne eine Statue der heil. Barbara, und ein weiterer Auftrag des kgl. Ministeriums hatte die Ausführung einer Statue zur Folge, welche die Sylvia vorstellt, wie sie den Tod ihres Hirsches beweint. Auf einem Altare der Magdalenenkirche zu Paris sieht man seit 1838 eine Statue der heil. Jungfrau. Das ausgedehnteste Werk des Künstlers ist aber das Siegesgespann auf dem Triumphbogen de l'Etoile, womit er schon 1830 vom Ministerium des Innern beauftragt wurde, welches aber erst 1838 der Vollendung entgegen ging. Sein Werk ist auch das Basrelief, welches den Sieg bei Abukir vorstellt, eine treffliche und bewunderte Arbeit. S. gehört überhaupt zu den vorzüglichsten jetzt lebenden französischen Bildhauern. — 2) Charles Marie Emile, Bildhauer, Bruder des Vorigen, 1798 zu Paris geboren und ebenfalls von Cartellier unterrichtet, erhielt 1822 beim Konkurse des Instituts den zweiten großen Preis der Skulptur und 1824 setzte ihn der erste Preis in den Stand, in Rom seine weitere Ausbildung zu verfolgen. Er fertigte hier neben andern eine Statue der Leda in natürlicher Größe, welche er 1830 zur Ausstellung nach Paris schickte. Später führte er die Statue des Prinzen Gaston de Foix für das historische Museum in Versailles aus, welche Conquy für Gavards Galleries hist. de Versailles gestochen hat. Dann leistete er auch seinem Bruder hülfreiche Hand, besonders bei den Arbeiten am Triumphbogen de l'Etoile. Da sieht man von ihm in einem der Giebelfelder, welche den französischen Waffenthaten gewidmet sind, das Basrelief der Marine.

Seusalien, schlecht ausgeprägte Münzen.

Seußen, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Landger. Wunsiedel; 380 Einw.

Seußling, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberfranken, Landger. Bamberg II., unweit des Ludwigkanals; Getreide- und Obstbau, Korbflechterei, Industriegarten; 250 Einw.

Seußlitz (Altseußlitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, A. Hain; 420 Einw.

Seutberg, landgr. hess. Dorf, A. Homburg; 750 Einw.

Seuter (Biogr.), 1) Bartholomäus, Kupferstecher, war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts thätig und angeblich der Erste, der in Deutschland sich mit dem Farbendrucke befaßte, nämlich beim Drucke der Platten zu Weinmanns „Iconographia", Regensb. 1735—45, 4 Bde., Fol. Auch in der Schmelzmalerei soll er erfahren gewesen seyn. Er † 1757 im 79. Jahre. — 2) (Saiter), Gottfried, Zeichner, Maler und Kupferstecher, 1717 zu Augsburg geboren und von seinem Stiefvater Joh. Elias Riedinger unterrichtet, bis er nach Nürn-

berg sich begab, um unter Leitung des G. M. Preißler im Kupferstechen sich weiter auszubilden. Im J. 1743 ging er nach Italien, kehrte wieder in die Heimath zurück, verließ aber Deutschland zum zweiten Male und verweilte wieder mehre Jahre in Italien, meist in Florenz, wo er viele Grabstichelarbeiten und Radierungen lieferte. Er stach einige Platten für Stoschs berühmtes Werk, dann solche für die „Pitture del Salone Imperiale di Firenze", 1751, für das Gallerienwerk des Marchese Gerini und mehre einzelne Blätter nach italienischen Meistern. Seine Arbeiten sind sehr zahlreich, da er nach seiner 1758 erfolgten Rückkehr auch in Deutschland noch sehr thätig war. Da stach er die Blätter für das Gallerienwerk von Sanssouci und viele andere, was ihn aber nicht vor Mangel schützte. Er † 1800] in den dürftigsten Umständen.

Seutera (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung, s. v. a. Ceropegia palustris *Pursh.*

Seuthes (a. Gesch.), Name mehrer thracischen Könige, insbesondere des Hauptvolks der Odrysier: 1) Sohn des Spardocus, folgte seinem Oheim Sitalces in der Regierung. Als dieser den macedonischen König Perdikkas II. zu Gunsten der Athenienser mit Krieg überzog, bewog ihn S. zum Frieden, weil Perdikkas ihm in diesem Falle seine Schwester Stratonice mit einem ansehnlichen Heirathsgute versprochen hatte. Als er auf den Thron gelangt war, schloß er mit Macedonien ein Bündniß und breitete durch Eroberungen die Grenzen seines Reichs bis an dem Berg Hämus aus. — 2) S. II., Enkel des Vorigen, bezwang die Thynier, verband sich mit den Lacedämoniern gegen die Perser und erfocht einen ansehnlichen Sieg über die Athener, welche in Thracien gelandet waren. Da er wegen der vielen Kriege seinen Unterthanen große Steuern aufzulegen genöthigt war, so entstand eine Empörung gegen ihn, wodurch er vertrieben wurde. In der Folge setzte ihn Iphicrates wieder ein. — 3) S. III., Sohn des Chersoblebtes, lebte in seiner Jugend an dem Hofe Philipps, des Königs von Macedonien, als Geißel; nach seiner Thronbesteigung nahm er den Macedoniern die von seinem Vater verlornen Länder wieder ab und eroberte alle Provinzen, die ehemals zum Reiche der Odrysier gehört hatten. Alexander leistete er gegen die Perser Beistand, nach dessen Tode aber zog er gegen den Lysimachus, dem Thracien bei der Theilung der Länder Alexanders zugefallen war, wurde aber in der zweiten Schlacht von ihm gänzlich geschlagen. Er † bald darauf, und es folgte ihm sein Bruder Ariopharnes. Nach dessen Tode aber kam — 4) S. IV. zur Regierung, welchem der macedonische König Philipp, des Perseus Vater, einen großen Theil seiner Länder abnahm.

Seuthet (Biogr.), Miterfinder der Syrinx, s. Rhonaces.

Seuzach, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Zürich Bez. Winterthur; 670 Einw.

Seva, nach der Sage Gemahlin Wittekinds, die sich mit ihm taufen ließ.

Sevadillae Semen (pharm. Bot.), s. v. a. Sabadillkörner; s. Veratrum officinale *Schl. et Ch.* und Sabadilla *Retz.*

Sevafiöll (nord. Myth.), Sigruns Sitz, von dem sie Sigrun von S. genannt wird, wahrscheinlich der Berg Saewe in Westgothland in Schweden.

Sevaju (Sewadsch), Stifter des Staats der Mahratten.

Sevans (Sept-Vents), franz. Dorf mit Markt, Depart. Calvados, Bez. Bayeux; 1000 Einw.

Sevavid, asiat. Ort, Persien, Prov. Farsistan, nördl. vom Kap Verdistan, nahe an der Küste.

Seve (Seveberg, Sevegebirg, Geogr.), Gebirg, s. v. a. Severyggen.

Seve (Biogr.), 1) Gilbert de, Maler, geb. zu Paris 1615, Professor an der Akademie daselbst, malte viele Bildnisse, auch allegorische und historische Darstellungen. In den k. Schlössern zu Versailles und Fontainebleau sah man ehedem mehre Werke von ihm; † zu Paris 1698. — 2) Pierre de, Maler, jüngerer Bruder des Vorigen, 1623 in Moulin geboren, übte in Paris seine Kunst und war ebenfalls Mitglied und Professor der Akademie daselbst. Er malte viele Bildnisse und historische Darstellungen, deren man früher in öffentlichen Gebäuden sah. Jetzt ist eines seiner allegorischen Bilder im historischen Museum zu Versailles aufgestellt, die Erneuerung des Bundes zwischen Frankreich und der Schweiz vorstellend. — 3) Jacques de, Zeichner und Maler zu Paris, blühte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, malte viele Bildnisse, Genrestücke und allegorische Darstellungen, fertigte auch mehre Zeichnungen zum Stiche; † um 1780. — 4) Jacques Henry, Zeichner, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Paris, fertigte viele naturhistorische Zeichnungen zum Stiche, wie für die Werke von de la Mark, Buffon, R. R. Castel, L. F. Jauffret, Schreber 2c.; † um 1795. — 5) S., in der Gegend von Lyon geboren, Sohn eines Müllers, nahm früh bei der französischen Marineartillerie Dienste, desertirte, ging nach Italien, nahm von Neuem bei den Linientruppen Dienste und stieg 1814 bis zum Eskadronschef. Nach Napoleons Sturz auf halben Sold gesetzt, schlug er sich zu Napoleon, pflanzte die dreifarbige Fahne zu Toulon auf, ward Oberstlieutenant und wohnte dem Feldzug von 1815 in Belgien als Adjutant Grouchy's bei. Nach dem zweiten Sturz des Kaisers ging er, angeblich wegen eines Versuchs, Ney zu befreien, nach Aegypten, bot dem Pascha seine Dienste an und erhielt eine bedeutende Auslösung. Später wurde er in einem Steinkohlenbergwerk angestellt und sollte zugleich einen verdächtigen Bey beobachten, wobei er sich so sehr die Zufriedenheit des Pascha erwarb, daß ihm dieser die Organisation seiner Truppen nach europäischer Art auftrug. Er ward nun völlig die rechte Hand des Pascha und seines Sohnes, Ibrahim Pascha, trat, damit ihn die Truppen gehorchten, zum Islam unter dem Namen Soliman Bey über, erhielt eine bedeutende

Anstellung, befehligte 1825 bei dem Einfall desselben in Morea eine Heerabtheilung und durchzog mit derselben Morea. Mit Ibrahim Pascha 1827 nach Aegypten zurückgekehrt, setzte er dort seine militärische Thätigkeit fort. Im Feldzug Ibrahims gegen die Pforte befehligte er eine Division und verließ 1840 mit demselben Syrien.

Seveches (Sebechon), seit 726 v. Chr. König von Aegypten.

Seveckow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Priegnitz; 170 Einw.

Sevelen (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern, Hauptort der Bürgermeisterei gleich. Nam.; 5 Jahrmärkte; 380 Einw.; — 2) schweiz. Ort, Kanton St. Gallen, Bez. Werdenberg; 1550 Einw.

Sevelinges, franz. Dorf, Dep. Loire, Bez. Roanne; 1100 Einw.

Sevelten, oldenb. Dorf, Kr. u. A. Kloppenburg; 390 Einw.

Seven (Geogr.), 1) Gebirg, s. v. a. Sevenryggen; — 2) Landstrich in Friesland.

Sevenaer (Zevenaer), niederländ. Stadt, Prov. Geldern, Bez. Arnheim; 1000 Einw.; gehörte früher zu Kleve.

Sevenbaum (Bot.), s. v. a. Sade-Wachholder, Juniperus Sabina *L.*

Sevenbergen, s. v. a. Zevenbergen.

Seven-Churches, brit. Dorf, Irland Prov. Leinster, Grafsch. Kings, am Schannon, links; Markt; Kupfer-, Blei-, Zink-, Zinnadern.

Sevendrag, vorderind. kl. Insel, südlich von Bombai, an der Küste.

Seven-Droog, Festung, s. v. a. Saven-Droog.

Sevenecke, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Gent; Baumwollfärberei; 2300 Einw.

Seven-Heads, Klippen an der Südküste von Irland, Grafsch. Cork.

Sevenich (Geogr.), preuß. Dörfer, Rheinprov.: a) R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; kath. Pfarrei, Frenschen-, Oel- und Heinrichsmühle, 2 Kram- und Viehmärkte; 250 Einw.; — b) R.-B. Trier, Kr. Prüm; Kapelle; 120 Einw.

Seven-Islands, brit.-nordamerik. kleine Inselgruppe, im St. Lorenz-Golf, an der Küste von Unter-Kanada.

Sevennen (Cevennen), Gebirgskette in Frankreich, die zwischen dem Kanal du Centre und dem Kanal du Midi, rechts an der untern Saone und der Rhone, bis zum Mont-Pilat in Nordosten und dann weiter in Norden liegt. Sie bildet die Wasserscheide der Zuflüsse des mittelländischen Meeres und des atlantischen Oceans, oder einerseits der Garonne und der Loire und andrerseits der Rhone und Saone. Man unterscheidet darin von Norden nach Süden die Monts-Noires (schwarzen Berge), Monts de l'Espinois, Monts de l'Orbe, Garrigues, Monts du Gévaudan, du Vivarais, du Lyonnais, du Beaujolais und du Charolais. Die Monts-Noires erstrecken sich bis zur Quelle des Jaur. Mit den Monts du Vivarais beginnen die Nord-S. Die bedeutensten Zweige der S. sind das Gebirg von Caune, Lévézen, Velai, Forez und das Gebirg der Auvergne, welches sich in den Mont Cezallier, Mont Dore und Puy de Dome theilt. Die bedeutendsten Flüsse, welche in den S. entspringen, sind die Loire, der Allier, Cher, Indre, die Creuze, Vienne, Vezère, Dordogne, Charente, der Lot, Aveyron und Tarn. Das Gebirg ist reich an Metall; es enthält Eisen, Kupfer, Blei und Steinkohlen. Der südliche Theil des Gebirges erhebt sich von 800—1600 Metres, aber der Stock der Lozère auf 1528 Metres. In den drei nördlichen Zweigen stehen bedeutendere Höhen, z. B. im östlichen der Mont Gerbier de Jonnes 1562 Metres und Mont-Mezène 1774 Metres, im mittleren Zweige der Mont-Herbores 1657 Metres und der Puy de Montocelle an 1652 Metres und im westlichen der Plomb du Cantal 1858 Metres, und der Puy de Sancy im Mont Dorn 1897 Metres. Andere bedeutende Klippen sind der Mont Pilat 1100 Metres, la Madeleine 1400 Met., Pierre sur Haute 1987 Met., le Mèzin 2000 Met. — Die vorzüglichsten Pässe sind der von Tarare (Passage de Tarare), von Lyon nach Orleans und Paris; der von Grézieu la Varenne, von Lyon nach Feurs an der Loire; die beiden in dem Gebirge von Forez, nordwestlich über Rive nach Lyon, und südöstlich über Julien und Annonay nach Andance an der Rhone; der von St. Bonnet le Froid, ostsüdöstlich von Montfaucon, die Straße von Puy über Yssengeaux, Montfaucon und Annonay nach Andance an der Rhone; der von St. Agrève, gegen Osten, die Straße über St. Agrève und Vernoux bis in das Rhone-Thal; der von Pradelles, gegen Osten, im Thale der Ardèche und nach Aubenas ꝛc.; der von Chateauneuf Randon, die Straße von Mende, über Langogne nach le Puy; der von Villefort, die Straße von Mende nach Alais; der von Barre, von hier gegen Süden bis Valleraugue, die Straße von Montpellier nach Mende; der von Lodève über le Cailar, die Straße von Montpellier und Béziers nach Milhau; der von St. Pons de Thomières, die Straße von Béziers nach Castres. Der Weg längs des rechten Ufers der Rhone, von Lyon nach Pont St. Esprit ist eng u. verschlossen. Von Tarare bis zur Quelle der Azergue kommen Wagen nicht fort. Hier findet sich der Paß von Beaujeu nach Chauffailles. — In dem Gebirge von Forez gibt es von Süden nach Norden zu folgende Pässe: der von Fix Villeneuve, die Straße von Puy nach Brioude; der schwierige von la Chaise Dieu, gegen Osten, die Straße von Puy, über Arlant und Ambert nach Thiers; der von Noire Table, die Straße von Feurs nach Thiers; der von St. Just, die Straße von Roanne über Thiers nach Clermont, im Nordwesten von Cervières, die sich auf dem Westabhang mit der vorigen vereinigt; der von Pacaudière, zwischen Roanne und

la Palisse, die große Straße von Lyon, über Roanne und Moulins, nach Orleans und Paris.

Sevennenkrieg (Gesch.), s. Camisards.

Sevennische Propheten, s. v. a. französische Propheten, s. Camisards.

Seven-Oaks, brit. Stadt, England, Grafschaft Kent, südöstlich von London, am Darent, rechts, am Fuße einer Hügelkette, mit Bethäusern für Baptisten und Wesleyaner, einem Lyceum rc.; 4100 Einw. Dabei liegt Knowle-Park, der schöne Landsitz des Earl of Plymouth.

Sever, portug. Fluß, entspringt in der Prov. Alemtejo, östlich von Portalegre; bildet in Estremadura die Grenze zwischen Portugal und Spanien, fließt nordwestl., und mündet nordöstl. von Montelvao in den Tajo, links.

Sever, St. (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Calvados, Bez. Vire, am Ursprung der Simme; Spinnerei, Granitbruch; 1650 Einw.; — 2) Stadt das., Dep. Landes, Hauptort des gleichn. Bez., am Adour (links), über den eine schöne Brücke führt; Fayence- und Leinölfabrik., Handel mit Getreide, Wein, gemästeten Ortolanen, Schinken rc.; 5240 Einw.; — 3) Flecken das., Dep. Aveyron, Bez. St. Affrique, am Tondour; 580 Einw.; — 4) Flecken das., Dep. Seine-infér., Vorstadt von Rouen; — 5) S. de Rustan, Flecken das., Dep. Ober-Pyrenäen, Bez. Tarbes; 560 Einw.

Severa, Valeria, erste Gemahlin des Kaisers Valentinianus II.

Severa, St., ital. Ort, Kirchenstaat, Deleg. Civita-Vecchia, südöstlich von Civita-Vecchia, an der Küste.

Severac, St. (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Loire-infér., Bez. Savenay; 1050 Ew.; — 2) St. S. la Chateau, Stadt das., Dep. Aveyron, Bez. Milhau, am Ursprung des Aveyron; Schloß, Kohlenwerk, Ackerbaugesellschaft; 2980 Einw.

Severambien, Phantasieland, Utopien ähnlich.

Severdonck, Franz von, Maler zu Brüssel, jetzt lebender Künstler, malt Landschaften und architektonische Ansichten.

Severe, St. (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Charente, Bez. Cognac; unweit Ueberreste eines röm. Lagers; 630 Einw. — 2) Stadt das., Dep. Indre, Bez. la Chatre, am Indre, rechts; Wollhandel; 900 Einw.

Severgheim, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Gent, an der Schelde, links; 1410 Einw.

Severgin (Min.), s. v. a. Baikalit, s. d. u. Augit.

Sever-Hissar, asiat.-türk. Flecken, Anatolien, Sandsch. Sultan-Eugni, östlich von Eski-Scheher; 1900 Einw.

Severianer, 1) Anhänger des Severus 23); — 2) s. Monophysiten, vgl. Severus 24).

Severianus (Gesch. und Biogr.), 1) S., Schwiegersohn des Kaisers Philippus, der ihm 244 das Kommando über Mösien und Macedonien anvertraute; — 2) S., Syrer von Geburt, Bischof von Gabalis im 4. und 5. Jahrhundert, berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. In Konstantinopel wußte er sich die Freundschaft des Chrysostomus und die Achtung des Kaisers Arcadius in dem Grade zu verschaffen, daß ihm ersterer bei einer Reise nach Ephesus sogar seine Gemeinde anvertraute. Da S. jedoch bei dieser Gelegenheit ihm seine Zuhörer ganz abspenstig machte, er auch der der Ketzerei angeklagt wurde, so mußte er die Stadt meiden. Zwar kehrte er durch Vermittelung der Eudoxia wieder zurück und söhnte sich mit Chrysostomus aus; doch mit dem Theophilus von Antiochia verbunden, erregte er neue Händel gegen den Patriarchen, und da Chrysostomus in Folge derselben abgesetzt wurde, so entstand ein Aufruhr des Volks gegen ihn, vor welchem er fliehen mußte. Auch aus Antiochia mußte er 402 entweichen. Von seinen Reden stehen mehre in Chrysostomus' Werken; seine Schriften, darunter eine Erklärung der paulinischen Briefe an die Römer und Galater, des Buchs Hiob rc., sind verloren. — 3) S., Sohn des Auxentius, von Alexandria, lebte im 5. Jahrhundert, studirte nach dem Willen seines Vaters die Rechte, folgte aber nach dem Tode desselben seiner frühern Neigung, ging nach Athen, hörte daselbst den Proclus und wurde eifriger Anhänger der platonischen Philosophie. Des einsamen, einförmigen Lebens eines Philosophen überdrüssig, trat er aber in Staatsdienste. Kaiser Zeno versuchte mehrmals, ihn zur christlichen Religion zu belehren; er schlug es jedoch stets hartnäckig aus. Der Dichter Callimachus war ihm so verhaßt, daß er dessen Gedichte, so oft er sie zufällig in die Hände bekam, angespieen haben soll. — 4) S., Dichter und Redner des 5. Jahrhunderts, wahrscheinlich aus Gallien gebürtig, Günstling des Kaisers Majorianus, unter die gelehrtesten und berühmtesten Leute seiner Zeit gerechnet. — 5) Julius S., Rhetor des 5. Jahrhunderts und Verfasser der noch in einem Fragment übrigen Schrift: De arte dicendi, welche man sonst dem Celsus beilegte, Basel 1556 und 1567, dann herausgegeben von J. Dousa, Antwerpen 1584; auch in Pithäus' „Rhetores antiqui", Paris 1599; und in Cälius Secundus' „Explicationes in Ciceronis partitiones". — 6) St. S., s. Steinmetzen, gekrönte.

Severien (Geogr.), 1) (poln. Schlesien), ehemaliges poln. Herzogthum, nördlich von Krakau, an der Grenze von Schlesien, mit einem Flächenraum von 41 □Meilen und mit 72,000 Einwohnern. Es kam 1443 an den Bischof von Krakau, welcher daher den Titel Herzog von S. führte, 1795 an Preußen, wo es Neu-Schlesien hieß, 1807 an das Großherzogthum Warschau und blieb später beim Königreich Polen. Hauptstadt: Siwierz. — 2) Sonst Herzogthum in Polen, bildete dessen östlichen Theil, erstreckte sich vom Dniepr bis an die See, grenzte gegen Norden an das Meer, gegen Osten an Rußland, gegen Süden an die Besitzungen des Tatarreichs der Krim, und gegen Westen an Polen. Früher war es ein eigenes Herzogthum; später wurde es von den Litthauern unterworfen; hierauf kam es mit Wladislaw Jagello an Polen, fiel unter dem Czar Iwan Was-

filjewitsch von Polen ab und unterwarf sich Rußland. Hauptstadt: Nowogrodek.

Severik, Stadt, s. v. a. Siwerek.

Severi murus (Severi vallum, röm. Gesch.), die Mauer, welche der Kaiser Septimius Severus in Schottland vom heutigen Firth of Clyde bis zum Firth of Forth zog, um das römische Britannien gegen die Einfälle der Kaledonier zu schützen. Septimius Severus fand bei seiner Ankunft in Britannien diese alte Grenze des Reichs vor (s. Römerwall) und verstärkte durch eine Mauer die schon gezogenen Linien, um sich seinen Rückzug zu sichern. Die alten Schriftsteller geben dieser Mauer eine Länge von 32 Milliarien, während die des Hadrian 80 Milliarien lang war.

Severin (Geogr.), 1) mecklenb.-schwerin. Dorf, wendischer Kreis, Amt Goldberg; Hof; 200 Einw.; — 2) (Severinuli), s. Kimpul Severinulo.

Severin (d. i. der Ernsthafte, Biogr.), 1) Hans, Formschneider, arbeitete in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Böhmen. Im Gesangbuche der böhmischen Brüder von 1581 sind fein und fleißig behandelte Blätter von ihm mit den Initialen H ✝ S. und das Messerchen. — 2) Karl Theodor, Architekt von Mecklenburg-Schwerin, seit 1798 Kondukteur, dann Oberlandbaumeister in Doberan, wo er noch um 1842 lebte. Auf seine Veranlassung erschien: Gothische Rosetten altdeutscher Baukunst aus der Kirche zu Doberan, Rostock 1839. — 3) Dimitri Petrowitsch von S., russ. Staatsmann, 1792 zu Petersburg geboren, wurde 1812 Kosakenoffizier, 1813 der russ. Legation in Spanien attachirt, kam 1815 zur Gesandtschaft nach Paris, wurde von Nesselrode und Capodistrias ausgezeichnet, war auf den Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach und Verona, erhielt bei Nikolaus' I. Thronbesteigung interimistisch das Portefeuille des Auswärtigen, und wurde 1827 wirklicher geheimer Rath und Gesandter in der Schweiz, 1837 in München.

Severin (Sewerin, Num.), korrumpirte Ausdrücke für Souverän oder Sovrano.

Severin, St. (Geogr.), 1) franz. Dorf mit Markt, Dep. Charente, Bez. Barbezieux, an der Lizonne, rechts; Papierfabr.; 1330 Einw.; — 2) Dorf das., Dep. Isère, Bez. La-Tour-du-Pin, an der Boubre, links; 2580 Einw.

Severina (röm. Gesch.), Ulpia, Gemahlin des Kaisers Aurelianus, nur v. Münzen bekannt.

Severina, Sta., ital. Stadt, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II, nordwestlich von Cotrone, am Neto, rechts, auf einem steilen Felsen; Erzbisthum, Kathedrale, einige Klöster, Kastell; 1000 (nach Andern 2000 oder gar 6600) Einw.

Severino, Marco Aurelio, berühmter Arzt, geboren zu Tarsia in Kalabrien 1580, studirte zu Neapel und wurde daselbst später Professor der Anatomie und Medicin, welche Stelle er bis zu seinem 1656 erfolgten Tode bekleidete. Er besaß tiefe Kenntnisse in der Anatomie, Chirurgie und Botanik und wurde unter die größten Aerzte seiner Zeit gezählt, so daß er eine Menge Fremde nach Neapel zog. Er ist als ein Wiederhersteller der Chirurgie anzusehen, die er den strengen Grundsätzen der Griechen von Neuem unterwarf und welche unter seinen Händen eine Sicherheit gewann, die sie seit langer Zeit nicht mehr besessen hatte; er brachte das schneidende Instrument und das Feuer wieder in Ansehen, welche die Furchtsamkeit und Weichlichkeit der Araber fast ganz beseitigt hatten. Schriften: De recondita abscessuum natura libri VIII, Neapel 1632, 4., u. ö. (eine klassische Schrift und noch jetzt von Werth); — De efficaci medicina libri III, Frankf. 1646, Fol.; — Trimembris Chirurgia, das. 1653, 4.

Severino, St. (Geogr.), 1) ital. Flecken, Neapel, Prov. Basilicata, südwestlich von Chiaromonte; 2200 Einw.; — 2) Flecken das., Prov. Principato-citer., nördlich von Salerno, am Sarno, rechts; 230 Einw.; — 3) Stadt das., Kirchenstaat, Deleg. Macerata, am Potenza, rechts; Bischofssitz, Wein- u. Oelbau; 1880 Einw.

Severinus (Biogr.), 1) S., der Fromme und Heilige, auch Apostel in Noricum genannt, wahrscheinlich aus Afrika, lebte im 5. Jahrhundert. Von einer Wallfahrt aus dem Morgenlande zurückkehrend, kam er 454 nach Tiburnia, um in der Umgegend das Christenthum zu predigen. Nachdem er als Abt in mehren Städten an der Donau gelebt hatte, gründete er in Faviana ein Kloster und wußte selbst gegen die damals in Noricum einfallenden Rugier sein Ansehen durch seine Weissagungsgabe zu erhalten; den Odoaker, welcher ihn in seiner Zelle besuchte, munterte er auf, nach Italien zu gehen und dort die Krone zu nehmen. Er lebte stets unter den äußersten Entbehrungen und ✝ 481. Sein Schüler Eugippus beschrieb sein Leben in Marcus Velserus' Werken, Nürnberg 1682, Fol. — 2) S., ein Römer, war 640 2 Monate lang Papst; — 3) Name mehrer Bischöfe und anderer Geistlichen.

Severinus a Monzambano, Pseudonym für Pufendorf 1).

Severit (Min.), nach Brooke, Lenzinit nach Léon Dufour, ein dem Halloyit verwandtes Mineral von St. Sevère in Frankreich, besteht nach Pelletier aus 56 Kieselsäure, 22 Thonerde, 26 Wasser.

Severität (v. Lat.), Ernsthaftigkeit, Strenge.

Severiten, s. Severus 24).

Severn (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, Neu-Süd-Wales, mündet in die Hudson-Bai; — 2) Fluß das., Ver.-St., Staat Maryland; fließt südöstlich und mündet östlich in die Chesapeake-Bai; — 3) (Matche-dash), brit.-nordamerik. Fluß, Ober-Kanada, fließt westlich und mündet östlich in den Huron-See; — 4) brit. Fluß, England, Grafsch. Gloucester, entspringt in Nord-Wales, Grafsch. Montgomery, fließt nordöstlich, wendet sich nach Süden und ergießt sich durch einen weiten Busen in den Kanal von Bristol. Nebenflüsse: links Wirnwy, Tern, Avon; rechs Teme und Wye.

Severn (Biogr.), James, Historien- und Genremaler zu London, widmete sich in seiner Jugend der Schmelzmalerei und lieferte hierin bereits ausgezeichnete Arbeiten, als er anfing, sich ausschließlich mit der Technik in Oel zu be-

schäftigen. Im J. 1820 war er derjenige unter den jungen Künstlern, welcher die goldene Medaille für die beste historische Komposition gewann. In Italien lebte er mehre Jahre der Kunst meist in Venedig, so daß sich auch in seinen Werken ein entschiedener Einfluß der venetianischen Schule kund gibt. Wir haben von ihm trefflich komponirte und gezeichnete Bilder, in der Färbung von großer Zartheit, öfters in einem dunkeln Goldton durchgeführt. Eine große Kraft der Farbe suchte er selten zu entwickeln. S. ist einer derjenigen Künstler, welche in der neuesten Zeit den Palast von Westminster, oder die neuen Parlamentshäuser mit Freskon zierten. Er ist auch Mitglied des londoner Etching-Klub.

Severo (St., Geogr.), ital. Stadt, Neapel, Prov. Capitanata, nordwestlich v. Foggia, am Gebirg Gargano, Bischofssitz, Kathedrale, Seminar, Handel, besonders mit Vieh; 17,000 E.

Severo (Biogr.), Bildhauer von Ravenna, blühte im 16. Jahrhundert zu Padua mit dem Ruf eines tüchtigen Künstlers. In der äußern Kapelle des heil. Anton daselbst ist von ihm eine schöne Statue des Täufers Johannes.

Severo-Jekaterinoski-Kanal, europ.-russ. Kanal, Gouv. Nowgorod; beginnt in der Perozobischa, rechts, geht südwestlich bei Kirilow vorüber in die Cheksna, links, und verbindet die Dwina und Wolga.

Severo-Wostotchnoi, asiat.-russ. Vorgebirg, Gouv. Jeniseisk, der nördlichste Punkt der Küste von Asien.

Severus (a. Geogr.), nebst Fiscellus und Tetricus, einzelne diesseitige Berge der Apenninen, welche an das Sabinerland stießen.

Severus (der Strenge, römischer Zuname). I. Feldherren und Kaiser: 1) T. Cassius S., s. Cassius; — 2) A. Cäcina S., Führer der niederrheinischen Armee im J. 14 n. Chr., von Germanicus gegen die von Arminius aufgeregten Deutschen geschickt, drang bis zu den Bructerern und dem Fluß Amisia vor und schlug die Deutschen unter Arminius und Inguiomar. Später ward er Censor. — 3) T. Alledius S., römischer Ritter zur Zeit des Kaisers Claudius, war der einzige Senator, welcher dem Vorschlage des Kaisers, daß die Ehen zwischen Oheimen und ihren Bruderstöchtern gültig seyn sollten, beistimmte. — 4) Verulanus S., s. Verulanus. — 5) Lucius Catilius S., Freund von Plinius dem Jüngern, erhielt von Hadrian die Würde eines Statthalters von Syrien und dann das Konsulat mit T. Aurelius Fulvus, dem nachherigen Kaiser (118 n. Chr.). — 6) Julius S., Statthalter von Britannien und einer der tüchtigsten Feldherrn Hadrians. Im J. 135 aus Britannien zurückgerufen, wurde er gegen die Juden geschickt, welche sich empört hatten. Bei der großen Anzahl und der Tapferkeit der Empörer konnte S. sich in keine große Schlacht einlassen, daher mußte er sich begnügen, ihnen die Zufuhr abzuschneiden und sie durch kleine Gefechte zu ermüden. Er eroberte endlich Jerusalem und machte durch eine Hauptniederlage der Juden und durch die Gefangennehmung ihres Anführers dem gefährlichen Kriege ein Ende. Hierauf wurde S. Statthalter von Bithynien, welches Land er mit solcher Gerechtigkeit und Klugheit verwaltete, daß sein Name noch lange von den Bewohnern mit dankbarer Verehrung genannt wurde. — 7) Lucius Septimius S., römischer Kaiser von 193—211 n. Chr., Sohn des M. Septimius Geta, zu Leptis in Illyrien geboren. Früh beschäftigte er sich mit Beredsamkeit und Philosophie und zeichnete sich in diesen Studien bald rühmlich aus. Als er nach Rom gekommen war, nahm ihn der Kaiser Aurelius in den Senat auf und schickte ihn dann als Statthalter nach Sardinien. Nach seiner Rückkehr wurde er Prätor, erhielt dann den Oberbefehl über die 4. Legion in Syrien und wurde bald darauf Statthalter im lugdunensischen Gallien, von wo er als Prokonsul nach Pannonien und Sicilien ging. Im J. 193 befehligte er die römischen Heere in Illyrien, und als nach der Ermordung des Pertinax die Armee in Syrien den Pescennius Niger zum Gegenkaiser des Didius Julianus ernannt hatte, erklärten die illyrischen Legionen ihren Feldherrn S. ebenfalls zum Augustus. Er zog nun gegen Rom, und obwohl ihn Julian für einen Feind des Vaterlands erklären ließ, hatte er doch bald alle Truppen auf seiner Seite; Julian wurde ermordet und S. vom Senat anerkannt. Zunächst ließ der neue Kaiser in Rom diejenigen hinrichten, welche an der Ermordung des Pertinax Theil genommen hatten, dann löste er die prätorianischen Kohorten auf und wendete sich gegen seine Nebenbuhler. Den Niger schlug er bei Cycicus, Nicäa und Issus, und ließ Byzanz wegen seines hartnäckigen Widerstandes zerstören. Darauf rückte er nach Gallien, wo die britannischen und germanischen Legionen ihren Führer D. Clodius Albinus zum Kaiser ausgerufen hatten. Dieser, der sich seither mit dem ihm bewilligten Cäsartitel hatte täuschen und hinhalten lassen, wurde im J. 137 bei Lyon geschlagen und kam auf der Flucht um; viele seiner Anhänger, darunter 40 Senatoren, ließ der Sieger hinrichten. Nachdem hierauf S. seinen ältesten Sohn Caracalla zum Cäsar erhoben hatte, unternahm er einen Feldzug gegen die Parther, eroberte und verwüstete Seleucia, Babylon und Ctesiphon und nahm den Titel Parthicus an. Dann zog er wieder nach Syrien zurück, besuchte Aegypten, wo er den Serapiskult lieb gewann, und verbot den Uebertritt zum jüdischen und christlichen Glauben. Nach Rom zurückgekehrt, schaffte er mit Hülfe des berühmten Rechtsgelehrten Papinianus viele Mißbräuche in der Verwaltung des Reiches ab, und machte viele zweckmäßige Einrichtungen. Er ließ sich die Klagen der Unterthanen aus den Provinzen berichten, legte große Getreide- und Oelmagazine an, baute in Rom und andern großen Städten des Reiches eine Menge neuer Häuser, führte eine strenge Gerechtigkeitspflege ein und begünstigte die Studien der Beredsamkeit und der Philosophie. Den letzten Feldzug unternahm er im J. 208, von seinen Söhnen M. Antonius Bassianus (Caracalla) und Septimius Geta und von seiner gebildeten, aber sittenlosen

Gemahlin Julia Domna, einer von der Schwester des Commodus abstammenden Syrerin, begleitet, nach Britannien, welches von den Kaledoniern bedroht wurde. Er trieb die Feinde zurück, erweiterte die Grenzen des römischen Reiches und errichtete gegen die Einfälle der Picten den berühmten Wall, der seinen Namen führt (s. Severi murus). Während des Krieges † er, von häuslichem Kummer über seine Gemahlin und seinen ungerathenen Sohn Caracalla und von langwieriger Krankheit aufgerieben, am 4. Febr. 211 zu Eboracum, dem heutigen York. Die feindlichen Brüder Caracalla und Geta kehrten mit der Mutter und der Leiche des Vaters nach Rom zurück. S. war ein Mann von strengem, ja hartem Charakter, rastlos thätig und mit Ernst bemüht, den Untergang des Reiches aufzuhalten u. dem Staate feste Stützen zu geben. Aber eines Menschen Leben reichte dazu nicht aus, und Caracalla regierte nicht im Geiste seines Vaters fort. — 8) Alexander S., s. Alexander 12). — 9) Flavius Valerius S., s. Valerius. — 10) Libius S., im J. 461 n. Chr. zu Ravenna durch Ricimer zum römischen Kaiser ernannt; er war jedoch nur dem Namen nach Herrscher, da alle Gewalt in den Händen Ricimers lag, der ihn im J. 465 vergiften ließ. Unter der Regierung des Libius ging Gallien dem römischen Reiche verloren. — II. Schriftsteller: 11) S., platonischer Philosoph und Schriftsteller, dessen Συγγράμματα Porphyr nach Proclus im Leben des Plotin (Kap. 14) erwähnt. Er schrieb über den Timäus des Plato und ein Buch Περὶ ψυχῆς, wovon ein Fragment bei Eusebius (Praeparat. XIII, 17) sich findet. Man verwechselt ihn unrichtig mit dem Kaiser Septimius Severus, obgleich auch dieser Philosoph war. — 12) S. Claudius, peripatetischer Philosoph, Lehrer des Kaisers Antoninus. — 13) S., Rhetor und Sophist aus Alexandrien, schrieb 5 Ethopöien, Affektsschilderungen: a) vom Achilles, als er in der Unterwelt erfuhr, daß Troja von seinem Sohn Pyrrhus erobert worden sey; b) vom Menelaus, als Helena ihm von Paris geraubt wurde; c) vom Hektor, als er erfuhr, daß Priamus in der Unterwelt mit dem Achilles zusammen gespeist habe; d) von einem Maler, der sich in ein von ihm verfertigtes Gemälde eines schönen Mädchens verliebte; e) vom Hercules, als Periclimenus im Kampfe immer andere Gestalten annahm. Ferner hat man von ihm Erzählungen vom Veilchen, von der Hyacinthe, vom Arion, vom Icaurus, vom Olus und Ephialtes. Er lebte unter der Regierung des Kaisers Anthemius, der 471 n. Chr. getödtet wurde. — 14) Publius Cornelius S., römischer Dichter aus dem Zeitalter Augusts, der aber mehr den Namen eines Versifikators, als eigentlichen Dichters verdiente. Wir haben noch ein Gedicht über den Aetna, welches man ihm beilegt, und das einige glückliche, eine feurige Phantasie verrathende Stellen hat. Ein Fragment über den Tod Cicero's halten Einige für ein Stück seines Gedichts über den sicilischen Krieg, wovon er das erste Buch vollendet hatte. S. war mit Ovid befreundet, dessen 2. Brief des 4. Buches der Briefe ex Ponto an ihn gerichtet ist; † 14 n. Chr. Ausgaben: von J. Clericus, unter dem Namen Gorallus, Amsterd. 1715. Lateinisch und deutsch von C. A. Schmidt, Braunschw. 1769; — von J. H. F. Meineke, Quedlinb. 1818, der jedoch den Aetna dem jüngern Lucilius zuschreibt, und von Wernsdorf, Poett. Latt. minn., Bd. IV, S. 79. — 15) Cassius S., Rhetor, scharfer Satyriker unter Augustus, wurde wegen seiner Schmähsucht nach Kreta und darauf nach Seriphus verwiesen, wo er im 28. Jahre seines Exils †. — 16) S., Arzt, besonders Chirurg, von unbestimmter Zeit, von Galen und Aëtius gerühmt. — 17) Fl. Arrianus S., schrieb einen verlorenen Kommentar über des Sabinus Rechtsbücher; — 18) Aequilius S., Spanier, 370 n. Chr., schrieb: Catastrophe, eine Geschichte seines Lebens, in Versen und Prosa; — 19) Sulpitius S., um 363 in Aquitanien geboren, studirte die Rechte, privatisirte aber dann abwechselnd in Tolosa und ging 392 aus Schmerz über den Tod seiner Gemahlin in ein Kloster zu Primultiacum. Beim Einfall der Vandalen in Aquitanien floh er nach Massilia, wo er 410 od. 419 †. Schrieb: Historia sacra (von der Schöpfung der Welt bis 410), herausgeg. von Flacius Illyricus, Basel 1556; — Vita S. Martini Turonensis, Vened. 1501, Paris 1511, u. A. — Seine Werke erschienen Leyden 1635, 1648; von Clericus, das. 1719; von Prato, Verona 1741—45, 2 Bde. — 20) S. und Celer, Architekten, dienten der Schwelgerei und Eitelkeit des Kaisers Nero, der nach dem großen Brande ein neues, prachtvolles und regelmäßiges Rom erstehen ließ. Sie waren die Baumeister des goldenen Hauses, welches sich an der Stelle der Transitoria erhob, vom Palatin nach dem Esquilin und Cäcilius hinüberreichte, mit Millien langen Portikus und großen Parkanlagen im Innern. Die Pracht, mit welcher diese Residenz ausgeschmückt war, ist unsäglich, besonders jene der Speisesäle. Gold, Perlen und Edelsteine waren verschwendet, die Wände mit den kostbarsten Malereien geziert und die Plastik entfaltete sich auf das Ueppigste. Die Architektur bot hier den großartigsten Reichthum, der je gesehen wurde. S. und C. fertigten wahrscheinlich auch Pläne zu andern Riesenbauten Nero's, an deren Stelle dann die Flavier gemeinnützige und populäre Gebäude errichteten. — III. Heilige und Ketzer: 21) St., s. Steinmetzen, gekrönte. — 22) S., Irrlehrer des 2. Jahrh., Schüler des Tatianus, leugnete die Auferstehung, behauptete, daß die Weiber vom Teufel geschaffen wären, weshalb man nicht heirathen dürfe, verbot den Gebrauch des Weins und verwarf das ganze alte Testament, von dem neuen die Apostelgeschichte und die Briefe des Paulus. Seine Anhänger (Severianer) heiratheten nicht (Enkratiten) und entsagten dem Besitz ihrer Güter; sie fanden sich bis ins 5. Jahrh. — 23) S. Sozopolitanus, von seiner Geburtsstadt Sozopolis in Pisidien so genannt, lebte im 5. und 6. Jahrhundert, war anfangs Jurist, ließ sich nachher in Syrien taufen und wurde Mönch. Aus seinem Kloster

wegen Schwärmerei verstoßen, wendete er sich an den Kaiser Anastasius, der ihn 513 an die Stelle des abgesetzten Bischofs von Antiochia, Flavianus, setzte. Als Monophysit behauptete er nur eine Natur in Christo ohne Vermischung, und war ein heftiger Gegner des chalcedonischen Koncils. Die Orthodoxen beschuldigten ihn der Ermordung mehrer Mönche, des Kirchenraubs u. s. w., und 519 wurde durch Kaiser Justinus befohlen, ihm die Zunge auszuschneiden u. seine Bücher zu vernichten; er entkam jedoch nach Alexandria und lebte bis gegen 540. Seine Anhänger hießen Severianer, besonders in engerer Bedeutung (auch Severiten) die, welche die Verweslichkeit des Körpers Jesu nach einer Behauptung des S. annahmen. Außer Homilien, Briefen, Kommentaren über die heilige Schrift, dem Philalethes und den Responsa ad quaestiones sacras ab Eupraxio propositas, ist von seinen Schriften besonders zu bemerken: De ritibus baptismi et s. synaxeos apud Syros Christianos receptis, syrisch und lateinisch herausgegeben von G. F. Boderianus, Antwerpen 1572, 4. — IV. Musiker: 24) Gastorius S., berühmter Liederkomponist des 17. Jahrhunderts, war Kantor zu Jena und ist vorzüglich bekannt durch die Choralmelodie „Was Gott thut, das ist wohlgethan", die er gegen 1760 komponirt haben mag. Gedruckt wurden noch von ihm „Klage- und Trauerlieder" und mit Joh. Hanck gab er 1679 die Melodien zu Kleschs „Andächtiger Elendsstimme" heraus.

Severy, belg. Gemeinde, Prov. Namur, östlich von Givet, nahe an der franz. Grenze.

Severyggen (Severücken, Seveberg, Sevegebirg), Gebirg in Norwegen und Schweden, geht vom Helagsfjeld nach Asele Lulea 2c., und endigt sich mit Mageröe. Es zweigen sich von ihm mehre Aeste ab, als: a) nach Jämtland und Hernösand, b) der Lyksefjäll nach Angermannland, c) Färrasfjäll nach Umea, d) Barkurtefjäll durch Pitea Lappmark, e) Naskasfjäll (indeß nur tiefer abwärts so genant) durch Lulea, wo es die Seen Viris- u. Voste-Jaur einschließt, f) Ivarsten in Tornea. Manche Geographen dehnen dies Gebirg auch in südlicher Richtung aus, wo es dann unter den Namen Dovrefjeld und Langfjeld erscheint. Der westliche Arm des nördl. S. führt dann den Namen Kjölen (s. d.).

Sevese (Geogr.), 1) Fluß, s. Olona 1); — 2) Marktflecken das.

Sevesi, Fabrizio, Dekorationsmaler, Professor an der Akademie der Künste zu Turin. Es finden sich von ihm zahlreiche Dekorationswerke und auch Bilder in Oel. S. † 1837.

Sevetschach, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Hollenburg, an der Drau; 350 Einw.

Seveux, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Ober-Saône, Bez. Gray, an der Saône; Hochofen und Eisenhämmer; 830 Einw.

Sevi, s. Sabbathai Sevi.

Sevia, Stadt, s. v. a. Segovia.

Sevier (Geogr.), 1) nordamerik. Grafschaft, V. St., Staat Tennessee, Eastern-Distrikt; 1820: 4770, 1830: 5720, 1840: 6440 Einw.; — 2) (Sevierville), Hauptort der Grafschaft; Court-House.

Sevignac, franz. Flecken, Depart. Côtes-du-Nord, Bez. Dinan; 2050 Einw.

Sevigné (Biogr.), 1) Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von, bekannt durch ihre hinterlassenen Briefe, war im Febr. 1626 zu Paris geb. Da sie ihren, dem Trunke und der Rauferei ergebenen Vater frühzeitig einbüßte, nahm sie der Abbé de Coulange, ihr Verwandter, zu sich und verlieh ihr eine gelehrte Bildung, die sich besonders auf die Philologie erstreckte. Die gesellige Bildung erhielt sie am Hofe Ludwigs XIII. Ihre Schönheit war nicht groß; allein ihr Geschmack, Geist und ihre Anmuth boten dafür hinreichenden Ersatz. Mit dem Marquis Henri de S., welchen sie 1644 ehelichte, erzeugte sie einen Sohn, Namens Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die später als Gemahlin des Grafen von Grignan bekannt wurde. Marie's Ehe war keine glückliche. Ihr Gemahl, der 1651 im Duell fiel, lebte zu Paris mit Ninon de Lenclos und andern berüchtigten Frauen, während er seine Gemahlin in die Bretagne schickte. Hier in der Abgeschiedenheit verwandte die Marquise ihre ganze Zeit auf die Erziehung ihrer Kinder. Als sie endlich nach drei Jahren an den Hof zurückkehrte, wurden ihr vielfache Gelegenheiten zur Wiedervermählung geboten, allein sie wies alle als widerstreitend mit der Stellung zu ihren Kindern von sich. Dies sowohl, als auch ihre Betheiligung an der Koterie der sogenannten Précieuses im Hotel Rambouillet bot Spöttern eine gewünschte Handhabe. Unter den Bewerbern um ihre Hand waren hauptsächlich Conti, Turenne und ihr Cousin Boussy bemerklich. Nur Fouquet wurde von ihr mit einer ungeheuchelten Freundschaft beschenkt, die auch nicht nachließ, als er um die Gunst des Königs Ludwig XIV. gekommen war. Indem der Schwiegersohn der Marquise mit seiner Gemahlin 1671 in die Bretagne ging, wo er das Gouvernement erhalten hatte, steigerte sich die mütterliche Liebe zur Leidenschaft, und es begann nun jener 25jährige Briefwechsel, welcher so viel Epoche in der literarischen Welt gemacht hat. Der Styl der Marquise ist elegant und korrekt, der Ausdruck gewandt und reich an Wendungen und treffenden Stellen. Der Inhalt zeugt von Mariens reinweiblichem, zartem, reizbarem Geiste, dennoch erhebt er sich nicht über die gewöhnliche Weltanschauung des damaligen Hoflebens. Die Marquise pflegte in den letzten Jahren ihres Lebens ihre kranke Tochter und † bei derselben auf dem Schlosse Grignan in der Provence am 18. April 1696 an den Pocken. Ihre Briefe sind oft aufgelegt worden. Die erste Sammlung dieser Lettres de Madame de S. à sa fille erschien Rouen und Haag 1726 in 2 Bdn. Eine neue Ausgabe derselben in 4 Bdn., bereichert mit erläuternden Bemerkungen, besorgte 1734 der Ritter Perrin und fügte dann 1737 noch 2 Bände hinzu. Von andern Ausgaben sind zu nennen: die von Vaucelles, Par. 1801, 10 Bde.; — die von Grouvelli, 1806, 8 Bde.; — die äu-

ßerst schätzenswerthe Ausgabe von Montmerqué und Saint-Surie, Paris 1818—19, 10 Bde., nebst Supplementband, 1820; — die Ausgabe von Gault de Saint-Germain, Par. 1823, 12 Bde.; — endlich die Ausgabe von Lefèvre, 1843, 6 Bde. Vergl. Walkenaër, Mémoires touchants la vie et les écrits de Mad. de S. etc., Paris 1842—43, 2 Bde. — 2) Charles, Marquis von, geb. 1647, that sich in mehren Feldzügen hervor. Er war der Sohn der berühmten Maquise Marie S., der er aber nicht an strengsittlichem Lebenswandel glich. Vielmehr ließ er sich nach dem Beispiele seines Vaters von der berüchtigten Ninon verführen. Er † ohne Kinder am 27. März 1713. — 3) Françoise Marguerite, vermählte Gräfin von Grignan, ist durch den Briefwechsel mit ihrer Mutter bekannt geworden. Ihre kalten, ernsten Briefe bilden einen seltsamen Kontrast zu der warmen Schreibart ihrer Mutter. Sie war 1648 geb., besaß eine hohe Schönheit und einen philosophischen Geist und † 1737. Eine Tochter von ihr, die Marquise von Simiane, wurde aufs Zärtlichste von der Marquise S. geliebt; selbige wurde 1674 geb. und † 1737.

Sevigné (Modew.), Geschmeide für Damen, nach der Frau von Sevigné benannt, besteht in 3 zusammengefaßten Berloques und wird vor der Brust getragen.

Sevilla (Geogr.), 1) span. Provinz, Königr. Andalusien, Theil v. Nieder-Andalusien, grenzt nördlich an die Prov. Estremadura, östlich an das mittelländ. Meer, südlich an die Straße von Gibraltar, südwestlich an den atlantischen Ocean und westlich an Portugal, und hat einen Flächenraum von 423 (nach Andern 430) □M. mit 980,800 Einw. Das Land ist eine weite Ebene, die im Süden von der Sierra de Ronda und der Sierra Antequera und im Westen von der Sierra de Aroche abgeschlossen wird. In diesem Gebirge entspringen die Nebenflüsse des Guadalquivir: Galapagar, Gusma, Biares, Corbones etc. Im Osten fließt der Xenil, auf der Westgrenze die Guadiana mit der Chanza. Die Küste ragt in mehren Kaps in das Meer, so in der südöstlichsten Spitze von Europa, den Kaps Trafalgar, Roche, Camarinal, Camorro etc. Baien sind im mittelländ. Meere die von Algesiras oder Gibraltar, im atlant. Ocean die von Cadix und Huelva. Die Küste ist felsig, der Boden zwar sandig oder steinig, aber doch meist sehr fruchtbar, indessen wasserarm. Das heiße Klima wird durch die Berg- und Seeluft gemildert, der Winter ist sehr angenehm, doch erzeugen sich leicht Krankheiten (gelbes Fieber). Die Naturprodukte sind: Getreide, Mais, Gerste, Reis, Melonen, Hülsenfrüchte, Feigen, Mandeln, Limonien, Orangen, Wein (Xeres, Tinto, Vino seco), Oliven, von denen viel ausgeführt wird; Schafe, Ziegen, Pferde; Silber, Blei, Kupfer, Salz (man schlämmt jährlich gegen 12 Mill. Ctr.) etc. Die Einwohner treiben Ackerbau (der fast monatl. Ernten gibt), Garten-, Obst-, besonders Weinbau, Baumwollen-, Seiden- und Oelbau, Bergbau, Viehzucht und Fischerei, unterhalten Fabriken für Bearbeitung von Tabak, für Weberei, Seide etc. und treiben lebhaften Handel mit den physischen und technischen Erzeugnissen, spanischen Fliegen, Korkholz etc. S. wird eingetheilt in die Subdelegationen: S. (östlich), Huelva (westlich) und Cadix (südlich). — 2) Subdelegation das., grenzt an Cadix, Huelva, Badajos, Cordova und Malaga. — 3) Hauptstadt daselbst, in einer fruchtbaren, weiten und reizenden Ebene, links am Guadalquivir, Sitz der Provinzialbehörden, der Audienza real von Andalusien, eines Intendanten und eines Erzbischofs, eine der ältesten, reichsten und wichtigsten Städte Spaniens, obgleich ihr Glanz und ihre Einwohnerzahl sich sehr vermindert hat, denn während S. im Mittelalter, wo es unter den Vandalen, Gothen und Mauren die Hauptstadt des südlichen Spaniens war, 400,000 Ew. zählte, zählt es jetzt nur noch etwa 100,000. Eine Schiffbrücke über die Guadiana verbindet die eigentliche Stadt mit der Vorstadt Triana; eine Doppelmauer mit 160 Thürmen umschließt die erstere. Das Ganze ist meist in maurischem Styl gebaut. Von den 12 Thoren ist das mit dorischen Säulen und Statuen verzierte Thor von Triana das prachtvollste. Die Straßen sind zahlreich, aber großentheils sehr enge, wenn auch reinlich und des Nachts erleuchtet, und ein Reisender weiß sich nicht so bald in diesem Labyrinth zurecht zu finden. Das Pflaster ist schlecht aus Mangel an Steinen.

S. ist das spanische Rom, wenn auch ein Rom im Kleinen. In keiner Stadt des Landes vereinigen sich wie hier die Denkmäler des Alterthums mit den Schätzen der Kunst und mit den Schönheiten der Natur. Dazu kommt bei den Sevillanern eine feine Weltsitte, ein heiterer, geselliger Geist, eine Anmuth und Eleganz des Lebens, wie man sie in gleichem Grade vielleicht im ganzen übrigen Spanien nicht findet. Wenn die vielgerühmte Schönheit der Andalusierinnen und besonders der Bewohnerinnen von S. in der Wirklichkeit weniger leuchtet und blendet, als in Romanzen und Sonetten und in den begeisterten Schilderungen reisender Enthusiasten, so wird das Auge dafür durch die Mannichfaltigkeit in Gesichtsform und Gesichtsausdruck entschädigt, die sich ihm hier bei der Beobachtung des weiblichen Geschlechts darbietet. Kurz die Vergleichung S.'s mit der Hauptstadt der katholischen Welt ist nicht so gewagt, als sie auf den ersten Blick scheinen mag. Die Reste des römischen Alterthums sind sehr zahlreich in S. und dessen nächster Umgebung. Die Mauern der Stadt mit ihren spitzauslaufenden Zinnen und ihren unzähligen Thürmen gelten wenigstens zum Theil für Römerbau, und sie werden sogar gewöhnlich mit vieler Bestimmtheit dem Julius Cäsar zugeschrieben, der hier in Spanien so ziemlich dieselbe Rolle spielen muß, wie Karl der Große in Frankreich, die Rolle des verantwortlichen Herausgebers einer Menge von Bauwerken und ähnlichen Anlagen, deren wirklichen Urheber die Geschichte nicht hat ermitteln können. Der eigenthümlich aber keineswegs geschmackvoll geformte Thurm am Gualdalquivir, dessen heutiger Name la torre

de oro daher rühren soll, daß er Peter dem Grausamen zur Schatzkammer gedient, wird ebenfalls den großen Baumeistern des Alterthums, den Römern, beigemessen; mit welchem Rechte, mag dahin gestellt bleiben. Unverkennbar und unzweifelhaft ist dagegen der römische Ursprung einer Menge von Bildhauerwerken, die in und um S. aufgefunden worden sind und noch fortwährend aufgefunden werden. Zu den merkwürdigsten dieser Kunstwerke gehören die sogenannten beiden Hercules, welche auf der von ihnen benannten Alameda beinahe im Mittelpunkte der Stadt aufgestellt sind. Diese beiden Bildsäulen, von denen nur die eine den Hercules, die andere aber einen Imperator darstellt, welchem wiederum Julius Cäsar den Namen leihen muß, ruhen auf freistehenden, sehr alten Säulen, deren jede bei einer Höhe von etwa 40 Fuß aus einem einzigen Granitblock besteht. Säulen und Statuen, die dem Tempel des Hercules in der alten Hispalis angehört haben sollen, wurden unter der Regierung Philipps II. auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt aufgerichtet, wo sie durch ihre bedeutende Masse und durch ihre halb verwitterten, aber doch immer noch reichen Formen einen sehr guten Eindruck hervor bringen, welcher durch den vernachlässigten, öden Anstrich der Alameda noch gesteigert wird. Eine Menge kostbarer Trümmer steinernen Bildwerks ist aus den Ruinen des eine Stunde von S. entfernten Italica (Alt-S.) ausgegraben und zum Theil dem neugebildeten Nationalmuseum einverleibt worden, Kaiserbüsten, Torsos und vor Allem die reichsten Säulenknäufe, die man sehen kann. In der neuesten Zeit wurden die Ausgrabungen in Italica eingestellt, vermuthlich aus Mangel an Geld; es ist jedoch alle Aussicht vorhanden, daß sie, wenn man sie früher oder später wieder aufnimmt, noch interessantere Ergebnisse liefern werden, als bisher. Aus der Araberzeit hat S. nur wenige, aber äußerst kostbare Baudenkmale. Das merkwürdigste derselben ist ohne Zweifel der Alcazar, ein Königspalast, von hohen Festungsmauern eingeschlossen, in welchem Prunkgemächer, prächtige Säulenhöfe, Terrassen, Gallerien und köstliche Gärten in labyrinthischer Folge mit einander wechseln. Freilich die Jahrhunderte und die Hände der Neuerungssucht haben den größten Theil des maurischen Königsschlosses entstellt oder ganz zerstört, aber es bleibt davon immer noch genug zur Bewunderung übrig. Der Haupthof zumal ist vortrefflich erhalten, und er kann die Vergleichung mit den reichsten Theilen der Alhambra bestehen; ja man darf vielleicht sagen, daß die Alhambra nichts hat, was sich ihm an die Seite stellen ließe. Dieser Hof wird el patio del deposito de las doncellas genannt, denn hier mußten der Sage nach die hundert Jungfrauen abgeliefert werden, durch welche sich das christliche Nordspanien lange Zeit alljährlich den Frieden von den Arabern erkaufte, bis der König Ramiro von Leon sein Reich von diesem schmählichen Tribute befreite. Tief getroffen durch die vorwurfsvollen Reden eines Mädchens, das ihn einen verkappten Mauren schalt, sagt die dichterische Tradition, beschloß Ramiro, unterzugehen oder das Land zu befreien:

Junto su gente de guerra
Y prestandole su esfuerzo
Al gloriosa Santiago,
Dió la batalla, y vencieron.

Der Styl, in welchem der Alcazar von S. gebaut ist, stimmt in seinem allgemeinen Charakter durchaus mit dem Style der Alhambra überein; in gewissen Einzelnheiten machen sich indessen doch Verschiedenheiten zwischen beiden bemerklich. So findet sich hier die Hufeisenform des arabischen Bogens fast niemals so ausgebildet wieder, wie auf der Alhambra. Der Bogen des Alcazar ist vielmehr gewöhnlich ein ganz reiner Kreisabschnitt, der ungefähr aus drei Viertheilen des vollen Kreises besteht. Zuweilen kombinirt sich der Kreisabschnitt sogar mit dem gothischen Spitzbogen, so daß der Letztere die Hauptform der Wölbung bildet, deren Rand dann durch eine größere oder kleinere Anzahl jener Kreisabschnitte ausgezackt ist. Ein zweiter Unterschied besteht darin, daß den Säulen des Alcazar gewöhnlich ein nach antiken Muster modellirter Knauf entweder von Marmor oder noch häufiger von bloßem Stück aufgesetzt ist, während die Säulen der Alhambra aus einem einzigen Stücke bestehen und eigentlich gar keinen Knauf haben, denn die sehr einfachen Verzierungen, welche sich am obern Ende ihres Schaftes befinden, lassen sich kaum mit diesem Namen bezeichnen. Die Farben der Wände und Decken sind in dem Alcazar unter einer dicken Schicht von Tünche verschwunden, mit welcher auf Verfügung einer intelligenten Verwaltungsbehörde vor etwa 36 Jahren das ganze Innere des Palastes ausgepinselt worden ist. Nur in einer Fensternische ist, wahrscheinlich aus Versehen, die Deckenmalerei unversehrt geblieben, ihre Farben sind indessen, vielleicht in Folge ihres bei Weitem höheren Alters, viel weniger lebhaft und glänzend, als diejenigen, deren Reste man auf der Alhambra sieht. Man war in der neuesten Zeit mit der Wiederherstellung einiger Gemächer des Alcazar beschäftigt, und diese Arbeit ist augenscheinlich in guten Händen, aber sie geht aus leicht begreiflichem Grunde mit einer so großen Langsamkeit von Statten, daß sich ihr Ende nicht absehen läßt. Nächst dem Alcazar verdient die Giralda, der jetzige Glockenthurm der Kathedrale, als ein ehrenvolles Denkmal der sarazenischen Baukunst erwähnt zu werden. Die Giralda ist bis zu der Höhe von 250 Fuß von den Arabern gebaut, und die Spitze, welche die Spanier 400 oder 500 Jahre später hinzugefügt haben, scheint des Unterbaues kaum würdig zu seyn. Auch die hohen Mauern, von denen die Kathedrale auf zwei Seiten umgeben ist, sind Sarazenenwerk, Ueberbleibsel der Moschee, die vormals auf diesem Platze stand, und den Mauern der Moschee in Cordova zum Verwechseln ähnlich. Es ist interessant, auf diesen uralten Mauern, die aus dem 9. oder gar aus dem 8. Jahrhundert herrühren, eine eigenthümliche Figur wieder zu finden, die als Zierrath hundertmal auf dem Zelte des marokkanischen

Kaisersohns vorkommt, das im Jahre 1844 von den Franzosen erbeutet wurde. Um sich die fragliche Figur zu vergegenwärtigen, denke man sich 2 mit der Rückseite an einander gelehnte Treppen von je 5, 6 und mehr Stufen. Die Silhuette einer solchen Doppeltreppe begegnet dem Auge unzählige Male an jedem arabischen Bauwerke, in den Gemächern als Mosaik der Fußböden und Wände, an den äußern Mauern von Schlössern und Moscheen in Form von Friesen oder Zinnen u. s. w., aber immer nur als architektonische Verzierung. Als Bild oder Nachahmung der Mauerzinne erscheint sie auch vorzugsweise auf dem marokkanischen Zelte, und wahrscheinlich ist sie überhaupt einem älteren Befestigungssystem der Araber entlehnt; denn als wirkliches Fortifikationsmittel bei den noch vorhandenen arabischen Festungswerken trifft man sie niemals. Die gothische Periode hat in S. weniger Baudenkmale zurück gelassen, als man meinen könnte. Außer der Kathedrale ist hier vielleicht kein einziges Werk der gothischen Architektur vorhanden, welches eine ernstliche Berücksichtigung verdiente. Die übrigen Kirchen zumal sind, wie es scheint, beinahe ohne Ausnahme höchst geschmacklose Erzeugnisse der letzten dreihundert Jahre, Bauwerke, die gar keiner Schule und gar keinem regelrechten Style angehören, und zu deren Bezeichnung die Spanier den bequemen Ausdruck: gusto plateresco erfunden haben. Was sich nicht in eine der anerkannten Kunstkategorie bringen läßt, davon sagt man, es sey im gusto plateresco gebaut, und damit ist die Sache abgemacht, ohne daß man sich auf einen Versuch der nähern Charakteristirung einließe. Die verschiedensten Abarten des Ungeschmacks werden dem Begriffe gusto plateresco untergeordnet, so daß man dies Wort am füglichsten durch phantastischer Styl übersetzen könnte. In diesem Zopfstyl ist unter Anderm auch das Rathhaus gebaut, ein Werk, an welchem ein unendlicher Fleiß und selbst viele Kunst in geschmackloser Anhäufung von Zierrathen und Schnörkeln verschwendet ist, und das gewiß eines der merkwürdigsten Beispiele von der Ausartung der gothischen Kunst im 16. Jahrhundert darbietet. Die große, prachtvolle Kathedrale, im 15., 16. und 17. Jahrhundert auf dem Fundament einer maurischen Moschee in regelmäßiger Kreuzesform erbaut, ist im schönsten gothischen Styl ausgeführt und verdient dem kölner Dom und dem Straßburger Münster gleichgestellt zu werden. Wer kennt sie nicht aus Kupferstichen und aus begeisterten Schilderungen. Sie ist unvollendet, wie alle ähnlichen Riesenbauten, die der Glaubenseifer früherer Zeiten unternahm. Nur ihre 5, oder, wenn man will, sogar 7 Längenschiffe sind fertig geworden; die Majestät des mächigen Hauptschiffes wird leider durch den Chor gestört, der, wie in den meisten spanischen Kirchen, mitten in dasselbe hineingebaut ist. Ohne diesen Kunstfrevel würde das Innere des Doms von S. an Erhabenheit vielleicht Alles überbieten, was die christliche Kirchenarchitektur jemals geleistet hat. Das Gebäude ist 420 Fuß lang, 260 Fuß breit und 126 Fuß hoch und ganz aus Sandsteinquadern aufgeführt. Von den 80 Fenstern, die mit den schönsten Glasmalereien bedeckt sind, soll jedes 1000 Dukaten gekostet haben. Die Orgel, eine der größten, hat 5000 Pfeifen und 110 Claves. Der bis an das Gewölbe der Kirche ragende Hochaltar aus Cedernholz ruht auf einem marmornen Piedestal; ihn zieren 24 Pfeiler mit 44 Blenden, die mit den herrlichsten Bildhauerarbeiten angefüllt sind. Im Ganzen hat die Kirche 82 Altäre. Der Chor ist mit Marmor ausgelegt. Prachtvoll ist die Sakristei und mit den herrlichsten Gemälden von Murillo und Zurbaran ausgeschmückt. In einer Kapelle der Kirche sind die Grabmäler mehrer Könige, z. B. Ferdinands, Alfons des Weisen &c., so wie auch das Grabmal des Entdeckers von Amerika, Christoph Columbus, dessen Gebeine jedoch von hier in die Hauptkirche von Havanna auf der westind. Insel Cuba übergeführt wurden. Ueber den 10 Meilen weit sichtbaren, 350′ hohen und den Stolz S.'s ausmachenden Thurm der Kirche, die hochstehende Giralda, welche den Glauben vorstellt und sich bei jedem Lüftchen umdreht, obgleich sie $2\frac{1}{2}$ Tonnen wiegt, s. oben. Die 22 Thurmglocken sind ungeheuer groß. Die Kathedrale hat eine Bibliothek von 20,000 Bdn. und ist überaus reich an Gemälden, an Bildhauerwerken, an Schmuck von Gold und Silber &c. Im Ganzen hat S. 29 Kirchen. Unter den 24 Klöstern sind merkwürdig: das Dominikanerkloster zu St. Paul, das Karthäuserkloster vor der Stadt, mit seinen schönen Gärten und exotischen Gewächsen, und das Hieronimytenkloster, mit den herrlichsten Gemälden Murillo's; unter den 24 Hospitälern das reiche Hospital de la Sangre, das Hospital de la Caridad (mit 8 berühmten Gemälden Murillo's); außerdem ein Waisenhaus, ein Zuchthaus und das Irrenhaus San Marco. Andere merkwürdige Bauwerke sind: die Münze, ein sehr altes Gebäude, die Börse oder Lonja, ein Werk des berühmten Herrera, worin das amerikanische Archiv aufbewahrt wird, wo man alle Dokumente der Geschichte von Amerika von dem Patent an, welches die katholischen Regenten dem Christoph Columbus gegeben, bis zu den Plänen der Expedition, welche man vor etwa 20 Jahren machen wollte, um den amerikan. Kontinent wieder zu erobern, gesammelt und methodisch klassificirt sind (mehr darüber s. unten); das Amphitheater zu Stiergefechten, das größte dieser Art in Spanien (250′ im Durchmesser), das 20,000 Menschen fassen soll; das Gebäude der königl. Kanzlei; die Casa de Pilate des Herzogs von Medina Celi, ein sehr großer und in gemischtem Styl erbauter Palast; das große königl. Tabaksfabrikgebäude, mit Mauern, Graben und Zugbrücken versehen und 1770 vollendet (kostete 37 Mill. Reales); das ital. Opernhaus, das Inquisitionsgerichtsgebäude, das Arsenal; große Trinkwasserleitung (Cannos de Carmona) auf 400 Bogen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich der Börsen-, Rathhaus- und Arsenalplatz aus. Die Häuser haben durchgängig platte Dächer, sind im mor-

genländ. Style um einem viereckigen Hof gebaut und selten über 2 Stockwerke hoch; auf die Straße hinaus haben sie selten eine Façade, gewöhnlich nur ein Balkonfenster (die übrigen Fenster gehen nach dem Hof hinaus), aber allwärts stehen Blumentöpfe. Das Innere ist reinlich und zierlich, und der Eingang führt in Höfe (Patio) mit Säulengängen, Bäumen, Blumenbeeten und Springbrunnen. Bunte Ziegel, oder Fayenceplatten bedecken den Fußboden. Die Wände sind überladen mit Gemälden aller Art, und der wohlhabende Sevillaner setzt einen Stolz darein, ein Original von Velasquez oder Murillo zu besitzen. Von wissenschaftlichen Anstalten sind hier: eine Universität, eine der besuchtesten Spaniens (gestiftet 1504), 9 Kollegien, 1 pharmaceutische Schule, 2 Schulen der reinen und angewandten Mathematik, ein Lehrstuhl des Ackerbaues, ein anderer der schönen Wissenschaften, eine berühmte Schiffahrtsschule, bekannt unter dem Namen San Telmo, eine Akademie der guten Wissenschaften (buenas letras), Akademie der schönen Künste, Akademie für Medicin und Naturwissenschaft, ökonomische Gesellschaft, 2 öffentliche Bibliotheken ꝛc. — Zahllos sind die kostbaren Werke der Malerei, welche S. besitzt, vorzugsweise Bilder der einheimischen Schule und der durch Zartheit und Anmuth ausgezeichneten Schule von Valencia. Glücklicher als so viele andere Städte, hat S. einen großen Theil der Klostergemälde gerettet und aus denselben im ehemaligen Kloster de la Merced ein stattliches Museum zusammengestellt, in welchem eine Menge von Bildern den Stempel der Murillo, Zurbaran, Velasquez Cespedes, Roelas, Juan del Castillo, Alonso Cano und anderer anerkannter Meister an der Stirne tragen. Ein einziger Saal des Museums enthält 20 Bilder von Murillo, unter denen 2 oder 3 vom ersten Range. In dem Hauptsaal, der ehemaligen Klosterkirche, an der Stelle, wo der Hochaltar stand, befinden sich 3 andere Bilder Murillo's, nämlich eine Empfängniß Mariä und zwei Visionen des heiligen Augustin, die ohne Zweifel zu den glänzendsten Werken des großen Meisters der Schule von S. gehören. Und neben diesen murilloschen Bildern voll Gluth und warmen Seelenlebens die finstern unheimlichen Gestalten Zurbarans, seine Büßer, denen es nimmer gelingt, die Verzweiflung aus dem Herzen zu geißeln, seine Mönche, die nach dem Himmel dort oben ringen und stöhnen, während sie die Hölle in ihrer eigenen Brust mit sich herum tragen, alle diese Jammererscheinungen, deren Wesen bald aus teuflicher Bosheit und aus den Folterqualen einer übermenschlichen Reue, bald aus grausenhaftem Fanatismus und aus immer neu geborenem Zweifel zusammengesetzt zu seyn scheint. Eine Sammlung von Bildern von solchen Händen ist die Illustration einer großen Seite des Buchs der Weltgeschichte. Reicher noch, als das Museum, sind die Gemäldegallerien mehrer Bürger von S., von denen einige dem Fremden gastfrei den Eintritt in ihre Häuser öffnen. D. Manuel Lopez de Cepero, der Eigenthümer des Hauses, in welchem Murillo wohnte, besitzt eine ausgewählte Sammlung vortrefflicher Bilder fast aller guten spanischen Meister, und in seinem Garten befinden sich, auf die vier Seiten eines Felsens gemalt, vier Fresken, mythologische Gegenstände darstellend, von der Hand Murillo's, vielleicht die einzigen Gemälde dieser Art, welche von Murillo existiren. Der Vorsteher einer Malerakademie, Hr. Escarena, hat eine Sammlung von nicht weniger als 3000 Gemälden, unter denen eine große Zahl ausgezeichneter Werke. Die bedeutendste Privatgallerie aber ist die des Hrn. D. Aniceto Bravo, der seine unschätzbare Sammlung noch fortwährend durch neue Ankäufe vermehrt. Doch wir wollen uns nicht weiter in dieses Meer ohne Ufer hineinwagen, denn es möchte wohl kaum leichter seyn auch nur eine allgemeine Uebersicht von den Gemäldesammlungen S.'s zu geben, als von den unermeßlichen Kunstreichthümern Roms.

Wie ein Handelsmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, so lebt S. heutzutage von seinen Renten. Leider kann das aber schwerlich lange währen, ohne daß das in regsamen Zeiten gesammelte Kapital angegriffen würde. Der vormals so großartige Gewerbfleiß von S. ist gegenwärtig beinahe auf Null herabgesunken. Begünstigt durch seine glückliche Lage an der Wasserstraße nach Cadix, dem weiland Mittelpunkte des Verkehrs zweier Welten, hatte S. im 16. und 17. Jahrhundert seinem Fabrikwesen einen Aufschwung gegeben, der vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, beinahe fabelhaft erscheint. Aber diese reiche Blüthezeit sollte nicht lange währen. Die Zunft der Seidenfabrikanten klagte schon im J. 1700 in einer Vorstellung an das Ayuntamiento über die rasche Abnahme ihres Gewerbes, das früher 16,000 Webstühle in der Stadt gezählt habe, von denen bereits ein großer Theil wegen Mangel an Absatz zum Stillstand gebracht sey. Achtzig Jahre später waren nur noch 2318 Webstühle im Gange, und jetzt ist die Zahl derselben auf etwa 150 herabgesunken, die sich meistens auf die Bandfabrikation beschränken. An der Spitze der Fabrikation S.'s steht die im Jahre 1757 errichtete konigliche Tabaksfabrik, welche über 200 Mühlen, eben so viele Pferde und Maulthiere, 600 Männer und 3000 Frauen beschäftigt. Der nöthige Tabak wird meistens von Manilla, zum Theil auch von Virginien und Havanna bezogen, und das Erzeugniß besteht vornehmlich aus Cigarren, Rauch- und Schnupftabak (letzterer im Handel Sevilla und Spaniol genannt). Ferner findet man hier eine königliche Kanonengießerei und Salpetersiederei, Fabriken für Seife, Goldschmied- und Quincailleriewaaren. S. besitzt außerdem nur einige Hutmanufakturen, einige Gerbereien und ein paar Fayencefabriken, die für die Ausfuhr, d. h. die Ausfuhr in das Innere des Landes, arbeiten, und seine gesammte übrige Industrie besteht in bürgerlichen Handwerken, deren Erzeugnisse lediglich für den einheimischen Verbrauch bestimmt sind. Einige dieser Handwerke, namentlich diejeni-

gen, welche behülflich sind, die kokette Persönlichkeit der Andalusier, Männer und Weiber, geltend zu machen, liefern ausgezeichnete Produkte. So möchte es namentlich schwer seyn, irgendwo zierlichere Schuhmacherarbeiten zu finden, als hier in S., und es ist nicht wahrscheinlich, daß man selbst in Paris ohne eine lange Uebung die reich gestickten und ausgenähten Ledergamaschen nachmachen könnte, welche hier, ein wesentlicher Bestandtheil der Landestracht, in hundert Sattlerwerkstätten verfertigt werden. Auch die hiesigen Schneider wissen die Scheere mit großer Gewandtheit zu führen, und vermuthlich würden ohne ihre trügerische Kunst viele der eleganten Herren der vornehmen Welt in S. eine gar trübselige und kümmerliche Figur spielen, denn der Reichthum der natürlichen Formen scheint hier bei dem Männergeschlechte der höhern Gesellschaft eben so selten zu seyn, als er bei den Frauen, wenigstens in einem gewissen Alter, häufig und übertrieben ist. Bei manchen Stücken, auch des Anzugs, muß indessen die fremde Industrie aushelfen. Die einheimischen Handschuhe z. B. sind unwürdig, eine zierliche andalusische Hand zu bedecken, und die kostbarsten Mantillen, welche die Damen von S. zur Schau tragen, kommen gerades Wegs aus Paris. Die französische Hauptstadt ist ferner das Vaterland der Fächer, welche hier gewissermaßen einen Theil des Damenanzugs und zugleich eine äußerst gefährliche Schutz- und Trutzwaffe ausmachen. Daß die vorzugsweise so genannten Modewaaren beinahe ausschließlich französischen Ursprungs sind, versteht sich von selbst; ihr Verbrauch ist indessen, Dank den Ueberbleibseln der nationalen Sitte, die sich in Tracht und Lebensweise erhalten hat, im Ganzen genommen, nicht sehr beträchtlich. Auch die Gewerbe, welche im Auslande für den häuslichen Luxus und für die häusliche Bequemlichkeit arbeiten, finden hier zu Lande nur geringen Absatz, obgleich ihnen eigentlich gar keine einheimische Konkurrenz gegenübersteht. Kostbare Möbeln und reich verzierte Zimmer sind für die Südspanier, selbst für diejenigen, welche alle Mittel besitzen, solche Launen zu befriedigen, bis jetzt noch kein Bedürfniß geworden, und man wird jene Ueberflüssigkeiten, die bei uns nur zu oft den Platz des Nothwendigen einnehmen, hier wahrscheinlich noch lange zu entbehren verstehen. Nichts desto weniger beschäftigt die Einfuhr ausländischer Waaren eine ansehnliche Zahl von Schiffen, welche schwer befrachtet bis an die Brücke von S. heraufkommen und gewöhnlich mit Ballast den Fluß wieder hinabfahren. Wenn man sich die Mühe nehmen wollte, die Fahrzeuge im Hafen der Sadt zu zählen, man würde hier vielleicht niemals weniger, als 70—80 Seeschiffe vor Anker finden. Noch vor ganz kurzer Zeit durfte sich der Schmuggelhandel ungestraft den ganzen Guadalquivir hinauf bis unter die Mauern von S. wagen. Ein vorgängiges Abkommen mit dem Vorstande der Zollverwaltung, dem man unter dem Mantel so und so viel Procent des Eingangszolls zahlte, gab dem Schmuggler völlig freies und sicheres Spiel. Für den Augenblick nun ist diesem Unwesen einigermaßen gesteuert, worüber man denn von französischen und hin und wieder auch von deutschen Kaufleuten herzbrechende Klagen zu hören bekommt. Was die Engländer betrifft, so wissen sie sich von Gibraltar aus schon zu helfen. Obgleich nun S. bei aller Mäßigkeit doch im Ganzen viel verzehrt und sehr wenig producirt, so ist sein alter Wohlstand durch dies Mißverhältniß doch bis auf den heutigen Tag nicht sichtbar angegriffen. Es gibt hier freilich viel Bettelei, aber es scheint doch, als ob sie vielmehr von fauler Gewohnheit, als von Mangel an ehrlichen Erwerbsmitteln herrühre. Sieht man einen Bettler seinen Kassebestand untersuchen, so zählt er oft mehr als einen Piaster in Kupfermünze auf irgend einer steinernen Bank auf, die ihm als Rechentisch dient. Ist dies, wie es allen Anschein hat, der Ertrag seines Tagewerks, was Wunder, daß ein so einträgliches und dabei so bequemes Gewerbe viele Liebhaber findet? So geschah es schon, daß Fremde von einem Mönche oder selbst von einem Priester (vorausgesetzt, daß sein Rock nicht log) um ein Almosen angesprochen wurden. Es ist selbst vorgekommen, daß ein Soldat auf dem Posten um eine Gabe bat, aber nicht um zu essen oder zu trinken, sondern um das Porto eines Briefs an seine armen Aeltern bestreiten zu können. Man begreift leicht, daß solche und ähnliche Fälle von nicht eigentlichem Volkselend zeugen. Die Armuth, der Mangel ist hier, so wenigstens scheint es, nur eine individuelle Erscheinung, die mit dem allgemeinen Zustande der Gesellschaft nur in einer Art zufälligen Zusammenhanges steht. Dasselbe gilt denn freilich in gewissem Sinne auch von dem großen Reichthum, der sich in S. in einer Anzahl von Händen koncentrirt findet. Dieser Reichthum ist ein bloßes Erbstück der Vergangenheit, das, wenn es heute oder morgen verschwindet, durch nichts wieder ersetzt werden kann. Würde S. von einem ähnlichen Unglück betroffen, wie Hamburg vor ein paar Jahren, es wäre wahrscheinlich auf ewige Zeiten zu Grunde gerichtet. Die Sevillaner scheinen auch das Bewußtseyn der delikaten Natur ihres Reichthums zu haben, denn sie gehen äußerst behutsam und haushälterisch mit demselben um. Kein eitler Prunk, keine prahlerische Schaustellung des Wohlstandes, keine kostspieligen Feste, mit einem Worte die Verschwendung und vielleicht selbst die Freigebigkeit sind hier nicht mehr an der Tagesordnung. Der Adel, obgleich zum Theil noch eben so reich, wie vor 200 Jahren, hütet sich wohlweislich, den theuern Luxus und die theuern Prahlereien seiner Vorfahren fortzusetzen, seitdem es jenseits des Oceans keine Gouvernements, keine Generalkapitänschaften und keine Vicekönigthümer mehr gibt, in denen er seine verschleuderte Habe binnen einiger Jahre mit Wucher wieder gewinnen konnte. Dieser Wechsel der ökonomischen Gewohnheiten hat sich von oben herunter auf alle Stände erstreckt, und man würde heutiges Tags in dem Volke ohne Zweifel ganz vergeblich nach jenem komischen Point d'honneur suchen, welches, wie der von höchst interessanten Zügen

wimmelnde Reisebericht einer französischen Hofdame erzählt, vor 150 Jahren einen armen Teufel von Schuster veranlaßte, statt eines Pfundes 3 Pfund Lachs zu kaufen, weil ihm die Marktfrau auf sein erstes Verlangen bemerkt hatte, daß der Fisch einen Thaler koste, und also wohl zu theuer für ihn sey. Eine Loge im Theater und ein paar schöne Pferde oder Maulthiere machen gewöhnlich den größten Luxus aus, den sich eine reiche Familie erlaubt. Die Dienerschaft pflegt so wenig zahlreich, als nur irgend möglich zu seyn, und sie erscheint immer in dem allerbescheidensten Aufzuge. Die Wagen sind durchweg mehr als einfach. Manchen Karrossen der stolzesten Aristokraten scheint die Arche Noah zum Modell gedient zu haben, und selbst die neuesten und geschmackvollsten Staatswagen gehören ihrer Form und ihrem Bau nach dem vorigen Jahrhundert an. Die im Auslande gebauten Wagen sind nämlich einer Eingangssteuer von 2000 bis 3000 Realen unterworfen, und da sich mit einem so voluminösen Handelsartikel nicht füglich Kontrebande treiben läßt, auch bei dem besten Willen der Zollbehörden, so begnügt man sich lieber mit den Leistungen der einheimischen Wagenbauer, die fast niemals Gelegenheit haben, gute Muster auch nur zu sehen, als daß man zu dem theuern Preise des ausländischen Fabrikats auch noch den hohen Zoll hinzu zahlte. Der einzige Zweig der Ausfuhr, welcher gegenwärtig von einer gewissen Bedeutung für S. ist, besteht in dem Kornhandel, der von hier aus mit verschiedenen Punkten der andalusischen Küste und mit den balearischen Inseln getrieben wird. Im Laufe des einzigen Monats Mai 1845 liefen laut der veröffentlichten Zolltafeln 117 Fahrzeuge mit Gerste, Weizen und Mehl von S. aus. Man sieht indessen leicht, daß S. bei diesem Handel nur als Spediteur betheiligt ist, und daß der Gewinn, den die Stadt daraus zieht, also wohl nicht sehr beträchtlich seyn kann. Wie dem nun aber auch sey, der gesammte Geschäftsverkehr von S. ist noch immer ansehnlich genug, um den Mangel einer großen Kreditanstalt fühlbar zu machen, und man arbeitet deshalb an der Errichtung einer Bank, zu welcher nichts mehr zu fehlen scheint, als die Regierungserlaubniß, um welche die Unternehmer eingekommen sind. Die Bank soll mit einem Kapital von 19 Mill. Realen, repräsentirt durch 9500 Aktien zu je 2000 Realen, in Wirksamkeit treten und nächst dem Diskontogeschäft Darlehen auf Waaren, edle Metalle, Staatspapiere und verschiedene verwandte Operationen machen. Die Unternehmer erbieten sich, sogleich nach der Ertheilung der königlichen Ermächtigung ein Dritttheil des Gesellschaftskapitals aus eigenen Mitteln zusammenzuschießen. Durch die inzwischen eröffnete Aktienzeichnung würde übrigens jene Summe wahrscheinlich bereits vollständig gedeckt seyn, wenn die Unternehmer nicht, um dem Aktienwucher vorzubeugen, ein Maximum festgesetzt hätten, das kein Unterzeichner überschreiten darf. S. hat eine Börse, um welche es manche Handelsstadt ersten Ranges beneiden könnte, Marseille z. B., dem eine Art Breterbude zum Handelspalast diente, und Amsterdam, wo die Börse vor ein paar Jahren und vielleicht auch noch heute in einer noch viel elendern Baracke gehalten wurde. Die hiesige „Lonja" ist ein massiver Bau aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, der sich trotz der gefährlichen Nachbarschaft der Kathedrale, und obgleich er im einfachsten Styl gehalten ist, ganz stattlich und großartig ausnimmt. Als Mittelpunkt des Geldverkehrs von S. mag die Lonja keine sehr große Bedeutung mehr haben, dagegen aber ist sie der Gegenstand hohen geschichtlichen Interesse's geworden, seitdem sie das sogenannte indische Archiv beherbergt. Man weiß, daß dies Archiv auf die Verfügung Karls III. aus den verschiedenen Staatsbibliotheken, Archiven und Kanzleien des Königreichs zusammengetragen ist, und daß es alle im Besitz des Staates vorhandenen Urkunden enthält, welche die Entdeckung, Eroberung, Verwaltung, mit einem Worte die Geschichte Amerika's unter spanischer Herrschaft betreffen. Der Umfang dieser Aktensammlung ist außerordentlich, und ihr Reichthum ist wahrscheinlich nicht minder groß; bis jetzt hat man ihn aber so gut wie gar nicht durchforscht und benutzt. Die Aktenstöße, in welchen die Papiere chronologisch und nach ihren Gegenständen geordnet sind, füllen im obern Geschoß der Börse drei Seiten des großen Vierecks, welches dieselbe um ihren innern Hof beschreibt. In schönen Mahagonyfächern aufgestellt, welche die Wände der hohen Säle der Lonja von oben bis unten einnehmen, mit ausführlichen Inhaltsanzeigen auf dem Umschlage versehen und im reinlichsten Zustand erhalten, gibt diese Urkundensammlung ein Bild der Ordnung und guten Aufsicht, wie man es hier zu Lande in ähnlichen Fällen selten findet. Der Zutritt in das Archiv steht Jedermann frei, die Benutzung desselben wird aber nur sehr selten und unter Anwendung der strengsten Vorsichtsmaßregeln gestattet. Diese Schwierigkeiten mögen im Interesse der Wissenschaft zu beklagen seyn, indessen kann man aber den Spaniern keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie, die seit länger als 40 Jahren von allen Seiten her so schamlos betrogen, bestohlen und ausgeplündert worden sind, den Rest ihrer unersetzlichen Nationalschätze eben so eifersüchtig hüten, wie einst der Drache in diesem Lande die goldenen Hesperidenäpfel. Großen Vorschub leistet dem Verkehr von S. die Dampfschifffahrt auf dem Guadalquivir. Dieselbe wird mittelst mehrer Boote zwischen Cadix, San Lucar de Barrameda und S. unterhalten. Sonst war S. der Hauptsitz des indischen Handels, der sich jetzt nach Cadix gezogen hat. — **Rechnungsart, Münzen** ꝛc., s. Cadix und Madrid. — **Maße und Gewichte**: **Längenmaß** und **Flächenmaß** sind die kastilischen, s. Madrid; das **Getreidemaß** ist im Grunde das kastilische, jedoch hat sich nach einer officiellen Messung die hiesige Fanega = 54,267 Liter = 2735,73 pariser Kubik-Zoll = 0,9903 kastilische Fanegas ausgewiesen. Hiernach erscheint diese um beinahe genau 1 % klei-

ner, als die wahre kastilische Fanega. — Flüssigkeitsmaß u. Gewicht sind die kastilischen, s. Madrid. — Sehr schön ist die Alameda de Vieja am Ende der Stadt, wo sich an Sonntagen das Volk in Masse versammelt. Der Besuch der Alameda, das Theater u. Messehören bilden die öffentlichen Lustbarkeiten S.'s. Auch an Tertulien- und Theegesellschaften fehlt es nicht, und es herrscht in S. noch mehr Geselligkeit, als in Madrid oder Cadix. Das Pianoforte verdrängt allmählig die Guitarre in den Zirkeln des Frohsinnes. S. ist das eigentliche Vaterland des Torreo und des Maho, und der Geburtsort des Las Casas, der Dichter Fernando de Herrera, Lopez de Rueda und Juan de la Cueva, der Maler Fr. Pacheco, Luis de Vargas, Murillo, Velasquez de Silva und Fr. Herrera. — Die Umgegend erzeugt viel Oel und Süßholz. — Eine halbe Stunde von S. sind die Trümmer der altröm. Stadt Italica (S. la Vieja, Alt-S.), der Geburtsstätte der Cäsaren Trajan, Hadrian und Theodosius, und in deren Nähe die ziemlich gut erhaltenen Ueberreste eines Amphitheaters.

Geschichtliches. S., welches unter dem Namen Spala (d. i. Ebene) von dem phönicischen Hercules erbaut worden seyn soll, hieß zur Zeit der Römer Hispalis und als römische Kolonie Colonia Romulensis (Julia Romula). Unter Julius Cäsar wurde es wieder hergestellt, und es ward Sitz eines Oberhofgerichts. Hadrian baute die Stadt Italica dabei (s. oben). S. war auch der Zufluchtsort des Hermangild, der sich 582 gegen seinen Vater, Leovigild, König der Westgothen, empört hatte. In S. wurden 590 und 619 die beiden Concilia Hispalensia gehalten. Die Araber eroberten die Stadt im 8. Jahrhundert und machten sie zur Hauptstadt des Königreichs S., s. Spanien. Bei S. 845 Schlacht zwischen den Saracenen und Normännern, welche letztere S. belagern wollten, aber wieder abzogen. Ferdinand III., König von Aragonien, eroberte S. wieder für die Christen und zerstörte das Königreich S. Im Jahre 1478 wurde in S. das erste Inquisitionsgericht errichtet. Im J. 1729 wurde hier ein Friedens- und Freundschaftstraktat zwischen Spanien, Frankreich und England abgeschlossen, welchem später auch Holland beitrat. Hier befand sich in dem Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel einige Zeit die spanische Centraljunta, bevor sie sich, als Victor vorrückte, 1810 nach Cadix zurückzog und große Artillerie- und andere Vorräthe im Stiche ließ. Auch die Cortes flüchteten sich, als sie 1823 Madrid verließen, hieher und entführten den König von hier nach Cadix.

Sevilla (Waarenk.), s. Wolle.

Sevilla, frühe gelbe Eibele aus (Pomol.), Klasse 2., Ordnung 2., Rang 1., nach Kindelmann. Traube 10 Zoll lang, 4 Zoll breit, ohne Nebenäste, sehr locker. Beeren über 1 Zoll lang, fast 1 Zoll breit, lang gestielt, gelbgrün, weiß beduftet, dünnhäutig, saftig, von angenehm süßem Geschmacke. Reift im Oktober. Ist eine vorzügliche Tafeltraube. Der Stock wird stark und treibt kräftige, hellbraune, engknotige Reben.

Sevillanos, Name der in Spanien geschlagenen $^1/_2$ und $^1/_1$ Silberpiaster. Die in Mexiko geprägten heißen Mejicanos.

Seville, ein spaniolartiger franz. Schnupftabak.

Sevin (Biogr.), 1) Claude Albert, Maler, genannt Echo, in Tournon geboren und in Lüttich gebildet, malte Bildnisse in Oel und Miniatur, historische und allegorische Darstellungen. Er arbeitete auch in Schweden und England, so wie in Rom, wo er sich 1675 aufhielt. † 1676. — 2) Peter Paul, Zeichner und Maler, um 1650 zu Tournon geboren und in Rom gebildet, arbeitete dann in einigen Städten seines Vaterlandes, bis er sich endlich in Lyon niederließ. S. malte Bildnisse, auch historische Darstellungen und Allegorien auf Zeitverhältnisse. Eine bedeutende Anzahl seiner Zeichnungen wurde gestochen. — 3) Saint, s. Abbé.

Seviner (a. Geogr.), s. v. a. Sabiner.

Sevinghausen, preuß. Bauerschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Bochum; Kapelle; 150 Einw.

Seviri (Sexviri, Sechsmänner, röm. Ant.), 1) die Anführer der 6 Reiterabtheilungen; — 2) die Magistratspersonen in Kolonie- und Municipalstädten, wo deren Kollegium aus 6 Beisitzern bestand; — 3) S. Augustales, s. v. a. Augustales sodales.

Sevo (a. Geogr.), Gebirg, welches die Alten in dem ihnen unbekannten Nordlande ansetzten, (Plinius z. B. sucht es an dem nördlichen Ufer der germanischen Küste, längs der Ostsee, wo gar kein Gebirg ist), wahrscheinlich das Kjölengebirge zwischen Schweden und Norwegen.

Sevota (a. Geogr.), Ort in Pannonien, an der großen Heerstraße von Aquileja nach Konstantinopel; er lag beim Flecken Calilo westlich von Verokitza.

Sèvre (Geogr.), 1) S.-Nantaise, franz. Fluß, entspringt im Depart. Deux-Sèvres, Bez. Parthenay, fließt nordwestl., scheidet zum Theil das Depart. Vendée von dem Depart. Maine-Loire, fließt dann in das Depart. Loire-infér., ist für kleine Fahrzeuge schiffbar und mündet nach einem Laufe von 30 Lieues Nantes gegenüber in die Loire, links. Nebenflüsse: Moine, Maire rc. — 2) S.-Niortaise, Fluß das., entspringt im Depart. Deux-Sèvres, Bez. Melle, fließt Anfangs nordöstl., dann nordwestl. durch die Depart. Charente-infér. und Vendée in den atlant. Ocean; ist schiffbar von Niort an, nimmt die Autise, Vendée und andere Flüsse auf und hilft einen Kanal (von Rochelle) bilden.

Sevreja (russ., Ichthyol.), s. v. a. Scherz, Acipenser Helops *Pall.*, s. Stör.

Sèvres (Geogr.), 1) Deux-S. (Beide Sèvres, nach den darin entspringenden beiden Flüssen Sèvre-Nantaise u. Sèvre-Niortaise so genannt), Departement im nordwestl. Frankreich, aus den ehemaligen Landschaften Poitou, Aunis, Saintonge und Marche gebildet, grenzt nördl. an das Depart. Maine-Loire, östl. an das Depart. Vienne, südl. an die

Depart. Charente und Charente infér. und westlich an das Depart. Vendée und hat einen Flächenraum von 110,46 (nach Andern 114) □M. mit (Ende 1846) 320,700 Einw. Eine stark bewaldete Hügelkette durchzieht die Provinz, zwischen welcher fruchtbare Thäler sich ausdehnen; nur wenige Gegenden sind sandig und sumpfig; Flüsse sind: die Sèvre Nantaise und S. Niortaise, die Boutonne, der Argentan 2c. Fischreiche Teiche sind zahlreich. Produkte sind: Getreide, Mais, Hirse, Hülsenfrüchte, Gemüse, Obst, Wein (meist zu Branntwein verbraucht), Holz; Wild, Pferde, Maulesel, auf deren Zucht man viel Sorgfalt verwendet (man schätzt den Werth der ausgeführten Thiere auf 7 Mill. Francs), Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, Fische; Eisen, Antimonium, Mühl- und Feuersteine und Salpeter. — Die Einwohner unterhalten Fabriken für Leinwand, baumwollene Zeuche, Schnupftücher, Flanell, Serge, wollene Strumpfwaaren, lederne Handschuhe, Hüte, Leder, kurze Waaren, Hornarbeiten; ferner sind bemerkenswerth: Hochöfen, Töpfereien, Branntweinbrennereien 2c. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maulthieren und Mauleseln, Pferden, Getreide, Branntwein, Senf, Holz, Fayence und dergl. Eintheilung: in die 4 Bezirke Niort, Bressuire, Melle und Parthenay. Hauptstadt: Niort. — 2) franz. Marktflecken, Depart. Seine-Oise, Bez. Versailles, südwestl. von Paris, am Ausgang einer Schlucht und am linken Ufer der Seine, über die eine schöne steinerne Brücke führt; gothische Kirche, große, berühmte (sonst königl.) Porzellanmanufaktur, Fabriken für chemische Produkte, Kaschmir-Shwals, Fayence, Glasflaschen, Bleichereien, Brauereien, lebhafter Handel; 4230 Einw. Hier Gefecht am 2. Juli 1815.

Sevri-Hissar (Geogr.), asiat.-türk. Städte, Anatolien, 1) südwestl. von Smyrna, unweit der Küste; — 2) nordöstl. von Eski-Scheher, am Ala-Dagh-Sou.

Sevum (Sebum, a. Geogr.), Stadt im Transpadanischen am See Sebinus, jetzt Iseo.

Sevum (lat.), s. v. a. Talg. S. cervinum, Hirschtalg; S. hirci, Bockstalg; S. minerale, Bergfett; S. ovillum, s. v. a. Schöpstalg, s. Ovis.

Sewad, Thal, s. v. a. Swat.

Sewadschi, s. Mahratten.

Sewaelf, s. Göthaelf.

Sewanga, See, s. v. a. Gökdsche.

Sewastopol (Sebastopol, vor der russ. Besitznahme Achtiar [Akhtiar] genannt), neugebaute russ. Stadt, Gouv. Taurien, auf der Westküste der Krim, südwestl. von Simfeopol, an einer tief ins Land eindringenden Bai des schwarzen Meeres, welche den Hafen bildet, einem der schönsten, geräumigsten und sichersten Europa's, welcher als Kriegshafen der Flotte des schwarzen Meeres zur Station dient. S. erhebt sich in Form eines majestätischen Amphitheaters, bedeckt hier die Höhen, zieht sich dort nach der See hinab und erinnert mit seiner schönen Citadelle, seinen erstaunungswerthen Befestigungen und seiner großen Bai voll Kriegsschiffen, von der See aus gesehen, fast an Malta. S. enthält mit Ausnahme der Hauptstraßen u. der prachtvollen Treppe am Quai nur eine Masse unbedeutender Plätze und Straßen, die sich über einen Raum von mehren Werften ausdehnen. Die Häuser sind sehr gewöhnlicher Art, hie und da sieht man eine Kirche, eine Kaserne oder sonstiges Regierungsgebäude, und die Straßen sind sehr breit und ungepflastert. Trotz aller dieser Nachtheile als Wohnplatz ist doch S. als militärischer Punkt oder als Seestation betrachtet der wichtigste Ort am schwarzen Meere, ja vielleicht im russ. Reiche. Der Haupthafen ist so geräumig und der Ankerplatz so gut, daß die Flotten vieler Nationen sicher gegen jeden Sturm sich hier aufhalten können; auch ist die Tiefe des Wassers so groß, daß man die größten Schiffe auf Kabellänge vom Ufer liegen sieht. Außerdem verzweigen sich 5 andere kleine Baien nach allen Richtungen hin, u. sind, so wie der große Hafen, alle mit Landvorsprüngen ausgestattet, die sich sehr leicht vertheidigen lassen. Bei dem Bau der Batterien und Festungswerke, die von der furchtbarsten Art sind, wurden keine Kosten gespart, und wenn sie nach dem bisherigen Plane vollendet sind, wird S. ohne Zweifel eine der furchtbarsten Seestationen Europa's seyn. Die Regierung hat in der unmittelbaren Nähe der Stadt in dem Steinbruch von Inkerman ein vortreffliches Baumaterial, eine Art Kalkstein, der hauptsächlich aus versteinerten Seethieren besteht; wenn man ihn eben ausgehauen hat, ist er kaum härter, als Kreide, wird aber, wenn er einige Zeit der Atmosphäre ausgesetzt ist, ungemein hart. Die ausnehmende Schönheit und die vorzüglichen Eigenschaften des Steins von Inkerman verdienen besondere Aufmerksamkeit; man kann ihn ein Aggregat von versteinerten Seemuscheln nennen, die, seit die See sich in uralter Zeit zurückzog, zu einer der seltsamsten Arten von kohlensaurem Kalke wurden. Gleich nach dem Ausgraben aus der Erde zerfällt der Stein von Inkerman in der Hand in kleine Herzmuscheln von der blendendsten Weiße, meist von gleicher Größe und vollkommener Form; wenn man ihn analysirt, findet man nichts als Kohlensäure und Kalk mit einer geringen Menge Eisenoxyd. Bei seiner merkwürdigen Leichtigkeit, seiner anfänglichen Weichheit u. der Eigenschaft, hart zu werden, wenn er dem Einfluß der Atmosphäre ausgesetzt wird, ist er ein sehr beliebtes u. ökonomisches Baumaterial in diesen Ländern. Vor der Rhede von Toulon hat S. die vielen kleinen, in das Land einmündenden Meerzungen oder kleinen Baien voraus, welche eben so viele abgesonderte natürliche Häfen bilden. Die erste dieser kleinen Meerzungen an der Südwestseite der Bucht ist den Kauffahrteischiffen als Ankerplatz angewiesen. Die Kanonen des äußersten Forts (Alexander) beschützen mit 160 Kanonen den Handelshafen. Dicht hinter diesem Hafen erhebt sich die weiße Masse des neu erbauten Forts Nikolai, ein Gebäude von kolossalen Dimensionen, das man wohl eine Festung für sich nennen könnte. Zweihundert-

undvierzig Feuerschlünde recken aus den Schießlöchern des Nikolai ihre metallenen Rachen nach dem Meere hinaus. Dieses gewaltige Fort schützt die Stadt, welche mit ihren blendend weißen, amphitheatralisch gruppirten Häusern sich weiter östlich auf dem Abhange eines Berges erhebt. Oestlich von der Stadt mündet eine zweite Seezunge ziemlich tief in das Land hinein. Hier ist der Ankerplatz für die abgetakelten Kriegsschiffe; zur Winterszeit flüchtet sich die ganze Flotte in dieses sichere Bassin. Die Schiffe liegen hier so sicher und ruhig, wie die Fässer im Waarengewölbe; kein Windstoß, keine Brandung vermag sie zu rütteln. Gegen einen äußern Angriff ist die Flotte sowohl durch den vorspringenden Hügel, auf welchem die Stadt erbaut ist, als durch die Kanonen der Forts Alexander, Nikolai, Konstantin (160 Kanonen) und durch zahlreiche Landbatterien gesichert. Eine feindliche Flotte müßte erst alle diese kolossalen Befestigungen und Redouten zum Schweigen gebracht haben, bevor sie die russische Flotte, wenn diese den Kampf vermeiden will, in ihrem Schlupfwinkel erreichen könnte. Eine weitere Sicherheit liegt in dem Fahrwasser, welches bei der Einfahrt der Rhede so äußerst schmal ist, daß kaum 2 leichte Kriegsschiffe neben einander segeln können. So groß dieser Uebelstand für die russische Flotte ist, wenn sie bei stürmischer See einzulaufen versucht, so wird derselbe wieder aufgewogen durch den Vortheil der ungeheuern Schwierigkeit, welche ein mächtigerer Feind zur See bei einem Versuch, S. und die darin verborgene Flotte zu zerstören, zu besiegen haben würde. Oestlich vom Kriegshafen ragt eine kleine Landzunge in die Bucht hinein, welche das Bassin der Flotte von den Bassins der Docks trennt. Unter all den zahlreichen und prächtigen Bauwerken der Russen in S., deren Anlage viel Mühe und Geld gekostet hat, sind die Docks unstreitig das großartigste, welches die Bewunderung aller fremden Besucher mit vollem Recht erregt. Die Docks sind nach dem Plan und unter der persönlichen Leitung des engl. Ingenieurs John Hupton gebaut. Sie enthalten 3 geräumige Behälter für Linienschiffe, 2 andere für Fregatten und kleinere Kriegsschiffe. Durch einen Verbindungskanal mit dem Meere werden die der Ausbesserung bedürftigen Kriegsschiffe in ihre Behälter gebracht, wo sie dann durch Schleusenthore vom Meere abgesperrt werden können. In den Bassins kann man die Schiffe bequem auf die Seite legen, und durch einen unterirdischen Abzugskanal läßt man nach Willkür das Wasser aus den Behältern ablaufen. Die größte Schwierigkeit beim Bau der Docks war, die Bassins mit dem nöthigen Wasser zu versehen, um die ausgebesserten Schiffe wieder flott zu machen und in die Rhede zu bugsiren. Zu diesem Behuf hat Hupton (nach der Versicherung des Marschalls Marmont rührt der Plan von dem franz. Ingenieur Raucoue her) das Wasser des Bachs Tschernaja-ratschka (das schwarze Flüßchen), welcher bei Inkerman in die Bucht von S. sich ergießt, unter unendlichen Schwierigkeiten mittelst Kanälen, Tunnels und Aquädukten 10 Werste weit in die Docks geleitet. Da man voraus sah, daß der erwähnte Bach, der ein sehr geringes Gefäll hat, nicht zu jeder Jahreszeit eine hinreichende Quantität Wasser liefern würde, so hat Hupton eine Pumpe gebaut, um mittelst einer Dampfmaschine von 60 Pferdekraft Meerwasser in ein großes Reservoir zur Füllung des Bassins zu pumpen. Oestlich von den Docks springt eine Landzunge ziemlich weit in die Bucht hinein. Hier stehen Kasernen und Hospitäler, und ein großer Aquädukt leitet das Wasser des Tschernaja-ratschka über eine Schlucht. Hier sieht man auch das einzige Buschwäldchen der Umgebung von S., die sonst trostlos dürr, öde und nackt ist. Hinter der Landzunge mündet ein vierter kleiner natürlicher Hafen in das Land ein, welcher zur Ausbesserung leichter Kriegsschiffe benutzt wird. Auf der Nordseite der Rhede von S. befinden sich die Proviantmagazine. An den höchsten Stellen der dortigen Hügel sind 2 mächtige Leuchtthürme erbaut. Die bei Nacht in die Rhede einfahrenden Schiffe müssen so steuern, daß das Licht des mehr östlich stehenden Thurmes, von dem westlichen Thurm verdeckt, hinter dem letztern den Augen des Steuermannes entschwindet. Befolgen die Schiffe diese Richtung nicht genau, so kommen sie in große Gefahr. Wenn dereinst alle in der Ausführung begriffenen Befestigungswerke in S. vollendet sind, dann dürfte es selbst für einen Seehelden, wie Nelson, keine kleine Aufgabe seyn, diese ungeheuern Steinmassen, welche nach allen Richtungen Tod und Verderben sprühen, zum Schweigen zu bringen. Mit S. ist ein Lager verbunden, welches 2 Werste von der Stadt entfernt auf einer Anhöhe errichtet ist. Für gewöhnlich liegen darin nur 3000 Mann, aber die Zahl der in S. garnisonirenden Marinesoldaten beläuft sich auf mehr als 20,000 Mann, und bei der Leichtigkeit, einige Regimenter aus den verschiedenen Besatzungen Südrußlands nach S. zu bringen, wäre ein russischer Ueberfall am Bosporus leicht ausführbar. „Die Flotte von S. ist für Konstantinopel das dräuende Schwert des Damokles,“ sagte Thiers in einer Rede, worin er das Oeffnen des Bosporus und der Dardanellen für die Flotten aller Nationen als das beste Mittel empfahl, den Eroberungsversuchen der Russen vom schwarzen Meere her zuvorzukommen. Bei den herrschenden pontischen Winden und Strömungen ist die Pforte nicht in dem Zustand, einen Ueberfall der Russen verhindern zu können. In seinem Werke: La nouvelle Turquie bemerkt d'Aubignose vollkommen richtig: „Europa kann eines Tags die Besetzung von Konstantinopel vernehmen, ehe das Auslaufen der russ. Flotte aus S. bekannt geworden ist.“ Aber nicht für Kriegsbauten allein haben die Russen in S. eine bewundernswürdige Thätigkeit entwickelt. Man sieht dort auch viele bedeutende Bauwerke zu andern Zwecken, z. B. eine mit vielem Luxus ausgestattete Bibliothek, zu deren Verzierung man sogar aus Italien Marmorstatuen mit schweren Kosten kommen ließ, mehre schöne Kirchen, ein Monument in Erz zum Andenken

an den tapfern **Konarski**, welcher mit einer Korvette gegen 2 türk. Linienschiffe sich glücklich vertheidigt hatte. Besondere Erwähnung verdienen die Marinehospitäler, für deren Bau u. gute Einrichtung die russ. Regierung kein Geld scheute. Zu den Bauten in S. werden außer den Marinetruppen und den gedungenen Arbeitern auch Militärsträflinge in sehr großer Zahl verwendet, und zwar letztere zu den härtesten Arbeiten. Viele bringen Tage lang mit halbem Leib im Wasser stehend zu, andere behauen in der Sommerhitze den harten Granit der Docks; die Peitsche der Wächter züchtigt die Trägen u. treibt die Erschöpften auf. So steigen hier unter Millionen Schweißtropfen, unter den Seufzern und Flüchen der arbeitenden Verbrecher, unter dem Gerassel der Ketten die großartigsten Bauwerke empor! Das Klima von S. ist sehr ungesund, obwohl sich keine Sümpfe in der Nähe befinden. Von 41,000 Einw. (die S. bereits im Jahre 1841 zählte) sind durchschnittlich mehr als 1300 beständig im Hospital. Wechselfieber sind die häufigste Krankheit. Von 25 Erkrankten stirbt in guten Jahren gewöhnlich einer; in schlimmen Jahren, wo die Fieber epidemisch auftreten, kamen auf 25 Erkrankte 10 Gestorbene. Auf wiederholte Anfälle von Wechselfieber folgen hier Lungenschwindsucht oder Wassersucht. Sehr häufig kommen hier Augenkrankheiten vor, die eine Folge des unerträglichen kalkigen Staubes und der Weiße der Häuser sind, von welchen das Sonnenlicht grell widerstrahlt. Viele augenleidende russ. Marinesoldaten sieht man mit großen viereckigen Schirmen an den Mützen durch die Straßen gehen. S. liegt mitten unter den interessantesten Alterthümern der Krim; die Bai ist diejenige, welche Strabo unter den Namen **Ktenos** beschrieb. Das Land innerhalb des Isthmus, den die Bai bildet, und bis zu dem Thale von Inkerman auf der einen und dem Meerbusen von Balaklawa auf der andern Seite, ist durchaus dasselbe, welches Strabo unter dem Namen des herakleotischen Chernomsus beschreibt, und zwar so genau, daß sein Werk auch jetzt noch der beste Führer ist, den man dem Reisenden auf diesem klassischen Boden empfehlen kann. Hier standen die berühmten Städte Eupatorium, Alt- u. Neu-Chersonesus und Portus Symbolorum, jetzt Balaklawa, dessen prachtvolle Ruinen so oft von den Reisenden, welche dies Land vor einem halben Jahrhundert besuchten, beschrieben wurden. Gegenwärtig ist kaum eine Spur mehr übrig. Zur Zeit der Eroberung der Krim existirten noch bedeutende Ruinen von Chersonesus und Eupatorium, selbst noch im Jahre 1795 standen die Thore und 2 starke Thürme am Eingang der Bai, jetzt ist kaum mehr ein Stein auf dem andern. Um die Bevölkerung der Stadt zu verstärken, wurden den sich hier niederlassenden Kaufleuten u. Handwerkern große Begünstigungen auf eine zehnjährige Dauer zugesichert, besonders wenn sie dort Häuser u. Fabriken anlegen.

Sewegebirg, s. v. a. Severyggen.

Sewellel (Säugeth.), s. v. a. Haplodon leporinum *Wagner*.

Sewerin, s. **Severin**.

Sewerks, russ. Eisenhütte, Gouv. Perm, Kr. **Jekatherinoburg**, 1739 erbaut, enthält 2 Hütten mit 5 gehenden und 2 Sparhämmern, 10 Herden, 1 Ankerschmiede, 1 Schmiede von 4 Essen und 300 Arbeitern.

Sewi (**Siwi**, **Sewistan**, Geogr.), 1) asiat. Provinz, **Afghanistan**, zum Theil eben, zum Theil gebirgig (**Salomons**-, **Tukkatu**- und **Gomulkette**), gut bewässert und fruchtbar, gut angebaut, wird jetzt zu Kandahar gerechnet, bewohnt von Kakers, Shirianern, Smarrern ꝛc. Dazu gehört auch das Gebiet der **Lohaner** an der Salomonskette, gut angebaut, mit den Städten **Tak** (Sitz eines Khans), **Kolatschi** ꝛc., so wie die fruchtbare Ebene **Bori**. — 2) Hauptstadt daselbst, in der tiefen Ebene Sewistan, die von den Paners bewohnt wird.

Sewickly (Geogr.), 1) **New-S.**, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Pennsylvania, Grafschaft **Beaver**; 1820: 1370, 1840: 1740 Einw.; — 2) **North-S.**, Ort das.; 1820: 1770, 1840: 2990 Einw.

Sewin, vorderind. Fluß, **Rundschit Sing**, Nebenfluß des Ghurra, links.

Sewistan (Geogr.), 1) Provinz, s. v. a. Sewi; — 2) Stadt, s. Sind.

Sewrjugha (russ., Ichthyol.), s. v. a. Scherz, Acipenser Helops *Pall.*, s. Stör.

Sewsk (**Siewsk**, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. **Orel**, grenzt nördlich an den Kr. Karatschew, östlich an den Kr. Dmitrowsk, südöstlich an das Gouv. Kursk, südlich an das Gouv. Tschernigow und westlich an dasselbe und an den Kr. Trubtschewsk. Das Land wird von der **Nerussa** und im Nordwesten eine Strecke weit von der **Nawlja** bewässert; im Süden entspringt der **Nwot**. Von den Seen ist der **Moritza** bemerkenswerth. Das Land ist gut angebaut. Außer S. hier noch die Stadt **Lugan**, mit Porzellanfabrik und 1000 Einw. — 2) Kreisstadt das., südöstl. von Trubtschewsk, an der Mündung der Sewa in den See Moritza; 12 Kirchen, 1 Kloster, Priesterseminar, mehre Fabriken für Fayence, Grünspan und andere Farben, Handel; 7000 E. Hier 1605 Sieg des Czaren Boris Gudunow über den falschen Demetrius.

Sewun, Stadt, s. Sind.

Sewuri, orientalische Zither, die mit 4 Stahl- und 1 doppelten Messingsaite bezogen ist und wahrscheinlich von dem hebräischen Kinnor (Kinnura) abstammt, mit welchem Instrument sie übrigens nicht gleichgestellt werden darf.

Sex, Maß, s. v. a. Sen.

Sex., Abbreviatur für Sextus und Sexus.

Sex- (bot. Term.), als Vorsylbe bei latein. Wörtern, sechs-, z. B. Sexfidus, sechsspaltig.

Sexachord, sechssaitiges Tonsystem, s. **Griechisches Tonsystem**.

Sexagenalbruch (Math.), s. **Sexagesimalzahl**.

Sexagenarius (lat.), 1) was 60 enthält, z. B. vom Maß 60 Zoll, von Menschen 60 Jahr alt, daher — 2) Bürger, der wegen des zurückgelegten 60. Jahres von den Pflichten des Dienstes für den Staat entbunden war; — 3) seit Augustus die Magistratsperson, welche 60 Sestertien empfing.

Sexagesima (lat.), der 2. Sonntag nach dem letzten Epiphaniassonntag, der 2. vor Fasten, s. Septuagesima.

Sexagesimaleintheilung, die Eintheilung der Zeit in 60 Theile, nämlich der Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Sekunden und der Sekunde in 60 Tertien. Die S. des Kreises, nämlich seiner 360 Grade in 60 Minuten etc. wurde in Frankreich von Laplace und Biot durch die Decimal- oder eigentlich Centesimaleintheilung verdrängt, der zufolge man dem Kreise 400 Centesimalgrade, jedem dieser Grade 100 Minuten und jeder Minute 100 Sekunden gab; doch hat die S. seit der Restauration wieder Platz gegriffen.

Sexagesimalbruch (Sexagenalbruch), jeder Bruch, der zum Nenner die Zahl 60 oder Potenzen dieser Zahl hat, also ein Bruch von der Form: $\frac{a}{60^n}$, im Einzelnen: $\frac{13}{60}, \frac{17}{3600}$ etc. Derartige Brüche finden vorzugsweise ihre Anwendung in der Geometrie und Astronomie, weil der Kreis bekanntlich in 360 Grade, jeder Grad in 60 Minuten und jede Minute in 60 Sekunden u. s. w. eingetheilt wird. Unser Decimalsystem schreitet nach Potenzen von 10 weiter und ebenso dessen Decimalbrüche, so daß eine ganze Decimalzahl die Form: $a10^n + b10^{n-1} + c10^{n-2} \ldots\ldots + d10^1 + e10^0$, ein Decimalbruch dagegen die Form: $A10^{-n} + B10^{1-n} + C10^{2-n} \ldots\ldots D10^{-1} + E10^0$ enthält, eine Sexagesimalzahl dagegen hat die Form: $a60^n + b60^{n-1} + \ldots\ldots d60^1 + e60^0 + f60^{-1} + g60^{-2} + h60^{-3} + \ldots\ldots k60^{1-n} + l60^{2-n}$. Darnach würde also: 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden, oder das tropische Jahr sich folgenderweise ausdrücken lassen:

$$365 \text{ Tage} + 5 + \frac{48}{60} + \frac{48}{60.60} \text{ Stunden} = 365 + 5 + 48.60^{-1} + 48.60^{-2} \text{ Stunden},$$

oder wie man auch wohl kurz schreibt: 365 Tage $+ 5 + 48^{-1} + 48^{-2}$ Stunden und 365 Tage $= 8760$ Stunden $= 2.60^2 + 26.60^1 = 2^{+2} + 26^{+1}$; das ist aber ein tropisches Sonnenjahr und also $= 02^2 + 26^1 + 05^0 + 48^{-1} + 48^{-2}$ oder 2 Schockschock + 26 Schock + 5 Stunden $+ \frac{48}{60} + \frac{48}{60.60}$ einer Stunde. So wie im Decimalsystem die 10 und deren Potenzen dem Ganzen zu Grund liegen, ebenso gründete man Zahlen-Systeme, bei welchem die 2 oder die 3 oder die 4, oder die 12 in derselben Weise auftreten, und zwar in der Diadik, Tetradik, Dekadik und dem Duodecimalsystem.

In der Astronomie leistet ein solches System, wegen der dort so häufig eintretenden Eintheilungen nach 60, sehr gute Dienste und man dachte deshalb darauf, diese Rechnungsweise für die Anwendung brauchbar zu machen und führte darum in diesem System folgende Rechnungsarten durch:

1) Sexagesimalzahlen zu addiren oder zu subtrahiren. Man setze zu diesem Behuf diejenigen Zahlen, welche gleiche Potenzen von 60 mit sich führen, untereinander und zähle die damit verknüpften Koefficienten zusammen oder subtrahire solche; denn es ist: $ax^m - bx^m = (a - b)\, x^m$, darum auch: $\frac{48}{60^2} + \frac{3}{60^2} = \frac{51}{60^2}$,

$$\begin{array}{rl} \text{und ebenso gibt:} & 07^2 + 28^{+1} + 20^0 + 17^{-1} + 12^{-2} \\ \text{zu:} & 03^2 + 15^{+1} + 13^0 + 12^{-1} + 11^{-2} \\ \hline \text{addirt:} & 10^2 + 43^{+1} + 33^0 + 29^{-1} + 23^{-2} \text{ als Summe,} \\ \text{subtrahirt:} & 5^{+2} + 13^{+1} + 7^0 + 5^{-1} + 1^{-2} \text{ als Differenz.} \end{array}$$

Zahlen, die größer als 59 sind, reducirt man, indem man sie mit 60 dividirt, sie dadurch auf die höhere Ordnung bringt, wie z. B. $54^{-2} + 24^{-2} = 1^{-1} + 18^{-2}$ ist. Ein ähnliches gilt, wenn man von einer kleinern Zahl eine größere abziehen soll, indem man dann eine Einheit, welche 60 Einheiten der nächst niedern Ordnung enthält, wie bei gewöhnlicher Subtraktion des Decimalsystems herübernimmt (borgt). So ist für:

$$\begin{array}{rl} & 17^{-1} + 4^{-2} \\ & 15^{-1} + 6^{-2} \\ \hline \text{die Differenz:} & 1^{-2} + 58^{-2} \end{array} \qquad \text{und für:} \quad \begin{array}{l} 19^{-1} + 13^{-2} \\ 17^{-1} + 18^{-2} \\ \hline 1^{-1} + 55^{-2} \end{array}$$

2) Sexagesimalzahlen zu multipliciren. Zur Abkürzung dieser Operation dient eine Tafel, wie die unten stehende, die den Namen eines Canon Sexagenarum trägt und welche die Produkte aus jedem Paar Zahlen von 1 — 60 so ausdrückt, daß die höheren Einheiten von der niedrigeren sogleich abgesondert sind, ohne sie erst mittelst Division durch 60 oder einer Potenz vorher reduciren zu müssen. Dabei wird der Werth der niedrigsten Einheit und so auch der der nächst höheren gewöhnlich durch eine andere Tafel, die aber unnöthig wird, sobald man sich der negativen Exponenten bedient, bestimmt. Sollen z. B. die Sexagesimalzahlen, 46^1 und 8^1 multiplicirt werden, so gibt dieses 368 und wenn man die Division mit 160 ausführt: $6^1 + 8^2$, dieselbe Zahl erscheint, in dem unten stehenden Kanon unter der horizontalen Rubrik 8 u. bei der vertikalen Ueberschrift: 46^1. Ebenso findet man für die Faktoren: 12^2 und 8^1, das Produkt: 96 und nach der Division mit 60, sogleich: $1^2, 36^3$ und wird 12^2 mal $7^2 = 1^3.24^4$. Darnach versteht man leicht folgendes Exempel: Es sey dort

$$\begin{array}{ll} \text{Multiplikandus:} & 58^0 + 32^{-1} + 47^{-2}, \text{ dazu} \\ \text{Multiplikator:} & 25^{-1} \\ \hline & 24^0 + 10^{-1} \\ & \quad\;\; 13^{-1} + 20^{-2} \\ & \quad\quad\quad\;\; + 19^{-2} + 35^{-3} \\ \hline & 24^0 + 23^{-1} + 39^{-2} + 35^{-3} \end{array}$$

In dem Kanon steht nämlich bei 25 . 58 die Zahl: 24 . 10 und bei 25 . 23 das Produkt: 13 . 20 und bei 25 . 47 das Produkt 19 . 35, woraus sich alles Gesagte erklärt. Ebenso versteht sich folgendes Beispiel leicht: Es sey

Multiplikandus: $37^{+1} + 42^{0} + 28^{-1}$ und der
Multiplikator: $59^{-1} + 48^{-2}$

$$\begin{array}{l} 36^{+1} + 25^{0} + \\ \quad 41^{0} + 18^{-1} \\ \qquad 27^{-1} + 32^{-2} \\ \quad 29^{0} + 36^{-1} \\ \qquad 33^{-1} + 36^{-2} \\ \qquad\quad + 22^{-2} + 24^{-3} \\ \hline 37^{1} + 34^{0} + 55^{-1} + 30^{-2} + 24^{-3} \end{array}$$

3) Sexagesimalzahlen zu dividiren. Hierzu hilft wieder vorzugsweise der unten stehende Kanon. Sollte z. B. die Division:
$\frac{49^{0} + 48^{-1} + 51^{-2} + 41^{-3}}{53^{-1}}$ ausgeführt werden, so suche man in dem Kanon, und zwar in den obersten Reihen desselben den Divisor 53 und darunter die dem höchsten Theil des Dividendus, nämlich $49^{0} + 48^{1}$, am nächsten kommende Zahl, hier: $49^{0}\ 28^{1}$ und links dabei steht: 56^{0}. Nun gibt: $49^{0} + 48^{-1}$ weniger $49^{0} + 28^{-1}$ den Rest: 20^{-1}. Sucht man jetzt, wie vorhin, abermals unter den Horizontalrubriken 53 die der 20 am nächsten kommende Zahl, nämlich 20 . 19 nnd subtrahirt diese von $20^{-1} + 51^{-2}$, so bleibt: 32^{-2}, findet aber links als 2. Theil des Divisors: 23^{-1}, für den Rest aber: $32^{-2} + 41^{-3}$, als nächststeheude Zahl: $32^{-2} + 41^{-3}$ u. als Quotiententheil: 37^{-2}. Für einen mehrmaligen Divisor und einen, wie vorhin, mehrmaligen Dividendus steht die Rechnung wie folgendes Beispiel lehrt:

Divisor: $59^{-1} + 48^{-2}$

Dividendus:

$$\begin{array}{l} 37^{+1} + 34^{0} + 55^{-1} + 30^{-2} + 24^{-3} \\ 37^{1} \quad + 52^{0} + 36^{-1} \\ \hline \quad 42^{0} + 19^{-1} \\ \quad 41^{0} + 51^{-1} + 36^{-2} \\ \hline \qquad 27^{-1} + 54^{-2} \\ \qquad 27^{-1} + 54^{-2} + 24^{-3} \\ \hline \qquad 0 \end{array}$$

Quotient: $38^{+1} + 42^{0} + 28^{-1}$

Dafür suche man im Kanon unter der Horizontalzahl 59 (dem 1. Theil des Divisors), die dem 1. Theil des Dividendus, nämlich: 37 . 34 am nächsten kommende Zahl, d. h. 37 . 22 und findet dazu den Quotienten 38. Diese Zahl mit 59^{-1} und 48^{-2} multiplicirt, bringt: $37^{+1} + 52^{0} + 24^{-1}$, welches Produkt vom Dividendus subtrahirt: $42^{0} + 19^{-1}$ läßt. Hierzu findet man weiter, wie vorhin, den 2. und 3. Theil des Quotienten mittelst des unten stehenden Kanons. Sollte z. B. zu den Zahlen: $60^{1}\ 0^{2}$; $46^{1}\ 12^{2}$ und $8^{1}\ 7^{2}$ die 4. Proportionale gesucht werden, so gibt:

$$\begin{array}{l} 46^{1} \text{ mal } 8^{1} = 6^{1} .\ 8^{2} \\ 12^{2} \text{ mal } 8^{1} = \qquad 1^{2} .\ 36^{3} \\ 46^{1} \text{ mal } 7^{2} = \qquad 5^{2} .\ 22^{3} \\ 12^{2} \text{ mal } 7^{2} = \qquad\qquad 1^{3} .\ 24^{4} \\ \hline \text{Produkt} = 6^{1} .\ 14^{2} .\ 59^{3} .\ 24^{4} \end{array}$$

und dieses Ergebniß ist zugleich das gesuchte 4. Glied der Proportion, da die Multiplikation 46^{1} und 12^{2} zwei Brüche: $\frac{46}{60}$ und $\frac{12}{3600}$ bezeichnen, und das 1. Glied: 60^{1} der Einheit: $\frac{60}{60}$ gleicht. Solche Sexagesimalrechnungen finden sich schon im 14. Jahrhundert und zwar von Barlaam, einem Mönch, in dessen Logistik, unter dem Namen der astronomischen Logistik durchgeführt. Auch Schoner (Lazarus) hat in der Arithmetik und Algebra des Ramus, Frankfurt 1586, eine Abhandlung über die Logistica sexagenaria beigebracht.

Canon Sexagenarum.

	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	0. 2	0. 3	0. 4	0. 5	0. 6	0. 7	0. 8	0. 9	0.10
2	0. 4	0. 6	0. 8	0.10	0.12	0.14	0.16	0.18	0.20
3	0. 6	0. 9	0.12	0.15	0.18	0.21	0.24	0 27	0.30
4	0. 8	0.12	0.16	0.20	0.24	0.28	0.32	0.36	0.40
5	0.10	0.15	0.20	0.25	0.30	0.35	0.40	0.45	0.50
6	0.12	0.18	0.24	0.30	0.36	0.42	0.48	0.54	1. 0
7	0.14	0.21	0.28	0.35	0.42	0.49	0.56	1. 3	1.10
8	0.16	0.24	0 32	0.40	0.48	0.56	1. 4	1.12	1.20
9	0.18	0.27	0.36	0.45	0.54	1. 3	1.12	1.21	1.30
10	0.20	0.30	0.40	0.50	1. 0	1.10	1.20	1.30	1.40
11	0.22	0.33	0.44	0.55	1. 6	1.17	1.28	1.39	1.50
12	0.24	0.36	0 48	1. 0	1.12	1.24	1.36	1.48	2. 0
13	0.26	0.39	0.52	1. 5	1.18	1.31	1.44	1.57	2.10
14	0.28	0.42	0.56	1.10	1.24	1.38	1.52	2. 6	2.20
15	0.30	0.45	1. 0	1.15	1.30	1.45	2. 0	2.15	2.30
16	0.32	0.48	1. 4	1.20	1.36	1.52	2. 8	2.24	2.40
17	0.34	0 51	1. 8	1.25	1.42	1.59	2.16	2.33	2.50
18	0.36	0.54	1.12	1.30	1.48	2. 6	2.24	2.42	3. 0
19	0.38	0.57	1.16	1.35	1.54	2.13	2.32	2.51	3.10
20	0.40	1. 0	1.20	1.40	2. 0	2.20	2.40	3. 0	3.20
21	0.42	1. 3	1.24	1.45	2. 6	2.27	2.48	3. 9	3.30
22	0.44	1. 6	1.28	1.50	2.12	2.34	2.56	3.18	3.40
23	0.46	1. 9	1.32	1.55	2.18	2.41	3. 4	3.27	3.50
24	0.48	1.12	1.36	2. 0	2.24	2.48	3.12	3.36	4. 0
25	0.50	1.15	1.40	2. 5	2.30	2.55	3.20	3.45	4.10
26	0.52	1.18	1.44	2.10	2.36	3. 2	3.28	3.54	4.20
27	0.54	1.21	1.48	2.15	2.42	3. 9	3.36	4. 3	4.30
28	0.56	1.24	1.52	2.20	2.48	3.16	3.44	4.12	4.40
29	0.58	1.27	1.56	2.25	2.54	3.23	3.52	4.21	4.50
30	1. 0	1.30	2. 0	2.30	3. 0	3.80	4. 0	4.30	5. 0

	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
1	0.11	0.12	0.13	0.14	0.15	0 16	0.17	0.18	0.19	0.20
2	0.22	0.24	0.26	0.28	0.30	0.32	0.34	0.36	0.38	0.40
3	0.23	0.36	0.39	0.42	0.45	0.48	0.51	0.54	0.57	1.50

	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
4	0.44	0.48	0.52	0.56	1. 0	1. 4	1. 8	1.12	1.16	1.20
5	0.55	1. 0	1. 5	1.10	1.15	1.20	1.25	1.30	1.35	1.40
6	1. 6	1.12	1.18	1.24	1.30	1.36	1.42	1.48	1.54	2. 0
7	1.17	1.24	1.31	1.38	1.45	1.52	1.59	2. 6	2.13	2.20
8	1.28	1.36	1.44	1.52	2. 0	2. 8	2.16	2.24	2.32	2.40
9	1.39	1.48	1.57	2. 6	2.15	2.24	2.33	2.42	2.51	3. 6
10	1.50	2. 0	2.10	2.20	2.30	2.40	2.50	3. 0	3.10	3.20
11	2. 1	2.12	2.23	2.34	2.45	2.56	3. 7	3.18	3.29	3.40
12	2.12	2.24	2.36	2.48	3. 0	3.12	3.24	3.36	3.48	4. 0
13	2.23	2.36	2.49	3. 2	3.15	3.28	3.41	3.54	4. 7	4.20
14	2.34	2.48	3. 2	3.16	3.30	3.44	3.58	4.12	4.26	4.40
15	2.45	3. 0	3.15	3.30	3.45	4. 0	4.15	4.30	4.45	5. 0
16	2.56	3.12	3.28	3.44	4. 0	4.16	4 32	4.48	5. 4	5.20
17	3. 7	3.24	3.41	3.58	4.15	4.32	4.49	5. 6	5.23	5.40
18	3.18	3.36	3.54	4.12	4.30	4.48	5. 6	5.24	5.42	5. 0
19	3.29	3.48	4. 7	4.26	4.45	5. 4	5.23	5.42	6. 1	6.20
20	3.40	4. 0	4.20	4.40	5. 0	5.20	5.40	6. 0	6.20	6.40
21	3.51	4.12	4.33	4.54	5.15	5.36	5.57	6.18	6.39	7. 0
22	4. 2	4.24	4.46	5. 8	5.30	5.52	6.14	6.36	6.58	7.20
23	4.13	4.36	4.59	5.22	5.45	5. 8	6.31	6.54	7.17	7.40
24	4.24	4.48	5.12	5.36	6. 0	6.24	6.48	7.12	7.36	8. 0
25	4.35	5. 0	5.25	5.50	6.15	6.40	7. 5	7.30	7.55	8.20
26	4.46	5.12	5 38	6. 4	6.30	6.56	7.22	7.48	8.14	8.40
27	4.57	5.24	5.51	6.18	6.45	7.12	7.39	8. 6	8.33	9. 0
28	5. 8	5.36	6. 4	6.32	7. 0	7.28	7.56	8.24	8.52	9.20
29	5.19	5.48	6.17	6.46	7.15	7.44	8.13	8.42	9.11	9.40
30	5.30	6. 0	6.30	7. 0	7.30	8. 0	8.30	9. 0	9.30	10. 0

	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
1	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.26	0.27	0.28	0.29	0.30
2	0.42	0.44	0.46	0.48	0.50	0.52	0.54	0.56	0.58	1. 0
2	1. 3	1. 6	1. 9	1.12	1.15	1.18	1.21	1.24	1.27	1.30
4	1.24	1.28	1.32	1.36	1.40	1.44	1.48	1.52	1.56	2. 0
5	1.45	1.50	1.55	2. 0	2. 5	2.10	2.15	2.20	2.25	2.30
6	2. 6	2.12	2.18	2.24	2.30	2.36	2.42	2.48	2.54	3. 0
7	2.27	2.34	2.41	2.48	2.55	3. 2	3. 9	3.16	3.23	3.30
8	2.48	2.56	3. 4	3.12	3.20	3.28	3.36	3.44	3.52	4. 0
9	3. 9	3.18	3.27	3.36	3.45	3.54	4. 3	4.12	4.21	4.30
10	3.30	3.40	3.50	4. 0	4.10	4.20	4.30	4.40	4.50	5. 0
11	3.51	4. 2	4.13	4.24	4.35	4.46	4.57	5. 8	5.19	5.30
12	4.12	4.24	4.36	4.48	5. 0	5.12	5.24	5.36	5.48	6. 0
13	4.33	4.46	4.59	5.12	5.25	5.38	5.51	6. 4	6.17	6.30
14	4.54	5. 8	5.22	5.36	5.50	6. 4	6.18	6.32	6.46	7. 0
15	5.15	5.30	5.45	6. 0	6.15	6.30	6.45	7. 0	7.15	7.30
16	5.36	5.52	6. 8	6.24	6.40	6.56	7.12	7.28	7.44	8. 0
17	5.57	6.14	6 31	6.48	7. 5	7.22	7.39	7.56	8.13	8.30
18	6.18	6.36	6.54	7.12	7.30	7.48	8. 6	8.24	8.42	9. 0
19	6.39	6.58	7.17	7.36	7.55	8.14	8.33	8.52	9.11	9.30
20	7. 0	7.20	7.40	8. 0	8.20	8.40	9. 0	9.20	9.40	10. 0
21	7.21	7.42	8. 3	8.24	8.45	9. 6	9.27	9.48	10. 9	10.30
22	7.42	8. 4	8.26	8.48	9.10	9.32	9.54	10.16	10.38	11. 0
23	8. 3	8.26	8.49	9.12	9.35	9.58	10.21	10.44	11. 7	11.30
24	8.24	8.48	9.12	9.36	10. 0	10.24	10.48	11.12	11.36	12. 0
25	8.45	9.10	9.35	10. 0	10.25	10.50	11.15	11.40	12. 5	12.30
26	9. 6	9.32	9.58	10.24	10.50	11.16	11.42	12. 8	12.34	13. 0
27	9.27	9.54	10.21	10.48	11.15	11.42	12. 9	12.36	13. 3	13.30
28	9.48	10.16	10.44	11.12	11.40	12. 8	12.36	13. 4	13.32	14. 0
29	10. 9	10.38	11. 7	11.36	12. 5	12.34	13. 3	13.32	14. 1	14.30
30	10.30	11. 0	11.30	12. 0	12.30	13. 0	13.30	14. 0	14.30	15. 0

	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
1	0.31	0.32	0.33	0.34	0.35	0.36	0.37	0.38	0.39	0.40
2	1. 2	1. 4	1. 6	1. 8	1.10	1.12	1.14	1.16	1.18	1.20
3	1.33	1.36	1.39	1.42	1.45	1.48	1.51	1.54	1.57	2. 0
4	2. 4	2. 8	2.12	2.16	2.20	2.24	2.28	2.32	2.36	2.40
5	2.35	2.40	2.45	2.50	2.55	3. 0	3. 5	3.10	3.15	3.20
6	3. 6	3.12	3.18	3.24	3.30	3.36	3.42	3.48	3.54	4. 0
7	3.37	3.44	3.51	3.58	4. 5	4.12	4.19	4.26	4.33	4.40
8	4. 8	4.16	4.24	4.32	4.40	4.48	4.56	5. 4	5.12	5.20
9	4.39	4 48	4.57	5. 6	5.15	5.24	5.33	5.42	5.51	6. 0
10	5.10	5.20	5.30	5.40	5.50	6. 0	6.10	6.20	6.30	6.40
11	5.41	5.52	6. 3	6.14	6.25	6.36	6.47	6.58	7. 9	7.20
12	6.12	6.24	6.36	6.48	7. 0	7.12	7.24	7.36	7.48	8. 0
13	6.43	6.56	7. 9	7.22	7.35	7.48	8. 1	8 14	8.27	8.40
14	7.14	7.28	7.42	7.56	8.10	8.24	8.38	8.52	9. 6	9.20
15	7.45	8. 0	8.15	8.30	8.45	9. 0	9.15	9.30	9.45	10. 0
16	8.16	8.32	8.48	9. 4	9.20	9.36	9.52	10. 8	10.24	10.40
17	8.47	9. 4	9.21	9.38	9.55	10.12	10.29	10.46	11. 3	11.20
18	9.18	9.36	9.54	10.12	10.30	10.48	11. 6	10.24	11.42	12. 0
19	9.49	10. 8	10.27	10.46	11. 5	11.24	11.43	12. 2	12.21	12.40
20	10.20	10.40	11. 0	11.20	11.40	12.60	12.20	12.40	13. 0	13.20
21	10.51	11 12	11.33	11.54	12.15	12.36	12.57	13.18	13.39	14. 0
22	11.22	11.44	12. 6	12.28	12.50	13.12	13.34	13.56	14.18	14.40
23	11.53	12.16	12.39	13. 2	13.25	13.48	14.11	14.34	14.57	15.20
24	12.24	12.48	13.12	13.36	14. 0	14.24	14.48	15.12	15.36	16. 0
25	12.55	13.20	13.45	14.10	14.35	15. 0	15.25	15.50	16.15	16.40
26	13.26	13.52	14.18	14.44	15.10	15.36	16. 2	16.28	16.54	17.20
27	13.57	14.24	14.51	15.18	15.45	16.12	16.39	17. 6	17.33	18. 0
28	14.28	14.56	15.24	15.52	16.20	16.48	17.16	17.44	18.12	18.40
29	14.59	15.28	15.57	16.26	16.55	17.24	17.53	18.22	18.51	19.20
30	15.30	16. 0	16.30	17. 0	17.30	18. 0	18.30	19.30	19 30	20. 0

	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50
1	0.41	0.42	0.43	0.44	0.45	0.46	0.47	0.48	0.49	0.50
2	1.22	1.24	1.26	1.28	1.30	1.32	1.34	1.36	1.38	1.40
3	2. 3	2. 6	2. 9	2.12	2.15	2.18	2.21	2.24	2.27	1.30
4	2.44	2.48	2.52	2.56	3. 0	3. 4	3. 8	3.12	3.16	3.20
5	3.25	3.30	3.35	3.40	3.45	3.50	3.55	4. 0	4. 5	4.10
6	4. 6	4.12	4.18	4.24	4.30	4 36	4.42	4.48	4.54	5. 0
7	4.47	4.54	5. 1	5. 8	5.15	5.22	5.29	5.36	5.43	5.50
8	5.28	5.36	5.44	5.52	6. 0	6. 8	6.16	6.24	6.32	6.40
9	6. 9	6.18	6.27	6.36	6.45	6.54	7. 3	7.12	7.21	7.30
10	6.50	7. 0	7.10	7.20	8.30	7.40	7.50	8. 0	8.10	8.20
11	7.31	7.42	7.53	8. 4	7.15	8.26	8.37	8.48	8.59	9.10
12	8.12	8.24	8.36	8.48	9. 0	9.12	9.24	9.36	9.48	10. 0
13	8.53	9. 6	9.19	9.32	9.45	9.58	10.11	10.24	10.37	10.50
14	9.34	9.48	10. 2	10.16	10.30	10.44	10.58	11.12	11.26	11.40
15	10.15	10.30	10.45	11. 0	11.15	11.30	11.45	12. 0	12.15	12.30
16	10.56	11.12	11.28	11.44	12. 0	12.16	12.32	12.48	13. 4	13.20
17	11.37	11.54	12.11	12.28	12.45	13. 2	13.19	13.36	13.53	14.10
18	12.18	12 36	12.54	13.12	13 30	13 48	14. 6	14.24	14.42	15. 0
19	12.59	13.18	13.37	13.56	14 15	14.34	14.53	15.12	15.31	15.50
20	13.40	14. 0	14.20	14.40	15. 0	15.20	15.40	16. 0	16.20	16.40
21	14.21	14.42	15. 3	15.24	15.45	16. 6	16.27	16.48	17. 9	17.30
22	15. 2	15.24	15.46	16. 8	16.30	16.52	17.14	17.36	17.58	18.20
23	15.43	16. 6	16.29	16.52	17.15	17.38	18. 1	18.24	18.47	19.10
24	16.24	16.48	17.12	17.36	18. 0	18.24	18.48	19.12	19.36	20. 0
25	17. 5	17.30	17.55	18.20	18.45	19.10	19.35	20. 0	20.25	20.50
26	17.46	18.12	18.38	19. 4	19.30	19.56	20.22	20.48	21.14	21.40
27	18.27	18.54	19.21	19.48	20.15	20.42	21. 9	21.36	22. 3	22.30
28	19. 8	19.36	20. 4	20.32	21. 0	21.28	21.56	22.24	22.52	23.20
29	19.49	20.18	20.47	21.16	21 45	22.14	22.43	23.12	23.41	24.10
30	20.30	21. 0	21.30	22. 0	22.30	23. 0	23.30	24. 0	24.30	25. 0

	51	52	53	54	55	56	57	58	59
1	0.51	0.52	0.53	0 54	0.55	0.56	1.57	0.58	0.59
2	1.42	1.44	1.46	1.48	1.50	1.52	0.54	1.56	1.58
3	2.33	2.36	2.39	2.42	2.45	2.48	2.51	2.54	2.57
4	3.24	3.28	3.32	3.36	3.40	3.44	3.48	3.52	3.56
5	4.15	4.20	4.25	4.30	4.35	4.40	4.45	4.50	4 55
6	4. 6	5.12	5.18	5.24	5.30	5.36	5.42	5.48	5.54
7	5.57	6. 4	6.11	6.18	6.25	6.32	6.39	6.46	6.53
8	6.48	6.56	7. 4	7.12	7.20	7.28	7.36	7.44	7.52
9	7.39	7.48	7.57	8. 6	8.15	8.24	8.33	8.42	8.51
10	8.30	8.40	8.50	9. 0	9.10	9.20	9.30	9.40	9.50
11	9.21	9.32	9.43	9.54	10. 5	10.16	10.27	10.38	10.49
12	10.12	10.24	10 36	10.48	11. 0	11.12	11.24	11.36	11.48
13	11. 3	11.16	11.29	11.42	11.55	12. 8	12.21	12.34	12.47
14	11.54	12. 8	12.22	12.36	12.50	13. 4	13.18	13.32	13.46
15	12.45	13. 0	13.15	13.30	13.45	14. 0	14.15	14.30	14.45
16	13.36	13.52	14. 8	14.24	14.40	14.56	15.12	15.28	15.44
17	14.27	14.44	15. 1	15.18	15.35	15 52	16. 9	16.26	16.43
18	15.18	15.36	15.54	16.12	16.30	16.48	17. 6	17.24	17.42
19	16. 9	16.28	16.47	17. 6	17.25	17.44	18. 3	18.22	18.41
20	17. 0	17.20	17.40	18. 0	18.20	18.40	19. 0	19.20	19.40
21	17.51	18.12	18.33	18.54	19.15	19.36	19.57	20.18	20.39

	51	52	53	54	55	56	57	58	59
22	18,42	19. 4	19.26	19.48	20.10	20.32	20.54	21.16	21.38
23	19.33	19.56	20.19	20.42	21. 5	21.28	21.51	22.14	22.37
24	20.24	20.48	21.12	21.36	22. 0	22.24	22.48	23.12	23.36
25	21.15	21.40	22. 5	22.30	22.55	23.20	23.45	24.10	24.35
26	22. 6	22.32	22.58	23.24	23.50	24.16	24.42	25. 8	25 34
27	22.57	23.24	23.51	24.18	24.45	25.12	25.39	26. 6	26.33
28	23.48	24.16	24.44	25.12	25.40	26. 8	26.36	27. 4	27.32
29	24.39	25. 8	25.37	26. 6	26 35	27. 4	27.33	28. 2	28.31
30	25.30	26. 0	26.30	27. 0	27.30	28. 0	28.30	29. 0	29.30

	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
31	16. 1	16.32	17. 3	17.34	18 5	18.36	19. 7	19.38	20 9	20.40
32	16.32	17. 4	17.36	18. 8	18.40	19.12	19.44	20.16	20.48	21 20
33	17. 3	17.36	18. 9	18 42	19.15	19.48	20.21	20.54	21.27	22. 0
34	17.34	18. 8	18.42	19.16	19 50	20.24	20.58	21.32	22. 6	22.40
35	18. 5	18.40	19.15	19 50	20.25	21. 0	21 35	22.10	22.45	23.20
36	18.36	19.12	19.48	20.24	21. 0	21.36	22.12	22.48	23.24	24. 0
37	19. 7	19.44	20.21	20.58	21.35	22.12	22.49	23.26	24. 3	24.40
38	19.38	20.16	20.54	21.32	22.10	22.48	23.26	24. 4	24.42	25.40
39	20. 9	20 48	21.27	22. 6	22.45	23 24	24. 3	24 42	25.21	26. 0
40	20.40	21.20	22. 0	22.40	23.20	24. 0	24.40	25.20	26. 0	26.40
41	21.11	21.52	22.33	23 14	23.55	24.36	25.17	25.58	26.39	27.20
42	21.42	22 24	23. 6	23 48	24.30	25.12	25 54	26 36	27.18	28. 0
43	22.13	22.56	23 39	24 22	25. 5	25.48	26.31	27.14	27.57	28.40
44	22.44	23.28	24.12	24.56	25.40	26.24	27. 8	27.52	28.36	29.20
45	23 15	24. 0	24.45	25.30	26.15	27. 0	27 45	28.30	29.15	30. 0
46	23.46	24.32	25.18	26. 4	26.50	27 36	28.22	29. 8	29.54	30.40
47	24.17	25. 4	25,51	26 38	27.25	28.12	28.59	29.46	30.33	31.20
48	24.48	25.36	26 24	27.12	28. 0	28.48	29 36	30.24	31.12	32. 0
49	25.19	26. 8	26.57	27 46	28.35	29.24	30.13	31. 2	31.51	32.40
50	25.50	26.40	27.30	28.20	29.10	30. 0	30 50	31.40	32.30	33.20
51	26.21	27.12	28. 3	28.54	29.45	30 36	31.27	32.18	33. 9	34. 0
52	26.52	27 44	28.36	29.28	30.20	31 12	32. 4	32.56	33.48	34.40
53	27.23	28.16	29. 9	30. 2	30.55	31.48	32 41	33.34	34.27	35.20
54	27.54	28.48	29.42	30.36	31 30	32 24	33.18	34.12	35. 6	36. 0
55	28.25	29 20	30 15	31.10	32. 5	33. 0	33.55	34.50	35.45	36.40
56	28 56	29.52	30.48	31.44	32.40	33.36	34.32	35.28	36.24	37.20
57	29.27	30 24	31.21	32.18	33.15	34 12	35. 9	36. 6	37. 3	38. 0
58	29.58	30.56	31.54	32.52	33.50	34 48	35.46	36.44	37.42	38.40
59	30.29	31.28	32.27	33.26	34.25	35.24	36.23	37.22	38.21	39.20

	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50
31	21.11	21.42	22.13	22.44	23.15	23.46	24.17	24.48	25.19	25.50
32	21.52	22.24	22.56	23.28	24. 0	24.32	25. 4	25.36	26. 8	26.40
33	22.33	23. 6	23.39	24.12	24.45	25.18	25.51	26.24	26.57	27.30
34	23.14	23.48	24.22	24.56	25.30	26. 4	26.38	27.12	27.46	28.20
35	23.55	24.30	25. 5	25.40	26.15	26.50	27.25	28. 0	28.35	29.10
36	24.36	25.12	25.48	26.24	27. 0	27.36	28.12	28.48	29.24	30. 0
37	25.17	25.54	26.31	27. 8	27.45	28.22	28.59	29.36	30.13	30,50
38	25.58	26.36	27.14	27.52	28.30	29. 8	29.46	30.24	31. 2	31.40
39	26.39	27.18	27.57	28.36	29.15	29.54	30.33	31.12	31.51	32.30
40	27.20	28. 0	28.40	29.20	30. 0	30.40	31.20	32. 0	32.40	33.20
41	28. 1	28.42	29.23	30. 4	30.45	31.26	32. 7	32.48	33.29	34.10
42	28.42	29.24	30. 6	30.48	31.30	32.12	32.54	33.36	34.18	35. 0
43	29.23	30. 6	30.49	31.32	32.15	32.58	33.41	34.24	35. 7	35.50
44	30. 4	30.48	31.32	32.16	33. 0	33.44	34.28	35.12	35.56	36.40
45	30.45	31.30	32.15	33. 0	33.45	34.30	35.15	36. 0	36.45	37.30
46	31.26	32.12	32.58	33.44	34.30	35.16	36. 2	36.48	37.34	38.20
47	32. 7	32.54	33.41	34.28	35.15	36. 2	36.49	37.36	38.23	39.10
48	32.48	33.36	34.24	35.12	36. 0	36.48	37.36	38.24	39.12	40. 0
49	33.29	34.18	35. 7	35.56	36.45	37.34	38.23	39.12	40. 1	40.50
50	34.10	35. 0	35.50	36.30	37.30	38.20	39.10	40. 0	40.50	41.40
51	34.51	35.42	36.33	37.24	38 15	39. 6	39.57	40.48	41.39	42.30
52	35.32	36.24	37.16	38. 8	39. 0	39.52	40.44	41.36	42.28	43.20
53	36.13	37. 6	37.59	38.52	39.45	40.38	41.31	42.24	43.17	44.10
54	36.54	37.48	38.42	39.36	40.30	41.24	42.18	43.12	44. 6	45. 0
55	37.35	38.30	39.25	40.20	41.15	42.10	43. 5	44. 0	44.55	45.50
56	38.16	39.12	40. 8	41. 4	42. 0	42.56	43.52	44.48	45.44	46.40
57	38.57	39.54	40.51	41.48	42.45	43.42	44.39	45.36	46.33	47.38
58	39.38	40.36	41.34	42.32	43.30	44.28	45.26	46.24	47.22	48.20
59	40.19	41.18	42.17	43.16	44.15	45.14	46.13	47.12	48.11	49.10

	51	52	53	54	55	56	57	58	59
31	26.21	26.52	27.23	27.54	28.25	28.56	29.27	29.58	30.29
32	27.12	27.44	28.16	28.48	29.20	29.52	30.24	30.56	31 28
33	28. 3	28.36	29. 9	29.42	30.15	30.48	31.21	31.54	32.27
34	28.54	29.28	30. 2	30.36	31.10	31.44	32.18	32.52	33.26
35	29.45	30 20	30.55	31.30	32. 5	32.40	33.15	33.50	34.25
36	30.36	31.12	31.48	32.24	33. 0	33.36	34.12	34.48	35.24
37	31.27	32. 4	32.41	33.18	33.55	34.32	35. 9	35.46	36.23
38	32.18	32.56	33.34	34.12	34.50	35.28	36. 6	36.44	37.22
39	33. 9	33.48	34.27	35. 6	35.45	36.24	37. 3	37.42	38.21
40	34. 0	34.40	35.20	36. 0	36.40	37.20	38. 0	38.40	39.20
41	34.51	35.32	36.13	36.54	37.35	38.16	38.57	39.38	40.19
42	35.42	36.24	37. 6	37.48	38.30	39.12	39.54	40.36	41.18
43	36.33	37.16	37.59	38.42	39.25	40. 8	40.51	41.34	42.17
44	37.24	38. 8	38.52	39.36	40.20	41. 4	41.48	42.32	43.16
45	38.15	39. 0	39.45	40.30	41.15	42. 0	42.45	43.30	44.15
46	39. 6	39.52	40.38	41.24	42.10	42.56	43.42	44.28	45.14
47	39.57	40.44	41.31	42.18	43. 5	43.52	44.39	45.26	46.13
48	40.48	41.36	42.24	43.12	44. 0	44.48	45.36	46.24	47.12
49	41.39	42 28	43.17	44. 6	44.55	45.44	46.33	47.22	48.11
50	42.30	43.20	44.10	45. 0	45.50	46.40	47.30	48.20	49.10
51	43.21	44.12	45. 3	45.54	46.45	47.36	48 27	49.18	50. 9
52	44 12	45. 4	45.56	46.48	47.40	48.32	49.24	50.16	51. 8
53	45. 3	45.56	46.49	47.42	48.35	49.28	50.21	51.14	52. 7
54	45.54	46.48	47.42	48 36	49.30	50.24	51.18	52.12	53. 6
55	46.45	47.40	48.35	49.30	50.25	51.20	52.15	53.10	54. 5
56	47.36	48.32	49.28	50.24	51.20	52.16	53.12	54. 8	55. 4
57	48.27	49.24	50.21	51.18	52.15	53.12	54. 9	55. 6	56. 3
58	49.18	50.16	51.14	52.12	53.10	54. 8	55. 6	56. 4	57. 2
59	50. 9	51. 8	52. 7	53. 6	54. 5	55. 4	56. 3	57. 2	58. 1

Sexagesimalrechnung, s. Sexagesimalbruch.

Sexagesimalzahl, s. Sexagesimalbruch.

Sexaginta (lat.), eigentlich sechzig, dann auch im Allgemeinen sehr viel.

Sexagon (Math.), s. v. a. Hexagon.

Sexangularis (Math.), sechseckig.

Sexanta Prista (a. Geogr.), Stadt in Obermösien an der Donau, Station der Donauflotte, westlich vom heutigen Lipnick.

Sexarder, ein rother Ungarwein aus der tolnaer Gespannschaft.

• **Sexatrus** (lat.), der 6. Tag nach den Idus jedes Monats.

Sexau, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Emmendingen; Silberschmelzhütte (Schmelzsexau), Silberbergwerk, Tabaksfabrik; 520 E. Dabei die Ruine der Burg Hochberg.

Sexennium (lat.), eine Zeit von 6 Jahren.

Sexessis (lat.), s. As.

Sexfariam (bot. Term.), sechsfach, z. B. Sexfariam imbricatus, in 6 Reihen dachziegelförmig.

Sexoniae, neulatein. Name für Soissons.

Sexprimi (lat.), die 6 Ersten, nämlich Bürger einer kleinen Stadt oder die 6 Mitglieder des Senats.

Sexradigt Korn (schwed., Bot.), s. v. a. sechszeilige Gerste, Hordeum hexastichon *L.*

Sexta (lat.), 1) (sc. hora), das 3. Viertheil des Tags bei den Römern, von 3—6 Uhr Nachmittags; — 2) (Kirchenw.), Kirchengesang in der 6. Stunde; — 3) (sc. classis), die 6. Klasse einer Schule, gewöhnlich die letzte oder vorletzte;

der Lehrer Sextus, die Schüler Sextaner; — 4) (Mus.), s. Sexte.

Sextakkord (Mus.), s. v. a. Sextenakkord.

Sexta Madun (S. Maduna), Alpenspitze, s. Gotthard 1).

Sextans (röm. Antiq.), 1) römische Kupfermünze, welche den 6. Theil des As betrug; — 2) Maß für flüssige Dinge, welches zwei Cyathus enthielt.

Sextant (Astron.), 1) Sternbild unter den Vorderfüßen des Löwen auf der Wasserschlange, enthält nur kleine Sterne 5. u. 6. Größe, deren Anzahl Flamsteed auf 41, Hevel auf 54 ansetzt; — 2) astronomisches Instrument, s. Spiegelsextant.

Sextantalis (lat.), 1) $^1/_6$ eines Ganzen betragend; — 2) bes. vom Maß, = 2 Zoll.

Sextario, persisches Fruchtmaß, 4 = 1 Chenica, 8 = 1 Capiha und 200 = 1 Artabad oder 65, 7 Liter.

Sextarius (röm. Antiq.), ein Maß der Römer für trockene und flüssige Dinge. Als Maß für Flüssigkeiten betrug der S. $^1/_{300}$ des Culeus, $^1/_{48}$ der Amphora, $^1/_6$ des Congius, 4 Quartarii, 8 Acetabule, als trockenes Maß faßte er $^1/_{48}$ Quadrantal, $^1/_{16}$ Modius, 8 Acetabula. Vergl. Maße u. Gewichte der Alten.

Sextatio (a. Geogr.), Stadt im narbonensischen Gallien; beim heut. Montpellier zu suchen.

Sexta toni (Mus.), die sechste Klangstufe derjenigen Tonart, in welcher sich die Modulation eines Stückes befindet, also noch nicht jede beliebige Sexte. Man nennt jene Klangstufe auch Unter- oder Submediante, weil sie eine Terz unter der Oktave des Grundtones liegt, u. die gewöhnliche Terz auch Mediante heißt.

Sexte, 1) (Mus.), jedes Intervall von 6 Stufen; — 2) die sechste Stufe der Leiter eines zum Grundtone angenommenen Tones, in welchem Falle die Alten sie Sexta toni nannten. Bei uns wird sie als Unterterz des Grundtones oder der Oktave derselben auch Untermediante genannt. Als Intervall kommt die S. als groß, klein und übermäßig vor. Die beiden ersten sind unvollkommene Konsonanzen, letztere ist eine Dissonanz. Die kleine S. enthält 3 ganze und 2 große halbe Töne, z. B. e—c u. ihr reines Verhältniß ist 5: 8, in welchem es aber nur zwischen e—c, fis—d und h—g ausgeübt wird, während die S.n c—as, d—b, f—des u. g—es das Verhältniß von 81: 128, a—f das von 161: 256, dis—h, gis—e, b—ges oder ais—fis das von 256: 405, und cis—a das von 8192: 13041 haben. In der Durtonleiter hat die 3., 6. und 7. Stufe, in der Molltonleiter die 1., 2. und 5. Stufe eine kleine S. über sich. In der Harmonie entsteht die kleine S., wenn die große Terz umgekehrt wird. Die große S. umfaßt vier ganze Töne und einen großen halben Ton; ihr reines Verhältniß ist 3: 5, das zwischen d—h und g—e nur vorkommt; c—a hat das Verhältniß von 96: 161, a—fis das von 161: 270; des —b oder cis—ais, es—c, f—d, as—f und b—g das von 16: 27, fis—dis (oder ges—es), h—gis und e—cis das von 1215: 2048. Die große S. entsteht durch Umkehrung der kleinen Terz. Die übermäßige S., welche aus 5 ganzen Tönen besteht (f—dis), und die eigentlich das reine Verhältniß von 128: 225 haben sollte, aber, weil sie in unserm temperirten Tonsysteme auch eine kleine Septime abgeben muß, wie diese nur in der Größe von 9: 16, 90: 161 und 2048: 3645 ausgeübt wird, kommt nur in dem Falle auf der kleinen sechsten Stufe der Molltonleiter vor, wenn, indem der Baß auf dieser sechsten Stufe mit der S. über sich steht, und unmittelbar hernach eine Halbcadenz gemacht werden soll. Um in diesem Falle die Harmonie der Dominante um so nothwendiger zu machen, pflegt man die S., die auf dieser Stufe ohnehin schon groß ist, noch um einen halben Ton zu erhöhen, weil sie dann als übermäßiges Intervall nothwendig eine Stufe aufwärts schreiten, u. der Grundton des Dominantakkords verdoppelt werden muß. In der kontrapunktischen Schreibart kann sie, da ihre Umkehrung die verminderte Terz gibt, nicht gebraucht werden. Vergl. Intervall. — 3) s. Orgel; — 4) (Spielw), s. Piket.

Sexten, österr. Gemeinde, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Sillian, zerfällt in die 5 Bezirke St. Veit, Moos, Innerberg, Schmieden und Außenberg; 1380 Einw.

Sextenakkord, die erste Umkehrung des Dreiklangs, bei welcher die Terz in den Baß kommt, z. B.

g c
e g
c e

Durch die Umkehrung des Durdreiklangs entsteht der S. mit der kleinen Terz und kleinen Sexte, durch die Umkehrung des Molldreiklangs hingegen der S. mit großer Terz u. großer Sexte. Beide werden in beiderlei Tonarten gebraucht. Ersterer sitzt auf der 3., 6. u. 7. Stufe der Dur- u. auf der 2. u. 5. Stufe der Molltonart; dieser auf der 3. u. 7. Stufe der Moll- und der 4. und 5. Stufe der Durtonart. Auf der 5. Stufe der Molltonart kommt ein S. mit großer Terz u. kleiner Sexte vor. Bei dem S. auf der 2. Stufe der Durtonleiter, der aus kleiner Terz und großer Sexte besteht, ist auf die Fortschreitung wohl zu achten. Derselbe wird leicht mit der 2. Umkehrung des Hauptseptimenakkordes mit weggelassenem Grundton verwechselt, welcher Akkord dann von Manchen uneigentlicher S. genannt wird. Im 4stimmigen Satz muß ein Intervall verdoppelt werden; man nimmt dazu gewöhnlich die Sexte od. Terz, weniger den Grundton als ursprüngliche Terz. Doch ist die Wahl nicht willkührlich, sondern es muß die Lage der Stimmen, die Reinheit und Richtigkeit der Fortschreitungen, sowie der Fluß der Melodie darüber entscheiden. Der S. mit übermäßiger Sexte sitzt auf der 6. Stufe der Molltonleiter und besteht entweder 1) aus großer Terz u. jener übermäßigen Sexte allein; z. B. f a dis; as c fis ꝛc., oder 2) um des 4stimmigen Satzes willen aus der großen Terz, übermäßigen Quarte und jener übermäßigen Sexte, wie f a h dis, as c d fis., 3) aus großer Terz, reiner Quinte und jener übermäßigen Sexte. Ueber die Entstehung dieses S., der von Einigen übermäßiger, von Anderen nur großer S. genannt wird, sind die Meinungen sehr getheilt. Am einfachsten ist wohl die, wenn man ihn als

die 2. Umkehruug des hartverminderten Septakkordes (s. Septakkord) ansieht. Dann ist bei dem ersten der 3 oben angeführten Fälle der Grundton weggelassen, beim zweiten derselbe wieder zugefügt, beim dritten der Grundton weggelassen u. die kleine None beigefügt. Nach dieser Auffassung ist der übermäßige S. dann eine Harmonie der 2. Stufe in Moll, trotzdem er auf der 6. Stufe seinen Sitz hat. Ebenso kann er aber auch in Dur vorkommen. Im 4stimmigen Satze kann auch statt der oben unter 2 u. 3 angegebenen Fälle die Grundseptime verdoppelt werden; dann muß aber bei der Auflösung die eine steigen die andere fallen. Ein Beispiel wird das Gesagte noch deutlicher machen. Lassen wir auf der 2. Stufe von A moll einen hartverminderten Septakkord entstehen, so hieße der $\begin{matrix}a\\f\\dis\\h\end{matrix}$; in zweiter Umkehrung aber $\begin{matrix}dis\\h\\a\\f\end{matrix}$; würde der Grundton weggelassen, so entsteht unser übermäßiger S. $\begin{matrix}dis\\a\\f\end{matrix}$; soll der Satz vierstimmig werden, so wird entweder 1) die Grundseptime verdoppelt: $\begin{matrix}dis\\aa\\f\end{matrix}$ oder $\begin{matrix}a\\dis\\a\\f\end{matrix}$; oder 2) der Grundton wird beibehalten: $\begin{matrix}dis\\h\\a\\f\end{matrix}$; oder die kleine None wird beigefügt: $\begin{matrix}dis\\c\\a\\f\end{matrix}$. Die Auflösung geschieht hier natürlich so wie beim Septakkord. Die Bezifferung des S.s geschieht ganz einfach durch eine 6; s. auch noch d. A. Bezifferung. Daß von Manchen auch die Reihenfolgen von S.n Sequenzen genannt werden, wurde schon im Art. Sequenz (s. d.) erwähnt.

Sextenfuge, s. Fuge.

Sextern (S. u. kl. S.), zwei afrikan. Küstenflüsse, Pfefferküste, nordwestlich vom Sanguin.

Sexterniones, Hefte aus 6 Blättern, s. Bibel.

Sextett (lat. Sextuor, ital. Sestetto), ein Tonstück für 6 obligate Instrumente oder 6 koncertirende Stimmen.

Sextia Gens, s. Sextius.

Sextidi (franz.), im franz. republikan. Kalender der 6. Tag einer Dekade.

Sexti Firmum Julium (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica, berühmt durch Salzfische, vielleicht jetzt Motril.

Sextilia, Mutter des Kaisers Vitellius und Gemahlin des berüchtigten Vitellius unter Claudius und Nero; wegen ihrer Sittlichkeit sehr geschätzt.

Sextilis, 1) (röm. Antiq.), der 6. Monat im römischen Jahre, als dieses noch mit dem März anfing. Der Name blieb aber auch, als das Jahr vom Januar an gerechnet wurde. In der Folge erhielt er dem Kaiser Augustus zu Ehren den Namen Augustus, weil dieser Kaiser in demselben zum erstenmale Konsul geworden war und glänzende Siege erfochten hatte. Nach Macrob. Sat. I, 12 geschah es auf den Vorschlag des Tribuns Pacuvius, daß durch einen Volksbeschluß dem Kaiser diese Ehre bewilligt wurde. An den Idus dieses Monats fiel das Fest der Diana, am 19. die Vinalia, am 18. die Konsualia und am 23. die Vulcanalia. — 2) (S. radius, Astron.), s. v. a. Gesechstschein, s. Aspekten.

Sextillion, s. Billion.

Sextilius, L. (S.) Rufus, Legat des Lucullus im Kriege gegen Tigrams von Armenien, er schlug vielmal die feindlichen Heere und belagerte Tigranocerta mit glücklichem Erfolge. Später diente er unter Cassius und besiegte die Tarsenser.

Sextinus, L. Sextius S. Lateranus, s. Sextius 2).

Sextius (Sestius), Sextia, Sestia Gens, röm. Name, unter dem zu merken sind: 1) P. S. Capitolinus, Konsul 450 v. Chr., wollte gegen den Willen seines Kollegen Menenius das Decemvirat für die Patricier bestimmt wissen, und wurde daher im folgenden Jahre einer der ersten Decemvirn. — 2) Lucius S., Volkstribun im J. 376 v. Chr. machte in Verbindung mit L. Licinus Stolo drei Gesetzvorschläge, welche der traurigen Lage der Plebejer abhelfen und ihnen größere Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verschaffen sollte. Die beiden Tribunen verlangten: a) daß kein römischer Bürger über 500 Jugera vom Ager publicus besitzen solle; b) daß die bisher bezahlten Zinsen vom Kapital abgezogen und der Rest der Schuld in drei gleichen Theilen innerhalb dreier Jahre abgetragen werden, und c) daß von den Konsuln immer einer ein Plebejer seyn sollte. Zehn Jahre lang dauerte der Kampf über diese Gesetze; die beiden Gesetzgeber wurden immer wieder zu Tribunen gewählt, und endlich im J. 366 erreichten sie ihren Zweck. Lucius S. wurde in diesem Jahre der erste plebejische Konsul. — 3) P. S. Gallus, Konsul im J. 124 v. Chr; im J. 123 besiegte er als Prokonsul in Gallien die Salluvier und gründete Aquae Sextiae. — 4) P. S. Gallus, Quästor des Antonius in Macedonien, Freund des Cicero und Feind des Clodius. Als Volkstribun wirkte er eifrig für die Rückkehr Ciceros', wurde später angeklagt, allein von Hortensius und Cicero (von diesem in der noch vorhandenen Rede pro Sextio) so vertheidigt, daß er freigesprochen wurde. Nicht lange darauf mußte er jedoch neuer Anschuldigungen wegen ins Exil gehen; ob er aus diesem zurückgerufen wurde, ist nicht bekannt. — 5) (a. Lit.), Quintus S., Philosoph zur Zeit des Cäsar und des Augustus, Anhäger der Stoa, nach Anderen jedoch ein Bekenner der neupythagoräischen Lehre. Er hielt sich eine Zeit lang in Athen auf; sonst lebte er als Privatmann in Rom. Von seinen in griechischer Sprache geschriebenen Schriften kennen wir nur wenige Sittensprüche

(Sexti Pythagorei sententiae, ins Lateinische übersetzt von Rufinus, abgedruckt in Th. Gale's Opuscula mythol., physic. et ethic., S. 645; besonders herausgegeben von Siber, Leipz. 1725). — 6) S. Niger, Arzt, Schüler des Asclepiades, gerühmt von den Alten wegen seines großen Fleißes; schrieb: De medicina u. De materia medica (beide Werke sind uns nur aus Citaten bekannt).

Sextoformat, s. Format.

Sextole, eine taktische Figur, die darin besteht, daß eine Note in 6 statt in 4 kleinere getheilt, oder 6 Noten statt 4 auf einen taktischen Theil gerechnet werden, z. B. 6 Sechszehntel auf ein Viertel; 6 Achtel auf eine halbe Note. Die S. entsteht auf zweierlei Weise: a) werden zwei Triolen, z. B. die Vierteltriolen zweier halben Noten oder die Achteltriolen zweier Viertel zu einer Gruppe zusammengezogen, so nennt man sie S., obgleich es wohl zweckmäßiger wäre, sie zur Vermeidung der Verwechselung der folgenden Art Doppeltriole zu nennen; b) wird z. B. ein Viertel in eine Achteltriole aufgelöst, jedes Achtel derselben aber wieder in 2 Sechszehntel, so entsteht dadurch wieder eine Gruppe von Tönen, die auch S. heißt, aber eine andere Ableitung hat als jene. Dies ist die wirkliche S. Beim Vortrag sind beide Arten wohl zu unterscheiden. Betrachten wir sie als Doppeltriole, so wird ihr erster und vierter Ton Hauptton (oder vielmehr der letztere gewesener Hauptton), folglich akzentuirt; sehen wir sie aber als zweitheilige Gliederung einer Triole an, so sind ihr erster, dritter und fünfter Ton (letztere wieder als gewesene Haupttöne) zu accentuiren. Die äußerlich gleichen Gestalten sind also innerlich wohl verschieden.

Sexton (Kirchenw.), 1) ein Geistlicher geringen Ranges, Sakristan 2c.; — 2) der Sakristan der päpstlichen Kapelle, der die Aufsicht über die heiligen Gefäße führt, dem sterbenden Papst die Sakramente reicht und nach dessen Tod in das Konklave tritt; gewöhnlich ein Bischof und stets ein Augustiner.

Sextquartenakkord, s. Quartsextenakkord.

Sextquintenakkord, s. Quintsextenakkord.

Sextschein (Astron.), s. v. a. Gesechster Schein, s. Aspekten.

Sextula, Apothekergewicht, der 6. Theil einer Unze, 4 Skrupel.

Sextum (lat.), das sechste, besonders (sc. praeceptum) das 6. Gebot; daher contra S. sündigen, unkeusch leben.

Sextuor, s. Sextett.

Sextuplices codices (lat.), s. v. a. Herapla, s. Origenes.

Sextus (lat.), 1) der sechste; — 2) röm. Vorname; — 3) s. Sexta 3).

Sextus (a. Lit.), 1) Empiricus, nach Einigen ein Afrikaner, nach Andern ein Grieche, lebte im 2. oder 3. Jahrh. n. Chr., gehörte als Philosoph der skeptischen Richtung an und wurde als Arzt zur Schule der Empiriker gerechnet, während er selbst behauptet, zu den Methodikern zu gehören. Wir haben von ihm noch 2 Schriften; die eine: Πυῤῥωνείων ὑποτυπώσεων Libri III (Institutiones pyrrhonicae, 3 Bücher) handelt von dem Wesen, dem Zweck und der Methode des Skepticismus; in der andern: Πρὸς τοὺς μαθηματικούς (adversus mathematicos) bekämpft er den Dogmatismus in jedem Fache der wissenschaftlichen Besprechungen. Diese zweite Schrift besteht aus 11 Büchern; das erste Buch ist gegen die Grammatik gerichtet, das zweite gegen die Rhetorik, das dritte gegen die Geometrie, das vierte gegen die Arithmetik, das fünfte gegen die Astronomie, das sechste gegen die Musik. Im 7. und 8. bekämpft er die Behauptungen und Gesetze der Logik, im 9. und 10. schreibt er gegen die Physik und im 11. gegen die Ethik. Die Schriften des S. enthalten die ausführlichste, auf das gesammte Gebiet des Wissens angewendete, der Wichtigkeit des Inhalts nach aber in ihren einzelnen Theilen sehr ungleiche Darstellung der ganzen Denkweise des Skepticismus; sie geben ein Gesammtbild der Art und Weise, in welcher der Skepticismus nicht nur die einzelnen philosophischen Systeme, sondern überhaupt alle Wissenschaften seiner Kritik unterwarf, um den Satz durchzuführen, die Skepsis, als die Fähigkeit, Erscheinungen und Gedanken auf alle nur mögliche Weise einander prüfend entgegen zu setzen, verbiete irgend eine feste Ueberzeugung auszubilden oder über irgend einen Gegend ein entschiedenes Urtheil auszusprechen. Dieses aber führe zur Gemüthsruhe (ἀταραξία). Vergl. Skepsis u. Skepticismus. Im Alterthum nahm man wenig Notiz von den Ansichten des S. in neuerer Zeit haben hauptsächlich Gassendi u. Bayle auf ihn aufmerksam gemacht. Die Bearbeitung seiner Schriften anlangend, so gab zuerst H. Stephanus eine lateinische Uebersetzung der Hypotyposen heraus (1562) und Hervet von der Schrift gegen die Mathematiker (Antwerpen 1569, Paris 1601). Mit diesen Uebersetzungen erschien der griechische Text, Paris u. Genf 1621; dann von J. A. Fabricius, Leipz. 1718; von J. G. Mund, Halle 1796. — 2) S. Chäronensis, Enkel Plutarchs, Lehrer des Marcus Aurelius, von dem er sehr geschätzt wurde. Er war Anhänger der Stoa und hätte schon dadurch gegen eine Verwechselung mit S. Empiricus geschützt seyn sollen. Ob die in Fabric. (Biblioth. gr., Bd. XII, S. 617 ff.) angeführten antiskeptischen Disputationen von ihm herrühren, ist ungewiß. — 3) S., Sohn des Maximus, lebte unter Commodus, dessen Rache und Nachstellungen er dadurch zu entgehen suchte, daß er sich als gestorben verkünden ließ und verborgen in Syrien lebte. Wann und wie er gestorben ist, ist unbekannt, nach dem Tode des Commodus beanspruchten viele Betrüger die Güter des S., indem sie sich für den verschollenen S. ausgaben; sie erreichten aber ihren Zweck nicht.

Sexual (v. Lat., Phisiol.), was auf männliches und weibliches Geschlecht Bezug hat, z. B. Sexualorgane, Sexualverrichtungen 2c.

Sexualis (bot. Term.), geschlechtig, auf das Geschlecht (Sexus) bezüglich: Organa sexualia, die Geschlechtsorgane, Geschlechtstheile, d. h. Staubgefäße und Pistille.

Sexualis generatio (lat., Zool.), s. v. a. geschlechtliche Fortpflanzung, s. Zeugung.

Sexualist, Botaniker, der dem linnéschen Pflanzensystem huldigt.

Sexualität (v. Lat.), s. v. a. Geschlechtsleben.

Sexualsystem (system. Bot.), das linné'sche Pflanzensystem, weil es sich auf das Daseyn oder die Abwesenheit der Geschlechtstheile gründet; s. Botanik, S. 333 ff.

Sexunx, Gewicht oder Maß von 6 Unzen.

Sexus (lat.), 1) (Physiol.), natürliches Geschlecht, S. potior, männliches, S. sequior, weibliches Geschlecht; — 2) Geschlechtsglied; — 3) (bot. Term.), das Geschlecht, der Kollektivbegriff eines Befruchtenden und Befruchtungsfähigen, als Gegensätze gedacht. Man unterscheidet es als Sexus masculinus, männliches (befruchtendes) und S femininus, weibliches (befruchtungsfähiges) Geschlecht. Die Vereinigung beider Geschlechter in einer Blüthe gibt den Begriff des Zwitterthums, Hermaphroditismus. Das deutsche Wort „Geschlecht" wird oft mit Unrecht statt Gattung, Genus, gebraucht.

Sexviri (lat.), s. v. a Seviri.

Sey (Ichthyol.), s. v. a. Gadus (merlangus) virens *Cuv.*

Sey (Waarenk.), s. Chalon.

Seyab, mohammedanische Bettelmönche.

Seyach, österr.-steierm. Dorf, Kreis Gratz, Bez. Straß; 110 Einw.

Seyalakazie (Bot.), s. v. a. Acacia Seyal *Delil.*

Seyapfel (Pomol.), Wirthschafts- und Winterapfel; Schale weißlichgelb, auf der Sonnenseite roth und gestreift; Fleisch weiß, mit weinartigem Saft. Reift im Februar und hält sich lange Zeit.

Seybani (türk.), Art türkischer Reiter, unsern Dragonern ähnlich.

Seyberit (Min.), s. v. a. Seybertit (s. d.).

Seybertit (Min.), wahrscheinlich ein cyanitartiger Amphbolit, nach Haidinger rhomboëdrischer Perlglimmer und identisch dem Clintonit, großblätterig mit einer sehr deutlichen und einer sehr unvollkommenen Spaltbarkeit G. = 3,16, roth durchscheinend, vor dem Löthrohre unschmelzbar, nach Clemson 37,6 Thonerde, 24,3 Talkerde, 17,0 Kieselerde, 10,7 Kalk, 5,0 Eisenoxydul, 3,6 Wasser. Auch Xanthophyllit, Chrysophan, Holmit.

Seybold, D. Christian, Philolog, geboren zu Brackenheim 1747, studirte daselbst und in Marbach klassische Sprachen, wurde 1771 Professor der Beredsamkeit in Jena, aber schon das folgende Jahr Rektor des Gymnasiums in Speier. Im J. 1776 ging er in gleicher Eigenschaft nach Grünstadt und darauf nach Buchsweiler, wo er am Gymnasium alte Sprachen lehrte. Da diese Schule aber in Folge der französischen Revolution einging, so lebte er einige Zeit in bedrückten Verhältnissen, bis er in Tübingen Professor der alten Literatur wurde, wo er 1804 †. Schriften: Einleitung in die griechische und römische Mythologie, Leipz. 1779, n. Aufl. 1784 (S. trennte darin zuerst die griechischen u. römischen Mythen); — Chrestomathia poetica graeco-latina, 1775; — Luciani opuscula selecta, Gotha 1773, 2. Ausg. 1785. — Uebersetzte: Polybius, Lemgo 1779—83, 11 Bde.; — die beiden Philostratus, das. 1776—77, 2 Bde.; — Zosimus, Frankfurt a. M. 1802 f., 2 Bde.; — Virgils Aeneis, das. 1793. — Selbstbiographie in einem Programm, Tübingen 1796.

Seychellen, Inseln, s. v. a. Sechellen.

Seyches, franz. Flecken, Depart. Lot-Garonne, Bez. Marmande; 1330 Einw.

Seyda, preuß. Städtchen, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; Mutterkirche, Superintendentur, Oberförsterei, Gut Amtsvorwerk, 2 Jahrmärkte; 1070 Einw. Dabei die seydaische Haide mit Jagdhaus Glücksburg, jetzt Försterei.

Seydavi, eine Gattung levantischer Seide, die von Seyd, dem alten Sydon, nach Marseille zu Markte gebracht wird.

Seydelmann (Biogr.), 1) Franz, Komponist, wurde zu Dresden am 8. Oktober 1748 geboren, von seinem Vater zuerst in der Musik unterrichtet und später vom königl. polnischen Kapellmeister Weber weiter ausgebildet. Den Kontrapunkt studirte er nachgehends noch unter Naumann, mit dem er 1765 nach Italien reiste, wo er sich namentlich im Gesang und der Behandlung des musikalischen Stoffes weiter fortbildete. Den Plan, dramatischer Sänger zu werden, gab er bald wieder auf, und nahm 1772 die ihm angetragene Stelle eines Kirchen- und Kammerkomponisten am kurfürstlichen Hofe zu Dresden an, in welcher er mit Naumann und Schuster namentlich in der Direktion der Oper und Kirchenmusik wechselte, bis er 1787 wirklicher Kapellmeister wurde und als solcher später das italienische Opernorchester, das sich zu Dresden befand, allein zu dirigiren hatte. Er † den 23. Oktober 1806 zu Dresden. Seine Kompositionen bestehen in 10 Opern: „Der lahme Husar", „Die schöne Arsene", „Il Cappriccio corretto", „La Villanella di Misnia", „Il Mostro", „Il Turco in Italia", „Amor per Oro", „La Serva scaltra" und „Circe" (eine franz. Kantate); in den Oratorien: „La betul. liberata", „Gioas re di Giuda" und „La Morte d'Abel", 25 großen Messen, 8 Vespern, 9 Litaneien, 4 Misereren, 1 Stabat mater, 1 Requiem, 3 Salve regina, 4 Magnificat u. der Ode „Der Schöpfer"; ferner in vielen Klaviersonaten, theils mit, theils ohne Begleitung von andern Instrumenten, Rondo's, Variationen u. s. w. — 2) Jakob Crescentius, Zeichner und Maler, einer der berühmtesten Künstler seines Faches, wurde den 25. Juli 1750 zu Dresden geboren und von Canale in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, bis er unter Johann Casanova's Leitung kam, der ihn bis 1772 zu seinen fleißigsten Schülern zählte. Er begab sich nun mit kurfürstlicher Unterstützung nach Rom, wo er an

Mengs einen Freund fand, unter dessen Führung er die Kunstschätze Roms studirte und mehre derselben zeichnete. Während seines Aufenthalts in Italien, der bis 1781 dauerte, fertigte er viele Zeichnungen nach antiken Bildwerken in einer von ihm erfundenen Tuschart, der Sepiamanier, welche so großen Beifall fand, daß man eine seiner Zeichnungen mit 20—25 Dukaten bezahlte. Viele solcher Zeichnungen nach Antiken kamen nach England und in den Besitz des Baron von Riesch, andere gingen nach Ansbach und Gotha. Dann fing er in Rom auch an, ähnliche Zeichnungen nach berühmten Malwerken zu verfertigen, die nach Maßgabe noch viel höher bezahlt wurden, als die genannten, auch zeichnete er viele Porträte berühmter Männer, so daß ihm bei seiner Rückkehr nach Deutschland sein Ruf schon vorangeeilt war. Bald darnach ernannte ihn die Akademie in Dresden zum Professor der Zeichnenkunst, und auch auswärtige Akademien nahmen ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Die Akademie in Berlin schickte ihm schon 1788 das Diplom zu. In diesem Jahre kopirte er für den Herzog von Gotha die vorzüglichsten italienischen Bilder der dresdner Gallerie, wie die Nacht von Correggio, die Madonna di Sisto u. s. w.; eine Kopie der berühmten Venus von Titian kam in das winklersche Kabinet. Im folgenden Jahre begab sich der Künstler zum zweiten Male nach Italien, um in Rom und Neapel Kopien nach berühmten Gemälden in Sepia zu verfertigen. Darunter sind solche von Bildern Raphael's im Vatikan in der Größe der Originale. Bei seiner 1792 erfolgten Rückkehr nach Dresden kopirte er mehre schöne Bilder der dresdner Gallerie für die Fürstin Radczvil, welche damit die Kapelle ihres Landhauses ausstattete. Im J. 1794 ging er abermals nach Rom, wo er, während eines Aufenthaltes von acht Monaten, zwei große Zeichnungen nach Raphael ausführte. Nach Dresden zurückgekehrt, wurde ihm jetzt auch die Leitung der Fortsetzung des Galleriewerkes anvertraut, für welches er mehre Zeichnungen zum Stiche ausführte. Im Auftrage des Grafen Marcolini reiste er 1805 zum fünften Male nach Rom, und nach seiner Rückkehr übernahm er viele Arbeiten für den Kaiser Alexander von Rußland, die ihm wahrhaft kaiserlich bezahlt wurden. Er kopirte für ihn die Madonna di S. Sisto in der Größe des Originals, wofür er 1000 Dukaten erhielt. Eben so groß ist auch eine Kopie der Nacht von Correggio, so wie der heilige Georg nach demselben. S. reiste 1809 selbst nach St. Petersburg, um einige Retouchen vorzunehmen, da die Zeichnungen auf der Reise beschädigt wurden. Zwei andere Zeichnungen für den Kaiser stellen die Magdalena und die Venus dar, beide nach Urbildern von Correggio und Guido in der Dresdner Gallerie und in großem Formate. Er † den 27. März 1829 zu Dresden. Die Zeichnungen S.s sind sehr zahlreich und Meisterstücke ihrer Art, wunderschöne Kopien, wie sie die Sepia nur selten hervorbringt. Man kann sie als Gemälde in einer Farbe betrachten, die in den feinsten Abstufungen und in außerordentlicher Zartheit die Urbilder wiedergeben. Die Sepia- nnd Bistermanier hat keiner zu einer höheren Vollkommenheit gebracht als S., der Erfinder dieser zarten Art von malerischer Darstellung. In Meisterschaft der Behandlung kam ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich, nur steht er in Korrektheit der Zeichnung nicht immer auf gleicher Höhe. Außer den Zeichnungen, die für das dresdner Gallerjewerk benutzt wurden, dienten noch mehre andere zum Stiche. Auch eigene Kompositionen finden sich von S., die ebenso zart und schön behandelt sind, aber in der Zeichnung zu wünschen übrig lassen. — 3) Apollonia, geborne de Forgue, Gattin des Vorigen, geboren zu Venedig 1767, hatte ebenfalls als Zeichnerin und Malerin Ruf. Sie machte sich schon 1788 vortheilhaft bekannt, besonders durch Zeichnungen in Sepia und dann durch Bilder in Miniatur nach berühmten Meistern, wie nach Raphael, Correggio, G. Reni, Cignani, Cantarini, Dominichino, C. Dolce u. A. Sie begleitete 1789 als kurfürstliche Pensionarin ihren Gatten nach Italien, und leistete ihm von dieser Zeit an bei seinen Arbeiten hülfreiche Hand, vornehmlich bei seinen großen Blättern in Sepiamanier. Sie führte aber auch unabhängig von ihm viele Zeichnungen in Sepia aus, alle von berühmten Meistern. Im J. 1823 kopirte sie Raphael's Fornarina in der Gallerie Borghese zu Rom auf solche Weise. Sie war Mitglied der Akademie zu Dresden und † 1840. Berühmt ist sie besonders durch die Zeichnung nach der sixtinischen Madonna in Dresden, nach welcher Müller seinen Kupferstich ausführte. — 4) Karl, einer der ausgezeichnetsten Schauspieler, den 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien geboren, war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns u. sollte die Rechte studiren. Doch zeigte sich schon im Knaben Neigung und entschiedenes Talent zur Schauspielkunst, wie er dann schon in der Schule am glücklichsten war, wenn der Katheder fortgeschoben wurde und vor den Angehörigen der Schüler, auf rasch extemporirter Bühne, dramatische Spiele zur Aufführung kamen und Lehrer und Schulgenossen ihm dem Preis der Darstellung zuerkannten. Ueberhaupt war seine Vaterstadt dem Theater sehr zugethan, die Bürger und die Offiziere der Garnison rivalisirten als Schauspieler auf eignen, kleinen Bühnen, und da wie dort mußte das „muntere Seydelmännchen" treuherzig-kecke Bauernbursche und schlaue Diener agiren. So oft er daheim unbelauscht war, warf er die Lehrbücher bei Seite, schwelgte in den Werken dramatischer Dichter und lernte die Lebensgeschichten berühmter Schauspieler fast auswendig. Als er eines Abends über „Ifflands Leben" eingeschlafen war und der Wachsstock, der ihm geleuchtet, Stuhlpolster und Bett in Flammen gesetzt hatte, konfiscirte der Vater alle Komödien und Schauspielbücher, Theaterkalender und was der Knabe sonst von ähnlichen Schriften zusammengebracht hatte, verbot alles Deklamiren und Recitiren, wies die Begeisterung seines Sohnes für die Kunst zurück und spornte ihn für die Wissenschaften an. So verflossen Jahre, in denen sich S. tüchtige Kenntnisse erwarb, fast widerstrebend, da er durch sie

immer mehr und mehr von seinem Ideale entfernt zu werden meinte. Deutschlands Befreiung von fremdem Joche befreite auch seinen Genius von fremden Fesseln. Er trat 1813 als Soldat ein. Nach dem Frieden lebte S. eine Zeit lang in dem älterlichen Hause. In Grafenort hatte der Reichsgraf von Herbenstein, ein Mäcen der Schauspielkunst, in seinem Schlosse ein Theater, auf dem Sonntags ein Lustspiel oder eine kleine Oper gegeben wurde. Man erbat sich die Mithülfe S.s, dem hier, umgeben von einer reizenden Natur, im Umgange mit feingebildeten Personen, welche die Liebe zur Kunst verband, glückliche Tage verflossen. Empfehlungen des Reichsgrafen bewirkten die Anstellung S.s beim breslauer Theater. Mit unsäglicher Geduld, mit der liebevollsten Ausdauer, mit der treuesten Hingebung widmete er sich nun dem Studium seiner Kunst, besiegte die Mängel seiner Aussprache, seines Organs, las, was an dramaturgischen Schriften nur immer aufzufinden war, und befestigte, was er durch fleißige Lektüre und Beobachtung gewann, durch Praxis auf der Bühne. Selten nur riß ihn das lustige, leichtsinnige Leben der Jugend fort, all' seine Sinnlichkeit, seine Begierde strebte zur Kunst. Früh verheirathet, ging er mit Frau und Kind nach Grätz in Steyermark, wo er, empfohlen von seinem gräflichem Gönner, auf 3 Jahre lang engagirt worden war. In Liebhaberrollen nie besonders glücklich, hatte er sich schon in Breslau dem Komischen, Phantastischen zugewendet und in diesem Felde nicht nur den Beifall des Publikums, sondern auch die besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme Schalls und seiner literarischen Freunde gewonnen. In Grätz bildete er sich in dieser Richtung immer mehr aus und versuchte es, die namentlich in Oesterreich beliebten Farcen und Bockssprünge der Komiker durch feine, nüancenreiche Darstellung heiterer Charaktere zu ersetzen. Der bessere Theil des Publikums erkannte diese Bemühungen an und zeichnete ihn sichtlich aus und die Direktoren der Bühne, Graf Thurn und Baron Born, übertrugen ihm die Regie des Schauspiels. Als die Direktoren fallirt hatten und ein Drechsler und ein Fiaker die Zügel des Instituts ergriffen, lehnte S. die Einladung zu bleiben ab, verließ Grätz und ging nach Wien, wo ihn die Mustervorstellungen des Hofburgtheaters begeisterten. Eine Empfehlung an den Grafen Palfy benutzend, wurde S. zu einem Probespiel im Zimmer aufgefordert. Mehre Kavaliere, einige Theaterdamen und die Regisseure des Theaters an der Wien bildeten das Publikum. Zur Probe wurde der häusliche Zwist gewählt und S. spielte darin mit so gutem Erfolge, daß Graf Palfy entschied, S. solle in dem Personale aufgenommen werden, falls er (der Graf) durch das Glück der Lotterie Eigenthümer des Theaters bliebe, das eben ausgespielt werden sollte. S. gastirte hierauf in Preßburg und ging mit geringer Baarschaft über Brünn, wo er vergeblich auftreten zu können hoffte, nach Olmütz. Das Schauspielhaus war hier in der Schlachtbank; S. tröstete sich sarkastisch, indem er meinte: es würde gegenwärtig unter ihm bei weitem weniger Vieh geschlachtet, als vielleicht später neben ihm Menschen. Nachdem er 13 Male aufgetreten, kamen Klagebriefe von der Frau. Der kluge Principal bemächtigte sich des armen Gatten, Vaters und — Künstlers. Mutter und Kind eilten herbei, theilten Ehre und Freunde und ein karges Brod. Da eröffnete ihm Holbein, Direktor in Prag, ein Gastspiel auf Engagement. Die olmützer Theaterfreunde versicherten ihrem Liebling einen bedeutenden Gagezuschuß, wenn er bleiben wolle; auch ihr Theater solle er in Zukunft haben. Die Liebe zur Kunst, der Drang nach höherer künstlerischer Ausbildung siegte jedoch: er verließ ein Theater, in dem er Alles galt, und ging nach Prag, um unter Meistern wieder Anfänger zu seyn. S., der äußerlich sehr arme, spielte, nicht was er wünschte, sondern was die Direktion wollte, den Junker Hanns zum ersten Male in der Residenz, den Riccaut de la Martinière und später den Banditen Angelo in Emilia Galotti. Er wurde 1820 engagirt und verließ somit, von nun an die gerade Heerstraße seines Ruhmes einschlagend, die letzte Nebenstation. Holbein war der Erste vom Fach, welcher das eminente Talent, den Alles durchdringenden, pikanten und graziösen Geist S.s erkannte, ihm das Horoskop eines großen Schauspielers stellte. Er führte ihn, der sich ihm ganz zu eigen gab, in das Fach der Charaktere ein, worin er in der Folge so großen Ruhm erntete. Das Publikum zählte ihn bald zu seinen entschiedensten Lieblingen. Zu viel Beschäftigung warf ihn endlich darnieder und eine Reise nach Teplitz wurde nöthig. Kaum genesen spielte er auf freundliches Ersuchen vieler Badegäste, die sein Talent kannten, auf dem dortigen Schloßtheater. Nach Prag zurückgekehrt, erhielt er einen Engagementsantrag nach Kassel. Sorge für seine Gesundheit hieß ihn darauf eingehen, doch geschah es nicht ohne Zustimmung seines väterlichen Freundes Holbein, der ihn ungern scheiden sah. S. gefiel in Kassel; Publikum und Hof zeichneten ihn aus. Noch bevor sein Kontrakt abgelaufen, gab man ihm eine Anstellung auf Lebenszeit. Ihm die engste Fessel anzulegen, sicherte man seiner Frau, die nur als solche in Verbindung mit dem Theater stand, eine Pension, falls sie Wittwe werden sollte. Von Kassel aus besuchte er Berlin, um endlich Ludwig Devrient zu sehen, gastirte in Elberfeld und Düsseldorf, später in Hamburg, wo man ihn zu behalten wünschte. S., dessen ökonomische Verhältnisse durch Krankheiten in seiner Familie, nothwendig gewordene Badereisen u. s. w. einer Verbesserung bedurften und der sich zudem in Kassel nie gesund und glücklich fühlte, bat wiederholt, aber vergeblich um Entlassung. Kaum gestattete man ihm die Benutzung der Theaterferien, obschon ihn der Arzt zum dritten Male nach Ems gewiesen hatte. Hier erhielt er von dem Intendanten des Hoftheaters in Darmstadt eine Einladung zum Gastspiel. Indem er sie acceptirte, denn noch war sein Urlaub nicht zu Ende, verweigerte man in Kassel seiner dorthin vorausgegangenen Frau den rückständigen Gehalt. In Darmstadt hatte man ihm inzwischen ein lebenslängliches Engage=

ment angeboten, dessen Vortheile das des kasseler in jeder Beziehung übertrafen. Er blieb in Darmstadt und wurde Mitglied der Regie. Das Schauspiel, seit Jahren untergeordnet, florirte, die Oper stand zurück. Plötzlich wendete sich das Blatt; kaum durfte sich das Schauspiel weiter sehen lassen. Müßig zu gehen, war S. unmöglich. Er bat um Urlaub und spielte in Stuttgart, wo er so außerordentlich gefiel, daß der Intendant ihn schon nach der dritten Rolle aufmunterte, Darmstadt gegen Stuttgart zu vertauschen. Drei Monate später war S. auf Lebenszeit Mitglied der würtembergischen Hofbühne. Von hier aus, vorzüglich aber durch glänzende Gastspiele rings umher, erreichte S.s Name große Popularität, sein Ruhm wuchs, allerorts wurden ihm die schmeichelhaftesten Anerbietungen und Ehrenbezeugungen zu Theil. Vom Hofburgtheater in Wien erhielt S. inmitten seines dortigen Gastspiels einen höchst vortheilhaften Kontrakt auf Lebenszeit und die Stellung eines Regisseurs, während ihm Graf Redem in Berlin den vollen Wirkungskreis des heimgegangenen Ludwig Devrient offerirte. Der König von Würtemberg jedoch, der S. persönlich auszeichnete, hieß ihn bleiben, übertrug ihm zum Beweise seiner Hochachtung die Leitung des dramaturgischen Lehrinstituts, einen Theil der Regie und erhöhte seinen Gehalt um jährlich 1000 Gulden. In Frankfurt a. M. spielte S. mehrmals mit solchem Erfolge, daß man am Eingange zum Schauspielhause Schranken zog, dem Andrange des Volks zu wehren. Ueberall, wo S. spielte, drückte man ihm den Lorbeer auf die gedankenreiche Stirn. Noch eine letzte Feuerprobe hatte indeß S.s Ruhm zu bestehen. Das Auftreten vor dem berliner Publikum, vor der berliner Kritik, wo die Namen Fleck, Iffland, Wolff, Devrient und Lemm noch in lebendigem Andenken standen. Zudem hatte S. die Kritik der nordischen Residenz durch eine ironische Entgegnung (im Morgenblatte) auf den Ruf: zu kommen und zu — siegen, gegen sich gereizt, und Gutzkow ihn durch den Ausdruck: S. ziehe gen Berlin, sich den Lorbeer jener großen Todten aufs Haupt zu setzen, um die Naivetät des Publikums gebracht. Im Jahre 1835 kam der also Angekündigte nach Berlin. Er trat als Carlos in Clavigo auf. Kein Zeichen der Freude oder der gewohnten Artigkeit empfing, ermuthigte ihn. Im drückend vollen Hause war es mäuschenstill. Man begleitete das einfache, naturwahre Spiel des Künstlers nur mit stummer Aufmerksamkeit. Als aber aus der Auffassung des Charakters und der Gesammtheit der Darstellung die tiefe Menschenkenntniß, der reiche, gewandte Geist des Gastes immer klarer, immer bewältigender heraustrat, als man sich erinnerte, den Meister über sein Werk vergessen zu haben, da brach plötzlich ein enthusiastischer Beifall aus, ein Beifall, der nicht enden wollte, der immer rauschender, immer tobender wurde. Es war ein vollständiger Triumph über alle vorgefaßte Meinung, ein Sieg über jede Kabale, mit welcher der Neid wirklich im Anzuge war. S. spielte 30 Male bei gedrängt vollem Hause, mit einer Anerkennung, welche durch die wunderbare Vielseitigkeit seines Talents nur gesteigert werden konnte. Der König bewilligte ihm am Schlusse seiner Darstellungen ein Benefiz im Opernhause, eine Auszeichnung der seltensten Art, welche durch die Theilnahme des in Wahrheit kunstsinnigen Publikums zu einer Feier erhoben wurde. Autoritäten der Kunst und Wissenschaft drängten sich um ihn. Eduard Gans schrieb Theaterkritiken und gestand, daß auf ihn, der oft in Paris und London war, „seit vielen, vielen Jahren kein Schauspieler einen so tiefen Eindruck hervorgebracht, daß er noch keine Darstellungen von solcher Klassicität gesehen hätte"; die vornehm prüde Staatszeitung analysirte die Leistungen dieses Gastes; die bedeutendsten Schriftsteller wetteiferten in öffentlicher Anerkennung des Künstlers und der diplomatische Varnhagen von Ense schloß, ganz gegen seine Gewohnheit enthusiastisch, die im 2. Bande der allgemeinen Theater-Revue mitgetheilten Urtheile Rahels mit den Worten: „Wir bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, S. in Berlin auftreten zu sehen. Sie würde den größten und reinsten Kunstgenuß gehabt haben, das schönste Talent und die vollste Anerkennung desselben zu sehen. Was in Iffland ächt gewesen, was Wolff zu seyn erstrebt hatte, wäre ihr in diesem Künstler, ohne die Zuthat des Falschen und Mangelhaften, endlich als eine Meisterschaft entgegengetreten, und sie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft widerfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe Menge, sondern auch befangene, mehr klügelnde als kluge Gebildete widerstreiten zu sehen, sie hätte den Triumph genossen, dies Mal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demselben Enthusiasmus wetteifern zu finden". Den lebenslänglichen Kontrakt, welcher ihm nach solchem Erfolge zu Berlin geboten wurde, lehnte S. ab. Erst als man nach einem gleich glänzenden Gastspiele 1837 die Einladung wiederholte, ging er darauf ein. Stuttgarts Theaterverhältnisse waren durch einflußreiche Persönlichkeiten, denen sich zu fügen S. zu starr, zu stolz war, völlig andere geworden. Er bat um Entlassung, sie wurde verweigert. Er wiederholte seine Bitte mit dem runden Geständniß, daß es ihm, unter den eingetretenen Umständen nicht mehr möglich sey, seine Pflichten in gewohnter Weise zu erfüllen. So wurde er frei. Ein Wortwechsel zwischen S. und dem Intendanten hatte zur Folge, daß dem vor wenig Tagen ehrenvoll Entlassenen rasch ein zweiter Abschied ins Haus gesendet wurde und S. die stuttgarter Bühne nicht wieder betreten durfte; selbst die Erlaubniß zu einer allgemein gewünschten Abendunterhaltung in irgend einem Saale der Stadt wurde ihm verweigert. Am 4. April 1838 trat er im Opernhause zu Berlin als Oliver Cromwell, zum ersten Male als Mitglied der königlichen Bühne auf. Auch von Berlin aus gab er mehre glänzende Gastspiele auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands, † aber schon am 17. März 1843. S. war mittelgroß, schlank und gelenkig; sein

heiterkluges Gesicht hatte nichts auffallend Heraustretendes, als zuweilen einen witzig-listigen Blick, wenn er sprach; die Haltung war graziös, der Tritt leicht, sein Erscheinen machte den Eindruck einer steten Fertigkeit, in höhere und niedere Menschenformen schlüpfen, sie geistig beleben und erfüllen zu können. Ein Zug der Ironie, der Ueberlegenheit umspielte den Mund, dem man es ansah, daß er im konventionellen Leben viel Wahrheit zurückhalten mußte, aus dem nur Klares und Ueberlegtes in ruhig-schönem Flusse hervorkam. Seine vollkommene Weltbildung machte ihn selbst mittelmäßigen Menschen gefallen, die ihn nicht verstanden, die nur durch seinen dramatisch belebten, pikanten Vortrag, durch manche sarkastische Bemerkung, durch seine immer neuen und immer treffenden Vergleiche und durch seine äußere Bescheidenheit angenehm berührt wurden. S. dachte und sprach eben so glatt, deutlich und rein, so schwungvoll und doch zur schönsten Ruhe abgeklärt, wie er schrieb: er war durchweg ein fertiger Mensch, aber doch immer Mensch. Er griff niemals ins Ungewisse, Ueberschwängliche hinaus, er überließ sein Talent nicht haltlosen, momentanen Eingebungen; er trat nirgends subjektiv auf, sondern ließ Stamm, Aeste, Blätter und Blüthen aus einer Wurzel wachsen. Aus dem Ganzen seiner Aufgabe heraus fühlend und denkend, ordnete er alles Einzelne wieder zum harmonischen Ganzen. Sein Ideal war die Wahrheit und die aus der Totalität ihrer Kunstform entspringende Schönheit. Er war, wie Wenzel von ihm sagt, nicht romantisch, sondern klassisch. Man hat sein Spiel prosaisch, seine Kunst die des scharf berechnenden Verstandes genannt: er war so prosaisch, wie es Lessing und Göthe waren, wie alle Klassicität ist. S.s Menschen flogen nicht, eben weil sie Menschen waren. Daß er das in hohem Grade besaß, was seine Gegner an ihm vermißten, die Produktivität der Phantasie, beweist die merkwürdige Mannichfaltigkeit seiner Gestalten in Figur, Gesicht, Gang, Ton und Rhythmus der Sprache, Geberde, Bewegung, Angewohnheit, in Allem, was Individuum vom Individiuum unterscheidet. Aber seine proteische Kraft war nicht die gemeinere des Mimologen, es war die des ächten, schaffenden Künstlers. S.s Phantasie fand nicht nur die Plastik des dichterischen Gedankenbildes; was ihn so groß machte, war seine geistige Verwandlung. Er hatte nicht nur Gestalt, Sprache und Manier, er hatte Geburt, Leben, Verhältniß, Herz und Hirn seiner Rolle. Diese tiefe, innige Objektivität, die Durcharbeitung seiner Rolle bis in ihre allerfeinsten Züge mit dem Blick auf die Menschlichkeit überhaupt, und die erstaunenswerthe Konsequenz und harmonische Rundung der Durchführung machten ihn den größten Mimen aller Völker, einem Garrick, Schröder, Fleck, Iffland, Talma, Wolff und Devrient ebenbürtig. Weil sein Kunstgenie das Meiste erringen und bilden mußte, weil seine Größe sein Werk, weil er, wie Eduard Gans ihn nennt, vergeistigte Natur war, durfte A. Lewald sagen: man könne Lessings paradoxen Ausspruch auf ihn anwenden: S. wäre auch ohne Arme und Füße ein großer Schauspieler geworden. Die Gegner S.s meinen seinen Ruhm im Herzen verwundet zu haben, wenn sie sagen: er habe sich auf der Bühne niemals seinem Genius überlassen können, habe nur seine Charaktere mit bestimmtem Tritt, in sichern fertigen Formen gewebt. Aber wurde nicht alles Vollkommene mit Bewußtseyn und Ordnung erschaffen? Ein Charakter, in dem Alles entwickelt, motivirt werden soll, der als einzelne Figur in streng gemessenem Verhältniß zu den andern Figuren des Lebensbildes steht, darf und kann er vom größten Genie nur im Aeußerlichen festgehalten, hier und da improvisirt werden? Kein Dichter in heiligster Begeisterung bringt ohne Pause des Nachdenkens, ohne Feile ein wahrhaft schönes Gedicht zu Stande, und doch bedarf dieser nur der Sprache. Wie soll es nun der Schauspieler, der außerdem mimisch und plastisch wahr und schön bleiben muß, der ein, durch das kleinste Zuviel und Zuwenig beleidigter Charakter ist, und dem die Bewegung anderer Charaktere und die Stellung vor dem Publikum jede Willkür abschneidet? Die zufällige Inspiration auf den Bretern, wie alles Subjektive und Einzelne verwerfend, erreichte S.s Meisterschaft ihren gleich mächtigen Erfolg auf die Masse der Zuhörer, wie auf die Gebildeten dadurch, daß sie, sey es negativ oder positiv, den darzustellenden Charakter, ohne seiner Wahrheit im Geringsten wehe zu thun, zur größtmöglichsten dram. Wirksamkeit brachte, zu jenem erhöhten, gedichteten Leben, zu jener angeschauten Natur, welche alle Kunst erheischt. Daß dies keineswegs durch ein stetes Zusammendrängen auf Effekt, noch durch Ausprägung der schärfsten, spitzigsten Seite eines Charakters geschah, bedarf nach Aufzählung der geistigen Vorzüge S.s kaum der Erwähnung. Sein Franz Moor, sein Cromwell, Marinelli, Carlos in Clavigo, Richard III., Shylock, Jago u. s. w. bewiesen im Gegentheil, daß er nicht die Sünde und das Laster, ihrer wirksamen Fratze willen, über das Individuum, in welchem sie geworden sind, hinaushob, sondern im Menschen immer den menschlichsten Mittelpunkt auffand. Die größtmöglichste dram. Wirksamkeit seiner Charaktere entstand durch die vollkommene Beherrschung seiner Rolle im Innern und Aeußern, durch die Objektivität, welche die Illusion hervorbringt und aufrecht hält, und durch die mit jener verbundene Konsequenz seines Spiels, welche dem Herzen des Zuschauers ein ganzes, unvergeßliches Bild einprägt. Daß er im Bewußtseyn, immer das Rechte zu wollen, und im Bewußtseyn seiner Fähigkeiten auch ein keckes Bild zu entwerfen sich nicht scheute, unbekümmert um die Möglichkeit, hier und da anzustoßen, mißdeutet oder nicht sogleich verstanden zu werden, beweist unter Andern sein Mephisto, dessen Auffassung, Durchdringung und Darstellung Professor Röse mit Recht als ein Riesenwerk des Geistes und Talents schildert. S. brachte den göthe'schen Mephisto als Das, was er ist: als Teufel, Volksdämon, als personificirten, diese unvollkommene Welt durchätzenden

Geist der Verneinung, eine Auffassung gegen die sich mehre, selbst beachtenswerthe Kritiker ausgelassen haben, indem sie ihn als Spötter, Sophist, mit einem Worte als den schalksehenden Teufel wollen. Seine ausgezeichnetsten Darstellungen, aus denen zugleich die Vielseitigkeit des Künstlers sprechen mag, sind: Shylock, Richard III., Jago, Polonius, König Philipp II., Mohr (im Fiesko), Franz Moor, Präsident („Kabale und Liebe"), Alba, Mephistopheles, Antonio (in Tasso), Carlo (in Clavigo), Nathan, Marinelli, Perin, Michel Perrin, Polterer, Abbé de l'Epée, Wellenberger, alte Klingsberg, Graf Klingsberg (in der „Unglücklichen Ehe durch Delikatesse"), Graf Balken („in der „Schachmaschine"), Dominique, Vatel (in „Ehrgeiz in der Küche"), Ludwig XI., Karl XII., Schewa, Scarabäus, Friedrich der Große, Cromwell, Ossip, Bolingbrocke, Richard Brandon in Rellstabs „Eugen Aram" u. s. w. Auch als Vorleser trat S in der letzten Zeit auf; so las er 1839 zu Berlin Lessings „Nathan" zum Besten des Denkmals, welches diesem Schriftsteller zu Braunschweig errichtet werden sollte, und im Winter 1840 3 Mal für die berliner Armen, immer vor dem zahlreichsten und gebildetsten Publikum. Vgl. Rötscher, S.s Leben und Wirken, Berlin 1845, u. „Allgemeines Theaterlexikon", 6. Bd.

Seydewitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; 110 Einw.

Seydlitz, Friedr. Wilh. von, königl. preuß. General der Kavallerie, wurde den 3. Febr. 1721 zu Kalkar im Herzogthum Kleve geboren, wo sein Vater Rittmeister beim Dragonerregimente Sonsfeld war. Muthmaßlich von Kindheit an für den Reiterdienst bestimmt, erhielt er eine strenge Erziehung, bei welcher Abhärtung und Leibesübungen nicht fehlen durften. Im 7. Jahre saß er schon zu Pferde, ritt mit Erwachsenen um die Wette und war gleichgültig gegen jede Gefahr. Als sein Vater eine Schwadron in dem Kürassierregimente des Markgrafen von Schwedt erhalten hatte, zog der junge S. die Aufmerksamkeit dieses Prinzen auf sich, der ihn auch einige Jahre nach des Vaters bald erfolgtem Tode als Page zu sich nahm, und auf die sonderbarste Weise, ohne es zu wissen, den Grund zu seinem nachherigen Ruhme legte. Des Prinzen Lebensweise war bekanntlich im höchsten Grade wild zu nennen, die halsbrechendsten Uebungen zu Pferde oder Wagen bei der Jagd oder auf Spazierritten, machten seine tägliche Belustigung aus, die nur durch minder edle Leidenschaften bisweilen unterbrochen wurden. An Allem, was der Prinz that, mußte auch sein Page Theil nehmen, und je mehr dieser sich durch Kühnheit und Unerschrockenheit auszeichnete, desto gewagtere Versuche wurden ihm auch zugemuthet. Nicht zufrieden, daß der angehende Jüngling die wildesten Pferde bändigte oder mit ihm einen Wagen bestieg, dessen Pferde der Prinz zum Durchgehen reizte und ihnen dann die Zügel über den Hals warf, nöthigte er auch den jungen S., Hirsche im Thiergarten zu besteigen und seinen Sitz auf dem glatten Rücken dieser wild davon rennenden Thiere zu behaupten. Zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durchzureiten, war eine fast täglich sich wiederholende Uebung, und S. fand am Ende so viel Gefallen daran, daß er dieses gefahrvolle Kunststück auch in spätern Jahren, selbst als Reitergeneral, oft vor vielen Zeugen ausübte. Diese etwas ungewöhnlichen Pagenstreiche, wozu S. bald durch das Gebot seines Herrn, bald durch den Geschmack daran bewogen wurde, legten den Keim zu einer Thatenlust, die weder Hindernisse noch Gefahren kannte, und während der Markgraf nur ein patentirter General, ein toller Wagehals blieb, bildete sich S. zum kühnsten und geschicktesten Reiter aus. Doch wurde ihm die frühe Bekanntschaft mit sinnlichen Ausschweifungen in der Folge sehr verderblich. Vier Jahre dauerte dieses Verhältniß zum Markgrafen, der ihn nachher im 17. Jahre als Cornet in seinem Regimente anstellte, welches zu Belgard in Pommern stand. Hier fand S. keine günstige Aufnahme, denn der Oberst von Rochow, Befehlshaber desselben, sah in dem erklärten Günstlinge seines Regimentschefs einen geheimen Aufpasser und ließ ihn die ganze Strenge des Dienstes fühlen. Dieses gespannte Verhältniß änderte sich auch durch den ausbrechenden ersten schlesischen Krieg nicht (1741), woran das Regiment Theil nahm, wurde aber eine Hauptursache der frühen kriegerischen Auszeichnung und schnellen Beförderung des jungen S. Rochow hatte im Frühjahre 1742 mit seinem Kürassierregimente das Städtchen Kranowitz bei Ratibor besetzt und sich dort verschanzt, um der Uebermacht der oft in zahlreichen Schaaren aus dem Gebirge hervorbrechenden Ungarn leichter widerstehen zu können. Auf die Nachricht von dem Anzuge von 5—6000 Ungarn wollte er ein in einem Thale liegendes Dorf, durch welches der Feind ziehen mußte, besetzen lassen und bestimmte hierzu S. mit 30 Kürassieren, welcher Befehl erhielt, sich dort so lange zu behaupten, bis Infanterie zu seiner Unterstützung ankommen könnte. S. ward hierzu außer der Reihe befehligt, sah seine Niederlage und Gefangenschaft voraus, vermuthete deshalb, daß hierbei die Absicht, ihn zu verderben, zum Grunde liege und sagte ganz freimüthig zum Obersten, daß er zu einem solchen Ehrenposten noch zu jung sey, doch aber dem Befehle Folge leisten werde. Im Dorfe angekommen, überzeugte sich S. immer mehr, daß eine Lösung der erhaltenen Aufgabe zu den Unmöglichkeiten gehöre, denn schon war eine zahlreiche Reiterschaar im Anmarsche und die Umfassung des Dorfes, aus Gartenzäunen und Hecken bestehend, konnte leicht an mehren Stellen überwältigt werden. S. ließ die Pferde gekoppelt in einen Hof bringen, stellte seine Kürassiere hinter die Hecken, verrammelte den Eingang ins Dorf, so gut es ging, und empfing die bald darauf anrückenden ungarischen Reiter mit einem lebhaften Karabinerfeuer. Es dauerte nicht lange, so war das ganze Dorf von den Ungarn umringt, jeder Rückweg abgeschnitten, gleichwohl fern die Aussicht auf Unterstützung. Dennoch wieß S. jede Aufforderung sich zu ergeben mit Standhaftigkeit zurück und setzte die

Vertheidigung mit Hartnäckigkeit fort. Inzwischen war Oberst Rochow ganz ruhig hinter seinen Schanzen geblieben, der den Oberbefehl führende General jedoch mit drei Schwadronen vorgeritten, um die Ungarn anzugreifen; als er aber eine schmale Brücke passiren wollte, wurde er plötzlich von 3000 Ungarn, die hinter einer Anhöhe hervorbrachen, angefallen und konnte sich nur mit großem Verluste den Rückzug erkämpfen. Noch dauerte das Schießen im Dorfe fort, wo S. schon seit länger als einer Stunde der Uebermacht trotzig die Stirne bot; jetzt erst wurden einige Kompagnien Infanterie zu seiner Befreiung abgeschickt, aber es war bereits zu spät. Die Mehrzahl der Kürassiere war verwundet und ohne Munition, längerer Widerstand nach jenem verunglückten Unterstützungsversuche ohne allen Nutzen. S. ergab sich daher unter ehrenvollen Bedingungen und wurde nach Raab in Ungarn abgeführt. Der König bewirkte seine Auswechselung schon nach einigen Wochen gegen einen österreichischen Rittmeister, und ließ den tapfern Cornet sogleich zu sich kommen. Die Belohnung für seine Heldenthat erfolgte auf der Stelle, indem Friedrich dem Cornet die Wahl ließ, ob er die erste erledigte Lieutenantsstelle in einem Kürassierregimente haben, oder Husarenrittmeister werden wolle. S. zog das Letztere vor und erhielt eine Schwadron in dem natzmerschen Husarenregimente. Durch den breslauer Frieden (1742) wurde Schlesien zu einer preußischen Provinz und mußte deshalb besetzt bleiben. S. erhielt das Städtchen Trebnitz am rechten Oderufer zum Standquartier und war bald eifrig bemüht, seiner Schwadron einen höhern Grad taktischer Ausbildung zu geben, als man damals bei den Husaren für nöthig erachtete; auch hielt er mit großer Strenge auf Zucht und Ordnung. Zu Anfang des zweiten schlesischen Krieges (1744) wurde seine Schwadron der Avantgarde des Generals von Nassau zugetheilt und sehr bald mit den Oesterreichern handgemein. Da aber der damalige Kommandeur der natzmerschen Husaren, Oberstlieutenant von Schütz, die Landesbewohner mit fast unmenschlicher Grausamkeit behandelte, befahl der König, daß S. stets um dessen Person bleiben und ihn daran verhindern sollte, gewiß ein eben so ehrenvoller als schwieriger Auftrag, den er jedoch mit vieler Geschicklichkeit und mit Vermeidung ärgerlicher Auftritte vollzog, so daß er sich die volle Achtung des wilden Schütz erwarb. Der Tod des letztern, welcher im nächsten Feldzuge von den Oesterreichern in Stücken gehauen wurde, löste dieses Verhältniß auf. Bei Hohenfriedberg focht er auf dem rechten Flügel und nahm den sächsischen General von Schlichting mit eigner Hand gefangen, wofür ihn der König zum Major beförderte. In der Schlacht bei Soor zeichnete sich S. bei den ungestümen Kavalerieangriffen mit seiner Schwadron besonders aus und erhielt eine Schußwunde in den linken Arm, die ihn jedoch nicht hinderte, beim Regiment zu bleiben. Gegen das Ende des Feldzugs ward ihm noch die Gelegenheit, unweit Zittau die österreichische Arrièregarde so plötzlich anzugreifen, daß sie fast gänzlich auseinander gesprengt wurde. Der zu Dresden geschlossene Friede führte S. wieder in sein Standquartier Trebnitz zurück, wo er die weitere Ausbildung seiner Husaren mit größter Sorgfalt betrieb und allmählig zum Schöpfer einer neuen Reitertaktik wurde. Von dem Könige mit Lob überhäuft und mit einem kostbaren türkischen Säbel beschenkt, fühlte S. die Nothwendigkeit, das Vertrauen seines Monarchen durch die That zu rechtfertigen und scheute keine Mühe, seine Schwadron in jeder Hinsicht zu vervollkommnen. Zuvörderst bildete er die Husaren zu tüchtigen Reitern aus, in der weitesten Bedeutung des Wortes, und was er sonst allein aus jugendlichem Uebermuthe unternommen, das wurde jetzt ein Gegenstand täglicher Uebung für Alle. Ueber Gräben, Hecken und Mauern wurden die verwegensten Sprünge gemacht, die Ungleichheiten des Bodens wurden dadurch zur Ebene und kein Hinderniß vermochte seine kühne Reiterschaar im Vorrücken aufzuhalten. Dem Gebrauche der Waffen widmete S. gleiche Sorgfalt. Was er von seinen Untergebenen forderte, leistete er selbst mit seltner Vollkommenheit und wurde ihnen dadurch zum Vorbild. So gefahrbringend aber auch bisweilen diese Forderungen waren, so wendete er doch wenig Zwangsmittel an, und es verdient bemerkt zu werden, daß zu einer Zeit, in welcher das Prügeln gleichsam mit zum Dienst gehörte, in S.s Schwadron die körperlichen Züchtigungen allmählig ganz aufhörten, denn seine Persönlichkeit war allein hinreichend, so Großes zu vollbringen, und er verstand es meisterhaft, jenen Trieb zur höheren Ausbildung auch seinen Offizieren und Unteroffizieren einzuflößen. Ein vorzügliches Mittel zur Erreichung seines Bildungszieles war, nächst der eignen Meisterschaft, die Behandlungsweise der Untergebenen. Unerbittlich streng im Dienst, machte S. doch einen großen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem; die Pünktlichkeit und Ordnung in Erfüllung aller Dienstobliegenheiten war bei ihm nicht Zweck, sondern das Mittel, und so hielt er sich stets fern von jeder Pedanterie, die von der entgegengesetzten Ansicht ausgeht und deshalb auch gewöhnlich den Zweck verfehlt. War der Dienst beendigt, dann hörte auch jeder Zwang auf, der strenge Gebieter wurde zum freundlichsten Vorgesetzten, der mit seinen Offizieren im vertrautesten Umgange lebte, ohne daß diese jemals ihre untergeordnete Stellung im Dienste vergaßen. In den Winterabenden fanden häufige Zusammenkünfte Statt, bei welchen von Angelegenheiten des Dienstes, von Kriegsvorfällen, vom Verhalten in schwierigen Lagen, auch von andern Dingen gesprochen und tüchtig Tabak geraucht wurde. Eigentliche Studien, im gewöhnlichen Sinne des Worts, sind nicht an der Tagesordnung gewesen, denn S. las wenig, dachte aber desto mehr und stets an seinen Beruf und an die Mittel, ihn würdig zu erfüllen. Die damals bei seiner Schwadron stehenden Offiziere wurden bald tüchtige Männer und vom Könige

schnell befördert. Der Ruf von S.s bildnerischer Tüchtigkeit drang bald zu den Ohren des Königs, der mit dem damaligen Zustande seiner Kavalerie nicht sehr zufrieden war. S. wurde deshalb im Herbst 1752 zum Oberstlieutenant befördert, bald darauf zum Kommandeur des Dragonerregiments Prinz Würtemberg ernannt, welches er aber schon Anfang 1753 gegen das Kürassierregiment von Rochow vertauschen mußte, bei dem er im Sommer 1755 zum Obersten aufrückte. Diese Versetzung von einer Reitergattung zur andern trug viel zu seiner höhern Ausbildung bei und geschah auch zum Theil in dieser Absicht, mehr aber um S.s Grundsätzen auch in andern Regimentern Eingang zu verschaffen. Schon im ersten Feldzuge des dritten schlesischen Krieges nahm man in vielen Regimentern eine größere Entschlossenheit in den Bewegungen wahr, und in der Schlacht bei Lobositz, an welcher auch S. mit seinem Regimente Theil nahm, wurden einige sehr ungestüme Angriffe ausgeführt. Aber Besseres noch versprach die nächste Zukunft. Als der König in dem denkwürdigen Feldzuge 1757 abermals in Böhmen einfiel und Prag bedrohte, befand sich S. bei dem Corps des Fürsten Moritz von Dessau, welches über Kommotau vorrückte. Dieses Corps sollte in der Schlacht am 6. Mai eine Diversion im Rücken der Oesterreicher machen und oberhalb Prag auf das rechte Moldauufer gehen, was aber wegen unzureichenden Brückengeräths unterbleiben mußte. S., voller Ungeduld, wollte sich überzeugen, ob man nicht durch den Fluß reiten könne, und wäre bei diesem Versuche beinahe im Triebsande versunken. Erst in der Schlacht bei Kollin war es ihm vergönnt, den Feind die Schärfe seines Schwertes fühlen zu lassen, und der König vertraute ihm hier schon 25 Schwadronen an, womit er den Angriff des Generals Ziethen gegen den österreichischen rechten Flügel unterstützen sollte. Das Unternehmen gelang zwar, hatte aber keine weiteren Folgen, weil die Oesterreicher ein Eichenwäldchen stark mit Infanterie besetzt hatten und die preußische Kavalerie genöthigt war, dicht daran vorbei zu reiten. Glänzender war ein Angriff, welchen S. in einem späteren Momente dieser Schlacht an der Spitze von 10 Schwadronen auf eignen Antrieb machte; er warf zuerst ein Regiment Infanterie, dann zwei Reiterregimenter und drang bis an das zweite Treffen der Oesterreicher vor, wo er abermals ein Regiment Infanterie durchbrach und dessen Fahnen eroberte. Aber die Pferde waren jetzt aufs Aeußerste erschöpft; die Schlacht hatte bereits eine für den König höchst nachtheilige Wendung genommen und es blieb nichts übrig, als diesen Vortheil zur Deckung des Rückzugs der preußischen Infanterie zu benutzen, wobei S. die größte Thätigkeit entwickelte und durch die kühne Haltung seiner Reiterschaaren jede wirksame Verfolgung hinderte. Zwei Tage nach dieser Schlacht ernannte ihn der König zum Generalmajor und von nun an erhielt seine Wirksamkeit als Befehlshaber eine höhere Bedeutung. Ziethen hatte zu dieser Beförderung dringend gerathen und wünschte dem neuen General, welcher 20 Jahre jünger war, als er, von Herzen Glück. S. soll dabei lächelnd zur Antwort gegeben haben: „Wenn etwas aus mir werden soll, Euer Excellenz, so war es Zeit, denn ich bin schon 36 Jahre alt." Die Räumung Böhmens war die nächste Folge dieser unglücklichen Schlacht. Der Rückzug ging gegen Zittau, wohin General Graf Schmettau mit einem Corps vorauseilte, dem die Brigade S. zugetheilt war. Die Oesterreicher hatten bereits die nächsten Höhen besetzt und waren an Kavalerie viermal stärker, weshalb für zweckmäßig erachtet wurde, sofort sich nach Zittau zu werfen; dies hatte jedoch die Einschließung der Stadt zur Folge, wodurch die preußische Kavalerie in Verlegenheit kam. Sie erhielt deshalb Befehl, sich durchzuschlagen, was S. ohne Verlust bewirkte. Inzwischen waren die Franzosen bis Thüringen vorgedrungen, um sich mit den Reichstruppen zu vereinigen; die Gefahr des Königs wurde immer größer. Er berief daher S. zu sich, zu dessen Talenten er ein fast unbegrenztes Vertrauen hatte, und sendete ihn mit 15 Schwadronen an die Elster; er selbst folgte mit allen entbehrlichen Truppen nach. Am 7. September hatte S. bei Pegau ein Gefecht zu bestehen, das den Beweis liefert, was entschlossene Reiter auszuführen vermögen. Der Feind hielt die Stadt mit Infanterie besetzt, das Thor jenseits der steinernen Elsterbrücke war verrammelt, hinter der Mauer standen Schützen. S. wollte dessen ungeachtet den Uebergang erzwingen, ließ 100 Husaren absitzen und das Thor angreifen, welches bald erstürmt wurde. Die ganze Kavalerie jagte hierauf im Galop über die Brücke und durch die Stadt. Im freien Felde stieß S. auf zwei österreichische Kavaleriereregimenter, die hinter einem tiefen Feldwege standen; sie wurden angegriffen, geworfen, bis Zeitz verfolgt und verloren 350 M. Ein so energisches Verfahren mußte nothwendig beim Gegner die Ueberzeugung begründen, daß der König mit hinreichender Macht nachrücke, und machte diesem leichteres Spiel. Er ging jedoch nur bis Erfurt. S. hingegen wurde mit 20 Schwadronen bis Gotha vorgeschoben. Prinz Soubise und der Herzog von Hildburghausen standen mit der feindlichen Hauptmacht bei Eisenach und rückten am 19. Sept. mit 10,000 M. nach Gotha vor. S. wich zurück, stellte sich hinter einem flachen Höhenzuge bei Siebleben so vortheilhaft auf, daß man ihn für weit stärker halten mußte, und ließ durch einen nach Gotha geschickten Dragoner, der sich für einen Ueberläufer ausgab, die Nachricht verbreiten, daß der König mit starker Macht im Anzuge sey. Der Feind glaubte daran, machte einen Rekognoscirungsversuch, wurde dabei selbst angegriffen, in die Stadt zurückgeworfen und verließ dieselbe mit solcher Eile, daß der ganze galante und ungalante Troß in die Hände der Preußen fiel und S. mit seinen Offizieren das für die feindliche Generalität im herzoglichen Schlosse aufgetragene Mittagsmahl noch unangetastet fand und sich wohl schmecken ließ. Der Feind wurde bis Eisenach verfolgt. Kurz vor

der Schlacht bei Roßbach zum Oberbefehlshaber über die gesammte Kavalerie ernannt, wußte er den Neid über sein schnelles Emporrücken durch Entschiedenheit zu besiegen, und er war es, der die Schlacht eigentlich entschied. Der König belohnte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, den vor ihm noch nie ein Generalmajor erhielt, beförderte ihn zwei Tage später zum Generallieutenant, und ernannte ihn gleichzeitig zum Inhaber des Kürassierregiments Rochow. Diese seltene Auszeichnung blieb ohne nachtheilige Folgen auf seinen Charakter, und er fand sich mit Leichtigkeit in die neue Stellung, wozu ihn die Natur geschaffen zu haben schien. Eine Wunde, die er bei dem letzten Angriffe auf die französische Infanterie erhalten, hinderte ihn, dem König auf seinem raschen Zuge nach Schlesien zu folgen und nöthigte ihn, über vier Monate in Leipzig zu bleiben. Auch in der Ferne gab der König seinem Liebling Beweise des Wohlwollens und hoher Achtung; Prinz Heinrich mußte ihm den Fortgang der Kriegsereignisse umständlich mittheilen, und mehrmals äußerte Friedrich den Wunsch, S. bald wieder zu sehen, was aber erst im Mai des folgenden Jahres geschah. Der König befand sich damals in Schlesien, wo das Schwierigste schon vollbracht war, und schritt dann zur Belagerung von Olmütz, die jedoch wieder aufgehoben werden mußte. S. hatte wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und handelte meist nach speciellen Befehlen des Königs. Doch wurde ihm bei dem kühnen Zuge aus Mähren durch Böhmen nach Schlesien die Dekkung desselben mit der ganzen Kavalerie aufgetragen, was er mit vieler Geschicklichkeit vollbrachte und wobei er bei Chlumetz ein rühmliches Gefecht bestand. Die Bedrohung Küstrins durch eine starke russische Armee führte den Reiterhelden an die Oder. Auf den Feldern bei Zorndorf stießen die feindlichen Armeen auf einander und lieferten eine Schlacht, in welcher mit beispielloser Erbitterung gefochten wurde. S. befehligte die Kavalerie des linken Flügels, die zuletzt bis auf 61 Schwadronen verstärkt wurde; obwohl ihm keine Hauptrolle in diesem blutigen Drama zugetheilt war, erfocht er doch den Sieg und schützte sogar die Infanterie vor einer Niederlage. Ein besonderer Umstand scheint viel dazu beigetragen zu haben, an diesem Tage ganz Außerordentliches zu leisten. S. zögerte nämlich vor Beginn der Schlacht, sich dem linken Flügel der Infanterie anzuschließen, um seine Reiter nicht nutzlos dem Geschützfeuer bloßzustellen. Der König, darüber unzufrieden, sandte ihm Befehl, vorzurücken. Auch jezt weigerte sich S. und ließ dem Könige sagen: „er werde zur rechten Zeit schon bei der Hand seyn und sich später rechtfertigen.“ Friedrich war an diesem Tage nicht in der besten Laune, denn Vieles kam anders, als er gehofft und gewünscht hatte, und duldete überhaupt nicht leicht einen Widerspruch. Der Adjutant mußte daher augenblicklich zurückreiten und S. den erneuerten Befehl mit dem Zusatze überbringen, daß er nach der Schlacht die fernere Weigerung mit seinem Kopfe zu verantworten habe. Indessen war die Gelegenheit zum Handeln für die preußische Kavalerie noch nicht gekommen, S. rückte daher nicht von der Stelle und fertigte den Adjutanten mit den Worten ab: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache.“ Nach erfochtenem Siege umarmte Friedrich seinen Reitergeneral und empfing ihn mit den schmeichelhaften Worten: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken.“ S. wies aber auf seine noch bluttriefenden Reiter und sagte: „Nicht mir, sondern diesen wackern Männern haben Eure Majestät den Sieg zu verdanken.“ Im Lager bei Hochkirch war S. einer von denen, die den König auf die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls aufmerksam machten; er hielt ungeachtet des Befehls seine Regimenter in möglichster Kampfbereitschaft, konnte aber das Unglück nicht abwenden. Als der Rückzug angetreten werden mußte, deckte ihn S. mit der ganzen Kavalerie, und nur ihre imposante ruhige Haltung machte es dem Könige möglich, bei Bautzen wieder ein Lager beziehen zu können, das der Feind nicht zum zweiten Male anzugreifen wagte. Im Feldzuge 1759 fiel abermals eine starke russische Armee unter Soltikow in Schlesien ein und vereinigte sich mit einer österreichischen unter Loudon, worauf beide unweit Frankfurt eine verschanzte Stellung nahmen. Der König griff sie an, machte anfangs einige Fortschritte gegen den russischen linken Flügel, konnte aber das Geschütz nicht schnell genug nachbringen und mußte mit der Infanterie und Kavalerie längere Zeit im feindlichen Kartätschenfeuer aushalten. Viele Kugeln schlugen dicht bei ihm ein. S. bat ihn, sich nicht so sehr der Gefahr auszusetzen, erhielt aber zur Antwort: „Ei was, die Mücken spielen nur!“ Das Gefecht rückte nicht von der Stelle, und um seiner Infanterie etwas Luft zu verschaffen, sendete der König an S. den Befehl, mit der Kavalerie die feindliche Mitte anzugreifen. Aber dieser weigerte sich, zu gehorchen, denn er versprach sich keinen glücklichen Erfolg, auch waren die Verhältnisse anders, wie bei Zorndorf. Erst bei der dritten Aufforderung setzte S. sich in Bewegung, sank aber unter dem feindlichen Kartätschenfeuer verwundet vom Pferde, und die Schlacht war verloren. Der König, um seinen Reitergeneral besorgt, ließ sich nach dessen Befinden erkundigen; S., noch sehr verstimmt über den zur Unzeit befohlenen Angriff, gab lakonisch zur Antwort: „Es sey nichts, es habe ihn nur eine Mücke gestochen.“ Eine Kartätschenkugel hatte ihm jedoch das Säbelgefäß und die rechte Hand zerquetscht, der Schmerz war heftig und zog ihm einen Anfall von Schlagfluß zu, der ihn mehre Tage sprachlos machte. S. ging zu seiner Wiederherstellung nach Berlin. Das geschwächte Nervensystem verschlimmerte den Zustand, die Genesung machte keine Fortschritte. Der leidende Held flößte den Damen der Residenz doppeltes Interesse ein und fesselte namentlich die junge Gräfin v. Hacke. Der Entschluß, sich mit ihr zu vermählen, kam zur Reife, und er suchte die Erlaubniß dazu in einem

Schreiben nach, welches mit folgenden charakteristischen Worten beginnt: „Ew. Majestät bitte allerunterthänigst, gnädigst zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngste Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Blessur der Diskretion der Domestiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu seyn, ist nicht der geringste Beweggrund, warum Ew. Majestät mit dieser Bitte anzutreten mich unterstehe." Die königliche Antwort lautete: „Ich wünsche Ihm Glück dazu." Gleich nach der Trauung reiste S. zur Armee, die bei Leipzig stand. Der König empfing ihn gnädig, betrachtete ihn aber seiner sehr geschwächten Gesundheit wegen nur als Gast und verlangte seine Dienste nicht. Der General fühlte sich dadurch zurückgesetzt, erbat sich die Erlaubniß, nach Berlin zurückkehren zu dürfen und erhielt sie auch. Von dieser Zeit an waren beide nicht immer im besten Vernehmen. S.s thätige Mitwirkung an der Vertheidigung Berlins, welches im Herbste von den Russen angegriffen wurde, scheint ihn jedoch in der nie erloschenen Gunst seines Gebieters wieder sehr gehoben zu haben. Der König schrieb oft mit großer Theilnahme an ihn, erwies ihm manche zarte Aufmerksamkeit und begehrte seine baldige Rückkehr. Erst im Mai 1761 war S. vermögend, die Anstrengungen des Feldzuges zu ertragen und erhielt die Weisung, sich zur Armee des Prinzen Heinrich zu verfügen. Man wollte darin abermals eine Art Ungnade erblicken, aber der Prinz hatte in Sachsen einem doppelt so starken Feinde die Spitze zu bieten und sich den General S. zum Unterfeldherrn erbeten. Dieser trat hier in einen viel selbstständigern Wirkungskreis und erhielt dadurch manche Gelegenheit, sein Anführertalent in größerem Umfange zu entwickeln. Der Beobachtungskrieg, welchen Prinz Heinrich zu führen hatte, machte die Besetzung eines großen Raumes nöthig; an entscheidende Schlachten konnte also nicht gedacht werden. Desto heftiger geriethen aber bisweilen die kleinern Parteien an einander. Die Schlacht bei Freiberg (29. Okt. 1762) war das letzte bedeutende Ereigniß in diesem Kriege. S. handhabte darin die Infanterie mit gleicher Umsicht wie die Kavalerie, und führte einige Bataillone persönlich zum Angriff. Der endlich wiederkehrende Friede führte S. nach Ohlau zurück, wo das Stabsquartier seines Regiments war. Der König theilte die Kavalerie in Generalinspektionen und übertrug S. die Inspektion aller in Schlesien stehenden Regimenter, welche zusammen 70 Schwadronen zählten. Diese Einrichtung hatte eigentlich nur einen administrativen Zweck, später suchte man aber dadurch mehr Gleichheit in die Ausbildung der einzelnen Regimenter zu bringen. Da jedoch jedes Regiment einen General zum Inhaber hatte, der sich als dessen alleinigen Kommandanten betrachtete u. fremde Einrede ungern ertrug, so gehörte besondere Geschicklichkeit und ein persönliches Uebergewicht dazu, wenn der Generalinspektor sich wirksam zeigen wollte. S. war hierzu ganz der Mann und seine Inspektion wurde bald die beste in der Armee, so wie vorher sein Regiment allen andern zum Muster gedient hatte. Die Reit-, Fecht- und Schießübungen begannen aufs Neue und wurden mit derselben Kühnheit fortgesetzt. Der König fragte einst den General S., woher es komme, daß in seinem Regimente Reiter und Pferde so häufig die Hälse brächen, erhielt aber zur Antwort: „Eure Majestät dürfen nur befehlen und es soll nicht wieder vorkommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet." Die Ehe des Generals war nicht glücklich und die Aufführung seiner (von ihm allerdings sehr vernachlässigten) Gattin gab zu solchen Aergernissen Anlaß, daß eine völlige Scheidung unvermeidlich wurde. Im J. 1767 wurde S. zum General der Kavalerie ernannt, die höchste im Frieden zu erlangende militärische Würde. In seinen Verhältnissen zum Regiment änderte das nichts und er betrieb dessen Ausbildung mit demselben Eifer, als wenn er noch Oberster gewesen wäre. Später traten aber einige Mißhelligkeiten mit dem Könige ein, den bisweilen die große Verehrung ärgern mochte, die dem General S. von preußischen und fremden Generälen, selbst vom Kaiser Joseph, zu Theil wurde. Im Frühjahr 1772 ward S. vom Schlage getroffen. Eine Reise nach Karlsbad war ihm sehr heilsam, doch befolgte er die Vorschriften des Arztes zu wenig. Die Lebenskräfte waren schon zu sehr erschöpft, als daß man nicht das Schlimmste hätte befürchten sollen; eine zweite Reise nach Karlsbad machte das Uebel noch ärger; S. mußte von dieser Zeit an das Bett hüten; sein Monarch sah ihn während der Krankheit auf kurze Zeit in Ohlau. Am 7. Nov. 1773 † der General S., an völliger Entkräftung, erst 53 Jahre alt. Der König befahl, daß alle Stabsoffiziere der Inspektion 14 Tage lang einen Trauerflor am Arme tragen sollten, und ließ ihm 1784 auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin ein marmornes Denkmal setzen. Sein Leben beschrieb Varnhagen von Ense in den „Biographischen Denkmalen".

Seydorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hirschberg; evang. Mutterkirche, kathol. Pfarrkirche, Kapelle St. Anna, Leinweberei; 1100 Einw. Gehört zu den gräfl. von schaffgotschschen Besitzungen.

Seydowitz, österr.-böhm. Gut, Kreis Saaz; 1210 Joch 925 □Kl. Areal, mit 3 Dörfern und 270 Einw.; darin das gleichnam. Pfarrdorf; 150 Einw.

Seye, s. Flagge.

Seyenthal, s. Steyerthal.

Seyer, hinterindische Inselgruppe, Mergui-Archipel, im Meerbusen von Bengalen, im Besitz der Engländer.

Seyeröe, Insel, s. v. a. Seieröe.

Seyersberg, österr.-steierm. Dorf, Kreis Graz, Bez. Eckenberg; 430 Einw.

Seyfarth, Joh. Gabriel, vorzüglicher Violinvirtuos und Komponist des 18. Jahrhunderts, geb. zu Reisdorf bei Weimar 1711, gebildet von Walther in Weimar, später im Violinspiel vom Koncertmeister Höck in Zerbst und in der Komposition vom Kapellmeister Fasch

daselbst, trat später als Kammermusikus in die Kapelle des Prinzen Heinrich von Preußen zu Berlin u. 1740 in die neuerrichtete königl. Kapelle. Hier hatte er auch die Ballette zu komponiren, die auf der königl. Bühne zur Aufführung gebracht wurden und welche sämmtlich allgemeinen Beifall fanden. Er † zu Berlin den 9. April 1796. Für sein Instrument schrieb er viele Solos, Trios, einfache u. Doppelkoncerte und für das Orchester mehre Sinfonien, denen er gewöhnlich in einer Art Vorbericht eine Beschreibung dessen vorausschickte, was die Musik ausdrücken sollte.

Seyfartsdorf, s. Seifartsdorf.

Seyffarth (Biogr.), 1) Woldemar, Schriftsteller, 1795 zu Weißenfels geboren, war bis 1822 Advokat in Leipzig, dann Gerichtshalter in Lauenstein bis 1828, reiste bis 1832, lebte darauf in London, später in Dresden. Schrieb: Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz, Leipzig 1832, 4 Theile; — Bunte Briefe, Altenb. 1833, 2 Theile; — Andronikos, Leipz. 1834, 3 Theile; — Dick Brown, Stuttg. 1835; — 29 Federstriche aus England, Altenb. 1839; — Briefe aus London, das. 1841—42, 2 Theile. — 2) Gustav, Professor der Archäologie an der Universität Leipzig, geb. am 13. Juli 1796 zu Uebigau im Herzogthum Sachsen, widmete sich zu Leipzig seit 1815 dem Studium der Philologie und Theologie, habilitirte sich daselbst 1823 in der philosophischen Fakultät, wurde 1825 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1829 Professor der Archäologie. Auf einer dreijährigen Reise, die er durch die Unterstützung des sächsischen Königs 1826 nach Süddeutschland, Italien, Frankreich, England u. Holland unternehmen konnte, sammelte er mehr als 10,000 Abdrücke, Abgüsse, Durchzeichnungen und Abschriften ägyptischer Monumente und koptischer Manuskripte. Seine schriftlichen Arbeiten zeugen sowohl von Scharfsinn, als von Fleiß und Gelehrsamkeit, enthalten aber äußerst gewagte Hypothesen, welche der Gegenstand mannichfacher Angriffe u. Anfeindungen gewesen sind. Gegen Spohn schrieb S. Vertheidigungen in französischer, englischer, lateinischer und italienischer Sprache. Hinsichtlich der ägyptischen Schriftarten stellte er die Behauptung auf, daß alle drei in der altkoptischen Sprache wurzelten. Nach ihm ist die ganze literarische Hinterlassenschaft der Aegypter nicht symbolisch, sondern alphabetisch zu erklären, indem die Begriffe derselben nicht durch einzelne Figuren, sondern, wie bei den andern Völkern, auch durch Buchstabengruppen wiedergegeben wurden. S. schrieb: De pronunciatione vocalium graec. (Habilitationsschrift); — De sonis literarum graecarum tum genuinis tum adoptivis etc., Leipz. 1824; — De lingua et literis veteris veterum Aegyptiorum (eine Fortsetzung von Spohns Werke), das. 1825—31, 4.; — Rudimenta hieroglyphices, das. 1826, 4.; — Systema astronomiae aegypt. quadripartitum, das. 1833, 4.; — Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises, das. 1834, 4.; — Alphabeta genuina Aegyptiorum et Asianorum, das. 1840, 4.; — Die Grundsätze der Mythologie u. der alten Religionsgeschichte u. s. w., das. 1843; — Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi, das. 1846, u. A. m. — 3) L., Kupferstecher zu London, jetzt lebender Künstler, ist durch mehre pittoreske Ansichten bekannt, leistet im Landschaftsfache Vorzügliches. — 4) Luise, geborne Sharpe, Malerin zu London, um 1805 geboren und frühzeitig zur Kunst angeleiter, entwickelte bald ein bedeutendes Talent, welches sich schon um 1825 in trefflichen Miniaturbildern aussprach. Diese bestehen in Kopien nach berühmten Malwerken und in Porträten nach dem Leben. Dann findet man von ihr auch sehr schöne und zart ausgeführte Porträtzeichnungen und herrliche Bilder in Aquarell, Scenen aus der Geschichte und dem Leben in großer charakteristischer Wahrheit darstellend. Diese Bilder sind mit Meisterschaft behandelt und von ungewöhnlicher Kraft der Farbe. Sie ist Mitglied der Gesellschaft für Maler in Wasserfarben, 1806 gegründet. Ihre Werke gehörten immer zu den Glanzpunkten der Ausstellungen in Pall-Mall. Mehre ihrer lieblichen Frauenbilder sind im Stahlstiche bekannt, wie in Heaths „Gallery of British Engravings", London 1836 ff., in Desselben „Book of beauty", in dem Werke: Paris et London, Keepsake français, u. in der englischen Ausgabe, 1837 ff., in den englischen Almanachen 2c. Im J. 1840 verheirathete sie sich mit S. 1).

Seyfert (Biogr.), 1) Joh. Kaspar, Komponist, geboren zu Augsburg 1697, gebildet vom dasigen Musikdirektor Kräuter, dann von dem berühmten Pisendel in Dresden, wurde 1743 Kräuters Nachfolger zu Augsburg und † das. 1767. Er komponirte viele Kirchenmusiken, einige Oratorien, Mehres für die Kammer u. das Koncert, auch für die Laute. — 2) Johann Gottfried, Sohn des Vorigen, wurde in der Musik von seinem Vater und von Leitdorfer in Baireuth gebildet, ging dann nach Berlin, wo er durch das Hören vieler graunschen Werke und durch den freundschaftlichen Umgang Eman. Bachs sich vervollkommnete, und nach Wien, wo er unter Wagenseils Leitung seine Schule gewissermaßen vollendete. Nach dem Tode seines Vaters trat er in dessen Stelle ein, † aber schon den 12. December 1772. Er schrieb eine Menge Violin- u. Klaviersachen, an 2 Dutzend Orchester-Sinfonien, Festkantaten, ein herrliches Osteroratorium, die Kantaten: „Der Sterbetag Jesu" u. „Der von Gott Deutschland geschenkte Frieden" u. s. w.

Seyffer, August, Zeichner, Maler u. Kupferstecher, 1774 zu Lauffen am Neckar geboren, in Stuttgart und Wien gebildet, machte sich durch eine Folge von 6 Blättern nach Molitor als Radirer sehr vortheilhaft bekannt und lieferte seitdem verschiedene Blätter, die meist in Woollets Manier behandelt und mit großer Sicherheit gestochen sind. S. blieb mehre Jahre in Wien und kehrte dann als Hofkupferstecher nach Stuttgart zurück, wo er zuletzt auch die Stelle eines Inspektors der königlichen Kupferstichsammlung bekleidete. Er † 1845.

Seyffert (Biogr.), 1) Johann Gotthold, Kupferstecher, 1760 zu Dresden geboren, ward

1814 außerordentlicher Professor der Akademie und Inspektor der akademischen Säle. Seine Hauptblätter sind in Beckers Augusteum, wo der Athlet, die schönsten Köpfe und Basreliefs sehr kräftig behandelt sind. Doch lieferte S. auch noch mehre andere bemerkenswerthe Blätter, worunter jene, die er für Casanova's Vorlesungen stach, selten vorkommen, da das Werk nicht erschien. S. † 1824. — 2) **Heinrich**, Maler, um 1765 zu Berlin geboren und daselbst gebildet, malte Porträte in Miniatur u. Pastell, auch andere Darstellungen. Todesjahr unbekannt. — 3) **Heinrich Abel**, Maler zu Berlin, genoß schon 1820 den Ruf eines vorzüglichen Künstlers seines Faches, namentlich durch Bildnisse in Miniatur und Oel, deren er eine große Anzahl ausführte. Seine Bildnisse in Miniatur sind im Allgemeinen trefflich. Dann finden sich von ihm auch historische Darstellungen und Genrebilder in Oel, Aquarell und Gouache.

Seyfried, Ignaz Ritter von, berühmter Komponist, wurde zu Wien am 15. Mai (nach Andern den 15. Aug.) 1775 geboren und zeigte schon in früher Jugend bedeutende Anlagen zur Musik. Sein Vater **Joseph**, Ritter von S., der Hofrath des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst war, ließ ihm zwar gründlichen Unterricht in der Musik ertheilen, bestimmte ihn aber zum Juristen und schickte ihn 1792 nach Prag, um die philosophischen Vorstudien hier zu absolviren. Der Umgang mit damals noch jungen, in der Folge aber hochgefeierten Meistern, wie Fr. Dionys Weber, Wittasek, Tomaschek u. A., steigerte nach und nach seine Liebe zur Tonkunst bis zum Enthusiasmus. Nach Wien zurückgekehrt, studirte er die Rechtswissenschaft, nebenbei aber auch mit großem Eifer die Kompositionslehre unter Albrechtsberger. Endlich gelang es dem damals in Wien anwesenden bayerischen Hofkapellmeister Winter, dessen Freundschaft S. sich erworben hatte, den Vater des letztern durch Gründe zu bewegen, dem Sohne die Erlaubniß zum ausschließlichen Studium der Tonkunst zu ertheilen. Hieraus läßt sich auch die beständige und innige Freundschaft, welche beide Künstler bis an Winters Tod umschlungen hielt, erklären. Auf Winters Empfehlung wurde dem 21jährigen Jüngling von Schikaneder die Kapellmeisterstelle am Theater an der Wien übertragen, welche er bis 1827 auf die ehrenvollste Weise bekleidete, worauf er ins Privatleben zurücktrat, da der Unternehmer Karl eine Bahn betrat, die jede tiefere, ernste Kunstschöpfung entbehrlich machte. Er beschäftigte sich nun mit der Komposition für Kirche u. Kammer, als Lehrer und musikalischer Schriftsteller mit einer bewundernswerthen Produktivität. Im J. 1837 übernahm er noch die Oberleitung eines großen Musikfestes zu Wien und bewies auch hier, welch eine ungeheure Energie und ächt künstlerische Durchbildung ihn belebte. In Anerkennung seiner hohen Verdienste war er von einer Menge musikalischer Gesellschaften des In- und Auslandes zum Mitglied ernannt worden, so z. B. von der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, der schwedischen Akademie der Künste und Wissenschaften zu Stockholm, dem königl. holländischen Verein zur Beförderung der Tonkunst, der französischen Akademie zu Paris u. s. w. Er † den 27. August 1841. In seinen letzten Stunden gab er seinen Freunden Haslinger und Leitermayer in Wien noch ein Requiem, das er für sich selbst komponirt hatte. Von seinen vielen dramatischen Kompositionen mögen hier nur die größeren folgen: die Oper „Der Löwenbrunn", die große Oper „Der Wundermann am Rheinfall", die heroische Oper „Die Druiden", das historische Melodram „Montezuma", die Zauberoper „Untreue aus Liebe", das Singspiel „Zum goldnen Löwen", die große Oper „Die Samniterinnen", die Oper „Alamar der Maure", das Singspiel „Mitternacht", die romantische Oper „Idas und Marpissä", das komische Singspiel „Der Ehedoktor", die Operette „Der Briefbote", die Oper „Bertha von Werdenberg", das bibl. Drama „Saul", die historische Oper „Die rothe und weiße Rose", die große Oper „Richard Löwenherz", die Melodramen „Friedrich von Minsky" und „Die Cisterne", das Singspiel „Feodoro", das Liederspiel „Das lebendige Weinfaß", das dramatische Gedicht „Moses", die komische Oper „Er hält wahrhaftig Wort", das Drama „Der Wald bei Bondy", die dramatische Legende „Faust", die Operette „Drei Treppen hoch", das Drama „Die Elster", das Drama „Die Waise und der Mörder", das bibl. Drama „Abraham", die Feenoper „Undine", das Melodram „Hymne an die Sonne", die Oper „Zemire und Azor", die bibl. Dramen „Die Maccabäer" und „Noah", das Melodram „Timur", die dram. Legende „Ahasverus", das Zauberspiel „Der unsichtbare Prinz" und noch viele andere. Namentlich gelten die Melodramen als Meister- und Musterwerke dieser Art. Die Oper „Ahasverus" besteht aus lauter mozartschen Klavierstücken, deren Auswahl u. Vertheilung unter die verschiedenen Instrumente eben so sehr die richtige Ansicht und das feine Gefühl S.s, als die vergrößerte Darstellung dieser nur für eine geringe Wirkung berechneten Stücke den unendlichen Werth des genialen Meisters beweist, der solche ursprünglich erfand. Als Kirchenkomponist schrieb er: das Oratorium „Die Israeliten in der Wüste", 13 solenne Messen, mehre Requiems, Motetten, Festchöre, Regina coeli, Veni sancte spiritus, Ecce panis, Miserere, 9 Tantum ergo und Genitori, Hallelujah, 2 Tedeum, Graduales, Offertorien, Vokalhymnen, Psalmen u. s. w. Für die Kammer lieferte er für ziemlich alle gangbaren Koncertinstrumente kleinere und größere Werke, namentlich viele Rondos, Variationen, Sonaten für Klavier, Violinquartette, einige Sinfonien u. s. w. Seinen schriftstellerischen Beruf bekundete er außer der Ueberarbeitung mehrer Schulen, Lehrbücher 2c., der Herausgabe sämmtlicher Schriften von Albrechtsberger, der sogenannten Wiener Tonschule und der Studien Beethovens, vornehmlich durch eine jahrelange Theilnahme an der Zeitschrift „Cäcilia" und der Leipz. allgem. musik. Zeitung, in denen er viele der gehaltreichsten und gediegensten Aufsätze niedergelegt hat. Von seiner tiefen Auffassung der klassischen

Werke Beethovens zeugt unter andern seine großartige Recension des beethovenschen Hallelujah im 20. Hefte der Cäcilia, und auch die anderen klassischen Erzeugnisse eines Haydn, Mozart hatte er erfaßt, wie nur Wenige.

Seyguah, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Aureng-Abad.

Seyks, Volk, s. v. a. Sikhs.

Seyland (Geogr.), s. v. a. Seiland.

Seyler (Biogr.), 1) S., berühmter Schauspielerprincipal des 18. Jahrh., war früher Kaufmann, betrat dann in Folge widriger Verhältnisse bei der ackermannschen Gesellschaft das Theater und übernahm deren Leitung 1767, anfangs mit Tillemann und Bubbers, später allein. Seine Gesellschaft, mit der er nach einander in Hamburg, Hannover, Weimar, Gotha, Leipzig u. s. w. Vorstellungen gab, war eine der besten Deutschlands; er selbst war ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, der sich um die Erhebung der Bühne nicht unwesentliche Verdienste erwarb. — 2) Sophie Friederike, geborene Sparmann, bedeutende Schauspielerin, geb. 1738 zu Dresden, widmete sich früh der theatralischen Laufbahn und betrat in ihrem 9. Jahre zum 1. Mal die Bühne. Sie verheirathete sich mit dem Schauspieler Hensel, machte mit ihm mehre Reisen und spielte in den bedeutendsten Städten Deutschlands mit großem Beifall. Später von ihrem Gatten geschieden, verheirathete sie sich mit dem Vorigen. In ihren letzten Lebensjahren war sie ein Mitglied der schröderschen Gesellschaft zu Hamburg, wo sie 1789 †, ehe sie den Beifall für ihr nach Wielands Oberon bearbeitetes Singspiel: Hüon und Amande, Flensburg 1789, neue Aufl. unter dem Titel: Oberon, König der Elfen, Hamburg 1792, ernten konnte. Sie war eine Frau von Geist, Geschmack und Kenntniß, aber auch von großem Selbstgefühl. Ihre Darstellungen zeichneten sich durch einen hohen, edlen Styl aus. Am glücklichsten war sie in tragischen Rollen, die eine gewisse majestätische Würde forderten, als Merope, Medea, Cleopatra, als Königin in Shakspeare's Hamlet und König Richard. Lessing charakterisirt ihr Spiel mit den Worten: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen, oder mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort."

Seymen, s. Janitscharen.

Seymeria (Bot.), nach Pursh, Gattung der Personatae Scrophularinae *Rchb.* Von 4 Arten, einjährigen Kräutern in Nordamerika, ist zu nennen: S. tenuifolia *Pursh.*

Seymour (Biogr.), 1) Johanna, s. Johanna 6); — 2) Arabella, s. Stuart; — 3) James, Thiermaler, geboren zu London 1702, Sohn eines Banquiers, welcher zu seinem Vergnügen gleiche Kunst übte, malte Jagden und Pferderennen, so wie einzelne Pferde, deren Natur er genau studirt hatte. Nur Stubbs u. Reinagle sollen ihn darin übertroffen haben. T. Burford stach nach ihm eine Folge von Jagdstücken und Pferderennen, R. Houston eine Folge von 12 Blättern mit Bildnissen von Rennpferden. S. † 1752. — 4) Alfred, Zeichner und Kupferstecher, der moderne englische Hogarth, ist durch eine Reihe von humoristischen Darstellungen bekannt, die ungemein geistreich aufgefaßt sind. Er fertigte viele Zeichnungen zur Illustration belletristischer Werke, wie für die „Pickwick Papers" von Boz u. s. w., radirte auch mehre seiner Zeichnungen in Kupfer, wie die Sammlung unter dem Titel: Seymours humorous sketches comprising Eight six exceedingly clever and amusing Carikature Etchings, illust. by Alfred Crowquill, London 1841, 2 Bde., Royal-8.

Seymouria (Bot.), nach Sweet, Pflanzengattung. Arten unter Pelargonium *L.*

Seyn (Philos. u. Grammat.). I. Philosophie. Zu dem bunten Wechsel, der im Reiche des Geschehens in den mannichfaltigsten Formen angeschaut wird, ein Bleibendes, zu den Veränderungen ein Dauerndes, zu dem Schein ein Seyendes vorauszusetzen, ist ein Bedürfniß des Denkens, welches sich nicht abweisen läßt und solange sich geltend macht, bis es auf irgend eine Weise seine Befriedigung gefunden hat. Die Antwort auf die Frage nach dem S. und dem Seyenden ist nun freilich gar verschieden. Aussagen, daß etwas ist, heißt etwas als existirend setzen. Der Begriff des S.s zeigt sich untauglich, den Inhalt eines andern Begriffs durch Beilegung als Merkmal zu vermehren; das S. ist also kein Prädikat der Dinge; es drückt vielmehr nur eine Art der Setzung des Inhaltes unsers Denkens aus, und zwar, wenn es in eigentlicher Bedeutung genommen wird, eine unbedingte, nicht wieder aufzuhebende; daher ist S. so viel als absolute Position; denn es drückt aus die Aufhebung der beschränkten Setzung der bloßen Vorstellung und ist in sofern auch Negation der Relation. Der Begriff der Setzung nun fordert etwas, was gesetzt sey; aber was dieses sey, darüber herrscht der Streit der Systeme. Unter den griechischen Philosophen haben zuerst die Eleaten den Begriff des S.s und des Seyenden einer genauen Untersuchung unterworfen, und ihre Ansicht bildet den Gegensatz zu der Lehre des Heraklit, der behauptet, daß es gar kein S. gebe, sondern nur das Werden. Dieser schon in der alten Philosophie herrschende Gegensatz ist auch in den spätern Systemen geblieben; nur hat man sich gescheut, an eine strenge Bearbeitung des Begriffes S. zu gehen. Ja man hat sogar Grade des S.s angenommen, gleich als ob etwas mehr oder weniger existiren könne, und hat von einem Ens realissimum gesprochen. Welche verschiedene Gestalt in den einzelnen Systemen der Begriff des S.s angenommen hat, und was für das Seyende im Gegensatz zur Welt des Scheins, für das Bleibende gegenüber dem Wechselnden gehalten worden ist, darüber gibt der Artikel Philosophie hinreichenden Aufschluß. Unter den Denkern der Neuzeit hat Herbart dem Begriff des S.s eine gründliche Untersuchung gewidmet, ihm ist die Qualität des Seyenden gänzlich affirmativ, schlechthin einfach und ohne alle quantitative Bestimmung; denn alles Negative, Zusammengesetzte, Quantitative läßt sich nicht ohne Rela-

tion, also nicht ohne Verletzung des Begriffs der absoluten Position denken. Das Seyende ist vielfach: Wie vielfach der Schein, so vielfach das Seyende, dessen Qualität aber sich der Erkenntniß entzieht. — II. Grammatik. S. ist Verbum und zwar Verbum substantivum, und dient im Satz dazu, auszusagen, daß irgend ein Prädikat an einem Subjekt vorhanden ist (der Mensch ist sterblich), oder daß ein Subjekt sich irgendwo und irgendwie befindet. Als Hülfszeitwort dient S. in der deutschen Sprache, um die Tempora praeterita anderer Verben im Passivum und der Verba intransitiva im Aktivum zu bilden (ich bin geliebt worden — ich bin gesprungen).

Seyne, franz. Stadt, Depart. Nieder-Alpen, Bez. Digne, rechts an der Blanche, am Fuß des gleichn. Berges; Citadelle, Kalkbrennerei, Collège; 2900 Einw.

Seyny (Geogr.), 1) russ.-poln. Kreis, Gouv. Augustowo, grenzt nördlich an den kalwaryer Kreis, östlich an Rußland, südlich und westlich an den augustower Kreis u. hat einen Flächenraum von 80 □Meilen mit 75,000 Einw. Außer S. hier noch die Städte: Sereie (Serrey), Krasnopol, Lodzieie, Punsk, Bakalarzewo, Wizayny, Przerosl und Filippowo (hier Schlacht mit den Schweden 1656). — 2) Kreisstadt das., nordwestlich von Grodno, am Flüßchen Seyneczka, das hier in die Memel mündet; Kathedrale, berühmtes Dominikanerkloster mit Dominikanerkirche (Wallfahrtsort), Gubernialkirche, Friedensgericht, Kreiskommission, Leder- und Tuchfabriken; 3200 (nach Andern 2700) Einw.

Seyon, schweiz. Fluß, Kant. Neuenburg, entspringt am Fuße des Chasserac, fließt südlich durch das Ruzthal in den Neuenburger- oder Neufchateller-See; bildet bei Valangin einen 30 Fuß hohen Fall.

Seypan (Saypan), austral. Insel, Marianen-Inseln, im großen Ocean; Nord-Ostspitze 15° 19' 43" nördl. Br. und 163° 39' 35" östl. L., Süd-Ostspitze 15° 11' 52" nördl. Br. und 163° 26' 22" östl. L.

Seypravitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Gut Chwala; 150 Einw.

Seypusch (Zywiecz), österr.-galiz. Stadt, wadowicer Kreis, an der Sola, in einem Kessel von Waldbergen, eng zusammen gebaut; Schloß der Erben des Erzherzogs Karl, Schloß und Garten des Grafen Wielopolski mit sehenswerthen Treibhäusern und Orangerien; Tuch- und Leinweberei, bedeutende Jahrmärkte für Schlachtvieh und Garn; 2950 Einw.

Seyrah, ostind. Stadt, Prov. Guzerate, Distr. Tschampanyr.

Seyras, Gold- und Silbergewicht in Ostindien, 5796 holl. As.

Seyrek (Segrek), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Pernstein; 140 Einw.

Seyring, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Bisamberg; Schloß; 300 Einw.

Seyrumnir (Seyrymnir, nord. Myth.), geräumig, viele Sitze habend, Freya's großer und schöner Saal in Folkwangr. Nach Andern Seisvarnir, mit Sitzen umgeben.

Seyssel, halb französische, halb savoyische Stadt, im Depart. Ain, Bez. Bellay, an beiden Ufern der Rhône, über die eine Brücke führt; Asphalt-Gruben, Schiffswerfte, Weinhandel; 1340 (nach Andern 2500) Einw.

Seyssuel, franz. Dorf, Depart. Isère, Bez. Vienne, unweit der Rhône; 1100 Einw., welche beliebten Wein (mit Veilchengeruch) bauen.

Seysummah, ostind. Stadt, Adschemir, südöstlich von Kota.

Seytzin (Segcin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Dobrawitz; Filialkirche; 150 Einw.

Seywanah, vorderind. Ort, Radschput, südlich von Dschodpur.

Seywedel (Zawidow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Gut Petrowitz; 380 Einw.

Seyzanne (Sezanne en Brie), franz. Stadt, Depart. Marne, Bez. Epernay, in einer fruchtbaren Ebene; Stiftskirche, Hospital, Gerberei, Tuchfabrik, Handel mit Wein, Holz, Getreide, Kalk, Ziegeln; 4440 Einw. Bei S. am 25. März 1814 Beschießung und Gefangennehmung einer franz. Kolonne von 10,000 Mann unter Macdonald durch die Russen.

Sezenitz, österr.-böhm. Stadt, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz, an der Laucna; Pfarrkirche, 2 Kapellen, Schule, Rathhaus, Mühle mit 7 Gängen und Bretsäge, Armeninstitut; 1540 Einw.

Sezenius, Valentin, Kupferstecher, arbeitete in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Italien, lieferte kleine niedliche Blätter, die eine Folge zu bilden scheinen. Eines derselben stellt einen Ritter mit einer Dame vor, wie sie sich unter dem Baume umarmen. Dann finden sich von ihm Goldschmiedsverzierungen u. Grotesken, welche er nach eigener Erfindung geätzt und mit V. S. bezeichnet hat; sie sind von 1640 und bilden eine Folge von wenigstens sechs Blättern in 12.

Sezkijar, europ.-russ. kleine Insel, im finnischen Meerbusen; Quarantane-Anstalt.

Sezulfe, portug. Flecken, Prov. Tras-os-Montes, südwestl. von Braganza, rechts am Labo.

Sezza, ital. Stadt, Kirchenstaat, Deleg. Frosinone (bildet seit 1832 mit Umgebung einen Bezirk der Deleg. Velletri), an den pontin. Sümpfen, in ungesunder Lage; Bischofssitz, Feigen und gute Früchte, Acker- und Weinbau (der Wein war bei den Alten sehr berühmt); 6000 Einw. Dabei große Ruinen, angeblich eines Sonnentempels.

Sezze, ital. Flecken, Königr. Sardinien, südl. von Alessandria, an der Bormida; 2300 E.

Sf., Abkürzung von Sforzando (s. d.).

S. F., auf röm. Münzen Abkürzung für Sacris faciundis, wo Männer erwähnt werden, die zu einer religiösen Handlung erwählt sind.

Sfachia (Geogr.), 1) europ.-türk. Bezirk und Ort, auf der Südküste der Insel Kandia, s. Sphakia. Die Einwohner heißen Sfagioten oder Sphakioten. — 2) Gebirg von S., s. v. a. weißer Berg.

Sfagia (Sphagia, Sfakteria), griech. Insel, Morea, Messenia, an der Westküste, vor dem Hafen von Navarin, mit Felsenriffen umgeben und von Fischern bewohnt, dient zugleich zur Beschützung des Hafens von Navarin; sie ist ½ Meile lang und schmal. Oestlich von S., im Busen von Navarin, liegt das Felseneiland Kulonesi. S. hieß im Alterthum Sphacteria, und wurde 425 v. Chr. von den Athenern unter Kleon eingenommen. Im Jahre 1770 zogen sich Orlow und Dolgorucki nach der Niederlage bei Modon und Koron hierher, und 5000 Griechen kamen aus Mangel an Lebensmitteln um. Im Jahre 1821 wurde die gefangene türk. Besatzung von Modon nach Kulonesi gebracht, und 400 starben ebenfalls Hungers.

Sfahan, Stadt, s. v. a. Ispahan.

Sfakes (Sfax), afrik. Stadt, auf der Küste von Tunis, nördlich am Golf von Cabes, in ebener und sumpfiger Gegend; Bau von Seefahrzeugen, Küstenhandel; 6000 Einw.

Sfedericus, Miniaturmalerin der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. In der Bibliothek zu Kassel ist von ihm eine auf Pergament geschriebene und mit Miniaturen von S. verzierte Bibel, 1385.

Sfendadates (pers. Gesch.), s. Sphendadates.

S=förmige Grube am Schläfebein (Anat.), s. Schädelknochen.

S=förmige Krümmung (Anatomie), s. Darm.

Sferracavallo, ital. Vorgebirg, an der Ostküste von Sardinien, südöstl. von Bari; 39° 49' nördl. Br. und 27° 24' 30" östl. L.

Sfoggio, I. (ital., Ornith.), s. v. a. grünfüßiges Rohrhuhn, Gallinula chloropus *L.*; — II. (ital., Ichthyol.), s. v. a. Zungenscholle, Pleuronectes Solea *L.*, Solea vulgaris *Cuv.*

Sfondratisten (Kirchengesch.), Glaubenspartei in Frankreich, die der Lehre des Kardinals Cölestinus Sfondrati von der Erbsünde (in seinem Buch: Nodus praedestinationis) folgte. Sie behaupteten im Gegensatz zur augustinischen Lehre, der Mensch sey es selbst, der sich durch seinen Willen und die Leitung desselben zum Glück oder Unglück bestimme.

Sforza (Geneal. u. Biogr.), berühmtes italienisches Geschlecht, welches im 15. und 16. Jahrhundert sich hervorthat, Mailand mit 6 Herzögen versorgte und mit der Mehrzahl der europäischen Fürsten im Verkehr stand. Merkwürdig sind: 1) Jacopo Muzio Attendolo, der Stifter der Familie, war 1369 geboren, der Sohn eines Landmanns zu Cotignola, schwang sich durch seine Tapferkeit, Muth und Klugheit zu einem der gesuchtesten Condottieri seiner Zeit empor. Bereits im 12. Jahre ward er, auf dem Felde arbeitend, als Söldner vorbeizogen, von diesen aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Seine Tapferkeit erwarb ihm bald einen Ruf, und nachdem er am Hofe des Markgrafen von Ferrara sich längere Zeit zum Krieger gebildet, diente er in der St. Georgskompagnie des Alberico da Barbiano, welcher der Lehrer fast sämmtlicher gleichzeitigen Condottieri in der Kriegskunst war. Er legte sich hier selbst den Namen S. (der Erzwinger) bei. Seine Krieger nannten sich später nach ihm Sforzeschi. Als 1401 Kaiser Ruprecht seinen Römerzug gegen den Herzog Giovanni Galeazzo von Mailand unternahm, war S. schon einer der angesehensten Hauptleute, welche unter Jacopo del Verme und Alberico da Barbiano ihm entgegenzogen. Im J. 1406 stand er in den Diensten der Republik Florenz und belagerte, gleichzeitig mit dem Condottiere Tartaglia, Pisa, das durch Verrath seines Kommandanten übergeben wurde, und trat dann in den Sold seines Erziehers, des Markgrafen Nicolo von Este, für welchen er 1408 den Condott. Ottobuona Terzo, welcher sich der Städte Parma u. Reggio bemächtigt hatte, aus dem Modenesischen vertrieb. Auf des Markgrafen Befehl erstach er sogar diesen früheren Waffengefährten am 27. Mai 1409 zu Rubiera, nachdem alle Friedensunterhandlungen sich als erfolglos bewiesen hatten. Im J. 1410 führte S., dem seine Kriegsthaten bereits den Besitz von Chiusi eingebracht, seine Condotta im florentinischen Solde dem Herzog Ludwig von Anjou zu, welcher den König Ladislaus von Neapel bekriegen wollte. Alle großen Vorbereitungen zu diesem Feldzuge scheiterten aber an dem Mangel an Geld und Kriegsbedürfnissen, und erst im folgenden Jahre gelang es dem Herzog von Anjou, ein gleich großes Heer unter den Condottieri S., Braccio und Orsini in Rom zusammenzubringen, mit welchem er am 19. Mai 1411 den König Ladislaus bei Rocca=Secca schlug. Im Mai 1412 verließ S. mit seiner Condotta den Papst Johannes XXIII., bei dem er nach Anjou's Abzug verblieben, und trat zum Heer des früher besiegten Königs Ladislaus über, angeblich, weil er sich nicht mit Paolo degli Orsini vertragen konnte. Johannes XXIII. ward dadurch gezwungen, im Juni mit dem König von Neapel Frieden zu schließen. Ladislaus hielt aber diesen Frieden nicht lange; unter dem Vorwand, durch S. den Paolo Orsini in dessen Schloß Rocca Contrata belagern zu lassen, versammelte er 1413 ein Heer an der Grenze des Kirchenstaats und besetzte dann, ohne großen Widerstand zu finden, Ende Mai Rom. Nach der Eroberung dieser Hauptstadt ward S. an den Markgrafen Nicolo von Este abgesandt, um ihn zum Bündniß mit Ladislaus zu bewegen; der Markgraf ließ aber seinen ehemaligen Zögling unverrichteter Sache zurückkehren. 7 Burgen im Kirchenstaate, worunter Marta, Civita di Penna und Piano Castagnara, welche Ladislaus dem S. schenkte, waren nebst dem Titel eines Großconnetable und dem Besitz von Cotignola, womit ihn Johannes XXIII. beliehen hatte, der Anfang der später so großen Reichthümer der Familie S. Die größte Macht S.'s bestand aber in seiner Condotta, die von seinen Verwandten und Landsleuten gebildet, in seiner Schule erzogen und ihm ergebener war, als ähnliche andere Banden ihren Führern. Deshalb konnte auch nach Ladislaus' Tode S. mit

dessen Thronerbin, der Königin Giovanna II., über eine Condotta unterhandeln, und zwar anfangs mit Erfolg; später aber ward er auf Antrieb ihres Günstlings und Liebhabers Pandolfo Alopo, der seinen Einfluß fürchtete, im November 1414 verhaftet und vier Monate im Castello nuovo gefangen gehalten. Der neapolitanische Adel zwang indessen die Königin, sich zu vermählen, worauf sie ihren Günstling Alopo mit S. versöhnte, um ihm an diesem Helden eine Stütze gegen den neuen Gemahl zu verschaffen. S. ward wieder zum Großconnetable ernannt, mit Alopo's Schwester vermählt und ihm für seine Condotta ein Gehalt von 8000 Dukaten jährlich ausgesetzt. Darauf wurde er dem zukünftigen Gemahl der Königin, Jacques de la Marche, aus dem Hause Bourbon, entgegen gesendet, um ihn als Grafen zu begrüßen, da die Königin ihn nur unter diesem Titel empfangen wollte. Jacques erwarb sich aber sehr schnell unter dem neapolitanischen Adel eine Partei, ließ S. verhaften, dessen Schwager Alopo enthaupten und übernahm die Rechte eines Königs. Nur der Energie einer Schwester S.'s, welche vier neapolitanische Edelleute vom Hofe des Königs gefangen nehmen ließ, dankte der kühne Condottiere sein Leben, welches Jacques ebenfalls bedrohte. Letzterer behielt jedoch seine Macht nicht lange; in Folge einer Verschwörung erhielten Giovanna die Gewalt einer Königin und S. nächst der Ernennung zum Grafen die Würde eines Großconnetable zurück, während Jacques die ihm früher von seiner Gemahlin angedeutete Stellung wieder einnehmen mußte. Ein neuer Günstling der Königin, Carrociolo, suchte indessen alle wichtigen Männer des Staates auf eine ehrenvolle Weise vom Hofe zu entfernen, um sich allein den Einfluß zu sichern. Deshalb sendete er 1417 S. nach Rom, unter dem Vorwande, dasselbe während der Erledigung des päpstlichen Stuhles für den künftigen Papst in Besitz zu nehmen. Braccio da Montone, der die Stadt bereits besetzt hatte, verließ sie bei der Annäherung S.'s, der am 27. August daselbst einzog und die Unterfeldherren Braccio's in mehren kleinen Gefechten besiegte. Der zurückkehrende Papst Martin V. bestätigte die Verleihung von Benevento an S., welches nebst Manfredonia diesem die Königin gegeben hatte, und ernannte ihn zum Gonfaloniere der Kirche, mit dem Auftrag, den Braccio, gegen welchen S. persönlich gereizt war, weil derselbe seine Lehngüter an den Condottiere Tartaglia hatte geben wollen, die Ländereien der Kirche abzunehmen. Ein Treffen bei Viterbo, am 20. Juni 1419, war für S. nicht glücklich; Braccio ward aber nach mehren kleinen Gefechten veranlaßt, die ihm gebotenen Friedensbedingungen anzunehmen, wozu S.'s und des Papstes veränderte Gesinnungen gegen die Königin Giovanna hauptsächlich beitrugen. S. wollte einer Fürstin nicht länger dienen, deren Günstling Carrociolo, trotz des Hasses des Volkes, einen unumschränkten Einfluß auf sie ausübte und dadurch allen Bestrebungen des ruhmsüchtigen Feldherrn entgegentrat. Er ging deshalb nach Florenz zu Martin V. und sendete der Königin Giovanna den Stab eines Großconnetable zurück, um für Ludwig von Anjou, den nunmehrigen Schützling des Papstes, gegen sie zu kämpfen. Schnell rückte er vor Neapel und belagerte es von der Seite von Capua, während Ludwig von der Seeseite erschien und sich Castellamare's bemächtigte. S. eroberte Aversa, welches das Hauptquartier der angiovinischen Partei wurde. Giovanna hatte aber den König Alfonso von Aragonien als Adoptivsohn angenommen, dessen Flotte Neapel entsetzte, und rief nun mit diesem Braccio da Montone in ihre Dienste, wodurch sich die kaum versöhnt gewesenen Gegner wieder gegenüberstanden. Martin V., bald müde, Ludwigs Heer allein zu unterhalten, vermittelte noch im September einen Waffenstillstand zwischen beiden Parteien, den S. benutzte (1422), um wieder in Giovanna's Dienste zu treten, da er bei Ludwig seine Rechnung nicht finden mochte. Während nun Braccio, mit welchem sich S. abermals versöhnte, für die Königin und ihren Adoptivsohn Alfonso im Frühjahr 1423 in die Abruzzen rückte, um das widerspenstige Aquila zu züchtigen, bekriegte S. auf der ersteren Veranlassung den letzteren, schlug seine Partei am 23. Mai 1423 im Treffen bei Capuano, und erklärte, unter Widerrufung der Adoption Alfonso's, den Herzog Ludwig von Anjou im Namen der Königin für ihren Erben und Nachfolger. Alfonso verließ Neapel, wo er keine Unterstützung mehr fand, aber die beiden Condottieri S. und Braccio blieben sich feindlich gegenüber. S. erhielt den Auftrag, Aquila zu entsetzen, und fand auf dem Marsche dahin, beim Uebergang über den Fluß Pescara am 4. Januar 1424, indem er einen Pagen das Leben retten wollte, seinen Tod. Er hinterließ den Ruf eines erfahrenen Feldherrn und einsichtsvollen Staatsmannes. Sein selbsterschaffenes Heer, dem sein Genie geboten hatte und welches durch das von seinen Waffengefährten auf seine Tapferkeit gesetzte Vertrauen zusammengehalten worden war, war nächst verschiedenen Lehen im Kirchenstaate und in Neapel, deren Besitz dies Heer gewährleistete, die Erbschaft seines natürlichen Sohnes — 2) **Francesco**. Dieser, geboren am 23. Juni 1401 zu St. Miniato im Toskanischen, ward 12 Jahre alt vom König Ladislaus von Neapel zum Grafen von Trimacino ernannt, lernte die Kriegskunst in der Condotta seines Vaters und hatte von frühester Jugend an in den vielen Feldzügen desselben für und gegen die Krone Neapels hinlängliche Gelegenheit, sich zum Krieger und Feldherrn zu bilden. So stand er bei dem Heere seines Vaters, als dieser starb, bereits in solchem Ansehen, daß es sich unweigerlich seiner Führung überließ, ein für damalige Zeit seltenes Beispiel, da die meisten Truppencorps nur durch den Namen und das persönliche Ansehen ihrer Führer zusammengehalten wurden. Dieses Heer war für S. eine noch größere Erbschaft, als die Lehngüter seines Vaters, indem es ihm erst den Besitz derselben sicherte, welcher bei dem Wankelmuth der Königin Giovanna leicht gefährdet werden konnte. Inzwischen machte sich S. dieser Fürstin bald unent-

behrlich. Er besetzte Neapel, welches die aragonische Partei verlassen mußte, und zog dann unter Caldora gegen Braccio da Montone, den großen Nebenbuhler seines Vaters, der in der Schlacht bei Aquila (2. Juni) besiegt wurde und kurz darauf †. Nachdem die Ruhe in Neapel für den Augenblick gesichert, trat S. mit 2000 Pferden in die Dienste des Herzogs von Mailand, Filippo Maria Visconti, welcher damals die berühmtesten Condottieri Italiens gegen Venedig in Sold nahm. Francesco Carmagnola führte jedoch die Truppen der Republiken Venedig und Florenz, und die mailändischen Condottieri, unter sich wegen des Oberbefehls uneinig und nicht nach einem Plane handelnd, unterlagen bei Maccalo am 11. Oktbr. S., der sich im Kriegsrath gegen die Annahme dieser Schlacht ausgesprochen, war so glücklich, den Venetianern zu entgehen. Nachdem der Friede zwischen Venedig und Mailand geschlossen, sendete Filippo Maria die Condotta des S. ins Genuesische, wo die Brüder Campofregoso sich gegen seine Oberherrschaft empört hatten. S. ward aber von Abraam da Campofregoso in den Gebirgen Liguriens, wo seine schwerbewaffneten Reiter nicht kämpfen konnten, geschlagen und zog sich dadurch die Ungnade des Herzogs zu, der ihn des Einverständnisses mit den Feinden beschuldigte und ihn nach Mortara in die Verbannung sandte. Bald jedoch mit dem Herzog versöhnt, der ihn gegen Florenz gebrauchen wollte, trat er scheinbar ganz aus dessen Diensten und drang, im Solde der Republik Lucca, im Juli 1430 mit 6000 Mann in Toskana ein, wodurch er die Florentiner zur Aufhebung der Belagerung von Lucca nöthigte. Gegen eine Summe von 50,000 Dukaten, welche ihm die Republik Florenz zahlte, überließ indeß S. Lucca wieder seinem Schicksal und zog unter dem Vorwande, die Pest vertreibe ihn, nach der Lombardei zurück. Hier brach 1431 zum dritten Male der Krieg zwischen Venedig und Mailand aus, diesmal für die Ligisten unglücklicher, als der erste. S. und Tolentino besiegten am 11. Mai den Grafen Carmagnola bei Soncino, und die Flotte der Mailänder, mit S.'s Kürassieren bemannt, vernichtete am 22. und 23. Mai auf dem Po das venetianische Geschwader. Die Verlobung S.'s mit Filippo Maria's einziger Tochter und Erbin sollte der Lohn für seine Dienste seyn. Eine lange Ruhe war aber, nachdem mit Venedig am 8. April 1433 Friede geschlossen, weder dem Herzog von Mailand, noch S. erwünscht. Um den Papst Eugenius, der früher den Florentinern geholfen, zu züchtigen, gestattete Filippo Maria, daß S. unter dem Vorwande, seine in Neapel bedrohten Lehngüter zu schützen, in den Kirchenstaat einfiel, zugleich vorgebend, im Auftrag des baseler Koncils zu handeln, und im Herbst 1433 und Frühjahr 1434 fast die ganze Mark Ancona eroberte. Eugenius wußte jedoch S. durch das Anerbieten, ihm Ancona mit dem Titel eines Markgrafen zu lassen und ihn zum Gonfaloniere der Kirche zu ernennen, auf seine Seite zu ziehen. So stand er nun seinen frühern Kampfgenossen Piccinino und Fortebraccio bei Rom gegenüber, als der Herzog von Mailand einen Vergleich vermittelte, dem zu Folge die letztgenannten Condottieri sich aus der Romagna zurückziehen mußten. Noch in demselben Jahre wurde Mailand zum vierten Male mit Venedig und Florenz in einen Krieg verwickelt. S., um sich die Mark Ancona zu erhalten und um nicht unter Piccinino zu dienen, trat diesmal in die Dienste der Verbündeten. Ein baldiger Friede (1435) stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her, da die Eifersucht der norditalienischen Staaten und die Kriegslust der Condottieri einen müßigen Zustand nicht lange duldeten. Im fünften Kriege der Liga gegen Mailand war S., der 1436 für den Papst das aufrührerische Forli bezwungen hatte, wieder Feldhauptmann der Verbündeten. Seine Truppen schlugen den Piccinino im Febr. 1437 bei Barga. S.'s Absicht war es aber gar nicht, den Herzog von Mailand ganz zu demüthigen; eben so wenig wollte er die Republiken Venedig und Florenz vergrößern. Deshalb verhielt er sich auch nur vertheidigungsweise und machte sich gegen Filippo Maria verbindlich, nicht über den Po zu gehen. Die Absichten der Republik Florenz auf Lucca, welches S. belagerte, entzweiten diesen Staat mit den übrigen Ligisten, und durch S.'s Vermittelung, welchem Filippo zum zweiten Male die Hand seiner Tochter versprach, kam am 28. April 1438 ein 10jähriger Waffenstillstand zwischen Florenz und Mailand zu Stande, während der Krieg mit Venedig fortdauerte. Auf Filippo's Veranlassung zog nun S. mit seinen Kriegern nach Neapel, vorgebend, die von seinem Vater hinterlassenen Lehen sichern zu müssen, in Wahrheit aber, um dort dem König René gegen Alfons von Aragonien beizustehen. Lange dauerte diese Hülfsleistung nicht, da Filippo ebenfalls die Partei des Alfons unterstützte, weshalb er S. zurückrief, der, nachdem er seine neapolitanischen Besitzungen besucht, in der Mark Ancona Winterquartiere bezog. Aber auch mit dem falschen Herzog von Mailand war die Freundschaft nicht von langer Dauer. S., erbittert, daß die ihm zum zweiten Mal versprochene Vermählung mit Visconti's Tochter abermals unter nichtigen Gründen verzögert wurde, nahm einen ihm von den Venetianern angebotenen Vertrag an und trat am 18. Febr. 1439 mit seinem Heere in die Dienste der Republik Venedig. Mit 14,000 Reitern (darunter 3000 von seiner eigenen Condotta) und 8000 Mann zu Fuß ging er im Frühjahre über den Po, dem Feldherrn der Mailänder Piccinino entgegen. Dieser hielt sich aber bis zum Herbst hinter Flüssen und Kanälen in unangreifbaren Stellungen, bis S. in seinem Rücken erschien, ihn bei Tenna am 9. November schlug, das belagerte Brescia aufs Neue verproviantirte, und Verona, das Piccinino am 16. Nov. überfallen hatte, ihm bereits am 20. wieder abnahm. Zum Lohn für diesen glücklichen Zug ward er mit der venetianischen Nobilität beschenkt. Nur anderweitem glücklichen Zusammentreffen verdankte er es aber, daß, während er in der Lombardei siegreich focht, nicht die Mark eine Beute seiner Feinde ward; er blieb, trotz der Gefahr seiner eigenen Besitzungen, sei-

nen Verpflichtungen treu, und so gelang es ihm im Juni 1440 endlich, Brescia zu entsetzen, das Schloß von Orci zu nehmen und die Mailänder bei Soncino (14. Juni) zu schlagen. Die Winterquartiere von 1440—41 wären für S. fast verderblich geworden; denn während er in Venedig die Ehren eines Siegers genoß, überfiel Piccinino seine Truppen am 13. Febr. in Chiari, und diese waren auf dem Punkt, sich aufzulösen, da sich das Gerücht verbreitete, der Senat gedenke ihm Carmagnola's Schicksal zu. Seine plötzliche Ankunft beim Heere hielt dies jedoch zusammen und Piccinino von weitern Angriffen ab. Der Feldzug von 1441 ward erst spät begonnen; nach einem unentschiedenen Treffen bei Cignano (25. Juli) unternahm S. die Belagerung des Schlosses Martinengo, ward jedoch hier selbst zum Belagerten, indem Piccinino sich so aufgestellt hatte, daß ihm jede Bewegung unmöglich wurde. Sehr willkommen war ihm daher das Anerbieten des Herzogs von Mailand, der seinem Feldherrn Piccinino nicht mehr traute, Frieden zu schließen. In Einverständniß mit der Republik Venedig, vermittelte denselben S. zwischen ihr, dem Papst, dem Herzog von Mailand, der Republik Florenz und dem Markgrafen von Mantua am 20. Nov. zu Capriana, nachdem er noch vorher seine Vermählung mit Bianca Visconti vollzogen hatte und in den Besitz von Cremona und Pontremoli gesetzt worden war. Während im Norden Italiens S. für Venedig gekämpft, hatte Ende 1440 in Neapel König Alfons sich eines Theils von dessen Besitzungen bemächtigt, vorgebend, dieser gehöre zur Partei des Königs René. S. wollte nun auch letzterem zu Hülfe eilen, ward aber durch die Treulosigkeit seines eigenen Schwiegervaters und des Papstes Eugen IV. in der Mark zurückgehalten, da Piccinino, welcher zum Gonfaloniere der Kirche ernannt worden war, diese frühern Besitzungen des Kirchenstaates wieder erobern wollte. Während S. mit abwechselndem Glücke in der Mark kämpfte, ging mit seinen sämmtlichen neapolitanischen Besitzungen auch die Sache René's verloren. Fast hätte er auch in der Mark unterlegen, da der König von Neapel, der Papst und der Herzog von Mailand sich gegen ihn verbündeten. Der letztere, obschon er S.'s Uebermacht fürchtete, wollte seinen Schwiegersohn doch nicht ganz schwächen und trat deshalb zu dessen Schutz mit Venedig, Florenz und Bologna zusammen. S. hatte es daher fast nur noch mit dem Papst allein zu thun, dessen Gonfaloniere Piccinino er am 8. Nov. 1443 bei Monte Louro schlug, worauf, nachdem er auch noch Piccinino's Söhne am 19. August 1444 bei Mont-Olmo geschlagen hatte, Eugen den Frieden suchen mußte, welcher am 10. Oktober S. im Besitz der Mark Ancona, mit Ausnahme weniger Orte, bestätigte. Filippo Maria war jedoch mit dem Ausgang dieses Krieges, der das Ansehen seines Schwiegersohnes abermals vergrößert hatte, nicht zufrieden. Er suchte deshalb einen von dessen besten Condottieri, Ciarpellone, zu verführen und für seine Dienste zu gewinnen; S. entdeckte indessen die Verhandlungen und ließ den Ciarpellone am 20. Nov. zu Fermo hängen. Dies ungerechte und wenigstens übereilte Verfahren brachte den Herzog noch mehr gegen S. auf, so daß er sich nun sofort zu einem Krieg gegen denselben rüstete. Der Papst, der König von Neapel und S.'s eigener Schwiegersohn, Sigismondo Malatesta, nahmen den Kauf von Pesaro, wodurch S. einen Ort der Malatesti für seine Familie gewonnen, als Vorwand, um sich Filippo anzuschließen. Venedig und Florenz waffneten sich indessen zu seinem Beistande, der aber auch nöthig ward, da der Papst im April 1446 ihn in den Bann that, viele Orte der Mark von ihm abfielen und sein eigener Bruder, Alexander S., in die Dienste des Papstes trat. In seinen mailändischen Besitzungen, welche des Herzogs Truppen besetzt hatten, siegten die Venetianer unter Anführung seines Vetters Cotignola, schienen aber dieselben mehr für sich, als für S. behaupten zu wollen. Dies und die Bitten seines durch Venedig fast bis aufs Aeußerste gedemüthigten Schwiegervaters, dessen Besitzungen er als sein Erbe ansah und deshalb nicht zerstückelt wissen wollte, bewogen im März 1447 S., die Partei der Venetianer zu verlassen und sich für Visconti zu erklären. Ein verunglückter Ueberfall der Venetianer auf S.'s Stadt Cremona gab den Ausschlag. Während aber S. im Sommer 1447 seinem Schwiegervater, der ihn bis dahin mit Unterhandlungen hingehalten, zu Hülfe zog, und der Papst, um von dieser Seite Frieden zu haben, Iesi, den letzten Ort, den er noch in der Mark besaß, abtrat, † Filippo Maria am 13. August 1447. Jetzt galt es für S., seine Pläne auf den Thron von Mailand, wo die verschiedensten Parteien auftraten, durchzuführen. Zuerst trat er, gegen das Versprechen, ihm die zu erobernden Städte Brescia und Verona zu überlassen, in die Dienste der sich in Mailand nach des Herzogs Tode gebildeten Republik und führte sein Heer gegen die Venetianer, die ebenfalls Ansprüche auf Mailand machten. Er vertrieb sie aus dem Mailändischen und erstürmte am 16. Nov. Piacenza, ward aber bald seinen neuen republikanischen Gebietern verdächtig, da die von Mailand losgerissene Stadt Pavia ihn als Herrn anerkannte. Sie unterhandelten deshalb hinter seinem Rücken im Winter 1448 wegen des Friedens mit Venedig, was inzwischen S. geschickt zu hintertreiben wußte. Mit der Belagerung von Lodi begann im Frühjahr der Krieg von Neuem. Die Schlacht von Casal-Maggiore (16. und 17. Juli) kostete den Venetianern ihre Flotte auf dem Po, u. der Sieg bei Caravaggio, am 15. Sept., fast ihr ganzes Heer. S. gewann aber trotz dieser Siege in Mailand noch immer keinen festen Anhaltepunkt, weshalb er den Anerbietungen Venedigs Gehör gab u. sich am 18. Okt. mit dieser Republik verband. Dieses Bündniß erregte in Mailand allgemeinen Unwillen u. veranlaßte bedeutende Rüstungen; aber S.'s überlegener Kriegskunst und der Macht seiner Verbündeten waren die Vertheidigungsmittel der jungen Republik nicht gewachsen. Noch anderthalb Jahre dauerte der Kampf um den Thron Mailands, welches bald mit dem Herzog

von Savoyen, bald mit Venedig im Bunde war, bald ganz allein dem siegreichen S. entgegenstand. Dieser nahm im Laufe des Jahres 1449 die meisten mailändischen Städte, und endlich am 26. Februar 1450 öffneten sich ihm die Thore Mailands selbst. Alle ihm vorgelegten Bedingungen mit Entschiedenheit verwerfend, erklärte er, Mailand als Nachfolger Visconti's mit unumschränkter Gewalt regieren zu wollen, und ließ sich am 25. März als Herzog krönen. Der Krieg mit Venedig ward nun von ihm im Bunde mit Florenz und dem Markgrafen von Mantua (Ludovico Gonzaga) fortgesetzt, während sich Neapel, der Herzog von Savoyen, der Markgraf von Montferrat und mehre andere kleinere italienische Fürsten, die das Glück des kriegerischen Emporkömmlings beneideten, mit Venedig in eine Liga gegen S. verbanden. Die übrigen italienischen Staaten erkannten den neuen Herzog an, während der deutsche Kaiser Friedrich III. und der König von Frankreich sich weigerten, ihrem Beispiel zu folgen. Venedig erklärte am 2. Mai 1452 S. zuerst den Krieg, während zu derselben Zeit der König von Neapel der Republik Florenz eine gleiche Erklärung machte. Das erste Jahr dieses Krieges verging mit kleinen Gefechten, in denen bald S., bald die Condottieri der Venetianer siegten; als aber 1453 König Ludwig von Frankreich, mit Aufgebung seiner vermeintlichen Rechte auf Mailand, den Herzog René von Anjou mit einem bedeutenden Reitercorps nach Oberitalien sendete, nahm der Krieg eine für S. sehr günstige Wendung. Der Markgraf von Montferrat und der Herzog von Savoyen wurden zur Neutralität gezwungen, Ponto Vico von den Franzosen und Mailändern erstürmt und das ganze Flachland der Lombardei von S. erobert. Da suchten endlich die Venetianer, die auch anderwärts bedeutende Verluste erlitten hatten, den Frieden nach und schlossen ihn am 5. April 1454 zu Lodi ab, S. als Herzog anerkennend und von ihren früheren Eroberungen nur das Land zwischen der Adda und dem Oglio einbüßend. Erst am 26. Januar 1455 trat Neapel diesem Frieden bei. S. befestigte sich durch weise Regierungsmaßregeln auf dem Throne, vergrößerte sein Herzogthum durch den Besitz von Genua 1464, verband seine Familie mit den meisten italienischen Höfen durch Vermählungen und trat mit dem König Ludwig IX. von Frankreich in ein Bündniß, um dessen aufrührerische Vasallen unterjochen zu helfen. Er † am 8. März 1466 zu Mailand an der Wassersucht, sein Herzogthum seinem ältesten Sohne Galeazzo Maria hinterlassend. S. war ein edler, geistvoller Mann, ein Meister in jeder ritterlichen und Kriegsübung, der bei der größten Kälte, wie in der Sonnenhitze, seinem Heere mit unbedecktem Haupte voranschritt, jede Entbehrung leicht trug und seine Leidenschaften, Gemüthsbewegungen beherrschte. Bei aller Großartigkeit seiner Pläne wußte er sich auf das verständigerweise Erreichbare zu beschränken, und man kann die wenigen Flecken, die sein Leben darbietet, mehr seinem Zeitalter, das die Heiligkeit des öffentlichen Rechts nicht kannte und in welchem die Moral der Politik fremd war, anrechnen, als sie ihm selbst zur Last legen. Vgl. Lühe, Militärlexikon, 7. Bd. — 3) **Galeazzo Maria**, des Vor. ausschweifender, grausamer Sohn, fiel 1476 durch Verschworene. Da dessen Sohn — 4) **Giovanni Galeazzo** noch minderjährig war, so bemächtigte sich der Oheim desselben, — 5) **Lodovico il Moro**, des Throns, verdrängte ihn also und brachte ihn vermuthlich durch Gift um. Um die durch ein doppeltes Verbrechen erhaltene Herrschaft zu behaupten, führte er den Kriegszug des französischen Königs Karl VIII. herbei, was ihm um so leichter gelang, da das französische Königshaus Ansprüche auf Neapel zu haben glaubte. Allein diese französische Expedition, so traurig für das übrige Italien, war auch nicht so günstig für Lodovico, als er gehofft hatte. Denn schon 1499 verjagte ihn Ludwig XII. aus seinem Herzogthume. Wenn auch Lodovico mit Hülfe von schweizerischen Soldknechten noch in demselben Jahre nach Mailand zurückkehrte, so kam er doch in neue Gefahr, als seine Schweizer ablehnten, gegen ihre französischen Landsleute die Waffen zu tragen. Da ihn nun vollends einer derselben verrieth, kam er 1500 als Gefangener nach Frankreich und † hier 1510 zu Loches im Kerker. — 6) **Maximilian**, der Sohn des Vorigen, hatte anfangs den Anschein, als ob er sich in Mailand in der Herrschaft seines Vaters wieder festsetzen würde, indem er mit Hülfe der Schweizertruppen die Franzosen 1512 vertrieb. Allein 1515 vom französischen Könige Franz I. bei Marignano geschlagen, ließ er Mailand gegen einen Jahrgehalt an Frankreich ab. — 7) **Francesco**, Bruder des Vorigen, war seit 1521 Herzog von Mailand und wurde 1529 vom Kaiser Karl V., dem Sieger über Franz I., mit dem Herzogthum belehnt. † am 24. Oktober 1535. Darauf gab Karl V. 1540 Mailand seinem Sohne, dem nachherigen Könige Philipp II. von Spanien, als Reichslehn. — 8) **Katharina S.**, natürliche Tochter des Herzogs Galeazzo Maria S., vermählte sich 1484 mit **Hieronymus Riario**, Neffen des Papstes Sixtus IV. Dieser, nicht beliebt, wurde jedoch nach des Papstes Tode durch eine Verschwörung in Forli ermordet, Katharina und ihr Sohn Ottavio gefangen. Der Kommandant der Citadelle wollte aber diese nur der Wittwe seines Herrn übergeben, worauf Katharina den Verschwörern versprach, ihn zur Uebergabe bereden zu wollen, und deshalb mit Zurücklassung ihres Sohnes in die Festung geschickt wurde. Kaum dort angekommen, stieg sie auf den Wall und befahl den Verschwörern, die Waffen niederzulegen. Diese drohten mit der Ermordung des Sohnes; Katharina hob aber ihre Kleider auf und rief: Hier könnt ihr sehen, daß ich noch andere gebären kann. Diese Schamlosigkeit überzeugte die Empörer, daß sie weder Furcht noch Mutterliebe kenne, worauf sie sich ergaben. Ottavio wurde nun unter Vormundschaft der Mutter Fürst von Forli und Imola. Katharina führte die Regierung 12 Jahre und vermählte sich insgeheim mit Giovanni Medici, dem Großvater des ersten Großherzogs von Toskana. Cäsar Borgia eroberte 1499 die Staaten

Katharina's, nahm sie selbst auf einer Bresche des Forts von Forli, das sie bis auf den letzten Mann vertheidigt hatte, gefangen, gab sie aber auf französische Verwendung wieder frei, worauf sie zu Florenz ihr Leben beschloß. — 9) **Margaretha**, Schwester v. S. 1), befreite diesen dadurch aus der Gefangenschaft Johanns von Burgund, daß sie von ihrer Burg aus 4 vornehme Neapolitaner fing und so lange als Geißeln behielt, bis ihr Bruder freigelassen wurde. — 10) **Alessandro**, natürlicher Sohn von S. 1), 1409 in Cotignola geboren, bildete sich unter seinem Vater zum Krieger, nahm dann an allen Unternehmungen seines Bruders Francesco Theil, vertheidigte 1441 dessen Leben in Neapel gegen den König Alfons und heirathete 1445 Konstanze von Varano, Nichte des Galeazzo Malatesta, der ihm die Herrschaft Pesaro abtrat. Sigismund Malatesta suchte ihm nach Konstanze's frühem Tode Pesaro vergeblich wieder zu entreißen. König Ferdinand von Sicilien ernannte ihn zum Großconnetable des Reichs. Er † 1473. — 11) **Bosio**, Bruder des Vorigen, ist der Stifter der Grafen von Santa-Fiora in Toskana, welche die Erben des alten Hauses Aldobrandeschi waren, zu dem auch der Papst Gregor VII. gehört haben soll. — 12) **Konstantin**, Sohn Alexanders und sein Nachfolger als Regent von Pesaro, ward als Anführer der Florentiner am 7. Sept. 1479 bei Poggio imperiale durch Alfons von Kalabrien geschlagen. Er stand als General abwechselnd in florentinischen und venetianischen Diensten, † im Juli 1483. — 13) **Giovanni**, natürlicher Sohn des Vorigen und sein Nachfolger in Pesaro, seit 1493 Gemahl der Lucrezia Borgia, die sich aber 1497 wieder von ihm scheiden ließ. Cäsar Borgia zwang ihn darauf, Pesaro gegen einen Jahrgehalt an ihn abzutreten, worauf S. sich nach Venedig zurückzog. Hier † er 1501, der letzte der Seitenlinie der S.s, die 55 Jahre lang über Pesaro geherrscht hatte. — Verheirathung der S. mit der römischen Familie Cesarini begründete das Haus der Herzöge **S.-Cesarini**, die noch gegenwärtig in Rom existiren und durch einen interessanten Erbschaftsprozeß sich bekannt machten. Vgl. **Ratti**, Della famiglia S., Rom 1794.

Sforzando (Sforzato, ital., Mus.), über oder unter eine Note gesetzt, bedeutet, daß dieselbe mit Heftigkeit, sehr starker Intonation vorgetragen werden soll. Es wird gewöhnlich abgekürzt: Sf. oder Sfz. geschrieben.

Sfumato (ital.), rauchig oder geräuchert, mit unbestimmten Umrissen gemalt.

Sgambati, Italiener, Jesuit aus unbestimmter Zeit, erklärte alle Klostergelübde für null und nichtig und wurde deshalb für verrückt erklärt. Sein Buch befindet sich als Manuskript in der königl. Bibliothek zu Neapel.

Sgambirlo (ital., Ornith.), s. v. a. europäischer Strandreiter, Himantopus atropterus *Briss.*

Sgarzi (ital., Bot.), s. v. a. gemeine Karden, Dipsacus sylvestris *L.*, s. **Kardendistel**.

Sglietz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. **Lübben**; 170 Einw.

Sgona, preuß. Chatoullen-költn. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. **Sensburg**; 110 Einw.

Sgorsellitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. **Namslau**; Vorwerk, Unterförsterei; 170 Einw.

Sgraffitomalerei (Kunstgesch.), eine von **Polidoro Caldara** erfundene Manier der Wandmalerei. Der aus Kalk, Sand und Kohlenstaub bestehende, schwarze Grund ward mit dünnem Gyps überstrichen, auf diesem der Karton durchgezeichnet, worauf die Schatten mit einem spitzen Eisen bis auf die schwarze Unterlage in Strichen angegeben wurden, so daß endlich das fertige Ganze das Ansehen einer Zeichnung oder eines Kupferstiches erhielt. Alle Werke dieser Art sind jedoch zu Grunde gegangen und nur durch die Beschreibung des Vasari und theils in den Blättern des Cherubin Alberti, Bonesone, Galestruzzi u. A. hat sich ihr Andenken erhalten.

S'Gravens- (Geogr.), s. **Gravens-** 2c.

S'Gravesande, **Wilhelm Jakob**, s. v. a. Gravesande.

Sgrilli-Sansone, **Bernardo**, Architekt und Kupferstecher, arbeitete in Florenz, gab 1733 eine Beschreibung der Kirche St. Maria del Fiore heraus und fügte 17 große von ihm selbst gestochene Blätter bei. Dann haben wir von ihm eine Beschreibung der laurenzianischen Bibliothek in Florenz, unter dem Titel: La libreria Mediceo-Laurenziana, Florenz 1739. Er stach auch für das „Museo Etrusco di A. F. Gori," Florenz 1737, mit Franceschini Vasi, A. Pfeffel u. A. die schönen Ansichten von Florenz von Joseph Zocchi. Heinecke nennt ihn auch als Theilnehmer an den Stichen einer Sammlung von Darstellungen aus der florentinischen Geschichte: Azioni gloriose degli nomini illustri Fiorentini. Ueberdies sollen sich von S. auch einzelne Blätter finden, wie eine Empfängniß Mariä, unter dem Titel: Pulchritudo pulcherrima.

Sgrizzi, **Tomaso**, berühmter Improvisator, 1798 zu Neapel geboren, durchreiste 1827 bis 1829 Frankreich und Italien, wo er überall durch die Leichtigkeit und Grazie seiner poetischen Auffassung und Ausführung entzückte. Für seine Improvisation auf den Tod der Maria Stuart erhielt er vom Großherzog von Toskana 2000 Fr. und eine Pension von 2400 Fr. S. † zu Florenz 1836.

Sguardio (ital.), im Malteserorden das höchste Rittergericht, dem selbst der Großmeister unterworfen war.

Sguazzella, **Andrea**, Maler, Schüler und Nachahmer von Andrea del Sarto, arbeitete Mehres nach Zeichnungen des Meisters und kopirte auch dessen Malwerke. Todesjahr nicht bekannt.

Sguazzino, Maler von Citta di Castello, blühte um 1680. Im Dome seiner Geburtsstadt ist sein Bild des St. Angelus, eines der Hauptbilder des Meisters. Auch die Bilder aus dem Leben der Maria in den Lunetten in S. Spirito daselbst sind sehr beachtenswerth. In der Jesus-

kirche zu Perugia sieht man Darstellungen aus dem Leben des heiligen Franz und andere Bilder von ihm.

Sgur, Leo, Archont von Nauplia im 12. und 13. Jahrh., später Herr von Korinth.

Sh, in der englischen Sprache, das deutsche Sch, aber mehr lispelnd ausgesprochen; damit anfangende Artikel, die sich hier nicht finden, s. Sch...

Sha u. Zusammensetzungen, s. Schah.

Shaban, türkischer Monat, s. Monat.

Shabinoi-Gebirg, asiat.-russ. Gebirg, Gouv. Jeniseisk, östlich vom Jenisei; zieht an der Grenze der Mongolei hin.

Shad (engl., Ichthyol.), s. v. a. Alse, Maifisch, Clupea Alosa *L.*

Shaddock (engl., Waarenk.), s. Chadoc.

Shade, nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennsylvania, Grafsch. Somerset; 1840: 1050 E.

Shade-Mountains, nordamerik. Gebirg, zu den Apallachen gehörig.

Shadiar, asiat. Ort, Iran, Beludschistan, Ketsch-Gendava, südlich von Soran.

Shadwell, brit. Dorf, England, Grafsch. Middlesex, grenzt südöstlich an London, links an die Themse; 1000 Einw.

Shaep, asiat. Vorgebirg, Japan, Insel Jesso, östlich vom Kap Romanzoff, an der Nordküste.

Shaftesbury (Biogr.), 1) Antony Ashley Cooper, erster Graf von, ist ein unter der Herrschaft Karls II. von England bekannt gewordener Staatsmann. Er nannte sich Ashley nach dem Hause seiner Mutter und war am 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset geboren. Sein Vater, Sir John Cooper von Rockborn, verwandte eine große Sorgfalt auf die Erziehung des Sohnes, ging aber schon 1632 mit Tode ab. Nach einem zweijährigen Studium zu Oxford wandte sich Ashley nach Lincols-Inn zu London, um hier Jurisprudenz zu studiren. Nachdem er 1640 ins Unterhaus gekommen war, erlangte er durch seinen Witz, seine Beredsamkeit und durch seine Kunst, sich an die Spitze der Parteien zu stellen, bald einen bedeutenden Einfluß. Als der Hof im Beginne des Bürgerkrieges sein Erbieten, als Vermittler zu dienen, aus Mißtrauen von sich gewiesen hatte, trat Ashley zur Parlamentspartei über, errang an der Spitze eines zusammengebrachten Truppencorps einige Vortheile im Felde und wurde dann zum Friedensrichter der Grafschaft Dorset erwählt. Auf die Vorschläge Cromwells, der ihm die Stellung eines geh. Raths verlieh und selbst Hoffnung zum Kanzleramt machte, ließ er sich nicht ernstlich ein. Beide zerfielen sogar mit einander, als S. dem Protektor nach der Auflösung des langen Parlaments eine zu hartnäckige Opposition entgegenstellte. Gleichwohl wußte es Ashley dahin zu bringen, daß er wieder in das neue Haus gewählt wurde. Nach dem Hintritte Cromwells bemächtigte er sich der Presbyterianer und benutzte die Unreife und Abneigung des englischen Volks gegen die republikanische Staatsform, um vermittelst des Generals Monk die Monarchie wieder herzustellen. Er war daher als Parlamentsglied auch bei der Deputation, welche Karl II. zur Rückkehr auf den Thron seiner Väter einlud. In Karls Gunst stieg er sehr hoch, wurde Lordlieutenant in Dorset, 1661 Pair und bald nachher Kanzler der Schatzkammer. Er suchte sich dadurch zu halten, daß er es sowohl mit dem Hofe, als mit der Oppositionspartei hielt. Während er also mit der Hofpolitik ganz einverstanden zu seyn schien, machte er im Oberhause den Führer der Opposition, schwächte dadurch die Kraft der Regierung, stellte sich der famosen Uniformitätsakte entgegen und griff den holländischen Krieg und den Verkauf von Dünkirchen an. Bald jedoch wandte ihn der Mangel an Vermögen und seine Unbeständigkeit wieder ganz dem Hofe zu. Er kam nun 1669 als erster Lord des Schatzes in das berüchtigte, nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Glieder benannte Ministerium Cabal, welches nach dem Willen Karls II. vermittelst der Truppen und des Geldes des französischen Königs Ludwig XIV. den Absolutismus und Katholicismus in England wieder herstellen sollte. In Kurzem hatte der geschickte Ashley die Fäden dieser geheimen Intrigue des englischen Königs gegen sein Volk ganz in den Händen; Manche bezweifeln jedoch, daß er, wie die Uebrigen, von Frankreich sich habe bestechen lassen. Im J. 1671 wurde er in den Grafenstand erhoben. Da Ashley nicht nur die Schwierigkeit einsah, den Plan des Königs auszuführen, sondern auch wohl den Mangel an Aufrichtigkeit an Ludwig XIV. entdeckte, der den König gegen sein Volk und das Parlament durch Bestechungen gegen den König hetzte, so befürchtete er, es möchte der König zuletzt die Rathgeber der Krone dem Parlamente opfern. Er machte daher im März 1673 das Oberhaus mit der königlichen Intrigue bekannt, ging offen ins Lager der Volkspartei über und beschleunigte die Einführung der Testakte. Kein Wunder, daß er im November desselben Jahres sein Amt aufgeben mußte. Nun begann er eine heftige Opposition im Parlamente. Als er aber behauptete, daß die Prorogation des Parlaments vom November 1675 bis zum November des folgenden Jahres im Grunde als eine Auflösung angesehen werden müsse, setzte ihn der erzürnte Hof dreizehn Monate lang in den Tower. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, trat er gegen die Doktrin vom leidenden Gehorsam auf, erregte den Haß des Volks gegen das papistische Komplot von 1678, wirkte für die Ausschließung des katholischen Herzogs von York vom englischen Thron und führte zuletzt den Sturz des Ministeriums Danby herbei. Trotz der Abneigung, welche die Kamarilla gegen ihn hegte, erhielt er dennoch im März 1679 das Präsidium des Staatsraths. Mit doppeltem Eifer wirkte er nun für die Ausschließung des Herzogs von York und hatte großen Antheil an der 1679 zu Stande gekommenen Habeas-Corpus-Akte, wodurch der Willkür des Königs Zügel angelegt wurden. Weil aber die Ankunft des nach Schottland

verbannten Herzogs York dem Könige neuen Muth einflößte, wurde Ashley schon nach fünf Monaten wieder entlassen. Jetzt bot er Alles gegen den Herzog York auf. Ja er war so kühn, denselben im Februar 1680 im Vereine mit zwölf angesehenen Parteigenossen vor dem Gerichte der Kingsbench als widerspenstigen Papisten anzuklagen. Nach der Beseitigung der Ausschließungsbill am 21. Oktober knüpfte er mit dem Herzoge von Monmouth, einem unehelichen Sohne des Königs Karl, Verhandlungen an, um die Thronbesteigung des spätern Königs Jakob mit gewaffneter Hand zu verhindern. Der Hof ließ ihn zwar deshalb im Juli 1680 wieder in den Tower setzen und im November des Hochverraths anklagen, allein Ashley wurde unter dem großen Jubel des Volks freigesprochen. In Verbindung mit Monmouth, Russel, Algernon Sidney und Andern bildete er hierauf die sogenannte Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot), wurde aber, da sich die Ausführung der Verschwörung mehrmals verzögerte, flüchtig, weil er sich nicht länger für sicher hielt, und ging 1682 nach Amsterdam, wo er am 2. Januar 1683 †. Vgl. Martyns Memoirs dieses Staatsmanns, London 1837. — 2) Antony Ashley Cooper, philosophischer Schriftsteller, Enkel des Staatsmanns Ashley und dritter Graf von S., wurde am 26. Februar 1671 zu London geboren. Sein Vater ließ seine erste Erziehung durch eine gelehrte Frau besorgen, welche abwechselnd griechisch und lateinisch mit ihm sprach und ihn bis zu seinem Abgange auf die Schule zu Winchester 1683 unterrichtete. In Gesellschaft eines kenntnißreichen, verständigen Führers ging S. 1683 auf Reisen. Nachdem er sich einige Zeit mit Frankreich bekannt gemacht hatte, besuchte er Italien und erwarb hier die Kenntniß von den schönen Künsten, welche er in seinen Schriften blicken läßt. Bei seiner Rückkunft nach England 1689 trug man ihm zwar eine Stelle im Parlamente an, allein er schlug sie aus und trat erst ein, nachdem er sich noch fünf Jahre den Wissenschaften hingegeben hatte. Er bewährte eine ziemliche Beredsamkeit, die er, unabhängig von allen Parteien, dazu verwandte, seiner freisinnigen Richtung Freunde zu gewinnen. Nachdem er so längere Zeit für das allgemeine Beste im Parlamente thätig gewesen war, nöthigte ihn seine angegriffene Gesundheit zum Ausscheiden. Er unternahm nun eine Reise nach Holland, wo er über ein Jahr verblieb und mit Leclerc, Bayle u. A. Verkehr pflog. Als er wieder zurück nach England kam, verschied sein Vater. S. wurde dadurch Graf von S. Er schwankte jedoch lange, ehe er in das Oberhaus eintrat, und es bedurfte erst des Zuredens seiner Freunde, um ihn 1700 dazu zu bewegen. Weil er hier die Maßregeln des Königs Wilhelm eifrig unterstützte, bot ihm dieser die Stelle eines Staatssekretärs an. Der Ehrgeiz S.'s war aber nicht so stark, daß er sie angenommen hätte. Mit der Politik der unter der Königin Anna herrschenden Staatsmänner war er so wenig einverstanden, daß er sich ins Privatleben zurückzog und wieder nach Holland reiste. Wie sehr er zur Milde geneigt war, beweist er durch seine „Letters concerning enthusiasm" (Lond. 1708), worin er zu gelinden Maßregeln gegen die französischen Urheber einer bedenklichen Gährung in England räth. S. vermählte sich 1709, reiste zur Herstellung seiner Gesundheit 1711 wieder nach Italien und † 1713 zu Neapel. Die Vorzüge seines Charakters bestehen in seiner Klugheit, seinem Hange zur Freiheit, in menschlicher Gesinnung und in der Mäßigung seines Ehrgeizes. S. war kein Feind des Hoflebens, suchte es aber auch gerade nicht. Er beförderte die Tugend, übte selbst manches Gute aus und war ein Anhänger der natürlichen Religion. In seinen Schriften zeigt er sich mehr als liebenswürdigen Menschen, denn als tiefen Denker. Er trat hier seinem Freunde Locke, dem Empiriker, darin entgegen, daß er das unmittelbare Wohlgefallen am Guten zu wecken suchte, während jener die Moral auf den Egoismus des Menschen gründen wollte. Ueberall spricht sich ein warmes Gefühl für das Schöne aus, doch hindert zuweilen die auf den Styl verwandte Sorgfalt den freien Schwung des Gedankens. Schrieb: Characteristics of men, manners, opinions and times, Lond. 1713, 3 Bde.; beste Ausg. 1773, 3 Bde.; deutsch Leipz. 1776, 3 Bde.; — Briefe über philosophische und theologische Gegenstände, 1716 und 1721. — Die deutsche Uebersetzung seiner „Philosophischen Werke" unternahmen Hölty u. Benzler, Leipz. 1776—79, 3 Bde. — Seine Untersuchung über Verdienst und Tugend bearbeitete Diderot.

Shaftsbury (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Dorset; Tuchweberei, Spitzenklöppelei; 3000 Einw.; hier Grabmal Eduards des Bekenners; — 2) nordam. Ort, V. St., Staat Vermont, Grfsch. Bennington; Marmorbrüche; 1820 : 2020, 1840 : 1890 Ew.

Shag (engl., Ornith.), s. v. a. Wasserrabe, Carbo Graculus *Frisch*, T. 168.

Shagarnot, Stadt, s. v. a. Juggernaut.

Shagga, Volk, s. v. a. Schaggas.

Shaggy, Klippen im großen Ocean, westlich von der Insel Waigiu; Nordspitze: 0° 0' 25" s. Br. und 147° 53' 10" östl. L.

Shaghar, vorderind. Stadt, Dekan, südl. von Aurengabad, am Godavery.

Shag-Island, brit.-nordamerik. Insel, in der Christmans-Sound-Bai, an der Südküste von Neu-Fundland.

Shahabad (Geogr.), 1) vorderind. Stadt, Oude, nordwestl. von Lukow; — 2) Festung das., Radschput, an der Grenze von Scindia; — 2) Distrikt das., Präsidentsch. Kalkutta, Prov. Bahar, mit einem Flächenraum von 87 □M.; Hauptstadt: Arrah, bevölkert, viel Fabriken. Außerdem hier noch: Rhotas (Rhotasghur), am Sone, sehr stark befestigt; Burar, am Ganges; Sieg der Briten 1764.

Shahdowra, vorderind. Ort, Scindia, östl. von Rampura.

Shahee, pers. Rechnungsmünze, etwa 3 Gr. 9 Pf.

Shahnoor (Shahnur), ostind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Bedschapur.

Shahpoor (Shapur, Geogr.), 1) s. v. a. Schapur; — 2) s. v. a. Shawpur; — 3) Stadt im Pundschab (s. d.).

Shahu, Gewicht in Persien.

Shaint, brit. Gruppe von drei kleinen Inseln, in den Hebriden, in der Minch-Meerenge, an der Küste von Lewis.

Shaken coal (engl., Min.), s. v. a. natürliche Kohlenmulm (s. d.).

Shakers (Schüttler oder Zitterer), christliche Sekte in den nordamerikan. Vereinigten Staaten. Die S. stammen aus England und haben zur Stifterin ihrer Sekte Anna Lee, die Tochter eines Grobschmieds in Manchester. Mit einem dem Trunke ergebenen Schmied verheirathet, Mutter von 8 Kindern, die sie eins nach dem andern verlor, wurde sie tiefsinnig, hatte Visionen und predigte gegen die Ehe. Im Jahre 1774 verließ sie ihren Wohnort Manchester und schiffte sich mit einigen Anhängern nach Nordamerika ein, wo sie im Staate Newyork in der Nähe von Albany Waterwliet baute. Sie übernahm die Leitung als Mutter in Jesus Christus und gesellte sich 7 Aelteste zu. Die ersten Gesetze, welche sie erließ, führten Gütergemeinschaft und Trennung der beiden Geschlechter ein. Nach Anna Lee ist die Ehe der einzige Grund, daß die Vorschriften des Erlösers so selten befolgt werden und die öffentliche Moral im Sinken begriffen ist. Mit dem Erscheinen der Anna Lee hat das tausendjährige Reich begonnen, so daß sich die Zeit des jüngsten Tages bis auf die Stunde berechnen läßt. Die S. sind der festen Ueberzeugung, der Erlöser sey in der Person Anna Lee's zum zweitenmal auf Erden erschienen, und diese, seine große geistliche Mutter, sey die Braut, des Lammes Weib. Sie glauben, Christus sey nicht nur in der Gestalt der Anna Lee zum zweitenmal hienieden erschienen, sondern es sey zur Erlösung des weiblichen Geschlechts unerläßlich und wesentlich nothwendig gewesen, daß eine solche Erscheinung in einer Person ihres Geschlechts Statt gefunden habe, indem die erste Ankunft Christi in der Gestalt des Mannes nur die Erlösung des männlichen Geschlechts habe bewirken sollen. Die Hauptgrundsätze ihrer Lehre sind: Gemeinschaft der Güter, völlige Enthaltsamkeit hinsichtlich der Vermischung beider Geschlechter und Verehrung der Gottheit durch Tanzen. Die Verbindlichkeit, Gott durch Tanz zu verehren, gründet sich auf die Stelle der heil. Schrift: 2. Samuel 6, 14, wonach David mit aller Macht vor dem Herrn tanzte. Wenn eine Familie zu den S. treten will, so müssen sogleich geschwisterliche Verhältnisse zwischen Mann und Weib eintreten. Wenn daher die Grundsätze dieser Menschen überhand nähmen, so würde die Erde bald menschenleer werden. Die S. haben ihren Hauptsitz zu Neu-Lebanon, etwa 6 M. von Albany. Der Herzog Bernhard von S. Weimar besuchte diese Kolonie der S. und theilte in seiner Reisebeschreibung einige Nachrichten von dieser sonderbaren Sekte mit. Ein anderer Reisender (Adrian), der gleichfalls in Neu-Lebanon war und ihrem Gottesdienste beiwohnte, erzählt davon Folgendes: „Das Bethaus war geräumig, einfach, schmucklos, aber äußerst reinlich, denn der Boden war weißer und sauberer, als der blankste Tisch in der besten Haushaltung. Die Feierlichkeit und Würde der Versammlung wurde durch eine vollkommene Stille und eine gänzlich bewegungslose Haltung des Körpers noch erhöht. Nach einer langen Pause erhob sich einer der Aeltern langsam von seinem Sitze, um eine Rede zu halten; die ganze Gesellschaft stand augenblicklich auf. Am Schlusse sang die Versammlung eine Hymne. Während dieses Gesanges bewegten sie ihre Füße unausgesetzt, ohne jedoch ihren Platz zu verändern. Dazu kam ein possenhaftes Beugen und Neigen des Körpers von einer Seite zur andern. Eine zweite kurze Ermahnung erfolgte, worauf ein zweites eintöniges Lied gesungen wurde, welches man mit demselben Tanzschritt und demselben Neigen des Körpers begleitete. Nach Beendigung dieses Liedes setzten sich alle nieder, und nach einer kurzen Pause rief einer der Aeltern aus: „Laßt uns arbeiten!" Jetzt standen alle plötzlich auf und begannen eine Scene darzustellen, hinter der jede Beschreibung zurückbleibt. Nachdem die Bänke bei Seite geschafft worden waren, und die Männer ihre Röcke ausgezogen hatten, stellten sie sich reihenweise auf, und die Frauen thaten ein Gleiches. Sie begannen nun ein Wackeln mit den Füßen und ein Rühren der Hände vor der Brust. So schritten sie abwechselnd der Wand zu und entfernten sich von ihr; dann drehten sie sich herum und bewegten sich wieder in der entgegengesetzten Richtung vorwärts und rückwärts, tanzend und gestikulirend, als seyen sie alle närrisch geworden. Alles dies wurde mit einem unmusikalischen Tone durch die Nase begleitet. Als diese Bewegung eine Zeit lang gedauert hatte, änderte sich plötzlich die Scene, eine größere Lebhaftigkeit trat ein; die frommen Leute hüpften plötzlich in einem doppelten Kreise um den Saal, die Frauen wirbelten rund um in dem innern Ring, die Männer in dem äußern; darauf wechselten sie die Rollen, und die Männer schwangen sich im innern Kreise, die Frauen im äußern umher. Dann verwandelten sich die zwei Ringe in einen und durch ein geschicktes Manöver kehrten sich die Männer plötzlich rechts um und trafen am entgegengesetzten Ende des Saales auf die Frauen, wirbelten umher, begegneten sich, wandten sich ab und wogten mit den Händen, den Köpfen und Beinen und summten und brummten, lauter und lauter, so wie der Tanz sie mehr und mehr aufregte. In gewissen Zwischenräumen blieben sie plötzlich stehen, begrüßten sich wechselsweise, sangen einige Strophen und begannen dann die Ceremonien wieder. Hierauf sangen sie wieder und tanzten reihenweise auf ihren Plätzen. Endlich schloß der seltsame Gottesdienst mit den förmlichsten Verbeugungen und Begrüßun-

gen von Seiten der beiden Geschlechter." Die S. leben in großen Gebäuden, wahren Klöstern; die Kirche der Genossenschaft liegt stets auf dem höchsten Punkte der Kolonie; auf der einen Seite ist die Thür für die Männer, auf der andern für die Frauen. Die Etablissements der S. sind nicht zahlreich. Sie bestehen bloß in Massachusetts, wo der Hauptort Neu-Lebanon liegt, Connecticut, Neu-Hampshire und Maine. Die einzelne Gesellschaft besteht immer aus 3—500 Mitgliedern. Die Felder der S. sind stets im besten Zustande, die Werkstätten, in denen Frauen und Männer abgesondert arbeiten, trefflich geordnet. Die äußere Erscheinung der Etablissements läßt auf einen gewissen Reichthum schließen, so einfach die Lebensgewohnheiten der S. auch sind. Da die Ehe, wie überhaupt jede Vereinigung von Mann und Frau, verboten ist, so können sich die S. nicht aus sich selbst ergänzen. Ihr Zuwachs kommt von außen, durch Frauen, die in der Ehe kein Glück gefunden haben, und durch Männer, die von dem sichern Lebensunterhalt angezogen werden. Von ihren Glaubenssätzen weiß man wenig, da sie gegen Fremde, von denen sie meistens verhöhnt werden, sehr zurückhaltend sind. Sie denken sich Gott in 2 Naturen, einer männlichen und einer weiblichen. Er hat sich den Menschen in beiden Naturen gezeigt, einmal in Jesus, das zweitemal in Anna Lee (s. oben). — Wir erwähnen hier zugleich eine andere Sekte, die Seekers (lat. Quaerentes, Suchende), engl. Skeptiker unter den Presbyterianern im 17. Jahrhundert, welche behaupteten, daß die Reinheit der Religion erst aufgesucht werden müsse, wozu der Mensch sein ganzes Leben nehmen müßte. Sie bezweifelten das Ansehen des Alten Testaments, weil beim babylonischen Exil alle Handschriften verloren gegangen seyen, sprachen gegen die Trinität, beschränkten sich auf keine bestimmte Anzahl Sakramente, ließen taufen, wo und von wem man wollte, schlossen die Weiber vom Genuß des Abendmahls aus 2c. Vgl. De nova secta Quaerentium. Göttingen 1814, 4.

Shakers (engl., Bot.), s. v. a. gemeines Zittergras, Briza media *L.*

Shakertown, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Ohio.

Shakespeare, William, die größte dichterische Erscheinung der neuern, vielleicht aller Zeiten, der Stolz seines Volkes und der Ruhm des menschlichen Geistes. Die Welt durchdringend, wie der Weltgeist selbst, hat S. in seinen Dichtungen die ganze Welt im Spiegel dargestellt und die Menschennatur nach allen Richtungen, in allen Höhen und Tiefen erschöpft. Unerreichbar, unbegreiflich und unergründlich steht er da, ein Mann, zu dem der größte Dichter, der ihm in drei Jahrhunderten gefolgt ist, Göthe, verehrend hinaufblickte, „wie auf ein Wesen höherer Art." Geist, Urtheil, Gemüth, Phantasie, Beschaulichkeit und praktischer Verstand, der seltenste Witz und der größte Tiefsinn, alle sittlichen und alle geistigen Eigenschaften sind bei ihm im reinsten Einklang. Er fesselt die schwärmerische Jugend und ihre Ideale mit den Zaubern seiner Einbildungskraft und bietet dem männlichen Geiste mit der Besonnenheit und Reife seines Urtheils unerschöpfliche Nahrung; er stählt und schärft den Sinn für das wirkliche und wirkende Leben in seinem breitesten Umfange und hebt zugleich weit über seine Schranken empor zur Anschauung der ewigen Güter; er lehrt die Welt lieben und zugleich gering achten, beherrschen und zugleich entbehren und Keiner ist, den man vertrauensvoller wählen kann zum Führer durch Welt und Leben, als S.

So vollständig die Geschichte seines Geistes in seinen Werken vorliegt, ebenso mangelhaft ist leider, was wir von seinem äußeren Leben wissen. Es war eine frühe Ueberlieferung, daß S. der Sohn eines Fleischers gewesen sey und daß er in seiner Jugend seines Vaters Handwerk geübt habe. Der Erzähler fügt hinzu, wenn er ein Kalb gestochen, hätte er es in einem erhabenen Style gethan und eine Rede dabei gehalten. Jetzt ist aus der sorgfältigsten Durchsuchung aller städtischen Papiere in Stratford am Avon (Grafschaft Warwick)) ausgemacht, daß sein Vater, John S., ein Handschuhmacher war, ein Gewerbe, das in jener Gegend ausgebreitet ist. Dessen Vater, der Großvater unsers Dichters, scheint ein Pächter Robert Ardens von Wilmecote gewesen zu seyn. Zwischen beiden Familien knüpfte John S. eine Verwandtschaft, indem er 1557 von den 7 Töchtern Robert Ardens die jüngste, Maria, ein Jahr nach ihres Vaters Tode, heirathete. Die Ardens waren eine der angesehensten Warwickfamilien; man weiß, daß sie sich neben den Dudleys fühlten, in der Zeit als Leicester (s. d.), ein Dudley, auf der Spitze seiner Macht stand; jene Heirath war also offenbar über John S.s Stand und deutet an, daß er in guten Verhältnissen, wenn nicht reich, so doch wohlhabend gewesen sey. Dies bestätigt sich auch aus allen übrigen Nachrichten. Er gehörte unter die Bürger zweiten Ranges, war Besitzer mehrer Häuser und erscheint in den städtischen Urkunden, nach und nach immer steigend in Ansehen und Würden, als Geschworner, als Konstabel, als Stadtkämmerer, Alderman u. endlich 1568—69 als Bailiff von Stratford auf dem höchsten Posten in der Gemeinde. John S. lebte bis 1604, sein Weib bis 1608; das Glück und den Glanz ihres berühmten Sohnes erlebten beide. William S. ward 1564 am 26. April getauft; es ist wahrscheinlich, daß er am 23. April, seinem Todestage, geboren ist. Unter 8 Kindern John S.s (4 Söhne und 4 Töchter) war er der älteste Sohn. Er hatte bald nach seiner Geburt die Zeit einer Epidemie zu durchleben; das Schicksal erhielt ihn; von seinen Geschwistern sind mehre zum Theil früh gestorben; ein Bruder, Edmund, war später mit ihm Schauspieler an demselben Theater. Es gab in Stratford eine freie lateinische Schule, wo unser William S. die Anfänge der klassischen Sprachen erlernt haben mag. Im Ganzen ist wenig Zuverlässiges aus seiner Jugendgeschichte zu unsrer Kenntniß gekommen, gleichwohl genug, um uns errathen zu lassen, daß seine frühesten und ersten Erlebnisse einen Reichthum tiefer Eindrücke in seine Seele einprägen, eine Fülle großer Bewegungen

in sein Gemüth senken mußten, die ihm später ein reicher Quell für seine dichterischen Schöpfungen werden konnte. Eine Reihe von Unfällen betraf ihn und sein Haus in der Zeit, wo Leidenschaft, Empfindung und Einbildungskraft in dem Menschen am mächtigsten sind: er hatte das bittere Brod der Trübsal zu essen und innern und äußern Jammer zu durchleben, die Schule großer Geister und starker Charaktere. Der frühere Wohlstand seines väterlichen Hauses war seit seinem 14. Jahre zerrüttet; ein Schlag des Unglücks traf seine mütterliche Familie, die Ardens; eigner Leichtsinn und selbstgeschaffenes Elend kam hinzu, so daß man sieht, er hatte eine Periode der Widerwärtigkeit nicht nur, sondern auch der Unwürdigkeit durchzumachen, die seine bösen und guten Kräfte nebeneinander entwickelte.

Lassen wir die einzelnen Thatsachen jetzt an uns vorübergehen.

Seit 1578 gingen die Verhältnisse des Vaters, John S., zurück. Er mußte in diesem und dem folgenden Jahre die Güter seiner Frau in Snitterfield verkaufen; man findet ihn sogar seinem Bäcker mit 5 Pfd. verschuldet, für die er Bürgschaft stellen mußte. Seit 1579 kam er, selbst vermahnt, nicht mehr in das Stadthaus und er ward daher 1586 in seiner Stelle als Alderman durch einen Andern ersetzt. Im J. 1592 erscheint sein Name in dem Berichte einer Kommission, die alle diejenigen zu bezeichnen hatte, welche der königl. Vorschrift, wenigstens einmal im Monat die Kirche zu besuchen, nicht nachkamen; es ist dabei bemerkt, daß John S. diesen Kirchengang aus Furcht vor seinen Gläubigern unterlassen. In Dokumenten, die diese häuslichen Verhältnisse betreffen, erscheint John S. nicht mehr unter der Bezeichnung eines Handschuhmachers, sondern eines Freigutbesitzers. Vielleicht hatte er sein Handwerk mit dem Landbau vertauscht und war dabei zurückgekommen. Aus Allem läßt sich folgern, daß die Kinder frühe auf ihre eigenen Kräfte gewiesen wurden und die Ueberlieferung (in Rowe's Leben S.s u. A.), nach welcher John S. wegen seiner bedrängten Verhältnisse den Sohn frühzeitig hätte aus der Schule nehmen müssen, der dann eine Zeitlang Schulmeister auf dem Lande gewesen sey, hat etwas sehr Glaubliches. Ein Unfall andrer Art traf die mütterliche Familie, die Ardens, als unser Dichter in seinem 19. Jahre stand. Das Haupt dieser Familie war Eduard Arden von Park-Hall. Die schon angedeutete Eifersucht der beiden Warwickfamilien, Arden und Dudley, ward tödtlich zwischen diesem Eduard Arden und dem berüchtigten Grafen Leicester. Als derselbe 1575 unter jenen berühmten Festen in Kenilworth die Königin Elisabeth bewirthete und um sie warb, hatte er gleichzeitig eine verbrecherische Verbindung mit einer Gräfin Essex, die er nach ihres Gatten Tode heirathete. Noch ehe sie sein Weib ward, hatte Eduard Arden Leicestern über diesen der Königin verheimlichten Verkehr herbe Aeußerungen gesagt; sehr möglich, daß dies eben während jener Feste in Kenilworth geschah und daß Leicesters Verhältniß dadurch der Königin kund ward, die bekanntlich ihren Aufenthalt in Kenilworth plötzlich unterbrach und abreiste. Welchen wundervollen Gebrauch S. später von diesen geheimnißvollen Geschichten in seinem Sommernachtstraume machte, werden wir seiner Zeit erfahren. Man hat aus diesem Gebrauche vermuthet, S. könnte, damals ein 11jähriger Knabe, bei den nachbarlichen Herrlichkeiten in Kenilworth zugegen gewesen sein. Wie dem auch sey, hier ist vor Allem das tragische Ereigniß wichtig, das dem Dichter diese Geheimnisse von Kenilworth so tief einprägen mochte. Leicester trug Arden über jene Vorwürfe unversöhnlichen Haß nach. Er umspann ihn mit einem Hochverrathsprozeß und Eduard ward im J. 1583 hingerichtet. Gewiß wurde auch bei den verarmten S.s dieser Fall tief empfunden und ein schwerer Zug von Lebensernst konnte dem Gemüthe des jungen Dichters dadurch eingeprägt werden. Vielleicht waren diese Schickungen für seine gesammte Charakterbildung heilsam, denn es finden sich um die gleiche Zeit in seiner Natur Züge eines jugendlichen Leichtsinnes, dem diese ernstern Familienschicksale ein Gegengewicht zu halten sehr geeignet waren.

S. zählte kaum 18 Jahre, als er sich verehelichte; ein durch seine leicht erregbare Sinnlichkeit veranlaßter Fehltritt hatte diese übereilte Heirath zur Folge. Sein Weib war Anna, die Tochter Richard Hathaways, eines wohlhabenden Meyers in der Nähe von Stratford. Sie war 26 Jahre alt, also 8 Jahre älter als ihr Gatte. Am 26. Mai 1583 ward ihm eine Tochter Susanna getauft und etwa 18 Monate später brachte ihm sein Weib noch Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter, welche die Namen Haumet und Judith erhielten, später keine Kinder mehr. S.s häusliches Leben scheint kein glückliches Leben gewesen zu seyn; es fehlte der Segen des Herzens und jede geistige Befruchtung. Er hatte weder zum bürgerlichen Betriebe, noch zum hausbackenen Ehemanne Talent und in dem Bestreben Ersatz für diese zwiefache Unbilde zu finden, kam er auf Abwege. Er gerieth in die Gesellschaft müßiger und lärmender Tagediebe. Wie er später seinen Liebling, den Prinzen Heinz, in der Umgebung eines abenteuerlichen Gesindels mit überschwenglichem Ergötzen schilderte, so mochte er damals selbst erscheinen unter der verwahrlosten Lustigkeit einer saubern Bande, die sich aus dem nahe gelegenen Parke des sehr ehrenwerthen Sir Thomas Lucy dann und wann einen Wildbraten schoß. Der Sage nach wurde S. einst auf der That ertappt und vom Besitzer, der zugleich Schöffe des Obergerichts der Grafschaft und Parlamentsmitglied war, gerichtlich belangt. S. vertheidigte und rächte sich darauf in einer sehr heftigen Ballade, die er an das Thor des Sir Thomas heftete. Eine Stanze dieses Pasquills ist auf uns gekommen. Sie nennt dieses Parlamentsglied und diesen Friedensrichter daheim eine Vogelscheuche, in London einen schäbigen Esel und dreht sich um ein Wortspiel mit Lucy und lausig (Lucy und lowsie). Die natürliche Folge davon war nach dem weitern Berichte jener Ueberlieferung, daß der Edelmann, noch mehr gereizt, die Untersuchung

schärfer führen ließ und S. sich endlich, um den Verfolgungen desselben zu entgehen, zur Flucht genöthigt sah. Er verließ seine Vaterstadt im J. 1586, spätestens 1587, 22—23 Jahre alt. Ob er es aus obigem Grunde that, oder um seiner bedürftigen Familie durch den Einsatz seines Talentes ein gutes Loos zu ziehen, oder endlich, wie eine andere Tradition will, aus Liebe zur Dichtung und Schauspielkunst, ist nicht zu entscheiden. Es verträgt sich, daß alle drei Bestimmungsgründe zusammen wirkten, um diesen über sein Leben entscheidenden Entschluß hervorzurufen. Er floh nach London; dort wurde er Schauspieler und bald Schauspieldichter. Daß in einem Mann von diesem schnellreifen Geiste die Gabe wie der Hang zur Dichtung und zum Schauspiel frühzeitig vorhanden war, ist natürlich. Nahrung u. Pflege fand er in seiner Grafschaft und Vaterstadt ohne Mühe. Seit 1569, also von S.s frühester Jugend auf, spielten die Schauspielertruppen der Grafen Leicester, Warwick und Worcester u. A., fast jedes Jahr irgend eine Gesellschaft, auf ihren Umzügen im Reiche in Stratford. Was S. aber seinen Entschluß, Schauspieler zu werden, noch näher legen konnte, war, daß eine ganze Reihe von Schauspielern seiner spätern Bekanntschaft aus Warwickshire herstammte. Thomas Green war aus Stratford selbst; Heminge, der Freund S.s und Herausgeber seiner Werke, Slyn, Tooley waren aus der Grafschaft Warwick. James Burbadge, der Begründer des Blackfriartheaters, auf dem nachher S. selbst auftrat, war von dieser Provinz aus nach London gewandert, und sein berühmter Sohn Richard war in der Nähe von Stratford geboren. Wie leicht konnte S. zu einem oder dem andern dieser Männer schon frühe ein Verhältniß gehabt, wie leicht konnte sein dichterisches Talent schon in Stratford ihre Aufmerksamkeit auf den jungen Landsmann gezogen haben! Sein Erfolg war rasch und entschieden. Anfangs, wie erzählt wird, als callboy, Rufer, der die auftretenden Schauspieler citirte, angestellt, spielte er bald selbst mit und bereits 1589 erscheint er als ein engerer Theilhaber und Angehöriger der Gesellschaft, in die er getreten war. Niemand glaubt daher mehr die Sage, daß er eine Zeitlang den vornehmen Besuchern des Blackfriartheaters die Pferde gehalten habe. Sein Talent als Schauspieler wird als nur mittelmäßig angegeben; nur eine Rolle, den Geist in seinem „Hamlet", soll ihm Niemand haben nachspielen können. Ulrici sagt über diesen Punkt Folgendes: „In der That stand die Annahme der ältern englischen Kritiker, daß S. nur ein schlechter und sehr mittelmäßiger Dichter gewesen sey, früher auf schwachen Füßen. Da in der Theateranzeige zwar die Namen der mitwirkenden Schauspieler, nicht aber deren Rollen angegeben wurden, so weiß man nur, daß S. im „Hamlet" den Geist und in „Wie es euch gefällt" den Adam gespielt hat. Aus diesen anscheinend unbedeutenden Rollen schloß man, daß auch S.s Schauspielertalent unbedeutend gewesen sey. Der Schluß ist aber offenbar sehr voreilig. Einmal, weil die Rolle des Geistes im Hamlet in der That von der Art ist, daß, wenn sie schlecht gegeben wird, das ganze, auf die furchtbare unwiderstehliche Wahrheit der Erscheinung basirte Stück über den Haufen fällt, dann aber, weil ja gar nicht feststeht, ob nicht S. in andern Stücken größere und schwierigere Rollen gehabt habe. Eher hätte sich der psychologische Grund geltend machen lassen, daß ein großer Dichter, seinem innersten Geiste und Wesen nach, schwerlich zu einem Schauspieler sich eignen dürfte. Das Dichtergenie setzt soviel Hoheit, Tiefe und Bestimmtheit des Geistes, eine so feste und eigenthümliche Gediegenheit des Charakters voraus, daß damit die leichte Beweglichkeit des Sinnes und die ganze Individualität, die der Schauspieler besitzen muß, um die verschiedensten Charaktere mit gleicher Wahrheit darzustellen, unvereinbar erscheinen könnte. Sophocles wenigstens war kein ausgezeichneter Schauspieler und wie schlecht Schiller spielte und recitirte, zeigen die Aufführungen in der Karlsschule und jene Vorlesung des Fiesko, die er in Mannheim hielt, und wonach Jeder das Stück für elendes Machwerk hielt. Natürlich aber könnte ein solcher Grund nur eine schwache Präsumtion abgeben. Er wird indeß verstärkt durch ein neuerdings aufgefundenes urkundliches Schreiben, in welchem der (schon erwähnte) Richard Burbadge, S.s Freund, mit allem Lobe eines großen Künstlers überhäuft, S. selbst dagegen nur an actor of good account in the company genannt wird; d. h. er war kein ausgezeichneter, aber auch kein schlechter Schauspieler; nicht ohne reichliches Talent, aber ohne Genie. Das Schreiben rührt ohne Zweifel vom Grafen Southampton her, einem Freunde S.s und einem so vollgültigen Kunstrichter, daß gegen sein Urtheil alle übrigen noch vorhandenen Zeugnisse der Erwähnung nicht werth erscheinen."

Wie früh S. seine dramatische Laufbahn als Dichter begonnen, und welches von seinen Stücken das erste gewesen sey, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; im J. 1592 war er bereits als Bühnenschriftsteller wohl bekannt. Blieben die Schauspieler jener Zeit, als mit einem sittlichen Makel behaftet, aus der Gesellschaft in der Regel entfernt, so wurde der Umgang der dramatischen Schriftsteller, wenn diese im Uebrigen auch im Dienste der Schauspieler standen, von den Reichen gesucht; der Adel nahm sie als Bekannte auf und erwies ihnen Güte und Achtung. Auch S. ward wohl so von Stufe zu Stufe, bis in die höheren Kreise der Gesellschaft, in die ihm bisher ganz unzugänglich gebliebenen Zirkel der Gelehrten und Gebildeten gezogen; er ward mit dem Leben mit allen seinen Formen, mit dem Treiben der Menschen auf den verschiedensten Bildungstufen und mit ihren mannichfaltigsten Beschäftigungen vertraut. Vor Allem aber bildete sich zwischen ihm und dem Grafen Southampton ein freundschaftliches Verhältniß, auf das wir später zurückkommen. Letzterer soll dem Dichter einmal, um einen vortheilhaften Ankauf machen zu können, 1000 Pfd. geschenkt haben. Mit Southampton wetteiferten Pembroke und Montgomery in der Gönnerschaft für S. und auch zwei nacheinander regierende

Fürsten zeichneten ihn auf eine eben so schmeichelhafte als ungewöhnliche Weise aus. Das Zartgefühl einer jungfräulichen Königin ward nicht von dem derben Witz des Lüstlings Fallstaff verletzt, nein, Elisabeth fand so viel Geschmack an dem Humor der beiden Theile Heinrichs IV., daß sie Fallstaff in Liebesverhältnissen zu sehen wünschte. Diesem Vorfall verdankt die Welt die „Lustigen Weiber von Windsor", ein Schauspiel, das in der kurzen Zeit von 14 Tagen geschrieben seyn soll. Eine nothwendige Folge des öffentlichen Beifalls seiner Fürstin war des Dichters ausgebreiteter Ruf und wahrscheinlich war dies der größte Gewinn, den er von dieser Gönnerschaft hatte. Von den vielen gnädigen Beweisen ihrer Gunst, die nach Rowe Elisabeth S. gegeben haben soll, findet sich außer dem Lobe keine Spur einer wesentlichen Belohnung, worauf man den Glauben stützen könnte, daß Elisabeth mit unserm Dichter eine Ausnahme von ihrer fast unveränderlichen Kargheit gegen Gelehrte gemacht habe, wiewohl er selbst nicht mit Schmeichelei kargte, dem angenehmsten Weihrauch, der ihrer ungeheuren Eitelkeit gestreut werden konnte. In ihrem Nachfolger Jakob fand das Drama einen aufrichtigen u. nützlichen Beschützer. Schon im J. 1599 nahm er einige englische Schauspieler in Edinburgh in seinen Schutz und kaum hatte er den Thron in England bestiegen, als er eine vollkommene Umwälzung der Bühnenangelegenheiten bewirkte. Er entzog durch einen Parlamentsakt dem Adel die Macht, Schauspielern Erlaubniß zu geben, und ihre verschiedenen magern Gesellschaften wurden in drei ordentliche Anstalten unter dem Schutze der königlichen Familie vereint. Prinz Heinrich war der Schutzherr von Lord Stottinghams Gesellschaft, welche im Curtain spielte; die Diener des Grafen Worcester, welche den rothen Ochsen im Besitz hatten, wurden der Königin untergeben und unter dem Namen der „Kinder der Lustbarkeiten" (Children of her Majesty's Revels) ausgezeichnet; der König eignete sich die Gesellschaft des Lord Kämmerers zu. Dieser letztern Truppe gehörte S. an; sie hatte zwei Theater, den Globus im Southwark an der Themse für den Sommer und Blackfriars für den Winter; auf einem oder dem andern dieser Theater wurden alle Stücke S.s aufgeführt. Für seinen „Macbeth" beehrte ihn der Monarch mit — einem eigenhändigen Schreiben. Das Vergnügen, das S. den beiden Fürsten gewährte, war eine seinen Zeitgenossen bekannte Thatsache. „Du süßer Schwan vom Avon, welch ein Anblick war es, dich in unsern Wassern in jenem Flug zu sehen, der unsere Elisa und unsern Jakob so dahinriß"! singt Ben Jonson.

Ein gefährlicher Nebenbuhler für den Globus erwuchs in dem Theater der „Kinder", die auf mehren Bühnen, vorzugsweise aber in Whitefriars und Blackfriars, wahrscheinlich bloß des Winters spielten. Diese waren die „kleinen Nestlinge", auf welche S. im Hamlet so loszieht; sie wurden Mode und dazu kam, daß sogar unter ihnen Talente wie Nathanael Hield, John Unterwood u. A. empor blühten. Im Allgemeinen hatte sich schon seit einiger Zeit eine gewisse Opposition gegen das Volkstheater gebildet, die zum Theil aus talentvollen Dichtern, wie Sidney, Spenser, Harvey, Sam Daniel u. a. gleichbegabten Männern bestand. Diese Partei hatte sich als das höchste Ziel der Kunst vorgesetzt, die Plastik und Klassicität der Alten nachzuahmen, und trat S. nach allen Seiten feindselig entgegen. Ihre Versuche blieben anfangs fruchtlos, bis sich später der obengenannte Ben Jonson an ihre Spitze stellte. Ben Jonsons kritisches Auftreten bildet einen Wendepunkt in S.s Leben. Er hatte an unserm Dichter einen Freund gefunden, der sich eifrigst bestrebte, sein Talent aufzumuntern. Jonsons (s. d.) erstes Werk (Every man in his humour) wurde durch S.s Fürsprache auf die Bühne gebracht, an Jonsons „Sejanus" legte S. sogar selbst Hand an und übernahm in beiden Dramen („Sejanus" ist das letzte Stück, in welchem S.s Name auf der Schauspielerliste steht) eine Hauptrolle. Sie wurden gut aufgenommen u. bald warb Jonson mit S. um die Krone des Beifalls. Jonsons negative Verstandesrichtung stand ihrem Wesen nach dem Streben S.s direkt gegenüber und sein eigentliches Lebensziel war, diesen zu stürzen, ob er es gleich ehrlich meinte und nur seinen bornirten Kunstprincipien folgte. Wirklich trug auch die neue Schule, deren Vorzug eben nur die Neuheit war, die aber mehr dem Gaumenkitzel der Zeit fröhnte, den Sieg über S. davon, wenn auch S. selbst den wirklichen Verfall der Kunst nicht erlebte, indem erst Fletcher, Beaumont und Massinger (1616—1620) vollenden konnten, wozu Jonson den Grund legte. Trotz dieser literarisch feindlichen Stellung herrschte zwischen S. und Jonson persönlich ein fortdauerndes warmes Freundschaftsverhältniß. Bei S.s Tode hat Niemand schönere Worte über ihn gesprochen als Jonson; er machte eine lobende Inschrift unter sein Bildniß und nie erlosch die Erinnerung an S. in seiner Seele. Viele Jahre nachher sprach er noch mit Wärme: „Ich liebte den Mann und ehre sein Gedächtniß so abgöttisch wie Einer."

S. war ein wohlhabender Mann geworden; er genoß eines hohen Ruhmes und Ansehens. Im J. 1597 hatte er sich Newplace, eines der besten Häuser in seiner Vaterstadt, gekauft; 1602 zahlte er 320 Pfd. für ein Grundbesitzthum, das er seinen Gütern in Stratford hinzufügte, pachtete im J. 1605 für 440 Pfd. die großen und kleinen Zehnten in Stratford u. kaufte sich 1613 für 140 Pfd. ein Haus in Blackfriars. Auch seine Einnahmen als Theaterdichter am Globus und Blackfriarstheater waren für die damalige Zeit nicht unbedeutend. Für ein neues Stück wurden früher zwischen 5—10 Pfd., später zwischen 12 und 25 Pfd. oder auch die ganze Einnahme einer Vorstellung bezahlt. S. erhielt allein vom Blackfriarstheater 133 Pfd. Schlägt man die Einnahme vom Globus eben so hoch an, so betrug S.s feste Einnahme jährlich cirka 300 Pfd., eine für die damalige Zeit bedeutende Summe. Dazu schenkte ihm der Graf Southampton noch 1000 Pfund. Bei

immer ernster werdenden Lebensansichten wurde S. aber nachgerade das wüste eitle Treiben in der Hauptstadt zuwider; vielleicht auch verstimmte es ihn, daß die pedantische Partei des Ben Jonson über das Genie den Sieg davon trug, dessen er sich bewußt war. Sein früherer kecker Uebermuth milderte sich jetzt und neigte sich der Lebensreife zu. Er empfand den Wunsch, den Rest seiner Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit zu verleben. Deshalb verließ er um 1613—14 London und wandte sich in seine Vaterstadt Stratford am Avon, mit welcher er durch jährliche Besuche in steter Verbindung geblieben war. Daß er schon früher mit diesem Gedanken umgegangen, beweisen seine Ankäufe von Grundeigenthum in Stratford. Er bezog seine Besitzung Newplace. Dort lebte der große Dichter im Umgange mit sich selbst, mit wenigen auserlesenen Freunden und seinem Liebling, seiner ältern Tochter Susanne, ruhig noch einige Jahre. Mehre Werke, z. B. Cymbeline und Coriolan wurden der Vollendung näher gebracht und die Welt noch (nach Malone's Annahme) mit einer seiner vortrefflichsten Dichtungen, der „Zwölften Nacht" beschenkt. Ein Maulbeerbaum, den er dort, der Sage nach, mit eigner Hand pflanzte, überlebte ihn beinahe anderthalb Jahrhundert. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., als die Verehrung S.s aufs Höchste stieg, wurde derselbe von dem durch die vielen Besuche der Fremden belästigten Geistlichen Francis Gastrell umgehauen, und das Holz an einen Uhrmacher verkauft, der daraus kleines Ziergeräth zum Andenken an S. verfertigte. „Noch bei vollkommener Gesinnung und Erinnerungskraft", machte S. am 25. März des Jahres 1616 sein Testament, das noch vorhanden ist. Er setzte darin seine älteste Tochter Susanne zur Universalerbin seines nicht unbedeutenden Vermögens ein, während die jüngere Judith nur ein Legat von ungefähr 300 Pfd. und seine Frau nichts als „sein Hochzeitbett (his second, best bed) nebst Geräth" erhielt. Bald darauf † S., am 23. April 1616, seinem Geburtstage; er hatte eben sein 52. Jahr zurückgelegt. Zwei Tage später wurde er unter der Nordseite der Kanzel in der stratforder großen Kirche bestattet. Ein flacher Stein, der den Staub seiner Hülle deckt, ertheilt Jedem Segen, der seines Grabes Ruhe ehrt, und Fluch Jedem, der sie stört. Die Inschrift lautet:

Laß Freund, um Jesu Willen, du
Den hier verschlossnen Staub in Ruh!
Gesegnet, wer verschont den Stein,
Verflucht, wer rühret mein Gebein.

Sieben Jahre später wurde ihm an der innern Mauer der Kirche ein einfaches Denkmal, größtentheils von Marmor, im Style der Zeit, errichtet. Er erscheint da unter einem Bogen sitzend, vor ihm ein Kissen; in der Rechten hat er eine Feder, die Linke ruht auf einer Papierrolle. Unmittelbar unter dem Kissen ist das lateinische Distichon eingegraben:

„Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet".

und darunter auf einem Täfelchen in englischer Sprache:

„Steh, Wanderer, was gehst du so in Hast?
Lies, wenn du kannst, wen neidischer Tod zur Rast
Hier brachte! Shakspeare, ihn, dem frisch erquickt
Natur nachstarb, deß Name schöner schmückt
Sein Grab, als Prunk. Was er nur schrieb, beweist,
Daß Kunst und Leben dienten seinem Geist.

Die Büste ist schön gearbeitet und die äußerst genaue Darstellung der Gesichts- und Stirnmuskeln zeigt, daß der Künstler Geschick und Willen vereinigte, sie auf das gewissenhafteste seinem Modelle nachzubilden, das, wie die Sage in Stratford geht, von einem nach der Natur genommenen Gypsabguß herrührt. Sie war dem Geschmack der damaligen Zeit gemäß, und um das Andenken des Dichters treuer zu versinnlichen, nach der Natur kolorirt; aber der Kritiker Malone, der 1793 das Grab S.s besuchte, und die ehrgeizige Regung verspürte, seinen Namen mit dem S.s zu verewigen, wußte den Pfarrer zu überreden, die Büste mit Bleiweißfirniß überstreichen zu lassen: wodurch denn nicht allein das Kolorit geschwunden, sondern auch unter der dick aufgetragenen Farbe die Zartheit und Schärfe des Ausdrucks fast verloren gegangen ist.

Hundert und fünfundzwanzig Jahre nach S.s Tode, zu einer Zeit, wo die Begeisterung Englands für seinen größten Dichter, zugleich durch Garricks bezauberndes Spiel geweckt, den höchsten Grad erreicht hatte, ward dem großen Todten ein ehrwürdiges Denkmal allgemeiner Verehrung in der Westminsterabtei zu London errichtet. Hier, umschwebt von den Schatten britischer Größe und Herrlichkeit, ragt in der sogenannten Dichterecke (poets corner) sein marmornes Standbild. Auf dem allegorisch verzierten Sturz, woran sich die Statue S.s (lebensgroß und in der Tracht seiner Zeit), den Arm auf ein Buch gestützt, lehnt, liest man folgende inhaltsschwere Worte des Gefeierten:

Thürme, welche die Kuppeln in den Wolken bergen,
Heil'ge Gottes-Tempel, der Paläste Pracht,
Der Erdball selbst, mit allem was er haust,
Sie schwinden einst — und wie von diesem leeren Schaugepränge, bleibt
Von allem nicht ein Sonnenstaub zurück.

—

— — Wir sind solcher Zeuch
Wie der zu Träumen, und unser kleines Leben
Umfängt ein Schlaf.

(Sturm, 4. Akt, 1. Scene).

S.s Weib Anna überlebte ihn um 8 Jahre. Sie †, 67 Jahre alt, den 6. August 1623 und ward, nahe der Gruft ihres berühmten Gatten in der Kirche zu Stratford beigesetzt. Es scheint ausgemacht, daß sie seit S.s erster Entfernung aus Stratford getrennt von ihm lebte. Haumet, S.s einziger Sohn, † 1596 im 12. Jahre. Judith, der Zwilling zu Haumet, verheirathete sich im Februar 1615 od. 16, ihres Vaters Todesjahr, mit Thomas Querny, einem Weinhändler in Stratford. Ihre drei Kinder starben früh weg; sie selbst brachte es zu einem Alter von 77 Jahren. Susanna, die älteste Tochter, heirathete im Juni 1607 den Doktor John Hall, einen Arzt in Stratford, den sie um 14 Jahre überlebte. Sie † im Julius 1649, 66 Jahre alt; ihre Grabschrift gedenkt ihres Verstandes, ihrer Frömmigkeit und ihrer

Menschlichkeit. Eine Tochter, Elisabeth, war die einzige Frucht dieser Ehe. Sie war, als ihr Großvater starb, 8 Jahre alt und heirathete in der Folge einen Thomas Nash. Er † im April 1647 und nach zwei Jahren verehelichte sich die Wittwe wieder mit Sir John Barnard aus Abington, Northamptonshire, wo sie 1669 od. 70 begraben ward. Sie hinterließ keine Kinder, und so starb die Familie S. aus.

Was S.s Aeußeres betrifft, so behauptet man, er sey ein hübscher wohlgestalteter Mann gewesen; da jedoch kein ächtes Ebenbild von ihm vorhanden ist, so bleibt es mehr der Einbildungskraft überlassen, sich nach Belieben eins v. ihm zu entwerfen. Die Bilder, deren Aechtheit man zuversichtlich behauptet, verlieren bei näherer Prüfung so viel, daß nur wenige davon einer Beachtung werth erscheinen. Die erste Folioausgabe seiner Werke enthält ein von Droeshout gestochenes Bildniß von S. mit Versen von Ben Jonson, welche die Aehnlichkeit und Aechtheit bezeugen. Wie es jedoch damit stand, erhellt aus dem Umstande, daß man für nöthig gefunden, Jonson durch Nachweisung ähnlicher Lobhudeleien und durch die Muthmaßung zu vertheidigen, daß er das Kupfer nie sah, sondern nach seiner Erinnerung an das Gemälde, wonach es gestochen war, schrieb. Vor nicht langer Zeit ward ein altes Gemälde vorgezeigt und als dieser lang verlorene Schatz, das Urbild von Droeshouts Stich, laut angepriesen. Die Umstände aber, worauf man die Aechtheit des Bildes gründete, nämlich nahekommende Aehnlichkeit mit S.s Kopf in der Folioausgabe und die Inschrift auf der Rückseite: „Guil. Shakspeare, 1597. R. N." waren doch zu leicht, als daß es lange Ansprüche hätte behaupten können. Im Jahre 1792 gehörte dasselbe Mr. Felton von Drayton in Shropshire und wurde so der „feltonsche S." genannt. Später wurde es von den Boydells gekauft. Um 1725 gab Simon einen Kopf in Mezzotinto heraus, angeblich nach einem Originalkopfe S.s von Zoust oder Soest. Da jedoch das früheste Gemälde Zousts in England von 1657 ist, so ist die Geschichte durch widersprechende Zeitangaben verfälscht. Ein anderes, jetzt M. Jensens von Gopsal in Leicestershire gehörendes Gemälde von Cornel. Jansen ist auch für einen S. ausgegeben worden. Nach einer Behauptung Horace Walpoles, daß Jensen England erst 1618 sah, hat man dem widersprochen. Aber ein auf einen Anachronismus gegründeter Einwurf kann gegen die Aechtheit des Gemäldes nicht erhoben werden. Das Gemälde, welches Lord Orford besitzt, hat sich als Bild Jakobs I., nicht als S.s, ausgewiesen. Pope's Ausgabe der Werke S.s wurde mit einem Stich danach verziert. In der Familie Sommerville ist eine Ueberlieferung, daß ein Ahn des Dichters Sommerville, vertrauter Freund S.s vorzüglich nach seiner Zurückziehung gewesen und daß auf sein Bitten der Dichter gemalt worden sey. Ein sehr reich gefaßtes Miniaturbild ist mit dieser Ueberlieferung auf unsere Zeit herabgekommen und sein gegenwärtiger Besitzer Sir James Bland Burgeß hält es für einen Originalkopf S.s. Das Gemälde in der Sammlung des Marquis von Buckingham, zu Stowe, gewöhnlich das „Chandos-Bild", genannt, kann bis auf den Schauspieler Bretterton eine Reihe von Besitzern aufzeigen; aber gerade, wo der Beweis am nöthigsten wäre, gehen die zuverlässigen Nachrichten aus. Das einzige Bild also, das auf Originalität Anspruch machen kann, bleibt das Standbild S.s in der Kirche zu Stratford. Der Kopf dessen in der Westminsterabtei ist von Scheemacker nach Simons Mezzotintostich gemodelt. Die von Roubiliac für Garrick gearbeitete Figur war nach demselben Vorbild, mit Benutzung einiger Züge aus dem Chandosgemälde.

Ueber die Zahl der authentischen Dramen S.s herrscht Ungewißheit; ebenso über die Zeitordnung, in welcher sie entstanden sind; die tiefsten Forschungen darüber haben zu keinem befriedigenden und übereinstimmenden Resultate geführt. Wir geben in Folgendem eine chronologische Uebersicht der als ächt anerkannten Werke, welche die Angaben Chalmers, Malone's und Drake's, als derjenigen Kritiker, welche dem Gegenstande die meiste Aufmerksamkeit gewidmet haben, vergleicht.

	Nach Malone.	Nach Chalmers.	Nach Drake.
Heinrich VI. Erster Theil .	1589	1595	1592
Derselbe. Zweiter Theil . .	1591	1595	1592
Derselbe. Dritter Theil . .	1591	1595	1592
Ein Sommernachtstraum . .	1592	1598	1593
Das Lustspiel der Irrungen .	1593	1591	1591
Der Widerspenstigen Zähmung	1594	1598	1594
Verlorne Liebesmüh . . .	1594	1592	1591
Die beiden Edlen von Verona	1595	1595	1595
Romeo und Julia	1595	1592	1593
Hamlet	1596	1597	1597
König Johann	1596	1598	1597
König Richard II.	1597	1596	1596
Richard III.	1597	1595	1595
Heinrich IV. Erster Theil .	1597	1596	1596
Derselbe. Zweiter Theil . .	1598	1597	1596
Kaufmann von Venedig . .	1598	1597	1597
Ende gut, Alles gut . . .	1598	1599	1598
Heinrich V.	1599	1597	1599
Viel Lärmen um Nichts . .	1600	1599	1599
Wie es Euch gefällt . . .	1600	1599	1600
Die lustigen Weiber von Windsor	1601	1596	1601
Heinrich VIII.	1601	1613	1602
Troilus und Cressida . . .	1602	1600	1603
Gleiches mit Gleichem . . .	1603	1609	1601
Das Wintermährchen . . .	1604	1601	1610
König Lear	1605	1605	1604
Cymbeline	1605	1606	1605
Macbeth	1606	1606	1606
Julius Cäsar	1607	1607	1607
Antonius und Kleopatra . .	1608	1608	1608
Timon von Athen	1609	1601	1602
Koriolan	1610	1609	1609
Der Sturm	1611	1614	1612
Othello	1612	1613	1611
Was Ihr wollt	1614	1614	1613

Auf die Dramen, deren Aechtheit bezweifelt wird, kommen wir nachher zu sprechen. Wenden wir uns jetzt zur Würdigung der dichterischen Bedeutung S.s und zur Betrachtung seiner einzelnen Schöpfungen.

Es war lange und schon frühzeitig die Vorstellung im Gange, S. sey ein rohes Genie gewesen und habe blindlings unzusammenhängende Dichtungen auf gut Glück hingeschüttet; selbst Milton, der ihn im Uebrigen bewunderte, sah ihn nur als das „Kind einer regellosen Phantasie, als den süßen Sänger wilder Naturlaute" an. Auf die Richtigkeit dieser traditionell

gewordenen Behauptung machte Lessing zuerst aufmerksam, nachdem er gefunden, daß die Werke dieses blindtappenden Tragöden am Ende mit Aristoteles höchsten Kunstforderungen in Uebereinstimmung seyen. Spätere Kunstrichter forschten weiter, und es stellte sich heraus, daß S.s sogenannte Regellosigkeit nur ein Traum der Pedanten, daß die ästhetische Form des Ganzen eben so bewundernswerth sey, wie die Materie, und der bildende Verstand des Poeten eben so groß, als sein angeborenes Genie. Die Zergliederung jedes Drama's wird die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen. Andererseits ist weitläufig über die Unwissenheit oder Gelehrsamkeit unsers Dichters hin und her gestritten worden; auch hierüber ist man heut zu Tage einig. S. mochte wohl arm an todter Gelehrsamkeit seyn, an Fülle lebendiger und anwendbarer Kenntnisse der verschiedensten Art kamen ihm Wenige seiner Zeit gleich. Er war ein aufmerksamer Naturbeobachter; er kannte die Kunstsprache der Handwerker und Gewerbe und war vertraut mit allen volksmäßigen Gebräuchen, Ueberlieferungen und Meinungen, die poetisch benutzbar waren. Er verräth in der lateinischen, französischen, italienischen, ja selbst spanischen Sprache mehr Kenntnisse, als sich bloß spielend erwerben läßt. Wer die Zeugnisse von seiner Lektüre zusammenstellen wollte, würde ein weites und breites Feld der Literatur finden, auf dem der Dichter bewandert war, und wenn man an seiner Kenntniß von Geschichte und Geographie auszusetzen findet, so muß man nicht vergessen, daß es damals keine Geschichtschreiber gab, als die Chroniker, die er kannte, u. daß die Erdkunde nur für die Allerwenigsten ein Gegenstand des Studiums war. Viele seiner oft gerügten Anachronismen sind noch dazu geflissentlich und mit großem Bedacht angebracht; er wollte dadurch das Dargestellte aus dem Hintergrunde der Zeiten ganz in die Nähe rücken. Waren also über diese beiden Punkte, die wir absichtlich zuerst erörterten, um das Feld für unsere Huldigung zu reinigen, die Meinungen lange getheilt, so kommen wir jetzt auf einen andern, in welchem von jeher alle Stimmen zu S.s Preise sich vereinigten; dies ist seine Charakteristik. „S.s Menschenkenntniß", sagt Schlegel, „ist zum Sprüchwort geworden; seine Ueberlegenheit hierin ist so groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des Gemüthes zu bemerken und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menschenbeobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters ist etwas hiervon noch ganz Verschiedenes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich faßt, oder beide überhebt. Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle Arten zu seyn, auch die fremdesten, zu versetzen, daß ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesammten Menschheit, ohne besondere Instruktionen für den einzelnen Fall, im Namen eines Jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbstständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältnisse entwickeln und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Personen scheinen müssen, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst die Gabe mittheilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen!" Deshalb hat Göthe sehr sinnreich S.s Menschen mit Uhren verglichen, die ein krystallenes Zifferblatt und Gehäuse haben und, indem sie wie andere Uhren richtig die Stunde weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dies bewerkstelligt wird. Es ist dem S. jedoch nichts fremder, als eine gewisse zergliedernde Darstellung, welche uns mühsam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Mensch so oder anders bestimmt wird. Dieses Motiviren würde zuletzt alle Individualität aufheben und den Charakter, der sich oft schon in der Kindheit entschieden kund gibt, aus lauter fremden Einflüssen zusammensetzen. Am Ende handelt doch jeder Mensch so, weil er so ist. Und wie jeder ist, das offenbart uns S. auf das Unmittelbarste. Sicherlich hat es nie ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben, als das seinige. Seine Meisterschaft hierin gewann auch über die stumpfesten Tadler und schuf die Pedanten zu Enthusiasten um. Ein Pope nannte es Sünde, S.s Charaktere mit einem so abstehenden Namen, wie Nachahmung der Natur, zu bezeichnen; man nannte den Dichter wetteifernd in kühnen Vergleichen das Werkzeug, den Nebenbuhler, den Ergänzer und Ueberbieter der Natur; und man hätte auch Unrecht gethan, seine Charaktere mit denen irgend einer andern Dichtung zu vergleichen, es sey denn mit denen des Einen Homer. Nur von diesen läßt sich wieder sagen, was von S.s Charakteren allgemein gilt, daß sie nicht in einem engen Kreise zufälliger Berührungen mit der Gesellschaft abgelauscht, sondern wie aus dem Ganzen der Menschheit gesucht u. herausgehoben sind, daß sie nicht aus anderer Dichtung überkommen, der Familie poetischer, nicht wirklicher Wesen angehörig, nicht Abzeichnungen von Bildern sind, ja nicht Abzeichnungen der Natur, sondern selber Natur. Jeder einzelne dieser Charaktere steht geistig so fest umschrieben, wie die Gestalten Homers plastisch gebildet sind. Da handeln alle Geschlechter, Stände und Alter, der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit. Er versetzt sich in entfernte Zeitalter, zu fremden Nationen, und schildert uns treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Dar-

stellung ihrer Kriege mit England, der Engländer selbst in einem großen Theile ihrer Geschichte, der südlichen Europäer, die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauhheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit. Er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster aufsteigen, Hexen ihren Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen und Sylphen, und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborne Ungeheuer, wie Kaliban, er uns dennoch die Ueberzeugung abnöthigt, gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Ein Verschwender, theilt er diese Reichthümer aus, aber der Eindruck ist, als ob er unerschöpflich wäre, wie die Natur. Und von allen diesen Gestalten, wie sie von der tiefsten zu der flachsten, von den verzerrtesten bis zu den erhabensten wechseln, fällt keine einzige in ihren Zügen mit der andern zusammen; es gibt Gruppen, die eine Familienähnlichkeit haben, aber nicht zwei, die sich gleichen.

Eben so denkwürdig, wie in den Charakteren, ist S. in der Darstellung der Leidenschaft, dies Wort im weitesten Umfange genommen, für jeden Seelenzustand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz bis zur wilden Wuth und Verzweiflung. Er gibt uns die Geschichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Worte eine ganze Reihe vorhergegangener Zustände entdecken. Seine Leidenschaften stehen nicht vom Anfang an gleich auf derselben Höhe, wie bei so vielen Trauerspieldichtern, die nach Lessings Ausdruck sich vortrefflich auf den Kanzleistyl derselben verstehen. Meisterlich schildert er die allmählige Steigerung vom ersten Entstehen an; „gibt, wie Lessing sagt, ein lebendiges Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich ein Gefühl in unsre Seelen einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen es jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unserer Begierden und Verabscheuungen wird". Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentlich Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln mit so unwidersprechlicher und allseitig bestimmter Wahrheit geschildert, daß der Arzt daran, wie an einem wirklichen Falle, seine Beobachtungen bereichern kann. Dabei ist S. dem Vorwurf nicht entgangen, er beleidige das Gefühl durch unverhüllte Schilderung der eckelhaftesten moralischen Häßlichkeit, zerreiße schonungslos die Gemüther und empöre selbst die Augen durch unerträglich gräßliche Schauspiele. In der That hat S. niemals die wilden blutdürstigen Leidenschaften mit einem gefälligen Aeußern überfirnißt, niemals die Bosheit mit einem falschen Schimmer von Seelengröße bekleidet und dafür ist er in alle Wege zu loben. Krankhaften Nerven ist freilich die Lesung oder noch mehr der Anblick einiger seiner Stücke nicht anzurathen; allein soll der Dichter, der einen bedeutenden, nur durch gewagte Mittel zu erreichenden Zweck vor Augen hat, auf diese Rücksicht nehmen? Wollen wir einen großen Zweck, so müssen wir auch die Mittel wollen, und unsre Nerven sollten sich schon einigermaßen schmerzliche Erschütterungen gefallen lassen, wenn unser Gemüth dabei erhoben und gestärkt wird. Schweift S. in der That zuweilen in das Aeußerste aus, so ist dies ein erhabener Fehler, aus der Fülle riesenhafter Kraft entsprungen. Und dieser tragische Titane, der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylus, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie; er tändelt kindlich mit der Liebe und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft, sagt Schlegel, alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften bestehen in ihm friedlich nebeneinander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit und ist anspruchlos und unbefangen, wie ein Kind.

Ist die Zeichnung seiner Charaktere, jeden einzeln betrachtet, schon unübertrefflich, so übertrifft er sich selbst noch in ihrer Zusammenstellung der gegenseitigen Einwirkung. Dies ist eigentlich der Gipfel der dramatischen Charakteristik. S. macht jede seiner Hauptpersonen zu einem Spiegel der übrigen, in welchem wir das entdecken, was uns nicht unmittelbar eröffnet werden konnte. Was bei Andern schon das Tiefste, ist bei ihm erst Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Aeußerungen der Personen über sich selbst und Andere immer für baare Münze nähme. Die zweideutige Gesinnung fließt bei ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundsätzen über, und der Albernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben sind. Niemand hat so wie er eben diesen Selbstbetrug geschildert, die halb selbstbewußte Heuchelei gegen sich, womit auch edle Gemüther die in der menschlichen Natur fast unvermeidliche Eindrängung selbstischer Triebfedern verkleiden. Diese geheime Ironie der Charakteristik, bewundernswürdig als ein Abgrund von Scharfsinn, wenn sie auch dem Enthusiasmus wehe thut, bezieht sich bei S. häufig auch auf das Ganze der Handlung. Wo das eigentlich Tragische eintritt, hört freilich alle Ironie auf, allein von dem eingestandenen Scherz der Komödie an bis dahin, wo die Unterwerfung sterblicher Wesen unter ein unvermeidliches Schicksal den strengsten Ernst fordert, gibt es eine Menge menschlicher Verhältnisse, die allerdings, ohne die ewige Grenzscheidung zwischen Gut und Bös zu verwirren, mit Ironie betrachtet werden dürfen. Diesem Zwecke dienen die komischen Personen und Auftritte, welche in S.s meisten Stücken einer edlen und erhöhenden Darstellung romantischer Dichtungen oder historischer Vorfälle eingeflochten sind. Manchmal ist eine bestimmte Parodie des ernst-

haften Theils darin nicht zu verkennen; andere Male ist der Zusammenhang loser und willkürlicher, um so mehr, je wunderbarer die Erfindung des Ganzen ist, je mehr es bloß zu einer Gaukelei der Phantasie wird.

S.s komisches Talent ist eben so bewundernswürdig, wie das, welches er im Pathetischen und Tragischen zeigt; es steht auf der gleichen Höhe, hat gleichen Umfang, gleiche Tiefe, wie dieses. Er ist sehr erfinderisch in komischen Sagen und Motiven: man wird schwerlich nachweisen können, woher er die seinigen genommen, während er in dem ernsten Theil seiner Dramen sich meistentheils an etwas Gegebenes anschließt. Seine komische Charakteristik ist eben so wahr, mannichfaltig und ergründend, als die ernsthafte. Er ist dabei so wenig zur Ueberladung geneigt, daß man vielmehr sagen kann, manche Züge seyen fast zu fein für die Bühne und können nur, durch einen großen Schauspieler geltend gemacht, von sehr gewitzigten Zuschauern ganz verstanden werden.

Hinsichtlich der Diktion beobachtet S. im Gebrauch der Prosa und der Verse sehr feine Unterscheidungen nach dem Stande, mehr aber noch nach dem Charakter und der Gemüthsstimmung der Personen. Eine edle und über den gewöhnlichen Ton erhöhte Sprache paßt nur zu einer gewissen Anständigkeit der Sitten, die sowohl Laster, als Tugenden überkleidet und auch unter den heftigsten Leidenschaften nicht ganz verschwindet. Wie nun diese den höhern Ständen mehr eigen ist, als den geringern, so ist auch bei S. Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poesie und Prosa auf eben die Art unter die Personen vertheilt. Daher sprechen seine gemeinen Bürger, Bauern, Soldaten, Matrosen, Bedienten, hauptsächlich aber seine Narren, durchweg im Tone ihres gewöhnlichen Lebens. Indessen offenbart sich innere Würde der Gesinnungen, wo sie sich immer finden mag, durch äußern Anstand, ohne daß es dazu durch Erziehung und durch Gewohnheit angekünstelter Zierlichkeiten bedürfte, und so gilt auch bei S. die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr, als die bürgerliche. Er läßt ferner nicht selten dieselben Personen zu verschiedenen Zeiten die erhabenste und wieder die gemeinste Sprache führen und diese Ungleichheit ist in den wechselnden, bald höheren, bald nachlässigeren Stimmungen des menschlichen Gemüths ebenfalls ganz wahr begründet. Seine Jamben sind zuweilen ausgezeichnet harmonisch und volltönend, immer mannichfaltig und dem Inhalt angemessen; bald eilen sie leicht beflügelt fort, bald treten sie auf mit gewichtigem Nachdruck. Selbst die Unebenheiten in S.s Versbau sind ausdrucksvoll; ein abgebrochener Vers oder ein plötzlich wechselnder Rythmus trifft mit dem Stocken des Gedankenganges oder dem Eintritt einer andern Gemüthsregung zusammen. Auch von seinen gereimten Zeilen sind viele noch jetzt untadelig, sinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falschen Schimmer. Die eingestreuten Lieder sind meist süße kleine Spiele und ganz Gesang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man sie bloß liest.

Die sämmtlichen Leistungen S.s, sagt Schlegel, tragen das unverkennbare Gepräge seines originalen Genius, aber Niemand ist weiter davon entfernt, als er, eine durch Angewöhnung und persönliche Einseitigkeit entstandene Manier zu haben. Jede seiner Dichtungen ist vielmehr eine abgeschlossene Welt, die sich in ihrer eigenen Sphäre bewegt. Es sind Kunstwerke, in einem durchgeführten Style gearbeitet, worin sich die Freiheit und die besonnene Wahl ihres Urhebers offenbart. Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in seine kleinsten Theile nach einer Hauptidee, die Herrschaft eines beseelenden Geistes über alle Mittel der Ausführung Korrektheit zu heißen verdient, so darf man S. nach Zugeständniß aller höheren Eigenschaften, welche Bewunderung fordern, in den meisten Fällen auch den Namen eines korrekten Dichters nicht versagen. Wie belehrend würde es seyn, diesen gewaltigen Geist Schritt vor Schritt auf seiner Laufbahn zu begleiten und seine Werke nach der Zeitordnung durchzugehen! Da sich dieselbe aber, wie wir bereits erwähnt, nicht durchaus sicher angeben läßt, so wird es das Beste seyn, die Schauspiele zu leichterer Uebersicht nach den Gattungen zu ordnen.

Unter den Lustspielen gehören „Die beiden Edelleute von Verona", „Der Widerspenstigen Zähmung" und das „Lustspiel der Irrungen" offenbar zu den Jugendstücken des Dichters. Das erste dieser Dramen, „Die beiden Edelleute von Verona" schildert den Wankelmuth der Liebe und ihre Treulosigkeit gegen die Freundschaft mit gefälligen Zügen, aber mit einer gewissen Oberflächlichkeit, fast möchte man sagen, mit eben dem Leichtsinn, den eine schnell entflammte und eben so schnell wieder aufgegebene Leidenschaft im Gemüth voraussetzt. Dem Treulosen wird am Ende für seine zweideutige Reue von seiner ersten Geliebten ohne Schwierigkeit verziehen; für die ernsthaftesten Vorfälle, die vorgehabte Entführung und unternommene Flucht einer Fürstentochter, die Gefangennehmung ihres Vaters zugleich mit ihr selbst durch eine Räuberbande, deren Hauptmann der eine der beiden Edelleute, der verrathene und verbannte Freund, gezwungener Weise geworden ist: für das Alles wird geschwind eine friedliche Lösung gefunden. Es ist, als ob sich der Lauf der Welt nach einer flüchtigen Jugendgrille, Liebe genannt, fügen mußte. Bau und Anlage des Stückes sind in einem strengen Parallelismus ausgeführt; die Charaktere sind so scharf in Beziehungen und Gegensätzen zu einander gebracht, daß nicht allein das Gleichartige sich unter einander, sondern auch das Entgegengesetzte sich gegenseitig zu erklären dient.

Das „Lustspiel der Irrungen" ist der Stoff der Menächmen des Plautus, ganz umgearbeitet und mit neuen Verwicklungen bereichert. Den beiden gleichnamigen Zwillingsbrüdern sind zwei Sklaven beigegeben, ebenfalls Zwillinge, ununterscheidbar ähnlich und denselben Namen führend. Die Unwahrscheinlichkeit wird dadurch verdoppelt, aber hat man

einmal die erste zugegeben, so wird man um die zweite nicht handeln; und soll der Zuschauer durch bloße Verwirrungen unterhalten werden, so können sie sich nicht bunt genug kreuzen. An den ergötzlichsten Verwechselungen und verwirrenden heitern Spielen des Zufalls fehlt es denn auch nicht. Die Frau verkennt ihren Mann, der Herr seinen Diener und der Diener seinen Herrn, die Schwägerin ihren Schwager, der Freund den Freund und zuletzt gar der Vater den Sohn. Die Exposition, wodurch der Zuschauer im Voraus unterrichtet seyn muß, während die handelnden Personen in der Unwissenheit befangen sind und die Plautus kunstlos in einen Prolog verlegt, ist hier meisterlich exponirt in einer rührenden Erzählung des Vaters angebracht.

„Der Widerspenstigen Zähmung" hat den Anstrich eines italienischen Lustspiels. Leicht skizzirte Charaktere und Leidenschaften, eine ohne mühsame Anstalten eingeleitete und in ihrem raschen Gange durch Bedenklichkeiten keiner Art gehemmte Intrigue; nur in der Art, wie Petruchio Katharinen, die er auf seine Gefahr heirathet, zahm zu machen weiß, ist der charakteristische Gehalt und die eigenthümliche Laune des Engländers sichtbar. Die Farben sind etwas stark aufgetragen, aber mit gutem Grunde. Daß der Trotz eines jungen wilden Mädchens, im Widerspruch mit den Reizen ihres Geschlechtes und weder durch körperliche, noch Seelenstärke unterstützt, dem noch ungeschliffeneren Eigensinne eines Mannes, den dieser nur verstellter Weise annimmt, bald weichen muß: eine solche Lehre, meint Schlegel, kann auf der Schaubühne nur mit der handgreiflichen Deutlichkeit eines Sprüchworts vorgetragen werden. Merkwürdiger als das Stück selbst ist der Eingang, in welchem ein gemeiner Säufer von einem Lord zufällig gefunden, in seiner trunkenen Bewußtlosigkeit aufgehoben und zum Scherz umgewandelt wird in einen reichen, mächtigen Lord, der nur an der fixen Idee, ein gemeiner Kesselflicker zu seyn, kranke. Es fehlt jedoch, so behauptet Schlegel, die letzte Hälfte des Vorspiels, in welcher der Kesselflicker in seiner neuen Herrlichkeit sich wieder von Sinnen trinkt und im Schlafe in seinen bettelhaften Zustand zurück versetzt wird. Dies sollte am Schluß des größern Stückes folgen. Die Erfindung ist wohl nicht von S.; Holberg hat den nämlichen Stoff bearbeitet. Mit dem Stücke hängt das Vorspiel nur dadurch zusammen, daß es zu dem neuen Leben des vermeinten Edelmannes gehört, auf seinem Schlosse wandernde Komödianten vor sich spielen zu lassen.

„Verlorene Liebesmüh" wird mit Recht auch zu den frühesten Stücken S.'s gezählt. Es ist eine muthwillige Gaukelei, ein ganzes Füllhorn der muntersten Scherze ist darin ausgeschüttet. Jugendlichkeit ist allerdings in dem üppigen Ueberfluß der Ausführung sichtbar: die ununterbrochene Folge der Wortspiele und Antithesen jeder Art läßt den Zuschauer kaum zu Athem kommen; die Funken des Witzes sprühen so, daß sie ein wahres Feuerwerk bilden. Wenig Handlung ist da, flache Charakteristik: Alles dreht sich um einen geistreichen Verkehr in Scherz und Ernst, in Witz und Ascetik herum. Ein junger König von Navarra hat ein Gelübde gethan, mit dreien seiner Hofleute in strenger Einsamkeit sich auf drei Jahre dem Studium der Weisheit zu widmen; er hat zu dem Ende alle weibliche Gesellschaft vom Hofe verbannt und den Umgang mit Frauen hoch verpönt. Aber kaum hat er dies in einer pomphaften Rede angekündigt, so kommt die Tochter des Königs von Frankreich an seinen Hof, um im Namen ihres bettlägerigen alten Vaters eine verpfändete Provinz zurückzufordern. Er ist genöthigt ihr Audienz zu geben, verliebt sich gleich in sie, und seinen Gefährten, die dabei ältere Bekanntschaften mit den Hofdamen der Prinzessin erneuern, geht es ihrerseits nicht besser. Alle sind schon bundbrüchig im Herzen, ohne von einander zu wissen; sie belauschen sich nach der Reihe, wie Jeder dem einsamen Walde ein Gedicht voll Liebespein anvertraut; jeder schilt und meistert den später gekommenen, zuletzt tritt Biron, von Anfang an der Spötter unter ihnen, hervor und beschämt den König und die beiden Andern, bis auch ihn ein entdeckter Liebesbrief zu Schanden macht. Er hilft sich und ihnen heraus, indem er die Thorheit des gebrochenen Gelübdes schildert und mit einer herrlichen Lobrede auf die Frauen zu den Fahnen der Liebe schwören heißt. Diese Scene ist unvergleichlich angelegt u. der Gipfel des Ganzen. Die Grundidee des Stückes liegt in dem Kontraste zwischen der frischen Wirklichkeit des Lebens und dem abgezogenen, trockenen, todten Studium der Wissenschaft. Die grotesken Figuren, welche dazwischen zur Belustigung dienen: ein prahlhafter, phantastischer Spanier, Don Armado, ein Paar Schulpedanten und ein Bauerntölpel, sind Geschöpfe einer grillenhaften Einbildungskraft und recht zu Zielscheiben für den Witz einer muntern Gesellschaft geschaffen.

Die Lustspiele „Ende gut, Alles gut", „Viel Lärmen um Nichts", „Gleiches mit Gleichem" und der „Kaufmann von Venedig" haben darin Verwandtschaft mit einander, daß neben der Hauptentwickelung, die sich auf wichtige, für Glück und Unglück des Lebens entscheidende Verhältnisse bezieht und das sittliche Gefühl stark in Anspruch nimmt, immer mit gewandter Kunst für aufheiternde Beimischungen gesorgt ist.

„Ende gut, Alles gut" ist die bekannte Geschichte (vergl. Boccacio's Giletta von Narbonne) eines jungen Mädchens, die weit über ihren Stand liebt. Sie erwirbt ihren Geliebten als Gatten von der Hand des Königs, zur Belohnung dafür, daß sie ihn durch ein ererbtes Arcanum ihres Vaters, eines berühmten Arztes, von einer langwierigen Krankheit geheilt hat. Der junge Mann verschmäht ihre Sittsamkeit und Schönheit, vollzieht die Ehe nur zum Schein und rettet sich in die Gefahren des Krieges vor einem häuslichen Glücke, das seinen Stolz beleidigt. Durch treue Beharrlichkeit und einen unschuldigen Betrug erfüllt sie die unmöglich scheinenden Bedingungen, unter denen sie der Graf als Gemahlin anzuerkennen

versprochen. Die Liebe erscheint hier in demüthiger Gestalt; sie wirbt von der weiblichen Seite gegen die Vorurtheile der Geburt und ohne die Beistimmung gegenseitiger Neigung abzuwarten. Aber sobald Helene mit dem Grafen durch ein heiliges, wie wohl von ihm nur als lästige Fessel betrachtetes Band verbunden ist, wird ihr Irrthum ihre Tugend. Sie rührt durch ihr stilles Dulden: ihr schönster Augenblick ist, wo sie sich selbst als die Verfolgerin ihres harten Gemahls anklagt und unter dem Vorwande einer büßenden Pilgerfahrt das Haus ihrer Schwiegermutter heimlich verläßt. Johnson ereifert sich, daß am Ende der Graf Bertram ohne andere Strafe als eine vorübergehende Beschämung davon kommt, ja durch den unverdienten Besitz einer tugendhaften Gattin belohnt wird. Aber hat S. den Eindruck seines gefühllosen Stolzes und seiner leichtsinnigen Verderbtheit irgend mildern wollen? Bloß mit kriegerischer Auszeichnung stattet er ihn aus. Die Geschichte soll übrigens zeigen, wie weibliche Treue und Ergebenheit den Mißbrauch der männlichen Obergewalt überwindet. Das Alter ist in diesem Drama mit besonderer Gunst geschildert: der schlichte Biedersinn des Königs, die aufbrausende Gutmüthigkeit des alten Lafeu, die mütterliche Nachsicht der Gräfin mit Helenens Liebe zu ihrem Sohne, beeifern sich gleichsam um die Wette, den Uebermuth des jungen Grafen zu sühnen. Der Styl des Ganzen ist mehr spruchreich, als bilderreich. An den Stellen, wo die demüthigende Verstoßung der armen Helene am schmerzlichsten auffällt, tritt zur Zerstreuung der Zuschauer der prahlhafte Feigling Parolles ein. Die Mystifikation, wodurch seine angemaßte Tapferkeit und zugleich seine unverschämt böse Zunge entlarvt wird, gehört zu den besten komischen Auftritten, die je ersonnen worden.

Der Hauptknoten in „Viel Lärmen um Nichts" ist derselbe, wie in der Geschichte vom Ariodant und der Ginevra beim Ariost; die Nebenumstände und die Entwickelung sind freilich sehr verschieden. Es ist ein großer Theaterstreich im ächten und zu billigenden Sinne, wie die unschuldige Hero vor dem Altar, im Augenblick ihrer Vermählung, im Angesicht ihrer Familie und vieler Zeugen, durch die ehrenrührigsten, mit einem großen Schein der Wahrheit bekleideten Beschuldigungen zu Schanden gemacht wird. Der Eindruck wäre tragisch zu nennen, hätte ihn S. nicht, um den glücklichen Ausgang vorzubereiten, mit Fleiß gemäßigt. Die Entdeckung des gegen Hero angestifteten Bubenstücks ist schon zuvor begonnen, obgleich den Personen, denen daran liegt, noch unbekannt; und der Dichter hat durch die verwirrte Einfalt von ein Paar Gerichtsdienern u. Nachtwächtern die Verhaftung und die Verhöre der Schuldigen in die ergötzlichsten Scenen umzuwandeln gewußt. Ein zweiter Theaterstreich ist es, wenn Claudio, von seinem Irrthum überführt, einer Verwandten seiner todtgeglaubten Braut die Hand zu geben meint und sie sich nun als Hero selbst entschleiert. Besondern Beifall haben dem Stücke die Rolle des Benedikt und der Beatrice verschafft: zwei anmuthige Wesen, die sich mit gegenseitigen Spöttereien niemals Frieden lassen. Erklärte Rebellen gegen die Liebe, werden sie in deren Netz verstrickt, indem ihre Freunde sich verabreden, beide glauben zu machen, jedes sey der Gegenstand einer geheimen Leidenschaft des andern. Selbst bei der Liebeserklärung verläßt ihre witzige Aufgewecktheit sie nicht; bloß um die verunglimpfte Hero zu vertheidigen kommt Ernst in ihr Betragen.

In „Gleiches mit Gleichen" od. „Maß für Maß" wird der Triumph der wahren Gerechtigkeit gefeiert; diese aber besteht nicht in der eifrigen Gerechtigkeit, sondern in jener umsichtigen Billigkeit, die weder die Gnade, noch den strengen Buchstaben des Gesetzes ausnahmslos walten, die die Strafe nicht Maß für Maß, sondern mit Maß zumessen läßt. Die Natur des Gegenstandes hat S. genöthigt, seine Poesie mit der Kriminaljustiz bekannter zu machen, als er sonst zu thun pflegt. Alle dahin einschlagenden Verrichtungen, alle Arten dabei handelnder oder leidender Personen werden uns vorübergeführt: der heuchelnde Oberrichter, der mitleidige Gefängnißwärter und der rohe Henker, ein junger Mann von Stande, der die Verführung seiner Geliebten mit dem Tode büßen soll, liederliches Gesindel, das die Polizei aufhebt, ja ein abgehärteter Verbrecher, den selbst die Zurüstungen zu seiner Hinrichtung nicht aus seiner viehischen Stumpfheit aufwecken können. Aber wie schonend und mild ungeachtet der ergreifenden Wahrheit ist Alles gehalten. Die schönste Zierde der Komposition ist der Charakter der Isabella, welche, im Begriff als Nonne eingekleidet zu werden, sich durch fromme Liebe bewegen läßt, wiederum die verworrenen Wege der Welt zu betreten, ohne daß die Reinheit ihres Gemüths durch die allgemeine Verderbtheit auch nur mit einem unheiligen Gedanken befleckt würde. Wie der kalte und unbescholtene Angelo, dem der Herzog aufgetragen hat, während seiner vorgeblichen Abwesenheit durch strenge Handhabung der Gesetze den ausschweifend gewordenen Sitten zu steuern, selbst von den jungfräulichen Reizen Isabella's versucht wird, als sie für ihren wegen eines jugendlichen Fehltrittes zum Tode verurtheilten Bruder Claudio bittet; wie er seine Zumuthung, ihre Ehre für das Leben Claudio's aufzuopfern, anfangs in scheuen dunkeln Reden vorbringt, endlich schamlos mit der Sprache herausgeht; wie Isabella ihn mit edlem Unwillen zurückweist; wie sie ihrem Bruder das Vorgefallene erzählt und dieser sie zuerst billigt, dann, von Todesfurcht hingerissen, sie ebenfalls zu bereden sucht, in ihre Entehrung zu willigen: in diesen Meisterscenen hat S. die Tiefe des menschlichen Herzens ergründet. Das Interesse ruht ganz auf der Handlung; er gibt hier nichts auf den Reiz der Neugier: denn der als Mönch verkleidete Herzog ist immer da, um über seinen gefährlichen Stellvertreter zu wachen und allem Uebel vorzubeugen, das man begehen könnte; man sieht der feierlichen Entscheidung mit Zuversicht entgegen.

Der „Kaufmann von Venedig" ist eines

von S.'s vollendetsten Werken; zugleich außerordentlich populär, für die stärkste Wirkung auf der Bühne berechnet und für den Kenner ein Wunder sinnreicher Kunst. Der Jude Shylock gehört zu den unbegreiflichen Meisterstücken von Charakteristik, wovon es nur bei S. Beispiele gibt. Er ist nichts weniger als ein gemeiner Jude; er hat eine sehr bestimmte, gebildete und originelle Persönlichkeit und dennoch spürt man in allen seinen Aeußerungen einen leisen Anstrich von Judenthum. Man glaubt in den bloß geschriebenen Worten einen Hauch von jüdischer Aussprache zu vernehmen, wie er auch in den höhern Ständen ungeachtet der gesellschaftlichen Verfeinerung zuweilen noch übrig bleibt. In ruhigen Lagen wird das dem europäischen Blut und den christlichen Sitten Fremde unmerklicher, in der Leidenschaft tritt das nationale Gepräge stärker hervor. Shylock ist ferner ein unterrichteter Mann, sogar auf seine Weise ein Denker; nur die Region, wo menschliche Gefühle wohnen, hat er nicht entdeckt: seine Moral ist auf den Unglauben an Güte und Edelmuth gebaut. Nächst dem Geiz wird Rachsucht über den Druck und die Erniedrigung, welche sein Volk erduldet, die vornehmste Triebfeder seines Handelns. Er haßt natürlich vor Allem die wahrhaft christlich gesinnten Christen; das Beispiel uneigennütziger Nächstenliebe scheint ihm die ärgste Judenverfolgung. Der Buchstabe des Gesetzes ist sein Abgott; er weigert sich, die Stimme der Gnade zu hören, die aus dem Munde der Portia mit himmlischer Beredsamkeit sich ihm offenbart: er besteht auf dem strengen unbiegsamen Recht und so fällt es denn auf sein eigenes Haupt zurück. Hierin wird er ein Sinnbild der allgemeinen Geschichte seines unglücklichen Volkes und wir können ihm unser Mitleid so wenig versagen, als wir uns des Abscheus gegen seine Denk- und Handlungsweise zu enthalten vermögen. Die schwermüthige und sich selbst vernachläßigende Großmuth Antonio's ist erhaben. Der Gegensatz, den diese mit der selbstischen Grausamkeit des Wucherers Shylock bildet, war nöthig zur Ehrenrettung der menschlichen Natur. Die Gefahr, in welcher Antonio bis gegen Ende des vierten Aktes schwebt und welcher die Einbildungskraft sich kaum zu nähern wagt, würde zu schmerzlich ängstigen, wenn nicht für Aufheiterung und Zerstreuung gesorgt wäre. Diese gewähren besonders die Auftritte auf dem Landsitze der Portia, die den Zuschauer in eine ganz andere Sphäre versetzen. Und doch hängen sie durch die Verkettung der Ursachen und Wirkungen genau mit der Hauptsache zusammen: die Ausrüstung Bassanio's zu seiner Brautwerbung ist Schuld, daß Antonio die gefährliche Verschreibung eingeht und Portia rettet wiederum durch den Rath ihres Oheims, eines berühmten Rechtsgelehrten, den Freund ihres Geliebten. Aber noch auf andere Weise sind die Verhältnisse der dramatischen Komposition hierbei vortrefflich beobachtet. Der Rechtshandel zwischen Shylock und Antonio wird zwar als eine wirklich vorgefallene Thatsache berichtet, allein es bleibt doch ein unerhörter und einziger Fall. S. hat ihm also einen eben so außerordentlichen Liebeshandel beigesellt: Eines wird durch das Andere wieder natürlich u. wahrscheinlich. Eine reiche, schöne und geistreiche Erbin, die nur durch die Lösung eines Räthsels gewonnen werden kann, die verschlossenen Kästchen, die ausländischen Prinzen, welche kommen, um das Abenteuer zu bestehen: alles dies reizt die Einbildungskraft mit einem mährchenhaften Glanze. Die beiden Scenen, wo der nach morgenländischer Art schwülstige Prinz von Marokko und der sich weise dünkende Prinz von Arragon unter den Kästchen wählen, spannen nur die Neugierde und beschäftigen den Scharfsinn; in der dritten, in welcher die Liebenden vor der unvermeidlichen Wahl zagen, die in einem Augenblick sie einander ganz geben oder für immer entreißen kann, hat S. alle Bestechungen des Gefühls, allen Zauber der Poesie aufgeboten. Man theilt das Entzücken Portia's und Bassanio's nach der glücklichen Wahl. Die Gerichtsscene, die den 4. Akt einnimmt, ist für sich ein vollständiges Drama, worin sich das Interesse zusammendrängt. Der Knoten ist nun freilich gelöst und nach gemeinen Ansichten von theatralischen Ansichten könnte der Vorhang fallen. Dennoch ist der letzte Akt nothwendig zur Abrundung des Ganzen. Hier werden die etwa übrig gebliebenen tragischen Eindrücke gänzlich verwischt; in den heitern anmuthigen Tändeleien der Liebe lösen sich die schroffen Gegensätze von Recht und Unrecht auf.

„Wie es Euch gefällt" („As you like it") ist ein Stück von ganz entgegengesetzter Art. Es würde schwer seyn, den Inhalt in eine ordentliche Erzählung zu bringen; es geschieht eben nichts, oder was geschieht ist nicht so wesentlich, als was gesagt wird; auch was man allenfalls Auflösung nennen kann, ist ziemlich willkürlich herbeigeführt. Verbannung und Flucht haben in den Ardennen eine seltsame Gesellschaft versammelt: einen durch seine Brüder entthronten Herzog, der mit seinen treuen Unglücksgefährten in der wilden Gegend von der Jagd lebt; zwei verkleidete, einander schwesterlich liebende Prinzessinnen; einen witzigen Narren, endlich die einheimischen Bewohner des Waldes, idealische und natürliche Schäfer und Schäferinnen. Diese leicht hingezeichneten Figuren ziehen in buntem Wechsel vorüber und immer sieht man die schattige dunkelgrüne Landschaft im Hintergrund und glaubt frische Waldluft zu athmen. Keine Uhr, keine geregelte Tagesordnung mißt hier die Stunden: sie verfließen ungezählt in den Beschäftigungen oder dem phantastischen Müssiggange, dem sich Jeder nach seiner Laune oder Gemüthsart ergibt, und diese unbegrenzte Freiheit entschädigt Alle für die eingebüßten Bequemlichkeiten des Lebens. Der eine wirft sich einsam unter einen Baum und hängt melancholischen Betrachtungen über den Wechsel des Glücks, die Falschheit der Welt und die selbstgeschaffenen Plagen der Gesellschaft nach; andere lassen gesellige Jagd- und Freudenlieder unter Begleitung der Waldhörner erklingen. Eigennutz, Neid und Ehrgeiz sind in den Städten dahinten geblieben; unter

den menschlichen Leidenschaften hat nur die Liebe den Eingang in diese Wildniß gefunden, wo sie dem einfachen Hirten dieselbe Sprache lehrt, wie dem ritterlichen Jüngling, der seine Liebesreime an die Stämme der Bäume hängt. Eine spröde Schäferin verliebt sich augenblicklich in die in Männertracht gekleidete Rosalinde, als diese ihr mit Uebermuth ihre Härte gegen den armen Liebhaber verweist und der selbsterfahrene Schmerz der Verschmähung bringt sie zuletzt zum Mitleiden und zur Erwiederung. Der Narr treibt seine philosophische Verachtung des äußern Glanzes und seinen Spott über die Täuschung in der Liebe so weit, daß er sich mit Fleiß die häßlichste und einfältigste Bauerndirne zur Liebsten aussucht. Durch dies ganze Gemälde hat der Dichter zeigen wollen, daß es nichts bedarf, um die der Natur und dem menschlichen Geiste inwohnende Poesie hervorzurufen, als mit Abwerfung des angekünstelten Zwanges beide der angeborenen Freiheit zurückzugeben. In dem Gange des Schauspiels selbst ist die träumerische Sorglosigkeit eines solchen Daseyns ausgedrückt, sogar durch den Titel hat S. dies angedeutet.

„Was Ihr wollt" oder der „Heilige Dreikönigsabend" (auch „Zwölfte Nacht" genannt). Ulrici meint, es sey S.'s Absicht gewesen, dem Stücke gar keine besondere Grundidee zu geben; die komische Weltanschauung selbst solle seine Grundidee bilden. Er wollte uns das Leben ganz so zeigen, wie es die komische Weltanschauung selbst auffaßt, als eine wunderbar verschlungene sinnige Arabeske u.s.w. Der musikalisch träumerische Herzog, die mädchenhaft eigensinnige, schwer zu befriedigende und doch so leicht zu gewinnende, anmuthige Olivia, Antonio mit seiner phantastischen Freundschaft für Sebastian und Sebastian mit seiner raschen, kräftigen Jünglingsnatur, die schalkhafte, anschlägige Maria und ihr geschickter Helfershelfer Fabian — alle diese Charaktere sind in so leichten flüchtigen Umrissen hingeworfen, greifen so harmonisch in einander, daß sie eben nur so und nicht anders Träger eines so bunten, luftigen und duftigen und doch so sinnreichen Gewebes seyn konnten. Behandelt S. meistentheils in seinen Lustspielen die Liebe mehr als eine Sache der Einbildungskraft als des Herzens, so erinnert er uns hier ganz besonders daran, daß in seiner Sprache dasselbe Wort (fancy) zugleich Phantasie und Liebe bedeutet. Die Liebe des Herzogs zur Olivia ist nicht nur eine Phantasie, sondern eine Einbildung; Viola scheint sich anfangs willkürlich in den Herzog zu verlieren, dem sie als Edelknabe dient, wie wohl sie nachher die zartesten Saiten des Gefühls berührt; Olivia wird durch den schüchternen und einschmeichelnden Boten des Herzogs bestrickt, in welchem sie keine verkleidete Nebenbuhlerin vermuthet und nimmt zuletzt durch eine zweite Täuschung den Bruder für die Schwester. Diesen, so zu sagen, idealischen Thorheiten dienen die baaren Narrheiten zum Gegenbild, wozu die behagliche Schalkheit Maria's die lächerlichen Personen des Stückes, ebenfalls unter dem Vorwande der Liebe, anstiftet: die ungeschickte Bewerbung eines albernen Landjunkers um Olivia und seine Ausforderung an Viola; die Einbildung des pedantischen Haushofmeisters Malvolio, seine Herrin sey insgeheim in ihn verliebt, die ihn so weit bringt, daß er als verrückt eingesperrt und von dem Narren in der Tracht eines Geistlichen besprochen wird. Diese Scenen sind eben so fein und bedeutsam, als ergötzlich zum Lachen eingerichtet.

Die „lustigen Weiber von Windsor", obschon sie recht eigentlich ein Lustspiel sind, werden wir bei „Heinrich IV." besprechen, um die Rolle des Fallstaff im Zusammenhange beurtheilen zu können.

„Ein Sommernachtstraum" und „Der Sturm" lassen sich darin mit einander vergleichen, daß in beiden die Einwirkung einer wunderbaren Geisterwelt mit dem Gewirr menschlicher Leidenschaften und mit den possenhaften Abenteuern der Narrheit verflochten ist. Der Sommernachtstraum ist früh geschrieben; der Sturm stammt aus S.'s späterer Zeit. Von Seiten gründlicher und origineller Charakterzeichnung ist letztere Dichtung der erstern augenfällig überlegen; man muß an dem Ganzen eine tiefsinnige Kunst bewundern, die ihre Mittel weise spart und ihre Anstalten, das Gerüste zu dem luftigen Wundergebäude, geschickt zu verkleiden weiß. Im Sommernachtstraum dagegen strömt eine ergiebige Ader der kühnsten und muthwilligsten Erfindung, die außerordentlichste Zusammenstellung fremdartiger Bestandtheile scheint durch einen sinnreichen Zufall ohne Mühe entstanden zu seyn, uud die Farben sind von einer so hellen Durchsichtigkeit, als ließe sich die ganze bunte Gaukelei mit einem Hauche wegblasen. Die hier geschilderte Feenwelt gleicht jenen zierlichen Arabesken, wo kleine Genien mit Schmetterlingsflügeln nur halb verkörpert aus Blumenkelchen hervorwachsen. Dämmerung, Mondschein, Thau und Frühlingsdüfte sind das Element dieser zarten Geister; sie helfen der Natur ihren Teppich aus grünem Laube, vielfarbigen Blumen und schimmernden Insekten sticken; in der Menschenwelt tändeln sie bloß kindlich und grillenhaft mit ihren wohlthätigen und schädlichen Einflüssen. Ihr heftigster Zorn löst sich in eine gutmüthige Neckerei auf; ihre Leidenschaften, von allem irdischen Stoffe entkleidet, sind bloß ein idealischer Traum. Die Liebe unter den Sterblichen ist dann auch im Verhältniß dazu als eine poetische Bezauberung geschildert, die durch einen entgegengesetzten Zauber augenblicklich aufgehoben und dann wieder hergestellt werden kann. Die verschiedenen Theile der Anlage: die Hochzeitsfeier des Theseus, der Zwist des Oberon und der Titania, die Flucht der zwei liebenden Paare und die theatralischen Uebungen der Handwerker sind so leicht und glücklich verflochten, daß sie durchaus zu einander zu gehören scheinen, um ein Ganzes zu bilden. In dem von Elfen bevölkerten Walde muß sich das Unerwartetste fügen. Oberon will die Verwirrung der Liebenden lösen und steigert sie durch einen Fehlgriff seines Dieners aufs Höchste, bis er endlich ihrer vergeblichen Liebes-

pein, ihrem Wankelmuth und ihrer Eifersucht zurecht hilft und die Treue in ihre alten Rechte einsetzt. Die Extreme des Phantastischen und Gemeinen werden zusammengeknüpft, als die verzauberte Titania erwacht und sich in einen plumpen Gesellen mit einem Eselskopf verliebt, der eben einen tragischen Liebhaber vorgestellt oder vielmehr entstellt hat. Das scherzhafte Wunder der Verwandlung Bottoms ist eigentlich nur die Uebersetzung einer Metapher in ihren buchstäblichen Sinn; aber in seinem Benehmen bei der zärtlichen Anleitung der Feenkönigin ist es aufs Lustigste anschaulich gemacht, wie zu seiner gewöhnlichen Albernheit noch das Bewußtseyn eines solchen Kopfputzes hinzukommt. Theseus u. Hippolyta sind gleichsam eine prächtige Einfassung des Gemäldes; sie repräsentiren bloß, aber mit stattlichem Pomp. Die Gespräche des Helden und seiner Amazone, wie sie mit ihrem lärmenden Jagdgefolge den Wald betreten, wirken auf die Einbildungskraft, wie der frische Hauch des Morgens, wovor die Gesichte der Nacht verschwinden. Zu dem grotesken Schauspiel im Schauspiel ist nicht ohne Bedeutung Pyramus und Thisbe gewählt: es ist gerade, wie der pathetische Theil des Stückes, eine geheime Zusammenkunft zweier Liebenden im Walde und ihre Verstörung durch einen feindseligen Zufall und beschließt das Ganze mit der ergötzlichsten Parodie. Ueber die Stelle, wo Oberon seinem Puck befiehlt, die Blume, durch deren berückenden Zauber die Liebesverwirrung des Lysander und der Titania veranlaßt wird, zu holen, gibt Gervinus noch besondern Aufschluß. Diese berühmte Stelle lautet in der deutschen Uebersetzung:

Mein guter Puck, komm her! Weißt du noch wohl,
Wie ich einst saß auf einem Vorgebirge,
Und eine Sirene, die ein Delphin trug,
So süße Harmonien hauchen hörte,
Daß die empörte See gehorsam ward,
Daß Sterne wild aus ihren Kreisen fuhren,
Der Nymphe Lied zu hören?
Zur selben Zeit sah ich (du konntest nicht)
Cupido zwischen Mond und Erde fliegen
In voller Wehr: er zielt' auf eine holde
Vestal' in Westen thronend, scharfen Blicks
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten.
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des keuschen Monds verlöschen;
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung, liebefrei.
Doch merkt ich auf den Pfeil, wohin er fiele.
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nur durch Amors Wunde,
Und Mädchen nennens: Lieb im Müßiggang.
Hol mir die Blume.

Diese Stelle, sagt Gervinus, hat neuerdings in den Schriften der Shakespearegesellschaft durch Halpin (Oberons vision) eine Auslegung erfahren, die uns beweist, daß dieser Dichter, selbst wo der Flug seiner Einbildungskraft am freiesten erscheint, den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt und daß er in jedem noch so episodisch scheinenden Zuge die tiefsinnigsten Beziehungen zu seinem Hauptgegenstande niederlegt. Man war von jeher einig, daß unter der Vestalin, die in Westen thront und an der Cupido's Pfeil abgleitet, die Königin Elisabeth gemeint war und die ganze Stelle galt demnach immer nur als eine feine Schmeichelei für die jungfräuliche Fürstin. Wir werden aber an diesem Beispiele sehen, daß S. seine höfischen Schmeicheleien nicht ohne die Beigabe von tiefern poetischen oder sittlichen Beziehungen geäußert hat. Man bezieht nämlich den Cupido in voller Wehr auf die Werbungen des Grafen Leicester um die Elisabeth und auf seine gewaltigen Anstalten dazu in Kenilworth (1575). Aus Beschreibungen dieser Feste weiß man, daß bei den Schau- und Feuerwerken, die jene Feierlichkeiten verherrlichten, eine singende Sirene eine Rolle spielte, die auf eines Delphins Rücken schwamm, auf ruhiger Welle und während Feuersterne schossen; daß also die Merkmale zustimmen, die Oberon dem Puck angibt. Der Pfeil Leicesters auf die Priesterin der Diana prallte ab. Unter der Blume, auf die er verwundend niederfiel, ist die Gräfin Lettice von Essex verstanden, mit der Leicester in heimlichem Liebesverkehr stand, als ihr Gatte in Ireland abwesend war. Die Blume war milchweiß, unschuldig, aber blutroth von der Liebe Wunden geworden, was wohl ihren Fall bezeichnet. Ihr Name ist „Liebe im Müßiggang", was Halpin auf die Unbeschäftigtheit ihres Herzens in der Abwesenheit ihres Gatten bezieht. Indem Oberon zu Puck äußert, daß er jenes Abenteuer bemerkt, welches der Diener nicht bemerken konnte, scheint der Dichter das strenge Geheimniß zu bezeichnen, das auf dieser Geschichte lag und das ihm bekannt seyn konnte, weil sich, wie wir uns erinnern, an sie die Hinrichtung seines mütterlichen Verwandten Ed. Arden (1583) knüpft u. weil der berühmte R. Devereux von Essex ein Sohn jener Lettice, früh ein Patron und Gönner von S. war. Wie bedeutungsvoll wird nun diese kleine allegorische Episode, die allerdings auch als poetischer Zierrath voll Reiz und Schönheit ist! Während Spenser gerade damals in seiner Fairy queen die Elisabeth als Feenkönigin verherrlicht hatte, setzt sie S. als ein Wesen entgegen, die dieser phantastischen Welt unnahbar ist. Die Artigkeit gegen die Königin verwandelt sich in eine sehr ernste Meinung; denn diesem Irrsinn der Liebe gegenüber betont sich von selbst das andere Extrem, der Sieg der Diana über Cupido, des Geistes über den Körper, der jungfräulichen Beschaulichkeit über die Gaukeleien der Liebe, und auch an andern Stellen des Stücks sind Die dreimal selig gepriesen, die ihr Blut so meistern, daß sie die Mädchenpilgrimschaft durchgehen.

Im „Sturm" ist wenig Handlung und fortschreitende Bewegung; die Verbindung Ferdinands und Miranda's ist bei ihrem ersten Auftreten entschieden und Prospero legt ihr nur scheinbare Hindernisse in den Weg; die Schiffbrüchigen gehen müßig auf der Insel umher; der Anschlag Sebastians und Prospero's auf das Leben des Königs von Neapel, sowie der des Kaliban und der betrunkenen Seeleute gegen Prospero ist nichts als eine Spiegelfechterei, weil man voraussieht, daß die Zaubermacht des Letztern sie zu nichte machen wird; es bleibt also nichts übrig, als die Bestrafung der Schul-

digen durch schreckhafte Erscheinungen, die ihr Gewissen aufregen, die Wiedererkennung und die endliche Aussöhnung. Dieser Mangel ist jedoch durch die anziehenden Einzelheiten der Ausführung so versteckt, daß man sehr genau Acht geben muß, um zu bemerken, die Auflösung sey gewissermaßen schon in der Exposition enthalten. Die Liebesgeschichte Ferdinands und Miranda's, in so wenigen und kurzen Scenen entwickelt, ist entzückend schön. Die Weisheit des fürstlichen Einsiedlers Prospero hat einen magischen und geheimnißvollen Anstrich; der Eindruck von der düstern Falschheit der beiden Usurpatoren wird durch das treuherzige Geschwätz des alten Gonzalo gemildert; Trinkulo und Stephano, zwei joviale Taugenichtse, finden am Kaliban eine würdige Gesellschaft; und Ariel schwebt mit Anmuth über Allem, als der personificirte Genius der wunderbaren Dichtung. Kaliban ist unter den seltsamen Schöpfungen einer dichterischen Einbildungskraft zum Sprüchwort geworden. Ein Mittelding von einem Gnomen und einem Wilden, halb dämonischer, halb viehischer Natur, in dessen Betragen man zugleich die Spuren seiner angebornen Art und den Einfluß von Prospero's Erziehung wahrnimmt. Dieser hat nur seinen Verstand entwickeln können, ohne im Geringsten seine eingewurzelte Bosheit zu zähmen. Kaliban ist schadenfroh, feige, falsch, knechtisch gesinnt. Dennoch unterscheidet er sich wesentlich von den pöbelhaften Bösewichtern in einer civilisirten Welt, wie sie S. zuweilen geschildert hat. Er ist roh, aber nicht gemein; er verfällt niemals in die prosaische und platte Vertraulichkeit seiner betrunkenen Gesellen, denn er ist auf seine Weise ein poetisches Wesen. In der Sprache hat er alles Harte, Mißlautende, Dornige aufgefaßt und daraus sein Wörterbuch zusammengesetzt, so wie sich aus der ganzen Mannichfaltigkeit der Natur nur das feindselige Widerwärtige und kleinlich Mißgestaltete in seiner Einbildungskraft abgedrückt hat. Die magische Geisterwelt, die Prospero's Zauberstab auf der Insel versammelt, wirft nur einen schwachen Wiederschein in sein Gemüth, so wie ein Lichtstrahl (sagt Schlegel), der in eine dumpfe Höhle fällt, unvermögend, sie zu erwärmen und zu erleuchten, bloß die giftigen Dünste erregt. Die ganze Schilderung dieses Ungeheuers ist von unbegreiflicher Konsequenz und Tiefe und ungeachtet ihrer Häßlichkeit nicht beleidigend für das Gefühl, weil die Ehre der Menschheit nicht dabei gefährdet wird. In dem zephyrlichen Ariel ist das Bild der Luft nicht zu verkennen, selbst sein Name spielt darauf an, so wie dagegen, meint Schlegel, Kaliban das schwere erdige Element bedeutet. Dennoch sind beide keine allegorische Personifikationen, sondern individuell bestimmte Wesen. Ueberhaupt findet sich im Sommernachtstraume, im Sturme, im magischen Theile des Macbeth, überall, wo S. den Volksglauben von der unsichtbaren Nähe der Geister und von der Möglichkeit, sich mit ihnen in Berührung zu setzen, benutzt, nur eine Durchschauung des innern Lebens der Natur und ihrer geheimnißvollen Triebfedern, die zwar dem ächten Dichter nie ganz fremd seyn kann, die aber in gleichem Grade wie er und Dante nur wenige besessen haben. Gervinus bemerkt über das Stück zuletzt: Es wäre nicht unmöglich, daß S. in diesem Drama und gerade in dem Verhältnisse dieses Kaliban, dessen Name nur ein Anagramm von Kanibale ist, die große zeitgemäße Frage von der Berechtigung der europ. Usurpation über die wilden Eingebornen der neuern Welt habe beantworten wollen. Lag es ihm im Sinne, diesen weiten Hintergrund der Geschichte von Antonio's Usurpation unterzubreiten, so zeigt der Dichter auch hier seinen großen geschichtlichen Blick und seinen unverkünstelten, von aller falschen Sentimentalität ganz unberührten Sinn. Er weist die skrupulösen Philosophen, die an der Rechtmäßigkeit der Kolonisation zweifelten, auf die Uebelstände der Politik und Moralität zu Hause hin. Er durchschaut die Nothwendigkeit dessen, was in der neuen Welt damals geschah, daß bei dem Ausbreiten der Menschheit die Ueberlegenheit der geistigen und sittlichen Kraft zu allen Zeiten in die Stätten der Rohheit und Unbildung einströmen werden, wie in einen leeren Raum. Noch von einer andern Seite hat S. in einer Scene des Stückes die Gesundheit seiner politisch-geschichtlichen Weisheit bewährt. Er läßt da den alten Gonzalo das System der Kommunisten und Friedenskongressisten auslegen und Alonso das Urtheil sprechen. Wir wollen die Stelle nur ausschreiben, es wäre Schade, Ein Wort hinzuzufügen:

Gonzalo. Ich wirkte im gemeinen Wesen Alles
Durchs Gegentheil, denn keine Art von Handel
Erlaubt' ich, keinen Namen eines Amtes;
Gelahrtheit sollte man nicht kennen; Reichthum,
Dienst, Armuth gäb's nicht; von Vertrag und Erbschaft,
Verzäunung, Landmark, Feld- und Weinbau nichts;
Auch kein Gebrauch von Korn, Wein, Oel, Metall,
Kein Handwerk; alle Männer müßig, alle;
Die Weiber auch, doch völlig rein und schuldlos;
Kein Regiment —
Seb. Und doch wollte er König seyn!
Ant. Das Ende seines gemeinen Wesens vergißt den Anfang.
Gonz. In der gemeinen Natur sollt' Alles
Frucht bringen ohne Müh' und Schweiß; Verrath, Betrug,
Schwert, Speer, Geschütz, Nothwendigkeit der Waffen
Gäb's nicht bei mir; es schaffte die Natur
Von freien Stücken alle Hüll' und Fülle,
Mein schuldlos Volk zu nähren.
Seb. Keine Heirathen zwischen seinen Unterthanen?
Ant. Nichts dergleichen, alle los und ledig, Huren und Taugenichtse.
Gonz. So ungemein wollt' ich regieren, Herr,
Daß es die goldne Zeit verdunkeln sollte.
Alonso. Ich bitt' dich, schweig'! Du sprichst von Nichts zu mir!

Das „Wintermährchen“ führt seinen Namen mit eben so viel Recht wie der Sommernachtstraum den seinigen. Es ist eine von jenen Geschichten, die recht dazu gemacht scheinen, die traurige Muße langer Winterabende zu unterhalten, die schon für die Kindheit anziehend und begreiflich sind und die durch innige Wahrheit in der Schilderung der Charaktere und Leidenschaften beseelt, mit dem Schmuck einer sich gleichsam zur Einfalt des Stoffes herablassen

den Poesie ausgestattet, das erwachsene Alter in die goldene Zeit der Einbildungskraft zurückversetzen. Mit solchen wunderbaren, beweglichen und zuletzt in allgemeinem Jubel endigenden Abenteuern hat die Berechnung der Wahrscheinlichkeiten nichts gemein und so ist denn auch hier S. sehr freigebig mit Anachronismen und geographischen Irrthümern; er eröffnet eine freie Schifffahrt zwischen Sicilien und Böhmen, macht Giulio Romano zum Zeitgenossen des delphischen Orakels u. dergl. mehr. Das Stück zerfällt gewissermaßen in zwei Schauspiele. Wie Leontes plötzlich auf seinen königlichen Herzensfreund Polyxenes, der ihn besucht hat, eifersüchtig wird, ihm nach dem Leben trachtet und Polyxenes durch heimliche Flucht sich rettet; wie Hermione, der Untreue beschuldigt, ins Gefängniß geworfen und die Tochter, die sie zur Welt bringt, an einer entfernten Küste ausgesetzt wird; wie die vor Gericht gestellte Königin, durch das Orakel für unschuldig erklärt, auf die Nachricht, daß ihr kleiner Sohn sich über ihr Schicksal todt gegrämt, sinnlos darnieder fällt und als todt von ihrem zu spät zur Vernunft gekommenen Gemahl betrauert wird: dies macht den Inhalt der drei ersten Aufzüge aus. Die letzten beiden sind durch eine 16jährige Kluft davon getrennt; aber jene tragische Katastrophe war nur scheinbar u. dies vermittelt die Anknüpfung. Die im Königreich des Polyxenes ausgesetzte Prinzessin wächst unter niedern Hirten auf, jedoch ihre zarte Schönheit, der Adel ihrer Sitten, ihr hoher Sinn zeugen von ihrem Geblüt; der Kronprinz Florizel verirrt sich auf einer Falkenjagd zu ihr, verliebt sich und wirbt in schäferlicher Verkleidung; in einem ländlichen Fest entdeckt Polyxenes dies Verständniß und geräth in großen Zorn, die beiden Liebenden fliehen von ihm verfolgt nach Sicilien zum Leontes, wo die Wiedererkennung und Versöhnung Aller vor sich geht. Als Leontes endlich die Statue seiner verlornen Gattin vor sich zu sehen glaubt, steigt sie aus ihrer Blende zu ihm herunter; sie ist es selbst, die noch lebende Hermione, die sich so lange verborgen gehalten hat und das Stück endigt mit allgemeinem Jubel. Die Eifersucht des Leontes ist nicht wie die des Othello mit allen Motiven, Symptomen und Steigerungen entwickelt; sie ist auf einmal da, und wird wie ein krankhafter Wahnsinn geschildert. So gehört es sich für eine Leidenschaft, deren Wirkungen die Zuschauer mehr angehen als ihre Entstehung, und die nicht die Katastrophe herbeiführt, sondern bloß den Knoten des Stückes schürzt. Es gibt nichts Frischeres, Jugendlicheres, nichts zugleich so idealisch Schäferliches und Königliches, als die Liebe des Florizel und der Perdita, des Prinzen, den die Liebe zum freiwilligen Hirten macht, und der Prinzessin, die ihren hohen Ursprung verräth, ohne ihn zu kennen, und der unter den Händen die Blumenkränze zu Kronen werden. Perdita's Pflegevater u. sein Sohn sind alberne, gewöhnliche Bauersleute, damit man desto deutlicher sehe, daß Alles, was sie adelt, ihr selbst angehört. Der unvergleichlich gezeichnete lustige Hausirer und Gauner Autolycus gehört zur Vervollständigung des Bauernfestes, das Perdita von ihrer Seite zu einer Zusammenkunft verkleideter Gottheiten zu machen scheint.

„Cymbeline" ist ebenfalls eine von S.'s wunderbarsten Zusammensetzungen. Er hat darin eine Novelle des Boccaccio mit altbritischen Sagen aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser verknüpft und von den neuen gesellschaftlichen Sitten bis zu heroischen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererscheinungen Alles durch gelinde Uebergänge zu verschmelzen gewußt. Im Charakter der Imogen ist kein Zug der schönsten Weiblichkeit vergessen: ihre keusche Zärtlichkeit, ihre Sanftmuth und ihr jungfräulicher Stolz, ihre grenzenlose Ergebenheit und Großmuth gegen ihren betrogenen und sie ungerecht verfolgenden Gatten, ihre Abentheuer in der Verkleidung, ihr scheinbarer Traum, ihre Rettung, bilden ein so zartes, als rührendes Gemälde. Die beiden in der Wüste erzogenen Prinzen Guiderius und Arviragus geben ein herrliches Gegenstück zur Miranda auf der einen und Perdita auf der andern Seite. S. liebt es, die Ueberlegenheit des Angeborenen über das Erlernte zu zeigen. An den beiden, bloß durch die Jagd abgehärteten, sonst von ihrer hohen Bestimmung und der menschlichen Gesellschaft ferngehaltenen Säuglingen entzückt ein naiver Heldenmuth, der sie Thaten ahnen und träumen läßt, bis der erste Anlaß sie unwiderstehlich dazu hinreißt. Wie Imogen verkleidet in ihre Höhle kommt, wie Guiderius und Arviragus für den zarten Knaben, in dem sie weder ein Weib noch ihre Schwester vermuthen, eine kindlich leidenschaftliche Freundschaft fassen, ihn bei der Zurückkunft von der Jagd plötzlich todt finden und mit Gesang unter Blumen bestatten: diese Auftritte, sagt Schlegel, könnten eine ganz erstorbene Einbildungskraft zur Poesie beleben. Was die übrigen Rollen betrifft, so ist der weise und rüstige Greis Belarius, lange Zeit Einsiedler und dann wieder Held, eine würdige Gestalt; die gewandte Verstellung und rasche Geistesgegenwart des Italieners Jachimo ist der verwegenen Verrätherei, die er spielt, ganz angemessen. Imogens Vater Cymbeline und selbst während der ersten Hälfte des Stückes ihr Gemahl Posthumus sind etwas aufgeopfert; die falsche und boshafte Königin ist bloß ein Werkzeug der Vernichtung; sie und ihr blödsinniger Sohn Cloten (die einzige komische Rolle im Stück), dessen roher Uebermuth mit vieler Laune geschildert ist, werden vor dem Schluß durch verdiente Bestrafung bei Seite geschafft. Für den heroischen Theil der Dichtung, den Krieg zwischen den Römern und Briten, welcher die Entscheidung vorbereitet, behielt der Dichter bei dem Umfang seines Planes so wenig Raum übrig, daß er die Vorfälle beinahe nur wie in einem stummen Schaugepränge deutlich zu machen sucht. Der letzten Scene dagegen, wo alle vielfach verschlungenen Fäden des Knotens sich lösen, hat er wieder ihre vollkommene Entfaltung gegeben, um die Eindrücke des Ganzen in einem Brennpunkte zu sammeln.

„Romeo und Julie" und „Othello" unterscheiden sich von den meisten der bisher durchgegangenen Stücke weder in den Bestandtheilen der Zusammensetzung, noch in der Behandlung: einzig durch die Richtung des Ganzen werden sie zu Trauerspielen. „Romeo und Julie", sagt Schlegel, ist ein Gemälde der Liebe und ihrer beklagenswerthen Schicksale in einer Welt, deren Atmosphäre zu rauh für diese zarteste Blüthe des menschlichen Daseyns ist. Zwei für einander geschaffene Seelen werden sich im ersten Anblick Alles; jede Rücksicht schwindet vor dem unwiderstehlichen Triebe eines im andern zu leben; sie verbinden sich insgeheim unter widerstrebenden Verhältnissen, bloß auf den Schutz der unsichtbaren Mächte vertrauend; durch Schlag auf Schlag erfolgende feindselige Vorfälle wird ihre heldenmüthige Treue in wenigen Tagen auf die Probe gestellt, bis sie, gewaltsam getrennt, durch einen freiwilligen Tod sich im Grabe und jenseit des Grabes wieder vereinigen. Alles dies findet sich schon in der schönen Geschichte, die S. nicht ersonnen hat und die, einfach erzählt, immer eine zärtliche Theilnahme erregen wird. Aber S. war es vorbehalten, Reinheit des Herzens und Gluth der Einbildungskraft, Anmuth und Adel der Sitten und leidenschaftliches Ungestüm in einem idealischen Gemälde zu verbinden. Durch seine Behandlung ist es ein herrlicher Lobgesang auf jenes unaussprechliche Gefühl geworden, welches die Seele zum höchsten Schwunge adelt, und die Sinne selbst zur Seele verklärt und zugleich eine schwermüthige Elegie auf dessen Hinfälligkeit vermöge seiner eigenen Natur und der äußern Umstände, zugleich die Vergötterung u. das Leichenbegängniß der Liebe. Sie erscheint hier wie ein himmlischer Funken, der auf die Erde herunterfallend, sich in einen Blitzstrahl verwandelt, der sterbliche Geschöpfe in demselben Augenblicke entzündet und verzehrt. Was der Duft eines südlichen Frühlings Berauschendes, der Gesang der Nachtigall Sehnsüchtiges, das erste Aufblühen der Rose Wollüstiges hat, das athmet aus diesem Gedichte. Aber noch schneller als die früheste Blüthe der Jugend und Schönheit vergeht, eilt es fort von der ersten schlichten kühnen Liebeswerbung und sittsamen Erwiederung zur gränzenlosen Hingebung, zur unwiderruflichen Vereinigung; dann unter wechselnden Stürmen des Entzückens und der Verzweiflung zum Untergange der beiden Liebenden, die noch beneidenswerth erscheinen, weil sie durch ihren Tod einen Triumph über alle trennenden Gewalten errungen haben. Das Süßeste und Herbste, Liebe und Haß, Freudenfeste und düstere Ahnungen, zärtliche Umarmungen und Todtengrüfte, Lebensfülle und Selbstvernichtung stehen hier dicht neben einander; und alle diese Gegensätze sind in dem harmonischen Wunderwerke so zur Einheit des Gesammteindrucks verschmolzen, daß der Nachhall, den das Ganze im Gemüthe zurückläßt, einem einzigen aber einem unendlichen Seufzer gleicht. Man hat das Stück deshalb mit Recht das hohe Lied der Liebe genannt. Ulrici sagt dazu: „Liebe und Haß sind die beiden Pole, um die sich hier alle Leidenschaft dreht. Mitten aus der tödtlichen Feindschaft der Aeltern geht die verzehrende Liebe der Kinder hervor; das, was dort im höchsten Grade Haß und Verachtung ist, schlägt hier in seinen äußersten Gegensatz um; die Extreme begegnen sich nicht zufällig, sondern durch innere Nothwendigkeit: Sünde und Verbrechen der Aeltern rächt sich an den Kindern und durch sie wiederum an den Aeltern selbst. Denn das Vernichtende, was der Haß hatte, aus dem die Liebe hervorging, bleibt trotz des Widerspruchs auch bei der Liebe; beide treffen ja in der Leidenschaft in Eins zusammen." Ueber die Charaktere der Amme und Lorenzo's bemerkt Ulrici: „Im Charakter der Amme liegt ein stiller Vorwurf gegen Julie's Mutter, zugleich eine Hindeutung auf jenen innigen organischen Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und seiner Umgebung. Noch weniger kann ich in den Tadel einstimmen, als sey die pflichtwidrige Nachgiebigkeit Lorenzo's gegen das Verlangen der Liebenden unmotivirt, unnatürlich und charakterwidrig. Hätte Lorenzo's Weigerung etwas geändert oder gebessert? Hätte sie den übergetretenen Strom in sein Bett zurückweisen können? Würde nicht vielmehr die Leidenschaft sich widerrechtlich genommen haben, was ihr gesetzlich verweigert wurde? Lorenzo ist ganz im Geiste des katholischen Klerus gezeichnet. Mit dem beschaulichen, sinnenden Leben, das er führt, weiß er sehr wohl eine praktische Thätigkeit zu verbinden, wie seine Beschäftigung mit der Heilkunde zeigt. Er hat, wie die meisten katholischen Geistlichen, eine Neigung, sich in das Spiel der Weltbegebenheiten zu mischen; er kann dem Gedanken nicht widerstehen, durch die Vereinigung der Liebenden vielleicht das große Werk der Versöhnung der beiden Häuser zu Stande zu bringen. In diesem Sinne geht er auf Romeo's Begehren ein, und nun, nachdem er einmal den ersten Schritt gethan, muß er nothwendig auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen; sein eignes Wohl fordert, daß er Julien den Gebrauch jenes verzweifelten Mittels empfiehlt".

Im „Othello" finden sich die schärfsten Gegensätze vereinigt; die großherzigste Offenheit und Geradheit des Sinnes, die vertrauungsvollste Liebe und Unschuld wird der nichtswürdigsten Schlauheit und Bosheit zum Opfer; Heldenmuth und Seelenstärke, edle Männlichkeit und welthistorische Thatkraft fallen durch blinde Leidenschaftlichkeit in das kleinlichste Gewebe niedriger List und gemeiner Rachsucht, gepaart mit einem teuflischen in seiner schneidenden Konsequenz wahrhaft furchtbaren Egoismus. Wenn auch Alle, die von der tragischen Katastrophe ergriffen werden, keineswegs frei von eigner Schuld sind, so erscheint doch bei den meisten die Strafe ihrer Sünden zu hart, fast grausam; mit Entsetzen erfüllt uns schon die äußere Todesart der Desdemona. Und alle diese schreienden Dissonanzen lösen sich nicht für die unmittelbare Empfindung (wie in Romeo und Julie) in einen tröstenden und wohlklingenden Akkord auf, sondern finden ihre Versöhnung erst mittelbar durch die tröstende, reflektirende Betrachtung, durch die Zusammenfassung aller einzelnen Momente in den Grundideen des Ganzen. Es ist hier

nicht die glühende Morgenröthe der ersten Jugendliebe, nicht die bräutliche Flamme des vollen sehnenden Jünglingsherzens; die Sonne hat sich vielmehr zu ihrer mittäglichen Höhe erhoben: es ist die eheliche Liebe, die Liebe des gereiften, in den Stürmen des Lebens geprüften Mannes, die wahre Hingebung einer durchgebildeten, nicht von eitlem Schimmer jugendlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern von dem ächten Golde männlicher Kraft und Tugend unwiderstehlich angezogenen Weiblichkeit. Man kann sagen: die Ehe selbst, sofern sie in einer solchen Liebe ihren Grund hat, sey der Gegenstand des Stückes. Ulrici, dem wir hier folgen, nennt es einen unglücklichen Gedanken Schlegels, in Othello nur den Mohren erkennen zu wollen, dessen wilde thierische Natur, durch mildere und edlere Sitten nur scheinbar gezähmt, vom Gifte der Eifersucht aufgeregt, alle erworbenen u. angewöhnten Tugenden augenblicklich über den Haufen werfe und dem Wilden in ihm über den gesitteten Menschen die Oberhand gebe. Verhielte es sich so, wo bliebe dann die tragische Bedeutung des Stückes? Der edle, hohe, heldenkräftige Othello kann erst in seiner festen Sittlichkeit erschüttert werden, nachdem ihm teuflische List allen Glauben an Menschenwerth und Tugend geraubt hat. Wie rührend fordert er von Desdemona Reue und Buße, damit sie nicht der Verdammniß anheimfalle. Eifersucht, Zorn und Rache sind nur einzelne Momente, in denen die herrschenden Mächte seiner Seele, Liebe und Ehre, auf das Tiefste verletzt und eben damit in den vernichtenden Kampf der Leidenschaft ausbrechend, sich äußern. Was er selbst im Angesicht des freiwilligen Todes erklärt: „daß er ein ehrenvoller Mörder sey, der nichts gethan aus Haß, aus Ehre Alles" ist die lautere Wahrheit. Alles, was man fälschlich von Othello gesagt hat, gilt nur von seinem offenbaren Gegensatze Jago. Jago ist der übertünchte heuchlerische Bösewicht, die selbstsüchtige, halbthierische Natur, der seine Begierde und Leidenschaften nicht bewältigen kann, weil er nie einen Versuch damit gemacht hat. Seine bloße Scheintugend betrügt leicht den offenen arglosen Othello. Er leidet an gemeiner Eifersucht, denn er haßt Othello, weil er ihn in dem selbstgemachten Verdachte hat, mit seiner Frau Ehebruch getrieben zu haben. Ihm ist die Ehre, auch in ihrer bloß weltlichen Bedeutung, eine baare Albernheit; Ehre ist ihm Eins mit bloß äußerlicher Macht und Ansehn, gleichviel auf welche Art erworben. In diesem Sinne ist er auch ehrsüchtig; denn er verfolgt Othello und Cassio, weil Letzterer von Jenem ihm vorgezogen worden. Man muß das Ganze als ein Intriguentrauerspiel betrachten; dann tritt das tröstliche, beruhigende Element in ihm bestimmter hervor, dann zeigt Othello's Leiden und Untergang, daß zwar Menschenwitz u. Menschentrug einen edlen, großen Charakter zum Fall bringen, ihm aber den innern Adel, die Seelengröße nicht rauben können. Die niederwerfende Gewalt der Katastrophe in diesem Drama zu schildern, dies Gedränge von Gefühlen, die in einem Augenblick die Abgründe der Ewigkeit ausmessen, vermag keine Beredsamkeit.

„Hamlet" ist dasjenige Stück, an das man, wo des Dichters Name genannt wird, immer zuerst denkt; es scheint die widersprechendsten Seiten seiner Kunst und seines Geistes zu vereinigen; es ist ein Naturtext vom unmittelbarsten Leben und dabei eine Fundgrube der tiefsinnigsten Weisheit; ein Stück, das für S.'s Charakter und Wesen gewiß von sprechender Belehrung ist; ein Werk von einer prophetischen Anlage, von einer divinatorischen, der Zeit vorgreifenden Geistesbildung, die erst nach zwei bis drei Jahrhunderten recht lebendig und begriffen worden ist; ein Gedicht, das in unser deutsches Leben mit einer Innerlichkeit der Wirkung eingegriffen und sich verwachsen hat, wie, den Faust ausgenommen, kein anderes Gedicht selbst unserer eigenen Zeit und Nation sich rühmen könnte. Hatte Voltaire im Hamlet nur ein Chaos, einen Haufen unverbundener verwirrter Scenen erblickt*), so zeigte Göthe zuerst, daß dieses Drama eine harmonische Welt sey voll wunderbarer Ordnung. Seine Erläuterung des Hamlet ist eine Mustererklärung shakespeare'scher Werke. Er führt die Stelle an: „die Zeit ist aus dem Gelenke; weh mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!" in diesen Worten gibt er den Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen. Offenbar wollte S. schildern: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Schlegel nennt die Tragödie ein Gedankentrauerspiel, durch anhaltendes und niebefriedigtes Nachsinnen über die menschlichen Schicksale, über die düstere Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben und bestimmt, eben dieses Nachsinnen wieder in den Zuschauern hervorzurufen. Dieses räthselhafte Werk, sagt er, gleicht jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannter Größe übrig bleibt, der sich auf keine Weise auflösen läßt. Am meisten muß es in Erstaunen setzen, daß bei so versteckten Absichten, bei einer in unerforschte Tiefen hinabgebauten Grundlage, das Ganze sich auf den ersten Anblick äußerst volksmäßig darstellt. Die haarsträubende Erscheinung des Geistes bemächtigt sich gleich anfangs der Einbildungskraft und des Gemüthes; dann das Schauspiel im Schauspiel, worin man wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederholt sieht, dessen vergeblich bezweckte Bestrafung den Inhalt des Stückes ausmacht, des Königs Entsetzen darüber; Hamlets verstellter u. Ophelia's wirklicher Wahnsinn; ihr Tod und Leichenbegängniß; das Zusammentreffen des Hamlet u. Laertes an ihrem Grabe; ihr Zweikampf und die

*) Voltaire's Urtheil verdient nie vergessen zu werden. „Hamlet", so charakterisirt er dies Drama, „wird im 2. Akte ein Narr und seine Geliebte im 3. eine Närrin; der Prinz tödet den Vater seiner Geliebten, indem er sich stellt, als tödte er eine Ratte, und die Heldin stürzt sich ins Wasser. Man macht ihr ein Grab auf dem Theater; die Todtengräber sprechen Quodlibets, die ihrer würdig sind, indem sie Todtenköpfe in der Hand halten; der Prinz antwortet auf ihre widerwärtigen Thorheiten mit Rohheiten, die nicht weniger widerlich sind. Während dem macht einer der Schauspieler die Eroberung von Polen. Hamlet, seine Mutter, sein Stiefvater trinken zusammen auf dem Theater, man singt bei Tisch, man zankt sich, man schlägt sich, man ermordet sich".

große Entscheidung; endlich das Auftreten des jungen Helden Fortiebras, der einer untergegangenen Königsfamilie mit kriegerischem Pompe die letzte Ehre erweiset; dazwischen die komischen Charakterscenen mit Polonius, den Höflingen und den Todtengräbern, die sämmtlich ihre Bedeutung haben: alles dies erfüllt die Bühne mit der lebendigsten und mannichfaltigsten Bewegung. Der einzige Umstand, weswegen man dies Stück weniger theatralisch finden könnte, als andere Trauerspiele S.'s, ist, daß die Haupthandlung in den letzten Zügen ins Stocken geräth, oder gar rückgängig zu werden scheint. Dies aber, meint Schlegel, war unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. Das Ganze zweckt ja dahin ab, zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, überhaupt wie die moralischen und intellektuellen Bedenken, Gewissen und Gedanken, die Hemmketten der Thatkraft sind; wie Hamlet selber es ausdrückt:

> So macht Gewissen Feige aus uns Allen,;
> Und so wird des Entschlusses ächte Farbe:
> Von des Gedankens Bläſſe überkränkelt,
> Und Unternehmungen voll Kern und Größe,
> Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verlieren so der Handlung Namen.

Die Aufgabe, welche sich der Dichter gestellt, war also: die ungeheure Kluft zu schildern, die zwischen Pflichtgefühl und Erfüllung, zwischen Wollen und Thun, zwischen Einsicht und Entschluß, zwischen Entschluß und That gelegen ist. Ueber den Charakter des Prinzen sind Göthe und Schlegel uneinig. Göthe nennt ihn zart und edel, einen geborenen Fürsten, der nur zu regieren wünschte, damit das Gute ungehindert gut seyn möchte, angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen, nicht ursprünglich traurig und nachdenklich, sondern nur durch die Verhältnisse dazu gezwungen, — kurz, ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, aber ohne die physische Stärke, die den Helden macht, zu Grunde gehend und einer Last, die er weder tragen noch abwerfen kann, erliegend, dem jede Pflicht heilig, diese aber zu schwer ist. Schlegel dagegen, unter Anerkennung großer Vorzüge, wirft ihm doch Schwächlichkeit des Willens, einen natürlichen Hang zur List und Verstellung, Mangel an Entschlossenheit bis zur Feigheit, eine gewisse tückische Schadenfreude bei dem mehr zufälligen, als durch Verdienst bewirkten Untergang seiner Feinde, Zweifelsucht und Mangel an festem Glauben vor. Göthe macht unbewußt einen mittelalterlichen Werther aus ihm; wie im Werther, so soll hier die subjektive Schwäche im Kampf stehen mit den objektiven Mächten unglücklicher, dem Charakter des Helden widerstrebender Verhältnisse; im Werther eine übergroße Fülle des Gefühls, hier die Last einer übergroßen That, auf ein Gefäß gelegt, das darunter zerbricht; hier wie dort Melancholie und Schwermuth über den verderbten, unheilvollen Zustand der Welt. Schlegel dagegen sieht im Hamlet einen Helden des 19. Jahrhunderts, wo Absicht, Begierde u. Leidenschaft hinter schönen Worten und äußerer Politur sich verbirgt, wo Willen und That im Theorienmachen und spekulirenden Denken untergeht, wo Geschichte zum Geist der Geschichte geworden ist. In beiden Ansichten spiegelt sich eben nur der Charakter ihrer Zeitalter ab. „Ich kann," sagt Ulrici, „weder dem Einen noch dem Andern völlig beistimmen. Hamlet, wenn auch eine höchst edele Natur, ist doch weder das göthe'sche Ideal, noch hat er, wiewohl nicht ohne Schwäche, die schlegelschen Untugenden. Zunächst ist er keineswegs ohne Muth und Enregie; dieß zeigt sich in der Scene mit dem Geiste, wie bei dem Kampfe mit Laertes am Grabe der Ophelia, und es ist keine Prahlerei, wenn er sagt: er achte sein Leben nicht einer Nadel werth. Nur fehlt ihm die rasche Entschlossenheit der Leidenschaft und des überströmenden Gefühls. Dies ist indessen nicht Schwäche des Willens, nicht Mangel an Thatkraft, sondern nur, weil er den Willen stets vom Gedanken geleitet wissen will, ist seine Thätigkeit langsam, sein Wille gebunden. Der Vorwurf zu einer natürlichen Neigung zu krummen Wegen erscheint ganz unbegründet ꝛc." Der Dichter verliert sich mit seinem Helden in den Irrgängen des Gedankens, worin man weder Ende noch Anfang findet. Und auch die Gestirne, sagt Schlegel, geben durch den Lauf der Begebenheiten keine Antwort auf die so dringend vorgelegten Fragen. Eine wie es scheint vom Himmel bevollmächtigte Stimme aus einer andern Welt fordert Rache für einen ungeheuren Frevel und bleibt ohne Wirkung; die Verbrecher werden zuletzt bestraft, aber wie durch einen ungefähren Schlag und nicht auf die erforderliche Weise, um der Welt ein warnendes Beispiel der Gerechtigkeit feierlich kund zu geben; unentschlüssige Vorsicht, schlaue Verrätherei und rasche Wuth eilen dem gleichen Untergang entgegen; Schuldige und Unschuldige werden in den allgemeinen Fall mit verwickelt. Das Schicksal der Menschheit steht da wie eine riesenhafte Sphinx, die Jeden, der ihr furchtbares Räthsel nicht zu lösen vermag, in den Abgrund des Zweifels hinabzustürzen droht. Eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen dem Charakter Hamlets und dem unserer modernen Zeit haben in der That Tausende schon bemerkt und empfunden. Einer unsrer neuern politischen Dichter beginnt ein Gedicht mit den Worten: „Hamlet ist Deutschland" — und in einem seiner Briefe sagt Fr. von Sallet: „Was ist dieser Hamlet anders, als unsre heutige modernste Zeit. Mit aller ihrer hohen und vielseitigen Bildung und Zerfallenheit mit sich selbst; mit aller ihrer Gedankentiefe und -kühnheit und verächtlichen Impotenz im Handeln; mit aller ihrer tiefen Selbsterkenntniß, Selbstsecirung und Selbstverachtung; mit allem ihrem Bewußtseyn aller höchsten und tiefsten geistigen Kräfte und doch der lähmenden Ueberzeugung, diese Kräfte zu nichts Tüchtigen anwenden zu können; mit allem in Barockheit endenden Streben nach geistiger Originalität, mit aller ihrer Keckheit und ihrem Kleinmuth ꝛc. Lies den Hamlet und auf jeder Seite wird Dir eine glänzende Eigenschaft und eine Krankheit unsrer jetzigen Zeit begegnen." Dies ist wahrlich kein Spiel mit Worten

oder verworrenen Vorstellungen, sondern bezeugt die Tiefe von S.'s Naturbeobachtung.

„Macbeth", unter S.'s Werken immer mit auszeichnender Vorliebe behandelt, ragt hervor durch Klarheit, Kraft und Energie; seit den Furien des Aeschylus war so etwas Großes und Furchtbares nicht wieder gedichtet worden. In allen Zügen sieht man ein rüstiges Heldenzeitalter, im rauhen Nord, der die Nerven stählt. Wie wächst da Alles groß in gewaltigen Gestalten, und bewegt sich von Natur auf heroischem Kothurn. Oertlich sind wir in die schottischen Hochlande versetzt, wo Alles voll Aberglauben, voll von den sinnlichen Eingriffen einer übersinnlichen Welt, voll von Vorbedeutungen des moralischen Lebens durch Anzeichen im Reiche der leblosen Natur und der Thiere erscheint. Dazu diese erschütternde moralische Wahrheit! Der edle, heldenmüthige Macbeth läßt sich durch ein Weib zur Sünde verführen; er hat keinen andern Sporn als den Ehrgeiz, ihren Einflüsterungen zu folgen. Aber eben diese sonst des Mannes und der männlichen Stärke so würdige Eigenschaft bringt ihn am Ende selbst unter das schwache Weib herab, so wie sein Weib, die sich der weiblichen Schwäche überhebend ein Mann seyn will, durch die furchtbarsten psychischen Abnormitäten um tausend Stufen gerade in den äußersten Abgrund weiblicher Ohnmacht hinunter sinkt. Wir sehen hier: das kräftigste Laster hat keine Kraft, und ein böses Gewissen ist schlimmer als tausend Speere und Lanzen; ein böses Gewissen mordet alle, selbst die heitersten Augenblicke des Lebens. Es ruft bei Tanz und Gastmahl die höllischen Bilder hervor, mit denen es Umgang pflegt, es arbeitet im Träumen wie im Wachen ununterbrochen fort. In den Hexen hat S. den Volksglauben an böse Genien und feindliche Verfolger der Menschen benutzt. Sie erscheinen wild und verwittert in Aussehen und Kleidung, gemein in ihrer Rede, unedle Halbgeschöpfe, häßlich wie das Böse und wie dieses alt und keines Geschlechts. Von höheren Meistern sind sie geleitet, ihre Thätigkeit ist ganz von der Freude am Bösen bestimmt, von menschlichen Sympathien sind sie völlig entblößt. Und welche Stellung nehmen sie im Drama ein? Ein ungeheures Verbrechen geschieht: Duncan, ein ehrwürdiger Greis und der gütigste König, wird ermordet; von seinem Unterthanen, den er eben mit Wohlthaten überhäuft hat, im wehrlosen Schlaf, unter dem gastfreundlichen Dache. Die Antriebe dazu waren jedenfalls von übernatürlicher, mehr als gewöhnlicher Stärke; zur Versinnlichung derselben griff der Dichter auch nach ungewöhnlichen Mitteln. Die Hexen oder Schicksalsschwestern, wie sie selbst sich nennen, sind die Verkörperung der innern Versuchung. Die Kehrseite der alten Eumeniden, sind sie nicht die Rächer nach der That, sondern die Versucher vor derselben, die Kuppler der Sünde. Sie haben die Macht, die Menschen zu verlocken, mit zweideutigen Orakeln, mit Lug und Täuschung zu bestricken und selbst mit Noth und Trübsal, mit Sturm und Krankheiten zu prüfen; aber fatalistisch, wie Schlegel und Andere annehmen, dem menschlichen Willen Gewalt anzuthun, dazu haben sie keine Befugniß. Sie kommen im Gewitter und verschwinden in Luft, wie leibhafte Triebe, die aus dem Blute aufsteigend die Blasen des Ehrgeizes und der Sünde in der Seele aufwerfen; sie sind die Schicksalsschwestern nur in dem Sinne, in welchem wir unser Schicksal selber im eigenen Busen tragen. Diese wunderbaren Schwestern überraschen Macbeth auf dem Gipfel seines Glückes, seiner Gunst und Tapferkeit; sie spiegeln ihm dasjenige, was nur durch seine That wirklich werden kann, als eine Verfügung des Schicksals vor, und beglaubigen ihre Worte durch unmittelbare Erfüllung der ersten Weissagung. Die Gelegenheit zum Königsmorde bietet sich sogleich dar; Macbeths Gemahlin beschwört ihn, sie nicht entschlüpfen zu lassen; mit feuriger Beredsamkeit macht sie alle Sophismen geltend, wodurch das Verbrechen sich in eine falsche Größe kleidet. Auf Macbeths Antheil fällt beinahe nur die Ausführung, er wird dazu wie im Taumel der Verblendung hingestoßen. Die Reue folgt der That auf dem Fuße, ja sie geht ihr voran und die Gewissensqual läßt ihm fortan weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Es ist entsetzlich zu sehen, wie derselbe Macbeth, der sonst als Krieger dem Tode trotzen konnte, nun, nachdem er einmal die Aussicht auf das künftige Leben in die Schanze geschlagen, um so ängstlicher sein irdisches Daseyn festhält, je elender es geworden ist, und ohne Erbarmen Alles aus dem Wege räumt, was ihm nach seinem finstern Argwohn Gefahr zu drohen scheint. So sehr man seine Handlungen verabscheut, kann man seinem Gemüthszustande nicht alle Theilnahme versagen; man beklagt die Verwüstung so herrlicher Anlagen, ja man muß es noch in seiner letzten Vertheidigung bewundern, wie in ihm ein tapferer Wille mit einem feigen Gewissen ringt. In der Vergeltung ist eine genaue Stufenfolge beobachtet. Lady Macbeth, die schuldigste Theilhaberin an dem Königsmorde, verfällt durch ihre Gewissensbisse in unheilbare körperliche Zerrüttung; sie stirbt unbetrauert von ihrem Gemahl, mit allen Zeichen der Verwerfung. Macbeth wird noch würdig befunden, den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu sterben. Der edle Macduff hat für die Rettung seines Vaterlandes die Genugthuung, den Tyrannen, der die Seinigen erwürgt hat, mit eigner Hand zu bestrafen. Banquo büßt seinen ehrgeizigen Vorwitz, auch seine eigne glorreiche Zukunft wissen zu wollen, mit einem frühen Tode, indem er dadurch Macbeths Eifersucht erregt; aber er hat sein Gemüth rein erhalten vor den Einblasungen der Zauberinnen; sein Name wird in seinem Geschlechte gesegnet. Im Gang der Handlung ist dieses Stück ganz das Gegentheil vom Hamlet: sie schreitet mit erstaunlicher Raschheit vorwärts. „Gedacht, gethan!" ist der allgemeine Wahlspruch, denn, wie Macbeth sagt:

> Der flüchtige Vorsatz wird nicht eingeholt,
> Geht nicht die That gleich mit.

Unbegreiflich viel ist hier in einen engen Raum zusammengedrängt, nicht bloß als äußerliche Begebenheit, sondern mit Schilderungen

des innersten Gemüthszustandes der Handelnden. Es ist, als ob die Hemmungen an dem Uhrwerke der Zeit herausgenommen wären, und nun die Räder unaufhaltsam abrollten. Nichts ist der Gewalt der Darstellung in Erregung des Grausens zu vergleichen. An alle Umstände von Duncans Ermordung, den Dolch, der vor Macbeths Augen schwebt, Banquo's Erscheinen beim Gastmahl, Lady Macbeths Nachtwandeln, darf man nur erinnern; was läßt sich darüber sagen, das den Eindruck nicht eher schwächte?

Den „Lear" hat man κατ'ἐξοχὴν das **Trauerspiel** genannt, weil darin die Leidenschaft allgemein herrschend dargestellt ist, während andere Tragödien nur die Leidenschaften Einzelner behandeln. Es gibt kein Drama, in dem fast alle und so zahlreiche handelnde Figuren wie hier gleichmäßig als eine Beute maßloser Gemüthsbewegungen, heftiger Gefühle oder unüberwindlicher Begierden, dargestellt sind, als Lear. Wir sehen ein ganzes Geschlecht von jener barbarischen Kraft der Leidenschaft in Handlung und Bewegung, in dem fast ausnahmslos die Widerstandskraft der Vernunft und des Gewissens über die Regung des Blutes machtlos oder erstorben ist. Grausamkeit in ihrer schrecklichsten Gestalt begegnet uns, Ränke von der teuflischsten Natur, Undank in der grellsten Farbe, Jähzorn und Wuth ohne Zügel. Es ist eine heidnische Zeit, darauf ist ausdrückliches Gewicht gelegt; die Natur ist die Göttin des Lear wie des Edmund; der Zufall herrscht oben, und unten Gewalt und Stärke. Die Besten in diesem Geschlechte wissen von keiner innern Kraft, keinem edlen Willen, keiner Fassung und Beherrschung, keinem sittlichen Grundsatze, wodurch die Gewalt des Bluts gebrochen, der Antrieb der Leidenschaft gehemmt, der maßlose Trieb gezügelt werden könnte. Kein Gewissensbiß nagt hier vor oder während oder nach der That die meisten Uebelthäter an; kein ängstliches Bedenken der Folgen hält vom Frevel zurück; diese Töchter des Lear, dieser Edmund, dieser Cornwall, dieser Oswald gehen, gescheitert in ihren Anschlägen, in den Tod ohne einen Anflug von Reue. Die bessern Naturen, wie Lear und Gloster, da ihre Fehler an ihnen natürliche Strafen nehmen, fallen aus Glück in Verzweiflung und der Eine wird wahnsinnig, der Andere sieht die Menschen für ein Spiel der Götter an. Alle menschliche Natur in diesem Geschlechte geht im blinden Zuge ins Aeußerste. Selbst das Gute, wo es erscheint, die Treue, die Geradheit, die Blödigkeit, die Selbstbeherrschung, Alles ist im Extreme. Es ist eine Menschheit, an die noch keinerlei Kultur herangetreten ist, die noch von keiner Religionssatzung, keinem Sittengesetz, keiner Reife der Erziehung weiß. Wer in diesem Naturstande ein erstes Gesetz zu schreiben, eine erste Schranke zu ziehen pflegt, das ist die Familie. Das Band des Blutes dämpft überall zuerst die Herrsch- und Habsucht, den Egoismus des Einzelnen. Aber hier zerreißt die Selbstsucht sogar die heiligsten Bande der Natur. Ein heftiger Vater im Begriff, seinen Kindern Alles zu opfern, erntet scheinbaren und wirklichen Undank von ihnen, wendet seine Wuth und Verfolgung gegen Pflichttreue und Wahrheit und seine Wohlthaten in Schmeichelei und Falschheit, durch die ihm die furchtbarsten Mißhandlungen treffen. Ein anderer, ein sanfter Vater hat sich im Ehebruch eine Natter erzeugt, einen natürlichen Sohn, der ihn und durch ihn seinen ächtgebornen Sohn zu vernichten strebt. Geschwister gegen Geschwister, Kinder gegen Aeltern und Aeltern gegen Kinder, Gatten gegen Gatten sind gegeneinander in selbstsüchtiger Verfolgung entbrannt: ein Bild der menschlichen Thierheit von einer furchtbaren Stärke. Die Zerrüttung dieser Familien ist in der Weise der Mittelpunkt in dieser Tragödie, daß man auf den ersten Blick als den leitenden Gedanken derselben die Darstellung des kindlichen Undanks ansehen möchte. Aber in der That ist die Idee dieses Werkes weit umfassender. S. wollte den **tragischen Ausgang** einer solchen ganzen Zeit, eines solchen blutigen Geschlechts im Lear schildern, und jene Familienzerwürfnisse sind mehr der Körper, als der Geist des Stückes. Sie geben der Fruchtbarkeit des Stoffes noch hinzu; das Gleiche, von Fremden gegen Fremde geübt, hätte nicht die gleiche schreckliche Wucht. Diese so angehäuften, so in den Schooß der engsten Verwandtschaft gelegten Handlungen stellen sich, wie Schlegel sagt, dar als eine große Empörung in der sittlichen Welt; das Gemälde wird riesenhaft u. erregt ein Entsetzen, wie die Vorstellung, daß die Himmelskörper einmal aus ihren geordneten Bahnen treten könnten. Daß ein solcher Boden auch eine gute gesunde Pflanze trägt, ist nur Beweis v. der sittlichen Freiheit des Menschen, die unabhängig v. Zeit u. Raum, von keinen Verhältnissen, keiner Abstammung u. Umgebung bedingt ist. Dies zeigt uns der Dichter namentlich an Cordelia. Von Cordelia's himmlischer Schönheit, in so wenigen Worten ausgesprochen, sagt Schlegel, wage ich nicht zu reden; sie darf nur mit Antigone zusammen genannt werden. In ihr liegt das Versöhnende, sie ist die Verkünderin einer bessern Zeit; sie erlöst, wie es im Stücke selbst heißt, die Welt von dem Fluche, den die beiden andern Schwestern hineingebracht. Noch einige Worte über den Charakter des Narren und Lears Wahnsinn. Nirgends hat S. das Komische in so strenge, unmittelbare Nähe an das Tragische gerückt, wie hier, und Keinem ist, so wie ihm, das große Wagniß gelungen. Statt dadurch die Wirkung des Tragischen nur einen Augenblick zu stören, weiß er sie vielmehr eben dadurch zu heben und zu verstärken. In dem tiefsinnigen Humor des Narren verbirgt sich die ganze Tiefe des Geistes, auf welcher die tragische Weltanschauung überhaupt ruht; an diesem Humor bricht sich gleichsam die tragische Kunstform selbst, um ihren tiefsten innersten Kern näher ans Licht zu stellen.

In den drei römischen Stücken „Coriolan", „Julius Cäsar" und „Antonius und Cleopatra" wird das öffentliche Leben des alten Roms vor unsern Augen durch die großartigste und freieste dramatische Form aus seinem Grabe geweckt und Plutarchs Helden durch die beredeste Poesie verherrlicht. Im „**Coriolan**" herrscht der Kampf der beiden entgegengesetzten

Principien der republikanischen Staatsform, des aristokratischen und demokratischen. Coriolan auf der einen, die Tribunen und das Volk auf der andern Seite sind die handelnden Hauptpersonen. Coriolan ist keineswegs frei von Stolz und Ehrgeiz; dennoch will er zunächst überall das Wohl des Vaterlandes; ihm opfert er sich rücksichtlos in selbstmörderischer Tapferkeit und selbst der Krieg, mit dem er es überzieht, soll es nur von der Schmach des Pöbelregimentes, dem es zu verfallen droht, befreien. Denn eben dieses Pöbelregiment ist in seinen Augen das größte Unglück. Er ist gleichsam die Personifikation des aristokratischen Princips. Seine Verachtung des gemeinen Haufens ist ebenso gründlich und überschwänglich, wie seine Liebe und Verehrung gegen wahre persönliche Würde und Größe. Aber er geht unter, und dies mit Recht. Daß er über den Bürger den Menschen so ganz vergessen, das ist seine schwere Sünde.

„Julius Cäsar" ist eins der großartigsten und erschütterndsten Dramen, die existiren. Cäsar ist keineswegs der Held des Stückes, sondern Brutus ist es. Die liebenswürdige Schönheit dieses Charakters, sein gefühlvoller und patriotischer Heldenmuth ist mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Doch wird mit großer Feinheit angedeutet, wie Cassius den Brutus an selbstständiger Willenskraft und an Verstand in Beurtheilung der menschlichen Angelegenheiten überlegen ist; wie dieser wegen der Reinheit seines Gemüthes und seiner gewissenhaften Gerechtigkeitsliebe nicht zum Parteihaupte in einem schon ganz verderbten Staate taugt und wie eigentlich seine Versehen der Sache der Verschworenen eine unglückliche Wendung geben. Da Cäsar nicht handelnd auftritt, so blieb nichts Anderes übrig, um einen Maßstab seiner Größe zu geben, als der Eindruck, den er auf die Uebrigen macht und seine eigne Zuversicht zu sich selbst. Seine erste Erscheinung in einem festlichen Aufzuge, wo Alles schweigt, sobald er spricht und seine wenigen Worte wie ein Orakel aufgefaßt werden, ist prächtig; die Verschwörung ist eine wahre Verschwörung, die in verstohlenen Unterredungen und im Dunkel der Nacht den Streich vorbereitet, der am hellen Tage ausgeführt werden, der die Verfassung der Welt verändern soll; das verwirrte Gedränge vor Cäsars Ermordung, die allgemeine Bestürzung, selbst der Thäter, nach der That ist meisterlich; endlich mit dem Leichenbegängniß und der Rede des Antonius erreicht die Wirkung ihren höchsten Gipfel. Cäsars Schatten zeigt sich mächtiger, seinen Fall zu rächen, als er selbst es war, ihm vorzubeugen. Nachdem die äußerlich glänzende Größe des Eroberers und Weltbeherrschers gestürzt worden, bleibt nur die innere Charaktergröße des Brutus und Cassius übrig, um die Bühne und das Gemüth der Zuschauer zu erfüllen, sie stehen gewissermaßen einsam da, ihrem Namen gemäß, als die letzten Römer; und es setzt in lebhaftere Spannung, einen gewagten Entschluß zu fassen, als die Folgen der That mit festem Heldenmuth ertragen zu sehen.

„Antonius u. Cleopatra" ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Cäsar. Dort erscheint die alte Zeit im Kampfe mit der neuern, hier treten die Elemente der letztern in ihrer Sonderung hervor und gerathen wiederum selbst feindlich aneinander. Alle gehen unter, ihr Glanz erbleicht vor dem Glücksstern Octavians. Er, ihnen gegenüber ohne Kraft und Tiefe des Geistes, selbst ohne Tapferkeit und Feldherrntugend, allein gestützt auf seine Klugheit und Mäßigung, wie ihn S. ganz richtig durchschaut hat, ist der Sieger Aller! Warum? weil die Geschichte seiner Zeit vor Allem Klugheit und Mäßigung erheischte. In Antonius sieht man ein Gemisch von großen Eigenschaften, Schwächen und Lastern: gewaltthätigen Ehrgeiz und großmüthige Aufwallungen; Versunkenheit in üppigen Genuß und edle Scham über die eignen Verirrungen; Ermannung zu würdigen Entschlüssen, die immer wieder an den Verführungen eines Weibes scheitern. Das Stück, sagt Göthe, predigt mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sey. Die buhlerischen Künste der Cleopatra sind ohne Schonung dargelegt: auch sie ist ein zweideutiges Wesen, aus königlichem Stolze, weiblicher Eitelkeit, Wollust, Wankelmuth und wahrer Anhänglichkeit zusammengesetzt.

„Timon von Athen" hat unter den Werken S.'s am meisten den Charaktern der Satyre: der lachenden in der Schilderung der Schmeichler u. Schmarotzer, der juvenalischen Satyre des Unwillens in der Bitterkeit u. den Verwünschungen Timons über den Undank der falschen Welt. Die Geschichte theilt sich bestimmt in große Massen. Im 1. Akte das Freudenleben Timons, seine großmüthige und gastfreie Verschwendung und der Zudrang jeder Art von Bewerbung um ihn her; im 2. und 3. seine Schuldennoth und und die dadurch veranlaßte Prüfung der vermeinten Freunde, die von ihnen sämmtlich übel bestanden wird; im 4. und 5. Timons Flucht in die Wildniß, seine menschenfeindliche Schwermuth und sein Tod. Das Einzige, was man eine Episode nennen kann, ist die Verbannung des Alcibiades und seine Rückkehr mit gewaffneter Hand. Indessen ist es abermals ein Beispiel von Undank, hier dem eines Staates gegen seinen Vertheidiger, wie dort der Privatfreunde gegen ihren Wohlthäter. Wenn der Dichter, sagt Schlegel, wie billig, gegen den gewöhnlichen Weltlauf mit Timon Partei nimmt, so schont er auf der andern Seite diesen auch nicht. Timon war ein Thor in seiner Güte, er ist ein Wahnsinniger in seinem Unwillen: überall fehlt ihm die Weisheit, welche Maßhalten lehrt. In der Mannichfaltigkeit der Schattirungen, durch deren Häufung bei diesem Gegenstande die Wirkung allein erreicht werden konnte, hat S. einen bewundernswürdigen Verstand aufgewendet. Welch ein vielstimmiges Koncert von Schmeicheleien und leeren Bezeugungen der Ergebenheit! Ebenso sind in den Reden Timons nach seiner Enttäuschung alle feindseligen Bilder der Sprache erschöpft, es ist ein Wörterbuch beredter Flüche.

„Troilus u. Cressida" ist eine durchge-

führte Ironie auf die Krone aller Heldensagen, den trojanischen Krieg. Die Verächtlichkeit seiner Ursache, die Schläfrigkeit und Uneinigkeit, womit er geführt worden, so daß die Belagerung zehn Jahr dauern konnte, werden durch die herrlichen Beschreibungen, die weisen und sinnreichen Sprüche, wovon Alles überfließt und durch die hohe Einbildung der Helden von sich selbst und von einander nur in ein desto helleres Licht gesetzt. Das Herrrscheransehen des Agamemnon, die persönlichen Kränkungen des Menelaus, die Erfahrenheit des Nestor, die Schlauheit des Ulysses bewirken eben nichts; da sie endlich einen Zweikampf des groben Prahlers Ajax mit Hektor veranstaltet haben, will sich dieser nicht ernstlich schlagen, weil Ajax sein Vetter ist. Achill ist am übelsten behandelt, nachdem er sich lange in unthätigem Uebermuth gespreizt, und als eine seiner würdige Gesellschaft sich den Thersites zum Lustigmacher erwählt, überfällt er den Hektor, da dieser gerade wehrlos ist und läßt ihn durch seine Myrmidonier erschlagen. Das Ganze soll keineswegs der poetischen Würde Homers zu nahe treten, sondern ist nur gegen die Ritterromane vom trojanischen Kriege gerichtet, die aus dem Dares Phrygius hergeflossen sind; hier ist auch der Liebeshandel des Troilus und der Cressida zu Hause. Andre finden darin nicht eine bloße Satyre auf das antike Ritterthum, sondern meinen, S. benutze hier das satyrische Element zur Darstellung einer höhern weltgeschichtlichen Anschauung. Die Grundidee des Stücks nach diesen ist: den tiefen, durchgreifenden Gegensatz der Geistes- und Lebensbildung des Alterthums gegenüber dem neuen Lebensprinzip des Christenthums, besonders von der sittlichen Seite her, innerhalb der komischen Weltanschauung zur Darstellung zu bringen.

Die aus der englischen Geschichte geschöpften Schauspiele sind zehn an der Zahl. Acht unter diesen von Richard II. bis zu Richard III. schließen sich durch ununterbrochene Zeitfolge an einander an und umfassen eine thatenvolle Periode jener Geschichte von beinahe einem Jahrhundert. Die darin geschilderten Begebenheiten erfolgen nicht bloß nach einander, sondern sind auf das Genaueste unter sich verkettet und erst mit Heinrichs III. Thronbesteigung endet der Kreislauf von Empörungen, Parteiungen, auswärtigen und bürgerlichen Kriegen, die mit Richards II. Absetzung begonnen hatten. Die Basis des ganzen Cyklus bildet

„König Johann". Wie in Coriolan der antike Staat im Konflikt erscheint mit seiner Grundlage, dem Familienverbande und dessen Rechten, so zeigt König Johann den Kampf zwischen dem christlichen Staate und seiner Grundlage, der Kirche. Dieser Kampf spiegelt sich zunächst in Johanns Leben und Charakter selbst ab. Mit sich selbst uneins verfällt sein von Natur schwacher Geist in völlige Charakterlosigkeit u. Inkonsequenz. Er vermag, wiewohl er zu Treubruch und Mord seine Zuflucht nimmt, die „erborgte Majestät" weder gegen die in Anspruch genommenen Rechte des Volkes und Adels, noch gegen die Eingriffe Frankreichs und der Kirche zu behaupten. Seine Schwäche und sein Unrecht werden zum Motiv der innern Zerwürfniß des Reiches, wie des immer wieder ausbrechenden Kampfes nach außen. Allein nicht bloß der Staat, sondern auch die Kirche ist in ihrem innersten Kerne faul. Die Politik ist unsittlich, selbstsüchtig, anmaßend; die Kirche will nur äußern Glanz, sie erniedrigt sich durch Ränke und Verstellung so tief, als die weltliche Macht. Eine Menge in der wirklichen Geschichte aus einaderfallender Umstände hat der Dichter hier zu Einem Hauptzuge zusammengefaßt. Das Gedicht enthält köstliche Scenen. Des Bastarden Faulconbridge, der den geistreichen Dolmetscher der Sprache gegen herrschenden Politik macht, Rechtshandel mit seinem Bruder über die Erbschaft seines angeblichen Vaters, wodurch er am Hofe seine Anerkennung als natürlicher Sohn des ritterlichsten Königs von England, Rich. Löwenherz, bewirkt, bildet ein sehr unterhaltendes und originelles Vorspiel im Stücke selbst. Die kurze Scene, wo Johann den Hubert auffordert, seinen jungen Nebenbuhler um den Thron, Arthur, aus dem Wege zu schaffen, ist ein unübertreffliches Meisterstück: der scheue Verbrecher wagt selbst kaum zu sagen, was er dem andern zu thun zumuthet. Als Hubert den zarten und liebenswürdigen Prinz, das Opfer gewissenlosen Ehrgeizes, mit glühenden Eisen zu blenden droht und durch seine Bitten erweicht wird, würde das Mitleid fast zu schmerzlich fallen, wenn es nicht durch die Anmuth der kindlichen Reden Arthurs versüßt würde. Constantia's mütterliche Verzweiflung über die Gefangenschaft ihres Sohnes ist ebenfalls von höchster Schönheit u. selbst die letzten Augenblicke Johanns sind so geschildert, daß sie den Unwillen gegen ihn auslöschen und mit ernsten Betrachtungen über die willkürlichen Vergehungen und das unvermeidliche Loos der Sterblichen erfüllen.

„Richard II." ist in vieler Beziehung ein Gegenstück zu Johann. Während letzterer die angemaßte Königswürde durch schlechte Mittel zu behaupten sucht, verliert Richard sein gutes Recht durch schlechten Gebrauch. Erst nachdem die irdische Krone von seinem Haupte gefallen, erscheint er als ein Mann, dessen angebornen Adel keine Erniedrigung vernichten kann. Der politische Hergang der Absetzung ist mit außerordentlicher Weltkenntniß dargestellt: wie die Ebbe des Glückes auf der einen Seite und dessen schwellende Fluth auf der andern Alles mit sich fortreißt; wie Bolingbroke schon als König handelt und seine Anhänger sich auch gegen ihn so benehmen, als wäre er es wirklich, während er immer noch vorgibt, er komme bloß um sein Erbrecht und die Abstellung der Mißbräuche mit bewaffneter Hand zu fordern. Der alte Johann von Gaunt ist ein Muster ritterlicher Biederkeit, er steht da, wie ein Pfeiler der Vorzeit, die er überlebt hat. Sein Sohn Heinrich IV. war ihm durchaus unähnlich. Dieser Charakter ist in den 3 Stücken, worin er erscheint, vortrefflich gehalten. Man sieht darin ein Gemisch v. Härte, Mäßigung und Klugheit, das in der That hinreichte, ihn auf dem gewalt-

sam eroberten Throne zu befestigen, aber ohne Offenheit, ohne wahre Herzlichkeit und edler Aufwallungen unfähig, konnte er seine Regierung so wenig beliebt machen, daß man sogar den verstoßenen Richard zurückwünschte.

„Heinrich's IV." angemaßte Majestät erinnert an die erborgte Majestät Johanns. Dort stand dem Könige ein von der Kirche, von Frankreich und den englischen Großen unterstützter Kronprätendent gegenüber; Heinrich IV. hat nur gegen einzelne Barone seines eigenen Reiches zu kämpfen. Nicht nur, daß hier mit dem innern Rechte auch das äußere fehlt; die Anmaßung Heinrichs wird nicht wie in Richard, von dem verletzten Rechte, sondern von einer gleichen völlig rechtlosen Anmaßung seiner Gegner bekämpft. So stehen sich hier Unrecht wider Unrecht, Anmaßung wider Anmaßung streitend entgegen. Den Ausschlag kann also nur das Quantum der geistigen und materiellen Macht geben. Darum siegt Heinrichs Befähigung, die Ueberlegenheit seiner Klugheit und seine wie seines Sohnes Tapferkeit über die Unfähigkeit und Schwäche seiner Feinde. Heinrich stirbt im vollen Besitz seiner königlichen Würde und Gewalt. Die Grundidee des Ganzen wächst in beiden Theilen in zwei große Aeste aus einander. Beide zusammen bilden eben das Ganze; aber jede von beiden hat seinen besondern organischen Mittelpunkt. Während in König Johann die kirchliche Macht und ihr Verhältniß zur Staatsgewalt, in Richard II. die Bedeutung der königlichen Würde sich vorzugsweise geltend macht, tritt im ersten Theil Heinrichs IV. die Macht des Adels, das Wesen des Ritterthums, in seiner historischen Grundlage, der persönlichen Tapferkeit besonders hervor. Der vornehmste Vertreter dieser Richtung ist Percy. Seine ungestüme Tapferkeit ist nicht ohne Beimischung von rauhen Sitten, von Uebermuth und knabenhaftem Starrsinn, Fehler, die ihm einen frühen Untergang bereiten, aber das herrliche Bild seiner edlen Jugend nicht entstellen können; man wird von seinem Feuer hingerissen, in dem man ihn tadelt. Ihm gegenüber steht der Prinz Heinrich. Am Hofe lebend, in einer gedrückten, von des Königs Seelenstimmung und förmlichem Wesen beengten Umgebung nicht im Stande, sich frei zu entfalten, suchte er in einem ungebundenen, beweglichen, von Witz und Geist gewürzten Leben Ersatz und dieses führte ihn in Falstaffs und seiner Genossen Gesellschaft. Das Unedle berührt ihn, ohne ihn zu beflecken, und seine wildesten Streiche erscheinen bloß als eine witzige Schalkheit, wodurch sich sein strebender Geist aus Mangel an anderer Thätigkeit Luft macht. Bei der ersten Gelegenheit, die ihn aus diesem Rausche des Leichtsinns weckt, zeichnet er sich ohne Anstrengung auf das Ritterlichste aus. Der zweite Theil zeigt im Gegensatz zum ersten Heinrichs Befähigung vornehmlich von Seiten seiner Staatsklugheit. Eine parodistische Tendenz in Betreff der komischen Figuren ist unverkennbar; sie sollen das leere Pathos der Staatsgeschichte parodiren. Die Hauptfigur unter ihnen ist der schon erwähnte Falstaff, der Gipfel von S.'s komischer Erfindungskraft. Der Dichter hat diesen Charakter in drei Schauspielen in immer neuen Lagen durchgeführt, ohne sich zu erschöpfen; die Figur ist so bestimmt und individuell gezeichnet, daß sie schon dem bloßen Leser den Eindruck einer ganz persönlichen Bekanntschaft gewährt. Falstaff ist der unterhaltendste und angenehmste Taugenichts, der je geschildert worden. Seine verächtlichen Eigenschaften werden nicht verkleidet; alt und dabei lüstern und liederlich; übermäßig wohlbeleibt und immer darauf bedacht, sich durch Speise und Trank und Schlaf zu pflegen; beständig in Schulden und wenig gewissenhaft in der Wahl der Mittel sich Geld zu verschaffen; ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler; ein Schmeichler und eine böse Zunge hintern dem Rücken seiner Feinde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man sieht, daß seine zärtliche Besorgniß für ihn selbst ohne alle Beimischung von Tücke gegen Andere ist; nur in der behaglichen Ruhe seiner Sinnlichkeit will er nicht gestört werden und diese erkauft er durch die Geschäftigkeit seines Verstandes. Immer aufgeräumt und guter Laune, immer bereit, Andere zum Besten zu haben und über sich selbst Spaß zu verstehen, so daß er mit Recht von sich wähnt, er sey nicht bloß witzig, sondern veranlasse auch Andere, es zu seyn, ist er ein vortrefflicher Gesellschafter des jugendlichen Müßigganges u. Leichtsinns. Unter einem unbeholfenen Aeußern verbirgt er einen äußerst gewandten Geist, er weiß geschickt einzulenken, sobald sein gewagter Spaß anfängt zu mißfallen; er unterscheidet mit Scharfsinn die Personen, wo er sich um Gunst bewerben muß und die, bei welchen er sich eine vertrauliche Ueberlegenheit anmaßen darf. Er ist so überzeugt, daß die Rolle, die er spielt, nur unter dem Deckmantel des Witzes durchschlüpfen kann, daß er auch sich selbst gegenüber niemals ganz ernsthaft ist und seinen Lebenswandel, seine Verhältnisse zu Andern und seine sinnliche Philosophie auf eine lustige Weise einkleidet. Man sehe nur seine unvergleichlichen Selbstgespräche über die Ehre, über den Einfluß des Weines auf die Tapferkeit, seine Beschreibung von dem bettelhaften Gesindel, das er zum Kriege geworben, vom Friedensrichter Schaal u. s. w. Falstaff hat einen ganzen Hof ergötzlicher Karrikaturen um sich her, die nach einander auftreten, ohne ihn je zu verdunkeln. Das Abenteuer, wie der Prinz, als Räuber verkleidet, ihm seinen eben genommenen Raub wieder abnimmt, wie beide gegenseitig die Rolle des Königs und des Kronprinzen spielen, Falstaffs Betragen im Kriege, seine Rekrutenaushebung, seine Gönnerschaft gegen die Friedensrichter, womit es zuletzt ein so übles Ende nimmt: dies Alles bildet eine Reihe ebenso lustiger als fein charakteristischer Scenen. Verschiedene komische Rollen aus Heinrich IV. sind in

den „lustigen Weibern von Windsor" fortgesetzt. Die Entstehung dieses Stückes wurde veranlaßt durch die Königin Elisabeth, die ihren Liebling einmal verliebt sehen wollte. Verliebt konnte nun eigentlich Falstaff nicht

seyn, aber er konnte es aus andern Absichten vorgeben und sich allenfalls einbilden, man wäre in ihn verliebt. Er macht als Glücksritter zwei Frauen zugleich den Hof, die sich verabreden, ihm scheinbar Gehör zu geben, um einen erlaubten Scherz mit ihm zu treiben. Die ganze Anlage der Intrigue ist daher aus dem gewöhnlichen Kreise des Lustspiels genommen, jedoch sehr reich und künstlich mit einem andern Liebeshandel zusammengewebt. Daß Falstaff so wiederholt in die Falle geht, findet man trotz seinem Verstand nicht unwahrscheinlich, sobald man die erste Bethörung zugibt, worauf das ganze Stück gebaut ist, daß er nämlich eine Leidenschaft einflößen zu können glaubt. Dies verleitet ihn, bei seinem Alter, seiner Korpulenz und seiner Abneigung vor Unbequemlichkeiten und Gefahren, sich auf eine Unternehmung einzulassen, wozu die Kühnheit und Behendigkeit der Jugend gehört, was dann unendlich lustige Lagen veranlaßt. Am Schlusse wird ein Volksaberglaube zu einer phantastischen Mystifikation Falstaffs benutzt; er muß, als das in den Waldungen von Windsor umgehende Gespenst eines Jägers mit Hirschgeweihen verkleidet, seine schalkhafte Geliebte erwarten; in dieser Tracht überrascht ihn ein Chor von Knaben und Mädchen, die ebenfalls als Elfen anlangen, der Sage gemäß ihre nächtlichen Tänze halten und ihn unter zierlichen Gesängen ängstigen. Dieses Gaukelspiel ist Falstaffs letzte Beschämung und zugleich wird die Auflösung des zweiten Liebeshandels auf eine sinnreiche Art daran geknüpft.

König „Heinrich V." ist in der englischen Geschichte S.'s Lieblingsheld; er schildert ihn mit allen ritterlichen und königlichen Tugenden begabt, offen, bieder, leutselig und zwischen gefährlich ruhmvollen Thaten immer noch geneigt zu einer unschuldigen Neckerei als Erinnerung an seine Jugend. Indessen war es nicht ohne große Schwierigkeit, seinen Lebenslauf seit seiner Thronbesteigung auf die Bühne zu bringen. Die Eroberungen in Frankreich waren die einzige ausgezeichnete Begebenheit seiner Regierung und der Krieg ist weit mehr ein epischer als dramatischer Gegenstand. Dramatisches Interesse hat der Krieg nur, als Mittel zu etwas Anderm, nicht aber, wenn er Zweck und Inhalt des Ganzen ist. Mit großer Einsicht in das Wesen seiner Kunst schildert S. das Kriegsglück nicht wie eine blinde Gottheit, die willkürlich bald diesen, bald jenen begünstigt, sondern, ohne in das Einzelne der Kriegskunst einzugehen, läßt er meist den Erfolg aus den Eigenschaften der Feldherren und deren Einfluß auf die Gemüther der Kriger im Voraus vermuthen. So hier: er schildert mit den lebhaftesten Farben vor der Schlacht bei Azincourt die leichtsinnige Ungeduld der französischen Heerführer nach dem Augenblick des Gefechtes, der ihnen unfehlbar der Augenblick des Sieges zu seyn scheint, auf der andern Seite die Beklommenheit des englischen Königs und seines Heeres über ihre verzweiflungsvolle Lage, gepaart mit dem festen Entschluß, wenigstens mit Ehren zu unterliegen. Die allgemeinen Begebenheiten des Krieges hat er einstweilen mit einer Hülle individuell charakteristischer, zum Theil gar komischer Züge umgeben. Ein schwerfälliger Schotte, ein hitziger Irländer, ein wohlmeinender, ehrenfester, aber pedantischer Walliser, alle in ihrer eigenthümlichen Mundart redend, machen es anschaulich, wie Heinrichs kriegerischer Genius nicht bloß die Engländer, sondern auch die übrigen Nationen der beiden Inseln mit sich fortriß.

Die drei Theile „Heinrichs VI." sind früher als die vorhergehenden gedichtet; wir finden daher noch nicht die ganze Reife des Dichters darin, wohl aber schon dessen ganze Kraft. Sorglos über den scheinbaren Unzusammenhang des Gleichzeitigen, hält er sich wenig mit Vorbereiten und Entwickeln auf; alle Figuren treten rasch nach einander hervor, und kündigen sich nachdrücklich von selbst so an, wie man sie erkennen soll; von Scenen, deren Wirkung sicher erschütternd genug ist, um die Katastrophe einer weniger umfassenden Anlage zu seyn, reißt uns der Dichter zu immer schrecklicheren Katastrophen fort. Der erste Theil enthält nur den Anfang der Parteiung der weißen und rothen Rose; die wechselnden Erfolge des Krieges in Frankreich erfüllen hauptsächlich die Bühne. Die wunderbare Schutzheldin ihres Vaterlandes, die Jeanne d'Arc, hat S. als Engländer parteiisch als Hexe hingestellt; sie nimmt, obgleich anfangs rein und edel, dann, durch Eitelkeit und Wollust verderbt, zu höllischen Geistern ihre Zuflucht und geht schmählich zu Grunde. Ihr gegenüber steht Talbot, ein eiserner Kriegsmann, der um so tiefer rührt, da man ihn im Augenblicke der Todesgefahr bloß um die Rettung seines Sohnes besorgt sieht, der eben unter seinen Augen die ersten Waffenthaten verrichtet. Das Gespräch zwischen dem bejahrten Mortimer im Gefängniß u. Richard Plantagenet enthält die Exposition der Ansprüche des letzteren auf den Thron; für sich allein betrachtet, ist sie eine schöne tragische Elegie. Im 2. Theile stechen besonders hervor: die Ermordung des biedern Protektors Gloster und ihre Folgen; der Tod des Kardinals Beaufort; der Abschied der Königin von ihrem Günstlinge Suffolk und sein Tod durch die Hand wilder Seeräuber; dann der Aufruhr, den Hans Cade unter einem angenommenen Namen auf Anstiften des Herzogs von York erregte. Die kurze Scene, wie Heinrich VI. den Kardinal Beaufort, den das Gewissen wegen Glosters Ermordung quält, an seinem Todbette besucht, ist über alles Lob erhaben. Hat je ein anderer Dichter, sagt Schlegel, auf so erschütternde Weise am Ausgange dieses Lebens den Vorhang der Ewigkeit weggezogen? Die ehebrecherische Leidenschaft der Königin Margaretha und Suffolks hat S. mit tragischer Würde bekleidet und alle unedlen Nebenbegriffe entfernt. Der bürgerliche Krieg hebt im zweiten Theile nur an; im 3. entfaltet er seine ganze verderbliche Wuth. Das Gemälde wird immer düsterer und scheint zuletzt mehr mit Blut, als mit Farben gemalt zu seyn. Man sieht mit Entsetzen, wie Grimm den Grimm, Rache die Rache entzündet und unter Zerreißung aller

Bande menschlicher Gesellschaft selbst edle Naturen sich zur Grausamkeit abhärten. Der bitterste Hohn wird den Unglücklichen zu Theil; keiner gewährt seinem Feinde das Mitleid, dessen er selbst bald bedürfen wird. Ihre Partei wird Allen Familie, Vaterland, Religion, die einzige Triebfeder ihres Handelns. Da York frühzeitig umkommt, so gilt es bei dem ganzen Streite nur, entweder einen unfähigen König zu behaupten, oder einen üppigen König auf den Thron zu setzen, der den theuer erkauften Besitz durch ausschweifenden Genuß verkürzt. Dafür verschwendet der großmüthige Warwick sein ritterliches Leben; Clifford rächt den Tod seines Vaters mit blutdürstiger kindlicher Liebe, und Richard übt sich für die Erhebung seines Bruders in den schwarzen Thaten, die bald zu seiner eigenen Größe den Weg bahnen sollen. Mitten in der allgemeinen Zerrüttung, die er schuldlos veranlaßt hat, steht König Heinrich wie ein kraftloses Heiligenbild, an dessen Wunderthätigkeit Niemand glaubt: er kann die verübten Greuel nur beseufzen und beweinen.

„Richard III." hat seine historische Bedeutung in der Schilderung des Wesens der Tyrannei, und mit der ächt historischen Auffassung derselben eint sich zugleich das Aechtpoetische der Grundidee. Das einzelne Ich maßt sich die ganze Macht des allgemeinen Geistes und Lebens an; der einzelne Mensch will in seiner Beschränktheit die ganze Nation, die Menschheit selbst und die höchste regierende Macht derselben seyn. Das ist der Sinn jenes richardschen Wortes: Ich bin ich selbst allein! (I am myself alone), wodurch sich der angeborne Tyrann ankündigt. Richard kennt sich selbst als Tyrannen; er weiß dies und will es seyn. Sein Charakter ist in den beiden letzten Theilen Heinrichs VI. sehr bestimmt angelegt; seine ersten Reden lassen schon das Schlimmste von ihm erwarten. Er lauert seitwärts wie eine schwarze Gewitterwolke am Horizont, die allmählig näher rückt und erst, wenn sie über den Häuptern der Menschen steht, den lange in sich gehegten Zunder der Verwüstung ausschüttet. Bemerkenswerth sind die beiden Monologe Richards im letzten Theil Heinrichs VI., insofern sie über Richards Charakter tiefern Ausschluß geben. Richards Mißgestalt ist der Ausdruck seiner innern Tücke, und vielleicht zum Theil deren Wirkung. Er betrachtet sie als gehässige Verwahrlosung der Natur, die ihn berechtige, an der menschlichen Gesellschaft, woran er dadurch ausgeschlossen sey, Rache zu nehmen. Wiewohl Richard die Schwärze seines Gemüthes und seine höllische Sendung gar wohl erkennt, sucht er sich doch durch einen Trugschluß vor sich selbst zu rechtfertigen: das Glück, geliebt zu werden, sey ihm versagt, was bleibe ihm übrig, als das Glück, zu herrschen? Alles, was ihm entgegen stehe, müsse weg geräumt werden. Ungeachtet seiner vorgeblichen Entsagung setzt Richard seine höchste Eitelkeit darein, den Frauen, wo nicht durch seine Gestalt, wenigstens durch einschmeichelnde Reden gefallen und sie für sich gewinnen zu können. Er schätzt edle Menschen gering, weil er sich ihnen an List überlegen fühlt. In der Heuchelei bedient er sich gewöhnlich der religiösen Formen, gleichsam aus einem Gelüste, dasjenige im Dienste der Hölle zu entweihen, dessen Segnungen er innerlich abgeschworen hat. Das nach ihm benannte Stück stellt alle Machinationen dar, wodurch Richard auf den Thron gelangte und seine Thaten, um sich darauf zu behaupten, was ihm aber nur zwei Jahre hindurch gelang. Unter den Opfern seiner Herrschsucht wird der einzige Clarence auf der Bühne umgebracht; sein Traum erregt ein tiefes Grausen und bewährt die Allmacht der Phantasie des Dichters; sein Gespräch mit den Mördern ist erschütternd, aber Clarence hatte durch frühere Verbrechen seinen Tod verdient, wenn auch nicht von Seiten seiner Brüder. Die unschuldigsten Opfer sind die beiden Prinzen. Anna verschwindet, ohne daß man weiter etwas von ihr erfährt. Hastings macht sich durch den Triumph über den Fall seiner Feinde alles Mitleides verlustig; Buckingham ist der Helfershelfer des Tyrannen, der ihn nachher dem Beil des Henkers überliefert. Im Hintergrunde steht die verwittwete Königin Margaretha, als die Furie der Vergangenheit, die den Fluch über die Zukunft hervorruft. Aber Richard ist die Seele oder vielmehr der Dämon des ganzen Trauerspiels. Neben dem gleichförmigen Abscheu, den er einflößt, beschäftigt er auf das Mannichfaltigste durch seine tiefe Verstellungskunst, seinen Witz, seine Klugheit, seine Gegenwart des Geistes, seine rasche Thätigkeit und seinen Muth. Er ficht zuletzt gegen Richmond wie ein Verzweifelnder und stirbt den ehrenvollen Tod der Helden auf dem Schlachtfelde. Diesen historischen Ausgang konnte S. nicht ändern und doch befriedigt er keineswegs das sittliche Gefühl. Wie hat nun S. diese Schwierigkeit gelöst? Durch eine wunderwürdige Erfindung öffnet er eine Aussicht in die andere Welt und zeigt Richard in seinen letzten Augenblicken schon mit dem Stempel der Verwerfung gebrandmarkt. Man sieht Richard und Richmond in der Nacht vor dem Treffen in ihren Zelten schlafen; die Geister der von dem Tyrannen Hingewürgten steigen nach einander auf u. wenden sich zu ihm mit ihrem Fluch, zu seinem Gegner mit ihrem Segen. Diese Erscheinungen sind eigentlich nur die sichtbar gemachten Träume der beiden Heerführer.

„Heinrich VIII." Wenn man dies Stück mit den vorhergehenden vergleicht, so wird es anschaulich, wie die englische Nation während der langen ruhigen und ökonomischen Regierung Heinrichs VII., sey es durch die von den Bürgerkriegen zurückgebliebene Erschöpfung oder durch allgemeine europäische Einwirkungen aus der kräftigen Verwirrung des Mittelalters plötzlich zur geordneten Zahmheit der neuern Zeit übergegangen war. Mögen andere Werke S.'s durch Schwung der Phantasie, durch Nachdruck des Pathos und der Charaktere weit über dieses hervor, so muß man hier die Feinheit seines Verstandes und die vollkommene Kenntniß des Hofes und der Welt bewundern. Er hat den tyrannischen König für die Einsichtsvollen ganz so entlarvt, wie er wirklich war: hochmüthig u.

starrsinnig, wollüstig und gefühllos, ausschweifend in seinen Gunstbezeugungen und rachsüchtig unter Vorwänden der Gerechtigkeit, und dennoch ist die Schilderung so gehalten, daß eine Tochter sie für vortheilhaft nehmen konnte. Elisabeths rechtmäßige Geburt beruht auf der Ungültigkeit der ersten Vermählung Heinrichs und S. hat die Verhandlungen über seine Scheidung von Katharina von Arragon in ein sehr zweideutiges Licht gestellt. Man sieht deutlich, daß Heinrichs Gewissensskrupel nichts Anderes sind, als die Schönheit der Anna Boleyn. Katharina ist eigentlich die Heldin des Stückes, sie erregt die innigste Theilnahme durch ihre Tugend, ihr wehrloses Unglück, ihren sanften, aber festen Widerstand und ihre würdige Resignation. Nächst ihr macht der Fall des Kardinal Wolsey den Hauptinhalt aus. Das Stück endigt mit einer Schmeichelei gegen die Elisabeth; mit der Geburt dieser Prinzessin und mit Weissagungen der Glückseligkeit, die sie künftig genießen oder verbreiten solle.

Nachdem wir somit alle unbezweifelt ächten dramatischen Werke S.'s kennen gelernt, wollen wir noch der (11) angeblich S. untergeschobenen Stücke mit einigen Worten Erwähnung thun. Hierher gehört vor Allen

„Titus Andronikus", dessen Aechtheit jetzt kaum mehr bezweifelt wird, wenn es auch, wie Einzelheiten genügend beweisen, nur ein jugendlicher Versuch des Dichters seyn kann. Das Stück ist gräßlich im höchsten Grade. Schandthaten sind auf Schandthaten gehäuft; wenn man glaubt, den Gipfel der unnatürlichen Grausamkeit erreicht zu haben, zeigt uns plötzlich die nächste Scene eine noch höhere Spitze. Die Charaktere sind nur in rohen, dicken Strichen und grellen Farben skizzirt; ja ein Charakter, wie der Mohr Aaron, ist vielleicht völlig unwahr, weil er mehr einem Teufel als einem Menschen gleicht. Die Aktion schreitet ohne nähere Motivirung in starken Schritten vorwärts. Die Komposition rundet sich nicht recht ab, obwohl die große Fülle der Handlungen und Begebenheiten nicht ohne Kunst zusammengeordnet und in eine glückliche Uebersichtlichkeit gebracht ist.

„Perikles von Tyrus" erkannte schon Dryden als ächt an, aber als ein Jugendwerk S.'s; es ist reich an Schönheiten und athmet ganz S.'s Geist. Vielleicht benutzte er dabei einen ältern Dichter, worauf die Prologe der Akte hindeuten.

„Der londoner verlorne Sohn", ein Lieblingsstück Lessings, der es auf die deutsche Bühne bringen wollte.

„Sir John Oldcastle" schließt sich an Heinrich VIII. an. Der zweite Theil fehlt; Tieck erklärt das Stück für ächt; Ulrici dagegen führt schlagende Gründe gegen Tiecks Meinung an. Letzterer findet zwar die Sprache fließend und angemessen, den Dialog lebendig und überall eine zwanglose Bewegung; aber er vermißt allen Schwung, allen shakespeareschen Gedanken- und Bilderreichthum, Gediegenheit, innere Fülle und historische Kürze und Energie.

„Der lustige Teufel von Edmonton", eine zwar geistreiche, doch nur flüchtig hingeworfene Skizze. Ulrici erklärt es für ein Produkt aus der Blüthe von S.'s poetischer Thätigkeit zu schlecht. Er findet es ganz im Geiste des Heywood geschrieben. Schlegel entscheidet sich nicht.

„Lokrine" wird von Tieck für eine Jugendarbeit S.'s angesehen. Er findet in demselben des Dichters Vorliebe für das Bizarre und Gigantische und den Ton von dem rauhen Pyrrhus im Hamlet wieder. Ulrici hegt Zweifel. Er vermißt vor Allem den stürmischen Aufschwung, den man bei dem jugendlichen S. voraussetzen müsse.

„Leben und Tod des Thomas Cromwell" wird weniger als ächt bezweifelt. Die Einheit ist hier nur an die Einheit der Person geknüpft, deren Leben geschildert wird. Trotzdem läßt sich S.'s feiner Sinn für organische Abrundung in sofern wieder erkennen, als doch dem Ganzen eine, nur an sich zu allgemeine, mehr epische als dramatische Lebensanschauung zu Grunde liegt: das Leben nämlich, gefaßt in seiner wogenden Bewegung, in der es bald zur Ebbe des Mißgeschicks hinabsinkt, bald zur Fluth des höchsten Ansehens und Glanzes emporsteigt.

„Das Trauerspiel in Yorkshire" ist ein bürgerliches Schauspiel in einem Aufzug. Mit furchtbarer Gewalt und ohne alle Schonung stellt uns der Dichter einen Mann dar, der sich von Scene zu Scene mehr und mehr der sündhaftesten Willkür hingibt, dadurch aber immer mehr seine wahre Freiheit einbüßt, bis er endlich ganz umnachtet ein Sklave des Teufels wird. Das Stück ist nur ein dramatisches Porträt, Genrebild, das einen einzelnen aus dem Leben gegriffenen Vorfall mit Wahrheit und Treue zur Anschauung bringen will.

„Merlins Geburt", ein phantastisches Schauspiel. Ulrici meint, daß Plan, Komposition, Entwurf der Charaktere und alles Wesentliche von Rowley herrühre und daß S. diesem zur Ausführung nur geholfen habe. Aus der besondern Trefflichkeit des 3. und 5. Aktes schließt Tieck, daß daran die Hand des Meisters gearbeitet habe.

„Eduard III." soll zeigen, wie das wahre Heldenthum, der Sieg und alle Herrschaft der Welt an die Herrschaft des Menschen über sich selbst gebunden ist. So aufgefaßt reiht sich das Drama unmittelbar an die große historische Tragödie an, die mit Richard II. beginnt. Ulrici sagt: „Wer soll diese Scenen geschrieben haben, wenn nicht S.? Sie sind voll seines Geistes, sie berühren überall so entschieden die klangreichsten Saiten seines Gemüthes, sie sind mit so reiner Wahrheit recht aus dem Fleische und Blut der menschlichen Natur, aus dem innersten Mark der Geschichte und des Lebens herausgearbeitet, daß ich ohne Bedenken behaupte: S. mag in seinen späteren Werken wohl manches Tiefere, Sinnigere, Gehaltreichere geschrieben haben; Schwungvolleres und Ergreifenderes hat er nie gedichtet".

„Arden von Feversham". Tieck sagt darüber: „Je mehr man sich in dieses Stück

vertieft und es studirt, desto näher tritt die Ueberzeugung, daß es von keiner andern Feder herrühren könne, als der S.'s. Ueberall finde man Ton und Sprache des Dichters wieder. Am meisten aber charakterisire den großen Dichter jenes tiefe moralische Gefühl, welches das Gemälde so tiefsinnig und ernst beleuchte. Wie Schattengestalten liegen schon manche große Gedanken des Macbeth hier im Dunkeln, Anklänge aus Richard III. seyen nicht selten, so wie auch einige Töne aus andern Gedichten des Meisters. Ulrici's Gefühl spricht gegen die Aechtheit des Stückes oder kann es höchstens dem werdenden S. beilegen.

Die ganze Welt der Schöpfungen S.'s ist jetzt in ihren Hauptumrissen, ihren Hauptgestalten an unserer Seele vorüber gezogen; alle Zeiten, alle Verhältnisse, das ganze Menschengeschlecht in seiner Größe, Herrlichkeit und Erhabenheit, in seiner Niedrigkeit, Thorheit und Erbärmlichkeit, mit allen hohen Tugenden und edlen Fähigkeiten, mit seinen Lastern, Verzerrungen und dem Gefolge aller Mißbräuche fanden wir vertreten in diesen wunderbaren Dichtungen, die Göthe den ungeheuern Büchern des Schicksals vergleicht, in denen der sausende Sturmwind des bewegtesten Lebens rasch hin und her blättert; — jetzt bleibt noch die eine Frage übrig, in welchem Verhältnisse S.'s Persönlichkeit zu seinen Werken stand? Es gälte, ein Bild von den Seelenzuständen, innern Erlebnissen zu entwerfen, die seinen Dichtungen vorausgingen und der tiefe Quell derselben waren. Diese Aufgabe ist schwierig und vollständig nicht zu lösen. Wir können hier nur einige Andeutungen geben. Ueberall fast in poetischen Spiegelbildern objektiver Weltzustände ist die Person des Dichters mit seinen Geburten zu konfrontiren und in der Geschichte seines Lebens dies und jenes Motiv seines Dichtens zu finden; diese shakespeareschen Dramen aber erscheinen wie ein Universum, hinter dessen selbstkräftigem Leben ein Gott seine Persönlichkeit verleugnet. Der Grund davon liegt vielleicht zum Theil im Folgenden. S. war nicht bloß ein großer Einzelmensch, er war auch der Sohn einer großen Nation, der bewußte Erbe ihrer geistigen Thatkraft, das getreue Organ einer in nationaler Gesammtentwickelung begriffenen Zeit, die, wie mit einem Januskopfe begabt, rückwärts auf die hinter ihr liegende naturmächtige Fülle des Mittelalters gewandt erschien und vorwärts in die eroberte Klarheit des protestantischen Bewußtseyns blickte. Er war nichts, als der Kern dessen, was seine Nation gewesen; ihr Tiefstes und Höchstes, ihr Geheimstes und Offenbarstes genießt sich in ihm, sein Genius entstieg seiner Volksentwickelung ganz naturgültig, wie der Schmetterling der Puppe. Was wir unsere literarischen Koryphäen nennen, ist ein buntscheckiger Komplex der verschiedensten Geistesrichtungen, der abnormsten Studien, der entlegensten Spekulationen, der haltungslosesten, in sich verarmten Ichheit des Subjekts. S.'s dramatische Geburten sind Geburten seines Nationalgeistes; er hat nie etwas Anderes geschaffen, erstrebt, gesagt, was nicht der Genius Englands, wäre er noch einmal in anderer Gestalt, als in S. persönlich geworden, ebenfalls geschaffen und zum Ausbruche seines tiefsten Wesens entfaltet hätte. Hierin, glauben wir, liegt der Grund mit, warum S.'s Persönlichkeit so still hinter seinen Werken versteckt blieb. Gleichwohl liegt sie in ihnen und, um seinem Habitus als Mensch näher zu kommen, ist neben Kenntnißnahme seiner lyrischen Ergüsse ein fortgesetzter Hinblick auf seine dramatischen Werke unerläßlich. Aus jedem derselben tönt eine besondere Stimmung hervor, aus jedem eine andere, und kennten wir die einzelnen Stimmungen und Tonweisen sämmtlich, dürften wir uns leicht im Besitz des ganzen Instrumentes glauben. Die unscheinbare Hülle v. S.'s bürgerlicher Existenz barg ein leidenschaftlich bewegtes, viel durchstürmtes Gemüth. S. (sagt Kühne) war nicht so durchweg die timide Schreiberseele, wie ihn Tieck in seinem „Dichterleben" hinstellt, um für die dämonische Verwilderung der Dichternaturen, die er in Green und Marlow meisterlich schildert, den positiven Gegensatz auszubilden. Was die maßlose Verflüchtigung sinnlicher Genußsucht in Green bezeichnet und was in dem düstern Marlow zu einer Koketterie mit dem Dämon verworrener Leidenschaft wurde, fand sich nicht minder in S.s Innerm, aber abgelagert, wie hingeschobenes Felsengerölle, über dessen labyrinthische Formationen sich frisches Erdreich schmiegt mit blühender Vegetation. Ueberwunden, aber durchgefühlt, waren Tod, Verzweiflung, Wahnsinn und alle die Fäden, die über das Haupt dichterischer Naturen verhängt zu werden pflegen, waren von ihm den Schicksalsgöttinnen aus der Hand gerungen. Die wunderbare Werkstätte der Leidenschaften, die sich in seinen dramatischen Bildern eröffnet, hatte ihren Grund in ihm selbst; nicht nur die milde Lieblichkeit, der süße Friede und der üppige Scherz, der sich an seiner eigenen Form spiegelt, auch die Schauer der Nachtseite des Lebens, die seine Gemälde durchtoben, waren von ihm durchlebt als sein Eigenstes; selbst Byron hat der Gorgo nicht tiefer ins Antlitz geschaut. Aber was S. Qualvolles in sich bewältigt, trat nicht lärmend hinaus mit seiner Persönlichkeit, wie sich dies in Byrons Gedichten verkündet; er bezwang das Alles in großen Massen und blieb äußerlich der stille Mensch des bürgerlichen Herkommens. Die durchwachten Nächte, die um die Wiege seiner Gedanken tobten, sah ihm Niemand an und das Grausen, mit dem die Furie des Menschengeschicks sein Gehirn erfüllt, die wunderbare Kraft seines Geistes, die sich im Kampfe mit Titanen gestählt, der Triumph des Siegerstolzes und die Lust der Seele, mit der die Liebesgötter ihn als den seltensten Liebling überschüttet, alle diese Schätze mochte Niemand ahnen hinter der stillen, nur in sich selber festgefugten Gestalt dieses harmlosen William. Dies erklärt, daß gerade aus der Zeit seiner Blüthe die Angaben über sein äußeres Leben fehlen. Und in dieser starksinnigen Gemüthsverfassung S.'s liegt die Größe seiner plastisch-dramatischen Bildungskraft. Es ist nicht zu leugnen, daß in einer großen Reihe seiner Dramen eine eigenthümliche Gemüthsver-

fassung, eine brütende Melancholie der Seele als waltender Zug vorherrschend erscheint. Wir haben diese Spuren sorgsam aufzusuchen, wenn es uns um das Aufdecken der Stimmungen des Dichters zu thun ist. Jene Werke gehören sämmtlich der letzten Periode seines Lebens an, von 1603, wo er den Hamlet umschuf, bis zum Schlußjahre seines dichterischen Schaffens (1614). In dieselbe Periode gehören auch einige seiner Sonette an seinen Freund, die gleiche Stimmung des Dichters verrathen. Sie sprechen vom Gefühle des herannahenden Alters, vom Bewußtseyn eines nunmehr erfüllten, mithin der frischen Anreizung eines jugendlichen Strebens ermangelnden Daseyns; sie verrathen nicht mehr den Leichtsinn einer kecken Phantasie, die den Duft für den Gehalt der Blume nimmt, vielmehr eine grübelnde Schwerkraft der Skepsis, die den specifischen Werth ergründet. Was aber im lyrischen Ergusse schon durch die Mittheilung an ein befreundetes Herz als gemildert erscheint, lastet mit riesigem Gewichte in der ganzen Weltanschauung, die sich in den Dramen dieser Spätperiode zum Ausspruch bringt. Hier imponirt uns eine gewaltsame Größe des Geistes, eine konsequent eroberte Stärke des Gemüthes, die auch das Ungeheuerste als ein Naturgemäßes geschehen läßt u. mitten im Umsturze aller Weltzustände um sich her nur an der eigenen Römerkraft der Seele die Gewährniß eines nicht zu erschütternden Daseyns findet. Im Hamlet, Lear, König Johann, Timon, werden die schwersten Fragen laut, auf die der Ernst die Antwort schuldig bleibt und sein Amt der Ironie übergibt. Im Hamlet verströmte der Dichter jedenfalls viel von seinem eigenen Herzensblute. Was hier die subtilste Metaphysik ist, die sich um alles Daseyn in Zeit und Raum, um alle Lebensfähigkeit bis an die Grenze des Wahnsinns grübelt, tritt im Lear als das Unglück konfuser Fahrlässigkeit auf. Kühne findet darin den innern, weitgreifenden Geist der Weltgeschichte personificirt; gegen seine gestürzte Majestät nimmt der Dichter auf Seiten des Narren mit seiner Person Partei. Die drei Römertragödien, wiewohl weniger in heißes Blut getaucht, enthalten nicht weniger Schwermuth, als Hamlet, aber sie gestaltet sich hier im Geiste des Dichters als unüberwindliche Charakterstärke, der es vergönnt ist, in einer fast Kälte scheinenden Ruhe die Weltprozesse vor sich ablaufen zu sehen und sie zu gestalten, wie es die Nothwendigkeit gebietet. Man kennt sonst nur an großen Welteroberern, wie Napoleon, die Unerschütterlichkeit des Geistes, wie sie sich hier in einer Dichternatur bekundet. Der Schmerz um das Loos der Menschennatur, der in diesen Gemälden krystallisirt erscheint, gewann in Johann die Sprache als bitterer Sarkasmus; der Bastard Faulcombridge ist der Sprecher aus der Person des Dichters heraus. Im Timon gewinnt eine tiefsinnige Hypochondrie wuchernd Raum und wirft auch über die heitern Elemente des Lebens ihre vernichtenden Schlagschatten; das ganze volle Leben erlahmt hier unter den Flügelschlägen des Tiefsinnes. Dies qualvolle Schauspiel einer in sich und in seiner Welt verödenden Menschenseele ist ein völliges Nachtstück. Es erscheint aus der mythischen Romantik ganz in die bürgerliche Gesellschaftswelt naheliegender Situationen gerückt, als wolle der Dichter dem Zuschauer an die Hand geben, Athen sey eigentlich London, was er meine. Es kann hier Niemandem einfallen, kleine Bezüge aus S.'s Erlebnissen als Motive seiner innern Stimmung beizubringen. Sein Geist maß sich auch ohne Anreiz specieller Art seine weiteren Bahnen, aber England, nachdem er es im Jubel seiner Begeisterung, im Anstaunen seiner großen Vergangenheit gefeiert hatte, konnte seinem Späherblick auch nach seiner Kehrseite hin nicht entgehen. In diese Perioden gehören auch Macbeth und Othello, die düstern Gemälde einer sich selbst verstrickenden Leidenschaft. Noch müssen wir als bezeichnend für die Stimmung des Dichters auf seinen Styl aufmerksam machen. Nachdem S. den Hamlet geschrieben und eine unergründbar tiefere Gedankenwelt sich ihm eröffnet, hatte er kein ausschließliches Behagen mehr an dem glatten Versbau, der den Styl seiner frühern Dramen bezeichnet. Der heitere Scharfsinn, die üppige Lustbarkeit und der Uebermuth des Humors bieten in der Diktion der frühern Komödien auch ihre Schwierigkeiten; allein diese wiegen leicht gegen den grübelnden Eigensinn der Sprache in seiner Spätperiode. Hier schwelgt die Diktion in gesuchten Dunkelheiten, in seltsamer Willkür, in genialen Wagnissen der keckesten Art. Pausen und Härten zerstören den Fluß des Verses, der Gedanke hebt die Melodie des Gefühls auf und das Widerstrebendste muß sich fügen unter den Trotz einer majestätischen Hoheit; so im Macbeth, Othello, Timon u. A. Der Humor, der sich an sich selbst befriedigt, ist nur Eigenthum seiner frühern Periode; alle Opposition gegen die tragische Verzweiflung im Hamlet, Lear, König Johann, ist Ironie und scharfzüngige Satyre, die sich schon um ihrer heißen Stachellust willen ihres eigenen Friedens beraubt.

Versuchen wir jetzt noch, aus seiner frühern Dichterperiode die persönlichen Stimmungen S.'s zu errathen. Die Erlebnisse und Eindrücke seiner Jugend kennen wir, ebenso wie er mit einem Geniestreiche die Hefe seines Daseyns abschüttelte. Einzig mit der Spürkraft des Geistes ausgerüstet, in die Verworrenheit menschlicher Leidenschaften einen kecken Blick zu werfen, betrat er den Schauplatz, auf dem sich die großen Kräfte des Menschenlebens entfalteten. An dieser Welt, die sich neu ihm aufthat, entzündete sich der Funke seines Geistes und alle Flammen seines Herzens schlugen getreulich wieder zusammen in dem Schooße seines Volkes. Alles, was der begeisterte Sinn des lauschenden Jünglings wahrnahm, wollte er wie einen Abglanz des großen Nationallebens in Bildern wiederspiegeln. So entstanden seine ersten Nationaldramen. Sein Talent erschien hier als der Träger der großen Interessen seines Volkes, die Alles überschafteten, was von subjektivem Gelüste sich in ihm regte. Mit Romeo und Julie brach sich dann seine eigene Gemüthswelt Bahn und rasch folgen sich bis zum Ablauf des Jahrzehends die romantischen Komödien und die hi-

storischen Lustspiele. Hier ist die Muse des Dichters in der Periode ihres Glückes. Die Phantasie pflückt sich die keckſten Blüthen, der Humor schwelgt im Schooße seiner eigenen Glückseligkeit. Hier lassen sich keine einzelnen Figuren angeben, in denen das subjektive Verhalten des Dichters anklingt, hier stellt sich seine Person nicht auf diesen oder jenen Platz, um einer verworrenen Welt gegenüber der Opposition den Rücken zu sichern, ein allverbreitetes Behagen zeigt das Gemüth des Dichters als ganz in seiner Dichtung aufgelöst.

Es kann dies Wohlleben seiner Phantasie nicht ohne süße Befriedigung seines ganzen Menschen gedacht werden. Wir wissen bei ihm nichts von einer begünstigten Neigung zu einem weiblichen Wesen, in der sich sonst der Inbegriff alles persönlichen Glückes zu erschließen pflegt. Die leibliche Hälfte seiner jedenfalls mißgeschaffenen Ehe lag als abgelagerter Flötz bei Seite gerückt. Dennoch hatte S. einen Gegenstand, dem er eine innige, an Liebe grenzende Neigung widmete: dies war Graf Heinrich Southampton (s. d.). Wir haben es bis hieher aufgespart, über dieses Verhältniß zu sprechen, weil es mit S.'s lyrischen Poesien in genauestem Zusammenhang steht. Als äußerer Anknüpfungspunkt dieser Bekanntschaft bietet sich der Umstand, daß des Grafen Stiefvater das Amt eines Schatzmeisters bekleidete, das ihn mit Schauspielern und Bühnendichtern vielfach in Berührung brachte. Southampton sind S.'s Sonette, ihm „Venus und Adonis", ein episch-lyrisches Gedicht, so wie seine „Lucretia" gewidmet. In jenen beiden mythologischen Figuren stellen sich unwillkürlich zwei Porträte in modernem Kostüme vor Augen. S.'s Venus ist eine fleischige wollüstige Dame von damals, und der Gedanke, der Dichter habe den widerstrebenden Adonis seinem Freunde, den ein Verhältniß ähnlicher Art gefangen gehalten, ein Bild der Nacheiferung zeichnen wollen, läßt sich nicht abweisen. Dieser Situation entwunden, wurde Southampton ein Weiberhasser und die ersten 17 Sonnette S.'s haben den Zweck, dem treuen Freunde die Vereinsamung eines liebeleeren Daseyns zu verleiden. Alle übrigen haben ebenfalls in der Geschichte Southamptons ihre Motive. Die Stimme des Dichters ertönt warnend, tröstend, ermuthigend und rathend, und Alles, auch die Stimme des Tadels, durchweht der Hauch der zartesten Liebe. An den Schmerz des Freundes drängt sich dann auch der eigene Kummer und die Mißstimmung, wie sie sich in den kleinen Stunden großer Geister bedeutsam regt, tönt mit ein in die Elegien der Freundesliebe. An diesen Southampton fühlt sich der Dichter gebannt und immer droht die schlanke Gestalt sich im Gedränge des Lebens seinen Armen zu entwinden. So zagt er bald um seinen Besitz, bald hüllt er sich in Schweigen. Dann drängt sich Southampton selbst wieder an ihn und sein Vorwurf, der Dichter liebe ihn nicht mehr, facht die Liebe zu doppelten Flammen an. So entfaltete sich hier die ganze süße Qual einer unüberwindlichen Neigung, und was in Romeo und Julie Zartes und Inniges sich ausspricht, was die Komödien an epigrammatischer Feinheit der Ironie, an Bilderfülle der keckſten Art, an Riesengedanken in Form kindlicher Spielerei enthalten, findet sich in diesen Sonetten im bunten Gemisch.

S. war 1616 gestorben; aber erst 1623, erst sieben Jahre nach seinem Tode, dachte man an eine **Ausgabe** seiner sämmtlichen Werke, weil die Klugheit der Unternehmer, deren Vortheil hauptsächlich in Sammlung handschriftlicher Schauspiele bestand, es für nöthig hielt, die Dramen ihrer Bühne nicht öffentlich bekannt werden zu lassen. Indeß waren schon vor des Dichters Tode 14 Schauspiele einzeln in **Quart** erschienen, und Othello wurde 1622 gedruckt. Von jenen erlebten: Verlorene Liebesmüh, Viel Lärmen um Nichts keine zweite Auflage, Heinrichs IV. erster Theil aber eine sechste und Richard III. sogar eine siebente. Wiewohl es den Bühnenunternehmern zu verzeihen ist, wenn sie den Werth ihrer Ausgabe dadurch höher anschlagen wollten, so zeigt doch ihr Urtheil über alle Quartausgaben als „gestohlene, durch Betrug und Diebstahl schmählicher Betrüger verstümmelte und entstellte Abdrücke" hinlänglich, wie sie in die Welt kamen. Sie wurden nämlich von der Bühne, deren unbedingtes Eigenthum sie waren, gestohlen, ganz, wenn eine vollständige Abschrift aus dem Exemplar des Einhelfers genommen werden konnte, oder stückweis, wie man die ausgeschriebenen Rollen bekommen konnte. Es finden sich daher viele Lücken und häufiger Unzusammenhang in den Scenen darin vor. Othello ausgenommen, sind sie weder in Akte, noch Scenen abgetheilt; häufig sind im Auftritte Personen genannt, die gar keinen Theil an der Handlung haben, andere dagegen, die mitspielen, sind weggelassen; die Abgänge sind häufig am unrechten Orte angegeben; der Bühnenanordnungen sind sehr wenige; öfters werden falschen Personen Reden beigelegt und oft steht der Name des Schauspielers im Text für den Namen der im Stücke handelnden Person. Der Text ist durchaus fehlerhaft; ungewöhnliche Worte sind bis zum Unkenntlichen entstellt; Prosa ist oft statt Verse und Verse öfter statt Prosa. Die Mängel dieser Quartausgabe zu vermeiden und der Welt eine vollständige Sammlung der dramatischen Werke S.'s zu geben, war der angegebene Zweck **Henrie Condells** und **John Heminge's**, der Unternehmer der Globusbühne und Freunde u. Genossen S.'s, als sie 1623 ihre **Folioausgabe** druckten. Sie erschien unter dem Titel: „Mr. William Shakespeare's Comedies, Histories and Tragedies. Published according to the true original copies, London printed by Isaac Jagard and E. Blount 1623." Bereits gedruckte Schauspiele wurden „nun geheilt und vollgliederig, die übrigen ganz so, wie er sie verfaßt", gegeben. Die Ausführung leistete indessen das Versprochene nicht; denn die Folioausgabe enthält mehre Abdrücke eben aus der in der Vorrede herabgewürdigten Quartausgaben; Abdrücke, ebenfalls mit Druckfehlern über-

laden! Die von den Schauspielern gebrauchten Materialien waren mithin nicht mehr werth, als die der Quartausgaben; ja sie waren im Wesentlichen dieselben — das Einhelfebuch, wenn es ganze Stücke enthielt und die ausgeschriebenen Rollen, wo das ganze Stück nicht handschriftlich vorhanden war. Die Folioausgabe versetzt ebenfalls Verse, gibt Reden unrechten Personen, führte die Namen der Schauspieler statt der Personen auf, verwirrt und mengt Charaktere unter einander, druckt Verse statt Prosa und umgekehrt. Das einzige Löbliche derselben ist, daß ihre meisten Schauspiele in Akte, viele in Akte und Scenen getheilt und die Abtheilungen nach hinlänglicher Befugniß gemacht sind, wenn auch nicht selten Scenen ohne einen Ruhepunkt in der Handlung schließen. Die Folioausgabe verwarf die ausführlichen Titel der Quartausgabe und nannte jedes Stück nur wie es jetzt noch heißt. Von dieser sehr seltsam gewordenen ersten Edition, welche von den Bibliomanen mit 150—700 Thlr. bezahlt wird, folgte 1632 eine zweite und 1664 und 1685 eine dritte und vierte Auflage, in die sich durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit immer mehr Fehler einschlichen. Dies waren die einzigen Ausgaben S.'s bis 1709, wo Rowe's Oktavausgabe in 7 Bdn. erschien. Rowe sah wohl, wie kläglich es um des Dichters Text stand und daß „nichts zu thun war, als die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen und darnach die wahre Lesart so viel als möglich wiederzugeben." Dennoch vernachlässigte er auch diese wichtige Pflicht und ließ die letzte Folioausgabe abdrucken, wobei er nur die grellsten Druckfehler verbesserte, und die noch uneingetheilten Stücke in Akte und Scenen abtheilte. Trotzdem ging diese Auflage doch so gut, daß sie 1714 in 9 Duodezbänden wieder abgedruckt wurde. Der nächste Herausgeber S.'s war Pope. Die Mängel der vorhandenenen Ausgaben einsehend, unternahm er kühn eine Vergleichung der Quartausgaben selbst und erklärte seine „gewissenhafte Scheu" vor der Neuerung, oder Nachsicht gegen besondern eigenthümlichen Sinn oder Muthmaßung. Bald fand er jedoch die Aufgabe, die er sich gestellt, „albern" und machte sich die Kritik bequemer. Er legte Rowe's Text zu Grunde, verglich hier u. da die alten Ausgaben, stellte viele Stellen her, verwarf aber auch zugleich frei, was ihm mißfiel, änderte, was er nicht verstand und sah S. so furchtlos und fleißig durch, wie er ungefähr seine eigenen Gedichte verbessert haben würde. Seine Ausgabe erschien 1725 in 6 Quartbänden und 1728 in 10 Duodezbänden. Popen folgte Theobald 1733 und machte ihn durch strengere Gebundenheit an die alten Ausgaben durch viele geistreiche Anmerkungen völlig überflüssig. Er reinigte den Text von mancher willkürlichen Verderbniß und wiewohl er nicht von aller Neuerungssucht freizusprechen ist, ist er doch im Vergleich mit Pope ein überlegsamer Kritiker. Seine erste Ausgabe war in 7 Oktavbänden, die zweite in 8 Duodezbänden 1740. Eine prächtige Ausgabe von Thom. Hanmer erschien 1744 zu Oxford, aber auch ohne großen Gewinn für den Dichter. Er verglich weder die Quartnoch die Folioausgaben, ließ den popeschen Text abdrucken und setzte hinzu, was ihm zur Schönheit, Harmonie und Kraft des Dichters beizutragen schien. — Im Jahre 1747 gab Bischof Warburton den Dramatiker in 8 Oktavbänden heraus, Pope's Auflage der seinigen zum Grunde legend. Ihm verdankt man mehr die Aufdeckung der Fehler seiner Vorgänger, als die Aufhellung und Reinigung dessen, was in S.'s Dramen dunkel und zweifelhaft schien. Seine Noten sind oft gut und geistreich, aber eben so oft verkehrt und er gibt statt des Dichters Text nicht selten seine eigenen Einfälle. — Endlich fiel, fast anderthalb Jahrhunderte seit S.'s Tod, der Dramatiker in Hände, die eine bessere Grundlage zu korrektem Texte legten. Die erste Folioausgabe, mit allen früheren Abdrücken, die zu haben waren, war die Grundlage der Ausgabe Johnsons, 1765 in 8 Oktavbänden. Vieles ist in Johnsons Text weit genauer, als in dem seiner Vorgänger und sein Scharfsinn in der Wortkritik war so umsichtig, daß, hätte sein Fleiß sich über das Ganze gleichmäßig verbreitet, die sprachlichen Bemühungen Anderer überflüssig geworden wären. Seine Kunde der innern Verhältnisse der elisabethischen Zeit war so oberflächlich, daß er die Mühe, die örtlichen Anspielungen seines Dichters zu erklären, nicht übernehmen konnte. Verwickelte Stellen wußte er wohl zu entwirren, und seine Umschreibungen sind so genau als schön. So lange S. der Dichter des gewöhnlichen Lebens war, war Johnson sein treuer Ausleger; aber in dem weiten Gebiete der Phantasie konnte er seinem Fluge nicht folgen und für die spielenden Phantasiefunken S.'s war sein demantharter, schroffer Geist ganz unempfänglich. Sein kritisches Vermögen hat er in seiner trefflichen Vorrede dargelegt; aber seine Unfähigkeit, S. auszulegen, spricht aus seinen Bemerkungen am Schlusse jedes Stückes, die für das Verständniß des Ganzen sehr zahm, falsch und unbefriedigend sind. — Im folgenden Jahre (1766) trat der geistreiche George Steevens mit einer Ausgabe von 20 Dramen in 4 Oktavbänden in die Reihe von S.'s Kommentatoren. Unstreitig ist er neben Johnson der gelehrteste unter allen seinen Kollegen und der Text unsers Dichters verdankt ihm große Reinigung und Aufhellung. Später, 1773, veranstaltete er mit Johnson gemeinschaftlich eine vollständige, sehr verbesserte Ausgabe in 10 Oktavbänden. Sie erlebte 1778 die zweite Auflage und die dritte, welche 1785 erschien, ward von dem gelehrten Isaac Reed durchgesehen und berichtigt. — Capells Ausgabe, die inzwischen 1768 in 10 Kronoktavbänden erschien, empfiehlt sich mehr durch schönen Druck, als kritisches Verdienst. Im J. 1780 fügte Malone der zweiten stevenschen Ausgabe noch 2 Supplementbände hinzu, S.'s Gedichte, die 7 unächten (?), ihm von der dritten Folioausgabe zugeschriebenen Schauspiele und Bemerkungen über die ächten Stücke des Dichters enthaltend. Auch zu Reeds Ausgabe, der johnsonschen und steevenschen gab er Anmerkungen und ließ 1790 eine ganze und eigene Ausgabe S.'s in 10 Oktavbänden drucken. Gründlichkeit der Kritik und

tiefer Forschungsgeist zeichnen sie aus, doch ist der Verfasser von Zweifelsucht und Neigung, die Meinungen seiner Vorgänger zubestreiten, nicht freizusprechen. Auf Malone's Ausgabe folgte die von Rane in 6 Oktavbänden, und 1793 trat Steevens mit einer neuen, von ihm allein verbesserten Edition S.'s auf. Sie erschien in 16 Oktavbänden und erlebte bereits 1813 in 21 Bänden die 6. Auflage. Diesen letzt erwähnten Abdruck leitete, da Steevens unterdessen verstorben war, William Harris, der die Kommentarien selbst mit einigen Noten bereicherte. Diese Auflage, gewöhnlich die reedsche Ausgabe genannt, ist ein vollständiges Repertorium aller anerkannten frühern Kommentatoren. Auch Malone's Fleiß ließ nicht nach und bis an seinen Tod (1812) arbeitete er an einer verbesserten Ausgabe des Dichters. Seine dazu gesammelten Materialien ordnete Boswell und gab sie als eine zweite Auflage des maloneschen S. 1821 in 21 Oktavbänden heraus. Zu gleicher Zeit machte sich Alex. Chalmers als Herausgeber des Dichters geltend, und seine, mit verständiger Auswahl der Noten seiner Vorgänger u. mit eigenen kritischen Bemerkungen versehene Ausgabe ist seit 1803, wo ihr erster Abdruck in 8 Oktavbänden erschien, durch mehre Auflagen gegangen.

So groß und unleugbar die Verdienste der genannten Herausgeber und Erklärer S.'s sind, indem sie den Dichter sprachlich und sachlich erst genießbar machten, so boten diese Ausgaben seiner Werke doch für das innere Verständniß derselben und die Würdigung des Dichters, im Großen und Ganzen wenig; das Wenige beschränkte sich auf einzelne psychologische und ästhetische Bemerkungen. Sie schrieben sämmtlich unter Herrschaft des französischen Geschmackes, das war der einzige Grund, und das Orakel desselben, Voltaire, hatte ja in ästhetischer Beschränktheit über die größte Erscheinung der neueren Dichtung selbst das verkehrteste Urtheil abgegeben. Der Mann, der S. zuerst nach seinem Verdienst würdigte, war der Deutsche Lessing. Eine einzige Stelle, wo er in der Dramaturgie von Romeo und Julie spricht, zeigt entschieden, daß er seine Stücke in ihrem innersten Wesen ergriff und dies mit der reinen Unbefangenheit, mit der sie der Dichter gegeben hatte. Er wies mit dem ganzen Nachdruck eines sichern Geschmacks auf Wielands Uebersetzung des englischen Dramatikers, als ihn fast Niemand in dem in franz. Konvenienz u. Unnatur befangenen Deutschland kannte. Seiner Empfehlung folgte die Uebersetzung Eschenburgs (1782 in 13 Oktavbänden) und ein ganz veränderter Geschmack in dem Kreise unserer jungen Dramatiker auf dem Fuße nach. S., sagt Gervinus, schaukelte die Wiege unserer neugeborenen dramatischen Dichtung im vorigen Jahrhundert und stand bei ihrer ersten Weihe Pathe. Lenz gab eine Uebertragung des Lustspiels „Verlorene Liebesmüh" heraus und der große Schauspieler Schröder bemühte sich nicht ohne Erfolg, S. auf der deutschen Bühne heimisch zu machen. In Göthe's Jugendkreise in Straßburg sprach man in S.'s Wortspielen, Scherzen und Possen, schrieb man in seinem Tone und Style, hob man alles Deutsche, alle Derbheit und Nacktheit der Natur gegen die franz. Schminke hervor, und fühlte sich durch Einerlei Zug so heimisch in der germanischen Natur bei S., wie bei Hans Sachs. Dieses Hineinleben, dieses begeisterte Hingeben, diese dichterische Reproduktion, wie in Klingers, Lenz' Dramen, auch in den Jugendwerken Schillers und Göthe's, führte hier zu einer ganz innigeren, geistigeren Art des Verständnisses, als in England. Uebermaß und Verzerrung streifte sich mit der Zeit in der Anschauung dieser Männer ab, die als Dichter und Beurtheiler in gleichem Maße geschaffen waren, das Studium S.'s an einem ganz andern Ende anzufassen, als jene Ausleger: das Bild des Dichters trat zum ersten Male in der bescheidenen Wahrheit der Natur zu Tage. In Wilhelm Meister gab Göthe jene Charakteristik Hamlets, die wie ein Schlüssel zu allen Werken des Dichters ist; hier ist aller Theil und getrennte Schönheit verschmäht und das Ganze erklärt aus dem Ganzen, die Seele der äußern Glieder und ihr lebendiger Theil ist nachgewiesen, wie sie das unsterbliche Werk erschuf und organisirte. Nach Göthe wirkten die Romantiker, wie Tieck, vor allen Andern A. W. Schlegel durch seine ausgezeichnete Uebersetzung und seine Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst u. Literatur" (3 Bde., 2. Aufl., Heidelberg 1817) für Würdigung und Verbreitung der Werke S.'s. In letzterm Werke, aus dem wir Manches geschöpft haben, werden die Stücke einzeln besprochen; alles bezeugt dichterisches Feingefühl und Empfänglichkeit, Alles ist blühend, lockend, begeisternd, eine Lobrede ganz anderer Art, als die mäkelnden Charakteristiken der englischen Ausleger. Alle Schriften zu nennen, die seitdem über S. erschienen sind, verbietet uns der Raum. Wir erwähnen nur noch Fr. Horn, Erläuterungen der Dramen S.'s (5 Bde., Leipz. 1823), die indessen nur Verwässerungen der schlegelschen Charakteristiken sind; dann Hermann Ulrici's treffliches Werk über S. und Gervinus ebenso gediegene als umfassende Schrift „S." (4 Bde., Leipz. 1849). Herders, Schillers, Bürgers, Dippolds, Voßens sen. u. jun., Kraussens, Falks, Keßlers, Ortleps, Simrocks u. A. Verdienste um S. theils durch Uebersetzung einzelner Stücke, theils durch Besprechung derselben, sind nicht zu übersehen. — Der große Eifer der deutschen Literatur um S. wirkte im Anfang dieses Jahrhunderts auf England zurück. Als Nathan Drake 1817 sein ausführliches Werk über S. (Shakespeare and his times etc.", 2 Thle.) herausgab, war die Vergötterung des Dichters auch in seiner Heimath heimisch geworden. Für das ästhetische Bedürfniß ist bei Drake wenig gesorgt; der größere Fleiß ist auf die Schilderung der Zeit gewandt; doch hat das Werk das Verdienst, das weitschichtige und zerstreute Material der Kommentare zum ersten Mal in ein Ganzes verarbeitet zu haben. Weit anders hatte schon vor ihm Coleridge die Behandlung des Dichters angegriffen. Er hatte schon 1813 über S. Vorträge gehalten, so sehr

in Schlegels Geist und Art, daß ein Streit entstand über die Priorität der Verdienste beider Aesthetiker. Coleridge's Vorträge sind nie gedruckt worden; nur wenige Fragmente sind übrig, um uns zu beweisen, daß er von allen Engländern zuerst den Dichter mit seinem richtigen Maße maß. Ein verbreitetes Interesse für S. und die Literatur seiner Zeit hat sich in neuester Zeit wieder in England rege gemacht. Es haftet aber höchst charakteristisch, wie im vorigen Jahrhundert, auch jetzt an dem Materiellen. Fast sollte es scheinen, als wollten die Engländer vorzugsweise ihren Frauen (Jameson, „Frauengestalten S.'s", Lennox u. A.) überlassen, die geistige Seite S.'s zu behandeln, obgleich dies begreiflich nicht Frauenarbeit seyn kann. Die älteren Ausgaben unsers Dichters haben endlich zwei neueren Editionen unserer Tage Platz gemacht. Die von Charles Knight, von einem buchhändlerischen Autor für jedes Bedürfniß zugerichtet, ist von ungetheilter Vorliebe ausgegangen; voll Neuerungen in Bezug auf des Dichters Leben, Verhältnisse und den Text. Die von Collier im Gegentheil ist das Werk eines gewissenhaften, vorsichtigen Gelehrten, das fortan jedem Studium S.'s zu Grunde gelegt werden muß. Collier ist von Coleridge angeregt und theilt dessen Bewunderung unsers Dichters; seine Forschungen über die englische Bühne und Literatur, mit rastlosem Fleiß betrieben, von verdientem Glücke begleitet, haben namentlich über S.'s Leben und Verhältnisse ein ganz neues Licht verbreitet. Aber auf die ästhetische und allgemeine Beurtheilung des Dichters hat auch er verzichtet. — Ein ausführliches Verzeichniß der Anzahl Schriften, die über S. in England erschienen sind, findet man im 1. Bde. v. Meyers Bearbeitung der Schauspiele S.'s (Gotha 1824).

Shakespeare (Drap brillanté, Waarenk.), eine Sorte Halstücher, welche mit Seide durchwirkt und $^5/_4$ breit sind. Man fertigt sie zu Sedan und Montjoie.

Shakespeare's Klippe (Geogr.), brit. Felsendamm, England, unweit der Stadt Dower, von dem sich in Shakespeare's Trauerspiel: König Lear, Lear in das Meer stürzen will. Im Jahre 1843 wurde ein Theil dieses Damms behufs des leichtern Trakts einer Eisenbahn gesprengt.

Shakka-Seega, afrikan. Ort, Tripolis, an der westl. Küste der großen Syrte.

Shakowski, Fürst, russischer Bühnendichter der neueren Zeit, schrieb zahlreiche Lustspiele, Opern, Vaudevilles ꝛc.

Shakra (ind. Rel.), das Rad, welches Wischnu in der Hand hält und als Symbol des Kreislaufs der Welt herum dreht. Am Frühlingsfeste Onam verfertigte man dergleichen S. aus Blumen und steckte sie in den Häusern auf, um die Rückkehr der Sonne anzudeuten.

Shal (engl., Ichthyol.), Weichflosserart, s. v. a. Synodontis Schal *Schneid.*

Shalett, nordamerikan. See, im Oregongebiet.

Shallonium (Bot.), nach Rafinesque, Untergattung von Gaultheria *L.*

Shalloon (Chalon), ein einfach geköpertes leichtes Wollenzeuch, feiner und glänzender als Rasch; es wird in Deutschland, England und Holland verfertigt.

Shallow (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, Osage, fließt von Westen nach Osten in den Missouri; seine Nebenflüsse sind links: Batsooch oder Cherry, North mit Black, Loup; rechts Saline; — 2) austral. Bucht, Neuholland, an der Westseite einer Landzunge an der Südküste.

Shambuan, Sohn Alompra's, König von Birma.

S-hammer, Hammer, dessen Bahn die Gestalt eines lateinischen S hat, um diese Figur damit in Blech ꝛc. einzuschlagen.

Shamokin, nordamerik. Ort der mährischen Brüder, V. St., Staat Pennsylvania, Grfsch. Northumberland; 1820: 1820, 1840: 1980 E.

Shanagolden (Shangolden), brit. Dorf, Irland, Prov. Connaught, Grafsch. Limerik; Märkte, Steinkohlengruben.

Shandaken, nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Ulster; 1820: 1040, 1840: 1460 Einw.

Shandy, Provinz, s. v. a. Shendy.

Shanesville, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Ohio, Grafsch. Tuscararras, am Sugar-Creek.

Shangallas (Nuba-Neger), afrikan. Negervolk, in Abyssinien und Nubien, freie Neger, welche aber auch zum Theil an Kordofan tributpflichtig sind; doch wird dieser Tribut immer nur mit Gewalt von diesen Stämmen erhoben. Das Land der S. liegt zwischen 12° und 10° nördl. Breite und grenzt gegen Osten an die Besitzungen der Schilluks am weißen Fluß, gegen Süden an ein Land, von dem wir nur wissen, daß es Dar Fertid heißt, und gegen Westen an Länder, südlich von Darfur, von denen aber außer den Namen Dar Mara und Dar Fungara nichts weiter bekannt ist. Das ganze Land der S. ist Gebirgsland und spaltet sich in sehr viele kleine unabhängige Negerstaaten, unter denen, im östlichen Theile des Landes, Tegele der wichtigste ist. Hier ist der eigentliche Hauptgebirgsstock, zu dem auch der Dschebel Deier gehört, der sich aber nicht unmittelbar bis an die Ufer des weißen Flusses erstreckt, sondern von diesem durch ebenes Land getrennt ist. Zunächst am Kadero-Zuge liegt der aus Granit bestehende Dschebel Tabatne, im 12° nördl. Breite, wo die Glycinien-Bäume und riesenmäßige Fikus-Arten auftreten, und auf der Südseite dieses Gebirges beginnt eine große, drei Tagereisen breite, stark ansteigende Ebene, von zahllosen und tiefen Chors durchschnitten, mit Mimosen- und Weihrauch-Bäumen (Amyris papyrifera) bedeckt, die dichte Wälder bilden, von Elephanten, Löwen, Antilopen, Zibethkatzen ꝛc. bevölkert. Den östlichen Rand dieser Waldebene bilden die hohen Berge von Tegele, eine große, isolirte, aus Granit und Gneiß bestehende Berggruppe, die sich bis zu 3000 Fuß über die Ebene, oder nahe an 6000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Auch in der Ebene selbst ragen mehre einzeln stehende Berge von geringem Umfange empor, darunter der Dschebel Scheibun, etwa 800 Fuß über der Ebene, von den herrlichsten Tropenwäldern umgeben ist. Hier erscheint zuerst die hohe, majestätische Delebb-Palme in großer Menge, hier zuerst der Sotor mit seinen großen purpurfarbenen Kelchblumen und bis zu 50 Pfund schweren, an langen, seilähnlichen Stielen herabhängenden Früchten; dann Adonsonien, Tamarinden, Kassien, Mimosen, Kaktusse, Euphorbien, riesenmäßige Feigenbäume mit Kronen von mehren 100 Fuß im Umfange, die ihre Aeste hoch aus der Luft zur Erde senken, wo sie wieder zu neuen Stämmen wurzeln, — und dazu eine Vogelwelt, prangend in tropischer Farbenpracht, — und man hat das Gemälde einer Landschaft Inner-Afrika's, wie es bisher unbekannt gewesen ist. Auch auf der Westseite der großen Waldebene erblickt man hohe, bis zu 5000 und 6000 Fuß absoluter Höhe ansteigende Gebirge, die aber nicht unter einander in Zusammenhang stehen, sondern alle isolirt sind und in der Richtung von Norden nach Süden sich erstrecken. Unter diesen Gebirgen, die sich weiter gegen Westen in unbekannte Ebenen südlich von Darfur verlieren, zeichnet sich der Kulfan durch malerische Formen und Ausdehnung aus. Südlich von Scheibun wird das Wald-Terrain hügelig, und in 10° 35′ nördl. Breite setzt ein Zweig des Gebirgsstocks von Tegele, das Gebirg Tira, quer über von Osten nach Westen. Am Fuße der Tira-Berge führen die Alluvionen der Regenbäche Gold, das von den Gebirgsbewohnern gewaschen und im Handel fälschlich Gold von Scheibun genannt wird. Auf der Südseite der Tira-Berge ist wiederum Alles ebenes Land, und von einem großen Gebirge, welches weiter gegen Süden läge, nichts bekannt. Aber man gelangt, nach Aussage der Eingebornen, 3 bis 4 Tagereisen südlich von Tira an einen Strom, den sie Keilak nennen, und der so groß seyn soll, daß er immer beschifft werden kann. Dieser Lage zufolge stimmt der Keilak einerseits mit dem Bahr el Adda früherer Angaben, welcher in den weißen Fluß mündet, andrerseits mit dem Misselad, der aus dem Lande Borgu westlich von Darfur kommt, die Karawanenstraßen von Kordofan und Darfur nach Bornu und Kulla schneidet, und dessen Lauf sodann weiter im Süden ganz unbekannt ist. Es scheint daher, daß der Keilak nichts Anderes sey, als die Fortsetzung des sich östlich wendenden Misselad. — Die S. sind insgesammt an Körperbau und Gesichtszügen einander vollkommen ähnlich, sprechen jedoch verschiedene Sprachen, so daß man oft in einem Tagmarsche ganz fremde Dialekte und Sprachen trifft; doch scheint es, daß die Takele, Kodero und Schabun im Grunde einerlei Sprache haben. Der größte Stamm, welcher bekannt ist, nennt sich Nuba und nimmt eine große Strecke des Gebirgszuges ein. Die Nuba sind Republikaner und erkennen kein andres Oberhaupt an, als den Schech des Ortes, welcher aber auch nur eine passive Rolle spielt und seine Gerichtsbarkeit über die Grenzen eines Dorfes nicht ausdehnen darf. Auch wird ein solcher Schech, sobald er der Mehrzahl mißfällt, seiner Würde entsetzt und an seine Stelle ein anderer durch Stimmenmehrheit gesetzt, was auch hauptsächlich Ursache ist, daß diese Art Richter ihren Aussprüchen keinen Nachdruck geben dürfen, und nur das Urtheil der Menge entscheidet. Es hat sich schon öfters der Fall ergeben, daß ein Schech, welcher theils durch seine persönlichen Vorzüge, theils durch Vermögen ein großes Ansehen unter diesem Stamme erworben, endlich die Absicht hatte, sich zum Sultan oder Alleinherrscher der gesammten S. aufzuschwingen, allein dies gelang nie, denn sobald die S. nur die leiseste Ahnung von einem solchen Vorhaben hatten, wurde der unglückliche Usurpator ermordet. Ihre Schechs sind daher auch bloße Figuranten und werden nur so lange geduldet, als sie der Freiheit des Volkes oder ihren sonstigen Rechten nicht zu nahe treten. Alle diese Negerstämme, welche ungefähr bis 10° der Breite wohnen, sind leicht von einander zu unterscheiden, mehre an den Ohren- und Nasenringen, andere wieder an dem Mangel der untern Schneidezähne, andere an einem Loche in der Unterlippe, in welches sie den Zahn von irgend einem Thiere stecken, der sodann mit der Oeffnung verwächst. Noch andere haben Einschnitte im Gesicht. Diese Neger haben durchgehends ein vollkommen wolliges Haar, welches aber den Kopf nur sparsam bedeckt, aufgeworfene dicke Lippen und kleine gedrückte Nasen. Viele unter ihnen sind weniger schwarz, als die in den südlicheren Gegenden wohnenden Neger, haben auch keine so hervorstehenden Backenknochen und sind im Durchschnitt wohl geformt. Diese S. wohnen in Dörfern, welche sie meistens auf den unzugänglichsten Stellen der Berge bauen und sich möglichst in Vertheidigungsstand setzen; ihre Wohnungen sind von Stroh und mit Dornen umzäunt; auch gibt es Häuser von Stein. Doch ist zu bemerken, daß bei jenen Stämmen, wo monarchische Regierung ist, die Bewohner weit friedlicher leben, als jene republikanischen, wo ein Berg gegen den andern öfters wegen Kleinigkeiten zu Felde zieht, und der Stärkere den Schwächern zum Sklaven macht und verkauft. Das Klima jener Gegenden ist weit gesünder, als es in Kordofan der Fall ist. Die Kleidung der Einwohner ist sehr einfach und besteht bloß bei erwachsenen Personen aus einem Stück Baumwollenzeuch, bei den Meisten aber nur aus einem handbreiten Streifen, wobei sie um die Hüften eine Schnur und den Streifen an Bauch und Rücken befestigen. Außerdem tragen sie Ohrenringe von Messing oder Eisendraht, und nur das weibliche Geschlecht böhmische und venetianische Glasperlen um den Hals. Einige Männer tragen ein Band, ungefähr eine böhmische Elle lang über die Schamtheile gehängt. Dieses Band ist mit großer Geduld und Mühe verfertigt und besteht aus Knöpfchen von der Größe eines Hemdknopfes von Straußeierschalen, welche in der Mitte ein Loch haben und mit Bindfaden an einander befestigt werden; ein Reisender gab sich die Mühe, die einzelnen Knöpfe eines dieser Bänder zu zählen und fand

deren 6860 Stück; oben und unten werden sie öfters noch mit kleinen eisernen Spulen und Glasperlen geziert. Wenn man nun nimmt, daß diese Menschen keine gut schneidenden Instrumente besitzen, welche ihnen die Arbeit erleichtern könnten, so wird man leicht ersehen, welche besondere Geduld erforderlich ist, diesen Gürtel zu verfertigen. Auf einigen Bergen färben sich die Weiber im Nubagebirge die Haare roth, und zwar, indem sie eine Art rothen Sandstein zu einem feinen Pulver reiben, dieses mit Butter anmachen und eine Art Pomade verfertigen, womit sie die Haare einreiben; gewöhnlich hält sich diese einige Tage in den Haaren und gibt ihnen ein nicht ganz besonders gefälliges Aussehen. Den Mädchen werden auch zur Verzierung auf den Wangen, den Armen, der Brust und dem Leibe Messerschnitte gemacht. Der Hausrath der S. ist sehr arm und besteht bloß in einigen Töpfen zum Wasser, zur Merissa und zum Kochen und einigen Kürbisschalen zum Trinken; auch dienen letztere, mit Wasser gefüllt, dem weiblichen Geschlecht statt des Spiegels, welchen die Mädchen des Tages öfters in Anspruch nehmen. Die Waffen der Männer, welche diese fortwährend tragen und nur auf kurze Zeit ablegen, sind Schild, Lanzen mit eisernen oder hölzernen Spitzen, letztere immer vergiftet, zweischneidige kleine Messer und eine Art Sichel, die aus einem anfangs gerade gehenden, dann aber herzförmig gebogenen Schneideisen besteht, in der Länge von ungefähr 2 Fuß; diese nennen sie einen Turbatsch und gebrauchen sie im Kriege zum Ausparinen der Säbelhiebe; auch schleudern sie solche bei einem Angriffe dem Feind in die Füße. Ihr Lieblingsgenuß ist Tabakrauchen. Die Tabakspfeifen dieser S. sind von Thon oder Holz, und sie wissen denselben ein gefälliges Aussehen zu geben; das Rohr ist von Holz, nur einen Finger lang; in dieses wird ein 3zölliges dünnes eisernes Rohr hineingesteckt, welches als Mundstück dient. Den Tabak pflanzen sie selbst; er ist jenem von Kordofan fast gleich, hat ein kleines Blatt und dicke Stengel. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die S. schon seit undenklichen Zeiten rauchen, und der Tabak nicht allein aus Amerika stammt. Die Kost der S. ist bedeutend besser, als die der Einwohner von Kordofan; denn Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Butter und Honig findet man auf vielen Bergen im Ueberfluß. Zu den Lieblingsgerichten aber gehört die Ratte, welche auf manchem Berge als Luxusartikel gilt; es ist dies die Feldratte, welche kein so ekelhaftes Aussehen hat, wie die europäische; hier wird sie mit der ganzen Haut am Spieße gebraten, und dann erst wird das Fell abgezogen. Außer den genannten Thieren dient den S. auch das Wild, welches in ihren Gebirgen häufig getroffen wird, als Nahrungsmittel, und stets wissen sie junge Giraffen, Strauße, Hasen und Antilopen verschiedener Art in Schlingen zu fangen und zu ihrer Nahrung zu verwenden. Das Brod ist ihnen ein besonderes Bedürfniß, und man wendet auch alle Sorgfalt auf den Ackerbau. Doch trifft es sich sehr oft, daß bei wenig Regen ein Mißwachs entsteht, oder durch die in diesen Gegenden so häufigen Heuschrecken eine ganze Ernte aufgezehrt, oder auch durch die räuberischen Türken geplündert wird; hierauf tritt gewöhnlich ein großer Brodmangel ein, der oft von den schrecklichsten Folgen ist. Man hat Beispiele, daß dann die Aeltern ihre Kinder um eine Handvoll Dohen verkaufen. Der Bruder gibt seine Schwester preis, um nur etwas weniges Mehl zu gewinnen, und so sich und die Seinigen einige Tage mit Brod zu versehen. Ein Djelabi erhielt 8 Ochsen für eine Kameelladung Dohen, welche ungefähr in 3 Cantar bestand, und ein anderer kaufte um denselben Preis 8 Kinder; in solchen unglücklichen Fällen steht also der Preis eines Menschen dem eines Thieres gleich. Es ist zu verwundern, daß bei einem Ueberfluß an animalischen Speisen eine Hungersnoth entstehen kann, allein es ist gewiß, daß bei einem Getreidemangel diese Neger jede andere Nahrung fast verachten und lieber alles Elend erdulden. Diese Noth ist, wenn sie eintritt, immer von sehr traurigen Folgen. Die Neger gehen sodann auf Raub aus und plündern die nächsten Dörfer, oder stehlen, wo sie etwas finden; dies veranlaßt die größten Streitigkeiten, welche immer einen Krieg nach sich ziehen, wo sodann der Kampf so lange währt, bis der schwächere Theil unterliegt und von dem Sieger in die Sklaverei verkauft wird. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel der S. sind Gummi, Straußfedern, Elfenbein, Tamarinden, Honig und Sklaven, und mit diesen wird bloß Tauschhandel getrieben; um Gummi bekümmert sich, seit das Monopol Mehemed Ali's eingetreten ist, Niemand, weil die Fracht bis Kordofan fast noch einmal so viel betragen würde, als er dafür bezahlte. Und daher müssen jährlich Tausende von Cantar verderben, wo Hunderte von Familien ihren Unterhalt erwerben könnten. Den Werth des Geldes wissen die S. nicht zu schätzen und nehmen für die Waaren, welche sie produciren, immer andere an, welche zu ihren Bedürfnissen gehören. Gewöhnlich führen ihnen die Djelabi Baumwollenstoffe, Messing, Eisendraht, Glasperlen, Spielmarken 2c. zu und tauschen gegen diese Sachen die genannten Waaren ein. Unter ihnen selbst besteht der Tausch in Tabak, Salz und kleinen Muscheln. In der Gegend von Schabun gewinnen die Neger auch Gold, welches in den Wildbächen der Gebirge gefunden und von den Einwohnern in Federkielen von großen Raubvögeln aufbewahrt wird; allein sie legen keinen großen Werth auf dieses Metall; nur die Dongolawi, welche seit undenklichen Zeiten sich wegen des Handels in jene Gegenden gezogen und daselbst einheimisch gemacht haben, wissen große Vortheile hieraus zu ziehen. Dieses Gold in Kielen kommt in Kordofan im Handel vor und wird dem baaren Gelde öfters vorgezogen; auch wird es hier in Form von Ringen gegossen. Es scheint, daß bei Schabun die Neger keine feuerfesten Tiegel besitzen, um das Geld zu schmelzen, wie es der Fall bei andern Negern und Galla = Stämmen ist. Diese Dongolawi sind an einigen Orten mit Negermädchen verheirathet, woraus auch

eine Art gemischter Sprache entstanden seyn soll, wie man versichert; doch behalten sie ihren Charakter vom Vater, und man erkennt gleich einen Dongolawi, wenn er auch von einer Negermutter geboren ist. Die S. sind größtentheils Heiden und nur wenige unter ihnen bekennen sich zum mohammedanischen Glauben. Ihre Religionsbegriffe sind aber auch sehr beschränkt, und man sieht fast gar keine religiöse Ceremonie bei ihnen. Sie glauben zwar an ein höheres Wesen, setzen es aber unter den Mond, und daher wird das Ende des Mondmonats besonders beobachtet. Viele denken sich die Sonne darunter, welche den Regen hervorbringt, weil ohne Regen nichts wachsen würde; sie wissen genau den Monat zu bestimmen, wenn der Regen beginnt, und zählen von jedem Anfang des Monats an. Sie haben keine Götzenbilder, doch fehlt es nicht an Aberglauben, und ehe sie irgend ein Geschäft oder sonstige Arbeit vornehmen, werden gewisse Anzeichen abgewartet und danach ihre Handlungen eingerichtet. Setzt sich z. B. des Nachts eine Eule auf irgend ein Haus und läßt ihren traurigen Ruf daselbst ertönen, so ist dieses ihnen ein sicheres Zeichen, daß Jemand im Hause in kurzer Zeit stirbt; noch mehr Eindruck aber macht auf sie ein Rabe, wenn solcher, was freilich sehr oft geschieht, in ein Dorf geflogen kommt und sich auf einen Baum oder ein Haus setzt. Alles entsetzt sich darüber, alle Munterkeit im Dorfe verschwindet, der Gesang und die Musik verstummen, und an einem solchen unglücklichen Tage wird nicht getanzt, denn die Ankunft eines Raben ist ein bestimmtes Zeichen, daß die Türken kommen, um sie auszuplündern und vielleicht als Sklaven mitzunehmen. Auch glauben sie sehr an Gespenster. Das Andenken der Verstorbenen wird bei ihnen auf einigen Bergen gefeiert, und zwar zu einer bestimmten Zeit alle Jahre. Des Abends zündet man auf den freien Plätzen große Feuer an, jeder nimmt einen brennenden Ast als eine Fackel in die Hand, und so bewegt sich nun der ganze Zug zuerst auf den Begräbnißplatz und hierauf zu den Häusern, in welchen das vergangene Jahr Einer gestorben ist; es wird sodann ein Gesang zu Ehren des Todten angestimmt, und dann das brennende Holz in die Luft geworfen, so wie man in einigen Ländern Europa's die Johannesfeuer anzündet. Wenn der erste Regen fällt, so wie auch am Ende der Ernte, wird gleichfalls ein Fest gefeiert und hierbei Alles, was das Haus liefern kann, zu einem Schmauß verwendet. Ihre Lieblingsunterhaltung besteht in Gesang und Tanz. Der Charakter der S. ist gutmüthiger, als man bei einem halbwilden Volke erwarten sollte, und wenn sie nur ein wenig überzeugt sind, daß man keine Absicht hat, ihnen zu schaden, so kann man sicher seyn, von ihnen mit aller Gastfreundschaft aufgenommen zu werden, trotz aller der Mißhandlungen und Bedrückungen, die sie zeitweise von den angrenzenden Türken zu erleiden haben, und die ihnen fast einen unauslöschlichen Haß gegen alle Weißen einflößen. Auch tragen die Djelabi viel dazu bei, indem sie den Negern erzählen, daß jene Sklaven, welche in die Hände der Weißen kommen, in jenen Ländern gemästet und sodann geschlachtet werden. Ihre Kriegsübungen bestehen vorzüglich in Lanzenwerfen und darin, sich zur Vertheidigung mit dem Schild zu bedecken. Bei den Uebungen bedienen sie sich meist der Stengel von den Dochenpflanzen, welche sie auf einander werfen, und sie sind so geübt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen; in der Vertheidigung aber wissen sie sich eben so geschickt mit dem Schild zu decken und die gegen sie geworfene Lanze aufzufangen, indem sie hierbei ihren Körper auf die Erde beinahe in einen Klumpen zusammendrücken und mit dem Schilde ganz bedecken. Ihre Angriffe geschehen immer mit einem fürchterlichen Geschrei, welches durch die Weiber, die im Hintertreffen sich befinden, stets vermehrt wird, und mit einer solchen Schnelligkeit, daß dem Angreifenden wenig Zeit übrig bleibt, sich in Verfassung zu stellen; wird aber der erste Choc ausgehalten und ihnen die Stirne geboten, so prallen sie eben so schnell zurück und wiederholen nicht so leicht einen zweiten Angriff, sondern beschränken sich auf den kleinen Krieg. Unter einander sind die Kämpfe stets furchtbar und endigen bloß mit dem Fall der einen oder andern Partei, welche sodann als Sklaven verkauft werden. Doch haben die S. noch zwei weit schrecklichere Feinde, und diese sind die Türken und die Bakkara; von Erstern werden sie mit Gewalt und von Letztern mit List geraubt und zu Sklaven gemacht. Sie sind daher Tag und Nacht auf einen Anfall vorbereitet, und lassen auch des Nachts ihr Feuer fortwährend brennen, um nicht in der Dunkelheit in Verwirrung zu gerathen. Doch auch das Feuer verursacht ihnen manche Noth und Plage, denn da sie keine Feuermaterialien besitzen, so dürfen sie auch niemals ihr Feuer ausgehen lassen; wenn wirklich ein solcher Fall eintritt, oder sie bei ihren Arbeiten oder auf Jagden vom Dorfe weit entfernt sind, so machen sie es auf folgende Art: Sie nehmen alsdann zwei trockene Hölzer, machen in eines derselben mit dem Messer oder einem spitzigen Stein ein Loch, aber nur so groß, daß das andere knapp hinein paßt, legen das erstere auf die Erde, halten es mit den Füßen fest und setzen in das Loch das zweite, welches sie dann mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit reiben und in das Loch, um die Reibung zu vermehren, noch einige Sandkörner werfen.

Shanghai, chines. Stadt, der bedeutendste und wichtigste unter den nördlichen Handelshäfen, welche in Folge des Friedens von Nanking den Briten und dem allgemeinen Handelsverkehr geöffnet worden sind. S., eine Stadt, welche etwa 30,000 Einw. zählt, liegt unter 31° 12′ nördl. Breite und 121° 28′ östl. Länge von Greenwich, in einer ausgedehnten Ebene an dem linken Ufer eines schönen großen Flusses, der von ihr seinen Namen führt, selbst für größere Seeschiffe fahrbar ist und etwa 1½ deutsche Meile tiefer, unterhalb der Stadt Woosung, sich in den gewaltigen Strom Jantsekiang ergießt. Die Mündung des Shanghaiflusses wird auf beiden Seiten durch Forts vertheidigt, und hier ist es, wo die chinesischen Truppen

ziemlich tapfer und mehre höhere Offiziere mit großer Lebensverachtung in dem Kriege mit England gefochten haben. Da diese Mündung durch Schlammbänke, von denen der Jantsekiang angefüllt ist, sehr verengt wird, so kann die Einfahrt in den Shanghaifluß von den gedachten Forts aus leicht und wirksam vertheidigt werden. Die Ufer des letztern erinnern auffallend an die Ufer der Niederelbe u. des Niederrheins. Dämme auf beiden Seiten schützen das dahinter liegende Land, welches fast ausschließlich aus Reisfeldern besteht, gegen den Andrang des Fluthwassers, und stauen gleichzeitig das süße Wasser in den zahlreichen Kanälen, die überall zur Bewässerung der Reisfelder angelegt sind. Hinter den Dämmen gewahrt man bald nah, bald fern Dörfer und ähnliche Wohnplätze, gewöhnlich mit Bäumen umgeben, aus denen die Giebeldächer der Häuser hervorsehen, gerade wie in Deutschland. S. kündigt sich schon von Weitem durch einen Wald von Masten an. Es liegen hier beständig Hunderte von Fahrzeugen der chinesischen Küstenländer; plumpe, aber ganz gewaltige Gebäude, eben so wunderlich geformt, als bemalt. Sie nehmen, regelmäßig neben einander gelegt, beinahe den ganzen Fluß vor der Stadt ein und unterhalten auf demselben stets ein überaus reges Leben. Die Stadt S. besteht aus zwei ungefähr gleich großen Theilen: der eigentlichen, mit Gräben und Mauern umgebenen City und der Vorstadt, die sich hauptsächlich zwischen dieser und dem Fluß in langer Ausdehnung hinzieht. Ueberall, in der Vorstadt, wie in der City, zeigt sich das Gepräge eines höchst regen Geschäftsverkehrs; fast jedes Haus hat einen oder zwei Läden; in der Vorstadt sind diese meist mit Bedürfnissen für das tägliche Leben angefüllt, und gewähren nicht immer einen angenehmen Anblick; dagegen findet man sie in der City, die überhaupt regelmäßiger und reinlicher gebaut ist, besonders in den Hauptstraßen eben so schön eingerichtet, so reich mit Waaren versehen und so wohl geordnet, als die berühmten Läden zu Kanton. Krämer aller Art sitzen mit ihrem bisweilen höchst ärmlichen Kram in den Straßen und verengen dadurch diese, die ohnehin dem Europäer viel zu schmal sind, nur noch mehr. Hin und wieder trifft man auch auf eine Theestube, in der das zahlreich versammelte Publikum eben so laut ist, als in vielen unsrer heimischen Kaffee- und Weinstuben. — Früher war S. mehr ein Marktplatz, denn eine Handelsstadt, und durch seine vortreffliche Lage an einem Flusse, der in seiner größten Länge schiffbar ist und es mit dem Kaiserkanal verbindet, und in der Nähe eines der größten Ströme des Landes, der die reichsten Provinzen auf seinem langen Laufe durchströmt, erscheint S. dazu ganz vorzüglich geeignet und berufen. Durch Wasserstraßen soll es mit nicht weniger als 14 Provinzen in Verbindung und regelmäßigem Verkehr stehen. Und aus allen diesen finden sich die Kaufleute nebst den reichen und berühmten Fabrik- und Handelsherren aus Nanking und dem nahgelegenen Soochow (Sutschack) im Frühjahr oder Herbst zu S. zusammen, um ihre Waaren und Produkte gegenseitig auszutauschen oder zu verkaufen. Der Verkehr daselbst soll um diese Zeit unglaublich groß gewesen und die Zahl der aus dem Innern des Reichs, so wie aus den verschiedenen Küstenplätzen anlangenden Schiffe bis auf Tausende gestiegen seyn. Die Eröffnung des Hafens daselbst erfolgte am 15. Nov. 1843. Von diesem Zeitpunkt ab bis zum 1. Juli 1844 liefen im Ganzen 23 Schiffe ein, und zwar 19 englische, 2 amerikanische, 1 spanisches und 1 hamburgisches. Letzteres war befrachtet von dem Hause Behn, Meyer u. Comp. zu Sincapore und hatte verschiedene deutsche Güter am Bord. Der deklarirte oder abgeschätzte Werth der von diesen Schiffen eingeführten Waaren und Produkte — Opium ausgeschlossen — belief sich für die anderthalb Monate des Jahrs 1843 auf 433,729 Dollars; für das erste Quartal dieses Jahrs auf 515,468 Doll. und für das zweite Quartal auf mindestens eben so viel. Doch darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß Vorräthe von Bedürfnissen aller Art für die zu S. etablirten fremden Häuser darin mit einbegriffen, und daß einige Handelsartikel, die unverkäuflich waren, wieder eingeführt worden sind. Die wichtigsten Gegenstände der Einfuhr waren Baumwollenwaaren, und unter diesen besonders Longcloths, Shirtings und Domestiks; ferner Wollenwaaren, Metalle, Glas u. die sogenannteu Straitsproduces. Die Einfuhr von Logcloths betrug bis Ende Juli 56,314 Stück weiße und 61,718 St. nebst 404 Ballen graue. Sie werden mehrentheils von den Chinesen blau gefärbt und dann zur Bekleidung benutzt; ihr Verbrauch ist überall im Zunehmen, und ihre Einfuhr wird daher von Jahr zu Jahr wachsen. An Shirtings wurden in derselben Zeit eingeführt 11,734 Stück weiße und 13,532 Stück graue; an Domestiks nur 2000 Stück. Die Einfuhr der Wollenwaaren belief sich bis zu Ende des Monats Juni an Tuchen und spanisch. Stripes auf 10,120 Stück zu 20 bis 21 Yards; an Longells, Flanells 2c. auf 207,630 Yards und 3824 Stück. Wenn gleich die ärmere Klasse der Chinesen mehr und mehr dazu übergeht, im Winter wattirte baumwollene Kleider zu tragen und dadurch sich gegen die Kälte zu schützen, so ist doch gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Verbrauch der seewärts kommenden Tuche, die bedeutend wohlfeiler sind, als die russischen, in erheblichem Maße zunehmen werde. Von Metallen wurden hauptsächlich Blei und Eisen eingeführt; jenes liefern besonders die Amerikaner, und zwar zu so niedrigen Preisen, daß keine Konkurrenz darin Statt finden kann; das Eisen ist meist schwedischen Ursprungs. Glas, und besonders Fensterglas, hat bisher einen raschen und guten Absatz gefunden; im Ganzen wurden in dem oben angegebenen Zeitraum 1049 Kisten davon zu erwünschten Preisen verkauft und außerdem noch für etwa 4000 Dollars abgesetzt. Mehre Verkäufe in diesen verschiedenen Artikeln wurden zu äußerst niedrigen Preisen abgeschlossen. Der Grund davon muß in der Verfahrungsart der englischen Kaufleute, immer nur recht schnell umzuschlagen, und dann in dem Umstande gesucht werden, daß die mei-

sten Geschäfte in der ersten Zeit vom Bord der Schiffe aus gemacht und deshalb häufig übereilt wurden. — Bekanntlich ist die Einfuhr des Opiums von der chinesischen Regierung streng untersagt, aber dessen ungeachtet findet derselbe der ganzen Küste entlang in einem Umfange Statt, der fast allen Glauben übersteigt. Beinahe jeder Küstenplatz von einiger Bedeutung hat in der Nähe eine Station für Opiumschiffe, wo die zahlreichen Schmugglerboote der Chinesen die verbotene Waare in kleinern oder größern Partien ankaufen und ganz ungescheut auf den vielen Flüssen ins Land bringen. Von Macao aufwärts nach Norden gibt es solcher Stationen vielleicht 14, unter denen die zu Namoa, Tschusan und S. die wichtigsten sind. Leichte, sehr schnell segelnde Schiffe, **Clipper** genannt, eben so gut bemannt, als bewaffnet, fahren beständig ab und zu, um die Vorräthe auf den Opiumschiffen zu erneuern und das für den Verkauf inzwischen eingenommene Silber in Empfang zu nehmen. Die Station der Opiumschiffe für S. befindet sich im Jantsekiang, etwas unterhalb der Mündung des Shanghaiflusses. Hier liegen gewöhnlich 6–8 Fahrzeuge, den verschiedenen Handlungshäusern zu Hongkong und Macao, welche mit dem verbotenen Handel sich befassen, zugehörig; und im Angesicht der Woosungforts holen hier die Schmuggler ihre Ladung und verführen sie weiter, theils direkt nach Nanking, theils nach S., ohne je angehalten oder belästigt zu werden. Mit den chinesischen Zollbeamten haben sie gewissermaßen ihre Verträge abgeschlossen, vermöge deren sie gegen Entrichtung eines festgesetzten Geldbetrags ihre Ein- und Verkaufsgeschäfte ganz ungehindert betreiben können. Nach den zuverlässigsten Nachrichten bezieht nun S. theils für den eigenen Verbrauch, theils für Weitersendung auf dem oben angegebenen Wege für mindestens 600,000 Dollars Opium monatlich, was für das Jahr die ansehnliche Summe von 7,200,000 Dollars oder $10^3/_4$ Mill. preuß. Thaler ergibt. Dieser Betrag wird dem Lande ganz nutzlos entzogen und ist zu bedeutend, als daß ein Abfluß des Silbers von solchem Belang von Dauer seyn könnte, zumal das chinesische Volk nach allen Wahrnehmungen keineswegs reich ist. Im Uebrigen wirkt der Genuß des Opiums bei Weitem nicht so verderblich auf den Körper, als in Europa der Genuß des Branntweins. Nur einzelnen wenigen Personen, die sich demselben übergeben haben, kann man ansehen, daß sie Opiumraucher sind; die Mehrzahl, welche mäßig raucht, weiß nichts von den übeln Folgen, die dem Genuß des Opiums zugeschrieben werden, und ist kräftig und stark. — Die Ausfuhrartikel zu S. sind Thee, rohe und verarbeitete Seide, Nankin, Alaun und verschiedene Produkte von geringem Belang. Der Werth der ganzen Ausfuhr vom 15. Nov. bis zum 31. Dec. 1843 belief sich auf 146,072 Dollars; für das erste Quartal 1844 auf 106,640 Dollars und für das zweite Quartal auf etwa 140,000 Dollars. Wegen der Nähe derjenigen Distrikte, in welchen vorzugsweise der grüne Thee gebaut wird, steht zu erwarten, daß dieser den Hauptgegenstand der Ausfuhr von S. bilden werde. Die Theeausfuhr zu S. betrug übrigens vom 15. Nov. bis zum 31. Dec. 1843 $2417^3/_4$ Picul zu $133^1/_3$ Pfd. engl.; während des ersten Quartals 1844: $2602^3/_4$ Pic. und während des zweiten Quartals $3975^1/_5$ Picul. Die meisten Geschäfte darin wurden im Austausch gegen Waaren gemacht, wobei für letztere 15 bis 20 Proc. mehr aufgekommen sind, als bei Verkäufen gegen baar. Die beste chinesische Seide kommt bekanntlich von Nanking. Sie wird in dem Bezirk Uchan in Chitkonk gewonnen. Im Handel unterscheidet man davon 2 Sorten: **Taysaam** und **Tsatlee**, und hält die letztere, besonders in ihren bessern Qualitäten, für das feinste und beste Produkt. Da Nanking in naher und leichter Verbindung mit S. steht, so läßt sich erwarten, daß dieser Platz allmählig den Hauptmarkt für Seide bilden werde. Der bei Weitem größte Theil derselben wird in China selbst zu Crepp, Damast, Satin, Sammt und Tüchern verarbeitet und nur ein kleiner Theil je nach dem Ausfall der Ernte zur Ausfuhr gebracht. Eine erhebliche Zunahme der letztern dürfte übrigens kaum zu hoffen seyn, weil der Seidenbau nach der Versicherung des Präfekten zu S. keiner Ausdehnung fähig ist. Sie betrug vom 15. Nov. bis Ende Dec. 1843 $17{,}549^1/_5$ engl. Pfd.; im ersten Quartal 1844 9620 Pfd. und im zweiten Quartal $11{,}458^2/_5$ Pfd. Die Preise standen von 460 bis 480 Doll., der Picul zu $133^1/_3$ engl. Pfd.

Im Jahre 1844 wurden importirt, außer vielen andern europäischen, ostindischen 2c. Artikeln:

1) **Baumwollenwaaren**, und zwar:

Druckkattune, weiße	152,300	Stück,
— greise	246,539	=
— blaue	400	=
— kolorirte	3,756	=
graue Zwilliche	4,607	=
Zitze	18,961	=
gefärbte Baumwollenwaaren für	1,407	Pfd. Sterl.
Cambrics	1,350	Stück,
Tücher	6,470	Dutzend,
Amerikanische Drillichs	1,900	Stück,
Baumwollengarn	73	Piculs,
Baumwollenzwirn	$2\frac{1}{2}$	=
Baumwolle, rohe	$117\frac{3}{4}$	=

2) **Wollenwaaren**, und zwar:

gestreifte Zeuche für	62,405	Pfd. Sterl.
geköperte Flanelle =	22,921	=
Camelots =	19,455	=
weiße Decken	665	Stück,
gedruckte Wollenwaaren	21	=
Wollenwaaren, andere	318	=
= ordinäre	699	=

Ferner:

beschädigte Druckkattune, weiße	9,191	Stück,
desgl. graue	5,542	=
Bombazettes für	254	Pfd. Sterl.

Der Totalwerth der britischen Einfuhr betrug 501,335 Pfd. Sterl. 3 Sh. 10 P.; der britischen Ausfuhr 487,528 Pfd. Sterl. 14 Sh. 8 P. Die Geschäfte dieses Hafens mehren sich von Jahr zu Jahr, und die Vermuthung, daß er der bedeutendste von ganz China werde, ist keineswegs grundlos.

Im Jahre 1846 wurden eingeführt in fremden Schiffen:

Graue Shirtings	1,271,540	Stück,
Weiße "	315,754	"
Twills und Drells	133,806	"
Gefärbte Baumwollenwaaren	7,020	"
Gedruckte "	13,916	"
Tücher	25,700	Dutzend,
Velvets	2,050	Stück,
Cloths	25,442	"
Long-Ells	21,777	"
Camelots	4,000	"
Eisen	4,718	Piculs,
Japanholz	4,000	"
Sandelholz	3,992	"
Ebenholz	830	"
Total-Werth dieser Einfuhr	1,066,172	Pfd. Sterl.

Im Jahre 1844 war die Einfuhr anderer, als britischer Produkte sehr klein. Im Jahre 1845 betrug die Einfuhr anderer fremder Schiffe ca. 1/8 und im Jahre 1846 beinahe 1/4 der Gesammt-Einfuhr, wobei aber zu bemerken ist, daß selbst die außerbritischen europäischen Schiffe theilweise Waaren für englische Rechnung geladen hatten. Ueber die Theeausfuhr von S. vom 1. Juli 1846 bis dahin 1847 s. Thea.

Shank, austral. Insel, im großen Ocean, 0° 25′ südl. Br. u. 180° 40′ östl. L.

Shanklinsand (engl., Geognos.), s. v. a. unterer Grünsandstein, s. d. u. Kreidegruppe.

Shann, nordam. Fluß, V. St., Mandan-Distrikt, südlich vom Whiteflusse, mündet in den Missouri, rechts.

Shannon, Hauptfluß Irlands, entspringt in der Prov. Connaught, am Fuße des Quilka Mountain, in der Grafschaft Cavan, fließt südwestlich, bis er die Gewässer des Lough Allen an der Grenze von Longfort aufnimmt, erweitert sich ebendaselbst zum Lough-Ree, weiter südl. zwischen Galway und Tipperary, zum Lough-Derg oder Deirgeant, beide berühmt wegen ihrer großartigen Umgebungen; von Limerick an erweitert er sich von Neuem, westl. gewendet bis zu seiner Mündung in den atlant. Ocean. Nebenflüsse sind: der Key oder Boyle, Suck, Grounagh in Roscommon; der Camelin und Inny in Longford; die Brosna und Birr in Kings County; der Fergus in Clare. Er ist schiffbar vom Einfluß der Gewässer des Lough Allen an; wenige Kanäle umgehen gefährliche Stellen (z. B. den Wasserfall Castleconne oberhalb Limerick); der Grand- und Royal-Kanal verbinden ihn mit Dublin. Große Schiffe fahren bis gegen Limerick und Barken beinahe bis zur Quelle. Die Fluth steigt darin 9—14, ja 12—20 Fuß. Es gibt darin vorzügliche Lachse.

Shannonbai, s. Irland.

Shannon-Bridge, brit. Dorf, Irland, Prov. Leinster, Kings-Grafschaft, nördlich von Banagher, links am Shannon, über den hier eine Brücke führt; Märkte, Mineralquellen.

Shannon Mouth (Geogr.), s. Kerry.

Shanok, austral. Vorgebirg, Neu-Holland, auf der Nordküste, auf der Landzunge, welche den Hafen Philipp an der Ostseite einschließt.

Shantar, asiat.-russ. Inselgruppe, Gouv. Ochotsk.

Shapinshay, eine der Orkney-Inseln, Schottland, nördl. von Pomona. Die zerrissenen Küsten bieten die gute Bai Gracala und den einzigen Hafen Elwick; Schafe, Rindvieh, Pferde und viel Schweine, Sodabereitung; 790 Einw. Hier soll Agricola bei der Umschiffung von Britannien gestrandet seyn, und wirklich findet man an der kleinen Bai Gracala noch jetzt bisweilen römische Münzen.

Shapleigh, nordamerik. Ort, V. St., Staat Maine, Grafsch. York, am Piscataqua; 1820: 2820, 1840: 1510 Einw.

Shapura, vorderind. kleine Insel, Kalkutta, an der Ostküste.

Shara-Muren, Name des asiat. Flusses Liaho, in dem Scharaigol-Mongolen-Land, in seinem obern Lauf.

Shark, brit. kleine Insel, Irland, Grafsch. Galway, südl. von Bofim, an der Westküste.

Shark (engl., Ichthyol.), s. v. a. ächter Haifisch, Squalus Carcharias *L.*

Sharksbai, s. Eendrachtsland.

Sharkstown, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Maryland, Grafsch. Queen-Anne's auf der Insel Kent, links am Chester-River.

Sharmuth (engl., Ichthyol.), s. v. a. Büschelwels (s. d.), Heterobranchus anguillaris *Geoffr.*

Sharon (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Connecticut, Grafsch. Litchfield, rechts am Housatonick; 1820: 2570, 1840: 2410 Einw.; — 2) Ort das., Staat New-Hampshire, Grafsch. Hillsborough; 1840: 250 E.; — 3) Ort das., Staat Vermont, Grafsch. Windsor; 1820: 1430, 1840: 1370 Einw.; — 4) Ort das., Staat Massachusetts; 1820: 1020, 1840: 1080 Einw.; — 5) Ort das., Staat New-York, Grafsch. Schoharie; 1820: 3980, 1840: 2520 Einw.; — 6) S.-New, Ort das., Staat Maine, Grafsch. Franklin; 1820: 940, 1840: 1830 Einw.

Sharp (Biogr.), 1) Samuel, berühmter Chirurg, studirte Wundarzneikunst bei Cheselden und zu Paris, ward dann Chirurg an einem Spital zu London und † 1778. Berühmt besonders durch seine „Treatise on the operations of surgery", Lond. 1740, u. ö., in mehre fremde Sprachen übersetzt, Abhandlung über chirurgische Operationen, London, 6. Ausg. 1751. Schrieb ferner: Critical in quiry into the present state of surgery, das. 1750; — Briefe uber Italien, das. 1767. — 2) Granville, 1735 zu Bradfortdale in der Grafschaft York aus altadelichem Geschlecht geboren, lernte zu London die Kaufmannschaft, trieb aber auch mit Erfolg die Wissenschaften und erwarb sich namentlich, angeregt durch theologische Streitigkeiten, Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprachen und ward 1758 beim Kriegskommissariat angestellt. Die Menschenfreundlichkeit seines Charakters machte ihn auf die grausame Behandlung der schwarzen Sklaven aufmerksam, und 1765 nahm er sich zuerst eines armen, bis auf den Tod gemißhandelten Negers an, dem er nach einem harten Kampfe gegen die bestehenden Gesetze die Freiheit verschaffte. Er studirte

darauf zwei Jahre lang alle Gesetze, welche auf persönliche Freiheit britischer Unterthanen Bezug hatten, und erkämpfte mehre Male mit gleichem Erfolg unglücklichen Sklaven die Freiheit. Seiner ausdauernden Beharrlichkeit dankte England endlich 1772 das einer freien Nation würdige Gesetz, das den Sklaven, sobald er einen Fuß auf englischen Boden setzt, für frei erklärte. Mit glühendem Eifer sprach und schrieb er gegen die Unterdrückung der Indianer, und zu Gunsten der nordamerikanischen Pflanzer in dem Streite mit dem englischen Parlamente, welcher die Losreißung der Kolonien zur Folge hatte. Beim Ausbruch des Kriegs legte er seine Stelle nieder, hielt sich bei seinen Brüdern auf und lebte mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit im freundschaftlichsten Verkehr. Auch gegen das Matrosenpressen erhob er mit einigem Erfolg seine Stimme. Im J. 1780 trat er zu der ersten in England begründeten Bibelgesellschaft, schloß sich dem Verein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden eifrig an und deckte mehre Gräuel des schändlichen Menschenhandels auf. Zum Besten der in England frei gewordenen, aber nahrungslosen Sklaven gründete er eine Ansiedelung auf Sierra Leone und führte 4 Jahre lang die Direktion, bis er durch unglückliche Ereignisse genöthigt, das Ganze der Sierra-Leone-Gesellschaft übergab. Im J. 1787 gründete er eine Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels, deren Vorsteher er wurde und deren Zweck 1807 unter Fox endlich errungen ward. Die African-Institution wählte ihn in demselben Jahre zum Direktor. Allgemein geachtet, † er 1808. Die African-Institution errichtete ihm in der Westministerabtei ein Denkmal. — 3) William, ausgezeichneter Kupferstecher, 1746 in London geboren, erhielt den ersten Unterricht von B. West, war dann Schüler Bartolozzi's, folgte aber später weder dem Einem noch dem Andern, sondern vereinigte in seinen Blättern die Vorzüge der Werke Reynolds, Strange's und Woollets. Durch S. erreichte (nach Longhi's Behauptung) die Kupferstecherkunst ihren Gipfel, stieg noch einen Schritt und sank dann auf der andern Seite nicht wenig herab. Er stach historische Gegenstände sehr gut, besser aber noch Portraite. Im ersten Fache gab er aufs Vortrefflichste den Charakter der Maler seines Landes und seiner Zeitgenossen, indem er mit gleicher Treue deren Schönheiten und Fehler übertrug, was man deutlich in seinem Blatte, „die Doktoren der Kirche", nach G. Reni, unterscheiden kann. Im zweiten Fache sind unter Andern die Bildnisse von Hunter und Boulton bewunderungswürdig. Ueberhaupt entfaltet S. in fast allen seinen Werken große Kenntniß des Helldunkels, tiefes Gefühl für den Ausdruck und die Farbe, Kühnheit in einem sonderbaren Strich und viele Neuheit des Kupferstechermachwerks. Mit leichter Biegung brach er auf freie Weise in den Fleischen die Richtung der ersten ab, ersetzte sie durch eine andere, die jedoch nicht die Fortsetzung der zweiten war, setzte Punkte und Gegenpunkte dazwischen, ohne daß dadurch eine Verminderung des Schmelzes und des herrschenden Charakters entstand. Einige, mehr als nöthig gebogene und den Forderungen der Natur angemessene Strichlagen, manche den Gesetzen der Perspektive entgegengesetzte Führung, die bei andern Künstlern unerträglich seyn würde, vereinigen sich bei ihm sowohl mit Geist als Kraft. Es galt ihm für eine Hauptaufgabe, mit den Grabstichel das Spiel des Pinsels nachzuahmen, und aus natürlicher Neigung zog er die freieren Gemälde mit keckem Pinsel den fleißigeren und verschmolzenern vor, weil er bei jenen die Norm für sein System der Strichlagen deutlich vor Augen sah, bei diesen hingegen keine. Er war ein Feind von Allem, wobei er das Unangenehme, das Mühselige und Beschwerliche ahnte und vermied deshalb jede zu regelmäßig gebogene Linienlage, jede ohne Noth angebrachte Glätte, Gleichweite und Nettigkeit des Stiches, indem er sie für Gegenstände aufsparte, die ihrer Natur nach glatt und glänzend waren. S. streifte also das Joch, welches einige neuere Grabstichelmeister der Kupferstecherkunst aufgebürdet haben, nicht ohne Glück ab, und der Erfolg würde ein noch größerer gewesen seyn, wenn sich der Künstler mehr in den Grenzen der Mäßigung gehalten hätte, welche er dem Spiele des Pinsels huldigend, einer wahrhaft ausschweifenden Freiheit wegen überschritt. S. hatte sich vorgenommen, mehr die Malerei als die Natur nachzuahmen, wodurch er seine Kunst, die ihre eigenthümlichen Mittel hat, das Wahre auszudrücken, sich der Mittel einer andern gänzlich verschiedenen Art zu bedienen zwang, so daß er nach Leonardo da Vinci's Ausspruch sich als Neffe, nicht als Sohn der Natur zeigte. Longhi nennt nur die oben genannten Stiche als Musterblätter; allein es sind fast alle von großer Schönheit. Mit vorzüglichem Lobe erhebt man auch die Belagerung von Gibraltar nach Trumbull, Alfred den Großen nach B. West, Karl II. im Tower nach demselben, und Samuels Schatten, ebenfalls nach West. S. war Mitglied der Akademie zu Wien u. a.; er † zu London 1824. — 4) William, Maler, um 1790 in London geboren und an der Akademie daselbst gebildet, kopirte einige Werke berühmter älterer Meister, wie das Bild der Jugend des Bacchus nach Poussin, wofür ihm 1821 die silberne Medaille zu Theil wurde. Zum Hauptfache wählte S. das Genre, worin er Vorzügliches leistete. Eines seiner Hauptwerke dieser Art ist ein reiches Bild von 1822, welches einen Theaterdichter vorstellt, der den Schauspielern sein neues Drama vorliest. Aus S.s Gemälden spricht immer ein genaues Studium der Natur, eine lebendige und charakteristische Auffassung der Individuen. Einige seiner Werke sind durch den Stich bekannt. — 5) T., Bildhauer zu London, jetzt lebender Meister, der zu den besten englischen Künstlern seines Faches gehört. Es finden sich von ihm höchst ähnliche Büsten, welche die größte Zahl seiner Werke ausmachen, da solche Portraite von den englischen Großen häufig verlangt werden. Dann haben wir von S. auch andere Bildwerke, die ein genaues Studium der Natur beurkunden, wie sein durch eine Eidechse erschreckter Knabe, welcher überaus wahr dargestellt ist.

Sharpe (Biogr.), 1) Luise, s. Seyffarth 4); — 2) Eliza, Malerin zu London, jüngere Schwester der Vorigen, arbeitet in gleichem Genre und steht an Verdienst dieser gleich. Man hat von ihr äußerst zarte Porträtzeichnungen und weibliche Idealfiguren in Aquarell. Mehre ihrer Bilder sind in Heath's „Galery of British Engravings", London 1836 ff., in Stahl gestochen, auch in englischen Almanachen findet man Stiche nach ihren Gemälden u. Zeichnungen.

Sharpey, nordamerikan. Insel, V. St., Staat New-Hampshire.

Sharples, brit. Ort, England, Grafsch. Lancaster, nordwestlich von Manchester; 2150 Einw.

Sharps, nordamerik. Insel, V. St., Staat Maryland, in der Chesapeake-Bai, am Kap Cooks.

Sharpsburg, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Maryland, Grafsch. Washington; 1820: 1500 Einw.

Sharün, europ.-russ. Ort, Gouv. Smolensk, südl. von Roßlawl.

Shary, afrik. ansehnlicher Fluß, Sudan, Bornu, kommt aus dem Innern von Afrika, fließt von Süden nach Norden durch mehre Mündungen in den Tschad-See, auf dessen Südseite.

Shaston, brit. großer Distrikt, England, nördlich in der Grafsch. Dorset.

Shat-el-arab (Schat-el-arab), s. Tigris.

Shaub, eine Art ostindischer halbseidener Baftas, welche ehedem die Franzosen nach Europa brachten.

Shaw (Biogr.), 1) Thomas, engl. Reisender, 1692 zu Kendal in Westmoreland geboren, studirte Theologie und wurde Kaplan im englischen Komptoir in Algier. Im J. 1727 bereiste er die Umgegend, westlich bis zu den Bergen von Trara, südöstl. bis zu denen von Jugarra, nordöstl. bis nach Bona und dehnte seine Reise bis nach Tunis aus. Später besuchte er Palästina, Syrien und Aegypten, lebte dort 12 Jahre und kehrte 1742 über Algier nach England zurück, beladen mit einem Schatz von Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümern und Münzen. Er ward Präsident eines Kolleges, auch Professor zu Oxford, wo er 1751 †. Schrieb: Travels and observations relating to several parts of Barbery and the Levant, Oxford 1738, Fol., neue Auflage 1754, 4.; franz., Haag 1743, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1765, 4.; holländ., Utrecht 1773, 2 Bde. 4. — 2) George, berühmter Zoolog, 1751 geboren, lehrte Zoologie zu Oxford und ward, da er als Geistlicher nicht Professor werden konnte, 1787 Baccalaureus der Medicin und Arzt zu London, wo er Vicepräsident der neu gestifteten literar. Gesellschaft wurde und im Leverianmuseum Vorlesungen über Naturgeschichte hielt. Seit 1791 Konservator der naturhistorischen Bibliothek des brit. Museums und nachher des Museums daselbst, † er 1813. Schrieb: Allgemeine Zoologie, Lond. 1801—16, 8 Bde., von Stephens vollendet; — gab heraus: Naturhistorische Miscellen, 1789 ff.; — mit J. Smith ein Prachtwerk über die Zoologie und Botanik von Neuholland; — lieferte zu Parkisons „Museum Leverianum" und zu Millers botanischen Prachtwerk die Kupfer. — 3) Henry, Zeichner und Kupferstecher zu London, hat sich im Fache der Architektur und Ornamentenzeichnung einen rühmlichen Namen erworben. Die Zahl seiner Zeichnungen ist sehr bedeutend, und nicht allein für den Freund des Alterthums, sondern auch für Architekten von Bedeutung. Wir haben von ihm kolorirte Verzierungen aus Manuskripten und alten Druckschriften mit einer Beschreibung von F. Madden, welche 1833 erschien. Ein anderes Werk gibt uns die Grund- und Aufrisse, die perspektivische Ansicht, Ornamente und Details von Luton Chapel unter dem Titel: Gothic architecture and ornaments in a Series of Illustrations of Luton Chapel, Lond. 1833, 20 Taf., Imper.-Fol. Dann gab er mit Bridgens „Designs for Furniture" heraus, 60 Blätter nach Werken des gothischen Styls und nach solchen aus der Zeit der Königin Elisabeth, Lond. 1838, Roy.-4. Alle Werke dieses Künstlers zeichnen sich durch historisches Interesse und durch Genauigkeit der Darstellung aus. — 4) T. W., Kupferstecher zu London, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Blätter, sowohl Kupfer als Stahlstiche, findet man in literarischen und belletristischen Werken, z. B. in „The works of Hogarth in a series of Engravings by Truster", Lond. 1835, 4.; sie gehören zu den besten Arbeiten ihrer Art.

Shaw, Gewicht in Persien.

Shawagunger-Grit (engl., Geognos.), mit dem grauen Sandstein und dem Oneidekonglomerat zusammen ein Glied der New-Yorkformation bildend, s. New-Yorkformation.

Shawancetown, nordamerik. Ort, V. St., Staat Illinois, Grafsch. Gallatin, rechts am Ohio; unweit Salzwerke, aus denen das Salz in den Handel kommt; 1820: 300 Einw.

Shawangunk, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Ulster; 1820: 3370, 1840: 3890 Einw.

Shawcottah, vorderind. Ort, Madras, nordöstlich von Madura.

Shawia (Bot.), nach Forster, Gattung der Compositae Amphigynanthae *Rchb.* Art: S. paniculata *Forst.* Strauch auf Neuseeland.

Shawiya, afrik. Bezirk, Marrokko, Königr. Fez, im westlichen Theile, um den Morbea.

Shawls (engl. Shawls, franz. Châls, Châles, pers. Châli), der Name der großen quadratischen oder länglich viereckigen (Longshawls, Schlipse, sind auch diese v. bedeutender Länge, so heißen sie Doppelshawls), ursprünglich bloß aus feiner Wolle gewirkten Tücher, die in Europa von dem vornehmen weiblichen Geschlechte zur Hülle von Schultern und Busen benutzt, im Morgenlande aber auch von den Männern gebraucht werden, um daraus den Turban oder einen Bund um den Unterleib zu binden. Die feinsten S. kommen über Ostindien, Konstantinopel und Persien aus dem Innern Asiens, namentlich aus Tübet und Kaschmir und werden zu hohen Preisen, bis zu 1000 holl. Dukaten und mehr noch bezahlt. In Europa

nennt man diese Tücher vorzugsweise türkische S. Man hat solche in England, namentlich in Edinburg, Norwich und Paisley, in Frankreich zu Lyon und in Deutschland zu Wien in ziemlicher Vollkommenheit nachgeahmt; wer aber behauptet, daß solche nur wenig den aus dem Morgenlande eingeführten nachständen, muß mit deren Qualität ganz unbekannt seyn, und so beträchtlich auch der Umsatz der englischen und französischen Manufakturen ganz wollener S. gestiegen ist, so haben solche doch die Feinheit, Dauerhaftigkeit und Schönheit des Stoffes und der Farben ächter S. noch lange nicht erreicht. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orientalische S., zu denen tübetanische Ziegenwolle verwendet wird, pariser S. aus reiner Wolle, lyoneser S. aus Seide und Wolle und S. von Nancy aus Wolle und Baumwolle. Bagdad-S. sind türk. S. von grobem Gewebe, aber von ächten Farben und sehr leicht, mit gelbem oder weißem Grund und bunten Zeichnungen. Auch ganz seidene und baumwollene S., erstere namentlich als Longshawls, von verschiedener Güte und verschiedenem Muster, bunt durchwirkt, glatt 2c., kommen in den Handel.

Shawnetown, nordamerik. Ort, s. v. a. Shawaneetown.

Shawnoor, Stadt, s. v. a. Shahnoor.

Shawpur, vorderind. Stadt, Kalkutta, nordwestl. von Rangur, am Coyle.

Shaws Billy Dean (Pomol.), Shaws dicker Dechant, englische Stachelbeersorte; eine dicke, runde, roth punktirte Frucht, die hier u. da mit starken, kurzen, rothen Haaren besetzt ist.

Shea (Bot.), s. Bassia butyracea *Roxb.*

Shea (Biogr.), Madame, eine der berühmtesten Schauspielerinnen Nordamerika's, die Enkelin Kemble's, wurde den 6. Juli 1851 auf der Insel St. Louis, wo sie in dem Volksschauspiel „Jack Sheppard" spielte, auf der Bühne von einer durch den Schnürboden herabfallenden Eisenstange erschlagen.

Sheabutter, ein specifisches Produkt aus dem westlichen Afrika, von der Frucht eines Baumes, welcher der amerikanischen Eiche sehr ähnlich ist; sie hat einen Kern, der, getrocknet, durch Kochen im Wasser die Butter liefert und Aehnlichkeit mit einer Olive hat. Die Butter, die sich dadurch auszeichnet, daß sie sich das ganze Jahr ohne Salz erhält, soll weißer, fester und schmackhafter, als Kuhbutter seyn. Die Erzeugung ist ein Hauptzweig der afrikanischen Industrie und wird hauptsächlichlich in Gambia und Nigl betrieben. Ein wohlbeschaffener Baum gibt einen Bushel Nüsse. Die Butter hat Aehnlichkeit mit der Galambutter und kommt von einer Bassia, deren Gattung noch nicht ermittelt ist; bei 28° R. nimmt sie Butterkonsistenz an.

Sheaf, Fluß, s. Sheffield.

Sheales, Stadt, s. v. a. Shields.

Sheat-Fish (engl., Ichthyol.), s. v. a. Wels, Silurus Glanis.

Sheche, Stadt, s. v. a. Dschebol.

Shedrizü, europ.-russ. Ort, Gouv. Pskow, südlich von Porschow.

Shee, Martin Archer, Porträtmaler und Präsident der Akademie der Künste in London, Irländer von Geburt, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung und in allen Wissenschaften Anweisung, widmete sich aber besonders der Kunst nebst ihrer Theorie und Geschichte. Als er 1830 nach dem Tode des Sir Thomas Lawrence zum Präsidenten erhoben wurde, wollte man den Grund dazu fast nur in seinen poetischen und artistischen Werken, in seiner allseitigen feinen Bildung suchen. Er hat aber auch Malwerke geliefert, welche mit Auszeichnung genannt werden müssen. Dazu gehört das Porträt Romney's, das Bildniß des Sir John Woolmore in ganzer Figur, und jenes des Königs, von 1834. Alle diese und andere Bilder zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und durch eine schöne wahre Färbung aus. Man hat aber auch andere Darstellungen von S., zunächst einige Genrebilder, die größtentheils aus seiner früheren Zeit stammen, und historische Figuren, welche nicht minder einen Künstler von Verdienst beurkunden. So ist im Sitzungssaale der Akademie ein Belisarius, ein trefflich behandeltes Bild. In der Stafford-Gallery ist ein solches der Lavinia, von Rolls für „The Anniversary" 1829 gestochen. Nicht geringen Theil an seinem Ruhme haben auch die von S. verfaßten poetischen und artistischen Werke. Wir haben von ihm: Elements of Art, a Poem in six cantos with notes and a preface including strictures, of the state of the Arts, Criticism, Patronage and puplic state, London 1809; — Rhymes on Art, or the Remonstrance of a Painter, 2. Aufl., Lond. 1805, 2 Thle.; — The Commemoration of Reynolds, in two parts, with notes and other poems, das. 1814. — Ein Trauerspiel von ihm wurde von der Censur so übel zugerichtet, daß es unmöglich auf die Bühne kommen konnte. Dieser Zufall machte aus dem Dichter einen Misanthropen.

Sheekan, afrik. Land, Ober-Guinea, an der Küste.

Sheep, brit. tiefe Einbucht, Irland, Graffch. Donegal, an der Nordküste.

Sheep (engl., Säugeth.), s. v. a. Hausschaf, Ovis Aries *L.*

Sheephead (engl., Ichthyol.), in Nordamerika s. v. a. Schafskopf, Sargus ovis *Cuv.*

Sheep laurel (engl., Bot.), s. v. a. Kalmia angustifolia *L.*

Sheepscut, nordamerik. Fluß, V. St., Staat Maine, fließt von Norden nach Süden in die Johns-Bai.

Sheeps Fescue grass (engl., Bot.), s. v. a. Schafschwingel, Festuca ovina *L.*

Sheepshead, brit. Kirchspiel, England, Graffch. Leicester; Strumpfstrickerei; 3530 E.

Sheepwash, brit. Kirchspiel mit Stadt, England, Devon, südlich von Bideford, am Torridge; 450 Einw.

Sheerneß (Sherneß), brit. Stadt, England, Graffch. Kent, auf der nördlichsten Spitze der Insel Sheppey, an der Mündung der Themse und des Medway, mit Hafen; großes Magazin, Schiffbau; 2000 Einw. Die Schiffswerfte wird für eine der besten in England gehalten, nachdem sie 1815 erweitert worden ist; ein Bassin von 26' Wasser kann 6 große Schiffe aufnehmen,

ein zweites ist für kleinere Schiffe bestimmt. S. ist stark befestigt, hat aber eine ungesunde Lage.

Sheeting (Waarenk.), ein starkfädiges geschlossenes, leinenes od. baumwollenes Gewebe, dem Kanefaß gleich, während unter Shirting die leichtere, feinere, dichtere Waare in Baumwolle, ursprünglich zu Hemden bestimmt, verstanden wird. Beide Artikel kommen roh und gebleicht vor und sind auch als Long-cloth der Engländer nur in einer anderen Aufmachung, als Domestiks der Nordamerikaner auf den überseeischen Märkten vom allergrößten Begehr, während Deutschland sehr wenig davon ausführt. Die wichtigsten dieser Baumwollenzeuche sind: Ungebleichte glatte; brasilianisch Pannos de algodao cru liso, engl. brown Shirtings u. S., amerikanisch Domestiks in the grey, mexikanisch Mantas triguenas genannt, man gebraucht sie zu Hemden und Bettzeuch. Kommt die Waare geköpert vor, so heißt sie auf brasilianisch cru entrancodo, engl. brown Drillings. Gebleichte glatte, kommen in Stücken von 24 Yards 30 bis 36'' breit. Dichte Leinwand nennt man zuweilen S.; so wie auch die unter dem Namen Irlandas überall im Weltverkehr vorkommenden irländischen Leinen als Irish Shirting bezeichnet werden.

Sheffield (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, West-Riding der Grafsch. York, auf einer Anhöhe an der Mündung des Scheaf in den Don, einer der wichtigsten Fabrikorte Englands; Kaserne für Reiterei, Theater, Getreidehalle, Halle der Messerschmiede, St. Peterskirche mit zahlreichen Denkmälern, St. Paulskirche, mehre andere öffentliche Gebäude, literarische und philosophische Gesellschaft mit verschiedenen Sammlungen, eine dergleichen für Gartenbau, zahlreiche Unterstützungsanstalten, Lyceum, Lancasterschule; mit dem dazu gehörigen Kirchspiel 91,700 Einw., die Stadt allein etwa 45,000 E. Große Fabriken für Metallwaaren aller Art, besonders von Stahl und Eisen, von den gewöhnlichsten Ackerwerkzeugen bis zu den feinsten mathematischen Instrumenten; Stahl- u. Eisenwaaren werden in ungeheuern Quantitäten nach Amerika und nach allen Theilen von Europa verschickt; ferner sind hier ausgedehnte Teppichwebereien und Manufakturen für Möbelzeuch von Pferdehaar; lebhafter Handel, befördert durch den schiffbaren Don und einen 1815 gegrabenen Kanal zum deutschen Meere. S. war schon in frühern Zeiten von Bedeutung durch seine ausgedehnte Waffenfabrikation; einen viel höhern Grad von Größe und Wohlstand hat es aber erreicht, seitdem es diesen Erwerbzweig verlassen und sich der Fabrikation von Messern, Scheeren, Gabeln, Rasirmessern, Kämmen, Knöpfen, Sägen, Meißeln und einer Menge anderer Handwerkszeuge gewidmet hat. In der Fabrikation von Messern behauptet S. den Vorzug vor Birmingham und allen übrigen brit. Fabrikstädten. Die Messerschmiede von S. haben viele hundert Muster von Messern, von welchen manche bis zu 28 Klingen im Griffe führen und 7—8 Guineen kosten, während andere, nachdem sie durch eine Menge Hände gegangen sind, zu einem Penny das Stück verkauft werden. Unerschöpfliche Steinkohlen- und Eisenbergwerke in der Nachbarschaft liefern die rohen Materialien an die Hand. Ferner wird die Kunst des Silberplattirens jetzt in großer Ausdehnung u. Vollkommenheit hier behandelt. Auch gibt es in S. 2 Stückgießereien, Twistspinnereien, Bleiweiß-, Mennige- und andere Fabriken, Dampfmaschinenbauwerkstätten 2c. — 2) Nordamerikan. Ort, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Yorkshire, rechts am Housatonick; 1820: 2480, 1840: 2320 Einw.

Sheffield (Biogr.), 1) J. B. Holroyd, Graf von S., engl. Staatsmann und Gelehrter, geb. 1737, diente in der Armee, bereiste einen großen Theil von Europa, ging 1767 auf seine Besitzungen in Sussex, ward 1778 Milizoffizier, später Obrist. Der Flecken Coventry wählte ihn 1780 ins Unterhaus, wo er mit liberalen Ansichten sehr lebhaften Antheil an den Verhandlungen nahm und große Kenntnisse über die Verhältnisse des Handels u. der Landwirthschaft entwickelte. Später für Bristol gewählt, sprach er kräftig zum Vortheil der Negersklaven. Im J. 1802 ward er zum Pair erhoben; † 1821. Als vertrauter Freund Gibbons hinterließ ihm dieser seine Schriften zur Herausgabe, welche S. auch in 2 Auflagen, London, 3 Bde., 4., und 7 Bde., 8., besorgte. Schrieb: Bemerkungen über den Handel Amerika's, London 1783; — Bemerkungen über Manufakturen, Handel und den Zustand Irlands, das. 1785; — Ueber die Abschaffung der Sklaven, das. 1789; — Ueber die Kornbill, das. 1791; — Ueber die Vereinigung mit Irland, das. 1799; — Ueber den Kornmangel, das. 1800; — Bemerkungen über die gegen die Ausführung der Wolle aus Großbritanien nach Irland erhobenen Einwendungen, das. 1800; — Kritische Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung des Marine- und Kolonialsystems von England, das. 1804; — Die dem Staatsinteresse günstigen Befehle und das amerikanische Embargo, das. 1809; — Ueber die Kornbill und über die Mittel, die sich kreuzenden Interessen zu vereinigen, das. 1815. — 2) John, s. v. a. Buckingham 4).

Sheffieldia (Bot.), nach Forster, Pflanzengattung. Arten unter Samolus *L.*

Sheffnal, brit. Marktflecken (Stadt), England, Grafsch. Shrop (Salop), südöstlich von Shrewsbury; in der Nähe Eisen- u. Steinkohlenminen, Eisenwerkstätten, Glashütten; 20,000 Einw. Dabei die königl. Eiche, auf welcher Karl II. sich vor seinen Feinden glücklich verbarg; jetzt durch eine Mauer geschützt. Vergl. Worcester.

Shefford, brit. Flecken, England, Grafsch. Bedford, südöstlich von Bedford, sonst bedeutender, als jetzt; 700 Einw.

Shefran (engl., Bot.), s. v. a. ächter Safran, Crocus sativus *L.*

Shegakeh, s. Tscherkessen.

Shehalien, Berg, s. v. a. Sheschallian.

Shehr, Sidja, asiat. Ort, Afghanistan, Kandahar, östlich von Kandahar.

Shehsa, s. Sissa.

Shehy, brit. Berg, Irland, Prov. Munster,

Grafsch. Cork, im nordwestlichen Theile der, Grafschaft.

Sheik, s. v. a. Scheikh.

Sheikpur, ostind. Stadt, Prsdsch. Kalkutta, Prov. Bahar.

Sheiks, Volk, s. v. a. Sikhs.

Sheil (Geogr.), See, s. v. a. Shiell.

Sheil (Biogr.), Richard Lalor, irischer Agitator, Mitglied des britischen Unterhauses und Münzdirektor unter dem Ministerium Russel, war der Sohn Edmund S.s, der sich mit einem durch Handelsgeschäfte in Cadix erworbenen anständigen Vermögen auf sein Landgut Bellevue bei Waterford in Irland zurückgezogen hatte, und 1794 zu Dublin geboren. Der junge S. hatte zuerst einen geflüchteten französischen Abbé zum Hauslehrer, besuchte dann in London eine Schule, der ein emigrirter französischer Edelmann vorstand, wurde später in das Jesuitenkollegium zu Ronyhurst aufgenommen und endlich an der Dreifaltigkeits-Universität zu Dublin immatrikulirt. S.s rednerische Anlagen äußerten sich schon in früher Jugend; er war Mitglied mehrer „Debating-Klubs" in Dublin und zeichnete sich durch die leidenschaftliche Energie einer damals noch sehr rohen u. überschwenglichen, aber keineswegs wirkungslosen u. dabei ächt irischen Rhetorik aus. Dem Wunsche seines Vaters gemäß sich der Jurisprudenz widmend, trat er nach vollendeten Universitätsstudien als Zögling in das londoner Linkoln's Inn und ward in gehöriger Zeit zum Bar (d. h. zur Advokatenpraxis) berufen. Die Vermögensangelegenheiten seines Vaters hatten mittlerweile durch einige mißglückte Spekulationen eine ungünstige Wendung genommen, und um die Kosten seiner juristischen Bildung zu bestreiten, trat S. als dramatischer Schriftsteller auf. Er debutirte mit der Tragödie „Adelaide", welche in Dublin aufgeführt ward u. dem leidenschaftlichen Spiele der Miß O'Neil, die ihrem jungen Landsmanne gefällig seyn wollte, einen vorübergehenden Erfolg verdankte. S. prakticirte nun am Barreau; aber da die Klienten sich nur langsam einfanden, so setzte er seine dramatischen Nebenarbeiten fort und brachte (kurz vor oder bald nach seiner ersten Verehelichung mit einer Miß O'Halloran) in Coventgarden drei Trauerspiele auf die Bühne, von denen das letzte „Evadne", die günstigste Aufnahme beim Publikum fand. S. besaß indeß zu wenig Bühnenroutine, als daß er im dramaturgischen Fach sein Glück hätte machen können, wiewohl in pekuniärer Hinsicht seine derartigen Bestrebungen nicht unbelohnt blieben, denn seine vier Tragödien sollen ihm nicht weniger als 2000 Pfd. St. eingebracht haben. Im J. 1822, einem Jahre des Elends und der Hungersnoth für Irland, schloß sich S. mit Leib und Seele an O'Connel an als Agitator für die Emancipation seiner Glaubensgenossen und für die Trennung der legislativen Union und galt von nun an als einer von den Leitern der Volkspartei. Seine Reden waren kräftig, und — im Verhältniß zur Stimmung der Regierung und der Nation in jener Zeit — kühn bis zur Verwegenheit. Als die Maßregel zur Unterdrückung der katholischen Association von Irland 1825 von Goulburn ins Parlament gebracht wurde, eine Maßregel, die bei ihrer dritten Lesung mit einer Mehrheit von 130 durchging, wurden O'Connel und S. an der Schranke des Unterhauses gegen die Bill gehört. S.s Erfolg in London war glänzend, wenn er auch den Hauptzweck seiner Aufgabe nicht erreicht hatte. Sein Ruf als Redner war ihm vorausgegangen, man drängte sich, ihn zu hören, und seine Hörer fühlten sich reichlich befriedigt. Er wurde von den leitenden Mitgliedern der Whigpartei gesucht und geliebkost, und kehrte nach Irland zurück, ohne durch den Sieg der goulburnschen Bill im mindesten entmuthigt zu seyn. Der Ton, welchen S. seitdem in seinen Reden anschlug, erregte die Aufmerksamkeit der Regierung, so daß nach einer Philippika von besonderer Heftigkeit der Attorney-General für Irland, der nachherige Lord Plunkett, angewiesen wurde, seine Pflicht zu thun. Der Prozeß, welcher folgte, glich andern und berühmteren Staatsprozessen. Der Vertheidigungsplan der Rechtsfreunde S.s, O'Connel, Holmes und des nachherigen Richters Perrin, bestand darin, die Gerichtsverhandlungen möglichst in die Länge zu ziehen. Rechtseinreden der subtilsten Art wurden vorgebracht, aller Advokatenscharfsinn angestrengt, um in der Anklagestellung förmliche Mängel zu entdecken, lange technische Erörterungen und leidige Verzögerungen und Vertagungen fanden Statt, bis das Ministerium Liverpool fiel und George Canning an's Staatsruder trat, wo man dann den Prozeß fallen ließ. S. hatte die Krallen des Gesetzes drohend gegen sich ausgestreckt gesehen, aber sein energischer Geist ließ sich dadurch nicht schrecken. Unter der wellingtonschen Verwaltung fuhr er unermüdlich fort, das katholische Irland organisiren zu helfen, es zu ermuthigen, zu befeuern, anzuspornen. Dies war die thätigste und kraftvollste Periode seines Lebens. Er schaffte rastlos in Rede und Schrift, arbeitete an der Bildung von Provinzial- und Zweigvereinen, und war in der That nebst O'Connel die Seele und Haupttriebfeder der Bewegung. Diese hatte in ihrer damaligen Phase ihren Gipfelpunkt in der berühmten Wahl für Clare, welche als der letzte Entscheidungskampf über die Frage der Katholikenemancipation betrachtet werden mag. O'Connel stand als Bewerber um die Grafschaft gegen Vesay Fitzgerald, einen Kabinetsminister. Die ganze grundbesitzende Gentry von Clare warf ihren Einfluß in die Wagschale des ministeriellen Kandidaten; aber der größtentheils durch S.s Beredsamkeit erregte Sturm war unwiderstehlich, und die 40 Schilling-Freeholders hoben O'Connel triumphirend auf den Parlamentssitz. Dieses Ereigniß erregte großes Aufsehen, und in England kam es zu einer Ruhestörung. Die irischen Agitatoren schifften über den Kanal und stürzten sich häuptlings in den wüthenden Kampf zwischen den rivalisirenden Glaubensbekenntnissen. Darauf fand das berühmte Meeting auf der Haide von Penenden Statt, wo die Großpächter und Freisassen von Kent eine Petition ans Parlament annahmen: Die prote-

stantische Landesverfassung unversehrt zu bewahren. S. war anwesend und versuchte zu sprechen, konnte aber kein Wort vorbringen, so lärmten und tobten die Versammelten. Gleichwohl erschien, zum Ergötzen des Publikums, ein vollständiger Bericht der nicht gehaltenen Rede in den Morgenzeitungen, den ihnen natürlich der Verfasser geliefert hatte, durchspickt mit vielen „Hört, hört!" u. „Beifallsbezeugungen", die S. zu erwarten sich für berechtigt erachtet hatte. Die Rede selbst war allerdings eine Meisterarbeit, ebenso glänzend in der Diktion, wie logisch klar und bündig, und wohl werth seiner großen Rede bei der Parlamentswahl für Clare an die Seite gesetzt zu werden. Die Aufhebung der Rechtsungleichheiten der Katholiken war nun aber, trotz des Vorgangs auf der Penenden-Haide, thatsächlich errungen: das peel-wellingtonsche Kabinet gab nach, und am 5. März 1829 brachte Robert Peel die Katholiken-Abhülfsbill in vierstündiger Rede ein. Bald darauf schlug S. die Auflösung der katholischen Association vor, als welche ihre Schuldigkeit gethan und ihren Zweck erreicht habe. Kurz nach Erledigung der Emancipationsfrage erhielt S. durch Vermittlung des Lords Francis Egerton die seidene Licentiatenrobe und 1831 verschaffte ihm der Marquis v. Anglesea den Parlamentssitz für seinen Familienflecken, Milbourne-Port. S. zögerte nicht, dem Hause der Gemeinen Proben seines Talents abzulegen. Es war die Zeit der Einführung der Reformbill, welche Lord John Russel am 1. März vorschlug, und S. nahm alsbald Theil an der Verhandlung. Sein parlamentarisches Debut war ein vollständiger Erfolg, so daß ihm die Leiter der Reformphalanx, ja sogar einige von den edler fühlenden Gegnern, öffentlich Glück wünschten. Dann kam die allgemeine Wahl in Folge der beiden Niederlagen, die das Ministerium bei General Gascoigne's Motion und der Vertagungsfrage erlitten. S. bewarb sich um die Graffchaft Louth und wurde siegreich gewählt; aber nach der Parlamentsauflösung 1832 wünschte S., der sich 2 Jahre zuvor in zweiter Ehe mit der Wittwe Edwards Power von Gurtien verbunden und dadurch Grundeigenthum in Tipperary erworben hatte, diese Grafschaft im Parlament zu vertreten, und wurde dort auch wirklich gewählt. Am 15. Februar des folgenden Jahres brachte Lord Grey seine „Bill gegen die irischen Ruhestörungen", eine Zwangsbill, ein, und setzte sie rasch in allen ihren Stadien durch, trotz hartnäckigen Widerstandes der irischen Mitglieder, deren Leitung bei dieser Gelegenheit S. übernommen. Er gerieth in den Verdacht, eine bloße Scheinopposition geführt und das Ministerium insgeheim zum Vorgehen mit dieser Bill ermuntert zu haben, welche üble Nachrede von einem Ausschuß des Hauses untersucht und für völlig grundlos erklärt wurde, worauf deren erster Urheber S. förmlich Abbitte leistete. Der zu seiner Zeit vielbesprochene „Lichfield-Hausvertrag", bei welchem S. eine hervorragende Rolle spielte, war das nächste bemerkenswerthe Ereigniß seines Lebens. Vor diesem Bündniß zwischen der Whigregierung und der o'connelschen Partei hatte sich S. durch die Bitterkeit hervorgethan, womit er gegen die Zehnten losging, die er in jeder Form verdammte, sowie durch heftige Standreden wider die Union. „Wenn", so sprach er 1832, „wenn die Union nicht binnen drei Jahren getrennt wird, so bin ich entschlossen, weder Grundzins, noch Zehnten, noch Staatsabgaben mehr zu zahlen. Sie mögen meine Habseligkeiten pfänden, aber wer wird sie kaufen?" Allein nach Abschluß des Paktums im Lichfield-Haus verstummte dieser Ton, u. nach einigem Kokettiren mit dem Ministerium Melbourne, wobei ihm zuerst das Kronfiskalat (Solicitor-Generalship) für Irland angeboten wurde, erhielt S. das Kommissariat des Greenwichhospitals verliehen, und bald hernach ward er zum Vicepräsidenten des Handelsamtes, mit einem Sitz im Staatsrathe ernannt. S. war der erste katholische Bürgerliche (Commoner), der diese Würde erhielt. Hiermit hatte er aufgehört, der Agitator des irischen Volks zu seyn. Nach dem Abtritt der Whigpartei im Aug. 1841 büßte auch S. seine Stellung ein, worauf er von Dungarvon ins Parlament gewählt ward. Bei dem großen Staatsprozesse gegen die Häupter der Repealassociation 1843 vertheidigte er seinen alten Agitationsgenossen Daniel O'Connel, und einige Jahre später hegten Smith O'Brien und seine Genossen starke Hoffnung, daß S. das Gewicht seiner Beredsamkeit und seines moralischen Ansehens für sie in die Wagschale legen würde. S., so äußerte Smith O'Brien, müsse und werde vergessen, daß er ein Geheimerath sey, und sich nur erinnern, daß er ein Irländer sey. Aber S. vergaß den Geheimerath nicht: er fühlte durchaus keine Lust, das weiche Bett eines behaglichen Amtes gegen Monster-Meetings u. die Gefahr eines neuen Staatsprozesses zu vertauschen. Als die Whigs, nach Abschaffung der Korngesetze, die Regierungsgewalt übernahmen, erhielt S. die Münzmeisterstelle, und nach Aufhebung dieses Amtes ward er mit dem diplomatischen Posten in Florenz betraut. Hier † er den 25. Mai 1851. S. war von Person ein kleiner, breitschulteriger, rühriger Mann. Sein Redestyl war sehr eigenthümlich; seine Gestikulation rasch, gewaltsam u. unaufhörlich; seine Aussprache auffallend lebhaft u. ungestüm, manchmal, besonders nachdem er seine Zähne verloren, in ein förmliches Gezwitscher ausartend, wobei er, da er ohnehin immer mit hoher schriller Stimme sprach, seine Sätze in einem durchdringenden Falset schloß. Sein Redestoff war immer gut und logisch klar angeordnet. Wie Macaulay kehrte er gern eine prägnante Seite der vorliegenden Frage hervor, bearbeitete diese in einer Reihe scharfer und schlagender Argumente, beleuchtete sie in lebhaften und malerischen Bildern und umkleidete das Ganze mit einer nervigen, antithetischen, ja größtentheils epigrammatischen Ausdrucksweise. Das Streben nach Schimmer und rhetorischem Effekt gab S. niemals auf. Die Mehrzahl seiner Reden war vorbereitet, und nachdem er sie gehalten, schrieb er sie zuweilen selbst, nach französischer Art, für die Journale nieder.

Shekawutty, ostindischer Distrikt, Provinz

Abschmir, unter mehren Häuptlingen stehend; mit den Städten: Jhongoona, Munnohurpoor, Katpolee.

Shekerleysberge (Geogr.), s. Antigua 1).

Shekohabad, vorderind. Stadt, Agra, östlich von Agra.

Shelburne (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat New-Hampshire, Grfsch. Coos; 1820: 790, 1840: 350 Einw.; — 2) Ort das., Staat Vermont, Grfsch. Chittenden, östlich am Champlain-See; 1820: 990, 1840: 1100 Einw.; — 3) Ort das., Staat Massachusetts, Grfsch. Middlesex; 1840: 1000 Einw.; — 4) Ort das., Grfsch. Franklin; 1840: 1020 Ew.; — 5) austral. Bai, an der Nordostküste von Neuholland, Neu-Süd-Wales, von Sanddünen umgeben, 11° 50′ s. Br. u. 160° 32′ ö. L.; — 6) Kanton u. Stadt, s. Neu-Schottland.

Shelburne (Biogr.), Graf von, s. v. a. Lansdown 1).

Shelby (Geogr.), 1) nordamerik. Grafschaft, V. St., Staat Illinois; 1840: 6660 Einw.; Hauptort: Shelbyville; — 2) Grafsch. das., Staat Indiana; 1840: 12,010 Einw.; Hauptort: Shelbyville; — 3) Grafsch. das., Staat Ohio; 1820: 2110, 1830: 3670, 1840: 12,150 Einw.; Hauptort: Hardin; — 4) Grafschaft das., Staat Kentucky; 1820: 21,050, 1840: 17,770 Einw.; Hauptort: Shelbyville; — 5) Grafschaft das., Staat Tennessee; 1820: 350, 1830: 5650, 1840: 14,720 Einw.; Hauptort: Memphis; — 6) Grafschaft das., Staat Alabama; 1820: 2420, 1830: 5700, 1840: 6110 Einw.; Hauptort: Shelbyville.

Shelbycout (Muschelrock), tückischer und schadenfroher Wassergeist, der manchen Felsen und Klippen der schottischen Küste den Namen gegeben, erscheint mit allerhand Seegewächsen und Muscheln bedeckt, deren Töne seine Ankunft verkünden.

Shelbyville, mehre nordamerik. Hauptorte von Grafschaften, s. Shelby.

Shelbzü, europ.-russ. Ort, Gouv. St. Petersburg, nördlich von Luga, an der Luga.

Sheldicha, europ.-russ. Ort, Gouv. St. Petersburg, östlich von St. Petersburg, am Ladoga-Kanal.

Sheldon, nordamerik. Ort, V. St., Staat Vermont, Grfsch. Franklin; 1820: 930, 1840: 1730 Einw.

Shelf, brit. Ort, England, Grfsch. York, nordöstl. von Halifax; 2100 Einw.

Shelford (Shefford), brit. Flecken, England, Grfsch. Bedford.

Shelidan, Inseln, s. v. a. Khilidonian.

Shell, brit. Einbucht, Schottland, Hebriden, Insel Lewis, südlich von Kebuck-Head, an der Westküste.

Shella, afrik. Stadt, Marokko, westlich von Fez.

Shell-bark Walnut-tree (engl., Bot.), s. v. a. grauer Wallnußbaum, Juglans cinerea *L.*

Shelley (Biogr.), 1) Percy Bysshe, englischer Dichter, eben so hervorragend durch sein Talent, wie als Mensch durch seinen edeln Charakter, wurde zu Fieldplace in Sussexshire am 4. Aug. 1792 geboren und verlebte auf dem einsamen Landsitze seines Vaters, Sir Thomas S., Baronets von Castle-Garing, die erste Jugend. Seine Schwestern waren dort sein einziger Umgang. Acht Jahre alt kam er auf die Schule von Sion-House in Breetford. Hier ward seine stille Mädchenhaftigkeit ein Gegenstand des Spottes; der Knabe ward scheuer, zurückhaltender, er begann die Einsamkeit zu lieben und streifte ganze Tage lang in den Wäldern um. Auf der Schule zu Eton vollendete sich die Melancholie seines Wesens; der Hang zur Poesie bildete sich rasch aus. Er las alte Balladen und schrieb ein Epos in 6 Gesängen: „Der wandernde Jude", das Medwin, S.'s Jugendfreund, eine wilde chaotische Geburt, wüst, titanenhaft, nannte. Bevor er sein 16. Jahr vollendet, erschienen zwei Romane von ihm: „Zasterozzi" und „Die Rosenkreuzer". So schnell entfaltete sich seine Natur und schüttelte hastig die eigene Unreife in die Welt hinaus. Die Schwärmerei von rascher Weltverbesserung wucherte früh in seinem Gehirn; der Gedanke, in Politik und Religion ein Reformator zu werden, quälte ihn Tag und Nacht. Mit dem 16. Jahre bezog er die Universität Oxford. Hier machte er ein Heft Gedichte bekannt: „Nachgelassene Papiere meiner Tante Margaretha Nicholson", eine Reihe von Versen, welche in die Ausgabe seiner Werke nicht aufgenommen sind; auch der Panegyrikus auf Charlotte Corday, dazu gehörig, ging verloren. Das poetische Gefühl für das Unglück trieb ihn auch zu philosophischen Fragen; er studirte Spinoza und seine Geisteskräfte fielen dem Skepticismus in die Hände. Hume ward sein Evangelium und noch vor Ablauf seines zweiten Studienjahres schrieb er das Büchlein „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus". Sein rascher Jugendsinn wollte den Menschen ihren schlaffen Glauben an den alten Gott im Himmel, der oben glücklich sey und unten auf Erden alle Greuel der Zerstörung zuließe, mit einem Streiche vernichten; wo Gott nicht auf Erden sey und in Liebe unter den Menschen walte, da sey auch keiner im Himmel. Dieses seltsame Produkt verbreitete er selbst mit geschäftiger Eile, er sandte es an die gelehrten Perücken, er ließ es auf der Bank der Bischöfe umlaufen. Alsbald stand er vor den Häuptern des Kollegiums, „der Knabe mit der Unschuld seiner Prüfungslust vor den grauen Inhabern der ein- für allemal wie ein verfallener Burgflecken in Beschlag genommenen hohen Kirchenweisheit." Anstatt zu widerrufen, unternahm er es vielmehr, sich mit den Aristokraten der Gelehrsamkeit in Beweisgründe einzulassen, gegen die Satzung mit Dialektik zu Felde zu ziehen, der Vernunft ihr freies Recht der Prüfung zu erkämpfen. Das war nun freilich mehr als Gottesleugnung, und der Knabe S. ward als Atheist proklamirt und vor der Hand aus der Gemeinschaft der Universität ausgeschieden. Durch diese Verdammung des Kollegiums wurden seine Verhältnisse als Mitglied

des Staates, als Mitglied einer Familie, seine Anrechte als Mensch einer trostlosen Verwirrung preisgegeben. Das älterliche Haus weigerte sich, ihn aufzunehmen, und als der Vater ihn endlich vorließ, war die tiefste Verachtung das Erbtheil des Sohnes und er floh seine Familie für immer. Noch tiefer erschütterte ihn der Verlust der Geliebten. Seine Liebe zu Miß Harriet G. hatte den Roman „Zasterozzi" hervorgerufen, an welchem die junge Freundin selbst einige Kapitel schrieb. Es schienen zwei Wesen von wunderbarer Aehnlichkeit der Geister, die sich hier gefunden hatten. Aber wer Gott nicht kannte, der konnte ja auch die Liebe nicht kennen, und die Geliebte floh den Furchtbaren, den die Menschheit von sich stieß. S. sah sie bald an der Seite eines Andern. So stand er ziemlich losgebunden von allem Lebensgehalte, bis auf die drückendsten Aeußerlichkeiten von dem Verkehre mit Menschen abgeschnitten. Seine Familie war reich, sein Großvater hinterließ ein Vermögen von 20,000 Pf. St. jährl. Einkünfte und 300,000 Pf. St. liegender Gründe. Der Enkel kämpfte jetzt um die Nothdurft des Lebens; seine Freigebigkeit, sein Eifer, das Elend um ihn her zu tilgen, hatte ihn selbst zum Ziele der nächsten Mildthätigkeit gemacht. Einmal verfallen in die Schlingnetze des Zweifels, mußte er sich nun ganz heimisch machen in der Metaphysik, um Gott zu suchen, den er in den Zuständen der Menschheit nicht fand. Baco, Priestley, Price, Smith wurden seine Studien. Der Glaube an die unbegrenzte, aber künftig schon auf Erden erreichbare Vervollkommnung des Geschlechts, wurde seine Religion. Seine Phantasie schwelgte in diesen Gebieten einer goldenen Zukunft, wo das Verbrechen auf Erden verschwinden und der Mensch befreit seyn werde von den Gebrechen der bürgerlichen Verhältnisse, von den Fesseln der religiösen Tyrannei. Er kam auf die Entdeckung: das Böse sey kein ursprünglicher Theil der Menschenseele, nur durch die Abweichung von den Bahnen der Natur sey das Geschlecht in das Elend seiner Zustände gerathen, aber der Geist werde Kraft gewinnen, die zertrümmerte Natur, das Kind des Schöpfers, wieder in sich aufzubauen, dann werde Gott wieder da seyn unter den Menschen und sein Geist auf Erden wandeln. S. war 17 Jahre alt, als er seine „Königin Mab" schrieb, ein Gedicht, das die Bewunderung Byrons erregte. Anfänglich nur als Manuskript für seine Freunde gedruckt, wurde es später von einem betrügerischen Buchhändler, wider des Dichters Willen, ins Publikum gebracht, nachdem S. in seinen Gedankenbahnen bereits neue Wendungen erlebt hatte. Er nahm einige Aussprüche als unreife Jugendideen zurück, weil er der Meinung war, daß Schroffheit und Paradoxie eher Hindernisse als Beförderungsmittel für die Fortbildung der leidenden Menschheit seyen. Das Verbot, das dem Buche widerfuhr, mochte ihn nicht bestimmt haben. In diesem Gedichte liegt aber S.'s ganzes Bekenntniß, es ist das poetische Erzeugniß seiner philosophischen Muse. Janthe, die Heldin der Dichtung, hatte für sich die Ketten des Daseyns durchbrochen und der Wagen der Feenkönigin führt sie durch die Reiche der Welt, um Gottes Geheimnisse zu schauen. Hienieden ist sie irre geworden an der Regierung eines allweisen Schöpfers, nun soll sie den Zusammenhang des großen Lebens im All der Welt erblicken. Sie fährt durch die weiten Räume des Himmels und ruft nach Gott. Die Feenkönigin enthüllt ihr die Vergangenheit und sie erschrickt, — die Gegenwart, und sie erbebt vor all den Schrecken einer sich selbst immerdar verwüstenden Welt. Unter der Gewalt dieser trostlosen Bilder, die an Gottes Macht zweifeln lassen, droht Janthe's Seele zu erliegen, da zerreißt der Schleier auf den Wink der Fee und die Zukunft schimmert durch den Riß mit allem Glanze eines heiligen goldenen Friedens. Da wandelt der Mensch schon auf Erden wie ein reiner Geist, die Elemente sind seine Sklaven, das Lamm liegt neben dem Tiger, Alles ist eine große Liebe, Religion und Staaten verschwimmen in dem Lichtmeer, wie „Trümmer eines schwülen Traumes". Dieser Hang nach Liebe, die den Haß der Menschen sühnt und seine Unbill ausgleicht, ergriff auch persönlich den Dichter. Er entführte Miß Westbrook aus der Pension und floh zum Schmied von Gretna Green (s. d.). Gewaltsamkeiten gründen indessen kein Menschenglück: das lehrte er als Poet und mußte es jetzt auch als Mensch von Neuem empfinden. Er zerfiel abermals mit seiner Familie und seine Gattin war nicht das Wesen, das sein arm gewordenes Leben ausfüllen konnte. Er hatte mit ihr gleichsam nur die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um einen Gegenstand der Liebe zu haben, die seinem Herzen die erste Bedingung zum Leben war. S. begab sich zurück nach London. Er war wieder allein, das schnell geschlungene Band ward schon nach 3 Jahren wieder gelöst. Miß Westbrook trat von ihm zurück, und S. schüttete in seine Dichtung seinen Schmerz. Seine nächste Poesie war „Alastor, oder der Geist der Einsamkeit". Ein glühender Zauber der Phantasie malt die Welt voll Herrlichkeiten, aber durch die prangende Natur wandert Alastor ruhelos, um ein Wesen zu suchen, das er lieben könnte u. das er nicht findet. S.s Gesundheit war erschöpft und er machte jetzt (1814) seine erste Reise nach dem Kontinent, den Rhein hinauf nach der Schweiz; am Vierwaldstädter-See weilte er längere Zeit. Die nächsten Jahre verlebte er wieder in London; er studirte Medicin. Seine Familie ließ ihn fast verhungern, bis seine Mündigkeit ihn zu einem Lehnseigenthum berechtigte. Er verkaufte dasselbe an seinen Vater für einen Jahrgehalt von 1000 Pfund. Die Verfolgungen, die er auch von Seiten der Regierung erlitt, dauerten fort. Sein früherer Aufenthalt in Irland hatte ihn auch politisch verdächtig gemacht. Er hatte ein Pamphlet geschrieben, das dort viel Aufsehen machte, obschon darin behauptet war, daß offene Rebellion zum Unheil führe und nur gemäßigte Festigkeit eine Ausgleichung der Menschenrechte mit den Satzungen des Herkommens möglich mache. Man wollte wissen, daß S. in einer Volksversammlung zu viel Beredsamkeit entwickelt habe,

als daß man ihn nicht für gefährlich halten müßte. Müde geworden und erfüllt von jener Resignation, die still, wenn auch nicht glücklich macht, lernte S. 1816 die Tochter William Godwins kennen, die, wie Medwin sagt, eigens für ihn geboren und gebildet zu seyn schien und mit der er binnen Kurzem in ein eheliches Verhältniß trat. Was Mary war, liegt der Welt in den Romanen, die sie später schrieb („Walpurga", „Frankenstein", „Der letzte Mensch"), zur Schau; ihm selbst, dem Freunde und Gatten, war sie unstreitig mehr; indem sie ihn liebte, gab sie ihm den Glauben an Gott und Menschheit wieder. Noch im Mai desselben Jahres verließen die Gatten das felsenharte Insellland der Satzungen; sie durchflogen Frankreich und lebten den Sommer über an den Ufern des genfer Sees in einem kleinen Landhaus auf der Montblancseite, nahe der Villa Diodati, welche Byron bewohnte. Im Hôtel de Sécheron, auf dem Wege nach Coppet, hatten sich die Dichter gefunden; auf den nächtlichen Seefahrten erschlossen sich ihre Seelen zu einem Austausche für die Ewigkeit. S., sagt der geistreiche Verfasser der „Charaktere", war weit mehr Denker; der lärmende Byron, der sich mit den Titanen der Gefühlswelt herumschlug, wurde im Umgang mit dem Freunde stiller, tiefer, gefaßter. Man will den höhern Schwung und die Einkehr der Gedanken in sich selbst, welche „Manfred" und der 3. Gesang des „Childe Harold" verrathen, auf den Einfluß beziehen, den S. übte. Sie waren beide Aristokraten der Gewohnheit, obschon das Herkommen und die Satzung des Lebens sie geächtet hatte. Sie waren beide Aristokraten der Gefühlswelt, obschon beide Freiheit und Gleichheit verkündeten, Byron mit stolzem Gepränge, mit Hohn gegen die Starrheit der Menschheit, S. mit sanfter Schwärmerei u. doch hartnäckiger mit der Kraft des langsam spürenden Gedankens. Jener predigte von der Liebe mit dem Hasse, den er tödten wollte, er liebäugelte mit den Dämonen des Menschenlebens, die er verfolgen wollte, er gefiel sich in den Schauern der Gemüthswelt, während S. sie überwand, indem er sie in den Aether seiner Glaubenslehre von einer goldenen Menschenzukunft auflöste. Aus diesem Aetherisiren entstand der Pantheismus der Liebe, den er predigte, auf Inseln der Glückseligkeit beschrieb und im Gemüthe des Menschen nachwies. Seine Poesie ist oft wie eine Transfiguration des Lebens. Sein wunderbar schönes Gedicht an eine Freundin im Kloster, unter dem Titel „Epipsychidion" in mancher Sammlung seiner Werke, obschon nicht in allen, vorhanden, bezeichnet am bestimmtesten den Charakter seiner Muse, wenngleich dieselben Stimmungen überall in seinen Versen wiederkehren. — Ueber sein äußeres Verhalten ist nur noch wenig zu sagen, sobald seine innere Stellung zur Welt mit dem Obigen angedeutet, wo nicht erklärt ist. Mit seiner Gattin, die er so schön besang, und mit Byron kam er zu dem Genusse der geistigen Schätze eines reichen Lebens. Noch in demselben Jahre besuchte er Chamouny, den Mont Avert und schrieb am Fuße des Montblanc eine Ode, welche die Wunder der Natur feiert. Oft verkehrte er auch in Coppet, wo damals Frau von Staël und A. W. Schlegel glänzten; noch öfters in Byrons Villa, wo er seine Uebersetzungen des äschyleischen Prometheus und des göthe'schen Faust vorlas. Von der letzteren wurde der Prolog im Himmel und die Walpurgisnacht später veröffentlicht. Man rühmt ihre poetische Kraft, andern Uebersetzungsversuchen von Lord Elgerton, Talbot, Syme u. A. gegenüber. In jenen Umgebungen und unter jenen Eindrücken schrieb seine damals 18jährige Gattin Mary ihren Roman „Frankenstein oder der moderne Prometheus". Den Frühling und Sommer 1817 brachte S. zum Theil am Comer-See zu. Seine Ekloge „Rosalinde und Helene" war das Erzeugniß der dortigen Eingebungen; S.'s Muse suchte immer mehr das Eldorado des Glückes in den Zauberer der äußern Natur, für die Menschenwelt lag es nach seinem Gefühle im Schooße der Zukunft. Seiner Rückkehr nach England folgten schmerzhafte Ereignisse, die sein leise eingewiegtes Herz von Neuem aufschüttelten. Er war im November 1817 in Bath, als seine erste Frau, die geb. Westbrook, in einem Anfall von Wahnsinn endete. Sie war, seit sie sich von S. getrennt, zu ihren Aeltern zurückgekehrt, mit dem Wohl ihrer Kinder beschäftigt. Zu ihrem krankhaften Zustande wissen wir kein Motiv; man zog sie eines Morgens todt aus dem Brunnen, in dessen Tiefe sie sich gestürzt. Der erschütterte Dichter hatte jetzt nur den Wunsch, seine Kinder aus dieser ersten Ehe an sich zu ziehen; allein auf Betrieb des Lord-Kanzlers Eldon ward er gerichtlich für moralisch unfähig erklärt, Vaterstelle zu vertreten. Er hatte ja nicht den Glauben an Gott, wie ihn eine Parlamentsakte forderte, die Satzungen der Kirche schienen ihm gleichgültig und vor Gericht schlug man von seiner „Königin Mab" einige Stellen auf, die er widerrufen sollte. Er widerrief nicht und die Justiz entzog ihm seine Kinder, deren Erziehung man einem Gottesleugner nicht überlassen dürfe. Dies war der letzte Schlag, der ihn traf; er schloß nun mit der Menschheit ab, oder vielmehr er suchte und fand sie nur im nächsten Kreise. Mit seiner treuen Mary zog er sich in die Einsamkeit zurück u. lebte längere Zeit in Great-Marlow in Buckinghamshire ein Einsiedlerleben. Den Einwohnern des Städtchens galt er für ein höheres Wesen; die Armen, die Kranken beteten zu ihm. Dort schrieb er mehre Pamphlete, z. B. „Der Eremit v. Marlow" bei Gelegenheit des Todes der Prinzessin Charlotte, die er als eine Göttin der Freiheit besang. Auch seine „Empörung des Islam", eine Apotheose der Freiheit, eine Vision des 19. Jahrhunderts, schrieb er in Marlow. Im Frühlinge 1818 schied er mit Mary von Neuem aus der Heimath, um sie nicht wieder zu sehen. Er ging durch Frankreich, Savoyen, über den Mont Cenis nach Venedig, wo Byron lebte. Dort schuf er ein reizendes Bild vom venetianischen Leben und schilderte sich und Byron als „Julian und Maddalo". Alle seine lyrischen

Dichtungen wurden immer mehr eine Verduftung der Materie; Medwin vergleicht sie mit den idealen himmelstrunkenen Gestalten Raphaels, während er Byrons Schöpfungen titianische Liebesgöttinnen nennt. S. lebte fortan abwechselnd in Neapel, in Rom, wo er das Trauerspiel „Die Cenci" (von Felix Adolphi ins Deutsche übersetzt) schrieb. In Pisa verkehrte er viel mit Fürst Alexander Maurokordato (s. d.), dem vormaligen Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten beim Hospodar der Walachei. Aus den Eindrücken dieses Umgangs erwuchs das Gedicht voll glühender Freiheitsliebe: „Hellas oder der Triumph Griechenlands". In den Bädern von St. Julian bei Pisa schrieb er eine Elegie voll ätherischer Lichtgedanken, die unter dem Titel „Epipsychidion" bekannt wurde, jene (schon oben erwähnte) Liebesklage über Emiliens Gefangenschaft im Kloster. Auch einige Satyren entströmten seiner Idee, als er an England zurückdachte; dann aber verhauchten seine Lebensschmerzen bald wieder in Elegie, Traum und Verklärung der Seele. Alle seine tiefsten Empfindungen strömten noch in einem lyrischen Drama zusammen, das er unter den Ruinen der Bäder des Caracalla schrieb. Dies ist sein „Erlöster Prometheus". Hier wird der Sieg des Geistes über die Natur, die Weltbefreiung durch die treu ausdauernde Menschenliebe gefeiert. Während dessen rückte jedoch die natürliche Auflösung seiner Kräfte immer näher. S.'s äußerer Mensch war fast allzu zart gefügt, seinen innern hatten die Zeitgenossen schon früh bis auf den Tod verwundet. Seine Nerven waren von Jugend auf so reizbar gewesen, daß er lähmende Mittel anwandte, um sie zu sänftigen. Der Genuß des Opiums hatte sein ganzes System zerrüttet und er litt an Zufällen, die sein Haupt tagtäglich unter das Schwert des Damokles rückten. Seine Phantasie war so geschäftig, daß sie ihn im Schlafe immer mit tausend angstvollen Bildern umgaukelte; sein Gehirn war reich genug, ihm immerfort neue Traumgestalten zu schaffen, aber nicht kräftig genug, die heraufbeschworenen Geister zu bannen und zu beherrschen. Nicht selten wurden seine Träume zu Visionen, und mehre seltsame Vorfälle dieser Art werden von glaubwürdigen Augenzeugen berichtet. So mußte denn S.'s nachtwandelnder Geist zu früh unterliegen, und die stürmischen Wellen, deren Raub er wurde, kamen vielleicht nur um wenig dem natürlichen Ablaufe seines Lebensprozesses voraus. S. schrieb noch an dem Fragment gebliebenen „Triumph des Lebens", als er (am 8. Juli 1822), neunundzwanzig Jahre alt, auf einer Fahrt im Busen von Spezzia durch das Umschlagen seines Bootes ertrank. Die letzten 8 Monate von S.'s Leben waren in täglichen Zusammenkünften mit Lord Byron hingegangen, dem er durch sein einnehmendes edles Betragen und die Eleganz seiner Sitten, so wie durch seine großen Talente und Kenntnisse immer theurer geworden war. Beiden war die See stets das schönste Vergnügen gewesen. Vierzehn Tage lang nach dem Untergange des Bootes war der Leichnam nicht aufzufinden, und als man ihn fand, war er nicht mehr im Stande, weggebracht zu werden. Um seinen Willen, in Rom begraben zu werden, zu erfüllen, beschloß man, seine Leiche zu verbrennen, und Byron, getreu seiner Obliegenheit als Exekutor und seiner Pflicht gegen den Freund, leitete die Ceremonie der Verbrennung am Meeresufer. Ein einsamer Raubvogel, vielleicht vom Leichnam angezogen, umflog den brennenden Scheiterhaufen in so engen Kreisen, daß man ihn hätte mit Händen greifen können, und ließ sich durch nichts verscheuchen. Die Asche des Dichters wurde darauf nach Rom gebracht; dort ruht sie neben der seines Freundes Keats, auf dem Kirchhofe der Protestanten, neben der Cestiuspyramide, „einem Orte so schön", wie er sagte, „daß er einen fast mit Liebe für den Tod erfüllen könnte!" „S. besaß", sagt Wolff, „ungemeine Kenntnisse fast in allen Fächern des menschlichen Wissens, dabei tiefen Scharfsinn und großen Geschmack; aber das Schwanken seines Geistes und der Kampf seiner Philosophie mit der Poesie um die Oberherrschaft in den Leistungen des Dichters gestattete nicht, seinen Gedichten durch innere Ruhe die Vollendung zu geben, deren sie noch bedurften. Das glühendste Gefühl für alles Edle und Große waltete in ihm; sein Atheismus wurde von seinen Feinden falsch verstanden und mit Unrecht verschrieen". Alt-England hatte ihn ein für alle Mal von sich gestoßen und gebrandmarkt. Allein wer den Verfluchten an sein Herz nahm, der fand in ihm einen unerschöpflichen Quell der reinsten Menschenliebe. „Da ist wieder ein Mann gestorben", schrieb Byron nach S.'s Tode, „den die Welt schmählich und boshaft verkannt hat. S. war der beste und am wenigsten selbstsüchtige von allen Menschen, die ich je kennen lernte, ein Mann, der all sein Glück und Vermögen für Andre geopfert hat", — und Mary S., seine Gattin, berichtete: „Die Einsamkeit, in welcher S. lebte, war die Veranlassung, daß ihm nur Wenige näher traten, und sein furchtloser Enthusiasmus für die Sache, die er für die heiligste auf Erden hielt, die Verbesserung des moralischen und physischen Zustandes der Menschheit, war der hauptsächlichste Grund, weshalb er, gleich andern Reformatoren, von Haß u. Verleumdung verfolgt wurde. Kein Mensch war jemals mehr als er bemüht, Alles um sich her zu beglücken. Die undankbare Welt fühlte seinen Verlust nicht, und die Lücke, die er machte, schien sich so schnell über seinem Andenken zu schließen, wie die mörderische See über seiner lebenden Gestalt. In Zukunft wird man sich beklagen, daß seine transcendenten Geisteskräfte untergingen, bevor sie der Welt ihre erwähltesten Schätze überlieferten. Seinen Freunden ist sein Verlust unersetzlich; der Weise, der Edle, der Brave ist für immer dahin. Er ist ihnen wie eine helle Vision, deren strahlende Spur, in der Erinnerung zurückgelassen, alle Wirklichkeiten des Lebens aufwiegt. Seine bloße Gegenwart war, wie Ithuriels Speer, genügend, um die Falschheit der Angaben zu enthüllen, welche seine Feinde der getäuschten Welt in das Ohr flüsterten".

Etwas des Schönsten und Treffendsten, was über S. gesagt ward, ist das Sonett Herweghs mit der Ueberschrift S., im ersten Band seiner Gedichte. — Von S.'s größeren Dichtungen ist außer den genannten nur noch seine Elegie auf Keats' Tod „Adonais" und die luftig hingehauchte „Zauberin des Atlas" zu erwähnen. Gesammelt erschienen sie in mehren Ausgaben größern und kleinern Formats (z. B. London 1845, in 1 Bde.), deutsch von J. Seybt, Leipz. 1844. Vgl. Kühne, „Weibliche und männliche Charaktere", 2. Bd., Leipz. 1838, u. Medwin, „The Shelley Papers etc.", London 1833. — Die Gattin des Dichters, Mary S., † am 1. Febr. 1851 in London. — 2) Samuel, Miniaturmaler, um 1750 in London geboren, erwarb sich durch seine Bildnisse und besonders durch seine naiven weiblichen Charaktere Ruf, fertigte auch verschiedene Zeichnungen für Buchhändler, die im Stiche erschienen. Auch mehre seiner Gemälde wurden gestochen. S. † um 1810.

Shelley (engl., Ichthyol.), s. v. a. Weißfölchen, Salmo (Coregonus) Fera *Jurine*.

Shellif, Fluß, s. v. a. Schellif.

Shelmardine's Cheshire Stag (Pomol.), Shelmardine's Chesterhirsch, englische Stachelbeersorte; eine ausgezeichnet gute, große, längliche, schwarzrothe, stark behaarte Frucht, welche meistens Mitte Juli reift. — Shelmardine's gently green, Shelmardine's edle grüne Stachelbeere, eine große, grüne, runde, glatte Frucht von feinem Geschmacke. — Shelmardine's red rose, Shelmardine's rothe Rose, eine runde, sehr dicke, am Stiele breite, rothe, mit kleinen Haaren besetzte Frucht von sehr gutem Geschmacke.

Shelonskaja (Geogr.), s. Trosky.

Shelter-Island, nordamer. Insel, V.St., Staat New-York, Grafsch. Suffolk, östlich von Long-Island, in der Gardner-Bai; 1820: 330, 1840: 380 Einw.

Shelton, brit. Ort, England, Grafsch. Stafford; starke Töpferei; 7500 Einw.

Sheltopusik (russ., Amphib.), s. v. a. Panzerschleiche, Pseudopus serpentinus *Merr.*

Sheltscha, europ.-russ. Ort, Gouv. St. Petersburg, südöstlich von Radnjewo.

Shemataway, nordamerikan. Fluß, Hudsonsbailänder.

Shemsin, asiat.-türk. Dorf, Syrien, westlich von Tadmor.

Shenau, nordamerikan. Fluß, V.St., Staat Virginia, entsteht aus 3 Quellflüssen und fließt von Südwesten nach Nordosten und mündet in den Potomac, rechts.

Shenandoah (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, V.St., Staat Virginia, mündet in den Potomac, rechts; — 2) Grafsch. das., Western-Distrikt; 1820: 18,930, 1830: 19,750, 1840: 11,620 Einw.; Hauptort: Woodstock.

Shenango (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V.St., Staat Pennsylvania, Grafsch. Beaver; 1820: 1100, 1840: 1440 Einw.; — 2) North-S., Ort das., Grafsch. Crawford; 1840: 1210 Einw.; — 3) South-S., Ort das.; 1840: 1320 Einw.

Shendy, afrikan. Stadt, Nubien, Hauptstadt des gleichnam. Landes, welches einen großen Theil der Halbinsel einnimmt, die von dem Nil und dem Atbara oder Tacazze gebildet wird, und worin der im Alterthum berühmte hierarchische Staat Meroe lag. S. ist ein Haupthandelsplatz für den östlichen Sudan, besteht aus mehren Quartieren, die von einander durch öffentliche Plätze oder Märkte getrennt sind, und enthält etwa 1100 Häuser. Die Stadt ist auf einer Sandebene, eine halbe Stunde vom Nil, erbaut. Selten bilden die Häuser eine regelmäßige Straße, sondern stehen in großer Unordnung umher. Die Häuser des Oberhaupts und die seiner Anverwandten enthalten Hofräume, welche von hohen Mauern umgeben sind. Die Regierung befindet sich in den Händen eines Häuptlings von arabischer Herkunft; das Gebiet, welches er beherrscht, erstreckt sich zwei Tagereisen gegen Süden und enthält recht fruchtbare Strecken. Mit Ausnahme des Geldes, welches dieser Häuptling bei seinem Regierungsantritt an den Beherrscher von Sennaar entrichtet, ist er ganz unabhängig und beherrscht seinen Bezirk ganz nach seinem eigenen Belieben. Die Regierung von S. verdient den Vorzug vor manchen andern afrikanischen Gouvernements; das Ansehen des Oberhauptes wird nicht geschwächt durch den Einfluß mächtiger Familien; auch huldigt man nicht dem Raubsystem, welches andere Staatengebiete zum Schrecken der Fremden macht. Des Häuptlings unbeschränkte Gewalt rührt von der Verschiedenheit arabischer Stämme her, die in S. wohnen, und von denen einer stark genug ist, um es mit einer Familie und ihren Zweigen aufzunehmen. Unter diesen Stämmen sind die bedeutendsten die Nimrabi, die Nayfa und die Dschahali, von welchen die meisten immer noch ein Nomadenleben führen. Sie haben schöne Viehheerden, und ihre Zelte sind über die ganze Steppe von S. ausgebreitet. Sie treiben einen ziemlich starken Handel mit Wolle, mit Teppichen und Straußfedern. Die Viehzucht jedoch ist ihr Hauptgeschäft. Unter ihren Frauen und Mädchen bemerkt man ausgezeichnete Schönheiten. Die geachtetste Klasse der Bewohner von S. sind die Kaufleute, unter denen zahlreiche fremde Ansiedler aus Sennaar, Kordofan, Darfur und Dongola sich befinden; die letztern sind die zahlreichsten und haben ein ganzes Quartier inne; ihre Nation aber wird weniger geschätzt, als die andern; man wirft ihnen Ungastlichkeit vor, und ihr Geiz ist zum Sprüchwort geworden. Das Mäklergeschäft, welches sich fast ausschließlich in ihren Händen befindet, hat ihren Namen noch verhaßter gemacht, so daß es ein Araber von S. für eine Beleidigung hält, wenn man ihn einen Dongolawi nennt. Der Handel blüht, weil die Regierung von den Kaufleuten keine Abgaben erpreßt; keine Art von Zoll wird bezahlt; dem humanen Häuptling machen die Karawanen, welche hier einkehren, ein kleines Geschenk, um sich seinem besondern Schutze zu empfehlen.

Von untergeordneten Stellen bei der Regierung weiß man nichts; der Häuptling scheint alle Gewalt in seiner Person zu vereinigen. Seine Verwandten sind Statthalter in den Dörfern, sein ganzer Hof besteht in 6 Polizeibeamten, einem Sekretär, einem Imam, einem Schatzmeister und einer schwarzen Leibwache. Man sieht zu S. viele wohlhabende Leute, die sich sehr schön kleiden und für glänzende Anzüge viel Geld ausgeben; die Toilette der Herren und Damen wird mit großer Sorgfalt betrieben. Da Gold ein sehr gewöhnlicher Handelsartikel auf dem Markte von S. ist, so tragen die Frauen häufig goldene Ringe in den Nasen und Ohren. Es ist nichts Ungewöhnliches, eine Familie zu sehen, die ein Dutzend Sklaven besitzt. Sie werden im Hause und auf dem Felde verwendet; man behandelt sie mit vieler Milde. Berauschende Getränke und Freudenmädchen werden in verschiedenen Häusern feilgeboten; nächtliche Orgien gehören nicht zu den Seltenheiten. Den arabischen Landleuten der Nachbarschaft ist die Viehzucht und der Feldbau überlassen. Erbsen, Melonen, Gurken, Weizen und Durra gedeihen vortrefflich. Auch das Vieh ist sehr schön und nimmt an Größe und Güte zu, je weiter man den Fluß hinaufkommt. In den südöstlichen Bergen haust die Zerafa, wie die Araber die Giraffe nennen. Die Beduinen vom Stamm Kowahel machen Jagd auf sie; wegen ihrer Haut, aus der man die stärksten Schilde macht, schätzt man sie sehr. Auch Bergziegen von der größten Art gibt es dort, die man nach S. zum Verkauf bringt; sie haben lange Hörner, die sich nach der Mitte des Rückens biegen; ihr Fleisch sieht man für einen großen Leckerbissen an. Die Beduinen fangen sie in Schlingen auf dieselbe Art, wie man die Strauße fängt, die in dieser Gegend ebenfalls sehr häufig sind; das Pfund vorzügliche Straußfedern bezahlt man mit 300 Piastern. Mehemed Ali schlug sie mit zu den Gegenständen, womit er allein Handel trieb. Die in Aegypten am meisten geschätzten kommen aus Kordofan und Darfur. Die Karawanen bringen sie mit nach Sirut. Die vom Stamm Dschahali thun die Federn in Bündel zusammen, gute und schlechte, und vertauschen sie auf den Märkten gegen Durra und andere Lebensmittel. Der Handel mit Straußfedern ist auf den Märkten von Afrika einer der verwickeltsten; die Juden von Kairo verstehen sich ganz trefflich auf diesen Handel; mancher Gewinn entging ihnen, seit der Pascha auch diesen Verkehr als Monopol in Anspruch nahm. In den sumpfigen Strecken hausen Elephanten, Tiger und Nilpferde. Bei Tage erheben sich die letztern selten über das Wasser, bei Nacht aber gehen sie an das Ufer und zerstören eben so viel durch den Tritt ihrer ungeheuren Füße, als durch ihre Gefräßigkeit. Den Einwohnern fehlt es an Mitteln, diese Thiere zu tödten. Zu Sennaar, wo die Nilpferde zahlreich sind, fängt man sie in Gruben, die man leicht mit Schilf bedeckt und in die sie bei ihren nächtlichen Wanderungen fallen. Die aus ihren Häuten verfertigten Peitschen macht man zu Sennaar und in einigen andern nubischen Ortschaften, wo man sogleich, wenn man sie gefangen hat, die Haut in schmale Streifen zerschneidet, die 5—6 Fuß lang sind und allmählig in eine Spitze auslaufen; alsdann rollt man jeden Streifen auf, so daß sich die Spitzen vereinigen und eine Pfeife bilden, in welchem Zustande er fest gebunden und an der Sonne getrocknet wird. Wenn man diese Peitschen biegsam machen will, muß man sie mit Fett salben. Zu S. verkauft man das Dutzend für einen spanischen Piaster; in Aegypten, wo sie allgemein im Gebrauch und der Schrecken der Dienstboten sind, kostet das Stück einen Dollar. In kältern Himmelsstrichen erhalten sie Risse und verlieren ihre Springkraft. S. hat einen täglichen und einen großen Wochenmarkt, der von allen Arabern der Umgegend besucht wird. Sklaven und Kameele bezahlt man gewöhnlich mit Dollars; ganze Partien von Sklaven vertauscht man gegen Waaren aus Aegypten und Sowakin. Von Dollars sind bloß die in Spanien geprägten im Umlaufe. Den Markt zu S. hält man auf einem großen freien Platz, zwischen den beiden vornehmsten Quartieren der Stadt. In drei Reihen kleiner Buden von Lehm, eine hinter der andern, in Gestalt von Nischen, die ungefähr 6 Fuß lang und 4 Fuß tief mit Matten bedeckt sind, befinden sich die reichsten Handelsleute, welche jeden Morgen ihre Waaren nach ihren Läden und des Abends wieder nach Hause schaffen, weil diese Buden keine Thüren haben. Die andern, kleinern Kaufleute sitzen auf der Erde unter einer Art von Dach und Decke von Matten, die auf drei Stangen ruhen und nach allen Richtungen gedreht werden können, um die Sonne abzuhalten, so daß der Kaufmann und seine Kunden zu allen Tageszeiten Schatten genug haben. Die Gegenstände, welche auf dem täglichen Markt gewöhnlich feilgeboten werden, sind geschlachtetes Fleisch, Milch, Tabak, Gewürze, Sandelholz, Gummi, Seife. Dicht bei den Fleischerbuden werden Stücke gebratenen Fettes verkauft, welches die Beduinen der Wüste, wenn sie nach der Stadt kommen, nebst etwas Buza gewöhnlich zu Mittag verzehren. Das Fleisch wiegt man nicht, sondern verkauft es in Scheiben von etwa 2—3 Pfunden; Gewichte findet man nur in den eigenen Häusern der Kaufleute; auf dem Markte brauchen sie Steine. Des Morgens bringen Beduinenmädchen frische und saure Milch herein und verkaufen sie gegen Durra; sie haben kleine hölzerne Schalen bei sich, wovon der Käufer eine mit dem Getreide anfüllt und dafür 3 Maß Milch erhält. Diese Mädchen verkaufen auch gekochte Kichererbsen und gekochte Tormus, denn beide sind ein Lieblingsfrühstück. Auf dem Markte wird niemals Brod verkauft, allein viele Weiber, die in niedrigen Hütten in verschiedenen Theilen der Stadt leben, mahlen die Durra sogleich für eine Kleinigkeit und backen Brod davon. Es ist eine eingeführte Sitte, weder auf dem Markt, noch sonst wo öffentlich zu essen. Der Grund hievon liegt in der abergläubischen Vorstellung, daß ein hungriger Jemand essen sehen u. ihm um die Bissen, die er in den Mund steckt, beneiden könnte; denn es ist, nach dem Volksglauben, kein Segen u. keine Nahrhaftigkeit in der Speise,

auf die ein Anderer ein neidisches Auge geworfen hat. Tabakshändler findet man an jeder Ecke des Marktes; die Einwohner lieben den Genuß des Tabaks über alle Maßen und halten ihn für eine Leckerei; der beste Tabak kommt aus Sennaar; wenn er trocken ist, hat er eine dunkelgrüne Farbe und viel von dem Geschmack dessen, den man auf den Bergen des peträischen Arabiens baut. Auch werden thönerne Pfeifen und Pfeifenköpfe aus Sennaar eingeführt. Der Schnupftabak ist ebenfalls stark im Gebrauch; man verfertigt ihn dadurch, daß man den Tabak in einen feinen Staub verwandelt und eine bestimmte Quantität desselben mit einem Drittheil Natron vermischt. Die Kaufleute von Sowakin nehmen mehre Kameelladungen Tabak für die Märkte von Dschidda und Yemen mit. Die Tabakskrämer handeln auch mit Natron, welches man aus Kordofan bringt, wohin es aus Darfur eingeführt wird; auch mit Salz aus den Salinen von Breida treiben sie Handel. Die Buden der Gewürzkrämer und Droguisten werden unter allen am meisten besucht; hier verkauft man Gewürznelken, Pfeffer, Kardamom und Tamarinden, welche letztere in kleinen Kuchen aus Kordofan eingeführt werden. Die Tamarindenkuchen werden auf die Art zubereitet, daß man die Hülse nebst den Bohnen in die Sonne setzt, bis sie in Fäulniß übergehen, in welchem Zustande man sie zu Kuchen knetet. Die Einwohner von S. lassen die Kuchen in warmem Wasser zergehen, und dies trinken sie dann als kühlendes Getränk. Sandelholz wird in bedeutender Menge aus Indien eingeführt und macht eine der Zuthaten des wohlriechenden Teiges, mit dem man sich die Haut reibt. Man verkauft es in Stückchen von ungefähr 6 Zoll in der Länge und führt viel davon nach Sennaar aus. An den großen Markttagen, die jeden Freitag und Sonnabend gehalten werden, kommen aus der Entfernung von 3—4 Tagereisen weit mehre tausend Menschen nach S., wovon der größte Theil Vieh zum Verkauf bringt. Oft sind gegen 500 Kameele und eben so viele Kühe zum Verkauf vorhanden. Die reichsten Kaufleute schämen sich nicht, den unbedeutendsten Kleinhandel zu treiben. Die Handelsleute aus Mizraim, Sowakin, Sennaar und Kordofan bilden eine besondere Abtheilung auf den Märkten von S.; in ihrer Mitte befindet sich ein großer Kreis von zum Verkauf ausgestellten Sklaven. Die Landleute der Umgegend bringen Matten, Körbe, Ochsenhäute, Töpferwaaren, Kameelsättel, hölzerne Schüsseln und ähnliches Geräthe. Etwa ein Dutzend Sandalenmacher vom Lande arbeiten an diesen beiden großen Markttagen in den verschiedenen Quartieren der Stadt und verfertigen binnen kurzer Zeit ganz gute Sandalen; in dieser ganzen Gegend sind die Lederarbeiten sehr hübsch. Das Leder gerbt man mit dem Harad oder der Hülsenfrucht der Akazie; die Dschahali-Beduinen sollen in seiner Zubereitung am geschicktesten seyn. Auch verkauft man hier lederne Säcke, die man zur Fortschaffung jeder Art von Gepäck und Waaren braucht, ausgenommen Gummi und Salz, die in Körben transportirt werden. Vom Lande kommen viele Schmiede nach S., die kleine Messer verfertigen u. verkaufen, welche von den Bewohnern dieser Gegenden allgemein getragen werden. Die einzigen Handwerker, die man zu S. sieht, sind Grobschmiede, Silberarbeiter, welche groben Schmuck für die Frauen verfertigen, Gerber, Töpfer und Zimmerleute. Soll ein Haus gebaut werden, so führen der Eigenthümer, seine Anverwandten und Sklaven die Mauerarbeit auf, und den Zimmermann läßt man nur kommen, um das Dach darauf zu machen und die Thüre zu verfertigen. Bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten sind diese Araber, wie die Beduinen der Wüste, ihre eigenen Handwerker. Viele Mädchen und Frauen sieht man beständig mit dem Spinnrocken in der Hand, indem sie Baumwollengarn spinnen. Baumwolle baut man in der ganzen Gegend, und sie ist ein gewöhnliches Erzeugniß der Nilufer. Der Handel im Großen wird vorzüglich durch Mäkler betrieben, von denen die meisten Dongolawi sind, welche überhaupt die scharfsichtigsten und gescheidtesten Handelsleute in diesem Theile von Nubien zu seyn scheinen. Kaum langt eine Karawane an, so wird das Haus jedes Kaufmanns mit Mäklern angefüllt. Allein die Habgier und Knausereien aller Parteien ist zu groß, als daß der Kauf schnell abgeschlossen werden könnte. Selbst wenn dies schon geschehen ist, sucht jede Partei noch die andere zu überlisten, ehe die Waaren abgeliefert werden und das Geld bezahlt wird. Keine Waare hat einen bestimmten Preis, es gibt hier keinen sogenannten Preiskurant; jeder verkauft nach der Aussicht, welche er hat, den Kaufmann zu betrügen und den Mäkler zu bestechen. Das Kaufgeld, oder in Fällen von Tausch sein Aequivalent in Waaren, wird fast immer auf der Stelle bezahlt; der längste Kredit, welcher angewendet wird, ist auf ein paar Tage. Bei dem Abschlusse jedes Handels sieht man deutlich, daß Käufer und Verkäufer Verdacht in ihre beiderseitige Ehrlichkeit setzen. Um einen Schuldner zur Berichtigung seiner Rechnungen zu zwingen, nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu den Sklaven des Beherrschers von S., welche als Polizeibeamte auftreten; allein wer ohne Schutz und ohne Freunde ist, kann darauf rechnen, den größten Theil seiner Waaren zu verlieren, wenn er sie ohne augenblickliche Bezahlung aus den Händen gehen läßt.

Shenectady, nordamerik. Stadt, V. St., Staat New-York, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft; Universität; 5000 Einw.

Shenstone, William, englischer Dichter, Sohn eines Landedelmanns, 1714 zu Hales Owen in Shropshire geboren, erhielt eine sehr vernachlässigte Erziehung und kam 1734 in das Pembrokekollegium zu Oxford. In unabhängiger Muße lebte er der Dichtkunst abwechselnd zu London und Bath, ließ sich nach dem Tode seines Vaters 1745 auf seinem väterlichen Gute nieder, stürzte sich aber durch Verschönerungssucht in Sorgen und Schulden und † 1763. Seine Gedichte zeichnen sich durch Zartheit des Gefühls und melodischen Versbau aus, erman-

geln aber oft der Lebhaftigkeit der Phantasie und der Kraft des Ausdrucks. Seine „Works in verse and prose“ erschienen Lond. 1764, 2 Bde.

Shenton (Biogr.), 1) Henry Charles, Kupferstecher zu London, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden englischen Künstler, lieferte schöne Stiche in Kupfer und auf Stahl, deren man in verschiedenen illustrirten Werken findet. Seine bedeutendsten Arbeiten enthält Findens „Royal Gallery of British art“. — 2) Henry Edward, Bildhauer zu London, wahrscheinlich Sohn des Vorigen, bildete sich an der Akademie der genannten Stadt, ging dann nach Italien, um in Rom seine Studien zu vollenden. Er fertigte eine Statue des Erzbischofs Cranmer, wo ihm ein Originalbildniß zu Grunde lag. Ein anderes Werk S.s, eine ergreifende Gruppe, ist unter dem Namen „das Begräbniß der Kinder Edwards“ im Tower bekannt, 1845 in London ausgestellt.

Shepertsville (Shephertsville), nordamerik. Ort, V. St., Staat Kentucky, südlich von Louisville, am Salt.

Shepey, Insel, s. v. a. Sheppy.

Shepheard, Georg, Kupferstecher, um 1760 geboren und in London gebildet, lieferte Bildnisse und Genrebilder.

Shepherd (Geogr.), kleine austral. Inselgruppe im Neu-Hebriden-Archipel, 16° 58′ südl. Br. und 126° 22′ östl. Länge.

Shepherd (Biogr.), 1) Thomas, Zeichner zu London, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fertigte zahlreiche architektonische und landschaftliche Ansichten, besonders aus der Stadt und der Umgebung von London. Von 1827 an erschien nach Zeichnungen eine Sammlung von Stahlstichen, welche eine malerische Reise durch jene Stadttheile bieten, unter dem Titel: „Metropolitan Improvements in the 19 Century“; lieferte auch landschaftliche Stahlstiche für das Werk: „Wales illustrated, in a series of views, ingr. from original Drawings by Henry Gastineau“, London, gr. 8. — 2) J. G., Zeichner und Maler zu London, widmete sich dem Fache der Landschafts- und Thiermalerei, und lieferte ausgezeichnete Arbeiten, Darstellungen in Aquarell.

Shepherdia (Bot.), nach Nuttall, Gatt. der Santaleae Elaeagneae *Rchb.*, Dioecia Tetrandria *L.* Charakter: Blumen mit getrennten Geschlechtern. Kelch glocken- radförmig, 4spaltig, Staubgefäße mit eben so vielen schuppenförmigen Drüsen abwechselnd. 1samige Beere. 2 Arten, Sträucher in Nordamerika: 1) S. argentea *Nutt.* Am Missouri. Blätter länglich, stumpf, auf beiden Flächen silberweiß geschildert. — 2) S. canadensis *Nutt.* In Kanada. Ueber 12 Fuß hoch. Blätter schmal, lanzettförmig, ganzrandig, oben dunkelgrün, am Rande zurückgerollt, unten mit weichen Sternhärchen und gelbbraunen Schüppchen. Beide dienen zur Verschönerung der Lustgärten, lieben einen guten, lockern Sandboden und werden durch Stecklinge, Ableger und Samen vermehrt.

Shepherdstown, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Virginia, Grfsch. Jefferson, nordöstl. von Charlestown, rechts am Potomac, oberhalb des Einflusses des Shenandoah; Mineralquellen; 1820: 1440 Einw.

Shepperton, brit. Kirchspiel und Dorf, England, Grafsch. Middlesex, östlich von Chertsey, an der Themse; 800 Einw.

Sheppy (Sheppey), brit. Insel, England, Grafsch. Kent, an der Mündung der Themse und Medway in die Nordsee; mit 12,000 Ew.; Hauptorte: Sheerneß u. Queensborough; 51° 24′ 23″ nördl. Br. und 1° 34′ 12″ westl. L.; leidet viel durch Stürme und Wellenschlag; Ackerbau und Viehzucht. Ein südlicher Theil heißt Harley; Vorgebirg und festes Schloß Sheerneß, dieses mit großem Molo und mit Docks, deckt den Hafen von Chatam.

Shepton-Mallet, brit. Stadt, England, Grafsch. Somerset, östlich von Wells, in einem Thal; Bethäuser für Dissenters, Wesleyaner, Baptisten, Katholiken und Independenten; Tuch- u. Strumpfmanufaktur; 6000 E.

Shepway-Lathe, Provinz, s. Kent 1).

Sherard, William, engl. Botaniker, geb. 1659 zu Bushby in Leicestershire, war anfangs Führer des Lords Townshend und des Enkels des Herzogs von Bedford auf Reisen, ward 1703 engl. Konsul in Smyrna und machte sich hier durch Sammlung von seltenen Pflanzen um die Botanik verdient. Im J. 1718 kehrte er nach England zurück, wo er 1738 †. Er stiftete eine botanische Lehrstelle zu Oxford.

Sherardia (Bot.), nach Linné, Gattung der Rubiaceae Stellatae *Dec.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 6zähnig, abfällig. Blume trichterförmig, meist 4spaltig, 2 Griffel; 2 rundliche, ziemlich getrennte Nüsse, mit dem Kelche gekrönt. Von 3 Arten ist am bekanntesten: S. arvensis *L.* In Europa, Mittelasien; einjährig. Blätter wirtelförmig, borstig. Blumen am Ende, blau oder röthlich. Ist ein kleines Unkraut auf den Feldern, welches die Schafe nicht fressen. Schkuhr, T. 22.

Sherbassi, eine Sorte Seide.

Sherborne (Sherbourne), brit. Stadt, England, Grafsch. Dorset, nördl. von Evershot, besteht aus 2 Theilen, S. und Castleton, durch den Fluß Ivel getrennt; schöne Kirche St. Mary mit mehren alten Grabdenkmälern (von Ethelbald, König von Wessex, dessen Bruder Ethelbert, von John, Graf von Bristol, von der Tochter des Lord Digby), Kapellen für Wesleyaner, Independenten u. a.; Fabriken für seidene und linnene Zeuche, Knöpfe, kurze Waaren; 4100 Einw. Dabei S.-Castle, schönes Schloß des Earl Digby, mit Park.

Sherbro (Sherborough), afrik. Stadt, Sierra-Leona-Küste, am gleichn. Flusse, an dessen Mündung die Insel S., auch Sta. Anna oder Farulho liegt.

Sherbrooke, brit.-nordamerik. Ort, Ober-Kanada, an der Mündung der Ouse in den Erie-See.

Sherburn (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. York, West-Riding, östlich von Leeds; 1200 Einw.; in der Umgegend wird viel Flachs gezogen, so wie eine Art Pflaumen, welche eingemacht sehr beliebt sind; — 2) nordamerik.

Stadt, V. St., Staat New=York, am Chenango; lebhafte Industrie; 2550 Einw.

Sherburne, nordamer. Ort, V. St., Staat Vermont, Grafsch. Rutland; 1840: 500 Ew.

Sherburne-Flagstones (engl., Geognos.), s. v. a. Portage= od. Nudagruppe (s. d.).

Shere=Insel, brit. kleine Insel, Irland, Grafsch. Clare, durch den Sinder=Sund vom festen Lande getrennt.

Shere (Shyr) Singh, Sohn Rundschit Singhs, 1809 geb., wurde bei seiner Geburt zwar für illegitim erklärt, von seinem Vater jedoch später anerkannt u. zum Gouverneur von Kaschmir gemacht. Wegen seiner Grausamkeit und seiner Ausschweifungen von hier abberufen, lebte er unbeachtet, bis er nach No=Nehal=Singhs Tode 1840 durch die Armee als Beherrscher des Pendschab ausgerufen, 1843 jedoch von dem Minister Dhyan=Singh ermordet wurde. Vgl. Lahore (Gesch.) und Sikhs.

Sheridan (Biogr.), 1) Thomas, englischer Schauspieler, geb. 1720 zu Giulia in Irland, widmete sich in seiner Jugend den Studien, später jedoch dem Theater und lebte in Dublin als Schauspieler und Direktor einer Gesellschaft. Er † 1788 zu Murgarten, wohin er gegangen war, um seine schwache Gesundheit durch die Seeluft zu stärken. Sein Hauptruhm als Schriftsteller gründet sich auf sein englisches Wörterbuch über die Aussprache. Doch lieferte er auch einige schätzbare Schriften über die Kunst zu lesen und zu deklamiren. Aus beiden Schriften ist das noch jetzt schätzbare deutsche Werk entstanden: Ueber die Deklamation, mit Zusätzen von Löbel, Leipzig 1793. S. ist auch Verfasser einer ausgezeichneten Biographie Swifts, London 1787, deutsch, Hannover 1793, 1795. — 2) Frances, geb. Chambelaine, Gattin des Vorigen, geb. 1724, eine geistreiche Frau und dramatische Dichterin; † 1767. Unter ihren Schauspielen, die mit Beifall aufgeführt wurden, sind die bekanntesten: The discovery, The Bupe u. A Trip to Bath. Noch berühmter ward sie durch ihre vielgelesenen Novellen: Sidney Biddulph und Naurjahad. — 3) Richard Brinsley, englischer Dichter und Parlamentsredner, geboren am 30. Oktbr. 1751 zu Dublin, war der 3. Sohn von S. 1). Obgleich seine Erziehung nicht vernachlässigt worden war, war er doch schon auf der Schule zu Harrow, die er seit 1763 besuchte, „ein träger und leichtsinniger Knabe, der so wenig lernte, als nur möglich, und dabei viel Noth und Elend auszustehen hatte," ein Geständniß, das er oft auf rührende Weise noch am Ende seines Lebens ablegte. Demgemäß brachte er von der Schule nur einen sehr geringen Vorrath klassischen Wissens zurück, und mit eben solchem Erfolge studirte er seit 1769 auf der Universität im Middle=Temple Jurisprudenz. Seine Vermählung mit Miß Linley, einer beliebten Schauspielerin des Drurylane=Theaters, deren Liebe er sich durch 2 unglückliche Zweikämpfe erkaufen mußte, führte ihn in manche Verlegenheit, brachte ihn aber auch zugleich auf die theatralische Laufbahn. Nach ihrer Verheirathung betrat sie nicht mehr die Bühne, ungeachtet mancher vortheilhaften Anträge, sondern theilte lieber mit ihrem Gatten die kleinen Summen, die er durch seine literarischen Arbeiten gewann. Er schrieb um diese Zeit sein erstes Lustspiel: The Rivals (Die Nebenbuhler), das von Kennern als ein vielversprechender Versuch betrachtet wurde, auf dem Coventgarden=Theater aber erst den Beifall des Publikums gewann, als S. mehre Veränderungen mit demselben vorgenommen. Glücklicher war der Erfolg einer in 48 Stunden verfertigten Posse: St. Patrick's Day or the scheming Lieutenant. S.s komische Oper: The Duenna (Die Hofmeisterin) wurde 75mal nach einander gegeben. Als Garrick die Direktion des Drurylane=Theaters aufgab, kaufte S. dieselbe 1776 mit zwei Andern. Sein Dritttheil lieferte ihm 30,000 Pfd. Sterl. Er fand dadurch Veranlassung, sein dramatisches Talent mehrfach zu üben. Er schrieb 1777 das Lustspiel: A Trip to Scarborough (Ausflug nach Scarborough) u. hierauf sein berühmtes Stück: The School for Scandal (Die Lästerschule), das noch immer zu den Zierden der englischen Bühne gehört und auch auf deutschen Theatern, nach einer Bearbeitung von Leonhardi (Berlin 1782), mit Beifall gegeben wurde. Dem musikalischen Drama: The camp (Das Lager) folgte das Zwischenspiel: The Critic (Der Kritiker). Beide Stücke, besonders das letzte, fanden vielen Beifall. Im J. 1779 schrieb S. seine Monody to the Memory of Mr. Garrick, die auf dem Drurylane=Theater gesprochen ward. Er bearbeitete auch Kotzebue's „Pizarro" für die engl. Bühne. Sein Geschmack, der niemals korrekt rein war, hatte sich ganz u. gar durch Bekanntschaft mit den englischen Dichtern und Dramatikern und vielleicht nach einigen wenigen der gewöhnlichern englischen Prosaisten gebildet, denn in keiner anderen Sprache konnte er ein Buch mit einiger Leichtigkeit lesen. Unter jenen Dichtern bewunderte er Dryden am meisten und wollte ihn am meisten studirt haben; offenbar aber hatte er am meisten Pope studirt, den er immer verächtlich machte und immer nachahmte. Unter den Dramatikern war seine Leidenschaft Congreve, und nach diesem Vanbrugh, Farqhuar und sogar Wychely; alle diese benutzte er als Muster für seine eignen dramatischen Schriften, wie Pope für seine Verse. Hatte er mit seinem ersten Lustspiele wenig Beifall gefunden, so gelang es ihm schon beim zweiten und dritten Stücke, die größten Lobsprüche des Publikums zu empfangen, und wirklich würden seine dramatischen Dichtungen einem Verfasser in jedem Lebensalter Ehre gemacht haben; von einem jungen Manne von 23 bis 25 Jahren aber waren sie bewundernswerth. So im Besitz eines schon bedeutenden literarisch=dramaturgischen Rufs, der aber kaum von der Art war, die einem beginnenden Staatsmanne die günstigsten Auspicien darbot, mit einem höchst dürftigen Vorrath von politischen Vorkenntnissen, durch Geburt und Beruf in einer wenig geeigneten Stellung, über die Achtung des aristokratischsten Landes in Europa zu gebieten, der Sohn eines Schauspielers und selbst ein Theaterdirektor: trat er 1780 in das Parla=

ment ein, das durch die umfassendste und mannichfaltigste Fülle von Kenntnissen erleuchtet war, an dem höheren literarischen Ruhm eines Burke Halt und Zierde hatte und die Herrschaft vollendeter Redner, wie Fox und Pitt, anerkannte. Sein erstes Auftreten war ohne Ambition und zugleich ohne Erfolg. Er hatte es nur auf einen niedrigen Flug abgesehen, und selbst dieser bescheidene Versuch mißlang. Ein erfahrener Mann, Woodfall, sagte ihm: „es geht nicht" u. rieth ihm, die ihm mehr zusagende Atmosphäre von Drurylane wieder aufzusuchen. Aber S. war entschlossen: es soll gehen; er hatte seine Entscheidung gefaßt, und da er den Stoff in sich fühlte, so schwor er bei sich, nicht zu rasten, bis er für ihn auch die rechte Form gefunden hätte. Was ihm an erworbenem Wissen und angeborener rascher Auffassungsgabe fehlte, das ersetzte er durch unermüdlichen Fleiß; innerhalb gegebener Grenzen, im Streben nach einem vor Augen gesetzten Ziele konnte keine Arbeit ihn abschrekken. Durch beständige Uebung in kleineren Materien oder vor Privat-Comitees, durch rege Aufmerksamkeit auf alle Verhandlungen, durch unausgesetzten Verkehr mit allen politischen Größen, von den Parteihäuptern und ihren feineren Koterien herab bis auf die Lieferanten der Tagesdiskussion für das Publikum und die Registratoren der Parlamentreden, bildete er sich allmählig jene Sprachfertigkeit, deren kaum der genialste Staatsmann entbehren kann, und in dieser Schule erwarb er sich auch alle seine Bekanntschaft mit Politik und Staatswissenschaft. So stieg er von Stufe zu Stufe bis zum Redner ersten Rangs empor und wurde zugleich ein so tüchtiger Meister der Debatte, als es bei seinem Mangel an Improvisationsgabe, seinem Bedürfniß einiger Vorbereitung ihm nur möglich war. Zu Statten kamen ihm dabei eine warme Einbildungskraft, die jedoch mehr geeignet war, die Gedankenverbindungen Anderer mit Variationen zu wiederholen, oder neu zu kombiniren, als originelle Schöpfungen hervorzubringen; unerschrockener Muth zum Angriff, eine durch seine dramatischen Studien erworbene Vertrautheit mit dem menschlichen Herzen und der Kunst, dessen rechte Saiten anzuschlagen; eine Gewandtheit in Epigrammen und Pointen, als das noch unmittelbarere Ergebniß jener theatralischen Vorschule; eine treffliche Manier, nicht ohne Zusammenhang mit derselben Lehrlingschaft, endlich eine seiner Deklamation, mochte sie nun polemisch, oder deskriptiv, oder leidenschaftlich seyn, angemessene tief- und volltönende Stimme. Sein Witz, aus derselben Quelle strömend, oder durch dieselben früheren Gewohnheiten geschärft, war ungemein glänzend und fast immer erfolgreich. Wie Alles, was er sprach, war sein Witz zwar vorbereitet, aber er wurde geschickt eingewoben und glücklich angewendet; nicht selten hatte er einen humoristischen Anstrich, und manchmal stieg er bis in die Posse herab. Die Gewandtheit, womit er plötzliche Anlässe der Volkserregung sich zu Nutze machte, und zwar nicht selten auf Kosten der Whigpartei selbst, ist wohl bekannt. In seiner Rede auf die Meuterei unter den Seeleuten hatte er ohne Zweifel Recht; in jenen über die befürchtete französische Invasion und in seinen Ausfällen auf Napoleon hatte er ebenso gewiß Unrecht, aber diese Berufungen an das Volk und die Nationalgefühle des Hauses verschafften ihm als Redner eine gute Aufnahme, wenn sie auch nur wenig zu dem Rufe des Staatsmannes beitrugen, auf welchen letzteren S.s Ehrgeiz ohnehin nicht gerichtet war. Seine berühmteste Rede war ohne Zweifel die sogenannte „Begumrede," d. h. seine Rede in dem Prozeß gegen Warren Hastings, den abgetretenen Generalgouverneur von Ostindien wegen der von ihm an den Fürstinnen (Begum) von Audh verübten Ungerechtigkeiten, und von dem beispiellosen Erfolg seiner Beredsamkeit in diesem Fall erzählt man Erstaunliches. Nicht allein datirt von ihr der parlamentarische Gebrauch, einem Redner beim Niedersetzen Beifall zuzurufen, sondern der Minister ersuchte das Haus, den Entscheid über die Frage zu verschieben, weil ein leidenschaftliches Urtheil unter dem frischen Eindruck einer so gewaltigen Rede nicht möglich sey; Männer aller Parteien wetteiferten in Lobeserhebungen über einen solchen Triumph der Beredsamkeit. S. liebte grelle Bilder, sagt ein Kritiker über ihn, der Schimmer zog ihn an, mochte er von Flitter oder von Gold, vom zerbrochenen Glas oder vom reinen Diamant herrühren; er überlegte seine Gedanken mit epigrammatischer Mosaik, er „spielte für die Gallerie," und regalirte sie mit einer endlosen Aufeinanderfolge von Knalleffekten. Seine schwächsten Stellen waren bei Weitem diejenigen, die er augenfällig selbst hervorhob, voll von oft weither geholtem Bilderschmuck, noch öfter mit blendendem Beiwerk u. mit Pointen überladen, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer von den Gedanken auf die Worte ablenkten; hingegen sprach er da bei Weitem am besten, wo er mit seiner tiefklaren Stimme, wenn auch etwas dikker Aussprache, mit trotziger Herausforderung eines Gegners oder in unversöhnlicher Rache gegen einen Akt der Unterdrückung losdonnerte, oder im raschen Flusse in gleichmäßigem Ton irgend eine einfache Thatsache der Mosaik erörterte, oder in eben so flüchtiger Weise einen nichtigen Trugschluß der Gegner dem Gelächter preisgab. Seine bewundernswerthe Manier wurde dabei unterstützt durch ein Auge von eigenthümlichem Tiefblick und einem Gesichte, das jede innere Regung wiederspiegelte. Die wenigen Schlußsätze, mit denen er in seiner Rede über Preßfreiheit 1810 das Haus der Gemeinen erschütterte, waren vielleicht mehr werth, als alle seine gesuchten Epigramme und Kunstblumen bei Gelegenheit des Begumprozesses, oder in seinen Philippiken gegen Napoleon, von dem er bombastisch sagte: „sein Morgen- und Abendgebet sey die Eroberung Englands, er möge nun vor dem Gott der Schlachten knieen, oder die Göttin der Vernunft anrufen," und dessen Macht er in der Metapher schilderte: „er habe Throne als seine Wachtthürme, Könige als seine Schildwachen und Scepter mit Kronen darüber als die Pallisaden seines Schlosses!" Das war ein höherer Flug seiner Beredsamkeit,

als er 1810 dem Hause zurief: „Gebt ihnen (unsern Ministern) ein verderbtes Oberhaus; gebt ihnen ein käufliches Unterhaus; gebt ihnen einen tyrannischen König; gebt ihnen einen kriechenden Hof; — und laßt mir nur eine ungefesselte Presse, so biete ich ihnen Trotz und sie sollen mir nicht ein Haarbreit die Freiheit Englands beeinträchtigen." S. den Menschen zeichnet jener Kritiker (Brougham) nicht günstiger, als dies anderwärts geschehen ist. „Hat man," schließt er, „den gerechten Tribut außerordentlicher Bewunderung dem großen Redner gezollt, dann ist sein ganzes Lob erschöpft. Als Staatsmann gehört er keiner Klasse, keiner Rangordnung an; es würde eine Unrichtigkeit, eine Schmeichelei seyn, wollte man ihn einen schlechten, oder einen gefährlichen, oder einen kurzsichtigen, oder einen mittelmäßigen Staatsmann nennen; er war gar kein Staatsmann. Als Parteimann war er geringer geachtet, als er es verdiente; denn obgleich er der Sache einer langen und großen Opposition so große Opfer brachte als irgend ein Anderer, wurde er doch von seinen Genossen oft mit unglaublicher Kälte und Geringschätzung behandelt. Im Privatleben stand sein Charakter unverkennbar tief; sein Hang zur Unmäßigkeit, seine ewigen Geldverlegenheiten führten ihn nicht bloß zu unklugen Handlungen, unter denen er selbst zu leiden hatte, sondern verwickelten in dasselbe Schicksal seine Familie und untergruben jene Grundsätze der Redlichkeit, welche gebrochene Glücksumstände leider nur so selten überdauern." Als Fox den Ministerstuhl bestieg, wurde S. Unterstaatssekretär und nach dessen Vereinigung mit Lord North Sekretär der Schatzkammer. Unter Pitts Ministerium glänzte S. namentlich als Oppositionsredner. Während er nach Pitts Ableben 1806 wieder das Schatzmeisteramt des Seewesens erhalten hatte, wurde er nach Fox' Hintritte Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. Leider ergab er sich in seiner letzten Lebenszeit dem Trunke, indem ihn seine zerrütteten Vermögensumstände und häuslicher Unfriede (er hatte 1792 nach dem Tode seiner Gattin Miß Ogle, die Tochter des Dechanten von Winchester, geheirathet) zur Desperation trieben. Sein Tod am 7. Juli 1816 kam einem gegen ihn erlassenen Verhaftsbefehle zuvor. Seine Leiche ward mit großem Gepränge in der Westminsterabtei neben Shakespeare, Händel und Goldsmith beigesetzt. Wie man auch über sein dichterischen Genius, abgesehen von seiner staatsmännischen Wirksamkeit, urtheilen mag und ob man ihm auch den schöpferischen Funken des ächten Dichters, eine lebendige Phantasie, absprechen muß; als Komödiendichter gehört er in die Reihe der Ersten, nicht bloß der engl. Nation. Eine Ausgabe seiner dramatischen Werke besorgte Th. Moore, Lond. 1822, 2 Bde.; Leipz. 1833; seine Reden kamen in 5 Bänden heraus, Lond. 1816; 3 Bde., 1842. — Biographien von ihm veröffentlichten Th. Moore, Lond. 1825 u. ö., 2 Bde., und Watkins, das. 1817, 2 Bde. — 4) Mad. Elisabeth, geborne Linley, erste Gattin des Vor., beliebte Sängerin des engl. Volks, blühte vorzüglich um 1770, wo sie auf dem Drurylane-Theater zu London sang u. der Lebrun und Mingotti gleichgestellt war. Nach ihrer Verheirathung mit S. mußte sie das Theater verlassen und sang nur noch in Privatzirkeln und Koncerten. Sie † zu London 1792.

Sherif, 1) (Saltanine), in früherer Zeit eine türkische in Kairo geprägte Goldmünze von der Größe eines Dukatens mit dem Tuphar bezeichnet; — 2) s. v. a. Emir.

Sheriff (nach Ein. vom angels. Gerefa, nach And. vom arab. Scherif, das durchs Spanische ins Englische überging, abgeleitet), in England der erste Beamte einer Grafschaft oder Provinz. Jede Grafschaft hat einen S., nur Middlesex hat deren zwei, von denen der eine für die Stadt London bestimmt ist. Der S. verwaltet die Polizei in der Grafschaft, treibt die königl. Auflagen, Strafgefälle und Konfiskationsgelder ein, bringt alle Strafurtheile zur Vollziehung und sitzt in bürgerlichen Sachen zu Gericht. Er schlägt die Geschworenen vor und ruft sie, nachdem er den Prozeß instruirt, zur richterlichen Entscheidung zusammen. Das Amt des S.s trägt keine Besoldung und ist mit bedeutendem Aufwande verknüpft, so daß Niemand verbunden ist, es in 4 Jahren 2mal zu übernehmen. Die Under-Sheriffs und Bailliffs werden vom eigentlichen S. ernannt. Vergl. Großbritannien, S. 76.

Sheriff-Moor, brit. sumpfige Ebene, Schottland. Hier 1715 Sieg der Truppen Georgs I. unter dem Herzog von Argyle über die für den Prätendenten aufgestandenen Schotten unter dem Grafen Mar.

Sherilla, afrik. Ort, Sahara, auf der Karawanen-Straße nach Sego, nordwestl. v. Sego.

Sherisabad, asiat. Ort, Persien, Prov. Khorassan, östlich von Nischabur.

Sherlock, William, Kupferstecher, um 1740 geboren und in London gebildet, wo er als ausübender Künstler thätig war. Es finden sich von ihm landschaftliche Blätter, Bildnisse und andere Darstellungen. † um 1795.

Shermunü, europ.-russ. Ort, Gouv. Grodno, nördlich von Lida.

Sherneß (Geogr.), s. v. a. Sheerneß.

Sherpur, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Kalkutta, Prov. Bahar.

Sherrawuddy, Fluß, s. Mysore.

Sherry (Waarenk.), Xeres-Sekt, s. Sekt.

Shersell (Geogr.), s. v. a. Scherschel.

Shertina, europ.-russ. Ort, Gouv. Twer, nördl. von Stariza.

S'Hertogenbosch (Geogr.), s. v. a. Herzogenbusch.

Sherwin (Biogr.), 1) William, Zeichner und Kupferstecher, Sohn eines englischen Geistlichen, um 1650 zu Wellington in Herfordshire geboren, übte in London seine Kunst und ward Kupferstecher des Königs. S. ist einer der Ersten, welche Blätter in schwarzer Manier geliefert haben. Er bediente sich bei der Zubereitung der Platte einer Feile, da er das Verfahren des Prinzen Rupert nicht kannte. Dieser hatte aber einen Bedienten im Verdacht der Entdeckung des Geheimnisses, bis sich S. an den

Prinzen wendete und ihm sein Instrument vorzeigte. Jetzt schenkte ihm Rupert eine gekerbte Walze. Die Schwarzkunstblätter S.s sind als Inkunabeln der genannten Manier zu betrachten. S. † um 1715. — 2) John Keyse, Zeichner, Maler und Kupferstecher, um 1746 in London geboren, arbeitete mit der Nadel, mit dem Grabstichel und in schwarzer Manier. Er zeichnete nach dem Leben und komponirte auch historische Bilder, deren er aber wenig in Farben ausführte. J. R. Smith stach nach seiner Zeichnung das Bild der Honourable Mrs. Ward in Mezzotinto, ein schönes, sehr seltenes Blatt, besonders im ersten Drucke vor der Schrift. Seine Blätter sind zahlreich und für seine Zeit von Bedeutung. S. war Kupferstecher des Prinzen von Wales und nach Woollets Tod wurde er Kupferstecher des Königs. Er † 1792.

Sherwood, brit. Dorf mit Markt, Irland, Prov. Leinster, Grafschaft Carlow, rechts am Slaney.

Sheshallian, Berg, s. Grampian.

Sheshequin, nordam. Ort, V. St., Staat Pennsylvania, Grafsch. Bradford; 1840: 1010 Einw.

Shetländische Inseln (Shetlands=, Zetlands= oder Hitlands=Islands), die nördlichste Gruppe der britischen Inseln, Schottland, auf der Grenze zwischen dem atlant. Ocean und der Nordsee, nordöstlich von Schottland und von den Orkneys, von diesen 12 geogr. M., von der norwegischen Küste 140 M. entfernt. Es ist ein Archipel von 116 Inseln und Klippen, von denen aber nur 17 bewohnt sind; ihre Größe beträgt 46 □M., ihre Bevölkerung gegen 30,000 Seelen in 12 Kirchspielen. Das Meer bildet hier viele Buchten; das Innere ist felsig, nackt und gebirgig. Der Sommer ist kurz, der Winter naß, nebelig und stürmisch; vom Oktober bis April ist alle Verbindung mit dem Festlande abgeschnitten. Der längste Tag, in dem bloß die Dämmerung eintritt, dauert 19 Stunden 15 Minuten; der kürzeste 4 St. 45 M.; die langen Nächte werden durch Nordlichter erhellt. Unter den vielen Bergen ist der Rona (3944′) der höchste. Die Bäche und Quellen sammeln sich häufig zu Binnenseen. Die Einwohner reden norsisch und sind Abkömmlinge der Normannen, Protestanten; sie sind arm, aber genügsam, gastfreundlich, offenherzig und arbeitsam. Karge Produktion an Gerste, Hafer, Kartoffeln und Flachs. Wachholder ist das einzige baumartige Gewächs; viel Seetang; kleine Pferde, starkknochiges Rindvieh, schwere Schweine, viele Schafe; Strandvögel, Seehunde, Kaninchen, Fischottern, Raubvögel und Wallfische, Häringe, Austern und Muscheln; Bernstein und Ambra am Strand, Torf. Ackerbau, Viehzucht und Fischerei sind die Haupterwerbszweige; nächstdem ist der Vogelfang von Wichtigkeit. Man verfertigt wollene Zeuche und Leinwand zum eigenen Gebrauch, gestrickte wollene Strümpfe auch zur Ausfuhr. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, und der Verkehr während der Zeit des Fischfangs, wo viele Fremde sich einfinden, ungemein lebhaft. Die Hauptinseln sind: 1) Mainland oder Shetland, die größte und wichtigste des ganzen Archipels, 12 geogr. M. lang und 1½ bis 3½ M. breit, mit dem Berge Rona. Der Hauptort ist Berwick auf der Ostseite, 2800 Einw., in der Nähe der großen Brassay=Bai, wo sich im Sommer eine zahlreiche Menge schottischer, englischer, holländischer und dänischer Fahrzeuge zum Behuf der Häringsfischerei versammelt, welche in diesen Meeren am stärksten betrieben wird. — 2) Yell, östlich von Shetland, die fruchtbarste Insel der Gruppe, 7 □M. mit 1600 Einw., viele Baien. — 3) Fetlar, südwestlich von Yell, 800 Einw., Mineralquelle. — 4) Unst, die nördlichste Insel (60° 44′ nördl. Breite), 2 □M., 2600 Einw. — 5) Brassay oder Brassa, östlich von Shetland, 600 Einw. — 6) Whalsay, nordöstlich von Shetland, 700 Einw. Dazu gehören Nesting und die Skerries (5 Eilande), mit 1000 Einw. — 7) Fair, die südlichste, näher den Orkaden, als den Shetlands, 200 Einw., Fischerei, Vogelfang und Viehzucht. — 8) Neß, mit schönen Weiden. Das Meer zwischen beiden Archipeln ist die gewöhnliche Straße für alle Schiffer, die um Schottland nach der Ostsee fahren.

Shetland (Geogr.), 1) Archipel, s. v. a. Shetländische Inseln; — 2) Insel, s. Shetländische Inseln.

Shetuder, Fluß, s. v. a. Setledsch.

Shetuket, nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Connecticut.

Shevagunga, vorderind. Stadt, Madras, östlich von Madura.

Sheval, türk. Monat, s. Monat.

Sheygya= (Sheigia=, Shakie=) Araber, afrikan. Volk, in Nubien. Ihr Land wird durch einen 2 Stunden breiten öden Felsenbezirk von Dongola geschieden, hat eine Länge von 17 deutschen Meilen und liefert Hirse, einige Palmen rc. Als Hauptstadt und vornehmster Aufenthaltsort der S.=A. kann Merawe angesehen werden, ein kleiner Marktflecken mit einem Kastell. Zwischen der Stadt Dongola und Merawe ist der Wadi der Araber, welche Bedeir heißen, deren Häuptlinge den S.=A.n zinsbar sind. Es gibt einen kürzern Weg von Dongola nach Merawe durch die Wüste. Das Nilthal ist durch das Land der S.=A. nirgends über 3 Meilen breit; der Baum, den man am häufigsten an den Stromufern sieht, ist die Akazie; die Felder werden durch Wasserschöpfräder bewässert. Das Land ist so stark bewohnt, als die bevölkertsten Theile von Aegypten. Die S.=A. sind ein sehr merkwürdiger Stamm; ihre Jugend unternimmt Raubzüge gegen Westen bis Darfur und gegen Norden bis Wadi Halfa. Es sind ächte Kinder Ismaels, vom Stegreif lebend, nach allen Richtungen das Land durchstreifend. Feuergewehre sind unter ihnen nicht gewöhnlich; ihre einzigen Waffen sind Lanze, Tartsche und Säbel; die Lanze werfen sie mit großer Geschicklichkeit sehr weit und haben 4—5 in der linken Hand, wenn sie den Feind angreifen. Alle reiten auf Hengsten von Dongola und sind eben so berühmte Reiter, als es die

Mamelucken in Aegypten waren; ihre Pferde nöthigen sie, mit den Hinterbeinen gewaltige Sätze zu machen, wenn sie galopiren; ihre Sättel gleichen denen in Habesch, und sie setzen, wie die abyssinischen Reiter, bloß die große Fußzehe in den Steigbügel. Die S.-A. sind ein unabhängiges Volk; sie zahlen bis jetzt keinen Tribut an den Vicekönig von Aegypten, auf den sie nicht gut zu sprechen sind, da er ihrer Herrschaft in Dongola ein Ende gemacht hat. An Getreide und Vieh besitzen diese nubischen Araber große Vorräthe; es sind wohlhabende Leute, deren Häuptlinge in Bezug auf innere Landesangelegenheiten eine sehr beschränkte Gewalt haben. Wegen ihrer Gastfreiheit stehen sie in großem Rufe, und die Person ihres Gastes oder Gefährten ist ihnen heilig. Hat ein Reisender einen Freund unter ihnen, und ist er unterwegs ausgeplündert worden, so erhält er sein Eigenthum wieder, wenn es auch ein angesehener Häuptling ihm abgenommen hätte. Sie sprechen insgesammt ausschließlich arabisch, und viele lesen diese Sprache. Ihre Gelehrten halten sie in großen Ehren; sie haben Schulen, in welchen alle moslemitischen Wissenschaften, welche den Kursus der Mohammedaner ausmachen, gelehrt werden; einige ihrer Weisen verstehen sich auch auf Mathematik und Astronomie. Ein Reisender der neuesten Zeit sah bei ihnen Bücher, welche zu Merawe abgeschrieben waren, und zwar so schön, wie es in der Regel nur die arabischen Kalligraphen von Kairo vermögen. Wenn junge Leute zu ihnen aus den benachbarten Ländern des Unterrichts wegen geschickt werden, so vertheilt sie das Oberhaupt der Ulemas unter seine Bekannten, in deren Häusern sie so viele Jahre wohnen und essen, als ihnen beliebt. Die Sitten ihrer Frauen sollen nicht die besten seyn; auch hat das Weintrinken ziemlich überhand genommen. Die Kaufleute der S.-A. reisen nach Darfur, Sennaar und Suakin, und in Jahren, wo in Arabien Theuerung herrscht, schaffen sie über Suakin Weizen und Durra auf den Markt nach Dschidda. Alle Jahre bricht eine Pilgerkarawane nach diesen beiden Orten auf. Suakin liegt 12 Tagereisen von den Landesgrenzen der S.-A. Als die Beys der Mamelucken auf ihrer Flucht aus Aegypten nach Nubien kamen, wurden sie von dem Oberhaupt der S.-A., **Mahmud Adelanab**, mit der üblichen Gastfreiheit seines Stammes aufgenommen, und als sie erklärten, sie wollten sich in Sennaar ansiedeln, machte er ihnen ansehnliche Geschenke von Pferden, Kameelen, Sklaven und Lebensmitteln. Kaum waren jedoch diese treulosen Flüchtlinge einen Monat im Lande, als sie unter einem unbedeutenden Vorwand ihren Wohlthäter Mahmud Adelanab mit mehren seiner Begleiter umbrachten. Hierauf breiteten sie sich im ganzen Lande aus, plünderten die S.-A. und bemächtigten sich der Einkünfte. Nachdem ein Unternehmen gegen Merawe mißlungen war, gingen die Mamelucken mit dem Entwurf um, in Habesch einzufallen. Da sie in ihren dicken, wollenen Gewändern, welche sie noch immer auf dem Leibe trugen, die Hitze von Dongola nicht ertragen konnten, so bauten sie sich eine Menge von Flößen, an deren Bord sie den ganzen Sommer unter Decken von Matten zubrachten, die ihre Sklaven beständig naß erhalten mußten. Im Herbst verkauften sie die meisten ihrer Sklaven, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten. Von Mehemed Ali u. den S.-A.n hart bedrängt, mißlangen ihre Entwürfe und Ueberfälle. — Einige geben als Hauptstadt der S.-A. **Korti** an. Hier ferner: Insel **Doulga** (**Dellaye**), mit hohen Gebäuden; **Merawe** war vielleicht eine Kolonie von **Meroe** und das alte **Napata**, mit Pyramiden, und der Berg **Berkel** (**Bergel**, **Bargal**), mit merkwürdigen Ruinen von Pyramiden, Sphinxen ꝛc., eben so **el Bellal**, wo die eine Pyramide eine andere von anderer Bauart einschließt.

Shiant, brit. Inselgruppe, Schottland, **Hebriden**, an der Westseite von Lewis.

Shiashkotan, Insel, s. v. a. Schiaschkotan.

Shiati, afrikan. Ort, **Fezzan**, nördlich von Murzuk.

Shiawassee, nordamerik. Grafschaft, V. St., Staat **Michigan**; 1840: 2100 Einw.; Hauptort: **Corunna**.

Shibbereen, brit. Ort, Irland, Prov. Munster, Grafsch. **Cork**, südwestlich von Roß.

Shibkah el Lowdeah, See, s. v. a. Lowdeah.

Shid, europ.-russ. Binnensee, Gouv. **Minsk**, im südöstlichen Theil desselben; auch **Knjäz** genannt.

Shiel (Loch-S.), brit. See, **Schottland**, zwischen den Grafschaften Inverneß u. Argyle, bildet mit dem Loch Sunart die Halbinsel Ardnamurchan.

Shield (deutsch zuweilen **Schield** und **Schild**), **William**, berühmter englischer Komponist, geboren zu London 1750, gebildet daselbst und in Italien, namentlich in Rom, † zu London gegen 1808 und schrieb über 50 kleinere und größere Opern u. Operetten, einige Duette, Trios und Quartette für Streichinstrumente.

Shieldrake (engl., Ornithol.), s. v. a. Brandente, Anas Tadorna *L.*, s. **Ente**.

Shields (Geogr.), 1) (**North-S.**), brit. Hafenstadt, England, Grafsch. **Northumberland**, östlich von Newcastle, nördlich an der Mündung der Tyne; breiter Quai; der Hafen faßt 2000 Kauffahrteisegel; Gerberei und Lederbereitung, Handschuh- und Hutfabr., Steinkohlenausfuhr; 8500 Einw.; — 2) (**South-S.**), Stadt daselbst, Grafsch. **Durham**, an der Mündung der Tyne in die Nordsee, North-S. gegenüber, mit welchem, so wie mit Tynemouth, es eigentlich nur eine Stadt ausmacht, hat Hafen (zugleich der von Newcastle für 2000 Segel, gedeckt durch ein starkes Fort), Schiffbau in 13 Docks, in welchen in manchen Jahren 30 Schiffe gebaut werden; Fabriken und Manufakturen für Glas, Seilerwaaren, Seife, Salzbereitung, jetzt nur in 5 Pfannen (früher 150), lebhafter Handel; 9250 Einw.

Shieldsborough, nordamerik. Ort, V. St., Staat Missisippi, Hauptort der Grafsch. **Hancock**, westlich an der St.-Louis-Bai.

Shiell, See, s. v. a. Shiel.

Shienn, Fluß, s. Missouri (Fluß).

Shiennes, Indianer, s. Missouri.

Shiffnall, Marktflecken (Stadt), s. v. a. Sheffnal.

Shiganßk, asiat.-russ. Stadt, Gouv. Jakutsk, nördlich von Jakutsk, an der Lona.

Shigatze, Kloster, s. Tissu-Lumbu.

Shigre, afrikan. hohes Granitgebirg, Nubien, in der Mitte des Landes.

Shih (Sching, Schih), chinesisches Getreidemaß, das auch noch Tane heißt und in 2 Hwo oder 10 Tow oder Teu à 10 Sching oder Schin à 10 Ho à 10 Tscho, Scho oder Cho zerfällt. Es soll = 122,43 Liter seyn.

Shiho, afrikan. Hirtenvolk, Nubien, an der Küste, hart an der Nordgrenze von Habesch.

Shijani, Fluß, s. v. a. Chobos.

Shilfur, afrik. Ort, Afghanistan, Kabul, am Südabhange des Plateaus von Chizni.

Shilino, europ.-russ. Ort, Gouv. Smolensk, nördlich von Wiäsma.

Shilka, Fluß, s. v. a. Amur.

Shillay, brit. kleine Insel, Schottland, Hebriden, östlich von Hebris.

Shilling (Geogr.), afrik. Vorgebirg, auf der Sierra-Leona-Küste, südlich v. Freetown; schließt gegen Norden die Sherbro-Bai.

Shilling (Münzw.), engl. Münze in Werth von 0,33348 Thlr. preuß. Kur.

Shilotkowa, europ.-russ. Ort, Gouvern. Twer, südwestlich von Wüschnei-Wolotschock.

Shin, See und Fluß, s. Shin-Loch.

Shina, afrikan. Land, Sudan, im Gebiete der Fellatas, nördlich von Bobyra.

Shindu, Fluß, s. v. a. Indus, s. Sind.

Shing, Maß in China.

Shingarin, afrikan. Ort, Sahara, nordwestlich von Timbuktu.

Shin-Loch, brit. See, Schottland, südl. in der Grafschaft Southerland; fließt durch den gleichnamigen Fluß (Shin) in den Dornah-Golf.

Shinska, vorderind. Fluß, Mysore, fließt von Norden nach Süden und mündet in den Cavery, rechts.

Shinthan (Min.), s. v. a. Platinirid (s. d.).

Shipchandler (engl.), Kaufmann, der mit allerlei Bedarf zur Ausrüstung von Seeschiffen handelt. Ein unübersetzbarer Ausdruck.

Shipham, brit. Dorf, England, Grafsch. Somerset, südwestlich von Bristol; Zinkgruben; 690 Einw.

Ship-Island, nordamerikan. Insel, V. St., an der Küste v. Missisippi, im Meerbusen v. Mexiko.

Ship-Jack (engl., Ichthyol.), in Nordamerika s. v. a. Lichia Amia *L.*

Shipley, brit. Ort, England, West-Riding der Grafschaft York, nördlich von Bradford, an der Vereinigung des Bradford-Kanals mit dem Leeds-Liverpool-Kanal; 1660 Einw.

Shippensburg, nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennsylvanien, Grafschaft Cumberland; Potaschesiederei; 1820: 1250, 1830: 1470 Einw.

Shippingport, nordamerik. Ort, V. St., Staat Kentucky, Grafsch. Jefferson, links am Ohio.

Shipston (Shipston-Upon-Stour), brit. Flecken, England, Grafsch. Worcester, links am Stour; 1620 Einw.; einiger Handel.

Shipton, brit.-nordamerikan. Ort, Unter-Kanada, Grafsch. Buckingham; 1000 Einw.

Shirbuchsh, asiat. Ort, Afghanistan, Herat, südöstlich von Herat.

Shircock, brit. Stadt, Irland, Grafsch. Cavan, westlich von Cavan.

Shire (engl.), Grafschaft, der ein Sheriff vorsteht; wird dem Hauptnamen angehängt, z. B. Devonshire, Yorkshire &c.

Shire (Geogr.), Landschaft, s. Tigre.

Shirinki, Insel, s. v. a. Schirinki.

Shirland, brit. Kirchspiel, England, Grafschaft Derby; 1260 Einw.

Shirley, James, englischer Schauspieldichter, geboren zu London 1594, widmete sich zu Oxford dem Studium der Theologie. Als ihm der Erzbischof von Canterbury wegen des Muttermaals, das S. auf einer seiner Wangen trug, die Ordination verweigerte, ließ er sich zu Cambridge ordiniren, kam als Pfarrer in die Nähe von St.-Albans und wurde, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, Schullehrer. Zu London, wohin er sich jetzt begab, lieferte er nun eine Menge Schauspiele. An den Bürgerkriegen nahm er selbstthätigen Antheil, indem er unter dem Herzoge von New-Castle focht. Da er bei seiner Rückkunft nach London die Theater geschlossen fand, mußte er wieder zum Schullehrerfache greifen. Indeß schienen seine Vermögensumstände unter der Restauration sich merklich verbessert zu haben. Der große Brand Londons raubte auch ihm das Haus, welches in Whitefriars stand. Kurze Zeit nachher beschloß er, vermuthlich eine Wirkung des durch die Feuersbrunst verursachten Schreckens, seine Tage. An seinem Todestage verblich auch seine Frau. Seine Schauspiele sind vorzüglich durch Reinheit der Sprache, kräftige Charakterzeichnung, treffenden Witz, Erhabenheit des Gedankens, Raschheit, Klarheit und Natürlichkeit der Entwickelung; auch enthalten sie Stellen von einer seltenen Schönheit. Die bekanntesten Stücke sind: The lady of pleasure; — The grateful servant; — The admiral of France; — The doubtful heir; — Ajax and Ulysses. Letzteres ist sein berühmtestes Stück. Uebrigens veröffentlichte er 1646 auch eine Sammlung Gedichte, ausgezeichnet durch Zartheit der Empfindungen. Seine sämmtlichen Werke, 39 Stücke enthaltend, wurden von Gifford herausgegeben, Lond. 1829, 6 Bde.

Shirleywich, brit. Dorf, England, Grafsch. Stafford, östlich von Stafford, am Trent; große Saline.

Shirpur, vorderind. Stadt, Kalkutta, am Brahmaputra.

Shirting, s. Kannefaß und Sheeting.

Shirvaghery, vorderind. Stadt, Madras, südwestlich von Madura.

Shirwan, asiat. Ort, Persien, Khorassan, nordwestlich von Kabushan.
Shisdra, Kreis u. Stadt, s. v. a. Schisdra.
Shitino, europ.-russ. Ort, Gouv. Minsk, nordöstlich von Sluzk, an der Plitsch.
Shitlington, brit. Ort, England, West-Riding der Grafsch. York, südwestlich von Wakefield; 1690 Einw.
Shitomir (poln. Zytomierz, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Wolhynien, grenzt nördlich an den Kreis v. Owrutsch, östlich an das Gouv. Kiew, westlich an den Kreis v. Nowgorod-Wolünsk und südlich an die Gouv. Kiew u. Podolien. An den Ufern des Teterew steht Granit zu Tage, etwa 4 Werste nördlich von S. zeigt sich Gneiß. Südlich von S. zeigt sich der Granit und bei Berditschew Thonporphyr und Granit. Im Uebrigen ist das Land meistens eben, im Norden und nach Süden zu sumpfig; es wird von der Ursch a, dem Teterew und mehren andern Flüssen bewässert. — 2) Hauptstadt des Gouvernements und Kreises, hat 26,250 (nach Schnitzler 11,430) Einw., 3 russische Kirchen, 2 katholische Klöster, ein Bernhardiner-kloster und eines der barmherzigen Schwestern (ein drittes, sehr großes Kloster, welches ehemals den Jesuiten gehörte, steht leer), mehre Krongebäude und Fabriken, ein Gymnasium, ein Seminar u. eine Gouvernements-Bibliothek und treibt bedeutenden Handel. 7 Werste von S., am Teterew, findet man Spuren weitläufiger Erdaufwürfe.
Shkofialaka, Stadt, s. v. a. Bischofslaak.
Shlawassa, nordamerik. Fluß, V. St., Staat Michigan, einer der Quellflüsse der Sagana.
Shlobin, europ.-russ. Ort, Gouv. Mohilew, südlich von Rogatschew.
Shoa (Geogr.), s. v. a. Schoa.
Shoal (Geogr.), 1) austral. Bai, an der Ostküste von Neuholland, Neu-Süd-Wales; 29° 25′ südl. Br. und 170° 57′ östl. L.; — 2) Rhede das., nördlich von der Jervis-Bai; 34° 46′ südl. Br. und 168° 32′ östl. L.; — 3) S.-Hafen, Busen daselbst, nördlich von der Spitze Perpendicular, offen, sandig, etwa 15 Meilen breit, an der Grenze von St. Vincent und Camden. In diesen Busen ergießt sich der Fluß S.-Water (Shoalshafenfluß), nach einem nördlichen Lauf östlich gewendet. — 4) S.-Creek, nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Illinois, mündet in die Kaskakia, rechts.
Shoalds, Inselgruppe, s. v. a. Shoals-Inseln.
Shoals-Inseln (Smith-Inseln), nordamerikan. Inseln, V. St., an der Küste von New-Hampshire, Grafsch. Rockingham, im atlantischen Ocean, südöstlich von Portsmouth; meist nur Klippen. Auf der White-Insel, der südwestlichsten der Gruppe, steht ein Leuchtthurm.
Shoba, asiat. Fluß, Afghanistan.
Shoco-Springs, nordamerik. Dorf, V. St., Staat Nord-Carolina, nördlich von Louisburg; Akademie und berühmte Heilquellen.
Shoddy wool (engl., franz. Chiffons de laine, Lumpenwolle), die wieder brauchbare Wolle, welche man mittelst Drousetten oder krämpelartigen Maschine aus bereits getragenen Wollenzeuchen, sogen. wollenen Lumpen oder Hadern, reißt, und die unter Vermischung von etwas guter Wolle, und auch ohne solche, wenn man zum Zerreißen Lumpen aus Kammgarn und locker gewirkten Waaren, z. B. Thibets, Flanelle, Strumpfzeuch 2c., verwendet, zum Wiederverspinnen dient. In England, Frankreich und Belgien werden aus Shoddygarn starke Matrosenkittelzeuche verfertigt. In Deutschland ist die Erzeugung des Shoddygarns häufig versucht, nie aber sehr bedeutend ausgedehnt worden, weil man die fertige Wolle oder das Garn hat verkaufen wollen, während es nur thunlich ist, die aus Shoddywolle erzeugten Zeuche als solche bezeichnet an den Markt zu bringen. Für Wasserkittel, Pferdedecken, Fußdecken ist das Shoddyzeuch gut zu verwenden.
Shodin, europ.-russ. Ort, Gouv. Minsk, südwestlich von Borissow.
☞**Shoharie-Grit** (engl., Geognos.), ein kalkiger, poröser und rostfleckiger Sandstein des New-Yorksystems (s. d.).
Shohebad (Geogr.), s. Sirhind.
Sholapur, vorderind. Stadt, Bombai, südöstlich von Puna, an der Ostseite des Sina.
Sholbyville, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Indiana, südöstlich von Indiana.
Shoopiltee (Schupilti, wahrscheinlich Scheinbüblein, oder für Shonypiltee, d. i. Wasserbübchen), der Wassergott der Shetländer, nimmt nach der Mythe die Gestalt eines niedlichen Pferdes an, ladet schmeichelnd ein, es zu besteigen, aber stürzt sich mit Dem, der sich dazu verlocken läßt, in die See und ersäuft ihn. Er hält sich am liebsten bei Wassermühlen auf, springt, wenn er erblickt wird, schnell in einen Brunnen, oder verschwindet in einem blitzenden Feuerstreif. In Unst war es gebräuchlich, an den Ursprung des Baches Yelaburn (Brunn der Gesundheit) zu gehen und dem S. zum Dankopfer 3 Steine auf einen nahen Platz zu legen. Wahrscheinlich identisch mit dem schottischen Kelpie, dessen Thaten ihm beigelegt werden. ☜
Shoote (Shute), John, Maler und Architekt, bildete sich mit Unterstützung des Herzogs von Northumberland seit 1550 in Italien und trat nach seiner Rückkehr in Dienste des Herzogs. Er schrieb ein Werk über Architektur, welches 1563 mit schönen Holzschnitten erschien; malte auch Bildnisse und andere Darstellungen in Miniatur.
Shooters-Hill, brit. Dorf, England, Grafschaft Kent, südöstlich von London, an der Themse.
Shop-Nomals, baumwollene buntgewürfelte Schnupftücher aus dem dänischen Ostindien.
Shorab, asiat. Ort, Afghanistan, Kandahar, nördl. von Bost.
Shore (Biogr.), 1) Jane, in der Mitte des 15. Jahrhunderts in London geboren, erhielt eine sehr gute Erziehung. In ihrer Jugend unglücklich verheirathet, ließ sie sich von König Eduard IV. entführen, verwendete aber ihren

Einfluß nur zum Guten, hielt alle Verleumder von sich entfernt, stand dagegen aber den Unterdrückten und Unglücklichen redlich bei. Nach Eduards I. Tode (1484) wurde sie durch den damaligen Protektor, den Herzog von Glocester, nachmaligen König Richard III., mit in den Prozeß gegen die königliche Wittwe und den Lord Hastings verflochten, in dessen Folge letzterer enthauptet, Jane S. aber der Zauberei angeklagt und durch den Protektor ihres Vermögens beraubt wurde. Da ihr nichts bewiesen werden konnte, klagte sie Richard wegen Ehebruchs und unzüchtigen Lebens vor dem geistlichen Gericht an, das sie verurtheilte, im Hemde vor der Paulskirche öffentlich Kirchenbuße zu thun. Nach Erleidung dieser entehrenden Strafe zog sie sich in die Einsamkeit zurück und lebte in tiefer Armuth; † erst unter Heinrich VIII. — 2) John, um 1711 Sergeant-Trompeter zu London, trat 1715 als Lautenist in die königliche Kapelle und † 1753. Ist besonders bemerkenswerth als Erfinder der Stimmgabel. — 3) S., von 1793—98 Generalgouverneur von Indien.

Shorea (Bot.), nach Roxburgh, Pflanzengattung. Arten unter Vatica *L.*

Shoreditch, Stadttheil, s. London.

Shoreham (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Vermont, Grafsch. Addison, südwestl. von Middleburg, östlich am Champlain-See; 1820: 1880, 1840: 1670 Einw.; — 2) New-S., Ort das., Staat Rhode-Island, Grafsch. Newport, auf der Insel Block; 1820: 950, 1840: 1070 Ew.; — 3) (New-S.), brit. Stadt, England, Grafsch. Sussex, östlich von Chichester, links an der Mündung des Adur; der Hafen ist nicht bequem und selbst durch Klippen gefährlich; Zollamt, Schiffswerfte, Küstenhandel, Fischerei; 1100 Einw. An dieser Stelle landete der Sachse Ella, dem Hengist und Horsa zu Hülfe kamen. Davon nördlich liegt das Dorf Old-S.

Shornowka, europ.-russ. Ort, Gouvern. Twer, nördlich von Krasnoi.

Short, R., Zeichner und Maler, blühte um die Mitte des 18. Jahrhunderts in London, malte militärische Scenen und Schiffe. C. Watson stach nach ihm eine Folge von 12 großen Blättern, Ansichten von Schiffen mit französischem und spanischem Militär.

Shortland (Geogr.), s. Salomonsinseln.

Short Mace (engl., Waarenk.), die 2. Sorte Muskatenblüthen (s. d.).

Shorundau-Kadurey, asiat. Fluß, Afghanistan, Kandahar, mündet in den Helmend.

Shoshiskescha (ind. Myth.), Beiname des Agni (Gott des Feuers), bedeutet: der Herr des Glanzes.

Shoshoneesen (Ethnogr.), s. v. a. Schlangenindianer.

Shotwick, brit. Kirchspiel, England, Grafschaft Chester, nordwestl. von Chester, an der Dee-Mündung; Ueberreste eines Schlosses der alten Könige von England; 750 Einw.

Shouten (Geogr.), 1) s. Mysore; — 2) austral. Insel, an der östlichen Küste von Van-Diemens-Insel.

Shovel, Sir Cloudesley, britischer Seeheld, 1650 in der Grafschaft Norfolk geboren, war Schusterlehrling, erschlug aber seinen Meister und ging als Schiffsjunge zur See. Durch Kühnheit und Tapferkeit schwang er sich bald empor, wurde 1674 Lieutenant und vom Kommodore Sir John Narborgh an den Dey von Tripolis gesendet, um von diesem Genugthuung für eine Beleidigung der engl. Flotte zu verlangen. Als ihm diese verweigert ward, verbrannte er die ganze tripolitanische Flotte im Hafen, worauf der Dey alle Forderungen der Briten leicht bewilligte. S. wurde 1675 Fregattenkapitän, zeichnete sich 1689 bei Bantry-Bai aus, wurde 1690 Kontreadmiral von der blauen Flagge und 1692 Admiral, in welcher Eigenschaft er bei La Hogue glücklich kämpfte. Im J. 1702 kommandirte er die gegen Neapel bestimmte Flotte, führte 1705 die engl. Hülfsflotte unter Peterborough nach Portugal, nahm am 12. August Barcelona, scheiterte dagegen mit einem Angriff auf Toulon und litt auf der Rückfahrt im Angesicht der engl. Küste Schiffbruch. Sein Leichnam wurde nach einigen Tagen in den Klippen gefunden und zu Westminster beigesetzt.

Shoveler (engl., Ornith.), s. v. a. Löffelente, Anas clypeata *L.*, s. Ente.

Show (engl.), der Lordmayoraufzug, s. Lordmayor.

Showy, afrik. Stadt, Sudan, am Delta des Shary.

Shrapnell Shels (Shrapnells, Kriegsw.), Granaten mit doppeltem Boden und Karabinerkugeln zwischen beiden, in deren Mitte sich eine besonders starke Sprengladung befindet. Auf einer bestimmten Entfernung vor dem Feinde fangen sie durch den bis dahin brennenden Zünder Feuer, worauf das Geschoß zerreißt und die Kugeln mit der Geschwindigkeit vorwärts fliegen, welche das Geschoß im Augenblick des Zerspringens hatte. Man schießt die S. in flachem Bogen aus Kanonen, meist aber aus Haubitzen; ihre Wirkung ist vom Terrain unabhängig und reicht bis auf 1200 Schritt, also weiter, als der Kartätschenschuß. Diese Wirkung hängt indeß nicht nur von der richtigen Anfertigung des Geschosses ab, sondern besonders von der genau der Entfernung angemessenen Zünderlänge, die so beschaffen seyn muß, daß das Geschoß etwa 50—80 Schritt diesseits des Ziels zerspringt; man nennt diese Entfernung die Intervalle. Entzündet sich die Sprengladung zu früh, so wird das Ziel nur von wenigen schwachen Kugeln getroffen; ist dagegen die Intervalle zu klein, so bleiben die Kugeln zu nahe beisammen und wirken nur auf eine eingeschränkte Fläche. Bei richtiger Intervalle muß das Geschoß etwa 6 Fuß höher, als das Ziel ist, springen. Die S. wurden von dem engl. Artillerieobersten Shrapnell († 1842 zu Southampton) 1795 bei der Belagerung von Dünkirchen erfunden und anfangs als großes Geheimniß behandelt. In den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel 1807—13 kamen sie in Anwendung,

ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. In neuerer Zeit sind sie fast bei allen Armeen eingeführt und in den Volkskämpfen von 1848 und 1849 auch hie und da benutzt worden, ohne jedoch die Kartätschen verdrängen zu können. Der belgische Kapitän Bormann hat ähnliche Geschosse konstruirt und 1835 in dem Uebungslager bei Antwerpen Proben abgelegt.

Shrewmouse (engl., Säugeth.), s. v. a. Spitzmaus, Sorex *L.*

Shrewsbury (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Shrop, Hauptstadt derselben, südlich von Liverpool, links an der Saverne (Severn), die hier eine Art Halbinsel bildet, u. in welcher links der S.-Kanal beginnt, der mit den Kanälen von Shropshire und Donnington-Wood verbunden ist. Ueber den Fluß führen 2 schöne steinerne Brücken, die gälische und die englische; auf den Quais stehen Magazine. S. hat 2 große Militär-Etablissements, eine 132' hohe Säule mit der Statue des Lord Hill, ihm zu Ehren errichtet, Theater, Bibliothek, Grafschaftsgebäude, geräumiges Kaufhaus, St. Alkmundskirche, St. Chadskirche u. A., Kapellen für Baptisten, Independenten, Methodisten, Unitarier, Katholiken, Quäker, Lyceum mit Kapelle und Bibliothek, mehre andere Schulen und Unterrichtsanstalten, großes Krankenhaus, mehre Hospitäler; 22,000 Einw.; Fabriken für Flanell, Leinwand, Zwirn, große Eisengießerei. — S. war einst die Residenz des Fürsten von Powys, welchen Offa, König von Mercia, 778 vertrieb, und Eduards I. 1277. Von den Römern wurde es Uriconium, von den Briten Ymwythig, v. den Sachsen Scrobbesbyrig genannt. — 2) Nordamerik. Ort, V. St., Staat New-Jersey, Grafsch. Monmouth, südlich von New-York; eisenhaltige Quelle, merkwürdige Höhle; 1820: 4280, 1840: 5920 Einw.; — 3) Ort das., Staat Vermont, Grafschaft Rutland; 1820: 1150, 1840: 1220 Einw.; — 4) Ort das., Staat Massachusetts, Grafsch. Worcester; 1820: 1460, 1840: 1480 Einw.

Shrewsbury (Biogr.), Grafen von, s. Talbot.

Shrike (engl., Ornith.), s. v. a. großer grauer Würger, Lanius excubitor *L.*

Shroffs, eine Klasse Geldwechsler im britischen Ostindien, die sich mit dem Sortiren beschnittener und ungewichtiger Münzen beschäftigen.

Shrop (Salop, Geogr.), 1) brit. Grafschaft, England, an der Grenze von Wales, grenzt nördlich an die Grafschaft Chester u. an Wales, östlich an die Grafschaft Stafford, südlich an die Grafschaften Hereford und Worcester u. westlich an Wales und hat einen Flächenraum von 61⅘ □ Meilen mit 1831: 222,940, 1841: 239,020 E. Der Hauptfluß, die Saverne (Severn), theilt die Grafschaft in 2 Theile: westlich wohnten die Ordovices und Silures, zwei alte britische Volksstämme, welche Ostorius Scapula besiegte und ihr Land zu Britannia secunda schlug; östlich wohnten die Carnabii und ihr Land gehörte zu Flavia Caesarensis. Der westl. Theil ist gebirgig und rauh, der östl. dagegen ziemlich eben, nur mit einigen Hügeln, unter welchen sich der 1200' Fuß hohe Wrekin auszeichnet; Hauptfluß ist die Saverne, welche hier Virnwy und Tern links aufnimmt; an der Südgrenze fließt die Teme, in welche Clun, Oney u. a. fallen. Das Klima ist gesund. Produkte sind: Eisen, Blei, Kohlen; Getreide, Wurzelgewächse, Holz; Hornvieh, Schafe. Acker- u. Bergbau sind die Haupterwerbszweige; außer zahlreichen Eisenwerken unterhält man Fabriken für irdene Waaren, Tabakspfeifen, Porzellan, Wedgewood. Hauptstadt: Shrewsbury. — 2) Kanal das., beginnt bei Rodwardine-Wood in den Kanälen von Shrewsbury u. Donnington-Wood, fließt gegen Süden und theilt sich in zwei Arme, die links in die Saverne bei Madeley-Market münden.

Shrule, brit. Dorf mit Märkten, Irland, Prov. Connaught, Grafsch. Mayo, nördlich von Galway.

Shrup (Shrubb), ein in England gewöhnliches Getränk, welches aus Branntwein oder Arak, Zucker und Zitronensaft bereitet wird und daher auch als Punschessenz dient.

Shubenacadie, brit.-nordam. See, Neu-Schottland, Grafsch. Halifax; fließt gegen Süden durch den gleichn. Fluß in den Hafen von Halifax.

Shudra, s. Sudra.

Shue (Giaen), hinterind. Stadt, birman. Reich, Ava, am Flusse Sedang.

Shujuk, russ.-amerik. kleine Insel, nördlich von Kadiak.

Shuko (Buddhaism.), die Art, wie die Buddhisten ihr Opfer darbringen. Man läßt sich hinter dem dargebrachten Geschenk selbst nieder, auf den Knieen und Fersen ruhend, faltet die Hände, legt sie an die Stirn und beugt sich, bis man den Boden berührt.

Shukow, Mad., russische Schriftstellerin, schrieb: Abende auf Karpowka.

Shukowka, europäisch-russisch. Ort, Gouv. Tschernigow, östlich von Tschernigow.

Shukowski, Wassili Andrejewitsch, russischer Dichter, 1784 geboren, wurde in der adeligen Pension zu Moskau erzogen, nahm dann Civildienste, diente 1812 unter dem moskauer Landsturm, ward 1824 Vorleser der Großfürstin Alexandra Feodorowna und leitete später die Erziehung des Großfürsten Alexander. Seine Werke erschienen zu Petersburg 1824, 4 Bde.

Shukra (ind. Myth.), der Planet Venus od. der ihn beherrschende und bewohnende Genius; er war ein Enkel des Brahaspadi, des Planeten Jupiter.

Shultzia (Bot.), s. v. a. Schultzia *Rafin.*

Shumai Kha, hinterindisch. Fluß, Ava, Name des Irawaddy in seinem obern Lauf.

Shuna, brit. kleine Insel, Schottland, Grafschaft Argyle, östlich von Luing, nahe an der Küste.

Shurab, asiat. Ort, Persien, Prov. Irak-Adschem, nördlich von Kaschan.

Shurawitschi, europ.-russ. Ort, Gouv. Volhynien, nordöstlich von Luzk.

Shury, Inigo, Kupferstecher, arbeitet in London, meist in Gemeinschaft mit seinem Sohne G. S. Es finden sich zahlreiche Stahlstiche von ihnen, welche sie für verschiedene illustrirte

Werke ausführten, wie für „Belgium and Nassau etc.".

Shushnoi (Tschukotsnoi Noß), asiat.-russ. Vorgebirg, an der Nordseite der Anadür-Bai.

Shute, John, s. Barrington 1).

Shutereia (Bot.), nach Choisy, Pflanzengattung. Art: S. bicolor *Chois.*, s. v. a. Hervittia bicolor *W. A.*

Shutesbury, nordam. Ort, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Franklin; Mineralquellen, die 1815 nach einem Erdbeben entstanden, 1819 durch drei neue vermehrt; 1820: 1030, 1840: 990 Einw.

Shuteria (Bot.), nach Wight u. Arnott, Pflanzengattung. Arten unter Glycine.

Shutters (ind. Rel.), s. v. a. Sudra.

Shuttleworth, Obadiah, berühmter englischer Musiker und Violinvirtuos, wurde von seinem Vater, einem gewöhnlichen Musiker zu London, unterrichtet, und galt bald für einen der ersten Violinspieler Englands, übte nebenbei Klavier und Orgel, wurde dann als Vorspieler auf der Violine im Swan concert in Cornhill darauf auch zum Organisten zu Cornhill (in London) und endlich zum Organisten an der Tempelkirche zu London ernannt; † 1735. Schrieb 12 große Koncerte für die Violine, viele Sonaten u. dergl.

Shuttleworthia (Bot.), nach Meißner, Gattung der Verbenaceae Lippieae *Meissn.* 4 Arten, in Südamerika einheimisch.

S. h. v., Abbreviatur für sub hac voce, unter diesem Worte, besonders bei Verweisungen auf ein Wörterbuch.

Shylkill (Shuylkill), nordam. Fluß, V. St., Staat Pennsylvania, fließt von Nordwesten nach Südosten und mündet in den Delaware, rechts.

Si (ital., Mus.), 1) s. v. a. man, in Verbindung mit andern Wörtern: z. B. si volti, man wende um; si replica, man wiederhole; si levano i sordini, man nehme die Sordinen ab; perdendosi, sich verlierend rc.; — 2) als siebente Sylbe der Solmisation (s. d.). Als solche ist sie bei den Franzosen und Italienern auch der Name des siebenten Tons unseres Tonsystems, also von h.

Si (Geogr.), 1) chines. Stadt, Prov. Honan, nördlich von Khai-Fung, links am Hoai-Ho; — 2) See daselbst, mit reizenden Umgebungen; — 3) Fluß daselbst, Prov. Fokien, nimmt den Mineho auf und mündet in das Tonghai; — 4) Fluß daselbst, entspringt in der Prov. Yünnan, geht durch Kuansi und Kanton, nimmt den Hu, Ngoyu, Pu rc. auf und mündet in das Hanhai.

Si. (Chem.), chemisches Zeichen für Silicium.

Siabund, asiat. Stadt, Afghanistan, Herat, links von Khasch-Rud; Hauptstadt der gleichnam. Provinz.

Siachbandar, in Persien der Einnehmer der Ein- und Ausfuhrzölle.

Siadi, europ.-russ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Telsch.

Siälland (Själland), s. v. a. Seeland.

Siäs, europ.-russ. Fluß, entspringt im Gouv. Nowgorod, fließt gegen Norden in das Gouv. St. Petersburg und mündet in den Ladoga-See. Von ihm aus führt ein Kanal (Siässischer Kanal) zum Wolchow, 10 Werste lang, verbindet die Newa und Wolga, also den finnischen Meerbusen und das kaspische Meer.

Siäwsk, Kreis und Stadt, s. v. a. Sewsk.

Siafon, asiat. Fluß, in der Mandschurei (s. d.).

Siagantritis (griech., Med.), nach Chelinius, Entzündung der Schleimhaut der Oberkieferhöhle.

Siagne, franz. Fluß, Depart. Var; fließt südwestlich, südlich und südöstlich und mündet in den Golf von la-Napoule.

Siagona (Entom.), I. nach Latreille, Gattung der Coleoptera pentamera carnivora Carabica *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Carabus *L.* Charakter: An der Innenseite der beiden Vorderschienbeine ein deutlicher Ausschnitt; erstes Fühlerglied verlängert als umgekehrter Kegel, das zweite kürzer als das dritte; Spitze der Unterlippe gerade, nicht hervorstehend; Halsschild fast kelchförmig; fast so lang wie breit, ohne hintere Vorsprünge; Oberlippe gezähnelt. Arten sämmtlich im nördlichen Afrika und Ostindien; bekannteste: 1) S. rufipes *Latr.*, Gen. Crust. et Ins., I, VII, 9. — 2) S. Inscipes *Déj.*, *Spéc.*, I, S. 359. — II. Nach Kirby, Käfergattung, s. v. a. Prognatha *Latr.*

Siagonagra (griech., Med.), Gicht am Kinnbacken.

Siagonanthus (Bot.), nach Pöppig und Endlicher, Gattung der Orchideae *Endl.* Einzige Art: S. multicaulis *Poepp.*, *Endl.* Ausdauernde Pflanze in Peru.

Siagonarrhen (Bot.), nach Martius, Untergattung von Hyptis *Jacq.*

Siagul (Siagu, a. Geogr.), Stadt in der Provinz Zeugitana in Afrika, berühmt wegen ihres Hafenortes Putput; Ruinen bei dem jetzigen Dorfe Kassir-Asseite.

Siahbund (Shahband), s. v. a. Siabund.

Siah Koh, asiat. Berg, Persien, Prov. Irak-Adschem, an der nordöstl. Grenze des Landes.

Siah-Pusches, s. v. a. Kafern.

Siak, eins der mächtigsten Königreiche auf der ostind. Insel Sumatra, grenzt nordöstlich an die Meerenge von Malakka in einer Länge von ungefähr 150 Lieues, stößt an Aru (das es jedoch nebst Delhi zinsbar gemacht hat). Die Straße von Malakka und das chinesische Meer bespülen seine zerrissenen Felsgestade und Fluthen zwischen vielen Eilanden. Siak, der Hauptfluß, strömt durch fruchtbare und wohlbewohnte Gegenden. Von diesem Lande aus werden die Meere und das Festland durch Schwärme von Räuberschiffen beunruhigt. Die Einwohner sind Moslems. Die Hauptstadt Siak liegt am Flusse landeinwärts, wo aber die Fluth noch bis auf 11 Fuß steigt und die Seefahrt nebst dem Handelsverkehr begünstigt. Der Handel bringt Stoffe, rohe Seide, Opium rc. und führt Gold, Wachs, Sago, Elephantenzähne, Kampher, Bambus, Bauholz rc. aus.

Hieher gehören die Inseln der Malakkastraße: Tanschong Piseriot an der Rakanbai, Pulo Rupat (2° nördl. Br.), Bangkalis, Padang (Tanschong Serei), Pandschur, Rantao, alle dicht bewaldet und buchtenreich. Mit kleinen Eilanden besäet sind die Sabon-, Mandol- und Dryon-Straßen, alle von der Malakkastraße nach dem südl. Meeresglied. Jenseits der ersteren liegen die Inseln Sabon und Krimun (Karimon), hierauf folgt nach Osten Dryon, endlich an der Straße von Singapur Battam (Batang), Bintang, dann Rhio (Rehio), wo ein Sultan residirt, Handelsplatz, und Gallang (Gallat). Von ihnen südlich geht die Dunpo-Straße von Westen nach Osten, an welche im Süden das Eiland Rodang mit vielen anderen stößt. Sie alle sind bevölkert. Nun folgt Lingga (Linggin), unter dem Aequator, die südlichste von allen diesen Inseln, mit dem Doppel-Pik der Eselsohren, waldreich, kultivirt, von freien Seeräubern bewohnt, mit der Hauptstadt Penobang und einem festen Schlosse.

Siaka (Geogr.), asiat. Stadt, auf der japan. Insel Kiousiou.

Siaka (Biogr.), chinesischer Philosoph und Religionsstifter. Nach seiner Lehre, die er seinen Vertrauten auf dem Sterbebett vortrug, ist das Nichts der Urgrund aller Dinge, in das sich Alles auflösen wird, wie es aus ihm entstanden ist. Diesem Urwesen ähnlich zu werden, ist des Menschen höchstes Ziel; Tugend und Glückseligkeit besteht in gänzlicher Unthätigkeit und Unempfindlichkeit, in dem Aufgeben alles Denkens und Strebens.

Siala (a. Geogr.), Stadt in Kappadocien, im Bezirk Tyanitis.

Sialadenitis (griech., Med.), Entzündung der Speicheldrüse.

Sialadenoncus (griech., Med.), Speicheldrüsengeschwulst.

Sialagoga (Sialogoga, griech., Med.), Abfluß des Speichels, Speichelfluß befördernde Mittel.

Sialin (Sialine, Sialoin, Chem.), s. v. a. Speichelstoff.

Sialis (Entom.), nach Latreille, Schlammfliege, Gattung der Neuroptera planipennia *Latr.*, der Ordnung der Florfliegen und der Zunft der Wasserbolde nach Oken, unter Semblis *Fabr.* Charakter: Fühler borstenförmig; Kinnbacken klein, hornig; Taster fadenförmig; keine Punktaugen; Flügel dachförmig, wenig gegittert. Unter mehren Arten wichtigste: 1) S. lutarius *Latr.*, Semblis lutaria *Fabr.*, Hemerobius lutarius *L.* Mit gedrungenem Körper und braundurchsichtigen Flügeln mit schwarzen Adern; Kopf und Bruststück schwarz, hell braungelb gescheckt. Die Larve gefleckt. Rösel, II, XIII; Pictet, Sur le genre Sialis, in Annales des scienc. naturelles, 1836, T. 3, F. 1—4. — 2) S. fuliginosus *Latr.* Schwarz, Kopf und Halsschild dunkelgelb gemischt, Flügel dunkel schwarzbraun mit schwarzen Nerven. Larve ungefleckt. Pictet, F. 5, 6. — Diese beiden in der Lebensart sehr ähnlichen Arten erscheinen im Frühling, die erste im April, die zweite vierzehn Tage später; sie sind ungefähr einen halben Zoll lang und leben nur wenige Tage, worauf sie sich begatten und merkwürdig gestaltete, von Rösel und De Geer sehr gut abgebildete Eier legen. Diese werden nämlich in ganzen flachen Klumpen an Mauern, Steine oder auf Blätter abgesetzt, und sind senkrecht nebeneinander liegend, cylindrisch, wie kleine Spindeln oder Fläschchen, mit einer eingelenkten Spitze. Die ausgekrochenen Larven haben einen hornigen Kopf mit Augen und kurzen viergliederigen Fühlern und gekrümmten, spitzen Kinnbacken und Kinnladen. Der Hinterleib hat an jedem Ringe jederseits ein borstenförmiges, zur Respiration dienendes Anhängsel, nach Art der blattförmigen der Ephemeren; jedes besteht aus vier Gliedern; da nun diese Larven kurz vor ihrem Uebergang zum Nymphenzustande das Wasser verlassen, um sich im Schlamm oder der Erde, oft mehre Schritt weit vom Ufer, unter Bäumen, einzugraben und als unbewegliche Nymphe zu ruhen, so schließt Pictet, daß sie jene Respirationsorgane auch noch, wie die Kellerasseln, außerhalb des Wassers brauchen. Sie wühlen sich eine eiförmige Höhle, in der sie bis zur letzten Verwandlung liegen bleiben.

Sialismus (Sialochus, griech., Med.), Speichelfluß.

Sialithos (griech.), Speichelstein.

Sialodes (Bot.), nach Ecklon und Zeyher, Gattung der Ficoideae *Eckl., Zeyh.* Einzige Art: S. glauca *Eckl., Zeyh.* Baum in Südafrika.

Sialolithiasis (griech., Med.), Steinerzeugung in den Speichelorganen.

Sialon (Sialoma, griech.), Speichel.

Sialoncus (griech., Med.), Speicheldrüsengeschwulst, Froschgeschwulst.

Sialorrhoe (Sialozemie), Speichelfluß.

Sialoschesis (griech., Med.), Zurückhaltung des Speichels, Unterdrückung seiner Absonderung.

Sialosyrinx (griech., Med.), Speichelfistel.

Sialus (lat., Min.), nach Breithaupt, Porodinengattung, wachsglänzend, geschmeidig, H. = 1,0 — 1,25, G. = 1,9 — 2,3, mit den Arten S. ferricus, Pinguit (s. d.), u. S. aluminicus, Malthacit (s. d.).

Siam (Yudra, Thai), Königreich auf der hinterindischen Halbinsel, begreift jetzt (nach Crawfurd) außer dem eigentlichen S. einen großen Theil von Laos, einen Theil von Cambodscha und einige tributpflichtige Malayenstaaten, liegt zwischen 6°—19° nördl. Br. und 117°—121° östl. L., erstreckt sich auf dem schmalen östl. Theil des Isthmus Kraa nördl. bis zur Halbinsel Malakka, grenzt nördl. an Birma, östl. an Anam, südl. an die malayischen Staaten Perak und Tringano und den Meerbusen von Siam (einen Theil des chines. Meeres) und westlich an die britischen Besitzungen. Seinen Flächenraum schätzt Cox auf 12,000 und Crawfurd auf 9000 □M. Es ist ein mächtiges Thal, von 2 hohen Gebirgsketten im Osten und Westen eingeschlossen und vom Menam durchströmt;

die westliche Bergkette durchzieht die Halbinsel Malakka und endigt mit dem Kap Romania, die östliche dagegen fällt nach dem Meere zu allmählig ab; beide sind stark bewaldet, aber fast ganz unbekannt. Zwei große Ströme, der Menam (der sich in mehre Arme theilt, zahlreiche kleinere Flüsse, wie Laoua-Tang-Kiang, Daraik-Kiang und Tang-Douek, aufnimmt, regelmäßig austritt und das Land befruchtet) und der Strom von Cambodscha, Menam-Kong oder Maykaung, der hernach in Anam eintritt, bewässern die Ebenen, welche sie durchfließen, und der San-luen bildet die Grenze gegen Birma. Das Klima ist ein tropisches, mit zwei Jahreszeiten, einer trockenen und einer nassen, sehr heiß, durch beinahe fortwährende Ueberschwemmungen sumpfig, obschon sehr fruchtbar. Die nasse Jahreszeit beginnt im Mai mit leichtem Regen und geht in eigentliche Regenströme mit Sturmwetter über, bis im Anfang des Juli heiteres Wetter beginnt und ziemlich andauert; die kältesten Monate sind December und Januar bei etwa + 14° R. als äußerster Kälte, die heißesten März und April bei + 29½° R. höchster Wärme. Vorherrschende Winde sind der Nordost im Winter, der Südwest im Sommer. Ungeachtet der Feuchtigkeit und Wärme in den Niederungen kann man das Klima doch gesund nennen. Die Jahreszeiten werden von den Siamesen durch Feste bezeichnet. Einheimische Krankheiten sind, wie in Birma, die Kinderblattern, die viele Menschen wegraffen und sehr gefürchtet sind, Ruhr, neuerdings (seit 1820) aber die Cholera, die sich über die ganze Halbinsel ausbreitete. Das Land zeichnet sich durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Produkte, vorzüglich des Pflanzen- und Mineralreichs, aus. Man findet: Reis, Pataten, Yams, Limonien; Pomeranzen, Granatäpfel, Feigen, Pisang, Durion, Palmen, Kokosnüsse, Sago, Ananas, Zucker, Pfefferarten, Zimmt, Kaffee, Baumwolle, edle Holzarten, Firnißbäume, Bambus; Ochsen, Büffel, Schweine, Elephanten (siam. Chang), die schönste Art auf der Erde, denn hier scheint seine eigentliche Heimath zu seyn, das Ret oder einhörnige Rhinoceros in großer Menge, Königstiger, Unzen, Leoparden, Panther (sehr häufig in den Wäldern S.s), Felis nubilus (macroselis), Zibethkatzen, wilde und Hauskatzen, Stachelschweine, eine eigene Bärenart (Helarctus bei Horsefield, sonst ursus malay.), Gazellen, Antilopen, Affen, Eichhörnchen, den Pangolin, mancherlei Hirsche, Rehe, wilde Hunde, zahme von nur 3 Varietäten (in S. fehlt außer dem Schakal, dem Wolf und der Hyäne auch der Fuchs, der Hase, das Kaninchen, der Esel, das Schaf), wildes Geflügel, als Pfauen, Papageien, Fasanen verschiedener Art, Krokodille, Cavials, Eidechsen, Schlangen, darunter die Boa von ungeheurer Größe, Fische, Schildkröten, Schalthiere, Skorpione, Muskiten, Heuschrecken; Eisen, Blei, Zinn, Gold, Silber, Sapphire, Rubinen, seltene Diamanten &c. Die Einwohner bauen Zuckerrohr mit Erfolg, und die Ernte des schwarzen Pfeffers, der Kardamome und des Gewürznägeleins ist ergiebig. Oel und Salz sind ebenfalls 2 Hauptprodukte des Landes. Die Industrie in Seide, Baumwolle &c. ist noch gering, doch hebt sich der Handel.

Das Reich S. ist außer den Siamesen, deren 1,260,000 seyn sollen, bewohnt von den Laos (840,000), den durch birmanischen Druck aus Martaban entflohenen Peguern (25,000), den Cambodschern (25,000), von Malayen, theils auf ihrer eignen Halbinsel, theils in S. (zusammen fast 200,000), von den Nomadenstämmen Kariang, Lawa, Ka, Chong, verwandt mit den birmanischen, in den Bergrevieren von Laos (die Ka [Panong], wo es an Cambodscha stößt, die Chong, etwas gesitteter, in dem Hügelland an der Ostseite des Siam-Golfs); die Samang, eine uralte Negerrace, wild, aber nicht zahlreich, vielleicht die Urbewohner, leben in den Gebirgen Malakka's. Die Zahl dieser Stämme ist unermittelt. Chinesen haben sich, besonders aus Kuangtung und Fukian, aus Hainan, Tschekiang, Kiangnan nach S. übergesiedelt; auch Laos hat solche aus Yünnan. Die ganze Zahl der Chinesen im Reiche S. scheint auf ½ Million zu steigen. Hindus und indische Moslems findet man einige Tausende, Portugiesen etwa 2000. So möchten 3 Millionen Einwohner für S. kaum zu viel seyn. Genauer berechnet Crawfurd 2,790,500. Die Malayen sind, wie die Chinesen, im Reiche zerstreut. Die verschiedenen Völker haben alle die Grundzüge der Indochinesen. — Die Siamesen stehen an Größe im Allgemeinen zwischen den größern Europäern, Hindus, Chinesen und den kleinern Malayen, meist 5⅓' hoch, untersetzt, aber mit weichern Gliedern, langarmig, wohlgebaut, stark, aber weit minder schmiegsam, als der Hindu, dagegen leichter, als der indische Insulaner. Lichtbraun, heller als der Malaye, dunkler, als der Chinese, nie aber schwarz, mit einer Fülle rauher, schwarzer Haare, die außer dem Haupt selten sind und am Munde sogar ausgerissen werden; das Hinterhaupt oft flach, haben sie nie stark markirte Gesichtszüge. Eine nicht platte, aber kleine und stumpfe Nase mit auseinander gekehrten Nüstern, großer Mund, dicke Lippen, ein kleines, schwarzes, in gelblichem Weiß abstechendes Auge, etwas schief gestellt, sehr breite und hohe Backenknochen, die das Gesicht eckig machen, dies zusammen mit einer düstern, trüben Miene, trägem und widerlichem Gang und dergl. Bewegung nimmt ihnen allen Anspruch auf Schönheit nach europäischem Maßstab. Die Birmanen nähern sich schon mehr den Hindus, die Anamesen den Bewohnern China's. Die Haare tragen sie meist geschoren, nur ein Büschel lassen sie vorn und kämmen es zurück. Auch auf dem Scheitel bleibt oft ein Haarkreis stehen, der sich gerade aufsträubt. Die Frauen reißen die Haare aus, statt sie zu scheeren. Die Zähne färben sie schwarz, den Mund roth. Sie lassen die Nägel wachsen, sind sehr unreinlich und tätowiren sich nicht; Kleider trägt man in S. wenig. Nur die Mitte des Leibes ist von den Lenden an mit einem umgeschlagenen Tuch, das vorn zugeknöpft ist und bei Vornehmen über die Kniee in Falten hinabwallt, bedeckt; die geringere Klasse zieht es zwischen den Beinen durch und befestigt

es hinten, und zwar geschieht dieses nach strengem Standesgesetz bei hoher Strafe. Der Stoff des Gewandes ist meist Seide. Von Seide ist auch die schmale Schärpe, die um die Brust oder über die Schultern geht; Frauen tragen jedoch noch eine leichte Kleidung des Oberleibs. Die Farbe der Kleidung, meist dunkel, ist dagegen bei Trauer hell; eben so bei Tempeldienern und Bettelnonnen. Kopfbedeckung braucht man nicht, außer einer Kegelmütze bei Hofceremonien; Pantoffeln findet man nur bei Vornehmen. Als Putz, worauf der Siamese wenig hält, trifft man Armbänder, Halsbänder, Ohr- und Fingerringe von Gold, besonders aber sind die Kinder oft mit Edelsteinen ganz bedeckt und tragen kleine Krönchen auf dem Scheitel. — In Bezug auf Nahrungsmittel sind die Siamer nicht so gleichgültig, wie die Alles essenden Chinesen, sondern mehr wählerisch. Aber die religiöse Vorschrift, keine Thiere zu tödten, halten sie nicht. Fische, Geflügel, Schwein- und Rindfleisch, Wildpret verzehren sie ohne Bedenken; sie kaufen lebendige Thiere, nur muß der Verkäufer sie schlachten. Eher enthalten sie sich des Weins. Die Hauptnahrung ist der Reis und das Gericht Balachang, das Jedermann ißt. Konfekt und Branntwein braucht man viel. Alle Siamesen kauen oder rauchen Tabak; selten sieht man einen ohne die Cigarre im Munde oder hinter dem Ohr. Eben so allgemein ist das beständige Kauen von Betel und Areka, aber ohne Katechu. — Die Wohnungen baut man gern 12 Fuß und mehr über den Boden wegen der Ueberschwemmungen, meist aus Bambus, nur bei sehr Vornehmen aus Backsteinen, einstockig mit mehren Zimmern. Die Geräthe, wenn sie nicht aus China oder Europa kommen, verdienen kaum diesen Namen. Reiche, besonders Prinzen, behängen ihre Gemächer mit buntem Schmuck, Tapeten, Laternen und dgl. Der König hat in seinen Sälen erträglich bemalte Wände, hölzerne Pfeiler, Spiegel, Kronleuchter, prächtige Fußteppiche und Vorhänge. Aber auch im höchsten Schmuck bietet der Hof wenig kostbare Kleider und Zierrathen dar. Viele Siamesen wohnen stets in ihren schwimmenden Häusern, den Balonen (Gondeln), auf die sie bedeutende Kosten wenden. Sie sind oft sehr groß (für 100 Menschen) u. die Kajüte nicht selten übergoldet. Flüsse u. Seen werden stets v. einer Menge von Booten durchstreift, denn diese sind für jedes Haus so unentbehrlich, wie dem Reisenden der Palankin, ein Hängenetz, das an Stangen v. zwei Mann getragen wird, und worin der Reisende auf einem Teppich liegt. — Ueber Sprache, Schrift u. Literatur der Siamesen s. Siamesische Sprache u. Asiatische Sprachen, S. 785 und 786. — In den Sitten unterscheiden sich die Siamesen von andern Asiaten bestimmter, als die gleiche Religion erwarten ließe. In Bezug auf Heirathen gleichen sie ganz den übrigen Asiaten. Der Bräutigam kauft die Braut, verlobt sich, heirathet ohne die Priester, die etwa nur ihren Segen geben, nimmt Weiber oder Konkubinen, läßt sich scheiden, wenn es beiden Theilen recht ist, und gibt das Beigebrachte dann zurück; von Kindern erhält der Vater die Mädchen, die Mutter die Knaben; nirgends eine Spur von religiöser Weihe des ehelichen Lebens; es ist ein bürgerlicher Vertrag. Der Ehebruch wird um Geld (20—60 Pfd. Sterl., der Vornehme zahlt mehr, als der Geringe) gestraft. Die Frauen achtet man gering; sie sind mit allen Feld- und Hausgeschäften beladen, weil die Männer dem Staate dienen müssen, werden aber nicht mißhandelt, nicht eingesperrt und müssen nicht verschleiert gehen. Doch gelten sie im Vergleich mit birmanischen und cochinchinesischen Frauen, die in S. als feile Dirnen zahlreich sind, für keusch, ungeachtet der Siamer von weiblicher Tugend wenig hält. Die Reichen halten viele Frauen; der König hat bis 300. Sie zu verführen, zieht den Tod nach sich. Männer heirathen meist mit 21 Jahren, Frauen mit 18, die Vornehmen jedoch viel früher. Die Liebe zwischen Aeltern und Kindern gilt für sehr zärtlich. Die Erziehung geschieht meist von den Talapoins, weil jedes männliche Individuum einen Theil seines Lebens als Priester zubringen muß, wozu der Knabe feierlich eingekleidet wird, eine Sitte, die eher dem Brahmaismus, als dem Buddhismus eigen seyn soll. Hervorstechend sind Leichengebräuche. Die Leichname bedeutender Personen werden einbalsamirt, bis 12 Monate aufbewahrt, endlich verbrannt. Ehe dies geschieht, pflegt man den Hunden und Vögeln Stückchen davon vorzuwerfen, aus Liebe zu den Thieren. Das Verbrennen ist im Ganzen überall gleich und wird zur Seligkeit der Seele für unumgänglich gehalten. Nur Frauen, die schwanger od. an der Entbindung, od. Leute, die plötzlichen Todes od. an den Blattern sterben, so wie Uebelthäter werden dieser Ehre beraubt, weil ihr Tod eine Sündenstrafe ist. Die Gebeine werden in Urnen aufbewahrt od. beerdigt und kleine Pyramiden darauf gesetzt. Musik, Gebete, Waschen des Leichnams gehören zur Ceremonie. Ganz Arme wirft man ins Wasser. Eine schauerliche Art von Selbstmord scheint mehr aus dem Hinduglauben, als dem Buddhismus entsprungen, die Selbstverbrennung. Es setzt sich der fromme Büßer mit bedecktem Gesicht auf den Boden, mit in Oel getränktem Tuch und anderm Brennstoff bedeckt, und zündet diesen selbst an. Die Belustigungen der Siamesen bestehen außer Schauspielen, Prozessionen, Tänzen, Gastmählern rc. vorzüglich in Thiergefechten, Feuerwerken u. Schachspiel. — Im Volkscharakter überwiegt nach Crawfurds Versicherung die Schattenseite. Der Sklavensinn, erzeugt durch Despotismus, hervortretend in schroffster Abgrenzung der Stände, wovon die niedern kriechend und widerlich demüthig, die höhern hochmüthig sind, drückt sich sogar in Gang und Bewegung des Siamesen aus. Das strenge Verbot der Selbstrache hat zwar das Gute, Unthaten vorzubeugen, verbannt aber auch alles Ehrgefühl. Damit hängt die schamlose Habsucht zusammen, mit der der Siamer nach Allem greift, die sich aber auch jede Zurückweisung gefallen läßt. Geiz leitet die Regierung und auch die Privatleute bei allen Verhandlungen. Nur gegen die Talapoin sind

sie freigebig. Träge, nachlässig, äußerst feig, sind sie doch stets bereit zu Betrug; Hinterlist ist fast Jedem eigen. Am hervorstechendsten soll aber die Eitelkeit seyn, in der sie sich für das unbestreitbar edelste Volk halten. Die Lichtseite besteht in zweideutigen Tugenden, nämlich Gehorsam, Friedsamkeit und Milde. Doch werden ihre Kriege meist mit wüthender Erbitterung geführt, die höheren Gefangenen enthauptet, die geringern ohne Unterschied zu ewiger Kettenarbeit verdammt. Dagegen sind im Frieden Person und Eigenthum völlig sicher. Ceremoniös ist der Siamer so gut als der Chinese. Auf dem Lande soll sich der Volkscharakter etwas günstiger darstellen. Die Wissenschaft, hier weniger als anderwärts von den Priestern gepflegt, ist meist Fremden (den Chinesen und Anamesen) überlassen. Sie besteht aus Medicin (die Hauptkrankheiten sind: das schwarze Erbrechen, mal de Siam, Blattern, Syphilis; fast alle Heilmittel kommen aus China); aus Astrologie, welche nebst der Wahrsagerei indische Brahminen treiben, die aber den Kalender nur mit Hülfe des chinesischen Almanachs zu machen wissen; aus Arithmetik, mit Hülfe der chinesischen Rechenmaschine geübt, der das Decimalsystem zu Grunde liegt; aus Geographie, die aber außer der Halbinsel und China, so wie Vorderindien, den Sunda-Inseln, Japan nur wenige Namen kennt; endlich aus Theologie. Die Zeitrechnung, in zwei Epochen, der heiligen (vom Tode Gautama's an) und gemeinen (beginnt 638 nach Chr.) unterscheidet zwei Cyklen, den großen von 60, den kleinen von 12 Jahren. Die Jahre haben Thiernamen, sind Mondsjahre aus 12 Monaten von 29 und 30 Tagen, je nach 3 Jahren mit einem Schaltmonat von 30 Tagen; der Monat hat eine helle und eine dunkle Hälfte (nach den Mondphasen), in welchen die Tage besonders gezählt werden. Das Jahr fängt, wie in China, im April an. Die Monate haben nur Zahlen, nicht Namen, und Wochen von 7 Tagen. Den Tag endlich zerschneidet man in Tag und Nacht; ersterer hat wieder 2 Hälften, wovon jede 6 Wachen enthält, jede Hälfte der Nacht nur 2 Wachen. Man gebraucht Wasseruhren. In diesen Kenntnissen ist nur ein kleiner Theil des Volkes unterrichtet; das Wissen der Meisten erstreckt sich kaum auf Lesen und Schreiben. In der siamischen Kunst nimmt die Poesie nur einen geringen Platz ein. In der Musik stehen die Siamer andern Ostasiaten voran; sie haben angenehme Melodien, theils klagend, theils heiter. Ueberhaupt ist Lebendigkeit und Weichheit der Charakter siamischer Musik, die wirklich auf einer gewissen Stufe eigentlich künstlerischer Bildung steht. Die Instrumente sind eine Art Klavier, mit Hämmern geschlagen, dreisaitige Geigen, viersaitige Guitarren, Flöte und Flageolet, Trommel, Cymbel, Kastagnette und ein harfenähnliches Saiteninstrument aus Pegu. Diesem Lande, so wie China und Birma, behaupten sie ihre Musik zu verdanken, während jene die ihrige aus S. ableiten. Wenigstens stimmt sie mehr zum Charakter der Malayen, als der Siamesen. Die Malerei beschränkt sich auf religiöse Darstellungen, besonders des Gautama selbst, den man in den verschiedensten Situationen antrifft. Porträts und Kopien europäischer Werke, Alles ziemlich gleich, ohne Licht und Schatten und Perspektive, mit starken Farben meist al fresco, nie mit Oel gemalt. Die Chinesen versehen auch S. mit ihren Arbeiten. Auch die Bildhauer arbeiten nur im Dienste des Gautama steife Götzenbilder und allegorische Figuren. Die Baukunst, vorzüglich die religiöse, hat den gemeinsamen Charakter ostasiatischer Architektur, die das Großartige und Harmonische durch die Ausdehnung zu ersetzen sucht: ungeheure Vierecke, von Mauern oder Zäunen mit Säulengängen, welche kleinere Tempel verbinden, umgeben, worin dann das Hauptgebäude mit den kleineren Theilen steht. Die Kostbarkeit der Baustoffe und Verzierungen läßt die einfache Viereck- oder Würfelgestalt der Gebäude vergessen. Gänge und Wände sind meist mit Spiegeln, Porträts und mythologischen Gemälden auf chinesischem Papier bedeckt. Gothisch aussehende, meist pyramidalische Kapellen (Pagoden) mit vier hohen Bogenfronten (wie Bischofsmützen), in der Mitte mit schneckenartigen Spitzthürmen umgeben, ein Gebäude mit reichverzierten Frontispicen, vor welchem meist ein Buddhabild aus Stein oder Metall in einem Bildstock auf dem freien Vorplatz sich findet, einfache Säulen, reichgeschmückte Gesimse an den Fenstern, die mit einer Art von Vordach überbaut sind, seltsam gearbeitete Karnieße, von denen mehre über einander vortreten, endlich ein mit Arabesken bedeckter Giebel, am Rand durchbrochen oder gezackt, in der Mitte mit einer Statue: so stellen sich viele Tempel (Wata) dar. Um sie befinden sich die Bibliothek und die Wohnungen der Talapoin. Ueberall erblickt man viele Inschriften und Statuen (1500 in einem Tempel). Diese Gebäude bilden eine doppelte oder dreifache Reihe. Teiche mit Fischen und Alligators gehören dazu. Im Innern des Haupttempels steht meist eine Art von Bundeslade od. Sarkophag mit Schneckengipfel (Prah tschi di), welche überhaupt, wie die Minarets der Moslems, nicht fehlen dürfen. Gigantische Statuen stehen an den Eingängen und im Innern. Die Zellen der Talapoin sind einfach aus Holz gebaut, die Tempel aus Backsteinen mit Mörtel, das Dach aus Holz, mit Ziegeln gedeckt. Alle Gebäude überhaupt sind einstöckig, weil Niemand den Nachbar über seinem Kopfe gehen lassen will. Vergoldungen, Schnitzwerk, Malereien und Firniß bedecken die Gebäude. Größe, Masse und Erhabenheit vermißt man durchgängig. Armselig stehen neben den Prachtgebäuden des Buddhisten die schmucklosen Tempel des Hindu auf dem fremden Boden. Kleinere Gebäude sind die Prah tschi di, die auf einer mit Kolonnaden umgebenen Terrasse, vieleckig mit zierlichen Gesimsen, in manchen Abschnitten und Stufen bis zu der gewundenen Spitze aufsteigen, oder auch als gothischartige Spitzbogen aus vielen Säulen und häßlichen Götzengestalten terrassenförmig sich zuspitzen. Die Kuppelform fehlt ganz. Das Scharfe, Phantastische, Unwahrscheinliche und Monströse zieht der Siamer

dem Weichen und Majestätischen vor und fällt ins Geschmacklose. Oeffentliche Gebäude zum Nutzen gibt es nicht, selbst Brücken sind bloße Planken; Gasthöfe, Straßen fehlen fast ganz; die gewöhnlichen Häuser im Flachlande sind aus Bambus und Palmblättern (Nipapalme), im obern Lande fester (vielleicht aus Ziegeln und Mörtel) gebaut. Gärten hat man wenige, und im Grunde nur aus einigen Baumreihen und Blumenbeeten bestehende.

Der Buddhismus in S., eins mit dem ceylanischen, weicht ab von dem hochasiatischen und chinesischen, so wie dem indischen. Die Grundlehren von der Seelenwanderung, vom Himmel und Hölle (es gibt 22 Himmel und 8 Höllen), von ewiger Weltverwandlung, von Schutzgöttern sind hier besonders ausgeschmückt, der Buddha od. Gautama (Gaudma), auch Somanakatamo, wird eben so als Gott verehrt und ihm viele Namen gegeben; die Hindugötter und Helden werden nicht angebetet, wohl aber geachtet, und selbst ein Christusbild, das er vom Papste erhielt, hing der König von S. zum Schmucke auf, ohne jedoch dem bekehrungseifrigen Ludwig XIV. die Freude zu machen, daß er ein Christ wurde. Die Moral umfaßt die bekannten 10 Gebote des Buddha, wird jedoch in Bezug auf das verbotene Essen von Thieren, auf das Musikverbot und das Lügen nicht sehr beobachtet. Nur die Priester sind streng hierin; Freigebigkeit gegen sie und zahlreiche Stiftungen sind das Hauptwerk der Frömmigkeit. Jeder Mann in S. ist einige Jahre Priester, selbst der König. Die Talapoin (Priester) leben zu Hunderten beisammen in Klöstern. Sie sind in 6 Grade eingetheilt, vom Novizen hinauf bis zum Abt und Prior. Dieser hat jedoch keine eigentliche Gewalt. Ein Priester hat immer seinen eigenen Schülerkreis. Ehelosigkeit, Enthaltung von Geschäften, Fleisch und starken Getränken, Betteln, Meditation, Gebet sind seine Pflichten, wovon die ersten mit äußerster Strenge beobachtet werden. Dagegen enthalten sich die Priester zwar vom Wein, Branntwein u. Opium, nicht aber vom Tabak, Betel und dergl. Das Thiertödten erlauben sich die Siamer unter manchen Vorwänden. Den Oberpriester, der im Palaste wohnt, wählt der König. Er ist erster Geistlicher, hat aber keinerlei Herrscherrecht, denn der König ist auch Haupt der Kirche. Die Priester sind, wie in Ava, gelb gekleidet, nicht nach siamischer Weise. Das Haupt ist geschoren, ihr Gewand von Seide od. Baumwolle, eine Art von Kutte; einen Fächer und eine rothe Tasche für die Almosen an einem Band über die Schulter tragen sie immer. Der Name Talapoin soll von diesem Fächer (Talpat) aus Palmblättern kommen. Sonst nennt man sie Phra (Herr). Ihre Kleidung ist immer die gleiche und vorgeschriebene. Jedermann muß sich vor ihnen verbeugen, selbst ihre Aeltern. Haben sie nicht Theil an den Genüssen des Lebens, so sind sie auch frei von allen Staatslasten; der weltliche Arm kann sie nicht strafen, jede Beleidigung gegen sie ist Todesverbrechen. Die Tempel sind Asyle. Der Talapoin kann austreten, aber nur einmal, und dann heirathen. In S. sind auffallende Büßungen, obwohl verdienstlich, doch selten. Wallfahrten an heilige Orte mit Darbringung von Früchten, Blumen, Räucherwerk, Absingen von Hymnen u. s. w. finden Statt. Frauenklöster gibt es nicht, außer den Zellen für alte Weiber, die als Dienerinnen der Talapoin betteln und arbeiten, aber wenige Achtung genießen. Der Buddhismus kam aus Ceylon durch Cambodscha und Laos nach S. im J. 639 n. Chr. Er ist allein herrschend ohne Sekten, welche die Staatsgewalt, Eins mit der kirchlichen, sogleich unterdrücken würde. Die Priester suchen nicht Proselyten zu machen und sind duldsam. Der sittliche Einfluß des Buddhismus ist nach Crawfurd nicht günstig, denn Grausamkeit und Mordlust sind häufige Erscheinungen; die Hierarchie bildet in S. kein Gegengewicht gegen die Staatsdespotie, sondern verstärkt sie. Der Kultus umfaßt sogar die Elephanten, denn die weißen werden „Herr“ genannt und verehrt. Ein so seltenes Thier, denkt man, müsse die Wohnung einer ausgezeichneten Seele seyn. Sie haben den Titel „Könige“. Auch weiße Affen schätzt man hoch. Unter den Festen erscheint außer den Leichenbegängnissen und den Schauspielen aller Art, außer den Hauptfesten des Buddha und den Priesterweihen, Wallfahrten u. s. w. das chinesische Laternenfest und das Pflügen des Königs, das er jedoch nicht in eigener Person vollzieht. — Von andern Religionen werden in S. noch die hinduische, der Islam und das Christenthum geübt. Die erste hat einige Tempel, die aber an Glanz denen der Staatsreligion weit nachstehen; sie sind von Brahminen bedient und mit ihren Götzenbildern versehen. Sie gehören zu den Siwa-Dienern, sind aus den zwei ersten Klassen und stehen unter einem Chef in Bankok. Ihre Kenntnisse sogar in der Muttersprache und im Sanskrit scheinen gering zu seyn. — Die Christen, meist Portugiesen, sind Ueberreste theils aus der Zeit des ältern Handelsverkehrs, theils der Missionen, die noch unter Louis XIV. sogar den König zu bekehren hofften. Ein eigener Bischof, der von Sozopolis, ist seit 1662 in S., und sein Sprengel erstreckt sich auch über Malakka; sie haben mehre Kirchen, auch in der Hauptstadt, sogar eine griechische baute der griechische Abenteurer Konstantin Faulcon, welcher Minister in S. war. Die Bekehrung von Siamern soll äußerst schwierig seyn. Die Christen dienen häufig als Dolmetscher. Die Moslems gehören der Sekte Ali's an, stammen aus Indien, haben Moscheen, lassen sich aber viel gefallen. — Die Stämme, welche in Laos, Cambodscha und S. in Gebirgen und Wäldern wohnen, gleichen im Ganzen nach Gestalt und Sprache den Siamern. Die Kariang und Lawa wohnen auf der birmanischen Grenze und im gebirgigen Laos, die Ka ebendaselbst auf der Seite von Cambodscha, häufig von den Siamern zu Sklaven eingefangen, die Chong an der Ostseite des Golfs von S.

Die Regierung ist ein Despotismus der absolutesten Art. Der König ist der Gott, das Gesetz des Landes, und sein Name selbst ist nur Wenigen bekannt, damit er nicht eitel gebraucht

werde. S. steht in derselben Unterwürfigkeit wie Birma, unter dem unumschränkten Herrscher und Oberlehensherrn der Tributländer. Letztere liefern Geld, Menschen, Waffen und alle drei Jahre ein Zeichen ihrer Ergebenheit, z. B. der König von Queda (auf Malakka) einen goldnen Baum. Die Eitelkeit der Regierung und das kleinliche Mißtrauen tritt noch greller, als in Birma hervor; das ängstliche Ceremoniel gleicht dem in China. Dagegen fehlt alle Zartheit, u. die Räuberei und der Schmutz des Hofs gehen über alle Grenzen. Der heilige Charakter des religiösen Oberhaupts vermehrt die Despotie des Königs. Sein Name darf nicht genannt werden. Hochverrath ist es, an Krankheit oder Tod bei ihm zu denken. Nur leise redet man von ihm. Es ist Alles an ihm „golden", wie am König von Ava. Der „heilige Herr der Häupter, der heilige Herr aller Leben, der Herr der weißen Elephanten, der Eigenthümer des Alls, der Untrügliche, endlos Mächtige" tritt auf die Häupter seiner Sklaven, die glücklich sind, den Staub vom Fuße des goldenen Herrn (Phra) aufzunehmen. Uebrigens ist er auch ein hoher Burchan im Königsleib. Selbst die Prinzen nennt er nur „edle Hunde", „erlauchte Ratten" und dergl. Das königliche Wappen auf dem höchsten Staatssiegel stellt einen Löwen, auf dem zweiten einen Menschen mit dem Lotus, auf dem dritten den Lotus allein, die Fahne aber einen Elephanten in rothem Felde dar. Wer das Reichssiegel hat, ist König. Täglich zweimal, Morgens und Nachts, empfängt der König Bericht von seinen Ministern und gibt Befehle, sonst theilt er seine Zeit zwischen seinen Frauen und den Talapoin. Seine rechtmäßige Gemahlin (oft seine Schwester) gebeut im Palast und hat einen Hofstaat mit Verschnittenen; ihr Sohn ist Thronfolger. Doch kann der Wille des Monarchen hier ändern. Reitet der König auf seinem Elephanten aus, so wirft sich Jedermann nieder. Nur kriechend naht man ihm, in Todesstille ruht der Palast (Wang) u. seine Umgegend, durch Wassergräben abgesondert. Unbeschränkter Herr über Leben und Eigenthum, gibt der König sogar seinen Elephanten die Befugniß, zu weiden, wo sie wollen. Audienz gibt er in einer Prachthalle mit vergoldeten Säulen, bemalten und mit Sternen besetzten Wänden und Kronleuchtern, auf einem vergoldeten Thron, in einem weiten Mantel aus Goldstoff, ohne Kopfputz, den goldnen Stab in der Hand, um ihn der zahlreiche Hofstaat unter dem Okya Wang (Palastaufseher), die Pagen, der Adel. Die Leibwache zu Pferde von Laos, die Moslemen aus Hindostan, die Mongolen u. Radschputen bewachen den mißtrauischen Fürsten. Das Volk ist in zwei Klassen, die rechte und linke, eingetheilt; vom 21. Jahr an hat jeder Mann $\frac{1}{3}$ des Jahres hindurch Staatsdienste zu leisten. Ausgenommen sind Talapoin, Sklaven, Chinesen (die dafür zahlen), Familienväter, von denen drei Söhne dienen, Beamte oder Solche, die in Geld oder Naturalien Ersatz leisten. In den Klassen theilt man nach 1000, 100, 10 wieder ab, die je einen Naipan (Chiliarchen), Nairoe (Centurio), Naisip (Decurio) haben. Die Chefs der zwei Klassen waren früher der Kala-hom (Kriegs- und Justizminister) und der Tschakri (Finanz- und Handelsminister, Leiter des Auswärtigen). Unter dem ersten stehen der Yomarat (Oberrichter von Bankok, Großmeister des Palastes), unter dem letztern der Phulathesse (Chef des Steuerwesens) u. Phraklang (Chef des Handels und des Auswärtigen, in Europa in Barcalon verderbt). Die Hauptstadt wird unmittelbar regiert; die 4 Chefs von Laos (in Tschiangmai, Lautschang, Pasak, Luangprahbang), die von Ligor u. Sungora heißen Chao Muang (Vicekönige) und haben das Recht über Leben und Tod; sie sind in der ersten der 9 Rangklassen (Fürsten), die übrigen Gouverneurs (wie in Pisiluk, Chantabun) stehen den 4 Ministern gleich im 3. Rang (Phria), nebst einigen malayischen Vasallenfürsten; die obersten Minister und der Lehenskönig von Queda sind vom 2. Rang (Chao Phria). Alle Provinzbeamten stehen den entsprechenden der Hauptstadt und noch mehr des Hofes nach. Der erste Staatsbeamte ist der Wangna (Wessir), der aber nicht immer ernannt wird. Neuerdings sind über den Kalahom und Tschakri noch die vier Krom (Kromluang, Hausminister und geheimer Rath, Kromkun, Oberrichter der Nordprovinzen und von Laos u. Justizminister, Kromsak, Kriegsminister u. Oberrichter des Südwesten, Kromtschiat, Minister des Handels und des Auswärtigen, Oberrichter des Südosten). Diese Aemter bekleiden auch Königssöhne. Einen furchtbaren Diensteid wiederholen die Beamten jährlich. Die Finanzen des Reichs ruhen auf den Taxen von Manufakturen, Arak, Spiel, Fischfang im Menam (diese drei sind religiöse Dispensationsgelder), Ladentaxe, Monopolien (Zimmt, Elfenbein, Kardamom, Adlerholz, Schwalbennester, Sapanholz, Zucker, Pfeffer, Turteltaubeneier sind königl. Monopole), Handelsgewinn, Grund- und Baumsteuer, Kopfsteuer der Chinesen, Tributen, Frohnen, Zoll von Aus- u. Einfuhr, und betragen nach einzelnen Daten in Geld u. Naturalien: 5,159,468 Tikal (oder Rthlr., da 1 T. = 1 fl. 30 kr.), schlägt man aber die Frohnen mit in Geld an, 25,159,468 Tikal, noch ohne Tribute, Erbschaften, Konfiskationen, Erpressungen 2c. Die Steuerbeamten erhalten $\frac{1}{10}$ vom Ertrag. Die Ausgabe soll der Einnahme fast gleich stehen. Die Besoldungen sind Geschenke, Erpressungen, etwa eine Wohnung, Geräthe, Sklaven, Ländereien, Monopole. Die Aemter sind erblich, doch setzt der König nach Belieben ab. Für die Justiz hat man ein Gesetzbuch, das bis ins 6. Jahrhundert hinaufgeht, übrigens von jedem König verändert herausgegeben wird. Die Richter halten sich wenig daran, obwohl jedesmal das bezügliche Gesetz vorgelesen wird. Die Zeugeneide sind schauerlich. Nur religiöse, ehrbare, freie Leute von 7—70 Jahren u. gutem Handwerk, am liebsten Priester und Beamte, dürfen zeugen. Die Folter wird zur Untersuchung gebraucht, Wasser- und Feuerproben (Eintauchen des Leibs in Wasser, der Hand in flüssiges Zinn, siedendes Oel) wendet man bei Ehebruch u. Diebstahl an; auch Brech-

mittel gibt man, und wer sich zuerst bricht, ist schuldig. Eine Schuld verdoppelt sich in drei Jahren; Gefängniß, Schläge, Ausstellung an der Sonne gebraucht man, um Zahlung zu erzwingen. Insolvenz macht zum Sklaven. An Zinsen gibt man 3 Procent, dem König 75. Nur auf Weib und Kinder kann der Siamer sein Vermögen durch Testament vererben, sonst fällt es auf die Kinder, wobei Töchter mehr, uneheliche weniger erhalten, und die Wittwe Nutznießerin ist. Aeltern und Geschwister sind die fernern Erben. Die Beamten beerbt meist der König. Ehescheidung ist leicht, Ehebruch büßt man mit Geld. Der Bambus ist das große Mittel gegen Diebstahl, verbunden mit Einkerkerung. Handabhauen für Brandstiftung, Verbrennung für Blasphemie, Enthauptung oder Spießen für Mord, Siegel- und Geldfälschung, Zertreten durch Elephanten, Zerreißen durch Tiger für Hochverrath, Schläge für Injurien, eben so gut bei den Talapoin, die vorher abgesetzt werden, Todesstrafe für diese, wenn sie unkeusch sind, lebenslängliches Gefängniß oder Grasschneiden für die Elephanten gelten gesetzlich, werden aber meist gemildert. Civilprozesse werden sehr verzögert. Außer den Appellationsrichtern gibt es keine besondern Richter; die Kriegs- und Civilbeamten bilden die Gerichtshöfe und übernehmen dort verschiedene Geschäftszweige. Selbst die Minister sind dem Bambus ausgesetzt. In den auswärtigen Sachen herrscht das ängstlichste Mißtrauen und widerliche Eitelkeit. Geschenke öffnen allein Zugang. Portugiesen dienen meist als Dolmetscher. Ein Konsul dieser Nation lebte zu Bankok. Mit China, Anam ꝛc., jetzt auch mit England, hat der König Handelsverträge geschlossen. Vor den Briten hegt er große Furcht. Eine Art von Grundgesetz des Reichs enthält nebst dem Gesetzbuch auch die Pflichten des Königs und der Beamten, gilt aber wenig. — Die **Stände** beruhen auf der Volkseintheilung und den Beamtenklassen; sonst sind auch die Freien nur Sklaven des Königs. Ein erblicher Adel kann bei dem Despotismus nicht aufkommen. Silberne Betelbüchsen und Ehrenkleider aus der Hand des Königs geben eine Art von Adelszeichen. **Militär** ist eigentlich das ganze Volk, nämlich alle zu Staatsfrohnen Verpflichteten; sie kleiden und nähren sich dann selbst, der König waffnet und versieht sie mit Pferden und Elephanten. Meist Fußvolk und erbärmliche Artillerie, mit Spießen, Schwertern und europäischen Musketen bewaffnet, übel gekleidet und ohne Kriegszucht und Taktik, höchstens auf 30,000 Mann gebracht, wagt diese muthlose Macht nur Scharmützel und Raubzüge. Die besten Truppen sind etwa 1250 Mann ausländische Leibwache. Schlecht gebaute Mauern und Bastionen sollen die Städte schützen; man hält aber die Kanonen aus Furcht vor Aufständen verschlossen. Einige schlechte Forts decken die Einfahrt des Menam. Ein stehendes Heer gibt es nicht. Jedem Feind wäre es leicht, Bankok zu nehmen, da keine Seemacht die Küsten schützt.

Der **Ackerbau** hat Reis zum ersten Gegenstand, der in mehren Arten fast wild wächst, oft 40fach trägt, besonders in den Strichen, welche die Ueberschwemmung düngt. Er wird in Menge u. frei ausgeführt; in den höhern Gegenden vertritt ihn der Mais und Weizen; Hülsenfrüchte, Bataten und andre Knollenpflanzen, ein Reichthum trefflicher Fruchtbäume, das Zuckerrohr, der Pfeffer in einigen Distrikten, Kardamom, Tabak, Baumwolle, Kaffee, Gummi, Cambodschaholz werden mit Erfolg gebaut. Bankok liegt in einem von Kanälen durchschnittenen Ostwald. Bis jetzt ist das Land außer dem Stromthal nicht angebaut. Die Gärten hegen schöne Blumen. Der Ochse ist das einzige Arbeitsthier zum Pflügen und Austreten (Dreschen). Dieser wird nebst Büffel, Schwein und Geflügel gezogen. **Jagd** macht der Siamer auf den Elephanten, das Nashorn, auf Tiger, Leoparden, Bären, Pfauen, Tauben, Papageien und Krokodille; der **Fischfang** ist trotz des Buddhismus die Nahrung Vieler. Im malayischen Theil von S. (Sungora, Ligor, Tschampon, Junk-Ceylan u. a.) wird auf Zinn mit Erfolg gebaut, in Bangtapan und Rachan auf Gold; am obern Menam finden sich viele Eisenbergwerke. im Oberlande gewinnt man Kupfer, Blei, Zink, Antimonium, Edelsteine in Chantabun, ein Monopol des Königs, Salz an mehren Orten. Die Chinesen scheinen Lehrer im **Bergbau** zu seyn. Der Mangel an Arbeitern, durch die Frohnen hervorgebracht, hindert die **Industrie**. Arbeiten in Gold und Edelsteinen kommen aus China, nur die goldenen Betelbüchsen werden in Bankok recht gut verfertigt. Chinesen machen Geräthe von Zink, Erz, Zinn, Eisen in Fabriken zu Bankok (woraus die Malayen sich versehen), Waffen, Messer u. dergl. Die Frauen arbeiten grob und mit wenig Geschick in Baumwolle und Seide, färben schlecht und verstehen nicht zu drucken. Auch die Töpferwaaren sind gering, die bessern aus China. Die Bereitung von Oel, Salz, Zucker, Pfeffer und Aehnlichem bleibt meist den Chinesen überlassen, eben so die Gerberei. Das Papier der Siamer ist dick und grob, das Schießpulver schlecht. Der innere **Handel** von S. wird meist auf dem Menam und seinen Armen betrieben. Aus Laos bringt man auf Bambusflößen und Flachbooten im Winter Getreide, Baumwolle, Salz, Oel, Sapanholz und andere Hölzer, Lack, Seide, Elfenbein, Wachs, Hörner und Häute; dagegen kommen Fische, Manufakturwaaren dahin. Aus Cambodscha kommen durch den Banpakung in den Menam Lack, Cambodschaholz, Kardamom, Firniß, Häute, Elfenbein, Horn. Neben diesem Wassertransport findet der Transport durch Elephanten Statt. Aus Yünnan holen die Siamer auf kleinen Gebirgspferden chinesische Wollenzeuche, englisches Tuch, Gold, Kupfer, Blei, Nadeln und andere Metallwaaren. Auf der Halbinsel Malakka tragen Elephanten über die Gebirge auf mehren Straßen Zinn und Elfenbein aus Junk-Ceylan, Schwalbennester, Opium, indische und britische Baumwollenzeuche aus Pulo Pinang ꝛc. — Chinesische Dschunken fahren zwischen Bankok (auch

Ligor und Sungora) und den Häfen von Kuangtung, Fukian, Tschekiang, Kiangnan, Hainan, meist in S. gebaut, aber mit Chinesen bemannt, Porzellan, Töpferwaaren, Zink, Quecksilber, Thee, Nudeln, getrocknete Früchte, Seide, Krepp, Atlas, Seidenzeuche, Fächer, Schuhe, Nankin, Regenschirme, Papier 2c. bringend und dafür nach China ausführend: Pfeffer, Zucker, Zinn, Kardamom, Adlerholz, Sapan, Rosenholz, Elfenbein, Baumwolle, Lack, Reis, Areka, Fische, Häute von Büffeln, Elephanten, Rinocerossen, Ochsen, Tigern, Leoparden, Ottern, Hirschen, mancherlei Federn, Schwalbennester. Zum Behuf dieses Handels muß sich der König einen Vasallen von China nennen und jährlich Gesandte nach Kanton, alle drei Jahre aber nach Peking schicken. Der ganze Handel mag 140 Dschunken oder 35,093 Tonnen betragen, an Werth 614,050 Tikal. Auf denselben Fahrzeugen, meist dem König gehörig, geht der Handel zwischen Bankok und den Küsten des Golfs, wo Waaren für den chinesischen Markt geholt werden; eben so mit Cambodscha (Ausfuhr: Eisen, Manufakte aus China, Indien, Europa; Einfuhr: Cambodschaholz, Kardamom, Elfenbein, Horn, Häute), mit Cochinchina (Saigun, Faifo, Hue) in 50 Dschunken, die Eisen und Eisenwaaren, Tabak, Opium, Manufakte hinbringen, Matten, Seide u. A. m. holen. Der Handel mit den Malayen hat neuestens zugenommen. Er geht nach dem Festland und nach den Inseln (auch nach Batavia), und führt Reis, Oel, Salz, Zucker, Eisenpfannen, Töpferwaaren, Schweinspeck aus, Opium, Glas, Pfeffer, Zinn, Biche de mer, Kampher, Nester, Drachenblut und Fabrikate ein. Hier sind 200 siamische Dschunken und vorzüglich siamische Schiffsleute beschäftigt, mit etwa 28,125 Tonnen. Die Schifffahrt bleibt aber immer sehr beschränkt, und es sind wenige Siamer unter 11,000 Schiffsleuten, die der Handel beschäftigt; meist sind es Araber, Indier und Christen. Dafür fährt zu Hause Jedermann in Booten (Balonen), ja in schwimmenden Häusern.

Eintheilung. Das eigentliche S. theilt sich in: 1) oberes S., das Menamthal; 2) Bezirk der Hauptstadt, zwischen beiden Haupttheilen liegend; 3) unteres S., das Land zu beiden Seiten des Siamgolfs, gegen den Hintergrund desselben. — 1) Das Menamthal oder Ober-S. Zwischen den 2 Grenzgebirgen dehnt sich dieser große Theil des Reichs aus und grenzt nördlich an Laos. Es zerfällt in 7 Provinzen: a) Pisiluk (Pitfamluc, Porselutc); die gleichnamige Hauptstadt, an einem beträchtlichen Seitenflusse des Menam, Sitz des Gouverneurs und der Regierung der Provinzen, Handelsstadt, befestigt, soll stark bevölkert seyn. Etwas unterhalb derselben an demselben Fluß liegt Pitschit. Die Provinz hat 10 Bezirke. b) Im Norden von da liegt Provinz und Stadt Lakontai mit 7 Bezirken. c) Noch nördlicher liegt Pitschai, mit 7 Bezirken und der Grenzstadt Metak oder Rehang, am Menam gegen Birma. d) Sankaluk, im Westen von da, mit der Stadt gleichen Namens und Sokotai. e) An einem östlichen Seitenfluß liegt Paschbon mit Provinz gleichen Namens (zwischen 17—18° nördl. Br. und 119—120° L.) und mehren Städten in 2 Distrikten. f) Kampengbet, am Zusammenfluß jenes östl. Zweiges mit dem Menam, mit Eisenbergwerken und Fabriken. Tiefer am Fluß: Lakonsawuu, Kamburi oder Pakprek, Tschainat u. a.; 10 Bezirke. g) Die Provinz im Osten des Menam mit Prabat, wo ein Fußtritt des Buddha ist, Pakpriu, Korat, Nukburi oder Luwo am untern Menam, wo ein Jagdpalast des Königs sich befindet, in dem er sich jährlich aufhält, u. a. m. — 2) Der untere Menam oder Gebiet der Hauptstadt. Hier liegt zuerst auf einer Insel des Menam die alte Hauptstadt Yuthia, auch Ajuthia, Siyo-thia, Odio, Siam (14° 20′ 40″ nördl. Br. und 118° 54′ 43″ L), von hohen Mauern umgeben, eine Wasserstadt mit vielen Kanälen, breiten, gepflasterten Straßen, die schön mit Palmen besetzt sind, mehren Palästen und großen königl. Gebäuden, vielen prächtigen Tempeln, aus christlichen Kirchen aus den Zeiten der Jesuiten-Mission, Klöstern, Zeughäusern, Handelsgebäuden, Bazar und Vorstädten der Chinesen, Japaner, Malayen und Anamer. Die Einwohnerzahl soll sich früher auf 120,000 belaufen haben. Tiefer am Delta des Stroms liegt die jetzige Hauptstadt Bankok (13° 58′ 30″ nördl. Br. u. 118° 13′ 43″ L.), am linken Ufer des Menam, mit Citadelle, worin der Palast und die öffentlichen Gebäude sich befinden, von einem Graben umgeben, auf der Stelle des ehemaligen französ. Forts. Die Stadt hat viele Kanäle, nur kleine Häuser und schwimmende Wohnungen, prächtige Tempel, großen Markt. Der Strom ist hier fast immer mit Dschunken bedeckt. Einwohner zählt man wohl übertrieben 150,000 (Crawfurd nimmt 50,000 an, aus Birma, Pegu, Laos, Malakka, den Inseln, China und S. selbst. Weiteres s. Bancasay. — 3) Unter-S., der Küstenstrich im Hintergrund des Meerbusens gehört dazu, nebst den angrenzenden Ost- und Westküsten; besteht aus mehren (2—4) Provinzen. a) Bangpasoi, östlich von Bankok, mit den Städten Bangpasoi, von etlichen 1000 Einw., an der Mündung des Bangpakungflusses, Kriegsplatz gegen Anam; Patriyu, an diesem Fluß, stark bevölkert, Sitz des Gouverneurs, mit Fort. b) Südlicher liegt Stadt und Provinz Chantabun an der Mündung eines Flusses; die Stadt ist beträchtlich. c) Dann folgt im Süden Tungyai, in dessen Bezirk andere Städte liegen. Viele Eilande gehören zu diesen Provinzen. Auf der Westküste liegen die malayischen Fürstenthümer und Provinzen. — Siamische Besitzungen auf der Halbinsel Malakka. a) Puchburi oder Thiai, vom Meklongan südwärts, an der Ostküste Malakka's, mit der bedeutenden Stadt Pripri am Bangtabunfluß, stark bevölkert, und der Seestadt Puchburi. Dann folgt b) Champou, an Tenasserim im Westen grenzend, viele kleinere Städte enthaltend, meist mit Gold-

wäschereien oder Zinngruben, aber auch die größere Stadt Champou am Fluß Tayung. Hier liegen die Inseln Bardia und Sancori im Siamgolf. c) Chaiya ist die nächste Provinz nach Süden, stößt im Westen an Mergui und Salangor und hat die Stadt gleichen Namens am Delta eines großen Flusses. d) Salang nimmt die Westküste ein, nebst ihren Inseln (Junk-Ceylan 2c.) und stößt im Norden an die Briten. Die Stadt Ponga hat 4000 Einw. e) Ligor folgt hierauf; die Hauptstadt Ligor oder Lakon am Fluß Tayung (etwa 8° 15′ nördl. Br.) hat ein Fort und 5000 Einw., sie handelt stark. Das Fürstenthum erstreckt sich an beiden Küsten; der westlichen gegenüber hat es die Insel Junk-Ceylan, gleichfalls S. unterworfen, Pangang u. a. m. f) Talung (Maddaling), im Süden von da, grenzt im Westen schon an Queda. Vor der Ostküste liegt das große Eiland Tantalem. g) Die Ostküste heißt sofort Sungora (Sungkla), mit der Handelsstadt Sungora. Bei Tana ist die siamische Grenze gegen Süden. — Siamische Lehensherrschaften auf Malakka. a) Königreich Queda, im Südwesten von Ligor, im Westen von Talung, Sungora und Patani, im Norden von Perak an der Westküste, zwischen 5° und 6° 50′ nördl. Br. gelegen, mit zahllosen Inseln; ein Moslem herrscht dort. Das Land ist in 105 Distrikte, zusammen mit 50,000 Einw., getheilt. Die Hauptstadt Queda (6° nördl. Br., 117° 59′ 43″ L.), an der Mündung des Flusses gleichen Namens, auch Quala, Batany u. Keidach genannt, ist ein schwach von Chinesen, Malayen und Hindus bevölkerter Handelsplatz, mit einem befestigten Schloß, der Residenz des Sultans, in der Nähe. Trutao (Trotto) und Langkawi sind die beträchtlichsten Eilande. Pinang ist an die Briten abgetreten. b) Patani, auf der Ostküste, im Westen an Queda, im Norden an Sungora u. im Süden an Calantan grenzend, zerfällt in 5 Gouvernements, wovon 2 auf der Küste. Nicht weit vom Kap Patani liegt an einer Flußmündung die Hauptstadt Patani, ein Handelsort, Sitz des Radscha, ehemals mit engl. Faktorei. c) Calantan, im Süden des vorigen, im Osten von Queda und Perak, im Norden von Tringano auf der Ostküste, kaum dem Namen nach abhängig, umfaßt 50 Mukin (Distrikte), vom Flusse Basut im Süden bis zum Banara im Norden, vom Meere bis zur Centralkette, mit 50,000 Einw., worunter auch Chinesen in den Goldbergwerken. Städte sind nicht bekannt, aber einige Eilande an der Küste. d) Tringano, südlich davon vom Meer im Osten bis zum Fuß der Centralkette, die zu Perak gehört, zwischen Calantan im Norden und Pahang im Süden, hat in 35 Mukin 35,000 malayische Einw. und etliche 1000 Chinesen. Die Haupt- und Handelsstadt ist der Hafenort Tringano. e) Perak schließt, an Calantan, Tringano und Pahang stoßend, noch das Centralgebirg ein und liegt an der Straße von Malakka zwischen Queda und Salangor, unter einem malayischen Handelsfürsten, der ein Moslem ist; es zählt 105 Mukin und ist volkreicher, als Queda. Die Residenz ist Kalang im Innern am Perakflusse. An demselben bestand eine holländ. Faktorei zu Tanjong Putis. Der wichtigste Platz ist der Handelsort Perak (Peirach), an der Mündung des Flusses (etwas über 4° nördl. Br.). Die Inseln Dinding u. Sambilan liegen an der Küste.

Geschichtliches. Nach den mythischen Annalen des Reichs reicht die Geschichte von S. bis zum Jahre 1440 v. Chr. hinauf; als gewiß erscheint jedoch erst die Einführung des Buddhismus in S. im Jahre 638 n. Chr. zur Zeit des Königs Krek (Sammonacadan), vor welchem 60 Könige in S. regiert haben sollen. Die Unsicherheit in der Führung der Annalen rührt daher, daß nirgends der Dynastien- und Regentenwechsel so häufig war, als hier. Der Sitz der Regierung war in Lacontai, unweit der Grenze von Laos. Andere behaupten, das Reich sey erst 750 (756) von Prapoat gestiftet worden, einem indischen Häuptling, der mit den Seinen von den Arabern, welche damals Indien verheerten, nach der Halbinsel jenseits des Ganges flüchtete. Im J. 1350 wurde die Residenz nach dem neu gegründeten Yuthia verlegt. In einem Kriege, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts mit Pegu wegen eines aus Yuthia entwendeten Götzenbildes geführt wurde, war S. mit Birma verbündet. Eigentlich fängt die zuverlässigere Geschichte dieses Reiches erst mit dem J. 1547 an, indem damals mehre benachbarte Nationen in dasselbe einfielen. Der König von S., von den Portugiesen unterstützt, welche einige Zeit vorher, nach der Eroberung von Malakka, nach S. gekommen waren, schlug die feindlichen Völker und ertheilte jenen auf 3 Jahre Freiheit von allen Abgaben und die Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reiche predigen zu lassen. Nachdem der Friede von außen hergestellt war, wurde das Reich durch innere Unruhen zerrüttet. Die Königin vergiftete ihren Gemahl, um der Strafe des Ehebruchs zu entgehen, dann auch seinen Nachfolger, ihren Sohn, und erhob ihren Buhlen auf den Thron. Das Volk ermordete ihn aber und rief den Bruder des ermordeten Königs auf den Thron. Auch dieser hatte mit Empörungen zu kämpfen, was der König von Pegu 1548 benutzen und S. erobern wollte. Im J. 1567 überfielen die Birmanen aus Ava das Land und blieben bis 1596 Herren desselben. Damals machte Pramerit (Api-Radscha), ein vornehmer Siamese, sein Vaterland von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei und unterwarf sich Cambodscha, Lanjang, und andere Länder, von denen jedoch 1615 mehre wieder abfielen. Sein Stamm ward von dem Usurpator Chau Pasatong, der sich 1627 des Throns bemächtigte, ausgerottet. Während dessen Regierung hatten sich die Holländer in S. eingefunden. Auf deren Betrieb wurden die portugies. Schiffe mit Beschlag belegt, und als deshalb die Spanier dem Könige Krieg ankündigten, den Portugiesen der Zutritt zur Residenz des Königs untersagt. Mit der Zeit sind die Portugiesen, die sich dort mit Eingeborenen vermischten, zur

verachteten Klasse herabgesunken und dienen bis jetzt noch als Dolmetscher, Unterhändler, Spione ꝛc. Die Holländer dagegen gründeten 6 Komtore in S. und wußten sich so unentbehrlich zu machen, daß, als sie 1660 bei einem entstandenen Streit mit den Siamesen das Land zu verlassen drohten, der König nachgab und sie zu bleiben bat. Chau Noraga (Naraja), König von S., Sohn Chau Pasatongs, erlaubte 1663, durch Verwendung seines ersten Ministers (Phraklang), des Griechen Konstantin Faulcon (dem es gelungen war, sich bei ihm einzuschmeicheln und zum ersten Minister erhoben zu werden), den franz. Missionarien, an deren Spitze Lamotte Lambert stand, in S. das Christenthum zu predigen, und um das Gedeihen des Christenthums zu befördern, schickten Ludwig XIV. und Papst Klemens IV. 1673 eine eigene Gesandtschaft nach S. Diese wurde 1684 auf Veranlassung Faulcons erwiedert, der sich selbst auf den Thron schwingen und sich dazu des franz. Schutzes versichern wollte. Durch eine neue franz. Gesandtschaft wurde 1687 ein Vertrag geschlossen und den Franzosen die wichtigen Plätze Bankok und Mergui eingeräumt, die sie sogleich befestigten. Die Besatzungen halfen zwar dem König einen Aufruhr der im Lande befindlichen Makassarkolonie unterdrücken, machten sich aber durch ihre Anmaßungen verhaßt, wozu auch wohl die Aufwiegelungen der auf sie eifersüchtigen Holländer beitrugen. Im J. 1689 erregte Pitra Sena oder Ohra Petscheratschas (Petcharatcha), ein Mandarin von gemeiner Herkunft, einen Aufstand, ermordete den Thronfolger und Faulcon, schwang sich selbst auf den Thron, da der König aus Verdruß über jenes Ereigniß gestorben war, und trieb die Franzosen aus S. Nun waren die Holländer die Günstlinge der neuen Regierung, und ihr Handel gelangte seit 1690 zur höchsten Blüthe. Neben ihnen gelang es auch den Engländern, in S. Faktoreien anzulegen. Pitra Sena regierte gut bis 1700, doch konnte er das Reich zu keinerlei sonderlichem Wohlstande erheben, weil die Einwohner durch den langen Druck entartet waren. Sein Sohn u. Nachfolger war ein schwacher Regent, unter dem der Wohlstand des Landes noch tiefer sank. Dessen Sohn ließ sich durch die in Cambodscha 1717 ausgebrochenen Unruhen zu einem Angriff auf dieses Reich verleiten, wurde aber total geschlagen. Nach dem Tode dieses Königs 1733 gerieth das Reich durch die Thronfolgestreitigkeiten seiner Söhne in eine völlige Zerrüttung, welche den Untergang des Regentenhauses zur Folge hatte. Alompra, König von Ava, griff das geschwächte S. an, das er ohne Mühe eroberte. Da er aber noch in demselben Jahre starb, so wurde S. wieder frei. Schembuan, der 3. Kaiser des neuen Birmanenstaats, ließ S. aufs Neue durch seinen Feldherrn angreifen. Ein Engländer vertheidigte die Hauptstadt Yuthia lange mit gutem Erfolg; aber die Siamesen waren so feig, daß sie nichts zu ihrer Rettung thaten, weshalb er sie ihrem Schicksal überließ. Yuthia wurde 1766 von den Birmanen erobert und geplündert und die königliche Familie gefangen weggeführt. Piatak (Phiatak, Phaga-Thae), ein reicher Chinese, den die Siamesen zu ihrem Heerführer erwählt hatten, vertrieb 1769 die Birmanen, erhielt hierauf die völlige Regierung, legte Bankok als neue Hauptstadt an, vertrieb einen siamesischen Prinzen, der als Prätendent auftrat, und 1771 die von Neuem einfallenden Birmanen. Plötzlich wurde er, der tapfere und weise Herrscher, ein Tyrann; da empörte sich wider ihn einer seiner Feldherren, Chakri, der in Cambodscha kommandirte, ließ ihn 1782 hinrichten und setzte sich selbst auf den Thron, † aber nicht lange nachher. Sein Sohn, Pierusing, nahm 1786 Cambodscha in seinen Schutz, gerieth aber seit 1786 mit dem birmanischen Kaiser in Krieg, der für ihn unglücklich ausfiel, und mußte im Frieden 1793 alle Länder jenseits des Siamflusses an die Birmanen abtreten. Er † 1809. Sein Nachfolger war anfangs grausam, indem er sogleich 117 seiner Häuptlinge, welche durch Tapferkeit im birmanischen Kriege sein Mißtrauen erregt hatten, hinrichten ließ, wurde aber dann milder. Während seiner ganzen Regierungszeit dauerten die Kriege mit Birma fort, und im J. 1822 wurde ein großer Theil von Cambodscha an Cochinchina abgetreten. Sein Nachfolger (seit 1824), Crom-Chiat (Kroma Mom Tschit), geb. 1783, eroberte 1829 Laos und ließ den König von Laos nebst seiner Familie hinrichten. Die Tenasserim-Provinzen waren bis 1836 im Besitz der Birmanen und wurden dann an die Briten abgetreten. Durch die Eroberung des Staates Queda auf der Halbinsel Malakka von Seiten S.s im J. 1831 ist S. den britischen Besitzungen nahe gekommen. Im J. 1832 führte S. Krieg mit Cambodscha wegen der Einsetzung eines Fürsten in Laos; die Aufstände in den malayischen Tributländern Patani, Calantan, Dschetla und Dscharim wurden unterdrückt. Am 3. April 1851 † der alte König und ein heftiger Erbfolgestreit wurde nur durch die sofortige Ernennung eines neuen Königs und eines Vicekönigs verhindert. Vgl. Finlaison, Mission from the Bengal to Siam and Hue, the capital of Cochinchina, 1821 etc., Lond. 1825.

Siam, Golf von, Meerbusen an der Küste von S., Theil des indischen Oceans, mit einer Breite von etwa 110 Lieues und einer Tiefe von etwa 160 Lieues. Er wird durch die beiden Vorgebirge Patani und Cambodscha gebildet. An der Küste liegt eine große Menge von Inseln, im Osten der Cambodscha-Archipel, im Norden der S.-Archipel, im Westen der Larschin-Archipel. Die Insel Tantalem unweit der Küste der Malakka-Halbinsel, ist die beträchtlichste. Im S.-Archipel sind die beiden Inseln Ko-Si-Chang und Ko-Cramb die größten. Die erstere hat sehr hohe und stark bewaldete Berge, so wie vorzüglich Wasser; die andere ist von Fischern bewohnt und gut bebaut. Zwischen beiden Inseln ist ein sicherer Ankerplatz mit gutem Ankergrunde.

Siamang (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Hylobates syndactylus *Raffl.*

Siambis (a. Geogr.), Insel zwischen Britannien und Hibernien.

Siameck, alter König von Persien.

Siamesen (Geogr.), die Bewohner von Siam (s. d.).

Siamesen, zusammengewachsene (Zoograph.), s. Homo, S. 1168.

Siamesische Sprache (Thaisprache), die Sprache der Bewohner Siams, gehört zu den einsylbigen Sprachen u. scheidet sich in 2 Hauptdialekte: Phâsâ thai yai (Phâsâ thai kha loang) und Phâsâ tchâw muang nâk (Phâsâ tchaw ban nak), deren Unterschied hauptsächlich in einer Verschiedenheit der Aussprache besteht. Zur Ergänzung der in dem Art. Asiatische Sprachen über die s. S. enthaltenen Notizen bemerken wir noch folgendes Speciellere. Die Schrift ist aus der Palischrift entlehnt, doch mit Abweichungen, die die Eigenthümlichkeit der s.n S. erfordert. So sind die weichen Palatine und Gutturale g, gh, dj, djh in kh, s und tch übergegangen, dh fehlt, dagegen ist die Zahl der Vokale größer, namentlich durch das franz. u (ü) vermehrt. Man schreibt von der Linken zur Rechten. Als einsylbige Sprache hat die s. S. keine eigentliche Flexion. Sie besteht aus nur 186 wesentlich von einander verschiedenen (einsylbigen) Wörtern, deren Zahl durch die verschiedenen Accente, mit denen jede Sylbe ausgesprochen werden kann, auf 2792 erhöht wird, die man als die Wurzelwörter der Sprache ansehen kann. Komposita und Fremdwörter bilden den übrigen Reichthum derselben. Der Artikel wird gebildet, indem das Zahlwort neung, ein, hinter das Substantiv gesetzt wird. Das Genus wird durch Wörter ausgedrückt, welche männlich, weiblich, Mann, Frau rc. bedeuten. Zur Bezeichnung der Kasus ist gewöhnlich die Stellung der Wörter hinreichend, sonst werden sie durch besondere, dem Substantiv vorgesetzte Partikeln, eigentlich Präpositionen, näher bezeichnet. Eigentliche Zeitwörter gibt es nicht; es sind Handlungs- oder Zustandsnomina, die durch beigesetzte Partikeln Verbalbedeutung erhalten; durch solche Partikeln kann die s. S. Aorist, Plusquamperfektum, Futurum, Imperativ und Substantiv bilden. Das Verbum steht stets nach dem Subjekt und vor dem Attribut. Im Allgemeinen deutet entweder die Stellung eines Worts, oder die Verbindung mit Partikeln den Redetheil an, dessen Stelle dasselbe vertritt, da die meisten nach den Umständen als Substantiva, Adjektiva, Verba und selbst als Partikeln gebraucht werden können. So heißt z. B. rèng die Stärke, daher rèng mâ, die große Stärke, aber fhai rèng, das starke Feuer, und rèng fhai, das Feuer anzünden; als Adverbium aber wird dies Wort in der Redensart gebraucht: rèng hhao mâ, muthig (mit Stärke) eintreten. Doch sind diejenigen Wörter, welche natürliche Gegenstände darstellen, als wirkliche Substantiva zu betrachten. Hierbei wird gewöhnlich ein Wort, welches die Klasse (z. B. Pflanze, Vogel, Fisch) bezeichnet, mit dem Speciesnamen verbunden, ein System, welches auch auf manche andere Gegenstände und Verhältnisse, die unter Klassen zu bringen sind, übertragen worden ist. Die Kenntniß dieser Klassenwörter entschädigt einigermaßen für den Mangel der Beugungen. Sie werden jedesmal dem Specieswort beigefügt, wenn von diesem eine Zahl angegeben ist, z. B. krout sam twa, drei Adler, wörtlich: Adler drei Köpfe, wo Adler das Individuum oder Species, Kopf die Klasse oder das Genus ist. Andere Substantiva werden durch oft sehr sinnreiche Zusammensetzungen gebildet, so Augenwasser s. v. a. Thränen, Brustwasser s. v. a. Milch, Brustmutter s. v. a. Amme rc. Viele Adjektiva werden durch Verbindung eines Substantivs mit dem Zeitwort mi (seyn) gebildet, z. B. mi nam, wässerig, von nam, das Wasser; mi dìn, erdig, von din, die Erde; mi pan-ya, weise, von pan-ya, die Weisheit. Das Verbum substant. seyn wird häufig nicht ausgedrückt, z. B. khan nì tchai dì, jener Mensch gutmüthig (homo ille indoles bona). Doch hat man 3 Wörter dafür: pen, yoû und mi; ersteres verbindet das Attribut mit dem Subjekt: prah tchao pen pari-south-thi, Gott ist sehr vollkommen; yoû drückt das Raum- und Zeitverhältniß aus; yoû nai ruan, oder nur yoû ruan, er ist im Hause oder zu Hause; dagegen würde ruan yoû heißen: das Haus steht; mi bezeichnet im Allgemeinen die Existenz, z. B. mi khan neung, es ist ein Mensch, es gibt einen Menschen (est homo unus). Verbalsubstantiva werden gebildet, indem man khwâm, die Sache, vor das Wurzelwort setzt, z. B. khwâm dâg, der Tod (res mori), khwâm rak, die Liebe (res amare). Eine Grammatik der s.n S. lieferte J. Low, Kalkutta 1828, 4.

Siamil, ostind. Insel, an der Nordküste von Borneo.

Siamoise (Waarenk.), 1) gestreifte Leinwand aus Nordfrankreich; — 2) halbseidener Musselin; — 3) façonnirter Atlas; — 4) Wollen- und Baumwollenzeuch, wie Kattun bedruckt.

Siampa, Land, s. v. a. Tschampa.

Siampan (Gangyan), kleines schnelles chines. Fahrzeug mit 1 Segel und 1—3 Paar Ruderern.

Siams-Königsstoff, seidenes Zeuch, welches mit bunten, goldenen und silbernen Blumen gemustert ist.

Siam-Sappanholz (techn. Bot.), s. Caesalpinia Sappan *L.*

Si-An, chines. Stadt, Prov. Schensi, rechts unweit vom Hoeï-Ho. Diese Stadt ist nach Peking die bedeutendste in China, hat etwa 4 Lieues im Umfang, ist mit dicken Mauern und Thürmen umgeben.

Siancas (Siencas), südamerik. Fluß, La-Plata-Staat Salta, mündet in den Jujuy, rechts.

Siang (Geogr.), 1) eine der Molukken-Inseln, Nordwest-Spitze, 0° 18′ 55″ nördl. Br. u. 147° 28′ 45″ östl. L.; — 2) chines. Stadt, Prov. Kuang-Si, am Lieou-Kiang; — 3) S.-Chan, Stadt das., Prov. Tsche-Kiang, südöstlich von Hang-Tscheou, am Ostmeer; — 4) S.-Hiang, Stadt das., Prov. Hu-Nan, südwestlich von Tschang-Cha; — 5) S.-Than-Hiang,

Stadt das., Prov. Hu-Nan; — 6) S.-Yang, Stadt das., Prov. Hu-Pe, nordwestlich von Wu-Tschang, rechts am Han-Kiang; beträchtliche Flußgoldwäscherei, Handel.

Sianguri, Stadt auf Madagaskar (s. d.).

Siang-Wang, 651—618 v. Chr. Kaiser von China.

Siani, Rechnungsmünze in Aleppo, 24 S. = 1 türk. Piaster.

Siank, asiat. Gebirg, Persien, Prov. Aserbeidschan, an der Ostseite des Sees Urmia.

Siano, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Principato-citer., nordwestl. von Salerno; 2000 Einw.

Sianowo, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 120 Einw.

Sianowska Hutta, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 150 Einw.

Sianticum (a. Geogr.), Ort im Noricum, jetzt nach Einigen St. Oswald, nach Andern Wasserleonburg.

Siao (Geogr.), 1) chines. Stadt, Prov. An-Hoei, rechts am Hoang-Ho; — 2) S.-Hiang, Stadt das., Prov. Kiang-Su; — 3) S.-Lu, Stadt das., Prov. Schan-Nan; — 4) S.-Lieou-Khieou (Lamay), Insel das., südwestl. von der Insel Formosa; — 5) Insel im großen Ocean, nordöstlich von Celebes und südlich von Sanguir; — 6) S.-Hai-Thsing-Tao, kleine Insel im Potocki-Archipel, an der Küste von China.

Siao-kia, 1666—1649 v. Chr. Kaiser von China.

Siao-sin, 1373—1352 v. Chr. Kaiser von China.

Siao-tai-li-ki (d. i. Li-ki des Jüngern Tai), eine von Tai-tsching in 85 Abschnitten verfaßte Auflage des Li-ki (s. d.).

Siao-yen, s. Liang-wu-ti.

Siao-yi, 1352—1324 v. Chr. Kaiser von China.

Siaposchen, Volk, s. v. a. Sia-Pusches.

Siara, Provinz, s. v. a. Ceara.

Siargaos, Inselgruppe, s. Magindanao.

Siasaka, asiat. Stadt, auf der japan. Insel Nipon, an der Meerenge von Kiou-Siou.

Siasi, europ.-russ. Fluß, Gouv. St. Petersburg, kommt aus Nowgorod und fließt nordwestlich in den Ladoga-See.

Siaskoi-Kanal, europ.-russ. Kanal, Gouv. St. Petersburg, beginnt nordöstlich von Novaia-Ladoga in der Mündung des Wolchow in den Ladoga-See, wendet sich nordöstlich am See hin und endet in der Mündung des Swir.

Siassi, eine der Sulu-Inseln (s. d.).

Siata (a. Geogr.), eine der Venetae Insulae, jetzt Isle de Houat.

Siattoke-Insel, nordamerik. kleine Insel, Baffinsland, in dem Golf zwischen der Halbinsel Melville und dem festen Lande.

Siatutanda (a. Geogr.), s. v. a. Setutanda.

Siaugues-St.-Roman, franz. Dorf, Depart. Ober-Loire, Bez. Brioude; 1910 Ew.

Siawusch, Sohn des Kai Kaus, s. Persien (Gesch.).

Siazuros (a. Geogr.), Stadt in Assyrien, durch die Unternehmungen des Kaisers Heraclius berühmt; das heutige Scherezur.

Sib (Geogr.), 1) asiat. Stadt, Arabien, Prov. Oman, westlich von Maskat, auf der Küste; — 2) Fluß das.

Sibacene (a. Geogr.), Landschaft in Armenien, an den nördlichen Theilen des Paryadretgebirges. Die Geographen vor Ptolemäus nennen sie Siracene. Strabo nennt sie Chorzene, und Dio Cassius Chotene. Es ist die Gegend um die heutige Stadt Kars.

Sibacou, asiat. Hafenstadt, auf der japan. Insel Nipon.

Sibä (a. Geogr.), s. Siber.

Sibago, kleine ostind. Insel, Philippinen, südlich von Mindanao.

Sibama (bibl. Geogr.), Stadt des Stammes Ruben bei Hesbon, wo viel Wein gebaut wurde, fiel nach Wegführung des Stammes Ruben durch Tiglathpilesar in die Hände der Moabiter.

Siban, Mörder Haruns (s. d.).

Sibattie, ostind. kleine Insel, Borneo, an der nordöstl. Küste.

Sibaria (a. Geogr.), Stadt der Vellonen in Hisp. Tarrac., jetzt Santitz, nach And. Fuente de Sabarra.

Sibb, asiat. Stadt, Beludschistan, Prov. Kohistan, südöstlich in der Mydani-Ebene und nordöstlich von Bunpur; Hauptort des gleichnam. Distrikts.

Sibba (a. Geogr.), eine von den 6 Städten Kariens, welche Alexander den Halikarnassensern unterwarf.

Sibbald, Robert, schott. Botaniker, Professor zu Edinburg, Geograph und Arzt Königs Karl II.; untersuchte zuerst die schottischen Pflanzen u. beschrieb sie in „Scotia illustrata", Edinb. 1684, Fol. Nach ihm ist die Pflanzengattung Sibbaldia benannt.

Sibbaldia (Bot.), nach Linné, Zottenbrome nach Oken, Gattung der Rosaceae Dryadeae *Dec.*, Pentandria Pentagynia *L.* Charakter: Kelch offen, 4- oder 5spaltig, mit so viel kelchartigen Deck- und Blumenblättern; 5 oder 10 Staubfäden, so viel Schläuche mit abfälligem Griffel. Fruchtboden gewölbt, trocken. Von 8 Arten, behaarten, liegenden ausdauernden Kräutern, meistens in Sibirien, ist am bekanntesten: S. procumbens *L.* In Europa, Asien, Amerika, auf hohen Bergen. Blätter tief 3lappig, unten behaart. Blumenblätter kurz, spitzig, gelb. Fl. dan., T. 32.

Sibbe, s. v. a. Sippe, Sippschaft.

Sibbens (Sivvens, Siwwens, Framboesia scotica seu Cromwelliana, vom angelsächs. Sivven, die Erdbeere, Med.), eine jetzt sehr seltne, in Schottland endemische Krankheit, welche 1650, durch englische Soldaten unter Cromwell, dort aufgetreten seyn soll. Man hält sie für ein Syphiloid oder eine Modifikation der Syphilis, wie den ihr ähnlichen Schertievo (s. d.), Andre halten die Krankheit für skrophulöser Natur. Die Beschreibungen, welche die Autoren von der Krankheit geben, sind oft sich sehr widersprechend. Gewöhnlich nimmt man

an, es entstehen um sich fressende Geschwüre und mancherlei Hautausschläge, unter welchen vorzüglich schwammige, weißliche, himbeerartige Auswüchse bemerkenswerth sind (daher der Name). Die Knochen sollen selten leiden, Gilchrist will nie Knochenaffektionen beobachtet haben, nach andern Schriftstellern dagegen kommen Nodi und Caries vor. Zuweilen kommen an den Geschlechtstheilen Geschwüre vor, aber niemals im Anfange der Krankheit. Bei den oberflächlichen Ulcerationen der Schleimhaut soll diese wie mit Rahm bedeckt seyn. Als gewöhnliche Vorläufer der Krankheit führen Einige an: Knochenschmerzen, Fieber, Verdauungsstörungen, allgemeine Abgeschlagenheit. Der Krankheit liegt ein Contagium zu Grunde. Nach Murphy ist unter allen Hautkrankheiten keine so ansteckend, als die S., die er für ein rein örtliches Leiden auszugeben versucht. Er schreibt ihm vorzugsweise einen kondylomatösen Charakter zu. Nach ihm soll es in der Regel, besonders bei Frauen, sich zuerst an den Geschlechtstheilen zeigen und hier in erhabenen Geschwüren bestehen. Die Landesbewohner nehmen eine Erblichkeit der Krankheit an, und lassen sie auch durch die bloße Milch einer angesteckten Amme auf Kinder übertragen werden. Gewiß ist, daß sie in einzelnen Familien viel häufiger, als in andern vorkommt. Unreinlichkeit, die in den schottischen Hochlanden, im Verein mit Armuth, allgemein ist, befördert sie sehr. Zuweilen litten drei Viertheile der Bevölkerung daran. Oft verbinden sich die S. mit der Krätze, daher entstand die Meinung, S. seyen eine mit Syphilis komplicirte Krätze. Einem andern Syphiloid, den Pians oder Yaws, sollen die S. so ähnlich seyn, daß ein schottischer Arzt, welcher auf Jamaika prakticirt hatte, bei seiner Zurückkunft nach Schottland beide Krankheiten für eine und dieselbe ansah. Die S. sind im Allgemeinen leicht heilbar. Sie verschwinden oft bei zweckmäßiger Lebensordnung von selbst. Vgl. Gilchrist, Auserles. Abhandl. für prakt. Aerzte, B. 24; — Swediaur, Traité compl. des malad. syphilit.

Sibbern, Frederik Christian, Professor der Philosophie zu Kopenhagen, war das. 1785 geboren. Seine streng religiöse Erziehung mag nicht ohne bleibenden Einfluß auf sein späteres Leben gewirkt haben. Zu Kopenhagen studirte er seit 1802 Jurisprudenz und Philosophie, und stand hier im Verkehr mit den beiden Oersted, so wie mit Oehlenschläger u. A. Nachdem er auf einer wissenschaftlichen Reise in Deutschland Fichte, Oken und Steffens hatte kennen lernen, erhielt er 1813 einen Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Kopenhagen. Er blieb in dieser Stellung bis auf die neueste Zeit. Als die Verordnung über die Einrichtung der berathenden Provinzialstände erschien, schrieb S. darüber 1831 eine Abhandlung. Auch nahm er nicht nur Theil an einigen politischen Verbindungen, die er jedoch später fahren ließ, sondern arbeitete auch an politischen Zeitschriften und Tageblättern. Er verlangte als Politiker die reine, unbeschränkte Monarchie, indem er den Parteien nicht den mindesten Einfluß auf die Gesetze und Verfassung des Staats gestatten wollte; doch war er für vollständige Redefreiheit und Oeffentlichkeit in allen Dingen. Schrieb: Psychologie, 1819—28, 2 Bde.; neue Bearbeitung unter dem Titel: Psychologie, eingeleitet durch Biologie, 1843; — Ueber Erkenntniß und Forschen, 1822; — De praeexistentia, genesi et immortalitate animae humanae, 1823; — Die hinterlassenen Briefe des Gabrielis, 1826; — Philosophisches Archiv und Repertorium, 1828—30, 4 Hefte; — Logik als Denklehre vom Standpunkte des intelligenten Wahrnehmens in analytisch-genetischer Darstellung, 2. Aufl., 1835; — Ueber Poesie und Kunst, oder Vorträge über allgemeine Aesthetik und Poetik, 1834; — Ueber Hegels Philosophie, 1838; — Ueber Steuerbewilligungsrecht und Konstitution, 1840; — Ueber Begriff, Natur und Wesen der Philosophie, 1843; — Dikaiosyne oder Beiträge zur Politik und politischen Jurisprudenz, 1843; — Spekulative Kosmologie nebst Grundlage einer spekulativen Theologie, 1846; — Ueber christliche Aeußerungsfreiheit in kirchlicher Hinsicht, 1846.

Sibbersdorf, oldenburg. Dorf, Fürstenth. Lübeck, Amt Eutin; 180 Einw.

Sibbesse, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Amt Bilderlahn; 450 Einw.

Sibbi (m. Geogr.), s. v. a. Sebbi.

Sibeche (deutsche Heldens.), s. v. a. Sibich.

Siben, österreich.-siebenbürg. Dorf, mittelszolnoker Gesp., links am Szamos; beträchtliches Gestüt.

Sibenicz, Stadt, s. v. a. Sebenico.

Siber (Sibä, a. Geogr.), Volk Indiens, an der Mündung des Acesines in den Hydaspes wohnhaft, nach seiner eignen Angabe von Hercules abstammend. Alexander eroberte auf seinem Zug nach Indien ihre Stadt.

Siber (Biogr.), 1) Thaddäus, Physiker und Mathematiker, 1774 zu Schrobenhausen in Bayern geboren, war früher Priester, dann Professor am Gymnasium zu Ingolstadt, dann am Lyceum zu Passau, seit 1810 Professor der Chemie, Physik und Mathematik am Lyceum zu München. Schrieb mit Ripon: Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker, Sulzbach 1819—26, 7 Hefte. — 2) Johann Baptist, Maler, 1802 im bayerischen Landgericht Landsberg geboren, war zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte aber von 1825—1827 die Akademie in München. S. malte viele Bildnisse sowohl in Oel, als in Miniatur, und machte zu diesem Zweck verschiedene Reisen, bis er endlich 1835 an der polytechnischen Schule in München eine Anstellung fand. Das Bildniß des Fürsten Oettingen-Wallerstein ist durch den Steindruck vervielfältigt.

Siberatsweiler, hohenzollern-sigmaring. Pfarrdorf, Oberamt Achberg; 130 Ew. Das Dorf war früher eine Besitzung des Grafen von Montfort, kam 1693 an den deutschen Orden u. 1806 als Entschädigung an Hohenzollern-Sigmaringen.

Siberene (a. Geogr.), Stadt in Großgriechenland in der Nähe v. Kroton; j. St. Severina.

Siberian (engl., Bot.), s. v. a. nackte zweizeilige Gerste, Hordeum distichum nudum *L.*

Siberien (Geogr.), s. v. a. Sibirien.

Siberienne, kalmuckähnlicher Stoff zu Winterröcken.

Siberis (a. Geogr.), Nebenfluß des Sangarius, zwischen Galatien u. Bithynien; jetzt nach Einigen Aladan, nach Andern Koismio.

Siberit (Min.), s. v. a. wasserheller rother Turmalin (s. d.).

Sibgunge, vorderind. Stadt, Kalkutta, nördlich von Sirpur.

Sibbo, hinterind. Stadt, birman. Reich, Ava, östlich von Amarapura, am Mringag.

Sibi (Bot.), in Ostindien, s. v. a. Lagerstroemia indica *L.*

Sibia (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Lagerstroemia L.

Sibich, 1) (deutsche Heldens.), s. Ermrich 2); — 2) (Sibico, Biogr.), Bischof v. Speyer, ward auf dem Koncil zu Mainz 1501 des Ehebruchs angeklagt, reinigte sich jedoch durch das Gottesurtheil der geweihten Hostie.

Sibidulu (Sibidolloo), afrik. Stadt, Nigritien, Bambarra, an der Grenze des Mandingo-Landes.

Sibien (ind. Myth.), Fürst aus dem Geschlechte der Mondskinder. Sein Sohn war Sandren oder Tschandra, sein Enkel der Radscha Darmamaden.

Sibika, österreich. = steiermark. Pfarrdorf, Kr. Cilli, Bez. Landsberg; 180 Einw.

Sibikillin, Ort, s. Tenda.

Sibilla (Monte-della-S., Geogr.), ital. Berg, Kirchenstaat, Deleg. Spoleto, in den Central = Apenninen, an der Westgrenze der Provinz.

Sibilla (Biogr.), 1) Gasparo, Bildhauer, fertigte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die Kirchen Roms verschiedene Bildwerke. Von ihm ist das Grabmal Benedikts XIV., woran auch Bracci Theil hat. — 2) Gisbert, Maler, dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind. In der k. Eremitage zu St. Petersburg ist von ihm ein Gemälde, welches den Triumph Davids vorstellt, und ein Bild des jungen Samuel.

Sibillorum tormentum, s. Tortur.

Sibilo (Min.), in Südafrika, s. v. a. schuppiges Rotheisenerz oder Rotheisenrahm (s. d.).

Sibilus auris (Med.), das Ohrenklingen, s. Ohrtönen.

Sibinenburg (Geogr.), s. Hermannstadt (Gesch.).

Sibini (a. Geogr.), germanisches Volk, den Markomannen unterworfen und nur dadurch bekannt.

Sibirien (Siberien, genauer Ssibirien), Königreich in Asien, Theil des russ. Reichs, erhielt seinen Namen wohl von dem alten Herrscherſitz Sibir am rechten Gestade des Irtyschflusses und bestand ehemals nur aus dem südlichen Theil der Statthalterschaft Tobolsk, woran auch der dortige Sibirkafluß erinnert. S. heißt seit der russischen Eroberung das ganze Nordasien, vom Ural bis an die Ufer der Meere von Kamtschatka und Ochotsk, die ganze Länge Asiens einnehmend, vom Nordrand Hochasiens bis an die Eisgestade des arktischen Meeres, im Durchschnitt 600 deutsche Meilen lang von Westen nach Osten und über 200 deutsche Meilen breit von Süden nach Norden. Genauer liegt seine Westgrenze bei ihrem nördlichsten Ende am Karameer etwas östlicher als 80° L. bei 70° n. Br., der östliche Endpunkt aber vom Ostkap, der nordöstlichsten Spitze der alten Welt, unter 208° 2′ L. bei 60° 5′ 30″ nördl. Br. Weder die Westgrenze, noch die östliche bildet eine gerade Linie, sondern jene läuft am Karaflusse bis zu dessen Quelle im nördlichsten Ural hinauf, beugt sich mit diesem Gebirgszuge bis gegen 75° L. nach Südwesten und von da wieder nach Südosten, worauf sie unter etwa 58° nördl. Br. das Gebirg verläßt und von ihm südöstlich nur wenig im Osten von Jekaterinenburg (56° 50′ 38″ nördl. Br. und 78° 20′ L.) vorüberläuft, den Tobolfluß durchschneidet und auf die kirgisischen Gebirge stößt, etwas nördlicher als 50° nördl. Br. So weit der Ural geht, ist sie zugleich Grenze zwischen Asien und Europa. Noch abweichender von der geraden Linie erscheint die Ostgrenze, von der Behrings-(Cooks-, auch Auian-) Straße nach Süden. Denn schon die Tschuktschen-Halbinsel (Tschukotien) zeigt sich an den Küsten gegliedert und zackig, vom Treibeis zerstoßen, der große Anadyrbusen trennt sie im Süden vom festen Lande (64° nördl. Br.) und zertheilt sich im Hintergrund in die zwei Buchten Rotschek und Onemon. Das St. Thaddäus-Kap, welches im Süden des Golfs vortritt, soll unter 62° 50′ nördl. Br. und 196° 45′ L. liegen. Von ihm aus läuft die ausgewaschene Felsküste, vom Behrings-, sonst Biber- (russ. bobrowoë more) oder kamtschatkischen Meere bespült, südwestlich, bis das Kap Olutorsk (59° 48′ nördl. Br. und 186° 55′ L.) den Anfang der Halbinsel Kamtschatka bezeichnet. Gleich im Südwesten des Kaps tritt die olutorskische Bai ins Land, nicht tief, aber weit; von hier an der Küste der Halbinsel fort gilt noch der Name des kamtschatkischen Meeres. Unter 56° 33′ nördl. Br. und 181° 2′ 15″ L. springt das kamtschatkische Kap (Kamtschatskoi Noß) vor, und von diesem aus erstreckt sich die Küste mit vielen kleinen Biegungen nach Südwesten, auf welcher Linie auch die Bai von Awatscha (Peterpaulshafen) unter 53° nördl. Br. und 176° 23′ L. liegt. Endlich erscheint an der Südspitze der Halbinsel das Kap Lopatka (51° 0′ 15″ nördl. Br. und 174° 22′ 30″ L.). Von diesem Südpunkte zieht sich die Küste der Halbinsel in sanftem Bogen nach Norden und wird vom ochotskischen oder lamutischen Meere bespült. Es dringt gegen Nordosten tief ins Land in zwei Baien, der penschinskischen u. ischiginskischen, deren nördlichste Spitzen unter 62° nördl. Br. fallen; auf der Westseite dieses engeren Meergliedes, in die Küste des Festlands eintretend, befindet sich die tauiskische Bucht. Wo es sich erweitert, bietet dieselbe Landseite (etwa 169° L.) den Motiklenbusen im Süden vom Kap Olewin dar. Von da nach Südwesten ist das Gestade wenig gegliedert; Ochotsk mit seinem Hafen, wovon das

Meer seinen Namen hat, liegt an demselben (59° 20′ 10″ nördl. Br. und 160° 52′ 30″ L.); es bildet mit dem etwas südlich von 55° nördl. Br. nach Osten vortretenden Festlande Mittelasiens einen Meerwinkel. Das ochotskische Meer wird so von S. und Kamtschatka umschlossen, im Süden aber durch die Mandschurei, Tarakai und die vor seiner Oeffnung in den Ocean geworfene Inselkette der Kurilen begrenzt; es hat eine Ausdehnung von mehr als 260 deutschen Meilen von Nordosten nach Südwesten, und in der Mitte eine Breite von 160 deutschen Meilen von Westen nach Osten. — Die Nordgrenze des großen Landes S. zieht sich durch fast unbekannte Regionen des Eismeeres. Von Westen nach Osten beginnt sie am karischen Meere, das zwischen der Insel Nowaja Semlja und dem asiatischen Festlande wogt und durch die kleinere zwischenliegende Insel Waigatsch in zwei Straßen, die ingorskische (Waigatsch-) Straße, zwischen Waigatsch und dem Festlande, und die karische, zwischen Waigatsch und Nowaja Semlja, getheilt wird. Nach Südosten bildet es den karischen Busen, worin der Grenzfluß Kara mündet (70° nördl. Br. und 80° L.). Um 6° nach Osten durch eine Halbinsel geschieden, liegt der obische Meerbusen, die Mündung des Obstroms enthaltend, nur 20 Meilen weit, aber fast unter 72° 30′ nördl. Br. sich gegen das Nordmeer öffnend, 90 deutsche Meilen tiefer ins Land greifend, als der karische Golf. Von ihm schneidet ein Arm, der tasische Busen, östlich ins Festland ein. Eine etwa 8° breite Halbinsel begrenzt den Obbusen im Osten, auf deren nördlichem Gestade ein kleinerer (15 — 20 deutsche Meilen landeinwärts gehender) Golf, der tybanskische, erscheint. Die Ostseite der Halbinsel bildet die breite Mündung des Jeniseistroms, der jeniseiskische Meerbusen, mit Inseln besäet, unter 72° 30′ geöffnet und 50 deutsche Meilen südwärts in das Festland dringend. Von hier erstreckt sich das Festland Asiens am weitesten nach Norden, indem es in nordöstlicher Richtung 90 deutsche Meilen von der Oeffnung des Golfs bis an das Kap Taimura fortläuft und nach einer Einbeugung durch den Golf Taimura (115—120° L. und 77—78° nördl. Br.) östlich in dem Kap Sewero Wostotschnoi (Nordostkap), das unter etwa 78° sich befindet, bis auf 180 deutsche Meilen dem Pole sich nähert. Südlich und nach kurzer östlicher Abweichung südöstlich geht die Küste bis 75° nördl. Br. zurück und bildet da die Busen Katangha (130° L.) und Anawar, worauf sie in südöstlicher Richtung fortstreicht, Flüsse aufnimmt und unter 73° nördl. Br. und 145° L. den Lenamündungen gegenüber einen Archipel hat. Dies die allgemeine Gestalt eines im Einzelnen noch unerforschten Küstenstrichs von mehr als 170 deutschen Meilen Länge. Jenseits der Inselgruppe im Südosten öffnet sich ein weiter Busen, worin der Janafluß fällt, und der selbst wieder seine Glieder, im Westen den Borgaigolf, im Osten die Abeliaghskaja-Bai, hat, an welcher das asiatische Swiatoi Noß (heiliges Vorgebirg) unter 73° nördl. Br. und 159° L. vorspringt. Gegenüber liegen im Eismeere, jedoch mehre Grade vom Festlaude, einige große Inseln, von denen wir nur dürftige Kunde haben. Vom heiligen Kap nach Osten mit schwacher Neigung gegen Süden macht das Eismeer die Buchten Amuliagh u. Khroma und endlich, wo das Gestade südlich streicht (71° nördl. Br. und 168° L.), den Golf der Indigirka an den Mündungen dieses Flusses. Wieder geht die Küste fast ganz östlich, beugt sich nach Süden ein und bildet an der Mündung des Flusses Kolyma den Kolyma-Busen, dessen Ostseite die Tschauenbucht (Tschaunskaja) ausmacht, welche tiefer einschneidet. Nach derselben gegen Osten tritt die Küste im Kap Schelagskoi bis 73° nördl. Br. vor, unter 188° 40′ L., und liegt von da an südöstlich hingestreckt, ohne bedeutende Busen bis an das Nordostende der alten Welt, das Ostkap. Die vierte Seite S.s, die südliche, begrenzt gegen Hochasien hauptsächlich das Altaisystem in einem breiten Gürtel, von welchem jedoch ein großer Theil ins eigentliche Tiefland seine Seitenarme streckt und so mit diesem zusammenhängt. Die genauere Scheidelinie, welche als Grenzmark gilt, ruht auf Verträgen mit dem Reiche von China, welches hier an die russischen Besitzungen auf einem langen Striche stößt. Die russischen Eroberungen im Osten S.s konnten den Mandschuren nicht gefallen. Aber sie hatten zu viel mit der Befestigung ihrer Macht in China und mit dem Oelötenkriege zu thun; doch leisteten sie einigen Widerstand an den Gestaden des Amur. Im J. 1689 schloß der russische Graf Golowin zu Nertschinsk einen Grenzvertrag mit China. Die steten Verbindungen der russischen und chinesischen Mongolen besonders durch den Kutukhtu zu Urga, die Vortheile des Landhandels mit Peking, die häufigen Streitigkeiten, erregt durch übles Benehmen russischer Kaufleute zu Urga, erregten auf beiden Seiten den Wunsch einer geltenden Festsetzung der Grenzlinien. Der illyrische Graf Sawa Wladislawitsch Ragusinski brachte es in Peking dahin, daß ein Kongreß von ihm und einigen Räthen russischer Seits mit 3 chinesischen Staatsräthen nebst einem mongolischen Fürsten auf der Grenze selbst im Jahr 1727 zusammenkam. Hier nun wurde als Grenzlinie im Allgemeinen im Osten zwischen S. und der Mandschurei die Khingg ankette vom ochotskischen Meer bis an den Fluß Gerbitsi (Gorbitsa), d. h. die Wasserscheide zwischen Nordosten und Südosten, anerkannt. Mit dem Gerbitsi, einem linken Zufluß der Schilka (des obern Amurs), läuft die Grenze an diesem Fluß und durchschneidet ihn bald an der Einmündung des Argun, von wo an er Amur heißt; der Argun bildet sofort die Scheidelinie bis zu seinem Austritt aus den Dalaisee (Kulun). So lief schon die Grenze von 1689. Von da aus nimmt die Scheidemark einen westlichen Lauf von mehr als 5° durch die Ebene im Norden des Höhenzugs, welcher vom Khanoola nach Nordosten gegen den Amur fortstreicht. Sie schneidet die Schilka nur wenig unterhalb der Vereinigung des Onon

mit einem andern Quellflusse, übersteigt dann die Bergkette Kentai-khan, die vom Khanoola nach Daurien geht, berührt im Norden die Quelle des Tschikoiflusses, hält sich zwischen diesem in Süden und dem sibirischen Khilokfluß im Norden bis zur Einmündung des Baches Kiachta in den Tschikoi. Dort wurde dem Vertrage gemäß ein Handelsort für die Russen und einer für die Chinesen (Kiachta und Maimatschin) errichtet. Von ihm aus wendet sich die Linie weiter nach Westen durch Wälder, über die Selenga, auf der sibirisch-chinesischen Wasserscheide des Uhdensonggebirges hin bis an die Quellen der Dsida; da wendet sie sich nordwestlich am See Kusukul vorüber durch den Tsastu-uendur-Berg und auf dem Rücken des Todschingschila (am Schabinai Daban) in westlicher und südwestlicher Direktion, das Land der Uriangkhai entlang an den obersten Jenisei. Hier wurden die meisten Uriangkhai (Soyeten) durch den Vertrag China zugetheilt, somit auch das Land des obern Jenisei. Dieser Strich bildet wieder die Wasserscheide. Hierbei blieb der Vertrag zunächst stehen. Später aber wurde vom Jenisei an die Linie noch weiter westlich im Norden oder Süden des Grenzgebirges bezeichnet, bis sie an den Bach Buchtarma auf dem rechten Ufer des Irtysch stößt, wo an dem Narymflüßchen der letzte mongolisch-chinesische Wachposten dem letzten russischen gegenüber steht. Grenzsäulen (russ. Mayak) mit Inschriften wurden in gemessenen Abständen errichtet, und die beiderseitigen Unterthanen aus fremdem Gebiet in das heimische übergeführt. Der Vertrag kam unterm 21. Okt. (1. Nov. n. St.) 1727 zu Stande und wurde am 18. Okt. 1768 revidirt. Wachposten von Kosaken und Mongolen stehen in einiger Entfernung (oft bis 10 deutsche Meilen in unwirthbaren Gegenden) der Grenze. Von Buchtarminsk (49° 19′ nördl. Br. und 101° 18′ L.) aus läuft nun die große sibirische Linie als Grenze gegen die Kirgisen hin. Sie geht im rechten Uferlande des Irtysch nach Nordwesten bis Omsk (54° 58′ 5″ nördl. Br. und 91° 40′ L.) in einer Erstreckung von 142½ deutschen Meilen und heißt auf diesem Strich die Irtyschlinie; von Omsk zieht die Grenze westlich, nachdem sie den Irtysch durchschnitten, bis sie auch den Tobol bei seiner Vereinigung mit der Abuga in der Nähe des Forts Sibirskoi schneidet. Sie läuft hier durch die Salzsteppe von Ischym und heißt ischymsche Linie, fast 77 deutsche Meilen lang. Von ihrem Scheidepunkt mit dem Tobol an zieht sich eine neue Militärlinie bis gegen Werchoturie am Ural hin (58° 51′ 15″ nördl. Br. und 77° 10′ L.), von wo an die Gebirgsgrenze wieder beginnt. Auf der Südgrenze befinden sich die Linien von Kolywan und von Biisk oder Kuznetsk, welche hauptsächlich gegen die Songaren angelegt wurden. Innerhalb dieses ungeheuern Grenzumfangs von mehr als 2600 deutschen Meilen enthält S. einen Flächenraum von etwa 223,300 □Meilen, die Inseln zu 2335,90 □Meilen und den Nordrand Hochasiens, so weit er hierher gehört, d. h. etwa 10,000 □Meilen, noch nicht mit eingeschlossen fast ¼ des ganzen Festlandes von Asien. Nach Andern hat S. einen Flächenraum von 211,846, 242,000, 243,744 oder 250,818 □Meilen.

Das Land. Schon der Anblick der Karten lehrt seinen Charakter im Ganzen kennen. Es ist vergleichungsweise ein Tiefland, das in seinem Süden in hohen Gebirgen, in einer eigentlichen Gebirgszone ansteigt, von der besonders im östlichen Theil weithin nach Nordosten erhabene Züge sich ausbreiten, gegen Norden im westlichen S. aber senkt sich der Boden immer tiefer ab und gewinnt die Gestalt eines völligen Flachlandes, welches die gewaltigen Ströme, von Hochasien herabstürzend, mit ihren Fluthen befeuchten. Außer den großen Meeren wirkt am entschiedensten das Gebirgssystem des Altai bestimmend auf die Natur des Landes ein, unter den Gewässern der mächtige Jeniseistrom, dessen Becken, weit umgreifend, besonders von Osten her große Nebenflüsse aufweist, der Hauptstrom S.s. So wird denn das ungeheure Gebiet seiner Natur nach in mehre Regionen geschieden, deren Unterschiede eben von den bezeichneten Naturthatsachen ausgehen. Umschließt ähnlich in einer Länge von 600 Meilen das Eismeer die Nordküsten, stoßen auch die Wogen des Behringsmeeres im Nordosten noch mit Eismassen beladen an die Felsgestade von Kamtschatka und üben dadurch auf den meist niedern Boden einen beherrschenden Einfluß aus, während schon die astronomische Lage die nördlichsten Küsten zu ewiger Erstarrung verurtheilt: so muß dagegen der Südrand, zwischen Gebirgswänden und Höhenzügen geschützt, reich bewässert von den vielen Strömen der Mittelmasse Asiens, durch die vielen gewächsvollen Berggehänge und die weidereichen Steppen einen ganz andern Anblick darbieten. Es gibt eine Südregion und eine Nordregion S.s, deren Grenze sich aber nicht durch ein Parallel allgemein gültig bezeichnen läßt. Bestimmt aber endet jedenfalls die Südregion mit 60° nördl. Br., unter einigen Längengraden schon früher. Die Südregion ist Berg- und Steppenland, denn hier erhebt sich der breite Nordrand von Hochasien. Er fällt in die gemäßigte Zone, obgleich diese mathematisch sich noch um mehre Grade weiter erstreckt, als es physische Ursachen in Nordasien zulassen (bis 66½°). Besonders im Osten häuft sich das Gebirg in hohem Alpenlande (Daurien) zusammen und endet sich nach Osten und Nordosten in breiten, nicht sehr hohen Zügen, theils Sumpf und Morast, theils Wälder auf seinem Rücken tragend, oder es schmiegt sich felsig an die Küste, wo es in selten gelüftetem Nebelschleier dem Seefahrer einen düstern Anblick bietet. Weiter im Norden brennt und gährt es höher ansteigend in vulkanischer Bewegung, verkündend, daß neben die ewige Erstarrung der Kälte der Schöpfer die rastlos schaffenden Gluthen der Erdrinde gesetzt hat, das äußerste Glied der großen Vulkankette, welche über Inseln und Festländer hin um den Erdball sich windet. So befindet sich ein großer Theil dieser Höhenzüge in der Nordregion oder der nördlichen kalten Zone Asiens. Durch die Mitte der kamtschatkischen Halbinsel hin

zieht eine Bergkette, die schwerlich in entschiedenem Zusammenhange steht mit denen des östlichen S.s, welche sämmtlich von dem Hauptstamm des Jablonoi und dem baikalischen Hochland ausgehen und so den Osten S.s gegen den Westen beträchtlich erhöhen. Sonst streichen westlich hin, dem Lauf der Ströme parallel, von Süden nach Norden aus dem Altaisystem hervor manche Bergreihen, theils schmälere Thäler bildend, theils in Massen erhobenes Land zwischen sich haltend, Hochsteppen mit Salzseen, wie im Innern Asiens, die Berge fast durchgängig von Erzadern durchdrungen, der größte Reichthum des südlichen S.s. Eine andere Scheidung in östliches und westliches S bildet eben eine dieser Ketten, die gegen Osten die Grenze des Stromgebietes für den Jenisei ausmacht und fast die ganze Breite des Landes durchschneidet, die Wasserscheidung zwischen dem Eismeer und dem östlichen Ocean, zwischen Jenesei und den Flüssen aus dem daurischen Hochlande. Im südlichen Theil S.s soll nach Gmelins Versicherung das Jeniseigebiet eine wesentliche Scheidung zwischen der Natur des Ost- und Westlandes bilden, was sich von selbst ergibt, wenn man die Osthälfte als eine eigene Terrasse ansieht, die jedoch nicht mehr dem Nordrand Hochasiens angehört. Aber die Grenze Asiens und Europa's hierher zu setzen, wie Gmelin vorschlägt, geht schon deshalb nicht an, weil jenes Scheidegebirg einige Grade nördlich vom Polarkreis abfällt und im arktischen Küstenstrich wohl keine Veränderung von Westen nach Osten zu erblicken ist. Ja, schon jenseits 60° nördl. Br. findet dieser Abstand nicht mehr Statt. Der charakteristische Unterschied ruht hauptsächlich in der Höhe. Denn im Osten S.s bedarf es keiner Riesengebirge, nur geringerer Anhöhen, um den Pflanzenwuchs zu verkrüppeln, ja in größerer Polnähe ganz zu zerstören. In der Südhälfte S.s besteht demnach der östliche Theil aus Bergland, der westliche aus salzigen Hochsteppen mit untermischten Bergrevieren; diese haben im Osten des Ob eine mittlere absolute Höhe, so wie die Steppen zwischen dem Tobol und Ural; niedriger sind die Steppen zwischen jenem Fluß und dem Obstrom. Die Nordregion nimmt in ihrer ganzen Länge von Westen nach Osten das sumpfige Tiefland ein, vom Ural bis auf den ostsibirischen Höhenzug; ein ungeheurer, stets gefrorener Morast von 60° Breite bis ans Eismeer, in einer Ausdehnung von weit über 100,000 □Meilen, unzugänglich jedem Anbau, in todter Einsamkeit.

Wenden wir uns zur Betrachtung der Gebirge S.s, so tritt uns zuerst das beherrschende System des Altai entgegen. Es steigt im Westen aus der großen Einsenkung nach dem kaspischen Meere, von dem Wellenlande der Kirgisensteppe allmählig an; erst auf der nördlichen Abflachung des Höhenzugs der Kirgisen, welcher sonst auch westliches sibirisches Grenzgebirg genannt wird, zieht sich die Militärgrenze von Orsk nach Ustkamenogorsk hin. Das Gebirg fällt somit außerhalb S.s in das russische Kirgisenland, gehört aber seiner natürlichen Verbindung nach in den Zusammenhang des Nordrands von Hochasien und muß hier berücksichtigt werden. Vom Obflusse an streicht ein nicht hoher Bergzug (die höchsten Gipfel messen 1000') nach Osten, welcher eine schwache Verbindung Hochasiens mit dem Obtschei Syrt (Gemeingebirg) und somit auch dem Ural zu vermitteln scheint, eigentlich nur emporgehobenes Steppenland, zuweilen von Felsen durchbrochen. Man nennt es wohl am richtigsten das kirgisische Steppengebirg, denn die Benennungen Ulutau (bald für die ganze Länge, bald für den östlichen Theil gegen den Altai hin, bald für den westlichen zwischen Uralfluß und Ischym), alginskisches (agaginskisches) Gebirg (gleichfalls entweder nur ein Theil, oder das Ganze der zwischen Ischym und Irtysch ziehenden Anhöhen) sind unsicher. Genauer erscheint der Name des an den Altai stoßenden, von der eben bezeichneten Kette nach Süden streichenden songarisch-kirgisischen Grenzgebirges, welches zwischen der Songarei und Kirgisensteppe eine wenig beachtete niedrige Grenze zieht. Es versteht sich von selbst, daß das westliche sibirische Grenzgebirg noch lokale Benennungen in großer Zahl, meist sowohl russische, als kirgisische, trägt. Der innern Beschaffenheit nach sind es keine Urgebirge. Kalk, Schieferarten, Sandstein, Thon, Gyps, Steinsalz, Kiesel verschiedener Art, auch umhergeworfene Granitblöcke gehen an den Ufern der vielen Bäche und Flüsse, welche darauf entspringen, zu Tage. Hie und da gibt es Spuren metallischen Gehaltes. Es ist ächte Steppennatur; brakisches Wasser findet sich in geringer Tiefe, Salzseen, auch süße Seen liegen am Fuß umher und in Thalbecken zerstreut, ärmliches Gebüsch und magere Gehölze künden die geringe Erzeugungskraft des Bodens an. Durch dieses Gebirg führt nun der Hauptweg für den Handel S.s mit den Bucharen. Erst näher am Irtysch erscheinen Zeichen der sich nähernden Riesenmassen Hochasiens. Denn da steigen aus dem weichen Steppengrund immer höher und stolzer die Felsenblöcke in seltsamen Gestaltungen auf, zwischen welchen der Kirgise seine letzte Wohnung aufschlägt. Hier im Stromgebiete des Irtysch finden sich scharfe Parallelrücken von Schiefer, oft 5 Reihen mauerähnlich neben einander, Granitfelsen, einzeln, riesenhaft, wie der sogenannte Klosterfels (Monastirki), der in der Ferne einem Kloster mit 5 Thürmen gleicht, eben so weiterhin neben den Schiefergebirgen der Chasil Taß (rothe Fels), der Kalmyk Tologoi (Kalmückenkopf), der Tüö Moinok (Kameelhals), isolirte Kuppen, welche sich bis gegen den Tarbagatai in die Steppen erstrecken. Zwischen den Felsen und an den Grabmalen der Kirgisen in der schweigenden Oede rauschen zahllose Bäche und Rinnsale den Seitenflüssen des Irtysch, des Tschui, des Balkaschsees zu. Von da nun, etwa unter der Länge von Buchtarminsk, beginnt erst die hohe Gebirgswelt des Randes von Nordasien sich entschieden auszusprechen. Wir behalten für diese Region, wo das Westgebirg an den Altai grenzt, den Namen

Ulugtagh bei. Der kleine Altai selbst, nicht ein einzelnes Gebirg, sondern eine ganze Gebirgsmasse, eine östliche Fortsetzung des sibirischen Grenzgebirges der Russen (Tugra tubus luk der Nomaden) vom Noor-Dsaisang ostwärts, der Wahrheit nach bloß ein Abschnitt des Altaisystems, ist eigentlich nur der hohe Kamm, von welchem die südsibirischen Gebirge auslaufen; diese letztern aber werden gewöhnlich unter seinem Namen mitbegriffen. Vor dem Altai liegt nach Norden hingestreckt die niedere Vorterrasse, welche Ritter so schön als die Terrasse der drei Erzgebirge bezeichnet (sonst altaisches Erzgebirg genannt). Es sind vergleichungsweise niedere Gebirge, voll edler Adern, ausgebreitet zwischen den Strömen. Jenseits des Irtysch nach Osten fängt das kolywansche Erzgebirg an, das sich bis zum Ob nach Osten erstreckt, ziemlich flach (höchstens 4000′ absolute oder 2—3000′ relative Höhe) in einer Ausdehnung von 40 d. M. Länge und 8 bis 16 Meilen Breite; es hat seinen Namen von der Stadt Kolywan, gegen welche es sich verflacht und endlich nach Norden in die Steppe Baraba ganz abfällt. Zwischen dem Ob und Jenisei lagert sich vor den Schneekuppen des Altai das kuznetskische Erzgebirg, von der Stadt Kuznetsk benannt, endlich im Osten des Jenisei das sajanische Erzgebirg (vom Städtchen Sajansk), theils hart am linken Ufer des Jenisei auch das krasnojarische Erzgebirg genannt, theils am rechten Ufer des Stroms unter dem besondern Namen des jeniseischen Gebirgs. Von dem letztern aus zieht sich Gebirgsland bis in die Hochgegenden des Baikalsees unter dem dahin sich erstreckenden Namen des sajanischen, welchen man selbst dem westlichen Theile des mongolischen Grenzgebirges an der Selengaquelle zuweilen beilegt. Das eigentliche Altaigebirg ist eine furchtbare Zerstörungswelt in grauser Verwirrung zerworfener und zerrissener Steinmassen, welche überragt sind von Schneegipfeln, die, wenn Vermuthungen erlaubt sind, gewiß an 16,000′ und höher ansteigen. Denn schon die Vorberge von Kokfun u. a. sind eigentliche Schneegebirge. Hohe Steppen sind es zuerst auf der Nordostseite des Irtysch, welche sodann in einer immer breitern Alpenregion, unter dem Namen der ulbinskischen Alpen, welchen die Ulba im Irtyschgebiet entspringt, der turgusunskischen, welche nach Norden zu durch die kokfunschen Alpen mit dem Hochplateau des Korgon zusammenhängen, der cholsunschen &c. Nördlich der Hochebene des Korgon, nur durch das Flußgebiet des Tscharysch geschieden, erscheinen die baschalatzkischen Alpen, welche nach Osten bis an die Katunja streichen. Die westlichen Arme dieser Terrasse bilden im engsten Sinne das kolywansche Erzgebirg. Jenseits des Katunjaflusses im Osten zwischen diesem und dem Telezkoisee streichen nach Norden die aigulakschen Berge und ebenso zwischen dem östlichen Ufer des Landsees und dem Abakanfluß eine andere Reihe, wo dann schon das kuznetskische Erzgebirg sich anschließt. Die gemeinsame Beherrscherin und Mutter dieser Züge ist aber die Höhe, worauf und an welcher die chinesisch-russische Grenze hingeht. Die mineralogische Beschaffenheit des Gebirges ist schon vielfach untersucht. Vom Anfang des untern Irtysch (d. h. von dessen Austritt aus dem Noor-Dsaisang) erhebt sich Hügelland nach Osten aus Grünstein in fast aufrechten, nach Nordwesten u. Südosten fallenden Schichten mit Hornsteinporphyr, aus Thonschiefer und einer Art von Grauwacke, ein Höhenland, welches nach Südosten sich dem Saratau, dem Schlußstein des Altai gegen den Noor-Dsaisang, anschließen soll. Die südlich gegen die Buchtarma in welliger, von stark fallenden Flüssen tief zerschnittener Hochebene abfallenden Alpen bestehen gleichfalls hauptsächlich aus Grünstein, während am Irtysch selbst nach Einmündung der Buchtarma sich Granitfelsen vordrängen und den Strom verengen. Den Irtysch abwärts von Buchtarminsk nach Ustkomenogorsk wechseln nur die Lagen dieser Felsarten (Granit, Grünstein, Thonschiefer) mit einander ab, sodann Glimmerschiefer und Granitgneiß auf beiden Ufern. Vom Strom nach Nordosten sind Gneißhügel mit Thonschiefer und Uebergangskalk gelagert. Die westlichsten Zweige der Cholsun-Alpen zeigen im niedrigern Lande bei 3—4000′ Höhe Hornstein und Feldspathporphyr, im höhern (6000′) vorherrschend Grünstein, und im höchsten Granit, wo in den Felsgemengen die Erze schlummern. So bleibt es nach Osten, immer mit dem Streichen der Schichten von Südosten nach Nordwesten. Das Kokfun- und Tscharyschthal gehen um die Ost- und Nordseite des Korgonplateaus und letzteres im Süden der baschalatzkischen Alpen hin, beide in herrschendem Grünstein mit Porphyr und Thonschiefer; die Lagen fallen steil gegen Nordosten. Das Westende sowohl der Cholsun-Alpen, als des Korgonplateaus springt als Vorgebirg in das tiefere Land vor, und zwar in Granitfelsen. Auch der Kalkstein, nie zwar auf den höchsten Höhen, aber die andern Gebirgsarten tragend, findet sich in den Flußthälern; die Porphyre bilden die obersten Kuppen, der verwitternde Granit die tiefen, zerrissenen Abfälle. Silber-, Blei- und Kupfererze dringen durch die Schiefergebirge. Jaspisbreccien, die in herrlichen Farben glänzen, Marmor und prächtige Aquamarin-Krystalle enthält der Altai. Die verwitternden Granitklippen, durch die Zeit zertrümmert, starren in wundersamen Gestaltungen, als Thürme, Terrassen, Ruinen alter Bergschlösser um den Kolywansee bis auf die blaue Kuppe (Sinaja Sopka, über 4000′ hoher Granitfels). Ein Reisender (Pallas) sagt: Am Fuß der Sinaja Sopka, aber noch ziemlich hoch, liegt ein artiger runder See, der von einer ungeheuern Tiefe seyn soll und in dessen Mitte eine kegelförmige, mit Bäumen bewachsene Insel hervorragt, die sich wie die Spitze eines im See gelegenen Berges darstellt u. s. w. Von diesem nach Osten gelangt man an das Tigeräkgebirg (um den Westrand des Korgonplateaus). Hier beginnt die große und schauerliche Gebirgswelt. Man muß

an den schäumenden Kaskaden des Tigeräkbaches über ungeheure Granitblöcke hinwegkriechen. „Wer angenehme Aussichten liebt", fährt er fort, „darf sich nicht hierher bemühen; man kann sich nichts Traurigeres, ja Fürchterlicheres vorstellen. Die weit ausgebreitete Oberfläche dieses Berges scheint wie mit Ruinen eines von Riesen gebauten Labyrinthes besäet. Auf allen Seiten sieht man nichts als ungeheure steile Felsenwände, die gleich Mauern, welche dem Einsturz drohen und zum Theil schon verfallen sind, dastehen. Man geht auf lauter Trümmern und glaubt sich von den Ueberbleibseln ungeheurer Riesenpaläste umringt. Diese zerfallenen Felsen waren vormals mit Waldung umgeben, die schon seit vielen Jahren durch Feuer zerstört ist. Ein Theil der Bäume steht, die meisten liegen am Boden, und alle sind von ihrer Rinde entblößt und weiß gebleicht. Ein im Schlaf hieher Versetzter möchte sich beim Erwachen die Zerstörung der Welt und die Auferstehung der Todten vorstellen. In der Nähe sieht man die Schneefelder des höhern Gebirgs. Die ganze Reihe der Klippengipfel zwischen der blauen Kuppe und Tigeräk hält Ritter für eine von Wasserschlünden durchbrochene und zerwaschene, ehemals zusammenhängende Terrasse. Aufwärts den Irtysch, von Ustkamenogorsk aus, tritt man zwischen gleich seltsamen Granitgebilden in eine ähnliche Welt der Verwüstung ein. Die obersten sibirischen Steppen zeichnen sich wie die Kobi und Schaschin durch schöne Jaspis, Karneole und Chalcedon aus. Auch vulkanische Spuren finden sich im Altai, Steinkohlenlager, verhärtete Laven, bimssteinartige Mineralien u. s. w." — Von dem bisher beschriebenen Berglande nach Norden senkt sich das kolywansche Erzgebirg im engsten Sinne nach der Barabasteppe hinunter, sanfte Berge, über welche nur im Süden die Spitzberge (Sopki), wie die Sinaja, die Magnetaja, Tschajuaja u. a., aufsteigen, meist Kalkgebirge mit vielen Grotten und Klüften, worunter eine Alabasterhöhle, aber auch Schiefergebirge, und am niedrigsten die Flötzformation aus Thon, Mergel, Sand, Gyps, Alabaster, Schiefer u. s. w., wie im Mittelgebirge; dagegen auf dem Granitrücken Thon- und Hornschiefer, Hornblende, Jaspis, Porphyr, Pechstein mit Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleierzen nebst Eisenstein. Es läßt sich in sechs Bergreviere eintheilen. Jenseits 106° L. hört der Altai auf, uns näher bekannt zu seyn. Er mag aber ungefähr dieselbe Gestaltung haben, wie im Westen. Nur die Erzgebirge sind von der auri sacra fames durchforscht. Im Nordwesten des Ubsasees lagert die Hauptmasse, hohe Schneegebirge, welchen nach Norden parallel und mit ihnen verbunden zwischen Ob und Jenisei das kuznetskische Erzgebirg abfällt. Schabinai Daban (Sabyn Taban) heißt hier der Altai. Die südliche Partie der Vorberge des Altai zwischen Ob und Jenisei heißt das teleutische (telengutische), die nördliche nur das kuznetskische Gebirg; jenes soll hohes Granitgebirg seyn, mit einzelnen Kalklagern; von diesem wissen wir, daß es aus nassen Flächen in einer relativen Höhe von 2—300 Fuß ansteigt, eine granitische Grundlage hat, sonst noch Thonschiefer, Porphyr und Kalk als Hauptbestandtheile aufweist, in der Flötzformation, welche den größern Theil einnimmt, Steinkohlen, Schieferarten, Thon, Sandstein, Eisenstein, auch Torfmoore (welche, in Brand gerathen, schon 2—5 Jahre fortglühten) und Silbererze enthält. Vom Obstrom bis an den Tomfluß (der sich in jenen ergießt) nennt man es das kuznetskische, vom Tom zum Jenisei ganz in derselben nördl. Breite das abakanskische, weil es gegen den westlichen Zufluß Abakan des Jenisei abfällt und in die abakanskische Steppe sich verflacht. Sanfte Berge, waldbewachsen, streichen an der Rechten des Abakan, hinter ihnen aber ragen schroffe Felsengebirge hinan. Wieder bildet Granit den Gebirgskern; Sandstein und Kalkgebirg erscheinen an den Abhängen. Hart am linken Ufer des Jenisei erscheint sodann schon das krasnojarische Gebirg; steile Steinwände drängen den Fluß, der auch auf der andern Seite ein hohes Felsenufer hat, einzelne wilde, zerrissene Klippengruppen, hohe Gipfel (bis 800' relative Höhe) stehen neben den milderen Berggestalten, tiefe Höhlen, zum Theil mit Tropfstein bekleidet, erscheinen an den Flüssen, sogenannte Schriftfelsen (worauf alte Figuren eingegraben sind) führen alterthümliche Erinnerungen herauf. Auch hier unterläuft Granit die jüngern Gebilde, Kalk-, Schiefer-, Ganggebirge. auch Flötzlager machen die Bestandtheile aus. Mehre Granitarten, Schiefer, Steinkohlen, Gyps, Alabaster u. s. w. kommen darin zum Vorschein. Eisenstein, Kupfererz, Bleiglanz, Schwefelkies sind die Reichthümer des Gebirges, worin ein armseliger Bergbau getrieben wird. Gegen Süden liegt zwischen dem krasnojarischen Gebirge und der eigentlichen Hochgrenze, dem sajanischen Gebirge, eine breite Steppe. Die östliche Parallelkette des erstern dagegen, das Jeniseigebirg oder sajanische Erzgebirg, läuft von jenem als Kette nach Norden aus. Es drängt sich fest ans rechte Stromufer, wird aber vom Anfang des krasnojarischen Gebirges an flacher und fällt endlich gegen Uda und Tunguska nach Osten ab. Höher oben starrt es von hohen und wilden Bergen; hier wird auf Kupfererz gearbeitet. — An den Altai im engern Sinne schließt sich im Osten das Baikalgebirg (s. d.) an. Das Alpenland Daurien (von den tungusischen Da-uri, Dutscheri, welche ehemals hier wohnten und Silber bearbeiteten) wird hauptsächlich gebildet durch zwei Gebirgskämme, welche von Südwesten nach Nordosten durchsetzen. Der eine, das Scheidegebirg, im Westen das selenginskische, bis an die Selenga stoßend, weiter östlich das daurische oder nertschinskische genannt, setzt östlich im Apfelgebirge fort und macht sowohl die Wasserscheide zwischen Baikal und Lena einer- und dem Amur andererseits, als auch die Grenze des Landes von Irkutsk gegen Daurien; der andere, aus der Mongolei im Süden des Amur kommend, wirft seine zackigen Gipfel im Süden von Nertschinsk an diesen

Strom (Onon). Im Norden der Khilokquelle, welche der Selenga zuströmt, neben welcher der einzige Paß von Daurien nach Westen geht, streckt sich von Osten nach Westen ein Querjoch an dem Baikalsee hin, die Wassergrenze zwischen Lena und Selenga. Uebrigens ist der ganze breite Gürtel aus Bergen und Thälern gebildet. Man beschreibt die erstern als nach Norden steil abstürzende Granitlagen, auf den Glatzen mit Felstrümmern bedeckt, schauerliche Wildnisse, wie der kleine Altai. Sievers nennt die Aussicht auf einem Gipfel des Jablonoi Chrebet „majestätisch-fürchterlich", spricht von ungeheuren Trümmerblöcken, von Granit auf dem Golzi, von Berghäuptern, die sich schneebedeckt in den Wolken verlieren, von Felsen, die wie Festungswerke und Ruinen die Berge krönen oder wie Vulkane vom Nebel rauchen; seltsame Figuren gestaltet die Natur auch hier in der Verwitterung des Granits, Riesenpyramiden bilden die Gipfel mancher Berge u. s. w. Die höchste Höhe ist der Tschokondo mit dem Jelloa (Bartgeier). Die innern Theile scheinen außer dem Granit noch Glimmer, Wacke, Hornschiefer, bei den Vorbergen Kalk und Flötzformation zu seyn; Eisen, Kupfer, Silber liegen darin. Das eigentliche nertschinskische Erzgebirg, theils schroff aufsteigend, theils wellig mit Flächen, wird in 4 Bergreviere getheilt, gehört zum Gang- und Schiefer- oder zum Kalkgebirge, hat außer den im ganzen Daurien einheimischen Felsarten noch Sandstein, Marmor, Flötzkalk, Torfgründe auf Felsen, Schwefel, Jaspis, Karneol, Chalcedon, Achat und die Erze (Silber, Blei, Zink, Kupfer, Quecksilber, Braunstein, Eisenstein, Spießglanz u. s. w.). — Von Daurien nach Nordosten zieht sich der Jablonoi Stannowoi oder Stannowoi Chrebet (Apfelgebirg) bis an die Küste des ochotskischen Meeres fort, zugleich wendet sich ein Zweig gleich nach Osten im Norden des Amur, mehr ein morastiger, kalter, wellenförmiger, vielfach unterbrochener Landrücken, als ein Gebirgszug. Der nordöstliche Zug endet erst im Tschuktschen-Vorgebirge am Eismeer, nachdem er die ochotskische Küste verengt und gegen Norden hin sich weit vom Meere wieder entfernt hat: er ist der Wassertheiler zwischen Eismeer und nördlichem Ostocean, ohne große relative Höhe, nur ein Anschwellen des Landes. Auch besteht der Zusammenhang bis nach Kamtschatka nur auf den Karten. Ueberhaupt nimmt dieser Zug dort den arktischen Charakter an, der sich durch die ganze Nordregion S.s ausspricht, morastiges Flachland auf Felsgrund. Gegen Norden hin künden vulkanische Produktionen die Nähe der kamtschatkischen und insularischen Feuerberge an. Durch die Halbinsel Kamtschatka zieht sich ein Gebirgszug, theils in geringer Höhe, theils stärker und entschiedener ansteigend, von unterirdischen Wirkungen zerrüttet, vulkanisches Land. Die heißen Spitzberge oder Kegel verkünden dies gleich dem Auge. Noch brennend sind hier die Vulkane Tolbatschinsk, ein einzelner Kegel, Kamtschatka, von kleinern Vulkanen umgeben, eine Vulkangruppe, deren Ausbrüche furchtbar sind, Wilnitschkaja, gleichfalls eine ganze Anzahl von Feuerbergen an der Ostküste, theils ausgebrannt, theils stets rauchend, Awatscha bei Woltscheretsk (7664′ hoch); Steinkohlen, Steinöl, Bimsstein und andere vulkanische Produkte finden sich in Menge. Auf den Kurilen und Aleuten setzt sich die in Nordasien angeknüpfte Vulkankette nach Süden und Osten fort. Die letztern besonders haben hohe Berge, steile Uferklippen; eine derselben, die Kupferinsel, hat ihren Namen von ihrem Metallreichthum. — Im Innern Ostsibiriens ziehen von Daurien aus keine eigentlichen Gebirge, aber höhere Landrücken nach Norden auf beiden Seiten der Lena und der Tunguska, fast bis an den Jenisei, die aber endlich ganz in die arktische Fläche absinken. — Noch bleibt der Ural zu berücksichtigen. Hier nur Folgendes. Nackter Kalkfels, zerklüftet und höhlenreich, steigt an der Waigatsch-Straße auf und läuft 260 Meilen nach Süden in der Richtung des Meridians, ein schmaler Zug, im Norden 15—18 d. M., in der Mitte nur 7 M., im Süden höchstens 25 M. breit. So wie er, getrennt von Hochasiens Riesenketten, in vertikaler Richtung auf ihnen steht, so ist auch seine Höhe unbedeutend gegen die ihrige, in seinen Thälern 1000′—1500′, auf dem höchsten Gipfel (Pawdinsko-Kamen) in der Mitte 6400′, auf den Spitzen im Süden 3600′. Nach Osten fällt er steil in uranfänglichen Granit in der Mitte ab, nur im südlichen Theil mit flachen Vorbergen, die theils nach Osten gegen den Altai durchsetzen, ohne den Ural mit ihm zu verbinden, theils nach Westen gegen Wolga und Don streichen, das Gemeingebirg. Die Westseite, nach Europa gekehrt, scheint langsamer gebildet zu seyn, denn hier senkt er sich in Stufen von Kalk- und Schiefergebirge, bedeckt mit Wäldern, reich an Metallen. Sein Name ist türkisch Uraltagh (Gebirgszone) oder russisch Weliko Kamenoi Pojas (großer Felsengürtel), auch kurzweg Syrt, d. i. Gebirg. Am bekanntesten ist der südliche Ural; die neuern Zeiten bringen auch den mittlern immer mehr zur Kunde; der nördliche wurde noch wenig untersucht. Er wird näher eingetheilt: 1) in den Nordural vom Meer bis gegen die Petschoraquelle; von da nach Süden bis Ufa; 2) in das uralische Erzgebirg, bestehend aus dem katharinenburgischen und werchoturischen Ural, wozu als Theile der permische, ufaische und solikamskische gehören; 3) in den baschkirischen Ural, auch orenburgischer genannt, zu dem der guberlinskische zu rechnen ist. Gegen Süden zu streckt der nördliche Theil seine zugerundeten Felsberge mit Torf- und Moosgründen, stets umhüllt von trübem Nebel. Auch hier nagt die Verwitterung am uralten Granit. Trümmer liegen umher. Sanfte Höhen mit flachen Weideflächen sind seine Parallelberge. Auch die Hauptkette hat keinen den Sommer über dauernden Schnee, außer in Schluchten. Sie wird von Granit und Kalkfelsen gebildet, von Grünstein und Quarzadern, im Norden von schieferigem Urgebirge mit vielen Gipfeln, bald Chlorit-, bald Glim-

merschiefer mit mächtigen Quarzgängen und sogenanntem Beresit. Das östliche Ganggebirg legt seine Erze mehr zu Tag, als das westliche, und bietet Hornschiefer mit Kupfererzen, Trapp, Gneiß, Porphyr, Serpentin, Jaspis, Magnet (der Magnetberg am Tagilfluß, ganz von Eisenmasse), Eisenstein, auch Bleierz und Gold. — Aus dem Bisherigen geht zur Genüge hervor, daß es nur im Süden S.s eigentliche Hochflächen geben kann und auch diese nur in geringer Höhe. So senkt sich diejenige, welche am Irtysch ausgebreitet ist, mit dem Laufe des Flusses von Ustkamenogorsk (667' absol. Höhe) gegen Norden hinab, wo der Irtyschspiegel nur noch 260' unterhalb der Stadt Tara hat. Gegen Osten vom Irtysch dagegen steigt das Land dem Altai zu auf; schon Buchtarminsk liegt 840' über dem Meere; der Bach Buchtarma kommt aus einer Höhe von mehr als 1200' herab und seine Zuflüsse sogar über 1500'; in der Baraba-Steppe ist der Spiegel des Om immer noch 480' erhoben. Höher liegt das Land an dem Ob hin, wo die Seitenwasser aus Höhen von etwa 5000' kommen, aber hier sinkt es schnell gegen Tomsk ab, welche Stadt schon nur noch 246' hoch liegt. Auch die Ufergelände des Tom sind nicht viel höher, und schon wenig unterhalb fällt der Ob unter 200'. Zwischen Tomsk und Krasnojarsk steigt der Boden wieder bis in eine Mittelhöhe von 500'. Das eigentliche Bergland (außer den relativen Höhen) ist im Durchschnitt 2—3000' hoch, eben so im Osten des Jenisei, wo Kiachta, Nertschinsk, Irkutsk auch diese Höhe erreichen. Das Schießen der daurischen Gewässer nach Norden bezeugt den starken Fall, den S. in dieser Richtung hat. Er nimmt aber ab, und langsam senkt sich die ungeheure Fläche fast auf das Niveau des Meeres im Norden hinab, oder vielmehr es ist erst seit Kurzem vom Meere aufgestiegen, dessen Eis sich weit landeinwärts durch die Moräste erstreckt.

Zunächst betrachten wir nun die Gewässer S.s. Es gibt wenige Länder der Erde, die so wasserreich sind, wie S. Drei mächtige Stromgebiete theilen es in Abschnitte von Westen nach Osten, das des Obi, des Jenisei und der Lena; eine Menge kleinerer, immer noch sehr beträchtlicher Flüsse suchen das Eismeer und den Ostocean. Der Ob (Obi) wird aus zwei Stammflüssen gebildet, dem aus dem Altai herabfallenden Tschulyschman, welcher durch den Telezkoisee fließt und unterhalb desselben Bija heißt, und der Katunja, erstere östlich, diese westlich. Unterhalb Bijsk (53° n. Br. u. 103° 53' L.) vereinigen sie sich. Sein Lauf geht von da an zuerst nach Westen, hierauf nach Norden, dann nach Nordwesten, wieder ganz nach Westen, endlich nach Norden in den obischen Meerbusen des Eismeers, in einer Stromlänge von 460 d. M., wovon fast die Hälfte auf seine Abweichung von der geraden Linie zwischen Quelle u. Mündung kommt, von 100—1000 Faden (à 6') breit, bei hohem Wasserstand ein meerähnlicher Strom in meist weitem Bette. Sein Stromgebiet ist im Anfang Gebirgsland, tiefer unten das ganze flache Westsibirien. Es umfaßt 63,800 □M. Seine bedeutendern Nebenflüsse sind links zuerst die kleineren Gewässer des kolywanschen Erzgebirges (Petschanaja, Amu, Tscharysch, Alei u. a.), rechts Tschümysch, Susun, hauptsächlich der Tom, im sajanischen Gebirge entspringend, unterhalb Tomsk (56° 29' 39" n. Br. und 102° 49' 36" L.), nach einem Lauf von 85 d. M. durch das teleutische Gebirg und das fruchtbare Flachland zwischen Ob und Jenisei in die rechte Seite des Ob fallend. Er hat unter Kuznetsk eine Breite von 100 bis 360' und nimmt die Seitenflüsse Mrasa, Aba, Konda auf. Weiter nördlich ergießt sich der Tschulym in die Ostseite des Ob, ein beträchtlicher Fluß, durch Vereinigung des Tschernoi Ijus und Beloi Ijus gebildet, Flachland durchströmend, 600—1000' breit, mit den Seitenflüssen Uiruz, Kija, Jaja, Kemtschuk, Ului, sämmtlich im ebenen Lande. Von da an münden noch in die rechte Obseite der Tschaus, an dessen Mündung die große Straße nach S. aus dem werchoturischen Ural herübergeht, der Ket, so groß als der Tschulym, der Narym, Surgut und andere Flüßchen. Nun erscheint bei Samarowa die Mündung des größten Seitenflusses des Irtysch auf dem linken Ufer. Vor ihm fallen in die linke Seite des Ob nur kleine Gewässer. Der Irtysch entspringt hoch oben im Grenzgebirge der Oelöten und Mongolen, geht durch den Dsaisangsee, tritt als unterer Irtysch aus diesem, drängt sich in Stromschnellen durch Klippen und Felsen nach Norden, hierauf am altaischen Erzgebirge hin nach Nordwesten von Semipalatinsk (50° 29' 45" n. Br. und 97° 25' L.) ins Tiefland hinab, nachdem er viele Bäche und Flüßchen (wie Narym, Buchtarma, Ulba, Uba rechts, Ablaikit links) aufgenommen, wird durch den Tschani vergrößert, bis bei Omsk (54° 58' 5" n. Br. und 91° 40' L.) der Om, aus der östlichen Steppe her, an seinem rechten Gestade einfällt. Links führt ihm weiter nach Nordwesten der 1/7 d. M. breite Ischym die Gewässer der Kirgisen u. der ischymschen Steppe zu. Nach diesem fließt auf derselben Seite der Wagai, hierauf bei Tobolsk (58° 11' 43" n. Br. und 85° 45' 43" L.) der bedeutende Tobol (Tatar, Towalga) ein, nach einem Lauf von 86 d. M. aus dem sibirischen Grenzgebirge (Kirgisengebirge) und vermehrt durch die Wasser desselben (die Abuga) und des Ural (den Ui, den ziemlich starken Iset [durch die isetsche Steppe], Tura, Tawda u. a. m.). Unter der Mündung des Irtysch wird der Ob bei hohem Wasserstand meilenweit, mit vielen Inseln, nimmt an der Linken noch die Wojulka, Sinya u. a. aus dem nördlichen Ural auf und fällt unterhalb Obdorsk in den Obibusen. Mehre kleine Flüsse münden gleichfalls in denselben, wie der Taß im Osten in den tasischen. — Das mittlere Hauptsystem S.s ist das des Jenisei (bis zur obern Tunguska mongol. Kem, ostjak. Guk oder Chosek, tungus. Jehaneses genannt), s. Jenisei. — Die Ostregion sendet den dritten großen Strom dem Eismeer zu, die Lena, kleiner als Ob und Jenisei. An der Westseite des Gebirges, welches den Baikalsee im Westen umgürtet, ganz

nahe an diesem, hat sie ihre Quellen (52° 30′ n. Br. u. 124° 30′ L.) u. strömt zuerst nach Nordosten, dann nach Norden in das Eismeer in einem großen Delta, gegenüber einer Inselgruppe im Westen des Busens Borghai nach einem Wege von 440 Meilen, wovon 140 M. Abweichungen von der geraden Linie sind. Ihr Stromgebiet umfaßt 36,600 □M. Durch Klippen und Uferwände gepreßt, strömt sie in ungleichem Gestade eilig dahin. Ihre größeren Nebenflüsse kommen von der Ostseite. Sie sind: Witim aus dem östl. Baikalgebirge Dauriens, von wo er zuerst nach Nordosten, dann nach Norden, endlich nach Nordwesten fällt und selbst wieder einige Seitenflüsse mitführt; nördlicher die Olekma, dem Stannowoi entströmend, nach ziemlich weiter Bahn fällt sie in die Lena; der Aldan, von derselben Erhebung des Landes im Norden der Mandschurei, geht mehr als 100 M. weit, zuerst nach Norden, dann nach Nordwesten; Seitengewässer, theils aus dem Stannowoi, theils aus der Küstenerhebung am ochotskischen Meer (Mulat, Maja, Tira, Amja heißen die stärksten), mehren seine Wasser. Er rauscht als ein lange schiffbarer Fluß in die Lena. Unterhalb dieser Mündung kommt von Westen der Wilui in die linke Seite des Stroms, mit mehren Nebenwassern, aus den Höhen am Jenisei. Außerdem sind kleinere Flüsse dem Eismeere zinsbar. Im äußersten Westen fließt der Grenzfluß Kara vom Ural ins karische Meer, zwischen Ob und Jenisei der Taß in den tasischen Busen, zwischen letzteren und Lena die Piasina aus dem nach ihr benannten See, nach einem Lauf von 68 M. gegen Norden durch die arktische Fläche ins Eismeer, ganz so die Taimurscha. Die Khatanga weiter im Osten nimmt dieselbe Richtung in die Bai von Khatanga; ihre Quelle liegt im nördlichsten Landrücken, der am Jenisei hinabstreicht; ihre Seitenwasser liefert die arktische Fläche; eben so, nur östlicher, die Anabara, nach ihr der Olonek in gleicher Richtung, etwas stärker. Jenseits der Lena nach Osten rinnen eine ziemliche Menge Gewässer auf der gesenkten Fläche dem Eismeere zu, wie der Omoloi, die Jana, den Lächow-Inseln gegenüber mündend, mit mehren Seitenflüßchen; die stärkere Indigirka, von den nördlichsten Erstreckungen der vom Stannowoi Chrebet aus gegen das Tschuktschenland fortziehenden Höhen viele Nebenflüsse ins Meer in 4 Armen führend; die Kolyma, denselben Höhen entsprungen, gleichfalls wasserreich, in einem Busen ins Eismeer fallend, und noch nahe an der Tschuktschen-Halbinsel die Tschauna, auf derselben der Amgonian. Ein anschauliches Bild einer sibirischen Stromlandschaft gibt das „Ausland", indem es die Ansichten der Lena beschreibt. „Der zürnende Strom zwischen purpurrothen Felsenflüssen thürmt anfangs Eisschollen auf Eisschollen, die gleich schwimmenden Inseln von der Strömung fortgerissen werden und beim Zerschellen wie Harmonikatöne klingen. Bei den Krümmungen reiben und untergraben sie das Ufer, und oft sieht man Felsenstücke auf dem Rücken blauer durchsichtiger Eismassen dahinschwimmen. Eingezwängt zwischen den engen Ufern bilden die Eisschollen einen Damm, das herangetriebene Eis schiebt sich höher und höher, das untere sinkt bis zum Boden, der Strom schwillt an und braust, und plötzlich löst sich die ganze Wehre in Wasserfälle auf, von denen jeder Wogensturz eine Eismasse bildet. So stürzen die Ströme S.s ihre Eisdecken ins Meer, indem sie ihr Bett verändern, hier Inseln wegreißen, dort welche bilden. Aber bald sind sie befreit von Eis und Treibholz, und ihr glatter Wasserspiegel dehnt sich in tiefer Stille aus, die nur durch das Geschrei der in den Lüften dahinziehenden Gänse unterbrochen wird, oder die unterspülte Fichte taumelt aus jäher Höhe herab, bricht für einen Augenblick die glänzende Fläche und weckt in den Felsen langen Wiederhall. Rasch führt die Strömung die Fahrzeuge in die Vorhallen der Berge und spiegelt die wild durch einander geworfenen Klippen wieder, deren Gipfel mit Cedern und Tannen bewachsen sind, während aus den Spalten Birken hervorragen, oder die ins Wasser gesunkene Sandweide ihre Zweige in den Wellen badet. Die wenigen Flächen prangen in üppigem Grün u. mit buntfarbigen Lilien. Die Erscheinung eines Menschen in diesem Reich der Oede gilt für ein Wunder. Doch zuweilen treten dem Reisenden aus weiter Ferne Rauchwolken entgegen — eine Waldstrecke ist in Brand gerathen —, endlich erblickt er die Flammenwellen, die den Berg überströmen. Mancher Felsen glüht wie ein Vulkan. In tiefdunkeln Schatten fährt man zu Zeiten hin über den schwarzen Wasserspiegel an Felsen vorbei, denen das launenhafte Spiel der Natur die Form langer Säulengänge, Minarets und Glockenthürme gab. Eine Spalte öffnet sich und scheint bis ins Eingeweide den Berg aufzureißen, aus dem ein voller Strom hervorstürzt, um sich mit der Lena zu vereinigen. Eine heilige Stille ruht auf dieser jungfräulichen Schöpfung, und die Seele verschmilzt mit dieser wilden und abenteuerlichen Natur. Je weiter nach Norden, desto flacher werden die Ufer, der Wald wird lichter und krüppelhafter, Moos vertritt die Stelle des Grases, der Strom wälzt sich fast als träger Sumpf dahin; Millionen von Kormoranen, Gänsen, Kranichen und andern Wasservögeln wandeln auf dem schwimmenden Moose, fliegen von einem See zum andern. Ihr Geschrei ist die einzige Stimme des Lebens. Küste, Meer und Himmel verschmelzen in einen einförmigen Nebelstreif, in der öden Ferne findet der Blick keinen Ruhepunkt; die bleiche, strahlenlose Sonne wandelt am Himmel ohne unterzugehn; hier ist der Uebergang der organischen Natur zum Tode". — Minder zahlreich und stark sind die fließenden Wasser, welche nach dem großen Ocean im Osten hinunterrollen. Von Norden nach Süden gezählt, begegnet hier zuerst der bedeutende, aber versandete Anadyr. Auf den Höhen der Tschuktschen-Halbinsel entquollen, fällt er gegen Osten ins nördliche oder Behringsmeer im gleichnam. Busen, wenig südlich von der berühmten Straße zwischen Asien und Amerika. Durch die Halbinsel Kamtschatka rauschen auf beiden Küsten kleine Flüsse herab, ein größerer, gleichfalls Kamtschatka benannt, strömt von

der höhern Südspitze nach Nordosten in den kamtschatkischen Busen; ins ochotskische Meer fällt fast in jeder kleinen Bai ein Flüßchen, worunter die Namen Penschina, Tilcha, Ischiga, Tauna, Ochota, Uda u. a. genannt werden. Der größte Wasserbeitrag S.s ins Ostmeer ist aber der Amur, der große Mandschurenstrom, welcher als Onon von der Mongolei kommt, aus dem daurischen Gebirge auf seiner Linken die Ingoda erhält, sodann als Schilka bei Nertschinsk vorüber der Grenze zueilt und dort, durch den Grenzfluß Argun verstärkt, seinen letzten Namen, Amur, annimmt. Als allgemeine Bemerkung gilt, daß in Ostsibirien die Flußbetten steinig, klippenvoll, in Westsibirien sandig und schlammig sind.

Außer diesem Wasserreichthum sind auch Seen in Menge vorhanden, deren Zuflüsse ganze Wassernetze im Kleinen bilden. Hier steht vor Allem der hohe Alpensee Baikal in Daurien, s. Baikal. Ein anderer See S.s ist der Tschani und Sumy, eigentlich zwei verbundene Seen, nicht weit vom Ostgestade des Irtysch im Süden des Om; einer der rechten Zuflüsse des Irtysch kommt aus ihm, viele andere liegen in den Steppen zwischen Irtysch und Ischym; der Telezkoi oder Altinsee, durch welchen die Bija fließt, findet sich im Westen des Teleutengebirgs; der Piasinskoe, aus dem die Piasina tritt, in den arktischen Flächen im Osten des jeniseiskischen Busens, und eine zahllose Menge kleinerer, durch ganz S., theils voll Wasserpflanzen, mit Schilf bewachsen, theils offen, mit süßem und Salzwasser, auch Bittersalz oder eigenthümliche Gerüche ausdünstend. — Warme und mineralische Quellen, besonders Schwefel- und Bittersalzquellen, hat Daurien reichlich, besonders die Steppe im Nordosten des Baikal; auch das vulkanische Kamtschatka ist hieran nicht arm. — Die vielen Wasser S.s würden Kanalverbindungen sehr nützlich und leicht machen. Eine solche besteht schon seit 1584 am Irtysch nahe der Einmündung des Wagai und führt eine starke Krümmung jenes Flusses auf die gerade Linie zurück. Es ließe sich eine fast ununterbrochene Wasserverbindung vom Ob bis in den Amur und ans ochotskische Meer herstellen.

Die Gewässer des weiten S.s sind jedoch fast die Hälfte des Jahres in der gemäßigten, fast immer in der arktischen Region mit Eis bedeckt. Denn ganz eigenthümlich tritt hier das nordische Klima hervor, welches auf die nähere Gestalt des Landes so wichtige Einflüsse übt. Es muß aber bei Darstellung desselben unterschieden werden zwischen der kalten (mit der arktischen) und gemäßigten (nur vergleichungsweise warmen) Region; der 60.° n. Br. macht die ungefähre Grenze, beide erreichen im Osten am Meer den höchsten Grad rauher Kälte. Wir theilen daher auch zwischen Westen und Osten durch den Jenisei, wenigstens für die gemäßigte Region. Die mittlere Temperatur der Luft kennen wir nicht, aus Mangel an Beobachtungen. Aber einzelne Thatsachen liegen vor. So durchlief während Ledebours Anwesenheit in Barnaul (53° 20′ n. Br. u. 366′ absol. Höhe) am Bijafluß, welche vom Frühling bis zum Winter 1826 dauerte, das Thermometer alle Grade von — 15,87° R. bis + 18,35° R.; der kälteste Monat war der Januar, der wärmste Juni; der Obfluß war nach seinen Nachforschungen in 50 Jahren fast immer Ende Oktobers oder Anfang Nov. zugefroren u. hatte sich eben so gegen Mitte April wieder geöffnet; weiter östlich aber fand Hansteen im December und Januar eine Temperatur von meist — 20° bis 34° R., wo dann nur wenig unter 30° das Quecksilber gefror, wobei jedoch stets die Luft ruhig blieb. Dies war jedoch mehre Grade nördlicher (56° n. Br.), als im Barnaul. Die Flüsse der ganzen Westhälfte S.s in ihrem südlichen Theil gefrieren ungefähr wie der Ob bei Barnaul; natürlich nimmt die Dauer ihrer Erstarrung mit der nördlichen Breite zu. In der gemäßigten Westregion wird der Sommer nach dem Obigen oft eigentlich heiß, dagegen ist der Winter rauh und tritt im Oktober schnell ohne Uebergänge ein; auch bringt der Sommer nicht selten kalte Nächte. Zwar gedeiht im Westen noch Getreide, doch steht es weit hinter dem im Westen des Ural zurück. Mächtige Schneemassen häufen sich im Winter in den Schluchten zusammen. Sehr gefährlich sind die sogenannten Burann oder Wirbelstürme, welche in sandigen Gegenden und offenem Lande große Sandmassen mit sich reißen, Berge davon anhäufen, Häuser umstürzen, im Winter aber den Wanderer mit großen Flocken nassen Schnees fast bedecken. Sie erheben sich oft zu schauderhafter Heftigkeit. Die Vegetation ist übrigens hier noch reichhaltig, denn Ledebour konnte allein aus den altaischen Bezirken 1600 Arten eingelegter und 1300 lebendiger Pflanzen oder Sämereien nach Europa bringen. Auf den salzigen Steppen, die sich von 366′ bis 1156′ hinaufziehen, finden sich einzelne Wälder von Laubholz und große Fichtenwälder, wiewohl sie im Ganzen kahl sind; von kleinern Pflanzen erscheinen da Anemonen, Artemisien, Umbellaten, Gypsophilen, mehre Salzpflanzen, Zygophilen, Asperifolien, Lepidien, strauchartige und kleinere Astragalen u. s. w. Auch das Gebirg bis in die Höhe von 4500′ bietet eine ziemliche Mannichfaltigkeit dar; seine Pflanzenwelt ist aber der europäischen ähnlicher, als die der Steppe, doch fängt hier schon auf den Flächen die eigenthümlich altaische Flora an, welche sich erst von jener Höhe bis 6500′, wo zugleich die Baumgrenze erscheint, völlig entwickelt. Die meisten Bäume sind Fichten, Lärchen, Weiden; die niederen Pflanzen gehören meist zu den Ranunkulaceen, Liliaceen, Artemisien, Adenophoren, Delphinien, Akoniten. Die Baumgrenze ist nicht überall gleich und scheint an manchen Orten ehemals höher gewesen zu seyn. Auf den Felsengipfeln des Altai wächst der heilsame Gebirgsthee (Tschagir). Getreidebau findet sich bei 4000′ Höhe. Die Tschujasteppe, die sich weit über 6000′ hinaufzuziehen scheint, an der Nordost-Seite der Cholsun-Alpen hin, ist mager und erzeugt nur wenige Pflanzenfamilien, die sich kaum auf ein Dutzend Arten belaufen mögen; Gräser und Weiden sind das Meiste. Die Schneegrenze

scheint an einigen Orten schon auf 6000' zu seyn, an andern höher. Ein eigenthümlicher Charakter der altaischen Pflanzenwelt ist die Armuth an Gattungen, während die Arten zahlreich sind. Die Phanerogamen verhalten sich gegen die Flora Deutschlands wie 4 zu 7 der Zahl nach; Kryptogamen gibt es wenige. Daß Wein und Getreide in diesen Landen nicht mehr gedeihen, versteht sich von selbst. Hierher gehören außer dem Gebirgsrand auch die Steppen, welche zwar baumlos, aber zum Theil angebaut sind, die isetsche am Tobol im äußersten Westen, die ischymsche an beiden Seiten des Ischym bis zu Irtysch und Tobol, niedriger als jene, die Baraba vom Irtysch zum Ob. — Für die Osthälfte mag uns die Gegend um Irkutsk zum Maßstabe dienen. Dort wechselt die gewöhnliche Kälte zwischen — 22° und 32° R., vom December bis März ist selbst die reißende Angara mit Eis bedeckt, und der tiefe Baikalsee friert fest. Hier (unter 52° 16' 41" n. Br.) und noch etwas südlicher thaut auch im Sommer der Boden nur 2 Fuß tief auf und bleibt in den Sümpfen unter dem Moose stets gefroren. Das Thermometer sinkt jedoch auch bis — 38° R. und tiefer. Im Juni steigt es in Daurien bis 19° R. um Mittag, bei einer mittlern Temperatur von 8° R. Morgens und etwas höher Abends. Schon im September steht es meist auf 0 oder einige Grade tiefer. Dabei deckt im Mai dichter Nebel das Land, oder es schneit und regnet viel; im Winter herrscht meist klares Wetter; Gewitter sind selten. Die Luft überhaupt ist bis in die Mongolei hinein wahre Alpenluft. Dort zeigt sich die eigne Erscheinung, daß ungeachtet der größern Kälte und des kurzen Sommers doch die eigenthümliche Pflanzenwelt zu einer schönern Entwickelung kommt, als in ganz S. Der Getreidebau ist nur in dem an die Mongolei grenzenden Lande und an der Schilka einigermaßen ergiebig; Obstbaumzucht wurde öfters vergebens versucht, aber wild wachsen einige Obstarten daselbst. Neben den gewöhnlichen Bäumen S.s erscheint die Alpenflora in eigenthümlicher Fülle auf den bewachsenen Stellen der Gebirge. Die ganze Mitte S.s an den Grenzen der kalten und gemäßigten Region ist mit Wäldern von Lärchen, Fichten mit eingemischten Tannen nnd Cedern bedeckt: dichte, finstere Waldungen, in welchen aber das einmal gefällte oder im Waldbrand zerstörte Holz nur langsam nachwächst. Auf diesen Waldgürtel folgt erst das eigentliche kalte Land, meist einförmige Fläche. Hier nun herrscht die furchtbarste Kälte, gleichfalls im Osten, in Kamtschatka. Eintöniges, düsteres Moosland, wenig mit verkrüppelten Bäumen und Sträuchern besetzt, so erscheint die Nordregion, sobald die Fichtenwälder (um 68° nördl. Br.) aufhören; die Lärche geht etwas weiter nebst der Tanne, die man auch noch in Kamtschatka und auf den Kurilen findet; im Westen erscheint noch die Heide (Erica); im Osten verschwindet auch sie. Von da an bis ans Ostmeer herrschen die Moose und Flechten vor. Die Kälte ist schon in Jeniseisk (58° 27' 17" n. Br.) so, daß zuweilen die Vögel erfrieren; in Turuchansk (Mangasia), welches nördlicher am Jenisei (66° n. Br.) liegt, geht bereits die Sonne nicht mehr alle Tage auf u. unter, der Juni bringt noch Schnee, alle Kultur wird fast unmöglich. Nach Osten zu wächst die Rauhheit des Klimas. Für diese Nordregion mag die Temperatur von Jakutsk (62° 1' 50" n. Br. und 147° 23' 45" L.) zum Beispiel dienen. Dort tritt der Winter im September ein, in welchem bei einer Temperatur von —5— 7° R. das Land mit Schnee bedeckt wird, nachdem im August kalter Reif das Grün vernichtet hat; bereits im Oktober erstarren die Flüsse, und das Thermometer geht auf — 20—25° R. herunter bei einem Himmel, der so heiter ist, wie in Italien. Im November und December sinkt die Temperatur meist weit unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers bis auf — 46° R., ja zuweilen ist sie schon — 51° R. gewesen. Von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags scheint die Sonne. In den kältesten Monaten erfüllt Nebel die ganz ruhige Luft. Der Schnee wird selten höher, als 2 Fuß. Erst im Juni fängt eigentlich der Frühling an, wenn man ihn so nennen kann, denn der Uebergang der Jahreszeiten in einander geschieht in den Polarländern weit schneller, als in den gemäßigten. Der Juli ist der Sommer, in welchem bei neblichter Luft die Hitze unerträglich wird; das Thermometer steht von +28°—45° R.; der Boden thaut nur $1\frac{1}{2}$ Arschinen (à $26\frac{3}{4}$ par. Zoll, also $1\frac{1}{2}$ Arsch. = 3' $4\frac{1}{8}$") tief auf; in den Kellern bleibt eine Kälte von — 6° R., während oben das Gras verbrennt und die Einwohner die kurze Nacht zum Arbeiten, die heißeste Zeit des Tages zum Ruhen benutzen. Die Mittelkälte ist durchgängig — 5° R. auf jeden Tag. Es gedeihen Cedern, Fichten, Lärchen, Tannen, selbst noch kümmerliche Küchengewächse, Sommerroggen, Weizen. Ein längerer Sommer wäre verderblich, denn es wird so schon Alles in Wasser und Koth aufgelöst und die Luft besonders in der Nähe des Eismeers mit ungesunden Dünsten und Moskiten angefüllt. Dort nämlich, jenseits des Polarkreises, soll der Boden aus abwechselnden, horizontalen Erde- und Eislagen geschichtet und noch von Eisadern durchschnitten seyn. In diesen, seit Jahrtausenden erstarrten Tiefen trifft man, besonders an den Ufern der Flüsse, noch die unversehrten thierischen Bewohner der Urwelt, Zeugen einer plötzlichen kosmischen Veränderung, die den Norden unseres Planeten in steten Winter verschloß. Die lächowschen Inseln sind aus solchen Ueberresten, den Mammuths, fast ganz zusammengesetzt. Gegen das Eismeer hin verschwinden allmählig die Bäume; der 70.° n. Br. bildet ihre Grenze; noch 83 d. M. vom Meer sind die Lärchen, welche hier am weitesten nach Norden gehen, zu erblicken. Dann aber beginnt die Tundra, eine Morastebene voll Seen und Pfützen, nur Sommers von Wasservögeln bewohnt. Die Küste selbst scheint sich immer weiter nach Norden auszudehnen, das Meer zu weichen; noch sieht man am alten Gestade verfaultes Treibholz, wie es die Wellen am neuen flachen Ufer anwerfen, nachdem die sibirischen Hochgewässer es Hunderte von Meilen hinab ins Meer gerissen. Auch unterirdische Birken

findet man dort unversehrt erhalten. Das Meer selbst ist nur im August etliche Wochen eisfrei, sonst oft bis auf den Grund gefroren. Jenseits 76° n. Br. aber scheint es meist offen zu bleiben. Uebrigens soll es an der Küste nicht so kalt seyn, wie in Jakutsk. Daß die im Eismeer liegenden lächowschen und andere Eilande kein milderes Klima, als die Küste, haben, leuchtet ein; sie scheinen auch arktische Flächen zu seyn, sind uns aber nach ihren klimatischen und vegetabilischen Verhältnissen noch wenig bekannt. Felsen machen ihre Gestade, an denen sich Eisschollen brechen; auch in dem Innern sind sie mit Felsen bedeckt. — Die atmosphärischen Lichterscheinungen ersetzen vieles an der Kürze des Tages. Darunter schon der prachtvollere Auf- und Untergang der Sonne und das so häufige Nordlicht, welches mit seinem Gluthmeer den Himmel bedeckt und oft unter gewaltigem Zischen und Knallen gleich Edelsteinen leuchtet. Eine andere Lufterscheinung ist die Spiegelung, welche hier wie in den heißen Wüsten Asiens und Afrika's gesehen wird. Sie wird so geschildert: „Die Sonne geht auf wie eine Feuerkugel; nun spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den von Eis starrenden Sumpfgräsern und Zweigen der Gesträuche. Diamantne Troddeln, Fäden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Strahlen, Flitter schweben glitzernd in der Luft, Strahlen schießen auf und wogen gleich Aehrenfeldern auf dem Boden, die durch den Nebel zurückgeworfenen und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde hervor in phantastischen Gebilden, als Thürme, Säulen, Schlösser, eine prachtvolle Erscheinung, die aber in den nächsten Augenblicken wieder verschwunden ist. Die Sonne sinkt und mit ihr der bunte Zauber; aufs Neue dehnt sich in unabsehbarer Ferne die weiße Schneedecke aus und stehen rings die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste; man ist lebendig in dem ewigen Reiche des Todes." Baron Wrangel sah diese eigenthümliche, nicht auf gleiche Weise wie die Fata morgana erklärbare Erscheinung im Eismeer in Gestalt von Wäldern und Felsen. — Die Ostküsten von Kamtschatka, besonders in seinem nördlichen Theil, sind das rauheste Land. Dort gefrieren die Flüsse im September und steigt die Kälte gleichfalls auf — 40° R. im Januar, die Mittelkälte von 42 Angaben aus den strengsten Wintermonaten ist — 30° R. Die Sommerhitze scheint ganz entsprechend. Die Waldungen bestehen aus den bekannten Hölzern; Pappeln und Weiden sind an den Wassern häufig, wilde Rosen und Beerensträuche (Lonicera xylosteum, Rubus arcticus, Rubus chamaemorus, Heidelbeere u. a. m.), fettes Gras, Moos, das sind die Gewächse, welche die Natur dort freiwillig gibt; Kartoffeln, Rüben, Kohl und andere Gartengewächse gerathen schlecht. Daß an dem Kiesgestade von Ochotsk die Fruchtbarkeit gering seyn muß, leuchtet ein. Dennoch wachsen die Lärchen in so rauhem Lande noch auf einer Gebirgshöhe von mehr als 4000'. Kamtschatka ist sehr reich an Schnee; durch die Purgas (Schneestürme) wird er mit einer Heftigkeit zusammengeweht, daß die feinen Eiszacken dem Wanderer das Gesicht blutig reißen. Dagegen zeichnet sich der Boden als besser aus. Nicht Nadelhölzer, sondern strauchartige, oder auch hochgewachsene Birken, Pappeln und Weiden machen dort das Gehölze; mannshohe Kräuter und Sträuche, besonders Spiräen, Loniceren von üppigem Grün, eine Menge trefflicher Beeren schmücken die Pflanzenwelt, von welcher mehr als 400 Arten bekannt sind. Etliche Kornarten bringt man mühsam fort. Die gebirgigen Inseln im Ostmeer haben zum Theil kamtschadalisches, zum Theil mandschurisches Klima. — Die Pflanzenwelt S.s ist überhaupt nicht arm, denn es sind schon gegen 1200 Arten derselben bekannt geworden. Die nicht angebauten Gräser (also mit Ausnahme der Getreidearten) bilden aber einen größern Theil der Vegetation, als sonst irgendwo, denn sie sind etwa $\frac{1}{7}$ derselben, während die angebauten Getreidearten auf der Ostküste nur bis 55°, in Kamtschatka kaum bis 52°, in S. bis 60° erscheinen, die Halbgräser aber gleichfalls $\frac{1}{7}$ bilden, wie in andern Polarländern, die Hülsenpflanzen nur $\frac{1}{14}$, in Kamtschatka $\frac{1}{62}$, dagegen Moose und Flechten in Menge wachsen. Zu den Eigenthümlichkeiten der sibirischen Vegetation rechnet Schouw das zahlreiche Vorkommen des Astragalus, der Artemisia, der Halophyten (Salzpflanzen) und Cucurbitaceen. Den arktischen Strich S.s zählt er zu seinem Reiche der Saxifragen und Moose, wo dann die Riedgräser vorherrschen (Farrnkräuter liefern die östlichen Inseln und Kamtschatka), das übrige S. zum Reich der Umbellaten und Kruciaten (kreuzblüthigen Pflanzen) mit vorherrschenden Astragalen und Halophyten. — Wenn von den Nutzpflanzen S.s die Rede ist, so finden wir außer Roggen, Weizen in den südlichsten Strichen, Gerste, Hafer, Buchweizen in Daurien und längs des ganzen Altaigebirges, so wie in den angebauten Steppen, hauptsächlich noch die Gartengewächse, nämlich die Lauche und Zwiebelarten der Aleuten, Kurilen u. Kamtschatka's, die Beeren des arktischen Gebietes, die Roßkastanie in Südsibirien, die verschiedenen Arten von Rheum als Rhabarbersurrogat (deren Anpflanzung in Nertschinsk nicht gelingen will), das als Thee gebrauchte Rhododendrum dauricum, die daurischen Pflaumen, die Cichorien, Scorzoneren in Südsibirien, die Fichte, Zirbelfichte, Ceder, Roth- und Weißtanne, Lärche, kanadische Fichte (Kurilen und Aleuten), die Erle (deren Rinde zum Färben in Ostsibirien gebraucht wird), die Cypresse (ostsibirische Küste), die Weide, Espe, Pappel, Esche, den Spitz-Ahorn, den Hanf, Hopfen. Schwämme werden zum Theil (wie der Fliegenblätterschwamm) als Opium gebraucht, andere als Seife, noch andere gegessen. Im Baikalsee wächst ein Meerschwamm (Spongia baicalensis). — Auch die Thierwelt S.s ist bedeutend. Gewisse Thiere fallen uns sogleich ein, wenn wir an S. denken, die Rennthiere, die Zobel, die Bären. Allerdings ist das Geschlecht der Hirsche dort ziemlich

zahlreich, das Rennthier aber, das Alles der Tungusen, Korjäken, Ostjaken, Kamtschadalen rc., weidet zu Tausenden, wild und gezähmt, auf den fruchtarmen Flächen des Polarlandes. Seine Nahrung ist das Rennthiermoos, wofür jener Boden eben noch reichliche Erzeugungskraft besitzt. Dagegen hat das gemäßigte S. südlich von 57° noch Elennthiere und Edelhirsche, Rehe hauptsächlich am Altai, Saigas, Moschusthiere, Antilopen, mehre Arten in Südsibirien von Daurien bis an den Ischym, Steinböcke klettern im Altai mit dem Argali (Ammonschaf, wildes Schaf), welches bis 60° in ganz S. und auf den Ostinseln zu Hause ist. Dagegen zieht man eine Menge kirgisischer, breitschwänziger Schafe in der gemäßigten Landhälfte, eben so gewöhnliche russische; Kameele und Dromedare besitzen die östlichen Nomaden der Südhälfte; gewöhnliches Rindvieh, meist russischer Raçe, lebt überall südlich von 75° n. Br., eben so der wilde Moschusochse. In den altaischen Bergen findet sich, wiewohl selten, der Yak und der Bison. Jenseits 55° und bis 62° n. Br. gedeiht die Rindviehzucht nur kümmerlich; besser befindet sich bis an die letzte Grenze das kleine, starke, russische Pferd, auch das von tatarischer Raçe, in den Steppen der wilde Tarpan, in Daurien noch der Dschiggetai. Hunde sind in Kamtschatka und Ostsibirien das wichtigste Hausthier, eine wolfähnliche Art, die sich von Fischen nährt und bekanntlich als Last- und Zugthier dient. Auch andere Arten kommen fort; zahme und wilde Schweine sind in der Südhälfte S.s, wenn auch nicht häufig, anzutreffen. Von wilden Thieren leben auf Gebirgen, in Wäldern, in Flächen, an den Küsten eine große Menge, besonders Bären, braune und schwarze; sie nähren sich von Fischen, Wild, Honig. Vom Jenisei ostwärts am Eismeer bis an die Behringsstraße streift der grimmige Eisbär, fast durch ganz S. der weiße, schwarze, rothe Wolf, der gemeine Fuchs, der Korsak, der Karagan (in den Steppen), im arktischen Lande der kostbare blaue Steinfuchs und der schwarze Fuchs, im Süden die Unze, Steppenkatze, der Fuchs, Vielfraß, Dachs, so weit Wälder gehen der Steinmarder, der Zobel (am Ural, am Ob und bei Kuznetsk die besten), der Iltis, Tigeriltis, sibirische Marder, Wiesel, im Norden der Hermelin, ein eigener Igel, im Süden viele Spitzmäuse, in der Mitte (um 60°) der Biber, mehre Springer, der weiße, graue, schwärzliche Hase, Kaninchen, Eichhorne, worunter gestreifte, vielerlei Mäuse, Suslik (Ziesel), Fischotter (bis 66°), Meerotter (zwischen 50 und 56° am Ostmeer), eben daselbst der Meerbär, die Robbe (an den Küsten und am Baikal), der Seelöwe (in Kamtschatka und den Kurilen), der große Seehund (Kamtsch), Wallrosse, die auf dem Treibeis kommen, Delphine, Meerwölfe; Wallfische werden öfters an die Küste verschlagen. An Vögeln, besonders Wasservögeln, besitzt Nordasien einen Reichthum. So im Süden an den Seen die Löffelgans, den Storch, den Reiher in mehren Arten, vielerlei Regenpfeifer, die Avocatte, im Norden bis Kamtschatka Möven, Taucher, Sturmvögel, Albatrosse (auch auf den Ostinseln), Pelikane, Schwäne, Gänse (gemeine kanadische u. a.), Wasserhühner, Kormorane, Schneegänse, Moorenten und andere Entenvarietäten, Tauchergänse, Seeraben, Alken; Sandvögel, Strandläufer, Schnepfen, Trappen, Wachteln, Hühner, Tauben, Schwalben, Meisen, eine Menge von Singvögeln (Nachtigallen, Grasmücken, Bachstelzen, Roth-, Weiß-, Blaukehlchen u. s. w.), Finken, Ammern, Fliegenschnapper, Drosseln, Lerchen, Staare, Raben, mehre Spechtarten, Eulen, mancherlei Falken, Adler und Geier. Von **Amphibien** nährt das wasserreiche Land Frösche, Kröten, Eidechsen, giftige Nattern und eine Schuppenschlange. Besonders ausgezeichnet aber sind Meere, Seen und Flüsse S.s durch ihre **Fische**, worunter Aale, Seewölfe (in Kamtschatka), Spinnenfische (in den größten Tiefen des Baikal), Schellfisch, Stockfisch, Bandfisch (im Ostmeer), Scholle, Barsche (in den Steppenseen), Stichling, Seebarben, Schmerle (in den Flüssen), Wels (bis 200 Pfund schwer, in den Flüssen des Ostmeeres), Lachs in solcher Menge, daß er den Fischern statt Brod dient, Salme, Forellen (in Flüssen, Seen und Meeren), Hecht (in allen Flüssen), Barbe, Schleihe, Karpfe, Häring u. a. m. Mächtige Störe liefern der Baikal und die großen Ströme, eben so den Hausen, Sterlet, die Sewruge. Im Ostocean fängt man noch den Hai, den Stachelrochen und die Meerlampreten. — Die **Insekten** S.s, welche im heißen Sommer in zahlloser Menge auf den armen Wanderer sich stürzen, wollen wir nicht näher angeben, sondern nur kurz sagen, daß des beschwerlichen Geschmeißes von Mücken, Stechfliegen, Moskiten eine Menge ist, und ein Reisender daher von einer „Mückenhölle“ spricht, daß aber S. neben ihnen auch manches schöne Insekt aufweist. Bienen werden mit gutem Erfolg in den südlichen Steppen gezogen. Von Muscheln erscheint im Ostocean eine Perlenmuschel an den Kurilen, eine andere im Onongebiet, mehre eßbare Austerarten; von Zoophyten gibt es eben dort Korallen, Schwämme rc.; die Meere hegen Tintenfische, Medusen, Seesterne u. dergl.; das Vieh leidet sehr von den Bandwürmern und der *Furia infernalis*. — Außer dem Ersatz, der den Einwohnern S.s für ihre vom Klima auferlegten Entbehrungen in der Menge nützlicher Thiere geboten ist, hat es auch noch einen Reichthum an Mineralien. Denn Gold, Silber, Blei, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zink, Wismuth, Arsenik, Kobalt, Spießglanz, Nickel, Braunstein u. a., Schwefel, Bergtheer, Meerwachs (vom Baikal ausgeworfen, wohlriechend), Torf, Steinkohlen, Salmiak, Kochsalz, Bittersalz, Glaubersalz, Vitriol, Alaun, Salpeter, Natrum, Lava, Bimsstein, Lasurstein, Porphyr, Marmor, Talk, Asbest, Schiefer, brauchbare Thonerde, Witherit, Gyps, Kreide, Opale, Jaspis, Chrysopras, Sardonyx, Chalcedon, Aquamarin, Beryll u. andere Edelsteine — das Alles sind noch zum Theil fast unbenutzte Güter.

Werfen wir einen Blick auf die **Bevölkerung** S.s. Vor der Ankunft der Russen lebten im nördlichen Theile Asiens, in diesem der fruchtbaren Wiege der Eroberer so nahe liegenden Gegend, beinahe lauter Nomadenvöl-

ker von verschiedenen Stämmen, getrennt von einander durch große Wüsteneien, verschieden in Sitte und Sprache. Eben so unterschied sich fast jedes Volk und jeder Stamm durch eigene Verfassung. Ihre Verbindungen unter einander waren unbedeutend und gingen nicht weiter, als bis zu den nöthigsten Berührungspunkten in der größten Nähe. Obgleich die Siege der Mongolen sich nicht über diese ganze Gegend ausbreiteten, so bewirkten sie doch viele Wanderungen in derselben. Nach dem Norden, wo ihnen mitten unter Schnee und Dürftigkeit die Sicherheit winkte, wurden die schwächern Stämme gejagt; die größern und mächtigern Stämme nahmen den Süden mit seinen üppigen Weideplätzen ein. An den Grenzen des jetzigen Gouvernements Tobolsk bildete sich im Westen das in den Annalen sogenannte „sibirische Königreich", und mit diesem Namen belegte man später das ganze Land bis an die Küsten des östlichen Oceans. Hier erwarben sich durch 3 große Thaten die Russen hohen Ruhm, indem sie diese zerstreuten Völkerschaften unterwarfen, dann zu einem Ganzen verbanden und durch ihre kräftige Unerschrockenheit den stürmischen Andrang der alten Räuber, die früher in Europa und Asien Menschen und Bildung vernichteten, auf einer Seite in die gehörigen Grenzen zurückwiesen. Von der andern Seite that dies China durch die Wirkung seiner klugen Politik. Mit Bestimmtheit zu entscheiden, wie groß vor und zur Zeit des Eindringens der Russen die Bevölkerung Nordasiens war, ist unmöglich. Daß selbst S.s mittlere Zone keine bedeutende Volksmenge enthielt, davon überzeugt uns leicht ein Blick auf die ungeheuern Wüsteneien, die großen Sümpfe, die Felsen und die dichten Wälder, deren Stämme mit Moos bewachsen und daher von keiner menschlichen Hand berührt sind. Die Beschaffenheit des Nordens läßt schon keine große Bevölkerung vermuthen, die südlichen Landstriche dürften schon mehr bewohnt gewesen seyn. Aus dem Nomadenleben jener Volksstämme läßt sich übrigens schließen, daß jene Gegenden zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Bewohner und zwar in wechselnder Zahl gehabt haben. Daß S.s Bevölkerung sich nach der Besitznahme der Russen vermindert haben sollte, ist nicht wohl anzunehmen, da diese Eroberung nicht mit Verwüstungen begleitet war. Die Sieger zwangen die Besiegten nicht zur Veränderung des Glaubens, der Sprache oder der Sitte; man war zufrieden mit der Unterwerfung, die öfters nur durch bloße Versprechungen verbürgt wurde. Doch sind auch 2 Ursachen vorhanden, die eine solche Verminderung hervorbringen konnten, nämlich die Entfernung mehrer im Süden nomadisirenden Horden und dann die eingeschleppten, bisher in diesen öden Gegenden unbekannten Krankheiten. Dennoch bleibt es immer einer schwierigen Erklärung unterworfen, wodurch die Zahl der Ureinwohner jetzt bis unter den dritten Theil der Bevölkerung gesunken ist. Die Annahme des Christenthums vermischte zwar viele von ihnen mit den Eroberern, aber auch die Vermehrung der Russen war, ungeachtet vieler befördernden Mittel, nicht außerordentlich. So wären nun 2 Umstände bei S.s Bevölkerung in Betracht zu ziehen, nämlich: die Ansiedelung der Ureinwohner, und dann zweitens die Ansiedelung der Russen. Die Zahl der Ureinwohner, früher den Namen Felltributpflichtige führend, jetzt Fremdstammende genannt, belaufen sich auf 440,000 beiderlei Geschlechts. Hinsichtlich ihrer moralischen Eigenschaften und ihrer äußern Gestalt weichen viele von diesen unter einander ab und führen verschiedene Benennungen. Familien sonderten sich von dem Hauptstamme ab und nahmen besondere Namen an, unter welchen sie sich vermehrten; andere, ein besonderes Volk bildend, vermischten sich mit Nachbarstämmen und verloren ihre frühern Namen. Der Raum erlaubt nicht eine größere Ausführlichkeit, und wir beschränken uns hier nur auf die Hauptstämme. Diese sind: 1) die Tataren, die beim Eindringen der Russen im westlichen S. herrschten und jetzt in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk wohnen. In den beiden gleichnamigen Städten, so wie in Tara machten sie früher die Haupteinwohnerzahl aus, jetzt sind sie sehr zusammengeschmolzen. Außer diesen Städten haben sie noch andere Orte inne, die man tatarische Sloboden nennt. Ihre ganze Zahl beträgt 17,000, wovon aber das weibliche Geschlecht ausgenommen ist, das bei Volkszählungen in Rußland nicht in Betracht kommt, indem immer nur nach „männlichen Seelen" gerechnet wird. — 2) In den südlichen Theilen der Gouvernements Jeniseisk und Tomsk trifft man 12,000 Männer tatarischen Ursprungs, die verschiedene Benennungen führen, z. B. die Katschinzen, Kisilzen, Schagaizen u. s. w., und eine Mischung mit andern Stämmen, hauptsächlich mit den Songaren bilden. — 3) Die Wogulen, früher von den Tataren abhängig, wohnen im Westen S.s, wo die Nord- und Südgrenzen sich einander nähern, ungefähr 2200 männliche Seelen betragend. — 4) Die Ostjaken, 18,000 männliche Bewohner stark, früher als die übrigen Völker den Russen bekannt, im nördl. Theile West-S.s. — 5) Im rauhesten Klima, am obischen u. jeniseischen Meerbusen wohnen die Samojeden, 3000 Mann stark. — 6) In der nach ihnen benannten Steppe und in den Gegenden nahe bei der Grenzlinie leben die Kirgis-Kaisaken, deren Zahl in der Steppe unbekannt ist und eigentlich nicht zur allgemeinen Bevölkerung S.s gerechnet wird. Innerhalb der russischen Grenze ist ihre Zahl unbestimmt und immerwährendem Wechsel unterworfen. — 7) Die Kalmükken, die man zusammenlebend nur im Süden des Gouvernements Tomsk findet. Die meisten leben zerstreut und im leibeigenen Zustande, da die Kirgisen sie durch Tausch erwerben und dann von ihnen, für eine durch Gesetz bestimmte Zeit, Dienstleistungen fordern dürfen. — 8) Die Bucharen und Taschkenter, jenseits der Grenze herstammend und durch alte Urkunden mit besondern Handelsvorrechten begnadigt, leben hauptsächlich an den Grenzlinien, und einige davon in den Städten Tomsk und Tobolsk. — 9) Die Burjäten, mongolischen Stammes, 73,000 Männer an der Zahl, bewohnen die Um-

gegend des Baikalsees und theilen sich in viele Geschlechter. — 10) Im mittlern Theile der Provinz Jakutsk und auch in den angrenzenden Landstrichen der Gouvernements Irkutsk und Jeniseisk wohnen die Jakuten. Ihre Anzahl beträgt 66,000 männliche Seelen. — 11) Die Tungusen, 16,000 Männer, sind, durch andere Völker verdrängt, über den ganzen Norden und Osten zerstreut. — 12) Die Kamtschadalen, 1400 männliche Bewohner der Halbinsel Kamtschatka. — 13) Die Korjäken, 1400 Mann stark, im Lande der Tschuktschen. — 14) Die Jukagiren und Lamuten, im nördlichen Theile der Provinz Jakutsk, betragen 1500 Mann. — 15) 250 nomadisirende Karagassen, im nischneiudinskischen Kreise des Gouvernements Irkutsk. — 16) Die Kurilen u. Aljutoren auf Kamtschatka. Die Stämme zerfallen wieder in mehre, verschiedene Namen führende Geschlechter. Außer ihnen befinden sich aber auch noch fremde Völker in S., die theilweise von der russischen Regierung unabhängig sind, nämlich: die Tschuktschen, ein kriegerisches, von allen übrigen entferntes, auf der tschuktschischen Halbinsel lebendes Volk. Dann die songarischen Stämme in der Umgebung des telezkischen Sees, die von China und Rußland gemeinschaftlich abhängen und daher „Doppeltzinspflichtige" genannt werden. Alle diese verschiedenen Stämme kann man wieder in 3 Ordnungen eintheilen, nämlich: 1) in Angesessene, die Handel und Akkerbau treiben; 2) in Nomaden bestimmter Gegenden, welche sie in den verschiedenen Jahreszeiten wechseln und Viehzucht treiben, und 3) in Umherschweifende ohne bleibende Stätte, die sich in Wäldern und an den Flüssen von der Jagd und dem Fischfang nähren. Theilweise kann der Glaube, als verringere sich die Zahl der Fremdlinge in S., bekräftigt werden, doch nicht im Allgemeinen, da im Jahre 1763 die Zahl der Fremden in S. 132,000 betrug, jetzt aber ungefähr auf 221,000 angenommen werden kann, so daß sich also die männliche Kopfzahl ungefähr um $^2/_3$ vermehrt hat. Zu den Einwanderern gehören außer den Bucharen, Taschkentern und Khiwensern in Tomsk, Tobolsk und Irkutsk: die Kosaken, seit der Eroberung durch ganz S. verbreitet, besonders auf den Militärposten angesiedelt, im Ganzen etwa 100,000, wovon etwa $^1/_7$ in Kriegsdiensten steht; Schweden, seit der Schlacht bei Poltawa im tobolsker Lande, jetzt mit den Russen verschmolzen; Polen, besonders im Lande von Irkutsk als Kolonisten und Exulanten; Zigeuner in Tobolsk, und als herrschendes Volk die Russen aus allen Theilen Rußlands. Auf die Sicherheit der mitgetheilten Zahlen kann man sich nicht verlassen, da die Asiaten sich auf jede Weise mühen, ihre Zahl zu verheimlichen, um des Tributs willen. Die Zahl der Bewohner steht mit dem Flächenraum des Landes in so geringem Verhältnisse, daß im bevölkertsten Kreise des Gouvernements Tobolsk nur 243, im menschenleersten nur $1^1/_2$ auf 1 □Meile kommen; im Gouvernement Tomsk dagegen höchstens 40, wenigstens 3, in Jeniseisk höchstens 20, wenigstens $^1/_4$, in Irkutsk höchstens 39, wenigstens 5; in Jakutsk leben 4 auf der □Meile, in Ochotsk $^1/_2$, in Kamtschatka $^1/_6$. Nach dem gothaischen genealogischen Kalender für 1851 beträgt die Gesammtbevölkerung S.s 2,937,000 Seelen. — Der Religion nach zerfallen die Einwohner S.s in: 1) Orthodoxe Griechen, wozu die Russen und mehre durch mancherlei Mittel bekehrte Urvölker gehören. Ihr Ritus ist ganz derselbe, wie in Europa. Die Weltgeistlichkeit besteh aus dem Erzbischof, dem Bischof, welche man Archjerei (hohe Geistlichkeit) nennt, den Protojerei, Popen (Jerei), Diakonen (niedere Geistlichkeit). Gebildet werden sie in Seminarien (Tobolsk, Irkutsk), Gymnasien (Tobolsk, Irkutsk 2c.) und auf der Universität zu Kasan. Die Klostergeistlichkeit, in den Klöstern selbst nachgezogen, steht unter den Archimandriten, den Higumenen und Higujas (Aebten und Aebtissinnen), ist aber in S. nicht zahlreich. S. zählt etwa 600 griechische Kirchen. — 2) Römisch-Katholische, besonders verbannte Polen, in S. zerstreut. — 3) Protestanten, gleichfalls nur vereinzelt. — 4) Buddhisten sind die Mongolen, Burjäten und Delöten. — 5) Moslems, ein Theil der sibirischen Türken oder Tataren (Turalinzen, Barabinzen) und die Bucharen. Sie stehen unter dem Mufti zu Ufa, sind aber sehr unwissend. — 6) Schamaniten, wozu fast alle Urvölker S.s gehören. — Die wissenschaftliche Bildung steht auf demselben Fuß, wie unter den Russen in Europa. Vor Alexander I. war für den Unterrricht sehr wenig geschehen; erst in der neuesten Zeit hat man auf Errichtung von Volksschulen mehr Bedacht genommen. Zu Tobolsk besteht eine eigene Militärschule, zu Irkutsk die sogenannte japanische Schule, so wie ein Marineinstitut, zu Krasnojarsk eine eigene höhere Anstalt, zu Irkutsk eine Bibliothek, Buchhandlungen u. Buchdruckereien nur in den Hauptstädten. Dem Einfluß der Missions- und Bibelgesellschaften ist dieses weite Gebiet noch verschlossen. Die sibirischen Tataren thun es den Christen rücksichtlich des Unterrichts fast zuvor. Sie haben viele Schulen, eine höhere zu Tobolsk; den Mongolen dienen dazu ihre Klöster und ungeheuern Lamen. Dies ist Alles, was sich von dieser geistigen wie physischen Wüste sagen läßt.

Gesellschaftliche Verhältnisse; Hülfsquellen und Thätigkeit der Einwohner. Das Königreich S. gehört seit seiner Eroberung dem großen russischen Reiche an und durchlief mehre Eintheilungen, bis es 1822 eine neue erhielt. Seitdem zerfällt es in 2 Hauptverwaltungen, die westliche und die östliche, deren jeder ein Generalgouverneur vorsteht. A. Das Generalgouvernement West-S., welches 88,000 □Meilen enthält, begreift folgende Gouvernements: a) das Gouv. Tobolsk, mit 28,000 □Meilen; b) das Gouv. Tomsk, mit 60,000 □Meilen. — B. Das Generalgouvernement Ost-S., welches 162,000 □Meilen enthält, begreift folgende Gouvernements und Provinzen: a) das Gouv. Irkutsk; b) das Gouv. Jeniseisk; c) die Prov. Jakutsk; d) die Seeprovinz

Ochotsk; e) die Seeprov. Kamtschatka. Nach dieser Eintheilung wird S. verwaltet durch Statthalter, welche in Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk, Irkutsk, Ochotsk, Jakutsk u. Peterpaulshafen ihre Sitze haben und unter den Generalgouverneurs zu Tobolsk und Irkutsk stehen. Jeder dieser Statthalter wird unterstützt von einem Gouvernements-Rath als oberstem Verwaltungs-Kollegium, einem doppelten (Kriminal- u. Civil-) Gerichtshof, dem geistlichen Gericht für Kirchensachen, dem Kameralhof für die Finanzen und der Polizei-Kammer (Kammer der allgemeinen Fürsorge). Dieser Civilregierung zur Seite steht die des Militärgouverneurs, der aber mehre Provinzen umfaßt oder oft auch zugleich Civilstatthalter ist. Für die griechische Kirche befindet sich ein Erzbischof von S. in Tobolsk und ein Bischof zu Irkutsk und Nertschinsk. Das Bergwesen, in S. ein so bedeutender Zweig, wird von Jekaterinenburg aus von dem dortigen Bergkollegium beaufsichtigt. Unter diesen Provinzbehörden stehen die Kreisverwaltungen, bestehend aus:

1) für die Justiz, dem Kreisgericht;
2) „ „ Polizei, dem Niederlandgericht;
3) „ „ Finanzen, der Kreisrentkammer;
4) „ den Adel, dem adeligen Vormundschaftsamt.

Die einzelnen Städte haben ihre eigenen Stadtbehörden, die Dörfer ihre Schulzen (Wytranaja) nebst andern Beamten (Golowa, d. i. Haupt, Ssotnik, Desjanik, Starschina, d.i. Aeltester), welche ein Friedensgericht bilden. Die Kosaken haben ihre nationale Regierung auch in S., nämlich ihre Atamans und eigene Tribunale. Eben so die Kalmükken ihre Taitschi (Taischa). Ihr oberster Chef ist der Kriegsgouverneur. Nicht minder bleiben die Urvölker ungestört in ihrer Art, sich zu regieren. Die ansässig und christlich gewordenen reihen sich von selbst unter die russischen Gesetze, die Nomaden und Jäger aber leben unter der ihnen allein gemäßen Aeltestenregierung. Doch wachen russische Kommissäre bei ihren Behörden über Handhabung der Ordnung. Nur die allgemeinen Verhältnisse auch dieser Völker (Krieg, Frieden u. dgl.) sind natürlich von den russischen Beamten der Statthalterschaften geleitet. Die Polizei übt das Niederlandgericht auch bei den Barbaren. Je weiter nach Norden, desto geringer ist die Abhängigkeit; die Tschuktschen sind ganz frei. Das Militärwesen in S. ist russisch. Die Urvölker haben keine Kriegsdienste an Rußland zu leisten, auch alle andern Bewohner des nördlichen Theils sind frei. Die Zahl der jährlichen Rekruten kann natürlich so nur sehr gering seyn, wie auch aus der Thatsache folgt, daß seit der Eroberung, d. h. seit 200 Jahren, S. nicht mehr als 74,000 Rekruten gestellt hat, wovon noch überdies ein großer Theil nicht Kriegsdienste that, sondern in Bergwerken arbeitete. Der Dienst der Kosaken ist die Grenzbewachung, auch im Innern an den Linien, welche die wilden Völker in Ordnung halten sollen. Solche Linien trennen S. im Süden und Westen von der Kirgisensteppe (Ischymlinie, omskische, Irtyschlinie), verbinden den großen Strom (vom Ob zum Jenisei die kolywansche, vom Jenisei zum Ostocean die östliche sibirische Linie), werden meist von ihrem Hauptorte benannt und bestehen aus einer Reihe von Distanzen, in welchen Festungen od. doch Schanzen errichtet sind, oder, wo natürliche Scheidewände sich finden, Wachthäuser. Diese regelmäßigen Kosaken sind in 10 Regimenter vertheilt und stehen auf der ganzen Grenze, 600 Meilen weit, wo sie Ländereien und in schlechten Gegenden noch einen Zuschuß jährlich erhalten. — Die Einkünfte der Regierung in S. bestehen aus der Kopfsteuer, aus dem Jassak, d. i. Tribut der unterworfenen Völker, aus Konsumtionsabgaben vorzüglich auf Branntwein, aus Accisen vom Handel u. s. w. Dazu kommen als Lasten für die Einwohner noch Kriegsdienst, Frohnarbeit (wohin auch die Hüttenarbeiten der den Hüttenwerken zugeschriebenen Bauern gehören), Gemeinde- und Landesabgaben. Die Haupteinkünfte betrugen im J. 1811 in S. 7,838,000 Rubel. Der von Jagd- und Nomadenvölkern meist in Pelzwerk abgetragene Tribut machte früher im Gouvernement Tobolsk jährlich 42,000 Rubel an Geld aus; beträchtlich sind die Naturallieferungen der angesiedelten Einwohner. Mit der Regierung hängt der im russischen Reiche so wichtige Unterschied der Stände zusammen. Unter diesen steht der Adel voran. Derselbe ist erblich, hat viele Rechte, ist aber zum Glück der untergeordneten Stände in S. nicht sehr zahlreich. Alle bedeutenden Aemter sind von ihm besetzt. Auch mehre Nomaden- und Jägervölker haben einen erblichen Adel. An hohen und niedern Civilbeamten (bei der Regierung, Konsistorium, Lehrstand, Medicinal-, Post- und Bergwesen) nebst ihren Familien zählte die Statthalterschaft Tomsk im J. 1825 im Ganzen 1094 (die niedersten mit eingerechnet); Militärbeamte hatte dasselbe Gouvernement im Ganzen 4094. Die übrigen Gouvernements sind in dieser Hinsicht nur nach alten, sehr mangelhaften Zählungen bekannt. Die Geistlichkeit, eben so wie der Adel und die Beamten steuerfrei, zählte im J. 1796 in ganz S. 4448 Personen, wobei natürlich die zahlreichen Lamen, Schamanen und andere heidnische Priester nicht mitgerechnet sind. Bürger mit denselben Rechten und in derselben Klassenabtheilung, wie im europäischen Rußland, machen noch eine kleine Zahl aus (etwa 33,000 waren es im vorigen Jahrhundert); die größte bilden unter den Ansässigen die Bauern, sowohl freie Landbesitzer, worunter die abgedankten Soldaten, die Kosaken, Turalinzen, Kolonisten, als die Kronbauern (etwa 300,000), Leibeigene des Adels (etwa 3000) und den Bergwerken zugeschriebene. Von Kolonisten gibt es mehre Klassen, nämlich: 1) alte, welche die altrussischen Sitten reiner unter sich erhalten; 2) freiwillige, die mit Begünstigungen sich niederlassen, um das öde Land anzubauen, was besonders an Grenzlinien und Handelsstraßen geschieht; 3) die Verbannten oder Verschickten, deren jährliche Zahl vor der polnischen

Revolution im Durchschnitte 3—4000 betrug, die, meist Verbrecher, S. als Räuber unsicher machen und dann sehr schmutzige und verdorbene Menschen, eine Pest S.s sind. Sie befinden sich in allen Gouvernements, am meisten in dem von Irkutsk. Die Vornehmern leben von ihrem Vermögen oder bekleiden Aemter, andere übernehmen Geschäfte aller Art, eine große Menge baut in Kolonien, um Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk, Irkutsk, das Land. Ein guter Theil der Bevölkerung stammt von ihnen ab. Sie leben zum Theil im Wohlstand, andere durchstreifen heimathlos das Land. Die schlimmsten Verbrecher endlich werden zur Bearbeitung der Bergwerke verurtheilt. Doch machen die Deportirten nirgends die ganze Bevölkerung aus.

Sonst hat die Regierung ihre sibirischen Unterthanen eingetheilt in: 1) Ackerbauer oder ansässige Einwohner; 2) Nomaden; 3) zwecklos umherziehende, worunter auch die Jäger und Fischer, wenn sie nicht zugleich Hirten sind, mitgezählt werden.

Unter den **Nahrungsquellen** ist, abgesehen von den einzelnen Völkerschaften, zuerst der **Ackerbau** zu nennen, der nur einen verhältnißmäßig schmalen Strich von 5 Breitegraden längs des Altaisystems im Süden S.s einnimmt. Denn was an den großen Strömen hinab gefunden wird, verdient meistens kaum diesen Namen. In dem südlichen Lande betreiben ihn zwar die Türken, die Kosaken, die daurischen Mongolen, die Kolonisten aus Europa, die eigentlich sibirischen Russen mit gutem Erfolg, doch sind noch ungeheure Strecken der Einöde da, in welchen für eine künftige Gesittung und Anpflanzung eine Kraft schlummert, die nur erweckt seyn will. Die russische Regierung hat bisher wohl schwerlich die geeignetsten Wege dazu eingeschlagen. Vielleicht, daß hier einmal ein blühenderes Leben ersteht, während die vor Jahrtausenden so kulturreichen Lande des südlichen Europa's immer mehr unter dem Fluche der Geschichte verwildern. Schon jetzt ist eine Zunahme des Ackerbaues nicht zu leugnen, denn die Ernten von Sommer- und Winterkorn waren in S. (nach der alten Eintheilung) in folgendem Betrage:

	Jahr 1802.	Jahr 1808.
Tobolsk und Tomsk	2,663,591 Tschetwert.	4,639,203 Tsch.
Irkutsk	574,543 „	669,177 „
In ganz Sibirien	3,238,134 Tschetwert.	5,308,360 Tsch.

Die in S. gebauten Körner sind Winterweizen (8—20fältig ergiebig), Sommerweizen (2—7fältig), Dinkel oder Spelz, der schlecht lohnt, nur wenig, Winterroggen (2—10fältig), Sommerroggen (2—5fältig), Sommergerste (10—20fältig), Hafer (2—8fältig), Buchweizen (2—7fältig). Was von tatarischem Buchweizen, türkischem Weizen (Zea mais), Hirse, Mohn, Senf gebaut wird, ist unbedeutend. Die starken Nachtfröste verderben sehr leicht die Saat. Erbsen, Feldbohnen, Wicken gedeihen dem Sibirier. Nur spärlich wächst die Kartoffel in S. und Kamtschatka. Rüben, Rettige, Kohl und einige ähnliche Gartengewächse, Kürbisse, Gurken, Arbusen sind die Früchte sibirischer Gärtner. Hanf und Flachs, Hopfen, in Daurien auch Tabak gedeihen nicht eben reichlich. Dagegen bringt die Steppe Futtergräser und einige Färbepflanzen und dazu gebrauchte Moose von selbst hervor. Daß die **Obstzucht** im südlichen S. nur eine erkünstelte Seltenheit seyn kann, leuchtet von selbst ein. Der Boden wird mit dem russischen Hakenpfluge bearbeitet, das Getreide mit Sicheln geerntet, am Feuer im Freien gedörrt. In den nördlichern Gegenden erfordert er natürlich ungleich größere Sorgfalt, und bei der größten ließ er sich auf der Ostküste nicht erzwingen. Das Düngen der Felder ist in manchen Gegenden ganz überflüssig, der 3jährige Kulturwechsel eingeführt. Bedeutender, als der Ackerbau, erscheint die sibirische **Viehzucht**, im Südwesten vorzüglich Pferde, deren ein einziger Bauer 40 und mehr besitzt, Rindvieh, Schafe, die auf der Weide selbst den Winter zubringen u. nur bei großer Kälte unter Schuppen gebracht werden; der Dünger, dessen die Felder nicht bedürfen, wird in den holzarmen Südsteppen als Brennstoff gebraucht. Eine eigene Art von Schafen, deren Felle in China theuer bezahlt werden, ziehen die Mongolen und die Kolonisten an der Selenga, Schweine nur die Kolonisten im Süden, Kameele die Burjäten und Mongolen in Daurien in ihren Salzsteppen; Rindvieh streift gleichfalls im ganzen Süden heerdenweise, dagegen wird es kaum ernährt in der Mitte S.s; Pferde sind auch dort noch verbreitet, für die ganze Nordhälfte und einen Theil der südlichen sind aber das Rennthier und der Hund die wichtigsten Hausthiere. Jenes Thier, dem kein anderes auf der Erde an mannichfaltiger Nützlichkeit bei der geringsten Nahrung gleichkommt, macht der meisten wilden Nationen einzigen Besitz aus. Es trägt Lasten, wird zum Reiten gebraucht, und selbst auf den Posten trifft man im Nordlande nur Rennthiere. So bei den Tungusen; die Ostjaken und Samojeden spannen es vor ihre Schlitten. Die Hunde sind auf der Ostküste, auch am Saume des Eismeers hin, der wichtigste Besitz. Es ist der starke kamtschatkische Schlag, scheu und tückisch durch die schlechte Behandlung, im Sommer selbst seine Nahrung suchend, im Winter nur mit faulen Fischen gespeist. Ein Hund zieht am Schlitten etwa 100 Pfund. Von ihnen wird sonst nur noch das Fell gebraucht. Federvieh hält man wenig. — Die **Jagd** beschäftigt mehr oder weniger die Bewohner Nordasiens. Sie ist mindestens beschwerlich, ja mitunter gefahrvoll, nicht allein weil Bären, besonders Eisbären, Wölfe und aus dem Süden der verirrte Panther reißende Thiere sind, sondern weil der Jäger zuweilen auf seinen weiten Zügen umkommt, und nun auch die Familie zu Hause dem Hungertode ausgesetzt ist. Dennoch ist der sibirische Jager nicht zur Aenderung seiner Lebensart zu bewegen. Außer der Jagd auf wilde Rennthiere, Hirsche, Elennthiere, Antilopen, Rehe, Gemsen, Hasen u. a. m., um des Fleisches willen, geht sie auf **Pelzthiere** aus, worunter die wichtigsten der **Zobel** (über 500 Rubel gilt ein guter Balg), besonders in Kamtschatka, Jakutsk und Daurien der Hermelin, der Fuchs (bis

1000 Rubel ist der Balg des schönen schwarzen Fuchses werth), das Eichhorn, Kaninchen, Murmelthier, der Marder, Biber, Iltis, Luchs, Wolf, Vielfraß, Bär (dessen Haut zu Kleidung und Geräthe, sein Fett als Oel, seine Gedärme als Fensterscheiben gebraucht werden, das Fleisch ißt man), Fluß- und Fischotter ꝛc., dann auf das Moschusthier, auf das zahllose Wassergeflügel und im Süden die Hühner. In Pelzen tragen die Jäger ihren Jassak (Tribut) ab. — Der Fischfang wird mehr im Ostocean und in den Flüssen, als im Eismeere betrieben, so reich er auch hier wäre. Die Säugethiere des Meeres (Wallfische, besonders in Kamtschatka) sind dort sehr häufig und werden zu Leder, Sehnen, zu Geräthen, ferner in Thran und Fett als Speise benutzt. Der häufigste Fisch, das Brod der Ostküstenbewohner, ist der Lachs. In allen größern Flüssen ist die Fischerei bedeutend, eben so in den Seen. — Im südlichen Lande ist ein nicht geringer Gewerbszweig die Bienenzucht; sie liefert einen ausgezeichneten Honig und feines Wachs. Erst seit etwas über 50 Jahren eingeführt, hat sie sich nur im kolywanschen Hüttenbezirk bis auf den Bestand von 80,000 Bienenstöcken (1824) vermehrt. — Eine in S. vorherrschende, aber dem Kaiser ihren unmittelbaren Ertrag liefernde Erwerbsquelle sind die verschiedenen Bergwerke, welche das Altaisystem enthält, nämlich: 1) In der Westgruppe des hochasiatischen Nordrandes, im Lande Tomsk, die Bergwerke des kolywanschen Erzgebirges (s. d.). Die alten Gruben des kuznetskischen Gebirges sind eingegangen. Dagegen gibt 2) das nertschinskische Gebirg in der Ostgruppe des asiatischen Nordrandes noch guten Ertrag. Schon die alten Dauren (Dutscheri) bauten hier auf Metalle. Seit 1702 fing man russischer Seits an, die dortigen Erze zu berücksichtigen. Erst 1720 wurde eine Bergkanzlei zu Nertschinsk errichtet. Die Werke gehören jetzt auch zur kaiserlichen Privatkasse. Sie haben dieselbe Verfassung, wie die kolywanschen, etwa 20,000 (im J. 1798 waren es gegen 12,000) zugeschriebene Bauern. Außerdem arbeiten noch Sträflinge da. Der jährliche Ertrag ist 34 Pfund Gold, 240 Pud Silber, 30,000 Pud Blei, 30,000 Pud Roheisen, 20,000 Pud Stabeisen, 500 Pud Stahl, in 7 Silberhütten und 1 Eisenhütte. Diese Werke bieten ziemlichen Ueberschuß. Die Hütten liegen am Argun und sind gleichfalls durch den langsamen Nachwuchs des Holzes sehr gehindert. Steinsalz bricht am Wilui in Irkutsk, es wird aber nicht darauf gebaut. Seesalz gewinnt man aus dem korjäkowschen, borowskischen, nördlichen und burlinskischen See in Tomsk von 270,000 bis 1,100,000 Pud, aus dem borsinschen und wileiskischen See in Irkutsk etwa 3600 Pud. Quellensalz in Tomsk, zu Troizk (40-66,000 Pud), zu Irkutsk, Selenginsk, Ustkutsk (104,000 bis 220,000 Pud) und Ochotsk (771 bis 2087 Pud). — Die sibirische Industrie ist natürlich auf die besser angebauten und die Bergwerksdistrikte beschränkt. Auch da ist sie noch erst im Beginnen. Zwar trifft man auch bei den wilden Völkern des Nordens und der Inseln recht gut gearbeitete Kleider, Geräthe, Waffen, aber kein eigener Zweig der Gesellschaft lebt davon, sondern die Noth hat jene die Weiber, diese die Männer bereiten gelehrt, so daß die Familie das Meiste, was vom Dienst der Handwerke ihnen nöthig ist, selbst leistet; Pelzwerk dient dazu, sich das Uebrige zu verschaffen. Auch in S., wie in Rußland überhaupt, fehlt es nicht an großen Branntweinbrennereien, die der Regierung oder Privaten angehören, denn das Volk liebt auch dort das schädliche Getränk, das in vielen Schenken ausgegeben wird. Die Nomaden bereiten zuweilen ihren Milchbranntwein (Kumyß), andere den Bärenklauliqueur, die Kamtschadalen einen aus Wermuth. An Kleidungsstücken wird Einiges in Manufakturen bearbeitet. So befindet sich in Irkutsk eine sehr gute Tuchmanufaktur; die wegen der vielen Felle so wichtige Gerberei bildet einen starken Zweig; im tobolskischen Gouvernement sind viele Fabriken, eben so im tomskischen (25 gehören Privaten, 4 der Krone). Einige Alaunhütten, Seifensiedereien, Talgschmelzereien, Ziegelhütten, Steinschleifereien, Schmieden, Glashütten, Papierfabriken, Sägemühlen, Getreidemühlen, von Pferden, Wasser und Wind getrieben, Buchdruckereien, außer dem, was der Bergbau mit sich bringt, und den gewöhnlichen Handwerken, geben in manchen Gegenden das Bild einer ziemlichen Gewerbsthätigkeit. Doch wird noch immer von feinern Arbeiten das Meiste eingeführt. Nach bereits nicht mehr neuen Angaben (1808) bringt S. hervor:

Seife in 30 Siedereien .	9,757	Pud,
Leder in 88 Gerbereien mit 478 Kufen	10,705	Felle Kalbleder,
	9,727	Felle Bock- u. Pferdeleder,
	3,900	Stücke Sohlleder,
	100,825	Stücke Juften,
Leinwand in 1 Weberei mit 8 Stühlen	4,930	Arschinen (à $26\frac{2}{3}$ paris. Fuß) Segeltuch,
	102	Arschinen feine Arbeit,
Baumwolle in 2 Webereien	384	Paar Strümpfe,
Papier in 4 Mühlen mit 16 Kufen	29,017	Rieß,
Glas in 9 Hütten mit 58 Oefen	25	Kisten weißes Glas,
	393,925	Stück Glaswaaren,
Fayence in 1 Fabrik mit 8 Oefen	7,150	"
Glocken in 1 Gießerei mit 1 Ofen	200	"
Branntwein in 10 Kronbrennereien	596,557	Wedro (à 610 paris. Kubikzoll),

noch abgesehen von den Privatbrennereien des Branntweins, die wohl eben so viel liefern. Zu Tobolsk und Tjumen verfertigen die türkischen Frauen schöne Teppiche und Stickereien. — Die Bauart der Häuser (außer den Hütten und Jurten der streifenden Völker) ist in den Städten ganz russisch und zum Theil sehr geschmackvoll. In den aus umzäunten Gehöften bestehenden Dörfern sind die Häuser gut gebaut und erhalten. Sie sind zweistöckig; der untere Stock ist die Vorrathskammer, im zweiten erst kommt man auf einer Treppe an die Hausthüre; dort sind nur meist 2 Zimmer zu beiden Seiten der Thüre, selten 3, das größte zugleich Küche und Wohnung, mit Fenstern aus Glas, Papier, Fischhaut, Baumwollenzeuch. Alles bietet einen

schönen Anblick. Sonst werden die Handwerke nicht eben mit Geschicklichkeit geübt.

Der **Handel** S.s kann beträchtlich genannt werden. Den wichtigsten Theil bilden aber der **inländische Handel** und der **Transit**. Der innere Handel besteht im Austausch der Produkte des Südens und der Erzeugnisse der Industrie gegen das Pelzwerk der Nordvölker. Er wird meist von Gesellschaften getrieben; die Kaufleute machen Reisen, die mehre Jahre dauern, in die entferntesten Bezirke, wo sie sich denn auch jahrelang als Gäste aufhalten. Große Waarentransporte gehen über die beeisten Seen und Ströme, mit einer Schnelligkeit, welche allein die Wohlfeilheit der Waaren erklärt. Zwar wäre es möglich, ein Netz von Wasserstraßen über S. zu verbreiten, aber die Schnelligkeit der Pferde, der Rennthiere und Hunde, eben so die geschwinde Stromfahrt im Sommer machen es fast überflüssig. Fünfmal in 2 Jahren setzt der irkutskische Kaufmann sein Kapital um und besucht in demselben Jahre Makariew, Irbit (im westlichen asiatischen Rußland), Kiachta (an der Südgrenze von Daurien) und Jakutsk (im äußersten Norden). Getreide wird für die Felle bei den Jagdstämmen abgegeben. Tabak, Branntwein, Pulver und Blei, Geräthschaften verhandeln die Stationskosaken im Kleinen an die wilden Stämme. Die wichtigsten **Plätze des innern Handels** sind: **Tobolsk, Irkutsk, Jeniseisk, Beresow, Ochotsk, Jakutsk**, letzteres die **eigentliche Hauptstadt des Pelzhandels**. Die Kreisstädte haben ihre Jahrmärkte; die wichtigsten sind die **großen Messen zu Jakutsk und Jeniseisk**. Der **auswärtige Handel** hat seinen Weg auf der großen Straße nach Rußland über Tobolsk nach Perm, Irbit oder auch ins Innere nach Moskau. Pelzwerk, Leder, Metallwaaren ziehen auf diesen Straßen. Gegen Osten geht er über die Aleuten nach Amerika; **Ochotsk** ist der Hauptplatz, in **Irkutsk** befinden sich die Komtors. Die **russisch-amerikanische Handelsgesellschaft** hat diesen gewinnreichen (früher wenigstens 100% abwerfenden Zweig in Händen. Ihre Schiffe gehen von Ochotsk und Kamtschatka aus und bleiben oft bis 10 Jahre auf der Reise. Mit Japan suchte sie bisher vergebens anzuknüpfen. Nach Süden führt die Handelsstraße über Zuruchaitu oder über Kiachta in die chinesischen Länder. Eben so über Buchtarminsk und Ustkamenogorsk nach Ili und zu den Kirgisen von Omsk aus, durch die Steppen nach Buchara, Khiwa, Taschkent und weiter bis Kabul, Alles Karawanenhandel. Auf den Straßen nach China ist jedoch die meiste Thätigkeit in russischen Erzeugnissen, welche S. über Tobolsk, Tomsk und Jakutsk durchziehen; dieser Handel wird mit den Pferden der Türken oder Tataren getrieben. Der sämmtliche Thee und alle Waaren, die aus jenem Lande eingeführt werden, müssen auf einer Strecke von 6000 Wersten durch S. gehen, ehe sie nach Moskau und Petersburg kommen. Der russisch-chinesische Handel zu Kiachta ist zum Nachtheil der Russen, wie **Klaproth** nachweist. Er betrug im J. 1824 vom 1. Jan. bis 1. November,

Einfuhr:

Thee (144,229 Pud 21½ Pfd.)	für	5,761,886	Rub.	13	Kopeken,
Nankin	=	672,703	=	50	=
Kandiszucker	=	92,236	=	50	=
		6,526,826	Rub.	13	Kopeken.

Dazu kamen noch andere Artikel, wie Porzellan, Baumwollenzeuche, Lackwaaren, Seidenzeuche, rohe Seide, Spielwaaren, Obst, Rhabarber (welche die Bucharen bringen). Im Ganzen belief sich die Einfuhr auf 6,842,178 Rub. 24 Kop.

Ausfuhr:

Pelzwerk	für	3,912,799	Rub.	99	Kopeken,
Häute	=	1,270,416	=	68	=
Wollen- u. Baumwollenzeuche	=	1,065,752	=	62	=
Zwillich und Zeuche . .	=	182,593	=	62	=
		6,431,562	Rub.	91	Kopeken.

Bilance zum Nachtheil der Russen 410,562 Rubel 33 Kopeken. — Die weitern Ausfuhrartikel sind: Wallroßzähne, Thran, Guß- und Glaswaaren, Talg, Salz. Auch im Westen zeigt sich im Handel mit Turkestan und dem chinesischen Reiche derselbe Nachtheil. Im J. 1805 betrug die Einfuhr in Tomsk, Tobolsk und Orenburg fast 2 Mill. Rubel mehr, als die Ausfuhr; in Irkutsk machte dieser Unterschied fast 3½ Mill. aus. Dagegen muß in Anschlag gebracht werden, daß doch auch viele der eingeführten Artikel nur durchgehen, und daß im J. 1805 die Durchfuhr im Ganzen durch den höheren Werth beim Ausgang einen Gewinn von 2,266,423 R. abwarf, von dem jedoch die Transportkosten wieder abgehen müssen. Die aus China und Turkestan durchgeführten Waaren sind: Thee, Reis, Wein, Früchte (besonders eingemachte und gedörrte), Baumwolle, Tabak, Weihrauch, Kampher, Rhabarber, Kameelhaare, Olivenöl, Fruchtsäfte, Baumwollenzeuche, Shawls, Seide und Seidenzeuche, Nankins, Porzellan, edle Metalle, Perlen und Edelsteine, Pelzwerk, Schwämme; aus Europa nach Asien gehen Zucker, Kaffee, Gewürze, Metalle, Fabrikate aller Art. Die Handelskapitalien, die in S. im Umlauf sind, scheinen bedeutend; die amerikanische Kompagnie, die den kamtschatkischen Pelzhandel in Händen hat und von ihrem Gewinn den Zehnten an den Kaiser entrichtet, besaß im Jahre 1812 ein solches von 5 Mill. Rubel. Der Tauschhandel mit den Kirgisen an der ganzen Linie soll 3 Millionen betragen und besteht im Austausch von Tuch, Eisen und Geräthen gegen Vieh, Gold und Silber. — **Handelsplätze** sind alle größern Städte; wichtig ist Tobolsk als Mittelpunkt des Verkehrs mit Europa, Irkutsk und neuestens auch Tomsk und Buchtarminsk für den mit China, Omsk und Tomsk für Turkestan, Irkutsk noch als Straße an den Ostocean, Ochotsk und Peterpaulshafen als Hauptplätze des Seehandels, Jakutsk und Jeniseisk für den innern Pelzhandel, Beresow für den mit den nordwestlichen Stämmen. Sonst sind die Handelsleute zerstreut, leben an den Uebergängen der Ströme, bei den Wachtpikets u. s. w. Kiachta und Zuruchaitu (am Argun) an der chinesischen Grenze sind bloß durch Handel wichtig. Für die Messen und Märkte sind eigens

Kaufhöfe errichtet (das Gouvernement Tomsk zählt 16), Magazine, Speicher, Läden und Buden für den Kleinhandel. Die ganze Grenze ist mit Zollstätten umgeben. Münze, Maße u. s. w. sind russisch; ein guter Theil des Handels ist bloßer Tausch. Der Waarentransport geschieht zu Wasser und zu Land, wie von den Baikalzuflüssen in die Angara, durch sie in den Jenisei, von da in den Ket, dann auf der Axe nach dem Ob und auf ihm und dem Tobol in die Grenzen von Orenburg, oder auf Wägen nach Tobolsk. Eben so von Irkutsk an die Lena, auf ihr nach Jakutsk, von dort an den Aldan zu Schlitten oder auf Pferden, sodann nach Ochotsk. Die Straßen sind schlecht.

Wappen: zwei aufgerichtete und gegen einander gekehrte Füchse in blauem Felde, welche einen goldnen Bogen halten, mit darüber schwebender goldener Krone.

Literatur: G. A. Schleusing, Neuentdecktes S., Jena 1690, 12.; — G. F. Müller, Opisanie Sibirskaja, St. Petersb. 1749, 4.; — J. G. Gmelin, Reisen durch S. von 1733—43, Gött. 1751—52, 4 Thle.; — Gawr. Sarytschew, Reise durch die nördlichen Theile S s, des Eismeers und den nördl. Ocean 1785—93, aus dem Russ. von J. H. Busse, Leipz. 1805 bis 15, 3 Thle.; — F. v. Wrangels Reise längs der Nordküste von S. 2c., 1820—1824, herausgegeben von G. Engelhardt, Berlin 1839, 2 Thle.; — Charles Herbert Cottrell, S., nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und als Strafkolonie geschildert, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. B. Lindau, Dresden und Leipz. 1846, 2 Thle.

Geschichtliches. Bis auf den Anfang der christlichen Zeitrechnung weiß die Geschichte nichts von den Nationen zu erzählen, welche das tiefere Land bewohnten, nur der Randgürtel Hochasiens gegen Norden ist einigermaßen geschichtlich bekannt, denn die Geschichte zeigt uns da vom Ostmeer an die Tungusen, ihre westlichen Nachbarn am Baikal, die Mongolen noch westlicher und an diese grenzend samojedische Stämme, und in den westlichen Steppen des südlichen S.s die hunnischen oder ostfinnischen Völkerschaften, die Stammväter oder Brüder der Hunnen, Avaren und Chasaren des Mittelalters, so wie der heutigen Wogulen, Ostjaken und Ungarn. Erst im 1. Jahrhundert n. Chr. erscheint eins der Völker Mittelasiens, die Hiongnu, aus seinem Sitze vertrieben und endlich ganz jenseits der Grenzen gedrängt; es nahm die Plätze jener Hunnen ein, die nach dem Ural hin nach Nordwesten geworfen wurden. So blieb es auch ferner, wenn auch die Samojeden bald bestimmter als Kiankuen und Tingling auseinander traten (im 3. Jahrh.), und die Hiongnu ein eigenes Reich, Yüepo, bildeten (im 4. Jahrh.); nur die hunnischen Stämme rückten nach Westen bis über das schwarze Meer ihre Zelte vor, um in Kurzem Europa zu überschwemmen (im 5. Jahrh.). Oestlich findet man etwa 100 Jahre später die tungusischen Schygoei von der Mandschurei bis weit in den Norden S.s ausgedehnt. Die Hakas oder Kirgisen erscheinen hierauf in der Mitte des südlichen S.s am Jenisei u. Irtysch; die Ostfinnen leben unter dem Namen der Ogor, später Jugrea, noch immer an der Ostseite des Ural. In späterer Zeit finden wir nicht weit vom Zusammenfluß des Irtysch und Tobol den Sitz der türkischen Khane, Isker oder Sibir, nahe an der Stelle des jetzigen Tobolsk. Ein tatarisches (türkisches) Königreich Sibir oder Turan war damit im Westen gegründet; die Mongolen hatten längst das Land des Baikal verlassen, um ihre große Herrschaft aufzubauen; nur die Bargu-Buräten blieben von ihnen zurück, Nachbarn der westlichen Kistym und Uriangkhai; im Norden des Baikal erschienen die Jakuten. — Nach Einigen eroberte ein Tatarenkhan nogayischer Abkunft, On, einen Theil von S., wurde dann von einem Empörer, Tschingi, entthront, dem wieder Taibuga, der Sohn des On, folgte, welcher Tschingidin, das nachherige Tjumen, gründete und einen Regentenstamm stiftete, dem die sibirischen Tataren nebst den Wogulen, Ostjaken und andere Volksstämme gehorchten. Einer dieser Khans soll Sibir geheißen und dem Lande den Namen gegeben haben. Nach Andern regierte Khan Osom zu Kusil-Tura am Ischym. Auf ihn folgte Irtijschak, welcher dem Irtysch den Namen gab. Ihn überwand ein Khan Dschingis von Tjumen, von dessen Nachfolger Sargatschik noch ein Volksstamm den Namen führt. Noch Andere berichten, daß Dschingis-Khan dem Unterkhan Taibuga die Gebiete am Irtysch, Ischym, Tobol und an der Tyra schenkte, der als erster erblicher Fürst von S. regierte, oder daß Schribani-Khan, Sohn Tuschi's, Enkel Dschingis-Khans, 1242 mit einer mäßigen Zahl Mongolen nach S. bis an das Eismeer, ohne bei den wenigen Einwohnern großen Widerstand zu finden, vorgedrungen sey, das Reich S. gegründet und von Tobolsk aus beherrscht habe. Auf ihn folgte Chodschah, auf diesen Mar; letztern aber entthronte sein Schwager, der Khan von Kasan, Upak, und verlegte seinen Wohnsitz nach Tschingidin. Bei dieser Umwälzung wurden 2 Enkel Mars, Mahmet und Angisch, heimlich gerettet. Als sie erwachsen waren, vertrieb Mahmet den Upak, zerstörte Tschingidin und gründete Sibir, nach welchem später das Land seinen Namen erhielt. Auf ihn folgte Angisch, auf diesen Mahmets Sohn Kasim, der 2 Söhne, Jediger und Begbulat, hinterließ. Zu ihrer Zeit kam Kutschum, Sohn des Murtascha, aus der Kasalschia-Ordra nach S., tödtete die beiden Brüder und unterwarf sich das Land. Er wurde der mächtigste Häuptling aller unabhängigen Stämme. Sein Gebiet soll sich vom Ob und Irtysch bis zum Tobol und die Tura erstreckt haben, und eine Feste in der Nähe der jetzigen Stadt Tobolsk, wovon noch einige Trümmer sichtbar sind, war sein Wohnsitz. Es ist indeß nicht wohl zu bestimmen, wie weit seine Herrschaft sich erstreckte; die Rußland zunächst

gelegenen Völker waren ihm alle zinsbar, doch soll in Tjumen ein von ihm unabhängiger Fürst regiert haben. Kutschum führte den Islam in S. ein, und als er dabei vielen Widerstand fand, so rief er seinen Vetter Martasch zu Hülfe, der ihm seinen ältesten Sohn Ahmet-Girei mit vielen Priestern und einer Kriegsschaar sandte. Kutschum beging viele Grausamkeiten bei der Bekehrung und machte dadurch mehre Volksstämme von sich abwendig, die ihm, als er von Rußland angegriffen wurde, den Beistand versagten. Es wurden nämlich unter Iwan Wassiljewitsch I. von Rußland 1499 die ersten Schritte zur Entdeckung S.s durch Anika Stroganow, den Stammvater des gräflichen Geschlechts dieses Namens, der sich in Permien niedergelassen und daselbst bedeutende Salzwerke angelegt hatte, gethan. Nachdem er seine Entdeckungen dem Czar mitgetheilt hatte, verlieh ihm dieser das noch unbewohnte Land zwischen der Kama und Tschussowaja und später das ganze Gebiet am Flusse Tobol zum erblichen Besitz auf seine Nachkommen. Jermak Timofeew (Timofega), ein Häuptling der donischen Kosaken, die zu jener Zeit eine Räuberbande waren, wurde 1577 von einem russischen Heer, welches Iwan II. gegen die donischen Kosaken hatte vorrücken lassen, um ihren Räubereien Einhalt zu thun, geschlagen und mit 5000 seiner Anhänger abgeschnitten und genöthigt, in ferne Gegenden zu entfliehen. Die Flüchtlinge gelangten bis an die Kama auf die Besitzungen Maximin Stroganows, eines Enkels von Anika, der sie aufnahm und einen Winter hindurch ernährte. Jermak hielt es für klüger, in freundliche Verhältnisse mit den Russen zu treten, als seine Räubereien fortzusetzen. Auf Anreizen Stroganows ließ er sich bald bewegen, einen Streifzug nach S. zu thun, um die wilden Völkerschaften zu züchtigen, welche durch ihre Raubzüge die Unterthanen Rußlands belästigten. Es waren dies die Wogulen, Ostjaken, Baschkiren und Tscheremissen, die aber unter dem Tatarenkhan Kutschum standen, der ihre Einfälle in Rußland unterstützte. Jermak, von Stroganow ausgerüstet, begann 1581 seinen Streifzug, auf Flüssen aufwärts gehend. Zuerst schiffte er in die Tura, aus derselben in den Tobol und aus diesem in den Irtysch. Aber noch ehe er dahin gelangte, war seine Mannschaft durch Gefechte, Krankheit und Desertion bis auf 1636 Mann zusammengeschmolzen; beim weitern Vordringen verlor er noch über ein Drittel, und nur mit etwa 1000 Mann schlug er den mächtigen Kutschum 1582, eroberte seinen Wohnsitz Sibir und unterwarf sich sein ganzes Gebiet. Sein Sieg war ihm theuer zu stehen gekommen, da sein Heer auf 500 Mann vermindert war. Aber die Tataren, die seine Geschicklichkeit und seinen Muth bewunderten, huldigten ihm, und aus einem Räuberhauptmann ward er auf einmal ein unabhängiger Fürst. Sein ehemaliger Feind war in dem allgemeinen Gemetzel entkommen. Durch Erregung beständiger Empörungen unter den Stämmen wurde Timofeews Lage so bedenklich, daß er den Entschluß faßte, sich in die Hände des Czars zu werfen. Als er 1586 eine kleine Verstärkung erhalten hatte, ging er zum Angriff über, breitete seine Eroberungen im Namen des Czars aus, und einige Zeit standen seine Sachen gut. Endlich aber ließ er sich mit 300 Russen in einem sorglosen Augenblicke von Kutschum-Khan überfallen und kam mit seinen Anhängern um. Die übrigen Kriegsvölker räumten S., und die Herrschaft der Russen hörte für einige Zeit auf. Es brachen bald Zwistigkeiten unter den Tatarenstämmen aus, die der Czar Fedor I. benutzte, der 1586 wieder mit einem Heerhaufen von nicht mehr als 300 Mann in S. einfiel. Sie wurden verstärkt, und in sehr kurzer Zeit setzten sie sich in den dauernden Besitz von ganz S. und selbst von einem Theile des jetzigen chinesischen Gebiets, das aber die Chinesen später wieder eroberten. Die Hirtenvölker wurden nach einander überwältigt und zum Tribut gezwungen. Schon 1639 gelangte Dimitri Kopilow bis zur östlichen Küste Asiens, und innerhalb 59 Jahren waren alle sibirischen Völker mit Ausnahme der Tschuktschen unterworfen. Die Sieger bemühten sich, einige Civilisation bei ihnen einzuführen. Viele Russen ließen sich in S. nieder und erbauten an passenden Orten Blockhäuser, um sich gegen die benachbarten Tataren zu vertheidigen, und daraus entstanden allmählig Städte. So wurde Tjumen 1586 erbaut, Tobolsk 1587, Tara 1594, Werchoturie 1598, Turinsk 1600, Tomsk 1604, Kuznetsk 1608, Jeniseisk 1619, Krasnojarsk 1625, Jakutsk 1632, Ilimsk 1641, Nertschinsk 1658, Irkutsk 1661, Selenginsk 1666 u. Udinsk 1670. Die Einfälle der Kalmücken und Kirgisen hinderten die Fortschritte der Kultur, da diese wilden Völker die Dörfer und einzelnen Wohnungen zerstörten und Einwohner und Vieh mit sich forttrieben. Nur die Städte mit ihren Pallisadirungen gewährten Schutz gegen ihre Räubereien. Weiteres über die allmählige Bevölkerung S.s s. unten. — Die Halbinsel Kamtschatka, die auch zu S. gehört, wurde den Russen erst 1690 bekannt, und einige Jahre darauf erhielt Wladimir Atlassow den Befehl, sie zu erobern. Obgleich die Kamtschadalen nur schwachen Widerstand leisteten, wurde die Eroberung doch erst 1706 vollendet. Die russischen Befehlshaber übten gegen die Kamtschadalen große Grausamkeiten aus und reizten sie dadurch zu mehrmaligen Empörungen, die stets mit Strömen von Blut gebüßt wurden. Dadurch, so wie durch die Lustseuche und das Pockengift (welche Krankheiten ihnen die Eroberer zubrachten) wurde die so schon schwache Bevölkerung großentheils aufgerieben. Nach der Eroberung von Kamtschatka begannen die Entdeckungsreisen der Russen auf dem westlichen Ocean, wobei 1741 von Behring die aleutischen Inseln, 1750 von Andreas Tolstoi die Andreasinseln, darauf noch die Fuchsinseln und die Kurilen entdeckt und in Besitz genommen wurden. — Zum Schluß geben wir eine Darstellung der allmähligen Bevölkerung S.s durch die Russen.

Viele wurden durch die Erzählungen von dem Reichthume dieser Gegend an Wild bewogen,

den Eroberern zu folgen, besonders eilten darum viele Jäger aus dem nördlichen Rußland dorthin. Die düstern Zeiten im Vaterlande, die innern Zwistigkeiten waren Ursachen zu zahlreichen Auswanderungen nach dem Osten, doch gingen die ersten Wanderer nicht weit, sondern ließen sich durch die Schwierigkeiten der Verbindung abschrecken. Einzelne Kühne freilich drangen weiter vor. So wurde die Bevölkerung durch das Uralgebirg gleichsam gedämmt. Auf diesen reichen Höhen winkte ein bequemes, ruhiges Leben, man hatte hier zu viel, als daß man eines fernen ungewissen Vortheils wegen sich Gefahren aussetzen sollte. Daher der Umstand, daß die Bevölkerung des Ural größer ist, als die des ganzen übrigen S.s zusammengenommen. Da die Zahl der ersten Eroberer nur klein war, mußten sie zu ihrem Schutze Bollwerke und Befestigungen anlegen. Als die Regierung Theil nahm an der Besiegung S.s, wurden diese kleinen Festungen verstärkt und Leute zur Auswanderung aufgemuntert. So entstanden früher Städte, als Kolonien, die sich dem Ackerbau widmeten. Sichere und bequeme Verbindungen sogleich anzulegen, war bei den großen Entfernungen, wie sie sich in S. zeigen, unmöglich. Die kleinen Festungen waren überall zerstreut, und nur die Flüsse boten die einzigen Kommunikationen dar, so daß noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts Irkutsk für Tobolsk das war, was jetzt Kamtschatka für Irkutsk ist. Unter solchen Umständen war keine Vermehrung der Russen in ihren zerstreuten Wohnplätzen anzunehmen. Ihre Beschäftigungen, nämlich Jagd und die Eroberung neuer Ländereien, machten theilweise Wanderungen nicht selten; Jeder zog vortheilhafte und sichere Orte vor, und so entstanden durch getrennte Familien neue Ansiedelungen, jedoch der Sicherheit wegen nicht zu entfernt von den Befestigungen. Die Regierung wandte ihre Aufmerksamkeit besonders auf die an den Ural grenzenden Gegenden. Sie ließ die Städte Tjumen, Turinsk und Tobolsk befestigen, bestimmte die Auswanderungen aus Nowgorod, Wologda, Ssolwnitschegodsk und Ustjug und siedelte längs den damaligen Landstraßen nach Tobolsk und noch weiter nach dem Norden zu längs den Flüssen Ob und Irtysch Postbauern an. Die Bevölkerung dieser Orte ging rasch von Statten. Die Nähe des Uralgebirges, wo sich Zufluchtsorte, Arbeit und Unterhalt darboten, und sich Jeder gleich beim Anfange seines Abzuges aus Rußland ansiedeln, Mancher aber auch später unzufrieden werden konnte mit der beschwerlichen Bergarbeit und darum das Bessere aufzusuchen wünschte, verursachte, daß sich die Bevölkerung weiter vorschob bis zu den Ufern des Tobol, des Irtysch, der Tura und des Ischym. Die Hauptorte außerhalb dieser Gegenden waren Jeniseisk, Tara, Tomsk, Ilimsk, Jakutsk und Irkutsk. China's Nachbarschaft und die Entdeckung der Bergwerke, zwei Ursachen, die mit den Vortheilen der Einzelnen übereinstimmten, daher von diesen unterstützt wurden, führten auf den Gedanken, S.s Volksmenge nach einem gewissen Plane zu ordnen. Die Nachbarschaft China's bot Aussichten für die Politik und den Handel dar. Wegen der erstern wurde die Grenzbevölkerung verstärkt; da man aber die Gefährlichkeit der Nachbarschaft einsah, so benutzte man die Vortheile dieser Ansiedlung mehr in kommercieller Hinsicht. Die Kirgisen-Steppe war eine gefährliche Nähe, weshalb die Regierung dort eine Reihe von Befestigungen anlegen ließ, diese so viel als möglich bevölkerte und die Mittel der Kosaken vermehrte, um hier die russischen Besitzungen sicher zu stellen. Diese Organisation ist in der Bevölkerung S.s sehr wichtig, aber mehr in der Sicherung der Länder, denen sie Schutz gewährt, als durch die Menschenmenge selbst. China sorgte dagegen seinerseits für die Vergrößerung der Bevölkerung Kiachta's, da dieser Ort den Mittelpunkt der gegenseitigen Verbindung zweier großen Reiche bildet. Der Mensch verleiht gewöhnlich den Gegenständen größern Werth, die er gegen seinen Willen verloren hat, und so mag der Verlust Albasins und des Amurflusses auch die Ursache gewesen seyn, die Aufmerksamkeit auf die, jenseits des Stannowoi Chrebet liegenden Länder zu richten und sich zu bemühen, dort sich durch vermehrte Bevölkerung zu befestigen. Das Klima, eine Mischung rauher und dann wieder anhaltend gesunder Luft, verlieh diesen Gegenden eine besondere Anziehungskraft. Das Gerücht hiervon ging von Land zu Land und von Generation zu Generation, so daß nicht nur S.s Bewohner, sondern auch viele in Rußland selbst den Verlust des Amur tief bedauerten. An Ort und Stelle wurde man dann freilich entzaubert, und die Bevölkerung hat sich jenseits des Stannowoi Chrebet eben nicht bedeutend vermehrt. Nach der Begründung sicherer Verbindungen mit China — wozu aber nicht vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts wirksame Maßregeln genommen wurden — hob sich der Handel von Jahr zu Jahr. Unter der Zeit wurden auch im kolywanschen und nertschinskischen Gebiete Bergwerke angelegt. Die erstern, nahe an bewohnten Orten gelegen, in einer der besten Gegenden von S. und anfänglich im Besitze von Privatpersonen, zogen bald eine bedeutende Bevölkerung heran. Diese verwandten ihre Kapitale auf die Bearbeitung der Bergwerke und standen mit den uralschen in Verbindung, mit welchen sie sich in die Arbeiter theilten. Dagegen waren besondere Maßregeln nothwendig, um die Bevölkerung für die entfernten nertschinskischen Hüttenwerke, die seit ihrer Gründung Eigenthum der Regierung waren, zu vermehren. Die Regierung übersiedelte zu diesem Zweck aus den mehr bevölkerten Distrikten von Jeniseisk und Irkutsk sogenannte „müßige Leute", d. h. solche, die bei keiner Kopfsteuer angemerkt waren, freilich mit großen Schwierigkeiten, dorthin, und so große Aufmerksamkeit widmete man dieser Sache, daß alle Verordnungen in dieser Hinsicht direkt vom dirigirenden Senate ausgingen, der diese Anordnungen auf die ausführlichsten Nachrichten über örtliche Lage und Umstände begründete. So gründete man aufs Neue an 2 Orten Ansiedelungen, bei welchen aber die Verbindung der

einzelnen Theile noch immer unvollkommen und durch große Wüsten getrennt blieb. Um diesem Uebel abzuhelfen, nahm in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Regierung zu zwei neuen Hülfsmitteln ihre Zuflucht, nämlich: zur Uebersiedelung von Angeworbenen auf Abschlag der Rekrutenwerbungen, und dann zur Verwendung der Verbrecher zur Ansiedlung und Arbeit. Die erste Werbung dieser Art ging im J. 1770 vor sich und hatte zur Folge: die Anlegung des Weges durch die barabinskische Steppe, dann des zu den sibirischen Grenzlinien, und zuletzt die Anlegung einer geraden Verbindung zwischen dem Flusse Tschulym, einem 71 Meilen langen rechten Seitenarm des Ob, und der Angara. Der salzige Boden jener Gegenden, die wenigen Waldungen, die alljährlich unter Menschen und Thieren wüthenden ansteckenden Krankheiten schienen die Ansiedelungen in der barabinskischen Steppe verhindern zu wollen. Doch Tschitscherin, ein Mann von großen Fähigkeiten und beharrlich in der Ausführung seiner gefaßten Plane, der damals an der Spitze der Verwaltung S.s stand, besiegte mit Festigkeit jedes Hinderniß und legte gerade Kommunikationswege zwischen dem Jenisei und Irtysch an. Natürlich wandte sich der Handel auf diese Straße, und in dem von der Natur so stiefmütterlich behandelten Lande erhoben sich zahlreiche und wohlhabende Kolonien. Freilich traten diese Anlagen nicht auf einmal ins Leben; an vielen Orten gründete man nur Poststationen, und auf dem Wege zwischen den Flüssen Kan und Bjelaja stieß man nur auf zerstreute Hütten. Allmählig dehnten sich die Ansiedelungen weiter aus, längs den Landwegen bis zu den Städten Tara und Omsk. Russische Flüchtlinge, die wegen Verfolgungen in Religionsstreitigkeiten Rußland verlassen und nach Polen gegangen waren, wurden von dort nach S. versetzt, wo sie sich in der südlichen Gegend des Gouvernements Tomsk und auch am Baikal niederließen und eine der wichtigsten Ansiedelungen bildeten. Noch jetzt nennen sie sich dort Polen, halten sich an ihre alten gottesdienstlichen Ceremonien und zeichnen sich durch Wohlstand, Industrie und Arbeitsamkeit aus. Im J. 1799 wurde eine neue Werbung, wie die oben bereits erwähnte, vorgenommen, zur Ansiedelung der Gegend jenseits des Baikal. Der Befehl, auch alte, zum Dienst untaugliche Soldaten dorthin zu führen, wurde, wie aus einem Bericht des Ministers des Innern vom Mai 1806 hervorgeht, nicht auf die zweckmäßigste Art ausgeführt. Beinahe 10,000 Menschen, die nach S. kamen, blieben einige Jahre ohne Ansiedelung, zerstreuten sich überall und wurden erst durch spätere zweckmäßige Maßregeln zu ihrer Bestimmung benutzt. Da man anfangs die Idee gefaßt hatte, die Länder jenseits des Baikal zu bevölkern, so schickte man auch wirklich zuerst 2000, dann noch 4800 männliche Individuen dorthin. Die andern, weil man ihre Ansiedelung nicht länger aufschieben konnte, blieben größtentheils im nischneiudinskischen Bezirke. Bald nachher fand in der Gegend von Nertschinsk mehre Jahre hinter einander völliger Mißwachs Statt, wodurch man zur Ueberzeugung kam, daß die Niederlassungen dort sehr schwierig seyn dürften, weshalb dann auch zur Ansiedelung von Verbrechern Landstriche im Westen vom Baikal bestimmt wurden. Nach der Anordnung vom J. 1799 wurden Ansiedelungen für die Gegend von Nertschinsk bestimmt, und zwar auf der Straße über die Berge um den Baikal-See nach Kiachta zu und auf dem Wege zwischen den Flüssen Kan und Bjelaja, wo zu den bereits bestehenden noch neue Kolonien hinzukamen. Eben so wurden die Ortschaften zwischen den Städten Krasnojarsk und Atschinsk und in einem Striche der barabinskischen Steppe vergrößert. Alle diese Ansiedelungen boten auch manche Schwierigkeiten dar. So war der Mangel an Frauen bald bemerkbar, und obgleich man sich anfangs wenig darüber beklagte, so verursachte er doch in neuerer Zeit viele Unannehmlichkeiten. Bald nach der Eroberung S.s wurden auch Verbrecher dorthin verschickt, damals aber mehr in partieller Hinsicht unter verschiedenartigen Bestimmungen. Das Gesetzbuch des Czars Alexei Michailowitsch erwähnte dieser Verschickung schon als Strafe. Statt der Todesstrafe wurde im J. 1769, also 15 Jahre nach Aufhebung derselben, die Verschickung nach S. zu öffentlichen Arbeiten als allgemeiner Grundsatz aufgestellt. Als im J. 1799 unterschieden wurde zwischen Verbrechen, die den bürgerlichen Tod zur Folge haben, und solchen, die andere Strafen nach sich ziehen, verwandte man Verurtheilte, auch die wegen minder wichtiger Vergehen, zur Ansiedelung des Landes. Doch hatte diese Maßregel nicht den gewünschten Nutzen, und zwar aus folgenden Ursachen: Man schickte während der letzten Jahre im Durchschnitt jährlich 3—4000 Menschen nach S. Unter dieser Anzahl war aber nur der zehnte Theil Frauen und von diesen wieder nur die Hälfte zum Familienleben tauglich. Hiernach belief sich die Zahl der jährlich geschlossenen Ehen gegen 200. Auch war es selten, daß die alten Einwohner ihre Töchter den neu angekommenen Verbrechern zur Ehe gaben, die noch dazu auf ihrem langen Wege sich an Nichtsthun und Ausschweifung gewöhnten und arm und mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, weshalb sie also größtentheils zur Vergrößerung und Vermehrung der Ansiedelungen nicht taugten. Ausschließlich mit Verbrechern bevölkerte Orte gibt es in S. nicht, sondern sie haben nur die schon vorhandenen und nach andern Grundsätzen gegründeten Kolonien vermehrt. In größerer Zahl vereint sind sie bei den Branntweinbrennereien und Salzbergwerken, bei der Tuchfabrik in Telminsk nahe bei Irkutsk, und auf der Landstraße im nischneiudinskischen Bezirke. Die in den nördlichen Gegenden, namentlich am Jenisei befindlichen Verbrecher-Ansiedelungen sind nicht groß, und der bleibende Aufenthalt dieser Leute nicht bestimmt. Der Verbannung nach S. sind alle im Innern Rußlands wohnenden Stämme unterworfen, und man findet sie darum auch alle dort, obgleich sie der geringern Anzahl der einzelnen wegen kaum bemerkt werden. Von den wenigen Ju-

den lebt die Mehrzahl in Kainsk, der Kreisstadt im Gouvernement Tomsk. Polen und Deutsche haben sich allmählig mit den Russen vermischt. Bei einer besondern Gelegenheit wurden einige finnische Familien verschickt, und diese bilden im Gouvernement Tobolsk im ischymschen Kreise einen eignen Flecken von 240 Bewohnern. — Literatur: J. E. Fischer, Sibirische Geschichte von der Entdeckung rc. bis auf die Eroberung S.s durch die russischen Waffen, St. Petersb. 1768, 2 Bde.

Sibiril, franz. Dorf, Depart. Finistère, Bez. Morlaix; Markt; 1090 Einw.

Sibirische Kosaken, s. Kosaken.

Sibirischer Hund (Säugeth.), s. v. a. Canis familiaris sibiricus.

Sibirisches Gebirg, östliches, s. v. a. Stannowoi Jablonoi.

Sibirit (Min.), s. v. a. Siberit (s. d.).

Sibiru, Insel, s. Sumatra.

Sibjo, Insel, s. Nipon.

Sibkah, afrik. Salzebene, Algerien, Tlemsan (s. d.).

Siblia (a. Geogr.), s. v. a. Silbinm.

Siblin (Seblin, Siebliенn), holst. Dorf, Amt Ahrensbök; 230 Einw.

Siblingen, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Schaffhausen, Bez. Schleitheim; Weinbau; 1040 Einw.

Sibmacher, Johann, Kupferstecher von Nürnberg, entwickelte große Thätigkeit und machte sich besonders durch ein Wappenbuch bekannt, welches in mehren Ausgaben vorliegt. Die erste, sehr seltene Ausgabe hat den Titel: Johann S., New Wappenbuch (an der Zahl über 3320 Wappen), dergleichen vor niemals ausgegangen, Nürnberg 1605, 2. Ausgabe, das. 1612. Der 2. Theil erschien 1619. Später erhielt der Kunsthändler Paul Fürst die Platten, welcher 1656 die 3. Auflage veranstaltete. Im folgenden Jahre fügte er den 3. und 4., 1667 den 5. Theil und 1668 einen Anhang bei. Der Schwiegersohn Fürsts, R. J. Helmers, gab 1699—1705 eine mit dem 6. Theile und einem Anhange vermehrte Auflage heraus, und endlich erschien das ganze Werk unter dem Titel: Das große und vollständige, anfangs Sibmacherische, hernacher Fürstische und Helmerische, nun aber Weigelische Wappenbuch in sechs Theilen rc., Nürnb. 1734, Fol. Die dazu gehörigen 12 Supplementhefte von 1753—1806 kommen selten vor. Ferner gab er heraus: Modelbuch in Kupfer gemacht, darinnen allerhand Art neuer Modell, von dünn, mittel und dick ausgeschnittener Arbeit, auch andern künstlichen Nehwerk zu gebrauchen, Nürnb. 1601. S. † 1611 in Nürnberg. Er lieferte auch mehre andere Blätter, die theilweise zu den Seltenheiten gehören.

Sibnach (Simnach), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Türkheim; 380 Einw.

Sibnibas, brit.-ostind. Stadt, Prdsch. und Prov. Bengalen, nordöstl. von Kalkutta, an einem Ganges-Arm.

Sibo (Geogr.), 1) Paß an der ungarisch-siebenbürg. Grenze; hier wurde Ragoczy mit den Siebenbürgen am 11. Nov. 1705 geschlagen; — 2) (Thibo, Schibau, Schibou), siebenbürg. Herrschaft nebst Dorf, mittelszolnoker Gespannschaft, auf einer Anhöhe am Szamos, Hauptort des gleichnam. Bezirks, den Freiherren Wesselenyi gehörig; reform. und griech.-unirte Pfarrei, Schloß, Wildbahn, Fasanenaue, Hirschpark, Garten, berühmtes Pferdegestüt; Bruch grauen Marmors, Fundort verschiedener Versteinerungen; 900 Einw.

Sibocu, ostind. Fluß, Borneo, mündet nördlich vom Sambacung auf der Nordostküste.

Siboe (griech. Mythol.), eine von den durch die Diana getödteten Töchtern der Niobe.

Sibogeb (Hribogeb), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Schurz; 400 Einw.

Siboni, Gesanglehrer am Hoftheater zu Kopenhagen und in seinen jüngern Jahren ausgezeichneter Tenorist, wurde um 1784 zu Bologna geboren, machte auch dort seine Studien und betrat 1802 zum ersten Male das Theater. Später bereiste er Frankreich und Deutschland, kam dann nach Kopenhagen, wo er eine lebenslängliche Anstellung als Kammersänger erhielt, 1824 als Sänger pensionirt und mit dem Titel eines Professors zum Gesanglehrer am königl. Theater ernannt wurde, als welcher er einer dort errichteten Sängerschule vorstand und lange Zeit noch recht viel Gutes gewirkt hat.

Siboule de St. Jacques (franz., Bot.), s. v. a. Schnittzwiebel, Allium fistulosum *L.*, s. Lauch.

Siboure (Ciboure), franz. Flecken, Depart. Nieder-Pyrenäen, Bez. Bayonne, getrennt durch die Nivelle von St.-Jean-de-Luz, unweit deren Mündung in den atlant. Ocean; 1930 E.

Siboutu, Insel im Südwesten des Sulu-Archipels, nordöstlich von Borneo, 4° 56′ nördl. Br. und 137° 18′ östl. L.

Sibratsgfäll, österr. Pfarrdorf, Vorarlberg, Ldgr. Bregenzerwald; 270 Einw.

Sibrzin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrsch. Aurinowes; 290 Einw.

Sibsau, preuß. Dörfer, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kreis Schwetz; 420 und 130 Einw.

Sibsdorf, s. Sipsdorf.

Sibstin, holst. Dorf, Gut Hasselburg; 130 Einw.

Sibthorp, John, Botaniker, ward 1783 Professor der Botanik zu Oxford, ging mit dem Pflanzenmaler Baucer nach Griechenland, wo er während eines zweijährigen Aufenthalts viele Pflanzen und Zeichnungen sammelte. In den Jahren 1793—95 bereiste er Griechenland abermals mit Hawkins und † 1796. Für die Herausgabe des Prachtwerks: Flora graeca, Lond. 1806—15, 3 Bde., Fol., die J. E. Smith besorgte, setzte er jährlich 300 Pfund Sterl. aus.

Sibthorpia (Bot.), nach Linné, Gatt. der Personatae Rhinantheae *Rchb.*, Tetradynamia Siliquosa *L.* 3 Arten, ausdauernd: 1) S. europaea *L.* In England, Portugal. — 2) S. pichinensis *H. B.* In Quito. — 3) S. retusa *H. B.* In Neuspanien.

Sibugney, ostind. Fluß, auf der Insel Magindanao (s. d.).

Sibun, mittelamerik. Fluß, Guatemala, bildet die Grenze zwischen dem engl. Holzdistrikt oder der Kolonie von Honduras und Guatemala, mündet in die Honduras-Bai.

Siburatia (Bot.), nach P. Thouars, Untergattung von Baeobotrys *Forst.*

Sibuse, afrik. Fluß, Algerien, Prov. Konstantine (s. d.).

Sibuyan, eine Philippinen-Insel, südlich von Luzon; 12° 28′ nördl. Br. und 140° 18′ östl. L.

Sibuzater (a. Geogr.), Volk in Gallia Aquitania, vielleicht in der Gegend des jetzigen Sobusse, zwischen Dax und Bayonne.

Sibylla (Biogr.), 1) S., Königin von Aragonien, seit 1380 Gemahlin Peters IV., des Grausamen, den sie gegen seinen Sohn Johann so aufzubringen wußte, daß sich derselbe nach Girona zurückziehen mußte. Nach Peters Tode rächte sich Johann dadurch, daß er S. verhaften ließ u. sie zauberischer Kräfte, um ihn in Liebe zu ihr zu entzünden, anklagte. Er ließ sie u. ihren Bruder auch nicht eher los, als bis sie auf alle ihre Güter Verzicht geleistet hatten. — 2) S., Königin von Jerusalem, Tochter Almerichs von Anjou und Königs von Jerusalem und der Agnes von Courtenay, heirathete den Grafen Wilhelm von Montferrat und zeugte mit ihm den König Balduin V. von Jerusalem. Nach Wilhelms von Montferrat Tode heirathete sie Guido von Lusignan, der 1105 ihren Sohn vergiften ließ. S. brachte es mit List dahin, daß man ihren Gemahl als König anerkannte; Raimund III., Graf von Tripolis, jedoch verbündete sich mit dem Sultan Saladin, und Guido ward, obwohl sich Raimund später wieder mit ihm versöhnte, 1187 von Saladin geschlagen u. gefangen. Nach seiner Befreiung trat er sein Reich an Richard Löwenherz von England ab; S. ging mit ihren Töchtern nach Akre und kam dort in der Eroberung dieser Stadt 1190 mit ihnen um. — 3) S., Tochter Johanns von Kleve, seit 1527 mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen vermählt; † 1554. — 4) S. Elisabeth, Tochter Herzogs Friedrich von Würtemberg, geboren 1584, vermählte sich 1604 mit dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., und † 1606. — 5) Magdalena S., Tochter des Kurfürsten von Sachsen, geb. 1617, vermählte sich mit dem Kronprinzen Christian von Dänemark und nach dessen Tode 1652 mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg; † 1667.

Sibyllen (Sibyllae, griech. Σίβυλλαι, hergeleitet vom äolischen Σιὸς βυλή, d. i. Διὸς βουλή, s. v. a. Wille des Zeus, a. Religionsgesch.), von der Gottheit begeisterte, weissagende Frauen, welche verschiedenen Zeiten und Völkern zugetheilt werden. Die Angaben über die Zahl derselben und über die Zeit, in der sie lebten, sind verschieden. Diodor (IV, 66) behauptet, Homer habe Manches aus den sibyllinischen Büchern entlehnt; dagegen sagt Galläus, dies sey nicht möglich, da die S. viel jünger seyen. Andern galt die Sibylle als Erfinderin der Poesie u. insbesondere des Hexameters. Bemerkenswerth ist, daß erst Heraklit zuerst, dann Plato, Herodot aber nie einer Sibylle erwähnt. Plato kennt nur eine, Andere zwei, noch Andere 4—10 S., namentlich die babylonische (chaldäische, jüdische) Sabba oder Sambethe (wahrscheinlich die bekannte Königin Sabba, die als Räthselgeberin eine Sibylle wurde), die mit einem Sohne Noahs vermählt gewesen seyn und den babylonischen Thurmbau, Alexanders Eroberungen und Christi Erscheinung prophezeiht haben soll; dann die libysche, delphische, kimmerische, die jedenfalls mit der kumanischen identisch ist, die erythräische, samische (Phylo), mit der erythräischen und kymäischen identisch, die kumanische od. euböische, weil die Kumaner von Chalcis auf Euböa stammten, die hellespontische oder troische, die phrygische zu Ancyra und die tiburtische. Die erste Sibylle soll gewesen seyn Libyssa, Tochter des Zeus und der Lamia, die auf einem Felsen bei Delphi stehend weissagte; die zweite war die erythräische, Herophile (von der Hera geliebt), die sich auch Artemis nennt und als Schwester oder Tochter oder Gattin Apollo's gilt. Als ihre Vaterstadt wird genannt Marpessus oder auch Erythrä (nahe am Ida) oder Gergis. Diese und die sardianische sind eine und dieselbe erythräisch-gergithische Herophile. Ihr Zeitalter wird wie das der Libyssa vor den trojanischen Krieg hinaufgesetzt und in ihren (unter den Pisistratiden gesammelten) Sprüchen soll sie Troja's Fall vorhergesagt haben. Herophile kam von Troas zuerst nach Clarus, einer Stadt der Kolophonier, dann nach Samus, Delus und endlich nach Delphi, von wo zurückgekehrt sie im Haine des Apollo Smintheus in Troas begraben wurde. Wohin sie immer gekommen war, hatte sie den Apollo besungen und seinen Kultus zurückgelassen; und daraus geht hervor, daß die erythräisch-gergithische, samische und delphische eine u. dieselbe Sibylle sind. Die Existenz einer besondern chaldäischen und jüd. Sibylle läßt sich nicht nachweisen. Wo immer die S. ihre Offenbarungen machten, da entstanden auch die ersten Orakelsitze, nach deren Aufkommen sie verschwanden; nur bei ungebildeten Völkern erhielten sich statt der Orakel weissagende Frauen. Die Römer, die keine Orakel hatten, behielten bei ihrem Festhalten am Althergebrachten die Sibyllensprüche am längsten bei. — Ihrem Wesen nach waren die S. Nymphen; überall stehen sie mit Wasser und Felsenhöhlen in Verbindung; unstät streifen sie umher, aber nur dahin, wohin der göttliche Geist sie treibt. In Ekstase wird die Sibylle versetzt durch das Trinken gewisser Wasser, doch kann sie auch ohne dieses weissagen, denn sie ist immer vom Gotte erfüllt. Die alten sibyllinischen Sprüche waren roh, ungeschmückt, hart und räthselhaft, aber voll tiefer Weisheit; sie verknüpften ohne Ordnung Gegenwart mit der entferntesten Zukunft, denn sie wollten den jetztlebenden wie den unbekanntesten Menschen nützen. Sie rühmen sich, daß nach ihrem Tode ihr Leib in Staub zerfalle, dieser aber Pflanzen und Kräuter nähre, deren Genuß die Thiere zu Extispicien tauglich mache. Die ältesten römischen S. sind die Carmentis, die Querquetulenae virae (vira = virgo, Jungfrau) u. die Mephitis. Bei den Römern war

Faunus derselbe Weissager, wie Apollo bei den Griechen, und deshalb wurden die ältern Sibyllensprüche nicht im Apollo-, sondern im Jupitertempel aufbewahrt. Fernere römische S. sind die Albunea zu Tibur, deren Sprüche man in ihrem Haine durch Inkubation holte, die Amalthea oder die kumanische S., von der die sibyllinischen Bücher herstammen sollen. Sie war aus Kyme nach Cumä in Italien eingewandert. Die römischen Sibyllensprüche, die Carmina Marciana, die Bücher der Albunea und der tuscischen Nymphe Bergöe waren jedenfalls in lateinischer Sprache abgefaßt, hatten aber erst seit den punischen Kriegen öffentliche Anerkennung gefunden. Schon mit Aeneas waren die Vorstellungen von der Sibylle aus Gergis, aber viel später die gergithischen Sammlungen über Erythrä nach Cumä gekommen; zur Zeit des Crösus u. des Solon kamen die sibyllin. Sprüche aus Asien nach Griechenland, und zu gleicher Zeit lebte Tarquinius, der durch die Befragung des Orakels zu Delphi und durch seine Verbindung mit Aristodemus von Cumä die Sibyllensprüche nebst dem Apollokult von da nach Rom brachte. Die Sage berichtet darüber, daß einst ein geheimnißvolles Weib dem Tarquinius mit 9 Büchern Weissagungen genaht sey und, da derselbe nicht gleich auf ihre Forderungen einging, erst 3 und dann wieder 3 jener Bücher verbrannt habe; auf diese Weise sey der König zum Ankauf der noch übrigen veranlaßt worden, und sie selbst sey darauf auf wunderbare Weise verschwunden. Dies waren nun jedenfalls die eben erwähnten römischen Sibyllensprüche. Die gergithisch-erythräische Sammlung aber war in griechischer Sprache abgefaßt, weshalb man auch nach Verbrennung der alten nicht nach einheimischen Ueberlieferungen suchen ließ, sondern nach Samus, Troja, Erythrä, Afrika, Sicilien und den Städten Großgriechenlands sandte, um Sprüche zu sammeln, und diese Sammlung enthielt nun Alles, was man nur unter dem Namen sibyllinisch hatte aufbringen können. Um dem Mißbrauch zu steuern, welcher mit den im Volke vorhandenen sibyllinischen Büchern getrieben wurde, befahl Augustus, diese letztern an einem bestimmten Tage sämmtlich dem städtischen Prätor zu überbringen, ließ über 2000 der unnützen verbrennen, und legte die ächten in 2 vergoldeten Schränken im Apollotempel unter der Statue des Gottes nieder, woselbst die Fünfzehnmänner die Obhut über sie führten. Trotzdem sah sich Tiberius genöthigt, eine neue Musterung auf gleiche Weise zu veranstalten. Die sibyllinischen Priester bildeten ein Kollegium mit einem Magistrat an der Spitze und sie hatten nicht bloß die Aufsicht über die Bücher, sondern auch die Befragung derselben. Jedoch durften sie nur auf Befehl des Senats und im Beiseyn obrigkeitlicher Personen in denselben nachschlagen und nie ein Orakel eigenmächtig dem Volke mittheilen. Man nahm nur in Zeiten der Gefahr und Noth, und wenn ganz ungewöhnliche Zeichen Besorgniß erregten, zu ihnen die Zuflucht. In welcher Art aber das Nachsuchen Statt fand, wissen wir nicht. Es ist zu vermuthen, daß es kein Durchlesen und prüfendes Suchen nach Orakeln gewesen sey, die gerade für den jedesmaligen Fall die passendsten scheinen möchten, sondern daß man dabei den Zufall habe walten lassen, indem man nach einiger ceremoniöser Vorbereitung die Rolle aufschlug, wie es gerade kam, und das zunächst Entgegenkommende als ein Loos oder Omen behandelte, das entweder anzunehmen, oder als ungeeignet abzulehnen erlaubt war. Die letzte Sammlung der sibyllinischen Sprüche zu Rom war natürlich der römischen Mythologie angepaßt worden; daher können die jetzigen Sibyllensprüche (Pseudosibyllina), worin nur von einem Gotte die Rede ist, nicht ächt seyn. Dies erkennt man auch aus andern Eigenthümlichkeiten: neuplatonische Anschauungen, phantastische Ideen, jüd. Anschauungen, messianische Prophezeihungen finden sich in Menge in ihnen vor. Besonders viel Anhang fanden diese falschen Sibyllensprüche in den ersten christlichen Jahrhunderten; später verloren sie an Bedeutsamkeit, kamen aber erst im 4. Jahrhundert in Mißkredit; durch Stilicho wurden sie verbrannt. Als „Pseudosibyllina" sind sie herausgegeben von Serv. Galläus. Außerdem sind sie noch erschienen in 8 Büchern, zusammengestellt von X. Betulejus, Basel 1545, 4. (2. Ausg. 1546), in der 3. Ausg. latein. von Castellio, das. 1555; noch herausgegeben von J. Opsopöus, Paris 1598 — 1607 in 3 Ausgaben, das 14. Buch von Angelo Mai, Mailand 1817. Die bei Lactantius vorkommenden Fragmente sammelte K. L. Struve, Königsb. 1817. Ferner stehen sie abgedruckt in den „Mon. sanctorum patrum orthodoxogr.", Basel 1555, 1569, und im 1. Thle. von Gallande's „Bibl. patrum", Venedig 1788. Aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzte sie J. Ch. Nehring, Essen 1702. — Literatur: J. v. Mark, De Sibyllis et sibyllinis carminibus, Franecker 1680, 4.; — Serv. Galläus, De Sibyllis earumque oraculis, Amsterdam 1688, 4.; — B. Thorlacius, Libri Sibyllistarum veteris ecclesiae crisi subjecti, Kopenh. 1815; — Böttiger, Mythol. Vorlesungen, S. 29 ff.; — Klausen, Aeneas und die Penaten, S. 203—312; — Hartung, Röm. Relig. I, S. 133; — Heidebreede, De Sibyllis dissert., Berlin 1835.

Sibyllenhöhle, ital. Höhle, Königreich Neapel, bei Castell Baja, soll der Aufenthalt der kumäischen Sibylle gewesen seyn.

Sibyllenort, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; herzogl. Schloß mit Gemäldesammlung, Theater, Garten; 300 Ew.

Sibyllenstein, s. Costra.

Sibyllenwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Gentianae minoris, s. Gentiana cruciata *L.*

Sibyllinische Bücher, s. Sibyllen.

Sibyllistae, 1) (röm. Ant.), die aus den sibyllinischen Büchern Weissagenden; — 2) überhaupt Seher, Wahrsager; — 3) zu Anfang des 2. Jahrhunderts die Christen, weil sie ihre Ahnungen von der Zukunft so bestimmt aussprachen, als wenn sie aus dem Munde von Sibyllen kämen.

Sibynes (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Coleoptera tetramera Rhynchophora *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der

Rüsselkäfer nach Oken, unter Rhynchaenus *Fabr.* Arten unbedeutend.

Sibyrtius (a. Gesch.), Statthalter von Gedrosien, nach dem Tode des Menon von Alexander dem Großen eingesetzt.

Sibyrtus (a. Geogr.), Stadt auf Kreta.

Sica (röm. Antiq.), kurzer, etwas krummgebogener, sehr scharfer und spitziger Dolch, dessen sich Meuchelmörder oder Banditen zu bedienen pflegten, die davon Sicarii hießen und gegen welche die Lex Cornelia gegeben wurde. Wer des Meuchelmords wegen oder wegen des Tragens einer S. angeklagt war, wurde mit der Aquae et ignis interdictio bestraft.

Sicacola, Stadt, s. v. a. Cicacole.

Sicacollum, brit.-ostind. Stadt, Prsdsch. Madras, nordwestlich von Masulipatram; Baumwollweberei.

Sical (Säugeth.), s. v. a. Goldwolf, Canis aureus *L.*

Sicambri (Sigambri, Sygambri, Sugambri, a. Geogr.), Volk in Deutschland, welches am Rhein von Emmerich bis südwärts an die Sieg, nordwärts bis an die Lippe und gegen Osten an der Lippe bis zu den Grenzen der Brukterer wohnte. Seine Sitze umfaßten also einen Theil des heutigen Herzogthums Kleve, das Herzogthum Bergen, die Grafschaft Recklinghausen, die Abtei Essen und ein nordwestliches Stück der Grafschaft Mark. Die S. waren eine ansehnliche Völkerschaft, welche schon zu Cäsars Zeit und nachher öfters Einfälle in Gallien machte. Sie waren den mächtigen Sueven oder Chatten gewachsen und bekriegten sie selbst in ihrem eigenen Lande. Aber die wiederholten Angriffe der Römer unter Drusus nöthigten sie endlich zur Ruhe und Nachgiebigkeit. Sie mußten es leiden, daß Festungen in ihrem Lande angelegt wurden, daß Kriegsheere Winterquartiere bei ihnen hielten, und daß sie endlich auf gallischen Boden versetzt wurden, als Tiber Unruhen von ihnen befürchtete. An den Westufern des Rheins wurden sie nachher unter dem Namen der Gugerner bekannt, und ihre vorigen Wohnsitze nahmen bis zur Niederlage des Varus die Römer ein. Alle wurden indessen nicht versetzt, viele blieben theils in den Schlupfwinkeln ihres rauhen Landes, theils retteten sie sich zu andern Völkern. Beim Triumph des Germanicus werden daher Sigambrer mit ihrem Fürsten mit aufgeführt. Sonst kommt aber ihr Name im ersten Jahrhundert nicht wieder zum Vorschein, weil sie unter dem Namen der Brukterer versteckt bleiben, aber Ptolemäus nennt sie wieder und weist ihnen den Winkel zwischen der Lippe und dem Rhein an. Als die Römer nämlich auf Claudius' Befehl sich ganz an das Westufer des Rheins zurückzogen, so scheinen die S. mit den Brukterern nach und nach wieder in die verlassenen Plätze vorgerückt zu seyn. Endlich kommen sie auch bei dem großen Bunde der Franken vor.

Sicambria (Sicambrium), s. v. a. Ofen.

Sicana (a. Geogr.), Stadt und Fluß in Spanien.

Sicani (a. Geogr.), altes iberisches Volk, welches einst von den Ligyern aus seinen ursprünglichen Sitzen vertrieben wurde, nach Sicilien floh und dieser Insel den ältern Namen Sicania gab. Sie wohnten aber wahrscheinlich nicht in Spanien, sondern an der Südküste Galliens, denn aus Scylax und andern alten Schriftstellern wissen wir, daß Iberer, mit Ligyern vermischt, die ganze Seeküste bis an die Rhone besetzt hatten.

Sicania, s. Sicilien.

Sicanus (röm. Myth.), Sohn des Neptun, von dem die Insel Sicilien den Namen Sicania erhalten haben soll. Für seine Gemahlin wird Ceres, und Proserpina für seine Tochter ausgegeben.

Sicapo-Luyaree (Säugeth.), in Guyana, s. v. a. Schaf-Faulthier, Ai, Bradypus tridactylus *L.*

Sicarboa, ostind. Ort, Sumatra, im Reiche Passamman, auf der Westküste, mit einem Fort der Holländer.

Sicard (Biogr.), 1) s. v. a. Sichard; — 2) Roch Ambroise Lucurron, Abbé, Taubstummenlehrer und Nachfolger des Abbé de l'Epée, wurde am 28. Sept. 1742 zu Fousseret bei Toulouse geboren. Nachdem er in letzterer Stadt ausstudirt hatte, trat er in den geistlichen Stand, wurde zu Bordeaux Kanonikus und kurz nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Eine Taubstummenanstalt, welche er hier errichtete, hatte einen guten Fortgang, zumal, da er sich in dem Taubstummen Jean Massieu (geb. 1772) einen tüchtigen Mitlehrer heranbildete. Bei dem Tode des Abbé de l'Epée 1789 weilte S. gerade in Paris; er wurde an des Verblichenen Stelle gewählt und kam auf diese Weise an die von der Regierung geförderte Taubstummenanstalt zu Paris, welche unter seiner Leitung sichtlich besser und besuchter wurde. Von dem Sturm der Revolution wurde auch er unsanft berührt, da er nicht mit der neuen Einrichtung der Dinge im Einklange stand, aber, obwohl am 10. Aug. 1792 in die Abtei gebracht, entging er doch an dem schrecklichen 2. September dem Tode. Nachdem er die Freiheit erlangt hatte, wirkte er wieder an seiner Taubstummenanstalt. Nach Verlauf von ein Paar Jahren kam er durch die Revolution in eine zweite ähnliche Gefahr, entging aber auch dieser. Als Herausgeber der „Annales catholiques" ward er nach dem 18. Fructidor zur Deportation verurtheilt und sicherte sich durch die Flucht vor Vollstreckung dieses Urtheils. Erst nach dem 18. Brumaire konnte er an die Anstalt, die unterdessen fremden Händen anvertraut war, zurückkehren. Seit dieser Zeit hob sie sich dermaßen, daß sie von vielen fremden Reisenden in Augenschein genommen wurde. Bei der Gründung des Instituts wurde S. Mitglied desselben und ward 1816 auch Mitglied der Akademie. † am 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist besonders nennenswerth: Elémens de grammaire générale appliqués à la langue française, Par. 1799, 2 Bde.; 3. Aufl. unter dem Titel: Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets, das. 1808; neue Aufl., 1828. — 3) Pauline, berühmte Sängerin und Lehrerin ihres Berufes, wurde 1810 zu Pesth geboren

und zu Mailand durch Bandaroli gebildet, trat in ihrem 15. Jahre zum ersten Male auf dem Theater San Carlo zu Neapel in der Rolle der Amenaide in Rossini's „Tancred" auf und erregte, obwohl sie unmittelbar der damals in ihrem größten Glanze stehenden Fodor folgte, einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Bald erhielt sie von fast allen Theaterunternehmern die glänzendsten Anträge, sang mit dem größten Beifall in Mailand in der Scala, reiste dann nach Lissabon, wo sie 3 Jahre verweilte und stets die größte Begeisterung erregte. Leider verlor sie durch übermäßige Anstrengung in Lissabon ihre Stimme. Dieselbe wurde so erschüttert und so geschwächt, daß sie die glänzendsten Anerbietungen von London, Paris, Neapel, Mailand und anderen großen Städten ausschlagen mußte. Alle Bemühungen der ausgezeichnetsten Aerzte und Gesanglehrer, ihrer Stimme wieder zu ihrem früheren Glanze zu verhelfen, blieben fruchtlos; daher ging sie nun nach Deutschland, wo sie sich der Schauspielkunst zu widmen beschloß. Aber obschon sie darin zu Wien, Dresden und Berlin einige gelungene Anfänge machte, fand sie doch nirgends ein Engagement und sah sich nun genöthigt, die mühsame Bahn des Unterrichts zu betreten. Sie ließ sich in Berlin als Gesanglehrerin nieder und ward in Folge ihrer ausgezeichneten Leistungen auch Gesanglehrerin der königl. Prinzessinnen.

Sicardi, Luca, französischer Zeichner und Maler, geb. zu Avignon um 1746, bildete sich in Paris und erwarb sich großen Ruf besonders durch seine humoristischen Genrebilder; doch malte er auch Bildnisse und andere Darstellungen in Oel und Email. Einen Theil seiner Werke machen die Scenen aus der komischen Oper aus, so wie denn überhaupt die Bühne auf die Kunstweise S.'s Einfluß übte. Unter den früheren gerühmten Bildern (1804) nennen wir eine Scene, wie Pierrot mit dem Ragout sich den Mund verbrennt, während sein Bube weislich den Bissen bläst, und die Frau über den Alten lacht. Dieses zart vollendete Bildchen hat Mecou geistreich in Punktirmanier gestochen. Ein anderes Gemälde stellt dieses pfiffige Söhnchen vor, wie es zum Entzücken der Mutter dem Vater Leckereien aus der Tasche stiehlt. Ein weiteres Bild bringt Kinder zur Schau, die, mit Eselsohren und angehefteten Zetteln bestraft, dennoch Töpfe mit Eingemachtem benaschen. S. † um 1825.

Sicarius (röm. Ant.), s. Sica.

Sicasica (Cicacica), Provinz und Stadt, s. Paz, la, 2).

Sicayap, ostind. Vorgebirg, an der Nordwestküste der Insel Mindanao, 8° 32′ n. Br. und 140° 50′ östl. L.

Sicca (a. Geogr.), mit dem Beinamen Venerea, Stadt im eigentlichen Numidien, am Flusse Rubricato. Den Beinamen hatte die Stadt von dem in ihr befindlichen Tempel der Venus, wo nach phönicischer Sitte Mädchen Einheimischen und Fremden sich Preis gaben. Später Sitz eines Bischofs.

Sicca (röm. Gesch.), Freund Cicero's, um dessen Rückkehr aus dem Exil er sich sehr bemühte.

Sicca (Handelsw.), Name eines britisch-ostindischen Gewichtes in Bengalen, welches der Schwere der alten Siccarupie gleichkam, die 179⅔ engl. Troygrän betrug. Fünf solcher S.s machen bei dem Handelsgewicht 1 Chittack, 80 : 1 Seer und 3200 einen Maund (s. d.). Beim Gold- und Silbergewicht zerfällt die S. in 10 Massas à 8 Rutties à 4 Dhans (Körner) à 4 Punkos; 1¼ S s = 1 Tola.

Siccantia (sc. remedia, Med.), austrocknende Arzneimittel.

Siccardi, Graf, sardinischer Minister, ward bald nach der italienischen Revolution als Vertrauensmann an die Spitze der Regierung berufen und bekleidete diesen schwierigen Posten mit solcher Ehrenhaftigkeit, daß ihm das Volk im J. 1851, als überall die Nothstützen der Fürsten nicht nur den Undank ihrer Dienstherren geerntet hatten, sondern auch bei den Völkern in gerechte Vergessenheit gerathen waren, ein Denkmal zu setzen beschloß, was er jedoch bescheiden ablehnte. Obwohl zwei mächtige Parteien, der in seinen exklusiven Rechten sich verletzt fühlende Adel und die vom Haus aus jedem Fortschritt abholde Klerisei, ihm gegenüber standen, zu denen sich noch der hemmende Einfluß auswärtiger Mächte gesellte, so gelang es S. doch, eine Menge Reformen im entschieden demokratischen Sinne einzuführen, und sein Werk ist es, daß von allen 1848 revolutionirten Ländern nur Sardinien bis jetzt seine Errungenschaften bewahrt hat. Doch sah sich S. vor Kurzem (im Sommer 1851) veranlaßt, aus dem Ministerium zu treten.

Sicca-Rupie, Gewicht in Kalkutta, vgl. Rupie.

Siccathorium (a. Geogr.), Stadt im Innern von Libyen an den Quellen des Bagrada.

Siccatus, römischer Künstler, Verfertiger eines Denkmals, welches von Cl. Paternus dem Legaten und Prokonsul Klemens und seiner Gattin Torquata gesetzt wurde. Man fand es in Epfach, von wo es in das Antiquarium nach Augsburg gebracht wurde.

Siccitas (bot. Term.), die Trockenheit, der trockene Zustand, wenn alle Feuchtigkeit aus einer Pflanze oder einem Pflanzentheile entwichen ist, wodurch sich gewöhnlich die Konsistenz, Farbe, oft auch die Richtung und selbst die Gestalt ändert, ein Zustand, der besonders in den Beschreibungen der Moose, Lebermoose, Flechten und Algen öfters berücksichtigt wird.

Siccius (röm. Gesch.), s. Sicinius.

Siccus (bot. Term.), trocken, einerlei mit Exsuccus, saftlos, und Gegensatz von Succosus und Succulentus, saftig.

Sicdelis (a. Geogr.), Insel zwischen Gallien und Britannien.

Sicelides (Myth.), bei Virgil die Musen als Vorsteherinnen der Idyllen, die auf Sicilien besonders gepflegt und ausgebildet worden waren.

Sicelium (Bot.), nach Brown, Untergattung von Coccocypselum *P. Br.*

Sicera (lat.), 1) Alles, was trunken macht, mit Ausnahme des Weins. Solche berauschende

Getränke bereitete man aus Getreide, Baumfrüchten ꝛc. — 2) Getränk aus Palmenfrüchten.

Sic eunt fata hominum (lat.), so gehen die Schicksale der Menschen, d. h. so geht es in der Welt.

Sichäus (Sicharbas, Acerbas, griech. Mythol.), der Gemahl der Dido, und ihr und des Pygmalion Mutter-Bruder, Priester des Hercules und dadurch der Nächste nach dem Könige. Pygmalion ließ ihn heimlich umbringen, um sich seiner großen Schätze zu bemächtigen. Der Mord geschah nach Einigen auf der Jagd, als Beide einem Eber nachsetzten. Pygmalion durchbohrte ihn von hinten mit dem Wurfspieße und stürzte den Leichnam von einem Felsen herab, um sagen zu können, S. wäre selbst aus Unvorsichtigkeit in den Abgrund gestürzt.

Sichamond, s. v. a. Simon Dach.

Sichamp, franz. Dorf, Depart. Nièvre, Bez. Côue, rechts an einem Arm der Nièvre; beträchtlicher Eisenhammer; 230 Einw.

Si-Chan (Thsoui-Phing-Chan), chines. Berg, Prov. Schan-Si, mit ewigem Schnee bedeckt, 39° 24′ nördl. Br. und 129° 55′ östl. L.

Si-Chang, hinterind. Hafenstadt, Siam, östlich am Meerbusen von Siam.

Sichar, s. v. a. Sichem.

Sichard, Sohn Sico's, 832 (833)—840 Fürst von Benevent.

Sicharterviertel, österr.-steiermark. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Vorau; 210 Einw.

Sichau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 180 Einw.

Sichdichfür, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sagan; Theerofen; 170 Einw.

Siche (Siedje), kleine Wassergräben, die das Binnenwasser zu den Hauptabzugskanälen führen.

Sichel, 1) bekanntes Werkzeug bei der Landwirthschaft und dem Feldbau, das zum Schneiden des Getreides und Grases dient, besteht aus einer nach vorn zu schmäler werdenden Klinge in Gestalt eines Bogens, und ist mit einem hölzernen kurzen Handgriffe versehen. Die Grassicheln sind kurz, aber sehr gebogen, dagegen die Getreidesicheln länger u. weniger gebogen; auch hat man gezähnte und ungezähnte; erstere haben auf der einen Seite dichte Feilenhiebe, so daß sie auf der anderen geschliffen eine gezähnte Schneide bekommen; letztere werden durch Dengeln geschärft. Die Grundsichel ist in einem stumpfen Winkel an einer langen Stange befestigt und dient zum Abhauen des Schilfes in Teichen ꝛc. Steiermark liefert die meisten Sichelklingen; die schlechteste Sorte führt das Zeichen 0; das s. g. Einstrich- und Zweistrichzeichen sind feiner und besser. Die das feine Mittel- und Zweistrichzeichen haben, kosten dreimal so viel, als jene. Die Waare wird nach 100 gehandelt. Die Sensenfabriken in Steiermark, im Bergischen liefern auch recht gute S.n. Die S. (griech. Harpe) galt in früherer Zeit als Waffe und bestand aus einem krummen und zweischneidigen Eisen an einer Stange. Man bediente sich dieser S.n (falces), welche der gelehrte Lipsius Mauersicheln nennt, welche aber auch unter dem Namen des „niederreißenden Raben des Diades" bekannt sind, um sie gegen die Mauerzinnen zu stoßen, dieselben zu zerstören, oder die durch die Mauerbrecher erschütterten Steine aus der Mauer zu reißen und die Bresche zu vergrößern. Diese S.n, welche an großen Balken befestigt waren und deren Livius (XXXVIII, 5) erwähnt, müssen sehr stark gewesen seyn und, wie die Mauerbrecher, auf haltbaren Unterlagen geruht haben. Ferner bediente man sich solcher an langen Stangen befestigten S.n, um die Taue, womit die Raben an dem Maste, oder jene, womit das Steuer an dem Schiffe befestigt waren, abzuschneiden. Man schnitt mit solchen S.n nicht selten auch die Ankertaue ab. Mit einer S. gewaffnet erscheint Saturnus und schneidet dem Uranus die Hoden ab; auch Perseus führt bei seinem Abenteuer mit der Gorgone Medusa eine S. Am bekanntesten sind jedoch die S.n in Verbindung mit einem Wagen, s. Sichelwagen. In Griechenland war die S. mehr Symbol des Landbaus, daher Attribut der Demeter und der röm. Ceres. — 2) Das breite, an einer Eisenstange befestigte, kratzenähnliche Häkchen, womit man, wenn viel Silber getrieben wird, den Abstrich vom eingeschmolzenen Werkblei abzieht; — 3) ein Gegenstand von bogenförmiger Gestalt; — 4) der Mond, wenige Tage vor und nach dem Neumond.

Sichel (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Hoch-Srpska, Wisoko Srpska), Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 440 Einw.; — 2) (Nieder-Srpska), das., Herrsch. Politz; 470 Einw.

Sichel (Biogr.), Julius, Mediciner, seit 1825 Assistenzarzt in der ophthalmolog. Klinik zu Wien, dann Assistenzrath am Juliushospital in Würzburg, ging 1829 nach Paris, wo er 1832 Professor der ophthalmolog. Klinik wurde. Schrieb: Propositions gén. sur l'ophthalmie, Paris 1833, deutsch von Philipp, Berlin 1834; — Traité de l'ophthalmie la cataracte et l'amaurose, Paris 1837, deutsch von Groß, Stuttg. 1840; — Mémoire sur le glaucome, Brüssel 1842; — Supplement zu Wallers: Traité des maladies des yeux, Paris 1832—37, 3 Bde.

Sichelbach, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Neu-Bistritz; 3?0 Einw.

Sichelbart (Sickelbart), Pater Ignatius, Jesuit aus Böhmen, hatte auch als Maler Ruf. Er schloß sich mit J. D. Attiret einer Mission nach China an und lieferte mit diesem und andern Malern Schlachtbilder für den Kaiser Kien-Long, die in Kupfer gestochen wurden. Nach dem 1768 erfolgten Tod Attirets stand er der Mission vor; † um 1780.

Sichelbaum (Bot.), s. v. a. Sade-Wachholder, *Juniperus Sabina L.*

Sichelbein (Med.), s. Säbelbein.

Sichelbein (Biogr.), Johann oder Johann Friedrich, Maler, um 1625 in Memmingen geboren, malte Porträte und verschiedene Bilder für Kirchen und Klöster. J. Schönfeld und Heiß waren seine Schüler. † um 1690. Sein gleichnamiger Sohn, geb. zu Mem-

mingen 1648, hielt sich einige Jahre in Italien auf und malte Altarbilder, deren sich in den Kirchen zu Memmingen, Ottobeuern, Ochsenhausen, Burheim u. s. w. finden, auch viele Staffeleibilder, wovon die meisten nach Rußland kamen. Er † 1710.

Sichelborsten (bot. Term.), s. v. a. Setae uncinatae.

Sichelburg, österr. Dorf und Kastell, in Militär-Kroatien, Regiment Sztuni, nordwestlich von Karlstadt.

Sichel des großen Gehirns (Anat.), s. Anatomie, S. 800.

Sichel des kleinen Gehirns (Anat.), s. Anatomie, S. 800.

Sicheldolde (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Falcaria *Host.*

Sicheldorf, österr.-steiermark. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Neuweinsberg; 140 Einw.

Sichelfliege (Entom.), s. v. a. Kameelfliege, Rhaphidia *L.*

Sichelflügel (Entom.), s. v. a. Weiß-Birkenmotte (s. d.), Geometra falcataria *L.*

Sichelförmig, 1) eine schmale, halbrunde, sichelähnliche Form habend, wie der Mond; — 2) (bot. Term.), auch sichelig, s. v. a. Falcatus.

Sichelförmige Blutbehälter, s. Anatomie, S. 800.

Sichelförmige Fortsätze der harten Hirnhaut, s. Anatomie, S. 800.

Sichelförmige Knorpel des Kniegelenks, s. Kniegelenk.

Sichelfrehme (Bot.), bei Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Amorpha *L.*

Sichelhasenohr (Bot.), s. v. a. Bupleurum falcatum *L.*

Sichelklee (Bot.), s. v. a. Sichelschneckenklee, Medicago falcata *L.*

Sichelkleeschwärmer (Entom.), s. v. a. Rothringel, Zygaena Ephialtes *Ochsenh.*

Sichelkraut (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Falcaria *Host.*; — 2) s. v. a. Stratiotes Aloides *L.*; — 3) s. v. a. färbende Scharte, Serratula tinctoria *L.*; — 4) s. v. a. gemeine Schafgarbe, Achillea Millefolium *L.*

Sichelmerk (Bot.), bei Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Falcaria *Host.*

Sichelmutz, das einer verkürzten Sichel ähnliche Handinstrument, womit man die Hackfrüchte bearbeitet. Oft ist das Instrument von einer Sichel gemacht, indem man von dieser ungefähr die Hälfte abbricht und eine etwas stumpfe Spitze anschleift. An den hölzernen Stiel wird noch ein Riemen angezweckt, der beim Gebrauch über die Hand geht. Im vorderen Theil ist der S. etwas aufgebogen. Mit dem Instrument ist es möglich, einen langen Zug in die Erde zu machen, diese tief oder seicht aufzulockern und das Samenkraut sammt der Wurzel auszuheben. Sollen tiefwurzelnde Pflanzen ausgehoben werden, so gibt man dem S. eine Richtung erdeinwärts und hebt auf diese Weise die Pflanze mit einem Zug aus dem Boden.

Sichelnstein, hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Münden; 27 H.

Sichelreuth (Siegelreuth), sachs.-meining. Dorf, V.-Amt Sonneberg; 180 Einw.

Sichelsalat (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Rhagadiolus *Gaertn.*

Sichelschmied, s. v. a. Sensenschmied.

Sichelschlupfwespe (Entom.), s. v. a. Foenus jaculator *Fabr.*

Sichelschnabel (Ornith.), s. v. a. grüner Ibis, Ibis Falcinellus *Cuv.*

Sichelschneckenklee (Bot.), s. v. a. Medicago falcata *L.*

Sichelschnepfe (Ornith.), s. v. a. Scolopax (Numenius) arcuata *L.*, s. Brachvogel.

Sichelschnitt (Herald.), Schildestheilung in Form einer Sichel.

Sichelsdorf (Zychlineck), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Landskron; 910 Einw.

Sichelspinner (Entom.), Lichtmottengattung, s. v. a. Platypteryx *Lasp.*

Sichelwagen (*ἅρμα δρεπανηφόρον*, Currus falcatus, Quadriga falcata), nach Diodor (XVII, 53), und zwar nach der Einrichtung, welche ihm Cyrus gegeben hatte, ein zweiräderiger (erst viel später vierräderiger), in der Regel nur mit zwei, später mit vier Pferden bespannter Wagen mit niedrigen Rädern und weiter Spur, an dessen Axen nicht nur innerhalb der Räder Schwerter, und an dessen Axschenkeln zwei gerade auslaufende, die feindliche Schlachtordnung folglich gleichsam niedermähende sichelförmige Werkzeuge (*δρέπανα*) angebracht waren. Zwischen den Pferden ragten an den Jochen befestigte, drei Spithamen (2′ 3″) lange, gerade gegen den Feind gerichtete Spieße (*ξύστα*) hervor, und der Wagen wurde von einem gepanzerten Wagenführer gelenkt, welcher auf einem Sitze saß, ohne daß (seit Cyrus) Bewaffnete auf dem Wagen waren. Die Wirkung dieser Wagen bestand darin, daß sie durch ihren gewaltigen Einbruch in die feindlichen Schlachtordnungen diese trennten, in Unordnung brachten und dem Feinde viele Leute tödteten oder kampfunfähig machten. Curtius (IV, 9) beschreibt die S. auf eine von Diodor sehr verschiedene Art, und Livius (XXXVII, 41) folgt in der Beschreibung der S. des Antiochus in der Schlacht bei Magnesia (562 J. d. St.) ebenfalls andern Daten, welche mit den Angaben von Diodor und Xenophon gleichfalls nicht übereinstimmen, ein Beweis, daß die Zeit an diesen Mordwerkzeugen viele Veränderungen hervorbrachte. Eine andere Art von S., welche viel später in dem Kriege gegen die Parther aufkam und Currus drepanus oder Curro drepanus genannt wurde, unterscheidet sich von den ältern dadurch, daß ein solcher Wagen keinen Wagenführer auf dem Sitze hatte, indem dieser auf einem Pferde ritt, oder daß der Wagen, indem er von zwei gepanzerten Pferden, auf welch jedem ein gepanzerter Reiter saß, in den Kampf geführt wurde, ferner, daß jener Theil, bei welchem an den alten S. die sichelförmigen Werkzeuge angebracht waren, an diesen mit in die Höhe stehenden Schneid-

werkzeugen besetzt war. An den Urschenkeln dieser Wagen waren bewegliche Sicheln angebracht, an deren Seiten oder Rücken Handhaben sich befanden, woran man Riemen oder Leinen in der Art befestigte, daß diese Sicheln nach der Willkür der Reiter in diese oder jene Richtung gebracht werden konnten. Die Zeit, wann diese S., deren man sich im Kriege erst dann als einer Waffe bediente, als man die Streitwagen im altheroischen Zeitalter aufgegeben hatte, wirklich aufgekommen, und von wem sie erfunden wurden, darüber gibt die Geschichte keine sichere Kunde. Xenophon nennt den ältern Cyrus als den Erfinder; allein dieser erscheint nur als ihr Verbesserer. Andere schreiben ihre Erfindung den Macedoniern zu, und Plinius (Hist. Nat. X, 56) nennt den Erichthanius den Erfinder dieser Wagen. Gewiß ist, daß die Morgenländer, wie die Syrer, Meder, Perser und Parther, sich derselben viele Jahrhunderte hindurch in ihren Kriegen bedienten. Ob die Hebräer sie führten, ist nicht gewiß, und scheint dies aus Nahum (2, 4) zu erhellen, so schweigen dagegen andere Stellen ganz davon. Die Griechen und Römer bedienten sich der S. beinahe gar nicht. Diejenigen Völker aber, bei welchen sie im Gebrauche waren, betrachteten sie als die vorzüglichste Stärke der Heere, als das entscheidendste Mittel zum Siege (Arrian III, 11; Curtius IV, 9) und stellten dieselben in eine Art von Phalanx auf, welcher, aus gegliederten Unterabtheilungen bestehend, den Namen Wagenphalanx erhielt. Die S. konnten aber nur auf einem ebenen Terrain, welches weder stark bedeckt, noch durchschnitten war, mit einigem Vortheil gebraucht werden; ein örtliches Hinderniß oder die Verwundung eines Pferdes machten sie unbrauchbar; daher war deren Nutzen sehr beschränkt, ja sie waren oft einem Heere mehr schädlich, als nützlich, und als die Furcht, welche sie früher verbreiteten, der besseren Einsicht gewichen war, als die Kriegskunst an Vollkommenheit zugenommen hatte, da wurden sie endlich als eine unwirksame Last allenthalben abgeschafft. Die taktischen Mittel, deren man sich gegen die S. bediente, waren folgende. Man suchte die heranbrausenden Pferde durch großes Getöse scheu zu machen (Xenophon, Anab. I, 8, 18). Die Macedonier, denen S. gegenüber standen, traten in eine gedrängte Stellung (συνασπισμός) und hielten ihre Spieße gegen die Pferde (Diodor XVII, 58; Xenophon Anab. I, 8, 20); sie nahmen (nach Arrian III, 13) die S. in die Mitte der Schlacht auf, umringten sie, griffen sie von allen Seiten an, tödteten die Pferde und stürzten die Wagenführer herunter. Man setzte vor die Schlachtordnung Pallisaden ꝛc. und ließ die Wagen von Leichtbewaffneten angreifen (Frontin II, 3). Man öffnete die Schlachtordnung durch Rechts- oder Linkshalten und ließ die Wagen durch die Oeffnungen durchprellen (Diodor XVII, 57; Curtius IV, 13; Arrian III, 13; Appian XII, 42; Livius XXX, 33), oder ließ sie von Fußvolk in aufgelöster Ordnung angreifen (Appian X, 33; Livius XXXVII, 41, 42). Auch bediente man sich gegen sie, wie gegen Elephanten und Kameele, der Wolfsgruben und der Fußangeln, welche man in dem Boden anbrachte oder auf den Boden warf, um die Thiere, wenn sie in dieselben geriethen, kampfunfähig zu machen.

Sichelzins, eine provinzielle Abgabe für die Grasnutzung der Unterthanen in den herrschaftlichen Waldungen.

Sichem (bibl. Geogr.), sehr alte Stadt in Samaria auf dem Gebirge Ephraim in einem engen Thale zwischen den Bergen Ebal und Garizim, somit im Umfange des Stammes Ephraim g legen. Schon in der Geschichte Jakobs kommt S. vor, und Joseph wurde daselbst begraben. Durch Josua wurde sie zur Frei- und Levitenstadt bestimmt und diente bei dessen Lebzeiten als Vereinigungspunkt der Stämme. In der Richterperiode war sie eine Zeitlang Hauptort des von Abimelech errichteten Königreichs, wurde aber, nachdem sie abgefallen, von demselben erobert und zerstört. Sie muß jedoch bald wieder aufgebaut worden seyn, denn Rehabeam, Salomo's Nachfolger, hielt daselbst den bekannten entscheidenden Landtag. Die Stadt kam nun an das Reich Israel u. war eine Zeitlang Residenz Jerobeams. Sie stand noch während des Exils und war im nachexilischen Zeitalter Hauptsitz des samaritanischen Religionskultus. Johannes Hircanus eroberte sie und zerstörte den Tempel auf dem benachbarten Berge Garizim. Nach dem Zeitalter Jesu wird an der Stelle von S. ein Neapolis erwähnt, auf Münzen auch Flavia Neapolis, wahrscheinlich so nach Fl. Vespasian, der S. wieder herstellte, genannt. Indeß scheint Neapolis nicht ganz an derselben Stelle erbaut worden zu seyn, wo das alte S. gestanden hatte. Josephus führt als einheimische Namen dieses Neapolis an: Mabortha oder Mabartha.

Sichem (n. Geogr.), 1) belg. Stadt, Prov. Süd-Brabant, Bez. Löwen, links an der Demer; Brauereien, Wachholderbeerdestillation; 1580 Einw.; — 2) s. v. a. Nabolus.

Sichem (bibl. Gesch.), Hemors Sohn, Fürst von Sichem, entführte die Dina, Jakobs Tochter, die einem Fest in Sichem beiwohnte, und entehrte sie, heirathete sie darauf zwar, erhielt sie jedoch nur mit der Bedingung, daß sich die Einwohner seiner Stadt beschneiden ließen. Dies geschah, aber am 3. Tage nach der Beschneidung, als sie die heftigsten Schmerzen hatten, drangen die Söhne Jakobs in die Stadt und erschlugen alle Männer.

Sichem (Biogr.), 1) Christoph van, Formschneider, der ältere Künstler dieses Namens, lebte zu Basel und blühte seit 1550 bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts, vielleicht noch darüber hinaus. Die Blätter in folgenden Werken gehören ihm ganz oder theilweise an: Flavii Josephi, des hochberühmten Geschichtsschreibers Historien und Bücher von alten jüdischen Geschichten ꝛc., verteutscht und zugerichtet und mit schönen Figuren, deßgleichen vorhin im Truck nie ausgegangen, geziert, Straßburg 1581, Fol.; — Egesippi, des hochberühmten christlichen Geschichtschreibers, fünff Bücher: Vom jüdischen Krieg ꝛc., das., spätere Ausg. von 1597, Fol.; — Titus Livius und L. Florus,

von Ankunft und Ursprung des Römischen Reichs ꝛc., Straßburg 1574, 1596, Fol.; — Die dreizehn Ort der löblichen Eydgenossenschaft des alten Bundes hoher teutscher Nation mit gar lustigen und schönen Figuren ꝛc., Basel 1573, Fol.; — Gründliche Beschreibung der freyen ritterlichen und Adeligen Kunst des Fechtens ꝛc., Straßb. 1570, Augsburg 1600, Qu.-4. — 2) **Christoph van**, Kupferstecher u. Formschneider, der jüngere dieses Namens, wurde nach der gewöhnlichen Annahme um 1580 zu Delft geboren, hatte in Amsterdam einen Kunstverlag. Er soll ein Schüler des Heinrich Golzius gewesen seyn, wenigstens arbeitete er nach diesem Meister. Die Holzschnitte nach Vorbildern desselben gehören zu seinen Hauptwerken und zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art. S. † nach 1646. — 3) **Karl van**, Kupferstecher, war zu Anfang des 17. Jahrhunderts thätig. Es finden sich von ihm mehre Porträte im Kniestück und in ganzer Figur, in dem Werke: Historia oder eigentliche und wahrhaftige Beschreibung aller fürnehmen Kriegshändel, gedenkwürdigen Geschichten und Thaten, so sich in Niederlandt zugetragen haben, Arnheim 1604, Fol. In Emanuel von Meterens „Niederländischen Historien" kommen sie ebenfalls vor. — 4) **Christoph van**, Kupferstecher und Formschneider, der jüngste Künstler dieses Namens, arbeitete um 1700 in Amsterdam. — 5) **Ludwig van**, s. v. a. Ludwig von Siegen (der Erfinder der Schabkunst).

Sichengrund, luxemb. Dorf, Distr. und Kanton Luxemburg; 300 Einw.

Sicher (Aesth.), von Umrissen und Formen, die nicht ängstlich mager oder trocken sind; daher sichere Hand, die Geschicklichkeit, auf diese Art zu arbeiten.

Sicheres Geleit, s. v. a. Freies Geleit.

Sicherhausen, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Nidda, Ldgr. Schotten; im Vogelsberge an der Nidder; 450 Einw.

Sicherheit (lat. securitas), 1) im Allgemeinen der Zustand, in dem man kein Uebel zu fürchten hat. Da die Uebel theils physisch, theils moralisch sind, so spricht man von einer physischen und moralischen S. und versteht unter der ersteren den Zustand des Menschen, der sich gegen Naturübel, wie Krankheit, Feuersbrunst ꝛc., möglichst geschützt fühlt, unter letzterer dagegen den Zustand theils Desjenigen, welcher in der Tugend so befestigt ist, daß er keine Versuchung zum Bösen fürchten darf und demselben gleichsam nicht zugänglich ist, theils Desjenigen, welcher sich vor der Sünde bloß sicher glaubt und daher in der Regel desto leichter in ihre Schlingen fällt, theils endlich des Lasterhaften, welcher so tief gesunken ist, daß sein Gewissen ihm seine gefahrvolle Lage nicht mehr bewußt macht. Die rechtliche S. ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem er durch den Staat sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Eigenthum, überhaupt sein Recht als Staatsbürger geschützt sieht. Die rechtliche S. ist einer der großen Hauptzwecke des Staats, ja in gewisser Hinsicht sein Hauptzweck selbst. Die Rechtssicherheit in ihrem ganzen Umfange wird stets nur das Eigenthum freier Staaten seyn; in despotischen Staaten, wo das Recht Aller von der Willkür eines Einzelnen abhängt, ist von einer rechtlichen S. nicht die Rede. Wo der Schutz des Staats nicht zureicht, tritt die Erlaubtheit und Nothwendigkeit der Nothwehr (s. d. u. Selbsthülfe) ein. — 3) S. v. a. Unterpfand, Handschrift, Kaution; — 4) die Fertigkeit, etwas auf die rechte Art zu thun.

Sicherheitsbeweis (Logik), 1) s. v. a. Argumentum a tuto; — 2) sophistischer Beweis, dessen sich die römischen Proselytenmacher bedienen, um die Genossen anderer Konfessionen zum Uebertritt zu bereden. Da nämlich die protestantische Kirche nach den Grundsätzen der Toleranz zugibt, daß man auch in der katholischen Kirche selig werden könne, die letztere dagegen dies von der protestantischen Kirche entschieden in Abrede stellt, so gründen jene hierauf die falsche Konsequenz, daß es unter jenen Umständen doch am gerathensten sey, zur katholischen Kirche überzutreten.

Sicherheitsflinte, Flinte, welche mit einem Sicherheitsschloß versehen ist.

Sicherheitsgefängniß, **Sicherheitshaft**, s. Verhaftung.

Sicherheitshahn, der Hahn an einem Sicherheitsschloß, s. Sicherung.

Sicherheitsinsel, afrikan. Insel, Sammhara (s. d.).

Sicherheitskarte, s. v. a. Paß u. Aufenthaltskarte.

Sicherheitslage, s. Anschlag eines Guts.

Sicherheitslampe, Davy's (Safety-Lamp, Lampe de Sûreté), eine 1816 in Folge treff-licher Untersuchungen über die Flamme von Humphry Davy erfundene Vorrichtung, um die in Steinkohlengruben arbeitenden Bergleute vor den Gefahren der Explosionen zu schützen, die aus den daselbst sich entwickelnden brennbaren Gasen (Kohlenwasserstoffgasen, schlagende Wetter genannt) entspringen, sobald sie der Luft in etwas reichlicher Menge beigemengt sind und eine Lampe von gewöhnlicher Einrichtung in ihre Nähe gebracht wird. Diese Explosionen sind nicht selten so heftig und die dabei entstehende Hitze so groß, daß sämmtliche Bergarbeiter das Leben verlieren. Die Hauptgefahr rührt daher, daß sich die Luft im Augenblick der Entzündung plötzlich ausdehnt und dann wieder zusammenzieht. Es entsteht dadurch ein Windstoß, dessen Schnelligkeit fast unberechenbar ist, und die Schlachtopfer, welche er trifft, werden mit Heftigkeit an die Gesteinsulmen und den Boden geworfen, wo sie entweder gleich getödtet, oder schrecklich zerschmettert werden. In den Zeiten, wo die Chemie noch nicht so weit vorgeschritten war, glaubten die Bergleute diese Verheerungen weißlichen Fäden zuschreiben zu müssen, welche sie im Innern der Gruben schweben sahen. Diese Fäden waren der Gegenstand ihrer steten Aufmerksamkeit, sie ergriffen dieselben im Vorübergehen, zerdrückten sie zwischen den Händen und glaubten so der Gefahr auszuweichen. Diese Sicherheit konnte

ihnen nur Gefahr bringen, denn eigentliche Fäden existirten wohl nicht; da aber das Gas in der Kohle selbst sehr zusammengepreßt ist und sich im Augenblicke des Entweichens ausdehnt, so erkaltet es und bewirkt einen Niederschlag von Wasserdämpfen, welche als schwache weißliche Wolke erscheinen. Außerdem konnten die Arbeiter auch durch den Umstand irre geleitet werden, daß die strahlenbrechende Kraft des Gases viel stärker, als die der Luft ist. Deshalb verursacht der Gasstrom eine Lichtabweichung und läßt ihn als weißliche Dämpfe erscheinen. Die Bergarbeiter bemerkten bald, daß die am Ende geschlossenen, keinen Ausgang habenden Grubenräume, welche nur selten befahren wurden, die schlagenden Wetter häufiger enthielten, als diejenigen, in welchen beständig gearbeitet wurde. Um sie daraus wegzuschaffen, wurden Feuer angeschürt. Ein Bergmann in nassen Kleidern, mit einer Larve, in der sich gläserne Augen befanden, und mit einem langen Stabe versehen, an dem sich eine Fackel befand, begab sich kriechend nach diesem Orte, die Stange vor sich herschiebend. An Ort und Stelle angekommen, entzündete er die Wetter. Man hätte diese Entzündung viel leichter durch gelegte Lunten oder durch Galvanismus bewirken können. Unter Anderem hatte man auch, um sich Licht zu verschaffen, ein Stahlrad schnell an einem Feuerstein reiben lassen, oder auch wohl vorgeschlagen, eine große Laterne durch einen langen Schlauch mittelst Pumpen stets mit frischer Luft zu versorgen. Jetzt wendet man sicherere und weniger gefährliche Mittel an. Das hauptsächlichste beruht auf der Anwendung von Zugöfen, die fortwährend einen lebhaften Wetterwechsel in den Grubenbauen hervorrufen, das zweite aber besteht eben in dem Gebrauche der davy'schen Sicherheitslampe. Diejenigen Steinkohlengruben, welche die schlagenden Wetter hauptsächlich führen, schütten in der Regel eine Kohle von guter Qualität, welche fett, nicht sehr kompakt und leicht zerreiblich ist. Das brennbare Gas, welches daraus hervortritt, ist in ihr so komprimirt, daß es jeden Augenblick Kohlenblättchen lossprengt und durch die Sprünge, welche sich daran befinden, herausgeht, wobei es ein leises Zischen oder Pfeifen verursacht. Ist die Steinkohle naß, so sieht man, wie sich die Gasblasen aus ihr hervordrängen. Ist es in solcher Menge in der Kohle enthalten, so kann man es in den Tonnen, welche die Steinkohlen zu Tage bringen, selbst über dem Schachte noch entzünden. Dieser Umstand erklärt nun auch, warum Brüche in den Gruben bei Kohlen, welche so stark mit diesem Gase geschwängert sind, die Gefahr so ungemein vermehren. Die Steinkohlenmasse, welche sich lostrennt, entläßt dann eine solch bedeutende Gasmenge, daß man nicht Vorsicht genug anwenden kann, um die gefährlichen Wirkungen zu verhüten. Man muß dabei vor allen Dingen auf einen guten Wetterzug in der Grube Bedacht nehmen, welcher jeden Raum durchzieht. Da der Kohlenwasserstoff leichter ist, als die atmosphärische Luft, so muß man bei den Einrichtungen der Lüftungen alles vermeiden, wodurch das Gas gezwungen werden würde, unterhalb den Punkt zu treten, wo es sich entwickelt; man muß den Zug so einrichten, daß das Gas wo möglich immer steigt. Bei Wegschaffung der gefährlichen Gasarten durch Wetteröfen muß man die Vorsichtsmaßregeln gebrauchen, die Gase nicht durch das Feuer selbst ausströmen zu lassen, weil man sonst möglicher Weise dadurch auch die Grubengase entzünden könnte. Die Herstellung eines besonders guten Luftzuges in den Steinkohlengruben macht übrigens den Gebrauch der Sicherheitslampen nicht entbehrlich. Die davy'sche Lampe, die dem Zweck bei Weitem besser entspricht, indem sie viel mehr Licht, als jene Mittel, und bedeutend größere Sicherheit gewährt, beruht auf der von ihrem Urheber entdeckten Thatsache, daß Drahtgeflechte bei hinreichender Enge ihrer Maschen die Flamme der in Gruben vorkommenden Gase vollständig absperren. Läßt man z. B. ein Gemenge von Kohlenwasserstoff und atmospärischer Luft aus einem Gefäße mit Hahn gegen ein solches in einigen Abstand gehaltenes Gewebe strömen und zündet das Gemenge dies- oder jenseits desselben an, so pflanzt sich die Flamme nicht von der einen Seite auf die andere fort, sondern bleibt wie abgeschnitten durch das Geflechte, selbst wenn dieses im Fortgange des Versuchs sich bis zum Glühen erhitzen sollte. Geflechte aus Messing- oder Kupferdraht eignen sich am besten hierzu, weniger die aus Eisendraht, weil sie mit der Zeit durchbrennen. Sie müssen wenigstens 20, besser 30 Maschen auf den Zoll, d. h. 400 — 900 Maschen auf den Quadratzoll, enthalten und aus Draht von 0,015 — 0,025 Zoll Dicke angefertigt seyn. Nach der Angabe von G r a h a m soll man solche Drahtnetze noch wirksamer machen, wenn man sie zuvor in Alkalilösung taucht, wodurch zugleich das Rosten derselben verhütet wird. Die K o n s t r u k t i o n der S. ist einfach. Sie besteht bloß aus einer gewöhnlichen Oellampe, deren Flamme mit einem Cylinder aus engem Drahtnetz umgeben ist. Um diesem Cylinder oder Gehäuse die nöthige Haltbarkeit zu geben, ist daran oben eine Metallkappe und unten ein Metallring befestigt, welche außerhalb durch vier senkrechte Metallstäbchen mit einander verbunden sind. Ueberdies hat die Lampe unten seitwärts ein kurzes Rohr, um Oel nachgießen zu können, ohne genöthigt zu seyn, sie zu öffnen, was natürlich, so wie jede etwas beträchtliche Lücke in der Umhüllung der Flamme, in einer stark mit schlagenden Wettern gemengten Grubenluft von der höchsten Gefahr seyn würde. Bei der gewöhnlichsten und zweckmäßigsten Sicherheitslampe unterscheidet man demnach 3 Hauptheile, die wir hier näher beschreiben wollen: a) den O e l b e h ä l t e r, b) die für die Flamme undurchdringliche Umhüllung, das D r a h t n e t z, und c) das G e h ä u s, welches dazu dient, um den Oelbehälter zu befestigen und dieselbe gegen jeden Stoß zu sichern. Der O e l b e h ä l t e r ist cylindrisch, breiter als hoch, damit das Oel, welches er enthält, weniger weit von dem angezündeten Ende des Dochtes entfernt ist und demselben leicht Nahrung geben kann, selbst wenn

er schon fast ganz verzehrt ist. Der obere Boden dieses Behälters ist von einer runden, 18—20 Millimeter im Durchmesser haltenden Oeffnung durchbohrt, welche von der horizontalen Platte des Drahtgitters zugedeckt wird, und darüber befindet sich ein cylindrischer Ring, dessen innere vertikale Fläche einen Schraubengang hat. Gewöhnlich dient eine äußere Röhre dazu, das Oel in den Behälter zu führen; ihre untere Oeffnung nähert sich dann so ziemlich dem Boden, um immer unter der Oberfläche des Oels zu seyn, selbst wenn es nur noch einige Linien hoch steht; ihre äußere Oeffnung kann man mit einer Schraube von Kupfer verschließen. Zuweilen nimmt man statt der geraden Röhre eine im Innern des Behälters heberförmig gebogene, damit immer Oel im Grunde der Röhre bleibt und keine nach außen offene Kommunikation Statt findet, selbst wenn der Stöpsel weggenommen wird und man Oel in die Lampe gießt. Dieses Mittel würde jedoch nicht verhindern, daß eine Explosion im Innern des Gehäuses das Oel aus der Röhre treibt, und man muß daher den Stöpsel, welcher das Oel verschließt, nicht öffnen, wenn man schlagende Wetter vermuthet. Besser ist es, diese äußere Röhre ganz und gar wegzulassen; man gießt alsdann das Oel durch die Oeffnung, welche die horizontale Platte des Dochtträgers bedeckt. Eine Röhre, an beiden Enden offen, wird an den Boden des Oelbehälters angelöthet und erhebt sich bis über die Scheibe des Dochtträgers, durch welche sie hindurchgeht. Sie ist bestimmt, einen runden Stab zu umfassen, welcher sie vollkommen ausfüllt, und dessen oberes Ende in einen Haken ausmündet, um zur Regulirung, Hebung, Senkung, zum Putzen und Auslöschen des Dochtes zu dienen. Das untere Ende dieses Stabes ist rechtwinklig gebogen, damit man ihn an der kleinen Zunge oder Platte, deren Ende an einem Theile frei, das andere an den Behälter angelöthet ist, stellen und festhalten kann. Eine andere Röhre geht durch beide Böden des Oelbehälters und ist daran luftdicht angelöthet; sie dient zum Durchgange eines Schraubenstiftes, welcher die Lampe geschlossen erhält und sie nur mit dem Schlüssel öffnen läßt, welcher auf den Kopf dieses Schraubenstiftes paßt. Eine Platte, welche sich um einen Nietnagel dreht, dient dazu, die Oeffnung dieser Röhre zu verschließen, und verhindert, daß Staub oder Schmutz hineinfalle. Der Dochtträger besteht aus einer kleinen vertikalen Röhre von 5 Millimeter Durchmesser und 30 Millimeter Länge; er ist in dem Mittelpunkte einer horizontalen Scheibe angelöthet, welche 45 Millimeter im Durchmesser hat; er besitzt auf der Seite, etwas unter seinem oberen Ende, eine rechtwinklige Oeffnung, um daselbst nach Gefallen den Haken, der zum Aufschieben od. Reinigen des Dochtes dient, hineinzubringen. — Die Umhüllung, aus einem Metallgewebe von Messing- oder Eisendraht bestehend, hat die Gestalt eines etwas konischen Cylinders, weshalb es leicht ist, sie in das später zu beschreibende Gehäuse zu bringen und leicht wieder daraus zu entnehmen. Ihre Höhe beträgt 15—17 Centimeter, ihr oberes Ende hat 35 Millimeter im Durchmesser und wird durch einen Boden von demselben Metallgewebe verschlossen. Ihr unteres Ende hat 38—40 Millimeter im Durchmesser. Es ist offen und sein Rand nach außen auf eine Breite von 2—3 Millimeter umgebogen, oder, was besser ist, dieser untere Rand ist durch ein eisernes Drahtband in einen Ring von Kupfer eingespannt. Ein solcher Ring gewährt den Vortheil, den unteren Rand der Umhüllung kreisförmig zu erhalten, und verhindert die Umhüllung abzunehmen, ohne daß man das Gehäuse auseinander nimmt. Die angegebenen Dimensionen sind die zweckmäßigsten. In größeren Cylindern erhitzt die Verbrennung des entzündlichen Gases den oberen Theil derselben viel zu sehr und kann rasch eine starke Glühhitze herbeiführen, wodurch alsdann das Metallgewebe in kurzer Zeit verdorben und durchlöchert würde, dies könnte Unglücksfalle nach sich ziehen. Um diesen Uebelstand in allen Fällen zu verhindern, ist es gut, selbst bei kleinen Cylindern den obern Theil der cylindrischen Umhüllung durch eine zweite Hülle zu bedecken, welche eine Länge von 2—4 Centimeter hat und deren Boden 12—15 Millimeter über dem Boden der ersteren steht. Da, wo diese Umhüllungen ihre Verbindungsstellen haben, müssen sie doppelt seyn, oder die Ränder müssen übereinander geschlagen werden, damit keine größere Oeffnung als die Zwischenräume des Gewebes vorhanden sind; auch muß man den Rand der zweiten Umhüllung sorgfältig anmachen, damit er fest auf dem ersteren anliegt und sich nicht davon lostrennen kann, selbst wenn er verbogen würde. — Das Gehäuse besteht aus 4 oder aus 5 dicken Eisendrähten, welche 18—19 Centimeter lang und mit ihrem unteren Ende auf den Rand eines kupfernen Ringes befestigt sind, mit ihrem anderen Ende greifen sie auf eine blecherne Scheibe von 7—8 Centimeter Durchmesser. Der Ring hat auf seiner vertikalen äußeren Oberfläche 4 oder 5 Schraubenwindungen. Die Scheibe ist hinreichend breit, um den Cylinder und den Oelbehälter zu bedecken und zu verhindern, daß die Wassertropfen, welche von oben herabfallen, in die Lampe eindringen und sie verlöschen; sie ist mit einem Ringe und einem Haken versehen, um die Lampe mit der Hand halten zu können, oder sie auch in einem Knopfloche des Kittels oder sonst wo zu befestigen. Man schiebt den Cylinder aus Metallgewebe in dieses Gehäuse, bis sein unterer Rand, oder die Zwinge, auf welcher dieser Rand befestigt ist, den Ring berührt. Diesen Ring schraubt man dann in die Schraubenmutter des Oelbehälters und befestigt so zu gleicher Zeit das Gehäuse, den Cylinder und den Dochtträger. — Die nach den angegebenen Dimensionen und Vorsichtsmaßregeln hergestellte Lampe gewährt dem Arbeiter alle erwünschte Sicherheit und kann dazu dienen, alle Grubenräume, wo man die Gegenwart von Kohlenwasserstoff zu befürchten hat, ohne Gefahr zu befahren. Sie hat den Vortheil, daß, wenn das Gas sich erneuert und sich nicht fortwährend mit der Grubenluft mengt, sie es nach und nach verbrennt und die Quantität so weit reducirt, daß keine Explosion mehr möglich ist.

Wenn im Gegentheile das Gas fortwährend zuströmt, und zwar in solcher Menge, daß es nicht geschwind genug verzehrt werden kann, so gibt die Lampe gewisse Zeichen, woraus der Zustand der Grubenluft erkannt werden kann; sie deutet die Gefahr an, welche der Bergmann bei längerem Verweilen laufen könnte, und lehrt ihm auf diese Weise kennen, wenn er sich zurückzuziehen hat. Fängt das entzündliche Gas an, sich mit der gewöhnlichen Luft in den kleinsten Verhältnissen zu mengen, so wächst dadurch zuvörderst die Länge und Dicke der Flamme. Bildet das Gas den 12. Theil des Volumens der Luft, so hört die Flamme des Dochts auf sichtbar zu seyn, sie verliert sich in der des Gases, welches den Cylinder anfüllt und deren Licht ziemlich glänzend ist. Die Flamme erlöscht selbst nicht, wenn das der Luft beigemengte Gas $1/_6$—$1/_5$ von letzterer beträgt, vielmehr zeigt sich dann der Drahtcylinder mit einer weißen Flamme erfüllt, und erst, wenn jene Beimischung $1/_3$ beträgt, tritt Erlöschen ein; dann ist aber auch kein Athmen mehr möglich und der Arbeiter darf diesen Moment nicht abwarten.

Während sich Davy mit Untersuchungen über die Flamme beschäftigte, bemerkte er eine Thatsache, welche die Quelle einer sehr merkwürdigen Vervollkommnung der Sicherheitslampe wurde. Es ist bekannt, daß die glühende Kohle, das glühende Eisen, sowie viele andere Körper dieses Gasgemenge nicht entzünden. Es könnte scheinen, daß dies eine allgemeine Eigenschaft seyn müßte, was auch der Fall ohne Zweifel wäre, wenn man nur die Wirkung der Temperatur betrachtete; es gibt jedoch einige Körper, welche schon bei der gewöhnlichen Temperatur die Entzündung explodirender Gasgemenge bedingen, indem sie sich selbst bis zum Glühen erhitzen. Dies ist der Fall beim Platinschwamm. Der Platindraht bringt diese Wirkung nur hervor, sobald er zuerst selbst erhitzt wurde, dann behält er aber seine Temperatur; diese nimmt selbst noch zu und reicht hin, die Explosion des Gases hervorzubringen, wenn dasselbe im passenden Verhältnisse gemengt ist. So wird z. B. ein gewundener Platindraht, welcher in der gewöhnlichen Luft dunkel bleibt, in einem explodirenden Gemenge plötzlich glühend. Um nun selbst im Falle des Erlöschens die Lampe noch nützlich für den Bergmann zu machen, brachte Davy im Innern des Cylinders über oder um den Docht mehre spiralförmig gewundene Platindrähte an, deren Dicke etwa $3/_{10}$ eines Millimeters beträgt. Diese Platindrähte erlangen bald einen hohen Wärmegrad und behalten ihn auch, so lange die Lampe brennt und das in der Grubenluft verbreitete Kohlenwasserstoffgas verzehrt. Sobald aber das ohne Aufhören zuströmende Gas das Drittel des Volumens der Luft beträgt und so die Flamme der Lampe auslöscht, erscheint plötzlich das Platin glühend und verbreitet einen Glanz, welcher hinreicht, die Arbeiter ihren Rückweg finden zu lassen. Dieses Phänomen findet nicht mehr Statt, sobald die Proportion des Gases $2/_5$ des Volumens der atmosphärischen Luft beträgt. Das Platin hört dann auf zu glühen, es verliert nach und nach seine hohe Temperatur, aber es erhält sie wieder, sobald man früh genug in einen Theil der Grube kommt, wo sich verhältnißmäßig mehr atmosphärische Luft befindet. Das Platin wird bald glühend, es entflammt das Gas im Innern des Cylinders, wenn das Gasgemenge explosiv ist, und das brennende Gas entzündet alsdann den Docht der Lampe wieder. Dies merkwürdige Mittel zur Beleuchtung in einem Falle, wo alle übrigen Lichter erlöschen, kann zuweilen den Arbeitern dienen, sich entweder nach gewissen Orten einer Grube zu begeben, deren Windungen versteckt liegen, oder um sich wechselseitig Hülfe zu leisten, oder auch um nach dem Glanze des Drahtes die Mengung der Grubenluft zu bestimmen.

Engelhardt verfolgte diese merkwürdige Erscheinung des Glühendwerdens des Platinschwammes in Verbindung mit Platindrähten in solch explosiven Gasmischungen in Steinkohlengruben noch weiter und begründete darauf die Entfernung dieser den Bergleuten so höchst gefährlichen Schwaden. Das gefährliche Gas tritt nämlich nicht immer plötzlich, sondern nach und nach aus den entstehenden Steinkohlen; werden nun an den Försten der Oerter und Abbaue an den geeigneten Punkten solche Partien von Platinschwamm angebracht, so zerlegt sich das Gas in jedem Moment seiner Entwickelung und wird der anfahrenden Mannschaft nicht gefährlich.

Davy hat durch Versuche dargethan, daß das Drahtgehäuse stundenlang rothglühen kann, ohne daß man zu besorgen braucht, durch entzündliche von außen an dasselbe kommende Substanzen eine Explosion in der umgebenden Luft eintreten zu sehn. Er hat feinsten Kohlenstaub, gepulvertes Harz, Lycopodiumsamen, gepulverte Kiese gegen das Drahtgewebe und durch die Lampe hindurch getrieben, während in ihr das allerexplosivste Gasgemenge brannte, und dennoch wurde, obgleich immer ein heftiges Auflodern entstand, die Explosion der umgebenden Luft nicht mitgetheilt. Alle Wirkung blieb auf eine Verstärkung des Lichts beschränkt. Nur Phosphor und Schwefel waren unter den gewöhnlichen brennbaren Körpern die einzigen, welche, wenn sie mit dem Drahtgemenge in Berührung kamen, die Explosion nach außen fortpflanzten. Obwohl aber die S. gleich nach ihrer Erfindung mit Enthusiasmus in England aufgenommen und sowohl dort als in Frankreich und Belgien mit großem Nutzen in viele Steinkohlenbergwerke eingeführt war, so hat doch später das Zutrauen zu derselben nachgelassen, da selbst bei ihrem Gebrauche hier und da noch Unglücksfälle vorgekommen sind. Zum Theil mögen diese nun wohl durch schlechte Konstruktion der angewandten Lampen oder durch Unverstand der Bergleute veranlaßt seyn, indem diese die Lampen, die ihnen nicht Licht genug gaben, muthwillig öffneten, oder im Moment der Gefahr, erschreckt durch die Vergrößerung der inneren Flamme, von sich warfen und so zertrümmerten; allein eine noch neuerdings in Belgien berufene Kommission ist der Meinung, daß, wenn auch die davy'sche Lampe im guten

Zustande und sogar mit gewissen Mängeln der Wirkung des Steinkohlengases widerstehe, man doch deshalb nicht schließen dürfe, daß sie unter allen Umständen volle Sicherheit in den Gruben gewähre. Sie macht darauf aufmerksam, daß diese Lampe, selbst wenn sie mit einem doppelten Gehäuse versehen ist und die Maschen desselben weit enger als gewöhnlich genommen werden, doch in einem Gemenge von reinem Wasserstoffgase und atmosphärischer Luft schon nach einigen Sekunden ihren Dienst versagt, und daß man keine Bürgschaft habe, daß sich nicht zuweilen in den Steinkohlengruben Gase von größerer Entzündlichkeit entwickeln, als die, welche man gewöhnlich unter dem Namen der schlagenden Wetter versteht. Ein fernerer Vorwurf, den man der S. macht, ist der, daß sie einen Verlust des Lichtes verursache, welcher etwa $1/_5$ beträgt. Dies rührt von der Dichtigkeit des Metallgewebes her, welches die Flamme einschließt. Man kann diesen Fehler verbessern, indem man hinter der Flamme einen gewöhnlichen Reflektor von Zinn anbringt, und zwar im Innern des Drahtcylinders, damit er seinen Zweck besser erfüllt. Wenn die Grubenarbeiter lange Zeit in einer Grube arbeiten müssen, deren Atmosphäre explosiv ist, so steht ferner zu befürchten, daß die länger fortgesetzte Verbrennung des Gases in der S. das Drahtnetz des Cylinders so sehr erhitzt, daß es sich verändert und durchlöchert wird. Man beugt diesem Uebelstande vor, wenn man sich einer Lampe mit doppeltem Cylinder oder auch Lampen mit einfachen Umgebungen bedient, deren Drähte wieder aus zwei oder mehren gewundenen und eng verbundenen Drähten bestehen, oder man gebraucht eine Lampe, deren Cylinder aus Kupferblech besteht, das mit sehr kleinen rechtwinkligen Oeffnungen durchbohrt ist, oder endlich selbst eine gewöhnliche S., deren Obertheil mit einer zweiten Umhüllung versehen ist u. welche man in eine gewöhnliche Glas- oder Hornlaterne stellt, von der man die Thüre abgenommen hat. Der alleinige beständige Gebrauch der S. hat allerdings manche Nachtheile. Es gehört eine überaus große Aufmerksamkeit dazu, um sich täglich von dem vollkommenen guten Zustande der Drahtgeflechte zu überzeugen, die von dem gewöhnlichen Bergmanne um so weniger dann zu verlangen ist, wenn derselbe diese Lampe, welche nicht so viel Licht, als eine andere freie gibt, auch vor solchen Arbeiten zu gebrauchen gezwungen wird, wo keine Gefahr vorhanden ist. Eine einzige davy'sche Lampe mit zerstörtem Drahtgeflechte ist aber höchst gefährlich, denn sie wird dann ohne die geringste Vorsicht in die schlagenden Wetter gebracht. Das Befahren der Arbeiten vor der Schicht mit davy'schen Lampen, um den Zustand derselben zu untersuchen, ist eine höchst nützliche Vorsicht auf den Gruben, wo schlagende Wetter häufig vorkommen, und sollte niemals vernachlässigt werden.

Seit Davy seine Lampe beschrieben, sind mit derselben, in der Absicht, sie zu verbessern, viele Abänderungen vorgenommen worden, von Murray, Chèvremont, Upton, Dumesnil, Robert u. A., deren Auseinandersetzung hier um so mehr unterbleiben kann, als sie nach dem Urtheil von Sachverständigen ihren Zweck nicht erfüllen. Die erwähnte belgische Kommission hat unter dem 25. April 1840 einstimmig die von einem gewissen Müseler (Sous-Ingenieur des Mines) angegebene Konstruktion für diejenige erklärt, welche in höherem Grade, als irgend eine bis dahin angegebene, die wesentlichen Bedingungen einer guten S. erfülle. Diese müseler'sche Lampe ist der davy'schen nachgebildet. Im Wesentlichen weicht sie nur darin davon ab, daß das Drahtgehäuse erst in einer gewissen Höhe über der Oellampe anfängt und unten durch einen Glascylinder ersetzt ist, der von dem Gehäuse durch eine horizontale Kupferplatte geschieden wird, welche in ihrer Mitte einen senkrechten offenen Kupfercylinder trägt, um die von der Oelflamme aufsteigenden Gase in das Gehäuse zu leiten. Eine solche Lampe muß natürlich wegen des Glascylinders (den übrigens schon Murray anwandte) mehr Licht geben, als die davy'sche. Ob sie aber eben dadurch nicht zerbrechlicher werde und überhaupt das erhaltene Lob im vollen Maße verdiene, muß hier um so mehr dahin gestellt bleiben, als es selbst die erwähnte Kommission in einem späteren Berichte (vom 31. Aug. 1840) für gerathen findet, die Entscheidung der schwierigen Frage der Erfahrung zu überlassen.

Trotz aller Einwürfe, die man gegen die Unfehlbarkeit der S. erhoben hat, ist es doch Thatsache, daß seit ihrer Einführung, namentlich in England, eine große Zahl von Menschenleben erhalten wurden. Die schlagenden Wetter sind in den Steinkohlengruben Englands sehr häufig, sie sind durchaus an keine Kohlengattung gebunden, obschon man häufig der Meinung war, daß sie sich am häufigsten aus Backkohlen entwickeln, seltener in den Sinterkohlen und gar nicht in den Sandkohlen vorkämen. Vor etwa 25 Jahren waren die Unglücksfälle durch schlagende Wetter veranlaßt auf den newcastler Gruben so häufig, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit und Theilnahme im hohen Grade erregten. So wurden auf der Grube Felling bei Gateshead unmittelbar bei Newcastle am 25. Mai 1812 92 Arbeiter durch eine Explosion getödtet. Die Masse des Staubes, welcher dabei aus den Schächten hervorgetrieben wurde, lag so dick auf den Straßen, daß sich die Fußtritte darin abdrückten. In den Jahren 1813 und 1814 kamen allein in den Revieren von Newcastle und Sunderland 600 Bergleute um das Leben. In diesen Gegenden wurde die Einführung der davy'schen S. eine wahre Wohlthat für das Menschengeschlecht. So vortrefflich aber auch dieselbe ist und so sehr sie den Abbau dieser gefährlichen Gruben erleichtert und wohlthätig auf die Sicherheit der Arbeiter einwirkt, so wenig darf jedoch darüber die Sorge für einen kräftigen Wetterwechsel aus dem Auge gelassen werden. Gelingt es, eine so große Menge atmosphärischer Luft in die Grubenbaue zu leiten, daß sich kein explosives Gasgemenge bilden kann, daß in keinem Falle Ansammlung desselben Statt findet, so ist keine Gefahr mehr vorhanden und die Lampe entweder ganz, oder doch zum größten Theile entbehrlich. Auf der Hetton-

grube in England, wo die Entwicklung schlagender Wetter auf beiden im Baue begriffenen Flötzen sehr stark ist, kommt nur selten eine davy'sche Lampe in die Grube; es gehört aber auch die angestrengteste Aufmerksamkeit der Beamten und Steiger dazu, um in einem so ausgedehnten Grubengebäude überall, wo es nothwendig ist, frische Wetter in der erforderlichen Menge hinzuleiten und die nicht gangbaren Theile durch Dämme auf eine sichere Weise abzuschneiden. Auf sehr vielen Gruben in Newcastle sind dagegen die S.n allgemein im Gebrauche. Auf Killingworth wird vom Endpunkte des flachen Schachtes aus kein freies Licht mehr gebraucht; es sind hier 170 Lampen vorhanden, welche an diesem Punkte aufbewahrt und täglich durch einen zuverlässigen Arbeiter geputzt und in Ordnung erhalten werden. Dieselben sind nach der Angabe von Word etwas abgeändert. Bei der beständigen Berührung der Flamme mit dem Drahtgeflechte wird dieses oxydirt und ist dann dem Zerreißen sehr unterworfen, wodurch der Gebrauch der Lampen unsicher, ja sogar höchst gefährlich wird. Um dies zu verhindern, ist innerhalb des Drahtgeflechtes ein gläserner Cylinder angebracht; die Luft wird der Flamme durch kleine runde Löcher zugeführt, welche sich in dem Ringe befinden, womit der Glascylinder auf dem Oelgefäße aufgeschraubt ist. Die Lampe gewährt auch bei zufälligen Beschädigungen des Glascylinders vollkommene Sicherheit. Diese Lampe ist ganz einfach aus der ersten Einrichtung der davy'schen hervorgegangen, indem dabei nur der große Nachtheil vermieden ist, welcher daraus entsteht, daß der Glascylinder nicht vom Drahtgeflechte ganz umgeben ist. Das Drahtgeflecht ist einfach aufgeschraubt, indem hier noch niemals der Fall vorgekommen seyn soll, daß ein Arbeiter dasselbe aus Unachtsamkeit oder Unvorsicht geöffnet hätte, um sich mehr Licht zu verschaffen oder etwas an der Lampe in Stand zu setzen.

Sicherheitsmaßregeln gegen Zerstörung von Kriegsbrücken (Kriegsw.). Sie bezwecken theils, um die Kriegsbrücken gegen zufällig auf dem Flusse herabtreibende Körper, z. B. Flöße, Schiffe, Schiffmühlen und dergl., zu verwahren, theils aber auch, um sie gegen die verschiedenartigen Zerstörungsmittel zu schützen, die ein thätiger Feind, der sich im Besitz des Ufers oberhalb der Brücke befindet, nicht unterlassen wird von dem Strome gegen die Brücke treiben zu lassen, und bestehen theils in einer Bewachung des Stromes, theils in einer Versperrung und Barrikadirung desselben. Die bloße Strombewachung ist das einfachste Sicherheitsmittel. Zu diesem Behuf wird, auf 300—500 Schritt oberhalb der Brücke, je nach der Beschaffenheit und Breite des Flusses an demjenigen Ufer, welches dem Stromstriche am nächsten liegt, ein Kahn stationirt, der mit erfahrenen u. entschlossenen Pontonnieren bemannt und mit den nöthigen Tauen, Ankern, eisernen Haken, Aexten, Klammern und Nägeln ausgerüstet ist. Bemerkt ein einige 100 Schritt vor dem Kahn aufgestellter Posten, daß irgend ein Körper herabtreibt, so fährt ihm das Fahrzeug entgegen und sucht mittelst der vorgenannten Hülfsmittel den Gegenstand an das Ufer zu leiten und dort für die Brücke unschädlich zu machen. Ist die Zahl der herabtreibenden Körper so groß, daß sie nicht alle aufgefangen werden können, so muß die Brückenwacht durch ein verabredetes Zeichen hiervon in Kenntniß gesetzt werden, damit sie sich in Bereitschaft setzt, dieselben entweder mit Bootshaken durch die Brücke zu leiten, oder sich ihrer auf andere Weise zu bemächtigen. Da solche Körper meist auf der Strombahn ihren Weg nehmen und auf dieser wegen der größern Geschwindigkeit des Wassers am gefährlichsten werden können, so kann in solchen Fällen auch, wenn so viel Zeit noch übrig ist, mit Vortheil der Durchlaß (s. Brückendurchlaß und Schlagen der Brücken) geöffnet werden, um den Gegenstand ohne Nachtheil der Brücke hindurchschwimmen zu lassen. Beim Auffangen von Feuerschiffen und Sprengmaschinen ist die größte Vorsicht nöthig. Es kommt hierbei vorzüglich darauf an, sie durch Axthiebe rasch in den Grund zu bohren. Genügt ein einzelner Kahn nicht, den Fluß in seiner ganzen Breite, namentlich bei einbrechender Dämmerung, gehörig zu beobachten, so werden mehr dergleichen Kähne in größeren oder geringeren Abständen unter einander quer über den Fluß aufgestellt und verankert. Auf diese Art erhielten 1795 die Franzosen ihre Brücke bei Neuwied gegen die von den Oesterreichern abgeschickten großen Kähne, Bäume mit Wurzeln u. dergl. Bei Weitem mehr Sicherheit gewähren gehörig bewachte Stromsperrungen oder die sogenannten Wasserbarrikaden oder Estakaden (estacades), von denen man zweierlei Arten, schwimmende und feste, unterscheidet. Die allereinfachste schwimmende Estakade wird durch ein quer über den Fluß angespanntes und auf leeren Fässern oder auf sonstigen verankerten schwimmenden Unterlagen ruhendes Tau erhalten. Wo ein einzelnes Tau keine genügende Sicherheit verspricht, werden deren 2—3 neben einander gezogen, und wo ein Durchschneiden derselben zu befürchten ist, treten Ketten an deren Stelle. Doch gewährt diese Art Barrikaden nur eine untergeordnete Sicherheit, da sie keine besondere Festigkeit besitzen, es nicht unmöglich ist, mit Kähnen ꝛc. darüber hinwegzufahren, und sie tief gehenden schwimmenden Körpern den Durchgang keineswegs absolut verwehren. Bei Weitem besser erfüllen ihren Zweck die unter dem Namen der Schwimmbäume vorkommenden Barrikaden, die im Allgemeinen aus einer Verbindung von Baumstämmen oder Balken bestehen und auf dem Wasser schwimmend quer über den Fluß gehen. Ihre Detailanordnung ist verschiedenartig; so werden sie mittelst eiserner Beschläge und Ketten an in den Fluß eingerammte Pfähle oder auch durch Verankerung befestigt. Wenn die Kommunikation auf dem Flusse nicht gänzlich gesperrt werden soll, man sich vielmehr diese Freiheit bewahren will, dieselbe mit Leichtigkeit jeden Augenblick wieder herstellen zu können, so muß sich ein Theil des Schwimmbaumes

bequem öffnen und schließen lassen, welches dadurch leicht erreicht wird, wenn der mitten in dem Stromstrich liegende Mast mit seinen beiden Enden durch Ketten an zwei eingerammte Pfähle angehangen ist. Die festen Barrikaden bestehen aus einer Doppelreihe starker, fest in den Flußgrund eingerammter Pfähle, die oben durch einen Holm verbunden werden und unter sich 18—20 Fuß, und die Pfahlreihen erhalten 6—8 Fuß Abstand. Um schnell an jeden Punkt der Barrikade gelangen und die vielleicht angeschwommenen Dinge fortschaffen zu können, versieht man den Zwischenraum zwischen den Pfahlreihen mit einer leichten Ueberbrückung. Man kann auch bei hinlänglicher Zeit und genügendem Holzvorrath an dem Holm der stromaufwärts liegenden Pfahlreihe eine Art Rechen von 6 Zoll starkem Stammholz anbringen, damit alle heranschwimmenden Gegenstände von diesem aufgefangen werden. Alle Barrikadirungen, welche dazu bestimmt sind, die den Strom herabschwimmenden Körper aller Art aufzufangen, mithin ihrem Stoße zu widerstehen, werden nicht rechtwinkelig, sondern in einer schrägen Richtung über den Strom geführt. Es entsteht hierdurch der doppelte Vortheil, daß nicht allein der Stoß der herangetriebenen Körper vermindert wird, sondern daß dieselben nach einem Ufer geleitet werden können, woselbst man sich dann ihrer bemächtigen kann. Außer diesen Barrikadirungen kann man aber auch noch die Sperrung eines Flusses durch Versenkung verschiedener Körper, wozu vorzugsweise Schiffe, große Bäume und abgesprengte Felsstücke gehören, zu Stande bringen, wobei dann aber hauptsächlich die gänzliche Sperrung der Schifffahrt berücksichtigt wird. Diese Art Barrikaden besitzen oft den Nachtheil, daß sie durch ein Wachsen des Wassers mehr oder weniger ihre Wirksamkeit verlieren können. Es ist deshalb bei ihrer Anlage darauf zu sehen, daß sich die versenkten Gegenstände entweder theilweise über die Oberfläche des Wassers erheben, oder sich doch nicht tiefer als ½—1 Fuß darunter befinden, damit Schiffe und andere Körper nicht so leicht darüber hinwegschwimmen können. Die zu versenkenden Schiffe werden mit Steinen, Sand und dergleichen beladen, so daß sie nicht mehr als höchstens 6 Zoll Bord behalten, alsdann an den Ort ihrer Bestimmung gefahren und daselbst mit Hülfe eingehauener Löcher versenkt. Sollen Bäume als Barrikaden benutzt werden, so wählt man hierzu recht krumm gewachsene knotige Eichen oder ähnliche Baumarten, die vermöge ihrer bedeutenden Schwere schon von selbst einsinken. Am schnellsten und vortheilhaftesten ist eine solche Barrikadirung bei kleineren Flüssen anwendbar, wenn sich die Bäume vielleicht am Ufer des Flusses befinden. Alle Barrikaden, sollen sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, müssen aber auch noch aufs Sorgfältigste bewacht und die herangetriebenen Körper sogleich fortgeschafft werden. Man wird deshalb auch noch die schon oben beschriebenen Sicherheitsposten vor den Barrikaden auf dem Flusse aussetzen müssen. Bei Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregeln läuft man Gefahr, daß die Barrikaden zerstört werden und daß dadurch der Schutz verloren geht, den sie der Brücke gewähren sollen.

Sicherheitspanzer, ein nach demselben Princip wie die Sicherheitslampe von Albini erfundenes Drahtnetz, das über eine mit Salzsoole getränkte wollene Kleidung oder über ein Asbestgewebe angezogen wird und dadurch bei Feuersbrünsten große Dienste leistet.

Sicherheitspfanne und **Sicherheitspfannendeckel**, s. Sicherung.

Sicherheitspolizei, s. Polizei.

Sicherheitsröhre, welter'sche, ein nach seinem Erfinder benanntes, höchst nützliches Instrument bei Destillationen, um das Zurücksteigen von Flüssigkeiten, welche mit dem Destillirapparat direkt kommuniciren, während und nach der Destillation zu verhindern, hat je nach der Art der Anwendung verschiedene Formen. Soll sie bloß den angegebenen Zweck erfüllen, so wird sie in den Tubus der Retorte eingekittet und hat dann folgende Gestalt: Man denke sich eine lange Glasröhre, welche an dem einen (oberen) Ende mit einer Trichteröffnung versehen und etwa in der Mitte zu einer Kugel ausgeblasen ist; etwas oberhalb dieser Kugel befindet sich eine knieförmige Biegung, eben so unterhalb der Kugel. Die untere Oeffnung der Röhre wird so weit in die Retorte eingesenkt, daß sie mit der Flüssigkeit in der Retorte direkt kommunicirt; dann gießt man in die Biegung etwas Wasser oder Quecksilber, um den bei der Destillation in der Retorte entwickelten Dämpfen den Austritt aus der Röhre zu versperren. Ist die Destillation beendigt, so drückt die äußere Luft auf die Flüssigkeit in dem Knie, treibt sie in die Kugel, kann nun leicht in das Innere des luftleer gewordenen Apparates treten, somit einen hinreichenden Gegendruck auf die auf das Destillat drückende Luft ausüben und das Zurücksteigen desselben verhindern. Es versteht sich, daß die eingekittete Röhre auch zum Ein- und Nachgießen von Flüssigkeiten (Säuren und dergl.) in der Retorte dienen kann; in diesem Fall bleibt natürlich ein Theil davon in dem Knie und versieht nun die Stelle der Sperrflüssigkeit. Will man die Sicherheitsröhre zugleich als Gasleitungsröhre benutzen, so hat sie eine andere Gestalt; sie stellt dann eine an beiden Enden rechtwinklig nach unten gebogene Röhre dar, in deren Mitte der sichernde Theil angeblasen ist. Das Ende der aufwärts stehenden Röhre endigt hier ebenfalls in einen Trichter, das Knie wird wie dort mit einer Flüssigkeit gesperrt.

Sicherheitsschlösser, s. Sicherung.

Sicherheitsventil, s. Dampfmaschine.

Sicherheitswerth, s. Anschlag eines Guts.

Sichern, 1) Jemanden sicher machen; — 2) etwas in Sicherheit bringen, beschützen; — 3) (Jagdw.), vom Wilde, beim Zug auf einen Schlag, eine Lichtung oder zur Aesung auf dem

Feld von dem Verlassen des Holzes einige Augenblicke stehen bleiben und nach allen Seiten lauschen, ob nicht irgend woher Gefahr drohe; — 4) (Hüttenw.), das gepochte Erz in dem **Sichertroge**, einem aufgehängten, länglichen, vorn schmalen, hinten breiten Kasten, mit Wasser hin- und herrütteln, um das Metall vom tauben Gestein zu scheiden. Das S. wird nur als Probe dargestellt, um die Metallhaltigkeit eines Erzes zu beurtheilen.

Sicherpfahl, s. v. a. Aichpfahl.

Sichersreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. **Wunsiedel**; Mineralquelle und Badeanstalt (Alexanderbad); 200 Einw.

Sicherstein (Hüttenw.), s. v. a. Probirstein.

Sicherstellung (Rechtsw.), s. **Kaution**.

Sichertrog, s. **Sichern** 4).

Sichertshausen, kurheß. Dorf, Oberhessen, Kr. Marburg, Amt **Frohnhausen**; 300 Ew.

Sicherung, bei Feuergewehren diejenige Vorrichtung, welche möglichst verhindert, daß eine absichtslose Entladung des Schusses Statt finde. In Berücksichtigung der großen Gefahr einer zufälligen Entladung des Feuergewehrs war man schon frühzeitig auf Mittel bedacht, dieser Gefahr vorzubeugen. Außer den ledernen Ueberzügen des Pfannendeckels oder des Hahns bei den Feuersteinschlössern erfand man die **Sicherheitspfannendeckel** (**Sicherheitsbatterie**, Batterie de sureté), und verstand darunter Gewehrschlösser, an welchen durch einen angebrachten Mechanismus der Hahn nie zufällig, sondern nur dann, wenn man wollte, überschlagen konnte. Man brachte anfangs einen eisernen Sperrhaken an, dessen Schnabel in eine, hinten an dem Hahne angebrachte Raste einhakte und solchen am Abgehen hinderte. Zur Erreichung desselben Zweckes ersetzte man den Sperrhaken durch einen am Schloßblech hinter dem Hahn befestigten und in einen an der Nuß angebrachten Einschnitt eintretenden eisernen oder stählernen Riegel. Um dem nämlichen Zufalle zu begegnen, erfand man die sogenannten Wende- oder Umdrehpfannendeckel (batteries tournantes), deren Anschlagfläche sowohl, als ein Theil der Auflage so rückwärts gedreht werden können, daß der Pfannentrog an einem, in der Auflage des Pfannendeckels in Form einer Ruthe oder Falze angebrachten Stücke bedeckt wird. Man verfertigte auch Klappdeckel (batteries brisées), deren Anschlagfläche vorne mittelst einer Charniere sich senkt und deren Auflage oder Gefäß an Ort und Stelle blieb, wenn die Pfanne geschlossen wurde (s. unten). An den neuern (sog. französ.) Flintenschlössern ist eine höchst zweckmäßige und, wenn sie gut gearbeitet ist, hinlänglich ausreichende S., nämlich die Mittelruthe, der zufolge der Hahn durch einen einfachen Stoß oder Schlag nicht aus dieser Stellung gebracht werden kann. Beim Perkussionsschlosse soll die S. verhindern, daß durch zufälliges Niederschlagen des Hahns oder durch sonst einen Stoß das Zündhütchen zum Explodiren gebracht werde, und es verdienen diejenigen Vorrichtungen den Vorzug, welche, außer vollkommener Zweckmäßigkeit und leichter Handhabung, auch in die Augen fallen. Hierher gehören vorzüglich die sog. **Klappdeckel**. Ein an dem Schloßbleche angeschraubter, durch eine Feder unterstützter, vor- und rückwärts beweglicher Arm ist oben mit einem Gehäuse versehen, welches, vorn und unten offen, beim Vorlegen das auf dem Cylinder steckende Zündhütchen so umschließt, daß überall ein Zwischenraum von mindestens 1 Linie bleibt. Ist ein solcher Deckel gut gemacht, nämlich gehörig stark, seine Bewegung nicht schwankend, die Feder so gestellt, daß er in seiner Stellung festgehalten wird, umschließt das Gehäuse das Röhrchen des Cylinders ganz frei und paßt mit seinen Grundflächen auf beiden Seiten genau auf den breiten Rand des Cylinders, so sichert er das Zündhütchen, sowohl beim Niederschlagen des Hahns, als auch gegen jeden zufälligen Stoß, vollkommen. Ist aber der Gang schwankend, so kann er beim Vorklappen das Zündhütchen treffen und losschlagen; stößt er vorgelegt an das Hütchen, oder passen die Grundflächen nicht breit genug auf den Cylinder, so kann, wenn der Hahn darauf niederschlägt, ebenfalls der Schuß losgehen. Um bei Führung eines Gewehrs nicht in den Fall zu kommen, daß man schießen will, ohne den Klappdeckel zurückgeschlagen zu haben, hat man verschiedenartige Mechanismen angebracht, wodurch beim Aufziehen des Hahns der Deckel zurückschlagen muß. Der einfachste besteht in folgender Vorrichtung: ein Hebel, der sich zwischen Hahn und S. außen auf dem Schloßbleche befindet, ist so eingerichtet, daß er, wenn man den Hahn aus der Mittelruthe völlig aufzieht, durch eine Verlängerung desselben niedergedrückt wird und so auf die S. stößt, daß diese zurückweichen muß. Es hat diese Einrichtung noch den Vortheil, daß man den Klappdeckel nicht eher vorlegen kann, als bis man den Hahn in die Mittelruthe gestellt und so die Flinte doppelt gesichert hat. Der Büchsenmacher Berger in Köthen hat einen Mechanismus erfunden, der auch von dem Gewehrfabrikanten Weigand in Leipzig, mit wesentlichen Verbesserungen, an einigen Gewehren angebracht worden ist und als zweckmäßige S., vorzüglich für Doppelflinten, empfohlen werden kann. Dieser besteht darin, daß die Klappdeckel nicht an den Schlossen angebracht sind, sondern durch einen im Schafte eingelassenen Hebel mit dem Bügel in Verbindung stehen, und zwar so, daß sie durch schwache Federn immer auf die Cylinder niedergehalten werden. Beim Anschlagen des Gewehrs muß, wie gewöhnlich, die rechte Hand den Bügel umfassen und dadurch unwillkürlich den Hebel so anspannen, daß die Deckel aufgehoben werden. Diese S. gewährt den Vortheil, daß der Schütze keine besondere Aufmerksamkeit darauf zu verwenden braucht und doch immer sein Gewehr gesichert hat. Eine S., die jetzt am häufigsten an Perkussionsgewehren angebracht wird, besteht in einem **Sperrkegel**, der außen am Schloßbleche angeschraubt ist und so gestellt werden kann, daß der Hahn darauf fällt, ohne das Zündhütchen zu erreichen.

Dreht man diese Sperrung vor und läßt den Hahn darauf nieder, so dient letzterer dem Hütchen gleich als Schutzdeckel, und der Schuß ist auf diese Art vollständig gesichert. Ist dieser Sperrkegel nicht zu klein und mit einer Feder versehen, die ihn in jeder Stellung festhält, damit er nicht zufällig vor- oder zurückfallen kann, auch überall gehörig abgerundet, damit man beim Tragen des Gewehrs nicht leicht daran hängen bleibt, wodurch sich die Stellung verändern könnte, so ist diese Art S. gewiß auch als zweckmäßig zu empfehlen. Nur muß der Jäger immer eine größere Aufmerksamkeit darauf verwenden, als bei den Klappdeckeln. Die Einrichtung, daß beim Aufziehen des Hahns, noch ehe er die Mittelruthe erreicht, ein kleines Zäpfchen aus dem Schloßbleche hervortritt, welches ihn aufhalten würde, wenn er ja aus dieser Stellung niederfallen könnte, das aber wieder zurückgeht, wenn man ihn ganz aufzieht, ist allerdings für den aufmerksamen Schützen eine hinlängliche S., und zwar um so mehr, wenn man den Hahn bis auf diesen Widerhalt niederläßt. Allein sie muß ganz gut gearbeitet seyn, wenn man auf dauerhaften Gang soll rechnen können, weshalb man sie auch nur an ganz feinen Flinten anwendet. Bei allen S.en darf doch eine vorsichtige Handhabung des Gewehrs von keinem Schützen vernachlässigt werden, und es sollte jeder Jäger sich's zur unerläßlichen Pflicht machen, unter allen Verhältnissen sein geladenes Gewehr stets so zu tragen, daß auch bei einer zufälligen Entladung kein Unglück entstehen kann. Vergl. Büchsenmacherkunst und Perkussionsschloß.

Sicherungshäuser, s. v. a. Kontumazhäuser.

Sicherungsrecht (Jus praeventionis, Rechtsw.), das Recht, den Drohenden in seiner Freiheit so zu beschränken, daß er seine Drohungen nicht ausführen kann.

Sicherzau (Zigerzau), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Prerau, Herrsch. Bodenstadt; 3 Bleichen; 280 Einw.

Sich hören lassen, bei Hunden s. v. a. Laut geben.

Sichler (Ornith.), s. v. a. Ibis Falcinellus *Cuv.*, Scolopax Falcinellus *L.*

Sichling (Ichthyol.), s. v. a. Chela cultrata *Buch.*

Sichof (Zichow, Bzichow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Chudenitz; 220 Einw.

Sichon (bibl. Gesch.), s. v. a. Sihon.

Sichor Libnath (bibl. Geogr.), Fluß an der Grenze des Stammes Ascher, unter dem man den Belus oder Beleus, 2 Stadien von Ptolemais, versteht, aus dessen feinem Sande Glas bereitet wurde.

Sichowetz (Zychowec), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Barau; 190 Einw.

Sichrau (Sichrow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 110 Einw.

Sichri (bibl. Gesch.), tapferer Mann aus dem Stamm Ephraim, tödtete in einer Schlacht gegen Juda des Königs Ahas Sohn.

Sichriel, s. Dämon.

Sichron (bibl. Geogr.), Stadt an der nördlichen Grenze des Stammes Juda.

Sichrow, österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Ledetsch; 110 Einw.

Sichrowa, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Hostau; 150 Einw.

Sichs (Zic), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Chlumetz; 510 Einw.

Sicht, 1) s. Wechsel; — 2) bei Schiffern s. v. a. Sehweite, d. h. die Entfernung, bis in welche man zu Folge der Kimm sehen kann.

Sichtarm, s. v. a. Räderarm.

Sichtbar (bot. Term.), s. v. a. Conspicuus.

Sichtbarer Gang (Jagdw.), eine so frische oder so deutliche Fährte, daß sie nicht nur das Auge vollkommen erkennen, sondern auch die Hand des Jägers förmlich betasten kann.

Sichtbrief, s. Wechsel.

Sichten, 1) das Klare von dem Groben trennen; — 2) etwas reinigen, vgl. Sichtzeug; — 3) das Mehl beuteln; — 4) das Taugliche von dem Untauglichen absondern.

Sichter, 1) s. Bäckenscheider; — 2) s. v. a. Sichthöhle; — 3) s. v. a. Siebwerk und Sichtzeug; — 4) s. v. a. Schleuße.

Sichthöhle, eine offene Holzröhre, die durch einen Deich wie ein Siel (zur Abführung des Binnenwassers) da dient, wo der Grundboden des Binnenwassers höher liegt, als die tägliche Fluth.

Sichtigvor, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Arnsberg; 460 Einw.

Sichting, Lazarus Gottlieb, Kupferstecher von Nürnberg, 1812 geboren, bildete sich in der Kunstschule daselbst, dann seit 1835 zu München unter Leitung Amslers, zu dessen besten Schülern er gehört. Er hat sich bereits durch mehre Blätter vortheilhaft bekannt gemacht, besonders durch seine Kupferstiche. Er lieferte auch eine bedeutende Anzahl von Arbeiten in Stahl, wie für Hauffs sämmtliche Werke, Stuttgart 1837, für das Konversations-Lexikon von Wolff, Leipzig 1837, für Gavards „Galeries hist. de Versailles“, ꝛc.

Sichts, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schlochau; 160 Einw.

Sichttage, 1) s. Wechsel; — 2) s. v. a. Respekttage.

Sichtwechsel, s. Wechsel.

Sichtwerk, s. v. a. Räderwerk.

Sichtzeug (Sichterzeug), 1) die gesammte Einrichtung, wodurch in jeder Mahlmühle das Erschüttern, zum Behuf des Durchbeutelns oder Sichtens, geschieht; — 2) Vorrichtung, durch die das Getreide von Staub und ähnlichen Unreinigkeiten befreit wird. Der Haupttheil dabei ist ein blechernes, cylinderförmiges, etwas schräg gestelltes Sieb, welches sich herumdreht, während das Getreide hindurchläuft. — 3) S. v. a. Siebwerk.

Sichuana (Geogr.), s. v. a. Sechuana.

Siciara, ital. Ort, Insel Sicilien, Intendantur Trapani, nördlich von Alcamo, an der Nordküste.

Sicignano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato=citer., südöstl. von Campagna; 2400 Einw.; litt sehr im Kriege von 1806.

Sicila (a. Geogr.), Ort in Germania Superior; vielleicht das heutige Sicklingen bei Mainz. Alexander Severus wurde hier von seinen eigenen Soldaten ermordet.

Sicili, ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato=citer., südlich von Sanza, rechts am Bussento; 710 Einw.

Sicilia (a. Geogr.), s. Sicilien.

Sicilia citerior (Geogr.), das diesseitige Sicilien, im Mittelalter Name des Königreichs Neapel.

Siciliana (ital., Bot.), f. v. a. weißer Kolbenweizen, s. Triticum vulgare *L.*

Sicilianische Obligationen, s. Staatspapiere.

Sicilianische Orden, 1) für Civilverdienst, gestiftet 1829 v. Franz I. Dekoration: ein goldnes, weißemaillirtes, 4armiges Kreuz, zwischen dessen 4 Winkeln sich goldne Lilien befinden, von einer goldnen Königskrone gedeckt. Das goldne Mittelschild, das die Buchstaben F. I. zeigt, ist von einem grünen Kranze umschlungen, und um diesen läuft ein blauer, mit Gold eingefaßter Ring mit der goldnen Umschrift: De rege optimo merito. Von den Großkreuzen wird es um den Hals getragen und dazu ein Stern auf der linken Brust, worin das Ordenskreuz, nur die Krone fehlt. Die Kommandeurs tragen es gleichfalls um den Hals, aber ohne Stern, die Ritter im Knopfloch. — 2) Sicilischer Militär=St.=Georg=Orden der Wiedervereinigung, 1819 von Ferdinand V. gestiftet. Er hat 3 Haupt= und eine Nebenklasse. Ordenszeichen: ein 4spitziges ankerförmiges Kreuz, rothemaillirt, mit goldner Einfassung, durch dasselbe gehen 2 goldne Schwerter und ein grüner Kranz, das Mittelschild zeigt St. Georg zu Pferde, den Lindwurm tödtend, und im blauen Zirkel umher die Devise: In hoc signo vinces. Am Kreuze hängt unten der St. Georg. An einem himmelblauen Bande mit oranger Einfassung wird es von den Großkreuzen um den Hals und dazu auf der linken Brust ein silberner Stern getragen, auf dem das Ordenskreuz liegt. Die Kommandeurs tragen es ohne den darunter hängenden Georg und ohne Stern um den Hals. Die Ritter dasselbe etwas kleiner im Knopfloche. Außer diesen gibt es noch eine Klasse, Ritter di gracia; diese tragen das Kreuz ohne den Lorbeerkranz im Knopfloche. Auch ist eine goldne und eine silberne Medaille mit dem Orden verbunden.

Sicilianischer Krieg, s. Agathocles.

Sicilianische Vesper, s. Sicilien (Gesch.).

Sicilianische Weine, rothe und weiße, zum Theil süß und feurig. Der rothe Mascoli, dann der Faro, der Messina, Taormina werden verschifft. Die dunkelgelben von Marsala und Castel Vetrano sind Primasorten und maderaähnlich. Der Syrakuser, Kalabreser, Albanello, Capriata sind süße Muskatweine. Verkaufsplätze in Sicilien sind Catania, Palermo, Messina. Das Maß ist die Salma, deren Inhalt sehr verschieden ist; 12 S. = 1 Tonne.

Sicilianisch=Grün, Art braunschweiger Grün, zu Wasser= und Oelfarben dienend.

Siciliano (Musik), Tonstück von ländlich einfachem, aber zärtlichem Charakter, welches eine Nachahmung der Tanzmelodien sicilianischer Landleute enthält. Es steht in einem langsam sich fortbewegenden Sechsachteltakt und unterscheidet sich vom Pastorale einmal durch langsameres Tempo, dann aber auch dadurch, daß die erste Note gewöhnlich punktirt und an die folgende kürzere gebunden ist und daß die zweite Hälfte des Taktes seltener Achtel, sondern meist Viertel mit 2 nachfolgenden Sechszehntheilen enthält. Sonst vertrat ein solches Tonstück, das wohl auch alla S. überschrieben wird, in größeren Kompositionen, als Koncerten, Sonaten ꝛc., die Stelle einer langsamern Abtheilung derselben, wo jetzt z. B. ein Adagio, Andante und dergl. angewendet wird. In neuerer Zeit wird das S. wie das Rondo mehr als Tonstück für sich betrachtet und als eine Art Fantasie bearbeitet, darf aber nicht zu weitausgesponnen werden, wenn es nicht durch das Schleppende des Vortrags Langeweile erregen soll, welche letztere auch nicht durch schnelleres Tempo beseitigt werden kann, weil dasselbe dem Charakter eines S. widerstreitet.

Siciliano (Biogr.), Beiname mehrer Künstler, deren Familienname unbekannt ist. Ein Anastasio S. wurde 1509 nach Genua berufen, wo ihm verschiedene öffentliche Arbeiten und Reparaturen übertragen wurden. Vasari erwähnt eines Angelo S. und lobt dessen Gruppe der Magdalena von vier Engeln unterstützt im Dome zu Mailand. Er fertigte auch die Zeichnung zum Portale von S. Celso. Titi kennt einen Francesco S., der für die Kirchen Roms mehre Bildwerke lieferte. Er rühmt namentlich ein Basrelief der Geburt Christi, womit sich der Künstler mehre Jahre beschäftigte. Auch eines Jacopo S. erwähnt er, von welchem er in St. Susana ein Gemälde sah. Dann führten auch Filippo Planzone, J. Bernardin, Ludovico, Roderico und Tommaso Laureti den Beinamen S.

Sicilibba (a. Geogr.), Ort in Africa propria, nach Mannert an der Stelle des heut. Bazilbah, nach Lapie aber Haouch Alcuina.

Sicilicus (Siciliquus, röm. Alterth.), $^1/_{48}$ As oder $^1/_4$ Unze, an Gewicht gleich einer Drachme; als Längenmaß der vierte Theil des Poller, als Zeitmaß $^1/_4$ des 12. Theils einer Stunde oder des vierten Theils von 5 Minuten, was bei den Römern die kleinste Abtheilung der Stunde gewesen zu seyn scheint. Als grammatisches Zeichen vertritt es die Stelle des Komma, und wurde in der älteren Schrift auch als Zeichen der Verdoppelung eines Konsonanten gebraucht (ʼ).

Sicilien (lat. Sicilia, gr. Σικελία, a. Geogr.). Ursprünglich Trinakria (Τρινακρία) genannt, erhielt diese berühmteste Insel des Mittelmeers von ihren späteren Einwohnern, den Sike=

lioten, den nachher üblich gewordenen Namen Sicilia und hieß auch bisweilen nach den Sicanern Sicania. S. ist uns zuerst durch Pindar etwas genauer bekannt geworden; später haben Strabo (VI, S. 265 ff.), Ptolemäus (III, 4) und Mela (II, 7, 14 ff.) dieselbe ausführlich beschrieben. Man stellte sie sich stets in Form eines Dreiecks oder eines griechischen Δ vor, aber erst Ptolemäus hatte eine einigermaßen richtige Anschauung über die Richtung und das Längenverhältniß dieser 3 Seiten. Fast allgemein hielt man sie für ein durch ein großes Erdbeben von Italien losgerissenes Land; doch gab es auch eine Ansicht, nach welcher man sie durch das Feuer des Aetna aus der Tiefe emporgehoben glaubte. Ueber ihre Größe hatte man sehr verschiedene Meinungen; Strabo VI, S. 266 gibt an, daß man zu ihrer Umschiffung 5 Tage und 5 Nächte brauche, nach Plin. betrug der Umfang 618 röm. Mill. Das die Insel umgebende Meer hieß wenigstens im Osten u. Westen derselben Mare Siculum; im Norden führte es noch den Namen des tyrrhenischen; die Meerenge, welche S. von Italien trennte, hieß Fretum Siculum, auch bisweilen Scyllacum Fretum; an ihrer schmalsten Seite (bei Messana) war sie 12 Stad. oder 1500 römische Schritte breit, erweiterte sich aber bei einer Länge von 4 geogr. M. gegen Süden hin bis auf 2 geogr. Meilen in der Breite. Die Schifffahrt durch dieselbe galt wegen der vielen Klippen und Strudel für sehr gefährlich (s. Scylla). Die Insel ist durchweg gebirgig; in ihrer ganzen Länge und in südwestl. Richtung durchzieht sie eine Fortsetzung der Apenninen unter dem Namen Nebrodi Montes (jetzt Madonia oder Madunie). Einzelne Nebenzweige oder besonders hervortretende Höhen derselben waren der Aetna, der Neptunius Mons im Gebiete von Messana, der Maro, die Gemelli Colles u. der Cratas im Westen der Insel, der Eryx (jetzt St. Giuliano) und die Heraei Montes (j. Monti Sori) im Süden bis zum Vorgebirg Pachynum hin. Die Vorgebirge in der Richtung v. Norden nach Süden heißen: Pelorus od. Pelorum (j. Capo di Faro od. Faro di Messina), Drepanum (j. Capo di St. Alessio), Argennum (j. Taormina oder St. Angelo), Plemmyrium (südlich neben Syracusä, j. Punta di Gigante) und Pachynus (j. Capo Passaro); an der Südküste sind zu merken: Odysseum (jetzt Punta di Circia?) und Bucra (j. Butera), und an der Westküste Lilybäum (jetzt Capo Rasoculmo). Pelorus, Pachynus und Lilybäum sind die wichtigsten, denn sie bedingen die dreieckige Gestalt der Insel. Flüsse und Bäche: an der Ostküste ist der Symäthus (jetzt Giaretta) mit dem nördl. Nebenflusse Cyamosorus bei Centuripä (j. Trachino), der wieder nördlich den Hadranus (j. Adriano) und südlich den Chrysas in sich aufnimmt; an der Süd- und Nordküste sind die beiden Himera die bedeutendsten; unter den kleineren Küstenflüssen sind nur der Acis, Longanus, Asinarus und Crimisus in mythologischer oder historischer Beziehung merkwürdig. Seen: der Sumpf Lysimelia (durch den Fluß Anapus gebildet, j. Pantanella), der Syraco, die Camarina Palus bei der gleichnamigen Stadt an der Südküste (noch j. Camarina), der See Pergus im Innern der Insel (j. Percusa oder Laghitello), der Lacus Palicorum bei der Stadt Palice, der Cocanius Lacus an der Südküste, u. s. w. Unter den zahlreichen Quellen sind besonders die fischreiche Arethusa zu Syracus und die Cyane (j. la Pisma) zu merken. Wie groß die Fruchtbarkeit S.s war, ergibt sich schon daraus, daß diese Insel als die Kornkammer Roms betrachtet wurde. S. galt daher auch als der Ceres geheiligt und als Lieblingsaufenthalt derselben. Produkte: trefflicher Weizen, Südfrüchte aller Art, Wein (besonders der treffliche Mamertiner bei Messena) und Oel, Safran, Mangold, Abrotonum, Cactus, Zwergpalmen, Eppich, Schlachtvieh, Wolle und Häute, Honig und Wachs, eßbare Schnecken, Erdpech, Marienglas u. s. w. Weizen, Safran, Honig u. Schlachtvieh nennt Strabo als die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Die Viehzucht wurde besonders stark betrieben. Das Volk anlangend, so hatten sich während der römischen Herrschaft natürlich zu den früheren Bewohnern eine Menge von Römern gesellt und so bestand die Bevölkerung nun aus 3 Hauptbestandtheilen: dem siculischen, celtischen u. römischen, deren Unterschied jedoch allmählig verwischt wurde, so daß nur noch im Allgemeinen von Siculi als Bewohner der Insel die Rede ist, die für ein kluges, verschlagenes und gewerbfleißiges Volk galten, welches freilich später großer Schwelgerei und Ueppigkeit sich hingab. Die Regierungsform der einzelnen Städte war ursprünglich eine aristokratisch-republikanische, später bisweilen eine demokratische, in mehren Staaten aber auch eine monarchische. Die Gesetze anlangend, so scheinen besonders die des Charondas von Catana eine weite Verbreitung gefunden zu haben. Die Religion war früher theils die celtische, theils die phönicische; eine der Hauptgottheiten scheint der Adranus gewesen zu seyn. Seitdem der hellenische Kultus herrschend wurde, wird die Demeter die Hauptgottheit, der nebst ihrer Tochter Persephone jährliche Feste gefeiert wurden. Die Künste und Wissenschaften wurden in S. mit großer Liebe gepflegt, namentlich die Dichtkunst; die bukolische durch Theokrit, Moschus und A., die lyrische durch Stesichorus, die didaktische und tragische durch Empedocles, Sosicles u. s. w. Berühmte Philosophen (Empedocles, Epicharmus, Dicäarchus), Mathematiker (Archimedes), Aerzte (Herodicus, Menecrates, Acron), Geschichtsschreiber (Diodor, Antiochus, Philistus, Timäus) und Redner (Georgias) nannten außerdem S. ihr Vaterland. In der bildenden Kunst ist namentlich Pythagoras von Leontini berühmt. Städte der Insel: 1) an der Ostküste: Messana (früher Zancle), Naxus, später Tauromininm (j. Taormina), Catana (j. Catania), Leontini (j. Lentini), Megara (bei Cattaro zu suchen) und Syracusä (j. Siracusa); 2) an der Südküste: Camarina, Gela (jetzt Trümmer oberhalb Terra Nuova), Agrigentum (j. Girgenti mit sehr bedeutenden Ueberresten der alten Stadt), Heraclea Minoa (j. Trümmer bei Torre di Capo Bianco) und Selinus (j. Ueberreste bei Castelvetrano); 3) an der

Westküste: Lilybäum (j. Marsala mit einigen Resten der alten Stadt), Eryx und Drepanum (j. Trapani); 4) an der Nordküste: Egesta oder Segesta (j. Ruinen auf einem steilen Berg westl. von Alcamo), Panormus (j. Palermo), Himera, später Thermä (j. Termini) und Mylä (j. Melazzo); 5) im Innern der Insel: Centuripä (j. Centorbi) und Hybla Major (j. Paterno am Giarettafluß). Unter den kleineren Städten sind außerdem noch zu nennen: Helorus (j. Trümmer unter dem Namen Muri Ucci oder Colisseo S. Filippo), Caucana (j. Caucona), Mazara (j. Mazzara), Motya, Hyccara (j. Muro di Carini), Solus (j. Castello di Solanto), Halesa (j. Ruinen unter dem Namen Torre di Tusa oder di Pittineo), Tyndaris (j. Tindare am Berge Tindari), Abacänum, Hadranum (j. Aderno), Agyrium (j. S. Filippo d'Argiro), Herbita (j. Nicosia), Myttistretum (j. Mistretta, mit Ruinen), Enna oder Henna (j. Castro Giovanni), Jetä (j. Jato), Herbita (j. Sperlinga bei Nicosia oder das südliche Erbaspina), Menänum (j. Mineo) und Acrä (j. Ruinen auf einem Berge bei Pallazola). Vergl. Phil. Cluver, Sicilia Ant., Leyden 1719; — J. G. Grävius und Burmann, Thesaur. antiqq. et hist. Siciliae etc., Amsterd. 1764; — Russel, A tour through Sicilia, London 1809; — Forbiger, Handbuch der alten Geographie, III.

Sicilien (n. Geogr.), 1) (Königreich beider S.), europäisches Königreich, umfaßt die Länderstrecken der italien. Halbinsel, welche sich zweschen 29° 40′—39° 20′ östl. Länge und 35° 30′—42° 51′ nördl. Br. ausdehnen. Im Norden ist dieses Reich vom Kirchenstaat und vom adriatischen Meere, im Süden vom jonischen und mittelländischen Meere, im Osten vom erstern und im Westen vom letztern Meere begrenzt. Den Länderbestand bilden: a) Neapel oder das südliche Festland Italiens mit Ausnahme kleiner, zu Toskana und dem Kirchenstaate gehöriger Parcellen, b) die Insel S., c) mehre kleinere, in den umliegenden Meeren zerstreute Inseln und Inselgruppen, und zwar im tyrrhenischen Meere die Liparen, Ustica, die Ponzainseln, Vendutena, Ischia und Capri, im adriatischen die Tremiti, im mittelländischen die Aegaden, sowie auch die Eilande Pantalaria und Lampedusa. Das Königreich beider S. ist eine in männlicher u. weiblicher Linie erbliche Monarchie. Der jetzige König, Ferdinand II. (Karl), König des Königreichs beider S. u. von Jerusalem, Herzog v. Parma, Piacenza, Castro, Erbgroßherzog von Toskana, wurde geb. 12. Jan. 1810, succ. seinem Vater, dem König Franz I. Januarius Joseph, am 8. Nov. 1830, vermählt 1) 21. Nov. 1832 mit Maria Christine Karoline Josephine Gaetana Elisa, Prinzessin v. Sardinien (†31. Jan. 1836), 2) am 9. Jan. 1837 mit Maria Therese Isabella, Erzherzogin v. Oesterreich, geb. 31. Juli 1816. Der Kronprinz führt den Titel Herzog v. Kalabrien. Der ganze Staat theilt sich im Großen in das Gebiet diesseits der Meerenge (Domini al di qua del Faro) oder Neapel, und das Gebiet jenseits der Meerenge (Domini al di là del Faro) oder S.; über jenes s. Neapel, über dieses s. S. 2) (Insel).

Uebersicht des Flächenraums und der Bevölkerung des Königreichs beider Sicilien.

Provinzen.	Quadratmeilen. ital.	Quadratmeilen. geogr.	Einwohner. (1845).	Bezirke.	Gemeinden.
1. Napoli, Stadt .			379,621	1	
Provinz Napoli	288	18	400,813	3	65
2. Terra di Lavoro	1,885	$117,_{812}$	721,971	5	230
3. Molise	1,344	84	353,083	3	135
4. Abruzzo Citra .	940	$58,_{738}$	301,746	3	121
5. „ Ultra 1.	935	$58,_{45}$	216,486	2	72
6. „ „ 2.	1,905	$119,_{062}$	307,708	3	110
7. Principato Ultra	1,064	$66,_{5}$	384,507	3	132
8. Capitanata . .	2,205	$137,_{813}$	311,517	3	62
9. Principato Citra	1,710	$106,_{875}$	537,606	4	158
10. Basilicata . . .	3,134	$195,_{875}$	481,288	4	121
11. Calabria Citra .	1,980	$123,_{75}$	414,932	4	146
12. „ Ultra 1.	1,659	$103,_{688}$	306,328	3	104
13. „ „ 2.	1,560	$97,_{5}$	372,281	4	151
14. Terra di Bari .	1,783	$111,_{437}$	491,331	3	53
15. „ d'Otranto	2,171	$135,_{675}$	401,488	4	180
	24,565	$1535,_{175}$	6,382,706	52	1840
16. Palermo . . .	1,500	$93,_{75}$	465,169	4	72
17. Girgenti . . .	1,040	65	233,764	3	45
18. Trapani . . .	1,027	$64,_{188}$	182,809	3	21
19. Caltanisetta . .	900	$56,_{25}$	176,295	3	31
20. Messina . . .	1,048	$65,_{5}$	349,183	4	116
21. Noto	1,120	70	250,862	3	41
22. Catania . . .	1,332	$83,_{25}$	382,528	2	81
	7,967	$497,_{938}$	2,040,610	22	407

(1 ital. □Meile = $0,_{0625}$ geograph. □Meilen.)

2) (S. jenseits des Faro), Königreich, Theil des Königreichs beider S., begreift die Insel S. und die umliegenden kleinern Inseln. Die Insel S., die größte des mittelländischen Meeres, liegt zwischen 29° 42′—33° 23′ östl. Länge und 36° 34′—38° 47′ nördl. Breite im Südwesten der Halbinsel Italien, nebst den in ihrer Nähe befindlichen Eilandsgruppen, den Liparen, Aegaden 2c. Sie hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen nördliche Seite die längste und dessen östliche die kürzeste ist. Was den Flächenraum betrifft, so fehlt es noch an genauen Vermessungen. Die Angaben differiren zwischen 490 und 590 □M. Der Küstenumfang mag etwas über 100 M. betragen. Die größte Länge vom östlichen Capo Peloro an der Meerenge von Messina bis zum westlichen Capo Boco beträgt 40 M. und vom erstern bis zum südlichen Capo Passaro 26 M. Die die Insel umfluthenden Meere, welche besonders zwischen ihr und Afrika viele Untiefen enthalten, sind auf der Nordseite das tyrrhenische, auf der Südseite das afrikanische oder libysche, auf der Ostseite das sicilische. In keinen Seegewässern ist das sogenannte Meeresleuchten häufiger, als in diesen — eine höchst wunderbare Erscheinung, wenn Schiffe in stiller Sommernacht die ruhigen Wogen durchschneiden, wo Millionen Leuchtkügelchen gleich einer feurigen Straße den Lauf des Fahrzeugs zu bezeichnen scheinen. Diese Lichterscheinung halten bekanntlich einige Naturforscher für elektrischen Ursprungs, andere für den Widerschein kleinerer, bei Tag nicht wahrnehmbarer Insektenkörper. Der Faro (Meerenge) von Messina, der S. vom italienischen Festlande trennt, ist zwischen dem Vorgebirge Peloro in S. und dem Fuchsschwanz (Coda

di Volpe) auf dem Vorgebirge Scylla in Kalabrien kaum eine Seemeile breit, erweitert sich aber bei Messina schon zu einer Breite von 4 Stunden. Außerordentlich stark ist die von Norden nach Süden und umgekehrt gehende Strömung in der Meerenge, deren Eintreten die Durchfahrt gefährlich, oft unmöglich macht. Geht die Strömung nach Süden, so stoßen sich die Wogen mit großer Heftigkeit an dem senkrechten Vorgebirge Sciglio (Scylla) und heben sich wirbelnd und rauschend hoch empor, so daß jedes Schiff, das sich dem Wasserzuge überließe, an dem Felsen würde zerschmettert werden. Weiter südlich, am Eingang des Hafens von Messina, befindet sich der wirbelnde und brausende Strudel Calofaro (die Charybdis der Alten). Ein merkwürdiges Phänomen ist auf den Küsten des Faro von Messina die bei heiterm, warmem und stillem Wetter über dem Meere aufsteigende Lufterscheinung, die Luftspiegelung der sogenannten Fata Morgana. Die Insel ist gebirgig. Vom heräischen Bergrücken durchzogen, der nach den 3 Kaps del Faro (Pelorus) im Osten, Passaro (Pachynum) im Süden und Boco (Lilybäum) im Westen sich ausstreckt, hat die Insel nur hie und da flache Küsten, aber viel kleine Baien und Häfen. Es scheint, der kalabrische Apennin habe sich an der Meerenge ins Meer gesenkt, um sich an der Nordküste der Insel wieder zu erheben. Die beiden Hauptketten des ganzen Gebirges sind die pelodische, die an der Nordseite hinzieht, und die nebrodische, die sich im Westen verzweigt. Es laufen von den Hauptketten aus Zweige über die ganze Insel, und zwischen und auf den Gebirgen finden sich ausgedehnte, größtentheils fruchtbare Ebenen, wie z. B. bei Milazzo, Catanea, Lentini, Calatagirone ꝛc. Diese Höhen gehören, mit Ausnahme des isolirten riesigen Aetna, in die Klasse der Mittelgebirge, indem sie sich kaum 4000′ über die Meeresfläche erheben. Die höhern Spitzen sind die Berge von Madonia an der Nordküste (3650′), der Monte Cuccio bei Palermo (3000′) und der Calata Ballata im Innern (3500′), im Westen aber der S. Giuliano oder der alte Eryx (2000′); im Innern des Landes der Sparvero oder Scuderi (3200′). Der Hauptbestandtheil der sicilianischen Berge ist der Kalkstein, und Grotten und Höhlen sind häufig in denselben. Richten wir unsere Blicke auf die Westküste der Insel, so begegnet unserm Auge ein konischer Koloß, dessen Riesenschatten Afrika's Küste erreichen, der schon seit vielen Jahrhunderten das Wunder der physischen Welt ist; es ist der Aetna (s. d.) oder Monte Gibello. Unweit Girgenti, das an der Südküste liegt, ist der merkwürdige Schlammvulkan Maccalubba, ein Hügel von ungefähr 300′ Höhe und einer Oberfläche von 500′ im Durchmesser, auf dessen Gipfel ringsumher eine große Zahl stumpfer Kegel sich befindet in verschiedenen Distanzen und von ungleicher Höhe. Diese Vulkane werfen Erde, Koth, Thon und Steine aus, begleitet von Schwefelgestank, zuweilen auch von Rauch. Der letzte bedeutende Ausbruch fand im J. 1811 Statt, wo die ausgeworfenen Schlammsäulen bis zu 10′ Höhe stiegen. Bei Sciacca ist der Berg Calagero (1030′), aus dessen Spalten heiße Dämpfe hervordringen, und an dessen Fuß heiße Schwefelquellen sind und manche andere Spuren erloschener Vulkane. Die Thätigkeit des Innern der Erde in jenen Gegenden beweist der so merkwürdige Ausbruch eines Vulkans, der sich im Juli 1831 mitten im Meere auf einer Korallenbank, etwa 20 italienische M. von der sicil. Küste entfernt, auf der halben Entfernung von Sciacca nach der vulkanischen Insel Pantellaria erhob, einen förmlichen Krater bildete und Dampf, Schlacken, Sand und Asche 600′ hoch auswarf. Zu Ende Augusts hörten die Auswürfe auf, und es zeigte sich nun eine Insel von etwa 4 ital. Meilen im Umfang, welche die Engländer Grahams-Insel, die Sicilianer aber Ferdinandea (s. d.) nannten. Nach spätern Nachrichten ist sie wieder verschwunden.

Geognostische Verhältnisse S.s und der benachbarten Inseln. Die Gebirge von Messina längs der Ostküste bis Taormina und nördlich bis Melazzo bestehen aus Granit und Glimmerschiefer, der indeß an vielen Stellen von dichtem Kalkstein überlagert wird. Dieser Uebergangskalk wird meist von Dolomit begleitet und erscheint in dem Innern S.s in den Umgebungen von Syracus, am Fuße des Aetna, am Vorgebirge von Passaro und in einem großen Theile des Val di Noto. Im Innern wird er von einer sehr beträchtlichen Gyps- und Thonmergel-Ablagerung begleitet, worin sich häufig Schwefel- und Steinsalzlager finden, welche zum Theil in sehr beträchtlicher Mächtigkeit ausgebeutet werden; an andern Stellen wird er von Sandstein und Nummulitenkalk überlagert. Die niedrigern Theile der Inseln, besonders das Küstenland, bestehen vorherrschend aus tertiären Gebilden, welche, wie die von Oberitalien, reich an wohlerhaltenen Schalthier-Gehäusen sind, und wovon man deutlich eine ältere und eine jüngere Schicht unterscheiden kann. Im Süden der Centralkette erhebt sich dieses Gestein mehre 1000 Fuß hoch über das Meer. Bei Caltanisetta findet sich eine Knochenbreccie, welche mit der sardinischen übereinstimmt. In dem Berge Salfara grande steht, wie in der ganzen Grafschaft Sommatino, ebenfalls Gyps an, welcher auf Uebergangskalk ruht und von tertiärem Kalk überdeckt wird. Der Kalk enthält hier viele Höhlen, welche zum Theil mit Schwefelkrystallen ausgekleidet sind. Bei Palermo finden sich Knochenhöhlen, welche zum Theil ganze Gerippe von vorweltlichen Nilpferden, Tapir, Mammuth u. s. w. enthalten und theilweise ebenfalls von einer wahren Knochenbreccie erfüllt sind. Jüngere Muschelbreccien, zum Theil mit abgerundeten Kalkgeschieben untermengt, machen gewöhnlich die Unterlage dieser Knochenablagerungen. Die Zahl der von Philippi gesammelten Schalthiere aus dem tertiären Gebirge S.s beträgt 360 Arten, wovon etwa ³/₄ zum Theil nur mit geringen Formabweichungen in dem umgeben-

den Meere lebendig gefunden werden; etwas über die Hälfte davon findet sich in der Tertiär-Formation Oberitaliens und nur $^{15}/_{100}$ in dem Becken von Bordeaux. Aus diesem geht hervor, daß die tertiären Gebilde S.s sehr jugendlichen Alters sind und daher nicht mit dem Molassengebilde der Schweiz und anderer Gegenden Deutschlands in eine Kategorie gehören. Vulkanische Gebirgsarten sind auf den Aetna mit seinen Umgebungen und auf die Ostküste zwischen diesem Feuerberg und dem Kap Passaro beschränkt. Die Lava- und Trappgesteine der ältern Vulkane längs der Küste sind von Uebergangskalk umgeben und sollen zum Theil mit ihm wechsellagern, was auf ein sehr hohes Alter derselben schließen lassen würde. Die kolossale Felsmasse des Aetna besteht aus meist schwärzlichen oder dunkelbläulich-grauen Laven, welche aus den verschiedensten Zeit-Perioden herrühren und in unzähligen Strömen sich zum Theil bis ins Meer ergossen haben. Der Absturz des heiligen Anastasius zeigt eine 150' hohe Lavamauer, deren Gestein sich säulenartig ablöst und durch seinen Gehalt an Olivinkörnern einerseits dem Basalte sich nähert, andrerseits durch das Auftreten von Zellen und den Uebergang in ungestaltete poröse Massen sich deutlich als Lava charakterisirt. Die Cyklopen-Insel und die Fariglioni bestehen gleichfalls aus Lava und scheinen nichts Anderes, als die Ueberreste eines halbzerstörten Lavastroms zu seyn. Bei Palomba und Terrapilata a Levante sind vulkanische Gasquellen, welche Schwefelwasserstoffgas ausströmen; letztere wirft zugleich ununterbrochen Schlamm aus. Auch die Maccalubba di Girgenti ist ein wahrer Schlammvulkan. — Erze und Mineralien. Der Aetna ist nicht so reich an schönen Mineralien, wie der Vesuv, wie auch seine Laven bei Weitem nicht so mannichfaltig sind, wie die des letzteren. Es finden sich: Analzim, Kalkspath, Mesotyp, Olivin, Augit, Hornblende, Feldspath, Eisenglimmer, Salmiak, Schwefel; Bimsstein ist sehr selten. Schwefel, theils derb, theils in den ausgezeichnetsten Formen krystallisirt bei Catholica, Girgenti, Aragona, St. Cataldo und an andern Orten. In der Schwefelgrube de la Stretta bei Caltanisetta ist ein wahrer Schwefelvulkan, wo im Grunde eine Höhle aus einer kleinen Oeffnung geschmolzener Schwefel hervordringt und nachher erstarrt. Barytspath in ausgezeichneten Krystallen findet sich zu Aragona; Cölestin in der prachtvollsten Krystallisation in den Schwefelgruben von Catholica und Ibiza; Spießglanz als Grauspießglanz bei Niso, Novarra und Raccalumiera; Quecksilber als Zinnober bei Paterno und Assoro; Blei als Bleiglanz bei Ali und Raina im Val demone; desgleichen mit Fahlerz, brauner Blende und Spatheisenstein bei San Luigi und Fondachelli, mit Kupferkies bei Limmina; Alabaster, schön gefleckt, am Niso, bei Taormina und im Thale Demona; Obsidian und Bimsstein sparsam bei Palagonia; Herschelit zu Acireale mit Phillipsit, Comptonit und Olivin; Asphalt bei Nissoria, Lionforte und Capizzi; Erdöl im Val di Noto und bei Girgenti; Bernstein bei Catania; Steinsalz bei Catholica, Cammerata, Regalmuto u. s. w.; Salmiak in den Laven des Aetna. — Die liparischen Inseln. Diese kleine Inselgruppe, nördlich von S. gelegen, besteht durchgängig aus vulkanischem Gesteine. Auf einigen, wie auf Stromboli und Volcano, finden noch jetzt von Zeit zu Zeit vulkanische Ausbrüche Statt. Das Gestein dieser Inseln ist in mancher Beziehung abweichend von dem des Aetna und Vesuv. Basalt und basaltähnliche Mandelsteine fehlen, dagegen erscheinen Trachite, Bimssteine und Obsidiane in großer Häufigkeit. Der Trachit des Strombolino enthält Hornblende und glasigen Feldspath in schönen Krystallen. La Perrera auf Lipari zeigt ungeheure Ströme von Obsidian, welche aus 7 Kratern ihren Ursprung nehmen. Auf der Südwestseite dieser Insel finden sich, nach Rüppel, 300 Fuß über dem Meere vulkanische Tuffe, welche deutlich Bruchstücke von Seepflanzen einschließen und somit den Beweis liefern, daß die Insel aus dem Meere emporgestiegen sey. Von Mineralien finden sich: Schwefel, Augite, Hornblende und andere, wie im Aetna und Vesuv; Sassolin auf Volcano. — Der Boden S.s ist zwar steinig, allein das milde Klima und das unterirdische vulkanische Feuer hat eine so überschwengliche Produktionskraft, daß selbst auf Lavaschichten die edelsten Gewächse in üppiger Fülle emporkeimen. Die Gewässer sind zwar zahlreich (sie entquellen den Gebirgen im Innern des Landes und eilen in allen Richtungen dem Meere zu), aber kein Fluß ist schiffbar; die meisten, wenn sie auch oft plötzlich anschwellen und Verheerungen anrichten, trocknen im Sommer ganz aus. Der Giaretto fließt gegen Osten und der Salso (Himera der Alten) geht in 2 Mündungen bei Alicata ins Meer, nachdem er die Scheide zwischen dem Val di Noto und dem Val di Mazzara gemacht. Die übrigen, z. B. der Noto, Frescolare, Cante, S. Bartolomeo, Torto, Platani, Termini sind nur Bäche. Größere Landseen fehlen. Unter den kleinen Binnenseen ist der See Palio bei Palagonia als vulkanische Erscheinung bemerkenswerth. Die Zahl der Heilbäder und Mineralquellen ist sehr groß; bekannt sind die von Termini, Catania, Sciacca, Calameta und Acqua-rossa. — Das Klima der Insel ist ganz solarisch und die Luft gesund, wo sie nicht durch ungesunde vulkanische Dünste und Sümpfe verpestet wird. Die Sommerhitze, die bei dem Wehen des Sirocco nicht selten bis auf 36° steigt, wird durch die Seewinde gemildert. Von sengender Wirkung ist auch der Ponente (Südwind); durch den Scirocco verliert die Luft ihre Durchsichtigkeit, und die Sonne erscheint dann ohne Glanz; übrigens weht der letztere öfters im Winter, wo er nicht so beschwerlich ist, als im Sommer. Heftige Hagelschauer sind nichts Seltenes. Der mittlere Wärmegrad in Palermo steht auf + 13,6°, das Thermometer fällt fast nie auf den Gefrierpunkt; der Schnee bleibt im Sommer bloß auf der obern Region des Aetna liegen. Der Regen ist selten; ein heiterer Himmel schaut auf die Insel herab, deren Fluren die

mächtigen Sonnenstrahlen ganz versengen würden, wenn sie nicht jede Nacht ein starker Thau erquickte. — S. wäre ein irdisches Paradies, wenn es nicht von Zeit zu Zeit durch **Erdbeben** (z. B. in den Jahren 1000, 1542, 1693, 1735 und 1783) verheert würde. Leider bietet die Hand der Menschen ihre Dienste zu wenig der gütigen Natur. Und doch, wie reich ist die Vegetation! Bei den alten Römern war S. die Kornkammer Italiens. Es ist solche zum Theil noch jetzt, wenngleich viel Land unbebaut und wüste liegt; denn nur der zehnte Theil ist kultivirt. Das **Zuckerrohr** ist hier einheimisch und wurde von hier nach Spanien verpflanzt, und jetzt wird es fast gar nicht mehr gebaut. Bei jedem Schritt stößt man auf eine kräftige und veränderte Pflanzenwelt. **Solanum**, **Terpentinbäume**, die **Aloe**, **Malven**, **Agnus Castus**, **Lorbeerrosen** und andere gewürzhafte Kräuter keimen zwischen Felsenklippen empor. Die Bilder des Reichthums wechseln mit denen der Verödung, starre Felsenthäler mit lieblichen Höhen; wilde Hyacinthen, Veilchen und amaranthrother Klee schmücken gleich einem bunten Teppich da und dort die Erde. Einsame, enge Schluchten wechseln mit unbegrenzten Formen, Steingerölle mit fettem Boden. Indische Feigen fassen mit der Aloe Gärten und Wege ein. An den Bergspitzen hangen Dörfer und Höfe gleich Vogelnestern, und man gelangt in Thäler, die, den Gärten der Hesperiden vergleichbar, südlicher Himmel und Boden, südliche Blüthen und Farben, südliche Fülle in sich vereinigen. Da sind dichte Orangenwälder, dort der Korallenschmuck der Granatbäume, da der Purpur der Oleander, dort Palmen und Myrten. Die Korkeichen, die Johannisbrodbäume (Algaroba), die Papierstaude, die Mannaesche, Safran, Pistazien, Caruben, Baumwolle (1—2′ hoch), Süßholz, Kapern, Oel, Wein und Südfrüchte der besten Art, Mandeln und Sodapflanzen gedeihen herrlich auf dieser Insel. Auch in S. herrscht das fatale Pachtsystem. Grund und Boden gehört meistens dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten an. Der Ackerbau, so schlecht er auch betrieben wird, ist doch die erste Erwerbsquelle des Sicilianers. Der Ochse bearbeitet das Feld mit dem Pfluge. Die Ernte ist im Juni. Unter freiem Himmel wird gedroschen. Es gibt, besonders an den Küsten, große Kornspeicher oder Magazine, wo jeder Landwirth die überflüssigen Vorräthe gegen eine kleine Abgabe aufheben lassen kann. Die Getreidehändler machen ihre Einkäufe aus diesen Magazinen. Das **Oel** würde vortrefflich seyn, wenn der Bau desselben verständiger wäre. Man überläßt den Baum, der am häufigsten in der Val di Demona sich findet, zu sehr der Natur und schlägt die Früchte unreif ab. Auch der Weinbau dürfte besser seyn, die besten Gewächse sind die von **Syracus**, von **Taro**, **Marsala**, **Augusta** (**Amarena** genannt), **Mongarella**, **Girasole** und **Calabrese**. Die Weingärten sind gewöhnlich mit Erd- oder Steinmauern eingefaßt, auf welchen indianische Feigenbäume (Cactus opuntia) von 10—12 Fuß Höhe stehen. Von der Sodapflanze oder **Saponara** werden jährlich über 100,000 Centner ausgeführt im Werth von 6,700,000 Ducati. Von vielfachem Nutzen ist die **Zwergpalme**, die häufig auf den Hügeln wild wächst. Die binsenartige **Papyrusstaude** ist häufig zu finden am Ufer des seichten **Anapus**. Aus den Aloeblättern bereitet man eine Art Seide zu Strümpfen und Handschuhen. Die sicilianische Baumwolle ist vorzüglicher, als die von Salonichi. Ueberaus reich ist der Ertrag aller Arten von Agrumen und Orangen. Kaffee, Indigo, Krapp und Cochenille könnten leicht mit Erfolg gebaut werden. Noch mehr vernachlässigt als der Ackerbau ist die **Viehzucht**, das Rindvieh ist klein und mager, es weidet das ganze Jahr über auf den Brachen. Aus der Milch der Kühe, Schafe und Ziegen bereitet man Käse. Dem **Pferd**, das leicht und ausdauernd ist, wird das **Maulthier** vorgezogen. Das Schaf ist unveredelt und von grober Wolle. Ergiebig ist die **Seefischerei**, besonders an Sardellen, Thunfischen und Schwertfischen. Letztere zeigen sich im Juni und Juli sehr häufig an den Küsten Kalabriens und S.s. Ihr Fang erfordert 6 Männer. Eine der größten sicilianischen Belustigungen ist der Fang der **Thunfische** oder **Makrelen** Ende Mai's in Tonnares oder kleinen Wasserfestungen. Die **Sardelle** fischt man in allen Buchten, eben so die **Austern** und **Muscheln**; auch sind Korallen nicht selten, desgleichen wohlriechender **Ambra**. Sehr nutzbare Insekten sind die **Seidenraupen**, die **Kanthariden** und die **Bienen**, und berühmt ist wegen seiner Güte der **Honig** von **Hybla**. Ueber die **Mineralien** S.s s. oben. Fast Alles, was die Natur auf einem Fleck der Erde zusammendrängen kann, scheint sich hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben, und Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet sich hier im gleichen Maße. Die großen Denkmäler kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Riesenreste alter Baukunst, die wir nur bewundern, nicht nachbilden können, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn zu den Wolken anstrebenden Felsen und zeigen sich noch nach dreitausendjährigem Zeitensturm würdig, das schönste Land zu schmücken. Wo sind Ruinen, die mit denen S.s zu vergleichen wären? Wo findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als in diesem Lande, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen? Und was ist in dem hochgepriesenen Rom selbst, was in ganz Italien mit den einfach großen, dorischen Bauwerken S.s zu vergleichen, außer den Tempeln in Pästum? Roms Monumente stammen bloß aus der Kaiserzeit, alles Andere ist mit Nacht bedeckt; in S. dagegen zählen die neuesten Monumente des griechischen Alterthums dritthalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der Architektur in so klarem Lichte. Die Entwickelung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, gothischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Style auf den Ge-

schmack unserer Zeit in den ersten Städten S.s gibt diesen, besonders dem wunderlich gemischten antik-modernen, mehr asiatischen, als europäischen Palermo ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen, und wie man sich bei Annäherung der blühenden Ufer S.s dem Aequator um 3 Grade und Afrika näher als Europa befindet, so fühlt man sich auch durch die Physiognomie der Menschen, ihrer Kleidung und Wohnung dem bisher Gesehenen entrückt und in eine südliche Zone versetzt. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der dunkelglühende Himmel sind entzückend. Könnte man bequem durch dieses Paradies fahren, so würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und man würde alle Zwecke, welchen man in diesen beiden Orten nachstrebt, in einem Punkt vereinigt finden. Zwar sind die Alterthümer hier nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert, wie in Rom und Neapel; allein es liegt ein unendlicher Reiz darin, sie zu suchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichsten Thäler, deren schöne, bis in die höchsten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachsene Berge den zahllosen afrikanischen Ziegen zur Nahrung dienen, welche mit ihren lang herabhängenden Seidenflocken ein äußerst malerisches Bild geben — durch die wunderbarsten Perspektiven, welche sich meist ungeahnt plötzlich auf den Seespiegel oder in ein anderes, noch lieblicheres Thal öffnen, endlich um den letzten Bergrücken beugt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die stille, von höhern Bergen umschlossene Anhöhe bei Segeste herabgesenkt, vor dem entzückten Beschauer steht; wenn man die so lange Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindare, des von Cicero erwähnten Gymnasiums, des herrlichen Tempels der Concordia zu Girgenti, des Jupiter Olympicus in Syracus, die eingestürzten Säulen der Giganten und des Jupitertempels des stolzen Agrigent und die mächtigen Ueberreste der 3 Tempel zu Selinunt gesehen, und auf der Höhe des majestätischen Theaters von Taurominium des bezauberndsten Anblicks genossen, den Meer und Erde in ihrer höchsten Schönheit vereinigen können: dann raffe man seine Kräfte zusammen und erklimme den Feuerberg, der seinen ewigen Schwefeldampf den Gestirnen zusendet, und überglücklich mag man sich preisen, wenn man das glühende Gestirn von Osten aus dem Meere tauchen und das paradiesische Panorama in den glänzendsten Farben vor sich ausgebreitet sieht.

Die Einwohnerzahl s. oben. Man findet hier ein Gemisch verschiedener Völkerschaften. Trojaner, Griechen, Afrikaner, Römer, Gothen, Saracenen, Normänner, Spanier, Franzosen und Deutsche haben kürzere oder längere Zeit auf der Insel geherrscht, und jeder dieser Völkerstämme hat das Gepräge seines Daseyns zurückgelassen. Der Körper des Sicilianers ist griechisch. Er ist schön, stark, regelmäßig gebaut, die Haut olivenfarbig, das Auge feurig, die Gesichtszüge ausdrucksvoll. Im Nachtheil steht das weibliche Geschlecht. Der Charakter des Sicilianers zeichnet sich durch eine instinktmäßige Dehnbarkeit aus. Er ist gutmüthig und arglistig, diensteifrig und gleichgültig, stolz und kriechend, gewinnsüchtig und faul, nüchtern und vergnügungssüchtig neben einander. Während er dem Fremden freundlich entgegenkommt, hegt er ein tückisches Mißtrauen, verspottet feig den Fremden, verehrt demüthig den Obern, während er voll Anmaßung ist gegen den Untern, und während er die Seinen sorglos verhätschelt, kasteit er sich selbst mit Strenge; während er sonst so wenig Bedürfnisse kennt, weiß er kein Maß und Ziel bei Festen, Schauzügen, Illuminationen 2c. Der edelste Zug seines Charakters ist seine Vaterlandsliebe. Wird er von persönlicher Leidenschaft gestachelt, oder ist er in der Bewegung der Nationalrache, so wird er fürchterlich, zum mordgierigen Tiger. Der Trieb nach Unabhängigkeit, der Haß gegen die Fremden reizte ihn zum Gemetzel der Vesper. Er ist abergläubisch, mißtrauisch, zügellos und unbezähmbar. Unter die guten Eigenschaften gehört ferner die Gastfreundschaft. Er verabscheut die Trunkenheit als das größte Laster und ist auch sehr mäßig im Essen. Die Bewirthung ist aber in S. sehr sparsam, sorglos und unsauberlich. Eigentliche Gasthöfe findet man fast nirgends, in größern Städten höchstens leidliche Trattorien. Gut eingerichtet dagegen sind die Kaffeehäuser und Sorbetterien (Eisbuden), und Gefrornes von ausgezeichneter Güte findet man in allen Städten. Danach ist der Sicilianer sehr lüstern; ohne Süßigkeit und Eis lebt selbst der Arme nicht, während oft das ganze Jahr kein Fleisch seine Mahlzeit würzt. Eis ist in S. so nothwendig wie das tägliche Brod, und es gibt kein Land, wo man so viel gefrorne Sachen und Eisgetränke genießt. Aermlich sind die Wohnungen des Insulaners auf dem Lande; Stroh, auf die Erde gestreut, ist sein Bett. Die Tracht des Mannes besteht in einer wollenen Mütze, in einer kurzen Jacke, wollenen Strümpfen und Schuhen. Die Weiber tragen offene Korsets mit großen Aufschlägen, eine leinene, oder seidene Kopfbedeckung. Hie und da sieht man Ueberreste der maurischen Tracht, schwarze Schleier 2c. Männer und Weiber haben ein armseliges Aussehen. Der Sicilianer ist sehr eifer- und rachsüchtig; er faßt leicht, ist witzig, aber wegen Mangel an Unterricht unwissend und abergläubisch. Im Schlund des Aetna sucht er die Hölle. Das heiße Klima steigert seine Phantasie zu einer glühenden Empfindsamkeit. Seine Gesichtszüge sind sehr beweglich, seine Pantomime beredt. Die Töchter werden in den Klöstern erzogen und bleiben dort bis zur Verheirathung. Die sicilianische Sprache, s. d. Wissenschaften und Künste sind ziemlich erstorben und unter dem Druck fremder Völker welkte der Sinn der Nation für alles Große, Erhabene und Schöne dahin. Für die Dichtkunst hat der Sicilianer viel Talent, um so weniger für die Maler- und Bildhauerkunst. Die Insel besitzt wenige Kunstschätze; Weniges nur findet sich in dieser Beziehung in Palermo, Lentini, Messina, Girgenti. Auch die Musik wird nicht sehr gepflegt. Die Landleute ergötzt bloß der Dudelsack oder eine einfache Flöte. Der Volksge-

sang ist fröhlich, zum Theil von kriegerischem Anklang. Die Baukunst zeigt zwar keine neuern Werke von Belang, um so mehr aber sprechen die kolossalen Proportionen der Tempelruinen S.s an. Obgleich auf dieser Insel über 300 Städte sind, so ist doch der Sicilianer nicht sehr gesellig. Der Beichtvater, der Prokurator und der Barbier sind die gewöhnlichen Gesellschafter der Adeligen und Reichen. Die Masse des Volks ergötzt sich am meisten an heiligen Festen; das prachtvollste Fest ist aber unstreitig das der heil. Rosalie in Palermo. Es wird mit Triumphbogen, pompösen Aufzügen und Pracht aller Art gefeiert, und Turniere und Wettrennen werden damit verbunden. Ein berühmtes Fest Messina's ist la Vara (im August gefeiert), ein Marienfest mit einer, gleich einem wandernden Theater, in der Stadt umziehenden Maschine.

Nahrungszweige der Einwohner. — Landbau. S. hat die Eigenthümlichkeit, daß es so gut wie gar keine Dörfer besitzt. Die Bevölkerung drängt sich in Städten zusammen, die Abneigung gegen das Landleben ist so groß, daß alle Versuche wohlmeinender Gutsbesitzer, Dörfer zu gründen, gescheitert sind. Der Grundbesitz ist sehr ungleich vertheilt, bloß in der Nähe der Städte gibt es kleine Besitzungen, die durch Erbschaft häufig bis in unbedeutende Parcellen zersplittert werden, das ferner liegende Land besteht aus großen Grundstücken, ehemaligen Majoraten, deren Theilung noch keine besondern Fortschritte gemacht hat. Der Grundeigenthümer bebaut aber sein Land nie selbst, sondern gibt es an Pächter, die ihrerseits wieder Unterpächter annehmen, und so fort, denn der Unterpächter hat sehr oft einen neuen Afterpächter und dieser hat abermals einen solchen. Auf diese Art ist auch die Nutzung des großen Grundeigenthums eben so zersplittert, wie der Besitz des kleinen, und die wirklichen Bebauer des Bodens sind arme Leute, die ein kleines Stück Feld bewirthschaften. Verpächter und Pächter theilen gewöhnlich die Ernte; wo aber die Bevölkerung dichter ist und das Angebot mithin steigt, muß der Pächter nicht selten zwei Dritttheile der Früchte abgeben. Dieses an sich drückende Verhältniß wird durch die Bedrückungen der Afterverpächter noch viel schlimmer, denn diese pflegen die Armuth des Pächters zu benutzen, um ihm zu wucherischen Zinsen Vorschüsse zu geben, so daß der Unglückliche nie aus der Noth kommt. Die einzelnen Felder werden selten länger als auf 3 Jahre verpachtet, so daß der Pächter nicht auf Verbesserungen bedacht seyn kann, die außerdem aus einem andern Grunde etwas Mißliches haben, da der Staat, wenn ein Grundstück mit Weinreben oder andern Kulturpflanzen besetzt wird, die erst nach mehren Jahren Ertrag geben, die höhern Steuern von Anfang an eintreten läßt. Man beobachtet bei größern Feldern eine Dreifelderwirthschaft, wonach der Acker ein Jahr brach als Hutung dient, das zweite Jahr halb umgebrochen zur Erzeugung von Gras benutzt und erst das dritte Jahr wirklich bestellt wird. Aus diesem Allen läßt sich der traurige Zustand der natürlichen Produktion erklären. S., die alte Kornkammer Roms, führt gegenwärtig weniger aus, als im Mittelalter oder im Alterthume, und bedarf in manchen Jahren selbst der Zufuhr. Von 1817 —1818 fand gar keine Ausfuhr Statt, woran in den ersten Jahren die Anwesenheit der stark verzehrenden englischen Besatzung Schuld war; 1815 und 1816 bedurfte man selbst des fremden Getreides. Die neuesten Berichte weisen Folgendes nach:

	Ausfuhr.		Werth.		Einfuhr.	
1834.	132,882	Ctr.	442,780	Thlr.	—	Ctr.
1835.	64,936	=	516,488	=	—	=
1836.	23,158	=	215,316	=	—	=
1837.	8,471	=	78,780	=	—	=
1838.	1,012	=	19,572	=	5,970	=
1839.	140	=	700	=	149,920	=

Nach den Angaben des Vorstehers der Direktion der Statistik, Baron Palmeri, waren im Jahre 1842 in ganz S. 1,232,498 Salmen (=ungefähr 10 Morgen) mit Getreidearten besäet. Von Getreide wird vorzüglich guter Weizen gebaut, nächstdem aber auch verhältnißmäßig viel Gerste und Hülsenfrüchte. Die gesammte Getreideernte berechnet man jährlich auf 2,400,000 Salmen, wovon 88,000 Salmen vorzugsweise nach Neapel ausgeführt werden. Flachs und Hanf wurden früher reichlicher gebaut, als jetzt, doch beträgt die Ausfuhr immer noch 3000 Cantari. Ein nennenswerther Artikel ist ferner die Baumwollenstaude, deren Kultur die Insel den Arabern verdankt. Gegenwärtig wird sie am meisten in der Ebene von Catania gepflanzt, und die jährliche Produktion beträgt 6—8000 Cantari, die aber nur zum Theil in S. verarbeitet werden, in der Hauptmasse nach Neapel und England gehen. Ein fast ausschließliches Produkt S.s und von vorzüglicher Art ist der Sumach, dessen beste Arten nach den Anbauörtern von Alcano, Carini, Cinisi, Favaretto Parco und Termini im Handel benannt werden. Die Ausfuhr beträgt 80,000 Cantari. Eifrig wird der Weinbau betrieben, aber die Kelterung geschieht ohne die gehörige Sorgfalt, wenn wir die englische Niederlassung bei Marsala in der Intendantur Trapani ausnehmen, wo ein dem Madeira ähnlicher Wein gewonnen wird, der bereits eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr nach Nordamerika und Großbritannien sich gebahnt und zur Anlage mehrer gleichförmiger Etablissements eingeladen hat. Die Gesammtausfuhr sicilianischer Weine, die jedoch zu einem großen Theile nach dem Reiche diesseits der Meerenge bestimmt ist, beträgt über 40,000 Tonnen. Noch hervorzuheben ist beim Weinbau der ansehnliche Handel mit Rosinen, wovon jährlich 6000 Fässer zu 80 Rotoli von Palermo und Messina versandt werden. Ueber die ganze Insel, namentlich über den östl. Theil derselben, ist der Anbau der Südfrüchte verbreitet. Die beiden Hafenplätze Messina und Palermo versenden allein über 300,000 Kisten Apfelsinen und Citronen nach Frankreich, Großbritannien, Nordamerika und den wichtigsten Häfen der Nord- und Ostsee. Citronensäure und Essenz wird viel in Melazzo, Messina und Catania gemacht und stark nach Frankreich, England und den Häfen der Ostsee

ausgeführt. Ein bedeutender Erwerbszweig ist die Anfertigung von Lakritzensaft, Regolizia, am besten zu Catania und Gatti, auch zu Nutesa, Palermo, Mazzara und Taormina. Es kommen über 10,000 Ctr. zur Ausfuhr. Eben so bringt ansehnlichen Gewinn die Ausfuhr von Manna, wovon Palermo allein jährlich 4000 Kisten versendet. Das jährliche Produkt an Oel in S. wird auf 120,000 Salmen geschätzt, doch ist es zu dünn, um unvermischt in den Manufakturen u. namentlich zur Seifebereitung angewandt werden zu können; es findet daher weniger Absatz (nur der fünfzehnte Theil kommt zur Ausfuhr); nur das von Cefalu, Tusa und Termini wird im Handel gesucht. Noch vor den Normannen schreibt sich der Anbau des Zuckerrohrs her, der früher mit vielem Eifer betrieben wurde, jetzt aber durch die Einfuhr des Kolonialzuckers sehr beschränkt worden ist. — Die Viehzucht steht auf einer noch tiefern Stufe, als der Ackerbau. Die Pferde haben sich in einem noch weit stärkern Grade verschlechtert, als in Neapel; doch werden in der Intendantur Siragossa gute Maulthiere gezogen und ausgeführt. Aus Mangel an geeigneten Weiden findet man eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl von Rindvieh, und ganz bedeutungslos ist die Schafzucht, da man dem Halten der Ziegen mehr Vortheile einräumt, die man daher auch in allen Theilen der Insel in sehr großer Anzahl findet. Nächst Griechenland wurde unter allen europäischen Ländern am frühesten in S. der Seidenbau angefangen, denn schon im 9. Jahrhunderte wurden von den Arabern Versuche dazu gemacht, die aber erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts dauernden Erfolg hatten. Zu Anfange des laufenden Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Ausfuhr 1800 Ballen à 300 Pfd. Aber seit dieser Zeit hat der Seidenbau sehr abgenommen, da die sicilianische Seide in ihrer Beschaffenheit noch bedeutend hinter der neapolitanischen zurücksteht. Namentlich hat sich der Seidenbau auf dem nördlichen Theile der Insel verloren, in der Umgegend von Palermo, wo er sonst sehr stark betrieben wurde. Gegenwärtig sieht man ihn noch am eifrigsten in der Gegend von Messina, Palli und Catania gepflegt, aber die jährliche Ausfuhr steigt jetzt durchschnittlich nicht mehr über 300 Ballen. Eine reichliche Nahrungsquelle gewährt der Insel die Fischerei. Sardellen und Thunfische werden am meisten gefangen, eingesalzen und auch in nicht unbedeutender Menge ins Ausland versandt. Der Korallenfang an der sicilianischen Küste hat seine frühere Bedeutsamkeit verloren, doch gehen jährlich noch mehre Schiffe von Trapani aus auf den Korallenfang an die afrikanische Küste. Der Bergbau auf Metalle ist ohne alle Bedeutung; dagegen hat in neuerer Zeit um so mehr die Ausbeute an Schwefel zugenommen, besonders seitdem man denselben in Frankreich und Großbritannien zur Bereitung der künstlichen Soda anwendet. Er wird besonders im südlichen Theile der Insel gefunden. Einen wichtigen Handelsgegenstand bildet endlich das Salz, das die Steinsalzlager von Castro Giovanni und die Salzseen von Agosta, Trapani und Marsala liefern, und wovon jährlich 3—400,000 Kantaren nach Konstantinopel, Malta und Venedig verschifft werden. — Die hohe Verzollung ausländischer Fabrikate hat die sicilianische Industrie wenig befördert, da sie den wenigen vorhandenen Fabriken eine Art Monopol gab; sogar die aus dem Neapolitanischen kommenden Waaren wurden vom J. 1824 an als ausländische behandelt. Indessen darf nicht verkannt werden, daß auf der Insel S. die Industrie in der letzten Zeit sich mindestens vereinzelt bemerkbar zu machen anfing. Die Leinwandfabrikation ist, trotz der vorzüglichen Beschaffenheit des rohen Produkts, sehr unbedeutend; daher starke Einfuhr aus der Fremde, namentlich aus Schlesien und der Schweiz. Ferner besitzt S. erst eine einzige größere Tuchfabrik in Palermo; außerdem wird auf der Insel ein ganz grobes wollenes Zeuch angefertigt, welches vorzugsweise zu den Fischermänteln dient. In Palermo befindet sich eine von Pferdekraft betriebene Baumwollenspinnmaschine und in Trapani eine durch Dampfkraft getriebene große Baumwollenspinnerei; Baumwollwebereien befinden sich in Catania und Messina. Bereits im Mittelalter und in den beiden ersten Jahrhunderten der neuern Zeit waren sehr geachtete Seidenmanufakturen in Messina, die jedoch in der neuern Zeit von denen in Catania und Palermo überflügelt worden sind. Gegenwärtig beschäftigt die Seidenweberei in Palermo und Messina und besonders in Catania, auch in Occi-Reale, gegen 1200 Weber. Ein Hauptzweig der sicilischen Industrie ist die Gerberei, besonders zu Catania, Messina und Palermo, wo sich 15 größere Gerbereien befinden. Man rechnet jährlich auf 70,000 Häute, die von den Rothgerbern, und auf 40,000 Felle, die von den Weißgerbern bereitet werden. Die letztern gehen meist über Messina nach Deutschland und England. Aus Palermo, Trapani u. s. w. gehen viele Korallenarbeiten nach England und Ostindien; sie werden wegen ihrer Wohlfeilheit und ihrer kunstvollen Arbeit den diesfallsigen Waaren von Genua und Livorno vorgezogen. Auch die Bernsteinarbeiten von Catania, wo man den Bernstein in guten Stükken findet, werden sehr geschätzt. — Die Gesammtzahl der Arbeiter, welche in S. fabrikmäßig in den einzelnen Zweigen der technischen Kultur Beschäftigung und Unterhalt finden, beträgt kaum 30,000. Der Gesammtwerth des Verkehrs der Insel S. stellte sich im J. 1843 auf ungefähr 22,200,000 Gulden Konv.-Münze, wovon gegen 9 Millionen die Einfuhr und 13,200,000 Fl. die Ausfuhr treffen. Die Hauptgegenstände der Einfuhr bildeten Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaaren, Häute, Baumwollgarn, Baumwolle, Eisen-, Stahl-, Quincaillerie-, Porzellan-, Glas-, Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaaren, Bau- und Tischlerholz, Tabak, gesalzene Fische. Um der inländischen Industrie aufzuhelfen, hatte der Zolltarif vom 30. Nov. 1824 alle ausländischen Fabrikate mit höchst drückenden Zöllen belegt; endlich sah der König den Nachtheil derselben ein und verordnete am 9. März 1846 eine bedeutende

Herabsetzung einer Anzahl der nothwendigsten Manufakte. In sämmtlichen sicilianischen Häfen kamen im J. 1845 9148 Schiffe von 625,034 Tonnen an, und zwar in Palermo 2454 Sch., 175,438 T., Messina 2720 Sch., 210,070 T., Trapani 574 Sch., 71,350 T., Agosta 82 Sch., 11,075 T., Girgenti 206 Sch., 31,268 T., Catania 1435 Sch., 50,778 T., Milazzo 650 Sch., 19,004 T., Pozzalo 209 Sch., 13,806 T., Marsala 666 Sch., 19,985 T., Siragosa 152 Sch., 22,260 T.

In den Hafen von Palermo liefen im Jahre 1846 2576 Schiffe mit 183,234 Tonnen und im Jahre 1847 2563 Schiffe mit 193,531 Tonnen ein, darunter:

Oesterreicher	17
Engländer	129
Franzosen	8
Russen	1
Preußen	1
Sardinier	18
Päpstliche	1
Sicilianer	2289
Holsteiner	2
Spanier	1
Amerikaner	93
Hanseaten	1
Griechen	2

In die übrigen Häfen der Insel liefen ein:

in Messina .	8449	Schiffe	von	222,481	Tonnen,
= Trapani .	576	=	=	48,419	=
= Agosta .	56	=	=	4,739	=
= Catania .	1289	=	=	23,492	=
= Agrigent	262	=	=	32,362	=
= Milazzo .	655	=	=	30,604	=
= Pozzala .	242	=	=	14,009	=
= Marsala	936	=	=	24,474	=

Mit Deutschland steht die Insel S., namentlich wegen ihres Handels mit Südfrüchten, Apfelsinen, Citronen, Mandeln ꝛc., mit Sumach und Schwefel in bedeutendem Verkehr. Um zu zeigen, von welcher Beschaffenheit der deutsche Einfuhrhandel in S. ist, theilen wir eine Verkehrsübersicht aus dem Jahre 1840 mit. Es wurden in diesem Jahre eingeführt in Pfund-Sterling-Werthen:

		von Deutschland:		Total:	
Kakao	für	436	Pfd. Sterl.	3,096	Pfd. Sterl.
Kaffee	=	2,295	=	19,035	=
Indigo	=	1,054	=	3,841	=
Pfeffer	=	285	=	4,887	=
Zucker	=	1,521	=	110,925	=
Holze	=	1,138	=	6,606	=
Baumwollen-Gut	=	490	=	43,960	=
Leinen und Garn	=	630	=	2,970	=
Erdenwaaren und Glas . . .	=	5,580	=	17,388	=
Metallwaaren .	=	4,400	=	36,150	=
Leinen . . .	=	9,300	=	14,500	=
Seidenwaaren .	=	800	=	26,625	=
Wollen-Gut . .	=	22,850	=	48,450	=
Messing	=	150	=	150	=
Kupfer	=	2,383	=	4,085	=
Dielen	=	8,938	=	10,370	=
Droguen u. Farben	=	2,985	=	14.828	=
Häute	=	9,186	=	48,388	=
Eisen	=	1,634	=	43,907	=
Schreibmaterialien	=	502	=	1,704	=
Stahl	=	4,337	=	4,337	=
Felle	=	1,950	=	2,950	=
Blei	=	113	=	9,104	=
Tabak	=	1,115	=	7,667	=
Verschiedenes .	=	110	=	30,698	=

Noch günstiger würde dieser Importhandel für Deutschland erscheinen, wenn die Waaren, welche von deutschen Ländern über die österreichischen Häfen exportirt werden, mit in obiges Verzeichniß aufgenommen wären. — S. selbst besaß im J. 1843 2371 Schiffe mit einem Gehalte von 46,674 Tonnen und mit einer Bemannung von 12,206 Seeleuten. — Der Mangel guter oder auch nur fahrbarer Straßen ist eines der größten Hindernisse, die dem Handel entgegenstehen. Es gibt auf der ganzen Insel nur folgende 4 fahrbare Straßen: 1) von Palermo durch die Mitte der Insel nach Catania und Messina; 2) an der Nordküste zwischen Palermo und Messina, doch ist dieser Bau seit 1845 ins Stocken gerathen und die Straße nur bis Termini vollendet; 3) zwischen Palermo und Trapani; 4) zwischen Palermo und Corleone. **Brücken** existiren auf diesen Straßen 43; die meisten Flüsse S.s entbehren diesen Luxus. — **Rechnungsverhältnisse**, s. Palermo.

Staatliche Verhältnisse. Die sicilianische **Verfassung** ist in sehr frühen Zeiten entstanden, eine Frucht des Lehnwesens, wie alle alten europäischen Verfassungen überhaupt. Nachdem die Normannen die Insel mit dem Schwerte unterworfen hatten, traten die Lehnsmänner gleich zu Parlamenten zusammen, denen der Hohenstaufe Friedrich II. eine feste Ordnung gab. Er führte 2 jährliche Versammlungen des Parlaments ein und ließ die königlichen Städte daran Theil nehmen. Später wurden die Versammlungen nur einmal im Jahre abgehalten, und die im Auslande residirenden Könige ließen es geschehen, daß das städtische Element immer mehr unterdrückt und das Uebergewicht des Adels fast bis zur Alleinherrschaft ausgebildet wurde. Die Macht der Könige verfiel in Folge davon, denn die Barone machten es wie in England: sie benutzten Finanzverlegenheiten ihrer Herrscher, um ein Recht nach dem andern anzukaufen, wofür die untern Stände den Kaufpreis zahlen mußten. Die Parlamente bestanden aus 3 Kammern (bracci), der Geistlichkeit, Baronen und Städten. Der geistliche Stand war vertreten durch 63 Bischöfe, Aebte und Prälaten, die Städte hatten 43 Abgeordnete, die Zahl der stimmberechtigten Barone betrug 208. Die höchste Macht besaß ein Ausschuß (deputatione del regno) des Parlaments, aus 4 Abgeordneten jeder Kammer bestehend, der eigentlich darauf sehen sollte, daß die gefaßten Beschlüsse zur Ausführung kämen, bald sich aber das Recht anmaßte, alle königl. Verordnungen zu prüfen und nach Gutdünken für nichtig zu erklären, woraus zuletzt der antimonarchische Grundsatz entstand, daß der König sich in nichts mischen dürfe. Der Einfluß der Lehnsherren überwog so sehr, daß die Könige für die Städte mit dem besten Willen nichts thun konnten, daß die Steuern auf die ungerechteste Weise vertheilt wurden. Die Freigüter, nur 1/4 des Grundbesitzes umfassend, bezahlten noch einmal so viel Abgaben, als die Lehngüter, zu denen 3/4 des Grundes und Bodens gehörten. Die Abgaben, die unter dem Namen von freiwilligen Gaben erhoben wurden, fielen ebenfalls den Bürgerlichen zur Last. Als bei

der Thronbesteigung Karls VI. von Oesterreich eine Steuer von 600,000 Piastern ausgeschrieben wurde, vertheilte das Parlament sie auf folgende Weise: die Geistlichkeit zahlte 100,000 Piaster, die Geldwechsler 150,000 Piaster, die Stadt Palermo 60,000 Piaster, die Kaufleute zu Palermo und Messina 45,000 Piaster, die Gemeinden 130,000 Piaster, die Beamten 30,000 Piaster, die Barone 85,000 Piaster. Diese Verfassung hielt sich bis zu dem Parlamente, das am 18. Juli 1812 in dem Jesuitenkollegium von Palermo zusammentrat und mit größter Aufopferung auf seine wichtigsten Rechte Verzicht leistete. Die Verfassung, welche damals zwischen König und Ständen vereinbart wurde, ist dieselbe, welche die Sicilianer bei ihrem letzten Aufstande forderten, und wir theilen daher ihre wichtigsten Bestimmungen mit: Die katholische Religion ist die einzige des Reichs und der König muß ihr angehören, widrigenfalls angenommen wird, daß er seiner Krone entsage. Die Person des Königs ist heilig und unverletzlich, seine Minister sind dem Parlamente verantwortlich. Die Krone vererbt in der männlichen Linie des regierenden Hauses, nach deren Aussterben die weibliche Linie zur Nachfolge berufen wird (§. 8). Der König erklärt S. von Neapel und jedem andern Reiche unabhängig; erhält er Neapel zurück, so wird er entweder seinen ältesten Sohn dahin senden, oder für seine Person in S. abdanken, falls er Neapel den Vorzug gibt (§. 17). (Diese Bestimmung hat der König nur zum Theil genehmigt, die Unabhängigkeit garantirt, aber die Entscheidung, wer in S. regieren solle, bis zum allgemeinen Frieden vorbehalten. Diese §§. 8 und 17 gewannen durch die Zeitumstände eine besondere Wichtigkeit. Die Sicilianer stützten darauf ihre Ansprüche auf Unabhängigkeit. Eine Partei, die bloß den §. 17 im Auge hatte, verlangte den Prinzen von Capua zum König oder Vicekönig, eine andere, die §. 8 damit kombinirte, schloß so: da der älteste Sohn in Neapel regiert, der zweite Sohn, Leopold, Herzog von Salerno, der Erbe S.s, nur eine einzige Tochter hat, so ist diese zur Succession berufen. Diese Tochter ist die Herzogin von Aumale.) Der König hat die ausübende Gewalt; die richterliche Gewalt ist von der gesetzgebenden wie von der ausübenden ganz unabhängig. Nur das Unterhaus kann einen Richter anklagen, nur das Oberhaus ihn bestrafen. Der König beruft das Parlament in jedem Jahre einmal, vertagt es und löst es auf, in welchem letztern Falle noch in demselben Jahre ein neues zu versammeln ist. Dasselbe besteht aus 2 Häusern, aus dem Oberhause, wo die bisherigen Prälaten und Barone Platz nehmen, und aus dem Unterhause, aus den Abgeordneten der Städte, der Kreise und der Universitäten bestehend. Im Oberhause erscheinen die Erzbischöfe von Palermo, Messina und Monreale, die 7 Bischöfe von Catania, Syracus, Girgenti, Patti, Cefalu, Mazzara und Lipari, der Archimandrit von Messina, der Großprior des Johanniterordens zu Jerusalem, ein Komthur und 48 Aebte von geistlichen Stiftern, zusammen 61 geistliche Pairs, ferner 50 Fürsten, 18 Herzöge, 20 Markgrafen, 2 Grafen (Modica und Noto) und 34 Barone, zusammen 124 weltliche Pairs, so daß die Zahl aller Mitglieder des Oberhauses 185 betrug. Im Unterhause befanden sich 104 Abgeordnete von Städten, 46 Abgeordnete der Kreise (oder kleinern Städte) und 3 Abgeordnete der Universitäten. Jeder zu ernennende Pair muß 6000 Unzen (zu 3 Thlr. 9 Ngr.) reiner Einkünfte von Grundstücken haben. Jede Stadt über 6000 Einwohner stellt einen Abgeordneten, jede von mehr als 18,000 Einwohnern 2, Catania und Messina je 3, Palermo 6. Der Wahlcensus ward auf 18 Unzen jährlicher Einkünfte festgesetzt. Für die kleinen Gemeinden, welche weniger als 6000 Einwohner haben, werden Kreise gebildet, auf der ganzen Insel 23, von denen jeder 2 Abgeordnete schickt. Das Parlament hat die Gesetzgebung, so wie die Auflegung von Auflagen, der König hat das Recht, sein Placet oder Veto auszusprechen. Das Unterhaus erwählt sich seinen Präsidenten selbst, den für das Oberhaus ernennt der König. Kein Sicilianer darf verhaftet und bestraft werden, als nach den bestehenden Gesetzen und durch die gewöhnlichen Gerichte. Es herrscht Preßfreiheit, doch bleiben Schriften über geistliche Gegenstände nach den Vorschriften des tridentiner Konciliums der Censur unterworfen. Die Geistlichen und Gemeindebeamten sollen über die Verfassung Belehrung ertheilen, und auf den Universitäten u. Schulen ist das Staatsgrundgesetz jährlich zweimal vorzulesen. Alle Lehne hören auf, alles Eigenthum wird Allod, eben so fällt die Gerichtsbarkeit der Barone weg, dagegen bleiben die Erbfolge u. die Adelstitel. Alle Gesetzesvorschläge, welche Abgaben betreffen, müssen dem Unterhause vorgelegt werden, ehe sie an das Oberhaus gelangen. Dies sind die Hauptbestimmungen der Verfassung, welche am 10. August 1812 die königliche Genehmigung erhielt. Ueber einzelne Punkte konnten sich die Stände mit der Regierung nicht einigen, weshalb die Entscheidung ausgesetzt blieb. So hatte das Parlament die Aufhebung der Fideikommisse beantragt, aber nur das Versprechen von Abänderungen erhalten, „bei denen die englischen Institutionen berücksichtigt werden sollten". Der Antrag des Parlaments auf Geschworenengerichte sollte „bei Abfassung der neuen Gesetzbücher" erledigt werden. Die Hoffnung des Parlaments auf lange Dauer der Verfassung, die sich unter Anderm in der Bestimmung aussprach, „daß nach dem Jahre 1830 Niemand mehr Wähler seyn dürfe, der nicht lesen und schreiben könne", ging nicht in Erfüllung. Das dritte konstitutionelle Parlament wurde am 5. Mai 1815 aufgelöst, der König reiste nach Neapel, und das konstitutionelle Leben S.s hatte ein Ende, da die „zur Verbesserung der Verfassung" niedergesetzte Kommission von 18 Mitgliedern sich wohl hütete, dasselbe wieder zu erwecken. Zwar behielt das Grundgesetz vom 8. Dec. 1816 den Sicilianern alle alten Privilegien vor, namentlich wurde bestimmt, daß nur Sicilianer auf der Insel Aemter erhalten sollten; aber das Parlament wurde durch das Grundgesetz beseitigt. Noch stärker

war die Reaktion nach dem Sturze der spanischen Konstitution von 1820 und der österreichischen Einschreitung. Am 14. Juni 1824 wurde die Vereinigung der sicilischen und neapolitanischen Consulta ausgesprochen. Im Jahre 1837 wurde die Verordnung, daß in S. nur Sicilianer angestellt werden sollten, aufgehoben; 1838 vollendete der König die völlige Verbindung der Insel mit Neapel durch Aufhebung des bei der Statthalterei aufgestellten Ministeriums.

Oeffentlicher Unterricht. Das gesammte Erziehungswesen leitet eine in Palermo niedergesetzte Kommission, die aus dem Großkanzler der palermitaner Hochschule als Präsidenten, aus dem Kanzleisekretär und 2 Professoren derselben Hochschule und noch 2 andern Mitgliedern besteht. Aehnliche Kommissionen sind für jede der 3 Hochschulen Palermo, Messina und Catania niedergesetzt. Die Befugnisse der Universitätsrektoren sind größer, als in Deutschland, und gehören zum Theil einer ganz andern Sphäre an. Der Rektor hat das Recht, ungehorsame Studenten fortzuweisen und die Professoren anzuhalten, daß sie sich nicht von den vorgeschriebenen Lehrbüchern entfernen. Um diese Aufgaben zu erfüllen, soll der Rektor stets im Universitätsgebäude gegenwärtig seyn und die einzelnen Vorlesungen wechselsweise besuchen, um sich von den Lehrgegenständen und der Methode der Professoren, wie von dem Fleiße und dem Gehorsam der Studenten zu überzeugen. Er berichtet darüber an die Kommission und schickt derselben auch ein Verzeichniß der Vorlesungen und der Lehrbücher ein. Aus diesen Verzeichnissen stellt die Oberkommission den allgemeinen Lehrplan für die Insel zusammen. Die Besetzung der Lehrämter geschieht durch Konkurse. Jeder Befähigte, der über 25 Jahre alt ist, kann sich zu einer erledigten Professur melden, die Liste wird dem betreffenden Minister vorgelegt, damit dieser wähle. Trifft dieser keine Wahl, so werden Alle, welche sich gemeldet haben und zulässig befunden worden sind, schriftlich und mündlich geprüft. Die Examinatoren stimmen öffentlich und mit Angabe der Gründe über die Kandidaten ab. Die Vorlesungen sind ganz unentgeltlich, wie überhaupt in S. aller öffentliche Unterricht, und wie diese, so wäre noch eine zweite Einrichtung zu empfehlen, daß nämlich kein Professor etwas diktiren darf, weder Eigenes, noch Fremdes. Jedermann wird zu den Vorlesungen zugelassen, ohne daß er sich über seine Fähigkeiten auszuweisen braucht. Wer aber einen akademischen Grad erwerben will, muß einen regelmäßigen Kursus machen, sich den vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen, Sonntags zur Messe und Katechisation sich einfinden. Für die geistlichen Bedürfnisse der Studenten ist an jeder Hochschule ein Maestro del spirito angestellt. Die Vorlesungen beginnen am 5. November und dauern bis zum letzten Juni; von da bis zum November sind Ferien. Auf den Hochschulen von Palermo und Messina bestehen folgende 6 Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Physik und Mathematik, Philosophie und Literatur, schöne Künste; auf der Hochschule zu Catania fehlt die letztere Fakultät. Palermo hat außerdem noch eine Thierarzneischule, die für die ganze Insel bestimmt ist. Die Hochschule von Palermo hat die reichsten Anstalten: ein physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine naturhistorische Sammlung, ein anatomisches Theater, eine Anstalt für Chemie in Anwendung auf Gewerbe, eine Sternwarte, die durch Piazzi berühmt geworden ist, einen botanischen Garten, ein Antikenkabinet, eine Gemäldesammlung, ein Münzkabinet, eine Bibliothek u. eine Druckerei. Die Hochschule von Messina hat eine Bibliothek und ein Museum, die von Catania ein physikalisches Kabinet, eine naturhistorische Sammlung, ein archäologisches Kabinet, ein anatomisches Theater, ein meteorologisches Observatorium und 2 Bibliotheken. Im J. 1845 belief sich die Zahl aller Studenten S.s auf 1524, denen 152 Lehrer Vorträge hielten. In jeder Universitätsstadt besteht eine Akademie, in Palermo eine königliche Akademie der Wissenschaften und Künste mit einer Abtheilung für Naturwissenschaft, einer für Moral und Politik und einer für Literatur, in Messina die peloritanische Akademie mit einer Abtheilung für Physik und Mathematik, einer für Moral, für Gesetzgebung, für Literatur und Kunst, zu Catania die girgentische Akademie für Naturwissenschaften. Die Vorbereitung zu den Hochschulen erfolgt in mehren Gymnasien, die unter verschiedenen Benennungen (Kollegien, Lyceen 2c.) bestehen in den Städten: Palermo, Trapani, Syracus, Catania, Caltagirone, Acireale, Nicosia, Termini, Castrogiovanni, Monreale, Mazarino, Scicli, Bivona, Regultoto, Vizzino, Mineo, Polizzi, Sciacca, Mazzara, Bronte, Caltanisetta, Noto, Piazza, Corleone und Modica. Die Lehrgegenstände auf diesen Anstalten umfassen lateinische Grammatik und römische Klassiker, alte Geschichte, Mythologie und Alterthümer, italienische Geschichte, Literatur und Stylübungen. Das Jesuitenkollegium in Palermo hat die griechische Sprache und Literatur in seinen Lehrplan aufgenommen. Die Zahl aller Gymnasiasten beträgt 2360, die der Lehrer 225. Der Volksunterricht steht unter der Aufsicht der Bischöfe, die auch die Lehrer nach vorgängiger Besprechung mit den Verwaltungsbehörden zu ernennen haben. Die Lehrmethode ist die des gegenseitigen Unterrichts; Lehrgegenstände sind Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religionskatechismus. Die neueste Ordnung des Unterrichtswesens ist im J. 1843 verfügt worden, mit welchem Erfolge, ist unbekannt. — Literatur. Copozzo (Memorie su la Sicilia) gibt ein langes Verzeichniß sicilianischer Schriftsteller der Gegenwart, von denen aber in Deutschland nur 2 Ruf haben: Michael Amari (Un periodo delle istorie Siciliane del Secolo XIII, Palermo 1842), der im Auslande lebt, und der Herzog von Serradifalco, der ein berühmtes Werk über die Alterthümer der Insel geschrieben hat und bei den Bewegungen der neuesten Zeit häufig genannt worden ist. Die Geschichte und die Statistik haben die fleißigsten

Bearbeiter gefunden; die umfassendste von allen ist die juristische Literatur, weil die Advokaten alle wichtigern Parteischriften in den Druck zu geben pflegen. Es wird überhaupt viel gedruckt, was zum Theil daran liegen mag, daß die Druckkosten sehr gering sind. Die periodische Literatur war bis auf die jüngste Zeit sehr arm. Die einzige politische Zeitung ist die „Cerere", die in Palermo wöchentlich 2mal erscheint. „Diese Zeitung", sagt Neigebauer in seinem Buch: „Sicilien, dessen politische Entwickelung und jetzigen Zustände", Leipz. 1847, „enthält alle Nachrichten aus Ost- und Westindien, aus Mexiko, Peru und China ganz umständlich, wie in den fremden Zeitungen. Man sieht der Redaktion an, wie sehr sie sich freut, das Blatt zu füllen, ohne mit der Censur in Konflikt zu kommen; dagegen sind die Nachrichten aus Europa sehr sparsam, und vom Inlande ist beinahe nicht anderweit die Rede, als wenn von einem Kirchenfeste u. dgl. Nachricht zu geben ist. Aus England aber werden alle Nachrichten über die Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche mitgetheilt und aus französischen Zeitungen die Nachrichten von den Raubzügen und Verwüstungen in Algerien; vom Inlande der europäischen Staaten ist beinahe nicht die Rede." „L'Occhio", eine 3mal monatlich herauskommende Zeitschrift, beschäftigt sich mit Wissenschaft, Literatur, Kunst und Handel, desgleichen der „Contemporaneo" und die „Fata galante". Unter den wissenschaftlichen Zeitschriften steht obenan das in Palermo erscheinende „Giornale di Statistica", das nationalökonomische Aufsätze, statistische Nachrichten aus officiellen Quellen bringt, aber geringen Anklang findet. — Die Geistlichkeit. S. hat 658 Mönchsklöster, in denen 3806 Priester, 890 Novizen, 1950 Laienbrüder und 942 dienende Brüder (Terzini), im Ganzen 7591 Personen leben. Der zahlreichste und beliebteste Orden ist der der Kapuziner (1922 Mönche), dann folgen der Zahl nach die Minoriten (1700 Mönche), die Konventualen (630), die Dominikaner (515). Die in jüngster Zeit sehr begünstigten Jesuiten sollen an 500 Köpfe stark seyn. Die reichsten Orden sind die Benediktiner, Olivetaner und Theatiner, und in diese treten auch die meisten nachgeborenen Söhne des hohen Adels ein. Die Zahl der Nonnen ist nicht bekannt; man schätzt sie auf 5000. Eben so wenig kennt man die Zahl der Weltgeistlichen, von denen in Palermo allein 10,000 leben sollen. Man nimmt an, daß in kleinern Ortschaften auf 1000 Seelen ein Weltgeistlicher kommt, in den Mittelstädten 3, in den Hauptstädten 5. Das Kirchenvermögen wird geheim gehalten, und selbst das officielle Giornale di Statistica klagt, daß keine genauen Angaben zu erhalten seyen. Die Schätzungen gehen weit aus einander, denn während die Einen das Jahreseinkommen der Geistlichkeit auf 1,400,000 Thaler schätzen, sprechen Andere von 3,500,000 Thalern. Die Ernennung der Bischöfe ist in der Art zwischen dem Könige und dem Papste getheilt, daß der erstere von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß würdiger Kandidaten aufstellt, woraus der Papst diejenigen streicht, die ihm als ungeeignet erscheinen. So ist nicht zu fürchten, daß bei einer wirklichen Erledigung der vom Könige vorgeschlagene Kandidat aus kanonischen Gründen zurückgewiesen werde. Was die Gesinnung der Geistlichkeit betrifft, so hat sie sich seit den Zeiten der sicilianischen Vesper immer national gezeigt. Daß sie ihrer großen Mehrzahl nach demokratisch gesinnt sey, hat sie vielfach und noch bei den jüngsten Unruhen bewiesen. — Das Heerwesen. Das Königreich beider Sicilien hat ein zahlreiches Heer, das bis jetzt immer nur zur Aufrechthaltung der innern Ruhe bestimmt war. 12,000 Mann des Heeres, die Gensdarmerie mit eingeschlossen, halten S. besetzt, lauter Neapolitaner, da es auf der Insel keine Konskription gibt. Außer dem Heere besteht eine Bürgerwache (guardia urbana), zu der die Ortschaften eine von dem Bürgermeister, dem Kantonsrichter, dem Pfarrer und zwei Gemeinderäthen zu erwählende Mannschaft stellen, welche für die innere Sicherheit zu sorgen hat. Uniform trägt diese Bürgerwache nicht, dagegen ist mit der Mitgliedschaft das Recht, Waffen zu tragen, verbunden, und dies macht die Guardia sehr populär, da die Sicilianer leidenschaftliche Jäger sind, die Jagd aber für Jeden frei ist, der Waffen tragen darf. Festungen ersten Ranges hat S. 3, außerdem 4 Citadellen, die für Plätze zweiten Ranges gelten, und mehre kleinere Festungswerke. Palermo, das mit Syracus und Messina die Plätze ersten Ranges bildet, hat folgende Befestigungen: 1) Castello a Mare, mit 2 Bataillonen Besatzung; 2) Castelluccio del Molo; 3) Fortino della Garita; 4) Fortino della Lanterna; die Batterien dell' Acqua di Costari, del Sacramento, di S. Erasmo, dell' Arenella. — An der Spitze der Verwaltung stand in frühern Zeiten ein Vicekönig, der im Namen des Königs selbstständig entschied. Jetzt ist an die Stelle des Vicekönigs ein Statthalter (Luogotenente) getreten — seit 1840 der Herzog Majo von S. Pietro —, der nach Neapel an den König berichtet und die Befehle des dortigen Ministeriums einzuholen hat. In S. (Palermo) befinden sich besondere Ministerialabtheilungen, womit man dem Verlangen der Sicilianer nach getrennter Verwaltung hat genügen wollen, ohne deshalb die Einheit der Regierung aufzugeben. Denn diese Behörden besorgen nur die Vorarbeiten, die Entscheidung ist in Neapel bei dem Ministerium, das sich nach den Vorträgen des Staatsraths zu richten pflegt, welcher eine besondere Abtheilung für S. hat. Auch die Finanz-Verwaltungs-Behörde für S. ist nur eine Abtheilung des Schatzamts zu Neapel. Besonders unangemessen erscheint das Verweilen der Generaldirektion des Straßen- und Brückenbaues in Neapel, wo jedenfalls nicht der Ort ist, die dringenden Bedürfnisse S.s in dieser Beziehung kennen zu lernen. Die wichtigsten Organe des Ministeriums sind die Intendanturen, die in jeder Provinz die Polizei zu leiten, die Gemeindeverwaltung und die richtige Beitreibung der Steuern zu beaufsichtigen haben. Der Intendant der Provinz ist der höchste und eigentlich leitende Pro-

vinzialbeamte, der Alles aus eigener Anschauung kennen lernen, zu diesem Zweck die Provinz fortwährend bereisen und schleunige Maßregeln an Ort und Stelle anordnen soll. Er kann die bewaffnete Macht requiriren und in dringenden Fällen die Guardia urbana unter die Waffen rufen. Seine Stellung bezeichnet zugleich den Punkt, wo die Repräsentativverfassung beginnt. Ein das ganze Land umfassendes Parlament hat S. nicht mehr, dagegen aber Provinzial- und Kreisstände, deren Wirkungskreis die Namen hinlänglich andeuten. Die Provinzialstände, aus angesehenen und angesessenen Einwohnern der Provinz bestehend, haben die für die Verwaltung der Provinz erforderlichen Mittel zu schaffen und prüfen die Rechnungen des Intendanten. Die Amtsführung der Beamten, die Beschaffung der öffentlichen Arbeiten ist unter ihrer Kontrole; ferner steht ihnen das Recht zu, Vorschläge zu Verbesserungen zu machen. Die Zahl der Mitglieder beträgt 15, in der Provinz Palermo ausnahmsweise 20; die Dauer der jährlichen Sitzungen darf sich nicht über 20 Tage hinaus erstrecken. Was der Intendant für die Provinz, das ist der Unterintendant für den Kreis; die Kreisstände — 10 für jeden Kreis — machen ihm Vorschläge zum Besten ihres Distrikts. Die Gemeinden haben ebenfalls ihre Verfassung. Die Regierung führt ein Bürgermeister mit 2 Beisitzern; die Vertretung liegt in den Händen eines Gemeinderaths, der aus nicht mehr als 30 und aus nicht weniger als 8 Mitgliedern bestehen darf. Nach französischem Muster hat nicht der Geistliche, sondern der Bürgermeister die Civilstaatsregister zu führen, die Geburten, Heirathen und Todesfälle einzutragen. Eine gute Bestimmung der Gemeindeordnung ist die, daß die größten Gutsbesitzer, Herzöge u. s. w. in der Gemeinde keine besondere Berechtigung haben und als gewöhnliche Mitglieder figuriren. Desto nachtheiliger ist der Wahlmodus, denn der Gemeinderath ergänzt sich so zu sagen selbst, indem er die Listen der Kandidaten aufstellt, aus denen der Intendant, für die Kreishauptstädte der König, die Gemeinderäthe wählt. — Was die Rechtspflege betrifft, so ist hervorzuheben, daß S. weder eine Patrimonialgerichtsbarkeit, noch einen privilegirten Gerichtsstand kennt. Im Kriminalprozesse ist die Staatsanwaltschaft eingeführt, um Beobachtung der Gesetze zu bewirken, doch kennt man, wenn auch der Staatsanwalt appellirt, keine Verschärfung der Strafe. Das Gericht soll durch Kassation seines Urtheils für künftige Fälle aufmerksam gemacht werden. Der Verurtheilte kann appelliren, ausgenommen bei schweren Verbrechen, wie Raub, Münzverfälschung u. s. w., in welchen Fällen der obere Gerichtshof aber das Urtheil von Amtswegen zu prüfen hat, sobald auf Tod oder lebenslängliches Gefängniß erkannt worden ist, oder nicht $^2/_3$ der Mitglieder des untern Gerichtshofes für die Bestrafung stimmten. In Civilprozessen besteht ein Instanzenzug, der keine Eigenthümlichkeiten darbietet. Es existirt eine Disciplinarkammer der Advokaten und eine Notariatskammer. Die Handelsgerichte, die in Palermo, Trapani und Messina niedergesetzt sind, haben Beisitzer aus dem Stande der Kaufleute. Ueber mögliche und nützliche Verbesserungen in der Rechtspflege soll der oberste Gerichtshof an jedem 1. Januar des Jahres an den Justizminister berichten. Da auch Friedensgerichte bestehen, die über Bagatellsachen urtheilen und viele größere Streitigkeiten vermitteln, so ließe sich gegen die Organisation der Rechtspflege wenig einwenden. Dennoch ist in S. viel Klage über die Justiz. Die Kriminaljustiz zeigt sich gegen die gefährlichsten Verbrecher unmächtig, woran jedoch nicht die Ungeschicklichkeit der Richter Schuld ist, sondern die Scheu der Zeugen vor dem Ablegen von Zeugnissen, welche die Verwandten und Freunde des Verbrechers mit Dolchstichen zu vergelten pflegen. Die Civilrichter klagt man der Bestechlichkeit an, zu der die Privatbesuche Anlaß geben können, welche jede Partei nach altem sicilianischen Gebrauche den einzelnen Richtern macht. Familienrücksichten mögen noch häufiger einwirken, weshalb die Regierung wiederholt neapolitanische Richter auf die Insel berufen hat. Der Ruf der Rechtspflege hat sich seitdem gebessert. Wenn der moralische Zustand des Richterstandes noch Manches zu wünschen übrig läßt, so liegt der Grund vielleicht darin, daß sich die höhern Stände von demselben in der Regel fern halten, und die meisten Richter aus den Wirthschaftsbeamten, Advokaten u. s. w. hervorgehen, also eben aus den Klassen, die in S. vom Wucher zu leben gewohnt sind. — Die Polizei wird von ihrem gewöhnlichen Schicksale des Verhaßtseyns in S. vorzugsweise getroffen. Die niedern Beamten sind sämmtlich Neapolitaner und daher allerdings mit den Lokalverhältnissen nicht so vertraut, als sie im Interesse ihres Dienstes seyn sollten. Man nennt sie theils furchtsam, theils bestechlich. Daß die Anstellung von Sicilianern nichts bessern würde, beweist der frühere Zustand. Bis 1837 bestanden sogenannte Waffenkompagnien, eine Art geworbener Jäger, deren Anführer gegen eine gewisse Summe mit Bewaffneten, die sie selbst wählten, für die Ruhe eines Bezirks zu stehen hatten. Diese Einrichtung erwies sich aber als ganz wirkungslos, da die Waffenkompagnien die meisten Verbrecher theils nicht fangen konnten, theils nicht fangen wollten, und es kam selbst vor, daß Waffenkapitäne, die kontraktlich alle gewaltsamen Diebstähle zu ersetzen hatten, diese verhinderten, dagegen aber gemeine Diebstähle begünstigten und mit den Dieben theilten. Wenn es der jetzigen Polizei rechter Ernst ist, kann sie viel ausrichten, wie sich bei der Anwesenheit der Kaiserin von Rußland zeigte. Während dieser Periode war Palermo mit Umgegend vollkommen sicher, wogegen in andern Zeiten gerade hier die meisten Diebstähle, namentlich Taschendiebstähle, vorkommen. Das Gefängnißwesen sollte man vor allen Dingen für die vielen Verbrechen verantwortlich machen. Es ist so schlecht, als möglich, denn man sondert die Gefangenen nicht von einander und nicht vom Publikum ab. Nur aus einem solchen Zustande läßt es sich erklären, wenn in Palermo erzählt und allgemein geglaubt

wird, Gefängnißbeamte entließen allabendlich die gefährlichsten Taschendiebe, um die Beute mit ihnen zu theilen. Nach Amari's Angaben in dem statistischen Journal kommt in S. auf 241 Menschen ein Verbrecher, aber erst auf 1152 Menschen ein Angeklagter, so daß also von 5 Verbrechern 4 der Justiz sich entziehen können. Nach diesem Maßstabe muß man die Angaben über die wegen Verbrechen in Haft befindlichen Personen beurtheilen. Im J. 1846 befanden sich im Gefängnisse zu Palermo 870 Personen: 317 in Kriminaluntersuchung befangene, 362 von der Polizei in Verwahrung gegebene Personen, 88 zu peinlicher, 70 zu korrektioneller Haft, 3 zum Tode Verurtheilte. — Die Abgaben sind, mit denen anderer Staaten verglichen, nicht hoch, aber für die Armen drückend, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß gegen den Zustand vor 1812, wo Adel und Geistlichkeit so gut als steuerfrei waren, ein großer Fortschritt Statt gefunden hat. Es kommen auf den Kopf etwa 4 Thlr. Steuern, Gemeindeabgaben und Sporteln einbegriffen, aber ohne die indirekten Steuern, die nicht unbedeutend sind. Der Arme wird durch die Mahlsteuer und mehre auf nothwendige Artikel gelegte Zölle (die zum Theil ermäßigt sind) gedrückt, die Erhebung der Abgaben ist eine kostspielige, die Grundsteuer ungleich vertheilt. An der Anfertigung eines ordentlichen Katasters wird seit 1810 gearbeitet, und eine Verfügung vom Jahre 1838 hat über die Art der Abschäzzung neue und definitive Bestimmungen getroffen. Im Budget von 1817 finden wir die Einnahme zu 1,544,130 Unzen, die Ausgabe ebenfalls zu 1,544,130 Unzen angegeben. Das Budget von 1838 zeigt dieselbe gänzliche Uebereinstimmung zwischen Einnahmen und Ausgaben, nur für beide eine höhere Summe: 1,958,164 Unzen. Die eigenen Schulden S.s, den Antheil der Insel an der allgemeinen Schuld des Königreiches nicht gerechnet, betrugen zur Zeit der Thronbesteigung des jetzigen Königs 5 Mill. Thaler. Das Schuldenwesen war in der größten Unordnung, Zinsen waren seit langer Zeit nicht gezahlt, für Amortisation keine Vorkehrungen getroffen, so daß die Staatspapiere auf 40 gefallen waren. Durch den jetzigen König ist diese Unordnung beseitigt, denn derselbe ordnete eine Liquidation der Schulden an und ließ für die Kapitale neue Staatsschuldscheine, für die Zinsen Anweisungen auf baare Zahlungen ausstellen. Unter den Quellen der Einnahme figurirt auch das Hypothekenwesen, das in fiskalischem Interesse neu geordnet ist. Für das Land ist dieses Vorwalten des finanziellen Gesichtspunktes ein schwerer Nachtheil, da die nöthigen Reformen dadurch verhindert werden. Die jetzige Hypothekenordnung bietet dem Darleiher keine genügende Sicherheit, und dies ist einer der Hauptgründe, weshalb Handel und Industrie in Folge des Kapitalmangels darniederliegen. — Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß die Regierung sich manche Verbesserung angelegen seyn ließ, und daß mit der Thronbesteigung des jetzigen Königs das Zeitalter der Reformen begann. Blieben noch viele Uebelstände zurück, so lag es bei den schwersten und nachtheiligsten nicht in der Gewalt der Regierung, dieselben zu entfernen. Die übeln Eigenschaften des Volks, vor allen Dingen seine Faulheit, sind in den meisten Fällen allein verantwortlich zu machen, und ihretwegen haben sogar manche Verbesserungen wieder abgestellt werden müssen. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, die Regierung mehre Schutzzölle eingeführt, um die einheimische Industrie nur zur Produktion der nächsten Bedürfnisse, wie Wollen- und Baumwollenzeuche, zu ermuntern. Die Zölle mußten indessen bald wieder aufgehoben werden, denn die einheimischen Fabrikanten arbeiteten so schlecht wie zuvor, und die gutgemeinte Maßregel hatte nur den Erfolg gehabt, der armen Bevölkerung eine schlechte Waare nutzlos zu vertheuern. Wie können die Sicilianer ferner über den Zustand des höhern Unterrichts klagen, wenn es notorisch ist, daß sich die Studenten nur die nothdürftigsten Fachkenntnisse verschaffen und alle Doktrinen vernachlässigen, die nicht unmittelbar zum Broderwerbe führen, wie denn z. B. der gelehrte Hellenist und Palermitaner Professor Crispi im Jahre 1846 nur zwei Zuhörer hatte, einen, mit dem er den Homer las, einen zweiten, dem er die Anfangsgründe der Grammatik vortrug! Daß die Regierung eifrig bemüht war, den Zustand zu bessern, das beweisen die neue Ordnung der gesammten Rechtspflege, die Einführung von Handelsgerichten und Advokatenkammern (1841), die Regelung des Staatshaushaltes, die Errichtung einer Bürgergarde, endlich die vielen Maßregeln zur Hebung des Handels und der Schifffahrt. In letzterer Beziehung ist das Gesetz hervorzuheben, welches den nach der Ostsee oder nach Nordamerika segelnden Schiffen besondere Vortheile zuführte. Die Prämien für solche Schiffe hoben sich von 1829, wo sie nur 16 Thlr. betrugen, bis 1839 auf 27,324 Thlr., und die Schifffahrt war seit dieser Zeit in einem beständigen Zunehmen begriffen. Dasselbe läßt sich von dem Handel sagen, der durch die Aufhebung fast aller Ausfuhr- und die Herabsetzung vieler Eingangszölle sehr gewonnen hat und eine Bilanz zu Gunsten S.s von mehr als 5 Mill. Thlrn. jährlich nachweist. Zu den verfehlten Maßregeln der Regierung gehören diejenigen, die sie für den Absatz des sicilianischen Schwefels traf, auf die wir hier zurückkommen müssen, da mit der Schwefelfrage die Einmischung der Engländer in die sicilianischen Angelegenheiten neuerdings begann. Zur Zeit von Murats Herrschaft in Neapel war der englische Einfluß in S. in dem Grade der vorherrschende gewesen, daß die eigene Königin Karoline ihm hatte weichen müssen, daß es zu wiederholten Aufständen gegen die verhaßten Fremden gekommen war. Noch unter dem Einflusse der damaligen Verhältnisse war dann der Handelsvertrag von 1816 zwischen England und dem Königreiche beider S. abgeschlossen worden, der den Engländern große Vortheile einräumte und sie auf gleichen Fuß mit den am meisten begünstigten Nationen setzte. Dieser Vertrag gab dem britischen Kabinet Veranlassung, aufs Neue seinen Einfluß geltend zu machen. Die Fortschritte der Indu-

strie hatten von 1834 an den Absatz des sicilianischen Schwefels bedeutend vermehrt und die Ausfuhr gegen früher um 180,649 Ctr. gesteigert. Es wurden nun bis zu 190 Schwefelgruben geöffnet, die für 1$^1/_3$ Mill. Thlr. absetzten, aber mehr producirten, als gebraucht werden konnte. Bald stieg die Produktion auf 900,000 Ctr.; die Konsumtion hielt sich auf 600,000, und die Preise sanken im Verhältnisse. Auf eine Beschränkung der Ausbeute wollten sich die Grubenbesitzer nicht einlassen, und eben so wenig dachten sie an Anlegung von Schwefelsäure- und Sodafabriken. Der Regierung kam daher ein Vorschlag sehr gelegen, den ihr zwei franz. Spekulanten, Taix und Aycard, machten, und es wurde mit ihnen 1838 ein Vertrag abgeschlossen, wonach beide sich verpflichteten, 10 Jahre lang allen in S. zu erzeugenden Schwefel anzukaufen, jedoch nur bis zu dem Betrage von 600,000 Ctrn. Sonach blieben 300,000 Ctr. unverkäuflich, allein der Regierung war es hauptsächlich um die Erhaltung der großen Schwefelgruben zu thun, und sie entschädigte die kleinern Besitzer wenigstens zum Theil, indem sie allen, welche ihren Bau beschränkten, eine Prämie von 4 Carlin auf den Ctr. gab. Der Verkauf des Schwefels an andere Kaufleute, als die franz. Gesellschaft, war nicht geradezu untersagt, doch mußte der Verkäufer in diesem Falle an die Gesellschaft 20 Carlin für den Ctr. abgeben. Diese zahlten ihrerseits dem Staate jährlich 400,000 Thlr., wovon ein Theil den Armen zu Gut kam, indem die Mahlsteuer herabgesetzt wurde. Die Gesellschaft sollte überdies binnen 4 Jahren Fabriken von Soda und Schwefelsäure anlegen, so daß man Aussicht hatte, die nicht zu verwerthende Mehrproduktion mit der Zeit abzusetzen. Diesem Vertrage trat England entgegen, indem es darin eine traktatwidrige Bevorzugung der Franzosen sehen wollte, wogegen die neapolitanische Regierung das Ganze eine Steuer nannte, die zumeist ihre eigenen Unterthanen beträfe und die Stellung Englands unter den am meisten begünstigten Nationen nicht beeinträchtige. Der Wirkung nach war die neue Einrichtung wirklich nichts weiter, als ein Ausfuhrzoll von 26 Carlin auf den Ctr. Schwefel mit einem Gewinne von 8 Carlin für die franz. Gesellschaft. In England verwarfen aber Regierung wie Parlament diese Auslegung, und man forderte 1000 Pfd. Sterling täglich, so lange jener Vertrag dauere, denn so hoch belaufe sich der Schaden der Kaufmannschaft durch die Vertheuerung des Schwefels. Das schwache Neapel mußte nachgeben und den Vertrag am 22. Februar 1839 lösen; allein damit war der Streit noch nicht zu Ende, denn England bestand noch immer auf einer Entschädigung seiner Kaufleute, und schon hatte das englische Geschwader mehre neapolitanische Fahrzeuge genommen, der König von Neapel ein Embargo auf alle in seinen Häfen befindlichen Schiffe gelegt, als König Ludwig Philipp den Hader in diesem letzten Stadium vermittelte. Es ist keine Frage, daß England zweifelhafte Ansprüche — da man im eigenen Lande Schwefelsurrogate besaß, die von den angeblich 1000 Pfd. Sterling täglich verlierenden Kaufleuten dem Schwefel vorgezogen wurden — mit einem überkräftigen Nachdrucke geltend machte; Vortheil hatte es indessen bei diesem Verfahren. In S. wegen seiner Verdienste um die Verfassung von 1812 schon beliebt, erschien es abermals als Vertheidiger der sicilianischen Interessen, zum wenigsten in den Augen der Insulaner, welche das Monopol der Franzosen als verderblich betrachteten und allerdings mit Recht klagten, daß man die kleinen Grubenbesitzer den großen Eigenthümern opfere. Dieser Fehler wurde später gut gemacht. Der Zoll auf den Schwefel wurde zuerst von 20 auf 8 Carlin herabgesetzt und im Jahre 1844 ganz aufgehoben. Dadurch ist die alte Schwefelproduktion von 900,000 Ctrn. jährlich wieder erreicht worden, aber die Preise haben sich nicht gehoben. Die Sicilianer machen der Regierung ihr Verfahren bei der Schwefelfrage zum schweren Vorwurfe. Ihre andern Beschwerden stützen sich meist auf Zurücksetzung gegen die Gebietstheile diesseits der Meerenge. Eine solche Benachtheiligung findet wirklich in manchen Punkten Statt. Selbst bei dem Zwischenhandel mit Neapel, der 1824 ganz frei gegeben wurde, ist S. im Nachtheile, da in Neapel Monopole auf Salz, Pulver und Tabak bestehen, nicht aber in S., so daß letzteres diese Gegenstände nicht nach Neapel bringen, Neapel dagegen mit Vortheil nach S. ausführen kann. Ferner legt Neapel auf sicilianische Weine, die dort ihren hauptsächlichen Absatz finden, eine bedeutende Verbrauchssteuer, welche die Ausfuhr hemmt. Andere Nachtheile entstehen für S. dadurch, daß die Arbeiten und Waaren, deren die Regierung bedarf, gewöhnlich in Neapel besorgt und angefertigt werden. Selbst die Münze von Palermo ruht seit 1815, mit einer kurzen Ausnahme im Jahre 1836, in welcher Zeit dort Kupfermünzen geschlagen, aber wegen eines Fehlers in der Umschrift nicht ausgegeben wurden. Seitdem sind nun 15 Jahre verflossen, während deren die palermitaner Münze beharrlich ruht. Auch die Häfen werden im Vergleich zu Neapel vernachlässigt, noch mehr die Dampfschifffahrt, die von 1836—1839 auf königl. Rechnung betrieben, dann freigegeben wurde, was bei den allgemeinen Zuständen einem Aufgeben so ziemlich gleichkommt. Eine regelmäßige Verbindung um die Insel fehlt noch immer, bei dem verwahrlosten Zustande der Landstraßen ein sehr beklagenswerthes Uebel. Die Unselbstständigkeit der sicilianischen Verwaltung ist unstreitig der wichtigste Beschwerdepunkt. In allen südlichen Ländern — Frankreich nicht ausgenommen — liegt das Beamtenwesen sehr im Argen, und wo, wie in S., eine wirksame Kontrole fehlt, sowohl diejenige, welche die Regierung durch an Ort und Stelle befindliche, mit den Verhältnissen genau bekannte Oberbeamte führt, als diejenige, welche die Presse ausübt, da bildet sich leicht ein geschlossener Beamtenstand, der allen wohlgemeinten Dekreten Hohn spricht, die Mißbräuche aufrecht erhält und zu einem wahren Aussaugungssystem sich verbrüdert. „Die Verwaltung, die Gesetze", sagte ein Berichterstatter der A. Z.

im Jahre 1847, „alle Institutionen sind vortrefflich in ihrer theoretischen Abfassung — in der praktischen Handhabung aber steckt der Keim alles Elends, aller Beschwerden und der gegenwärtigen Gährung. Es ist die Korruption der Beamten, welche das Volk drückt, reizt und in Bewegung bringt. Diese Korruption hat der König erkannt und erkennt sie täglich mehr. Wie schwer ist ihr aber abzuhelfen in diesen Zeiten! Ermahnungen, Drohungen, Versetzungen, Absetzungen reichen nicht aus. Der junge Anwuchs der Beamten ist in dem unglückseligen Aussaugungssysteme erzogen, böse Beispiele haben gute Anlagen und redliches Streben zerstört; welch ein Personal müßte der Gerichtshof umfassen, welcher alle Klagen über die Bestechlichkeit der Beamten erschöpfen wollte! Das ist der Krebs, welcher das schöne, reiche, unerschöpfliche Königreich häßlich, krank, arm und elend macht. Zu den Uebeln S.s gehören allerdings die vielen Klöster, Mönche, Pfaffen, ihre bedeutenden Ländereien, Reichthümer, ihre Erziehungstendenzen, ihr Einfluß, ihre einseitigen Bestrebungen u. ihre Ueberzahl. Was würde aber eine Verminderung der Klöster helfen, wenn weltliche Beamten die so gewonnenen und etwa nach altem Kolonialsystem unter das Volk vertheilten Ländereien ungestraft aussaugen dürfen? Die Basis einer Reform für unser Land ist: strenge Ueberwachung der Beamten (wobei das ganze Besoldungssystem umgeändert werden müßte) und Errichtung von Volksschulen in allen Theilen des Königreichs. Alles Andere, Förderung des Ackerbaues in naturgemäßer Verbindung mit Industrie, Verminderung der Klöster, richtigere Eintheilung und Besteuerung des Grundbesitzes und tausend andre Dinge fügen sich später, sobald durch guten Unterricht das Nationalgefühl gekräftigt und durch einen wackern Beamtenstand das Vertrauen zur Regierung wieder hergestellt ist". Die Sicilianer fügen diesen Beschwerden noch andere hinzu, die keineswegs grundlos, wenn auch vielleicht übertrieben sind. Nach ihren Behauptungen ist die Grundsteuer nach und nach von 480,000 Unzen auf 2 Millionen erhöht worden, und fließen die Millionen, die jährlich vermöge der vortheilhaften Handelsbilanz einströmen, alle nach Neapel in den Staatsschatz. Der Groll über diese Verhältnisse steigert den Nationalhaß, den die Sicilianer seit Jahrhunderten gegen die Neapolitaner hegen, und der von diesen in reichem Maße vergolten wird. „Der sicilianische Bürger", sagt Neigebauer, „glaubt den Neapolitaner bevorzugt, und der Neapolitaner muß bei dem Sicilianer eine größere Bildung und mehr Muth anerkennen; Neid aber ist die erste Quelle des Hasses. Selbst in der Republik der Wissenschaften, die doch keine politischen Grenzen anerkennen sollte, geht der Haß so weit, daß die Neapolitaner in ihren literarischen Zeitschriften keiner literarischen Erscheinung S.s erwähnen, behauptend, daß dies in S. auch nicht geschähe. Sie übersehen in ihrer Parteilichkeit, daß in S. die bisherigen Zeitschriften nie von langer Dauer waren, da die Polizei bald Gelegenheit fand, sie zu unterdrücken, obwohl die Neapolitaner behaupten, daß die Regierung gegen die Sicilianer viel nachsichtiger sey, indem dort z. B. Opern aufgeführt werden dürften, die in Neapel verboten wären. Man fügt mitunter hinzu, weil die Regierung sich vor den Sicilianern fürchtet. Dieser Haß geht bis zum gemeinen Volk herab. Die Bataillone freiwilliger Sicilianer werden in Neapel dem Fremden als Mörder bezeichnet, man wird auf ihre häßlichen Gesichter aufmerksam gemacht, die im Ganzen sich von denen des neapolitanischen Volkes nicht unterscheiden lassen, ja sogar ihre unverständliche Sprache wird ihnen zum Vorwurf gemacht, als wenn die Neapolitaner nicht eben solche Sprachverderber wären."

Eintheilung. Die Insel wurde ehemals nach dem Hauptzuge der Gebirge in 3 **Thäler** getheilt: **Val di Mazzara** (gegen Süden), **Val di Demona** (gegen Norden) und **Val di Noto** (gegen Osten). In administrativer Hinsicht zerfällt sie jetzt in 7 nach den Hauptstädten benannte **Provinzen (Intendanturen)**: Palermo, Messina, Catania, Girgenti, Siragosa, Trapani und Caltanisetta. **Hauptstädte**: Palermo und Messina; zuweilen wird auch Siragosa dazu gerechnet.

Literatur: J. H. **Bartels**, Briefe über Kalabrien und S. 2c., Götting. 1787—1792, 3 Thle.; — Fr. **Münter**, Nachrichten von Neapel und S., Kopenh. 1790, 2 Thle.; — **Thompson**, Sicilia and its inhabitants, Lond. 1813, 4.; — K. G. **Graß**, Sicilische Reise 2c., Tüb. 1815, 2 Thle.; — **Russel**, A tour trough S., Lond. 1819; — A. W. **Kephalides**, Reise durch Italien und S., 2. Aufl. Leipz. 1822, 2 Thle.; — **Forbin**, Souvenirs de la Sicile, Paris 1823; — **Smith**, Memoir descriptive of the ressources, inhabitants and hydrography of S. and its islands, Lond. 1824; — G. **Parthey**, Wanderungen durch S. und die Levante, Berl. 1834—40, 2 Bde.; — J. C. **Fehr**, Die Insel S. mit ihren umliegenden Eilanden, St. Gallen 1835, 3 Hefte; — **Renouard de Bussierre**, Voyage en Sicile, Par. u. Straßb. 1837; — **Herzog von Ragusa**, Reise durch S., Wien 1838; — **de la Salle**, Sicile etc., Frankf. 1838; — J. **Baumann**, Fußreise durch Italien und S., Luzern 1839, 2 Bde.; — G. **Ortolani**, Dizionario geografico, statistico e biografico della Sicilia antica e moderna, Palermo 1819.

Geschichte. Als **erste Einwohner** S.s nennt die Sage die wilden, riesenhaften Cyklopen und die fast eben so rohen Lästrygonen; die Geschichte aber führt die aus Italien eingewanderten und ursprünglich wohl aus Gallien herstammenden **Sicani** od. **Siculi** als die ersten Bewohner der Insel auf. Obgleich sich diese Sicaner oder Siculer (denn sie sind identisch) für Autochthonen ausgaben und von andern auch wirklich dafür gehalten wurden, so erklären sie doch die meisten und zuverlässigsten Schriftsteller für Einwanderer, und zwar für ein iberisches Volk, das über Italien nach S. kam. Nach Thucyd. VI, 2 nämlich hatten die Sicaner ihre frühesten Wohnsitze am Fluß Sicanus in Iberien, und unter diesem Fluß ist wahrscheinlich die gallische Sequana zu verstehen, so daß die

Sicaner als eine celtische Völkerschaft anzusehen sind. Sie wanderten über die Alpen nach Italien aus, wo sie lange Zeit in Latium angesiedelt lebten, bis sie, von da durch die Aboriginer vertrieben, nach dem Süden der Halbinsel zogen, wo sie eine Zeit lang mit den Oenotrern zusammenwohnten und endlich nach S. übersetzten, dem sie nun den Namen gaben. Die Zeit dieser Einwanderung ist nicht genau bekannt. Wahrscheinlich fand eine doppelte Einwanderung von Leuten desselben Stammes, erst der Sicani, dann der Siculi, Statt. Zu ihnen kamen der Sage nach später Kreter, die unter ihrem König Minos den Dädalus verfolgten und sich an der südlichen Küste niederließen, wo sie wahrscheinlich Minoa gründeten, und Elymer, flüchtige Trojaner, die angeblichen Gründer von Eryx und Egesta; sie verschmolzen bald mit den Siculern. Schon in frühester Zeit war auch eine Ansiedlung von Phöniciern erfolgt, die sich hauptsächlich in den nördlichen und nordwestlichen Strichen niederließen und des Handels wegen Faktoreien gründeten, bis sie endlich, von den eingewanderten Griechen zurückgedrängt, sich mit Motya, Solus und Panormus begnügen mußten. Die Einwanderung der Hellenen aber begann um 736 v. Chr., wo zuerst ein Haufe Chalcidenser unter Theocles daselbst landete und Naxus als erste griechische Kolonie gründete. Bald folgten andre griechische Haufen nach, und eine Menge blühende Pflanzstädte, Zancle oder Messana, Syracus (735), Catana oder Leontini (730), Megara Hybla (726), Selinus (626) u. s. w., von denen wieder die Gründer von Tochterstädten ausgingen, bezeugten die sich über die Insel ausbreitende Herrschaft der Hellenen, die nun zum Unterschied von den frühern Bewohnern Sikelioten genannt wurden. Die Griechen mußten aber später, nachdem in mehren ihrer Pflanzstädte, besonders in Syracus, Tyrannen aufgetreten waren, die über einen großen Theil der Insel herrschten, diese Herrschaft mit den Karthagern theilen, welche, nachdem ein früherer Versuch — im J. 480 v. Chr. — mißglückt war, im J. 409 durch die Eroberung von Selinus in den Besitz des westlichern Theils der Insel gelangten, bis sie endlich nach manchen Kämpfen mit den Tyrannen von Syracus, namentlich mit Dionysius und Agathocles und nach einer nur momentanen Vertreibung durch Pyrrhus im ersten punischen Krieg durch den Seesieg der Römer bei den äginatischen Inseln (im J. 242 v. Chr.) völlig daraus vertrieben wurden. S. kam in die Gewalt der Römer, die es nach und nach zur römischen Provinz machten, und zwar zuerst im J. 241 v. Chr. den von den Karthagern abgetretenen Theil, dann im J. 212 durch Claudius Marcellus das Uebrige, worauf nach der Eroberung von Agrigentum die Provinz als die erste auswärtige des römischen Reiches im J. 210 ihre vollständige Einrichtung erhielt und von einem Proprätor verwaltet wurde. Julius Cäsar ertheilte später der ganzen Provinz das Jus Latii, und August, der sie bei der Theilung der Provinzen zu einer Provincia pop. Rom. machte, gründete daselbst mehre Kolonien. Das Genauere s. Agathocles, Punische Kriege, Peloponnesischer Krieg und besonders Syracus. Bei der Theilung des Reiches 395 kam die Insel zum weströmischen Reich und blieb bei demselben bis zu seinem Untergange. Neue Uebel brachen für S. herein, als die große Völkerwanderung die alten Formen zertrümmerte und barbarische Horden in Hesperien eindrangen. Seit 429 hatten die Vandalen, unter ihrem Könige Genserich, ein eignes Reich in Afrika gegründet. Dieser benutzte die Schwäche Roms und machte 440 n. Chr. wiederholte Raubzüge nach S. Im Jahr 476 stieß Odoacer, Fürst der Rugier und Heruler, den letzten römischen Kaiser vom Throne, und gegen einen jährlichen Tribut trat ihm Genserich S. ab. Der tapfere König der Ostgothen, Theodorich, gründete, nach der Besiegung des Odoacer, seit 493 ein neues Reich in Italien; das ganze Festland nebst den Inseln mußte ihm gehorchen; auch S. erkannte seine Herrschaft an und war nun glücklicher, weil Theodorichs starker Arm es vor ferneren Einbrüchen der räuberischen Vandalen schützte. Ein Graf, der seinen Sitz in Syracus hatte, verwaltete das Land. Doch lange Ruhe war den damaligen Völkern nicht beschieden. Bei der vom Kaiser Justinian I. beabsichtigten Wiedereroberung Italiens landete sein Feldherr Belisar zuerst 533 in S. und bezwang es. Triumphirend, von seinem Heere umgeben, zog er 536 in Syracus ein, indem er Goldstücke unter das Volk warf. Totilas, der vorletzte König der Ostgothen, welcher ihre sinkende Macht mit noch einmal aufflammendem Glücke vertheidigte, drang 548 in S. ein und verwüstete es, ohne die kaiserlichen Schaaren daraus vertreiben zu können. Eine von Konstantinopel neu ankommende Flotte trug neue Krieger herbei, und die Gothen wurden für immer vertrieben. Unteritalien nebst S. verblieb den byzantinischen Kaisern unter dem Namen des Exarchats, unter einem Statthalter, dem Exarchen zu Ravenna. Der Friede wurde jedoch der Insel nicht. Sowohl die Patricier, die die Verwaltung der Insel leiteten, als auch die Kaiser bedrückten das Land. Constans II. kam 663 selbst nach S., blieb 6 Jahre daselbst und übte so arge Tyrannei, daß viele Sicilianer zu den Saracenen flüchteten. Er wurde 668 im Bade ermordet, und der Armenier Mizizi in S. zum Kaiser ausgerufen. Auf seinen Ruf kamen die Saracenen aus Aegypten, plünderten die Insel und zerstörten 98 Ortschaften. Ihre Angriffe wiederholten sich nun häufig. Im J. 820 eroberten sie Palermo und durchstreiften die Insel, wurden zwar durch Bonifacius von Korsika zum Abzug genöthigt, kamen aber schon 825 wieder und eroberten Agrigent. Der griech. Feldherr Euphemius wandte sich, als er eine entehrende Strafe leiden sollte, an sie und reizte sie zu einem neuen Angriff. Sie landeten 828 mit 40,000 Mann unter Halkam oder Adeliam, der die eignen Schiffe in Brand steckte, um den Seinen die Möglichkeit zur Rückkehr zu benehmen. Durch die Eroberung von Messina 831 und von Palermo 832 ward S. den Arabern unterthan, und die schwa-

chen Rettungsversuche von Konstantinopel aus konnten es nicht wieder befreien. Syracus, dem Kaiser treu ergeben, leistete einen langen und beharrlichen Widerstand. Der Hunger trieb die Belagerten zu den unnatürlichsten Mitteln, das Leben zu fristen, Gras und Leder kochte man, Knochen wurden gemahlen, um Brod daraus zu backen, zwei Unzen Brod kosteten ein Goldstück, und für einen Pferdekopf bezahlte man bis auf 100 Goldstücke. Endlich drangen die Araber mit Sturm in die Stadt, die meisten Bürger von Syracus fielen durch das Schwert, die übrigen wurden in die Sklaverei verkauft, die Häuser, nachdem sie ausgeplündert waren, gingen in Feuer auf, dreißig Tage brachten die Sieger mit Zerstörung der Befestigungen zu, und bald war die sonst blühende Stadt nichts als ein öder Stein- u. Schutthaufen. S. ward der Hauptpunkt und Waffenplatz der zu den Aglabiden in Afrika gehörenden Saracenen, von wo aus sie Unteritalien vornehmlich beunruhigten. Die auf der Insel regierenden Emire waren Statthalter der Könige von Tunis und Kairwan. Zwar suchten sie die mohammedanische Religion allgemein herrschend zu machen, doch gelang ihnen dieses nicht, denn die meisten der dort lebenden Christen verleugneten, troß mancher deshalb erlittenen Bedrückungen, ihren Glauben nicht. Zwietracht und Uneinigkeit kam jedoch unter die arabischen Häuptlinge; in kleinen Kriegen bekämpften sie einander; die unterliegenden suchten oft Hülfe bei auswärtigen Mächten, und dieses begründete den allmähligen Verfall ihres Gemeinwesens. Nach dem berühmten Emir Mohammed, der bis 852 regierte, folgte bis 862 Alaba, diesem bis 869 Abdallah, der, wie sein Sohn u. Nachfolger Mohammed, ermordet wurde (870). Nach ihm regierte Achmed bis 875, dem der für S. so wichtige Ibrahim folgte. Derselbe belagerte Syracus und eroberte es 878 nach einjähriger heldenmüthiger Vertheidigung. Die Einwohner der unglücklichen Stadt wurden in die Sklaverei geführt, die Befestigungswerke zerstört, die Wohnhäuser verbrannt, so daß die einst hochberühmte Stadt fortan unbedeutend blieb. Palermo ward nun die Hauptstadt des Reichs. Ein Waffenstillstand, den der griechische Kaiser 880 mit den Saracenen schloß, gab dem Lande nur auf kurze Zeit Ruhe. Bald brach der Krieg wieder aus. Die griechischen Feldherren vertrieben die Saracenen von dem Festlande Italiens, dagegen landete der Saracene Hassan mit einer Verstärkung auf S. und schlug den Griechen Barsas bei Taurominium, worauf auch 885 die griechische Flotte vernichtet wurde. Die Sicilier empörten sich 890, erschlugen viele Saracenen und kämpften mehre Jahre lang mit glücklichem Erfolg, unterlagen aber endlich, da sie keine Unterstützung aus Konstantinopel erhielten, Kaiser Leo vielmehr 896 einen Waffenstillstand mit den Saracenen schloß. Die unter den Saracenen selbst ausbrechenden Unruhen benutzten die Sicilier zu einem neuen Aufstande und griffen 898 die Saracenen, die sich unter Abu Hassein von Afrika unabhängig machen wollten, an, nahmen ihn mit seinem Sohne gefangen und lieferten ihn den Afrikanern aus. Nun sandte der König Abraches von Kairwan seinen Sohn Abul Abbas mit einem Heere nach S., um den Aufruhr zu dämpfen. Dieser siegte und verheerte die Insel. Dann ging Abraches selbst nach S., eroberte 903 Taurominium, ließ die ganze Bevölkerung niedermetzeln und wüthete mit wilder Grausamkeit gegen alle Christen, so daß die Insel auf lange Jahre hin entvölkert und alles Wohlstandes beraubt wurde. Nach seinem 904 erfolgten Tode brachen große Unruhen in Afrika aus, indem die Aglabiden von den Fatimiden gestürzt wurden. Das Haupt der letztern, Mohammed Abdallah Mohadi, erhob sich zum Khalifen, erschien 908 in S. und setzte den Ali Hassan zum Statthalter ein. Viele Mißvergnügte empörten sich aber und erhoben den Khorab 913 zum Emir. Die von Mohadi gegen ihn gesandte Flotte wurde 914 geschlagen, Khorab selbst aber schon 916 von den Seinen wieder abgesetzt. Der Statthalter, den nun Mohadi sandte, hatte jedoch mit einem Nebenbuhler zu kämpfen, und da sich auch der Emir Solem 919 unabhängig machte, so entspannen sich lange Kämpfe zwischen den 2 saracenischen Parteien, durch die das Land immer mehr entvölkert wurde. Während derselben machten die Sicilier neue Versuche, ihre Freiheit zu erkämpfen, besonders zeichneten sich die Agrigenter 936 aus, indem sie die saracenische Besatzung vertrieben, viele Feinde erschlugen und sich, obwohl vergebens, auch Palermo's bemächtigen wollten. Um sich gegen die Fatimiden zu behaupten, hatte Solem andere Saracenen herbeigerufen, gegen welche die Sicilier mit der äußersten Erbitterung kämpften. Der vom Khalifen gesandte Feldherr Chalil besetzte zwar Palermo und riß die Befestigungswerke dieser Stadt nieder. Die Agrigenter erhoben sich jedoch abermals und schlugen das afrikanische Heer, worauf Solem 939 Agrigent (Girgenti) 8 Monate lang vergeblich belagerte. Chalil hatte unterdeß neue Verstärkungen aus Afrika herbeigezogen und überwältigte viele Städte, wurde jedoch von den Agrigentern 940 überfallen und geschlagen, sein Lager erobert. Dennoch mußten sich diese Tapfern endlich unterwerfen, und Chalil wurde, nachdem er viele Städte zerstört und eine große Menge Gefangener nach Afrika gesendet hatte, Herr der Insel. Der Khalif Almansor setzte nun 948 Hassan als Statthalter ein, der eine feste Verfassung einführte und die Spuren der Verheerungen wieder zu vertilgen strebte; mehrmalige Versuche der Sicilier, sich frei zu machen, bestrafte er mit blutiger Strenge. Im J. 952 übergab er seinem Sohne Achmed die Regierung, stand ihm aber mit seinem Rathe bei und befehligte seine Heere. Die Griechen landeten 956, eroberten Thermä und schlugen die Saracenen bei Mazzara; dagegen wurde die griechische Flotte 959 geschlagen. Bald darauf befahl der Khalif, alle christlichen Knaben im Islam zu erziehen, und wirklich wurden gewaltsam 15,000 Knaben beschnitten, die nun zwar äußerlich Mohammedaner, in der That aber die heftigsten Feinde der Saracenen waren. Der kriegerische Kaiser von Byzanz, Nicephorus

Phocas, sandte 965 ein Heer nach S., welches die Städte Thermä, Lentini, Taurominium und Syracus eroberte, darauf aber sich sorglos im Lande zerstreute und von den Saracenen zum größten Theile aufgerieben wurde. Die Griechen verloren dadurch über 20,000 Mann, und auch ihre Flotte fiel in die Hände der Feinde. Auf Achmed folgte 969 Abul Kasam, der 975 eine Empörung der Christen unterdrückte, dann aber nach Kalabrien überging, wo er 982 in einer Schlacht fiel. Sein Sohn Gaber regierte nur 2 Jahre; ihm folgte Dschiafar und diesem sein Bruder Abdallah, der 989 †. Sein Nachfolger Jussuf regierte ohne Auszeichnung; sein Sohn Dschiafar waltete aber mit solcher Grausamkeit, daß sich das Volk empörte und Jussuf dem Dschiafar die Regierung nehmen und sie seinem zweiten Sohne Ali Hakem geben mußte, der, ein ausgezeichneter Herrscher, die Liebe des Volks erwarb. Der griechische Kaiser Basilius machte 1027 einen Versuch, S. wieder zu erobern, sein Feldherr Orestes wurde jedoch geschlagen. Erst im J. 1038 wurde die Gelegenheit, S. zu erobern, den Griechen günstiger. Zwei Brüder, Apollophar und Apochaps, lagen mit einander in blutiger Fehde; Rache für eine erlittene Niederlage trieb erstern, sich an den Kaiser von Konstantinopel, Michael V., Beistand erbittend, zu wenden. Dieser sandte seinen Feldherrn Maniaces und den Admiral Stephan mit einem griechischen Heere nach S. Maniaces begann mit der Belagerung von Messina; auf die erhaltene Kunde aber, daß man in Afrika starke Rüstungen wider ihn mache, erbat er sich von Gaimar, Fürsten von Salerno, die normannischen Söldner, die sich noch in seinen Diensten befanden. Gaimar ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, die Fremdlinge, deren Kühnheit er fürchtete, zu entfernen. Eben so freudig vernahmen die Normänner den Vorschlag. Krieg, Kriegsruhm und Kriegsbeute waren ihre Lust und der Zweck ihres wechselvollen Lebens. Zwar bestand ihre Schaar nur aus 200 Köpfen, unter der Leitung eines Brüderpaars, Wilhelms des Eisenarms und Humphrey's; allein ihr Muth fragte nie nach der Zahl der Feinde, der Ungestüm ihres Angriffs verschaffte ihnen fast immer einen schnellen Sieg. Kaum waren sie daher vor Messina angelangt, so gewann auch die bisher zögernde Belagerung sofort neues Leben. Angriff folgte auf Angriff, immer mehr verengerte sich der Kreis der Belagerten, bis die geängstigte Stadt sich zur Uebergabe bereit erklärte (1038). Auch Syracus mußte bald seine Thore öffnen. Maniaces durchzog das Innere des Landes und überall wichen die Saracenen zurück. Die Gefahr, Alles zu verlieren, vereinigte inzwischen die feindlich gesinnten Brüder Apollophar u. Apochaps zu einer gemeinsamen Gegenwehr. Mit einem Heere von 15,000 M. (übertrieben ohne Zweifel geben Einige 50,000, ja sogar 60,000 M. an) griffen sie die verhaßten Normannen bei Rommette an. Wilhelm Eisenarm pflegte die Feinde nicht zu zählen vor dem Angriff; in den dichtesten Haufen der Saracenen führte er seine Streiter hinein und richtete ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß ein benachbarter Strom von ihrem Blute geröthet worden seyn soll. Die Griechen kamen erst herbei, als der Feind schon floh. Sie blieben auf dem Schlachtfelde, plünderten es und ließen den von der Verfolgung des Feindes spät zurückkehrenden Normannen nur eine spärliche Nachlese übrig. Dieses erregte ihr Mißvergnügen, u. Wilhelm führte bei Maniaces durch einen gewissen Hardnin, welcher der griechischen Sprache kundig war, Beschwerde. Anstatt sich zu entschuldigen, riß Maniaces dem Abgeordneten den Bart aus, ließ ihn durch sein Lager peitschen und sendete ihn, mit schmählichen Wunden bedeckt, zu seinem Herrn zurück. Wüthend wollten die Normannen den erlittenen Schimpf sogleich in dem Blute der Griechen abwaschen. Allein Harduin beredete sie zu einer empfindlichern Rache. Sie verließen nämlich plötzlich S., gingen nach Unteritalien, verheerten u. verwüsteten dort die Provinzen des griechischen Kaisers und zwangen dadurch Maniaces, zur Steuer dieser Unordnungen, gleichfalls nach Italien zu kommen, wo ihn Wilhelm bei Melfi so nachdrücklich angriff und schlug, daß Maniaces die zerrissenen Trümmer seiner Armee eiligst nach S. zurückführen mußte. Dort focht er mit gutem Glücke wider die Araber, fiel aber bei Hofe in Ungnade, ward zurückberufen, in einen Kerker geworfen, später nochmals nach Italien gegen die Normannen geschickt, wo er, bei einem Versuche, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, umkam. Neu angekommene Truppen aus Afrika setzten indessen die Saracenen in S. wieder in Stand, angriffsweise zu verfahren, und 1040 besaßen sie die Insel abermals. Doch verfiel ihre Herrschaft mehr u. mehr, denn 1035 hatten sie sich von dem ägyptischen Khalifen losgerissen und seitdem schwächten sie sich durch innere Zwistigkeiten. Endlich zersplitterten sie die Insel sogar unklugerweise in 5 unabhängige Königreiche. Diese Spaltungen brachen die Macht der Araber und vernichteten sie zuletzt gänzlich. Aber nicht die Kaiser von Konstantinopel gelangten zu dem Besitz von S., sondern es ward der Preis einer fremden Tapferkeit. Der Ruhm, welchen sich die beiden ältesten Söhne Tancreds erworben, begeisterte ihre zwei jüngeren Brüder zu gleichen Wagnissen. Die Normannen Robert Guiscard und Roger kamen um 1058 nach Kalabrien, fanden daselbst ihre Landsleute schon im Besitz schöner Ländereien u. beschlossen, dieselben durch die Eroberung S.s noch zu vermehren. Hierzu baten sie den Papst Nikolaus II. um Erlaubniß, und gelobten ihm, nach erhaltener Zustimmung, einen jährlichen Grundzins. Robert Guiscard ward schon im Voraus zum Herzoge von S. ernannt. Die Umstände kamen ihrem Vorhaben hülfreich entgegen. Die in S. lebenden Christen seufzten unter der Saracenen tyrannischer Herrschaft. Heimliche Klagen und thatenlose Wünsche waren jedoch bisher Alles gewesen bei dem gemeinsamen Drucke, bis endlich drei Männer in Messina ernstlicher zu berathschlagen begannen über des Vaterlandes Noth und Rettung. Nikolaus Camulia, Jakob von Sacca und Ansaldo de Pakbas beschlossen, als einzigen Ausweg, die Normänner

ins Land zu rufen, ihren Angriff auf alle Weise zu unterstützen und so die Afrikaner nach ihren Küsten heim zu senden. Bald traten Gleichgesinnte ihnen bei, ein heimlicher Bund unter den Christen entstand, bei nächster günstiger Gelegenheit begaben sich jene drei Männer nach Italien, trugen dem tapferen Roger ihre Klagen vor und erhielten von ihm die Zusage einer baldigen Hülfe. Wirklich landete er 1061 mit 60 Rittern, war siegreich in einigen Gefechten, zog sich aber dann nach Reggio zurück. Hierher kam ein vornehmer Saracene, der Emir Ben Humena, der wegen eines verübten Mordes aus S. verbannt worden war, und erbot sich den Normannen zu einem Einfall in dasselbe behülflich zu seyn. Roger nahm ihn freundlich auf und begann von Neuem den Kampf. Ohne Zeitverlust ging es auf Messina los, schnell wurden, ohne Zweifel mit Beihülfe der darin wohnenden Christen, die Mauern erstiegen und sogar die Stadt genommen. Die Saracenen ließen sich jedoch durch diesen ersten Schlag nicht entmuthigen. Sie vereinigten ihre Streitkräfte, zogen oft Verstärkungen von den afrikanischen Küsten an sich und wichen ihren Gegnern nur Schritt vor Schritt, um jeden Fuß breit Landes kämpfend. Viele blutige Schlachten wurden geschlagen, und Palermo besonders, ein strategisch wichtiger Punkt, sah wüthende Kämpfe vor seinen Mauern. Einst machten die Saracenen einen heftigen Ausfall auf die Normannen und wurden niedergehauen bis auf den letzten Mann. Unter der gemachten Beute fand man auch eine Anzahl Brieftauben, welche die Saracenen bei ihren Bewegungen in kleinen Körben mit sich zu führen pflegten. Roger benutzte diese Gelegenheit, Schrecken in der Stadt zu verbreiten. Mit Blut gefärbte Zettel, die man den Brieftauben anband, verkündeten in Palermo den Untergang der ausgesandten Streiter. Im J. 1071 endlich lieferten die Christen, welche in den Reihen der Saracenen fechten mußten, den Normannen die Stadt in die Hände. Nach einem dreißigjährigen Kriege ergab sich Noto, der letzte von den Saracenen noch behauptete Platz, 1090 an die Normannen, und somit war die Eroberung S.s vollendet. Roger führte nun eine geregelte Staatsverfassung und den lat. Gottesdienst ein; doch gewährte er den Saracenen Gewissensfreiheit. Gegen letztere übte er überhaupt große Milde. Darum waren sie ihm und seinen Nachfolgern auch treu und aus ihnen bildete er eine gute Reiterei. Der Papst verlieh 1098 ihm und seinen Nachfolgern die Würde „geborner Legaten des apostolischen Stuhls". Als Robert Guiscard 1085 gestorben war, erklärte Roger sich von Kalabrien unabhängig u. nahm den Titel eines Großgrafen von S. an. Im J. 1101 beschloß auch er sein thatenreiches Leben; sein ältester Sohn, Simon, folgte ihm zwar unter der Regentschaft seiner Mutter Adelheid von Montferrat in seiner Würde, † aber schon 1113 und hinterließ S. seinem Bruder Roger II. als Erbe. Rogers Name ist bedeutend in der Geschichte beider Sicilien. Mit tapferem Arm unterwarf er sich alle seine Feinde, zwang nach dem Tode seines Vetters Wilhelm 1127 ganz Unteritalien, ihm zu huldigen, u. dehnte sein Reich bis an die Mark Ancona aus; auch Neapel mußte seine Herrschaft anerkennen. Er nahm darauf den Titel König von S. und Herzog von Apulien u. Kalabrien an und ließ sich 1130 zu Palermo feierlich krönen. Die Residenz des neuen Königreichs war Palermo. Jedes Land behielt sein bisheriges Recht. Die Vereinigung S.s u. Neapels dauerte 152 Jahre. Die Geschichte dieses Zeitraums ist die des Königreichs beider Sicilien, s. Neapel. Unter den wechselnden Herrschergeschlechtern suchte die Insel die ihr so nöthige Ruhe vergebens, u. als endlich Karl von Anjou unter Begünstigung des Papstes sich in den Besitz von Neapel und S. gesetzt und den unglücklichen Konradin am 29. Okt. 1268 hatte enthaupten lassen, herrschte er mit eisernem Scepter über S., das ihm mit Recht als der Brennpunkt aller ihm widerstrebenden Elemente galt. Umsonst wendete sich das bedrückte Volk an den Papst. Da beschloß ein salernitanischer Edelmann, Johann von Procida, der Rächer seiner unglücklichen Landsleute zu werden. Er ging nach Aragonien und lud den König Peter III., dessen Gemahlin Konstanzia eine Tochter Manfreds und eine Enkelin Friedrichs II. war, zur Eroberung S.s ein. Peter zeigte sich geneigt, als Procida es übernahm, die Mittel zu einem solchen Unternehmen herbeizuschaffen. In S., wohin er im Geheimen ging, fand er die Gemüther in günstiger Stimmung. Dann ging er nach Konstantinopel und bewog den Kaiser Paläologus zu dem Versprechen, Peter von Aragonien mit Geld zu unterstützen; selbst den Papst Nikolaus III. gewann er für seine Pläne. Während nun Peter scheinbar gegen die Saracenen in Afrika Feindseligkeiten eröffnete, brachte eine kleine Veranlassung in S. das glimmende Feuer zum Ausbruch. Als am 30. März 1282, am Ostermontag, die Vesperglocke eine zahlreiche Volksmenge zu Palermo nach der Kirche rief, legte ein Franzose, Namens Drouchet, Hand an eine junge Sicilianerin, die Tochter des Roger von Maestro Angelo, unter dem Vorgeben, er müsse untersuchen, ob sie nicht verborgene Waffen bei sich führe. Der Vater und Gatte der Beleidigten eilten herbei und stießen den Beleidiger nieder. In einem Augenblicke waren tausend verborgene Dolche entblößt, jeder Franzose, der sich treffen ließ, ward ermordet, und nach wenigen Stunden begann durch ganz Palermo ein allgemeines Morden, das weder Alter noch Geschlecht verschonte. Von der Hauptstadt verbreitete sich das Blutbad in die Provinzen; zu Catania fielen 8000, zu Messina 3000 Franzosen nebst dem Vicekönige. In allen Winkeln und unter allen Verkleidungen spürte man die verhaßten Fremdlinge aus; bei zweifelhaftem Falle ließ man sie das Wort „Ciceri" aussprechen, woraus man sogleich den ausländischen Ton erkannte. Nur ein Franzose, Wilhelm de Porcelats, hatte sich so große Achtung erworben, daß ihn das wüthende Volk verschonte. Die Geschichte hat dieses Beispiel blutiger Volksrache unter dem Namen der sicilianischen Vesper der Nachwelt überliefert. Die Städte der Insel

wählten nun ihren eigenen Statthalter, die Regierungsgeschäfte wurden aber 4 Präsidenten übertragen und ihnen ein Rath von 60 Personen beigesellt. Zwar erschien Karl von Anjou auf die Nachricht von diesen Vorfällen mit großer Heeresmacht und ängstigte Messina durch eine harte Belagerung, so daß sich diese Stadt auf Bedingungen zu ergeben bereit war; da er aber unbedingte Unterwerfung forderte, beschlossen die Messineser bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen, und vereitelten durch gemeinsames Zusammenwirken alle Anstrengungen des überlegenen Feindes. Während Karl von Anjou noch vor Messina lagerte, landete Peter von Aragonien mit 10,000 Fußknechten und 800 Gewappneten am 30. August zu Trapani auf S. und zog sogleich in Palermo ein, wo ihn das Volk jubelnd zum König ausrief. Karl, der besorgte, die Flamme des Aufruhrs möchte auch Kalabrien und Apulien ergreifen und ihm alsdann der Rückweg abgeschnitten werden, hob plötzlich mit Hinterlassung eines großen Theils seines Heergeräthes die Belagerung von Messina auf und setzte über die Meerenge, auf der Ueberfahrt noch 29 Schiffe einbüßend. Am 2. Okt. zog Peter in das befreite Messina ein und ward mit ungeheurem Jubel empfangen. Der Papst aber schleuderte gegen ihn und die Sicilianer seinen Bannstrahl. S. blieb nun 160 Jahre von Neapel getrennt und erkannte Peter III. von Aragonien unter dem Namen Peter I. als seinen Beherrscher an, wodurch es eng mit Spanien verbunden ward. Der tapfere Arm Peters III. vereitelte fortwährend die Versuche Karls I., die Abtrünnigen seinem eisernen Scepter wieder zu unterwerfen, auch wußte er innere Gährungen kräftig zu unterdrücken bis an seinen 1285 erfolgten Tod. Das Kriegsfeuer loderte fort, als sein Sohn Jakob I. den Thron bestieg; nur ward öfter in Kalabrien, als in dem bestrittenen Lande gekämpft. Von dem noch immer zürnenden Papste aufgehetzt, landete 1287 ein Kreuzherr bei Augusta, um S. zu erobern, gerieth aber in Gefangenschaft, worauf ein Waffenstillstand und der Friede zu Oleron erfolgte. Trotzdem wurden die Feindseligkeiten erneuert, bis abermals ein Waffenstillstand zu Stande kam. Nach dem kinderlosen Absterben Alfons' III. ging die Krone Aragoniens 1291 auf Jakob über, und S. war wiederum ein Nebenreich der Hauptmonarchie. Von Frankreich, Neapel und dem Papste bedrängt, in seinen Hülfsquellen erschöpft, trat Jakob I. 1295 S. an Neapel ab. Die Sicilianer riefen jedoch statt Jakobs, der sie verließ, dessen Bruder Friedrich II. 1296 zu ihrem Könige aus, den sie als Statthalter hatten schätzen und lieben lernen, u. bildeten nun ein selbstständiges Reich. Mannhaft erfüllte Friedrich, was man von ihm erwartet. Das Unglaubliche, ja unmöglich Scheinende machte er wahr; ein kleines, in den Grundfesten seines Wohlstandes tief erschüttertes Reich vertheidigte er zu gleicher Zeit gegen drei überlegene Feinde, den König von Aragonien, der ihm gebot, S. abzutreten, und selbst die Waffen gegen ihn ergriff, den König von Neapel und den Papst. Einige Städte ergaben sich an Jakob; doch belagerte er Syracus vergebens und verlor eine Schlacht gegen die Messiner. Darauf nach Neapel zurückgekehrt, ließ er sich 1299 von Karl II., dessen Tochter er geheirathet hatte, zu einem neuen Angriff auf S. bewegen, landete und gewann eine Seeschlacht, fand aber so kräftigen Widerstand, daß er endlich nach Aragonien zurückkehrte und es den Herzögen Robert u. Philipp, Söhnen des Königs Karl I., überließ, den Krieg fortzusetzen. Mehre Städte ergaben sich ihnen u. eine Empörung gegen Friedrich brachte auch Catania in die Hände der Feinde, dagegen gewann Friedrich ein Treffen bei Falconaria, wobei der Prinz Philipp gefangen ward, und schlug den Grafen von Brienne 1300 bei Galiano. Diese Siege wurden durch die Seeschlacht bei Ponza verbittert, die der sicilische Admiral Doria gegen den neapolitanischen Loria verlor. Letzterer belagerte nun Messina und brachte die Stadt in große Noth. Da aber auch in seinem Heere der Hunger einriß, schloß er mit Friedrich einen Waffenstillstand auf 6 Monate und hob die Belagerung auf. Nun berief der Papst 1302 Karl von Valois nach Italien und trug ihm auf, S. zu erobern. Dieser vereinigte sich mit Karl von Neapel und landete auf der Insel; als er aber bei der Belagerung von Sciacca viele Menschen durch die Pest verlor u. von Friedrichs Heer eingeschlossen zu werden fürchtete, schloß er mit Friedrich den Frieden zu Castronuovo. Durch diesen Frieden erzwang er die Anerkennung seiner Krone, zum Beweise, daß der Wille und Geist eines mit seinem Fürsten innig verbundenen Volks mehr vermag, als die rohe, äußere Gewalt. Auch der Papst genehmigte diesen Frieden mit dem Beding, daß S. ein Lehn des päpstlichen Stuhls bleiben, einen jährlichen Zins von 41 Pfd. Goldes zahlen und in den Kriegen des Papstes ein Hülfsheer stellen sollte. Friedrich widmete seine Aufmerksamkeit der innern Verwaltung; er suchte die schweren Wunden des Landes zu heilen, beförderte bürgerliche Betriebsamkeit, hielt den unruhigen Adel in Schranken und verbreitete 41 Jahre lang über die Sicilianer ein Glück, nach welchem sie unter den folgenden Regierungen wie nach einem verlorenen Paradiese zurückblickten. König Robert von Neapel that 1314 einen Einfall in S., eroberte durch Verrath Castellamare, schloß aber darauf einen Waffenstillstand, nach dessen Ablauf S. noch mehrmals von seinen Einfällen heimgesucht wurde. In seinem 66. Jahre † Friedrich, 1337, nachdem er noch bei seinem Leben seinen ältesten Sohn zum Mitregenten angenommen hatte. Dieser folgte ihm als Peter II. Friedrichs Tod war der Tod des Löwen; die Schwachen wurden stark, da die Kraft von der obersten Gewalt gewichen. Es mangelte dem neuen Könige Charakterfestigkeit; die vielgeltende Familie der Palizzi bemächtigte sich seiner, bedrückte die übrigen Barone der Insel, u. ein blutiger Bürgerkrieg entzündete sich. Viele Mißvergnügte flohen nach Neapel und ermunterten den König Robert zu einem Angriff. Zweimal schickte dieser seine Heere nach S.; sie verwüsteten das Land, eroberten einige Städte, konnten sich aber niemals behaupten, denn Hun-

ger und Krankheit vertrieben sie von dem unwirthbaren Boden, und nur die Insel Lipari war der magere Gewinn der kostspieligen Unternehmungen zu Wasser und zu Lande. Eine Krankheit raffte Peter II. schon im 5. Jahre seiner Regierung hinweg (1342); sein Sohn und Erbe Ludwig war ein unmündiges Kind von 4 Jahren. Trotz seiner Jugend aber ward er zum Könige gesalbt, die Regentschaft übertrug man seinem Oheim, dem Herzog Johann von Randazzo. Während seiner 6jährigen Verwaltung erfreute sich das Volk einiger Ruhe. Bei dem ersten Aufstande, den man zu Gunsten der Familie Palizzi in Messina versuchte, ließ er den Urheber Johann Magna ergreifen, an den Schweif eines Rosses gebunden durch die Stadt führen und dann mit mehren seiner Mitschuldigen aufknüpfen. Diese Strenge schreckte von anderweitigen aufrührerischen Versuchen ab. Auch blieb S. nach dem Tode des Königs Robert von Neapel und während der dortigen Kriege mit dem Könige von Ungarn unter Johanna I. von außen unangefochten. Als aber eine verheerende Pest, welche 1348 durch genuesische Schiffe nach Messina gebracht worden war, unter Tausenden von Opfern auch den Herzog Johann hinwegnahm, brachen die innern Unruhen mit verdoppelter Wuth los. Gegen Blasco d'Allagona, den neuen Vormund des Königs, erhob sich die Partei der Palizzi abermals. Matthäus Palizzo ward zum Regenten ernannt und ein heftiger Krieg entspann sich zwischen ihm und Allagona. Ganz S. befand sich unter den Waffen, die Aecker blieben unbebaut, wodurch ein solcher Mangel entstand, daß an 10,000 der unglücklichen Insulaner nach Kalabrien und Sardinien auswanderten (1353). Auch der junge König Ludwig vermochte seinem Reiche den Frieden nicht zu geben, nachdem er die Regierung selbst übernommen. An des ermordeten Palizzo Stelle trat Simon Clermont, der dem König ebenfalls den Gehorsam verweigerte und den König Ludwig von Neapel um Beistand anging. Zwar erhielt er nur 100 Reiter und 900 Fußknechte, da er aber Getreide und Lebensmittel mitbrachte, ward er von den Einwohnern freudig empfangen. Hundert u. zwölf Städte pflanzten Neapels Fahnen auf; es erschien ein Heer der Königin Johanna I., um die, wie man glaubte, leichte Beute in Empfang zu nehmen; allein die Tapferkeit der Anhänger Ludwigs schlug dasselbe zurück. Auch die Natur schien gegen das arme Land verschworen zu seyn. Wolken von Heuschrecken ließen sich nieder, verzehrten jeden Halm und jedes Blatt; ein Windstoß trieb sie zwar in das Meer, allein die Wellen warfen sie todt wieder an das Ufer, die faulenden Insekten vergifteten die Luft und erzeugten die Pest. Unter diesen vielfachen Uebeln † Ludwig in seinem 18. Jahre, 1355. Sein Bruder Friedrich III., der Einfältige, war sein Nachfolger; wegen seiner Jugend (er hatte kaum sein 14. Jahr vollendet) übernahm seine Schwester Euphemia die Regentschaft. Das Reich befand sich in einer grenzenlosen Verwirrung. Der Adel übte unter sich das Faustrecht, bemächtigte sich der festen Plätze, spottete der königlichen Gewalt, und von dem Hofe Neapels erhielt jeder Widerspenstige Unterstützung und Aufmunterung. Der Befehlshaber von Messina überlieferte diese Stadt verrätherisch den neapolitanischen Truppen, Johanna I. und ihr Gemahl Ludwig hielten daselbst ihren feierlichen Einzug (1356), ließen sich huldigen und behandelten Messina als eine ihnen bereits gehörige Stadt. S. schien verloren, eine Menge Parteigänger durchzogen es verwüstend; doch schlossen sich Mehre, auch die Clermonts, wieder an ihren König an und verhinderten dadurch eine gänzliche Eroberung der Insel durch die Neapolitaner. Eine Vermählung Friedrichs III. mit Konstanze, der Tochter Peters IV. von Aragonien, kam 1360 zu Stande; der Krieg aber dauerte unter gleichem Elende fort. Endlich führte die gegenseitige Erschöpfung den Frieden (1372) herbei, in welchem Friedrich III. sein Reich als ein Lehn von Neapel empfing und sich zu einem jährlichen Tribut von 3000 Unzen Goldes verpflichtete. Neapel führte auch den Titel König von S., wogegen der König von S. nur den Titel eines Königs von Trinakrien führen sollte. Friedrichs ruhmlose Regierung dauerte 22 Jahre, denn er † in seinem 36. Jahre 1377, worauf seine Tochter Maria als Königin anerkannt wurde. Auch sie war noch unmündig, darum erhielt, nach dem Testamente ihres Vaters, der Kommandant von Catania, Artalos von Allagona, die Vormundschaft, so wie die einstweilige Regierung. Doch der verwilderte Adel achtete seiner nicht, sondern fuhr fort, sich einzelner Städte zu bemächtigen und jeder Obergewalt zu widerstreben. Durch eine Vermählung der jungen Königin mit einem tapfern Fürsten hoffte der Statthalter die Ordnung des Reichs herzustellen, und richtete darum seine Blicke auf Galeazzo Visconti, nachmaligen Herzog von Mailand. Da man aber den stolzen Adel nicht befragt hatte, verwarf er entschieden diese Verbindung; ja Wilhelm Raimund von Moncade wagte einen kühnen Gewaltstreich, indem er die Königin 1382 aus der Citadelle von Catania, wohin ihr Vormund sie gebracht, entführte, mit ihr nach Barcelona schiffte und sie unter den Schutz ihrer Tante, der Königin Eleonora von Aragonien, gab. Hier kam 1387 eine Vermählung zwischen Maria und ihrem Vetter, dem Prinzen Martin, dem Sohne des Herzogs Martin von Montblanc, einem Bruder Johanns, Königs von Aragonien, und Konstanzens, Maria's Mutter, zu Stande. Inzwischen plünderten 1388 die Mauren die Küsten von S., bis der vom Papst zum Reichsadmiral ernannte Manfred von Clermont sie mit Hülfe der Genueser schlug. Ueberhaupt nahmen die Unruhen auf der Insel so überhand, daß man dem königlichen Paare ernstlich rieth, sich dahin zu begeben, sollte ihnen das Reich nicht gänzlich verloren gehen. So kehrte Maria nach 12jähriger Abwesenheit 1392 mit ihrem Gemahle in ihr so hart bedrängtes Vaterland zurück, ohne jedoch den durch die Zeit bereits eingewurzelten Uebeln steuern zu können. Nachdem ihr einziger Sohn, ein 2jähriges Kind, bei einem Turniere durch

einen zufälligen Stoß das Leben verloren, stürzte der Gram auch Maria ins Grab (1402), und ihr Gemahl, Martin, führte nun das Scepter von S. allein. Er schloß eine zweite Ehe mit Blanca, Prinzessin von Navarra, erhielt von ihr einen Sohn, der aber kurz nach der Geburt †. Nach dem Wunsche seines Vaters unternahm er einen Zug nach Sardinien, um eine dort ausgebrochene Empörung zu unterdrücken. Martin vollzog diesen erhaltenen Auftrag, † aber zu Cagliari 1409. Durch ein Testament ernannte er seine Gemahlin Blanca zur einstweiligen Regentin S.s bis zur fernern Entscheidung seines Vaters, Martin II. des Aelteren, welcher seit 1395 König von Aragonien war. Dieser bestätigte die Regentschaft seiner Schwiegertochter, doch sein baldiger Tod 1410 brachte seinen Neffen, Ferdinand, 2. Sohn des Königs Johann von Kastilien, 1412 auf den erledigten Thron von Aragonien. Er bestätigte die Regentschaft der Königin-Wittwe, die aber inzwischen während derselben gegen heftige Unruhen kämpfte. Der Oberrichter Caprera hegte den Gedanken, sich zum Könige der Insel zu machen, und warb deswegen, ein Greis, um die Hand der verwittweten, jungen und schönen Königin. Sie verwarf seinen Antrag mit Widerwillen; Caprera aber griff zu den Waffen und versuchte mehre Male, wiewohl vergebens, Blanca bald mit List, bald mit Gewalt in seine Hände zu bekommen. Er gerieth selbst in Gefangenschaft der Regentin durch den Verrath eines der Seinen und ward dem Könige Ferdinand überantwortet. Nun erst nahm dieser auch den Titel eines Königs von S. an. Seine Abgeordneten erschienen 1412 auf der Insel, bestätigten Blanca in ihrer bisherigen Würde und nahmen Besitz von S. im Namen des Königs von Aragonien, von welchem Reiche es fortan einen Theil ausmachen sollte. Von nun an herrschten Vicekönige in S. Ferdinand endigte seine kurze Regierung schon 1416 durch den Tod, zur großen Betrübniß seiner Unterthanen. Alfons, sein Sohn, folgte ihm. Er führte 1418 ein Gesetz ein, nach welchem kein Ausländer geistliche Beneficien in S. besitzen durfte, kam 1420 selbst nach S., beschwor die Freiheiten und setzte Statthalter ein. Unter ihm blieb S. ruhig und erfreute sich eines wachsenden Wohlstandes. Nach manchen Kämpfen gelangte er 1442 zum Besitze des Königreichs Neapel und vereinigte demnach die Kronen dreier Reiche, Aragoniens, Neapels und S.s, auf seinem Haupte; letzteres aber wurde wiederum zu einem Ganzen mit Neapel verbunden. S. war von nun an ein Spielball in der Hand der Kabinetspolitik und fremder Eroberungsgelüste. Johann (als König von Aragonien Johann II.) erbte von seinem Bruder Aragonien nebst den übrigen spanischen dazu gehörigen Ländern, Sardinien, Korsika und S., Neapel aber fiel an Ferdinand, den unehelichen Sohn des Alfons, und so wurde dieses Reich wieder von S. getrennt. S. blieb seitdem ein Nebenland von Aragonien und später von Spanien, welches, durch Unterkönige regiert, stets die Schicksale des Hauptlandes und von 1516 an Spaniens theilte und keine besonders historisch merkwürdigen Begebenheiten darbietet. Von feindlichen Einfällen blieb die Insel fast über 2 Jahrhunderte beinahe gänzlich verschont; dennoch ging der Wohlstand unter dem Drucke der Lehnsaristokratie, der Last unerschwinglicher Abgaben und durch verkehrte Verwaltung während der spanischen Herrschaft völlig zu Grunde, die Bevölkerung nahm ab und ein großer Theil des fruchtbaren Bodens blieb unbebaut. Ein Aufruhr, der 1647 in Palermo ausbrach, verschaffte dem schwer gedrückten Volke nur eine kurze Erleichterung. Eine Empörung in Messina, dadurch veranlaßt, daß die Regierung das dieser Stadt zustehende Monopol der Ausfuhr von Seide aufgehoben hatte, benutzte König Ludwig XIV. von Frankreich, um 1674 Messina zu besetzen. Die französische Flotte schlug die vereinigte holländische und spanische dreimal. Bald machten sich jedoch die Franzosen durch ihre Ausschweifungen verhaßt und verließen, eine neue sicilische Vesper fürchtend, 1678 die Insel. Die Aufrührer wurden mit harten Strafen belegt. In dem den spanischen Erbfolgekrieg endenden Frieden zu Utrecht 1713 wurde S. von Spanien getrennt und Savoyen zugetheilt, von dem es durch einen Tausch gegen Sardinien Oesterreich 1718 erwarb. Schon in demselben Jahre eroberten die Spanier die Insel, wurden aber 1720 von den Oesterreichern daraus vertrieben. Die Spanier eroberten 1735 S. zum zweiten Male und erhielten es von Oesterreich im Präliminarfrieden zu Wien (3. Okt. 1735) und im Definitivfrieden vom 21. April 1739 abgetreten. Neapel war schon im utrechter Frieden an Spanien abgetreten worden, und die Königin Elisabeth von Farnese, Gemahlin des geisteskranken Philipp V., Königs von Spanien, führte ihre Absicht, ihrem Sohn Karl ein unabhängiges Besitzthum zu verschaffen, aus, indem er 1720 Parma und Piacenza, 1735 aber Neapel und S. unter dem Namen Karl III. eingeräumt erhielt. Nach dem kinderlosen Tode seines älteren Bruders Ferdinand (1759) übernahm er die spanische Krone, ohne jedoch seinem Bruder Philipp, der Parma und Piacenza besaß, wie es frühere Verträge wollten, Neapel und S. zu überlassen; letztere gab er vielmehr seinem 3. Sohne Ferdinand IV. mit der Bestimmung, daß diese Länder nie wieder mit der spanischen Monarchie vereinigt werden sollten. Von den Reformen, die Ferdinands Regierung anfangs auszeichneten, kam der Insel S. nichts zu Gute. Dagegen war sie während der in Folge der französischen Revolution geschehenen Staatsumwälzungen auf dem Festlande der Zufluchtsort für den bedrängten Monarchen. Schon 1799 flüchtete sich der König, der bereits seit 1792 im Bunde gegen Frankreich gewesen war, aber 1796 einen Separatfrieden, den er 1798 wieder brach, geschlossen hatte, als die republikanischen Heere anrückten, nach S., kehrte aber, von Ruffo zurückgeführt, im Juli nach Neapel zurück und schloß 1801 einen neuen Frieden mit Frankreich. Die Besetzung des Landes durch die Franzosen (1805) nöthigte den königlichen Hof abermals, nach S. zu flüchten, wo der König nun unter britischem

Schutz regierte. Nach dem Vertrage vom 30. März 1808 unterhielt England eine Besatzung von 10,000 Mann auf der Insel und zahlte dem Könige eine jährliche Subsidie von 200,000 Pfd. St., wogegen der König sich verbindlich machte, keinen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Diese Verlegung des königlichen Hofes erregte in S. keine Freude, denn da der Hof seine Ausgaben ungeachtet der verkleinerten Staatseinnahmen nicht beschränkte, so mußte nun die Insel die doppelte Last allein tragen und die Staatsfinanzen geriethen in eine immer größere Verwirrung. Dazu kam, daß alle einflußreichen Staatsämter mit Neapolitanern besetzt wurden, die gegen die Sicilier aus Nationalhaß eine große Härte bewiesen. Auch die Wiederherstellung der Jesuiten, die am 2. Aug. 1804 erfolgte, wirkte nicht günstig. Unter diesen Verhältnissen gelang es dem König Murat von Neapel, in Messina mit einigen Menschen aus der untersten Volksklasse eine Verschwörung anzuzetteln. Dieselbe wurde aber entdeckt, und der Marchese Ortali, der die Untersuchung führte, wüthete mit der unmenschlichsten Grausamkeit gegen Schuldige und Unschuldige. Ein Landungsversuch Murats 1810 unfern Messina mißglückte, und sein 5000 Mann starkes Heer wurde von den Bauern größtentheils erschlagen oder gefangen genommen. Eben so vergeblich waren aber auch die Versuche der Engländer und Sicilier, die Festung Gaeta zu erobern und sich in Kalabrien festzusetzen, obgleich General Stuart gegen Reynier bei Mahia eine Schlacht gewann. Dennoch hatten diese Unternehmungen den Staatsschatz völlig erschöpft, so daß der Finanzminister Medici keinen andern Ausweg fand, als durch ein 1810 zusammenberufenes Parlament dem bereits gänzlich verarmten Volke neue Steuern aufzulegen. Die Barone und die Geistlichkeit, obgleich sie sich zu allen Verbesserungen in der Gerechtigkeitspflege und der Polizei, selbst mit eigenen großen Aufopferungen, bereit finden ließen, widersetzten sich aber der Erhöhung der Auflagen mit solchem Ernst, daß sie nicht zu Stande kam. Die Unzufriedenheit der Sicilier ließ die Engländer eine allgemeine Empörung fürchten, und Lord Bentinck, brit. Gesandter am Hofe zu Palermo, forderte ernstlich eine Abänderung der Verfassung und Verbesserung der Staatsverwaltung. Nach Entfernung der Königin Karoline, die 1810 mit Napoleon geheime Unterhandlungen angeknüpft hatte, wurde Bentinck zum Generalkapitän von S. ernannt und der König übertrug unter dem Vorwande einer Krankheit die Regierung dem Kronprinzen Franz unter dem Titel eines Großvikars. Bentinck führte nun mit Bewilligung seines Hofes 1812 eine neue Verfassung in S. ein, die der britischen nachgebildet war. Nach derselben bestand ein Parlament aus 2 Kammern; in der Pairskammer saßen 61 geistliche und 124 weltliche Pairs; die Kammer der Gemeinen erhielt 154 Mitglieder aus den Städten und den Landbezirken. Die gesetzgebende Gewalt sollte dem Parlamente, die vollziehende dem König, die richterliche unabhängigen Richtern und Magistraten zustehen. Gleichheit aller Klassen vor dem Gesetz, vollständige Preßfreiheit mit Ausnahme der religiösen Schriften, Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten wurden eingeführt, die Lehnrechte aufgehoben. Alle Stände vereinigten sich in der freudigen Anerkennung dieser Verfassung, und hofften auf glücklichere Zeit für ihr Vaterland. Der in seinen absolutistischen Neigungen verletzte König wollte jedoch im Jan. 1813 die Regierung wieder übernehmen, um zu gelegener Zeit das ihm aufgedrungene Staatsgrundgesetz wieder beseitigen zu können, ward indeß durch Lord Bentincks dringende Erklärung noch davon abgehalten. Die neue Verfassung selbst vermochte sich den Beifall, der ihr anfangs so einstimmig gezollt worden war, nicht lange zu bewahren. Je mehr der Adel von seinen Rechten aufgegeben hatte, um so ungemessener wurden die Forderungen des Volks, während Bentinck sich durch Begünstigung seiner Anhänger und durch Härte um das allgemeine Vertrauen brachte; dazu wurden zur Herstellung der Finanzen und zur Unterhaltung fremder Krieger hohe Zölle und neue Abgaben eingeführt. Dies Alles wurde auf Rechnung der neuen Verfassung gebürdet, so daß König Ferdinand keinen Widerspruch fand, als er am 23. Juli 1814 die Verfassung wieder aufhob und den alten Zustand der Dinge herstellte. Durch die Vereinigungsakte vom 12. Dec. 1816 wurde Neapel und S. für ein untrennbares Reich unter dem Namen des **Königreichs beider S.** erklärt und das ganze in 22 Intendanturen eingetheilt, wovon 7 auf S. kamen. Vicekönig der Insel wurde 1819 der Kronprinz; zu seinem Stellvertreter wurde 1820 der General Naselli ernannt. Obwohl im August 1818 die Fideikommisse auf der Insel aufgehoben, auch mehre andere Reformen eingeführt worden waren, herrschte doch keineswegs Zufriedenheit unter den Siciliern, vielmehr trat das Streben S.s nach Unabhängigkeit schon damals offen und für das Ziel der Carbonari, Italiens Einheit, gefahrdrohend hervor. Sobald die Nachricht von dem neapolitanischen Aufstande von 1820 nach Palermo gelangte, gesellte man den drei Farben der Carbonari (rosa, weiß u. grün) eine vierte, die gelbe, als Zeichen der sicilianischen Unabhängigkeit hinzu, und es begann ein furchtbarer Kampf mit der neapolitanischen Besatzung, in dessen Verlaufe der Pöbel die Galeerensklaven befreite, die Stadt mit 4000 Leichen bedeckte und die wildesten Ausschweifungen beging. Andere Städte der Insel, Messina, Syracus, Catania, blieben treu, aber die Partei der Unabhängigkeit gewann bald so sehr die Oberhand, daß man von Neapel aus den General **Florestano Pepe** mit 4000 Mann absenden mußte. Die heftige Beschießung Palermo's, zu der Pepe schritt, gewährte einen unvollständigen Sieg, denn die Aufständischen ertrotzten, obgleich sie die Stadt übergaben, die Bedingung, daß ein **sicilianisches Parlament** entscheiden solle, ob Gesetzgebung und Verwaltung S.s von Neapel getrennt werden sollten. Diese Bedingung verwarf man in

Neapel und sandte ein neues Heer nach, das wohl die Hauptpunkte besetzen, aber der einzelnen umherziehenden Banden nicht Herr werden konnte. Erst die Landung der Oesterreicher schlug diesen Aufstand nieder. Die Geistlichkeit hatte sich bei den revolutionären Bewegungen stark betheiligt. Ein Franciskaner (Giacomo di Baglia) war es, der den tapfersten und unruhigsten Volkstheil Palermo's, die Gerber, gegen die neapolitanischen Truppen führte, und als zur Zeit der österr. Besatzung eine Verschwörung sich bildete, war es wieder ein Geistlicher, der Pfarrer Villa, der an der Spitze stand. Die Niederlage war zu vollständig gewesen, als daß der Aufstand sobald wieder sein Haupt hätte erheben können. Bei der letzten Verschwörung wollte man den Generalkapitän von S., Fürsten Cudo, und den Kardinal und Erzbischof Gravina ermorden, die Oesterreicher aber entwaffnen und von der Insel vertreiben. Am 10. Januar 1822 wurde die Verschwörung entdeckt, worauf eine allgemeine Entwaffnung und neue strenge Untersuchungen Statt fanden (schon bei der vorletzten Insurrektion waren gegen 16,000 Individuen verhaftet worden). Die Finanzverlegenheit wuchs mit jedem Jahr, und die Staatseinnahme in S. war so gering, daß zur Bezahlung der öffentlichen Beamten ein Anlehen gemacht werden mußte. Nach Ferdinands I. Tode 1825 folgte sein Sohn Franz I., der mehre gute Gesetze gab (s. Neapel), u. unter dem die österr. Truppen S. verließen und durch Neapolitaner ersetzt wurden. In den Jahren 1828 u. 1829 fanden viele Verhaftungen und Strafen der Unruhstifter und Verdächtigen Statt. Die Finanzen schienen besser, da keine neue Anleihe gemacht ward, ungeachtet die Reise der königl. Familie nach Spanien bei Gelegenheit der Vermählung der Tochter des Königs, Christina, und von da nach Frankreich, Millionen beanspruchte. Selbst die Erschütterungen, welche die Julirevolution in ihrem Gefolge hatte, berührten S. im Ganzen wenig. Ein toller Versuch in Palermo, von dem man nicht weiß, ob ihn Raubgesindel angezettelt hatte, oder ob ein Revolutionsplan zum Grunde lag, ein ähnliches Unternehmen in Catania, das waren die Unordnungen, die vorkamen. Inzwischen war am 8. Novbr. 1830 König Franz I. gestorben, der jetzige König Ferdinand II., 21 Jahre alt, auf den Thron gestiegen, u. es entwickelten sich die Reformen, die wir bereits mitgetheilt haben (s. oben: Geogr.). Den besten Eindruck machte die im Princip ausgesprochene Trennung der neapolitanischen u. sicilianischen Verwaltung (der König ernannte seinen Bruder Leopold, Grafen von Syrakus, zum Generalstatthalter von S. und umgab denselben mit einem aus den geachtetsten Männern bestehenden Ministerium), doch zeigte sich bald ein solches Vorwalten der alten Centralisationsgedanken, daß der Unabhängigkeitssinn der Sicilianer unmöglich zufrieden gestellt werden konnte. Der König legte den besten Willen an den Tag und suchte sich durch wiederholte Rundreisen auf der Insel von den Bedürfnissen selbst zu überzeugen, allein man legte ihm von allen Seiten, und nicht bloß von Seiten des Beamtenstandes, die größten Schwierigkeiten in den Weg, so daß manche Reformen Maßregeln auf dem Papier blieben. Das Cholerajahr 1837 brachte Aufstände und furchtbare Mordscenen, so daß bedeutende Truppenabtheilungen zur Herstellung der Ordnung verwendet werden mußten. Der König kam am 1. Oktober 1837 selbst nach S., kehrte aber schon am 12. Oktober zurück, worauf am 10. November 1837 das Königreich S. zu einer Provinz Neapels erklärt und bis zum Jahre 1840 gegen die Insel kriegsrechtlich verfahren ward. Noch gefahrdrohender war die Gährung in S. im Jahre 1840 während des Streites zwischen Neapel und England wegen des Schwefelmonopols, wobei wenig fehlte, daß Neapel ganz S. verloren hätte, da die Engländer während der Zeit die ganze Insel in Aufregung gebracht hatten. Von den späteren Versuchen der Giovine Italia scheinen sich die Sicilianer fern gehalten zu haben, wenigstens zeigte es sich nicht, daß die revolutionären Verbindungen, zu deren Entdeckung die Landung der Bandiera in Kalabrien führte, nach S. sich erstreckt hätten. Eine gährende Unzufriedenheit machte sich immer bemerkbarer, besonders seit der Noth des Winters von 1846. Indessen fand der König bei seinem letzten Besuche (Juni bis August 1847) die Insel noch ruhig und mochte um so fester auf die Fortdauer des gesetzlichen Zustandes hoffen, als er den Sicilianern mit dem Nachlasse von ⅓ der Mahlsteuer, mit der Einführung einer Diskontobank und Gewährung eines Wechselkredits für die Kaufleute bei Verzollung der Waaren abermals beträchtliche Vortheile gewährt hatte. Inzwischen war auch in Neapel die Unzufriedenheit gewachsen und äußerte sich zunächst in dem Auftauchen einer Menge von Flugschriften, unter denen der Protesta del popolo delle Due Sicilie durch Heftigkeit der Sprache sich am bemerklichsten machte. Wenige Wochen nach der Abreise des Königs machte sich diese Stimmung in einer eben so heftigen, als plötzlichen Explosion Luft. Am 1. September 1847, Nachmittags zwei Uhr, während die Einwohnerschaft größtentheils ihren Mittagsschlaf hielt und die Offiziere der Besatzung zu einem Feste vereinigt waren, zeigten sich in Messina von drei Seiten her drei bewaffnete Haufen, jeder 40—50 Mann, und zogen mit Fahnen und dem Rufe: „Es lebe die Verfassung!" durch die Straßen. Die Besatzung trat sogleich zusammen und es erfolgte ein zweistündiges Gefecht, in dem die Insurgenten so lange im Vortheile waren, bis sie die Citadelle angriffen, deren Kartätschenfeuer sie zersprengte. Diese voreilige Bewegung stand mit ähnlichen Unternehmungen in Kalabrien im Zusammenhang, die einen Tag später in Reggio zum Ausbruche kamen und zu einem mehrwöchentlichen Guerillakampfe führten. Während in Folge dessen Kalabrien mit einem Netze von Truppen überzogen wurde, herrschte auf S. eine trügerische Ruhe. Doch entdeckte man in Pa-

lermo eine Verschwörung, bei der mehre neapolitanische Offiziere und zwei angesehene palermitaner Bürger betheiligt waren, deren Verhaftung und strenge Behandlung neue Unzufriedenheit erregte. Im Spätherbst nahmen dann in der Hauptstadt jene theatralischen Demonstrationen u. Straßenaufzüge ihren Anfang, die in Italien später an der Tagesordnung waren. Gerüchte von nahe bevorstehenden Reformen, von Befriedigung der lebhaftesten Volkswünsche gaben dazu Veranlassung, und bei dem sanguinischen Charakter der Sicilianer läßt sich leicht annehmen, daß sie in gutem Glauben waren und wirklich im Voraus feiern wollten, was sie von der Güte des Königs mit Nächstem erwarteten. Unglücklicher Weise hatte der kalabrische Aufstand Argwohn gegen diese laute Freude erregt, man glaubte in Neapel keine Koncessionen machen zu dürfen, verließ sich im Nothfalle auf die erprobte Treue der Truppen und verfiel in ein unseliges Zögern. Die Rückwirkung auf S. blieb nicht aus, der alte Nationalhaß wuchs riesengroß empor, ein Zusammenstoß wurde mit jedem Tage unvermeidlicher. Mögen immerhin geheime Triebfedern, geheime Leiter vorhanden gewesen seyn, die Bewegung selbst kann man von keiner Verschwörung, keiner Partei herleiten, wenn man nicht alle Sicilianer den Neapolitanern gegenüber als Partei betrachten will. Der deutlichste Beweis davon ist die Offenheit, womit man zu Werke ging. Längere Zeit zuvor lief ein: Proclama dei Palermitani um, eine Art Programm der Revolution, und wußte man auf der ganzen Insel, daß der 12. Januar 1848, der Geburtstag des Königs, zum Ausbruch bestimmt sey, wenn an diesem Tage die erwarteten Reformen nicht bekannt gemacht würden. Diese Frist wurde pünktlich eingehalten. Die königlichen Truppen wurden nach einigen vergeblichen Versuchen, die Bewegung zu dämpfen, genöthigt, die Quartiere im Innern der Stadt zu räumen und sich in die Kasernen, die Festen und das königliche Schloß zurückzuziehen. Am andern Tage, Morgens 7 Uhr, rief das Geläute der Sturmglocken die Bevölkerung zum Kampfe; das Gewehrfeuer begann. Die Landleute strömten in Massen in die Stadt; das Feldgeschrei: „Es lebe die heilige Rosalie, es lebe die Unabhängigkeit!" erscholl in allen Straßen. In der Nacht vom 13. auf den 14. warf Castellamare Bomben und Raketen auf die Stadt, ohne daß den fremden Konsuln Anzeige gemacht worden wäre. Vorstellungen dieser Letztern hatten nicht den gehofften Erfolg, doch ließen sich auf der andern Seite die Insurgenten nicht einschüchtern. Am 15. gaben sie sich eine Regierung, zu der die geehrtesten Sicilianer berufen wurden, Fürst Pantellaria, Marchese Rudini, Marchese Spedalotto, General Don Ruggiero Settimo, Herzog Serradifalco u. A. m. Am 15. landeten 6000 Mann Neapolitaner, die in aller Eile auf Dampfschiffen herübergeholt worden waren. Der Aufstand hatte sich jetzt in die Umgegend Palermo's verbreitet; alle Klassen der Bevölkerung nahmen daran Theil, selbst die Mönche; die Damen der höchsten Stände sorgten für die Verwundeten. Die Kämpfe dauerten mit geringen Unterbrechungen bis zum 27. Januar. An diesem Tage machten die Truppen einen letzten Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen, der mit ihrer gänzlichen Niederlage und Flucht auf die Schiffe endete. Castellamare blieb in ihren Händen. Die Bevölkerung blieb noch immer in banger Sorge, daß von hier aus eine neue Beschießung Statt finden möchte, und diese Befürchtung schien zur Wahrheit werden zu sollen, als Insurgenten, die sich des Forts la Garita bemächtigt hatten, dort eine Batterie errichteten, auf mehren Punkten Schanzen aufgeworfen und ein paar Kanonenboote ausgerüstet wurden, um Castellamare anzugreifen. Der Befehlshaber Gros, ein Berner und Veteran aus Friedrichs des Großen Schule, der noch bei Jena mitgefochten hatte, drohte mit einem neuen Bombardement, und die Lage der Dinge gestaltete sich wieder sehr bedrohlich, als noch zur rechten Stunde von Neapel der Befehl für die Truppen ankam, Castellamare zu räumen. Diese so vollständige Niederlage der königlichen Truppen schien zum Theil den ungenügenden Maßregeln des Generalkommandos zur Last zu fallen. Nach Räumung des Schlosses fand sich ein Protokoll des letzten Kriegsrathes vor, worin angeführt war, daß die Truppen, durch 14 Tage und Nächte lang unausgesetzten Dienst ermüdet, an allem zu ihrem Unterhalt und zu ihrer Aufmunterung im Dienste Nöthigen Mangel litten, daß denselben in S., diesem an Wein so reichen Lande, selbst die kleine Ration Wein fehlte und nebstdem auch die Bezahlung ausblieb. In der Zeit des Aufstandes war aus Neapel nur eine kleine, mit Zwieback beladene Brigg gekommen, deren mitgebrachte Vorräthe für die 6000 Mann Truppen bei Weitem nicht ausreichten. In der ersten Begeisterung des Sieges zeigten die Sieger eine musterhafte Mäßigung. Im Schlosse hatten 900 Weiber und Kinder, ferner viele kranke und verwundete Militärs der Großmuth des Feindes überlassen werden müssen, und alle diese Unglücklichen wurden vom Volke, das in Masse hineindrängte, freundlich behandelt und verpflegt. Später machte das heiße sicilianische Blut sich geltend, und die Volkswuth richtete sich vorzüglich gegen die Polizeibeamten und Gensdarmen, von denen mehre wie wilde Thiere gehetzt wurden, bis es den einflußreichsten Mitgliedern der neuen Regierung gelang, der wilden Rache der Menge Schranken zu setzen. Nachdem der palermitaner Aufstand längst gelungen war, auch Catania sich angeschlossen hatte, behaupteten die königlichen Truppen sich noch in Messina, Caltanisetta, Syrakus und einigen andern Städten. In Messina kam es zu denselben Scenen, wie in Palermo; selbst ein Bombardement fand Statt, gegen das auch hier die Konsuln vergebens protestirten. Befehle aus Neapel machten diesem Zustand ein Ende, indem die letzten Bollwerke der königlichen Macht den Insurgenten übergeben werden mußten. Bald war ganz S. von den neapolitanischen Truppen geräumt. — Nachdem die Kontrerevolution in Nea-

pel vom 15. Mai 1848 gelungen war, dachte der König ernstlich an die Wiederunterwerfung S.s. Die sicilischen Gefangenen, die nach der Besiegung von Cosenza auf offenem Meer von dem königlichen Dampfer Stromboli aufgebracht wurden, gaben Aufschlüsse über die Vertheidigungsanstalten der Insel. Eine Flotte führte Landungstruppen nach Messina. Die sicilianischen Streiter, in Messina und der Umgegend unordentlich versammelt und mit Allem, was Messina an Streitkräften aufbringen konnte, vereinigt, warfen zwar den ersten Landungsversuch zurück, vermochten jedoch das Eindringen einer frischen Besatzung in die Citadelle nicht zu hindern und eben so wenig den neuen Landungsversuchen zu widerstehen. Es war für die von den Dächern, aus Fenstern und Häusern, von den Straßenecken und andern Schutzpunkten unordentlich feuernden Sicilianer eine neue Erscheinung, die Schweizer zu sehen, welche kaltblütig in Reihe und Glied aufmarschirten, sich an das Sturmgeläute und das tobende Geschrei wenig kehrend, ruhig die Gewehre ladend und feuernd, ohne die mauerfesten Reihen zu verlassen. Wohl fielen ihrer viele, allein dies hinderte das Vorrücken nicht, und bald wurde unter den jenseitigen Reihen unordentliche Flucht allgemein, und was noch schlimmer — die einheimischen Schaaren, welche zu Messina's Schutz sich dort versammelt hatten, griffen, vor den Feinden fliehend, diesen ins Handwerk, indem sie, was ihnen Tragbares und nur einigermaßen ihre Raubsucht Reizendes aufstieß, mitnahmen und sich sonst noch Ausschweifungen erlaubten, soweit die nachdringenden, eben so raubgierigen Truppen ihnen Zeit ließen. Der Fall Messina's, das Vorrücken der königlichen Truppen an der Nordwestküste, die ungehinderte Besitznahme des festen Platzes Milazzo zeigte die Schwäche der Sicilianer in ihrer ganzen Blöße. Der Moment war für sie höchst kritisch. Die Diplomatie leitete die Gefahr ab. Frankreich und England, die Gesandten Rayneval und Lord Napier, die Admirale Baudin und Parker wetteiferten mit einander, die Insel zu beschützen. Dem König von Neapel wurde gesagt, daß ein friedliches Uebereinkommen mit den Siciliern leicht zu erreichen sey, daß die Fortsetzung des Kampfes und die Zerstörung an Menschenleben und Eigenthum die Insulaner noch mehr erbittern und England und Frankreich bestimmen würden, der Regierung ihre Mitwirkung zur Beruhigung der Insel zu entziehen. Der König gab diesen mit Drohungen vermischten Vorstellungen nach und unterzeichnete zu Anfang Oktobers 1848 einen Waffenstillstandsvertrag, der nach den auffallenden Worten des Proklams, „von den Befehlshabern der englischen und französischen Streitkräfte festgesetzt, abseiten der neapolitanischen Regierung dem General Filangieri, Oberbefehlshaber der neapolitanischen Streitkräfte in Messina, abseiten der sicilischen Regierung dem Marchese Torrearsa, sicilischem Minister des Auswärtigen und des Handels, vorgeschlagen wäre, welche sie angenommen hätten". Dieser Vertrag zog in S. eine neapolitanische u. eine sicilianische Demarkationslinie. Jene ging über S. Antonio, Pozzo di Gotto, Artalia, Scaletta, diese über Kap Tindaro, Casalnuovo, Noara, Taormina. Das zwischen beiden liegende Land wurde für neutral erklärt und sollte weder von sicilianischen, noch von neapolitanischen Truppen betreten werden. England und Frankreich garantirten diesen Waffenstillstand; die Frage über die Stellung S.s zu Neapel blieb unentschieden. Im Anfang des Jahres 1849 wehte die dreifarbige Fahne hoch und stolz auf allen Städten und Ortschaften der Insel, ausgenommen das in Trümmern liegende Messina und das Land von da bis zu der neapolitanischen Demarkationslinie. Die Sicilianer hatten vollkommen Zeit gehabt, ihre Vertheidigungsmittel auf den achtunggebietendsten Fuß zu setzen, allein auch hier zeigte sich die italienische Sorglosigkeit und jene unglückliche Gewohnheit, mit großen Worten und Prahlereien die Hauptsache abgemacht zu halten. Man vertraute außerdem zu sehr auf die englisch-französische Vermittelung und wiegte sich in der Hoffnung, daß Baudin und Parker kein neapolitanisches Heer würden landen lassen. Der Oberbefehl war in die Hände eines Ausländers, des Polen Mieroslawski, gelegt worden. Der Angriff der Neapolitaner erfolgte gegen Catania. Ihre Landungstruppen wurden in Taormina ausgeschifft und rückten am 2. April 1849 längs der Seeküste hin, gedeckt von Kriegsschiffen und Dampfbooten. Die Straße zieht sich um den Fuß des Aetna; Nachts loderten unten die Biwachtfeuer der Truppen, während oben die Flammengarben des Vulkans leuchteten. Am 5. April Abends lagerte das ganze Expeditionsheer vor Catania. Die Einwohner hatten, gleich auf die Kunde, daß die Neapolitaner von Messina heranzögen, in Masse die Stadt verlassen, um nach Syrakus oder in das Innere der Insel zu flüchten. Die Stadt war von der Fremdenlegion (unter der angeblich viele Deutsche waren), den von Palermo hergeschickten Rekruten und einer Anzahl Gebirgsbewohner besetzt, die zusammen eine Streitmacht von 20,000 Mann bildeten. Keine Schutzwerke waren auf der Landseite errichtet, wohl aber zwei oder drei Batterien, die den Eingang des Hafens beherrschten. Die Stadt liegt in der That völlig offen, inmitten einer großen und fruchtbaren Ebene, und es war baarer Wahnsinn, die Vertheidigung derselben gegen ein regelmäßiges Heer zu versuchen. Am 6. April Morgens näherte sich die Flotte dem Ufer, um die Batterien zu rekognosciren. Weil sie gleich darauf sich wieder entfernte, so meinte das Volk in der Stadt, die Kriegsschiffe seyen verjagt worden, aber nur zu bald wurden sie ihren Irrthum gewahr, als die ganze Flotte wieder erschien, den Batterien gegenüber Anker warf und ein unaufhörliches Feuer unterhielt, um die Aufmerksamkeit der Belagerten von den Operationen zu Land abzulenken. Filangieri rückte nun mit seinem ganzen Heer in die Ebene vor, indem er durch einen weiten Umweg die auf dem

geraden Wege von Acireale her gelegten Minen vermied. Vor der Stadt entspann sich ein allgemeines Gefecht, in welchem sowohl die königlichen Truppen als die Insurgenten beträchtlichen Verlust erlitten. Die Fremdenlegion focht mit verzweifelter Tapferkeit, aber was vermag Tapferkeit auf einem offenen Terrain gegen 40 Kanonen, unterstützt von einem geübten Heer und einem erfahrenen Anführer? Die Aufständischen wurden zurückgeschlagen, und nach vereinzelten Gefechten, die den ganzen Tag über dauerten, fand am 6. April Abends der Hauptangriff auf die Porta Santa Agata Statt. Der Widerstand war hier hartnäckig, da jedes Haus eine Art Festung bildete; aber eine verzweifelte Charge von Schweizern und Neapolitanern, unter Oberst v. Muralt, beendigte die Sache, und eben bei Anbruch der Nacht war das Thor genommen. In demselben Augenblicke entsandte Filangieri seine Reiterei nach den andern Thoren, und sie richtete unter den Flüchtlingen, so wie unter dem Theil der Infanterie, der sich in Ordnung auf der syrakuser Straße zurückzuziehen suchte, ein furchtbares Blutbad an. In den Straßen wüthete der Kampf bis tief in die Nacht fort, und die Fremdenlegion, die von Haus zu Haus focht, wurde ohne Gnade niedergemetzelt. Die Strada Etenea, die schönste Straße von Catania, gerieth auf mehren Punkten in Brand und stellte bald einen Trümmerhaufen dar. Nur 4 öffentliche Gebäude wurden dort gerettet: die Kathedrale, das berühmte Museo Biscari mit werthvollen sicilianischen Alterthümern, das Benediktinerkloster und das Stadthaus. Filangieri und seine Offiziere thaten Alles, um der Zerstörung Einhalt zu thun, aber da die Fremdenlegion aus allen Fenstern und Oeffnungen schoß, so traf viele Häuser dieselbe Rache, wie ihre Vertheidiger. Der Verlust der Neapolitaner betrug an Todten und Verwundeten 400 Mann, die Aufständischen ließen 1200 auf dem Platze. Der moralische Eindruck, den diese Niederlage machte, entkräftete die fernere Vertheidigung. Die Trümmer der sicilianischen Armee unter Mieroslawski gingen zuerst nach Aderno, dann über S. Filippo d'Argiro nach Castrogiovanna. Das neapolitanische Heer setzte unterdessen seinen Siegesmarsch fort. Aus allen Ortschaften, die Geistlichkeit an der Spitze, kamen Deputationen an Filangieri, Gnade flehend und Unterwerfung versichernd, selbst aus dem befestigten Agosta und Syrakus, wo sie noch wenige Tage zuvor geschworen hatten, sich unter ihren Mauern zu begraben. Von der Flotte geschützt, rückte das Heer von Platz zu Platz, und als Girgenti und Sciacca sich ergaben, ging die Armee, die der verwundete Mieroslawski noch im Innern zusammenhielt, auseinander. Inzwischen hatte Admiral Baudin das Dampfschiff Caton nach der Hauptstadt geschickt und den Palermitanern seine Vermittelung angeboten. Man versprach sich von seiner Zusage wenig, aber die Sachlage war zu bedenklich; die Regierung rief daher das Parlament zusammen und legte die Propositionen des französischen Admirals vor. Trotz der gegentheiligen Ansicht des Ministeriums nahm das Haus der Gemeinen mit 58 gegen 25 Stimmen, die Pairskammer einstimmig die Vermittelung an, die Minister gaben ihre Entlassung, und Admiral Baudin wurde dringend um Unterstützung gebeten. Nach wenigen Tagen erschien der königliche Bescheid: unbedingte Unterwerfung und schleunige Absendung einer Deputation der Municipalbehörde an den kommandirenden General. Da inzwischen der größte Theil der Insel von den königlichen Truppen besetzt worden war und die meisten Gemeinden sich unterworfen hatten, so war die größere Zahl der Parlamentsmitglieder ohne Mandat, und Ruggiero Settimo vertagte das Parlament auf den 1. August, während er und das neugebildete Ministerium noch in einer der letzten Proklamationen die Sicilianer zu ruhiger Ergebung in ihr Schicksal aufforderten und alle Gewalt in die Hände des palermitanischen Magistrats niederlegten. Die Deputation ging ab; wenige Tage später erschien die neapolitanische Flotte vor Palermo und kreuzte drohend auf der Höhe vor dem Golf; ja, am 30. April 1849 näherte sie sich der Stadt auf Kanonenschußweite. Sogleich versammelte sich auf dem weiten Platze vor dem Thore Castellamare eine unermeßliche tobende und wüthende Volksmenge, welche unter Drohung Waffen forderte und Geschütz zur Besetzung der neu angelegten Strandbatterien. Es mußte ihr gewillfahret werden, doch bedeutete der Aufstand nichts weiter, als daß eine unbedingte Amnestie ertrotzt werden sollte. Am 7. Mai kam die Antwort des Fürsten Satriano mit der Bewilligung der Amnestie für Alle, ausgenommen die 43, die an der Revolution „gebaumeistert“ hätten (architetturato ist der Ausdruck, wahrscheinlich eine ironische Hindeutung auf den Herzog von Serradifalco, der mit an der Spitze des Aufstandes war, von dem ein ausgezeichnetes Werk über die Baualterthümer S.s herrührt). Die Führer entflohen nach Malta; nicht einer fiel in die Hände der neapolitanischen Henker. Am 14. Mai 1849 hielt das neapolitanische Heer seinen Einzug in die Hauptstadt, die sicilianische Revolution war beendigt, nachdem sie fünf Vierteljahre triumphirt hatte.

Literatur. H. Golzius, Sicilia, Magna Graecia et Insulae, Antwerp. 1576, n. Ausg. 1618; — G. B. Carusio, Bibliotheca historica regni Siciliae etc., Palermo 1720—23, 2 Bde., Fol.; — J. de Johanne, Codex diplomaticus Siciliae, das. 1743, 2 Bde., Fol.; — A. Airoldi, Codice diplomatico di Sicilia sotto il governo degli Arabi, das. 1789—92, 6 Bde., 4.; — T. Fazelli, De rebus Siculis Decades II, das. 1558, Fol., italien. das. 1817, 3 Bde.; — G. Buonfiglio Costanzo, Historiae Siciliae libri X, Venedig 1604, 4., ital. Messina 1738, 2 Bde., Fol.; — L. Levesque de Burigny, Histoire général de Sicile, Haag 1745, 2 Bde., 4.; — B. Castelli di Toremuzza, Fasti della Sicilia, Messina 1820, 2 Bde.; — G. B. Carusio, Memorie istoriche di quanto è accaduto in Sicilia dal tempo de' suoi primi abitani fino a Normanni, Palermo 1818; — Mich. Amari, La guerra del Vespro Siciliano, 2. Aufl., Paris 1843, 2 Bde.; — Biazo Gamboa, Geschichte der neapolitani-

schen Revolution zu Palermo; — Oliv. Poli, Erzählungen aus der Militärexpedition nach S., 1820, u. A. — Vgl. noch die Literatur zu Neapel (Gesch.).

Sicilien, Orden beider, von Joseph Napoleon 1808 gestifteter Orden, dessen Einrichtung und Dekoration 1815 von König Ferdinand abgeändert wurde. Er besteht aus 3 Klassen. Ordenszeichen: ein goldenes, 5spitziges, roth emaillirtes Kreuz von einer goldenen Königskrone gedeckt, in dessen runder, blaßblauer, in 2 Hälften getheilter Mitte, vorn die Wappenbilder beider Sicilien, hinten die bourbonische Lilie befindlich ist. Es wird an einem blauen und dunkelrothen Bande getragen und zwar von der 1. Klasse von der rechten nach der linken Seite und dazu auf der linken Brust ein 8spitziger, silberner Stern mit Lilien in den Hauptwinkeln und in der Mitte mit dem Bilde des heiligen Januarius. Vor ihm stehen die Worte: in sanguine foedus. Bei Feierlichkeiten wird das Ordenskreuz in einer goldenen Kette, ähnlich der des heiligen Januarius, getragen. Die Ritter der 2. Klasse tragen es um den Hals, die der 3. im Knopfloche.

Sicilische Meerenge, s. Sicilien.

Sicilische Münzen (Numism.), auf der Insel Sicilien geprägte alte Münzen. Man hat deren theils von den Städten Eryx, Agrigentum, Messana, Segesta, Syrakus u. s. w., theils von den Königen der Insel, von Gelon, Hiero I., den beiden Dionysen, Agathocles, Hiero II., Hieronymus, der Königin Philistis 2c. Die ältesten waren von Silber, später gab es deren auch von Gold und Kupfer. Die Aufschriften der ältern sind griechisch; zu Panormus wurden einige Zeit Münzen mit punischer Schrift geprägt; die unter römischer Herrschaft geschlagenen haben lateinische. Die Gepräge selbst, die auf den s.n M. bis zu Agathocles vielleicht die schönsten des ganzen Alterthums sind, seit Hieronymus II. aber geringer wurden, bestehen in mannichfaltigen Gestalten; häufig erscheint der Pferdekopf (punisch) oder die Triquetra (s. d.), auch ein Pferd mit einem Gespann, hindeutend auf den Sieg eines Königs in den olympischen Spielen; daneben gewöhnlich die Kornähre, als Zeichen der Fruchtbarkeit. Das sicilische Talent war das kleinste außer dem syrischen, so auch die Mine; doch gab es ein älteres und neueres, wovon jenes um die Hälfte mehr galt, als dieses. Das Damareteion Romisma war eigentlich eine Denkmünze, welche Gelon seiner Gemahlin Damarete zu Ehren schlagen ließ, wurde aber später eine wirkliche, sehr ansehnliche Geldmünze; es wog 50 Litren (daher Pentakontalitren) und war 10 attische Drachmen werth. Vgl. H. Goltz, Sicilia Magna et Graecia ex numismatibus, Antwerpen 1618, Fol.; — Frate und G. H. Nöhden, Specimens of ancient coins of Magna Graecia and Sicily, 1824—25, 1—4; — Payne Knight, On the large silvercoins of Syracus, im 19. Bd. der „Archaeologia Britannica".

Sicilisches Meer (Siculum mare, ausonisches Meer, a. Geogr.), s. Sicilien (a. Geogr.).

Sicilische Sprache und Literatur. Die sicilische Sprache gehört zu den romanischen Sprachen und zwar ist sie eine Tochter der italischen, welche die ersten Bewohner der Insel, die Sicani oder Siculi, redeten. Die spätern Eroberer und Ansiedler in Sicilien übten natürlich einen sehr bemerkbaren Einfluß auf die Sprache, besonders Griechen, Karthager, Römer, später die Araber, Normannen 2c., und jetzt noch ist besonders das arabische Element im Süden zu erkennen, während im Norden griechische und provençalische Wörter erscheinen. Indeß sind die Verschiedenheiten der Sprache durch die ganze Insel nicht sehr bedeutend. Der gebildetste Dialekt ist der von Palermo, zu dessen Aufnahme Kaiser Friedrich II. im 13. Jahrhundert eine Akademie zu Palermo anlegte, wodurch er zum ersten unter den Volksdialekten wurde, in dem auch Dichter und Schriftsteller schrieben. Schon im Alterthum waren die Sicilianer berüchtigt wegen ihrer schlechten Aussprache und ihrer Ungelehrigkeit, fremde Sprachen zu lernen; noch heut zu Tage spricht der gemeine Mann hart, widrig, singend, fast heulend aus. Von der älteren Literatur der Sicilier haben wir äußerst dürftige Kenntniß; wir wissen nicht, welchen Einfluß die Saracenen, Friedrich II. und sein Sohn Manfred auf die Bildung des Geistes gehabt, noch was die Herrschaft der Aragonier in dieser Beziehung gewirkt hat. Daß früher, als die Nachrichten der sicilischen Gelehrten über die Literatur ihres Landes beginnen, geschrieben wurde, läßt sich auf jeden Fall annehmen, wenigstens werden Hülfsmittel des öffentlichen Unterrichts aus jenen Zeiten genannt. Als Mittelpunkt geistiger Wirksamkeit entstanden im 18. Jahrhundert in Sicilien Akademien, die den Mangel von Büchersammlungen ersetzen mußten; die berühmteste war die 1718 durch den Prinzen di Santa Flavia Pietro Filnigeri, besonders unter Mitwirkung des Baron Xiurami († 1724) gegründete „Akademie des guten Geschmacks". Andere suchten praktischer zu werden, doch war ihr Wirken nicht weniger erfolglos, da sie ohne Hülfsmittel isolirt auf einzelnen Punkten der Insel standen. In Catania gibt es noch eine Akademie für alle Zweige der Naturwissenschaften, und ein 1744 gestiftetes Museum der Alterthümer, das, so wie das 1730 zu Palermo gegründete, das Interesse für Nachgrabungen auf der Insel verbreitete. Auch Zeitschriften tauchten auf, gingen aber bald wieder unter. Im J. 1758 wurde eine Sammlung der Schriften sicilischer Schriftsteller unternommen, seit 1778 aber wurde sie unterbrochen und 1796 ging sie ganz ein, nachdem im Ganzen 8 Bände erschienen waren. In der Poesie wurde die Idylle, die im Alterthum so lieblich und reizend auf der Insel ertönte, auch in späterer Zeit mit Vorliebe kultivirt, erotische Lieder werden noch mit einer Anmuth gesungen, die durch das Anschauen einer reizenden Natur eingeflößt werden und durch den Reiz der Empfindungen die unvollkommenen Eigenthümlichkeiten der Mundart vergessen lassen. Die Lieblingsform der sicilianischen Dichter ist die Stanze. Sammlungen

sicilianischer Dichter hat man von der Akademie zu Palermo 1571; von einem Italiener gesammelt, Neapel 1582, 12., Venedig 1654, 12.; von J. P. Berzeni, Florenz 1728, 4.; von B. de Blasi, mit latein. Version, Palermo 1753, 4.; Geistliche Lieder, das. 1655; die sicilianische Muse, das. 1645—62, 5 Bde., 12.; Epopöen von T. Balli (Das befreite Palermo, Palermo 1612); J. B. Basili (Das Schlaraffenland, Palermo 1674) u. A. Aus neuerer Zeit verdienen die vortrefflichen Gedichte von J. Meli (2. Ausg., Palermo 1787, 5 Bde.) Erwähnung. Die Geschichte bearbeitete Xiurami; J. Longo setzte Maurolico's „Compendio delle cose Sicane" von 1559—1714 fort. G. Settimo sammelte Urkunden und Handschriften und lieferte mit Carusio den Stoff zu den Staatsschriften, die Dupin auf Victor Amadeus Befehl herausgab; Carusio selbst schrieb eine „Biblioteca istorica", fortgesetzt von M. del Giudi. In der Philosophie hielt sich der Scholasticismus lange; erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wagten Longo, Carusio, Pizzolanti, Tommaso, Campailla u. A., cartesianische Sätze zu empfehlen. Vor Allem fand die Mathematik Begünstigung. Schon im Alterthume ragt Archimedes hervor, und in neuerer Zeit haben sich selbst Kinder gefunden, welche im Stande waren, die schwierigsten mathematischen Aufgaben zu lösen. M. Spedalinoi, ein Jesuit, brachte das Studium der Mathematik in noch höhere Aufnahme, und seit 1750 sind Geometrie und verwandte Wissenschaften Hauptzweige des öffentlichen Unterrichts. Astronomie u. Physik konnten wegen Mangel an Hülfsmitteln und Instrumenten nicht gedeihen. Für Botanik wurde im 16. Jahrh. viel gethan und selbst mehre botanische Gärten waren zur Förderung dieses Studiums angelegt worden; seit dem 18. Jahrh. nahm jedoch die Liebe zu dieser Wissenschaft sehr ab und mit Boccane, der Cupani's „Pamphitum Siculum" berichtigte und erweiterte, ging der letzte große Begünstiger derselben zu Grabe. Mit mehr Glück wurde die Medicin betrieben; seit dem 18. Jahrh. machten besonders die Ansichten über die Kaltwasserheilmethode von A. Roncafoli, G. Catanese u. A. Epoche. Einen Versuch in der Physiologie gab Campailla (Sul moto interno degli animali, 1710); Gr. Gregorio e Russo erhob kühne Zweifel gegen den Einfluß des Mondes auf die Erdbewohner (1742). Chemische Untersuchungen der Mineralquellen ihres Vaterlandes gab außer letzterem besonders B. Chiari. Für die Geschichte der Medicin von Bedeutung sind Gervasi's „Antidotario palermitano-fermo-chimoco, 1700; Codice di publica salute" (1749) und Congiamila's „Emprologia sacra" (1745). In der Theologie war vor dem 18. Jahrh. Polemik die Hauptsache; erst Carusio brachte nach Tommasi's Beispiel eine bessere Lehrart in Aufnahme. Einzelne Idioten, wie Pizzimenti, der das Christenthum auf die 10 Gebote beschränken wollte, erlangten nur auf kurze Zeit mit ihren Ansichten Ansehn, die Mehrzahl bekannte sich zu einem ernstern und würdigern Geist, wie J. Longo, Panto, Minio, Schiavo, Riscioli u. A. Die humanistischen Studien wurden besonders von den Jesuiten und Theatinern gepflegt, namentlich ward die lateinische Literatur begünstigt; dagegen vernachlässigte man das Italienische, machte aber Versuche, den sicilianischen Dialekt zur Schriftsprache zu erheben. Vgl. Scina, Prospetto della storia litteraria di Sicilia nel secolo XVIII, Palermo 1824. Als Hülfsmittel zum Studium und Verständniß der sicil. Sprache nennen wir: B. Lagusi, Erbuario Italo-Siciliano, Palermo 1743; — M. del Bona, Dizionario Siciliano-Italiano-Latino, das. 1751—54, 3 Bde.; — J. Vinci, Etymologicum Siculum, Messina 1759; — M. Pasqualini, Vocabulario Siciliano etimologico italiano-latino, Palermo 1785—95, 5 Bde. — Eine kleine Grammatik steht im ersten Bande der Gedichtssammlung: Die sicilianische Muse. — Chr. Snebar übersetzte A. Antonius lateinisch-spanisches Lexikon in das Sicilische, Vened. 1525.

Sicilische Steinbrüche, s. Latomia.

Sicilische Vesper, s. Sicilien (Gesch.).

Siciliscus, s. v. a. Sicilicus.

Sicilius, s. Silicius.

Sicimina (a. Geogr.), Berg in Gallia Cispadana, in der Gegend der sogenannten Macri Campi, jetzt Castello di Levizano.

Sicinius (Siccius), Sicinia (Siccia) Gens, römisches, theils patricisches, theils plebejisches Geschlecht. Merkwürdig sind: 1) Titus S. Sabinus, Konsul im J. 487 v. Chr., kämpfte siegreich gegen die Volsker und erhielt die Ehre des Triumphes; noch im J. 480 v. Chr. soll S. gegen die Etrusker gestritten haben. — 2) Cajus S. Bellutus, Führer der Plebs auf den heiligen Berg (494 v. Chr.) und im folgenden Jahre einer der ersten Tribunen, im J. 492 aber plebejischer Aedil; im J. 491 zum zweiten Mal Volkstribun, forderte er den Coriolan vor das Volksgericht. — 3) Lucius S. Dentatus, Plebejer, berühmter Krieger, der nach seinen eigenen Angaben 40 Jahre Kriegsdienste gethan, an 120 Schlachten Theil genommen, 45 Wunden erhalten, 14 Bürger-, 3 Mauer- und 8 andere Kronen zur Belohnung bekommen, 83 goldene Halsketten, 60 goldene Armbänder, 18 Lanzen u. s. w. erbeutet hatte. In einem Alter von 60 Jahren unterstützt er eine Lex agraria und zieht sich dadurch Verfolgungen von Seiten der Patricier zu. In demselben Jahre (455 v. Chr.) nimmt er noch an einem Feldzug gegen die Aequer Theil und unterzieht sich in diesem einem Auftrag des Konsuls Romilius, der nur seinen Untergang bezweckte, macht aber den Verrath zu nichte und erobert das Lager der Aequer. Zum Tribun für das folgende Jahr gewählt, zieht er den Romilius vor das Volksgericht. Im J. 449 veranlassen die Klagen, welche er zu Rom über die Kriegführung der Duumvirn führt, neue Nachstellungen gegen ihn; Appius Claudius sendet ihn in das Lager des Fabius mit Vollmachten; dieser empfängt ihn scheinbar freundlich und sendet ihn mit 100 auserlesenen Leuten zur Absteckung eines neuen Lagers ab, trägt aber diesen auf, ihren Führer

aus dem Wege zu räumen. So wird S. überfallen und nach heldenmüthiger Gegenwehr getödtet. — 4) **Titus** S., 395 v. Chr. Volkstribun, beantragt als solcher, daß die Hälfte des Senates und des Volkes nach Veji auswandere. — 5) **Cnejus** S., im J. 185 v. Chr. Aedil, 183 Prätor mit der Provinz Sardinien, führte 177 als Triumvir eine Kolonie nach Luca, ward im Jahre 172 abermals zum Prätor gewählt und im Verlauf seines Amtsjahres mit Rüstungen für den Krieg gegen Perseus beauftragt, gegen Ende des Jahres aber mit Flotte und Heer bis zur Ankunft eines Nachfolgers nach Macedonien vorausgesandt. — 6) **Cnejus** S., Volkstribun im J. 76 v. Chr., war der Erste, der von der Wiederherstellung der durch Sulla beschränkten tribunicischen Rechte zu sprechen wagte, unterlag aber, von seiner Partei nicht gehörig unterstützt, seinen Gegnern, ja der Konsul Caj. Curio verfolgte ihn bis zum Tode.

Sicinus (a. Geogr.), eine der Sporaden, zwischen Jos und Pholegandrus gelegen, mit einer gleichnamigen Stadt; ursprünglich von ihrem Weinbau Oenoe genannt, soll sie ihren späteren Namen von dem Sohne des Thoas und der Oenoe erhalten haben. Während dem Perserkriege unterwarf sie sich dem Xerxes, dann aber trat sie in Bund mit Athen und theilte dessen Schicksale. Ihre Verfassung war demokratisch. Unter den Ueberresten aus dem Alterthum zeichnet sich besonders ein Tempel des pythischen Apollo aus. Jetzt Sikino.

Siciolante, Girolamo, Maler von Sermoneta, daher gewöhnlich S. **da Sermoneta** genannt, anfangs Schüler von Leonardo da Pistoja, dann des Perino del Vaga, eines Anhängers der römischen Schule, lieferte treffliche Oelbilder, die einen Schüler Raphaels vermuthen lassen könnten, wie das Marterthum der hl. Lucia in St. Maria Maggiore, die Verklärung in Ara-Celi, die Geburt Christi in St. Maria della Pace, alle drei zu Rom. In der Sala Regia des Vatikan malte er die Besiegung und Gefangennehmung des longobardischen Königs Astolf durch Pipin in Fresko, und andere Bilder dieser Art sieht man in der 13. Loggia und in der Torre di Borgia. Als sein Hauptwerk nennt Lanzi das Hochaltarblatt der Kirche des heil. Bartolomäus zu Ancona, wo S. die heil. Jungfrau auf dem Throne zwischen einem Reigen von Engeln darstellte, zu den Seiten zwei knieende Jungfrauen. Auch in S. Martino zu Bologna ist das Gemälde des Hauptaltars von S., welches den Kirchenheiligen darstellt und an Verdienst den übrigen gleichkommt. Auch findet man in Italien Bildnisse von ihm, welche zu den trefflichsten Werken ihrer Art gehören. In Gallerien ist sehr selten ein Gemälde von S. zu finden, besonders im Auslande. In der k. Eremitage zu St. Petersburg ist eine räthselhafte Allegorie von seiner Hand gemalt. Auf einer Rasenbank sitzt zur Rechten ein nackter Jüngling und ein bekleidetes Mädchen, welches ernst das liest, was der Jüngling auf die Tafel geschrieben. Auf der anderen Seite ist ebenfalls ein nackter Jüngling mit einer bekleideten Frau im Schooße. In der Sammlung des Grafen von Raczynski ist die Kreuzabnehmung, welche in der Kapelle Muti in der Kirche der Apostel zu Rom war, ein gepriesenes Werk. S. † zu Rom um 1580.

Sic itur ad astra (lat.), Sprichwort: so geht man zu den Gestirnen, d. h. so gelangt man zu hohen Ehrenstellen.

Sick, Anna Laura, ausgezeichnete Klaviervirtuosin, ward zu München den 10. Juli 1803 geboren und ist die Tochter des 1833 dort verstorbenen Hofraths und Professors **Mahir**. Sie erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, zeigte schon als junges Mädchen ein bedeutendes Talent und entschiedene Vorliebe für Musik und erwählte endlich, obgleich es anfangs nicht in dem Plane ihrer Aeltern lag, die Kunst zu ihrem eigentlichen Lebensberufe. Ihre erste Lehrerin im Klavierspiel war unsers großen Mozarts Schwester in Salzburg, unter deren Leitung sie in den Klavierkompositionen des genannten großen Meisters ihre ganze erste Schule machte. Zu ihrer weiteren Ausbildung trug Moscheles Auftreten in München 1823 nicht wenig bei. Bald darauf brachte sie ihr Vater nach Wien, wo Karl Czerny ihr weiterer Führer im Klavierspiel ward und Em. Förster sie auch in der Komposition unterrichtete. Im J. 1825 erregte sie in Wien das größte Aufsehen, und als sie 1826 nach München zurückkehrte, steigerte sich der Beifall, den sie sich in Koncerten zu Ofen, Pesth, Prag und in andern Städten erworben hatte, zu einem unbeschreiblichen Enthusiasmus. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt zu Augsburg ging sie 1827 nach Frankfurt a. M., wo sie sich als Virtuosin und Lehrerin niederzulassen gedachte, aber schon im December desselben Jahres einen ehrenvollen Ruf als Hofpianistin nach Stuttgart erhielt, wo sie bis 1834 den königlichen Prinzessinnen Unterricht ertheilte, dann aber sich mit dem Assessor S. zu Stuttgart verheirathete, ihres Hofdienstes nun entlassen wurde und aus der Oeffentlichkeit zurücktrat. Der Hauptvorzug ihres Vortrags besteht darin, daß sie mit der Bravour und Eleganz der neuen die Solidität und Reinheit der ältern schönen Zeit des Pianofortespiels verbindet. Von ihren Koncertkompositionen sind nur einige Piecen, Variationen und ein Rondo pastorale gedruckt worden.

Sicka (Entom.), s. v. a. Sandfloh, Pulex penetrans *L.*

Sickadel, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. **Lübben**; 190 Einw.

Sickblume (Bot.), s. v. a. Spiraea Aruncus *L.*

Sicke, allgemeine Benennung des Vogelweibchens.

Sickeis, Eis, das sich am Boden der Flüsse ansetzt, dann losreißt und in kleine Schollen in die Höhe kommt.

Sickels, kurhess. Dorf, Prov., Kr. und Amt **Fulda**; 160 Einw.

Sickelsbirne (Pomol.), s. v. a. Seckle's Birne.

Sicken (Bot.), auch **Gröps-Aepfler**, 11. Zunft der 16. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Neuraden anderer Systeme enthal-

tend. **Charakter:** Zehn Bälge im Kelch, zu einer Kapsel verwachsen, mit einem einzigen Samen verkehrt und ohne Eiweiß; 5 Blumenblätter und 10 Staubfäden. Kräuter in wärmern Ländern mit fiederigen Blättern, Rebenblättern und einzelnen großen Blumen. Die Samen keimen schon in der Kapsel. **Gattungen:** Neurada, Grielum.

Sickendorf (Ober-S.), großh. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Ldrbz. Lauterbach, Ldgr. Lauterbach; 120 Einw.

Sickenhausen, würtemb. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen; 460 Einw.

Sickenhofen, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Prov. Starkenburg, Kr. Offenbach, Ldgr. Seligenstadt; 450 Einw.

Sickenreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Berneck; 200 Einw.

Sickermann, Name einer berühmten Orgelbauerfamilie in Preußen, aus dem 16. und 17. Jahrhunderte. Zu nennen sind: 1) Adrian S., blühte um 1600, lebte zu Camin in Pommern; baute die Orgel zu Welau. — 2) Joachim S., lebte ziemlich zu derselben Zeit, baute 1597 unter andern die Orgel in Friedland. — 3) Michael S., lebte wahrscheinlich zu Königsberg und baute unter andern eine Orgel in der kneiphoffschen Kirche daselbst, die damals eine der größten und schönsten in ganz Deutschland war, später jedoch abgerissen worden ist. Er † 1580.

Sickerode, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; 290 Ew.

Sickershausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenb., Ldgr. Marktsteft; 570 Einw.

Sickhs, Volk, s. v. a. Sikhs.

Sickingen (Geogr.), bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Bretten; Schloß (Sitz der Grafen von Sickingen); 420 Einw.

Sickingen (Biogr.), Franz von, der ritterliche Vorkämpfer der politischen Freiheit im 16. Jahrhundert, war auf seiner Stammburg Sickingen am 1. März 1481 geboren, der Sohn des Ritters Schweikard VIII. von S. und seiner Hausfrau Margaretha, einer geborenen von Hohenburg. Zwei ausgezeichnete Männer, Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin, des Vaters Hausfreunde, leiteten den ersten Unterricht des Knaben, dessen lebendiger Geist durch die Liebe zu den Wissenschaften gebildet und gestählt wurde. Daneben trieb er auch frühzeitig das Studium der Kriegskunst, und diese war es, durch welche der schlichte Rittersmann seinen Namen Franciskus oder „Fränzchen“, wie ihn das Volk wegen seiner unansehnlichen Körpergestalt hieß, im ganzen deutschen Reich, ja sogar außerhalb dessen Grenzen, eine Geltung verschaffte, wie kein anderer seines Standes vor ihm, neben ihm und nach ihm. Noch ein Jüngling fast, trat er aus dem engen Kreise des häuslichen Lebens in den weiteren des öffentlichen heraus. Mit dem Kaiser Maximilian 1508 wider die übermüthigen Venetianer fechtend, erwarb er sich dessen besondere Gunst. Ein Feind alles Unrechts, machte er die Beschirmung der Unterdrückten zu seines Lebens Aufgabe. Als Meister Balthasar Slör, des Bischofs von Worms öffentlicher Notar, durch den Rath der Stadt Worms wider Recht an Gut und Ehre gekränkt worden und nirgends, selbst beim Kaiser nicht, Schutz fand, ging er zu S. und bat ihn um Beistand; der sprach: „Kann ich dir auch nicht Schreibersdienst thun, mags Ritterdienst werden“, und als kein gütliches Mittel anschlug, griff er zum Schwert, rief seine Freunde auf, warb Landsknechte und Reisige, sandte dem Rath von Worms einen Fehdebrief, belagerte die Stadt und schädigte sie auf alle Weise, bis ihr kaiserliches Kriegsvolk zu Hülfe kam. Da mußte er wohl die Belagerung aufheben (1515) und ward noch dazu mit der Reichsacht belegt. Aber sein Name hatte doch guten Klang erworben. Kaum war er von Worms abgezogen, so bekämpfte er den Herzog Anton III. von Lothringen, um dem Grafen Gangolf von Geroldseck zu seinem Recht zu helfen. Dies gelang ihm und er selbst gewann dabei an Ansehen, Ruhm und Macht. Schon vor diesem Zug hatte er sich mit den Herren von der Mark verbunden, die in Deutschland und Frankreich gewaltig waren, der Aelteste des Geschlechts, Robert, als Herzog von Bouillon, der Jüngere, Erhard, als Bischof von Lüttich. Nach dem Zug gegen Lothringen nahm König Franz I. von Frankreich, der nach der deutschen Kaiserkrone trachtete und sich deshalb einer mächtigen Partei in Deutschland versichern wollte, S. in seine Dienste, beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und gab ihm den Feldherrnstab. Als mehre Bürger von Metz, welche vom Rath der Stadt wider Recht, theils an Gut und Freiheit gekränkt, theils vertrieben worden waren, ihn um Hülfe ansprachen, zog er mit einem Heere von 16,000 Kriegsleuten zu Fuß und 4000 zu Roß vor Metz und zwang den Rath, den Gekränkten Schadenersatz und Ehrenerklärung zu leisten und ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen, ihm selber aber eine Brandschatzung von 20,000 Goldgulden und einen Monatsold für sein Heer zu zahlen. Dies Alles that Franz trotz der Reichsacht, die auf ihm lag, zu deren Vollziehung es jedoch nicht kam. Vielmehr verwandten sich Kurmainz und Kurpfalz für den kühnen Ritter, der ein Lehnsmann der Pfalz war, und der Kaiser hob nicht nur die Acht auf, sondern nahm S. auch wieder in seine besondere Gnade auf, weil er seines starken Arms in dem Kriege gegen Ulrich von Würtemberg bedurfte. Bevor er den Kriegszug gegen den Würtemberger antrat, griff er den jungen Landgrafen Philipp von Hessen an, angeblich veranlaßt durch die Bedrängniß seines Freundes Konrad von Hanstein und die Vorenthaltung einiger streitiger Wiesen bei Nordheim am Rhein, welche Hans von S., Franzens Vetter, erworben. Schon vom Lager vor Metz aus sandte S. dem jungen Landgrafen den Fehdebrief, rückte dann eilends über den Rhein, während seine Freunde von allen Seiten her in die Grafschaft Katzenellenbogen eindrangen, und stand bald mit Heeresmacht vor Darmstadt und erzwang am 23. Sept. 1518 den Abschluß eines Vertrages, worin, außer Befriedigung der Ansprüche seiner Freunde und eines Schadenersatzes von 1000 Gulden für Konrad von Hanstein, für

S. selbst die Herausgabe der nordheimer Wiesen und eine Entschädigungssumme von 35,000 Gulden ausbedungen war. Diese letztere bezahlte Landgraf Philipp, an die übrigen Punkte des Vertrages hielt er sich jedoch nicht gebunden; auch erklärte Kaiser Maximilian den ganzen Vertrag, mit Ausnahme der Artikel, welche Hanstein und S. betrafen, für ungültig. So war denn die Streitsache noch keineswegs erledigt, und als S. den Landgrafen mahnte und die 80 hessischen Ritter, welche sich verbürgt, zur persönlichen Leistung forderte, berief sich Philipp, da Kaiser Maximilian mittlerweile (am 12. Jan. 1519) gestorben und der Thron noch nicht wieder besetzt war, auf einen künftigen römischen König oder auf ein Fürstengericht. Bevor aber die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes vollzogen wurde, half S. das Schicksal Ulrichs von Würtemberg entscheiden. Das kaiserliche Heer rückte unter S. und Georg von Frundsberg dem Würtemberger ins Land, der vergebens seine Freunde um Beistand anrief u. sehen mußte, wie sich seine festen Schlösser, seine Städte den Feinden öffneten. In diesem Kriege hatte S. den edlen Ritter von Hutten, den unversöhnlichsten Feind des Herzogs, kennen gelernt. Auf seine Verwendung ließ er vor der Einnahme Stuttgarts im ganzen Heere ausrufen: man solle sich an Reuchlins Hause nicht vergreifen. Dies genügte ihm jedoch nicht. Um dem Vielgeprüften endlich auch Sicherheit wider seine Feinde, die Dominikanermönche, zu verschaffen, erließ er am Jakobstage 1519 eine drohende Aufforderung an den Ordensobern in der Rheinprovinz, die Dominikaner sollten von allen fernern Feindseligkeiten gegen Reuchlin abstehen, für die Zukunft Bürgschaft leisten und die Prozeßkosten bezahlen. Und wirklich gelang es dem mächtigen Ritter, die Dominikaner so einzuschüchtern, daß sie 1520 die Prozeßkosten bezahlten und den lange verfolgten Greis endlich in Ruhe ließen. Hutten fühlte sich wunderbar angezogen durch den hochsinnigen Ritter und gab seinem Enthusiasmus in einem Schreiben an Erasmus Worte: „Ein Mann, hieß es darin von S., dessen Gleichen Deutschland lange nicht gehabt hat, und der es verdient, daß auch du ihn durch deine Schriften der Nachwelt empfiehlst! Ich wenigstens hoffe, daß unserer Nation durch diesen Mann noch große Ehre erwachsen werde ..... Er spricht nichts Gemeines, er thut nichts Gemeines. Der allmächtige Gott fördere die Bestrebungen dieses tapfersten Mannes". Damals war es, wo S. den Gipfel seiner politischen Bedeutung erlangte. Er war es, der bei der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes für Deutschland den Ausschlag gab, so daß allen Bemühungen des Königs Franz I. von Frankreich zum Trotz, der Enkel des verstorbenen Kaisers Maximilian, der spanische König Karl, zum römisch-deutschen Kaiser gewählt wurde. War auch Karl um kein Haar breit nationaler, als Franz I. von Frankreich, so war der erstere doch umschimmert von der Morgensonne aller nationalen Hoffnungen. S. theilte diese Hoffnungen und verließ die Dienste des Königs von Frankreich, der es zu spät bereute, daß er selbst die Veranlassung dazu gegeben hatte. Mit den Herren von der Mark im Einvernehmen leitete S. geschickt und wirksam die schwierigen geheimen Unterhandlungen mit den Reichsfürsten zu Gunsten Karls. Vergeblich ersuchte ihn Franz, in den franz. Dienst wieder einzutreten, vergeblich bot er ihm eine Summe von 30,000 Kronenthalern und eine lebenslängliche Rente von 8000 Sonnenkronen; S. zog, nachdem alle Voranstalten getroffen waren und als der Wahltag bevorstand, mit einem stattlichen Heere vor Frankfurt und hatte die Genugthuung, als Karl daselbst die deutsche Kaiserkrone empfangen hatte, sich sagen zu können: „Ich bins, der ihn erhob". Karl wußte auch den Einfluß des Ritters wohl zu schätzen. Er lud ihn nach Aachen und wies ihm dort den Platz zur Rechten neben dem Throne an. S. hatte die Genugthuung, dem König von Frankreich zeigen zu können, wie er dem neuen Kaiser ein Darlehn von 2000 Dukaten vorstreckte, ohne Verschreibung, lediglich auf Karls V. Handschrift, „auf Ihrer Majestät Treu und Glauben". Im Stolz auf seine einfache Ritterschaft lehnte er die Erhebung in den Grafenstand ab, womit Karl V. seine Verdienste belohnen wollte; nur dem widerstrebte er nicht, daß ihn dieser am 23. Okt. 1519, „vollkommentlich und gänzlich betrauend seiner Tugend, Ehrbarkeit, Mannheit, gutem Verstand, Geschicklichkeit und gutem Fleiß", zu seinem „Rath, Kämmerling, Hauptmann und Diener" annahm. Er erhielt 3000 kurrente Gulden für jegliches Jahr „Rath- und Dienstgeld" und Monatsold für die anzuwerbenden „Kurrasser und Einspännigen"; „zwanzig Kurrasser, den Kurrasser gerechnet um drei reisig guter gerüsteter Pferde, und vierzig Einspänniger, jeglicher mit einem Pferd" sollte Franz „zu Sicherung seiner Person und Bewahrung seiner Flecken aufnehmen, haben und halten", welche Leibwache jährlich einmal durch besondere kaiserliche Kommissarien besichtigt und gemustert werden sollte. S. blieb dabei der Beschützer aller Unterdrückten; den Verfolgten öffnete er seine festen Schlösser, zumal Landstuhl und Ebernburg, als „Herbergen der Gerechtigkeit". Hier waren Kaspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwefel u. Johann Hausschein, genannt Decolampadius, die erleuchteten Prediger des reinen und lautern Evangeliums, welche um dessen Willen von ihren Stellen hatten flüchten müssen, willkommene und geehrte Gäste, mit welchen sich S. und seine Freunde, zumal der für Luther und die Reformation hoch begeisterte Ritter Hartmuth von Kronberg, traulich unterhielten, und alle Entwickelungen der ungeheuren Bewegung, welche Deutschland ergriffen hatte, aufmerksamen Blickes beachteten und förderten. Hier fand auch Hutten, welcher sich auf dem väterlichen Schlosse Stackelberg nicht mehr sicher hielt, seine Zuflucht, von wo aus er den begonnenen Kampf fortsetzte. Eine eigene Presse vervielfältigte auf der Ebernburg die Schriften Huttens, die wie vom Frühlingswind erfaßt und getragen hinausflogen über alles deutsche Land, in Schlösser und Städte, zu Vornehm und Gering, zu Reich und Arm. Von dieser seiner

Freistätte aus schrieb Hutten an den Kaiser, und S. setzte zunächst für seinen Freund so viel durch, daß Karl V. versprach, Hutten solle nicht ungehört verdammt werden, ja, daß er ihn bald darauf sogar in seine Dienste nahm. Immer inniger wurden die beiden edelsten Repräsentanten des Ritterthums, Hutten und S., mit einander verbunden. Der große Gedanke eines Bundes des Adels mit den freien Städten des Reiches, in welchen ganz gewiß auch der Bauernstand, der längst sehnsüchtig seiner Erlösung harrte, hineingezogen werden sollte, dieser wegen seiner Kühnheit staunenswerthe Gedanke, wenn man auch den Grundirrthum u. die Täuschungen, die ihn durchdrangen und das Selbstische, welches sich in ihn hineinrankte, nicht übersieht, erfüllte mehr und mehr der beiden Männer Seele, und die Reformation umleuchtete denselben mit ihrem vollen Glanze. Durch eine gewaltsame, mit den Kräften der drei uraltgeschichtlichen Stände, des Adels, des Bürgerthums und des Bauernthums, unternommene Neugestaltung Deutschlands sollten, wie Hutten meinte, „dem Evangelium die hart verschlossenen Thüren wieder geöffnet werden". Für diesen Zweck arbeiteten S. und Hutten, jeder auf seine Weise, mit erstaunlicher Unermüdlichkeit; der letztere, indem er durch seine Schriften die Massen erweckte und jene drei Stände zu einer Vereinbarung für den gemeinsamen Zweck zu bewegen suchte; ersterer, indem er sein persönliches Ansehn bei dem Adel, seine Geldmittel, und was ihm sonst zu Gebote stand, in die Wagschale warf. Ein Feldzug, den er als kaiserlicher Feldhauptmann 1521 gegen Frankreich unternahm, mußte dies persönliche Ansehn des Ritters noch steigern. S. schoß dem Kaiser dazu ein Darlehn von 20,000 Goldgulden, ohne Unterpfand, bloß auf dessen Handschrift vor, und versammelte für ihn ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Roß, welches er und der Graf von Nassau anführten und mit dem sie bis an die Grenzen der Champagne vordrangen, wo die Feste Mezieres Trotz bot. Gegen S.s Rath, mit Umgehung dieser Feste frisch in Frankreich einzudringen, wurde Mezieres belagert und von S. hart bedrängt, bis der tapfere Bayard den Zwist zwischen den beiden kaiserlichen Feldhauptleuten zu einer Kriegslist benutzte, welche trefflich gelang. Er ließ nämlich ein Schreiben ausgehen, welches die Annahme glaubhaft machte, als sey der Graf von Nassau im Begriffe, sich mit den Franzosen zu verbinden. Dies Schreiben wurde in S.s Hände gespielt, und nun stellte letzterer seine Truppen zur Sicherheit in Schlachtordnung gegen den Grafen von Nassau, den vermeintlichen Verräther, auf; diesen aber bedrängten jetzt auf der andern Seite die Franzosen, und so gelang es dem listigen Bayard, Verwirrung ins kaiserliche Heer zu bringen. Rasch zog nun auch der König von Frankreich gegen dasselbe heran, und da es zugleich durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheiten und Kälte hart bedrängt wurde, so blieb S. und dem Grafen von Nassau nichts übrig, als den Rückzug nach Deutschland anzutreten, den sie mit großer Meisterschaft vollbrachten. So war also der Feldzug ohne Erfolg für den Kaiser; S. aber brachte er noch bedeutenden Schaden, denn der Kaiser bezahlte ihm den Sold für die Truppen nicht, und auch seine günstige Meinung für den Ritter, wenn sie gleich nicht plötzlich erlosch, wurde doch wenigstens nicht befestigt und erhöht. S. wandte nun seine ganze Thätigkeit wieder dem Plane zu einer gewaltsam-politisch-religiosen Umgestaltung der deutschen Zustände zu. Es war im Frühling 1522, als er den oberrheinischen Adel in Landau versammelte und zum Abschluß eines Bundes veranlaßte, dessen Zweck die Wahrung der Rechte des Adels gegen die Beeinträchtigung derselben durch die Fürsten war. Dieser Adelsbund erwählte S. zum Hauptmann und erhob die Reformation auf den Schild; das Evangelium war die Losung. Da zogen die kecken Landsknechte herbei, um unter dem S. Ehre und Gold zu gewinnen, da flatterten die Fähnlein der besten Rittersleute auf allen Wegen nach einer Richtung hin, da flogen die kernhaften Reime Huttens: „Vermahnung an die freien u. Reichsstädt' deutscher Nation" rings umher wie lockende Frühlingsvöglein in Lüften und warben das Bürgerthum fort und fort zum Bund mit dem Adel gegen die Fürsten; und ebenso ging ein „Gesprächbüchlein", betitelt „Neu-Karsthans", von Hand zu Hand, in volksthümlicher Weise, wahrscheinlich auch von Hutten und nicht ohne Einfluß S.s geschrieben, das ebenfalls alle Herzen für den bevorstehenden gewaltsamen Versuch S.s und die Person des letztern zu gewinnen suchte. Hinterher kamen dreißig Artikel, frisch und gesund, wie irgend etwas in jener Frühlingszeit, trefflich darauf berechnet, den Bauernstand von der Nothwendigkeit des Kampfes gegen Rom zu überzeugen, und ihm die Mittel zur Verjagung der römischen Priester und zur Einführung der evangelischen Lehre an die Hand gebend. Aber auch die bloßen Namen der Anführer waren schon hinreichende Werber. Da klangen in volksthümlichen Weisen die Lieder: „Franz Sickingen, das edel Blut, der hat viel der Landsknecht gut &c.". S. eröffnete den Kampf am 27. August 1522 mit einem Fehdebrief und bald darauf mit einem Angriff gegen den Erzbischof zu Trier, Richard von Greiffenklau. Als Vorwand zu dem Feldzug gegen denselben wurde der Umstand benutzt, daß Richard zwei Bürger von Trier, welche an Hilchen von Lorch und Gerhard Börner, für ihre Freilassung entweder 5000 Dukaten Lösegeld bezahlen oder sich wieder in Haft stellen sollten, von ihrem deshalb geleisteten Versprechen, als einem durch Gewalt ihnen abgedrungenen, entband. S., auf dessen Bürgschaft jene beiden ihre Freiheit wieder erlangt hatten, wandte sich deshalb an den Kurfürsten Richard und schickte ihm seine Absagung, sowohl um jenes Umstandes als auch „um anderer mehr höherer, beweglicher Ursachen willen", so von dem Kurfürsten „wider Gott, kaiserliche Majestät, des heiligen Reichs Ordnung und Billigkeit gehandelt". Die eigentliche Absicht S.s war jedoch, wie sich mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, keine andere als folgende. Die geistlichen Kurfürsten und Kurfürstenthümer sollten, als Hauptboll-

werke der geistlichen Fremdherrschaft und als Hauptmacht gegen die Verbreitung der Reformation, gestürzt und in weltliche verwandelt, mit Trier aber der Anfang zu diesem Werke gemacht werden. Seltsam genug: eben ein geistlicher Fürst, bisher ein Gegner der Reformation, Albrecht von Mainz, stand heimlich mit S. in Verbindung und begünstigte dessen Unternehmung. Entweder war er in die eigentliche Absicht S.s nicht eingeweiht u. betrachtete dessen Krieg gegen den Kurfürsten von Trier als ein Unternehmen, wozu S. durch persönlichen Haß bestimmt wurde und von dessen glücklichem Ausgang Albrecht für die Erweiterung der eignen Macht Vortheil ziehen konnte, oder er hoffte, aus der mißlichen Stellung eines von Rom abhängigen geistlichen Fürsten in die glücklichern eines Primas einer freien deutschen Kirche eintreten, vielleicht gar sein geistliches Fürstenthum in ein weltliches verwandeln zu können. Der Anfang des Feldzuges gegen Trier war vom glücklichsten Erfolge begleitet. Mit einem Heere von 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß brach S. ins trierische Gebiet ein, eroberte rasch die Burg Bliskastell und die Stadt St. Wendel und stand am 7. Sept. mit seinem Heere vor Trier, belagerte die Stadt und beschoß sie aufs Heftigste. Trier wurde jedoch trefflich vertheidigt, und, was am meisten ins Gewicht fiel, die Versuche S.s, die Bürgerschaft gegen Richard und die Geistlichkeit aufzuwiegeln, mißlangen gänzlich. Außerdem litt er bereits Mangel an Pulver (er hatte 20 Tonnen in wenigen Tagen verschossen), auch wartete er umsonst auf die Ankunft von Heerhaufen, welche aus Kleve und Jülich, aus dem Kölnischen und Limburgischen, so wie von 1500 Braunschweigern, welche, von Niklas Minkowitz angeführt, vor Trier zu ihm stoßen sollten. Jene hielten der Herzog von Kleve und der Erzbischof von Köln zurück, die Braunschweiger aber überwältigte S.s Feind, der Landgraf Philipp von Hessen. Dieser und der Kurfürst von der Pfalz erkannten, daß es sich um etwas Höheres, als einen gewöhnlichen Landfriedensbruch und Fehdezug handelte, und boten darum ihre ganze Kraft zur Vernichtung des Unternehmens auf. S., der die Unmöglichkeit, sich vor Trier länger halten zu können, erkannte, hob am 14. Sept. die Belagerung auf und trat den Rückzug an. Mit diesem ersten mißlungenen Schlag war aber auch das ganze Unternehmen S.s vereitelt. Die beiden Fürsten von Hessen und Kurpfalz, welche, zur Rettung des deutschen Fürstenthums vor dem Adel, in ein engeres Bündniß unmittelbar gegen S. getreten waren, wußten gar wohl, daß, wenn dieser eine Mann der Uebermacht erlag, das Haupt des Adels gefallen sey. Nach wohlüberlegtem Plan warfen sie sich daher zunächst mit voller Kraft auf seine Bundesgenossen, fällten einen nach dem andern und brachen so die Stützen seiner Macht. Zuerst erlag der feurige Hartmuth von Kronberg, dann ging es an die Herren von Hutten und an die rheingauischen Glieder des Adelbundes. Das Glück war den Anstrengungen der Fürsten, von denen der Landgraf am eifrigsten andrang, günstig. S. gab jedoch die Hoffnung noch nicht auf, ob auch des Reichs Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen war, ob auch manche seiner bisherigen Freunde zu seinen Feinden übergingen, und ob auch Albrecht von Mainz, sein heimlicher Bundesgenosse, gar gewaltig bedrängt ward. S. vertraute auf den Beistand der Schweizer, auf den der Städte, zumal Straßburgs, auf den des Herzogs von Bouillon, auf alle Anhänger Luthers und der Reformation, auf eine neue Erhebung der Ritterschaft, auf seine festen Burgen und auf sein Glück. Er schrieb einen Rittertag zu Schweinfurt aus, wo die Begeisterung des Adels wieder angefacht, ein neues Unternehmen berathen und beschlossen werden sollte. Die Begeisterung des Adels war aber nicht mehr herzustellen, die nöthige Eintracht nicht zu Stande zu bringen, die Bundesgenossen rührten und regten sich nicht. Die freien Städte wollten zwar die Sache des Evangeliums fördern, scheuten aber doch vor einer engern Verbindung mit dem Adel in einer Sache, wobei sie, im Falle unglücklichen Ausgangs, Gefahr liefen, die Reichsfreiheit zu verlieren und Landstädte der Fürsten zu werden. Die Anhänger Luthers, wie zahlreich sie auch waren, blieben unthätig für S.s Unternehmen, da ja Luther selbst den Ritter schon vor dem trierschen Feldzug von dem Vorhaben hatte abmahnen lassen. Nur die festen Burgen S.s streckten noch trotzend und herausfordernd ihre Zinnen in die Lüfte, und nur der feste Muth in S.s Brust war noch der alte, obgleich der Astronom Hanns Vierdung von Haspurk, „ohne dessen Prognostication und Rath S. kein fürtrefflich Fürnehmen und Handlung unterstanden", in seiner „Resolution für's 1523te Jahr" gefunden hatte: es sey „nach Lauf der Gestirne in der Zeit der Revolution nichts namhaftes Gutes bezeigt, sondern mehr Widerwärtigkeit, Neid, Haß und große Schäden an Leib und Gut, und daß sein Leben stehen wird in großer Fährlichkeit, darum sey er gewarnet, mehr dieß Jahr denn andere Jahr, und sey fürsichtig in seinen Händeln....... daß er nicht komme um Ehre und Gut, und dazu um sein Leben". Ob nun S., wie hell und klar auch sein Geist über so viele Vorurtheile seiner Zeit hinausblickte, sich des Eindrucks dieser astrologischen Träumerei nicht erwehrte, oder ob ihm nur der ganze Ernst seines Unternehmens vor der Seele stand, er handelte wie ein vorsichtiger Hausvater, welcher bei Zeiten sein Testament macht, um all seine Theuren nach seinem Tode sicher zu stellen. Bevor er zur Versammlung der Ritter nach Schweinfurt ging, dachte er an seine Freunde, welche er bisher in seinen „Herbergen der Gerechtigkeit" so treulich gegen alle Verfolgungen geschützt hatte, und erwog sorglich, welches Loos diese Männer, die reformatorischen Theologen und den geliebtesten Freund seiner Seele, den geistigen Vorfechter Deutschlands, Ulrich von Hutten, treffen würde, wenn ihm Menschliches begegnete, wenn er fiele, wenn seine Burgen erobert, jene Männer von den erbitterten Feinden

gefangen würden, er mußte sich gestehen, daß sich dann gewiß zu dem alten Haß noch der Vorwurf gesellen würde, man habe sie bei einem Geächteten gefunden und sie seyen dessen Helfer. Da reichte denn S., schweren Herzens, seinen Schützlingen die Hand zum Abschied. Hutten und S. sahen sich nicht mehr wieder, das Schicksal beider vollendete sich schnell. S., von allen seinen Freunden, auf deren Unterstützung er gehofft, verlassen, eröffnete im Frühling 1523 einen neuen Feldzug wider die gegen ihn verbündeten drei Fürsten von Trier, Hessen und Pfalz, welche die Vorschläge des Reichsregiments zur Vermittlung eines Friedens mit der bestimmten Erklärung zurückgewiesen hatten: „Jede Milde u. gütige Behandlung würde das Ansehen des Kammergerichts untergraben; wolle das Reich Ruhe vor dem Ritter haben, so müsse man das Feuer auf einmal ganz auslöschen". S. fiel ins pfälzische Gebiet ein, sah aber bald, daß sein Glücksstern im Erbleichen war. Ein Anschlag, sich der Feste Lützelstein durch Ueberfall zu bemächtigen, mißlang; er belagerte sie, sah sich jedoch bald genöthigt, davon abzustehen. Sein Sohn Hanns, seine Freunde Hilchen von Lorch und Augustin von Braunsberg wurden besiegt und gefangen, seine Burgen Steinkallenfels und Wartenberg ergaben sich den Feinden, sein Gesuch um Waffenstillstand behufs der Einleitung eines Vergleichs ward abgeschlagen; bald sah sich der kühne Mann in seiner Feste Landstuhl von den drei Fürsten belagert. Wohl verließ er sich auf seine neuen Mauern und ließ den Fürsten sagen: er wolle nun ihr neu Geschütz gern hören. Das neue Geschütz warf aber die neuen Mauern nieder; am 2. Mai 1523 traf ein Schuß der Belagerer einen Balken, davon dem S. ein Stück in die Seite schlug und ihn tödtlich verwundete. Am 6. Mai bot er, sein nahes Ende voraussehend, den Fürsten an, ihnen die Feste zu übergeben, wofern sie ihm und den Seinigen freien Abzug gewähren wollten, und als sie dies verweigerten, ergab er sich auf ritterlich Gefängniß; er hoffte: „ich will nicht drei Tage der Fürsten Gefangener seyn". Am 7. Mai zogen die Fürsten in die eroberte Burg ein und bald darauf, um Mittag, verschied der kühne Mann, „wie er in Zeit seines Lebens ein männlich und trotziges Gemüth hatte, das behielt er bis in seinen Tod". Sein Grab befindet sich in der katholischen Kirche zu Landstuhl. Tief erschüttert stand Luther, als er die Kunde von S.s Tod vernahm und sprach: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen"! Ulrich von Hutten überlebte den Freund nur wenige Monate. Vgl. Münch, Franz v. S.s Thaten, Pläne, Freunde und Ausgang, Stuttg. 1827—28, 2 Bde., nebst einem „Codex diplomaticus", Aachen 1829, und E. Duller, in den „Männern des Volks", 1. Bd. — S.s Geschlecht wurde 1773 in den Reichsgrafenstand erhoben u. 1791 in das schwäb. Grafenkollegium eingeführt. Es theilte sich in mehre Linien, von denen aber nur die zu S. unmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1503 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig existirt das Geschlecht noch in einer Linie, an deren Spitze Graf **Wilhelm von S.**, geboren 1777, steht.

Sickinger, Anselm, Bildhauer, 1807 zu Owingen im Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen geboren, gehört, ohne eine Akademie besucht zu haben, zu den vorzüglichsten Künstlern seines Faches, namentlich leistet er in der Ornamentik Ausgezeichnetes, wie dies seine zahlreichen Werke in München beweisen, die den feinsten Geschmack verrathen. Zierarbeiten von seiner Hand findet man in der St. Ludwigskirche, im Saalbaue und im Thronsaale der k. Residenz, im k. Hof- und Staatsbibliotheksgebäude, am Kunstausstellungsgebäude, in der Basilica des heil. Bonifacius, an der Feldherrenhalle u. s. w. Dann fertigte S. auch mehre Grabmonumente im romanischen und altdeutschen Style; sein Werk z. B. ist das schöne Grabmal des Maurermeisters Höchl, jenes der Gattin des k. Impfarztes Dr. Reiter u. A. auf dem Gottesacker in München. In Passau ist das Grabmonument des Ministers Rudhart von ihm gefertigt. Neuerdings war er mit der Verzierung des Siegesthores in München beschäftigt.

Sickingia (Bot.), nach **Willdenow**, Gattung der Personatae Bignoniaceae *Rchb.*, Pentandria Monogynia *L.* 2 **Arten**, Bäume in Neu-Granada und Caraccas: S. erythroxylon u. longifolia *Willd.*

Sickler (Biogr.), 1) **Johann Volkmar**, tüchtiger Pomolog, wurde 1742 zu Güntherséleben bei Gotha geboren. Nachdem er sich dem Studium der Theologie gewidmet hatte, kam er als Pfarrer nach Kleinfahnern bei Gotha und † daselbst am 31. März 1820. Er war ein Beförderer der Landwirthschaft, machte auf ihrem Gebiete manche neue Erfindung und zeichnete sich im Fache der Pomologie aus. Aus seiner Baumschule wanderten richtig bestimmte Obstbäumchen und Pfropfreiser in alle Gegenden Deutschlands. Als Schriftsteller war er nicht weniger gründlich, denn als Landwirth. Schrieb: Deutscher Obstgärtner, Weim. 1794—1804, 22 Bde.; — Pomologisches Kabinet, Weim. 1796 ff.; — Des Kurfürsten August zu Sachsen köstlich Obstbüchlein, das. 1802; — Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, Erf. 1802—17, 17 Bde.; — Allgemeines deutsches Gartenmagazin, Weim. 1804—10; — Gartenhandlexikon für Unerfahrene in der Gartenkunst, Erf. 1812, 2. Aufl.; — Oekonomisch-technologisches Wörterbuch, das. 1817. — 2) **Friedrich Karl Ludwig**, geb. am 28. Nov. 1773 zu Gräfentonna im Gothaischen, besuchte das Gymnasium zu Weimar, wo besonders Böttger dazu beitrug, ihm eine freiere Ansicht über das klassische Alterthum beizubringen, und frequentirte sodann die Universität Jena. Nach Beendigung seines akademischen Kursus nahm er eine ihm dargebotene Hauslehrerstelle zu Paris an, wo er durch die gefällige Vermittlung Millie's in die gelehrten Kreise dieser Hauptstadt eingeführt wurde. Darauf brachte er, indem er mit des preußischen Ministers Alex. v. Humboldt Familie

nach Italien gegangen war, sechs Jahre in Rom zu. Nach Deutschland wieder zurückgekehrt wurde er Direktor des Gymnasiums zu Hildburghausen und blieb daselbst bis an seinen Tod, den 6. August 1836. Von seinen Schriften, welche die verschiedenartigsten Gegenstände berühren, sind die etymologischen u. mythologischen Werke von vielen Seiten u. stark angegriffen worden. Auch ließ sich S. zu leicht auf haltlose Hypothesen ein, zu deren Aufstellung ihn ein vorgefaßtes Urtheil oder eine Lieblingsneigung antrieb. Namentlich fanden seine Ansichten über die ägyptischen Hieroglyphen wenig Anklang. Eine bessere Aufnahme wurde dagegen seinen geographischen Schriften zu Theil. Da er sich mit der Aufwickelung der herkulanensischen Rollen bei seinem Aufenthalte in Italien befreundet hatte, lud ihn die englische Regierung ein, die in Oxford befindlichen Rollen aufzuwickeln. S. scheiterte jedoch bei den zu diesem Zwecke angestellten Versuchen. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Geschichte der Obstbaumzucht, Frankf. 1802; — Almanach aus Rom (gemeinschaftlich mit Reinhardt herausgegeben), Leipz. 1810—11, 2 Bde.; — Lettre à Mr. Millin sur l'époque des constructions cyclopiennes, Par. 1811; — Beschreibung eines sehr merkwürdigen, unentdeckten griechischen Grabmals bei Cumä, Wien 1812; — Ideen zu einem vulkanischen Erdglobus, Weim. 1812; — Kadmus oder Forschungen in den Dialekten des semitischen Sprachstammes, zur Entwickelung des Elements der ältesten Sprache und Mythe der Helenen, Hildburgh. 1819, Bd. 1; — Die herkulanensischen Handschriften in England und meine zu ihrer Entwickelung gemachten Versuche, Leipz. 1819; — Humphry Davy's Versuche, die herkulanensischen Handschriften mit Hülfe chemischer Mittel zu entwickeln, das. 1819; — Ausgabe des homerischen Hymnus an Demeter, Hildburgh. 1820; — Uebersetzung von Dodwells Reise durch Griechenland, Meining. 1821, 2 Bde.; — Die heilige Priestersprache der alten Aegypter, als ein dem semitischen Sprachstamm nahe verwandter Dialekt, Leipz. 1822—26, 3 Bde.; — Topographie der Umgegend von Rom, Weim. 1823; — Nachträge, Anmerkungen und Berichtigungen zu Dodwells Reise durch Griechenland, Meining. 1824; — Handbuch der alten Geographie, Kassel 1824; 3. Aufl., mit einem Atlas, 1836; — Roms politische Geschichte und Alterthümer in 13 Tafeln, Hildburgh. 1831; — Zwei Abhandlungen über die in den Sandsteinbrüchen bei Hildburghausen entdeckten Reliefs von Fährten urweltlicher Thiere, Hildburgh. 1834—36.

Sickmannia (Bot.), nach Nees v. Esenbeck, Pflanzengattung. Art: S. radiata *Nees*, s. v. a. Ficinia radiata *Kunth*.

Sickora, Hugo, Bibliothekar vom Prämonstratenserkloster am Strahof zu Prag, übt neben seinen Funktionen als Geistlicher und bei der Bibliothek noch die Malerei mit großem Talente. Ein Cyklus: die verschiedenen Handlungen der Messe, welchen er in gothischen Perspektiven begonnen, zeugt von seiner Meisterschaft. Er lebte noch 1828.

Sicks, Volk, s. v. a. Sikhs.

Sicksa (slav. Myth.), ein Waldgeist neckender Art, welcher alle Gestalten anzunehmen im Stande war, sich jedoch vorzüglich in den abenteuerlichsten gefiel.

Sicku (Bot.), in Japan, s. v. a. Hovenia dulcis *Thunb.*

Siclus, s. Sekel.

Siclygully, brit.-ostind. Paß, Präsidentsch. und Prov. Bengalen, zwischen den Radschemal-Bergen und dem Ganges, rechts.

Sicobasilisses, s. Sycobasilisses.

Sicoris (a. Geogr.), Fluß im tarraconensischen Spanien, welcher die Grenze zwischen den Ilergeten und Lucatanern machte; jetzt Segre.

Sicrin (franz., Ornith.), s. v. a. Fadenrabe, Pyrrhocorax hexanemus *Cuv.*

Sicsa (a. Geogr.), Ort in Dalmatien, an der längs der Küste hinführenden Straße (nach Reichard Castelvecchio).

Sic transit gloria mundi (lat.), Sprüchwort: so geht der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt vorüber, d. i. alles Irdische ist vergänglich.

Sicuani, südamerikan. Ort, Peru, Cuzco, südöstlich von Cuzco.

Siculensii (a. Geogr.), Völkerschaft im Südosten Sardiniens (Ptol. III, 3, 6).

Siculi (a. Geogr.), 1) s. Sicilien (a. Geogr.); — 2) (n. Geogr.), s. v. a. Szekler.

Siculiana, ital. Stadt, Insel Sicilien, Intendantur Girgenti, nordwestlich von Girgenti, an der Mündung der Cama in das Meer; Hafen, Schwefelausfuhr; 6000 Einw.; im Alterthum Argyrium oder Camicus.

Siculotä (a. Geogr.), Volk in Dalmatien bei Epidaurus (Ptol. II, 17, 8).

Siculu-Leuvu, südamerikan. Fluß, Patagonien; entspringt am Vulkan Tucapel; fließt anfangs südlich, dann nordöstlich und mündet in den Como-Leuvu, rechts.

Siculum Fretum u. **Siculum Mare**, s. Sicilien (a. Geogr.).

Siculus (griech. Mythol.), Sohn des Neptun, nach Andern des Corythus und der Electra; soll über das Meer nach Sicilien gekommen seyn und der Insel ihren Namen gegeben haben.

Siculus Flaccus (röm. Liter.), römischer Agrimensor, dessen Namen einige Reste tragen: De conditionibus agrorum und Nomina agrorum und limitum, in der neuen Ausg. der römischen Feldmesser von Lachmann, Blume und Rudorff (Berl. 1848) I, S. 134 ff., abgedruckt; die erstgenannte Schrift ist auch besonders mit den Noten von J. K. Schwarz herausgegeben (Koburg 1714). Der Verfasser hat keinesfalls vor Nerva und Domitian gelebt. Vgl. Fabric., Bibl. Lat., Bd. III, S. 512.

Sicum (a. Geogr.), die nördlichste Küstenstadt Dalmatiens, nach Reichard jetzt Sebenico (Ptol. II, 6, 14).

Sicus (Entom.), nach Latreille, Rennfliege, Gattung der Diptera Tanystomata Empida *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Schnabelmucken nach Oken, Ta-

chydromia *Meig.* Charakter: Nur 2 Fühlerglieder, das letzte eiförmig oder fast kugelig, in eine Borste endigend, welche das zweite Glied des Dolches bildet; Tasten liegen auf dem kurzen Rüssel; Schenkel des ersten oder zweiten Fußpaares aufgetrieben. Arten zahlreich; bekannteste: S. flavipes, S. bicolor und S. cursitans *Latr.*

Sicuyuen, asiat. Ort, Mongolei, Schin-King, nordöstlich von Futscheu.

Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas (lat.), Sprüchwort: So will ich, so befehl' ich, mein Wille gilt als Grund.

Sicydium (Bot.), nach Schlechtendal, Gattung der Cucurbitaceae *Schlcht.* Einzige Art: S. Schiedeanum *Schlcht.* In Brasilien.

Sicyoides (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Art: S. angulata *Moench.*, s. v. a. Sicyos angulata *L.*

Sicyon (a. Geogr.), 1) Ort in Afrika (Plin., H. N. XXXVII, 2, 1); — 2) s. Sicyonia.

Sicyonia (griech. Σικυωνία, a. Geogr. u. Gesch.), Landschaft im nördlichen Peloponnes, östlich an Korinth, südlich an Eleonä u. Phlius, westlich an Arkadien und Achaja, nördlich an den korinthischen Meerbusen grenzend; ihr Flächeninhalt betrug 5 □M. Durch verschiedene Höhenzüge ist das Ländchen in eine Reihe von Thälern gespalten, durch welche eine nicht unbedeutende Zahl von Flüßchen nach dem korinthischen Meerbusen strömen (so z. B. an der achäischen Grenze der Sythas, nach der Mitte des Landes zu Selleis, Helisson, Asopus, und an der korinthischen Grenze Nemen). Von Ortschaften enthält S. außer Sicyon noch im Süden die Festung Thyamia, das kleine Kastell Phöbia oder Buphia und Titane, im Osten am Flusse Nemen Epieikia, wo 394 v. Chr. die Korinthier von den Lacedämoniern geschlagen wurden, und das Kastell Derä, im Westen Ephyra am Selleis, weiterhin Gonussa und in unbekannter Lage Platää. Die Hauptstadt selbst, Sicyon (ὁ u. ἡ Σικυών) lag zwischen dem Asopus und Helisson beim heutig. Basilika, 20 oder nach Andern 12 Stad. vom Meere. Der Hafen war befestigt und bildete einen Ort für sich. Die alte Stadt hieß Aegialea und war nach einheimischer Sage von einem uralten Herrscher, dem Autochthonen Aegialeus, erbaut, nach Andern von Phoroneus gegründet. Den Namen Sicyon soll sie von einem eingewanderten Athener dieses Namens erhalten haben. Unter Lacestades, dem Sohne des Agamemnon, dem sich der König Hippolytus unterworfen hatte, ward S. durch Phalces, den Sohn des Temenus, dorisirt, und zwar auf friedlichem Wege, so daß die ursprünglichen Einwohner als vierte Phyle (Aegialeis) mit den 3 Stämmen der Dorier unter gleicher Berechtigung sich zu einer Staatsgemeinschaft vereinigten. Von nun an beginnt die eigentliche Geschichte von S., welches jedoch seines geringen Umfangs wegen niemals (allenfalls die Zeit des achäischen Bundes ausgenommen) eine hervorragende Rolle gespielt hat. Im 1. messenischen Kriege stand es nebst Argos auf Seiten der Messenier; zur Zeit des 2. messenischen Krieges erfolgte die 100jährige Tyrannis der Orthagoriden (von 676 an). Auf Orthagoras folgte dessen Sohn Myron und endlich Clisthenes, der in seiner Opposition gegen das dorische Wesen so weit ging, daß er sogar die Namen der alten dorischen Phylen abschaffte. Mit ihm erlosch die Dynastie der Orthagoriden um 576 v. Chr.; im J. 520 nahmen die Sicyonier an dem Einfalle der Lacedämonier in Argos Theil. Im 2. Perserkriege stellten sie ein Kontingent von 12 und bei Salamis von 15 Schiffen; im J. 456 wurden sie von den Athenern unter Tolmides besiegt und ihr Land verwüstet. Im J. 446 unterstützten sie die Megarer bei ihrem Abfall von Athen, und im peloponnesischen Kriege hielten sie zu den Lacedämoniern, die aber trotzdem die in Sicyon herrschend gewordene demokratische Regierungsform im J. 417 in Gemeinschaft mit den Argivern stürzten. Auch nach dem Ende des peloponnesischen Krieges blieb S. in abhängigem Verhältniß zu Sparta; doch erfolgte bald nach dem J. 371 der Abfall von diesem, und Euphron führte eine demokratische Regierungsform ein, die sich aber bald in eine Tyrannis umwandelte. Von der Schlacht bei Mantinea an erscheint der Einfluß der Lacedämonier vollkommen paralysirt; aber die Tyrannis tauchte immer wieder auf. Im lamischen Kriege (323 v. Chr.) schlossen sich die Sicyonier dem allgemeinen Aufstand der Griechen gegen die Macedonier an. Im J. 314 bemächtigte sich Cratesipolis nach Ermordung ihres Gemahles Alexander der Regierung von S. und behauptete sich bis zum J. 308, wo sie die Stadt an Ptolemäus Lagi übergab, der dieselbe im J. 303 an Demetrius Poliorcetes abtreten mußte. Dieser siedelte sie um, indem er sie vom Meere weg auf die Höhen unter der Akropolis verlegte, und nun beginnt ein neues, aber auch das letzte Stadium von S. Es regiert eine Reihe von Tyrannen (Cleon, Euthydemus, Timoclides, Clinias, Obantidas, Paseas, Nicocles), welche ihrer gerühmten Milde ungeachtet die Verhältnisse des Staates völlig zerrütteten. Im J. 251 ward S. von dem Joche des letzten Tyrannen, Nicocles, durch Aratus befreit und ein gesetzlich geordneter Zustand wieder hergestellt. Die Theilnahme S.'s an dem achäischen Bunde hatte wiederholte Verheerungen seines Gebietes zur Folge. Nicht besser erging es ihm im römisch-macedonischen Kriege. Im J. 155 übertrugen die Römer den Sicyoniern das Gericht über die Athener in der oropischen Angelegenheit; nach der Zerstörung von Korinth hatten sie für einige Zeit die Anordnung der isthmischen Spiele. Später wird S. nur selten noch erwähnt. — Groß war der Gewerbfleiß und die Kunstfertigkeit der Sicyonier. Nächst Korinth ist S. die älteste und bedeutendste Pflanzstadt der bildenden Kunst auf dem griech. Kontinent. Man suchte hier den Ursprung der Malerei, und die Kunst des Erzgusses kam hier zuerst durch die kretischen Künstler Dipönus und Scyllis zur Anerkennung. Unter den Erzeugnissen sicyonischen Gewerbfleißes nimmt das sehr gesuchte leichte Schuhwerk eine ausgezeichnete

Stelle ein. Das Land selbst war überaus fruchtbar und besonders für den Oelbau ein geeigneter und ergiebiger Boden. Der Wein, die Mandeln und die Fische von S. wurden ebenfalls sehr gerühmt.

Sicyonienne, ein glänzendes Haarzeuch, was ehedem als Schuhzeuch gebraucht wurde.

Sicyos (Bot.), nach Linné, Haargurke, Stichling, Gattung der Cucurbitaceae *Juss.*, Monoecia Monadelphia *L.* Charakter: Kelch 5zähnig. Korolle 5theilig. Männliche Blume mit 3 Staubgefäßen, die weibliche mit einem Fruchtknoten und 3spaltigem Griffel. Kleine einsamige Kürbisfrucht. Von 13 Arten, meistens einjährigen Kräutern in Amerika, ist besonders bekannt: S. angulata *L.*, eckige Haargurke, kanadischer Stichling. In Nordamerika. Stengel ästig, mit seinen Gabelranken 15—20 Fuß hoch klimmend. Blätter gestielt, herzförmig, 5eckig, gezähnt, scharf. Blumen blaßgelb, klein, winkelständig-traubenständig. Früchte klein, eiförmig, borstig. Die Pflanze ist wegen ihres reichen Laubes und außerordentlich schnellen Wuchses zur Bildung dichter Sommerlauben und anderweitiger Bekleidungen in unsern Gärten sehr zu empfehlen. Der Same wird im Herbst oder im März gesäet. Lam., Ill., T. 796, F. 2.

Sid (Schid, Shid), österreich.-slavon. Marktflecken, syrmier Gesp., südwestl. v. Illock.

Sida (Side), 1) (griech. Mythol.), Danaide, s. S. 3); — 2) Gemahlin des Orion, weil die Granate (σίδη) reift, wenn Orion am Himmel herrscht; sie wollte sich wegen ihrer Schönheit über die Juno erheben, und wurde deshalb v. dieser in den Tartarus verstoßen; — 3) (a. Geogr.), Stadt u. Hafen in Lakonien, an der Ostseite der östlichen Landspitze, angeblich nach S. 1) benannt. Sie verfiel frühzeitig, da nach der Heraklide Böus mit den Bewohnern derselben die neu angelegte Stadt Böä bevölkerte. — 4) Stadt Pamphyliens, 50 Stad. westlich vom Flusse Melas gelegen, mit einem guten Hafen. Sie war eine von Kyme aus gegründete äolische Kolonie und Hauptsitz des Kultus der Athene, weshalb auch die Münzen der Stadt das Bildniß dieser Göttin mit einem Granatapfel in der Hand zeigten. Unter Konstantin dem Gr. wurde sie Hauptstadt von Pamphylia prima. Ihre Einwohner hießen Sidita. Es sind noch Ueberreste von ihr vorhanden, welche jetzt Eski Adalia genannt werden. — 5) See in Indien, auf welchem Alles untersinkt.

Sida (griech.), 1) Granatbaum und dessen Frucht; — 2) Wasserpflanze mit mohnähnlicher Blüthe, war nur zur Blüthezeit auf dem Wasser sichtbar und verschwand nach der Reife. Sie wuchs besonders in Böotien, um Orchomenos, doch wurde sie auch im Nil gefunden.

Sida (Bot.), nach Linné, Sammetpappel, Kahlpappel, Gattung der Malvaceae *Juss.*, Monadelphia Polyandria *L.* Charakter: Kelch 5spaltig, ungehüllt. Griffel zahlreich, unterwärts zusammengewachsen. Frucht aus 5—30 im Kreise stehenden, mehr oder weniger in der Axe verwachsenen, ein- oder armsamigen, feingespitzten, 2schnäbeligen oder ungeschnäbelten Karpellen gebildet, welche sich bei der Reife von einander trennen und meist 2klappig aufspringen. Diese große, über 200 Arten enthaltende Gattung wird von verschiedenen Schriftstellern in mehre Gattungen (Abutilon *Dill.* u. s. w.) getrennt. Doch findet sich in dieser Beziehung keine Uebereinstimmung bei denselben, weil viele Arten noch nicht hinlänglich, namentlich nach der Frucht, untersucht sind. Die meisten sind in Amerika einheimisch. Wir führen hier diejenigen an, die als Ziergewächse, Arzneipflanzen und in sonstiger Beziehung bekannt sind: 1) S. Abutilon *L.*, gemeine Sammetpappel, Bastard-Eibisch. In Südeuropa, Mittelasien, Nordamerika; einjährig. Blätter ziemlich groß, rundlich-herzförmig, langgespitzt, gezähnt, filzig. Blumen gelb, einzeln winkelständig. Wird in China angebaut wegen der Fasern ihres Stengels, die sich wie Hanf benutzen lassen. In medicinischer Hinsicht vertritt sie ganz die Stelle des Eibisch, Althaea officinalis *L.* Schkuhr, T. 190, a. — 2) S. acuta *Burm.* Strauch in Ostindien und China. Blätter linealisch-lanzettlich, gesägt. Blüthenstiele einzeln, einblüthig, von der Länge der Blattstiele; Karpelle 5, 2hörnig. Wird in der Heimath wie bei uns die Malven angewendet. Rheede, Hort. mal., 10, T. 53. — 3) S. alnifolia *L.* Halbstrauch in allen Ländern der heißen Zone Asiens. Blätter eirundlich, die obern auch verkehrt-eiförmig oder länglich, gesägt, am Grunde ganzrandig, fast kahl. Blüthenstiele gehäuft; Karpellen 5—7, 2hörnig. In Cochinchina gebraucht man die sehr schleimigen Blätter wie die Malven in Europa. Cavan., Monogr., T. 1, F. 13. — 4) S. althaeaefolia *Swartz.* Halbstrauch auf Jamaika und in Neugranada. Blätter herzförmig, etwas eckig, stumpf, kerbig-gesägt, filzig. Blüthenstiele kürzer als die Blattstiele, 1—5blüthig; Karpellen 10—12, kurz 2schnabelig. Die Blüthen und jungen Triebe werden in der Heimath wie der Eibisch, Althaea officinalis *L.*, angewendet. Sloan., 1, T. 136, F. 2. — 5) S. americana *L.* In Westindien; einjährig. In der Heimath benutzt man die Blätter und Blüthen, wie bei uns den Eibisch. Descourt., Fl. méd. d. Ant., VI, T. 406. — 6) S. arborea *L. fil.* Strauch in Peru. Stamm baumartig, filzig. Blätter rundlich-herzförmig, fast 3lappig, gekerbt, filzig. Blumen gepaart winkelständig, sehr groß, purpurroth. L'Hér., Stirp., T. 63. — 7) S. asiatica *L.* In Ostindien; einjährig. Vertritt die Stelle des Eibisch. Cav., Mon., T. 128, F. 1. — 8) S. atropurpurea *Blum.* In Java. Hat dieselbe Anwendung. — 9) S. canariensis *Willd.* Auf den kanar. Inseln; strauchartig. Blätter lanzettlich, gezähnt. Blüthenstiele achselständig, einblüthig, von der Länge der Blätter; Karpellen 7—10, 2schnabelig. Wird statt des Thees gebraucht. Cav., Mon., 1, T. 3, F. 8. — 10) S. carpinifolia *L.* Strauch auf Madera, den canarischen Inseln, in Ostindien und auch nach Brasilien verpflanzt. Aestchen verflacht, haarig. Blätter eirundlich-länglich, doppelt gesägt. Blüthenstiele sehr kurz, fast 4blüthig; Karpellen 8, 2hörnig. Wird in Brasilien ganz wie der Eibisch angewendet. Jacq.,

Icon., 1, T. 135. — 11) S. cordifolia *L.* In Ostindien, Nordafrika; einjährig. Blätter herz-eiförmig, etwas eckig, gezähnt, stumpflich, filzig. Blüthenstiele einzeln, einblüthig; Karpellen 9—10, 2schnabelig. Wird in der Heimath als schleimiges, einhüllendes und erweichendes Mittel häufig angewendet. Rheede, Hort. mal., 10, T. 54. — 12) S. crispa *L.*, S. amplexicaulis *Lam.* In Südamerika; ausdauernd. Vertritt die Stelle des Eibisch. Dill., Elth., T. 5, F. 5. — 13) S. divica *Cav.*, Napaea divica *L.* In Virginien; ausdauernd. Stengel 6—8 Fuß hoch. Blätter handförmig-7lappig, scharf, groß; Lappen lanzettförmig, eingeschnitten gezähnt. Blumenstiele vielblumig, fast doldentraubig; Blumen weiß, mit getrennten Geschlechtern; 10 unbewehrte Fruchtbehälter. Ist wegen ihres Wuchses eine empfehlenswerthe Zierpflanze für Lustanlagen. Cav., Mon., 5, T. 132, F. 2. — 14) S. glomerata *Cav.* Vaterland unbekannt; in Westindien gleichsam wild. Stengel filzig; Blätter eirund-lanzettlich, gesägt, filzig. Blüthenstiele achselständig, einblüthig, sehr kurz; Karpellen 5, 2hörnig. Die Blätter und Blüthen gebraucht man wie die von Eibisch. Cav., Mon., 1, T. 2, F. 6. — 15) S. graveolens *Roxb.* In Ostindien, einjährig. Riecht stark und unangenehm, ist schleimig und wird nur äußerlich zu erweichenden Bähungen, Salben und Pflastern gebraucht. Rumph, Amb., 4, T. 10. — 16) S. hirta *Lam.* In Ostindien; einjährig. Stengel behaart. Blätter rundlich-herzförmig, langgespitzt, gezähnt, filzig. Blumenstiele einzeln winkelständig, länger als die Blattstiele; Blumen gelb, am Grunde schwarzroth gefleckt. Vertritt in der Heimath die Stelle des Eibisch. Rumph, Amb., 4, T. 10. — 17) S. inaequalis *Lk.* Strauch in Brasilien. Stengel 10 Fuß hoch, wie die ganze Pflanze mit feinem, sternhaarigem Filze bekleidet. Blätter bis 6 Zoll lang, fast herzförmig, lang zugespitzt, ungleich stumpfkerbig, die ältern mehr ganzrandig, 5rippig. Blumenstiele einzeln winkelständig; Blumen mit spitzen, weißen Kronblättern. — 18) S. indica *L.* In Ostindien; einjährig. Vertritt die Stelle des Eibisch. Cav., Mon., T. 4, F. 10. — 19) S. jamaicensis *L.* Halbstrauch auf Jamaika und Hayti, an trocknen, sonnigen Stellen. Blätter eirund, gesägt, filzig; Sägezähne stumpf, fast begrannt. Blüthenstiele achselständig, einblüthig, sehr kurz; Karpellen 5, 2hörnig. Vertritt die Stelle des Eibisch. Die Blätter geben mit Wasser einen Schaum und werden deshalb häufig zum Rasiren gebraucht. Cav., Mon., 1, T. 2, F. 5. — 20) S. mauritiana *Jacq.* Strauch auf der Insel Mauritius und den übrigen Mascarenen. Stengel baumartig. Blätter rundlich-herzförmig, langgespitzt, gezähnt, unten filzig. Blumenstiele länger als die Blattstiele, einzeln; Blumen goldgelb; 30 abgestutzte, geschnäbelte Samenbehälter. Vertritt in der Heimath die Stelle des Eibisch. Jacq., Ic. rar., 1, T. 137. — 21) S. mollis *Ort.* Strauch in Peru. Stengel bis 15 Fuß hoch, dicht mit langen, weichen, abstehenden Haaren bekleidet. Blätter sehr groß, rundlich-herzförmig, langgespitzt, ungleich gezähnt, sehr weich flaumhaarig. Blumenstiele 2—3blumig; Blumen ziemlich groß, dunkelgelb; Kapseln langgespitzt, wenig länger als der Kelch. Bot. Reg., 360. — 22) S. mutica *Delil.* In Oberägypten; einjährig. Die Samen dienen in der Heimath als Surrogat des Kaffees. — 23) S. Napaea *Cav.*, Napaea laevis *L.*, virginische Sammetpappel. In Virginien; ausdauernd. Stengel bis 10 Fuß hoch. Blätter sehr groß, handförmig-5lappig, glatt; Lappen länglich, langgespitzt, gezähnt. Blumenstiele vielblumig; Blumen weiß. Kapseln langgespitzt. Ist eine vortreffliche Zierpflanze in Lustanlagen. Lam., Ill., T. 579, F. 1. — 24) S. populifolia *Lam.* In Ostindien; einjährig. Blätter rundlich-herzförmig, zugespitzt, ungleich ausgeschweift, gezähnt, sammetartig. Blüthenstiele länger als die Blätter, einblüthig. Samenbehälter abgestutzt. Wird häufig wie bei uns der Eibisch angewendet. Rheede, Hort. mal., 6, T. 65. — 25) S. pulchella *Bonpl.* Strauch in Neuholland. Stengel 2—3 Fuß hoch. Blätter herzeirund-lanzettförmig, grob und ungleich gekerbt, unten fein sternhaarig-filzig, oben scharf. Blumen sehr zahlreich, klein, weiß, zierlich, in Trauben. Kapseln 5, 2grannig. Bonpl., Nav., T. 2. — 26) S. pyramidalis *Cav.* Strauch in Westindien, an nassen Stellen. Blätter fast rundlich-herzförmig, zugespitzt, gesägt, kahl. Blüthenstiele vielblüthig; Karpellen 5, sammetartig, mit 2 kurzen, weichen Stacheln. Die Blüthen wendet man wie die Malven und bisweilen auch die Wurzel wie die Eibischwurzel an. Descourt., Fl. méd. d. Ant., 7, T. 525. — 27) S. retusa *L.* Strauch in Ostindien. Blätter verkehrt-eirund-keilförmig, an der Spitze gezähnt und zurückgedrückt, unten graulich. Blüthenstiele einzeln, kürzer als die Blätter, einblüthig; Karpellen 7—9, geschnäbelt. Wird wie die vorige Art angewendet. Rheede, Hort. mal., 10, T. 18. — 28) S. rhombifolia *L.* Strauch in Westindien und Südamerika. Aeste schlank, grün und braunroth. Blätter länglich-lanzettlich, am Grunde keilförmig, unten seegrün und flaumhaarig. Blüthenstiele etwas länger als die Blätter; Karpelle 2hörnig. Blätter und Blüthen werden als schleimige, einhüllende Mittel angewendet. Dill., Elth., T. 172, F. 212. — 29) S. rhomboidea *Roxb.* Strauch auf der ostindischen Halbinsel. Blätter kurzgestielt, rhombisch-lanzettlich, gesägt, unten fast filzig. Blüthenstiele einzeln, kürzer als die Blätter, einblüthig; Karpellen 8—10, kurz, 2spitzig. Dient nach Art der schleimigen Malven als Heilmittel. — 30) S. speciosa *Willd.* Strauch in Brasilien und Cumana. Stengel bis 5 Fuß hoch; Aeste dünnfilzig. Blätter herzförmig, am Grunde wenig ausgeschnitten, spitz und ungleich gekerbt, langgespitzt, dünnfilzig. Blumenstiele oft gepaart, winkelständig; Kronblätter vorn gerundet, rosenroth. Lk. und Otto, Abbild., T. 32. — 31) S. tiliaefolia *Fisch.* In China, Tibet; einjährig. — 32) S. tomentosa *Roxb.* In Ostindien; einjährig. — 33) S. umbellata *L.* In Jamaika; einjährig. Diese 3 Arten wegen ihrer schleimigen Eigenschaft in ihrer Heimath ganz so wie bei uns der Eibisch, Althaea officinalis *L.*, ange-

wendet. — Die Gattung ist der Typus der Sideae und Sidariae *Rchb.*

Sidace (a. Geogr.), Stadt in Lycien.

Sidä (a. Geogr.), Flecken Böotiens in Parasopia, südöstlich von Scolus.

Sidari, italien. Kap, jonische Inseln, an der Nordspitze von Korfu, 39° 47′ 25″ nördl. Br. und 37° 22′ östl. L.

Sidariä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Malvaceae Sideae (s. d.).

Sidarus, s. Siderus.

Sidatular, ostind. Ort, Borneo, auf der Westküste, der Insel Palumbangan gegenüber.

Sidayo, ostind. Stadt, Insel Java, am Nordeingang der Madura-Meerenge, in den holländ. Besitzungen.

Sidbury, brit. Kirchort, England, Grafsch. Devon, östlich von Exeter, am Sid; 1630 Ew.

Siddah, angebliche Gemahlin des Belus, die man auf Astarte gedeutet hat.

Siddau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Friedland; 170 Einw.

Siddeburen, niederländ. Gemeinde, Prov. Gröningen, nordöstl. von Gröningen; 1600 E.

Siddelhorn, Berg, s. v. a. Sidelhorn.

Siddessen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Warburg; 370 Einw.

Siddha (ind. Myth.), eine zahlreiche Klasse von guten, blühend schönen Genien, was der Name ausdrückt.

Siddim (bibl. Geogr.), ehemaliges Thal in Südostpalästina (Fortsetzung der Jordansaue), an dessen Stelle durch eine Naturrevolution das todte Meer trat. Vgl. Sodom.

Siddinghausen (Geogr.), 1) preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hamm; 180 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Büren; kath. Pfarrei; 450 Einw.

Siddingsfjord, Meerbusen, s. v. a. Sidinge-Fjord.

Siddo, ostind. Hafen, an der Westküste von Sumatra, südlich von Atschem, 5° 8′ nördl. Br. und 113° 17′ östl. L.

Siddon-Buttipur (Geogr.), s. v. a. Nepal.

Siddons, Mistreß, eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, war am 1. Juli 1755 (n. And. 1749 oder 1760) zu Brecknock in Wales geboren, die Tochter des Schauspieldirektors und nachmaligen Spielwirths Roger Kemble u. Schwester der beiden berühmten Schauspieler Charles und John Phil. Kemble. Kaum 18 Jahre alt, betrat sie als Sängerin die Bühne, faßte eine heftige Leidenschaft zu dem jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, und verließ, als ihre Aeltern die Verbindung mit ihm nicht zugeben wollten, das Theater. Nachdem sie darauf ein Jahr lang Kammerfrau bei einer adligen Dame gewesen war, heirathete sie den Geliebten und betrat von Neuem die Breter als tragische Künstlerin, zuerst in Cheltenham und Birmingham. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie als Porcia im Kaufmann von Venedig auf dem Drurylanetheater debutirte, jedoch ohne besonderen Beifall. Sie ging deshalb wieder in die Provinz und auf das Theater zu Bath und erst 1780 gelang es ihr beim Coventgardentheater zu London eine Anstellung zu finden. Rasch erreichte sie nun eine bewunderungswürdige Stufe der Vollkommenheit, so daß beide große Theater Londons um ihren Besitz buhlten. Von majestätischem Wuchs, der edelsten Haltung, mit dem vollsten und wohlklingendsten Organ begabt, von unübertrefflicher Grazie, schönem Augenspiel, war sie die vorzüglichste Schauspielerin, die vielleicht England je besaß. Ihr Geist war klassisch gebildet, ihr moralischer Charakter tadellos. Lady Macbeth u. Katharina in Shakespeare's Heinrich VIII. waren ihre Hauptrollen. Zu ihrem Vergnügen trieb sie Bildhauerei und lieferte mehre treffliche Werke, z. B. die Büste des amerikanischen Präsidenten Adams. Trotz all ihrer Verdienste und gerade wegen derselben entging sie dem Spott und der Verleumdung nicht. Dadurch bitter verletzt, zog sie sich 1812 vom Theater zurück und lebte auf einer Meierei in Wales. Doch spielte sie noch einige Male vor dem Hofe zu Carltonhouse und Windsor, trat auch einige Male in London wieder auf. Seitdem beschäftigte sie sich besonders mit der Ausbildung ihrer Nichte Frances Anna Kemble. Sie † den 8. Juni 1831. Vergl. Braden, Memoirs of Mrs. S., London 1827, 2 Bde., und besonders Thomas Campbell, Life of Mrs. S., das. 1834, 2 Bde.

Side (Myth. u. a. Geogr.), s. Sida.

Sideä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Malvaceä (s. d.).

Sidekinder, s. v. a. Uneheliche Kinder.

Sidelhorn (Siddelhorn, Siedelhorn), schweiz. Berg, Kanton Wallis, zu den berner Alpen gehörig, 8725′ (nach Andern 8580′ oder 8634′) hoch. Die beste Uebersicht der die Grimsel umgebenden Berge und von diesen ausgehenden Thäler und Gletscher erhält man vom S., 2½ Stunden im Süden vom Grimsel-Spital. Man steigt erst eine kleine Stunde auf dem gepflasterten Saumwege, der nach der Furka und nach Obergesteln führt, auf, wendet sich dann rechts, wo der fast unkenntliche Weg über Rasen streckenweise ganz eben fortführt, dann über Felsen, doch ungefährlich ansteigend auf ein kleines, meist mit Schnee bedecktes Plateau, worauf endlich der letzte Gipfel in einer kleinen halben Stunde, zwar etwas mühsam, aber gefahrlos erstiegen werden kann. Dieser besteht aus einer Masse chaotisch über einander geworfener Granittrümmer, die auf eine unerklärliche Weise zu einer ziemlich hohen Pyramide angehäuft sind, deren Spitze jedoch einen Raum von etwa 12′ im Durchmesser darbietet. Die einzige Vorsicht, die beim Auf- und Absteigen erforderlich ist, besteht darin, daß man nicht auf solche Blöcke oder Platten tritt, die nicht ganz fest liegen, indem durch das Umschlagen oder Herabstürzen derselben der Nachfolgende leicht Schaden nehmen könnte. Auf dem Gipfel des S.s bietet sich eine, wenngleich nicht malerische, doch erhabene und ausgedehnte Aussicht dar. Gegen

Norden öffnet sich das Thal der Aare, in dessen Thalgrund aber der Blick nicht dringen kann. In weiter Ferne ist noch ein Gipfel der Pilatuskette, das Tomlishorn, sichtbar; dann folgt gegen Osten die Reihe scharfer Felsengräte, welche der Wanderer beim Aufsteigen nach der Grimsel zur Linken hat. Gegen Nordosten liegt zu Füßen auf der Paßhöhe der Grimsel der Todtensee und über demselben der mittlere und untere Theil des Rhonegletschers, und höher der prächtige schneebedeckte Dom des Galenstocks. Deutlich unterscheidet man den Weg nach der Furka u. über die Paßhöhe, die zwar selbst nicht sichtbar ist, die Bündten von Uri scheidenden Hörner des Roßbodenstockes bis zum Guspis. Auch der Pfad, den eine Abtheilung der Franzosen unter der Leitung Nägeli's von Guttannen nahm und so die Oesterreicher, welche die Grimsel besetzt hatten, zum schleunigen Rückzuge zwang, kann genau verfolgt werden. Gegen Osten schweift der Blick über die gewölbten, mit Gras bedeckten Abhänge, welche den Hintergrund des Rhonethals bilden, u. über denselben auf die zackigen Muttbhörner; südöstlich öffnet sich das Gerenthal und Eginnethal; man erblickt den Griesgletscher, über welchen ein Paß aus Wallis nach dem piemontesischen Formazzathal führt, und über demselben einige Bergspitzen, die Tessin von Piemont scheiden, die Blasenhörner zur Linken, das Brodelhorn zur Rechten. Gegen Süden und Südwesten schweift der Blick bis zu der erhabenen Kette der südl. Walliser-Hochalpen, vom Ofenhorn bis zu dem obeliskförmigen Matterhorn und ihren mächtigen Ausläufern, in denen die zackigen Mischabelhörner liegen und der hohe Grat, der das Weißhorn mit der Hauptkette verbindet. Nicht minder großartig ist endlich die Aussicht gegen Westen; zu Füßen liegt der dunkle Trübtensee, geradeaus der Oberaar- und der Unteraargletscher, der mit seinen Verzweigungen bis über den Abschwung hinaus mit dem Blick verfolgt werden kann; zwischen ihm der Kamm, der vom Oberaarhorn ausgeht, und der das Schneehorn, den Thierberg und die Zinkenstöcke enthält, und als Glanzpunkte die herrliche Pyramide des Finsteraarhorns und die scharfkantigen Schreckhörner. Auch an seltenen Alpenpflanzen wird der Botaniker nicht ohne Ausbeute bleiben. Der Wanderer, welcher seinen Weg nach der Furka und Gesteln fortzusetzen gedenkt, muß nicht wieder zum Hospiz herabsteigen; der erstere findet seinen Weg durch die Aussicht auf den Todtensee und den Rhonegletscher vorgezeichnet, der letztere steigt in südwestlicher Richtung abwärts. Immerhin wird man wohl daran thun, den Führer, den man zur Ersteigung des S.s mitgenommen hat, nicht eher zu verabschieden, als bis man den gebahnten Weg, der nach dem einen oder andern Bestimmungsort führt, erreicht hat.

Sidene (a. Geogr.), 1) Ort in Mysien am Granicus; — 2) Stadt in Lycien; — 3) Küstenstrich im nordöstlichen Theile von Pontus, größtentheils aus einer angeschwemmten Ebene bestehend.

Sideni (a. Geogr.), 1) Volk im glücklichen Arabien, wahrscheinlich nur ein Zweig der Nabatäer; — 2) s. Sidini.

Sidensjö, schwed. Kirchspiel, Wester-Norrland, östlich von Langselen.

Sidenus (a. Geogr.), Fluß der Landschaft Sidene in Pontus, der bei der Stadt Side vorbei in den Pontus Euxinus floß; jetzt Poulemän Chai.

Sidera (lat., Mehrzahl von Sidus), 1) Gestirne; — 2) Sternbilder.

Sideralastronomie, Theil der Astronomie, der sich mit den Himmelskörpern außer unserm Sonnensysteme, also mit den Fixsternen, Nebelflecken, Lichtnebeln &c. beschäftigt.

Sideràllicht, Benennung des intensiven Lichtes, welches entsteht, wenn man einen Strom brennenden Knallgases, d. i. eines Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, in dem Verhältniß, wie es sich bei galvanischer Zersezzung des Wassers entwickelt, auf einen Kalkcylinder wirken läßt. Es ist demnach dasselbe Licht, dessen man sich bei Beleuchtung des Hydroxygengas-Mikroskops bedient. Die vor mehren Jahren in England, Frankreich u. Neapel gemachten Versuche der Anwendung des S.s auf Straßenbeleuchtung scheiterten besonders deshalb, weil die Einrichtung der Röhren und Gasometer, um gegen jede, bei der leichten Zersetzbarkeit des Gasgemenges leicht erfolgende Explosion sicher zu stellen, zu kostspielig befunden wurde. In neuester Zeit wurde das S. bei der Herstellung der Sonne in Meyerbeers Oper „Der Prophet" wieder in Anwendung gebracht, und Prof. Harstenstein in Gotha beleuchtete mit einer solchen Sideralsonne den Markt der Stadt auf Minuten bis zur Tageshelle.

Sideralmagnetismus (v. lat. sidera, die Gestirne), der unbekannte Einfluß, den die Gestirne und namentlich der Mond auf den Zustand des thierischen Organismus ausüben sollen und dessen man sich sogar zur Heilung schwerer Krankheiten mit Glück bedient haben will. Ist nun auch der Einfluß des Mondes besonders auf nervenreizbare Personen kaum in Frage zu stellen, so ist derselbe doch bei den übrigen Gestirnen mehr als zweifelhaft.

Siderànthus (Bot.), nach Fraser, Pflanzengattung. Arten unter Chrysopsis *Nutt.* und Aplopappus *Cass.*

Sideras (a. Geogr.), Ort an der Grenze von Bulgarien und Romanien.

Siderat (altdeutsche Lit.), s. v. a. Sidrat.

Sideratio (lat.), Erkranken durch Witterungseinfluß, besonders starke Hitze, wie bei Vegetabilien das Absterben der Bäume, bei Menschen Schlagfluß, Tetanus &c.

Sideration (v. Lat.), 1) der Stand der Gestirne und ihr Einfluß, s. Astrologie; — 2) s. v. a. Sideratio.

Sidérides (franz., Min.), nach Beudant u. Ampère, Familie der Chroicolyte mit den Geschlechtern Eisen, Kobalt, Nickel, Kupfer.

Sideris (a. Geogr.), Fluß Hyrkaniens, ins kaspische Meer mündend; von dessen Mündungen führt dieses Meer den Namen des hyrkanischen (Plin. VI, 16, 18).

Siderisch (v. Lat.), zu den Sternen gehörig, durch Gestirne bestimmt; — 2) (v. Griech.), auf Eisen sich beziehend.

Siderische Körper | **Siderische Kraft** }, s. Siderismus.

Siderische Lamprochalcite (Min.), auch pyritoidische L. nach Glocker, Gruppe der Lamprochalcite, H. = 1—2, milde, G. = 4,0—4,28, braun und dunkelstahlgrau, Verbindungen von Schwefeleisen mit Schwefelsilber oder Schwefelantimon: Berthierit, Sternbergit.

Siderische Oxydolithe (Min.), auch Eisenglanzartige O., nach Glocker, Gruppe der schwereren Oxydolithe, G. = 4,0 — 5,2, schwarz, grau bis roth, metallisch- und halbmetallischglänzend; Eisenoxyde mit Titan-, Chrom- u. Zinkoxyd ohne Wasser: Eisenglanzerz, Crichtonit, Titaneisenerz, Menakanit, Iserin, Magneteisenerz, Chromeisenerz, Franklinit.

Siderischer Botryogen (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Botryogen (s. d.).

Siderischer Chloromelan (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Cronstedtit (s. d.).

Siderischer Diatomphyllit (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Glaukosiderit od. Eisenblau (s. d.).

Siderischer Karbonspath (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Spatheisenstein (s. d.).

Siderischer Monat, s. Monat.

Siderisches Jahr, s. Jahr.

Siderismus (v. griech. Sideros, Eisen), 1) der Einfluß, den Eisen, Metalle u. überhaupt unorganische Körper (daher siderische Körper) auf den Menschen durch eine gewisse angenommene siderische Kraft haben, mittelst deren man fähig werden soll, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken; — 2) die von Mesmer (s. d.) angewendete Methode magnetischer Behandlung der Kranken, wobei dieselben mit Eisenstäben in Verbindung gesetzt wurden, die in einer mit magnetisirtem Glas und Eisen angefüllten Wanne (dem siderischen Baquit) befestigt waren; — 3) s. v. a. Galvanismus; — 4) nach Kästner ein besonderer Theil der Elektricitätslehre, der die durch Bindung der galvanisch den Leitern erster Klasse zugeführten oder durch Berührung erregten Elektricität erzeugten phys. und elektrochemischen Veränderungen behandelt; zerfällt diesen beiden Hauptbedingungen seiner Entstehung nach in Leitungs- und Erregungs-S.

Siderit (Min.), 1) s. v. a. Sapphirquarz, s. Quarz; — 2) s. v. a. Pharmakosiderit (s. d.); — 3) nach Haidinger, s. v. a. Spatheisenstein (s. d.); — 4) faseriger S., von Golling bei Salzburg, eine Varietät des Krokydoliths (s. d.).

Siderites (lat., Min.), nach Breithaupt, Spathgattung mit einer Species: S. arsenicus, Pharmakosiderit.

Sideritidis hirsutae Herba (pharm. Bot.), s. Stachys recta *L.* und Sideritis hirsuta und scordioides *L.*

Sideritis (Bot.), nach Linné, Gliedkraut, Gattung der Labiatae Nepeteae *Spr.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelch 5zähnig, gleich. Korolle mit fast gleichem Rande, die Oberlippe 2-, die Unterlippe 3lappig, der mittlere Lappen größer. Von 50 Arten, meistens in wärmeren Ländern einheimisch, führen wir diejenigen an, die als Arznei- und Zierpflanzen u. s. w. bekannt sind: 1) S. canariensis *L.*, kanarisches Gl. Strauch auf den kanarischen Inseln, Zottig. Blätter herzförmig, langgespitzt, gekerbt, gestielt. Blumen klein, weiß, zahlreich, in dicken, entfernten Quirlen stehend; Kelche behaart, stechend. Jacq., H. Vind., 3, T. 30. — 2) S. cretica *L.*, kandisches Gl. Strauch auf Kandia. Ganz mit schneeweißem Filze bekleidet; Zweige ausgebreitet. Blätter herzförmig, gekerbt, oben grünlich-, unten schneeweiß-filzig. Blumen röthlich, in gestielten, herabhängenden, weißfilzigen Aehren. — 3) S. hirsuta *L.*, rauhes Gl. In Südeuropa; ausdauernd. Stengel rauh. Blätter spatelförmig, gezähnt. Blumen blaßgelb, mit herzförmigen Deckblättern. Die Pflanze riecht angenehm balsamisch, schmeckt bitterlich und war als Herba Sideritidis officinell. Hayne, Arzneig., 4, Taf. 9. — 4) S. lanata *L.*, wolliges Gl. Im Orient, Aegypten; einjährig. Zottig. Stengel bis 2 Fuß lang, weitschweifig. Blätter eirund, gekerbt, etwas runzelig. Blumen klein, weiß, mit schwarzer Lippe, in 4blumigen Quirlen. — 5) S. montana *L.*, Berg-Gl. In Europa, auf Bergen; ausdauernd. Stengel liegend. Blätter lanzettförmig, gezähnt. Blumen mit braunem Rand, kürzer als der Kelch, dessen oberer Lappen 3spaltig. Schkuhr, Taf. 158. — 6) S. scordioides *L.*, gezähntes Gl., Berufkraut, Feldandorn, Beschreikraut, Zeischenkraut. In Südeuropa; ausdauernd. Halbstrauchartig, rauhhaarig oder ziemlich kahl. Blätter eiförmig-länglich oder länglich-linealisch, am Grunde verschmälert, eingeschnitten-gekerbt oder fast ganzrandig, die untern unbespitzt, die obern stachelspitzig, die blüthenständigen breit-eiförmig, dornig gezähnt. Früher war das Kraut, Herba Sideritidis s. Sideritidis procumbentis, Herba Judaivae s. Marrubii agrestis, Herba ferruminatrix, officinell; allein weit häufiger nahm man dafür das Kraut von dem geraden Ziest, Stachys recta *L.*

Siderno, italienischer Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. I., nordöstlich von Gerace, unweit der Küste; Wein- u. Seidenbau; 2800 E.

Sidero (griech. Myth.), Gattin des Salmoneus, Stiefmutter des Tyro, wurde von Pelias im Haine und am Altare der Here getödtet.

Sidero (Geogr.), 1) europ.-türk. Vorgebirg, Insel Kandia, an der nordöstlichen Küste; 35° 17′ 40″ n. Breite und 43° 58′ 25″ östl. L.; — 2) S.-Kapsa, Stadt daselbst, Rumelien, Sandsch. Salonichi, südöstlich von Salonichi, mit schöner Aussicht auf den Busen von Contessa; Silber- und Bleihütte, Prägeort der Silbermünze gl. Namens; — 3) S.-Kastron, griechisches Schloß (sonst Isidre) nebst Höhle, Morea, über dem Golf von Arkadien, mit reizender Aussicht; in der Nähe das Dorf Ripezi, mit herrlichen Pistacienbäumen.

Siderobol (Min.), nach **Breithaupt**, ein mit Bolus bis auf das höhere spec. Gewicht (= 3,24) völlig übereinstimmendes Mineral.

Siderochalcit (Min.), auch **Strahlerz**, **Strahlkupfer**, **diatomer Habronemmalachit**, **Klinoklas**, **Abichit**, Cuivre arseniaté ferrifère, ein melachoidischer Halochalcit, besteht nach Chevenit aus 27,50 Eisenoxyd, 22,50 Kupfer, 33,50 Arsenikfäure, 12,0 Wasser, 3,00 Kieselsäure, klinorhombisch, Grundform eine klinorhombische Säule von 124° und 56°, die verschiedentlich modificirt ist. Krystalle sehr klein, nadelförmig, kugelig gruppirt, vollkommen der primitiven schiefen Endfläche parallel spaltbar, büschelförmig schmalstrahlig, H. = 2,5, G. = 4,1 bis 4,3, dunkel spangrün ins Himmelblaue, perlmutterglänzend, kantendurchscheinend. Vor dem Löthrohr unter Arsenikgeruch schmelzbar. Mit Rothkupfererz in Cornwall. Selten.

Siderochalcite (Min.), Spathfamilie aus der Ordnung der Erzspathe. Verbindungen von Eisen- und Manganoxyden mit Phosphor- od. Arsenikfäure und Wasser, welche theils deutlich in kleinen Krystallen vorkommen, theils unvollkommen oder gar nicht krystallisiren, H. = 3—5, G. = 2,03—3,9, von grünlicher, ins Gelbe und Braune übergehender Farbe, durchscheinend bis undurchsichtig, glas- und fettglänzend sind, vor dem Löthrohre auf Kohle zu einem dem Magnete folgsamen Korn schmelzen und sich in Chlorwasserstoffsäure leicht auflösen. **Gattungen**: Siderit (Pharmakosiderit), Skorodit, Triplit, Hetepozit, Huraulit, Triphyllin, Phyletit, Pittigit, Diadochit, Dufrenit, Ficinit, Delvauxit.

Siderodendron (Bot.), nach **Linné**, **Eisenbaum**, **Eisenzette** nach **Oken**, Gattung der Rubiaceae Coffeaceae *Dec.*, Tetrandria Monogynia *L.* **Charakter**: Kelchrand sehr klein, 4zähnig. Blume langröhrig, 4lappig, ohne Zotten. Staubfäden kurz; Griffel 2spaltig. Beere trocken, rundlich, 2fächerig, mit 2 halbwalzigen Samen. Von 3 **Arten**, Bäumen in Amerika, ist am bekanntesten: S. triflorum *Vahl*, **gemeiner Eisenbaum**. Auf den Inseln Montferrat und Martinique, in Bergwäldern. Ein großer Baum. Blätter oval-lanzettförmig, gestielt, entgegenstehend. Blumenstiele kurz, zu 2 in Achseln stehend, mit 3 kleinen, rosenrothen, innen weißen Blumen. Das Holz führt seiner ungemeinen Härte wegen im Vaterlande den Namen Eisenholz, Bois de fer. Jacq., Amer., Taf. 175, Fig. 9.

Siderographie (v. Griech.), 1) Zertheilung des Eisens; — 2) Stahlstechkunst; — 3) Kunst, mittelst geätzter Steinplatten zu drucken.

Siderographit (Min.), nach **Torrey**, ein mit viel Kohlenstoff verbundenes Eisen aus Nordamerika.

Sidero-Kapsa, Stadt, f. Sidero 2).

Sidero-Kastron, Schloß und Höhle, f. Sidero 3).

Siderоklept (Min.), ein grünerdenartiges Mineral aus dem Breisgau, f. **Chlorophait** und **Grünerde**.

Siderolina (Mollusk.), nach **Lamarck**, ...t. der Cephalopoda *Cuv.*, der Ordnung der schneckenartigen Kracken und der Zunft der Armkracken nach **Oken**. **Charakter**: Gestalt linsenförmig; Rand mit Dornen bewaffnet, wodurch sie ein sternförmiges Ansehen erhalten. Mehre fossile und einige lebende **Arten**; bekannteste: S. calcitrapoides *Lam.*, Faujas, Mont St. Pierre, Taf. XXXIV. Im Meersande an den Küsten von Frankreich und Italien.

Siderolina (foss. Polythal.), f. v. a. Siderolithus (f. d.).

Siderolites (foss. Polythal.), nach **Blainville**, f. v. a. Siderolithus (f. d.).

Siderolithe (Min.), Stein- oder Spathfamilie aus der Ordnung der Kieselspathe. Metallsilicate, deren vorherrschende Basis Eisen- und zum Theil auch Ceriumoxyd ist und welche eine H. = 5,5—7,0, G. = 2,9—4,2 haben, höchstens durchscheinend, meist ganz undurchsichtig, fett-, glas- oder halbmetallisch glänzend und von schwärzlicher, selten bunter Farbe sind, vor dem Löthrohre für sich leicht zu einer schwarzen, meist magnetischen Kugel schmelzen und sich in Salzsäure vollkommen auflösen. **Gattungen**: Lievrit (nebst Wehrlit und Polylith), Cerinstein (Allanit, Cerin, Orthit), Polyadelphit, Gadolinit, Isopyr, Thulit, Torrelit.

Siderolithus (foss. Polythal.), nach **Montfort**, helicostegisches Polythalamiengeschlecht aus der Abtheilung der Nautiloidea. Aehnlich der Gattung Nummulites (f. d.), nur der Rand mehr oder weniger zahlreich mit ungleichen strahligen Fortsätzen versehen. Keine Mündung. Wird von Vielen für den innern Knochen eines porpitaartigen Thieres gehalten. Zwei **Arten** aus dem Kreidetuff von Mastricht: S. calcitrapoides *Lam.* (**Bronn**, Lith., Taf. 33, Fig. 17), 7—12strahlig, Oberfläche warzig und rauh. — S. laevigatus *d'Orb.* ist glatt und vielleicht nur die vorige Art im abgeschliffenen Zustande. — S. Spengleri *Gmel.* ist Calcarina (Nautilus, Tinoporus) Spengleri.

Sideromantie (v. Griech.), Art Wahrsagerei bei den Griechen. Man nahm ein glühendes Eisen, legte darauf eine ungerade Zahl Strohhalme und beobachtete nun sowohl die Gestalten und Biegungen der verbrennenden Halme, als auch die Richtung und Weise, wie die Funken umherflogen.

Siderophyllite (Min.), oder **Glimmerartige Oxydolithe**, nach **v. Glocker**, Familie der Steine, Eisensilicate mit etwas Thonerde, Manganoxyden und Wasser, selten deutlich krystallisirt, aber mit deutlicher, den Endflächen paralleler Spaltbarkeit, H. = 2—4, G. = 2,95—3,30, wenig spröde, dunkel, meist schwarz gefärbt mit grauem oder grünem Strich, lebhaftem Glanz, durchscheinend bis undurchsichtig. Vor dem Löthrohre zu einer dem Magnete folgsamen Perle schmelzend und in Säuren unter Ausscheidung von Kieselerde löslich. **Gattungen**: Pyrosmalith, Cronstedtit, Stilpnomelan, Sideroschisolith, Hisingerit, Thraulit (und Beudantit).

Sideroxychia (a. Geogr.), Ort in Germanien, südlich von den Quaden, unfern dem Lunawald.

Sideros (griech.), 1) Eisen, Stahl; — 2)

alles aus Eisen Gefertigte; — 3) Ort, wo Eisen und Eisenwaaren verkauft werden.

Siderofchifolith (Min.), nach Wernekinck, Siderophyllitgatt. mit einer Species: Siderofchifolith, nach Wernekinck 75,5 Eisenoxydul, 16,3 Kieselerde, 4,1 Thonerde, 7,3 Wasser, hexagonal, in sehr kleinen Dihexaëdern und sechsseitigen Tafeln, vollkommen basisch spaltbar, H. = 2,5, G. = 3,30, sammtschwarz, Strich dunkellauchgrün, halbmetallisch glänzend, undurchsichtig, vor dem Löthrohre leicht zu eisenschwarzen magnetischen Perle schmelzbar. Mit Eisenspath zu Conghonas do Campo in Brasilien.

Sidéroschiste (franz., Geognos.), nach Brongniart, s. v. a. Eisenglimmerschiefer (s. d.).

Sidérose (franz., Min.), nach Brongniart, s. v. a. Eisenspath (s. d.).

Sideroskop (v. Griech.), nach Lebaillif, eine sehr empfindliche, freischwebende Magnetnadel, weil sie in ihr nahe gebrachten Körpern die kleinsten Spuren von Eisen nachweist. Becquerel verband zu diesem Zweck zwei gleich kräftige Magnetnadeln mit einander entgegengesetzten Polen.

Siderotechnik, s. v. a. Eisenhüttenkunde.

Sideroxyloides (Bot.), nach Jacquin, Pflanzengattung. Art: S. ferreum *Jacq.*, s. v. a. Siderodendron triflorum *Vahl.*

Sideroxylon (griech.), ein Eisenholz, d. i. ein Unding (contradictio in adjecto).

Sideroxylon (Bot.), nach Linné, Eisenholz, Gattung der Sapoteae *Juss.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5zähnig; Blume radförmig, 5spaltig, daran 5 Staubfäden und 5 beutellose daneben; Narbe einfach; Beere 1—5samig. Von 18 Arten, Sträuchern und Bäumen in Asien, Afrika und Amerika, mit sehr hartem Holz, sind am bekanntesten: 1) S. inerme *L.* Am Kap. Dornenlos, mit grauer Rinde; Blätter birnförmig, ausdauernd, 3 Zoll lang, Blüthenstiele sehr kurz, zerstreut; Blüthen weißlich, geruchlos. Lam., Ill., Taf. 120, Fig. 1. — 2) S. spinosum *L.* In Nordafrika, besonders im Süden von Marokko. Stamm 6 Fuß hoch; Zweige abwechselnd, in einen großen Dorn endigend. Blätter lanzettförmig, immergrün, in Büscheln, zolllange Achselblüthen stiellos, gedrängt, grünlich-gelb; Früchte so groß wie eine Pflaume, grünlich, weiß gefleckt, voll weißen Milchsaftes, schmecken angenehm, säuerlich; Kerne weiß; aus ihnen wird ein Oel gepreßt, welches dem Olivenöle ganz gleich kommen soll und ganz dieselbe Anwendung hat. Commel., Hort., 1, Taf. 83.

Siders (Geogr.), 1) schweiz. Zehent, Kant. Wallis; der Theil des Rhonethals, der von Siders nach Sion oder Sitten sich erstreckt, ist mit Hügeln bedeckt, zwischen denen sich die Rhone in mehren Armen durchschlängelt; Steintrümmer sind hier regelmäßig auf einander gehäuft und bilden kegelförmige Erhöhungen. — 2) (Sierres), Marktflecken daselbst, einer der freundlichsten Orte in Wallis, am Sidersbach, der vom Steinbockhorn herabeilt und hier die Rhone erreicht, in großartigen u. wildromantischen, aber auch fruchtbaren Umgebungen, in denen ein vorzüglicher, dem Malvasier ähnlicher Wein erzeugt wird; 850 Einw. Man findet hier viele Kröpfe und Cretins. S. gilt als Grenzscheide zwischen der französischen und deutschen Mundart, obgleich in S. noch die erstere fast von Allen verstanden und zum Theil auch gesprochen wird. Schöne Standpunkte sind bei den Ruinen der alten Karthause La Géronde, auf einem Felsenkegel über 2 dunkelgrünen Seen dicht über der Rhone, wo man aufwärts bis gegen Raron, abwärts bis Sitten das Rhonethal überblickt; eben so bei der Kirche von Venthon u. höher bei St. Maurice du Lac, wo man bis tief in den Hintergrund des gegenüber liegenden Einfischthales sieht; auch gewähren die Ruinen des alten bischöflichen Schlosses Alt-S., der Thurm Gubing etc. malerische Ansichten. Von S. führt ein interessanter Reitweg nach dem Leukerbad, und gegenüber öffnet sich das Einfischthal. Die große Straße setzt nun ans linke Ufer der Rhone über, an bemerkenswerthen kegelförmigen Schutthügeln vorbei, deren Entstehungsart noch immer ziemlich schwer zu erklären ist, durch den Wald von Finges (Pfyn), in welchem die Oberwalliser in ihren Kämpfen gegen die Franzosen im Jahre 1798 sich tapfer vertheidigten, zuletzt aber der List und Uebermacht der Gegner weichen mußten. Man überschreitet den gewöhnlich trockenen Illgraben, durch den nach heftigen Regengüssen ein Schlammstrom, der oft große Felsblöcke mit sich führt, sich langsam herabwälzt; der Aberglaube schreibt diese Schlammergüsse des Illgrabens einer Legion Dämonen zu. Gegenüber erblickt man den finstern Schlund, aus welchem die Dala hervorströmt, und in einiger Höhe über demselben den Flecken Leuk. Der von S. herabkommende Reisende, welcher die Gemmi nicht übersteigen und doch die noch 3 Stunden höher gelegenen Bäder von Leuk besuchen will, kann von S. aus über Varen dahin gelangen und von den Bädern über Inden u. Leuk auf die große Straße zurückkehren.

Siderus (a. Geogr.), Vorgebirg und an demselben liegende Hafenstadt in Lycien; sonst unbekannt.

Sidetani, s. v. a. Edetani.

Sidetes, s. Marcellus.

Sidgrani (d. i. mit herabhängendem Barte, nord. Myth.), Beiname des Odin.

Sidhöte (d. i. mit tiefem Hut, nord. Myth.), Beiname des Odin, von einem tiefgehenden Hut, mit dem er sein Gesicht zu verdecken pflegt, wenn er unter Menschen geht.

Sidhout, vorderind. Stadt, Madras, am Pennair, westl. von Nellore.

Sidhpur, ostind. Stadt, Guzerate, nordöstlich von Pottun.

Sidia (angew. Bot.), Granatäpfelschalen.

Sidi-Abdallah (Geogr.), 1) afrik. Hafenstadt, Marokko, nordöstlich von Mogador; — 2) Stadt das., Algerien, Prov. Oran, nordöstl. von Tlemsen, rechts unweit des Issar, im Gebirge.

Sidi-Abdelli, afrik. Stadt, Algerien, Prov. Oran, nordöstlich von Tlemsen, links am Issar.

Sidi-Bosoroeh, afrik. Hafenstadt, Marokko, nordöstl. von Mogador.

Sidices (a. Geogr.), Völkerschaft im westl. Theile Mediens (Ptol. VI, 2, 6).

Sidicini (a. Geogr.), ausonische Völkerschaft im nordwestl. Theile Kampaniens, mit der Hauptstadt Teanum.

Si diis placet (lat.), wenn es den Göttern gefällt, das wolle Gott; ironisch: wenn das je einmal geschieht.

Sidili, s. Delos.

Sidinge-Fjord (Siddingsfjord), dän. Meerbusen, Seeland, nordwestlicher Arm des Lamme-Fjord, westlich im Isef-Fjord.

Sidini (a. Geogr.), germanische Völkerschaft an der Küste der Ostsee zwischen den Mündungen des Suebus (j. Warne) und Viadus (j. Oder), die aber noch ziemlich tief ins innere Land hinein reichte.

Sidischeer (Sidischehr, Geogr.), 1) asiat.-türk. See, Natolien, Sandschak Begscheer; hängt mit dem See Begscheer zusammen; — 2) Stadt daran.

Sidita (n. Geogr.), s. Sida.

Sidjan (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Siganus *Forsk.*

Sidlaw (Sudlaw-Hills), brit. Bergkette, Schottland, Grafsch. Perth und Forfar, von Nordwesten gegen Südosten. Die höchste Kuppe darin ist gegen 1400 Fuß hoch.

Sidlesham, brit. Kirchspiel, England, Grafsch. Sussex, südlich von Chichester, auf der Küste, mit gutem Quai am Hafen Pagham; 1050 Einw.

Sidling, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Cham; 130 Einw.

Sidmouth (Geogr.), 1) brit. Flecken, England, Grafsch. Devon, südöstlich von Exeter, zwischen zwei hohen Bergen, in einem Thal, an der Mündung des Sid in den Kanal; Seebad, Fischerei; 2800 Einw.; — 2) austral. Vorgebirg, Neu-Süd-Wales, an der Nordost-Küste von Neu-Holland; 13° 24′ 20″ s. Br. u. 161° 9′ 45″ östl. L.

Sidmouth (Biogr.), Henry Addington, Viscount, britischer Minister, wurde 1755 einem londoner Arzt geb. Mit dem Sohn des Grafen Chatam, dem berühmten Pitt, erhielt er eine gemeinschaftliche Erziehung, wurde, wie dieser, Sachwalter und gelangte durch seinen Jugendfreund bald zur Verwaltung öffentlicher Aemter. Nachdem Addington 1782 ins Unterhaus gelangt war, leistete er dem Minister Pitt seine Unterstützung und ließ, als er 1789 Sprecher des Unterhauses wurde, das Geschäft eines Sachwaltens bei Seite. Durch seine Mäßigung und durch die Schonung Anderer erwarb er sich viele Freunde. Auf die Empfehlung Pitts kam er, als dieser am 16. März 1801 die Ministerstelle aufgab, an die Spitze des Ministeriums. Hierdurch gerieth er in eine schwierige Stellung, die noch dazu durch die damaligen Zeitumstände erschwert wurde. Schon kurz nach dem Abschlusse des Friedens von Amiens wurde er wegen der Friedensbedingungen von der durch Fox und Sheridan geleiteten Opposition sowohl, als auch von einer neuen unter Windham und Grenville stark angefeindet. Zwar suchte er die letztere nach dem Wiederbeginn des Krieges mit Frankreich durch Anordnung einer Küstenvertheidigung und einer allgemeinen Landesbewaffnung zum Schweigen zu bringen, allein ihm fehlte die für diese Zeit nöthige Energie und Kühnheit. Ganz unklug von ihm war es, daß er aus tadelnswerther Nachgiebigkeit gegen Georg III. den Prinzen von Wales, spätern Georg IV., eine große Rücksichtslosigkeit empfinden ließ, da dieser Prinz nicht verfehlte, durch sein Gewicht der Opposition neuen Zuwachs zu verschaffen. Da trat, als England die augenscheinliche Gefahr einer französischen Landung drohte, endlich Pitt selbst gegen die Regierungspolitik auf, indem er 1804 im Unterhause den Antrag stellte, es möchten die Seevertheidigungsanstalten des britischen Reichs untersucht werden. Dieser Schlag wirkte entscheidend für das bisherige Ministerium. S. legte das Ministerportefeuille nieder, und Pitt trat am 15. Mai 1804 wieder an seine Stelle. In der Gunst des Königs stand S. sehr hoch. Georg III. erwies ihm so viele Freundschaftsbezeugungen, daß sich sogar die Minister dadurch verletzt fühlten, ernannte den seitherigen Minister Addington zum Viscount S. und zog ihn in den geheimen Rath. Indeß wurde er aus dem letztern durch Pitts Bemühungen wieder entlassen, als er für die Fortsetzung des Unterschleifsprozesses gegen den Lord Melville (Dundes) eifrig wirkte. Auf einige Monate setzte S. nach Pitts Ableben mit Fox und Grenville ein neues Ministerium zusammen, wurde auf Lord Liverpools Zureden 1812 Staatssekretär im Ministerium des Innern, und blieb in diesem Posten, ohne entscheidenden Einfluß auf die britische Politik auszuüben, bis zum Jahre 1822, wo er nach dem Hintritte Castlereaghs, des Lenkers des Ministeriums, für alle Zeiten ausschied. Zurückgezogen von den Staatsgeschäften, lebte er von nun an in der Abgeschiedenheit und beschloß sein Leben am 15. Febr. 1844.

Sidney (Sydney, Geogr.), 1) austral. Distrikt, Neuholland, Neusüdwales, Grafschaft Cumberland, nicht besonders fruchtbar, reich an Waldung; mit Port Jackson und Botanybai. — 2) Hauptstadt von Neusüdwales und allen britischen Niederlassungen in Neuholland oder Australien, an einem Einschnitte der Bucht von Port Jackson, welche einen vortrefflichen und mit einem Leuchtthurm versehenen Hafen bildet, ist in jeder Beziehung in rascher Entwickelung begriffen unb hat ganz das Ansehen einer betriebsamen europäischen Stadt. S., gegründet im J. 1788, liegt 33° 51′ 50″ s. Br. u. 151° 14′ 17″ östl. L., zwischen den Baien Sidney-Cove und Darlingharbour, auf 2 steilen, dürren Sandsteinbergen, die ein tiefes Thal mit einem Bache trennt, der aber, wie einige Cisternen, für den Wasserbedarf nicht ausreicht, weswegen in der neuesten Zeit eine 3 engl. Meilen lange Wasserleitung gebaut wurde. Die Stadt hat keine Mauern, sondern wird nur durch einige Batterien vertheidigt; die Häuser sind meist ein- oder zweistöckig von Stein, mehre auch von Fachwerk und Holz. Die über eine Stunde

lange Georgsstraße mündet auf die Rhede; sie wird rechtwinkelig durch Gassen, welche sich an den Hügeln hinziehen, durchschnitten, während andere Straßen ihr parallel laufen. Die östlichen Quartiere sind die heitersten und am meisten bewohnt; in den westlichen finden sich viele alte Häuser und Schenken. Die nächtliche Beleuchtung ist gut. Bemerkenswerth sind der Gouverneurspalast, die Hauptkirche, die Magazine, die Kasernen, das Gefängniß und das im J. 1822 erbaute Theater; 2 Kirchen, eine methodistische, 26 kathol. Kapellen. Die Einwohnerzahl betrug im J. 1800: 2600, im J. 1820: 9450, im J. 1833: 16,230, im J. 1837: 19,730 und im J. 1846: 35,000 und ist noch immer im Steigen. Man findet hier ein großes Hospital, ein Waisenhaus, 2 Waisenschulen, eine Handelsschule, eine philosophische Gesellschaft, eine für die Landwirthschaft, eine für die Botanik, mit einem botanischen Garten, der hauptsächlich zu Versuchen über Akklimatisirung fremder Gewächse benutzt wird, eine Sternwarte, 2 Kollegien, eine Bibelhülfsgesellschaft, eine Sonntagsschulengesellschaft und mehre Volksschulen, auch 8 Zeitschriften. Man fertigt Leinwand, Tuch, Leder, Hüte, Seilerwaaren, Zucker, Tabak, Cigarren, Seife, Lichter, Kutschen, auch Eisenguß, unterhält Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Wind- u. Dampfmühlen u. Salzwerke u. baut viele Schiffe. Dabei ist die Stadt der Mittelpunkt des Handels von Neusüdwales, mit welchem Namen man bekanntlich die älteste Ansiedelung an der Port-Jacksons- oder Botanybai oder überhaupt den ganzen von englischen Niederlassungen besetzten südöstlichen Küstenstrich Neuhollands bezeichnet, der anfangs, seit 1788, als Verbannungsort für Verbrecher diente, seit dem Jahre 1840 aber aufgehört hat, Strafkolonie zu seyn, indem die Verbrecher jetzt nur noch nach Vandiemensland und der Insel Norfolk gebracht werden. Dagegen verstärkte sich in den letzten Jahren die Bevölkerung von Neusüdwales durch freie Einwanderer aus England u. auch aus Deutschland. Sie betrug im Anfange des Jahres 1846 181,560 Seelen. Die Handelsprodukte der Kolonie sind meist landwirthschaftliche und Fischerei-Artikel. Im J. 1845 waren 167,335 Acres Land urbar, auf welchen 1,211,099 Bushel Weizen, 499,122 B. Mais, 175,407 B. Gerste, 88,193 B. Hafer, 4100 B. Roggen, 7756 B. Hirse, 19,906 Tonnen Kartoffeln, 3985 Centner Tabak und 28,164 Tonnen Heu gewonnen wurden. Der Viehstand der Kolonie zählte am Schlusse des J. 1845 82,303 Pferde, 1,348,022 Stück Hornvieh, 60,098 St. Borstenvieh und 6,202,031 Schafe. Die Veredlung der Schafe durch sächs. Merinos-Böcke hat viel zum Gedeihen der Kolonie beigetragen, und so ist auch die Stapelwaare und Hauptausfuhrartikel S.'s Wolle, durch welche Australien bereits mit den wollerzeugenden Ländern Europa's in Konkurrenz getreten ist. Sie ist meist für den englischen Markt bestimmt. Die Ausfuhr von Wolle betrug im J. 1845 17,364,734 Pfund. Die Fischerei, besonders der Wallfisch- und Seehundsfang, bringt viel Thran, Wallrath, Fischbein, Fischleim und Seehundsfelle, auch Perlenmuscheln, Korallen, Tripang und Holothurien in den Handel. Von Mineralien werden nur erst Steinkohlen benutzt, die sich hier in Ueberfluß finden. Der Handel wird nicht bloß mit dem Mutterlande und den übrigen brit. Kolonien in Australien, sondern auch mit China, Indien, Mauritius und Bourbon, dem Kapland und Amerika getrieben. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr waren bisher, außer Wolle, Häute, Talg (72,000 Centner), Pökelfleisch, Butter, Käse, Pferde, Wallfischthran, Wallrath, Seehundsfelle, Fischbein. Die Gesammtausfuhr von Neusüdwales betrug im J. 1845 1,555,986 Pfund Sterling. Die Einfuhr, zum größten Theil in englischen Fabrikaten, so wie in Zucker, Kaffee, Tabak, Reis, Rum und Waaren aus China und Indien bestehend, hatte im J. 1845 einen Werth von 1,233,854 Pfd. Sterl. Zur Erleichterung der Geschäfte hat die Kolonie auch schon mehre Banken, und die Herstellung einer Dampfschifffahrtsverbindung zwischen S. und Kalkutta ist im Werke. Stets kommen fremde Schiffe an, während andere abfahren, und daher findet man immer ein buntes Gemisch der verschiedensten Volksstämme neben den australischen und neuseeländischen Wilden, den Otaheitier, Malayen, Ostindier und Chinesen, Europäer jeden Stammes, Afrikaner und Amerikaner. Daher herrscht auch viel Geselligkeit; Bälle, Pferderennen, Koncerte, Abendgesellschaften und Jagdpartien wechseln mit einander. Die Umgegend wird durch die schönen Landhäuser der wohlhabenden Einwohner geziert. Am Eingang von Port Jackson steht auf dem Südkap ein Leuchtthurm und ein Telegraph. Bei S. die Forts Macquarie u. Dawes Point am Hafen u. Philipp auf einem Hügel über der Stadt.

Rechnungsverhältnisse in Australien überhaupt (Neuholland mit Neuseeland und den Sandwichsinseln). Rechnungsart, Münzen, Papiergeld, nebst Silber- und Zahlwerth der hiesigen Währung.

I. In S. und ganz Neusüdwales (New South Wales). Wie in dem Mutterlande Großbritannien, wird auch in dieser britischen Kolonie im Allgemeinen und von Regierungs wegen gerechnet: nach Pfund oder Livres zu 20 Schillingen à 12 Pfennige (Pence) Sterling; nur daß bis etwa 1825 oder 1826 die hiesige Währung keine eigentliche Sterlingswährung, sondern vielmehr eine Valuta war, die sich hauptsächlich auf die Annahme und den hier allgemein verbreiteten Umlauf der spanischen Silberpiaster oder Dollars gründete, welche in Neusüdwales den hohen Zahlwerth von 5 Schillingen hatten und bei der großen Beliebtheit dieser Münzsorte noch immer mit Vortheil anzubringen sind. Denn auch jetzt noch sind diese Dollars hier ein Hauptzahlungsmittel, in sofern von klingender Münze die Rede ist, und im gewöhnlichen Verkehr mag wohl noch oft ein Preis von 5 Schillingen Sterling (in dieser Höhe sonst mit der Benennung „australisch Kurant" bezeichnet) Statt finden, während der Dollar seit 1826, und besonders seit 1827, und zwar in Folge des bereits unter dem 23. März 1825 erlassenen Regierungsbefehls für die britischen Kolonien im

Allgemeinen, auch in dieser Kolonie den gesetzmäßigen Preis von 4 Schillingen 4 Pfennigen = $4^1/_3$ Schilling Sterling erhalten hat. Ueberhaupt aber sollen, den gesetzlichen Verordnungen zufolge, seit 1827 alle hierländischen Werthbestimmungen und alle hiesigen Geldgeschäfte lediglich in britischem Sterlingsgelde (wenigstens der Bezeichnung nach) verhandelt, abgeschlossen und vollzogen werden. Neben den erwähnten spanischen Piastern, Thalern oder Dollars, wozu jetzt auch in gleicher Weise die neuern südamerikanischen Piaster, so wie die nordamerikanischen Dollars gerechnet werden, waren hier sonst und auch neuerlich noch die bekannten ostindischen Sicca-Rupien stark im Gebrauch, und zwar seit 1836 in dem Werthe von 2 Schillingen Sterling. Dieselben werden nun größtentheils durch die seit Juli 1835 ausgemünzten britisch-ostindischen Kompagnie-Rupien (zu etwa $22^1/_2$ bis 23 Pence = 1 Schilling $10^1/_2$ Pence bis 1 Schilling 11 Pence Sterling) ersetzt seyn. Aber auch britische Kupfermünze ist für die australischen Kolonien geschlagen und hierher gesandt worden, wo es übrigens auch nicht ganz an britischer Gold- und Silbermünze fehlt, obschon deren Betrag nicht eben sehr bedeutend seyn soll. — Papiergeld. Außer den so sehr verbreiteten spanischen, südamerikanischen und nordamerikanischen Thalern oder Dollars, den oben bemerkten ostind. Rupien und brit. Gold-, Silber- und Kupfermünzen beleben die Noten der verschiedenen Banken von Neusüdwales den hiesigen Geldumlauf außerordentlich und bilden jetzt wohl den größten Theil der hierländischen Zahlungsmittel; obgleich dabei nicht die große Schattenseite zu übersehen ist, daß im Jahre 1844 durch die unüberlegte Kreditausdehnung der Banken von Neusüdwales für diese Kolonie große Verlegenheiten erzeugt und eine arge Geldklemme herbeigeführt ward, die auch selbst nachtheilig auf die übrigen britisch-australischen Kolonien und deren Geldverhältnisse einwirkte und von welcher sich die Kolonie Neusüdwales bis Anfangs 1845 nur allmählig erholt hatte. Ende März 1842 waren, nach amtlichen Berichten, in der Kolonie Neusüdwales von den damals hier bestehenden sieben Banken zusammen 200'246 Pfund 16 Schill. 8 Pfenn. Sterling an Banknoten, so wie an Wechseln für den Betrag von 63'891 Pfund 8 Schill. 9 Pfenn. Sterling im Umlauf (also an Banknoten und Wechseln die Summe von 264'138 Pfd. 5 Schill. 5 Pfenn. Sterling); an wirklichen Münzen aber (darunter auch etwas Gold- und Silberbarren) gleichzeitig für den Betrag von 474'645 Pfd. 15 Schill. 3 Pfenn. Sterling; während das bis dahin bei jenen 7 Banken eingezahlte Stammkapital oder der Grundfonds zusammengenommen 2'040'751 Pfund Sterling betrug.

Kursverhältnisse in Neusüdwales, namentlich in der Hauptstadt S. Außer auf das Mutterland (England), im engern Sinne auf London, werden von hier aus selten oder nie Wechsel auf fremde Länder und deren Hauptwechselplätze ausgestellt, daher denn auch kein Kurs dieser Art anzugeben ist. Wechsel auf England oder London, meist langsichtig, 6—9 Monate nach Sicht gestellt, und auf die Lordkommissare des königlichen Schatzamtes in London gezogen, werden gewöhnlich al pari begeben, zufolge einer Notiz des deputirten Generalkommissars vom 28. Februar 1835. Dagegen werden Wechsel, welche hier von Privatpersonen auf London ausgestellt sind (ebenfalls langsichtig, wie erwähnt), zu einem veränderlichen Diskonto von $2^1/_2$—5 Procent, also zu ± $97^1/_2$—95 Pfd. Sterling hier, für 100 Pfd. Sterling, zahlbar in 6 oder 9 Monaten nach Sicht in London, verhandelt.

Rechtliche Verhältnisse und Allgemeines. Wie jetzt überhaupt in dem britischen Australien, bestehen auch hier meist die englischen handels- und wechselrechtlichen Vorschriften. Nach den im Herbst 1843 gegebenen Berichten sollte diese Kolonie (Neusüdwales) eine eigene Legislatur erhalten, welche in der Hauptsache doch der des Mutterlandes möglichst treu nachgebildet seyn wird; obgleich in einer bisherigen Verbrecherkolonie, wovon vielleicht nur der vierte Theil der Seelenzahl aus Emancipirten, d. i. solchen Verbrechern bestand, die ihre Strafzeit überstanden hatten, dies immer eine eigenthümliche Erscheinung darbietet. Bereits im Anfange des Jahres 1843 waren über 1'100'000 Pfund Sterling Schulden (abgesehen von denen, welche Zahlungsaufschub erhalten hatten, oder deren Besitzthum an Verwaltungskommissarien übergegangen) eingeklagt; die Pfänder (liegende Gründe) sanken damals schnell im Preise und man rechnete, daß die Kapitalisten für ihr Darlehen nicht den 10. Theil erhalten würden. Jetzt ist die Kolonie jedoch wieder im Aufblühen und scheint besser regiert zu werden.

II. In Vandiemensland (Van Diemens Island oder Tasmania). Hauptstadt: Hobart Town. Rechnungsart, im Umlauf befindliche Münzen und Preis derselben in hiesiger Währung. Auf der Insel Vandiemensland wird ebenfalls, wie in S., sowohl bei den Staatsabgaben und öffentlichen Angelegenheiten, als jetzt auch im gewöhnlichen Verkehr, nach Pfunden zu 20 Schillingen à 12 Pfennige (Pence) Sterling gerechnet, und es sind hier eben so wie in Neusüdwales sowohl spanische, südamerikanische und nordamerikanische (ganze und halbe) Dollars, als Rupien und auch andere fremde Münzen im Umlauf. Wie in Neusüdwales, galt sonst auch auf Vandiemensland der spanische Piaster oder Dollar, als fast allgemeines Zahlungsmittel, 5 Schill. Sterling oder eigentlich australisch Kurant, welcher Zahlwerth bis etwa 1825 und 1826, vielleicht auch noch länger, im Handelsverkehr so fortbestanden hat. Bereits 1825 setzte ein Schatzamtsbefehl (wie dies schon unter I. S., als unter dem 23. März 1825 dekretirt, erwähnt worden ist) den gesetzlichen Werth des spanischen Dollars in des Königs Besitzungen, wo, wie es hieß, diese Silbermünze für militärische Zwecke im Umlaufe war, auf 4 Schill. 4 Pence Sterling, und in 1826 war einer der ersten Akte des kürzlich gebildeten gesetzgebenden Rathes von Vandiemensland, die (bisherigen) Benennungen „Kurant und Dollars" bei den hierländi-

schen Geschäftsverhandlungen abzuschaffen, und zu erklären: daß künftig alle Geldgeschäfte nur in Pfunden (Pounds), Schillingen (Shillings) und Pfennigen (Pence) ausgedrückt werden sollten, indem übrigens jener Akt zu gleicher Zeit und mit eben so viel Gerechtigkeit als Klugheit bestimmte: den spanischen Dollar, als einen wesentlichen Theil des umlaufenden Zahlmittels, auch noch ferner beizubehalten, jedoch zu dem gesetzlichen Werthe von 4 Schillingen 4 Pfennigen = 4⅓ Schilling Sterling, wie schon mehrmals erwähnt worden. Nach einem Akt des gesetzgebenden Rathes (Nr. 3) von 1827 ward nicht nur der Preis des spanischen Piasters oder Dollars für den Umlauf in dieser Kolonie gleichfalls und neuerdings auf 4 Schillinge 4 Pfennige (4⅓ Schilling) festgesetzt, sondern dabei auch noch besonders bestimmt: „daß der spanische Dollar, welchem aus der Mitte ein Stück herausgeschlagen ist, und welcher so der Königsdollar genannt wird, zu 3 Schillingen 8 Pence (soll jedenfalls heißen: 3 Schill. 3 Pence), und das so herausgeschlagene Stück, Dump (Dömp) genannt, zu 1 Schilling 1 Penny cirkuliren soll." Auf Veranlassung des Staatssekretärs erließ der Lieutenant-Gouverneur Arthur unterm 1. November 1834 eine Proklamation, daß vom 1. Decbr. 1834 an die Dollars jeder Art, namentlich auch alle von den südamerikanischen Staaten geprägten, welche in dieser Kolonie cirkulirten, in derselben, in den Departements des Kommissariats und des Kolonialschatzes, als gesetzmäßige Münze umlaufen sollten und durchgehends zu dem Preise von 4 Schillingen 4 Pence anzunehmen und auszugeben seyen. Es sollte hiernach der Umlaufswerth des alten spanischen oder Säulenpiasters (Dollar), so wie verhältnißmäßig der verschiedenen Bruchtheile desselben (also ½, ¼, ⅓, ⅛ ꝛc.), der nämliche (4 Schill. 4 Pence) seyn. Durch einen Akt des gesetzgebenden Rathes (Nr. 5) von 1836 ward verordnet: daß die Kalkutta- oder Sicca-Rupie in dieser Kolonie zu 2 Schillingen (Sterling) umlaufen sollte. Der gesetzliche Umlaufspreis der verschiedenen Dollars dürfte in neuester Zeit auch hier auf 50 Pence = 4 Schill. 2 Pence, also in wirklich britischer Sterlingswährung, angenommen werden, vielleicht auch bereits so adoptirt seyn.

Papiergeld, mit vorausgehender Uebersicht der hier im Umlauf befindlichen Münzmengen. Von den hier in Umlauf befindlichen Cirkulationsmitteln schätzte man, nach den Parlamentsakten vom Jahre 1844, den Betrag 1842 wie folgt:

A. An wirklichen Münzen:

a) In der Militärkasse . . .	35,797	Pfd.	4	Schill.	7	Pf.
b) In der Kolonial-Schatzkammer	—	-	—	=	—	=
c) In der Derwent-Bank . .	140	=	16	=	1	=
d) In der Vandiemensland-Bank	6,489	=	7	=	1	=
e) In der Austral-Asia-Bank	33,081	=	1	=	1	=
f) In der Kommercial-Bank	30,629	=	19	=	7	=
g) In der Unions-Bank . .	43,973	=	19	=	9	=
h) In der Kolonial-Bank . .	13,270	=	11	=	2	=
i) Im gewöhnlichen Umlauf .	5,000	=	—	=	—	=
Zusammen also an Münzen:	138,382	Pfd.	18	Schill.	7	Pf.

B. An Papiergeld oder Banknoten:

a) Von der Derwent-Bank	1,434	Pfd.	Sterling.
b) Von der Vandiemensland-Bank .	6,050	=	=
c) Von der Kommercial-Bank . . .	9,617	=	=
d) Von der Unions-Bank	19,036	=	=
e) Von der Austral-Asia-Bank . .	14,083	=	-
f) Von der Kolonial-Bank	10,394	=	=
Zusammen also an Banknoten	60,614	Pfd.	Sterling.

Im Jahre 1840 war die Cirkulation dieser Banknoten zusammen bis auf 75'562 Pfund Sterling gestiegen, fiel aber in 1841 bereits auf den Gesammtbelauf von 60'160 Pfund Sterling. Nach einem Rathsbeschlusse vom September 1826 ist die Cirkulation von Wechseln und Promissory-Noten, wenn sie unter dem Werthe von einem Pfund Sterling sind, untersagt, was auch für Neusüdwales Geltung hat.

Kursverhältnisse und Zahlungsweise an das Mutterland, so wie aus dort und aus Ostindien nach hier, durch Wechsel und Geld. Zum Behuf der erforderlichen Rimessen nach England, besonders zur Anschaffung von Treasury-Bills oder Wechseln auf das königliche Schatzamt in London, benutzt man hier so viel als möglich die in der Kolonie vorkommende britische Silbermünze, welche zu diesem Zwecke von den hiesigen Kaufleuten und Bankieren sorgfältig gesammelt und aufbewahrt wird, da gegen britisches Silber (an welchem hier zu Lande kein Ueberfluß, sondern oft fühlbarer Mangel ist) die erwähnten Wechsel von dem hier residirenden Lord-Kommissar gewöhnlich zu 1½ Procent Prämie oder Aufgeld bezogen werden können. Gleichwohl ist es zu Zeiten vorgekommen, daß die Wechsel auf das Schatzamt in London mit einer Prämie von 5, 6—7 Procent haben bezahlt werden müssen. Rimessen (Geldzahlungen) aus (dem britischen) Ostindien nach hier können entweder in Regierungswechseln (auf das Schatzamt) auf London, oder in spanischen Piastern (Dollars) gemacht werden. Die letztern bilden gewöhnlich das vortheilhafteste Zahlmittel. Auch die süd- und nordamerikanischen Piaster (Dollars) kann man hierzu brauchen, da sie in Vandiemensland umlaufen, ohne jedoch im Handel einen festen Preis zu haben (vergl. oben). Rimessen aus England nach hier können bewirkt werden: 1) in britischer Gold- oder Silbermünze; 2) in spanischen (so wie in südamerikanischen) Dollars; 3) durch auf die Kolonie ausgestellte Wechsel (Tratten); oder auch 4) durch ein Depositum des Belaufs bei den Agenten der Derwent-Bank in London.

Rechtliche Verhältnisse. Die englischen Gesetze und englische Gerichtsbarkeit, also auch Englands Wechselgesetze, sind, so viel bekannt ist, hier in Anwendung.

III. **Neuseeland** (New Zealand). **Rechnungsart, umlaufende Münzen, Papiergeld ꝛc.** Die Rechnungen werden hier ebenfalls, so viel bekannt ist, gesetzmäßig in Pfunden (Pounds) zu 20 Schillingen (Shillings) à 12 Pfennige (Pence) geführt, wobei neben den bekannten Dollars ꝛc. zu dem mehrerwähnten gesetzlichen Zahlwerthe von 4⅓ Schill. Sterling größtentheils Papiergeld cirkulirt.

IV. **Sandwichsinseln**, s. d.

Die Maße und Gewichte Australiens sind, so weit der Verkehr der Engländer sich erstreckt, im Handel die englischen, s. London. Für Getreide und Flüssigkeiten dienen häufig noch die alten englischen Hohlmaße. Für Neusüdwales und Vandiemensland sind die Reichsmaße u. Reichsgewichte (Imperial weights and measures) durch den Akt des gesetzgebenden Rathes vom 3. November 1833 vom 1. April 1834 ab gesetzlich eingeführt; demnach sind auch für Getreide und Flüssigkeiten die neuen englischen Größen die gesetzlich vorgeschriebenen. Auf Neuseeland bedienen sich die Eingeborenen als Wegemaßes für die zu Lande und auf der See zurückgelegten Strecken der Bezeichnung nach Tagereisen und halben Tagereisen. Um die Tiefe des Meeres zu messen, dient das Kumu, ein Maß von angeblich 10 englischen Fathoms; doch wird mit demselben Namen auch die einfache natürliche Klafter, d. h. die Länge der ausgebreiteten Arme vom Ende der einen Hand bis zu dem der andern, bezeichnet. Auch bedient man sich als Längenmaßes bisweilen der Länge des menschlichen Körpers nebst dem vor sich ausgestreckten rechten Arm. Die Neuseeländer kennen keine andern Inhaltsmaße als die Körbe von Koradiblättern, worin sie ihre Bataten transportiren und aufbewahren. Diese Körbe sind von verschiedener Größe, doch die von mittlerer Größe fassen 17 alte pariser Pfund.

Platzgebräuche. I. In S. Kommissions- und Agenturgebühren, Delcredere, in Folge der Uebereinkunft der Handelskammer von Neusüdwales vom Jahr 1828.

1) Ein Theil der Sätze für Kommissions-Gebühren, namentlich in Betreff von Wechsel- und Geldgeschäften, ist schon oben, bei der Betrachtung des Geldwesens, angezeigt.

2) Auf alle Verkäufe und Käufe von Schiffen und andern Fahrzeugen, Häusern und Ländereien, wenn kein Vorschuß darauf gemacht worden ist	2½	Procent.
Auf alle andern Verkäufe, Käufe und Verschiffungen	5	=
Auf konsignirte und nachher zurückgenommene oder in Auktion gebrachte Güter, wenn kein Vorschuß darauf gemacht worden ist	2½	=
3) Auf Aufträge für die Besorgung von Gütern	2½	=
4) Auf die Verwaltung von Besitzungen für Andere	5	=
5) Auf die Besorgung von Frachten oder Certepartien, u. auf das Eintreiben von Frachten	5	=
6) Auf vollzogene Assekuranzen	½	=
7) Auf die Auseinandersetzung (Dispachirung) von theilweisen oder allgemeinen Verlusten (Havereien)	1	=
8) Auf die Eintreibung von Hausmiethe	5	=
9) Auf die Annahme und Vermittelung der Ablieferung kontrahirter Waaren	2	=
10) Auf die Erlangung von Sicherstellung für Kontrakte	5	=
11) Auf Schiffs-Auslagen	5	=
12) Auf die Besorgung von Geldern auf Respondentia (Bodmerei)	2	=
13) Auf den Einkauf, den Verkauf, die Empfangnahme aus einem der öffentlichen Aemter, die Unterbringung daselbst, die Ablieferung und den Umtausch von Regierungspapieren oder andern öffentlichen Sicherheiten	½	=
14) Auf alle Posten in der Soll- oder Habenseite einer Rechnung (Kontokorrent), auf welche nicht schon vorher in eben dieser Rechnung eine Kommission von 5 Procent in Anrechnung gebracht worden ist, Regierungspapiere inbegriffen	1	=
15) Auf das Einbringen und Klariren von Schiffen beim Zollamte, für jedes Schiff	1 Guinee (= 21 Sch. Sterl.).	
16) Delcredere bei Verkäufen, Wechseln, Scheinen (Bonds) und andern Verpflichtungen	2½	Procent.

Lagerhausmiethe, in Folge der nämlichen Feststellung:

Auf alle Maßgüter (Measurement goods) 1 Schilling pr. Ton von 40 engl. Kubikfuß wöchentlich.

Auf Flüssigkeiten 1 Schill. 1 Penny pr. Tun von 252 alten Gallons wöchentlich.

Auf Zucker, Reis, Salz und ähnliche Artikel 6 Pence pr. Ton wöchentlich.

Auf Getreide 4 Pence pr. (Winchester-) Bushel für den ersten Monat, und ½ Penny pr. Bushel für jeden weitern Monat.

Auf Eisen, Blei u. s. w. 4 Pence pr. Ton wöchentlich.

II. In Hobart Town. Lagerhausmiethe. Ein Regierungsbefehl vom 7. Febr. 1826 setzt für die Aufbewahrung von Spirituosen und Tabak in den königlichen Lagerhäusern die folgenden Miethssätze und Bedingungen fest: 1) Auf alle Spirituosen 1 Schill. 3 Pence pr. Tun von 252 alten Gallons für jede Woche und für kürzere Zeit als eine Woche. 2) Auf Tabak 6 Pence pr. Ton für jede Woche und kürzere Zeit als eine Woche. 3) Der Belauf der Lagermiethe muß bezahlt seyn, ehe die Güter dem Einbringer wieder abgeliefert werden. 4) Die Regierung ist nicht verantwortlich für etwaige Verluste durch Feuer, Leckage, Diebstahl oder sonstige Unfälle, und gewährt in solchen Fällen keine Entschädigung. Die betreffenden Güter müssen vor 12 Uhr Mittags gelandet seyn.

Banken und andere Handelsanstalten; Zinsfuß. — I. In Neusüdwales. A. Banken. a) In S.: 1) Die Bank von Neusüdwales (Bank of New South Wales) ward 1817 als Aktiengesellschaft (Joint Stock Company) konstituirt und erhielt eine Charte unter dem Siegel der Kolonie. Ihr nächster Zweck war, dem Uebelstande des Geldwesens abzuhelfen, indem bis dahin die Cirkulationsmittel hauptsächlich aus Privatzetteln von Kaufleuten, Krämern, Handwerkern und Wirthen, oft nur im Betrage von 6 Pence, bestanden hatten. Ihr Grundkapital ward anfänglich auf 20'000 Pfund Sterling festgestellt, vertreten durch übertragbare Aktien zu 100 Pfd. St.; es wurden aber anfangs nur 12'600 Pfd. St. wirklich gezeichnet. Am 31. März 1842 war das eingezahlte Kapital auf 196'375 Pfd. St. angewachsen. Sie ist Diskonto-, Depositen-, Leih- und Zettelbank. Ihre Noten bestanden anfänglich in Abschnitten zu 5 Pfd., 1 Pfd., 10 Schill. und 2½ Schill. Sterl., gegenwärtig bestehen sie aber nur aus Abschnitten zu 1 Pfd. St. (die größere Anzahl), 2, 5, 10, 20 und 30 Pfd. St. Am 31. December 1836 waren für 25'665 Pfd. St. Noten in Umlauf. Die Diskontirungen erstrecken sich nur auf solche Wechsel, welche nicht über 3 Monate zu laufen haben. Im ersten Jahre ihrer Thätigkeit (1817) beliefen sich die diskontirten Wechsel auf nur 12'193 Pfd. St., 1818 schon auf 81,672 Pfd., 1819 auf 107'256 Pfd. St. Am 31. März 1842 betrug der Werth der vorräthigen diskontirten Wechsel, der Vorschüsse rc. 373'944 Pfd. 13 Schill. 4 Pence Sterl., der Werth der Depositen 220'976 Pfd. 19 Schill. Sterl. Der Diskontofuß stand anfänglich gar

nicht ungewöhnlich auf 10% für das Jahr (der in Neusüdwales gewöhnliche Zinsfuß), dann (bis 1824) auf 8%, später aber wieder und bis in die neueste Zeit auf 10%. Beleihungen auf Realsicherheiten irgend einer Art gewährt die Bank selten, auch gewährt sie keinen Kredit in laufender Rechnung. — Die Bank sammelt einen Reservefonds, welcher sich am 31. März 1842 auf 6000 Pfd. Sterl. belief. Die Jahresdividende der Bank stellte sich schon im J. 1818 auf 12%, 1819 auf 21%, 1820 und 1821 auf 12%, 1822 auf 15%, in den folgenden Jahren auf 15—20%, 1841 auf 14%, ein sehr befriedigendes Resultat. Die Charte ward ursprünglich auf 7 Jahre gewährt, dann aber natürlich erneuert. Die Aktionäre sind solidarisch verpflichtet, was dem Institute große Festigkeit und Sicherheit gibt. Da die Kolonialregierung, welche nur baares Geld annimmt und ausbezahlt, die beträchtlichen Ueberschüsse ihrer Einnahmen über die Ausgaben der Cirkulation entzieht, da ferner im Handel öfter baares Geld nach Kanton und anderwärts ausgeht, so ist nur wenig Metallgeld in der Kolonie in Umlauf geblieben, und in dessen Folge war die Bank mehr als einmal nicht im Stande, auf Verlangen mit baarem Gelde zu bezahlen, obgleich sie völlig solvent war. Sie hat sich in allen Zeitbedrängnissen aufrecht erhalten. Im J. 1839 wurden 10 Aktien der Bank mit 95% Prämie (d. h. mit 195 Pfd. St. baar für eine Aktie von 100 Pfd. St. Nominalbetrag) verkauft. — 2) Die Bank von Australien (Bank of Australia) ward 1826 als Aktienunternehmen mit einem Kapital von 220'000 Pfd. Sterl. gegründet. Am 31. März 1842 betrug das eingezahlte Kapital 223'670 Pfd. St. Die Aktien sind übertragbar und von verschiedener Größe. Sie ist Diskonto-, Depositen- und Zettelbank. Sie diskontirt nur solche Wechsel, welche nicht über 3 Monate zu laufen haben, und zwar gegenwärtig (wie die Bank von Neusüdwales, s. oben) zu einem Diskontofuße von 10% für das Jahr. Die Diskontirungen betragen gewöhnlich 10—12'000 Pfd. St. wöchentlich. Am 31. März 1842 war die Summe der vorräthigen diskontirten Wechsel 2c. 345'753 Pfd. 10½ Schill. Sterl., der Werth der Depositen 111'710 Pfd. 16 Schill. 1 Penny Sterl. Sie gewährt keine Erleichterungen für Rimessen nach Europa oder sonst wohin, und gibt eben so wenig Vorschüsse auf Realsicherheiten irgend einer Art. Die Noten der Bank bestehen in Stücken zu 1, 2, 5, 10, 20 und 50 Pfd. Sterl.; ihre cirkulirende Menge belief sich am 31. December 1836 auf 29'245 Pfd. St., am 31. März 1842 auf 18'533 Pfd. St. Ein Fünftel vom Nettogewinn wird zu einem Reservefonds oder sogenannten „Rest" zurückbehalten; derselbe hatte am 31. März 1842 die Höhe von 5000 Pfd. St. erreicht. Die Anstalt hat von ihrer Begründung an des besten Gedeihens sich erfreut und bis vor etwa 10 Jahren den Aktionären eine jährliche Dividende von 12—15% auf das eingezahlte Kapital abgeworfen; auch für das Jahr 1841 wurden 12% Dividende bezahlt. Die (wenigstens damals) günstige Meinung des Publikums ergibt sich aus dem Umstande, daß im J. 1839 28 Aktien der Bank mit einem Aufgelde von 75—80 Procent verkauft wurden. — 3) Die Handelsbankgesellschaft von S. (Commercial Bank Company of Sydney) wurde im November 1834 als Aktienunternehmen gegründet, mit einem Kapital von 300'000 Pfd. Sterl., vertheilt in 3000 übertragbare Aktien zu 100 Pfd. St. Am 31. März 1842 betrug das wirklich eingezahlte Kapital 242'090 Pfd. St. Sie ist Diskonto-, Depositen- und Zettelbank, gewährt aber auch Vorschüsse auf laufende Rechnung zu 4% jährl. Zinsen. Ihre Notencirkulation belief sich am 31. December 1836 auf 32'731 Pfd. St., am 31. März 1842 auf 52'482 Pfd. St. Der Werth der vorräthigen diskontirten Wechsel, der Vorschüsse 2c. belief sich am 31. März 1842 auf 400'845 Pfd. 11 Schill. 9 Pence Sterl., der Werth der Depositen zu der nämlichen Zeit auf 189'509 Pfd. 10 Schill. 5 Pence Sterl. Gleichzeitig besaß die Bank an Landeigenthum 3276 Pfd. 12½ Schill. Sterl. Die Bank sammelt einen Reservefonds, welcher am 31. März 1842 die Höhe von 10'452 Pfd. 15 Schill. 10 Pence St. erreicht hatte. Für das Jahr 1841 wurden 13 Procent Dividende gezahlt. — 4) Die Bank von Australasien (Bank of Australasia) ist eine londoner Gesellschaft, welche im März 1834 gegründet und durch eine königliche Charte inkorporirt wurde, um Depositen- und Zettelbanken in Neusüdwales, Vandiemensland und andern Niederlassungen in Australien zu errichten. Sie ist von der ähnlich benannten Bank von Australien (Bank of Australia, s. oben unter Nr. 2) wohl zu unterscheiden. Ihr Gründungskapital betrug 200'000 Pfd. St., wovon die eine Hälfte vor dem Beginn der Geschäfte, die andere innerhalb 2 Jahre einbezahlt wurde. Das Kapital wurde in 5000 Aktien zu 40 Pfd. Sterl. getheilt, wovon 500 für die betreffenden Kolonien reservirt wurden. Am 31. März 1842 belief sich das wirklich einbezahlte Kapital auf 600'000 Pfd. St. Die Bank begann ihre Geschäfte in der Kolonie (in S.) am 14. December 1835. Sie ist Diskonto-, Depositen- und Zettelbank, gibt aber zugleich Vorschüsse in laufender Rechnung, wobei sie 4% jährliche Zinsen in Anrechnung bringt. Die Menge ihrer in der Kolonie cirkulirenden Noten belief sich am 31. December 1836 auf 11'846 Pfd. St., am 31. März 1842 auf 52'034 Pfd. St. (am 10. April 1837 betrug die Menge ihrer in der Kolonie und in England umlaufenden Noten zusammen 29'995 Pfd. St.). Am 31. März 1842 belief sich der Werth der vorräthigen diskontirten Wechsel, der Vorschüsse 2c. auf 621'440 Pfd. 3 Schill. 3 Pence St., der Werth der Depositen auf 245'530 Pfd. 3 Schill. 9 Pence St., der Werth ihres Landeigenthums auf 13'833 Pfd. 2 Schill. 4 Pence St. Die Bank sammelt einen Reservefonds, welcher am 31. März 1842 die Höhe von 64'293 Pfd. 2 Schill. 3 Pence St. erreicht hatte. Die vom Beginn der Wirksamkeit bis zum 31. December 1836 resultirende Gewinnsumme oder der bezügliche Dividendenfonds betrug 14,728 Pfd. St. Der reine Gewinn des nächsten, mit dem 31. Dec. 1837 endenden Jahres, in den Kolonien

und in London zusammen, belief sich auf 21'908 Pfd. St. Für das erste Halbjahr 1838 wurden 4% Dividende gezahlt, für das Jahr 1841 überhaupt 8%. — 5) Die australische Vereinsbank (Union Bank of Australia) ist ebenfalls eine londoner Gesellschaft. Sie hat Kolonialzweigbanken in S., Bathurst, Melbourne, Port Philip (sämmtlich in Neusüdwales), Hobart Town, Launceston (beide auf Vandiemensland) und Wellington (auf Neuseeland). Das Nähere über dieselbe s. London. Die Menge ihrer in Neusüdwales umlaufenden Banknoten belief sich am 31. März 1842 auf 27'259 Pfd. St.; zu der nämlichen Zeit hatten die vorräthigen diskontirten Wechsel und die Vorschüsse den Werth von 446'572 Pfd. 9 Schill. 3 Pence St., die Depositen den Werth von 167'548 Pfd. 16 Schill. 2 Pence St., das ihr gehörige Landeigenthum den Werth von 8237 Pfd. 19 Schill. 11 Pence St. Die Bank sammelt einen Reservefonds, der sich am 31. März 1842 auf 32'689 Pfd. 6 Schill. 6 Pence St. belief. Die Dividende des Jahres 1841 betrug 10%. — 6) Die Bank von S. (Bank of Sydney) ist auf Aktien gegründet und Diskonto-, Leih-, Depositen- u. Zettelbank. Das eingezahlte Kapital hatte am 31. März 1842 den Belauf von 150'821 Pfd. St. An dem nämlichen Tage betrugen ihre umlaufenden Noten 18'955 Pfd. St., der Werth der vorräthigen diskontirten Wechsel und der Vorschüsse 2c. 185'626 Pfd. 12 Schill. 3 Pence St., der Werth der Depositen 27'605 Pfd. 19 Schill. 3 Pence St. Sie sammelt einen Reservefonds, der an dem gedachten Tage die Höhe von 2516 Pfd. 8 Schill. St. erreicht hatte. Für das Jahr 1841 zahlte sie 11% Dividende an die Aktionäre. — 7) Zweigbank der Kolonialbank, welche sich vor mehren Jahren in London gebildet hat. Fast jeder Begüterte in S. steht in Rechnung mit einer oder der andern der obigen Banken, in welcher er als Sicherheit einen großen Theil seines baaren Geldes unterbringt und dagegen nach Bedürfniß auf sie Platztratten (Checks) abgibt; in solchen Platztratten besteht ein sehr großer Theil der Cirkulationsmittel, da sich die Masse der Geldgeschäfte in S. centralisirt. — Nachdem bis vor etwa 10 Jahren die Banken dieser Kolonie die glänzendsten Erfolge gehabt und bisweilen Dividenden von 20—22% abgeworfen hatten, ließen sie sich auf den Abweg der allzu großen Notenausgabe verleiten und brachten dadurch sich selbst und die Kolonie mehre Jahre hindurch in große Verwirrung und Verlegenheit. Die Summe der Noten und der diskontirten Wechsel, welche im März 1837 zusammen etwa 1 Million Pfd. Sterl. betrug, wuchs im März 1841 bis auf 2'600'000 Pfd. Sterl. Dieses Uebermaß der Spannung war so kurz als verderblich, und die Rückwirkung steigerte alle Preise aufs Außerordentlichste. Nur sehr allmählig kehrten die Geldverhältnisse in den Zustand der Regelmäßigkeit zurück. — 8) Die Sparbank (Savings' Bank), eine große Sparkasse. Dieselbe gewährt für die bei ihr deponirten Gelder 5% jährliche Zinsen. — b) In Bathurst: Zweigbank der australischen Vereinsbank (Union Bank of Australia), s. oben (Banken v. S. 5). — c) In Melbourne: Zweigbank der australischen Vereinsbank (Union Bank of Australia), s. oben (Banken von S. 5). — d) In Port Philip: 1) Zweigbank der australischen Vereinsbank (Union Bank of Australia), s. oben (Banken von S. 5). 2) Die Bank von Port Philip (Bank of Port Philip) ist eine auf Aktien gegründete Diskonto-, Leih-, Depositen- und Zettelbank. Am 31. März 1842 belief sich ihr eingezahltes Kapital auf 51'865 Pfd. St. An dem nämlichen Tage betrug ihr Notenumlauf 3969 Pfd. St., der Werth der vorräthigen diskontirten Wechsel und ihrer Vorschüsse 2c. 55'844 Pfd. 18 Schill. 8 Pence St., der Werth der Depositen 12'928 Pfd. 4 Schill. St., der Werth des ihr gehörigen Landeigenthums 4547 Pfd. 16 Schill. 10 Pence St. Sie sammelt einen Reservefonds, der zu der gedachten Zeit die Höhe von 1030 Pfd. 8 Schill. 9 Pence St. erreicht hatte. Für 1841 bezahlte die Bank ihren Aktionären 10% Dividende. — B. Handelsanstalten in S. Handelskammer von Neusüdwales. Die australische Versicherungsgesellschaft (Australian Marine Assurance Company). Die Unions-Versicherungsgesellschaft von S. (Union Assurance Company of Sydney). Gesellschaft zur Kolonisirung der benachbarten Inseln. — C. Zinsen. Gesetzlich sind 8% jährliche Zinsen erlaubt, wenn nichts im Voraus verabredet worden ist.

II. In der Kolonie Südaustralien. a) Bank. In der Hauptstadt der Kolonie, Adelaide, besteht die Bank der südaustralischen Gesellschaft (Bank of the South Australian Company). Ebenda existirt eine Sparkasse (Savings' Bank). — b) Handelsanstalt. In Adelaide die südaustralische Gesellschaft (South Australian Company), eine Handelsvereinigung mit einem Grundkapital von 500'000 Pfd. St. — c) Minengesellschaft. In Adelaide die Gesellschaft der Burra-Burra-Bergwerke, für die Gewinnung von Kupfer. (Durch einen Geheimrathsbefehl des Gouverneurs vom 4. Juli 1845 sind Adelaide und sämmtliche übrige Häfen der Kolonie Südaustralien zu Freihäfen im ausgedehntesten Sinne des Wortes, für alle Flaggen ohne Unterschied, erklärt worden. — B. Assekuranzgesellschaften bestehen in Hobart Town. — C. Der Zinsfuß auf erste Ländereihypotheken stand bis zum Jahre 1838 auf 10 Procent, auf manche andere Unterpfänder 12—15% jährlich.

III. Auf Vandiemensland. A. Banken, s. Vandiemensland.

IV. Auf Neuseeland. Bank. In der Hauptstadt Auckland die Wellingtonbank, vor etwa 6 Jahren gegründet.

V. Auf den Sandwichsinseln. Zinsfuß daselbst, s. Sandwichsinseln.

3) S. v. a. die ganze brit. Kolonie in Neuholland; — 4) nordamerik. Ort, V. St., Staat Maine, Grfschft. Kennebec, am Kennebec; 1820: 1890, 1840: 2190 Einw.; — 5) Ort das., Staat Ohio, Grfschft. Shelby, rechts am Great-Miami; — 6) brit.-nordamerik. Ort, Insel Kap-Breton; Hafen und Fort.